Des

Herrn von Voltaire

Kleinere Hiſtoriſche Schriften.

[Vignette]

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Roſtock,
verlegts Johann Chriſtian Koppe.
1762.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorrede des Ueberſetzers.

Der Herr von Voltaire hat ſich der Welt als einen allgemeinen Geiſt zeigen wollen. Nicht zufrieden, die erſten Lorbeern auf dem franzöſiſchen Parnaſſe mit erlanget zu haben, iſt er die Bahn eines Newtons gelaufen, ſo ſtark, verſteht ſich, als ein Dichter von ſeinem Fluge ſie laufen kann; und durch die tiefſinnige Weltweisheit ermüdet, hat er ſich durch die Geſchichte mehr zu erholen, als zu beſchäfftigen geſchienen.

Man kennt ſein Leben Carls des XIIten. Einige haben es für einen ſchönen Roman angeſehen, welcher dem Curtius den Rang ſtreitig mache. Alle Uebertreibung bey Seite, laſſet uns geſtehen, daß der Grund überall darinne wahr iſt, nur daß der Herr von Voltaire überall die theatraliſche Verſchönerung angebracht hat, die er nur zu wohl verſteht, um die Zuſchauer für einen Helden auf der Bühne einzunehmen.

Seine übrigen hiſtoriſchen Aufſätze ſind unter uns weniger bekannt worden, und hätten es vielleicht mehr verdienet. Wir hoffen, daß es nicht unangenehm ſeyn wird, ſie hier in einer Ueberſetzung beyſammen zu finden.

Er hat überall geſuchet, ſich von dem gemeinen Haufen der Geſchichtſchreiber zu entfernen. Trockne Tagebücher, welche Kleinigkeiten und nichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtniß füllen wollen, ohne den Geiſt zu erleuchten, und das Herz zu ordnen, die menſchlichen Handlungen beſchreiben, ohne die Menſchen kennen zu lehren, ſind niemals nach ſeinem Geſchmacke geweſen. Man ſehe ſeine Betrachtungen über die Geſchichte davon nach, die in dieſer Sammlung den erſten Platz einnehmen.

Der Verſuch über das Jahrhundert Ludewigs des XIVten iſt ein Plan, der Bewunderung verdiente, wenn er auch unausgeführet bliebe.

Wann wir nun dem Leſer ſagten, daß er es nicht geblieben iſt? Noch iſt zwar dieſes wichtige Werk nicht öffentlich erſchienen, es iſt aber, wie wir gewiß wiſſen, fertig, und eine Frucht der ruhmvollen Ruhe, in welche der Verfaſſer nur durch einen Friedrich verſetzet werden konnte.

Er hat faſt immer in der großen Welt gelebet, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall einſtreuet. Er ſcheint viele davon unter gewiſſe Titel gebracht zu haben, zum Exempel, der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beyden Theilen; daß man alſo mit Recht dieſe und dergleichen Aufſätze zu den hiſtoriſchen hat ziehen müſſen.

Man hat keine Ordnung unter denſelben beobachtet. Es wäre leicht geweſen, ſie zu beobachten. Allein man muß nicht alles thun, was leicht iſt, ſaget der Herr von Voltaire. Zum Nutzen des Leſers würde eine chronologiſche Ordnung nichts beygetragen haben, da er die Epochen ſolcher wichtigen Gegenſtände, wie ſie der Herr von Voltaire meiſtens gewählet, ohnedem wiſſen wird; zum Vergnügen auch nichts, denn das Vergnügen wächſt durch das Regelloſe.

An verſchiedenen Orten hätte der Ueberſetzer Anmerkungen machen können; und wer weiß, ob man es ihm nicht übel nimmt, ſie nicht gemacht zu haben? Er würde es wenigſtens manchem geſchwornen Anmerkungsſchmierer nicht übel nehmen, wenn er ſeinem Exempel folgete.

Man wird einige Aufſätze hier antreffen, welche in der neueſten Ausgabe der Werke unſers Verfaſſers ſich nicht befinden. Dieſe hat man hier und da zuſammen geſucht.

Der Herr von Voltaire beſitzt nicht allein die Kunſt, ſchön zu ſchreiben, ſondern auch, wie Pope ſaget, The last and greatest Art, the Art to blot. Er iſt unermüdet in Ausbeſſerung ſeiner Werke. Wir haben das Glück gehabt, eines der mit der Feder verbeſſerten Exemplare ſeiner Werke zu Rathe ziehen zu können, und wir können verſichern, daß nichts wichtiges in dieſen hiſtoriſchen Aufſätzen dazu gekommen, oder darinne verändert worden iſt, welches wir ſollten übergangen haben.

Man empfiehlt ſich und dieſe Arbeit dem Wohlwollen der Leſer.

Berlin, 1751

L.

[Vignette]

Verzeichniß

der in dieſer Sammlung enthaltenen Aufſätze.

I. Anmerkungen über die Geſchichte überhaupt.
II. Verſuch über das Jahrhundert Ludewigs des XIV.
III. Geheime Nachrichten von Ludewig dem XIV.
IV. Cromwell.
V. Von dem Korane und dem Mahomed.
VI. Geheime Nachrichten von dem Czaar Peter dem großen.
VII. Zwey Briefe über die Herren, Johann Law, Melon und Dutot.
VIII. Abhandlung von dem Tode Heinrichs des IV.
IX. Kurze Erzählung derjenigen Begebenheiten, auf welche ſich die Fabel des Heldengedichts der Henriade gründet.
150, X. Geſchichte der Kreuzzüge.
XI. Von Titeln.
XII. Ueber die Widerſprüche in dieſer Welt.
XIII. Gedruckte Lügen.
XIV. Thorheiten auf beyden Seiten.
XV. Abhandlung von den Verſchönerungen der Stadt Paris.

I.

Anmerkungen,

über die Geſchichte überhaupt.

Wird man denn niemals aufhören uns wegen des Zukünftigen, des Gegenwärtigen und des Vergangenen zu betriegen? Der Menſch muß wohl ſehr zum Irrthume gebohren ſeyn, weil man in einem ſo aufgeklärten Jahrhunderte ſo viel Vergnügen ſindet uns die Fabeln des Herodotus auszukramen, und wohl gar ſolche Fabeln, welche Herodotus ſelbſt nicht einmal den Griechen zu erzählen ſich unterſtanden haben würde.

Was hilft es uns zu ſagen, und wieder zu ſagen, daß Menes der Enkel des Noah geweſen ſey? Welche ausſchweiſende Ungerechtigkeit iſt es, ſich über die Geſchlechtsregiſter des Moreri aufzuhalten, wenn man ſelbſt dergleichen ſchmiedet? Wahrhaftig Noah ſchickte ſeine Familie weit herum; ſeinen Enkel Menes nach Aegypten, einen andern Enkel nach China, ich weis nicht welchen dritten nach Schweden, und einen jüngſten Sohn nach Spanien. Damals bildete das Reiſen junge Leute weit beſſer als jetzo. Bey unſern jüngern Nationen ſind zehn bis zwölf Jahrhunderte nöthig geweſen, ſich ein wenig in der Geometrie zu unterrichten; dieſe Reiſende aber, von welchen wir reden, waren kaum in die unbebauten Gegenden angelangt, als man ſchon Finſterniſſen daſelbſt voraus ſagte. Wenigſtens kann man nicht zweifeln, daß die avthentiſche Geſchichte von China nicht von Finſterniſſen redet, welche ſchon ohngefähr vor vier tauſend Jahren ſollen ſeyn ausgerechnet worden. Confucius führet deren ſechs und dreyßig an, wovon die mathematiſchen Mißionarii zwey und dreyßig bewährt haben. Doch über dergleichen Sachen machen ſich diejenigen wenig Gedanken, welche den Noah zum

Großvater des Fohy gemacht haben; denn ſie machen ſich über nichts Gedanken.

Andere Anbether des Alterthums laſſen uns die Aegyptier als das weiſeſte Volk auf der ganzen Welt betrachten; weil, wie man ſagt, die Prieſter bey ihnen viel Anſehen hatten; und gleichwohl findet es ſich, daß dieſe ſo weiſen Prieſter, die Geſetzgeber eines ſo weiſen Volks, Affen, Katzen und Zwiebeln anbetheten.

Umſonſt erhebt man die Schönheit der alten ägyptiſchen Gebäude. Diejenigen, welche uns übrig geblieben ſind, ſind nichts als ungeſtaltete Maſſen. Die ſchönſte Statue des alten Aegyptens kömmt keiner des mittelmäßigſten unter allen unſern Werkmeiſtern gleich. Die Griechen haben die Aegyptier die Bildhauerkunſt lehren müſſen; und niemals hat Aegypten ein gutes Stück gehabt, welches nicht von griechiſcher Hand geweſen wäre.

Welche wunderbare Kenntniß, ſpricht man, die Aegyptier wußten von der Aſtronomie! Die vier Seiten einer großen Pyramide ſind nach den vier Gegenden der Welt gerichtet; zeigt ſich nicht die Aſtronomie hier in ihrer Stärke? Waren dieſe Aegyptier lauter Caſſini, Halleys, Keplers, und Tychobrahe? Dieſe guten Leute erzählten dem Herodotus ganz kaltſinnig, daß die Sonne zweymal in eilf tauſend Jahren da untergegangen ſey, wo ſie aufgeht: und das war ihre Aſtronomie.

Es koſtete, wiederholt Herr Rollin, funfzig tauſend Thaler die Schleußen der See Möris auf- und wieder zu zu machen. Herr Rollin iſt mit ſeinen Schleußen ſehr theuer, und macht einen ziemlichen Fehler in der Rechenkunſt. Es giebt keine Schleußen, welche man nicht für einen Thaler auf- und zumachen könnte; wenn ſie anders nicht ſehr ſchlecht gemacht ſind. Es koſtete, ſagt er, funfzig Talente dieſe Schleußen auf- und zu zu machen. Man muß wiſſen, daß man zu den Zeiten des Colberts den Werth des Talents auf drey tauſend franzöſiſche Pfund ſetzte. Rollin überlegt nicht, daß ſeit dieſer Zeit der angenommene Werth unſerer Münzen beynahe um die Hälfte geſtiegen iſt, daß alſo die Koſten, die Schleußen der See Möris aufzumachen, ſich, nach ihm, auf dreymal hundert tauſend Franken belaufen müßten; das iſt, ohngefähr zwey hundert und ſieben und neunzig Livres mehr als dazu nöthig iſt. Alle Rechnungen in ſeinen dreyzehn Bänden haben dieſen Fehler der Unachtſamkeit.

Er wiederholt noch nach dem Herodotus, daß man gemeiniglich in Aegypten, das iſt in einem Lande, welches bey weitem nicht ſo groß als Frankreich iſt, viermal hundert tauſend Soldaten gehalten, und jedem des Tages fünf Pfund Brod und zwey Pfund Fleiſch gegeben habe. Das macht alſo täglich achtmal hundert tauſend Pfund Fleiſch bloß für die Soldaten, in einem Lande, wo man beynahe gar keines aß. Uebrigens wem gehörten denn dieſe viermal hundert tauſend Soldaten, als Aegypten in verſchiedene kleine Herrſchaften zertheilet war? Man ſetzt noch hinzu, jeder Soldate habe ſechs Morgen Landes, von allen Abgaben befreyet, gehabt; das macht alſo zwo Millionen und viermal hundert tauſend Morgen Landes, welche dem Staate nichts zahlten. Gleichwohl war es dieſer kleine Staat, welcher mehr Soldaten hielt, als jetzo der Großſultan nicht hält, welcher doch Herr von Aegypten und von zehnmal mehr Landes iſt, als Aegypten beträgt. Ludewig der XIV hat einige Jahre durch viermal hundert tauſend Mann auf den Beinen gehabt; allein das war was Außerordentliches, und dieſes Außerordentliche hat Frankreich ruinirt.

Wenn man ſeine Vernunft anſtatt ſeines Gedächtniſſes brauchen, und mehr unterſuchen als abſchreiben wollte, ſo würde man nicht Bücher und Irrthümer unendlich vermehren, und nur neue und wahre Sachen ſchreiben. Was denjenigen, welche ſich mit der Geſchichte abgeben, gemeiniglich fehlet, iſt der philoſophiſche Geiſt. Die meiſten, welche mit Männern die Thaten beurtheilen ſollten, machen Mährchen für Kinder.

Sollte man wohl noch in dem Jahrhunderte, worinn wir leben, die Fabeln von den Ohren des Smerdes, von dem Pferde des Darius, welcher, weil es zur erſt wieherte, zum Könige erwählet wurde, von der Armee des Sanacharibs, oder Sennakeribs oder Sennacobons, welche auf eine wunderbare Weiſe durch Ratten zu Grunde gerichtet wurde, drucken laſſen? Wenn man Fabeln wiederholen will, ſo muß man ſie wenigſtens für nichts anders ausgeben, als für das, was ſie ſind.

Iſt es einem Menſchen von geſundem Verſtande, welcher in dem achtzehnten Jahrhunderte gebohren iſt, wohl erlaubt, mit uns im Ernſt von den Orakeln zu Delphi zu reden? Bald uns zu wiederholen, daß dieſes Orakel errathen, Cröſus ließe eine Schildkröte und Schöpſenfleiſch in einer Pfanne braten; bald uns zu ſagen, daß nach der Vorherſagung des Apollo Schlachten wären gewonnen worden, und die Gewalt des

Teufels zur Urſache davon anzugeben? Hr. Rollin nimmt ſich in ſeiner zuſammengetragenen alten Hiſtorie der Orakel gegen die Herren Van Dalen, Fontenelle und Baſnage an: was den Hrn. von Fontenelle anbelangt, ſagt er, ſo muß man ſein Buch wider die Orakel, welches aus dem Van Dalen gezogen iſt, als ein Werk ſeiner Jugend anſehen. Ich fürchte ſehr, dieſem Ausſpruch des Alters des Rollins wider die Jugend des Fontenelle werde vor dem Richterſtuhle der Vernunft widerſprochen werden. Die Redner gewinnen ſelten ihre Sache gegen die Weltweiſen.

Man darf nur das anſehen, was Rollin in ſeinem zehnten Bande, wo er von der Naturlehre reden will, ſagt. Er behauptet, daß Archimedes, als er ſeinem guten Freunde, dem Könige von Syracus, die Macht der Mechanik zeigen wollen, eine Galeere, welche man auf das Trockne gebracht, und gedoppelt beladen hatte, bloß durch die Bewegung eines Fingers, ohne von ſeinem Stuhle aufzuſtehen, ganz gemächlich wieder auf das Waſſer gebracht habe. Man merkt es gleich, daß hier der Rhetor redet, und daß er mit ein ſehr wenig Philoſophie die Ungereimtheit ſeines Vorgebens hätte einſehen können.

Es ſcheint mir, wenn man die gegenwärtige Zeit gehörig nutzen wollte, ſo würde man ſein Leben nicht mit alten abgeſchmackten Fabeln verlieren. Ich würde einem jungen Menſchen rathen, von dieſen entfernten Zeiten nur einen ganz kleinen Begriff zu haben; dieſes aber wünſchte ich, daß man aus der Geſchichte, von der Zeit an, da ſie für uns wirklich nützlich ſind, eine ernſthafte Beſchäfftigung mache; ohngefähr, nach meiner Meynung, von dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts an. Die Buchdruckerkunſt, welche man damals erfand, fängt an ſie weit weniger ungewiß zu machen. Ganz Europa ändert ſeine Geſtalt; die Türken, welche ſich ausbreiteten, verjagten die Wiſſenſchaften aus Conſtantinopel; ſie blühten in Italien; ſie ließen ſich in Frankreich nieder; ſie zogen nach England, Deutſchland und in die nordiſchen Reiche. Eine neue Religion entriß die Hälfte Europens dem päbſtlichen Gehorſame; ein neues politiſches Syſtem kam auf; man fand durch Hülfe des Compaſſes den Weg um Afrika, und man fing an eben ſo leicht nach China, als von Paris nach Madrid zu handeln. Amerika ward entdeckt, man bezwingt eine neue Welt, und die unſrige iſt faſt ganz und gar verändert; das chriſtliche Europa wird eine Art einer unermeßlichen Republik, wo das Gleichgewicht der Macht weit beſſer eingeführt iſt, als es in Griechenland war. Alle Theile unterhalten eine gewiſſe Verbindung unter ſich trotz den Kriegen, welche der Stolz der Könige erwecket, trotz ſo gar den Religionskriegen, welche noch weit verderblicher ſind.

Die Künſte, welche die Ehre des Staats ſind, werden zu einer Höhe gebracht, in welcher ſie weder Rom noch Griechenland kannte. Dieſes iſt die Geſchichte, welche jeder Menſch wiſſen ſollte; hier findet man weder eingebildete Vorherſagungen, noch lügenhafte Orakel, noch falſche Wunderwerke, noch unſinnige Fabeln; alles iſt darinn wahr, es wären denn gewiſſe kleine Umſtände, worüber ſich nur kleine Geiſter ſehr bekümmern. Alles geht uns an, alles iſt für uns gemacht; das Geld, womit wir unſern Tiſch, unſer Hausgeräthe, unſere Nothwendigkeiten, unſere neuen Ergötzungen beſorgen, alles das erinnert uns täglich, daß Amerika und das große Indien, und folglich alle Theile der Welt, ohngefähr ſeit drittehalb Jahrhunderten, durch den Fleiß unſerer Väter vereiniget ſind. Wir können keinen Schritt thun, welcher uns nicht an die Veränderung gedenken helfe, welche die Welt ſeit dem erlitten hat. Hier ſind hundert Städte, welche dem Pabſte gehorchten, und nunmehr frey ſind; dort hat man auf eine Zeit lang die Freyheiten des ganzen deutſchen Reichs feſt geſetzt. Hier entſteht die ſchönſte der Republiken in einem Boden, welchen das Meer täglich zu verſchlingen drohet; dort hat England die wahre Freyheit mit dem Königreiche verknüpft; Schweden ahmte ihm nach, und Dännemark hat Schweden nicht nachgeahmt. Ich mag in Deutſchland, Frankreich oder Spanien reiſen, überall finde ich Spuren des langen Streits; welcher zwiſchen dem Hauſe Oeſterreich und dem Hauſe Bourbon geweſen iſt, zwiſchen zwey Häuſern, welche durch ſo viel Tractaten mit einander verbunden ſind, deren jeder verderbliche Kriege verurſacht hat. Es iſt keine einzige Privatperſon in Europa, auf welche alle dieſe Veränderungen keinen Einfluß gehabt hätten. Schickt es ſich alſo wohl, daß man ſich noch um die Salmanaſſers, und die Mardokempads bekümmert, und geheime Nachrichten von dem Perſer Cayamarrat, von dem Sabaco Metophis aufſucht? Ein erwachſener Menſch, welcher ernſtliche Geſchäffte hat, pflegt die Mährchen ſeiner Amme nicht zu wiederholen.

Fortſetzung dieſer Anmerkungen.

Vielleicht erfolgt bald in der Art die Geſchichte zu ſchreiben eben das, was in der Naturlehre erfolgt iſt. Die neuen Entdeckungen haben die alten Lehrgebäude verwieſen. Man wird das menſchliche Geſchlecht nach der genauen Zergliederung zu kennen wünſchen, welche jetzo der Grund der natürlichen Philoſophie iſt.

Man fängt an gegen das Abentheuer des Curtius ſehr wenig Achtung zu haben, welcher einen Schlund verſtopfte, indem er ſich mit ſammt dem Pferde hinein ſtürzte. Man lacht über die vom Himmel gefallene Schilde, über alle die ſchönen Talismans, welche die Götter den Menſchen ſo freygebig mittheilten, über die Veſtalen, welche mit ihren Gürteln die Schiffe flott machten, und über alle die berühmten Kindereyen, womit die alte Geſchichte erfüllet iſt. Eben ſo wenig iſt man zufrieden, daß uns Herr Rollin in ſeiner alten Hiſtorie im Ernſt von dem Könige Nabis vorredet, welcher ſeine Frau von allen, die ihm Geld brachten, umarmen, und diejenigen, welche es ihm zu bringen verweigerten, in die Arme einer ſchönen Puppe legen ließ, welche der Königin völlig gleich ſahe, unter den Kleidern aber mit eiſernen Stacheln bewaffnet war. Man lacht, wenn man ſieht, daß ſo viele Geſchichtſchreiber, einer nach dem andern, wiederholen, der berüchtigte Erzbiſchof von Maynz ſey im Jahre 698 von einer Armee Ratten belagert und aufgefreſſen worden; Blutregen hätten im Jahre 1017 ganz Gaſcogne überſchwemmt, und zwo Armeen von Schlangen hätten ſich 1059 bey Tournay geſchlagen. Die Wunderzeichen, die Vorherverkündigungen, die Feuerproben ꝛc. ſind jetzo mit den Mährchen des Herodotus in gleichem Range.

Ich will hier von der neuern Hiſtorie reden, in welcher man weder Puppen findet, welche die Hofleute umarmen, noch Biſchöfe, welche von den Ratten aufgefreſſen worden.

Man wendet viel Sorgfalt an, den Tag zu beſtimmen, an welchem eine Schlacht vorgefallen iſt, und man hat Recht. Man läßt die Tractaten drucken, man beſchreibt die Pracht bey einer Krönung, ſo gar den Einzug eines Geſandten, und vergißt weder ſeine Schweizer noch ſeine Bedienten dabey. Es iſt gut, daß man von allen Sachen Archive habe, damit man ſie im Nothfalle um Rath fragen kann, und ich betrachte jetzo alle große Bücher als Wörterbücher. Nachdem ich aber drey bis vier tauſend Beſchreibungen von Schlachten, und den Inhalt von etliche hundert Tractaten geleſen, ſo fand ich, daß ich im Grunde nichts mehr gelernt hatte. Ich erfuhr nichts als bloße Begebenheiten. Ich lernte aus der Schlacht des Carl Martels die Franzoſen und Saracenen eben ſo wenig kennen, als ich die Tartarn und Türken aus dem Siege kennen lernte, welchen Tamerlan über den Bajazet davon trug. Ich geſtehe es, als ich die Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz und der Frau von Motteville geleſen hatte, ſo wußte ich, von Wort zu Wort, was die Königinn Mutter zu dem Herrn von Jerſay geſagt hat: ich lerne, wie der Coadjutor das Seine zu der Wagenburg beygetragen hat; ich kann mir einen genauen Begriff von den langen Reden machen, welche er gegen die Frau von Bouillon gehalten hat. Dieſes iſt für meine Neugierigkeit ſehr viel; für meine Unterweiſung aber ſehr wenig.

Es giebt Bücher, welche mich die wahren oder falſchen Anekdoten eines Hofes lehren. Jeder, wer den Hof geſehen hat, oder Luſt ihn zu ſehen gehabt hat, iſt eben ſo gierig auf dieſe vornehme Kleinigkeiten, als ein Frauenzimmer aus der Provinz auf die Neuigkeiten ihres kleinen Städtchens iſt. Im Grunde iſt es einerley Sache, und einerley Verdienſt. Unter Heinrichen dem IV unterhielt man ſich mit den Anekdoten von Carl dem IX. In den erſten Jahren Ludewigs des XIV redete man noch von dem Herrn von Bellegarde. Alle dieſe kleinen Schildereyen erhalten ſich ein oder zwey Menſchenalter, und gehen hernach auf ewig unter.

Gleichwohl verſäumt man ihretwegen Kenntniſſe, welche von einem weit dauerhaftern und merklichern Nutzen ſind. Ich wollte wiſſen, welches die Kräfte eines Landes vor einem Kriege geweſen wären, und ob dieſer Krieg ſie vermehrt oder verringert hätte. Iſt Spanien vor der Eroberung der neuen Welt reicher geweſen als jetzo? Um wie viel war es zu Zeiten Carls des V bevölkerter als zu den Zeiten Philipps des IV? Warum waren in Amſterdam vor ohngefähr zweyhundert Jahren kaum zwanzig tauſend Seelen? Warum hat es jetzo zwey hundert und vierzig tauſend Einwohner? Um wie viel iſt England bevölkerter, als es unter Heinrichen dem VIII war? Sollte es wahr ſeyn, was man in den perſianiſchen Briefen ſagt, daß die Menſchen auf der Erde weniger werden, und daß ſie in Vergleichung ihres Zuſtandes vor zwey tauſend

Jahren verwüſtet iſt? Rom, das iſt wahr, hatte damals mehr Einwohner als jetzo. Karthago und Alexandria, ich geſtehe es, waren große Städte; aber Paris, London, Conſtantinopel, groß Cairo, Amſterdam, Hamburg waren damals noch nicht. Es waren drey hundert Nationen in Gallien, allein dieſe drey hundert Nationen kamen der unſrigen, weder an Anzahl der Menſchen, noch an der Arbeitſamkeit gleich. Deutſchland war ein Wald, jetzo iſt es mit hundert volkreichen Städten bedeckt.

Es ſcheint, als ob der Geiſt des Tadels die Verfolgung bloßer Privatperſonen müde geworden ſey, und ſich zu ſeinem Gegenſtande die ganze Welt gewählt habe. Man ſchreyt beſtändig, die Welt würde ſchlimmer, man will ſo gar, daß ſie ſich entvölkre. Wie nun? Sollen wir etwa die Zeiten betauren, da noch keine Landſtraßen von Bourdeaux nach Orleans waren, da Paris noch eine kleine Stadt war, in welcher man einander die Hälſe brach? Vergebens ſagt man, Europa hat jetzo mehr Menſchen als damals, und die Menſchen ſind jetzo beſſer. Man kann wiſſen, in welchen Jahren und um wie viel Europa bevölkerter geworden iſt; denn faſt in allen großen Städten machet man zum Schluſſe der Jahre die Anzahl der Gebohrnen bekannt; und nach der genauen und ſichern Regel, welche ein eben ſo geſchickter als unermüdeter Holländer vor Kurzem gegeben hat, kann man die Zahl der Einwohner aus der Zahl der Gebohrnen ſchließen. Dieſes iſt ſchon einer von den Gegenſtänden der Neugierigkeit eines jeden, welcher die Geſchichte als ein Bürger und als ein Philoſoph leſen will. Doch auch mit dieſer Kenntniß wird er ſich noch nicht begnügen laſſen; er wird unterſuchen, welches das Hauptlaſter und die herrſchende Tugend eines Volks geweſen iſt; warum es ſchwach oder mächtig auf der See geweſen, wie und wie ſehr es ſich ſeit einem Jahrhunderte bereichert habe; und dieſes alles kann man aus den Regiſtern der Ausfuhren berechnen. Er wird wiſſen wollen, wie die Künſte und Manufacturen aufgekommen ſind; er wird ihrem Fortgange aus einem Lande in das andere nachfolgen. Endlich werden die Veränderungen der Geſetze und der Sitten ſein vornehmſter Gegenſtand ſeyn. Auf dieſe Art wird man die Geſchichte der Menſchen wiſſen, anſtatt daß man ſonſt nur einen Theil der Geſchichte der Könige und der Höfe weis.

Vergebens leſe ich die Zeitbücher von Frankreich; unſre Geſchichtſchreiber alle gedenken mit keinem Worte an dieſe beſondern Unterſuchungen.

Kein einziger hat zu ſeinem Wahlſpruche gehabt: Homo sum, humani nil a me alienum puto. Man ſollte alſo, ſcheint mir, dieſe nützlichen Kenntniſſe mit Kunſt in den Zuſammenhang der Begebenheiten einzuflechten wiſſen.

Ich glaube, dieſes iſt die einzige Art die Geſchichte als ein wahrer Staatsmann und ein wahrer Weltweiſer zu ſchreiben. Die alte Geſchichte abhandeln, heißt, glaube ich, einige Wahrheiten mit tauſend Lügen zuſammen ſchreiben. Dieſe Geſchichte iſt vielleicht weiter zu nichts nütze, als wozu die Mythologie nütze iſt, daß man nämlich die großen Begebenheiten heraus zieht, welche den Inhalt zu unſern Bildern, zu unſern Gedichten hergeben, und zu einigen moraliſchen Anwendungen dienen müſſen. Man muß die Thaten des Alexanders wiſſen, ſo wie man die Arbeiten des Herkules weiß.

Kurz, dieſe alte Hiſtorie ſcheint mir in Anſehung der neuern eben das zu ſeyn, was die alten Medaillen in Anſehung der gangbaren Münzen ſind. Die erſtern bleiben in den Sammlungen der Neugierigen, die andern laufen in der Welt herum und beleben die Handlung unter den Menſchen.

Ein ſolches Werk aber zu unternehmen werden Leute erfordert, welche etwas mehr kennen als Bücher. Die Regierung muß ſie wenigſtens eben ſo ſehr dazu aufmuntern, was ſie thun werden, als Boileau, Racine, Valincourt dazu aufgemuntert wurden, was ſie nicht thaten; und man muß nicht von ihnen ſagen können, was ein königlicher Schatzmeiſter von dieſen Herren ſagte: noch haben wir von ihnen nichts als ihre Unterſchrift geſehen.

II.

Verſuch

über das Jahrhundert Ludewigs des XIV.

Erſtes Hauptſtück.

Es iſt nicht das Leben Ludewigs des XIV, welches man ſich zu ſchreiben vornimmt, man hat ſich einen weit größern Gegenſtand erwählt. Man will nicht der Nachwelt die Thaten eines einzigen Mannes ſchildern, ſondern den Geiſt der Menſchen in dem alleraufgeklärteſten Jahrhunderte, welches jemals geweſen iſt.

Alle Zeiten haben Helden und Staatskundige hervorgebracht. Alle Völker haben Veränderungen erlitten. Alle Geſchichten ſind für den faſt gleich, welcher ſein Gedächtniß nur mit Thaten anfüllen will. Ein jeder aber welcher denket, oder was noch ſeltner iſt, ein jeder welcher Geſchmack hat, kennet nur vier Jahrhunderte in der Geſchichte der Welt. Dieſe vier glücklichen Zeitalter ſind diejenigen, welche die Künſte zu ihrer Vollkommenheit gelangen ließen, und, als die Epochen der Größe des menſchlichen Geiſtes, das Beyſpiel der Nachwelt wurden.

Das erſte von dieſen Jahrhunderten, welches mit einem wahrhaften Ruhme pranget, iſt das Jahrhundert des Philippus und des Alexanders, oder das Zeitalter der Perikles, der Demoſthenes, der Ariſtoteles, der Platons, der Apelles, der Phidias,[4] der Praxiteles. Und dieſe Ehre war nur in den Gränzen Griechenlandes eingeſchloſſen, der übrige Theil der Erde waren Barbaren.

Das andre Jahrhundert iſt das Jahrhundert des Cäſars und Auguſtus, welches auch nach dem Namen eines Lucretius, eines Cicero, eines Livius, eines Virgils, eines Horaz, eines Ovids, eines Varro, eines Vitruvs kann bezeichnet werden.

Das dritte Jahrhundert iſt dasjenige, welches auf die Einnahme Conſtantinopels, durch Mahomet den II, folgte. Damals ſahe man in Italien eine Familie bloßer Bürger dasjenige thun, was die Könige in Europa hätten unternehmen ſollen. Die Medicis rieſen die Künſte nach Florenz, welche die Türken aus Griechenland verjagten, und dieſes war die Zeit der Ehre Italiens. Alle Wiſſenſchaften bekamen ein neues Leben. Die Italiener beehrten ſie mit dem Namen der Tugend, ſo wie die erſten Griechen ſie mit dem Namen der Weisheit belegt hatten. Alles ſtrebte nach ſeiner Vollkommenheit; die Michael Angelos, die Raphaels, die Titiane, die Taſſos, die Arioſte blühten. Die Kunſt zu ſtechen ward erfunden, die ſchöne Baukunſt erſchien noch wundernswürdiger, als in dem ſiegenden Rom. Die gothiſche Barbarey, welche Europa in allen Stücken verunſtaltete, ward aus Italien verjagt, dem guten Geſchmacke Platz zu machen.

Die ſtets aus Griechenland nach Italien verpflanzten Künſte befanden ſich in einem vortheilhaften Boden, und brachten ſo gleich Früchte. Frankreich, England, Deutſchland, Spanien wollten auch an dieſen Früchten Theil nehmen, allein entweder ſie kamen gar nicht in dieſe Gegenden, oder ſie arteten doch ſehr bald aus.

Franciſcus der Erſte munterte die Gelehrten auf; allein dieſe Gelehrten waren nichts als Gelehrte. Er hatte Baumeiſter, aber es waren weder Michael Angelos noch Palladios. Umſonſt wollte er Malerſchulen aufrichten; die italieniſchen Maler, welche er herbeyrief, zogen keine franzöſiſchen Schüler. Einige Sinnſchriften, einige freye Erzählungen, das war unſre ganze Poeſie. Rabelais war das einzige proſaiſche Buch nach der Mode, zu der Zeit Heinrichs des II.

Mit einem Worte, die Italiener allein hatten alles, wenn man die Muſik ausnimmt, welche damals noch ungeſtaltet war, und die verſuchende Naturlehre, welche überall gleich unbekannt war.

Das vierte Jahrhundert endlich iſt dasjenige, welches man das Jahrhundert Ludewigs des XIV nennt, und es iſt vielleicht von allen vieren dasjenige, welches der Vollkommenheit am nächſten kommt. Durch die Entdeckungen der drey andern bereichert, hat es in gewiſſen Stücken mehr als alle dreye zuſammen gethan. Zwar ſind in der That nicht alle Künſte weiter getrieben worden, alß unter den Medicis, unter dem Auguſt und unter dem Alexander; der menſchliche Verſtand aber überhaupt iſt vollkommner geworden. Die geſunde Philoſophie ward erſt zu dieſer Zeit bekannt; und man kann mit Wahrheit ſagen, daß von den letzten Jahren des Kardinals von Richelieu anzufangen, bis auf die Jahre welche auf den Tod Ludewigs des XIV folgten, in unſern Künſten, in unſern Geiſtern, in unſern Sitten, wie in unſrer Regierung eine allgemeine Veränderung vorgegangen iſt, welche zum ewigen Beweiſe der wahren Ehre unſers Vaterlandes dienen wird. Dieſer glückliche Einfluß blieb nicht allein in Frankreich eingeſchloſſen; er hat ſich auch ſo gar in England ausgebreitet; er hat die Nacheiferung erwecket, welche dieſem geiſtigen und gründlichen Volke damals nöthig war; er hat den Geſchmack nach Deutſchland, die Wiſſenſchaften nach Rußland gebracht; er hat ſo gar Italien, welches matt zu werden begonnte, wieder angefeuert, und Europa iſt ſeine Feinheit dem XIVten Ludewig ſchuldig.

Vor dieſer Zeit belegten die Italiener alle jenſeit der Gebirge mit dem Namen der Barbaren, und man muß geſtehen, daß die Franzoſen einigermaßen dieſe Beſchimpfung verdienten. Unſre Väter verbanden mit der romanenhaften Artigkeit der Mohren die gothiſche Grobheit; ſie hatten beynahe keine von den liebenswürdigen Künſten, welches ein deutlicher Beweis iſt, daß die nützlichen Künſte verabſäumet wurden; denn wenn man das Nöthige vollkommen gemacht hat, ſo findet man gar bald das Schöne und Angenehme, und es iſt gar nicht zu verwundern, daß die Malerkunſt, die Bildhauerkunſt, die Dichtkunſt, die Beredſamkeit, die Weltweisheit einem Volke beynahe ganz unbekannt waren, welches Häfen an dem Oceane und an den mittelländiſchen Meere, und gleichwohl keine Flotte, hatte; welches die Schwelgerey bis auf das äußerſte liebte, und kaum einige grobe Manufacturen beſaß.

Die Juden, die Genueſer, die Venetianer, die Portugieſen, die Holländer, die Engländer beſorgten nach einander unſern Handel, deſſen Quellen wir nicht kannten. Ludewig der XIII als er zur Krone gelangte, hatte nicht ein Schiff. Paris enthielt vier hundert tauſend Menſchen, und war kaum mit vier ſchönen Gebäuden gezieret. Die übrigen Städte des Reichs glichen den Flecken, welche man jenſeit der Loire ſieht. Der ganze Adel, welcher ſich auf dem Lande in ſeinen mit Gräbern verſchanzten Löchern aufhielt, unterdrückte die, welche das Land anbauten. Auf den Landſtraßen konnte man beynahe nicht fortkommen, die Städte waren ohne Policey, der Staat ohne Geld, und die Regierung faſt beſtändig bey andern Völkern ohne Credit.

Man muß es ſich nicht verheelen, daß nach dem Verfalle der Carolomanniſchen Familie Frankreich mehr oder weniger in dieſer Ohnmacht geſchmachtet hat, weil es faſt nicht eine einzige gute Regierung genoſſen hatte.

Wenn ein Staat mächtig ſeyn ſoll, ſo muß entweder das Volk eine auf die Geſetze gegründete Freyheit haben, oder die oberſte Gewalt muß ohne Widerſpruch befeſtiget ſeyn.

In Frankreich waren die Völker bis zur Zeit des Philippus Auguſtus Sklaven; bis auf Ludewig den XIten waren die Vornehmen Wüthriche, und die Könige waren nur bedacht ihr Anſehen gegen ihre Vaſallen zu erhalten, und hatten alſo niemals Zeit an das Glück ihrer Unterthanen zu denken, und niemals Kräfte, es zu machen.

Ludewig der XI that ſehr viel für die königliche Gewalt; nichts aber für die Glückſeligkeit und die Ehre ſeines Volkes.

Franciſcus der Erſte ließ die Handlung, die Schiffahrt, die Wiſſenſchaften und Künſte hervorſproſſen; er war aber viel zu unglücklich, als daß er ſie in Frankreich hätte können Wurzel ſchlagen laſſen, und alle giengen nach ihm unter.

Heinrich der Große wollte Frankreich aus dem Elende und der Barbarey reißen, worein es dreyßig Jahre voll Zwiſt geſtürzet hatten, als er in ſeiner Hauptſtadt, mitten unter einem Volke, deſſen Glück er machen wollte, ermordet wurde.

Der Kardinal von Richelieu, welcher nur auf die Erniedrigung des Hauſes Oeſterreich, auf die Unterdrückung des Calviniſmus und der Großen bedacht war, genoß keiner genugſam friedſamen Gewalt, ſein Volk zu verbeſſern; gleichwohl aber fing er dieſes glückliche Werk an.

Auf dieſe Art war ganzer neun hundert Jahr unſer Geiſt unter einer gothiſchen Regierung im Joche, mitten unter den Uneinigkeiten des bürgerlichen Krieges, ohne Geſetze, ohne beſtimmte Gewohnheiten, und änderte alle zwey Jahrhunderte eine Sprache, welche immer gleich grob blieb. Die Adlichen waren ohne Zucht, und kannten nichts als den Krieg und die Faulheit; die Geiſtlichen lebten in Unordnung und Unwiſſenheit; die Völker waren ohne Arbeit und krochen in ihrem Elende.

Daher kam es, daß die Franzoſen keinen Theil an den großen Entdeckungen und wunderbaren Erfindungen der andern Völker hatten. Die Buchdruckerkunſt, das Pulver, die Gläſer, die Tubi, der Verhältnißzirkel, die Luftpumpe, das wahre Weltgebäude gehören ihnen nicht zu. Sie hielten Turnierſpiele, als die Portugieſen und Spanier, gegen Morgen und Abend der bekannten Welt, neue Welten entdeckten und eroberten. Carl der fünfte ſtreute ſchon in Europa die Schätze von Mexico aus, ehe noch einige Unterthanen des erſten Franciſcus die unbewohnte Gegend von Canada entdeckten. Durch das wenige aber, was die Franzoſen zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts thaten, ſahe man, zu wie vielen ſie fähig wären, wenn ſie angeführet würden.

Man nimmt ſich vor hier zu zeigen, was ſie unter Ludewig dem XIV geweſen ſind, und man wünſcht, daß die Nachkommenſchaft dieſes Monarchen, und die Nachwelt ſeiner Völker, durch eine glückliche Nacheiferung gleich ſtark belebt, ſich anſtrengen möchten, ihre Voreltern zu übertreffen.

Man hoffe nicht, die faſt unendlichen Beſchreibungen der in dieſem Jahrhunderte unternommenen Kriege zu finden. Man überläßt den Analiſten die Mühe alle dieſe kleinen Begebenheiten genau zu ſammeln, welche zu nichts dienen würden, als das Auge von dem Hauptgegenſtande abzubringen. Sie mögen die Züge, die Gegenzüge der Heere beſchreiben, die Tage beſtimmen, an welchen die Laufgräben vor den Städten eröffnet, an welchen ſie eingenommen und wieder eingenommen, an welchen ſie durch die Friedensſchlüſſe überliefert und wieder zurück überliefert wurden. Tauſend Umſtände, an welchen die Zeitverwandten Antheil nehmen, verlieren ſich in den Augen der Nachwelt, und verſchwinden, um nur die großen Begebenheiten ſehen zu laſſen, welche das Geſchicke der Reiche feſtgeſetzt haben. Nicht alles was geſchieht, verdient aufgeſchrieben zu werden. Man wird ſich in dieſem Verſuche beſonders an dasjenige zu halten bemühen, was die Aufmerkſamkeit aller Zeiten verdienet, an das nur, was den Geiſt und die Sitten der Menſchen ſchildert, was zum Unterrichte dienen, und die Liebe der Tugend, der Künſte und des Vaterlandes anrathen kann.

Man wird ſich zu zeigen bemühen, was Frankreich und die andern europäiſchen Reiche vor der Geburt Ludewigs des XIV waren, und hernach wird man die großen politiſchen und militariſchen Begebenheiten ſeiner

Regierung beſchreiben. Man wird anmerken, was zu ſeiner Zeit wegen der Religion vorgefallen iſt, welche, ob ſie ſchon den Menſchen nur zu einer Vorſchrift der Sittlichkeit iſt gegeben worden, nur allzu oft in ihren Händen einer der größten Gegenſtände der Staatsklugheit wird. Hierauf wird man von dem privat Leben Ludewigs des XIV ſprechen, von dieſem ſich beſtändig gleichen Leben, welches allezeit anſtändig, auch ſogar in den Ergötzungen war, und zu einem Muſter der Aufführung eines jeden Mannes am Ruder dienen kann. Die innerliche Regierung ſeines Reichs, ein weit wichtigerer Punkt, wird auch einige beſondere Abſchnitte bekommen. Endlich wird man von dem Fortgange der Künſte und Wiſſenſchaften, und von der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, als dem vornehmſten Gegenſtande dieſes Werks, handeln.

Von den chriſtlichen europäiſchen Staaten vor Ludewig dem XIV.

Schon lange konnte man das chriſtliche Europa, wenn man Moſcau ausnimmt, als eine große Republik betrachten, welche in verſchiedene Staaten von verſchiedener Regierungsform getheilet war; welche aber alle in Verbindung mit einander ſtanden, indem alle einerley Grundſätze der Religion hatten, ob ſie gleich in verſchiedene Sekten zertheilet waren, alle einerley Regeln des öffentlichen Rechts und Staatsrechts, wovon man in den übrigen Theilen der Welt nichts wußte. Dieſe Regeln ſind nämlich dieſe; daß alle europäiſche Völker ihre Gefangenen nicht zu Sklaven machen; daß ſie gegen die Abgeſandten ihrer Feinde Achtung haben; daß ſie miteinander wegen gewiſſer Vorzüge und Rechte gewiſſer Prinzen einig ſind, wie zum Exempel des Kaiſers, der Könige, und anderer kleinerer Potentaten; daß ſie vor allen Dingen in der weiſen Staatsregel einig ſind, unter einander, ſo viel als möglich, das Gleichgewicht der Gewalt zu erhalten, und deßwegen ohne Unterlaß, ſo gar mitten im Kriege, Unterhandlungen pflegen, bey einander Abgeſandten, oder vielmehr ehrliche Spione, haben, welche allen Höfen von der Abſicht eines einzigen Nachricht geben, und alſo das ganze Reich aufbringen, und die Schwächern vor Ueberfälle in Sicherheit ſetzen können, welche allezeit der Stärkſte zu unternehmen bereit iſt.

Seit Carl dem Vten hing das Gleichgewicht allzuſehr auf die Seite des Hauſes Oeſterreich. Dieſes mächtige Haus war gegen das Jahr

1630 Herr von Spanien, von Portugall und den amerikaniſchen Schätzen; Flandern, Meiland, das Königreich Neapel, Böhmen, Ungarn, Deutſchland ſelbſt, wenn man ſo reden darf, waren ſein Erbtheil geworden; und wenn ſo viel Staaten unter ein einziges Haupt dieſes Hauſes wären vereiniget worden, ſo iſt zu glauben, ganz Europa würde ſich endlich haben unterwerfen müſſen.

Von Deutſchland.

Das deutſche Reich iſt der mächtigſte Nachbar, welchen Frankreich hat. Es iſt ohngefähr von eben der Größe, vielleicht weniger reich an Geld, aber weit fruchtbarer an ſtarken und der Arbeit geduldigen Männern. Es wird wenig fehlen, ſo wird die deutſche Nation auf eben die Art regiert, auf welche Frankreich unter den erſten Capetingiſchen Königen regieret wurde, welche die Häupter von verſchiedenen großen Vaſallen, und von einer großen Menge kleinerer waren, oft aber ſehr ſchlechten Gehorſam erhielten. Jetzo machen ſechszig freye Reichsſtädte, beynahe eben ſo viel weltliche Oberherren, bis vierzig geiſtliche Fürſten, welches entweder Aebte oder Biſchöfe ſind, neun Churfürſten, unter welche drey Könige gehören, und endlich der Kaiſer, als das Haupt aller dieſer Potentaten, den großen deutſchen Körper aus, welchen das deutſche Phlegma mit eben ſo vieler Ordnung fortdauren läßt, als vor dieſem in der franzöſiſchen Regierung Verwirrung war.

Jedes Glied des Reiches hat ſeine Rechte, ſeine Freyheiten, ſeine Verbindlichkeiten; und die ſchwere Kenntniß von ſo viel Geſetzen, die oft widereinander laufen, macht dasjenige aus, was man in Deutſchland die Wiſſenſchaft des Staatsrechts nennet, welches die deutſche Nation ſo bekannt gemacht hat.

Der Kaiſer an und vor ſich ſelbſt würde in Wahrheit nicht viel mächtiger und reicher als ein Doge in Venedig ſeyn. Das in freye Reichsſtädte und beſondere Oberherrſchaften zertheilte Deutſchland, läßt dem Haupte ſo vieler Staaten nichts als den Vorzug mit ungemeinen Ehrenbezeugungen, aber ohne Einnahme, ohne Geld, und alſo auch ohne Gewalt. Als Kaiſer beſitzt er nicht einen einzigen Flecken; die einzige Stadt Bamberg iſt ihm als ſein Sitz ausgemacht worden, wenn er keinen andern hat. Unterdeſſen war dieſe ſo eitle als erhabne Würde in den Händen der Oeſterreicher ſo mächtig geworden, daß man oft befürchtet hat, ſie würden dieſe Republik von Prinzen in eine unumſchränkte Monarchie verwandeln.

Zwo Parteyen theilten damals, und trennen auch noch, das chriſtliche Europa, und beſonders Deutſchland. Die eine iſt die Partey der Katholiken, welche mehr oder weniger dem Pabſte unterworfen ſind. Die andre iſt die Partey der Feinde der geiſtlichen und weltlichen Gewalt des Pabſts und der katholiſchen Prälaten. Wir nennen alle von dieſer Partey mit dem allgemeinen Namen Proteſtanten, ob ſie gleich in Lutheraner und Calviniſten und andere getheilt ſind, die ſich alle untereinander eben ſo ſehr haſſen, als ſie Rom haſſen.

In Deutſchland folgen Sachſen, Brandenburg, die Pfalz, ein Theil von Böhmen, von Ungarn, die Staaten des Hauſes Braunſchweig, Würtenberg der lutheriſchen Religion, welche man die evangeliſche heißt. Alle freye Reichsſtädte haben dieſe Sekte ergriffen, welche ihnen, als Leuten, die auf ihre Freyheit eiferſüchtig ſind, anſtändiger als die katholiſche Religion geſchienen hat.

Die Calviniſten, welche unter den Lutheranern, als den ſtärkſten, zerſtreuet ſind, machen einen ſehr mittelmäßigen Haufen aus. Der übrige Theil des Reichs beſteht aus Katholiken, und da ſie das Haus Oeſterreich an ihrer Spitze hatten, waren ſie ohne Zweifel die mächtigſten.

Nicht allein Deutſchland, ſondern alle chriſtliche Staaten bluteten noch von den Wunden, welche ſie in ſo vielen Religionskriegen bekommen hatten; eine Wuth, welche den Chriſten beſonders eigen iſt, und den Götzendienern unbekannt war; eine unglückliche Folge übrigens von dem ſeit ſo langer Zeit in alle Stände eingeführten dogmatiſchen Geiſte. Es ſind wenig ſtreitige Punkte, welche nicht bürgerliche Kriege verurſacht hätten, und fremde Völker (vielleicht auch unſre Nachkommenſchaft) werden es einmal ſchwerlich begreifen können, daß unſre Väter, ſo lange Jahre hindurch, einander die Hälſe gebrochen, und gleichwohl immer von Geduld geprediget haben.

Der Kaiſer Matthias war im Jahre 1619 ohne Kinder geſtorben, und die proteſtantiſche Partey gab ſich Mühe das Reich von dem Hauſe Oeſterreich und von der römiſchen Gemeinſchaft zu bringen. Nichts deſtoweniger ward Ferdinand der Fette, ein Vetter des Matthias, zum Kaiſer erwählt. Er war ſchon König von Böhmen und Ungarn durch die Niederlegung des Matthias, und durch die gezwungene Wahl dieſer zwey Reiche.

Dieſer Ferdinand der II fuhr fort, die proteſtantiſche Partey zu unterdrücken, und ſahe ſich einige Zeit lang als den mächtigſten und glücklichſten Monarchen der Chriſtenheit, nicht ſo wohl durch ſich ſelbſt als durch den glücklichen Fortgang ſeiner zween großen Generale des Wallenſteins und Tilly, nach Art nicht weniger Regenten aus dem Hauſe Oeſterreich, welche Sieger wurden ohne Krieger zu ſeyn, und bloß durch die Verdienſte derjenigen, welche ſie zu wählen gewußt hatten, glücklich waren. Schon drohte dieſe Macht ſowohl den Proteſtanten als Katholiken das Joch; die Beſtürzung breitete ſich ſo gar bis nach Rom aus, über welches der Titel eines Kaiſers und römiſchen Königs eingebildete Rechte ertheilen, welche aber die geringſte Gelegenheit nur allzu wirklich machen kann. Rom, welches, ſeiner Seits, ehedem ein noch weit eingebildeter Recht über das Reich verlangte, vereinigte ſich damals mit Frankreich wider das Haus Oeſterreich. Das Geld der Franzoſen, die Mengereyen Roms und das Geſchrey aller Proteſtanten, riefen endlich aus dem Innern Schwedens den Guſtav Adolph herbey, den einzigen König der damaligen Zeit, welcher ſich den Titel eines Helden anmaßen, und die öſterreichiſche Macht über den Haufen werfen konnte.

Die Ankunft Guſtav Adolphs in Deutſchland veränderte die ganze Scene. Er gewann 1631 wider den General Tilly die Schlacht bey Leipzig, welche durch die neuern Kriegsübungen ſo bekannt iſt, die dieſer König darinn in Ausübung brachte, und welche noch jetzt das Meiſterſtück der Kriegskunſt iſt.

Der Kaiſer Ferdinand ſahe ſich im Jahre 1632 auf dem Punkte, Böhmen, Ungarn und das Reich zu verlieren; ſein Glück aber rettete ihn. Guſtav Adolph blieb in der Schlacht bey Lützen, mitten in dem Laufe ſeiner Siege, und der Tod eines einzigen Mannes ſtellte dasjenige wieder her, was er nur allein vernichten konnte.

Die Staatsklugheit des Hauſes Oeſterreich, welche unter den Waffen des Adolphs vorher erlag, befand ſich nunmehr gegen alle die übrigen ſtark genung. Sie brachte die mächtigſten Fürſten des Reichs von dem ſchwediſchen Bündniſſe ab. Dieſe ſiegriſchen Truppen, nachdem ſie von ihren Bundesgenoſſen verlaſſen und ihres Königs beraubt waren, wurden bey

Nördlingen geſchlagen; und ob ſie gleich hernach glücklicher waren, ſo waren ſie doch immer weniger zu fürchten, als unter Guſtaven.

So ſtanden die Sachen als Ferdinand der II ſtarb, und ſeinem Sohne Ferdinanden dem III alle ſeine Staaten hinterließ, welcher auch ſeine Staatsklugheit erbte, und die Kriege, wie er, aus ſeinem Cabinete fortſetzte. Er regierte während der Minderjährigkeit Ludewigs des XIV.

Deutſchland war damals noch nicht ſo blühend, als es hernach geworden iſt. Die Schwelgerey war daſelbſt unbekannt, und die Bequemlichkeiten des Lebens waren auch bey den größten Herren noch ſehr ſelten. Sie ſind nicht eher dazu gebracht worden, als gegen das Jahr 1686 durch die franzöſiſchen Flüchtlinge, welche daſelbſt ihre Manufacturen aufzurichten kamen. Dieſem fruchtbaren und bewohnten Lande fehlte es an Handlung und Gelde, die Ernſthaftigkeit der Sitten und die den Deutſchen eigene Langſamkeit, beraubten ſie der Vergnügungen und der angenehmen Künſte, welche die italieniſche Empfindlichkeit ſchon ſeit ſo vielen Jahren ausübte, und welche der franzöſiſche Fleiß damals vollkommen zu machen anfing. Die Deutſchen, welche bey ſich reich waren, waren auswärts arm; und dieſe Armuth, nebſt der Schwierigkeit ſo viel verſchiedne Völker lange Zeit unter einer Fahne zu erhalten, ſetzte ſie, faſt wie jetzo, in die Unmöglichkeit, den Krieg in das Land ihrer Nachbarn zu bringen und ihn lange auszuhalten. Und faſt allezeit haben die Franzoſen ihren Krieg wider das Reich in dem Reiche ſelbſt geführet. Der Unterſchied der Regierung und des Genies macht die Franzoſen geſchickter zum Anfalle und die Deutſchen geſchickter zur Vertheidigung.

Von Spanien.

Spanien ward von der älteſten Linie des Hauſes Oeſterreich regiert, und hatte nach dem Tode Carls des V, mehr Schrecken verurſacht als die deutſche Nation. Die Könige von Spanien waren ungleich uneingeſchränkter und reicher. Die Bergwerke in Mexico und Potoſi ſchienen ihnen ſo viel herzugeben, als ſie die Freyheit von ganz Europa zu erkaufen brauchten. Der Entwurf einer allgemeinen Monarchie, welchen Carl der V zuerſt gemacht hatte, ward anfangs von dem zweyten Philipp fortgeſetzt. Er wollte aus dem Innerſten des Eſcurials die Chriſtenheit durch Unterhandlungen und durch Krieg unter das Joch bringen. Er nahm Portugall weg. Er verwüſtete Frankreich, er drohete

England, er war aber vielleicht geſchickter in der Ferne mit Sklaven zu handeln, als ſeinen Feind in der Nähe zu beſtreiten. Die Eroberung Portugalls war die einzige. Er wendete nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe funfzehn hundert Millionen, welche zu jetziger Zeit, im Jahre 1745, mehr als drey tauſend Millionen nach unſrer Münze ausmachen, daran, ſich Frankreich unterwürfig zu machen, und Holland wieder zu bekommen. Doch ſeine Schätze dienten zu nichts als die Länder zu bereichern, welche er ſich unterthan machen wollte.

Philipp der III, ſein Sohn, war noch weniger kriegeriſch, und noch weniger weiſe, und hatte wenig Tugenden eines Königs. Der Aberglaube, dieſes Laſter ſchwacher Seelen, beſchimpfte ſeine Regierung, und ſchwächte die ſpaniſche Monarchie. Sein Reich fing ſich an durch die häufigen Coloniſten zu erſchöpfen, welche der Geiz in die neue Welt ſchickte, und bey dieſen Umſtänden jagte der König noch dazu mehr als acht hundert tauſend Mohren aus ſeinen Staaten, da er vielmehr noch mehrere hätte ſollen herüber kommen laſſen, wenn es anders wahr iſt, daß die Menge der Unterthanen der wahre Schatz der Könige ſey. Seit der Zeit war Spanien beynahe eine Wüſte. Der müßige Stolz der Einwohner ließ die Reichthümer der neuen Welt in andre Hände kommen; und das Geld aus Peru ward allen Kaufleuten in Europa zu Theil. Umſonſt verſchließt ein ſtrenges und allezeit befolgtes Geſetz die Hafen in dem ſpaniſchen Amerika allen anderen Völkern; die franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Handelsleute beladen ihre Schiffe mit ihren Waaren, und für ſie ſind Peru und Mexico erobert worden.

Die ſpaniſche Größe war alſo unter dem dritten Philipp nichts mehr als ein großer Körper ohne Leben, welcher mehr Anſehen als Kräfte hatte.

Philipp der IV, der Erbe der väterlichen Ohnmacht, verlohr Portugall durch ſeine Nachläßigkeit, Ruſſillon durch die Schwäche ſeiner Waffen, und Catalonien durch den Misbrauch der unumſchränkten Gewalt. Dieſes war der König, welchen der Graf Ducas Olivarez, ſein Miniſter und Liebling, den Namen des Großen bey ſeiner Gelangung zur Krone annehmen ließ, vielleicht um ihn zu ermuntern dieſen Titel zu verdienen, deſſen er ſo wenig werth war, daß ſich kein einziger unterſtand ihm denſelben, ob er gleich König war, beyzulegen. Solche Könige konnten in ihren Kriegen gegen Frankreich nicht lange glücklich ſeyn. Wenn ihnen unſre Uneinigkeiten und Fehler einige Vortheile verſchafften, ſo verlohren ſie die Frucht davon durch ihr eignes Unvermögen. Was noch mehr iſt; ſie beherrſchten Völker, welchen ihre Freyheiten das Recht gaben, ſchlecht zu dienen. Die Caſtilianer hatten den Vorzug nirgends anders, als in ihrem Vaterlande, ſtreiten zu dürfen. Die Arragonier ſtritten ohne Unterlaß wegen ihrer Freyheit mit dem königlichen Rathe, und die Catalonier, welche ihre Könige als ihre Feinde anſahen, erlaubten ihnen nicht einmal in ihren Provinzen zu werben. Alſo war dieſes ſchöne Königreich damals von außen ſehr ohnmächtig und von innen ſehr elend; kein Fleiß kam in dieſen glücklichen Gegenden den Geſchenken der Natur zu Statten; weder die Seide aus Valencia, noch die ſchöne Wolle aus Andaluſien und Caſtilien wurden von ſpaniſchen Händen zu rechte gemacht. Die feinen Tücher waren ein damals ſehr unbekannter Putz. Die niederländiſchen Manufacturen, die Reſte der Denkmäler des burgundiſchen Hauſes, ſchafften in Madrid damals alles herbey, was man von Pracht wußte. Die goldnen und ſilbernen Stoffe waren in dieſer Monarchie verbothen, wie ſie es ohngefähr in einer armen Republik ſeyn würden, welche ſich dadurch arm zu machen fürchten müßte. In der That war Spanien ungeachtet der Bergwerke der neuen Welt ſo arm, daß das Miniſterium Philipps des IV ſich genöthiget ſahe Münze von Kupfer zu ſchlagen, welcher man beynahe einen eben ſo hohen Werth gab als der ſilbernen Münze. Der Beſitzer von Mexico und Peru mußte falſches Geld ſchlagen, die Schulden des Staats bezahlen zu können. Man wagte es nicht, wenn man dem weiſen Gourville glauben darf, perſönliche Auflagen zu machen; weil weder die Bürger noch die Landleute Hausgeräthe hatten, und alſo nimmermehr zur Bezahlung hätten können gezwungen werden. Dieſes war der Zuſtand Spaniens und gleichwohl legte es, als es mit dem deutſchen Reiche vereiniget war, ein ſehr fürchterliches Gewicht in die Wagſchale von Europa.

Von Portugall.

Portugall ward damals wieder zum Königreiche. Johann, Herzog von Braganza, ein Prinz, der für ſchwach gehalten wurde, hatte dieſes Reich einem Könige entriſſen, der noch ſchwächer war als er. Die Portugieſen trieben den Handel aus Nothwendigkeit, welchen die Spanier aus Stolz unterließen. Sie verbanden ſich im Jahre 1641 mit Frankreich und Holland wider Spanien. Dieſe Veränderung mit Portugall war Frankreich zuträglicher, als ihm die größten Siege hätten ſeyn können. Das franzöſiſche Miniſterium, welches zu dieſer Begebenheit nichts beygetragen hatte, zog ohne Mühe den größten Vortheil davon, den man über ſeinen Feind erlangen kann, dieſen nämlich, ihn von einer unverſöhnlichen Macht angefallen zu ſehen.

Portugall, welches das ſpaniſche Joch abſchüttelte, ſeine Handlung erweiterte und ſeine Gewalt vermehrte, bringt uns Holland in die Gedanken, welches eben dieſe Vortheile, auf eine ganz andere Art, genoß.

Von Holland.

Dieſer kleine Staat der ſieben vereinigten Provinzen, ein unfruchtbares und ungeſundes Land, welches das Meer faſt überſchwemmte, war beynahe ſeit einem halben Jahrhunderte vielleicht das einzige Beyſpiel auf der Welt, wieviel die Liebe zur Freyheit und eine unermüdete Arbeit auszurichten fähig ſind. Dieſes arme und wenig zahlreiche Volk, welches weit weniger als die ſchlechteſten ſpaniſchen Truppen zum Kriege abgerichtet war, und faſt für nichts in Europa gerechnet wurde, widerſtand aller Gewalt ihres Herren und ihres Wüthrichs Philipps des II, machte die Unternehmungen verſchiedner Fürſten zunichte, welche ihnen beyſtehen wollten, um ſie zu unterdrücken, und gründete eine Macht, welche, wie man geſehen hat, der ganzen ſpaniſchen Gewalt das Gleichgewicht gehalten hat. Die Verzweifelung, zu welcher ſie die Tyranney brachte, hatte ſie zuerſt bewaffnet: die Freyheit hatte ihren Muth erhoben, und die Prinzen des Hauſes Oranien hatten vortreffliche Soldaten aus ihnen gemacht. Kaum hatten ſie über ihre Herren geſiegt, als ſie eine Art einer Regierung aufrichteten, welche, ſo viel als möglich, die Gleichheit, das natürlichſte Recht der Menſchen, erhält.

Die Annehmlichkeit dieſer Regierung und die Duldung aller Arten des Gottesdienſtes, welche vielleicht anderwärts gefährlich ſeyn würde, hier aber nothwendig war, bevölkerte Holland mit einer Menge von Fremden, beſonders von Wallonen, welche die Inquiſition in ihrem Vaterlande verfolgte, und die aus Sklaven Bürger wurden.

Die herrſchende calviniſche Religion in Holland trug auch zu ſeiner Macht nicht wenig bey. Dieſes damals ſo arme Land würde weder die Pracht der Prälaten haben aushalten, noch die geiſtlichen Orden verſorgen können. Dieſe Gegend, welche Menſchen brauchte, konnte unmöglich diejenigen aufnehmen, welche ſich durch einen Eid verpflichten, das menſchliche Geſchlecht, ſo viel an ihnen iſt, untergehen zu laſſen. England diente zum Beyſpiele, welches um ein Drittheil bevölkerter war, ſeitdem die Diener des Altars die Annehmlichkeiten des Eheſtandes genoſſen, und die Hoffnungen der Familien nicht mehr in die Eheloſigkeit der Klöſter vergraben wurden.

Unterdeſſen da die Holländer dieſe neue Regierung, mit gewaffneter Hand, aufrichteten, unterſtützten ſie es durch die Handlung. Sie giengen in das Innerſte Aſiens, eben dieſe Herren anzufallen, welche ſich damals die Entdeckungen der Portugieſen zu Nutze machten. Sie nahmen ihnen die Inſeln weg, wo die koſtbaren Spezereyen wachſen, welches eben ſo wirkliche Schätze, als die Schätze aus Peru, ſind, und deren Anbauung der Geſundheit eben ſo zuträglich, als die Arbeit in den Bergwerken den Menſchen tödtlich iſt.

Die oſtindiſche Geſellſchaft, welche 1602 errichtet wurde, gewann ſchon im Jahre 1620 drey hundert Procent. Dieſer Gewinſt vermehrte ſich jährlich. Im Kurzen ward dieſe Geſellſchaft von Kaufleuten eine fürchterliche Macht, und baute in der Inſel Java, die Stadt Batavia, die ſchönſte Stadt in Aſien, und der Mittelpunkt der Handlung, in welcher mehr als fünf tauſend Chineſer wohnen, und alle Nationen der Welt zuſammenkommen. Die Geſellſchaft kann daſelbſt dreyßig Kriegsſchiffe, jedes von vierzig Canonen, ausrüſten, und wenigſtens zwanzig tauſend Mann ins Feld ſtellen. Ein bloßer Kaufmann, wenn er Statthalter in dieſer Colonie iſt, erſcheint in der Pracht der größten Könige, ohne daß dieſer aſiatiſche Stolz die haushältriſche Einfalt in Europa verdirbt. Dieſe Handlung und dieſe Haushaltung machten die ſieben Provinzen groß.

Antwerpen, welches ſo lange Zeit geblühet, und die Handlung von Venedig verſchlungen hatte, war nichts mehr, als eine Wüſten. Amſterdam dargegen, der Beſchwerlichkeiten ſeines Hafens ungeachtet, ward das Magazin der Welt. Ganz Holland bereicherte und verſchönerte ſich durch unermeßliche Arbeiten. Das Waſſer des Meers ward durch die gedoppelten Dämme zurück gehalten. Die in allen Städten gegrabenen Canäle wurden mit Steinen ausgeſetzt, die Gaſſen wurden breite ſteinerne Brücken, die mit großen Bäumen gezieret waren. Die mit

Waaren beladenen Barken landeten an den Thüren der Privatperſonen an, und nie werden die Fremden ermüden, die beſondere Vermiſchung zu bewundern, welche durch die Gipfel der Bäume, durch die Dächer der Häuſer, und die Fahnen der Schiffe entſtehet, und auf einmal an einem Orte den Anblick des Meers, der Stadt und des Landes ſchenket.

Dieſer Staat, von einer ganz neuen Beſchaffenheit, war ſeit ſeiner Stiftung ſehr genau an Frankreich verbunden; ſie hatten gleiches Intereſſe und gleiche Feinde. Heinrich der Große und Ludewig der XIII waren ſeine Bundsgenoſſen und Beſchützer geweſen.

Von England.

England, welches weit mächtiger war, verlangte die Oberherrſchaft auf dem Meere, und maßte es ſich an, unter den europäiſchen Mächten ein Gleichgewicht zu erhalten. Doch Carl der I, welcher ſeit 1625 regierte, konnte nichts weniger als die Wucht dieſes Gleichgewichts erhalten, der Zepter entfiel vielmehr unvermerkt ſeinen Händen. Er hatte ſeine Gewalt in England unabhängig von den Geſetzen machen, und in Schottland die Religion verändern wollen. Er war zu halsſtarrig, ſeinen Vorſatz fahren zu laſſen, und zu ſchwach, ihn auszuführen. Er war ein guter Ehemann, ein guter Herr, ein guter Vater, ein ehrlicher Mann; aber ein übelberathener Monarche. Er vermengte ſich in einen bürgerlichen Krieg, der ihn um die Krone und um das Leben brachte, welches er auf einem Schafot, durch eine faſt unerhörte Empörung, verlieren mußte.

Dieſer bürgerliche Krieg, welcher ſich während der Minderjährigkeit Ludewigs des XIV anfing, verhinderte England eine Zeit lang, an den Angelegenheiten ſeiner Nachbarn Theil zu nehmen. Es verlohr ſein Anſehen mit ſeinem Glücke. Sein Handel ward unterbrochen, und die andern Völker glaubten es unter ſeinen Ruinen begraben zu ſeyn, als es auf einmal unter der Herrſchaft des Cromwells fürchterlicher, als jemals, wurde. Dieſer machte es ſich unterwürfig, indem er das Evangelium in der einen, den Degen in der andern Hand, und die Larve der Religion auf dem Geſichte trug; er welcher mit den Eigenſchaften eines großen Königs, alle Laſter eines unrechtmäßigen Beſitzers bedeckte.

Von Rom.

Dieſes Gleichgewicht, welches England unter den Königen, durch ſeine Gewalt, zu erhalten ſich lange geſchmeichelt hatte, ſuchte Rom durch ſeine Staatsklugheit zu behaupten. Italien war damals, wie jetzo, in verſchiedene Oberherrſchaften vertheilet. Die Oberherrſchaft, welche der Papſt beſitzt, iſt groß genug, ihn als einen Fürſten anſehnlich zu machen, viel zu klein aber, ihn fürchterlich zu machen. Die Art der Regierung taugt nicht ſein Land volkreich zu machen, welches übrigens wenig Geld und Handlung hat. Sein geiſtliches Anſehen, allezeit mit ein wenig weltlichem vermiſcht, iſt in der Hälfte der Chriſtenheit vernichtet und verabſcheuet; und wann er in der andern Hälfte als ein Vater angeſehen wird, ſo hat er Kinder, welche ihm manchmal mit Rechte und gutem Fortgange widerſtehen. Der Grundſatz Frankreichs iſt, ihn als eine geheiligte Perſon zu betrachten, die aber oft zu viel unternimmt; der man die Füße küſſen, und die Hände manchmal binden muß. Man ſieht noch in allen katholiſchen Ländern die Spuren der Schritte, welche der römiſche Hof ehemals zur allgemeinen Monarchie gethan hat. Alle katholiſche Prinzen ſchicken dem Pabſte, bey ihrer Huldigung, Geſandtſchaften, welche man Obedientias nennt. Jede Krone hat in Rom einen Kardinal, welcher den Namen eines Protectors annimmt. Der Pabſt giebt allen Biſchöfen ihre Bullen, und drückt ſich darinnen ſo aus, als ob er ihnen dieſe Würde aus eigner Gewalt ertheilte. Alle wäliſche, ſpaniſche, niederländiſche, und auch ſo gar einige franzöſiſche Biſchöfe, nennen ſich Biſchöfe durch Gottes und des heiligen Stuhls Zulaſſung. Es iſt kein Reich, in welchem nicht verſchiedne Beneficia von ſeiner Ernennung abhingen. Er bekommt, als einen Tribut, die Einkünfte des erſten Jahres der conſiſtorial Beneficien.

Die Ordensleute, deren Häupter in Rom ihren Sitz haben, ſind eben ſo viel unmittelbare Unterthanen des Papſts, die in allen Staaten zerſtreuet ſind. Die Gewohnheit, welche alles vermag und die Urſache iſt, daß die Welt eben ſowohl durch Misbräuche als durch Geſetze regiert wird, hat den Fürſten nicht allezeit erlaubt, einer Gefahr gänzlich abzuhelfen, welche dazu mit nützlichen und heiligen Sachen verknüpft iſt. Einem andern als ſeinem Oberherren den Eid ablegen, iſt bey einem Layen ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät; in dem Kloſter iſt es eine gottesdienſtliche Handlung. Die Schwierigkeit zu wiſſen, wie weit man dieſem fremden Oberherren gehorchen müſſe, die Leichtigkeit ſich verführen zu laſſen, das Vergnügen ein natürlich Joch abzuſchütteln, um ſich unter eines zu begeben, das man ſich ſelbſt erwählet hat, der Geiſt des Aufruhrs, das Unglück der Zeiten, haben nur allzu oft ganze geiſtliche Orden verleitet, dem römiſchen Hofe wider ihr Vaterland zu dienen.

Der aufgeklärte Geiſt, welcher ſeit einem Jahrhunderte in Frankreich herrſchet, und ſich faſt in allen Ständen ausgebreitet hat, iſt das ſicherſte Mittel wider dieſen Misbrauch geweſen. Die guten Bücher, welche man über dieſe Materie geſchrieben hat, ſind wahre den Völkern und den Königen erwieſene Dienſte, und eine von den großen Veränderungen, welche ſich, unter dem vierzehnten Ludewig, in unſern Sitten dadurch ereignet hat, iſt die Ueberzeugung, in welcher alle Geiſtliche zu ſeyn anfangen, daß ſie fürs erſte Unterthanen des Königs, und alsdann Diener des Pabſts ſind. Die Gerechtſamkeit, dieſes weſentliche Zeichen der Oberherrſchaft, iſt noch bey dem päbſtlichen Stuhle geblieben. Frankreich ſelbſt, aller Freyheiten der galliſchen Kirche ungeachtet, leidet es noch, daß man ſich in geiſtlichen Fällen, als die letzte Zuflucht, auf den Pabſt beruft.

Wenn man eine Ehe aufheben, wenn man eine nahe Anverwandtinn heirathen, wenn man ſich von ſeinen Gelübden löſen laſſen will, ſo wendet man ſich nach Rom, und nicht an ſeinen Biſchof. In Rom werden die Gnadenbezeugungen geſchätzt, und in Rom kaufen Privatperſonen aus allen Staaten Erlaſſungen, ſie mögen koſten, was ſie koſten.

Dieſe Vorzüge, welche von vielen als eine Folge der größten Misbräuche, und von andern als die Ueberbleibſel der heiligſten Rechte, angeſehen werden, werden mit einer bewundernswürdigen Kunſt erhalten. Rom wendet eben ſo viel Staatsklugheit an, ſein Anſehen zu erhalten, als die römiſche Republik anwendete, die Hälfte der bekannten Welt zu erobern.

Nie hat ein Hof ſich beſſer nach den Menſchen und nach den Zeiten zu richten gewußt. Die Päbſte ſind meiſtens Italiener, welche in den Geſchäfften grau geworden, und ohne Leidenſchaften, welche ſie verblenden könnten. Ihr Rath beſteht aus Kardinälen, die ihnen gleichen, und alle von ebendemſelben Geiſte belebt werden. Aus dieſem Rathe kommen Befehle, welche bis nach China und Amerika gehen; in dieſem Verſtande erſtreckt er ſich über die ganze Welt, und man kann das davon ſagen, was ehemals ein Ausländer von dem römiſchen Senate ſagte: ich habe eine Verſammlung von Königen geſehen. Die meiſten unſrer Schriftſteller haben ſich mit Rechte wider den Stolz dieſes Hofes aufgelegt; ich finde aber keinen unter ihnen, der ihm wegen ſeiner Klugheit habe Recht wiederfahren laſſen. Ich weis nicht, ob eine andere Nation ſo lange Zeit ſo viel ſtets beſtrittene Vorzüge, in Europa, würde erhalten haben. Jeder andre Hof würde ſie vielleicht entweder aus Unbiegſamkeit, oder aus Weichlichkeit, entweder aus Langſamkeit oder aus Heftigkeit verlohren haben. Rom aber, welches faſt ſtets Standhaftigkeit und Biegſamkeit zur rechten Zeit anzuwenden weis, hat alles erhalten, was es menſchlicher Weiſe hat erhalten können. Kriechend ſahe man es unter Carl dem V, ſchrecklich unſerm Könige Heinrich dem III, bald Feind, bald Freund gegen Heinrichen den IV, ſchlau gegen Ludewigen den XIII, und dem XIVten Ludewig zeigte es ſich offenbar entgegen, zu der Zeit, da er am meiſten zu fürchten war. Oft iſt es ein heimlicher Feind ſelbſt der Kaiſer geweſen, welchen es weniger als den türkiſchen Sultanen getrauet hat.

Einige Rechte, viele Anſprüche, und noch mehr Staatsklugheit: Dieſes iſt es alles, was jetzo noch in Rom von der alten Macht übrig iſt, welche ſechs Jahrhunderte vorher das römiſche Reich und ganz Europa der päbſtlichen Krone unterwerfen wollte.

Neapel iſt ein noch fortdaurender Beweis von dem Rechte, welches ſich die Päbſte vormals mit ſo vieler Kunſt und Größe anzumaßen wußten, Königreiche zu machen und zu verſchenken. Allein der König in Spanien, Beſitzer dieſes Staats, ließ dem römiſchen Hofe nichts, als die Ehre und die Gefahr, einen allzu mächtigen Vaſall zu haben.

Von den übrigen Theilen Italiens.

Uebrigens war der päbſtliche Staat in einer glücklichen Ruhe, welche durch nichts war unterbrochen worden, als durch einen kleinen Krieg zwiſchen den Kardinälen Barberini, den Nepoten des Pabſts Urbanus des VIII, und dem Herzoge von Parma; ein Krieg von kurzer

Dauer, und wobey wenig Blut vergoſſen wurde, ſo wie man nun von den neuen Römern erwarten konnte, deren Sitten nothwendig dem Geiſte ihrer Regierung gemäß ſeyn müſſen. Der Kardinal Barberini, der Urheber dieſer Unruhen, zog an der Spitze ſeiner kleinen Armee mit Ablaßbriefen vorher. Die größte Schlacht, welche vorfiel, zwar zwiſchen vier bis fünf hundert Mann auf beyden Seiten. Die Feſtung Pirgaia ergab ſich auf Gnade und Ungnade, als ſie die Artillerie herbeykommen ſahe. Dieſe Artillerie beſtund aus zwo Feldſchlangen. Gleichwohl waren zu Beylegung dieſer Unruhen, welche nicht einmal einen Platz in der Geſchichte verdienen, mehr Unterhandlungen nöthig, als wenn es einen Streit zwiſchen Rom und Karthago betroffen hätte. Man führt dieſe Begebenheit nur deßwegen an, daß man das Genie des heutigen Roms kennen lerne, welches alles mit Unterhandlungen beſchließt, ſo wie das alte Rom alles mit Siegen beſchloß.

Die übrigen Provinzen Italiens waren in ein verſchiedenes Intereſſe verwickelt. Venedig fürchtete ſich vor den Türken und vor dem Kaiſer; kaum konnte es die Staaten in dem feſten Lande wider die Anſprüche Deutſchlands, und wider die Einfälle des Großſultans vertheidigen. Es war nicht mehr das Venedig, welche ehemals das Haupt der Handlung durch die ganze Welt war, und hundert und funfzig Jahre vorher die Eiferſucht ſo vieler Könige erweckt hatte. Seine weiſe Regierung war immer noch ebendieſelbe, ſeine große Handlung aber war zu nichte geworden, und hatte ihr alſo allen Nachdruck entzogen. Venedig [illegible] durch ſeine Lage nicht im Stande überwunden zu werden, und durch ſeine Schwäche nicht im Stande Eroberungen zu machen.

Der Staat von Florenz genoß der Ruhe und des Ueberfluſſes unter der Regierung der Medicis. Die Wiſſenſchaften, die Künſte, die Artigkeit, welche die Medicis hatten wachſen laſſen, blühten noch. Florenz war damals in Italien, was Athen in Griechenland geweſen war.

Savoyen, welches der bürgerliche Krieg und die franzöſiſchen und die ſpaniſchen Truppen verwüſtet hatten, hatte ſich nunmehr gänzlich mit Frankreich verbunden, und trug in Italien das Seine zur Schwächung des öſterreichiſchen Hauſes bey.

Die Schweizer erhielten damals, wie jetzt, ihre Freyheit, ohne daß ſie jemanden zu unterdrücken ſuchten. Sie verkauften ihre Truppen an ihre reichern Nachbarn; ſie waren arm; ſie wußten von den Wiſſenſchaften und den Künſten nichts, welche Gemächlichkeit und Pracht erfanden; aber ſie waren weiſe und glücklich.

Von den nordiſchen Staaten.

Die nordiſchen Völker Europens, Pohlen, Schweden, Dännemark, Moſcau, waren, wie die übrigen Mächte, beſtändig im Mistrauen oder Krieg mit einander. Man ſahe, wie noch jetzo, in Pohlen die Sitten und die Regierung der Gothen und Franken; einen erwählten König; Edelleute, welche an ſeiner Gewalt Theil nahmen; ein ſklaviſches Volk; eine ſchwache Infanterie; eine aus lauter Edelleuten beſtehende Reiterey; keine befeſtigten Städte und faſt gar keine Handlung. Dieſes Volk wurde bald von den Schweden, bald von den Ruſſen, bald von den Türken angefallen. Schweden, welches ſeiner Einrichtung nach noch freyerer iſt, indem es ſogar die Bauren mit unter die Reichsſtände aufnimmt, damals aber ſeinen Königen folgſamer war als Pohlen, war beynahe überall Sieger. Dännemark, welches ehedem Schweden fürchterlich war, war es jetzo niemanden mehr. Moſcau aber lag noch in ſeiner Barbarey.

Von den Türken.

Die Türken waren das nicht, was ſie unter den Selims, den Mahomets und den Solimanns geweſen waren. Die Weichlichkeit verderbte das Serail, ohne die Grauſamkeit daraus zu vertreiben. Die Sultane waren zu gleicher Zeit die unumſchränkteſten, und die wegen ihres Throns und ihres Lebens am wenigſten geſicherten Beherrſcher. Oſman und Ibrahim waren durch den Strick geſtorben. Muſtapha war zweymal abgeſetzt worden. Das durch die Erſchütterungen ſchwankende türkiſche Reich, ward noch dazu von den Perſern angefallen; ſo bald es aber die Perſer zu Athem kommen ließen und die Unruhen in dem Serail zu Ende waren, ward dieſes Reich der Chriſtenheit ſehr ſchrecklich; denn von dem Ausfluſſe des Dniepers an bis an die Staaten von Venedig ſahe man, daß bald Moſcau, bald Ungarn, bald Griechenland, bald die Inſeln, eines nach dem andern, die Beute der türkiſchen Waffen wurden. Seit dem Jahre 1635 ſetzte es unabläßlich den der Chriſtenheit ſo verderblichen Krieg wegen Candia fort. Dieſes waren die Lage, die Stärke und das Intereſſe der vornehmſten europäiſchen Nationen, zur Zeit des Todes Ludewigs des XIII, Königs von Frankreich.

Die Stellung, worinne ſich Frankreich befand.

Frankreich, welches mit Schweden, Holland, Savoyen, Portugall verbunden war, und auch die Wünſche anderer Völker, welche in der Unthätlichkeit geblieben waren, vor ſich hatte, führte gegen das Reich und Spanien einen Krieg, welcher beyde Theile ſchwächte und dem Hauſe Oeſterreich verderblich war. Dieſer Krieg war allen denen gleich, welche ſeit ſo vielen Jahrhunderten zwiſchen den chriſtlichen Potentaten geführt werden: es werden einige Millionen Menſchen aufgeopfert, ganze Provinzen werden verwüſtet, um einige kleine Gränzörter zu erhalten, deren Beſitz niemals ſo viel werth iſt, als was ſie zu erobern gekoſtet haben.

Die Generale Ludewigs des XIII hatten Rußillon weggenommen. Die Catalonier hatten ſich an die Kron Frankreich übergeben, als an die Beſchützerinn ihrer Freyheit, die ſie wider ihre Könige vertheidigten. Doch hatte aller dieſer glückliche Fortgang die Feinde nicht verhindert, im Jahre 1637 Corbie einzunehmen, und bis nach Pontoiſe zu kommen. Die Furcht hatte die Hälfte der Einwohner aus Paris vertrieben, und der Kardinal von Richelieu ward, mitten unter ſeinen weitläuftigen Unternehmungen, die öſterreichiſche Macht zu demüthigen, genöthiget, die Thorwege in Paris zu ſchätzen, daß jeder einen Bedienten zum Kriege hergeben mußte, um die Feinde von den Thoren der Hauptſtadt zurück zu treiben.

Die Franzoſen hatten alſo den Spaniern und Deutſchen nicht wenig Uebel erwieſen, und mußten eben ſo viel wieder ausſtehen.

Die Sitten damaliger Zeit.

Die Kriege hatten berühmte Generale hervorgebracht, einen Guſtav Adolph, einen Wallenſtein, einen Herzog von Weimar, einen Picolomini, einen Johann von Wert, einen Marſchall von Guebriant, die Prinzen von Oranien, den Grafen von Harcourt. Die Staatsminiſter hatten ſich nicht weniger hervorgethan. Der Kanzler Ochſenſtiern, der Graf Ducas Olivarez, vor allen aber der Kardinal von Richelieu hatten die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich gezogen. Es iſt kein Jahrhundert, welches nicht Staatsleute und bekannte Krieger gehabt habe. Die Staatsklugheit und die Waffen ſcheinen unglücklicher Weiſe die zwey Handwerke zu ſeyn, welche den Menſchen am natürlichſten ſind; entweder ſie unterhandeln ſich, oder ſie ſchlagen ſich. Der Glücklichſte wird für den Größten gehalten, und die Welt ſchreibt oft das den Verdienſten zu, woran niemand als das Glück Urſache iſt.

Der Krieg ward nicht ſo geführet, wie wir geſehen haben, daß er zu Zeiten Ludewigs des XIV geführet wurde. Die Armeen waren nicht ſo zahlreich, und ſeit der Belagerung von Metz durch Carl den V hatte ſich kein General an der Spitze von funfzig tauſend Mann geſehen. Man belagerte und vertheidigte die Oerter mit weit weniger Canonen als jetzo. Die Kunſt zu befeſtigen war noch in ihrer Kindheit; die Picken und Doppelhaken waren noch im Gebrauch; man hatte die Vertheidigungswaffen noch nicht ganz abgelegt; es waren noch alte Völkergeſetze übrig, wie zum Exempel das Geſetze, den Krieg durch einen Herold ankündigen zu laſſen. Ludewig der XIII war der letzte, welcher dieſe Gewohnheit beobachtete. Er ſchickte einen Herold nach Brüſſel den Krieg wider Spanien im Jahre 1635 anzukündigen.

Nichts war damals gewöhnlicher, als daß Prieſter Kriegsheere anführten. Der Kardinal Infant, der Kardinal von Savoyen, Richelieu, la Valette, der Erzbiſchof von Bourdeaux, hatten den Harniſch angelegt und den Krieg in eigner Perſon geführt. Die Päbſte drohten dann und wann dieſen kriegeriſchen Prieſtern mit dem Banne. Pabſt Urbanus der VIII, als er gegen Frankreich unwillig war, ließ dem Kardinal de la Valette ſagen, er würde ihn der Kardinalswürde entkleiden, wenn er die Waffen nicht ablegte; doch kaum hatte er ſich wieder mit Frankreich vereinet, als er ihn mit Segen überſchüttete.

Die Abgeſandten, welche eben ſo wenig Diener des Friedens als die Geiſtlichen waren, machten keine Schwierigkeit unter den Armeen der Bundsgenoſſen, bey welchen ſie gebraucht wurden, Dienſte zu thun. Der franzöſiſche Abgeſandte in Holland, Charnace, führte im Jahre 1637 daſelbſt ein Regiment an, und nach der Zeit war ſo gar der Geſandte von Eſtrade Oberſter in ihren Dienſten.

Frankreich hatte in allen nicht mehr als ungefähr achtzig tauſend Mann wirklich auf den Beinen. Das Seeweſen, welches ſeit Jahrhunderten ganz entkräftet lag, von dem Kardinal von Richelieu aber in etwas wieder hergeſtellt war, ward unter dem Mazarin zu Grunde gerichtet. Ludewig der XIII hatte nicht mehr als ungefähr dreyßig Millionen wirklicher Einkünfte; das Silber aber war die Mark zu sechs und zwanzig Livers, ſo daß dieſe dreyßig Millionen auf die ſieben und funfzig Millionen jetziger Zeit ausmachen, da man den willkürlichen Werth einer Mark Silbers bis auf neun und vierzig eingebildeter Livers geſteigert hat, ein ſo ausſchweifender angenommener Werth, daß er unmöglich, wenn man der Gerechtigkeit und dem gemeinen Beſten gemäß verfahren will, mehr erhöht werden kann.

Die heut zu Tage überall ausgebreitete Handlung war damals in ſehr weniger Händen. Die Policey des Reichs ward gänzlich verabſäumet; ein ſicherer Beweis einer unglücklichen Verwaltung. Der Kardinal von Richelieu, welcher mit ſeiner eignen Größe, die er mit der Größe des Staats verknüpfte, beſchäfftiget war, hatte angefangen Frankreich von außen fürchterlich zu machen, ohne daß er es von innen blühender hatte machen können. Die Landſtraßen wurden weder ausgebeſſert noch beobachtet, die Räuber machten ſie unſicher; ſelbſt die Gaſſen in Paris waren enge, übel gepflaſtert, voller ekeln Unbequemlichkeiten und mit Spitzbuben angefüllt. Aus den Regiſtern des Parlements ſieht man, daß die ganze Wache in der Stadt ungefähr aus fünf und vierzig Leuten beſtand, welche übel bezahlt wurden, und nicht einmal dienten.

Seit dem Tode des zweyten Franciſcus, war Frankreich beſtändig entweder durch bürgerliche Kriege verheert oder durch Rotten beunruhiget. Niemals hatte man das Joch ruhig und willig getragen. Die Vornehmen waren in Verſchwörungen erzogen worden, und dieſe machten die Kunſt des Hofes aus, ſo wie ſie ſich hernach in die Kunſt dem Könige zu gefallen, verwandelte.

Dieſer Geiſt der Uneinigkeiten und Rotten war von dem Hofe bis in die kleinſten Städte gedrungen, und hatte alle Stände des Reichs eingenommen. Man ſtritt ſich über alles, weil nichts feſtgeſetzt war; ſo gar die Kirchſpiele in Paris wurden handgemenge. Die Proceßionen ſchlugen ſich mit einander zu Ehren ihrer Baniere. Man ſahe nicht ſelten die Canonici U. L. Fr. mit den Canonicis der heiligen Kapelle im Streit. Das Parlement und die Rechnungskammer prügelten ſich in der Kirche wegen der Oberſtelle, an dem Tage, den Ludewig der XIII dem Schutze der heiligen Jungfer übergab.

Beynahe alle Stände des Reichs waren bewaffnet, beynahe alle Privatperſonen wurden von der Wuth des Zweykampfes getrieben. Dieſe gothiſche Barbarey, welche vorher von den Königen ſelbſt war gebilliget worden, und nun der Charakter der Nation geworden war, trug eben ſo viel zu der Entvölkerung des Landes bey, als die innerlichen und auswärtigen Kriege. Man übertreibt nichts, wenn man ſaget, daß in zwanzig Jahren, wovon zehne der Krieg beunruhigte, mehr Franzoſen von der Hand der Franzoſen, als von der Hand der Feinde umkamen.

Man wird hier nichts von der Art gedenken, wie die Künſte und Wiſſenſchaften getrieben wurden; denn dieſen Theil der Geſchichte unſrer Sitten wird man an ſeinem Orte finden. Nur dieſes muß man hier anmerken, daß die franzöſiſchen Nationen in die Unwiſſenheit verſunken war, ohne ſo gar diejenigen auszunehmen, welche nicht von dem Pöbel entſproſſen zu ſeyn glaubten.

Man befragte die Sterndeuter, und glaubte ihnen. Alle Geſchichtbücher dieſer Zeiten, von der Hiſtorie des Thuanus anzufangen, ſind mit Vorherverkündigungen angefüllt. Der ernſthafte Herzog von Sully erzählt diejenigen in allem Ernſte, welche dem vierten Heinrich geſchahen. Dieſe Leichtgläubigkeit, der untrüglichſte Beweis der Unwiſſenheit, war ſo durchgängig angenommen, daß man einen Sterndeuter neben dem Zimmer der Königinn Anna von Oeſterreich, in dem Augenblicke der Geburt Ludewigs des XIV, verborgen hielt.

Was man kaum glauben wird, und was gleichwohl ein zeitverwandter Schriftſteller, welcher ſehr wohl davon unterrichtet ſeyn konnte, erzählet, iſt, daß Ludewig der XIII, von ſeiner Kindheit an, den Beynamen des Gerechten führte, weil er unter dem Zeichen der Waage gebohren war.

Eben die Schwachheit, welche den närriſchen Aberglauben der Sterndeuterey in Schwang brachte, verurſachte auch, daß man die Beſitzungen und Zaubereyen glaubte. Man machte ein Stück der Religion daraus, und man ſahe überall Prieſter, welche die Geiſter beſchworen. Die Gerichte, welche mit Perſonen beſetzt waren, die erleuchteter hätten ſeyn ſollen, waren mit nichts als mit Hexenproceſſen beſchäfftigt. Man wird nie aufhören dem Andenken des Kardinals von Richelieu den Tod des berüchtigten Predigers zu Loudun, Urbans Grandier, welcher als ein Zauberer durch eine Commiſſion des Staatsraths zum Feuer verdammt wurde, vorzuwerfen. Man muß ſich ärgern, daß das Miniſterium und die Richter die Schwachheit, an die Teufel zu Loudun zu glauben, und die Grauſamkeit gehabt haben, einen Unſchuldigen der Flamme aufzuopfern. Die letzte Nachwelt wird noch mit Erſtaunen daran gedenken, daß die Marſchallin von Ancre auf dem öffentlichen Gerichtsplatze, als eine Hexe verbrannt worden, daß der Rath Courtin, dieſes unglückliche Frauenzimmer bey dem Verhöre gefragt, welcher Zauberey ſie ſich bedient habe, den Geiſt der Medicis nach ihrem Willen zu lenken; daß ihm die Marſchallin geantwortet: Ich habe mich der Gewalt bedient, welche ſtarke Geiſter über ſchwache Geiſter haben; und daß endlich dieſe Antwort ihr Todesurtheil beſchleuniget.

In einer Abſchrift einiger Regiſter des Chatelets findet man noch einen Proceß von 1601, wegen eines Pferdes, welches ſein unermüdeter Herr, ungefähr ſo abgerichtet hatte, wie man jetzt dergleichen auf den Jahrmärkten ſieht. Man wollte den Herrn mit ſamt dem Pferde, als Hexenmeiſter, verbrennen.

Dieſes mag genug ſeyn, die Sitten und den Geiſt des Jahrhunderts, welches vor dem Jahrhunderte Ludewigs des XIV vorhergieng, überhaupt zu erkennen zu geben.

Dieſer Mangel der Einſichten, welcher allen Ständen gemein war, unterhielt bey den ehrlichſten Leuten abergläubiſche Gebräuche, welche die Religion ſchändeten. Die Calviniſten verwechſelten mit dem vernünftigen Gottesdienſte der Katholiken, die Misbräuche dieſes Gottesdienſtes, und wurden dadurch in dem Haſſe gegen unſere Kirche immer mehr und mehr befeſtigt. Sie ſetzten dem Aberglauben des Pöbels, welcher oft voller Ausſchweifungen der Unmäßigkeit war, ein bittre Härte und wilde Sitten entgegen, welches der Charakter faſt von allen Kirchenverbeßrern iſt. Frankreich ward alſo durch den Geiſt der Parteylichkeit auf das ſchändlichſte zerriſſen; und der geſellſchaftliche Geiſt, welcher dieſes Volk jetzo ſo berühmt und liebenswürdig macht, war gänzlich unbekannt. Da ſahe man keine Häuſer, wo ſich Leute von Verdienſten verſammelten, ihre Einſichten einander mitzutheilen; keine Akademien; keine Schauplätze. Kurz, Sitten, Geſetze, Künſte, Wiſſenſchaften, Religion, Friede und Krieg hatten nichts von dem, was man in dem Jahrhunderte ſahe, welches wir das Jahrhundert Ludewigs des XIV nennen.

Zweites Hauptſtück.

Ludewigs des XIV Minderjährigkeit.

Siege der Franzoſen unter dem groſsen Conde, damaligen Herzog von Enguien.

Der Kardinal von Richelieu und Ludewig der XIII waren geſtorben; der eine wurde bewundert und gehaßt, der andere war ſchon vergeſſen. Sie hatten den Franzoſen, welche damals ſehr unruhig waren, Abſcheu gegen das Miniſterium, und wenig Ehrfurcht für den Thron hinterlaſſen. Ludewig der XIII richtete in ſeinem Teſtamente einen Rath auf, welcher die Regierung verwalten ſollte. Dieſer Monarche, welchem man bey ſeinem Leben wenig gefolget hatte, ſchmeichelte ſich, daß es nach ſeinem Tode eher geſchehen würde, das erſte aber, was ſeine Wittwe Anna von Oeſterreich that, war dieſes, daß ſie durch einen Schluß des Parlements zu Paris den letzten Willen ihres Mannes für nichtig erklären ließ. Das Parlement war ſchon ſeit langer Zeit dem Hofe entgegen, und hatte unter Ludewigen kaum die Freyheit behalten Gegenvorſtellungen thun zu dürfen; es hob alſo das Teſtament ſeines Königs mit eben der Leichtigkeit auf, mit welcher es etwa eine Streitſache zwiſchen gemeinen Bürgern würde entſchieden haben. Anna von Oeſterreich wendete ſich an dieſe Verſammlung, um eine uneingeſchränkte Regierung zu erhalten; weil ſich Maria von Medicis nach dem Tode Heinrichs des IV gleichfalls dieſes Tribunals bedient hatte, und ihr alſo hierinne vorgegangen war; und weil jeder andere Weg ungewiß und langweilig würde geweſen ſeyn, das von den Wachen umringte Parlement aber ihrem Willen nicht widerſtehen konnte, und ein Schluß, welchen das Parlement und die Pairs ergehen ließen, das unwiderſprechlichſte Recht feſtzuſetzen ſchien*.

---

* Riencourt in ſeiner Hiſtorie Ludewigs des XIV iſt ſo unverſtändig, daß er vorgiebt, das Teſtament Ludewigs des XIII ſey durch das Parlement beſtätiget worden. Was dieſen Schriftſteller mag irre gemacht haben, iſt dieſes, daß Ludewig der XIII die Königinn in der That zur Regentin erkläret hatte, und dieſes wurde beſtätiget: er hatte aber ihr Anſehen eingeſchränkt, und dieſes wurde umgeſtoßen.

Die Gewohnheit, welche den Müttern der Könige die Verwaltung der Regierung zugeſteht, ſchien den Franzoſen damals eben ſowohl ein Grundgeſetz, als dasjenige, welches die Weibesperſonen von der Krone ausſchließt. Das Parlement von Paris, welches nunmehr ſchon zweymal dieſen Punkt entſchieden hatte, und einzig und allein dieſes Recht der Mütter durch ſeine Schlüſſe feſtgeſtellet hatte, ſchien die Verwaltung der Regierung eigenmächtig ertheilt zu haben. Es ſahe ſich, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, als den Vormund der Könige an, und jeder Parlementsrath glaubte ein Theil der Oberherrſchaft zu ſeyn.

Anna von Oeſterreich war anfangs genöthigt den Krieg wider den König von Spanien, den IVten Philipp, ihren Bruder, welchen ſie liebte, fortzuſetzen. Es iſt ſchwer eigentlich zu ſagen, warum man dieſen Krieg führte. Man verlangte nichts von Spanien, auch nicht einmal Navarra, welches doch das väterliche Erbtheil der Könige von Frankreich hätte ſeyn ſollen. Man ſchlug ſich ſeit 1635 herum, weil es der Kardinal von Richelieu ſo haben wollte. Frankreich und Schweden griffen auch den Kaiſer an; die Stärke des Krieges aber war um dieſe Zeit auf der Seite von Flandern. Die ſpaniſchen Truppen rückten aus dem Hennegauiſchen, an die 26000 Mann ſtark, unter der Anführung eines alten verſuchten Generals, mit Namen Don Franciſco de Melos. Sie verwüſteten die Gränzen von Champagne; ſie fielen Rocroy an, und hofften gar bald bis vor die Thore von Paris zu dringen, wie ſie es acht Jahr vorher gethan hatten. Der Tod Ludewigs des XIII, die Ohnmacht einer Minderjährigkeit machten ihre Hoffnung noch ſtärker, und als ſie ſahen, daß man ihnen nichts als eine Armee entgegenſtellte, welche an Anzahl viel geringer war, und von einem Jünglinge von 21 Jahren angeführet wurde, ſo verwandelte ſich ihre Hoffnung in Sicherheit.

Dieſer unerfahrne Jüngling, welchen ſie ſo verachteten, war Ludewig von Bourbon, damaliger Herzog von Enghien, welcher hernach unter dem Namen des großen Conde bekannt ward. Die meiſten großen Feldherren ſind es ſtufenweiſe geworden. Dieſer Prinz war als General gebohren; die Kriegskunſt ſchien bey ihm ein natürlicher Trieb zu ſeyn; und in ganz Europa war nur er, und der ſchwediſche Torſtenſon, welche im zwanzigſten Jahre den Geiſt hatten, der alle Erfahrung entbehren kann.

Der Herzog von Enghien hatte mit der Nachricht von dem Tode Ludewigs des XIII den Befehl erhalten, keine Schlacht zu wagen. Der Marſchall von Hopital, welcher ihm zum Rathgeber und Führer beygegeben war, unterſtützte dieſe furchtſamen Befehle durch ſeine Vorſichtigkeit. Der Prinz glaubte weder dem Hofe noch dem Marſchalle; er vertraute ſein Vorhaben niemanden als dem Feldmarſchall Gaſſion, ein Mann, welcher es werth war, von ihm zu Rathe gezogen zu werden, und beyde zwungen den Marſchall, daß er die Schlacht ſelbſt für nöthig erkennen mußte.

Man hat angemerkt, daß der Prinz die Nacht vor dem Treffen, nachdem er den Abend zuvor alles in Ordnung gebracht hatte, ſo feſt geſchlafen, daß man ihn, als es Zeit zum Angriffe war, aufwecken mußte. Man erzählet eben dieſes von dem Alexander. Es iſt natürlich, daß ein junger Menſch, von den Anordnungen, welche ein ſo wichtiger Tag erfordert, entkräftet, in einen tiefen Schlaf verfällt; und eben ſo natürlich iſt es, daß ein zum Kriege gebohrner Geiſt alles, ohne ſich zu beunruhigen, verrichtet, und alſo geſetzt genug bleibt, ungeſtört zu ſchlafen. Der Prinz gewann die Schlacht durch ſich ſelbſt, durch ſeinen Blick, welcher die Gefahr und die Mittel dagegen zugleich ſahe, durch ſeine Thätigkeit, welche von aller Verwirrung frey war, und ihn an alle Orte zu rechter Zeit brachte. Er war es, welcher mit der Reiterey das bisher unüberwindliche ſpaniſche Fußvolk angriff, welches ſo ſtark und gedrungen war, als nur immer der berühmte alte Phalanx geweſen iſt, und ſich mit einer Geſchwindigkeit, welche der Phalanx nicht hatte, eröffnete, das Feuer von 18 Canonen durchzulaſſen, welche es mitten in ſich ſchloß. Der Prinz umringte ſie, und griff ſie dreymal an. Kaum war er Sieger, als er das Niedermetzeln aufhören ließ. Die ſpaniſchen Offiziere warfen ſich zu ſeinen Füßen, um bey ihm eine Zuflucht gegen die Wuth des ſiegenden Soldatens zu finden. Der Herzog von Enghien wandte eben ſo viel Sorgfalt an ſie zu ſchonen, als er ſie zu überwinden angewendet hatte.

Der alte Graf Fuentes, welcher das ſpaniſche Fußvolk anführte, ſtarb, von unzähligen Hieben verwundet. Conde, als er es erfuhr, ſagte: er wünſchte wie er geſtorben zu ſeyn, wenn er nicht geſiegt hätte.

Die Hochachtung, welche man noch in Europa für die ſpaniſchen Waffen hatte, fiel nunmehr gänzlich, und man fing an die franzöſiſchen

Waffen zu ſchätzen, welche, ſeit hundert Jahren, keine ſo merkwürdige Schlacht gewonnen hatten; denn der blutige Sieg bey Marignano, welchen Franciſcus der erſte mehr ſtreitig machte als gewann, war eben ſowohl ein Werk der deutſchen ſchwarzen Banden, als der franzöſiſchen Truppen.

Die Schlachten bey Pavia und S. Quentin waren noch dem Ruhme Frankreichs ſehr nachtheilige Zeitpunkte. Heinrich der IV hatte das Unglück gehabt, nur über ſein eigen Volk anſehnliche Vortheile davon zu tragen. Unter dem XIIIten Ludewig hatte der Marſchall von Guebriant einigen glücklichen Fortgang gehabt, welchem aber immer anderweitige Verluſte das Gleichgewicht hielten. Große Schlachten, welche die Staaten erſchüttern, und auf ewig in dem Gedächtniſſe der Menſchen bleiben, hatte zu dieſer Zeit niemand als Guſtav Adolph geliefert.

Dieſe Schlacht bei Rocroy ward der Zeitpunkt, bey welchem ſich der Ruhm Frankreichs wie der Ruhm des Prinzen von Conde anfing. Er wußte zu ſiegen, und ſich des Sieges zu bedienen. Seine Briefe, die er an den Hof ſchrieb, machten, daß man die Belagerung von Diedenhofen beſchloß, welche der Kardinal von Richelieu noch nicht hatte wagen wollen, und als ſeine Curiers wieder zurückkamen, ſo fanden ſie ſchon alles zu dieſem Unternehmen in Bereitſchaft.

Der Prinz von Conde gieng mitten durch das feindliche Land, betrog die Wachſamkeit des General Beck, und nahm endlich Diedenhofen ein*. Von hier eilte er zu der Belagerung von Sirke, und machte ſich davon Meiſter. Er zwang die Deutſchen wieder über den Rhein zurück zu gehen, gieng hernach ſelbſt darüber, und erſetzte den Verluſt und die Niederlage, welche die Franzoſen in dieſer Gegend nach dem Tode des Marſchalls von Guebriant erlitten hatten. Er fand Freyburg ſchon eingenommen und den General Mercy mit einer Armee vor ihren Mauren, welche der ſeinigen weit überlegen war. Conde hatte zweene Marſchalle von Frankreich unter ſich, den Marſchall von Gramont nämlich, und den Vicomte von Turenne, welcher damals ſchon für einer der geſchickteſten Feldherren ſeiner Zeit gehalten, und ſo gar mit dem Marſchall von Guebriant verglichen wurde.

---

* Den 8 August 1643

Mit dieſen griff er das Lager des Generals Mercy an, welches an zwo Anhöhen verſchanzt lag*. Das Treffen fing ſich dreymal an drey verſchiedenen Tagen an. Man ſagt, der Herzog von Enghien habe ſeinen Commandoſtab in die feindlichen Verſchanzungen geworfen, ihn mit dem Degen in der Fauſt an der Spitze des Regiments von Conty wieder zu holen. Solche kühne Handlungen waren vielleicht nothwendig, um die Truppen zu ſo gefährlichen Angriffen zu führen. Dieſe Schlacht bey Freyburg, welche blutiger als entſcheidend war, ward für den zweyten Sieg dieſes Prinzen gerechnet. Mercy brach den vierten Tag hernach mit ſeinem Lager auf. Die Uebergabe von Philippsburg und Maynz war der Beweis und die Frucht des Sieges.

Das folgende Jahr lieferte er die Schlacht bey Allerheim in der Ebene von Nördlingen**. Gramont und Turenne commandirten damals noch unter ihm. Mercy und Glene waren an der Spitze der feindlichen Armee. Der Sieg der Franzoſen war vollſtändiger und nicht weniger blutig, als bei Freyburg. Der Marſchall von Gramont ward zum Kriegsgefangenen gemacht; Mercy aber blieb, und Glene ward auch gefangen. Jener, welcher unter die größten Feldherren gerechnet zu werden verdienet, ward auf dem Schlachtfelde begraben, und man ſetzte auf ſein Grabmaal die lateiniſche Ueberſchrift: Sta, Viator, Heroem calcas. Stehe ſtille, Wanderer! du trittſt einen Helden mit Füßen.

Der Prinz belagerte*** hierauf, im Angeſichte der ſpaniſchen Armee, Dünkirchen, und er war der erſte, welcher dieſen Platz an Frankreich brachte.

So viel Fortgang und ſo viel Verdienſte, welche ihm mehr Verdacht als Belohnung bey Hofe zuwege brachten, machten ihn dem Miniſterio eben ſo fürchterlich, als den Feinden. Man nahm ihn von dem Schauplatze ſeiner Siege und ſeines Ruhmes, und ſchickte ihn nach Catalonien mit übel bezahlten Truppen; wo er Lerida belagerte, und genöthiget ward, die Belagerung aufzuheben. Man giebt ihm in verſchiedenen Büchern eine Großthuerey ſchuld, weil er die Laufgraben unter dem Klange der Geigen eröffnen ließ†; und man weiß nicht, daß dieſes der Gebrauch damals in Spanien war.

---

* Den 31 Auguſt 1644.

** Den 3 Auguſt 1645.

*** Den 7 October 1646.

† Im Jahre 1647.

Das umſchlagende Glück nöthigte den Hof gar bald, ihn wieder nach Flandern zurück zu rufen. Der Erzherzog Leopold, der Bruder des Kaiſers, belagerte Lens in der Grafſchaft Artois. Als Conde ſeinen Truppen wieder gegeben war, welche beſtändig unter ihm geſieget hatten, ſo führte er ſie gerade auf den Erzherzog -los. Dieſes war das dritte mal, daß er, mit weniger Mannſchaft als der Feind, ſchlug. Er ſagte zu ſeinen Soldaten nichts als dieſe Worte: Freunde, gedenkt an Rocroy, an Freyburg und an Nördlingen. Dieſe Schlacht bey Lens machte ſeinen Ruhm vollkommen.

Er löſte ſelbſt den Marſchall von Gramont aus, indem er den General Beck gefangen nahm. Kaum daß der Erzherzog mit dem Grafen Fuenſaldagne davon kam[*]. Die Kaiſerlichen und die Spanier, aus welchen dieſe Armee beſtand, wurden zerſtreuet; ſie verloren mehr als hundert Fahnen, und dreyhundert und acht Kanonen; welches damals was ſehr anſehnliches war. Man machte fünf tauſend von ihnen zu Gefangenen, drey tauſend tödtete man, und der Reſt gieng durch, ſo, daß der Erzherzog gänzlich ohne Armee blieb.

Indeſſen, daß Prinz von Conde[**] die Jahre ſeiner Jugend nach Siegen zählte, und der Bruder Ludwigs des XIII, der Herzog von Orleans, die Ehre eines Sohnes Heinrichs des IVten, und die Ehre Frankreichs, durch die Einnahmen der Feſtungen Grevelingen, Courtray und Mardyck, vertheidigte[***]; hatte der Vicomte von Turenne Landau eingenommen, die Spanier aus Trier verjagt, und den Churfürſten wieder eingeſetzet[†].

Er gewann mit den Schweden die Schlachten bey Lauingen, und Sommershauſen, und zwang den Churfürſt von Bayern, beynahe im 80ten Jahre ſeines Alters, aus ſeinen Staaten zu weichen[††].

Der Graf von Harcourt nahm Bologne ein[†††], und ſchlug die Spanier. In Italien verloren ſie Portolongone.

---

[*] Den 20 Auguſt 1648.

[**] Sein Vater ſtarb 1646.

[***] Im Monat Julius 1644.

[†] Im November 1644.

[††] Im November 1647.

[†††] Im Jahre 1645.

Zwanzig franzöſiſche Schiffe und zwanzig Galeeren, in welchen beynahe die ganze Seemacht beſtand, wie ſie Richelieu dem Reiche wieder hergeſtellet hatte, ſchlugen die ſpaniſche Flotte an den Küſten Italiens[*].

Dieſes war noch nicht alles. Die franzöſiſchen Waffen hatten dem Herzoge, Carl dem IVten, Lothringen weggenommen. Dieſer Herzog war ein tapferer Soldat, aber unbeſtändig, unvorſichtig und unglücklich, welcher ſich mit einmal von Frankreich ſeiner Länder beraubet, und von den Spaniern als ein Gefangener zurück behalten ſahe.

Die franzöſiſchen Bundsgenoſſen beſtürmten die öſterreichiſche Macht gegen Mittag und gegen Mitternacht.

Der portugieſiſche General, der Herzog von Albuquerque, gewann gegen die Spanier die Schlacht bey Badajoz[**].

Torſtenſon ſchlug die Kaiſerlichen bey Tabor, und trug einen völligen Sieg davon[***].

Der Prinz von Oranien, welcher an der Spitze der Holländer war, drang bis in das Brabantiſche.

Der König von Spanien, welcher auf allen Seiten geſchlagen wurde, ſah Roußillon und Catalonien in den Händen der Franzoſen[***] Neapel hatte wider ihn einen Aufſtand erreget, und ſich an den Herzog von Guiſe ergeben, dem letzten Prinzen von dieſem Aſte des an berühmten und gefährlichen Männern ſo fruchtbaren Hauſes. Dieſer, welchen man für nichts als für einen Tollkühnen, welcher auf Abentheuer ausgieng, anſah, weil er nicht glücklich war, hatte wenigſtens die Ehre gehabt, ganz allein in einer Barke, mitten unter der ſpaniſchen Flotte, anzulanden, und Neapel einzig durch ſeine Tapferkeit ohne andern Beyſtand zu vertheidigen.

Bey ſo vielem Unglücke, welches auf das öſterreichiſche Haus ſtürmte, bey ſo gehäuften Siegen der Franzoſen, welche von dem glücklichen Fortgange ihrer Bundesgenoſſen unterſtützt wurden, hätte man glauben ſollen, daß Wien und Madrid alle Augenblicke ihre Thore eröffnen würden, weil der Kaiſer und der König von Spanien beynahe ohne Länder waren. Gleichwohl brachten fünf Jahre voller Ruhm, welcher mit ſehr wenig Widerwärtigkeiten untermengt geweſen war, ſehr wenig weſentliche Vortheile zuwege. Viel Blut war vergoſſen worden, Veränderungen aber erfolgten nicht. Wenn ja eine zu befürchten war, ſo war es auf Seiten Frankreichs, welches mitten unter ſeinem anſcheinenden Glücke dem Untergange nahe war.

---

[*] Im Jahre 1646.

[**] Im Monat May 1644.

[***] Im März 1645.

Drittes Hauptſtück.

Bürgerliche Kriege.

Die Königinn Anna von Oeſterreich, als unumſchränkte Regentinn, hatte den Kardinal Mazarin zum Herrn von Frankreich und zu dem ihrigen gemacht. Er hatte diejenige Herrſchaft über ſie, welche ein geſchickter Mann über eine Frau haben mußte, welche mit genugſamer Schwachheit, ſich regieren zu laſſen, und mit hinlänglicher Standhaftigkeit, auf ihrer Wahl zu beſtehen, gebohren war.

Ob dieſe Königinn durch ihr Herz oder durch ihre Staatsklugheit zu dieſer Wahl gebracht worden, dieſes hat man niemals erfahren können, und auch die Scharfſichtigſten werden ſich umſonſt bemühen, es zu ergründen. Mazarin bediente ſich Anfangs ſeiner Gewalt ſehr mäßig. Man müßte lange Zeit mit einem Miniſter gelebet haben, wenn man beſtimmen wollte, welchen Grad der Schwachheit oder Stärke ſein Geiſt gehabt habe, und wie weit ſeine Klugheit oder ſeine Betrügerey gegangen ſey. Ohne alſo errathen zu wollen, was Mazarin war, wollen wir bloß ſagen, was er gethan hat. Er beſtrebte ſich im Anfange ſeiner Größe eben ſo viel Einfalt ſehen zu laſſen, als Richelieu Hoheit gezeiget hatte. Er nahm keine Wachen an, er zog mit keiner königl. Pracht einher, und hatte zuerſt ein ſehr mäßiges Gefolge. Er brachte aller Orten Redſeligkeit, ja ſogar Weichlichkeit an, wo ſein Vorfahrer nichts als unbeweglichen Stolz an Tag geleget hatte. Die Königinn wollte ihre Regentſchaft und ihre Perſon dem Hofe und dem Volke beliebt machen, und es gelang ihr. Gaſton, Herzog von Orleans, und Bruder Ludwigs des XIII, nebſt dem Prinzen von Conde unterſtützten ihre Gewalt, und ihre Eiferſucht gieng auf nichts, als dem Staate zu dienen.

Es waren Auflagen nöthig, den Krieg wider Spanien und das Reich fortzuſetzen. Man ordnete einige an, welche in der That, wenn man ſie mit dem vergleicht, was wir hernach haben bezahlen müſſen, ſehr mäßig waren, für die Bedürfniſſe der Monarchie aber auch nirgends zureichen wollten.

Das Parlement*, welches im Beſitze war, die Ausſchreibungen dieſer Auflagen zu bekräftigen, ſetzte ſich dem Edicte des Tarifs heftig entgegen, und erlangte durch die Widerſprüche, womit es das Miniſterium ermüdete, das Vertrauen des Volkes.

Endlich brachten zwölf neugemachte Requetenmeiſterſtellen, und ungefähr 80000 Thaler, welche den Obercollegiis zurück behalten wurden, alle Gerichtsperſonen, und mit den Gerichtsperſonen ganz Paris auf. Was heut zu Tage kaum den Stoff zu einer Zeitung geben würde, erregte damals einen bürgerlichen Krieg.

Brouſſel, einer von den Räthen der Oberkammer, ein Menſch ohne die geringſte Fähigkeit, und welcher keine andern Verdienſte hatte, als beſtändig der erſte zu ſeyn, ſeine Meynung wider den Hof zu ſagen, wurde in Verhaft genommen, und ſeine in Verhaftnehmung fiel dem Volke ſchmerzlicher, als ihm der Tod eines guten Königs jemals gefallen war. Man ſah die Barricaden der Ligue erneuern, und das Feuer des Aufruhrs brach in einem Augenblick aus, und ſchien ſchwer zu löſchen. Die Hand des Coadjutors, des nachmaligen Kardinals von Retz war es, welcher es vermehrte. Dieſes iſt der erſte Biſchof, welcher einen bürgerlichen Krieg angeſponnen, ohne die Religion zum Vorwande zu brauchen. Dieſer beſondere Mann hat ſich in ſeinen Denkwürdigkeiten ſelbſt geſchildert, welche mit einer Art von Prahlerey, mit einem ungeſtümen Geiſte, und mit einer Ungleichheit geſchrieben ſind, welche das wahre Bild ſeiner Aufführung ausmachen. Er war ein Mann, welcher in dem Schooße der Unmäßigkeit, und ganz ohnmächtig noch von den Folgen, welche ſie nach ſich zieht, dem Volke predigte, und von ihm faſt angebethet wurde. Er athmete nichts als Meuterey und Aufruhr: ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre war er die Seele einer Verſchwörung wider das Leben des Richelieu geweſen; er war der Urheber der Barricaden, er verwickelte das Parlement in Parteyen, und das Volk in Aufruhre. Was das Wunderbarſte daben ſcheint, iſt dieſes, daß das von ihm dahin geriſſene Parlement ſich wider den Hof erhub, noch ehe es von einem Prinzen unterſtützet wurde.

---

* Im Jahre 1647.

Dieſe Verſammlung war ſchon ſeit langer Zeit von dem Hofe und dem Volke mit ſehr verſchiedenen Augen angeſehen worden. Wenn man der Stimme der ſämtlichen Miniſters bey Hofe glaubte, ſo war das Parlement zu Paris nichts als ein Gerichte, welches die Streitigkeiten der Bürger ſchlichten ſolle, und welches dieſe Macht einzig durch den Willen der Könige habe; es habe über die übrigen Parlemente des Reichs keinen andern Vorzug, als den Vorzug des Alters, und der ſich am weiteſten erſtreckenden Gerichtsbarkeit; es ſey die Verſammlung der Pairs aus keiner andern Urſache, als weil der Hof in Paris ſeinen Sitz habe; es habe kein größer Recht Vorſtellungen zu machen, als andere Parlementer, und dieſes Recht ſey noch dazu eine bloße Gnade; es ſey zwar auf die Parlemente gefolget, welche ehedem die franzöſiſche Nation vorgeſtellet, es habe aber von dieſen alten Verſammlungen nichts als den Namen: Der unwiderſprechlichſte Beweis davon ſey, daß die Landſtände an die Stelle dieſer Nationalverſammlungen gekommen wären, und daß alſo das Parlement von Paris den von unſern erſten Königen gehaltenen Parlementern nicht mehr gleiche, als etwa ein Conſul von Smyrna oder Aleppo einem römiſchen Conſul.

Dieſe einzige Irrung im Namen war der Vorwand der hochmüthigen Erkühnungen einer Verſammlung von Rechtsgelehrten, welche alle, weil ſie ihre Stellen bezahlt hatten, an der Stelle der Ueberwinder von Gallien und der Lehnsherren der Krone zu ſeyn glaubten. Das Parlement hatte zu allen Zeiten die Macht gemisbrauchet, welche ſich ein Obergerichte, das beſtändig in der Hauptſtadt bleibt, nothwendiger Weiſe anmaßet. Es hatte ſich erkühnt, einen Schluß wider Carln den VII abzufaſſen, und ihn aus dem Reiche zu verbannen: es hatte einen Criminalproceß wider Heinrichen den III angefangen: es hatte beſtändig den Monarchen, ſo viel wie möglich, Widerſtand gethan; und während dieſer Minderjährigkeit Ludewigs des XIV, unter der ſanfteſten Regierung und unter der allerhuldreichſten Königinn, wollte es einen bürgerlichen Krieg wider ſein Haupt, nach dem Exempel des engliſchen Parlements, führen, welches damals ſeinen König gefangen hielt, und ihm den Kopf abſchlagen ließ. Dieſes waren die Reden und die Gedanken des Cabinets.

Die Bürger in Paris aber, und alle, welche von den Gerichtsperſonen abhingen, ſahen in dem Parlemente eine erhabene Verſammlung, welche mit einer verehrungswürdigen Lauterkeit das Recht ſprach, welche nichts als das Wohl des Staats, und zwar mit Hintanſetzung ſeines Glückes, liebte, welche ihren Ehrgeiz darauf einſchränkte, daß ſie den Ehrgeiz der Lieblinge unterdrückte, und welche das Mittel zwiſchen dem Volke und den Königen ſey. Ohne den Urſprung ſeiner Rechte und ſeiner Gewalt zu unterſuchen, ſchrieb man ihm die allerheiligſten Rechte und die ungezweifeltſte Gewalt zu, wenn man ſahe, daß es die Sache des Volks gegen Miniſter führte, die man verabſcheute. Man nannte es den Vater des Staats, und man machte wenig Unterſchied unter dem Rechte, welches die Krone den Königen giebt, und dem, welches dem Parlemente die Gewalt gab, den Willen der Könige zu mäßigen.

Zwiſchen dieſen zwey Ausſchweifungen war es faſt unmöglich, den gehörigen Mittelweg zu treffen, weil man in der That keine beſtätigte Geſetze dabey anführen konnte, und alles von der Gelegenheit und Zeit abhangen hatte. Unter einer ſtrengen Regierung war das Parlement nichts: unter einem ſchwachen Könige war es alles, und man konnte auf daſſelbe dasjenige deuten, was der Herr von Guimenee ſagte, als dieſe Verſammlung ſich unter Ludwig dem XIII beklagte, daß die Abgeordneten des Adels den Vorzug vor ihr gehabt hätten: Meine Herren, während der Minderjährigkeit werden ſie ſich ſchon Genugthuung zu verſchaffen wiſſen.

Man will hier nicht alles wiederholen, was man von dieſen Unruhen geſchrieben hat, und ganze Bücher abſchreiben, um Kleinigkeiten aus einander zu ſetzen, welche damals ſehr wichtig waren, und itzo beynahe vergeſſen ſind. Man will nur dasjenige anführen, was den Geiſt der Nation ſchildert, und worinne der bürgerliche Krieg von der Schleuder von allen andern bürgerlichen Kriegen unterſchieden iſt.

Da eine doppelte Gewalt, welche beyde nur zur Erhaltung des Friedens eingeſetzt waren, das Erzbiſthum und das Parlement nämlich, die Unruhen angefangen hatten, ſo hielt das Volk alle ſeine Ausſchweifungen für gerecht. Die Königinn konnte nie öffentlich erſcheinen, ohne beſchimpft zu werden, man nannte ſie nicht anders als Frau Anne; und wenn man ja noch einen Titel hinzufügte, ſo war es ein Schimpfname. Das Volk warf ihr wüthend vor, daß ſie den Staat der Freundſchaft für den Mazarin aufopferte; und was das unerträglichſte war, ſo hörte ſie von allen Seiten die Gaſſenhauer und Liederchen, welche, als Denkmäler der giftigen Spötterey, den Zweifel an ihrer Tugend verewigen zu wollen ſchienen.

Sie flohe mit ihren Kindern aus Paris: ihr Miniſter, der Herzog von Orleans, der Bruder Ludewigs des XIII, der große Conde ſelbſt thaten ein gleiches, und begaben ſich nach St. Germain. Man ward genöthiget, die Edelſteine und die Krone bey Wucherern zu verſetzen. Dem Könige fehlte oft das Nothwendige. Seine Kammerpagen bekamen den Abſchied, weil man ſie nicht länger unterhalten konnte. Zu eben dieſer Zeit war ſogar die Muhme Ludewigs des XIV, die Tochter Heinrichs des Großen, und Gemahlinn des Königs von England, welche ihre Zuflucht nach Paris genommen hatte, in die äußerſte Armuth gerathen, und ihre Tochter, welche hernach an den Bruder Ludewigs des XIV. verheirathet wurde, mußte im Bette liegen bleiben, weil ſie ſich ſonſt nicht wärmen konnte. Auf alle dieſe Trübſalen ſo vieler königlichen Perſonen gab das Volk zu Paris, welches in ſeiner Wuth ertrunken war, nicht die geringſte Acht.

Die Königinn bath, mit thränenden Augen, den Prinzen von Conde, des Königs Beſchützer zu ſeyn. Der Sieger bey Rocroy, bey Freyburg, bey Lens und bey Nördlingen konnte ſich ſo vielen geleiſteten Dienſten nicht unähnlich erzeigen. Die Ehre einen Hof, welchen er für undankbar hielt, zu vertheidigen, und ihn wider die Schleuder zu vertheidigen, welche ihn an ſich zu ziehen ſuchte, ſchmeichelte ihm. Das Parlement hatte alſo den großen Conde zu beſtreiten, und es war kühn genug den Krieg fortzuſetzen.

Der Prinz von Conty, der Bruder des großen Conde, welcher auf ſeinen älteſten Bruder eben ſo eiferſüchtig als unfähig war, ihm zu gleichen, der Herzog von Beaufort, der Herzog von Bouillon, welche der unruhige Geiſt des Coadjutors erreget hatte, und welche ſich nach nichts, als nach Veränderungen, ſehneten, ſchmeichelten ſich, ihre Größe auf den Untergang des Staats gründen zu können, und die blinden Bewegungen des Parlements nach ihren beſondern Abſichten zu brauchen. Man ernennte in der Oberkammer die Generale einer Armee, die man nicht hatte. Jeder nahm es auf ſich, eine gewiſſe Anzahl Truppen zu ſtellen. Es waren zwanzig Räthe darunter, welche neue von dem Kardinal von

Richelieu gemachte Stellen bekleideten. Ihre Mitbrüder ſchienen, aus einer Niederträchtigkeit des Geiſtes, deren jede Geſellſchaft fähig iſt, das Andenken des Richelieu bis in ihren Tod zu verfolgen. Sie überhäuften ſie mit Verachtung, und wollten ſie nicht einmal als Glieder des Parlements anſehen. Jeder von ihnen mußte 15000 Livers zu den Unkoſten des Krieges hergeben, die Duldung ihrer Mitbrüder dadurch zu erkaufen.

Die Oberkammer, der Inquiſitionsrath, die Requetenkammer, die Rechnungskammer, die Rentkammer, welche ſo heftig wider eine geringe und nöthige Auflage, die ſich kaum auf 100000 Thlr. belief, geſchrien hatten, brachten beynahe nach heutigem Gelde eine Summe von zehn Millionen zuſammen, ihr Vaterland umzuſtürzen. Durch einen Parlementsſchluß warb man zwölftauſend Mann, und jeder Thorweg mußte einen Mann und ein Pferd geben. Dieſe Reuterey hieß die Reuterey der Thorwege. Der Coadjutor hatte ein eignes Regiment, welches man das corinthiſche Regiment nannte, weil der Coadjutor den Titel eines Biſchofs von Corinth hatte.

Ohne die Namen eines Königs von Frankreich, eines großen Conde, einer Hauptſtadt des Reichs, würde dieſer Schleuderkrieg eben ſo lächerlich geweſen ſeyn, als der Krieg der Kardinäle Barbarini. Man wußte nicht, warum man in Waffen war. Der Prinz von Conde belagerte fünf hundert tauſend Bürger mit acht tauſend Soldaten. Die Pariſer zogen zu Felde mit Federn und Bändern geſchmückt; ihre Kriegsübungen wurden der Stoff zu den Spöttereyen der Handwerksleute. Sie flohen, wann ihnen nur zweyhundert Mann von der königl. Armee aufſtießen. Alles ward in Scherz verwandelt: als das corinthiſche Regiment von einer kleinen Parten war geſchlagen worden, ſo nannte man dieſen Verluſt, die erſte an die Corinthier.

Die zwanzig Räthe, der jeder funfzehn tauſend Livres hatte hergeben müſſen, hatten keine andere Ehre, als die Funfzehnzwanziger genannt zu werden.

Der Herzog von Beaufort, das Götzenbild des Pöbels, und das Werkzeug, deſſen man ſich ihn aufzubringen bediente, ein Prinz von gemeinem Umgange, von einem ſehr eingeſchränkten Geiſte aber, war öffentlich der Gegenſtand der Spötterey des Hofes und der Schleuder ſelbſt. Man redete niemals anders von ihm, als unter dem Namen des Jahrmarktsköniges. Die pariſiſchen Truppen, welche aus Paris giengen, und allezeit geſchlagen wieder kamen, wurden mit dem ſchmählichſten Hohngelächter empfangen. Man machte dieſe kleinen Verluſte durch nichts als durch Gaſſenhauer und Sinnſchriften wieder gut. Die Wirthshäuſer, und andere lüderliche Oerter waren die Zelter, wo man, mitten unter Schäckereyen, Liedern und den ungezogenſten Ergötzungen, Kriegsrath hielt. Die Frechheit war ſo ausgelaſſen, daß die vornehmſten Officier von der Schleuder, als ſie einmal des Nachts das heil. Sacrament antraffen, welches man durch die Straßen zu einem Manne tragen wollte, den man in Verdacht hatte von des Mazarins Partey zu ſeyn, die Prieſter mit Schlägen wieder zurück jagten.

Man ſahe den Coadjutor, den Erzbiſchof von Paris, mit einem Dolche in der Taſche Sitz im Parlemente nehmen. Als man den Heft davon gewahr ward, ſo ſchrie man: ſeht da, das Breviarium unſers Erzbiſchofs.

Mitten unter dieſen Unruhen verſammlete ſich der geſammte Adel bey den Auguſtinern, und hielt öffentlich ordentliche Sitzungen. Man hätte glauben ſollen, es geſchähe dieſes zur Beſſerung des Staats, und in der Abſicht, die Generalſtaaten zuſammen zu bringen. Allein nichts als ein Tabouret war die Urſache davon, welchen die Königinn der Frau von Pons zugeſtanden hatte. Vielleicht hat man nie einen deutlichern Beweis von der Leichtſinnigkeit, welche man damals den Franzoſen vorwarf, aufzuweiſen gehabt.

Die bürgerlichen Uneinigkeiten, welche zu gleicher Zeit England durchwütheten, dienen ſehr wohl, den Character beyder Völker zu entwerfen. Die Engländer verknüpften mit ihren Unruhen eine melancholiſche Blutgier und eine überlegende Wuth; ſie hielten blutige Schlachten, und das Schwerdt mußte alles entſcheiden; die Henkersbühnen waren für die Ueberwundenen aufgerichtet; ihr in der Schlacht gefangener König ward vor eine Gerichtsverſammlung geführet, über den Misbrauch, den er von ſeiner Gewalt ſollte gemacht haben, verhöret; verdammt den Kopf zu verlieren, und vor dem Angeſichte ſeines ganzen Volkes mit eben ſo viel Ordnung und rechtlichen Gebräuchen hingerichtet, als wenn es ein ſtrafbarer Bürger geweſen wäre. Alle dieſe erſchrecklichen Unruhen giengen vor, ohne daß man in London das geringſte von dem Elende, welches mit den bürgerlichen Kriegen verbunden iſt, empfand.

Die Franzoſen gegentheils verwickelten ſich in den Aufruhr bloß und allein aus Eigenſinn, und mit Lachen. Die Weiber waren an der Spitze der Parteyen; die Liebe machte und trennte Verbindungen. Die Herzoginn von Longueville reizte den Turenne, welcher kaum Marſchall von Frankreich geworden war, die Armee, welche er für den König anführte, zu einem Aufſtande zu bewegen.[*] Es gelung Turennen nicht; er verließ als ein Flüchtling die Armee, deren General er war, einer Frau zu gefallen, welche ſeine Leidenſchaft verhöhnte. Er ward aus einem Generale des Königs von Frankreich, ein Lieutenant des Don Eſtevan von Gamarre, mit welchem er von den königl. Truppen bey Retel geſchlagen wurde. Das Handſchreiben des Marſchalls von Hoquincourt an die Herzoginn von Montbazon iſt bekannt: Peronne est à la Belle des Belles. Peronne iſt der Schönen unter den Schönen. Man weiß die Verſe des Herzog von Rochefoucault an die Herzoginn von Longueville, als er in der Schlacht bey S. Antoine von einer Muſketenkugel getroffen ward, und eine Zeitlang das Geſichte darüber verlor.

Pour meriter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux
J'ai fait la guerre aux Rois, je l'aurois faite aux Dieux.

„Ihr Herz zu verdienen, ihren ſchönen Augen zu gefallen, habe ich mit Königen Krieg geführt, und würde ihn mit Göttern geführt haben.“

Der Krieg endigte ſich, und fing ſich verſchiedene mal wieder von neuem an. Es war kein einziger, welcher nicht mehr als einmal die Partey hätte verändert gehabt. Der Prinz von Conde, nachdem er den Hof im Triumphe wieder nach Paris zurück geführet hatte, überließ ſich dem Vergnügen ihn zu verachten, nachdem er ihn vertheidiget hatte; und weil er fand, daß man ihn nicht ſeinem Ruhme und ſeinen Verdienſten gemäß belohnte, ſo war er der erſte, welcher den Mazarin lächerlich machte, der Königinn Hohn ſprach, und ſich gegen eine Regierung auflehnte, welche er verſchmähte. Er ſchrieb, wie man erzählt, an den Kardinal à l' illustrissimo Signor Faquino[**]. Er ſagte einsmals zu ihm: Lebt wohl, Mars. Er munterte einen gewiſſen Marquis von Jarſay auf, der Königinn eine Liebeserklärung zu thun, und nahm es übel, daß ſie ſich dadurch beleidigt finden wollte. Er verband ſich mit dem Prinz von Conty, ſeinem Bruder, und mit dem Herzoge von Longueville, welche die Partey der Schleuder verließen.

---

[*] Im Jahre 1649.

[**] Ein grauſamer Titel für den erſten Miniſter, welcher ſeinen Bruder Coglione nannte.

Der Coadjutor, welcher ſich als den unverſöhnlichſten Feind des Miniſterii erkläret hatte, vertrug ſich heimlich wieder mit dem Hofe, um den Kardinalshut zu erhalten, und opferte den Prinz von Conde der Rache des Miniſters auf. Endlich ſahe ſich dieſer Prinz, welcher dem Staat gegen die Feinde, und den Hof gegen die Rebellen vertheidiget hatte; Conde, auf der höchſten Stufe der Ehre, welcher ſich allezeit als ein Held und niemals als ein geſchickter Mann aufgeführet hatte, ſahe ſich nebſt dem Prinzen von Conty und dem Herzoge von Longueville in Verhaft genommen*. Er hätte den Staat regieren können, wenn er nur zu gefallen geſucht hätte: allein er begnügte ſich, bewundert zu werden. Der Pöbel in Paris, welcher einem elenden Rathe zu gefallen, Barricaden gemacht hatte, ſtellte Freudenfeuer an, als man den Vertheidiger und den Helden Frankreichs in das Gefängniß nach Vincennes brachte.

Ein Jahr darauf nöthigten eben dieſe Schleuderer, welche den großen Conde und die Prinzen der furchtſamen Rache des Mazarins verkauft hatten, die Königinn, ihnen das Gefängniß öffnen zu laſſen, und ihren erſten Miniſter aus dem Reiche zu verjagen. Conde kam unter den Zurufungen des Volks wieder, welches ihn vorher ſo gehaßt hatte. Seine Gegenwart erneuerte die Meutereyen und Uneinigkeiten.

In dieſer Verzehrung blieb das Reich noch einige Jahre. Die Regierung nahm niemals andere als ſchwache und ungewiſſe Rathſchlüſſe: ſie ſchien endlich unterliegen zu müſſen: die Rebellen aber waren beſtändig uneins, und dieſes errettete den Hof. Der Coadjutor, welcher bald des Prinzen von Conde Freund bald Feind war, brachte einen Theil des Parlements und des Volks wider ihn auf. Er unterſtand ſich zu gleicher Zeit der Königinn zu dienen, indem er dieſem Prinzen die Spitze hielt, und ſie zu beleidigen, indem er ſie nöthigte, den Kardinal Mazarin zu entfernen, welcher ſeine Zuflucht nach Cöln nahm. Die Königinn war vermöge des Widerſpruchs, welcher bey ſchwachen Regierungen nur allzu gewöhnlich iſt, genöthiget, ſowohl ſeine Dienſte als ſeine Beleidigungen anzunehmen, und eben den Coadjutor zum Kardinal zu ernennen, welcher der Urheber der Barricaden war, und die ganze königliche Familie genöthiget hatte, aus der Hauptſtadt zu entweichen und ſie zu belagern.

---

* Den 18 Jenner 1650.

Viertes Hauptſtück.

Verfolg des bürgerlichen Krieges bis zum Ende des Aufſtandes im Jahre 1654.

Endlich entſchloß ſich Conde zu einem Kriege, welchen er gleich zur Zeit der Schleuder hätte anfangen ſollen, wenn er hätte Herr des Staats ſeyn wollen, oder den er niemals hätte führen müſſen, wenn er ein Bürger geweſen wäre. Er gieng aus Paris, er brachte Guienne, Poitou und Anjou auf, und bettelte Hülfe bei den Spaniern, deren ſchrecklichſte Geißel er geweſen war.

Nichts zeiget die Tollheit der damaligen Zeit, und die Unordnung, mit welcher alle Unternehmungen geführet wurden, deutlicher, als das, was dieſem Prinzen damals widerfuhr. Man ſchickte ihm einen Curier von Paris mit Vorſchlägen, welche ihn zur Rückkunſt und zum Frieden bewegen ſollten. Der Curier betrog ſich, und anſtatt nach Angerville zu gehen, wo der Prinz damals war, gieng er nach Augerville. Der Brief kam zu ſpäte. Conde ſagte, wenn er ihn eher erhalten hätte, ſo würde er die Friedensvorſchläge angenommen haben; weil er aber ſchon zu weit von Paris ſey, ſo verlohne es ſich nicht der Mühe, wieder zurück zu kehren. Das Misverſtändniß eines Curiers alſo, und der bloße Eigenſinn dieſes Prinzen ſtürzte Frankreich vom neuen in den bürgerlichen Krieg.

Nunmehr kehrte der Kardinal Mazarin, welcher aus dem Innerſten ſeiner Verbannung von Cöln aus, den Hof regieret hatte, in das Königreich zurück, nicht ſo wohl als Miniſter, welcher ſeine Stelle wie er einnähme, ſondern als Oberhaupt, welches ſich wieder in den Beſitz ſeiner Staaten ſetzte. Er wurde von einer kleinen Armee begleitet, welche aus ſieben tauſend Mann beſtand, die er auf ſeine Unkoſten, das iſt, mit dem Gelde des Königreichs, welches er ſich anmaßte, hatte werben laſſen.

Man läßt den König in einer Declaration damaliger Zeit ſagen; daß der Kardinal dieſe Truppen wirklich von ſeinem Gelde angeworben habe. Dieſes mag die Meynung derjenigen widerlegen, welche vorgeben, Mazarin habe ſich bey ſeiner erſten Flucht aus dem Königreiche in Bedürfniß befunden. Die Anführung ſeiner kleinen Armee übergab er dem Marſchalle von Hoquincourt. Alle Officiere trugen grüne Binden, dieſes war die Livreyfarbe des Kardinals. Damals hatte jede Partey ihre beſondere Binde. Die Partey des Königs trug weiße Binden, die Partey des Prinzen von Conde iſabellfärbige. Es war zum Erſtaunen, daß der Kardinal Mazarin, welcher ſich bisher ſo beſcheiden geſtellet hatte, die Verwegenheit beſaß, eine Armee ſeine Livrey tragen zu laſſen, als ob er eine andere Partey als die Partey ſeines Herrn gehabt hätte. Doch er konnte dieſer Eitelkeit nicht widerſtehen. Die Königinn billigte ſie. Der König, welcher ſchon mündig war, und ſein Bruder kamen ihm entgegen.

Auf die erſte Nachricht ſeiner Zurückkunft ward Gaſton von Orleans, der Bruder Ludewigs des XIII, welcher die Entfernung des Kardinals zuwege gebracht hatte, in Paris Truppen, ohne eigentlich zu wiſſen, wozu ſie ſollten gebraucht werden. Das Parlement erneuerte ſeine Schlüſſe, es erklärte den Mazarin in die Acht, und ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf. Man mußte in den Regiſtern nachſehen, welches der Preis auf den Kopf eines Feindes des Vaterlandes ſey. Man fand, daß man unter dem neunten Carl demjenigen öffentlich funfzig tauſend Thaler verſprochen hatte, welcher den Admiral Coligny lebendig oder todt liefern würde. Man glaubte in allem Ernſte ſehr regelmäßig zu verfahren, wenn man eben den Preis auf die Ermordung des Kardinals und erſten Miniſters ſetzte. Doch dieſe in die Achterklärung ſetzte niemanden in Verſuchung, die funfzig tauſend Thaler zu verdienen, welche am Ende gewiß nicht würden ſeyn bezahlet worden. Bey einem andern Volke, und zu einer andern Zeit, würde dieſer Rechtsſchluß ſeine Ausführer gefunden haben; damals aber diente er zu nichts, als zu neuen Spöttereyen. Die Blots und die Marignys, witzige Köpfe, welche mitten unter dieſen Unruhen zu lachen machten, ließen in Paris eine Eintheilung von hundert und funfzig tauſend Livres anſchlagen; ſo wohl für den welcher dem Kardinale die Naſe oder ein Ohr abſchneiden würde, als für den, welcher ihm ein Auge ausſtechen oder oder ihn zum Verſchnittenen machen würde. Dieſes Lächerliche war die ganze Wirkung der in die Achterklärung. Der Kardinal ſeiner Seits gebrauchte gegen ſeine Feinde weder Gift noch Mord; und, ungeachtet der Bitterkeit und

Raſerey ſo vieler Parteyen, wurden doch nicht viele große Verbrechen begangen. Die Anführer der Parteyen waren nicht ſehr grauſam, und das Volk nicht ſehr wüthend; denn es war kein Religionskrieg.

Der Geiſt des Schwindels, welcher zu dieſer Zeit herrſchte, beſaß das ganze Parlement von Paris ſo ſehr*, daß es, nachdem es einen Mord befohlen hatte, worüber man lachte, einen Schluß faßte, vermöge deſſen verſchiedene Räthe ſich an die Gränzen begeben mußten, um von der Armee des Kardinals Mazarin, das iſt, von der königlichen Armee, Nachricht einzuziehen.

Zween Räthe waren ſo unvorſichtig, daß ſie mit einigen Bauern herumgiengen, und die Brücken abbrachen, über welche der Kardinal ziehen mußte. Sie wurden von den Truppen des Königs gefangen genommen, mit Nachſicht losgelaſſen, und von allen Parteyen verſpottet.

Gleich zu eben der Zeit, als ſich dieſe Verſammlung wider den Miniſter des Königs zu ſolchen Ausſchweifungen bringen ließ, erklärte ſie den Prinzen von Conde, welcher doch wider niemanden, als wider eben dieſen Miniſter, zu den Waffen gegriffen hatte, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig; und befahl aus einer Verwirrung des Geiſtes, welche alle die vorhergehenden Unternehmungen glaublich machen, daß die Truppen des Gaſtons, Herzogs von Orleans, wider den Mazarin aufbrechen ſollten, verboth aber zugleich, nicht einen Heller aus den öffentlichen Einnahmen, zu ihrer Beſoldung, zu nehmen.

Was konnte man anders von einer Rathsverſammlung erwarten, welche, außer ihre Sphäre verſetzt, weder ihre Rechte, noch ihre wirkliche Gewalt, noch die politiſchen Angelegenheiten, noch den Krieg kannte, welche ſich in der größten Unordnung verſammelte und entſchied, und ſich zu Sachen entſchloß, woran ſie den Tag zuvor nicht gedacht hatte, und worüber ſie hernach ſelbſt erſtaunete.

Das Parlement zu Bourdeaux war damals dem Prinzen von Conde zugethan. Es war aber in ſeiner Aufführung viel einförmiger, weil es von dem Hofe entfernter und alſo durch die gegenſeitige Partey weniger beunruhiget war.

Doch weit wichtigere Gegenſtände machten ganz Frankreich aufmerkſam.

---

* Im December 1651.

Conde, welcher ſich mit den Spaniern verbunden hatte, war wider den König zu Felde; und Turenne, nachdem er eben die Spanier verlaſſen hatte, mit welchen er bey Retel war geſchlagen worden, ſöhnte ſich wieder mit dem Hofe aus, und führte die königliche Armee an. Die erſchöpften Finanzen erlaubten weder der einen noch der andern Partey große Heere zu haben; doch die kleinen entſchieden das Schickſal des Staats eben ſo wohl. Es giebt Zeiten, wo hundert tauſend Mann im Felde kaum zwey Städte einnehmen können; es giebt andere, wo eine Schlacht zwiſchen ſieben oder acht tauſend Mann einen Thron umſtürzt, oder befeſtiget.

Ludewig der XIV, welcher in lauter Widerwärtigkeiten erzogen ward, zog mit ſeiner Mutter, ſeinem Bruder und dem Kardinal Mazarin aus einer Provinz in die andere, und hatte kaum ſo viel Truppen um ſich, als er nach der Zeit im Frieden bloß zu ſeiner Leibwache hatte. Fünf bis ſechs tauſend Mann, wovon ein Theil aus Spanien gekommen, der andere von den Freunden des Prinzen von Conde geworben worden, verfolgten ihn in dem Innerſten ſeines Königreichs.

Der Prinz von Conde unterdeſſen ſtreifte von Bourdeaux nach Montauban, nahm Städte ein, und vermehrte überall ſeine Partey.

Die ganze Hoffnung des Hofes war auf den Marſchall von Turenne gegründet. Die königliche Armee beſand ſich bei Gien an der Loire. Die Armee des Prinzen von Conde ſtand einige Meilen davon, unter der Anführung des Herzogs von Nemours und des Herzogs von Beaufort. Die Uneinigkeiten dieſer zwey Generale wäre der Partey des Prinzen beynahe verderblich geweſen. Der Herzog von Beaufort war zu dem allergeringſten Commando unfähig. Der Herzog von Nemours ward für tapferer und liebenswürdiger als geſchickt gehalten. Beyde zugleich ruinirten ihre Armee. Die Soldaten wußten, daß der große Conde hundert Meilen entfernt ſey, und hielten ſich ſchon für verloren, als ſich mitten in der Nacht ein Curier in dem Walde von Orleans vor der Hauptwache ſehen ließ. Die ausgeſtellten Wachen ſahen gleich, daß dieſer Curier der Prinz von Conde ſelbſt ſey, welcher von Agen verkleidet ankam, und nach hundert Abentheuern, ſich an die Spitze ſeiner Armee ſtellte.

Seine Gegenwart thát viel, und dieſe unvermuthete Ankunft noch mehr. Er wußte, daß alles, was plötzlich und unerwartet kömmt, die

Menſchen außer ſich ſetzt. Er machte ſich den Augenblick das Vertrauen und die Kühnheit, welche er einflößte, zu Nutze. Die große Eigenſchaft dieſes Prinzen im Kriege war, daß er auf einmal die allerverwegenſten Entſchlüſſe faſſen, und ſie mit eben ſo viel Klugheit als Geſchwindigkeit ausführen konnte.

Die königliche Armee war in zwey Heere vertheilt. Conde ſtürzte ſich auf dasjenige, welches bey Blenau ſtand, und von dem Marſchall von Hoquincourt angeführet wurde. Dieſes Heer ward zu gleicher Zeit zerſtreuet und angegriffen. Man konnte es Turenne nicht wiſſen laſſen. Der Kardinal Mazarin war voller Erſchrecken, begab ſich eilend mitten in der Nacht nach Gien, und weckte den König aus dem Schlafe, ihm Nachricht davon zu geben. Sein kleiner Hof ward beſtürzt, man ſchlug dem Könige vor, ſich durch die Flucht zu retten, und ſich in aller Stille nach Bourges bringen zu laſſen. Der ſiegende Prinz von Conde nahete ſich der Stadt Gien, und die allgemeine Furcht ward immer ſtärker und ſtärker. Turenne brachte durch ſeine Standhaftigkeit vielen neuen Muth bey, und errettete den Hof durch ſeine Geſchicklichkeit. Er machte mit den wenigen Truppen, welche ihm übrig waren, ſo glückliche Bewegungen, und nutzte Zeit und Ort ſo wohl, daß er den Conde verhinderte, ſeinen Vortheil zu verfolgen. Nunmehr war es ſchwer zu entſcheiden, welcher die meiſte Ehre erlangt habe, ob der ſiegende Conde, oder Turenne, welcher ihm die Frucht des Sieges entriſſen hatte. Es iſt wahr, daß in dieſer Schlacht bey Blenau, welche ſeit ſo langer Zeit in Frankreich berühmt iſt, kaum vierhundert Mann blieben; nichts deſtoweniger aber war der Prinz von Conde auf dem Puncte, die ganze königliche Familie in ſeine Gewalt zu bekommen, und ſich ſeines Feindes, des Kardinals Mazarin, zu bemächtigen. Man konnte keine kleinere Schlacht, keinen größern Antheil dabey, und keine dringendere Gefahr ſehen.

Conde, welcher ſich nicht ſchmeichelte, Turennen zu überraſchen, wie er den Hoquincourt überraſcht hatte, ließ ſeine Armee gegen Paris anrücken. Er eilte, in dieſer Stadt ſeines Ruhms zu genießen, und ſich die vortheilhaften Geſinnungen des blinden Volks zu Nutze zu machen. Die Verwunderung, welche man über die letzte Schlacht bezeugte, und wovon man die Umſtände vergrößerte, der Haß, welchen man gegen den Mazarin hegte, der Name und die Gegenwart des großen Conde ſchienen ihn anfangs zum unumſchränkten Herrn der Hauptſtadt zu machen. In der That aber waren alle Gemüther getheilet; jede Partey beſtund aus kleinen Parteyen, ſo wie es bey allen Trubeln zu geſchehen pflegt. Der Coadjutor, welcher Kardinal von Retz geworden war, und ſich, dem Anſehen nach, mit dem Hofe, welcher ihn fürchtete, und dem er nicht trauete, ausgeſöhnet hatte, war nicht mehr Herr des Volkes, und ſpielte nicht mehr die vornehmſte Perſon. Er beherrſchte den Herzog von Orleans, und war dem Prinz von Conde entgegen. Das Parlement ſchwebte zwiſchen dem Hofe, dem Herzoge von Orleans und dem Prinzen; alle aber kamen darinne überein, auf den Mazarin zu ſchimpfen. Jeder hatte insgeheim ſeine beſondern Abſichten; das Volk war ein ſtürmiſches Meer, deſſen Wellen von entgegenſtehenden Winden auf Gerathewohl getrieben wurden.

Man ſahe nichts als Unterhandlungen unter den Häuptern der Partey, Abordnungen des Parlements, Verſammlungen der Kammern, Aufruhr unter dem Pöbel, und Kriegsleute auf dem Felde. Der Prinz hatte die Spanier zu Hülfe gerufen. Carl der IV, der aus ſeinen Staaten vertriebene Herzog von Lothringen, deſſen ganzes Vermögen in einer Armee von acht tauſend Mann beſtand, welche er alle Jahr an den König von Spanien verkaufte, näherte ſich mit dieſer Armee der Stadt Paris. Der Kardinal Mazarin both ihm mehr Geld an, wenn er wieder zurück kehren wollte, als ihm die Partey des Conde gegeben hatte, herbey zu kommen. Der Herzog von Lothringen verließ Frankreich gar bald, nachdem er es überall, wodurch ſein Zug gieng, verwüſtet hatte, und nahm von beyden Parteyen das Geld mit weg.

Conde blieb alſo in Paris mit einer Gewalt, welche alle Tage geringer ward, und mit einer noch ſchwächern Armee. Turenne führte den König und ſeinen Hof nach Paris zu. Der König ſah im 15ten Jahre ſeines Alters von der Höhe des Berges Charonne die Schlacht bey St. Antoine, wo die beyden Generals mit ſo wenig Truppen ſo große Dinge thaten, daß der Ruhm ſowohl des einen als des andern, von welchem es ſchien als ob er nicht höher wachſen könnte, dadurch vermehret wurde.

Mit einer kleinen Anzahl von Vornehmen, die ſeiner Partey zugethan waren, und mit ſehr wenig Soldaten ward die ganze Macht der königl. Armee von dem Prinzen von Conde aufgehalten und zurück getrieben. Der König ſah nebſt dem Kardinal Mazarin dieſes Treffen von der Höhe eines Berges mit an. Der Herzog von Orleans war ungewiß, zu welcher Parten er treten ſollte, er blieb alſo in ſeinem Pallaſte von Luxenburg ruhig. Der Kardinal von Retz hatte ſich in ſein Erzbisthum gezogen. Das Parlement wartete auf den Ausgang der Schlacht, ſeinen Schluß darnach einzurichten. Das Volk, welches damals ſowohl die Truppen des Königs als die Truppen des Prinzen fürchtete, hatte die Thore der Stadt verſchloſſen, und ließ niemanden weder aus noch ein, da unterdeſſen die größten Männer Frankreichs im Treffen wütheten und ihr Blut in der Vorſtadt vergoſſen*. Hier war es, wo der Herzog von Rauchefoucault, welchen Muth und Witz ſo berühmt gemacht haben, unter den Augen verwundet wurde, daß er auf einige Zeit das Geſichte darüber verlor. Man ſah nichts als verwundete oder getödtete junge Herren, die man an das Thor des heil. Antonius brachte, welches nicht aufgemacht ward.

Endlich erwählte die Tochter des Gaſton die Parten des Prinzen von Conde, welchem ihr Vater benzuſtehen ſich nicht getrauet hatte. Sie ließ den Verwundeten die Thore aufmachen, und hatte die Kühnheit, die Canone auf der Baſtille auf die Truppen des Königs losfeuren zu laſſen. Die königl. Armee zog ſich zurück, und Conde erhielt nichts als Ruhm. Die Tochter des Gaſton aber machte ſich in dem Gemüthe des Königs durch dieſe gewaltſame Handlung, auf ewig verhaßt; und der Kardinal Mazarin, welcher ihre außerordentliche Begierde kannte, mit einem gekrönten Haupte vermählt zu ſeyn, ſagte damals: Dieſe Canone hat ihren Gemahl getödtet.

Die meiſten von unſern Geſchichtſchreibern prahlen gegen ihre Leſer mit nichts als dieſen Schlachten und Wundern der Herzhaftigkeit und der Staatskunſt. Wer aber weiß, was für ſchimpflicher Hülfsmittel man ſich damals bediente, in welches Elend man das Volk zu ſtürzen verbunden war, und zu welchen Niederträchtigkeiten man gebracht ward, der muß den Ruhm der Helden dieſer Zeit mehr mit Erbarmung als mit Verwunderung anſehen. Man mag aus den einzigen Zügen davon urtheilen, welche Gourville, ein Mann, der dem Prinzen zugethan war, anbringt. Er geſteht, daß er ſelbſt, um ihm Geld zu verſchaffen, eine Caſſe beſtohlen und einen Poſtdirector aus ſeinem Hauſe fortgeſchleppet habe, welcher ſich hernach hätte müſſen auslöſen; und dieſe Gewaltſamkeiten erzählt er als damals ganz gewöhnliche Sachen.

---

* Den 2ten Julius 1652.

Nach dem blutigen und unnützen Treffen bey St. Antoine, konnte der König weder nach Paris kommen, noch der Prinz lange daſelbſt verbleiben. Ein Aufſtand des Pöbels und die Ermordung einiger Bürger, wovon man ihn zum Urheber machte, zogen ihm den Haß des ganzen Volkes zu. Unterdeſſen hatte er doch noch ſeine Partey im Parlemente. Dieſe Verſammlung, welche damals von einem flüchtigen und aus der Hauptſtadt vertriebenen Hofe wenig zu fürchten hatte, erklärte durch einen Parlementsſchluß, auf Anliegen der Parteyen des Herzogs von Orleans und des Prinzen, den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs, und den Prinz von Conde zum Generalißimus ſeiner Armeen. Der erbitterte Hof befahl dem Parlamente, ſich nach Pontoiſe zu begeben; und einige Räthe gehorchten auch. Man ſah alſo zwey Parlamente, deren jedes dem andern ſein Anſehen abſprach, und welche beyde ſich widerſprechende Schlüſſe faßten, und ſich dadurch die Verachtung des Volkes gewiß würden zugezogen haben, wenn ſie nicht noch darinnen einig geweſen wären, daß ſie beyde die Vertreibung des Mazarins verlangten; denn der Haß gegen dieſen Miniſter ſchien damals die weſentlichſte Schuldigkeit eines Franzoſen zu ſeyn.

Zu dieſer Zeit waren alle Parteyen ſchwach, und die Partey des Hofes war es eben ſowol wie die andern. Geld und Nachdruck fehlten überall. Die Rotten vermehrten ſich; und die Schlachten hatten auf beyden Seiten nichts als Verluſt und Reue verurſachet. Der Hof ſah ſich genöthiget, abermals den Mazarin aufzuopfern, welchen jedermann für die Urſache der Unruhen hielt, und welcher doch nur der Vorwand davon war. Er verließ das Reich zum zweytenmale; und zur Vermehrung der Schande, mußte der König eine öffentliche Declaration ergehen laſſen, worinnen er ſeinen Miniſter verweiſen mußte, ob er gleich ſeine Dienſte rühmte und ſich über ſeine Verbannung beklagte.*

Carl der erſte, König in England, hatte ſeinen Kopf auf der Henkerbühne hergegeben, weil er zu Anfange der Unruhen das Blut ſeines erſten Miniſters des Strafords ſeinem Parlemente Preis gegeben hatte. Ludewig der XIV gegentheils, kam in den ruhigen Beſitz ſeines Königreichs, indem er die Verweiſung des Mazarins duldete. Eben dieſelben Schwachheiten, hatten alſo ganz verſchiedene Folgen. Der König in England, indem er ſeinen Liebling aufgab, machte ein Volk kühne, welches ſich nach dem Kriege ſehnte, und die Könige haßte; und Ludewig der XIV, (oder vielmehr die Königinn Mutter) indem ſie den Kardinal fortſchickte, benahm allen Vorwand des Aufſtandes einem Volke, welches des Krieges müde war, und die Beherrſchung von Königen liebte.

---

* Den 12 Auguſt 1652.

Kaum war der Kardinal fort, ſich an den Ort ſeiner Zuflucht nach Bouillon zu begeben, als die Bürger von Paris aus eigner Bewegung Abgeordnete an den König ſchickten, und ihn, in die Hauptſtadt zurück zu kommen, bitten ließen. Er kam wieder, und alles war daſelbſt ſo ſtille, daß man ſich unmöglich einbilden konnte, daß einige Tage vorher alles in Verwirrung geweſen ſey. Gaſton von Orleans, welcher allezeit in ſeinen Unternehmungen, die er nicht ausführen konnte, unglücklich war, ward nach Blois verwieſen, wo er den Reſt ſeines Lebens in Reue zubrachte, und der zweyte Sohn Heinrichs des Großen war, welcher ohne vielen Ruhm ſtarb. Der Kardinal von Retz, der vielleicht eben ſo unverſchämt als erhaben und kühn war, ward im Louvre gefangen gehalten, und führte, nachdem er aus einem Gefängniſſe in das andere geſchleppt worden, lange Zeit ein irrendes Leben, welches er endlich in der Einſamkeit beſchloß, wo er Tugenden erlangte, die ſein großer Muth in den Unruhen ſeines Glückes nicht hatte faſſen können.

Einige Räthe, welche ihr Anſehen am meiſten gemisbrauchet hatten, mußten ihre Unternehmungen mit dem Elende bezahlen; andere ſchränkten ſich in die Gränzen ihres gerichtlichen Amts ein, und noch andere wurden durch ein jährliches Geſchenke von fünfhundert Thalern, welches ihnen Fouquet, der Generaldirector der Finanzen, unter der Hand auszahlen ließ, zu ihrer Schuldigkeit gebracht.*

Der Prinz von Conde unterdeſſen, welcher in Frankreich faſt von allen ſeinen Freunden verlaſſen war, und von den Spaniern wenig Beyſtand erhielt, ſetzte an den Gränzen von Champagne einen unglücklichen Krieg fort. In Bourdeaux waren noch einige Rotten übrig, doch auch dieſe wurden gar bald getilget.

Die Ruhe des Königreichs war die Frucht der Verbannung des

---

* In den Denkwürdigkeiten des Gourville.

Kardinals Mazarin. Kaum aber war er durch das allgemeine Geſchrey der Franzoſen, und durch eine Declaration des Königs verjagt worden, als ihn der König wiederkommen ließ. Er erſtaunte, daß er ſo ruhig und gewaltig wieder nach Paris kommen konnte. Ludewig der XIV empfing ihn als einen Vater, und das Volk als einen Herrn. Man ſtellte ihm zu Ehren in dem Rathhauſe ein Feſt an, mitten unter den freudigen Zurufungen der Bürger. Er warf Geld unter den Pöbel aus; man ſaget aber, daß er, bey der Freude einer ſo glücklichen Veränderung, nicht wenig Verachtung gegen unſere Unbeſtändigkeit habe blicken laſſen. Das Parlement, welches einen Preis auf ſeinen Kopf, als auf den Kopf eines Straßenräubers, geſetzet hatte, ließ ihn durch Abgeordnete bewillkommen, und eben dieſes Parlement verdammte kurze Zeit darauf den Prinz von Conde per contumaciam, das Leben zu verlieren; eine Veränderung, welche in der gleichen Zeiten ſehr gemein und deſto erniedrigender war, da man denjenigen verdammte, an deſſen Fehlern man ſo lange Zeit Antheil genommen hatte.[*]

Man ſahe den Kardinal, welcher am meiſten auf dieſe Verdammung drang, eine von ſeinen Nichten mit deſſen Bruder dem Prinz von Contu verheirathen, zum Beweiſe, daß die Gewalt dieſes Miniſters ohne Gränzen ſeyn ſolle.

Fünftes Hauptſtück.

Frankreichs Zuſtand bis zu Cromwels Tode, und der Reiſe der Königinn Chriſtina.

Indeſſen, daß der Staat von innen ſo zerriſſen wurde, ward er von außen nicht weniger angegriffen und geſchwächt. Alle Früchte der Schlachten bey Rocroy, bey Lens und Nördlingen, giengen verloren. Der wichtige Ort Dünkirchen ward von den Spaniern wieder eingenommen; ſie jagten die Franzoſen aus Barcellona,[**] und nahmen Caſal in Italien weg. Ungeachtet der Unruhen eines bürgerlichen Krieges, und der Laſt eines auswärtigen, war Mazarin doch glücklich genug geweſen, den berühmten weſtphäliſchen Frieden zu ſchließen,* durch welchen der Kaiſer und das Reich die Präfectur und nicht die Oberbothmäßigkeit von Elſaß für drey Millionen Livres, nach itziger Münze für ſechs Millionen, welche an den Erzherzog bezahlt werden ſollten, verkaufte. Durch dieſen Friedensſchluß, welcher in der Folge der Grund von allen Friedensſchlüſſen ward, wurde ein neues Churfürſtenthum für die Pfalz gemacht. Die Rechte aller Prinzen, aller Reichsſtädte, die Freyheiten der geringſten deutſchen Edelleute wurden beſtätiget. Die Gewalt des Kaiſers wurde in enge Gränzen eingeſchloſſen, und die Franzoſen nebſt den Schweden waren die Geſetzgeber geworden. Dieſe Ehre Frankreichs hatte man wenigſtens eines Theils den ſchwediſchen Waffen zu danken; denn Guſtav Adolph war der erſte, welcher das Reich erſchütterte. Seine Generale hatten ihre Eroberungen unter der Regierung ſeiner Tochter Chriſtina weit genug getrieben. Der General Wrangel war im Begriff in Oeſterreich einzurücken. Der Graf von Königsmark war der Herr von der Hälfte der Stadt Prag, und belagerte die andere Hälfte, gleich als der Friede geſchloſſen ward. Dem Kaiſer ſo zuzuſetzen koſtete es dem franzöſiſchen Hofe nichts, als eine Million, die er jährlich den Schweden geben mußte.

---

[*] Den 27. März 1654.

[**] Im Jahre 1651.

Schweden erhielt durch dieſen Friedensſchluß auch weit größere Vortheile als Frankreich: es bekam Pommern, verſchiedene Plätze und Geld. Es zwang den Kaiſer gewiſſe Beneficia den Lutheranern zu überlaſſen, welche den Römiſchkatholiſchen gehörten. Rom ſchrie über Gottloſigkeit, und behauptete, der Himmel ſelbſt ſey verrathen. Die Proteſtanten rühmten ſich, daß ſie das Friedenswerk durch Beraubung der Papiſten geheiliget hätten. Der Eigennutz ſprach aus allen.

Spanien trat nicht mit zu dieſem Friedensſchluſſe, und zwar mit gutem Grunde. Denn da es ſah, daß Frankreich in den bürgerlichen Kriegen verwickelt war; ſo glaubten die ſpaniſchen Miniſter, ſie würden ſich unſere Uneinigkeit zu Nutze machen können. Die abgedankten deutſchen Truppen wurden den Spaniern eine neue Hülfe. Der Kaiſer ſchickte nach dem münſterſchen Frieden in vier Jahren mehr als dreyßig tauſend Mann nach Flandern. Dieſes war eine offenbare Brechung des Friedensſchluſſes; doch wenn ſind Friedensſchlüſſe jemals ſchärfer beobachtet worden?

---

* Im Jahre 1648.

Die Miniſter von Madrid hatten bey dieſem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe die Geſchicklichkeit, einen beſondern Frieden mit Holland zu machen. Die ſpaniſche Monarchie war endlich glücklich genug, daß ſie diejenigen nicht mehr zu Feinden hatte, und ſie ſie für ihre eigene Herren erklärte, welchen ſie ſo lange als Rebellen mit gefahren war, die keine Gnade verdienten. Dieſe Republikaner vermehreten ihre Reichthümer, und befeſtigten ihre Größe und ihre Ruhe, indem ſie mit Spanien Frieden ſchloſſen ohne mit Frankreich zu brechen.

Sie waren ſo mächtig, daß ſie in[*] einem Kriege, welchen ſie einige Zeit darauf mit England hatten, hundert Schiffe in die See ſtellen konnten, ſo daß der Sieg zwiſchen dem engliſchen Admiral Black, und dem holländiſchen Admiral Tromp, welche das auf dem Meere waren, was ein Conde und Turenne auf dem feſten Lande war, lange unentſchieden blieb. Frankreich hatte damals kaum zehn Schiffe von 50 Canonen, die es hätte können auslaufen laſſen: ſeine Kriegsmacht ward von Tage zu Tage geringer.

Ludewig der XIV ſah ſich alſo im Jahre 1653 als unumſchränkten Beherrſcher eines Reichs, welches von den Anfällen, die es ausgehalten hatte, noch ganz erſchüttert war. Alle Arten der Verwaltung, waren voller Verwirrung. Doch fehlte es auch nicht an Mitteln, ihm wieder aufzuhelfen, da es, außer Savoyen, keine Bundsgenoſſen hatte, einen angreifenden Krieg zu führen, und außer Spanien, welches damals in einem noch ſchlechtern Zuſtande als Frankreich war, keinen auswärtigen Feind hatte. Alle Franzoſen, welche den bürgerlichen Krieg geführt hatten, hatten ſich unterwerfen müſſen, außer Conde und einige von ſeinen Anhängern, wovon ihm einige aus Freundſchaft und Großmuth treu geblieben waren, als der Graf von Coligny und Bouteville, andere aber deswegen, weil ſie der Hof nicht theuer genung erkaufen wollte.

Conde, welcher General der ſpaniſchen Armeen geworden war, konnte einer Partey nicht wieder aufhelfen, die er ſelbſt, durch die Zernichtung ihres Fußvolkes, in den Schlachten bei Lens und Rocroy geſchwächt hatte. Er ſtritt mit neuen Truppen, wovon er nicht Herr war, wider alte franzöſiſche Regimenter, welche unter ihm gelernet hatten zu ſiegen, und von Turennen angeführet wurden.

---

[*] Im Jahre 1653.

Das Schickſal des Turenne und des Conde ſchien zu ſeyn, allezeit zu ſiegen, wenn ſie mit einander an der Spitze der Franzoſen ſochten, und allezeit geſchlagen zu werden, wenn ſie die Spanier anführeten. Turenne hatte kaum die Ueberbleibſel der ſpaniſchen Armee von der Schlacht bey Retel gerettet, als er aus einem General des Königs von Frankreich, ein Lieutenant des Don Eſtevan de Gamare wurde.

Der Prinz von Conde hatte eben dieſes Schickſal vor Arras. Der Erzherzog und er belagerten dieſen Ort. Turenne belagerte ſie in ihrem Lager, und drang durch ihre Verſchanzungen. Die Truppen des Erzherzoges wurden in die Flucht geſchlagen. Conde allein hielt mit zwey franzöſiſchen und lothringiſchen Regimentern die ganze Gewalt der Armee des Turenne auf, und indem der Erzherzog floh, ſchlug er den Marſchall von Hoquincourt, trieb den Marſchall von Ferte zurück, und machte die Flucht der überwundenen Spanier durch ſeine ſiegende Entfernung wieder gut.

Der König von Spanien ſchrieb ihm auch mit ausdrücklichen Worten: ich weiß, daß alles verloren war, und daß ihr alles erhalten habt.

Es iſt ſchwer zu ſagen, wodurch die Schlachten gewonnen oder verloren worden; es iſt aber gewiß, daß Conde einer von den größten Kriegsleuten war, die jemals geweſen ſind, und daß der Erzherzog und ſein Kriegsrath bey dieſem Treffen nichts von alle dem thun wollten, was Conde vorſchlug.

Das entſetzte Arras und der in die Flucht geſchlagene Erzherzog überhäuften Turennen mit Ruhm, und man bemerkt in dem Briefe, welchen der König an das Parlement wegen dieſes Sieges ſchreiben ließ,[*] daß man allen Fortgang dieſes Feldzuges dem Kardinal Mazarin zuſchrieb, und nicht einmal den Turenne mit Namen erwähnte. Der Kardinal war in der That nebſt dem Könige einige Meilen von Arras geweſen. Er war ſogar in dem Lager bey der Belagerung von Stenay geweſen, welches Turenne eingenommen hatte, ehe er Arras entſetzte. Man hatte in Gegenwart des Kardinals Kriegsrath gehalten. Aus dieſem Grunde eignete er ſich die Ehre des Ausganges zu, welche Eitelkeit ihm eine ſo lächerliche Seite gab, daß das ganze Anſehen des Miniſters nicht hinlänglich war, ſie zu bedecken.

---

[*] Gegeben den 11 Septemb. 1654. in Vincennes.

Der König befand ſich nicht bey der Schlacht vor Arras, er hätte aber dabey ſeyn können. Er war bey der Belagerung von Stenay in die Laufgräben gegangen; der Kardinal Mazarin aber wollte nicht, daß er ſeine Perſon der Gefahr ferner ausſetzen ſollte, weil die Ruhe des Staats und die Gewalt des Miniſters damit verbunden zu ſeyn ſchienen.

Auf der einen Seite führte Mazarin, der unbeſchränkte Herr Frankreichs und des jungen Königs, und auf der andern Don Ludewig von Haro, welcher Spanien und den vierten Philipp regierte, unter dem Namen ihrer Herren, dieſen Krieg fort, obgleich mit wenig Lebhaftigkeit. Noch bekümmerte man ſich nicht um den Namen Ludewigs des XIV, und noch niemals hatte man von dem Könige in Spanien geſprochen. Es war kein einziges gekröntes Haupt damals in Europa, welches ein perſönliches Verdienſt gehabt hätte. Die einzige Königinn in Schweden, Chriſtina, regierte durch ſich ſelbſt und unterſtützte die Ehre des in andern Staaten entweder verlaſſenen oder entehrten oder unbekannten Thrones.

Carl der zweyte, König von England, welcher mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder nach Frankreich geflohen war, ſchleppte überall daſelbſt ſein Unglück und ſeine Hoffnung mit ſich herum. Ein bloßer Bürger hatte ſich England, Irrland und Schottland, mit der Bibel in einer, und dem Degen in der andern Hand, und der Larve der Schwärmerey auf dem Geſichte, unterwürfig gemacht. Cromwel, dieſer des Regiments würdige Uſurpator, hatte den Namen eines Protectors und nicht eines Königs angenommen; weil die Engländer zwar wußten, wie weit ſich die Rechte ihrer Könige erſtreckten, aber nicht, welches die Gränzen des Anſehens eines Protectors wären.

Er beſtätigte ſeine Gewalt dadurch, daß er ſie zu rechter Zeit zu unterdrücken wußte: er unternahm nichts wider die Freyheiten, worauf das Volk eiferſüchtig war; er legte keine Soldaten in die Stadt London; er machte keine Auflagen, worüber man hätte murren können; er beleidigte die Augen nicht durch allzuviel Pracht; er erlaubte ſich kein Vergnügen; er häufte keine Schätze auf; er wandte alle Sorgfalt an, daß die Gerechtigkeit mit derjenigen unerbittlichen Unparteylichkeit ausgeübt würde, welche unter den kleinen und großen keinen Unterſchied macht.

Der Bruder des portugieſiſchen Geſandten in England, des Pantaleonſa, glaubte, daß ſeine Frechheit ungeſtraft bleiben würde, weil die Perſon ſeines Bruders unverletzlich war; er beleidigte alſo verſchiedene Bürger in London auf eine empfindliche Art, und ließ einen davon ſo gar umbringen, weil er ſich an ihm, wegen des Widerſtandes, den ihm die andern gethan hatten, rächen wollte. Er ward zum Strange verdammt. Cromwel, welcher ihm hätte können Gnade wiederfahren laſſen, ließ ihn hinrichten, und unterzeichnete den Morgen darauf mit dem Abgeſandten einen Tractat.

Niemals war die Handlung ſo frey und ſo blühend, niemals war England ſo reich geweſen. Seine ſiegenden Flotten verſchafften ſeinem Namen in allen Meeren Hochachtung, da indeſſen Mazarin, welchen allein ſeine Herrſchſucht und Gierde ſich zu bereichern, beſchäftigte, in Frankreich die Gerechtigkeit, die Handlung, die Seemacht und ſogar die Finanzen in Ohnmacht erliegen ließ. Da er nach einem bürgerlichen Kriege Herr von Frankreich war, ſo wie es Cromwel von England war, ſo hätte er für das Land, welches er regierte, eben das thun können, was Cromwel für das ſeinige gethan hatte. Allein er war ein Ausländer, und die Seele des Mazarin hatte zwar nicht die Grauſamkeit des Cromwels, ſie hatte aber auch nicht ſeine Größe.

Alle europäiſche Völker, welche ſich nicht viel um das Bündniß mit England unter Jacob dem I und unter Carln bekümmert haben, beſtrebten ſich unter dem Protector mit allem Eifer darnach. Die Königinn Chriſtina ſelbſt, ob ſie gleich die Ermordung Carls des I verabſcheuet hatte, gieng mit einem Tyrannen, welchen ſie hoch ſchätzte, ein Bündniß ein.

Mazarin und Don Ludewig von Haro verſchwendeten ihre Staatsklugheit um die Wette, ſich mit dem Protector zu vereinigen. Er genoß eine Zeit lang das Vergnügen, ſich von den zwey mächtigſten chriſtlichen Königreichen geſchmeichelt zu ſehen.

Der ſpaniſche Miniſter both ihm Hülfe an, Calais einzunehmen; Mazarin ſchlug ihm vor, Dünkirchen zu belagern, und ihm dieſe Stadt in die Hände zu bringen. Cromwel konnte unter den Schlüſſeln von Frankreich oder von Flandern wählen. Auch Conde lag ihm ſehr an; er wollte aber nichts mit einem Prinzen zu thun haben, welcher nichts für ſich hatte, als ſeinen Namen, welcher ohne Anhang in Frankreich, und ohne Gewalt bey den Spaniern war.

Der Protector entſchloß ſich für Frankreich; doch ohne ein beſonder Bündniß zu ſchließen, und ohne die Ueberwindungen im Voraus zu theilen. Er wollte ſeine unrechtmäßige Regierung durch die allergrößten Unternehmungen berühmt machen. Seine Abſicht war, den Spaniern America aus den Händen zu reißen; doch ſie wurden in Zeiten davon benachrichtiget, und die Admirale des Cromwels nahmen ihnen nichts als Jamaica weg,[*] eine Provinz, welche die Engländer noch beſitzen, und welche der Grund ihres Handels in der neuen Welt iſt. Erſt nach der Eroberung von Jamaica geſchahe es, daß Cromwel ſeinen Tractat mit dem Könige von Frankreich unterzeichnete; doch ohne die geringſte Erwähnung von Dünkirchen zu thun. Der Protector verfuhr wie mit ſeines Gleichen, und zwang den König, ihm den Titel Bruder zu geben. Sein Sekretair unterzeichnete ſich in dem Originale des Tractats, welches in England blieb, vor den gevollmächtigten franzöſiſchen Miniſter. Er ſchloß aber dieſen Tractat in der That als der überlegene Theil, indem er den König von Frankreich nöthigte, Carln den II und den Herzog von York, einen Enkel Heinrichs des IV, welche ihre Zuflucht in Frankreich genommen hatten, aus ſeinen Staaten zu weiſen.[**]

Indeſſen da Mazarin dieſes Bündniß ſchloß, hielt Carl der II bey ihm um eine von ſeinen Nichten an.

Der üble Zuſtand ſeiner Angelegenheiten, welche den Prinzen zu dieſem Vorſatze brachten, war eben das, was ihm eine abſchlägige Antwort zuzog. Man hat ſo gar den Kardinal in Verdacht, daß er eben die, welche er dem Könige von England verſagte, mit dem Sohne des Cromwels habe verheirathen wollen. Dieſes iſt wenigſtens gewiß, daß er, als er hernachmals ſahe, daß der Weg zum Throne dem zweyten Carl weniger verſchloſſen ſey, dieſe Heirath von neuem hervorſuchte; doch alsdann bekam er abſchlägliche Antwort.

Die Mutter dieſer zwey Prinzen, Henriette von Frankreich, eine Tochter Heinrichs des Großen, welche in Frankreich ohne Hülfe geblieben war, ward genöthiget den Kardinal zu beſchwören, von Cromwellen wenigſtens zu erhalten, daß ihr das Leibgedinge bezahlt würde. Konnte eine ſchmerzhaftere Erniedrigung für ſie ſeyn, als daß ſie denjenigen um Lebensunterhalt anſprechen mußte, welcher das Blut ihres Mannes auf der Henkerbühne vergoſſen hatte. Mazarin that im Namen dieſer Königinn ganz ſchwache Vorſtellungen in England, und kündigte ihr endlich an, daß er nichts habe erhalten können. Sie blieb in Paris in der größten Armuth und voller Scham, die Barmherzigkeit Cromwels angeſprochen zu haben; da indeſſen ihre Söhne zu der Armee des Prinzen von Conde und des Don Juan von Oeſterreich giengen, das Kriegshandwerk wider Frankreich, welches ſie verließ, zu erlernen.

---

[*] Im Monat May 1655.

[**] Den 2ten November 1655.

Die aus Frankreich vertriebenen Kinder Carls des I flüchteten nach Spanien. Die ſpaniſchen Miniſter ſchrien an allen Höfen, und beſonders in Rom, aus vollem Halſe wider einen Kardinal, welcher, wie ſie ſagten, alle göttliche und menſchliche Geſetze und die Ehre der Religion einem Königsmörder aufopferte; und die Vettern Ludewigs des XIV, den zweyten Carl und den Herzog von York aus Frankreich verjagte, dem Henker ihres Vaters zu gefallen.

In Flandern wurde der Krieg immer mit verſchiedlichem Fortgange fortgeſetzt. Turenne hatte Valenciennes mit dem Marſchall von Ferte belagert, und mußte eben den Unſtern erfahren, welchen Conde vor Arras erfahren hatte. Der Prinz, welcher damals von dem Don Juan von Oeſterreich, welcher es eher verdiente, an ſeiner Seite zu ſtreiten, als der Erzherzog, unterſtützt wurde, drang durch die Linien des Marſchalls von Ferte, nahm ihn gefangen, und entſetzte Valenciennes.* Turenne that, was Conde bey einer gleichen Widerwärtigkeit gethan hatte. Er rettete die geſchlagene Armee, und both überall dem Feinde die Spitze; er belagerte ſo gar einen Monat darauf Chapelle, und nahm es ein. Das war vielleicht das erſtemal, daß eine geſchlagene Armee eine Belagerung zu unternehmen gewagt hatte.

Dieſes ſo geprieſene Unternehmen des Turenne, nach dem er Chapelle eingenommen hatte, ward durch ein ſchöneres Unternehmen des Prinzen von Conde verdunkelt. Kaum belagerte Turenne Cambray, als Conde mit zwey tauſend Mann zu Pferde durch die Armee der Belagerer drang, alles, was ſich ihm entgegen ſtellte, niederſtürzte, und ſich in die Stadt warf.** Die Bürger empfingen ihren Beſetzer auf den Knien. Auf dieſe Art entwickelten dieſe zwey entgegen geſetzten Helden die Stärke ihrer kriegeriſchen Geiſter immer mehr und mehr. Man bewunderte ſie, wenn ſie ſich zurück zogen, eben ſo ſehr, als wenn ſie ſiegeten, ſo gar in ihren Fehlern ſelbſt, welche ſie allezeit wieder gut zu machen ſuchten. Ihre Geſchicklichkeiten hielten wechſelsweiſe den Anwachs der einen und der andern Monarchie auf; die Unordnung aber, welche ſowol in Frankreich, als in Spanien, in dem Finanzweſen herrſchete, war noch ein weit größer Hinderniß ihres glücklichen Fortganges.

---

* Den 17 Julius 1656.

** Den 30 May 1656.

Schreiben des Hrn. von Voltaire,

über ſeinen

Verſuch des Jahrhunderts Ludewigs des XIV.

an Mylord Harvey,

geheimen Siegelbewahrer von England.

Ich bitte ſie, Mylord, urtheilen ſie von meinem Verſuche über das Jahrhundert Ludewigs des XIV, nicht nach den zwey Hauptſtücken, die man in Holland mit ſo viel Fehlern gedruckt hat, welche mein Werk ganz unkenntlich und unverſtändlich machen. Wenn die engliſche Ueberſetzung nach dieſer unförmlichen Abſchrift iſt gemacht worden, ſo verdient der Ueberſetzer eine Verdolmetſchung der Offenbarung zu machen. Vor allen aber bitte ich, ſeyn ſie etwas weniger verdrüßlich, daß ich das letzte Jahrhundert das Jahrhundert Ludewigs des XIV. nenne. Ich weiß wohl, Ludewig der XIV. hatte die Ehre nicht, der Herr oder Wohlthäter eines Boyle, eines Newtons, eines Halley, eines Addiſons, eines Drydens zu ſeyn. Allein in dem Jahrhunderte, welches man das Jahrhundert des zehnten Leo nennt, hatte denn dieſer zehnte Leo alles gethan? Waren damals keine andere Fürſten, welche das Ihrige beytrugen, das menſchliche Geſchlecht zu erleuchten und geſitteter zu machen? Gleichwol hat der Name des zehnten Leo den Vorzug erhalten, weil er mehr als jeder andere die Künſte aufmunterte. Und nun, wer hat denn in dieſem Stücke der Menſchlichkeit mehr Dienſte gethan als Ludewig der XIV? Welcher König hat mehr Wohlthaten ausgeſtreuet, mehr Geſchmack bewieſen, und ſich durch ſchönere Stiftungen hervorgethan? Er hat, ohne Zweifel, nicht alles gethan, was er hätte thun können, weil er ein Menſch war; er hat aber mehr gethan, als jeder andere, weil er ein großer Mann war. Mein ſtärkſter Grund, ihn ſehr hoch zu ſchätzen, iſt, daß er, ungeachtet ſeiner bekannten Fehler, mehr Ruhm hat, als keiner von ſeinen Zeitverwandten. Trotz einer Million Menſchen, deren er Frankreich beraubet hat, und welchen allen daran gelegen war, ihn zu verſchreyen, ſchätzt ihn doch ganz Europa hoch, und ſetzt ihn in die Zahl der größten und beſten Monarchen.

Nennen ſie mir doch denjenigen Fürſten, welcher mehr geſchickte Ausländer an ſich gezogen habe, und welcher die Verdienſte ſeiner Unterthanen, mehr aufgemuntert habe? Sechzig Gelehrte in Europa erhielten Belohnungen von ihm, welche darüber erſtaunten, daß ſie ihm bekannt wären.

Colbert ſchrieb ihnen: Ob der König gleich nicht ihr Herr iſt, ſo will er doch ihr Wohlthäter ſeyn. Er hat mir befohlen, ihnen beyliegenden Wechſel, als ein Zeichen ſeiner Hochachtung, zu ſchicken. Ein Böhme, ein Däne, erhielten dergleichen aus Verſailles gegebene Briefe. Guillemini baute von den Wohlthaten Ludewigs des XIV in Florenz ein Haus; er ließ den Namen dieſes Königs über den Eingang deſſelben ſetzen, und ſie wollen nicht, daß ich ihn an die Spitze des Jahrhunderts, von welchem ich rede, ſetze?

Was er in ſeinem Reiche gethan hat, kann zu einem ewigen Beyſpiele dienen. Er trug die Erziehung ſeines Sohnes und ſeines Enkels den beredteſten und gelehrteſten Männern in Europa auf. Er hatte die Aufmerkſamkeit, daß er drey Söhne des Peter Corneille unterbrachte; zwey unter den Soldaten, und einen im geiſtlichen Stande. Er ermunterte die hervorkommende Geſchicklichkeit des Racine durch ein Geſchenk, welches für einen unbekannten jungen Menſchen ohne Vermögen ſehr beträchtlich war; und als ſich dieſes Genie vollkommen gemacht hatte, ſo machten ſeine Geſchicklichkeiten, welche oft zu nichts, als zur Ausſchließung des Glückes dienen, das ſeinige: er genoß mehr als Glück; die Gunſt, und manchmal die Vertraulichkeit ſeines Herrn; deſſen bloßer Blick eine Belohnung war. Er war in den Jahren 1688 und 89 bey den Reiſen von Marly, um welche ſich die Hofleute ſo viel Mühe gaben; er ſchlief, während ſeiner Krankheit, in dem königl. Zimmer, und las dem Könige die Meiſterſtücke der Beredſamkeit und Dichtkunſt vor, welche die Zierde dieſer vortrefflichen Regierung ſind.

Dieſe mit Entſcheidung ertheilten Gunſtbezeugungen ſind es, welche die Nacheiferung erwecken, und große Geiſter erhitzen. Es iſt viel, Stiftungen zu machen, es iſt nichts weniges, ſie zu unterſtützen; es aber bloß bey dieſen Stiftungen bewenden laſſen, heißt oft einen unnützen Menſchen zu einem großen Manne einerley Zuflucht verſchaffen, und in einem Stocke die Biene und die Hummel aufnehmen.

Ludewig der XIV. dachte an alles. Er beſchützte die Akademien, er zog diejenigen vor, welche ſich hervorthaten. Er verſchwendete ſeine Gunſt nicht bey einer Art von Verdienſten, mit Ausſchließung der andern, ſo wie viele Prinzen nur demjenigen wohl wollen, was ihnen gefällt, nicht aber dem, was gut iſt. Die Naturlehre und die Unterſuchung des Alterthums zogen ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Sie erkaltete nicht einmal in den Kriegen, welche er gegen Europa fortzuſetzen hatte. Indeſſen, da er auf dreyhundert Citadellen erbaute, und mehr als viermal hundert tauſend Soldaten marſchiren ließ, ließ er das Obſervatorium aufrichten, und eine Mittagslinie von einem Ende des Königreichs bis zu dem andern ziehen; ein Werk, welches in ſeiner Art das einzige in der Welt iſt. Er ließ in ſeinem Pallaſte Ueberſetzungen der guten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller drucken; er ſchickte Meßkünſtler und Naturforſcher in das Innerſte von Africa und America, Wahrheiten zu ſuchen. Bedenken ſie, Mylord, daß ohne die Reiſe und ohne die Erfahrungen, derjenigen, welche im Jahre 1672 nach Cayenne giengen, Newton ſeine Entdeckungen, die Gravitation betreffend, nicht würde gemacht haben. Betrachten ſie, ich bitte, einen Caßini, einen Hugenius, welche beyde ihr Vaterland, welches ſie ehren, verlaſſen, und nach Frankreich kommen, die Hochachtung und die Wohlthaten Ludewigs des XIV. zu genießen.

Und glauben ſie, daß ihnen die Engländer nichts ſchuldig ſind? Sagen ſie mir doch, ich bitte ſie, an welchem Hofe machte ſich der zweyte Carl ſo viel Höflichkeit und ſo viel Geſchmack eigen? Sind die guten Schriftſteller Ludewigs des XIV. nicht ihre Muſter geweſen? Hat nicht aus ihnen der weiſe Addiſon, welcher in England an der Spitze der ſchönen Wiſſenſchaften war, oft ſeine vortrefflichen Beurtheilungen gezogen? Der Biſchof Burnet ſelbſt geſteht es, daß der Geſchmack, welchen die Hofleute Carls des II. in Frankreich erlanget, in England ſo gar die Kanzel verbeſſert habe, der Verſchiedenheit unſerer Religionen ungeachtet, zum Beweiſe, daß ſich die Herrſchaft der Vernunft über alles erſtrecket.

Sagen ſie mir, ob die guten Bücher der damaligen Zeit nicht vieles zur Erziehung aller deutſchen Prinzen beygetragen haben? In welchem nordiſchen Hofe hat man keine franzöſiſchen Schaubühnen geſehen? Welcher Fürſt bemühte ſich nicht, Ludewig dem XIV. nachzuahmen? Welches Volk folgte damals nicht den franzöſiſchen Moden?

Sie führen mir, Mylord, das Exempel Peters des Großen an, welcher die Künſte in ſeinem Lande hervorſproſſen ließ, und der Schöpfer eines neuen Volkes ward. Sie ſagen mir, weil man in Europa ſein Jahrhundert niemals das Jahrhundert Peters des Großen nennen würde, ſo dürfe auch ich nicht das vergangene Jahrhundert das Jahrhundert Ludewigs des XIV. nennen.

Es ſcheint mir, als ob der Unterſchied ſehr handgreiflich ſey. Peter wurde bey andern Völkern unterrichtet, und brachte ihre Künſte in ſein Land. Ludewig der XIV. aber hat die Völker unterrichtet, und alles ſogar ſeine Fehler, ſind Europa nützlich geweſen. Die Proteſtanten, welche ſeine Staaten verließen, haben auch bis nach England die Emſigkeit gebracht, welche den Reichthum von Frankreich ausmachte.

Rechnen ſie ſo viel Seidenmanufacturen, und die Cryſtallenmanufacturen, für nichts? Die letzten beſonders wurden durch unſere Ausgetriebenen vollkommen gemacht, und wir verloren das, was ihr Land erhielt. Und wenn die franzöſiſche Sprache beynahe die allgemeine Sprache geworden iſt, wem hat man es denn zu danken? War ſie zu den Zeiten Heinrichs des IV. von ſolchem Umfange? Nein, wahrhaftig nicht, man wußte nichts, als das Italieniſche und Spaniſche. Unſere vortrefflichen Schriftſteller ſind es, welche dieſe Veränderung gemacht haben. Allein, wer hat denn dieſe vortrefflichen Schriftſteller beſchützet, gebraucht und ermuntert? Es war Colbert, werden ſie ſagen. Ich geſteh es, und behaupte ſo gar, daß der Miniſter hierinne den Ruhm mit ſeinem Herrn theilen müſſe. Allein was hätte Colbert unter einem andern Fürſten gethan? Unter eurem Könige, Wilhelm, welcher nichts liebte, und dem Könige von Spanien, dem [illegible]zten Carl, unter ſo vielen andern Regenten?

Glauben ſie wol, Mylord, daß Ludewig der XIV. den Hof mehr als in einem Stücke verbeſſert hat? Er wählte den Lully zu ſeinem

Muſicus, und nahm dem Lambert das Privilegium, weil Lambert ein mittelmäßiger Künſtler, und Lully ein vortrefflicher Mann war. Er gab dem Quinaut den Stoff zu ſeinen Opern. Ludewig der XIV. war es, welcher die Armide angab. Er regierte die Mahlereyen des le Brun, er beſchützte Boileau, Racinen, Molieren wider ihre Feinde; er munterte die nützlichen ſowol als die ſchönen Künſte auf, und allezeit mit Einſicht in die Sache; er lieh dem Vanrobes Geld, Manufacturen anzulegen; er ſchoß der indiſchen Handlungsgeſellſchaft, welche er gebildet hatte, ganze Millionen vor. Unter ſeiner Regierung ſind nicht nur große Dinge geſchehen, ſondern er hat ſie guten Theils ſelber gethan. Erlauben ſie alſo, Mylord, daß ich mich bemühe, ein Denkmaal zu ſeinem Ruhme aufzurichten, welches ich noch weit mehr dem Nutzen des ganzen menſchlichen Geſchlechts weihe; ich ſchreibe als Menſch, nicht als Unterthan; ich will das letzte Jahrhundert ſchildern, und nicht bloß einen Fürſten. Ich bin der Geſchichte überdrüßig, wo von nichts, als von den Abentheuern eines Königs die Rede iſt, als ob er allein, oder, als ob alles für ihn da wäre. Kurz, ich ſchreibe vielmehr die Geſchichte eines großen Jahrhunderts, als eines großen Königes.

Peliſſon würde beredter geſchrieben haben als ich; allein er war ein Hofmann und wurde bezahlt. Ich bin weder das eine, noch das andere; mir kömmt es alſo zu, die Wahrheit zu ſagen.

Ich hoffe, daß ſie in dieſem Werk einige von ihren Geſinnungen finden werden. Je mehr ich wie Sie denken werde, je mehr werde ich Grund haben, den Beyfall der Welt zu hoffen. Ich bin ꝛc.

III.

Geheime Nachrichten von Ludewig dem XIV.

Ludewig der XIV war, wie man weiß, die ſchönſte und wohlgeſtalteſte Mannesperſon in ſeinem Königreiche. Er war es, auf welchen Racine in dem Trauerſpiele, Berenice mit dieſen Zeilen zielte:

> En quelque obscurité, que le ciel l'eut fait naitre,
> Le monde en le voyant eut reconnu son Maitre.

In welcher Dunkelheit ihn der Himmel auch hätte laſſen gebohren werden; die Welt würde ihn, ſo bald ſie ihn geſehen, für ihren Herrn erkannt haben. Der König merkte es ſehr wohl, daß dieſes Trauerſpiel, und beſonders dieſe zwey Zeilen für ihn gemacht wären. Nichts macht übrigens ſchöner als eine Krone. Der Klang ſeiner Stimme war edel und rührend. Alle Mannsperſonen bewunderten ihn, und jedes Frauenzimmer ſeufzete für ihn. Er hatte einen Gang, welcher ihm nur alleine zukommen konnte, und welcher bey allen andern wäre lächerlich geweſen. Er ſahe es gern, wenn er durch ſein Anſehen in Bewegung ſetzen konnte. Die Verwirrung derjenigen, welche mit ihm ſprachen, war eine Verehrung, welche ſeiner Erhabenheit ſchmeichelte. Der alte Officier, welcher, als er ſich eine Gnade von ihm ausbath, ſtotterte, und ſeine Rede wieder von vorne anfing, und endlich ſagte: Sire, wenigſtens zittere ich vor euren Feinden nicht ſo; hatte nicht viel Mühe, das, um was er bath, zu erhalten.

— Die Natur hatte ihm eine ſtarke Leibesbeſchaffenheit gegeben. Er war in allen Leibesübungen ſehr geſchickt; er ſpielte alle Spiele ſehr wohl, welche Geſchicklichkeit und Thätigkeit erfoderten; er tanzte die ernſthaften Tänze mit vieler Anmuth. Sein Magen war ſo gut, daß er alle Tage zwey gute Mahlzeiten that, ohne ſeiner Geſundheit zu ſchaden; und die Güte ſeines Temperaments machte es, daß er beſtändig in einer gleichen Gemüthsart blieb. Der kränkliche Ludewig der XIII war ärgerlich, ſchwach und hart. Ludewig der XIV redete wenig aber allezeit gut. Er war nicht gelehrt, aber er hatte einen vortrefflichen Geſchmack. Er verſtund ein wenig Italieniſch und Spaniſch, und konnte niemals das Lateiniſche lernen, welches man in einer beſondern Auferziehung allezeit ziemlich ſchlecht lehret, und welches von allen Kenntniſſen die am wenigſten nützliche für einen König iſt. Man hat unter ſeinem Namen eine Ueberſetzung des Julius Cäſars gedruckt. Es ſind Aufgaben, die man mit ihm machte, woran er wenig Theil hatte, und von welchen man ihn überredete, daß er ſie gemacht habe. Ich habe den Kardinal Fleury ſagen hören, daß ihn Ludewig der XIV einmal gefragt hätte, wer denn der Prinz quemadmodum ſey, ein Wort, auf welches ein Muſicus in einer Motete, nach der löblichen Gewohnheit, ſehr viel Kunſt verſchwendet hatte. Der König geſtand ihm bey dieſer Gelegenheit, daß er faſt niemals etwas von dieſer Sprache verſtanden habe. Es wäre beſſer geweſen, wenn man ihm die Hiſtorie, die Erdbeſchreibung und beſonders die wahre Weltweisheit, welche die Fürſten ſo ſelten kennen, gelehret hätte. Sein geſunder Verſtand und ſein guter Geſchmack erſetzten alles. In den ſchönen Künſten liebte er nichts, als das vortreffliche. Nichts beweiſt es mehr, als der Gebrauch, den er von Racinen, von Boileau, von Molieren, von Boſſuet, von Fenelon, von le Brun, von Girardon, von le Notre machte. Er gab ſogar manchmal dem Quinaut den Stoff zu ſeinen Opern, und er war es, welcher die Armide wählte. Colbert beſchützte alle Künſte aus keiner andern Urſache, als weil er ſich dem Geſchmacke ſeines Herrn gemäß bezeigen wollte. Denn Colbert war, ohne Wiſſenſchaften, bey der Handlung erzogen worden; der Kardinal Mazarin hatte ihm die Beſorgung der Angelegenheiten aufgetragen, und er konnte alſo für die ſchönen Künſte den Geſchmack nicht haben, welchen ordentlicher Weiſe ein galanter Hof, wo man Ergötzungen verlangt, die über die Ergötzungen des Pöbels ſind, verſchaffet. Colbert war ein wenig trocken und finſter, ſeine großen Abſichten in dem Finanzweſen, und in der Handlung, worinne der König weniger verſtand und verſtehen mußte, erſtreckten ſich nicht ſogleich bis zu den liebenswürdigen Wiſſenſchaften; er bildete ſeinen Geſchmack, aus Begierde ſeinem Herrn zu gefallen, und aus Nacheiferung, welche der Ruhm des Herrn Fouquet, den er ſich durch die Beſchützung der Gelehrten erworben hatte, und den er auch ſo gar in ſeiner Ungnade erhielt, in ihm erweckte. Anfangs wählte er ſehr unglücklich, und als Ludewig der XIV im Jahre 1662 ſeine Achtung gegen die Wiſſenſchaften zeigen wollte, indem er Leuten von Genie und Gelehrten jährliche Gehalte gab, ſo richtete ſich Colbert einzig nach dem Chapelain, deſſen Name nachher durch Hülfe ſeiner und des Boileau Werke ſo lächerlich geworden iſt: er ſtand aber damals in ſehr großem Anſehen; das er ſich durch ein wenig Gelehrſamkeit, durch viel Tadelſucht und noch mehr Kunſtgriffe erworben hatte. Dieſe Wahl war es, welche den Boileau ſchon ganz jung aufbrachte, und ihn mit ſo viel beißenden Spöttereyen bewaffnete. Colbert beſſerte ſich hernachmals, und unterſtützte diejenigen, welche wirkliche Geſchicklichkeiten beſaßen, und dem Könige gefielen.

Ludewig der XIV war es, welcher aus eigner Bewegung dem Boileau, Racine und Peliſſon, und vielen andern jährliche Gehalte gab; er unterhielt ſich manchmal mit ihnen, und als Boileau, nachdem er ſich aus Schwachheit des Alters nach Auteuil begeben hatte, das letztemal kam, dem Könige ſeine Aufwartung zu machen, ſo ſagte der König zu ihm: wenn euch eure Geſundheit erlaubet, noch dann und wann nach Verſailles zu kommen, ſo werde ich allezeit eine halbe Stunde für euch übrig haben. Im Jahre 1690 ernannte er Racinen von dem Gefolge nach Marly, und ließ ſich die erſten Werke der damaligen Zeit von ihm vorleſen.

Das Jahr vorher hatte er dem Racine und Boileau jedem tauſend Piſtolen, welche zwanzig tauſend Livres nach itziger Münze ausmachen, geſchenkt, ſeine Geſchichte zu ſchreiben, und hatte zu dieſem Geſchenke noch ein jährliches Gehalt von vier tauſend Livres gefüget.

Aus allen dieſen freywillig ertheilten Geſchenken und beſonders aus ſeiner Gnade gegen den Peliſſon, welchen Colbert verfolgte, erhellet unwiderſprechlich, daß dieſer Miniſter ſeinen Geſchmack nicht lenkte. Es geſchahe aus eigner Bewegung, daß er verſchiedenen auswärtigen Gelehrten Gnadengelder gab, und Colbert zog den Perrault bey der Wahl derjenigen zu Rathe, welche dieſe für ſie und für den Monarchen ſo rühmliche Geſchenke erhielten. Eine von ſeinen Künſten war einen Hofſtaat zu halten. Er machte den ſeinigen zu dem prächtigſten und galanteſten in ganz Europa. Ich weiß nicht, wie man noch die Beſchreibungen von großen Feſten in den Romanen leſen kann, wenn man diejenigen geleſen hat, welche Ludewig der XIV anſtellte. Die Luſtbarkeiten in St. Germain, zu Verſailles, ſeine Caruſſelle ſind weit über alles das, was die romanenmäßigſte Einbildung hat erfinden können. Er tanzte gemeiniglich bey dieſen Luſtbarkeiten mit den ſchönſten Perſonen des Hofes, und die Natur ſchien alle ihre Kräfte angewandt zu haben, dem Geſchmacke Ludewigs des XIV zu Hülfe zu kommen. Sein Hof ward mit den wohlgebildetſten Menſchen in ganz Europa angefüllet, und er beſaß mehr als dreyßig Frauenzimmer von einer vollkommenen Schönheit. Man bemühete ſich figürliche Tänze zu erfinden, die ſich zu ihren Gemüthsarten und Galanterien ſchickten. Oft waren die Stücke, welche man vorſtellte, voller feinen Anſpielungen, die auf die geheimen Angelegenheiten ihrer Herzen paſſeten. Es wurden nicht nur öffentliche Luſtbarkeiten angeſtellet, wobey Moliere und Lully die vornehmſten Zierden waren; ſondern auch beſondere, bald für die Madame, die Schwägerinn des Königs, bald für Madame de la Valiere, wobey nur wenig Hofleute zugelaſſen wurden. Oft war es Benſerade, welcher die Verſe dazu machte, manchmal auch ein gewiſſer Bellet, Kammerdiener des Königs. Ich habe Entwürfe von dieſem letztern geſehen, welche Ludewig der XIV mit eigener Hand verbeſſert hatte. Die galanten Verſe ſind bekannt, welche Benſerade für die figürlichen Ballets machte, wobey der König mit ſeinem Hofe tanzte; er vermiſchte allezeit durch eine feine Anſpielung die Perſon und die Rolle. Zum Exempel, als der König in einem von dieſen Ballets den Apollo vorſtellte, ſo machte Benſerade folgendes für ihn:

Je doute qu'on le prenne avec vous sur le ton
De Daphné ni de Phaeton;
Lui trop ambitieux, elle trop inhumaine.
Il n'est point là de piége ou vous puissiez donner.
Le moyen de s'imaginer
Qu'une femme vous fuye, ou qu'un homme vous mène.

Ich zweifele, daß man mit euch, wie Daphne oder Phaeton verfahren wird. Er war zu hochmüthig; ſie war zu grauſam. Hier ſind keine Fallſtricke für euch. Wie wäre es möglich, daß ein Frauenzimmer euch fliehen, und eine Mannsperſon euch zum beſten haben könnte?

Als er ſeinen Enkel den Herzog von Bourgogne mit der Prinzeſſinn Adelaide von Savoyen verheirathete, ließ er in einem von den

Zimmern von Verſailles für ſie Comödien ſpielen. Duché, einer von ſeinen Domeſtiquen, und Verfaſſer des ſchönen Singeſpiels Iphigenie, machte zu dieſen beſondern Luſtbarkeiten das Trauerſpiel, Abſalom. Die Herzoginn von Bourgogne ſtellte die Tochter des Abſalom vor, der Herzog von Orleans, der Herzog de la Valiere ſpieleten auch mit, wie auch der berühmte Schauſpieler Baron, welcher der Anordner des ganzen Werkes war.

Es war damals alle Wochen dreymal in Verſailles Appartement. Die Gallerie und alle Zimmer waren voll. In dem einen Saale wurde geſpielet, in dem andern war Muſik, in einem dritten ſchmauſete man. Der König belebte alle dieſe Luſtbarkeiten durch ſeine Gegenwart. Manchmal ließ er in die Gallerie Buden voller koſtbaren Edelſteine ſetzen. Er machte Lotterien daraus, und die Herzoginn von Bourgogne vertheilte meiſtentheils die großen Looſe.

Mitten unter dieſen koſtbaren Luſtbarkeiten und angenehmen Ergötzungen war es, als er die weitläuftigen Entwürfe machte, worüber ganz Europa erzitterte. Er führete die Königinn und alle Hofdamen an die Gränzen. Bey dem Kriege von 1667 theilte er mehr als für hundert tauſend Thaler, theils an vornehme Flamländer, die ihm ihre Aufwartung zu machen kamen, theils an Abgeordnete der Städte oder Geſandte der Prinzen aus, welche ihn bewillkommeten; und allezeit folgte er hierinne ſeinem Geſchmacke in der Pracht eben ſo wohl als ſeiner Staatsklugheit. Man kann ſich alſo nicht genug verwundern, daß man ihn faſt in allen erbärmlichen Geſchichten, die man von ſeinem Reiche zuſammen geſtoppelt hat, des Geizes beſchuldiget. Niemals hat ein König größere Geſchenke, und dieſe zu einer bequemern Zeit und mit mehr Anmuth ausgetheilet, als er.

Die edlen Ergötzungen, womit er beſtändig den prächtigſten Hof von der Welt unterhielt, verhinderten ihn nicht, ſich ordentlicher Weiſe bey allen Berathſchlagungen einzufinden. Selbſt in ſeiner Krankheit ſetzte er ſie nicht aus. Nur ein einzigmal zog er die Jagd vor. Es war gleich an dem Tage, nicht viel zu thun. Er trat herein, und ſagte, daß die Berathſchlagung dieſesmal ſollte ausgeſetzt ſeyn, und ſagte es, indem er aus dem Stegreiſe eine Operarie des Quinaut und Lully parodirte.

Le Conseil à ses yeux a beau se presenter
Si tot qu'il voit sa chienne il quitte tout pour elle;
Rien ne peut l'arreter
Quand la chasse l'appelle.

Umſonſt zeigt ſich ihm ſein Rath; ſo bald er ſeine Hündinn erblickt, verläßt er alles. Nichts hält ihn auf, wenn ihn die Jagd ruft.

Er hatte verſchiedene kleine Liederchen in dieſem leichten und natürlichen Geſchmacke gemacht, und auf ſeinen Reiſen in die Franche Comte, ließ er ſeine Hofleute, beſonders den Pelliſſon und den Marquis d'Angeau Impromtüs machen. Er ſpielte nicht übel auf der Zitter, die damals Mode war, und verſtand ſich auf die Muſik nicht weniger ſehr wohl, als auf die Malerey. In dieſer letzten Kunſt liebte er nichts, als die edlen Gegenſtände. Die Teinieres und andere kleine flammländiſche Maler fanden vor ſeinen Augen keine Gnade. Weg mit dieſen Affen, ſagte er einsmals, als man ihm eines von dergleichen Werken in ein Zimmer geſtellet hatte.

Seines Geſchmacks an der großen und edlen Baukunſt ungeachtet, ließ er das alte Schloß von Verſailles mit ſeinen ſieben kreuzweiſen Flügeln und dem kleinen Hofe von Marmor auf der Seite von Paris, ſtehen. Er hatte dieſes Schloß anfangs zu nichts, als zu einem Aufenthalte bey der Jagd beſtimmt, welches es zu den Zeiten Ludewigs des XIII war, der es dem Staatsſecretaire Lomenie abkaufte. Nach und nach machte er den unermeßlichen Pallaſt daraus, deſſen eine Seite nach dem Garten zu, das ſchönſte iſt, was man in der Welt ſehen kann, da die andere Seite von dem allerkleinſten und ſchlechteſten Geſchmacke zeiget. Er wendete auf dieſen Pallaſt und auf den Garten mehr als fünf hundert Millionen, welche nach unſerer Münze mehr als neun hundert betragen. Der Herzog von Crequi ſagte zu ihm: Sire, alles iſt umſonſt; ſie werden doch nichts als einen Liebling ohne Verdienſt daraus machen.

Die Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt wurden in ſeinen Gärten verſchwendet. Er ergötzte ſich daran, und beſah ſie ſehr oft. Ich habe den Herzog von Antin ſagen hören, daß, als er Oberaufſeher über die königlichen Gebäude geweſen, er die Statuen oft mit Fleiß durch unterlegte Stücke habe ſchief ſetzen laſſen, damit der König das Vergnügen haben möge, ſein gutes Augenmaaß daran zu zeigen. Der König ward auch allezeit den Fehler gewahr. Der Herzog von Antin widerſtritt ihm Anfangs, endlich gab er ſich, und ließ die Säule gleich ſetzen, indem er ſich ganz erſtaunt ſtellte, daß ſich der König auf alles ſo wohl verſtehe. Hieraus mag man ſchließen, wie leicht man einem Könige was einbilden könne.

Man weiß den Streich eines Hofmannes, welchen eben dieſer Herzog ausführete. Als der König einsmals in Petitbourg ſchlief, und gefunden hatte, daß eine gewiſſe große Allee von alten Bäumen eine ſehr ſchlechte Ausſicht mache; ſo ließ ſie der Herzog in einer Nacht umhauen, und alles bey Seite ſchaffen. Als der König bey dem Aufſtehen die Allee nicht mehr fand, ſo ſagte der Herzog zu ihm: Sie hat ihnen mißfallen, Sire; durfte ſie ſich unterſtehen, länger vor ihren Augen zu bleiben?

Eben dieſer Herzog von Antin war es, welcher zu Fontainebleau dem Könige und der Herzoginn von Bourgogne ein ganz beſonderes Schauſpiel gab, und dadurch ein Beyſpiel der zärtlichſten und feinſten Schmeicheley ablegte. Ludewig der XIV hatte ſich einmal erkläret, er wünſche, daß man einen gewiſſen ganzen Wald niederhauen möge, welcher ihm ein wenig die Ausſicht benahm. Der Herzog von Antin ließ alle Bäume nahe an der Wurzel durchſägen, ſo daß ſie noch kaum ſtehen konnten. An jedem von dieſen Bäumen wurden Stricke gebunden, und mehr als 1200 Menſchen ſtunden in dem Walde auf den geringſten Wink gefaßt. Der Herzog wußte an welchem Tage der König mit ſeinem ganzen Hofe in dieſer Gegend ſpatzieren würde. Se. Majeſtät unterließ nicht, noch einmal zu wiederholen, wie ſehr ihm dieſer Wald mißfiele. Sire, antwortete ihm der Herr von Antin; der Wald ſoll niedergehauen ſeyn, ſo bald es Ew. Majeſtät befehlen. Wahrhaftig, antwortete der König, wenn es nur auf das Befehlen ankömmt, ſo wäre ich ihn längſt gerne los geweſen. Nun wohl, er ſoll den Augenblick niedergeriſſen ſeyn. Der Herzog gab hierauf ein Zeichen, und man ſahe den Wald fallen. Ach! ſchrie die Herzoginn von Bourgogne, wahrhaftig, wenn der König unſere Köpfe verlangt hätte, ich glaube der Herr von Antin würde ſie auf eben die Art haben fallen laſſen. Ein Einfall, der ein wenig zu lebhaft war, dennoch aber keine Folge hatte.

So ſuchten ihm alle ſeine Hofleute, jeder nach ſeinem Vermögen und ſeinen Einſichten, zu gefallen. Er verdiente es, denn er war ſelbſt beſorgt, ſich allen, die um ihn waren, angenehm zu machen. Es war eine beſtändige Vertauſchung, von allem, was die Majeſtät, ohne ſich zu erniedrigen, anmuthiges haben, und von allem, was die Bereitwilligkeit zu dienen und zu gefallen, ohne Niederträchtigkeit Feines zeigen konnte. Beſonders war er mit dem Frauenzimmer von einer außerordentlichen Aufmerkſamkeit und Höflichkeit, welche die Höflichkeit ſeiner Hofleute vermehrte. Er ließ niemals eine Gelegenheit aus den Händen, den Mannsperſonen etwas zu ſagen, was ihrer Eigenliebe ſchmeichelte, die Nacheiferung unter ihnen erweckte, und ein langes Andenken zurücke ließ.

Als die Madame Dauphine einmal an ihrer Tafel einen ſehr häßlichen Officier gewahr ward, und ſehr laut über ſeine Häßlichkeit ſpottete; ſagte der König noch lauter, ich halte ihn für einen von den ſchönſten Männern in meinem Königreiche, denn er iſt einer von den tapferſten.

Der Generallieutenant, Graf von Marivaux, ein etwas wilder Menſch, deſſen Gemüthsart nicht einmal an dem Hofe Ludewigs des XIV ſanfter geworden war, hatte in einem Treffen einen Arm verloren, und beklagte ſich einmal gegen den König darüber, welcher ihn gleichwohl belohnet hatte, ſo viel als man einen wegen eines verlornen Armes belohnen kann. Ich wollte, ſagte er, daß ich den andern Arm auch verloren hätte, damit ich Ew. Majeſtät nicht mehr dienen könnte. Das würde mir eurentwegen und meinetwegen leid ſeyn, antwortete Ludewig der XIV, und auf dieſe Rede folgte die Bewilligung einer Gnade, um die er ihn gebethen hatte. Weit gefehlet, daß er jemanden unangenehme Sachen hätte ſagen ſollen, welche in dem Munde eines Monarchen tödtliche Pfeile ſind; er erlaubte ſich nicht einmal die unſchuldigſten und feinſten Spöttereyen, da doch Privatperſonen alle Tage die grauſamſten und nachtheiligſten vorbringen.

Er wollte einmal ſeinen Hofleuten etwas erzählen, und hatte ſo gar verſprochen, daß die Erzählung artig ſeyn ſollte, gleichwohl war ſie es ſo wenig, daß man nicht einmal darüber lachte, ob es gleich die Erzählung eines Königes war. Sobald aber der Prinz von Armagnac, den man Monſieur le Grand nennte, aus dem Zimmer gegangen war, ſo ſagte der König zu denen, die noch bey ihm geblieben waren: Meine Herren, meine Erzählung iſt euch ſehr abgeſchmackt vorgekommen, und das mit Recht. Ich beſann mich aber, daß etwas darinne vorkam, was den Herrn le Grand von weiten angeht, und worüber er hätte empfindlich werden können. Ich habe es alſo lieber unterdrücken, als ihm misfallen wollen. Itzo da er nicht zugegen iſt, will ich die Erzählung vollſtändig machen. Er that es, und man lachte. Aus dieſen kleinen Zügen kann man deutlich genug ſehen, daß es falſch iſt, wenn man ihm harte und widerwärtige Reden beyleget, wie er zum Exempel, dem Hrn. de la Rochefoucault weh zu thun ſoll geſaget haben: Was frage ich darnach, welcher von meinen Knechten mir dienet? Einer ſolchen Unanſtändigkeit war Ludewig der XIV. unfähig. Ich habe mich bey allen, die ſehr nahe um ihn geweſen, erkundiget, und alle haben mich verſichert, daß es eine grobe Erdichtung ſey; gleichwohl wiederholt und glaubet man ſie von einem Ende Frankreichs bis zum andern. Die kleinen Verleumdungen finden eben ſowol ihr Glück als die großen. Wie kann man ſolche verhaßte Worte mit dem zuſammen reimen, was er eben dieſem Herzoge de la Rochefoucault einsmals ſagte, als er in Schulden verwickelt war: Warum redet ihr aber nicht mit euren Freunden deswegen? Dieſe Rede begleitete er mit einem Geſchenke von 50000 Thalern. Wenn er einen Legaten empfing, der ſich im Namen des Pabſtes entſchuldigen ſollte, oder einen Dogen von Genua, welcher ihn um Verzeihung zu bitten kam, ſo dachte er auf nichts, als ihnen zu gefallen. Seine Miniſter waren hierinne ein wenig anders geſinnet. Daher ſagte auch der Doge Leriaco, ein Mann von großem Witze: Der König nimmt uns unſere Freyheit, indem er unſere Herzen feſſelt, ſeine Miniſter aber geben ſie uns wieder.

Als er im Jahre 1686 ſeinem Sohn dem großen Dauphin das Commando ſeiner Armee anvertraute, ſo ſagte er zu ihm: indem ich euch meine Armee zu commandiren ſchicke, ſo gebe ich euch Gelegenheit, eure Verdienſte ſehen zu laſſen. Auf dieſe Art muß man regieren lernen. Wann ich einmal ſterbe, ſo muß man es nicht merken, daß der König todt iſt. Mit dieſem edeln Weſen druckte er ſich faſt allezeit aus. Nichts macht auf die Gemüther einen größern Eindruck, und man darf ſich nicht wundern, daß diejenigen, welche um ihn waren, eine Art von Abgötterey mit ihm trieben.

Daß er für die Ehre ſehr eingenommen war, iſt unſtreitig, und noch mehr für die Ehre als für die Wirklichkeit ſeiner Eroberungen. Was er bey der Erhaltung von Elſaß, der Hälfte von Flandern, und der Franche Comte am meiſten liebte, war der Name, welchen er ſich dadurch machte.

In der That war auch ſeit funfzig Jahren in ganz Europa kein gekröntes Haupt geweſen, welches ſeine Feinde ſelbſt mit ihm zu vergleichen gewagt hätten. Der Kaiſer Leopold, dem er oft half, und den er allezeit erniedrigte, war kein Monarch, der dem Könige in Frankreich etwas ſtreitig machen konnte. Zu ſeiner Zeit waren alle türkiſche Kaiſer mittelmäßige und grauſame Leute. Philipp der IV, und Carl der II, waren eben ſo ſchwach, als es die ſpaniſche Monarchie geworden war. Der zweyte Carl in England ſuchte den XIVten Ludewig in weiter nichts als in ſeinen Luſtbarkeiten nachzuahmen. Der zweyte Jacob ahmte ihm in nichts als in ſeiner Gottesfurcht nach, und machte ſich die Mühe ſehr ſchlecht zu Nutze, die ſich ſein Beſchützer ſeinetwegen gab. Wilhelm der III. brachte Europa wider Ludewigen auf, er konnte ihm aber weder an Großmuth, noch an Pracht, noch an Denkmälern, noch in ſonſt einem Stücke gleich kommen, was dieſe vortreffliche Regierung verewigt hat. Die Königinn Chriſtina wurde durch nichts als durch die Ablegung der Krone und durch ihren Geiſt berühmt. Ihre Nachfolger, die Könige in Schweden, bis auf den XIIten Carl, thaten nichts, was des großen Guſtavs würdig geweſen wäre, und Carl der XII ſelbſt war ein Held, er hatte aber die Klugheit nicht, die ihn zu einem großen Manne hätte machen können. Johann Sobiesky in Pohlen hatte den Ruhm eines vortrefflichen Generals, ohne den Ruhm eines großen Königs zu haben. Kurz, Ludewig der XIV war, bis auf die Schlacht bey Hochſtädt, der einzige mächtige, prächtige, und faſt in allen Stücken große König. Das Rathhaus in Paris legte ihm, im Jahre 1680, den Namen des Großen bey, und das, obſchon eiferſüchtige Europa, beſtätigte ihn.

Man hat ihm einen unerträglichen Hochmuth Schuld gegeben, weil ſeine Bildſäulen auf dem Siegsplatze und auf dem Platze von Vendome Poſtamente haben, die mit gefeſſelten Sklaven verzieret ſind. Man will aber nicht ſehen, daß die Bildſäule des großen, gütigen und anbethenswürdigen Heinrichs des IVten auf der neuen Brücke, gleichfalls von vier Sklaven begleitet iſt, daß die Bildſäule Ludewigs des XIIIten, welche vor Alters für Heinrichen den IIten gemacht wurde, und die Bildſäule des großen Herzogs Ferdinand von Medicis in Livorno eben dieſe Zierrathen hat. Es iſt mehr ein Gebrauch der Bildhauer, als ein Beweis der Eitelkeit. Man richtet dieſe Denkmäler für die Könige auf, ſo wie man ſie ankleidet, ohne daß ſie darauf Acht haben.

Man hielt in Florenz und Bologna öffentliche Lobreden auf ihn. Der berühmte toſcaniſche Aſtronom, Herr Guillemini, ließ in Florenz von ſeiner Freygebigkeit ein Haus bauen, und die Ueberſchrift über die Thür ſetzen: Aedes a Deo datae, das von einem Gott geſchenkte Haus. Er zielte hierdurch auf den Zunamen des geſchenkten Gottes, welchen Ludewig der XIV. in ſeiner Jugend gehabt hatte, und auf die Zeile im Virgil: Deus nobis haec otia fecit. Dieſe Ueberſchrift war ohne Zweifel weit abgöttiſcher als diejenige, die man unter ſeine Bildſäule auf dem Siegsplatze ſetzte: Viro immortali; dem unſterblichen Manne. Man hat dieſe letztere Ueberſchrift getadelt, als ob das Wort, unſterblich, von etwas mehr, als von der Unſterblichkeit ſeines Ruhmes zu verſtehen ſey.

Er war in den falſchen Ruhm, den man ihm vorwirft, ſo wenig verliebt, daß er aus der Gallerie in Verſailles alle ſchwülſtige und hochmüthige Ueberſchriften wegnehmen ließ, welche Charpentier, ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie, bey allen Verzierungen angebracht hatte: der berühmte Uebergang über den Rhein; die weiſe Aufführung des Königs; die wunderbare Unternehmung u. ſ. w.

Ludewig der XIV unterdrückte alle Beywörter, und ließ nur die Thaten. Die Aufſchrift, welche ſich in Paris an dem Thore des heil. Dionyſius befindet, und die man ihm vorgeworfen hat, iſt in der That den Holländern ſchimpflich, ſie enthält aber kein ungeziemendes Lob Ludewigs des XIVten. Er verſtand kein Latein, wie wir ſchon geſaget haben, er kam ſelten nach Paris, und vielleicht hat er eben ſo wenig von dieſer Ueberſchrift reden hören, als von den Ueberſchriften des Senteuil, welche an den Fontainen in der Stadt ſind. Freylich wäre es zu wünſchen, daß wir keine Denkmäler ſtehen ließen, welche unſere Nachbarn erniedrigen, und daß wir hierinnen den Griechen nachahmten, welche nach dem peloponneſiſchen Kriege alles niederriſſen, was Haß und Erbitterung von neuem hätte erwecken können. Die elenden Geſchichten Ludewigs des XIV, ſagen faſt alle, daß der Kaiſer Leopold eine Pyramide auf der Wahlſtatt bey Hochſtädt habe aufrichten laſſen. Dieſe Pyramide aber iſt niemals anders als in den Zeitungen zu finden geweſen, und ich erinnere mich, daß mir der Marſchall von Villars einmal ſagte, er habe nach der Einnehmung von Freyburg funfzig Reuter auf das Feld geſchickt, wo dieſe unglückliche Schlacht vorgefallen, mit Befehl die Pyramide, wann ſie wirklich da ſey, nieder zu reißen; man habe aber nirgends die geringſte Spur davon gefunden. Das Mährchen mit der Pyramide iſt mit dem Mährchen von dem Schauſtücke des Sta sol, ſtehe ſtille, Sonne, in eine Claſſe zu ſetzen, welche die Generalſtaaten nach dem Frieden bey Aachen ſollen haben ſchlagen laſſen, an welche Thorheit ſie aber niemals gedacht haben.

Die vornehmſten Thaten, auf welche Ludewig der XIV ſeine Ehre gründete, waren, daß er zu Anfange ſeiner Regierung den ſpaniſchen Zweig des Hauſes Oeſterreich, welcher ſeit hundert Jahren unſern Königen den Vorſitz ſtreitig machte, gezwungen habe, ſelbigem im Jahr 1661 auf ewig zu entſagen; daß er im Jahre 1664 die Verbindung der zwey Meere unternommen habe, daß er im Jahre 1667 die Geſetze verbeſſert; in eben dem Jahre das franzöſiſche Flandern in ſechs Wochen erobert; das Jahr darauf, mitten im Winter, die Franche Comte in weniger als einem Monate weggenommen, und Straßburg und Dünkirchen zu Frankreich gebracht habe. Zu dieſen Stücken, die ihm nothwendig ſchmeicheln mußten, ſetze man noch eine Seemacht von beynahe zweyhundert Schiffen, 60 000 im Jahre 1681 einrollirte Matroſen, außer denen, welche damals ſchon in Dienſten waren; die Häfen zu Toulon, zu Breſt und zu Rochefort, die er bauen ließ, mehr als 50 angelegte Citadellen; die Stiftung des Invalidenhauſes von St. Cire; den Orden des heil. Ludewigs; das Obſervatorium; die Akademie der Wiſſenſchaften; die Abſchaffung des Zweykampfes; die Aufrichtung der Polizey; die Verbeſſerung der Geſetze; ſo wird man ſehen, daß ſein Ruhm gegründet genug war. Er that nicht alles, was er thun konnte, er that aber doch ungleich mehr, als ein anderer. Wann ich ſage, daß alle die großen Denkmaale den Staat nichts gekoſtet haben, den ſie gleichwohl verſchönerten, ſo ſage ich nichts als die lautere Wahrheit. Das Volk glaubet, daß ein König, welcher viel auf Gebäude und Auszierungen wendet, ſein Reich ruinire; er bereichert es vielmehr, indem er das Geld unter eine unzähliche Menge Künſtler bringt; alle Profeßionen gewinnen dabey, und die Aemſigkeit und der Umlauf des Geldes wird vermehret. Der König, welcher ſeine Unterthanen am meiſten arbeiten läßt, der macht ſein Reich am meiſten blühend. Er liebte die Lobeserhebungen, aber nicht die groben, und diejenigen Gemüthsarten, welche gegen gerechte Lobſprüche unempfindlich ſind, verdienen meiſtentheils keine. Wenn er die Prologen in den Opern, worinne ihn Quinault erhob, zuließ, ſo geſchah es deßwegen, weil dieſe Lobeserhebungen der Nation gefielen, und die Ehrfurcht, welche ſie gegen ihn hatte, vermehreten. Die Lobſprüche, welche Virgil, Horaz, Ovidius gegen den Auguſt verſchwendeten, waren weit ſtärker; und wenn man an die Verbannungen gedenket, ſo hatte ſie Auguſt weit weniger verdienet.

Ludewig der XIVte billigte nicht alle Lobeserhebungen, womit man ihn überhäufte. Die franzöſiſche Akademie legte ihm gewöhnlicher Weiſe Rechenſchaft von den Aufgaben zu dem Preiſe ab. Als eine von dieſen Aufgaben einmal war: welche Tugend unter allen Tugenden des Königs den Vorzug verdiene? ſo wollte er dieſe allzuempfindliche Schmeicheley durchaus nicht annehmen, und befahl, daß man eine andere Aufgabe vorlegen ſollte.

Aus allen dieſen folgt, daß nie ein Menſch mehr nach der wahren Ehre geſtrebt habe. Die wahre Beſcheidenheit, ich geſtehe es, iſt weit über eine ſo edle Selbſtliebe. Wenn es geſchehen ſollte, daß ein Monarch eben ſo große Thaten thun ſollte, als Ludewig der XIV gethan hat, und wäre noch dazu beſcheiden, ſo würde dieſer Monarch der größte Mann auf der Welt, und Ludewig der XIV der erſte nach ihm ſeyn.

Ein unwiderſprechlicher Beweis von ſeiner vortrefflichen Gemüthsart iſt der lange Brief, welchen er an den Herrn le Tellier, den Erzbiſchof von Rheims ſchrieb, und den ich ſo glücklich geweſen bin im Originale zu ſehen. Er war ſehr misvergnügt über den Herrn Barbezieux, einen Neffen dieſes Prälaten, dem er die Stelle des berühmten Louvois ſeines Vaters, das Staatsſecretariat nämlich, gegeben hatte. Er wollte dem Herrn von Barbezieux nichts hartes ſagen; er ſchrieb alſo an ſeinen Oheim, welcher mit ihm reden und ihn beſſern ſollte. Ich weiß, ſagte er, was ich dem Andenken des Herrn von Louvois ſchuldig bin. Wann aber euer Neffe ſeine Aufführung nicht ändert, ſo werde ich wider meinen Willen gezwungen ſeyn, einen Entſchluß zu faſſen. Er läßt ſich hierauf in eine weitläufige Erzählung aller ſeiner Verbrechen ein, die er dem Miniſter als ein zärtlicher Vater vorwirft, welcher um alles weiß, was in ſeinem Hauſe vorgeht. Er beklaget ſich, daß Herr von

Barbezieux ſeine große Geſchicklichkeit nicht allzu wohl brauche; daß er dann und wann die Luſtbarkeiten den Geſchäfften vorzieht; daß er die Officiere in ſeinem Vorgemache allzulange warten läßt; daß er mit allzuviel Härte und Stolz ſpreche. Dieſer Brief iſt in der That der Brief eines Königs und eines Vaters.

In hundert Pasquillen, die man wider ihn geſchrieben hat, wirft man ihm ſeine Liebeshändel mit der größten Bitterkeit vor. Welcher von allen denen aber, die ihn anklagen, hat nicht eben die Leidenſchaft? Es iſt beſonders, daß man einem Könige eine Freyheit nicht verſtatten will, die ſich der geringſte von ſeinen Unterthanen ſo öffentlich anmaßt.

Diejenigen, welche dieſe Leidenſchaft niemals gekannt haben, ſind gemeiniglich harte und unerbittliche Gemüthsarten. Ein Frauenzimmer, welche geliebt zu werden verdienet, macht die Sitten zärtlicher. Sie iſt die einzige, die einem Prinzen nützliche Wahrheiten ſagen kann, die er aus dem Munde einer Mannsperſon nicht ohne Verdruß und Scham hören würde, und die ihm nicht einmal eine Mannsperſon zu ſagen ſich unterſteht. Ludewig der XIV war allezeit in ſeiner Wahl glücklich, und war es auch in ſeinen natürlichen Kindern. Er hatte zehn rechtmäßige, und zwey, welche es nicht waren. Zwey von den zehn rechtmäßigen ſtarben in ihrer Kindheit; die andern achte hatte alle Verdienſte. Die Prinzeßinnen waren liebenswürdig, der Herzog von Maine, und der Graf von Toulouſe waren ſehr kluge Prinzen. Der Graf von Vermandois, welcher ſehr jung ſtarb, und vor dem Grafen von Toulouſe Admiral war, verſprach ſehr viel.

In der letzten Hiſtorie Ludewigs des XIV giebt man vor, daß die Madame von Monteſpan, die Madame von Maintenon ſelbſt an den Hof gebracht habe. Man betrügt ſich, der Herzog von Richelieu war es, welcher ſie dahin brachte; der Vater des erſten Kammerjunkers, welcher in Europa durch ſeine anmuthige Geſtalt, durch ſeinen Witz und durch die Dienſte, die er in der Schlacht bey Fontenay geleiſtet, ſo bekannt geweſen iſt. Die Wohnung des Richelieu war der Sammelplatz der beſten Geſellſchaft in Paris, und erhielt den Ruhm des Marais, welches damals das ſchöne Viertheil der Stadt war. Die Frau von Maintenon, die man damals die Frau Scarron nennte, eine Witwe des Sohnes eines Oberkammerraths, aus guter Familie, und die Enkelinn des unter dem großen Heinrich ſo bekannten von Aubigne, kam ſehr oft in das Haus des Herrn von Richelieu, wo ſie ungemein wohl gelitten war. Die Frau von Monteſpan wollte ihren Sohn, den Herzog von Maine, der damals noch ein Kind war, und einen etwas ungeſtalten Fuß hatte, in das Bad nach Barege ſchicken; ſie ſuchte alſo eine verſtändige und verſchwiegene Perſon, die die Aufſicht über ſich nehmen wollte. Die Geburt des Herzogs von Maine war damals noch ein Geheimniß. Der Herzog von Richelieu ſchlug dieſe Reiſe der Frau Scarron vor, weil ſie nicht reich war, und der Herr von Louvois, welcher um die Sache wußte, ſchickte ſie in geheim mit dem jungen Herzoge nach dem Bade ab. Man muß geſtehen, daß bey dem Glücke dieſer Dame ein beſonderes Schickſal waltete. Sie war zu Niord in dem Gefängniſſe gebohren, wo man ihren Vater verſchloſſen hielt, nachdem er aus dem Caſtelle Trompette mit der Tochter des Untergouverneurs eines von Cardillac, die er hernach heirathete, geflohen war. Sie war alſo von väterlicher und mütterlicher Seite von gutem Herkommen, nur daß ſie kein Vermögen hatte. Ihr Vater hatte das wenige Vermögen verthan, welches er gehabt hatte, und ſuchte ſein Glück in Amerika. Er nahm ſeine Tochter in ihrem dritten Jahre mit dahin, und als man mit ihr an das Ufer ausſtieg, ſo wäre ſie beynahe von einer Schlange aufgefreſſen worden.

Als ſie in ihrem zwölften Jahre wieder nach Frankreich zurück gekommen war, hielt ſie ſich bey der Herzoginn von Navailles, ihrer Anverwandtinn, von welcher ſie aber nichts als die Erziehung genoß, auf. Hier änderte ſie ihre Religion; denn ſie war in der calviniſchen gebohren. Es war ein Glück für ſie, den Scarron zu heirathen, welcher faſt einzig von Gnadengeldern und von ſeinen Werken lebte, ſo daß er ſein Landgütgen Quinet nannte, weil ſein Buchhändler Quinet hieß.

Nach dem Tode ihres Mannes hielten alle ihre Freunde bey dem Könige für ſie um einen Theil des Gnadengehalts an, welches Scarron genoſſen hatte, und der König ließ ſie zwey Jahr warten.

Endlich gab er ihr ein Gehalt von 2000 Livres, ehe ſie den Herzog du Maine ins Bad führte. Er ſagte zu ihr: Madame, ich habe euch lange warten laſſen, allein ich war auf eure Freunde eiferſüchtig, und ich wollte, daß ihr niemanden als mir ſolltet verbunden ſeyn. Der Kardinal von Fleury, aus deſſen Munde ich dieſen Umſtand habe, hat mir geſaget, daß ihm der König eben dieſe Rede gehalten habe, als er ihm das

Biſthum zu Frejus gegeben. Sie war ungefähr funfzig Jahr, als ſich Ludewig der XIV in ſie verliebte. Man muß geſtehen, daß man in dieſem Alter nicht leicht das Herz eines Königes beſiegt, zumal das Herz eines Königes, welcher ekel geworden, ohne außerordentliche Verdienſte zu beſitzen. Höflichkeit wird dazu erfordert, ohne niedrige Dienſtfertigkeit, Witz ohne Begierde ihn zu zeigen, eine natürliche Biegſamkeit, ein gründlicher und angenehmer Umgang, die Kunſt die Seele eines Menſchen ohn Unterlaß zu ermuntern, welcher alles gewohnt und alles überdrüßig iſt; genugſame Stärke guten Rath zu ertheilen, und genugſames Zurückhalten, ihn nur zu gelegener Zeit zu ertheilen; endlich wird jener unauszudrückende Reiz dazu erfodert, welcher den Geiſt feſſelt, und den Schlummer der Gewohnheit aufleben läßt. Alle dieſe Eigenſchaften beſaß die Frau von Maintenon. Sie machte dem XIV ten Ludewig von dem Jahre 1684 an, bis an ſeinen Tod, das Leben voller Anmuth. Die Geſchichte des Reboulet ſaget, daß er ſie in Gegenwart des Bonstemps und Forbins geheirathet habe; allein es war Herr von Montcheuvreuil und nicht Herr von Forbin, welche als Zeugen zugegen waren.

Die erſte Frau Jacobs des II ten Königs in England, war eine Tochter des Kanzlers Hyde. Sie war beyweiten aus keiner ſo guten Familie als die Frau von Maintenon, noch vielweniger aber hatte ſie ihre Verdienſte. Wir haben Petern dem Großen ein Frauenzimmer heirathen ſehen, welches weit geringer als jene beyden Damen war, und dieſe Gemahlinn Peters ward nicht nur Kaiſerinn, ſondern ſie verdiente es auch zu ſeyn. Die Liebe macht, daß alle Ungleichheiten verſchwinden, und weiß ſehr große Zwiſchenräume zuſammen zu bringen. Der gewiſſeſte Beweis, daß die Frau von Maintenon ihres Glückes werth geweſen, war dieſer, daß ſie es niemals misbrauchte. Sie hatte niemals die Eitelkeit dasjenige zu ſcheinen was ſie war; ihre Beſcheidenheit verlor ſich niemals; und niemand am Hofe konnte ſich über ſie beklagen. Nach dem Tode Ludewigs des XIV begab ſie ſich in die Abtey von St. Cir, wo ſie eine Penſion von vier und zwanzig tauſend Livres bekam; und dieſes war das einzige Glück, welches ſie ſich vorbehielt.

Alle in Holland gedruckte Geſchichten Ludewigs des XIV, werfen ihm die Wiederrufung des Edicts von Nantes vor. Ich glaube es wohl. Alle dieſe Bücher ſind von Proteſtanten geſchrieben worden. Sie waren eben ſo unerbittliche Feinde dieſes Monarchen, als ſie vorher, ehe ſie das Reich meiden mußten, treue Unterthanen geweſen waren. Ludewig der XIV verjagte ſie nicht ſo, wie der König Philipp der III die Mohren aus Spanien verjagt hatte, welches für die ſpaniſche Monarchie eine unheilbare Wunde war. Er wollte die Hugenotten behalten, und ſie bekehren. Ich habe den Kardinal von Fleury gefragt, was wol den König vornehmlich bewogen, alle ſein Anſehen bey dieſer Sache anzuwenden. Er antwortete mir, es ſey alles durch den Herrn von Boville, den Intendanten in Languedoc, hergekommen, welcher ſich geſchmeichelt, die calviniſche Religion in dieſer Provinz unterdrückt zu haben, wo gleichwol noch mehr als 24000 Hugenotten waren. Ludewig der XIV glaubte, daß, wenn ein Intendante in ſeinem Bezirke dieſe Sekte unterdrückt habe, er ſie eben ſo leichtlich in ſeinem Königreiche unterdrücken würde. Der Herr von Louvois fragte über dieſer Sache den Herrn von Gourville um Rath, welchen der König von England, Carl der II, den klügſten Franzoſen nannte. Die Meynung des Herrn von Gourville war, auf einmal alle Prediger der proteſtantiſchen Kirche aufheben zu laſſen. Innerhalb ſechs Monaten, ſagte er, wird die Hälfte von dieſen Predigern ihren Glauben abſchwören, und dieſe läßt man alsdenn wieder unter ihre Heerde; die andere Hälfte, welche halsſtarrig bleiben ſollte, behält man im Gefängniſſe, wo ſie unfähig ſind, uns zu ſchaden. Endlich wird es kommen, daß in wenig Jahren die Hugenotten, wenn ſie keine andere als bekehrte Prieſter haben, welche bey ihrer Veränderung zu bleiben gezwungen ſind, ſich wieder mit der römiſchen Kirche vereinigen werden. Andere waren der Meynung, man müſſe den Staat nicht der Gefahr ausſetzen, eine ſo große Anzahl Bürger zu verlieren, in deren Händen die Manufacturen und die Handlung wäre; man ſolle alſo lutheriſche Familien, wie deren im Elſaß wären, in das Reich kommen laſſen. Die Lutheraner, die Calviniſten, die Janſeniſten, welche weit erbitterter gegen einander, als gegen die römiſche Kirche wären, würden endlich ſo verächtlich werden, daß man keine Gefahr von ihnen beſorgen könne, und daß ſich endlich nach und nach alle bekehren würden. Der Geiſt der Parteilichkeit ſey überhaupt ſehr gefallen, und dieſe epidemiſche Krankheit lieſe zu Ende. Die königliche Gewalt ſtehe auf allzufeſten Gründen, als daß alle Secten in der Welt in einer Stadt nur einen Aufſtand von 14 Tagen erregen könnten. Colbert widerſetzte ſich allezeit dem Vorſatze, die Hugenotten öffentlich zu unterdrücken, weil er ſie für nützliche Unterthanen anſahe, die man zu behalten ſuchen müßte. Die Manufacturen des Vaurobes und viele andere, waren mit lauter Leuten von dieſer Sekte beſetzt.

Nach ſeinem Tode, welcher im Jahre 1683 erfolgte, verfuhren Tellier und Louvois wider die Calviniſten. Sie ſammelten ſich zu Haufen, und man widerrufte das Edict von Nantes. Man riß ihre Tempel nieder, und begieng den großen Fehler, daß man ihre Prediger verwies. Wenn die Hirten voran gehen, ſo folget die Heerde nach. Aller Vorſicht ungeachtet, verließen mehr als acht hundert tauſend Menſchen das Königreich, welche in fremde Länder ungefähr eine Million Geld, alle Künſte und den Haß gegen ihr Vaterland mitnahmen. Holland, England und Deutſchland wurden von dieſen Flüchtlingen bevölkert. Wilhelm der III hatte ganze Regimenter von franzöſiſchen Proteſtanten in ſeinem Dienſte. In Berlin allein ſind zehn tauſend Franzoſen, welche aus dieſem wilden Orte eine reiche und prächtige Stadt gemacht haben. Sie haben Städte bis in das Innerſte des Vorgebirges der guten Hoffnung angelegt. Als der Staat von dieſer Secte befreyet und ihrer Hülfe beraubet war, ſo wollten die Janſeniſten ihren Platz einnehmen und eine beträchtliche Partey ausmachen. Es gelang ihnen auch eine Zeit lang, und Ludewig der XIV ward die letzten Jahre ſeines Lebens ziemlich damit überläſtiget. Die Gewalt der Geſetze aber hat ſie ausgerottet, und die Gliederverzückungen haben ſie lächerlich gemacht.

Seit dem Jahre 1704 bis 1712 war Ludewig der XIV ſehr unglücklich. Er erduldete alles dieſes Unglück als ein Menſch, der niemals das Glück gekannt hat. Er verlor ſeinen einzigen Sohn 1711; im Jahre 1712 ſahe er in weniger als einem Monate ſeinen Enkel, den Herzog von Bourgogne, die Herzoginn von Bourgogne, und den älteſten von ſeinen Urenkeln ſterben. Der König ſein Nachfolger, welchen man damals den Herzog von Anjou nannte, lag auch in den letzten Zügen. Ihre Krankheit war eine böſe Art von Kinderpocken, wovon zu gleicher Zeit der Herr von Seignelai, Mademoiſelle d'Armagnac, Herr von Liſtenay, Madame von Gondrin, die nachherige Gräfinn von Toulouſe, Herr de la Brilliere, der Herzog de la Tremouille, und viele andere Perſonen in Verſailles befallen wurden. Der Marquis von Gondrin ſtarb den zweyten Tag daran. Mehr als zweyhundert Perſonen kamen in Paris daran um. Die Krankheit erſtreckte ſich beynahe durch ganz Frankreich, und in Lothringen verlor der Herzog zwey Kinder dadurch. Wenn man nur die Augen aufthun, und die geringſte Ueberlegung machen wollte, ſo würde man den entſetzlichen Verleumdungen nicht überlaſſen ſeyn, welche ſo blindlings ausgeſtreuet wurden. Sie waren die Folge der unvorſichtigen Rede eines Arztes, mit Namen Boudin, eines lockern, verwegenen und unwiſſenden Menſchen, welcher behauptete, daß die Krankheit, woran dieſe Prinzen geſtorben wären, nicht natürlich ſey. Ich bin allezeit erſtaunt, daß die Franzoſen, welche ſo wenig fähig ſind, große Verbrechen zu begehen, gleichwohl ſo fertig ſind, ſie zu glauben. Der berühmte Homberg, der Chymicus des Herzogs von Orleans, ein tugendhafter Weltweiſer, der aber ſehr einfältig war, erſtaunte ganz, als er hörte, daß man ihn im Verdacht hatte. Er lief geſchwind in die Baſtille, ſich ſelbſt gefangen zu ſtellen; allein man lachte über ihn, und dachte nicht daran, ihn zu behalten. Gleichwohl waren dieſe Reden unter dem Volke, welches allezeit mehr als zu verwegen iſt, lange Zeit allgemein. Ihre offenbare Falſchheit ſollte die Menſchen lehren, behutſam zu urtheilen, wenn es möglich wäre, daß ſich die Menſchen beſſern ließen.

Eines von den Unglücken, welches den XIV Ludewig zu Ende ſeiner Regierung überfiel, war die Verwirrung der Finanzen. Sie fing ſich mit dem Jahre 1689 an. Man ſchickte alles Silberzeug in die Münze. Der König ſelbſt gieng mit ſeinem Exempel zuvor, indem er aus ſeiner Gallerie und aus ſeinem großen Zimmer alle das prächtige Geräthe von purem Silber nehmen ließ, worauf Balin die Zeichnungen des berühmten le Brün geſtochen hatte; und gleichwohl gewonn man dabey nicht mehr als drey Millionen. Man brachte die Kopfſteuer im Jahre 1695 auf; man machte Tontinen. Der Hr. von Pontchartrain verkaufte 1696 allen Adelsbriefe, die welche haben wollten, für zwey tauſend Thaler, und endlich legte man auf die Erlaubniß, ein Petſchaft zu führen, eine Abgabe von zwanzig Franken.

In dem Kriege von 1701 war die Erſchöpfung außerordentlich. Der Herr des Marets ward einmal genöthiget, hundert tauſend Franken wegzunehmen, welche bey den Charthäuſern in Depoſito lagen, und an deren Statt Obligationes niederzulegen, weil der Staat gleich in der äußerſten Noth war. Wenn man gleich angefangen hätte, die Auflage des Zehnten einzuführen, eine Auflage, die für alle Menſchen gleich iſt, (welches man aber erſt im Jahre 1710 that) ſo würde ſich der König oft weit eher haben helfen können. So aber gab man ſich lieber mit Unterhändlern ab, welche ſich bereicherten und das Volk ruinirten. Es war noch Geld genug im Staate, allein das Mistrauen hielt es verborgen. In dem letzten Kriege 1741 hat man es gar wohl geſehen, wie ſehr ſich Frankreich helfen könne. Der Credit hat nicht einen Augenblick gefehlet, und man hat nicht einmal befürchtet, daß er jemals fehlen werde. Nichts beweiſet es beſſer, daß Frankreich das mächtigſte Reich in Europa iſt, wenn es gehörig verwaltet wird.

IV.

Cromwell.

Man mahlet den Cromwell als einen Mann ab, der Zeit ſeines Lebens ein Betrüger geweſen ſeyn ſoll. Ich kann mir es kaum einbilden. Ich glaube, daß er Anfangs ein Enthuſiaſt war, und ſich dieſer Enthuſiaſterey nachher zu ſeiner Erhöhung bediente. Ein angehender Mönch, der im zwanzigſten Jahre ſchon eifrig iſt, wird insgemein ein geſchickter Betrüger im vierzigſten. In dem großen Spiele des menſchlichen Lebens, läßt man ſich Anfangs betrügen, bis man endlich ſelbſt ein Betrüger wird.

Ein Staatsmann erwählt ſich zu ſeinem Almoſenier einen Mönch, der von dem Abgeſchmackten ſeines Kloſters ganz zuſammengeſetzt iſt. Andächtig, leichtgläubig, ungeſchickt, für die Welt ganz neu. Der Mönch unterrichtet ſich, bildet ſich, miſcht ſich in Händel, und ſticht ſeinen Herrn aus.

Cromwell war Anfangs unſchlüßig, ob er ein Geiſtlicher, oder ein Soldat werden wollte. Er war weder eins noch das andere. Er that im Jahre 1622 unter der Armee des Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrichs, des großen Mannes, und Bruders zweener großen Männer, einen Feldzug. Da er nach England zurück kam, trat er bey dem Biſchof Williams in Dienſte, und wurde der Geiſtliche dieſes Herrn, während daß der Biſchof für den Liebhaber ſeiner Frau gehalten wurde. Seine Grundſätze waren der Puritaner ihre, folglich mußte er einen Biſchof von ganzem Herzen haſſen, und die Könige nicht lieben.

Man jagte ihn aus dem Hauſe des Biſchofs Williams, weil er ein Puritaner war; und dieſes legte den Grund zu ſeinem Glücke. Das Parlement von England erklärte ſich wider die königliche Würde und wider die biſchöfliche Kirche, und einige Freunde, die er in dieſem Parlemente hatte, verſchafften ihm die Ernennung eines Dorfes. Um dieſe Zeit fing er erſt an bekannt zu werden, und er war ſchon über vierzig Jahr alt, ohne daß er jemals von ſich hatte reden gemacht. Er mochte die Schrift noch ſo wohl inne haben, über die Rechte der Prieſter und Diaconen ſtreiten, einige ſchlechte Reden halten, und etliche Schmähſchriften ausgehen laſſen, ſo war er doch unbekannt. Ich habe von ihm eine ſehr abgeſchmackte Rede geſehen, die denen Predigten der Quacker ziemlich gleich kam, und worinnen man nicht die geringſte Spur derjenigen beweglichen und rührenden Beredſamkeit entdecket, mit der er nachher die Parlemente nach ſich riß. Die Urſache davon war: er ſchickte ſich mehr zu Staatsgeſchäfften, als zu Kirchenſachen. Seine Beredſamkeit kam hauptſächlich auf ſeinen Ton und auf ſeine Minen an. Eine Bewegung mit derjenigen Hand, die ſo viele Schlachten gewonnen, und ſo viele von der königlichen Partey ermordet hatte, überzeugte mehr, als die Perioden des Cicero. Man muß bekennen, daß ſeine unvergleichliche Tapferkeit ihn bekannt machte, und ihn ſtufenweiſe zum Gipfel der Hoheit führte.

Das erſte, was er that, war, daß er ſich als ein Freywilliger, der ſein Glück machen wollte, in die vom Könige belagerte Stadt Hull warf. Er that ſich daſelbſt durch ſchöne und glückliche Thaten hervor, wofür er von dem Parlemente eine Belohnung von ungefähr ſechstauſend Franken erhielt. Dieſes Geſchenk, welches das Parlement einem Menſchen ohne Namen und Bedienung machte, zeigte ſattſam, daß die aufrühriſche Partey die Oberhand behalten ſollte. Der König war nicht im Stande, ſeinen Generalsperſonen dasjenige zu geben, was das Parlement denen Freywilligen gab. Mit Geld und etwas Enthuſiaſterey muß man endlich in der Länge Meiſter von allem werden. Man machte den Cromwell zum Obriſten.

Nun entwickelten ſich erſt ſeine große Gaben zum Kriege recht, dergeſtalt, daß das Parlement, da es den Grafen von Mancheſter zum General ſeiner Armeen ernannte, den Cromwell zu deſſen Generallieutenant machte, ohne daß er die übrigen Stufen durchgegangen hätte. Niemals hatte jemand würdiger geſchienen, ein Commando zu führen; niemals hatte man in jemanden mehr Hurtigkeit und Klugheit, mehr Verwegenheit, und mehr Hülfsmittel vereinigt gefunden, als im Cromwell. Er wird in der Schlacht bey York verwundet; und während, daß man ſeine Wunde zum erſtenmal verbindet, erfährt er, daß ſein General Mancheſter ſich zurück zieht, und die Schlacht verloren iſt. Er ſuchet in aller Eil den Mancheſter auf, trifft ihn mit einigen Officiers auf der Flucht an, nimmt ihn bey dem Arm, und ſaget mit einer Mine voller Zutrauen und Hoheit zu ihm: Sie irren ſich, Mylord, dieſes iſt nicht die Seite, wo die Feinde ſind. Er führet ihn bis nahe an das Schlachtfeld zurück, bringt zeit während der Nacht mehr als zwölf tauſend Mann zuſammen, redet ihnen im Namen Gottes zu, führet Moſen, Joſua, und Gideon an, fängt bey Anbruch des Tages das Treffen wider die ſiegreiche königliche Armee von neuen an, und wirft ſie gänzlich über den Haufen. Ein ſolcher Menſch mußte entweder umkommen, oder die Oberhand behalten. Faſt alle Officiers ſeiner Armee waren Enthuſiaſten, die das neue Teſtament hinter ſich auf dem Sattel hatten; man redete bey der Armee, eben wie im Parlement, von nichts anders, als Babel zu vernichten, den wahren Gottesdienſt in Jeruſalem wieder herzuſtellen, und den Coloß zu zerbrechen. Cromwell hörte unter ſo viel Narren auf, es zu ſeyn, und dachte, es wäre beſſer, ſie zu beherrſchen, als ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen. Die Fertigkeit als einer, der göttliche Eingebrngen hätte zu reden, blieb ihm noch übrig. Man ſtelle ſich einen Faqvir vor, der, um Buße zu thun, einen eiſernen Gürtel umgethan hat, und denſelben hernach los gürtet, um denen übrigen Faqvirs eins damit hinter die Ohren zu geben. So war Cromwell! er wurde eben ſo verſchlagen, als er beherzt war; er vereinigte ſich mit allen Obriſten der Armee, und machte alſo unter den Truppen eine Republik, die den Generalißimus zwingt, das Commando nieder zu legen. Man ernennet einen andern Generalißimus, dem er das Commando verdrüßlich machet. Er regieret die Armee, und durch ſie regieret er das Parlement; er ſetzet dieſes Parlement in ſolche Umſtände, daß es ihn endlich zum General erklären muß. Alles dieſes iſt viel; das weſentlichſte aber iſt, er gewinnt alle Schlachten, die er in England, Schottland und Irrland liefert, und er gewinnt ſie, nicht indem er dem Streite zuſieht, und ſich ſelbſt ſchonet, ſondern indem er in die Feinde immer eindringt, ſeine Truppen wieder zuſammen bringt, ſich auf allen Seiten befindet, öfters verwundet wird, und wie ein grimmiger und erbitterter Grenadier mit eigener Hand viele königliche Officiers ermordet.

Mitten in dieſem ſchrecklichen Kriege machte ſich Cromwell mit Liebeshändeln etwas zu thun; und ſcheuete ſich nicht, mit der Bibel unter dem Arme, bey der Frau ſeines Generalmajors Lambert zu ſchlafen. Sie liebte den Grafen von Holland, der unter der Armee des Königs diente. Cromwell nimmt ihn in einer Schlacht gefangen, und macht ſich das Vergnügen, ſeinem Mitbuhler den Kopf vor die Füße legen zu laſſen. Sein Grundſatz war, das Blut eines jeden Feindes von Wichtigkeit, entweder auf dem Schlachtfelde, oder durch die Hand des Scharfrichters zu vergießen. Er vergrößerte ſeine Macht beſtändig, ob er ſich gleich beſtändig derſelben misbrauchte; die Unergründlichkeit ſeiner Abſichten benahm ſeiner wilden Ungeſtümheit nichts. Er begiebt ſich in die Parlementskammer; und indem er ſeine Taſchenuhr heraus zieht, die er an die Erde wirft, und in Stücken zerſchmeißt, ſpricht er; ich will euch, wie dieſe Uhr, zerſchmeißen. Kurz darauf kömmt er wieder dahin, verjagt alle Glieder, einen nach dem andern, und alle müſſen vor ihm vorbey gehen. Jeder von ihnen muß ihm bey dem Vorübergehen eine tiefe Verbeugung machen. Einer behält den Huth auf dem Kopfe, Cromwell reißt ihm denſelben ab, wirft ihn zur Erde, und ſpricht, lernet ehrerbiethig gegen mich zu ſeyn.

Als er ſeinem rechtmäßigen Könige auf einem Schafot den Kopf hatte abſchlagen laſſen, unterſtund er ſich, ſein Bildniß einem gekrönten Haupte, nämlich der Königinn Chriſtina von Schweden, zu überſchicken. Marvel, ein berühmter engliſcher Poet, der ſehr gute lateiniſche Verſe macht, begleitete dieſes Bildniß mit ſechs Verſen, darinnen er den Cromwell ſelbſt reden läßt. Cromwell verbeſſerte die beyden letztern alſo:

At tibi submittit frontem reuerentior vmbra,
Non sunt hi vultus regibus vsque truces.

Der kühne Verſtand dieſer ſechs Zeilen iſt: Ich habe, die Waffen in der Hand, Geſetze und Freyheit vertheidiget. Betrachte mein Bildniß ohne Schauern! Mein Blick iſt nicht immer Königen ſchrecklich.

Dieſe Königinn war die erſte, die ihn, ſo bald er Protector der drey Königreiche war, dafür erkannte. Faſt alle gekrönte Häupter von Europa ſchickten Geſandten an ihren Bruder Cromwell, an dieſen Bedienten eines Biſchofs, der nur erſt kürzlich durch die Hände des Scharfrichters einen Monarchen, ihren Anverwandten, umgebracht hatte. Sie bemüheten ſich, faſt um die Wette, nach einem Bündniſſe mit ihm. Der Kardinal Mazarin verjagte ihm zu Gefallen die beyden Söhne Carls des erſten, die beyden Enkel von Heinrich dem vierten, und beyden Vettern Ludewigs des vierzehnten aus Frankreich. Frankreich eroberte Dünkirchen für ihn, und überlieferte ihm die Schlüſſel davon. Nach ſeinem Tode trug Ludewig der vierzehnte und ſein ganzer Hof die Trauer, ausgenommen Mademoiſelle, welche das Herz hatte, mit einem farbigen Kleide öffentlich zu erſcheinen, und die Ehre ihres Hauſes allein behauptete.

Kein König iſt jemals uneingeſchränkter, als er, geweſen. Er ſagte, er, habe lieber unter dem Namen eines Protectors, als eines Königs, regieren wollen, weil die Engländer wohl wüßten, wie weit ſich die Vorrechte eines Königs von England erſtrecken, aber nicht wüßten, wie weit die eines Protectors gehen könnten. Das hieß recht, die Menſchen kennen, welche die Meynungen regieren, und deren Meynungen von einem Namen abhangen.

Er hegte eine ſehr große Verachtung gegen die Religion, die ſein Glück gemacht hatte. Man hat eine ſichere Nachricht, die in dem Schloſſe St. James aufbehalten worden iſt, welche ſattſam von der wenigen Achtung zeuget, die Cromwell gegen dieſes Werkzeug, das ſo große Wirkungen in ſeinen Händen hervor gebracht hatte, trug. Er trank einsmals mit Ireton Fleetwood und St. James, Aeltervater des berühmten Mylords Bollingbrooke. Man wollte eine Flaſche aufmachen, der Korkzieher aber fiel unter den Tiſch, worunter ſie ihn alle ſuchten und nicht funden. Während der Zeit wartete eine Geſandtſchaft der presbyterianiſchen Kirche in dem Vorſaale, und ein Gerichtsdiener kam herein, ſie anzumelden. Man ſage ihnen, ſprach Cromwell, daß ich nicht mehr hier ſey, und daß ich den Herrn ſuche. Es war dieſes der Ausdruck, deſſen ſich die Fanatici bedienten, wenn ſie ihre Gebethe verrichteten. Nachdem er auf dieſe Art den Trupp von Geiſtlichen fortgeſchickt hatte, ſagte er zu ſeinen Vertrauten dieſe eigenen Worte: Die Lumpenhunde glauben, daß wir den Herrn ſuchen, und wir ſuchen nichts, als den Korkzieher.

Man hat kein Exempel in Europa von einem Menſchen, der von ſo ſchlechter Herkunſt ſich ſo hoch empor geſchwungen hat. Was mußte aber nothwendig noch bey allen dieſen ſeinen großen Gaben ſeyn?

Das Glück. Er hatte dieſes Glück, aber war er glücklich? Er lebte bis ins drey und vierzigſte Jahr arm und unruhig; er badete ſich nachher im Blute, brachte ſein Leben in Unruhe hin, und ſtarb vor der Zeit im fünf und funfzigſten Jahre. Man vergleiche einmal dieſes Leben mit eines Neutons ſeinem, welcher vier und achtzig Jahr beſtändig ruhig und beſtändig geehrt gelebet hat, der beſtändig das Licht aller denkenden Weſen war, der täglich ſeinen Ruhm, ſein Anſehen, ſein Glück zunehmen ſah, ohne daß er jemals Sorge oder Gewiſſensunruhe gehabt hätte; und urtheile darnach, wer von beyden am glücklichſten geweſen iſt.

O! curas hominum, o! quantum est in rebus inane!

V.

Von dem Korane und dem Mahomed.

Mahomed, der Sohn des Abdalla, war ein erhabener und verwegener Marktſchreyer. Er ſaget in ſeinem 10 Capitel: Wer anders, als Gott, kann den Koran abgefaßt haben? Man ſchreyet: es iſt Mahomed, der dieß Buch geſchmiedet. Gut, bemüht euch doch, ein Capitel, das ihm gleich komme, zu ſchreiben, und nehmet, wen ihr wollt, zu Hülfe. Im ſiebzehnten Capitel ruft er aus: Lob ſey dem, der ſeinen Diener des geheiligten Tempels zu Mekka des Nachts in den Tempel zu Jeruſalem verſetzet hat. Es iſt eine ziemliche Reiſe, ſie kömmt aber weder der Reiſe gleich, die er in eben derſelben Nacht aus einem Irrſterne in den andern that, noch den ſchönen Sachen, die er allda ſah.

Er gab vor, es wäre ein Weg von fünf hundert Jahren, aus einem Irrſterne in den andern, und dieſer theilte den Mond in zwey Theile. Seine Schüler, die nach ſeinem Tode die Verſe des Koran auf das ſorgfältigſte zuſammen ſuchten, ließen die Reiſe nach dem Himmel weg. Sie fürchteten ſich für den Spöttern und für den Weltweiſen. Dieſe Behutſamkeit ſchien zu weit getrieben zu ſeyn. Sie durften ſich nur auf die Ausleger verlaſſen, welche die Reiſebeſchreibung ſchon würden zu erklären gewußt haben. Die Freunde des Mahomeds konnten aus der Erfahrung wiſſen, daß das Wunderbare die Vernunft des Volks ſey. Die Weiſen und Verſtändigen widerſprechen heimlich, und das Volk bringt ſie zum Stillſchweigen. Allein, indem man die Reiſebeſchreibung von den Planeten ausließ, ſo ließ man doch ein Wort von dem Monde ſtehen. Man kann nicht auf alles Acht haben.

Der Koran iſt ein Miſchmaſch, ohne Verbindung, ohne Ordnung, und ohne Kunſt. Gleichwohl ſaget man, dieſes verdrüßliche Buch ſey ein ſehr ſchönes Buch. Ich beziehe mich in dieſem Stücke auf die Araber, welche behaupten, es ſey mit einer Zierlichkeit und Reinigkeit geſchrieben, die ſeit der Zeit niemand habe erreichen können.

Es iſt ein Gedicht, oder eine Art von gereimter Proſe, die aus ſechs tauſend Verſen beſteht. Es iſt kein Dichter, deſſen Perſon und Werke ein ſolches Glück gehabt hätten. Man ſtritte bei den Muſelmännern darüber, ob der Koran ewig wäre, oder ob ihn Gott erſchaffen hätte, ihn dem Mohamed einzugeben. Die Lehrer entſchieden die Sachen alſo: er wäre ewig, und ſie hatten ganz recht, weil die Ewigkeit weit ſchöner war, als die andere Meynung. Bey dem gemeinen Volke muß man allezeit die unglaublichſte Partey ergreifen.

Die Mönche, die wider den Mahomed ſo losgezogen, und ſo viel albernes auf ſeine Rechnung gebracht, haben vorgegeben, daß er nicht habe ſchreiben können. Wie kann man ſich aber einbilden, daß ein Mann, der ein Kaufmann, ein Poet, ein Geſetzgeber und ein Monarch geweſen iſt, nicht gewußt habe ſeinen Namen zu unterzeichnen. Wenn ſein Buch für unſere Zeiten und für uns ſchlecht iſt, ſo war es doch für die, welche zu ſeiner Zeit lebten, ſehr gut, und für ſeine Religion noch beſſer. Man muß zugeben, daß er faſt ganz Aſien aus der Abgötterey heraus riß. Er lehrte die Einheit Gottes, er predigte mit Nachdruck wider die, welche ihm andere Götter an die Seite ſetzen. Bey ihm iſt der Wucher mit den Fremden verbothen, und das Almoſen nachdrücklich anbefohlen. Das Gebeth iſt von einer unumgänglichen Nothwendigkeit, die Ergebung in den göttlichen Willen, und die von Ewigkeit gefaßten Schlüſſe ſind die großen Triebfedern von allem. Es war nicht ſchwer, daß nicht eine ſo einfältige und durch einen ſtets ſiegreichen Mann vorgetragene Lehre einen Theil des Erdbodens unter ihr Joch bringen ſollte. Die Muſelmänner haben eben ſo viele durch ihre Lehren als durch ihr Schwerdt bekehret. Sie haben die Indianer und ſo gar die Negers zu ihrer Religion gebracht. Selbſt die Türken ihre Ueberwinder haben ſich zu derſelben bequemet.

Mahomed ließ in ſeinem Geſetze vieles, was er bey den Arabern eingeführet fand; die Beſchneidung, das Faſten; die Reiſe nach Mekka, die vier tauſend Jahre vor ihm gebräuchlich war, die in einem ſo heißen Lande, wo die Leinewand unbekannt war, zur Geſundheit und Reinlichkeit ſo nöthigen Reinigungen, und endlich die Meynung von einem letzten Gerichte, welche die morgenländiſchen Weiſen allezeit eingepräget, und die bis zu den Arabern gekommen war. Man ſaget, daß ſeine Frau Aihska, als er verkündiget, man würde ganz nackend wieder auferſtehen, ſolches ſehr unehrbar und gefährlich gefunden; er ihr aber darauf geantwortet habe: Laß es nur gut ſeyn, mein Kind, alsdenn wird man keine Luſt zu lachen haben. Nach dem Koran ſoll ein Engel die Männer und Weiber in einer großen Wage abwägen. Auch dieſer Gedanke iſt von den morgenländiſchen Weiſen genommen. Er hat ihnen auch ihre ſpitzige Brücke abgeſtohlen, über die man nach dem Tode gehen muß, und ihren Jannat, wo die auserwählten Muſelmänner Bäder, mit ſchönem Hausrath verſehene Zimmer, gute Betten, und [illegible] mit großen ſchwarzen Augen antreffen werden. Es iſt auch wahr, daß er ſaget, es würden alle dieſe ſinnlichen Vergnügungen, die allen denen ſo nöthig wären, die mit Sinnen wieder auferſtünden; bey weiten dem Vergnügen des Anſchauens des höchſten Weſens nicht gleich kommen. Er iſt ſo beſcheiden, in ſeinem Korane zu bekennen, daß er ſelbſt nicht durch ſein eignes Verdienſt, ſondern allein nach dem Wohlgefallen Gottes in das Paradies eingehen werde. Und zu Folge eben dieſes bloß göttlichen Willens verordnet er auch, daß allezeit der fünfte Theil des gemachten Raubes für die Propheten ſeyn ſolle.

Es iſt nicht wahr, daß er die Weiber aus dem Paradieſe ausſchließt. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein ſo liſtiger Mann es mit dieſer Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, welche die andere beherrſchet, habe verderben wollen. Abulfeda erzählt, daß er einer alten Frau, welche ihm einmal mit der Frage, was ſie thun müſſe ins Paradies zu kommen, beſchwerlich gefallen wäre, geantwortet habe: meine Frau, das Paradies iſt nicht für die alten Weiber. Hierauf habe ſie zu weinen angefangen, und der Prophet habe, ſie zu tröſten, hinzu geſetzt: es werden allda keine alten Weiber ſeyn, weil ſie ſich wieder verjüngen werden. Dieſe tröſtliche Lehre iſt in dem 54 Capitel des Korans bekräftiget.

Er verboth den Wein, weil einige von ſeinen Anhängern eines Tages betrunken zum Gebethe kamen. Er erlaubte die Verheirathung mit mehrern Weibern, und richtete ſich hierinne nach der undenklichen Gewohnheit der Morgenländer.

Mit einem Worte, ſeine bürgerlichen Geſetze ſind gut. Seine

Lehre iſt in demjenigen, worinne ſie mit unſerer überein kömmt, unvergleichlich; allein die Mittel ſind abſcheulich; nämlich Betrug und Mord.

Man hält ihm ſeine Betrügerey einigermaßen zu gute, weil, wie man vorgiebt, die Araber vor ihm hundert und vier und zwanzig Propheten zähleten, und es alſo kein ſo großes Uebel war, daß noch einer mehr erſchien. Die Menſchen, ſaget man, müſſen betrogen werden. Allein wie ſoll man einen Menſchen rechtfertigen, der zu uns ſpricht: Glaube, daß ich mit dem Engel Gabriel geſprochen habe, oder ich tödte dich.

Wie weit vortrefflicher iſt ein Confucius, der erſte unter den Sterblichen, die keine Offenbarung gehabt haben. Er brauchte nichts weiter als die Vernunft, und nicht die Lügen und das Schwerdt. Als Statthalter einer großen Provinz bringt er darinne die Sittenlehre und die Geſetze in Flor. In Ungnade verfallen und arm, lehret er ſie; er übet ſie ſowohl in ſeiner Erhöhung, als in ſeiner Erniedrigung aus; er macht die Tugend liebenswürdig; er hat das älteſte und weiſeſte aller Völker zu Schülern.

Der Graf von Boulainvilliers, der für den Mahomed eingenommen war, mag immerhin die Araber herausſtreichen. Er kann es doch nicht leugnen, daß es ein räuberiſches Volk ſey. Sie ſtahlen und raubten vor den Mahomed, da ſie Sterne anbetheten; ſie raubten unter dem Mahomed im Namen Gottes. Sie hatten, ſaget man, die Einfalt der heroiſchen Zeiten; allein was ſind denn die heroiſchen Jahrhunderte? Es war die Zeit, da man ſich um einen Brunnen, oder Waſſerbehälter, erwürgte, wie man es heut zu Tage um eine Provinz thut.

Die erſten Muſelmänner wurden durch den Mahomed mit der Raſerey der Enthuſiaſterey belebt. Nichts iſt ſchrecklicher als ein Volk, welches, weil es nichts zu verlieren hat, zu gleicher Zeit durch den Raub und durch den Geiſt der Religion angetrieben ficht.

Es iſt wahr, in ihrem Bezeigen war nicht viel feines. Der erſte Ehecontract des Mahomeds enthält, daß, weil Cadiska in ihn, und er in ſie verliebt iſt, man vor gut gefunden hat, ſie mit einander zu vereinigen. Allein herrſchet darinne auch eine ſolche Einfalt, wenn man ihm zu Ehren, einen Stammbaum aufgeſetzt, darinne man ihn in gerader Linie von dem Adam ableitet, wie man es ſeit der Zeit mit einigen Häuſern in Spanien und Schottland gemacht hat. Arabien hatte ſeinen Moreri, und ſeinen galanten Merkur.

Der große Prophet erfuhr die ſo vielen Männern gemeinſchaftliche Widerwärtigkeit; und nunmehr kann ſich niemand darüber beklagen. Man weiß den Namen desjenigen, der die Gunſt ſeiner zweyten Frau, der ſchönen Aishka genoß, er hieß Aſſuan. Er bezeigte ſich weit großmüthiger als Cäſar, der ſeine Frau verſtieß, indem er ſagte, die Frau des Cäſars müſſe nicht einmal im Verdachte ſeyn. Der Prophet wollte ſeine nicht einmal in Verdacht ziehen; er ließ ein Capitel des Korans vom Himmel herab kommen, zu verſichern, daß ſeine Frau getreu wäre. Dieſes Capitel iſt eben ſo wohl, als alle übrigen, von aller Ewigkeit her geſchrieben.

Man bewundert ihn, daß er aus einem Cameelhändler ſich zu einem Hohenprieſter, Geſetzgeber und Monarchen gemacht; daß er Arabien, welches vor ihm niemals unterthan war, ſich unterworfen hat; daß er dem römiſchen Reiche im Orient und dem Perſiſchen die erſten Stöße gegeben. Ich bewundere ihn wegen des Friedens, den er in ſeinem Hauſe unter den Weibern erhalten hat. Er hat den Zuſtand der Sachen in einem Theile von Europa, in der Hälfte von Aſien, und faſt in ganz Africa geändert, und es hat nicht viel gefehlet, daß er nicht die ganze Welt unter ſein Joch gebracht hätte.

Woran hangen denn ſolche Staatsveränderungen? Ein Stein, der ihn etwas härter traf, als der, welcher ihn in der erſten Schlacht getroffen hatte, gab der Welt ein anderes Schickſal.

Sein Eidam Ali gab vor, daß, als man den Propheten hätte beerdigen wollen, man ihn in einem Zuſtande gefunden habe, der den Todten nicht ſehr gewöhnlich ſey, und daß ſeine Witwe Aishka ausgerufen: wenn ich gewußt, daß Gott dem Verſtorbenen dieſe Gnade erwieſen hätte, wollte ich gleich herbey gelaufen ſeyn. Man konnte von ihm ſagen: Decet imperatorem stantem mori.

Niemals iſt das Leben eines Menſchen umſtändlicher beſchrieben worden, als das ſeine. Die geringſten Umſtände davon waren heilig; man weiß die Anzahl und den Namen alles deſſen, was ihm gehöret hat, neun Degen, drey Lanzen, drey Bogen, ſieben Panzer, drey Schilde, zwölf Weiber, ein weißer Hahn, ſieben Pferde, zwey Mauleſel, vier Cameele, ohne die Stute Borak zu rechnen, auf der er nach dem

Himmel ritt. Er hatte ſie aber auch nur geborget, denn ſie gehörte eigenthümlich dem Engel Gabriel.

Alle ſeine Reden ſind geſammlet worden. Er ſagte, daß der Gebrauch der Weiber ihn zum Gebethe viel brünſtiger mache. Warum ſollte er nicht eben ſo wohl im Bette als bey Tiſche bethen und danken. Eine hübſche Frau iſt doch wohl ſo gut als eine Mahlzeit. Man behauptet auch, daß er ein großer Arzt geweſen ſey; folglich mangelte ihm nichts, die Menſchen zu berücken.

VI.

Geheime Nachrichten von dem Czaar Peter, dem großen.

Peter der erſte hat den Zunamen des großen bekommen, weil er ſehr große Thaten unternommen und ausgeführet hat, wovon keine ſeinen Vorfahren in den Sinn gekommen war. Sein Volk war vor ſeiner Zeit nichts als ein tartariſches Volk. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß vor einigen tauſend Jahrhunderten, alle Nationen ein Mittelding zwiſchen Menſchen und Bär geweſen ſind, bis endlich unter ihnen ſolche Menſchen aufgeſtanden ſind, als der Czaar Peter war, und zwar zu einer Zeit, da ſie gelegentlicher nicht aufſtehen konnten.

Der Zufall wollte, daß ein junger Genueſer, mit Namen le Fort, mit einem däniſchen Geſandten im Jahre 1695 nach Rußland reiſte. Peter war damals 19 Jahr alt, er ſah dieſen Genueſer, welcher in ſehr kurzer Zeit Rußiſch gelernet hatte, und faſt alle andere europäiſche Sprachen konnte. Le Fort gefiel dem Prinzen ungemein; er trat in ſeine Dienſte, und gelangte gar bald darauf zu ſeiner vertrauteſten Freundſchaft. Er brachte ihm bey, daß noch eine andere Art zu leben und zu regieren ſey, als diejenige, welche in ſeinem weitläuftigen und elenden Reiche zum Unglücke, von allen Zeiten her, eingeführet ſey. Ohne dieſen Genueſer würde Rußland noch in der Barbarey ſtecken.

Es wurde nothwendig eine große Seele dazu erfodert, auf einmal einem Ausländer Gehör zu geben, und alle Vorurtheile des Thrones und des Vaterlandes abzulegen. Der Czaar begriff, daß weder er, noch ſeine Nation, Menſchen wären, und daß er ſein Reich zu bilden habe: nirgends aber fand er den geringſten Beyſtand dazu. Er kam endlich auf den Einfall, ſein Königreich zu verlaſſen, und als ein zweyter Prometheus das himmliſche Feuer borgen zu gehen, weil er ſeine Landsleute beleben wollte. Dieſes göttliche Feuer zu ſuchen, gieng er zu den

Holländern, welche vor dreyhundert Jahren von einer ſolchen Flamme eben ſo wenig wußten, als die Ruſſen. Er konnte ſeinen Entwurf nicht ſo bald ausführen, als er gerne gewollt hätte. Er mußte gegen die Türken, oder vielmehr gegen die Tartarn, im Jahre 1696 einen Krieg führen; und erſt nach ihrer Ueberwindung verließ er ſeine Länder, um ſich ſelbſt in allen Künſten unterrichten zu laſſen, welche damals in Rußland gänzlich unbekannt waren. Der Beherrſcher des allerweitläuftigſten Reiches auf der Welt, machte ſich nach Amſterdam, zwey ganzer Jahr daſelbſt, und in dem Dorfe Sardam, unter dem Namen Peter Michelhof, zu leben. Gemeiniglich nennte man ihn nur Herr Peter Bas. Er ließ ſich in die Liſte der Schiffsbauer dieſes berühmten Dorfes einſchreiben, welches faſt ganz Europa mit Schiffen verſieht. Er führte die Axt und das Richtſcheit ſelbſt, und wenn er auf der Werkſtatt an dem Baue eines Schiffes gearbeitet hatte, ſo übte er ſich in der Erdbeſchreibung, in der Meßkunſt und in der Geſchichte. Anfangs verſammlete ſich das Volk um ihn herum. Er trieb manchmal die ungeſtümen Neugierigen mit einer ziemlich groben Art von ſich weg, und das Volk litt es, das ſonſt ſo wenig zu leiden gewohnt iſt. Seine erſte Sprache, die er lernte, war das Holländiſche. Er legte ſich hierauf auf das Deutſche, welches ihm eine zärtliche Sprache zu ſeyn ſchien, und die er hernach an ſeinem Hofe einführte.

Er lernte auch auf ſeiner Reiſe nach England, ein wenig Engliſch; von dem Franzöſiſchen aber hat er niemals etwas gewußt, welches erſt unter der Kaiſerinn Eliſabeth, nachdem das Land weit geſitteter geworden war, die Sprache von Petersburg wurde.

Er war von langer Statur, ſeine Geſichtsbildung war hoch und majeſtätiſch, ſie wurde aber oft durch Verzückungen ſehr verſtellt, welche die Züge in ſeinem Geſichte ganz veränderten. Man gab dieſe Verzückungen dem Gifte ſchuld, welches ihm ſeine Schweſter Sophia ſoll beygebracht haben. Das wahre Gift aber war der Wein, und die Aquavite, worinnen er oft ſehr unmäßig war, indem er ſeiner ſtarken Natur allzuviel zutrauete.

Er gieng mit einem Generale und mit einem Handwerksmanne auf gleiche Art um. Dieſes aber that er weder als ein Barbar, welcher unter den Menſchen keinen Unterſchied machet, auch nicht als ein leutſeliger Prinz, welcher allen gefallen will, ſondern als ein Menſch, der ſich unterrichten wollte. Er liebte das Frauenzimmer eben ſo ſehr, als es ſein Mitbuhler der König von Schweden ſcheute, und alles war ihm, ſowol zur Liebe als zum Eſſen, gleich gut. Er beſtrebte ſich nicht guten Wein, ſondern viel Wein zu trinken.

Man ſaget, Geſetzgeber und Könige müßten ſich niemals erzürnen. Keiner aber hat auffahrender und zugleich unverſöhnlicher ſeyn können, als Peter der große. Dieſer Fehler iſt an einem Könige keiner von denen, welche man wieder gut macht, indem man ſie geſteht, gleichwol geſtund er ihn ſelbſt, und ſagte auf ſeiner zweyten Reiſe zu den Staaten von Holland: Ich habe meine Nation geändert, mich ſelbſt aber habe ich nicht ändern können. Es iſt wahr, die Grauſamkeiten, welche man ihm vorwirft, waren an ſeinem Hofe eben ſo gewöhnlich, als an dem Hofe von Marocco. Es war nichts außerordentliches, daß ein Czaar, mit einem Ochſenziehmer in ſeiner königlichen Hand, die nackten Schultern eines ſeiner vornehmſten Bedienten, oder wohl gar einer Hofdame, zerfleiſchte, wenn ſie das geringſte verſehen hatten, oder, daß er die Schärfe ſeines Säbels verſuchte, indem er einem Miſſethäter den Kopf abhieb. Peter hatte einigemal dieſe Gewohnheiten ſeines Landes beobachtet. Le Fort hatte zwar Anſehen genug über ihn, daß er ihn oft zurück halten konnte, wenn er ſich eben fertig machte, den Streich zu thun; nur Schade, daß er den le Fort nicht immer um ſich hatte.

Seine Reiſe nach Holland, und beſonders ſein Geſchmack an den Künſten, machten ſeine Sitten ein wenig gelinder, denn das iſt das Vorrecht aller Künſte, daß ſie die Menſchen zärtlicher machen. Er frühſtückte oft bey einem Erdbeſchreiber, mit welchem er Seecharten machte. Er brachte ganze Tage bey dem berühmten Ruiſch zu, welcher zuerſt die Kunſt erfand, die ſchönen Ausſprützungen zu machen, welche die Anatomie ſo viel vollkommener gemacht, und ihr alle Widerwärtigkeit benommen haben. Dieſer Prinz gab ſich im zwey und zwanzigſten Jahre die Erziehung, welche ein holländiſcher Handwerksmann einem Sohne würde gegeben haben, wenn er geſehen hätte, daß er einen guten Kopf habe. Gleichwohl übertraf dieſe Erziehung alle Erziehungen weit, die man jemals auf dem rußiſchen Throne gehabt hatte. Er ſchickte zu gleicher Zeit einige junge Moſcowiter auf Reiſen, ſich in allen Ländern Europens unterrichten zu laſſen. Seine erſten Verſuche waren nicht allzuglücklich. Seine neuen Schüler ahmten ihrem Lehrmeiſter nicht nach

Einer ſo gar, welchen er nach Venedig geſchickt hatte, gieng nicht aus ſeiner Stube, damit er ſich nicht vorwerfen könne, ein ander Reich, als ſein Vaterland geſehen zu haben. Dieſen Abſcheu vor den fremden Ländern hatten ihnen die moſcowitiſchen Prediger beygebracht, welche behaupteten, ein Chriſt könne nicht erſchrecklicher ſündigen, als wann er reiſete, weil es in dem alten Teſtamente den Einwohnern von Paläſtina wäre verbothen geweſen, die Sitten ihrer reichern und geſchicktern Nachbarn anzunehmen.

Im Jahre 1698 gieng er von Amſterdam nach England, nicht als ein Schiffbauer, auch nicht als ein Monarche, ſondern unter dem Namen eines rußiſchen Boyarden, welcher etwas zu lernen reiſete. Er ſahe alles; und gieng ſo gar in die engliſche Comödie, worinne er nichts verſtand. Allein, eine Schauſpielerinn fand er darinne, die Jungfer Groſt, bey der er die letzte Gunſtbezeigung genoß, ihr Glück aber zu machen vergaß.

Der König Wilhelm hatte ihm ein Wohnhaus zurechte machen laſſen. Das iſt in London viel, wo in dieſer unermeßlichen Stadt die Palläſte nicht ſehr häufig ſind, und wo man faſt nichts als niedrige Häuſerchen, ohne Hof und ohne Garten, mit kleinen Thüren ſieht, wie die Thüren unſerer Butiken ſind. Dem Czaar war ſein Haus noch zu gut, er zog alſo in das Quartier der Matroſen, damit er den Unterricht in der Schiffskunſt deſto näher haben möchte. Er kleidete ſich ſo gar ſehr oft als ein Matroſe, und beſonders alsdann, wann er verſchiedene Leute in ſeine Dienſte bringen wollte.

In London war es, wo er ſelbſt den Plan zur Verbindung der Wolga und des Dons machte. Er wollte ſo gar die Dwina durch einen Canal mit ihnen verknüpfen, und alſo den Ocean, das ſchwarze Meer und das caſpiſche Meer verbinden. Die Engländer, welche er mit ſich nahm, dienten ihm in dieſem großen Unternehmen ſehr ſchlecht, und die Türken, welche ihm 1712 Aſoff wegnahmen, ſetzten ſich dieſem großen Werke noch weit mehr entgegen.

In London fehlte ihm Geld. Es kamen verſchiedene Kaufleute, die ihm hundert tauſend Thaler anbothen, die Erlaubniß zu haben, Taback nach Rußland zu bringen. Dieſes war in dieſem Lande eine große Neuigkeit, und die Religion ſelbſt nahm daran Antheil. Der Patriarch hatte alle in den Bann gethan, welche Taback rauchen würden, weil ihre Feinde die Türken welche rauchten, und die Geiſtlichkeit hielt es für eines ihrer größten Vorrechte, der rußiſchen Nation das Rauchen zu verwehren. Der Czaar nahm die hundert tauſend Thaler, und nahm es zugleich auf ſich, die Geiſtlichkeit ſelbſt zum Tabackrauchen zu bewegen. Er hatte noch ganz andere Neuerungen mit ihr im Sinne.

Die Könige machen ſolchen Reiſenden gemeiniglich Geſchenke. Das Geſchenk, welches Wilhelm dem Czaar Peter machte, war beyder würdig. Er ſchenkte ihm eine Jacht von zwanzig Canonen, welches das beſte Seegelſchiff auf dem Meere, und ſo prächtig als ein Altar in Rom vergoldet war. Es war mit allem nöthigen Proviant verſehen, und die Leute darauf hatten die Höflichkeit, ſich mit verſchenken zu laſſen. Auf dieſer Jacht, worauf Peter der erſte Steuermann war, kehrte er nach Holland zu ſeinen Schiffsbauern zurück, und von da reiſete er um die Mitte des Jahres 1698 nach Wien, wo er ſich weit kürzere Zeit als in London aufhalten ſollte, weil an dem Hofe des ernſthaften Leopolds mehr Ceremonien zu beobachten, als Sachen zu erlernen waren. Als er Wien geſehen hatte, wollte er nach Venedig gehen, und hernach nach Rom, er ward aber genöthiget, auf das ſchleunigſte nach Moſcau zurück zu kommen, weil er Nachricht von einem bürgerlichen Kriege bekam, welchen ſeine Abweſenheit und die Erlaubniß, Taback rauchen zu dürfen, verurſachet hatten. Die Strelizen, die alte Leibwache der Czaare, die den Janitſcharen ſehr gleich kamen, eben ſo aufrühriſch, und ungezogen, weniger beherzt und weit barbariſcher waren, wurden von einigen Aebten und Mönchen, welche theils Griechen, theils Ruſſen waren, zum Aufſtande gereizet. Die Geiſtlichen ſtelleten ihnen vor, wie ſehr Gott erzürnet ſey, daß man itzo in Moſcau Taback rauche; und dieſer Kleinigkeit wegen hätten ſie lieber das ganze Reich aufgebracht. Peter, welcher es wohl voraus geſehen hatte, was die Strelizen und Mönche vermögend waren, hatte ſeine Maaßregeln darnach genommen. Er hatte eine wohlgezogene Armee, welche beynahe aus lauter Ausländern beſtand, die gut bezahlet und gut bewaffnet wurden, und welche unter Anführung des General Gordons, der den Krieg wohl verſtund und die Mönche nicht liebte, ſchmauchten. Hierinne hatte es der Sultan Osman verſehen, welcher, wie Peter, ſeine Janitſcharen auf einen andern Fuß ſetzen wollte. Da er ihnen nichts entgegen ſtellen konnte, ſo ſetzte er ſie auf keinen andern Fuß, und ward von ihnen erwürget.

Peter führte unter ſeiner Armee die Kriegszucht, welche bey den Armeen anderer europäiſchen Monarchen war, ein. Er ließ von ſeinen Engländern und Holländern in Woronitz an dem Don, vier hundert Meilen von Moſcau Schiffe bauen. Er verſchönerte die Städte, ſorgte vor ihre Sicherheit, legte große Wege von fünf hundert Meilen an, und richtete Manufacturen von allerley Art auf. Die tiefe Unwiſſenheit, in welcher die Moſcowiter damals lebeten, kann man am beſten daraus erkennen, daß ihre erſte Manufactur eine Steckenadelmanufactur war. Itzo macht man in Moſcau geſchornen Sammet, und goldene und ſilberne Stoffe. So mächtig iſt der Einfluß eines einzigen Menſchen, wenn er Herr iſt, und wenn er zu wollen weiß.

Der Krieg, welchen er mit dem XII Carl führte, die Provinzen wieder an ſich zu bringen, welche die Schweden den Ruſſen abgenommen hatten, verhinderte ihn nicht, ſo unglücklich er auch anfangs war, ſeine Verbeſſerungen des Staats und der Kirche fortzuſetzen. Zu Ende des Jahres 1699 ließ er öffentlich kund machen, daß ſich das folgende Jahr mit dem Jenner und nicht mit dem September anfangen ſollte. Die Ruſſen, welche glaubten, Gott habe die Welt im September erſchaffen, erſtauneten, daß der Czaar mächtig genug wäre, etwas zu ändern, was Gott gemacht habe. Dieſe Verbeſſerung fing ſich mit dem 17ten Jahrhunderte, durch eine große Jubelfeyer an, welche der Czaar ſelbſt ankündigte; weil er die Würde des Patriarchens abgeſchaffet und die Verrichtungen deſſelben über ſich genommen hatte. Es iſt nicht wahr, daß er, wie man ſaget, den Patriarchen in das Tollhaus zu Moſcau habe bringen laſſen. Er hatte die Gewohnheit, wenn er ſich durch Beſtrafungen wollte luſtig machen, zu dem, welchen er auf dieſe Art zu beſtrafen Willens war, zu ſagen: ich mache dich zum Narren; und derjenige, welchem er dieſen ſchönen Titel gab, wann es auch der vornehmſte im Königreiche geweſen wäre, mußte eine Narrenkolbe, eine Jacke und Schellen, tragen, und den Hof als Hofnarr Sr. Majeſtät des Czaares erluſtigen. Er gab dem Patriarchen dieſes Amt nicht, ſondern begnügte ſich, ein Amt zu unterdrücken, welches diejenigen, die es bisher verwaltet, ſo ſehr gemisbrauchet hatten, daß ſie alle Jahre einmal die Czaare genöthiget, vor ihnen herzugehen, und des Patriarchen Pferd bey dem Zaume zu führen; eine Gewohnheit, die einem Manne, wie Peter der Große war, gleich vom Anfange nicht anſtund.

Mehr Unterthanen zu haben, wollte er weniger Mönche haben, und befahl, daß man künftig nicht eher, als mit dem 50ſten Jahre, in das Kloſter gehen ſollte; daher kam es, daß ſein Land unter allen Ländern, welche Mönche haben, dasjenige war, welches die wenigſten hatte.

Er machte übrigens ſehr weiſe Geſetze für die Diener der Kirche, in der Abſicht, ihre Sitten zu beſſern, ob gleich die ſeinigen tadelhaft genug waren; weil er wohl wußte, daß das, was einem Herrn erlaubet ſey, nicht eben einem Geiſtlichen erlaubet ſeyn müſſe. Vor ſeiner Zeit lebte das Frauenzimmer allezeit von den Mannsperſonen abgeſondert; es war was unerhörtes, daß ein Mann das Mägdchen geſehen hätte, welches er heirathen wollte. Er machte nicht eher, als in der Kirche mit ihr Bekanntſchaft. Unter den Hochzeitgeſchenken befand ſich auch eine große Ruthe, welche der Bräutigam ſeiner Braut ſchickte, um ihr höflich beyzubringen, daß ſie ſich bey der erſten Gelegenheit einer kleinen ehelichen Züchtigung zu getröſten habe. Die Männer konnten ſogar ihre Weiber ungeſtraft tödten, und diejenigen Weiber, welche ſich über ihre Männer eben dieſe Freyheit anmaßten, wurden lebendig begraben.

Peter brachte die Ruthen ab, verboth den Männern ihre Weiber umzubringen, und die Heirathen weniger unglücklich und ungleich zu machen, führte er die Gewohnheit ein, daß Frauenzimmer und Mannsperſonen mit einander ſpeiſeten, und daß dem Bräutigam ſeine Braut vor der Trauung vorgeſtellet wurde; kurz, er führte in ſeinem Staate alles, und ſo gar die Geſellſchaft ein. Die Anordnung iſt nicht unbekannt, welche er ſelbſt machte, ſeine Boyarden und ihre Weiber zu zwingen, Verſammlungen zu halten, wo die Fehler, welche man wider die rußiſche Höflichkeit begieng, mit einem großen Glaſe Branntewein beſtrafet wurden, welches derjenige, der den Fehler begangen hatte, austrinken mußte, ſo daß die ganze ehrwürdige Geſellſchaft ziemlich betrunken und wenig gebeſſert wieder nach Hauſe gieng. Das war aber ſchon genug, daß er eine Art der Geſellſchaft unter einem Volke einführete, welches gar keine hatte. Man führete ſogar manchmal theatraliſche Schauſpiele auf. Die Prinzeßinn Natalia, eine von ſeinen Schweſtern, machte in rußiſcher Sprache Tragödien, welche den Stücken des Shakeſpear ziemlich gleich ſahen, worinne der Tyrann und der Harlequin die erſten Rollen ſpielen. Das Orcheſter beſtand aus rußiſchen Muſikanten, die man mit dem Ochſenziemer zu ſpielen nöthigte. Itzo ſpielet man in Petersburg franzöſiſche Comödien und italieniſche Opern. Die Pracht und ſo gar der Geſchmack ſind in allen Stücken auf die Barbarey gefolget. Eine von den ſchwerſten Unternehmungen des Stifters war, ſeinem Volke die Röcke kürzer und das Kinn glatt zu machen. Hierüber wurde am meiſten gemurret, und wie ſollte er es anfangen, einem ganzen Volke zu lehren, die Kleider nach deutſcher Art zu machen, und das Scheermeſſer zu führen? Er erlangte endlich ſeinen Zweck dadurch, daß er an alle Thore Schneider und Barbiere ſtellte; jene mußten allen, welche herein kamen, die Röcke abkürzen, die andern mußten ihnen die Bärte abſcheeren: die Hartnäckigen bezahlten nach franzöſiſcher Münze vierzig Sols. Doch bald wollte man lieber ſeinen Bart als ſein Geld verlieren. Das Frauenzimmer war dem Czaare bey dieſen Aenderungen ſehr nützlich. Es zog die glatten Kinne vor; es hatte ihm die Verbindlichkeit, daß es nicht mehr die Ruthe bekam, daß es mit den Mannsperſonen in Geſellſchaft lebte, und nicht ſo fürchterliche Geſichter küſſen durfte.

Mitten unter dieſen großen und kleinen Aenderungen, welche dem Czaar zum Zeitvertreibe dienten, und mitten unter dem ſchrecklichen Kriege, welchen er wider den zwölften Carl zu führen hatte, legte er im Jahre 1704 den Grund zu der wichtigen Stadt Petersburg und zu dem daſigen Hafen, in einem Moraſte, wo vorher kaum eine Hütte geſtanden hatte. Peter arbeitete mit eigner Hand an dem erſten Hauſe; er ließ ſich nichts verdrüßen; von dem baltiſchen Meere, von den Gränzen bey Aſtracan, von dem ſchwarzen und caſpiſchen Meere mußten Arbeitsleute herzu kommen. Mehr als hundert tauſend Menſchen kamen bei der Arbeit um, Theils durch die Arbeit, Theils durch den Mangel, welcher daſelbſt regierte. Bey alle dem iſt die Stadt doch da. Die Häfen in Archangel, in Aſtracan, in Azoph, in Voronitz wurden gleichfalls gebauet.

Solche große Stiftungen zu machen, Flotten in dem baltiſchen Meere zu haben, und hunderttauſend-Mann regulirte Truppen zu erhalten, hatte der ganze Staat nicht mehr als achtzehntauſend Millionen nach unſerm Gelde. Ich habe die Rechnung davon in den Händen eines Mannes geſehen, welcher Geſandter in Petersburg geweſen war.

Doch der Lohn der Arbeitsleute war dem Gelde in dem Königreiche gemäß eingerichtet. Man muß ſich erinnern, daß es den Königen in Aegypten nichts als Zwiebeln koſtete, die Pyramiden zu bauen. Ich wiederhole es alſo: man darf nur wollen. Man will nicht genug.

Nachdem er ſein Volk gebildet hatte, glaubte er, es ſey ihm nunmehr ganz wohl erlaubet, ſeiner Neigung genug zu thun, indem er ſeine Geliebte heirathete; eine Geliebte, welche ſeine Frau zu ſeyn verdiente. Er vollzog dieſe Heirath öffentlich 1712. Dieſe berühmte Catharine war eine Waiſe, und aus einem Flecken in der Landſchaft Eſthen gebürtig. Sie wurde bey einem Amtsverweſer auferzogen; ſie diente lange Zeit, und verheirathete ſich an einen liefländiſchen Soldaten. Zwey Tage nach dieſer erſten Heirath ward ſie von einer moſcowitiſchen Partey weggeführet, kam bey dem General Bauer in Dienſten, und von dieſem zu dem Menzicof, welcher aus einem Paſtetenbäcker Fürſt, und der erſte im Reiche geworden war. Endlich ward ſie die Gemahlinn Peters des großen, und nach ſeinem Tode unumſchränkte Beherrſcherinn, und verdiente es zu ſeyn. Sie machte die Sitten ihres Gemahls weit gelinder, und errettete weit mehr Rücken von der Knute, und weit mehr Köpfe von dem Beile, als ſelbſt der General le Fort. Man liebte ſie, man verehrte ſie. Ein deutſcher Baron, ein Bereuter eines Abts von Fulde, würde Catharinen nicht geheirathet haben; Peter der große aber glaubte nicht, daß das Verdienſt vor ihm zwey und dreyßig Felder nöthig habe. Die Monarchen glauben ganz gerne, daß nichts groß iſt, als was ſie dazu machen, und daß vor ihnen alles gleich iſt. Es iſt gewiß genug, daß die Geburt eben ſo wenig Unterſchied unter den Menſchen macht, als unter zwey Eſeln, wovon des einen Vater Miſt trug, und des andern Vater Reliquien trug. Die Erziehung macht den Unterſchied groß, die Geſchicklichkeiten machen ihn noch größer, und das Glück am allergrößten. Catharina hatte bey ihrem Pfarrer in Eſthen wenigſtens eine eben ſo gute Auferziehung gehabt, als alle Boyardinnen in Moſcau und in Archangel, und war über dieſes mit mehr Gaben und mit einer größern Seele gebohren. Sie hatte das Haus des General Bauers und des Fürſten Menzikof verwaltet, ohne daß ſie ſchreiben oder leſen konnte. Wer ein Haus wohl zu regieren weiß, der kann auch ein Reich regieren. Dieſes ſcheint vielleicht ein Paradoxon zu ſeyn; gleichwol iſt es gewiß, daß einerley Geiſt der Ordnung, der Weisheit und Standhaftigkeit erfordert wird, hundert Perſonen zu befehlen, als hundert Millionen.

Alexius Czaarowiz, der Sohn des großen Peters, welcher, wie man ſaget, eben ſo, wie ſein Vater, eine Sclavinn heirathete, und eben ſo, wie er das Reich heimlich verließ, hatte in dieſen zwey Unternehmungen nicht gleiches Glück, und es koſtete dem Sohne das Leben, daß er dem Vater zur Unzeit nachgeahmet hatte. Dieſes war eines der ſchrecklichſten Beyſpiele der Strenge, welches jemals von der Höhe des Thrones iſt gegeben worden. Es iſt aber dem Andenken der Catharina nicht wenig rühmlich, daß ſie an dem Unglücke dieſes Prinzen, welcher aus einer andern Ehe erzeuget war, und nichts liebte, was ſein Vater liebte, keinen Theil hatte. Man konnte ſie nicht anklagen, daß ſie als eine grauſame Stiefmutter gehandelt habe. Das große Verbrechen des unglücklichen Alexius war, daß er allzuſehr rußiſch war, und alles misbilligte, was ſein Vater großes und unſterbliches zur Ehre ſeines Volkes that. Als er einmal verſchiedene Moſcowiter ſich über die unerträgliche Arbeit beklagen hörte, welche ihnen der Bau von Petersburg machte, ſagte er zu ihnen: Tröſtet euch; dieſe Stadt ſoll nicht lange dauern. Wann er ſeinem Vater in Reiſen von fünf bis ſechs hundert Meilen, dergleichen der Czaar oft unternahm, folgen ſollte, ſo ſtellte er ſich krank. Man purgierte ihn trefflich, einer Krankheit wegen, die er nicht hatte; ſo daß die vielen Arztneyen, nebſt dem häufigen Aquavite, ſeiner Geſundheit und ſeinem Geiſte nicht wenig ſchadeten. Er hatte Anfangs Neigung etwas zu lernen; er verſtund die Meßkunſt, die Geſchichte, und die deutſche Sprache, allein er liebte den Krieg nicht, und wollte ihn auch nicht lernen, worüber ihm der Vater die meiſten Vorwürfe machte. Man hatte ihn mit einer Prinzeßinn von Wolfenbüttel verheirathet, eine Schweſter der Kaiſerinn, der Gemahlinn Carls des VIten im Jahre 1713. Dieſe Heirath ſchlug unglücklich aus. Die Prinzeßinn ſah ſich oft für Ausſchweifungen in Branntewein, und für Afroſinen, einer großen, wohlgewachſenen und ſehr ſittſamen Finnländerinn, verlaſſen. Man will, die Prinzeßinn ſey vor Verdruß geſtorben, wenn man anders aus Verdruß ſterben kann, und der Czaarowitz habe im Jahre 1713 Afroſinen heimlich geheirathet; gleich zu der Zeit, als die Kaiſerinn Catharina ihm einen Bruder gab, den er lieber nicht gehabt hätte.

Die Mishelligkeiten zwiſchen Vater und Sohn wurden von Tag zu Tag ernſtlicher, bis Peter im Jahre 1716 dem Prinzen drohte, ihn zu enterben, und der Prinz ihm antwortete, er wollte ein Mönch werden.

Im Jahre 1717 erneuerte Peter ſeine Reiſen, Theils aus Neugierde, Theils aus Staatsklugheit, und gieng endlich nach Frankreich. Hätte ſich ſein Sohn wider ihn empören wollen, hätte er wirklich Leute auf ſeiner Seite gehabt, ſo wäre das die Zeit geweſen vorzubrechen. Doch an ſtatt in Rußland zu bleiben, und ſich daſelbſt Anhänger zu machen, nahm er gleichfalls eine Reiſe vor, und hatte Mühe etliche tauſend Ducaten zuſammen zu bekommen, die er heimlich ausborgte. Er warf ſich in die Arme des Kaiſers Carls des VIten, des Bruders ſeiner verſtorbenen Gemahlinn. Man behielt ihn eine Zeitlang in Wien ganz geheim, und ſchickte ihn endlich nach Neapel, wo er länger als ein Jahr blieb, ohne daß der Czaar noch ſonſt jemand in Rußland von ſeinem Aufenthalte etwas erfahren konnte.

Indeſſen, da der Sohn ſo verborgen lag, war der Vater in Paris, wo er mit eben den Ehrenbezeigungen empfangen wurde, als anderwärts, mit einer Artigkeit aber, die er nirgends als in Frankreich finden konnte. Wenn er eine Manufactur beſah, und ein Stück zog ſeine Augen mehr auf ſich, als ein anders, ſo machte man ihm des Morgens darauf ein Geſchenk damit. Er ſpeiſte einmal bey dem Herzoge von Antin in Petitbourg; das erſte, was er daſelbſt ſah, war ſein Bildniß in Lebensgröße, und mit eben dem Kleide, welches er trug. Als er die königliche Münze beſah, ſchlug man in ſeiner Gegenwart Schauſtücke, von verſchiedener Art, die man ihm überreichte; endlich ſchlug man eine, die man ausdrücklich zu ſeinen Füßen fallen ließ. Er hob ſie auf, und fand ſein Bildniß vollkommen auf derſelben, mit der Ueberſchrift: Peter der Große. Der Revers zeigte eine Fama mit den Worten: Vires acquirit eundo; eine Anſpielung, die eben ſo richtig war, als ſie einem Prinzen ſchmeicheln mußte, der in der That ſeine Verdienſte durch ſein Reiſen vermehrte.

Nachdem er dieſes Land geſehen hatte, wo alles die Menſchen zur Gelindigkeit und Sanftmuth anlocket, kehrte er in ſein Vaterland zurück, und nahm ſeine Strenge wieder an. Er hatte endlich ſeinen Sohn dahin gebracht, daß er von Neapel nach Petersburg zurück kam. Dieſer junge Prinz ward hierauf vor den Czaar, ſeinen Vater, nach Moſcau gebracht, welcher ihn vors erſte der Nachfolge beraubte, und ihn, zu Ende des Monats Jenner 1718, eine förmliche Entſagungsacte unterſchreiben ließ. Vermöge dieſer Acte verſprach der Vater dem Sohne ihn bey dem Leben zu laſſen.

Es war nicht ganz unwahrſcheinlich, daß eine ſolche Acte einmal für nichtig würde erkläret werden. Damit der Czaar ihr alſo deſto mehr Nachdruck geben möchte, ſo vergaß er, daß er Vater ſey, und gedachte bloß daran, daß er Stifter eines Reiches ſey, welches ſein Sohn wieder in die Barbarey ſtürzen könnte. Er ließ den Proceß wider dieſen unglücklichen Prinz öffentlich anſtellen, den man auf einige Puncte gründete, die er in dem Geſtändniſſe, das man Anfangs von ihm verlanget hatte, ſollte verſchwiegen haben.

Man verſammelte die Biſchöfe, Aebte und Profeſſores, welche in dem alten Teſtamente fanden, daß diejenigen, welche ihrem Vater oder ihrer Mutter fluchen, getödtet werden ſollen; daß zwar David ſeinem Sohne Abſalon, als er einen Aufſtand wider ihn erreget, verziehen hätte, aber Gott habe ihm nicht verziehen. Dieſes war ihre Meynung, ohne was daraus zu ſchlüßen; in der That aber war es nichts anders, als ein Todesurtheil. Alexius hatte niemals ſeinem Vater gefluchet; er hatte ſich nie, wie Abſalon, wider ihn empöret; er hatte nicht öffentlich bey den Kebsweibern des Königs geſchlaſſen; er war ohne väterliche Erlaubniß gereiſet, und hatte Briefe an ſeine Freunde geſchrieben, in welchen er ihnen zu verſtehen gab, er hoffe, ſie würden ſeiner in Rußland einmal gedenken. Unterdeſſen war doch unter hundert und zwanzig weltlichen Richtern nicht ein einziger, welcher ihn nicht zum Tode verdammte, und diejenigen, welche ihren Namen nicht unterſchreiben konnten, ließen andere für ſich unterzeichnen. Man hat in Europa geſaget, der Czaar habe ſich den Criminalproceß des Don Carlos aus dem Spaniſchen in das Rußiſche überſetzen laſſen: dieſer unglückliche Prinz, welchen ſein Vater Philipp der zweyte in das Gefängniß hatte legen laſſen, wo dieſer Erbe einer großen Monarchie ſtarb. Dieſer Criminalproceß aber iſt niemals dageweſen, und nie hat man die Todesart dieſes Prinzen erfahren, ſie mag nun gewaltſam oder natürlich geweſen ſeyn. Peter, der unumſchränkteſte von den Monarchen, brauchte kein Beyſpiel. So viel iſt gewiß, ſein Sohn ſtarb den Tag darauf auf ſeinem Bette im Gefängniſſe, und der Czaar hatte in Moſcau eine von den ſchönſten Apotheken in Europa. Gleichwol iſt es wahrſcheinlich, daß der Prinz Alexius, der Erbe der weitläuftigſten Monarchie in der Welt, welchen einzig und allein die Unterthanen ſeines Vaters, die einmal die Seinigen werden ſollten, verdammet hatten, aus Beſtürzung über ein ſo außerordentliches und trauriges Urtheil kann geſtorben ſeyn. Der Vater gieng ſeinen ſterbenden Sohn zu ſehen, und man ſaget, daß er Thränen vergoſſen habe: infelix utcunque ferent ea fata nepotes. Dieſer Thränen ungeachtet wurden die Räder mit den Gliedern ſeiner Freunde dennoch bedecket. Er ließ ſeinem eigenen Schwager, dem Grafen Lapuchin, einem Bruder ſeiner Gemahlinn Ottokeſa Lapuchin, welche er verſtoßen hatte, und Oheim des Prinzen Alexius, den Kopf abſchlagen. Ein gleiches Schickſal hatte der Beichtvater des Prinzen. Wenn Moſcau geſittet geworden iſt, ſo muß man bekennen, daß es ihm theuer zu ſtehen gekommen.

Das übrige Leben des Czaars war nichts als eine Folge ſeiner großen Abſichten, Unternehmungen und Thaten, welche die ausſchweifende Strenge, die vielleicht nöthig war, zu entſchuldigen ſchienen. Er hielt oft an ſeinen Hof und an ſeinen Rath Reden. In einer von dieſen Reden ſagte er einmal, er habe ſeinen Sohn der Wohlfahrt ſeiner Staaten aufgeopfert.

Nach dem ruhmreichen Frieden, welchen er endlich 1721 mit Schweden ſchloß, und durch den ihm Liefland, Eſthen, Ingermanland, und die Hälfte von Carelien abgetreten wurde, trugen ihm die rußiſchen Landſtände den Beynamen des Großen, des Vaters des Vaterlandes und Kaiſers an. Dieſe Landſtände wurden durch den Senat vorgeſtellet, welcher ihm dieſe Titel auf das feyerlichſte, in Gegenwart des Grafen von Kinski, kaiſerlichen Miniſters, des franzöſiſchen Abgeſandten Herrn von Campredon, und der Abgeſandten von Preußen und Holland, beylegte. Nach und nach haben es ſich die ſämmtlichen europäiſchen Häupter gefallen laſſen, den Häuptern Rußlands den Titel des Kaiſers beyzulegen; gleichwol hindert dieſe Würde nicht, daß die Abgeſandten von Frankreich nicht allezeit den Rang vor den rußiſchen Abgeſandten haben ſollten.

Die Ruſſen müſſen unwiderſprechlich den Czaar als den allergrößten Mann betrachten. Er iſt ein Held von dem baltiſchen Meere an, bis an die Gränzen von China. Iſt er es aber auch unter uns? Iſt er in Anſehung der Tapferkeit mit unſern Condes, mit unſern Villars, und in Anſehung ſeiner Einſichten, ſeines Witzes und ſeiner Sitten, mit einer Menge Menſchen in Vergleichung zu ſetzen, mit welchen wir leben? Nein; er war aber ein König, und zwar ein übel erzogener

König, und er hat mehr gethan, als vielleicht tauſend Prinzen, wenn ſie an ſeiner Stelle geweſen wären, nicht würden gethan haben. Er hat diejenige Stärke des Geiſtes gehabt, welche einen Menſchen über alle Vorurtheile, über alles, was ihn umgiebt, und über alles, was vor ihm vorher gegangen iſt, erheben. Er iſt ein Baumeiſter, welcher mit Ziegelſteinen gebauet hat, und welcher anderwärts mit Marmor würde gebauet haben. Wenn er in Frankreich regieret hätte, ſo hätte er die Künſte von dem Puncte, worauf er ſie gefunden, bis zu dem höchſten Gipfel geführet. Man bewundert ihn, daß er fünf und zwanzig große Schiffe auf dem baltiſchen Meere gehabt hat, und in unſern Häfen würde er vielleicht zweyhundert gehabt haben.

Wenn man betrachtet, was er aus Petersburg gemacht hat, ſo mag man ſchlüßen, was er würde aus Paris gemacht haben. Worüber ich mich am meiſten wundere, iſt die wenige Hoffnung, welche das menſchliche Geſchlecht haben konnte, daß ein Mann wie der Czaar Peter in Moſcau würde gebohren werden. Es war eine Zahl, welche der Zahl aller Menſchen, die jemals in Rußland gelebet haben, gleich iſt, gegen die Einheit zu ſetzen, daß dieſe dem Geiſte der Nation ſo entgegen geſetzte Gemüthsart kein Ruſſe bekommen würde; es waren über dieſes funfzehn Millionen, denn ſo viel ſind itzo Einwohner in Rußland, gegen einen zu ſetzen, daß dieſes Schickſal nicht den Czaar treffen würde. Unterdeſſen iſt die Sache doch erfolget. Es war eine unausſprechliche Zahl Combinations und Jahrhunderte nöthig, ehe die Natur denjenigen hervorbrachte, welcher den Plug erfinden, oder uns die Kunſt zu weben lehren ſollte. Itzo ſind die Ruſſen über ihren Fortgang nicht mehr erſtaunt; ſie haben ſich in weniger als funfzig Jahren mit allen Künſten gemein gemacht. Man ſollte ſagen, daß dieſe Künſte bey ihnen, wer weiß wie alt wären. Es giebt noch ſehr weitläuftige Gegenden in Africa, welche einen Czaar Peter brauchten; er wird vielleicht nach einigen Million Jahren kommen; denn alles kömmt nicht anders als ſehr ſpät.

VII.

Zwey Briefe über die Herren, Johann Law, Melon und Dutot.

Brief über die Herren Johann Law, Melon und Dutot.

Man verſteht ſeit zwanzig Jahren die Handlung in Frankreich beſſer, als man ſie von Pharamund an bis auf Ludewig den vierzehnten verſtanden hat. Vordem war es eine verborgene Kunſt, und eine Art der Chymie in den Händen von drey bis vier Menſchen, die in der That Gold machten, und ihr Geheimniß nicht ſagten. Der größte Theil der Nation war ſo erſtaunend unwiſſend in dieſem wichtigen Geheimniſſe, daß kaum unter den Staatsbedienten und Richtern einer war, der wußte, was Actien, Primen, Wechſel und Dividende waren. Es mußte deswegen ein Schottländer, Namens Johann Law, nach Frankreich kommen, und die ganze Verfaſſung unſerer Regierung über den Haufen werfen, um uns zu unterrichten. Er unterſtund ſich in der allerjämmerlichſten Verwirrung unſerer Finanzen, und bey dem allgemeinſten Mangel eine Bank und eine indianiſche Handelsgeſellſchaft zu errichten. Es war dieſes ein Brechmittel für Kranke; wir nahmen aber etwas zu viel davon, und bekamen Convulſionen. Jedoch blieb endlich von den Trümmern ſeines aufgeführten Gebäudes eine indianiſche Handlungsgeſellſchaft mit einer liegenden Summe von funfzig Millionen für uns übrig. Was würde es es erſt geweſen ſeyn, wenn wir von der Arzney nur ſo viel, als ſich gebührte, genommen hätten? Der Staatskörper würde meines Erachtens itzo der ſtärkſte und wichtigſte des ganzen Erdbodens ſeyn.

Es herrſchte noch ein ſo grobes Vorurtheil unter uns, als die gegenwärtige indianiſche Handlungsgeſellſchaft errichtet wurde, daß die Sorbonne den Dividend der Actien für einen unerlaubten Wucher erklärete. Es geſchah auf eben eine ſolche Art, wie man die deutſchen Buchdrucker, die im Jahre 1570 nach Frankreich kamen, ihre Kunſt zu treiben, als Zauberer anklagte. Man muß es geſtehen, wir Franzoſen ſeyn in allen Arten von Künſten ſehr ſpät gekommen; unſre erſten Schritte in den Künſten haben darinnen beſtanden, uns der Einführung der Wahrheiten, die von andern Orten zu uns kamen, zu widerſetzen. Wir haben Sätze wider den in England erwieſenen Umlauf des Geblüts, und wider die in Deutſchland gründlich gezeigte Bewegung der Erde behauptet. Man hat ſo gar heilſame Arzneymittel durch obrigkeitliche Verordnungen verbannet. Wahrheiten anzeigen, einige den Menſchen nützliche Dinge vorſchlagen, iſt ein ſicheres Mittel verfolget zu werden. Johann Law, derjenige Schottländer, dem wir unſere indianiſche Handlungsgeſellſchaft und die Wiſſenſchaft des Handlungsweſens zu danken haben, wurde aus Frankreich verjaget, und ſtarb zu Venedig im größten Elende, und dem ungeachtet haben wir itzo auf achtzehn hundert Kauffarthenſchiffe, da wir damals, als er ſeinen Entwurf aufs Tapet brachte, kaum drey hundert hatten. Das haben wir ihm zu danken, und wir ſind weit von der Dankbarkeit entfernet.

Die Grundſätze des Handels ſind heut zu Tage jedermann bekannt. Seit einiger Zeit haben wir gute Bücher dieſes Inhalts bekommen. Der Verſuch über die Handlung von dem Herrn Melon, iſt ein Werk eines witzigen Kopfes, eines guten Bürgers und eines Weltweiſen: es ſchmecket nach dem Geiſte des Jahrhunderts, und ich glaube nicht, daß ſelbſt zu der Zeit des Herrn Colberts zween Menſchen im Stande geweſen wären, ein ſolches Buch zu liefern. Nichts deſto weniger ſind Fehler genug in dieſem guten Werke; ſo ſchwer iſt der Weg zur Wahrheit. Es iſt ungemein nützlich, die Verſehen in einem guten Buche anzumerken. Und eben da muß man ſie aufſuchen; denn das heißt ein gutes Werk verehren, wenn man demſelben widerſpricht: die übrigen verdienen ſolche Ehre nicht.

Folgende Sätze haben mir ungegründet zu ſeyn geſchienen. 1. Er ſaget: In den Ländern, wo die meiſten Bettler wären, herrſchte die größte Barbarey. Ich glaube, daß keine Stadt weniger barbariſch ſey als Paris, und wo mehrere Bettler anzutreffen wären. Es iſt ein Geſchmeiß, das dem Reichthume nachgeht; die Faulenzer laufen von dem

Ende des Königreichs nach Paris, um daſelbſt von den Vermögenden und Wohlthätigen eine Schatzung einzutreiben. Es iſt ein Misbrauch, der ſchwerlich auszurotten iſt; der aber nur beweiſt, daß es ſolche leichtſinnige Leute giebt, die lieber um Allmoſen betteln, als ihr Brodt verdienen wollen. Es iſt ein Beweis des Reichthums und der Nachläßigkeit, keinesweges aber der Barbarey.

2. Er wiederholet an unterſchiedenen Orten, daß Spanien ohne America mächtiger ſeyn würde. Er gründet ſich auf die Entvölkerung Spaniens, und auf die Ohnmacht, worinn dieſes Königreich ſeit langer Zeit geſchmachtet hat. Dieſe Meynung, daß America Spanien entkräftet, findet ſich faſt in hundert Schriftſtellern; wenn ſie aber hätten in Erwägung ziehen wollen, daß die Schätze der neuen Welt die Befeſtigung der Macht Carls des fünften geweſen, und daß Philipp der zweyte Meiſter von ganz Europa geworden ſeyn würde, wenn Heinrich der Große, Eliſabeth und die Prinzen von Oranien nicht Helden geweſen wären; würden ſie ihre Meynungen ohne Zweifel geändert haben. Man hat geglaubt, daß die ſpaniſche Monarchie zu Grunde gerichtet wäre, weil die Könige, Philipp der Dritte, Philipp der Vierte, und Carl der Zweyte unglücklich oder ſchwach geweſen ſind. Man ſehe aber nur, wie dieſe Monarchie unter dem Kardinal Alberoni auf einmal ein neues Leben bekommen hat, man werfe ſeine Augen auf Africa und Aſien, den Kriegsſchauplatz der gegenwärtigen ſpaniſchen Regierung; ſo wird man bald einräumen müſſen, daß die Völker dasjenige ſind, wozu ſie die Könige oder die Staatsbedienten machen. Der Muth, die Tapferkeit, der Fleiß und alle Gaben bleiben vergraben, ſo lange bis ein Geiſt erſcheint, der ſie erwecket. Das Capitolium wird itzo von Barfüßermönchen bewohnt, und man theilet itzo an eben dem Orte Roſenkränze aus, wo die überwundenen Könige dem Wagen eines Pauls Aemils nachfolgten. Es darf nur ein Kaiſer ſeine Reſidenz zu Rom nehmen, der ein Julius Cäſar iſt, ſo werden alle Römer ſelbſt wieder Cäſars werden. Was die Entvölkerung Spaniens betrifft, iſt ſolche geringer, als man vorgiebt; und überhaupt von der Sache zu reden, ſind nicht dieſes Königreich und die Länder in America, die davon abhangen, heut zu Tage Provinzen eines einzigen Reiches, die durch einen Zwiſchenraum, den man in zween Monaten zurück legen kann, getrennet ſind? Endlich werden ihre Schätze durch einen nothwendigen

Umlauf auch uns zu Theile; die Coſchenille, der Indig, die Chinachinä, die Bergwerke von Mexico und Peru ſind unſer, und unſere Manufacturen ſind folglich ſpaniſch. Wenn America ihnen zur Laſt gereichte, würden ſie wohl ſo lange Zeit darauf beſtehen, denen Fremden den Eingang in dieſes Land zu verſperren? Verwahret man denn die Wälle ſeines Verderbens ſo ſorgfältig, wenn man zwey hundert Jahre Zeit gehabt, ſeine Ueberlegungen darüber zu machen?

3. Er ſaget: Der Verluſt der Soldaten wäre nicht das betrübteſte in den Kriegen; hundert tauſend erſchlagene Soldaten wären ein gar geringer Theil gegen zwanzig Millionen, die Vermehrungen der Auflagen hingegen machten zwanzig Millionen Menſchen unglücklich. Ich will es ihm überhin gehen laſſen, daß zwanzig Millionen Menſchen in Frankreich ſeyn ſollen; allein das kann ich ihm nicht vergeben, daß es beſſer ſey, hundert tauſend Menſchen auf die Schlachtbank zu liefern, als von dem Reſte der Nation einige Auflagen bezahlen zu laſſen. Das iſt noch nicht alles; es iſt hier ein befremdlicher und betrübter Irrthum im Rechnen begangen worden.

Ludewig der Vierzehnte hat das ganze Corps zur See mitgerechnet, zur Zeit des Krieges im Jahre 1701 vier hundert und vierzig tauſend Mann in ſeinem Solde gehabt. Niemals iſt das römiſche Reich an Truppen ſo ſtark geweſen. Man hat bemerket, daß der fünfte Theil einer Armee während eines Feldzuges entweder durch Krankheiten, oder durch andere Zufälle, oder durch Feuer und Schwerdt umkamen. Das ſind acht und achtzig tauſend ſtarker Leute, die der Krieg jedes Jahr aufrieb; folglich verlor der Staat binnen zehn Jahren acht hundert und achtzigtauſend Menſchen, und mit ihnen die Kinder, die ſie hätten zeugen können. Wenn nun Frankreich ungefähr achtzehn Millionen Menſchen begreift, und man davon faſt die Hälfte für die Weiber abzieht, hiernächſt die alten Leute, die Kinder, die Geiſtlichkeit, die Mönche, Obrigkeiten und Ackerleute abrechnet, was bleibt zur Vertheidigung der Nation übrig? Unter achtzehn Millionen wird man kaum achtzehn hundert tauſend Mann finden, und der Krieg reibt binnen zehn Jahren deren auf neun hundert tauſend auf; er reißt unter einer Nation die Hälfte derjenigen, die für ſie ſtreiten können, hin; und man kann doch noch behaupten, daß eine Auflage betrübter ſey, als ihr Tod?

Nachdem ich dieſe Unachtſamkeiten, die der Verfaſſer ſelbſt würde getadelt haben, angemerket, will ich mir nun den Verdruß anthun, alles das, was er von der Freyheit der Handlung, von den Waaren, von dem Wechſel, und vornehmlich von der Pracht ſaget, zu rühmen. Dieſe kluge Schutzrede der Pracht iſt bey dieſem Schriftſteller um ſo viel ſchätzbarer, und hat in ſeinem Munde ein ſo viel größeres Gewicht, weil er als ein Weltweiſer lebte.

Und was iſt denn die Pracht? Es iſt ein Wort ohne beſtimmte Bedeutung, ungefähr ſo, wie wir die Himmelsgegenden Morgen und Abend nennen. In der That iſt weder Morgen noch Abend; es iſt kein Punct, wo die Erde auf- oder untergehe, oder vielmehr ein jeder Punct iſt Morgen und Abend. Eben ſo verhält es ſich mit der Pracht; entweder es iſt dergleichen gar nicht, oder ſie iſt überall. Man gedenke einmal an die Zeiten zurück, da unſere Väter keine Hemden trugen. Wenn jemand zu ihnen geſaget hätte, ihr müßt einen noch feinern und leichtern Zeug, als das feinſte Tuch iſt, auf eurer Haut tragen; derſelbe muß weiß, wie der Schnee, ſeyn, und ihr müßt ihn täglich verändern; und wenn er etwas ſchmutzig worden, muß eine durch die Kunſt verfertigte Zuſammenſetzung demſelben ſeine erſte Weiße wieder geben: würde jedermann ausgerufen haben: Ach welche Verſchwendung! welche Verzärtelung! ein ſolcher Aufwand iſt kaum für die Könige; ihr wollt unſere Sitten und den Staat verderben.

Verſteht man etwan durch die Pracht den Aufwand eines reichen Menſchen? Allein muß denn ein ſolcher als ein Armer leben, er, deſſen Pracht und Aufwand allein macht, daß die Armen leben können; der Aufwand muß das Wetterglas von dem Glücke einer Privatperſon ſeyn, und die allgemeine Pracht iſt ein untrügliches Zeichen eines mächtigen und anſehnlichen Reichs. Unter Carln dem Großen, unter Franz dem erſten, unter dem großen Colbert, und unter der itzigen Regierung iſt der Aufwand am größten geweſen, oder welches einerley iſt, ſind die Künſte am beſten getrieben worden.

Was wollte der bittere, der ſatyriſche Labruyere? Was wollte dieſer gezwungene Menſchenfeind ſagen, wenn er ausruft: Unſre Vorfahren hüteten ſich gar ſehr, ein eitles Gepränge nützlichen Dingen vorzuziehen; man ſahe bey ihnen keine Wachslichter, um ihre Zimmer damit zu erleuchten; das Wachs war für den Altar und das Louvre; ſie ſagten nicht, leget die Pferde vor meine Kutſche; das Zinn glänzte auf den

Tafeln und Schenktiſchen; das Silber war in den Kaſten ꝛc. Ein artiger Lobſpruch für unſere Väter, daß ſie weder Ueberfluß, noch Fleiß, noch Geſchmack, noch Reinlichkeit gehabt haben! Das Geld war in den Kaſten! Wenn das war, ſo war es eine große Thorheit; das Geld iſt zum Umlaufe gemacht, alle Künſte dadurch zum Ausbruche zu bringen, und die Geſchicklichkeit der Menſchen damit zu erkaufen. Wer es zurück hält, iſt ein übler Bürger, ja gar ein ſchlechter Wirth. Dadurch, daß man es nicht in ſeinen Kaſten eingeſchloſſen hält, macht man ſich dem Vaterlande und ſich ſelbſt nützlich. Wird man denn niemals aufhören, die Fehler der vergangenen Zeiten zu loben, um die Vortheile der unſrigen zu verſpotten? Dies Buch des Herrn Melon hat uns ein anderes von dem Herrn Dutot verſchaffet, welches wegen ſeiner Gründlichkeit und tiefen Einſicht einen großen Vorzug hat; und das Werk des Herrn Dutot wird uns in kurzem noch ein anderes von dem berühmten Herrn Düvernay verſchaffen, welches ohne Zweifel noch weit beſſer ſeyn wird, als die andern beyden, weil es einen Staatsmann zum Verfaſſer haben wird. Niemals ſind die ſchönen Wiſſenſchaften mit dem Finanzweſen ſo genau verbunden geweſen, und das iſt abermals ein Vorzug unſers Jahrhunderts.

Zweyter Brief, von eben dem Inhalte, worinnen von den Veränderungen der Münzen, von der Pracht der Völker und den Finanzkünſten der Könige gehandelt wird.

Herr Dutot zeiget, daß unter der vorigen Regierung alle Veränderung der Münze ſowol dem Volke, als dem Könige nachtheilig geweſen ſey. Allein ſollte kein Fall ſeyn, da eine Erhöhung der Münze nothwendig werden könnte?

In einem Staate, zum Exempel, der wenig Geld hat, und ſchlechte Handlung treibt (in welchen Umſtänden Frankreich lange Zeit geweſen iſt) hat ein Edelmann hundert Mark jährlicher Einkünfte. Um nun entweder ſeine Töchter auszuſtatten, oder in den Krieg zu gehen, nimmt er tauſend Mark auf, die er jährlich mit funfzig Mark verzinſet. Sodann ſieht ſich ſein Haus zu einem jährlichen Aufwande von funfzig Mark herunter geſetzt, um damit alles nöthige zu beſtreiten. Indeſſen macht ſich die Nation immer geſchickter, ſie treibt Handel, und das Geld wird häufiger. Dabey wird, wie es gemeiniglich zu geſchehen pflegt, die Handarbeit theurer, der Aufwand und Staat, den die Würde dieſes Hauſes erfodert, verdoppelt ſich, ja wird wohl drey bis viermal größer, ohne daß das Getreide, worinnen die Haupteinkünfte ſeines Landgutes beſtehen, nach dieſer Verhältniß ſteigt, weil man nicht mehr Brodt ißt, als vormals. Man läßt aber mehr an Pracht aufgehen; was man vor dem um funfzig Mark kaufte, wird zwey hundert koſten, und der Eigenthümer des Landgutes, der ſich genöthiget ſieht, funfzig Mark jährlicher Zinſen abzutragen, wird ſo weit gebracht, ſein Landgut zu verkaufen. Was ich von dem Edelmanne ſage, das ſage ich von der Obrigkeit, von dem Gelehrten ꝛc. wie von dem Ackersmanne, der ſein Zinngeräthe, ſeine ſilberne Schale, ſein Bette, ſeine Leinwand theurer bezahlen muß. Selbſt das Haupt einer Nation befindet ſich mit in dieſem Falle, wenn er weiter nichts, als eine gewiſſe feſtgeſetzte Summe und gewiſſe Gerechtigkeiten hat, die er, aus Furcht ein Murren zu erregen, nicht zu ſehr erhöhen darf.

In dieſen dringenden Umſtänden iſt nur eine einzige Partey, die man ergreifen kann, nämlich dem Schuldner ſeine Laſt zu erleichtern. Man kann ihm aber durch Aufhebung der Schulden helfen. So pflegte man es ehemals bey den Aegyptiern und bei den meiſten morgenländiſchen Völkern nach Verlauf von funfzig oder dreyßig Jahren zu machen. Dieſe Gewohnheit war ſo hart nicht, als man ſich einbildet; denn die Gläubiger hatten, zu Folge dieſes Geſetzes, ſchon ihre Maaßregeln genommen, und ein weit voraus geſehener Verluſt iſt kein Verluſt mehr Ob ſchon dieſes Geſetz bey uns nicht im Schwange iſt, ſo hat man doch wirklich ſeine Zuflucht dazu nehmen müſſen, ungeachtet der Umſchweiſe, die man dabey gemacht hat: denn ein Mittel finden, nicht mehr als den vierten Theil von dem, was man ſchuldig iſt, zu bezahlen, iſt das nicht eine Art eines Jubeljahres? Dieſes Mittel hat man nun gar leicht gefunden, indem man den Geldſorten einen bloß in der Einbildung beſtehenden Werth beygeleget, und geſaget hat, daß dieſes Goldſtücke, welches ſechs Franken galt, itzo vier und zwanzig gelten ſollte, und daß der, welcher vier ſolcher Goldſtücken, da jedes ſechs Franken betrug, ſchuldig war, itzo durch Erlegung eines einzigen von der Art, das man vier und zwanzig Franken nennen will, von ſeiner Schuld los kommen könne. Da dieſe Veränderungen nur nach und nach ſind gemacht worden, haben ſie kein ſo großes Schrecken verurſachet. Der, welcher zu gleicher Zeit Schuldner und Gläubiger war, gewann auf der einen Seite das, was er auf der andern verlor; ein anderer trieb Handel und Wandel, und ein dritter endlich litt darunter wirklich, und fand ſich genöthiget, ſparſamer hauszuhalten.

So haben es alle europäiſche Nationen gemacht, ehe ſie eine ordentliche und mächtige Handlung errichtet haben. Gehen wir zu den Römern zurück, ſo werden wir finden, daß das Aß, das Pfund Kupfer zu zwölf Unzen, auf neun Pfennige nach unſrer heutigen Münze herunter geſetzet worden iſt; bey den Engländern iſt ein Pfund Sterling von ſechzehn Unzen Silber auf fünf und einen halben Thaler gefallen. Das Pfund Groſchen bei den Holländern beträgt nicht mehr als ungefähr drey Thaler; aber unſere franzöſiſchen Pfunde haben die allergrößten Veränderungen erlitten.

Zur Zeit Carls des Großen bemerken wir eine gewiſſe gangbare Münze, die den zwanzigſten Theil eines Pfundes betrug, von der römiſchen Benennung Solidum einen Soliden, und aus dieſem Worte iſt Sou entſtanden, eben ſo, wie aus dem Monate Auguſt das verdorbene Aout, den wir gar, aus zu großer Höflichkeit, Ou nennen; ſo daß in unſerer ſo gereinigten und zierlichen Sprache hodieque manent vestigia ruris. Kurz, dieſer Solide, dieſer Sou, welcher den zwanzigſten Theil eines Pfundes, und den zehnten einer Mark Silbers ausmacht, iſt itzt eine geringe Kupfermünze, die den tauſend neun hundert und zwanzigſten Theil eines Pfundes beträgt, die Mark Silber zu neun und vierzig Franken gerechnet. Dieſe Rechnung iſt faſt unglaublich, und man findet durch dieſe Ausrechnung, daß eine Familie, die vor Zeiten hundert Soliden jährlicher Einkünfte gehabt, und davon ſehr wohl hätte leben können, itzo nicht mehr als fünf Sechstheile eines Thalers zu ſechs Franken jährlich zu verzehren haben würde.

Was beweiſet dieſes? Daß wir ſeit langer Zeit unter allen Nationen die veränderlichſte und nicht die glücklichſte geweſen ſeyn; daß wir den Misbrauch eines natürlichen Geſetzes, welches in der Länge die Rettung unterdrückter Schuldner will, auf einen übermäßigen Grad getrieben haben. Da nun der Herr Dutot die Gefahr dieſer ſchleunigen Erſchütterungen, welche die Veränderungen des angenommenen Werthes der Münzſorten in den Staaten verurſachen, ſo wohl gezeiget hat, ſo kann man wohl glauben, daß in einer ſo erleuchteten Zeit, als unſere iſt, wir dergleichen Ungewitter nicht mehr erfahren werden. Was mich in dem Buche des Herrn Dutot am meiſten in Verwunderung geſetzet hat, iſt daſelbſt zu ſehen, daß Ludewig der Zwölfte, Franz der Erſte, Heinrich der Zweyte und Heinrich der Dritte reicher geweſen ſeyn ſollen, als Ludewig der Funfzehnte. Wer ſollte geglaubt haben, daß Heinrich der Dritte, nach heutigem Fuße gerechnet, hundert und drey und ſechzig Millionen mehr Einkünfte gehabt hat, als der itzige König? Ich geſtehe es, ich erhole mich noch nicht von meinem Erſtaunen; denn wie kam es, daß Heinrich der Dritte mit allen dieſen erſtaunenden Schätzen doch nur mit genauer Noth den Spaniern gewachſen war? Wie wurde er von den Guiſen gemishandelt? Wie war Frankreich von allen Künſten und Manufacturen entblößet? Warum war kein ſchönes Haus, kein koſtbarer von den Königen erbauter Palaſt, keine Pracht und kein Geſchmack, der dem Reichthume auf dem Fuße nachfolget, zu Paris? Heut zu Tage hingegen umgeben drey hundert Feſtungen, die beſtändig wohl unterhalten werden, unſere Gränzen, und wenigſtens zwey hundert tauſend Mann vertheidigen ſie. Die Truppen, welche das Haus des Königs ausmachen, können mit Recht mit jenen zehn tauſend mit goldenen Schilden verſehenen Soldaten in Vergleichung geſtellet werden, die den Wagen eines Xerxes und eines Darius begleiteten. Paris iſt zweymal volkreicher und hundertmal reicher, als zu den Zeiten Heinrichs des Dritten. Der Handel, der damals ſchmachtete, und nichts war, blühet heut zu Tage zu unſerm großen Vortheile.

Seit der letztern Umſchmelzung der Münzſorten findet ſich, daß mehr als 1200 Millionen an Gold und Silber in die Münze gekommen ſind. Man ſieht aus dem Pacht vom Mark, daß in Frankreich faſt für eben ſo viel von dieſem verarbeiteten Metalle ſey. Es iſt wahr, daß, ungeachtet dieſer erſtaunenden Reichthümer, das Volk in den Misjahren zuweilen für Hunger ſterben möchte: allein davon iſt die Rede hier nicht. Die Frage iſt, wie es kömmt, daß, da die Nation ungleich reicher iſt, als in den vorigen Jahrhunderten, des Königs Einkünfte weit geringer ſeyn ſollten?

Wir wollen einmal das Vermögen Ludewigs des Funfzehnten mit den Schätzen Franz des erſten vergleichen. Die Einkünfte des Staats betrugen damals ſechzehn Millionen Pfunde, und das Pfund damaliger Zeit verhielt ſich gegen eins zu unſerer Zeit, wie eins gegen vier und ein halbes. Sechszehn Millionen machten alſo von den unſern zwey und ſiebenzig. Mit zwey und ſiebenzig unſerer Millionen alſo würden wir eben ſo reich ſeyn, als ſie damals. Allein die Einkünfte des Staats betragen zwey hundert Millionen; folglich iſt aus dieſem Grunde Ludewig der funſzehnte um 128 unſerer Millionen reicher, als Franz der erſte war; folglich iſt der König ungefähr viermal ſo reich, als Franz der Erſte; folglich zieht er viermal ſo viel von ſeinen Unterthanen, als Franz der Erſte von ihnen zog. Das iſt ſchon ziemlich weit von der Rechnung des Herrn Dutot unterſchieden.

Er giebt vor, um ſeinen Satz zu erweiſen, daß die Lebensmittel itzo funſzehnmal theurer ſind, als im ſechzehnten Jahrhunderte.

Wir wollen dieſen Preis der Lebensmittel ein wenig unterſuchen. Man muß ſich an den Preis des Korns in den Hauptſtädten, und zwar in gemeinen Jahren halten. Ich finde viele Jahre im ſechzehnten Jahrhundert, in denen das Korn funſzig, fünf- und zwanzig, zwanzig, achtzehn Sous, auch wohl auf vier Franken gegolten hat. Ich rechne alſo auf ein gemeines Jahr dreyßig Sous. Itzo koſtet das Korn ungefähr zwölf franzöſiſche Pfund, alſo ſind die Lebensmittel itzo nur in einem achtmal höhern Preiſe, und in eben dieſer Verhältniß iſt der Preis auch in England und Deutſchland geſtiegen. Allein dieſe dreyßig Sous des ſechzehnten Jahrhunderts galten fünf Pfund funſzehn Sous, nach itzigem Gelde. Fünf Pfund, funſzehn Sous machen bey nahe die Hälfte von zwölf Pfunden; folglich kauft Ludewig der Funſzehnte, der dreymal reicher iſt als Franz der erſte, die Sachen im Gewichte nach Marken, nur doppelt ſo theuer, als man ſie damals kaufte.

Ein Menſch nun, der neun hundert Franken hat, und eine Waare zu ſechs hundert Franken kaufet, bleibt allerdings um hundert Thaler reicher, als der, welcher, da er nur drey hundert Pfund hat, eben dieſe Waare um die drey hundert Pfund erhandelt; Ludewig der funſzehnte bleibt alſo um ein Drittheil reicher, als Franz der Erſte.

Das iſt aber noch nicht alles; an-ſtatt alle Waaren um doppelt höhern Preis zu erkaufen, erhandelt er die Soldaten, die nöthigſte Waare der Könige, um einen weit billigern Preis, als ſeine Vorfahren.

Unter Franz dem Erſten und unter Heinrich dem Zweyten beſtund die Stärke der Armee in einer königlichen Leibwache aus Landskindern, und in fremden Truppen zu Fuß, die wir mit unſern Truppen nicht vergleichen können; aber die Infanterie wird unter Ludewig dem Funfzehnten faſt auf eben den Fuß und in eben dem Preiſe bezahlet, wie unter Heinrich dem Vierten. Der Soldat verkauft ſein Leben um ſechs Sou (ein und zwanzig Pfennige) den Tag, indem er ſeine Kleidung mitrechnet; dieſe ſechs Sou galten zu den Zeiten Heinrichs des Vierten zwölfe von gleichem Werthe; folglich kann man mit eben den Einkünften, die Heinrich der Große hatte, doppelt ſo viel Soldaten unterhalten, und mit einer doppelt ſo großen Summe kann man viermal ſo viel Truppen in Sold nehmen. Was ich hier ſage, zeiget zur Gnüge, daß, ungeachtet der Berechnung des Herrn Dutots, die Könige ſo wohl als der Staat reicher ſind, als ſie geweſen. Ich leugne nicht, daß ſie dagegen auch mehr verſchuldet ſeyn.

Ludewig der Vierzehnte ließ nach ſeinem Tode mehr als zweymal zehn hundert Millionen Schulden, das Mark zu dreyßig Franken gerechnet; weil er zu gleicher Zeit fünf hundert tauſend Mann in Waffen, zwey hundert Schiffe in See haben, und Verſailles bauen wollte; und weil in dem, wegen der ſpaniſchen Nachfolge, geführten Kriege ſeine Waffen lange Zeit unglücklich waren. Allein die Rettungsmittel Frankreichs ſind weit über ſeine Schulden. Ein Staat, der nur allein ſich ſelbſt ſchuldig iſt, kann nicht arm werden, und dieſe Schulden ſelbſt ſind eine neue Aufmunterung des Fleißes und der Geſchicklichkeit.

VIII.

Abhandlung von dem Tode Heinrichs des IV.

Der ſchrecklichſte Zufall, der ſich jemals in Europa ereignet hat, hat die allerhäßlichſten Muthmaßungen verurſachet. Faſt alle Geſchichtbücher von der Zeit des Todes Heinrichs des Vierten, machen die Feinde dieſes wackern Königs, ſeine Höflinge, die Jeſuiten, ſeine Maitreſſe, ſeine Gemahlinn ſelbſt verdächtig. Dieſe Anklagen dauern noch, und man ſpricht niemals von dieſem Tode, ohne ein verwegnes Urtheil zu fällen. Ich bin allezeit über die unglückſelige Leichtigkeit erſtaunet, mit welcher ſelbſt Leute, welche am wenigſten eine niederträchtige Handlung zu begehen fähig ſind, die allererſchrecklichſten Verbrechen den Staatsbedienten, den Perſonen, welche in Aemtern ſitzen, Schuld geben. Man klaget ſie an, um ſich an ihrer Größe zu rächen; man will ſich durch die Erzählung der abentheuerlichſten Anekdoten ein Anſehen geben. Es iſt mit dem Umgange, wie mit einem Schauſpiele, wie mit einer Tragödie, in welcher man durch große Leidenſchaften und durch große Verbrechen an ſich ziehen muß.

Räuber bringen den Bergier auf der Straße um; ganz Paris klaget einen Prinzen dieſes Mords wegen an. Rothfleckichte Entzündungen reißen anſehnliche Perſonen dahin, ſie müſſen alſo alle vergiftet ſeyn. Nichts hält zurück; weder die Ungereimtheit der Anklage noch der Mangel der Beweiſe; und die Verleumdung, welche ſich von Mund zu Mund, und bald von Buch zu Buch fortgepflanzet hat, wird in den Augen der allezeit leichtgläubigen Nachwelt eine wichtige Wahrheit. Seit dem ich meinen Fleiß auf die Geſchichte gewandt habe, haben mich ohn Unterlaß dieſe ungegründeten Anklagen, womit die Geſchichtſchreiber ihre Werke zu beſchimpfen ſich gefallen laſſen, erbittert.

Die Mutter Heinrichs des IVten ſtarb am Seitenſtechen. Wie viel Schriftſteller laſſen ſie nicht mit Gifte vergeben werden, und zwar durch einen Handſchuhhändler, welcher ihr vergiftete Handſchuh ſolle verkauft haben; und der Kaufmann ſoll der Giftmiſcher der Katharine von Medicis geweſen ſeyn.

Selten läßt man es ſich einkommen zu zweifeln, daß der Pabſt Alexander der VI vom Gifte geſtorben ſey, welches er für den Kardinal Corneto und für einige andere Kardinäle, deren Erbe er gerne ſeyn wollte, habe zubereiten laſſen. Guicciardini, ein zeitverwandter Schriftſteller, ein Schriftſteller, der in Anſehen ſteht, ſaget, daß man den Tod dieſes Pabſtes dieſem Verbrechen und dieſer Beſtraſung des Verbrechens ſchuld gegeben habe; er ſaget nicht, daß der Pabſt ein Giftmiſcher geweſen, er giebt es nur zu verſtehen, und Europa hat es nur allzuwohl verſtanden.

Ich aber unterſtehe mich, dem Guicciardini zu ſagen: Europa iſt durch euch betrogen worden; und euch haben eure Leidenſchaften betrogen. Ihr waret ein Feind des Pabſtes, ihr habt eurem Haſſe und ſeinen übrigen Thaten allzuviel geglaubt. Es iſt wahr, er hat ſich auf die grauſamſte und meineidigſte Art an Feinden, welche eben ſo meineidig und grauſam waren, gerächet. Hieraus ſchließet ihr, daß ein Pabſt von vier und ſiebenzig Jahren nicht eines natürlichen Todes geſtorben ſey: ihr behauptet aus ungewiſſen Reden, daß ein alter Monarche, deſſen Kaſten mit mehr als einer Million Ducaten erfüllet waren, einige Kardinäle habe vergiften wollen, um ſich ihres Vermögens zu bemächtigen. Doch war denn dieſes Vermögen ein ſo wichtiger Gegenſtand? Das Geräthe wurde meiſtentheils von dem Kammerdiener weggebracht, ehe der Pabſt, ſeine Beute davon zu machen, Zeit fand. Wie kann man glauben, daß ein kluger Mann, eines ſo kleinen Gewinnſtes wegen, eine ſo ſchändliche That ſollte unternommen haben; eine That, zu welcher Mitſchuldige nöthig waren, und die über lang oder über kurz an Tag kommen mußte. Soll man dem Tagebuche der Krankheit des Pabſtes nicht mehr glauben, als den Reden des gemeinen Volks? Dieſes Tagebuch läßt ihn an einem doppeltdreytägigen Fieber ſterben. Man findet nicht die geringſte Spur von dieſer ſeinem Andenken ſo nachtheiliger Anklage. Sein Sohn Borgia ward zur Zeit, da ſein Vater ſtarb, krank, und dieſes iſt der einzige Grund des Giftmährchens. Vater und Sohn ſind zu gleicher Zeit krank; ſie müſſen alſo nothwendig vergiftet ſeyn; beyde ſind große ſtaatskluge Köpfe, Leute ohne Gewiſſen; das Gift muß ſie alſo ſelbſt hingeriſſen haben, welches ſie für zwölf Kardinäle beſtimmt hatten. Auf dieſe Art ſchließt der Haß; dieſes iſt die Vernunftlehre eines Volkes, welches ſein Haupt verabſcheuet; allein die Vernunftlehre eines Geſchichtſchreibers muß es nicht ſeyn. Er vertritt die Stelle eines Richters, er ſpricht die Urtheile der Nachwelt: er muß alſo niemanden ohne offenbare Beweiſe für ſchuldig erklären.

Was ich von dem Guicciardini geſaget habe, muß ich auch von den Denkwürdigkeiten des Sully ſagen. Dieſe Denkwürdigkeiten wurden von den Sekretären des Herzogs von Sully, welcher damals durch die Maria von Medicis in Ungnade gefallen war, ausgeſetzet. Man ließ einigen Verdacht auf dieſe Prinzeßinn, welche der Tod Heinrichs des IVten zur Beſitzerinn des Königreichs machte, und auf den Herzog von Eſpernon, welcher ſich alle Mühe gab, ſie zur Regentinn erklären zu laſſen, darinne merken.

Mezeray, welcher mehr Verwegenheit als Beurtheilung beſaß, beſtärket dieſen Argwohn; und der Herausgeber des ſechſten Theils der Denkwürdigkeiten des Prinzen von Conde, giebt ſich die äußerſte Mühe, dem elenden Ravaillac die aller ehrwürdigſten Mitverbrecher zu geben. Sind denn nicht Laſter genug auf der Welt? Muß man ſie auch da ſuchen, wo keine ſind?

Man beſchuldiget zugleich den Jeſuiten, Pater Alagona, einen Vetter des Herzogs von Lerme; den ganzen ſpaniſchen Rath, die Königinn Maria von Medicis, die Maitreſſe Heinrichs des IVten, die Frau von Verneuil, und den Herzog von Eſpernon. Man wählt alſo. Wenn die Maitreſſe Schuld hat, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die Gemahlinn zugleich Schuld haben ſolle. Wenn der ſpaniſche Rath dem Ravaillac in Neapel das Mordmeſſer in die Hand gegeben hat, ſo kann ihn der Herzog von Eſpernon in Paris nicht verführet haben; er, welchen Ravaillac den Catholiken von Schrot und Korne nannte, wie man aus dem Proceſſe ſieht; er, welcher nichts als lauter großmüthige Handlungen geübet hatte; er, welcher es verhinderte, daß man den Ravaillac nicht auf der Stelle tödtete, ſo bald man das blutige Meſſer bey ihm fand, und welcher durchaus wollte, daß man ihn der Tortur und der Beſtrafung aufbehalten ſollte.

Man hat Beweiſe, ſaget Mezeray, daß Prieſter den Ravaillac bis nach Neapel gebracht haben. Ich antworte, daß man keine Beweiſe davon hat. Man ziehe den Criminalproceß dieſes Ungeheuers zu Rathe, und man wird das Gegentheil davon finden.

Die unbeſtimmten Ausſagungen eines gewiſſen Jardin, und einer gewiſſen Deſcomans, können nicht im geringſten demjenigen entgegen geſetzet werden, was Ravaillac bey der Tortur ausſagte. Nichts kann klärer, aufrichtiger, weniger verwirret und weniger unbeſtändig, nichts kann folglich wahrhafter ſeyn, als alle ſeine Antworten. Was hätte er für Nutzen gehabt, die Namen derjenigen zu verſchweigen, welche ihn verführet hätten? Ich begreife ganz wohl, daß ein Verbrecher, wenn er ſich mit andern Böſewichtern ſeines gleichen verbunden hat, anfangs ſeine Mitſchuldigen nicht entdecken will. Die Straßenräuber machen ſich eine Ehre daraus, denn auch in Schandthaten hat etwas ſtatt, was man Ehre nennet; endlich aber geſtehen ſie doch alles. Wie ſollte alſo ein junger Menſch, den man verführt hätte, ein Schwärmer, der ſich überreden laſſen, er würde beſchützet werden, nicht ſeine Verführer geſtehen? Sollte er unter den abſcheulichſten Martern nicht ſeine Betrüger anklagen, die ihn zum unglückſeligſten unter allen Menſchen gemacht? Iſt dieſes nicht die erſte Bewegung des menſchlichen Herzens?

Ravaillac beſteht in ſeinen Ausſagen darauf: Ich habe was gutes zu verrichten geglaubet, wenn ich einen König tödtete, welcher dem Pabſte Krieg ankündigen wollte. Ich habe Geſichter und Offenbarungen gehabt, ich habe geglaubt, Gott einen Dienſt zu thun. Ich erkenne, daß ich mich betrogen habe; daß ich mich eines ſchrecklichen Verbrechens ſchuldig gemacht, und daß mich niemand dazu angereizet hat. Dieſes iſt der Inhalt aller ſeiner Antworten. Er geſteht, daß er am Tage der Ermordung mit vieler Andacht die Meſſe gehöret habe; er geſteht, er habe verſchiedenemal mit dem Könige ſprechen wollen, um ihn davon abzubringen, den Krieg, Ketzern zum Vortheile, wider den Pabſt anzufangen; er geſteht, daß ihm die Verſuchung, den König zu ermorden, zweymal angekommen ſey; daß er ihr widerſtanden habe; daß er Paris ſo gar verlaſſen, ſich die Ausführung dieſes Verbrechens unmöglich zu machen; daß er endlich, von ſeinem Fanaticiſmo überwunden, wieder zurück gekommen ſey. Er unterzeichnet alle ſeine Ausſagen Franciſcus Ravaillac.

In meinem Herzen ſoll allein
Jeſus allzeit Sieger ſeyn.

Wer erkennt nicht gleich an dieſen zwey Verſen, womit er ſeine Unterſchrift begleitete, einen unſeligen Schwärmer, deſſen verwirrtes Gehirn mit allem Gifte der Ligue erfüllet war.

Seine Mitſchuldigen waren der Aberglaube und die Wuth, welche den Johann Chatel, den Peter Barriere, den Jacob Clement belebte. Es war der Geiſt des Poltrot, welcher den Herzog von Guiſe umbrachte; es waren die Lehrſätze des Balthaſar Gerard, des Mörders des großen Prinzen von Oranien. Ravaillac war ein Mönch geweſen, und was brauchte man damals mehr geweſen zu ſeyn, als dieſes, wenn man glauben ſollte, daß es ein verdienſtliches Werk ſey, einen Prinzen zu tödten, wenn er ein Feind der angenommenen Religion war. Man erſtaunet, daß man dem beſten unter den Königen, dem vierten Heinrich, verſchiedenemal nach dem Leben geſtanden hat; man ſollte vielmehr erſtaunen, daß ſich nicht noch mehr Meuchelmörder gefunden haben. Jeder Abergläubige hatte beſtändig den Ehud, welcher den König der Philiſter umbrachte, vor ſeinen Augen, oder die Judith, welche ſich dem Holofernes Preis gab, damit ſie ihn im Schlafe in ſeinen Armen ermorden könnte; oder den Samuel, welcher einen gefangenen König in Stücken hieb, gegen welchen Saul das Völkerrecht zu verletzen, ſich nicht unterſtehen wollte. Nichts ermahnte damals, daß dieſe beſondere Fälle Ausnahmen wären, daß es Eingebungen oder ausdrückliche Befehle wären, nach welchen man ſich nicht richten dürfe; man ſahe ſie alſo für ein allgemeines Geſetz an. Alles munterte zur Wuth auf; alles heiligte den Meuchelmord. Aus dem Geiſte des Aberglaubens, des Blutdurſtes, der Unwiſſenheit, welcher damals herrſchte, aus der Kenntniß des menſchlichen Herzens, und aus dem Verhöre des Ravaillac erhellet es alſo deutlich genug, daß er keinen Mitſchuldigen gehabt hat. Man muß ſich beſonders an das Geſtändniß halten, welches er gleich vor ſeinem Tode in Gegenwart der Richter that. Dieſes Geſtändniß beweiſt ausdrücklich, daß Johann Chatel ſeinen Mord, in Hoffnung weniger verdammt zu werden, und Ravaillac in Hoffnung ſelig zu werden, begangen hat.

Man muß geſtehen, daß dieſe Ungeheuer in ihrem Glauben ſehr heftig waren. Ravaillac ſöhnet ſich weinend mit ſeinem Patrone, dem heil. Franciſcus, und allen Heiligen aus; er beichtet ehe er auf die

Tortur kömmt; er trägt es den Prieſtern, denen er ſeine Beichte abgeleget, auf, die Richter zu verſichern, daß er nie jemanden etwas von dem Vorſatze, den König zu tödten, geſaget habe; er geſteht bloß, daß er dem Pater Aubigni, einem Jeſuiten, von ſeinen gehabten Erſcheinungen etwas geſaget, und der Pater Aubigni ſaget ganz weislich, daß er ſich nicht mehr darauf beſinnen könne; kurz der Verbrecher beſchwört es bis auf den letzten Augenblick auf ſeine ewige Seligkeit, daß er einzig und allein ſchuldig ſey, und ſchwört es voller Reue. Sind dieſes Gründe? Sind dieſes zureichende Gründe?

Gleichwol beſteht der Herausgeber des ſechſten Theils der Denkwürdigkeiten des Conde darauf; er bringt eine Stelle aus den Denkwürdigkeiten des Etoile vor, in welcher man den Ravaillac auf dem Gerichtsplatze ſagen läßt: Wie ſehr hat man mich betrogen, wenn man mich überreden wollen, das Volk würde den Stoß, welchen ich thun würde, wohl aufnehmen; und itzo giebt es ſelbſt die Pferde mich zu zerreißen her.

Erſtlich kommen dieſe Worte in dem Executionsproceſſe nicht vor. Zum andern iſt es vielleicht wahr, daß Ravaillac geſaget hat, oder hat ſagen wollen: Wie ſehr hat man mich betrogen, wenn man mir geſaget, der König ſey verhaßt, man würde ſich über ſeinen Tod erfreuen. Er ſah das Gegentheil, und daß ihn das Volk bedauerte, er ſah, daß er der Gegenſtand der öffentlichen Verabſcheuung geworden, er konnte alſo wohl ſagen, man hat mich betrogen. In der That hätte er niemals in Unterredungen das Verbrechen des Johann Chatel rechtfertigen gehöret, wären ſeine Ohren nicht ſo oft von den fanatiſchen Maximen der Ligue betäubet worden, er würde niemals dieſen Mord begangen haben. Dieſes iſt der einzige Verſtand, den ſeine Worte haben.

Allein, hat er ſie denn geſaget? Woher weiß es Etoile? Hat man auf das Gerede des Volkes mehr zu achten, als auf den Verbalproceß? Soll ich dem Etoile glauben, welcher des Abends alle Mährchen aufſchrieb, die er den Tag über gehöret hatte? Laſſet uns in alle die Journale ein Mistrauen-ſetzen, worinnen man alles zuſammen geſchrieben, was der gemeine Ruf ausgeſtreuet.

Ich habe vor einigen Jahren achtzehn Theile in Folio von den Denkwürdigkeiten des verſtorbenen Marquis von Dangeau geleſen, und folgende ausdrückliche Worte darinne gefunden: „Die Königinn von

„Spanien, Maria Luiſa von Orleans, iſt am Giſte geſtorben, welches „ihr der Marquis von Mannsfeld beygebracht; das Giſt war in ein „Aalgebackenes gebracht worden; die Donna Molina, welche nach der „Königinn davon gegeſſen, iſt auch daran geſtorben; drey Kammer„diener ſind davon krank worden; der König hat es dieſen Abend an „der kleinen Tafel geſaget.

Wer ſollte eine ſo umſtändliche Erzählung nicht glauben, die ſich auf das Zeugniß Ludewigs des XIV gründet, und die ein Hofmann dieſes Monarchen aufgezeichnet, welcher ein Mann von Ehre war, und ſich die Mühe gab, alle geheime Nachrichten aufzuzeichnen. Gleichwol iſt es falſch, daß die Donna Molina damals geſtorben ſey, daß drey Kammerdiener krank geworden; ſo falſch als es iſt, daß Ludewig der XIV ſolche unvorſichtige Reden ſollte geführet haben Es war nicht der Herr von Dangeau, welcher dieſe unglücklichen Denkwürdigkeiten zuſammen trug; es war ein alter unverſtändiger Kammerdiener, der ſich mit Verfertigung geſchriebener Zeitungen abgab, und alles untereinander aufſchrieb, was er in den Vorgemächern hörete. Geſetzt, daß dieſe Denkwürdigkeiten in hundert Jahren in die Hände eines Zuſammenſchreibers fallen, was für Verleumdungen werden alsdenn gedruckt werden! was für Lügen werden in allen Tagebüchern wiederholet werden! Man muß alles mit Mistrauen leſen. Ariſtoteles hatte ganz recht, wenn er ſagte, das Zweifeln ſey der Weisheit Anfang.

IX.

Kurze Erzählung

derjenigen Begebenheiten, auf welche ſich die Fabel des Heldengedichts der Henriade gründet.

Das Feuer der bürgerlichen Kriege, wovon Franciſcus der zweyte die erſten Funken ſah, hatte ſich unter der Minderjährigkeit des IX Carls in ganz Frankreich ausgebreitet. Die Religion war bey dem Volke die Urſache, und bey den Großen der Vorwand. Die Königinn Mutter hatte mehr als einmal das Wohl des Reichs auf das Spiel geſetzt, ihr Anſehn zu erhalten, indem ſie die katholiſche Partey wider die proteſtantiſche, die Anhänger des Herzogs von Guiſe wider die Anhänger des Hauſes Bourbon waffnete, beyde durch einander aufzureiben.

Frankreich hatte damals zu ſeinem Unglücke viel allzumächtige Herren, die folglich unruhig waren. Das Volk war fanatiſch und barbariſch durch die Wuth der Parteylichkeit geworden, zu welcher der falſche Eifer für unmündige Könige zu treiben pflegt, in deren Namen man den Staat verwüſtet. Die Schlachten bey Droeux, bey St. Denis, bey Jarnac, bey Montcontour, haben die unglückliche Regierung des IXten Carls merkwürdig gemacht. Die größten Städte wurden eingenommen, wieder weggenommen, und von den feindlichen Parteyen wechſelsweiſe geplündert. Man ließ die gefangenen Soldaten durch die ausgeſuchteſten Martern hinrichten. Die Kirchen wurden von den Reformirten in die Aſche geleget, die Tempel von den Katholiken; Vergiftungen und Meuchelmorde für nichts als Rächungen geſchickter Feinde gehalten.

Alle dieſe Abſcheulichkeiten krönte man durch den Tag des heil. Bartholomäi. Heinrich der große, welcher damals König von Navarra, und noch in ſeiner erſten Jugend war, ward als der Anführer der reformirten Partey, in deren Schooße er geboren worden, mit den mächtigſten Anhängern derſelben an den Hof gezogen. Man verheirathete ihn mit der Prinzeßinn Margaretha, der Schweſter Carls des IX. Mitten unter den Luſtbarkeiten dieſes Beylagers, mitten in dem ruhigſten Frieden, nach den feierlichſten Eydſchwüren geſchah es, daß Catharina von Medicis dieſes Blutbad anbefahl, deſſen Andenken, ſo ſchrecklich und ſchimpflich es auch dem franzöſiſchen Namen iſt, man nothwendig auf die Nachwelt bringen muß, damit die Menſchen, welche allezeit zu Religionsſtreitigkeiten nur allzugeneigt ſind, erkennen mögen, wie weit ſie der Geiſt der Parteylichkeit bringen könne.

Man ſah an einem Hofe, welcher ſich der Artigkeit befleißigte, eine durch die Anmuth ihres Geiſtes berühmte Frau, und einen jungen König von 23 Jahren, mit kaltem Blute den Tod von mehr als einer Million Unterthanen befehlen. Eben dieſe Nation, welche itzo nicht anders, als mit Entſetzen an dieſes Verbrechen gedenkt, begieng es mit Freudigkeit und Eifer. Mehr als hundert tauſend Menſchen wurden durch ihre Mitbürger umgebracht, und ohne die weiſe Vorſicht einiger tugendhaften Perſonen, als des Präſidenten Jeanin, des Marquis von St. Herem ꝛc., hätte die eine Hälfte der Franzoſen die andere ermordet.

Carl der IX lebte nach dieſem blutigen Tage nicht lange. Sein Bruder, Heinrich der III, verließ den pohlniſchen Thron, Frankreich in neues Elend zu ſtürzen, aus welchem es erſt von dem vierten Heinrich heraus geriſſen wurde, welchen die Nachwelt mit ſo vielem Rechte den großen genannt hat, ſie, die allein dieſen Beynamen ertheilen kann.

Als Heinrich der III nach Frankreich zurück kam, fand er zwey herrſchende Parteyen. Die eine war die Partey der Reformirten, die aus ihrer Aſche weit heftiger als jemals wieder hervor ſtieg, und an ihrer Spitze Heinrichen den großen, damaligen König von Navarra, hatte. Die andere war die Partey der Ligue; eine wichtige Partey, welche die Herzoge von Guiſe nach und nach gebildet hatten, die von den Päbſten ermuntert und von Spanien unterhalten wurde. Sie wuchs täglich durch die Kunſtgriffe der Mönche, und war dem Anſehen nach durch den Eifer für die katholiſche Religion geheiliget, in der That aber zielte ſie auf nichts, als auf Rebellion. Ihr Anführer war der Herzog von Guiſe, mit dem Zunamen mit der Schramme: ein Prinz von einem großen Namen, welcher mehr große als gute Eigenſchaften beſaß, und alſo geboren zu ſeyn ſchien, die Geſtalt des Staats in dieſen unruhigen Zeiten zu ändern.

Heinrich der III, anſtatt dieſe zwey Parteyen unter dem Gewichte des königlichen Anſehens zu erſticken, ſtärkte ſie durch ſeine Schwachheit. Er glaubte einen großen Staatsſtreich zu thun, indem er ſich für das Haupt der Ligue erklärte; und war in der That nichts als ein Sklave davon. Er ward gezwungen zum Nutzen des Herzogs von Guiſe, welcher ihn vom Throne ſtoßen wollte, den Krieg wider den König von Navarra, ſeinen Schwager und vermuthlichen Erben, anzufangen, welcher an nichts, als an die Wiederherſtellung des königlichen Anſehens dachte, und um ſo viel ernſtlicher darnach ſtrebte, da er, was er für Heinrichen den IIIten that, zugleich für ſich that.

Die Armee, welche Heinrich der III wider den König ſeinen Schwager ſchickte, ward bey Coutras geſchlagen; und ſein Liebling Joyeuſe blieb. Navarra wollte keinen andern Nutzen aus ſeinem Siege ziehen, als ſich mit dem Könige wieder auszuſöhnen. So vollkommen er auch Sieger war, bath er doch um Friede, und der überwundene König unterſtand ſich nicht ihn- anzunehmen, ſo ſehr fürchtete er den Herzog von Guiſe und die Ligue. Guiſe hatte zu eben der Zeit eine Armee von Deutſchen aus einander geſtreuet; und dieſer glückliche Fortgang erniedrigte den König von Frankreich noch mehr, ſo daß er glaubte, von den Gliedern der Ligue, und von den Reformirten zugleich überwunden zu ſeyn.

Der Herzog von Guiſe, welchen ſein Glück aufgeblaſen, und die Schwäche ſeines Königs ſtark machte, kam wider ſeinen Befehl nach Paris. Nunmehr erſchien der berüchtigte Tag der Barricaden, an welchem das Volk die Wache des Königs verjagte, und dieſer Monarch genöthiget wurde, ſeine Hauptſtadt zu verlaſſen.

Guiſe that noch mehr, er zwang den König, die Landſtände des Reichs in Blois zuſammen kommen zu laſſen, und nahm ſeine Maaßregeln ſo wohl, daß er auf dem Puncte war, an der königlichen Gewalt Theil zu bekommen, und zwar mit Einwilligung derjenigen, welche das Volk vorſtelleten, und unter dem Scheine der ehrwürdigſten Formalitäten. Durch dieſe dringende Gefahr erwachte Heinrich der IIIte, und ließ dieſen gefährlichen Feind auf dem Schloſſe zu Blois, ſowol als ſeinen Bruder den Kardinal, umbringen, welcher noch weit heftiger und ehrgeiziger als der Herzog war.

Was der proteſtantiſchen Partey nach dem Bartholomäustage begegnet war, das begegnete nunmehr der Ligue. Der Tod der Anführer brachte die Partey von neuem auf. Die Glieder der Ligue legten die Larve nieder, und Paris ſchloß ſeine Thore. Man war auf nichts als auf Rache bedacht. Man betrachtete den dritten Heinrich als den Mörder der Religionsvertheidiger, und nicht als einen König, welcher ſchuldige Unterthanen beſtrafet hatte.

Endlich mußte ſich Heinrich der IIIte, weil er auf allen Seiten bedrängt wurde, mit Navarra wieder ausſöhnen. Dieſe beyden Könige kamen und ſchlugen ihr Lager vor Paris auf; und hier fängt ſich die Henriade an.

Der Herzog von Guiſe hinterließ noch einen Bruder, den Herzog von Mayenne, einen unerſchrockenen Mann, der aber geſchickter als thätig war, und ſich auf einmal an der Spitze einer Partey ſah, die ihre Kräfte kannte, und von der Rache und dem Fanaticiſmo getrieben wurde.

Faſt ganz Europa mengte ſich in dieſen Krieg. Die berühmte Königinn in England, Eliſabeth, welche den König von Navarra ſehr hoch ſchätzte, der allezeit eine beſondere Begierde, ſie zu ſehen, gehabt hatte, ſtand ihm zu verſchiedenen malen mit Mannſchaft, mit Geld, und mit Schiffen bey; und Dupleßis-Mornay war es, welcher allezeit nach England gieng, ſie darum anzuſprechen.

Auf der andern Seite unterſtützte die öſterreichiſche Linie, welche in Spanien regierte, die Ligue, in Hoffnung etwas von einem Reiche an ſich zu reißen, welches der bürgerliche Krieg verwüſtete. Die Päbſte beſtritten den König von Navarra nicht nur durch den Bann, ſondern auch durch alle Staatsränke, und durch kleine Beyhülfen, wie ſie der römiſche Hof an Mannſchaft und Gelde geben kann.

Unterdeſſen war Heinrich der IIIte auf dem Puncte ſich von Paris Meiſter zu machen, als er zu Saint Cloud von einem Dominicanermönche ermordet wurde, welcher dieſen Mord einzig in der Meynung that, daß er Gott gehorche, und daß er zum Märtyrertode eile. Dieſer Mord war nicht allein ein Verbrechen dieſes fanatiſchen Mönches, ſondern ein Verbrechen der ganzen Partey. Die gemeine Meynung, der

Glaube der Glieder der Ligue war, daß man ſeinen König tödten müſſe, wenn er mit dem römiſchen Hofe uneins wäre. Die Prediger ſchryen es in ihren elenden Reden; man druckte es in allen den erbärmlichen Büchern, welche Frankreich überſchwemmeten, und die man itzo kaum in einigen Bibliotheken findet, wo ſie als beſondere Denkmäler eines Jahrhunderts aufbehalten werden, das ſowol in Anſehung der Sitten, als der Wiſſenſchaften, gleich barbariſch war.

Nach dem Tode Heinrichs des IIIten, war der König von Navarra, Heinrich der große, von ſeiner Armee zum Könige von Frankreich erkläret. Er hatte alle Anfälle der Ligue, Roms und Spaniens, auszuhalten, und ſein eigen Reich zu erobern. Er umſetzte und belagerte Paris zu verſchiedenen malen. Unter die größten Männer, die ihm in dieſem Kriege nützlich waren, und die man in dieſem Gedichte gebrauchet hat, rechnet man die Marſchalle von Aumont, und von Biron, den Herzog von Bouillon, und andere. Dupleßis-Mornay war, bis er die Religion veränderte, ſein vertrauteſter Freund. Er diente ihm mit ſeiner Perſon bey der Armee; mit ſeiner Feder wider den Bann der Päbſte, und mit ſeiner Großkunſt in Unterhandlungen, indem er ihm bey allen proteſtantiſchen Mächten Beyſtand auswirkete.

Das vornehmſte Haupt der Ligue war der Herzog von Mayenne. Derjenige, der nach ihm das meiſte galt, war der Ritter von Aumale, ein junger Prinz, welchen jene Unbiegſamkeit und jener glänzende Muth, welcher das Haus von Guiſe ſo vorzüglich unterſchied, bekannt gemacht haben. Sie erhielten zu verſchiedenen malen Hülfe von Spanien; hier aber iſt nur die Rede von dem bekannten Grafen von Egmont, dem Sohne des Admirals, welcher ungefähr dreyzehn oder vierzehnhundert Lanzen dem Herzoge von Mayenne zuführete.

Man lieferte verſchiedene Schlachten, wovon die berühmteſte, die am meiſten entſcheidende, und die rühmlichſte für Heinrichen den IVten die Schlacht bey Ivri war, in welcher der Herzog von Mayenne überwunden und der Graf von Egmont getödtet wurde.

Während dieſem Kriege war der König in die ſchöne Gabrielle von Eſtrees verliebt worden; ſein Muth aber wurde bey ihr nicht geſchwächet, welches der Brief beweiſen kann, den man noch in der königl. Bibliothek ſieht, und worinnen er an ſeine Geliebte ſchreibt: Werde ich überwunden; ſo kennen Sie mich zu gut, als daß Sie glauben ſollten ich würde fliehen. Meinen letzten Gedanken werde ich an Gott, und den letzten ohn einen an Sie richten.

Man übergeht verſchiedene merkwürdige Thaten, die man hier nicht anführet, weil ſie in dem Gedichte keinen Platz gefunden haben. Man redet weder von dem Feldzuge des Herzogs von Parma und Frankreich, welcher nichts fruchtete, als daß er den Fall der Ligue noch verſchob, noch von dem Kardinale von Bourbon, welcher eine Zeitlang unter dem Namen des Xten Carls ein Schattenbild eines Königs war.

Man begnügt ſich zu ſagen, daß, nach ſo vielem Unglücke und Elend, Heinrich der IVte katholiſch ward, und daß die Pariſer, welche ſeine Religion haſſeten, und ſeine Perſon verehreten, ihn für ihren König erkannten.

X.

Geſchichte der Kreuzzüge.

Zuſtand von Europa.

Als dieſe Kriege ihren Anfang nahmen, ſtund es mit den Ange-
legenheiten Europens alſo. Deutſchland und Italien lagen einander in
Haaren; Frankreich war noch ſchwach; Spanien zwiſchen die Chriſten
und Muſelmänner getheilet; dieſe aus Italien ganz und gar verjaget;
England fing an, ſeine Freyheit gegen ſeine Könige zu behaupten; die
lehnsherrliche Regierung kam überall auf; die Ritterſchaft ſtund im An-
ſehen, die Prieſter waren Fürſten und Krieger; die damalige Politik
war von der, welche Europa heut zu Tage belebet, ganz und gar unter-
ſchieden. Die Länder der römiſchen Kirche ſchienen eine große Republik
zu ſeyn, worüber der Kaiſer und der Pabſt die Oberhäupter ſeyn wollten.
Dieſe, obwol getheilte, Republik verſtund ſich lange Zeit in denen aufs
Tapet gebrachten Kreuzzügen zuſammen, welche ſo große und ſo ſchänd-
liche Handlungen, neue Königreiche, neue Stiftungen, neues Elend, und
endlich weit mehr Unglück als Ruhm hervor gebracht haben.

Zuſtand des turkomanniſchen Reichs.

Die Religionen dauern allemal länger, als die Reiche. Die maho-
metaniſche Religion blühete, und die Herrſchaft der Kalifen war von
der turkomanniſchen Nation unterdrücket. Man zermartert ſich, den Ur-
ſprung dieſer Völker zu beſtimmen; er iſt eben derſelbe, welchen alle
Völker, die bloße Eroberer geweſen ſind, haben. Sie ſind insgeſammt
Wilde geweſen, die vom Raube gelebet. Die Türken und Turkomannen
wohneten ehemals jenſeit des Taurus und Imaus, und, wie man vor-
giebt, weit von dem Araxus. Sie wurden mit unter denjenigen Tartarn
begriffen, die das Alterthum Scythen nannte. Dieſes große Stück ſeiten

Landes, das man die Tartarey nennet, und viermal größer, als Europa iſt, iſt niemals von jemand anders, als von Barbaren bewohnet worden, wenigſtens ſeit dem man einige Kenntniß von dieſer Erdkugel hat.

Ihre Alterthümer verdienen eben ſo wenig eine an einander hangende Erzählung, als die Wölfe und Tiger ihres Landes. Sie breiteten ſich im Anfange des eilften Jahrhunderts gegen Moſcau aus: ſie überſchwemmeten die Ufer des ſchwarzen und des kaſpiſchen Meeres. Die Araber hatten unter den erſten Nachfolgern Mahomets faſt das ganze Kleinaſien, Syrien und Perſien bezwungen. Endlich kamen die Turkomannen, welche die Araber überwanden. Bagdat, der Hauptſitz des Reichs der Kaliſen, fiel gegen das Jahr 1055 in die Hände dieſer neuen Räuber.

TogrulBeg, oder OrtugulBeg, von dem man das ottomaniſche Geſchlecht ableitet, zog in Bagdat ungefähr ſo, wie ſo viele Kaiſer in Rom eingezogen ſind, ein. Er machte ſich Meiſter von der Stadt und von dem Kaliſen, indem er ſich zu ſeinen Füßen warf. Ortugul führte den Kaliſen Kajem in ſeinen Palaſt, indem er den Zügel ſeines Mauleſels hielt; er befeſtigte aber, entweder weil er geſchickter, oder glücklicher 16, 157 war, als die deutſchen Kaiſer in Rom ~~nicht geweſen ſind~~, ſeine Macht, und überließ dem Kaliſen weiter nichts, als theils die Sorge, das Gebeth in der Moſchee Freytags anzufangen, theils die Ehre, alle mahometaniſche Tyrannen, die ſich zu Oberherren aufwarfen, mit ihrem Staate zu belehnen.

Man muß ſich erinnern, daß, wie dieſe Turkomannen in ihren Einfällen den Franken, Normännern, und Gothen nachahmten, alſo auch darinnen es denſelben gleich thaten, daß ſie ſich den Geſetzen, den Sitten und der Religion der Ueberwundenen unterwarfen. Eben ſo machten es andere Tartarn mit den Chineſern, und das iſt der Vortheil, den ein wohlgeſittetes, obgleich ſchwächeres Volk über ein barbariſches und ſtärkeres haben muß.

Die Kaliſen waren folglich nichts mehr, als die Häupter der Religion; ungefähr was die Päbſte unter den lombardiſchen Königen geweſen waren. Die Fürſten der Turkomannen nahmen den Namen Sultan an. Es entſtunden bald unter ihnen, wie anderwärts, berühmte Männer, und ſelbſt ſolche, die es zu ſeyn verdienten.

Zuſtand von Conſtantinopel.

Das conſtantinopolitaniſche Reich hielt ſich noch. Alle Fürſten deſſelben waren der Regierung nicht unwürdig geweſen. Conſtantin Porphyrogeneta, ein Sohn Leo des Philoſophen, und ein Philoſoph ſelbſt, brachte, wie ſein Vater, glückliche Zeiten. Wenn die Regierung unter dem Romanus, dem Sohne des Conſtantins, in Verachtung gerieth, wurde ſie hingegen den Nationen wieder ſehr ehrwürdig unter dem Nicephorus Phokas, der Candia im Jahre 961, ehe er noch Kaiſer war, den Arabern abgenommen hatte. Ob ſchon Johann Zimiſces den Nicephorus ermordete, und den Palaſt mit Blut beſudelte; ob er ſchon mit ſeinen Verbrechen die Heucheley verknüpfte; war er doch außer dem der Vertheidiger des Reichs gegen die Türken und Bulgarn. Unter dem Michael Paphlago aber verlor man Sicilien, und unter dem Romanus Diogenes gieng faſt alles, was gegen Morgen zu noch übrig war, bis auf die Provinz Pontus verloren. Dieſe Provinz, die man heut zu Tage Turkomannia nennet, fiel bald darauf in die Hände des Türkens Solymann, dem Meiſter von dem größten Theile Kleinaſiens, welcher den Hauptſitz ſeiner Herrſchaft in Nicäa aufrichtete, und von dar aus in der Zeit, da die Kreuzzüge angiengen, Conſtantinopel bedrohete.

Das griechiſche Kaiſerthum war alſo auf der Seite gegen die Türken faſt bis auf die kaiſerliche Reſidenzſtadt und einige Ufer am Propontis und dem ſchwarzen Meere eingeſchränket: hingegen erſtreckte es ſich auf der andern Seite über ganz Griechenland, Macedonien, Epirus, Theſſalien, Thracien, Illyrien, und hatte auch noch die Inſel Candia. Die beſtändigen, obwol unglücklichen, Kriege wider die Türken, erhielten noch einen Reſt von Tapferkeit. Alle reiche Chriſten Aſiens, die ſich nicht unter das mahometaniſche Joch hatten bequemen wollen, waren in die kaiſerliche Reſidenzſtadt geflüchtet, die ſolchergeſtalt ſich von dem Ueberfluſſe der Provinzen bereicherte. Endlich ungeachtet ſo vieler Verluſte, ungeachtet der Verbrechen und der Veränderungen, die im Palaſte waren vorgegangen, ſahe ſich doch dieſe wirklich tief herab gefallene, aber erſtaunend große, volkreiche, vermögende und annehmliche Stadt für die erſte und vornehmſte der ganzen Welt an. Die Einwohner nannten ſich Römer, und die Völker gegen Abend, die ſie Lateiner hießen, waren in ihren Augen nichts, als aufrühriſche Barbaren.

Wahre Abſchilderung vom gelobten Lande.

Das gelobte Land war damals eben das, was es heut zu Tage iſt, nämlich das ſchlechteſte Land unter allen, die in Aſien bewohnet ſind. Dieſe kleine Provinz hat ungefähr fünf und vierzig gemeiner Meilen in der Länge, und dreyßig bis fünf und dreyßig in der Breite. Sie iſt faſt überall mit dürren Felſen bedecket, auf denen nicht eine Linie breit Erdreich iſt. Wenn dieſe kleine Provinz bebauet wäre, würde man ſie mit keinem Lande beſſer vergleichen können, als mit der Schweiz. Der Fluß Jordan, der in der Mitte ſeines Laufs ungefähr funfzig Fuß breit iſt, gleicht dem Fluſſe Aar, der bey den Schweizern in einem minder unfruchtbaren Thale, als die übrigen ſind, fließt. Das Meer Tiberias kann mit der See bey Lauſanne verglichen werden. Unterdeſſen geben die Reiſenden, die die Schweiz und das gelobte Land wohl unterſuchet haben, der Schweiz allen Vorzug. Es iſt wahrſcheinlich, daß Judäa ehemals beſſer bebauet geweſen iſt, als es die Juden beſaßen; ſie hatten ſich genöthiget geſehen, ein wenig Erdreich auf die Felſen zu bringen, um daſelbſt Weinſtöcke anzulegen. Dieſes wenige Erdreich, das mit den abgeriſſenen Steinen der Felſen ſich verband, wurde durch kleine Mauern feſtgehalten, davon man hier und da noch einige Ueberbleibſel findet.

Das gelobte Land hat, ungeachtet es mit größtem Fleiß iſt gebauet worden, doch niemals ſeine Einwohner ernähren können. Eben ſo, wie die dreyzehn Cantons den Ueberfluß ihres Volkes wegſchicken, unter den Armeen der Fürſten, die ſie bezahlen können, zu dienen, eben ſo machten es faſt die Juden, die ſich als Mäkler in Aſien und Africa zerſtreueten. Kaum war Alexandria erbauet, ſo ließen ſie ſich daſelbſt nieder. Es wohnten nicht leichtlich Handlung treibende Juden in Jeruſalem, und ich zweifele, daß in den blühendſten Zeiten dieſes kleinen Staats jemals ſo reiche Leute geweſen ſind, als heut zu Tage viele Hebräer zu Amſterdam, im Haag, zu London und zu Conſtantinopel ſeyn.

Als Omar, der Nachfolger Mahomets, ſich der fruchtbaren Ländereyen Syriens bemächtigte, nahm er auch die Gegend des gelobten Landes ein. Da nun Jeruſalem für die Mahometaner eine heilige Stadt iſt, bereicherte er ſie mit einer koſtbaren Moſchee von Marmor, mit Bley bedecket, und innerhalb mit einer erſtaunenden Anzahl ſilberner

Lampen ausgezieret, unter denen auch viele vom feinſten Golde waren. Als ſich die Türken, die ſchon Mahometaner waren, des Landes im Jahre 1055 bemeiſterten, verſchonten ſie die Moſchee, und die Stadt blieb allezeit mit ſieben bis acht tauſend Einwohnern beſetzt. So viel konnte damals ihre Ringmauer faſſen, und ſo viel konnte das ganze Land umher etwan ernähren. Dieſes Volk bereicherte ſich von weiter nichts, als von den Pilgrimſchaften der Chriſten und Muſelmänner. Die einen giengen dahin, die Moſchee, und die andern, das heilige Grab, zu beſuchen. Alle zahlten an den türkiſchen Emir, der in der Stadt reſidirte, und an einige Imans, die von der Neugierde der Pilgrime lebten, einen kleinen Zoll.

Urſprung der Kreuzzüge.

Zu einem ſolchen Zuſtande befand ſich Kleinaſien und das gelobte Land, als ein Pilgrim von Amiens in der Picardie die Kreuzzüge aufs Tapet brachte. Er hatte weiter keinen Namen als Kukupietre, wie die Tochter des Kaiſers Comnenus, die dieſen Einſiedler zu Conſtantinopel geſehen hat, erzählet. Wir kennen ihn unter dem Namen des Einſiedlers Peter. Er gab ſich für einen Einſiedler aus, und wollte die Waffen getragen haben. Dem ſey aber, wie ihm wolle, dieſer Picard, der alle Hartnäckigkeit ſeines Landes hatte, wurde durch die Beleidigungen, die man ihm zu Jeruſalem anthat, dergeſtalt gerühret, und redete bey ſeiner Zurückkunft in Rom auf eine ſo lebhafte Art davon, und machte ſo rührende Abſchilderungen, daß der Pabſt Urban der Zweyte dieſen Mann für den geſchickteſten hielt, das große Unternehmen, damit die Päbſte ſeit einiger Zeit umgiengen, die Chriſtenheit wider die Mahometaner in Harniſch zu bringen, zu unterſtützen.

Gregorius der Siebente, ein Mann von weitausſehenden Unternehmungen, hatte zum erſten den Einfall, Europa wider Aſien zu bewaffnen. Man ſieht es aus ſeinem Schreiben, daß er ſich ſelbſt an die Spitze einer Armee Chriſten ſtellen ſollte. Urban der Zweyte verſuchte einen Theil des Vorhabens; er ſchickte den Peter aus einer Provinz in die andere, durch ſeine ſtarke Einbildungskraft die Hitze ſeiner Meynungen andern mitzutheilen, und die Enthuſiaſterey auszubreiten.

Urban der Zweyte hielt darauf im Jahre 1094 unweit Placenz auf freyem Felde ein Concilium, wobey ſich über dreyßig tauſend weltliche

Perſonen, außer den Geiſtlichen, befanden. Man brachte darauf die Art, die Chriſten zu rächen, in Vorſchlag. Der griechiſche Kaiſer, Alexius Comnenus, Vater derjenigen Prinzeßinn, die die Geſchichte ihrer Zeit aufgezeichnet hat, ſchickte Geſandte auf dieſe Kirchenverſammlung, und that um einige Hülfe wider die Muſelmänner Anſuchung; aber weder von dem Pabſte, noch von den Italienern, durfte er ſolche erwarten. Die Normannen nahmen damals den Griechen Neapel und Sicilien weg; und der Pabſt, der wenigſtens Oberlehnsherr dieſer Königreiche ſeyn wollte, und der außerdem die griechiſche Kirche im geringſten nicht liebte, wurde durch ſeine Staaten nothwendig ein offenbarer Feind der morgenländiſchen Kaiſer, wie er ein verborgener Feind der deutſchen Kaiſer war. Der Pabſt hatte nicht den geringſten Gedanken, denen Griechen beyzuſtehen, ſondern wollte den Orient den Lateinern unterwerfen. Uebrigens wurde dieſer Entwurf, den Krieg im gelobten Lande zu führen, von allen, die bey der Kirchenverſammlung bey Placenz ſich befanden, ſehr heraus geſtrichen, aber von keinem einzigen angenommen. Die italieniſchen Herren hatten zu Hauſe in ihren eigenen Angelegenheiten genug zu thun, und bezeigten ſchlechte Luſt, ein angenehmes Land zu verlaſſen, um ſich in der Gegend von dem ſteinigten Arabien herum zu ſchlagen.

Man wurde alſo genöthiget, im Jahre 1095 eine andere Kirchenverſammlung zu Clermont in Auvergne anzuſtellen. Der Pabſt hielt eine Rede auf dem großen Markte. In Italien hatte man über die Widerwärtigkeiten der Chriſten in Aſien geweinet, und in Frankreich bewaffnete man ſich. Dieſes Land war mit einer Menge neuer, unruhiger, unabhängiger Edelleute, die die Verſchwendung und den Krieg liebten, die meiſtentheils in Bosheiten, welche die Unordnungen nach ſich ziehen, erſoſſen waren, und in einer Unwiſſenheit, die ihrer unordentlichen Lebensart gleich kam, lebten, bevölkert. Der Pabſt verſprach ihnen die Vergebung aller ihrer Sünden; und öffnete ihnen den Himmel, indem er ihnen ſtatt der Buße auflegte, ihrer größten Leidenſchaft nachzuhängen, nämlich in den Krieg zu gehen.

Man nahm alſo das Kreuz um die Wette an; es war nur die Frage, an wem man ſeine Güter verkaufen ſollte, um nach dem gelobten Lande gehen zu können Die Kirchen und Klöſter kauften damals viele Länderenen der Adelichen, die nur etwas wenig Geld und ihre

Waffen nöthig zu haben glaubten, um Königreiche in Aſien erobern zu können. Gottfried von Bouillon, Herzog von Brabant, verkaufte zum Exempel ſein Land Bouillon an das Capitel von Lüttich, und Stenay an den Biſchof von Verdun. Balduin, Gottfrieds Bruder, verkaufte an eben denſelben Biſchof das wenige, was er in dieſem Lande beſaß. Die geringſten Burgvoigte reiſeten auf ihre Unkoſten. Die armen Edelleute traten als Stallmeiſter in der andern ihre Dienſte. Man warb eine unzählbare Infanterie, und gemeine Reuter unter tauſend verſchiedenen Standarten, an. Dieſer Schwarm von Leuten, die mit dem Kreuze bezeichnet waren, wollten ſich zu Conſtantinopel wieder verſammlen, ohne daß die meiſten noch wußten, wo es hingieng, noch was man für einen Weg nehmen mußte. Mönche, Weiber, Kaufleute, Marketender, Künſtler und Handwerksleute, alles machte ſich auf die Reiſe, weil es auf dem Wege nichts als Chriſten, die durch ihre Unterhaltung den Ablaß gern würden gewinnen wollen, anzutreffen glaubte. Mehr als achtzig tauſend dieſer Landſtreicher machten das Heer des Kukupieters, den ich künftig allezeit den Einſiedler Peter nennen werde, aus. Er marſchirte in hölzernen Pantoffeln und mit einem Stricke um den Leib, an der Spitze der Armee.

Die erſte Unternehmung dieſes einſiedleriſchen Generals, war die Belagerung einer chriſtlichen Stadt in Ungarn, Namens Malavilla, weil ſie ſeinen Soldaten Jeſu Chriſti, die ſich, ungeachtet ihres heiligen Vorſatzes, als wirkliche Straßenräuber aufführten, Lebensmittel verweigert hatte. Die Stadt wurde im Sturm erobert, der Plünderung überlaſſen, und die Einwohner erwürget. Der Einſiedler war nicht mehr Herr ſeiner Kreuzfahrer, die vor Begierde zu rauben brannten. Einer ſeiner Unterbefehlshaber, Gautier ohne Geld, der die Hälfte der Truppen commandirte, machte es in Bulgarien nicht beſſer. Man vereinigte ſich bald wider dieſe Straßenräuber, und ſie wurden faſt alle ausgerottet. Endlich langte der Einſiedler mit zwanzig tauſend Landſtreichern, die vor Hunger verſchmachten wollten, 1096 vor Conſtantinopel an.

Ein deutſcher Prediger, Namens Gottſchalk, der eben den Aufzug ſpielen wollte, kam noch übler an, als er mit ſeinen Jüngern in eben dieſem Ungarlande anlangte, wo ſeine Vorgänger ſo viele Unordnungen angerichtet hatten. Der Anblick des rothen Kreuzes allein, das ſie trugen, war eine Loſung, auf die ſie alle jämmerlich ermordet wurden. Ein anderer Schwarm ſolcher Wagehälſe, der aus mehr als zwey tauſend Perſonen, ſowol Weibern als Prieſtern, Bauern und Schülern, beſtund, und der Jeſu Chriſti Sache zu führen glaubte, bildete ſich ein, man müßte alle Juden, die man anträfe, ausrotten. Es hielten ſich deren viele an den Gränzen von Frankreich auf; aller Handel war in ihren Händen.

Die Chriſten, welche Gott zu rächen und ſich zu bereichern dachten, machten alle dieſe Unglückliche nieder. Seit den Zeiten des Kaiſers Hadrian war niemals gegen dieſe Nation ſo gewüthet worden. Sie wurden zu Verdun, Speyer, Worms, Cöln, Maynz erwürgt; viele tödteten ſich ſelbſt, nachdem ſie ihren Weibern und Kindern den Leib aufgeriſſen hatten, damit ſie nicht in die Hände der Barbaren geriethen. Ungarn war auch von dieſer dritten Armee Kreuzfahrer das Grab.

Unterdeſſen fand der Einſiedler Peter vor Conſtantinopel andere italieniſche und deutſche Landſtreicher, die ſich mit ihm vereinigten, und die um die Stadt herum liegenden Gegenden verwüſteten.

Der Kaiſer Alexius Comnenus, der damals regierete, war allerdings ein weiſer und gelaſſener Herr. Er konnte dieſen Straßenräubern eben ſo begegnen, wie ihren Mitſtreitern war begegnet worden. Er ließ es aber dabey bewenden, ſolcher Gäſte je eher je lieber los zu werden. Er lieferte ihnen Schiffe, ſie jenſeit des Bosphorus zu bringen. Der General Peter ſah ſich endlich an der Spitze einer chriſtlichen Armee wider die Ungläubigen. Solymann, Sultan von Nicäa, überfiel mit ſeinen im Kriege erfahrnen Leuten dieſe zerſtreute Menge. Walther ohne Geld, der Unterfeldherr des Einſiedlers, kam dabey mit einem großen Theile des armen Adels um, der einfältig genug war, unter ſolchen Fahnen zu dienen. Der Einſiedler kehrte unterdeſſen nach Conſtantinopel zurück, und ward für einen Fantaſten gehalten, der eine Menge toller Leute ſich hatte nachfolgen laſſen.

Mit den übrigen Häuptern der Kreuzfahrer, die verſchlagener, weniger enthuſiaſtiſch, und zum Commando tüchtiger waren, auch etwas ordentlichere Truppen anführeten, gieng es etwas anders. Gottfried von Bouillon hatte ſiebenzig tauſend Mann zu Fuß, und zehn tauſend zu Pferde unter ſeinem Commando, die alle mit vollkommener Rüſtung verſehen waren, und von verſchiedenen Vornehmen von Adel angeführet wurden, die insgeſammt von ihm ihre Befehle erhielten. Er marſchirte durch eben dieſes Ungarn, in dem ſich der Schwarm des Einſiedlers hatte erwürgen laſſen, glücklich durch.

Unterdeſſen marſchirte Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich Philipp des erſten, mit andern vornehmen Herren, die ſich zu ihm geſchlagen hatten, durch Italien. Er wollte ſein Heil verſuchen. Faſt ſein ganzes Glück beſtund in dem Titel des Bruders eines Königs; ein an ſich ſehr wenig vermögender Titel. Und worüber man ſich am meiſtern verwundern muß, iſt, daß Robert, Herzog der Normandie, älteſter Sohn Wilhelms, des Eroberers von England, dieſe Normandie, darinnen er ſich kaum etwas feſt geſetzt hatte, verließ.

Ob er gleich von ſeinem jüngern Bruder, Wilhelm dem rothen, aus England war verjaget worden, ſo verſetzte er ihm doch noch darzu die Normandie, um die Koſten zu ſeiner Ausrüſtung zu bekommen. Er ſoll ein wollüſtiger und abergläubiſcher Prinz geweſen ſeyn; zwo Eigenſchaften, die einerley Quelle, nämlich einen ſchwachen Verſtand, haben.

Der alte Raimund, Graf von Thoulouſe, Herr von Languedoc, und eines Theils von Provence, der wider die Muſelmänner ſchon in Spanien gefochten hatte, fand weder in ſeinem Alter, noch in dem Vortheile ſeines Vaterlandes einen Grund wider die große Begierde, die in ihm brannte, nach dem gelobten Lande zu gehen. Er war einer von den erſten, die ſich bewaffneten, und er gieng über die Alpen, in einer Begleitung, wie man ſaget, von hunderttauſend Mann. Er ſah es nicht voraus, daß man in kurzem das Kreuz wider ſeine eigene Familie predigen, und daß ſein Land durch eben die Geißel heimgeſucht werden würde, die er nach Aſien überbrachte.

Der verſchlagenſte unter allen Kreuzfahrern, und vielleicht der einzige, war Bohemund, ein Sohn Roberts Guiſcard, Eroberers von Sicilien, welches er mehr, als ein Eigenthum der morgenländiſchen Kaiſer, unrechtmäßig behielt, als daß er es den Muſelmännern abgenommen hatte. Dieſe ganze Familie der Normannen, die nach Italien verpflanzet war, ſuchte ſich bald auf Koſten der Päbſte, bald durch den Verfall des griechiſchen Kaiſerthums zu vergrößern. Sie hatten ſich ſchon in Epirus einzuniſteln geſuchet. Dieſer Bohemund hatte wider den Kaiſer Alexius in Epirus und Griechenland ganz allein Krieg geführet, und da er ſtatt aller Erbſchaft nichts, als das kleine Fürſtenthum Tarent und ſeine Herzhaftigkeit hatte, machte er ſich den anſteckenden Enthuſiasmus von Europa zu Nutzen, um bis auf zehntauſend wohl bewehrter Reuter und einiges Fußvolk unter ſeinem Commando zuſammen zu bringen, mit denen er entweder den Chriſten oder den Mahometanern Provinzen entreißen könnte.

Die Prinzeßinn Anna Comnena ſaget, daß ihr Vater über dieſe erſtaunende Wanderungen, die ſich in ſein Land ergoſſen, beunruhiget worden ſey. Man hätte glauben ſollen, ſpricht ſie, daß Europa, aus ſeinem Grunde geriſſen, auf Aſien hätte fallen wollen. Was würde es erſt geweſen ſeyn, wenn mehr als dreyhundert tauſend Mann, wovon einige dem Einſiedler Peter, andere dem Prieſter Gottſchalk nachgefolget waren, nicht ſchon verſchwunden geweſen wären?

Man trug dem Pabſte an, ſich an die Spitze der unermeßlichen Heere, die noch übrig waren, zu ſtellen. Das war die einzige Art zur allgemeinen Oberherrſchaft, welche das Hauptaugenmerk des römiſchen Hofes worden war, zu gelangen. Dieſes Unternehmen, das Gregorius der ſiebende hatte verſuchen wollen, erforderte den Geiſt eines Alexanders. Die Hinderniſſe waren groß, und der Pabſt Urban ſah weiter nichts, als die Hinderniſſe. Er hatte an der Hoffnung genug, daß man im Oriente neue Kirchen gründen wollte, die der zu Rom unterthan ſeyn ſollten, und daß man die Griechen in kurzem zwingen würde, die oberſte Gewalt des heiligen Stuhls zu erkennen. Der Pabſt, und die kreuzfahrenden Prinzen, hatten bey dieſer großen Rüſtung jeder ihre beſondern Abſichten, und Conſtantinopel fürchtete ſich für allem. Man haßte allda die Lateiner, die man als Ketzer und Barbaren betrachtete. Die griechiſchen Prieſter hielten es für etwas abſcheuliches, daß die lateiniſchen Prieſter, die den Armeen haufenweiſe nachfolgeten, ihre Hände ohne Unterlaß in den Schlachten mit Menſchenblute beſudelten; nicht daß etwann dieſe Griechen tugendhafter geweſen wären, ſondern weil es nicht gewöhnlich war, daß ſie ſich im Kriege brauchen ließen.

Für niemanden fürchteten ſich die Griechen mehr, und zwar mit Grunde, als für dem Bohemund, und die Neapolitaner, die ärgſten Feinde ihres Reichs. Allein, wenn auch die Abſichten des Bohemunds rein geweſen wären, mit was für einem Rechte kamen denn alle dieſe Fürſten aus den Abendländern, Provinzen, die die Türken den griechiſchen Kaiſern entriſſen hatten, für ſich einzunehmen? Alexius hatte um einen Beyſtand von zehntauſend Mann Anſuchung gethan, dahingegen er ſich itzt durch einen Einfall von ſiebenhundert tauſend Lateinern im Gedränge fand, die nach und nach anlangeten, ſein Land zu verwüſten, keinesweges aber zu beſchützen.

Wie groß der unbändige Stolz der kreuzfahrenden Ritter geweſen ſey, kann man unter andern auch aus dem Zuge abnehmen, den die Prinzeßinn Anna Comnena von einem gewiſſen franzöſiſchen Grafen erzählet, der ſich bey einer öffentlichen Ceremonie neben den Kaiſer auf ſeinem Throne niederſetzte. Da Balduinus, der Bruder Gottfrieds von Bouillon, dieſen unbeſcheidenen Menſchen bey dem Arme nahm, und ihn beyſeite ziehen wollte, ſagte er in ſeiner gebrochenen Mundart ganz laut: 'Seht doch! was dieſer Grieche für ein Lümmel iſt, daß er ſich unterſtehen darf, vor Leuten, wie wir ſeyn, ſich nieder zu ſetzen. Dieſe Worte wurden dem Kaiſer Alexius ausgeleget, der aber nur darüber lachte. Eine oder zwo ſolche Unbeſonnenheiten ſind zureichend, eine ganze Nation in einen übeln Ruf zu bringen; allein die Kreuzfahrer hatten aller dieſer Tollkühnheiten nicht nöthig, um von den Griechen gehaſſet zu werden, und dem Kaiſer verdächtig zu ſeyn.

Es war wahrſcheinlicher maßen unmöglich, daß nicht ſolche Gäſte die Lebensmittel ſollten mit Strenge gefordert, und daß nicht die Griechen ſie mit Hartnäckigkeit ſollten verweigert haben. Das gab zu beſtändigen Händeln, zwiſchen dem Volke und der Armee des Gottfrieds, die nach den Streifereyen der Kreuzfahrer des Einſiedlers Peters zum erſten erſchien, Anlaß. Gottfried gieng ſo weit, daß er die Vorſtädte von Conſtantinopel angriff, und der Kaiſer vertheidigte ſie in Perſon. Der Biſchof von Puy in Auvergne, Namens Monteil, Legat des Pabſtes bey den Armeen, wollte durchaus, daß man die Feldzüge wider die Ungläubigen mit Belagerung der Stadt, wo der erſte Fürſt der Chriſten ſeinen Sitz hatte, eröffnen ſollte. Das war auch die Meynung Bohemunds, der damals in Sicilien war, und einen Curier über den andern an Gottfried abſchickte, zu verhindern, daß er ſich nicht mit dem Kaiſer vertrüge. Hugo der Bruder des Königs von Frankreich, begieng damals die Unvorſichtigkeit, Sicilien, wo er mit dem Bohemund war, zu verlaſſen, und faſt allein auf das Gebieth des Alexius zu kommen. Zu dieſer Unbeſonnenheit kam noch eine andere, indem er Briefe von einem Stolze, die einem, der keine Armee hatte, ſehr ſchlecht anſtund, an ihn abgehen ließ. Die Frucht dieſer Handlungen war, daß er einige Zeit, als ein Gefangener, angehalten wurde. Endlich kam die Politik des griechiſchen Kaiſers zum Zweck, alle dieſe Stürme abzuwenden. Er ließ Lebensmittel reichen; er ließ ſich von allen vornehmen Herren verſprechen, daß ſie wegen der Länder, die ſie erobern würden, ihm den Lehnseid ablegen wollten; er ließ ſie insgeſammt, nachdem er ſie mit Geſchenken überhäufet hatte, nach einander nach Aſien überſetzen.

Bohemund, für dem er ſich am meiſten fürchtete, war derjenige, den er am prächtigſten aufnahm. Als dieſer Prinz nach Conſtantinopel kam, ihm ſeine Aufwartung zu machen, und ſich alle ſeltene Dinge des Pallaſtes zeigen zu laſſen, befahl Alexius, ein Zimmer mit koſtbarem Geräthe, ſilbernen und goldenen Stücken, allerhand Arten von Edelſteinen, ohne Ordnung aufgehäuft, anzufüllen, und die Thür des Zimmers halb offen zu laſſen. Bohemund ſah dieſe Schätze im Vorbeygehen, auf welche ſeine Führer keine Aufmerkſamkeit zu machen ſchienen. Iſt es möglich, rufte er aus, daß man ſo ſchöne Sachen vernachläßiget! Wenn ich ſie hätte, würde ich mich für den mächtigſten Fürſten halten. Noch denſelben Abend ſchickte ihm der Kaiſer das Cabinet. Das erzählt ſeine Tochter, eine Augenzeuginn. So bezeigte ſich dieſer Monarch, den daher jeder uneingenommener einen klugen und prächtigen nennen wird; den aber die meiſten Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge, als einen Treuloſen angegeben haben, weil er von dieſer gefährlichen Menge kein Sklave ſeyn wollte.

Nachdem er ſich endlich glücklich los gemacht hatte, und alles nach Kleinaſien übergeſetzet war, hielt man unweit Nicäa eine Muſterung, bey der man hundert tauſend Reuter und ſechshundert tauſend Mann zu Fuß, die Weiber mitgerechnet, fand. Wenn man dieſe Anzahl zu den erſten Kreuzfahrern, die unter dem Einſiedler und unter andern umkamen, rechnet, betragen ſie zuſammen ungefähr eilfhundert tauſend. Dieſes beweiſt einigermaßen das, was man von den Armeen der Könige der Perſer ſaget, die Griechenland ehemals überſchwemmet haben, und was man von den Verſetzungen einer ſo ungeheuern Menge Barbaren erzählt. Endlich befanden ſich die Franzoſen und inſonderheit Raimund von Thouloufe überall auf demjenigen Gebiethe, welches die mittägigen Gallier 1300 Jahre vorher durchſtreift hatten, als ſie Kleinaſien verwüſteten, und der Provinz Galatien ihren Namen beylegten.

Die Geſchichtſchreiber melden uns ſelten, wie ſich dieſe Haufen Menſchen unterhielten. Es war eine Sache, die eben ſo viel Sorgfalt, als der Krieg ſelbſt, erfodert. Die Venetianer wollten es anfangs nicht über ſich nehmen.

Sie bereicherten ſich mehr als jemals, durch ihren Handel mit den Mahometanern, und fürchteten, die Vortheile, die ſie in Aſien hatten, zu verlieren, wenn ſie ſich in einen zweifelhaften Krieg miſcheten. Die Genueſer, Piſaner, und Griechen rüſteten Schiffe, die ſie mit Lebensmitteln beluden, aus, und verkauften ſie an die Kreuzfahrer, indem ſie an Kleinaſien wegſchiffeten. Durch dieſes Mittel kam ein Theil des Goldes und Silbers, wovon ſich die Franzoſen entblößet hatten, wieder in die Chriſtenheit zurück. Das Glück der Genueſer wuchs dadurch, und man wurde bald darauf in Erſtaunen geſetzet, zu ſehen, daß Genua eine Macht worden war. Weder der alte Solymann, noch ſein Sohn, konnten dem erſten Strome aller dieſer kreuzfahrenden Fürſten widerſtehen. Ihre Truppen waren beſſer ausgeſucht, als des Einſiedler Peters ſeine, und wurden ſo gut in Zucht und Ordnung erhalten, als die Ungebundenheit der Enthuſiaſterey es verſtattete.

Man nahm Nicäa ein (1097). Man ſchlug die Armeen des jungen Solymanns zweymal. Die Türkey und Araber konnten im Anfange den Anfall dieſer mit Eiſen, mit großen ſpaniſchen Reutern, und mit Wäldern von Lanzen bedeckten Menge, dergleichen ſie nicht gewohnt waren, nicht aushalten. Bohemund (1098) brauchte die Liſt, ſich von den Kreuzfahrern das fruchtbare Land Antiochia abtreten zu laſſen. Balduin gieng bis nach Meſopotamien, ſich der Stadt Edeſſa zu bemächtigen, und errichtete allda einen kleinen Staat für ſich. Endlich ſchloß man Jeruſalem ein, deſſen ſich der Kaliſe von Aegypten durch ſeine Feldherren bemeiſtert hatte. Die meiſten Geſchichtſchreiber geben vor, daß die durch Schlachten, durch Krankheiten, und durch Beſatzungen, die man in die eroberten Plätze hatte legen müſſen, verminderte Armee, bis auf zwanzig tauſend Mann zu Fuß, und funfzehn hundert zu Pferde geſchmolzen, Jeruſalem hingegen mit allem wohl verſehen, und von einer Beſatzung von vierzig tauſend Mann vertheidiget worden ſey. Man vergißt nicht hinzu zu fügen, daß außer dieſer Beſatzung ſich noch zwanzig tauſend beherzte Einwohner darinnen befunden. Es wird kein vernünftiger Leſer ſeyn, der nicht einſehen ſollte, daß es menſchlichem

Anſehen nach unmöglich ſey, daß eine Armee von zwanzig tauſend Mann eine von ſechzig tauſend in einem befeſtigten Platze ſollte belagern können. Hiernächſt, daß Jeruſalem vor der Belagerung zwanzig tauſend Einwohner, die die Waffen trugen, erhalten konnte, mußte es wenigſtens mit ungefähr ſechzig tauſend Seelen damals bevölkert ſeyn; es fehlte aber gar viel, daß dieſes verwüſtete Land nur den fünften Theil hätte in ſeinen Mauren ernähren können. Würden endlich nicht ſechzig tauſend Türken und Araber zwanzig tauſend Chriſten im freyen Felde überfallen haben? Würden ſie nicht dieſe kleine Armee der Belagerer durch unaufhörliche Ausfälle zu Grunde gerichtet haben? Die Geſchichtſchreiber aber haben allezeit das Wunderbare geliebt. Das iſt wahr, die Stadt wurde nach einer nur fünfwöchentlichen Belagerung (1099) im Sturm erobert, und alles, was nicht ein Chriſt war, wurde viele Tage nach einander, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts, jämmerlich ermordet.

Der Einſiedler Peter, der aus einem General ein Kapellan worden war, befand ſich bey der Eroberung Jeruſalems. Einige Chriſten, die die Muſelmänner in der Stadt hatten leben laſſen, führten die Sieger in die entfernteſten und verborgenſten Keller, wo ſich die Mütter mit ihren Kindern verſteckt hatten, und nichts wurde verſchonet.

Die Herren und Meiſter von Jeruſalem verſammelten ſich ſchon, dem jüdiſchen Lande einen König zu geben. Die Geiſtlichen, die der Armee nachfolgeten, begaben ſich in die Verſammlung, und erklärten alle Wahl, die man anſtellen wollte, für null und nichtig, weil man ihrem Vorgeben nach erſt einen Patriarchen machen müſſe, ehe man einen König ernennen wollte.

Unterdeſſen wurde doch Gottfried von Bouillon, nicht zwar zum Könige, ſondern zum Herzoge von Jeruſalem erwählet. Einige Monate darnach kam ein päbſtlicher Legat, Namens Daimberto, an, der ſich durch die Geiſtlichkeit zu einem Patriarchen ernennen ließ. Das erſte, was dieſer Patriarch that, war, Jeruſalem für ſich ſelbſt zu nehmen. Gottfried von Bouillon, der die Stadt mit Aufſetzung ſeines Blutes erobert hatte, mußte ſie dieſem Biſchofe abtreten. Er behielt ſich den Hafen Joppe und einige Rechte in Jeruſalem vor; ziemlich mittelmäßige Rechte in dieſem verwüſteten Lande. Sein Vaterland, das er verlaſſen hatte, war weit mehr werth, als er in dem gelobten Lande erworben hatte.

Einerley Umſtände bringen auch einerley Wirkungen hervor. Man hat geſehen, daß, nachdem die Nachfolger des Mohamets ſo viele Staaten erobert hatten, die Uneinigkeit ſie trennete; die Kreuzfahrer erfuhren ein bey nahe gleiches Schickſal; ſie eroberten weniger, und wurden eher getrennet. Man ſieht itzo ſchon drey kleine chriſtliche Staaten, die auf einmal in Aſien errichtet worden, zu Antiochia, Jeruſalem und Edeſſa. Einige Jahre darnach entſtund ein vierter, nämlich der zu Tripoli in Syrien, welchen der junge Bertrand, ein Sohn des Grafen von Thouloufe, überkam; allein um Tripoli zu erobern, mußte man zu den venetianiſchen Schiffen ſeine Zuflucht nehmen. Sie nahmen damals an den Kreuzzügen Antheil, und ließen ſich einen Theil dieſer neuen Eroberung abtreten.

Alle dieſe neuen Fürſten hatten verſprochen, dem griechiſchen Kaiſer den Lehnseid von allem, was ſie an ſich bringen würden, abzulegen. Keiner hielt ſein Wort, und alle waren einer auf den andern eiferſüchtig. In kurzer Zeit kamen dieſe zertheilten und abermals zertheilten Staaten in viele verſchiedene Hände. Es erhoben ſich, wie in Frankreich, kleine Herren, Grafen von Joppe, Marquis von Galiläa, von Sidon, von Akre, von Cäſarea.

Solymann, der Antiochia und Nicäa verloren hatte, hielt ſich beſtändig auf dem platten Lande, das ohnedem von Muſelmännern bewohnet war; und unter dieſem Solymann und nach ihm ſahe man in Syrien und Kleinaſien eine Vermiſchung von Chriſten, Türken und Arabern, die einander alle in Haaren lagen. Ein türkiſches Schloß gränzte mit einem chriſtlichen, ſo wie in Deutſchland die Länder der Proteſtanten und Katholiken wechſelsweiſe einander begränzen.

Von dieſer Million Kreuzfahrer war damals nur noch wenig übrig. Auf das Gerücht von ihrem glücklichen Fortgange, welches durch den Ruf vergrößert wurde, brach noch ein neuer Schwarm aus dem Occidente auf. Der Prinz Hugo, ein Bruder Philipps des Erſten, der vor der Eroberung von Jeruſalem wieder zurück nach Frankreich gekommen war, führete, ohne das geringſte von ſeinem Bruder dazu erhalten zu haben, eine neue Menge, welche Deutſche und Italiener vermehreten, dahin ab. Man rechnete deren drey hundert tauſend, und wenn man ſie auch auf zwey Drittheile herunter ſetzet, ſo ſind es doch abermals wenigſtens zwey hundert tauſend, die es der Chriſtenheit koſtete. Dieſen wurde in der Gegend von Conſtantinopel ungefähr ſo begegnet, wie man den

Nachfolgern des Einſiedlers Peter begegnet hatte. Die in Aſien anlandeten, wurden von Solymannen über den Haufen geworfen, und der Prinz Hugo ſtarb, faſt im äußerſten Elende, in Kleinaſien.

Was vielleicht die Schwäche des neuen Herzogthums zu Jeruſalem gleichfalls erweiſt, iſt die Errichtung (1092) der geiſtlichen Soldaten, der Tempelherren und der Hoſpitalier. Dieſe Mönche, die anfangs nur zu Wartung der Kranken beſtellet waren, müſſen wohl nicht in genugſamer Sicherheit geweſen ſeyn, weil ſie Waffen nahmen. Wenn hiernächſt die allgemeine Geſellſchaft wohl regieret wird, macht man ſo leicht keine beſondere Verbindungen. Die zum Dienſte der Verwundeten geweihten Mönche verpflichteten ſich durch ein Gelübde im Jahre 1118, ſich zu ſchlagen, und ſodann entſtund auf einmal unter dem Namen der Tempelherren eine Miliz, die dieſen Titel deswegen annahm, weil ſie nicht weit von derjenigen Kirche wohnte, die ehemals der Tempel Salomo geweſen ſeyn ſollte. Dieſe Stiftungen hat man allein den Franzoſen zu danken. Raimund Dupuis, erſter Großmeiſter und Stifter des Hoſpitalierordens war aus Dauphine gebürtig. Die Stifter der Tempelherren waren andere Franzoſen. Kaum waren dieſe beyden Orden durch die Bullen der Päbſte beſtätiget, als ſie reich und gegen einander eiferſüchtig wurden. Sie ſchlugen ſich eben ſo oft mit einander, als wider die Mahometaner. Das weiße Kleid der Tempelherren und der ſchwarze Oberrock der Hoſpitalier war eine beſtändige Loſung zu Schlachten. Bald darauf entſtund noch ein neuer Orden zum Beſten der im gelobten Lande zurück gebliebenen Deutſchen, und das war der Orden deutſcher Mönche, der nachher in Europa eine Miliz von Länder bezwingenden Mönchen wurde.

Die Sachen der Chriſten waren ſo wenig ſicher und gegründet, daß Balduin, erſter König von Jeruſalem, der nach dem Tode ſeines Bruders Gottfried regierte, faſt an den Thoren der Stadt von einem türkiſchen Prinzen gefangen wurde, deſſen Witwe ihn kurz darnach lieber für eine gute Summe Geldes loslaſſen, als durch ſeinen Tod die Verwüſtung Jeruſalems rächen wollte. Die Eroberungen der Chriſten nahmen von Tag zu Tag ab; die erſten Bezwinger waren nicht mehr vorhanden; ihre Nachfolger waren verzärtelt; das Ländgen Edeſſa hatten die Türken 1140 wieder eingenommen, und bedroheten nunmehr Jeruſalem. Die griechiſchen Kaiſer, die in den Fürſten von Antiochia, ihren Nachbarn, nichts als unrechtmäßige Beſitzer ſahen, führeten mit ihnen, nicht ohne Gerechtigkeit, Krieg. Die Chriſten in Aſien, die von allen Seiten bedrohet wurden, hielten in Europa um eine neue Kreuzfahrt an. Die Päbſte hatten nicht geringere Urſache, ſo viele Kirchen, die ihre Rechte und Reichthümer vermehren ſollten, zu ſchützen.

Frankreich hatte den Anfang zur erſten Ueberſchwemmung gemacht; an daſſelbe wendete man ſich auch wegen der zweyten. Pabſt Eugen der Dritte, der vormals ein Schüler des heiligen Bernhards, des Stifters von Clairvaux, geweſen war, ſuchte mit gutem Bedachte ſeinen ehemaligen Lehrer zum Werkzeuge einer neuen Entvölkerung aus.

Niemals hat ein Mönch die Unruhen der öffentlichen Angelegenheiten mit der Strenge ſeines Standes geſchickter zu verbinden gewußt, als Bernhard. Kein Mönch hatte noch eine ſo bloß perſönliche Hochachtung, die über das Anſehen ſelbſt hinaus war, erhalten. Sein Zeitgenoß, der Abt Suger, war der vornehmſte Staatsbediente in Frankreich; ſein Schüler Eugen war Pabſt; aber Bernhard, ſchlechter Abt von Clairvaux, war das Orakel von Frankreich und von Europa.

Zu Vezelay in Burgund wurde 1146 auf dem offenen Marktplatze ein Gerüſte aufgerichtet, auf welchem Bernhard, den König von Frankreich, Ludewig den jüngern an der Seite habend, erſchien. Er redete zuerſt, hernach der König. Alles, was zugegen war, nahm das Kreuz; der König empfing es aus den Händen des heiligen Bernhards zuerſt. Der Miniſter Suger fand nicht für gut, daß der König den wirklichen Vortheil, den er ſeinen Staaten ſchaffen könnte, in Wind ſchlüge, um in Syrien auf ungewiſſe Eroberungen auszugehen. Allein die Beredtſamkeit Bernhards und die Meynung der Zeit, ohne welche dieſe Beredtſamkeit nichts war, behielten über den Rath des Miniſters die Oberhand.

Man malet uns Ludewig den jüngern als einen Prinzen ab, der mit mehr Gewiſſenszweifel, als Tugend erfüllet war. In einem von den kleinen innerlichen Kriegen, welche die lehensherrliche Regierung in Frankreich unvermeidlich machte, hatten die Truppen des Königs die Kirche von Vitri verbrannt, und das Volk, das ſich in dieſe Kirche geflüchtet hatte, war in den Flammen umgekommen. Man beredete den König leicht, daß er dieſes Verbrechen nicht anders, als im gelobten Lande büßen könnte, da es doch in Frankreich durch eine kluge Regierung weit beſſer hätte können erſetzet werden. Seine junge Gemahlinn Eleonora von Guyenne trat den Kreuzzug mit dem Könige an, entweder weil ſie ihn damals liebte, oder weil es die Anſtändigkeit in dieſen Zeiten erfoderte, den Mann in dergleichen Kriegen zu begleiten.

Bernhard hatte ſich ein ſo beſonderes Anſehen erworben, daß man ihn in einer neuen Verſammlung zu Chartres zum Haupt und Anführer des Kreuzzuges erwählte. Dieſes ſcheint faſt unglaublich. Man hatte einen König von Frankreich, und man wählte einen Mönch; allein, alles iſt von der Unbeſonnenheit des Volkes glaublich. Doch der heilige Bernhard hatte zu viel Verſtand, als daß er ſich dem Lächerlichen, das ihn bedrohte, hätte ausſetzen ſollen. Das Beyſpiel des Einſiedlers Peter war noch neu. Er ſchlug es alſo aus.

Aus Frankreich gieng er nach Deutſchland. Er fand daſelbſt einen andern Mönch, der ebenfalls das Kreuz predigte. Er legte demſelben ein Stillſchweigen auf, weil er ſeine Sendung nicht vom Pabſte hatte. Er gab endlich dem Kaiſer, Conrad dem dritten, ſelbſt das Kreuz, und verſprach öffentlich den Sieg über die Ungläubigen.

Die Hoffnung eines gewiſſen Sieges machte, daß dem Kaiſer und Könige von Frankreich der meiſte Theil der Ritterſchaft ihrer Staaten nachfolgeten. Man zählte bey jeder von beyden Armeen ſiebenzig tauſend mit Lanzen bewaffnete Reuter, mit einer erſtaunend ſtarken leichten Reuterey. Das Fußvolk zählte man nicht. Der heilige Bernhard ſaget in ſeinen Briefen, daß in den meiſten Flecken, außer den Weibern und Kindern, niemand zurück geblieben ſey. Wer ſich mit einem Kreuze konnte bezeichnen laſſen, und that es nicht, dem ſchickte man einen Spinnrocken und eine Spindel. Die mehreſten Weiber der Kreuzfahrer folgten ihren Männern. Man kann dieſe zweyte Auswanderung nicht weniger rechnen, als aufs geringſte zu dreymal hundert tauſend Mann, welche mit den dreyzehn hundert tauſend, die wir im vorhergehenden bemerket haben, zuſammen gerechnet bis auf dieſen Zeitpunct, ſechzehn hundert tauſend verſetzter Einwohner betragen. Die Deutſchen brachen zum erſten auf, und die Franzoſen folgten ihnen. Es iſt natürlich, daß von dieſen Haufen, die unter einen andern Erdſtrich kommen, die Krankheiten einen großen Theil hinreißen.

(1147) Die Unmäßigkeit verurſachte inſonderheit unter der Armee des Conrads in den Ebenen Conſtantinopels ein Sterben. Daher breitete ſich ſogleich in dem ganzen Occidente das Gerücht aus, daß die Griechen die Brunnen und Quellen vergiftet hätten. Eben diejenigen Ausſchweifungen, die die erſten Kreuzfahrer begangen hatten, wurden von den zweyten erneuert, und erweckten dem Kaiſer Mänuel Comnenus eben diejenigen Unruhen, die ſie ſeinem Großvater Alexius verurſachet hatten.

Nachdem Conrad über den Bosphorus gegangen war, führete er ſich mit derjenigen Unbehutſamkeit auf, die mit dergleichen Unternehmungen verknüpfet iſt. Das Fürſtenthum zu Antiochia hielt ſich noch. Man hätte ſich mit dieſen Chriſten in Syrien vereinigen, und den König in Frankreich erwarten können. Solchergeſtalt hätte die Menge ſiegen müſſen. Allein der deutſche Kaiſer, der gegen den Fürſten von Antiochia und den König von Frankreich eiferſüchtig war, vertiefte ſich mitten in Kleinaſien. Ein Sultan von Ikonium, der liſtiger als er war, zog dieſe ſchwere deutſche Reuterey, welche ermüdet, ohne Muth, und nicht im Stande war, in dieſer Gegend zu fechten in die Gebirge. Die Türken hatten nichts weiter zu thun, als nur zu morden. Der Kaiſer, der verwundet war, und nur einige flüchtige Truppen noch um ſich hatte, floh nach Antiochia, und that von dar, als ein Pilgrim, eine Reiſe nach Jeruſalem, an ſtatt daß er als ein General der Armee hätte daſelbſt erſcheinen ſollen. Der berühmte Friedrich der Rothbart, ſein Neffe und Nachfolger im deutſchen Reiche, folgte ihm auf ſeinen Reiſen, und lernte bey den Türken eine Standhaftigkeit ausüben, die die Päbſte nachher auf weit größere Proben ſetzten.

Das Unternehmen Ludwigs des jüngern hatte eben den Erfolg. Man muß geſtehen, daß, wenn die, welche ihn begleiteten, eben ſo wenig Vorſichtigkeit bezeigten, wie die Deutſchen, ſie noch weit weniger Gerechtigkeit bewieſen. Kaum war man in Thracien angekommen, als ein Biſchof von Langres den Vorſchlag that, ſich Conſtantinopels, dem Entwurfe des päbſtlichen Legatens bey dem erſten Kreuzzuge zu folge, zu bemächtigen; allein der Schimpf war wegen einer ſolchen Handlung gewiß, der Erfolg ungewiß. Die franzöſiſche Armee gieng auf den Fußtapfen des Kaiſers Conrad über den Helleſpont.

Ich glaube nicht, daß jemand ſey, der nicht ſollte bemerket haben, daß dieſe mächtigen Armeen der Chriſten in eben den Ländern den Krieg führeten, wo Alexander der große mit weit wenigern Truppen über ungleich mächtigere Feinde, als die Türken und Araber damals waren, allezeit geſieget hatte. Es mußte aber wohl in der Kriegszucht der kreuzfahrenden Prinzen ein Grundfehler ſeyn, der allen ihren Muth unnütze machte. Dieſer Fehler war wahrſcheinlicher Weiſe der Geiſt der Unabhängigkeit, den die Lehnsherrliche Regierungsform in Europa eingeführet hatte. Häupter ohne Erfahrung und Verſtand führeten unordentliche Haufen in unbekanten Ländern an.

Der König von Frankreich, (1149) der, wie der Kaiſer, in den Felſen bei Laodicäa überrumpelt wurde, wurde, wie er, geſchlagen; er erfuhr aber zu Antiochia häusliche Widerwärtigkeiten, welche empfindlicher waren, als die allgemeine Noth.

Raimund, Fürſt von Antiochia, zu dem er mit der Königinn Eleonora, ſeiner Gemahlinn, ſeine Zuflucht nahm, wurde im Verdacht einer Liebe gegen dieſe Prinzeßinn gehalten. Ja, man ſaget, daß ſie alle Beſchwerlichkeiten einer ſo verdrüßlichen Reiſe mit einem jungen Türken von einer ſeltenen Schönheit, Namens Saladin, vergeſſen habe. Das Ende dieſer ganzen Unternehmung war, daß der Kaiſer Conrad faſt ganz allein nach Deutſchland zurück gieng, und der König nur ſeine Gemahlinn und einige Hofleute nach Frankreich zurück führete. Nach ſeiner Rückkunft ließ er ſeine Ehe mit Eleonora von Guyenne aufheben, und verlor alſo dieſe ſchöne Provinz von Frankreich, nachdem er in Aſien die ſchönſte Armee, die ſein Land noch jemals auf die Beine gebracht, verloren hatte. Tauſend betrübte Familien zogen wider den heiligen Bernhard los.

Nach dieſen unglücklichen Feldzügen waren die Chriſten in Aſien weit mehr unter einander uneins, als jemals. Eben dieſe Wuth herrſchte unter den Muſelmännern. Der Vorwand der Religion hatte weiter keinen Antheil an den politiſchen Angelegenheiten. Es trug ſich im Jahre 1166 gar zu, daß Almerich, König von Jeruſalem, ſich mit dem Sultan von Aegypten wider die Türken vereinigte. Aber kaum hatte der König von Jeruſalem dieſen Tractat unterzeichnet, als er ihn wieder brach. Die Ritter des Hoſpitals zu St. Johann zu Jeruſalem unterſtützten ihn mit ihrem Gelde und mit ihrer Macht, die nicht gering waren. Sie hofften, ſich Aegypten unterwürfig zu machen, ſahen ſich aber alle genöthiget, mit der Schande, ihren Eid gebrochen zu haben, wieder nach Jeruſalem zurück zu gehen.

Mitten unter dieſen Unruhen kam der groſse Saladin, ein Neffe des Noradins, Sultans von Aleppo, zum Vorſchein; er eroberte Syrien, Arabien, Perſien und Meſopotamien. Ein Tempelherr, Namens Melien, verließ ſeinen Orden und ſeine Religion, um unter dieſem Bezwinger zu dienen, und trug viel bey, ihm Armenien zu unterwerfen. Saladin, Herr ſo vieler Länder, wollte mitten unter ſeinen Staaten das Königreich Jeruſalem nicht laſſen. Heftig gegen einander erbitterte Parteyen zerfleiſchten dieſen kleinen Staat, und beförderten ſeinen Untergang. Guido von Luſignan, gekrönter König, dem man aber die Krone ſtreitig machte, verſammlete in Galiläa alle die getrennten Chriſten, die die Gefahr vereinigte, und marſchirte gegen den Saladin. Der Biſchof von Ptolemais, der ſeine Kappe über dem Küraß trug, und zwiſchen ſeinen Händen ein Kreuz hielt, munterte die Truppen auf, auf demjenigen Gebiethe, wo ihr Gott ſo viele Wunder gethan hätte, tapfer zu fechten; nichts deſto weniger wurden alle Chriſten entweder getödtet oder gefangen. Der gefangene König, der nichts, als den Tod, erwartete, war verwundert, von dem Saladin, ſo wie heut zu Tage die leutſeligſten Generale den Kriegsgefangenen zu begegnen pflegen, tractirt zu werden. Saladin reichte mit ſeiner Hand dem Luſignan einen Becher mit einem in Schnee abgekühlten Tranke dar. Nachdem der König getrunken hatte, wollte er den Becher auch einem ſeiner Officiers, Namens Renaud von Chatillon, geben. Es war eine unverletzliche Gewohnheit bey den Muſelmännern, und die ſich noch bey einigen Arabern erhält, die Gefangenen, denen ſie zu eſſen und zu trinken gegeben haben, nicht umbringen zu laſſen. Dieſes Recht der alten Gaſtfreundſchaft war für den Saladin, geheiliget. Er gab es nicht zu, daß Renaud von Chatillon nach dem Könige trank. Dieſer Officier hatte ſein Verſprechen vielmals übertreten, der Sieger hatte einen Eid gethan, ihn zu ſtrafen, und, indem er zeigte, daß er eben ſo ſich zu rächen, als zu vergeben wüßte, ließ er demjenigen, den er für treulos hielt, den Kopf mit einem Sebelhiebe herunter hauen. Da er vor den Thoren Jeruſalems, das ſich nicht weiter wehren konnte, ankam, ſtund Saladin der Gemahlinn des Luſignans, wegen Uebergabe der Stadt, einen Vergleich zu, dergleichen ſie nicht hoffte. Er erlaubte ihr, ſich hinzuwenden, wo ſie hin wollte. (1187) Er verlangte von den Griechen, die in der Stadt blieben, keine Ranzion, und von den Lateinern nahm er nur eine geringe. Als er ſeinen Einzug in Jeruſalem hielt, warfen ſich eine Menge Weibesperſonen zu ſeinen Füßen, deren einige um ihre Männer, andere um ihre Kinder, noch andere um ihre Väter baten, die er gefangen hielt. Er gab ſie ihnen insgeſammt mit einer Großmuth, die in dieſem Theile der Welt noch kein Exempel hatte, wieder. Saladin ließ durch die Hände der Chriſten ſelbſt die Moſchee, die in eine Kirche war verwandelt worden, mit Roſenwaſſer waſchen. Er ließ 1187 einen prächtigen Lehrſtuhl darinnen aufrichten, daran ſein Oheim Noradin, Sultan von Aleppo, ſelbſt gearbeitet hatte, und über die Thür ließ er dieſe Worte graben: „Der König Saladin, der Knecht Gottes, ſetzte dieſe Ueberſchrift, als Gott durch ſeine Hände Jeruſalem eingenommen hatte.“ Aber ungeachtet ſeines Eifers für ſeine Religion, gab er doch den morgenländiſchen Chriſten die Kirche des heiligen Grabes wieder. Wenn man dieſes Bezeigen mit der Chriſten ihrem, als ſie Jeruſalem einnahmen, in Vergleichung zieht, ſieht man leider! wer die Barbaren ſeyn. Man muß noch hinzu fügen, daß Saladin, nach Verlauf eines Jahres, dem Guido von Luſignan die Freyheit wieder gab, nachdem er einen Eid von ihm genommen hatte, daß er niemals die Waffen wider ſeinen Befreyer tragen wollte. Luſignan hielt ſein Wort nicht.

Während daß Kleinaſien der Schauplatz des Eifers, des Ruhms, der Schandthaten und des Unglücks ſo vieler tauſend Kreuzfahrer geweſen war, hatte ſich die Wuth, die Religion mit den Waffen in der Hand anzukündigen, auch mitten in Norden ausgebreitet.

Wir haben Carln den großen das nordliche Deutſchland, das man Sachſen nannte, mit Feuer und Schwerdt bekehren ſehen. Hernach ſahen wir die abgöttiſchen Dänen Europa zitternd machen, und die Normandie erobern, ohne daß ſie jemals einen Verſuch thaten, daſelbſt die Abgötterey einzuführen. Kaum war das Chriſtenthum in Dänemark, in dem alten Sachſen und in Scandinavien befeſtigt, als man wider die Heiden in Norden, die man Sklaven oder Slaven nannte, und die ihren Namen dem Lande, das an Ungarn ſtößt, und Sklavonien heißt, gegeben haben, das Kreuz predigte. Sie wohneten damals an dem öſtlichen Ufer der Oſtſee, in Jngermanland, Liefland, Samogitien, Curland, Pommern, Preußen, die Chriſten rüſteten ſich von Bremen an bis in das Herz von Scandinavien wider ſie. Ueber hunderttauſend Kreuzfahrer richteten Verwüſtung und Zerſtörung unter dieſen Abgöttern an. Man tödtete eine große Menge, und bekehrte niemand. Dieſer Kreuzzug endigte ſich bald in einem wilden Lande; wo die Truppen nicht lange ſtehen konnten, und wo die Kriegskunſt nichts als ein Sengen und Brennen wilder Menſchen war. Man kann den Verluſt dieſer hunderttauſend Menſchen zu den ſechzehen hundert tauſend, die dieſe Art Kriege unſerm Europa gekoſtet hatte, noch hinzufügen.

Indeſſen hatten die Chriſten in Aſien nichts mehr, als Antiochia, Tripoli, Joppe und die Stadt Tyr, die ehemalige Beherrſcherinn der Meere, damals aber ſchlechte Zuflucht der Ueberwundenen. Saladin beſaß alles das übrige, theils für ſich, theils durch ſeinen Eidam den Sultan zu Ikonium oder Cogni, der das Land, das wir heut zu Tage Karamanien nennen, beherrſchete.

Durch das Gerüchte von den Siegen des Saladins, wurde ganz Europa beunruhigt. Der Pabſt Clemens der dritte erregte Frankreich, England und Deutſchland.

Philipp Auguſt, der damals in Frankreich regierte, und der alte Heinrich der zweyte, König von England, ſetzten inzwiſchen ihre Zwiſtigkeiten bey ſeite, und richteten alle ihre Gedanken darauf, wie ſie es einander in Rettung Aſiens zuvor thun möchten. Sie ließen, jeder in ſeinen Staaten eine Verordnung ergehen, daß alle, welche das Kreuz anzunehmen ſich weigerten, den zehnten Theil ihrer Einkünfte und ihrer beweglichen Güter zu den Unkoſten der Ausrüſtung zahlen ſollten; und dieſes nennete man den ſaladinſchen Zehnten, eine Auflage, die dem Ruhme des Bezwingers zum Siegeszeichen diente.

Dieſer Kaiſer, Friedrich der Rothbart, der von den Verfolgungen, die er von den Päbſten erlitten, und die er ihnen wieder anthat, berühmt iſt, nahm faſt zu gleicher Zeit das Kreuz an, und that ſich unter allen am erſten hervor. Es ſchien, als ob er darzu beſtimmt wäre, bei den Chriſten Aſiens dasjenige zu ſeyn, was Saladin bey den Türken war. Er führte als ein Staatsverſtändiger, als ein großer General, und der durch das Glück gnugſam geprüft war, eine Armee von hundert und funfzig tauſend Mann ins Feld. Er brauchte die Vorſicht, zu verordnen, daß man keinen mit dem Kreuze bezeichnen ſollte, der nicht wenigſtens hundert und funfzig Franken Silbers nach unſerer heutigen Münze baar hätte, damit ein jeder durch ſeinen Fleiß und ſein Geld dem grauſamen Mangel, der die vorigen Armeen größtentheils aufgerieben hatte, vorkommen könnte. Er mußte Anfangs mit den Griechen ſich herumſchlagen. Der Hof zu Conſtantinopel, der es müde war, beſtändig von den Lateinern bedrohet zu werden, machte endlich mit dem Saladin ein Bündniß. Ganz Europa ſchrye über dieſes Bündniß, es iſt aber augenſcheinlich, daß es unumgänglich nothwendig war. Man verbindet ſich mit ſeinem natürlichen Feinde nicht ohne Noth. Unſre heutige Bündniſſe mit den Türken, die vielleicht weniger nöthig ſind, verurſachen nicht ſo viel Murren. Friedrich machte ſich mit Gewalt wider den Kaiſer Iſaac Angelus einen Weg durch Thracien, wie er über die Griechen geſiegt, ſo gewann er auch (1190) zween Siege wider den Sultan von Cogni. Da er ſich aber ganz im Schweiße in dem Waſſer eines Fluſſes, den man für den Cydnus hält, gebadet, ſtarb er davon, und alle ſeine Siege waren ohne Nutzen. Sie hatten ohne Zweifel viel gekoſtet, weil ſein Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, von hundert und funfzig tauſend Mann, die ſeinem Vater nachgefolget waren, aufs höchſte nicht mehr als ſieben bis achttauſend zuſammen bringen konnte. Er führte ſie nach Antiochia, und ſtieß mit dieſen Ueberbleibſeln zu dem Heere des Königs von Jeruſalem Guido von Luſignan, der, ungeachtet des gethanen Eides und der Ungleichheit der Waffen, dennoch ſeinen Sieger noch einmal angreifen wollte.

Nach verſchiedenen Schlachten, deren keine entſcheidend war, verlor dieſer Sohn Friedrichs des Rothbarts, welcher Kaiſer im Occident hätte ſeyn ſollen, ſein Leben ohnweit Ptolemais an einer Krankheit, die alle Deutſche in dieſem Erdſtriche hinriß. Die, welche aufgezeichnet haben, daß dieſer Prinz, als ein Märtyrer der Keuſchheit geſtorben ſey, und daß er durch den Gebrauch der Weiber hätte davon kommen können, ſind zugleich ſehr verwegene Lobredner und ſchlecht unterrichtete Naturkündiger. Man ſagt eben das ſeitdem auch von dem Könige in Frankreich Ludwig dem achten.

Kleinaſien war ein Abgrund, worein ſich Europa geſtürzet hatte. Nicht allein dieſe unbeſchreibliche Armee des Kaiſers Friedrichs war verloren, ſondern die engliſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen und deutſchen Flotten, die noch vor der Ankunft Philipp Auguſts und Richards, genannt Löwenherz, anlangten, hatten neue Kreuzfahrer und neue Schlachtopfer herbeygebracht. Endlich kamen die Könige von Frankreich und England in Syrien vor Ptolemais, das man Akre nennt, an. Faſt alle Chriſten im Oriente hatten ſich verſammlet, dieſe Stadt, die man als den Schlüſſel des Landes anſahe, zu belagern. Saladin war in der Gegend des Euphrats in einen innerlichen Krieg verwickelt. Nachdem die beyden Könige ihre Macht mit der orientaliſchen Chriſten ihrer vereiniget hatten, zählte man über dreymal hundert tauſend Soldaten.

Ptolemais wurde zwar wirklich erobert (1190), allein die Uneinigkeit, die nothwendig zween Prinzen, wie Philippus und Richard, die nach gleichen Ehren und Vortheilen mit gleichem Eifer trachteten, trennen mußte, richtete größern Schaden an, als dieſe dreymal hundert tauſend Mann glückliche Thaten verrichteten. Philippus, dieſer Trennungen müde, noch mehr aber über die Ueberlegenheit und über das zu ſehr überhand nehmende Anſehen, welches Richard ſein Lehnsmann, in allem hatte, verdrüßlich, kehrte in ſein Vaterland zurück, welches er vielleicht gar nicht hätte verlaſſen, itzt aber wenigſtens mit mehrerm Ruhm hätte wiederſehen ſollen.

Richard, der nun Herr von dem Felde der Ehren, nicht aber von dieſer Menge der Kreuzfahrer war, die unter einander noch weniger, als die beyden Könige, eins waren, ließ vergebens die heldenmäßigſte Tapferkeit ſehen. Saladin, der ſiegreich aus Meſopotamien zurück kam, lieferte den Kreuzfahrern eine Schlacht bey Cäſarea. Man ſahe dieſen Bezwinger an der Spitze ſeiner Mahometaner und den Richard an der Chriſten ihrer, einer gegen den andern, als zween Ritter auf dem Turnierplatze, fechten. Richard hatte die Ehre, den Saladin aus dem Sattel zu heben; und das war faſt alles, was er in dieſer merkwürdigen Schlacht gewann. Die Strapatzen, die Krankheiten, die kleinen Schlachten, die beſtändigen Zänkereyen rieben dieſe große Armee auf, und Richard kehrte zwar mit mehrerem Ruhm, als Philipp Auguſt, aber auch auf eine weit unbehutſamere Art zurück. Er gieng mit einem einzigen Schiffe von derjenigen Küſte Syriens ab, auf welche er ein Jahr vorher mit einer fürchterlichen Flotte losgeſeegelt war, und da ſein Schiff auf den Küſten von Venedig ſcheiterte, wanderte er verkleidet und in ſchlechter Begleitung durch die Hälfte von Deutſchland. In Syrien hatte er einen Herzog von Oeſterreich durch ſeinen Stolz beleidigt, und itzt hatte er die Unachtſamkeit durch deſſen Länder zu reiſen. Dieſer Herzog von Oeſterreich legte ihn in Ketten, und lieferte ihn dem Kaiſer Heinrich dem ſechſten, der ihn, als einen Feind, den er im Kriege gefangen genommen hätte, im Gefängniſſe verwahrte, aus. Er verlangte von ihm ſtatt der Loskaufung hunderttauſend Mark Silbers. England verlor alſo bey dieſem neuen Kreuzzuge weit mehr, als Frankreich, in welchem ein mächtiger und tapferer Kaiſer, und zween dergleichen Könige, mit der ganzen Macht von Europa dem Saladin nichts abgewinnen konnten.

Dieſer berühmte Muſelmann, der mit dem Richard einen Tractat gemacht hatte, vermöge deſſen er den Chriſten die Seeküſte von Tyr bis nach Joppe überließ, und das übrige alles für ſich behielt, hielt ſein Wort, davon er ein Sklave war, redlich. Er ſtarb (1195) funfzehn Jahre darnach zu Damaſco, von den Chriſten ſelbſt bewundert. Er hatte in ſeiner letzten Krankheit, ſtatt der Fahne, die man vor ſeine Thüre zu pflanzen pflegte, das Tuch, darinnen man ihn begraben ſollte, bringen laſſen. Der, welcher die Todesfahne hielt, rufte mit lauter Stimme aus: „das iſt alles, was Saladin, der Bezwinger des Orients, von ſeinen Siegen davon trägt."

Man ſagt, er habe in ſeinem Teſtamente verordnet, gleichgroße Summen unter die armen Mahometaner, Juden und Chriſten, als Allmoſen, auszutheilen, durch welche Verordnungen er habe zu verſtehen geben wollen, daß alle Menſchen Brüder wären, und man, um ihnen beyzuſtehen, ſich nicht darnach, was ſie glaubten, ſondern, was ſie auszuſtehen hätten, erkundigen müßte. Er hatte auch niemals um der Religion willen jemand verfolget; er war zugleich ein Bezwinger, ein Menſch, und ein Philoſoph.

Ludwig der neunte, ſchien recht darzu beſtimmt zu ſeyn, nicht nur Europa wieder in Ordnung zu bringen, wenn es darzu zur Zeit noch fähig geweſen wäre, ſondern auch Frankreich triumphirend und geſittet zu machen, und ſelbſt in allen Stücken ein Muſter der Menſchen zu ſeyn. Seine Gottesfurcht, welche der eines Einſiedlers nichts nachgab, entzog ihm die königlichen Tugenden nicht. Seine Freygebigkeit hinderte ihn nicht an einer klugen Haushaltung. Er wußte eine tiefe Politik mit einer genauen Gerechtigkeit zu verbinden, und vielleicht iſt er der einzige Monarch, der dieſes Lob verdienet: Klug und ſtandhaft in ſeinen Entſchließungen; unerſchrocken in Schlachten, ohne hitzig zu ſeyn; mitleidig, als wenn er beſtändig unglücklich geweſen wäre. Kaum iſt es möglich, daß ein Menſch die Tugend weiter treiben könne.

Er hatte zugleich mit der Regentinn, ſeiner Mutter, die zu regieren wußte, den Misbrauch, der zu weit greifenden Gerichtsbarkeit der Geiſtlichen Einhalt gethan. Er wollte nicht, daß die Gerichtsbedienten die Güter dererjenigen, die im Banne waren, einzögen, ohne zu unterſuchen, ob der Bann recht oder unrecht wäre. Der König, der einen ſehr klugen Unterſchied zwiſchen den bürgerlichen Geſetzen, denen alles gehorchen muß, und den Geſetzen der Kirchen machte, deren Herrſchaft ſich nicht weiter, als auf die Gewiſſen erſtrecken ſoll, gab nicht zu, daß die Geſetze des Königreichs unter dieſen Misbrauch der Bannſtrahlen ſich hätten biegen ſollen. Dadurch, daß er von Anfange ſeiner Regierung die Anſprüche der Biſchöfe und der Layen klüglich eingeſchränkt hielt, unterdrückte er die Meutereyen in Bretagne: er hatte eine kluge Neutralität zwiſchen Gregorius dem neunten und Friedrich dem zweyten beobachtet.

Seine Kammergüter, die an ſich ſelbſt ſchon anſehnlich waren, vermehrte er durch viele Stücke Landes, die er darzu kaufte. Die Einkünfte der Könige von Frankreich beſtunden damals in ihren eigenen Gütern; ihre Hoheit kam eben ſo wohl, als eines Privatedelmannes ſeine, auf eine wohleingerichtete Haushaltung an.

Dieſe Haushaltung hatte ihn in den Stand geſetzt, mächtige Armeen wider den König von England Heinrich den dritten, und wider die Vaſallen von Frankreich, die es mit England hielten, anzuwerben. Heinrich der dritte, der weniger reich war, und dem die Engländer weniger gehorchten, hatte weder ſo gute Truppen, noch die ſo geſchwind fertig waren. Ludwig, der ihn, an Muth, wie an Behutſamkeit und Vorſicht übertraf, ſchlug ihn zweymal, und inſonderheit zu Tailleburg in Poitou. Der engliſche König nahm die Flucht vor ihm. Auf dieſen rühmlichen Krieg folgte ein vortheilhafter Friede. Die Vaſallen von Frankreich bequemten ſich wieder zu ihrer Schuldigkeit, und handelten weiter nicht darwider. Der König vergaß auch nicht, den Engländern fünf tauſend Pfund Sterlings ſtatt einer Erſetzung der Kriegsunkoſten aufzulegen. Wenn man bedenkt, daß er noch nicht vier und zwanzig Jahr alt war, da er ſich alſo aufführte, und daß ſeine Gemüthsart weit über ſein Glück erhoben war, ſo ſieht man leicht, was er würde gethan haben, wenn er in ſeinem Vaterlande geblieben wäre, und man bejammert, daß Frankreich durch ſeine Tugenden ſelbſt, die das Glück der Welt hätten machen ſollen, hat unglücklich ſeyn müſſen.

Als Ludwig im Jahr 1244 in eine heftige Krankheit verfiel, glaubte er, wie man vorgiebt, in einer Schlafſucht eine Stimme zu hören, die ihm anbefohlen, das Kreuz wider die Ungläubigen zu nehmen. Kaum konnte er reden, ſo that er das Gelübde, einen Kreuzzug zu thun. Die Königinn ſeine Mutter, die Königinn ſeine Gemahlinn, ſein Rath, und alles, was ſich ihm näherte, ſahe die Gefahr dieſes betrübten Gelübdes wohl ein. Der Biſchof von Paris ſelbſt ſtellte ihm die gefährlichen Folgen davon vor. Allein Ludwig ſahe dieſes Gelübde als ein heiliges Band an, welches aufzulöſen bey Menſchen nicht ſtünde. Er machte die Anſtalten zu dieſem Zuge binnen vier Jahren; endlich übergab er die Regierung des Königreichs ſeiner Mutter, und brach mit ſeiner Gemahlinn und drey Brüdern, denen ihre Gemahlinnen gleichfalls folgeten, auf. Faſt die ganze Ritterſchaft Frankreichs begleitete ihn. Ein Herzog von Burgund, ein Graf von Bretagne, ein Graf von Flandern, ein Graf von Soiſſons, ein Graf von Vendome fanden ſich mit ihren Lehnsleuten ein. Es waren auf drey tauſend Bannerherren bey der Armee. Frankreich wurde öder und einſamer, als zur Zeit des Kreuzzuges des heil. Bernhards, und doch griff man ihn nicht an. Der Kaiſer und der König von England hatten bey ſich genug zu thun. Ein Theil der erſtaunenden Flotte, die ſo viele Prinzen und Soldaten führte, ging von Marſeille, und der andre von Aiguemorte ab, welches heut zu Tage kein Haſen mehr iſt. Mit dieſer ganzen großen Macht war man über Aegypten herzufallen geſonnen.

Ludwig legte ſich in der Inſel Cypern vor Anker. Der König dieſer Inſel vereinigte ſich mit ihm, man landete in Aegypten an, und verjagte anfangs die Barbaren aus Damiate. Der alte Malekſala, der faſt unvermögend war, etwas zu unternehmen, bath um Frieden, und man verſagte ihm ſelbigen.

Der heilige Ludwig wurde durch neue aus Frankreich angekommene Hülfe verſtärket, worauf noch ſechzig tauſend Soldaten nachkamen. Man folgte ihm, man liebte ihn, und er ſelbſt ließ ſich das Unglück, das Johann von Brienne, in einem gleichen Vorfalle erfahren hatte, zu einem Beyſpiele dienen, indem er ſchon überwundene Feinde und einen Sultan, der ſich ſeinem Ende nahete, vor ſich hatte. Wer hätte nicht glauben ſollen, daß Aegypten und bald darauf Syrien hätten ſollen bezwungen werden. Unterdeſſen kam die Hälfte dieſer unvergleichlichen Armee an

Krankheiten um; die andre Hälſte wurde bey Maſura überwunden. Der heilige Ludwig ſahe ſeinen Bruder Robert von Artois ermorden; er wurde mit ſeinen beyden andern Brüdern dem Grafen von Anjou und dem Grafen von Poitiers gefangen. Der meiſte Theil ſeiner Ritter wurde mit ihm gefangen genommen. Damals regierte nicht mehr Malekſala in Aegypten, ſondern ſein Sohn Almoadan. Dieſer neue Sultan hatte allerdings eine große Seele, denn, da ihm der König Ludwig für ſeine und der ihm angehörigen Gefangenen Ranzion eine Million Goldner [*] Bezans anbot, erließ ihm Almoadan den fünften Theil davon. Malekſala, ſein Vater, hatte das Corps der Mammeluken aufgerichtet, das mit der ehmaligen Leibwache der Römiſchen Kaiſer, und mit den Janitſcharen heut zu Tage viele Aehnlichkeit hatte. Dieſe Mammeluken waren kaum entſtanden, ſo wurden ſie ihren Herren ſchon furchtbar. Almoadan, der ihnen Einhalt thun wollte, wurde von ihnen eben in der Zeit, da er mit dem heil. Ludwig wegen der Ranzion in Unterhandlung ſtund, meuchelmörderiſcher Weiſe ermordet. Die Regierung, die damals unter die Emirs vertheilt war, ſchien den gefangenen Chriſten höchſtnachtheilig zu ſeyn; dem ungeachtet fuhr der ägyptiſche Rath fort mit dem Könige zu tractiren. Der Herr von Joinville erzählt, daß ſelbſt dieſe Emirs in einer von ihren Verſammlungen in Vorſchlag gebracht hätten, Ludwigen zu ihrem Sultan zu erwählen.

Joinville war mit dem Könige gefangen. Was ein Mann von ſeinem Character und von ſeiner Aufrichtigkeit erzählt, hat allerdings einen großen Nachdruck. Man überlege aber nur, wie ſchlecht man öfters in einem Lager, und in einem Hauſe von den beſondern Vorfällen unterrichtet iſt, die in einem benachbarten Lager, und in einem angränzenden Hauſe ſich ereignen; wie unwahrſcheinlich es ferner iſt, daß die Muſelmänner auf die Gedanken kommen ſollten, einen feindſeligen Chriſten der weder ihre Sprache verſteht, noch ihre Sitten liebt, und der ihre Religion verabſcheuet, zu ihrem Könige zu ernennen; ſo wird man leicht ſehen, daß Joinville weiter nichts, als ein Gewäſche des gemeinen Volks erzählt. Das, was man hat ſagen hören, aufrichtig wieder ſagen, iſt öfters nichts anders, als Sachen, die wenigſtens verdächtig ſind, auf Treu und Glauben erzählen.

---

[*] Byzantii nummi, eine alte goldene Münze, welche die orientaliſchen Kaiſer haben prägen laſſen.

Ich kann das, was die Geſchichtſchreiber von der Art, wie die Muſelmänner den Gefangenen begegneten melden, noch nicht recht mit einander vereinigen. Sie erzählen, man habe ſie einzeln aus einer Feſtung, darinnen ſie eingeſperrt waren, heraus gehen laſſen; man habe ſie gefragt, ob ſie Jeſum Chriſtum verleugnen wollten; und man habe allen denen den Kopf herunter gehauen, die bey dem Chriſtenthum feſt beharret wären.

Andern Theils bezeugen ſie auch, daß ein alter Emir durch einen Dollmetſcher die Gefangenen habe fragen laſſen, ob ſie an Jeſum Chriſtum glaubeten, und da ſie geantwortet, daß ſie an ihn glaubeten, ſolle er geſagt haben: „Seyd getroſt, weil er für euch geſtorben, und wieder aufgeſtanden iſt, ſo wird er euch auch ſchon zu helfen wiſſen." Dieſe beyden Erzählungen ſcheinen ein wenig widerſprechend, am allermeiſten widerſprechend aber iſt, daß die Emirs Gefangene, von denen ſie eine Ranzion erwarteten, ſollten getödtet haben.

Uebrigens dünkt mir, daß dieſe Emirs, ob ſie ſchon ihren Sultan getödtet haben, dennoch diejenige Art der Redlichkeit und Tugend an ſich hatten, ohne welche keine Geſellſchaft beſtehen kann. Sie blieben bey den achthundert tauſend Bezans, auf welche ihr Sultan die Ranzion der Gefangenen geſetzet hatte; und als die franzöſiſchen Truppen, die in Damiate waren, dem geſchloſſenen Tractate zu Folge, dieſe Stadt übergaben, findet man nicht, daß die Sieger dem Frauenzimmer, das in großer Menge allda war, einigen Schimpf angethan hätten. Man ließ die Königinn nebſt ihren beyden Schwägerinnen, mit Bezeigung vieler Ehrerbiethung, abreiſen. Es iſt nicht geſaget, daß alle muſelmänniſche Soldaten eingezogen geweſen wären; der gemeine Pöbel iſt in allen Ländern wild und unbändig. Es wurden ohne Zweifel viele Gewaltthätigkeiten ausgeübet, und viele Gefangene gemishandelt und getödtet; allein ich muß geſtehen, daß ich mich keinesweges wundere, wenn der gemeine mahometaniſche Soldat ſich wild gegen Ausländer bezeiget hat, die aus den Hafen von Europa gekommen waren, das Gebieth von Aegypten zu verwüſten und zu verheeren.

Nachdem der heilige Ludewig aus der Gefangenſchaft los war, begab er ſich nach dem gelobten Lande, und blieb allda mit den Ueberbleibſeln ſeiner Schiffe und ſeiner Armee beynahe vier Jahre. An ſtatt nach Frankreich zurück zu gehen, beſuchte er Nazareth, kam auch nicht eher in ſein Vaterland zurück, als nach dem Tode der Königin Blanca, ſeiner Mutter; und zwar mit den Gedanken zu einer neuen Kreuzfahrt Anſtalten zu machen.

Sein Aufenthalt zu Paris verſchaffte ihm beſtändige Vortheile und beſtändigen Ruhm. Er genoß einer Ehre, die nur ein tugendhafter König erlangen kann. Der König von England und ſeine Barons erwählten ihn zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten. Er ſprach das Urtheil als ein unumſchränkter König, und wenn dieſes Urtheil, das Heinrich dem dritten günſtig war, die Unruhen in England nicht ſtillen konnte, gab es doch wenigſtens dem ganzen Europa zu erkennen, was für Ehrerbiethung die Menſchen auch wider ihren Willen, gegen die Tugend haben. Sein Bruder der Graf von Anjou hatte dem Ruhme Ludewigs, und der guten Ordnung ſeines Königreiches die Ehre zu danken, daß er von dem Pabſte zum Könige von Sicilien erwählet wurde.

Ludewig vermehrte indeſſen durch die Erwerbung von Namur, Peronne, Avranches, Mortagne, und Perche, ſeine Kammergüter. Er konnte den Königen von England alles, was ſie in Frankreich beſaßen, entreißen. Die Streitigkeiten Heinrichs des dritten mit ſeinen Barons, erleichterten ihm die Mittel darzu; er zog aber die Gerechtigkeit einem unrechtmäßigen Beſitze vor; er ließ ſie in ruhigem Beſitze von Guyenne, Perigord, Limoſin; er nöthigte ſie aber auf immerdar der Normandie, dem Ländgen Touraine und Poitou zu entſagen, die Philipp Auguſt mit der Krone wieder vereinigt hatte. Solchergeſtalt wurde der Friede mit Ehren beſtätiget.

Er führte zuerſt gewiſſe Gerichtsbarkeiten ein; und die durch die willkührlichen Ausſprüche der Richter der Baronien unterdruckten Unterthanen fingen an, ihre Klagen vor die vier großen königlichen Aemter, die ſie zu hören waren angeleget worden, zu bringen. Unter ihm fingen die Gelehrten an, zu den Sitzungen der Parlemente, in denen Ritter, die gar ſelten leſen konnten, das Glück der Bürger entſchieden, zugelaſſen zu werden. Er vereinigte mit der Frömmigkeit eines Mönchen die erleuchtete Standhaftigkeit eines Königs, indem er den Unternehmungen des Hofes zu Rom durch diejenige berühmte pragmatiſche Sanction Einhalt that, welche die alten Rechte der Kirche, die die Freyheiten der gallicaniſchen Kirche heißen, erhält. Dreyzehn Jahre ſeiner Gegenwart erſetzten endlich alles wieder in Frankreich, was ſeine Abweſenheit verdorben hatte; allein die heftige Neigung zu einem Kreuzzuge riß ihn hin. Die Päbſte munterten ihn auf; Clemens der vierte ſtund ihm den Zehnten von der Geiſtlichkeit zu heben, auf drey Jahre zu. Die Geiſtlichkeit, die zur Zeit des ſaladiniſchen Zehnten eine Menge Vorſtellungen gemacht hatte, um nichts zahlen zu dürfen; that itzt dergleichen von großem Nachdruck. Sie waren eben ſo unnütz, als wenig anſtändig unter einem Könige, der ſein Blut und ſein Vermögen in einem Kriege, den die Geiſtlichkeit ſo ſehr predigte verſchwendete. Er gieng endlich zum zweytenmale, und beynahe mit einer eben ſo ſtarken Macht ab. Sein Bruder, den er zum Könige von Sicilien gemacht hat, ſoll ihm folgen. Allein es iſt nicht mehr weder das gelobte Land, noch Aegypten, wohin er ſeine Andacht und ſeine Waffen richtet. Er läßt ſeine Flotte auf Tunis zuſeegeln.

Carl von Anjou, König von Neapel und Sicilien, bediente ſich eigentlich der heroiſchen Frömmigkeit Ludewigs zu ſeinen Abſichten. Er gab vor, der König von Tunis wäre ihm einige Jahre Tribut ſchuldig. Er wollte ſich dieſer Lande bemächtigen, und der heilige Ludewig hoffte, wenigſtens nach dem Vorgeben aller Geſchichtſchreiber, (auf was für einen Grund, weiß ich nicht,) den König von Tunis zu bekehren. Die chriſtlichen Truppen ſtiegen unweit der Ruinen Karthagens ans Land; gar bald aber wurde der König in ſeinem Lager von den vereinigten Mauren belagert. Eben die Krankheiten, welche die Unmäßigkeit ſeiner verſetzten Unterthanen und die Veränderung der Himmelsgegenden, in ſein Lager in Aegypten gezogen hatten, verſtörten auch ſein Lager bey Karthago. Einer von ſeinen Söhnen, der ihm während ſeiner Gefangenſchaft zu Damiate war gebohren worden, ſtarb an dieſer Art von Peſt vor Tunis. Endlich wurde der König ſelbſt davon angegriffen; er ließ ſich auf der Aſche ausſtrecken, und gab in einem Alter von fünf und funfzig Jahren mit der Gottesfurcht eines Mönchen und dem Muthe eines Helden ſeinen Geiſt auf. Kaum war er todt, ſo langte ſein Bruder der König von Sicilien an; man machte Friede mit den Mauren, und führte die Ueberbleibſel der Chriſten nach Europa zurück. Man kann nicht weniger als hundert tauſend Perſonen rechnen, die in dieſen beyden Feldzügen des heil. Ludewigs ſind aufgeopfert worden. Fügt man hierzu die hundert und funfzig tauſend, die Friedrich dem Rothbarte nachfolgeten, die dreyhundert tauſend von dem Kreuzzuge Philipps Auguſts und Richards; wenigſtens zweyhundert tauſend von der Zeit des Johanns von Brienne: rechnet man die ſechzehn hundert tauſend Kreuzfahrer, die ſchon nach Aſien übergegangen waren, und was in dem Zuge nach Conſtantinopel und in den Kriegen, die auf dieſe Veränderung erfolgten, umgekommen iſt, ohne von dem nordiſchen Kreuzzuge und dem wider die Albigenſer etwas zu gedenken; ſo wird man finden, daß der Orient das Grab von mehr als zwo Millionen Europäern geworden iſt.

Verſchiedene Länder wurden dadurch entvölkert, und in Armuth verſetzet. Der Herr von Joinville ſaget ausdrücklich, er habe den König Ludewig in ſeinem zweyten Kreuzzuge nicht begleiten wollen, weil er es nicht gekonnt hätte, und der erſtere ſeine ganze Herrſchaft zu Grunde gerichtet hätte.

Die Ranzion des heil. Ludewigs hatte achthundert tauſend Bezans, welche wenigſtens neun Millionen unſerer heutigen Münze betragen, gekoſtet. Wenn von zwo Millionen Menſchen, die im Oriente umkamen, jeder nur hundert Franken mit ſich dahin genommen, ſo ſind es wieder zweyhundert Millionen franzöſiſche Pfunde, die der Krieg koſtete. Die Genueſer, Piſaner, und inſonderheit die Venetianer, bereicherten ſich dabey; Frankreich aber, England und Deutſchland wurden erſchöpfet.

Man ſaget, die Könige von Frankreich hätten bey dieſen Kreuzzügen gewonnen, weil der heilige Ludewig ſeine Kammergüter durch Ankauf einiger Ländereyen heruntergekommener von Adel vermehret hätte; allein er vermehrte ſie nur durch ſeine gute Haushaltung, während ſeines Aufenthalts in ſeinen Staaten.

Das einzige Gute, das dieſe Unternehmungen etwan verſchaffeten, war die Freyheit, die etliche kleine Marktflecken von ihren Herren erkauften. Das ſtädtiſche Regiment kam ziemlich auf; dieſe Gemeinden, die zu ihrem eigenen Nutzen arbeiten und handeln konnten, trieben die Künſte und den Handel, die die Sklaverey unterdrückt hatte.

Indeſſen wurde das wenige von Chriſten, das ſich auf der Küſte von Syrien noch befand, in weniger Zeit theils ausgerottet, theils in die Sklaverey verſetzet. Ptolemais, ihre vornehmſte Freyſtadt, die aber wirklich nichts, als eine Zuflucht einiger Räuber war, die ſich durch ihre Verbrechen berüchtigt gemacht hatten, konnte der Macht des Sultans von Aegypten Melek Seraph nicht Widerſtand thun. Er nahm ſie im Jahre 1291 ein: Tyr und Sidon ergaben ſich ihm. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts endlich war keine deutliche Spur von den Kreuzzügen in Aſien mehr übrig.

XI.

Von Titeln.

Da ich den Horaz einmal wieder vornahm, merkte ich in einem Briefe an den Mäcenas folgende Zeile an: Te dulcis amice reuisam: ich werde dich zu beſuchen kommen, liebſter Freund. Dieſer Mäcenas war die zweyte Perſon des römiſchen Reichs, das iſt ein weit mächtigerer und angeſehenerer Mann, als itzo der größte Monarch in Europa iſt.

Indem ich den Corneille wieder vornahm, bemerkte ich in dem Briefe an den großen Scudery, den Gouverneur unſrer L. Fr., daß er ſich in Anſehung des Kardinals von Richelieu folgender Geſtalt ausdrücke: Der Herr Kardinal euer und mein Gebiether. So lange in der Welt Miniſter, Könige und Schmeichler geweſen ſind, iſt es vielleicht das erſtemal, daß man von einem Miniſter auf dieſe Art geſprochen hat. Eben dieſer Peter Corneille, der Verfaſſer des Cinna, eignet dieſen Cinna dem Herrn von Montauron, königlichen Schatzmeiſter, zu, welchen er ohne Umſtände mit dem Auguſtus vergleicht. Es ärgert mich, daß er nicht den Montauron Monſeigneur genannt hat. Man erzählet, ein alter Officier, welcher ſich wenig um das Protocol der Eitelkeit bekümmert, habe an den Marquis von Louvois, Monſieur geſchrieben; als er keine Antwort erhalten, habe er ihn Monſeigneur genannt, aber eben ſo wenig dadurch ausgerichtet, weil der Miniſter noch das Monſieur auf dem Herzen gehabt. Endlich ſchrieb er ihm: An meinen Gott, meinen Gott Louvois, und zu Anfange des Briefes ſetzte er: mein Gott und mein Schöpfer. Beweiſet dieſes nicht alles, daß die guten alten Römer groß und beſcheiden geweſen, und daß wir klein und eitel ſind?

Wie befinden ſie ſich, mein lieber Freund, ſagte ein Herzog oder ein Pair zu einem Edelmanne; zu ihren Dienſten, mein lieber Freund, antwortete der andere; und von dieſem Augenblicke an ward ſein lieber

Freund ſein unverſöhnlichſter Feind. Ein Grand von Portugal redete mit einem Grand von Spanien; und nannte ihn alle Augenblicke Ew. Excellenz. Der Spanier antwortete ihm mit Ew. Gnaden; (vuestra merced) dieſes iſt in Spanien ein Titel, den man Leuten giebt, die keinen haben. Der Portugieſe ward verdrüßlich, und nannte den Spanier gleichfalls Ew. Gnaden; und nunmehr gab ihm der andere den Titel Ew. Excellenz. Endlich ward der Portugieſe müde, und fragte ihn, warum er ihn allezeit Ew. Gnaden nennte, wenn er ihn Ew. Excellenz hieß, und Ew. Excellenz, wenn er ihn Ew. Gnaden nennte. Weil, ſagte der Spanier ganz demüthig, mir alle Titel gleich ſind, wenn ſie nur nicht mit dem eurigen gleich ſind.

Die Eitelkeit der Titel ſchlich ſich in unſere mitternächtliche Gegenden Europens nicht eher ein, als die Römer mit dem aſiatiſchen Uebermuthe Bekanntſchaft gemacht hatten. Alle Könige in Aſien waren, und ſind noch bis itzo leibliche Vettern der Sonne und des Mondes: dieſe Verbindung mußten ſich ihre Unterthanen aus dem Sinne ſchlagen, und der Gouverneur einer Provinz, welcher ſich die Muſcatennuß des Troſtes und die Roſe des Vergnügens nennet, würde geſpießet werden, wenn er ſich für einen Anverwandten der Welt des Mondes oder der Sonne ausgäbe. Conſtantinus war, ſo viel ich weiß, der erſte römiſche Kaiſer, welcher die chriſtliche Demuth mit einer ganzen Seite der hochmüthigſten Titel beläſtigte. Es iſt wahr, vor ſeiner Zeit nannte man die Kaiſer Gott. Allein, dieſes Wort Gott hatte damals gar nicht die Bedeutung, die wir ihm itzo geben. Divus Auguſtus, Divus Trajanus hieß nichts als der heilige Auguſt, der heilige Trajan. Man glaubte, es ſey der Würde des römiſchen Reiches anſtändig, daß die Seele ſeines Hauptes ſogleich nach dem Tode in Himmel fahre, und oft gab man den Titel des heiligen oder Divus einem Kaiſer im voraus. Bey nahe aus eben dieſem Grunde nannten ſich die erſten Patriarchen der chriſtlichen Kirche alle Ew. Heiligkeit. Man nannte ſie alſo, um ſie an das zu erinnern, was ſie ſeyn ſollten.

Man giebt ſich manchmal ſehr demüthige Titel, wenn man nur von andern deſto rühmlichere erhält. Ein Abt, der ſich Bruder nennet, läßt ſich von ſeinen Mönchen Monſeigneur nennen. Der Pabſt nennt ſich einen Knecht aller Knechte Gottes; und ein ehrlicher Prediger im Holſteiniſchen ſchrieb einmal an den Pabſt Pius den IVten: an den

IVten Pius, den Knecht aller Knechte Gottes. Er gieng hernach nach Rom, ſeine Angelegenheiten daſelbſt zu treiben, und die Inquiſition ließ ihn ins Geſängniß werfen, damit er beſſer ſchreiben lernte.

Es war eine Zeit, da allein der Kaiſer den Titel Majeſtät hatte. Die andern Könige nannten ſich Ew. Hoheit, Ew. Durchlaucht ꝛc.

Ludewig der XI war der erſte in Frankreich, den man gemeiniglich Majeſtät nannte, ein Titel, der ſich wenigſtens eben ſo gut für die Würde eines großen Erbkönigreichs, als für ein Wahlreich, ſchicket. Man brauchte aber gegen die Könige von Frankreich die Benennung Hoheit noch lange Zeit nach ihm, und man kann noch Briefe an Heinrichen den IIIten ſehen, worinne man ihm dieſen Titel giebt. Die Stände von Orleans wollten durchaus nicht, daß man die Königinn Katharina von Medicis Ihro Majeſtät nennen ſollte. Nach und nach aber behielt dieſe Benennung doch die Oberhand. Der Name iſt gleichgültig, und nur die Gewalt iſt es nicht.

Die deutſche Kanzeley, die allezeit unveränderlich in ihren edeln Gebräuchen iſt, will noch itzo die Könige nicht anders als Durchlaucht nennen; ſo gar in den bekannten weſtphäliſchen Friedenshandlungen, wo Frankreich und Schweden dem heiligen römiſchen Reiche Geſetze vorſchrieb. So oft die Gevollmächtigten des Kaiſers lateiniſche Aufſätze überreicheten, ſo oft nannte Se. geheiligte kaiſerliche Majeſtät die Könige von Frankreich und Schweden nicht anders als Durchlauchteſte (Serenissimi), die Franzoſen und Schweden aber ermangelten nicht, zu verſichern, daß Ihre geheiligten Majeſtäten von Frankreich und Schweden viel Beſchwerden wider den Durchlauchtigſten Kaiſer hätten. Kurz, in dieſen Friedenshandlungen war alles auf beyden Seiten gleich. Seit der Zeit ſind in den Gedanken des Volkes die großen Monarchen alle einander gleich, und derjenige der ſeinen Nachbar geſchlagen hat, der hat, nach der Meynung des Volkes, den Vorzug.

Philippus der II war die erſte Majeſtät in Spanien, denn Se. Durchlaucht, Carl der V, ward nur Majeſtät in Anſehung des Kaiſerthums. Die Kinder des zweyten Philipps waren die erſten Hoheiten, und wurden zuletzt königliche Hoheiten. Der Herzog von Orleans, der Bruder Ludewigs des XIII, nahm erſt im Jahre 1631 den Titel königliche Hoheit an; und damals gab ſich der Prinz von Conde den Titel Durchlauchtigſte Hoheit, den ſich die Herzoge von Vendome anzumaßen nicht unterſtanden. Der Herzog von Savoyen ward damals königliche Hoheit, und ward in der Folge zu einer Majeſtät. Der Großherzog von Florenz that desgleichen, nur die Majeſtät ausgenommen, und der Czaar endlich, welcher in Europa nicht anders, als unter dem Namen des Großherzogs bekannt war, ließ ſich zum Kaiſer erklären und ward auch dafür erkannt.

Vor dieſem waren nicht mehr als zween Markgrafen in Deutſchland, zween in Frankreich, und zween in Italien. Der Markgraf von Brandenburg iſt König geworden, und ein großer König, die italieniſchen und franzöſiſchen Marquis aber ſind heut zu Tage von einer etwas andern Art. Wenn ein Bürger die Ehre hat, einen Legaten ſeiner Provinz zu bewirthen, und der Legat trinkt ihm mit den Worten zu: Herr Marquis, ihre Geſundheit; ſo ſind er und ſeine Kinder auf immerdar Marquis. Wenn ein Landjunker in Frankreich, deſſen ganzes Vermögen etwa in dem Beſitze des vierten Theils eines alten eingefallenen Schloſſes beſteht, nach Paris kömmt, und ſein Glück nur ein klein wenig macht, oder es doch nur zu machen ſcheint, ſo nennet er ſich in ſeinen Acten: hoher und mächtiger Herr, Marquis und Graf; und ſein Sohn iſt bey ſeinem Notare der ſehr hohe und ſehr mächtige Herr. Weil dieſer Hochmuth der Regierung und der bürgerlichen Geſellſchaft nichts ſchadet, ſo hat man keine Acht darauf. Einige franzöſiſche Herren rühmen ſich, deutſche Barons in ihren Ställen zu haben; und einige deutſche Herren ſagen, daß ſie in ihrer Küche franzöſiſche Marquis hätten. Es iſt nicht lange, als ein Fremder in Neapel ſeinen Kutſcher zum Herzoge machte. Der Gebrauch iſt hierinne ſtärker, als das königliche Anſehen. Wenn man in Paris wenig bekannt iſt, ſo kann man ſich, wie man will, Graf oder Marquis nennen laſſen. Iſt es aber eine Gerichtsperſon oder ein Finanzbedienter, und der König ſelbſt hätte ihm das wirklichſte Marquiſat gegeben, ſo wird er doch deswegen nicht Marquis heißen. Der berühmte Samuel Bernard, war weit eher Graf als fünf hundert andere Grafen, die nicht eine Spanne Landes beſitzen, weil der König ſein Landgut Coubert zur Grafſchaft erhoben hatte. Hätte er ſich aber bey einem Beſuche als der Graf Bernard anmelden laſſen, man würde ihn ausgelacht haben.

In England iſt es ganz anders. Wenn der König einem Handelsmanne den Titel Graf oder Baron giebt, ſo empfängt er von der ganzen Nation ohne Schwierigkeit den Namen, der ihm zugehöret. Leute von der größten Geburt, der König ſelbſt, nennen ihn Mylord, Monſeigneur. Eben ſo iſt es in Italien, wo das Protocol der Monſignors iſt. Der Pabſt ſelbſt giebt ihnen dieſen Titel. Sein Medicus heißt Monſignor, und niemand hält ſich darüber auf.

In Frankreich iſt Monſeigneur eine ſchreckliche Sache. Ein Biſchof war vor dem Kardinale von Richelieu nichts als hochwürdigſter Vater in Gott; als aber Richelieu Staatsſecretär wurde, und noch Biſchof von Luſſon war, ſo wurden ſeine Brüder die Biſchöfe, damit er nicht allein den Titel Monſeigneur haben möchte, den ſich damals die Staatsſecretäre anmaßten, einig, ſich dieſen Titel ſelbſt zu geben. Dieſes Unternehmen fand bey dem Publico keinen Widerſpruch. Weil es aber ein neuer Titel war, welchen der König den Biſchöfen nicht gegeben hatte, ſo fuhr man in den Edicten, Declarationen, Verordnungen und allem, was vom Hofe kam, fort, ſie ſchlechtweg Sieurs zu nennen, und die Herren des Raths ſchreiben niemals anders an einen Biſchof, als Monſieur.

Die Herzoge und Pairs haben mehr Mühe gehabt, ſich in den Beſitz des Monſeigneurs zu ſetzen. Der große Adel ſpricht ihnen dieſen Vorzug durchaus ab. Die höchſte Spitze des menſchlichen Hochmuths iſt, wenn man Ehrentitel von denjenigen erhält, die unſers gleichen zu ſeyn glauben; allein es iſt ſehr ſchwer, zu dieſer Spitze zu gelangen: man findet überall den Hochmuth mit dem Hochmuthe ſtreiten. Wenn die Herzoge verlangen, daß arme Edelleute an ſie Monſeigneur ſchreiben ſollen, ſo verlangen die Gerichtspräſidenten von den Advocaten und Procuratoren ein gleiches. Man hat einen Präſidenten gekannt, welcher ſich die Ader nicht wollte öffnen laſſen, weil der Wundarzt zu ihm geſagt hatte: Monſieur, an welchem Arme wollen ſie laſſen? Ein gewiſſer Rath, in dem Obergerichte war hierinne von weniger Umſtänden. Ein Kläger ſagte zu ihm: Monſeigneur, Dero Herr Secretär ..... Hier fiel ihm der Rath ins Wort: ſie haben in drey Worten drey Ungereimtheiten geſaget. Ich bin nicht Monſeigneur, mein Secretär iſt nicht Herr, es iſt mein Schreiber.

Dieſen großen Proceß der Eitelkeit zu beſchließen, wird endlich jedermann in der ganzen Welt Monſeigneur werden müſſen; ſo wie alles Frauenzimmer, das vor dieſem Mademoiſelle hieß, itzo Madame heißt. Wenn in Spanien ein Bettler, einem andern begegnet, ſo fraget er ihn: haben Ew. Gnaden ſchon Schokolade genoſſen? Dieſe höfliche Art, ſich auszudrücken erhebt die Seele und befeſtiget die Würde des Geſchlechts.

Cäſar und Pompejus nannten ſich im Senate Cäſar und Pompejus. Allein dieſe Leute wußten nicht zu leben. Sie beſchloſſen ihre Briefe mit einem Lebe wohl. Wir waren vor ſechzig Jahren geneigte Diener; ſeit dem ſind wir demüthigſte und gehorſamſte Diener geworden, und itzo haben wir die Ehre demüthigſte und gehorſamſte Diener zu ſeyn. Ich beklage unſere Nachwelt, ſie wird ſchwerlich etwas zu dieſen ſchönen Formeln hinzu ſetzen können.

XII.

Ueber die Widerſprüche in dieſer Welt.

Je mehr man die Welt betrachtet, deſto mehr Widerſprüche findet man darinnen. Mit dem Großſultane anzufangen; er läßt alle Köpfe abſchlagen, die ihm misfallen, und kann ſeinen eigenen ſelten behalten.

Von dem Großſultane auf den heil. Vater zu kommen: er beſtätiget die Wahl der Kaiſer, er hat Könige zu Vaſallen; und iſt nicht einmal ſo mächtig, als der Herzog von Savoyen. Er fertiget Befehle nach America und Africa aus, und kann der Republik Lucca nicht einmal ein Privilegium nehmen. Der Kaiſer iſt römiſcher König, das Recht des römiſchen Königs aber beſteht darinn, daß er ihm den Steigbügel halten, und in der Meſſe das Becken reichen muß.

Die Engländer bedienen ihren Monarchen auf den Knien; ſie ſetzen ihn aber ab, werfen ihn ins Gefängniß, und laſſen ihn auf der Henkerbühne ſterben.

Leute, welche das Gelübde der Armuth thun, erhalten, vermöge dieſes Gelübdes, bis zweyhundert tauſend Thaler jährlicher Einkünfte, und werden, vermöge ihres Gelübdes der Demuth, unumſchränkte Herren.

Man verbrennet diejenigen öffentlich, die der Sünde der Nonconformität überzeuget werden, und man erkläret in allen Schulen ganz ernſthaft die zweyte Ecloga des Virgils, worinnen Corydon dem Alexis eine Liebeserklärung thut: Formosum pastor Corydon ardebat Alexin; und man läßt junge Leute noch die Anmerkung machen, daß, obgleich Alexis blond und Amyntas braun ſey, Amyntas gleichwol den Vorzug haben könne.

Wenn ein armer Philoſoph, der nichts übels denkt, die Erde ſich bewegen läßt, oder ſich einbildet, das Licht komme von der Sonne, oder voraus ſetzet, die Materie könne wohl noch andere Eigenſchaften haben, als diejenigen, die wir kennen; ſo ſchreyt man ihn als Ruchloſen, als einen Stöhrer des Friedens aus, und die Tuſculane des Cicero und den Lucrez, zwey vollſtändige Lehrgebäude der Gottloſigkeit, hat man ad usum Delphini überſetzet.

Die Gerichte glauben die Beſitzungen nicht mehr, und man lachet über die Hexenmeiſter; gleichwol werden Gauffredy und Grandier wegen der Wahrſagerey verbrannt, und vor nicht langer Zeit wollte das halbe Parlement einen Geiſtlichen zum Feuer verdammen, welcher ein Mägdchen durch ſeinen Athem behext haben ſollte.

Der zweifelnde Weltweiſe, Bayle, wurde ſogar in Holland verfolget; La Motte le Vayer, welcher ein größerer Zweifler und ein kleinerer Weltweiſe war, iſt Lehrmeiſter des Königs Ludewig des XIVten, und des Bruders des Königs geweſen. Gouville war zu gleicher Zeit in Paris im Bildniſſe am Galgen, und Miniſter von Frankreich in Deutſchland.

Der berüchtigte Gottesleugner Spinoza lebte und ſtarb ruhig. Vanini, welcher bloß wider den Ariſtoteles geſchrieben hatte, ward als ein Gottesleugner verbrannt. Er hat die Ehre in allen Geſchichten der Gelehrten, in allen Wörterbüchern, den Archiven unzähliger Lügen und ſehr weniger Wahrheiten, einen Artikel als ein Gottesleugner zu füllen. Oeffnet dieſe Bücher, ihr werdet darinnen ſehen, daß Vanini in ſeinen Schriften nicht allein die Gottesleugnung öffentlich gelehret, ſondern auch zwölf Profeſſores von ſeiner Secte von Neapel aus in der Welt herum geſchickt hat, überall Proſelyten zu machen. Oeffnet nunmehr die Bücher des Vanini, und ihr werdet nicht wenig erſtaunen, überall Beweiſe von dem Daſeyn Gottes anzutreffen. Folgendes ſaget er in ſeinem Amphitheatrum, einem Werke, das eben ſo unbekannt als verworfen iſt.

„Gott iſt ſein Urſprung und ſein Ziel ohne Ende und ohne An-
„fang; er brauchet weder das eine noch das andere; er iſt der Vater
„von allem Anfange und Ende; er iſt beſtändig aber in keiner Zeit.
„Vor ihm flieht das Vergangene nicht; und das Zukünftige wird nicht
„kommen. Er regieret überall, ohne an einem Orte zu ſein; er iſt
„unbeweglich, ohne ſich wo aufzuhalten; ſchnell ohne Bewegung; er iſt
„alles und außer allem; er iſt in allen, aber ohne eingeſchloſſen zu
„ſeyn; er iſt außer allen, aber ohne ausgeſchloſſen von etwas zu ſeyn;

„er iſt gut, ohne Eigenſchaft; groß ohne Größe; ganz ohne Theile; „unveränderlich indem er die ganze Welt verändert; ſein Wollen iſt „ſeine Gewalt. Er iſt einfach; nichts iſt in ihm, das nur bloß möglich „wäre, alles iſt in ihm wirklich; er iſt die erſte, die mittelſte und letzte „Handlung. Kurz, er iſt alles, über alle Weſen, außer allen, in allen, „ewig vor allen und nach allen.

Nach einem ſolchen Glaubensbekenntniſſe ward Vanini für einen Gottesleugner erkläret. Aus welchem Grunde ward er verdammet? Auf die bloße Ausſage eines gewiſſen Françon. Umſonſt zeugten ſeine Bücher für ihn. Ein einziger Feind brachte ihn um das Leben, und in ganz Europa um ſeinen Namen.

Das kleine Buch, Cymbalum mundi, welches nichts als eine froſtige Nachahmung des Lucians iſt, und welches die allergeringſte Verwandtſchaft mit dem Chriſtenthume hat, iſt gleichfalls zum Feuer verdammt worden. Rabelais aber iſt mit Privilegiis gedruckt worden, und dem türkiſchen Spione hat man freyen Lauf gelaſſen, eben ſowol als den perſianiſchen Briefen, dieſem leichten, ſinnreichen und verwegenen Buche, worinnen ſich ein ganzer Brief für den Selbſtmord befindet; ein anderer, worinnen man die eigentlichen Worte findet, wenn man eine Religion voraus ſetzet; ein anderer, worinnen ausdrücklich geſaget wird, daß die Biſchöfe keine andere Verrichtungen hätten, als von der Beobachtung der Geſetze Erlaſſung zu ertheilen; ein anderer endlich, wo geſaget wird, der Pabſt ſey ein Magicus, der uns glaubend mache, drey wären nur eins, und das Brodt, welches man ißt, wäre kein Brodt.

Der Abt von St. Pierre, ein Mann, welcher ſich oft hat betriegen können, der aber niemals aus einer andern Abſicht geſchrieben hat, als das gemeine Beſte zu befördern, und deſſen Werke der Kardinal du Bois Träume eines redlichen Bürgers nannte; der Abt von St. Pierre, ſage ich, iſt einmüthig aus der franzöſiſchen Akademie ausgeſchloſſen worden, weil er in einem politiſchen Werke die Stiftung der Rathsverſammlungen der Stiftung der Staatsſecretariate vorgezogen, und geſaget hat, die Finanzen wären zu Ende dieſer glorreichen Regierung übel verwaltet worden. Der Verfaſſer der perſianiſchen Briefe, hatte in ſeinem Buche von Ludewig dem XIVten nichts weiter geſaget, als, daß er ein Hexenmeiſter wäre, welcher machte, daß ſeine Unterthanen glauben müßten, Papier wäre Geld; daß er bloß die türkiſche Regierungsart liebte; daß er einen Mann, der ihm die Serviette reichte, einem Manne vorzöge, der ihm Schlachten gewonnen hätte; daß er einem Manne eine Penſion gegeben habe, der zwey Meilen geflohen wäre, und einem andern ein Gouvernement, welcher vier Meilen geflohen wäre; daß er endlich in Armuth verſunken ſey; obgleich in eben dem Briefe geſaget wird, daß ſeine Finanzen unerſchöpflich wären. Dieſes iſt es alles, daß ich es noch einmal wiederhole, was dieſer Verfaſſer, in dem einzigen Buche, das von ihm bekannt iſt, von dem XIVten Ludewig, dem Beſchützer der franzöſiſchen Akademie, geſaget hat; und gleichwol iſt dieſes Buch der einzige Grund, aus welchem man ihn in die franzöſiſche Akademie aufgenommen hat.

Dieſen Widerſpruch auf das höchſte zu treiben, darf man nur hinzufügen, daß ihn dieſe Geſellſchaft aufgenommen, weil ſie von ihm lächerlich gemacht worden. Denn unter allen Büchern, worinnen man ſich auf Unkoſten dieſer Akademie luſtig gemacht hat, iſt kein einziges, worinnen ſie mehr gemishandelt worden iſt, als in den perſianiſchen Briefen. Man darf nur den Brief nachſehen, worinnen geſaget wird: diejenigen, welche dieſe Geſellſchaft ausmachen, haben keine andere Verrichtung, als ohne Unterlaß zu plaudern. Die Lobeserhebungen miſchen ſich wie von ſelbſt in ihr ewiges Geſchwätze ein ꝛc. Nachdem er der Geſellſchaft auf dieſe Art mitgefahren war, ward er bey ſeiner Aufnahme von ihr gelobet, daß er die Gabe habe, in ſeinen Schildereyen ungemein zu treffen.

Wenn ich dieſe Unterſuchung der Widerſprüche fortſetzen wollte, die man in dem Reiche der Gelehrſamkeit findet, ſo müßte ich die Geſchichte aller Gelehrten und aller witzigen Köpfe beſchreiben; ſo wie ich, wenn ich die Widerſprüche in der Geſellſchaft alle durchgehen wollte, die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts ſchreiben müßte. Einer aus Aſia, welcher in Europa reiſte, könnte uns gar leicht für Heiden anſehen. Unſere Tage in der Woche werden nach dem Mars, dem Mercurius, dem Jupiter, und der Venus genannt. Die Hochzeit des Cupido und der Pſyche iſt in dem Pallaſte der Päbſte abgemalet. Wenn dieſer Reiſende aus Aſien vollends unſere Opern ſehen ſollte, ſo würde er ganz gewiß glauben, es wäre ein Feſt zu Ehren der heidniſchen Götter.

Wenn er ſich ein wenig genauer nach unſern Sitten erkundigte, ſo würde er noch mehr erſtaunen. In Spanien würde er ſehen, daß ein ſtrenges Geſetz verbiethet, daß ein Ausländer unmittelbarer Weiſe den geringſten Antheil an dem Handel nach America habe, und daß gleichwol die Ausländer daſelbſt, durch die ſpaniſchen Factors jährlich einen Handel von 50 Millionen dahin unterhalten; ſo daß Spanien nicht reich werden kann, als durch die Uebertretung des Geſetzes, welches beſtändig bleibt, und beſtändig verachtet wird.

Er würde ſehen, daß in einem andern Lande die Regierung eine indiſche Geſellſchaft in der Blüte erhält, obſchon die Theologen den Dividenden der Actien für ſtrafbar vor Gott erkläret haben. Er würde ſehen, daß man das Recht die Menſchen zu richten, das Recht im Kriege zu commandiren, das Recht in einem Rathe zu ſitzen, kaufen könne. Er würde nicht begreifen können, warum in den Patenten geſaget würde, dieſe Stellen wären umſonſt und ohne Anhalten ertheilet worden, da doch die Quittung der Finanzkammer gleich dem Patente beygefüget ſey.

Sollte unſer aſiatiſcher Reiſender nicht erſtaunen, wenn er ſehen müßte, daß die Schauſpiele von Monarchen unterhalten und von den Geiſtlichen in Bann gethan würden? Er würde fragen, warum ein Lieutenantgeneral von bürgerlichem Herkommen, wenn er auch Schlachten gewonnen hätte, wie ein Bauer zum Kopfgelde geſchätzet würde, ein Scabinus aber ſo adelich wäre, als die Montmorencis? Er würde fragen, warum die regelmäßigen Schauſpiele in einer der Andacht geheiligten Woche verbothen wären, und man doch Poſſenſpielern Erlaubniß gäbe, welche doch Ohren, die nichts weniger als zärtlich wären, beleidigten. Er würde ſehen, daß faſt beſtändig unſere Gebräuche mit unſern Sitten im Widerſpruche ſtehen, und wenn wir nach Aſien reiſeten, ſo würden wir beynahe eben ſolche Widerſprüche daſelbſt entdecken.

Die Menſchen ſind überall gleich närriſch. Sie haben die Geſetze gemacht, ſo wie man die Einſtürzungen der Mauren wieder zubauet. Hier haben die älteſten Söhne den jüngſten alles weggenommen, was ſie gekonnt haben; dort gehen beyde in gleiche Theile. Bald hat die Kirche den Zweykampf befohlen, bald hat ſie den Fluch darauf geleget. Man hat, nach der Reihe, bald die Feinde und bald die Freunde des Ariſtoteles, bald diejenigen, welche lange Haare tragen, und bald die, welche kurze tragen, in Bann gethan.

Wir haben in der Welt kein vollkommenes Geſetz, als eines für eine gewiſſe Art der Narrheit, für das Spiel. Die Regeln des Spiels ſind die einzigen, welche keine Ausnahme, keine Nachſicht, keine Veränderung, keine Tyranney leiden. Wenn auch ein Menſch Bedienter geweſen wäre, und er ſpielte mit Königen Lansquenet, ſo wird er ohne Schwierigkeit bezahlet, wenn er gewonnen hat. So iſt das Geſetz überall ein Schwerdt, womit der Stärkſte den Schwächſten in Stücken hauet.

Gleichwol beſteht dieſe Welt, als wenn alles wohl darinnen geordnet wäre. Das Unregelmäßige iſt uns natürlich; unſere politiſche Welt iſt wie unſere Erdkugel, etwas Ungeſtaltetes, welches beſtändig ſo bleibt. Es wäre thöricht, wenn man wollte, daß die Berge, die Meere, die Flüſſe, alle nach regelmäßigen Figuren abgeordnet wären; noch thörichter wäre es, von allen Menſchen eine vollkommene Weisheit zu verlangen; das wäre, den Hunden Flügel, und den Adlern Hörner geben wollen.

XIII.

Gedruckte Lügen.

Man kann itzo die Einwohner von Europa in Leſer und Schriftſteller eintheilen, ſo wie man ſie ganzer ſieben bis acht Jahrhunderte in kleine barbariſche Tyrannen, welche einen Vogel auf der Fauſt trugen, und in Sclaven eintheilte, welchen alles gebrach.

Es ſind ungefähr zwey hundert und funfzig Jahre, daß ſich die Menſchen nach und nach wieder beſonnen haben, daß ſie eine Seele hätten. Jeder will leſen, entweder dieſe Seele zu ſtärken, oder ſie zu zieren, oder ſich rühmen zu können geleſen zu haben. Als die Holländer dieſe neue Bedürfniß des menſchlichen Geſchlechts ſahen, ſo wurden ſie die Factors unſerer Gedanken, ſo wie ſie es von unſern Weinen und Salzen geweſen waren. Mancher Buchhändler in Amſterdam, welcher nicht einmal leſen konnte, gewann eine Million, weil er einige Franzoſen bey der Hand hatte, die ſich mit dem ſchreiben abgaben. Dieſe Kaufleute erkundigten ſich durch ihre Correſpondenten, welche Lebensmittel am meiſten im Gange wären, und nach den verſchiedenen Bedürfniſſen befohlen ſie ihren Werkmeiſtern, entweder eine Hiſtorie oder einen Roman; vornehmlich aber Hiſtorien, weil man doch am Ende etwas mehr Wahrheit in demjenigen zu finden glaubet, was neue Geſchichte, hiſtoriſche Denkwürdigkeiten, geheime Nachrichten heißt, als was ein Roman überſchrieben iſt. Auf ſolche Befehle der Papier- und Dintenhändler alſo haben ihre Arbeitsleute die Denkwürdigkeiten des von Artagnan, des von Pointis, von Vordac, von Rochefort und ſo vieler anderer zuſammen geſchrieben, worinne man alles nach der Länge beſchrieben findet, was die Könige oder die Miniſters, wenn ſie allein waren, gedacht haben, und tauſend andere öffentliche Handlungen, von welchen man niemals ein Wort gehöret hatte. Die jungen deutſchen

Barons, die pohlniſchen Woywoden, die Damen in Stockholm und Copenhagen leſen dieſe Bücher, und glauben, die allergeheimſten Nachrichten von dem franzöſiſchen Hofe darinne zu finden.

Varillas war weit über dieſe edeln Schriftſteller, von welchen ich rede, gleichwol nahm er ſich ſehr große Freyheiten. Er ſagte einmal zu einem Freunde, welcher ihn ein wenig in Verwirrung antraf: ich muß drey Könige mit einander reden laſſen; ſie haben ſich niemals geſehen, und ich weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll. Wie? ſagte der andere, machen ſie denn eine Tragödie?

Nicht jedermann hat die Gabe zu erfinden. Man läßt die Fabeln der alten Geſchichte in 12. drucken, die man vor dieſem in Folio hatte. Ich glaube, daß man in mehr als zwey hundert Schriftſtellern alle die Wunder und Vorherverkündigungen wieder finden kann, welche zu der Zeit ſollen geſchehen ſeyn, da die Aſtrologie eine Wiſſenſchaft war. Man wird es uns vielleicht noch mehr als einmal ſagen, daß zwey Juden, welche ohne Zweifel nichts als alte Kleider zu verkaufen und das Geld zu beſchneiden wußten, dem Leo Iſaurienſis das Kaiſerthum verſprochen, und ſich von ihm bedungen, daß er die Bilder der Chriſten ſollte niederreißen laſſen, wenn er zur Regierung käme. Als wenn ſich ein Jude darum bekümmerte, ob wir Bilder haben oder nicht. Eben ſo wenig zweifle ich, daß man es nicht noch einmal drucken ſollte, Mahomet der IIte, mit dem Zunamen der Große, der erlauchteſte Prinz ſeiner Zeit, und der freygebigſte Belohner der Künſte, habe alles in Conſtantinopel verbrannt und ermordet, (da er doch die Stadt von der Plünderung befreyete) daß er alle Kirchen niederreißen laſſen, (da er doch mehr als die Hälfte davon erhalten) daß er den Patriarchen ſpießen laſſen, (da er doch dieſem Patriarchen mehr Ehre erzeigte, als ihm von allen griechiſchen Kaiſern war erzeiget worden) daß er vierzig Pagen den Leib aufſchneiden laſſen, zu wiſſen, welcher von ihnen einen Melone gegeſſen habe, und daß er ſeiner Geliebten den Kopf abgeſchlagen, ſeinen Janitſcharen eine Luſt zu machen. Alle dieſe Hiſtorien, welche vortrefflich zu den Mährchen von Roberten dem Teufel und vom blauen Barte paſſen, werden alle Tage mit Billigung und Freyheiten verkauft.

Tiefſinnigere Geiſter haben eine andere Art zu lügen erfunden. Sie haben ſich zu Erben aller großen Miniſters gemacht, und ſich aller ihrer Teſtamente bemächtiget. Wir haben Teſtamente vom Colbert und vom Louvois geſehen, welche für authentiſche Schriften von verſchlagenen Staatskundigen ſind ausgegeben worden, die in ihrem Leben kaum in das Vorgemach eines Kriegsraths oder einer Finanzkammer gekommen ſind. Das Teſtament des Kardinals von Richelieu, weil es von einer weniger ungeſchickten Hand gemacht worden, hat das meiſte Glück gehabt, und der Betrug hat ſehr lange gedauert. Es iſt ein Vergnügen, beſonders in den Sammlungen von Reden zu ſehen, wie verſchwenderiſch man mit den Lobſprüchen dieſes vortrefflichen Teſtaments des unvergleichlichen Kardinals geweſen iſt: man fand darinne die ganze Tiefe ſeines Geiſtes; und der ſchwächſte Verſtand, welcher es geleſen, oder gar einen Auszug davon gemacht hatte, hielt ſich für fähig, die ganze Welt zu regieren.

Ich habe von meiner Jugend an geargwohnt, daß das Werk von einem Betrüger ſey, welcher den Namen des Kardinals angenommen, ſeine Grillen auszukramen. Ich habe mich bey allen Erben dieſes Miniſters erkundigen laſſen, ob ſie wüßten, daß das Manuſcript davon jemals in ihrem Hauſe geweſen wäre. Man hat mir einmüthig geantwortet, daß niemand etwas davon gewußt hätte, ehe es im Drucke erſchienen wäre. Ich habe ſeit dem dieſe Unterſuchungen von neuem angeſtellet, nirgends aber die geringſte Spur der Handſchrift entdecken können. Ich habe mich auf der königlichen Bibliothek erkundiget, ich habe die Archive der Miniſters um Rath gefraget, niemals habe ich nur jemand ſagen hören, daß er eine Zeile von der Handſchrift des Kardinals geſehen habe. Alles dieſes beſtärkte meinen Argwohn, und hier ſind die Gründe, die mich vollends überredet haben, daß der Kardinal nicht den geringſten Antheil an dieſem Werke habe.

1. Das Teſtament iſt erſt 38 Jahre nach dem Tode ſeines vorgegebenen Verfaſſers erſchienen. Der Herausgeber ſaget in der Vorrede nicht, auf was für Art ihm das Manuſcript in die Hände gefallen ſey. Wäre das Manuſcript authentiſch geweſen, ſo würde ſeine Schuldigkeit und ſein Nutzen erfodert haben, es zu beweiſen, es in eine öffentliche Bibliothek nieder zu legen, und jedem Manne von Bedienung es zu zeigen. Er nimmt keine von dieſen Maßregeln; (die er ohne Zweifel nicht nehmen konnte) und dieſes allein kann ihm ſeine ganze Glaubwürdigkeit nehmen.

2. Die Schreibart iſt gänzlich von der Schreibart des Kardinals unterſchieden. Man hat die Hand des Abts von Bourzeis darinne zu

erkennen geglaubt; es iſt aber leichter zu ſagen, von wem dieſes Buch nicht iſt, als von wem es iſt.

3. Man hat nicht allein die Schreibart des Kardinals von Richelieu nicht nachahmen können, ſondern man hat ſogar die Unvorſichtigkeit gehabt, ihn Armand Dupleſſis unterzeichnen zu laſſen, da er ſich doch Zeit ſeines Lebens auf dieſe Art nicht unterſchrieben hat.

4. Gleich in dem erſten Hauptſtücke ſieht man eine offenbare Falſchheit. Man ſetzet den Frieden als geſchloſſen voraus, und gleichwol hatte man damals nicht nur noch Krieg, ſondern der Kardinal von Richelieu hatte noch gar keine Luſt Friede zu machen. Eine ſolche Ungereimtheit iſt eine offenbare Ueberführung der Falſchheit.

5. Zu dem lächerlichen Lobe, welches ſich der Kardinal in dieſem erſten Hauptſtücke ſelbſt giebt, und dergleichen ſich ein Menſch von Verſtande niemals zu geben pfleget, füget man eine noch weit unanſtändigere Verdammung derjenigen, welche in dem Rathe ſaßen, als der Kardinal in denſelben trat. Man nennet daſelbſt den Herzog von Mantua, dieſen armen Prinz. Wenn man der heimlichen Händel gedenkt, welche die Königinn Mutter unternahm, den Kardinal zu ſtürzen, ſo ſaget man ganz kurz die Königinn, als wenn die Rede von der Königinn, der Gemahlinn des Königs, wäre. Man nennet darinne die Marquiſinn von Fargis, die Gemahlinn des Abgeſandten in Spanien, und die Lieblinginn der Königinn Mutter, la Fargis, als ob der Kardinal von Marion von Lorme geredet hätte. Nur groben Pedanten, welche die Geſchichte Ludewigs des XIVten geſchrieben haben, kömmt es zu, zu ſagen, die Monteſpan, die Maintenon, die Fontange, die Portsmuth. Ein Menſch von Stande, der die Artigkeit beſeſſen, welche der Kardinal beſaß, wäre nimmermehr in eine ſolche Unanſtändigkeit verfallen. Ich verlange dieſer Wahrſcheinlichkeit nicht mehr Gewichte zu geben, als ſie hat; ich betrachte ſie auch nicht als einen entſcheidenden Grund, ſondern bloß als eine ziemlich ſtarke Muthmaßung.

6. Hier iſt ein Grund, welcher mir durchaus überzeugend ſcheint. Das Teſtament ſaget in dem erſten Hauptſtücke, daß die fünf letzten Jahre des Krieges, jedes ſechzig Millionen Livres damaliger Zeit, ohne außerordentliche Mittel anzuwenden, gekoſtet habe, und in dem neunten Hauptſtücke heißt es, daß jährlich fünf und dreyßig Millionen erſparet würden. Was kann man einem ſo offenbaren Widerſpruche entgegen

ſetzen? Entdecket man nicht offenbar einen Verfälſcher, welcher in Eil ſchreibt, und im neunten Hauptſtücke vergißt, was er im erſten geſaget hat.

7. Welcher vernünftige Menſch kann ſich einbilden, daß ein Miniſter dem Könige vorſchlagen ſollte, die heimlichen Ausgaben von dem, was man baar (comptant) nennet, auf eine Million Goldes einzuſchränken. Was ſoll dieſes ſchweifende Wort, eine Million Goldes, ſagen? Dieſe Ausdrücke ſind für einen Mann gut, welcher die alte Hiſtorie zuſammen ſchreibt, ohne zu wiſſen, was die Münzen gelten. Soll es eine Million Livres Goldes, Mark Goldes, oder eine Million Louisdor heißen. In dem letzten Falle, welches der vortheilhafteſte iſt, würde ſich die Million Goldes auf zwey und zwanzig Millionen Livres nach itzigem Gelde belaufen haben; und das wäre eine wunderliche Einſchränkung einer Ausgabe geweſen, die beynahe das dritte Theil der Einkünfte des Staats betragen hätte.

Uebrigens iſt es wol zu glauben, daß ein Miniſter auf die Abſchaffung dieſes Baaren dringen ſollte? Es war eine heimliche Ausgabe, über welche der Miniſter nach ſeinem Gefallen ſchalten und walten konnte. Es war das koſtbarſte Privilegium ſeiner Bedienung.

Die Unterſuchung dieſes Baaren machte eher kein Aufſehen, als zur Zeit der Ungenade des berühmten Fouquet, welcher dieſes Vorrecht des Miniſters gemisbrauchet hatte. Wer ſieht alſo nicht, daß das vorgegebene Teſtament des Kardinals von Richelieu erſt nach der Begebenheit mit dem Herrn von Fouquet muß ſeyn geſchmiedet worden.

8. Wird wol ein Miniſter die Einkünfte des zwanzigſten Pfennigs, die Einkünfte des fünften Pfennigs nennen? Kaum ein Schreiber eines Notarius wird in dieſen abgeſchmackten Irrthum fallen. Die Einkünfte des fünften Pfennigs würden den fünften Theil des Capitals ausmachen. Ein Capital alſo von hundert tauſend Franken, würde fünf und zwanzig tauſend Franken Intereſſen tragen. Solche Einkünfte ſind niemals geweſen. Die Einkünfte des zwanzigſten Pfennigs bringen fünf pro Cent, das thun aber nicht die Einkünfte des fünften Pfennigs. Das Teſtament muß alſo offenbar die Arbeit eines Menſchen ſeyn, welcher keine auf die Stadt gelegte Einkünfte hatte.

9. Es erhellet offenbar, daß das ganze neunte Capitel, wo die Rede von Finanzen iſt, von einem Projectmacher ſeyn muß, welcher in der Einſamkeit ſeines Kabinets, das ganze Regierungsgebäude in aller

Stille über den Hauſen wirſt, den Salzzoll aufhebt, die Steuer dem Parlemente bezahlen läßt, die Bedienungen vergütet, ohne zu wiſſen, womit er ſie vergüten ſoll. Es iſt in der That beſonders, daß man dieſe Grillen unter dem Namen eines großen Miniſters auszukramen ſich unterſtanden hat, und daß das Publicum ſich dabey hat betriegen laſſen. Allein, wo ſind die Leute, welche mit Aufmerkſamkeit leſen? Ich habe wenig Perſonen etwas anders mit tiefer Unterſuchung leſen ſehen, als Sachen, die ihre eigenen Angelegenheiten betreffen. Daher kömmt es, daß der Irrthum in der ganzen Welt herrſchet. Wenn man die Leſung der Bücher mit eben ſo viel Aufmerkſamkeit verrichtete, als ein guter Hauswirth die Rechnungen ſeines Haushofmeiſters durchſieht, wie vieler Ungereimtheiten würden wir uns nicht entſchlagen lernen?

10. Iſt es wol wahrſcheinlich, daß ein Staatsmann, welcher ſich ein ſo gründliches Werk vorgeſetzet, ſagen ſollte: Der König von Spanien habe dadurch, daß er den Hugenotten beygeſtanden, Indien der Hölle zinsbar gemacht; die Glieder der königlichen Collegien ſchätzten die Krone des Königes nach ihrer Form, welche rund ſey, und alſo kein Ende habe; die Elemente hätten keine Schwere, als wenn ſie in ihrer Stelle wären; das Feuer, die Luft, das Waſſer, könnten keinen irdiſchen Körper halten, weil dieſer auch außer ſeiner Stelle ſchwer wäre; und hundert andere Ungereimtheiten, die ſich kaum für einen Profeſſor der Rhetorik aus dem ſechzehnten Jahrhunderte ſchicken.

11. Kann man ſich wohl überreden, daß der erſte Miniſter eines Königes von Frankreich ein ganzes Capitel gemacht habe, ſeinen Herrn zu überreden, ſich des Rechts der Verweſung auf die Hälfte der Bisthümer ſeines Reichs zu entſagen; eines Rechts, worauf die Könige allezeit ſo eiferſüchtig geweſen ſind.

12. Iſt es möglich, daß in einem politiſchen Teſtamente, welches an einen Prinzen gerichtet, welcher ſchon das vierzigſte Jahr zurück geleget, ein Miniſter, wie der Kardinal von Richelieu, ſo viel Ungereimtheiten geſaget, und nichts als die allergemeinſten Wahrheiten vorgebracht haben ſolle, die ſich für ein klein Kind, das man erzieht, und nicht für einen König, welcher ſeit dreyßig Jahren regierte, ſchicken. Er verſichert, daß die Könige guten Rath brauchten; daß ein Rathgeber des Königs ein geſchickter und redlicher Mann ſeyn müſſe; daß man der Vernunft folgen, und das Reich Gottes bauen ſolle; daß das al-

gemeine Wohl den beſondern Vortheilen vorzuziehen ſey; daß die Schmeichler gefährlich ſind; daß Gold und Silber nöthig ſind. Große Staatslehren für einen König von vierzig Jahren! Wahrheiten, die von einer Feinheit und von einer Tiefe des Geiſtes zeigen, die des Kardinals von Richelieu würdig iſt.

13. Wer wird endlich glauben, daß der Kardinal von Richelieu dem vierzehenten Ludwig die Reinigkeit und Keuſchheit in ſeinem politiſchen Teſtamente anbefohlen habe? Er, welcher ganz öffentlich ſo viel Maitreſſen hatte, und welcher, wenn man den Denkwürdigkeiten des Kardinals von Rets glauben darf, ſeine Verwegenheit und ſeine Begierden bis auf Gegenſtände getrieben hatte, die ihm Schauer verurſachen und ſein Unglück hätten machen können.

Man ſchätze dieſe Gründe und ſchreibe alsdenn, wenn man es wagt, dem Kardinale von Richelieu dieſes Buch zu.

Nicht weniger iſt man mit dem Teſtamente Carls des IV, Herzogs von Lothringen, betrogen worden, worinne man den Geiſt dieſes Prinzen zu finden geglaubt hat; Leute aber, welche ſich beſſer darauf verſtanden, erkannten den Geiſt des Herrn von Chevremont darinne, welcher auch wirklich der Verfaſſer davon war.

Nach dieſen Teſtamentmachern kommen die Sammler geheimer Nachrichten. Wir haben eine kleine Hiſtorie, die 1700. gedruckt iſt, und eine Jungfer Durand, eine Perſon, die ſehr wohl unterrichtet war, zur Verfaſſerinn hat. Der Titel heißt: Liebesgeſchichte des 7ten Gregorius, des Kardinals von Richelieu, der Prinzeßinn von Conde, und der Marquiſe Durſe. Vor einigen Jahren habe ich die Liebsgeſchichte des ehrwürdigen Vaters de la Chaiſe, des Beichtvaters Ludewigs des XIVten geleſen.

Eine ſehr ehrwürdige nach Haag geflüchtete Dame ſchrieb zu Anfange dieſes Jahrhunderts ſechs ſtarke Bände, Schreiben eines Frauenzimmers von Stande in der Provinz, und eines Frauenzimmers von Stande in Paris, die ſich im Vertrauen die Neuigkeiten der Zeit mittheilen. In dieſen Neuigkeiten der Zeit nun iſt, wie ich gewiß verſichern kann, nicht eine einzige wahrhafte. Alle vorgegebne Abendtheuer des Ritters von Bouillon, welcher ſeit der Zeit unter dem Namen des Prinzen von Auvergne bekannt geworden, ſind darinne mit allen Umſtänden erzählet. Ich hatte einmal die Neugierde, den Ritter von

Bouillon zu fragen, ob dasjenige was die Frau Dunoyer auf ſeine Rechnung geſchrieben, einigen Grund habe; und er ſchwor es mir zu, daß es nichts als ein Gewebe von Lügen wäre. Dieſe Dame hatte die Thorheiten des Pöbels zuſammengerafft und in auswärtigen Ländern hielt man ſie für die Geſchichte des Hofes.

Manchmal thun dergleichen Schriftſteller mehr Schaden, als ſie meynen. Vor einigen Jahren wußte ein Bekannter von mir nicht, was er machen ſollte, er ließ alſo ein klein Buch drucken, worinne er vorgab, daß eine gewiſſe berühmte Perſon auf die erſchrecklichſte Weiſe wäre ermordet worden. Ich war ein Augenzeuge von dem Gegentheile geweſen; ich ſtellete dem Verfaſſer alſo vor, daß göttliche und menſchliche Geſetze ihn verbänden, zu wiederrufen. Er verſprach mir es auch; allein die Wirkung ſeines Buchs dauert noch, und ich habe dieſe Verleumdung hernach in mehr als einer vorgegebnen Hiſtorie der Zeit wiederhohlt gefunden.

Es iſt vor kurzem ein politiſches Werk in London erſchienen, dem Orte in der Welt, wo man die meiſten übeln Neuigkeiten ausſtreuet, und die übelſten Betrachtungen über die falſcheſten Neuigkeiten anſtellt. Die ganze Welt weiß, ſagt der Verfaſſer auf der 17ten Seite, daß der Kaiſer Carl der VIte mit Aqua tuffana iſt vergeben worden; man weiß, daß es ein Spanier, ſein Liebling unter den Pagen, dem er in ſeinem Teſtamente was anſehnliches vermacht hatte, war, welcher ihm das Gift beybrachte. Der Magiſtrat in Meyland, bey dem dieſer Page, kurz vor ſeinem Tode ſein Geſtändniß niedergelegt, und welcher es nach Wien geſchickt hat, kann uns nähere Nachricht geben, wer ſeine Anſtifter und ſeine Mitſchuldige geweſen ſind. Ich wünſche, daß uns der Wiener Hof bald die Umſtände dieſer entſetzlichen Schandthat mittheilen möge.

Ich glaube der Wiener Hof wird die Welt lange auf die Mittheilung der Umſtände dieſer abgeſchmackten Grille warten laſſen. Dieſe ſtets erneuerten Verleumdungen erinnern mich an folgende Verſe:

Les oisifs courtisans que leurs chagrins dévorent,
S'efforcent d'obscurcir les astres qu'ils adorent;
Si l'on croit de leurs yeux le regard penetrant,
Tout Ministre est un traitre et tout Prince un Tiran;

L'hymen n'est entouré que de feux adulteres;
Le frere à ſes rivaux est vendu par ses freres;
Et sitot qu'un grand Roi penche vers son declin
Ou son fils ou sa femme ont haté son destin . . .
Qui croit toujours le crime en paroit trop capable.

das iſt „die müßigen Höflinge, die ihr Verdruß verzehret, bemühen ſich „aus allen Kräften, die Sonnen, welche ſie anbethen zu verdunkeln. „Wenn man denen durchdringenden Blicken ihrer Augen trauet, ſo iſt „jeder Miniſter ein Verräther, und jeder Fürſt ein Tyrann; Hymen iſt „mit nichts als mit ehebrecheriſchen Flammen umgeben, und der Bruder „wird an ſeine Mitbuhler von ſeinen Brüdern verkauft; und ſobald ein „großer König ſich ſeinem Ende nahet, ſo muß entweder ſein Sohn, „oder ſeine Gemahlinn, ſeinen Tod beſchleunigt haben. . . Wer das „Laſter allezeit glaubt, der ſcheint nur allzufähig dazu zu ſeyn.

Und auf eben die Art ſind die meiſten vorgegebnen Geſchichten der Zeit abgefaſſet.

Die Kriege von 1702 und von 1741 haben in den Büchern eben ſo viel Lügen hervorgebracht; als Soldaten in den Feldzügen derſelben umgekommen ſind. Man hat es hundertmal wiederholt und wiederholt es noch hundertmal, daß das Miniſterium von Verſailles das Teſtament Carls des IIten, Königs von Spanien, geſchmiedet hätte. Geheime Nachrichten lehren uns, daß der letzte Marechal de la Feuillade ausdrücklich Turin verfehlte, und ſeine Ehre, ſein Glück und ſeine Armee verlor durch eine große Hofliſt; andre berichten uns, daß ein Miniſter aus Staatsklugheit eine Schlacht habe verlieren laſſen. Man hat es in den Unterhandlungen von Europa auf das neue gedruckt, daß wir in der Schlacht bey Fontenai unſre Kanonen mit großen Stücken Glas und mit vergifteten Metallen hätten geladen gehabt: daß der General Cambel von einer „dieſer vergifteten Ladungen wäre getödtet worden, und daß der Herzog von Cumberland dem Könige von Frankreich in einem Kuffer das Glas und die Metalle zugeſchickt habe, die man in ſeiner Wunde gefunden; daß er einen Brief beygelegt, worinne er dem Könige geſagt: Auch die allerbarbariſchſten Völker hätten ſich niemals ſolcher Waffen bedient; und daß ſich der König bey Leſung dieſes Briefes entſetzet habe. Alles dieſes hat nicht den geringſten Schatten der Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit. Man fügt zu dieſen ungereimten Lügen noch hinzu, daß wir mit kaltem Blute die verwundeten Engländer, welche auf dem Schlachtfelde gelegen, umgebracht, da man doch aus den Regiſtern der Hoſpitäler beweiſen kann, daß wir uns ihrer ſo wohl, als unſrer eignen Soldaten, angenommen haben. Dieſe häßlichen Lügen finden in verſchiednen Ländern Europens Glauben, und dienen zur Unterhaltung des Haſſes zwiſchen ganzen Völkern.

Wie viel giebt es nicht geheime Denkwürdigkeiten, Hiſtorien von Feldzügen, Tagebücher von allerley Art, deren Vorreden die billigſte Unparteylichkeit, und die vollſtändigſten Nachrichten verſprechen? Man ſollte meynen, dieſe Werke wären von Gevollmächtigten verfertiget, welchen alle Miniſter von allen Staaten, und alle Generale von allen Armeen, ihre aufgeſetzten Nachrichten eingehändiget hätten. Man gehe einmal zu einem von dieſen Gevollmächtigten, ſo wird man einen armen Schreiber in einem Schlafrocke und in einer Nachtmütze finden, ohne Hausrath und ohne Feuer, welcher die Zeitungen zuſammen ſchreibt und verfälſcht.

Manchmal nehmen dieſe Herren eine gewiſſe Macht unter ihren Schutz. Das Mährchen, das man von einem ſolchen Schriftſteller erzählt, iſt bekannt, welcher nach geendigtem Kriege von dem Kaiſer Leopold eine Belohnung verlangte, daß er ihm an dem Rheine eine vollſtändige Armee von funfzigtauſend Mann ganzer fünf Jahre lang unterhalten habe. Sie kündigen auch Krieg an, und laſſen Feindſeligkeiten begehen, und laufen Gefahr, ſelbſt als Feinde tractirt zu werden. Einer von ihnen mit Namen Dubourg, welcher ſeine Zeitungsniederlage in Frankfurt hatte, ward daſelbſt unglücklicher Weiſe von einem unſrer Officierer im Jahr 1748 in Verhaft genommen, und auf den St. Michaelsberg gebracht, wo er in einem Keſige geſtorben iſt. Gleichwohl hat dieſes Beyſpiel den großen Muth ſeiner Brüder nicht niedergeſchlagen.

Eine von den edelſten und von den gemeinſten Betrügereyen iſt dieſe, wenn ſich Schriftſteller in Staatsminiſter oder Hofleute desjenigen Hofes oder Landes, von welchem ſie reden, verwandeln. Man hat uns eine dicke Geſchichte von Ludewig dem XIVten geliefert, die nach den geſchriebnen Aufſätzen eines Staatsminiſters abgefaſſet ſeyn ſoll. Dieſer Staatsminiſter war ein aus ſeinem Orden verſtoßener Jeſuite, welcher nach Holland unter dem Namen de la Hode geflüchtet war, und ſich endlich in Holland zum Staatsſecretär von Frankreich machte, damit er Brodt haben möchte.

Weil man allezeit gute Muſter nachahmen muß, und weil der Kanzler Clarendon und der Kardinal von Retz Abſchilderungen der vornehmſten Perſonen gemacht haben, mit welchen ſie Unterhandlung gepflogen, ſo darf man ſich gar nicht verwundern, daß die heutigen Schriftſteller, wenn ſie ſich zu einem Buchführer in Sold begeben, damit anfangen, daß ſie von allen Regenten in Europa, von ihren Miniſtern, und von ihren Generalen, deren Liverey ſie nicht einmal kennen, getreue Abſchilderungen geben. Ein engliſcher Schriftſteller, deſſen Annales von Europa gedruckt und wieder gedruckt worden ſind, verſichert uns, daß Ludewig der XIVte nicht das große Anſehen habe, welches einen König ankündiget. Wahrhaftig dieſer Menſch muß mit den Geſichtsbildungen ſehr ſcharf verfahren. Dagegen aber ſagt er, der Kardinal von Fleury habe das Anſehen eines edeln Zutrauens. So genau er bey den Geſtalten iſt, ſo genau iſt er auch bey den Gemüthsſchilderungen und bey der Erzählung der Begebenheiten: er berichtet der Welt, daß der Kardinal von Fleury den Titel des erſtern Miniſters (welchen er niemals gehabt hat) dem Grafen von Toulouſe abgetreten habe; Er lehret uns, daß man die Armee des Marſchalls Maillebois bloß nach Böhmen geſchickt habe, weil eine Hofjungfer einen Brief auf dem Tiſche liegen laſſen, und weil dieſer Brief den Zuſtand der damaligen Angelegenheiten habe zu erkennen gegeben; er ſagt, der Graf von Argenſon wäre in dem Kriegsrathe dem Herrn Amelot gefolget. Ich glaube wenn man alle Bücher in dieſem Geſchmacke zuſammen ſuchen wollte, um ſich die geheimen Nachrichten von Europa ein wenig bekannt zu machen, man würde eine unzählbare Bibliothek zuſammen bringen, wovon kaum zehn Seiten Wahrheit wären.

Ein andrer beträchtlicher Theil des Handels mit gedruckten Papieren, iſt derjenige, welcher mit den polemiſchen Schriften, und zwar mit den eigentlichen polemiſchen Büchern, zu thun hat, worinnen man ſeinen Nächſten verläſtert, um Geld zu gewinnen. Ich will gar nicht von den Factums der Advocaten reden, welche das edle Recht haben, ihre Gegenpartey, ſo ſehr als ſie können, herunter zu machen, und ganze Familien rechtmäßig zu beſchimpfen: ich rede nur von denjenigen, die in England wider das Miniſterium demoſtheniſche Philippica, aus lauter Liebe für das Vaterland, auf ihren Böden ſchreiben. Dieſe Stücke werden das Blatt für zwey Schillinge verkauft; man zieht manchmal vier bis fünf tauſend Stücke davon ab, und dadurch bekömmt ein beredter Bürger wenigſtens auf zwey bis drey Monate Lebensunterhalt. Ich habe den Ritter Walpole erzählen hören, daß einmal ein ſolcher Demoſthenes für zwey Schillinge, der ſich noch für keinen Theil des uneinigen Parlaments erkläret hatte, zu ihm gekommen ſey, und ihm ſeine Feder zu Vertilgung aller ſeiner Feinde angeboten habe. Der Miniſter dankte ihm ganz höflich für ſeinen Eifer, und nahm ſeine Dienſte nicht an. Sie werden es alſo nicht übel nehmen, ſagte der Schriftſteller, daß ich ihrem Gegner, dem Herrn Pultney, meine Dienſte antrage. Er ging ſogleich zu ihm und ward ebenfalls abgewieſen. Nunmehr erklärte er ſich ſo wohl wider den einen, als wider den andern; des Montags ſchrieb er wieder den Herrn Walpole, und des Mittewochs wider den Herrn Pultney. Nachdem er die erſten Wochen ſo ziemlich ehrlich davon gelebet hatte, ſo kam er endlich vor beyder Thüren betteln.

Mit dem berühmten Pope verfuhr man zu ſeiner Zeit wie mit einem Miniſter. Aus ſeinem Ruhme ſchloſſen verſchiedne ſtudirte Leute, daß mit ihm was zu gewinnen ſey. Man druckte ſeinetwegen, zur Ehre der Gelehrſamkeit, und zur Aufnahme des menſchlichen Geiſtes, mehr als hundert Schmähſchriften, worinne man ihm bewies, daß er ein Gottesleugner ſey, und was noch ärger iſt, in England warf man ihm ſo gar vor, daß er katholiſch ſey. Man verſicherte, als er ſeine Ueberſetzung des Homers herausgab, daß er kein Griechiſch verſtehe, weil er bucklicht ſey, und nicht den beſten Geruch habe. Es iſt wahr, er war bucklicht; gleichwohl verſtand er das Griechiſche ſehr gut, und ſeine Ueberſetzung des Homers war ſehr wohl gerathen. Man verläſterte ſeine Sitten, ſeine Auferziehung, ſeine Geburt; man fiel ſeinen Vater und ſeine Mutter an. Dieſe Schmähſchriften hatten kein Ende. Pope hatte manchmal die Schwachheit, darauf zu antworten, und dieſes vermehrte ihre Anzahl. Endlich entſchloß er ſich, ſelbſt einen kleinen Auszug aus allen dieſen ſchönen Stücken zu machen, und ihn drucken zu laſſen. Dieſes war der tödtlichſte Streich für die Schriftſteller, die bisher ziemlich ehrlich von den Läſterungen, die ſie wider ihn ausſpien, gelebt hatten. Man hörte auf, ſie zu leſen, man begnügte ſich mit dem Auszuge, und ſie kamen nicht wieder auf.

Ich bin der Gefahr eitel zu werden, ſehr nahe geweſen, wenn ich geſehen habe, daß große Schriftſteller, mit mir eben ſo umgegangen ſind, als mit Popen. Ich kann ſagen, daß ich mehr als einem Schriftſteller ganz anſehnliche Honoraria verſchaffet habe. Ich hatte, ich weiß nicht wie, dem berühmten Abte des Fontaines eine kleine Gefälligkeit erwieſen. Weil ihm aber dieſe Gefälligkeit nicht Lebensunterhalt verſchaffte, ſo ſetzte er ſich gleich Anfangs, als er aus dem Hauſe, woraus ich ihn gezogen hatte, gekommen war, durch ein Dutzend Schmähſchriften wider mich, in beſſere Umſtände, die er in Wahrheit bloß zu Ehren der Gelehrſamkeit und aus übermäßigem Eifer für den guten Geſchmack verfertigte. Er ließ die Henriade drucken, in die er Verſe, die er ſelbſt gemacht hatte, hinein flickte, um hernach eben dieſe Verſe tadeln zu können. Ich habe ſehr ſorgfältig einen Brief aufbehalten, den mir einmal ein ſolcher Schriftſteller ſchrieb. Mein Herr, ich habe eine Schmähſchrift wider ſie drucken laſſen, wovon vierhundert Exemplaria abgezogen ſind. Wenn ſie mir 400 Livres übermachen wollen, ſo will ich ihnen dieſe vierhundert Exemplare treulich einhändigen. Ich ſchrieb ihm wieder, ich wolle ſeine Güte nicht misbrauchen, der Kauf wäre ihm allzunachtheilig; der Verkauf dieſes Buchs könne ihm weit mehr eintragen; und am Ende hatte ich nicht Urſache, mich meine Großmuth reuen zu laſſen.

Es iſt ſehr gut, gelehrte Leute aufzumuntern, die nicht wiſſen, wozu ſie greifen ſollen. Eine von den mildeſten Handlungen die man zu ihrem Vortheile unternehmen kann, iſt, daß man ein Trauerſpiel heraus giebt. Den Augenblick werden Schreiben an Frauenzimmer vom Stande erſcheinen, unparteyiſche Beurtheilungen des neuen Stücks, Briefe eines Freundes an einen Freund, gründliche Unterſuchungen, Scenenweiſe Unterſuchungen: und alles dieſes findet ſeine Käufer.

Das ſicherſte Geheimniß für einen ehrlichen Buchhändler iſt, am Ende der Werke, die er druckt, alle Abſcheulichkeiten und Thorheiten, die man wider den Verfaſſer gedruckt hat, anzuhängen. Nichts iſt dienlicher, die Neugierde der Leſer zu reizen, und den Verkauf zu beſchleunigen. Ich beſinne mich, daß unter andern entſetzlichen Ausgaben meiner vorgegebenen Werke, ein geſchickter Herausgeber in Amſterdam eine Ausgabe im Haag ſtürzen wollte, und alſo eine Sammlung von allen, was er wider mich hatte auftreiben können, beyfügte. Die erſten Worte dieſer Sammlung ſind, ich wäre ein nagender Hund. Ich fand dieſes Buch in Magdeburg in den Händen des Poſtmeiſters, welcher mir es nicht genug beſchreiben konnte, mit wie vieler Beredſamkeit ihm dieſes Stücke abgefaßt zu ſeyn ſchiene.

Endlich erwieſen mir zwey Buchhändler in Amſterdam, nachdem ſie vorher, ſo viel wie möglich, die Henriade und andere Stücke von mir verunſtaltet hatten, die Ehre, mir zu ſchreiben, daß wenn ich es erlaubte, daß man in Dresden eine beſſere Ausgabe von meinen Werken beſorge, die man damals unter Händen hatte, ſo würden ſie nach ihrem Gewiſſen verbunden ſeyn, einen Band abſcheulicher Schmähungen wider mich, auf dem ſchönſten Papiere, mit breitem Rande, und mit den beſten Littern, die ſie haben könnten, drucken zu laſſen. Sie haben mir ihr Wort treulich gehalten. Sie haben ſogar die Aufmerkſamkeit gehabt, ihre ſchöne Sammlung an einen der verehrungswürdigſten Monarchen in Europa zu ſchicken, an deſſen Hofe ich damals zu ſeyn die Ehre hatte. Der Monarch hat ihr Buch in das Feuer geworfen, mit den Worten, auf eben die Art ſollte man es mit den Herren Herausgebern machen. Es iſt wahr, in Frankreich würden dieſe ehrlichen Leute auf die Galeeren geſchicket werden. Allein das hieße den Handel allzuſehr einſchränken, dem man allezeit beförderlich ſeyn muß.

Fortſetzung der gedruckten Lügen.

Man hat nur ſehr wenig von den gedruckten Lügen gedacht, womit die Welt überſchwemmt iſt. Es wäre ſehr leicht, von dieſer Materie einen großen Band zu ſchreiben. Man weiß aber, daß man nicht alles thun muß, was leichte zu thun iſt.

Man will hier bloß einige allgemeine Regeln geben, die Menſchen in Stand zu ſetzen, ſich vor der Menge Bücher in Acht zu nehmen, welche die Irrthümer von einem Jahrhunderte auf das andere fortgepflanzet haben.

Man erſtaunt bey dem Anblicke einer zahlreichen Bibliothek; man ſagt wohl bey ſich ſelbſt: es iſt betrübt, daß man dazu verdammt iſt, das meiſte, was ſie enthält, nicht zu wiſſen. Tröſtet euch; es iſt wenig dabey verloren. Sehet dieſe vier bis fünftauſend Bände der alten Naturlehre, alles iſt darinne falſch, bis auf die Zeiten des Galiläus.

Betrachtet die Hiſtorien ſo vieler Völker; ihre erſten Jahrhunderte ſind abgeſchmackte Fabeln.

Nach den fabelhaften Zeiten kommen die heroiſchen Zeiten, wie man ſie nennt. Die erſten gleichen der Tauſend und einen Nacht, worinne gar nichts wahr iſt; die andern den Ritterbüchern, worinne nichts als einige Namen und Anſpielungen wahr ſind.

Das iſt ſchon mehr als ein Tauſend Jahre, und mehr als ein Tauſend Bücher, worinn man ohne Nachtheil unwiſſend ſeyn kann. Endlich kommen die hiſtoriſchen Zeiten, wo der Grund der Sachen wahr iſt, und der meiſte Theil der Umſtände Lügen ſind. Sind aber unter dieſen Lügen nicht einige Wahrheiten? Ja, ſo wie ſich ein wenig Goldſtaub in dem Sande, welchen die Flüſſe mit ſich fortſtoßen findet.

Man wird vielleicht wiſſen wollen, durch welches Mittel man dieſes Gold zuſammen ſammeln kann? Hier iſt das Mittel. Alles was nicht mit der Naturlehre, was nicht mit der Vernunft, was nicht mit der Art des menſchlichen Herzens übereinkömmt, iſt nichts als Sand; das übrige, welches von klugen Zeitverwandten bezeuget wird, iſt der Goldſtaub, welchen ihr ſuchet. Herodotus erzählt dem verſammleten Griechenlande die Geſchichte der benachbarten Völker: die verſtändigen Leute lachen, wenn er von den Vorherverkündigungen des Apollo und von den ägyptiſchen und aſſyriſchen Fabeln redet; er ſelbſt glaubet ſie nicht; alles was er von den ägyptiſchen Prieſtern hat, iſt falſch; das, was er ſelbſt geſehen hat, iſt beſtätiget worden. Man muß ihm ohne Zweifel glauben, wenn er zu den Griechen, die ihn anhören, ſaget: es iſt in dem Schatze zu Corinth ein goldner Löwe, am Gewichte 360 Pfund, welcher ein Geſchenk des Cröſus iſt; man ſieht noch den goldnen und den ſilbernen Zober, welche er in den Tempel zu Delphos ſchenkte; der goldne Zober wiegt ohngefähr fünfhundert Pfund, und in den ſilbernen gehen ohngefähr zweytauſend und vierhundert Maaß. So groß dieſe Pracht auch ſey, ſo weit ſie auch alle übertrifft, die wir kennen, ſo kann man ſie doch nicht in Zweifel ziehen. Herodotus redete von etwas, wovon mehr als hunderttauſend Zeugen waren. Dieſer Umſtand iſt übrigens ſehr merkwürdig, weil er beweiſet, daß zu den Zeiten des Cröſus in klein Aſien mehr Pracht war, als man heut zu Tage kennt; und dieſe Pracht welche nur allein die Frucht einer langen Reihe von Jahrhunderten ſeyn kann, beweiſet ein großes Alterthum, wovon uns keine Kenntniß übrig geblieben iſt. Die wunderbaren Denkmäler welche Herodotus in Aegypten und Babylon geſehen hatte, ſind gleichfalls unverwerfliche Sachen. Es iſt nicht eben ſo mit den feſtgeſetzten feyerlichen Begehungen zum Andenken einer Begebenheit, weil da die Feſte zwar wahr, die Begebenheiten aber falſch ſeyn können.

Die Griechen feyerten die pythiſchen Spiele zum Andenken der Schlange Python, die niemals Apollo getödtet hatte. Die Aegyptier feyerten die Aufnahme des Hercules unter die zwölf großen Götter, es iſt aber gar nicht wahrſcheinlich, daß dieſer Hercules in Aegypten ſiebzehn Tauſend Jahre vor der Regierung des Amaſis ſolle gelebt haben, wie man in den Liedern, die man ihm zu Ehren ſang, ſagte.

Griechenland heiligte an dem Himmel neun Sterne für das Meerſchwein, welches den Arion auf ſeinem Rücken getragen, und die Römer feyerten die ſchöne Begebenheit im Monate Februar. Die Prieſter des Mars, die Salii, trugen den erſten März die heiligen Schilde feyerlich umher, welche vom Himmel gefallen waren, als Numa den Faunus und Picus gefeſſelt, und von ihnen das Geheimniß den Donner abzuwenden gelernt hatte. Kurz, es iſt kein Volk, welches nicht die allerabgeſchmackteſten Einbildungen durch feyerliche Begehungen geheiliget habe.

Was die Sitten der barbariſchen Völker anbelangt, ſo werde ich alles, was mir ein weiſer Augenzeuge davon närriſches, abergläubiſches und abſcheuliches ſagt, von der menſchlichen Natur zu glauben ſehr geneigt ſeyn. Herodotus bekräftiget vor dem ganzen Griechenlande, daß in den unermeßlichen Ländern über der Donau die Menſchen ſich eine Ehre daraus machten, das Blut ihrer Feinde aus menſchlichen Hirnſchädeln zu trinkeh, und ſich mit ihrer Haut zu bekleiden. Die Griechen, welche mit den Barbarn Handlung trieben, würden ihn Lügen geſtraft haben, wenn er die Sache übertrieben hätte. Es iſt unwiderſprechlich, daß mehr als drey Viertheile der Bewohner der Welt ſehr lange Zeit als das wilde Vieh gelebet haben: ſie ſind ſo gebohren worden. Es ſind Affen, welche die Erziehung tanzen lernt, und Bäre, welche ſie an die Kette legt. Das, was der Czaar Peter noch in unſern Tagen in dem nördlichen Theile ſeines Reichs zu thun gefunden hat, beweiſet mein Vorgeben, und macht das, was Herodotus erzählet hat, glaublich.

Nach dem Herodotus iſt der Grund der Hiſtorie um ein großes gewiſſer. Die Thaten ſind umſtändlicher beſchrieben, aber ſo viel Umſtände manchmal, ſo viel Lügen. In dem Chaos von Kriegen, in der entſetzlichen Menge von Schlachten, ſind der Rückzug der zehn tauſend Mann des Xenophon, die Schlacht des Scipio wider den Hannibal bey Zama, welche Polybius beſchrieben, und die pharſaliſche Schlacht, die der Sieger ſelbſt erzählet, die einzigen, woraus ſich der Leſer erleuchten und unterrichten kann; bey allen den übrigen ſehe ich, daß ſich die Menſchen einander umgebracht, und weiter nichts.

Eine Sache iſt in der Hiſtorie, welche allen unglaublich vorkommen wird, die ein wenig gelebt haben; daß es nämlich Leute von unumſchränkter Macht gegeben hat, welche die tugendhafteſten und weiſeſten unter allen Menſchen geweſen ſind. Wenn ein Bürger Böſes thun ſoll, ſo darf er nur ein kleines Aemtgen haben, wo er es thun kann, und gleichwol kann man nicht zweifeln, daß nicht Titus, Trajan, Antonin, Marcus Aurelius, Julian ſelbſt (alle Irrthümer bey Seite) alles Gute gethan hätten, was man auf Erden thun kann.

Es iſt ein Mann in Europa, welcher des Morgens um fünf Uhr aufſteht, um zu arbeiten, daß jederman ganzer vierhundert Meilen weit glücklich ſey. Er iſt König, Geſetzgeber, Miniſter und General: er hat fünf Schlachten gewonnen, und hat, im Schoße des Sieges, den Frieden geſchenkt. Er hat ſein Land reich und geſittet gemacht, er hat es erleuchtet. Er hat ausgeführet, was andre Monarchen kaum verſucht haben; er hat in ſeinen Staaten der Kunſt die Proceſſe zu verewigen, Schranken geſetzt, und hat die Gerechtigkeit gezwungen gerecht zu ſeyn. Er giebt den geringſten von ſeinen Unterthanen die Erlaubniß ihm zu ſchreiben, und wenn der Brief eine Antwort verdient, ſo würdiget er ihn der Antwort. Seine Erhohlungen ſind die Beſchäfftigungen eines Menſchen von Genie: Ich glaube nicht, daß in ganz Europa ein beſſerer Metaphyſicus iſt, und wenn er zu den Zeiten und in dem Lande der Chapelles, der Bachaumonts und der Chaulieus wäre gebohren worden, ſo würden dieſe Herren ſo ſehr nicht im Gange geweſen ſeyn. Als Philoſoph und Monarch kennt er die Freundſchaft. Kurz, er wird zeigen, daß es möglich ſey, daß die Welt einen Marcus Aurelius gehabt habe. Was ich hier ſage, iſt keine gedruckte Lügen.

Ich glaube, daß man den Menſchen einen ſehr großen Dienſt thut, wenn man ihnen oft das Andenken der kleinen Anzahl der vortrefflichen Könige, welche die Ehre der Natur geweſen ſind, wiederhohlt.

Es iſt eine ſehr löbliche Gewohnheit, alle Jahre eine Lobrede auf den Stifter in einer Geſellſchaft zu halten, die er geſtiftet hat. Die letzten Jahre eines Auguſt aber erheben, und die erſtern verabſcheuen, einen Marcus Aurelius, einen Titus, einen Heinrich den vierten, und diejenigen loben, welche ihnen gleichen, heißt die Sache des ganzen menſchlichen Geſchlechts führen.

Die großen Lobſprüche, die man mittelmäßigen Leuten bey ihren Lebzeiten gegeben hat, ſind lächerliche Lügen. Die Verleumdungen, womit der Geiſt der Parteylichkeit ſo viel Monarchen, Miniſter und öffentliche Männer beſchimpft hat, ſind abſcheuliche Lügen. Ich glaube anderwärts bewieſen zu haben, daß der Vorwurf, den mehr als zweyhundert Schriftſteller dem Pabſt Alexander dem VIten gemacht haben, als ob er zwölf Kardinäle habe mit Gifte vergeben wollen, eine unvernünftige Verleumdung ſey, welche ein raſender Rebel, der dieſen Pabſt zu haſſen Urſache hatte, ausgeſprengt. Ich glaube den faſt allgemeinen Argwohn widerlegt zu haben, als ob diejenigen Perſonen, welche den vierten Heinrich am meiſten hätten lieben ſollen, Theil an ſeinem Tode gehabt hätten. Dergleichen Verbrechen zu glauben müßten ſie bewieſen ſeyn. Sie ohne Beweiß zu glauben, iſt ſelbſt ein Verbrechen.

Wenn ich in der Hiſtorie leſe, daß ein unumſchränkter und friedfertiger Monarche eines geſitteten und gehorſamen Volks, ſolche ſchreckliche Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten begangen haben ſolle, worüber man ſich entſetzt, ſo glaube ich nichts davon. Es iſt nicht natürlich, daß ein König, dem man ſich nicht widerſetzt, übels thun ſollte; eben ſo unnatürlich als es iſt, daß ein Eigenthumsherr ſein Eigenthum verbrennen, oder daß ein Vater ſich ſeiner Kinder berauben ſolle.

Es gefällt faſt allen Hiſtorienſchreibern, jedem erſten Miniſter einen ſehr tiefen Geiſt und ein ſehr verderbtes Herz zu geben. Das heißt ſich artig betrügen; die meiſten ſind mittelmäßige Geiſter geweſen, ſo wohl in Anſehung des Genies, als der Tugenden und der Laſter. Ein weiſer Geſchichtſchreiber, als ein Thuanus, ein Rapin Thoiras, ein Giannone, werden ſich hierinne niemals vergehen. Die Hiſtorienſchmierer aber halten ſie alle für große Leute, ſo wie der vornehme und geringe Pöbel vor dieſem alle Naturforſcher für Hexenmeiſter hielt.

In den Reiſebeſchreibungen beſonders findet man die meiſten gedruckten Lügen. Ich will des Paul Lucas nicht gedenken, welcher in

Oberägypten den Dämon Aſmodeus will geſehen haben. Ich will nur von denen reden, die uns betriegen, indem ſie die Wahrheit ſagen; welche bey einer Nation was außerordentliches geſehen haben, und es für eine Gewohnheit annehmen, welche einen Misbrauch beobachtet haben, und es für ein Geſetz ausgeben. Sie ſind wie jener Deutſche, welcher, weil er mit ſeiner Wirthinn in Blois, die etwas allzublondes Haar hatte, einen kleinen Zank bekam, in ſein Stammbuch ſchrieb: Nota bene, alles Frauenzimmer in Blois hat rothes Haar, und iſt zänkiſch.

Was das ſchlimmſte iſt, ſo ziehen die meiſten, welche von der Regierung ſchreiben, aus ſolchen betrogenen Reiſenden Beyſpiele, um andre zu betriegen. Der türkiſche Kaiſer hat ſich etwa der Schätze eines Pachas bemächtiget, der in ſeinem Serail als ein Sklave war gebohren worden, und hat der Familie ſo viel davon gegeben, als er gewollt hat; das türkiſche Geſetz muß alſo wollen, daß der Großſultan von allen ſeinen Unterthanen erbt: er iſt ein Monarche, er muß alſo deſpotiſch ſeyn, und zwar in dem erſchrecklichſten Verſtande, welcher die Menſchlichkeit am meiſten erniedriget.

Dieſe türkiſche Regierung, nach welcher es dem Kaiſer nicht erlaubt iſt, ſich lange Zeit von der Hauptſtadt zu entfernen, die Geſetze zu verrücken, ſich an der Münze zu vergreifen ꝛc. wird als eine Regierung vorgeſtellt, in welcher das Haupt des Staats vom Morgen bis zum Abende tödten, und alles, was er will, geſetzmäßig beleidigen kann. Der Koran ſagt, es ſey erlaubt, vier Weiber zugleich zu nehmen; daher haben alle Handwerksleute und Arbeiter zu Conſtantinopel jeder vier Weiber, als wenn es ſo was leichtes wäre, ſie zu haben und zu bewahren. Einige vornehme Perſonen haben Serails, man ſchließt alſo alle Muſelmänner müßten Sardanapale ſeyn: und ſo urtheilt man von allen. Wenn ein Türke in eine gewiſſe Hauptſtadt käme, und den Auto de Fe anſähe, ſo würde er ſich ſehr betriegen, wenn er ſagte: es giebt ein geſittetes Land, wo man manchmal recht feyerlich etliche zwanzig Mannsperſonen, Weiber oder kleine Kinder, zur Ergötzung der gnädigen Majeſtäten, verbrennt. In dieſem Geſchmacke ſind die meiſten Nachrichten gemacht: noch weit ſchlimmer aber iſt es, wenn ſie voller Wunder ſind. Man hat ſich gegen die Bücher mehr in acht zu nehmen als der Richter gegen die Advocaten.

Es giebt unter uns noch eine groſse Quelle öffentlicher Irrthümer. Eine welche unſrer Nation eigenthümlich iſt, iſt der Geſchmack an Gaſſenhauern. Man macht welche auf die ehrwürdigſten Leute, und alle Tage hört man ſo wohl Lebendige als Todte aus dem ſchönen Grunde verläſtern: Es muſs doch wohl wahr ſeyn; ein Gaſſenhauer bezeugt es.

Laſst uns unter der Zahl der Lügen den Geſchmack an Allegorien nicht vergeſſen. Als man die Fragmenta des Petrons gefunden hatte, zu welchen hernach Naudot ganz kühnlich die ſeinigen gefüget hat, ſo hielten alle Gelehrte den Konſul Petronius für den Verfaſſer; ſie ſahen den Nero und ſeinen ganzen Hof in einer Schaar wüſter junger Schüler, welche die Helden dieſes Werks ſind. Man ward durch den Namen betrogen, und iſt es noch. Der lüderliche und unbekannte Wüſtling, welcher dieſe mehr ſchändliche als ſinnreiche Satyre geſchrieben, muſste der Konſul Titus Petronius geweſen ſeyn; Trimalcion, dieſer abgeſchmackte Alte, dieſer Finanzmeiſter, der weit unter dem Turcaret iſt, muſste der Kaiſer Nero ſeyn; ſeine ekelmachende und erbärmliche Frau muſste die ſchöne Actea, der grobe Pedante Agamemnon muſste der Weltweiſe Seneca ſeyn: Das heiſst den ganzen Hof Ludewigs des XIVten, im Gusman d'Alfarache oder im Gilblas ſuchen und finden. Aber, wird man ſagen, was gewinnt man damit, den Menſchen ſolcher Kleinigkeiten wegen ihren Irrthum zu benehmen? Ich gewinne nichts damit, ohne Zweifel, allein man muſs ſich gewöhnen, die Wahrheit auch in den allerkleineſten Sachen zu ſuchen; ſonſt wird man in den groſsen ziemlich betrogen werden.

XIV.

Thorheiten auf beyden Theilen.

Thorheiten auf beyden Theilen, iſt, wie man weiß, die Deviſe von allen Streitigkeiten. Ich rede hier nicht von denen, bey welchen Blut vergoſſen wird. Die Anabaptiſten, welche Weſtphalen verwüſteten, die Calviniſten, welche ſo viel Kriege in Frankreich anſponnen; die blutigen Parteyen der Armagnacs und der Bourguignons; die Strafe des Mägdchens von Orleans, welche von der einen Hälfte Frankreichs für eine himmliſche Heldinn, und von der andern für eine Hexe gehalten wurde; die Sorbonne, welche eine Bittſchrift, ſie zu verbrennen, eingab; die Ermordung des Herzogs von Orleans, welche von Doctoren gerechtfertiget ward; die durch ein Decret der heiligen Facultät von ihrer Pflicht los geſagten Unterthanen; die Scharfrichter, die man ſo oft, Meynungen zu unterſtützen, gebrauchet hat; die Feuerhaufen, die man für Unglückliche anzündete, welche man beredete, daß ſie Zauberer oder Ketzer wären: alles dieſes geht über alle Thorheit. Dieſe Abſcheulichkeiten geſchahen gleichwol in der guten Zeit der alten deutſchen Treue, der galliſchen Aufrichtigkeit, und ich verweiſe alle diejenigen ehrlichen Leute dahin, welche die vergangene Zeit allezeit bedauren.

Ich will hier nur, zu meiner eigenen Erbauung, ein klein unterrichtendes Verzeichniß von den ſchönen Sachen machen, welche die Geiſter unſerer Vorältern trenneten.

In dem eilften Jahrhunderte, in der guten Zeit, wo man weder die Kunſt Krieg zu führen, den man doch immer führete, kannte, noch die Kunſt die Städte geſittet zu machen, noch die Handlung, noch die Geſellſchaft, wo wir weder leſen noch ſchreiben konnten; ſtritten Leute von großem Verſtande ganz feyerlich, ſehr lange und hitzig über das, was der Garderobe begegnete, wenn man einer heiligen Pflicht genug gethan hatte, von der man nicht anders, als mit der tiefſten Ehrfurcht reden muß. Dieſes nennte man den Streit der Stercoriſten. Dieſer Streit erweckte keinen Krieg, und war alſo eine von den ſtillſten Narrheiten des menſchlichen Geiſtes.

Der Streit, welcher zu eben der Zeit das gelehrte Spanien wegen der moſarabiſchen Ueberſetzung trennete, endigte ſich gleichfalls ohne Verwüſtung der Provinzen und ohne Blutvergießung. Der Geiſt der Ritterſchaft, welcher damals herrſchete, ließ nicht zu, daß man dieſe Schwierigkeit anders entſchied, als daß man das Endurtheil zweenen edeln Rittern auftrug; derjenige von den zween Don Quichottes, welcher ſeinen Gegner zu Boden werfen würde, ſollte derjenigen Verſion den Triumph zuerkennen, für die er geſtritten habe. Don Ruis de Martanza, der Ritter des moſarabiſchen Ritualis, hob den Ritter des lateiniſchen aus dem Sattel. Weil aber die Geſetze der edeln Ritterſchaft nicht ausdrücklich feſtſetzten, daß ein Rituale abgeſchafft werden müßte, weil ſein Ritter aus dem Sattel gehoben worden, ſo nahm man ſeine Zuflucht zu einem weit ſichrern und damals gebräuchlichern Geheimniſſe, um zu erfahren, welches von beyden Büchern vorgezogen werden müſſe; man warf ſie nämlich ins Feuer. Denn es war unmöglich, daß das gute Rituale von den Flammen nicht hätte unbeſchädigt bleiben ſollen. Ich weiß aber nicht wie es kam, daß alle beyde verbrannten, und daß der Streit, zum großen Erſtaunen der Spanier, alſo unentſchieden blieb. Nach und nach bekam das lateiniſche Rituale den Vorzug; und wenn ſich in der Folge ein Ritter aufgeworfen hätte, welcher das moſarabiſche hätte vertheidigen wollen, ſo würde man nicht das Rituale, ſondern den Ritter ins Feuer geworfen haben.

In dieſen ſchönen Jahrhunderten mußten wir geſitteten Völker, wenn wir krank waren, unſere Zuflucht zu einem arabiſchen Arzte nehmen. Wenn wir wiſſen wollten, welchen Tag des Mondens wir hätten, ſo mußten wir uns gleichfalls an ſie wenden. Wenn wir ein Stücke Tuch wollten kommen laſſen, ſo mußte man es einem Juden theuer bezahlen; und wenn der Ackersmann Regen brauchte, ſo gieng er zu einem Hexenmeiſter. Als endlich einige von uns lateiniſch gelernt hatten, und nun eine übele Ueberſetzung des Ariſtoteles da war, ſo machten wir eine anſehnliche Figur in der Welt. Drey oder vier Jahrhunderte brachten wir zu, einige Seiten des Stagyritens zu entziffern, ſie anzubethen, und ſie zu verdammen. Einige ſagten, ohne ihn würden wir keine Glaubensartikel haben, andere behaupteten, er wäre ein Gottesleugner. Ein Spanier hat bewieſen, Ariſtoteles wäre ein Heiliger, deſſen Feſt man feyern müſſe. Ein Concilium in Frankreich hat ſeine göttliche Schriften verbrennen laſſen. Schulen, Univerſitäten, ganze geiſtliche Orden haben ſich wechſelsweiſe in Bann gethan, wegen verſchiedener Stellen dieſes großen Mannes, die weder ſie, noch die Richter, welche ihr Anſehen dabey brauchen wollten, noch der Verfaſſer ſelbſt jemals verſtanden hatten. In Deutſchland hat es ziemliche Fauſtſchläge wegen dieſer wichtigen Streitigkeit geſetzt: Blut aber wurde doch wenig dabey vergoſſen. Es iſt ſchade, daß man nicht zu Ehren des Ariſtoteles einen bürgerlichen Krieg angeſponnen, oder Schlachten für die Quidditäten, oder Univerſalia geliefert hat. Unſere Väter haben um Fragen einander die Hälſe gebrochen, die ſie eben ſo wenig verſtanden.

Es iſt wahr, ein berühmter Narr, Occam, mit dem Zunamen, der unüberwindliche Lehrer, das Haupt der ſogenannten Nominalium, verlangte von dem Kaiſer Ludewig dem Bayer, daß er ſeine Feder mit ſeinem kaiſerlichen Degen gegen einen andern Narren vertheidigen ſolle, gegen den Scotus, einen Schottländer, welcher an der Spitze der Realium war, und Doctor ſubtilis genennet ward. Zu allem Glücke blieb das Schwerdt des Kaiſers in ſeiner Scheide. Wer ſollte glauben, daß dieſe Streitigkeiten bis auf unſere Zeiten gedauret haben, und daß das Parlement von Paris im Jahre 1624 einen ſchönen Befehl für den Ariſtoteles hat ergehen laſſen?

Gegen die Zeit des tapfern Occams und des muthigen Scotus, erhob ſich eine weit ernſthaftere Streitigkeit, in welche die ehrwürdigen Franciſcaner beynahe die ganze chriſtliche Welt zogen. Man wollte nämlich wiſſen, ob ihre Suppe ihnen eigenthümlich zugehörte, oder ob ſie nur die Nutzung davon zögen. Die Form der Kappe und die Weite des Aermels waren gleichfalls die Gegenſtände dieſes heiligen Krieges. Der Pabſt Johann der XXII, welcher ſich darein miſchen wollte, fand ſeine Leute vor ſich. Die Franciſcaner verliehen ſeine Partey, und ſchlugen ſich zu dem Kaiſer, der damals ſeinen Degen zog. Uebrigens wurden drey oder vier Franciſcaner als Ketzer verbrannt. Dieſes iſt ein wenig arg, weil aber doch dieſer Handel weder Throne erſchüttert, noch Provinzen ruiniret hat, ſo kann man ihn noch unter die friedlichen Thorheiten rechnen.

Es hat immer welche von dieſer Art gegeben. Die meiſten ſind in die tiefſte Vergeſſenheit gefallen, und von vier bis fünfhundert Sekten, welche aufgekommen ſind, ſind keine in dem Gedächtniſſe der Menſchen mehr übrig, als die, welche entweder entſetzliche Unordnungen angerichtet, oder außerordentlich lächerlich geweſen ſind; zwerne Umſtände, weswegen man etwas ſehr leichte behält. Wer weiß itzo, daß es Orebiten, Osmiten, Insdorfianer gegeben hat? Wer kennt die Ucti, die Artocopi, die Iſcariotiſten?

Als ich einmal bey einer holländiſchen Dame ſpeiſte, ſo gab mir einer von den Gäſten liebreich den Rath, daß ich mich ja in Acht nehmen möchte, den Voetius zu loben. Ich habe keine Luſt, ſagte ich, weder Gutes noch Böſes von ihrem Voetius zu ſagen; aber warum geben ſie mir dieſen Rath? Weil, ſagte mein Nachbar, die Dame eine Coccejanerinn iſt. O, von Herzen gern, antwortete ich. Er fügte hinzu, daß noch vier Coccejanerinnen in Holland wären, und daß es ſchade ſey, daß dieſe Art von Leuten eingehen ſollte. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die Janſeniſten, welche unter uns ſo viel Aufſehen machen, und von welchen man anderer Orten nichts weiß, das Schickſal der Coccejaner haben werden. Ein alter Doctor ſagte zu mir: Mein Herr, in meiner Jugend habe ich mir es um die Mandata impossibilia volentibus et conantibus äußerſt angelegen ſeyn laſſen. Ich habe wider das Formular und den Pabſt geſchrieben, und geglaubet, ich ſey ein Bekenner; man hat mich ins Gefängniß gelegt, und ich habe geglaubt, ich ſey ein Märtyrer. Itzo menge ich mich in nichts mehr, und halte mich für vernünftig. Was ſind denn ihre Beſchäfftigungen, fragte ich ihn. Mein Herr, antwortete er, ich liebe das Geld ſehr. So lachen faſt alle Menſchen in ihrem Alter innerlich über die Thorheiten, denen ſie in ihrer Jugend eifrigſt angehangen haben. Die Secten werden wie die Menſchen alt. Diejenigen, welche von keinem großen Monarchen unterſtützet werden, die kein großes Unglück angerichtet haben, veralten noch eher, als die übrigen. Es ſind herumgehende Krankheiten, die bald wieder aufhören.

Man bekümmert ſich nicht mehr um die frommen Träume der Frau Guion. Man lieſt nicht mehr das unverſtändliche Buch der Lebensregeln der Heiligen; man lieſt den Telemach. Man gedenkt nicht mehr an das, was der beredte Boſſuet wider den zärtlichen, zierlichen und liebenswürdigen Fenelon geſchrieben; man giebt ſeinen Leichenreden den Vorzug. In dem ganzen Streite über den Quietiſmum iſt nichts gutes geweſen, als die alte aufgewärmte Erzählung von einer guten Frau, die eine Glutpfanne herzu gebracht, das Paradies zu verbrennen, einen Waſſerkrug, das Feuer in der Hölle auszulöſchen, damit man Gott nicht mehr aus Hoffnung oder aus Furcht diene. Ich will nur einen beſondern Umſtand aus dieſem Proceſſe anführen, welcher bey weiten nicht ſo gut, als die Erzählung von der wackern Frau iſt, nämlich daß die Jeſuiten, welche in Frankreich von den Janſeniſten ſo heftig beſchuldiget worden, der heilige Ignatius habe ihren Orden ausdrücklich zur Ausrottung der göttlichen Liebe geſtiftet, daß, ſage ich, dieſe ſehr heftig für die reine Liebe des Hrn. von Cambray in Rom Vorſtellungen thaten. Es gieng ihnen eben ſo, wie dem Herrn von Langeais, welchen ſeine Frau vor dem Parlemente zu Paris wegen ſeines Unvermögens verfolgte, und der vor dem Parlemente zu Rennes von einem Mägdchen angeklaget wurde, welches er ſollte geſchwängert haben. Einen von beyden Proceſſen hätte er nothwendig gewinnen ſollen; er verlor ſie aber alle beyde. Die reine Liebe, für die ſich die Jeſuiten ſo viel Mühe gemacht, ward in Rom verdammt, und in Paris wurden ſie immer für die Leute gehalten, welche es nicht haben wollten, daß man Gott liebte. Dieſe Meynung hatte in den Gemüthern ſolche Wurzel gefaſſet, daß, als man vor einigen Jahren einen Kupferſtich verkaufen wollte, auf welchem unſer Herr Jeſus Chriſtus als ein Jeſuit gebildet war, ein luſtiger Kopf folgende Zeilen unter das Kupfer ſetzte:

Admirés l'artifice extreme
De ces Peres ingenieux,
Ils vous ont habillé comme eux
Mon Dieu de peur qu'on ne vous aime.

„Bewundert die unbeſchreibliche Liſt dieſer ſinnreichen Paters; ſie
„haben dich, lieber Gott, gekleidet, wie ſie gekleidet ſind, aus Furcht,
„daß man dich nicht etwa lieben möchte.

In Rom, wo man dergleichen Streitigkeiten nicht hat, und wo man über diejenigen urtheilet, die anderer Orten entſtehen, war man der Streitigkeiten über die reine Liebe ſehr überdrüßig geworden. Der Kardinal Carpeigne, welcher die Sache des Erzbiſchofs von Cambray vortrug, war krank, und ſtand an einem Theile ſehr viel aus, welches bey den Kardinälen eben ſo wenig geſchont wird, als bey andern Menſchen. Sein Wundarzt ſteckte ihm kleine Faſern von Leinen hinein, welche man in Italien, und in verſchiedenen andern Ländern Cambray nennet. Der Kardinal ſchrie. Es iſt gleichwol, ſagte der Wundarzt, von dem feinſten Cambray. Was auch hier Cambray, ſchrie der Kardinal. Iſt es nicht genug, daß der Kopf davon ermüdet iſt? Glückliche Streitigkeiten, die ſich alſo ſchließen. Glückliche Menſchen, wenn alle Streiter in der Welt, wenn alle Ketzer ſich mit ſo viel Mäßigung, mit einer ſo großmüthigen Ergebenheit, als der große Erzbiſchof von Cambray unterwürfen, welcher nicht die geringſte Luſt hatte, das Haupt einer Sekte zu werden. Ich weiß nicht, ob er Recht hatte, wenn er wollte, daß man Gott um ſein ſelbſt willen lieben müſſe; Hr. Fenelon wenigſtens verdiente alſo geliebt zu werden.

In den bloß gelehrten Streitigkeiten iſt oft eben ſo viel Wuth, und ſo viel Geiſt der Parteylichkeit, als in den wichtigſten Streitigkeiten. Man würde, wenn man könnte, die Rotten des Circus wieder aufwecken, welche das römiſche Reich erſchütterten. Zwey eiferſüchtige Schauſpielerinnen ſind vermögend, eine ganze Stadt zu trennen. Die Menſchen haben alle eine heimliche Neigung zu Rotten. Wenn es nicht Kronen, Tiaren und Infuls ſind, derentwegen man Parteyen macht, ſich verfolgt und ſich ſchadet, ſo iſt es ein Tänzer oder ein Muſicus, deſſentwegen wir gegen einander aufgebracht werden. Rameau hat eine heftige Partey wider ſich gehabt, die ihn gerne hätte ausrotten wollen, und er wußte nichts davon. Ich habe eine noch heftigere Partey wider mich gehabt, und ich habe es wohl gewußt.

XV.

Abhandlung von den Verſchönerungen der Stadt Paris.

Ein einziger Bürger, welcher eben nicht ſehr reich war, der aber eine große Seele beſaß, legte auf ſeine Unkoſten den Platz des Victoires an, und errichtete dem Könige aus Dankbarkeit eine Bildſäule. Dieſer Mann that mehr, als ſieben hundert tauſend Einwohner in dieſem Jahrhunderte noch gethan haben. Wir haben in Paris Reichthümer, womit wir ganze Königreiche kaufen könnten; wir ſehen es alle Tage mit Augen, was unſerer Stadt noch fehlet, und wir laſſen es genug ſeyn, darüber zu murren. Man fährt das Louvre vorbey, und ſeufzet, wenn man ſieht, daß deſſen Vorderſeite, das Denkmaal der Größe des vierzehnten Ludewigs, des Eifers eines Colberts, und der Erfindungskraft eines Perrault, mit Gebäuden der Gothen und Vandalen verdeckt iſt. Wir laufen in die Schauſpiele, und es verdreußt uns, daß wir auf eine ſo unbequeme und ekele Art hineingehen müſſen, daß wir darinne ſo übel ſitzen, daß der Schauplatz ſo plump zugerichtet, und daß die Schaubühne ſo ungeſchickt angeleget iſt; und daß der Ausgang noch verdrüßlicher und beſchwerlicher iſt, als der Eingang geweſen war. Wir erröthen, und zwar mit Rechte, daß die Marktplätze in engen Gaſſen angeleget ſind; wo die Unſauberkeit, der Geſtank und die immerwährende Unordnung einem jeden in die Augen fällt. Wir haben nur zween Brunnen nach dem großen Geſchmacke, und dieſe ſind nichts weniger, als an geſchickten Orten angeleget. Alle andere gehören aufs Dorf. Große Quartiere wollen auch öffentliche Märkte haben; und indeſſen, da der Triumphbogen am St. Dionyſiusthore, Heinrichs des großen Bildſäule zu Pferde, die zwo Brücken, das Louvre, die Tuillerien, und die elyſiſchen Felder den Schönheiten des alten Roms gleich kommen, oder ſie gar übertreffen, ſo ſtellet das finſtere, enge und ſcheußliche Mittel der Stadt die Zeiten der ſchändlichſten Barbarey vor. Das alles ſagen wir ohn Unterlaß ſelber; aber wie lange werden wir es noch ſagen, und der Sache gleichwol nicht abhelfen.

Wem kömmt es denn zu, die Stadt zu verſchönern? Kömmt es nicht den Einwohnern zu, die in ihren Ringmauern alles das genießen, was der Ueberfluß und die Ergötzungen den Menſchen nur darbiethen können? Man redet von einem Platze und von einer Bildſäule des Königs; in der Zeit aber, daß wir davon reden, hat man in London einen Markt, und eine Brücke über die Themſe, und zwar mitten in einem Kriege gebauet, der für die Engländer viel verderblicher und koſtbarer war, als für uns. Da wir nun alſo die Ehre nicht mehr haben können, ihnen ein Beyſpiel zu geben; ſo ſollten wir doch wenigſtens nach dem Ruhme ſtreben, die Beyſpiele, welche man uns giebt, zu übertreffen. Es iſt einmal Zeit, daß die Häupter der reichſten Hauptſtadt von Europa, ſie auch zur bequemſten und prächtigſten Stadt machen. Werden wir uns denn nicht endlich einmal ſchämen, daß wir bey kleinen Feuerwerken, einem ungeſtalten Gebäude gegenüber, in einem engen Platze ſtehen bleiben, der zur Hinrichtung der armen Sünder beſtimmt iſt? Man erhebe ſeinen Geiſt nur einmal, und das andere wird ſich alles geben. Ich verlange nur eine Sache, daß man nämlich mit Standhaftigkeit wolle. Wahrhaftig, es kömmt hier nur auf einen Platz an! Paris würde noch ſehr unbequem und ſehr unordentlich ſeyn, wenn auch dieſer Platz fertig wäre. Wir müſſen öffentliche Märkte, Brunnen, die wirklich Waſſer geben, ordentliche Kreuzwege und Schaubühnen haben. Man muß die engen und unſaubern Gaſſen erweitern, den verſteckten Denkmälern Luft ſchaffen, und andere aufrichten, die man ſehen kann.

Die Niederträchtigkeit der Begriffe und die noch niederträchtigere Furcht vor den Unkoſten, haben bisher noch alle die großen Anſchläge zu Boden gedrückt, die jeder rechtſchaffener Einwohner, wohl hundertmal bey ſich gemacht hat. Der Muth entfällt, wenn man überſchlägt, was es koſten würde, dieſe großen Werke aufzuführen, davon die meiſten täglich unumgänglicher werden, und die man endlich wohl wird bauen müſſen, ſie mögen nun koſten was ſie wollen. Im Grunde aber iſt es gewiß, daß ſie dem Staate nichts koſten werden. Das Geld, das man zu dieſen edeln Arbeiten brauchen wird, das wird gewiß nicht an Ausländer bezahlet werden. Wenn man das Eiſen dazu aus Deutſchland, und die Steine dazu aus England holen müßte; ſo wollte ich ſagen: verkrummet immer in eurer weibiſchen Schläfrigkeit; genieſſet die Schönheiten, die ihr habt, in Ruhe, und entſchlaget euch derer, die euch fehlen. Weit gefehlet aber, daß der Staat bey dieſen Arbeiten etwas verlieren ſollte; er gewinnt dabey. Alsdenn werden alle Armen nützlich gebraucht; der Umlauf des Geldes nimmt zu; und dasjenige Volk iſt immer das reichſte, welches am meiſten arbeitet.

Allein, wo ſoll man das Geld hernehmen? Wo nahmen es denn alle die erſten Könige von Rom her, da ſie, in den Zeiten der größten Armuth, die unterirdiſchen Schleußen baueten, welche noch ſechs hundert Jahre nach ihnen, ein Wunder des reichen und ſiegenden Roms waren? Glauben wir, daß wir weniger reich und arbeitſam ſind, als jene Aegyptier, deren Pyramiden ich hier eben nicht rühmen mag, weil es nur plumpe Denkmäler des Hochmuths waren; deren ſo viel nützliche und vortreffliche Werke aber ich erwähnen will? Iſt denn in Paris weniger Geld, als in dem neuen Rom damals war, als man die Peterskirche bauete, die ein Meiſterſtück des Geſchmacks und der Pracht iſt; als man ſo viel andere ſchöne Werke der Baukunſt aufführte, darinne das Nützliche, das Edle, das Angenehme mit einander verbunden ſind? London war gewiß nicht ſo reich, als itzo Paris iſt, als ſeine Aldermänner die St. Paulskirche baueten, welche die zweyte in Europa iſt, und uns unſere gothiſche Kathedralkirche vorzuwerfen ſcheint. Wo ſollen wir das Geld dazu hernehmen? Gebricht uns denn das Geld, wenn ſo viel Zimmer und Kutſchen verguldet, und alle Tage ſo viel Schmauſereyen gegeben werden ſollen, die die Geſundheit und das Vermögen ſchwächen, und endlich alle Kräfte der Seele verſchlingen? Wenn wir nur ausrechneten, wie groß der Umlauf des Geldes iſt, den bloß das Spiel in Paris beträgt, ſo würden wir erſtaunen. Ich ſetze, daß in zehn tauſend Häuſern, nur wenigſtens jährlich tauſend Franken für jedes Haus im Gewinnſte, und Verluſte umlaufen, (die Summe aber kann leicht zehnmal ſtärker ſeyn,) ſo beläuft ſich dieſer Punkt allein, ſo wie ich ihn herunter ſetze, auf zehn Millionen: deren Verluſt man nicht merken würde.

Es iſt heut zu Tage viel mehr gemünztes Geld im Lande, als vormals, da Ludewig der XIV. vierhundert Millionen und mehr, auf Verſailles, Trianon und Marly verwendete; und dieſe vierhundert Millionen, die Mark zu ſieben bis acht und zwanzig Pfund gerechnet, machen anjetzt viel mehr als ſieben hundert Millionen. Die Unkoſten zu drey Landen in jenen Luſtorten hätten hingelanget, die Hauptſtadt mit den nöthigen Zierrathen zu verſchönern. Wenn ein Regent dergleichen Ausgaben für ſich ſelbſt macht, ſo zeiget er ſeine Größe: wenn er ſie für das gemeine Weſen thut, ſo zeigt er ſeine Großmuth. In beyden Fällen aber muntert er die Künſte auf, befördert den Umlauf des Geldes; und nichts geht bey dergleichen Unternehmungen verloren, als diejenigen Gelder, die nach fremden Landen geſchickt werden müſſen; um verſtümmelte alte Bildſäulen theuer zu bezahlen, indeß daß wir mehr als einen Phidias und Praxiteles unter uns haben.

Der König würde, nach ſeiner Großmuth, und nach ſeiner Liebe zu ſeinem Volke, wohl etwas dazu beytragen, daß ſeine Hauptſtadt ſeiner Hoheit gemäß ſey. Allein iſt er denn mehr ein König über Paris, als über Lyon und Bourdeaux? Eine jede Hauptſtadt muß ſich ſelbſt zu helfen wiſſen. Soll man denn einem jeden Privatmanne erſt einen Befehl aus dem geheimen Rathe zuſchicken, daß er ſein Haus ausbeſſere? Uebrigens iſt auch der König, nach einem langwierigen Kriege, nicht im Stande, für unſer Vergnügen viel herzugeben: und ehe er die Häuſer einreißen kann, welche die Vorderſeite von St. Gervais bedecken, muß erſt das Blut bezahlt werden, welches für das Vaterland vergoſſen iſt. Giebt es übrigens anjetzt mehr baares Geld im Lande, als zu Ludewigs des XIV Zeit, ſo reichen doch die wirklichen Einkünfte der Krone anjetzt bey weitem an diejenigen nicht, die jener Monarch hatte. Denn in den zwey und ſiebenzig Jahren ſeiner Regierung erhob man von dem Volke achtzehn Millionen Millionen an Münze; welches ein Jahr ins andre gerechnet, zwo hundert Millionen und fünfmal hundert tauſend Livres, ſieben und zwanzig bis dreyßig Livres auf die Mark, beträgt; und dieſe jährliche Summe beläuft ſich ungefähr auf drey hundert und dreyßig heutige Millionen. Nun fehlt ſehr viel, daß der König dieſes einzunehmen habe. Es heißt immer, der König iſt reich, in eben dem Verſtande, als man es von einem vornehmen Herrn oder von einem Privatmanne ſagen würde. In dieſem Verſtande aber iſt der König nichts weniger als reich. Er hat faſt keine Kammergüter, und ich bemerke im Vorbeygehen, daß die allerunglückſeligſten Zeiten der Monarchen diejenigen geweſen ſind, da die Könige nichts als ihre Kammergüter hatten, ihren Feinden zu widerſtehen, und ihre Unterthanen zu belohnen. Der König iſt eigentlich und dem Buchſtaben nach der Haushalter des franzöſiſchen Volks. Die Hälfte des umlaufenden Geldes vom Königreiche geht durch die Hände ſeiner Schatzmeiſter, als durch ein Sieb, und ein jeder, der ſich von dem Könige eine Belohnung oder einen Gnadengehalt ausbittet, der ſpricht eigentlich zu ihm: Wollten Ew. Majeſtät mir doch einen kleinen Theil von dem Gelde meiner Mitbürger geben. Nun fragt ſichs, ob ſich dieſer Menſch auch um das Vaterland verdient gemacht hat? Alsdenn iſt es offenbar, daß das Vaterland ihm ſchuldig ſey, und der König bezahlt ihn im Namen des Staats. Es iſt aber auch gewiß, daß der König zu willkührlichen Ausgaben nur dasjenige hat, was von den nothwendigen Ausgaben übrig bleibt.

Auch iſt es wahr, daß es bey weitem nicht Null vor Null aufgehe, das iſt, daß alle jährliche Schulden mit dem Ausgange des Jahrs bezahlt würden. Ich glaube, daß es nur zwey Staaten in Europa giebt, wovon der eine ſehr groß und der andere ſehr klein iſt, wo man dieſe Oekonomie eingeführet hat; und wir ſind gleichwol unendlich reicher, als dieſe beyden Staaten.

Kurz, der König mag viel, wenig, oder gar nichts ſchuldig ſeyn, ſo iſt es doch gewiß, daß er keine Schätze ſammelt. Wenn er dieſe ſammelte, ſo würde er und der Staat dabey verlieren. Heinrich der IVte als er noch, nach den unruhigen Zeiten, wo es noch ſo barbariſch herging, auf allen Seiten eingeſchränkt war und nichts als Verweiſe erhielt, als er Geld nöthig hatte, Amiens aus den Händen der Feinde wieder zu nehmen; Heinrich der IVte ſage ich, hatte Urſache, einige Jahre von ſeinen Einkünften einen Schatz von ungefähr vierzig Millionen zu ſammeln, wovon zwey und zwanzig in den Kellern der Baſtille verſchloſſen waren. Dieſer Schatz von vierzig Millionen betrug ungefähr hundert Millionen nach heutiger Münze, und da alle Lebensmittel, (ausgenommen die Soldaten, welche ich die nothwendigſten Lebensmittel der Könige genannt habe,) jetzo wenigſtens noch einmal ſo theuer ſind, ſo iſt es ausgemacht, daß der Schatz Heinrichs des IVten ſich auf zwey hundert von unſern Millionen im Jahre 1749. beläuft. Dieſes nöthige Geld, dieſes Geld, welches dieſer große Monarch nicht anders hätte heben können, war verloren, wenn es vergraben wurde: ward es wieder in den Handel gebracht, ſo hätte es wenigſtens dem Staate jährlich zwey Millionen an Münze damaliger Zeit eingetragen. Heinrich der IVte verlor alſo dabey, und hätte dieſen Schatz nicht verſcharret, wenn er hätte gewiß ſeyn können, ihn allen Falls in den Beuteln ſeiner Unterthanen zu finden. Ob er gleich König war, that er doch, was zu den beweinenswürdigen Zeiten der Ligue die Privatperſonen gethan hatten: er vergrub ſein Geld. Was damals ſehr nothwendig war, würde jetzt ſehr übel angebracht ſeyn. Der König hat ſtatt ſeiner Schätze die Mannutention, den Gebrauch des Geldes, welches ihm die Bebauung unſers Landes einbringt, unſre Handlung, unſern Fleiß; und mit dieſem Gelde kann er unermeßliche Ausgaben beſtreiten. Von dieſen Einkünften der Ländereyen nun, von der Handlung, von der Arbeitſamkeit des Königreichs, bleibt der größte Theil in Paris, und wenn der König am Ende des Jahres noch ſchuldig iſt, das iſt, wenn er von dieſen jährlichen Einkünften nicht alle jährliche Ausgaben des Staats hat abtragen können, wenn er, in dieſem Verſtande, nicht reich iſt, ſo iſt die Stadt Paris deswegen nicht weniger vermögend. Heinrich der IVte hatte vierzig Millionen Livres ſeiner Zeit in ſeinen Koffern; man übertreibt nichts, wenn man ſagt, daß die Bürger in Paris wenigſtens ſechsmal ſo viel an gemünztem Gelde beſitzen. Es kömmt alſo nicht dem Könige, ſondern es kömmt uns zu, auf die Verſchönerungen unſerer Stadt bedacht zu ſeyn; die reichen Bürger in Paris können ſie zu einem Wunder der Pracht machen, indem ſie ein weniges von ihrem Ueberfluſſe dazu geben. Sollte wohl ein Menſch ſo unverſchämt ſeyn, zu ſagen, ich will nicht, daß mir das allgemeine Beſte und mein eigenes jährlich hundert Franken koſte? Wenn auch einer niederträchtig genung ſeyn ſollte, ſo zu denken, ſo wird er doch nimmermehr ſo verwegen ſeyn, es zu ſagen. Es kömmt alſo nur darauf an, daß man eine Art, die dazu erforderlichen Gelder zu heben, erfindet, und es ſind hundert Arten, unter welchen diejenigen, die ſich drauf verſtehen, wählen können.

Der Stadtrath darf nur um Erlaubniß bitten, eine mäßige und proportionirte Steuer auf die Einwohner, auf die Häuſer, oder auf die Lebensmittel legen zu dürfen. Dieſe faſt unmerkliche Steuer, unſere Stadt zu verſchönern, wird ohne Vergleichung weit geringer ſeyn, als diejenigen, die wir uns gefallen laſſen, um unſere Landsleute an der Donau umkommen zu ſehen. Der Stadtrath darf nur einige Millionen auf Leibrenten oder umlaufende Renten (rentes tournantes) aufnehmen, welche durch die Bezahlung des Kapitals endlich wieder wegfielen. Er darf nur eine geſchickte Lotterie machen; er darf nur eine gewiſſe Summe von ſeinen jährlichen Einkünften davon feſt ſetzen; der König darf hernach nur, wenn es ſeine Umſtände erlauben, dieſen edeln Unternehmungen beyſpringen, und einige außerordentliche Abgaben dazu beſtimmen, die wir während des Krieges gegeben haben. Mit dieſem Gelde müßte aber wohl gewirthſchaftet werden; die Vorſchläge der Künſtler müßten im Concurſe angenommen und nach deren Anſchlage ausgeführet werden. Es iſt leicht zu beweiſen, daß man in weniger als zehn Jahren Paris zu einem Wunder der Welt machen kann.

Die Erzählung von dem großen Colbert, welcher in wenig Monaten, ſelbſt durch die Ausgaben eines Carouſels, Geld in die königlichen Koffers gebracht haben ſolle, iſt eine Fabel; denn die Rentmeiſters ſahen nicht auf königliche Rechnung. Uebrigens hätte man auch erſt lange darauf dieſen Vortheil empfinden können. Es iſt aber eine Fabel, unter welcher ein großer Verſtand verborgen liegt, und welche eine offenbare Wahrheit weiſet.

Es iſt außer allem Zweifel, daß ſolche Unternehmungen Paris mit vier bis fünf tauſend Werkleuten mehr bevölkern würde, und daß ſelbſt aus fremden Landen welche herzu kommen würden. Die meiſten nun kommen mit ihren Familien an, und wenn dieſe Werkleute funfzehn hundert tauſend Franken gewinnen, ſo geben ſie eine Million dem Staate durch ihre Ausgaben und durch die Verzehrung der Lebensmittel wieder zurück. Der außerordentliche Umlauf des Geldes, welcher aus dieſen Unternehmungen in Paris entſtehen würde, wird um ein großes die Einkünfte der Oberpachter vermehren. Wenn die Bürger, welche dieſe oberſten Pachte auf ſich genommen haben, dadurch jährlich funfzehn hundert tauſend Franken gewinnen, wenn ſie nur eine Million dadurch gewinnen, oder auch fünf hundert tauſend Franken, würden ſie gedrückt werden, wenn man ihnen vorſchlüge, jährlich drey hundert tauſend Livres von dieſen fünf hundert tauſend Franken zu dieſem großen Werke beyzutragen? Es ſind deren genug unter ihnen, die edel genug denken würden, es ſelber vorzuſchlagen, und die uneigennützige Hülfe, die ſie dem Könige während des Krieges geleiſtet haben, iſt für das gut, was ſie vermögen, und folglich in Friedenszeiten für ihr Vaterland thun müßten. Sie haben für den König um fünf pro Cent aufgeborgt, und haben von dem Könige nichts als dieſe fünf pro Cent genommen; ſie haben ihm alſo ohne Intereſſen geliehen. Als Herr Orri im Jahr 1743 dem äußerlichen Handel aufzuhelfen, alle Abgaben auf Leinenzeug, auf die Waaren der Hutmacher und Tapetenmacher, bey dem Ausgange aus dem Königreiche, von dem Jahre 1744 an, aufhob, verlangten die Oberpachter nicht einmal Schadloshaltung, ſondern ſie verlangten ſelbſt, daß dieſe Abgaben von dem Augenblicke an aufhören ſollten. Einer von ihnen verſahe eine Provinz mit Korne, die keins hatte, ohne den geringſten Gewinnſt dabey zu haben, und nahm keine andere Belohnung, als eine Schaumünze an, welche die Provinz ihm zu Ehren ſchlagen ließ; und wie lange iſt es, daß wir einen Menſchen geſehen haben, welcher dem Staate mehr als einmal einzig und allein beygeſprungen, und welcher bey ſeinem Tode zehn Millionen ausgeliehenes Geld hinterließ, wovon fünfe keine Intereſſen gaben. Es giebt alſo ſehr große Seelen unter denjenigen, von welchen man glaubt, daß ſie nur eigennützige Seelen hätten: und die Regierung kann die Nacheiferung unter denen erwecken, die, weil ſie ſich durch die Finanzen reich gemacht haben, zur Verſchönerung der Stadt das ihrige beytragen müſſen, in welcher ſie zu ihrem Glücke gekommen ſind. Daß ich es noch einmal kurz ſage, man muß wollen. Der berühmte Prediger von St. Sulpitius wollte, und er baute, ohne die dazu erforderlichen Gelder, ein weitläuftiges Gebäude. Es wird gewiß weit leichter ſeyn, mit unſern Reichthümern unſere Stadt zu verſchönern, als es war, mit nichts St. Sulpitius und St. Roch zu bauen. Das Vorurtheil, welches ſich über alles entſetzt, der Widerſprechgeiſt, welcher alles beſtreitet, werden ſagen, daß ſolche Unternehmungen allzu weitläuftig ſind, daß die Ausführung allzu ſchwer und allzu langweilig ſeyn würde. Es wird gleichwol hundertmal leichter ſeyn, als es war, die Eure und die Seine nach Verſailles zu bringen, die Orangerie daſelbſt zu bauen, und die Lauben anzulegen.

Als London in die Aſche geleget wurde, ſagte Europa: London wird unter zwanzig Jahren nicht wieder aufgebauet ſeyn, und auch alsdenn werden ſich noch nicht alle Spuren ſeines Unglücks verloren haben.

Es war aber in zwey Jahren, und zwar mit Pracht, wieder aufgebauet. Wollen wir es denn allezeit auf das äußerſte ankommen laſſen, ehe wir was großes unternehmen? Wenn die Hälfte von Paris verbrannt wäre, wir würden ſie prächtig und bequem wieder aufbauen; und itzo wollen wir ihr nicht einmal mit tauſendmal weniger Unkoſten, die Bequemlichkeiten und die Pracht geben, deren ſie nöthig hat. Gleichwol würde ein ſolches Unternehmen der Nation zu Ehren gereichen, zu unſterblichen Ehren der Stadt Paris; es würde alle Künſte anfeuern, Ausländer aus allen Enden Europens herbey locken, den Staat bereichern und ihn nicht arm machen, tauſend Müßiggänger zur Arbeit gewöhnen, welche ihr elendes Leben itzo mit dem ſtrafbaren Betteln hinbringen, und unſere Stadt mit entehren helfen. Es wird auf alle und jede ein Vortheil daher entſpringen, und zwar mehr als einerley Vortheil. Dieſes iſt ohne Widerſpruch die Frucht der Arbeiten, die man vorſchlägt, welche alle Bürger wünſchen, und alle Bürger verabſäumen. Der Himmel gebe, daß ſich ein Menſch finden möge, welcher Eifer genug zu dieſen Unternehmungen, Standhaftigkeit genug ſie fortzuführen, Erleuchtung genug ſie anzuordnen, und Glauben genug ſie in Ausübung bey allen zu bringen, haben möge. Wenn in unſerer unermeßlichen Stadt ſich niemand findet, der es über ſich nehmen will, wenn man es gut ſeyn läßt, bey Tiſche davon zu reden, unnütze Wünſche zu thun, oder gar alberne Spöttereyen darüber anzubringen, ſo kann man nichts, als über Jeruſalem weinen.

◆

Des Abts von Marigny
Geſchichte
der
Araber
unter der
Regierung der Califen.

Aus dem Franzöſiſchen.

Erſter Theil.

Berlin und Potsdam,
bey Chriſtian Friedrich Voß.
1753.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

AEvDL.

Vorrede

des Ueberſetzers.

Die Urſachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, dieſe Geſchichte der Araber zu ſchreiben, ſind eben die Urſachen, welche mich bewogen haben, ſeine Arbeit zu überſetzen.

Er fand in ſeiner Sprache ſehr wenig Nachrichten von einem Volke, deſſen Thaten unſrer Neugierde nicht unwürdiger ſind, als die Thaten der Griechen und Römer: ich fand in der meinigen faſt gar keine teutſch.

Was er in andern, beſonders in den gelehrten Sprachen davon fand, waren zerſtreuete Glieder. Er gerieth auf den Einfall, ein ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich ſelbſt darauf gerathen ſeyn, wann er mir nicht zuvor gekommen wäre.

Er ſtellte ſich dabey einen Rollin zum Muſter vor. Und ſchon dieſes Muſter kan ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Er ſuchte die bequemſten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für eben ſo ergötzend als lehrreich hielt; er brachte alles in eine Ordnung, welche den Leſer nirgends den Faden der Geſchichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Unterſuchungen, die nur denen angenehm ſeyn können, welche die Hiſtorie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er über dieſes die Kunſt wohl zu erzehlen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken, werde in ſeiner Gewalt gehabt haben, läßt ſich ſchon daraus ſchlieſſen, weil er ein Franzoſe iſt. Man laſſe uns dieſer Nation wenigſtens den Ruhm nicht ſtreitig machen, daß die allermeiſten von ihren Schriften, wann ſie ſchon mit keiner ſchweren Gelehrſamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geſchmacke zeigen.

Hieraus wird man alſo leicht ſehen, für wen unſer Abt eigentlich geſchrieben. Er ſchrieb nicht, um ſelbſt eine Quelle in der arabiſchen Geſchichte zu werden. Und wie hätte er dieſes werden können, da er ſeine Unwiſſenheit in der arabiſchen Sprache ſelbſt geſtehet? Er ſchrieb nicht, um ſein Werk zu einer Vorrathskammer aller chronologiſchen Widerſprüche, aller verſchiednen Erzehlungen, aller auch der geringſten Umſtände zu machen, mit welchen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen, nicht aber in vernünftig geſchriebnen Geſchichtbüchern, aufgezeichnet wird.

Er ſchrieb nur für die, welche aus der Geſchichte jene groſſe Veränderungen, die einen Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene groſſe Männer, die dieſe Veränderungen verurſacht, auf eine Art wollen kennen lernen, die nicht nur die Neugierde und das Gedächtniß, ſondern auch den Verſtand beſchäftiſchäftiget. Er ſchrieb insbeſondre für Leute, welche deßwegen, weil ſie keine Gelehrte von Profeßion ſind, von Leſung der Bücher, und beſonders hiſtoriſcher Schriften, eben nicht wollen ausgeſchloſſen ſeyn. Er ſchrieb für die Jugend, bey welcher man damit anfangen muß, daß man ihr erſt das weſentlichſte bey den wichtigſten Epochen bekannt macht.

Alles dieſes giebt unſer Verfaſſer in ſeiner Vorrede deutlich genug zu verſtehen; und es hat an Männern nicht gefehlt, welche ſeine Abſicht, und die Art, wie er ſie zu erreichen geſucht, gelobt haben.

Dieſe Lobſprüche anzuführen, würde man einem Ueberſetzer, welcher ſein Original gerne geltend machen will, erlauben müſſen. Allein ich habe nicht Luſt, mir dieſe Begünſtigung zu Nutze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegentheil thun, und dasjenige anführen, was man an dieſer Geſchichte der Araber unter der Regierung der Califen ausgeſetzt hat.

Der Herr D. Baumgarten, ein

Mann, welcher ſich mit Recht beynahe ein dictatoriſches Anſehen in der Geſchichte, und in der Beurtheilung ihrer Schriftſteller erworben, hat bey Gelegenheit ſeine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdeckt, welche für ihn nichts weniger als vortheilhaft iſt. Beynahe hätte mich der Tadel dieſes Gelehrten, deſſen Verdienſte vielleicht niemand höher ſchätzt als ich, mitten in meiner Ueberſetzung zurückgehalten; und ohne Zweifel denkt mancher, daß es ſehr gut geweſen wäre. Muß ich mich nicht alſo rechtfertigen, wenn man mich nicht für einen Menſchen halten ſoll, dem es nur darum zu thun iſt, daß er überſetzt, es mag nun das, was er überſetzt, erbärmlich oder gut ſeyn?

Der Herr D. Baumgarten legt in dem 34ſten Stücke der Hälliſchen Anzeigen vom Jahre 1751., unſerm Verfaſſer dreyerley zur Laſt. Er erinnert verſchiednes wegen ſeiner Quellen; er beſchuldiget ihn einer Zerſtümmlung ſeiner Geſchichte; er giebt ihm die augenſcheinlichſten und gröbſten Fehler

Schuld. Iſt wohl noch ein viertes Stück übrig, den Charakter eines elenden Geſchichtſchreibers vollkommen zu machen?

Der erſte Punkt betrift die Quellen.
„In der Geſchichte der Araber, ſagt
„der Herr D., ſind zwar D. Herbelot,
„und die Ueberſetzung vom Ockley
„und Elmacin ſeine beſten Quellen,
„doch verachtet er den erſten auf
„Renaudots Verſicherung bey aller
„Gelegenheit, und zieht dieſes letz-
„tern weit unrichtigere Erzehlungen
„den Nachrichten des erſtern vor,
„den andern aber verſchweigt er ſorg-
„fältig, und führt den Alvakedi an
„deſſen Statt an, ohnerachtet er bey
„der gänzlichen Unfähigkeit, arabi-
„ſche Schriftſteller zu Rathe zu zie-
„hen, aus Aſſemanni, Schultens,
„Salems und anderer Arbeiten rich-
„tigere und fruchtbarere Hülfsmit-
„tel entlehnen können.„ Hier liegen in
der That eine Menge Beſchuldigungen bey-

ſammen, welche aber ſo in einander verwickelt ſind, daß ich faſt nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten ſoll. Ich will es durch Fragen verſuchen. Iſt es denn nicht wahr, daß die orientaliſche Bibliothek des Herbelot ein Werk iſt, wo man faſt auf allen Seiten Fehler und Widerſprechungen antrift? Iſt denn Renaudot der einzige, der dieſes geſagt hat? Muß man eben ſo ſtark in den orientaliſchen Sprachen ſeyn, als Herbelot war, um ſeine Unrichtigkeiten wahr zu nehmen? Oder fallen nicht unzählige ſchon einem jeden Leſenden, wann er ihn nur mit ſich ſelbſt vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Ockley ſchon unzähliges an ihm ausgeſetzt? Und iſt es denn wahr, daß ihn Marigny bey aller Gelegenheit verachtet? Bedient er ſich nicht ſeiner Nachrichten an ſehr vielen Stellen? Thut er etwas anders, als daß er, nach Maaßgebung des Renaudots, in der Vorrede errinnert, man habe ihn mit Behutſamkeit zu leſen, weil er nicht ſelbſt die letzte Hand an ſein Werk habe legen können? Ferner: Wo zieht denn Marigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Iſt dieſes nicht eine offenbar falſche Beſchuldigung? Macht er jenen in ſeiner Vorrede, auf Verſicherung ſeines Renaudots nicht weit verdächtiger, als dieſen, indem er ihn als eine von den falſchen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verſchiedne Irrthümer geſchöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Aſſemanni, eines Schultens, eines Salens ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er ſie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Iſt es denn wahr, daß Herbelot, Ockley und Elmacin ſeine beſten Quellen ſind? Sind den Renaudot, Abulpharagius ſelbſt, und andre, die er ſich weit mehr als jene zu Nutze gemacht hat, nicht eben ſo gute Quellen? Iſt es denn ſeine Abſicht geweſen, alles zuſammen zu tragen? Das einzige, was unter allen dieſen Beſchuldigungen Grund hat, iſt dieſes, daß er den Alvakedi anſtatt des Ockley angeführt hat.

Doch auch hierinne iſt er zu entſchuldigen; denn da er ſeine Unwiſſenheit in der arabiſchen Sprache nicht leugnet, ſo kan er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leſer zu überreden, als habe er ſelbſt die Handſchrift dieſes Geſchichtſchreibers zu Rathe gezogen; er muß es vielmehr deßwegen gethan haben, um ohne Umſchweife ſogleich den eigentlichen Währmann ſeiner Erzehlungen anzuführen. Geſetzt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, ſo würde mehr ſein moraliſcher Charakter, als die Güte ſeiner Schrift, darunter leiden. Und iſt es denn ſo etwas unerhörtes, wann ein Gelehrter ſeine nächſten Quellen verſchweiget, und wann er ſich wohl gar Mühe giebt, ſie ſo wenig bekannt werden zu laſſen, als möglich?

Ich komme zu dem zweyten Punkte, worüber ſich der Herr D. Baumgarten folgender Maaßen erklärt: „Der Innhalt der „Geſchichte der Araber unter den „Califen, iſt der Aufſchrift gar nicht „gemäß: indem er weder von den „Veränderungen im eigentlichen Ara-

„bien

„rabien unter der Regierung der abaßſidiſchen Califen zu Bagdad, noch auch von der ommiadiſchen Geſchlechtsfolge der Califen in Spanien, ingleichen den Aliden, Moraviden, oder Marabuts, und andern Reichen der Araber, auch nur ſo viel Nachricht giebt, als er aus Büchern nehmen können, die in jedermanns Händen ſind, und der Aufſchrift zu Folge alhier billig erwartet wird.„ Auf dieſe Beſchuldigungen überhaupt zu antworten, ſo bitte ich zu erwegen, was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny nothwendig würde müſſen geherrſcht haben, wann er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich Stückweiſe einlaſſen. Was ging denn in dem eigentlichen Arabien unter der Geſchlechtsfolge der Abaßiden ſo wichtiges vor, daß er deswegen den Faden der Hauptgeſchichte hätte abreiſſen ſollen? Nimmt er denn das Wort Araber in einem ſo engen Verſtande, daß er niemals die wirklichen gebohrnen Araber aus dem Geſichte laſſen müſſen? Oder verſteht er vielmehr unter den Arabern diejenigen orientaliſchen Völker, welche ſich zu dem Glauben des Mahomets bekannten, und dieſen mit dem Schwerdte ausbreiteten? War es alſo nicht nothwendiger, daß er, nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten (das iſt, derjenigen, welche von dem größten und vornehmſten Theile der Muſelmänner für rechtmäßig erkannt wurden) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen, als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen erzehlte? Iſt es nicht genug, wenn er dieſer kurz erwähnt, und ihrer nicht weiter gedenkt, als in ſo ferne ſie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was beſonders die Moraviden anbelangt, ſo kommt mir dieſer Einwurf nicht anders vor, als wenn man es einem, welcher die Geſchichte der Sachſen zu beſchreiben unternimmt, zur Laſtlegen wollte, daß er nicht, aus der Geſchichte von England, die ſieben ſächſiſchen Königreiche zugleich mit beſchrieben habe.

Doch es ſcheint, als ob der Herr D. Baumgarten ſelbſt dieſe anſcheinende Unvollſtändigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er gleich darauf fortfährt, daß dieſe Zerſtümmlung noch erträglich ſeyn würde, wann die gelieferten Theile derſelben nicht mit den unverantwortlichſten Unrichtigkeiten angefüllt wären. Das iſt viel: Doch der Hr. D. iſt kein Mann, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt, er rechtfertiget alſo dieſen Vorwurf folgender Geſtalt. Nur eine, ſagt er, der augenſcheinlichſten und gröbſten anzuführen, ſo wird im 2ten Theile S. 488. Ibrahim Ebn Mohammed für einen Aliden, oder Nachkommen des Ali ausgegeben, auch verſichert, daß die Anhänger des Ali ſowohl als des Abbas, denſelben für den ächten Imam erkannt haben: da nicht nur dieſer Ibrahim unter die 12. Imams der Anhänger Ali gar nicht gehöret, ſondern auch unſtreitig ein Abaßide, und des erſten

ſten abaßidiſchen Califen, Abdalla Muhammed Abulabas, leiblicher Bruder geweſen. Welcher Irrthum aller Wahrſcheinlichkeit nach daher gekommen, daß der Verfaſſer irgendwo gefunden, dieſer Ibrahim ſey Muhammeds Sohn, Ali Enkel, geweſen; daher er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche damals den Giafar Sadik für ihren Imam erkannt haben. Ich würde ein verzweifelter Wagehals ſeyn, wenn ich behaupten wollte, daß Marigny gar keine Fehler gemacht habe; aber dieſes kan ich ganz ſicher behaupten, daß die Critik des Hr. D. Baumgartens hier auf eine Stelle gefallen iſt, die man den Augenblick rechtfertigen kan. Es iſt wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des erſten Abbaßidiſchen Califen. Marigny weiß dieſes ſelbſt, (ſ. 2. Th. S. 493.) und muß es alſo gewußt haben, daß er ſeiner Geburth nach kein Nachkomme des Ali ſeyn konnte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Hn. D. Baumgarten angeführten Orte dieſen Fehler, und nennt ihn einen Aliden? Ich begreife nicht, wie ſich ein ſo gelehrter Mann an eine ſo bekannte Zweydeutigkeit hat ſtoſſen können. Heißt denn ein Alide bloß ein Nachkomme des Ali, oder bedeut es auch einen, welcher des Ali Parthey hält, und nur dieſen für den erſten rechtmäßigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abbaßiden bey der Empörung wider die Ommiaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, ſo wie die Ommiaden die Ermordung des Othmans vorgeſchützt hatten? Und ſind in dem letzten Verſtande nicht jetzt noch alle Perſer Aliden, ohne daß ſie wirkliche Nachkommen des Ali ſind? Dieſe Entſchuldigung iſt zu überzeugend, als daß ich mich länger dabey aufhalten dürfte.

Ich wiederhole es noch einmal, daß ich ſehr viel wagen würde, wenn ich den Marigny von allen Fehlern frey ſprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es in der That zu thun. Will man wiſſen, wie dieſe in der arabiſchen Geſchichte ausſehen, ſo darf man nur die chronologiſche Tafeln des **Dufresnoy**, welches uns der **Hr. D. Baumgarten** im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutſcht geliefert hat, nachſehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Saracenen handelt, ein heßlicher Fehler liegen ſollte. Da ſoll Abubeker den Jzdegerd geſchlagen, getödtet und ſich ſeines Reichs bemächtiget haben; da ſoll die Stadt Damaſcus von dem **Omar** ſeyn erobert und geplündert worden; da ſollen die Saracenen in Aegypten eher eingedrungen ſeyn, als ſie Jeruſalem belagert haben; da hat ein Sklave den **Omar** in der Moſchee zu Jeruſalem ermordet, und was dergleichen unſinnige Verfälſchungen mehr ſind. Der **Hr. D. Baumgarten** muß ſie alle wahrgenommen haben, und gleichwohl verſichert er uns, daß die Compilation des **Dufresnoy** ſchön und nützlich ſey. Mit wie viel beſſerm Grunde wird man, bey einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben dieſe Verſicherung

rung von gegenwärtiger Geſchichte des Abts Marigny geben können?

Ich will wünſchen, daß der Beyfall der Leſer meiner Verſicherung nicht widerſprechen möge. Das Publicum iſt in ſolchen Sachen immer der beſte Richter.

Noch zwey Worte will ich von der Ueberſetzung ſelbſt hinzu thun, und ſchlieſſen: Das Original beſtehet auf vier Octavbändern, welche man in dreye zu bringen für gut befunden hat. In den nächſt folgenden Leipziger Meſſen ſollen die übrigen zwey erſcheinen. Einige Druckfehler, die in dieſem eingeſchlichen ſind, und welches vielleicht auch Schreibefehler können geweſen ſeyn, wird der Leſer ſo gut ſeyn und überſehen. Ich will ihm dafür die Schmeicheley machen, daß ich ihn viel zu ſcharfſichtig halte, als daß es nöthig ſeyn ſollte, ihn erſt lange ein Verzeichniß davon zu geben.

M. L. A.

Vorrede

des Verfaſſers.

Des Vorwurfs ungeachtet, welchen man den Neuern, und beſonders unſrer Nation, wegen ihrer Liebe zu Kleinigkeiten macht, iſt es gleichwohl unwiderſprechlich, daß ſich der Geſchmack an dem wahren, guten und gründlichen, noch immer erhalten hat, und ſich auch noch jetzt erhält. Wann die Werke der Einbildungskraft, welche bloß beluſtigen, einen ſchleinigen Fortgang haben, ſo nimmt man doch auch die ernſthaften nicht ungeneigt auf. Die erſten haben in der That einen glänzenden Lauf; allein er iſt gemeiniglich von kurzer Dauer: ſie gleichen dem Blitze, welche nur ein flüchtiges Feuer von ſich werffen, und oft keine Spur zurück laſſen. Dieſe hingegen haben einen ernſthaften, langſamen und ununterbrochnen Gang: anſtatt, daß ſie die Zeit vernichten ſolle, ſo vermehrt ſie vielmehr die Schätzbarkeit derſelben.

Wir haben die deutlichſten Beweiſe hiervon an einer ſehr groſſen Menge Geburthen, welche für den Witz eben ſo nützlich, als für das Herz, und wegen der zierlichen und reinen Schreibart eben ſo lobenswürdig ſind, als wegen ihrer klugen und genauen Moral. Von dieſer Art iſt unter andern die alte Geſchichte des berühmten Rollins, deren gute Aufnahme aller Welt bekannt iſt. Ich führe dieſen Verfaſſer deswegen insbeſonders an, weil ich mir in dieſem gengenwärtigen Werke vorgenommen, ſeine Fußtapfen nachzugehen, ohne daß ich ſeine Vollkommenheit erreicht zu haben verlange.

Da dieſer mit Verdienſt, Arbeit und Jahren überhäufte Gelehrte mitten in ſeinem Unternehmen ſeine Laufbahn beſchloß, ſo hat man die Fortſetzung mit der allergrößten Begierde erwartet. Die Wünſche des Publicums ſind auf verſchiedene Weiſe in Erfüllung gegangen. Indem auf der einen Seite einer (1) von den berühmteſten Schülern dieſes groſſen Mannes, ein würdiger Erbe ſeiner Tugenden, ſeines Witzes, und ſeiner Gaben, die römiſche Geſchichte mit vielem Beyfalle fortſetzet; ſo arbeitet ein andrer Schriftſteller, (2) welcher ſich durch die ſinnreiche Weltcharte (3) aller Staaten und Reiche der Welt bekannt gemacht hat, an einem Theile der alten Geſchichte, welche Perſien und die benachbarten Länder betrift. Man wird dasjenige darinne finden, was ſich in dem Morgenlande, ganzer 800. Jahr hindurch, unter der Regierung zweyer groſſen Häuſer, welche Perſien und andere Länder beherrſcht haben, ſeit dem Aufſtande der Parther wider die Nachfolge des Alexanders, bis auf den letzten Artaxerxiſchen König, den Izdegerd, welcher von den arabiſchen Muſelmännern, gegen das 640ſte Jahr nach Chriſti Geburth, von dem Throne geſtoſſen ward, zugetragen hat. Dieſes Werk kan als ein vorläufiger Theil dieſer meiner Geſchichte angeſehen werden, und ſo wohl das eine, als das andere,

---

(1) Der Hr. Crevier, Profeſſor der Beredſamkeit auf der Univerſität zu Paris.

ſind

---

(2) Hr. Barbeau de la Bruyere.

(3) Man überſieht darauf, mit einem Blicke, das Entſtehen und den Wachsthum der verſchiedenen Staaten, die Dauer, die Zertheilung und das Ende aller Königreiche, Käyſerthümer, Republicken, und groſſen Völker, die ſich, ſeit der Sündfluth, bis auf dieſe Zeiten, in der Welt hervor gethan haben.

ſind eine natürliche Fortſetzung der Geſchichte des Rollins.

Ich war anfangs willens, ein viel weitläufdesigner Werk zu ſchreiben. Meine Abſicht war eine allgemeine Geſchichte der Araber, mit welcher ich mich ſeit langer Zeit beſchäftigte, und wozu ich ſchon alle Materialien geſammlet hatte, zu ſchreiben. Allein was für Hinderniſſe habe ich nicht angetroffen, als ich meine Sammlungen in einen hiſtoriſchen Zuſammenhang zu bringen verſuchte? Indem ich dasjenige unterſuchte, was ich aus den arabiſchen Schriftſtellern, von welchen wir Ueberſetzungen haben, getreulich zuſammen geſchrieben hatte, ſo ſahe ich, daß ſich die meiſten dieſer Schriftſteller widerſprachen, welches mich um ſo viel verwirrter machen mußte, da ich der arabiſchen Sprache nicht mächtig genug bin, die Originale dieſer Geſchichtſchreiber zu Rathe zu ziehen, um zu ſehen, ob die meiſten von dieſen Widerſprüchen nicht vielmehr auf die Ueberſetzer als die Verfaſſer zu ſchieben ſind: folglich iſt mir es auch unmöglich geweſen, in den ſehr vielen arabiſchen Geſchichtſchreibern, die wir haben, dasjenige aufzuſuchen, wodurch ich ihre verſchiedenen Meinungen vielleicht hätte vereinigen können.

Ich hatte geglaubt, aus der orientaliſchen Bibliothek des Hn. Herbelot viel Nutzen zu ziehen, als welches Werk zu meiner Abſicht ohne Zweifel ungemein nützlich würde geweſen ſeyn, wann der Verfaſſer, der das arabiſche vollkommen wohl verſtand, Zeit gehabt hätte, ſein Werk zu überſehen, die letzte Hand daran zu legen, und den Abdruck ſelbſt zu beſorgen. Doch da dieſer Gelehrte allzuzeitig ſtarb, ſo begnügte man ſich, die verſchiedenen Sammlungen, welche er zu ſeiner vorgehabten Abſicht geſammlet hatte, nach dem Alphabete zu ordnen, und wendete auch noch dabey ſehr wenig Sorgfalt an. Dieſe Arbeit wurde ohne die geringſte critiſche Beurtheilung ausgeführt, daß alſo nothwendig ein Zuſammenhang von lauter Fehlern und Widerſprüchen, welche einen lehrbegierigen Leſer zur Verzweiflung bringen können, daraus entſpringen mußte.

Unterdeſſen muß man doch geſtehen, daß dieſes noch das beſte iſt, was wir in unſrer Sprache zu Rathe ziehen können: und ungeachtet der Fehler dieſes Werkes, kan man es ſich doch ſehr wohl zu Nutze machen, wenn man es mit Ueberlegung lieſet, und ſich dabey auf einen glaubwürdigen Schriftſteller ſtützet, mit deſſen Hülffe man die hin und her zerſtreuten Reichthümer zuſammen ſuchen und in Ordnung bringen kan.

Dieſes nun habe ich mich beſonders auszuführen bemüht, indem ich mir hauptſächlich die gelehrte Geſchichte der Patriarchen zu Alexandria, welche der Hr. Abt Renaudot herausgegeben, zu Nutze gemacht; ein Werk, in welchem dieſer Gelehrte einen ſehr weitläuftigen Auszug von der Geſchichte der Saracenen, oder arabiſchen Muſelmänner, ſeit dem Mahomet, bis auf die Austilgung der Califen durch die Tartarn, mittheilet.

Dieſer in allen Arten der Gelehrſamkeit, und beſonders in den Sprachen ſo bewanderte Gelehrte, hat mich in dem gerechten Mißtrauen, welches ich aus Leſung der orientaliſchen Bibliothek geſchöpt, beſtärket. Ob er gleich ein groſſer Freund des Verfaſſers, deſſen Gaben und Verdienſte er ſehr hoch ſchätzt, geweſen war, ſo redet er doch von ſeinem Werke nicht allzu vortheilhaft, und vergißt nicht, das Publicum zu warnen, es anders als mit Behutſamkeit zu leſen. (4) Er bedauert, daß Hr.

---

(4) Vnde monitos lectores velim, ne ſi quae illis occurrant aliter tradita, quam a nobis factum eſt, de fide et diligentia noſtra dubitent; praeſertim ſi quae in nupera Bibliotheca orientali viri clariſſimi, amici

Herbelot nicht Zeit gehabt, es zu überſehen, und iſt gewiß verſichert, daß, wenn er eben ſo viel Genauigkeit und Aufmerkſamkeit, als Einſicht angewendet, wir in dieſer Art nichts vollkommneres haben würden.

Uebrigens iſt Herbelot nicht der einzige Schriftſteller, welchem Hr. Renaudot in der ſaraceniſchen Geſchichte wenige Genauigkeit Schuld giebt. Er geht viel weiter zurück, und zeigt, daß ſelbſt verſchiedne urſprüngliche Schriftſteller ſich betrogen, und die Geſchichte ihres Volks ſehr ungetreu erzehlt haben. Er beklagt ſich insbeſondre über den Elmacin, (5) und beweiſet, daß dieſer Schriftſtel-

---

ci noſtri, Bartholomaei Herbelotii, de iſtis rebus leguntur, cum noſtra narratione comparent. Abſit ſane, vt viro doctiſſimo, quem vt magiſtrum ſemper ſuſpeximus, laudis aliquid detractum velimus: plura ſane et meliora longe praeſtare in hoc literarum genere potuiſſet, quam in opere illo poſthumo, in quo licet multa reconditae eruditionis reperiantur, tamen non pauca ſunt, quae emendaturus erat, ſi ſuper vixiſſet. *Hiſt. Patriarch. Alexand.* p. 539.

(5) Elmacin hat eine Geſchichte, oder vielmehr eine Chronike der muſelmänniſchen Califen, ſeit dem Mahomet bis auf den Moſtater, welches der 47ſte Caliſe war, geſchrieben. Man hat ihn in dieſer Geſchichte manchmal unter dem Namen des Macins angeführt, wenn man nehmlich einige Stellen aus der

ler an verſchiednen Fehlern Urſache ſey, welche dieſer und jener, und unter andern Herbelot (6) in ſeinem Werke begangen hat.

Der Anblick ſo vieler Klippen bewog mich, mit der gröſten Vorſichtigkeit zu Werke zu gehen. Anſtatt mich alſo in die allgemeine Geſchichte der Araber einzulaſſen, habe ich meine Erzehlung von dieſem Volke blos auf die Zeiten eingeſchränkt, da ſie unter der monarchiſchen Regierung des Mahomets und ſeiner Nachfolger geſtanden haben. Obgleich die urſprünglichen Schriftſteller nicht allezeit wegen verſchiedner Begebenheiten und ihrer Zeitrechnung einig ſind, ſo habe ich doch angemerkt, daß ihre Erzehlungen, in Betrachtung der Ordnung der Nachfolger des Ma-

homets,

---

der franzöſiſchen Ueberſetzung, welche Vatier von dieſem Verfaſſer geliefert, angezogen.

(6) Nuper alius magni ſane inter lieratos nominis, nobisque, dum vixerat, coniunctiſſimus, Bartholomaeus Herbelotius, illam retulit ex Elmacino in Bibliothecam orientalem ſuam absque vlla cenſura. Quamuis autem neminem in his peregrinis literis doctiorem noſtra aut ſuperior aetas viderit, tamen quia collectanea illa, quae in alphabetum digeſta ſunt, caruerunt poſtrema auctoris emendatione, non maiorem habent auctoritatem, quam a ſcriptoribus, ex quibus illa deſumpſit: hic autem non alium quam Elmacinum nominat. *Hiſt. Patriarch. Alexand. pag.* 483.

homets, und der verſchiedenen Veränderungen, welche dem ſaraceniſchen Reiche mehr als einmal eine andere Geſtalt gegeben, ziemlich gleichförmig ſind. Ich habe alſo dieſen Theil der arabiſchen Geſchichte am beſten zu beſchreiben geglaubt, wenn ich nur dasjenige angeführt, was von dem Schriftſteller einmüthig bekräftiget wird. Ich will es denen, welche mehr Wiſſenſchaft, Gedult und Zeit haben, überlaſſen, an einem weitläuftigern und vollſtändigern Werke zu arbeiten.

Gleichwohl wird dieſe Geſchichte, ſo wie ich ſie liefre, einigermaaſſen der Abſicht, die Werke des berühmten Hrn. Rollins fortzuſetzen, gemäß ſeyn. Da dieſer Gelehrte keine andre Abſicht hatte, als die gemeinen Leſer, und beſonders die Jugend zu unterrichten, ſo entſchlug er ſich aller beſchwerlichen Unterſuchungen, welche nur für Gelehrte und für diejenigen gehören, die eine Geſchichte in allen ihren Theilen ergründen wollen. Man wird in dieſer ſowohl, als in der ſeinigen, häuffige Veränderungen, umgeſtürzte Throne, zum Glücksballe gewordene Monarchen, und geringe Sklaven antreffen, die ſich der Krone bemächtigen, und mächtige Dynaſtien ſtiften, welche eine nach der andern entſtehen, und von andern mächtigern Dynastien zerstöret werden. Erstaunliche Wirkungen der geheimen Rathschlüsse des höchsten Wesens, welches die Kronen [illegible] Zepter in seiner Hand hat, und sie nach seinem Wohlgefallen austheilet!

Dieses iſt das groſſe Schauſpiel, welches die Geſchichte der Araber, unter ihren Fürſten, ſeit Errichtung der monarchiſchen Regierung, dem Leſer darſtellet.

Das Leben des Mahomets, des Stifters ihrer Religion und ihres Reichs, iſt als ein Eingang zu dieſem Werke anzuſehen. Ich habe nur einen ſehr kurzen Auszug daraus mitgetheilt, welcher aber gleichwohl hinlänglich ſeyn wird, das groſſe Genie dieſes beſondern Mannes daraus zu erkennen, welcher ohne Erziehung, ohne Wiſſenſchaft, das Volk zu hintergehen und ſich einen ſo beträchtlichen Anhang zu machen gewußt hat, daß er ſowohl die Regierungsform, als die Religion ſeines Landes zu verändern, und ſich zugleich zum Könige und Prieſter ſeines Volks einzuſetzen im Stande war.

Der Anfang ſeiner vorgegebnen Sendung war auſſerordentlich ſtürmiſch. Die Einwohner von Mecca, unter welchen er ſeine Schwärmerey ausbreiten wollte, erklären ſich wider ihn, und drohen ihm mit nichts geringern als mit dem Tode. Da er die Flucht zu ergreiffen genöthiget wird, um ſich den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu entziehen, ſo flieht er nach Medina, und predigt daſelbſt viel ungeſcheueter, als vorher. Die Verfolgung, die man zu Mecca wider ihn erregt hatte, feuert ihn an, und er weiß auf eine geſchickte Art ſich ein Verdienſt daraus zu machen. Damit das Andenken der mißlichen Umſtände, in welchen er ſich damals befand, auf ewig erhalten werde, ſo machen ſeine Anhänger eine berühmte Epoche daraus, welche noch bis jetzt in einem groſſen Theile der ganzen Welt, wo man der Lehre dieſes vorgegebnen Propheten folgt, beſtehet. Dieſe Epoche heißt Hegire, welches Wort in dem Arabiſchen die Flucht bedeutet. Ich werde weiter unten in dieſer Vorrede davon reden, und zeigen, wie man ſie mit der chriſtlichen Zeitrechnung vergleichen könne.

Kaum hat ſich der neue Geſetzgeber zu Medina feſte geſetzt, als er ſeinen Proſelyten die Waffen in die Hand giebt, und den Krieg nach Mecca bringt, welches er ſeiner Bothmäßigkeit unterwürffig macht. Auf dieſe Eroberung folgt gar bald die Ergebung aller drey Theile Arabiens. Die ganze alte Regierungsform bekömmt eine neue Geſtalt, und man folgt durchgängig dem Geſetze des Ueberwinders. Nachdem er ſich zum Herrn von ſeinem eignen Vaterlande gemacht, ſo unternimmt er, durch Gewalt der Waffen, ſeine Religion und ſein Reich auszubreiten. Er macht den Anſchlag ſich Syriens zu bemächtigen, welches damals die Griechen inne hatten: er fängt in der That den Krieg wider dieſe Völker an; der Tod hält ihn mitten in ſeinem Unternehmen auf; ſeine Nachfolger aber ſetzen es fort, und führen es mit einer recht wunderbaren Schnelligkeit aus.

Da Mahomet ohne männliche Erben, und ohne ſich einen Nachfolger ernennt zu haben, geſtorben war, ſo droht die Uneinigkeit der vornehmſten Muſelmänner, dieſem erſt anwachſenden Reiche der Araber ſeinen Untergang. Ali, ein Anverwandter des Propheten, und ſogar ſein Schwiegerſohn, welcher ſeine Tochter, die Fatime, geheyrathet hatte, macht auf die Krone Anſpruch: man iſt auf dem Puncte handgemein zu werden; endlich aber wird der Streit beygelegt, und man wird eins, den Abubeker, deſſen Tochter Aiesha eine von den Weibern des Mahomets geweſen war, und zwar diejenige, welche er am allerliebſten gehabt hätte, für das Oberhaupt zu erkennen.

Die Ehrerbietung, die man gegen den Stifter des Staats hatte, verhindert ſeine Nachfolger, einen ſtolzen Titel anzunehmen; man will, ſo zu reden, daß nur er auf ewig über das Volk gebieten ſolle; und diejenigen, welche den Thron nach ihm beſitzen, begnügen ſich mit dem Titel **Califen**, das iſt, **Nachfolger**, oder **Verwalter**. Abubeker iſt der erſte, welcher dieſen Titel annimmt, und mit ihm fängt eigentlich dieſe Geſchichte an.

Dieſer Fürſt regiert nicht länger, als zwey Jahre, und in dieſem kurzen Zeitraume gelingt es ihm, verſchiedene Partheyen, die ſich in Arabien hervor gethan hatten, zu unterdrücken. Er ſetzt zugleich das Unternehmen des Mahomets wider die Griechen fort. Er dringt bey ihnen ein, und bemächtiget ſich eines Theils von Syrien. Omar, ſein Nachfolger, bringt die Eroberung dieſes Landes zu Stande. Kurz darauf begeben ſich ſeine Feldherren nach Aegypten, und machen ſich von dieſem weiten Reiche Meiſter. Nach ihm kömmt Othman, welcher in ſeine Fußtapfen tritt, und ſeine Regierung durch die Waffen merkwürdig macht. Auf der einen

Seite bemächtigen ſich die Saracenen der Inſel Cyprus; auf der andern thun ſie einen Einfall in das perſiſche Reich, überwinden die Völker deſſelben, und bringen ſie unter das Joch der Califen.

Othman wird ermordet. Ali gelangt endlich zur Regierung, und erlangt ein ſehr groſſes Anſehen, welches aber mehr auf die Schwärmerey ſeiner Anhänger, als auf ein wirkliches Verdienſt gegründet iſt. Die Perſer, zum Exempel, und einige andere Völker, haben gegen dieſen Califen eine beſondere Ehrerbietung. Sie betrachten ihn als den einzigen wahrhaften Nachfolger des Mahomets, und wollen folglich die drey erſten Califen nicht erkennen. Sie laſſen ſich in die übertriebenſten Lobeserhebungen dieſes Regenten aus, und halten ihn für einen der allergrößten Fürſten, welche die Araber in ihrer Monarchie gehabt haben.

Unterdeſſen muß ich geſtehen, daß ich in der Geſchichte nichts gefunden habe, welches den Begriffen gemäß wäre, die uns ſeine Anhänger von dieſem Califen machen wollen. Nirgends zeigt er ſich als ein groſſer Mann; man erkennt ihn vielmehr für nichts, als für einen verwirrten Kopf; welcher mit ſich ſelbſt uneinig iſt, und noch weit uneiniger mit andern. Eben in dem Augenblicke, da ſein Schwiegervater ſtirbt, ſchmiedet er auf die Nachfolge heimliche Anſchläge; ſeine ehrgeitzige Gemüthsart aber macht, daß er den Verdruß, welchen ihm die Erwählung ſeiner drey Vorgänger verurſacht, verbeißt. Man will ſo gar, daß er einer von den Verſchwornen, welche den Othman um das Leben brachten, geweſen ſey; und als man ihm nach dieſes Tode die ſo ſehnlich gewünſchte Krone anträgt, ſo ſchlägt er ſie aus, und nimmt ſie endlich nicht anders, als mit der größten Widerſtrebung, an. Kaum aber iſt er auf dem Throne, als er mit der ganzen Welt Zanck bekömt, und zuletzt erbittert er die Gemüther ſo, daß er ſeine Hauptſtadt verlaſſen, und den Sitz ſeines Reichs anderswo aufſchlagen muß.

Der Veracht, den man wider dieſen Califen, wegen der Ermordung des Othmans hatte, dient nunmehr einem Aufruhre zum Vorwande, welcher in Syrien ausbricht. Moavias, welchen Othman zum Statthalter in dieſer Provinz gemacht hatte, will den Tod ſeines Wohlthäters rächen. Er erklärt den Ali für der Nachfolge unwürdig, weigert ſich, ihn zu erkennen, läßt ſich ſelbſt als den rechtmäßigen Califen ausruffen, und ſchlägt ſeinen Sitz zu Damaſcus auf.

Ali wendet vergebens ſeine Kräfte wider dieſen Mitbuhler an. Er greift zu den Waffen: er wird geſchlagen, und muß es noch für ein Glück ſchätzen, daß er einen Vergleich erlangen kan, vermöge deſſen man ihm erlaubt, in Arabien den Titel und die Vorrechte eines Califen zu behalten. Kurz darauf wird er ermordet, und läßt zwey Söhne, wovon der älteſte zur Krone gelangt.

Haſſan, ſo hieß dieſer Fürſt, hatte mehr Unglück, und weniger Geſchike als ſein Vater, daß er ſich alſo wider die Anſchläge des Moavias nicht lange aufrecht erhalten konnte. Nach einer ſechs monatlichen Regierung bewilliget er alſo, den Zepter niederzulegen, welchen er nicht würdig war zu führen. Nunmehr iſt Moavias der einzige Beſitzer des Thrones. Er wird von allen Muſelmännern für einen rechtmäßigen Califen erkannt, und iſt der erſte von der berühmten Dynaſtie der **Ommiaden**, welche von dem **Ommiah**, dem Haupte dieſes Hauſes, alſo genennet wird.

Kaum iſt Moavias in dem ruhigen Beſitze des Thrones, als er die Ehre deſſelben auszubreiten ſucht. Er ſetzt die Unternehmungen, welche die erſten Califen wider die Griechen angefangen hatten, fort: er jagt ſie aus Armenien und Natolien, und treibt ſie bis nach

Conſtantinopel zurück. Er ergreift hernach ſolche Maaßregeln, durch welche er ſeine Würde erblich macht, da ſie vorher bloß von der Wahl abgehangen hatte. Er bringt die Krone auf ſeinen Sohn, und dieſer auf ſeine Nachkom̃en.

Dieſe Dynaſtie erhält ſich, mit vielem Ruhme, unter vierzig Regenten, welche alle auf einander folgen, obſchon nicht nach der graden Linie, weil die Brüder oft zum Nachtheile ihrer Neffen den Thron beſtiegen, wann dieſe allzu jung waren, oder wenn man ſonſt Urſachen hatte, ſie von der Regierung auszuſchlieſſen. Dieſe Nachfolge dauret in dem Geſchlechte des Ommiah, bis auf den Mervan II, einen der berühmteſten, zugleich aber der unglücklichſten Regenten ſeines Hauſes, ununterbrochen fort.

Die Vertilgung der Ommiaden war das Werk der Abbaßiden, welche von dem Abbas, einem Oheime des Mahomets, ihren Namen hatten. Sie brauchten zur Ausführung ihres Unternehmens eben den Vorwand, deſſen ſich die Ommiaden bedient hatten, die Krone in ihre Hände zu bringen. Dieſe hatten ſich wider den Ali, als den Mörder des Othmans, erklärt; und die Abbaßiden greiffen wider die Ommiaden zu den Waffen, den Tod des Ali zu rächen, für deſſen Mörder ſie dieſelben erklärten. Sie ſetzen ſich auf dem Throne vermittelſt des Blutdades ſeſte, deſſen Beſchreibung man zu Anfange des dritten Bandes dieſer Geſchichte finden wird.

Einigen Geſchichtſchreibern zu Folge, entkamen zwey Prinze dieſer erſchrecklichen Ermordung. Der eine zog ſich in einen Winkel Arabiens, wo er den Titel eines Califen ziemlich ruhig genoß, doch ohne einiges Anſehen, als nur in einem ſehr engen Bezirke zu haben. Er errichtete eine Art von Dynaſtie, welche bis gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts nach Chriſti Geburth dauerte. Der andere flohe nach Spanien, und wurde daſelbſt von den arabiſchen Muſelmännern, welche einen Theil dieſes Reichs erobert hatten, zum Califen erwehlet. Seine Nachkommen regierten nach ihm, und erhielten ſich beynahe ganzer dreyhundert Jahre auf dem Throne, ſo lange nehmlich, bis die Almoraviden Spanien eroberten.

Die Abbaßiden, welche ſich für die wirklichen Kinder aus dem Hauſe des Mahomets ausgaben, indem ſie nehmlich von dem Haſchan und Abdal-Motaleb mit dem Propheten zugleich abſtammten, erhielten ſich ganzer fünfhundert Jahr auf dem Throne, unter 37 Regenten, deren Geſchichte den dritten und vierten Band dieſes Werks ausmacht. Der Sitz ihres Reichs war anfangs zu Cuffah. Almanſor, der zweyte te Calif dieſer Dynaſtie, verlegte ihn nach Haſchemia: allein eine Beleidigung, die ihm in dieſer Stadt widerfuhr, brachte ihn auf den Entſchluß, die Stadt Bagdat zu bauen, welches die Hauptſtadt des muſelmänniſchen Reichs, bis zum Untergange der abbaßidiſchen Geſchlechtsfolge, blieb. Unterdeſſen wollte doch Motaſſem, einer von den Califen dieſes Hauſes, den kayſerlichen Sitz nach Samarath verlegen; allein dieſes daurete bloß einige Jahre, worauf er wieder nach Bagdat zurück kehrte, welches bis zu Ende der vornehmſte Sitz der Califen war. Daher kömmt es, daß man die Abbaßiden, die **Califen von Bagdat**, und die Ommiaden, wegen ihres beſtändigen Aufenthalts in Syrien, die ſyriſchen Califen nennt.

Der Fall der Ommiaden war bloß daher gekommen, weil ſie den Statthaltern in den Provinzen ein allzugroſſes Anſehen verſtattet hatten: Die Abbaßiden begingen eben dieſen Fehler, und ihre Macht ward hierdurch ungemein geſchwächt. Unterdeſſen erhielten ſie ihre Dynaſtie doch weit länger als die Ommiaden; obſchon nicht in eben dem Glanze, in Anſehung ihrer ſich weit erſtreckenden Bothmäſſigkeit.

Es fielen unter ihrer Regierung verſchiedne

Zertheilungen des Reichs vor, in welchen eben ſo viel verſchiedne Dynaſtien angelegt wurden. Von dieſer Art waren die Thaherier, und die Soffariden, welche in Perſien und Turqueſtan herrſchten; deßgleichen die Tholomiden und Aſchidier, welche in Aegypten unter dem Titel der Sultane regierten, gleichwohl aber den Califen zu Bagdat als ihren Oberherrn verehrten.

Auf die Aſchidier folgten die Fatimiten, welche die wahrhaften Nachfolger des Mahomets, als Abkömmlinge des Ali von der Fatime, der Tochter des Propheten, zu ſeyn vorgaben; ſie lieſſen ſich zu Regenten von Aegypten erklären, und nahmen ungeſcheut den Califentitel an. Damals ward in dem ganzen Umfange ihres Gebietes der Name der Califen zu Bagdat aus den öffentlichen Gebetern ausgelaſſen; es wurden auch in dem ganzen Lande keine Münzen von ihrem Stempel mehr geſchlagen. Bey dieſer unumſchränkten Herrſchaft erhielt ſich die neue Dynaſtie ganzer drey hundert Jahr, nach deren Verflieſſung ſie wieder in den Beſitz Aegyptens traten, und für die Oberherren deſſelben erkannt wurden, doch ohne die geringſte wirkliche Gewalt darinne zu haben.

Uebrigens hatten ſie in ihrem eignen Gebiete beynahe eben ſo wenig Gewalt. Einige von den Abbaßiden waren ſo unvorſichtig geweſen, fremde Soldaten an ihrem Hofe einzuführen, welche der Califenwürde unbeſchreiblichen Abbruch thaten. Dieſe Trupen, welche man aus Turqueſtan gezogen hatte, und deren in dieſer Geſchichte unter dem Namen der türkiſchen Militz Erwähnung geſchicht, mißbrauchten die Gunſt gar bald, mit welcher ſie die Califen beehrten. Nach und nach brachten ſie alle Gewalt an ſich, ſo daß ſie nach ihrem Gefallen die Vezire, ja wohl gar die Califen ſelbſt, abſetzten. Mit der Zeit brachte man ſie zwar endlich wieder in ihre Schranken; die Califen aber wurden gleichwohl dadurch nichts mächtiger. Die Räthe dieſer Fürſten kannten die ſchwache Seite ihrer Herren, und wußten ſich ſo viel Gewalt über ſie zu verſchaffen, daß ſie gar bald wieder in die Sklaverey fielen, aus welcher ſie ſich hatten reiſſen wollen.

Einer von den Abbaßiden verſuchte den Uebermuth dieſer Räthe zu unterdrücken, indem er eine neue Würde, noch über die Vezire, machte; die Würde nehmlich eines **Emir-al-Omara**, das iſt, eines **Befehlshabers der Befehlshaber**. Durch dieſes Mittel waren die Vezire ſo gut als abgeſchaft; dennoch aber blieben die Califen in der Knechtſchaft, und durch die Ränke derjenigen, welche auf dieſe hohe Würde Anſchläge machten, wurde der Staat weit mehr als jemals beunruhiget. Hieraus entſtanden die beſtändigen Kriege zwiſchen den Fürſten von verſchiednen Dynaſtien, die in den Provinzen aufgeſtanden waren, welche ihnen die Califen zu eigen geſchenkt hatten. Ein jeder machte auf die Emirwürde Anſpruch; und kaum war der eine dazu gelangt, ſo ward er von einem andern wieder verdrengt. Die zeitliche Gewalt der Califen fiel in ihre Hände, ſo daß den Regenten ſelbſt nichts als der leere Titel übrig blieb. Dieſes wird man in gegenwärtiger Geſchichte umſtändlich erzehlt finden, wenn wir von den groſſen Bewegungen reden werden, welche von den Baridiern, den Hamadaniten, den Buiden, den Gatzneriden, den Khuaresmiern, und beſonders von den berühmten turqueſtaniſchen Fürſten, welche unter dem Namen Selgiuciden ſo bekannt ſind, erregt wurden.

Während der Zeit, als ſich dieſe Mächte unter einander aufrieben, ſahe man eine andre Anſprüche machen, und zu ihrem Zwecke gelangen. Es war dieſes die Dynaſtie der Atabecks, welcher die Califen zu Bagdat die Unterdrückung der Fatimiten in Aegypten, als nach deren Verfall Syrien und Aegypten wieder unter die Bothmäßigkeit der Abbaßiden kam, zu danken hatte. Dieſer groſſe Anſchlag ward von dem Atabeck Nureddin, welcher in unſerer Geſchichte Noradin heißt, entworffen, und von dem berühmten Salaheddin, oder Saladin, wie er in den occidentaliſchen Sprachen genennet wird, ausgeführt. Dieſer Fürſt machte ſich zum Sultane von Aegypten, und ward das Haupt der Dynaſtie der Aicubiten, die hernach von den türkiſchen Sklaven, den Mammeluken, aus welchen ſich einer von den Nachfolgern des Salaheddin eine Militz gemacht hatte, ausgerottet wurde.

Unter dem Sultanate dieſes Fürſten und ſeiner Nachfolger geſchah es, daß die ganze Chriſtenheit die bekannten und unnützen Kreutzzüge unternahmen. Ich habe des Anfangs dieſer Kriege nur ganz mit wenigen unter der Regierung der Fatimiten erwähnt, weil es meine Abſicht eigentlich nicht iſt, von dieſen Califen zu handeln, und ich mich alſo in dasjenige nicht einlaſſen konnte, was unter ihrer Regierung vorgegangen. Von dem Augenblicke aber ihres Verfalls an, habe ich die Fortſetzung dieſer Kriege umſtändlicher beſchrieben, weil alsdann Syrien und Aegypten wieder unter die Bothmäßigkeit der Abbaßiden kam, und dasjenige alſo, was in dieſen Provinzen damals vorging, einen Theil von meiner Geſchichte ausmacht.

Zu welcher Zeit, als die orientaliſchen Länder durch ſo vielen Verwirrungen beunruhiget wurden, erhob ſich eine neue Dynaſtie, welche weit furchtbarer war, als alle die, welche vor ihr erſchienen waren. Es war dieſes die Dynaſtie der Genghiskanier, welche von dem Genghiska, ihrem Haupte, alſo genennet wurden. Dieſer durch den ſchnellen Fortgang ſeiner Thaten ſo berühmte Fürſt, breitete ſich an der Spitze der Mogols und Tartarn in den Morgenländern aus, und brachte gar bald ein unermeßliches Stück Landes unter ſeine Bothmäßigkeit. Seine Nachfolger, welche ſeinen Muth und ſeinen Haß gegen die Muſelmänner erbten, vereinigten mit ihrer Krone die meiſten Staaten, deren ſich die Fürſten der andern Dynaſtien, welche bisher ſo furchtbar geweſen waren, bemächtiget hatten, und machten ſich endlich auch von Bagdat Meiſter, ermordeten den Califen und ſeine Kinder, und vertilgten in ihnen das berühmte Haus der Abbaßiden, welche den Thron länger als fünfhundert Jahr inne hatten.

Hier iſt es, wo ſich dieſe Geſchichte endiget; worinne man nichts vorgebracht zu haben ſich ſchmeichelt, als was von den glaubwürdigſten Geſchichtſchreibern beſtätiget wird, geſetzt auch, daß man nicht alles angeführt hat, was man von den arabiſchen Muſelmännern merkwürdiges ſagen könne. Man wird unter andern eine genaue Auseinanderſetzung aller verſchiedenen Häuſer und Dynaſtien, welche ſich unter dieſen Völkern hervor gethan haben, darinne antreffen, und auf das genauſte ihren Urſprung, ihren Wachsthum und Untergang beſchrieben finden.

Was den allgemeinen Charakter dieſes Volks anbelangt, ſo würde mir es angenehm geweſen ſeyn, wenn ich in den Schriftſtellern, welche ich dabey geleſen, Stofs genug zur Widerlegung der Gedanken, in denen wir beſtändig wegen der Saracenen geſtanden haben, hätte finden können. Ich habe in dem Eingange dieſes Werks zu verſtehen gegeben, daß wir in Anſehung dieſer Völker im Irrthume wären, und daß die Barbarey, welche wir ihnen beyzulegen pflegten, bloß die Wirkung unſrer Vorurtheile ſey. Gleichwohl wird man in dieſer Geſchichte ſehen, daß wir uns ſo gar ſehr nicht betrogen haben. Und man mag ſie auch in der That unter einer Dynaſtie betrachten, unter welcher man will, ſo wird man dennoch finden, daß die Wildheit den Grund ihres Charakters ausmachte.

Man wird zwar verſchiedene Züge der Gnade, der Höflichkeit und Menſchlichkeit unter ſolchen Regenten antreffen, welche ſich ihr Volk geſitteter zu machen, angelegen ſeyn lieſſen: allein

lein dieſer Züge ſind ſehr wenige, welche überhaupt etwas entſcheiden können. Man muß in der That kein Volk nach einigen flüchtigen Tugenden beurtheilen, die es unter glüklichen Regierungen gezeigt hat: nur ſich immer gleiche Sitten können einzig und allein unſre Führer ſeyn, wenn wir unſer Urtheil fällen ſollen. Nun aber ſieht man nicht, daß die Araber, wenn man ſie auf dieſe Weiſe betrachtet, zu einziger Vollkommenheit gelangt ſind. Ich finde ſie unter den Abbaßiden faſt eben ſo, als ſie unter den Ommiaden waren, und wenn ja noch einiger Unterſchied Statt findet, ſo iſt er gewiß zu ihrem Nachtheile. Man kan dieſes gleich aus den Gemüthsarten der Fürſten, welche den Thron beſeſſen haben, ſchlieſſen. Die Abbaßiden waren eben ſo wild, als die Ommiaden, gleichwohl aber weniger tapfer und verſtändig. Man findet verſchiedene kriegeriſche Prinze unter ihnen, allein in ſehr geringer Anzahl: Die übrigen haben entweder gar keine, oder ſehr unglückliche Kriege geführt. Sie konnten das reiche Erbtheil, welches die Ommiaden mit Ehren behauptet hatten, nicht ganz erhalten, und unter ihrer Regierung kam die Califenwürde in die allergröſte Verachtung, und ging endlich ganz und gar ein.

Was die Wiſſenſchafften anbelangt, ſo

muß man zugeſtehen, daß die Araber einen erſtaunenswürdig ſchnellen Fortgang darinne gehabt haben. Gleichwohl blieben ſie unter ihnen ſehr lange ungebaut, ob ſie gleich ſehr viel Feuer und Lebhaftigkeit und alle dazu erforderliche Eigenſchaften hatten. Die erſten Califen verſtanden durchaus nichts, als den Koran und das Kriegsweſen. Die Ommiaden werden gleichfalls für ſehr unwiſſend gehalten; unter den Abbaßiden aber, wie die meiſten Schriftſteller verſichern, ward der Geſchmack an den Wiſſenſchaften unter dem Volke faſt allgemein, und man ſahe auf allen Seiten von den Regenten beſchützte Gelehrte, welche Künſte und Wiſſenſchaften zur Vollkommenheit zu bringen ſuchten, und in verſchiednen Theilen der Gelehrſamkeit Werke verfertigten. Ich kan keinen beſſern Begrif von dem Fortgange, welchen die Wiſſenſchafften damals unter ihnen hatten, geben, als wenn ich eine lange Stelle aus dem vortreflichen Werke des Hr. Abts Fleury **von der Wahl der Studien** anführe.

„Man muß, ſagt dieſer berühmte Schriftſteller, die gemeine Meinung verlaſſen, als ob „alle Mahometaner ohne Unterſcheid beſtändig aus der Unwiſſenheit ihr Werk gemacht „hätten. Sie haben eine unglaubliche Menge gelehrter Männer, welches entweder Ara-

„ber, oder Perſer ſind; und mit ihren Schriften konnte man ſehr groſſe Bücherſäle anfüllen. In dem zwölften Jahrhunderte, von welchem ich rede, waren mehr als ein hundert Jahr verfloſſen, ſeit dem ſie ſich mit beſonderm Fleiſſe auf die Wiſſenſchaften legten; und niemals waren ſie unter ihnen ſtärker, als eben zu der Zeit, da ſie bey uns am ſchwächſten waren, das iſt, in dem zehnten und eilften Jahrhunderte. Dieſe Araber, ich verſtehe darunter alle diejenigen, welche ſich Muſulmänner nennten, hatten zweyerley Arten von Studien, die einen waren ihnen eigen, und die andern hatten ſie von den Griechen, als den Unterthanen der Conſtantinopolitaniſchen Käyſer, erborgt.

„Ihre eigne Studien waren vornehmlich ihre Religion, das iſt, der Koran; die Ueberlieferungen, die ſie dem Mahomet und ſeinen erſten Jüngern zueigneten; die Lebensbeſchreibungen ihrer vorgegebnen Heiligen, und die Fabeln, die ſie von denſelben erzehlten; die Gewiſſensfälle bey Ausübung ihrer Religion, z. E. bey dem Gebete, bey den Reinigungen, bey dem Faſten, bey der Wallfahrt; und ihre ſcholaſtiſche Gottesgelahrheit, welche eine unzählige Menge Fragen von den Eigenſchaften Gottes, von der Vorherbeſtimmung,

„von dem Gerichte, von den Nachfolgern des „Propheten enthält, als woraus ſo viel Secten unter ihnen entſtanden.

„Andre ſtudirten den Koran und ſeine „Auslegungen mehr als Rechtsgelehrte, als „Theologen, um Regeln in den bürgerlichen „Angelegenheiten und die Entſcheidung der „Streitigkeiten daraus zu erlernen. Denn „dieſes Buch iſt ihr einziges Geſetze, ſo gar „auch in dem, was das zeitliche betrift. Andre legten ſich auf ihre Geſchichte, die von „Anfange ihrer Religion und ihres Reichs, „mit vieler Sorgfalt war aufgezeichnet worden. In der ältern Geſchichte aber, waren „ſie ſehr unwiſſend, und verachteten alle Menſchen, welche vor dem Mahomet gelebt hatten, indem ſie dieſe ganze Zeit die Zeit der „Unwiſſenheit nennten, weil man ihre Religion noch nicht gewuſt habe. Sie begnügten ſich mit den Alterthümern, welche in den „Werken ihrer älteſten Dichter enthalten waren, die ihnen ſtatt der Geſchichtſchreiber in „dieſen Zeiten dienen mußten. Hierinne wenigſtens ſind ſie offenbar dem Grundſatze der alten Griechen gefolgt, welche ihre eigenen Ueberlieferungen, ſo fabelhaft ſie auch waren, „ſtudirten.

„Man muß aber auch geſtehen, daß ihre

„Poeſie ſehr wenig gründliche Schönheit gehabt hat, indem ſie ſich bloß mit ſchimmernden Gedanken und kühnen Ausdrückungen begnügen ließ. Sie haben ſich auf diejenige Art der Poeſie niemals gelegt, welche in der Nachahmung beſtehet, und die Leidenſchaften zu erregen fähig iſt; und das, was ſie davon entfernte, iſt ohne Zweifel die Verachtung geweſen, mit welcher ſie die dahin einſchlagenden Künſte anſehen, wie zum Exempel die Mahlerey und die Bildhauerkunſt, welche ſie aus einem Haſſe gegen die Abgötterey verabſcheuten. Ihre Poeten waren auch zur Erlernung der arabiſchen Sprache ſehr nützlich; welches damals nicht nur die Sprache der Herren und der meiſten Völker dieſes groſſen Reichs, ſondern auch die gemeine Sprache des größten Theils, und beſonders die Sprache der Religion war, und noch jetzt iſt. Sie ſtudirten vornehmlich den Koran, und dieſen von lebendigen Lehrern zu lernen, begaben ſich die Neugierigſten von allen Orten in die Provinz Irak, und beſonders in die Stadt Baſora, welche für ſie eben das war, was Athen den alten Griechen geweſen iſt, Weil damals auch in Perſien ſehr mächtige Fürſten waren, ſo ſchrieb man auch in ihrer Sprache, welche nach der Zeit weit mehr

„ausgebeſſert ward. Dieſes ſind die Studien, welche den Muſelmännern eigen und ſo alt als ihre Religion ſind.

„Die, welche ſie von den Griechen geborgt hatten, waren wenigſtens zweyhundert Jahr jünger. Gegen das Jahr nehmlich 820 erſuchte der Calif Almamon den Kayſer von Conſtantinopel um die beſten griechiſchen Schriftſteller, und ließ ſie in die arabiſche Sprache überſetzen. Gleichwohl ſieht man nicht, daß ſie ſich jemals auf die griechiſche Sprache gelegt haben. Sie zu verachten, war dieſes genug, daß ſie die Sprache ihrer Feinde war. Uebrigens hatten ſie in Syrien und in Aegypten ſo viel Chriſten, welche das griechiſche und arabiſche verſtanden, daß ſie an Dolmetſchern keinen Mangel haben konnten; und dieſe Chriſten waren es eigentlich, welche die griechiſchen Bücher für ſich und ſie in das ſyriſche und arabiſche überſetzten. Unter den griechiſchen Büchern fanden ſich ſehr viele, welche den Arabern gar nichts nütze waren. In einer fremden Sprache konnten ſie die Schönheiten der Poeten, welche von einem ganz verſchiedenen Genie waren, nicht einſehen, beſonders da ihre Religion ſie von Leſung derſelben abhielt. Sie hatten einen ſolchen Abſcheu gegen die Abgötterey, daß ſie ſich nicht

„einmal die Namen der falſchen Götter auszuſprechen erkühnten; und unter ſo viel tauſend Büchern, die ſie geſchrieben haben, wird „man vielleicht kaum einen finden, welcher ſie „nennt. Sie waren alſo weit entfernt, alle „diejenigen Fabeln zu ſtudiren, nach welchen „unſere neueren Dichter ſo neugierig ſind; und „eben dieſer Aberglaube konnte ſie auch von „Leſung der Geſchichtbücher abhalten, beſonders, da ſie alles verachteten, was älter, als „Mahomet war. Was die Beredſamkeit und „Staatskunſt anbelangt, welche allezeit in den „freyen Republicken entſtanden ſind, ſo könnten ſie bey der Regierungsform der Muſelmänner keine Statt finden. Sie lebten unter einer gänzlich uneingeſchränkten Herrſchaft, unter welcher man ſeinen Mund bloß „zu Schmeicheleyen gegen die Regenten eröfnen „durfte, und ſich wenig um dasjenige bekümmerte, was dem Staate am vortheilhafteſten „ſey, indem man weniger auf die Arten zu überreden, als auf die Mittel dem Gebieter zu gehorchen, bedacht ſeyn mußte.

„Sie konnten alſo keine andern Bücher „von den alten brauchen, als die mathematiſchen, die mediciniſchen und philoſophiſchen. „Weil ſie aber weder Staatskunſt noch Beredſamkeit ſuchten, ſo war Plato kein Mann

„für ſie, zu deſſen Verſtändniß ſie überdieſes „nothwendig die Dichter, die Religion und „die Geſchichte der Griechen hätten kennen „müſſen. Ariſtoteles ſchickte ſich mit ſeiner „Dialectik, und Metaphyſik weit beſſer für „ſie, weßwegen ſie ihn auch mit einem unglaub„lichen Eifer ſtudirten. Sie legten ſich auch „auf ſeine Phyſik, und beſonders auf die acht „Bücher, welche nur das allgemeine derſel„ben enthalten; denn die eigentliche Phyſik, „welche Beobachtungen und Erfahrungen „braucht, war kein Werk für ſie. Sie ſtudir„ten auch die Arzeneykunſt ſehr fleißig: allein „ſie gründeten ſie vornehmlich auf allgemeine „Betrachtungen, der vier Temperamente, und „auf hergebrachte Hülfsmittel, die ſie nicht „unterſuchten, ſondern mit tauſend abergläu„biſchen Dingen vermengten. Uebrigens ga„ben ſie ſich mit der Zergliedrungskunſt, die „ſie von den Griechen ſehr unvollkommen be„kommen hatten, nicht ab. Es iſt wahr, „daß man ihnen die Chymie zu danken hat, „und daß ſie es darinn ſehr weit gebracht „haben, wann ſie nicht gar die Erfinder der„ſelben geweſen ſind; allein ſie haben alle die „Fehler damit vermiſcht, die man noch bis „jetzt ſo ſchwer davon trennen kan; die eiteln „Verſprechungen nehmlich, die ausſchweifen-

„den Grillen, die abergläubiſchen Proceſſe, „und alles, was die Marktſchreyer und Betrüger anwenden. Sie mußten alſo ſehr leichte auf die Magie, und auf alle Arten der Prophezeyungen verfallen, mit welchen ſich die „Menſchen ſo gerne beſchäftigen, wann ſie „von der Naturlehre, von der Geſchichte und „der wahren Religion nichts wiſſen, wie man „es an dem Beyſpiele der alten Griechen geſehen hat. Was ſie in dieſem Wahne am „meiſten unterſtützte, war die Aſtrologie, auf „welche alle ihre mathematiſchen Studien „hinaus lieffen. Man hat auch in der That, „unter der Regierung der Muſelmänner, dieſe vorgegebene Wiſſenſchaft ſo ſehr getrieben, daß ſo gar die Regenten ihre angenehmſte Beſchäftigung daraus machten, und ihre „größten Unternehmungen nach den Grundſätzen derſelben einrichteten. Der Calif Amamon rechnete die ſo berühmten aſtronomiſchen „Tafeln ſelbſt aus, und man muß geſtehen, „daß ſie ſo wohl zu ſeinen Beobachtungen, als „für andere Theile der Mathematik, z. E. „die Meßkunſt und Arithmetik, ſehr nützlich „waren. Man hat ihnen auch die Algebra „und die Decimalrechnung, welche in der „Arithmetik ſo viel Vortheile hat, zu danken. „Was die Aſtronomie anbelangt, ſo hatten

„ſie eben die Vortheile, welche die alten Ae„gypter bewogen hatten, ſich darauf zu legen, „indem ſie in eben demſelben Lande wohnten; „übrigens hatten ſie alle Beobachtungen der „Alten, und auch alle die, welche die Griechen „noch dazu gethan hatten.

Aus dieſer Stelle kan man die Beſchaffenheit der Wiſſenſchaften bey den Arabern, unter der Regierung der Abbaßiden, ermeſſen. Ich habe mich bemüht, die Beweiſe davon anzubringen, indem ich alle dahin einſchlagende wichtige Begebenheiten geſammlet; allein zur Ausführung dieſes von dem Hr. Fleury ſo vollſtändig entworfnen Bildes, müßte man nothwendig auf die Quellen zurückgehen, und aus den arabiſchen Geſchichtſchreibern ſelbſt dasjenige ſchöpffen können, was einen vollſtändigen Begrif von dem Fortgange und der Stärke der Wiſſenſchaften unter dieſen Völkern, desgleichen von ihren erlittenen Veränderungen, zu machen geſchickt ſey.

Es iſt noch übrig, daß ich des arabiſchen Jahres gedenke, und von der Art, wie man die mahometaniſche Hegiere mit der chriſtlichen Zeitrechnung vergleichen müſſe.

Das arabiſche Jahr beſtehet, wie das unſrige, aus zwölf Monaten, welches folgende ſind: Moharram, der erſte Rebiah, der zweyte Rebiah, der erſte Giomada, der zweyte Giomada, Regeb, Schaban, Ramadan, Shaval, Dulkadah und Dulhagiah. Dieſe Monate haben wechſelsweiſe dreyßig und neun und zwanzig Tage, das iſt, der erſte hat deren 30, der zweyte 29, der dritte wieder 30 und ſo weiter. Die Zahl der Tage alſo von allen dieſen Monaten, macht, wie man ſieht, bloſſe Mondenmonathe daraus, welche das Jahr ohngefehr um 11 Tage kürzer, als das Sonnenjahr machen. Man nennt ſie ſchweiſſende Monate, weil ſie ſich nach und nach in allen Jahrszeiten finden, und von dem Winter auf den Herbſt, von dem Herbſte auf den Sommer, und von dem Sommer auf den Frühling kommen. So daß, wenn z. E. ihr Jahr mit dem Jenner anfängt, ſo fängt es drey Jahr darauf mit dem December an, hernach mit dem November, und ſo weiter.

Die alten Araber wollten dieſer Unbequemlichkeit abhelfen, und die Wallfahrt nach Mecca auf den Herbſt feſte ſetzen, weil dieſe Jahrszeit die bequemſte dazu ſey, ſowohl in Anſehung der kühlen Witterung, als der Menge von Früchten, welche alsdenn reif ſind; ſie bedienten ſich alſo der Einſpaltung, welche ſie von den Juden gelernt haben, und verlängerten alle drey Jahre ihr Jahr mit einem Monate. Durch dieſes Mittel alſo machten ſie Sonnenjahre daraus. Dieſe Verbeſſerung war lange Zeit vor dem Mahomet vorgenommen worden, und noch damals im Gebrauche, als er ſeine neue Religion aufbrachte. Allein dieſer neue Geſetzgeber glaubte, ein Jahr von 13 Monaten ſey wider die göttliche Einſetzung, ſchnitt alſo dieſen eingeſpaltenen Monat ab, und führte das ſchweifende Mondenjahr wieder ein, welchem die Mahometaner noch bis jetzt folgen.

Da, wie ich geſagt habe, dieſes Jahr eilf Tage kürzer als das Sonnenjahr iſt, ſo folgt daraus, daß in 33 arabiſchen Jahren, 33 mal 11 Tage mangeln müſſen, welche 363 Tage, und alſo beynahe ein gantzes Sonnenjahr ausmachen. Wenn man folglich von 33 zu 33 Jahren immer ein Jahr einſchaltet, ſo laſſen ſich die arabiſchen Jahre gar leicht auf unſre Zeitrechnung bringen.

Gleichwohl iſt noch etwas mehr bey dem arabiſchen Jahre der Muſelmänner zu beobachten. Die mahometaniſchen Araber ſetzten die Flucht des Mahomets von Mecca nach Medina, welche in dem Jahre nach C. G. 621. geſchah, in den Monat Julius, es iſt daher nöthig, wenn man den muſelmänniſchen Calender mit dem chriſtlichen vergleichen will, daß man zu dem Jahre der Hegire, welches man mit dem chriſtlichen Jahr vergleichen will, zu erſt 621 hinzuthut, und nach geſchehener Addition von der daraus entſpringenden Zahl ſo viel Einheiten abzieht, ſo vielmal die Zahl 33 darinne enthalten iſt. Wenn man z. E. wiſſen will, wie man das Jahr der Hegire 656 in das chriſtliche Jahr verwandeln ſoll, ſo muß man zuerſt 621 hinzuſetzen, woraus die Zahl 1277 erwächſet; hernach muß man von dieſer letzten Zahl ſo viel Einheiten abziehen, ſo viel mal 33 darinne enthalten iſt; man wird alſo 19 von 1277 abziehen müſſen, welches 1258 übrig läßt, als welches das wahre chriſtliche Jahr ſeyn wird, das mit dem Jahre der Hegire 656 übereinkömmt. Wenn man aber wiſſen will, mit was für einem Jahre der Hegire z. E. das chriſtliche Jahr 1258 übereinkommt, ſo braucht man dieſe Rechnung nur zu verkehren, und erſt 621 von der Jahrzahl abzuziehen, woraus 637 entſpringen wird, und zu dieſer Zahl ſoviel Einheiten hinzuthun, ſo viel mal 33 darinne enthalten iſt, das iſt 19, welches zu 637 hinzugethan, 656 hervorbringt, als das wirkliche Jahr der Hegire, das mit dem Jahre 1258 übereinkommt.

Unterdeſſen iſt doch noch zu merken, daß dieſe Methode nicht von der äuſſerſten Genauigkeit ſey; denn da das arabiſche Jahr ſchweifend iſt, und bald in dieſer bald in einer andern Jahrszeit anfängt, ſo kan es geſchehen, daß man ein Jahr der Heglere als ſchon inſtehend anſieht, das es noch nicht iſt, oder wohl ſchon gar vorbeygefloſſen iſt; allein der Irthum beträgt blos einige Monate. Diejenige, welche eine genauere Berechnung verlangen, können die Tafeln des Riccioli zu Rathe ziehen, die er zu Vergleichung der Jahre der Hegiere mit den chriſtlichen Jahren erfunden hat. Auch in den chronologiſchen Tafeln des Hr. Abts Lenglot kan man eine dergleichen Berechnung finden.

Geſchichte
der Araber
unter
der Regierung der Califen.

Ich unternehme es von einem berühmten Volke zu reden, welches uns unſre Vorurtheile zu kennen bisher verhindert haben. In der falſchen Meinung, daß die Araber nichts als Barbaren ſeyn könnten, haben wir geglaubt, daß ihre Geſchichte weder nützlich noch angenehm ſeyn werde, und haben uns daher wenig Mühe gegeben, unſre Unterſuchungen über das, was ſie angeht, anzuſtellen.

Gleichwohl iſt, ſeit dem Verfalle des römiſchen Reichs, vielleicht kein einziges Volk würdiger, bekannt zu ſeyn; ſowohl in Betrachtung der groſſen Männer, die unter ihm aufgeſtanden ſind, als in Anſehung des wunderbaren Fortgangs, welchen die Künſte und Wiſſenſchaften in Arabien, verſchiedene Jahrhunderte hindurch, gehabt haben.

Ich will nicht bis zu dem erſten Urſprunge dieſer Nation zurück gehen. Er iſt mit allzu dichten Finſterniſſen bedeckt, als daß man vernünftig hoffen könne, ein glückliches Licht darinne anzuzünden.

Uebrigens haben ſich auch die Araber nicht eher in allen Stücken berühmt gemacht, als nur da ſie unter eine Regierungsform gebracht waren. Bey dieſer Epoche will ich alſo den Anfang meiner Geſchichte feſt ſezen. Ich werde von den entferntern Zeiten nur in ſo weit reden, als es nöthig iſt, dem Leſer einen ſehr kurzen Begrif von dem Lande, und den Völkern, die es bewohnten, zu machen.

Hierauf will ich einen Auszug aus dem Leben des berühmten Mahomets, des Stifters ihrer Monarchie, mittheilen. Man wird ſehen, wie er unter ihnen gebohren wird; wie er den verwegnen Vorſatz faßt, ſein Vaterland ſich unterwürfig zu machen, und deſſen Grenzen zu erweitern; wie er ſich zum Haupte einer neuen Religion macht; wie er die unumſchränkte Oberherrſchaft feſt ſetzt, und ſie ſeinen Nachfolgern hinterläßt; und wie er allen ſeinen Fortgang niemanden zu danken hat, als der Schwärmerey und ſeinem Degen.

Kurzer Begrif von Arabien und den Völkern, die es vor dem Mahomet bewohnet.

Arabien, eines von den groſſen Reichen Aſiens, bildet eine Halbinſel, welche auf der nordweſtlichen Seite von Syrien und Paleſtina, auf der nordoſtlichen von dem perſiſchen Meerbuſen, auf der ſüdoſtlichen von dem indiſchen Meere, und auf der ſüdweſtlichen von dem rothen Meere umgrenzt wird.

Die Erdbeſchreiber theilen es gemeiniglich in drey groſſe Theile, welche das glückliche Arabien, das wüſte Arabien, und das ſteinigte Arabien ſind.

Das glückliche Arabien, welches die Araber **Ziemen** nennen, erſtreckt ſich von den Gebirgen, die es von den zwey andern Theilen trennen, bis an den Ocean.

Das wüſte Arabien iſt dem feſten Lande näher. Man theilt es in drey Provinzen, welche **Thahamah**, **Jemamath** gegen die Mitte des Landes, und **Hegiaz** heiſſen. Unter dieſen iſt die letztere die berühmteſte geworden, weil die Städte Mecca und Medina darinne liegen.

Das ſteinigte Arabien, welchem die Araber den Namen **Hagia** oder **Haglar**, das iſt, **Stein**, gegeben haben, wird gegen Abend von dem rothen Meere und Aegypten, von Paleſtina und Syrien gegen Norden, von dem wüſten Arabien gegen Morgen, und gegen Mittag von einer Kette Berge, welche es von dem glücklichen Arabien trennen, umgrenzet. Hier iſt es, wo die Berge Sinai und Oreb, die in der Schrift ſo berühmt ſind, liegen.

Jede von dieſen verſchiedenen Provinzen hat ihre Regenten gehabt. Die anſehnlichſten davon waren die Regenten des Landes Hiemen, welche unter den Namen der Hiemaritiſchen Könige regieret haben. Ihr Thron hat bey nahe ganzer zwey tauſend Jahre feſt geſtanden; endlich ward er von den Aethiopern umgeſtürzt, welche Hiemen unter ſich brachten und die Dynaſtie der Hiemariten vertilgten.

Unter den Regenten der übrigen Provinzen, dergleichen Hegiaz, Hendah, Hirah, Gaſſan ſind, waren verſchiedne, welche ſich durch ihre Siege hervor thaten. Die Regenten von Hirah, zum Exempel, erweiterten ihre Staaten bis über die Grenzen von Arabien; und dieſes Land wurde hernach das **arabiſche Irack**, oder das von den Arabern eroberte Hirah genennt. Dieſe Gegend war vor dieſem ein Theil von Chaldäa; der übrige Theil, welcher den Königen von Perſien blieb, hieß das **perſiſche Irak**, als die Muſelmänner ihre Eroberungen gegen Morgen ausdehnten.

Einige Prinze, die aus dem Geblüte eines dieſer Könige von Irak waren, zogen mit einer groſſen Menge Araber aus, um ſich in Syrien niederzulaſſen. Sie ſchlugen daher ihre Wohnung in einer ſehr bequemen Gegend auf, Namens Gaſſan, von welcher ſie hernach Gaſſaniden genennet wurden. Sie hatten auch ihren Namen von Hareth, woraus die Griechen und Lateiner den Namen Areta gemacht haben. In dem zweyten Briefe des heiligen Paulus an die Corinther wird eines von dieſen Königen gedacht, welchen die Juden um Erlaubniß baten, an den Thoren von Damaſcus wachen zu dürfen, damit der heilige Paulus nicht entfliehen möge.

Dieſer König Aretas war auf Befehl des Auguſtus, dem Tyrannen Silläus in der Regierung gefolgt, welcher ſich des arabiſchen Thrones bemächtigte, indem er den Abodas umbrachte, der die Herrſchaft über die Araber durch den Tod eines andern Aretas geerbt hatte, welcher für einen Tribut, den er den Römern zahlte, in dem ruhigen Beſitze Arabiens geblieben war.

Die arabiſchen Regenten waren ſchon durch die Kriege berühmt, die ſie vor dem wider die Aegypter, Perſer, und die Könige von Aſſyrien, und ſelbſt wider den groſſen Alexander geführt hatten, welcher ſie endlich doch unter ſich brachte. Während des Krieges aber, den die Nachfolger dieſes Monarchen unter einander führten, hatten ſie Gelegenheit wieder aufzukommen.

Nach der Zeit wurden ſie von den Römern angegriffen, welche ziemlich glücklich gegen ſie waren; und ob die Römer ſie gleich nicht gänzlich unterdrücken konnten, ſo hielten ſie ſie doch lange Zeit in einer Abhängigkeit, welche von der Knechtſchaft nicht viel unterſchieden war. Dabey aber erfuhren ſie von Seiten der Araber allen Widerſtand, den man nur von dem allerfeſteſten Muthe erwarten kan.

Unterdeſſen litt ihre Regierung ſehr viel dabey. Sie hatten zwar beſtändig ihre Könige; dieſe aber waren mehr Häupter der Stämme, als wahrhafte Regenten, wenigſtens in Anſehung des Umfangs ihrer Herrſchaft. Die natürliche Tapferkeit dieſer Völker gab ihnen oft die Waffen in die Hand, um das Joch, unter welchem ſie von den Römern, und hernach von den orientaliſchen Kayſern, gehalten wurden, abzuſchütteln; ſo daß Vortheil und Verluſt bey ihnen beſtändig abwechſelte, bis endlich, in dem ſiebenden Jahrhunderte nach Chriſti Geburth, Mahomet die verſchiednen Stämme, welche eben ſo viel Regierungen ausmachten, vertilgte, und dieſe Völcker von aller fremden Bothmäſſigkeit zu befreyen, und ſie allein der ſeinigen zu unterwerfen das Glück hatte. Ihre Geſetze, ihre Gebräuche, ſo gar ihre Religion wurde abgeſchaft, einer neuen Regierung und einem neuen Gottesdienſte Plaz zu machen. Dieſes wird man in dem Leben dieſes berühmten Geſetzgebers, welches ich kürzlich entwerfen will, mit mehrern ſehen.

Kurze Lebensbeſchreibung des Mahomets.

Mahomet, oder wie ihn die Araber ausſprechen, **Mohamed**, ward zu Mecca gegen das Ende des ſechzehenden Jahrhunderts gebohren. Sein Vater war ein Heide, und ſeine Mutter eine Jüdin; beyde waren von dem Stamme der Coreiſchiten. Dieſer Stamm war unter den andern allen, wegen des Amts, das er ſeit langer Zeit verwaltete, der anſehnlichſte.

Ihm nehmlich gehörte die Bewachung und die Aufſicht über einen berühmten Tempel zu, welcher **Caabah**, das iſt, das viereckigte Haus genennet wurde. Dieſes Gebäude, wenn man dem Alkorane glauben darf, war zu Ehren des wahren GOttes von dem Abraham und Iſmael aufgeführet worden; nach der Zeit aber, da ſich das Heidenthum unter den Arabern einſchlich, war es dem Götzendienſte geweyhet geweſen. Dieſer Ort, welcher vordem wegen der andächtigen Reiſen der heidniſchen Araber berühmt war, iſt es noch jetzt wegen der Wallfahrten der Mahometaner.

Die Aufſicht über dieſen Tempel hatte vormals den Khoſaiten zugehört, einem vornehmen Stamme unter den Arabern; ſie war ihnen aber ſchon vor geraumer Zeit von dem Koſſa, einem der Vorfahren des Mahomets und damaligen Haupte des Stammes der Coreiſchiten, genommen worden. Dieſer wußte ſein Anſehen ſo feſte zu gründen, daß er ein unumſchränkter Herr über die Caabah blieb. Er hinterließ ſeinen Nachkommen nicht nur die Aufſicht darüber, ſondern auch die oberſte Gewalt in Mecca, welche gleichſam mit jenem Amte verbunden war.

Derjenige von ſeinen Nachfolgern, der ſie damals führte, als Mahomet zur Welt kam, hieß Abdal-Mutaleb. Unter der groſſen Anzahl Kinder, die er hätte, waren Abdallah, Al-Abbas und Abutaleb die berühmteſten.

Abdallah, welches der erſtgebohrne war, war der Vater des Mahomets. Er ſtarb kurze Zeit nach der Geburth ſeines Sohnes, welchen er unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter ließ. Auch dieſe ſtarb einige Jahre hernach, und der junge Mahomet ward ohngefehr im achten Jahre ſeines Alters eine Wayſe, ohne das geringſte Vermögen.

Die erſten Jahre des Mahomets.

Abutaleb, ſeines Vaters Bruder, übernahm die Sorge ſeiner Erziehung, und behielt ihn bis in das zwanzigſte Jahr bey ſich; worauf er ihn zu einer Wittwe, mit Namen Cabhige, brachte, welche eines ſehr beträchtlichen Vermögens, das ihr Mann durch den Handel erworben hatte, genoß, und noch ſelbſt den Handel mit gutem Glücke fortſetzte.

Der junge Mahomet ward anfangs zu den allergeringſten Verrichtungen gebraucht, bis man ihm bald hernach die Aufſicht über alles, was die Kameele betraf, anvertrauete. Dieſes Amt gab ihm Gelegenheit ſich mit mehrern zu beſchäftigen, wobey er allezeit ſo viel Sorgfalt und Geſchicklichkeit bewies, daß Cadhige länger nicht anſtand, ihm die Aufſicht über ihren Handel zu geben, und ihn alſo zum Herrn von ihrem Glucke zu machen.

Cadhige heyrathet den Mahomet.

Mahomet that dem Vertrauen der Cadhige vollkommene Gnüge. Der Handel ging unter ſeinen Händen wohl von ſtatten, das Vermögen wuchs ſehr ſtark, und alles, was er unternahm, gelang. Cadhige ward von Dankbarkeit durchdrungen, und glaubte, ihn wegen ſeines Eyfers und ſeiner Treue nicht beſſer belohnen zu können, als durch das Geſchenke ihrer Hand. Sie heyrathete ihn.

Mahomet denkt auf eine neue Religion.

Er ſetzte den Handel hierauf noch einige Jahre fort, bis er endlich, da er ſich im Beſitze unendlicher Reichthümer ſahe, den allerkühnſten Entſchluß faßte, den nur immer eine Privatperſon faſſen kan. Dieſen nehmlich, eine neue Religion zu erdenken, und alle nöthige Maaßregeln zu ihrer Feſtſtellung und Ausbreitung zu nehmen.

Was ihn auf dieſe Gedanken gebracht.

Die erſten Gedanken zu dieſer ſchwärmeriſchen Unternehmung, waren ihm in den letzten Jahren ſeines Handels eingekommen. Die öftern Reiſen, die er nach Syrien, nach Judäa und in andre Länder thun mußte, hatten ihm

Gelegenheit gegeben, ſich von den Sitten, von der Lehre und dem Gottesdienſte der Völker, welche dieſe Länder bewohnten, zu unterrichten. Das Chriſtenthum hatte vordem in aller ſeiner Reinigkeit daſelbſt geblüht; nunmehr aber war es durch die Ketzereyen von aller Art ſo verſtellt worden, daß es kaum mehr kenntlich war. Man ſahe da faſt gar keine catholiſche Chriſten mehr; die Einwohner dieſer verſchiedenen Gegenden waren entweder Arrianer, oder Neſtorianer, oder Manichäer, und jede von dieſen Secten hatte ihre Lehrer und Theologen. Mahomet machte ſowohl mit den einen, als mit den andern Freundſchaft. Er machte ſich das Vergnügen, ſich mit ihnen oft zu unterhalten, und bekam ihre Lehrſätze und ihre Gründe, warum ſie ſich von den Katholicken trennten, vollkommen inne. Alles dieſes brachte ihn ganz unvermerkt auf ein neues Lehrgebäude der Religion, dem er ſich ganz und gar überließ, nachdem er ſeinen Handel aufgegeben hatte.

Die Kenntniß, die er von dem Genie ſeiner Nation hatte, verſprach ihm bey der Ausführung ſeines Unternehmens einen glücklichen Fortgang. Er wußte, daß die Araber von Natur lebhaft und für alle Neuigkeiten eingenommen wären. Ueber dieſes machte ſie der hitzige Himmelsſtreich, unter welchem ſie wohnten, geſchickt, die Täuſchungen der Schwärmerey leicht anzunehmen. Er hatte den Beweis davon an den verſchiednen Secten vor den Augen, die ſich unter dieſen Völkern eingeſchlichen hatten, bey welchen man eine närriſche Vermiſchung von Juden und Chriſten aller Arten wahrnahm, die aber gleichwohl nur eine ſehr geringe Zahl, in Vergleichung mit dem Heidenthume ausmachten, welches damals die herrſchende Religion zu ſeyn ſchien.

Mahomet giebt Eingebungen vor.

Nachdem Mahomet die vornehmſten Puncte des Gottesdienſtes, den er einführen wollte, genau überdacht hatte, ſo machte er die Probe ſeiner Sendung in ſeiner eignen Familie; und weil er wußte, daß keine Religion für wahr gehalten würde, wenn ſie ſich nicht auf Eingebungen gründete, ſo fing er damit an, daß er es ſeiner Frau überredete, er habe ſehr genaue Verbindungen mit dem Himmel.

Sie deſto leichter davon zu überzeugen, machte er ſich auf eine geſchickte Weiſe einen Zufall, dem er unterworffen war, zu Nutze. Dieſer Zufall war die Epilepſie. Er ſuchte ſeine Frau gleich anfangs deswegen einzunehmen, indem er ihr ſagte, ſie ſolle ſich nicht von den Verzuckungen, in welchen er ſich befände, irre machen laſſen; es wäre nichts weniger als eine Krankheit, es ſey vielmehr eine von den ausnehmendſten Gunſtbezeugungen des Himmels; es ſey die Wirkung der Gegenwart des Engels Gabriel und der Eingebungen, deren ihn der Allmächtigſte durch dieſen Engel, würdigte. Mahomet theilte es allezeit ſeiner Frau mit, was er in dieſen vorgegebnen Offenbarungen wollte gelernt haben, und erklärte ihr beyläufig die vornehmſten Lehrſätze ſeiner neuen Religion, nach welcher, wie er ſagte, GOtt nunmehr unter den Menſchen verehrt und bedient ſeyn wollte.

Erſter Fortgang der Lehre des Mahomets.

Cadhige, welche entweder betrogen war, oder ſich ſtellte, als ob ſie es wäre, ſtreute überall aus, ihr Mann habe Eingebungen, und ſey ein Prophet. Eine ſo beſondre Neuigkeit fand anfangs nur in ſeinem Hauſe, und unter Leuten von der niedrigſten Sorte, Glauben. Dieſen machte die Freygebigkeit des Mahomets Muth; ſie wurden alſo gar bald die eyfrigſten Jünger dieſes neuen Apoſtels. Ihre erhitzte Einbildungskraft, machte, daß ſie alles glaubten, was ſie gehört hatten; die Gemeinſchaft des Mahomets mit dem Himmel ward unter ihnen zur unwiderſprechlichen Wahrheit, und ſeine epileptiſchen Anfälle wurden als die offenbarſten Beweiſe ſeiner Eingebungen angeſehn. Es währte nicht lange, ſo eignete man ihm gar Wunder zu. Der unwiſſende Pöbel, welcher allezeit für das Wunderbare und Neue eingenommen iſt, nahm alles, was man ihm auſſerordentliches erzehlte, mit der größten Begierde auf, und endlich wuchs die Anzahl der Schüler des Mahomets unmerklicher Weiſe ſo ſehr, daß die Obrigkeit in Mecca ſich mit ihrem Anſehen darein zu legen beſchloß, um der Schwärmerey zu ſteuern.

Der

Wie die Obrigkeit zu Mecca ihren Fortgang zu hindern geſucht.

Der Rath fand, nach einer reiffen Ueberlegung, kein beſſer Mittel, als ſich des neuen Lehrers zu verſichern; ihn wegen ſeiner Lehre zu befragen, und ihn, im Falle er ſie geſtehen ſollte, zur Wiederruffung zu zwingen, wo nicht, ihn Zeit Lebens in Verwahrung zu behalten.

Der Entſchluß der Obrigkeit konnte nicht ſo heimlich gehalten werden, daß er nicht vor den Mahomet kommen ſollte. Da unter der Anzahl ſeiner Anhänger, ſich verſchiedne Perſonen von Stande befanden, die mit den vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen verbunden waren, ſo kam die Berathſchlagung des Magiſtrats aus, und der neue Geſetzgeber kam durch eine ſchleinige Flucht ihrer Ausführung zuvor.

Mahomet flieht.

Er flohe in der Nacht aus Mecca, und ward von verſchiednen ſeiner Schüler, beſonders von dem Abubeker, welcher einer der vornehmſten darunter war, begleitet. Als die Obrigkeit von ſeiner Flucht Nachricht erhielt, ließ ſie ihn ſo gleich verfolgen; Mahomet aber fand gleichwohl das Mittel zu entkommen, indem er nur bey Nacht reiſete und ſich des Tags in den Höhlen verkroch.

Er beſtätiget ſeine Jünger in ſeiner Lehre.

Die Verfolgung, welche gleichſam dazu beſtimmt iſt, einen jeden Glauben zu beſtätigen, machte, daß dieſer flüchtige Hauffe nunmehr mit weit gröſſerm Eyfer die Schwärmerey des neuen Propheten aufnahm. Der geſchickte Geſetzgeber, welcher ſich alle Umſtände zu Nutze zu machen wußte, bediente ſich auch dieſes Aufenthalts in den Höhlen, (*) ſeine Jünger in ſeiner Lehre feſter zu ſetzen. Da er von Natur eine nachdrückliche Beredſamkeit beſaß, ſo hielt er ihnen die allernachdrücklichſten Reden über die Hinderniſſe, welche die Liſt des böſen Geiſtes der Ausbreitung der Lehren in Weg legte, die der Allmächtige ihm durch ſeinen Engel offenbaret habe.

Das Feuer ſeiner Worte brachte die erhitzten Einbildungen vollends in Gluth, da ſie ohne dem ſchon durch die Stille und Dunkelheit der Höhlen, in welche ſie ihr vermeinter Religionseyfer zu fliehen nöthigte, in Bewegung gebracht waren. Sie weyhten ſich alle, ſeinem Willen, und ſchwuren einen feyerlichen Eyd, ſich gänzlich für ihn und ſeine Lehre aufzuopfern.

Mahomet begiebt ſich nach Medina.

Da Mahomet durch den Fortgang ſeiner erſten Unternehmungen Muth bekommen hatte, ſo brachte er glücklich ſeine Reiſe zu Ende, und begab ſich mit ſeinem ganzen Gefolge in eine Stadt des wüſten Arabiens, welche damals

---

(*) Dieſer Aufenthalt in den Höhlen iſt für die Anhänger des Mahomets eine unerſchöpfliche Materie geworden. Sie geben vor, er habe eine Menge Wunder daſelbſt gethan, die Wahrheit ſeiner Sendung zu beweiſen. Verſchiedene von den erleuchteſten arabiſchen Schriftſtellern aber, melden uns, daß der Prophet alle dieſe Wunder oftmals geleugnet habe.

amals Yatreb hieß, deren Namen man ber hernach in **Medina al-Nabi**, das iſt, ie **Stadt des Propheten**, verwandelte. Man nennt ſie auch ſchlecht weg Medina, das t, die **Stadt**, gleich als ob ſie dieſen Namen nzig und allein verdiene, weil ſie dem neuen Geſetzgeber zur Zuflucht gedient habe.

Anfang der Hegire.

Dieſe Zeit iſt es, nach welcher die Anhänger es Mahomets ihre berühmte Epoche feſtge- zt haben, welche ſie Hegire, das iſt, die **Flucht**, nennen. Nach dieſem Zeitpuncte, elcher in das Jahr 622. nach Chriſti Geburth ällt, rechnen ſie ihre Jahre. Man muß aber ohl merken, daß ihre Jahre Mondenjahre, nd daher um eilf Tage kürzer als die Sonnenjahre ſind. Dieſe eilf Tage machen, nach einer Zeit von 33. Jahren, ein ganzes Sonnenjahr aus; daß alſo das 33ſte Jahr der Hegire rſt das 32ſte Sonnenjahr nach der Hegire t.

Als Mahomet in Medina ankam, fand er ine groſſe Anzahl Proſelyten, welche ihm ſeine Apoſtel gemacht hatten. Seine Gegenwart ab ſeiner Lehre, die er ſchon daſelbſt hatte verkündigen laſſen, einen neuen Nachdruck. Die Heftigkeit ſeiner Weiſſagungen, und der verführeriſche und prophetiſche Ton dieſes neuen Bekehrers, zogen ihm gar bald eine ſo unglaubliche Menge Schüler zu, daß er ſich in kurzem in den Stand geſetzt ſahe, Trupen unter ſeinem Gebothe zu haben.

Sogleich

Mahomet macht ſich gefaßt, Mecca zu überfallen.

Sogleich dachte er darauf die Einwohner von Mecca zu beſtraffen, weil ſie ſeine Lehre verachtet und ihn gezwungen hätten ſeinen Geburthsort ſo ſchimpflich zu verlaſſen. Er bedeckte ſeine Rache mit dem Mantel der Religion; und dieſes war das Mittel, ſie deſto grauſamer auszuüben. Er erklärte ſich alſo gegen ſeine Schüler, daß er von dem Himmel beſonders zur Bekehrung der Araber geſendet ſey; da nun dieſe Völker gröſten Theils in die Finſterniſſe der Abgötterey verſenkt wären, ſo müſſe man ſie ie eher ie lieber daraus reiſſen, welches nicht beſſer geſchehen könnte, als wenn man, die Waffen in der Hand, gegen ſie loszöge.

Der Vortrag des Propheten fand Beyfall, und er ſahe gar bald eine Menge Schüler bey ſeiner Fahne, welche bereit waren, überall, wohin er ſie ſenden würde, mit Feuer und Schwerdt zu dringen.

Dieſer Eifer gefiel dem Mahomet; er wollte ihn alſo nicht erkalten laſſen. Er verſuchte ſo gleich den Muth ſeiner Schüler, indem er ſie wider eine Parthey ausſendete, welche die Obrigkeit in Mecca, ſeit ſeiner Flucht, noch immer nach ihm ausſchickte. Er gab ihnen einen von ſeinen Vettern, Namens Hamza, zum Anführer, welcher ihm, wegen des Eyfers, den er für ſeine Lehre bezeigt hatte, ſeines Vertrauens am würdigſten zu ſeyn ſchien.

Hamza verband übrigens mit dem allerblindeſten Eyfer, den entſchloſſenſten Muth, der ihn ungemein geſchickt machte einen Trup Schwärmer anzuführen. Auf ihn alſo richtete Mahomet ſeine Augen, ihn an die Spitze ſeiner Anhänger zu ſtellen; er übergab ihm in ihrer Gegenwart die Religionsfahne, und nachdem er ihnen befohlen hatte, den Befehlen, welche ihnen Hamza an ſeiner Statt ertheilen würde, auf das allergenaueſte nachzukommen, ſo ließ er ſie gegen den Feind anrücken.

Die von Mecca behalten die Oberhand.

Dieſer Zug ſchlug nicht glücklich aus; die von Mecca behielten die Oberhand, und ſchlugen die Anhänger des Mahomets ſo, daß ſie ſich kaum in der größten Unordnung nach Medina zurück ziehen konnten.

Doch dieſer widrige Zufall ſchlug ſie nicht nieder; er ermunterte ſie vielmehr, ein andermal ihre Maaßregeln beſſer zu nehmen. Man legte ſich auf die Kriegszucht, man gab ihnen bequemere Waffen, und als man ſie gnugſam im Stande zu ſeyn glaubte, ſo führte man ſie zum andernmale aus.

Die Mahometaner plündern eine Karavane.

Dieſer Zug fiel ſo glücklich aus, als es Mahomet nur immer hoffen konnte. Seine Leute traffen eine Karavane von Coreiſchiten an, auf welche ſie mit Wuth fielen; ſie ſchlugen die Bedeckung gänzlich, und brachten eine reiche Beute an Gütern und Gefangenen davon. Die Beute wurde unter die Sieger getheilt. Was die Gefangenen anbelangt, ſo zwang man ſie, die Lehre des Mahomets anzunehmen, und die, die ſich deſſen weigerten, wurden auf der Stelle niedergemacht. Dieſer Sieg koſtete den Mahometanern nicht mehr als vierzehn Soldaten. Der Prophet ſelbſt, damit er ſeinen Jüngern Muth machen möchte, ertheilte denen, die bey dieſer Gelegenheit geblieben waren, die größten Lobſprüche, und ſie wurden auf die feyerlichſte Art für Märtyrer des Glaubens erklärt. Artige Märtyrer, Leute, die ihre Sendung durch Stehlen und Rauben ankündigten, und ihre Lehren mit dem Schwerdte in der Hand predigten! Wie unterſchieden ſind ſie von den Märtyrern in den erſten ſchönen Tagen der Kirche, welche keine andere Waffen, als Predigt, Beyſpiel und Ermahnung hatten!

Der Vortheil, welchen die Anhänger des Mahomets davon trugen, vermehrte ſeine Parthey um ein groſſes. Die Begierde, Beute zu machen, zog eine unzählige Menge Räuber herbey, welche ihn ſo fürchterlich machten, daß ſich keine Karavane mehr auf den Weg wagte. Auch die Obrigkeit von Mecca hörte nunmehr auf Trupen wider ihn auszuſchicken.

Der Prophet hätte nunmehr die Früchte ſeines Sieges ruhig genieſſen können; weil er aber wohl wuſte, daß er dieſe Ruhe nur der Ohnmacht ſeiner Feinde zu danken habe, ſo beſchloß er, ſich ihre Schwäche zu Nutze zu machen, und ſie unter ſeine Bothmäßigkeit zu bringen.

So

Mahomet erobert Mecca, und führet ſeine Religion daſelbſt ein.

So bald er ſich ſtark genug ſahe, ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Trupen, und zog auf Mecca los, welches er belagerte. Bey dieſem Zuge gieng ihm alles wohl von ſtatten. Die Stadt ward mit Gewalt eingenommen, und die beſtürzten Einwohner wurden gar bald gezwungen, alles anzunehmen, was dem Mahomet, ihnen aufzulegen, gefallen würde.

Mahomet befahl die öffentliche Ausübung ſeiner Religion. Er ſuchte unter ſeinen Schülern diejenigen aus, welche die meiſte Einſicht und die meiſte Treue beſaſſen, und befahl ihnen die Gebothe und Gebräuche ſeines Geſetzes zu predigen, und über deren Ausübung ein wachſam Auge zu haben.

Die Eroberung der Stadt Mecca hätte die Eitelkeit des Mahomets genugſam ſättigen, und ihn wegen des ihm angethanen Schimpfs, da ſie ihm die Flucht zu ergreiffen zwangen, völlig rächen können; allein ſein Ehrgeitz ging mit ſeinen Abſichten viel weiter. Als Herr von zwey beträchtlichen Plätzen, wo alles ſeinen Geſetzen und ſeiner Lehre unterworffen war, glaubte er nur den erſten Schritt in ſeinem Vorhaben gethan zu haben, wenn er das übrige Arabien nicht auch unter ſein Joch bringen könnte. Er durchſtreifte alſo ihr ganzes Reich mit den Waffen in der Hand, und als er in der Ebene bey Beder auf einen Theil ihrer Trupen ſtieß, ſo both er ihm das Treffen an, und trug einen vollkommnen Sieg davon.

Dieſer neue Vortheil machte ihn noch kühner; er kehrte ſeine Waffen gegen die arabiſchen Juden, und beſchloß ſie gänzlich auszurotten; allein er ward in dem Lauffe ſeiner Siege durch den anſehnlichen Verluſt, den er in der Schlacht bey Ohod litt, aufgehalten.

Mahomet verliert die Schlacht an dem Gebirge Ohod.

Abu-Sofian, ſein ganz beſondrer Feind, ſtellte ſich an die Spitze der Coreiſchiten, rückte gegen Medina an, und bemächtigte ſich des Gebirges Ohod, welches kaum vier Meilen davon entfernet iſt. Mahomet, den ſeine vorigen Siege kühn machten, zog ſogleich wider ihn aus, um ihn von dieſem Poſten zu vertreiben. Anfangs erhielt er einigen Vortheil; weil er aber das Unglück hatte, in dem Treffen verwundet zu werden, ſo ward er genöthiget ſich zurück zu machen. Da ſeine Leute ſahen, daß er nicht mehr an ihrer Spitze war, verloren ſie den Muth, und lieſſen den Feind in ſich eindringen, welcher ſie auf eine entſetzliche Art niedermetzelte. Unterdeſſen entkamen dem Sieger doch noch ſehr viele, die nach Medina flohen, ohne verfolgt zu werden. Die Coreiſchiten, anſtatt ſich den Sieg zu Nutze zu machen, lieſſen die Flüchtigen entkommen, und beſchäftigten ſich mit einer eben ſo unnützen als viehiſchen Rache an den Körpern der in der Schlacht gebliebenen Mahometaner.

Grauſamkeit der arabiſchen Weiber.

Die Weiber ſelbſt thaten ſich bey dieſer Gelegenheit durch die ihrem Geſchlechte ſchimpflichſten Ausſchweiffungen hervor. Hendah, des Abu-Sofian Frau, nebſt ihrem ganzen Gefolge, (*) waren die erſten, die das Beyſpiel einer recht blinden Wuth gaben. Man verſichert, daß unter andern Hendah, als ſie den Körper des Hamza auf dem Schlachtfelde gefunden, ihn mit eignen Händen den Leib aufgeriſſen, und die Leber daraus mit den Zähnen zerfleiſcht habe.

Ein ſo blutiger Verluſt, war für den Propheten ein grauſamer Zufall: Weit ſchmerzlicher aber fielen ihm die Vorwürffe derjenigen, die ihre Aeltern oder Freunde in dem Treffen eingebüßt hatten. Dieſes Murren, welches allezeit gefährlich iſt, beſonders einer erſt anwachſenden Gewalt, machte ihn eine zeitlang weit unruhiger, als ihn ſelbſt die Folgen ſeines Verluſts machten: Jedoch ſeine Einbildungskraft, die immer an Ausflüchten fruchtbar war, gab ihm gar bald Mittel an die Hand, die Klagen der aufgebrachten Menge zu ſtillen.

Lehre des Mahomets wegen der Vorherbeſtimmung.

Er legte ihnen die Lehre vor Augen, die er ihnen ſo oftmals wegen des unveränderlichen Geſchicks, welches einen von ſeinen vornehmſten Glaubensartickeln ausmachte, gegeben hatte; und ſchloß endlich daraus, daß diejenigen, welche in der Schlacht geblieben wären, ihr Leben auf diejenige Art beſchloſſen hätten, welche

---

(*) Die arabiſchen Weiber folgten ihren Männern in den Krieg, und ſchlugen an der Spitze ihrer Stämme die Trommeln.

von den ewigen Rathſchlüſſen ihnen von Ewigkeit her wäre beſtimmt geweſen. **Das Ende unſere Tage, fügte er hinzu, iſt geſezt; wir kommen durch Kranckheiten, in der Schlacht, und durch andre Unglückliche Zufälle um, welche das menſchliche Leben durchkreuzen; unſer Tod wird uns alle Augenblicke gedroht, und niemand kan ſeine Tage über das ihm beſtimmte Ziel hinaus verlängern. Der Wille des Himmels wird in Anſehung dieſes Ziels erfüllt; was liegt daran, auf was für Art, an welchem Orte, und unter welchen Umſtänden es geſchicht?**

Der Ton und das Aeuſſerliche des Mahomets, welche noch weit mehr als ſeine Worte ſagten, brachten bey den Mißvergnügten alle Wirkung hervor, die er ſich nur davon verſprechen konnte. Weit gefehlt, daß ſie länger die in der Schlacht gebliebnen hätten beweinen ſollen; ſie betrachteten ſie vielmehr als die wahren Märtyrer des Glaubens, und ſchienen nunmehr weit geneigter als jemals, der Lehre ihres Propheten alles aufzuopfern.

Mahomet vertilgt verſchiedne Stämme, die ſich wider ihn verbunden hatten.

Sie beweiſen es auch in der That, auf eine ausnehmende Art, bey verſchiednen Gelegenheiten, als Mahomet von einigen Stämmen, die ſich wider ihn verbunden hatten, angefallen wurde. Sie wurden in unterſchiednen Schlachten gänzlich geſchlagen, und damit man allen

Bewegungen, die ſie etwa noch hernach hätten machen mögen, zuvor kommen möchte, ſo rottete man ſie beynahe ganz und gar aus, das iſt, man machte alle Mannsperſonen davon nieder; die Weiber und Kinder ſtieß man in die Knechtſchaft.

Seine Völker nehmen Madian ein.

Währeyd der Zeit, da Mahomet die Araber, ſeine Landsleute, unter ſeine Bothmäßigkeit brachte, hatte er Feldherren, welche in entfernten Ländern Eroberungen in ſeinem Namen machten: und auf dieſe Art bemächtigte er ſich der Stadt Madian, und verſchiedener anderer Plätze, welche an den ſyriſchen Grenzen lagen.

Mahomet macht einen Stillſtand mit den Coreiſchiten.

Der ſchleinige Fortgang ſeiner Waffen ſetzte ganz Arabien in Schrecken. Die meiſten Stämme kamen, ihm zu huldigen, ausgenommen die Coreiſchiten, welche noch immer Schwierigkeiten machten, ſich ihm zu unterwerffen. Endlich aber beſchloſſen ſie doch die Waffen niederzulegen, und einen Stilleſtand mit ihm einzugehen. Mahomet willigte darein, und er ward auf zehn Jahr geſchloſſen. Man wird ſich ohne Zweifel wundern, daß er, da er mitten in ſeinen Siegen war, und alle erforderliche Kräfte hatte, nicht das äuſſerſte wagte, die einzige Parthey unter ſich zu bringen, die ſich ſeinem Geſetze zu unterwerffen weigerte; es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß er lieber Zeit und Gelegenheit hat abwarten wollen. Da er übrigens ſelbſt aus dieſem Stamme war, ſo wollte er vielleicht mit Fleiß ſäuberlich mit ihm verfahren, weil er auf dieſe Art eher zu ſeinem Zwecke zu kommen glaubte, als wenn er alles durch die Waffen zwingen müſte.

Er legt die Wallfahrt nach Mecca an.

Er machte ſich übrigens dieſen Stilleſtand zur Ausführung eines Vorhabens zu Nutze, mit welchem er ſchon längſt umgegangen war, nehmlich eine Wallfahrt nach dem berühmten Tempel in Mecca, **Caabah**, anzulegen. Er ließ derohalben an allen Orten ſeiner Bothmäſſigkeit bekandt machen, daß diejenigen, die ſeine Lehre angenommen hätten, nach Mecca reiſen könnten, ihre Andacht daſelbſt zu halten. Er ſetzte die Zeit feſte, die zu dieſer Reiſe am bequemſten ſey, und ſchrieb die Gebräuche vor, die man dabey beobachten ſolle. Damit er aber den Coreiſchiten, mit welchen er einen Stilleſtand geſchloſſen hatte, keinen Verdacht geben möchte, ſo befahl er, daß diejenigen, welche nach der Caabah wallfahrten würden, ohne Waffen kommen, und ſich zu Mecca nicht länger als drey Tage aufhalten ſollten.

So bald der Ruf ausgebreitet war, daß ſich Mahomet mit ſeinen grauſamſten Feinden vertragen habe, ſo ſahe man eine groſſe Anzahl ſeiner Schüler anlangen, die während der Verfolgung, die ſich wider den Propheten erhoben hatte, nach Aethiopien geflohen waren.

Dieſer Vertrag geſchahe in dem ſiebenden Jahre der Hegire, das iſt, wie ich ſchon geſagt habe, ſieben Jahr hernach, als Mahomet aus Mecca nach Medina flüchten muſte.

Mahomet unterwirft ſich die Juden.

Als der Prophet nicht mehr mit den Arabern, ſeinen Landsleuten, kriegte, ſo ergriff er wieder die Waffen gegen die Juden, und verfolgte ſie mit groſſer Heftigkeit. Er nahm verſchiedene ihrer Plätze weg, und unter andern Kaibar, welcher einer von den feſteſten war. Hier war es, wo er bey einer von ſeinen ſchönſten Eroberungen beynahe das Leben eingebüßt hätte.

Er wird vergiftet.

Er hatte ſeine Wohnung in dem Hauſe eines der Vornehmſten der Stadt, Namens Hareth, genommen: Bey der Mahlzeit, die man ihm auftrug, war eine vergiftete Schöpskeule, von welcher der Prophet aß, und ſich ſehr übel darnach befand. Unterdeſſen brachte man ihn doch wieder zurechte; ob man ſchon den Eindruck nicht gänzlich vertilgen konnte, welchen das Gift in ihm gemacht hatte, und wovon er die ganzen drey Jahr durch, welche er noch lebte, die Empfindung behielt.

Nach ſeinem Tode erfuhr man, von wem dieſes Gift gekommen war. Zainab, die Tochter des Hareth, bey welchem Mahomet wohnte, geſtand es, ſie habe die Schöpskeule vergiftet, in der Geſinnung, daß, wenn Mahomet wircklich ein Prophete ſey, ſo würde es ihm nichts ſchaden, wäre er es aber nicht, ſo würde er unfehlbar daran ſterben, und ſie würde ihr Vaterland von einem Tyrannen befreyt haben, der es verwüſtete.

Anfang des Krieges zwiſchen den Mahometanern und Griechen.

Die Unpäßlichkeit, welche Mahomet, ungeachtet der Mittel, die man wider das Gift gebraucht hatte, behielt, hinderte ihn nicht, die Waffen wieder zu ergreiffen, und ſeine blutige Sendung glücklich fortzuſetzen. Er zog wider die Griechen aus, und zündete die erſten Funken des ſchrecklichen Krieges an, welchen ſeine Anhänger mit ſo vielem Feuer, ſieben bis acht Jahrhunderte hindurch, fortgeſetzt haben.

Die Meinungen wegen der Urſache dieſes Kriegs, ſind getheilt. Einige behaupten, Mahomet habe ihn bloß unternommen, ſich an dem Käyſer Heraclius, wegen der Untreue eines ſeiner Stadthalter, welcher einen mahometaniſchen Abgeſanden hatte umbringen laſſen, zu rächen.

Andre ſagen, daß Heraclius in dem Kriege, welchen er gegen die Perſer führte, viel Araber in ſeinen Dienſten gehabt habe. Dieſe mochten vielleicht dem Kriegsſchatzmeiſter, des Geldes wegen, ſehr grob begegnet ſeyn, ſo daß ihnen dieſer antwortete, es ſey keines da, und wann welches da wäre, ſo würde er es lieber den Chriſten, als den arabiſchen Hunden geben. Kaum hatte Mahomet dieſe Antwort erfahren, als er ſich deswegen zu rächen, und mit ſeinen Waffen bis in den Schooß des griechiſchen Reichs zu dringen, beſchloß.

Die Urſache dieſes Krieges mag nun ſeyn, weche welche es will, ſo iſt doch gewiß, daß er mit aller Wuth angefangen wurde, deren nur die Rache und Schwärmerey fähig ſind. Mahomet war bey dieſem Feldzuge nicht perſönlich zugegen, ſondern vertrauete die Ausführung ſeiner Völker einem Generale, deſſen unerſchrockene Tapferkeit bekannt war.

Khaled wird General der mahometaniſchen Armee.

Er hieß Khaled-ebn-Walid, (*) und war aus dem Stamme der Coreiſchiten, für welchen er lange Zeit die Waffen gegen den Mahomet geführt hatte. Er hatte ſo gar einen Flügel ihres Heeres in der berühmten Schlacht bey Ohod, wo die Völker des Propheten in die Flucht geſchlagen wurden, commandiret. Kurz darauf hatte er ſeinen Stamm verlaſſen, und war ein Schüler des Mahomets geworden, deſſen Lehren er hernach am allereyfrigſten mit vertheidigte. Er machte ſich durch ſeine Tapferkeit und Einſicht in das Kriegsweſen ſo fürchterlich, daß ihm Mahomet den Zunamen Saiſtallah, das iſt, **Degen Gottes** beylegte.

Er ſchlägt die griechiſche Armee.

Dieſes war der General, welchen Mahomet wider die Griechen ausſchickte. Er erſchien bloß an der Spitze von drey tauſend Mann, und hatte gleichwohl die Kühnheit mit einer Armee zu ſchlagen, welche zwanzig tauſend ſtark war. Das Treffen fiel bey Muta in Syrien vor.

(*) **Ebn** bedeutet ſo viel als **Sohn**, und folglich **Khaled-ebn-Walid** heißt **Khaled ein Sohn des Walid.**

Beyde Theile ſtieſſen mit einer gleichen Wuth zuſammen; die ungleiche Anzahl aber ſchien den Mahometanern anfangs verderblich zu ſeyn. Der gröſte Theil der Anführer wurde getödtet, und die Trupen, die ihren Muth ſinken lieſſen, fingen an zu weichen, als Khaled die Religionsfahne ergriff, muthig an ihre Spitze trat und ſie durch ſeine Worte und ſein Beyſpiel aufmunterte. Er ermahnte ſie, ſich mitten unter die Griechen zu werffen, um ihnen entweder den Sieg zu entreiſſen, oder die Martyrerkrone wenigſtens zu erlangen.

Dieſes entweder oder, welches für Schwärmer gleich verführeriſch iſt, machte den Mahometanern Muth. Der tapfere Khaled warf ſich am erſten unter die Feinde, worauf alle ſeine Völker mit einer ſolchen Wuth auf die Griechen loß ſtürzten, daß ſie ſogleich durchbrachen, alles über den Hauffen warffen, und ein grauſames Gemetzle unter ihnen anfingen.

Khaled kehrte als Sieger zu dem Mahomet nach Medina zurück; und da die Ehre eines ſo rühmlichen Feldzuges gröſtentheils auf den Propheten fiel, ſo wollte er derſelben in dem Angeſichte ſeiner heimlichen Feinde, die er zu Mecca hatte, genieſſen. Er begab ſich alſo mit einer unzählbaren Menge Muſelmänner in dieſe Stadt, und verrichtete mit ihnen ſeine erſte Wallfahrt nach der Caabah.

Erſte Wallfahrt des

Hier übte er die Gebräuche aus, die er für dieſe

Mahomets nach Mecca.

dieſe Feyer beſtimmt hatte, und die hernach von allen Mahometanern bey ihren Wallfahrten ſehr genau ſind beobachtet worden. Er ging in den Tempel, und küßte daſelbſt den ſchwarzen Stein. (*) Nach dieſer Andachtsbezeigung ging er wieder hinaus, und ging ſiebenmal um die Caabah herum. Dieſe Ceremonie, welche an und für ſich ſelbſt ſehr beſonders iſt, iſt es noch weit mehr, in Anſehung der Art, mit welcher ſie verrichtet wird. Dieſes Herumgehen muß durch Sätze und Sprünge geſchehen, wovon die erſten drey ausnehmend ſchnell, die übrigen vier aber ganz gelaſſen ſind. Mahomet verrichtete alle Ceremonien bey dieſer Gelegenheit auf das genaueſte, und kehrte kurz darauf mit ſeinem ganzen Gefolge wieder nach Medina zurück.

Die vornehmſten Coreiſchiten nehmen die Religion des Mahomets an.

Der prächtige Aufzug des Mahomet bey ſeiner Reiſe nach Mecca, und die abergläubiſche Sorgfalt, mit welcher er die Caabah beſucht hatte, machte bey den Einwohnern der Stadt, und beſonders bey den Coreiſchiten, einen ſo ſtarcken Eindruck, daß eine groſſe Anzahl derſelben

---

(*) Dieſer Stein lieget in einem Winkel der Caabah, und er heißt auf Arabiſch Hagiar-al-aſuad. Es iſt ohne Zweifel ein Götze der alten Araber geweſen, deſſen Verehrung Mahomet beyzubehalten für dienlich hielt, ſo wie er verſchiedne andre Ceremonien beybehielt, die vor ihm in dem Tempel zu Mecca gebräuchlich waren.

ſelben ſich zu ihm nach Medina begaben, ſeine Religion anzunehmen, und unter ihm zu ſtreiten. Was ihm bey dieſer Gelegenheit am meiſten ſchmeichelte, war dieſes, daß er unter der Zahl ſeiner neuen Anhänger die Vornehmſten des Stammes ſahe, der ihm am meiſten zuwider geweſen war. Auſſer dem tapfern Khaled, der ſchon ſeit einiger Zeit zu ihm getreten war, ſahe er auch den Amru-ebn-al-As, einen berühmten Heerführer, und den Othman-ebn-Telhah, einen vornehmen Mann, welcher damals die Aufſicht über die Caabah hatte, ankommen. Ich werde Gelegenheit haben, beyder mit mehrern zu gedencken, wenn ich die Geſchichte der erſten Caliſen beſchreiben werde.

Verſchiedene Männer erregen einen Aufſtand und werden geſchlagen.

Das Beyſpiel dieſer berühmten Männer, welche alle dreye aus dem Stamme der Coreiſchiten waren, war dennoch nicht fähig, die übrigen aus dem Stamme zu einem gleichen zu bewegen, oder auch nur zu machen, daß ſie ruhig geblieben wären. Sie machten eine Parthey, und nachdem ſie eine beträchtliche Anzahl ihrer Landsleute darein verwickelt hatten, zogen ſie aus Mecca aus, und kamen, dem Mahomet das Treffen anzubieten. Dieſes Unternehmen, anſtatt, daß es ſo hätte ausſchlagen ſollen, wie ſie es hofften, ward vielmehr das unglückliche Ende ihrer Freyheit.

Der Prophete ging ihnen mit zehen tauſend Mann entgegen. Der Anfall ward hefftig;

endlich aber mußten die von Mecca dennoch unterliegen, und wurden in die Flucht geſchlagen. Mahomet, welchen ihr Aufſtand aufgebracht, und ihre Kühnheit, den beſchwornen Stillſtand zu brechen, in Wuth geſetzt hatte, verfolgte die Flüchtigen bis nach Mecca, und nahm die Stadt ein.

Dieſesmal verfuhr er gegen die Einwohner nicht ſo gelinde, als er es bey der erſten Eroberung gethan hatte. Er ließ alle umbringen, von welchen er wuſte, daß ſie ſeine offenbaren Feinde wären: Den übrigen, welche bloß, von dem Strohme dahingeriſſen, die Waffen wider ihn ergriffen hatten, ſtellte er es frey, ob ſie ſeine Religion, oder den Tod wehlen wollten. Die, welche ſeine Religion annahmen, brachten ihr Leben davon; die aber, welche ſie ausſchlugen, oder ſich lange bedencken wollten, wurden auf der Stelle niedergemacht.

Nach dieſem grauſamen Siege, zog er triumphirend in Mecca ein, und ließ ſich zum unumſchränkten Herrn, ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Dingen, erklären; es war auch keine Seele in Mecca ſo kühn, die ſich dem Willen des Siegers widerſetzt hätte.

Mahomet läßt ſich zum Herrn von Mecca erklären.

Zu Anfange des folgenden Jahres aber, welches das achte der Hegire war, machte ein Reſt von Rebellen, welche dem Schwerdte des Propheten entkommen waren, heimlich eine anſehnliche Parthey; und ſobald ſie ſich ſtark genung

Er bringt die Araber vollends unter ſich.

genug ſahen, machten ſie ſich zu Felde, und verwüſteten die meiſten Gegenden, die er ſich unterwürffig gemacht hatte. Mahomet ward durch das tollkühne Unternehmen dieſer Aufrührer in Wuth gebracht, und ging an der Spitze ſeiner Trupen, wider ſie los. Als ſich die zwey Armeen, bey einem Orte, welcher Honaim hieß, fanden, ſo kam es zu einem ſo blutigen Treffen, daß die Mahometaner, ob ſie gleich an der Anzahl weit ſtärker waren, anfangs geſchlagen und beynahe in die Flucht getrieben wurden. Mahomet, der über dieſen Zufall erſtaunte, that rechte Wunder der Tapferkeit, die Wuth der Feinde aufzuhalten. Während der Zeit, da ein Theil ſeiner beſten Trupen den Anfallenden widerſtand, lief er zu denen, die ſchon zurückgewichen waren, machte ihnen durch ſein Zureden und ſein Beyſpiel friſchen Muth, ſpottete über ſie, führte ſie an den Feind von neuem an, und trug endlich einen vollkommnen Sieg davon.

Dieſe Schlacht war für die Araber das Ziel ihrer Freyheit. Mahomet ließ ſich zum unumſchränkten Herrn über dieſes ganze weite Reich erklären; und nachdem er überall die Götzenbilder und die übrigen Monumenta des Heidenthums hatte vernichten laſſen, ſo führte er ſeine neue Religion ein, und machte ſie zu der einzigen, die man in Arabien üben durfte.

Zweyte Wallfahrt

Mahomet that hierauf, aus Dankbarkeit für dieſen Sieg, welcher das Siegel auf ſeine oberſte Gewalt drückte, eine zweyte Wallfahrt nach Mecca, welche weit feyerlicher war, als die erſte. Er beſuchte die Caabah, und beobachtete alle Ceremonien mit vieler Andacht.

des Mahomets

Großmuth des Mahomets gegen den Dichter Caab.

Er befand ſich noch in dem Tempel, als ein Dichter, Namens Caab, vor ihm gelaſſen zu werden verlangte, um ihm ein Gedicht zu ſeinem Lobe vorzuleſen. Ob nun ſchon der Prophet Urſach hatte auf den Dichter erzürnt zu ſeyn, weil er ihn vorher in einigen ſeiner Satyren durchgezogen hatte, ſo glaubte er doch, daß es ſeinem Anſehen gemäſſer wäre, die Beleidigung zu vergeſſen, für die man ihm Gnugthuung zu geben kam. Er ließ alſo den Dichter vor ſich, und gab ihm Gehör.

Caab fing damit an, daß er ihn um Verzeihung ſeiner Verwegenheit, wider ihn geſchrieben zu haben, bat. Die Heiterkeit, welche auf dem Geſichte des Propheten herrſchte, verſicherte ihn von der erhaltenen Gnade, worauf er ſo gleich ein Stück in ſo nachdrücklichen und rührenden Verſen herſagte, daß ihm Mahomet nicht nur alles vergab, ſondern ihm auch noch ein Geſchenke machte, welches das Andenken dieſes Dichters unter den Arabern verewigt hat. Mahomet nahm den Mantel, (*) welchen er auf

---

(*) Caab hob dieſen Mantel bis an ſeinen Tod heilig auf. Bey ſeinen Lebszeiten bot ihm der auf ſeinen Schultern trug, ab, und hing ihn ſelbſt um die Schultern ſeines Panegyriſten.

Er begab ſich hierauf aus dem Tempel, und nachdem er ſiebenmal um denſelben herum gegangen

---

der Caliſe Mohawia zehn tauſend Drachmen dafür, die er aber ausſchlug. Als er ſtarb, ſchickte eben dieſer Calif ſeinen Erben ſeinen Körper mit zwanzig tauſend Drachmen, (Abulfeda ſagt vierzig tauſend) und erhielt von ihnen den Mantel. Nach der Zeit haben die Califen, als Nachfolger des Propheten Gottes, die Gewohnheit gehabt, ihn bey Umzügen und andern feyerlichen Feſten, ſie mochten nun ſitzen oder reiten, anzulegen. Almoſtaſem-billah, der 36te und letzte Calif aus dem Hauſe der Abaſſiden, hatte dieſen Mantel um, als er aus Bagdad dem Eroberer Holagu, einem tartariſchen Kayſer, entgegen zog. Er führte zugleich den Stock des Propheten in der Hand; Holagu aber entriß ihm ſo wohl den Stock, als den Mantel, verbrannte beydes in einer Pfanne, warf die Aſche davon in den Tigris, und ſagte: „Ich „habe ſie nicht aus Verachtung verbrannt, ſondern vielmehr aus Hochachtung, um ihre Reinigkeit und Heiligkeit „zu erhalten, weil ich befürchte, ſie möchten von Gottloſen entheiliget werden. S. Gagniers Leben des Mahomets Th. III. ſ. 135. Dieſer Mantel muß ſchon ziemlich abgetragen geweſen ſeyn, denn als der Tartar ihn verbrannte, hatte man ihn ſchon länger als ſechshundert Jahr getragen. Es geſchah nehmlich, nach Gagniers Rechnung, im 656 Jahr der Hegire.

gangen war, und alle Pflichten ſeiner Religion beobachtet hatte, ſo zeigte er ſich auch als einen Ausüber der oberſten Gewalt. Er legte Richterſtühle an, die Gerechtigkeit zu handhaben, und ernennte diejenigen, welche verſchiedenen Aemtern vorſtehen ſollten. Er erklärte zugleich einen zum *Iman*, das iſt, zum Prieſter, welcher das Volk unterrichten ſollte. Alle dieſe Einrichtungen machte er als ein Regente und ruhiger Beſitzer ſeiner Staaten: Er war nicht mehr der fürchterliche Eroberer, welcher beſtändig das Schwerdt in den Händen trug, die Völcker unter ſein Joch zu bringen; überall ſahe man nichts als die Spuren des Friedens und der Ruhe. Die Araber, welche ſo tapfer für ihre Freyheit und Religion gefochten hatten, folgten nunmehr den Lehren des Mahomets mit vieler Bereitwilligkeit; ſie vergaſſen ihren alten Gottesdienſt gar bald, und fanden endlich eben ſo viel Freyheit unter einem Monarchen, als ſie unter den Häuptern der Stämme gehabt hatten, deren allzu viele waren, als daß ſie nicht oft traurige Streitigkeiten, die dem gemeinen Volke verderblich wurden, hätten verurſachen ſollen.

Die Provinzen an den Grenzen Arabiens, folgten dem Exempel der Hauptſtadt des Reichs. Die Fürſten von Yemamah kamen, ſich dem Mahomet zu unterwerffen, und von ihm Geſetze und Religion anzunehmen. Dieſen folgte kurz darauf Moſſellamah, Fürſt von Hagerah, welcher gleichfalls dem Propheten Gehorſam zu ſchwören kam. Was die übrigen Provinzen Arabiens anbelangte, deren Häupter nicht ſelbſt in Perſon erſcheinen konnten, dieſe lieſſen ihre Unterthänigkeit durch Geſandten den Mahomet verſichern.

Damals genoß Mahomet die Früchte ſeiner Tapferkeit und Schwärmerey am ruhigſten. Als unumſchränkter Herr über die Geiſter und Herzen ſeiner Völker, hörte er weder von Bewegungen noch Aufſtänden auf Seiten der Araber mehr reden. Dieſe glücklichen Umſtände machte er ſich zu Nutze, ein anſehnliches Heer auf die Beine zu bringen, welches er ſelbſt abrichtete, und zu Zucht und Gehorſam gewöhnte; zwey Eigenſchaften, welche bey einem Soldaten vielleicht nöthiger als Tapferkeit und Unerſchrockenheit ſind.

Dieſe Vorſicht war nicht unnütze angewandt. Die Griechen, welche den Schimpf nicht verdauen konnten, den ſie in der Schlacht bey Muta davon getragen hatten, beſchloſſen ſich zu rächen, in der Meinung dieſesmal ihre Maaßregeln ſchon beſſer zu nehmen, um Trupen überlegen zu ſeyn, von welchen ſie nicht glaubten daß ſie eingerichtet wären, und die ſie für geſchickter hielten, mit blinder Wuth einen Einfall zu wagen, als ſich in einem regelmäßigen Treffen vorſichtig aufzuführen.

Mahomet zieht wider

In dieſer gewiſſen Zuverſicht näherten ſich die Griechen aus.

die Griechen alſo Balka, einer ziemlich anſehnlichen Stadt, an den ſyriſchen Grenzen. Sobald Mahomet ihren Anzug vernahm, ſtellte er ſeine Befehle aus, und in kurzem war alles im Stande, dem Feinde entgegen zu gehen. Weil er bey ſeinem Auszuge vermuthete, der Feldzug werde vielleicht lange dauren, ſo entſchloß er ſich, das Regiment ſichern Händen anzuvertrauen, welche die gute Ordnung, die er in den Provinzen ſeiner Botmäßigkeit eingeführt hatte, zu erhalten, geſchickt wären. Ali, einer von ſeinen Vettern, ſchien ihm zu dieſer wichtigen Stelle der fähigſte zu ſeyn, er legte alſo ſein Anſehen bey ihm nieder, und ernennte ihn, während ſeiner Abweſenheit zum Regenten des Staats. Hierauf zog er an der Spitze von 30000 Mann aus, und rückte bis nach Tabuk, wo er auf den Feind länger als einen Monat wartete.

Die Griechen ziehen ſich zurück.

Doch umſonſt: Die Griechen, welche ohne Zweifel Nachricht bekommen hatten, was für ein ſtarkes Heer wider ſie auszöge, und daß es Mahomet ſelbſt anführe, hielten es für gut, den Weg wieder zurück zu nehmen, und getrauten ſich nicht, den arabiſchen Boden zu betreten.

Mahomet kehrte alſo nach Medina zurück, wo er, bey ſeiner Ankunft, Abgeſandte von verſchiednen benachbarten Fürſten antraf, die im Namen ihrer Herren, ihm den Empfehl zu machen, und ſich ſeine Freundſchaft auszubitten, gekommen waren. Als ſie wieder weg waren, ſo beſchäftigte ſich Mahomet den übrigen Theil dieſes Jahres hindurch, welches das zehende der Hegire war, damit, daß er aufs neue die Anordnungen unterſuchte, die er ſowohl in bürgerlichen Angelegenheiten, als in dem Soldatenweſen gemacht hatte.

Nochmalige Wallfahrt des Mahomets nach Mecca.

Er hielt für nöthig ein gleiches in Mecca zu thun, welches ihn bewog eine nochmalige Wallfahrt nach dieſer Stadt zu unternehmen. Dieſe Reiſe, welches ſeine letzte nach der Caabah war, übertraf die vorigen ſehr weit, in Anſehung des prächtigen Gefolges, welches mit ihm zog. Eine unzählbare Menge Volks, an deſſen Spitze ſich die Vornehmſten unter den Arabern befanden, begleitete ihn. Auch ſeine Weiber waren bey dieſer letzten Wallfahrt, welche in prächtigen Sänften, die von Kameelen getragen wurden, die Reiſe thaten, und von einer groſſen Anzahl Perſonen, die in ihren Dienſten waren, begleitet wurden.

Er verwaltet daſelbſt das Amt eines Prieſters.

Auf dieſe Art hielt Mahomet, bey ſeiner letzten Reiſe, den Einzug in Mecca. Um dem Volke nun deſto mehr Ehrfurcht für ſeine Religion beyzubringen, und zugleich zu zeigen, daß er ein unumſchränkter Herr, ſo wohl in geiſtlichen als weltlichen Sachen ſey, verrichtete er ſelbſt das Amt eines Prieſters: er predigte in dem Tempel, und ſchloß ſeinen Unterricht durch neue Anordnungen, die er, wegen der Ceremonien und der Ausübung ſeiner neuen Religion, bekannt machen ließ.

Opfer der Kameele.

Das merkwürdigſte in Anſehung ſeiner Religion war dieſes, daß Mahomet verſchiedne Kameele opfern ließ. Es ſollte beynahe ſcheinen, er habe die Abſicht gehabt, den Gebrauch der Opfer, welche das moſaiſche Geſetz verſchreibt, beyzubehalten: unterdeſſen findet man doch nicht, daß ihm die eyfrigſten Nachfolger in ſeiner Lehre, in dieſem Puncte nachgeahmet haben; wenigſtens hat dieſer Gebrauch nicht lange gedauert, weil wir in keinem von ihren Geſchichtbüchern finden, daß man ihn jemals ausgeübt habe.

Dieſes Feſt ward mit dem Abſchiede beſchloſſen, welchen der Prophet von dem Volke nahm. Er ſahe, daß es mit ſeiner Geſundheit immer ſchlechter und ſchlechter wurde: Das Gift, welches er einige Jahre vorher bekommen hatte, ließ ihn ſeinen gemachten verderblichen Eindruck heftiger, als ſonſt, empfinden. Er merkte hieraus, daß ſein Ende nicht mehr ferne ſeyn könne, und daß er von Mecca wegreiſen würde, ohne jemals wieder hin zu kommen; er nahm alſo von dem Volke, in den letzten Reden, die er an daſſelbe hielt, Abſchied, und eben daher hat dieſe Reiſe den Namen der **Abſchieds Wallfahrt** bekommen.

Zwey arabiſche Fürſten geben

Als Mahomet nach Medina zurück kam, erfuhr er mit Verdruß, daß ſich zwey arabiſche Fürſich für Propheten auf.

Fürſten als Propheten aufgeworffen hätten, und daß ſie in verſchiedenen Provinzen Arabiens groſſe Unruhen anrichteten. Doch dieſe Bewegungen dauerten nicht lange; die verſchiedenen Partheyen fanden von ſelbſt ihr Ende, bald nach ihrem Anfange.

Tod des Mahomets

Der Prophet genoß nicht lange mehr das Vergnügen, die Ruhe in ſeinen Staaten wieder hergeſtellt zu ſehn. Er ward recht gefährlich krank, als er ſich eben bey einer von ſeinen Weibern, Namens Zainab, befand: Denn er hatte die Gewohnheit alle Tage ſeine Wohnung zu verändern, und wohnte nach der Reihe bey jeder von ſeinen Weibern in ihrem eignen Hauſe.

Eine davon, Namens Aiesha, war die Liebſingin des Propheten. Sobald er ſich ſo ſtark angegriffen fühlte, daß er nicht wieder aufzukommen hoffen konnte, ließ er ſich zu ihr tragen, damit er ſeine Tage bey ihr beſchlieſſen möge. Hier ſtarb er auch in der That, in dem 63 Jahre ſeines Alters.

Man zweifelt an ſeinem Tode.

Die Schwärmerey einiger von ſeinen Anhängern ging ſo weit, daß ſie behaupten wollten, der Prophet ſey nicht geſtorben, ja gar, er könne nicht ſterben. Omar, einer von ſeinen eyfrigſten Schülern, zeigte ſich für dieſes Vorurtheil weit eingenommner, als alle andre, und drohte ſo gar, den erſten den beſten nieder zu hauen, welcher ſagen würde, Mahomet ſey tod.

Es entſtanden über dieſe Materie ſehr heſtige Streitigkeiten, welche ſehr üble Folgen hätten haben können, wenn der kluge Abubeker nicht Sorge getragen hätte ſie zu endigen. Er kam alſo in die Verſammlung, und nachdem er zu reden verlangt hatte, legte die Achtung welche er ſich unter den Muſelmännern erworben hatte, auch den allerunruhigſten, und ſelbſt dem Omar das Stillſchweigen auf. Abubeker hielt hierauf eine ſehr ſtarke und durchdringende Rede, in welcher er den Verluſt, den jezt alle Rechtgläubige gelitten hätten, beweinte, und mit überzeugenden Gründen, ja gar mit Beweiſen aus dem Korane darthat, daß Mahomet wie ein andrer Menſch ſterblich geweſen ſey, und auch wirklich geſtorben wäre.

Trennungen wegen des Orts ſeiner Beerdigung.

Als dieſe Streitigkeit beygelegt war, erhob ſich eine andre, wegen der Beerdigung des Propheten. Die Mohajerin (*) verlangten, er ſollte zu Mecca begraben werden, weil es ſein Geburthsort ſey; die Anſaren, (**) zu Medina, weil er ſeine Wohnung daſelbſt aufgeſchlagen gehabt; andre endlich zu Jeruſalem, welches die wahre Stadt der Propheten wäre.

(*) Der Name Mohajerin wurde denjenigen gegeben, die den Mahomet in ſeiner Flucht nach Mecca begleitet hatten. Das Wort an ſich ſelbſt bedeutet Flüchtlinge.

(**) Anſaren wurden die Einwohner von Medina genennt, weil ſie den Propheten bey ſich aufnahmen und ihm Hülffe leiſteten. Anſar bedeutet Hülffe.

Auch dieſe neue Streitigkeiten legte Abubeker bey, indem er einen Ausſpruch wiederhohlte, den er von dem Mahomet ſelbſt gehört zu haben, vorgab: Dieſen nehmlich, daß ein jeder Prophete an dem Orte müſſe begraben werden, wo er geſtorben ſey. Dieſer Entſcheidung des Abubekers fielen alle bey; und ſo gleich ward in dem Hauſe der Aiesha, unter eben dem Bette, worinnen der Prophet geſtorben war, ein Grab gemacht, in welchem ſein Körper beerdiget wurde.

Sein Grab iſt alſo nicht zu Mecca, wie die gemeine Meinung einiger Chriſten iſt, welche vorgeben, der Körper des Mahomets ſey in einen eiſern Sarg gelegt worden, welcher vermittelſt groſſer in dem Gewölbe der Moſchee befeſtigter Magnete, ſchwebend in der Luft gehalten würde. Dieſes iſt ein Mährchen, das man zum Zeitvertreibe erfunden hat, und welches nur unter Unwiſſenden Beyfall finden kan.

Was ich bisher geſagt habe, kann, ſollte ich meinen, zureichend ſeyn, einen Begrif von dem Erobrer und Propheten, dem Stifter der neuen Monarchie, zu machen, deren Geſchichte der Gegenſtand dieſes Werks iſt. Ehe ich aber hierauf komme, wird es, glaub ich, nicht undienlich ſeyn, etwas von der Perſon des Mahomets ſelbſt, und von ſeiner Lehre zu ſagen.

Mahomet war von einer mittlern Statur, aber wohl gebaut. Seine braune und zugleich lebhafte Geſichtsfarbe verrieth eine ſtarke Natur, die ihn bis zu dem höchſten Alter vielleicht würde gebracht haben, wenn das Gift nicht ſeine Tage verkürzt hätte. Niemand war geſchickter, mit einer wunderswürdigen Standhaftigkeit, alle Nothdürftigkeiten des Lebens, und die beſchwerlichſten Arbeiten länger auszuhalten, als er.

Er beſaß einen Geiſt, welcher zu den größten Unternehmungen geſchickt war; und eine Standhaftigkeit, die ſich durch keine Hinderniſſe wankend machen ließ. Dem, was er ſich einmahl vorgenommen hatte, ging er unermüdet nach, und fand in ſich ſelbſt eine unerſchöpfliche Qvelle von Mittel, darinne glücklich zu ſeyn. Sein biegſamer, lebhafter und durchdringender Geiſt regierte ihn in der Wahl dieſer Mittel, und er konnte, in Anſehung der Geſchicklichkeit, mit welcher er ſich der Zeit, der Umſtände und beſonders des Genies ſeines Volks zu bedienen wußte, faſt allezeit wegen des Ausganges gewiß ſeyn.

Mahomet, nach der gemeinen Meinung, konnte weder leſen noch ſchreiben. Es kommen Stellen in dem Korane vor, die es glaublich machen; und überdieſes ſchien er es ſelbſt nicht in Abrede zu ſeyn, indem er ſagte, er wäre Ommi, das iſt, ein einfältiger, unwiſſender Menſch, ohne die geringſten Wiſſenſchaften.

Unterdeſſen redete doch niemand in ſeinem

Volke beſſer als er. Er ſchien ſich auf ſeine Sprache ganz beſonders gelegt zu haben; er kannte allen ihren Nachdruck, Stärke, Reichthum und Reinigkeit. Er war von Natur beredt; ſeine Schreibart war ſtark und eindringend; ſeine Wendungen waren zierlich und ſeine Ausdrücke ungemein lebhaft. Dieſe Leichtigkeit in der Rede war die Wirkung einer fruchtbaren und feurigen Einbildungskraft, die ihm, nach Gelegenheit, alle die Ideen eingab, die ihn zu ſeinem Zwecke zu bringen die geſchickteſten waren.

Von dem Korane.

Nichts kan mein Vorgeben mehr beweiſen, als das berüchtigte Buch, das in der ganzen Welt unter dem Namen des Koran bekannt iſt, welches ſo viel ſagen will als, das Buch, eben ſo wie wir Chriſten die Bibel vorzüglicher Weiſe alſo nennen. Hier nun, in den Korane ſieht man, daß Mahomet, ohngeachtet der wunderlichen Vermiſchung abgeſchmackter Fabeln und groſſer Wahrheiten, beſtändig ſeine Abſicht zu erreichen geſchickt war. Er wußte wohl, daß in jeder andrer Gegend dieſer Miſchmaſch wenig Fortgang haben, und er Gegentheils bey allen geſetzten Leuten von Ueberlegung für einen Betrieger gelten würde; er war aber derjenigen allzu gewiß, unter welchen er lehrte. Er hatte ihre Einbildungskraft erſchüttert und eingenommen, und alſo ſchien ihnen alles an ihm gut zu ſeyn, und ſeine Ausſchweifungen ſelbſt wurden von dieſen Schwärmern mit Ehrfurcht betrachtet. Es waren zwar wichtige Dinge genug darunter, die es wohl verdienten, daß man ſich darüber ärgerte; doch der Prophet wußte dem Uebel bald abzuhelffen: er fügte ein neues Kapitel zu dem Korane hinzu, und auf einmal verſchwand das Aergerniß, und ſeine Verbrechen wurden zu Tugenden. Dieſes wird man deutlich an zwey Beyſpielen ſehn, die ich eben anführen will.

Mahomets Neigung zu den Weibern, und wie er ſie rechtfertiget.

Zaid, einer der vornehmſten Officiers des Mahomet, hatte eine ſehr artige Frau geheyrathet, Namens Zainab. Weil nun der Prophet ſich heftig in ſie verliebt hatte, ſo wurden die Sachen ſo eingerichtet, das Zaid ſeiner Frau den Scheidebrief gab, worauf ſie Mahomet alſo bald heyrathete.

Dieſe Heyrath nun mit einer Frau, deren Mann noch lebte, verurſachte um ſo viel mehr Aergerniß, weil Mahomet den Zaid an Sohnes Statt angenommen hatte; weßwegen man ihm ganz laut vorwarf, er habe die Frau ſeines Sohnes geheyrathet. Doch alle dieſe Vorwürfſe wurden vermittelſt eine Offenbarung, gehoben, die man im 33. Kapitel v. 36. des Korans folgender Geſtalt ausgedrückt findet: **Nachdem nun Zaid in Anſehung ſeiner Frau, das, was er beſchloſſen hatte, vollzogen, ſo haben wir ſie mit dir verbunden, um deine Gattin zu ſeyn. . . Der Prophet hat keinen Fehler begangen, indem er** dasjenige gethan, was ihm Gott befohlen hat.

Und damit zugleich aller Vorwand des Aergerniſſes, in Anſehung der Annehmung zum Sohne, wegfallen möge, ſo erklärt eben dieſe Offenbarung, daß Zaid Mahomets Sohn nicht mehr ſeyn könne, und fügt hinzu: **Mahomet ſoll nicht mehr der Vater eines einzigen unter euch ſeyn, ſondern er ſoll der Apoſtel Gottes und das Siegel der Propheten heiſſen.**

Ein Jahr nachher, trug ſich eine andre Begebenheit zu, welche gleichfalls eine neue Offenbarung verurſachte. Makawcas, Fürſt von Alexandrien und Aegypten, machte dem Propheten reiche Geſchenke, worunter ſich auch zwey ſchöne Mägdchen befanden, wovon die eine, Namens Maria, einen ſo lebhaften Eindruck auf ſein Herz machte, daß er ſie zu ſeiner Beyſchläfferin zu machen beſchloß. Gleichwohl bemühte er ſich eine Zeitlang dieſen Einfall zu beſtreiten, weil die Hurerey ausdrüklich in dem Korane verbothen iſt, wann es heißt: Koran Kap. 17. v. 38. **Ihr ſollt euch nicht der Hurerey nahen, denn ſie iſt ein greuliches Verbrechen und ein häßlicher Weg, und Gott hat ihr ſchwere Straffen bereitet.**

Endlich, als er müde war ſich ſelbſt zu bekämpfen, erdachte er eine Offenbarung, die ihm ſeiner Neigung nachzuhängen erlaubte, welche

che Erlaubniß er ſich auch zu Nutze machte, ob er es gleich ganz heimlich that, um das Aergerniß zu vermeiden. Zum Unglücke aber mußte ihn eine von ſeinen Weibern entdecken, welche ein groſſes Geſchrey daraus machte, und der er, um ſie zu befriedigen, ſo gleich ſchwor, niemals wieder mit der Maria etwas zu thun zu haben. Doch weil es ihm ſehr ſchwer würde geworden ſeyn, dieſen Schwur zu halten, ſo wurde er gar bald von dem Engel Gabriel deſſelben erlaſſen, welcher ihm dieſen Vorwurf zu machen kam: **O Prophet, warum enthälſt du dich, bloß deinen Weibern zu gefallen alles deſſen, was dir Gott erlaubt hat? Gott erklärt,** fügte er hinzu, **daß du deines Eides los ſeyn ſollſt** ꝛc. ꝛc.

Mahomet bekam alſo die Erlaubniß, an dem Artikel in dem Korane, welcher die Hurerey verbietet, ſich nicht binden zu dürffen; und die Lehrer ſeiner Religion haben dieſe Freyheit allezeit als einen perſönlichen Vorzug und als ein beſondres Privilegium angeſehen, welches er damals, mit Ausſchlieſſung aller andern, genoſſen habe.

Aus dieſen angeführten Beyſpielen kan man ſehen, wie viel von einem Buche zu halten ſey, das auf eine ſo beſondre Art, als der Koran, entſtanden iſt. In der That, man wird weder Grundſätze, noch Verbindung, noch Lehrgebäude, dem er etwa gefolgt wäre, darinne antreffen. Die meiſten Vorſchriften die er enthält, ſind, ſo zu reden, nur von einem Tage zum andern gemacht worden, wie es Zeit und Umſtände erfordert haben.

Mitten unter den kindiſchen Erzehlungen aber, mitten unter den fabelhaften Wundern und ſchwärmeriſchen Erſcheinungen, womit dieſes Buch angefüllt iſt, entdeckt man doch zugleich erhabne Wahrheiten, die mit einem erſtaunungswürdigen Nachdrucke vorgetragen werden. Was das göttliche Weſen und ſeine Eigenſchaften anbelangt, das iſt darinne auf eine eben ſo edle als genaue Art abgehandelt: desgleichen auch die Liebe des Nechſten und verſchiedne moraliſche Tugenden, wovon die Begriffe und Erklärungen mit vieler Einſicht und Genauigkeit aus einander geſetzt ſind.

Mahomet brachte mehr als 20 Jahre zu, dieſe wunderliche Sammlung zuſammen zu ſchreiben, welche wirklich an ſich ſelbſt ein beſtändiges Galimathias, ohne Ordnung, ohne Methode, ohne Verbindung iſt. Der meiſte Theil der Lehrſätze ſind Ketzereyen, die er von dem Arius, Neſtorius, Sabellius und andern geborgt hat. Dieſes war die Frucht des Umganges, den Mahomet, wie ich ſchon geſagt habe, mit den Lehrern der verſchiednen Secten, die damals in den Morgenländern zerſtreut waren, gehabt hatte.

Anfangs hatte er bey dieſer Unternehmung einen Juden zum Mitarbeiter, und hernach ließ er ſich von einem chriſtlichen Mönche helfen, den die orientaliſchen Schriftſteller **Bahira**, und die occidentaliſchen **Sergius** nennen. Auch wurden noch einige andre Lehrer zu dieſer Arbeit genommen, um ihrer Sorgfalt, ohne Zweifel hat Mahomet die vornehmſten Züge der Theologie und Moral, die in dem Korane enthalten ſind, zu danken.

Grundartickel der Lehre des Mahomets.

Die zwey Grundartikel aber, auf welchen dieſes Buch und die ganze mahometiſche Lehre ruhet, ſind dieſe. **Erſtlich**, alles was geſchicht, iſt dermaaſſen in den ewigen Ideen feſt geſetzt, daß es unmöglich durch etwas hintertrieben werden kan." **Zweytens**, die mahometaniſche Religion ſoll ohne Wunderwerke ausgebreitet, und ohne Streit und Widerſpruch angenommen werden: folglich iſt es erlaubt einen jeden zu tödten, der ſich ſie anzunehmen weigert, und man macht ſich des Paradieſes würdig, wenn man die Ungläubigen umbringt; eben wie man die Martyrerkrone verdient, wenn man den Waffen der Feinde der mahometaniſchen Lehre unterliegen muß.

Und dieſe Grundſätze waren es, vermittelſt welcher es ihm in ſeinen Kriegen, die er mit den Feinden ſeiner Religion zu führen hatte, ſo wohl gelang; wie denn auch eben dieſe Lehre eine von den vornehmſten Urſachen war, daß die Nachfolger des Mahomets ſich ſo bald einen beträchtlichen Theil unſrer Halbkugel, welchen die Mahometaner noch bis jezt beſitzen, zu unterwerffen das Glück hatten.

Es würde aber ganz vergebens geweſen ſeyn, wann ſich der neue Prophete vermittelſt ſeiner Lehre einen Anhang hätte machen wollen. Wenn man ſie auch für noch ſo verführeriſch annimt, ſo würde ſie ihm doch nur ſehr wenig geholffen haben, wann er nicht vor allen Dingen die ſeltne Gabe beſeſſen hätte, welche Häuptern einer Parthey ſo unentbehrlich iſt, nehmlich die erhabene Kunſt, die Gemüther zu lenken. Dieſe aber muß er wohl in einem ſehr vollkommenen Grade mächtig geweſen ſeyn, da er ſich, ohngeachtet des Aergerniſſes, welches ſeine unordentliche Leidenſchaft für das Frauenzimmer verurſachen mußte, gleichwohl eine ſo beträchtliche Menge Anhänger verſchafft hat.

Charakter des Mahomets.

Zwar iſt es wahr, daß dieſes Laſter einigermaaſſen durch die groſſen Eigenſchaften, die man an dem Propheten bemerkte, erſetzt wurde. Auſſer einem glücklichen Gedächtniſſe, einer lebhaften Faſſungskraft und einem glücklichen Naturelle, beſaß er einen aufgeräumten Geiſt und eine ſich ſtets gleiche Gemüthsart. Er ließ ſich zu den niedrigſten Leuten herab, er that gegen die Edeln gemein, er hörte alle, die ſich zu ihm wendeten, gütig an, und erfüllte jedes Verſprechen, das er that, auf das gewiſſenhafteſte. Die Armen fanden an ihm einen zärtlichen Vater, der gegen ihr Elend empfindlich und ungemein freygebig war. Wenn wir dem Abulfeda glauben dürffen, ſo verband er mit dieſen Eigenſchaften auch eine nicht gemeine Enthaltung und Mäßigkeit.

Dieſe Arten von Tugend wurden durch die regelloſe Neigung, welche er für das Frauenzimmer hatte, entſetzlich verſtellet; unterdeſſen aber war er doch geſchickt genug, es ſo einzurichten, daß dieſes Laſter ſeiner Lehre nicht nachtheilig wurde: er wußte ſich vielmehr ein Verdienſt daraus zu machen, indem er vorgab, es ermuntere zur Andacht. Dieſes Mittel ſcheinet ohne Zweifel ſehr beſonders, und ich gedenke deſſelben auch nur zu Folge eines ihrer Geſchichtſchreiber, des Anas-ben-Malek, welcher ihn folgender Geſtalt reden läßt: **Es ſind zwey Sachen in der Welt, die mir ſehr angenehm ſind,** ſagte der Prophete, **die Weiber und der Weyhrauch; denn dieſe Sachen erquicken das Auge, und erwecken meinen Eyfer im Gebete.**

Wieviel Mahomet Weiber gehabt.

Die Geſchichtſchreiber ſind wegen der Zahl der Weiber des Mahomets nicht einig. Ein arabiſcher Schriftſteller zählt derer ſiebzehn, ohne die Beyſchläfferinnen. Gentius, ein chriſtlicher Schriftſteller, läßt ihre Anzahl bis auf ſechs und zwanzig ſteigen. So viel wenigſtens iſt gewiß, daß der Prophet deren weit mehrere gehabt hat, als es nach ſeinem eignem Korane erlaubt war, welcher den Muſelmännern nicht mehr als vier Weiber zugleich verſtattet. Allein der Prophet hatte Freyheiten, die ſich auf die Offenbarung ſelbſt gründeten, und eben der Koran, welcher den gemeinen Arabern etwas verbot, nahm den Geſetzgeber davon aus.

Die berühmteſten unter dieſen Weibern, und zugleich die, die er am meiſten liebte, waren Cadhige, Aiesha und Hafsa. Der erſtern habe ich in dem vorhergehenden gedacht: Sie ſtarb zu Mecca, drey Jahr vor der Hegire, im 65ſten Jahre ihres Alters.

Aiesha lebte noch lange nach dem Mahomet: Sie war damals, als ſie verheyrathet wurde, nicht älter als ſieben Jahr. Weil ſie die einzige von ſeinen Weibern war, die er als Jungfer heyrathete, ſo nahm ihr Vater, welcher Adolph hieß, auf Befehl des Propheten, den Namen Abubeker, das iſt, **Vater der Jungfrau**, an. Ihn und ſeine Tochter wird man bald eine groſſe Rolle in dieſer Geſchichte ſpielen ſehen. Aiesha ſtarb in dem 58ſten Jahre der Hegire, und in dem 67ſten ihres Alters.

Hafsa war eine Tochter des Omars. Der Prophet heyrathete ſie im 30ſten Jahre der Hegire. Sie war es, bey welcher, nach dem Tode des Mahomets, der Koran niedergelegt wurde. Sie ſtarb in dem 45ſten Jahre der Hegire, in einem Alter von 60 Jahren.

Kinder des Mahomets.

Mahomet hatte acht Kinder von der Cadhige; vier Söhne, und vier Töchter. Sie ſturben

ben aber alle noch vor ihrem Vater, ausgenommen eine Tochter, Namens Fatime, welche ihn einige Monate überlebte. Sie hatte ihren Vetter, den Ali, geheyrathet. Die übrigen Weiber des Propheten, ſo viel derer auch waren, brachten ihm keine Kinder. Denn der eine Sohn, Namens Ibrahim, welchen er mit der Maria, einer von ſeinen Beyſchläfferinnen, erzeugte, und der gleichfalls vor ſeinem Vater ſtarb, iſt nicht zu rechnen.

Man muß ſich ſehr wundern, daß der Prophet, da er keinen männlichen Erben hinterließ, nicht daran gedacht hat, einen Nachfolger zu ernennen. Sollte er denn nicht die traurigen Folgen voraus geſehen haben, die ein Interregnum, beſonders in einem Reiche, das erſt entſtanden war, nach ſich ziehen könnte?

Es entſtehen verſchiedene Partheyen wegen eines Nachfolgers.

Es ſtanden auch in der That, ſo bald als er todt war, verſchiedene Partheyen auf, wovon jede ein ausſchlieſſendes Recht, ihm einen Nachfolger zu ernennen, zu haben glaubte. Die anſehnlichſten darunter waren die Anſaren und Mohajerin, die kurz vorher über die Ehre, den Propheten in ihrer Stadt zu begraben, geſtritten hatten. Sie fanden ſich bey der Verſammlung, die man wegen der Wahl beruffen hatte, ein. Ein jeder behauptete ſeine Anſprüche mit einem Feuer und einer Heſtigkeit, welche mehr als einmal fürchten ließ, es werde zum Handgemenge kommen.

Dem Zuſtande nach, in welchem ſich damals die Gemüther befanden, würde es ſchwer, ja gar gefährlich geweſen ſeyn, die Urſachen, welche ein jeder anführte, lange zu unterſuchen. Man kam alſo auf den Einfall, um den Partheyen ein Gnüge zu thun, ihnen vorzuſchlagen, man ſolle den Staat in zwey Theile theilen, und zwey Häupter erwehlen. Wann dieſer Vorſchlag ſtatt gefunden hätte, ſo wäre es um das muſelmanniſche Reich gethan geweſen. Jeder von dieſen Häuptern würde an der Spitze ſeiner Parthey nicht ermangelt haben, den andern zu bekriegen, um ſich der ganzen Gewalt zu bemächtigen und die reiche Verlaſſenſchaft des Mahomets an einen Beſitzer zu bringen. Die Mohajerin merkten ſo gleich dieſe üble Folge, und verwarffen alſo den Vorſchlag.

Abubeker, welcher ſich bey allen Umſtänden als einen Freund des Friedens erwieß, glaubte ein Mittel zu finden, alle Unruhen beyzulegen, wann er die Augen der Verſammlung auf zwey Perſonen richten könnte, unter welchen er ſie zu wehlen bat. Er ſchlug ihnen den Omar und Abu-Obeid vor. Doch auch dieſes fand nicht ſtatt; die Anſaren erklärten ſich ſämtlich für den einen; und der andre hatte alle Stimmen der Mohajerin, ſo, daß es folglich zu keiner Entſcheidung kommen konnte, und der Streit weit hitziger wurde, als er geweſen war.

Abubeker wird zum

Je länger dieſe Angelegenheit verzogen wurde, Nachfolger des Mahomets erwehlet.

de, je mehr hatte man ſich für die hitzigen Köpfe zu fürchten, welche nichts mehr zu wünſchen ſchienen, als daß es zum Handgemenge kommen möchte. Omar, welchen ſeine Klugheit und Weisheit ungemein ehrwürdig machte, that endlich einen Schritt, der alle Schwierigkeiten auf einmal hob. Er ſtand von ſeinem Platze auf, nahte ſich dem Abubeker, ergriff ihn bey der Hand, küßte ſie, erkannte ihn laut für ſeinen Herrn, und ſchwor ihm in dieſer Würde Treue und Gehorſam. Dieſes beſondre Verfahren machte anfangs alle ſtutzig, und endlich alle einig. Ein jeder folgte dem Beyſpiel des Omars, und Abubeker nahm die Huldigung von der ganzen Verſammlung an.

Auf dieſe Art opferte der großmüthige Omar ſeinen eignen Vortheil dem gemeinen Beſten auf, um den Staat und die Religion von einem gänzlichen Untergange zu erretten. Weil aber das, was er gethan hatte, zu einem gefährlichen Beyſpiele werden, und ſchlimme Folgen künftig nach ſich ziehen konnte, ſo erklärte er ſelbſt, daß, wann künftig ihn jemand hierinne nachahmen ſollte, ſo würde nichts anders zu thun ſeyn, als ihn, ſo wohl als den, welcher ſeine Huldigung angenommen, auf ſeine Seite zu bringen.

Wann übrigens Abubeker ſeine Würde der Gegenwart des Geiſtes und der Uneigennützigkeit des Omars zu danken hatte, ſo iſt zu vermuthen,

muthen, daß die Hoffnung, welche dieſer hatte, dennoch einmal zur Oberherrſchafft zu gelangen, auch das ihrige dazu beytrug. Indem Omar den Abubeker ernannte, welcher ſchon bey Jahren war, ſo lief er bloß Gefahr, noch ein wenig zu warten, wann er ihm in der Regierung folgen wollte; dahingegen alles für ihn verlohren war, wann die oberſte Gewalt unter diejenigen, welche Anſpruch darauf machten, wäre getheilt worden, weil ſie alsdann ganz und gar nicht mehr vorhanden geweſen wäre.

◆ ◆ ◆

Abubeker.

I. Calife.

Abubeker. Hegire 11. n. Chr. Geb. 632.

Als Abubeker auf den arabiſchen Thron ſtieg, wollte er weder den Titel eines Königs, noch eines Fürſtens, noch eine andre ſtolze Benennung annehmen. Der ſchmeichelhafteſte Titel war derjenige, welcher beſtändig das Andenken des Propheten, als des Stifters des Reichs, erneuern könne, und dieſes brachte ihn auf den Entſchluß, ſich den Namen eines Calife beyzulegen, welches in der arabiſchen Sprache ſo viel heißt, als ein **Nachfolger**, ein **Verwalter.** Dieſer Name iſt hernach auf alle fortgepflanzet worden, welche über die Araber regirt haben.

Die

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Mißvergnügen der Anhänger des Ali.

Die Wahl des Abubeker, war nicht ſo gar einmüthig geweſen, daß es nicht einige Mißvergnügte gegeben hätte. Sie ſagten zwar in der Verſammlung nichts, weil ſie der Mehrheit der Stimmen nachgeben mußten; doch bald darauf fing man an zu murren, ob gleich nicht eigentlich wider den Calif, deſſen Verdienſte durchgängig bekandt waren; es wollten bloß einige behaupten, die Nachfolge gehöre dem Ali, welcher die Ehre hatte ein Vetter und Schwiegerſohn des Mahomets zu ſeyn, und niemand könne ein rechtmäßiger Beſitzer der Oberherrſchaft ſeyn, wenn er nicht aus der Familie des Propheten wäre.

Diejenigen, welche dieſe Klagen führten, waren einigermaſſen durch die Art dazu berechtiget, mit welcher Ali die Wahl des Abubekers aufgenommen hatte. Er war bey der Verſammlung nicht zugegen geweſen, in welcher dieſe groſſe Angelegenheit war entſchieden worden, und als man ihm den Ausſchlag derſelben berichtete, ſo konnte er ſich nicht enthalten, zu bezeigen, wie wenig er damit zufrieden ſey.

Sobald Abubeker von den Geſinnungen des Ali Nachricht erhielt, entſchloß er ſich, alles zu verſuchen, um ihn auf ſeine Seite zu bringen, weil er befürchtete, das Murren einer Perſon von ſeinem Stande möchte einen allzunachtheiligen Eindruck auf die Gemüther machen. Er trug es alſo dem Omar auf, zu ihm zu gehen,

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

und alle Mittel anzuwenden, um ihn zu beſänftigen.

Omar nöthiget den Ali den Abubeker zu erkennen.

Omar ging ſogleich zur Fatime, wo er wuſte, daß Ali mit einer groſſen Geſellſchaft von Anverwandten und Freunden war. Er erklärte ihnen die Urſache, warum er gekommen ſey, und wendete alles an, den Ali zu bewegen, einer Wahl beyzutreten, welche nach allen Regeln und mit Einſtimmung der ganzen Nation geſchehen war. Ali, welcher den Vorſtellungen wenig Gehör gab, die ihn bewegen ſollten, ein Recht fahren laſſen, von welchem er glaubte, daß es ihm zukomme, antwortete bloß mit neuen Klagen, welche es allzu deutlich zeigten, daß man in gutem nichts von ihm erhalten würde. Omar nahm hierauf den ernſthaften Ton an, deſſen er ſich ſo wohl zu bedienen wuſte, und ſagte zu dem Ali, daß er nothwendig gehorchen müſſe. Er kehrte ſich zugleich gegen die Anweſenden, die mit ihm, dem Ali, bey der Fatime waren, und erklärte ihnen, daß er ſogleich das Haus wolle in Brand ſtecken laſſen, wann man ſich noch länger weigerte, den Califen zu erkennen.

Ali, welcher wohl wuſte, daß Omar ein Mann von Wort ſey, hielt es nicht für rathſam, es darauf ankommen zu laſſen, er ſchickte ſich vielmehr in Zeit und Umſtände, und ging ſogleich hin, dem Abubeker zu huldigen.

Abubeker und Ali unterreden ſich.

Er hatte hierauf eine ſehr lange Unterredung

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

dung mit dem Califen, in welcher er ſeine Verwunderung nicht bergen konnte, daß Abubeker das Regiment angenommen habe, ohne ihm vorher das geringſte davon zu ſagen. Dieſer wuſte nur allzuwohl, daß die Klagen des Ali gegründet wären, und bemühte ſich alſo ihn zu beſänftigen, indem er ihm mit vieler Sanftmuth zuredete. Er machte ihm eine rührende Beſchreibung von den traurigen Umſtänden, in welchen ſich die Wahlverſammlung befunden, weil die Partheyen die Sachen auf das äuſſerſte getrieben hätten. Er erzehlte ihm, wie er ſie mehr als einmal im Begriffe geſehen habe, ſich unter einander zu ermorden, und wie der Tumult nach ſeiner Ernennung ſogleich aufgehöret habe, ſo daß er es für durchaus nöthig halten müſte, ſich, bey ſo geſtalten Sachen, den einmüthigen Geſinnungen der Verſammlung zu überlaſſen, aus Furcht, eine abſchlägliche Antwort, oder nur ein Aufſchub von ſeiner Seite, möchte das Feuer der Zwietracht wieder anflammen, und Unruhen erwecken, welche ohnfehlbar einen noch nicht befeſtigten Staat über den Hauffen werffen könnten.

Als Ali dieſen Urſachen nachzugeben ſchien, fügte der Califе hinzu, daß, da er die oberſte Gewalt bloß zum Beſten des Staats übernommen habe, er ſie ſo gleich wieder niederlegen wolle, ſo bald man ihm eine andre Perſon vorſtellen würde, welche ein Freund des Volks ſey, und die Ruhe unter ihnen zu erhalten geſchickt

ſchickt

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

ſchickt wäre. Es ſey nun, daß Abubeker aufrichtig redte, oder daß er bloß die Abſicht hatte, den Ali durch Vorſtellung ſeiner Uneigennützigkeit zu gewinnen; genung, dieſer Kunſtgriff gelang ihm. Anſtatt daß ſich Ali länger hätte beklagen ſollen, brach er i[illegible]obſprüche der großmüthigen Geſinnungen des Califen aus. Er beſtätigte die Huldigung, die er ihm kurz vorher geleiſtet hatte, (*) und erſuchte ihn an die Niederlegung eines Anſehens nicht zu gedenken, zu welchem ihm, ſowohl ſein eigenes Verdienſt, als die Wahl der Nation beſtimme.

Verſchiedne arabiſche Stämme machen einen Aufſtand.

Als dieſe Angelegenheit alſo glücklich beygeleget war; ſo that ſich eine andere hervor, welche dem Abubeker viel Unruhe verurſachte. Eine ziemliche Anzahl Araber, welche von unruhigen Köpfen (**) angeführet wurden, die ſich, eben

---

(*) Es giebt Schriftſteller, welche verſichern, die Aliden hätten es beſtändig geleugnet, daß Ali in die Wahl des Abubekers gewilliget habe.

(**) So groſſe Hochachtung ſich auch Mahomet, für ſeine Perſon und Lehre, erworben hatte, ſo entſtanden die verſchiednen Secten doch nicht erſt nach ſeinem Tode. Verſchiedne zeigten ſich ſchon bey ſeinem Lebszeiten, und in dem erſten Jahrhunderte der Hegire hat man deren an die 72 gezehlt. In den folgenden Zeiten ward es noch ſchlimmer, als die Vernunftlehre und Metaphyſick des Ariſtoteles in das Arabiſche überſetzt waren. Die rechtgläubige mahometaniſche Lehre bekam einen gewaltigen

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

eben ſo wie Mahomet, einen Namen vermittelſt der Religion machen wollten, war entſchloſſen, das Joch des Nachfolgers des Propheten abzuſchütteln, und nach Gutdünken eine neue Regierungsform einzuführen.

Ihre Trennung zeigte ſich zuerſt dadurch, daß ſie ſich, den gewöhnlichen Zoll ſowohl, als den Dezen und die Beyſteuern, zu bezahlen weigerten, welche der Prophet vorgeſchrieben hatte. Umſonſt ermahnte man ſie, zu ihrer Schuldigkeit zurück zu kehren, und das Anſehen des Califen zu erkennen: ſie ergriffen die Waffen, und machten ſich fertig ihren Aufſtand zu vertheidigen. Man erfuhr ſo gar kurz darauf, daß ſie im Anzug wären, und ſich der Stadt Medina näherten.

Maaßregeln, die man wider die Aufrührer nimmt.

Dieſe Nachricht machte alles in der Stadt unruhig Die erſchrocknen Einwohner glaubten den Feind ſchon an ihren Thoren zu ſehen, und waren in der größten Beſtürzung. Abubeker ſtellte ſo gleich ſeine Befehle aus, und brachte in aller Eil Trupen auf die Beine. Weil man

---

waltigen Stoß, durch die erſtaunenswürdige Menge von Auslegungen, Meinungen und Streitigkeiten, welche allmälig das Feuer der bürgerlichen Kriege anflammten. Jede von dieſen Secten hatte ihre Anführer, ihre Anmerkungsmacher, ihre Ausleger, ihre Lehrer, die ſich recht um die Wette beſtrebten, einander an ausſchweiffenden Meinungen, und Hartnäckigkeit bey ihrer Vertheidigung, zu übertreffen.

Abubeker. Hegire 11. u. C. G. 632.

man aber befürchtete, daß der Feind während dieſen Anſtalten, ſich die Gelegenheit zu Nutze machen und einen Ueberfall wagen möchte; ſo ließ der Calife die Weiber, Kinder und Alten; kurtz alle, welche nicht im Stande waren, die Waffen zu führen, in Sicherheit bringen. Als dieſe Maaßregeln genommen waren, und die Trupen ſich fertig befanden, übergab Abubeker die Anführung derſelben dem Khaled, einem berühmten Krieger, welcher ſchon unter dem Mahomet mit Ehren gedienet hatte.

Sie werden geſchlagen.

Khaled beſtätigte bey dieſer Gelegenheit den Ruhm, den er ſich zu Lebzeiten des Propheten erworben hatte; er ging kühn, bloß an der Spitze von fünftauſend Mann, dem Feinde entgegen, und trug einen vollkommnen Sieg davon. Man tödtete eine groſſe Anzahl, und eine ziemliche Menge machte man zu Gefangnen, unter welchen ſich faſt alle vornehme Officiers befanden, wovon das Haupt des Aufruhrs, Malek-ebn-Novairah, der vornehmſte war.

Malek war unter den Arabern eine angeſehene Perſon. Er verband mit einer hohen Geburth eine nicht gemeine Tapferkeit, und hatte ſich übrigens bey ſeinem Volke durch eine bewundernswürdige Gabe zur Poeſie hervorgethan. Der Calife, welcher eine beſondre Hochachtung für dieſen Heerführer hatte, wollte es anfangs verſuchen, ihn im guten wieder zum Gehorſam zu bringen; und weil man Grund

zu

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

zu muthmaſſen hatte, daß er mehr die Waffen ergriffen, um ſich zum Haupte einer Parthey zu machen, als um ſich der Religion des Mahomets zu entſchlagen, ſo trug er dem Khaled auf, ſich mit dem Malek zu unterreden, und ſeine Geſinnungen in Anſehung der Lehre des Propheten zu unterſuchen.

Malek und Khaled unterreden ſich.

Malek verſtellte gleich anfangs ſeine Denkungsart in Anſehung der Religion nicht, und erklärte, er glaube, daß das Gebet ſeiner Anhänger eben ſo gut, und Gott eben ſo angenehm ſey, als das Gebet der Muſelmänner, welche den **Zegat** bezahlen. (Dieſes war eine Auflage, die nach dem Geſetze des Mahomets befohlen war.) Khaled antwortete ihm, daß das Gebet von den Almoſen müſſe begleitet werden, und daß es weder den Zehnden, noch andre Auflagen, die dazu beſtimmt wären, erlaſſen könnte. **Und dieſes**, antwortete Malek, **ſagt und verlangt euer Herr?** Auf dieſes Wort, welches nur allzuwohl zu verſtehen gab, daß ſich der Gefangne für keinen Unterthanen des Califen halte, erwiederte Khaled wüthend: **Wie? iſt mein Herr nicht auch der deinige?** und, ohne ihm Zeit zur Antwort zu laſſen, drohte er ihm den Tod. Malek aber ließ ſich dadurch nicht irre machen, und ſagte ganz ruhig: **Iſt das der Befehl, den euch euer Herr gegeben hat?** Khaled kam hierauf ganz auſſer ſich, und ſagte bloß: **Was? immer eben dieſelbe Verachtung gegen den Regen-**

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Regenten? und ſogleich befahl er ſeinen Leuten ihn zu greiſſen und zu tödten.

Khaled wird getödtet.

Einige Kriegsoberſten, welche mit dem Khaled gekommen waren, thaten alles, was ihnen möglich war, daß er ſeinen gegebenen Befehl zurückziehen ſollte: allein er war unerbittlich. Der unglückliche Malek, als er ſahe, daß er zum Tode verdammt ſey, konnte ſich nicht einbilden, daß man mit ihm, als einem Muſelmanne, welcher von den andern nur in einigen geſetzlichen Gebräuchen unterſchieden ſey, ſo grauſam verfahren könne. Er glaubte, die Schönheit ſeines Weibes, welche zugegen war, und die man ohne Zweifel zugleich gefangen genommen hatte, ſey an ſeinem Verderben Schuld. **Dieſes Weib**, ſchrie er, als die Leute des Khaled ſich ſeiner bemächtigten, **iſt die einzige Urſache meines Todes. Nein**, verſetzte Khaled, **nicht ſie verurſacht deinen Tod, ſondern Gott allein, deſſen Religion du verlaſſen haſt. Nein**, erwiederte Malek, **denn ich bekenne ſie.** Mehr konnte er nicht ſagen, weil in dem Augenblicke die Leute des Khaled ihm den Kopf vor die Füſſe legten.

Abubeker kam für Zorn ganz auſſer ſich, als er die Nachricht davon erfuhr. Er ſchätzte den Malek hoch; ſeine Abſicht war ihn mit Güte zu gewinnen, und die Strenge nur im äuſſerſten Nothfalle anzuwenden, allein der übertrie-

bne

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

hne Eyfer des Khaled war keiner Behutſamkeit fähig. Es fehlte wenig, ſo hätte er ſeine Kühnheit theuer bezahlen müſſen. Der Caliſe wollte ihn mit aller Gewalt deßwegen beſtraſſen, und durch ſeinen Tod den Tod eines berühmten Heerführers rächen, welcher es nicht verdient hatte, ſo grauſam mißgehandelt zu werden. Zu Khaleds Glücke, ſchlug ſich Omar für ihn ins Mittel, und redete dem Caliſen ſo nachdrücklich zu, daß er ihn endlich beſänftigte, und die Gnade des Schuldigen erhielt.

Die Niederlage des Malek und ſeiner Anhänger ſtellte die Ruhe in Medina wieder her. Es waren zwar noch verſchiedene Feinde zu beſtreiten; denn nach dem Tode des Mahomets hatten ſich nicht wenig kleine Propheten aufgeworffen, die um die Wette das Volk zu verführen und ſich Anhänger zu machen, bemüht waren: allein ſie waren nicht ſehr zu fürchten. So viel ihrer auch waren, ſo waren ſie doch durch keine beſondern Vortheile mit einander verbunden, und man wuſte wohl, daß keiner dem andern beyſtehen würde; ſo daß man mit Grunde hoffen konnte, ſie mit leichter Mühe einzeln zu unterdrücken.

Mosſeilamah wirft ſich zum Propheten auf.

Unter dieſen verſchiednen Partheyen war diejenige die fürchterlichſte, welche einen berühmten Kriegsmann, Namens Mosſeilamah, einen Mann, der ſeinen Kopf ſo wohl als ſeine Fauſt zu gebrauchen wußte, zum Haupte hatte. Er

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

war anfangs einer von den erſten Anhängern des Mahomets geweſen, hatte ſich aber gar bald, noch bey Lebszeiten des Propheten, unterſtanden, ſeine Lehren zu verbeſſern, und einen neuen Koran bekannt zu machen. Es wurde ihm ſehr ſchwer, ſich in einiges Anſehen zu ſetzen, ſo lange Mahomet die oberſte Gewalt in Händen hatte; ſobald er aber todt war, hatte Moſſeilamah mehr Glück; er brachte mit vielen Vorbereitungen ſeine Lehre unter das Volk, und verſchaffte ſich eine ſehr beträchtliche Anzahl Schüler. Endlich griff er in der Provinz Yemamat ſo weit um ſich, daß der Calife ſchlüßig ward, die Waffen gegen ihn zu kehren.

Anfangs ließ Abubeker den Akramah und Sergiabil, zwey erfahrne Krieger, wider ihn mit einem ganz zahlreichen Heere ausziehen, welches hernach durch neue Trupen, die der Calife unter Anführung des Khaled dazu ſtoſſen ließ, vermehrt wurde. Dieſe Armee nun, welche ohngefehr vierzig tauſend Mann ſtark war, ſchlug ihr Lager bey einem Orte, Namens Akrebah, auf.

Der Tod des Moſſeilamah wendet den Sieg zu den Muſelmännern.

Hier hatte Moſſeilamah, ob er gleich weit ſchwächer war, dennoch die Kühnheit, die Muſelmänner aufzuſuchen, und ihnen eine Schlacht zu liefern. Beynahe hätte dieſes verwegene Unternehmen den ſchönſten Ausgang gehabt. Die Muſelmänner wurden geſchlagen, und bey dem erſten Anfalle getrennt; die meiſten wollten

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

ten ſo gar ſchon die Flucht ergreiffen: doch alles ward durch die geſchäftige Tapferkeit der Anführer bald wieder gut gemacht; es gelang ihnen, die Flüchtigen von neuen zuſammen zu bringen, und ihnen friſchen Muth zu machen, ſo daß ſie voll Wuth gegen den Feind zurück kehrten, und feſt entſchloſſen waren, die Schande ihres Verluſts auszulöſchen. Dieſer neue Angriff war auf beyden Seiten ſehr feurig, ſo daß der Sieg lange Zeit unentſchieden blieb; doch als Moſſeilamah in dem dichteſten Treffen getödtet wurde, ſo zog ſein Tod den Verluſt der Schlacht nach ſich. Die Muſelmänner verdoppelten ihre Kräfte, trieben die Araber zurück, und brachten ſie gänzlich in Unordnung. Sie wurden auf eine entſetzliche Art niedergemetzelt; zehn tauſend Mann blieben auf dem Platze; eine groſſe Anzahl der Flüchtigen wurde von den Trupen, die man ihnen nachgeſchickt hatte, niedergehauen, und diejenigen, die dem Schwerdte des Siegers entkamen, konnten ihr Leben nicht anders retten, als damit, daß ſie ſich von neuen der Religion des Mahomets unterwarffen.

Die Provinz Barheim wird wieder zum Gehorſam gebracht.

Kaum war man hiemit fertig, als man darauf bedacht ſeyn muſte, die Unruhen, die ſich in der Landſchaft Barheim, einer Provinz Arabiens an dem perſiſchen Meerbuſen, geäuſſert hatten, beyzulegen. Die Bewohner dieſer Gegend hatten ihre alte Religion wieder angenommen, und weigerten ſich die Auflagen, welche

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

das Geſetz des Mahomets verordnet hatte, zu bezahlen. Abubeker ſchickte ſogleich Mannſchaft aus, dieſe Aufrührer zum Gehorſam zu bringen. Doch hierzu war der bloſſe Anmarſch der Trupen genug. Das Beyſpiel des Moſſeilamah, deſſen Niederlage ganz Arabien in Schrecken ſetzte, hatte ſie furchtſam gemacht; ſie kehrten in den Schooß der mahometiſchen Religion zurück, und man hörte lange Zeit unter ihnen von keinem Aufſtande mehr.

Nachdem der Calife die Unruhen beygelegt, die Aufrührer überwunden, und ganz Arabien ſeiner Macht und Religion unterworffen hatte, ſo nahm er ſich vor die chriſtlichen Staaten mit Krieg zu überziehen, und ſie zu nöthigen, entweder Muſelmänner zu werden, oder den Mahometanern Tribut zu bezahlen. Uebrigens mochte Abubeker wohl vorausſehen, das allerſicherſte Mittel des Aufruhrs entübrigt zu ſeyn, welchen die unruhigen Köpfe in ſeinen Provinzen anfangen könnten, ſey dieſes, wenn er ſie auswärts beſchäftigte, und ihnen einen gemeinen Feind gäbe, deſſen Reichthümer ſie begierig machte, da er indeſſen ſeiner Schwärmerey, dem mahometaniſchen Glauben Proſelyten zu machen, genug thun könne. Doch dem ſey wie ihm wolle; der Vorſchlag des Caliſen ward von ſeinem Rathe einmüthig angenommen, und man beſchloß, daß man alle Chriſten, die ſich eines von beyden weigern würden, ohne Verſchonung niedermachen wolle.

Da

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Da dieſer Krieg die Ausbreitung der mahometiſchen Religion zum Grunde hatte, ſo nennten ihn die Muſelmänner **den heiligen Krieg.** Mit eben dieſem Titel haben ſie alle Feldzüge beehret, die ſie in folgenden Zeiten, aus gleicher Abſicht, unternahmen.

Der Califе ſchickte ſogleich, dem Schluſſe ſeines Raths zu Folge, ein Umlaufſchreiben an alle arabiſche Fürſten und Befehlshaber der Pläze, um ihnen zu befehlen, ſchleinig Trupen auf die Beine zu bringen. Der Brief war folgender maaſſen abgefaßt:

Schreiben des Califen wegen Zuſam̃enberufung der Trupen.

Im Namen GOttes des Erbarmers! Abdallah Ebn-Abu Kohaphas (*) allen wahren Gläubigen Glück und Seegen. Die Barmherzigkeit und der Schutz Gottes ſey mit euch. Ich preiſe den allerweiſeſten Gott und bitte für ſeinen Propheten. (**)

Dieſes dient, euch zu berichten, daß ich entſchloſſen bin, die wahren Gläubigen nach Syrien zu ſenden, und dieſes

---

(*) Dieſes war der eigentliche Name des Abubekers. Wir haben oben die Urſache angeführt, warum ihn Mahomet in dem Namen veränderte, unter welchem er in der Geſchichte bekannt iſt.

(**) Dieſes iſt dem Vorurtheile einiger Chriſten ganz zuwider, welche glauben, die Mahometaner richteten ihr Gebet an den Mahomet.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Land den Ungläubigen aus den Händen zu reiſſen. Ich will euch daher erinnern, daß ihr Gott gehorchet, wenn ihr für die Religion kämpfet.

Sobald als dieſer Brief bekannt wurde, ſahe man von allen Seiten, eine unglaubliche Menge Muſelmänner anlangen, welche unter den Fahnen der Religion fechten wollten. Nachdem die Trupen alſo in den Provinzen auf das ſchleunigſte zuſammen gebracht waren, ſo ſtieſſen ſie bey Medina zuſammen, wo ſie ihr Lager aufſchlugen. Ihrem Eyfer ein Genüge zu thun, mußte man bald Befehl zum Aufbruche geben; und nachdem der Tag dazu feſt geſetzt war, ſtellte ſie Yezid-ebn-Abi-Soſian, ein berühmter General, welchem Mahomet das Commando dieſer Trupen anvertrauet hatte, nicht weit von der Stadt in Schlachtordnung.

Abubeker betet für das Glück ſeiner Waffen.

Abubeker war über die Bereitwilligkeit ſeiner Unterthanen ſehr vergnügt, und ging aus der Stadt, die Trupen zu beſehen. Den prächtigen Anblick aber einer in Schlachtordnung geſtellten Armee recht zu genieſſen, ſtieg er mit einigen ſeiner Lieblinge auf die Höhe eines Hügels, von welchem er alles überſehen konnte. Dieſe ſchöne Ausſicht rührte ihn ſo ſehr, daß er ſogleich zu beten anfing, und Gott anruffte, er wolle ſeinen Soldaten Muth verleihen, und nicht zugeben, daß Völker, die ſich, ſo großmüthiger weiſe, der Ehre ſeines Namens weihten, ein Raub der Ungläubigen würden.

Nach

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Nach dieſem Gebete ſtieg der Calife von dem Hügel herab, ſtellte ſich an die Spitze der Armee, und befahl aufzubrechen. Weil er zu Fuſſe war, ſo ſtiegen die Anführer von ihren Pferden, um ihn zu begleiten; Abubeker aber befahl ihnen, wieder aufzuſteigen, indem er ſagte, er ſeines Theils habe beſondere Urſachen zu Fuſſe zu gehen, weil er die erſten Schritte, die er an der Spitze einer ſo ſchönen Armee thue, Gott opfern wolle, und weil er glaube, daß es ihm Gott vergelten werde.

Ermahnung, welche Abubeker dem Yezid giebt.

Solchergeſtalt ging der Calife bis auf eine gewiſſe Weite zu Fuſſe mit fort, und nahm alsdenn von ſeinen Trupen Abſchied, nachdem er ihnen allen glücklichen Fortgang gewünſcht hatte. Zuletzt kehrte er ſich gegen den Yezid, und ermahnte ihn, mit den Trupen gelinde zu verfahren; nichts beſondres zu thun, ohne die vornehmſten Officiers vorher um Rath zu fragen; ſich niemals von der Gerechtigkeit und Billigkeit zu entfernen; den Soldaten Muth und Unerſchrockenheit beyzubringen; ſich der Vortheile, die er etwa davon tragen würde, nicht zu überheben, und wenn er ſiegen ſollte, die Geſetze der Menſchlichkeit beſtändig vor Augen zu haben; vor allen Dingen ermahnte er ihn, die Ermordung der Kinder, der Weiber und der Alten zu verhindern. Eine gleiche Gelindigkeit aber rieth er ihm nicht gegen die Diener und Lehrer des Chriſtenthums, von welchen er aber dennoch die Mönche ausnahm. Laſ-

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

ſet, ſagte er, die Geiſtlichen in Ruhe (*), welche in ihren Klöſtern ein eingezogenes Leben führen. Den andern aber, welche geſchorne Platten haben, und zu des Satans Schule gehören, erzeiget keine Gnade, wenn ſie nicht Mahometaner werden, oder Tribut bezahlen wollen.

Die Muſelmänner marſchiren nach Syrien.

Nach dieſer Rede nahm Abubeker auch von den Heerführern Abſchied, und kehrte nach Medina zurück. Die Armee ihres Theils ſetzte ihren Marſch fort, und zog gegen Syrien zu.

Dieſe Provinz befand ſich damals ohne die geringſte Bedeckung. Der Käyſer Heraclius glaubte eben nicht, daß er viel von einem Reiche zu befürchten habe, welches erſt entſtehe, und durch innerliche Unruhen zertheilt ſey. Uebrigens ſchienen ihm die Eroberungen, die er gegen ein ſo furchtbares Volk, als die Perſer waren, gemacht hatte, zu verſprechen, daß ſchwer-

---

(*) Dieſe Aufmerckſamkeit des Abubekers gegen die Mönche kam vielleicht daher, weil man den Mahomet in verſchiednen Klöſtern von Syrien ſehr wohl aufgenommen hatte, beſonders in dem Kloſter zu Boſtra, wo er eine beſondre Bekanntſchaft mit einem Mönche machte, welchen die Orientaler Bahira, und die Occidentaler Sergius nennen. Man verſichert, wie ich ſchon geſagt, daß ihn dieſer Mönch bey Verfertigung des Korans vornehmlich geholffen habe.

ſchwerlich eine Nation ſo kühn ſeyn würde, ihn in ſeinen eigenen Staaten anzufallen. Dieſe unglückliche Sicherheit war Urſache, daß er alle Anſtallten hinten anſetzte, die ihm die Klugheit zu machen hätte rathen können; ſo daß ſich ſeine Grenzen, beſonders auf der Seite gegen Syrien, wo nicht der geringſte feſte Ort war, ohne alle Vertheidigung befanden.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Er war zwar ein wenig beſtürzt, als er vernahm, daß die Araber im Anzuge wären, und Syrien zu überfallen gedächten: doch ſein letzt gehabter Fortgang beruhigte ihn gar bald wieder, daß er ihr Unternehmen für höchſt unüberlegt hielt. Er begnügte ſich alſo damit, den Arabern einige Trupen entgegen zu ſchicken, welche ihnen den Weg verlegen, und ſie zum Rückzuge nöthigen ſollten.

Sie ſchlagen die Trupen, welche der griechiſche Käyſer gegen ſie ausſchickt.

Der General, welchem der Käyſer das Commando über dieſe Trupen gegeben hatte, ging den Arabern kühn entgegen, und lieferte ihnen ein Treffen, ſo bald er ſie antraf; doch es fehlte ſehr viel, als daß der Ausgang mit ſeiner Hoffnung überein gekommen wäre. Die Griechen wurden geſchlagen; der General bemühte ſich umſonſt, die Flüchtigen wieder zurück zu bringen, er blieb auf der Wahlſtatt, und ſein Tod machte die Niederlage ſeiner Armee vollſtändig.

Die Nachricht von dieſem Siege ward dem Califen, nebſt den Fahnen und andrer Beute

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

der Chriſten, ſogleich überſchickt. Abubeker ließ ſie öffentlich ausſetzen, und hielt denen eine weitläuftige Lobrede, die an dieſem Siege, welcher eine ſo ſchmeichelhafte Hoffnung machte, Theil gehabt. Die Muſelmänner wurden durch die Siegszeichen ihrer Landsleute und durch die Lobeserhebungen ihrer Tapferkeit ſo ſehr aufgemuntert, daß ſie das Schickſal derjenigen zu beneiden ſchienen, welche einer ſo rühmlichen Ausführung beygewohnt hatten. Der Caliſe ward erfreut, dieſe ihre Geſinnungen wahrzunehmen, und fuhr fort mit noch weit gröſſerm Nachdrucke zu reden, damit er das Volk völlig bewegen, und zu ſeinem Zwecke lenken möge.

Der Caliſe ſendet neue Truppen nach Syrien.

Nachdem er die Verdienſte der Heerführer und der Soldaten, die ihrer Nation ſo viel Ehre gemacht, genugſam erhoben hatte, ſo fragte er, ob es nicht wohl gethan ſey, wenn man dieſe erhaltene Vortheile verfolgte, und ob ſich das Volk wohl weigern wollte, ihren tapfern Landsleuten beyzutreten, und mit vereinten Kräften an der Eroberung Syriens arbeiten zu helffen.

Hierauf erhob ſich eine allgemeine Bewegung unter dem Volke; jeder wollte an der Ehre eines ſolchen Unternehmens Theil nehmen; ſo daß Abubeker in kurzer Zeit eine ſtarke Armee auf den Beinen hatte, welche weiter auf nichts als auf den Befehl zum Ausbruche wartete.

Omar bringt den

Der Caliſe machte ſich die glückliche Bereitwilligkeit zu Nutze, ertheilte ſo gleich die nöthige Befehle zum Abmarſche der Truppen, und vertraute einem von ſeinen liebſten Generalen, dem Saed, das Commando darüber an. Doch die Wahl dieſes Generals ward von dem Omar hintertrieben, welcher ſehr heftig anhielt, daß man einen andern erwehlen ſolle. Die Geſchichtſchreiber melden die Urſachen nicht, warum er ſich dieſer Wahl ſo ſehr widerſetzte. Abubeker ward darüber ſehr verlegen, weil er weder den Saed durch die Wiederabnehmung des Commandos beleidigen, noch auch den Omar ſich zum Feinde machen wollte. In dieſer Ungewißheit fragte er ſeine Tochter, die Aiesha, die Wittwe des Mahomets, um Rath. Weil dieſes Frauenzimmer die Geliebteſte des Propheten geweſen war, ſo hatten die Muſelmänner eine ganz beſondre Hochachtung für ſie; man nennte ſie **die Mutter der Gläubigen**; ſie war gleichſam die Königin über die andern Weiber des Mahomets; man glaubte, ſie ſey von ſeinem Geiſte ganz erfüllet, und alſo ſehr geſchickt, alle vorkommende Schwierigkeiten zu entſcheiden; man fragte ſie auch allezeit bey den wichtigſten Angelegenheiten um Rath.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Saed um das Commando.

Aiesha antwortete den Abſichten des Abubekers nicht gemäß; denn anſtatt die Wahl des Saed zu billigen, erklärte ſie ſich für die Meinung des Omars, welcher, wie ſie ſagte, dieſesmal keine andre Abſicht, als das gemeine Beſte, habe.

Die

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Uneigennützigkeit des Saed.

Die Aufführung des Saed, als er die Entſcheidung der Aiesha hörte, war ein neuer Beweis, in was für Hochachtung dieſe Weibsperſon bey den Muſelmännern ſtand. Er murrete im geringſten nicht, ſondern lieferte die Fahne, welche ihm der Caliſe, zum Zeichen der ihm anvertrauten Gewalt, gegeben hatte, ſo gleich aus. Er fügte hinzu, daß er eben ſo bereitwillig ſey unter einem andern zu fechten, als wenn man ihm das Commando gelaſſen hätte.

Amru wird General der neuen Truppen.

Eben damals, als Saed eine ſo uneigennützige Aufführung beobachtete, fand ſich ein anderer Befehlshaber, Namens Amru-ebn-al-As, welcher ſich ſehr viel Mühe gab, zum Generale ernennt zu werden. Er wandte ſich an den Omar, um durch deſſen Vermittlung dieſe Würde zu erlangen. Omar hatte zwar in der That Anſehen genug, ſie ihm zu verſchaffen, allein er war zu gewiſſenhaft, einen zu dem Commando zu verhelffen, welcher ſo begierig darnach zu ſeyn ſchien. Er ſchlug ihm alſo ſeine Vermittelung bey dem Caliſen ab.

Weil aber doch Amru, nach dem Saed, der geſchickteſte zum Heerführer war, ſo ernennte ihn Abubeker von ſelbſt; und Omar, ob er gleich nicht für ihn hatte ſprechen wollen, ließ dennoch dieſe Ernennung gelten, ohne etwas darwider einzuwenden.

Als nun alſo die Trupen marſchfertig waren, ſo kam Amru, die Befehle des Caliſen anzunehmen, Abubeker. Hegire 11. n. C.G. 632.

men, welcher ihm ſehr weiſe Vorſchriften ertheilte, wie er ſich bey der ihm anvertrauten Würde verhalten ſolle. Er befahl ihm hierauf, ſeinen Zug durch Paleſtina zu nehmen, und von da aus dem Yezid ſeine Ankunft wiſſen zu laſſen, damit er ſich entweder, wenn ſeine Hülfe nöthig ſeyn ſollte, mit dieſem Generale verbinden, oder andre Befehle erwarten könne. Abubeker ernannte zugleich einen oberſten Befehlshaber über die Armeen in Syrien, und ertheilte dieſe Würde dem Abu-Obeidah. Dieſer reißte mit dem Amru fort, verließ ihn aber in Paleſtina, um ſich je eher je lieber nach Syrien zu begeben.

Das Obercommando bekömmt Abu-Obeidah.

Hier fand er die Sachen ſehr verändert. Die Muſelmänner waren nicht mehr die ſiegenden Trupen, deren Tapferkeit man in Medina ſo ſehr erhoben hatte. Die Griechen hatten ſie zu verſchiednen malen geſchlagen, und ſich ſo fürchterlich gemacht, daß ſich die Araber nicht mehr im offnen Felde zu zeigen wagten. Selbſt Obeidah ließ ſich von dem allgemeinen Schrecken einnehmen; anſtatt daß er die Vortheile, welche die Muſelmänner über die Griechen vorher davon getragen hatten, wieder zu erlangen, ſich hätte beſtreben ſollen, blieb er in völliger Unthätigkeit, und war auf nichts, als ſeine Vertheidigung bedacht.

Kaum hatte Abubeker hiervon Nachricht erhalten, als er ſogleich den Obeidah zurück rief, und

Khaled kömmt an die Stelle des Obeidah.

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

und den Khaled an ſeine Stelle ernennt. Dieſer General befand ſich damals in der Provinz Yrak, wo er ſehr viel Glück hatte: er hatte die Hauptſtadt eingenommen, und wollte eben dieſes ganze Land unterwürfig machen, als er die Befehle des Califen erhielt.

Er zog ſogleich nach Syrien, allwo ſeine Gegenwart den Sachen gar bald eine andere Geſtalt gab. Sein Anſehen machte den Trupen friſchen Muth, welche unter Anführung eines ſolchen Generals nichts zu befürchten zu haben glaubten. Die vorgegebene Klugheit des Obeidah, welcher von Natur ſanft, ſtille und langſam in ſeinem Unternehmen war, hatte die Soldaten ganz furchtſam gemacht, welchen das ungeſtüme Feuer des Khaled weit lieber war. Unterdeſſen ſchonte doch dieſer General die Trupen nicht; er ſtellte ſie oft der Gefahr dar: allein er ſchloß ſich niemals ſelbſt davon aus; und ob ſeine Unternehmungen gleich ſehr verwegen waren, ſo war er doch auch tapfer und glücklich, und kam immer ſehr gut davon.

Die Muſelmänner belagern Boſtra.

Als er, das Commando über die Trupen zu übernehmen, anlangte, war Sergiabil, auf Befehl des Obeidah, bis vor Boſtra (*) gerückt;

(*) Boſtra, vormals die Hauptſtadt Arabiens, iſt eine ſehr feſte Stadt, welche ſtarken Handel treibt. Man muß ſie nicht mit Baſrah, oder Baſſerah, einer Stadt an dem perſiſchen Meerbuſen, verwechſeln.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

rückt; denn weil ſich dieſer durch eine gänzliche Unthätigkeit nicht beſchimpfen wollte, ſo hatte er ihn mit einiger Mannſchaft, die Belagerung dieſes Platzes zu unternehmen, ausgeſchickt. Sergiabil hatte anfangs, aus der Aufführung des Befehlhabers daſelbſt, geſchloſſen, daß er bald damit zu Stande kommen werde. Dieſer nemlich hatte ſich, bey Annäherung der Muſelmänner, zu ihm begeben, und ihn gefragt, was ſein Begehren ſey; Sergiabil hatte ihm hierauf geantwortet, die Stadt zu nöthigen, entweder den mahometiſchen Glauben anzunehmen, oder Tribut zu bezahlen. Bey dieſer Antwort hatte es der niederträchtige Befehlshaber bewenden laſſen, war wieder in die Stadt zurück gekommen, und hatte die Einwohner zur Uebergabe bewegen wollen.

Sie werden zurück geschlagen.

Dieſe aber waren weit entfernt ihrem Befehlshaber zu gehorchen; ſie beſchloſſen ſich zu vertheidigen, und rückten ſogar aus der Stadt, den Belagern ein Treffen anzubieten. Sergiabil nahm es an; ehe er es aber anfieng, betete er folgender Geſtalt zu Gott: **O Gott, der du die Eroberung dieſes Landes deinem Propheten Mahomet verſprochen haſt! groſſer Gott! herrlicher Gott! ſtehe uns bey wider diejenigen, welche deine Einigkeit verwerffen.** Dieſes Gebet ward nicht erhört; die Muſelmänner wurden geſchlagen und in größter Unordnung zurück getrieben. Man ſchickte in aller Eil zu dem Generale, ihm von

dem

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

dem ſchlechten Fortgange dieſer Unternehmung Nachricht zu geben; allein man fand den nicht mehr, der ſie befohlen hatte. Obeidah war eben fortgereiſet, und Khaled hatte an ſeiner Statt das Commando übernommen.

Khaled kommt den Belagerern zu Hülffe.

Dieſer General zog auf das eiligſte den Trupen des Sergiabil zu Hülffe, und da er bey ſeiner Ankunft ſahe, wie wenig Leute dieſer Heerführer bey ſich hatte, ſo machte er ihm ſehr heſſtige Vorwürffe, daß er ſich unterſtanden habe, einen Ort, wie Baſtra, mit ſo geringer Macht zu belagern, und ſo gar das Treffen anzunehmen. Sergiabil entſchuldigte ſich damit, daß er nichts aus eignem Gutdünken übernommen, ſondern bloß den Befehlen des Obeidah, dem er untergeben geweſen ſey, gehorcht habe. Ich habe alſo, erwiederte Khaled mit vieler Heftigkeit, **nichts weiter gegen dich zu ſagen; Obeidah iſt ein vollkommen ehrlicher Mann; aber wahrhaftig von der Kriegskunſt verſteht er ſehr wenig.**

Man mußte alſo neue Maaßregeln ergreiffen, und zuſehen, wodurch man am leichtſten einen Platz gewinnen könne, deſſen Einwohner ſich aufs beſte zu vertheidigen, entſchloſſen zu ſeyn ſchienen. Khaled erlaubte den Trupen, die er mit ſich gebracht hatte, nur einen einzigen Raſttag, welchen er dazu anwandte, daß er in eigner Perſon den Platz in genauen Augenſchein nahm, und Befehl ertheilte, das Lager

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

weit mehr zu befeſtigen. Er wollte hierauf den Trupen zwar noch einen Tag auszuruhen geben, weil er aber von ſeinen Spionen die Nachricht bekam, daß man auf Seiten der Stadt eine Bewegung wahrnehme, ſo ſtellte er ſogleich ſeine Armee in Schlachtordnung. Die noch übrige Zeit wandte er zu den von dem Mahomet befohlnen Reinigungen an, die er durch ein öffentliches Gebet, welches er an der Spitze ſeiner Armee verrichtete, beſchloß.

Nunmehr ſahe man die Belagerten, unter Anführung ihres Befehlshabers, einen Ausfall thun. Khaled, welcher alle Anſtallten gemacht hatte, ſie wohl zu empfangen, ließ ſeine Trupen anrücken, und gab ſogleich das Zeichen zur Schlacht. Mittlerweile aber, da alles eines von den blutigſten Treffen zu verkündigen ſchien, ſchickte der Befehlshaber der Stadt einen von ſeinen Officiers zu dem Khaled, eine Unterredung von ihm zu erbitten.

Unterredung des Khaled und des Befehlshabers von Boſtra.

Als Khaled ſie verwilliget hatte, traten die beyden Generals auf dem Platze, welcher die beyden Armeen abſonderte, zuſammen. Der Befehlshaber ſagte dem Muſelmanne, daß er überaus geneigt ſey, ſeine Religion anzunehmen; daß er verſchiedne Verſuche gewagt habe, die Einwohner von Boſtra zu bewegen, ſeinem Exempel zu folgen, daß aber bißher alle ſeine Bemühungen vergebens geweſen wären. Unterdeſſen hoffe er doch noch in dieſem Stücke

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

glücklich zu ſeyn; vorher aber wolle er ſich gegen alle Zufälle aufs beſte verſehen; weßwegen er denn verlange, daß man ihm für ſein Leben, ſein Vermögen, und überhaupt für ſeine ganze Familie alle Sicherheit zukommen laſſe.

Der niederträchtige Befehlshaber wurde durch die Antwort, die ihm Khaled gab, ziemlich ſtutzig. **Du biſt,** ſagte er zu ihm, **deinen Trupen durch den Vorſchlag, den du ihnen ſchon gethan haſt, und durch die Unterredung, die du eben jetzt mit mir hälteſt, verdächtig geworden. Man wird dich wegen Untreue anklagen, und dir ein Verſtändniß mit den Gläubigen Schuld geben; deine Bürger werden alſo wenig geneigt ſeyn, dir zu folgen, und könnten dich vielleicht gar mißhandeln. Ich weiß nicht mehr als ein einziges Mittel, dir ihr Vertrauen wieder zu erwerben, dieſes nehmlich, zu thun, als wollten wir beyde untereinander den gemeinen Streit ausmachen. Du mußt dich alſo den Augenblick mit mir ſchlagen.**

Romanus, ſo hieß der Befehlshaber, ward über dieſen Vorſchlag beſtürzt, und hätte den Zweykampf allzu gerne ausgeſchlagen; allein in Anſehung der Art, wie ihn Khaled von ihm verlangte, war es nicht möglich. Die Armeen auf beyden Seiten wurden gleich ſtutzig, als ſie ſahen, daß ihre Generals handgemein wurden.

Weil

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

Weil aber die Befehle ſogleich gegeben wurden, daß beyderſeitige Trupen keine Bewegung machen ſollten, ſo erwarteten ſie ruhig den Ausgang.

Dieſer Zweykampf, welcher ein bloſſes Spielgefechte, die Einwohner von Boſtra zu betriegen, ſeyn ſollte, ſchien dem Befehlshaber ſehr ernſtlich; er fragte alſo den Khaled, welcher ohne Vorſicht auf ihn loßging, ob er ihn tödten wolle? Khaled, der ſich ein Vergnügen daraus machte, die Angſt ſeines furchtſamen Gegners zu ſehen, antwortete ihm lächlend, daß er nichts böſes willens wäre; daß es aber ihrer Ehre wegen, und zur Vermeidung alles Argwohns, nothwendig ſey, den Zuſchauern zu zeigen, als ob ſie in allem Ernſte zuſammen gekommen wären.

Der Kampf dauerte alſo noch eine Zeitlang, zum gröſten Verdruſſe des Befehlshabers, welcher, als er ſich verwundet und von verſchiedenen Hieben zerſetzt fühlte, die Wahlſtatt verließ, und zu den Seinigen zurück floh. Er kehrte hierauf mit ihnen in die Stadt, und wagte neue Vorſtellungen, ſie zu bewegen, daß ſie ſich den Muſelmännern unterwerffen möchten. Die Einwohner, welche jetzt gegen ihren Befehlshaber weit aufgebrachter als jemals waren, machten ihm die heftigſten Verwürffe, daß er noch Verrätherey zu der Niederträchtigkeit fügen wolle, welche er in dem Zweykamfe mit

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

dem Khaled erwieſen habe. Sie faßten zugleich den Entſchluß, ihn auſſer Stand zu ſetzen, ſie nicht mehr, weder durch ſeine Handlungen, noch Rathſchläge, beſchimfen zu können; ſie ſchloſſen ihn in ſeinem eigenen Hauſe ein, und ſetzten eine gute Wache davor.

Die Einwohner nehmen ihm das Commando.

Seine Stelle wurde einmüthiglich dem Generale der Hülfsvölker, die ihnen Heraclius zugeſchickt hatte, gegeben: ſie verlangten aber auch zugleich von ihm, daß er ſich mit dem Khaled in einen Zweykampf einlaſſen ſolle.

Zweykampf zwiſchen dem Abdarrahman, und dem neuen Befehlshaber.

Dieſer General ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und ſchickte ſogleich dem Khaled eine Ausfoderung. Als man ſie brachte, war Abdarrahman, der Sohn des Abubekers, gleich zugegen. Dieſer junge Menſch brannte recht für Begierde ſich hervorzuthun, und lag dem Khaled ſo lange bittend an, bis er die Erlaubniß erhielt, ſich an ſeiner Statt ſchlagen zu dürffen.

Abdarrahman, welcher wohl beritten, und wohl bewaffnet war, ritt dem griechiſchen Generale entgegen, der ſich gleichfalls ſeiner Seits den halben Weg nähette. Beyde Armeen waren gegenwärtig, und vor ihren Augen wollten nunmehro die zwey Ritter ſich die Ehre des Sieges ſtreitig machen; doch auch dieſesmal war aller Vortheil auf der Seite der Muſelmänner. Der Griechiſche General ließ ſich durch das ſtolze und zuverſichtliche Bezeigen des

jungen

Abubeker. Hegire 11. n.C.G. 632.

jungen Arabers, und durch die wunderbare Geſchicklichkeit, mit welcher er die Lanze zu führen wuſte, ganz betäuben. Dieſer Anblick machte einen ſo heftigen Eindruck auf ihn, daß er es gar bald zu merken anfing, er habe ſich in Anſehung ſeines Muths betrogen, indem er in das Verlangen der Griechen gewilliget hätte.

Unterdeſſen that dieſer General doch ſein äuſſerſtes, und wagte den Anfall auf ſeinen Gegner; allein gleich bey der erſten Wunde, die er bekam, entfiel ihm der Muth ganz und gar, und er glaubte ſeinen Kopf nur deßwegen noch behalten zu haben, damit er ſich ſchleinig aus den Händen ſeines Feindes retten möge. Er machte eine falſche Wendung mit ſeinem Pferde, und ſprengte mit verhängtem Zügel nach der Stadt zu.

Abdarrahman verfolgte ihn ſogleich; doch das griechiſche Pferd, welches von einer ganz auſſerordentlichen Geſchwindigkeit war, rettete den General aus den Händen des Muſelmannes. Dieſer, welcher durch den Zorn über eine ſolche Niederträchtigkeit ganz auſſer ſich gekommen war, hatte die Kühnheit, ſich ganz allein bis an die griechiſche Armee zu wagen, wo er Rechts und Links, alles was ihm unter die Hände kam, niedermachte. Khaled, welcher über die Gefahr, in die ſich Abdarrahman ſtürzte, auſſerordentlich erſchrack, gab ſogleich das Zeichen, worauf die Muſelmänner mit einer un-

Abubeker. Hegire 11. n. C.G. 632.

ausſprechlichen Wuth in die Griechen einbrachen, um den Sohn des Califen zu retten.

Die Muſelmänner behalten die Oberhand über die von Boſra.

Die Verwegenheit dieſes jungen Kriegsoberſten verurſachte alſo ein allgemeines Treffen. Die Muſelmänner wurden durch die Gefahr, in der er ſich befand, ermuntert, und ſchlugen ſich mit einer ſolchen Heftigkeit, daß die Griechen auf allen Seiten getrennet, und in gänzliche Unordnung gebracht wurden. Ein freudiges Siegsgeſchrey ließ ſich überall in der Armee der Muſelmänner vernehmen; indeſſen da auf Seiten der Chriſten die wenigen, die dem Schwerdte des Siegers entronnen waren, auf nichts als auf die Flucht bedacht waren, und ſich in den feſten Platz zurück zogen, wo ſie es noch für das gröſte Glück zu halten hatten, daß ſie in aller Geſchwindigkeit die Thore hinter ſich zuſchlieſſen konnten, damit der Feind nicht mit den Flüchtigen zugleich eindringen möchte.

Diejenigen von den Chriſten, die ihres Standes, ihres Geſchlechts, oder anderer Urſachen halben, bey dieſem Ausfalle nicht hatten ſeyn können, waren wenigſtens von den Mauern Zeugen deſſelben geweſen, und hatten das Treffen und die Niederlage ihrer Trupen mit angeſehen. Dieſe unglückliche Einwohner nun lieſſen den Himmel von ihrem Seufzen, Schreyen und Beten wiederſchallen: ſie hatten mit ihren Augen ihre Aeltern, Freunde oder Landsleute ermorden, oder in die Sclaverey bringen geſehen: ſie ſelbſt ſahen nach dieſem Verluſte allzudeutlich, daß ſie ohne ein Wunderwerk ihrem Feinde nicht entkommen könnten, und daß ihre Weiber, ihre Kinder und ihr Vermögen, dem Sieger zur Beute werden würde.

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

Gleichwohl muſte man bey der Unordnung, worinne ſich die Sachen befanden, die äuſſerſten Kräfte noch anwenden, einen ſo wichtigen Platz, als Boſtra, zu retten. Der Rath fand bey dieſen Umſtänden kein ander Mittel, als ſchleinig an den Kayſer zu ſchreiben, ihm von dem Elende, worein ſie gebracht wären, Nachricht zu geben, und um augenblickliche Hülffe zu bitten. Uebrigens ſtellte man alle Befehle aus, über die Sicherheit des Platzes zu wachen, und ſich wenigſtens ſo lange, bloß vertheidigungsweiſe, zu halten, bis die Antwort von dem Käyſer ankäme.

Romanus
überliefert
den Muſelmännern
die Stadt.

Doch mittlerweile, als dieſe unglücklichen Chriſten um eine Hülffe baten, deren Entfernung ſie zur Verzweiflung brachte, frohlockte der verrätheriſche Befehlshaber, Romanus, welchen ſie in ſeinem Hauſe eingeſchloſſen hielten, über das gemeine Unglück, und war eben bemüht ſein niederträchtiges Verfahren auf das äuſſerſte zu treiben.

Das Haus dieſes Verräthers lag an einem Ende der Stadt, ſo daß die Mauern der Stadt Boſtra ſeinen Garten umſchloſſen. Durch dieſe Mauern nun ließ er mit Hülffe ſeiner Söh-

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

ne und Haußgenoſſen ein Loch brechen, durch welches ein Mann geräumlich durchkommen konnte. Er ſelbſt begab ſich lange vor Tage durch dieſes Loch aus der Stadt, und war willens ſich in das Lager der Araber zu begeben, als er von einem mahometaniſchen Officier aufgehalten wurde, welcher mit geſenkter Lanze auf ihn zuſprengte.

Es war Abdorrahman, der Sohn des Califen, welcher dieſe Nacht die Wache hatte. Romanus erinnerte ſich, daß er ihn bey dem Khaled geſehen habe, gab ſich ihm ſogleich zu erkennen, und bat, ihn alſobald zu dem Generale zu führen, dem er etwas ſehr wichtiges mitzutheilen habe. Khaled konnte ſich des Lächelns nicht enthalten, als er den Romanus ankommen ſahe. Die wunderlichen Gebehrden, die er bey ihrem gehabten Zweykampfe gemacht hatte, kamen ihm wieder in den Sinn, worauf er ſich mit einer verächtlichen Art nach ſeinem Wohlſeyn erkundigte.

Romanus ließ eine ſo empfindliche Frage, über die er nothwendig erröthen muſte, unbeantwortet vorbey, und da ihm nichts ſo ſehr am Herzen lag, als ſeine Verrätherey zu vollziehen, ſo meldete er ſogleich dem Khaled die Urſache ſeines Beſuchs. Er erzehlte ihm, wie ſehr ihn die Einwohner von Boſtra mißgehandelt hätten, und entdeckte ihm die Art, wie er ſich zu rächen gedächte. Gieb mir, ſagte der

Verräther, zweyhundert Mann, und einen von deinen Tapferſten zum Anführer; ich ſtehe dir davor, noch ehe der Tag anbricht, ſoll der Platz in deinen Händen ſeyn. Er erklärte ihm hierauf mit wenigen Worten, wie er aus der Stadt gekommen ſey, und zeigte ihm, daß nichts leichter ſey, als durch eben dieſen Weg ſeine Leute hinein zu bringen.

Abubekir. Hegire 11. n. C. G. 632.

Khaled hielt die Sache für genehm; er ließ ſogleich zweyhundert auserleſene Mann ſich aufmachen, und ſchickte ſie unter Anführung des Abdarrahman nach Boſtra. Romanus diente dieſem Hauffen zum Wegweiſer, und nachdem er ſie bis an die Oefnung gebracht, die er in ſeine Gartenmauer, ohne daß jemand das geringſte gemerkt, gemacht hatte, ſo ließ er ſie insgeſamt hinein. Er gab ihnen hierauf griechiſche Kleider, damit ſie ſich in der Stadt ausbreiten könnten, ohne den Einwohnern Verdacht zu machen.

Abdarrahman theilte ſogleich die Helfte ſeiner Trupen in vier Hauffen, jeden von 25 Mann, damit ſie ſich aller vier Thor von Boſtra zu gleicher Zeit bemächtigen ſollten. Die übrige Helfte wurde gleichfalls in verſchiedene Hauffen getheilt, die auf dem groſſen Markte beyſammen bleiben, und ſich von da aus in die verſchiedenen Theile der Stadt zerſtreuen ſollten, ſo bald ſie das Zeichen dazu gehört hätten.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Alle dieſe Maaßregeln giengen zum Unglücke der Griechen nur allzuwohl von ſtatten. So bald der Anführer der Hauffen das Zeichen gegeben hatte, ſo vertheilte ſich die Helfte, die auf dem Markte wartete, auf alle Seiten der Stadt, und ſchrie einhällig: **Allah-achar**, das iſt, **Gott iſt ſehr groß.** Auf dieſes Geſchrey machten die Soldaten, die nach den vier Thoren ausgeſchickt waren, die Poſten nieder, und erwürgten alles in den Wachhäuſern. So gleich wurden die Thore aufgemacht, die Muſelmänner, welche dieſen Augenblick mit Ungedult erwarteten, drungen in die Stadt, und ermordeten alles, was ihnen in die Hände fiel. Man ſchonte weder Alter noch Geſchlecht. Der wüthende Soldate, welcher an dem Morden ſeine Luſt fand, wollte eben das Blutvergieſſen fortſetzen, als eine Menge Einwohner, die theils aus den Kirchen, theils aus andern Häuſern heraus kamen, mit groſſem Geſchrey um Quartier baten.

Khaled, welcher zu ihrem Glücke in der Nähe war, daß er dieſes Geſchrey hören konnte, ließ ſogleich das Niedermetzeln aufhören. Der Soldate gehorchte den Augenblick; und weil die Barmherzigkeit des Khaled, beſonders gegen die Chriſten, ganz übel angebracht zu ſeyn ſchien, ſo führte dieſer General, ſeine Aufführung zu rechtfertigen, an, daß Mahomet gewohnt geweſen wäre, zu ſagen: **Wann es geſchicht, daß einer getödtet wird, nachdem er um Gnade**

nade

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

nade geſchrien hat, ſo will ich keine Schuld haben. Die Befehle des Khaled wurden gar bald bis in die entlegenſte Theile der Stadt ausgebreitet, und das Morden ließ auf allen Seiten nach.

Romanus wird ein Mahometaner.

Auf dieſe Art fiel Boſtra, eine ſo reiche und blühende Stadt, in die Hände der Muſelmänner; durch die Niederträchtigkeit nehmlich und Untreue eines Verräthers, welcher bald darauf dem Chriſtenthume öffentlich abſagte, und die Religion des Mahomets vor aller Welt bekannte. Er zog hierauf, unter einer Bedeckung, die ihm Khaled gab, von Boſtra weg, und begab ſich in das Gebiete der Muſelmänner, wohin ihn die Verwünſchungen eines Volks folgten, welches er auf eine ſo unwürdige Art verrathen hatte.

Die Muſelmänner machen ſich gefaßt, Damaſcus zu belagern.

Khaled gab dem Abubeker auf das ſchleunigſte von ſeinem glücklichen Fortgange Nachricht, und meldete ihm zu gleicher Zeit ſeinen Vorſatz, ſobald als möglich, vor Damaſcus zu rücken, und die Belagerung dieſes Platzes zu unternehmen. Er ſchrieb zugleich an den Obeidah, und bat ihn, geſchwind mit ſeinen Trupen zu ihm zu ſtoſſen. Denn ob man gleich dem Obeidah das Generalat, wie ich in dem vorhergehenden geſagt habe, genommen hatte, ſo war er doch nicht ganz und gar in Ungnade gefallen; und weil man glaubte, daß er zu kleinen Ausführungen geſchickter ſey, als zu dem

ober-

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

oberſten Commando, ſo hatte man ihn unterdeſſen mit einem zahlreichen Heere an die Grenzen geſchickt, mit dem Befehle, ſich, ſobald es die Noth erfordre, zum Aufbruche fertig zu halten.

So bald er den Brief des Khaled erhalten hatte, machte er ſich mit ſeinen Völkern auf, und zog nach Boſtra. Dieſe Zuſammenſtoſſung machte die Abreiſe gewiß. Khaled ließ in dieſem Platze eine ſtarke Beſatzung, und marſchirte hernach vor Damaſcus.

Der Käyſer ſchickt Hülſſe dahin.

Der griechiſche Käyſer hatte ſich, auf erhaltene Nachricht von den Unternehmungen ſeiner Feinde, nach Antiochien begeben, wo er Truppen verſammeln ließ und ſie der Stadt Damaſcus zu Hülffe ſendete. Unterdeſſen ließ er doch nicht mehr als fünftauſend Mann aufbrechen, weil er glaubte, daß dieſe Anzahl hinreichend ſeyn würde, einen Ort zu vertheidigen, welcher ſehr wohl befeſtiget war, und eine unglaubliche Menge Einwohner hatte, welche Waffen führen konnten.

Uneinigkeit zwiſchen dem Befehlshaber und dem Heerführer der Hülfsvölker.

Ein Kriegsoberſter, Namens Calous, erhielt von dem Heraclius das Commando über dieſe Trupen, welcher ſogleich aufbrach und in kurzer Zeit zu Damaſcus eintraf. Seine Ankunft war anfangs den Einwohnern ſehr angenehm, weil er Hülfsvölcker mit ſich brachte; ſie ward aber gar bald eine Urſache des Streits und der Verwirrung, wegen verſchiedener Fo-

derun-

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Foderungen, die er machte. Die Briefe, womit ihn der Käyſer nach Damaſcus geſchickt hatte, waren ohne Zweifel ein wenig zweydeutig, ſo daß dieſer General ſie weiter ausdehnen konnte, als es eigentlich erlaubt war. Er verlangte, daß er einzig und allein in der Stadt befehlen müſte, und daß man den bisherigen Befehlshaber fortſchicken ſolle.

Uber dieſes Verlangen wurden die Einwohner von Damaſcus ſehr ſtutzig. Sie liebten ihren Befehlshaber, und betrachteten ihn, als einen tapfern Officier, der ihres Vertrauens würdig, und in einer Stadt, vor welcher man den Feind alle Tage erwarten müſſe, weit nöthiger als jemals wäre.

Das Lob, welches ſie ihrem Befehlshaber gaben, diente zu nichts, als die Eyferſucht des Calous rege zu machen. Er wurde weit hartnäckigter in ſeinem Verlangen, und verſicherte nimmermehr davon abzuſtehen. Und nunmehr kam die Zwietracht unter die Einwohner, und jeder trat entweder dieſem oder jenem bey, ſo wie es ſeine Abſicht, ſein Vortheil, oder ſein Eigenſinn verlangte. Es ſchien, als wenn man recht mit Gewalt in das Verderben rennen wollte, ſo uneinig waren ſowohl die Häupter, als die Bürger.

Belagerung der Stadt Damaſcus.

Während dieſen Uneinigkeiten ſahe man endlich den Feind anlangen, für welchem man ſich ſchon ſo lange gefürchtet hatte. Khaled erſchien

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

an der Spitze von vierzigtauſend Mann. Die Einwohner wurden genöthiget ihre Uneinigkeit zu verſchieben, und jezt auf ihre Vertheidigung bedacht zu ſeyn, damit ſie den Feind nicht allzu weit laſſen möchten. Sie lieſſen daher einigen Trupen einen Ausfall thun, welche ihm verhindern ſollten, der Stadt näher zu kommen.

Khaled hielt es nicht für gut, auf dieſe Trupen ſogleich loszubrechen, und befahl bloß ihnen durch kleine Scharmützel auf den Zahn zu fühlen. Er trug dieſe Verrichtung dem Derar auf, einem Officier, den er ſehr hoch ſchätzte; und befahl ihm, einige Reuterey zu ſich zu nehmen, und mit ſeiner gewöhnlichen Tapferkeit den Feind auf die Probe zu ſtellen. Derar brach ſogleich auf, und legte in der That ſehr groſſe Beweiſe ſeiner Tapferkeit ab, weil ihm aber der Feind an Anzahl weit überlegen war, ſo wurde er zurück getrieben, und zog ſich wieder zur Armee zurück. Abdarrahman wollte gleichfalls die Ehre haben den Feind zu necken; er war aber nichts glücklicher als Derar; er muſte der Menge weichen und ſich zurücke ziehen. Unterdeſſen entzog man doch weder dem einen, noch dem andern, das Lob, welches ihre Tapferkeit verdiente.

Der General wollte gleichfalls einen Ausfall wagen, und weil er glaubte, daß ſeine Würde etwas beſonders erfordere, ſo wollte er von keinem einzigen begleitet ſeyn. Er ritt ganz alleine

ſo

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

ſo nahe heran, daß er von dem Feinde konnte verſtanden werden, und forderte einen jeden auf, welcher ſich mit ihm in einen Zweykampf wagen wollte.

Zweykampf des Calous und Khaled.

Der Befehlshaber, welchen Calous hatte verdrengen wollen, machte ſich dieſe Ausforderung zu Nutze; ihm ſeinen Ehrgeitz rege zu machen. Er ſtellte ihm vor, weil er ganz allein in der Stadt habe befehlen wollen, ſo käme es ihm vor allen andern zu, ſich mit dem Generale der Muſelmänner einzulaſſen.

Calous war dieſer Meinung ſo recht nicht, gleichwohl mußte er Ehren halber die Ausforderung annehmen, beſonders da alle Einwohner, die ſie mit angehöret hatten, ein gleiches verlangten. Er ritt alſo mit dem größten Widerwillen fort, und weil er vielmehr die Abſicht hatte, mit dem Feinde Unterhandlung zu pflegen, als ſich mit ihm zu ſchlagen, ſo vergaß er nicht, einen Dollmetſcher mit zu nehmen, weil er ſelbſt nicht arabiſch konnte.

Auf dem Wege ſchlug Calous, der immer furchtſamer ward, je näher er dem Muſelmanne kam, dem Dollmetſcher vor, ihm beyzuſtehen, wañ ihm der Feind etwa allzuſtarck zuſetzen ſollte. Der Dollmetſcher, welcher zu nichts weniger luſt hatte, als ſich zu ſchlagen, bat den Calous, ſich hierinne nicht auf ihn zu verlaſſen: er verſicherte ihn, daß er ihm in ſeinem Gewerke alle möglichen Dienſten leiſten, und alles treulich

über-

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

überſetzen wolle, was er ihn, dem Muſelmanne, zu ſagen heiſſen würde; was aber die thätliche Hülffe anbelangte, ſo habe er ſich nicht das geringſte von ihm zu verſprechen, als wornach er ſeine Sache, ſo wie er es für gut befinden würde, einrichten könne.

Eine ſo trockne Antwort war für den furchtſamen Calous ein rechter Donnerſchlag; unterdeſſen ſetzte er doch ſeinen Weg fort, und traf auf den Khaled. Der Dollmetſcher nahm hierauf das Wort, und hielt dem Muſelmanne eine Rede, die er mit dieſer Fabel anfing. **Ein Mann hatte eine Heerde Schaafe; dieſe vertraute er einem nachläßigen Schäfer, und die wilden Thiere fraſſen ſie. Der Eigenthümer ward über dieſen Verluſt zornig, jagte den Schäfer weg, und nahm einen andern, welcher wachſamer war, und den Wolf das erſtemal, als er wieder kam, tödtete. Dieſes,** fügte der Dollmetſcher hinzu, **könnte gar recht das Bild deiner Nation ſeyn. Es war ein verächtliches Volk, welches an allen Mangel hatte; und nur jezt hat es ſich in dieſem köſtlichen Lande aufgemäſtet. Allein der Käyſer hat einen tapfern und klugen Geneneral,** mit vielem Volke, geſchickt, **welcher die Heerde, die ihm der Käyſer anvertrauet hat, gewiß vertheidigen wird.**

Dieſes

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

Dieſes Volk, antwortete Khaled, welchem man ſeine Armuth vorzuwerffen ſich unterſtehet, iſt aus ſeinem Lande gekommen, euch eure Reichthümer, eure Felder und eure Städte wegzunehmen. Ich habe es ſchon in den benachbarten Provinzen gezeigt, wie groß die Macht und Tapferkeit der Araber ſey, und ich will es auch in dieſer Provinz zeigen. Wann dein General der Vertheidiger des griechiſchen Reichs iſt, ſo bin ich der Vertheidiger meiner Religion. Nicht alſo weiter viel Redens; unſre Streitigkeit muß durch die Waffen ausgemacht werden.

Obgleich Calous die Worte des Khaled nicht verſtand, ſo war doch ſchon der Ton ſeiner Rede und die Wildheit ſeines Betragens hinlänglich genug, ihm Schrecken einzujagen. Er befahl alſo ſeinem Dollmetſcher, dem Khaled den Vorſchlag zu thun, daß ſie den Zweykamf bis auf morgen verſchieben wollten. Allein der Muſelmann, dem es ein viel zu groſſes Vergnügen war, ſich zu ſchlagen, als daß er es ſollte verzögert ſehen, wollte dieſen Vorſchlag durchaus nicht annehmen, da er ſich ohnedem, aus der Verwirrung ſeines Gegners zu ſchlieſſen, einen gewiſſen Sieg verſprechen konnte. Aus Furcht alſo, daß ihm der Feind nicht entfliehen möchte, machte er mit ſeinem Pferde eine Wen-

Abubekr. Hegire 11. n. C. G. 632.

dung, und ſtellte ſich zwiſchen den Calous, und die griechiſche Armee.

Der Dollmetſcher, als er ſahe, daß die Sache ernſtlich zu werden anfing, und ſeine Dienſte nunmehr ſehr unnöthig ſeyn würden, ließ die Ritter ihren Streit ausmachen, und ſprengte mit verhangenem Zügel wieder nach Damaſcus.

Calous wird zum Gefangenen gemacht.

Da ſich Calous alſo gezwungen ſahe, handgemein zu werden, ſo faßte er wieder ein wenig Muth, und ſchlug ſich anfangs ziemlich tapfer. Doch gegen einen ſo ſtarken Feind, als Khaled war, konnte er nicht lange aushalten, und er fing gar bald an, ſich bloß ganz ſchwach zu vertheidigen. Khaled wollte ſich hierauf nicht einmal die Mühe nehmen, noch mehr in ihn zu ſetzen, ſondern ritt ihm ganz nahe auf den Leib, ſchwung ſeinen Speer geſchwind aus der Rechten in die Linke, ergriff ſeinen Feind, und warff ihn aus dem Sattel zu Boden. Sogleich erhob die ganze arabiſche Armee ein lautes Freudengeſchrey, welches unter die Chriſten ein allgemeines Schrecken brachte.

Khaled kehrte nach erhaltenem Siege mit ſeinem Gefangenen zu den Muſelmännern zurück. Und eben machte er ſich gefaßt, wieder vor die Stadt zu reiten, als ihn Calous um Gehör auf einige Augenblicke bitten ließ. Der General geſtand es ihm zu, und der niederträchtige Befehlshaber von Boſtra, Romanus, vertrat

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

bey dieſer Unterredung die Stelle eines Dolmetſchers.

Calous, welcher ohngeachtet des Verdruſſes und der Schaam, von welcher er ganz eingenommen ſeyn muſte, dennoch ſeinen Haß gegen den alten Befehlshaber in Damaſcus beybehielt, ſagte dem Khaled, daß er mit dieſem fechten müſſe, und daß es mit Damaſcus geſchehen wäre, wann er ſo glücklich ſeyn könnte, ihn zu tödten, oder wenigſtens gefangen zu nehmen.

Khaled ſchickt dem Befehlshaber in Damaſcus eine Ausforderung, welcher ſie auch annimmt.

Khaled ſchickte hierauf ſchleinig dem Befehlshaber eine Ausforderung, welcher ſie auch annahm, und ſich ſogleich auf dem Platze einfand. Als ſich der Muſelmann ihm genahet hatte, fragte er ihn zuerſt nach ſeinem Namen. Er antwortete ihm, er heiſſe Iſrail. Hier muß man merken, daß dieſes bey den Arabern der Name desjenigen Engels iſt, welcher Sorge für die abgeſchiedenen Seelen trägt. Khaled konnte ſich des Lachens nicht enthalten, als er dieſen Namen hörte. Gut, ſagte er ganz haſtig, **deſto beſſer für dich, der Engel Iſrail wird ſich, in Anſehung deines Namens, deiner Seele ſchon annehmen, und ſie in die Hölle bringen.** Iſrail, dem es an Standhaſtigkeit nicht mangelte, ließ ſich durch das Compliment des Khaled nicht irre machen; weil er ſich aber einbildete, dieſer habe ihm dadurch wollen zu verſtehen geben, daß er dem Calous

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

ſchlecht mitgeſpielt habe, ſo fragte er ihn, was er mit ihm gemacht habe? Khaled antwortete, er habe ihn binden laſſen. **Warum**, verſetzte Jſrail, **haſt du ihn nicht getödtet?** Weil ich, erwiederte der Muſelmann, **geſonnen bin, euch beyde mit einander zu tödten.**

Weiter ging dieſes Geſpräch nicht. Die zwey Ritter giengen nunmehr einer auf den andern los, und beyde zeigten ſehr viel Geſchicklichkeit und Stärke. Als Khaled mit Vergnügen wahrnahm, daß er endlich einen würdigen Gegner gefunden habe, ſo nahm er alle ſeine Tapferkeit zuſammen, den Vortheil auf ſeine Seite zu bringen, worinne es ihm auch, nachdem er noch eine Zeitlang gefochten hatte, gelang. Als Jſrail ſahe, daß ſich der Sieg für den Khaled erklärte, ſo kehrte er den Rücken, und flohe davon. Der Muſelmann verfolgte ihn anfangs ſehr hitzig; der Grieche aber war beſſer beritten, und entkam. Gleichwohl aber hielt er in einer gewiſſen Entfernung ſtille, und als er ſahe, daß das Pferd des Khaled ungemein matt ſey, ſo kehrte er wieder zurücke, den Muſelmann aufs neue anzugreiffen. Dieſer ſtieg ſogleich ab, und eben als Jſrail auf ihn los ſtürzen wollte, hatte er die Geſchicklichkeit, dem Pferde die Schenkel wegzuhauen, und ſich auf dieſe Art des Reuters zu bemächtigen. Er überlieferte ihn ſogleich ſeinen Leuten, mit Befehl, ihn nebſt dem Calous in Banden zu legen.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Jſrail und Calous werden getödtet.

Kurz darauf kam er ſelbſt, ſie beyde zu beſuchen, und ließ ihnen die Wahl, ob ſie den Glauben des Mahomets annehmen, oder ſterben wollten. So uneinig aber vorher dieſe zwey Anführer aus Eyferſucht, Herrſchbegierde und Haß waren, ſo einig wurden ſie nunmehr auf einmal, an ihren Herzen und in ihren Geſinnungen. Ein Strahl jenes göttlichen Lichts, welches Stärke und Muth einem jeden geben kan, wenn es will, hatte ſie durchdrungen; ſie opferten ihr Glück und Leben Chriſto großmüthig auf, und ſtarben als Märtyrer ihres Glaubens. Khaled ließ beyden den Kopf abſchlagen, und befahl ihre Häupter über die Mauern der Stadt Damaſcus zu werffen, damit die Einwohner das Schickſal ihrer Generale erführen.

Betrachtung über den arabiſchen Geſchichtſchreiber.

Dieſes ohngefehr iſt alles, was ſich merkwürdiges bey der Belagerung von Damaſcus zutrug; oder vielmehr Alvakedi, ein arabiſcher Geſchichtſchreiber, aus welchem ich dieſe Erzehlung genommen habe, hat uns von dieſer wichtigen Begebenheit nichts mehrers zu melden für gut befunden. Es wird ohne Zweifel etwas auſſerordentliches zu ſeyn ſcheinen, daß eine zahlreiche Armee Muſelmänner, welche alles mit Feuer und Schwerdt verwüſten wollten, vor einem feſten Platz, in der Abſicht, ihn auf das heftigſte zu beängſtigen, gerückt ſey, und gleichwohl alles auf bloſſe Zweykämpfe hinaus lauffe, welche nicht mehr als zwey oder drey

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

Mann hinraſten, und alſo zur Hauptſache gar nichts beytrugen. Es iſt daher zu vermuthen, daß der romanenhafte Geſchmak, welcher beynahe in allen arabiſchen Werken herrſcht, den Alvakedi verführt habe, ſich bey Beſchreibung der Zweykämpfe, und anderer Waffenübungen, die ihm etwas wunderbares zu ſeyn ſchienen, aufzuhalten, anſtatt uns, als ein getreuer Geſchichtſchreiber, von allen Begebenheiten umſtändliche Nachricht zu geben, die ſich bey ſo critiſchen Umſtänden nothwendig ereignen mußten.

Es ſcheint alſo, dieſem Schriftſteller zu Folge, daß nach dem Tode des Calous und Iſrail, alles, was bey der Belagerung von Damaſcus vorging, nicht erzehlt zu werden verdienet. Er ſagt zwar, daß verſchiedne Treffen vorgefallen wären, in welchen allen die Chriſten den kürzern gezogen hätten; mehr aber ſagt er auch nicht davon. Da ich derowegen bloß ihn zum Führer habe, ſo ſehe ich mich genöthiget, dasjenige nur ſummariſch zu melden, was ſonſt weit umſtändlicher hätte ſollen erzehlt werden.

Die Griechen waren alſo in allen Treffen, die ſie den Muſelmännern lieferten, unglücklich. Da ihre Mannſchaft ſehr merklich dadurch verringert wurde, ſo wagten ſie weiter keine Ausfälle. Sie ſchloſſen ſich in ihre Stadt ein, und dachten auf weiter nichts, als ſie auf das beſte zu vertheidigen, bis ihnen der Käyſer Hülffe ſchicken würde.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Der Käyſer, welcher wohl wußte, wie viel daran gelegen ſey, eine ſo wichtige Stadt, als Damaſcus, zu entſetzen, ließ ſogleich in verſchiedenen Provinzen ſeiner Staaten Trupen werben, und bracht endlich beynahe ein Heer von hunderttauſend Mann auf die Beine. Zum Unglück aber, war dieſe entſetzliche Menge zu nichts nütze, als zum Anſehen; die Soldaten, woraus ſie beſtand, waren ohne Zucht und Erfahrung; es waren in Eil zuſammengeraffte Völker, wovon die meiſten gezwungen marſchirten, und andre, auf die Nachrichten, die ihnen von den Arabern bekannt wurden, mit Zittern ihnen entgegen zogen. Eine ſolche Armee konnte nicht viel Glück verſprechen, wie denn auch alles gar bald in einen ſehr mißlichen Zuſtand gerieth.

Anſtalten des Käyſers, Damaſc. zu entſetzen.

Indem der griechiſche Käyſer alle dieſe Maaßregeln nahm, hielt Khaled Damaſcus immer in Furcht. Er hatte es einigemal vergebens verſucht, mit dem oder jenen Chriſten eine Lanze zu brechen, welcher ſeine Ausforderung annehmen wollte; allein es wollte ſich immer niemand ſtellen. Der Muſelmann, welcher von Natur feurig und unruhig war, konnte es kaum aushalten, länger in dieſer Unthätigkeit zu ſchmachten; unterdeſſen entſchloß er ſich doch die Belagerung bis auf das äuſſerſte fortzuſetzen. Nachdem er von allen Seiten die Stadt umſchloſſen hatte, nahm er ſeinen Stand auf der Morgenſeite, und ſtellte den Obeidah auf die Weſtliche.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Die arabiſchen Generale berathſchlagē, ob ſie die Beſatzung aufheben ſollen.

Während der Zeit, als Khaled in einer Ruhe ſchmachtete, welche ſeinem Charakter ſo wenig gemäß war, erhielt er die Nachricht, daß Heraclius Anſtalt machte, der Stadt Hülffe zu ſenden, und bald darauf erfuhr er, daß die griechiſche Armee ſchon im Anzuge ſey. Er verſammlete ſogleich ſeinen Kriegsrath, und berathſchlagte, was nunmehr zu thun ſey. Seine Meinung war, die Ankunft der Griechen nicht zu erwarten, ſondern ihnen ſogleich entgegen zu ziehen, in der gewiſſen Hoffnung, daß ſie dieſe Hülffe zurück ſchlagen würden, weil ſich das ganze Heer, wegen Bequemlichkeit des Marſches, getheilet hätte, und es alſo nicht ſchwer fallen könne, dieſe einzeln Theile zu ſchlagen, da ihnen ſonſt eine ſo zahlreiche Armee, wenn ſie nicht ſtückweiſe aufgerieben würde, viel zu ſchaffen machen möchte.

Obeidah war der gegenſeitigen Meinung. Er ſtellte vor, wie wichtig es ſey, ſich nicht von Damaſcus zu entfernen, weil die Stadt durch den Mangel der Lebensmittel auf das äuſſerſte gebracht wäre, und ſich in wenig Tagen gewiß ergeben müßte; wann man hingegen die Beſatzung aufhübe, ſo würden die Einwohner alles, was ihnen nöthig wäre, hinein bringen, und das, was man bisher gethan habe, würde umſonſt gethan ſeyn. Unterdeſſen gab er es zu, daß es ein groſſer Vortheil ſeyn würde, wenn man die Trupen ſchlagen könnte, welche der Käyſer nach Syrien ſchickte; allein er fügte hinzu, daß, wenn man auch an einem völligen Siege ganz und gar nicht zu zweifeln hätte, woran doch allerdings noch zu zweifeln wäre, man dennoch wieder vor Damaſcus kommen müſte, welches, wann es Zeit gehabt hätte ſich zu verproviantiren, im Stande ſeyn würde, einen ſehr langen Widerſtand zu thun. Endlich, ſagte er, ſolle man bedenken, daß die Hülffe noch nicht angekommen ſey, und daß es alſo beſſer wäre, wenn man die Belagerung zu Stande zu bringen ſuchte; hätte man ſich einmal des Orts bemächtiget, ſo würde es leichte ſeyn, ſich darinne zu halten, und er würde ſogar den Muſelmännern zu einer Bruſtwehr dienen.

Abubeker. Hegire 11. n. G. C. 632.

Dieſe Meinung ſchien ſo vernünftig zu ſeyn, daß ſie gar bald in dem Rathe einmüthig angenommen, und von dem Khaled endlich ſelbſt gebilliget wurde. Die Damaſcener ihres Theils waren beſtändig in der größten Angſt, einen ſo furchtbaren Feind vor ihren Mauern zu ſehen. Die Hülffe übrigens, die ihnen Heraclius zuſchickte, marſchirte ſehr langſam, und es ſtand zu befürchten, daß die Lebensmittel, welche ſchon ſehr abgenommen hatten, mittlerweile ganz und gar fehlen würden, da ſie denn entweder vor Hunger und Elend umkommen, oder ſich dem Joche der Muſelmänner unterwerffen müßten.

Der ſchreckliche Gedanke von einem ſo traurigen Ausgange, machte, daß ſie auf verſchiedne Mittel bedacht waren, ſich aus den betrübten

Die Damaſcener thun Vorſchläge, welche verworffen werden.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

ten Umſtänden, worinne ſie ſich befanden, zu reiſſen. Sie fielen unter andern darauf, den Khaled zu beſtechen, damit er die Belagerung aufheben möchte. Sie lieſſen alſo mit ihm reden, und boten ihm beträchtliche Summen und ſehr reiche Geſchenke an, wann er ſich von ihren Mauern entfernen wollte. Khaled aber war gar kein Mann dergleichen Vorſchläge anzunehmen, und antwortete ganz trocken, daß hier nicht mehr als zwey Wege wären, entweder die Religion des Mahomets anzunehmen, oder ſich zinßbar zu machen; wann ihnen dieſe Bedingungen nicht anſtünden, ſo könnte ihr Streit nicht anders als durch die Waffen ausgemacht werden.

Die Damaſcener wurden über die Standhaftigkeit des Khaled ganz beſtürzt, und beſchloſſen, weit mehr als jemals auf ihrer Hut zu ſeyn, und einen Entſatz zu erwarten, welcher von Tag zu Tage länger ausblieb. Nachdem ſie einige Wochen in beſtändiger Unruhe ſo zugebracht hatten, ſo bekamen ſie endlich Nachricht, daß die ſo lange erwartete Hülfe im Anmarſche ſey. Dieſe Neuigkeit ſetzte die ganze Stadt in Freuden, ſo daß das laute Frohlocken der Einwohner bis in das Lager der Araber erſcholl, welche muthmaßten, daß nothwendig etwas ganz auſſerordentliches bey ihnen müßte vorgefallen ſeyn.

Man erfuhr es gar bald, woher dieſes Jauch-

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

Jauchzen gekommen ſey. Die Spione, welche Khaled ausgeſendet hatte, kamen, und verkündigten ihm, daß die griechiſche Armee im Anzuge ſey, und im kurzen bey Damaſcus eintreffen würde. Man hielt hierauf eine neue Berathſchlagung, in welcher Khaled ſeine erſte Meinung wieder vortrug, und durchaus dieſen Truppen entgegen gehen wollte, um ſie zu zerſtreuen, ehe ſie noch Damaſcus zu Geſichte bekämen. Obeidah blieb gleichfalls bey der Meinung, die er in der erſten Berathſchlagung vorgetragen hatte, und drang auf die Fortſetzung der Belagerung.

Nachdem man dieſe verſchiednen Meinungen in dem Rathe überlegt hatte, ſo fand man, daß beyde von ſo ſtarken Gründen unterſtützt waren, daß man ſowohl der einen als der andern zu folgen beſchloß. Man hielt alſo Damaſcus noch immer von der Hauptarmee umſetzt, und nahm nur einige auserleſene Mannſchaft davon, welche die ankommenden Hülfsvölker auf ihrem Marſche beunruhigen ſollte.

Einige arabiſche Mannſchaft wird den Griechen entgegen geſchickt.

Khaled ſtellte einen tapfern Mann, Namens Derar, an die Spitze dieſer Mannſchaft. Dieſer Anführer war wegen ſeines Muths und ſeiner Unerſchrockenheit ſchon ſo bekandt, daß es nöthiger war ſeine Tapferkeit im Zaume zu halten, als ſie anzuſpornen. Khaled befahl ihm auch daher bey ſeinem Aufbruche, nicht allzu verwegen zu ſeyn, ſondern ſich vielmehr ohne

Schwie-

Abubeker. Hegire 11. J. C. G. 632.

Schwierigkeit in die Umſtände zu ſchicken, und zu der Hauptarmee zurück zu kommen, wenn es allzugefährlich ſeyn ſollte, etwas zu unternehmen.

Derar brach ſogleich mit ſeiner Mannſchaft auf, und brannte recht für Verlangen, ſich gegen die Chriſten hervor zu thun. Es währte nicht lange, ſo entdekte er ſie. Bey dem Anblicke einer ſo entſetzlichen Menge wurden ſeine Trupen ein wenig ſtutzig; doch Derar machte ihnen bald, durch die Art, mit welcher er von dem Feinde ſprach, wieder Muth. Er erinnerte ſie an die Siege, welche die Muſelmänner davon getragen hätten, ob ſie gleich, der Anzahl nach, allezeit ſchwächer geweſen wären; und wahrhaftig, ſetzte er hinzu, eine Hand voll tapfrer Leute iſt vermögend eine groſſe Armee in Verwirrung zu bringen.

Tapferkeit des Derar.

Hierauf gab dieſer unerſchrockene Anführer ſelbſt ein Beyſpiel der allerentſchloſſenſten Tapferkeit, indem er auf den Feind loß ſprengte, und ſich mit aller Gewalt mit dem griechiſchen Feldherrn ſchlagen wollte. Seine Leute unterſtützten ihn, und das Treffen nahm ſeinen Anfang. Mitten unter dieſen Bewegungen war Derar bis zu dem Fähndrich hindurch gedrungen, welchen er angriff, und mit ſeiner Hand niedermachte: er rief zugleich ſeinen Leuten zu, ſich der Fahne nur zu bemächtigen, er wolle ſie ſchon gegen die Chriſten vertheidigen. Er

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

ſchlug ſich auch in der That mit einer ſo unglaublichen Wuth herum, daß er alle zurück trieb, die auf ſeine Soldaten fallen wollten, und alſo die Fahne wirklich erobert wurde.

Die griechiſche Armee erhält eine Verſtärkung.

Während der Zeit, als man ſo an einander gekommen war, hatten die Griechen eine neue Verſtärkung erhalten. Werdan, ſo hieß der griechiſche General, hatte einen Sohn, welcher Befehlshaber von Hemes, einer Stadt in Syrien, zwiſchen Aleppo und Damaſcus gelegen, war. Er ſtieß mit einem Heere von zehn tauſend Mann zu ſeinem Vater, und langte eben an, als ſich Derar mit ſolcher Heftigkeit herum ſchlug. Dieſer junge Krieger wurde von der wunderbaren Tapferkeit des Muſelmanns gerührt, und ſuchte die Griechen von einem ſo fürchterlichen Feinde zu befreyen: er warf alſo mit einem Wurfſſpieſſe nach ihm, allein er verfehlte ihn, das iſt, an ſtatt ihn zu tödten, wie er es hoffte verwundete er ihn bloß an dem linken Arme. Derar wandte ſich in voller Wuth, und verſetzte ſeinem jungen Gegner mit der Lanze einen ſo heftigen Stoß, daß er ihn auf der Stelle tödtete, und das Eiſen von der Lanze in den Beinen ſtecken blieb.

Derar wird zum Gefangenen gemacht.

Der Tod dieſes jungen Kriegers erhitzte die Griechen zur Rache; ſie umringten den Derar auf allen Seiten, ſich ſeiner zu bemächtigen. Der Muſelmann that hierauf rechte Wunder der Tapferkeit, um ſich aus dem Gewirre zu

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

ziehen; doch endlich muſte er der Anzahl nachgeben, und er ward zum Gefangenen gemacht.

Rafi macht den Arabern wieder Muth.

Da die Araber ihren Anführer in der Gewalt der Chriſten ſahen, ſo wandten ſie alle ihre Kräfte, aber vergeblich, an, ihn zu retten. Die Chriſten hielten ihren Anfall mit aller möglichen Tapferkeit aus, und machten, daß die Muſelmänner den Muth verlohren. Es waren ſo gar einige darunter, welche entſchloſſen zu ſeyn ſchienen, ſich aus dem Treffen fortzumachen, als Rafi-ebn-Omeirah, welcher es merkte, ſie wieder an den Feind führte, indem er ſie an die Grundſätze der Religion ihres Propheten Mahomets errinnerte. **Wißt ihr nicht,** ſagte er, **daß diejenigen, welche ihrem Feinde den Rücken kehren, Gott und den Propheten beleidigen; daß das Paradies nur denjenigen offen ſteht, welche bis an den Tod, oder bis zum Siege kämpfen? Was liegt endlich daran, ob Derar getödtet, oder zum Gefangnen gemacht wird? Auf! laßt uns ſeinen Tod entweder rächen, oder ihn befreyen, folgt mir, ich will euer Vorgänger ſeyn.** Sogleich ſtürzte Rafi auf die Griechen, und ſeine Leute folgten ihm mit unbeſchreiblicher Hitze.

Da Khaled gleich bey dieſen Umſtänden dazu gekommen war, ſo war ſeine Gegenwart dem wieder wachſenden Muthe der Muſelmänner ein neuer Sporn. Er hatte von der Gefangenfangennehmung des Derar Nachricht bekommen, und hatte ſich ſogleich aufgemacht, ihm zu Hülffe zu eilen. Dieſer General fiel die Chriſten mit einer Wuth an, worüber ſie erſchracken. Er hieb ſich zu verſchiednen malen durch ihre Geſchwader, und drang allezeit dahin, wo er die meiſten Fahnen und Standarten ſah, in Hoffnung, daß er daſelbſt den Derar antreffen würde. Allein vergebens; Derar war ſchon weit fortgebracht.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Nachdem Khaled alſo verſchiedne Anfälle gewagt hatte, ohne das geringſte zu entdecken, ſo erfuhr er endlich das Schickſal des Derar von einigen chriſtlichen Ueberläuffern, welche ihm berichteten, der griechiſche General habe ihn, unter einer Bedeckung von hundert Reutern, nach Hemes geſchickt, und ſeine Abſicht ſey, ihm dem Käyſer als ein Geſchencke zu ſenden, ſobald der Feldzug zu Ende wäre.

Khaled war froh, daß er nunmehr gewiſſe Nachricht von dieſem Gefangnen hatte, und befahl, daß Raſi ſogleich hundert auserleſene Mann zu Pferde mit ſich nehmen und auf das geſchwindeſte ſich gegen Hemes zu begeben ſolle, um den Derar, es möge auch koſten, was es wolle, wieder frey zu machen.

Raſi, welcher nichts mehr wünſchte, als alles zu wagen, um den Derar aus den Händen der Griechen zu reiſſen, kam dem Befehle des Khaled auf das genaueſte nach. Er brach ſogleich

Raſi befreyet den Derar.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

gleich auf, und da er ſeinen Weg auf daß ſchleinigſte verfolgte, ſo hohlte er bey Zeiten die Mannſchaft ein, welche den Derar fortführete.

Dieſe Trupen, welche nichts weniger glaubten, als daß ſie auf ihrem Marſche den Feind antreffen würden, wurden in nicht geringes Schrecken geſetzt, als ſie den ſtürmiſchen Raſi mit ſeinem ganzen Gefolge auf ſie einbrechen ſahen. Die Griechen thaten einen nur ſehr ſchwachen Widerſtand; die meiſten ſprengten mit verhangenem Zügel davon, und diejenigen, welche Stand halten wollten, wurden in Stücken gehauen. Derar ſahe ſich alſo glücklich wieder befreyet, und kam auf das eiligſte mit dem Raſi zurück, dem Khaled von ſeiner glücklichen Erlöſung Nachricht zu geben.

Sie kamen gleich zu rechte, dieſem Generale zu den Vortheilen Glück zu wünſchen, die er während der kurzen Zeit, da man den Derar frey machte, davon getragen hatte. Khaled war nicht müde geworden, die Griechen unterdeſſen zu beunruhigen, und hatte ſeine Sachen mit ſolcher Geſchicklichkeit gemacht, daß, nachdem er die verſchiedenen Hauſſen der Chriſten, einen nach dem andern, geſchlagen, die ganze Armee nicht länger im Stande war, ſich zu vertheidigen. Auch diejenigen, welche nicht geſchlagen waren, und ſich dem Feinde noch hätten zeigen können, lieſſen ſich durch die übertriebene Erzehlung von dem immer neuen Mü-

the

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

the der Muſelmänner furchtſam machen. Sie glaubten, er müſſe nothwendig die Frucht neuer Trupen, wie ſie immer nach einander anrückten, ſeyn; und wahrſcheinlicher weiſe habe ſich die ganze Macht der Muſelmänner vereinet, ſie zu beſtreiten. Dieſer ſchreckliche Gedanke machte die Flucht unter den Griechen allgemein. Auf dieſe Art wurde, zur Schande des chriſtlichen Namens, eine Hülfe von hundert tauſend Mann durch die Tapferkeit eines unerſchrockenen Anführers aufgerieben, welcher dadurch, daß er ſeinen Trupen den ſchwärmeriſchen Muth, von welchem er ſelbſt belebet wurde, beyzubringen wuſte, faſt immer, auch in den verwegenſten Unternehmungen, glücklich war.

Damit endlich die Niederlage dieſes beträchtlichen Heers recht vollſtändig ſeyn möge, ſo ſchickte Khaled Trupen, zu Verfolgung der Flüchtigen, aus. Dieſe unglückliche Chriſten, welche in der gröſten Unordnung flohen, wurden nunmehr grauſam ermordet, ohne daß ſie ſich vertheidigen konnten, ja es nicht einmal zu thun wagten. Diejenigen, welche das Geräthe, den Schatz und andere Nothwendigkeiten begleiteten, überlieſſen alles dem Sieger, und ſo gar ihre Waffen, damit ſie deſto geſchwinder fliehen könnten. Endlich hörten die des Niedermetzelns müden und auf die Beute begierigen Muſelmänner auf, die Griechen zu verfolgen, und legten ſich einzig auf das plündern. Sie machten bey dieſer Gelegenheit unermäßliche

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

liche Beute an Silber, an Waffen, an Pferden, und kehrten triumphirend zur Belagerung der Stadt Damaſcus zurück.

Die Beſtürzung der unglücklichen Damaſcener über die Nachricht einer ſo ſchrecklichen Niederlage, iſt leichter zu empfinden, als zu beſchreiben. Unterdeſſen thaten die Befehlshaber, der allgemeinen Niedergeſchlagenheit ohngeachtet, alles mögliche, ihnen wieder Muth zu machen, um ſie zur Vertheidigung eines Platzes anzufriſchen, welcher ſich nunmehr auf nichts als ihre Unachtſamkeit und Thätigkeit verlaſſen konnte. Sie hofften in der That zwar neue Hülfſe von dem Käyſer; unterdeſſen aber muſten ſie doch beſtändig auf ihrer Hut ſeyn, um alle Ueberraſchung zu vermeiden.

Der Käyſer ſchickt eine neue Armee gegen die Araber.

Heraclius, welcher durch die bedrängten Umſtände der Stadt, und durch die Niederlage ſeiner ausgeſchickten Hülfsvölker gleich ſtark gerührt war, wandte nochmals alle Kräfte an, dieſen Platz zu retten. Er ließ neue Werbungen anſtellen, und brachte mit dem Reſte der geſchlagenen Armee ein Heer von ſiebenzig tauſend Mann auf die Beine, welches er ſeinem Generale, dem Werdan, der nach Ainadin in Syrien geflohen war, zuſchickte. Er befahl ihm nichts zu verſäumen, um Damaſcus zu entſetzen, und ſo gar eine Schlacht zu liefern, wenn es nicht anders geſchehen könnte.

Als Khaled von dieſen Anſtalten Nachricht erhielt, glaubte er, daß er nun noch mehr Sorgfalt anzuwenden habe, als vordem. Dieſe neue Hülfſe war in der That zwar ſo ſtark nicht, als die vorige; ſie konnte aber gleichwohl deſto fürchterlicher ſeyn, es ſey nun, daß ſie aus tapfferern Leuten beſtunde, oder daß die Generals durch die Fehler, welche ihre letzte Niederlage verurſacht hatten, klüger geworden waren, und alſo beſſere Maaßregeln ergriffen, welche der ganzen Sache ein anderes Anſehen ſchafften.

Abubeker. Heraclius. n. C. G. 635.

Obeidah, welchen Khaled bey dieſer Gelegenheit zu Rathe zog, kam mit den Abſichten des Generals überein, und war der Meynung, man ſolle an die vornehmſten Anführer, welche in den verſchiedenen Gegenden zerſtreuet waren, ſchreiben, daß ſie ſogleich mit den Trupen, die ſie unter ihrer Aufſicht hätten, aufbrechen und zu der Hauptarmee ſtoſſen ſollten.

Die Araber verſammlen alle ihre Völker.

Dieſem Entſchluſſe zu Folge ſchrieb Khaled ein Umlaufſchreiben, welches folgendergeſtalt abgefaßt war: **Eure Brüder, die Muſelmänner, ſtehen in groſſer Gefahr, von einer neuen griechiſchen Armee angefallen zu werden. Kommt ihnen daher eilig zu Hülffe, und findet euch mit euren Trupen bey Aïnadin ein, wo ihr uns antreffen werdet.**

Man ſchickte ſogleich Läuffer ab, welche auf das ſchleunigſte den Generalen, die in den verſchiede-

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

ſchiedenen Gegenden des arabiſchen Gebietes vertheilet waren, dieſe Befehle überbringen muſten. Die vornehmſten davon waren Yezid, Sergiabil, Meag, Noman und Amru. Der erſte commandirte in Balka, einem Gebiete an den Syriſchen Grenzen; Sergiabil in Paleſtina; Mead in Harran; Noman zu Tadmar, oder Palmyra; und Amru in Irack. So bald ſie den Befehl erhielten, brach ein jeder zur Vertheidigung der gemeinen Sache auf.

Die Araber heben die Belagerung von Damaſcus auf.

Nachdem Khaled auch ſeiner Seits alle Anſtalten zum Aufbruche gemacht hatte, ſo hoben die Muſelmänner endlich die Belagerung der Stadt Damaſcus auf, und zogen mit Waffen und Geräth den Griechen entgegen.

Die aufgehabne Belagerung ſetzte die Damaſcener in ungemeine Freude: ihr durch ſo manchen Verluſt niedergeſchlagener Muth ſchien ſich wieder zu erheben, und ſie wollten ſo gar Beweiſe davon ablegen, indem ſie den Muſelmännern nachſetzten. Dieſes kühne Unternehmen war eine Folge der Vorſtellungen zweyer Brüder, die ſich bey den Griechen, durch ihre Tapferkeit und Einſicht in das Kriegsweſen, in groſſe Achtung geſetzt hatten. So bald ſie ſahen, daß die Araber Bewegungen zum Abmarſche machten, ſo ſchlugen ſie vor, ſie wollten es ſelbſt auf ſich nehmen, den Feind zu beunruhigen, und verlangten deßwegen ſechs tauſend Mann zu Pferde, und zehn tauſend Mann zu

Abubeker. Heraire u. n. C. G. 632.

zu Fuß. Paulus, ſo hieß der eine Bruder, ſtellte ſich an die Spitze der Reuterey, und der andre Bruder, Petrus, führte das Fußvolck an.

Die Damaſcener verfolgen ſie.

Sobald ſie alſo den Feind auf dem Marſche ſahen, ſo thaten ſie einen Ausfall, und fielen mit groſſer Heftigkeit auf das Hintertreffen der Muſelmänner, bey welchem ſich das Geräthe, ihre Reichthümer, ihre Weiber, ja ſo gar ihre Kinder befanden. Khaled hatte anfangs den Obeidah das Vordertreffen wollen anführen laſſen, um dieſen Theil der Armee, welchen dasjenige, was er enthielt, ſo koſtbar machte, ſelbſt zu commandiren; da ihm aber Obeidah vorſtellte, daß es anſtändiger wäre, wann er, als General, an der Spitze bliebe, und daß er gerne das Hintertreffen führen wolle, ſo wollte ihm Khaled hierinne nicht zuwider ſeyn.

Sie ſchlagen das Hintertreffen der Araber.

Doch dieſe Höflichkeit reuete dem Generale gar bald. Paulus fiel, an der Spitze ſeiner Reuterey, auf den Obeidah, und fing ein ſehr ernſtliches Treffen an. Petrus unterdeſſen warf ſich mit ſeinem Fußvolke auf das Geräthe, und führte die Weiber, die Kinder, den Schatz, und alle die Beute, welche die Araber von den Griechen gemacht hatten, davon.

Da Petrus ſo groſſe Reichthümer in ſeiner Gewalt ſahe, ſo dachte er darauf, ſie in Sicherheit zu bringen; er nahm alſo eine gute Bedeckung zu ſich, mit welcher er den Weg nach Damaſcus verfolgte, ſeinen Raub dahin zu bringen,

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

und ließ ſeinen Bruder mit den übrigen Truppen das Gefechte wider die Muſelmänner fortſetzen. Dieſer blieb beſtändig in ſeiner erſten Hitze, und that ſolche Wunder der Tapferkeit, daß es ihm endlich gelang, das Hintertreffen der Muſelmänner gänzlich zu ſchlagen. Paulus ließ ſich mit dieſem Vortheile begnügen, und zog ſich in guter Ordnung zurück, um wieder zu ſeinem Bruder zu ſtoſſen.

Khaled erhielt von dieſem Verluſte nicht eher Nachricht, als bis es zu ſpäte war, ihn zu verhindern. Er wußte es ſich nunmehr ſehr wenig Danck, daß er auf den Obeidah ſo viel Vertrauen geſetzt hatte; unterdeſſen beſänftigte er ſich doch, und ob er gleich ungemein zornig war, ſo ſagte er gleichwohl nichts mehr, als: **Der Wille Gottes geſchehe; ich habe das Hintertreffen ſelbſt anführen wollen, allein Obeidah hat nicht gewollt; nun ſeht ihr, was daraus erfolgt iſt.**

Damit er aber unterdeſſen den Chriſten nicht die Ehre laſſen möge, die Muſelmänner geſchlagen zu haben, ſo ſchickte er ſo gleich einige Geſchwader nach, welchen er befahl, ihr möglichſtes zu thun, den Feind noch vor Damaſcus einzuhohlen. Kais-ebn-Obeirah, Abdarrhaman, Derar und andre auserleſene Officiere wurden an die Spitzen dieſer Geſchwader geſtellt, und Khaled ſelbſt begab ſich kurz darauf, mit einem guten Theile ſeiner Armee, auf den Marſch.

Dem

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Dem Derar war beſonders ſehr viel daran gelegen, die Chriſten auf das ſchleunigſte einzuhohlen. Seine Schweſter war mit unter den Gefangenen, die man weggeführet hatte, und er liebte ſie allzuſehr, als daß er ihre Befreyung hätte verſchieben ſollen. Er langte auch in der That zuerſt an, und überfiel den Paulus in ſeinem Rückzuge. Der Muſelmann kämpfte mit einer ſolchen Wuth, daß er gar bald alle vor ſich weggeſchlagen hatte, die ſich um den chriſtlichen General befanden. Er fiel ihn eben ſelbſt an, und wollte ihn mit ſeiner Lanze durchrennen, als Paulus ihm zuſchrie: **Haltet! haltet! wann ihr mich verſchonet, ſo rettet ihr euern Weibern und Kindern, die wir nach Damaſcus führen, das Leben.**

Derar hielt in der That inne, damit er den Chriſten keine Gelegenheit geben wollte, an den Gefangenen, die ſie in Händen hatten, gleiches mit gleichen zu vergelten. Er gab den General einigen von ſeinen Soldaten zur Bewahrung, und ſprengte ſogleich weiter, ſeine Schweſter und die andern Gefangnen frey zu machen.

Unvorſichtigkeit des Generals Peters.

Der Muſelmann würde vergebens ſo geeilet haben, wenn Petrus auf ſeinem Marſche eben die Klugheit und Vorſichtigkeit gehabt hätte, die er in der That erwies, als er ſich zurückzog. Der Streit, welchen Paulus fortgeſetzt hatte, hätte ihm Zeit genug laſſen können, nach Damaſcus zu gelangen. Allein eine unglück-

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

liche Neugierigkeit machte, daß er ſich in einiger Entfernung von der Stadt, auf einer ſehr anmuthigen Ebene, verweilte.

Es iſt wahr, ſeine Truppen, die ſich ungemein ermüdet hatten, war eine kurtze Raſt ſehr nöthig; doch anſtatt, daß er nur von Zeit zu Zeit, um ſie zu Athem kommen zu laſſen, hätte ſtille halten ſollen, ſo verweilte er ſich an dieſem Orte allzulange, und ſchlug ſo gar ein Lager auf. Während der Zeit, da man die Zelter aufrichtete, wollte er die reiche Beute, die er den Arabern abgenommen hatte, etwas genauer beſehen: Die vornehmſte Abſicht aber war wohl, ſeiner Neugierigkeit, in Anſehung der Muſelmännin, die er zu Gefangenen gemacht, ein Gnüge zu thun. Man hatte ihm ſo viel Ungemeines von der Schönheit der meiſten unter ihnen geſagt, daß es ihm unmöglich war, bis nach Damaſcus zu reiſen, ohne ſie vorher geſehen zu haben.

Er mußte aber dieſe unglückliche Neugierde, die ſo ſehr zur unrechten Zeit angebracht, und einem chriſtlichen Generale, welcher für die Religion ſtritt, ſo unanſtändig war, ſehr theuer bezahlen. Unter dieſen Frauensperſonen fand ſich eine, die von einer recht bezaubernden Schönheit war: Der General ward von ihr eingenommen, und in der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft erklärte er ſich, daß er den andern Raub herzlich gerne wollte fahren laſſen, wann er nur dieſe Perſon beſitzen könnte. Die übrigen Weiber

ber wurden verſchiedenen Officiers zu Theile, welche zugleich den andern Raub unter ſich theilten.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Als dieſe Eintheilungen gemacht waren, ſo begaben ſich die Officiers unter ihre Zelte, um einige Erfriſchung zu ſich zu nehmen. Dieſes alles ging ſo ruhig zu, als ob man nicht das geringſte von einem Feinde zu befürchten habe, welcher doch gar nicht weit entfernt war.

Tapfre Entſchlüſſung der gefangenen muſelmänniſchen Weiber.

Während dieſer Zeit berathſchlagten ſich die gefangnen Weiber, die man alle auf einen Hauffen gebracht hatte, über die wunderliche Theilung, die man in ihrer Gegenwart vorgenommen hatte. Eine von den vornehmſten, Namens Caulah fing alſo an zu reden: Habt ihr wohl die unverſchämte Verwegenheit der Sieger wahrgenommen, die uns als eine Beute, welche ihnen nicht entwiſchen könnte, in Augenſchein zu nehmen kamen? Was ſagt ihr zu dem ſchrecklichen Schickſale, welches uns drohet? Sollten wir uns wohl den Ungläubigen ſo überliefern laſſen, um ihre Lüſte zu ſtillen? Warum ſollten wir nicht lieber ſterben, als Sclavinnen von dieſen Abgöttern werden wollen? Wann ihr meinem Exempel folgen wollt, ſo bin ich gewiß verſichert, daß wir uns aus ihren Händen reiſſen, oder wenigſtens unſer Leben auf eine rühmliche Art beſchlieſſen werden.

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

Die Gleichgültigkeit, mit welcher wir dieſes unſer Unglück zu ertragen ſcheinen, antwortete eine von den gefangnen Weibern, Namens Offeirah, iſt bloß die Folge der Nothwendigkeit, und nicht des mangelnden Muths. Aber, ach! was können wir thun? Wir ſind ganz und gar ohne Vertheidigung, und haben nicht einmal die nöthigen Waffen in unſerer Gewalt.

Wie, antwortete die tapfre Caulah heftig? Was hindert uns, in Ermanglung andrer Waffen, uns der Zeltſtangen zu bedienen, und die Ungläubigen damit zurück zu treiben? Auf, laßt uns eiligſt dieſe einzigen Waffen, die wir voriezo haben können, ergreiffen: Laßt uns feſte an einander ſchlieſſen, und in einen Kreys ſtellen, damit wir auf allen Seiten gefaßt ſtehen. Vielleicht, daß uns der Himmel beyſteht, unſre Feinde ſchlagen zu können; und wenn dieſer Wunſch nicht erhört wird, ſo wollen wir wenigſtens mit Ehren ſterben.

Dieſer tapfere Entſchluß entſtand nicht aus einem ohnmächtigen Zorne. Die meiſten von dieſen Weibern waren gut ſoldatiſch, beſonders die aus dem Stamme Himiar, oder der Homeriten. Man lehrte ſie ſehr früh reiten, den Bogen und die Lanze führen, und mit dem Wurfſpieſſe umgehen. Sie waren in ihrer

Wuth beynahe eben ſo fürchterlich, als die allerauſgebrachteſten Soldaten; und man darf ſich alſo nicht wundern, daß dieſe, bey ſo critiſchen Umſtänden, einen ſo verzweifelten Endſchluß faßten.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

Der Vorſatz der Caulah ward von allen gefangenen Weibern einmüthig gebilliget. Sie riſſen auf das geſchwindeſte die Zeltſtangen aus, und machten ſich fertig, jeden, welcher ſich ſie anzugreiffen unterſtehen würde, auf das gewaltſamſte zurück zu treiben.

Ein griechiſcher Soldate war der erſte, welcher ihre Wuth empfand. Weil er ſich nicht einbilden konnte, daß ſich die Weiber im Ernſte zu einer thätlichen Gegenwehr gefaßt machten, ſo wollte er über dieſe beſondre Kriegszurüſtnng ſeinen Scherz treiben; zu ſeinem Unglücke aber hatte er ſich allzunahe hinzu gemacht, daß ihm Caulah mit ihrer Stange den Kopf einſchlug.

Einige Kameraden von dieſem erſtern wollten ſeinen Tod rächen, und kamen mit bloſſem Degen auf die Weiber los. Dieſe tapfern Amazoninnen wehrten ſich mit ſo auſſerordentlicher Hitze, daß ſie den Soldaten die Degen zerſchlugen und verſchiedne auf der Stelle tödteten.

Auf dieſes Lermen kamen Petrus und die vornehmſten Officirer aus den Zeltern, und ſtiegen ſchleinig zu Pferde, weil ſie nicht wußten,

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

was es eigentlich ſey. Sie wurden nicht wenig ſtutzig, als ſie dieſe Weiber in Schlachtordnung fanden, welche jeden, der ſich ihnen nahen würde, zu erſchlagen drohten. Petrus bemühte ſich umſonſt, ſie zu beſänftigen, indem er der Caulah zuredete, einen ſo wunderlichen Entſchluß fahren zu laſſen: Dieſes Weib begegnete ihm auf das verächtlichſte, und verſicherte, ihm ſelbſt eines zu verſetzen, ſobald ſie ihn erreichen könnte.

Der General ward ein wenig unentſchlüßig, glaubte aber doch, daß er mit dieſen Weibern gar bald zu Stande kommen wolle, wann er ſie umringen lieſſe. Er befahl daher, daß einige Reuterey einen blinden Anfall auf ſie thun ſollte, um ſie furchtſam zu machen; allein gleich die erſten, welche anrückten, wurden das Opfer der Wuth dieſer Weiber; ſie verſetzten den Pferden heftige Schläge unter die Beine, ſo daß die meiſten entweder ſtürzten, oder ſich bäumten, und ihre Reuter herab warffen, welche unter den Händen dieſer Kriegerinnen elendiglich umkamen.

Da Petrus ſahe, daß ſich dieſe Weiber mit ſo vielem Nachdrucke vertheidigten, ſo überließ er ſich einem recht blinden Zorne; er befahl ſeinen Leuten, daß ſie abſteigen und mit bloſſem Sebel auf ſie einbrechen ſollten. Er wollte ihnen ſelbſt mit ſeinem Exempel vorgehen, ſtieg ab, und rückte mit dem Degen in der Hand an, die

erſten

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

erſten Hiebe anzubringen. Sie hielten dieſen Anfall mit dem Muthe der allerunerſchrockenſten Soldaten aus. Die Griechen ſchähmten ſich, daß ſie zurück getrieben waren, und wollten eben noch einmal auf ſie los gehen, als man plötzlich auf dem Felde ein groſſes Lermen vernahm. Indem Petrus mit dem Kampfe ſogleich inne halten ließ, um zu wiſſen, was es eigentlich ſey, ſahe man von ferne eine entſetzliche Wolke von Staub aufſteigen, welche von Reuterey verurſacht wurde, die man in größtem Galop herzu ſprengen hörte. Es waren die Araber, welche herbey eilten, ſich der Gefangnen und der Beute wieder zu bemächtigen: und ſogleich ſtiegen Petrus und ſein ganzes Gefolge wieder zu Pferde.

Die Araber kommen den gefangenen Weibern zu Hülfe.

Die unvermuthete Ankunft der Muſelmänner ſetzte die Griechen in das äuſſerſte Schrecken; der General ſelbſt, ob er gleich tapfer genung war, wurde über dieſen Zufall beſtürzt: noch mehr aber wurde er es, als er an der Spitze der Muſelmänner den fürchterlichen Khaled mit dem Derar, dem Bruder der Caulah, ankommen ſahe. Er konnte es im voraus merken, daß man ihm ſchlecht begegnen würde; gleichwohl aber wollte er ſich noch, mit einer Art von Großmuth, aus dieſem gefährlichen Handel ziehen. Er ſprach mit der Caulah, und ſagte ihr, daß ſie frey ſeyn ſollte. Er hoffte durch dieſes Mittel ſich um ſie verdient zu machen, und ſie zu bewegen, daß ſie bey den arabi-

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

arabiſchen Heerführern für ihn ſpräche; doch dieſer Anſchlag gelang ihm ſehr übel. Die ſtolze Araberin antwortete ihm mit nichts als Verachtung und Schimpfworten.

Petrus wird getödtet.

Endlich langte Derar mit dem Khaled an. Der griechiſche General zwang ſich, ſo viel ihm möglich war, ganz gelaſſen zu thun, indem er ihn ziemlich vertraut anredete, er hoffte, es würde ihm nicht unangenehm ſeyn, wann er ihm ſeine Schweſter wieder gäbe. Der Muſelmann ſahe den Griechen mit Verachtung an, dankte ihm und ſagte: **ich bin dir für ein ſo koſtbares Geſchenke verbunden; es thut mir aber leid, daß ich dir zur Dankbarkeit nichts als die Spitze meiner Lanze darbieten kan.**

Als Caulah ihren Bruder dieſes reden hörte, ſo wollte ſie ihm zuvorkommen, und an der Rache Theil nehmen. Sie verſetzte dem Pferde des Peters einen ſo heftigen Schmiß unter die Beine, daß ſie ihn herab brachte. Derar durchrennte ihn ſogleich mit der Lanze, ſtieg hierauf ab, und hieb ihm den Kopf ab.

Die Griechen werden niedergehauen.

Dieſe That war, ſo zu reden, das Zeichen zur Niedermetzlung der Griechen. Die Araber fielen auf ſie los, und hieben alle erbärmlich nieder, welche nicht geſchwind genug waren die Flucht zu ergreiffen. Nachdem die Muſelmänner alſo ihre tapfern Weibesperſonen befreyet und alle Beute wieder bekom̄en hatten, ſo kehrten

ten ſie auf das eiligſte zurück, ſich wieder mit dem Obeidah zu verbinden. Dieſer hatte in der That zwar Sorge getragen, ſich in dem Lager, wohin er ſich nach ſeinem Verluſte gezogen hatte, wohl zu verſchanzen; es war aber doch noch immer zu befürchten, Werdan, welcher an der Spitze der neuen Hülfsvölker war, die der Käyſer den Griechen ſchickte, möchte in Abweſenheit des Khaled und der übrigen vornehmſten Officierer, die ihm gefolgt waren, einigen Verſuch wagen, das Lager zu erobern.

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

Werdan verſäumt die Gelegenheit, die Araber anzugreiffen.

Zum Glücke für die Araber hatte Werdan nicht einmal daran gedacht, etwas zu unternehmen. Er hatte ſich in einiger Entfernung von den Muſelmännern gelagert, und ließ die Hülfsvölker, die er bekommen hatte, raſten. Der Verluſt der erſtern machte ihn vorſichtig, damit dieſe nicht ein gleiches Schickſal haben möchten; er wollte daher nicht eher an den Feind rücken, als bis ſich ſeine Trupen hinlänglich von ihren ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten erhohlet hätten. Er würde unterdeſſen die Gelegenheit, die Araber anzugreiffen, gewiß nicht verſäumt haben, wann er gute Spione gehabt hätte, um von den verſchiednen Bewegungen der Feinde Nachricht zu haben; nichts war leichter, als die Armee der Muſelmänner, während der Zeit, da ein Theil derſelben den Griechen die Beute und die Gefangenen wieder abjagte, zu ruiniren: allein es ſchien, als ob eine unſichtbare Hand den unglück-

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 632.

glücklichen Chriſten bey allen Vorfällen ſchwer fiel, die zu ihrem Vortheile hätten gereichen könne.

Khaled vernahm alſo bey ſeiner Ankunſt mit Vergnügen, daß während ſeiner Abweſenheit nichts vorgefallen ſey; und es ſchien nicht einmal, daß die Chriſten nur die geringſte Bewegung gemacht hätten, etwas zu unternehmen. Der General der Muſelmänner machte ſich dieſen Zwiſchenraum zu Nutze, ſeine Trupen ein wenig ausruhen zu laſſen. Nunmehr zeigte alles in dem Lager der Araber von nichts als von Freude. Diejenigen, welche mit dem Khaled und Derar die Chriſten verfolgt hätten, erzehlten ihren Kamaraden die wunderbaren Thaten der tapfern Weiber, wie ſie ſich mit ſo vielem Muthe vertheidiget hätten. Der Ruhm dieſer Heldinnen erſchall durch das ganze Lager, ſowohl die Officierer, als die Soldaten wurden durch die Erzehlung ſo rühmlicher und erſtaunenswürdiger Handlungen ganz entzückt, und fühlten ſich von einem neuen Muthe belebt, welcher ſie nach einer Gelegenheit, ſich gleichfalls wider die Chriſten hervorzuthun, recht ungeduldig ſeufzen ließ.

Paulus will kein Mahometaner werden, u. wird geköpft.

Paulus, dieſer tapfre griechiſche Heerführer, welcher zum Gefangnen gemacht worden war, nachdem er bey der Niederlage des arabiſchen Hintertreffens Proben von einer recht heldenmäßigen Tapferkeit abgelegt hatte, erhielt von dem Glücke ſeiner Feinde und von dem

Schick-

Abubeker.
Hegire 11.
n.C.G. 632.

Schickſale ſeines Bruders gar bald Nachricht. Khaled kündigte ihm dieſe traurige Neuigkeit ſelbſt an. Er ließ ihn vor ſich kommen, und ſagte ihm, daß er entweder ſogleich ein Mahometaner werden müſſe, oder ein gleiches Schickſal mit ſeinem Bruder erwarten könne.

Paulus wurde über dieſe Rede beſtürzt, und fragte den General, was ſeinem Bruder begegnet ſey. **Er iſt todt**, antwortete Khaled, **und ſiehe hier ſeinen Kopf.** Man zeigte zu gleicher Zeit dieſem unglücklichen Griechen das Haupt ſeines Bruders: Derar hatte es auf der Spitze ſeiner Lanze mitgebracht, und war mit dieſem blutigen Siegszeichen in das Lager gekommen.

Ein ſo rührender Anblick machte einen ſehr ſchmerzhaften Eindruck auf den Paulus; er konnte ſich der Thränen bey dem Verluſte eines Bruders, den er allezeit zärtlich geliebt hatte, nicht enthalten. Doch er nahm gar bald ſeinen Muth wieder zuſammen, und antwortete dem Khaled ganz trotzig, daß er weder ein Mahometaner werden, noch ſeinen Bruder überleben wolle. Sogleich ward Befehl ertheilt, und es wurde ihm der Kopf abgeſchlagen.

Alles dieſes trug ſich, ſo zu ſagen, im Angeſichte einer Hülffe von ſiebenzig tauſend Mann zu, von welcher es ſchiene, als ob ſie Werdan ſelbſt durch die Vorſicht, ſich ihrer

Abubeker.
Hegire 11.
n. C. G. 632.

mit rechtem Vortheile zu bedienen, unnütze machen wollte. Dieſes Uebel war nicht das einzige, welches er den Griechen, durch ſeine ſo übel angebrachte Langſamkeit, zuzog.

Die Araber bekommen Verſtärkung.

Die Verſtärkung, die Khaled von allen Seiten verſchrieben hatte, konnte gemächlich anlangen, und dieſe Vermehrung der Völker ſetzte die Muſelmänner in den Stand, alles gegen die Chriſten zu unternehmen. Das wunderbarſte hierbey war dieſes, daß dieſe verſchiedenen Hülfsvölker, welche gleichwohl nicht von einem Orte kamen, ſondern ziemlich weit von einander entfernt waren, dennoch alle zugleich an einem Tage in Ainadin eintraffen. Die Araber machten aus dieſem Zufalle ein Wunderwerk; und der Gedanke, den ſie nunmehr bekamen, daß ſich der Himmel auf eine ſo offenbare Weiſe für ſie erklärte, trug noch ein vieles zu Vermehrung ihres Muths und ihrer Schwärmerey bey.

Hegire 12.
n. C. G. 633.

Khaled wollte ſich dieſe Hitze zu Nutze machen, um mit den Chriſten anzubinden, und ſchickte deßwegen vorher Spione aus. Der tapfre Derar, welchen ſeine Fauſt ſchon ſo berühmt gemacht hatte, wollte ſich mit dieſer Verrichtung ſelbſt abgeben. Khaled willigte darein; er befahl ihm aber, ja nichts weiter zu thun, als den Feind zu beobachten, und ſich durchaus keiner Gefahr auszuſetzen.

Außerordentliche Herzhaftig-

Derar machte ſich alſo den Augenblick auf, und umſtrich das Lager, um gewiſſe Nachrich-

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

keit des Derar.

ten von den Umſtänden der Chriſten einzuziehen. Werdan hatte ihn wahrgenommen, und ſchickte dreyßig Reuter auf ihn, welchen er befahl, ſich ſeiner zu bemächtigen, und ihn zu ihm zu bringen. Als Derar ſie kommen ſahe, ſo that er, als ob er flöhe, in Hoffnung, daß ſie ihn wohl verfolgen würden. Die griechiſchen Reuter ſetzten ihm auch in der That hitzig nach. Der Muſelmann, welcher mit verhangenem Zügel auszureiſſen ſchien, wandte ſich auf einmal, ſenkte ſeine Lanze, und durchrannte den erſten Reuter, welcher ihm vor die Hand kam. Auf dieſen erſten Stoß folgte ein andrer, welcher eben ſo ausfiel; kurz, er ſchlug ſich mitten unter dieſem Hauffen, welcher ihn zu umringen ſuchte, mit ſolcher Wuth herum, daß er ſiebzehn tödtete, oder doch aus dem Sattel warf. Die übrigen erſchracken über einen ſo auſſerordentlichen Widerſtand dermaſſen, daß ſie es nicht mehr wagten, ſich einem ſo furchtbaren Feinde zu nahen. Derar, welcher ſich ſeiner Seits ganz ermüdet fühlte, dachte klüglich auf ſeinen Rückmarſch, und kam wieder zum Khaled.

Anmerkung über dieſe That.

Ich muß es geſtehen, daß es in der That ſehr ſchwer zu begreiffen ſteht, wie ein einziger Mann, wenn man ihn auch noch ſo tapfer annimmt, dreyßig Reutern Widerſtand thun, ſiebzehn darvon tödten, und dennoch glücklich ohne die geringſte Wunde aus einem ſo erſtaunlichen

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

Streite kommen könnte. Eine ſolche That, und einige andre, die ich gleichfalls erzehlt habe, würden, ſolte ich denken, in einem Romane weit beſſer ſtehen, als in einer Hiſtorie. Doch dieſes iſt der Charackter der arabiſchen Schriftſteller; ſie überlaſſen ſich blindlings der Hitze ihrer Einbildungskraft, und weil ſie von Natur beſſre Dichter als Geſchichtſchreiber ſind, ſo bringen ſie überall das auſſerordentliche an, und ſcheinen ſich mit dem Wunderbaren weit lieber zu beſchäftigen, als mit dem einfachen, welches die Wahrheit haben will. Ich habe dieſe That nach dem Alvakedi erzehlt, welcher einer von den vornehmſten arabiſchen Geſchichtſchreibern iſt. Ich hätte ſie unterdrücken können, wie ich es in Anſehung verſchiedner andrer von gleichem Schlage gethan habe; ich glaubte aber doch, daß es gut ſeyn würde, ſie nicht alle zu übergehen, damit man wenigſtens den Charackter des Geſchichtſchreibers daraus erkennen möge.

Doch dem ſey wie ihm wolle. Als Derar zurück gekommen war, ſo gab er dem Khaled von allem Nachricht, was er ſowohl in Anſehung der Zahl, der Stellung und der Geſinnung des Feindes hatte entdecken können; er verſicherte ihm, daß alles den Muſelmännern einen unfehlbaren Sieg zu verſprechen ſcheine.

Die arabiſche und chriſtliche Ar-

Khaled beſchloß folglich, den Feind anzugreiffen. Er ſtellte ſeine Armee in Schlachtordnung

ordnung, und wieß den vornehmſten Officierern ihre Plätze an. Mead und Román bekamen den rechten Flügel zu commandiren; Saed und Sergiabil den linken, und die Bedeckung des Geräths, der Weiber und Kinder, ward dem Yezid anvertrauet.

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

mer machen ſich zum Treffen gefaßt.

Dieſer General bediente ſich auch der tapfern Weiber, die ſich in dem Kampffe wider die Griechen ſo ſehr hervor gethan hatten. Er machte zwey Hauffen daraus, wovon er den einen der Caulah, den andern der Offeirah anzuführen gab.

Khaled durchrennte hierauf alle Glieder, um ſeine Soldaten aufzumuntern, daß ſie alle ihre Tapferkeit nunmehr, da ihr Glück entſchieden werden müßte, zuſammen nehmen ſollten. Er hielt ſich auch einige Augenblicke bey den Hauffen der arabiſchen Weiber auf; er wiederhohlte die Lobſprüche, die er ihnen wegen ihrer bewieſenen Tapferkeit ſchon gegeben hatte; er ſagte, daß er ſich in Anſehung des Ausganges der Schlacht ſehr auf ſie verlaſſe; er befahl ihnen beſonders auf die Fehler ſeiner Truppen Acht zu geben, und den erſten auf der Stelle niederzumachen, welcher dem Feinde den Rücken kehren würde.

Nachdem nun der General auf dieſe Weiſe alle Vorſicht gebraucht hatte, ſo ſtellte er ſich ſelbſt vor das Haupttreffen, und behielt den Amru, Abdarrahman, Kais, Raſi, und verſchiede-

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

ne andere vornehme Officierer, in die er Vertrauen ſetzte, und auf deren Genauigkeit und Einſicht er in Ausführung ſeiner Befehle Rechnung machen konnte, bey ſich.

Werdan ſeines Theils nahm gleichfalls alle Maaßregeln, ſich mit Vortheile zu ſchlagen. Er ſtellte ſeine Trupen in Schlachtordnung, und redete hernach gegen ſeine Soldaten, welchen er vorſtellte, wie wichtig es ſey, ja nicht bey einer Gelegenheit feige zu werden, welche von dem Schickſale Syriens den Ausſchlag geben ſollte. Er ſagte ihnen alles, was er am fähigſten zu ſeyn hielt, ihren Muth zu ſtärken, und ſchloß endlich damit, daß er ihnen zeigte, mit was für Zuverſicht ſie fechten könnten, da ſie dem Feinde an der Anzahl weit überlegen wären, und alſo nur ein wenig Tapferkeit und Standhaftigkeit bezeigen dürften, einen gewiſſen Sieg davon zu tragen.

Unterredung des Khaled mit einem Abgeſchickten von der chriſtlichen Armee.

Da die zwey Armeen einander alſo gegenüber ſtanden, ſo erwartete man nun weiter nichts, als das Zeichen zum Treffen, als man aus den Gliedern der griechiſchen Armee einen ehrwürdigen Greis hervortreten ſahe, welcher ſich den Arabern nahete, und mit ihrem Generale zu reden verlangte. Man ſtellte ihn ſogleich dem Khaled vor, zu welchem er ſagte: **Biſt du der General von dieſer Armee?** Ja, antwortete Khaled, **dafür hält man mich, ſo lange ich Gott, den Geſetzen und der Lehre des Prophe-**

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Propheten treu bleiben werde; ſo lange ich meiner Schuldigkeit nachleben und meinen Eyfer für mein Volk beweiſen werde; auſſerdem habe ich keine Gewalt über ſie.

Du biſt gekommen, erwiederte der Alte, die Chriſten anzufallen, ihre Länder zu verwüſten, auch dich von ihrer Beute zu bereichern, ohne daß ſie dich durch die geringſte feindſelige Handlung beleidiget haben. Sey auf dein gehabtes Glück nicht ſo ſtolz; die Armee, mit welcher du ſtreiten mußt, iſt weit zahlreicher, und vielleicht von beſſerer Zucht, als deine. Was braucht es einer Schlacht zu wagen, welche den Arabern und Griechen ſo viel Blut koſten wird? Du kanſt, wann du dich zurück ziehen willſt, dem Unglücke, welches beyden Nationen drohet, zuvor kommen. Wann du dich dazu entſchlieſſeſt, ſo habe ich Befehl dir, zur Dankbarkeit, beträchtliche Geſchenke anzubieten, nicht allein dir, ſondern auch dem Califen, deinem Herrn, allen deinen Officierern, und ſogar jedem von deinen Soldaten.

Es iſt kein Friede zu hoffen, verſetzte Khaled trozig, wann die Griechen nicht entweder die Lehre des Mahomets annehmen, oder Tribut zahlen wollen.

Abubeker. Hegire 12. n.C.G. 633.

Was die reichen Geſchenke anbelangt, deren du erwähnt haſt, ſo ſey verſichert, daß wir in kurzen Herren davon ſeyn werden.

Die Armeen werden handgemein.

Der Alte nahm ſeinen Abſchied und brachte dem Feldherrn der Griechen die Antwort, welcher ſich folglich die Schlacht zu wagen entſchloß. Das Treffen fing ſich mit den Armeniſchen Bogenſchützen an, welche, nachdem ſie ſich den Muſelmännern ſchußweit genähert hatten, nicht wenige von ihnen tödteten, oder verwundeten. Khaled, welcher ſeine Abſichten hatte, hielt dieſen Anfall geruhig aus, und befahl ſo gar den Arabern, keine Bewegung zu machen.

Doch der ſtürmiſche Derar, welcher vor Ungedult, mit dem Feinde handgemein zu werden, brannte, nahte ſich dem Generale, und lag ihm auf das inſtändigſte an, ihn wider die Bogenſchützen anrücken zu laſſen. Sobald Khaled ſeinem Anſuchen Gehör gegeben hatte, ſo fiel Derar an der Spitze mit einiger Reuterey mit ſolcher Wuth auf die Armenier, daß ſie eben weichen wollten, als ſie von neuen Trupen unterſtützt wurden, deren Tapferkeit ihrem Muthe wieder aufhalf. Weil der General der Muſelmänner gleichfalls einige Trupen dem Derar zu Hülffe hatte anrücken laſſen, ſo ward der Anfall ſehr mörderiſch. Es blieben auf beyden Seiten zwar ſehr viele, doch war der größte Verluſt auf Seiten der Chriſten.

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Werdan verlangt eine Unterredung, um den Khaled zu berücken.

Khaled wollte gleich den Reſt ſeiner Trupen anrücken laſſen, und die Schlacht ſollte auf allen Seiten angehen, als der griechiſche General befürchtete, es möchte endlich alles zu ſeinem Nachtheile ausſchlagen, und deswegen beſchloß, eine niederträchtige Kriegsliſt anzuwenden, die er ſeit einiger Zeit mit ſeinen vornehmſten Kriegsräthen überlegt hatte. Er ſchickte zu dem Khaled, und bat um einen Waffenſtilleſtand, und zugleich um eine Unterredung, weil er ihn etwas ſehr wichtiges zu melden habe. Khaled verwilligte die Bitte, ſo daß man, zum größten Erſtaunen der Officirer, und ſo gar der gemeinen arabiſchen Soldaten, zum Rückzuge blaſen ließ, gleich zu einer Zeit, als alles einen gewiſſen Sieg über die Griechen zu verſprechen ſchien.

Werdan ward über den Fortgang ſeiner Unterhandlung ſehr froh, und glaubte ſchon, daß ihn ſein unwürdiger Entwurf gelingen würde; doch der treuloſe General wußte nicht, daß ſein Geheimniß ausgekommen war, und daß Khaled nur deswegen ſeiner Bitte ſo leicht Gehör gegeben hatte, damit das ſchändliche Verfahren der Griechen deſto beſſer an den Tag käme, und er ſich hernach auf eine recht ausnehmende Art rächen könne.

Werdan hatte die Abſicht, den Khaled umbringen zu laſſen. Dieſer tapfre Muſelmann war die Geiſſel der Chriſten, und Mahomet hatte ihm nicht ohne Grund den Namen Schwerdt Got-

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633. **Gottes** gegeben. Weil es aber nichts leichtes war, dieſen General durch Tapferkeit aus den Wege zu ſchaffen, ſo unternahm Werdan, es durch Verrätherey zu thun. Er hatte ſich nehmlich vorgenommen, ſo bald Khaled ſein Wort zur Unterredung, welche auf den folgenden Tag feſt geſetzt war, würde gegeben haben, zehn Reuter nicht weit von dem Orte, wo die Unterhaltung vor ſich gehen ſollte, des Nachts in Hinterhalt zu legen, welche während dieſer vorgegebnen Unterredung, auf das erſte feſtgeſetzte Zeichen, den Khaled ermorden ſollten. Dieſes nannten die Griechen eine Kriegsliſt, als ob dieſe Benennung der niederträchtigſten Verrätherey, die man ſich nur einbilden kan, zukomme.

Khaled aber erfuhr alles von einem Griechen, Namens David, welches eben der war, dem es Werdan aufgetragen hatte, dieſe Unterredung auszuwirken. Khaled ſchickte ihn zu ſeinem Herrn zurück, mit dem Befehl, ihm zu ſagen, daß er am beſtimmten Orte erſcheinen werde.

Der General erzehlte die ganzen Umſtände ſeinen vornehmſten Officieren, da ſie nach angekündigten Waffenſtilleſtande hauffenweiſe herzukamen, die Urſache von ihm zu erfahren, warum er mitten auf dem Wege zum Siege ſtille geſtanden ſey. Jedermann wurde wider das ſchändliche Verfahren der Griechen aufgebracht, und jeder ſchlug verſchiedne Mittel

Abubeker.
Hegira 12.
n. C. G. 633.

zur Rache vor. Khaled aber ſagte, eine ſo unwürdige Niederträchtigkeit wäre es nicht werth, viele Maaßregeln darwider zu nehmen; er wolle ganz allein an den beſtimmten Ort gehen, und indem er ſich ſtark genug glaube, die Köpfe aller im Hinterhalt gelegten Reuter mit bringen.

Die Officierer ſetzten ſich ſehr hitzig wider dieſes Vorhaben; ſie ſtellten ihrem Generale vor, daß ſie ihn in der That zwar für fähig genug hielten, ein ſolches Unternehmen auszuführen, daß es aber der Klugheit gemäß ſey, ſich der Gefahr nicht allzuſehr auszuſetzen; und wann er ſich alſo ja durchaus auf dem beſtimmten Platze einfinden wollte, ſo ſolle er wenigſtens eine Bedeckung mit ſich nehmen, wann ſie auch aus nicht mehrern Perſonen, als der Hinterhalt, beſtehen ſollte.

Derar widerſetzte ſich gleichfalls dem Vorhaben des Khaled; er war aber nicht der Meinung, daß man bis morgen warten ſolle, wider dieſen Hinterhalte zu ſtreiten, und bat den General, ihm zu erlauben, daß er, wann die Nacht einbrechen würde, dieſe Gegend auskundſchaften dürffe. Nachdem Khaled darein gewilliget hatte, ſo nahm Derar des Abends zehn Soldaten zu ſich, auf deren Tapferkeit er ſich verlaſſen konnte, und ging nach dem Hinterhalte zu. Er ließ ſeine Leute nicht weit von dem Orte zurück, und nachdem er ſeine

Kleider

Abubeker Hegire 12. n. C. G. 633.

Kleider ausgezogen, und nichts als das Schwerdt behalten hatte, ſo kroch er ganz ſachte auf der Erde hin, damit man ihn nicht merken möge. Als er ſich auf dieſe Art ohne Geräuſche genähert hatte, ſo hörte er Leute, welche ſchnarchten, und endlich, da er noch näher gekommen war, ward er, ſo viel es die Nacht leiden wollte, zehn Männer gewahr, welche in tieffen Schlaffe lagen. Sie hatten ſich auf die Erde geſtreckt, und die Waffen unter den Kopf gelegt.

Er hatte anfangs Luſt, ſich die Gelegenheit zu Nutze zu machen, und ganz alleine den ganzen Hauffen zu erwürgen; weil er aber überlegte, daß, indem er den einen umbrächte, die andern aufwachen könnten, ſo kehrte er zurück, und hohlte ſeine Leute, welchen er befahl, ihm ſo viel möglich, ohn alles Geräuſche, zu folgen. Als ſie ankamen, nahm jeder ſeinen Mann vor ſich, und in einem Augenblicke war der ganze Hinterhalt hingerichtet.

Zehn Araber legen ſich anſtatt der Griechen in Hinterhalt.

Derar kam ſogleich auf den Einfall, die er mitgebracht hatte, an dieſem Orte zu laſſen, und damit ſie durch ihre Kleidung nicht möchten verrathen werden, wenn etwa Werdan einen Spion hinſchickte, ſo ließ er ſie die Kleider der Ermordeten anziehen. Er ſchickte ſogleich zu dem Generale, ihm von allem, was vorgegangen ſey, und zugleich von den Maaßregeln Nachricht zu geben, die er in Anſehung der auf morgen feſtgeſetzten Unterredung, genommen habe. Khaled billigte dieſe Anſchläge, und erwartete den Tag mit Ungedult, um ſich an dem beſtimmten Orte einzufinden.

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

Unterdeſſen ſtellte doch Khaled mit Anbruch des Tages ſeine Armee in Schlachtordnung. Als Werdan mit Beſtürzung ſahe, daß man dem eingegangenen Waffenſtilleſtande ſo zuwider handle, ſo ſchickte er ſogleich einen Officier, welcher ſich beklagen mußte, daß man ihm ſo ſchlecht Wort halte. Khaled aber ließ ihm antworten, er ſolle ſich keine Gedancken machen; er wiſſe nicht einmal, was das ſey, ſein Wort nicht halten, und er wolle den Augenblick erſcheinen.

Unterredung des Werdan und Khaled.

Er machte ſich auch in der That ſo gleich auf, und langte mit dem griechiſchen Generale faſt zu gleicher Zeit an. Sie ſtiegen beyde ab, und nachdem ſie ſich einander gegenüber geſetzt hatten, fing Khaled die Unterredung an, indem er den Werdan fragte, was er ihn für Vorſchläge zu thun habe? **Mache uns,** antwortete ihm Werdan, **billige Bedingungen, ſo wollen wir ſie eingehen. Wir ſind keine Feinde von deinem Volke, und da wir wohl wiſſen, daß es ein armes Volk iſt, ſo wollen wir ihm gerne gutes erzeigen.**

Armſeliger Chriſte, antwortete Khaled trotzig, **ſo weit hat uns Gott nicht verſtoſſen, daß wir von der Gnade der Griechen leben müßten. Er hat vielmehr un-**

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

ſern Waffen eure Weiber, eure Kinder und Länder übergeben. Was brauchen wir eurer Geſchenke, da alles unſer iſt? Ihr Griechen müßt, ſetzte er hinzu, indem er hitzig aufſtand, entweder Muſelmänner, oder zinsbar werden. Das ſind die Vorſchläge alle, die ich dir thun kan; wann ſie ausgeſchlagen werden, ſo müſſen die Waffen unſern Streit entſcheiden. Er ſagte hierauf zu dem Werdan, er wolle nicht glauben, daß er dieſe Unterredung nur deswegen verlangt habe, damit er ſchon ſo oft verworffene Vorſchläge wieder thun könne; ſeine Abſicht würde ohne Zweifel geweſen ſeyn, ſich mit ihm allein zu finden, um unter einander die Entſcheidung des Streis anzufangen.

Sogleich entblößte Khaled den Sebel. Der griechiſche General, welcher bis jezt ſitzen geblieben war, ſtand ſchleinig auf, und ſahe, anſtatt ſich zur Gegenwehr gefaßt zu machen, auf allen Seiten herum, indem er die Ankunft ſeiner Leute erwartete. Dieſe Niederträchtigkeit verdroß den Khaled, er faßte ihn alſo bey dem Kleide, und ſchüttelte ihn auf eine verächtliche Art. Werdan ſchrie um Hülfe, und glaubte nunmehr aus aller Gefahr zu ſeyn, indem er griechiſch gekleidete Soldaten ankommen ſahe. Doch ſein Irrthum verlohr ſich gar bald, als er den Derar mit dem Sebel in der Hand wahrnahm. Dieſer wollte ihn ſogleich erwür-

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

gen, da er aber von dem Khaled daran verhindert wurde, ſo begnügte er ſich damit, den Griechen die allerſchimpflichſten Vorwürffe zu machen. **Du Elender**, ſagte er, **was iſt nun aus deinem Hinterhalte geworden, durch welchen du den General der Gläubigen aus dem Wege räumen wollteſt?**

Werdan war für Schaam und Furcht ganz auſſer ſich, warf ſich dem Khaled zu Füſſen, und bat um Gnade. **Du ſprachſt alſo von Frieden**, erwiederte der Muſelmann, **um Gelegenheit zu haben, mich zu verrathen, und zu erwürgen? Einem Treuloſen kan keine Gnade wiederfahren.** Auf dieſe Worte legte Derar dem griechiſchen Generale mit einem Hiebe den Kopf vor die Füſſe. Man ſteckte ihn auf eine Lanze, und trug ihn triumphirend zur Armee der Muſelmänner.

Die griechiſche Armee wird geſchlagen.

Die Araber wurden durch den Anblick dieſes blutigen Siegszeichens ermuntert, und verlangten inſtändigſt, daß man ſie wider die Ungläubigen, deren Haupt ſeine Straffe bekommen habe, anführen möge. Khaled hielt für gut, ſich ihrer Hitze zu bedienen, und ließ ſie den Augenblick gegen den Feind anrücken. Nunmehr hub ſich ein Treffen, oder vielmehr ein entſetzliches Niedermetzeln an, welches bis an den Abend dauerte. Die Griechen waren über den Tod ihres Anführers erſchrocken, und hatten gänzlich allen Muth verlohren, als ſie die Araber mit

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

mit ſolcher Unerſchrockenheit auf ſie los kommen ſahen. Sie bemühten ſich nicht einmal, ihnen den Sieg ſtreitig zu machen; denn gleich bey dem erſten Anfalle war die ganze chriſtliche Armee ſchon in einer unbeſchreiblichen Unordnung. Die Flüchtigen waren einer dem andern im Wege, fielen alſo dem Feinde in die Hände und wurden grauſamlich umgebracht. Die Muſelmänner machten bey dieſer Gelegenheit beträchtliche Beute, welche aber Khaled nicht eher, als bis ſie Damaſcus würden eingenommen haben, theilen wolte; denn ſeine Abſicht war, auf das geſchwindeſte wieder vor dieſen Platz zu rücken, um ſich das Entſetzen der Einwohner zu Nutze zu machen, und ſie zur Uebergabe zu zwingen. Nachdem er alſo ſeinen Trupen nur eine ſehr kurze Raſt verſtattet hatte, ertheilte er Befehl zum Aufbruche. Ehe er ſich aber auf den Marſch begab, ſchickte er einen Bothen an den Califen, um ihm von dem glücklichen Fortgange ſeiner Waffen Nachricht zu bringen. Der Brief, den er ihm deswegen ſchrieb, war folgender:

Im Namen Gottes des Erbarmers. Der Diener Gottes Khaled-ebn-Walid dem Nachfolger des Geſandten Gottes. Ich bete den einigen Gott an, und bitte für ſeinen Propheten Mahomet, auf welchem der göttliche Seegen ruhe. Ich dancke Gott unaufhörlich, daß er die wahren Gläubigen errettet, die Götzendiener

diener vertilgt, und das Licht derer, die im Irrthume waren, ausgelöſcht hat.

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

Ich melde dir, Haupt der Gläubigen, daß wir die griechiſche Armee bey Ainadin, unter Anführung des Werdans, Befehlshabers von Hemes, angetroffen, und unſre Feinde überwunden haben. Mehr als funfzigtauſend Mann ſind in zwey Schlachten umgekommen; und wir haben nicht mehr als vierhundert und zwey und ſiebzig Muſelmänner verlohren. Jetzt kehren wir vor Damaſcus zurück. Bitte Gott, daß er uns Glück gebe.

Dieſen Brief nach Medina zu bringen, und den Ruhm der Muſelmänner zu verkündigen, ward Abdarrahman, der Sohn des Califen, auserſehen. Abubeker, welcher vor Freuden ganz auſſer ſich kam, als er eine ſo ſchmeichelhafte Nachricht, durch einen jungen Kriegshelden, den er ſo zärtlich liebte, erhielt, warf er ſich zur Erde, und dankte GOtt für den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen. Er machte den Brief, den ihm der General geſchrieben hatte, bekannt. Man ſtellte zu Medina groſſe Freudenfeſte an, welche gar bald auch in andern Provinzen Arabiens, in welchen dieſe Neuigkeit ſchleunig ausgebreitet wurde, erfolgten.

Die arabiſchen Völker verlangen n. Syrien zu gehen.

Eine groſſe Menge Araber, welche nach Ehre, weit mehr aber nach Beute, begierig waren,

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

ren, reiſeten von Mecca aus, und kamen zu dem Califen, ihn inſtändigſt um Erlaubniß zu erſuchen, nach Syrien zur Armee gehen zu dürfſen. Abubeker ſchien willig genug zu ſeyn, ihre Bitte, die ſie mit ſo viel Eyfer zu thun ſchienen, Statt finden zu laſſen; Omar aber, den er deßwegen zu Rathe zog, war anderer Meinung.

Omar ſetzt ſich darwider.

Er ließ den Califen überlegen, daß die meiſten von denen, welche ſo viel Begierde, nach Syrien zu ziehen, bezeigten, eben diejenigen wären, welche kurz vorher die Waffen wider die Schüler des Propheten ſo lange geführt hätten, als ſie ſtark genung, ihnen die Spitze zu bieten, und ihre Religion zu unterdrücken, geweſen wären: ietzo ſey weder das Verlangen dem Staate, noch der Religion zu dienen, die Urſache warum ſie um Erlaubniß anhielten, zur Armee gehen zu können, bloß die Beute reitze ſie an, und die Hoffnung, nach der Eroberung von Damaſcus den Raub mit theilen zu können: Ihre Ankunft würde ganz gewiß Unruhe bey der Armee verurſachen, weil es billig ſey, daß man diejenigen, welche ſchon in den Waffen wären, die Früchte ihrer Siege ruhig genieſſen lieſſe, beſonders bey gegenwärtigen Umſtänden, da ſie ſtarck genug wären, ihre Eroberungen, ohne neue Hülffe nöthig zu haben, zu vollziehen.

Ihre Gegenvorſtellungen.

Abubeker ward von den Urſachen, die ihm Omar anführte, gerühret, trat ſeiner Meinung bey, und ſchlug ihnen die Erlaubniß, um die ſie

Abubeker. Hegire 13. n. C. G. 633.

ſo eyfrig anhielten, ab. Dieſe abſchlägliche Antwort machte viel Mißvergnügte. Unter andern machten die Einwohner von Mecca, und beſonders der Stamm der Coreiſchiten, Gegenvorſtellungen, und gaben dem Califen zu bedenken, daß man ſie unter dem Vorwande, weil ſie das Unglück gehabt hätten, die Schüler des Geſandten Gottes zu verfolgen, ganz mit Unrecht abhalte, die Waffen für die Religion zu führen; daß man ihnen die unſeligen Tage nicht vorwerffen dürffe, da ſie in den Schatten der Unwiſſenheit vergraben geweſen wären, und geglaubt hätten, der Wahrheit zu dienen, indem ſie wider ſie geſtritten; daß ſie nunmehr unter einer Religion, und unter einem Glauben an Herze und Geiſt vereinet wären, und man ſie alſo als Brüder anſehen müſſe, da ſie ohnedem, auſſer der Glaubensvereinigung, größten Theils unter einander durch die Banden des Bluts vereinet wären, daß zwar in der That die Einwohner von Medina die wahre Religion eher bekannt hätten, und in Anſehung deſſen den Vorzug vor andern Muſelmännern verlangen könnten, daß ſie aber deßwegen kein Recht hätten, diejenigen von dem Dienſte auszuſchlieſſen, welche erſt nach ihnen die Lehre des Propheten ergriffen hätten, gleichwohl aber ſich rühmten, eben ſo viel Eifer als ſie für die Ausbreitung der Religion zu haben.

Der Calife gewährt ihnen ihre Bitte.

Der Calife hörte dieſe Gegenvorſtellungen gütig an; er berathſchlagte ſich mit dem Ali und

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

Omar darüber, und ſie beſchloſſen endlich, daß man die Bitte der Coreiſchiten müſſe Statt finden laſſen. Es ward ihnen alſo erlaubt zur Armee aufzubrechen. Abubeker nahm es auf ſich, ſie bey dem Khaled in dem Briefe, durch welchen er ihm zu ſeinem gehabten Fortgange Glück wünſchen wollte, anzumelden. Abdarrahman, welchen der Caliſe während der Zeit bey ſich behalten hatte, muſte die Antwort dem General überbringen. Er fand ihn auf dem Zuge nach Damaſcus, wovon er ſich in kurzen Herr zu machen hoffte.

Die Damaſcener ihres Theils, ob ſie gleich durch die traurige Nachricht von der Niederlage der käyſerlichen Trupen ſehr niedergeſchlagen waren, beſchloſſen gleichwohl, dem Feinde noch zu widerſtehen. Sie hatten ſich die Abweſenheit der Muſelmänner zu Nutze gemacht, ihre Stadt mit Lebensmitteln zu verſehen: die meiſten Einwohner der benachbarten Flecken, waren in dieſen Platz geflüchtet, und hatten alle ihre Habſeligkeiten mitgebracht, um ſie dem Feinde, deſſen Ankunft man alle Tage erwartete, zu entreiſſen. Es befanden ſich alſo damals eine ſehr groſſe Menge Menſchen in Damaſcus, wovon aber die wenigſten Soldaten waren, ſo daß man gleich im voraus befürchten mußte, es werde ſehr ſchwer halten, ſich wider kriegeriſche Trupen zu vertheidigen, deren Muth und Hoffnung täglich durch den Fortgang, den ſie hatten, verſtärket wurde.

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Khaled nimt die Belagerung der Stadt Damaſcus wieder vor.

Khaled erſchien endlich vor dieſem Platze. Er wieß ſeinen vornehmſten Heerführern ihre Poſten an, und ſich ſelbſt ließ er vor dem Morgenthore nieder. Die Bewachung des Lagers vertraute er dem Derar, und gab ihm in dieſer Abſicht zehntauſend Mann zu Pferde, mit welchen er ihm das Lager ſorgfältig zu umreiten befahl, damit ſie von den Griechen nicht möchten überfallen werden.

Man nahete ſich hierauf den Auſſenwerken der Stadt, welche anfangs von den Belagerten ſehr muthig vertheidiget wurden. Sie erlegten eine groſſe Menge Muſelmänner mit Pfeilen, und noch weit mehrere mit Maſchienen, die ſie auf die Mauren geſtellt hatten, und durch die ſie einen Hagel von Steinen, welcher die Belagerer zerſchmetterte, herabfallen lieſſen. In den Ausfällen aber, welche die Damaſcener wagten, hatten ſie nicht gleiches Glück. Die Muſelmänner behielten allezeit die Oberhand, ſo daß ſich die armen Einwohner kaum auſſer ihrer Stadt mehr zeigen durften. Da ſie nun endlich ſahen, daß ſie auf das äuſſerſte gebracht waren, ſo fingen ſie an, an die Uebergabe zu denken; ſie beſchloſſen ſo gar, ſie zu beſchleinigen, damit der Feind durch einen längern Verſchub wegen der Bedingungen nicht ſchwieriger werden möchte.

Thomas überredet die Damaſcener zu einem Ausfalle.

Man verſammlete ſich, wegen dieſer Sache zu Rathe zu gehen. Alle ſchienen darinnen

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

übereinzukommen, daß man ſich ergeben müſſe, als ein Mann von dem vornehmſten Range in Damaſcus, der aber keine Bedienung hatte, ſich heftig wider dieſe Meinung ſetzte. Dieſer Mann war Thomas, ein Eydam des Käyſers Heraclius. Er gab ſich lange Zeit alle Mühe, den Damaſcenern Muth zu machen, doch es war umſonſt; die Unerſchrockenheit der Araber hatte ſie ſo niedergeſchlagen gemacht, daß ſie keine andre Zuflucht ſahen, als ſich mit dem Feinde zu vergleichen.

Thomas that endlich den Vorſchlag, ſich ſelbſt aufzumachen und an ihre Spitze zu treten, wenn ſie noch einen Ausfall wagen wollten. Dieſer Vorſchlag that ſeine Wirkung; die Damaſcener wurden durch das Beyſpiel eines ſo verehrungswürdigen Anführers aufgemuntert, verſprachen unter ihm zu ſtreiten; und machten ſich ſogleich bereit auf den Feind los zu gehen. Die Mahometaner ihres Theils machten ſich eben gefaßt, einen neuen Sturm zu wagen, als ſie die Damaſcener in Schlachtordnung anrücken ſahen.

Die Araber würden ihnen vielleicht nicht Zeit gelaſſen haben, dieſen Ausfall mit Ordnung zu thun, wann die Damaſcener nicht zugleich ihre Kriegsmaſchienen hätten ſpielen laſſen, welche den Feind genugſam verhinderten ſich zu nähern. Als Thomas ſeine Trupen geſtellt hatte, ſo gab er das Zeichen zum Treffen, indem er einen Pfeil gegen den Feind losſchoß. Sogleich ward man auf verſchiedenen Seiten handgemein, und der Anfall war anfangs auf beyden Theilen gleich blutig.

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Mitten im Streite ſahen die Damaſcener, zu ihrem Erſtaunen, eine wohlbewaffnete Weibesperſon, welche ſich bis in die erſten Glieder der Araber hervor drang, daſelbſt zu fechten. Mit dem erſten Pfeile, welchen ſie abdrückte, verwundete ſie die Hand desjenigen, welcher die feindliche Fahne trug. Als dieſe Fahne fiel, ſo brachen die Araber mit Wuth auf dieſer Seite ein, um ſich derſelben zu bemächtigen; ſie eroberten ſie auch in der That, und warffen ſie aus einer Hand in die andere, um ſie in die hinterſten Glieder in Sicherheit zu bringen.

Thomas, welcher es geſehen hatte, wie die Araber ſich der Fahne bemächtiget, brach mit ſeinem Gefolge ſo hitzig in ihre Glieder ein, daß er ſich bis zu dem Sergiabil hindurch drang, in deſſen Händen ſich die Fahne befand. Der Streit ward an dieſem Orte ſehr heftig. Der chriſtliche General ſchlug ſich mit einer Tapferkeit, von welcher es ſchien, daß ſie die ſchönſten Folgen nach ſich ziehen müſſe, als er plötzlich durch einen Pfeil, welcher ihm das Auge traf, auſſer Stand geſetzt wurde, weiter zu kämpfen. Der Schmertz machte ihn wankend; ſeine Leute unterſtützten ihn, und alles, was man nunmehr thun konnte, war die Fahne

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633. und die Vortheile, die man beynahe erlangt hatte, im Stiche zu laſſen, um den General auf das ſchleinigſte nach Damaſcus zu bringen.

Dieſer den Damaſcenern ſo verderbliche Schuß kam von eben der arabiſchen Weibesperſon, welche bereits den Fähndrich durchſchoſſen hatte. Sie war mit der erſten That wenig zufrieden, und ſuchte keinen geringern, als den General, zu tödten, weil ſie einzig dieſen als den Mörder ihres Mannes betrachtete. In der That hatte auch der erſte Pfeil, welchen Thomas abſchoß, das Zeichen zum Treffen damit zu geben, einen Officier durchbohrt, welcher dieſes Weib vorkurzen geheyrathet hatte, und was noch an Seiten des chriſtlichen Generals das ſchändlichſte darbey war, ſo war der Pfeil vergiftet geweſen, und zwar war der Gift ſo fein, daß der Officier, welcher davon getroffen wurde, faſt auf der Stelle blieb, ob die Wunde gleich vor ſich ſelbſt nicht tödtlich war.

Die junge Wittwe, anſtatt ſich der Traurigkeit und den Thränen zu überlaſſen, hatte bloß ihrer Rache Gehör gegeben; und ſo bald als ſie erfahren hatte, daß der Schuß, durch welchen ihr Mann geblieben, von dem chriſtlichen Generale gekommen ſey, hatte ſie den großmüthigen Entſchluß gefaßt, ihm das Leben zu nehmen, oder auf der Wahlſtatt zu bleiben.

Ihrer Rache aber ward nur zum Theil Genüge gethan. Der General ward verwundet,

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

man erfuhr aber, daß er ſich gar bald würde wieder zeigen können. Und in der That, ſobald er verbunden war, befand er ſich auch beſſer, und wollte ſogleich wieder zurück kehren, um die noch immer mit Hitze wider die Muſelmänner ſtreitenden Chriſten durch ſeine Gegenwart aufzumuntern. Die Einwohner von Damaſcus aber lagen ihm ſo heftig an, ſich ſeiner Hitze nicht zu überlaſſen, daß er endlich darein willigte, ſich nicht an die Spitze der Truppen zu ſtellen; dennoch aber wollte er an dem Thore der Stadt bleiben, vor welchem das Treffen vorfiel, damit er, was vorgehe, ſehen und ſeine Befehle darnach ertheilen könne.

Er hatte Urſache mit der Tapferkeit der Damaſcener zufrieden zu ſeyn. Wann ſie ſchon keine groſſen Vortheile über den Feind davon trugen, ſo verhinderten ſie wenigſtens, daß die Araber über ſie keine erhielten. Das Treffen ward auf beyden Theilen ſehr hitzig fortgeſetzt, und man ließ nicht eher von einander ab, als bis ſie die Nacht an den Rückzug zu denken nöthigte.

Thomas wollte ſich den Muth ſeiner Truppen zu Nutze machen, und unternahm es, gleich in der darauf folgenden Nacht, ein Vorhaben auszuführen, welches er ſeit ſeiner Verwundung ausgedacht hatte. Dieſes beſtand darinne, durch die verſchiedenen Stadtthore, einen allgemeinen Ausfall zu wagen, und plötzlich das Lager der Araber zu überfallen. Er glaubte,

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

ſie, beſonders nach einem ſo blutigen Tage, gewiß zu überraſchen.

Die Damaſcener wagen einen zweyten Ausfall.

Die Damaſcener ſtimmten dem Vorhaben des Generals um die Wette bey, und machten ſich gefaßt, es mit aller Tapferkeit, die bey dergleichen Umſtänden nothwendig war, auszuführen. So bald ſie den Schall einer Klocke vernahmen, welches das abgeredete Zeichen war, ſo fielen ſie durch die verſchiedenen Stadtthore aus, und ſtürzten ſich auf die feindlichen Quartiere, die dieſen Thoren gegenüber ſtanden.

Dieſer plötzliche Ausfall war den Damaſcenern anfangs ſehr vortheilhaft. Sie ermordeten ohne Mühe eine groſſe Anzahl Araber, welche an nichts weniger als an ein ſolches Unternehmen dachten; ſobald man aber anfing Lermen zu blaſen, bekamen die Sachen ein ganz ander Anſehen.

Khaled ertheilte auf das ſchleinigſte Befehl, und alle Trupen von ſeinem Quartiere waren gar bald im Stande den Chriſten die Spitze zu bieten. Er begab ſich in Perſon nach dem Quartiere des Sergiabil, wo es die höchſte Zeit war. Thomas hatte daſelbſt alles in Unordnung gebracht. Die junge arabiſche Wittwe, welche daſelbſt bey den Trupen geblieben war, hatte ſich mit aller Tapferkeit des unerſchrockenſten Soldaten herumgeſchlagen; endlich aber war ſie doch zum Kriegsgefangenen gemacht worden, nachdem ſie verſchiedene griechiſche Soldaten,

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

ten, die ſich ihrer bemächtigen wollten, mit eigner Hand umgebracht hatte. Sergiabil hatte ſich gleichfalls mit vieler Unerſchrockenheit gegen den Thomas ſelbſt vertheidiget, welcher eben bey dem zweyten Angriffe ihn entweder tödten oder zum Gefangenen machen wollte, als Khaled, von dem Abdarrahman und andern Officiers unterſtützt, zur rechten Zeit anlangte, ihn frey zu machen: auch die junge Wittwe ward durch dieſes Mittel in Freyheit geſetzt, und der griechiſche General, welcher ſich von allen Seiten angefallen ſahe, mußte es noch vor ein Glück ſchätzen, daß er eiligſt davon und in ſeine Stadt kommen konnte.

Die chriſtliche Armee wird in Stücken gehauen.

Der Einbruch der Damaſcener ward ihnen, auf der Seite, wo Obeidah commandirte, weit nachtheiliger. Dieſer General ließ den erſten Ausfall durch einen Hauffen auserleſener Soldaten aushalten, und während daß man ſie durch einen tapfern Widerſtand beſchäftigte, ließ er einen andern Hauffen ausbrechen, welcher in möglichſter Eil einen Umſchweif nehmen, und den Chriſten in den Rücken fallen mußte, wodurch ſie denn auf allen Seiten umringt wurden.

Dieſe Anordnung verurſachte auf dieſer Seite die Niederlage der Damaſcener. Sie wandten zwar alle ihre Kräfte an, und ſchlugen ſich mit aller Tapferkeit, welche Wuth und Verzweiflung nur geben kan; doch der Sieg erklärte

ſich

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

ſich für die Araber. Die Chriſten wurden auf das grauſamſte niedergemacht, und es kam nicht ein einziger von denen, die bey dieſem Angriffe geweſen waren, davon. Die, welche durch die andern Thore ausgefallen waren, wurden gleichfalls ſehr mißgehandelt, ſo daß die Damaſcener, dieſem unglücklichen Ausfalle zu Folge, mit aller Gewalt zu kapituliren beſchloſſen. Umſonſt bath Thomas um einigen Aufſchub, damit er an den Käyſer um Hülfe ſchreiben könne; die Einwohner wollten ihn nicht mehr hören, und dachten nunmehr deſto eifriger auf eine ſchleunige Uebergabe, als ſie erfuhren, daß Khaled in den Waffenſtilleſtand nicht habe willigen wollen, um welchen ihn ihr General gebeten hatte.

Der verſchiedene Charakter des Khaleds u. Obeidah.

Die Damaſcener waren ſehr unſchlüßig, wie ſie dieſe Unterhandlung angreiffen ſollten. Khaled wurde für einen unerbittlichen Mann gehalten, welcher keine andre Abſicht habe, als den Platz mit Gewalt zu erobern, und ihn mit Schwerdt und Feuer zu verwüſten. Obeidah war weit mäßiger, er war nicht nach Chriſtenblute begierig, ſeine einzige Abſicht war, ſie zu nöthigen, entweder Mahometaner zu werden, oder Tribut zu bezahlen. An ihn alſo beſchloſſen die Damaſcener ſich zu wenden. Unterdeſſen war dieſes doch ſehr viel gewagt; denn da Khaled General war, ſo konnten nun mit ihm die Unterhandlungen ſicher gepflogen werden. Weil aber die rauhe Gemüthsart dieſes ſtolzen

Arabers auf ſeiner Seite wenig Hoffnung zu einem Vergleiche machte, ſo beſchloß man, es möge nun daraus erfolgen was da wolle, die Sache mit dem Obeidah zu unternehmen.

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Anfangs ließ man ſeine Geſinnung durch Abgeordnete ausforſchen, welche man bey Nachtzeit zu dem Thore, welches ſeinem Quartiere gegenüber war, hinaus ließ. Man erhielt gar bald eine ſehr vortheilhafte Antwort. Obeidah ließ den Damaſcenern wiſſen, daß ſie der Unterhandlung wegen vollkommen ſicher zu ihn kommen könnten; er ſchickte ſogar einen von ſeinen vornehmſten Hauptleuten, den Abu-Obeirah, zu ihnen, um die Unterhändler, die man zu ihm ſchicken wollte, mit zu bringen.

Die Damaſcener fangẽ mit dem Obeidah eine Unterhandlung an.

Die Damaſcener wurden über einen ſo glücklichen Anfang erfreut, und lieſſen ſogleich verſchiedene von den vornehmſten Einwohnern abgehen, welchen ſie ihre Entſchlieſſungen anvertrauten. Die Höfligkeit und Leutſeligkeit des Obeidah, machte den Unterhändlern die ſchönſte Hofnung. Sie wurden mit Achtung empfangen, und als ſie ihre Vergleichungspuncte vortrugen, ſo fanden ſie einen General, welcher ihnen beynahe alles einzugehen bereit war. Der vornehmſte Punct, worauf ſie beſtanden, betraf die Kirchen, um deren Erhaltung ſie baten. Obeidah machte anfangs Schwierigkeiten, endlich aber willigte er mit einigen Einſchränkungen in ihr Verlangen: er machte ihnen ſieben

Kirchen aus, in welchen ſie die freye Ausübung ihre Religion ſollten genieſſen können. Da man alſo der verſchiedenen Artikel wegen einig geworden war, ſo gab Obeidah ſie ihnen ſchriftlich. Was aber die Ausführung anbelangte, ſo müßte man ſich auf ſein Wort verlaſſen; denn da er nicht der oberſte Feldherr war, ſo konnte er dieſen Tractat nicht unterzeichnen. Unterdeſſen foderte er doch, daß man ihn von dem Augenblicke an die Stadt ſolle in Beſitz nehmen laſſen, in die er mit nicht mehr als hundert Leuten einziehen wolle. Er verlangte ſeiner Sicherheit wegen auch Geiſſel, und ſobald er ſie empfangen hatte, zog er in die Stadt ein.

Von dieſem allen bekam Khaled nicht das geringſte zu erfahren. Er ſann damals gleich auf einen neuen Sturm, welcher auf der Morgenſeite, wo ſein Quartier war, vor ſich gehen ſollte. Während daß er die nöthigen Anſtalten zu dieſem Unternehmen machte, ward er von einem griechiſchen Prieſter, Namens Joſias, angeredet, welcher Gelegenheit gefunden hatte, aus Damaſcus zu entkommen, und bis in ſein Quartier zu gelangen. Er erbot ſich, den Khaled in die Stadt zu führen, ohne daß es ihm einen neuen Sturm koſten ſolle, und bat dafür zur Belohnung, ihm und ſeinen Anverwandten alle Sicherheit zuverſchaffen, und ſie in dem Beſitze der Güter, welche ſie in dem Gebiete von Damaſcus hatten, zu erhalten.

Nach-

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633

Nachdem der Vorſchlag angenommen worden, ſo ſchickte Khaled unter Anführung des Joſias einen Hauffen von hundert Mann, welchen er befahl, ſich des Morgenthores zu bemächtigen, die Ketten zu zerſprengen, und **Alla-achar** zu ruffen, ſobald ſie es inne haben würden. Der Verräther Joſias hielt ſein Wort; die Araber wurden in die Stadt gebracht, und gaben bald dadurch das abgeredete Zeichen.

So gleich drang Khaled an der Spitze ſeiner Trupen herein, und fing an alle Einwohner, die ihm unter die Hände kamen, auf das grauſamſte nieder machen zu laſſen. Durch lauter Morden gelangte er bis an den Platz vor der Hauptkirche. Aber wie erſtaunte er nicht, als er ſahe, daß Obeidah davon im Beſitze war! Er ſchien mitten in dem Lerm, welchen die Ankunft des Khaled in der Stadt erregt hatte, ruhig zu ſeyn; er war ſo wohl als ſeine Officiers entwaffnet, und man ſahe eine groſſe Menge Männer und Weiber um ihn verſammlet, welche unter dem Schutze dieſes Heerführers ſicher zu ſeyn glaubten.

Streitigkeit zwiſchen Khaled und Obeidah, wegen der Einwohner von Damaſcus.

Obeidah merkte in den Augen des Khaled ſeine Verwirrung und ſein Mißvergnügen, ging dem Generale entgegen, und ſagte, um ihn zu beſänftigen, Gott habe aus Barmherzigkeit das Blut der Mahometaner ſparen wollen, und ihnen deswegen die Mühe ſich zu ſchlagen benommen, indem ſich die Stadt gutwillig übergeben

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

geben habe. **Und ich, ich habe ſie mit Gewalt erobert**, antwortete Khaled wüthend; **keine Gnade alſo für die Einwohner.**

Dieſe ſchrecklichen Worte ſetzten die Damaſcener in die äuſſerſte Beſtürzung. Obeidah wollte beſtändig den General zur Güte bringen, indem er ihm vorſtellte, daß eine Kapitulation da ſey, daß er ſie mit eigener Hand geſchrieben habe, und daß ſie ihm die Einwohner, wann er es erlaubte, zeigen wollten. **Ey**, verſetzte Khaled, **wie hat es dir einkommen können, eine Uebergabe zu verwilligen, ohne mich deswegen zu befragen? Bin ich nicht General, und kan man ohne mich das geringſte ſchlüſſen? Damit ich es alſo zeige, daß ich Herr bin, ſo will ich alle Einwohner über die Klinge ſpringen laſſen?**

Obeidah, welcher es wohl einſahe, daß der Generahl Recht habe, und daß er in der That nicht gehalten ſey, einen Vergleich nachzukommen, welchen man ohne ſeine Einwilligung geſchloſſen habe, verſuchte ihn durch die Grundſätze ſeiner Religion zu bewegen. Er ſtellte ihm vor, daß die Uebergabe im Namen Gottes und des Propheten ſey gemacht worden; daß alle Muſelmänner, welche damals bey ihm geweſen wären, ſie gebilliget hätten; und daß er übrigens nicht geglaubt habe, in einer Sache, welche ihrem Volke ſo viel Ehre mache, auf ſeiner Seite eine ſo beſondre Widerſetzung anzutreffen.

Abubeker. Hegire 11. n. C. G. 633.

Eine groſſe Anzahl vornehmer Muſelmänner trat hierauf des Obeidah Meinung bey, und that dem Khaled die äuſſerſten Vorſtellungen, ihn zu bewegen. Unterdeſſen aber ſetzten die Araber, welche dem Generale gefolgt waren, doch noch immer das Morden fort, und ſo gar verſchiedene, die bey ihm waren, verlieſſen ihn, und gingen der Plündrung, wie die andern, nach. Als Obeidah von dieſer Unordnung Nachricht erhielt, ſo ſtieg er zu Pferde, verließ den Khaled auf einen Augenblick, und ſprengte durch die verſchiedene Theile der Stadt, wo die nach Beute und Blut begierigen Soldaten ihre Wuth ausübten. Er befahl ihnen im Namen des Propheten, mit dem Plündern ſo lange inne zu halten, bis der Streit, welchen er mit Khaled habe, zur Richtigkeit gebracht ſey.

Im Namen des Mahomets ließ das Lermen allmählig nach. Obeidah kehrte zu dem Khaled zurück, welchen er noch immer entſchloſſen fand, von ſeiner einmal gefaßten Geſinnung nicht im geringſten abzugehen. Unterdeſſen ſchien er doch durch einige Vorſtellungen gerührt zu ſeyn, die man ihm wegen der Wichtigkeit that, von der es in der Folge ſeyn könne, wenn er ſich iezt zur Güte geneigt finden lieſſe. Man ſtellte ihm vor, daß noch eine groſſe Anzahl Plätze zu erobern wären; daß, wenn man die Damaſcener nach einer, ob gleich mangelhafften, Kapitulation, ſo ſehr mißhandeln wollte, die Mahometaner ſich verhaßt machen würden;

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

und daß andre Städte, welche die Umſtände nicht ſo genau wüßten, ſie als Leute ohne Treu und Glauben anſehen, und alſo den Entſchluß faſſen würden, ſich bis auf das äuſſerſte zu vertheidigen, welches alsdann der ganzen Nation ſehr viel Blut koſten müſſe?

Khaled beſtätiget die den Damaſcenern verwilligte Uebergabe.

Dieſe letztern Vorſtellungen machten bey dem Khaled Eindruck, daß er endlich den Tractat, welchen Obeidah mit den Damaſcenern gemacht hatte, genehm hielt; er wollte aber doch vorher, daß man ihm ihren General Thomas, und noch einen andern vornehmen Officier, Namens Herbis, welchen er durchaus keine Gnade wollte wiederfahren laſſen, ausliefern ſollte. Unterdeſſen ließ er doch die neuen Vorſtellungen, die ihm Obeidah, in Anſehung dieſer zwey Officiers, that, Statt finden. Er ſagte ihm, daß ſie in der Kapitulation nahmentlich begriffen wären, und daß er ihnen alſo die Gnade, die er den übrigen Einwohnern wiederfahren lieſſe, gleichsfalls müſſe wiederfahren laſſen.

Die Damaſcener wurden alſo ſämtlich in den Tractat, vermittelſt welchen die Muſelmänner ſie Vergleichsweiſe übernahmen, eingeſchloſſen, und man machte ſogleich durch die ganze Stadt bekannt, daß die Einwohner unter dem Schutze der Araber in Damaſcus bleiben, oder ſich einen andern Ort zu ihrem Aufenthalt auserſehen könnten, im Falle ſie die Stadt zu verlaſſen für gut befinden ſollten.

Die Chriſten, welche zu Damaſcus bleiben wollten, erhielten vermittelſt eines Tributs, welchen ſie dem Sieger zu bezahlen verſprachen, ihre freye Religionsübung. Es fand ſich aber doch eine groſſe Anzahl, die den Entſchluß faßten, dem Thomas, ihrem Generale, zu folgen, welcher ſich mit den vornehmſten Einwohnern der Stadt Damaſcus nach Antiochia begeben wollte.

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

Thomas hielt hierzu um eine Bedeckung an, und als Khaled Schwierigkeiten machte, ihm eine ſo ſtarke, als er verlangte, zu verwilligen, ſo bat der Damaſceniſche General bloß, ihm drey oder vier Tage hindurch, welches ohngefehr ſo lange war, als ſein Marſch währen konnte, alle Sicherheit zu verſprechen. Khaled willigte darein, er fügte aber die Bedingung hinzu, daß die Damaſcener nichts mit ſich wegnehmen ſollten, als die Lebensmittel, welche ſie die kurze Zeit über nöthig haben könnten.

Die den aus Damaſcus ziehenden Chriſten verwilligte Bedingungk.

Obeidah war in der Kapitulation, die er verwilliget hatte, weit gütiger geweſen; denn es befand ſich ein Artikel darinne, welcher den Damaſcenern ausdrücklich erlaubte, ihre Habſeligkeiten und Gelder mit fort zu nehmen. Sie wandten ſich alſo abermals an dieſen General, und baten ihn, ſein Anſehen bey dem Khaled zu gebrauchen, damit man ſie die wenigen Vortheile, die ihnen in der Kapitulation verſtattet wären, ganz genieſſen lieſſe. Obeidah, welcher

Abubeker. Hegire 12. n. C. E. 633.

nach ſeiner Gemüthsart ſo gar von dem Unglücke ſeiner Feinde auf das heftigſte gerührt ward, brachte endlich den Khaled dahin, auch in dieſem Puncte nachzugeben.

Zu gleicher Zeit aber zeigte ſich eine neue Schwierigkeit. Der General der Mahometaner, welcher nur mit dem größten Widerſtreben in dasjenige willigte, was den Chriſten etwa angenehm ſeyn konnte, verlangte wenigſtens, daß alle diejenigen, welche fortzögen, unbewaffnet ſeyn ſollten. Es koſtete neue Vorſtellungen, hierbey einige Linderung auszuwircken; und dieſes war abermals das Werk des Obeidah, welcher dem Khaled zu überlegen gab, daß, da man den Damaſcenern alle Sicherheit verſprochen habe, ſo ſey es auch nothwendig, ſie in den Stand zu ſetzen, daß ſie auf ihrer Reiſe, ſo wohl von Seiten der das Land durchſtreifenden Partheyen, als von Seiten der wilden Thiere, die ſie etwa anfallen könnten, nichts zu befürchten haben dürften. Nach vielen Schwierigkeiten erhielt man endlich Waffen für die Chriſten; allein es wurde ausgemacht, daß ein jeder nicht mehr als eine Art davon haben ſollte, ſo daß derjenige z. E. welcher einen Degen habe, weder Bogen, noch Lanze, und derjenige, welcher einen Bogen habe, weder Lanze noch Degen führen ſolle. Dieſes war alles, was man von dem General der Muſelmänner erlangen konnte.

Die Chriſten begeben ſich unter

Nach dieſen verſchiedenen Vorbereitungen, machte man ſich endlich auf den Weg. Es war ein ſehr rührender Anblick, die vornehmen Damaſcener, in Begleitung alles deſſen, was ſie beträchtliches hatten, dieſe angenehme Stadt, wo ſie waren erzogen worden, und dieſe prächtigen Palläſte verlaſſen zu ſehen, wo ſie ſo lange ein ſo angenehmes Leben geführet hatten. Sie hatten ihre Weiber und Kinder bey ſich, deren natürliche Schwachheit ſich durch alle die Bequemlichkeiten, die ſie in dem Schooſſe der Wolluſt und des Ueberfluſſes genoſſen hatten, um vieles vergröſſert befand. Sie ſahen ſich genöthiget, eine mühſelige Reiſe anzutreten, mitten durch abſcheuliche Wüſten, unbebaute Wälder, und über rauhe Berge, wo ſie vielleicht an dem allernothwendigſten würden Mangel leiden müſſen.

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Anführung des Thomas und Herbis auf den Weg.

Thomas, der Schwiegerſohn des Kayſers Heraclius, ſtellte ſich an die Spitze dieſer unglücklichen Flüchtlinge; und Herbis, ein Officier von dem vornehmſten Range, theilte mit ihm die Sorge und Verwirrung, die ſie bey Einrichtung dieſes Zuges fanden. Man bemühte ſich, alles ſo anzuordnen, daß die Weiber und Kinder, und das Geräthe, welches unermeßlich war, wider die Anfälle der Räuber, die das Land durchſtreiften, geſichert wären. Man machte alſo verſchiedene Hauffen Reuteren, welche dieſe unglückliche Vertriebene wider das, was ihnen etwa begegnen könnte, beſchützen ſollten.

Abubeker.
Hegire 12.
n.C.G. 633.

Khaled will den Chriſten nachſetzen.

Der Unwille, welchen Khaled gegen die Damaſcener, bey Schlüſſung des Tractats, den Obeidah mit ihnen gemacht, bezeigt hatte, ſchien noch weit heftiger zu werden, als ſie fortgezogen waren. Er konnte es nicht ohne Aergerniß anſehen, daß ſie ihm ſo entgehen ſollten. Der Verdruß, den er darüber hatte, brachte ihn auf einen Einfall, welcher ſeiner Grauſamkeit und Ungerechtigkeit würdig war. Er beſtand darinne, dieſen unglücklichen Chriſten nachzuſetzen, ſie gänzlich auszurotten, und ſich der Reichthümer, die ſie mitgenommen, zu bemächtigen.

Unterdeſſen da die Beobachtung der Friedensſchlüſſe ein Punct iſt, welcher in dem Geſetze des Mahomets ausdrücklich gebothen iſt, ſo machte er ſich einiges Bedenken, welches er aber gar bald zu unterdrücken wuſte. Er hatte den Damaſcenern zwar in der That alle Sicherheit auf ihrem Wege verſprochen, es war aber auch ausgemacht worden, daß dieſe Sicherheit nicht länger als drey Tage dauern ſolle. Dieſe Zeit alſo ließ er verſtreichen, und bediente ſich derſelben unterdeſſen, die nöthigen Befehle an viertauſend auserleſene Mann zu ſtellen, um ſich fertig zu halten, Tag und Nacht die Chriſten zu verfolgen, ſobald die drey Tage um ſeyn würden.

Streit zwiſchen dem Khaled und

In dieſem Zwiſchenraume erhob ſich ein Streit wegen des Getreides, welches ſich zu Dama-

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Obeidah wegen des Getreides, welches zu Damaſcus war.

Damaſcus befand. Khaled behauptete, daß es den Muſelmännern, vermöge des Rechts der Eroberung gehöre. Auf der andern Seite aber ſtellten diejenigen Damaſcener, welche lieber zinsbar werden, als ſich fortmachen wollten, vor, daß dieſes Getreide ihnen bleiben müſte, und daß auch dieſes noch ein Punct der Kapitulation ſey? Der General der Muſelmänner, welcher ſchon die übrigen mit größtem Widerwillen eingegangen war, ſtritt wider dieſen ungemein heftig; umſonſt nahmen Obeidah ſo wohl, als verſchiedene andere arabiſche Officiers, die Vertheidigung der Damaſcener über ſich; Khaled kam bis zur Wuth auſſer ſich, und man konnte ihn nicht eher beſänftigen, als bis man ihm vorſchlug, die Entſcheidung dieſes Streits an den Califen gelangen zu laſſen. Der General willigte darein, und ſogleich ward ein Curier nach Medina abgeſchickt, dem Abubeker von allem, was bisher vorgegangen, Nachricht zu geben.

Dieſe Streitigkeit hätte bald gemacht, daß Khaled ſeinen Entſchluß wegen des Nachſetzens vergeſſen hätte. Die Damaſcener waren ſchon vier Tage unterwegens, und es war zu vermuthen, daß ſie in dieſer Zeit einen Zufluchtsort würden gefunden haben.

Weil aber Khaled die Beſchwerlichkeit des Weges, die Menge der Alten, der Weiber und Kinder, welche unter dieſen Flüchtigen waren, und

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

und das üble Wetter, das ſie ſeit ihrer Abreiſe gehabt hatten, überlegte, ſo bildete er ſich ein, daß ſie vielleicht würden ſeyn aufgehalten worden, und er ſie wohl noch einhohlen könne.

Begebenheit eines Chriſten, Namens Jonas.

Gleichwohl war er noch zweifelhaft, was er thun ſolle; doch das heftige Anliegen eines chriſtlichen Renegaten bewegte ihn endlich, ſeinen Vorſatz auszuführen. Dieſer Renegate hieß Jonas. Es war ein junger Menſch von Stande, welcher eine junge Damaſcenerin aus einer vornehmen Familie geheyrathet hatte. Als die Heyrath geſchloſſen war, hatten die Aeltern des jungen Frauenzimmers plötzlich ihre Geſinnungen geändert, und als Jonas ſeine Frau verlangt hatte, ſie in ſein Haus zu führen, ſo hatte man ſie ihm abgeſchlagen, und hatte ihm ſogar verbothen, zu ihr zu kommen. Weil die Araber damals vor Damaſcus gekommen waren, ſo muſte man an etwas anders, als an die Ausführung dieſer Angelegenheit, denken. Jonas, welcher ſeinen Gegenſtand nicht aus den Augen ließ, machte ſich den Lermen, welchen die Belagerung verurſachte, zu Nutze, ſich eine Unterredung mit ſeiner jungen Frau zu verſchaffen; ſie wurden mit einander einig, aus Damaſcus zu fliehen. Sie machten ſich auch in der That beyde gefaßt, bey Nachtzeit fortzugehen, und vermittelſt etwas Geldes, welches ſie unter die Wachen vertheilten, gelang es ihnen, aus Damaſcus zu entkommen.

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Jonas, welcher voran ging, ward gar bald von den Arabern angehalten, die das Umreiten hatten. Die junge Frau, welche alles hörte, was vorging, hatte Zeit ihren Weg wieder zurück zu nehmen, und nach Damaſcus zu kommen, wo man ſie wieder einließ. Jonas wurde von dem Officier, welcher ihn angehalten hatte, befragt, und erzehlte ſeine ganze Geſchichte. Man ſchmeichelte ihn mit der Hoffnung, daß er ſeine Frau bald wieder ſolle zu ſehen bekommen, weil die Stadt in kurzen werde eingenommen werden; man fügte aber als eine Bedingung hinzu, daß er den Augenblick ein Mahometaner werden müſſe, oder daß man ihn widrigen Falls umbringen wolle.

Dieſe ſchreckliche Drohung machte bey dieſem unglücklichen Chriſten einen ſolchen Eindruck, daß er den Augenblick die mahometaniſche Religion anzunehmen bewilligte. Da dieſer erſte Schritt gethan war, ſo koſtete ihm das übrige alles wenig, oder nichts. Indem er ſeine Religion vergaß, vergaß er auch ſein Vaterland; er nahm Dienſte bey den Mahometanern, und gab ſich bey der Eroberung von Damaſcus viel Mühe, in Hoffnung den Gegenſtand, welcher ihn bezauberte, daſelbſt wieder anzutreffen.

Seine erſte Sorge war auch in der That, ſo bald die Araber die Stadt überkommen hatten, ſich nach ſeiner jungen Frau zu erkundigen.

Abubeker. Hegire. 12. n. C. G. 633.

gen. Als er vernahm, daß ſie in ein Kloſter geflüchtet ſey, ſo ging er hin, ſie zu ſuchen. Seine Freude, ſie wieder zu ſehen, war unbeſchreiblich. Er erzehlte ihr endlich, was er für Gefahr ihrentwegen ausgeſtanden, und zu was er ſich habe entſchlieſſen müſſen, dem Unglücke vorzukommen, auf ewig von ihr getrennt zu werden.

Die Geſchichte ſeines Abfalls verurſachte in dem Gemüthe dieſes jungen Frauenzimmers eine ſehr plötzliche Veränderung. Die Liebe für die Religion erhielt die Oberhand über die Neigung, welche ſie zu den Jonas gehabt hatte; ſie begegnete ihm mit der äuſſerſten Verachtung, ſie entfernte ſich, und verſicherte ihn, daß ſie nimmermehr mit einem Menſchen, welcher die Schwachheit gehabt habe, das Chriſtenthum abzuſchwören, etwas wolle zu thun haben; und als die Damaſcener endlich die Erlaubniß erhalten hatten, die Stadt zu verlaſſen, ſo begab ſie ſich mit der Tochter des Heraclius und andern Frauenzimmer weg, um ſich nach Antiochia zu wenden.

Jonas, welcher mit den meiſten mahometaniſchen Hauptleuten, und beſonders mit dem Khaled, Freundſchaft gemacht hatte, hielt bey dieſem Generale inſtändigſt an, daß er ſein Anſehen brauchen und ſeine Frau zurück halten möge. Khaled aber, welcher ſchon wegen der Kapitulation überhaupt Streit gehabt hatte, wollte ſich, einer einzeln Perſon wegen, keinen neuen machen, ſo daß er ihm alſo ſeine Bitte gänzlich abſchlug.

Abubeker. Hegire 12. n.C.G. 633.

Jonas bewegt den Khaled, die Chriſten zu verfolgen.

Weil ſein Anliegen nichts gefruchtet, ſo machte er ſich den Anſchlag zu Nutze, welchen Khaled, die Damaſcener zu verfolgen gemacht hatte, und erbot ſich ſogar bey dieſem unſeligen Unternehmen zum Wegweiſer zu dienen. Weil der mahometaniſche General, wie ich geſagt habe, bald darauf alles dieſes vergeſſen zu haben ſchien; ſo lag Jonas, welcher bis zur Verzweiflung getrieben ward, daß ihm das einzige Mittel, ſeine Frau wieder zu ſehen, entgehen ſollte, dem Khaled ſo inſtändigſt an, daß er ihn endlich bewegte, ſeinen faſt vergeſſenen Anſchlag wieder vorzunehmen. Auf dieſe Art machte alſo dieſer unwürdige Abtrünnige, in dem Vorſatze ſeiner Neigung Genüge zu thun, keine Schwierigkeit, ſich zum Werkzeuge brauchen zu laſſen, um eine unzählige Menge ſeiner Landsleute, welche durch die Mühſeligkeiten einer langen Belagerung, und noch mehr durch die Beſchwerlichkeiten der Reiſe, entkräftet waren, der Grauſamkeit der Araber zu überliefern.

Khaled nahm alſo, auf Anhalten dieſes Renegaten, ſeinen Anſchlag wieder vor. Er brach mit vier tauſend Mann auf, die er ausgeleſen und auf griechiſche Weiſe, nach dem Rathe des Jonas, gekleidet hatte, um die Damaſcener deſto

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

deſto leichter zu betriegen, welche vielleicht ein Mittel hätten finden können, ſich in Sicherheit zu ſetzen, wann ſie gehört hätten, daß eine ſo beträchtliche Menge Araber ihnen nachſetze.

Der General der Muſelmänner that ſeinen Marſch ſo eilig, daß er gar bald im Stande war, die Damaſcener zu erreichen. Es ſchien übrigens alles ihr Unglück zu wollen. Wann es nur darauf angekommen wäre, ſich nach Antiochia, wie man es anfangs vorhatte, zu begeben, ſo hätten ſie leicht vor Ankunft der Araber dieſen Ort erreichen können; weil aber der Käyſer von ihrem Vorhaben Nachricht erhielt, ſo ſchickte er ihnen ſchleinig einen Bothen entgegen, welcher ihnen in ſeinem Namen befehlen mußte, ſich nach Conſtantinopel zu wenden. Heraclius befürchtete mit Grund, daß die Ankunft der Damaſcener in Antiochia, dieſe Stadt in die größte Beſtürzung ſetzen würde, und daß die Erzehlung von den Thaten der Araber die Einwohner vielleicht ſo furchtſam machen könne, daß ſie den Ort gänzlich verlieſſen.

Dieſe Veränderung verurſachte den Verluſt der Damaſcener, welche ſonſt ganz leicht ſicher nach Antiochia hätten kommen können. Allein die Nothwendigkeit, welche ihnen der Käyſer auflegte, einen ſo weiten Zufluchtsort zu ſuchen, brachte ſie den Arabern in die Hände. Dieſes aber geſchah doch erſt nach einem Marſche von etlichen Tagen; der Umweg, welchen

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

chen ſie genommen hatten, um auf den Weg nach Conſtantinopel zu kommen, machte, daß das Nachſetzen der Araber ein wenig nachließ; weil aber eine ſo groſſe Menge nirgends durchziehen konnte, ohne Spuren von ſich zu hinterlaſſen, ſo koſtete es den Arabern wenig Mühe ſie anzutreffen. Sie entdeckten ſie in einer Ebene, wo ſie ſich ein wenig auszuruhen, niedergelaſſen hatten.

Dieſer für die Damaſcener ſo unglückliche Tag, war übrigens der hellſte und ſchönſte, den ſie auf ihrer Reiſe gehabt hatten. Es war beſtändig ſehr ſtürmiſches Wetter geweſen, und noch den Tag vor der ſchrecklichen Einholung der Araber, hatte es unaufhörlich, bis die Nacht hindurch, geregnet.

Als den Morgen darauf die Sonne aufgegangen war, hattte das Wetter den ſchönſten Tag zu verſprechen geſchienen. Sie hielten daher auf einer anmuthigen Wieſe ſtille, um nur ein wenig auszuruhen, und auf dem Graſe einen Theil ihres Geräths und ihrer Kleider auszubreiten und zu trocknen.

Khaled hohlt die Chriſten ein, fällt ſie an, und hauet ſie in Stücken.

Als ſie Khaled in dieſer Stellung von weiten ſahe, merkte er wohl, daß es ihm nicht viel Mühe koſten würde, ſich dieſer ganzen Menge zu bemächtigen, welche durch die Beſchwerlichkeiten des Weges entkräftet, und nicht einmal mit den nöthigen Waffen verſehen war, einen nur ein wenig hitzigen Anfall auszuhalten. Er

theilte

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

theilte ſeine Leute ſogleich in vier Hauffen. Einen wollte er ſelbſt anführen, und die übrigen gab er dreyen von ſeinen vornehmſten Hauptleuten, dem Derar, Raſi und Abdarrahman.

Da der Anfall, nach der Einrichtung des Generals, nur nach und nach von dieſen verſchiedenen Hauffen geſchehen ſollte, ſo behielt es ſich Khaled vor, zuerſt anzurücken. Er fiel die Chriſten ſehr hitzig an, allein er fand mehr Widerſtand, als er geglaubt hatte. Thomas hatte ihn von weiten kommen ſehen, und hatte ſich gefaßt gemacht ihn zu empfangen, obſchon nicht als einen Feind, weil dieſer General und ſeine Araber, wie ich ſchon geſagt habe, griechiſch gekleidet waren, und er alſo eben nichts gefährliches vermuthen konnte; unterdeſſen hatte er doch ſeine Maaßregeln auf allen Fall genommen, und alle zu ſich geruffen, die im Stande waren, ſich einigermaaſſen zu vertheidigen.

Thomas bleibt.

Er blieb nicht lange in der Ungewißheit, mit wem er zu thun habe; er erkannte den Khaled, und hielt ſeinen Anfall mit vieler Tapferkeit aus; da aber die Anführer der andern Hauffen dazu kamen, ſo war es ihm nicht möglich, länger zu widerſtehen. Die Araber, welche vortheilhafter bewaffnet waren, machten die unglücklichen Chriſten auf das grauſamſte nieder. Thomas ſelbſt war unter denen, welche zuerſt umkamen. Nachdem er durch einen gewalt-

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

gewaltſamen Hieb war zu Boden geſtürzt worden, hieb ihm Abdarrahman den Kopf ab, ſteckte ihn auf die Spitze der Creutzfahne, die er von den Damascenern erobert hatte, und ſchrie: **Wehe euch, ihr Chriſtenhunde; ſehet da, das Haupt eures Anführers:**

Herbis hat gleiches Schickſal.

Dieſer ſchreckliche Anblick beſchleinigte die Flucht der unglücklichen Damaſcener. Bald darauf kam auch Herbis, einer von ihren vornehmſten Generalen durch das Schwerdt der Muſelmänner um. Nun war auf Seiten der Chriſten kein Widerſtand mehr, ſie lieſſen ſich todt machen, ohne ſich im geringſten zu vertheidigen.

Des Jonas Frau tödtet ſich ſelbſt.

Während des Treffens ſtritt Jonas zwar auch, allein auf eine ganz andere Art. Er freuete ſich, daß die Damaſcener gnugſam mit den Arabern zu thun hatten, und war bis an den Ort eingedrungen, wo ſich die Weiber befanden, um ſich ſeiner Frau zu bemächtigen. Er fand ſie auch endlich, und wollte ſie ergreiffen; allein dieſe großmüthige Chriſtin vertheidigte ſich mit einer erſtaunlichen Herzhaftigkeit. Unterdeſſen gelang es ihm doch, ſie gefangen zu nehmen; indem er aber glaubte, ſie in ſeiner völligen Gewalt zu haben, zog ſie, ohne daß er es merkte, ein Meſſer heraus, womit ſie ſich die Bruſt durchſtieß, und todt zu ſeinen Füſſen fiel.

Es iſt nicht zu beſchreiben, wie groß der Schmerz

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

Schmerz des Jonas bey einem ſo grauſamen Zufalle war. Er wollte ſich in ſeiner Verzweiflung ſelbſt umbringen; allein er ward von einigen Officieren daran verhindert, welche eben zu rechter Zeit dazu kamen. Die Heftigkeit ſeines Schmerzes wich endlich den Vorſtellungen, die ihm die Generale der Muſelmänner machten. Sie brauchten die Lehre des Propheten dazu, vor welche dieſer Abtrünnige allezeit ſehr viel Achtung bezeiget hatte, und ſtellten ihm vor, daß dieſer ſich ietzt ereignete Zufall von Ewigkeit her in der Ordnung der Dinge feſt beſtimmt ſey, daß es das ewige Schickſal nicht vor gut befunden, ihn mit dieſer Frau jemals leben zu laſſen, und daß es ihn vielleicht zu einer beſſern Verbindung aufbehalte.

Die Tochter des Heraclius wird dem Thomas gegeben.

Beynahe hätte auch nicht viel gefehlt, ſo wäre die Wittwe des Thomas, die Tochter des Käyſers Heraclius, dieſem Renegaten überlaſſen worden, um ihn wegen des Verluſts ſeiner Frau zu tröſten. Raſi, einer von den mahometaniſchen Generalen, in deſſen Gewalt dieſe Prinzeßin gekommen war, machte dieſem Nichtswürdigen ein Geſchenke damit, und dieſer hatte auch die Unverſchämtheit ſie anzunehmen, ohne viel zu überlegen, daß der Vater dieſer Prinzeßin ſein gebietender Herr geweſen ſey. Khaled ſelbſt bewilligte eine ſo ſchimpfliche Ueberlaſſung, er fügte aber doch die Bedingung hinzu, daß ſie Jonas nicht anders, als in dem Falle, wenn ſie der Käyſer nicht frey kauffen wollte, in Beſitz nehmen ſollte. Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

Hierauf verweilte dieſer General nicht länger, ſich wieder auf den Rückweg nach Damaſcus zu begeben: er war wegen der Folgen, die dieſes letzte Unternehmen haben könnte, und zwar mit Recht, unruhig. Er konnte ſich leicht einbilden, daß es nicht ſo heimlich habe können gehalten werden, daß der Ruf davon nicht bis an den käyſerlichen Hof ſollte gekommen ſeyn. Es war zu befürchten, dieſer Monarch möchte von den wenigen Trupen Nachricht bekommen haben, mit welchen er den Damaſcenern nachgeſetzt, und folglich ſchleinige Maaßregeln nehmen, ihm den Weg nach Damaſcus abzuſchneiden, und ſich wegen der Grauſamkeit, die er an den elenden Einwohnern dieſer Stadt ausgeübt, zu rächen.

Khaled kehrt nach Damaſcus zurück.

Khaled zog ſich alſo, mit den wenigen Gefangenen, welche dem Niedermetzeln entgangen waren, ſchleinig zurück, und ließ alles Geräthe, welches er bey dieſem Unternehmen erbeutet hatte, nach Damaſcus bringen. Mitten auf dem Marſche brachte man ihm die Nachricht, daß man eine groſſe Wolke von Staub aufſteigen ſehe, welche die Annäherung einer groſſen Mannſchafft zu verkündigen ſchiene. Der Muſelmann war anfangs ein wenig beſorgt, was

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

es wohl ſeyn könne, doch ſeine Furcht verlohr ſich, als ihm die Reuter, die er darnach ausgeſchickt hatte, die wahre Beſchaffenheit zu melden kamen.

Der Käyſer bittet um die Freyheit ſeiner Tochter, und erhält ſie.

Man ſagte ihm, es ſey ein Biſchof, welchen eine groſſe Menge Chriſten begleiteten; er komme bey ihm, um Gehör zu bitten. Als Khaled hierauf ſogleich Halte machte, ſo kam der Biſchof heran, und bat ihn im Namen des Käyſers, ihme die Wittwe des Thomas, die Tochter dieſes Monarchen, auszuliefern. Der General machte keine Schwierigkeit die Prinzeßin frey zu geben, er wandte ſich aber auch zugleich mit folgenden Worten an den Biſchof: **Sage deinem Herrn, daß zwiſchen mir und ihm niemals Friede werden wird; und daß, wenn ich ihm heute ſeine Tochter wieder gegeben, es nur in der Hoffnung geſchehen ſey, ihn ſelbſt bald gefangen zu bekommen.**

Nachdem ſich der Biſchof mit dieſer Antwort zurück begeben, ſetzte Khaled ſeinen Weg nach Damaſcus fort, allwo ſeine Ankunft die Trupen, die er daſelbſt gelaſſen hatte, in groſſe Freude ſetzte: denn man fing allmälig an, ſeines Schickſals wegen beſorgt zu ſeyn, und die meiſten befürchteten, die verwegene Tapferkeit dieſes Generals werde den Verluſt ſeiner ganzen Mannſchaft verurſacht haben.

Man theilt die Beute.

Gleich nach ſeiner Ankunft ließ er alles theilen,

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

theilen, was man den Damaſcenern abgenommen hatte. Man theilte alles in fünf Theile, wovon vier unter die Anführer und Soldaten vertheilt, der fünfte aber aufbehalten wurde, um in den öffentlichen Schatz gethan zu werden. Khaled ſchickte ihn mit einem Briefe an den Califen, worinne er ihm alles umſtändlich meldete, was bey der Eroberung von Damaſcus vorgefallen war. Er beſtand beſonders auf die Entſcheidung der Streitigkeiten, die er mit dem Obeidah gehabt, und beſchloß endlich ſeinen Brief mit der Erzehlung, wie er den wegziehenden Damaſcenern nachgeſetzt habe.

Tod des Califen Abubeker.

Abubeker erhielt dieſen Brief nicht; eben ſo wenig als er den vorhergehenden erhalten hatte, in welchem man ihn um Beilegung des Streits, der ſich zu Damaſcus wegen des Getreides erhoben hatte, bat. Er hatte nicht einmal die Nachricht von Eroberung dieſer Stadt bekommen können; denn er war eben an dem Tage geſtorben, als ſich Khaled derſelben bemächtiget hatte. Die arabiſchen Schriftſteller ſind wegen der Umſtände ſeines Todes nicht einig. Einige verſichern, er ſey von den Juden vergiftet worden. Andre behaupten, er habe ſich an einem ſehr kalten Tage gebadet, worauf er von einem hitzigen Fieber überfallen worden, welches ihn in vierzehn Tagen ins Grab gebracht: auf dieſe Art erzehlt es Aiesha, ſeine Tochter, in den Uberlieferungen, die unter ihrem Namen herum gehen.

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

Als Abubeker krank ward, ſo trug er dem Omar auf, an ſeiner Statt das öffentliche Gebet zu verrichten; und als ſeine Krankheit gefährlicher ward, ſo ließ er ſeinen geheimen Schreiber ruffen, welchem er folgendes, als eine Art eines Teſtaments, vorſagte.

Abubeker ernennt den Omar zum Nachfolger.

Im Namen Gottes des Erbarmers. Abubeker-ebn-Ali-Cohoſa machte ſein Teſtament, da er bereit war aus der Welt zu gehen, in dem Augenblicke, da die Ungläubigen glauben, da die Gottloſen keine Zweifel mehr haben, und die Lügner die Wahrheit reden. Ich ernenne den Omar-ebn-Al-Khetab zum Regenten nach mir, weil ich weiß, daß er rechtſchaffen iſt. Ich hoffe, daß er der Gerechtigkeit gemäß regieren wird; wann er aber anders thut, ſo wird ihm nach ſeinen Werken vergolten werden; ich habe mein möglichſtes gethan, allein die geheime Gedanken kan ich nicht wiſſen; das iſt gewiß, daß die, welche Uebels thun, dafür werden beſtraft werden. Lebet wohl; Die Barmherzigkeit und der Seegen des Himmels ſey über euch.

Omar ſchlägt die Nachfolge aus.

Omar erfuhr das, was der Calife zu ſeinem Beſten verordnet habe, mit vieler Gleichgültigkeit. Er war zwar gegen die Freundſchaft des Abubekers, und das Vertrauen, welches er in ihn geſetzt hatte, nicht unempfindlich; allein er begnügte ſich ein Privatleben zu führen, und bekümmerte ſich wenig um hohe Ehrenſtellen, welche allezeit ihre Verwirrungen und Unannehmlichkeiten haben. Er hatte deswegen mit dem Califen eine lange Unterredung. Er that ſein möglichſtes, ihn dahin zu bringen, daß er ſeinen Entſchluß ändere, und bat ihn zu überlegen, daß er bey ſeiner Denkungsart keine Würden nöthig habe, glücklich und zufrieden zu leben.

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Abubeker antwortete ihm verbindlicher weiſe, daß aber die Würde ſeiner benöthigt ſey; daß es kein Geſchenke ſey, welches er einzig als ein Zeichen ſeiner Freundſchaft anſehen müſſe, es ſey vielmehr der letzte Beweis ſeines Eyfers und ſeiner Zärtlichkeit für das Volk. Omar unterſtand ſich nicht, mehr Schwierigkeiten zu machen. Die übrige Unterredung beſtand aus guten Lehren, die ihm Abubeker, wegen der Regierung des Staats, zu ertheilen für nöthig erachtete.

Gebet des Abubeker.

Als die Unterredung aus war, begab ſich Omar weg. Sogleich hob Abubeker Augen und Hände gen Himmel, und betete mit vieler Innbrunſt. **O Gott,** ſchrie er, **du ſieheſt, daß ich nichts als das Wohl der Völker vor Augen habe; gieb, daß Omar wohl regiere; breite die Lehre des Propheten unter ſeiner Regierung aus; gieb aber auch,**

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

daß ſeine Anhänger rechtſchaffne Leute ſeyn mögen. Er ſtarb kurze Zeit darauf, und ward von allen ſeinen Unterthanen ungemein beklagt. Seine Regierung hatte nicht länger als zehn Jahr, drey Monate und zehn Tage gedauert. (*)

Charakter des Abubeker.

So war das Ende des erſten Califen der Araber; eines Regenten, der in der That wegen ſeiner Keuſchheit, Mäßigkeit, Beſcheidenheit und Nüchternheit viel Lob verdiente. Er lebte beſtändig in einer bewundernswürdigen Entſagung aller Güter, aller Ehren, und alles deſſen, was hiernieden die Glückſeligkeit der Menſchen ausmacht. Sogar die oberſte Gewalt hatte für ihn wenig Reitze, und man hat geſehen, daß die Liebe für das gemeine Beſte und die Ruhe des Staats der einzige Bewegungsgrund war, den Thron zu beſteigen, welchen er allezeit wieder zu verlaſſen bereit war, wenn es das gemeine Beſte erfordern ſollte.

Er trug ſeiner Tochter, der Aiesha, auf, alles unter die Armen auszutheilen, was er ſeit ſeiner Regierung könnte erworben haben. Er war allezeit ſehr aufmerkſam geweſen, den Unglücklichen unter die Armen zu greiffen, und beſonders Leuten von Verdienſt, welche ſich in Dürftigkeit befanden. Alle Wochen theilte er das

---

(*) Man muß nicht vergeſſen, daß man allezeit Mondenjahre meinet, welche 29. Tage kürzer als die unſrigen ſind.

das Geld aus, welches ſich in dem gemeinen Schatze befand. Einen Theil davon gab er den Kriegsleuten, und das übrige theilte er unter rechtſchaffne Leute, von welchen er wußte, daß ſie Noth litten. Dieſe Austheilung geſchah alle Freytage Abends. Es geſchahe ſehr ſelten, daß er etwas für ſich behielt. Er begnügte ſich mit dem, was er von ſeinen Vorältern geerbt hatte, und lebte allezeit von ſeinem Eigenthume; ſo daß er die zwey Jahre ſeiner Regierung nicht mehr als drey Drachmen aus dem Schatze nahm, welche er, wie er ſagte, als die Belohnung ſeiner Dienſte betrachtete.

Abubeker.
Hegire 12.
n. C. G. 633.

Man erzehlt bey dieſer Gelegenheit, daß Omar, als er den Abubeker wegen ſeiner bewundernswürdigen Uneigennützigkeit hatte loben hören, ſolle geſagt haben, dieſer Califе habe ſeinen Nachfolgern ein Muſter hinterlaſſen, welchem ſehr ſchwer zu folgen ſey.

Die arabiſchen Geſchichtſchreiber, welche dieſen groſſen Mann geſchildert haben, haben ihm eine anſehnliche Geſtalt beygelegt; etwas hager, von ſehr lebhafter Farbe, mit einem lichten Baarte, welchen er, nach orientaliſcher Gewohnheit, ſchmünckte und mahlte.

Es behaupten einige, er ſey es geweſen, welcher die verſchiednen Hauptſtücke des Korans, welche zu Zeiten des Mahomets auf einzeln Blättern enthalten waren, in einen Band ge-

Abubeker. Hegire 12. n. C. G. 633.

ſammlet habe. Dieſer Band wurde der Hafſah, einer Tochter des Omars, welche eine von den Weibern des Propheten geweſen war, aufzuheben gegeben.

Omar.

Zweyter Califе.

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

Omar wird Califе.

Omar ward ohne dem geringſten Widerſpruch als Califе erkañt. Die Sorgfalt, welche Abubeker gehabt hatte, ihn zu ſeinem Nachfolger zu ernennen, kam allen Unordnungen zuvor, welche deswegen hätten entſtehen können; ſo daß Ali, welcher bey der Wahl des erſten Califen einigen Anſpruch auf dieſe Würde gemacht hatte, bey dieſer Erwehlung nicht die geringſte Bewegung machte.

Man gab ihm Anfangs den Titel eines Califen des Califen des Apoſtels Gottes, das iſt, eines Nachfolgers des Nachfolgers des Mahomets. Da aber Omar der Verſammlung vorſtellte, daß in den folgenden Zeiten das Wort Califе, eine Wiederhohlung leiden würde, welche mit der Nachfolge bis in das Unendliche hinaus gehen müßte, (*) ſo nahm Mogairah-

---

(*) Es ſcheint, als ob die Araber, in Anſehung deſſen, Mohairah-ebn-Schaad das Wort, und ſchlug ein Mittel vor, dieſer Unbequemlichkeit vorzukommen. **Herr**, ſagte er, du biſt unſer **Emir**; (das iſt, Befehlshaber) wir, durch Gottes Gnade, ſind alle **Mumenins**; (das iſt, Gläubige) nim̃ alſo den Titel an, welchen wir dir geben, **Emir-al-Mumenin**. Die ganze Verſammlung bezeigte wegen deß, was Mogairah geſagt hatte, ihre Freude; und Omar war alſo der erſte Calife, welcher den Beynamen: Haupt der Gläubigen, der hernach auf ſeine Nachfolger gekommen iſt, erhalten hat.

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

Sobald Omar zum Regenten war erklärt worden, begab er ſich in die Moſchee, wo er auf die Canzel ſtieg, und zu dem Volke redete. Er gab ihnen zu verſtehen, er habe die Regierung bloß in der guten Meinung von ihrer Unterthänigkeit, Treue und Liebe gegen das Vaterland, und beſonders von ihrem Eyfer gegen die mahometaniſche Religion, übernommen; und ſchloß mit einigen moraliſchen Ermahnungen. Auf dieſe Art endigten ſich die Ceremonien ſeiner Beſteigung des Thrones.

---

deſſen, ſich über etwas ſehr geringes bekümmert hätten. Denn anſtatt der Wiederholungen Calife des Califen, welche ſie vermeiden wollten, hätten ſie ja nur, wie wir es thun, die Ordnung der Zahlen gebrauchen können; ſo wäre alle Schwierigkeit gehoben geweſen.

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

Da alſo der neue Califе ſich die Regierungs-Geſchäfte aufgetragen ſahe, ſo nahm er ſolche Maaßregeln, welche er für das gemeine Beſte, und für die Beförderung der Religionsſache am dienlichſten zu ſeyn erachtete.

Omar giebt dem Obeidah das oberſte Commando.

Weil der Brief, welcher die Eroberung der Stat Damaſcus meldete, erſt einige Zeit nach dem Abſterben des Abubekers nach Medina gekommen war, ſo ward er dem Omar überliefert, und ſobald er ihn geleſen hatte, beſchloß er, dem Khaled das Commando der Trupen zu nehmen und es dem Obeidah zu geben. Dieſe Veränderung konnte ohne Widerſpruch von Seiten der Muſelmänner nicht geſchehen. Khaled hatte in Medina einen beträchtlichen Anhang, der ihn für den allergrößten General hielt; ſo daß Omar kaum ſein Vorhaben in der Verſammlung entdeckt hatte, als ſich ein Murren erhob, welches nur allzuwohl zeigte, daß nicht jedermann wie der Califе denke.

Ein junger Muſelmann nahm im Namen aller, die für den Khaled waren, das Wort, und ſtellte ſehr lebhaft vor, daß dieſer General das Werkzeug geweſen ſey, deſſen ſich der Himmel bedient habe, die Eroberungen der Nation zu erweitern, und die Religion auszubreiten und ehrwürdig zu machen; daß man ihm alſo das Commando nicht nehmen könne, ohne ſich vor Gott des Nachtheils ſchuldig zu machen, welches dieſe Veränderung dem Staate überhaupt, und der mahometaniſchen Religion insbeſondre, unfehlbar bringen werde.

Omar.
Hegire 13.
n.C.G.634.

Dieſe Vorſtellungen, welche in der That gegründet genug waren, machten bey dem Califen einigen Eindruck; gleichwohl aber hinderten ſie ihn nicht, ſein Vorhaben auszuführen. Statt aller Gründe führte er an, Obeidah ſey von einer ſanften, gemäßigten und gegen die Soldaten mitleidigen Gemüthsart; Khaled hingegen ſey auffahrend, und gebe bloß ſeiner Wuth Gehör, ſo daß der Fortgang vielmehr ein Werck ſeines guten Glücks, als ſeiner Klugheit ſey.

Omar folgte alſo ſeinem Vorſatze; er antwortete auf das Schreiben, worinne ihm die Eroberung von Damaſcus berichtet wurde, und richtete dieſen Brief an den Obeidah, dem er den Tod des Abubeker, ſeine Erwehlung zum Nachfolger, und den Entſchluß meldete, daß er künftig anſtatt des Khaleds das oberſte Commando führen ſolle.

Verwirrung des Obeidah wegen ſeiner Beförderung.

Obeidah erhielt dieſen Brief, gleich als Khaled den Damaſcenern nachſetzte. Er ward nicht wenig über alle die Neuigkeiten ſtutzig, die er enthielt, am meiſten aber über das ihm aufgetragene oberſte Commando. Die Beſcheidenheit, welche ihm eigen war, und ſein weniger Ehrgeitz machten ihn gegen hohe Stellen ſehr gleichgültig, und übrigens fiel es ihm höchſt ſchmerzlich, den Khaled von der Würde, die er beſaß,

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

beſaß, zu verdringen. Er war alſo ſehr bekümmert, wie er den Brief, den er erhalten hatte, gebrauchen ſolle. Da ihm die Abweſenheit des Generals Zeit genug zur Ueberlegung ließ, ſo faßte er den Entſchluß, von dem Briefe des Califen nichts zu erwähnen. Da Khaled alſo wieder zurück gekommen war, ſo ließ ihn Obeidah nochmals nach Medina ſchreiben, um ſeine letzten Thaten zu melden; und da von der Veränderung des Califen unter den Trupen noch nichts ausgekommen war, ſo ward der Brief an den Abubeker gerichtet.

Als Omar dieſen Brief erhielt, ſo erſtaunte er ſehr, daß man die vorgefallene Staatsveränderung in Syrien noch nicht wiſſe. Das Stillſchweigen des Obeidah ſchien ihm übrigens ein ſo viel ſeltſamer Geheimniß, da er vermittelſt des Briefes, welcher ihn zum oberſten Feldherrn ernennte, alle mit dem Khaled gehabten Streitigkeiten, um deren Entſcheidung dieſer nachmals bat, leichtlich hätte beylegen können.

Der neue Calife meldet der Armee ſeine Erhebung.

Omar antwortete ſo gleich auf dieſen Brief, und richtete die Antwort wiederum an den Obeidah. Damit es aber dieſer General, entweder aus Beſcheidenheit, oder aus andern Urſachen, mit dieſem zweyten Briefe nicht wie mit dem erſten machen möge, ſo mußte ihn ein vornehmer Kriegsbedienter, Namens Schaddad-ebn-Aus, nach Damaſcus bringen, ihn in Gegenwart der Muſelmänner ableſen, und den Omar unter den Trupen zum Califen ausruffen laſſen.

Nach-

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

Nachdem Schaddad eiligſt nach Damaſcus gekommen war, ging er gleich gleich anfangs zu dem Khaled, welchem er den Tod des Abubekers und die Erwehlung des Omars meldete. Er ſagte ihm hierauf, daß er einen Brief von dem neuen Califen an den Obeidah habe, daß ihm aber befohlen ſey, ihn in Gegenwart der Gläubigen abzuleſen. Khaled, welcher bey dem Omar nicht wohl ſtand, konnte leichte vermuthen, daß, da dieſer Brief nicht an ihn gerichtet ſey, er Befehle enthalten müſſe, die ihm nicht günſtig ſeyn würden: Er erfuhr ſein Schickſal auch gar bald von dem Abgeſchickten des Califen ſelbſt, welcher ihm aus der Veränderung, die ihm perſönlich anging, kein Geheimniß machte.

Die Armee bezeuget ihren Schmerz über den Tod des Abubekers.

Sobald der Brief verleſen war, ſchien man auf nichts weiter gemerkt zu haben, als auf die Nachricht von dem Tode des Abubekers. Dieſer Verluſt ſetzte die ganze Armee in Betrübniß: Der verſtorbne Calife war in der That von allen ſeinen Unterthanen geliebt und verehrt worden. Man wußte, daß er ſeiner Seits ſie alle als ſeine Kinder betrachtet; er ward daher auch von den Muſelmännern ſo beklagt, als wenn ein jeder von ihnen ſeinen Vater verlohren habe.

Khaled empfängt die Nachricht von ſeiner Abſetzung mit Gelaſſenheit.

Was den Khaled anbelangt, ſo hatten ihn ſeine Thaten und kriegeriſchen Eigenſchaften niemals ſo groß gezeigt, als ihn die Aufführung, die er bey dieſer Gelegenheit beobachtete, zeigte. Er hätte den Unwillen, welchen ſeine Ab-

ſetzung

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

ſetzung bey vielen Officieren und Soldaten zu erwecken ſchien, mit Wohlgefallen bemerken können; allein er ließ nichts als viel Beſcheidenheit, viel Mäßigung, und eine groſſe Unterwürfigkeit gegen die Befehle des Califen blicken.

Er ließ ihn zu Damaſcus ausruffen, und legte nach dieſer feyerlichen Handlung das Commando in die Hände des Obeidah nieder. Dieſer neue General befand ſich bey dieſen Umſtänden in groſſer Verwirrung. Er wußte, wie nöthig ihm ein Oberſter, wie Khaled, zu einem glücklichen Fortgange ſeiner Waffen ſey, und fürchtete mit Grund, daß dieſer tapfere Muſelmann, aus Verdruß, ſich mitten in ſeinen Eroberungen abgeſetzt zu ſehen, des Dienſtes überdrüßig werden, und die Armee ganz und gar verlaſſen möge; doch Khaled beruhigte ihn gar bald.

Ich wuſte wohl, ſagte er, daß mir Omar nicht günſtig ſey; doch er iſt unſer Calif, und ich unterwerffe mich ſeinen Befehlen. Man ſoll meinen Eyfer nicht erkalten ſehen, und ich will ihn bey aller Gelegenheit, wo man mich brauchen wird, beweiſen.

Eine ſo bewunderuswürdige Unterwürffigkeit, konnte aus nichts anders, als aus einer wahrhaſtig groſſen Seele entſtehen, und brachte dem Khaled mehr Ehre, als ihm der ſchönſte Sieg würde gebracht haben. Obeidah ſeiner

Omar.
Hegire 13.
n.C.G. 634.

ner Seits, welcher es wohl einſahe, was ein ſo heldenmüthiges Beyſpiel für Nutzen ſtiſten müſſe, erneuerte ſeine Hochachtung gegen dieſen General, und glaubte nicht beſſer thun zu können, als wenn er ſein ganzes Vertrauen auf einen Mann von ſo edler Denkungsart ſetze.

Die Araber überfallen ein Kloſter, wo ein anſehnlicher Markt gehalten wird.

Sobald Obeidah das Commando der Truppen übernommen hatte, dachte er auf Eroberungen. Er überlegte eben, wo er ſeine Waſſen hinwenden ſolle, als ein Chriſte, welcher mit den Arabern im Verſtändniſſe war, ihm zu melden kam, daß das den Chriſten ſo feyerliche Oſterfeſt eine ſchöne Gelegenheit darbiete, den Griechen eine reiche Beute abzunehmen. Er berichtete ihm, daß einige Meilen von Damaſcus ein berühmtes Kloſter ſey, wo alle Jahre um die Oſterzeit ein anſehnlicher Markt gehalten würde; daß man gemeiniglich unermeßliche Reichthümer an Waaren von aller Art dahin bringe; und daß es ihm ſo viel leichter werden müſſe, ſich derſelben zu bemächtigen, da man faſt niemals eine Bedeckung, oder wenigſtens nur eine ſehr ſchwache, dabey habe.

Obeidah beſchloß ſogleich einige Mannſchaft zu dieſem Unternehmen aufbrechen zu laſſen, und fragte verſchiedne von ſeinen Hauptleuten, die um ihn waren, welcher von ihnen das Commando über ſich nehmen wolle. Er warf zugleich einen Blick auf den Khaled, welcher zugegen

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

gegen war, allein er unterſtand ſich nicht ihn förmlich darum zu bitten: Khaled ſeiner Seits, war auch nicht mit Anbietung ſeiner Dienſte allzugeſchwind, ſo daß dem Abdallah-ebn-Giafar, welcher ſich antrug, dieſe Ausführung aufgetragen ward, wozu ihm fünfhundert Reuter zugegeben wurden. Der Chriſte, welcher dieſen Vorſchlag gethan hatte, trieb ſeine Verrätherey auf das äuſſerſte, indem er dieſer Mannſchaft zum Wegweiſer diente. Er führte ſie bis zu einiger Entfernung von dem Kloſter, und hieß den Abdallah mit ſeinen Trupen ſtille halten, bis er ausgekundſchaftet habe, wie es mit dem Orte ſtehe.

Die Sachen fanden ſich in einem ganz andern Zuſtande, als er ſie zu finden geglaubt hatte. Niemals war ſo viel Volck auf dieſem Markte geweſen. Was den Zulauf um ein groſſes vermehrt hatte, war dieſes, daß der Befehlshaber von Tripoli mit ſeiner Tochter, welche vor kurzem mit einem vornehmen Herrn war verheyrathet worden, in dem Kloſter angekommen war. Er hatte ſich von einem zahlreichen Gefolge begleiten laſſen, und man rechnete auf fünf tauſend wohlbewaffnete Mann, die er bey ſich hatte.

Die Urſache zur Reiſe des Befehlshabers war, einen ehrwürdigen Alten, welcher in dieſem Kloſter wohnte, zu bitten, den Seegen über die jüngſt vollzogene Heyrath ſeiner Tochter zu ſprechen. Dieſer Alte war ein Mönch, welcher wegen ſeiner Heiligkeit und ſtrengen Lebensart in groſſem Ruhme war. Er hatte ſich einen ſolchen Namen gemacht, daß man von allen Orten herzu kam, ihn um den Beyſtand ſeines Gebets zu bitten, und es wurde keine nur etwas beträchtliche Heyrath geſchloſſen, daß ihn die Neuverehlichten nicht um ſeinen Seegen angeſprochen hätten.

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

Nachdem der Chriſte alles wohl ausgekundſchaftet hatte, ſo kam er, dem Abdallah Bericht davon abzuſtatten, und er war der erſte, der es ſagte, daß in Gegenwart einer ſo groſſen Menge Menſchen nichts anzufangen ſey. Die Officier waren gleichfalls dieſer Meinung, und ſagten zu ihrem Anführer, es würde das ſicherſte ſeyn, wann ſie zurück kehrten; Doch Abdallah antwortete auf eine unerſchrockne Art: **Ich wenigſtens will gewiß nicht, ohne gefochten zu haben, zurück gehen; es folge mir, wer will; ich will es den andern, was ſie thun wollen, nicht verwehren.**

Die Araber wurden durch dieſe Rede aufgemuntert, und verſicherten ihrem Anführer, daß ſie bereit wären ihm zu folgen, um mit ihm Gefahr und Ruhm bey dieſem Unternehmen zu theilen. Als der Chriſt ſahe, daß der Anfall beſchloſſen ſey, rieth er dem Anführer, ſich nicht zu übereilen; ſondern bis auf den

Omar.
Hegire 13.
J.C.G. 634.

Morgen des andern Tages zu warten, wann die Waaren würden ausgelegt ſeyn.

Abdallah folgte dieſem Rathe, und machte ſich die Zeit, die er noch vor ſich hatte, zu Nutze, um alle nöthige Maaßregeln, in ſeinem Unternehmen glücklich zu ſeyn, zu ergreiffen. Er theilte ſeine Leute in fünf Hauffen, und befahl ihnen, nicht an das Plündern zu denken, ſondern bloß alles niederzumachen, was ihnen vorkommen würde.

Den Morgen drauf, als Abdallah das Zeichen gegeben hatte, fielen ſeine Leute an fünf verſchiedenen Orten auf die Marktleute. Eine ziemliche Zeitlang richteten die Araber ein entſetzliches Blutbad an, ohne den geringſten Widerſtand zu finden; doch nachdem ſich die Soldaten, welche der Befehlshaber mitgebracht, verſammlet hatten, ſo rückten ſie in Schlacht-Ordnung wider die Araber an, und machten ſich fertig, ſie zu umringen.

Ein Officier von den Muſelmännern errieth dieſe Abſicht, und ſahe ſogleich voraus, daß die ganze arabiſche Mannſchaft in tauſend Stücke würde zerhauen werden, wenn ſie nicht ſchleinige Hülffe bekomme. Er faßte alſo den Entſchluß zu entwiſchen, und ſprengte auf das eiligſte zu dem Obeidah, ihm von der äuſſerſten Gefahr ſeiner Trupen Nachricht zu geben.

Khaled eilt den Arabern

Weil die Umſtände ſehr dringend waren,

ſo glaubte Obeidah nicht beſſer thun zu können, als ſich an den Khaled zu wenden: um **Gottes Willen**, ſagte er, **entſtehe mir ietzo nicht, und eile unſern Brüdern zu Hülfſe.** Khaled gehorchte ſo gleich. Er nahm den Derar und einige andre Hauptleute mit ſich, deren Tapferkeit ihm bekannt war, und nachdem er ſich an die Spitze einer ausserleſenen Mannſchaft geſtellt, ſo begab er ſich mit ausnehmender Eilfertigkeit an den Ort, wo man handgemein war.

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

zu Hülffe und ſchlägt die Truppen, welche das Kloſter vertheidigen.

Es war hohe Zeit, daß er zu Hülffe kam. Die Araber waren durch den anhaltenden Kampf ganz entkräftet, und eben entſchloſſen ſich zu ergeben, als Khaled mit ſeiner gewöhnlichen Wuth auf die Griechen ſtürzte, durch die Umringung, die ſie um die Muſelmänner gemacht hatten, brach, und ſich endlich mit dieſen vereinigte. Seine Gegenwart hatte eine erſtaunliche Würkung: Die Araber ſchöpften neuen Muth, und indem ſie durch die Hülffe, welche Khaled mitbrachte, unterſtützt wurden, ſo trieben ſie die Griechen zurück, und ſchlugen ſie endlich in die Flucht. Es blieben eine ſehr beträchtliche Menge Chriſten auf dem Platze, unter welchen ſich der Befehlshaber von Tripoli befand, welchen Derar niedergemacht hatte.

Man bemächtigte ſich hierauf des Kloſters, wo man unermeßliche Reichthümer, die man wegen des Markts dahin gebracht hatte, erbeu-

Die Araber bemächtigen ſich des Kloſters.

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

tete. Die Anzahl der Gefangenen war gleichfalls ſehr anſehnlich, worunter ſich unter andern die junge Ehefrau, und vierzig Weiber von ihrem Gefolge, befanden, welche Khaled nach Damaſcus bringen ließ. Ehe er aber abreiſete, ließ er noch den ehrwürdigen Mönch, das ſyriſche Orakel, deſſen Gebete man ſich, wie ich ſchon geſagt habe, von allen Orten zu empfehlen kam, vor ſich bringen. Er wollte ihn verſchiedenes fragen; doch alles, was der Alte zu ihm ſagte, war, daß er ihm ſeine Grauſamkeit vorwarf, und ihm die Rache des Himmels drohete. **Warum ſollte ich dich fürchten,** ſagte Khaled, **da es Gott ſeinem Propheten befohlen hat, die Chriſten zu bekriegen? Ich würde dich ſelbſt eben ſo wenig wie die andern verſchont haben, wenn uns der Apoſtel GOttes nicht Leute deines gleichen zufrieden zu laſſen befohlen hätte.** Nach dieſen wenigen Worten ließ ihn Khaled vonſich, und verwilligte ihm die Freyheit in dem Kloſter zu bleiben.

Man theilt die den Chriſten abgenommene Beute.

Die Araber kehrten ſogleich, mit allen den Reichthümern, die ſie den Griechen abgenommen hatten, nach Damaſcus zurück. Man theilte ſie unter die Soldaten, nachdem man den fünften Theil für den öffentlichen Schatz davon genommen hatte. Man theilte auch die Gefangenen, und weil Abdallah um die Tochter des Befehlshabers von Tripoli bat, ſo ward ſie ihm überlaſſen; doch geſchahe es nicht eher, als bis man die Einwilligung des Califen dazu erhalten hatte.

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

Brief des Obeidah an den Califen.

Die umſtändliche Beſchreibung von dieſer Ausführung ward ohne Zeitverluſt nach Medina geſchickt. Obeidah vergaß nicht, den Abdallah heraus zu ſtreichen, welcher dieſes Unternehmen angefangen, eben ſo wohl als den Khaled, deſſen Thätigkeit man alles zu danken hatte. Er beſtand auf der Verbindlichkeit, die man gegen dieſen letztern habe, vornemlich, und bat den Califen, an dieſen tapfern Kriegsmann ins beſondre zu ſchreiben, und ihm den Wohlgefallen über ſeine Dienſte zu erkennen zu geben. Er fragte ihn zugleich um ſeine Meinung, was er mit verſchiedenen Muſelmännern machen ſolle, welche bey dieſer Ausführung das Geſetz des Propheten übertreten, und Wein getrunken hätten. (*) Schlüßlich bat er

---

(*) Der Gebrauch des Weins iſt den Anhängern des Mahomets verboten: *Man wird dich fragen wegen des Weins und der Glücksſpiele*: ſpricht Gott in dem Korane zu Mahomet: *Sage ihnen, es iſt bey beyden ein groſſes Verbrechen.* Und an einem andern Orte dieſes Buchs: *Gewiß, o ihr Gläubigen, der Wein, die Glücksſpiele, die Bildſeulen, und die Glückspfeile, ſind verabſcheuungswürdige Werke des Satans. Enthaltet euch derſelben, damit ihr glücklich ſeyn möget.*

Gleichwohl haben ſich Ausleger gefunden, welche

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634. er ihn um Rath, wie er ſich ferner in dieſem Feldzuge verhalten, und ob er die Eroberung Antiochiens, oder Jeruſalems, unternehmen ſolle.

Omar antwortete auf alle Puncte dieſes Brieſs, ausgenommen auf den, welcher den Khaled betraf; Nichts war vermögend, ihn wegen dieſes Kriegsbedienten auf beſſere Gedanken zu bringen, über den man doch nicht ſagen kan, daß er Urſache ſich zu beklagen gehabt habe. Wegen der Uebertretung des Geſetzes, befahl der Calif, daß die, welche Wein getrunken hätten, mit zwanzig Stockſchlägen auf die

Fuß-

---

welche die Strenge dieſes Verboths gelindert haben, indem ſie vorgegeben, daß bloß und allein die Unmäßigkeit verbothen werde. Sie führen deswegen einen andern Ort aus dem Korane an, wo der Wein erlaubt zu ſeyn ſcheinet. Was die Früchte des Palmenbaums und des Weinſtocks anbelangt, ſo werdet ihr einen Saft, welcher trunken macht, und eine gute Nahrung daraus machen: und gewißlich hierinne liegt ein Zeichen für die, die es verſtehen.

Man giebt vor, Mahomet habe den Wein verboten, weil er Gefahr gelauſſen, ſein Leben bey einem Gaſtmahle, welches ihm die Juden einsmals gaben, und wobey ſehr ſtark getrunken wurde, zu verlieren. Andere ſchreiben es einer politiſchen Urſache zu; er habe nehmlich den Wein und die Glücksſpiele verboten, weil ſie die gewöhnlichen Quellen aller Händel wären. Gagnier, im Leben des Mahomets, Th. II. B. 3.

Fußſohlen ſollten beſtraft werden. Dieſem ward nachgekommen, und es fanden ſich ſo gar einige, die, ob ſie gleich nicht angegeben waren, dennoch ſich ſelbſt, aus Religionseyfer, anklagten, und ſich dieſer harten Strafe gutwillig unterzogen. Was die Kriegsunternehmungen anbelange, darinne wollte er nichts entſcheiden, ſondern ließ dem Generale die Freyheit, ſeine Waffen hinzuwenden, wohin er es für das dienlichſte erachte.

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

Obeidah verſammlete ſogleich den Kriegsrath, und es ward beſchloſſen, daß man alsbald vor Aleppo rücken, und alsdenn die Belagerung von Antiochia unternehmen wolle. Er gab dem Khaled eine beträchtliche Mannſchaft, und hieß ihn damit voraus ziehen. Er folgte ihm kurz darauf, und ließ in Damaſcus eine Beſatzung von fünfhundert Reutern. Als er wieder zu dem Khaled geſtoſſen war, trug er ihm auf, das Gebiete von Hemes und Kenneſrin zu durchſtreiffen, während deſſen er ſelbſt Baalbec, eine ſonſt unter dem Namen Heliopolis bekannte Stadt, angreiffen wolle.

Der Calife befiehlt Hemes zu belagern.

Doch da er eben auf dem Marſche begriffen war, erhielt er einen Curier, welcher ihm einen Befehl von dem Califen brachte, die Eroberungen mit der Stadt Hemes anzufangen. Die Urſachen, warum Omar dieſen Entſchluß faßte, waren in dem Briefe, welchen er dem Obeidah ſchickte, angeführt. Nach der gewöhnlichen

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

Formel: im Namen Gottes des Erbarmers ꝛc. las man folgendes:

Giabalah-ebn-Aihan, aus dem Stamm Gaſſan, kam vor einiger Zeit, mit ſeinen Anverwandten und andern Vornehmen des Stammes, uns zu beſuchen; ich empfing ſie mit Höflichkeit, und ſie verrichteten mit mir die Wallfahrt nach Mecca, wo ſie alle gewöhnliche Gebräuche beobachteten, und ſiebenmal um den Tempel herum gingen. Fezarah, welcher hinter ihm war, trat von ohngefehr auf ſein Oberkleid, und machte, daß es ihm von der Schulter fiel; er verſicherte aber gleich, daß es ihm leid thue, und daß er es nicht gerne gethan habe. Giabalah, ohne auf dieſe Entſchuldigung zu achten, verſetzte ihm einen ſo gewaltigen Schlag mit der Fauſt, daß er ihm die Naſe einſchlug, und vier Zähne einſchmiß. Fezarah kam ſogleich zu mir. Ich nahm ſeine Klagen an, und ließ folglich den Giabalah zu mir fordern, und fragte ihn, warum er einem Muſelmanne, der ſich entſchuldigt habe, ſo übel begegnet? Er antwortete mir, wann er nicht vor dem Tempel Scheu getragen hätte, ſo würde er den Fezarah getödtet haben, weil er ihm die Schulter entblößt, indem er auf ſein Kleid getreten. Du zeugeſt alſo wider

der dich ſelbſt, ſagte ich zu ihm, und wann dir der Beleidigte nicht vergeben will, ſo werde ich genöthiget ſeyn, dich nach dem Rechte der gleichen Vergeltung (*) zu beſtraffen. Bedenke, antwortete er, daß ich König bin, und der andre nichts als ein Bauer. Dieſes thut nichts, ſagte ich, zwey Muſelmänner ſind dem Stande nach vor Gott, welchen ſie anbeten, gleich. Er bat mich die Genugthuung, die man von ihm fordre, bis auf Morgen zu verſchieben, und ich hatte ſchon die Einwilligung des Beleidigten erhalten; doch in der Nacht hat ſich Giabalah mit ſeinen Freunden davon gemacht, und ich höre, daß ſie nach Hemes geflüchtet ſind. Gehe alſo, und belagre dieſen Ort, um ihn wegen ſeines Ungehorſams zu beſtraffen.

Omar.
Hegire 13.
n.C.G. 634.

Obeidah zog alſo gleich auf Hemes zu, und ließ dem Khaled, welcher in der Gegend daherum ſtreifte, ſagen, ſogleich die Belagerung dieſes Orts vorzunehmen. Die Umſtände waren dabey ſo vortheilhaft, als man ſie nur wünſchen konnte. Auf das Gerüchte, die Araber wären

---

(*) Mahomet hatte das Geſetze der gleichen Vergeltung angenommen, vermöge deſſen ein Menſch eben das Uebel zu erdulden verdammt wird, welches er einem andern erwieſen hat.

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

vor Baalbec gerückt, hatten die Einwohner von Hemes ihre Stadt zu befeſtigen unterlaſſen, weil ſie glaubten, der Feind werde ſobald noch nicht zu ihnen kommen. Uebrigens ſtarb der Befehlshaber gleich an eben dem Tage, als Khaled ſich vor ſeinen Mauern niedergelaſſen hatte, und es war niemand im Stande, bey ſo gefährlichen Umſtänden, ſeine Stelle zu vertreten. Man kam daher auf den Anſchlag, den Ort der Gefahr, die ihm dröhete, zu entreiſſen; anſtatt ſich zu vertheidigen, nahmen die Einwohner von Hemes ihre Zuflucht zur Unterhandlung, und dieſes Mittel ging von Statten.

Es war ohne Zweifel Giabalah, welcher ihnen dieſen Rath gab; und in der That war ihm mehr, als allen andern daran gelegen, daß der Ort nicht mit Gewalt von dem Feinde eingenommen würde. Da er den ſanftmüthigen und gemäßigten Charakter des Obeidah kannte, und alſo einen Vergleich hoffen konnte, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er die Hemeßiner beredet, mit dieſem Generale eine Unterhandlung zu pflegen.

Zu allem Glücke langte er kurz nach dem Khaled an; denn wenn dieſer noch eine Zeit lang länger Herr alleine geblieben wäre, ſo wäre es um die Stadt Hemes geſchehen geweſen: die Ungeſtümmigkeit dieſes Generals machte ihn zu einem Feinde aller Unterhandlungen.

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

Obeidah empfing alſo die Abgeordneten der Hemeßiner; er hörte ihre Vorſchläge gütig an, und auf das Anerbieten eines beträchtlichen Tributs, verwilligte er ihnen endlich einen Waffenſtilleſtand auf ein Jahr.

Leutſeligkeit des Obeidah.

Dieſer General legte bey einer Begebenheit, die ſich damals ereignete, einen neuen Beweis ſeiner Leutſeligkeit ab. Ein Officier von den Müſelmännern war mit einer Mannſchaft das Land zu durchſtreiffen ausgegangen, und brachte eine unermeßliche Beute mit, ſo wohl an Vieh als an Gelde, beſonders aber an Gefangenen, deren Anzahl ſich bis auf vierhundert belief. Das Heulen und Schreyen dieſer Unglücklichen, als ſie in dem Lager der Araber ankamen, machte bey dem Obeidah einen ſolchen Eindruck, daß er ihnen ihre Freyheit wieder zu geben beſchloß; doch wollte er es nicht auf ſeine eigne Rechnung nehmen, ſondern zog die vornehmſten Kriegs-Bedienten zu Rathe. Dieſe konnten es gleich zum voraus merken, daß ſie dem Generale einen Gefallen erweiſen würden, wann ſie ſich zur Güte geneigt zeigten, und waren alſo der Meinung, die Gefangenen, vermittelſt eines Tributs von vier Goldſtücken, die ſie für jeden Kopf zu bezahlen verſprachen, frey zu laſſen. Man nahm die nöthigen Verſicherungen wegen dieſer Zahlung, und Obeidah ließ folglich die Gefangnen fortziehen, und befahl ſogar ihnen alles, was man ihnen abgenommen hatte, wiederzugeben.

Dieſes

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

Die Leutſeligkeit des Obeidah bewegt verſchiedene Städte ſich zu unterwerfen.

Dieſes gütige Betragen brachte die Angelegenheiten der Muſelmänner weiter, als ſie ein ſtrengres Bezeigen würde gebracht haben. Die Härte des Khaleds hatte die Muſelmänner verhaßt gemacht; und dieſes war vielleicht das, was den Califen wider ihn aufgebracht hatte. Obeidah Gegentheils wußte ſich alle Gemüther durch ſeine Gelindigkeit und Mäßigung zu verbinden. Es fanden ſich ſogar verſchiedne Städte, die ſich von ſelbſt der Herrſchaft der Muſelmänner zu unterwerffen kamen, und es für ein Glück hielten, ſich ihrer Freyheit und der ungeſtörten Ausübung ihrer Religion vermittelſt eines Tributs verſichern zu können.

Dieſe neue Schutzverwandten waren den Muſelmännern ſehr nützlich, und halffen ihnen oft mit ihren Rathſchlägen, wann Chriſten zu verrathen waren. Dieſen Fortgang hatte die Sanftmuth und Weißheit, oder vielmehr, wenn man will, die Staatskunſt des Obeidah, deſſen Plan darinne beſtand, alle Einwohner der eroberten Plätze ſich zu verbinden und zu erhalten.

Der Befehlshaber v. Kenneſrin läßt einen Stillſtand vorſchlagen.

Kenneſrin, eine Stadt in Syrien, welche nicht weit von Aleppo lag, war eine von denen, die ſich mit denen Arabern vertrugen. Dieſer Ort war befeſtiget genug, und im Stande einen langen Widerſtand zu thun; doch die Einwohner, welche ſich einzig und allein mit dem Handel beſchäftigten, wollten ſich gegen den Einbruch der Araber lieber durch einen Ver-

trag,

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

trag, als durch den Weg der Waffen in Sicherheit ſetzen. Der Befehlshaber war dieſer Meinung nicht; unterdeſſen da er ſahe, daß die Einwohner durchaus dazu entſchloſſen waren, trat er ihren Geſinnungen bey, und ſchickte zu dem Feinde, um einen Waffenſtillſtand zu erbitten, er machte aber dabey aus, daß er nicht länger dauern ſollte, als bis die Hülffe, welche der Käyſer zu ſchicken verſprochen habe, angekommen ſey.

Dieſe Verrichtung ward dem Aſtackhar, einem gelehrten griechiſchen Prieſter, welcher die arabiſche Sprache ſehr wohl redete, aufgetragen. Er ging alſo nach Hemes zu dem Obeidah, und nachdem er die Stärke der Stadt Kenneſrin und die Tapferkeit ihres Befehlshabers nur mehr als zu ſehr heraus geſtrichen hatte, ſagte er ihm, daß man gleichwohl einen Stilleſtand auf ein Jahr von ihm bitte, zugleich aber wünſche, daß man die Grenzen feſt ſetze, über welche es den Arabern, in das Gebiete dieſes Orts zu kommen, nicht erlaubt ſeyn ſolle. Er fügte noch hinzu, der Befehlshaber würde es gerne ſehen, wann dieſe Unterhandlung geheim gehalten würde, damit er ſich nicht den Unwillen des Kayſers, welcher ihm ſchleunige Hülffe verſprochen habe, zuziehen möge.

Vorſtellungen des Chaleds hierüber.

Obeidah, welcher dieſen Abgeordneten mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeligkeit empfangen hatte, war geneigt genug ihm ſeine Bitte, ohne

die

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

die geringſte Einſchränkung, zu verwilligen; allein Khaled war über das, was der Abgeſandte von der Stärke der Stadt Kenneſrin, und von der Tapferkeit ihres Befehlshabers geſagt hatte, empfindlich geworden, und ſtellte dem Obeidah vor, daß man ſich mit den Chriſten vorzuſehen habe; daß ſie nichts als zu betriegen und aufzuhalten ſuchten, bis ſie gewiß verſichert ſeyn könnten, den Vortheil auf ihrer Seite zu haben; daß man hier nichts anders thun könne, als ſogleich wider ſie auszuziehen; daß er in Anſehung des Widerſtandes, welchen ſie ſich thun zu können, berühmten, ſich ſchmeichle das Gegentheil thätlich zu erweiſen; und daß, wenn man es ihm erlaubte, er es auf ſich nehmen wollte, ſich der Stadt zu bemächtigen, und ein Beyſpiel an ihr zu verüben, welches alle erſchrecken ſollte, die an einen Widerſtand gedächten.

Der Abgeordnete ward über die Härte des Khaled ſtutzig, und machte ihn deswegen Vorwürffe: **Ich komme, ſagte er, euch Frieden anzubieten, und du verwirfſt die Vorſchläge, die ich thue? So hat man uns alſo betrogen, wenn man geſagt, die Araber wären gegen die voller Leutſeligkeit, die ſich ihrem Schutze unterwürfſen?** Khaled antwortete ihm hierauf ganz trotzig, er liebe die Leute nicht, die nur zu hintergehen ſuchten. Er würde mehr geſagt haben, allein Obeidah fiel ihm ins Wort, und ſtellte ihm

Omar. Hegire 13. n. C. G. 634.

ihm mit vieler Sanftmuth vor, daß da er denen, die ſeine Gnade anfleheten, günſtig ſeyn wolle, ſo müſſe man auch ihren Abgeordneten eine Antwort ertheilen, die ſie zufrieden ſtellte, ohne dem Beſten der Muſelmänner nachtheilig zu ſeyn.

Man bewilliget den Einwohnern von Kenneſrin einen Stillſtand.

Nachdem ſie ſich noch eine Zeitlang miteinander beſprochen hatten, ſo verwilligte man endlich den Einwohnern von Kenneſrin einen Stillſtand auf ein Jahr; man verſprach ihnen auch, ihr Gebiete nach Maaßgebung der Grenzen, die ſie ehſtens feſt ſetzen wollten, zu ſchonen; man machte aber dabey aus, daß wenn der Kayſer Trupen wider die Araber ſchicken ſollte, die Einwohner ſich nicht mit ihnen verbinden, ſondern in ihrer Stadt eingeſchloſſen bleiben müßten, ohne das geringſte wider die Muſelmänner zu unternehmen.

Nachdem dieſe Bedingungen angenommen waren, ſo kam es nur noch darauf an, die Grenzen feſt zu ſetzen. Anſtatt daß die Einwohner ſie durch gezogene Graben hätten bemerken ſollen, ſo richteten ſie bloß an dem Ende ihres Gebietes eine Bildſeule des Heraclius auf, welche dieſen Kayſer auf dem Throne ſitzend vorſtellte.

Durch einen Zufall wäre bey nahe der Stillſtand gebrochen worden.

Dieſe Bildſeule verurſachte zwiſchen den Einwohnern und Arabern neue Streitigkeiten. Zwey muſelmänniſche Ritter, die mit einander das Feld durchſtreiſten, hielten bey den Gren-

zen

Omar.
Hegire 13.
n. C. G. 634.

zen von Kenneſrin ſtille, und machten gegen einander ihre Uebungen mit der Lanze. Einer von ihnen verſetzte entweder von ohngefehr, oder vielleicht mit Fleiß, der Bildſeule einen Stoß, und verletzte ſie an dem Auge. Die Griechen machten hierüber ein groſſes Lermen. Sie gaben vor, man habe den Kayſer ſelbſt damit beſchimpfen wollen, und ſchickten endlich einen Abgeordneten an den Obeidah, welcher ihnen Gnugthuung deßwegen verſchaffen ſollte.

Dieſer kluge General hatte die Gefälligkeit, ſich bey ihnen wegen dieſes Zufalles entſchuldigen zu laſſen. Er verſicherte, daß er Erkundigung davon eingezogen habe, und daß derjenige, welcher den Stoß gethan, es ihm zugeſchworen habe, daß es ein bloſſer Zufall geweſen ſey, und daß er nicht die geringſte Abſicht gehabt habe, die Bildſeule des Kayſers zu treffen.

Die Sanftmuth, womit Obeidah den Abgeordneten antwortete, machte ſie trotzig; ſie fingen an, ſich ungemeſſener auszudrücken, als ſie anfangs gethan hatten; ſo daß ſie, als ihnen der General alle Gnugthuung, die ſie nur wünſchen könnten, deßwegen zu geben verſprach, die Anwendung des Vergeltungsrechts zu fordern ſich unterſtanden, und in allem Ernſte begehrten, daß man dem Califen ein Auge ausſtoſſen ſolle.

Dieſe lächerliche Forderung, ſetzte die Araber,

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635.

in eine ſolche Wuth, daß ſie die Abgeordneten zu Opfern derſelben würden gemacht haben, wann Obeidah nicht Sorge getragen hätte, ſeine Leute zu beſänſtigen. Er hatte aber allzuviel Gegenwart des Geiſtes, als daß er aus dem ſeltſamen Verlangen der Abgeordneten nicht hätte einen Scherz machen ſollen, ſo daß er die Nothwendigkeit, ſich hier des Vergeltungsrechts zu bedienen, zugab, und ihnen alſo rieth eine Bildſeule des Califen machen zu laſſen, und gleichfalls an ihr ein Auge zu verderben, wie man es an der Bildſeule des Käyſers gethan habe. Mit dieſer Antwort kehrten die Abgeordneten zurück, und es kam mit der ganzen Sache nicht weiter.

Dem Obeidah wird ſeine Unthätigkeit vorgeworffen.

Während daß Obeidah vor Hemes liegen blieb, ſchrieb der Calif, welcher eine Zeitlang nichts von kriegeriſchen Verrichtungen gehört hatte, an ihn, ſich über ſein Stillſchweigen und ſeine Unthätigkeit zu beklagen. Obeidah ward über dieſe Vorwürffe empfindlich, und es verdroß ihn einigermaaßen, daß er den Griechen ſo leicht den Waffenſtilleſtand zugeſtanden habe. Da er aber gleichwohl ſein Wort nicht brechen wollte, ſo ließ er die Einwohner von Hemes, und der übrigen Oerter, mit welchen er einen Vergleich gemacht hatte, in Ruhe, und kehrte ſeine Waffen gegen eine andre Gegend. Gleichwohl ließ er einige Mannſchaft vor Hemes, um dieſen Ort, während des Stilleſtandes, in Furcht zu erhalten.

Die

Omar.
Hegire 14.
n.C.G.635.

Die Armee der Muſelmänner brach alſo auf, und nahm den Weg nach Aleppo; ſie zog bey Arreſtan vorbey, und begab ſich von dannen nach Hamah, einem Orte, welcher in den folgenden Zeiten der Sitz des Abulfeda wurde, eines Mannes, der in ſeiner Perſon den Fürſten, und den geſchickten Schriftſteller in der Geſchichte und Erdbeſchreibung ſehr wohl zu verbinden wußte.

Der Befehlshaber v. Kenneſrin bricht den Stilleſtand.

Von Hamah nahm man den Weg nach Schaizar, wo Obeidah, auf erhaltne Nachricht, daß der Befehlshaber von Kenneſrin den Käyſer inſtändigſt um Hülffe erſucht habe, und dieſer auch ohne Zeitverluſt ein anſehnliches Heer, unter Anführung des Giabalah, werde aufbrechen laſſen, ſtille hielt. Dieſer Giabalah war eben derjenige, deſſenwegen der Califе Hemes zu belagern befohlen hatte, woraus er ſich aber ſogleich fortgemacht, zu dem Käyſer gekommen war, und ihm ſeine Dienſte wider die Muſelmänner angetragen hatte.

Er wird an der Spitze ſeiner Truppen niedergemacht.

Da Obeidah zugleich Nachricht bekam, daß der Befehlshaber von Kenneſrin Anſtalt mache, dieſer Hülffe entgegen zu gehen, ſo beſchloß er ſogleich, keinen einzigen mehr zu ſchonen, welcher ſo offenbar wider den bewilligten Stilleſtand handeln würde. Er trug dem Khaled auf, wider ihn aufzubrechen, und ihm den Weg abzuſchneiden. Dieſer tapfre Krieger richtete die ihm aufgetragne Verrichtung voll-

kommen

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635.

kommen wohl aus. Nachdem er den Befehlshaber auf dem Marſche angetroffen, griff er ihn an, ſchlug ſeine Leute in die Flucht, und tödtete ihn mit eigner Hand.

Die Einwohner von Kenneſrin werden zinsbar.

Der Tod dieſes Anführers entſcheidete das Schickſal von Kenneſrin; die Einwohner thaten länger keinen Widerſtand, ſie unterwarfen ſich den Arabern, und verwilligten Tribut zu bezahlen. Nachdem Obeidah dieſe Neuigkeit dem Califen gemeldet, ſo antwortete ihm Omar alsbald, um ihm Glück zu wünſchen, und befahl zugleich, daß man, dem Tribute unbeſchadet, von einem jeden Einwohner vier Ducaten ohne Unterſcheid fordern ſolle.

Obeidah plündert eine Caravanne.

Nach dieſer Eroberung ward es dem Khaled aufgetragen, Hemes mit einem Theile der Armee anzugreiffen. Obeidah mit den übrigen Trupen nahm den Weg nach Baalbec, um dieſen Ort zu belagern. Er ſtieß während des Marſches auf eine Caravanne, deren er ſich bemächtigte. Da die Kaufleute, aus welchen ſie beſtand, den General um Erlaubniß baten, ſich los kauffen zu dürffen, ſo verwilligte er es, und gab ihnen, nachdem er anſehnliche Summen erhalten hatte, ihre Freyheit wieder.

Weil einige noch von ihnen nach Baalbec geflüchtet waren, ſo ertheilten ſie dem Befehlshaber von dem Zufalle, welcher der Caravanne zugeſtoſſen, Nachricht; und da an dieſem Orte die Vertheilung der muſelmänniſchen Tru-

Omar. Hegire 14. n. C.G.635. pen nicht unbekandt war, ſo glaubte Herbis (ſo hieß der Befehlshaber) ſtarck genug zu ſeyn, den Theil der Armee, welchen Obeidah führte, anzugreiffen. Er beſchloß alſo dieſes Unternehmen zu beſchleinigen, in Hoffnung, die reiche Beute wieder zu bekommen, die ſie der Caravanne abgenommen hatten: allein es fehlte ſehr viel, daß der Ausgang mit ſeiner Hoffnung überein gekommen wäre. Er wurde gänzlich geſchlagen; ein groſſer Theil ſeiner Trupen ward niedergehauen: er ſelbſt konnte nicht anders als mit größter Noth entkommen, nachdem er verſchiedne beträchtliche Wunden bekommen hatte.

Belagerung von Baalbec. Obeidah verfolgte ſein Glück, und belagerte Baalbec; ehe er aber den Angriff that, ſchrieb er an die Einwohner, um ſie zu bewegen, ſich in der Güte zu ergeben. Er hoffte, der letzte Zufall werde bey ihnen Eindruck gemacht haben, ſo, daß wenn ein fürchterlicher Feind vor ihren Mauern erſchiene, ſie mit Freuden einen Vertrag bewilligen würden: Doch die Belagerten lieſſen ganz andre Geſinnungen blicken, als Obeidah vermuthet hatte. Unterdeſſen laß man doch den Brief ab; allein der Befehlshaber ſchickte den, welcher ihn gebracht hatte, ohne Antwort wieder zurück.

Dieſes ſchimpfliche Verfahren verdroß den arabiſchen General; er beſchloß ſich deswegen zu rächen, und grif den Platz mit aller mögli-

chen

Omar.
Hegire 14.
n. C. G. 635.

chen Gewalt an. Dieſe Belagerung wurde den Muſelmännern auſſerordentlich ſauer. Das Wetter, welches damals ſehr rauh war, mußte die Trupen weit härter angreiffen, die unter Zeltern gelagert waren, und übrigens an allem Mangel litten, was ſie wider dieſe auſſerordentliche Kälte hätte verwahren können. Unterdeſſen ſetzten ſie den Angrif doch mit einer erſtaunenswürdigen Hitze fort; und die Belagerten vertheidigten ſich mit einer Tapferkeit, die alle Anfälle der Stürmenden zu nichte machte.

Die Belagerten thun einen Ausfall, der ihnen gelingt.

Der Befehlshaber war in kurzem von den Wunden wieder geheilt worden, die er bey dem Angriffe der Araber vor ihrer Ankunft bey Baalbec bekommen hatte, und beſchloß einen Ausfall zu wagen. Er hoffte ihn mit deſto gröſſerm Glücke thun zu können, da der General der Muſelmänner, welcher nur einen Theil der Trupen mit ſich führte, auch dieſen noch in verſchiedene Hauffen getrennet hatte, um die Kräfte der Belagerten zu ſchwächen, wann er ſie dieſelben zu theilen nöthigte.

Herbis, welcher den Stand der feindlichen Trupen wohl bemerkt hatte, nahm ſich vor, ſie bloß von einer Seite anzugreiffen, und den Ausfall durch das Thor zu thun, welches dem Quartiere des Obeidah entgegen ſtand. Er wehlte zu dieſem Unternehmen einen Morgen; und der Ausfall geſchahe gleich zu der Zeit, als die Muſelmänner, auf Befehl ihres Generals, mit ih-

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635.

rer Mahlzeit beſchäftigt waren. Obeidah, welcher ohne Zweifel dieſen Tag etwas vorzunehmen entſchloſſen war, hatte befohlen, daß ein jeder, ſogleich nach dem Gebete, etwas Nahrung zu ſich zu nehmen bedacht ſeyn ſolle.

Dieſes Unternehmen fiel für die Araber unglücklich aus. Die Einwohner von Baalbec überfielen ſie zu einer Zeit, da ſie es am wenigſten vermutheten, und richteten ein entſetzlich Blutbad unter ihnen an; worauf ſie ſich eiligſt wieder in die Stadt zogen, und ſehr viel Gefangene mit ſich fort führten.

Dem Obeidah ging dieſer Verluſt ungemein nahe; er nahm daher die nöthigen Maaßregeln, künftig dergleichen Ueberfällen vorzubeugen. Er glaubte, er habe ſich allzunahe an den Mauern niedergelaſſen, und dieſe Nähe wäre ihm nachtheilig geweſen, weil man in der That in Gefahr ſtehe, den Feind alle Augenblicke auf dem Nacken zu haben. Es war noch eine andere Unbequemlichkeit dabey, welche darinne beſtand, daß ſeine Reuterey nicht Platz genug hatte, ſich thätig zu erzeigen.

Zweyter Ausfall derer von Baalbec.

Die von Baalbec bekamen durch den Vortheil, welchen ſie davon getragen hatten, Muth, und beſchloſſen den Tag darauf einen zweyten Ausfall zu wagen. Der Befehlshaber trat an ihre Spitze, und fiel mit aller Hitze auf das Quartier des Obeidah, wo er beynahe eben ſo glücklich war, als den Tag vorher. Sie warf-

ſen

Omar.
Hegire 14.
n. C. G. 635.

ſen alles über den Hauffen, was ſich ihnen entgegen ſtellte, und trieben den Muſelmann ſehr weit zurück. Doch die Belagerten vergaſſen bey ihrer Hitze, daß ſie ſich allzuſehr von ihrem Orte entfernten, ſie gingen immer weiter vorwärts, und wären beynahe ſo glücklich geweſen, das ganze Quartire des Obeidah völlig in die Flucht zu ſchlagen, als ein Araber durch ſeine Gegenwart des Geiſtes in kurzen den Sachen ein ander Anſehen gab.

Sohaid-ebn-Sabah, welcher gleich zu Anfange dieſes Ausfalls war verwundet worden, hatte ſich zu allem Glücke von dem Schlachtfelde fortgemacht, und hatte mit Mühe und Noth die Höhe eines Hügels erreicht, welcher über das Lager der Araber hing, und von welchem er leicht die Bewegungen beyder Armeen bemerken konnte.

Als er ſahe, daß das Quartier des Obeidah zurück wich, ſo kam er von ſelbſt auf den Einfall, einen gewiſſen Hauffen Holtz, welchen er auf dieſem Hügel fand, anzuzünden; und erregte durch dieſes Mittel einen groſſen Rauch, welches das gewöhnliche Zeichen war, deſſen ſich die Araber bedienen, wenn ſie während des Tages ihre Truppen verſammlen wollten, ſo wie ſie des Nachts das Feuer dazu brauchten.

Obeidah
bekömmt
Hülfe.

Als Derar und Sait, welche auf ihren Poſten ruhig waren, dieſen Rauch bemerkten, ſo vermutheten ſie ſogleich, daß etwas wichtiges

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635

in dem Quartiere des Obeidah vergehen und er ſchleinige Hülffe nöthig haben müſſe. Sie brachen alſo mit ihren Leuten ſogleich auf, und langten zu gelegner Zeit an, auf die Griechen, welche einen vollſtändigen Sieg ſchon gewiß in Händen zu haben glaubten, loszufallen.

Indem Derar und Said die Griechen anfielen, ſo ſtellten ſie ſich zwiſchen ſie und die Stadt, ſo daß ſie ihnen den Weg zum Rückzuge abſchnitten. Als Herbis ſahe, daß man ihm ſo ſcharf zuſetze, und den Rückweg nach Baalbec verlegt habe, ſtellte er ſogleich ſeine Truppen in ein Viereck, und ſchlug ſich, alles Widerſtandes der Araber ohngeachtet, mit einer erſtaunenswürdigen Tapferkeit durch. Er erreichte in aller Eil eine Anhöhe, wo er die Ruinen eines alten Kloſters fand; er zog ſich hinein, und ſetzte ſich ſogleich in wehrhaften Stand.

Obeidah, welcher es noch nicht wuſte, daß man ihm zu Hülffe gekommen war, glaubte das ſchleunige zurückziehen der Griechen, zu einer Zeit, da ſie allen Vortheil zu haben ſchienen, ſey eine Liſt, um die Muſelmänner an einen Hinterhalt zu locken. Er verbot daher ſeinen Leuten, ſie zu verfolgen.

Doch Said, welcher die Befehle des Generals nicht wiſſen konnte, fuhr beſtändig fort, die Griechen zu beunruhigen, und verfolgte ſie bis auf die Höhe, wo er die Zugänge mit Truppen beſetzte. Er ſelbſt ſtieg mit einigen zwanzig

zig Mann wieder hinab, und brachte dem Generale von dem Stande der Feinde Nachricht. Omar. Hegire 14. n. C. G. 635.

Obeidah erſtaunte, den Said mit ſo wenig Volke bey ſich zu ſehen, und befürchtete anfangs, man möchte auch ihn in ſeinem Quartiere überfallen haben, ſo daß die Soldaten, die er bey ſich habe, der ganze Reſt von ſeiner Niederlage wären: er fragte ihn alſo ganz unruhig, wo ſeine Trupen hingekommen wären. Nachdem ihm Said geantwortet, daß er ſie auf dem Hügel, wo er die Griechen belagert halte, poſtirt habe, ſo fragte ihn Obeidah, was er hier mache, und warum er ſeinen Poſten verlaſſen habe. Said berichtete ihm hierauf von dem gegebenen Zeichen, welches er als einen Befehl angeſehen habe, ihm ſchleunig zu Hülffe zu kommen.

Der General geſtand, daß er bey den gefährlichen Umſtänden, in welchen er ſich befunden, allerdings gewünſcht habe, ein Zeichen geben zu können; daß es ihm aber nicht möglich geweſen wäre. Uebrigens danckte er dem Decar und Said wegen der Hülffe, die ſie ihm geleiſtet; doch wollte er aber auch wiſſen, wer derjenige ſey, der das Zeichen gegeben, und ließ in dem Lager kund machen, daß ſich derjenige, dem man dieſe Verbindlichkeit zu danken habe, zeigen ſolle. Sohaid erſchien hierauf und geſtand, was er gethan habe. Obeidah lobte ſeinen geſchwinden Entſchluß; gleichwohl aber verbot er aus-

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635.

drücklich, daß ſich künftig niemand mehr unterſtehen ſolle, dergleichen ohne ausdrücklichen Befehl des Generals zu thun. In der That konnte es auch ſehr üble Folgen habe.

Indem Said mit dem Obeidah in Unterredung war, ſo kam man, Verſtärkung zu fordern, um die Griechen, die man auf dem Hügel umringt hatte, zurück zu halten. Herbis hatte es an der Spitze ſeiner Leute unternommen, ſich wieder nach Baalbec zu ziehen, und war ſchon auf die Araber losgefallen, ſich eine Oefnung durch ſie zu machen. Man ſtritt auf beyden Theilen, ohne zu weichen; gleichwohl ſtellte man dem Generale vor, daß alles zu befürchten ſtehe, wann er nicht mehr Trupen anrücken lieſſe.

Obeidah befahl dem Said, ſich alsbald wieder zu ſeinen Leuten zu begeben; er gab ihm einige Mannſchaft zur Begleitung mit, und verſprach, ihm ſogleich neue Verſtärkung, unter Anführung des Derars, nachzuſchicken.

Der Befehlshaber v. Baalbec fängt an Unterhandlung zu pflegen.

Die Ankunft dieſer Trupen ſchlug die Hitze der Griechen nieder; ſie machten ſich aus dem Treffen zurück, und zogen ſich in die verfallnen Mauern ihres Kloſters. Die Araber ſchloſſen ſie ſo genau ein, daß Herbis kein Mittel vor ſich ſahe durchzukommen, und alſo den Entſchluß faßte, mit dem Feinde Unterhandlung zu pflegen. Er unterredete ſich mit dem Said über die Bedingungen, welche er verlangte, ihm, ſeinen

nen Leuten, und der ganzen Stadt Baalbec alle Sicherheit wiederfahren zu laſſen.

Omar.
Hegire 14.
n. C. G. 635.

Said antwortete ihm, er vor ſich könne mit der Unterhandlung nicht weiter gehen, als ſo weit ſie die Perſon des Befehlshabers und ſeine Begleiter betreffe; in ſo weit verlange er von ihm, daß entweder er und alle ſeine Leute Muſelmänner werden, oder ſich wenigſtens anheiſchig machen ſollten, niemals wieder gegen die Araber Waffen zu führen. Was die Einwohner von Baalbec betreffe, fügte er hinzu, das gehöre für den General, und wann er mit dieſem Unterhandlung pflegen wolle, ſo wolle er ihn dem Obeidah vorſtellen.

Als Herbis darein gewilliget hatte, führte ihn Said zu dem Generale. Indem er durch das Lager der Araber gieng, erſtaunte er nicht wenig, daß die Trupen nicht ſo zahlreich wären, als er es ſich eingebildet. Er konnte ſich nicht enthalten, ſeine Verwunderung, als er den Obeidah anredete, darüber zu bezeigen. Der General antwortete ihm, daß ſich die Chriſten deßwegen doch immer betrügen würden, weil die Engel dieſer geringen Anzahl von Gläubigen allezeit zu Hülffe kämen, ſo wie es in der Schlacht bey Beder (*) und in allen Feldzügen des Propheten geſchehen ſey?

Der

(*) Man lieſet hievon in dem 3ten Hauptſtücke des Korans: GOtt hat uns in der Schlacht bey

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635

Der Befehlshaber war vorjetzo in den Umſtänden nicht einer Erſcheinung von dieſer Art ſicher widerſprechen zu können, und ſchritt zu den Vergleichspuncten. Er bot im Namen der Einwohner des Orts eine beträchtliche Summe, und eine Menge koſtbarer Kleider an. Der Muſelmann fiel ihm ins Wort, ihm zu ſagen, daß man die Summe und die Geſchenke verdoppeln müſſe. Er fügte alsdenn die Bedingung hinzu, daß ſich die Einwohner zinsbar machen, daß ſie alle Waffen, die ſie etwa haben könnten, ausliefern, daß ſie niemals die Araber

---

bey Beder beygeſtanden, als ihr weit ſchwächer waret, als eure Feinde. War es nicht genug, daß er euch eine Verſtärkung von dreytauſend Engeln, die vom Himmel ſtiegen, ſchickte? Wann dieſe nicht hinreichend geweſen wären, ſo würde er deren wohl fünftauſend geſchickt haben, welche alle nach verſchiedenen Fahnen geordnet geweſen wären. „Ein arabiſcher Schriftſteller verſichert, daß die ſtreitenden Engel auf weiß und ſchwarz geſprengten Pferden geritten wären, und gelb und weiſſe Tiaren auf dem Haupte gehabt hätten, von welchen bis auf die Schultern Bänder herabgehangen, mit welchen der Wind geſpielt. An ihrer Spitze war Gabriel, welcher auf ſeinem Zelter, Namens Haiſum, das iſt, der muntre, ritt, und in einer Wolke eingehüllet überall eine entſetzliche Niederlage unter den Götzendienern anrichtete. Gagnier Leben des Mahomets B. III.

Omar.
Hegire 14.
n. C. G. 635.

Araber weder mittelbar, noch unmittelbar, angreiffen, daß ſie keine Dienſte wider ſie bey dem Kayſer nehmen, und endlich, daß ſie weder Kirchen noch Klöſter bauen ſollten.

Herbis fand dieſe Bedingungen ein wenig harte, doch da der General nicht geneigt zu ſeyn ſchien, nur das geringſte nachzugeben, ſo muſte er ſich denſelben unterwerffen. Alles was der General noch als eine Gefälligkeit erhalten konnte, war dieſes, daß der, welcher den Tribut einzufordern würde ernennt werden, nicht in die Stadt kommen, ſondern ſich auſſerhalb derſelben aufhalten ſolle. Man erwähnte dieſes Puncts ausdrücklich in dem Tractate, und der Befehlshaber begab ſich ſogleich in die Stadt, von den Einwohnern die Genehmhaltung deſſelben zu bewirken.

Dieſer Tractat verurſachte in der Stadt groſſes Lermen. Man fand, daß man dem Feinde zu viel eingeräumt; und niemand wollte ſeine Einwilligung dazu geben. Gleichwohl zogen die Einwohner gelindre Saiten auf, als ihnen der Befehlshaber zu verſtehen gab, daß ſie anders nicht ihr Leben und ihre Freyheit retten konnten; und daß ſie, wenn ſie ſich weigerten, Feuer und Schwerdt über ihre Stadt bringen würden, weil dieſer fürchterliche Feind doch, über lang oder kurz, ſeinen Anſchlag ausführen werde. Er fügte hinzu, in Anſehung der Summe, welche man den Arabern bezahlen

ſolle,

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635. ſolle, wolle er ſich nicht weigern, ihnen eine Erleichterung zu machen, und den vierten Theil davon auf ſich zu nehmen. Dieſer Vorſchlag brachte alle und jede auf gute Wege, und der Tractat ward angenommen.

Herbis kehrte zu dem Obeidah zurück, ihm von allem, was vorgegangen war, Nachricht zu geben, und bat wegen Bezahlung des Geldes um einige Tage Nachſicht, damit er es zuſammen bringen könne. Der General verwilligte ſie, und trug dem Befehlshaber auf, dieſen Tribut ſelbſt einzutreiben; die Griechen aber, welche ihn begleiteten, behielt er unterdeſſen zu Geiſſeln. Herbis kam zu beſtimmter Zeit wieder, und überbrachte die verwilligten Summen, worauf ihm die Geiſſeln zurückgegeben wurden, mit welchen er wieder nach der Stadt kehrte.

Raſi wird Befehlshaber v. Baalbec. Obeidah brach ſogleich auf, ſich nach Hemes zu wenden; vorher aber machte er den Raſi-ebn-Adallah, einen von ſeinen beſten Kriegsoberſten, zum Befehlshaber von Baalbec. Unterdeſſen, damit er nicht wider den dem Herbis verwilligten Punct handeln möge, befahl er dem Raſi, nicht in die Stadt hinein zu gehen, ſondern bloß ein wachſames Auge auf alles, was in dem Gebiete derſelben vorgehen würde, zu haben; vornehmlich befahl er ihm, daß die Trupen, welche ſtatt der Beſatzung dienen ſollten, in der umliegenden Gegend keinen

Scha-

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635.

Schaden thun ſollten. In Anſehung der übrigen Plätze, welche mit den Muſelmännern noch in keinen Vergleich getreten waren, gab er ihm alle Freyheit, ſie zu verheeren, wie er wolle.

Raſi kam dieſen Befehlen mit aller Treue nach. Da die Einwohner von Baalbec ſahen, daß ſie unter einem ſolchen Kriegsoberſten nichts zu befürchten hätten, ſo kamen ſie, ihm in ſeinem Lager ihre Aufwartung zu machen, und man ſahe damals die Araber und Griechen in dem vollkommenſten Verſtändniſſe miteinander leben. Sie erwieſen einander ſehr groſſe Dienſte; denn die Araber, welche das Land durchſtreiften, kamen oft mit ſehr anſehnlicher Beute zurück, deren gröſter Theil ihnen manchmal nichts nütze war. Sie fanden alsdenn Mittel, durch die Gemeinſchaft, die ſie mit den Einwohnern unterhielten, deſſelben los zu werden; dieſe kauften ihnen das, was ſie zuviel hatten, ab, und dieſer Handel ward endlich für beyde Theile ſehr vortheilhaft.

Herbis wird in einem Aufſtande getödtet.

Da Herbis den anſehnlichen Gewinſt, welcher den Einwohnern zufiel, ſahe, wollte er gleichfalls in Betracht deſſen, daß er ſich faſt für ſie aufgeopffert, und ganz allein ein Viertheil des Tributs bezahlet hatte, Theil daran nehmen. Er ſtellte ihnen vor, daß ſie ihm Ehrenhalber, und aus Dankbarkeit, den zehnten Theil ihres Gewinſtes müſten zukommen laſſen. Die Einwohner bewilligten es einmüthig. Doch

als

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635.

als der Befehlshaber ſahe, wie leicht ſeine Bitte Statt gefunden habe, und zugleich überlegte, daß er ſobald nicht zu ſeinem vorgeſchoſſenen Gelde kommen möchte, ſo ging er weiter, und verlangte, an ſtatt des zehnten Theils, den vierdten. Die Einwohner verwarffen dieſe Forderung. Herbis erzürnte ſich; die Gemüther wurden aufgebracht, und endlich entſtand ein Aufruhr, in welchem der Befehlshaber umgebracht wurde.

Die Einwohner von Baalbec nehmen die Einnehmer in ihre Stadt auf.

Der Aufſtand, welchen dieſer Handel in der Stadt verurſachte, war ſo groß, daß man ihn in dem Lager der Araber hörte. Raſi ſchickte ſchleinigſt hinein, um zu vernehmen, was vorgehe, und trug ſeinem Abgeſchickten zugleich auf, ſeine Vermittelung anzubieten, wann ſie von einigem Nutzen ſeyn könne. Die Einwohner lieſſen ihm von der Aufführung ihres Befehlshabers Nachricht geben: ſie ſprachen von ihm, als von einem Tyrannen, den ſie ſich glücklich vom Halſe geſchafft hätten, und boten es dem Raſi an, ihn in ihre Stadt aufzunehmen, und, wann er wollte, an die Stelle des Befehlshabers einzuſetzen.

Dem Raſi war die Ehre, die ſie ihm erzeigten, ſehr ſchmeichelhaft; er ließ ihnen aber ſagen, daß er ihr Anerbieten nicht anders als mit Verwilligung ſeines Generals annehmen könne. Er ſchickte ſogleich an den Obeidah, ihm von dieſem Vorfalle Nachricht zu geben. Die

Antwort

Omar. Hegire 14. n.C.G. 635.

Antwort fiel dem Verlangen der Einwohner vollkommen gemäß aus; der General erlaubte dem Raſi die Würde eines Befehlshabers von Baalbec anzunehmen, und lobte ſeine kluge Aufführung, welche ſo viel Eindruck bey den Griechen gemacht hätte, daß ſie unter der Herrſchaft der Muſelmänner zu leben wünſchten.

Belagerung von Hemes.

Der General war damals vor Hemes, und fing die Belagerung, ſobald als der Stilleſtand aus war, an. Er ließ ſie vorher auffordern, entweder die Religion des Mahomets anzunehmen, oder Tribut zu bezahlen, oder auch ihren Streit durch eine Schlacht auszumachen. Da alle dieſe Vorſchläge verworffen wurden, ſo fing man mit aller Hitze an, die Stadt zu beſtürmen; Doch die Belagerten vertheidigten ſich mit einer Tapferkeit, welche die Muſelmänner ganz verwirrt machte, es geſchahen ſogar einige Ausfälle, welche alle für die Hemeſſiner glücklich ausſchlugen.

Dieſer hartnäckige Widerſtand zeigte im voraus an, daß die Belagerung lange und blutig werden würde. Obeidah hätte deßwegen gerne gewünſcht, daß er nicht ſo bald an dieſes Unternehmen gedacht hätte. Als ihn einer von ſeinen Hauptleuten in dieſer Bekümmerniß ſahe, ſo rieth er ihm, ſich einer Kriegsliſt zu bedienen, die ihm vielleicht ſehr nützlich ſeyn könte. Sie beſtand darinne, den Einwohnern vorzuſchlagen, er wolle die Belagerung aufhe-

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635.

ben, wenn ſie ſeiner Armee Lebensmittel für einen Marſch von fünf bis ſechs Tagen, die er zu ſeinem Rückzuge nöthig zu haben glaubte, liefern wollten. Nachdem Obeidah dieſen Rath für genehm gehalten, ſo ließ er mit den Hemeſſinern reden, und verſprach ihnen, vermittelſt dieſer Bedingung, ſogleich abzuziehen, und ſich nach andern Eroberungen umzuthun.

Die Hemeſſiner, welche nichts mehr wünſchten, als die Muſelmänner los zu ſeyn, nahmen dieſen Vorſchlag willig an, und ſchickten ſogleich allen Vorrath, welchen man nur verlangen konnte. Als dieſes geſchehen war, ließ ihnen Obeidah ſagen, daß, da der Marſch, welchen er zu thun habe, vielleicht länger, als er iezt glaubte, dauern könnte, er ihnen auch gerne noch ihre übrigen Lebensmittel abkauffen wolle, wann ſie ihm dieſelben zu laſſen geneigt wären. Die Hemeſſiner lieſſen ſich auch in dieſe Falle ziehen, und verkauften alles, was ſie an Vorrathe hatten. Der General handelte nicht lange um den Preiß, ſondern gab ihnen, was ſie verlangten.

Die Araber nehmen Areſtan durch eine Kriegsliſt weg.

Er zog auch in der That, wie er es verſprochen hatte, ab, und marſchirte auf Areſtan los, welchen Ort er auffordern ließ. Weil dieſe Aufforderung verworffen wurde, ſo that Obeidah, als ob er ſich voriezo mit Belagerung dieſes Platzes nicht aufhalten wollte, und ließ bloß den Befehlshaber erſuchen, zu erlauben, daß er

etwas

Omar.
Hegire 14.
n. C. G. 635.

etwas von ſeinem groſſen Geräthe, welches ihm auf dem Marſche allzu beſchwerlich ſeyn möchte, bey ihm einſetzen dürfte. Dieſer Vorſchlag ward mit Vergnügen angenommen. Obeidah ließ ſogleich zwanzig Kiſten hinein ſchaffen, in welchen zwanzig auserleſene Mann verſchloſſen waren. Dieſe Kiſten ſchienen von auſſen mit ſtarken Schlöſſern wohl verwahrt zu ſeyn; inwendig aber waren ſie ſo zubereitet, daß die, welche darinne verſchloſſen waren, leichtlich heraus kommen konnten.

Obeidah zog mit ſeinen Trupen ſogleich fort; in einiger Entfernung von der Stadt aber ließ er den Khaled mit einiger Mannſchaft, auf die man ſich bey dem Fortgange der Kriegsliſt, welche man anwenden wolte, verlaſſen konnte, im Hinterhalte. Der Befehlshaber und die Einwohner wurden über die Entfernung der Araber höchſt erfreut, und gingen in die Kirche, dem Höchſten wegen der Erlöſung von einem ſo fürchterlichen Feinde zu danken. Doch da ſie eben mit dem Gebete beſchäftiget waren, machten ſich die zwanzig verſchloſſenen Soldaten heraus, bemächtigten ſich der Gemahlin des Befehlshabers, welche zu Hauſe geblieben war, und zwangen ſie, ihnen die Schlüſſel zu der Feſtung zu geben. Sie lieſſen hierauf ſchleunig zu dem Thore, welches dem Hinterhalte gegen über lag, ſchloſſen es auf, und ſchrien insgeſammt **Alla achar**. Auf dieſes Geſchrey kam Khaled mit ſeinen Leuten herbey, und machten ſich gefaßt,

Omar. Hegire 14. n. C. G. 635.

alles niederzuſebeln, was ihnen etwa widerſtehen wollte; doch die Beſtürzung, welche ein ſolcher Zufall verurſachte, war ſo groß, daß niemand daran gedachte, die Waffen zu ergreiffen.

Die Stadt Schaizar ergiebt ſich.

Dieſe Unthätigkeit befreyte die Einwohner von einem Blutbade. Man bemächtigte ſich bloß des Orts, ohne einige Gewaltſamkeit auszuüben. Obeidah ließ eine Beſatzung von zwey tauſend Mann darinne, und zog ſich hernach vor Schaizar, die Belagerung dieſes Orts vorzunehmen. Die Muſelmänner wurden der Mühe überhoben, ihn anzugreiffen, weil er ſich von ſelbſt ergab. Der Befehlshaber hatte ſich zwar vertheidigen wollen, und hatte ſogar ſein Anſehen ſehr ernſtlich gebraucht, ſie zu Ergreiffung der Waffen zu nöthigen; allein ſein gewaltſames Verfahren machte ihn nur den Einwohnern verhaßt. Sie warffen ſich auf ihn, machten ihn mit einigen von ſeinen Anhängern nieder, und öfneten hernach dem Obeidah die Thore.

Dieſem Generale gefiel ihre Unterwürfigkeit ſo wohl, daß er erklärte, keinen zu Annehmung der mahometaniſchen Religion zwingen zu wollen. Gleichwohl aber fügte er hinzu, daß die, welche ihr dennoch beytreten würden, auf zwey Jahr tributfrey ſeyn ſollten; die aber, welche bey dem Chriſtenthume verharreten, ſollten dieſe Freyheit nicht länger als ein Jahr genieſſen.

Nach

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Die Araber kommen wieder vor Hemes.

Nach dieſen Eroberungen glaubte Obeidah wieder vor Hemes rücken zu können. Er hatte ſich davon zu entfernen verſprochen, und hatte es auch gethan; er glaubte alſo ſein Wort nicht zu verletzen, wann er nunmehr wieder vor dieſem Orte erſchiene. So aber dachte der Befehlshaber nicht, und machte daher dem Muſelmanne die heftigſten Vorwürffe, daß er ſeine Tractaten ſo ſchlecht beobachte. Er ſchickte dieſertwegen eine Geſandtſchaft an ihn, welcher aber Obeidah zu ſeiner Rechtfertigung antwortete, daß er zwar ſich von Hemes zu entfernen, aber im geringſten nicht, niemals wieder davor zu erſcheinen, verſprochen habe.

Sie werden bey einem Ausfalle geſchlagen.

Der Befehlshaber merkte nunmehr, was er für einen Fehler begangen, da er die Lebensmittel, die er zu Vertheidigung des Orts geſammlet hatte, verkauft habe; weil es aber ſehr thöricht geweſen wäre, die Zeit mit unnützen Bereuungen zu verlieren, ſo beſchloß er, ſich mit aller möglichen Tapferkeit zu vertheidigen. Er wollte ſogar ſein Glück auf offnem Felde verſuchen. Seine erſte Unternehmungen fielen ungemein glücklich aus. Ob er gleich nur mit fünftauſend Mann aus der Stadt brach, ſo fiel er doch die Araber, welche ihm an Anzahl weit überlegen waren, kühnlich an. Er warff die erſten Glieder über den Hauffen, und ſetzte die übrigen alle in Schrecken. Es kam eine beträchtliche Menge Muſelmänner durch das Schwerdt der Hemeßiner um, und ihre

Omar.
Hegire 15.
n. C. G. 635.

ihre Armee würde gänzlich ſeyn in die Flucht geſchlagen worden, wann ſich nicht Khaled auf eine ſo erſtaunliche Art gehalten hätte. Er brachte die Flüchtigen wieder zuſammen, und machte bey dieſer wichtigen Gelegenheit ſo kluge Anordnungen, daß er den Feind glücklich zurücke hielt, und ihn weiter zu kommen verhinderte.

Dieſer tapfre Anführer kam mehr als einmal dabey in die größte Gefahr. Er ward unter andern von einem griechiſchen Ritter angefallen, gegen welchen er ſich ſehr muthig vertheidigte. Er legte ſogar bey dieſer Gelegenheit einen ausnehmenden Beweis von ſeiner Geſchicklichkeit und Stärke ab. Sein Schwerdt war in dem Kampffe zerbrochen, und gleichwohl wuſte er mit vieler Fertigkeit den Streichen ſeines Gegners auszuweichen; endlich erfaßte er ihn, und drückte ihn mit ſolcher Gewalt an ſich, daß er ihn erſtickte, und todt zu Boden warff.

Die Hemeßiner, ob ſie gleich Sieger blieben, befanden ſich durch einen ſo hitzigen Angriff ſo entkräftet, daß ſie ſich in die Stadt mit dem feſten Entſchluſſe zurücke zogen, ihren Sieg, ſobald die Trupen ausgeruhet hätten, weiter zu verfolgen. Sie erſchienen auch in der That des Tages drauf, und boten den Muſelmännern eine zweyte Schlacht an, welche aber ganz anders ausfiel.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Zweyter Ausfall, bey welchem die Hemeßiner geſchlagen werden.

Obeidah hatte ſich mit dem Khaled weitläuftig von den Mitteln unterredet, die Schande des vorigen Tages auszulöſchen; denn man konnte leicht voraus ſehen, daß der Feind, welcher durch einen Sieg aufgemuntert worden, die erſte beſte Gelegenheit, einen zweyten davon zu tragen, ergreiffen würde. Nachdem man alles wohl überlegt hatte, fiel die Meinung des Khaled dahin aus, daß Obeidah den Feind ſolle anrücken laſſen; daß er bey ſeiner Annäherung thun ſolle, als ob er weiche, und die Flucht ergreiffen wolle; daß der General ſeine Trupen auf ein gegebenes Zeichen ſchnell gegen den Feind wieder ſolle umkehren laſſen: und daß Khaled auf eben dieſes gegebene Zeichen, wann die Hemeßiner von vorne beſchäftiget wären, ſich mit ſeiner zurückbehaltenen Mannſchaft zwiſchen die Stadt und den Feind ſtellen, den Hemeßinern in Rücken fallen, und ſie alſo auſſer Stand ſetzen ſolle, länger zu widerſtehen.

Dieſe Kriegsliſt gelang vollkommen. Die Hemeßiner wagten ihren Ausfall, und hatten ihren Befehlshaber an der Spitze, welcher ſich dieſen Tag durch ſeine reichen Kleider, noch mehr aber durch ſein zuverſichtliches Anſehen, das ihm der Gedanke von einem Siege gab, den er ſchon für ganz gewiß hielt, vor allen andern merklich machte. Es währte nicht lange, ſo ging der Streit an. Obeidah ließ ſeine Trupen, nach einem kleinen Widerſtande, ſachte und ſachte zurück weichen.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Die Hemeßiner ſtürzten, weit hitziger als vorher, auf ſie; in dem Augenblicke aber fiel ihnen Khaled in den Rücken, und nöthigte ſie, ſich auf allen Seiten zu vertheidigen. Die Hemeßiner hielten dieſen Anfall mit vieler Unerſchrockenheit aus; doch als ihr Befehlshaber und viel andre tapffere Anführer gefallen, oder wehrlos gemacht waren, verlohren die Trupen gänzlich allen Muth, und lieſſen ſich faſt ohne dem geringſten Widerſtand todt machen.

Das Blutbad würde noch lange gewähret haben, wenn nicht noch einige Mannſchaft einen Ausfall gethan hätte, und ihren Landsleuten zu Hülffe gekommen wäre. Die Muſelmänner wurden dadurch genöthigt, ſich wieder zu verbinden, um dieſen neuen Trupen widerſtehen zu können. Doch dieſe wollten keinen Anfall thun, und begnügten ſich bloß eine Zeit lang feſten Fuß zu halten, die Flüchtigen wieder zuſammen zu bringen, und die, welche dem Schwerdte des Feindes entkommen waren, aufzunehmen.

Die Hemeſiner kapituliren.

Dieſer Verluſt machte die Hemeßiner ſo verwirrt, daß ſie an keine längere Vertheidigung gedachten. Sie beſchloſſen vielmehr einmüthig, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten. Sie erhielten die vortheilhafteſten Bedingungen. Es war dem Obeidah genug, daß ſie ſich zinsbar machten; er ließ ihnen übrigens alle Freyheit, und ihnen zu zeigen, wie groß ſein Vertrauen auf ihr Wort ſey, wollte er weder ſich in die Stadt begeben, noch auch einige Beſatzung darinne laſſen.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Der griechiſche Kayſer ſchickt eine Armee wider die Araber.

Es iſt wahr, er hatte Urſache genug, keine darinne zu laſſen, ja nicht einmal mit Beſitznehmung derſelben die Zeit zu verlieren. Die Nachricht kam, daß der Kayſer eine zahlreiche Armee wider die Muſelmänner ausſchicke, und daß man eine Schlacht zu erwarten habe, die den völligen Ausſchlag geben könne. Es war alſo ſehr nöthig, ſich nicht von Trupen zu entblöſſen, und ſie beſtändig in Bereitſchaft zu erhalten, einem Feinde ſich entgegen zu ſtellen, welcher, wie man ſagte, ſein äuſſerſtes gethan habe, ein Heer zuſammen zu bringen, welches alle vorhergehende übertreffe. Heraclius hatte das Commando einem Manne gegeben, welchen die arabiſchen Geſchichtſchreiber Mahan nennen. Wenn man aber aus den Umſtänden der Zeit ſchlieſſen darf, ſo kan es faſt kein anderer ſeyn, als der, welchen die Griechen Manuel nennen, einer von den gröſten Feldherren ſeiner Zeit.

Dieſe Armee ward auf ihrem Marſche von Trupen verſtärkt, die Giabalah mitbrachte, welches eben der war, der, wie ich oben erzehlt habe, in die Ungnade des Omars fiel. Mahan ſtellte dieſe Trupen an die Spitze der ſeinigen. Er hofte, daß ſie ihm um ſo viel nützlicher ſeyn würden, da die Soldaten, aus welchen dieſe

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Verſtärkung beſtand, gebohrne Araber, und alſo aus einem Lande mit den Muſelmännern waren, deren Art zu ſtreiten ſie am beſten kennen mußten. Dieſe Araber waren Chriſten, und bekannten einerley Religion mit den kayſerlichen Trupen.

Doch dieſe Armee, welche die Chriſten zu ſchützen und ſie von der Unterdrückung der Muſelmänner zu befreyen ankam, machte das Elend der Provinzen, durch welche ſie zog, vollends vollkommen. Die Soldaten plünderten und mißhandelten die Einwohner, und ihre ungezähmte Frechheit ward ſo unerträglich, daß ſich das Volk genöthiget ſahe, die Herrſchaft der Mahometaner vorzuziehen. Und das war es auch, was dieſen ihre Eroberungen um ein groſſes erleichterte.

Die Araber berathſchlagen ſich, was ſie thun ſollen.

Unterdeſſen waren die Muſelmänner doch anfangs, wegen Annäherung der kayſerlichen Armee, beſorgt. Es fanden ſich einige, welche vorſchlugen, ſich nach Arabien zurück zu begeben, und ihre Trupen daſelbſt zu ergänzen. Dieſes war beynahe auch die Meynung des Obeidah; doch die Furcht, von dem Califen übel angeſehen zu werden, verhinderte ihn, dieſe Geſinnung zu unterſtützen. Uebrigens wollte der größte Theil der Muſelmänner bleiben, wo er war, und den Angriff erwarten. Sie konnten ſich nicht entſchlieſſen Syrien, eine ſo reiche und fruchtbare Provinz, welche auf allen Seiten

Omar.
Hegire 15.
n. C. G. 636.

mit prächtigen Städten bebauet war, deren größten Theil ſie mit der Spitze ihres Degens erobert hätten, zu verlaſſen, um in ein armes und wüſtes Land zurück zu kehren, welches unter einem brennenden Himmelsſtriche und in einer dürren Gegend lag.

Nachdem man dieſe verſchiedenen Meinungen in einer Verſammlung erwogen hatte, ging Khaled einen Mittelweg, welcher von allen gebilliget wurde. Nachdem er vorgeſtellt, daß es ſehr unanſtändig ſeyn würde, ſich als Flüchtige wieder nach Arabien zu wenden, zeigte er, daß es nur allzugefährlich ſeyn werde, an dem Orte, wo ſie ſich voriezo befänden, zu bleiben, weil des Kayſers Sohn Conſtantinus, welcher ſich damals zu Cäſarea, an der Spitze von vierzigtauſend Mann, befand, allzu nahe ſey: daß Mahan mit der Kayſerlichen Armee zu dieſem Prinzen zu ſtoſſen bereit ſey, indem auf der andern Seite Giabalah ſich gleichfalls mit den Kayſerlichen verbinden wolle; daß es alſo das beſte ſeyn würde, wenn ſie ſich nach Yermuk (*) zögen, wo ſie ſich alsdann in einem Lande, das ihnen zugehöre, und nicht weit von Arabien befänden, von wannen ſie die Hülfsvölker, die man ihnen ſchicken wolle, leicht erhalten, oder wohin ſie ſich gar zurück ziehen könnten, wenn ihnen das Schickſal der Waffen zuwider ſeyn ſollte.

Dieſer

(*) Eine Stadt in Syrien, an dem Fluſſe gleiches Namens.

Omar.
Hegire 15.
n. C. G. 636.

Dieſer Rath ward ſo weiſe befunden, daß ſich alle Stimmen für ihn erklärten. Die Befehle wurden ſogleich ausgeſtellt, und die muſelmänniſche Armee begab ſich auf den Marſch nach Yermuk, wohin ſie ſich ſo ruhig zog, als wenn ſie im geringſten keinen Feind zu beſorgen hätte.

Kaum hatte Conſtantinus den Rückzug der Araber vernommen, als er dem Kayſerlichen Generale Vorwürffe machen ließ, daß er ſie nicht auf ihrem Zuge angegriffen habe. Er erſtaunte aber ſehr, als ihm Mahan wiſſen ließ, daß er hierinne den Befehlen des Kayſers nachgekommen ſey, vermöge welcher er nichts gegen die Muſelmänner unternehmen dürffte, ohne vorher alles mögliche, mit ihnen Friede zu machen, verſucht zu haben.

Dieſer General fing auch in der That mit dem Obeidah eine Unterhandlung an, und ließ ihm verſchiedne Vorſchläge thun, welche alle verworffen wurden. Die Muſelmänner ihrer Seits wollten ſich gleichfalls mit dem Giabalah vergleichen, oder ihn wenigſtens neutral zu bleiben, bewegen; doch dieſer wollte durchaus von keinem Vergleiche etwas wiſſen.

Khaled
ſchlägt die
Trupen des
Giabalah.

Khaled ward zornig, einen Araber wider ſeine Landsleute ſo aufgebracht zu ſehen, und rieth dem Obeidah, ihn ſchleinig angreiffen zu laſſen, ehe er ſich mit der kayſerlichen Armee verbinden könne. Er nahm dieſes Unterneh-

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

men ſelbſt auf ſich, und verlangte bloß eine kleine Mannſchaft zu deſſelben Ausführung. Sobald Obeidah ſeine Einwilligung ertheilt, gieng Khaled den Giabalah aufzuſuchen, und nachdem er mit ſeiner gewöhnlichen Unerſchrockenheit auf ihn geſtürzt, ſchmieß er ſeine Truppen über den Hauffen, und zwang ihn die Flucht zu ergreiffen. Doch geſchahe es nicht eher, als nach einem tapfern Widerſtande, welcher den Muſelmännern ſehr theuer zu ſtehen kam; denn auſſer den tapfern Soldaten, welche bey dieſer Gelegenheit blieben, machte man auch viele Gefangene, unter welchen ſich Yeſid, Räfi und Derar befanden, alles Leute von Verdienſt, die man als den Kern der Officirer betrachten konnte.

Die Niederlage des Giabalah war eine für den Califen zu wichtige Neuigkeit, als daß man ſie ihm hätte lange verſchweigen ſollen. Obeidah ſchrieb ſogleich an den Omar, ihm von ſeinem Glücke Nachricht zu geben, und bat ihn zugleich um ſchleunige Hülffe wider die chriſtliche Armee.

Der Calife ſchickt eine Verſtärkung, welche eine griechiſ. Parthey ſchlägt.

Omar ließ ſogleich acht tauſend Mann aufbrechen, welche er dem Said-ebn-Amir anzuführen gab. Dieſer Feldherr wandte ſeinen erhaltenen Befehlen gemäß, alles an, in möglichſter Eil zu dem Obeidah zu ſtoſſen; weil er ſich aber auf ſeinem Zuge verirret hatte, ſtieß er auf eine griechiſche Parthey, welche von dem Befehlshaber von Amman angeführt wurde.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636. de. Dieſer Zufall hielt ſeinen Marſch einige Zeit auf, ſo viel er nemlich ein Treffen zu halten brauchte, in welchem das ganze griechiſche Fußvolk in Stücken gehauen wurde. Der Befehlshaber war dem Blutbade mit ſeiner Reuterey zwar entkommen, doch kurz darauf ward er von einer arabiſchen Parthey, welche um zu plündern das Land durchſtreifte, angegriffen. Hier fiel eine neue Schlacht vor, in welcher der Befehlshaber und der gröſte Theil ſeiner Reuterey auf dem Platze blieben.

Said und ſeine Leute, welche die Flüchtigen verfolgten, wurden über eine Begegnung gedoppelt entzückt, welche nicht allein ihren Sieg vollſtändig machte, ſondern ihnen auch Gelegenheit gab, ſich nach dem nächſten Wege zu der Hauptarmee zu erkundigen. Ehe ſie ſich aber wieder auf den Marſch begaben, hieben ſie einer groſſen Menge Reutern, die in dem Treffen geblieben waren, die Köpffe ab, welchen ſie die Haut abzogen, und ſie auf ihre Lanzen ſteckten. Mit dieſen ſchrecklichen Siegszeichen kamen ſie in dem Lager an.

Die Ankunft dieſer Verſtärkung, und die Vortheile, welche die Muſelmänner eben jetzt davon getragen hatten, machten dem griechiſchen Generale vielerley Gedanken. So fruchtlos ſeine erſte Unterhandlung auch abgelauffen war, ſo beſchloß er doch, noch eine zweyte zu verſuchen, und ließ den Obeidah bitten, einen

von

Omar.
Hegire 15.
n. C. G. 636.

von ſeinen Vertrauten zu ihm zu ſchicken, ſich mit ihm zu beſprechen.

Weil ſich Khaled hierzu ſelbſt anbot, und Obeidah mit Vergnügen darein willigte, ſo begab er ſich mit einigen angeſehenen Hauptleuten in das griechiſche Lager. Mahan empfing ſie in ſeinem Zelte, wo er auf einer Art von Throne ſaß, neben welchem er Stühle für den Khaled und ſein Gefolge hatte ſetzen laſſen; doch dieſe ſtieſſen die Stühle weg, und ſetzten ſich auf die Erde. Der griechiſche General wunderte ſich, daß ſie die Sitze, die er ihnen beſtimmt hatte, verſchmäheten, Khaled aber ſagte ihm, daß der Gebrauch der Muſelmänner in dieſem Stücke weit edler ſey, als der Gebrauch der Chriſten; daß die Erde der Stuhl ſey, welchen Gott ſeinem Propheten, dem Mahomet, beſtimmt, und der Prophet den Muſelmännern, ſeinen Schülern, hinterlaſſen habe.

Der arabiſche Geſchichtſchreiber, welcher uns dieſen und andre Umſtände erzehlt, die alle gleich wenig wichtig ſind, ſagt uns von dem vornehmſten Gegenſtande dieſer Unterredung nichts. Aus ſeiner Erzehlung erhellet nur ſo viel, daß die Unterhaltung dieſer beyden Heerführer mit Höflichkeiten und Scheltworten abwechſelte, welche mit der Sache, die ſie hätten vorhaben ſollen, nicht die geringſte Verwandtſchaft hatten.

Mahan ſagte anfangs dem Khaled viel ver-

Omar.
Hegire 15.
n.C.G. 636.

bindliches. Nachdem er ihn einige Zeit hatte reden hören, ſo ſagte er ihm, daß er biß iezt die Araber als ein rauhes und ungeſittetes Volk betrachtet habe; daß aber die Unterredung, die er eben iezt mit ihm habe, dieſes Vorurtheil gänzlich niederſchlage, und ihm einen ganz andern Begrif von ihnen mache, als die Griechen ſonſt zu haben pflegten.

Khaled gab es in der That zu, daß man die Araber allezeit vor grob gehalten habe, und daß ſie es auch damals noch geweſen wären, als Mahomet unter ihnen aufgeſtanden; daß aber, ſeit dem der Prophet ſie mit dem himmliſchen Lichte erleuchtet, um ſie den Weg des Lebens und der Wahrheit zu führen, die Sachen ein ganz ander Anſehen bekommen hätten.

Doch er zeigte es gar bald ſelbſt, daß dieſe vorgegebene Veränderung ſo gar gegründet nicht ſey, als er behauptet. Denn da die Unterredung ein wenig hitzig geworden war, ſagte Khaled ohne Umſtände zu dem griechiſchen Generale, daß er ihn noch einmal mit dem Stricke um den Hals vor den Omar wolle geführt ſehen, um in Gegenwart des Califen enthauptet zu werden. Es iſt zu vermuthen, daß Khaled zu dieſer Heftigkeit bloß durch die verſchiedenen Artikel verleitet wurde, welche der Gegenſtand dieſer Unterredung waren. Der arabiſche Schriftſteller giebt bey dieſer Sache kein Licht, welche doch allerdings Aufmerkſamkeit verdienete.

Omar.
Hegire 15.
n. C. G. 636.

Mahan ward mit Recht über die Reden des Khaled unwillig, und antwortete ihm im Zorne, daß wenn er das Völkerrecht nicht in ſeiner Perſon ſcheuete, er ihn dieſe unverſchämte Rede mit dem Kopfe wollte bezahlen laſſen; weil er ſich aber an ihm, in Anſehung ſeiner geſandtſchaftlichen Würde, nicht rächen möge, ſo wolle er es an den Gefangenen thun, die er in ſeinen Händen habe; und ſogleich gab er Befehl, ſie ihm her zu bringen.

Ueberlege es ja wohl, was du thun willſt, verſetzte der Muſelmann voller Wuth, **denn ich ſchwöre dir bey dem Mahomet, daß, wenn du das thuſt, was du geſagt haſt, ich dich mit eigner Hand umbringen will.** Hiermit zog er mit einem drohenden Blicke den Sebel, und die Araber, welche bey ihm waren, thaten ein gleiches.

Mahan hielt nicht für dienlich, die Sache weiter zu treiben. Er beſänftigte ſich vielmehr gänzlich, und ſetzte die Unterredung ſo ruhig fort, als ob er keine Urſache zum Verdruſſe gehabt hätte. Sie beſchloſſen ſo gar die Unterhaltung mit verbindlichen Worten und beyderſeitigen Geſchenken. Khaled hatte bemerkt, daß dem Mahan ein Zelt von Scharlach, welches er in dem griechiſchen Lager für ſich hatte aufſchlagen laſſen, gefallen; er ſchenkte es ihm alſo auf eine ſehr verbindliche Art. Der griechiſche General nahm es an, und ſchenkte ihm

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

dafür die Gefangenen, welchen er kurz vorher die Köpfe hatte wollen abſchlagen laſſen. Er wollte noch andere Geſchenke hinzufügen; doch Khaled ſchlug ſie aus. Er war zufrieden gnug, die Gefangenen, die man ihm geſchenkt hatte, wieder erhalten zu haben. Es waren eben dieſelben, welche Giabalah gemacht, und ſogleich in das käyſerliche Lager geſchickt hatte.

Der arabiſche Schriftſteller, welcher ſich mit Kleinigkeiten abgiebt, hat es nicht für werth geachtet, uns etwas von dem weſentlichen dieſer Unterhandlung zu melden. So viel iſt gewiß, daß kein Vergleich ſtatt fand, und daß man auf beyden Theilen Anſtalt machte, den Streit durch die berühmte Schlacht bey Yermuk, welche kurz darauf vorfiel, zu entſcheiden.

Obeidah tritt dem Khaled das Commando der Armee ab.

Obeidah legte bey dieſer Gelegenheit einen unwiderſprechlichen Beweis von ſeiner Großmuth und ſeinem Eyfer für das gemeine Beſte ab. Er verſtand zwar die Anordnung eines Marſches, und eines Lagers, und die Stellung einer Armee; übrigens aber war er derjenige nicht, welcher ſich in der Schlacht ſelbſt hätte ſonderlich hervor thun können. Dieſes kam nicht daher, als ob es ihm ganz und gar am Muthe gefehlt hätte; allein ein andrer konnte leichtlich mehr haben als er; und was ihm von andern, die ihm etwa gleich ſeyn konnten, gänzlich unterſchied, war dieſes, daß er ſich in dieſem Stücke Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Da er alſo ſahe, daß die inſtehende Schlacht von dem Schickſaale Syriens den Ausſchlag geben müſſe, erkannte er öffentlich, daß ihm Khaled an Muthe weit überlegen ſey, indem er ihm das Commando der Armee abtrat. Er ſelbſt ſtellte ſich vor das Hintertreffen, unter die gelbe Fahne, die ihm Abubeker bey ſeiner Abreiſe nach Syrien gegeben hatte, und welches eben dieſelbe war, unter welcher Mahomet in ſeinem Kriege wider die ſyriſchen Juden geſtritten hatte.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Uebrigens war es ſehr nothwendig, daß ſich ein Anführer in dem Hintertreffen befände, der durch ſein Anſehen die Araber zurückhalten und ihre Flucht verhindern könne; denn in den letztern Treffen, welche zwiſchen ihnen und den Griechen vorgefallen waren, hatte man bemerkt, daß die erſten Anfälle ſehr ſchwer auszuhalten wären.

Eben dieſes geſchah auch in der Schlacht vor Yermuk. Der rechte Flügel der muſelmänniſchen Reuterey ward über den Hauffen geworffen; die meiſten ergriffen die Flucht, man zwang ſie aber gar bald, wieder in das Treffen zurück zu kehren. Die arabiſchen Weiber, die ſich in dem Hintertreffen befanden, hielten die Flüchtigen auf. Sie mißhandelten einige ſogar auf eine grauſame Art, welche durch ſie durchzudringen verſucht hatten. Sie ſahen dabey keine Perſon an, und Soſian ſelbſt,

Die Araber gewinnen die Schlacht bey Yermuk.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

einer von den tapferſten Hauptleuten, welche die Muſelmänner unter ſich hatten, und der der Gewalt zu weichen war genöthiget worden, daß er ſich auf eine Art zurückziehen muſte, die der Flucht ſehr ähnlich war, wurde von dieſen tapfern Kriegerinnen eben ſo wenig als ein andrer verſchonet. Eine von ihnen hatte gleich keine Waffen bey der Hand, und ergriff alſo eine Zeltſtange, mit welcher ſie ihm einen ſo gewaltigen Schlag verſetzte, daß er weiter zu fliehen vergaß.

Die Muſelmänner hatten an dieſem erſten Tage (denn man ſchlug ſich verſchiedene Tage hintereinander) vielen Verluſt; Doch die folgenden Tage faßten ſie neuen Muth; und nach verſchiednen blutigen Treffen, in welchen ſich die Griechen mit aller Wuth, welche die Verzweiflung einflöſſen kann, herumſchlugen, muſten ſie doch endlich der Tapferkeit der Araber weichen, welche ſich ſchämten, daß ſie bey den erſten Anfällen des Feindes zurückgewichen waren, und alſo in der Folge die Fehler, die ſie etwa zu Anfange des Treffens begangen hatten, wieder gut machten.

Obeidah, welcher bey dieſen Umſtänden gleich anfangs die Sorgfalt gehabt hatte, alle militariſche Anordnungen dem Khaled zu überlaſſen, that bey allen dieſen auf einander folgenden Schlachten ein gleiches. Er vor ſich trug Sorge, das Gebet in dem Lager unausgeſetzt zu verrichten, und die Verwundeten zu beſuchen, von welchen er einige ſo gar mit eigenen Händen verband. Uebrigens miſchte er ſich in nichts, was die Verrichtungen eines oberſten Feldherrn betraff; als welche Würde ihm in der That nichts mehr anging, weil er ſie klüglich einem andern abgetreten hatte.

Omar.
Hegire 15.
n. C. G. 636.

Da alſo die Griechen gänzlich in die Flucht geſchlagen waren, blieben die Muſelmänner Herren von der Wahlſtatt, und glaubten weiter keine Hinderniſſe anzutreffen, die ſie in dem Beſitze der reichen Provinzen Syriens ſtören könnten. Obeidah übernahm nunmehr das Commando der Trupen wieder, und nachdem er ſie einige Zeit in Yermuk hatte ausraſten laſſen, führte er ſie nach Damaſcus, von wannen er an den Califen ſchrieb, ihm das Glücke der Muſelmänner zu benachrichten,

Brief des Obeidah an den Califen.

Nach der ausführlichen Beſchreibung dieſes Brieſes zu urtheilen, ſo war es nicht zu verwundern, daß die Araber völlig von dem ganzen Syrien Herren blieben. Nach der ſchreklichen Niederlage der Griechen, konnten keine Trupen, es zu vertheidigen, mehr übrig ſeyn. Die Zahl der Todten belief ſich ihrer Seits auf funfzigtauſend Mann, und vierzigtauſend Mann machte man von ihnen zu Gefangenen, unter welchen ſich auch ihr General Mahan, welcher kurz darauf zu Damaſcus ermordet wurde, befand. Von Seiten der Muſelmänner blieben

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636. nicht mehr als viertauſend und dreyßig Mann auf dem Platze.

Auſſer der entſetzlichen Anzahl Griechen, welche auf dem Schlachtfelde geblieben waren, machten die Muſelmänner auch alles auf dem Lande nieder, was ſie in ihren Eroberungen hätte beunruhigen können. Wir haben, ſagt Obeidah zu dem Califen, diejenigen gänzlich aufgerieben, welche auf die Berge und in die Wüſten geflüchtet waren. Wir haben alle Zugänge verſchloſſen; und Gott hat uns zu Herren über die Chriſten, über ihre Reichthümer und Kinder gemacht. Der Brief ſchloß ſich alſo: Geſchrieben zu Damaſcus, wohin wir uns nach unſerm Siege gewendet haben, und wo ich deine Befehle wegen Theilung der Beute erwarte.

So wichtige Nachrichten konnten den Einwohnern von Medina, und insbeſondre dem Califen, welcher ſogleich an den Obeidah, ihm wegen ſeines Sieges Glück zu wünſchen, ſchrieb, nicht anders als höchſt erfreulich ſeyn. Der Calife trug ihm auf, allen Muſelmännern von ſeiner Armee zu erkennen zu geben, wie erkenntlich er gegen die Dienſte, die ſie dem Vaterlande geleiſtet hätten, wäre; ſchlüßlich rieth er dem Generale, ſeine Trupen bis zu Erhaltung neuer Befehle, zu Damaſcus ausruhen zu laſſen. Wegen der Beute ſchrieb er gar nichts.

Obei-

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Obeidah nahm es auf ſich, die Theilung derſelben mit der müglichſten Billigkeit zu verrichten; und er hatte das Vergnügen, den Beyfall des Califen zu erhalten, als er ihm ſeine gemachte Einrichtung meldete. Nachdem er ungefehr einen Monat ſeine Trupen hatte ausruhen laſſen, ſchrieb er an den Califen um Vorhaltungsbefehle zu ſeinen künftigen Unternehmungen.

Die Araber belagern Jeruſalem.

Die Antwort kam unverzüglich zurück. Omar befahl, mit Beyſtimmung ſeines Raths, die Belagerung Jeruſalems, eines Ortes, wovon die Araber ſchon vorlängſt gerne Beſitzer geweſen wären, weil eine groſſe Anzahl Propheten daſelbſt begraben lagen, und Mahomet allezeit gewünſcht hatte, daß man ſich dieſes Orts bemächtigen könne.

Obeidah ließ ſogleich ſeine Trupen nach der Gegend Jeruſalems nach und nach aufbrechen. Die erſte Abtheilung, welche ſich auf den Weg begab, beſtand aus fünftauſend Mann, welche der Feldherr dem Abu-Sofian anzuführen gab, und dem er bald darauf verſchiedene andere Abtheilungen des Heers folgen ließ, welche alle bey den Mauern dieſer Stadt zuſammen ſtoſſen ſollten. Sofian ließ anfangs den Platz auffordern, und that ſogar verſchiedene Vorſchläge, welche alle verworffen wurden. Er beſchloß alſo den Angriff vorzunehmen, und beſtürmte auch in der That die Stadt ganzer zehn Tage

Omar. Hegire 15. n.C.G. 636.

hinter einander. Doch die Belagerten vertheidigten ſich ſo tapfer, daß die Muſelmänner keinen Vortheil davon tragen konnten.

Obeidah, welcher während der Zeit mit den übrigen Trupen angekommen war, bildete ſich anfangs ein, daß der Anblick eines ſo zahlreichen Heeres bey den Belagerten Eindruck machen würde, daß ſie ſich zu einem Vergleiche williger bezeigten. Er entſchloß ſich daher, einen Brief an ſie zu ſchreiben, in welchem er ſich, nach den gewöhnlichen Anfangs Worten, folgender maaſſen ausdrückte:

Wir fordern von euch, zu bekennen, daß nur ein Gott, und Mahomet ſein Prophete iſt; daß ein Gerichte ſeyn wird, und daß Gott die Todten aus ihren Gräbern wird hervor gehen laſſen.

Sobald ihr dieſes Bekenntniß werdet gethan haben, wird es uns nicht erlaubt ſeyn euer Blut zu vergieſſen, noch eure Güter und Kinder wegzuführen, Wann ihr es euch aber zu thun weigert, ſo werdet zinsbar; wo nicht, ſo will ich Leute wider euch ausſchicken, die den Tod mehr lieben, als ihr das Trinken des Weins, und das Eſſen des Schweinefleiſches; (*) und will euch nicht eher

ver-

(*) Sowohl der Gebrauch des Weins, als das Eſſen des Schweinefleiſches iſt im Korane verboten.

verlaſſen, als bis ich, wenn es Gott gefällt, euch und eure Kinder in die Knechtſchaft geſtoſſen, und alle ausgerottet habe, welche für euch ſtreiten.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Dieſer Brief hatte zur Aufſchrift: **Den vornehmſten Einwohnern zu Aelia.** So nennte man Jeruſalem, ſeit dem es der Käyſer **Aelius Hadrianus** hatte wieder aufbauen laſſen.

Die Drohungen des muſelmänniſchen Generals waren nicht vermögend, die Einwohner zu Jeruſalem furchtſam zu machen. Sie fuhren fort, den allertapferſten Widerſtand zu thun; welches ſie ganzer vier Monate aushielten, während welcher Zeit verſchiedene ſehr hitzige Treffen vorfielen, die die Belagerten endlich ungemein ſchwächten. Die Muſelmänner ihres Theils erſchienen beſtändig mit gleicher Hitze, und es ſchien ſo gar, als wann ſie durch die Schwierigkeiten nur vermehrt würde. Auſſer den beſtändigen Ausfällen, wider die ſie ſich in Acht zu nehmen hatten, hatten ſie noch die ſcharfe Witterung, welche beynahe unerträglich geworden war, auszuhalten. Der Winter war dieſes Jahr ſehr hart, und beſonders für Leute, welche ſich im Lager befanden. Doch alle dieſe Beſchwerlichkeiten hinderten ſie nicht, ſich allezeit mit gleicher Unerſchrockenheit zu zeigen, in dem feſten Entſchluſſe, entweder ſich des Orts zu bemächtigen, oder vor ſeinen Mauern umzukommen.

Omars Hegira 15. n. C. G. 636.

Eine ſo anhaltende Hartnäckigkeit verurſachte bey den Einwohnern traurige Gedanken. Sie ſahen voraus, daß die Araber über kurz oder lang zu ſie eindringen, und, wann die Stadt mit Sturm ſollte erobert werden, ſich wegen der Beſchwerlichkeiten und Strapazen, die ſie ausſtehen müſten, rächen würden. Dieſe ſchreckliche Gedanken machten bey den vornehmſten Einwohnern einen ſolchen Eindruck, daß ſie ſich endlich entſchloſſen, Vorſchläge zu thun.

Unterredung zwiſchen dem Obeidah und Patriarchen von Jeruſalem.

Sophronius, Patriarch von Jeruſalem, ein wegen ſeines Alters, ſeiner Würde und ſeiner perſönlichen Verdienſte ehrwürdiger Prälate, ward erſucht, ſich zu dem Obeidah zu begeben, und mit ihm Unterhandlung zu pflegen. Der Patriarch nahm dieſe Verrichtung willig über ſich, und hatte mit dem Generale der Muſelmänner eine lange Unterredung. Nach verſchiedenen Vorſchlägen ſtellte er ihm vor, daß Jeruſalem die heilige Stadt ſey, und daß der Himmel demjenigen ſeinen Zorn drohe, welcher ſich unterſtehen würde, als Feind hinein zu kommen.

Wir wiſſen es wohl, verſetzte Obeidah; daß in Jeruſalem eine groſſe Menge Propheten gebohren worden, und daſelbſt begraben liegen. In dieſer berühmten Stadt war es, wo Mahomet (*) unſer Prophete, zur Nachtzeit, bis in den Himmel entzückt wurde, und ſich dem Herrn bis auf zwey Bogen-ſchüſſe

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

(*) Die Muſelmänner glauben, Mahomet ſey einmal in der Nacht von dem Engel Gabriel von Mecca nach Jeruſalem, und von da in den Himmel geführet worden, wo er die wunderbarſten Dinge geſehen habe, die man in des Gagniers Lebensbeſchreibung dieſes Propheten, ausführlich beſchrieben findet. Dieſe Geſchichte, welche nichts weiter enthält, als das, was Mahomet in einer einzigen Nacht geſehen hat, nimmt die zwölf erſten Hauptſtücke des zweyten Buchs ein. Um einen Begrif von dem Geſchmacke zu machen, welcher in dieſer Erzehlung herrſcht, will ich nur das anführen, was der Prophet von den Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe erzehlt.

In einer gewiſſen Nacht, ſagt er, war ich zwiſchen den beyden Hügeln Safa und Werwa eingeſchlaſen. Dieſe Nacht war ſehr finſter; aber ſo ſtille, daß man weder die Hunde bellen, noch die Hähne kräen hörte. Auf einmal ſtand der Engel Gabriel in der Geſtalt, wie ihn der Allerhöchſte erſchaffen hat, vor mir. Seine Geſichtsfarbe war weiß wie der Schnee; ſeine Haare waren weißlicht, ſehr wunderbar zu rechte gemacht, und fielen ihm auf die Schulter. Er hatte eine majeſtätiſche, und heitre Stimme; die Zähne waren ſchön und glänzend; die Beine waren von einer gelblichten Saphirfarbe. Seine Kleider waren aus lauter Perlen und Fäden des feinſten

Goldes

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

ſchüſſe nahete. Wir ſind ſeine Schüler, und alſo würdiger als ihr, ſie zu beſitzen. Wir werden die Belagerung nicht eher auf-

---

Goldes gewirkt. Auf ſeiner Stirne trug er ein güldnes Blech, auf welchem zwey Zeilen, die zu brennen ſchienen, geſchrieben waren. Die erſte Zeile enthielt die Worte: **Es iſt kein Gott auſſer Gott.** In der andern ſtand: **Mahomet iſt der Apoſtel Gottes.** Bey dieſem Anblicke ward ich erſchrockner und verwirrter, als nur ein Menſch ſeyn kan. Um ihn herum ward ich ſiebenzig tauſend kleine Gefäſſe oder Beutel voller Biſam und Saffran gewahr: er hatte fünfhundert Paar Flügel, und von einem Flügel bis zu dem andern war eine Entfernung von fünfhundert Jahren Weges. *Hierauf erzehlt Mahomet die Einladung, welche der Engel Gabriel an ihn ergehen laſſen, nemlich ſich fertig zu halten, dem Herrn einen Beſuch abzuſtatten, und damit er dieſe Reiſe bequemlich thun könne, ließ er ihn auf ein ganz beſondres Laſtthier ſteigen, welches ſich der Engel ſelbſt bey dem Zügel zu führen erbot. Hier iſt die Beſchreibung, welche Mahomet von dieſem Laſtthiere macht.* Ihr müßt wiſſen, ſagt der Prophet, daß dieſes Thier keinem einzigen von unſern Thieren nur in einem Stücke gleich kömt. Seine Geſtalt iſt ohngefehr dieſe: Es iſt gröſſer als ein Eſel, und kleiner als ein Mauleſel. Es iſt weiß; es hat ein menſchliches Geſicht, und Kinnbacken wie ein Pferd. Die Mähne ſeines Halſes aufheben, bis es Gott gefallen wird, uns die Stadt in unſere Hände zu geben, wie er es mit ſo vielen andern Städten gethan hat.

Omar Heraites. n. C. G. 636.

Der

Halſes iſt von feinen Perlen, mit Hyacinthen durchwebt, und mit Licht durchſtückt. Seine Ohren ſind von Smaragd: ſeine Augen ſind zwey groſſe Hyacinthen, welche gleich den Sternen des Firmaments brennen, und durchdringende Strahlen von ſich ſchieſſen, welche den Strahlen der Sonne gleich ſind. Sein rechter Schlaf iſt mit eingefaßten Perlen überſtreuet, und der linke iſt mit Goldbleche eingefaßt. Der Hals, die Bruſt, der Rücken ſind insgeſamt mit koſtbaren Steinen belegt, welche alle gleich der Sternen an dem Firmamente durch den weiten Himmel, einen Glanz von ſich werffen, oder gleich einem ſchimmernden Blize, oder einer Feuerflamme. Sein Schwanz iſt aus Schmaragden zuſammen geſezt. Die Mähne iſt von einer ſchönen Länge, ſo daß er damit auf beyden Seiten um ſich ſchlagen kan. Er hat zwey Flügel, wie die Flügel eines Adlers, von dem Umfange eines groſſen Waſſerbehälters, mit Perlen und koſtbaren Steinen beſezt, ſo bunt als eine blühende Wieſe. Er hauchet einen angenehmen Geruch von Bieſam und Saffran von ſich. Er hat eine Seele, wie die Seelen der Menſchen ſind. Er verſteht alles, was man ſagt, allein er kan nicht antworten. Die Riemen

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Der Patriarch, welcher Macht hatte den Vergleich zu ſchlieſſen, es möge auch koſten was es wolle, verwilligte endlich die Uebergabe der Stadt, und nun kam es nur darauf an, ſo viel möglich, die beſten Bedingungen zu erlangen. Nachdem er mit dem Obeidah wegen der vornehmſten Puncte der Kapitulation einig geworden war, ſo verlangte er, daß man ihm, eines ſo beträchtlichen Platzes zu Ehren, noch eine Bedingung eingehen möge, dieſe nemlich, daß der Calife ſelbſt ihn in Beſitz zu nehmen, kommen ſolle.

Auch dieſer Punct ward von dem Obeidah verwilligt, das iſt, er verſprach dem Patriarchen ſchleunigſt einen Curier nach Medina zu ſchicken, welcher dem Califen von dieſer verlangten Bedingung Nachricht geben ſolle.

Obeidah ladet den Omar ein, Beſitz von Jeruſalem zu nehmen.

Obeidah ſchrieb auch in der That ſogleich an den Califen, ihm die wichtige Neuigkeit von der Uebergabe Jeruſalems zu melden; er bat ihn zugleich, ihm ſeine Geſinnungen, we-

---

men ſeines Zügels ſind von zuſammen gereihten Perlen mit untermengten Edelſteinen und Hyacinthen. Seine Ketten ſind von Golde und Silber, ſein Zaum iſt von rothen Hyacinthen. Seine zwey Flügel ſind ganz mit Licht beſetzt und er fliegt damit ſo wie andere Vögel ꝛc. ꝛc. Gagnier im Leben des Mahomets Th. I. B. II.

gen des letzten Puncts, auf welchem man zu beſtehen ſcheine, zu entdecken.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Omar hält deswegen Rath.

Omar berief ſogleich ſeinen Rath, um zu überlegen, was hier für ein Entſchluß zu faſſen ſey. Othman, einer von den vornehmſten des Raths, welchen wir bald auf dem Throne der Muſelmänner ſehen werden, war der Meinung, daß der Calife dieſe Reiſe nicht thun ſolle. Er ſtellte vor, daß dieſes eine Gelegenheit ſey, den Chriſten zu zeigen, wie ſehr man ſie verachte, indem man ſie der Gegenwart des Califen nicht würdig ſchätze.

Ali, welcher nach dieſem ſeine Meinung ſagte, ergriff die gegenſeitige Meinung. Er behauptete, wenn man den Chriſten dieſe Ehre abſchlüge, welche ſie einzig und allein, ſich gänzlich zu unterwerffen, erwarteten, ſo würde man ſie den Krieg fortzuſetzen zwingen, und die Stürme würden den Gläubigen noch viel Blut koſten. Uebrigens ſtellte er vor, daß die Gegenwart des Califen ſeinen Truppen ein unendliches Vergnügen machen werde, und daß dieſes der einzige Troſt wäre, den ſie, nach ſo vielen bey dieſer langen Belagerung ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten, haben könten. Endlich gründete er ſich auf die Würde Jeruſalems, eines Ortes, welcher ſowohl von den Chriſten, als Muſelmännern, verehret würde, weßwegen er es denn für ganz zuträglich hielte, wenn der Calife einige Proben ſeiner Achtung für ihn geben wollte.

Nach-

Omar.
Hegire 15.
n. C. G. 636.

Omar trägt dem Ali das Regiment auf, u. reiſt nach Jeruſalem.

Nachdem dieſe Meinung im Rathe die Oberhand behalten, ſo ward die Reiſe beſchloſſen. Omar trug dem Ali das Regiment in ſeiner Abweſenheit auf, und begab ſich mit einem ſehr kleinen Gefolge, und mit einer Ausrüſtung, welche im geringſten nichts ähnliches mit dem prächtigen Stolze der alten Aſiater hatte, welche in der Geſchichte wegen ihrer Schwelgerey und Weichlichkeit ſo bekannt ſind, auf den Weg.

Der Calif ritt auf einem rothen Kameele, auf welches zwey Säcke gepackt waren; in dem einen war Weitzen, Reiß und ausgehülſete Gerſte; der andre war mit Früchten angefüllt. Zugleich nahm er einen Schlauch voll Waſſer mit ſich, und eine groſſe Schaale, welche von bloſſem Holze war. Wann er ſtille hielt, ein wenig auszuruhen, oder etwas Nahrung zu ſich zu nehmen, ſo war die Mahlzeit gar bald fertig: der Calif ließ ſeine Mundkoſt, die er bey ſich hatte, hervorlangen, und ſeine Reiſegefährten aſſen mit ihm aus einer Schüſſel. Unter einem ſo einfältigen Aufzuge würde es, nach unſern Sitten, ſehr ſchwer geweſen ſeyn, den Regenten eines der größten Reiche, und den Ueberwinder der Griechen zu erkennen. Doch die damaligen Muſelmänner machten ſich aus dem nichtigen Schimmer eines prächtigen Putzes wenig, und erkannten ihre Anführer bloß an ihrer Tapferkeit, Tugend und Liebe für das gemeine Beſte.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Der ſchlechte Aufzug des Omars erweckte ihm in allen Gegenden, wo er durchzog, Hochachtung. Man bat ihn ſogar an mehr als einem Orte, ſich zu verweilen, um verſchiedene Sachen zu entſcheiden, welche entweder die Policey, oder die guten Sitten betraffen.

Der Calif fället auf ſeiner Reiſe verſchiedene billige Urtheile.

Unter andern klagte man bey ihm einen Mann an, welcher zwey Schweſtern geheyrathet hatte. Eine ſolche Ehe war ſeit langer Zeit unter den Arabern ſehr gebräuchlich geweſen, allein der Prophet hatte ſie in ſeinem Korane ausdrücklich verbothen. Nachdem der Calif den Schuldigen vor ſich gefodert, befahl er ihm, dem Geſetze des Mahomets gemäß, eine von ſeinen Weibern zu verlaſſen. Dieſer Ausſpruch verurſachte bey dem, welchen er anging, ſehr bittere Klagen; er murrete ungeſcheut wider die muſelmänniſche Religion, und ſagte ſogar, es ärgere ihn bis zur Verzweifelung, daß er ſie angenommen habe. Der Calif ward darüber unwillig, ſchlug ihn mit ſeinem Stocke auf den Kopf, und ſagte: **Wie? du unterſteheſt dich Jſlam zu verachten, welches die Religion Gottes, ſeiner Engel, und ſeiner Apoſtel iſt? Wiſſe, daß es dem den Kopf koſtet, der ihrer entſaget.**

Da das Murren bey dieſer Drohung nachließ, ſo kam es nur noch darauf an, dem Califen zu gehorchen, und eine von den zwey Wei-

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

bern zu wählen. Da aber der Beklagte ſo wohl die eine als die andere zärtlich liebte, ſo fiel ihm die Entſchlieſſung ſehr ſchwer. Omar hob die Schwierigkeit vermittelſt des Loſes, und da dieſes dreymal auf eben dieſelbe Frau fiel, ſo ward dieſe behalten, und die andere bekam ihren Abſchied.

Als der Calif ſeinen Weg verfolgte, traf er verſchiedene Unglückliche an, welche an Bäume gebunden, und den Sonnenſtrahlen ausgeſtellet waren; eine Strafe, die in dieſen hitzigen Gegenden ſehr ſchrecklich iſt. Da er ſich bey ihnen nach der Urſache dieſer harten Züchtigung erkundigte, ſo antworteten ſie ihm, daß ſie arme Schuldner wären, welche kein Mittel wüßten, ihre Schulden abzutragen, weßwegen ſie denn von ihren Herren ſo mißgehandelt würden. Der Calif ließ ſie ſogleich losbinden, forderte ihre Gläubiger vor ſich, und ſagte zu ihnen: **Laſſet dieſe arme Leute zufrieden, und fodert nicht mehr von ihnen, als ſie geben können: Denn ich habe den Propheten oft ſagen hören: Plaget die Menſchen nicht; denn die, welche ſie in dieſer Welt plagen, werden in der Hölle dafür geſtraft werden.**

Kurz darauf fällte er noch ein ander Urtheil über einen alten Mann, welcher eine junge Frau geheyrathet hatte, und einem jungen Menſchen, der in ſeinen Dienſten war, erlaubte, mit ihr

Gemeinſchaft zu haben, ſo daß beyde wechſelsweiſe einen Tag um den andern ſie beſaſſen. Nachdem ihm der Calif vorgeſtellt, daß ein ſolcher Umgang an und vor ſich ſelbſt etwas ſchändliches ſey, und daß er in dem Korane ausdrücklich unterſagt werde, ſo befahl er dem jungen Menſchen, dieſer Frauen gänzlich zu entſagen, und fügte ſogar die Drohung hinzu, ihm den Kopf vor die Füſſe legen zu laſſen, wann er erfahren ſollte, daß er ſeinen Befehl übertrete.

Omar.
Hegiret 15.
n. C. G. 636.

Nach verſchiedenen andern Anordnungen, die er auf dieſer Reiſe zu machen Gelegenheit fand, langte er endlich an den Grenzen Syriens an, und fand ſich kurz darauf in dem Lager der Araber ein. Den Tag nach ſeiner Ankunft verrichtete er des Morgens das öffentliche Gebet, auf welches eine Ermahnung folgte. Hierauf beſah er das Lager, und ſchafte verſchiedene Mißbräuche ab, die unter den Trupen eingeriſſen waren. Er bemerkte unter andern, daß ſehr viele reiche ſeidene Kleider trugen, welche ſie von den Chriſten erbeutet hatten. Dieſer Uebermuth mißfiel ihm ſo ſehr, daß er den Augenblick den Schuldigen eine harte Strafe auflegte, und ihre Kleider in Stücken zerreiſſen ließ. Er befürchtete mit Grund, dieſer Geſchmack an Pracht möchte ſich nach und nach vermehren, die Einfalt und Beſcheidenheit der Muſelmänner verderben, und den Eyfer für die Religion erkälten.

Der Calif langt in dem Lager der Araber an, wo er verſchiedene Mißbräuche abſchaft.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Sobald als man zu Jeruſalem von der Ankunft des Califen Nachricht bekam, ſchickte man ihm Abgeordnete entgegen, ihn zu bewillkommen, und zugleich die Puncte der Uebergabe abzureden. Nach einigen Unterredungen ſetzte Omar folgende Schrift ſelbſt auf, welche, ſo zu reden, bey andern den Chriſten von den Muſelmännern verwilligten Kapitulationen, zum Muſter gedient hat.

Die den Einwohnern von Jeruſalem verwilligte Kapitulation.

Die Chriſten ſollen keine neue Kirchen weder in der Stadt, noch in ihrem Gebiete bauen. Sie ſollen den Muſelmännern nicht verwehren in ihre Kirchen zu gehen, es ſey bey Tage, oder bey Nacht. Die Thüren derſelben ſollen allen Fremden und Reiſenden offen ſtehen. Wann ein Muſelmann durch ihre Stadt reiſet, und ſich daſelbſt aufhält, ſollen ſie verbunden ſeyn, ihn drey Tage nach ſeiner Ankunft frey zu halten.

Sie ſollen ihre Kinder den Koran nicht lehren. Sie ſollen von ihrer Religion nicht öffentlich reden. Sie ſollen niemanden dazu bereden, noch ihre Anverwandte abhalten, Mahometaner zu werden.

Sie ſollen nicht wie die Muſelmänner gekleidet ſeyn; ſie ſollen keine Turbane und Beinkleider, wie ihre ſind, tragen; ſie ſollen ihre Haare nicht nach ihrer Art

ſcheideln. Sie ſollen die arabiſche Sprache nicht reden, und nicht einerley Namen mit ihnen führen.

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

Sie ſollen vor den Muſelmännern aus Ehrerbietung aufſtehen, und ſich nicht eher ſetzen, bis ſie ſich niedergeſetzt haben. Sie ſollen ſich zu Pferde keiner Sattel bedienen, und keine Waffen tragen. Sie ſollen keinen Wein ſchenken, und Gürtel um ihren Leib tragen. Sie ſollen auf ihre Kirchen keine Kreutze ſetzen, noch ſie in den Gaſſen der Muſelmänner herum tragen. Sie ſollen ihre Glocken nicht lauten, ſondern nur anſchlagen. Sie ſollen keinen Knecht haben, welcher vordem bey einem Muſelmanne gedient.

Der Calif zieht in Jeruſalem ein, und beſucht die Kirchen.

Nachdem dieſe verſchiedne Puncte von beyden Theilen waren unterzeichnet worden, ſo zog der Calif mit einem zahlreichen Gefolge in die Stadt hinein. Der Patriarch war ihm entgegen gegangen, und Omar fragte ihn verſchiednes wegen der Alterthümer dieſer Stadt, und verlangte die ſchönſten Kirchen zu beſehen. In der erſten, in welche er kam, fragte er, ob er nicht ſein Gebet darinne verrichten könne. Als ihm aber der Patriarch hierauf antwortete, daß er Herr ſey, und thun könne, was ihm beliebe, ſo begab ſich der Calif den Augenblick, ohne zu beten, hinaus. Eben ſo machte er es mit den andern Kirchen, die man ihm ſehen ließ, und

Omar. Hegire 15. n. C. G. 636.

bloß in der Conſtantinuskirche hielt er ſich etwas auf. Nachdem er die Schönheit dieſes Gebäudes genau betrachtet, kniete er auf den Stuffen des Morgenthores nieder, und verblieb einige Zeit daſelbſt im Gebete.

Als er fertig war, ſtand er auf, und ſagte zu dem Patriarchen: **Ihr denkt vielleicht, daß ich mich aus Eigenſinn ſo bezeigt habe; allein ihr müßt wiſſen, daß ich dieſe Aufführung bloß in Anſehung eurer, beobachtet habe; um euch nemlich in dem ungeſtörten Beſitze aller eurer Kirchen zu laſſen; denn wenn ich in einer mein Gebet verrichtet hätte, ſo würde es nicht mehr in meiner Gewalt geſtanden haben, euch ſolche zu erhalten: Die Muſelmänner würden ſie euch ſtreitig gemacht und ſich derſelben bemächtiget haben, weil ſie berechtiget ſind, eben daſelbſt beten zu können, wo der Calif gebetet hat.**

Ein Artikel, welcher wegen der Kirchen noch zur Capitulation hinzugefüget wird.

Gleichwohl aber ſahe Omar voraus, daß folglich die Araber ihr Gebet, wenn es ihnen gefiele, auf den Stuffen der Conſtantinuskirche; wo er ſich aufgehalten habe, würden verrichten wollen; er ließ ſich alſo die Kapitulation wiedergeben, und fügte den Punct mit ſeiner eigenen Hand hinzu, daß die Muſelmänner, wann ſie auf den Stuffen der chriſtlichen Kirchen beten wollten, es nicht anders, als einer nach dem andern thun ſollten; auch ſollten ſich die Muezzin,

zin, das iſt, die öffentlichen Ruffer, welche das Volck zum Gebete ruffen, niemals daſelbſt aufhalten.

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

Nachdem er die vornehmſten Orte der Stadt in Augenſchein genommen hatte, ſo verlangte Omar, daß man ihm den Platz zeigen ſolle, auf welchem ehedem Salomon einen Tempel dem HErrn aufgerichtet habe. Dieſen Platz erwählte er, eine prächtige Moſchee darauf bauen zu laſſen, in welcher ſich die Muſelmänner, zu Ausübung ihrer Religion, verſammlen könnten.

Beſondere Hochachtung der Muſelmänner gegen die Patriarchen. 1 B. M. 28, 11, 12.

Alle Geſchichtſchreiber erzehlen einmüthig eine beſondere That des Califen, da man ihm den Stein gezeiget, auf welchem Jacob eingeſchlafen, als er die geheimnißvolle Leiter geſehen. Dieſer Ort war von den Chriſten gänzlich vernachläßiget worden, und ſo gar mit ſo viel Unreinigkeiten beſchüttet, daß man den Stein faſt gar nicht ſehen konnte. Omar ärgerte ſich über die wenige Achtung, die man gegen ein ſo ehrwürdiges Denkmahl hatte, und wollte dieſen Ort ſelbſt reinigen; er nahm alſo in den Zipfel ſeines Kleides ſo viel Unreinigkeiten, als er faſſen konnte, und trug ſie weit davon weg. Die Muſelmänner, welche ihn begleiteten, machten ſich eine Ehre daraus, ihm nachzuahmen, ſo daß der Stein und der Platz daherum in kurzen geſäubert waren, und beſucht werden konnten. Der Calif befahl ſeinen Leuten, dieſen

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

Stein zu waſchen; er ſelbſt kniete dabey nieder, und verrichtete ſein Gebet. Man ſieht hier ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel von der Hochachtung, welche die erſten Muſelmänner gegen das Andenken der alten Patriarchen hatten.

Omar theilt die Verwaltung der ſyriſchen Provinzen aus.

Omar blieb einige Zeit zu Jeruſalem. Er hielt daſelbſt verſchiedene Berathſchlagungen, und beſchäftigte ſich während dieſes Aufenthalts mit den Staatsgeſchäften, ſowohl was die Einrichtung dieſes Orts, als auch des Reichs der Muſelmänner überhaupt, und insbeſondere der uneroberten Länder betraf. Dem Abu-Obeidah gab er die Regierung des mitternächtlichen Syriens, in welchem die Städte Aleppo, Hawran ꝛc. lagen. Abu-Sofian bekam die Verwaltung des mittäglichen Theils, in welchem ſich Paleſtina und andere Provinzen an dem Meere befinden. Weil Aegypten von den Muſelmännern noch nicht war angegriffen worden, ſo ward es dem Amru-ebn-Alas aufgetragen, dieſes Land zu erobern.

Während der Zeit, als ſich der Calif zu Jeruſalem aufhielt, kam ein Jude, Namens Caab zu ihm, um ſich wegen der mahometaniſchen Religion, die er, wie er ſagte, annehmen wollte, mit ihm zu beſprechen, weil er ſeinen Vater, welches ein in dem Geſetze Moſis wohlerfahrner Rabbi geweſen war, oft habe ſagen hören, daß Mahomet der letzte unter den Propheten ſeyn würde. Er bat alſo den Omar, ihm einigen

gen Unterricht von der mahometaniſchen Religion zu geben.

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Der Calif that es mit Vergnügen, und führte ihm verſchiedne Stellen aus dem Korane an, welche einem in dem Judenthume erzogenen Menſchen ſchmeichelhaft ſeyn mußten. Er ſagte, daß Abraham dieſe Religion ſeinen Kindern empfohlen habe, und daß Jacob ein gleiches gethan; daß Abraham weder ein Jude noch ein Chriſte geweſen ſey, ſondern ein rechtgläubiger Muſelmann, und nicht aus der Zahl derer, welche Gott Gefehrten zugeben. Er führte ihm endlich an, was Mahomet ſeinen Schülern oft wiederhohlt habe. **Eure Religion**, ſagte dieſer Prophete, **iſt keine andre, als die Religion eures Vaters, des Abrahams; und er iſt es, welcher euch den Namen Muſelmänner gegeben hat. Ihr glaubt einen einigen Gott; die Chriſten glauben deren drey, den Vater, den Sohn und den H. Geiſt; das heißt Gott Gefehrten geben, und verſchiedne Götter glauben: Rühmt euch, daß ihr nur einen Gott glaubt, und gebet keinen mehr zu, ſo wie euer Vater Abraham.**

Der Jude wollte mit dieſen Beweiſen zufrieden ſeyn, und bekehrte ſich ſogleich zu der mahometaniſchen Religion, und legte bey dem Califen ſein Glaubensbekenntniß ab. Dieſe Bekehrung machte bey dem Omar einen unge-

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

meinen Eindruck; er ſagte unverhohlen, daß ihm dieſer Proſelyte eben ſo viel Vergnügen, als die Eroberung von Jeruſalem, mache. Um dieſen neuen Muſelmann immer mehr und mehr in ſeinem Glauben zu beſtärken, ſchlug er ihm vor, die Reiſe nach Medina mit ihm zu thun, und das Grab des Propheten zu beſuchen.

Omar kehret nach Medina zurück.

Omar begab ſich auch in der That ohne Zeitverluſt wieder nach Medina, wo man ihn mit ſo viel gröſſerer Freude empfing, weil man befürchtet hatte, er möchte ſeinen Sitz ganz und gar zu Jeruſalem aufſchlagen. Man wuſte, daß er dieſe Stadt unendlich hochſchätze, und übrigens ließ die Schönheit des Landes, die Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend, die geſunde und angenehme Luft, mit Recht beſorgen, der Calif möchte dieſen Aufenthalt einem jeden andern vorziehen. Doch Omar war gegen das, was bloß das Vergnügen der Sinne betraf, wenig empfindlich, und ſtand nicht einen Augenblick an, wieder nach Medina zurück zu kehren, welchen Ort er für die Wiege des mahometaniſchen Glaubens und für den Mittelpunct der Religion hielt.

Obeidah bemächtiget ſich verſchiedener Plätze.

Obeidah begab ſich gleichfalls, kurz nach dem Omar, von Jeruſalem weg, und zog in die Provinz, die ihm der Calif anvertrauet hatte. Seine erſte Sorge war, verſchiedene Plätze unterwürffig zu machen, welche die Chriſten

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

ſten noch inne hatten. Gleich anfangs bekam er die Städte Kenneſrin und Alhadir durch Uebergabe, und zog ſehr anſehnliche Summen daraus. Hierauf beſchloß er, ſich Aleppo zu nähern, um dieſe Stadt ein gleiches Schickſal wiederfahren zu laſſen.

Die Stadt war ſchon in der gröſten Beſtürzung. Die meiſten Einwohner, welche unendliche Reichthümer beſaſſen, die ſie durch den Handel gewonnen hatten, waren geneigt genug, ſich mit dem Feinde zu vertragen, um einer ſchrecklichen Belagerung vorzubeugen, welche ihre Stadt und ihr Glück ruiniren könnte. Sie theilten verſchiednen Hauptleuten von der Beſatzung des Schloſſes ihren Anſchlag mit; doch die Stimmen waren getheilt, und endlich beſchloß man, ſich zu vertheidigen.

Uneinigkeit zwiſchen den zweyen Befehlshabern in dieſer Stadt.

Dieſes Schloß, welches einer von den feſteſten Plätzen in Syrien war, hatte einen von den vornehmſten Kriegsoberſten des Käyſers Haraclius, welcher ihm zugleich die Verwaltung des ganzen zwiſchen Aleppo und dem Euphrat gelegenen Landes anvertrauet hatte, zum Befehlshaber gehabt. Dieſer Kriegsoberſte war vor kurzem geſtorben, und hatte zwey Söhne hinterlaſſen, die ſich in dem Dienſte ſchon hervorgethan hatten. Der eine hieß Yukinna, und der andre Johann. Sie hatten beyde ihren Sitz auf dem Schloſſe, und waren auch beyde zugleich die Befehlshaber davon;

doch

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

doch Yukinna hatte den vornehmſten Antheil an den Angelegenheiten, denn ſein Bruder Johann lebte ſehr eingezogen, und ſeine vornehmſte Beſchäftigung war beten und leſen; übrigens gab er ſich mit den Geſchäften, die ihm als Befehlshaber zugekommen wären, wenig ab.

Gleichwohl, da er die Einnahme der Stadt Kenneſrin erfuhr, und hörte, daß die Muſelmänner ihre Eroberungen weiter verfolgen wollten, war er der erſte, welcher ſeine Meinung, dem Anſchlage der Einwohner zu Aleppo gemäß, eröffnete. Weil man ſich vermittelſt des Geldes gegen die Araber in Sicherheit ſetzen könne, ſo behauptete er, daß es die Klugheit erfordere, ſich mit ihnen zu vergleichen, um ſo gut davon zu kommen, als es möglich ſey.

Yukinna, welcher von einer ſehr kriegeriſchen Gemüthsverfaſſung war, ward über den Vorſchlag ſeines Bruders unwillig. Er warff ihm ſeine Schwäche, und ſeinen Mangel an Muthe vor, und fügte hinzu, um ſeine Lebensart zu verſpotten, nur ein Mönch könne ſolche Reden führen; er wenigſtens werde nimmermehr an einen Vergleich denken, und ſey entſchloſſen, ſich bis auf das äuſſerſte zu vertheidigen.

Yukinna thut einen Ausfall, welcher ihm gelinget.

Er ließ hierauf alle ſeine Leute zuſammen kommen. Er fand ſogar eine mächtige Hülffe unter den chriſtlichen Arabern, welche ihm ſehr anſehnliche Verſtärkungen zuſchickten. So

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

bald er ſich bey Kräften ſahe, beſchloß er, etwas zu wagen, und den Muſelmännern auf das ſchleunigſte entgegen zu gehen, um ſie anzugreiffen. Was ihn zu dieſem Entſchluſſe bewog, war dieſes, weil er erfahren hatte, daß die Feinde ihre Trupen in drey Hauffen vertheilet hatten, und er alſo hoffen könnte, einen von dieſen Hauffen, wenn er den Anfall wagte, zu ſchlagen.

Dieſer Anſchlag gelang ihm ziemlich wohl. Bey ſeinem erſten Ausfalle ſtieß er auf tauſend Mann, welche Obeidah voraus geſchickt hatte, um die Stellung der Chriſten auszukundſchaften. Yukinna fiel mit voller Wuth auf die Muſelmänner, welche ſich anfangs mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit vertheidigten; doch der Befehlshaber, welcher ihnen an Kräften weit überlegen war, fand gar bald Mittel, den Sieg auf ſeine Seite zu lenken. Die Muſelmänner wurden über den Hauffen geworffen; ein groſſer Theil ward in Stücken zerhauen, und vielleicht würde kein einziger davon gekommen ſeyn, wann nicht die Nacht eingebrochen wäre, und den Streit geendet hätte.

Yukinna, welcher auf ſeinen Sieg ſtolz war, hätte ihn gerne durch Verfolgung der Flüchtigen vollkommen gemacht; allein die Furcht, in einen Hinterhalt zu fallen, hielt ihn zurück. Er ließ ſeine Leute ſogleich zurück ruffen, und verſchanzte ſich in der Eil auf eben

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

dem Platze, wo er ſich befand. Sein Vorſatz war, ſich mit anbrechendem Tage auf den Weg zu begeben, um vollends den Reſt dieſes feindlichen Hauſſens aufzureiben.

Man hätte glauben ſollen, eine ſo muthige That würde den Einwohnern von Aleppo Muth gemacht haben, daß ſie auf keine Unterhandlung ferner gedacht hätten; doch eben zu der Zeit, da ſie wußten, daß er ſich die Muſelmänner zu ſchlagen bemühete, fiengen die furchtſamen Einwohner an, einen Vergleich mit ihnen zu treffen.

Die Einwohner von Aleppo pflegen mit dem Obeidah Unterhandlung.

Dreyßig von den Vornehmſten der Stadt wurden an den Obeidah, nach Kenneſrin, wo er ſich ſeit einiger Zeit aufhielt, abgeſchickt. Als dieſe Abgeordnete in dem Lager der Araber anlangten, baten ſie gleich anfangs um Gnade, als wann ſie ſchon unter der feindlichen Gewalt geweſen wären. Man hohlte ſie an der Spitze des Lagers ab, um ſie zu dem General zu führen, und ſie erſtaunten nicht wenig über die Ruhe, die ſie unter den Muſelmännern herrſchen ſahen; einige waren im Gebete begriffen; andre ſchwatzten miteinander. Die Einwohner von Aleppo wurden darüber ſo ſtutzig, daß ſie ſich einbildeten, der Hauffe, wider welchen Yukinna ausgezogen ſey, müſſe geſiegt haben. Es fand ſich ſo gar einer, welcher es dem andern in Vertrauen ſagen wollte, allein er redete ſo laut, daß es ein Muſelmann hörte, welcher

cher ſogleich zu dem Obeidah lief, ihm davon vorher Nachricht zu geben.

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

Der General, welcher ſeiner Seits von der geſchlagnen Mannſchaft nichts erfahren hatte, ward über die Nachricht, die man ihm brachte, anfangs ein wenig unruhig. Unterdeſſen gab er den Abgeordneten gleichwohl Gehör, welche ihm im Namen aller Einwohner von Aleppo ſagten, daß ſie für die Stadt insbeſondre Unterhandlung zu pflegen kämen, und daß ſie dieſes wider Willen des Yukinna, ihres Befehlshabers, thäten, welcher ſich als einen unerträglichen Tyrannen gegen ſie bezeigte. Sie hätten ihm zwar vorgeſchlagen, ſich mit den Muſelmännern zu vertragen, allein er habe dieſen Vorſchlag gänzlich verworffen, und es vielmehr für ſeine Schuldigkeit gehalten, wider ſie auszuziehen.

Obeidah ward immer unruhiger, und weil er ſich einbildete, daß ſeine Trupen vielleicht wären geſchlagen worden, ſo wollte er anfangs ſich mit den Abgeordneten nicht einlaſſen. Er ward in ſeiner abſchläglichen Antwort durch die Anmerkung beſtärkt, die ihm einer von ſeinen vornehmſten Hauptleuten machen ließ, daß nemlich das Schloß und die Stadt Aleppo nahe genug beyſammen lägen, daß die Einwohner ganz wohl wiſſen könnten, was vorgegangen ſey; daß ihre vorgegebene Unwiſſenheit nichts als ein Fallſtrick ſey, in welchen ſie die Muſelmänner

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

ner locken wollten; daß dieſe Abgeordneten nicht aufrichtig zu Werke gingen, und daß man ſeinen Trupen ganz gewiß übel mitgeſpielet habe.

Die Abgeordneten von Aleppo hielten ſo inſtändig an, und ſchienen ſo offenherzig zu verfahren, daß Obeidah, welcher von Natur empfindlich war, endlich beſchloß, ſie zu vergnügen. Er ſahe übrigens, daß, wenn er dieſen Entſchluß faßte, die Muſelmänner groſſe Vortheile davon haben, und Lebensmittel in Menge daſelbſt finden würden. Er ſagte daher zu ſeinen Hauptleuten, welche noch immer überzeugt zu ſeyn ſchienen, daß die Abgeordneten ſie nur zu hintergehen ſuchten: **Macht euch doch von Gott einen edlern Begriff, welcher uns gewiß nicht betriegen, noch die Herrſchaft über die Muſelmänner, den Chriſten geben wird.**

Die den Einwohnern von Aleppo verwilligten Bedingungen.

Endlich trat man der Meinung des Obeidah bey, und fing an mit den Abgeordneten einen Vergleich zu treffen. Es wurde ihnen eine gewiſſe Summe aufgelegt, wozu man noch dieſes hinzu fügte, den Muſelmännern Lebensmittel zu ſchaffen, ihnen alles zu entdecken, was ihnen nachtheilig ſeyn könne, und dem Yukinna die Rückkehr in ſein Schloß zu verhindern.

Die Abgeordneten nahmen dieſe Bedingungen an, ausgenommen die letzte. Sie ſtellten vor, daß ſie ſich dazu unmöglich anheiſchig machen könnten, weil der Befehlshaber von anſehn-

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

anſehnlichen und tapfern Trupen unterſtützt würde, und ſie alſo nicht ſtark genug wären, etwas wider ihn zu unternehmen. Obeidah drang weiter auf dieſen Punct nicht; er ließ ſie bloß die Beobachtung der übrigen beſchwören, und gab ihnen hierauf ihren Abſchied.

Als ſie nach Aleppo zurück kamen, fanden ſie die ganze Stadt, wegen der Drohungen des Befehlshabers, in gröſter Unruhe. Eben da er ſich fertig gemacht hatte, neue Vortheile über die Muſelmänner davon zu tragen, bekam er von dem Verfahren der Stadt Nachricht. Dieſe Neuigkeit machte, daß er ſeinen Entſchluß fahren ließ, und ſich ſchleinig in das Schloß zog, weil er befürchtete, man möchte ihm den Weg dahin abſchneiden. Als er aber die Artikel, worüber die Abgeordneten einig geworden waren, umſtändlich erfuhr, gerieth er in ſolche Wuth, daß er ſogleich beſchloß, einen Verſuch zu thun, die Einwohner zum Bruche dieſes Vergleichs zu bewegen.

Yukinna will die Einwohner nöthigen, ihren Vergleich zu brechen.

Er begab ſich an der Spitze ſeiner Trupen aus dem Schloſſe, und nachdem er in die Stadt gekommen war, ſtellte er ſie in Schlachtordnung, und drohte alles mit Feuer und Schwerdt zu verwüſten, wenn man ſich ſeinem Verlangen nicht gemäß bezeigen wolle. Vor allen Dingen verlangte er, daß man ihm denjenigen ausliefern ſolle, welcher es ihnen zuerſt eingegeben, ſich mit dem Feinde zu vergleichen, und

Omar.
Hegire 16.
n.C.G. 637.

hernach wollte er, die Einwohner ſollten ſich verbinden, unter ſeiner Anführung wider die Muſelmänner zu ſtreiten.

Er tödtet ſeinen Bruder.

Da dieſe Forderungen ſehr übel aufgenommen wurden, ſo koſtete es beynahe dreyhundert Mißvergnügten, welche Yukinna auf dem Platze erwürgen ließ, das Leben. Johann, ſein Bruder, verſuchte es vergebens, dieſen Raſenden zu beſänftigen; er ward ſelbſt das Opfer ſeiner Vermittelung. Yukinna ſchlug ihm auf einem Hieb mit dem Sebel den Kopf herunter. Das Niedermetzeln würde noch weiter gegangen ſeyn, wenn die Einwohner nicht auf das ſchleinigſte an den Obeidah geſchickt hätten, ihn bey ſolchen Umſtänden um Hülffe zu bitten.

Der General der Muſelmänner ſchickte ihnen ſogleich den tapfern Khaled, welcher ſich ſchleinig in die Stadt verfügte, aber Yukinna war nicht mehr da. Der Verdacht, den er aus einigen Bewegungen von Seiten der Araber geſchöpft, hatte ihn bewogen, ſich wieder in das Schloß zu ziehen, damit er nicht in einem Platze von den Muſelmännern eingeſchloſſen würde, wo jeder von den Einwohnern nunmehr ſein perſönlicher Feind geworden wär.

Weil ihn Khaled nicht mehr in der Stadt antraf, ſo beſchloß er, ihn ſogleich in dem Schloſſe zu belagern; allein er fand mehr Widerſtand, als er ſich eingebildet hatte. Der un-

Omar. Hegire 16. r. C. G. 637.

erſchrockne Yukinna that Wunder der Tapferkeit. Khaled, welcher durch eine ſo hitzige Vertheidigung nur immer aufgebrachter wurde, überließ ſich gänzlich ſeinem ungeſtümen Muthe, und auf beyden Seiten fielen die heldenmäßigſten Thaten vor. Dieſe zwey Anführer erlangten bey dieſen Anfällen unendlichen Ruhm. Es währte lange Zeit, eh einer dem andern einigen Vortheil abgewinnen konnte; endlich aber erhielt Yukinna unvermerkt die Oberhand, und Khaled ward gezwungen mit den hitzigen Beſtürmungen innezuhalten, damit ſich ſeine Truppen ein wenig erhohlen könnten.

Er wagt verſchiedene Ausfälle.

Der Befehlshaber bekam bey Erblickung eines Feindes, welcher ihn zu fürchten ſchien, immer mehr Muth, und wagte es, ſein Glück zu verfolgen, und ihn in ſeinen Verſchanzungen anzugreiffen. Dieſer Anſchlag gelang. Er that des Nachts einen Ausfall, an der Spitze ſeiner Tapferſten, ſtürzte auf ein Theil des Lagers, wo er erfahren hatte, daß die Wache ein wenig ſchwach ſey, machte auf ſechzig Muſelmänner todt, und eben ſo viele zu Gefangenen, die er mit ſich in das Schloß ſchleppte. Um dem Khaled zu zeigen, wie wenig er ſich fürchte, ließ er den Tag darauf die Gefangenen auf die Wälle führen, und ihnen vor den Augen der Muſelmänner die Köpffe abſchlagen.

Kurz darauf wagte der Befehlshaber abermals eine ſehr kühne That. Er hatte von ſei-

Omar. Hegire 16. n.C.G. 637.

nen Kundſchaftern erfahren, daß eine groſſe Anzahl Muſelmänner, an einem von dem Schloſſe ziemlich entlegenen Orte, auf Lebensmittel aus wären, und ſogleich brach er mit den Auserleſenſten von ſeinen Trupen auf, und fiel dieſe Proviantſammler an. Er tödtete ohngefehr hundert und dreyßig davon, zerſtreute die übrigen, bemächtigte ſich ihrer beſten Laſtthiere, ließ den andern die Kniekehlen zerſchneiden, und zog ſich in das Gebürge zurück, um die Nacht daſelbſt zu erwarten, und im Dunkeln ſich wieder in ſein Schloß zu werffen.

Khaled ſchneidet ihm den Weg ab, und ſchlägt ihn.

Khaled hatte nicht zeitig gnug Nachricht bekommen, dieſem Uebel abzuhelffen, und beſchloß alſo, es wenigſtens einiger maaſſen wieder gut zu machen, indem er den Feind in dem Gebürge, wohin er ſich gezogen hatte, einſchloß. Er machte ſich die Nachrichten zu Nutze, die ihm einige Chriſten aus daſiger Gegend, welche den Yukinna verabſcheuten, gaben. Dieſe Verräther hatten ihm den engen Weg gezeigt, welches der einzige war, den der Befehlshaber zu ſeiner Rückkehr nehmen konnte. Auf dieſem Wege überraſchte ihn Khaled, und der Ueberfall war einer von den blutigſten, weil beyde Theile gleiche Proben von der allerentſchloſſenſten Tapferkeit ablegten. Yukinna überſtieg endlich alle Hinderniſſe, und hatte das Glück, wieder in ſein Schloß zu kommen; doch dieſe Glück war mit einem beträchtlichen Verluſt verbun

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

verbunden, welcher von einer Niederlage wenig unterſchieden war. Ein Theil ſeiner tapferſten Soldaten blieben auf der Wahlſtatt. Die Muſelmänner machten über dieſes dreyhundert Gefangene, welche Khaled vor den Augen des Befehlshabers ermorden ließ.

Khaled nimmt die Belagerung des Schloſſes wieder vor.

Die Muſelmänner nahmen hierauf die Beſtürmung des Schloſſes wieder vor; doch das, was von den Trupen noch übrig war, war hinlänglich genug, alle Anfälle der Belagerer zunichte zu machen. Khaled ſahe mit Verdruß, daß er mit Gewalt wenig ausrichten würde, und wollte alſo eine Kriegsliſt verſuchen. Er ließ ſeine Trupen aufbrechen und entfernte ſie von dem Schloſſe, als ob er Luſt hätte die Belagerung aufzuheben. Er legte zugleich ſtarke Hinterhalte an, in Hoffnung, den Feind darein zu locken. Er hoffte, der Befehlshaber würde mit ſeinen Trupen hervorkommen, um auf die Muſelmänner zu ſtürzen, und ſie in ihrem Rückzuge zu beunruhigen; doch Yukinna fiel in dieſe Falle nicht. Er hielt ſich weißlich in ſeinen Wällen eingeſchloſſen, und bediente ſich der Entfernung des Feindes dazu, daß er ſeine Befeſtigungswerke wieder in Stand bringen ließ.

Die Muſelmänner erſtaunten über die Behutſamkeit, welche der Befehlshaber bey dieſer Gelegenheit beobachtete, und kamen auf den Einfall, es müſſe eine verborgene Verrätherey

Omar. Hegire 16. n.C.G. 637.

dahinter ſtecken, welche alle Mittel, die ſie den Feind zu überraſchen anwendeten, fruchtlos machte. Dieſer Argwohn ward Schuld, daß man ſehr genaue Unterſuchungen anſtellte, und endlich einen Chriſten einzog, welcher nach vielen Ausflüchten endlich geſtand, daß er es wäre, welcher dem Befehlshaber von dem, was bey den Muſelmännern vorgehe, Nachricht gegeben. Sein Urtheil ward gar bald geſprochen, und man verdammte ihn zum Tode: Unterdeſſen weil er ein Chriſte war, ſo bot man ihm ſeine Gnade an, wann er die mahometaniſche Religion annehmen wolle. Dieſer Unglückſelige ward den Augenblick, ohne ſich lange zu beſinnen, ein Muſelmann, und rettete ſein Leben.

Man merkte dem Yukinna den Verluſt dieſes Kundſchafters eben nicht an. Dieſer tapfre Befehlshaber fuhr fort, ſich mit einer ſolchen Tapferkeit zu vertheidigen, daß der ungeduldige Khaled, welcher einen ſo hartnäckigen Widerſtand nicht gewohnt war, gleichwohl bey nahe fünf Monate vor dem Schloſſe liegen muſte, ohne ſich deſſelben bemächtigen zu können.

Omar bezeigt ſein Mißfallen über das Stillſchweigē des Obeidah.

Die Hoffnung, die man von Tag zu Tage hatte, dieſen Platz zu erobern, hatte den Obeidah abgehalten, an den Califen zu ſchreiben. Omar ward unruhig, daß er ſo lange Zeit keine Nachricht bekommen hatte, und ſchrieb an den General, ihm auf das baldigſte zu melden, wie es mit den Angelegenheiten der Muſelmänner ſtehe.

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

Obeidah antwortete dem Califen ſogleich, und entſchuldigte ſein Stillſchweigen damit, daß er ſich zwar ohne Mühe der Städte Kenneſrin, Alhadir und Aleppo bemächtiget hätte, jezt aber durch ein bloſſes Schloß in ſeinen Eroberungen aufgehalten würde, welches ſich bisher ſo wohl vertheidiget habe, daß man wahrſcheinlicher Weiſe genöthiget werden würde, die Belagerung aufzuheben. Er fügte hinzu, ſeine Abſicht ſey, alsdenn ſogleich auf Antiochia los zu gehen, und bat ihn, wegen dieſes Anſchlages, um ſeine Meinung.

Er ſchickt dem Obeidah eine Verſtärkung.

Omar erhielt dieſen Brief gleich zu der Zeit, als verſchiedne arabiſche Stämme nach Medina gekommen waren, und um Dienſte wider die Chriſten gebeten hatten. Die Nachrichten, die er erhielt, machten, daß er ihren Antrag annahm; er ließ ſie ſogleich zur Armee aufbrechen, und gab ihnen einen Brief an den Obeidah mit. Er ſchrieb dieſem Heerführer, daß er über den Fortgang ſeiner Waffen, in Anſehung der unterwürffig gemachten Städte, ſehr vergnügt ſey, daß er aber dieſe Vortheile durch die Eroberung des Schloſſes krönen müſſe, deſſen Belagerung er ihm fortzuſetzen befahl, bis es der Vorſicht gefallen würde, den Ausſchlag zu geben.

Kaum hatte Obeidah dieſen Brief erhalten, als er neue Befehle gab, die Belagerung, welche man unterbrochen hatte, wieder vorzunehmen.

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

men. Er wandte die Hülfsvölcker, die man ihm geſchickt hatte, dazu an, und jeder Muſelmann bezeigte dabey einen Eifer und eine Tapferkeit, welche ſich mehr als einmal die Lobſprüche des Generals erwarben. Dem ohngeachtet blieben die Sachen beynahe immer in einerley Umſtänden, und die Belagerten lieſſen ſich nicht den geringſten Vortheil abgewinnen.

Die Araber überfallen das Schloß.

Auf dieſe Art verfloſſen faſt zwey Monate, ohne daß man weiter kam, als ſich ein Muſelmann aufwarf, welcher dem Generale verſprach, das Schloß in ſeine Hände zu liefern, wenn man gänzlich dem Plane, den er ſich ausgedacht habe, folgen wolle. Dieſer Muſelmann hieß Dames, es war ein Mann, welchen ſowohl ſeine rieſenmäßige Geſtalt, als ſeine Tapferkeit und Unerſchrockenheit merkwürdig machte. Er hatte mit dem Obeidah eine Unterredung, in welcher er ihm die erſtaunlichen Thaten, die er in Arabien verrichtet, erzehlte, und in Anſehung des Schloſſes, das man bisher vergebens belagert hatte, es auf ſich nahm, ſich deſſelben in kurzen zu bemächtigen, welches Unternehmen auszuführen, er nicht mehr als dreyßig Mann verlangte.

Obeidah beſchloß dieſe Erfahrung zu machen. Er gab dem Dames die Leute, die er verlangt hatte; und dieſer, ehe er etwas unternahm, bewegte den General, die Belagerung aufzuheben, und ſich eine ganze Meile von dem

Schloſſe

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Schloſſe zu entfernen. Er ſelbſt hielt ſich mit ſeinen Leuten an einem Orte, der dazu ſehr gelegen war, verborgen. Die Sorgfalt, die er vorher anwendete, den Platz genau zu erforſchen, und die Nachrichten, die er von einem Griechen erhielt, den man an eben dem Tage gefangen genommen hatte, ſetzten ihn in den Stand, ſeinen Anſchlag ſchleunig auszuführen, und weil er voraus ſahe, daß ſein Unternehmen noch in derſelben Nacht gelingen könne, ſo ſchickte er zu dem Obeidah, und ließ ihn bitten, einige Reuterey an einen Ort, den er ihm anwieß, anrücken zu laſſen. Er erſuchte ihn, nur ſolche Leute zu ſenden, auf deren Tapferkeit und Treue man Rechnung machen könne, und fügte hinzu, daß ſich dieſe Mannſchaft fertig halten müſſe, bey anbrechendem Tage die nöthige Hülfſe zu leiſten, zu welcher Zeit er ihr ein gewiſſes Zeichen, welches er ihm ſagte, geben wolle.

Als es nun ein wenig ſpäte in der Nacht war, verhüllete ſich Dames in ein Kleid, welches von einer Ziegenhaut verfertiget war. Er machte ſich aus dem Orte, wo er ſich verborgen gehalten hatte, hervor, kroch auf den Händen und Füſſen, und gelangte ohne Geräuſch an den Fuß der Mauer, wo er wuſte, daß ſie am ſchwächſten beſetzt und am leichteſten zu erſteigen war. Seine Leute folgten ihm, dem erhaltenen Befehle gemäß, einer nach dem andern, und brauchten eben die Vorſichtigkeit, die ihr Anführer gebraucht hatte.

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

So bald ſie alle wieder beyſammen waren, ſetzte ſich Dames an dem Fuſſe der Mauer nieder, und ließ einen auf ſeine Schultern ſteigen; der zweyte ſtieg auf dieſen, und endlich gelang es ihnen, die Höhe der Mauer zu erreichen. Nachdem der oberſte eine Zeitlang gehorcht, und an dieſem Orte nicht die geringſte Bewegung gehört hatte, ſprang er auf der andern Seite der Mauer herab, wo er eine eingeſchlaſene Wache fand, welche er ermordete und über die Mauer hinüber warf.

Als der Muſelmann ſich nunmehr im Stande befand, ungehinderter zu Werke zu gehen, ſo warf man ihm ein ſtarkes Seil zu, welches er an die Zinnen der Mauer befeſtigte. Die übrigen Soldaten bedienten ſich dieſes Seils, die Mauer zu erklettern, und Dames ſtieg zu allerletzt hinan. Ein wenig weiter von dem Orte, wo ſie ſich befanden, entdeckten ſie zwey andre Wachen, welche betrunken oder eingeſchlaſen waren; ſie bemächtigten ſich ihrer, indem ſie ſie durchbohrten, und über die Mauer hinüber warffen.

Nach dieſer That befahl Dames ſeinen Leuten, ruhig an ihrem Orte zu bleiben, während deſſen er ſich ſelbſt ſo nahe, als möglich, heran machen und ſehen wolle, wie es in dem Schloſſe ſtehe. Er entdeckte faſt überall eine groſſe Stille, ausgenommen in der Wohnung des Befehlshabers. Yukinna war in zahlreicher Geſell-

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Geſellſchaft ſeiner Hauptleute bey Tiſche, wo ſie ſich mit einander erfreuten, daß die Muſelmänner endlich die Belagerung aufzuheben wären genöthiget worden. Gleich nach dem Abzuge dieſer Truppen hatte der Befehlshaber den Soldaten Wein geben laſſen, und da ſich die meiſten beſoffen, ſo war dieſe Unordnung Urſache, daß man die Wachen vernachläßigte.

Dames kam zu ſeinen Leuten zurück, ihnen von dem, was er entdeckt hatte, Nachricht zu geben. Er befahl ihnen noch ferner an ihrem Orte zu bleiben, und ſagte, er wolle ſelbſt an das Thor, welches dem Orte des Hinterhalts gegen über liege, zu kommen ſuchen, und wenn auch da die Wachen ſo ſchlecht beſtellt wären, als überall, ſo hoffte er, ſich ganz allein dieſes Poſtens bemächtigen zu können.

Er begab ſich in der That dahin, und fand alles in dem Stande, wie er es wünſchte. Er durchbohrte einige Soldaten, die dieſes Thor bewachten, und kam eiligſt zu ſeinen Leuten zurück, ihnen den guten Fortgang ſeines Unternehmens zu melden. Endlich brach der Tag an, und Dames ward von einer Wache bemerkt, welche Lermen machte. Der Befehlshaber bekam ſogleich von dem, was man argwohnte, Nachricht, und ging ſelbſt, an der Spitze einiger Truppen, ſich davon zu verſichern. Sobald die Wache Lermen gemacht, hatte Dames mit ſeinen Leuten das Thor, deſſen er ſich vorher

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

vorher bemächtiget, zu erreichen geſucht. Noch kam er zeitig genug dahin, daß er der Hülffe, die er erwartete, das Zeichen geben konnte. Doch ehe ſie noch ankam, traf Yukinna den Dames und ſeine dreyßig Leute an, und ſtürzte mit unbeſchreiblicher Wuth auf ſie los. Die Muſelmänner thaten ihrer Seits den allertapferſten Widerſtand, doch da ſie von der Menge überwältiget wurden, ſo hätten ſie endlich den Chriſten unterliegen müſſen, wenn die Hülffe nicht eben angekommen wäre.

Yukinna nimmt die mahometaniſche Religion an.

Khaled war an der Spitze derſelben. Seine Gegenwart, und die zahlreiche Mannſchaft, die er anführte, erretteten den Dames von dem Blutbade, welches ihm drohte, und machten, daß die Chriſten die Waffen niederlegen muſten. Als Yukinna ſeinen Platz offen, und die Thore von den Muſelmännern beſetzt ſahe, ſo glaubte er, daß die übrige Armee nicht weit ſeyn müſſe: er hielt es alſo nicht für dienlich einen längern Widerſtand zu thun; er bat um Gnade, und erhielt ſie auch, vermittelſt ſeines Anerbietens, den mahometaniſchen Glauben anzunehmen. Khaled ward entzückt, daß ein ſo vornehmer Chriſte den erſten Schritt zur Veränderung ſeiner Religion that, und gab daher auf das ſchleinigſte Befehl, nichts anzurühren, was ihm etwa angehören könne. Die Schwachheit dieſes Abtrünnigen, und die Aufmerkſamkeit, welche Khaled für ihn bezeigte, machte bey den meiſten dieſer unglückſeligen Chriſten einen erſtaunlichen Eindruck. Sie folgten dem Exempel des Yukinna, und opferten ihre Religion auf, für deren Erhaltung ſie bis jetzt, mit der gröſten Unerſchrockenheit, geſtritten zu haben ſchienen.

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Obeidah, welcher eben mit der übrigen Armee anlangte, ward von dieſer, ſeiner Religion ſo zuträglichen Veränderung, ungemein gerührt; er wollte ſogleich ſeine Dankbarkeit dafür bezeigen, indem er allen Proſelyten, die ſich unter den Kriegsgefangenen befanden, ihre Freyheit wiedergab.

Was den Dames anbelangt, ſo ertheilte ihm Obeidah die gröſten Lobſprüche, und verſprach, ihn mit nächſten zu den oberſten Kriegsſtuffen ſteigen zu laſſen. Er hatte zugleich die Gefälligkeit, ſeine Armee da, wo ſie ſich befand, ſo lange ſtille liegen zu laſſen, bis dieſer Anführer und ſeine tapferen Gefährten vollkommen von den Wunden geheilet waren, die ſie bey dem heftigen Anfalle, vor Khaleds Ankunft, bekommen hatten.

So bald ſie wieder geneſen waren, zog Obeidah auf Antiochia los, die Belagerung dieſes Orts zu unternehmen. Die Eroberung deſſelben war um ſo viel wichtiger, weil es einer von den vornehmſten Städten Syriens war, und der Kayſer ſeinen gewöhnlichen Sitz daſelbſt hatte. Der Marſch der Muſelmänner ward

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

durch eine Anmerkung unterbrochen, welche Yukinna machen ließ. Dieſer Abtrünnige war jetzt wider die Chriſten eben ſo heftig eingenommen, als er es, vor ſeinem Abfalle, für dieſelben geweſen war, und ſchlug alſo dem Obeidah vor, nicht eher weiter zu gehen, als bis er ſich eines Schloſſes, welches Aazaz hieß, bemächtiget habe. Der Platz war an ſich ſelbſt feſte, und es war zu befürchten, die Einwohner möchten durch häufige Ausfälle die Muſelmänner auf ihrem Marſche beunruhigen.

Die Araber ſuchen ſich von Aazaz Meiſter zu machen.

Weil Yukinna dieſe ganze Gegend vollkommen wohl kannte, ſo glaubte Obeidah, daß er ſeinem Rathe folgen müſſe, und that es um ſo viel williger, weil es dieſer Abtrünnige ſelbſt über ſich nahm, das Schloß zu überrumpeln. Er verlangte nicht mehr als hundert Mann, nach griechiſcher Art gekleidet, welchen ein Geſchwader von tauſend Reutern allmälig folgen ſollte.

Vermittelſt dieſer Einrichtung glaubte er eines glücklichen Ausganges bey ſeinem Unternehmen gewiß zu ſeyn. Da der Befehlshaber von Aazaz einer von ſeinen nächſten Anverwandten war, ſo ſchmeichelte er ſich, ſein Zutrauen leichtlich zu gewinnen, und ihn ohne Mühe zu überreden, daß er die mahometaniſche Religion nur aus Zwang angenommen, und alſo beſtändig eine günſtige Gelegenheit erwartet habe, den Händen der Muſelmänner zu entkomkommen; daß ſie ſich jetzo glücklich darbiete, und daß er ſogar Mittel gefunden habe, ein hundert Griechen, welche die Muſelmänner zu Gefangenen gemacht, mit ſich fort zubringen. Er fügte hinzu, daß man ihn ohne Zweifel in das Schloß aufnehmen werde, und daß er ſich alsdann die Nachtzeit zu Nutze machen, und ſich der Wachen und Thore bemächtigen wolle, bis die tauſend Reuter ihm, auf das erſte gegebene Zeichen, zu Hülffe kommen könnten.

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Khaled, den man wegen dieſes Anſchlags befragte, wollte ihn anfangs nicht billigen. Er war zwar mit dem Obeidah darinne einig, daß es ein ſehr glücklicher Streich ſeyn würde, wenn man dieſes Schloß überrumpeln könnte; allein er wiſſe nicht, ob man dem Yukinna trauen dürffe, welcher ſich vielleicht dieſe Gelegenheit zu Nutze machen, und die Mahometaner verrathen wolle, um ſich wieder mit den Chriſten auszuſöhnen. Dieſes war es, was den Khaled zurück hielt; endlich aber gab er doch der Meinung der vornehmſten Kriegsbedienten nach, welche behaupteten, daß es Yukinna allerdings redlich meyne, und daß man dieſes Unternehmen doch immer verſuchen müſſe, es möge nun ausſchlagen, wie es wolle.

Yukinna brach alſo mit einem Hauffen von hundert Mann, wie er es verlangt hatte, auf. Kurz darauf ließ ihm Obeidah ein Geſchwader von tauſend Reutern folgen, welches er dem

Maleck-

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Malek-Alaſchtari anzuführen gab, mit dem Befehle, in einem nicht weit von Aazaz entlegenem Flecken ſtille zu halten, und die Nacht über daſelbſt verborgen zu bleiben. Als Malek in dieſen Flecken rückte, traf er einen chriſtlichen Araber an, welchen er von ſeinen Leuten greiffen ließ, und nachdem er ihn ausgefragt, erfuhr er, daß man in Aazaz den Anſchlag des Yukinna wiſſe; daß dieſes Geheimniß von einem Kundſchafter ſey entdeckt worden, welchen die Chriſten bey der arabiſchen Armee hätten; daß der Befehlshaber zu Aazaz dieſe Neuigkeit durch einen Brief erfahren habe, welchen der Chriſte unter die Flügel einer Taube (*) gebunden;

(*) Man weiß verſchiedne Beyſpiele von dieſer Art, vermittelſt der Tauben einem andern Nachricht zu geben. Plinius erzehlt, daß man ſich dieſes Mittels bedienet habe, Briefe nach Modena zu bringen, als dieſer Platz von dem Marcus Antonius belagert wurde. In Syrien, Arabien, Aegypten hat man dieſen Gebrauch beybehalten, und man verſichert, daß der Mogol Tauben halten läßt, welche im Nothfalle zu Ueberbringern ſchleiniger Nachrichten gebraucht werden. Thuanus erzehlt, daß im Jahre 1573. bey der Belagerung von Harlem, die Einwohner dieſer Stadt Tauben gebraucht hätten, um von ihren Bundesgenoſſen Nachricht zu bekommen. Die Einwohner zu Leyden thaten 1575. ein gleiches, und als die Belagerung aufgehoben wurde, ſoll der Prinz von Oranien, wie man ſagt, den Tauben öffentliche Merkmahle der Dankbarkeit

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

bunden; und daß er ſelbſt, dieſer Nachricht zu Folge, an den Befehlshaber von Arrawendan ſey geſchickt worden, ihn im Namen des Theodors, ſo hieß der Befehlshaber von Aazaz, um Hülffe zu bitten.

Zum Unglücke für den Yukinna, war es dem Malek unmöglich, ihm von dem, was er erfahren, Nachricht zu geben. Da er alſo in den Platz hinein kam, und Theodor ihm, gleichſam Ehren halber, entgegen gieng, ſo ließ ihn dieſer von ſeinen Leuten umringen, und nahm ihn mit ſeinem ganzen Gefolge gefangen. Er warff ihm ſeine Untreue auf das empfindlichſte vor, und drohete ihm mit nichts geringern, als ihn an den Käyſer zu ſchicken, damit ihn dieſer wegen ſeiner vorgehabten niederträchtigen Verrätherey zur Strafe ziehen könne.

Eben als ſich die Griechen Glück wünſchten, daß ſie den Anſchlag ihrer Feinde zunichte gemacht, erlitten ſie einen Verluſt, deſſen Folgen den Verluſt des Platzes nach ſich zogen. Der Befehlshaber von Arrawendan, welcher, ſo bald er die Nachricht bekommen hatte, aufgebrochen war, dem Theodor zu Hülffe zu kommen,

---

keit zu erweiſen befohlen haben, indem er ſie auf Unkoſten der Stadt, in einem ausdrücklich dazu verfertigten Taubenhauſe, ernähren, und nach dem Tode einbalſamiren laſſen, um ſie auf ewig auf dem Rathhauſe aufheben zu können.

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

men, ward von dem Malek während der Nacht überfallen, und mit ſeiner ganzen Mannſchaft zu Gefangenen gemacht.

Die Sieger zogen, auf Befehl ihres Anführers, die Kleider derer, die ſie gefangen genommen hatten, an. Die Abſicht, welche Malek bey Verkleidung ſeiner Leute hatte, war, die Einwohner zu Aazaz zu verführen, daß ſie glauben ſollten, es wären die Trupen, die ihnen der Befehlshaber von Arrawendan ſchicke, und damit er ſie deſto beſſer betrügen möge, ſo bediente er ſich eben deſſelben Kundſchafters, welcher dieſe Hülffe hatte herbey hohlen müſſen.

Dieſer Kundſchafter hatte lange Zeit in der mahometaniſchen Religion gelebt; bey dem oben erwähnten Aufruhre des Giabalah aber, war er ihm als ein Anhänger gefolgt, und hatte nach ſeinem Beyſpiele die chriſtliche Religion angenommen. Weil er aber von den Muſelmännern nunmehro war gefangen genommen worden, ſo befürchtete er ſehr ängſtlich, man möchte das Geſetze des Mahomets an ihm vollſtrecken, welches denen die Todesſtrafe beſtimmt, die von der Religion abfallen würden. Er entdeckte ſeine Unruhe dem Malek, und fragte ihn, ob ihm eine ernſtliche Reue nicht das Leben retten könne.

Malek, welchem es ſehr lieb war, daß er ſich bey dieſer Gelegenheit die Furcht des Kundſchafters zu Nutze machen konnte, antwortete ihm, daß er nur ein einziges ſicheres Mittel

Omar. Hegire 16. n.C.G. 637.

habe, ſeine Gnade zu verdienen, und daß dieſe von einem Dienſte abhangen würde, um welchen er ihn erſuche. Der Kundſchafter that die ſchönſten Verſprechungen, und machte ſich verbindlich, alles, was man von ihm verlangen würde, getreulich zu erfüllen. Malek ließ ihn hierauf ein neues Glaubensbekenntniß ablegen, und ſagte ihm, daß er nunmehr gleich zu dem Befehlshaber von Aazaz gehen, und ihm die Ankunft der von Arravendan erwarteten Hülfsvölker melden müſſe. Der Kundſchafter nahm dieſe Verrichtung mit Vergnügen auf ſich, und machte ſich ſogleich auf, ſie ins Werk zu ſtellen.

Der Befehlshaber von Aazaz wird von zweyen ſeiner Söhne getödtet.

Doch dieſe Kriegsliſt war unnöthig. Alles hatte in Aazaz ein ander Anſehen gewonnen. Der Befehlshaber war von ſeinen Söhnen getödtet worden, welche dem Yakinna und ſeinem Gefolge ſogleich die Freyheit wiedergegeben hatten. Die Urſache zu dieſer That war mit wenig Worten folgende: Der Befehlshaber hatte zwey Söhne, wovon der eine Leon, und der andere Lucas hieß. Der erſte ward ſeit langer Zeit in die Tochter des Yakinna verliebt; er hatte ſie ſo gar zur Ehe begehrt; allein bis jetzt hatte er die Einwilligung des Vaters von dieſem Frauenzimmer nicht erlangen können. Weil es ſeit der letzten Begebenheit wahrſcheinlich war, daß nunmehr die gröſte Widerſetzung vielmehr auf Seiten des Theodors, als des Yu-

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

kinna, ſeyn würde, ſo beſchloß er, zuerſt mit dem letzten eins zu werden.

Die Sache war um ſoviel leichter, da man ihm ſelbſt die Bewachung des Yukinna und ſeiner Leute, nachdem man ſie gefangen genommen, aufgetragen hatte; er konnte ſich alſo ſo oft mit ihm unterhalten, als er nur wollte. Er erneuerte alſo ſeine Bitte, und verſprach dem Yukinna, wenn er ſeine Tochter zur Ehe bekommen ſollte, ihn ſogleich in Freyheit zu ſetzen, und hernach die mahometaniſche Religion anzunehmen.

Yukinna, welcher nach ſeinem Abfalle einer von den eifrigſten Muſelmännern geworden war, ward über den letzten Vorſchlag ſo erfreut, daß er mit Vergnügen in das Verlangen des jungen Menſchen willigte. Ehe aber noch etwas geſchloſſen wurde, wollte ſich dieſer gegen den Zorn ſeines Vaters in Sicherheit ſetzen, und faßte alſo, ſeine Schandthaten auf das höchſte zu treiben, den entſetzlichen Entſchluß, ihn umzubringen: Doch als er eben die That zu begehen kam, fand er, daß ihm Lucas ſchon zuvor gekommen war. Er war von eben den Bewegungsgründen getrieben worden, als Leo, und hatte damit angefangen, daß er die einzige Hinderniſſe, die er bey Erlangung ſeiner Abſicht zu finden glaubte, aus dem Wege räumte.

Dieſer erſchreckliche Vatermord brachte in Aozaz alles in Bewegung. Yukinna mit ſeinen

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

nen Leuten, und den zwey Brüdern, welche einen ſtarken Anhang hatten, fielen mit dem Sebel in der Fauſt auf diejenigen von den Griechen, die ſich den Muſelmännern zu unterwerfſen weigerten. Die Griechen vertheidigten ſich ſehr tapfer, und man befand ſich in einem ſehr hitzigen Handgemenge, als der Kundſchafter anlangte, dem Theodor, welcher nicht mehr da war, die falſche Nachricht von der Ankunft der Hülfsvölker zu bringen.

Die Araber machen ſich Meiſter von Aazaz.

Der Kundſchafter kehrte auf das ſchleinigſte zu dem Malek zurück, ihm zu ſagen, daß es nunmehr Zeit ſey, anzurücken, und daß er ſich des Platzes gewiß bemächtigen würde, wenn er geſchwind genug wäre, den Yukinna und ſeinen Anhang zu unterſtützen. Malek brach ſogleich mit ſeinen Leuten auf, und kam noch zu rechter Zeit an, den Sieg auf die Seite der Muſelmänner zu lenken. Auf dieſe Art ward Aazaz erobert. Malek wollte ſich bey dem Yukinna, wegen des glücklichen Ausganges, weitläufig bedanken; doch dieſer ſtellte ihm ſeinen Anverwandten, den Leon, vor, und ſagte zu dem Anführer, daß man nur ihm die größte Verbindlichkeit ſchuldig ſey, worauf er alles, was vorgegangen war, umſtändlich erzehlte. Malek konnte anfangs den Eindruck nicht verbergen, welchen ein ſo häßliches Bezeigen zweyer Söhne gegen ihren Vater, bey ihm machte; doch als er endlich von ihnen ſelbſt

Omar.
Hegire 16
n.C.G. 637.

hörte, daß die Liebe zur mahometaniſchen Religion die vornehmſte Triebfeder ihrer Ausführung geweſen ſey, ſo dankte dieſer Schwärmer dem Himmel dafür, und ſchrie in der Hitze ſeines Eyfers: **Wann Gott will, daß etwas geſchehen ſoll, ſo bereitet er ſelbſt die Mittel dazu.**

Nach der Eroberung von Aazaz wollte Malek wieder zu der Hauptarmee ſtoſſen; er verordnete alſo den Said-ebn-Amer zum Befehlshaber dieſes Platzes, und gab ihm eine gute Beſatzung zu. Er machte ſich hierauf fertig mit einer groſſen Anzahl von Gefangnen und einer reiche Beute, die er denen, die ſich nicht unterwerſſen wollten, abgenommen hatte, fort zuziehen.

Den Augenblick als er aufbrechen wollte, fiel etwas vor, welches den Marſch, obgleich nur auf ſehr kurze Zeit, aufhielt. Man war zu dem Malek gekommen und hatte ihm gemeldet, daß man eine groſſe Wolke von Staub aufſteigen ſehe, welche die Ankunft einer ſtarken Mannſchaft zu verkündigen ſcheine. Er glaubte anfangs, daß es vielleicht Trupen wären, welche der Kayſer dem Schloſſe zu Hülffe ſchicke, und ſendete daher, ſich davon zu verſichern, einige Reuter darnach aus. Dieſe kamen ſogleich wieder, und meldeten ihm, daß es eine Schaar Muſelmänner wäre, welche das Gebiete von Membege geplündert hätten, und

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

mit einer reichen Beute zu der Armee des Obeidah zurückkehrten; Alſadi-ebn-Abbas ſey ihr Anführer.

Yukinna nimmt ſich vor, die Chriſten zu verrathen.

Malek erwartete ihn auf dem Wege, und nach abgelegtem Glückwunſche, erzehlte er ihm alles, was zu Aazaz vorgegangen war, und ſchlug ihm endlich vor, zuſammen zu dem Obeidah zurückzukehren. Als es Alſadi verwilligt, ſo wollten ſie den Yukinna bereden, gleichfalls dieſen Weg mit ihnen zu nehmen; doch dieſer Abtrünnige, welchen es heſſtig verdroß, daß die Eroberung von Aazaz nicht, wie er gehoſt, ſo recht zu ſeiner Ehre ausgeſchlagen war, ſagte zu ihnen, daß er nicht eher zu der Armee der Muſelmänner zurückkehren wolle, als bis er ſich durch eine recht merkwürdige That würde hervor gethan haben. Er fügte hinzu, daß er in dem Sitze des Käyſers ſelbſt etwas vorzunehmen Willens ſey; daß er nach Antiochia gehen wolle, und daß er zu Ausführung ſeines Anſchlages keine andre Hülffe, als zweyhundert Abtrünnige von ſeiner Bekanntſchaft, die er unter den Trupen des Alſadi bemerkt hatte, verlange.

Dieſer und Malek gingen über den Anſchlag des Yukinna zu Rathe, und fanden keine Schwierigkeit, ihm das, was er wünſchte, zu verwilligen; der Handel ward alſo gar bald geſchloſſen. Sie verlieſſen ihn mit Anerwünſchung eines glücklichen Ausganges, und ſtieſſen darauf gleich zu dem Obeidah.

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

Yukinna ſeines Theils nahm mit ſeinem Gefolge den Weg nach Antiochia. Als er nicht weit mehr davon entfernt war, hielt er ſtille, und überlegte mit einigen von ſeinen Freunden, auf was Weiſe ſie nunmehr ihren Anſchlag ausführen müßten. Sie hielten es für dienlich, nicht mit allen ihren Geſehrten nach Antiochia zu kommen, ſondern Yukinna befahl den zwey hundert Abtrünnigen, immer auf der Heerſtraſſe, welche die Karavannen zu ziehen pflegten, voraus zu gehen, und wenn ſie nach Antiochia kämen, ſich für flüchtige Chriſten auszugeben, welche die Muſelmänner verfolgten.

Yukinna wird angehalten, und zu dem Käyſer geführt.

Er ſelbſt nahm mit vier Freunden einen Nebenweg, und reiſete lange Zeit, ohne einige Hinderung anzutreffen; endlich aber wurden dieſe fünf Ritter von einigen kayſerlichen Truppen bemerkt, von ihnen angehalten, und befragt, wer ſie wären. Nachdem ſie Yukinna als den alten Befehlshaber von Aleppo entdeckt, ſo bemächtigte man ſich ſeiner und ſeiner Freunde, und ſchickte ſie unter einer guten Bedeckung von Reutern nach Antiochia.

Er kömmt bey dem Käyſer wieder in Gnaden.

Weil man an dem Hofe meiſtentheils alles wußte, was dem Yukinna begegnet war, ſo wollte ihn der Kayſer ſehen: So bald er ihn erblickte, konnte er ſich nicht enthalten, die Unruhe auf eine rührende Art an den Tag zu legen, welche ihm ſeine Veränderung der Religion verurſachte:

urſachte: doch Yukinna, welcher viel Geiſt und noch mehr Verſchlagenheit und Untreue beſaß, ſprach mit dem Kayſer auf eine ſo verführeriſche Art, daß er ihn gänzlich für ſich einnahm. Er ſagte zu dem Heraclius, daß man nicht nach dem Scheine urtheilen müſte, ja daß, wenn man ſich auch an den Schein halten wolle, er völlig für ihn ſeyn werde; er wolle keinen andern Beweis anführen, als die Art, womit er die Belagerung des Schloſſes von Aleppo ausgehalten, und die Standhaftigkeit, mit welcher er ſich allezeit dem Entſchluſſe der Einwohner, den Mahometanern zinsbar zu werden, widerſetzt habe. Er fügte hinzu, daß er freylich der Gewalt habe weichen müſſen, und daß die Veränderung, die man ihm vorwerffe, eine Folge von dieſer Gewalt ſey; daß es ihm niemals ein Ernſt geweſen wäre, die mahometaniſche Religion anzunehmen, und daß er durch dieſe Verſtellung bloß ein Leben zu erhalten geſucht habe, welches er, die chriſtliche Religion zu vertheidigen, und dem Käyſer minder zweydeutige Beweiſe ſeines Eyfers und ſeiner Treue zu geben, aufopfern wolle.

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Der Käyſer ward durch die Rede des Yukinna ſo gerührt, daß er ihm weiter keine Vorwürffe zu machen wagte; er nahm ihn vielmehr an ſeinen Hof, und gab ihm gar bald Merkmahle eines ganz beſondern Zutrauens. Er wollte ihm ſo gar ein kleines Heer geben, er Hegire 16. n. C. G. 637.

welches unter ihm ſtreiten ſollte, und fing damit an, daß er ihn den zweyhundert Abtrünnigen, die vor kurzen angelangt waren, und ſich, ſo wie ihnen Yukinna befohlen, für flüchtige Chriſten, welche unter den käyſerlichen Trupen Dienſte nehmen wollten, ausgegeben hatten, als Anführer vorſetzte.

Der Käyſer träat ihm die Bedeckung ſeiner Tochter auf.

Es währte nicht lange, ſo ward Yukinna auch gebraucht. Die jüngſte Tochter des Heraclius war Willens, nach Antiochia zu dem Kayſer ihren Vater zu kommen, und ließ ihn alſo um eine Bedeckung erſuchen. Heraclius glaubte nicht, daß er das, was ihm das liebſte ſey, beſſern Händen anvertrauen können, als den Händen des Yukinna; er ward daher beordert, und brach mit ſeinen Leuten ſogleich auf, die Princeßin abzuhohlen, und nach Antiochia zu bringen.

Er führte dieſe aufgetragene Verrichtung mit ziemlicher Treue aus. Gleichwohl aber fiel unter Wegens etwas vor, welches ſeine ſchändliche Verrätherey hätte entdecken können, wann bloß die zwey hundert Abtrünnige, die von ſeiner Rotte waren, die Bedeckung ausgemacht hätten; doch es befanden ſich weit mehr chriſtliche Soldaten und getreue Anführer dabey, die ihn auf dieſem Marſche nicht wenig zurück hielten.

Als die Prinzeßin unter Wegens eine Nacht über ſtille halten ließ, damit ſich ihre Bedeckung ein wenig erhohlen könne, ſo lieſſen die Wachen, welche Yukinna in der umliegenden Gegend ausgeſtellet hatte, ihm melden, daß ſich nicht weit davon einige mahometaniſche Trupen befänden, welche wenig auf ihrer Hut wären, ſo daß ſie ſo gar ihre Pferde verlaſſen hätten, und auf den Wieſen weiden lieſſen.

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

Die Officire, welche mit dem Yukinna waren, hielten dafür, daß man ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze machen müſſe; ſie riethen ihm daher, die Prinzeſſin unter einem Theile der Bedeckung in Sicherheit bringen zu laſſen, und mit dem übrigen Theile auf die Maſelmänner zu fallen, mit welchen man, der erhaltenen Nachricht zu folge, bald fertig werden könne.

Yukinna wollte ſich anfangs dieſem Anſchlage widerſetzen; als er aber ſahe, daß man ſeine angeführte Gründe verwarf, ſo war er der erſte, welcher ſeine Leute aufmunterte, und zum Angriffe alles bereit machte. Damit er aber doch den Muſelmännern alle Dienſte leiſten möge, die bey dieſen Umſtänden in ſeinem Vermögen ſtünden, ſo befahl er, wann es möglich ſey, nicht einen einzigen von ihnen zu tödten. Er gebot, daß man ſich bloß bemühen ſolle, ſie zu umringen und gefangen zu nehmen, damit man ſie hernach, wie er ſagte, mit chriſtlichen Gefangenen auswechſeln könne. Dieſe Urſache bewog die käyſerlichen Officier ſeiner Meynung beyzutreten.

Doch

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Doch alle dieſe Vorſicht ward durch die Entdeckung, die man eben, als der Angriff geſchehen ſollte, machte, unnütze. Yukinna hatte einige von ſeinen Leuten ausgeſchickt, die Stellung des Feindes nochmals auszukundſchaften, und dieſe kamen mit der Nachricht zurück, daß es ein Hauſſe arabiſcher Chriſten wäre. Da dieſe Nachricht gar bald beſtärkt wurde, ſo dachte man weiter an kein Schlagen; man ſprach mit ihnen, und wünſchte ſich untereinander wegen dieſer glücklichen Begegnung Glück.

Dieſe Trupen, wider welche man ſich fertig gehalten hatte, waren ſchon vor einiger Zeit aus Antiochia gerückt, das Land zu durchſtreiſſen. Ihr Anführer war Haim, ein Sohn des Giabalah, welcher in käyſerlichen Dienſten war, ſeit dem ſich ſein Vater mit dem Omar, wie ich oben erzehlt habe, überworffen hatte. Haim wollte eben nach Antiochia zurückkehren, nachdem er mit einer Mannſchaft zuſammen gekommen war, welche Obeidah, den mitternächtlichen Theil Syriens zu verwüſten, ausgeſchickt hatte. Die Muſelmänner waren geſchlagen worden, und Haim brachte eine beträchtliche Beute und ſehr viel Gefangene mit ſich, unter welchen ſich auch der beruffene Derar befand, den er dem Käyſer als einen Raub vorſtellen wollte, welcher alleine einen Sieg werth ſey.

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Dem Yukinna ging der Verluſt, welchen die Muſelmänner erlitten hatten, ſehr nahe; unterdeſſen hatte er doch die Geſchicklichkeit ſich zu verſtellen, und war ſogar einer, welcher ſich am eyfrigſten bezeigte, dem Haim wegen ſeines Sieges Glück zu wünſchen. Sie zogen bald darauf mit ihrem ganzen Gefolge wieder fort, und kamen mit einander nach Antiochia.

Die glückliche Ankunft der Prinzeßin verurſachte dem Käyſer ſehr viel Freude. Das Vergnügen breitete ſich in der ganzen Stadt aus, und man wollte ſogar aus dieſer Begebenheit eine glückliche Vorbedeutung ziehen, weil die Prinzeßin unter Begleitung des Sieges angekommen ſey.

Der Käyſer unterhält ſich mit den arabiſchen Gefangenen.

Heraclius empfing den Haim, ſo wie es ſein gehabtes Glück verdiente; er lobte ſeine Tapferkeit und Unerſchrockenheit, und als ihm Haim den Derar vorſtellte, ſo empfing dieſen der Käyſer mit vieler Achtung, und bezeigte ſich auch ſogar gegen die andern Muſelmänner, die mit ihm waren gefangen genommen worden, ſehr gnädig. Er unterhielt ſich lange Zeit mit ihnen, ihres Propheten Mahomets, ſeiner Religion und ſeiner Wunder wegen; er ſprach hernach mit ihnen von dem Omar ins beſondere, und that verſchiedene Fragen, wegen ſeines Privatlebens an ſie.

Von dieſer Unterredung nach dem zu urtheilen, was Alvakedi davon erzehlt, ſo war in den

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

den Fragen eben ſo wenig Geſchmack und geſunder Verſtand, als in den Antworten. (*)

Uebri-

(*) Hier iſt ein kurzer Begrif von der Unterredung, welche Heraclius mit den gefangenen Muſelmännern hatte. Der Kayſer fragte einen von ihnen, auf was Weiſe Mahomet die Eingebung empfangen habe: man antwortete ihm, daß ſie oft dem Schalle einer Glocke gleich geweſen wäre, oft aber ſich mit einem etwas ſtärkern und hellern Klange habe hören laſſen. Als ſich der Kayſer nach den Wundern, die Mahomet gethan habe, erkundigte, ſo ſagte man ihm, der Prophet habe einem ſehr groſſen Baume befehlen, für ſeine Lehre ein Zeugniß abzulegen; der Baum habe ſich hierauf mit ſeinen Wurzeln aus der Erde geriſſen, und dreymal zu ihm geſagt: **Du biſt der Geſandte Gottes.** Heraclius erkundigte ſich ferner, ob es wahr ſey, daß den Muſelmännern das Gute nach dem Verhältniſſe wie zehne zu eins vergolten, daß Böſe aber wie eins zu eins beſtraft werden ſolle; man ſagte ihm, daß es allerdings alſo ſey. Der Kayſer fragte auch verſchiednes wegen der Reiſe, welche Mahomet in den Himmel gethan, wegen der Unterredung, die er mit Gott gehabt, und andere ſolche nichtswürdige Dinge. Dieſe Unterredung ſchloß ſich auf die allerlächerlichſte Art. Ein Biſchof, welcher zugegen war, widerſprach dem Derar; dieſer ſtrafte ihn Lügen; die Scheltworte wurden auf beyden Theilen fortgeſetzt, und endlich kam es zu einer Schlägerey. Alles dieſes ging in Gegenwart des Kayſers vor, und zu der Zeit, als ſich der Feind eines Poſten bemächtigte, der ihn den Weg nach Antiochia öffnete.

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

Uebrigens konnte nichts ſo ſehr zur Unzeit ſeyn, als eine ſolche Unterredung, beſonders da man alle Tage die Ankunft des Feindes beſürchten muſte.

Die Araber bemächtigen ſich eines wichtigen Poſtens.

Eben als Heraclius ſeine Zeit mit Anhörung der mahometaniſchen Träume zubrachte, kam die Nachricht, daß die Muſelmänner ſich eines ſehr wichtigen Poſtens, welchen man die eiſerne Brücke nennte, bemächtiget hätten, ſo daß ſie nun nichts mehr aufhalten könne, graden Weges vor Antiochia zu rücken. Die ganze Hülffe des Käyſers beſtand damals in weiter nichts, als in der Armee, welche er bey ſich hatte. Nun war ſie zwar ſehr ſchöne, zahlreich und im Stande, dem Feinde die Spitze zu bieten; weßwegen man auch beſchloß, auf das eheſte eine Schlacht zu wagen, von welcher das Schickſal Antiochiens abhangen müſſe.

Giabalah giebt den Anſchlag, den Califen ermorden zu laſſen.

Indem man ſich alſo gefaßt machte, das letzte Mittel zu ergreiffen, um eine von den vornehmſten Städten Syriens zu retten, kam Giabalah zu dem Käyſer, ihm einen Vorſchlag zu thun, welcher nicht allein, nach ſeiner Meinung, Antiochia retten, ſondern es auch ſehr leicht machen würde, den Muſelmännern alles, was man bisher verlohren habe, wieder abzunehmen. Sein Entwurff war dieſer, die Muſelmänner ſo lange in Furcht zu halten, bis man einen Mann, auf den man ſich verlaſſen könne, nach Medina abgeſchickt habe, welcher den Ca-

Omar. Hegire 16. n.C.G. 637.

liſen ermorden ſolle. Giabalah behauptete, daß der Tod dieſes Regenten ohnfehlbar den ganzen Staat trennen und in Unruhe ſetzen müſſe, ſo daß man würde genöthiget ſeyn, die auswerts zerſtreueten Trupen in den Mittelpunct des Reichs zurück zu ziehen, und den Griechen Zeit zu laſſen, ihre Sachen wieder in guten Stand zu ſetzen, ehe der Feind wieder ins Feld rücken könne. Er fügte hinzu, daß er einen Mann habe, welcher zu dieſem Unternehmen völlig bereit ſey, und den Augenblick abreiſen wolle, wenn es der Käyſer erlaube.

Der Käyſer hatte die Schwachheit, in dieſen niederträchtigen Anſchlag zu willigen, und ſogleich ward Bathek-eben-Moſſafer, welcher des Giabalah Vertrauter war, eiligſt nach Medina geſchickt, um die gelegene Zeit abzupaſſen, den Califen aus dem Wege zu räumen.

Dieſer Anſchlag gelang nicht, und zwar, wie Alvakedi meldet, durch ein Wunderwerk. Bathek wuſte, daß der Calif gemeiniglich nach dem Morgengebete auszugehen pflege, und daß er ganz allein auſſer der Stadt ſpatzieren gehe; er erwartete ihn alſo an dem Orte, wo er ſeinen Spatziergang zu thun gewohnt war, und damit er nicht möge gemerkt werden, ſo ſtieg er auf einen ſehr dichten Baum, und verbarg ſich zwiſchen den Aeſten.

Der Mörder verfehlt die Gelegen-

Bald darauf ſahe er den Califen ankommen, welcher eine Zeitlang auf und nieder ging,

ſich

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

heit, den Omar zu tödten.

ſich endlich nicht weit von dieſem Baume auf die Erde legte, und einſchlief. Wathek wollte ſich ſogleich eine ſo ſchöne Gelegenheit zu Nutze machen, doch eben als er herab ſtieg, ward er einen Löwen gewahr. Er erſtaunte über dieſen Anblick, ſtieg auf das ſchleinigſte wieder hinauf, um den Ausgang mit anzuſehen.

Er erſtaunte nicht wenig, als er dieſes wilde Thier ganz ruhig um den Califen herum gehen ſahe, gleich als ob es ihn bewache; es leckte ihm ſogar die Beine, und entfernte ſich nicht eher, als bis der Calif wieder aufgewacht war. Wathek ward von der Ehrerbietigkeit gegen einen Regenten, welchen der Himmel, auf eine ſo offenbare Art, beſchützte, durchdrungen, ſtieg ſchleinig herab, und warff ſich zu den Füſſen des Califen. Er entdeckte ihm das häßliche Unternehmen, das man ihm aufgetragen, bezeigte ſeine Reue, bat um Gnade, und verſicherte, daß er den Augenblick ein Muſelmann werden wolle. Auf dieſe Art ward Omar, nach der Erzehlung des arabiſchen Geſchichtſchreibers, von dem Unglücke, welches ihm die verrätheriſchen Griechen gedrohet hatten, befreyet.

Unterdeſſen da man verſucht hatte, den Califen aus dem Wege zu räumen, hatte man, dem Rathe des Giabalah gemäß, die Sachen in die Länge verſchoben, und alle mögliche Maaßregeln ergriffen, die Schlacht auszuſchla-

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

gen. Doch als Obeidah endlich mit allen ſeinen Trupen vor Antiochia angelangt war, ſo erſchienen die Griechen gleichfalls und die beyden Heere ſtellten ſich einander gegenüber in Schlachtordnung.

Zweykampf zwiſchen dem Neſtorius u. verſchiedenen Arabern.

Nachdem die chriſtliche Armee dem Feinde näher gerückt war, trat der Feldherr aus den Gliedern, und bot demjenigen von den Muſelmännern einen Zweykampf an, welcher ihn annehmen wollte. Dieſer Anführer, welchen die Geſchichtſchreiber Neſtorius nennen, verband mit einer ſehr vortheilhaften äuſſerlichen Geſtalt, eine nicht gemeine Unerſchrockenheit und Tapferkeit. Seine Geſichtsbildung kündigte von ſelbſt ſeine groſſe Eigenſchaften an; ſo daß man ihm keinen Gegner geben durfte, auf den man ſich nicht verlaſſen konnte. Dames, dieſer tapfre Soldate, welcher ſich bey der Einnahme des Schloſſes von Aleppo ſo ſehr hervorgethan hatte, und nunmehr höher geſtiegen war, bat, daß er den Zweykampf des chriſtlichen Feldherrn annehmen dürfſe, und erhielt die Erlaubniß.

Dames wird zum Gefangenen gemacht.

Die zwey Ritter kamen auf einander los, und ſchlugen ſich lange Zeit mit ſolcher Stärke und Geſchicklichkeit herum, daß man nicht vorausſehen konnte, auf welche Seite ſich der Sieg lenken würde. Doch eben da ſie am hitzigſten waren, ſtolperte das Pferd des Dames, und Neſtorius machte ſich dieſen Augenblick mit ſolcher Schnelligkeit zu Nutze, daß er ſich ſeines Gegners bemächtigte und ihn zum Gefangnen machte. Er führte ihn ſelbſt in das Lager, und befahl ſeinen Leuten, ihn in ſeinem Zelte zu binden.

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

Neſtorius erſchien hierauf wieder, und ſchlug dem Feinde einen zweyten Zweykampf vor, welcher von einem Muſelmanne, Namens Dehak, der unter den Arabern in groſſem Anſehen ſtand, angenommen wurde. Er behauptete ſeinen Ruhm bey dieſer Gelegenheit vortreflich: er trug zwar keinen Vortheil über den Neſtorius davon; allein auch das war ſchon genug, daß er ſich gegen einen ſo fürchterlichen Feind erhalten konnte. Dieſer Kampf währte auſſerordentlich lange, und endlich wurden beyde Ritter, weil ſie gleich entkräftet waren, eins, ſich beyderſeits zurück zu ziehen.

Dieſe Art eines Turniers, war für beyde Armeen ein ſehr anzüglicher Anblick geweſen, und hatte bey den Chriſten einige Unordnung verurſacht. Die meiſten verlieſſen ihre Glieder, um dem Kampfe deſto beſſer zuſehen zu können. Die Bewegungen, welche ein jeder näher zu kommen machte, theilten ſich weiter und weiter mit, ſo daß das Zelt, in welchem Dames bewacht wurde, gar bald umgeſchmiſſen ward. Die Neugierde war Urſache geweſen, daß die Bedienten des Feldherrn das Zelt verlaſſen hatten, und nicht mehr als deren drey

Omar. Hegire 16. n. C. G. 637.

zugegen waren, welche auf den Dames Acht gaben; doch auch dieſe drey waren hinlänglich, weil man die Vorſicht gebraucht hatte, den Dames zu binden.

Er ſetzt ſich in Freyheit.

Die Bedienten konnten das Zelt des Feldherrn nicht ſogleich wieder aufrichten, als ſie gerne wollten, weil ſie ſich für der Strafe fürchteten, daß ſie dieſer Unordnung nicht vorgebeugt hätten; ſie thaten alſo dem Dames den Vorſchlag, ihnen zu helffen. Er ſchien ihnen mit Vergnügen willfahren zu wollen, und ſogleich banden ſie ihn los. Kaum aber ſahe er ſich in Freyheit, als er ſeine erſtaunliche Stärke gegen dieſe unglücklichen Bedienten anwendete, und alle drey ermordete: er nahm hierauf ein griechiſches Kleid von den Kleidern des Neſtorius, ſtieg auf eines von den Pferden dieſes Feldherrn, und flohe zu den Muſelmännern.

Die Entkommung dieſes Gefangenen verurſachte unter den Griechen ein groſſes Lermen. Der Käyſer ſelbſt ward darüber ſo erzürnt, daß er Befehl gab, dem Derar und den übrigen Gefangnen die Köpfe abſchlagen zu laſſen. Zu ihrem Glücke that Yukinna, welcher ſich bey dem Käyſer immer mehr und mehr eingeſchmeichelt hatte, eine ſo kräftige Vorbitte für ſie, daß er endlich ihre Gnade erlangte. Er ſtellte dem Käyſer vor, daß es für Chriſten eine unvergebliche Grauſamkeit ſeyn würde, wenn man ſo ſtrenge gegen unglückliche Gefangene

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

verfahren wollte, welche doch unſchuldig wären; daß ein ſolches Bezeigen die Muſelmänner in Wuth ſetzen müßte, ſo, daß ſie keinem Chriſten mehr Quartier geben würden.

Dieſe Vorſtellungen thaten ihre Würckung. Heraclius ſchenkte den Gefangenen nicht nur das Leben, ſondern er bezeigte ſich auch, auf die Empfehlung des Yukinna, weit gütiger gegen ſie, als ſie es hoffen konnten. Sie hatten beynahe eine gänzliche Freyheit, obſchon unter Aufſicht des Yukinna, welchem der Käyſer auf ſie Acht zu haben befahl. Auf dieſe Art beſchleinigte dieſer unvorſichtige Regente ſein Verderben, indem er ſein gröſtes Vertrauen auf einen Verräther ſetzte, welcher nur eine günſtige Gelegenheit erwartete, ſeine Tücke auszuführen.

Die Gemeinſchaft, welche dieſer Abtrünnige insgeheim mit der Armee der Muſelmänner unterhielt, war ohne Zweifel die Urſache, daß Obeidah an der Spitze ſeiner Trupen ruhig blieb, ohne etwas weiter zu unternehmen, als alle Tage einen Theil ſeines Heers auszuſchicken, welches die Gegend um Antiochia verwüſten mußte. Die meiſten von den Landleuten, welche ausgeplündert waren, flohen in die Stadt, wo ſie durch die Erzehlung von der Grauſamkeit der Muſelmänner, überall das Schrecken ausbreiteten.

Der Käyſer
wird durch

Dieſe traurige Nachrichten ſetzten den Käy-

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

einen Traum erſchreckt, u. wendet ſich nach Conſtantinopel.

ſer in eine tödtliche Angſt, welche der Verräther Yukinna auf eine liſtige Weiſe unterhielt, um ihm den Muth gänzlich zu rauben und den Ausſchlag einer Schlacht fürchterlich zu machen. Zum gröſten Unglücke hatte Heraclius, welcher ganz auſſer ſich war, noch einen Traum, welcher ihn vollends um alle Ueberlegung brachte. Es träumte ihm, als ob ſeine Krone auf die Erde fiel, und ihn ein Mann von dem Throne ſtieſſe. Mehr brauchte er nicht, den verzweifelten Entſchluß zu ergreiffen, Antiochia zu verlaſſen, und nach Conſtantinopel zu fliehen. Alles dieſes ward den Tag darauf ins Werk geſtellet; er begab ſich in der Stille in einen nicht weit von Antiochia gelegenen Hafen, wo er ſich einſchiffte, und mit vollen Segeln davon ging.

Dieſe ſchleinige Abreiſe vermehrte die Beſtürzung um ein groſſes. Die vornehmſten Kriegsbedienten bemüheten ſich umſonſt, dem Volke Muth zu machen; man ſahe Antiochia als verlohren an, weil ſelbſt der Käyſer nicht geglaubt hatte, ſicher darinne zu ſeyn. Die, welchen die Regierung aufgetragen war, thaten unterdeſſen ihr möglichſtes, die niedergeſchlagenen Gemüther aufzurichten, und als endlich die Trupen wieder aufgemuntert waren, ſo beſchloß man eine Schlacht zu wagen.

Des Verfalls der chriſtlichen Angelegenheiten ohngeachtet, hätte man noch einige Hoffnung auf die Trupen ſetzen können, welche ihr äuſſer-

Omar.
Hegire 16.
n. C. G. 637.

äuſſerſtes thun zu wollen ſchienen, um ihre Religion und Freyheit zu retten, und den wichtigſten Platz, welchen der Käyſer in dieſer Provinz hatte, zu erhalten: doch eben als der Angriff geſchahe, und die Chriſten mit aller Wuth ſtritten, deren die Tapferkeit fähig iſt, wenn ſie von der Verzweiflung getrieben wird, lenkte Yukinna den Sieg auf die Seite der Muſelmänner.

Yukinna verräth die Christen.

Dieſer Verräther, welchem es von dem Käyſer aufgetragen war, die Gefangenen zu bewachen, ließ ihnen heimlich Waffen geben, und befahl dem Derar, mit ihnen einen Ausfall zu thun, wann jene mit den Muſelmännern handgemein ſeyn würden; er verſicherte ihn, daß ihm eine groſſe Anzahl Vornehmer, welche die mahometaniſche Religion anzunehmen geſonnen wären, ſobald er erſcheinen würde, beyſtehen wollten.

Antiochia ergiebt ſich.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

Alles dieſes ward während des Treffens ins Werk geſtellet. Alle angewandte Kräfte der Chriſten waren vergebens: Sie wurden von hinten angefallen, da ſie mit dem Feinde von vorne zu thun hatten, und ſahen eine groſſe Menge ihrer Anführer ſich niederträchtigerweiſe ergeben. Nunmehr dachten ſie an keinen weitern Widerſtand, und die Einwohner von Antiochia, welche von den Flüchtigen die Nachricht von der verlohrnen Schlacht erhielten, faßten ſogleich den Entſchluß, ſich nicht bela-

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

belagern zu laſſen. Sie ſchickten auf das ſchleinigſte Abgeordnete an den Obeidah, um ſich wegen der Uebergabe mit ihm zu beſprechen. Nachdem die Artickel geſchloſſen waren, [illegible] zog der Feldherr der Muſelmänner, an der Spitze ſeiner Trupen, den 21. Auguſt im 17ten Jahr der Hegire, oder im 638ſten nach Chriſti Geburth, triumphirend in Antiochia ein. Auf ſolche Weiſe fiel dieſe alte, berühmte Stadt, welche unter den Perſern, unter den Seleuciden, unter den Römern, und unter der Regierung der Griechen ſo ſchön, ſo reich, ſo blühend geweſen war, in die Hände der Muſelmänner.

Obeidah zieht ſeine Trupen aus Antiochia.

So bald Obeidah die Stadt in Beſitz genommen hatte, ließ er ſeine Trupen wieder aufbrechen. Die Ueberlegung, welche dieſer weiſe Feldherr machte, daß ein ſo verfuhreriſcher Aufenthalt den Muſelmännern gefährlich ſey, war Urſache, daß er ſie auf das ſchleinigſte heraus zog. In der That konnte auch die angenehme Lage von Antiochia, die ſüſſe Luft, die man da ſchöpfte, die wollüſtigen Sitten der Einwohner, ihre Ausſchweiffungen, ihre Schwelgerey, nicht anders als den Muth ſchwächen, und den Geiſt der Beſcheidenheit, der Einfalt, der Uneigennützigkeit unterdrücken, welcher ehedem der vornehmſte Charakter der Muſelmänner geweſen war, und ſeit ihrer Ankunft in Syrien ſchon nach und nach abgenommen hatte. Sie waren auf ihre Vortheile ſtolz geworden; ſie ſanden einen Geſchmack an den reichen Kleidern, die ſie von den Griechen erbeutet hatten; und es war zu befürchten, ſie möchten ſich durch den Umgang mit fremden Weibern, noch mehr aber durch das ſchändliche Beyſpiel der Griechen, ganz und gar verderben.

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

Dieſe unglückliche Chriſten, deren Geiſt eben ſo ſchlecht beſchaffen war, als das Herz, hatten ſeit langer Zeit alle Liebe und alle Ehrfurcht für die Religion verlohren. Das Chriſtenthum, womit ſie ſich noch ſchmückten, war für ſie nichts mehr als ein leerer Name. Sie waren von ihren unſeligen Gewohnheiten, welche ſie in eine unempfindliche Dummheit ſtürzten, ſo verblendet, daß ſie über ihre Ausſchweifungen nicht mehr erſtaunten, und zum Aergerniſſe der Muſelmänner recht aufbehalten zu ſeyn ſchienen.

Obeidah ließ alſo ſeine Trupen aus einem ſo gefährlichen Orte auf das ſchleinigſte ziehen, und gab Befehl, daß ſie ihr Lager weit davon aufſchlagen ſollten. Er ſchrieb hierauf an den Califen, ihm die Eroberung, und die Maaßregeln zu melden, welche er habe anwenden müſſen, um die Muſelmänner zurückzuhalten, welche ſich in Syrien niederzulaſſen geneigt geweſen wären, und ſogar um Erlaubniß gebeten hätten, fremde Weiber zu heyrathen. Schlüßlich bat er um weitere Verhaltungsbefehle bey Fortſetzung dieſes Feldzuges.

Obeidah fragt den Omar verſchiedener Sachen wegen um Rath.

Omar. Hegire 17. n. C. G. 638.

Omar erhielt dieſe Nachricht, gleich da er mit den Weibern des Propheten ſich von Medina aufmachen, und eine Wallfahrt nach Mecca thun wollte. Er verzog ſo gleich, und eröffnete den Brief des Obeidah. So bald er ihn geleſen hatte, warf er ſich auf die Erde, und dankte Gott für die Gnade, welche er den Muſelmännern erwieſen habe. Er antwortete dem Obeidah gleich darauf, und nachdem er ihn wegen ſeiner Verrichtungen Glück gewünſcht, ſo erklärte er ſich über die Aufführung die er gegen die Muſelmänner beobachtet, indem er ſie von Antiochia entfernet habe.

Antwort des Califen.

Es ſcheint, als ob ſich der Califs in dieſem Stücke nicht mehr errinnerte, was er im vorigen Jahre ſelbſt gethan hatte, indem er die ſeidenen Röcke zerreiſſen laſſen, womit ſich die Muſelmänner zur Zeit der Belagerung Jeruſalems bekleideten. Er ſchrieb den Obeidah aus einem ganz anderm Tone; er mißbilligte die Strenge dieſes Feldherrn, und behauptete, daß er die Muſelmänner einige Zeit in Antiochia hätte laſſen ſollen, um ihnen ihre Beſchwerlichkeiten zu vergelten. Er fügte hinzu, daß der Gebrauch der Güter dieſer Welt den Gläubigen nicht verboten ſey, und daß er es denen, welche in Arabien keine Güter hätten, erlaube, ſich in Syrien niederzulaſſen, ſich zu verheyrathen, und ſo viel Sclavinnen zu Weibern zu nehmen, als ſie nach ihren Mitteln haben könnten. Schlüßlich befahl er ihm, ſeine Erobeberungen in den Gebirgen des Landes weiter fortzuſetzen.

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

Die Muſelmänner laſſen in ihrem erſten Eyfer nach.

Obeidah ward ein wenig ſtutzig, als er ſahe, daß der ſtrenge Omar Nachſichten billige, welche mit der Zeit die Sitten verzärteln, und die Kriegszucht nach und nach verderben würden. Dieſer Feldherr fing ſo gar an, bey ſeinen Truppen eine Verminderung ihres Eyfers zu ſpüren, und bekam einen abermaligen Beweis davon, als er, dem Befehle des Califen gemäß, neue Eroberungen in dem Gebirge machen ſollte. Damit Obeidah die Gemüthsart der Muſelmänner noch beſſer möge einſehen lernen, ſo wollte er diejenigen, die er zu dieſem Zuge für geſchickt hielt, nicht ſelbſt ernennen. Er ſchlug dieſes Unternehmen nur überhaupt vor, und fragte ſeine Kriegsoberſten, welcher es von ihnen übernehmen wolle.

Der Ausgang rechtfertigte es, was Obeidah von dieſem angenehmen Orte Syriens befürchtet hatte. Weil die Araber gehört, daß dieſe Gebirge zwar nicht weit entfernt, aber ſehr ſchwer, wegen des Eiſes und Schnees, womit ſie faſt das ganze Jahr hindurch bedeckt lägen, zu erſteigen wären, ſo wollte niemand auf die Einladung des Generals antworten. Er wiederhohlte dieſen Antrag nochmals, allein auch ſogar die Tapferſten machten nicht die geringſte Bewegung. Endlich aber fand er doch einen, welcher ſich nebſt dem Dames zu

Omar. Hegire 17. n. C. G. 638.

dieſer Ausführung anbot. Er hieß Meiſſarah-ebn-Meſru. Obeidah nahm ſeinen Antrag mit vielem Danke an; er lobte ſeinen Eyfer öffentlich, und vertraute ihm ſogleich die Religionsfahne, auf welcher dieſer Sinnſpruch ſtand: **Es iſt kein Gott, auſſer Gott, und Mahomet iſt ſein Apoſtel.**

Obeidah ſchickt Truppen in das Gebirge.

Der Feldherr gab ihm eine zahlreiche Mannſchaft zu, und Dames, welcher ihn begleitete, hatte tauſend ſchwarze Sklaven unter ſeinem Befehle. Dieſe Trupen hatten nicht wenig auszuſtehen, ſobald ſie in dem Gebirge angelangt waren. Und in der That hieß dieſes auch von einem Aeuſſerſten auf das andere kommen; der Himmel in dem ebenen Lande war warm und angenehm, auf den Gebirgen hingegen war es auſſerordentlich kalt. Gleichwohl drungen ſie mit vieler Tapferkeit durch die Zugänge hindurch, und fanden übrigens keine Hinderniſſe, als die rauhe Witterung und ſehr beſchwerliche Wege. Die wenigen Dörfer, welche ſie auf ihrem Wege antraffen, waren gänzlich verlaſſen. Die Bauern, welche von ihrer Annäherung Wind bekommen hatten, waren weiter hinein geflüchtet, und ſie fanden nicht mehr als einen einzigen, welchen ſie anhielten, um ihn zu fragen, ob ſie in der umliegenden Gegend nichts zu fürchten hätten.

Dieſe Begegnung war für die Araber ſehr glücklich: ſie erhielten von dieſem Gefangenen Nach-

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

Nachrichten, ohne welche ſie ohne Zweifel würden in Stücken ſeyn gehauen worden. Sie erfuhren, daß nicht weit davon eine feindliche Armee, von dreyßig tauſend Mann ſtehe. Der Gefangene fügte hinzu, daß ſie nicht beſſer thun könnten, als wenn ſie da blieben, wo ſie wären; denn wenn ſie noch ein wenig weiter rückten, ſo würden ſie gar zu bloß ſtehen, und alſo nicht im Stande ſeyn ſich gegen eine ſo zahlreiche Mannſchaft zu vertheidigen; dahingegen der Poſten, wo ſie ſich iezt befänden, der vortheilhafteſte ſey, den ſie nur wünſchen könnten; ſie dürfften zwar nicht hoffen, daß ſie den geringſten Vortheil davon tragen würden, wann ſie ſollten angegriffen werden, doch würde man aber auch ihnen keinen abgewinnen können.

Dieſer unglückliche Chriſte ward für ſeine gute Nachricht ſchlecht belohnt. Die Araber wollten ihn, nach ihrer Gewohnheit, zwingen, die mahometaniſche Religion anzunehmen; allein er hatte die Herzhaftigkeit, ihren Zumuthungen zu widerſtehen. Die Furcht vor dem Tode war nicht einmal vermögend, ihn zur Verſtellung zu bewegen, ſo daß die Muſelmänner über ſeine Beſtändigkeit unwillig wurden, und den grauſamen Entſchluß faßten, ihn zu ermorden.

Die Araber werden umringt.

Meiſſarah hielt ſich alſo, der Nachricht des Chriſten gemäß, in dem Gebirge verſteckt, und war bloß bedacht, ſich zu vertheidigen. Er

ſchickte

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

ſchickte zu gleicher Zeit einen Bothen an den Obeidah, ihm ſeinen Stand melden zu laſſen, und um ſchleinige Hülffe zu bitten. Während dieſer Zeit hatten die Griechen Nachricht bekommen, daß ſich eine feindliche Mannſchaft in der Nähe befinde, ſie rückten daher näher an, und es gelang ihnen, ſie einzuſchlieſſen; weiter aber konnten ſie keinen Vortheil erlangen, weil die Muſelmänner immer in ihren Verſchanzungen blieben. Gleichwohl fielen verſchiedene hitzige Scharmützel vor, in welchen die Griechen viele Gefangene machten, worunter ſich auch ein vertrauter Freund des Califen, Namens Abdallah - ebn - Hodafah befand, welcher nicht allein wegen ſeiner perſönlichen Verdienſte in beſonderer Achtung ſtand, ſondern auch die Ehre hatte, ein leiblicher Vetter des Mahomets zu ſeyn.

Vortheile der Muſelmänner jenſeit des Euphrats.

Die Muſelmänner, welche auf dieſe Weiſe von einem beträchtlichen Heere eingeſchloſſen waren, würden ſich ohnfehlbar haben ergeben müſſen, entweder durch Aushungerung, oder auf eine andere Art, wenn ihnen Obeidah nicht ſchleinige Hülffe geſchickt hätte. Eben als der Feldherr dieſen Brief des Meiſſarah bekam, langte der beruffene Khaled an, welcher mit unermeßlicher Beute, die er in den Plätzen jenſeit des Euphrats, wohin er war geſchickt worden, gemacht hatte, zurück kam. Nachdem er einen Theil dieſes Landes erobert, hatte er ſtarke Beſatzungen eingelegt, und war ſelbſt gekommen, ſeinen Sieg zu verkündigen, und ſeine Dienſte zu andern Eroberungen anzubieten.

Omar. Hegire 17. n. C. G. 638.

Khaled kömmt den eingeſchloſſenen Arabern zu Hülffe.

Die Ankunſt dieſes tapfern Muſelmanns ſetzte das ganze Lager in Freuden. Obeidah ward entzückt, daß er ihn als Sieger wiederkommen ſahe, und erſuchte ihn, zu ſeinem Triumphe noch die Ehre hinzuzufügen, ſeine Brüder, welche von dem Feinde in dem Gebirge eingeſchloſſen wären, zu erretten. Der unermüdete Khaled brach ſogleich mit einer Mannſchaft von drey tauſend Mann auf, welchen bald darauf andre zehn tauſend Mann folgten, die den Aiad-ebn-Ganam an ihrer Spitze hatten.

Die Griechen ziehen ſich zurück.

Die Griechen bekamen gar bald von der anrückenden Hülffe Nachricht; und es ſey nun daß ſie dieſe Hülffe für ſtärker hielten, als ſie in der That war, oder daß der bloſſe Name des Khaled, welcher den Chriſten ſo ſchrecklich war, ſeinen Eindruck machte, genug, die Muſelmänner, die bisher von dem Feinde ſo enge eingeſchloſſen geweſen waren, fanden an einem Morgen, zu ihrem gröſten Erſtaunen, daß ſich die Griechen in der Nacht mit einer Eilfertigkeit zurück gezogen hatten, welche einer Flucht ſehr ähnlich war; ſo daß ſie ſo gar ihre Zelte und einen guten Theil ihres Geräths zurückgelaſſen hatten.

Die Araber ſtoſſen wieder zur

Khaled ärgerte ſich über dieſen Abzug nicht wenig: er hatte gehofft, ſich in dieſem Zuge beſonders

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

Armee des Obeidah.

ſonders hervorzuthun, und wenigſtens die Gefangenen wieder zu bekommen, die ſie den Muſelmännern abgenommen hatten. Er wollte ſo gar dem Feind auf das ſchleinigſte nachſetzen, und ihn auf ſeinem Rückzuge beunruhigen; doch Meiſſarah und andre vornehme Kriegsbediente, welche Zeit gehabt hatten, die Gegend, wo ſie ſich befanden, kennen zu lernen, ſtellten dem Khaled vor, daß er ſich der offenbarſten Gefahr ausſetzen würde, wenn er weiter rücken wollte, und daß es das beſte ſey, vorjetzo ein Unternehmen bey Seite zu ſetzen, welches beynahe ſo üble Folgen gehabt hätte. Khaled war alſo genöthiget, der allgemeinen Meinung nachzugeben, welche dahinaus lief, daß man ſich in guter Ordnung zurückziehen, und wieder zu der Armee des Obeidah ſtoſſen ſolle.

Der Feldherr ſchrieb hierauf an den Califen, ihm das, was vorgegangen war, und die wenige Wahrſcheinlichkeit zu melden, daß man alle die Schwierigkeiten wegen der Zugänge in das Gebirge, werde überſteigen können. Er nennte ihm zugleich die Gefangenen, und unter andern den Abdallah, welchen man durchaus nicht lange in den Händen der Chriſten laſſen müſſe, die ſich dieſes Raubes als eine groſſe Eroberung gerühmt, und deßwegen den Muſelmann auf das ſchleinigſte nach Conſtantinopel geſchickt hätten, damit ſie ihn nicht wieder verlieren möchten.

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

So bald der Calif dieſe Nachricht erhielt, ſchrieb er geſchwind an den Heraclius, dieſen Gefangnen wieder zu fordern. Sein Brief war folgender:

Brief des Omars an den Heraclius.

Im Namen Gottes des Erbarmers. Preis ſey Gott, dem Herrn dieſer und der zukünftigen Welt, ihm, der weder Geſehrten, noch Frau, noch Kinder hat. (*) Sein Seegen ruhe auf ſeinem Apoſtel. Der Knecht Gottes Omar, dem Heraclius, griechiſchen Käyſer. Sobald du dieſen meinen Brief bekömmſt, ſo ſchicke mir den Gefangenen zurück, welchen du bey dir haſt, Namens Abdallah-ebn-Hodafah. Wann du es thun wirſt, ſo will ich hoffen, daß dich Gott noch den rechten Weg leiten wird: wann du dich deſſen aber weigerſt, ſo will ich Leute ſchicken, welche die Kaufmannſchaft und das Gewerbe nicht verhindert, an Gott zu denken. Geſundheit und Glück ſey mit dem, welcher den rechten Weg wandelt.

Der ſtolze Ton dieſes Briefes muß dem Käyſer ſehr empfindlich geweſen ſeyn. Unterdeſſen beklagte er ſich gar nicht darüber, ſon-

---

(*) Dieſes iſt ein Vorwurf, welchen der Calife den Chriſten wegen des Geheimniſſes der Dreyeinigkeit, und der Würde einer Mutter Gottes, welche ſie der Maria beylegen, macht.

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

dern ſuchte bloß dem Verlangen des Califen zu willfahren; er ſchickte ihm nicht nur den Gefangnen zurück, ſondern ſchenkte auch dem Omar einen ſehr koſtbaren Diamant. Der Calife ſchätzte dieſes Geſchenke nicht werth, es zu behalten, ſondern ließ es verkauffen und das Geld dafür in die öffentliche Schatzkammer bringen. Er hatte mit dem Gefangnen eine lange Unterredung, den käyſerlichen Hof betreffend. Abdallah erzehlte ihm hierauf, wie ſehr man ihm zugeſetzt, ſeine Religion zu verändern; doch weder Verſprechungen noch Drohungen wären vermögend geweſen, ſeine Standhaftigkeit wankend zu machen. Er fügte hinzu, daß ihn der Käyſer ſogar habe einſchlieſſen laſſen, ohne ihm andre Speiſen zu geben, als Wein und Schweinefleiſch, welches beydes nach dem Geſetze des Mahomets verboten iſt; allein er habe nichts angerührt, und nachdem er drey Tage, ohne das geringſte zu ſich zu nehmen, ſo zugebracht, ſey Heraclius über ſeine Beſtändigkeit erſtaunt, und habe ihm weiter nichts zugemuthet.

Der Calife hatte zugleich mit dem Briefe an den Käyſer, wegen Befreyung des Gefangenen, an den Obeidah geſchrieben, um ihm zu befehlen, die Eroberungen der Muſelmänner weiter fortzuſetzen. Er beſtand nicht länger darauf, das Gebirge anzugreiffen, wovon man ihm die Schwierigkeiten vorgeſtellt hatte; ſondern drang nur in den General, auf das ſchlei-

nigſte

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

nigſte die nöthigen Befehle auszuſtellen, um auch den übrigen Theil Syriens unterwürffig zu machen.

Da Obeidah alſo Vollmacht von dem Califen bekommen hatte, ſo beſchloß er, ſeine Truppen ein wenig ausruhen zu laſſen, weil ſie auſſerordentlich entkräftet waren. Damit aber doch die Eroberungen der Muſelmänner nicht ins Stecken kommen möchten, ſo ſchickte er einen Bothen an den Amru-ebn-Alas, ihm zu befehlen, mit der Armee, die er führte, weiter fortzurücken.

Eroberung der Araber in Paläſtina.

Amru war damals in Paläſtina, wo er verſchiedene Plätze unter die Bothmäßigkeit der Muſelmänner gebracht hatte. So bald er die Befehle des Obeidah erhalten hatte, brach er auf, und ging auf Cäſarea los, wo man ſagte, daß Conſtantinus, des Heraclius Sohn, mit einer beträchtlichen Armee ſtehe. Als er aber in dieſe Gegend einrückte, fand er ſie ſo wohl bedeckt, daß er nicht weiter kommen konnte, ohne eine Schlacht zu wagen. Conſtantin hätte ſich ungemein wohl verſchanzt, und ſchien geſonnen zu ſeyn, ihm den Weg ſtreitig zu machen. Amru ſchlug ſein Lager gleichfalls nicht weit von dem Lager des Prinzen auf, und machte Anſtalten, den Feind auf das baldigſte anzugreiffen.

Man merkte gar bald, daß Conſtantinus, des guten Standes ohngeachtet, welchen er zu

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

halten ſchien, nicht geſonnen ſey, es zur Schlacht kommen zu laſſen. Er ſuchte anfangs die Muſelmänner zu überraſchen. Er ſchickte deßwegen einen chriſtlichen Araber aus, Kundſchaft von der Stärke und der Stellung des Feindes einzuziehen. Dieſer Araber wuſte ſich ſo wohl zu verkleiden, daß er ſich in das Lager einſchliche, und verſchiedene Tage hindurch, alles, was daſelbſt vorging, in Augenſchein nahm. Da aber einer von ungefehr auf ſein Kleid trat, ſo daß er beynahe gefallen wäre, ſo entfuhr ihm, ohne daß er daran dachte, der Schwur bey Chriſto! Die Muſelmänner merkten ſo gleich, daß er ein chriſtlicher Spion ſey, und hieben ihn auf der Stelle nieder.

Als Amru dieſes erfuhr, ſo ward er über dieſes übereilte Verfahren mit dem Kundſchafter ſehr unwillig. Er machte den Officiers, die dabey zugegen geweſen waren, heftige Vorwürfe, weil ſie ſich dadurch eines Mittels beraubet, welches ihnen die Vorſicht, die Umſtände der Chriſten zu erfahren, angeboten. Er ließ hierauf durch das ganze Lager bekannt machen, daß man alle Kundſchafter, die man etwa entdecken würde, vorher zu ihm bringen ſolle.

Kurz darauf ſahe man einen griechiſchen Prieſter anlangen, welcher mit dem Heerführer, in Namen des Conſtantinus, zu ſprechen verlangte. Er ward ſogleich zu dem Amru geführt, welchem er ſagte, daß der Prinz geneigt ſey,

Omar.
Hegire 17.
n.C.G. 638.

ſey, ſich mit ihm zu vergleichen, daß er ihm alſo einen Vertrauten ſchicken möge, mit welchem er deßwegen Abrede nehmen könne. Amru entſchloß ſich, ſelbſt zu ihm zu gehen, damit die Sache deſto geſchwinder zum Schluſſe kommen möge.

Der griechiſche Prinz empfing den Muſelmann auf das ehrwürdigſte. Nach den erſten Ehrenbezeigungen ließ er ihm einen Stuhl ſetzen, doch Amru ſchlug ihn aus, und ſetzte ſich nach Gewohnheit der Muſelmänner mit übereinander geſchlagenen Beinen auf die Erde, mit dem Sebel an der Seite, und die Lanze quer vor ſich hingelegt. Er hatte hierauf eine ſehr ſonderbare Unterredung mit dem Conſtantinus, wann ſie anders ſo geweſen iſt, als ſie der arabiſche Geſchichtſchreiber erzehlt.

Unterredung des Amru und Conſtantinus.

Conſtantinus fing damit an, daß er dem Amru vorſtellte, die Araber und Griechen thäten ſehr übel, daß ſie mit einander Krieg führeten, weil ſie Brüder wären. **Wie ſollten ſie Brüder ſeyn, verſetzte Amru, da ſie von einer ſo verſchiedenen Religion ſind? Und welches ſind denn die Beweiſe der Verwandtſchaft zwiſchen den Coreiſchiten und den Griechen.** Der Prinz glaubte es zu beweiſen, indem er in einer langen Rede ihre gemeinſchaftliche Abſtañung von dem Adam herrechnete.

Amru antwortete ihm, es ſey zwar wahr,

Omar. Hegire 17. n. C. G. 638.

daß die Araber und Griechen von dem Abraham und Noah abſtammten; daß Noah das Land unter ſeine drey Söhne getheilet habe; daß Sem Syrien, nebſt den benachbarten Ländern bekommen, und alſo die Araber, welche von dem Sem abſtammeten, ſeine Nachfolger ſeyn müßten. **Uebrigens**, fügte er hinzu, **gehört die Erde Gott, und er giebt ſie zum Erbtheile, wem er will; wir ſind ſeine Diener; er ſchenkt ſie unſern Waffen; und wir nehmen nur unſer altes Erbe wieder in Beſitz, welches uns weit eher gehört als euch. Wir haben unſre unfruchtbaren und heiſſen Wüſten lange genug bewohnt; wir wollen daher dieſes angenehme Land genieſſen, und es uns vollends unterwerffen. Es iſt billig, daß wir es endlich auch einmal beſitzen.**

Der Muſelmann wandte ſich hierauf zu den Griechen, welche gegenwärtig waren, und ſagte ihnen, das einzige Mittel, ſich in dem Beſitze dieſes Landes zu erhalten, ſey, den mahometaniſchen Glauben anzunehmen, oder den Schülern des Mahomets zinsbar zu werden, oder auch den Streit mit den Waffen auszumachen. **Ich habe euch die Mittel**, fügte er ſchlüßlich **hinzu, euch zu erretten, gezeigt; ihr aber ſeyd ſo wiederſpenſtig als euer Vater Eſau. Ihr ſagt, wir wären eure Anverwandte; allein wir mögen mit euch keine Gemeinſchaft haben, ſo lange ihr**

in

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 631.

in dem Unglauben verharret: Wir ſtammen von dem Iſmael ab, und unſer Prophet Mahomet hat Eingebungen von dem Engel Gabriel gehabt, um uns das Licht der heiligen Wahrheit, durch Ausübung der Lehre, die ihn GOtt ſelbſt gelehret hat, mitzutheilen.

Nach dieſer Rede ſtand Amru auf, und ſo endigte ſich dieſe Unterredung, ohne die geringſte Hoffnung eines Vergleichs. Man machte ſich nunmehr auf beyden Theilen gefaßt, es auf ein entſcheidendes Treffen ankommen zu laſſen.

Wann die Geſchichte zwey zahlreiche in Schlachtordnung geſtellte Armeen zeigt, ſo hoſt der Leſer, daß man ihm von den guten oder ſchlechten Anſtalten etwas ſagen werde, welche die Anführer auf beyden Theilen gemacht, er erwartet, gleich als auf einer Karte, die verſchiednen Bewegungen dieſer wieder einander aufgebrachten Heere zu ſehen, und endlich den Ausſchlag zu erfahren, welchen der Sieg zwiſchen beyden Theilen gegeben habe. Von dieſem allen findet man bey den arabiſchen Geſchichtſchreibern nichts; wenigſtens hat es Alvakedi, den ich in meiner Erzehlung bisher gefolgt bin, nicht werth geachtet, die geringſte Erleuterung deswegen zu geben. Alles läuſt auf einen Zweykampf, oder vielmehr ein Lanzenbrechen zweyer oder dreyer Ritter hinaus, worauf die Entlauffung oder Flucht unter die Chri-

Omar. Hegire 17. n.C.G. 638.

ſten kömmt; daß ſie ihr Lager und Geräthe im Stiche laſſen. Beyſpiele von ſolcher Art hat man in dieſer Geſchichte ſchon geſehen. Man wird ſich alſo nicht wundern, wenn man auch bey den jetzigen Umſtänden ein gleiches geſchehen ſiehet.

Zweykampf zwiſchen einem Chriſten und verſchiedenen Arabern.

Nachdem ſich alſo beyde Armeen einander gegen über in Schlachtordnung geſtellt hatten, näherte ſich ein Officier von dem Heere des Conſtantinus den Muſelmännern, und fragte, wer von ihnen einen Zweykampf annehmen wolle. Verſchiedene Muſelmänner hielten hierauf inſtändigſt um den Vorzug an, welcher aber einem jungen Araber gegeben wurde, der einen recht feurigen Eifer für die mahometaniſche Religion hatte, und nach Syrien Kriegsdienſte zu nehmen gekommen war, in Abſicht, entweder Proſelyten zu machen, oder die Märtyrerkrone zu erlangen. Doch er war noch viel zu jung, einen ſo heftigen Anfall, als dieſer war, auszuhalten, und ſeine Kräfte kamen weder ſeinem Muthe, noch ſeinem Eyfer gleich; der griechiſche Officier fertigte ihn bald ab, und verſetzte ihm einen Hieb, der ihn todt zur Erde ſtreckte.

Hierauf ſtellten ſich noch zwey oder drey andre Muſelmänner, welche einer nach dem andern gleiches Schickſal hatten. Endlich erſchien Sergiabil, und mit ihm endigte ſich der Kampf. Anfangs ſchien es, als ob er für den Muſelmann ſehr ſchlecht ausfallen würde: weil er auſſerordentlich andächtig, und einer von den ſtrengſten Beobachtern ſeiner Religion war, ſo hatten ihn die Faſten und das Wachen ſo ausgezehrt, daß es nicht das Anſehen hatte, daß er dem Chriſten lange würde Stand halten können. In der That warf ihn auch dieſer bey dem erſten Anfalle zu Boden, ſprang von ſeinem Pferde, und wollte ihn eben ermorden, als ein Reuter von der griechiſchen Armee aus dem Gliede hervor kam, mit verhangenem Zügel herzu ſprengte, und noch zeitig genug anlangte, dem chriſtlichen Officiere den Kopf abzuſchlagen; er flohe hierauf zur muſelmänniſchen Armee, wo er den Sergiabil mit hin nahm. Er gab ſich nunmehr für einem von denen zu erkennen, welche ſich ehedem wider den Mahomet zu empören unterſtanden hatten. (*) Er geſtand, daß ihn die Furcht, nachdrücklich dieſes Verbrechens wegen geſtraft zu werden, bewo-

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

(*) Dieſer Muſelmann hieß Tuleihah-ebn-Rhovailed. Er war bey ſeinen Landsleuten ſo verabſcheut, weil er ſich wider den Mahomet hatte empören wollen, daß, als ihn Amru mit einem Empfehlungsſchreiben an den Omar ſchickte, der Calife vor Entſetzen ganz auſſer ſich zu ſeyn ſchien, als er vor ihn kam. Doch die lebhafte Reue des Tuleihah, und der Dienſt, welchen er dem Sergiabil erwieſen, brachte ihn endlich bey dem Califen vollkommen wieder in Gunſt, daß er ihm ſeinen Fehler vergab, und ihn unter den Truppen beförderte.

Omar. Hegire 17. n. C. G. 638.

gen habe, bey den Chriſten Dienſte zu nehmen, wo er ſchon lange eine günſtige Gelegenheit erwartet hätte, ſich mit den Muſelmännern wieder auszuſöhnen.

Der Verluſt des griechiſchen Officiers brachte das Schrecken und die Beſtürzung unter die Trupen des Conſtantinus. Es fand ſich eine groſſe Menge, welche durchzugehen beſchloſſen hatte, und viele von ihren Kammeraden mitnahm. Die, welche noch Muth genug hatten zu bleiben, hatten dennoch nicht Muth genug, dem Feinde Gegenſtand zu halten. Sie behaupteten, es ſey unmöglich, den Muſelmännern die Spitze zu bieten, deren Kräffte mit jedem Augenblicke wüchſen, und faßten alſo von ſelbſt den Entſchluß, ſich in ihr Lager zu ziehen und wohl zu verſchanzen.

Conſtantinus wendet ſich nach Cäſarea.

Unterdeſſen blieben ſie auch da nicht lange. Nachdem Conſtantinus ſich in folgender Nacht aufgemacht hatte, nach Cäſarea zu fliehen; ſo zog das Beyſpiel des Feldherrn die Menge nach ſich, und die Griechen verlieſſen gleich den Tag darauf das Lager, um ihrem Prinzen nachzueilen.

Da Amru dem Obeidah ſogleich von dem, was vorgegangen war, Nachricht gab, ſo befahl ihm der Feldherr, ohne Verzug nach Cäſarea aufzubrechen, allwo er mit eheſtem zu ihm ſtoſſen wolle, um alsdann gemeinſchaftlich die Belagerung von Tripoli, Acre und Tyrus vorzunehmen.

Doch eben als Obeidah dieſe Befehle ausſtellte, erfuhr er, daß ihm Yukinna einer groſſen Arbeit überhoben habe, indem er ſich der Stadt Tripoli bemächtiget. Der Feldherr ward über dieſe Nachricht ungemein erfreut, und ſchickte ſogleich den Khaled mit einigen Trupen zu ihm, weil er ſich leicht einbilden konnte, daß er Hülffe vonnöthen haben würde, um ſich in dem Platze zu erhalten.

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.
Yukinna nimmt Tripoli für die Muſelmänner ein.

Khaled kam zu gelegner Zeit an. Kaum fing Yukinna an, das Vergnügen über ſeine Eroberung zu genieſſen, als er Schiffe in dem Hafen ankommen ſahe, welche für die Armee des Conſtantinus, deren ſchimpfliche Flucht noch unbekant war, Lebensmittel und Waffen brachte. Yukinna befand ſich bey dem Ausſchiffen, und empfing den Oberſten und die Officiers, als ob er von ihrer Parthey ſey. Unterdeſſen war er doch wegen der Folgen dieſer Begebenheit, welche ſich nothwendig gar bald aufklären mußte, ſehr unruhig; zu ſeinem Glücke aber erfuhr er die Ankunft des Khaled. Dieſe Verſtärkung befreyte ihn von aller Unruhe. Er nahm die Officiers auf den Schiffen gefangen, und nachdem er den größten Theil der Lebensmittel in die Stadt hatte bringen laſſen, ſo bat er den Khaled, die Stadt zu beſetzen, mittlerweile er eben dieſen Anſchlag, welcher ihm mit Tripoli geglückt ſey, auch mit Tyrus ausführen wolle.

Yukinna

Omars Hegire 17. n. C. G. 638.

Yukinna will ſich der Stadt Tyrus bemächtigen, und wird entdeckt.

Yukinna machte ſich alſo gleich auf, und kam auf den Schiffen, deren [illegible] ſich bemächtiget hatte, nach Tyrus; und als [illegible] in dem Hafen angelangt war, ließ er dem Befehlshaber ſagen, daß er für ſeine und des Conſtantinus Trupen Erfriſchungen bringe. Man empfing ihn folglich auf das allerfreundlichſte, und legte ihn mit ſeinen neunhundert bey ſich habenden Soldaten in die Stadt. Doch endlich erkannte ein chriſtlicher Officier den Yukinna, und ſteckte es ſchleinig dem Befehlshaber, damit er auf ſeiner Hut ſeyn ſolle. Dieſer nahm auch ſo gute Maaßregeln, daß er, ohne das geringſte Lermen, ſich durch die Beſatzung des Yukinna und ſeines Gefolges bemächtigte, und ſie in Ketten werffen ließ. Diejenigen, die auf dem Schiffe geblieben waren, ließ er vorjetzo zufrieden, und hoffte ihnen gar bald eben ſo zu begegnen, als ihrem Anführer. Doch plötzlich ſahe man, während dieſer Zeit, eine Schaar Araber vor Tyrus erſcheinen, welche der Stadt zu drohen ſchienen. Nachdem der Befehlshaber, dieſer Trupen wegen, Kundſchaft hatte einziehen laſſen, erfuhr er, daß es eine Parthey Araber ſey, welche von dem Yeſid-ebn-Abi-Sofian, einem der beſten Feldherren der Muſelmänner, angeführt würde.

Da der Befehlshaber ſahe, daß die feindliche Parthey eben nicht ſehr ſtark ſey, beſchloß er einen Anfall zu wagen, um ſich von ihr zu befreyen, ehe neue Hülffe anlangte; vorher aber ließ er den Yukinna und die übrigen Gefangenen auf das Schloß bringen, deſſen Bewachung er einem Griechen, Namens Baſilius, anvertraute.

Omar. Hegire 17. n. C. G. 638.

Dieſer Grieche war ein Verräther, welcher ſchon lange Willens war, zu den Muſelmännern über zu gehen. Allein er wollte ſeinen Uebergang mit einer wichtigen That begleiten, damit er ſich ſogleich in das beſte Anſehen ſetzen möge. Der gegenwärtige Vorfall ſchien ihm darzu ſehr günſtig zu ſeyn; er theilte alſo dem Yukinna ſeine Abſicht mit, und gab ihm, ſowohl als ſeinem ganzen Gefolge, zum erſten Beweiſe ſeines Eifers für die mahometaniſche Religion, die Freyheit.

Tyrus muß ſich ergeben.

So bald ſich Yukinna aus den Ketten ſahe, ließ er ſeinen Leuten, welche auf dem Schiffe geblieben waren, von ſeiner Befreyung ſchleinige Nachricht geben, und ertheilte Befehl, daß ſie ſich an einem beſtimmten Orte bey ihm einfinden ſollten; eben dieſes ließ er hernach dem Yeſid ſagen, welcher eben mit dem Befehlshaber handgemein war. Dieſe Nachricht machte den Muſelmännern neuen Muth: ſie hielten den Anfall der Tyrer mit der größten Tapferkeit aus, und endlich lenkte ſich der Sieg, durch eine Bewegung, welche Yukinna machte, gänzlich auf ihre Seite. Er brach aus der Stadt, und fiel den Tyrern in Rücken, indem ſie vor ſich mit den Arabern zu thun hatten; und durch

dieſen

Omar. Hegire 17. n. C. G. 638.

dieſen Ueberfall wurden die Trupen des Befehlshabers faſt gänzlich in Stü[illegible]auen. Die Sieger begaben ſich hierauf [illegible] Stadt und machten anfangs alles nieder, was ihnen entgegen kam; doch endlich ließ ihre Wuth nach, und man erzeigte denjenigen Gnade, welche die mahometaniſche Religion anzunehmen verſprachen.

Conſtantinus flieht nach Conſtantinopel.

Die Einnahme von Tyrus ſetzte die Einwohner zu Cäſarea, welche ſich von den Muſelmännern ſchon belagert ſahen, in die gröſte Beſtürzung. Unterdeſſen nahmen ſie doch einige Maaßregeln, ihren Platz gegen einen ſo fürchterlichen Feind zu vertheidigen; doch ein neuer Zufall machte alle ihre Anſtallten zunichte. Der furchtſame Conſtantinus kam über den Verluſt der Stadt Tyrus auſſer ſich, und glaubte den Feind ſchon als Meiſter von Cäſarea zu ſehen, ſo daß er, ohne die Stärke ſeines Platzes, die Anzahl ſeiner Trupen, und die Wirckung, welche ſeine Gegenwart bey ſolchen Umſtänden haben müſſe, zu überlegen, auf nichts, als ſich in Sicherheit zu ſetzen, bedacht war. Er begab ſich alſo verſtohlner weiſe, mit ſeiner Familie aus der Stadt, erlangte ſchleinig den Hafen, und ſchifte ſich nach Conſtantinopel ein.

Cäſarea ergiebt ſich den Arabern.

Die ſchimpfliche Entfliehung des Conſtantinus entſchied das Schickſal der Stadt Cäſarea. Die Einwohner hatten wenig Luſt, ſich einem Prin-

Omar.
Hegire 17.
n. C. G. 638.

Prinzen zu gefallen aufzuopfern, welcher ſie ſo ſchändlich verlaſſen hatte, und beſchloſſen einmüthig, ſich zu ergeben. Sie lieſſen alſo dem Amru wiſſen, daß ſie ihm die Stadt überliefern und zugleich alles geben wollten, was dem Constantinus daſelbſt eigenthümlich zugehöre. Uebrigens aber verlangten ſie alle Sicherheit für ſich, und erhielten ſie auch, vermittelſt einer Summe von zwey hundert tauſend Stück Silber. Amru begab ſich unverzüglich in die Stadt, und nahm ſie, im Namen des Califen in Beſitz.

Nach dieſer Begebenheit war keine einzige Stadt mehr, welche ſich, den Muſelmännern die Thore zu öffnen, geweigert hätte: ſie bekamen alſo gar bald Ramlah, Acrah, Joppe, Aſcalon, Gaza, Sichem und Tiberias in Paläſtina, und Brirut, Sidon, Jabalah und Laodicea in dem am Meere gelegenen Theile Syriens, unter ihre Bothmäßigkeit. Dieſe Eroberung geſchahe ſo ſchleinig, daß ſie eher einer Reiſe als einem Kriegszuge ähnlich ſahe.

Tod verſchiedener mahometaniſchen Kriegsoberſten.
Hegire 18.
n. C. G. 639.

Auf alle dieſe Vortheile folgte kurz darauf eine grauſame Landplage, welche dieſe ganze Provinz und die umliegende Gegend verwüſtete. Die Peſt verheerete beynahe das ganze Syrien, und raffte ſo viel Menſchen weg, daß man dieſes Jahr, das **Jahr der Vertilgung** nennte. Obeidah, Sergiabil, Yeſid, und verſchiedene andre vornehme mahometaniſche

Omar. Hegire 18. n. C. G. 639.

ſche Kriegsoberſte ſturben an dieſer Krankheit. Der berufſne Khaled hatte [illegible] Glück, dem gemeinen Umfalle zu ent[illegible] überlebte er die tapfern Officiere, die [illegible] ſeinen Augen hatte umkommen ſehen, auch [illegible] ſehr kurze Zeit. Er ſtarb ohngefehr drey Jahre darauf. Die Geſchichtſchreiber haben uns nichts, weder von der Art, noch dem Orte ſeines Todes etwas gemeldet.

Amru übernimmt das Commando der Armee.

Gleich nach dem Tode des Obeidah, übernahm Amru das oberſte Commando über die Truppen, und ſchrieb zugleich an den Califen, ihm die Verheerung zu melden, welche die Peſt unter den Trupen angerichtet habe: und weil es allzugefährlich geweſen wäre, ſeine Befehle in Syrien zu erwarten, ſo meldete er dem Omar, daß er ſich, ſeiner erſten Beſtimmung nach, immer auf den Marſch nach Aegypten begeben wolle, und daß er ihm, dieſer Unternehmung wegen, ſeine Geſinnungen auf das ſchleinigſte melden möge.

Othman will den Omar bewegen, den Amru das Commando zu nehmen.

Omar ward durch den Verluſt, welchen der muſelmänniſche Staat, durch den Tod ſo viel tapferer Anführer, erlitten, auf das empfindlichſte gerührt. Nachdem er ihrem Andencken die verdienten Lobſprüche ertheilt, überlegte er mit den Vornehmſten ſeines Raths den Feldzug nach Aegypten. Hierinne kamen alle Meinungen überein, daß man das Unternehmen fortſetzen müſſe; allein wegen des Feldherrn trenneten ſie ſich. Es ſey nun, daß die Thaten des Amru ihm Neider erweckt hatten, oder daß man ihn in der That für unfähig hielt, dieſes Unternehmen auszuführen; genug, Othmann, welcher alles bey dem Omar vermochte, wollte ihn bereden, das Commando der Trupen dem Amru nicht zu laſſen.

Omar.
Hegire 18.
n. C. G. 639.

Der Calif unterdeſſen war dieſer Meinung nicht; damit er aber doch den Othmann nicht unwillig machen möge, ſo gebrauchte er eine Wendung, welche ihm gelang. Er ſchrieb an den Amru, nicht eben ausdrücklich ihm das Commando zu nehmen, ſondern ihm bloß zu befehlen, mit ſeinen Trupen wieder zurück zu kommen, im Fall er noch in Syrien ſey, wann er dieſen Brief erhalte; und weil zu vermuthen ſtand, dieſer Feldherr würde unterdeſſen Zeit genug gehabt haben, wenigſtens an die Grenzen von Aegypten zu gelangen, ſo fügte Omar hinzu, daß er in dieſem Falle ſeinen Marſch fortſetzen könne.

Wie ſich der Calif dabey bezeigt.

Die Ausdrücke des Califen waren folgende: *Wann du dieſen Brief bekömmſt, ehe du nach Aegypten gelangt biſt, ſo kehre zurück; biſt du aber ſchon in Aegypten, wann ihn dir der Bothe einhändiget, ſo ſetze deinen Weg unter dem Segen Gottes fort; und ſey verſichert, daß ich dir Verſtärkung ſchicken wil, ſo bald du ſie nöthig haben wirſt.*

Omar.
Hegire 18.
n. C. G. 639.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Caliſe dem Amru, indem er ihm dieſen Brief geſchickt, zugleich habe ſtecken laſſen, wie er ſich verhalten ſolle, damit alles nach beyder Wunſche ausſchlage. Und in der That, als der Brief ankam, war Amru noch auf dem ſyriſchen Gebiete. Er ſagte daher zu dem Bothen, daß er jetzo nicht Zeit habe ſeine Briefe zu leſen; und daß er ihm nur folgen ſolle, damit er ihn abfertigen könne, wann er mehr Zeit haben werde. Amru ließ ſogleich ſeine Trupen ihren Marſch verdoppeln, und rückte an die Grenzen von Aegypten. Sobald er angekommen war, ließ er ſtille halten, und nachdem er ſeine vornehmſten Hauptleute um ſich verſammlet, eröffnete er das Schreiben des Caliſen, und las es öffentlich vor. Hierauf ließ er, alß ob er es nicht gewußt hätte, wo er ſich befände, einige Einwohner kommen, und fragte ſie, zu welcher Provinz der Ort, wo er jetzo ſtehe, gehöre: da ihm die Einwohner antworteten, daß er zu Aegypten gehöre, ſo ſagte der Feldherr ganz ernſtlich: **Wann dem ſo iſt, ſo müſſen wir unſern Weg wohl fortſetzen.**

Eroberungen der Muſelmänner in Aegypten.

Belagerung von Meſrah.

Er ſetzte ihn auch in der That fort, und langte endlich vor einem Platze an, Namens Pharmah, welchen er belagerte. Er bemächtigte ſich deſſelben nach Monatsfriſt, und ging hierauf nach Meſrah zu, wovor er beynahe ſieben Monate liegen mußte. Die Belagerten vertheidigten ſich mit erſtaunlicher Tapferkeit, ſo

daß

Omar.
Hegire 18.
n. C. G. 639.

daß Amru einigen Vortheil zu gewinnen verzweifelte, wann er nicht mächtig unterſtützt würde. Er ſchrieb daher an den Califen, und bat ihn, um ſchleinige Verſtärkung, ſo, wie er ſie ihm verſprochen habe.

Der Calif ließ ſchleinig eine zahlreiche Mannſchaft aufbrechen, welche gar bald in dem Lager des Amru anlangte, und den Muth und die Hoffnung der Belagerer um ein groſſes vermehrte. Unterdeſſen würde ſich dieſer Platz, der Verſtärkung ohngeachtet, noch lange gehalten haben, wann der Befehlshaber nicht ein Verräther geweſen wäre.

Er hieß Makaukas, und war von der Secte der Jacobiten (*), und folglich ein Feind der rechtgläubigen Chriſten. Da er übrigens den Heraclius beleidiget hatte, indem er ſich der Einkünfte von Aegypten, deren Einnahme er beſorgte, bemächtiget, und dem Käyſer alle Geldhülffe, zu der Zeit, als deſſen Angelegenheiten in Syrien ziemlich in Verfall gekommen waren, abgeſchlagen, ſo befürchtete er mit Recht, deßwegen zu harter Strafe gezogen zu werden, wann es den Griechen gelingen ſollte, die Oberhand über die Muſelmänner endlich zu erlangen.

(*) Die Jacobiten ſind eine orientaliſche Secte, welche nur eine Natur in J. C. erkennen. Sie haben ihren Namen von dem Jacob Barbai, welcher in dem 5ten Jahrhunderte dieſen Irrthum in Gang brachte.

Omar. Hegire 18. n. C. G. 639.

Er beſchloß alſo ſich die Zeit zu Nutze zu machen, den Käyſer um dieſen Platz zu bringen, und ihn den Muſelmännern, unter ihm vortheilhaften Bedingungen zu überliefern.

Die Ankunft der Verſtärkung, welche Amru erhalten hatte, gab dem Makaukas eine günſtige Gelegenheit, die Stärcke der Belagerer zu vergröſſern. Er ſtellte den Griechen die Unmöglichkeit vor, länger Widerſtand zu halten; und daß er nichts beſſers thun könne, als das Schloß zu verlaſſen, und ſich auf eine kleine Inſel zu ziehen, die ſich mitten auf dem Nile, zwiſchen Meſrah und dem gegenſeitigen Ufer, befand. Er war der erſte, welcher ſich dahin begab; alle Cophten (*) folgten ihm, deßgleichen auch eine Anzahl Griechen, von welchen aber gleichwohl

---

(*) Der Name Cophten, oder Copten, kömmt, wie man glaubt, von dem Griechiſchen Αιγυπτιος, ein Aegyptier her. Es waren auch in der That die wirklichen Einwohner Aegyptens, welche man ſo nennte, um ſie von den Griechen zu unterſcheiden, die ſich in dieſem Lande, zu Zeiten Alexanders des Groſſen, niedergelaſſen hatten. Nachdem dieſe Völker das Chriſtenthum angenommen, ſo ſchlich ſich der Irrthum der Jacobiten unter ihnen ein; die Cophten nahmen ihn an, die Griechen aber blieben rechtgläubig. Dieſe wurden in den gegenwärtigen Umſtänden vertrieben, die Cophten aber vertrugen ſich mit den Muſelmännern, und bewohnen noch bis jetzt dieſes Land.

wohl noch viele, in dem feſten Vorſatze zurückblieben, das Schloß aus allen Kräfften zu vertheidigen.

Noch vermuthete niemand die Verrätherey des Befehlshabers, daß ſeine Abſicht bloß dahin gehe, die Beſatzung des Schloſſes zu ſchwächen, und die Eroberung dadurch zu erleichtern. Er ſchien ſo gar, nach ſeinem Rückzuge, in der Unterhandlung ziemlich redlich zu Werke zu gehen. Er ſchickte Abgeordnete an den Amru, um von ihm zu erfahren, was ſeine Abſicht ſey, und warum er Leute anzufallen komme, die ihn niemals im geringſten beleidiget hätten; er ließ ihm vorſtellen, daß er bey einem ſolchen Unternehmen ſehr viel wage, indem der Nil mit eheſtem austreten, und die Muſelmänner in ihrem Lager überſchwemmen würde, da ſie denn nothwendig den Griechen in die Hände müſten. Gleichwohl, fügte er hinzu, ſey er bereit, Vergleichungsvorſchläge anzuhören, wenn ihm der Feldherr einen Abgeordneten mit Vollmacht zuſchicken wolle.

Amru ſchickte ſogleich einen Vertrauten, Namens Abadah, zu dem Befehlshaber, welcher ihm die Geſinnungen der Muſelmänner entdecken mußte. Dieſer Abgeordnete that eben die Vorſchläge, welche die Muſelmänner ſonſt ihren Feinden zu thun pflegten; nehmlich entweder Mahometaner zu werden, oder Tribut zu bezahlen, oder auch ihren Streit mit den Waffen auszumachen.

Omár.
Hegire 18.
n. C. G. 639.

Makaukas antwortete dem Abgeordneten, daß die Griechen keine von den erſten zwey Bedingungen eingehen würden; was die dritte aber anbelange, nehmlich es zu den Waffen kommen zu laſſen, ſo hielte er ſie nicht für ſtark genug, den Muſelmännern zu widerſtehen, weil ihnen weder er, noch ſeine Cophten, beyſtehen würden, indem er mit ſeinem Anhange zinsbar zu werden beſchloſſen habe; übrigens aber bekümmere er ſich wenig, wie es den Griechen ergehen würde.

Als Abadah wieder zurück kam, und von ſeiner gehabten Unterhandlung Bericht abſtattete, ſo merkte Amru die Abſicht des Befehlshabers gar bald. Der Entſchluß, den er genommen hatte, ſich zurück zu ziehen, und eine groſſe Anzahl von ſeinen Trupen mit fortzuführen, und über dieſes der wenige Antheil, welchen er an dem, was die Griechen betreffe, zu nehmen ſchien, bewogen endlich den Feldherrn der Muſelmänner, die Beſtürmung des Schloſſes von Meſrah wieder vorzunehmen.

Die Sache ward bey dem erſten Sturme entſchieden. Die Muſelmänner waren gewiß, daß der Platz von Trupen erſchöpft ſey, legten daher Leitern an, und erſtiegen die Mauern mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit. Einer von ihnen, Namens Zabeir, war der erſte, welcher hinein kam, und nachdem er, wie der Gebrauch war, Alla-achar geſchrien, ſo kamen

men die andern häuffig herzu, ihm beyzuſtehen. Mittlerweile, als dieſer Einbruch geſchah, begab ſich ein groſſer Theil der Griechen, welche in dem Schloſſe waren, aus demſelben hinaus, um den Nil zu erreichen, wo ſie ſich in die Kähne, die ſie daſelbſt fanden, warffen, und auf die Inſel flohen. Die, welche in dem Schloſſe blieben, wurden entweder ermordet, oder zu Gefangnen gemacht.

Omar.
Hegire 18.
n.C.G. 639.

Die Griechen, welche auf die Inſel, wo Makaukas war, geflohen waren, entdeckten nunmehr, aber zu ſpäte, daß ſie die Opfer der Verrätherey des Befehlshabers wären. Sie hätten ſich ſehr gerne rächen mögen, gleichwohl aber unterſtunden ſie ſich nicht, etwas wider ihn zu unternehmen, weil er allzuviel Cophten um ſich hatte. Uebrigens durften ſie es auch nicht wagen, länger bey ihm zu bleiben, weil ſie befürchten mußten, er möchte ſeine Verrätherey vollkommen machen, und ſie an die Muſelmänner ausliefern. Sie ſtiegen alſo wieder in ihre Kähne, machten ſich an das andere Ufer, und zogen ſich nach Keramol, einem Platze, welcher zwiſchen Meſrah und Alexandria lag.

Sie handelten ſehr klüglich, daß ſie ſich ſo eilig fortbegaben; denn der treuloſe Makaukas trat mit den Muſelmännern kurz darauf, als ſie ſich des Schloſſes bemächtiget hatten, in Vergleich. Er bedingte ſich vors erſte fur ſich und ſeine Schätze alle Sicherheit, und nahm ſich

Omar. Hegire 18. n. C. G. 639.

auch hernach der Cophten an, in Anſehung welcher ausgemacht wurde, daß ſie jährlich für jeden Kopf zwey Ducaten bezahlen ſollten. Makaukas verlangte, daß er in eben dieſe Taxe, auf dem Fuß wie die andern Cophten eingeſchloſſen, und beſtändig als ein Glied von ihnen betrachtet werden ſolle: was aber die Griechen anbelangte, ſo erklärte er ſich, daß er niemals mit ihnen etwas gemein haben wolle, weil er weder aus ihrem Volke, noch von ihrer Religion ſey. Er geſtand, daß er ſich aus Furcht lange Zeit habe verſtellen müſſen; daß er ſich aber jetzt, weil ſich eine gute Gelegenheit zeige, ein Vergnügen daraus mache, ſeine Geſinnungen zu entdecken. Er bat hierauf den Feldherrn der Muſelmänner, niemals mit den Griechen Friede zu machen, ſondern ſie vielmehr ſo lange zu verfolgen, bis er ſie gänzlich ausgerottet habe.

Alle dieſe Bedingungen wurden von dem Amru angenommen; allein er fügte noch hinzu, daß die Cophten verbunden ſeyn ſollten, die Muſelmänner, welche bey ihnen durchreiſen würden, drey Tage frey zu halten, die Brücken und öffentlichen Wege auszubeſſern, die Soldaten bey ſich einzunehmen, und die Armee der Muſelmänner mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath zu verſehen, wofür ſie aber bezahlt werden ſollten.

Einnahme von Keramol.

Nachdem dieſe verſchiedenen Artikel auf beyden

Omar.
Hegire 18.
n. C. G. 639.

beyden Seiten feſtgeſetzt waren, brach Amru ſo gleich auf, den Griechen nachzuſetzen. Er kam nach Keramol, ſie daſelbſt anzugreiffen, und fand ganzer drey Tage einen ſehr tapfern Widerſtand; endlich aber ward der Platz dennoch erobert, und eine groſſe Menge Griechen mußten ihr Leben laſſen. Unterdeſſen waren doch noch viele, welche dem Schwerdte des Siegers entkamen. Dieſe flüchteten nach Alexandrio, welchen Ort die Muſelmänner ohne Verzug belagerten.

Belagerung von Alexandria.

Dieſe Belagerung dauerte ſehr lange, und fiel ungemein blutig aus. Die Griechen empfingen die Anfälle mit der gröſten Unerſchrockenheit, und thaten häufige Ausfälle, in welchen weder der eine noch der andere Theil einigen Vortheil erhielt; nur blieb auf beyden Seiten immer ſehr viel Volk. Die Muſelmänner glaubten es ſehr weit gebracht zu haben, als ſie ſich eines von den Hauptthürmen, welcher die Zugänge zu der Stadt bedeckte, bemächtiget hatten; allein ſie wurden nach einem heftigen Kampfe, welcher beynahe ſehr unglückliche Folgen gehabt hätte, wieder hinaus geſchlagen.

Der tapfre Amru, welcher ſich nicht weniger als einer von den gemeinen Soldaten der Gefahr ausſetzte, war bey dem Angriffe dieſes Thurms, und hielt, nachdem er ſich deſſelben bemächtiget hatte, alle Anfälle mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit aus. Doch

Omar.
Hegire 18.
n. C. G. 639.

die Griechen trieben ihn ſo ſehr in die Enge; daß er ſich nicht wieder durchſchlagen konnte; er blieb alſo mit dem Moslemah-ebn-Makhaled, einem von ſeinen vornehmſten Kriegsoberſten, und einem ſeiner Sklaven, Namens Werdan, welcher beſtändig an der Seite ſeines Herrn geſtritten hatte, gefangen.

Dieſe Gefangenen wurden ſogleich zu dem Befehlshaber geführt, welcher zu allem Glücke nicht wußte, daß die beyden erſten ſo vornehme Perſonen waren. Unterdeſſen argwohnte er doch etwas, als er fragte, was denn die Abſicht der Muſelmänner ſey, daß ſie die Welt ſo durchſtreiſten, und ihre Nachbarn beunruhigten, und ihm Amru ganz trozig antwortete, ihre Abſicht ſey, andre Völker zu nöthigen Mahometaner zu werden, oder Tribut zu bezahlen.

Dieſer kühne Ton ließ den Befehlshaber muthmaſſen, daß der, welcher rede, kein gemeiner Menſch ſeyn müſſe, er rufte daher einen von ſeinen Leuten, und befahl, ihm den Kopf abzuſchlagen. Da dieſer Befehl in griechiſcher Sprache, welche Werdan verſtand, war gegeben worden, ſo hatte dieſer Sklave Gegenwart des Geiſtes genug, eine Liſt zu erdenken, welche ſeinem Herrn das Leben rettete: Er gab dem Amru eine Ohrfeige, und ſagte ihm ganz zornig, daß er wohl ſehr unverſchämt ſeyn müſſe, in ſeiner Gegenwart das Wort zu ergreiffen. Weil Werdan, ohne Zweifel, darnach ausſah, was er war, ſo ſiel der

Omar.
Hegire 18.
n. C. G. 639.

Befehlshaber in dieſe Falle; er glaubte dieſe Gefangne wären nichts als gemeine Soldaten, wovon der eine vielleicht eine kleine Stelle höher ſtehe, als die beyden andern, und ſich alſo ſehen laſſen wolle. Dieſer Irrthum machte, daß der Befehlshaber den Befehl, welchen er gegeben hatte, wiederrufte.

Moslemah nahm hierauf das Wort, und wandte gleichfalls eine Liſt an, welche vollkommen glücklich ausſchlug. Er ſagte zu dem Befehlshaber, daß ſein Platz gar bald von den Muſelmännern würde befreyet werden; daß er von guter Hand wiſſe, der Calif habe an den General geſchrieben, und ihm befohlen, die Belagerung aufzuheben; und daß ſich Omar, an ſtatt mit den Waffen in der Hand zu erſcheinen, gefaßt mache, ihm eine Geſandtſchaft von anſehnlichen Perſonen zu ſchicken, mit welchen man die Streitigkeit zwiſchen beyden Völkern friedlich beylegen könne. Er fügte hinzu, wenn man ihnen die Freyheit wiedergeben, oder erlauben wolle, daß ſie dem Feldherrn von dem gütigen Bezeigen der Griechen gegen die Gefangenen Nachricht geben dürften, ſo getraut er ſich, zu verſichern, daß der Vergleich weit geſchwinder, auf eine den Chriſten ſehr vortheilhafte Art, zu Stande kommen werde.

Der Befehlshaber, welcher allem Anſehen nach, ein ſehr einfältiger Mann war, glaubte ohne Bedenken alles, was ihm Moslemah ge-

ſagt

Omar. Hegire 18. n. C. G. 639.

ſagt hatte, und gab ihnen ihre Freyheit. Kaum waren die Gefangenen aus dem Platze, als ſie insgeſamt Allah, achbar ſchrien. Sogleich ließ die ganze muſelmänniſche Armee dieſes Freudengeſchrey wiederſchallen. Die Griechen, welche auf den Mauern waren, merkten aus dieſer allgemeinen Freude über die Zurückkunft der drey Gefangenen, nun wohl, daß ſich einer von dem erſten Range darunter befinden müſſe. Sie erfuhren es auch gar bald, und der Befehlshaber mußte zu ſeinem größten Mißvergnügen hören, daß er den Feldherrn der Muſelmänner in ſeinen Händen gehabt, und man ihn, auf eine recht lächerliche Art, durch ganz unwahrſcheinliche Reden betrogen habe, die man wenigſtens vorher reiflich hätte überlegen ſollen.

Alexandria wird eingenommen.

Die Zurückkunft des Feldherrn machte den Muſelmännern wieder Muth. Man nahm die Beſtürmungen wieder vor, und wiederholte ſie ſo oft, und mit ſolcher Heftigkeit, daß ſich die Chriſten, deren Trupen von Tag zu Tag abnahmen, endlich auſſer Stand ſahen, länger einen eben ſo tapfern Widerſtand zu thun. Endlich, nach einer Belagerung von 14 Monaten, welche den Muſelmännern beynahe drey und zwanzig tauſend Mann koſtete, machten ſie ſich von Alexandria Meiſter.

Hegire 19. n. C. G. 640.

Das Blutbad war bey Eroberung dieſes Platzes eben nicht ſehr groß, weil die Griechen, welche ihn zu verlaſſen beſchloſſen, ſolche Maaßregeln genommen hatten, daß ſie ſicher fliehen konnten. Einige flohen zu Meere, und andere zu Lande, welche ſich in Oerter begaben, die gegen einen plötzlichen Ueberfall feſte genug waren.

Omar.
Hegire 19.
n. C. G. 640.

So bald Amru ſich im Beſitze von Alexandria ſahe, hielt er für zuträglich, die Flüchtigen zu verfolgen, und ſo viele, als nur immer möglich, auszurotten; denn wenn er ihnen Zeit ließ, ſich wieder zu ſetzen, ſo war zu fürchten, daß ſie wider die Muſelmänner aufs neue anrücken und ſie unaufhörlich beunruhigen möchten.

Da der Feldherr die Stadt gänzlich verlaſſen ſahe, ſo hielt er es nicht für nöthig, eine ſtarke Beſatzung hinein zu legen; er ließ daher nur eine ſehr geringe Anzahl Muſelmänner darinne, und ſetzte mit ſeinen übrigen Trupen den unglücklichen Chriſten nach.

Die Griechen nehmen Alexandria wieder ein.

Allein in ihrer Abweſenheit erfuhren die Griechen, welche ſich eingeſchifft hatten, auf den benachbarten Küſten von Alexandria, daß dieſer Platz von allen Trupen gänzlich entblöſſet ſey. Sie kehrten daher ſogleich in den Hafen dieſer Stadt zurück, ſtiegen bey finſterer Nachtzeit aus, warffen die Wachen übern Hauffen, gelangten in die Stadt, und lieſſen alle Muſelmänner von der Beſatzung über die Klinge ſpringen.

Sie werden von den Grie-

Einige Araber, welche glücklich genug geweſen

Omar.
Hegire 19.
n. C. G. 640.

chen abermals daraus vertrieben.

ſen waren, dem Blutbade zu entkommen, flohen eiligſt zu dem Amru, und erzehlten ihm das ihnen begegnete Unglück. Der Feldherr kehrte den Augenblick zurück, in Hoffnung, den Platz im erſten Anlauffe wieder wegzunehmen; doch die Griechen hatten ſich in dem Schloſſe feſtgeſetzt, und er fand ſie ſo wohl verſchanzt, daß er eine neue Belagerung vornehmen mußte. Anfangs wurde ſie eben ſo tapfer ausgehalten, als die erſte, allein ſie dauerte nicht ſo lange. Nachdem ſich die Griechen einige Tage hintereinander auf eine recht heldenmäßige Art vertheidiget hatten, ſo zogen ſie ſich ganz ſachte aus dem Schloſſe, begaben ſich in den Hafen, gingen wieder zu Schiffe, und lieſſen die Muſelmänner Alexandria ruhig beſitzen. Amru blieb einige Zeit daſelbſt, um ſich feſte zu ſetzen, und den Griechen alle Luſt zum Wiederkommen zu benehmen.

Die Stadt wird von der Plünderung errettet.

Was bey der Eroberung von Alexandria am allermerkwürdigſten war, war der ſtrenge Gehorſam, den man dem Feldherrn leiſtete, welcher die Plünderung verbothen hatte. Die Soldaten rührten nicht das geringſte an: ſie lagen zwar, als ſie das zweytemal dieſe Stadt einnahmen, dem Amru heftig an, ſeinen Befehl zu wiederruffen, und ihnen zu erlauben, daß ſie ſich die Vortheile, die ſie durch ihre Dienſte erworben hätten, zu Nutze machen dürften; doch da ihnen der Feldherr befahl, dieſertwegen den Willen des Califen, an welchen er gleich nach

Omar.
Hegire 19.
n. C. G. 640.

nach der Einnahme des Platzes geſchrieben habe, zu erwarten, ſo machten ſie weiter nicht die geringſte Bewegung, und jeder blieb in den Grenzen ſeiner Schuldigkeit.

Die Antwort des Califen blieb nicht lange auſſen. Nachdem Omar dem Amru alle Erkenntlichkeit für ſeine Dienſte bezeigt, dankte er ihm ſehr, daß er bedacht geweſen ſey, die Soldaten zurück zu halten, und ihnen das Plündern zu verwehren. Er bat ihn, ſeine Sorgfalt zu erneuern, damit kein Schade geſchehe, und empfohl ihm zugleich, alle Reichthümer, ſo wohl an Geräthe und Edelſteinen, als an Gold und Silber, fleißig zu ſammlen, um ſich einen Schatz davon zu machen, deſſen er ſich bey Gelegenheit zur Nothdurft der Muſelmänner, und zu Beſtreitung der Kriegsunkoſten bedienen könne.

Die Eroberung von Alexandria entſchied das Schickſal des ganzen Aegyptens. Das ganze weite Land unterwarf ſich den Muſelmännern, welche einen unermeßlichen Tribut daraus zogen. Ein jeder Einwohner, er mochte reich oder arm ſeyn, ward jährlich auf zwey Ducaten geſchätzt. Die, welche Ländereyen oder andere liegende Güter beſaſſen, mußten noch über dieſes eine ihren jährlichen Einkünften gemäſſe Summe erlegen. Aegypten, welches damals auſſerordentlich bevölkert war, vermehrte alſo den Schatz der Muſelmänner mit erſtaunlichen

Omar. Hegire 19. n. C. G. 640.

lichen Reichthümern, deren Quelle für Leute, welche nach der allerſtrengſten Oeconomie lebten, für unerſchöpflich ſeyn mußte.

Sparſamkeit der Muſelmänner.

Die Muſelmänner machten auch in der That, ſowohl zu Kriegs als Friedenszeiten, ſehr wenig Aufwand. Sie lebten beſtändig mit der gröſten Sparſamkeit. Der Gebrauch des Weines war unter ihnen eben ſo unbekandt, als die ausgeſuchten Leckerſpeiſen; ihr gewöhnlicher Tranck war Waſſer. In Anſehung der Speiſen aſſen ſie nichts, als was am gemeinſten war, und ihre liebſte Nahrung war oft nichts, als Milch, Reis und Früchte. Der Aufwand, welchen ſie in Kleidern machten, belief ſich gleichfalls auf etwas ſehr weniges; ſo daß ſich der Schatz täglich, ſo gar während des Krieges, vermehrte, weil die Summen, die man aus den neueroberten Ländern zog, mehr als hinlänglich waren, die Trupen zu unterhalten.

Sie verbrennen die Bibliothek zu Alexandria.

Unter den Reichthümern, welche ſich zu Alexandria befanden, war auch ein ſehr koſtbarer Schatz, welchen die Muſelmänner gleichwohl ihrer Aufmerkſamkeit nicht würdig ſchätzten. Es war nehmlich eine unermeßliche Sammlung von Büchern, welche, beynahe in der ganzen Welt, unter dem Namen der **Bibliothek zu Alexandria** (*) bekandt iſt. Die Araber, welche

---

(*) Ptolomäus Soter legte, als er das Muſeum, oder die Akademie zu Alexandria ſtiftete, welche ſich damals den Wiſſenſchaften noch nicht ergeben hatten, überlegten es wenig, zu was man einen ſo erſtaunlichen Hauffen Bücher brauchen könne.

Omar.
Hegire 19.
n. C. G. 640.

Ein

---

tete, zugleich eine Bibliothek daſelbſt an, welche nicht weit von ſeinem Pallaſte in einem Gebäude, das Bruchion hieß, aufgeſtellet wurde. Dieſe Bibliothek ward von ſeinen Nachfolgern anſehnlich vermehret. Unter dem Philadelphus, ſeinem Sohne, belief ſie ſich ſchon auf hundert tauſend Bände, und bald darauf zählte man deren viertauſend. Nachdem die Zahl noch auf dreytauſend gewachſen war, ſo ſtellte man dieſe in das Serapeon, einen Tempel, welcher von der Bildſäule des Serapis, die Ptolomäus ehedem von Sinope hatte bringen laſſen, alſo genennet wurde. In dem Kriege, welchen Cäſar mit denen von Alexandria hatte, ward das Bruchion, mit den viertauſend Bänden, die ſich daſelbſt befanden, verbrannt, doch das Serapeon ward erhalten. Cleopatra, wie man dafür hält, ließ die Bibliothek von Pergame, die ihr Antonius geſchenckt hatte, dahin bringen, welches eine Vermehrung von zweyhunderttauſend Bänden ausmachte, zu welchen man hernach noch viele andere ſammlete, ſo daß dieſe letztere Bibliothek weit zahlreicher als die erſte wurde. Sie litt mehr als einmal, bey verſchiedenen Veränderungen, groſſen Schaden, ſie ward aber immer wieder in ihrem alten Glanze hergeſtellt, und hatte ſich bis auf die Zeit der arabiſchen Kriege, da ſie völlig vernichtet wurde, vollkom̃en wohl erhalten.

Omar. Hegire 19. n. C. G. 640.

Ein eifriger Anhänger des Ariſtoteles, Nahmens Johann:, welcher den Zunahmen der Grammatiker führte, ſahe mit Vergnügen, daß man die Bibliothek ſo gar nichts achte. Die Gleichgültigkeit der Mahometaner brachte ihn daher auf den Einfall, ſich dieſelbe von dem Amru, welcher ihn ſehr hoch ſchäzte, ſchenken zu laſſen.

Dieſer General war nicht gelehrt; allein er hatte einen Geiſt, und einen natürlichen Geſchmack, welcher ſeine Neugierde zu den Wiſſenſchaften reizte; ſo daß er ſich ein Vergnügen daraus machte, wenn er geſchickte und ihn zu unterrichten fähige Leute antraf, mit ihnen umzugehen, und ihnen mancherley Fragen vorzulegen. Von allen denen, welche zu Alexandria geblieben waren, war Johannes Grammaticus derjenige, mit welchem er ſich am meiſten abgab; es vergingen wenig Tage, daß er ihn nicht beſuchte, und er ſchien beſtändig ein neues Vergnügen, ihn zu hören, mitzubringen.

Johannes ward durch das Vertrauen, womit ihn dieſer Feldherr beehrte, aufgemuntert, und wagte es endlich, mit ihm von dieſer Bibliothek zu reden, welche der Gegenſtand ſeiner Wünſche ſey. Er ſagte, er habe die groſſe Gleichgültigkeit ſeines Volkes gegen die Bücher bemerkt, die ihm auch in der That nichts nüze ſeyn könnten, weil man, ſie zu verſtehen, verſchiedne Sprachen, worinne ſie geſchrieben wären, vollkommen inne haben müſſe; und bäte alſo ſie ihm in Gnaden zu ſchenken. Er fügte hinzu, daß er niemals ſo unvorſichtig würde geweſen ſeyn, eine ſolche Bitte zu wagen, wann er geglaubt hätte, daß dieſe Bibliothek den Muſelmännern nur im geringſten nützlich ſeyn könne.

Omar.
Hegire 19.
n. C. G. 640.

Amru, welcher dieſem Gelehrten in der That wohlwollte, antwortete ihm ſehr freundſchaftlich, daß er von Grund des Herzens wünſche, über dieſe Bücher etwas zu ſprechen zu haben, um ihm mit dem gröſten Vergnügen ein Geſchenke damit machen zu können; allein dieſes hange unumgänglich einzig von dem Califen ab. Dieſertwegen aber, verſicherte er ihm, ſolle er noch nicht verzweifeln, weil er ſo gleich an den Omar auf eine ſolche Art deswegen ſchreiben wolle, daß er gewiß eine geneigte Antwort zu erhalten glaube. Er that es auch in der That, und unterließ nicht die Verdienſte des Johannes zu erheben, und vorzuſtellen, daß ein ſolches Geſchenk vollkommen wohl bey ihm aufgehoben ſeyn würde.

Die Vorſicht, welche Amru brauchte, war an dem Untergange dieſer reichen Bibliothek Schuld. Omar that den Ausſpruch, in ſeiner Antwort an den Feldherrn, in folgenden Ausdrücken: **Das, was in den Büchern, deren du gedenkeſt, enthalten iſt, ſtimmt entweder mit dem überein, was in dem Buche Gottes (dem Korane) geſchrieben**

Omar. Hegire 19. n. C. G. 640.

iſt, oder es ſtimmt nicht damit überein: ſtimmt es damit überein, ſo iſt der Koran hinlänglich; ſtimmt es nicht damit überein, ſo müſſen ſie vertilget werden.

So bald dieſer Brief eingehändigt war, ward der Befehl des Califen ausgeführt, und die Bücher wurden zum Feuer verdammt. Die erſtaunliche Menge derſelben kan man aus der Zeit ſchlieſſen, die man zu ihrer Verbrennung brauchte. Nachdem ſie Amru in der ganzen Stadt hatte austheilen laſſen, die Bäder, deren vier tauſend an der Zahl waren, damit zu heizen, ſo brachte man ganzer ſechs Monate zu, ehe ſie alle verzehrt wurden. Dieſes war das zweytemal, daß Alexandria eine unermeßliche Menge gelehrter Reichthümer, deren Verluſt hernach ſelbſt von den Arabern bedauert wurde, als ſich der Geſchmack an den Wiſſenſchaften unter ihnen zeigte, von der Flamme verzehren ſah.

Theurung in Arabien.

Einige Zeit nach dieſer traurigen Verbrennung, bekam Amru Briefe, in welchen ihm die grauſame Theurung gemeldet wurde, welche Arabien verheerte, und auch ſchon in Medina, und in den umliegenden Gegenden verſpürt würde. Der Califе befahl ihm daher, ſo ſehr als möglich zu eilen, eine anſehnliche Hülffe an Lebensmitteln dahin zu ſchicken.

Da Aegypten ein Land von einer erſtaunlichen Fruchtbarkeit iſt, ſo fiel es dem Amru nicht ſchwer, dem Verlangen des Califen ein Gnüge zu thun. So bald er die Nachricht erhielt, lies er Kameele, mit Korn beladen, abgehen; den Tag darauf gingen deren eben ſo viele ab, welches alle Tage hintereinander fort dauerte; ſo daß zwiſchen Alexandria und Medina, welche beynahe hundert Meilen von einander liegen, eine Kette war, wovon das eine äuſſerſte Ende in Medina war, indem ſich das andre noch in Alexandria befand.

Omar.
Hegire 19.
n. C. G. 640.

Auf dieſe Art ſtellte Amru den Ueberfluß in ganz Arabien wieder her. Weil aber der Weg lang und beſchwerlich war, ſo dachte er auf ein Mittel, ihn kürzer und weniger koſtbar zu machen. Er hatte gehört, daß ein gewiſſer römiſcher Käyſer (*) ehedem einen Kanal bey Meſrah hatte graben laſſen, welcher bis in das rothe Meer ging; er unternahm es daher, ihn wieder zu erneuern. Zu dieſer groſſen Arbeit brauchte er einen Theil ſeiner Trupen, und in kurzer Zeit ward ein ſehr bequemer Kanal fertig, welchen er durch das Waſſer des Nils, das er hinein leitete, ſchifbar machte. Man nennte ihn **Khalige Emir al Mumenin**, das iſt, **den Kanal des Anführers der Gläubigen.** Er war ſo wohl den Aegyptern, als den Arabern, wegen leichter Vertreibung der Lebensmittel, auſſerordentlich nützlich. Heut zu Tage iſt er nicht mehr vorhanden: man ſagt,

---

(*) Trajanus.

Omar. Hegire 19. n. C. G. 640. ſagt, die Türken hätten ihn verfallen laſſen, als ſie ſich Aegyptens bemächtigten.

Hegire 21. 22 n. C. G. 641. 642. So bald es die Umſtände erlaubten, wendete Amru ſeine Waffen nach Africa, während der Zeit daß die andern Feldherren Eroberungen in Aſien machten. Beyde Länder wurden beynahe gänzlich dem muſelmänniſchen Joche unterwürffig, und die mahometaniſche Religion ward gar bald die Religion dieſer weiten Reiche.

Hegire 23. n. C. G. 643. Omar wird umgebracht. Omar genoß das Vergnügen, welches ihm der ſchleinige Fortgang ſeiner Waffen machen muſte, nicht lange. Er ward unglücklicher weiſe zu Medina von einem Perſer, Namens Firuz, ermordet. Dieſer Elende war bey einem Muſelmanne Sklave. Sein Herr hatte ihm befohlen, täglich zwey Silberſtücken zu erlegen, weil er die mahometaniſche Religion nicht hatte annehmen wollen; er kam alſo zu dem Omar, ſeine Klagen bey ihm anzubringen, und erſuchte ihn, eine ſeinem Stande ſo wenig gemäſſe Auflage zu mindern.

Der Calif fragte ihn, was er denn arbeiten könne; der Sklave antwortete, daß er in verſchiedenen Profeßionen geſchickt ſey; daß er ein Zimmermann, ein Bildhauer und zugleich ein Baumeiſter wäre. Omar antwortete ihm hierauf, daß alſo ſeine Auflage nicht übermäßig ſey, und daß er genug verdienen könne, ſie abzutragen. Mit dieſer Antwort ſchickte er ihn fort, und

Omar.
Hegire 23.
n. C. G. 643.

und ſagte ihm bey dem Abſchiede, daß er Willens ſey, eheſtens Windmühlen bauen zu laſſen, und daß er ihn zu dieſer Arbeit brauchen wolle.

Der Sklave ward von dem Verſprechen des Califen wenig gerührt, und nur die Auflage war ihm empfindlich, die man ihn ſeinem Herrn zu bezahlen nöthigte. Er beſchloß alſo, ſich an dem Omar ſelbſt zu rächen, daß er ihm eine ſo ungünſtige Antwort gegeben habe. Als daher der Calife an einem Morgen ſein Gebet in der Moſchee verrichtete, ſo ging er ihm nach, und verwundete ihn mit drey tödtlichen Dolchſtichen.

Die Muſelmänner, welche bey dem Omar waren, fielen ſogleich auf den Firuz, ſich ſeiner zu bemächtigen. Doch dieſer Sklave, welcher jung und ſtark war, fand Mittel, ſich von ihnen los zu reiſſen; er verwundete deren dreyzehn, wovon ſieben auf der Stelle blieben. Endlich konnte man dieſen Wüthenden nicht eher bändigen, als bis man ihm ein Kleid über den Kopff warff, welches ihn ſich zu vertheidigen hinderte. Man bemächtigte ſich ſeiner, weil man ihn aber nicht zeitig genug entwaffnet hatte, ſo ermordete er ſich mit ſeinem Dolche ſelbſt.

Omar will ſich keinen Nachfolger ernennen.

Omar ſtarb erſt drey Tage hernach an ſeinen Wunden. Während dieſer Zeit bat man ihn inſtändig, ſich einen Nachfolger zu ernennen; allein er gab keine gewiſſe Antwort dar-

Omar.
Hegire 23.
n. C. G. 643.

auf. Er ſagte bloß: **wenn Salem noch lebte, ſo würde ich ihn allen andern vorgezogen haben.** Die vornehmſten Muſelmänner wiederhohlten ihre Bitte nochmals, und ſchlugen ihm verſchiedene vor; doch er wollte, unter dem Vorwande verſchiedener Fehler, die ſie dazu ungeſchickt machten, keinen erwählen. Auf dieſe Art entfernte er den Ali, welcher als ein naher Anverwandter des Mahomets einiges Recht zur Nachfolge haben konnte. Allein Omar befand ihn zu einer ſo wichtigen Stelle nicht geſetzt und ernſthaft genug. Auf gleiche Weiſe ward Othman-ebn-Affan ausgeſchloſſen, weil der Caliſe bemerkt hatte, daß er ſich an ſeine Anverwandte und Freunde allzuſehr gebunden habe.

Weil ſich niemand darauf beſonnen hatte, ihm ſeinen Sohn zum Nachfolger vorzuſchlagen, ſo bildete man ſich ein, daß der Caliſe vielleicht nur dieſen, ſich zu entſchlieſſen, erwarte. Doch als man ihm denſelben vorſchlug, ſagte er ſtatt aller Antwort, daß es genug wäre, wenn in einer Familie einer, vor ſo etwas wichtiges, als die Regierung der Muſelmänner ſey, Rechenſchaft geben müſſe.

Er trägt die Wahl deſſelben gewiſſen Perſonen auf.

Nachdem alſo einige Zeit vergangen war, ohne daß Omar ſich zu etwas entſchlieſſen wollte, ſo erklärte er endlich ſeinen letzten Willen. Er ernennte ſechs Perſonen, welchen er die Wahl auftrug, und welches folgende waren:

Othman-ebn-Affan, Ali-ebn-Abi-Taleb, Tellah, Zobeir-ebn-Abdallmotaleb, Abdarrahman-ebn-Auf, und Saed-ebn-Abi-Wakkas. Alle dieſe waren die vornehmſten aus dem Volke, welche mit dem Propheten gelebt hatten, und ſeine getreueſten Gefährten geweſen waren.

Omar. Hegire 23. n. C. G. 643.

Lobſpruch des Omars.

Kurz nach dieſen Anſtalten, verſtarb der Calif, in dem drey und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, und in dem zehnten ſeiner Regierung. Er ward von den Muſelmännern ungemein bedauert, die er beſtändig mit beſonderer Mäßigung und Klugheit regieret hatte. Da er ſich bey guter Zeit an eine ſchlechte und einfache Lebensart gewöhnt, ſo hatte der Glanz des Thrones ſeine Lebensart im geringſten nicht verändert. Seine Kleidung, ſeine Wohnung, ſeine Koſt, alles war geringe. Waſſer, Gerſtenbrod und Reiß waren ſeine gewöhnliche Nahrung. Nie war ein Muſelmann eifriger gegen der Religion, und freygebiger gegen die Armen geweſen. Alle Freytage theilte er beträchtliche Summen unter ſie aus. Wir haben angemerkt, daß auch Abubeker dieſen Tag zu Austheilung ſeines Almoſens erwählt hatte; allein er war ſehr aufmerkſam, ſeine Wohlthaten den Verdienſten derjenigen, welche ſie erhielten, gemäß einzurichten. Omar hingegen gab allen, welche Mangel litten, ohne Unterſcheid. Seine Meinung war, daß die Tugend in jenem Leben hinlänglich werde vergolten werden; und daß in dieſem die Güter zu

Omar, Hegire 23. n. C. G. 634.

nichts angewendet werden müßten, als den zeitlichen Bedürfniſſen damit vorzukommen.

Was die äuſſerlichen Eigenſchaften dieſes Califen anbelangt, ſo mahlen ihn die Geſchichtſchreiber, als einen langen und wohlgeſtalteten Mann ab. Er war von brauner Farbe, und hatte einen kahlen Kopf. Sein Anſehen war ſanft und dabey edel; überhaupt hatte er eine majeſtätiſche Geſichtsbildung, welche Furcht und Ehrerbietung erweckte, und ihm die Herzen derer, welche unter ſeiner Herrſchaft lebten, gewann.

Urſprung des Namens der Saracenen.

Unter die Zeiten dieſes Califen rechne ich (doch ohne etwas gewiſſes zu beſtimmen) den Urſprung des Namens **Saracene**, oder vielmehr den gewöhnlichern Gebrauch dieſer Benennung, unter welcher die arabiſchen Muſelmänner in der Geſchichte bekandt ſind.

Die Meinungen ſind, wegen Abſtammung dieſes Worts, ſehr getheilt. Einige Schriftſtellen behaupten, die Araber hätten ſich ſo genennet, weil ſie vorgeben wollen, daß ſie von der **Sara**, der Frau des Abrahams, entſprungen wären. Doch es iſt nicht zu erweiſen, daß es dieſem Volke jemals in die Gedanken gekommen ſey. Sie ſagten vielmehr ſelbſt, daß ſie von dem **Iſmael**, dem Sohne der **Hagar**, der Magd dieſes Patriarchen, abſtammten, und nennten ſich daher oft **Hagarener**, oder **Iſmaeliten.**

Andere

Omar.
Hegire 23.
n. C. G. 643.

Andere haben das Wort **Saracene** von dem arabiſchen Zeitworte **ſcharaca**, welches aufgehen, oriri, heißt, abgetheilet; weil dieſe Völker gegen Morgen wohnten, und von den abendländiſchen Völkern in der That Orientaler genennet wurden.

Noch andere bemerkten, daß das Wort **Sarak** im Arabiſchen einen **Räuber** bedeutet, und nach dem Hebräiſchen **Wüſte und Armuth**; ſie bildeten ſich daher ein, daß man vielleicht den Namen **Saracene** daraus gemacht, der ſich in der That ſehr wohl für ein Volk ſchickte, welches an allem Mangel hatte, und nur von dem leben mußte, was es hier und da raubte.

Es giebt einige, welche dieſer Abſtammung gemäß, verſichern, daß dieſe Völcker überhaupt den Namen **Araber** allezeit behalten haben, und daß der Name **Saracenen**, nur dem Volke einer gewiſſen Gegend ſey gegeben worden, welches in der That aus nichts, als aus Dieben und Räubern beſtand.

Da ſich aber das ganze Volk bey andern Völkern, anfangs durch die Einfälle in das Gebiete ihrer Nachbarn, und durch das Ausplündern derſelben, endlich aber durch die Ueberſchwemmung der entlegenſten Provinzen und Reiche, fürchterlich machte, ſo haben die Abendländer dieſen Völkern ohne Unterſchied den Namen **Saracenen** beygelegt.

Ich

Othman.
Hegire 23.
n. C. G. 645.

Ich werde mich künftig dieſes Namens oft bedienen, um mich nach der Sprache der Geſchichtſchreiber, welche ihn gemeiniglich gebraucht haben, zu richten. Uebrigens iſt dieſe Benennung ſehr nützlich, die arabiſchen Muſelmänner, welchen ſie eigentlich zukommt, von den chriſtlichen Arabern zu unterſcheiden, welche mit ihnen beſtändig Krieg geführet haben.

Othman.

Dritter Calif.

Verſammlung einen Califen zu wählen.

So bald als der Tod des Omars bekandt geworden war, verſammleten ſich diejenigen Perſonen, welche das Recht den Nachfolger zu wählen, erhalten hätten. In der erſten Verſammlung, welche dieſertwegen angeſtellt wurde, that Abdarrahman ſeinen Gehülffen zwey Vorſchläge. Zuerſt verlangte er, daß derjenige, welcher ſich ſeine eigne Stimme geben würde, von der Nachfolge ausgeſchloſſen ſeyn ſollte. Hierauf ſchlug er vor, der ſich ſelbſt allen Anſprüchen, die er etwa zu dieſer Würde haben könnte, zu entſagen, wenn man ihm die Wahl eines Califen einzig und allein überlaſſen wollte.

Dieſe Vorſchläge wurden von allen Wahlgliedern angenommen. Ali war der einzige, welcher der allgemeinen Einwilligung nicht beytreten

Othman.
Hegire 23.
n. C. G. 643.

treten wollte, weil er ſchon zweymal in der Nachfolge übergangen war, und befürchte, daß er durch dieſe Anſtalten nochmals davon ausgeſchloſſen werden möchte. Gleichwohl gab er den übrigen endlich nach, weil er wohl ſahe, daß ſeine Widerſetzung bey der Mehrheit der Stimmen von keinem Gewichte ſeyn würde.

Ali ſchlägt die Nachfolge aus.

Da alſo Abdarrahman die Wahl in ſeine Gewalt geſtellt ſahe, ſo dachte er anfangs auf den Ali. Er beſuchte ihn daher, und verſprach, ihn zu ernennen, wann er ihm angelobte, daß er nach der in dem Buche Gottes (*) enthaltenem Lehre, regieren, und nichts ohne den Rath der Aelteſten thun wolle.

So groß nun die Begierde des Ali nach der höchſten Würde ſeyn mochte, ſo war er doch offenherzig genug, ſeine Geſinnungen nicht zu verſtellen. Er antwortete, daß er ſich in allem nach dem richten würde, was in dem Buche Gottes geſchrieben wäre, daß er aber keinesweges, ſeine Regierung nach der Meinung der Aelteſten einzurichten, wolle gehalten ſeyn. Dieſe Antwort machte den Abdarrahman ſchlüſſig, und er gedachte nicht weiter auf den Ali. Othman, welchen er nach dieſem beſuchte, war bereitwilliger; er unterwarf ſich allen Bedingungen, die man ihm vorlegte, und ward folglich erwählt.

Othman wird Calif.

Othman

(*) dem Korane.

Othman. Hegire 23. n. C. G. 643.

Othman fing ſeine Regierung mit dem Kriege wider die Perſer an, welche hernach gänzlich unterwürfig gemacht und gezwungen wurden, ſich der Herrſchaft der Muſelmänner zu unterwerffen.

Die Araber bringen Perſien unter ſich.

Dieſer Krieg war die Folge desjenigen Krieges, welcher unter der vorigen Regierung hitzig genug war geführet worden. Als Omar auf den Thron geſtiegen war, hatte er in den Theil von Chaldäa, welcher das perſiſche Irack genennet wurde, weil es die Perſer noch beſaſſen, Trupen geſchickt: Weil nun dieſer Calif ſich dieſes Landes bemächtigen wollte, ſo brachte er ein zahlreiches Heer auf die Beine, das er unter Anführung des Abu-Obeid, welchem er den Almothana, den Amru und Salit als Unterfeldherren beygeſellte, ausbrechen ließ.

Obeidah zog gegen den Euphrat zu, ließ eine Brücke darüber werffen, und ging im Angeſichte der Perſer, welche nicht die geringſte Bewegung, es zu verhindern, machten, hinüber. Sie thaten auch eher nichts, als bis ſie ſeine Armee nach dem Uebergange in Schlachtordnung geſtellt ſahen. Nunmehr fingen ſie an, ſie ziemlich heftig zu beunruhigen, und tödteten nicht wenige; doch der Feldherr ließ gar bald das Zeichen geben, ſtürzte voller Wuth auf die Perſer, und brachte ſie zum weichen. Dieſe faßten wieder Muth, ſetzten ſich aufs neue, und kehrten gegen die Muſelmänner zurück; und

Othman.
Hegire 23.
n. C. G. 643.

nunmehr hatten ſie auch das Glück ihren Feind zu ſchlagen, und völlig in die Flucht zu treiben. Obeid blieb in dem Treffen; Almathana, der erſte von ſeinen Unterfeldherren, that ſein äuſſerſtes ſich aus den Händen des Feindes zu reiſſen, und endlich gelang es ihm auch, mit einer geringen Anzahl Muſelmänner wieder über den Fluß zu kommen. Er ließ ſogleich die Brücke abbrechen,um ſich ſicher zurückziehen zu können, und ſchlug ſein Lager nicht weit von dem Fluſſe auf, wo er ſich auf das ſorgfältigſte verſchanzte, die Hülſſe ſicher erwarten zu können, um die er den Califen auf das ſchleinigſte bitten ließ.

Omar unterließ nicht, anſehnliche Hülfsvölker zu ſchicken, mit welchen man den Feldzug wieder anfing, und das ganze an dem Euphrat gelegene Irak verwüſtete.

Arzemidokht, welche damals Königin von Perſien war, ließ Trupen anrücken, die Araber zurück zu treiben. Die zwey Heere wurden handgemein; und nach einem langen Streite, in welchem das Glück lange zweifelhaft ſchien, lenkte endlich der Tod des perſiſchen Feldherrn den Sieg auf die Seite der Muſelmänner.

Die Perſer gaben ihrer Königin dieſe Niederlage Schuld, und ſetzten ſie ab, um die Krone einem jungen Prinzen, Namens Izdegerd, zu geben, welcher von den Coſroes, den Söhnen des Hormisdas, abſtammte. Unter der Regierung dieſes Prinzen hatten ſie weit mehr Unglück

Othman.
Hegire 23.
n. C. G. 643.

glück auszuſtehen, als unter der Arzemidokht. Die Armeen, welche er wider die Araber ausſchickte, wurden zu verſchiedenen malen geſchlagen, und er konnte einer gänzlichen Niederlage nicht anders entkommen, als daß er ſich in die feſten Plätze legte, welche den Feind aufhalten konnten.

Die Eroberungen, welche die Muſelmänner in andern Ländern machten, verhinderten ſie, alle ihre Kräfte auf dieſer Seite anzuwenden; ſo daß die Perſer einige Jahre ziemlich ruhig gelaſſen wurden. Doch eben zu der Zeit, als Jeruſalem belagert wurde, trug es Omar einem von ſeinen vornehmſten Kriegsoberſten auf, die Feindſeligkeiten in Perſien wieder anzufangen, und nunmehr ward die Eroberung dieſes Landes ziemlich weit getrieben. Saed-ebn-Abi-Vakkas (ſo hieß der Feldherr, welchen Omar ausſchickte) that einen Einfall, welcher ſo wohl unterſtützt ward, daß er bis in die Hauptſtadt drang, ſich derſelben bemächtigte, und alle Schätze und Reichthümer, welche ſeit der Regierung der Coſroes daſelbſt aufbehalten wurden, daraus wegnahm.

Der Feldherr der Muſelmänner rückte immer weiter und weiter; endlich aber ward er von einer zahlreichen Armee aufgehalten, welche ihm die Schlacht anboth. Auch bey dieſer Gelegenheit trugen die Araber allen Vortheil davon; und da der König Jzdegerd den trauri-

gen

Othman.
Hegire 23.
n. C. G. 643.

gen Zuſtand ſeines Reiches ſahe, ſo flohe er in einen feſten Platz, Namens Ferganah, wo er die letzten Jahre der Regierung des Omars ziemlich ruhig blieb.

Doch ſo bald als Othman auf dem Throne war, ſchickte er eine ſtarke Armee dahin, vermittelſt welcher man alles gar bald wegnahm, was noch etwa zu erobern übrig war. Die Muſelmänner nahmen gleich anfangs einige feſte Plätze ein, welche den Ort vertheidigten, wohin Jzdegerd geflüchtet war. Da dieſer ſahe, daß man ihm auf allen Seiten ſo heftig zuſetze, nahm er ſeine Zuflucht zu einem türkiſchen Fürſten, Namens Tarkan, welcher an der Spitze einer groſſen Armee zu ihm ſtieß. Der König überwarff ſich gar bald mit dieſem Fürſten, und beleidigte ihn, weßwegen dieſer wieder zurück zog, ohne ſich deßwegen rächen zu wollen. Doch ein vornehmer Perſer, Namens Mahua, welcher den Jzdegerd ſeit langer Zeit haßte, machte ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze, die allergrauſamſte Rache wider ihn auszuüben. Er begab ſich zu dem Tarkan, und ſprach mit ſolcher Heftigkeit wider den König, daß er endlich ſeinen Zorn rege machte, und ihn bewog, ſich mit ihm, zu des Jzdegerds Untergange, zu verbinden.

Indem alſo dieſer unglückliche König in ſeinen eigenen Staaten gleichſam flüchtig war, um ſich vor den Arabern, welche ſein ganzes Land ver-

Othman. Hegire 23. n.C.G. 643. verheerten, in Sicherheit zu ſetzen, ward er auch ſo gar denjenigen eine Beute, auf deren Hülffe er ſich hätte verlaſſen können, wann er ſich mit einiger Klugheit aufgeführt hätte.

Der von dem Mahua aufgebrachte Tarkan, kam alſo wieder nach Perſien zurück, fand den König mit einigen Trupen, griff ihn an, und ſchlug ihn gänzlich in die Flucht. Mahua verfolgte die Flüchtigen, hieb einen Theil davon nieder, und ſuchte überall den Jzdegerd, um ſeine Rache zu vergnügen. Dieſer hatte ſich glücklich von dem ſtärkſten Hauffen der Flüchtigen entfernt, und war auf eine Mühle zugeflohen, wo er wider die Verfolgung ſeiner Feinde Zuflucht zu finden hoffte; doch der, welcher die Aufſicht über dieſe Mühle hatte, wollte zuvor mit dem Könige handeln, ehe er ihn hinein ließ, und verurſachte alſo, daß ihn einige Reuter des Mahua entdeckten, und auf der Stelle niedermachten. (*)

In

(*) Der Tod dieſes Königs wird in der orientaliſchen Bibliothek des Herbelot mit andern Umſtänden erzehlt. Man ſagt daſelbſt, Jzdegerd ſey bis zu einem Fluſſe geflohen, durch welchen keine Fuhrt geweſen, und habe daher einem Schiffer ein Armband von groſſem Werthe angebothen, ihn über den Fluß zu ſetzen. Allein der Schiffer ſoll geantwortet haben, er frage viel nach ſeinem Armbande, wann er hinüber wolle, müſſe er ihn vier Hel-

ler

Othman. Hegire 23. n. C. G. 643.

In der Perſon dieſes Königs nahm das perſiſche Reich ein Ende, und alle ſeine Provinzen wurden gar bald der Bothmäßigkeit der Muſelmänner unterworffen. Dieſe groſſe Veränderung ereignete ſich im 31ſten Jahre der Hegire, im 651ſten nach Chriſti Geburth, und ohngefehr im ſiebenden der Regierung des Othmans. Man ſieht, daß ich dieſe Begebenheit ein wenig voraus weggenommen habe; ich habe mich aber dazu berechtiget gehalten, um die Unterbrechungen zu vermeiden, welche die verſchiednen Abſätze dieſes Krieges in meiner Erzehlung würden gemacht haben. Aus eben dieſem Grunde habe ich auch dasjenige, was dieſertwegen unter der Regierung des Omars vorging, zu melden verſchoben, damit alles in einer Reihe auf einander folgen könne.

Eroberungen der Muſelmänner in Africa.

Zu der Zeit, als der perſiſche Krieg unter dem Othman wieder vorgenommen wurde, hatten die Saracenen ihre Eroberungen auf den africaniſchen Küſten, von Aegypten bis an die Meerenge von Gibraltar, fortgeſetzt. Sie waren aber zu verſchiedenen malen nicht allzu glücklich geweſen, woran der Calif ſelbſt Schuld geweſen war.

Uebele Aufführung des Othmans.

Omar hatte die Gemüthsart des Othmans

---

ler geben. Während dieſes Streits ſollen ihn die Reuter eingeholt und niedergemacht haben.

Othman. Hegire 23. n. C. G. 643.

ſehr wohl gekannt, da er ihm die Nachfolge deßwegen abgeſprochen, weil er ſeiner Familie allzuergeben ſey? Und in der That, die allzumerkliche Zuneigung, die er gegen ſeine Anverwandten hatte, verurſachte in dem Staate nicht wenig Unordnung, welche er endlich ſelbſt ausbüſſen muſte.

Er beging die Unvorſichtigkeit, den Amru zurück zu ruffen, deſſen Tapferkeit man die Eroberungen in Aegypten zu danken hatte; und gab dem Abdallah-ebn-Said, welcher kein ander Verdienſt hatte, als daß er ſein Halbbruder war, die Verwaltung dieſes Landes.

Dieſe Veränderung hätte den Saracenen beynahe den gröſten Theil Aegyptens gekoſtet. Amru ward von dem Volke geliebet und hochgeachtet. Er hatte ſich nach den Sitten und dem Genie der Aegypter zu richten gewuſt, und hatte ſie ſo gewonnen, daß er ſie, bey den kleinen Unruhen, die ſich von Zeit zu Zeit erhoben, immer mehr durch die Liebe, die man zu ihm trug, als durch Furcht, wieder auf den rechten Weg brachte.

Hegire 24. n. C. G. 644.

Abdallah, welcher weder den Geiſt noch die Tapferkeit dieſes Feldherrn beſaß, ward von dem Volke gar bald für das, was er war, erkannt. Man murrete wider dieſe Veränderung; verſchiedene Mißvergnügte machten heimliche Anſchläge, und endlich meldete man dem Käyſer, wenn er ſchleinig einige Trupen ſchicken

Othman. Hegire 24. n. C. G. 644.

ſchicken wollte, ſo könnte er ſich in kurzem des Landes wieder bemächtigen, und ins beſondere Alexandriens, für deſſen Einnahme man ihm gut ſeyn könne.

Die Mißvergnügten überliefern dem Käyſer Alexandria.

Eine ſo ſchmeichelhafte Nachricht machte den Griechen wieder Muth. Der Käyſer ließ eine anſehnliche Flotte ausrüſten, und bald darauf ſahe man auf den Aegyptiſchen Ufern eine zahlreiche Armee ausſteigen, welche graden Weges auf Alexandria los ging. Es koſtete nicht viel Mühe, ſich dieſes Platzes zu bemächtigen. So bald als die Griechiſche Armee erſchien, brachen diejenigen in der Stadt, welche den Plan zu dieſer Empörung gemacht hatten, aus. Abdallah, welcher nicht einmal geſchickt war, einen ruhigen Staat zu regieren, verlohr unter dieſen Bewegungen allen Verſtand, und der Platz ward eingenommen.

Amru nimmt die Stadt Alexandria wieder ein, und ſchleift ſie.

Die Eroberung Alexandriens ſetzte ganz Medina in Beſtürzung. Othmann merkte nunmehr, was er für einen Fehler begangen, indem er den Amru abgeſetzt, und glaubte, daß er ihn nicht anders verbeſſern könne, als wenn er dieſen Feldherrn ſchleinig in die Stadthalterſchaft von Aegypten wieder einſetze.

Hegire 25. n. C. G. 645.

Amru brach alſo ſogleich mit neuen Trupen von Medina wieder auf, und marſchirte in gröſter Eil. Seine Ankunft war denjenigen Aegyptern ſehr angenehm, welche keinen Theil an der Verſchwörung hatten. Sie erklärten ſich

Othman. Hegire 25. n. C. G. 645. auch ſo gleich für ihn, ſo bald ſie ihn nur ankommen ſahen.

Der Neigung aber ohngeachtet, welche das Volk für ihn hatte, brauchte es einige Zeit, Alexandrien wieder einzunehmen. Die Griechen thaten einen tapfern Widerſtand, und ſchlugen ſich mit ſolcher Hartnäckigkeit, daß der ſaraceniſche Feldherr über ihre Vertheidigung erbittert wurde, und ſchwur, wann ſich der Sieg für ihn erklärte, die Mauern ſchleiffen zu laſſen, und die Stadt auf allen Seiten ſo offen zu machen, daß man ohne Hinderung hinein kommen könne.

Hegire 26. n. C. G. 646. Es währte nicht lange, ſo ſahe er ſich im Stande, ſein Wort halten zu können. Die Saracenen nahmen die Stadt mit Gewalt ein, und richteten anfangs ein ſolches Blutbad an, daß Amru, mit alle ſeinem Anſehen, Mühe hatte, es zu ſtillen. Endlich erlangte er ſeinen Zweck doch, und rettete einer groſſen Menge das Leben. Er gab ſogar Befehl, die Flüchtigen nicht allzuhitzig zu verfolgen, wodurch der griechiſche Feldherr Zeit gewann, mit dem Ueberbleibſel ſeiner Trupen, die Schiffe zu erreichen, auf welche er ſich eiligſt einſchifte und nach Conſtantinopel flohe. Auf dieſe Art kam Alexandria wieder unter die Bothmäßigkeit der Muſelmänner, nachdem es ohngefehr ein Jahr in den Händen ſeiner alten Beſitzer geweſen war.

Amru ließ die Feſtungswerke der Stadt ſchleiſſen, ſo wie er es geſchworen hatte: und ſeit der Zeit, iſt dieſe durch Alexandern, ihren Stifter, und durch ſo viele durchlauchtige Regenten, welche prächtige Denkmähler ihrer Gröſſe daſelbſt hinterlaſſen hatten, ſo berühmte Stadt, nichts als eine Art eines Fleckens, in welchem man gleichwohl noch leichte Spuren ſeines alten Glanzes hin und wieder antrift.

Othman.
Hegire 26.
n.C.G. 646.

Mittlerweile als man dieſe prächtige Stadt einzuäſchern beſchäftiget war, arbeitete Moavias, Statthalter von Syrien, an einer Seemacht, welche die Saracenen in Stand ſetzte, künftig weit größre Eroberungen zu machen, als ſie bisher gemacht hatten. Seinen Verſuch machte er mit der Inſel Cyprus, welche er einzunehmen das Glück hatte; allein er konnte ſich nicht länger als zwey Jahr darinne erhalten, während welcher Zeit die Chriſten ihn verſchiedne mal wieder zu vertreiben ſuchten, und endlich, weil ſie nicht nachlieſſen, ihren Zweck erreichten, die Inſel wieder in Beſitz nahmen, und die Muſelmänner daraus verjagten.

Hegire 27.
u. folgende.
n.C.G. 647.
und folg.

Die Saracenen nehmen Cyprus ein, und werden wieder daraus vertrieben.

Die folgenden Jahre war Moavias glücklicher. Er ſuchte den griechiſchen Kayſer, welcher mit einer zahlreichen Flotte auf dem phöniziſchen Meere kreuzte, auf, fiel ihn an, zerſtreuete ſeine Schiffe, und nöthigte ihn, die Flucht zu ergreiffen. Dieſes geſchahe ohngeſehr

Sie erobern die Inſel Rhodus.

Othman. Hegire 34. n. C. G. 654.

ſehr im 34ſten Jahre der Hegire, oder im 654ſten nach Chriſti Geburth. Das Jahr darauf bemächtigte ſich Moavias der Inſel Rhodus, und warf die beruffene Bildſeule der Sonne, welche mit unter die Wunderwerke der Welt gerechnet wurde, um. Er ließ ſie in Stücken zerbrechen, und ſchickte ſie nach Alexandria.

Allgemeiner Aufſtand wider den Othman.

Das Jahr dieſer Eroberung war der Zeitpunct der innerlichen Unruhen, welche der Regierung des Othmans ein Ende machten. Dieſer Calif hatte gute Eigenſchaften genug; er würde ſogar lobenswürdig geweſen ſeyn, wann er eine bloſſe Privatperſon geblieben wäre; allein zur Regierung war er gar nicht geſchickt. Er beging, es ſey nun aus Mangel der Einſicht, oder aus Eigenſinn, verſchiedne unvorſichtige Streiche, welche ihm die Verachtung des Volks zuzogen, und welche ſeinen Feinden Gelegenheit gaben, ihn zu verſchreyen, und endlich gar ſich öffentlich wider ihn zu verſchwören.

Nicht nur in Medina ließ ſich das Murren vernehmen; eine jede Provinz hatte verſchiedne Urſachen, ſich über den Califen zu beklagen. Dieſes Feuer breitete ſich nach und nach aus; die Gemüther wurden erbittert, und endlich erſcholl das ganze Reich der Muſelmänner von nichts als Beſchwerden, die man über die Verwaltung des Othmans führte.

Othman. Hegire 34. n. C. G. 654. Urſachen dieſes Aufſtandes.

Man warf ihm unter andern vor, daß er die Aelteſten nicht zu Rathe zöge, wie er es gleichwohl, vor ſeiner Ernennung zum Califen, verſprochen habe; daß er den Hakam-ebn-Al-As nach Medina wieder zurückkommen laſſen, welchen doch Mahomet verbannt habe, und den ſich die Califen ſeine Vorfahren nicht zurückzuruffen unterſtanden hätten; daß er dem Said-ebn-Abi-Wakkas, einem von den ſechs Wahlgliedern, ſeine Statthalterſchaft genommen, und ſeine Stelle einem Manne von einer ärgerlichen Aufführung gegeben habe; daß er an dem Verluſte Aegyptens beynahe Schuld geweſen wäre, indem er den Amru zurück beruffen, um ſeinen Halbbruder dieſe Statthalterſchaft geben zu können, welche Veränderung einer beträchtlichen Anzahl Muſelmänner, bey der zweyten Belagerung Alexandriens, das Leben gekoſtet; daß er die Gelder des gemeinen Schatzes unter ſeine Anverwandten vertheile; und daß er endlich die Verwegenheit habe, in der Moſchee den Sitz des Propheten einzunehmen, anſtatt daß ſeine Vorfahren, aus Ehrerbietung gegen den Mahomet, ſich dieſes niemals unterſtanden hätten. Abubeker hatte ſich allezeit eine Stuffe niedriger geſetzt, und Omar, welcher noch beſcheidener geweſen war, ſo gar zwey Stuffen.

Othman erbittert die Gemüther der Mißvergnügten.

Dieſes waren die Vorwürffe, welche man dem Califen ungeſcheuet machte. Die Maaßregeln, welche er, dieſes Murren zu ſtillen, er-

Othman.
Hegire 35.
n. C. G. 655.

griff, machten ihn bey ſeinen Unterthanen vollends verhaßt. Er ließ ſich einsmals in der Moſchee wegen der Klagen, die man wider ihn führte, und beſonders wegen ſeines Gebrauchs des öffentlichen Schatzes, aus. Er behauptete als eine ausgemachte Sache, daß der öffentliche Schatz etwas heiliges ſey, welches Gott zugehöre, und daß ihn die Würde eines Califen berechtige, ſich deſſelben nach Gefallen zu bedienen. Er fügte hinzu, daß er alle diejenigen mit ſeinem Fluche belege, welche ſeine Aufführung mit Murren und Stachelreden anzugreiffen ſich unterſtünden, und daß er dem, welcher ſeine Stimme wider ihn erheben würde, nachdrücklich wolle beſtrafen laſſen.

Den Augenblick ſtand ein Muſelmann, welcher kühn genug war, in der Verſammlung auf, und widerſprach der willkührlichen Herrſchaft, die ſich Othman anmaſſen wollte. Der Calif befahl, ihn zu ſtraffen, und ſein Befehl wurde auf der Stelle vollzogen. Man mißhandelte den Muſelmann dermaſſen, daß man ihn vor todt liegen ließ.

Was für Mittel der Califе ergreift, ſich in ſeiner Würde zu erhalten.

Dieſes neue Bezeigen war gleichſam das Zeichen zum Aufſtande. Die Mißvergnügten verſammleten ſich, ergriffen die Waffen, und lieſſen ſich nicht weit von Medina nieder, von wannen ſie Abgeordnete an den Califen ſchickten, welche ihm vorſchlagen muſten, entweder ſeine Würde niederzulegen, oder ſich ſo aufzuführen, wie

Othman. Hegire 35. n.C.G. 655.

wie ſich ſeine Vorfahren in der Regierung aufgeführet hätten.

Dieſer doppelte Vorſchlag betäubte den Califen; er verlohr auf einmal die Entſchloſſenheit, welche er bey dem erſten Murren gezeigt hatte, und ließ ſich zu Entſchuldigungen herab, welche ihm die Verachtung ſeiner meiſten Unterthanen zuzogen.

Er erklärte alſo feyerlich in der Moſchee, daß ihn die Fehler reueten, welche er in der Regierung begangen habe, und daß er Gott zum Zeugen nehme, wie aufrichtig er geſonnen ſey, ſeine Aufführung ins künftige zu ändern.

Ein ſo kriechendes Bezeigen konnte die Gemüther ohnmöglich wieder gewinnen; es erbitterte ſie vielmehr noch heftiger, und man hielt einen Mann für unwürdig des Thrones, welcher ſich durch Niederträchtigkeiten darauf erhalten wollte.

Der Aufſtand nimmt zu.

Die heimlichen Feinde des Califen gaben ſich kräftige Mühe, das Volk immer mehr und mehr aufzubringen, und hierinne wurden ſie von ihren Ausgeſchickten in den Provinzen nachdrücklich unterſtützt, ſo, daß das Feuer des Aufſtandes gar bald in dem ganzen Reiche ausbrach. Die Trupen der Mißvergnügten, welche ſich ohnweit Medina niedergelaſſen hatten, wurden durch die Ankunft neuer Verſtärkungen ungemein vermehrt, und beſchloſſen endlich

Othman. Hegire 35. n. C. G. 655. in die Stadt zu rücken, und den Califen mit offner Gewalt anzugreiffen.

Othman wußte nicht, was er für einen Entſchluß bey dieſen äuſſerſten Verdrüßlichkeiten nehmen ſollte, und trug ſeine Sache dem Mogairah-ebn-Schabah und dem Amru-ebn-al-As, welche damals nach Medina zurück gekommen waren, auf. Er bat beyde, ſich ſeiner bey den Rebellen anzunehmen, und wenigſtens ſo viel zu erhalten, daß man bey dem Proceſſe, welchen man ihm machen wolle, einige Regeln beobachte, und ihn nach den Grundſätzen des Korans richte.

Dieſe Abgeordneten konnten nichts ausrichten. Die Hitze des Volks war ſo hoch geſtiegen, daß man nicht das geringſte von ihm erhalten konnte; man wollte ſo gar die Abgeordneten nicht einmal hören, ſo daß dieſe unverrichter Sachen wieder zurück kehren mußten.

Ali ſtillet den Aufruhr. Dem Califen ward immer mehr und mehr bange; er nahm daher ſeine Zuflucht zu dem Ali, welchen er bat, ihn bey ſo gefährlichen Umſtänden nicht zu verlaſſen. Die Vermittelung des Ali hatte mehr Fortgang, als die vorige. Die Hochachtung, welche man für ſeine Perſon, und noch mehr für den Eydam des Mahomets hatte, machte die Gemüther willig, die Vergleichsvorſchläge anzunehmen, die er ihnen vorlegen wolle.

Othman.
Hegire 35.
n. C. G. 655.

Ali hatte die Vorſicht gebraucht, von dem Othman eine Schrift unterſchreiben zu laſſen, in welcher er allen Beſchwerden, die man bisher wider ihn gehabt, abzuhelffen verſprach. Dieſe Schrift enthielt nichts mehr, als was der Calif ſelbſt in der letzten Verſammlung geſagt hatte; weil ſie aber ſowohl von dem Othman, als Ali unterzeichnet war, ſo glaubte man, einem ſo verehrungswürdigen Bürgen einige Nachſicht ſchuldig zu ſeyn.

Man fing alſo die Unterhandlung an, und alles ward ruhig, als Ali gleich ihr erſtes Verlangen bewilligte. Sie wollten, Abdallah ſollte zurück geruffe, und die Statthalterſchaft von Aegypten dem Sohne des Abubekers, Mahomet, gegeben werden. Dieſer Abdallah war eben derjenige, welcher Alexandria hatte wegnehmen laſſen, und welchen man zurück gefordert hatte, um den Amru wieder dahin zu ſenden. Doch ſobald dieſer Alexandria wieder eingenommen und die Ruhe in Aegypten wieder hergeſtellt hatte, bekam er Befehl, nach Medina zu kommen, und der Calif beſetzte ſeine Stelle abermals mit dem Abdallah.

Doch dieſesmal fiel alle Hoffnung weg, daß er ihn würde in dieſer Statthalterſchaft erhalten können. Der Calif mußte es ſo gar noch für ein Glück ſchätzen, daß er durch dieſes Opffer die Gunſt ſeiner Unterthanen wieder erlangen konnte. Er rufte alſo den Abdallah wieder zurück

Othman. Hegire 35. n. C. G. 655.

rück, und ſetzte den Mahomet an ſeine Stelle. Dieſe Bereitwilligkeit ſtillte den Aufruhr, und jeder begab ſich wieder in die Grenzen ſeiner Schuldigkeit. Weil aber der Calif viel heimliche Feinde hatte, ſo war man gleichwohl unter der Hand bemüht, ihn zu verderben, und der unglückliche Othman mußte endlich ein Opfer ihrer Erbitterung werden.

Aiesha unternimmt, den Othman vom Throne zu ſtoſſen.

Man wird ſich ohne Zweifel verwundern, unter der Zahl der Feinde des Califen die berufſene Aiesha zu finden, noch viel mehr aber, wenn man ihre Anſchläge wider ihn leſen wird. Dieſes Frauenzimmer, welches ſich durch ihre Klugheit und ihre Verdienſte die größte Hochachtung unter den Muſelmännern erworben hatte, hegte einen unbeſchreiblichen Abſcheu gegen den Othman. Die Geſchichtſchreiber melden nicht, worauf er ſich gegründet hatte; ſie ſagen uns bloß, daß ſie den Abdallah-ebn-Zobeir gerne auf den Thron habe ſetzen wollen, und damit ſie deſto eher zu ihrem Zwecke gelangen möge, ſo habe ſie ihn beredet, ſich den Califen aus dem Wege zu ſchaffen.

Es iſt ſehr ſchwer, einen ſo niederträchtigen Anſchlag mit den Lobſprüchen zu vergleichen, welche die Geſchichtſchreiber dieſer berühmten Muſelmännin ertheilt haben. Was aber das wunderbarſte dabey iſt, iſt dieſes, daß, da ſie den Entſchluß gefaßt hatte, den Califen abzuſetzen, ſie nicht vielmehr den Mahomet, den Sohn

Othman. Hegire 35. u. C. G. 655.

Sohn des Abubekers, und alſo ihren leiblichen Bruder, zu ſeinem Nachfolger auserſehen habe, als den Abdallah, welcher gar kein Anverwandter von ihr war.

Othman wird von ſeinem Schreiber verrathen.

Die Ränke der Aiesha zogen ſehr viele zu ihrer Parthey; gleichwohl aber kam der Untergang des Califen nicht von dieſer Seite her. Er hatte in ſeinem Hauſe einen grauſamen Feind, welcher um ſo gefährlicher ſeyn mußte, weil er ſein Vertrauter war, auf den er ſich bey Ausführung der meiſten Angelegenheiten verließ.

Mervan-ebn-Hakem (ſo hieß dieſer Verräther) war geheimer Schreiber bey dem Othman: alle Briefſchaften mußten durch ſeine Hände gehen; er war es, welcher die Antworten verfertigte: der Calif billigte alles, ohne das geringſte von dieſem Verräther zu beſorgen.

Als Mervan der Verſchwörung beygetreten war, ſo machte er ſich das Vertrauen, in deſſen Beſitze er war, zu Nutze, den Califen gänzlich zu verderben. Von allen Ränken, die er, ſeine Abſicht zu erlangen, anwendete, war keiner, welcher eine tödtlichere Wirkung hatte, als ein Brief, den er eben zu der Zeit erdachte, als Ali durch ſeine Vermittelung die Gemüther wieder zu dem Othman gelenkt zu haben ſchien.

Als der Friede durch dieſes Mittel ein wenig wieder war hergeſtellet worden, ſo hatten die Rebellen die Waffen niedergelegt, und die, welche aus den Provinzen zu ihnen gekommen waren,

Othman. Hegire 35. n. C. G. 655.

waren, hatten ſich wieder zurück begeben. Mahomet, der Sohn des Abubekers, war gleichfals nach ſeiner Stadthalterſchaft in Aegypten abgereiſet, wo er an der Stelle des Abdallah-ebn-Said, nach Maaßgebung des Vergleichs, welcher den Frieden veranlaßt hatte, treten ſollte. Als Mahomet mit einem zahlreichen Gefolge von Aegypten, die ſich bey ſeiner Abreiſe zu Medina befunden hatten, unterwegens war, ſahe er einen Bothen vorbey gehen, welcher Briefſchaften von dem Califen hatte. Der neue Statthalter ließ ihn anhalten, und als er von ihm erfuhr, daß er nach Alexandria gehe, ſo trieb ihn ſeine Neugierde an, ſich der Briefſchaften zu bemächtigen, um den Innhalt davon zu wiſſen.

Wie ſehr aber ward er beſtürzt, als er darinnen ſahe, daß der Calif dem Abdallah Befehl ertheilte, ihn, ſo bald er auf das Gebiete von Aegypten treten würde, ohne Umſtände, ſo wohl als die Officiere von ſeinem Gefolge, anhalten, an Händen und Füſſen verſtümmeln, und hernach ſpieſſen zu laſſen.

Dieſes waren die Befehle, welche die Briefſchaften des Othmans enthielten. Dieſer unglückliche Calif wuſte nicht das geringſte davon. Der untreue Mervan war der einzige Urheber davon; allein man gab ſich nicht die Mühe, die geringſte Unterſuchung deßwegen anzuſtellen. Die Briefſchaften führten den Namen des Califen,

Othman.
Hegire 35.
n.C.G.655.

liſen, ſie waren mit ſeinem Siegel unterſiegelt; mehr brauchte es nicht, das Feuer des Aufſtandes in den Gemüthern wieder anzublaſen, welches ohnedem nicht recht gelöſcht war.

Der Aufruhr gehet wieder an.

Mahomet kam in Wuth, kehrte mit ſeinem Gefolge wieder zurück, und zeigte in Medina die Briefe einem jeden, welcher ſie ſehen wollte: zugleich ließ er Abſchriften in den benachbarten Provinzen austheilen. Die Erbitterung bemächtigte ſich aller Gemüther, und man ſprach von nichts, als von der Treuloſigkeit des Califen, und von der Nothwendigkeit, ihn abzuſetzen.

Othman verſicherte umſonſt, daß er an dieſen grauſamen Befehlen, die man unter ſeinem Namen ausgefertigt, keinen Antheil habe; es war ihm nicht möglich, ſich Gehör zu verſchaffen. Er mußte gar bald ſein Haus mit gewaffneten Leuten umgeben ſehen, welche alles mit Feuer und Schwerdt bedroheten, wenn man ihn ihnen nicht in die Hände liefre.

Othman nahm, bey dieſen grauſamen Umſtänden, ſeine Zuflucht abermals zu dem Ali, welcher auf das ſchleinigſte zwey von ſeinen Söhnen, den Haſſan und Hoſſein, mit einer Bedeckung abſchickte, das Haus des Califen zu vertheidigen. Doch es ſey nun, daß ſie nicht Leute gnug bey ſich hatten, die Anfälle auszuhalten, oder daß es ihnen ſelbſt nicht unangenehm war, wann der Thron ledig würde, weil

Othman. Hegire 35. n. C. G. 655.

Ali Hoffnung hatte, denſelben endlich zu beſteigen; kurz, ſie thaten nur einen ſchwachen Widerſtand, und die Verſchwornen hatten nicht viel Mühe, ſich mit Gewalt in das Haus zu dringen.

Othman wird ermordet.

Als der Calif ſahe, daß es nicht länger möglich war, durch die Gewalt der Waffen der Rache ſeiner Feinde zu entgehen, ſo glaubte er, daß er wenigſtens durch Gründe der Religion ihrer Wuth werde Einhalt thun können. So bald er alſo die Aufrührer zu ſich hinein brechen hörte, ergrif er den Koran, legte ihn auf ſeinen Schooß, und ſtellte ſich damit denen, die ihn zu ermorden kamen, dar. Er glaubte, dieſes berühmte und von den Muſelmännern ſo hochgeachtete Buch würde ihn ſtatt einer Bedeckung dienen, daß er alſo Zeit gewinnen könne, den Betrug, welcher an allen dieſen Verwirrungen Schuld war, klar an den Tag zu bringen; doch dieſe Vorſicht war gänzlich vergebens. Weil man bloß an ſeine Perſon wollte, ſo ſahe man auch ſonſt nichts, als ihn, ſo bald man ihn gewahr wurde. Man bekümmerte ſich im geringſten nicht, ob er unter dem Schutze des Korans ſey, oder nicht, und brachte ihm mit Schwerdt und Pfeil verſchiedene Wunden bey, welche ihn todt zur Erde ſtürzten.

Auf dieſe Art ſtarb der unglückliche Othman, der dritte Calif. Er war damals achtzig Jahr alt, und hatte ohngefehr zwölf Jahr regieret.

Othman.
Hegire 35.
n. C. G. 655.

Die Rache ſeiner Feinde ward durch dieſen grauſamen Tod noch nicht geſättiget, ſondern man verſagte auch noch ſeinem Körper die Ehre der Beerdigung. Er blieb drey Tage, ohne daß man an ein Begräbniß dachte, und als man ſich endlich entſchloß, ihm die letzte Ehre zu erzeigen, ſo geſchahe es ohne alle Ceremonien, welche ſonſt bey Perſonen von ſeinem Range gewöhnlich waren, und er ward in eben den Kleidern begraben, in welchen er war ermordet worden.

Othman war von Perſon lang, und hatte ein edles Anſehen. Der Farbe nach war er ſchwarzbraun, und trug einen ſehr ſtarken Bart. Was ſeine Sitten anbelangte, ſo waren ſie untadelhaft; er hatte übrigens viel Eyfer für ſeine Religion, und beobachtete alles, was ſie vorſchrieb, genau; er las und überdachte den Koran mit vieler Emſigkeit, und war gegen die Armen ungemein freygebig.

Man hat ihm eine allzugroſſe Neigung für ſeine Familie vorgeworffen, welche Schuld war, daß er oft Männer von den größten Verdienſten abſetzte, um Leuten ohne Einſicht und Gabe ihre Stellen zu geben.

Es ſcheint auch, daß er ſich wenig Mühe müſſe gegeben haben, die Gemüthsart derjenigen zu erforſchen, welchen er ſich vertraute, und daß er ſich gar zu leicht auf ihre Redlichkeit verlaſſen hat, woraus die traurigen Begeben-

Ali.
Hegire 35.
n. C. G. 655.

heiten entſprangen, welche alle ſeine Unterthanen wider ihn erbitterten, und endlich ſeinen Untergang verurſachten.

Ali.

Vierter Caliſ.

Bis hieher hat man geſehen, daß die Araber einzig bedacht waren, Eroberungen zu machen, und ihren Degen zu Ausbreitung ihrer ſchwärmeriſchen Lehrſätze in allen Ländern ihrer Bothmäßigkeit, nützlich zu führen: nunmehr aber bekömmt alles ein ganz andres Anſehen.

Das Feuer des Aufruhrs hatte ſich unter der Regierung des unglücklichen Othmans entzündet; die Unruhe nahm unter ſeinem Nachfolger zu. Die Muſelmänner kehrten ihre Waffen gegen ſich ſelbſt; und daher entſtand eine grauſame Spaltung, welche mit der Zeit zunahm, und noch jetzt unter den Anhängern des Mahomets beſtehet.

Dieſe innerliche Zwiſtigkeiten würden hinlänglich geweſen ſeyn, ein noch nicht befeſtigtes Reich gänzlich umzuſtürzen; doch jene gewaltige Hand, welche mit den Kronen ſchaltet, wie es ihr gefällt, beſchützte dieſes Volk im Zorne,

und

Ali.
Hegire 35.
n. C.G. 655.

und beſtimmte es zu dem Werkzeuge, womit ſie die Ausſchweiffungen der Griechen und das Aergerniß der Chriſten beſtrafen wollte.

Ali wird durch Zuruf zum Califen ernennet.

Gleich an dem Sterbetage des Othmans war in Medina wegen der Wahl eines Nachfolgers nicht mehr als eine Stimme. Man nahm ſich keine Zeit zum Ueberlegen; Ali ward durch allgemeinen Zuruff erwählt.

Es ſcheint, daß es dieſem berühmten Muſelmanne ſehr ſchmeichelhaft müſſe geweſen ſeyn, endlich einmal zu einer Würde zu gelangen, die er ehedem ſo heftig zu wünſchen geſchienen hatte. Gleichwohl machte er viel Schwierigkeiten, ſie anzunehmen, und als die Abgeordneten ihm ſeine Erwählung zu verkündigen kamen, verſicherte er, daß er wenig Neigung habe, ſich mit der Regierung zu beluſtigen, und daß es ihm genug ſeyn würde, wenn man ihm den zweyten Rang einräumen wolle.

Ali macht Schwierigkeiten, die Würde anzunehmen.

Die Abgeordneten verdoppelten ihr Anhalten, und redeten im Namen des Volks ſo nachdrücklich, daß endlich Ali nachzugeben verſprach. Er verſicherte aber zugleich, daß er es nicht anders, als nach geſchehener Berathſchlagung der Wahlglieder, thun wolle; weil es dieſen allein zukomme, einen Califen zu ernennen, und eine jede andre Wahl wider die Geſetze ſey.

Ali konnte bey dieſen wichtigen Umſtänden nicht vorſichtig genug ſeyn, alle nöthige Formali-

Ali. Hegire 35. n. C. G. 655.

maktäten beobachten zu laſſen. Er benahm dadurch ſeinen Feinden alle Urſache, ſeine Wahl zu wiederruffen, welches ſie gewiß nicht würden unterlaſſen haben, wann ſich etwas mangelhaftes dabey befunden hätte.

Verſchiedene Partheyen wider den Ali.

Ali hatte in der That eine ſehr fürchterliche Parthey wieder ſich, welche nichts als ihm zu ſchaden ſuchte. Beſonders hatte ihn ſeit langer Zeit die berühmte Aiesha, die Wittwe des Mahomets, verabſcheuet. Sie hatte ihm eine Beleidigung vorzuwerffen, welche eine Frau nimmermehr zu vergeben pflegt, (*) ſie gab daher bey aller Gelegenheit ihren Haß gegen ihn zu erkennen, und brachte es allezeit, ſo oft ein Calif ſollte ernennet werden, dahin, daß er ausgeſchloſſen wurde.

Es

(*) Aiesha, welche des Propheten liebſte Frau geweſen war, war eben nicht die getreueſte geweſen. Sie ward des Ehebruchs wegen angeklagt; und bey den Unterſuchungen, die man deßwegen anſtellte, war Ali ſo unvorſichtig geweſen, ſich darein zu mengen, und hätte ſo gar einige Zeugniſſe wider ſie abgelegt. Mahomet konnte überzeugt genug ſeyn, daß ſeine Frau ſchuldig ſey; allein er war zu witzig, als daß er es hätte zugeſtehen ſollen. Er that ſo gar noch mehr, indem er das Gegentheil durch eine deswegen ausdrücklich geſchehene Offenbarung erwieß. Sie ſtehet in dem 24ſten Kapitel des Korans, welches das Licht überſchrieben iſt, wegen des Lichtes nehmlich, das ſie bey einem ſo kützlichen Handel gab.

Es war ſchon nichts geringes, eine Frau von ſolchem Anſehen wider ſich zu haben; allein es fand ſich auch noch eine andre Parthey, welche ſich ausdrücklich wider den Ali erklärte. Tellah und Zobeir, zwey der Vornehmſten unter den Muſelmännern, machten auf die Nachfolge Anſpruch, und hatten ſich einen ſehr zahlreichen Anhang verſchaft. Auſſer dieſen hatte ſich noch ein dritter, ſchon vor dem Tode des letztern Califen, aufgeworffen, welchem es auch an Hoffnung nicht fehlte, glücklich zu ſeyn, oder wenigſtens grauſame Unruhen anzufangen, wenn man ihn ausſchlieſſen ſollte. Dieſes war der berühmte Moavias, Statthalter von Syrien, welcher vermöge ſeiner wichtigen Bedienung, und ſeiner unermeßlichen Reichthümer, groſſe Bewegungen machen konnte, wenn man ihn vor den Kopf ſtieß.

Ali.
Hegire 35.
n.C.G. 655.

Ali, welcher vollkommen die Umſtände und das Anſehen eines jeden dieſer Mitbuhler kañte, hoffte zwar, ſich wider ſie zu erhalten, wenn er auf den Thron kommen ſollte; gleichwohl aber wollte er nur auf dem gewöhnlichen Wege dazu gelangen, damit er ihnen wenigſtens den Vorwand, ſich wider ſeine Wahl zu ſetzen, benehmen möge.

Ali wird zum Califen erwählt.

Dieſes war die Urſache, warum er verlangte, daß ſich die Wahlglieder verſammlen, und geſetzmäßig verfahren ſollten. Die Verſammlung geſchah auch in der That. Tellah und Zo-

Ali. Hegire 35. n. C. G. 655.

beir fanden ſich als Mitglieder dabey ein, und vereinigten ſich mit den übrigen wegen der Erwählung des Ali. Ob ſie gleich ſeine Mitbuhler waren, ſo unterſtanden ſie ſich doch nicht, etwas wider die einſtimmige Meinung zu unternehmen, weil ſie wohl merkten, daß ſie nicht die Stärkſten in Medina ſeyn würden, und daß ſich die Einwohner dieſer Stadt an ihnen rächen könnten, ehe ihnen ihre Anhänger, wegen ihrer Entfernung, beyzuſtehen im Stande wären.

So bald die Wahl geſchehen war, begaben ſich die Vornehmſten von den Medinern zu dem Ali, ihm den Eid der Treue zu leiſten; doch der neue Calif wollte nicht zugeben, daß dieſes in ſeinem Hauſe geſchehen ſolle. Er ſagte, eine ſo weſentliche Ceremonie müſſe öffentlich vollzogen werden, und er werde alſo ihre Huldigung nirgends anders, als in der Moſchee, in Gegenwart des Volks, annehmen.

Als der Tag zu dieſer feyerlichen Handlung angeſetzt war, begab ſich Ali, in einem langen Rocke von dünner Baumwolle, des Morgens aus ſeinem Hauſe in die Moſchee; auf dem Haupte hatte er einen groben Turban, in einer Hand hielt er ſeine Pantoffeln, und mit der andern ſtützte er ſich auf einen Bogen, als auf einen Stab. Die Muſelmänner kamen Hauffenweiſe herzu, ihrem neuen Gebiether zu huldigen; ehe ſie aber damit anfingen, bemerkte Ali, daß Tellah und Zobeir, nicht zugegen wären,

ren, er ſchickte alſo, und ließ ſie erſuchen, ſich gleichfalls einzufinden.

Ali. Hegire 35. n. C. G. 655. Ali läßt ſich von den Häuptern ſeiner Gegenparthey huldigen.

Sie kamen ſo gleich, und ſo bald ſie Ali gewahr ward, fragte er ſie, ob ſie wider ſeine Wahl etwas zu erinnern hätten, und ob ſie geſonnen wären, ihm den Eid der Treue zu leiſten: er fügte hinzu, er verlange, daß ſie aufrichtig reden ſollten, weil er an die Würde, mit welcher man ihn beehren wolle, nicht gebunden, ſondern bereit ſey, derſelben ſogleich zu entſagen, und bey der geringſten Widerſetzung ſie demjenigen von ihnen beyden zu überlaſſen, welcher ſie annehmen wolle.

Sie ward von dem einen ſowohl, als von dem andern ausgeſchlagen, und jeder verſicherte dem Caliſen, daß ſie im geringſten ſeinen Platz nicht beneideten, ſondern daß ſie vielmehr alles beytragen wollten, ihn darauf feſt zu erhalten, weßwegen ſie ſogleich, mit der gröſten Aufrichtigkeit und Unterthänigkeit, ihm den Eid der Treue, welchen Unterthanen ihrem Herrn ſchuldig ſind, abzulegen willens wären.

Jederman, und Ali ſelbſt, wußten es mehr als zu wohl, was an den Verſicherungen dieſer zwey Muſelmänner wäre; allein man that, als ob man an ihrer Aufrichtigkeit im geringſten nicht zweifle, und ließ die Ablegung des Eides vor ſich gehen.

Während dieſer Ceremonie ſagte einer in der Verſammlung ganz laut einen Einfall, wel-

Ali
Hegire 35.
n. C. G. 655.

cher zu erkennen gab, wie wenige Rechnung man ſich auf das Verſprechen des Tallah zu machen habe. Man muß wiſſen, daß bey den Arabern der Gebrauch war, demjenigen die Hand zu geben, welchem man den Eid ablegte. Tallah, deſſen rechte Hand, wegen einer Wunde, die er in einem Treffen bekommen hatte, etwas verkürzt war, konnte mit ſeiner Hand nicht ſo weit reichen, als die andern. Bey dieſer Gelegenheit nun, ſagte einer von den Zuſchauern, daß die Treue dieſes Muſelmanns eben ſo verkürzt als ſein Arm ſeyn würde. Es währte nicht lange, ſo ward dieſe Art von Prophezeyung erfüllt.

Tellah und Zobeir verbanden ſich, und beſchloſſen, den Califen zu verderben: ehe ſie aber offenbare Gewalt brauchen wollten, ſuchten ſie ihn in irgend eine Falle zu locken, um ihm ſeine Anhänger abſpenſtig zu machen, und diejenigen, die ihm am ergebenſten zu ſeyn ſchienen, wider ihn aufzubringen.

Tellah u. Zobeir wollen den Ali bereden, den Tod des Othmans zu rächen.

Kurz darauf, als er in den Beſitz der oberſten Gewalt getreten war, kamen ſie zu ihm, ihm ihre Unterthänigkeit zu erneuern und ihre Dienſte anzubieten. Nach dieſen allgemeinen Unterredungen, lieſſen ſie ſich etwas weitläuftiger über dasjenige ein, was ſie für nöthig erachteten, wann er ſein Regiment dem Volke angenehm machen wollte. Sie ſchlugen ihm unter andern vor, den Tod des Othmans zu rächen, und verſprachen, ihm bey dieſem Unternehmen, mit welchem ſeine Ehre und die Würde ſeines Amtes verbunden wären, mit dem größten Eifer zu dienen.

Ali. Hegire 35. n. C. G. 655

Ali mochte nun ſeine Antwort drehen, wie er wollte, ſo konnten ſie dennoch hoffen, daß ſie ſich derſelben zu Beſchleinigung ſeines Unterganges würden bedienen können. Antwortete er nein, ſo beſtärkte er den Argwohn, den man öffentlich von ihm hatte, als habe er an der Ermordung des Califen Antheil gehabt. Gab er aber zur Beſtrafung der Mörder und Mitſchuldigen ſeine Einwilligung, ſo zog er den Haß aller Feinde des Othmans auf ſich, welche ſehr zahlreich, und ſehr mächtig, und daher fähig genug waren, dem Califen einen ſchlechten Streich zu ſpielen, um ſich ſeinen Verfolgungen zu entziehen.

Antwort des Ali.

Allein Ali wußte dieſer Schwierigkeit auf eine geſchickte Art auszuweichen. Anfangs that er, als ob er ſehr geneigt ſey, die Mörder des Othmans zu beſtrafen: er ſprach von ihrer Verſchwörung, als von der allerſchändlichſten Laſterthat, welche auf das ſchärfſte gerächet zu werden verdiene; allein er beſtand auf der Schwierigkeit dieſer Rache, weil die Anzahl der Mißvergnügten, welche alle dieſen Tod gebilliget, ja wohl gar gerathen hatten, allzugroß ſey; ſo daß er nicht allein diejenigen, welche ihre ſträflichen Hände an den Othman gelegt hätten,

ſondern

XII. Hegire 35. n. C. G. 655. ſondern auch alle Mitſchuldige auf das härteſte beſtrafen müſſe, welches ohnfehlbar groſſe Unruhen, ja wohl gar bürgerliche Kriege, erregen würde, die den Untergang des Staats verurſachen könnten.

Doch, fügte er hinzu, wann ſie ihm diejenigen nennen könnten, welche dem Othman die Stiche verſetzt, oder wann ſie es über ſich nehmen wollten, dieſelben zu entdecken, ſo wolle er thun, was ihm zukomme, und die Schuldigen beſtrafen.

Tellah und Zobeir, welche in eine ſo wichtige Sache namentlich nicht vermiſcht ſeyn wollten, hielten es nicht für gut, länger darauf zu beſtehen. Sie thaten, als wenn ſie mit der klugen Aufführung des Califen ſehr wohl zufrieden wären, und begaben ſich weg; in der That aber waren ſie ein wenig ärgerlich, daß es ihnen nicht geglückt war, ihn in die Falle zu bringen, die ſie ihm gelegt hatten.

Nichts konnte klüger gethan ſeyn, als daß er anfangs die Gemüther zu gewinnen, und alle Urſachen zu Unruhen aus dem Wege zu räumen ſuchte, beſonders zu einer Zeit, da alle Glieder des Staats nur allzuſehr geneigt zu ſeyn ſchienen, es auf das äuſſerſte ankommen zu laſſen. Ali hätte hoffen können hierinne glücklich zu ſeyn, wann er ſich beſtändig mit eben der Klugheit aufgeführet hätte, die er bey der wegen der Ermordung des Othmanns gegebe-

Ali.
Hegire 35.
n. C. G. 655.

gebenen Antwort beobachtete; allein er verleugnete ſein Betragen gar bald, und ſo zurückhaltend und aufmerkſam er vorher geſchienen hatte, die Gemüther mit Güte zu gewinnen, ſo hurtig war er hernach, alles zu thun, was das Feuer des bürgerlichen Krieges anblaſen koñte.

Ali faßt den Entſchluß, die Statthalter in den Provinzen abzuſetzen.

Er beſchloß, allen denen die Stadthalterſchaften in den Provinzen zu nehmen, welche ſeine Vorfahren damit verſehen hatten. Er berathſchlagte ſich deßwegen mit dem Magáirah-ebn-Said, einem von den Vornehmſten unter den Arabern, welcher ihm ſogleich mit vieler Lebhaftigkeit vorſtellte, daß alles verlohren gehen würde, wann er dieſen Anſchlag ausführte; er bat ihn inſtändig, ſich in einer ſo wichtigen Sache nicht zu übereilen, und wenigſtens ſo lange zu warten, bis ſein Anſehen auf feſterm Grunde ſtehen würde.

Ali nahm dieſen Rath ungerne an; unterdeſſen aber brauchte er doch die Behutſamkeit, daß er ſeine Befehle nicht ſo geſchwind gab, als er ſich es vorgenommen hatte. Als Mogáirah einige Tage darauf wiederum bey dem Califen war, ſo kam eben dieſe Sache abermals auf das Tapet. Ali ſchien auf ſeinem erſten Anſchlage zu beſtehen, und ſprach mit dem Mogáirah als von einem Unternehmen davon, welches er ſchleinig ausführen müſſe.

Mogairah, welcher kurz vorher ſo viel Schwierigkeiten eines Anſchlages wegen gemacht

hatte,

Ali. Hegire 35. n. C. G. 655.

hatte, deſſen Folgen dem Staate und dem Califen insbeſondre ſehr nachtheilig ſeyn konnten; änderte auf einmal ſeine Meinung, und ſagte zu dem Ali, daß er dieſe Sache, ſeitdem ſie das erſtemal davon geredet, reiflicher überlegt, und allerdings gefunden habe, daß ſein Entſchluß, die Bedienungen nur mit ſolchen Perſonen zu beſetzen, auf die er ſich verlaſſen könne, das beſte ſey, um ſein Anſehen auf einen feſten Grund zu ſetzen, und ſich in allen Provinzen des muſelmänniſchen Reichs Ehrerbietung zu verſchaffen.

Mittlerweile war Abdallah-ebn-Abbas, ein ſehr angeſehener Mann; dazu gekommen; weßwegen Mogairah fort ging, ihn mit dem Califen alleine zu laſſen. Ali entdeckte dem Abdallah ſein Vorhaben, die Statthalter zu verändern, und ſagte ihm zugleich, Mogairah habe ſich anfangs wider dieſen Anſchlag ſehr geſetzt, endlich aber habe er ihn gebilliget, und ihm ſeinen Beyfall bey dem eben jetzt abgelegten Beſuche entdeckt.

Abdallah erſchrack, daß der Calif den Fallſtrick nicht merckte, welchen ihn dieſer Muſelmann gelegt hatte, und ſagte zu dem Ali, daß er ſich bey dem, was er zu thun willens ſey, ja wohl verſehen ſolle; daß der erſte Rath, welchen ihm Mogairah gegeben, der Rath eines treuen Bürgers ſey, der die Ruhe des Staats und des Regenten liebe; daß hingegen die Ueberle-

Ali.
Hegire 35.
n. C. G. 655.

gung, welche ihn in ſeiner Meinung geändert, von einem Verräther herkomme, der ohne Zweifel ſeinen Nutzen dabey fände, wann er den Staat in Unruhe ſetzen könnte.

Er fügte hinzu, was ihn ſelbſt anbelange, ſo ſey ſeine Meinung, daß man durchaus keine Neuerungen vornehmen müſſe; und weil er wußte, daß der Calif beſonders ſein Abſehen auf den Statthalter von Syrien, den Moavias hatte, ſo beſtand er darauf, daß man ihn in dieſer Statthalterſchaft laſſen ſolle, weil man ihn unmöglich würde abſetzen können, ohne, daß ganz Syrien, wo dieſer Muſelmann eine unermeßliche Menge Anhänger hatte, zu den Waffen griffe.

Abdallah erklärte ſich hierauf gegen den Ali auch wegen der Geſinnungen des Tellah und Zobeir. Er warnte ihn, ſich für dieſen zwey Muſelmännern in Acht zu nehmen, weil er ganz ſicher wiſſe, daß ſie ſehr üble Abſichten hegten, und gewiß die erſten ſeyn würden, die bey entſtandener Unruhe die Waffen wider ihn ergriffen. Er beſchloß ſeine Unterredung mit dem Califen mit nochmaligen Vorſtellungen wegen des Moavias Er beſchwor den Ali nochmals, ſich in nichts zu übereilen, und wenigſtens ſo lange zu warten, bis dieſer Statthalter erkläret habe, ob er ihn für den Califen erkennen wolle, oder nicht. **Alsdann**, ſetzte er hinzu, **iſt es Zeit, wider ihn zu verfahren, und ich**

Ali. Hegire 35. n. C. G. 655.

ich will es ſelbſt auf mich nehmen, ihn dir, an Händen und Füſſen gebunden, zu überliefern, ſo bald du mir nur einen Wink geben wirſt.

Alle dieſe Vorſtellungen waren nicht vermögend, den Ali zu einer klugen Ueberlegung zu bringen: er folgte ſeinem erſten Anſchlage, und veränderte alle Statthalter, durch welche auſſerordentliche Veränderung in dem Staate der Muſelmänner die verderblichſten Tumulte entſtanden, welche ihn die ganze Zeit ſeiner Regierung hindurch auf das grauſamſte beunruhigten.

Die Statthalter, welche an die Stelle der abgeſetzten kamen, waren folgende: Othman-ebn-Hanif ward nach Baſrah geſchickt; Ammarah-ebn-Sahal nach Cuffah; Abidallah nach Yemen; Sahel-ebn-Hanif nach Syrien; und Saed-ebn-Kais nach Aegypten.

Die neuen Statthalter werden nicht angenommen.

Von allen dieſen Statthaltern wurde nicht mehr als einer in ſeiner Provinz angenommen; die übrigen konnten zu keinem Beſitze gelangen, oder, wann ſie ja endlich dazu gelangten, ſo war es ihnen gewiß ſauer genug geworden. Sahel unter andern traf auf ſeiner Reiſe nach Syrien eine Parthey bey Tabuk an, welche ihn anhielt. Der Befehlshaber hatte erfahren, daß er zum Statthalter von Syrien ernennet ſey, und entdeckte ihm daher den Zuſtand dieſer Provinz ſo rund heraus, daß es Sahel nicht

für

Ali. Hegira 35. n. C. G. 656.

für gut hielt, weiter zu gehen. **Wann dich ein anderer als Othman geſchickt hat,** ſagte ihn der Befehlshaber, **ſo kanſt du nur gleich wieder umkehren.** Sahel verlangte keine weitre Erklärungen, ſondern kehrte ſogleich nach Medina zurück.

Eben dieſe Bewillkommung ließen die Aegypter dem Saed machen, und ihm ſagen, daß ſie den Ali nicht eher erkennen, und die, welche er abſchickte, nicht eher annehmen würden, bis er den Tod des Othmans gerächet habe. Eben ſo begegneten die Gemeinden von Baſrah und Cuffah ihren neuen Statthaltern, und wollten ſie durchaus keinen Fuß auf ihr Gebiete ſetzen laſſen.

Abidallah war alſo der einzige, welcher ſich in Yemen feſt ſetzte; allein es wäre beſſer geweſen, wenn man ihm eben ſo begegnet hätte, als den übrigen; denn Yahi, welchen er ablöſete, nahm alles Geld, das ſich in dem öffentlichen Schatze befand, als er ſeinen Platz verließ, mit ſich, und legte es zu Mecca in die Hände der Aiesha, des Tallah und des Zobeir nieder.

Ali ſchlägt dem Tallah und Zobeir die Statthalterſchaften, welche ſie verlangen, ab.

Dieſe zwey letztern hatten ſich von dem Hofe des Califen wegbegeben, weil er ſie, bey der Veränderung der Statthalterſchaften, vor den Kopf geſtoſſen hatte. Der eine hatte wollen nach Cuffah, und der andre nach Baſrah geſchickt ſeyn. Ali aber, welcher ſie allzuwohl kannte, als daß er ihnen einen Platz hätte ver-

Ali. Hegire 36. J.C.G. 656. trauen ſollen, brauchte bey ſeiner abſchläglichen Antwort eine ſehr liſtige Wendung. Er ſagte, er ſey bey den jetzigen Umſtänden ihrer Einſicht und ihres Raths auſſerordentlich benöthiget, und erſuche ſie daher inſtändigſt, bey ihm zu bleiben. Er fügte hinzu, die Zeit ſolle für ſie nicht verlohren ſeyn, die ſie bey ihm zubringen würden, ſondern er wolle ſie gewiß zur rechten Zeit auf eine Art belohnen, welche ihren Verdienſten gemäß ſeyn ſolle.

Die Verſprechungen des Ali machten bey dieſen zwey Muſelmännern wenig Eindruck. Sie konnten leicht voraus ſehen, daß ſie der Calif nur bey ſich behalten wolle, damit er ihre Aufführung beobachten und ſie vielleicht gar zur Rechenſchaft ziehen könne, wann ſich etwa in Medina einige Unruhen äuſſern ſollten. Unterdeſſen verſtellten ſie ſich doch eine Zeitlang; und als ſie erfuhren, daß ſich Ajesha nach Mecca begeben habe, ſo baten ſie um Erlaubniß, gleichfalls dahin zu reiſen, unter dem Vorwande, einer andächtigen Wallfahrt. Hier nun machten ſie gemeinſchaftlich mit der Wittwe des Propheten, eine fürchterliche Parthey, gegen die der Calif hernach vergebens alle ſeine Kräfte anwendete. Das Geld, welches ihnen der Statthalter von Yemen gebracht hatte, that ihnen ungemein groſſe Dienſte, Verſtändniſſe an allen Orten zu unterhalten; und ſie wußten ihre Händel ſo wohl einzurichten, daß ſich der Aufſtand in kurzen überall, und beſonders in Syrien, ſpüren ließ.

Sie

Ali.
Hegire 36.
n.C.G. 656.

Sie erregen einen Aufſtand wider den Ali.

Sie verhetzten beſonders die Mothazeliten, das iſt, die Ketzer. Man gab dieſen Namen denjenigen, die ſich wider die Wahl des Ali erklärt hatten. Dieſe hatten durch ihre Ausgeſchickte Mittel gefunden, den Othman ausgraben, und ihm das Hemde ausziehen zu laſſen, welches er bey der Ermordung angehabt hatte. Aus dieſem Hemde nun machten ſie eine Art von Fahnen, womit ſie die vornehmſten Städte Syriens durchzogen, und ſie ſo gar in den Moſcheen, wenn ſich das Volk verſammlet hatte, ausſtellten.

Dieſer ſcheußliche Anblick machte gröſſern Eindruck, als die allernachdrücklichſte Rede würde gemacht haben. Die Syrer, welche Othman mit Wohlthaten überhäuft hatte, lieſſen zu den Waffen, den Tod ihres Wohlthäters zu rächen, und es kam nur noch darauf an, daß man ihnen das Opfer zeigte, welches ſie ſeinem Andenken aufopfern ſollten.

Ali erſucht den Moavias ihn für den Califen zu erkennen.

Als Ali von dem, was in dieſer Provinz vorging, Nachricht erhielt, ſo ſchrieb er an den Moavias auf eine ſehr gemäßigte Art. Ohne etwas von den Unruhen zu gedenken, die man in Syrien zu erregen bemüht war, ermahnte er ihn bloß, ein Merkmahl ſeiner Unterthänigkeit abzulegen, und ihn für den Califen zu erkennen, welche Erkennung, fügte er hinzu, ihm um ſo viel leichter fallen müſſe, da die Wahl nach allen Regeln geſchehen ſey, und alle Stimmen einmüthig für ihn geweſen wären.

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

Moavias, welcher wohl wußte, wie Ali gegen ihn geſinnet ſey, ward von dieſem Briefe wenig gerührt: er ſchrieb die Mäßigung des Califen ſeinem Unvermögen und ſeiner Schwachheit zu; und, um ihm zu zeigen, wie wenig er ſich aus ſeinen Vorſtellungen mache, ſo antwortete er ihm auf die allerempfindlichſte Art. Er machte einen Brief zuſammen, worinne nicht ein einziges Wort zu leſen war, und ſetzte ſtatt aller Aufſchrift darauf: **Moavias dem Ali.** Er gab dieſen Brief einem von ſeinen Leuten, welchem ſeine Abſichten nicht unbekannt waren. Dieſer ging mit dem Bothen des Ali ab, und brauchte die Vorſicht, nicht eher nach Medina hinein zu kommen, als nach der Sonnen Untergang. Dieſes iſt die Zeit, da ſich in dieſen heiſſen Gegenden viele Einwohner auf den Gaſſen befinden, um friſche Luft zu ſchöpfen.

Als er in die Stadt hinein kam, ſteckte er den Brief des Moavias auf eine Lanze, damit es jedermann wiſſen könnte, daß der Statthalter von Syrien an den Califen geſchrieben habe. Die Ankunft dieſes Bothen war anfangs allen denen ſehr angenehm, welche den Frieden liebten: man bildete ſich ein, daß er Befehl habe, den Brief ſolcher Geſtalt zu weiſen, und daß er ohne Zweifel einen Vorſchlag zum Vergleich enthalte, welcher alles Mißverſtändniß zwiſchen dem Moavias und dem Califen aufheben würde.

Ali.
Hegire 36.
n.C.G. 656.

Man gab ſich alſo noch demſelben Abend alle Mühe, den Innhalt dieſes Briefes zu wiſſen. Ali ſeiner Seits wünſchte nichts mehr, als mit dem Moavias einen Vergleich zu treffen, beſonders bey den Umſtänden, da das Feuer des Aufruhrs aller Orten ausbrach; allein er erſtaunte nicht wenig, als er dieſen Brief eröfnete, und auſſer der Aufſchrift, nichts darinne geſchrieben fand; er wurde mit Recht wider dieſe Beſchimpfung aufgebracht, und ſahe ſie als eine unverſchämte Ausforderung an, die er auf das ſchleinigſte rächen müſſe.

Unterdeſſen vermochte der Calif doch ſo viel über ſich, daß er keine allzugroſſe Verändrung auf ſeinem Geſichte blicken ließ; er beſprach ſich ſo gar mit dem Bothen, und fragte, ob etwas neues in Syrien vorgefallen ſey. Der Bothe antwortete ihm, daß alles daſelbſt in der größten Bewegung wäre, daß ſchon mehr als ſechzigtauſend Mann zu den Waffen gegriffen hätten, welche nichts als den Befehl zum Aufbruche erwarteten. Er fügte hinzu, daß dieſe Unruhen zu Damaſcus ausgebrochen wären, wo man in der Moſchee in Gegenwart des Volks ein blutiges Hemde ausgeſetzt, und es für dasjenige ausgegeben habe, welches Othman, als man ihn ermordet, getragen hätte; und daß dieſes Hemde noch jetzt vor dem Lager, anſtatt einer Fahne, ausgeſtellt ſey.

Bey dieſer Erzehlung konnte Ali nicht länger

An. Hegire 36. n. C. G. 656.

ger an ſich halten, ſondern ſagte ganz hitzig: Und alſo wollen dieſe Leute den Tod des Othman mir zur Laſt legen? Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich unſchuldig bin, und ich hoffe, daß er mir beyſtehen wird.

Aisha ſtellt ſich an die Spitze der Aufrührer.

Auf dieſe erhaltene Erklärungen war nichts anders zu thun, als ſchleinig die Trupen zu bewaffnen, um dieſe Aufrührer im Zaume zu halten. Doch eben da er ſich gegen einen Feind, welcher noch weit entfernt war, in Sicherheit zu ſetzen bemüht war, entſtand in Arabien ſelbſt eine Parthey, welche um ſo viel mehr zu fürchten war, da ſie die berühmte Aiesha, eine geſchworne Feindin des Califen, an ihrer Spitze hatte. Sie war die Seele und die Triebfeder von allem, was wider den Ali vorgenommen wurde; und bey ihr verſammleten ſich die Aufrührer, um die nöthigen Maaßregeln zum Fortgange ihres Aufſtandes abzureden. Bey ihr fanden ſich entweder ſelbſt, oder durch ihre Abgeordnete, alle diejenigen ein, welche zu der Familie des Ommiah gehörten, und ſich alleſamt verſchworen hatten, den Tod des Othmans zu rächen, welcher ſelbſt aus dieſem Geſchlechte war.

Die Ommiaden ſchienen berechtiget zu ſeyn, den Tod ihres Anverwandten an dem Califen zu rächen: ſie glaubten in der That, daß Ali deſſelben Urheber ſey, und man hatte nichts un-

terlaſſen,

Ali.
Hegire 36.
n.C.G. 656.

terlaſſen, ſie in dieſer Meinung zu beſtärken. Was aber die Aiesha, den Tellah und Zobeir anbelangte, die an der Spitze dieſer Verſchwörung waren, ſo war ihr Betragen bey dieſen Umſtänden eine Folge der allerabſcheulichſten Verrätherey.

Wenn man dem Zeugniſſe des Ebn-Athir, eines arabiſchen Geſchichtſchreibers, glauben darf, ſo waren Aiesha, und ihre zwey Helfſershelffer, die wahren Urheber, oder wenigſtens Mitſchuldige der Ermordung des Othmans. Sie allein verdienten eine ihrem Verbrechen gemäſſe Strafe, doch vermöge einer Abſcheulichkeit, wozu vielleicht gemeine Verbrecher unfähig geweſen wären, ſuchten ſie den ganzen Greuel ihrer Schandthat auf den Ali zu welzen, damit ſie ihn deſto ſicherer verderben könnten. Dieſes nun iſt die tugendhafte Aiesha, welche unter ihrem Volke ſo berühmt, und in der Geſchichte der Muſelmänner unter dem Namen der **Mutter der Gläubigen** ſo bekannt iſt. Vermöge dieſes verehrungswürdigen Titels, hätte ſie, ſollte man glauben, ſich aller Klagen gegen irgend einem dieſer vorgegebenen Gläubigen, wann er auch noch ſo ſtrafbar geweſen wäre, enthalten ſollen; allein ein Verbrechen zu begehen, um es auf einen andern zu welzen, auf den Regenten, und ſo zu reden auf den ganzen Staat, welchen man dadurch den grauſamſten Zwiſtigkeiten ausſetzt, das iſt die allerentſetzlichſte Schandthat.

Da

Ali, Hegire 36. n. C. G. 656.

Verſchiedne Anſchläge der Aufrührer.

Da aber die Verſchwörung einmal angefangen war, ſo kam es nur noch darauf an, wegen der Mittel, ſie zu ihrer Vollkommenheit zu bringen, zu Rathe zu gehen, und dahin lieſſen alle Verſammlungen aus, welche bey der Aiesha gehalten wurden. Dieſes rachgierige Weib wollte, daß man geraden Weges auf Medina losgehen ſolle. Man muß, ſagte ſie, das Uebel in ſeiner Quelle angreiffen. Andre hielten davor, daß man ſich nach Syrien begeben, und zu den zahlreichen Trupen ſtoſſen müſſe, die Moavias in dieſer Provinz aufgebracht habe.

Man machte über dieſe zwey verſchiedne Meinungen einige Betrachtungen, und nachdem man ſie genau überlegt hatte, ſo folgte man keiner von beyden. Man gab zu überſegen, daß der Calif beynahe ganz Medina für ſich habe, und daß es ſchwer ſeyn würde, ihn in einer Stadt, die ihm ergeben ſey, anzugreiffen. Was die Reiſe nach Syrien anbelangte, ſo merkte man an, daß Moavias ſtark genug ſey, ſich in ſeiner Statthalterſchaft zu erhalten, und daß man ſich wegen Vertheidigung dieſer Provinz gänzlich auf ihn verlaſſen könne.

Man kam auf einen andern Vorſchlag; nehmlich auf dieſen, den Krieg an ſolche Orte zu bringen, wo man leichter damit fortkommen könne, und ſich gleich anfangs einiger Plätze zu bemächtigen. Tellah, welcher bey dieſer Verſamm-

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

ſammlung zugegen war, ſchlug ſogleich vor, Baſrah anzugreiffen, für deren Eroberung er, in Anſehung des Verſtändniſſes, welches er mit dieſer Stadt unterhielt, ſtehen wolle. Dieſer Anſchlag ward gebilliget, und ſogleich gab man den Bundsgenoſſen, durch folgendes Umlauf-Schreiben davon Nachricht.

Die Mutter der Gläubigen, Tellah und Zobeir gehen in eigner Perſon nach Baſrah; wer alſo die Religion zu vertheidigen, und den Tod des Othmans zu rächen Willens iſt, der kan ſich ſtellen. Wem es an den nöthigen Bequemlichkeiten zur Reiſe fehlt, der ſoll ſie bekommen.

Ein beſonderer Zufall hält ſie auf ihrem Zuge auf.

Als die Trupen gar bald zuſammen gekommen waren, machte man ſich zu dem Aufbruche gefaßt. Aiesha ſtieg auf ein Kameel, ſtellte ſich an die Spitze der Mißvergnügten, und nahm den Weg nach Baſrah. Als man an einen Ort, Namens Giuab, gekommen war, hielt man einige Zeit ſtille, um die Trupen ſich erhohlen zu laſſen. Dieſes Anhalten hätte beynahe das ganze Unternehmen, welches man ausführen wollte, in Unordnung gebracht. Aiesha war von ihrem Kameele geſtiegen, worauf ſich eine groſſe Menge Hunde, welche in dem Flecken zerſtreuet waren, um ſie herum verſammleten, und ſie eine lange Zeit ohne Unterlaß anbellten. Dieſer Zufall ſchien ihr eine ſo üble

Ali I.
Hegira 36.
n. C. G. 656.

Vorbedeutung zu ſeyn, daß ſie durchaus nicht weiter reiſen wollte.

Die Häupter wurden über dieſen Entſchluß, welcher alles zunichte machte, ſtutzig, und lagen ihr auf das inſtändigſte an, ſie nicht zu verlaſſen. Allein je mehr Aiesha dieſem wichtigen Anbellen nachdachte, je weniger ſchien ſie entſchloſſen, dieſes Unternehmen fortzuſetzen. Noch ärger aber ward es, als ſie nach dem Namen dieſes Fleckens fragte, und hörte, daß er Giuah heiſſe. Ach! ſchrie ſie, das iſt eben der Name, welchen mir der Prophet nennete, als er mit mir eines Tages von einem Orte ſprach, wo eine von ſeinen Weibern bey ihrer Ankunft von einer Menge bellender Hunde umgeben werden würde. Er ſagte mir, er wiſſe nicht, welcher von ſeinen Weibern dieſes begegnen werde; allein das wiſſe er, daß ſie alsdann in einer offenbaren Gefahr ſeyn werde, und ſich nichts gutes von dem Unternehmen zu verſprechen habe, womit ſie zu der Zeit umgehe.

Es war nichts leichtes, ein ſolches Vorurtheil in dem Gemüthe einer Frau zu vertilgen, welche von ihrer Kindheit an, in der Schwärmerey und in dem Aberglauben erzogen war; gleichwohl aber erdachten die Häupter dieſes Heers, welche die Wichtigkeit eines ſolchen widrigen Zufalls nur allzuwohl einſahen, ein

Mittel, der Aiesha ihre Furcht zu benehmen. Sie ſchickten eine Menge Bauern ab, welche um eine Belohnung ſagen mußten, daß man ſich geirrt habe, und daß ihr Flecken nicht Giuab heiſſe, und auch niemals ſo geheiſſen habe; ſie nennten vielmehr einen andern Namen, welcher, ohne Zweifel, von einer beſſern Vorbedeutung war. Die Häupter kamen ſogleich zu der Aiesha zurück, und erzehlten ihr, was ſie gehört hätten. Man ließ ſo gar die Zeugen vor ſie kommen, und dieſe verſicherten mit einem Eide alles, was man ihnen eingegeben hatte. Gleichwohl ward es der Aiesha noch ſehr ſchwer ſich zu entſchlieſſen, und weil ſie, ihrer erſten Furcht zu Folge, beſchloſſen hatte, die Nacht in dieſem Flecken zuzubringen, um den Morgen darauf wieder zurück zu kehren, ſo wollte ſie wenigſtens da ſchlafen, wo ſie war, und die Nacht zur Bedenkzeit nehmen.

Alſi. Hegire 36. n. C. G. 656.

Doch einige von den Häuptern, welche verdrüßlich wurden, daß ihr Marſch durch ſo lächerliche Schwierigkeiten aufgehalten werden ſollte, erdachten ein Mittel, welches gar bald alle Hinderniſſe aus dem Wege räumte. Sie redeten es mit einigen Reutern ab, welche ſich etwas von dem Flecken entfernen, und kurz darauf mit verhangenem Zügel zurück kommen, und aus allen Kräften ſchreyen muſten: Auf! Auf! Ali mit ſeinen Trupen iſt da.

Dieſe Liſt gelang. Bey einer ſo gegenwärtigen

Ali V. Hegire 36. n.C.G. 656.

tigen Gefahr verſchwanden alle Prophezeyungen; jedermann eilte, ſich davon zu machen, und die abergläubiſche Aiesha ſprang geſchwind auf ihr Kameel, und war gar bald die erſte an der Spitze des Zuges. Man marſchirte hierauf ſo geſchwind, daß man in kurzer Zeit vor Baſrah anlangte.

Die Aufrührer zeigen ſich vor Baſrah.

Man glaubte, daß dieſer Platz wenig Widerſtand thun würde. Tellah, wie ich ſchon geſagt habe, hatte ein Verſtändniß und einen Anhang darinne, welcher den Othman ebn Hanif ſehr ſchlecht empfangen hatte, als er die von dem Ali ihm gegebene Statthalterſchaft in Beſitz nehmen und den Statthalter des vorigen Califen ablöſen wollte. Othman war alſo genöthiget worden wieder nach Medina zurückzukehren; weil aber die Einwohner von Baſrah uneins unter einander waren, ſo wuſte er ſich der Hülffe derjenigen, welche ſich für den Ali erklärten, ſo wohl zu bedienen, daß er endlich in die Stadt zurück geruffen wurde. Er kehrte alſo wieder nach Baſrah, nahm von der Statthalterſchaft Beſitz, und that ſein möglichſtes, das Feuer der Zwietracht auszulöſchen. Vielleicht hätte er mit der Zeit ſeine Abſicht erreicht, allein die ſchädlichen Verhetzungen des Tellah unterhielten beſtändig eine Parthey, welche ſich allen Verträgen widerſetzte.

Die Einwohner werden geſchlagen.

Sobald Aiesha mit ihrer Armee erſchien, rückte der Statthalter an der Spitze ſeiner Truppen

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

pen aus, um ihr die weitere Annäherung zu verwehren. Weil er aber weit ſchwächer als ſeine Feinde wär, mußte er bey dem erſten Anfalle unterliegen; die meiſten von ſeinen Leuten blieben auf der Stelle, und er ſelbſt ward zum Gefangnen gemacht. Man mißhandelte ihn auf das allerſchimpflichſte. Die Araber haben allezeit eine alte Hochachtung für den Bart gehabt, ſo daß es der ärgſte Schimpf war, wenn man denſelben einem abſchnitt; dieſes nun thaten die Anhänger der Aiesha dieſem unglücklichen Statthalter, wozu ſie noch eine Art von Marter fügten, indem ſie ihm denſelben Haar vor Haar ausriſſen, welches ſie auch mit den Augenbraunen thaten. Man behielt ihn noch eine Zeitlang gefangen, worauf man ihm die Freyheit wieder gab, damit er allen denen zum Beyſpiele dienen könne, welche etwa Widerſtand thun wollten.

Ammar verſammlet die Einwohner, um ihre Geſinnungen zu erforſchen.

Während der Zeit, als Othmann gefangen war, nahm ſein Unterbefehlshaber Ammar die Vertheidigung des Platzes über ſich, und machte alle Anſtalten, dem Feinde die Spitze zu bieten. Weil ihm aber die Uneinigkeit, welche unter den Einwohnern herrſchte, nicht unbekandt war, ſo wollte er zuvor ihre Geſinnungen gegen ihre eigne Landsleute, die ſie mit den Waffen in der Hand anzufallen kamen, erforſchen.

Er verſammlete alſo die Einwohner in der

An. Hegirae 35. Moſchee; um mit ihnen zu Rathe zu gehen, was ſie bey dieſen Umſtänden für das thulichſte hielten. Einer von ihnen ſtand auf, und fing alſo an zu reden: Wann dieſe Leute, welche uns zu beunruhigen kommen, den Tod des Othmans rächen wollen, warum wenden ſie ſich deswegen an uns? haben wir einigen Antheil daran gehabt? Glaubt mir, Muſelmänner, ſchicket dieſe Leute zurück; ſie haben andre Abſichten, als die, welche ſie vorgeben.

Dieſer Redner würde ſich ohne Zweifel über die Abſichten, welche Aiesha und ihre Bundsgenoſſen haben könnten, weiter ausgelaſſen haben; allein die Verſammlung ließ ihm keine Zeit dazu. Es entſtand ein ſo unruhiges Gemurre, daß es unmöglich war, einen Schluß zu faſſen. Alles, was man ſchlieſſen konnte, war dieſes, daß die Einwohner ſelbſt untereinander uneins wären.

Sie ſchicken Abgeordnete an die Aiesha. Unterdeſſen als Aiesha und ihr Gefolge der Stadt näher gerückt waren, kamen einige noch von den Ruhigſten zu ihr, um ſich nach den Urſachen zu erkundigen, warum ſie ſolche Unruhen unter ihrem eignem Volke angerichtet habe. Sie wollte gegen ſie reden, und redete auch in der That eine Zeit lang; allein es ſey nun, daß ſie ſich nicht deutlich genug ausdrückte, oder daß man bey den Verwirrungen, worinnen ſich die Gemüther befanden, nicht geneigt war, ſie

Ali
Hegire 36.
n. C. G. 656.

ordentlich anzuhören; genug, die Meinungen über ihre gehaltene Rede waren getheilt. Einige behaupteten, ſie habe Recht; andre, ſie habe Unrecht; und endlich ward man gar handgemein. Unterdeſſen war es doch eben kein gefährliches Treffen: Die Einwohner lieſſen es damit gut ſeyn; daß ſie einander Sand und Steine in die Geſichter warffen.

Als dieſer Zank ein wenig wieder beygelegt war, nahte ſich einer von ihnen der Aiesha, und redete mit ihr auf eine ſehr vernünftige Art von dem unternommenen Handel. **Mutter der Gläubigen**, ſagte er, **hat dir es der Himmel aufgetragen, den Tod des Othmans zu rächen? Warum verläſſeſt du dein Haus, und kömmſt mit einer Armee zu uns? Du wareſt von GOtt beſchützet und von allen Gläubigen hochgeſchätzet; jezo verlierſt du dieſe zwey Vorzüge. Warum nimmſt du dich eines Zankes an, welcher ſo viel Unheil anrichtet, und den Muſelmännern Blut koſten wird? Wann du dieſes Unternehmen angeſponnen haſt, ſo laß es fahren, und kehre wieder zurück, dein Beyſpiel wird einen jeden zum Frieden geneigt machen. Hat man dich aber dazu gezwungen, ſo ſoll dich unſer und aller frommer Muſelmänner Beyſtand ſicher wieder heim bringen.**

Ein

Ali. Hegire 36. n.C.G. 656. Ein andrer Einwohner wollte der Aiesha gleichfalls Vorwürffe machen, weil ſie ſich, wieder die Schamhaftigkeit ihres Geſchlechts, unterſtanden habe, ſich an die Spitze einer Armee zu ſtellen; er fragte daher den Tellah und Zobeir ganz laut, ob die Häupter und Soldaten gleichfalls ihre Weiber mit in dieſen Feldzug genommen hätten.

Das ganze Gefolge der Aiesha merkte nur allzuwohl, was dieſer Vorwurf ſagen wolle, und weil man ſchon über die erſte Rede verdrüßlich war, und weder auf die eine noch auf die andre eine gute Antwort zu geben wußte, ſo kam man zu Scheltworten, und von den Scheltworten zum Sebel. Das Handgemenge war blutig und es blieben auf beyden Seiten nicht wenige auf dem Platze. Des Morgens darauf fing man mit eben ſo vieler Wuth wieder an. Auch bey dieſem zweyten Kampfe kamen verſchiedne von den Streitern um, den größten Verluſt aber litten die Anhänger der Aiesha.

Man kan mit Grunde ſagen, daß bis jetzt beyde Theile ſich geſchlagen hätten, ohne eigentlich zu wiſſen, warum. Endlich verlangten diejenigen Einwohner von Baſrah, welche wahrſcheinlicher Weiſe noch das meiſte kalte Blut behalten hatten, einen Waffenſtilleſtand bis zur Rückkunſt der Abgeordneten, welche ſie nach Medina ſchicken wollten, um von den gegenwärtigen Uneinigkeiten Nachricht einzuziehen.

Ali. Hegire 35. n. C. G. 656.

Die Aufrührer verſuchen vergebens, den Statthalter von Baſrah zu überraſchen.

Die Anhänger der Aiesha nahmen den Vorſchlag der Einwohner an; allein der Geiſt des Aufruhrs, welcher ſie belebte, ließ ſie nicht lange ruhig. Sie machten den Anſchlag, Baſrah zu überraſchen, und wollten ſich daher, um ſicher zu gehen, zuerſt des Befehlshabers bemächtigen. Dieſes war eben der Othman-ebn-Hanif, welchen ſie ſo mißgehandelt hatten, als er bey dem erſten Kampfe vor Baſrah war gefangen genommen worden. Sie hatten ihn bald darauf wieder frey gelaſſen, und er hatte ſich wieder in ſeinen Platz gezogen, welchen er auf das beſte zu vertheidigen bedacht war.

Sie ſchickten alſo zu ihm, und lieſſen ihn in das Lager einladen, um ſich mit der Aiesha zu beſprechen. Man kan ſich leicht einbilden, daß er, nach den erlittenen Beſchimpfungen, wenig Luſt haben konnte, dieſer Einladung zu folgen, welche er als eine neue Verrätherey ſeiner Feinde anſahe. Unterdeſſen ließ er in der Antwort, welche er gab, doch keinen Argwohn ſpüren, ſo daß er die Unterredung, um welche man ihn erſuchte, zwar ausſchlug, zur Entſchuldigung aber die Abrede, die man genommen habe, vorwandte, auf beyden Theilen nichts eher wieder vorzunehmen, bis die Abgeordneten zurück gekommen wären.

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

Tellah und Zobeir, welche unter dem Vorwande einer Unterredung, ſich des Statthalters bemächtigen wollten, waren ſehr verdrüßlich, daß ihre Liſt nicht beſſer ausſchlagen wollte. Sie beſchloſſen daher, ſich an der Stadt ſelbſt deßwegen ſchadlos zu halten, und einen ſo wichtigen Poſten, welcher ihrer Parthey zum Waffenplatze dienen könnte, zu überraſchen.

Die Aufrührer bemächtigen ſich der Stadt Baſrah.

Eine ſehr ſtürmiſche Nacht gab ihnen die erwünſchte Gelegenheit dazu an die Hand; ſie überrumpelten den Platz, und ſetzten ſich in der Moſchee feſte. Der Befehlshaber wandte ſeine äuſſerſten Kräfte an, ſie wieder hinaus zu jagen; da er aber nicht von genugſamen Truppen unterſtützt wurde, ſo ward er genöthiget, ſich zurück zu ziehen. Die Anhänger der Aiesha wurden durch dieſes erſte Glück muthig, und verfolgten ihn mit ausnehmender Heftigkeit. Der Befehlshaber, welcher nur eine Handvoll Volks um ſich hatte, vertheidigte ſich lange Zeit ſehr tapfer; endlich aber ward er von dem Feinde gefangen genommen, nachdem vierzig von ſeinen Leuten auf der Stelle geblieben waren.

Man ſendete ihn ſo gleich zu der Aiesha, welche ſein Schickſal entſcheiden ſollte. Sie befahl den Augenblick, daß man ihm das Leben nehmen ſolle; doch zum Glücke für den Befehlshaber waren einige Perſonen zugegen, welchen ſeine Umſtände nahe giengen. Sie baten für ihn um Gnade, und wendeten ſo gar den

Namen

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

Namen des Propheten dazu an, bis Aiesha endlich die Todesſtrafe in vierzig Stockſchläge auf die Fußſohlen verwandelte.

Hierauf hielt Aiesha mit den zwey vornehmſten Rädelsführern, dem Tellah und Zobeir, den Einzug in ihre neue Eroberung. Nachdem ſie von dem Platze Beſitz genommen hatten, ſo gaben ſie ſich Mühe die Gemüther zu gewinnen, und ſich die Gunſt der Einwohner zu verſchaffen, um ſie dahin zu vermögen, daß ſie ſich insgeſamt wider den Ali erklärten, deſſen Untergang ſie beſchloſſen hatten.

Ali ermahnt die Einwohner von Medina, ſeine Vertheidigung zu übernehmen.

Der Calif war gleichfals ſeiner Seits bemüht, ſich die Einwohner von Medina immer mehr und mehr zu verbinden. Auf ſie hatte er ſich auch am meiſten zu verlaſſen. Seine Erwählung war ihr Werk; es kam alſo auch ihnen zu, ſie zu unterſtützen. Ali hielt ihnen dieſertwegen in der Moſchee, bey allgemeiner Verſammlung, eine ſehr nachdrückliche Rede. Er redete ſehr heftig wider die kühnen Unternehmungen der Rebellen, welche ſeine Gewalt nicht erkennen wollten, und ſich dadurch offenbar das Recht anmaßten, die Krone nach ihrem Gefallen auszutheilen. Er ermahnte ſie, eine ſolche Beſchimpfung nicht zu dulden, und verſicherte ſie, daß ſich der Himmel ihrer Sache annehmen würde, wann ſie die Waffen zu ſeiner Vertheidigung ergreiffen wollten.

Die Rede des Califen hatte die Wirkung

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656.

nicht, die man ſich von ihr hätte verſprechen können. Da er der Zuneigung des Volks gewiß war, ſo konnte er auch gewiß glauben, daß man nicht einen Augenblick anſtehen würde, ſich für ihn zu erklären; gleichwohl aber hielten die Einwohner von Medina gänzlich damit zurück. Die Furcht vor einem bürgerlichen Kriege ſchien ſie in ein finſteres Stillſchweigen zu ſtürzen, welches in der That für den Califen ein ſehr betrübter Umſtand war, indem es bey dem Anfange dieſer Unruhen unumgänglich nothwendig war, ein wenig hitzig zu ſeyn, um dem Fortgange derſelben vorzubauen.

Ziad-ebn-Houtelach, ein Mann, welcher wegen ſeines Ranges und ſeiner Tapferkeit in groſſem Anſehen ſtand, ward von der Kaltſinnigkeit der Einwohner von Medina ſo empfindlich gerührt, daß er hitzig aufſtand, und ſich dem Califen mit den Worten näherte: **Wehe dem, welcher ſich weigert die gerechte Sache mit Tapferkeit zu vertheidigen! Ich wenigſtens verſpreche dir, daß du mich allezeit voller Eyfer, dir zu dienen finden ſollſt.**

Das Verfahren dieſes Muſelmanns machte bey allen Gemüthern ſehr viel Eindruck. Ein jeder warf ſich es heimlich vor, daß er nicht eben ſo viel Muth als Ziad habe. Nach und nach erhob ſich in der Verſammlung ein Gemurre, zum Vortheile des Califs; man ſuch-

Ali.
Hegire 38.
n. C. G. 656.

te ſich ſelbſt aufzumuntern, ſeine Vertheidigung zu übernehmen; doch die meiſten wurden durch das Gerüchte zurückgehalten, welches Aieſha und ihre Anhänger von dem Tode des letztern Califen ausgebreitet hatten. Sie beſchuldigten den Ali, daß er an dieſer Ermordung Theil habe, und dieſe häßliche Beſchuldigung machte ihm die Gemüther abwendig. Zwar waren die meiſten weit davon entfernt, den Califen für ſchuldig zu halten; gleichwohl aber ward es ihnen ſchwer, ſich für einen Mann zu erklären, den man dieſes Verbrechens wegen in Verdacht hatte.

Dieſe Verwirrung ward bald gehoben. Zwey Mediner, welche als Männer von untadelhaften Sitten, und als Lehrer des muſelmänniſchen Geſetzes in groſſer Hochachtung ſtanden, ſtanden mitten in der Verſammlung auf, und erklärten vor allem Volke, daß der Calif wegen der Ermordung mit Unrecht in Verdacht gezogen würde. **Der Herr der zwey Zeugniſſe** (*), **ſagen ſie, hat an dem Tode des Imans** (**) **Othman keine Schuld gehabt.**

(*) Der Herr der zwey Zeugniſſe bedeutet den Califen, als das Haupt der muſelmänniſchen Religion, welche in dieſen zwey Hauptartickeln beſtehet: **Es iſt kein andrer Gott, als Gott, und Mahomet iſt ſein Prophet.**

(**) Iman heißt im arabiſchen ein Vorſteher, ein

XII. Hegire 36. n. C. G. 656.

Dieſe Entſcheidung ſchlug allen Verdacht nieder. Abu-Kotadad, ein vornehmer Mediner, zog ſogleich ſein Schwerd, zeigte es dem Volke, und rufte: Dieſes Schwerd habe ich von der Hand des Apoſtels: „es iſt Zeit, daß ich mich deſſelben wider„ diejenigen bediene, welche unter den treuen Unterthanen Trennungen ſtiften, ſie verführen, und ſie nöthigen, ſich unter einander zu ermorden.

Hierauf war weiter keine Uneinigkeit zwiſchen den Einwohnern von Medina, und ein jeder erbot ſich, zur Vertheidigung des Califen auszuziehen. Ali ward über dieſe glückliche Bereitwilligkeit des Volks entzückt, und wollte ſich dieſelbe ſogleich zu Nutze machen, um der Stadt Baſrah zu Hülfſe zu eilen, damit ſich die Aufrührer nicht derſelben bemächtigen möchten. Er brach alſo auf, und hatte nicht mehr als etwa neunhundert Mann bey ſich: weil er aber unter Wegens hörte, daß ſeine Feinde die Stadt ſchon eingenommen hätten, ſo hielt er zu Arrabdah ſtille, und ſchrieb von da aus an verſchiedne Orte um Hülfſe.

Der Statthalter von

Zugleich ließ er den Mahomet, den Sohn des

---

ein Prieſter. Er iſt unter den Mahometanern das, was ein Biſchof unter den Chriſten iſt. Man gab auch den Califen dieſen Namen, weil ſie Herren aller geiſtlichen und weltlichen Sachen waren.

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656.

Cuffah ſchlägt dem Ali Hülfsvölker ab.

des Abubekers, und den Mahomet, den Sohn des Giaffars, ſich aufmachen, und trug ihnen auf, die Einwohner von Cuffah zu einer Verſtärkung ſeiner Trupen zu bewegen; allein ihre aufgetragne Verrichtung hatte keinen Fortgang. Der Statthalter, welcher zu Anfange der Zwiſtigkeit an den Ali geſchrieben hatte, daß die Cuffahner ihm ſehr geneigt zu ſeyn ſchienen, war auf einmal kaltſinnig geworden, nachdem er gehört, daß die Aufrührer Baſrah eingenommen hätten. Er empfing die Abgeſandten des Ali ganz nachläßig, und ſo ſtark ſie ihm auch anlagen, ſo war es doch nicht möglich, ihn wieder auf die Seite des Califen zu bringen. Da die Abgeſandten durch Güte nichts gewinnen konnten, ſo ſuchten ſie ihn durch die heftigſten Vorwürfſe ſeiner Undankbarkeit und Ungerechtigkeit zu erſchüttern; allein dieſes diente zu nichts weiter, als daß er ſeine ſchlechte Geſinnung gegen den Califen nur mehr an Tag legte. **Ich verſichere mit einem Eide,** ſagte er, indem er ſie von ſich ließ, **daß weder ich, noch die Einwohner dieſer Stadt ſich in dieſe Streitigkeit miſchen werden, ſondern daß ſie ſich alle für verbunden erachten, den Tod des Othmans zu rächen.** Eine andre Antwort erhielten die Abgeſandten nicht, und kehrten voller Zorn und Unwillen zurück.

Sie gingen in das Lager bey Arrabdah, und glaubten den Califen noch daſelbſt zu finden;

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656. den; allein er war aufgebrochen und hatte ſich mit der Verſtärkung, die ihm der Stamm Thai unter Anführung des Said-ebn-Obeid ſchickte, der Stadt Baſrah genähert. Kurz darauf bekam er unter Wegens noch eine Verſtärkung von dem Stamme Aſſed; welches ſeine kleine Armee nach und nach ſo vermehrte, daß er wegen des guten Fortgangs ſtarke Hoffnung haben konnte.

Die Abgeſandten, welche von Cuſſah zurück kamen, ſtieſſen endlich zu Dulkar wieder zu ihm, wo ſie eben zu der Zeit anlangten, als der Statthalter von Baſrah den Califen zu begrüſſen kam. Nachdem er in dem Gefängniſſe, in welchem man ihn einige Zeit verſchloſſen gehalten, viel ausgeſtanden hatte, war er endlich wieder auf freyen Fuß geſetzt worden, und zu dem Ali gekommen, ihm von allen, was zu Baſrah vorgegangen, Nachricht zu geben. Der Calif, welcher an ſeinem Geſichte die Merkmahle der grauſamen Beſchimpfung, welche ihm die Anhänger der Aiesha angethan hatten, ſahe, beklagte ſein Unglück, und lobte öffentlich ſeine Treue und Standhaftigkeit.

Hierauf vernahm er den Bericht, welchen ihm die Abgeſandten, die er nach Cuſſah geſchickt hatte, abſtatteten. Das, was ſie ihm von den Geſinnungen des Statthalters meldeten, machte einen empfindlichen Eindruck bey ihm; gleichwohl aber ließ er ſich durch eine ſo große abſchlägliche Antwort nicht abſchrecken, ſondern ſchickte andere Geſandten ab, welche aber eben ſo wenig ausrichteten. Endlich beſchloß er noch einen Verſuch zu wagen, und trug ſeinem älteſten Sohne, dem Haſſan, auf, ſich mit dem Ammar-ebn-Yaſſer, welchen er ihm zum Gehülffen mit gab, nach Cuffah zu begeben, mit Befehl, alles mögliche anzuwenden, den Statthalter und die Einwohner dieſes Platzes auf ſeine Seite zu bringen.

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

Bemühung des Haſſans, bey den Cuffahnern Hülfsvölker auszuwirken.

Haſſan ward zu Cuffah mit vieler Achtung empfangen; allein bey dem Statthalter konnte er deßwegen nichts mehr ausrichten; dieſer führte mit ihm eben die Sprache, die er mit den vorigen Abgeſandten geführet hatte. Unterdeſſen bekamen die Sachen doch gar bald ein ander Anſehen, und zwar bey Gelegenheit einer Verſammlung, in welcher man zwey Briefe ablaß, welche Aiesha, die gegenwärtigen Angelegenheiten betreffend, geſchrieben hatte. Zeid-ebn-Saukan, welcher ſie in Händen hatte, kam in die Verſam̃lung, und ſagte zu den Cuffahnern: **Hier iſt ein Brief von der Aiesha, welche mir befiehlt, mich in Cuffah ruhig zu halten, oder, wenn ich an dieſen Uneinigkeiten Theil nehmen wollte, auf keine andre Seite, als auf die ihre zu treten, und ihr zu Hülffe zu kommen. Hier iſt noch einer, fügte er hinzu, welcher an die Verſammlung der Cuffahner gerich-**

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

gerichtet iſt, und welcher eben dieſelben Befehle in ſich hält.

Man laß dieſe zwey Briefe ab, worauf Zeid das Wort nahm, und zu dem Volke ſagte: Der Aiesha war befohlen, ruhig in ihrem Hauſe zu bleiben, uns aber war befohlen, zu ſtreiten, biß kein Aufruhr mehr ſeyn würde. Nun aber befiehlt uns dieſe Mutter der Gläubigen das, was ſie thun ſollte, und thut das, was wir thun ſollten.

Die Freyheit, welche ſich Zeid nahm, die Aufführung der Aiesha zu tadeln, verurſachte anfangs unter den Cuffahnern einiges Gemurre, man fing ſo gar an Scheltworte zu gebrauchen; Doch weil Haſſan zu dem Volke reden wollte, ſo ward es nach und nach ſtiller, und endlich machte man ſich bereit ihn zu hören: Euer Haupt, ſagte er, ſpricht euch um Hülffe an, und ſo wohl euer Nutzen, als eure Schuldigkeit erfordern es, ſie ihm nicht zu verſagen. Und warum ſolltet ihr ſie ihm auch verſagen? Hat er jemanden Unrecht gethan? Sollte man wohl ſagen, daß er ſeine Würde erſchlichen habe, oder derſelben unwerth ſey? Die Rebellen geben beſtändig vor, den Tod des Othmans zu rächen; und dieſertwegen wollen ſie die Waffen ergriffen haben; allein, ihr Cuffahner, trauet ihnen nicht;

ſie wollen nicht den Othman rächen, Ali.
ſondern den Ali abſetzen. Und gleich- Hegire 36.
wohl iſt es eben der Ali, welchen man n. C. G. 656.
einmüthig zu Medina erwählt hat, und dem Tellah und Zobeir den Eid der Treue geleiſtet haben, ſie, die man jetzt an der Spitze der Rebellen ſieht.

Dieſe Rede war von größrer Wirkung, als alle Unterhandlungen, die man bisher verſucht hatte. Die Einwohner von Cuffah ſchienen von der Verfolgung, die man dem Califen erweckte, ungemein gerührt zu ſeyn. Haſſan, welcher auf alle Bewegungen, die in der Verſammlung vorfielen, aufmerkſam war, nahm die Geſinnungen der Cuffahner gar bald wahr, und brachte ſie endlich, durch die gefällige Aufführung, die er, ſo lange er in ihrer Stadt blieb, beobachtete, völlig auf ſeine Seite. Als er Abſchied von ihnen nahm, ſagte er, daß er ſich wieder zu ſeinem Vater begeben wolle, ihm ihre Denkungsart, in Anſehung ſeiner, zu melden und ihm Hoffnung zu machen, daß ſie ihm ohne Zeitverluſt thätige Merkmahle davon geben würden. Da ſich nun die Cuffahner erboten; ſogleich zur Vertheidigung ihres Haupts aufzubrechen, ſo bezeigte Haſſan, wie empfindlich er gegen ihren guten Willen ſey, und verſicherte, daß diejenigen, die ihm folgen wollten, dem Staate einen weſentlichen Dienſt leiſten würden, wie er ſich denn ein Vergnügen dar-

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

ausmachen würde, ſich an ihrer Spitze zu ſtellen.

Die Cuffahner verwilligen dem Califen Truppen.

Die Cuffahner brachten ihre Verſprechungen gar bald in Erfüllung, und faſt neun tauſend Mann begaben ſich auf den Marſch. Haſſan, welcher über den glücklichen Fortgang ſeiner Unterhandlung eben ſo erſtaunt als freudig war, ſchickte auf das ſchleinigſte einen Bothen an den Califen, ihm dieſe ſchmeichelnde Begebenheit zu melden.

Dieſe wichtige Neuigkeit verbreitete die Freude unter allen Anhängern des Ali. Man machte den Cuffahnern wegen ihres Eifers die gröſten Lobeserhebungen, der Calif ſelbſt wollte ihnen ſeine Erkenntlichkeit deßwegen bezeigen, und ging ihnen entgegen. So bald er ſie erreicht hatte, redete er ſie mit der edeln Beredſamkeit, die ihm ſo natürlich war, an. Nachdem er ihre Tapferkeit gelobt, die ſie ſo oft, und beſonders bey den perſiſchen Eroberungen bewieſen hatten, erklärte er ſich wegen der jetzigen Angelegenheiten in folgenden Ausdrücken.

„Ich habe euch, ihr tapfern Cuffahner, ſagte er, ruffen laſſen, um Zeugen meiner Aufführung gegen unſre Brüder zu Baſrah zu ſeyn. Meine Abſicht iſt, ſie durch Güte dahin zu vermögen, daß ſie wieder zu ihrer Schuldigkeit zurückkehren, damit das Blut der Muſelmänner unvergoſſen bleibe; das iſt es alles,

was ich verlange. Ich erſuche diejenigen unter euch, welche in dieſem Orte etwa einige Verwandtſchaft oder einiges Anſehen haben, mit mir gemeinſchaftlich an einem Vergleiche zu arbeiten: denn ich will es hiermit öffentlich erklärt haben, daß ich den Frieden allen Vortheilen vorziehe, die man von dem glücklichen Fortgange der Waffen erwarten kan. Der Krieg iſt den Unterthanen allezeit verderblich.

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

Ueber dieſe Rede bezeigte jederman ſeinen Beyfall, durch Zuruffungen, welche genugſam zeigten, wie viel der Calife von einem ihm ſo geneigten Volke zu erwarten habe. Ali begab ſich kurz darauf auf den Marſch, die Rebellen aufzuſuchen.

Ali lößt vor Baſrah.

Der Ruf von dieſem Marſche, und die Verbindung der Cuffahner mit den Medinern, ſetzten die Anhänger der Aiesha in groſſe Unruhe. Noch beſtürzter aber waren ſie, als man den Califen mit ſeinen Trupen vor Baſrah erſcheinen, und ſein Lager unter den Mauern dieſer Stadt aufſchlagen ſahe.

Nach verſchiednen Ueberlegungen, welche die Rebellen auf eine ziemlich lermende Art anſtellten, beſchloſſen Tellah und Zobeir, ſich mit dem Ali zu unterreden, um ſich aus dieſem übeln Handel ſo gut, als möglich, zu ziehen.

Unterredung zwiſchen dem Ali u. Zobeir.

Ali welcher nichts als den Frieden wünſchte, Ali. Hegire 36. n.C.G. 656.

te, verwilligte eine Unterhandlung mit ihnen ſehr gerne. Bey der erſten Zuſammenkunft redete der Calif mit beyden mit vieler Mäßigung; gleichwohl aber mit einer Art, die ihnen ihre Untreue und Ungerechtigkeit, und endlich ihren Aufſtand, zu welchem er ſeines Theils nicht den geringſten Anlaß gegeben habe, ziemlich lebhaft verwarf.

Erinnere dich, ſagte er zu dem Zobeir, **was zwiſchen dem Propheten, dir und mir vorging, als er dich fragte, ob du ſeinen werthen Sohn den Ali liebteſt. Du gabſt ihm zur Antwort: ja; er aber verſetzte ſogleich: Dennoch wirſt du dich wider ihn empören, und den Muſelmännern groſſes Ungemach verurſachen.**

Zobeir faßt den Entſchluß, die Waffen wider dem Ali nicht länger zu führen.

Zobeir, ward von der Gelindigkeit des Califen, und von dem Vorwurffe, eine Freundſchaft gebrochen zu haben, die er ihm, ſo zu reden, in Gegenwart des Mahomets geſchworen, gleich ſtark gerührt, und ſagte mit vieler Bewegung: **Es iſt wahr; ich beſinne mich; wann ich mich eher darauf beſonnen hätte, ſo würde ich nimmermehr die Waffen wider dich ergriffen haben.** Er begab ſich hierauf zurück, und beſchloß, es möge auch kommen wie es wolle, gegen den Ali die Waffen weiter nicht zu führen.

Doch die aufrühriſche Aiesha brauchte ſo viel Wendungen, daß ſie gar bald den Zobeir wieder auf die erſten Gedanken, die ſie ihm beygebracht hatte, brachte: und damit ſie von dieſem Muſelmanne weiter nichts möge zu befürchten habe, ſo ließ ſie ihn keine Zuſammenkunft mehr mit dem Califen halten. Weil aber Zobeir immer wegen des Eides unruhig blieb, den er dem Ali, bey ſeiner Ernennung zum Califen, geleiſtet hatte; ſo ſprach ihn Aiesha von aller Verbindung los, indem ſie ihn einem Sklaven die Freyheit geben ließ. Dieſes nehmlich war die Art, wie die Muſelmänner einen Eid ausſöhnten, von welchem ſie nicht länger wollten gebunden ſeyn. Durch dieſes Mittel trat Zobeir wieder auf die Seite der Rebellen, und führte in dem Treffen, welches kurz darauf vorfiel, die Waffen wider den Ali.

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

Die Art der Muſelmänner, ſich von ihrem Eide los zu machen.

Denn alle Unterhandlungen waren vergebens. Der Calif, welcher die gerechteſte Sache für ſich hatte, und dem es übrigens auch an Kräften nicht fehlte, ſuchte vergebens alle Mittel hervor, die Gemüther wieder zum guten zu lenken; Aiesha machte alle Maaßregeln, welche man anwenden wollte, zu nichte, und endlich mußte man es nothwendig auf eine entſcheidende Schlacht ankommen laſſen.

Die beyden Kriegsheere ſtellten ſich alſo in Schlachtordnung. Aiesha erſchien ſelbſt an der Spitze der Rebellen: ſie ritt auf ihrem Kameele durch alle Glieder, und ermunterte die Soldaten, ihre Schuldigkeit auf das beſte zu beobachten.

Schlacht zwiſchen der Armee des Ali, und der Armee der Rebellen.

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656.

achten. So bald man das Zeichen gegeben hatte, gingen beyde Theile mit gleicher Wuth und gleicher Tapferkeit auf einander los. Dieſes Handgemenge war ſehr ſchrecklich, und man wußte lange Zeit nicht, auf welche Seite ſich das Glück lenken würde. Unterdeſſen bekamen die Trupen des Ali doch nach und nach, durch den Verluſt verſchiedner feindlicher Generale, die Oberhand.

Tellah wird getödtet.

Tellah, welcher einer von den Vornehmſten war, gab ſich unglaubliche Mühe, ſeine Trupen wieder in Ordnung zu bringen, welche allmählig anfingen, ſich mit weniger Eifer zu ſchlagen. Mervan Hakem, welcher ihn beobachtete, ſagte zu dem Califen, an deſſen Seite er ſich befand: **Siehe da, den Verräther; den Augenblick will ich ihn umbringen.** So gleich ſchoß er einen Pfeil ab, und brachte ihm in dem Schenkel eine tödtliche Wunde bey. Man zog ihn geſchwind aus dem Gedrenge, um Mittel zu ſeiner Rettung anzuwenden, doch alle Sorgfalt war vergebens, und er empfand es gar bald ſelbſt, daß er ſterben werde. In dieſen ſeinen letzten Augenblicken ward er einen von den Leuten des Ali gewahr, welcher ohne Zweifel zum Gefangenen war gemacht worden; dieſen rufte er zu ſich, und ſagte, indem er die Hand in ſeine Hand legte: **Sage deinem Herrn, dem Califen, daß ich hiermit den Eid der Treue, den ich ihm bereits geleiſtet,**

ſtet, erneure, und daß es mich reuet, ihn ſo ſchändlich gebrochen zu haben. Nachdem er dieſe letzte Worte geſagt, verſchied er.

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656.

Als dem Ali dieſer Zufall hinterbracht wurde, dankte er Gott dafür. **Der HErr,** ſagte er, **hat ihn nicht eher in den Himmel ruffen wollen, als bis er ſeine Untreue durch dieſe letzte Bezeugung einer aufrichtigen Reue ausgetilget habe.**

Tod des Zobeir.

In eben dem Augenblicke erfuhr Ali, daß auch Zobeir, das andere Haupt der Rebellen, elendiglich umgekommen ſey. Man hat geſehen, wie er ſich nach ſeiner mit dem Califen gehabten Unterredung, dennoch wieder von der Aiesha verführen laſſen, die Waffen gegen den Ali nicht nieder zu legen; doch eben, als man handgemein werden wollte, hatte er neue Gewiſſensbiſſe gefühlt. Weil man ihm berichtete, daß ein angeſehener Muſelmann, Namens Amar-ebn-Yaſſer, ſich unter der Armee des Ali befände; ſo erinnerte er ſich, wie er den Mahomet habe ſagen hören, daß dieſer Muſelmann der Billigkeit und Gerechtigkeit dergeſtalt ergeben ſey, daß er niemals eine andre, als diejenige Parthey ergreiffen würde, welche Recht habe. Dieſer Gedanke rührte ihn ſo lebhaft, daß er ſich ganz in der Stille zurück zog. Er nahm ſeinen Weg in ein Thal, wo er eine Schaar Araber antraf, welche von dem Hanaf-ebn-Kais angeführet wurde. Dieſer hatte ſich

Ali. Hegire 36. n.C.G. 656.

bey der allgemeinen Uneinigkeit auf keine Seite geſchlagen, ſondern, weil er hörte, daß es eheſtens zum Treffen kommen würde, den Ausgang abwarten wollen, um alsdann der ſtärkſten Parthey beyzutreten.

Gleichwohl aber erhellt aus der Erzehlung eines perſiſchen Geſchichtſchreibers, des Mirkud, daß dieſer Muſelmann mehr für den Caliſen, als für ſeine Gegner eingenommen war: Denn als er den Zobeir, deſſen Verrätherey ihm bekandt war, von weiten kommen ſahe, ſo fragte er ſeine Leute, ob einer von ihnen dieſen Mann kenne, und es auf ſich nehmen wolle, ihm ſeinen Kopf zu bringen.

Amru-ebn-Giarmuz trat ſo gleich hervor, dieſes Geſchäfte auf ſich zu nehmen, und ſprengte auch den Augenblick auf den Zobeir los. Als dieſer einen Reuter auf ſich zukommen ſahe, rief er ihm zu, in einer gewiſſen Entfernung zu bleiben. Unterdeſſen machten ſie doch gar bald mit einander Bekandtſchaft, und ſtiegen von ihren Pferden, ſich mit einander zu unterreden. Eben als ſie mit einander von dem, was bey der Armee des Caliſen vorgehe, ſprachen, kam die Stunde des Gebets. Zobeir kündigte ſie an, indem er Salat, das iſt: zum Gebete, rief, und warff ſich auch ſo gleich zur Erden. Amru ergriff dieſe Gelegenheit, und ſchlug ihm mit einem Streiche den Kopf ab.

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656.

Geſinnung des Ali wegen des Todes des Zobeir.

Der Muſelmann, an ſtatt ſeinem Anführer, dem erhaltenen Befehle gemäß, dieſes Haupt zu bringen, begab ſich zur Armee des Califen, und kam eben zu der Zeit an, als ſich das Glück für den Ali zu erklären anfing. Amru glaubte die Vortheile, welche der Calif davon getragen hatte, um ein groſſes zu vermehren, wenn er ihm den Kopf ſeines Feindes darreichte. Doch Ali war weit entfernt, das geringſte Vergnügen darüber zu bezeigen, ſondern das Schickſal des Zobeir gieng ihm vielmehr nahe. Er machte dem Amru ſehr harte Vorwürffe, und bedrohete ihn ſo gar mit der Hölle. Dieſer hatte ſich auf eine gute Belohnung geſpitzt, und erſtaunte alſo nicht wenig, daß ganz das Gegentheil erfolgte; er konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Zorn wider den Califen ausbrechen zu laſſen, und ſagte ihm unter andern: **Du biſt das unglückliche Schickſal der Muſelmänner. Wann dich jemand von deinem Feinde befreyet, ſo droheſt du ihm mit der Hölle; und wenn man einen von den deinigen tödtet, ſo iſt man den Augenblick ein Geſelle des Teufels.**

Der Tod des Tellah und Zobeir, und die gänzliche Flucht der Rebellen, verſchaften dem Ali einen vollkommenen Sieg. Er hatte in dem Schooße des Staats keinen Feind mehr zu fürchten; Aiesha war ſelbſt gefangen genommen worden; ſie hatte vergebens mit den

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656.

Flüchtigen davon zu kommen geſucht; ihrem Kameele waren in der Hitze des Treffens die Schenkel abgehauen worden, daß es alſo nothwendig auf dem Platze bleiben mußte. Hier war es, wo der Calif eine Unterredung mit ihr hatte.

Die Unterredung fing ſich durch beyderſeitige Vorwürffe an. Doch Ali, welcher ſich ſeine Vortheile eben nicht zu Nutze machen wollte, nahm gar bald einen ſanftmüthigen Ton an. Er begegnete der Aiesha ſehr höflich, und erwieß ihr die Ehre, ſie unter Begleitung ſeiner zwey Söhne, nach Medina zurück zu ſenden. Ehe er ſie verließ, rieth er ihr auf eine höfliche aber doch ernſthafte Art an, ſich nicht weiter in Staatsgeſchäfte zu miſchen, und beſonders keine Partheyen mehr zu machen, damit man ihr keine ſolche Unruhen mehr vorzuwerffen habe.

Ali theilet den Raub.

Nachdem Aiesha weg war, gab Ali Befehl die Beute zuſammen zu bringen, und war darauf bedacht, ſie zu theilen. Er machte bey dieſer Gelegenheit eine ſehr weiſe Anordnung, welche ihm die Gemüther ſeiner Trupen gewinnen mußte; er ließ nehmlich bey der Theilung einen Theil bey Seite legen, welcher unter die vertheilt werden ſollte, deren Anverwandte in dem Treffen geblieben waren. Kurz darauf begab er ſich von Baſrah wieder weg, und ließ den Abdallah-ebn-Abbas als Statthalter daſelbſt.

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

Ali nimmt ſeinen Sitz zu Cuſſah.

Der Calif erwehlte nunmehr Cuſſah zu dem Sitze ſeines Reiches. Er wollte der Stadt durch dieſen rühmlichen Vorzug ſeine Dankbarkeit gegen die Dienſte bezeugen, welche ihm die Einwohner geleiſtet hatten, deren Beyſtande und Tapferkeit er ſeinen ganzen Sieg zu danken hatte.

Er erſucht den Moavias, ihn für den Califen zu erkennen.

Als Ali ſein Anſehen wieder ein wenig befeſtiget ſahe, ſo fing er an, die Händel des Moavias etwas weniger zu befürchten. Unterdeſſen beſchloß er doch, nicht mit offenbarer Gewalt wider ihn zu verfahren. Er vergaß alſo die Beleidigung, die ihm dieſer Muſelmann, durch die ungeziemende Antwort auf ſeinen Brief, erwieſen hatte, und beſchloß noch einen zweyten Brief an ihn zu ſchreiben, und ihn zur Unterwürfigkeit anzuhalten.

Amru nimmt an dem Aufſtande des Moavias Theil.

Moavias blieb die Antwort lange Zeit ſchuldig, weil er nichts unternehmen wollte, bevor er nicht den Amru-ebn-al-As, den berühmten Eroberer Aegyptens, um Rath gefragt. Dieſer war von dem Omar zum Statthalter dieſer Provinz eingeſetzt, von dem Othman abgeſetzt, und wieder eingeſetzt, und endlich von dem Ali zurück beruffen worden. Moavias hatte nicht unterlaſſen ſich mit einem ſo vornehmen Mißvergnügten genau zu verbinden, und jeder war darauf bedacht, die Unruhen fort dauren zu laſſen, um den Califen nach und nach bey dem Volke verhaßt zu machen. Nach-

XII. Hegire 36. n.C.G. 656.

dem alſo Moavias den Brief des Ali erhalten hatte, ſo gab er ſogleich dem Amru davon Nachricht, und bat ihn, ſeine Meinung auf das ſchleinigſte davon zu melden. Uebrigens verſicherte er ihm, daß ſein Wille noch immer ſey, den Tod des Othmans zu rächen, daß ganz Syrien eben ſo gedächte, und daß er alles anwenden würde, das Volk bey dieſen Geſinnungen zu erhalten.

Amru erhielt den Brief des Moavias in Paleſtina, wo er ſich damals befand: er freute ſich ungemein, daß dieſer Stattzalter noch immer geſonnen ſey, ſich dem Ali zu widerſetzen. Er ließ ihm ſagen, daß er ſich in kurzen mit ihm zu verbinden hoffte, um den Tod des Califen gemeinſchaftlich zu rächen.

Er erinnerte ſich nicht mehr, daß Othman ehedem nicht aufgehört habe, ihn zu verſchreyen, daß er ihm, als er den Thron beſtiegen, die Statthalterſchaft Aegyptens genommen, und daß er ihn nur aus Zwang wieder eingeſetzt, weil ſich ganz Aegypten für ihn erklärt hatte. Ali hatte, bey Antritt ſeiner Regierung, ihn aufs neue abgeſetzt; und dieſes war genug, ſich wider ihn aufzuwerffen, und mit dem Moavias in ein verderbliches Bündniß zu treten, welches das muſelmänniſche Reich zerriß, und endlich dem Califen Kron und Leben koſtete.

Der Sieg, welchen Ali davon getragen hatte, knüpfte das Band der Freundſchaft zwiſchen

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656.

dem Amru und Moavias noch immer feſter. Sie begriffen leicht, daß Ali, da er durch dieſen Sieg weit mächtiger geworden wäre, leicht ſo wohl mit dem einem, als mit dem andern fertig werden würde, wann ſie ſich von einander trennten. Wann ſie aber ihre Kräfte vereinten, ſo würde das Unternehmen ſchwerer, und man könnte ſo gar hoffen, daß zwey Heerführer, welche ſo wohl ihre Eroberungen als ihre Staatsklugheit berühmt gemacht hatten, dem Anſehen des Califen das Gleichgewichte halten, und ihn endlich gar zu Grunde richten würden.

Moavias bringt die Syrer auf ſeine Seite.

Indem Moavias die Ankunft des Amru erwartete, bemühete er ſich die Syrer immer mehr und mehr wider den Ali aufzuhetzen und auf ſeine Seite zu bringen. Er ſchrie ihn als den Mörder des Othmans aus, deſſen Tod er rächen müſte, weil er mit ihm aus dem Geſchlechte des Ommiah herſtamme, und groſſe Wohlthaten von ihm genoſſen habe, indem er die Statthalterſchaft Syriens, die ihm der neue Calif wieder nehmen wollen, von ihm erhalten.

Man hat geſehen, daß Moavias ſchon ein beträchtliches Heer auf die Beine gebracht, welches mehr als hinlänglich geweſen wäre, dem Califen, während der erſten Unruhen, die ſich in Medina erhoben, die Spitze zu bieten. Doch ſeit dem Siege, welchen Ali über die Rebellen davon getragen, waren ſeine Kräfte ſo ſehr gewachſen, daß man, ohne vorher die größte Vorſicht ange-

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656.

angewandt zu haben, nicht wider ihn ausziehen konnte. Uebrigens war der Anſchlag, welchen Moavias hatte, ſo groß, daß er nothwendig ſehr zahlreiche Trupen haben muſte, wenn er ſeine ehrgeitzige Abſicht erreichen wollte.

Er gab ſich alſo jetzt mehr Mühe, als jemahls, die Gemüther des Volks zu gewinnen, und ſchien, ohne ſeine heimliche Abſichten im geringſten merken zu laſſen, keinen andern Zweck zu haben, als den Tod des Othmans zu rächen. Das Volk, welches ſeine Liebe gegen dieſen Califen ſchon damals, als man ſein blutiges Gewand öffentlich zur Schau geſtellt, bezeigt hatte, legte neue Beweiſe ſeiner Zärtlichkeit ab, als Moavias in der groſſen Moſchee zu Damaſcus eine Rede dieſerwegen hielt.

Er beſchuldigte den Ali öffentlich, daß er den Othman ſeinem Ehrgeitze aufgeopfert habe, um den Thron an ſich zu bringen. Er gab vor, daß die Erwählung des neuen Califen von dem Volke nicht ſey beſtätiget worden; daß er verſchiedne Muſelmänner gezwungen habe, ihn zu huldigen; daß er den Zobeir und Tellah, weil ſie ſich wider ſeine Wahl geſetzt, mit den Waffen verfolgt; daß er, nach erhaltenem Siege über dieſe großmüthigen Vertheidiger des Othmanniſchen Bluts und der Freyheit des Volks, die Wittwe des Propheten beſchimpft habe; daß er zwar dieſe Mutter der Gläubigen bey dem Leben gelaſſen, daß dieſes aber bloß aus Furcht

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

Furcht eines allgemeinen Aufſtandes geſchehen ſey; und daß endlich dieſer triumphirende Caliſ im Anzuge ſey, nach Syrien zu kommen, und ihm die Statthalterſchaft zu nehmen.

Dieſe Rede, welche mit vieler Heftigkeit abgelegt wurde, machte bey den Gemüthern Eindruck, ſo daß ſich in der Verſammlung ein Murren erhob, welches ihm einen allgemeinen Beyfall zu verſprechen ſchien. Er machte ſich dieſen Augenblick zu Nutze, ſeine Zuhörer noch mehr zu bewegen, und ſprach: **Solltet ihr wohl, ihr Syrer, mich bey einer ſo gerechten Sache verlaſſen? Wann ich auch, mit Vergieſſung meines Bluts, den Tod des Othmans räche, werde ich dadurch nicht euern Gebieter, euren Wohlthäter, euren Vater rächen?**

Amru kömmt nach Damaſcus.

Das Ende dieſer Rede ward durch die Ankunft des Amru unterbrochen, welcher unverhoft an der Spitze der Hülfsvölker, die er dem Califen zuführte, in Damaſcus erſchien. Man will, daß dieſe unvermuthete Ankunft von dieſen zwey Feldherren auf eine geſchickte Art ſey verabredet worden, damit das Volk, welches durch die Rede des Moavias ſchon gerührt worden, von ſich ſelbſt durch ſeinen Zuruff dasjenige, was nunmehr vorgehen ſolle, billigen möge.

So bald man die Ankunft des Amru gemeldet hatte, war Moavias von ſeinem Rednerſtuhle

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

ſtuhle geſtiegen, und ihm entgegen gegangen. Alle, die in der Moſchee waren, begaben ſich gleichfalls heraus, und folgten ihrem Statthalter, welcher, indem er dem Amru entgegen ging, zu denen, die um ihn waren, ſagte, daß dieſe Ankunft ein Wunder ſey, und daß man eine ſo groſſe Geſchwindigkeit faſt gar nicht glauben könne. Unter dieſen Reden war er bis auf den groſſen Platz der Moſchee gegen über gekommen, als er den Amru antraf.

Moavias wird zum Califen erklärt.

Das ganze Volk ſchien vor Erſtaunen auſſer ſich zu ſeyn, als es ſahe, daß ſich dieſer dem Moavias zu Füſſen warf; das Erſtaunen aber ward noch weit gröſſer, als man den Amru ihm den Eid der Treue leiſten und erklären hörte, daß er ihn für ſeinen Califen erkenne. Die Zuſchauer waren allzuwohl vorbereitet, als daß ſie dieſem Beyſpiele nicht hätten folgen ſollen. Man ging dabey auf eine recht unſinnige Art zu Werke, und ganz Damaſcus erſcholl von dem Freudengeſchreye und den lermenden Zuruffungen des Volks, welches ſich für den neuen Califen erklärte. Das Gerüchte von dieſer ſonderbaren Wahl verbreitete ſich gar bald durch alle Städte Syriens, und eine jede beneidete das Schickſal der Stadt Damaſcus, welche durch dieſen Zufall der Sitz des muſelmänniſchen Reichs werden ſollte.

Er giebt dem Ali von diesem Zu-

Es währte nicht lange, ſo bekam Ali von dieſer verdrießlichen Begebenheit Nachricht;

was ihm aber dabey am empfindlichſten ſeyn mußte, war die beleidigende Art, mit welcher ihm Moavias das vorgegangene berichtete. Dieſer Statthalter hatte bis jetzt den Bothen des Califens bey ſich behalten, ohne ihm eine Antwort zu ertheilen; ſo bald ſich aber dieſe groſſe Veränderung ereignet hatte, ließ er ihn vor ſich ruffen, und gab ihm den Brief, worinne er ſeinem Herrn dieſen unglücklichen Streich meldete, welchen man ſeinem Anſehen beygebracht habe.

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

falle Nachricht.

Dieſer Aufſtand war um ſo viel mehr zu befürchten, je gröſſer die Hochachtung war, in welcher Moavias bey dem Volke, welches er regierte, ſtand. Übrigens war Syrien eine ſehr groſſe Provinz, eben ſo reich als mächtig, und vermöge der Häfens, welche es an dem mittelländiſchen Meer hatte, im Stande, fremde Hülffe zu bekommen.

Ali zieht wider die Rebellen aus.

Ali verſuchte anfangs, auf alle mögliche Art, die Gemüther wieder mit guten auf den rechten Weg zu lenken. Ermahnungen, Verſprechungen, ein ewiges Vergeſſen alles vorgegangenen, Vorſtellungen; mit einem Worte, alles ward von dem Califen angewandt; aber vergebens. Er mußte alſo ein ander Mittel ergreiffen, und dasjenige mit Gewalt zu erlangen ſuchen, was er durch Güte und Mäßigung nicht erhalten konnte. Er brach von Cuffah an der Spitze von achtzigtauſend Mann auf, und zog gegen Syrien los.

Ali. Hegire 36. n. C. G. 656.

Als er an den Grenzen dieſer Provinz anlangte, ſo hielt er eine Weile daſelbſt ſtille, um ſeine Trupen, welche auf dem Marſche ſehr viel Beſchwerlichkeiten ausgeſtanden hatten, ſich erhohlen zu laſſen. Hier nun war es, wo ſich, wie die arabiſchen Geſchichtſchreiber erzehlen, eine beſondre Begebenheit ereignete, welche die Muſelmänner in die größte Verwunderung ſetzte, und ihre Ergebenheit und Hochachtung gegen den Califen um ein groſſes vermehrte.

Er entdeckt einen Brunnen, welcher ſeine Armee mit Waſſer verſorgt.

Weil das Waſſer in dem Lager des Ali zu fehlen anfieng, ſo ſchickte er Leute aus, welche in der Gegend eine Quelle oder Ciſterne aufſuchen ſollten, die ſeine Völcker verſorgen könnte. Man brachte einen alten Einſiedler daſigen Landes, den man unweit von dem Lager in der Höle gefunden hatte, zu ihm; als dieſer Einſiedler von dem Califen gefraget ward, antwortete er: daß nicht mehr als eine Ciſterne in der Gegend befindlich wäre, welche nicht mehr als zwey oder drey Eimer hielte; allein er gab ihm zu erkennen, daß er ein Mittel wiſſe, weit ergiebigere Quellen zu finden. Hierauf ſagte ihm der Calif: Es ſey ihm nicht unbekannt, daß die alten Patriarchen in dieſer Gegend viele Brunnen gegraben hätten; allein es ſey ſehr ſchwer, ſie zu entdecken.

Der Einſiedler verſetzte: Er habe immer erzehlen hören, daß an dem Orte ſelbſt, wo er ſich ietzt befände, eine ſehr reiche Quelle ſeyn ſolle, deren Zugang aber mit einem auſſerordentlich groſſen Steine verſchloſſen wäre; und daß man dieſerwegen von undenklichen Zeiten her eine gemeine Sage hätte: als ob nur ein Prophet, oder deſſen Anverwandter, dieſen Stein hinweg heben könne.

Ali.
Hegire 36.
n. C. G. 656.

Ali ließ ſo gleich an dem Orte, wo er ſich befand, eingraben, und man fand würklich in einer ſehr geringen Tiefe dieſen ungewöhnlichen groſſen Stein, deſſen der Einſiedler erwähnet hatte. Der Calif trat herzu, rührete den Stein an, und hub ihn ohne Schwierigkeit in die Höhe. Der Einſiedler ward von einem ſo erſtaunlichen Wunder gerühret, und warf ſich dem Ali zum Füſſen; Er erkannte ihn für einen Propheten, und lief, zur Beſtätigung dieſer dem Califen beygelegten Würde, auf das ſchleunigſte zu ſeiner Einſiedlerey, von welcher er den Augenblick wieder zurück kam, und die Beweiſe ſeines Vorgebens mitbrachte; dieſe beſtunden in einem alten Pergamente, welches Simeon-Ben-Saſa (das iſt: Simon, der Sohn des Cephäs) einer von den Apoſteln JEſu Chriſti, mit eigner Hand ſolle geſchrieben haben, und auf dem man an einer ſehr beſchädigten Stelle dieſes laß: Daß zur Zeit des letzten Propheten der Brunnen entdeckt und der Stein ſolle aufgehoben werden. Die leichtgläubigen Muſelmänner ſahen dieſes Denkmal als ein glaubwürdiges Document an, wieder das man ohne Ruchloſigkeit nichts einwenden

Ali.
Hegire 37.
n. C. G. 657.

wenden könne, und danketen nebſt dem Ali dem Himmel für eine ſo wunderbare Schickung.

Scharmützel zwiſchen den zwo Armeen.

Nachdem die Trupen eine zeitlang ausgeraſtet hatten: So begab ſich Ali wieder auf den Marſch, und rückete auf Saffein los, wo er wußte, daß der Feind ſich gelagert hatte. Dieſer Annäherung ungeachtet fiel doch ein ganzes Jahr hindurch kein ſonderliches Treffen vor; auſſer einigen Scharmützeln und kleinen Handgemengen zwiſchen verſchiedenen Geſchwadern, die von Zeit zu Zeit das Land durchſtreiffeten. Es ſchien, als ob die Häupter auf beyden Theilen die Entſcheidung ihres Schikſals dem Eigenſinne des Glücks nicht gern überlaſſen wollten.

Unterdeſſen raffeten dieſe verſchiedenen Scharmützel in einer gewiſſen Zeit beynahe eben ſo viel Leute hin, als ob man eine ordentliche Schlacht geliefert hätte. Ali verlohr mehr als fünf tauſend Mann, unter denen man dreyßig zählete, welche Gefährten des Mahomets geweſen waren. Der vornehmſte unter dieſen war Ammar-Ebn-Yaſſer, welcher die Reuterey des Califen anführete. Er hatte den Propheten in verſchiednen Schlachten ſehr wichtige Dienſte geleiſtet und ſich unter den Muſelmännern ein ſehr groſſes Anſehen erworben. Er war ungefehr neunzig Jahr alt, da er um das Leben kam.

Moavias ſchläget den Zweykampf mit dem Ali aus.

Ali hatte verſuchet, das Blut ſeiner Völker zu ſchonen, indem er dem Moavias vorgeſchlagen ihren Streit durch einen Zweykampf auszumachen: Allein dieſer verwarf den Vorſchlag, ob ihn gleich Amru Vorſtellungen genug that, daß er ihn nothwendig annehmen müſſe. Moavias antwortete ihm: Es ſey dem Ali allezeit bey ſolchen Gelegenheiten geglücket, ſeinen Mann zu tödten; Er wolle ſich alſo einer gleichen Begegnung nicht ausſetzen. Amru beſtand mit Gewalt darauf, und ließ ihn überlegen, daß dieſe abſchlägliche Antwort ihn beſchimpfen würde. Moavias gerieth in Zorn, daß man ihm ſo ſehr zuſetze, und beſchloß die Unterredung damit, daß er zu dem Amru mit einer ſehr bittern Art ſagete; Er wünſche ſeinen Tod vielleicht nur deßwegen, damit er ſich ſelbſt hernach zum Califen aufwerffen könne.

Ali.
Hegire 37.
n. C. G. 657.

Moavias lies alſo lieber ſeine Leute ſich ſchlagen, als daß er ſich ſelbſt hätte herumſchlagen ſollen, und war ſehr ſorgfältig, bey den häuffigen Scharmützeln, die ſeit des Ali Ankunft vorfielen, ſich der Gefahr nicht allzuſehr auszuſetzen. Sie waren alle für den Moavias auſſerordentlich nachtheilig, ſo, daß ſich ſein Verluſt, wie die arabiſchen Geſchichtſchreiber melden, bey nahe auf fünf und vierzigtauſend Mann belief.

Ali ward durch die täglich davon getragnen Vortheile angefeuert, und machete ſich nächſtens auf einen Hauptſieg die Rechnung, wenn entweder der Feind das Treffen annehmen, oder

ſich

Ali.
Hegire 37.
n. C. G. 657.

ſich zum Rückzuge entſchlüſſen wollte. Doch nachdem Moavias über die Maaßregeln, die man bey ſo traurigen Umſtänden ergreiffen müſſe, zu Rathe gegangen war: So erdachte man ein Mittel, ihn aus der Verwirrung zu reiſſen, indem man die Uneinigkeit unter die Trupen des Ali brachte.

Kriegsliſt, deren ſich Moavias, die Trupen des Ali abzuhalten, bedienet.

Man ließ nehmlich an die Piken Korane mit dieſer Unterſchrift binden: **Dieß iſt das Buch, welches unſre Streitigkeiten entſcheiden ſoll, und welches das Blut der Muſelmänner, wie jezt geſchieht, ohne Urſache zu vergieſſen, verbiethet.** Denjenigen, welche dieſe Piken trugen, war befohlen, zugleich dieſe Unterſchrift auszuruffen, wenn ſie wider den Feind anrücken würden. Moavias, welcher ſich von dem guten Fortgange dieſer Kriegsliſt viel verſprach, bedienete ſich derſelben in einem Treffen, in welchem ſeine Trupen, durch die Wuth, mit der man ſie verfolgete, beynahe gänzlich in die Pfanne wären gehauen worden. Damals nun ließ er die Soldaten, welche die beſchriebnen Piken trugen, anrücken; und ſogleich höreten die Araber aus dem arabiſchen Irak, die den Kern der Armee des Ali ausmacheten, gänzlich zu ſtreiten auf, und verlangeten von dem Feldherrn, er ſolle zum Abzuge blaſen laſſen. Ali wandte alles mögliche an, ſeine Soldaten wieder zu recht zu bringen, indem er ihnen vorſtellete, daß es nur eine von dem Feinde aus Verzweiflung

Ali. Hegire 37. n. C. G. 657.

lung erfundne Kriegsliſt wäre. Alle ſeine Vorſtellungen wurden nicht angehöret, und man ſagte ihm rund heraus: Wann er nicht im Guten zum Abzuge wolle blaſen laſſen; ſo würde man die Waffen ſelbſt niederlegen.

Man muſte ſich alſo dem lermenden Geſchreye der aufrühriſchen Soldaten unterwerffen, und eben zu einer Zeit zum Abzuge blaſen laſſen, da man ohne viel Mühe einen vollkommenen Sieg hätte davon tragen können.

Da der Streit alſo unterbrochen ward; ſo fing man an Unterhandlungen zu pflegen, um Mittel ausfindig zu machen, den Streit, den man nicht mit den Waffen ſchlichten wollte, in der Güte beyzulegen. Man ſchlug dem Geſetze des Mahomets gemäß vor, die Entſcheidung zween Schiedsrichtern zu überlaſſen, von denen Moavias den einen, und Ali den andern erwählen ſollte.

Man überläſſet den Streit der Entſcheidung zweer Schiedsrichter.

Da man dieſe Einrichtung, ohne den Ali zu Rathe zu ziehen, gemacht hatte; ſo kam man endlich, und fragte ihn um ſeinen Beyfall. Er antwortete ganz kaltſinnig: **Derjenige, der ſeine Freyheit nicht hat, kan keinen Rath geben.** Dieſe Antwort, die ſeinen Widerwillen zur Gnüge entdeckete, war Urſache, daß diejenigen, welche die Unterhandlung mit dem Moavias angefangen hatten, von ſelbſt darinn fortfuhren, um es zu einem Vergleiche zu bringen. Sie ernenneten daher, aus eigener Macht, Ali. Hegire 37. n. C. G. 657. auf Seiten des Ali, den Abu-Muſſa-al-Aſchari; einen Muſelmann, der wegen ſeiner Redlichkeit ſehr berühmt, aber auch ſehr leicht zu hintergehen war, zum Schiedsrichter.

Ali willigte mit Verdruſſe in dieſe Ernennung ein; Er redete ſo gar davon mit dem Anführer der Soldaten aus Irak, die die Ausführung dieſer Angelegenheit übernommen hatten, und ſchlug ihm vor, den Muſſa zurück zu ruffen, und den Abdallah-ebn-Abbas an ſeine Statt zu ſchicken. Allein man antwortete ihm, daß dieſer ſein naher Anverwandter ſey, und alſo bey einer Sache nicht könne gebrauchet werden, die durchaus unpartheyiſche Richter verlange.

Von Seiten des Moavias ernennete man den berühmten Amru-ebn-al-As zum Schiedsrichter, der mit Recht für den geſchikteſten und ſpitzfindigſten unter den Arabern gehalten ward. Dieſem ſo wohl, als dem Muſſa, gab man eine von dem Ali, von dem Moavias, und von den vornehmſten Anführern beyder Kriegsheere eine unterzeichnete Schrift in die Hände, in der man ſich von beyden Theilen anheiſchig machte, alles, was von den Schiedsrichtern geſprochen würde, treulich in das Werk zu richten.

Als man über dieſen Punct einig war, ſo machete man einen Entwurff, deſſen Ausdrücke beynahe einige Zerrüttung verurſachet hätten. Derjenige, welcher ihn aufgeſetzet, hatte mit die-

Ali.
Hegire 37.
n. C. G. 657.

dieſen Worten angefangen: Ali, Haupt und Beherrſcher der Muſelmänner, verwilliget dem Moavias unter folgenden Bedingungen den Frieden, u. ſ. w. Als Moavias dieſen Titel geleſen hatte, wollte er durchaus nichts unterzeichnen; weil er den Ali in dieſer Würde nie erkannt hätte. Ich müßte ein ſehr boßhafter Mann ſeyn, ſagete er, wenn ich mit dem Krieg führete, den ich für das Haupt und für den Beherrſcher der Muſelmänner erkennete. Amru-ebn-al-As ſetzete ſich gleichfalls wider dieſen Titel, und drang mit Nachdruck auf deſſelben Ausſtreichung. Auf der andern Seite aber riethen dem Ali ſeine Anhänger, nicht nachzugeben, und dieſe ruhmvolle Würde durchaus nicht unterdrücken zu laſſen.

Ali war anfangs ſehr unentſchloſſen; doch bequemete er ſich endlich, dieſen Titel dem Beſten des Friedens aufzuopfern. Er entdeckete die Urſachen ſeiner Aufführung in einer Unterredung, die er mit dem Hanaf-ebn-Kais, welcher einer andern Meinung war, dieſerwegen hatte.

Ich erinnere mich, ſagte Ali, daß, als ich Schreiber bey dem Mahomet war, der Prophet, mein Schwiegervater, ſich in dem Friedensſchluſſe, den er mit dem Sohail, welcher ſich wider ihn empöret hatte, einen Apoſtel und Geſandten Gottes nennete. Als Sohail dieſen Ti-

Ali.
Hegire 37.
n.C.G. 657.

tel ſah, wollte er den Frieden nicht unterzeichnen, und ſagete zu mir: Wenn ich deinen Schwiegervater dafür hielte; ſo würde ich ihn wahrhaftig nicht bekrieget haben. Streiche dieſe Benennung alſo nur ſo gleich aus! Mahomet ſagete hierauf zu mir: daß dieſer Titel von dem Friedensſchluſſe im geringſten nicht abhienge, daß es auf die Zeit ankommen würde, ſeine Wahrhaftigkeit zu beſtätigen; und daß ich ihn alſo nur hinweg laſſen könnte. Er kehrete ſich hierauf zu mir, und ſprach; Denke einmal hieran, wenn du dich in gleichen Umſtänden befinden wirſt. Ali ließ dem Hanaf alſo überlegen, daß der Friede dieſe Aufopferung ſeiner Würde nothwendig erfordre, und daß er alſo ganz wohl darein willigen könne, da er das verehrungswürdige Beyſpiel des Propheten vor ſich hätte.

So bald dieſe Schwierigkeit gehoben war, unterzeichnete man den Friedensſchluß; und gleich darauf begab ſich Ali nach Cuſſah, und Moavias nach Damaſcus. Sie lieſſen ihren Feldherren die Aufſicht über die Trupen, und zu Verwaltung der geiſtlichen Verrichtungen ernennete ſich jeder einen Iman.

Wie ſich die beyden Schiedsrichter bey dieſer

Nachdem den Schiedsrichtern der Ort, an welchem ſie ihre gemeinſchaftlichen Ueberlegungen anſtellen ſollten, angezeiget war, begaben ſie ſich

Ali.
Hegire 37.
n. C. G. 657.

Gelegenheit
verhalten.

ſich kurz nach der Abreiſe des Ali und des Moavias dahin. Amru, welcher die Gemüthsart ſeines Mitgehülfen kannte, überhäufete ihn gleich anfangs mit Höflichkeiten und freundſchaftlichen Verſicherungen; und durch dieſes Mittel gelang es ihm, denſelben zu überreden, das beſte, was man bey der Sache thun könne, ſey dieſes, wenn man alle beyde Califen abſetze, und einen neuen erwähle, der dem ganzen Volke angenehm ſey.

Nachdem ſie ſich ſolcher geſtallt mit einander verabredet, begab ſich jeder wieder in ſein Lager; und als der Tag der Entſcheidung heran kam; rücketen die Armeen des Ali und des Moavias einander näher; worauf man in der Mitte eine Art von Richterſtuhl aufrichtete, auf welchem die beyden Schiedsrichter ihre Entſcheidung bekannt machen ſollten.

Gleich anfangs ſtritten ſie mit einander auf das höflichſte, welcher von ihnen beyden zuerſt das Wort nehmen ſollte. Muſſa wollte dem Amru dieſe Ehre laſſen; dieſer aber, der ſeine Urſachen hatte, weigerte ſich derſelben ſo ſehr, daß Muſſa endlich nachgeben muſte. Er ſtieg alſo auf den Richterſtuhl, und ſagete mit lauter Stimme dieſe wenigen Worte: **Ich ſetze den Ali und den Moavias von der Regierung, auf die ſie Anſpruch machen, ab, und nehme ihnen dieſe Würde auf eben die Art, wie ich dieſen Ring von mei-**

Ali.
Hegire 37.
n. C. G. 657.

nem Finger ziehe. Er zog den Ring auch in der That ab, und ſtieg ſogleich von dem Richterſtuhle herunter.

Als Amru hierauf eben den Platz einnahm, zog er ſeinen Ring, ehe er noch zu reden anfieng, ab, und ſprach zu der Verſammlung: Ihr habt gehöret, daß Abu-Muſſa den Ali abgeſetzet hat: Ich für mein Theil ſetze ihn gleichfalls ab, und ertheile dem Moavias die Califenwürde, mit der ich ihn auf eben die Art bekleide, wie ich dieſen Ring an meinen Finger ſtecke. Ich thue dieſes mit deſto größrem Vergnügen und Rechte, jemehr er des Othmans Erbe, und ſein Blut zu rächen entſchloſſen iſt.

Die Anhänger des Ali, welche über den Muſſa ſehr ungehalten geworden waren, als er ihren Califen abgeſetzet hatte, wurden es noch weit mehr über den Amru, welcher die Einfalt ſeines Mitgehülfen gemißbrauchet hatte, dieſe Abſetzung zu beſtätigen und ſeinen Todfeind an ſeine Stelle zu ſetzen. Muſſa beklagete ſich gleichfalls ſehr heftig, daß Amru wider ihre Abrede gehandelt habe; Allein die Anhänger des Moavias betrachteten dieſe Sache nichts deſto weniger, als geſchlichtet, wollten ſich daher in keine Unterſuchung einlaſſen, und macheten ſich gefaßt, die Gültigkeit ihres Hauptes zu vertheidigen.

Ali.
Hegire 37.
n. C. G. 657.

Urſprung der Trennung unter den Muſelmännern.

Die zwo Partheyen fiengen nunmehr die unter den Mahometanern ſo bekannte Trennung an, indem ſie vermittelſt einer gewiſſen Formel, die man mit lauter Stimme ausſprach, ſo oft in den Moſcheen Reden gegen das Volk gehalten wurden, einander beyderſeits verfluchten. Hieraus nun ſind die zwo berüchtigten Secten entſtanden, von denen die eine Aliden, von dem Califen dieſes Namens, und die andere Ommiaden genennet wurden, weil Othman und Moavias, die Feinde des Ali, aus dem Hauſe des Ommiah waren.

Die Kharegiten verlaſſen die Parthey des Ali.

Währender Zeit, als man in Syrien war beſchäftiget geweſen, die Ruhe unter den Muſelmännern wieder herzuſtellen, muſte ſich Ali mit größtem Verdruſſe von einer Sekte verlaſſen ſehen, welche ihm bisher ziemlich war ergeben geweſen. Man nennete dieſe Sekte **Kharegiten**. Sie waren die ausgelaſſenſten Schwärmer, welche keine oberſte Gewalt erkannten, als ſo fern ſie ihren Nutzen bey der einen Parthey mehr, als bey der andern fanden.

Als ſich Ali nach Cuffah gezogen hatte, kamen einige von dieſen Sektirern zu ihm, und macheten ihm die heftigſten Vorwürffe, daß er bey einer ſo wichtigen Sache, als er mit dem Moavias gehabt hätte, ſeine Einwilligung zu der Wahl der zween Schiedsrichter ſo leicht gegeben habe.

Sie ſtelleten ihm vor, dieſes heiſſe eine Sache

Ali. Hegire 37. n. C.G. 657.

che muthwillig verlieren wollen, wenn man die Entſcheidung, die Gott allein zukäme, zween Menſchen überlieſſe. Sie fügeten hinzu: daß ob er gleich den Friedensſchluß, in welchem die Wahl dieſer zween Schiedsrichter genehm gehalten werde, unterzeichnet habe, er dennoch nicht gehalten ſey, ſich ihrem Ausſpruche zu unterwerffen: daß es vielmehr das rühmlichſte für ihn ſeyn würde, wenn er ſich an die Spitze ſeiner Trupen ſtellete, und den Feind ohne Verſchonung verfolgete.

Ali antwortete auf dieſe Vorſtellungen: Daß es wider ſeine Ehre ſeyn würde, ihren Anſchlägen zu folgen, weil er die Friedensunterhandlung unterzeichnet, und ſie mit einem Eyde zu halten verſprochen habe, wodurch er ſchlechterdings verbunden ſey, ſein Wort ſo zu halten; wie es das göttliche Geſetze gebiethe. Er fügete hinzu, durch ſein Verſehen ſey es nicht geſchehen, daß die Sache ſo übel ausgeſchlagen wäre, daß an dem ganzen Unglücke die Völker von Irak Schuld hätten, welche die Waffen niederzulegen gedrohet, wenn man das Treffen fortdauern lieſſe, nachdem der Feind den Koran an der Spitze ſeiner Trupen aufgeſtellet; daß er ſie dazumal für dieſem Fallſtricke gewarnet, daß aber ſeiner Vorſtellungen ungeachtet, die von Irak zu ſtreiten aufgehöret hätten; daß ihn ihre Meutereyen und Drohungen endlich genöthiget hätten, ſich dem richterlichen Ausſpruche zu unterwerffen, über den ſie ſich itzt beſchwe-

reten,

Ali.
Hegire 37.
n. C. G. 657.

reten, und daß er, dieſem Ausſpruche zu Folge, ſich ietzt in der That die Hände gebunden habe, und, ohne eydbrüchig zu werden, unmöglich dawider handeln könne.

Die Entſchuldigungen des Califen wollten den Kharegiten nicht in den Kopf; Sie machten Einwendungen dagegen, und endlich ſchlug die Unterredung in einen Streit aus, welcher ſich mit einem öffentlichen Aufſtande wider den Ali ſchloß. Sie erwähleten den Abdallah-ebn-Waheb zu ihrem Haupte, der ihnen eine Stadt, Namens Naharvan zu ihrem Verſammlungsorte ernennete, in der die Anzahl der Aufrührer in kurzer Zeit durch den Beytritt der Mißvergnügten von Cuſſah, Baſrah und andern arabiſchen Orten, ſehr ſtark anwuchs.

Sie predigen eine neue Lehre.

Ali war damals mit den Verdrüßlichkeiten, die ihm Moavias machete, allzuſehr beſchäftiget, als daß er auf dieſe neue Parthey viel Aufmerkſamkeit hätte wenden können. Er dachte daher nicht eher daran, dieſer Unordnung abzuhelfen, als bis dieſe Meuterey ſchon mehr, als fünf und zwanzigtauſend Mann, unter ihren Fahnen hatte. Sie breiteten ſich in kurzer Zeit in verſchiednen Gegenden Arabiens aus, wo ſie mit den Waffen in der Hand eine Lehre predigten, die der mahometaniſchen Religion ſchnurſtracks zuwider war.

Hegire 38.
n. C. G. 658.

Der ſchleunige Fortgang einer ſo gefährlichen Sekte bewegete endlich den Califen, es

Ali. Hegire 38. n. C. G. 658.

nicht länger zu verſchieben, dieſem Unheile abzuhelffen. Nachdem er es vergebens verſuchet hatte, ſie durch Güte zurecht zu bringen, zog er mit den Waffen in der Fauſt wider ſie aus, und ſchlug ſein Lager unweit dem Orte auf, an dem die Rebellen verſammlet waren.

Ali zerſtreuet die Parthey der Kharegiten.

Während der Zeit als ſeine Trupen ausraſteten, erſann er ein Mittel, welches er für fähig hielt, die Rebellen zu rühren, und ſie zu ihrer Schuldigkeit zurück zu bringen, ohne daß er das Blut der Gläubigen dadurch vergieſſen dürffe. Er ließ neben der Fahne, die an der Spitze des Lagers ſtund, eine Pike aufrichten, an der eine Schrift befeſtiget war, in welcher der Calife allen denen Gnade und Sicherheit verſprach, welche ſich zu ihm in ſein Lager, oder nach Cuffah, wenden wollten.

Ein gleiches ließ er unter dem Schalle der Trompeten bekannt machen, und ſah mit Vergnügen, daß er ſich in ſeiner Hoffnung nicht betrogen habe. Die rebelliſchen Trupen zerſtreueten ſich in ſehr kurzer Zeit, ſo daß von dieſer zahlreichen Parthey nicht mehr, als ungefehr viertauſend übrig blieben, mit denen Abdallah ihr Anführer dem Califen die Spitze biethen wollte. Allein, er ward ſeines kühnen Unternehmens wegen gar bald beſtrafet: Er blieb bey dem erſten Anfalle; und alle ſeine Völker wurden in die Pfanne gehauen; ſo, daß nicht mehr, als neun Mann von den viertauſenden,

Ali.
Hegire 38.
n.C.G. 658.

die das Treffen angefangen hatten, übrig blieben.

Dieſer Sieg machete, daß ſehr viele Araber, welche die Rebellen gegen den Ali erbittert hatten, wieder zu ihm kamen; und kurz darauf ſah er ſeine Gewalt unter ihnen ſo befeſtiget, daß er, nichts befürchten zu dürfen, glaubete. Es war genug, daß er ſo fürchterliche Feinde, als die Syrer waren, hatte, welche den Moavias, als ihrem Califen, beſtändig treu blieben und in ihrem Aufruhre verharreten.

Ali machet ſich fertig, wider den Moavias auszuziehen.

Ali hatte den Anſchlag gefaſſet, wieder nach Syrien zu kehren, in Hoffnung, ſein über die Kharegiten davon getragner Sieg würde die Anhänger des Moavias wankend machen, und ihm den Weg zu gröſſern Vortheilen eröffnen. Als ihm aber ſeine Heerführer vorſtelleten, daß, da die Trupen der Ruhe benöthiget wären, und der Krieg, den er vorhätte, ohne Zweifel anhaltend ſeyn würde, es der Klugheit gemäß ſey, ſich zu den diesfalls erforderlichen Anſtalten, die gehörige Zeit zu nehmen; So gab er endlich nach, und nahm alle Maaßregeln, ſeine Trupen in den Stand zu ſetzen, daß ſie ſich mit Ehren bey dem vorhabenden Unternehmen zeigen könnten. Er verſammlete alle ſeine Trupen bey Nakilah unweit Cuffah. Hier errichtete er ein Lager, in dem ſich ſeine Trupen erhohlen und durch die neue Mannſchaft, die er in Arabien werben und in den Kriegsübungen abrichten laſſen, verſtärken konnten.

Währen-

Ali. Hegire 38. n. C. G. 658.

Währender Zeit, da der Calife ſeine Kräfte wider den Moavias zuſammen zog, verſäumete dieſer fürchterliche Mitbuhler nichts, ſich wider den Ali zu erhalten, und das Volk, das ihm noch ergeben war, abſpenſtig zu machen. Er unternahm unter andern in Aegypten einen Aufſtand zu erwecken, und kam auf eine ſehr geſchickte Art damit zu Stande.

Aegypten war dem Ali beſtändig treu geblieben. Zwar hatte dieſe Provinz im Anfange ſeiner Regierung groſſe Bewegungen gemachet, und verlanget, daß er den Tod des Othmans rächen ſolle. Sie hatte ſo gar, als er Schwierigkeiten machete, ſich in ein ſo kißliches Unternehmen einzulaſſen, den Saad-ebn-Kais, welchen er ſtatt des Amru zum Statthalter eingeſetzet hatte, nicht aufnehmen wollen.

Saad ſetzt ſich in Aegypten für den Ali feſte.

Da aber bald darauf die Angelegenheiten ein wenig ruhiger geworden waren, hatte Saad verſuchet, wieder nach Aegypten zu kehren, wo es ihm endlich geglücket war, ſich, als Statthalter, feſtzuſetzen. Dieſer Muſelmann war ein Mann von der vollkommenſten Klugheit und der unverbrüchlichſten Treue. Er wuſte in dieſem Poſten ſich ſo geſchickt und vorſichtig aufzuführen, daß er, der groſſen Anzahl ungeachtet, die dem Moavias durchaus ergeben war, Mittel fand, das Beſte des Ali zu beſorgen, ohne der gegenſeitigen Parthey mißzufallen. Er erwarb ſich ſo gar bey den meiſten unter ihr die gröſten Lobeserhebungen. Ali. Hegire 38. n. C. G. 658.

Moavias macht ihn bey dem Ali verdächtig.

Als der verſchlagne Moavias ſahe, daß es ſchwer ſeyn würde, in dieſem Lande einen Aufſtand zu erregen, ſo lange es ein ſo kluger Mann regierete: ſo nahm er ſich vor, ihn zurück ruffen zu laſſen, wobey er auf folgende Art zu Werke ging. Er ſprengete in ganz Syrien aus, daß er von Aegypten nichts zu befürchten habe, weil er gewiß wiſſe, daß ſich dieſe Provinz, ſo bald es Zeit ſeyn, für ihn erklären würde; daß Saad einer von ſeinen eifrigſten Anhängern ſey, auf den er ſich um ſo viel mehr verlaſſen könne, je ungemeiner die Klugheit ſey, mit welcher er ſich aufführe, ſo daß man ihn ſicher die gröſten Geheimniſſe anvertrauen könne.

Dieſes Gerüchte, welches mit einer Art von Behutſamkeit ausgebreitet ward, kam gar bald überall herum. Moavias, der heimliche Kundſchafter und Anhänger an des Ali Hofe hatte, fand Mittel, dieſen Statthalter verdächtig zu machen. Man übertrieb ſeine Mäßigung, die er gegen die Feinde des Ali zeigete, und unterließ nichts, ihn auf alle mögliche Art bey dem Califen zu verſchwärzen.

Die Stelle, welche Ali bekleidete, war an und für ſich ſelbſt glänzend genug, den Neid der Hofleute zu erwecken, und es fanden ſich verſchiedene darunter, welche dieſes Gerüch-

Ali, Hegire 38. n. C. G. 658.

te zu beſtätigen ſucheten, um den Statthalter zu ſtürzen, und ſein Unglück in ihren Nutzen zu verwandeln. Ali ließ ſich durch dieſe Ränke überliſten. Man ſchilderte ihm dem Saad als einen Schuldigen ab. Anfangs zwar wollte er nichts glauben; diejenigen aber, welche ihren Vortheil darunter ſucheten, wuſten ihn ſo oft damit zu übertäuben, daß er ihn endlich zurück zu ruffen beſchloß, und den Mahomet, den Sohn des Abubekers, in ſeine Stelle einſetzete.

Saad wird zurück gerufen, und ſeine Statthalterſchaft dem Mahomet ergeben.

Die Aufführung, die dieſer neue Statthalter beobachtete, hatte alle Wirkungen, die ſich Moavias von dieſer Veränderung verſprach. Mahomet glaubete, ſich bey dem Ali einzuſchmeicheln, wenn er ſeine Feinde auf das härteſte verfolgete, und beſonders die Anhänger des Moavias nicht im geringſten verſchonete. Dieſer unbedachtſame Eifer erbitterte die Aegypter wider den Mahomet; und ſelbſt die, welche dem Ali am ergebenſten waren, konnten ſich nicht enthalten, die Schärfe, die man wider die Gegenparthey brauchete, zu verdammen. Sie ſahen mit Schmerzen voraus, daß ein ſolches Verfahren das Anſehen des Kaliffen gänzlich zu Boden werfen, und nach der Ruhe, die man unter dem Saad genoſſen hatte, nichts als Unruhen verurſachen würde.

Aſchtar, welcher an ſeine Stelle kömmt, wird vergiftet.

Als Ali ſchleunig von der Gefahr Nachricht bekam, mit welcher ſein Anſehen in Aegypten bedrohet würde, wenn er dem Mahomet die Statt-

Ali. Hegire 38. n. C. G. 658

Statthalterſchaft länger lieſſe; ſo ernennete er den Uſchſtut-Malek, ihn abzulöſen. Dieſer Muſelmann ſtund ohne Zweifel in einem allzugroſſen Anſehen, als daß Moavias ſich für ſeiner Ankunft nicht hätte fürchten ſollen. Er ſchickete ihm daher, ſo bald er ſeine Ernennung erfuhr, einen Mann entgegen, auf den er ſich verlaſſen konnte, und dem er auftrug, dieſen neuen Statthalter zu vergiften. Dieſer ſchändliche Anſchlag ward nur allzuwohl ausgeführet, und man erfuhr gar bald, das Malek an einem Orte, an dem er unter Weges Raſttag gehalten hatte, am Gifte geſtorben wäre.

Amru nimt Aegypten für den Moavias ein.

Moavias, der dieſe Nachricht mit Ungedult erwartete, schickete hiera uf den Amru-ebn-al-As mit ſechstauſend Reutern aus, ſich der Statthalterſchaft von Aegypten in ſeinem Namen zu bemächtigen. Dieſer Feldherr legete ſeinen Weg in der gröſten Geſchwindigkeit zurück, und kam in wenig Tagen unweit der Hauptſtadt dieſes Landes an, wo er den Ben-Scharig, das Haupt der Anhänger des Othmanns, antraf, der nichts, als eine günſtige Gelegenheit, erwartete, ſich an dem Mahomet, wegen der Gewaltthätigkeiten, die er ihm zugefüget hatte, zu rächen. Dieſe zween Feldherren vereinigten ihre Trupen, und ſucheten den Feind gemeinſchaftlich auf.

Mahomet, der in Erwartung desjenigen, der ihn ablöſen ſollte, noch immer das Amt eines Statthalters verwaltete, hatte ſich mit Trupen, Ali. Hegire 38. n. C. G. 658. pen, die Rebellen der Provinz im Zaume zu halten, verſehen; allein er war nicht ſtark genug, ſo beträchtlichen Hülfsvölkern, die Amru und Scharig den Aufrührern zuführeten, die Spitze zu biethen. Als er daher die beyden Feldherren aufgeſuchet, um ihnen eine Schlacht zu liefern, noch ehe ſie tiefer in die Statthalterſchaft eingedrungen wären: ſo ward er geſchlagen, und was das betrübteſte dabey war, ſo fiel

Mahomet wird getödtet. er den Feinden in die Hände. Die Anhänger des Othmans beſtrafeten ihn nunmehr mit der äuserſten Grauſamkeit, wegen der üblen Begegnungen, die ſie von ihm hatten erdulden müſſen. Sie ermordeten ihn, nahmen die Eingeweide aus einem Eſel, ſteckten den Körper des Mahomets hinein, und warffen ihn alſo in das Feuer.

Dieſe neue Veränderung machete bey dem Ali den allertraurigſten Eindruck. Er ſchickete ſo gleich nach Baſrah, und ließ dem Abdallah-ebn-Abbas, der daſelbſt Statthalter war, ſagen: daß er ſchleunigſt zu ihm nach Cuffah kommen ſolle, die bey dieſen Umſtänden nöthigen Maaßregeln, berathſchlagen zu helfen.

Das kürzeſte Mittel wäre ohne Zweifel dieſes geweſen, wenn er ſich der zahlreichen Armee bedienet hätte, die ſich bey Nakilah gelägert hatte, und genugſam ausgeraſtet haben konnte; und wenn er mit derſelben dem ungemein geſchäftigen Feind entgegen gezogen wäre, wel-

Ali.
Hegire 38.
n. C. G. 658.

Hadrami bemächtiget ſich d. Stadt Baſrah.

welcher ſich alle Augenblicke zu Nutze machete, und nach der Eroberung Aegyptens ohne Zeitverluſt ſeine Siege weiter ausbreiten wollte. Allein Ali verdarb ſeine Zeit mit unnöthigen Berathſchlagungen; Moavias hingegen machete ſich derſelben deſto beſſer zu Nutze, indem er auf das ſchleunigſte zweytauſend Reuter unter Anführung Hadrami aufbrechen lies. Dieſer Feldherr gieng auf Baſrah los, und überraſchete die Stadt währender Abweſenheit des Abdallah. Dieſer Befehlshaber hatte das Regiment in dieſem Platze einem ſeiner Freunde, Namens Ziad, anvertrauet. Weil dieſer nicht ſtark genug war, ſich zu erhalten, ſo verlies er Baſrah bey Ankunft des Feindes, und ſchickete zugleich an den Ali, ihm von ſeinen Umſtänden Nachricht geben zu laſſen, in welchen er ſchleinige Verſtärkung nöthig habe, wenn er ſich in freyem Felde ſollte zeigen dürfen.

Er wird geſchlagen, und die Stadt wieder erobert.

Der Calife lies den Augenblick eine anſehnliche Mannſchafft aufbrechen, mit welcher Ziad dem Hadrami entgegen zog, und ihn in einem Treffen, welches nicht weit von Baſrah vorfiel, gäntzlich ſchlug. Er kam hierauf wieder in die Stadt, welche ſich ohne Schwierigkeit der oberſten Gewalt des Ali wieder unterwarf. Dieſer nach ſo manchem Verluſte erſtrittene Vortheil beruhigte den Califen wieder ein wenig. Er beurlaubete kurz darauf den Abdallah, der wieder in ſeine Statthalterſchaft zurück kehrete, und ſeine Stadt in ſolchen Stand der Ver-

Ali. Hegire 39. n. C. G. 659.

theidigung setzete, daß er dergleichen Ueberraschung nicht mehr besorgen dürfe.

Mit dieser Begebenheit gieng das acht und dreyßigste Jahr der Hegire und das [illegible] nach Christi Geburth zu Ende. In dem folgenden Jahre fiel nichts merkwürdiges vor; die [illegible] waren durch den Krieg abgemattet, und ließen die Araber in Ruhe, welche ihrer Seits auch nichts, als auf ihre Vertheidigung bedacht waren.

Hegire 40. n. C. G. 660.

Moavias bemächtiget sich der Provinz Hegiaz.

Mit dem Anfange des vierzigsten Jahres der Hegire that sich Moavias mit neuen Unternehmungen hervor. Das heimliche Verständniß, welches er in der Provinz Hegiaz unterhalten hatte, brachte ihn auf den Entschluß, Völker dahin zu schicken, um sich der vornehmsten Städte des Landes zu bemächtigen, und sich dadurch den Weg zur Eroberung von Yemen zu bahnen.

Die Eroberung der Provinz Hegiaz kostete den syrischen Trupen nichts, als eine Reise. Die Araber, welche Zeit genug gehabt hätten, ihre Plätze in wehrhaften Stand zu setzen, und Mannschaft auf die Beine zu bringen, hatten weder an das eine, noch an das andere gedacht; so daß auf die erste Nachricht von dem Anzuge der Syrer die Befehlshaber der vornehmsten Städte in Hegiaz ihre Plätze verließen. Die Feldherren des Moavias bemächtigten sich also derselben ohne Schwierigkeit, und nahmen

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660.

nahmen beſonders Medina und Mecca ein, deren Einwohner dem Moavias den Eyd der Treue zu leiſten gezwungen wurden.

Seine Trupen verwüſten Yemen.

Als ſich hierauf die ſyriſchen Trupen gefaßt macheten, ihre Waffen wider Yemen zu richten; ſo zog ihnen Abidallah, der Statthalter dieſes Landes, bis an die Grenze entgegen, in Hofnung, ſie zu ſchlagen, damit ſie nicht tieffer eindringen möchten; allein der Ausgang kam mit ſeiner Vermuthung gar nicht überein. Er ward geſchlagen und völlig in die Flucht getrieben. Zwey von ſeinen Kindern, die noch ganz jung waren, fielen in die Hände der Syrer, und wurden von ihnen auf eine grauſame Weiſe mißgehandelt und endlich getödtet.

Die arabiſchen Geſchichtſchreiber erzehlen, Ali wäre von dem Schickſale dieſer zwey unglücklichen Kinder ſo gerühret worden, daß er den allerſchrecklichſten Fluch wider den Urheber dieſer Unmenſchlichkeiten ausgeſprochen, und Gott gebeten, ihn der Vernunft zu berauben. In der That fügen die Geſchichtſchreiber hinzu, verlohr auch Arthah, (ſo hieß der Feldherr des Moovias, der an dieſen Grauſamkeiten Schuld gehabt hatte,) wenig Jahre darauf den Verſtand, und verfiel in eine Raſerey, die in kurzer Zeit ihn um das Leben brachte.

Währender Zeit als die Syrer in Yemen waren, ſchickete Ali verſchiedene Geſchwader unter Anführung eines Feldherrn, Namens Gia-

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660.

riah, in dieſe Provinz. Dieſe Hülfe war den Einwohnern des Landes wenig nütze. Als die Syrer hinein gefallen waren, hatten ſie ſich blos damit beſchäftiget, es in der Geſchwindigkeit zu verwüſten, und waren hernach in aller Eil wieder zurück-gezogen, ſo daß ſie ihr Land[illegible] wieder erreichet hatten, als Giariah [illegible] Yemen kam.

Okail tritt auf die Seite des Moavias.

Mitten unter dieſen unglücklichen Zufällen bekam Ali noch eine neue Urſache des Verdruſſes, der ihm dadurch ſo viel empfindlicher war, weil er von ſeinem eigenen Bruder ihm verurſachet ward. Okail, ſo nennete ſich dieſer Muſelmann, hatte die Niederträchtigkeit, den Ali zu verlaſſen, und ſich auf die Seite des Moavias zu ſchlagen; zur Urſach dieſes ſchimpflichen Abfalles wuſte er nichts anders anzuführen, als daß ihm ſein Bruder nicht genug gäbe, dem Range, den er unter ſeinem Volke habe, gemäs zu leben.

Es wird ein Anſchlag gemacht, alle Häupter der Partheyen um das Leben zu bringen.

Zu eben der Zeit entſtund eine Verſchwörung, die zur Abſicht hatte, alle Häupter der Partheyen zugleich aus dem Wege zu räumen. Dieſer Anſchlag ward von drey Kharegiten gemachet, die in Mecca waren, und ſich über die Schlacht bey Naharvan, wo viertauſend von ihren Leuten von den Trupen des Ali waren in die Pfanne gehauen worden, mit einander beſprachen.

Nachdem ſie die tapfern Soldaten, die dabey umgekommen, genungſam bedauert, giengen ſie zu der Quelle der bürgerlichen Kriege zurück, welche den Staat ſeit einiger Zeit zerriſſen hatten; und als ſie endlich überlegeten, daß Ali, Moavias, und Amru, die vornehmſte Urſache dieſer Unruhen wären: ſo ward beſchloſſen, ſie alle drey aus dem Wege zu räumen, und durch ihren Untergang ihr Vaterland wieder in Ruhe zu ſetzen.

Ali.
Hegire 40.
n. C. G. 660.

Der eine von den Kharegiten hieß Abdalrahman-ebn-Melgen; der zweyte Barac-ebn-Abdallah; und der dritte Amru-ebn-Beker. Nachdem ſie ſich in ihrer gegenſeitigen Vertraulichkeit ein wenig erhitzet hatten: ſo nahm es der erſte auf ſich, nach Cuffah zu gehen, und den Ali zu ermorden; der zweyte verſprach ein gleiches mit dem Moavias, und der dritte mit dem Amru zu thun. Dieſe, ſchloſſen ſie, **ſind die drey Tyrannen des Vaterlandes, und die Urheber aller Uebel, welche es zerrütten.**

Nachdem dieſer Entſchluß gefaſſet war; ſo ſetzete man den Tag zu der Ausführung feſt, und man beſchloß, daß man die Zeit der feyerlichen Verſammlung der Muſelmänner zu Mecca dazu erwählen wolle; weil während derſelben dieſe drey Häupter nicht auskämen, und von weniger Leuten, als zu irgend einer Zeit, umgeben wären. Dieſe drey Verſchwohrnen wollten ihres Fortganges recht gewiß ſeyn, und ver-

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660.

vergiſteten daher ihre Schwerdter, worauf ſich jeder nach ſeinen beſtimmten Ort begab.

Moavias bekömmt eine Wunde, von welcher er aber geneſet.

Als Barak zu Damaſcus angekommen war, machete er ſich unter das Gefolge des Moavias. An dem beſtimmten Tage ſah er ſich einen günſtigen Augenblick ab, und brachte ihm in den Lenden eine ſehr gefährliche Wunde bey. Durch dieſe That geriethen die Anhänger des Moavias in die äuſſerſte Beſtürzung; zu allem Glücke aber fand man, daß die Wunde nicht tödtlich ſey; und obgleich der Degen vergiftet geweſen war: So brachte man es dennoch durch ſchleinige und ſichre Mittel dahin, daß der Kranke in kurzer Zeit wieder hergeſtellet ward. Man ſaget, der Wundarzt, der den Moavias verband, habe ihm die Wahl gelaſſen, ſeine Wunde entweder ausbrennen zu laſſen, welches ihm, obſchon ohne üble Folgen, gräuſame Schmerzen verurſachen würde; oder einen Trank zu ſich zu nehmen, welcher ihn zwar geſund, aber auch zugleich zum Kinderzeugen untüchtig machen würde. Moavias ſoll das letzte erwählet haben, und in der That hat er auch keine andern Kinder hinterlaſſen, als die er damals ſchon hatte.

Beſtrafung des Meuchelmörders.

Was den Meuchelmörder anbelanget; ſo bemächtigte man ſich ſeiner ohne Mühe, weil dieſer Schwärmer weder davon zu kommen, noch ſich zu vertheidigen ſuchete. Er entdeckte die ganze Verſchwöhrung mit einer Unerſchrocken-

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660.

ſchrockenheit, über welche diejenigen, die ihn fragen muſten, erſtauneten. Man ließ ihm zur Strafe Hände und Füſſe abhauen, und weiter that man ihm nichts. Es wollen ſo gar einige verſichern, daß er nach dieſer Marter noch lange Zeit gelebet habe.

Ein Irrthum errettet dem Amru das Leben.

Amru-ebn-Beker, der es auf ſich genommen hatte, den Amru zu ermorden, verfehlete durch Irrthum ſeinen Mann. Amru war eben von einer heftigen Colic beſchwehret worden, daß er ſich an dem Tage, der zu ſeiner Ermordung beſtimmet war, in der Moſchee nicht einfinden konnte. Er ſchickete einen Freund an ſeine Stelle, den er bath, das Amt des Imams ſtatt ſeiner zu verrichten. Der Meuchelmörder, der ihn nicht kannte, gieng auf den Imam los, und tödtete ihn auf der Stelle, in der Meinung, daß es Amru ſey. Er ward auf dem Platze ergriffen, ohne daß er Mine machete, zu entfliehen; und als er erfuhr, daß er ſich geirret habe, ſagete er ganz kaltſinnig: **Ich meinete den Amru; Gott aber meinete einen andern.**

Abdalrahman verbindet ſich mit einer Frau, die ihn in dem Vorſatze, den Ali zu tödten, beſtärket.

Abdalrahman, der der dritte von den Verſchwohrenen war, hatte bey ſeinem Unternehmen mehr Glück, als die andern; als er zu Cuſſah anlangete, herbergete er bey einer Frau, welche verſchiedene nahe Anverwandte in der Niederlage der Kharegiten bey Naharvan verlohren hatte. Dieſer Verluſt war ihr beſtändig

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660. ſehr empfindlich geweſen; ſo, daß ſie bey aller Gelegenheit heftig wider den Califen loszog, weil Abdalrahman Gelegenheit bekam, die Geſinnung dieſer Frau zu ergründen. So ließ er ſich weitläuftiger mit ihr ein, und geſtund ihr endlich: Die Abſicht ſeiner Reiſe ſey keine andre, als den Urheber ſo vieler Uebel aus dem Wege zu räumen.

Dieſe Frau ſchien über den Entſchluß entzücket zu ſeyn, und verſprach, ihn auf alle mögliche Weiſe zu unterſtützen. Abdalrahman verband ſich noch näher mit ihr, und ſchlug ihr endlich vor, ſie zu heyrathen; ſie warf dieſen Vorſchlag nicht weit weg; allein ſie fügete hinzu: daß derjenige, welcher ſie zur Frau haben wolle, ihr dreytauſend Drachmen, einen Sklaven, und eine Magd, und den Kopf mitbringen müſſe.

Abdalrahman willigte in dieſe Bedingung, und weil die Zeit zur Ausführung ſeines Unternehmens herannahete; ſo fieng er an, darauf bedacht zu ſeyn, wie er den Ali aus dem Wege räumen möge. Die Frau, welche ſehr viel Vergnügen darüber bezeugete, gab ihm zwey Männer zu Gefährten, und wenn es nöthig wäre, zu Mitgehülfen.

Als endlich der traurige Tag herbey kam: ſo machete ſich Abdalrahman gefaßt, zu Cuffah eben dasjenige Verbrechen zu begehen, welches die zween andern Böſewichter zu Alexandria und

Ali.
Hegire 40.
n.C.G. 660.

Ahnen des Ali wegen ſeines Todes.

und zu Damaſcus begiengen: Man ſaget, daß dem Califen ſein ſchreckliches Schickſal geahnet habe; man ſah ihn lange Zeit vorher traurig und tiefſinnig; oft redete er mit ſich allein, und was er ſprach, zeugete von der allerfinſterſten Schwermuth. Unterdeſſen ſuchte er doch dieſe düſtern Benebluingen zu zerſtreuen, welches aber nicht anders, als durch die Ermunterung ſeines Muthes geſchehen konnte, einem Unglücke, das ihm ſtets vor Augen ſchwebete, die Stirne zu biethen. Man hörete ihn einsmals für ſich ſelbſt ſagen, als er ganz traurig herum gieng: **Gedult! mein Herz! Gedult! Es iſt doch kein Mittel wider den Tod, den uns der Himmel beſtimmet.**

An dem Tage ſelbſt, der der letzte für dieſen unglücklichen Califen ſeyn ſollte, begab er ſich ſehr früh aus ſeinem Palaſte, um in die Moſchee zu gehen. Als er über den Hof ging, ſo fing das Haußvieh, welches daſelbſt war, ein entſetzliches Geſchrey, jedes nach ſeiner Art, an. Einer von den Sklaven warff mit einem Prügel unter ſie, um ſie zu zerſtreuen und ſtill zu machen: Allein der Califе ſagete zu ihm: **Laß ſie ſchreyen! ihr Geſchrey ſind die Klagen und die Trauergeſänge über meinen Tod.** Er gieng hierauf fort, und begab ſich in die Moſchee.

Ali wird ermordet.

Die drey Mörder erwarteten ſeiner an dem Thore: Als er eben hinein treten wollte, thaten ſie, als ob ſie ſich mit einander zanketen, und

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660.

zogen die Schwerdter. Einer von ihnen, Namens Darvan, hieb nach ihm, und verfehlte ihn. In eben dem Augenblicke aber traf ihn Abdalrahman, und verſetzte ihm eine groſſe Wunde über den Kopf, gleich an eben dem Orte, an welchem er in der Schlacht, der ehemals unter dem Mahomet beygewohnet, aber verwundet worden.

Zween von den Meuchelmördern werden gefangen.

Nach dieſem Hiebe entflohen die Meuchelmörder, und einer von ihnen wuſte ſich ſo wohl zu verſtecken, daß man ihn niemals finden konnte. Darvan ſuchete im geringſten nicht zu entkommen. Er gieng ganz ruhig nach Hauſe, als ob ganz und gar nichts vorgegangen wäre. Eben aber, da er in das Haus treten wollte, ward er von einem, der ihn den Degen wider den Ali ziehen ſah, auf der Schwelle der Thüre niedergemachet.

Was den Abdalrahman anbelangete, ſo ſchien er ſich anfangs ſelbſt über ſein begangenes Verbrechen zu entſetzen. Er wollte ſich in einem Winkel der Moſchee verbergen; allein er ward gar bald entdecket, und nachdem er einige Zeit geläugnet, ſo geſtand er endlich, und ward dem Ali ausgeliefert, welcher ihn ſeinem Sohne, dem Haſſan, zu bewachen gab, welchem er befahl, ihn an nichts Noth leiden zu laſſen. Er befahl noch über dieſes, daß man ihn, wenn ſeine Wunde tödtlich ſeyn ſollte, nicht lange martere, ſondern ſchleinig von dem Leben zum Tode bringe. Ali ſtarb den fünften

Tag nach ſeiner Wunde, und dem, was er wegen ſeines Mörders befohlen hatte, ward genau nachgelebet.

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660.

Abbildung des Califen Ali.

Dieſer Calif war von einer etwas weniger, als mittelmäßigen Leibeslänge. Er hatte ein ſehr rothes Angeſicht, groſſe Augen, einen kahlen Kopf, und einen ſtarken Bart. Seine Geſichtszüge waren annehmlich, ſeine Mienen lachend, und ſeine Gemüthsart ſehr aufgeräumt.

Die dieſem Califen beygelegten Titel.

Unter den ruhmvollen Titeln, welche die Muſelmänner dem Ali beylegen, ſind die zwey vornehmſten, **Vaßi** und **Morthadi**. Der erſte bedeutet: einen Erben oder Vollzieher des Teſtaments des Mahomets. Der zweyte will ſo viel ſagen, als Gotthold. Seine Anhänger haben ihm noch andre Würden beygeleget: Die Schüten, zum Exempel, nennen ihn **Faiz-al-Anovar**, das iſt, ein Austheiler des Lichts und der Gnade. Die Perſer nennen ihn: **Schad-Marduman**, oder den König der Menſchen. Die Verehrung, welche ihm ſeine Anhänger bezeugeten, hat nicht verhindern können, daß ſein Name und der Name aller ſeiner Nachkommen nicht viel Jahre hindurch ein Fluch geweſen, unter der Regierung nemlich der ommiadiſchen Califen, von dem Moavias an, biß auf den Omar, den achten Califen aus dieſem Hauſe, welcher aus den öffentlichen Gebeten die Verwünſchungen wegzulaſſen befahl, die man bey feyerlichen Verſammlungen in den Moſcheen auszuſprechen pflegete.

Auch

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660.

Auch von den Abbaſſidiſchen Califen bezeugeten verſchiedene einen groſſen Abſcheu gegen den Ali und ſein Geſchlecht. Die Fürſten hingegen, welche in Aegypten unter dem Namen der Fatimitiſchen Califen regiereten, lieſſen ſeinen Namen mit dem Namen des Mah[illegible] in den öffentlichen Einladungen zum Ge[illegible] verbinden, welche von der Höhe der Thürme, oder Minarets, die neben den Moſcheen ſind, geſchehen.

Ort des Begräbniſſes des Ali.

Ali ward bey Cuſſah begraben; allein man verbarg den Ort ſeines Begräbniſſes; und er iſt unter der Regierung der Ommiaden auch beſtändig verborgen geblieben. Er ward erſt in dem dreyhundert und ſiebenſechzigſten Jahre der Hegire durch den Addedullat, einen Fürſten aus dem Hauſe der Buiden, welcher unter dem Thai, dem Califen zu Bagdat regierete, entdecket. Er lies über dieſes Grabmal ein prächtiges Gebäude aufführen, welches die Perſer Kunbud-Faiz-al-Anovar, das iſt, den Thum des Austheilers des Lichts, nennen.

Es hat Leute von der Secte des Ali gegeben, welche aus dieſem Califen eine Gottheit haben machen wollen. Sie haben daher eine Menge lächerlicher Erzehlungen und ſonderbarer Erſcheinungen erfunden, welche zu nichts gedienet haben, als die Ausſchweifung ihrer Erfinder zu verrathen.

Die Schriften des Ali.

Uebrigens iſt Ali unter ſeinem Volke beſtän-

dig

Ali, Hegire 40. n. C. G. 660.

dig für einen ſehr gelehrten Mann gehalten worden. Man hat von ihm Centiloqvium, das iſt, eine Sammlung von hundert Sittenſprüchen, die man aus dem arabiſchen in das türkiſche, in das perſiſche und in andre Sprachen Arabiens überſetzt hat.

Dasjenige von ſeinen Werken, welches am meiſten geſchätzet wird, heiſt Gefe, oder Giame. Es iſt in Geheimnißvollen und hieroglyphiſchen Zeichen geſchrieben; es handelt von den groſſen Begebenheiten, welche ſich in dem muſelmänniſchen Reiche eräugen ſollen. Giafer-Sadec hat einen groſſen Theil deſſelben erkläret: Allein die Perſer behaupten, daß die völlige Erklärung dem zwölften Iman, mit dem Zunamen **Mahadi**, das iſt, dem groſſen Director vorbehalten ſey. Dieſer Iman iſt zwar unter ihnen aufgeſtanden; allein ſie glauben, daß ihn Gott, zu der Zeit, da er von dem Califen zu Bagdat verfolget worden, in Schutz genommen und an einen Ort gebracht habe, den man nicht wiſſen, und von wannen er nicht eher, als biß am Ende der Welt wiederkommen werde, um alle und jede zu der mahometaniſchen Religion zu bekehren.

Sittenſprüche des Ali.

Die arabiſchen Geſchichtſchreiber führen meiſtentheils in ihren Werken eine Menge ſehr nachdenklicher Sprüche an, welche ſowohl der Güte ſeines Herzens, als der Richtigkeit und Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und Reinigkeit ſeiner Sitten Ehre machen.

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660. Man findet in einem arabiſchen Buche, welches der Frühling der Gerechten überſchrieben iſt, folgenden Sinnſpruch des Ali: **Derjenige, welcher reich ohne Güter, mächtig ohne Unterthanen, und unterthan ohne Herrn ſeyn will, darf nur die Hände verlaſſen, und Gott dienen, ſo wird er alle dieſe drey Stücke in ihm finden.**

Er gab einsmals eine Antwort, welche denjenigen zur Lehre dienen ſollte, die ihm die Unruhen des Staats, welche unter ſeiner Regierung vorfielen, zur Laſt legten. Einer von ſeinen Heerführern fragte ihn nehmlich, warum die Regierung des Abubekers und Omars ſo ruhig geweſen, da hingegen unter ſeiner und des Othmans Regierung ſo viel Zerrüttungen vorgegangen? **Die Urſache iſt ſehr deutlich,** antwortete Ali, **Othman und ich dienten dem Abubeker und Omar treulich; wir aber, Othman und ich, fanden unter unſrer Regierung niemanden, als euch und eures gleichen.**

Man hat noch einen andern Sittenſpruch von dem Ali, welchen man auf diejenigen ziehen kan, welche aus Meuterey hernach die Secte der Aliden aufrichteten. Dieſe Sectirer erwählten, zum Unterſcheide von andern Muſelmännern, einen Turban von beſondrer Farbe und Figur, und trugen auch ihre Haare auf eine ganz andere Art, als die übrigen Schüler

des

Ali: Hegire 40: n. C. G. 660.

des Mahomets. Nehmet euch wohl in Acht, ſagt Ali: daß ihr euch nicht von der Gemeinſchaft der Muſelmänner abſondert; denn derjenige, welcher ſich abſondern wird, gehöret dem Teufel zu, ſo wie ein Schaf, welches die Heerde verläßt, dem Wolfe zugehöret. Erzeigt demjenigen keine Gnade, welcher unter der Fahne der Zwietracht marſchiret, und wann er auch meinen Turban auf ſeinem Kopfe haben ſollte; denn er führt das unfehlbare Zeichen eines Mannes, welcher nicht den rechten Weg wandelt.

Dieſer Ausſpruch verdammet offenbar die Aufführung derjenigen, welche von der Secte des Ali zu ſeyn, ſich rühmen, dergleichen noch ietzt die Perſer, ein Theil der Usbekiſchen Fürſten, jenſeit des Fluſſes Gihon, und verſchiedene mächtige Monarchen in Indien ſind, welche den Turban des Ali beybehalten, und alſo ſich von den übrigen Muſelmännern abgeſondert haben.

Sie gaben ſich von beyden Seiten den Namen Schüten, das iſt, verworffene und nichtswürdige Sectirer. Insbeſondre aber nennte man die Anhänger des Ali ſo, welche oft ſehr heftige Unruhen in dem muſelmanniſchen Reiche erregt haben, um die Nachkommen dieſes Califen auf den Thron zu bringen, welchen er nach ihrem Vorgeben einzig und allein zugehören

Ali. Hegire 40. n. C. G. 660. ren ſoll. Man wird in der Folge dieſer Ge- ſchichte ſehr häufige Exempel davon finden, wenn wir von den Dynaſtien handeln werden, welche ſie unter den verſchiednen Benennungen der Aliden, Fatimiten, Edrißiten, und Iſmae- liten errichtet.

Ali, wie wir in dem Leben des Mahomets geſehen haben, hatte die Tochter des Prophe- ten, die Fatime, geheyrathet. Nach dem Tode ſeiner Frau, hat er verſchiedne andre gehabt; aus welchen verſchiednen Ehen er funfzehn Söhne und achtzehn Mägdchen hinterließ. Fa- time zeugte ihm drey Söhne, den Haſſan, Haſſein, und Mohaſſan. Dieſer ſtarb in ſei- ner Kindheit. Die andern zwey ſind in der muſelmänniſchen Geſchichte durch die gröſſen Männer bekannt, welche aus ihnen entſprös- ſen, und durch die Unruhen, die ihre Nach- kommen, zu verſchiednen Zeiten des ma- hometaniſchen Reichs, er- regt haben.

Ende des erſten Theils.

* * *

Regi-

Regiſter

Der vornehmſten Sachen und Namen.

A.

Abdallah-ebn-Abbas, wird Statthalter von Baſrah, 436

Abdallah-ebn-Giaffar, wird ein Kloſter zu überfallen ausgeſchickt, und was bey dieſem Unternehmen vorgefallen 192. u. folg.

Abdallah-ebn-Hodafah, wird gefangen genommen, 320. Omar läßt ihn in Freyheit ſetzen 321

Abdallah-ebn-Said, wird Statthalter von Aegypten, 372. wird wieder abgeſetzt, und warum, 373

Abderrahman, des Abubekers Sohn, ſeine vornehmſten Thaten 84. 88. 361

Abubeker, Calif dieſes Namens 56. 184

Abu-Obeidah, ſiehe **Obeidah.**

Abu-Sofian, ſiehe **Sofian.**

Abraham, die Muſelmänner halten ihn für den Urheber ihrer Religion 265

Aelia, ein Name der Stadt Jeruſalem 249

Aiesha, des Mahomets liebſte Frau, 390. wenn ſie mit ihm verheyrathet worden, und wenn ſie geſtorben, 52. ihre Verſchwörung wider den Othman, 382. und den Ali, 406. und folg. wird gefangen genommen 435

Regiſter.

Alexandria, wird von den Arabern erobert, wieder eigenommen, und wieder erobert, 348. u. f. die Bibliothek daſelbſt, von wem ſie geſtiftet worden, 352. die Geſchichte ihrer Verbrennung 356. u. ſolg.

Ali, Geſchichte unter ſeiner Regierung, 388. bis zu Ende.

Alla-Achar, Freudengeſchrey der Muſelmänner 90

Alvakedi, ein arabiſcher Geſchichtſchreiber, Betrachtungen über denſelben 101

Amru-ebn-al-As, ſeine vornehmſten Thaten, 76. 323. 337. 345. 372. 373. 380. wird Statthalter in Aegypten 463

Anſaren, woher ſie dieſen Namen haben 41

Arabien, geographiſche Beſchreibung dieſes Landes 3-6

Aretas, Name der Gaſſanidiſchen Könige 5

Arzenidokht, Königin von Perſien 867

Aſtakar, griechiſcher Prieſter 205

B.

Bahire, ſiehe Sergius.

Baſilius, ſeine Verrätherey 339

Boſtra, wird von den Muſelmännern belagert, 78. und eingenommen 87

C.

Caab, ein arabiſcher Dichter, kömmt bey dem Mahomet wieder in Gnaden, 33. Mahomet ſchenkt ihm ſeinen Mantel, 33. Geſchichte dieſes Mantels 34

Caab, ein Jude, welcher ſich zu der mahometaniſchen Religion bekehrt 264

Caabah, die, was ſie iſt, 7. wer die Aufſicht darüber gehabt 7

Cadhige, des Mahomets Frau, tritt ſeiner neuen Lehre bey, 12. ihr Tod 52

Calif, Erklärung dieſes Titels 58

Calous, 92. muß die Ausforderung des Khaleds annehmen, 95. wird von dem Khaled überwunden und gefangen genommen, 98. Khaled läßt ihm den Kopf abſchlagen 101

Caulah, Schweſter des Derars, ihre und des übrigen arabiſchen Frauenzimmers Heldenthat 121

Conſtantinus, des Kayſers Heraclius Sohn, 32. 330. 334

Cophten, wer ſie ſind 340

Coreiſchiten, der vornehmſte Stamm unter den Arabern 7

D.

Damaſcus, Geſchichte der Eroberung dieſer Stadt 90-162

Dames, überrumpelt das Schloß von Aleppo, und wie? 280. erbietet ſich das Gebirge zu erobern 315

David, verräth dem Khaled den meuchelmörderiſchen Anſchlag des Werdans auf ihn 138

Derar, ſeine vornehmſten Thaten 108. 130

E.

Ebn, arabiſches Wort, was es bedeutet 27

Emir-Al-Mumenins, Titel, welcher dem Omar beygelegt wird, und auf ſeine Nachfolger kömmt 1[illegible]

Engel, die Araber glauben, daß die Engel für ſie zu kämpfen pflegten, 219. wie man ſie abmahlt 220

F.

Fatime, des Mahomets Tochter, des Ali Frau 53

Firuz, Urſache ſeines Zorns wider den Califen, 358. bringt ihn um, 359. tödtet ſich ſelbſt 359

Frauenzimmer, arabiſches, ſeine Grauſamkeit, 20. gehet mit zu Felde, 21. man übt es in den Waffen 122

G.

Gabriel, Engel, wie er in dem Korane abgemahlt wird, 251. Beſchreibung des Pferdes, auf welchem er den Mahomet in den Himmel brachte 252. 253

Gaſſaniden, woher dieſer Name gekommen 5

Giabalah, verläſt die mahometaniſche Religion, 200. nimmt bey dem Käyſer Dienſte, 210. verwirſt des Khaleds Vorſchlag, neutral zu bleiben, 236. wird geſchlagen, 237. ſchlägt dem Käyſer vor, den Califen ermorden zu laſſen 303

H.

Haffa, Tochter des Omars und Mahomets Frau, Zeit ihrer Verheyrathung und ihres Todes, 52. man legt den Koran bey ihr nieder 184

Hagar, oder **Hagiar**, Beynahme des ſteinigten Arabiens 3

Hareth, Benennung der Gaſſaniden, woraus der Name Aretas entſtanden 5

Hegiaz, eine Provinz in dem wüſten Arabien 3

Hegire, Zeitrechnung der Muſelmänner, wann ſie anfängt 15

Heraclius, griechiſcher Käyſer, 26. ſeine Unterredung mit den gefangnen Arabern, 301. wird von einem Traume erſchreckt, und flieht nach Conſtantinopel 309

Herbis, thut mit dem Thomas einen Ausfall aus Damaſcus, 149. wird getödtet 145

Herbis, Befehlshaber in Baalbec, 211. wagt einen Ausfall, wobey er glücklich iſt, 213. wagt einen zweyten Ausfall, 214. Muß ſich ergeben, 219. ſein Eigennutz bringt ihn um das Leben 223

Hlemariten, wie lange ihr Reich beſtanden 4

Hiemen, Name, welchen die Araber dem glücklichen Arabien geben 3

Homeriten, ein arabiſcher Stamm, deſſen Weiber mit den Waffen umgehen lernen 122

Hungersnoth in Arabien, 356. wie man derſelben abhilft 357

J.

Jacobiten, wer ſie ſind 339

Jemamath, eine Provinz in dem glücklichen Arabien, 3. Die Fürſten dieſes Landes unterwerfen ſich dem Mahomet 35

Jeruſalem, Nachricht von der Belagerung und Uebergabe dieſer Stadt 247:266

Iman, die Ernennung eines Imans zu Mecca 35

Johann, Bruder des Yukinna, Befehlshaber zu Aleppo, beredet die Einwohner zur Uebergabe 267

Johann, mit den Zunamen der Grammaticus, erwirbt ſich das Vertrauen des Amru, 354. er bittet ihn um die Alexandriniſche Bibliothek 355

Jonas, Begebenheit, die ihm ſeine Religion zu verleugnen verleitet 168

Joſias, übergiebt Damaſcus den Arabern 158

Irak, eine Provinz in Aſien 4

Iſrail, Befehlshaber zu Damaſcus. Seine Uneinigkeit mit dem Calous, 93. nimmt die Ausforderung des Khaleds an, 99. der Kopf wird ihm abgeſchlagen 101

Iſrail, Name eines Engels bey den Muſelmännern 99

Juden, in Arabien, müſſen ſich dem Mahomet unterwerfen 25

Izdegerd, König in Perſien, deſſen Schickſale, 367. u. f.

K.

Kameele, die Opferung derſelben wird von dem Mahomet eingeführt, von ſeinen Anhängern aber verabſäumet 39

Khaled-ebn-Valid, mit dem Zunamen der Degen Gottes. Seine verſchiedene Thaten, und Schickſale, 27. 77. 134. 137. 159. 167. 173. 189. 242. ſein Tod 336

Khoſalten, ein Stamm unter den Arabern, welcher die Aufſicht über die Caabah verlieret 7

Koſſa, Haupt der Coreiſchiten, zieht die Aufſicht über die Caabah an ſich 7

Koran, Nachricht von dieſem Buche 41

Kriege, heilige, nennen die Araber diejenigen, welche ſie zu Ausbreitung ihrer Religion führen. 69

L.

Laodicea, wird von den Arabern eingenommen, 335

M.

Mahan, (iſt eben der, welcher ſonſt Manuel heißt) wird von dem Kayſer wider die Araber ausgeſchickt, 233. ſeine Vorſchläge werden verworfen, 236. Er verlangt eine Unterhandlung mit dem Khaled, 238. u. f. er giebt dem Khaled die Gefangnen wieder, 240. er verliert die Schlacht bey Yermuk, 243. er wird gefangen genommen und zu Damaſcus getödtet, 244

Mahomet, kurzgefaßte Lebensbeſchreibung dieſes Propheten 7-56

Mahomet, der Sohn des Abubekers, wird Statthalter in Aegypten, 396. er verurſacht einen Aufruhr wider den Othmann, 397. wird getödtet 449

Mahometaniſche Religion; Grundſätze derſelben, 49. verſchiedne Secten derſelben 60

Mahua, ein vornehmer Perſer, hetzt den Tarkan wider den Jzdegerd auf 369

Makaukas, Befehlshaber von Meſrah, verläßt die Griechen, und macht mit dem Amru ein beſonder Verbindniß 339

Maraukas, ſchickt dem Mahomet Geſchencke, 46

Malek, empört ſich nach dem Tode des Mahomets, 62. er verliert die Schlacht wider die Muſelmänner, 62. ſeine Unterredung mit dem Khaled, 63. wird getödtet 64

Malek-Alaſchtari, ſeine Thaten bey Einnehmung des Schloſſes Aazaz 290

Märtyrer, bey den Muſelmännern 18

Mead, wird aus Harari zurück geruffen, Khaled vertraut ihm einen Theil des rechten Flügels in der Schlacht bey Ainadin 132

Mecca, eine Stadt in dem wüſten Arabien, 3. Mahomet legt eine Wallfahrt dahin an, 28. Ceremonien, welche dabey beobachtet werden müſſen 29

Medina, eine Stadt in dem wüſten Arabien, in der Provinz Hegiaz, 3. Wann man ſie ſo zu nennen

nennen angefangen, 15. das Grab des Mahomets iſt in dieſer Stadt 43

Meiſſarah-ebn-Mesru, nimt die Eroberung des Gebirges nebſt dem Dames auf ſich, 315. er wird eingeſchloſſen, 317. Khaled macht ihm wieder Luſt 319

Mervan-ebn-Hakem, des Othmanns Schreiber, verräth ſeinen Herrn 384

Mesrah, die Belagerung dieſes Orts wird beſchrieben 351

Moavias, Statthalter in Syrien, ſeine Thaten zur See, 375. macht Anſpruch auf die Regierung, nebſt den Folgen dieſes Anſpruchs, 403. u. f.

Mogairah-ebn-Schaad, ſchlägt dem Califen vor, den Titel Emir-al-Mumenins anzunehmen 185

Mogairah-ebn-Schabah, wird von dem Othman abgeſchickt, die Aufrührer zu beſänftigen 380

Mohagerins, die, warum ſie ſo genennt werden, 41. ihr Streit mit den Anſers wegen des Begräbniſſes des Mahomets 41

Mönche, Achtung der Muſelmänner gegen dieſelben 72

Moslemah-ebn-Makhaled, wird mit dem

Antern gefangen, 359. wie er die Freyheit wieder erlangt 360

Moſſellamah, kömmt den Mahomet zu huldigen, 31. wirft ſich zum Propheten auf, 366. verliert die Schlacht, in welcher er bleibt 366

Murzins, werden diejenigen genennt, welche die Muſelmänner zum Gebet ruffen 259

Mumenins, bedeutet im Arabiſchen Gläubige 184

N.

Neſtorius, Feldherr der chriſtlichen Armee, ſchlägt ſich mit dem Dames und macht dieſen zum Gefangnen, 306. er ſchlägt ſich mit dem Dehak 308

Noman, bekömmt Befehl, Palmyra zu verlaſſen, und mit ſeinen Trupen zu der Syriſchen Armee zu ſtoſſen, 114. Khaled untergiebt ihm einen Theil des rechten Flügels in der Schlacht bey Ainadin 132

O.

Obeid, wird in einem unglücklichen Feldzuge wider die Perſer getödtet 362

Obeidah, Feldherr der muſelmänniſchen Armeen in Syrien; ſeine Thaten, 77. 156. 159. 167. 186. 202. 209. 211. 242. ſein Tod 335

Oſſeirah, eine arabiſche Heldin, ihre Antwort auf die Ermunterung der Caulah, 121. ſie führt nebſt der Caulah die Weiber an 128

Okall, des Ali Bruder, tritt auf des Moavias Seite 468

Omar, er will den Mahomet nicht für todt erkennen, 40. — er erklärt den Abubeker zum Nachfolger, 55. ſeine Thaten unter dieſem Califen, 75. 146. ſeine Regierung, 184-364. er wird von einem mißvergnügten Sklaven umgebracht 358

Othman, wiederräth dem Omar nach Jeruſalem zu gehen, 251. er wird zum Califen ernennt, 364. ſeine Regierung, 364-388. er wird umgebracht 386

Othman-ebn-Hanif, Ali ernennt ihn zum Statthalter von Baſrah, 400. man will ihn daſelbſt nicht annehmen, 402. wie ihm die Aufrührer mitgeſpielt 413

P.

Paulus, ſchlägt das Hintertreffen der Muſelmänner, welches Obeidah anführt, 117. er wird in ſeinem Rückzuge überfallen, 119. der Kopf wird ihm vor die Füſſe gelegt 129

Perſien, wird von den Arabern erobert 366

Perſer, ihre Hochachtung gegen den Ali. 460. 479

Peſt, in Syrien 335

Petrus, wagt einen Ausfall aus Damaſcus auf die Syrer, 176. er iſt glücklich dabey, 117. er wird auf dem Rückzuge überfallen, 118. er wird getödtet 126

Q.

Quartier, die Religion des Mahomets verbietet diejenigen zu tödten, welche um Quartier bitten 89

R.

Rafi-ebn-Omeirah, nimmt die Tochter des Kayſers Heraclius gefangen, 176. ſeine übrige Thaten und Schickſale 110. 111. 222

Romanus, Befehlshaber zu Boſtra, ſein niederträchtiges Bezeigen gegen die Einwohner dieſer Stadt 81. und folg.

S.

Saad-ebn-Kais, Ali macht ihn zum Statthalter von Aegypten, 400. Moavias findet Mittel, ihn bey dem Ali verdächtig zu machen 460 und folg.

Said, wird mit Hülfsvölkern nach Syrien geſchickt, 74. ſeine übrige Schickſale und Thaten 75. 129. 361

Said, kömmt dem Obeidah zu Hülffe, 220. zwinget

zwinget die von Baalbek, ſich in ein verfallenes Kloſter zu ziehen 222

Saracenen, Urſprung dieſes Namens 362

Schaddad-ebn-Aus, muß des Omars Schreiben; wegen ſeiner Gelangung zu dem Throne, nach Damaſcus bringen 188

Schiiten, wenn dieſer Name eigentlich beygelegt wird. 475

Schweinefleiſch, den Mahometanern verbothen 148

Sergiabil, ſeine Schickſale und Thaten, 65. 118. 152. ſein Tod 332

Sergius, ein chriſtlicher Mönch, welcher dem Mahomet den Koran verfertigen half 49

Sinai, in dem wüſten Arabien 4

Sofian, Abu, weicht zurück und wird von einem arabiſchen Weibe gemißhandelt, 252. Omar giebt ihm die Statthalterſchaft in dem mitternächtlichen Theile Syriens 278

Sohaid-ebn-Sabah, giebt das Zeichen, dem Obeidah zu Hülfe zu kommen 223

Sophronius, Patriarch zu Jeruſalem, ſeine Unterhandlung mit dem Obeidah, 256. er empfängt den Omar in Jeruſalem 258

Spiele, Glücks, werden in dem Korane verbothen, und warum 196

Stein, ſchwarzer, was er war 29

Syrien, eine Provinz in Aſien; die Araber laſſen ſich daſelbſt nieder, 5. Zuſtand der Religion daſelbſt zu den Zeiten des Mahomets 9. 10.

Syrer, ihr Eifer, den Tod des Othmans zu rächen 399

T.

Tarkan, kömmt dem Jzdegerd zu Hülfe, 369. zerfällt mit ihm, 369. liefert ihm ein Treffen und ſchlägt ihn 370

Tauben, man braucht ſie zu Briefträgern 288

Tellah, einer von denen, welche den Califen wählen ſollen, 361. Seine Empörung wider den Ali 394 u. f.

Thahamah, eine von den Provinzen des wüſten Arabiens 3

Theodor, Befehlshaber von Aazaz; nimmt den Yukinna gefangen, 289. wird von ſeinen zwey Söhnen umgebracht 291

Thomas, Eydam des Käyſers Heraclius, ſeine Thaten bey der Belagerung der Stadt Damaſcus; 149. und folg. ſein Tod 174

Tulelah, rettet dem Sergiabil das leben 329

U.

Uſchſtut-Malek, wird als Statthalter nach Aegypten geſchikt, und auf dem Wege mit Gift hingerichtet 463

V.

Vathek-ebn-Motaſſer, nimt es über ſich den Califen zu tödten, 304. wodurch er daran verhindert wird 305

Vorherbeſtimmung, ein Glaubenspunct der Mahometaner 21

W.

Wein, iſt den Mahometanern verbothen, Urſachen dieſes Verboths 197

Werdan, des Käyſers Feldherr; ſeine Schickſale 128. 137

Wiedervergeltungsrecht, iſt in dem Geſetze des Mahomets eingeführt 196

Y.

Yatreb, eine Stadt in dem wüſten Arabien, welche jetzt Medina heiſt 15

Yiermuk, eine Stadt in Syrien, an dem Fluſſe dieſes Namens, wo die Araber einen groſſen Sieg davon tragen 243

Yezid-ebn-Abi-Soſian, ſeine Thaten und Schickſale, 71. 74. 103. ſein Tod 338

Yukinna, Befehlshaber von Aleppo; widerſteht den Muſelmännern tapfer, 267. und folg. muß ſich ergeben und wird ein Mahometaner, 284. ſeine übrige Schickſale 288. 295. 298. 336

Z.

Zegat, eine Auflage, welche in dem Geſetze des Mahomets befohlen wird. 63

Zobeir, iſt einer von denen, welche dem Omar einen Nachkommen wählen ſollen, 361. Empört ſich wider den Ali, 394. kömmt elendiglich um 433

Des Abts von Marigny

Geſchichte der Araber unter der Regierung der Califen.

Aus dem Franzöſiſchen.

Zweyter Theil.

Berlin und Potsdam,
bey Chriſtian Friedrich Voß.
1754.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

AEvDL.

Vorrede.

Jetzt wird mir aus der Druckerey gemeldet, daß noch einige Blätter leer bleiben würden, und ich werde erſuchet, dieſen leeren Raum, der in der gelehrten Welt nicht viel anderſt, als eine unfruchtbare Haide in einer angenehmen Provinz angeſehen wird, mit einigen guten Gedanken auszufüllen. So ſehr ich meinen Witz bey einem ſo ſchönen Buche für entbehrlich gehalten habe, ſo wohl hat mir doch der Gedanke des Setzers gefallen. Er ſchien mir aus einem Eyfer, der gelehrten Welt zu dienen, herzurühren, aus einer Begierde, die Leſer wegen ihres ausgelegten Geldes vollkommen ſchadlos zu halten. Ich ſetze alſo meine durch die Ueberſetzung bereits ermüdete Feder wieder in Bewegung, und ich fange an zu ſchreiben. Was neues, was beſonderes, was auserleſenes kan man von mir unmöglich verlangen. Die Preſſe wartet auf mich, und die Meſſe iſt vor der Thür. Ich werde alſo nur in der gröſten Geſchwindigkeit einige zufällige Gedanken von dem Nutzen dieſes Buches niederſchreiben, und am Ende die Leſer erſuchen, diesmal mit meinem guten Willen, und dem ſchlechten Nachtiſche vorlieb zu nehmen. Sie können ſich unmöglich über mich beſchweren. Denn ich habe die Ehrlichkeit gehabt, ihnen aufrichtig zu geſtehen, daß keine ſonderliche Tractamente vorfallen werden.

Ueberſetzen iſt ſonſt eine Arbeit, die eben ſo verdrüslich iſt, als das Abſchreiben. Und in der Zunft der Gelehrten werden die Ueberſetzer faſt nicht beſſer als die Handlanger angeſehen, die nicht ſelbſt Riſſe machen, oder Gebäude aufführen können. Es müſſen geduldige Leute ſeyn, heiſt es, und dieß iſt alles, was man jeßt bey nahe zu ihrem Lobe hört. Ich, der ich weder zur Erfindung noch zur Nachahmung beſonders aufgelegt bin, habe mich nie daran wagen wollen, ein ausländiſches Original abzucopiren. Aber zu dieſer Arbeit ließ ich mich willig bereden. Ich habe die Ueberſetzung mit Vergnügen, und nicht ohne alle Hofnung, daß ich durch dieſelbe meinen Landsleuten nützlich ſeyn werde, ungefähr beym Anfange des letzten Alphabets übernommen.

Wir haben, ſo viel ich weiß, im Deutſchen noch keine Arabiſche Hiſtorie. Die allgemeine Welthiſtorie iſt ein weitläuftiges Werk, und eigentlich nur Gelehrten nützlich, ſo, wie ſie voll von den allergelehrteſten und wichtigſten Nachrichten, und daß ich viel mit einemmal ſage, von Baumgartenſchen Anmerkungen iſt. Aber wir leſen gern im kleinen die Geſchichte eines alten Volks, ohne durch critiſche Betrachtungen unterbrochen zu werden. Wir wollen ein Buch haben, daß wir bequem bey uns tragen, und zum Vergnügen leſen können. Wir haben zwar Hübners Duodezbände. Wir finden darinn wunderbare Hiſtorien und ungemein luſtige Einfälle: Aber zum Unglück fehlet die Wahrheit, und das moraliſchſchöne im Vortrage. Alſo findet der Verſtand und das Herz keine Nahrung. Hingegen werden wir aus der Schule des Hrn. Marigny ſtets gelehrter, weiſer und zufriedener kommen.

Ein Volk zu kennen, daß ehemals in der Welt ein ſo groſſes Aufſehen gemacht und in den Zuſtand von Europa einen ſo wichtigen Einfluß gehabt: Dieß iſt ein Umſtand, der dieſe Hiſtorie einem Gelehrten ſchon auf einmal unentbehrlich machet. Wer würde wohl dem auch nur eine mittelmäßige Stelle auf dem Parnaß einräumen, der nichts von den Begebenheiten der alten Chaldäer oder Egyptier zu ſagen wüßte? Noch täglich beſchäftigen ſich die gröſten Männer mit der Entwickelung ihrer Fabeln und man durchwühlet den Schutt der älteſten Ueberbleibſel, um einige beſſere Nachrichten ans Tageslicht zu bringen. Was hat ſich nicht ein **Jablonski** und ein **Plüche** in unſern Tagen für Mühe gegeben, in dieſen Finſterniſſen was zu finden? Aber wenn man ſeine Geduld ganz erſchöpft hat, ſo geſteht man doch endlich, daß man nur aus den hieroglyphiſchen Figuren neue Muthmaſſungen herausgebracht habe. Indeſſen hält doch niemand die Mühe dieſer groſſen Gelehrten für überflüßig, weil wir von dieſen Völkern durch die Hände der Griechen und Römer Wiſſenſchaft und Aberglauben empfangen haben. Aber wenn man die Lebensgeſchichte des Califen **Mamons** nebſt meinen Anmerkungen durchleſen wird, ſo wird man überzeugt werden, daß wir den Arabern noch weit mehr von der alten philoſophiſchen und mathematiſchen Gelehrſamkeit zu verdanken, und alſo auch eine weit gröſſere Verbindlichkeit haben, die Lebensumſtände dieſes Prinzen kennen zu lernen, der uns mit unſäglichen Koſten die Gelehrſamkeit der alten Welt als einen koſtbaren Schatz aufbehalten haben. Dieſe Wohlthat wird uns noch wichtiger vorkommen, wenn wir bedenken werden, daß damals unter den Chriſten die Wiſſenſchaften faſt ganz und gar unter der Laſt des Aberglaubens erſticket ſind. Es fielen in Italien, den alten Sitz der Gelehrſamkeit, die barbariſchen Völker ein, welche durch das Lärmen ihrer Waffen auf einmal die ſtillen Muſen aus ihren angenehmen und fruchtbaren Gefilden und Haynen verdrungen haben. Im Orient hingegen beſchäftigten ſich die Griechen theils mit ihren unnützen Schulzänkereyen und kleinen Streitigkeiten, wovon der Bilderſtreit allein ſchon ein hinlänglicher Beweis iſt; theils aber hat die überhandnehmende Macht der Mahumedaniſchen Betrügerey und Sarazeniſchen Herrſchaft auf einmal alle Bemühungen in den Wiſſenſchaften aufgehoben. Wie merkwürdig iſt es nicht daher aus der Geſchichte zu lernen, daß GOtt, der für das Wohl der Völker wachet, durch eben dieſelbe Nation, welche die Wiſſenſchaften aus Griechenland gröſtentheils vertrieben, dieſelben den künftigen Zeiten aufbewahret hat? (*) Laßt uns dieſen Umſtand nicht geringe achten. Er iſt ein Beweis, daß die Vorſehung dafür unermüdet ſorge, daß mitten unter dem Aberglauben die Vernunft, und ſelbſt in kriegeriſchen und wilden Zeiten die Menſchlichkeit erhalten werde. Und dieß ſind die beyden Mittel, wodurch der Religion, welche auf einmal den Verſtand erleuchtet, und das verdorbene Herz beſſert, der Eingang in die Welt nach und nach bereitet wird. Mit welchem Vergnügen würde ich nicht

jetzt

(*) Man kann davon ausführliche Nachrichten in Abulpharaji Hiſtoria Dynaſtiarum p. 246. Georg Elmazins Hiſtoria Saracen. B. II. p. 139. Barthol. Herbelots Bibliotheque Orientale unter dem Worte Mamun und in des ſeel. Fabricii Bibliotheca Graeca Vol. XII. p. 259. ff. antreffen.

jetzt dieſes aus der Folge der Geſchichten darthun. Aber ob ich gleich durch einige Jahrhunderte einen weiten Sprung mache, ſo erweiſe ich doch dieſe Anmerkung auf einmal, wenn ich ſage, daß vor der groſſen Religionsreinigung, die der Mann GOttes, Lutherus, heldenmüthig ausgeführet, die Verbeſſerung der Wiſſenſchaften unmittelbar vorhergegangen ſey. Jetzt habe ich unvermerkt die Leſer in einen Geſichtspunct geſtellt, aus welchem ſie die Wichtigkeit der Arabiſchen Geſchichte mit einemmal überſehen können.

Vielleicht iſt man jetzt ſchon überzeugt, daß Hr. Marigny ſeine Mühe wohl angewendet habe. Aber ich behaupte, daß er ſich noch zwo beſonderen Gattungen von Gelehrten dadurch verbindlich gemachet, den Theologen und den Moraliſten. Der Theologe oder vielmehr der Chriſt iſt durch dieſe Arabiſche Hiſtorie nun in den Stand geſetzt, die Mahomedaniſche Betrügerey mit ihren eigenen Waffen anzugreifen. Wenn, was ſoll ich ſagen, ein leichtſinniger oder äuſſerſt boshafter Boulainvilliers durch ſeine Erdichtungen den Mahomed einem unvorſichtigen Leſer unvermerkt als einen groſſen, weiſen und tugendhaften Mann verehrungswürdig macht, und demſelben die Lügen dieſes Betrügers ſehr ſchmeichelhaft abmahlet: So lehret uns hingegen Marigny durch eine glaubwürdige Erzählung, daß es ganz natürlich zugegangen ſey, wenn ein kriegeriſches und mächtiges Volk eine dem verderbten Herzen an ſich ſchon höchſt angenehme Lehre in dem ſich ſelbſt ſchwächenden Orient ausgebreitet und beſchützet habe. Es iſt zwar betrübt, daß wir ſo mühſam alle Beweiſe zur Vertheidigung der Chriſtlichen Religion ſelbſt gegen Chriſten aufſuchen müſſen. Indeſſen iſt es auch auf der andern Seite was höchſtangenehmes, daß alles der Ehre des Heylandes der Welt dienen, und dieſelbe am Ende verherrlichen muß. Es wird nur ein Herz dazu erfordert, das mit einem wahren Opfer ſeinem triumphirenden und verherrlichten Könige ergeben iſt, ſo kann man auch in den weltlichen Wiſſenſchaften etwas antreffen, womit man ein Opfer der Dankbarkeit ins Heiligthum bringen kann.

Der Moraliſte aber wird durch dieſe ausführliche und natürliche Erzählungen ſeine Anmerkungen ſehr bereichern. Hr. Marigny hat Kleinigkeiten und läppiſche Dinge weggelaſſen. Er hat aber auch dabey den gemeinen Fehler derjenigen, die uns alte Geſchichten erzählen, glücklich vermieden, als welche uns oft nichts mehr, als die Geburt, die Kriege und den Tod ihrer Helden beſchreiben. Er hingegen ahmet einem Plutarch und Suetonius nach. Er läſt die Califen nicht blos in der Wiege, auf dem Thron, dem Schlachtfelde und dem Todbette erſcheinen: Nein, er beſchreibt ſie uns als Menſchen nach ihrem ſittlichen Character. Dieß macht ſeine Erzählungen lehrreich und ergötzend. Wir ſehen daraus, wie ungefähr ein Menſch denket und handelt, der ſich ſelbſt gelaſſen iſt, der nichts als die Naturgaben und eine ganz andere, als Europäiſche Erziehung gehabt hat, und unter einer ganz andern Himmelsgegend gebohren iſt. Wir ſehen, daß die Vernunft und das Recht der Natur allgemein iſt: wir bewundern das Natürliche und Einfältige in der Lebensart der Orientaler, und wir legen den lächerlichen Stolz ab, mit welchem wir alle Nationen der Welt, wie ehemals die Griechen, für Barbaren halten. Wie ſehr werden wir nicht entzückt, wenn wir das milde, das ſanfte Weſen der Menſchheit an einem Prinzen entdecken, den wir uns nicht viel anders, als den Tatar-Cham vorſtellen. Aber wenn wir auch die vielen Empörungen, die öftern Abſetzungen und Regimentsveränderungen unter den Sarazenen leſen, und wenn wir dagegen die ruhige und weiſe Regierung, die in Europa herrſchet, gegen dieſe Arabiſche Geſchichte halten, ſo iſt es unſere Pflicht, die unendlichen Wohlthaten, welche uns GOtt durch die Chriſtliche Religion erzeiget, mit der vollkommenſten Dankbarkeit zu erkennen, und den HErrn zu bitten, daß er einmal dieſes ſanfte Licht auch in den Morgenländern aufgehen laſſen wolle. Geſchrieben

H. den 23ſten Apr. 1754.

◆

Haſſan.

Haſſan.

Fünfter Calif.

Haſſan.
Hegire 40.
n.C.G. 660

Ali will ſich keinen Nachfolger ernennen.

Haſſan, der älteſte Sohn des verſtorbenen Califen, ward einmüthig an die Stelle ſeines Vaters erwählt. Man hatte den Ali, ſobald man geſehen, daß ſeine Wunde tödtlich wäre, bewegen wollen, ſeinen Nachfolger ſelbſt zu ernennen; doch auſſer den Urſachen, die dieſer Calif haben konnte, niemanden eine Würde aufzutragen, deren Beſitz ihm ſelbſt ſo viel Widerwärtigkeiten verurſacht hatte, hielt ihn beſonders das Exempel des Propheten davon ab. Dieſes ſtellte er ſeinen Freunden vor, als ſie ihm anlagen, auf einen Nachfolger zu denken. Er ſagte, Mahomet habe niemanden zu ſeinem Nachfolger ernennen wollen; er wolle alſo ein gleiches thun, und dem Volke die Wahl eines

Haſſan. Hegire 40. n. C. G. 661

Beherrſchers überlaſſen, unter deſſen Regierung es ruhiger lebe, als unter ſeiner.

Haſſan wird zum Califen erklärt.

Sobald er tod war, erklärten ſich die Stimmen für den Haſſan; und das Volk ſchwur ihm den Eid der Treue, nachdem er ihnen vorher ſelbſt zugeſchworen hatte, ſich dem Koran und den Ueberlieferungen gemäß zu verhalten. So ſchmeichelhaft es ihm ſeyn mußte, den Thron mit Einwilligung des Volks zu beſteigen; ſo erkannte er doch gar bald, daß er ſehr wenig geſchickt ſey, ſich der Laſt einer Krone nach Würden zu unterziehen.

Charakter des Haſſan.

Seine ſanftmüthige und ſtille Gemüthsart flößte ihm einen Abſcheu gegen allen lärmenden Tumult, und beſonders gegen das Geräuſche der Waffen ein. Er hatte mehr die Frömmigkeit, als die Tapferkeit ſeines Vaters geerbt; in dem Winkel einer ruhigen Moſchee ſpielte er ſeine Perſon ganz gut; wenn er aber an der Spitze der Trupen ſtand, ſo ſtand er nichts weniger, als an ſeiner rechten Stelle.

Er zieht wider den Moavias aus.

Gleichwohl ward er gar bald genöthiget, die Waffen zu ergreifen, und dem Anliegen ſeiner neuen Unterthanen, welche die Fortſetzung des Krieges wider den Moavias recht eifrig verlangten, ein Genüge zu thun. Er zog alſo an der Spitze einer ſtarken Armee nach Syrien, von welcher er zwölf tauſend Mann unter Anführung des Kais vorausſchickte.

Haſſan.
Hegire 40.
n. C. G. 661

Moavias hatte ſich gleichfals ins Feld gemacht, und ging dem Califen entgegen. Kais mit ſeinen zwölf tauſend Mann hielt ihn in ſeinem Zuge auf, und wehrte den Feind mit vieler Geſchicklichkeit ab, ohne eine Schlacht zu wagen, weil er in Vergleichung mit dem Moavias allzuſchwach war. Es fielen alſo nichts als ziemlich hitzige Scharmützel vor; übrigens hielt ſich Kais gut verſchanzt, und erwartete die Hauptarmee.

Es entſtehet ein Aufſtand unter ſeiner Armee.

Haſſan langte bald darauf an, und man machte ſich fertig, dem Feind unter die Augen zu treten. Als man damit beſchäftiget war, ward einer von den Hausgenoſſen des Califen umgebracht; dieſer wollte die Schuldigen beſtrafen; die Trupen fingen darüber an zu murren, und endlich nahmen auch ihre Anführer an dieſem Zanke Theil. Man fing auf beyden Theilen an, in Gegenwart des Califen hitzig zu werden, und endlich ſchlug der Streit in ein ſo heftiges Lärmen aus, daß man dem Haſſan thätliche Beleidigungen erwies: man ſchmiß ihn ſogar von dem Stuhle, auf welchen er ſich geſetzt hatte, und er mußte es noch für ein Glück halten, daß er mit einigen Wunden davon kam.

Der Calif flüchtet nach Madain.

Weil ſich dieſer Zufall nicht weit von Madain zutrug, wohin der Calif ſeine Trupen geführt hatte, ſo machte er ſich die Nähe dieſes Platzes zu Nutze, um ſich in demſelben

Haſſan. Hegire 41. n.C.G. 661

zu verſchlieſſen, und gegen die Wuth der Aufrührer in Sicherheit zu ſetzen. Allein beynahe hätte er in dieſem Zufluchtsorte ſein Verderben gefunden, weil ein Vetter des Befehlhabers daſelbſt den niederträchtigen Rath gab, ihn aus dem Wege zu räumen; doch zu allem Glücke wollte der Befehlshaber einem ſo ſchändlichen Anſchlage kein Gehör geben. Der Vetter that ſein möglichſtes, ihn dahin zu bewegen, daß er wenigſtens den Califen gefangen nehmen, und in die Hände des Moavias liefern möge. Doch auch in dieſes Begehren wollte der Befehlshaber nicht willigen, indem er die heiligen Geſetze der Gaſtfreyheit, die Geſetze der Ehre, und endlich die Abſcheulichkeit, einen Enkel des Propheten auf ſolche Art zu verrathen, zur Urſache anführte. Er erklärte alſo, daß der Calif bey ihm ſicher ſeyn, und ſogar alles mögliche Vergnügen finden ſolle.

Haſſan ſetzt ſich vor, das Califat niederzulegen.

Haſſan ſeines Theils war in der grauſamſten Unruhe. Der Uebermuth ſeiner Truppen; die Verachtung, welche man künftig gegen ihn haben würde, wenn er ihnen dieſe Beſchimpfung ungeſtraft hingehen lieſſe; die Gefahr, welcher er ſich ausſetzte, wenn er die Schuldigen zur Strafe ziehen wollte; und endlich der Widerſtand, welchen er bey einem Kriege verſpürte, deſſen Anfang von ſo übler Vorbedeutung war; dieſes alles zuſammen brachte ihn endlich auf den Entſchluß, einer

Haſſan.
Hegire 41.
n.C.G.661

Würde zu entſagen, nach welcher er niemals einigen Ehrgeiz gehabt hätte, und zu deren Vertheidigung er nicht willens war, ſeine Ruhe aufzuopfern, oder wohl gar ſein Leben dem Glücke der Waffen auszuſtellen.

Haſſein, ſein Bruder, welchem er dieſen Vorſatz entdeckte, that ſein möglichſtes ihn davon abzubringen: doch umſonſt ſtellte er ihm den Schimpf vor, welchen ſeine Abdankung ſeiner ganzen Familie, und beſonders dem Andenken des Ali zuziehen würde; er blieb ſtandhaft bey ſeinem Entſchluſſe, weil er zuvor ſahe, daß er ſich durch die freywillige Niederlegung ſeiner Würde den Moavias zum Freunde machen würde, ſo daß er ihn dieſer Aufopfrung wegen ſchadlos halten, und ihm in einer ruhigen Einſamkeit ein ungeſtörtes Glück, wie es ſich für einen Mann ohne Muth und Ehrgeiz ſchicke, verſchaffen müſſe.

Moavias, welcher überall, und ſo gar an dem Hofe des Califen ſeine Kundſchafter hatte, bekam von dem Vorſatze des Haſſan gar bald Nachricht. Er ſtellte daher an ſeine Heerführer Befehl, nichts gegen die Armee des Califen zu unternehmen, ſondern ſich bloß in guter Bereitſchaft zu halten. Während der Zeit aber bezeugten ſich ſeine heimlichen Freunde, die er um den Haſſan hatte, deſto würkſamer, und wußten alles ſo geſchickt einzurichten, daß ſie, ohne dem geringſten Verdachte eines Verſtändniſſes, ihren Zweck glücklich erreichten.

Haſſan. Hegire 41. n. C. G. 661

Bedingungen, unter welchen Haſſan dem Moavias das Califat abtreten will.

Nachdem alſo Haſſan den feſteſten Schluß gefaßt hatte, ſo ſchrieb er an den Moavias, und meldete ihm, daß er die gläubigen Muſelmänner nicht länger dem grauſamen Unglücke eines innerlichen Krieges, bloß ſeiner Erwählung wegen, ausgeſetzt ſehen könne; er wolle alſo dem Kriege ein Ende machen, und ſeinen eignen Vortheil bey Seite ſetzen. Er ſey entſchloſſen, dem Throne zu entſagen, und damit die Wahl eines neuen Nebenbuhlers nicht Gelegenheit zur Fortſetzung des Krieges geben möge, ſo wolle er ihm die Krone abtreten. Er fügte hinzu, da ein ſo beträchtliches Geſchenke von ſeiner Seite auch einige Erkenntlichkeit verdiene, ſo verlange er, daß man ihm drey Bedingungen eingehen ſolle. Erſtlich ſolle man ihm die Freyheit laſſen, mit dem, was in dem öffentlichen Schazze zu Cuffah ſey, zu machen, was er wolle. Zweytens ſolle man ihm ein Stück Landes im Perſien zum Eigenthume geben. Drittens ſolle ſich Moavias verbindlich machen, das Andenken des Ali zu ſchonen, und ſich aller Beſchimpfungen enthalten.

Moavias, welcher eine ihm ſo vortheilhafte Abdankung nicht theuer genug erkaufen konnte, nahm die Bedingungen an; und ſogleich ward eine Schrifft aufgeſetzt, welche von beyden Theilen unterzeichnet wurde. Moavias begab ſich hierauf zu dem Haſſan, und beyde gingen nach Cuffah, wo die Niederlegung vor ſich gehen ſollte.

Nach-

Haſſan.
Hegire 41.
n. C. G. 661

Haſſan legt das Califat nieder.

Nachdem die Muſelmänner zu einer allgemeinen Verſammlung in der groſſen Moſchee zuſammengekommen waren, ſtieg Haſſan auf den Rednerſtuhl, und dankte zuerſt GOtt, welcher ihm die Mittel eingegeben habe, den Frieden unter den Gläubigen wieder herzuſtellen; hernach aber drückte er ſich folgender Maaßen aus: Moavias, ihr Muſelmänner, machte mir das Califat ſtreitig, zu welchen ich doch mehr Recht hatte, als er. Ich habe ihm aber lieber mit meinem Schaden nachgeben, als die Vergieſſung eures Blutes anſehen wollen. Doch alles das wird nur eine gewiſſe Zeit dauren, denn alle Dinge in der Welt ſind der Veränderung unterworfen.

Dieſe lezten Worte hätten bey nahe einen Zank erregt. Movias fiel dem Califen trozzig in die Rede, und ſtellte ihm ſehr lebhaft vor, wie unvorſichtig es gehandelt ſey, dem Volke zu verſehen zu geben, daß dieſe gegenwärtige Veränderung künftig wohl neue Unruhen verurſachen könne.

Haſſan ließ dieſe Vorwürfe hingehen, und fuhr in ſeiner Rede ganz ruhig fort, und ſchlos ſie endlich damit, daß er dem Volke ſagte; drey Dinge könne er, da er jezt Abſchied von ihnen nehme, nicht vergeſſen. Erſtlich die grauſame Mißhandlung, die man

Haſſan. Hegire 41. n.C.G. 661

ſeinem Vater erwieſen. Zweytens die Beſchimpfungen, die man ihm ſelbſt an der Spitze der Trupen angethan; und endlich die Verwegenheit, ſeine Güter zu plündern, da er eben im Begriff geweſen, den Frieden wieder herzuſtellen, damit ein jeder ſän Eigenthum ruhig beſitzen könne.

Die Cuffahnen wollen dem Haſſan den öffentlichen Schatz nicht abfolgen laſſen.

Als dieſe Rede zu Ende war, machte ſich Haſſan zu ſeiner Abreiſe fertg, vorher aber wollte er, daß man ihm, den eingegangenen Bedingungen gemäß, alles, was in dem öffentlichen Schatz befindlich, auslifern ſolle. Allein die Cuffahnen ſagten ihn rund heraus, daß ſie ihm in dieſem Stücke kene Gnüge thun könnten; daß dieſer Schatz ihnen zugehöre, und daß Moavias nicht darüber zu ſagen habe; daß ſie alſo durchaus nicht zugebn würden, daß man ihn wegführe, oder ſich nur den geringſten Theil daraus zueigne.

Moavias hält ihn ſchadlos.

Dieſe Wiederſetzung der Cuffahnen war dem Haſſan ſehr empfindlich. Auch Moavias hatte Urſache, mißvergnügt darüber zu ſeyn. Unterdeſſen hielt er es nicht für dienlich, im gerinſten darauf zu dringen. Er war zufrieden, daß er den Zweck erlangt hatte, nach welchem er ſo lange Zeit geſtrebt, und ſeine einzige Beſchäftigung ging dahin, daß er ſein Anſehen recht feſte gründen möge. Uebrigens verſprach er dem Haſſan, ihn deswegen, was man ihm jetzo verſagt, reichlich ſchadlos zu halten;

er wieß ihm auch in der That drey Millionen jährlicher Einkünfte an, und fügte hernach noch von Zeit zu Zeit ſehr anſehnliche Geſchenke hinzu.

Haſſan. Hegire 41. n. C. G. 661

Haſſan reiſete mit ſeinem Bruder Haſſein von Cuffah ab, und beyde ſchlugen ihre Wohnung zu Medina auf, wo ſie ein ſtilles Leben führten, ohne im geringſten an den Unruhen des Staats Theil nehmen zu wollen. Unterdeſſen verſuchte Moavias ſie aus dieſer Unthätigkeit zu reiſſen, als die Charegiten wieder zu den Waffen griffen. Er ſchrieb an den Haſſan, und bat ihn, wieder ſie auszuziehen, um ſie wenigſtens ſo lange zurücke zu halten, bis er ſich ſelbſt ihnen entgegen ſtellen könne. Doch die Antwort des Haſſan zeigte ihm deutlich, daß er ſich an den unrechten gewendet habe. Dieſer Prinz nehmlich ſchrieb ihm zurück, daß er allen öffentlichen Geſchäften ewig entſagt habe, um den Krieg zu vermeiden; denn wenn er jemals Luſt dazu gehabt hätte, ſo würde er ihn am allererſten wider ihn ſelbſt geführt haben.

Haſſan und ſein Bruder begeben ſich nach Medina.

Auf dieſe Art brachte er ſieben bis acht Jahr, die er ungefehr noch lebte, in Medina zu. Er ſtarb in dem 49ten Jahre der Hegire, nachdem er nicht älter als ſieben und vierzig Jahr geworden war. Man will verſichern, Moavias habe ſein Ende beſchleunigen laßen, indem er ſeine Frau ihn zu vergiften verleitet. Er nahm, ſagt man, zu dieſem Verbre-

Haſſan ſtirbt.

Haſſan. Hegire 41. n.C.G.661

chen deswegen ſeine Zuflucht, damit er von einer Bedingung loskommen möge, welche er dem Haſſan hätte eingehen müſſen. Moavias nehmlich hatte ſich anheiſchig gemacht, bey Lebzeiten des Haſſan ſich keinen Nachfolger zu ernennen, ſondern die Wahl einer gewiſſen Anzahl Männer zu überlaſſen, welche Haſſan dazu ausſuchen würde.

Moavias verleitet ſeine Frau ihn zu vergiften.

Als Moavias ſein Anſehen feſte genug gegründet hatte, kam er auf den Entſchluß, das Califat auf ſeine Familie zu bringen, und ſich deswegen gleich Anfangs ſeinen Sohn Jeſid zum Nachfolger zu ernennen. Damit er nun nicht den Vorwürfen des Haſſan, wegen Uebertretung der eingegangenen Bedingungen, möge ausgeſtellt ſeyn; ſo faßte er endlich den Anſchlag ſich ſeiner zu entladen. Hierinn um deſto glücklicher zu ſeyn, zog er die Frau des Haſſan mit in ſeine Abſicht, und wußte ſie ſo wohl zu gewinnen, daß ſie ihren Mann zu vergiften verſprach, wenn ihr Moavias verſprechen wollte, ſie hernach zu heyrathen.

Als ſie das Verbrechen begangen hatte, ſo lag ſie dem Moavias an, ſein Wort zu halten; doch dieſer lachte ſie aus, und alles, was er für ſie that, war dieſes, daß er ihr eine ſehr beträchtliche Summe Geldes auszahlen lies.

Als Haſſan dem Tode nahe war, drang ſein Bruder, welcher von der Vergiftung etwas gemerkt hatte, mit aller Gewalt in ihn,

Haſſan.
Hegire 41.
n. C. G. 661

ihm denjenigen zu entdecken, welchen er dieſer Schandthat wegen in Verdacht habe, damit er ihn ſogleich an demſelben rächen könne. Doch der Sterbende antwortete ihm ganz gelaſſen: **Mein lieber Bruder, das ganze Leben des Menſchen beſtehet aus Tagen, welche ſchnell verſchwinden: laß den Schuldigen in Ruhe; ich und er, wir werden ſchon zuſammen vor GOtt erſcheinen.**

Aieshe will den Haſſan neben den Mahomet nicht begraben laſſen.

Er hatte in ſeinem Teſtamente verlangt, neben ſeinen Großvater, den Mahomet, begraben zu werden. Aieshe hatte anfangs darein gewilliget; ſie änderte ſich aber gar bald, als ſie ſahe, daß ſich die Familie der Ommiaden darwider ſetze. Sie erklärte daher, daß das Haus, wo Mahomet begraben ſey, ihr eigenthümlich zugehöre, und daß ſie durchaus niemanden neben den Propheten wolle legen laſſen. Sein Körper alſo ward auf den öffentlichen Kirchhof gebracht.

Die kurze Dauer ſeiner Regierung, welche ſich ohngefehr auf ſechs Monate belief, iſt Urſache geweſen, daß ihn einige Geſchichtſchreiber nicht einmal unter die Zahl der Califen haben ſetzen wollen. Ich aber bin dem Ebn-Athir und einigen andern gefolgt, die es nicht für billig gehalten haben, dieſen Fürſten zu übergehen, weil er doch allerdings die oberſte Gewalt geführt, und die kurze Zeit ſei-

Haſſan. Hegire 41. n.C.G.661

nes Regiments nicht machen kann, daß er deswegen nicht eben ſowohl ein Calif geweſen ſey, als die, welche den Thron verſchiedene Jahre beſeſſen.

Haſſan ließ verſchiedene Kinder. Der berühmteſte unter ſeinen Söhnen war Abdallah, deſſen Nachkommenſchaft in dem Muſelmänniſchen Reiche ſehr groſſe Unruhen angerichtet hat.

Was den Haſſein anbelangt, ſo blieb ſein Geſchlecht der vornehmſte Zweig der Aliden, weil es ſich in dem Beſitze der Würde des Imams erhielt, welche eine von den vornehmſten in der Religion der Muſelmänner iſt.

Moavias.

Moavias.

Sechſter Càlif.

Anfang der Dynaſtie der Ommiaden.

Sobald Haſſan des Califat feyerlich niedergelegt hatte, trat Moavias in den Beſitz dieſer Würde, und machte ſie in ſeiner Familie erblich, anſtatt, daß ſie vorher von der Wahl abgehangen hatte. Mit ihm fängt ſich die Dynaſtie der Ommiaden an, welche in der Geſchichte der Araber ſo berühmt iſt. Sie hat ihren Namen von dem Ommiah, dem Uhrältervater des Moavias.

Der Vater dieſes Califen hieß Abu-Sefian, und

Moavias.
Hegire 41.
n.C.G.661

und war einer von den Häuptern des Stammes der Koreiſchiten, aus welchem Stamme auch Mahomet war. Als dieſer Prophet zu Ausbreitung ſeiner Lehre die Waffen ergrif, wollten die Koreiſchiten von dieſer Religion durchaus nichts hören, ſondern brachten auch ihrer Seits ein Heer auf, welches ſie dem Abu-Sofian anzuführen gaben.

Dieſer Feldherr that ſich bey verſchiedenen Gelegenheiten hervor; doch mit aller Mühe, die er ſich gab, konnte er es doch nicht verhindern, daß Mahomet nicht immer die Oberhand bekommen hätte. Endlich gab er an dem Tage des berühmten Sieges bey Beder dem Glücke dieſes Propheten nach, und bekannte ſich öffentlich zu der Muſelmänniſchen Religion.

Das Beyſpiel eines ſo anſehnlichen Proſelyten entſchied das Schickſal der Koreiſchiten, ſo daß ſie faſt alle Anhänger des Mahomets wurden. Man ſagt, dieſer neue Muſelmann habe ſich, bey Ablegung ſeines Glaubensbekenntniſſes, drey Dinge von dem Propheten ausgebeten. Erſtlich, daß er die Truppen anführen dürfe, die man wieder die Ungläubigen ausſchicken würde, damit er ſeine eigne Halsſtarrigkeit, mit welcher er ſo lange in dem Unglauben verharret ſey, gut machen möge. Hierauf erſuchte er den Propheten, den Moavias ſeinen Sohn zum Schreiber anzunehmen; und endlich bat er den Mahomet, eine von ſei-

nen

Moavias. Hegire 41. n.C.G. 661

nen Töchtern, Namens Gaſah, zu heyrathen. Dieſer lezte Vorſchlag ward verworfen; in die zwey erſtern aber willigte der Prophet. Abu-Soſian bekam alſo die Führung der Trupen, und Moavias trat in die Dienſte des Mahomets, bey welchem er lange Zeit als einer von ſeinen Schreibern arbeitete.

Nach ſeinem Tode ſezte ſich Moavias bey den Nachfolgern des Mahomet in ſolches Anſehen, daß er zum Statthalter in Syrien ernennt ward, ſobald man dieſe Provinz erobert hatte. Hier nun wußte er ſeine Perſon ſowohl zu ſpielen, daß es ihm endlich gelang, ſich wieder alle Regeln zum Califen ausrufen zu laſſen. Vermöge ſeines groſſen Muths und ſeiner Geſchicklichkeit überſtieg er alle Hinderniſſe, die man ihm zur Gelangung zum Throne in Weg legte; und, aller Bemühungen ſeiner Feinde ungeachtet, gelang es ihm endlich, alles das, was an ſeiner Wahl mangelhaft geweſen war, zu verbeſſern.

Die Charegiten erregen einen neuen Aufſtand.

Der Anfang ſeiner Regierung ward durch den Aufſtand der Charegiten, welche, wie ich ſchon geſagt habe, geſchworne Feinde aller Unterthänigkeit waren, ſehr gewaltſam beunruhiget. Man hatte ſie bey ihrem Aufkommen allzuſehr vernachläßiget. Den Ali war es zwar geglückt, ſie zu ſchlagen; allein gänzlich unterdrücken hatte er ſie nicht gekonnt. Die folgende Regierung, welche ſowohl wegen der kurzen Dauer, als wegen der Schwachheit desjenigen, welcher den Thron beſaß, nicht ſehr zu fürchten war, entflammte ihren Muth von neuem, und machte ihnen friſche Luſt zu weitern Unternehmungen.

Moavias.
Hegire 42.
n.C.G. 662

Moavias, welchen die Fehler ſeiner Vorgänger klug gemacht hatten, ergrif ſo gleich die nöthigen Maaßregeln, eine Parthey zu unterdrücken, welche ſeinem Anſehen ſo ſehr entgegen war. Er ließ alſo die Trupen, die er in Syrien zuſammen gebracht hatte, wieder ſie aufbrechen. Doch das Glück wollte mit ſeiner Hofnung nicht übereinſtimmen. Die Syrer wurden bey verſchiedenen Gelegenheiten geſchlagen, und die ſiegenden Charegiten wurden dadurch immer trotziger, und zugleich immer furchtbarer.

Der Calif nahm nunmehr ſeine Zuflucht zu den Einwohnern von Cuffah, und zu den Völkern in Irak, und erſuchte ſie an dieſem Streite Antheil zu nehmen. Er ſtellte ihnen vor, daß ſie alles verbinde, die Waffen wieder Ruchloſe zu ergreifen, welche weder Religion noch Geſetz kennten; die alſo von nichts zurückgehalten würden, ſie ohne dem geringſten Vorwand einmal mit Krieg zu überziehen, und ſich ihrer Länder zu bemächtigen.

Dieſe Vorſtellungen thaten ihre Wirkung. Die Cuffahner und die aus Irak griffen zu den Waffen, und zogen in Schlachtordnung wider die Charegiten aus. Dieſe ſahen nunmehr wohl, daß ſie eine ſtarke Parthey wider ſich haben

wür-

Moavias.
Hegire 42.
n. C. G. 662.

würden, wenn die Syriſchen Trupen mit dieſen verſtärkt würden, und wagten alſo anfangs einige Verſuche, ſie bey der Neutralität zu erhalten. Weil ſie unter andern wußten, daß die wenigſten von ihnen den Moavias blos deswegen erkannt hätten, damit das Feuer der bürgerlichen Kriege einmal gelöſcht würde, übrigens aber die Art, mit welcher Moavias auf den Thron gelangt war, durchaus nicht billigten; ſo ſchickten ſie einen Abgeordneten an ſie, welcher ihnen mit einer ziemlich feinen Wendung zu verſtehen gab, daß ſie ſehr wohl thun würden, wenn ſie ſich in den Krieg, den ſie den Moavias angekündiget, nicht mengten.

Nach verſchiedenen Unterhandlungen ſtellte ihnen endlich der Charegitiſche Abgeordnete vor, daß ſie bey ihren Geſinnungen nichts zu fürchten hätten, wenn ſie an dieſem Kriege keinen Theil nähmen. **Denn,** ſagte er, **den Moavias kann man als unſern gemeinſchaftlichen Feind betrachten. Wenn er uns unterliegen muß, ſo ſeyd ihr eurem Tyrannen los: Wenn wir ihm aber unterliegen müſſen, ſo ſeyd ihr von aller Unruhe befreyt, die ihr unſertwegen etwa haben könnt.**

Die Charegiten werden geſchlagen.

Die aus Irak aber wollten den Abſichten der Charegiten durchaus nicht beytreten; ſondern glaubten vielmehr, es ſey von der äußerſten Wichtigkeit, daß alle und jede auf die Ausrot-

Moawias.
Hegire 43.
n.C.G. 663

tung einer Secte bedacht ſeyn müßten, welche auf eine ſtrafbare Unabhängigkeit, die den Geſetzen, der Religion, und der Geſellſchaft zuwider ſey, ziele. Sie griffen ſie alſo in voller Wuth an, und nach verſchiedenen Treffen, wo die Tapferkeit ſich auf beyden Seiten gleich groß zeigte, fiel endlich eine ſehr blutige Schlacht vor, welche das Schickſal der Charegiten entſchied. Die von Irak behielten die Oberhand, und die gegenſeitige Parthey ward bey nahe ganz und gar ausgerottet.

Tod des
Amru-ben-al-As.

Die Vertilgung dieſer Ketzer ſtellte auf einige Zeit die Ruhe in Arabien wieder her. Wenigſtens findet man in den Geſchichten nicht, daß ſeit dieſer Schlacht bis zu Ende des drey und vierzigſten Jahres der Hegire etwas beſonders vorgefallen ſey. Dieſes Jahr iſt durch nichts merkwürdig, als durch den Tod des berühmten Amru-ben-al-As, welchem ſein Muth und ſeine Einſicht in das Kriegsweſen ſo viel Ehre gemacht. Er war einer von den erſten Helden der Muſelmänner, und Mahomet ſagte von ihm, daß er keinen kenne, welcher mit mehr Aufrichtigkeit der Religion zugethan ſey, als er.

Die Geſchwindigkeit ſeines Geiſtes, ſein Muth, ſeine Fähigkeit, ſeine Thaten in Syrien und Aegypten, die Widerwärtigkeiten ſelbſt, die er ausſtehen müſſen; alles dieſes hat ihm bey den Geſchichtſchreibern die gröſten Lobeser-

he-

Moavias.
Hegire 43.
n.C.G. 663

hebungen erworben. Er ſtarb in ſeiner Statthalterſchaft Aegypten, die ihm Moavias mit allen Einkünſten dieſer reichen Provinz, unter der Bedingung, die zur Vertheidigung derſelben nöthigen Trupen auf ſeine Unkoſten zu erhalten, abgetreten hatte.

Auſſer den Eigenſchaften, die den Amru zu einem groſſen Generale machten, hatte er auch noch andere, die ihn bey ſeiner Nation in ſehr groſſes Anſehen ſetzten. Er beſaß die Beredſamkeit und Dichtkunſt in einem ſehr hohen Grade. Ehe er ein Muſelmann ward, übte er ſein Talent wieder den Mahemet, und machte auſſerordentlich ſpöttiſche Verſe auf ihn. Er bezeugte deswegen hernach eine ſehr lebhafte Reue, und hielt ſogar noch wenig Augenblicke vor ſeinem Tode eine nachdrückliche Rede an ſeine Kinder, indem er es nochmals vor ein wahres Unglück erkannte, daß er wieder den Propheten geſchrieben habe.

Es war ungefehr um eben die Zeit, als ſich Moavias entſchloß, einen verdienten Muſelmann, Namens Ziad, welcher ſich allezeit unter den Arabern durch ſeinen Geiſt, ſeine Gaben und ſeine kriegriſche Thaten hervorgethan hatte, für ſeinen Bruder zu erkennen. Er war zwar eben ſowohl, als Moavias, ein Sohn des Abu-Sofian; allein er war niemals dafür erkannt worden, weil er die Frucht eines unrechtmäßigen Umganges war. Aus dieſer Urſache hatte man ihm auch den Namen Ziad-ben-Abihi, ein Sohn des Unbekannten, gegeben.

Moavias. Hegire 43. n.C.G.663

Er gab bey guter Zeit ſehr glückliche Vorbedeutungen von dem, was er einmal werden könne. Der tapfre Amru, welcher ein Kenner derer war, bemerkte ihn einsmals in einer Verſammlung der Freunde des Propheten, wo er ihn mit beſondrer Stärke und Gründlichkeit reden hörte, und von dieſem jungen Menſchen ſo eingenommen ward, daß er von ihm ſagte, wenn er nicht den Fehler der Geburt hätte, ſo verdiente er, einmal das Haupt der Araber zu ſeyn.

Die Califen, unter welchen er diente, lieſſen ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren. Beſonders that er ſich durch die Aufführung hervor, die er in Perſien beobachtete, als ihm Ali in dieſer weitläuftigen Provinz eine Verrichtung auftrug. Er erlangte auch daſelbſt gar bald durch ſeine ſeltnen Gaben, zu Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten, ein ſehr groſſes Anſehen.

Er tritt der Parthey der Aliden bey.

Als Haſſan das Califat aufgab, wollte Ziad den Moavias durchaus nicht erkennen, ob er gleich ſein natürlicher Bruder war. Die Ehrfurcht, die er dem Gedächtniſſe des Ali, ſeines Wohlthäters, ſchuldig zu ſeyn glaubte, trieb ihn, ſich von dem neuen Califen zu entfernen, und der Parthey der Aliden beyzutreten.

Moavias zieht ihn an ſich.

Moavias, welcher die Verdienſte des Ziad ein-

Moavias. Hegire 43. n.C.G.663

einſah, ſahe mit Schmerzen, wie nachtheilig ein ſo anſehnlicher Gegner ſeiner Parthey ſeyn könne. Er unternahm es alſo ihn zu gewinnen, und theilte ſeinen Anſchlag dem Mogairah-ebn: Said, Befehlshaber zu Cuffah, mit, welcher ſich willig erbot, ihm zu dienen, und den Ziad, wo möglich, von der Parthey der Aliden abzuziehen. Mogairah konnte nun ſo viel eher hierinne glücklich ſeyn, je genauer die Freundſchaft war, die er mit dem Ziad erhielt, ſeit dem ihm dieſer in einer ſehr wichtigen Sache einen groſſen Dienſt geleiſtet hatte. (*).

Mogairah wußte alſo bey dem Ziad ſeine Sachen ſo geſchickt anzubringen, und that ihm übrigens von Seiten des Califen ſo vortheilhaft Vorſchläge, daß er ihn endlich gewann. Mo vias empfing ihn an ſeinem Hofe mit allen möglichen Merkmalen der Achtung, und verſicher ihm, daß er ihn in kurzem in den Stand ſetz wolle, die oberſten Stellen des Staats zu ver walten, ohne zu beſorgen, daß man ihm länge die Vorwürfe werde machen können, die ma ihm zeither gemacht habe.

Er erkennt ihn für ſeinen Bruder.

Er ließ auch in der That alle nöthige Erku

(*) Mogairah war Ehebruchs wegen angekla worden. Ziad, welcher damals an dem O wo das Verbrechen ſollte geſchehen ſeyn, C oder Richter war, fand ein Mittel den Sch gen zu retten, und die Zeugen als Verleum zu verdammen.

digungen einziehen, und nach vielen vorhergegängnen Umſtänden ward endlich der Ausſpruch gethan, daß Ziad in der That ein Sohn des Abu-Soſian. Der Calif ließ dieſen Ausſpruch in einer feyerlichen Verſammlung kund thun, wo er öffentlich den Ziad für ſeinen leiblichen Bruder, und mit ihm aus gleich edeln Blute der Coreiſchiten erſprungen, folglich der Verwaltung der oberſten Stellen des Staats fähig erklärte. Die Familie des Moavias war mit dieſer Erkennung ſehr übel zufrieden; denn da man den Ziad die Vorzüge der Ommiaden wollte genieſſen laſſen, ſo gab dieſes zu verſchiedenen Unterſuchungen Anlaß, welche der Ehre eines Mannes, wie Abu-Soſian geweſen war, deſſen Andenken bey den Muſelmännern die gröſte Verehrung genoß, nachtheilig waren.

Moavias.
Hegire 43.
n.C.G.663

Moavias ließ alle Reden, die man über dieſes ſein Betragen führte, ſo hingehen, und war blos darauf bedacht, wie er die Gaben des Ziad zum Nutzen des Staats und zur Beförderung ſeiner eignen Angelegenheiten anwenden wolle.

Er gab ihm zum Anfange die Statthalterſchaft von Baſrah, wohin er nothwendig einen uf das ſchleunigſte ſchicken muſte, welcher ugſames Anſehen habe, die daſelbſt ſeit einir Zeit herrſchenden Unruhen beyzulegen. bdallah-ebn-Amer war kurz vorher von der Statthalterſchaft dieſer Gegend abgeſetzt worden,

Hegire 44.
n.C.G.664
Ziad wird Statthalter von Baſrah.

Moavias. Hegire 44. n.C.G.664

ſey, weil ihm ſeine allzugroße Gelindigkeit nicht erlaubte, wieder die Räuber zu wüthen, welche das ganze Gebiete durchſtreiften. Der Calif hatte den Hareth an ſeine Stelle geſchickt, welcher dem Uebel einigermaſſen zu ſteuren ſuchte; allein es war ſchon zu einer ſolchen Gröſſe angewachſen, daß er es unmöglich ganz ausrotten konnte. Zuletzt alſo ward Ziad hingeſchickt, als derjenige welcher am geſchickteſten ſey, die genaueſte Policey daſelbſt wieder herzuſtellen.

Er zerſtreuet die Räuber, welche die Stadt und die umliegende Gegend unſicher machten.

Sobald er in Baſrah angelangt war, ſtellte er eine allgemeine Verſammlung der Muſelmänner an, und erklärte ſich, daß er die nöthigen Mittel den öffentlichen Unordnungen abzuhelfen kenne; ehe er ſich aber derſelben bediene, wolle er vorher allen denjenigen, die ſich etwa ſchuldig fühlten, den Rath geben, die Stadt auf das ſchleunigſte zu verlaſſen, weil kein einziger von denen, die ihm in die Hände fallen würden, Gnade zu erwarten habe.

Kurz darauf ließ er einen Befehl bekannt machen, vermöge deſſen ein jeder gleich nach dem Abendgebete ſich nach Hauſe begeben, und derjenige das Leben verlieren ſollte, welchen man nach der beſtimmten Stunde noch auf der Straſſen finden würde. Er ordnete dieſertwegen eine Nachtwache an, deren Officier Macht hatte, einem jeden, den er des Nachts anträffe, über die Klinge ſpringen zu laſſen.

Dieſe Anſtalt konnte mit ſehr viel Unbe

Moavias.
Hegire 44.
n.C.G.664

quemlichkeiten verbunden ſeyn; weil es aber darauf ankam, einem groſſen Uebel abzuhelfen, ſo bekümmerte man ſich um die Folgen, die daraus entſtehen könnten, wenig, ſondern fing ſogleich die Vollziehung nach aller Strenge an. Dieſes ſcharfe Beyſpiel machte bey den andern einen ſo lebhaften Eindruck, daß ſich niemand mehr unterſtand des Nachts auszugehen. Unterdeſſen verlohren den Tag darauf doch noch fünf Perſonen das Leben; in der dritten Nacht aber war alles ſehr ruhig, und es durfte kein einziger mehr getödtet werden. Dieſe gute Ordnung ward unvermerkt in dieſer Stadt wiederhergeſtellt, und man hörte ferner nichts mehr weder von Diebſtählen noch Räubereyen.

Er ſtellt die Policey in verſchiedenen Provinzen wieder her.

Moavias ward über die Nachricht, daß Baſrah nunmehr beruhiget ſey, um ſo viel erfreuter, je mehr er vorher befürchtet hatte, ſeine Feinde möchten ſich die Unordnung, welche in dieſer Stadt herrſchte, zu Nutze machen, um entweder ſeine Regierung deswegen zu verſchreyen, oder gar die Urheber derſelben in ihre Parthey zu ziehen. Die Strenge des Ziad, und die Klugheit, die er bey Abſchaffung verſchiedner andrer in Baſrah bemerkten Mißbräuche bezeugt hatte, bewogen den Califen, ſich ſeiner zur Herſtellung einer gleichen Ordnung auch in den Perſiſchen Provinzen Segeſtan und Choraſſan, und den Arabiſchen Provinzen Bathria und Omar zu bedienen. Der Calif mußte auf die Geſchicklichkeit des Ziad ein

Moavias. Hegire 45. n. C. G. 665. ſehr groſſes Vertrauen ſetzen, da er ihm auf einmal ſo viel Aemter gab, deren eines allein einem gemeinen Manne zu thun genug gemacht hätte.

Ziad erfüllte die Hoffnung, die ſich der Calif von ihm gemacht hatte, vollkommen; und ob er gleich von der Laſt der überhäuften Arbeit bey nahe zu Boden gedrückt ward; ſo zeigte er doch immer, daß er wohl auch noch zu wichtigern Stellen geſchickt ſey. Da er der ſtrengſte Beobachter der Ordnung und Gerechtigkeit war; ſo unterließ er nichts, was zum Glücke und zur Ruhe des Volks etwas beytragen konnte; zugleich aber regierte er auch auf eine durchaus deſpotiſche Art, und litt nicht das geringſte, was ſeinem Anſehen den geringſten Eintrag hätte thun können.

Ein Beyſpiel hiervon gab er an der Perſon des Hakem-ben-Amre, eines Unteranführers. Ziad hatte ihn mit dem Befehl ausgeſchickt, ſich eines gewiſſen Platzes zu bemächtigen, in welchem Unternehmen er auch ſehr glücklich war, und ihm ſogleich davon Nachricht gab. Ziad antwortete ihm den Augenblick, und befahl ihm, von der Beute alles gemünzte Gold und Silber bey Seite zu legen, damit es in den öffentlichen Schatz könne gebracht werden.

Da dieſer Befehl demjenigen zuwider war, was in dem Corane wegen der Beute mit ausdrücklichen Worten geſagt wird, daß nemlich

nicht

Moavias.
Hegire 45.
n.C.G.665

nicht mehr, als der fünfte Theil davon, für die Schatzkammer aufbewahret werden ſolle; ſo hielt Hakem nicht für nöthig demſelben zu gehorchen, ſondern theilte den Raub, wie gewöhnlich, unter die Soldaten, und hob blos den fünften Theil davon auf. Sobald als Ziad davon Nachricht erhielt, ließ er dieſen Officier in Verwahrung nehmen, und würde ihn ohne Zweifel ſehr hart beſtraft haben, wenn nicht der Tod ihm den Gefangnen aus den Händen geriſſen hätte.

Der Standhaftigkeit des Ziads alſo war der Calif die Wiederherſtellung ſeines Anſehens in verſchiedenen Städten des Muſelmänniſchen Reichs ſchuldig. Eine gleiche Verbindlichkeit hatte er auch gegen einige andre Statthalter, die für ihn in ihren Gebieten das ihrige gethan hatten. Es iſt uns aber nicht möglich, eine umſtändliche Erzählung von dem, was ſich während dieſer Zeit zugetragen hat, zu geben, weil die Arabiſchen Geſchichtſchreiber uns nicht den geringſten Stof dazu geben.

Eben ſo ſparſam ſind ſie in ihren Nachrichten, den Moavias ſelbſt betreffend, geweſen; ſie übergehen verſchiedene Jahre ſeines Califats, ohne ſeines Namens auch nur zu gedenken; und wenn ſie ja was von ihm ſagen, ſo ſind es ſehr entbehrliche Kleinigkeiten. In dem 46ten Jahre der Hegire, zum Exempel, weiß man nichts von ihm, als dieſes, daß er auf den

Hegire 46.
n.C.G.666
Moavias läßt den Abdarshaman ums Leben bringen.

Moavias. Hegire 46. n.C.G.666

Sohn des berühmten Chaled, den Abdarsh
man, einen Mann, der eben ſo tapfer und ſei
ner Religion eben ſo ergeben war, als ſein Va
ter, einen Verdacht warf, und deswegen eine
chriſtlichen Sclaven, welcher demſelben ange
hörte, erkaufte, daß er ſeinen Herrn, eben als
er ſich zu einem Unternehmen wider die Grie
chen geſchickt machte, mit Gifte hinrichten muſ
te. Der Sclave vollzog zwar das Verbrechen,
allein den Lohn, welchen ihm der Calif dieſes
niederträchtigen Dienſtes wegen gab, konnte
er nicht lange genieſſen. Der Sohn des Abdarshaman, welcher eben, wie ſein Grosvater,
Chaled hieß, machte ſich von Medina auf nach
Syrien, wohin der Mörder geflüchtet war,
und brachte ihn mit ſeiner eigenen Hand um.
Moavias ließ den Chaled ſogleich in Verhaft
nehmen, und gab ihm nicht eher ſeine Freyheit
wieder, bis er eine gewiſſe Summe Geldes,
zur Ausſöhnung dieſes an den Sclaven verüb
ten Mordes, bezahlt hatte.

Die Einwohner von Cuſſah beleidigen den Ziad.

Kurz darauf ereignete ſich ein andrer Zufall,
welcher ſehr viel Auſſehens machte, und zwar
zu Cuſſah. Ziad, welcher ſich in dieſe Stadt be
geben hatte, gieng an einem Verſammlungs
tage in die Moſchee, und ſtieg auf die Canzel,
um an das Volk eine Rede zu halten. Al
nun die zum Gebet beſtimmte Stunde kam, er
hob ſich ein Muſelmann, Namens Heger, mit
ten in der Verſammlung, rief überlaut Salah, und fing das Gebet an, indem Ziad noch

re

Moavias.
Hegire 46.
n.C.G.666

ebete. Der Redner mußte alſo aufhören, weil die ganze Verſammlung das angeſtimmte Gebet fortſetzte.

Ziad verſtellte ſich dieſer Beſchimpfung wegen, ſtieg von der Canzel herab, und verrichtete mit der Gemeinde das Gebet. Sobald er aber aus der Moſchee kam, ſchrieb er an den Moavias, und mahlte ihm den Heger als einen Mann ab, welcher keine Ehrfurcht weder für den Regenten, noch für die, denen er einen Theil ſeines Anſehens gegeben, hege. Er beſchrieb ihm die Beſchimpfung, die ihm dieſer Muſelmann erwieſen, auf das nachdrücklichſte, und fügte hinzu, daß, ohne Ergreifung der ſchleunigſten Maaßregeln, die Parthey der Aliden zu Cuffah gar bald die Oberhand bekommen würde, und daß dieſer Heger allein einen Aufſtand zu erregen fähig ſey.

In Erwartung der Antwort des Califen, begab ſich Ziad nach Baſrah, und ließ einen von ſeinen Unteranführern in Cuffah, in ſeine Abweſenheit auf das Betragen der Cuffahner Acht zu haben. Sobald er die Antwort des Mogvias erhalten hatte, kehrte er wieder dahin zurück, und erfuhr bey ſeiner Ankunft, daß ſein Verweſer von einigen Cuffahner auf das ſchimpflichſte ſey mißgehandelt worden, indem ſie ihm bey Verrichtung des Gebets Staub in die Augen geworfen.

Ziad, welcher von dem Califen Befehl erhal-

Moavias. Hegire 46. n.C.G.666 halten hatte, die Schuldigen in Verhaft nehmen zu laſſen, ſtellte ſeine Verſammlung an, und hielt, nachdem er auf die Canzel geſtiegen, eine ſehr nachdrückliche Rede wider die Aufrührer. Er ſagte, daß man lange genug gethan, als ob man ihre Unverſchämtheiten und ihre Verachtung der oberſten Gewalt, wider die ſie ſich alle Tage, durch Beſchimpfung der Bedienten des Califen, aufs neue verſündigten, nicht wahrnähme; daß es aber endlich einmal Zeit ſey, die Rebellen zu ſtrafen, und daß er deswegen von dem Haupte der Gläubigen, dem Moavias, ausdrückliche Befehle habe.

Heger, welcher ein eifriger Anhänger der Aliden war, konnte es nicht leiden, daß man dem Moavias den Titel, Haupt der Gläubigen, beylegte; und fing alſo an, überlaut zu ſchreyen, Ziad ſey ein Lügner; er warf ihm ſogar Staub ins Geſichte, und verfluchte ihn, den Moavias, und alle ſeine Anhänger.

Ziad konnte ſo ziemlich an ſich halten, daß er nicht gleich den Augenblick ſeinen Zorn ausbrechen ließ; er verrichtete ſogar das Gebet, und begab ſich darauf ganz ruhig in das Schloß, welches in der Stadt war. Den Tag darauf ſchickte er ſeine Wache aus, den Heger in Verhaft zu nehmen; doch dieſer hatte ſich auf dieſen Zufall ſchon gefaßt gemacht, und eine groſſe Anzahl Freunde zu Hülfe gerufen,

Moavias.
Hegire 46.
n.C.G.666

rufen, welche der Wache des Ziad, als ſie ankam, ſehr heftigen Widerſtand thaten. Gleichwohl konnte Heger mit ſeinem Anhange dieſer wohlbewafneten Leuten, welche den Rebellen hart zu Leibe gingen, nicht lange die Spitze bieten. Der Tod verſchiedner von ihnen erſchreckte die andern, und Heger ward endlich mit dreyzehn ſeiner Freunde gefangen genommen. Ziad ließ ſie in Feſſeln ſchlagen, und ſchickte ſie dem Moavias, ihnen ihr Recht wiederfahren zu laſſen.

Beſtrafung der Schuldigen.

Der Calif ſtellte dieſerwegen eine Rathsverſammlung an, und die Urtheile fielen ſehr verſchieden aus. Alle kamen zwar darinne überein, daß Heger ein Verbrecher ſey, allein über die Art, ihn zu ſtrafen, konnte man nicht eins werden. Einige verdammten ihn zum Tode; andre glaubten, es wäre genug, wenn man ihn, und ſeine Freunde, in verſchiedene Provinzen verbannte. Endlich gewann die Meynung der erſtern die Oberhand, weil Ziad ſehr dringende Vorſtellungen that, und dem Moavias ſchrieb, daß es in ganz Irak um ſein Anſehen würde geſchehen ſeyn, wann er bey einer ſo wichtigen Gelegenheit eine unzeitige Gnade vorwalten ließe. Sein Schreiben ward von verſchiednen Freunden, die er an dem Hofe hatte, unterſtützt, ſo daß das Todesurtheil nunmehr geſprochen ward. Dem Verbrecher ward, nebſt verſchiedenen die an ſeinem Aufſtande Theil genommen hatte, der

Moavias. Hegire 46. n.C.G.666

Kopf vor die Füſſe gelegt, und nur ſechſen davon ſchenkte der Calif, auf inſtändiges Anhalten verſchiedener Vornehmen, das Leben.

Den Arabiſchen Geſchichtſchreibern zu Folge ſcheinet es, als ob dieſe Beſtrafung des Hegers, und die Vergiftung des Abdarshaman das wichtigſte geweſen, was in dem 46ten und 47ten Jahre der Hegire vorgefallen; denn dieſe ganze Zeit, und ſogar einen guten Theil des folgenden 48ten Jahres hindurch, findet man nichts, was nur im geringſten, weder die allgemeine Geſchichte der Araber, noch den Califen insbeſondere betreffend, merkwürdig wäre.

Hegire 48. n.C.G.668

Die Muſelmänner belagern Conſtantinopel, aber vergebens.

Gleichwohl hätten die Anſtalten genug Stoff geben können, die Moavias zur Belagerung Conſtantinopels machte, als wohin er, zu Ende des 48ten Jahres, eine ſehr zahlreiche Flotte ſchickte. Eine Zurüſtung von dieſer Art hätte die Aufmerkſamkeit und die Erkundigungen der Geſchichtſcheiber weit eher verdient, als eine Menge Nichtswürdigkeiten, womit die Araber ihre Geſchichte anzufüllen für gut befunden haben.

Man weiß alſo nur überhaupt, daß Moavias, welcher ſchon als Statthalter von Syrien auf Anlegung einer Seemacht bedacht geweſen war, ſobald er zum Califat gelangte, mit allem Ernſte an der Ausführung dieſes Anſchlages arbeitete. Sobald er in Stande zu ſeyn glaubte, auf dem Meer erſcheinen zu können, rüſte

Moavias.
Hegire 48.
n.C.G.668

te er eine Flotte aus, und ſchickte ſie, unter Anführung ſeines Sohnes Yeſid, gegen Conſtantinopel.

Tod des Abu-Agub.

Man fing die Belagerung dieſer Stadt an. Sie baurete ſehr lange, und fiel ſehr unglücklich aus. Das iſt es alles, was uns die Schriftſteller davon melden. Anſtatt uns eine umſtändliche Erzählung von dieſem ſo wichtigen Unternehmen, bey welchem ſich nothwendig ſehr viele beſondre Umſtände müſten geäuſſert haben, zu geben, melden ſie weiter nichts, als daß ein berühmter Heerführer der Muſelmänner, Namens Abu-Agub, ehemals einer von den Gefährten des Mahomets, während dieſer Belagerung geſtorben, und daß er ohnweit den Mauren der Stadt ſey begraben worden. In den nachfolgenden Zeiten hat man an dieſem Orte eine Moſchee aufgerichtet, welche von den Juden ſo ſehr verehret wird, daß die Sultane ſelbſt am Tage ihrer Beſteigung des Thrones in Proceßion dahingehen, ſich den Degen darinne umgürten zu laſſen.

Hegire 49.
n.C.G.669

Derjenige Geſchichtſchreiber, welcher von dem Unternehmen wider Conſtantinopel noch am weitläuftigſten redet, berichtet, daß Yeſid an der Spitze einer gewaltigen Armee gleich Anfangs dem griechiſchen Kayſer Armenien und Natolien weggenommen habe. Dieſe Eroberung koſtete ihn nichts, als einen ſchnellen Durchmarſch. Er ging darauf über den

Heller

Moavias. Hegire 49. n.C.G.669

Helleſpont, und machte ſich gefaßt Conſtantinopel zu belagern, ohne daß die Griechen nur die geringſte Bewegung machten, ihm die Zugänge zu verbieten. Alles, was ſie thaten, war dieſes, daß ſie ſich auf den Wällen in guter Bereitſchaft hielten; in den umliegenden Gegenden aber lieſſen ſie die Araber ſich ruhig ſetzen. Der Umfang der Stadt war ſo groß, und die Trupen der Muſelmänner waren in ſo kleiner Anzahl, daß ſie den Platz unmöglich einſchlieſſen konnten. Dieſer Unbequemlichkeit ungeachtet wurden ſie von den Griechen in vollkommenſter Ruhe gelaſſen, ſo daß die Saracenen in den Feldern, welche an den Vorſtädten lagen, eben ſo ungehindert ausſäeten, und einerndteten, als ſie es in ihrem eignen Lande hätten thun können. Nachdem ſie zwey Jahr ſo zugebracht hatten, fingen ſie endlich an auf die Stadt ordentliche Angriffe zu wagen, in welchen ſie aber ſo viel Mannſchaft verlohren, daß ſie die Belagerung aufheben mußten.

Unbeſtändigkeit der africaniſchen Völker.

Mitlerweile, als man mit dieſem Unternehmen beſchäftiget war, machten die africaniſchen Völker mancherley Bewegungen, und es ſchien, als ob ſie Luſt hätten das Joch der Muſelmänner abzuſchütteln. Sie hatten ſich blos aus Furcht unterworfen; ſobald ſie ſich alſo in Freyheit merkten, ergriffen ſie ihre alte Religion wieder. Doch kaum lieſſen ſich die Saraceniſchen Trupen ſehen, als ſie ſich alle aufs neue zu dem mahometaniſchen Glauben bekannten.

Mea

Moavias gab ihnen einen Statthalter Namens Okbad, einen ſehr verſtändigen Mann, welchem es endlich gelang, die Wankelmuth dieſer Völker auf einen feſten Fuß zubringen, ob es ihm gleich unglaubliche Arbeit und Mühe koſtete. Nachdem er vergebens alle Mittel verſucht hatte, welche ihm die Gelindigkeit eingab, ſo beſchloß er zuletzt, Schärfe zu brauchen, und mit dieſer gelückte es ihm auch. Er ließ alle diejenigen aufſchreiben, welche die vornehmſten Urheber der in den Provinzen ſich häufig ereignenden Veränderungen waren, und gab Befehl, daß man ſie alle über die Klinge ſolle ſpringen laſſen. Er ließ zugleich kund thun, daß er eben ſo ſcharf auch ins künftige gegen alle diejenigen ſeyn wolle, welche die Religion des Propheten verlaſſen würden.

Moavias. Hegire 49. n. C. G. 669 Okbad befeſtiget ſie in der mahometaniſchen Religion.

Die Furcht vor dem Tode machte bey dieſen Völkern Eindruck. Damit man ſich aber gegen ihre Unbeſtändigkeit noch mehr verſichern möge, ſo ließ Okbad die Stadt Cairoan bauen, welche hernach die Hauptſtadt der eigentlich ſo genannten Provinz Africa ward. Er erwählte ein groſſes Stück Landes, wovon ein Theil noch mit Holz bewachſen war, in welchem ſich viel Schlangen und wilde Thiere aufhielten, welche oft ſehe groſſes Unheil anrichteten. Ubrigens hatte eben dieſes Gehölze verſchiedenemal den Einwohnern des Landes zu Zeiten ihres Aufſtandes zum Zufluchtsorte gedienet, und der Statthalter hatte bey Verfolgung der Rebellen

Hegire 50. n. C. G. 670

Moavias. Hegire 50. n.C.G.670 bellen immer ſehr viel Hinderniſſe darinn angetroffen. Er ließ daher alle Bäume umhauen, welche ihm zu Erbauung der neuen Stadt ſo ungemein dienlich waren. Er legte ſeinen Sitz daſelbſt an, und ſie ward ſo zu reden der Mittelpunct ſeiner Gerichtsbarkeit. Sie ward auch in kurzer Zeit durch ihren Handel, durch die Anzahl ihrer Einwohner, und durch das Anſehen, welches ſie erlangte, als die Wiſſenſchaften in ihr zu blühen anfingen, ſehr beträchtlich.

Die Saracenen bedienten ſich dieſes Orts auch zur Niederlage ihrer Reichthümer, und die Beute, welche ſie ihren Feinden abnahmen. Es konnte alles daſelbſt ſicher ſeyn, weil die Stadt von dem Ufer ſehr weit entlegen war, und die Griechiſchen und Römiſchen Flotten alſo nicht daſelbſt landen konnten. Es war ſogar ſehr ſchwer einen Einfall dahin zu wagen, weil der Statthalter die Zugänge allzuwohl hatte verwahren laſſen.

Ziad verlangt die Statthalterſchaft von Hegiaz. Mittlerweile als Okbad in Africa das Anſehen des Moavias befeſtigte, war der berühmte Ziad in den verſchiednen ihm anvertrauten Gegenden bemüht, die Aliden zum Gehorſam zu bringen. Nachdem er ganz Irak dem Califen unterworfen hatte, ſo ſchrieb er an ihn, und bat um die Statthalterſchaft von Hegiaz. Die Art, wie er ſich in ſeinem Briefe ausdruckte, gab gnugſam zu erkennen, daß in Irak keine weitere Bewegungen zu befürchten wären,

Moavias.
Hegire 50.
n.C.G.670

und daß er ſich eben ſo leicht auch in den übrigen Theilen Arabiens eine gute Ordnung wiederherzuſtellen getraute. **Meine linke Hand,** ſchrieb er an den Califen, **regieret hier die Völker von Jrak, unterdeſſen aber bleibet meine Rechte mußig. Gieb ihr Arabien zu regieren, und es wird dich nicht gereuen.**

Er ſtirbt, da er ſie in Beſitz nehmen will.

Moavias, welcher wohl einſahe, wie vortheilhaft es für ihn ſey, einen Mann zu brauchen, der ihm ſo viel Dienſte leiſten könnte, gab ihm ſogleich die verlangte Statthalterſchaft. Die Nachricht davon breitete ſich ſogleich überall aus; ſie war aber nicht allen, die ſie vernahmen, gleich angenehm. Die Einwohner von Medina unter andern, welche die auſſerordentliche Strenge des Ziad fürchteten, waren über ſeine Ernennung ſehr beſtürzt. Einer von ihnen Namens Abdallah-eben-Zabeir machte auf die Ausdrücke, deren ſich Ziad in ſeinem Briefe an den Califen bedient, eine Anſpielung, und richtete öffentlich dieſes Gebet an GOtt: **O GOtt, ſtelle die rechte Hand zufrieden, die dem Ziad überflüßig iſt.** Man will gewiß verſichern, daß ſich kurz darauf an dem einen Finger dieſer Hand ein peſtilenziſches Geſchwüre geäuſſert, woran er geſtorben, eben als er auf dem Wege geweſen, ſeine Statthalterſchaft in Beſitz zu nehmen. Man ſetzt ſeinen Tod in das 53te Jahr der

Moavias. Hegire 53. n.C.G.672

Hegire, und in das 672te nach Chriſti Geburt.

Tod des Chiabalah.

In eben dieſem Jahre ſtarb auch der berühmte Chiabalah-ebn-Aihan, der letzte König oder Fürſt der chriſtlichen Araber, welche den Stamm Gaſſan ausmachten. Er hatte unter dem Califate des Omars den mahometaniſchen Glauben angenommen, allein er verließ ihn wieder bey Gelegenheit eines Streits, den er mit dem Califen hatte, und blieb bis an ſeinen Tod unter den Chriſten.

Moavias ward durch den Verluſt, den er in der Perſon des Ziads litt, ſehr empfindlich gerührt; weil er es faſt einzig und allein ihm zu danken hatte, daß ſein Anſehen in allen Provinzen des Muſelmänniſchen Reichs auf das feſteſte gegründet war; und wenn ja noch hier und da einige Aufrührer waren, ſo durften ſie ſich doch nicht offenbar zeigen.

Hegire 54. n.C.G.673 Moavias macht Damaſcus zum Sitze ſeines Reichs.

Als ſich der Calif in dem ruhigen Beſitze ſeiner Würde ſah, verlegte er ſeinen Sitz nach Damaſcus. Er glaubte nicht beſſer thun zu können, als wenn er zur Hauptſtadt ſeines Reichs einen Ort machte, der ſich wegen ſeiner Lage und ſeiner Gröſſe, wegen der Schönheit ſeiner Gebäude, und beſonders wegen der geſunden Luft die Bewunderung aller Fremden zuzog.

Er will den Lehrſtuhl des Maho-

Damit er aber dieſe Stadt den Muſelmännern insbeſondre verehrungswürdig machen möge, beſchloß er, den Lehrſtuhl, auf welchem Mahomet ſeinen Glauben geprediget hatte, dahin bringen zu laſſen. Er glaubte, wann er dieſes koſtbare Denkmal in die Moſchee von Damaſcus ſetzte, und ſelbſt bey Verrichtung des öffentlichen Gebets darauf ſtiege, ſo würde das Volk von dieſem Anblicke gerührt werden, und für ſeine Perſon und Würde mehr Zuneigung und Ehrerbietung bekommen.

Moavias. Hegire 54. n.C.G.673

mets dahin bringen laſſen.

Er ſendete alſo nach Medina, und verlangte, daß man ihm den Lehrſtuhl des Mahomets ſchicken ſolle. Die Einwohner von Medina wurden darüber beſtürzt, und thaten vergebens Vorſtellungen, daß man ihnen einen Schatz laſſen möge, welcher ihre ganze Tröſtung ausmache, beſonders da es nunmehr gewiß ſey, daß ihre Stadt niemals wieder mit der Gegenwart der Califen würde beehret werden, ſo wie ſie es vor dieſem mit der Gegenwart des Propheten geweſen.

Dieſe Vorſtellungen waren von geringer Würkung, und man gab Befehl, daß der Lehrſtuhl des Mahomets mit Gewalt ſoll weggenommen werden. Man machte ſich alſo, den Widerſetzungen derer von Medina ungeachtet, dazu gefaßt; allein eben zu der Zeit ereignete ſich eine Sonnenfinſterniß, welche jederman als ein Wunder betrachtete, durch welches ſich GOtt ſelbſt über ein ſo kühnes Unterfangen erklären wolle. Die von Medina

Die von Medina ſetzen ſich darwider.

Moavias. dina erklärten alſo, daß ſie den Lehrſtuhl des
Hegire 54. Propheten durchaus nicht würden anrühren
n.C.G.673 laſſen. Die Abgeordneten des Moavias ihrer Seits waren über einen Zufall, den ſie aus Unwiſſenheit und Aberglauben als ein Zeichen betrachteten, ſo beſtürzt, daß ſie nicht weiter darauf beſtanden, ſondern dem Califen das, was vorgefallen war, berichteten, und Befehl erhielten den Anſchlag aufzugeben.

Kurz darauf nahm Moavias dem Saed die Statthalterſchaft von Medina, und gab ſie dem Mervan-ebn-Hakem wieder, der ſie vorher beſeſſen hatte. Man meldet die Urſache dieſer Veränderung nicht. Der Calif befahl ſogar dem Mervan das Haus des Saed niederreiſſen zu laſſen, und ſich alles Vermögens, das er etwann in Hegiaz habe, zu bemächtigen. Der neue Statthalter theilte ſeine Befehle dem Saed mit, und ſagte, daß er ſich nicht entbrechen könnte ſie ins Werk zu ſtellen; er fügte ſogar hinzu, daß er ein gleiches thun könne, wenn er einmal in dieſe Umſtände kommen ſollte, und daß ein Statthalter nothwendig den Befehlen ſeines Oberhaupts gehorchen müſſe.

Er ward aber ungemein beſtürzt, als Saed ihm entdeckte, er habe, als er noch in dem Amte geſeſſen, einen gleichen Befehl ſeinetwegen erhalten gehabt; aus Freundſchaft aber, die ſie ſo lange mit einander gepflogen, unterdrückt.

Er

Moavias. Hegire 54. n.C.G.673

Er zeigte ihm auch in der That die Briefe des Moavias, und ſetzte hinzu, er habe lieber die Ungnade des Califen über ſich ziehen, als an dem Untergange ſeines Freundes Schuld ſeyn wollen. Mervan ward durch die Großmuth des Saed ungemein gerühret, ahmte ſeine Aufführung nach, und that von allem, was ihm Moavias befohlen hatte, nichts. Sie glaubten nunmehr beyde, daß ſie der Calif nur zu entzweyen geſucht habe, damit ihre Eintracht ſeinem Anſehen kein Nachtheil bringen möge. Mervan ſchrieb dieſerwegen an ihn, und Moavias ſchien mit ſeinem Betragen ſowohl zu frieden, daß er die gegebene Befehle wiederrufte, und beyde ſeiner Freundſchaft verſicherte.

Obeidallah wird Statthalter von Choraſſan.

Noch in eben dem Jahre ertheilte der Calif die Statthalterſchaft der Provinz Choraſſan dem Obeidallah, dem Sohne des Ziad, welcher erſt in ſeinem zwanzigſten Jahre war. Er hatte dieſe Gnade der Art zu danken, mit welcher er ſich bezeugte, als er nach dem Tode ſeines Vaters dem Moavias von allem, was in den unter der Aufſicht des Ziad geſtandenen Provinzen vorgefallen war, Nachricht zu geben kam. Dieſer junge Muſelmann redete mit ſo viel Einſicht, und gab von der Gemüthsart, dem Eifer, und der Aufführung der ſeinem Vater untergebenen Aufſeher ſo gute Erläuterungen, daß ſich der Calif verwunderte, bey einem ſo jungen Menſchen ſo viel Verdienſte zu finden, und

Moavias. Hegire 54. n.C.G. 673

nicht im geringſten anſtand, ihm ſein ganzes Vertrauen zu ſchenken, und ihn zum Haupte einer beträchtlichen Provinz zu ſetzen.

Er ſchlägt die Türken.

Moavias konnte ſich wegen ſeiner getroffenen Wahl nicht anders als Glück wünſchen. Obeidallah erwarb ſich in kurzem die Freundſchaft der ihm anvertrauten Völker, und ſie zogen mit Freuden unter ihm aus, als er den Anſchlag machte, die Feinde des Staats anzugreifen. Er ging über den Fluß Gihan, ſonſt Orus genannt, und rückte an der Spitze einer beträchtlichen Armee wider ſie an. Er drang bis an das Gebirge Bokarah ein, wo er die Türken antraf, ihnen eine Schlacht lieferte, ſie überwand, und gänzlich ſo in die Flucht trieb, daß ihre Königin, die bey dieſem Treffen zugegen war, aus Eilfertigkeit ſich zu retten einen von ihren Stiefeln verlohren. Für den, der ihn fand, war es ein groſſes Glück, weil er ſo reich mit Edelſteinen beſetzt war, daß man ihn bey nahe auf zwey tauſend Stück Goldes ſchätzte..

Abdallah wird aus ſeiner Statthalterſchaft zurück berufen; und bey welcher Gelegenheit?

Obeidallah machte ſich eben gefaßt ſeine Eroberung weiter fortzuſetzen, als er von dem Califen zurück gerufen ward, welcher ihn nach Basrah an die Stelle des Abdallah, des Sohnes Amru, dem er wegen eines Aufſtandes in dieſer Stadt die Statthalterſchaft nehmen müſſen, beſtimmte. Abdallah predigte eines Tages in der Moſchee, und ward von einem ſeiner vornehmſten Zuhörer unterbrochen, welcher ihm ſo gar Staub in die Augen warf. Durch dieſe Beleidigung ward er aufgebracht, ließ den Muſelmann, der ihn ſo beſchimpft hatte, ins Geſängniß bringen, und befahl, weil er das Betragen des Ziad bey einer gleichen Gelegenheit nachahmen wollte, daß man ihm die Hand abhauen ſollte, welches auch den Augenblick geſchah.

Moavias Hegire 5 n.C.G.67

Verſchiedene Feinde, die der Statthalter zu Basrah hatte, und unter welchen ſich ſehr vornehme Leute befanden, ſchrieben an den Moavias, und beklagten ſich ſehr heftig über die Grauſamkeit des Abdallah, welcher einen der vornehmſten der Stadt, ohne von ſeinen Verbrechen überzeugt zu ſeyn, ſo gemißhandelt habe. Sie lagen ſogar dem Califen inſtändigſt an, den Statthalter zu eben der Strafe nach dem gegenſeitigen Vergeltungsrechte zu verdammen.

Der Calif erſtaunte über den Eifer, mit welchem die von Basrah ihre Gnugthuung forderten, und ſuchte ſie durch das Verſprechen zu beſänftigen, daß er den Abdallah gewiß beſtrafen wolle; er ſtellte ihnen aber auch zugleich vor, daß das Geſetz, worauf ſie ſich beruſten, hier nicht ſtatt finden könne, und verdammte ihn alſo blos zu einer Geldſtrafe. Man erfuhr gar bald, daß dieſes Urtheil einzig, und allein die von Basrah zu beſänftigen war geſpro-

Moavias
Hegire 55
n.C.G.674

ſprochen worden, denn Moavias gab gar bald einen geheimen Befehl, welcher den Abdallah ſchadlos hielt. Die Geldſtrafe ward aus dem öffentlichen Schatze genommen.

Die Hitze, mit welcher dieſe Sache war getrieben worden, gab dem Moavias gnugſam zu verſtehen, daß die von Basrah gegen ihren Statthalter ſehr ſchlechte Geſinnungen haben müßten; er ſahe alſo vorher, daß er ſein Amt ſchwerlich länger würde verwalten können, ohne über lang oder kurz einer neuen Beleidigung ausgeſetzt zu ſeyn. Er beſchloß alſo ihn zurück zu rufen, und ſetzte den Obeidallah an ſeine Stelle, wodurch die Provinz Choraſſan unter der Aufſicht eines, Namens Aſlem, blieb, welcher einem ſo wichtigen Poſten nichts weniger als gewachſen war; und daher kam es denn auch, daß er bald wieder zurück berufen ward, und Moavias den Zaed, einen Enkel des Califen Othmanns, an ſeinen Platz ſetzte. Dieſer erhielt ſich auch völlig bey dem Anſehen, welches ſich Obeidallah daſelbſt erworben hatte, und fügte noch neue Provinzen zu denjenigen hinzu, von welchen ſich die Muſelmänner ſchon Meiſter gemacht hatten.

Hegire 56.
n.C.G.675
Moavias läßt ſeinen Sohn für ſeinen Nachfolger erklären.

Der gute Fortgang, den der Calif ſeit ſeiner Erhöhung faſt überall gehabt hatte, war Urſache, daß er ſchon ſeit langer Zeit mit dem wichtigen Anſchlage umging, ſeine Würde erblich zu machen. Endlich nahm er ſich vor, ihn

aus

Moavias. Hegire 58 n.C.G.67

ausʒuführen, und den Anfang damit zu machen, daß er ſeinen Sohn den Yeſid zum Nachfolger ernennen ließ. Er ſchickte deswegen in allen Provinzen ſeines Reichs ein Circularſchreiben herum, welchem Zufolge die Syrer, und die aus Irak dem Willen des Moavias ſich gemäß erklärten, ſo daß Yeſid bey ihnen ohne Wiederſpruch ausgerufen ward.

In Medina wollte es ſich ſo leichte nicht geben. Malec, welchen der Calif zum Befehlshaber in dieſer Stadt ernannt hatte, hatte zwar den Yeſid für den vermeintlichen Erben des Califats wollen erkennen laſſen, doch alles, was unter den Einwohnern nur ein wenig vornehm war, wiederſetzte ſich ihm. Sie hatten den Haſſein, Sohn des Ali, den Abdallah-ebn-Amer, den Abdarshaman, Sohn des Abubeckers und Bruder der Aiesha, und den Abdallah, den Sohn des Zobeir an ihrer Spitze, welche ohne Umſtände erklärten, daß ſie es nimmermehr würden geſchehen laſſen, daß man eine Würde, welche allezeit unter den Muſelmännern von der Wahl abgehangen habe, erblich machen wolle. Sie ſtellten vor, daß es bey der Crone einzig und allein auf die Stimmen der Nation ankommen müſſe, und daß dieſe nur dem Würdigſten gehöre, ſo wie es die Wollensmeinung des Propheten und ſeiner Nachfolger geweſen ſey, die ſich niemals denjenigen, der nach ihnen regieren ſolle, ernennt hätten.

Als

Moavias.
Hegire 57.
n.C.G. 676

Als der Calif ſogleich von dem, was in Medina vorging, Nachricht erhielt, ſo glaubte er, daß ſeine Gegenwart den Sachen ein ganz anders Anſehen geben werde. Er reiſete auch in der That unter einer guten Begleitung dahin, und hatte gleich Anfangs mit der Aiesha wegen der Urſache ſeiner Reiſe eine ſehr lange Unterredung. Was eigentlich dabey vorgefallen, melden die Geſchichtſchreiber nicht; dieſes aber war der Schluß davon, daß die Einwohner von Hegiaz den Yeſid öffentlich für den Nachfolger im Califat erkannten.

Moavias, welchem es ſo wohl geglückt war, die Privatperſonen von dem Intereſſe der Häupter der ihm ſich wiederſetzenden Partheyen abſpänſtig zu machen, verſuchte nunmehr ſie ſelbſt auf ſeine Seite zu ziehen. Er beſtieg daher den Rednerſtuhl in der Moſchee, und hielt nach verrichtetem Gebete, eine ſehr nachdrückliche Rede, worinne er zeigte, wie nothwendig es zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Einigkeit ſey, daß diejenigen, die ſich der Wahl des Yeſid wiederſetzt, dem Exempel derjenigen folgten, die ihren Gehorſam zu bezeugen nicht unterlaſſen hätten. Er wendete alle Kräfte ſeiner Beredſamkeit an, die Gemüther zur Eintracht zu bringen; doch alle ſeine Bemühungen waren vergebens. Die von der andern Parthey lieſſen ſich weder durch ſeine Vorſtellungen, noch durch ſeine Vorwürfe bewegen, ſondern bleiben ſtandhaft bey ihren einmal gefaßten Entſchluſſe.

Moavias. Hegire 57. n.C.G.676

Ob es gleich dem Moavias an Unterſtützung nicht fehlte, ſo wollte er gegen ſeine Gegner doch nicht mit der Schärfe verfahren. Sie ſtanden bey dem Volke in groſſem Anſehen, und ſo gar auch bey denjenigen, die der gegenſeitigen Meinung waren; ſo daß es der Calif bey den Vorſtellungen bewenden ließ, ohne im geringſten weiter zu gehen.

Er ergriff ſo gar die Gelegenheit, dem Yeſid einige gute Lehren zu geben, wie er ſich zu verhalten habe, wenn er auf dem Throne ſitzen würde; er zeigte ihm unter andern, was er ſowohl von den einen, als von den andern zu befürchten habe. Haſſein, ſagte er, hat unter ſeiner Familie, und ſogar unter denen aus Irak einen ſehr groſſen Anhang; vielleicht wird man ihm zureden, die Waffen wider dich zu ergreifen; und vielleicht läßt er ſich bewegen. Wann er es aber thut, ſo thut er es gewiß mehr aus wahrer Ehre, als aus einem falſchen Ehrgeitze. Sollte ihn dir alſo das Glück in die Hände liefern, ſo ſtehe nicht einen Augenblick an, ihm ſeine Freyheit wieder zu geben; denn er iſt ein Mann von auſſerordentlichen Verdienſten. Was den Abdallah-ebn-Amer anbelangt, ſo glaube ich nicht, daß er dir viel Unruhe verurſachen werde;

Moavias.
Hegire 57.
n.C.G.676

de; er iſt den Pflichten der Religio
allzuſehr ergeben, als daß er ſich vi
mit weltlichen Händeln beſchäftige
ſollte. Auch Abdarshaman iſt nich
ſehr zu fürchten, obgleich aus eine
ganz andern Urſache; er hat ſich gänz
lich den Weibern und dem Spiele ü
berlaſſen, und iſt daher durchaus un
geſchickt, ſich in eine Parthey tief ein
zulaſſen. Abdallah-ebn-Zebeir iſt de
jenige, für den du dich am meiſten i
Acht zu nehmen haſt. Er iſt ein un
ruhiger Kopf, und zu allen fähig; e
wird dich durch Gewalt und Liſt gleic
ſtark anzugreifen wiſſen; der Tod al
lein kann dich von einem ſolchen Fein
de befreyen. Merke dir alſo, was ic
dir ſage; wann du ihn einmal in de
nen Händen haſt, ſo ſchaff ihn be
Seite.

Moavias war ungemein vergnügt, daß e
eine ſo wichtige Sache, als die Erbfolge de
Crone war, zu Stande gebracht, ohne da
eine ſo gefährliche Neuerung mehr Unruhe
als die angeführten Widerſetzungen verurſac
hatte. Er betrachtete ſeinen Sohn als eine
Mann, der zu Erfüllung ſeiner Abſichten vo
kommen geſchickt ſey; doch die Gedanken, d
er ſich von ſeinen Verdienſten gemacht ha
te, waren auf nichts weniger, als auf etwa
wün

würkliches gegründet. Er fand Vollkommenheiten an ihm, weil er ihn beſtändig mit den Augen eines Vaters angeſehen hatte; ſo aber, wie er würklich war, hatte er ihn niemals entdeckt.

Moavias. Hegire 57. n.C.G.676

Die Erklärung ſeines Sohnes zum Nachfolger wird aufgehalten.

Yeſid war ein Menſch, der weder Tugend, noch Fähigkeit, noch Religion beſaß. Der berühmte Ziad kannte ihn ſehr wohl; und that daher ſein möglichſtes, dem Moavias, welcher ihn zu Rathe gezogen hatte, den Anſchlag, die Crone auf ſeinen Sohn zu bringen, auszureden. Er hatte ihm vorgeſtellt, daß es etwas ſehr gefährliches ſey, die urſprüngliche Einrichtung eines Staats zu ändern. Was die Verdienſte des Yeſid anbelangte, ſo hatte er ſich zwar nicht gegen einen Vater allzudeutlich deswegen erklären wollen; er hatte ihm aber doch gnugſam zu verſtehen gegeben, daß er ihn nicht für geſchickt halte, die Abſichten, die Moavias mit ihm habe, würdig zu erfüllen, und daß dieſe Wahl weder dem Throne noch der Nation Ehre machen werde.

Der Calif war durch die Vorſtellungen des Ziad bewegt worden, und hatte daher die Ausführung ſeines Anſchlages noch einige Jahre verſchoben: doch ſobald er niemanden mehr um ſich hatte, der ihm die Wahrheit zu ſagen ſich unterſtand, ſuchte er ſein altes Vorhaben wieder vor, und ſeine väterlichen Neigun-

Moavias.
Hegire 57.
n.C.G.676

gungen lieſſen ihn an einem geliebten Sohne ſchon alle Eigenſchaften ſehen, die ihn des beſtimmten Platzes würdig machen konnten. Gleichwohl verlieſen nach ſeiner Rückkunft nach Damaſcus noch zwey Jahr, ehe er ſeinen Sohn an der Verwaltung des Califats Theil nehmen ließ.

Hegire 58.
n.C.G 677
Tod der Aiesha und des Abdarhaman.

In dieſem Zwiſchenraume melden uns die Geſchichtſcheiber von dem Reiche der Araber nichts; alles was ſie erzählen, iſt der Tod der Aiesha, welche ihre Tage in Medina beſchloß, nachdem ſie ihr ganzes Leben hindurch bey den Muſelmännern in der allergröſten Hochachtung geſtanden hatte. Ihr Bruder Abdarhaman ſtarb gleichfalls wenige Monate darnach; er war, wie man geſehen hat, einer von denjenigen, die ſich der Wahl des Yeſid am meiſten wiederſetzen.

Hegire 59.
n.C.G.678

In dem folgenden Jahre darauf ſtarb Abu Horeirah, einer von den vertrauteſten Freunden des Mahomets. Man hat niemals den wahren Namen dieſes Muſelmanns erfahren können. Denn der, welchen wir eben angeführet haben, iſt nichts als eine Zunahme, und bedeutet ſo viel als **Vater der Katze.** Mahomet hatte ihn ſo genennt, weil er eine Katze, die er beſtädig mit ſich herum trug, auſſerordentlich lieb hatte.

Das ſechzigſte Jahr der Hegire iſt wegen
der

der Einſetzung des Yeſid merkwürdig. Er ward öffentlich für den Gehülfen ſeines Vaters erkannt, und nahm als vermuthlicher Erbe des Califats Sitz. Die Ceremonien dabey waren ſehr feyerlich, und der junge Prinz ward von allen Provinzen des Reichs durch ihre Abgeordneten gehuldiget.

Moavias.
Hegire 60.
n. C. G. 679
Einſetzung des Yeſid.

Ahnaf, ein Vetter des Yeſid, und ſehr ehrwürdiger Greis, reiſete gleichfals noch damals aus, um bey dieſer Ceremonie mit gegenwärtig zu ſeyn. Er blieb einige Zeit an dem Hofe des Califen, mittlerweile ihn Moavias, welcher zwar wollte, daß die ganze Welt ſeinen Sohn für ſo vollkommen hielte als er, inſtändig bat, ſich mit demſelben in einen wahren Umgang einzulaſſen, um den Character ſeines Geiſtes, ſeine Neigungen, und ſeine Fähigkeiten zu erforſchen, und ihm eine getreue Rechenſchaft davon abzulegen.

Dieſe aufgetragene Verrichtung war dem Ahnaf nichts weniger als angenehm; er fand in dem Character, des Yeſid nichts vortheilhaftes, und gleichwohl wollte er ſeinem Bruder ſeine wahren Gedanken davon nicht entdecken. Er ſuchte lange Zeit einer umſtändlichen Erklärung auszuweichen; als er aber im Begriffe war, Damaſcus zu verlaſſen, erneuerte der Calif ſein Anliegen, worauf ihm Ahnaf nichts mehr, als dieſes antwortete: **Wann ich lüge, werde ich GOtt mißfallen; rede**

Moavias. Hegire 60. n.C.G. 679

ich aber die Wahrheit, ſo muß ich deinen Unwillen befürchten. D kannſt den Reſid beſſer kennen als ich, wenn du ſeine Aufführung, ſeine Sitten, und ſeinen Character mit demjenigen Auge unterſuchen willſt, mit dem du ihn betrachten würdeſt, wenn er nicht dein Sohn wäre.

Dieſes war genug geſagt, dem Califen wegen der vermeintlichen Verdienſte ſeines Sohnes die Augen zu öfnen; doch dieſer ſo geſchickte, ſo ſcharfſinnige, und wegen ſeines feinen Verſtandes unter ſeinem Volke ſo berühmt Mann war durch ſeine väterliche Zärtlichkeit ſo verblendet, daß er ſeine für den Yeſi gefaßten Vorurtheile unmöglich ablegen konnte. Er ſprach allezeit mit vielem Lobe von ihm, und bewunderte beſonders ſeine ſelte Fähigkeit, ſeine Einſicht, ſein majeſtätiſch Anſehen; doch zu allem Unglücke für ihn, und noch mehr für das Volk war er der einzige, der dieſe ſchönen Eigenſchaften an ih wahrnehmen konnte.

Und gleichwohl hatte ihn bloß die Meinun von ſeines Sohnes auſſerordentlichen Verdienſten bewogen, ſich denſelben zum Mitgenoſſen ſeiner Regierung zu erwählen. Ma erzählt bey dieſer Gelegenheit, daß er einſmals das öffentliche Gebet in der Moſchee folgendermaſſen geſchloſſen habe: Groſſe

GOtt,

Moavias.
Hegire 60.
n.C.G.679

GOtt, du weiſſt, daß ich, da ich meinen Sohn auf den Thron erhoben, ihn für fähig gehalten habe wohl zu regieren. Befeſtige ihn auf demſelben, HErr, und gieb ihm die Aufführung ein, die dir zu gefallen, und deine Gnade deinem Volke zuzuziehen vermögend iſt. Iſt es aber Fleiſch und Blut, die mich in meiner Wahl geführet haben, ſo befeſtige ihn auf ſeinem Throne nicht.

Nunmehr fing Moávias an, allmählig ſchwach zu werden; er war ſchon in einem ziemlichen Alter, und die Beſchwerlichkeiten des Krieges, die er zu Befriedigung ſeines Ehrgeizes über ſich nehmen müſſen, hatten ſeine Geſundheit ſehr mitgenommen. Ich bin wie das Korn, das man abhauen wird, ſagte er eines Tages in einer öffentlichen Rede; mein Regiment hat lange gedauert; vielleicht ſind wir beyde einander ſatt, und ganz geneigt uns zu trennen. Ich übertreffe alle, die nach mir kommen werden, ſo wie mich alle übertroffen haben, die vor mir geweſen ſind.

Die letzte Lehre, die Moavias ſeinem Sohne giebt.

Kurz darauf verfiel er in eine groſſe Ohnmacht, die ihm die Annäherung ſeiner letzten Stunde verkündigte. Weil Yeſid ſich eben damals nicht zu Damaſcus befand, ſo ließ der Calif den Hauptmann ſeiner Leibwache, und

Moavias.
Hegire 60.
n.C.G.679

noch einige andre vor ſich kommen, und ſagte: Ich befehle euch, zu meinem Sohne zu gehen, und ihm folgendes von mir zu ſagen:

Bedenke, daß du von den Arabern entſpringſt; ſey alſo allezeit gegen ihre Abgeordnete willfährig, und höflich. Die Syrer verdienen deine Freundſchaft gleichfals; ſie haben mir auf den Thron geholfen, und ihnen haſt du das Erbtheil, das ich dir laſſe, zu danken. Halte ſie als Unterthanen, deren Treue alle Proben aushält; ſiehe aber ja darauf, daß ſie ſich nicht lange auſſer ihren Provinzen aufhalten, weil ſie ſich in fremden verſchlimmern. Was die aus Irak anbelangt, ſo willfahre ihnen, wann ſie auch alle Monate einen neuen Statthalter verlangen ſollten; denn wenn du aus Liebe zu einem von deinen Dienern ihn in ſeinem Platze unterſtützen wollteſt, ſo würden dieſe Völker hundert tauſend Schwerdter haben, ihn daraus zu verjagen. Trägt dir Abdallah, der Sohn des Zobeir, den Frieden an, ſo ſchlage ihn nicht aus; greift er dich an, ſo vertheidige dich; vor allen Dingen aber ſchone, ſo viel möglich, das Blut deiner Unterthanen.

Kurz

Moavias. Hegire 60. n. C. G. 679

Tod des Moavias.

Kurz darauf ſtarb Moavias in dem zwanzigſten Jahr ſeiner Regierung, und ungefehr in dem fünf und ſiebenzigſten ſeines Alters. Dehac der Sohn des Cais, verſammlete ſogleich das Volk in der Moſchee; und nachdem er das Leichentuch des Califen auf dem Pulte ausgebreitet, hielt er ſeine Leichenrede, und verrichtete darauf mit den Anweſenden die Gebete, welche die Muſelmänner für die Todten zu verrichten gewohnt ſind.

So war das Ende des Moavias, eines Regenten, deſſen glänzende Thaten den Muſelmännern alles Lobes würdig zu ſeyn ſchienen. Nachdem er bey dem Mahomet Schreiber geweſen, war er zum Statthalter von Syrien ernennt worden; einem ſehr wichtigen Platze, den er vier Jahr unter der Regierung des Omars, und zwölf Jahr unter dem Califat des Othmanns beſeſſen. Die Zeit ſeiner Statthalterſchaft und ſeines Reichs beträgt alſo ohngefehr vierzig Jahr.

Er war von einer ziemlich ſanftmüthigen Gemüthsart; er ließ zwar mit ſich ſprechen, und alle, die etwas mit ihm zu thun hatten, mußten ihn wegen ſeiner höflichen und leutſeeligen Manieren loben. Er hatte einen ungemeinen durchdringenden Geiſt, und beſaß eine ganz beſondere Geſchicklichkeit in Erkennung des Characters und der Verdienſte anderer. Sein Sohn war der einzige, den er nach ſeiner wahren Be-

Moavias. Hegire 60. n. C. G. 679

Beſchaffenheit entweder nicht kennen konnte, oder wollte.

Die Geſchichtſchreiber loben die Pracht, und die Großmuth dieſes Califen auſſer der Maaſſen. Man verſichert, daß, wenn ihn Leute von Stande beſucht hätten, ſo habe er ſie allezeit erſucht, alles bey ihm mit zu nehmen, was ihnen anſtändig geweſen, wenn es auch an ſilbern Geſchirren und Edelſteinen noch ſo etwas ſeltnes, oder an andern koſtbaren Werken noch ſo etwas unſchätzbares geweſen wäre.

Die ſtrengen Muſelmänner ärgerten ſich ein wenig an der Pracht ſeiner Kleidung; denn bis auf ihn hatten die Califen nichts als Kleider von Leinen getragen. Doch ſo bald er Statthalter in Syrien ward, fing er an ſich der Seide zu bedienen, und trug hernach allezeit ſehr reiche Kleider. Er lebte übrigens ſehr prächtig, und machte ſich kein Gewiſſen ordentlich Wein zu trinken, welchen Saft ſeine Vorfahren als ausdrücklich verboten angeſehen hatten.

Dieſer groſſe Fürſt erhob ſich über alle Geſetze, um zur höchſten Würde zu gelangen; er hatte ſie weder der Wahl der vornehmſten, noch der einmüthigen Beyſtimmung des Volkes zu danken; er wußte ſeine Maaßregeln mit dem Amru ſo wohl zu nehmen, daß die Stimmen der Syrer ihm zu Erhaltung des Califats, der Ernennung des Haſſans ungeachtet, welchen die

Ara

Moavias.
Hegire 60.
n.C.G.679

Araber auf den Thron geſetzt hatten, hinlänglich ſeyn mußten. Seinen Mitbuhler brachte er endlich dahin, daß er zu ſeinem Vortheile abdankte. Seine Statsklugheit ward durch ſein Glück unterſtützt, und legte alſo die letzte Hand an ſeine wunderſame Erhöhung, in welcher es ihm auch durch ſeine groſſe Eigenſchaften ſich zu erhalten gelang.

Man hat ihm eine widerrechtliche Beſitzung des Throns nicht vorwerfen können, ſondern man muß vielmehr geſtehen, daß er ein groſſer Regente, und des Reichs eben ſo wohl würdig geweſen, als einer von denen, die es vor ihm verwaltet hatten. Er hatte das Glück, die Grenzen deſſelben zu erweitern, und den Ruhm, der erſte zu ſeyn, der die Crone auf ſeine Nachkommen brachte. Auſſerdem haben die Saracenen dem Moavias die Anlegung der Poſten und der Seemacht zu danken; zwey Stücke, welche die Gröſſe und Fähigkeit ſeines Geiſtes deutlich zeigen.

Des Moavias Neigung zur Poeſie.

Unterdeſſen war dieſer Calif doch nicht gelehrt, ob er ſchön einen natürlichen Geſchmack hatte, welcher ihm einiger Maaſſen alles erſetzte, was ihm von Seiten der Wiſſenſchaften und Künſte abgieng. Dieſer Geſchmack machte, daß er allen, die darinne vortreflich waren, wohl wollte; beſonders hatte er eine vorzügliche Neigung für die Poeten, wovon er bey allen ſich ereignenden Gelegenheiten

Moavias. Hezire 60. n. C. G. 679

Proben gab. Die arabiſchen Schriftſteller erzählen unter andern zwey Begebenheiten, deren ich ganz wohl hier gedenken kann.

Ein Araber war von dem Richter verdammet worden, daß ihm die Hand ſolle abgehauen werden; man ſtellte ihn daher dem Moavias vor, damit er das Urtheil beſtätigen möge. Als der Schuldige vor dem Califen ſtand, beſann er ſich auf die Hochachtung, die dieſer gegen die Poeſie hege, und hatte ſo viel Gegenwart des Geiſtes, ihn in vier auſſerordentlich ſchönen Verſen um Gnade zu bitten. Moavias ward dadurch ſo ſehr gerührt, daß er dem Schuldigen ſogleich vergab, und ihn in Freyheit ſetzen ließ.

Dieſe Gnade machte um ſovielmehr Auſſehens, da es das erſtemal war, daß ein gerichtlich geſprochenes Urtheil unvollzogen blieb. Denn die Califen hatten in der That, ſeit Einrichtung ihrer Monarchie, niemals ihr Anſehen bis auf die Einſchränkung der bürgerlichen von den Propheten gegebenen Geſetze erſtreckt.

Eben dieſe Neigung des Moavias zur Poeſie kam auch einem jungen Araber ungemein zu ſtatten, ſo daß er den Augenblick wegen der Beleidigung des Statthalters von Cuffah, der ihm ſeine Frau entführt hatte, Recht bekam. Dieſer unglückliche Ehemann kam zu dem Moavias, ſeine Klagen bey ihm anzubringen, und ſagte te ihm über dieſen Zufall eine ſo rührende Elegie vor, daß der Calif, welcher durch die ſtarken und bewegenden Ausdrücke bewogen, und durch die glühende Einbildungskraft des jungen Dichters in Erſtaunen geſetzt ward, alle andre Geſchäfte bey Seite ſetzte, um dieſes auf das ſchleunigſte zu Stande zu bringen. Er ſchrieb an den Statthalter von Cuffah, und befahl ihm die entführte Frau ſogleich wieder zurück zu ſchicken. Während der Zeit behielt er den jungen Ehemann an ſeinem Hofe, und ließ ihm ſehr viel Achtung erzeigen.

Moavias.
Hegire 60.
n.C.G.679

Der Statthalter gab eine ſo übertriebne Antwort, daß er ſeine ausſchweifende Leidenſchaft dadurch deutlich verrieth. Er bat den Califen um Erlaubniß, daß er dieſe Frau ein ganzes Jahr behalten dürfe; nach Verlauf dieſer Zeit wolle er es zufrieden ſeyn, daß man ihm den Kopf herabſchlage. Moavias aber ſchrieb ſogleich wieder zurück, und gab ſo gemeſſene Befehle, daß der Statthalter endlich gehorchen mußte.

Ein ſo beſonderer Zufall reitzte die Neugierde des Califen. Er wollte die Frau ſehen, deren Reitze ſo viel Anſehen machte. Er fand auch in der That, daß ſie von einer bezaubernden Schönheit, und durch ihre bloſſe Geſtalt die allerheftigſte Leidenſchaft zu erregen geſchickt iſt. Allein er erſtaunte noch viel mehr, als er ſie reden hörte. Sie verband mit dem aller

Moavias.
Hegire 60
n.C.G.679

verführeriſchten Anſehen einen Geiſt, eine Be
redſamkeit, eine Reinigkeit der Sprache, eine
Zärtlichkeit in den Wendungen und Ausdrük
ken, und beſonders eine Richtigkeit und Schär
fe in Urtheilen, welche Bewunderung ver
dienten.

Moavias kam für Verwunderung ganz auſ
ſer ſich, und glaubte eine von den göttliche
Jungfrauen zu ſehen, die Mahomet zum Tro
ſte der Seeligen ins Paradieß geſetzt hat. E
konnte ſie nicht ſatt hören, und legte ihr imme
neue Fragen vor, um ihr neue Gelegenheit z
reden zu geben. Nach einer ziemlich lange
Unterredung fragte ſie endlich der Calif mit e
ner ſehr ernſthaften Mine, welchen von be
den ſie am meiſten liebe, den Statthalter, od
ihren Mann? Die ſchöne Araberin ſchwie
eine Zeitlang ſtille, und Moavias ſchien ſcho
auf ſich ſelbſt böſe zu ſeyn, daß er ſie in e
ne ſolche Verwirrung geſetzt hatte; endli
aber nahm ſie mit vielen Feuer wider d
Wort, und antwortete auf ſeine Frage dur
eine Lobrede, die ſie ihren Manne in Verſ
hielt, deren Sinn, Ton und Ausdrücke v
einer auſſerordentlichen Vollkommenheit w
ren. Was für ein Wunder an Ge
und Schönheit! rief der Calif voller E
ſtaunen aus. Wie geehrt würde me
Reich ſeyn, wenn du den Thron m
mir theilen wollteſt! Doch da du
d

Moavias.
Hegire 60.
n.C.G.679

dein Land wieder zurückzukehren geſonnen biſt, ſo ziehe! Wann du aber in Frieden deinen glücklichen Gatten beſitzen willſt, ohne einen neuen Zufall beſorgen zu dürfen; ſo halte dich in deinem Hauſe eingeſchloſſen, und gehe niemals aus, ohne die bezaubernde Schönheit mit einem dicken Schleyer vor den Augen der Sterblichen verborgen zu haben.

Als der Calif dieſes glückliche Paar vor ſich ließ, ſo gab er beyden die deutlichſten Merkmale ſeiner Achtung. Er ließ ihnen ſehr anſehnliche Geſchenke reichen; und weil der junge Araber erzählt hatte, daß er während der Aufſuchung ſeiner Frau einen Theil ſeines Vermögens zugeſetzt habe, um die Hinderniſſe, die ſich ſeinem Glücke in den Weg ſtellten, zu überwinden; ſo hielt ihn Moavias deswegen ſchadlos, und erſtattete ihm die Unkoſten, die er machen müſſen, doppelt. Die zwey Gatten kehrten hierauf wieder nach Arabien zurück, wo ſie, zu Bezeugung ihrer Dankbarkeit, die Gnade des großmüthigen Califen, welcher ſie mit Wohlthaten überſchüttet hatte, überall ausbreiteten.

Kurz nach dieſer Begebenheit ſtarb Moavias. Die Stadt Damaſcus, welche ſein ordentlicher Sitz geweſen war, ward auch der

Moavias. Hegire 60. n.C.G. 679

der Ort ſeines Begräbniſſes, ſo wie hernach alle Califen von der Dynaſtie der Ommiaden.

Yeſid.

Siebender Calif.

Yeſid.

Die von Medina und Mecca wollen den Yeſid nicht erkennen.

Yeſid, Sohn des Meavias, war dreyßig Jahr alt, als er auf den Thron ſtieg. Die von Medina und Mecca waren die einzigen unter den Saracenen, welche ihn nicht erkennen wollten. Moavias hatte ſie durch die wenige Achtung erbittert, die er gegen ihr Recht, zu Ernennung des Oberhaupts gleichſals ihre Stimme geben zu können, bezeugt hatte; ſie nahmen ſich daher vor, die Verachtung des Vaters an dem Sohn zu rächen, und gaben ſich alle mögliche Mühe, ihre Vorrechte wieder gültig zu machen.

Haſſein und Abdallah machen auf das Califat Anſpruch.

Und vielleicht wäre es ihnen geglückt, wann ſie ſich wegen des Califats nicht ſelbſt in verſchiedene Partheyen zertrennet hätten. Haſſein, Sohn des Ali, konnte wegen des Rechts ſeiner Geburt darauf Anſpruch machen. Andern Theils hatte Abdallah, der Sohn des Zobeir, gleichſals ſeine Abſichten, und beyde wurden durch anſehnliche Partheyen unterſtützt, welche ihre Hofnungen nicht erlöſchen lieſſen. Die allergeringſte Unruhe wäre hinlänglich geweſen,

Yeſid.
Hegire 60.
n.C.G.679

ſen, auf ihre Seite die ſchrecklichſten Bewegungen zu verurſachen; doch Yeſid, ob er gleich die nöthigen Eigenſchaften zu Verwaltung eines Staats ſo reichlich nicht beſaß, führte ſich dennoch Anfangs klüglich genug auf, daß die gute Ordnung erhalten wurde.

Er nahm ſich unter andern wohl in Acht, mit den Oberbedienten und den Statthaltern in den Provinzen, welche ſein Vater eingeſetzt hatte, einige Veränderungen vorzunehmen. Er ſchrieb vielmehr an alle, und beſtätigte ſie in ihren Bedienungen, indem er ihnen ſein Recht über dieſelben, als nunmehriger einziger Beſitzer der oberſten Gewalt, bekannt machte.

Weil Yeſid übrigens wohl wußte, daß er von niemanden etwas zu fürchten habe, als von dem Haſſein und dem Abdallah, ſo erwehnte er dieſer zwey Muſelmänner ausdrücklich in ſeinem Briefe an den Statthalter zu Medina, den Valed, Sohn des Otbad, und befahl ihm, alle mögliche Anſtalten vorzukehren, um ſie dahin zu vermögen, daß ſie ihn huldigen müßten.

Da dieſer Befehl, beſonders vor den Augen zwey ſo angeſehener Muſelmänner, nicht leicht zu bewerkſtelligen war, ſo begab ſich Valed, ehe er das geringſte unternahm, vorher zu dem Mervan-Ebn-Hakem, ſich mit ihm darüber zu berathſchlagen. Mervan war eine ſehr wichtige Perſon, deren ſich Moavias bey verſchiede-

Yeſid. Hegire 60. n.C.G.679

nen Vorfällen mit vielen Nutzen bedienet hatte. Man meldet aber nicht, warum ſich dieſer Calif ſo wenig dankbar gegen ihn erzeigt; denn nachdem er ihm zum Statthalter von Medina ernennt, ſetzet er ihn, wie man oben gehöret hat, wieder ab, um dem Saed ſeinen Platz zu geben; er ertheilte ihm dieſe Statthalterſchaft zwar hernach von neuem, allein er nahm ſie ihm auch zum andern male wieder, um ſie dem Valed-Ebn-Otbad aufzutragen.

Dieſer neue Statthalter kam alſo, den Mervan um Rath zu fragen, welcher ihm rieth, den Haſſein und Abdallah holen zu laſſen, und ihnen eher von dem Tode des Moavias nichts zu ſagen, bis er ſie um ihre Meinung wegen des Rechts befragt, das Yeſid zum Califat habe; einer Würde, mit welcher ihn ſchon ſein Vater mit Einſtimmung des gröſten Theils der Muſelmänner bekleidet hatte. Alsdann fügte er hinzu, ſolle er ſie ſogleich nöthigen, ihm den Eid der Treue zu leiſten, oder im Falle der Weigerung ihnen das Leben abſprechen.

Valed ließ, dieſem Rathe zu folge, den Haſſein und Abdallah zu ſich fordern. Sie antworteten dem Bedienten, welchen der Statthalter deswegen zu ihnen ſchickte, daß ſie nicht unterlaſſen wollten, ſich einzufinden. Weil ſie aber, wahrſcheinlicher Weiſe, von dem Tode des Moavias etwas mochten gehöret haben, ſo konnten ſie ſich leicht vorſtellen, was man von ihnen verlangen werde, und richtete daher ihre Maßregeln darnach ein.

Yeſid.
Hegire 6
n.C.G.6
Sie wo
len dem Y
ſid nicht
huldigen.

Haſſein fand ſich zuerſt bey dem Statthalter ein. Er hätte die Vorſicht gebraucht, ſich von einer guten Anzahl Freunde begleiten zu laſſen, welche er mit dem Befehle an die Thüre ſtellte, ihm auf das erſte Geräuſch, welches ſie hören würden, zu Hülfe zu kommen. Doch dieſe Vorſicht ward durch die Art, wie er auf das, was Valed von ihm verlangte, antwortete, überflüßig gemacht. Kaum hatte ſich nemlich der Statthalter über die Schuldigkeit, den Yeſid zu erkennen, und ihm den Eid der Treue zu leiſten, erkläret, als ſich Haſſein nichts weniger als dieſem Antrage wiederſetzte, ſondern bloß vorſtellte, daß es der Würde des Yeſid unanſtändig wäre, ſich ſo in geheim huldigen zu laſſen, weil man, bey der jetzigen Geſinnung der Gemüther, dergleichen Huldigungen einmal in Zweifel ziehen könnte; er glaube alſo, eine dergleichen Verrichtung müſte nicht im verborgenen, ſondern öffentlich in einer feyerlichen Verſammlung des Volkes geſchehen, damit durch die Ceremonie die Sache ſelbſt deſto anſehnlicher und unwiederſprechlicher werde.

Valed, der die Reden des Haſſein für aufrichtig hielt, ſchien ſeiner Meinung zu ſeyn, und glaubte, daß er wahrhaftig geneigt ſey, den Eid der Treue in einer öffentlichen Verſammlung abzulegen; er wollte alſo nicht weiter in

Yeſid. Hegire 60. n.C.G.680

ihn dringen. Haſſein nahm hierauf von dem Statthalter Abſchied und ging wieder fort. Doch in eben dem Augenblicke ſagte Mervan, welcher bey dieſer Unterredung gegenwärtig geweſen war, zu dem Waled: Wenn Haſſein nicht gleich auf der Stelle ſeinen Eid der Treue ablegt, ſo will ich es dir vorherſagen, daß dieſes Handels wegen noch vieles Blut wird vergoſſen werden. Zwinge ihn alſo, oder behalte ſeinen Kopf hier. Haſſein, welcher noch nicht aus dem Zimmer des Statthalters war, hörte alles, was Mervan ſagte; er machte ihm alſo ſeiner blutigen Rathſchläge wegen ſehr heftige Vorwürfe, und begab ſich ſchleunig davon. Als ihn Mervan weggehen ſahe, warf er es dem Statthalter vor, daß er ſich dieſer Gelegenheit nicht beſſer zu Nutze gemacht, und verſicherte ihm, daß er den Haſſein gewiß nicht würde wieder zu ſehen bekommen. Und in der That begab ſich dieſer auch an einen ſichern Ort.

Auch Abdallah, der Sohn des Zobeir, welcher nach dieſem vorgefordert wurde, fand ein Mittel den Statthalter aufzuziehen ohne ihm eine entſcheidende Antwort zu geben. Nachdem er ſich ſo bald als möglich von ihm losgemacht, ging er ſeiner Familie nach, die er auf das ſchleunigſte aus Medina fortzuziehen, und das Koſtbarſte mit zunehmen befohlen hatte.

Er wählte Mecca zu dem Orte ſeiner Zu-
ſlucht; wohin ſich auch Haſſein mit ſeiner gan-
en Familie, auſſer dem einzigen Mohomet: Ha-
iſiah, einem Sohn des Ali, und folglich einem
Bruder von ihm, obſchon von einer andern
Mutter, in Sicherheit begab.

Deſſ. Hegire 60. n.C.G. 6[illegible] Sie flüchten nach Mecca.

Bey ſeiner Abreiſe gab er ihm dieſen Rath:
Bleibe in dem Gebürge ſo lange verbor-
en, bis deine Freunde von dem, was
orgegangen, Nachricht erhalten haben,
amit ſie ſich zu deinem Beyſtande ver-
ammlen, und unter deiner Anführung
was unternehmen können. Wenn du
ich hernach etwa nach Mecca begeben
ollteſt, ſo halte dich nicht länger daſelbſt
uf, als du dich auf die Einwohner ge-
iß verlaſſen kannſt. Es wäre, ſollte man
enken, weit natürlicher geweſen, wenn ſie ihre
uflucht mit einander zugleich genommen hät-
n, als daß der eine in dem Gebürge herum
ren und der Gefahr ausgeſetzt ſeyn mußte, ent-
eder an allem Mangel zu leiden, oder von den
einden ſeine Familie ergriffen zu werden.
och die Arabiſchen Geſchichtſchreiber erzählen
eſen Umſtand, ohne einige Urſache davon anzu-
hren, ſo wie ſie es mit mehrern von eben
eſer Art machen; und folglich muß man ſich
t dem bloſſen Erzählen begnügen laſſen.

Nachdem alſo Haſſein ſeinem Bruder die nö-
igen Anſchläge ertheilt, umarmt er ihn auf

Yeſid.
Hegire 60.
n.C.G. 680

das zärtlichſte, und machte ſich auf den We
nach Mecca, wo er ohne einigen Zufall anlan
te. Abdallah vollendete ſeine Reiſe nicht
ruhig. Amru, der Sohn des Said, welch
damals Statthalter in Mecca war, glaubt
es ſey ſeine Schuldigkeit, ihm den Eingang
die Stadt zu verwehren. Er trug es alſo de
Amer, dem Sohn des Zobeir, einem Brud
des Abdallah, der aber auſſerdem ſein offenb
rer Feind war, auf, mit einiger Mannſch
gegen ſeinen eignen Bruder auszuziehe
Amer nahm dieſen Antrag mit Vergnügen a
und ging dem Abdallah entgegen. Dieſer b
dachte ſich nicht lange, ſondern wagte einen A
griff; er ſchlug den Amer, machte ihn zum G
fangenen, und zog triumphirend in Mecca ei
ſo ſehr ſich auch der Statthalter darwider ſ
te, welcher aber ſeine Verfolgungen nicht w
ter treiben durfte, weil er wohl ſahe, daß d
von Mecca gegen dieſen Muſelmann eine ga
beſondere Ehrerbietung hatten, welche durch de
letzten Zufall noch um ein groſſes gewa
ſen war.

Unterdeſſen war die Gegenwart des Haſſ
zu Mecca dem Ruhm des Abdallah doch ein w
nig nachtheilig; man liebte ihn zwar und ve
ehrte ihn, allein Haſſein hatte perſöhnliche E
genſchaften, die ihm gleichfals ſehr viel Ho
achtung erwarben. Er war übrigens von S
ten ſeiner Mutter, der Fatime, ein Enkel d

M

Mahomets; und mehr brauchte es auch nicht,
die Augen und Wünſche der meiſten Muſelmän-
ner auf ihn zu richten.

Yeſid.
Hegire 60.
n.C.G.680

Ob nun ſchon der Statthalter von Mecca
Geſchicklichkeit und Einſicht genug beſaß, ſo
ußte er doch nicht recht, wie er ſich gegen ſo
wey unruhige Perſonen verhalten ſollte. Doch
s währte nicht lange, ſo riß ihn ein Befehl,
n er von dem Califen erhielt, aus der ganzen
Verwirrung.

Amru-
ebn-Said
wird Statt-
halter von
Medina.

Yeſid hatte erfahren, daß Waled mit dem
aſſein und Abdallah allzuglimpflich verfahren
abe; er nahm ihm alſo die Statthalterſchaft
n Medina, und gab ſie dem Amru-ebn-
Said, dem Statthalter von Mecca. Dieſer
hm ſie mit ſo viel gröſſerm Vergnügen an,
mehr ihn dieſe neue Stelle ſich von einem
te zu entfernen berechtigte, wo ihm die
egenwart dieſer zwey Muſelmänner noth-
ndig um einen groſſen Theil ſeines bisher
oſſenen Anſehens würde gebracht haben.

Ob er ſchon übrigens dem Yeſid ſehr erge
n war, ſo glaubte er doch nicht, daß ſeine
weſenheit dem Nutzen dieſes Califen viel
den werde, weil er wohl ſahe, daß die
den Partheyen, die ſich Haſſein und Ab-
ah jeder insbeſondre gemacht hatten, aufs
ſte nichts, als einige Trennungen unter den
wohnern verurſachen könnten; und daß

Yeſid.
Hegire 60.
n.C.G.680

die Ungewißheit ſich für einen von beyden
erklären, die Hauptſache noch lange zweif
haſt laſſen werde, da unterdeſſen der Ca
Gelegenheit habe, ſich dieſe Uneinigkeit
Nutze zu machen, um ſein Anſehen zum Sch
den derjenigen, die ihn deſſelben beraub
wollten, feſte zu ſetzen.

Die Völker in Irak tragen dem Haſſein die Crone an.

Unterdeſſen war doch dieſes Gleichgewic
welches man zwiſchen den verſchiedenen P
theyen zu ſeyn glaubte, nicht weiter als de
Scheine nach. Haſſein hatte in der That
größten Vortheil auf ſeiner Seite; und m
wurde gar bald durch das Verfahren der V
ker in Irak davon überzeugt. Dieſe hatt
würklich alle ihre Hofnung auf ihn gegründ
und Meavias war niemals von ihnen and
als ein Tyrann, und unrechtmäßiger Beſi
des Throns betrachtet worden. Sobald ſie
ſo ſeinen Tod erfuhren, hoften ſie, ihr Vor
ben, die Crone wieder auf die Familie
Ali zu bringen, ausführen zu können.

Die Einwohner von Cuffah ſchickten in
ſer Abſicht einige ihrer Vornehmſten ab,
Haſſein zu bewegen, daß er mit ihnen üb
einſtimmen möge. *Wir betrachten di*
ſagten die Abgeordneten, *als den rech*
mäßigen Erben des Califats. Mo
vias, den wir verabſcheuten, iſt nu
tod; nimm den Thron wieder in B
ſitz, der dir gehört, und den ſi

Di

dieſer Tyrann unrechtmäßiger Weiſe zugeeignet hatte. Wir erkennen dich für unſern Regenten; komm alſo, und mache die Völker in Irak glücklich; ſie laſſen dir jetzt durch uns den Eid der Treue leiſten, und bitten dich, ſie nicht zu verlaſſen: du wirſt ſie nicht allein geneigt finden, dich aufzunehmen, ſondern ſogar ihr Leben für dich aufzuopfern.

Deſid.
Hegire 60.
n.C.G.68.

Dieſes Betragen rührte den Haſſein, und er bezeugte den Abgeordneten alle ſeine Dankbarkeit; er bat ſie aber auch, zu überlegen, daß, ohngeachtet ſie ihm verſicherten, er werde keine Hinderniſſe zu überſteigen finden, es gleichwohl die Klugheit erfordere, bey einer ſo wichtigen Gelegenheit ſehr ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen, und die allerbeſten Maaßregeln zu ergreifen, um die Klippen zu vermeiden, auf die man nur allzuoft bey Ausführung eines ſo groſſen Unternehmens zu ſtoſſen pflege. Unterdeſſen verſprach er ihnen doch, was ſie ihm jetzt vorgeſchlagen, zu überlegen: er verſicherte ſie ſogar, ſeine Bemühungen darnach einzurichten, wann anders die Vornehmſten von denen, die ſeine Anhänger wären, alle mögliche Klugheit beobachten, und nicht eher losbrechen wollten, als bis es Zeit ſeyn würde.

Jeſid.
Hegire 60.
n.C.G.680
Haſſein
ſchickt den
Moslem in
ſeinen An-
gelegenhei-
ten nach I-
rak.

Nachdem Haſſein ein ſo kützliches Unte
nehmen lange genug überlegt hatte, ſo vertra
te er ſich einem ſeiner Geſchwiſterkinder, N
mens Moslem, den er für den geſchickteſt
hielt, ihm bey dieſem Unternehmen nützlic
Dienſte zu leiſten. Er trug ihm auf, nach Ira
zu gehen, und gab ihm alle nöthige Vorſchri
ten, was er für Maaßregeln zu nehmen ha
um ſich der Geſinnungen der Völker daſel
für ihn zu verſichern. *Wann du ſie,* ſagt
*ſo findeſt, wie man ſie mir beſchrieb
hat, und wann ſie ſtark genug ſind, ſi
nicht allein zu vertheidigen, ſonde
auch einen Angriff wagen zu können,
kannſt du dich, ohne weitere Nachric
von mir, kühnlich an ihre Spitze ſte
len, und gegen alle diejenigen auszieh
die ſich dir widerſetzen wollen.*

Moslem reiſete kurz darauf nach Irak
und nahm zwey Muſelmänner als Vertra
mit, von welchen er ſich bey dieſem Untern
men, ſo wohl in Anſehung ihrer Kenntniß
Landes, als auch ihrer Verbindungen, die
daſelbſt unterhielten, groſſe Dienſte verſprec
konnte. Doch kaum hatte er den Fuß n
Irak geſetzt, als er das Unglück hatte,
beyde durch eine plötzliche Krankheit zu
lieren.

Ein ſo unglücklicher Anfang machte auf d
Gemüth des Moslem einen ſo groſſen E

kr

druck, daß er bey nahe ein Unternehmen ganz und gar aufgegeben hätte, das ſich mit einer ſo übeln Vorbedeutung verkündigte. Unterdeſſen faßte er doch wieder Muth, begab ſich nach Cuffah, und hielt ſich lange Zeit daſelbſt verborgen, ohne ſich einem zu erkennen zu geben, auf den er ſich nicht gewiß verlaſſen konnte. Endlich hatten doch diejenigen, an die er ſich gewandt, ihre Sache ſo wohl eingerichtet, daß ſie ihm für eine ſehr beträchtliche Anzahl Irakianer, welche alle die Waffen ergreifen wollten, gut waren.

Jeſid. Hegire 60. n.C.G.680

Ob nun gleich ſehr viele um dieſes Geheimniß wußten, ſo kam es doch lange Zeit nicht aus, ſo daß Noman, der Sohn des Baſchir, welcher Statthalter von Cuffah war, eher nichts davon erfuhr, als bis der Entſchluß bey nahe gänzlich gefaßt war. Kaum aber hatte er einigen Verdacht bekommen, als er die Cuffahner in die Moſchee zuſammenberief, mit dem bloſſen Degen in der Hand auf den Lehnſtuhl ſtieg, und ſie folgender Geſtalt anredete: **Schon wieder, ſagte er, eine neue Gelegenheit zu Unruhen, und innerlichen Trennungen! Es geht das Gerichte, daß ſich die Irakianer für die Aliden waffnen. Ich ermahne euch alſo insbeſondere, bey dieſem Zwiſte ruhige Zuſchauer zu bleiben. Dieſe Unpartheylichkeit wird euer und mein Glück machen. Sollte ich aber**

Noman hält eine Rede an die Cuffahner.

Yeſid. Hegire 60. n.C.G.680

entdecken, daß ein einziger von euch ſich darein menget, ſo ſchwöre ich euch bey dem lebendigen GOtt, und bey dieſem meinem Schwerdt, daß ich ihm keine Gnade will wiederfahren laſſen, und daß ich mein Leben lieber verlieren, als dem Califen Yeſid ungehorſam werden will.

Dieſe Rede, welche bey Umſtänden gehalten wurde, wobey man vielmehr hätte handeln als reden ſollen, ward von denen, die ſie angehört, nicht gleich wohl aufgenommen. Einer von ihnen gab es dem Statthalter auch gar bald zu verſtehen, indem er zu ihm ſagte: Einen ſolchen Schluß zu faſſen komme nun der ſtärkern Parthey zu, aus ſeiner Rede aber müſſe man ſchlieſſen, daß die ſeinige die ſchwächere ſey. Hierauf antwortete Roman weiter nichts, daß man nicht ſchwach ſey, wenn man GOtt gehorche, und ſtieg von dem Lehrſtuhle herab.

Einige Cuffahner waren mit dieſer Aufführung des Statthalters nicht zufrieden, und ſchickten auf das ſchleunigſte nach Damascus, ihn bey dem Yeſid zu verklagen. Man meldete dem Califen, was für ein Gerücht ſich ſeit einiger Zeit in Irak ausgebreitet, was für Bewegungen die Anhänger des Haſſein machten, und was für ſchlechte Maaßregeln der Statthalter dagegen ergriffen.

Der Calif ward über die Nachläßigkeit des Noman erbittert, und ſtellte ſo gleich Befehl, ihn abzuſetzen, und dem Obeidallah, einen Sohn des berühmten Ziad, ſeinen Platz zu geben. Dieſer war ſchon Statthalter von Baſrah, doch die gute Meinung die man von ihm hatte, daß er wohl beyden Stellen gewachſen ſey, machte, daß man ihm auch die Statthalterſchaft von Cuffah anvertraute, um ſie mit jener zugleich zu verwalten.

Jeſid. Hegire 60. n. C. G. 680 Noman wird abgeſetzt; ihm folgt Obeidallah.

Gleich nach erhaltenem Befehle des Califen begab ſich Obeidallah nach Cuffah, und da er vorher von den Bewegungen der Aliden Nachricht eingezogen, ſo entdeckte er gar bald ſo viel, daß er vermuthen konnte, Haſſein werde ſich wohl bald ſelbſt in der Stadt einfinden.

Seine Vermuthung betrog ihn nicht. Sobald Moslem den guten Fortgang ſeines Unternehmens geſehen, hatte er an den Haſſein geſchrieben, daß er ſich auf die erſte Nachricht zur Reiſe fertig halten ſollte; und kurz darauf hatte er ihm ſo gar gemeldet, daß er nun nicht länger warten müſſe, und hatte ihm ſogar den Tag beſtimmt, wenn er ſich auf den Weg nach Cuffah machen ſolle.

Da alſo Obeidallah alles merkte, was vorgehen ſollte, ſo wollte er auf eine geſchickte Art die Geſinnungen der Cuffahner bey dieſen Umſtänden gerne auskundſchaften. Er hielt den Tag ſeiner Abreiſe nach Cuffah alſo geheim, und ließ

Schlaues Betragen des Obeidallah.

Jeſid. unter der Hand ausſtreuen, daß Haſſein an einem
Hegire 60. gewiſſen Tage daſelbſt eintreffen werde.
n.C.G.680 Des Abends nun an eben dieſen Tage begab er ſich nach Cuffah, und hielt ſeinen Einzug auf eine ſolche Art, daß man ihn für den Haſſein ſelbſt halten konnte. Er hatte, wie dieſer, einen ſchwarzen Turban, und ein Kleid, welches dem Kleide des Haſſan gleich war. Unterwegens fand er eine Menge Einwohner, die er ſehr höflich grüßte; und kurz, er ſpielte ſeine Rolle ſo wohl, daß er für den Haſſein angeſehen wurde, und Gelegenheit hatte, die Stärke der Aliden, welche in dieſem Platze ſchon beträchtlich war, zu erkennen. Er nahm die Lobeserhebungen, die man dem Haſſein zu ertheilen glaubte, auf das verbindlichſte an, und hörte ſich mehr als einmal einen Geſandten GOttes nennen.

Allein die Cuffahner blieben nicht lange in dieſem Irrthume. Sobald ſich Obeidallah auf das Schloß begeben hatte, langten kurz darauf hundert Reuter an, die er zu ſeiner Bedeckung mitgenommen hatte. Nunmehr hielt er es nicht länger verborgen, was er ſey, und ſuchte den Aufſtand in ſeiner Geburt zu erſticken. Damit es aber nicht allzuviel Aufſehen machen möge, ſo ſuchte, er bis an die Quelle dieſer ganzen Unruhe zurück zugehen; und als er erfuhr, daß Moslem die vornehmſte Triebfeder von allem, was bisher vorgegangen, geweſen ſey, ſo trug er einem ſeiner Bedienten auf, ſich in das Haus dieſes Muſelmannes einzuſchleichen, und einen von ſeinen Leuten zu gewinnen, um auf dieſe Art hinter ſeine Geheimniſſe zu kommen.

Yeſid.
Hegire 60.
n.C.G.680

Dieſer Bediente, welches ein ſehr verſchlagener Kopf war, hielt es für ſeine Schuldigkeit, den Befehlen ſeines Herren nachzukommen. Er machte in dem Hauſe des Moslem einige Bekanntſchaft, und weil er ſich für einen eifrigen Aliden ausgab, ſo machte man ihm länger aus den Bewegungen, die zum Vortheile des Haſſein unternommen wurden, kein Geheimniß. Er erfuhr, daß man ſich zur Nachtzeit verſammle, um über dieſe wichtige Sache Rath zu halten; und daß man ein genaues Verzeichniß von allen, die zu dieſer Parthey getreten, und von den Trupen und Geldſummen, welche jeder dazu hergeben könne, halte. Damit er aber alles deſto genauer wiſſen möge, ſo ließ er ſich dem Moſlem ſelbſt vorſtellen, dem er ſeinen Eyfer für die Sache, derentwegen er zu Cuffah Unterhandlung pflege, betheuerte, und zu mehrerer Verſicherung deſſelben einen Beytrag von dreytauſend Goldſtücken zu thun verſprach. Hierauf ward er ſogleich in das Buch unter die Anhänger des Haſſein eingeſchrieben, und nunmehr war ihm nichts mehr verborgen. Er ſahe ſich gar bald im Stande, ſeinem Herrn eine genaue Nachricht von der Stärke der Aliden, von ihren Anſchlägen, und von der Zeit, wenn ſie dieſelben ausführen wollten, zu geben. Als er endlich genug zu wiſſen glaubte,

Yezid. Hegire 60. n.C.G.680

glaubte, begab er ſich wieder zu dem Statthalter, und ließ ſich nicht wieder bey dem Moslem ſehen.

Dieſe Verſchwindung erweckte einigen Argwohn. Moslem beſorgte, man möchte ihn überfallen, und begab ſich alſo in das Haus des Scharick, eines Emirs von Cuffah, eines eifrigen Aliden, in Sicherheit. Hier nun hielten die vornehmſter Vertrauten des Moslem ihre Berathſchlagungen zu Ausführung ihrer Anſchläge; weil aber die Wachſamkeit des Statthalters ihnen ſehr groſſe Hinderniſſe in den Weg legte, ſo beſchloſſen ſie, ihn ums Leben zu bringen, ſo bald man ihn ohne ſein Gefolge antreffen würde.

Man macht den Anſchlag, den Obeidallah zu tödten.

Die Gelegenheit dazu bot ſich ihnen von ſelbſt an, und zwar bey einem Beſuche, welchen der Statthalter bey dem Scharick, welcher damals ſehr gefährlich krank war, ablegen wollte. Dieſe Krankheit hinderte ihn nicht, ſich noch immer mit allem, was die Angelegenheiten des Haſſein befördern konnte, auf das eifrigſte abzugeben: ſobald er alſo die Stunde erfuhr, zu welcher der Statthalter bey ihm ſeyn wollte, war er mit ſeinen Anhängern der Meinung, daß man ſich dieſe Gelegenheit zur Ausführung ihres überlegten Reiches zu Nutze machen müſſe. Moslem nahm die Ausführung über ſich, und es ward ausgemacht, daß er ſich auf den Statthalter werfen ſollte, wenn der Kranke ein Glas Waſſer verlangen werde. Dieſes war das Wahrzeichen, worüber ſie einig geworden waren.

Peſt. Hegire 60 n.C.G. 680

Obeidallah fand ſich zu beſtimmter Stunde bey dem Scharick ein. Sobald man ſeine Ankunft gemeldet, verſteckte ſich Moslem in einen Winkel des Zimmers, wo er nicht konnte geſehen werden; und der Statthalter, welcher ſich nichts übels verſah, trat mit einem Muſelmanne Namens Hani, welcher ein heimlicher Anhänger des Haſſein, und einer von den Mitverſchwornen wider den Obeidallah war, in das Zimmer. Dieſer Hani war es, bey welchem Moslem, als er nach Cuffah kam, einkehrte, und ſo lange wohnte, bis er ſeine Zuflucht in das Haus des Scharick zu nehmen für nothig befand.

Moslem verfehlt ſeinen Streich.

Nachdem der Statthalter einige Zeit mit dem Kranken geſprochen hatte, ſo verlangte dieſer zu trinken. Moslem machte hierauf einige Bewegung, allein er war nicht ſtark genug den Streich, den man abgeredet hatte, zu vollführen. Unterdeſſen hatte doch ein Bedienter des Statthalters das, was vorging, bemerkt, und einigen Verdacht daraus geſchöpft, welchen er ſeinem Herren mittheilte, und ihn dadurch bewog, dieſes Haus auf das ſchleunigſte zu verlaſſen.

Jeſid.
Hegire 60.
n.C.G.680

Hani führte den Statthalter wieder zurück, und als er hierauf in das Zimmer des Scharick zurückkam, fand er, daß dieſer dem Moslem wegen ſeiner Weichherzigkeit die lebhafteſten Vorwürfe machte. Hani konnte ſich nicht enthalten ein gleiches zu thun. **Was für einen Streich,** ſagte er, **haſt du verfehlt? Dieſen Abend hätteſt du dich im Beſitze des Schloſſes ſehen können; urtheile alſo, was für Vortheil dem Haſſein daraus entſprungen wäre.**

Moslem konnte es nicht leugnen, daß bey gegenwärtigen Umſtänden dem Haſſein ein groſſer Dienſt geſchehen wäre, wenn er den vorgehabten Streich ausgeführet hätte: er geſtand, daß ihn ein Gebot des Propheten zurückgehalten haben; **der Glaube,** ſagte der Apoſtel, **verdammet den Mord, und ein Gläubiger bringt keinen Menſchen hinterliſtiger Weiſe um.** Dieſe Entſchuldigung ſchien bey einem Umſtande, der zum glücklichen Ausgange ihrer Anſchläge ſehr weſentlich war, ungemein übel angebracht zu ſeyn. Unterdeſſen da dieſer Streich verfehlt war, ſo mußte man andre Maaßregeln ergreifen, welches auch der Statthalter ſeiner Seits, ihren Meutereyen Einhalt zu thun, nicht unterließ.

Scharick entkam ſeiner Rache, indem er drey Tage nach gedachtem Beſuche ſtarb. Dieſes

ſes war das größte Glück, was ihm bey dieſen Umſtänden begegnen konnte; denn der Statthalter hatte ſehr genaue Unterſuchungen anſtellen laſſen, und endlich ſein Verſtändniß mit den Irakianern, ſowohl als die Gefahr, in welcher er bey ihm geweſen war, entdeckt.

Jeſid.
Hegire 60.
n.C.G.680

Man ſahe gar bald, daß das Geheimniß ausgekommen ſey, als Hani auf Befehl des Statthalters in Verhaft genommen ward. Anfangs war er Willens geweſen, ſich des Moslem zu verſichern; weil man ihn aber nicht gleich finden konnte, ſo ließ er unterdeſſen den Hani aufheben, in Hoffnung, daß ihm dieſer die Mittel jenen zu bekommen erleichtern würde.

Einer von den Anhängern des Haſſein wird in Verhaft genommen.

Sobald Hani vor ihn geſtellt war, fragte er ihn, wo Moslem ſey? Hani antwortete, er kenne ihn nicht; doch einer von den Leuten des Statthalters überführte ihn ſo gleich ſeiner Lügen, indem er das Verſtändniß, welches er mit ihm habe, entdeckte. Der Statthalter nahm hierauf wieder das Wort, und ſagte mit vielem Ungeſtüm. **Ich muß es den Augenblick wiſſen, wo er iſt.**

Und wenn ich es auch wüßte, ſagte Hani trotzig, **ſo wollte ich dir es doch nicht ſagen.** Obeidallah ward über dieſe unverſchämte Antwort ſo aufgebracht, daß er ſich

nicht

Jeſid. Hegire 60. n. C. G. 680. nicht enthalten konnte, ihm mit einem Streitkolben, den er gleich in der Hand hatte, einen Schlag in das Geſicht zu verſetzen. Hani gerieth darüber in Wuth, zog ſein Schwerd, und wollte ſich eben auf den Statthalter ſtürzen, als er von der Wache, welche gegenwärtig war, zurückgehalten, und ſogleich als einer, der den Tod verdienet habe, in das Gefängniß geführet ward.

Dieſer Zufall verurſachte unter den Anhängern, welche Hani in der Statt hatte, ein groſſes Murren. Als endlich gar das Gerüchte ging, als ob man ihn ums Leben gebracht habe, ſo lief eine Menge Volks mit den Waffen in der Hand auf das Schloß, um dieſen Tod an den Urhebern deſſelben zu rächen. Unterdeſſen ward dieſer Auflauf doch wieder geſtillt, indem man erklärte, Hani lebe zwar noch, allein er ſey wegen Staatsurſachen im Gefängniſſe.

Weiter gingen die Aufrührer nicht. Der Statthalter verſammlete hierauf ſeine Emirs, und begab ſich mit ihnen in das Gefängniß, den Hani zu verhören. Doch in eben dem Augenblikke hörte man von allen Seiten ein Geſchrey, die Mannſchaft auf dem Schloſſe griff zu den Waffen, und man kam eilig zu dem Statthalter, ihm zu ſagen, daß man Trupen anrücken ſehe, welche mit fliegenden Fahnen auf ſie los kämen.

Moslem greift zu den Waffen. Dieſes nun war Moslem, welcher ernſthafte Betrachtungen über das, was vorgefallen war, Veſid. Hegire 69. n.C.G.650

war, angeſtellt, und endlich den Entſchluß gefaßt hatte, ſich öffentlich zu erklären, weil er wohl ſahe, daß ihn nunmehr blos die Gewalt gegen die Rache des Obeidallah ſchützen könne. Er ſtieg alſo zu Pferde, und zeigte ſich öffentlich in den Gaſſen von Cuffah. Man gab das Zeichen, worüber man eins geworden war, wenn es Zeit ſeyn würde zu den Waffen zu greifen; und ſogleich kamen die Anhänger ſo häufig zuſammen, daß er ſich bald an der Spitze von ohngefehr vier tauſend Mann ſahe. Er ließ hierauf zwey Fahnen vortragen, deren eine roth, und die andere grün war, und zog auf dieſe Art aus der Stadt hinaus, das Schloß zu überfallen; zugleich ſchickte er einen eignen Boten an den Haſſein, welcher ihm in aller möglichſten Eilfertigkeit zu ihm zu ſtoſſen rathen mußte.

Der Statthalter gab überall ſo gemeſſene Befehle, und ſeine Trupen hielten ſo feſten Fuß, daß Moslem ſtutzig ward, und ſich mit ſeiner Mannſchaft nicht weiter fortzurücken wagte. Während der Zeit als Obeidallah den Feind auf dieſe Weiſe in Furcht hielt, ſchickte er verſchiedene von ſeinen Freunden, welches ehrwürdige und vor dem Volke angeſehene Leute waren, in die Stadt, welche den Einwohnern vorſtellen mußten, wie unrecht es ſey, daß ſich ihre Mitbürger, einer ſolchen Sache wegen, dem Unglücke ausſetzten.

Jeſid.
Hegire 60.
n.C.G.680
Die Aufrührer verlaſſen ihn.

Dieſe Vorſtellung ward mit aller mögli
chen Behutſamkeit gethan, ſo daß die meiſte
Cuffahner über die Gefahr, welche den ih
rigen, die zu den Waffen gegriffen hatten
drohte, erſchracken, aus der Stadt lieſen
und Furcht und Schrecken unter die Mann
ſchaft des Moslem brachten. Eine Muſch
männin ſogar wandte ſich an den Anführe
ſelbſt, und ſagte ihm mit einem drohende
Blicke, daß er ſich nun fortmachen könne
wann es ihn nicht bald reuen ſollte. Er ve
achtete Anfangs dieſe Rede, und wartete bloſ
bis die übrigen Anhänger, die er in Cuffa
hatte, zu ihm ſtoſſen würden, um mit offe
barer Gewalt das Schloß anzugreifen; do
wie groß war ſeine Beſtürzung, als er ſah
daß die Glieder ſeiner Trupen immer helle
und heller wurden. Alle ſeine Mannſcha
verließ ihn nach und nach, und endlich ſah
er ſich ſelbſt genöthiget, wieder nach de
Stadt zu kehren, weil nicht mehr als ohng
fähr dreyßig Soldaten von vier tauſend Män
bey ihm geblieben waren.

Der Stattbalter war erfreut, als er ſahe
daß ſich die Rebellen von ſelbſt zerſtreute
ob er ſich gleich die Gelegenheit, ſich des Mo
ſems zu bemächtigen, nicht zu Nutze mach
wollte. Er ließ ihn ganz ruhig in die Sta
wieder zurückkehren, und hofte ihn bald w
gen ſeines Aufruhrs zu beſtrafen; übrigen

ga

gab er ſich weiter keine Mühe, als daß er Peſid.
demjenigen, welcher ihm den Moslem liefern Hegire 62.
würde, eine Belohnung verſprach. n.C.G. 681.

Als dieſer alſo wieder nach Cuffah gekom- Moslem
men war, und beynahe keinen einzigen Freund nimmt die
mehr in dieſer Stadt fand, entſchloß er ſich, Flucht.
den Reſt dieſes Tages über ſorgfältig verbor-
gen zu bleiben. Sobald der Abend einbrach,
machte er ſich mit Hülfe der Finſterniß da-
on, und wagte es nicht einmal, einen Weg-
eiſer mitzunehmen, ſo ſehr mißtrauiſch war
gegen einen jeden aus dieſem zahlreichen
Volke, deſſen Unbeſtändigkeit er auf eine
r ihn ſo ſchreckliche Art erfahren hatte.

Weil er auf nichts als auf ſeine Flucht be-
cht war, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin
ſeinen Weg nehmen muſte, ſo ſchweifte er
hr weit um, ohne einen ſichern Zufluchtsort
finden. Unterdeſſen ward er von weitem
f dem Felde einiges Licht gewahr, auf wel-
es er zuging, und ein verlaſſenes und ab-
legenes Haus antraf. Als er an die Thü-
klopfte, ward ſie ihm von einer alten Frau
öfnet, welche er um ein wenig Waſſer zu
inken bat. Er ſtellte ihr hierauf vor, wie
l Beſchwerlichkeiten er ausgeſtanden habe,
d bat ſie endlich, ihm zu erlauben, daß er
n Reſt der Nacht in ihrem Hauſe zubrin-
n dürfe.

Peſid.
Hegire 60.
n.C.G.680

Die Frau entſchuldigte ſich, und wan
vor, ſie habe keinen Ort, wo ſie ihn hinleg
könne, indem keine andere Kammer ledig ſe
als die Kammer ihres Sohnes, in welche
aber niemanden bringen dürfe, weil er ſel
noch dieſe Nacht aus Cuffah, wohin er w
gen Angelegenheiten gereiſet ſey, zurückko
men werde; und eben ihn zu erwarten,
ſie ſo lange aufgeblieben.

Moslem ließ ſich durch dieſe abſchlägli
Antwort nicht abweiſen, ſondern wiederhe
ſeine Bitte, und drang in ſie, ihm wenigſte
zu erlauben, daß er unter ihrem Dache
Tag erwarten dürfe. **Ihr werdet mir**
nen groſſen Dienſt erweiſen, fügte er h
zu, **und es ſoll euch nicht gereuen. W**
ſeyd ihr denn? erwiderte hierauf die Fr
Als ſich Moslem ihr nun entdeckte, gab
ſich alle Mühe, ihn wohl zu empfangen,
verbarg ihn in einem abgelegten Ort ihres H
ſes. Weil ihm übrigens einige Nahrung ſ
nöthig war, wenn er ſich anders länger
halten wollte, ſo brachte ſie ihm auch et
zu eſſen, und that alles, ihm eine ruhige u
gute Nacht zu verſchaffen.

Mitten unter dieſen Bewegungen lan
der Sohn dieſer Frau an. Er erſtaunte
ber die Geſchäftigkeit ſeiner Mutter, und fr
te um die Urſache derſelben. Anfangs wo
ſie ihr Geheimniß verbergen; da ſie aber d

bri

Yeſid.
Hegire 60.
n.C.G.680

ringenden Anhalten ihres Sohnes nicht wi-
erſtehen konnte, ſo geſtand ſie ihm endlich,
aß Moslem von Cuffah entflohen ſey, und
ey ihr eine Zuflucht geſucht habe, die ſie ihm
uch mit Vergnügen zugeſtanden.

Der junge Muſelmann hatte zu Cuffah ge-
ört, daß der Statthalter demjenigen eine
Belohnung verſprochen, welcher den Mos-
em entdecken würde, und fand alſo für gut,
ich dieſe Gelegenheit zu Nutze zu machen.
Nachdem er alſo ein wenig ausgeruht hatte,
andte er eine Angelegenheit vor, die ihn
ieder in die Stadt zurückrufte, machte ſich
n Tag darauf bey guter Zeit auf, kam zu
m Obeidallah, und gab ihm von ſeiner Ent-
ckung Nachricht.

Moslem wird gefangen genommen, und nach Cuffah geführt.

Auf dieſe Nachricht ſchickte der Statthalter
nfzig Reuter, welche das Haus, in wel-
em ſich Moslem befand, umringen mußten:
Dieſer aber, ſobald er die Gefahr, die ihm
rohete, erfuhr, ergriff ſeinen Degen, und
ing den Reutern entgegen, eben als ſie in
s Haus einbrechen wollten. Nunmehr ge-
hah alſo ein ſehr heftiger Angriff, welchen
r mit einer erſtaunlichen Tapferkeit aushielt;
r tödtete verſchiedene, und brachte die übrigen
u drey verſchiedenenmalen zum weichen.

Das, was dem Moslem hierbey, auſſer ſei-
em Muthe, einen groſſen Vortheil verſchaf-

te,

Jeſid. Hegire 60. n.C.G.680

te, war der Befehl, welchen die Reuter hatten, ihn zu ſchonen, weil der Statthalter gerne umſtändlich von der ganzen Verſchwörung unterrichtet ſeyn wollte, und alſo durchaus verboten hatte, ihm das Leben zu nehmen. Ungeachtet aber ſeines männlichen Widerſtandes lieſſen ſich die Reuter doch ſo wenig abweiſen, daß es ihnen endlich, ihn wehrlos zu machen, gelang. Nachdem man ihn hierauf feſt zuſammen gefeſſelt hatte, ſetzte man ihn auf ſein eigen Maulthier, und führte ihn nach Cuffah.

Als der Officier, welcher dieſe Mannſchaft anführete, ſahe, daß Moslem einige Thränen fallen ließ, konnte er ſich nicht enthalten, ihm deswegen Vorwürfe zu machen; daß nemlich er, als ein Mann, der ſo viel Tapferkeit gezeigt habe, und an der Spitze eines ſo kühnen Unternehmens geweſen ſey, ſich der Schwachheit, Thränen zu vergieſſen, nicht enthalten könne. Moslem antwortete hierauf, daß es nicht ſein eignes Unglück, ſondern das Unglück des Haſſein ſey, welches er beweine, indem dieſer ohne Zweifel auf dem Wege nach Cuffah begriffen wäre. Er war von dem Unglücke, welches dieſem Prinzen drohte, ſo ſehr gerührt, daß er verſuchen wollte, ihm die Rückkehr nach Mecca rathen zu laſſen. Er wandte ſich in dieſer Abſicht an einen von den Reutern, welchen er für ein wenig leutſeliger anſahe, als die andern; und nachdem er eine Zeit lang mit ihm auf dem

Yeſid.
Hegire 60.
n.C.G. 680

Wege geſchwatzt hatte, gab er ihm zu verſtehen, daß er ſich eine anſehnliche Belohnung verdienen könne, wenn er dem Haſſein ſagen wolle, daß er ſo gleich wieder zurückkehren, und ſich der Stadt Cuſſah im geringſten nicht nähern möge. Der Reuter verſprach einen Boten dieſerwegen abzuſenden; der Bothe verſprach das Aufgetragene auszurichten; aus der Sache ſelbſt aber ward nichts.

Unterdeſſen gelangte Moslem in das Schloß, wo er eine groſſe Anzahl Emirs, oder Rathsherren, verſammlet fand. Sie waren alle in dem Verhörungsſale, wo ſie nur auf die Gegenwart des Statthalters warteten. Der Gefangene konnte ohne viel Mühe wahrnehmen, wie ſehr die Gemüther wider ihn erbittert wären. Man ſchlug ihm ſo gar ein Glas Waſſer ab, welches er bey ſeiner Ankunft verlangte, und ſagte ihm ſtatt aller Antwort, er könne Hamin trinken. Dieſes iſt nach der Meinung der Mahometaner ein Giſt, welches die Teufel ganz ſiedend den Verdammten eingieſſen.

Moslem ließ ſich durch einen Anfang, welcher nichts als trauriges zu verkündigen ſchien, gar nicht irre machen, ſondern nahm vielmehr eine gewiſſe Standhaftigkeit an; ſo daß er den Statthalter, als er in den Saal trat, nicht einmal grüßte. Als es einem, ihm deswegen einen Vorwurf zu machen, einkam, gab er ganz trotzig zur Antwort, und wann es auch

Yeſid
Hegire 60.
n.C.G.680

ſelbſt wäre, ſo glaube er doch nicht verbunde zu ſeyn, ihn zu grüſſen, es wäre denn, daß e ihm ſeine Gnade vorher verſichert hätte.

Als Obeidallah mit den übrigen Emirs Si genommen hatte, fing er damit an, daß er dem Moslem die heftigſten Vorwürſe wegen de Unruhen machte, die er zu Cuſſah und in dem gröſten Theile von Jrak, wo alles vorher friedlich geweſen wäre, angerichtet habe. **Die Einwohner von Cuſſah,** antwortete Moslem unerſchrocken, **und aus der ganzen Provinz ſind bereit, dir von dem, was d vorgiebeſt, das Gegentheil zu beweiſen. Sie haben die Grauſamkeiten de Ziad deines Vaters, welche alle Grauſamkeiten eines Coſroes, der über dieſe Völker tyranniſirt, und ihre Städte und Felder mit Blut erfüllet hat, übertroffen, noch nicht vergeſſen. Jch kam hieher, dieſe unglückliche Einwohner einem Fürſten zu unterwerfen, welcher si nach der Gerechtigkeit und Geiſte de Propheten würde regiert haben.**

Der Statthalter ward über dieſe Rede de Moslem erzürnt, und ließ ihm ſehr hart an; unter andern Vorwürfen, die er ihm machte, gab er ihm Schuld, daß er Wein tränke. Moslem fand ſich durch dieſe Beſchuldigung beleidigt, und berufte ſich deswegen auf das Gerichte GOttes. Endlich, nach langem Wortwech ſel, ſprach ihm der Statthalter ſein Todesurtheil, und erlaubte ihm, ſein Teſtament zu machen. Moslem hatte eben ſieben hundert Goldſtücken bey ſich, die er einem ſeiner Freunde gab, und ihn beſchwor, ſogleich dem Haſſein auf dem Wege nach Mecca entgegen zu eilen, und ihm zu rathen, daß er ja nicht bis nach Cuſſah kommen möge. Einer, welcher dieſe Rede des Moslem hörte, gab dem Statthalter davon Nachricht, welcher hierauf öffentlich erklärte, daß wenn ſich Haſſein ruhig zu bleiben entſchlieſſen wollte, man ihn auf keine Weiſe beunruhigen, hingegen auch nicht die geringſte Schonung gegen ihn brauchen werde, wenn er ſich das geringſte zu unternehmen erkühnte.

Yeſid. Hegire 60. n.C.G. 680.

Kurz darauf ließ Obeidallah den Moslem auf einen erhabnen Ort des Schloſſes führen, wo ihm der Kopf abgeſchlagen ward. Sein Körper ward hierauf, ſowohl als ſein Kopf, von oben herunter geworfen. Hani ward an eben dieſem Tage enthauptet; die Execution aber geſchah in einer von den Straſſen der Stadt Cuſſah. Beyde Köpfe ſchickte der Statthalter mit einer unſtändlichen Beſchreibung alles deſſen, was vorgefallen war, zu den Califen.

Dem Moslem und Hani werden die Köpfe abgeſchlagen.

Während dieſes blutigen Auftritts in Cuſſah machte ſich Haſſan fertig, dahin aufzubrechen, in der gewiſſen Zuverſicht, alles für ſich auf das beſte zubereitet zu finden. Auſſer demjenigen, was ihm Moslem eben zu der Zeit, da er

Haſſein macht ſich fertig nach Cuſſah zu kommen

Yeſid. Hegire 60. n.C.G. 680

er das Schloß hatte einnehmen wollen, meld
laſſen, hatte er noch eine groſſe Menge ſehr dri
gender Brief bekommen, in welchen allen d
Einwohner von Cuffah den Haſſein erſucht
ihre Wünſche zu erfüllen, und ſich auf das b
digſte in ihrer Stadt zu zeigen. Sie ſchick
ihm ſogar ein Verzeichniß derjenigen, auf die
ganz gewiſſe Rechnung machen könne. D
Arabiſche Geſchichtſchreiber läßt ihre Anza
ſich bis auf hundert und vierzig tauſend b
laufen.

Haſſein ward durch eine ſo glänzende Au
ſicht gerührt, und glaubte ſich ſchon auf de
Throne zu ſehen. Er ſchickte einen Vertraute
Namens Cais, nach Cuffah voraus, um ſeine
Anhängern ſeine Ankunft vermelden zu laſſe
und ließ hierauf alles zur Abreiſe fertig mache
ob ihm gleich ſeine Freunde ſehr weiſe Vorſte
lungen, ihn davon abzuhalten, thaten. Ab
dallah : ebn : Abbas, ein wegen ſeiner Tugen
und Klugheit ſehr ehrwürdiger Greis, ka
ausdrücklich zu ihm, ihn von dieſem Vorha
ben abzurathen. Haſſein glaubte ſeine Gründ
hinlänglich zu wiederlegen, und ſo gar ſeine
Beyfall zu gewinnen, indem er ihm die in Hä
den habenden Briefe zeigte; dieſe waren nac
ſeiner Meinung eben ſo viel Unterpfänder, di
ihm für einen glücklichen Ausgang gut wären;
hierzu fügte er noch mit einer recht freudige
Entzückung, daß er auf den Beyſtand des Him

Reſid.
Hegire 60.
n.C.G 680

ls hoffe, und alſo nicht länger anſtehen könne, ch an die Spitze ſo vieler tapfern Männer zu ellen, welche alles für ihn aufopfern wollten.

Ich will es ſehr wohl zufrieden ſeyn, ntwortete der weiſe Alte, ſo bald man dich wird verſichert haben, daß die Cuſſahner en Obeidallah umgebracht, daß ſie die rupen, welche in des Reſid Dienſten ind, aus dem Schloſſe gejagt, und daß eine Anhänger unumſchränkte Herren on der Stadt und der Provinz ſind. Was aber ihre bloſſe Einladung bey gegenwärtigen Umſtänden anbelangt, ſo annſt du ja leicht ſehen, daß ſie keine ndre Abſicht haben, als die Kriegsfahne in ihrer Stadt von dir ausgeſteckt zu ſehen, und dich in Unruhen zu verwikkeln, in die ſie ihre unruhige Gemüthsart ſtürzt, und aus welchen ſie ſich vermöge ihrer natürlichen Treuloſigkeit ſogleich wieder zu reiſſen gewohnt ſind. Du wirſt es erfahren, daß die Cuſſahner ſich noch einmal in deine gräuſamſten Feinde verwandeln werden Was für Beyſpiele könnte ich dir nicht hiervon anführen, wenn du ſie hören wollteſt. Doch alle dieſe Vorſtellungen konnten den Entſchluß des Haſſein nicht wankend machen, ſondern er beharrete bey einem Entſchluſſe welcher ihn unvermerket zu ſeinem Verderben leitete.

Kurz

Desid.
Hegire 60.
n.C.G.680

Kurz darauf kam auch Abdallah-ebn-Z
beir zu dem Hassein, und hatte wegen seiner Re
se nach Cuffah eine sehr lange Unterredung m
ihm. Seine Meinung war nicht, ihn dave
abzubringen. Er sahe vielmehr, daß dieses Un
ternehmen nicht anders als unglücklich für ih
ausschlagen könne, und war also über die ausse
ordentliche Hitze, mit welcher er sich demselbe
überließ, sehr vergnügt, weil in dem Falle e
nes wiedrigen Ausganges Abdallah, welche
gleichfals nach dem Throne strebte, seine Ho
nung wieder aufblühen sahe, welche, so lang
als Hassein lebte, nicht bestehen konnte.

Unterdessen sprach er doch von seiner Rei
nach Cuffah mit ihm, als von einer zu seiner E
hebung zum Califat ganz unnöthige Sache. E
stützte sich hierbey darauf, daß das Volk in die
ser Stadt, und überhaupt in dieser ganzen Pr
vinz, kein Recht zur Vergebung dieser Würd
habe. Er stellte ihm vor, daß dieses Vorrech
allezeit denen von Mecca und Medina zugehö
habe, und daß es also besser sey, sich bloß a
diese zu halten, als sich nach andern Stimme
umzuthun, deren Rechtmäßigkeit man einma
streitig machen könnte.

Hassein stellte ihm vor, daß es ihm durchau
unmöglich sey, dem dringenden Anhalten de
Cuffahner länger zu widerstehen; es sey zwa
wahr, daß die von Mecca und Medina allezei
das Vorrecht, einen Califen zu nennen, geha

hä

Jeſid.
Hegire 60.
n. C. G. 680.

hätten; allein ihre wenige Entſchloſſenheit über ihre Rechte zu halten, habe ohne Zweifel die Cuffahner bewegt, ſich dieſen Vorzug anzumaſſen; und übrigens hätten ſie ja auch keine andre Abſicht dabey, als das Joch der Califen aus dem Hauſe der Ommiaden, welche alle ihre Gunſt, zum Nachtheil der arabiſchen Völker, gegen die Syrer verſchwendeten, abzuſchütteln. Abdallah ebn=Zobeir ſchien dieſen Gründen nachzugeben, und ſagte beym Abſchiede zu dem Haſſein: **Wann ich eine ſo anſehnliche Parthey, als du, hätte, ſo würde ich ſchon an ihrer Spitze ſeyn, und den Jeſid auf ſeinem Throne erſchüttern.**

Abdallah bemüht ſich den Haſſein von ſeiner Reiſe nach Cuffah abzubringen.

Abdallah=ebn=Abbas, dieſer weiſe Alte, welcher, wie wir geſehen, dem Haſſein ſo vernünftig zu redete, konnte ſich nicht einbilden, daß er gegen ſeine Gründe nicht ſollte empfindlich geweſen ſeyn, und kam alſo nochmals zu ihm, um zu wiſſen, welchen Entſchluß er endlich ſeinen Vorſtellungen zu Folge genommen habe.

Haſſein wiederhohlte gegen ihn dasjenige, was er zu allen, die ſich ſeiner Reiſe wiederſetzten, zu ſagen pflegte, und was er ihm bey der erſten Unterredung, die ſie mit einander gehabt, ſchon geſagt hatte. **Wenigſtens,** ſagte Abdallah, **nimm deine Weiber und deine Kinder nicht mit dir; ich habe dieſerwegen die allertraurigſten Ahndungen.** Er verſuchte hierauf nochmals ihn zu bewegen,

Jeſid.
Hegire 60.
n.C.G.680

indem er ihm von dem Abdallah ⸗ ebn ⸗ Zob
ſprach, den er als einen Mitbuhler anzuſeh
habe, welcher ſich ſeine Abweſenheit zu Nu
zu machen nicht unterlaſſen würde. Du ſe
zeſt ihn, ſagte er zu dem Haſſein, in rec
bequeme Umſtände; er wird alsde
der einzige in Mecca ſeyn, und ſich g
bald von der ganzen Provinz Hegi
Meiſter machen. Er wünſcht nich
ſo ſehr, als deine Abreiſe: denn du biſt ſe
nen ehrgeizigen Unternehmungen b
die gröſzte Hinderniſz. Du wirſt ſeh
daſz er ſie öffentlich bekannt mach
wird, ſo bald er deine Gegenwart nic
mehr wird fürchten dürfen. Ich ſchwö
re dir bey dem lebendigen GOtt, au
ſer welchem kein ander GOtt iſt, wen
ich glaubte, daſz es helfen würde, ic
wollte dich bey den Haaren zurückh
ten, um dich an deinem unglücklich
Unternehmen zu hindern.

Dieſer eifrige Muſelmann that noch meh
Weil er wuſzte, daſz Haſſein ausdrüklich beſchl
ſen habe, den Morgen drauf abzureiſen, ſo brac
er die gan[illegible]ht bey ihm zu, und bat ihn o
Unterlaſz, an die traurigen Folgen mit all
Ernſte zu denken, welche ein ſolcher Schritt h
ben könne; doch er muſzte zu ſeinem Verdru
wahrnehmen, daſz mit einem ſo auſſerordentli
eingenommenen Gemüthe nichts anzufang
ſey, und muſzte ihn alſo abreiſen laſſen.

Haſ

Yeſid.
Hegire 60.
n. C. G. 680.
Haſſein reiſet nach Cuffah ab.

Haſſein machte ſich alſo mit ſeiner Familie, mit ſeinen Leuten und einer Anzahl von Freunden, die ſich ſeinem Glücke ergeben hatten, auf den Weg. Seine ganze Begleitung mochte ungefehr hundert Perſonen ausmachen. Unterdeſſen glaubte er, daß ſie zu ſeiner Reiſe nach Cuffah ſtark genug ſey, weil er bey ſeiner Ankunft alle Anhänger, von welchen ihm Moslem in ſeinem Einladungsbriefe geſchrieben hatte, in Waffen zu finden glaubte. Doch alles das hatte ein ganz ander Anſehen gewonnen; denn der Tag der Abreiſe des Haſſein war gleich derjenige, an welchem der unglückliche Moslem hingerichtet ward.

Der Statthalter ſchickt Trupen wider ihn aus.

Obeidallah hatte von dem Unternehmen des Haſſein Nachricht bekommen, und ſchickte tauſend Mann zu Pferde, unter Anführung des Harro-ebn-Yeſid, wider ihn aus. Dieſer Anführer war zwar dem Obeidallah ſehr ergeben, gleichwohl aber war er kein offenbarer Feind des Haſſein, und ſchien ſehr geneigt zu ſeyn, mit ihm auf das gelindeſte zu verfahren, wenn er nur ſeinen Vorſatz aufgeben wollte.

Als Harro bey einem Orte, mit Namen Aſcheraf, nicht weit von dem Euphrat, angelanget war, ſchickte er eine Anzahl von ſeinen Leuten aus, Waſſer aus dieſem Fluſſe zu holen; und befahl ihnen zu gleicher Zeit, dem Haſſein, wenn ſie ihn antreffen ſollten, keine Beleidigung zuzufügen, ſondern ihm vielmehr Bey-

ſtand

Yeſid. Hegire 60. n.C.G. 680

ſtand zu leiſten, wann er deſſen etwa benöthiget ſeyn ſollte, um ſo viel Waſſer zu haben, als e für ſich und ſein Gefolge brauche.

Haſſein ladet ihren Anfuhrer ein, auf ſeine Seite zu treten.

Dieſe Befehle wurden genau vollzogen. Man traf den Haſſein an, und bezeugte ihm al mögliche Achtung. Dieſer ward durch den ſchönen Anſchein verführt, und wollte verſuchen, ob er dieſe Mannſchaft auf ſeine Seite ziehen könne; und er verlangte daher mit ihrem Anführer zu ſprechen. Als dieſes dem Harro gemeldet ward; war er ſogleich bereit ſich mit ihm zu beſprechen. In der ziemlich langen Unterredung, die ſie mit einander hatten, ſagte ihm Haſſein, daß die Cuffahner ihn ſchon ſeit langer Zeit zu dieſem Unternehmen aufgefordert hatten, und daß ſie ihn jetzt nur erwarteten, um unter ſeiner Anführung zu Werke zu gehen: Er fügte hinzu, daß man ſich über die Geſinnungen dieſes Volks eben nicht wundern dürfe, weil er doch, alles wohl überlegt, gegründete Anſprüche auf das Califat habe. Er führte in dieſer Abſicht verſchiedne Beweiſe an, und endlich brachte er ſo gar die Briefe der vornehmſten Einwohner von Cuffah hervor, von welchen die Rechtmäßigkeit ſeiner Forderungen erkannt würden. Er erſuchte ihn, ein gleiches zu thun, und ihnen beyzutreten, um ihn vorzüglich vor den Nachkommen des Ommiah, welche eine tyranniſche angemaſete Gewalt über die Muſelmänner ausübten, zu erkennen.

Ich

Jeſid.
Hegire 60.
n.C.G. 680.

Ich weis es nicht, und mag es nicht wiſſen, antwortete Harro, wer diejenigen ſind, die dich zu dieſem Unternehmen verleitet haben. Ich muß dir aber ſagen, daß es mir ſehr verwegen zu ſeyn ſcheinet. Ich ſehe nicht ab, was du dir für eine Rechnung auf die Briefe der Cuſſahner machen kannſt. Ich bin nicht einmal ſo neugierig, ſie leſen zu wollen. Alles, was ich weis, iſt dieſes, daß ich einen ausdrücklichen Befehl habe, dich, ſobald ich dich angetroffen, auf das Schloß von Cuſſah zu bringen. Hieraus nun magſt du weiter ſchlieſſen.

Haſſein antwortete, daß er eher ſterben, als ſich einem ſolchen Befehle ergeben wollte, und befahl ſogleich ſeinen Leuten aufzubrechen. Doch Harro ließ ſeine Reuter eine Bewegung machen, und ſchnitt ihnen den Weg ab. Haſſein gerieth darüber in Wuth, und ſtieß die allerſchimpflichſten Verfluchungen wider ihn aus. Harro aber ſchien ſehr wenig dadurch gerührt, und antwortete ihm bloß: Verdanke es der Hochachtung, die ich gegen deine Mutter, die Fatime, und gegen den Apoſtel, deinen Großvater, habe; auſſerdem würde ich mir ſelbſt deiner Verfluchungen wegen Recht ſchaffen.

Reſid. Hegire 60. n.C.G.630

Er ließ hierauf ſeine Reuter ein wenig bey Seite gehen, und ſagte zu dem Haſſein, daß er gar nicht Willens ſey, ihm einige Gewalt zu thun; doch könne er ſich auch nicht entbrechen, den Befehl, ihn auf das Schloß zu bringen, und ihn bis dahin nicht aus den Augen zu verlieren, zu vollſtrecken. Unterdeſſen, fügte er hinzu, wenn du willſt, ſo wollen wir unſre Maaßregeln ſo nehmen, daß nicht nur ich von Seiten deſſen, der mich ſchickt, nichts zu befürchten habe, ſondern daß auch du vor aller Gewaltthätigkeit geſichert werdeſt. Schreibe an den Reſid, und an den Obeidallah; ich will ein gleiches thun. Uebrigens aber nimm dich wohl in Acht; denn wenn du warten willſt, bis man dich angreift, ſo biſt du verlohren.

Haſſein erfährt, daß ſeine Parthey zu Cuſſah zerſtreuet worden.

Eben da er noch redete, ſahe man vier Reuter anlangen, welche von Cuſſah kamen. Als Haſſein einen davon, mit Namen Tirmah, erkannte, bat er den Harro ihn herbeykommen zu laſſen. Dieſer willigte darein, obgleich nicht ohne einigen Widerwillen, weil er nicht wußte, was Haſſein für eine Abſicht haben könnte. Als Tirmah ſogleich gefragt ward, wie es in Cuſſah ſtehe, ſo gab er dem Haſſein die allertraurigſten Nachrichten.

Alle die Vornehmſten von Cuſſah

ſag:

Jezid.
Hegire 60.
n.C.G.680

ſagte er, haben ſich nunmehr wider dich erklårt. Es iſt zwar wahr, daß noch einige Einwohner heimlich ihre Wünſche auf dich richten; allein mache dir nur gewiſſe Rechnung, daß ſie ſchon morgen bereit ſeyn werden, den Degen wider dich zu ziehen. Der unglückliche Kais, den du zu Beſorgung deiner Angelegenheiten nach Cuffah geſchickt hatteſt, iſt auf Befehl von der Zinne des Schloſſes herabgeſtürzt worden, weil er dich und deine ganze Familie nicht hat verfluchen wollen.

Ich glaube nicht, fügte Tirmah hinzu, daß du noch das åuſſerſte wagen willſt, welches doch vergebens ſeyn würde, da du ſo wenig Volk bey dir haſt; denn du muſt wiſſen, daß heute die ganze Gegend um Cuffah von allen Seiten mit Trupen angefüllt iſt. Gehe nicht weiter fort, ich beſchwöre dich; und wenn du eine ſichere Zuflucht annehmen willſt, ſo komm mit uns auf unſern Berg Agia; dieſer Ort iſt ſo unwegſam, daß man es gewiß nicht wagen wird, dich daſelbſt anzugreifen; du kannſt ſo lange daſelbſt bleiben, als du es für gut befinden wirſt.

Auf ſolche Nachrichten håtte ſich Haſſein, ſollte man glauben, wieder zurück begeben, und

einem

Jeſid. Hegire 60. n.C.G.680

einem ganzen Anſchlage entſagen ſollen, deſſ
Ausgang nicht anders als unglücklich ſey
konnte. Die Gelegenheit war um ſo viel gün
ſtiger, da es Harro ſelbſt, welcher beſtändi
um ihn war, ſehr gerne würde geſehen h
ben, wenn er auf ſeinen Rückzug hätte wo
len bedacht ſeyn. Doch Haſſein, welcher ſich
von ſeinen erſten Vorſtellungen noch nicht lo
machen konnte, wollte durchaus ſeinen Weg
verfolgen, und machte ſich von neuem wi
der auf den Weg nach Cuffah.

Unterdeſſen gewannen die Sachen unve
merkt ein ganz ander Anſehen. Obeidalla
bekam von der Hartnäckigkeit des Haſſein Nach
richt, und ließ alſo ſeinen erſten Vorſatz fah
ren, ihn nach Cuffah bringen zu laſſen. E
beſorgte, das Volk, ob es ſich gleich jetzt wi
der ihn erklärt habe, möchte, vermöge ſeine
natürlichen Unbeſtändigkeit, ihm ſeine Gun
von neuem ſchenken. Er ſchickte daher eine
Boten an den Harro, welcher ihm befehle
mußte, den Haſſein in einen gewiſſen Ca
ton zu führen, wo weder Flecken noch Feſtun
gen waren. Hier nun ſollte er mit ihm ſ
lange bleiben, bis er weitere Befehle erhalte
würde.

Kurz darauf ließ der Statthalter ungefeh
vier tauſend Mann, unter Anführung de
Amer-ebn-Said aufbrechen, welcher ſich ſ
gleich in die Nachbarſchaft des Haſſein begab

un

und ihn durch einen Officier nochmals fragen ließ, was ſeine Abſicht ſey, und warum er ſeinen Aufenthalt in Mecca verlaſſen habe?

Jeſid. Hegire 60. n.C.G. 680

Haſſein, welcher ohne Zweifel über die wenige Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Fortganges Betrachtungen mochte angeſtellt haben, gab nunmehr eine Antwort von ſich, welche ihn aus aller Verwirrung, worinne er ſich befand, hätte reiſſen können, wenn er ſie nur ein wenig eher hätte geben wollen. Er ſagte alſo, daß er ſich bloß auf das dringende Anhalten der Cuſſahner, welche ſich ihm unterwerfen wollten, Mecca zu verlaſſen entſchloſſen habe; nunmehr aber, da er erfahren, daß ſie ihre Geſinnungen geändert hätten, ſey er willens, mit ſeiner Familie und ſeinen Freunden wieder nach Mecca zurückzukehren.

Amer ſchien über dieſe Antwort ſehr vergnügt, weil er glaubte, daß ſie alle Schwierigkeiten heben werde. Dieſer Heerführer war dem Haſſein in der That ergeben; er hatte ſogar nicht einmal wider ihn ausziehen wollen, als ihm Obeidallah den Befehl dazu gegeben, und würde es auch gewiß nicht gethan haben, wenn er ſich nicht für ſeinen Drohungen hätte fürchten müſſen. Als man ihm alſo die weltlichen Geſinnungen des Haſſein hinterbracht hatte, gab er dem Obeidallah in möglichſter Eil davon Nachricht, gleichſam als von einer glücklichen Neuigkeit, welche den Frieden wieder herſtellen würde.

Yeſid.
Hegire 61.
n.C.G.680

Obeidallah dringt darauf, daß Haſſein den Yeſid erkennen ſoll.

Doch dieſer Statthalter, welcher Anfangs weiter nichts zu verlangen geſchienen hatte, als daß Haſſein ſich wieder nach Hauſe begeben möchte, hatte gleichfals ſeine Meinung geändert. Es kam nun nicht mehr bloß darauf an, ihn von ſeinem Vorſatze abzubringen, und übrigens ſeine Stimme als gleichgültig anzuſehen; ſondern Obeidallah verlangte ausdrücklich, daß Haſſein mit allen ſeinen Anhängern den Yeſid für den rechtmäßigen Califen erkennen ſollten. Er befahl alſo der Armee, dieſe Sache auf das ſchleunigſte zu Stande zu bringen; und damit er durch Gewalt dasjenige erhalten möge, was in gutem ſchwerlich zu hoffen war, ſo geboth er dieſem Officier, das Lager des Haſſein dergeſtalt einzuſchlieſſen, daß ihm alle Gemeinſchaft mit den Flüſſen abgeſchnitten wäre, damit der Mangel an Waſſer, welcher in ſo heiſſen und dürren Ländern eine grauſame Marter iſt, ihn nöthige, die verlangte Einwilligung auf das eheſte von ſich zu geben.

Als man dem Haſſein den Willen des Statthalters kund gemacht, ſo ließ dieſer dem Amer ſagen, daß er mit ihm, zwiſchen beyden Lägern, eine Unterredung zu haben wünſche. Dieſer willigte darein, und nachdem er ſich ſogleich an den ausgemachten Ort begeben, ſo that ihm Haſſein, welcher nur immer der Nothwendigkeit den Yeſid zu erkennen zu entwiſchen ſuchte, drey Vorſchläge. Anfangs ſchlug er

Yeſid.
Hegire 61.
n.C.G. 680

ihm vor, nach Damaſcus zu reiſen, und ſeinen Vergleich mit dem Yeſid ſelbſt zur Richtigkeit zu bringen. Hernach ſchlug er vor, nach Mecca zurückzukehren, und endlich verlangte er, daß man ihm irgend eine Gegend einräumen ſolle, wo er die Türken bekriegen könne.

Amer machte ſich dieſe Antworten zu Nutze, damit er die Befehle des Obeidallah nicht nach der Strenge vollziehen durfte. Er meldete ihm alſo die Geſinnungen, in welchen ſich Haſſein würklich befinde, und bat ihn, ihn wiſſen zu laſſen, was er davon gedächte.

Nachdem Obeidallah die Vorſchläge des Haſſein unterſucht, ſo wollte er es nicht wagen, ihm die Antwort nach ſeinem eigenen Gutdünken darauf zu geben. Er ließ alſo einen angeſehenen Muſelmann, Namens Schamer, holen, und fragte ihn um ſeine Meinung, was er auf dieſe erhaltene Nachrichten wohl thun ſolle? Dieſer zauderte mit ſeiner Entſcheidung nicht lange. Er ſagte dem Statthalter, daß dieſe Vorſchläge verfänglich wären; es ſey augenſcheinlich, daß Haſſein nur Zeit zu gewinnen ſuche; und ſeiner Geſinnungen könne man ſich auf keine andre Art verſichern, als wenn man ihn nöthigte, ſich ohne Umſchweife in Anſehung des Yeſid zu erklären, ihn für den Califen zu erkennen und ihm den Eid der Treue zu leiſten.

Jeſid. Hegire 61. n. C. G. 680

Dieſe Meinung brachte den Statthalter zum Entſchluſſe. Er trug dem Schamer auf, dem Amer ſelbſt davon Nachricht zu geben, und ihm zu ſagen, ſeine Abſicht ſey, daß er den Haſſein und alle, die ſich ergeben würden, gütig aufnehmen ſolle; im Falle der Weigerung aber laſſe er ihm befehlen, alles, was ſich wiederſetzen würde, in Stücken zu hauen. Und weil Obeidallah aus dem, was ſchon vorgegangen war, Urſache zu vermuthen hatte, Amer würde, dieſen Befehlen nachzukommen, Schwierigkeiten machen, ſo gebot er dem Schamer, dieſem Generale im Falle des Ungehorſams den Kopf vor die Füſſe legen zu laſſen, und das Commando an ſeiner Statt zu übernehmen. Zu gleicher Zeit gab er noch einen beſondern Befehl, daß man die Kinder des Ali, welche ihren Bruder, den Haſſein begleitet hatten, nicht in das gemeine Unglück mit verwickeln ſollte. Er trug dem Schamer auf, ihnen ſicheres Geleit antragen zu laſſen, damit ſie ſich ungehindert nach Cuffah begeben könnten.

Nachdem ſich Schamer in aller Eil nach Kerbela, wo die Lager des Haſſein und Amer ſtanden, begeben hatte, ſo theilte er dieſem die Befehle des Obeidallah mit. Er hatte hierauf eine Unterredung mit dem Haſſein, welcher aber in die Vorſchläge, die man ihm that, durchaus nicht willigen wollte; auch die Kinder des Ali ſchienen ſehr wenig geneigt, ſich zu ergeben, und

als

Yeſid. Hegire 61. n. C. G. 680.

als man ihnen von dem ſichern Geleite, welches ihnen der Statthalter anbieten ließ, ſprach, antworteten ſie mit nichts, als mit einer Beſchimpfung darauf: **Die Sicherheit, welche von GOtt kömmt,** ſagten ſie, **iſt ſicherer, als die, welche der Sohn der Sommiah gewähren kann.** (*) Als Amer ſahe, daß ſich Haſſein durch nichts bewegen ließ, und daß er ſich übrigens ſelbſt der gröſten Gefahr ausſetzte, wenn er den Befehlen des Califen nicht gehorchte, ſo beſchloß er endlich, keine fernere Nachſicht zu gebrauchen. Er erklärte dem Haſſein alſo, daß das Glück der Waffen nunmehr ſein Schickſal entſcheiden müſſe, und daß er ſich länger nicht entbrechen könnte, ihn mit öffenbarer Gewalt anzugreifen.

Verſchiedene Scharmützel zwiſchen den Leuten des Haſſein und den Trupen von Cuffah.

Haſſein ließ hierauf alles ſogleich in Bereitſchaft ſetzen, um den Angriff auszuhalten, und weil er im Vergleich ſeiner Feinde nur ſehr wenig Leute bey ſich hatte, ſo richtete er alles dergeſtalt ein, daß er in ſeinem Lager nicht konnte über-

---

(*) Sommiah war eine geringe Weibsperſon, von welcher Abu-Soſian, der Vater des Moavias, einen Sohn, Namens Ziad gehabt hatte, welchen Moavias für ſeinen rechtmäßigen Bruder erkannte. Der Vorwurf der unehlichen Geburth fiel alſo eigentlich vielmehr auf den Ziad, als auf den Obeidallah, welcher nur ein Enkel der Sommiah war: Allein man erwähnte der ſchimpflichen Geburt des Vater bloß deswegen, um den Sohn damit zu beſchimpfen.

Jeſid. Hegire 61 n.C.G.680

überfallen werden. Er ließ alle Zelte ſehr en
aneinander rücken, damit ſie eine Art v
Schutzwehr abgeben könnten, und ni
mehr als eine einzige Seite ſeines Lagers bli
wegen der Gemeinſchaft von auſſen her off
Er ließ über dieſes noch einen ziemlich brei
Graben um ſein Lager ziehen, und eine Men
dürres Schilfrohr hineinwerfen, welches er a
zuzünden Willens war, um den Feinden al
Zugang unmöglich zu machen, wenn ſie ihn et
mit Gewalt ſuchen ſollten.

Hierauf zeigte er ſich mit ſeinem kleinen He
ſen in Schlachtordnung, und ließ ſich an de
Spitze ſeiner Soldaten mit eben dem kühn
Stolze ſehen, den er nur immer vor ſeiner rec
ſchaffenen Armee hätte zeigen können. Wa
er nicht ſogleich geſchlagen wurde, ſo lag es n
daran, weil die Feinde ihn nicht mit vereint
Kräfte angreifen wollten, ſondern nichts al
einzelne Gefechte und bloſſe Zweykämpfe vo
nahmen. So wenigſtens erzehlen es die Ar
biſchen Geſchichtſchreiber, und dieſen muß ma
es nun wohl nach erzählen, ſo wenig Wahr
ſcheinlichkeit man auch in ihrem Bericht
findet.

Es iſt auch in der That etwas erſtaunliche
wenn man eine Armee von beynahe fünfta
ſend Mann, unter Anführung eines Feldher
rens, deſſen Kopf für den übeln Ausgang ſtehe
ſoll, ſich verſchiedne Tage hintereinander, mi

Yeſid. Hegire 61. n.C.G. 680

bloſſen Ausforderungen, und Spielgefechten begnügen ſieht, und dieſes zwar gegen etwa hundert Leute, die ſie als Aufrührer anzuſehen Befehl hatten.

Dieſe einzelne Treffen folgten drey ganzer Tage auf einander, an welchen ſich die Ritter des Haſſein treflich hervor thaten, und faſt allezeit den Sieg davon trugen.

Haſſein wird getödtet.

Als Amer ſahe, daß die Tapferſten von ſeinen Trupen bey dieſen einzeln Gefechten umkamen, ſo wollte er es nicht mehr zugeben, daß ſich ſeine Leute ferner einlaſſen ſollten. Er ließ alle ſeine Trupen auf den Haſſein losgehen, und nunmehr war der ganze Handel gar bald aus. Unterdeſſen koſtete es den Amer doch eine ziemliche Menge Soldaten. Die Leute des Haſſein vertheidigten ſich mit aller Wuth, welche die Verzweiflung nur immer einflöſſen kann; doch ihr Anführer bekam einen Hieb mit dem Säbel über den Kopf, er ſtürzte zu Boden, und gab in ſeinem Blute ſchwimmend, nach drey und dreyßig erhaltenen Wunden, ſeinen Geiſt auf. Man ſchlug ihm den Kopf ab, um ihn dem Obeidallah zu bringen.

Es war ein Cuffahner, Namens Haula, welchem dieſe Verrichtung aufgetragen wurde. Er konnte nicht anders als ſehr ſpät nach Cuffah kommen, ſo daß er, als er bey dem

Schloſſe

Peſid. Hegire 61. n.C.G. 680 Schloſſe ankam, die Thore ſchon verſchloſſen fand. Er faßte alſo den Entſchluß, wieder in die Stadt zurückzukehren, um die Nacht in ſeinem Hauſe zuzubringen, und den Beſuch bey dem Statthalter erſt den Morgen darauf abzuſtatten. Er weckte ſeine Frau auf, welche ſchon ſchlief, und entdeckte ihr die Urſache, die ihn ſo ſchleunig nach Cuffah gebracht habe. **Ich bringe**, ſagte er, **das allerkoſtbarſte Geſchenk mit mir, das man nur immer dem Califen machen kann.** Als ſeine Frau voller Neugierde fragte, was denn dieſes ſey? ſo ſagte er: **Es iſt der Kopf des Haſſein; hier ſiehſt du ihn; ich ſoll ihn dem Statthalter bringen.** Die Muſelmännin, die dieſes hörte, ſprang voller Wuth aus dem Bette, nicht zwar als ob ſie über dieſen Anblick erſchrocken ſey; die meiſten arabiſchen Weiber waren gewohnt, ihren Männern mit in den Krieg zu folgen, und dergleichen blutige Schauſpiele waren ihnen nichts ſeltnes: doch weil Haſſein durch die Fatime, ſeine Mutter, ein Enkel des Propheten war, ſo machte dieſe einzige Urſache auf dieſes Weib einen erſtaunlichen Eindruck. **Bey dem Geſandten GOttes**, ſchrie ſie, **nimmermehr will ich mich wieder zu einem Manne legen, welcher mir den Kopf ſeines Enkels bringet.**

Der Muſelmann, welcher, dem Gebrauche ſeiner Nation gemäß, mehr als eine Frau hatte, ließ ſich eine andre kommen, welche ſo ſchwierig nicht war. Unterdeſſen verhinderte ſie doch die Gegenwart dieſes Kopfes, welchen man auf einen Tiſch geſetzt hatte, am Schlafe, weil ſie die ganze Nacht, wie ſie ſagte, ein helles Licht um dieſen Kopf habe hüpfen ſehen.

Peſid
Hegire 61
n.C.G.680

Den Tag darauf begab ſich Haula auf das Schloß, und übergab dieſen Kopf dem Obeidallah. Dieſer betrachtete ihn Anfangs mit einem recht viehiſchen Vergnügen; endlich ging er gar ſo weit, daß er ihn mißhandelte, als ob es ein lebendiger Gegenſtand geweſen ſey, und ihm ſogar mit dem Stocke einen Schlag über den Mund verſetzte. Ein Alter, welcher zugegen war, hatte die Kühnheit, dem Statthalter, dieſes unanſtändigen Bezeugens wegen, einen Vorwurf zu machen, und ſagte, das Haupt des Haſſein verdient mehr Achtung, weil der Mund des Propheten oft auf dem Munde ſeines Enkels gelegen hat. Obeidallah nahm dieſen Verweis ſehr übel auf. **Du verdieneſt,** ſagte er zu dem Alten, **daß ich deinen Kopf zu dem Kopf des Haſſein legen ließ wegen der Lügen nemlich, die du vorgebracht haſt. Doch in Anſehung deines Alters will ich dir es vergeben. Du biſt ein Schwär-**

Der Kopf des Haſſein wird dem Statthalter von Cuſſah gebracht.

Yeſid. Hegire 61. n.C.G.680

mer, geh, und ſchwatze deine unverſchämten Grillen einem andern vor.

Unterdeſſen, da er ein wenig über die Rede dieſes Alten nachgedacht hatte, ſahe er gar bald voraus, daß ihm der Tod des Haſſein noch weit andre Vorwürfe verurſachen, und der Fanatiſmus nicht unterlaſſen werde, ſeinen Anhängern eine Menge Erſcheinungen und lächerliche Erzählungen einzugeben, welche zwar an ſich ſelbſt zu verachten, gleichwohl aber geſchickt wären, die Parthey der Aliden merklich zu verſtärken.

Uebrigens aber blieb er doch beſtändig bey ſeinen erſten Entſchlieſſungen; und die wenige Achtung, die er dem Kopfe des unglücklichen Haſſein bezeugte, hatte auch auf ſein Betragen gegen diejenigen von der Familie des Haſſein einen Einfluß, welche bey dieſer Gelegenheit zu Gefangnen gemacht wurden.

Unterredung zwiſchen ihm, und der Zeinab Schweſter des Haſſein.

Man brachte unter andern die Schweſter des Haſſein, Zeinab, den Sohn dieſes unglücklichen Prinzen, Ali, und eine kleine Tochter auf das Schloß. Obeidallah bezeigte ſich Anfangs gegen die Zeinab ſehr übermüthig. Er ſprach von dem Glücke der Waffen des Yeſid, und von der Art, mit welcher er den Stolz des Haſſein und ſeiner Anhänger niedergeſchlagen habe.

Zeinab, welche ſehr viel Geiſt, und faſt noch mehr Ehrgeiz beſaß, antwortete dem Statthalter in eben dem Tone, in welchem er mit ihr geſprochen hatte. Er wollte erwiedern, und die Unterredung ward auf beyden Theilen endlich ſo hitzig, daß man zu den allerbitterſten Vorwürfen kam. Unterdeſſen, ſo aufgebracht als Obeidallah war, konnte er ſich doch nicht enthalten, den Geiſt, die Standhaftigkeit und die Großmuth der Zeinab zu loben. Er geſtand, daß er ſie für eine würdige Tochter des Ali erkenne. Und auch dieſem Prinzen hielt er hierauf eine weitläuftige Lobrede, indem er öffentlich bekannte, daß er eine ſehr beträchtliche Perſon unter den Muſelmännern geweſen ſey, der ſich ſo wohl durch ſeinen Muth, als durch ſeine Geſchicklichkeit in der Poeſie hervorzuthun gewuſt habe. Daß die Würde eines Poeten unter den Arabern etwas ungemein rühmliches war, haben wie ſchon geſehen. Sie ging ſo gar, ſo zu reden, mit der Tapferkeit in einem Range.

Yeſid.
Hegire 61.
n.C.G.680

Der Lobeserhebungen aber ungeachtet, welche Obeidallah dem Ali und ſeiner Tochter der Zeinab ertheilte, faßte er den Entſchluß den jungen Ali, den Sohn des Haſſein, um das Leben bringen zu laſſen. Zeinab, welche den grauſamen Befehl geben hörte, die ihr einen ſo zärtlich geliebten Vetter rauben ſollte, bat für ihn um Gnade, und erbot ſich ſo gar den Tod an ſeiner Stelle zu leiden. **Weil du doch unſers Blutes noch nicht ſatt biſt,** ſagte ſie zu dem

Sie rettet dem Sohne des Haſſein das Leben.

Statt:

Yezid. Hegire 61. n.C.G.680

Statthalter, ſo fange nur erſt mit Ve gieſſung des meinigen an. Obeidall ſchien hierdurch gerühret zu werden. Zein fuhr fort, ihm auf das rührenſte zuzureden, u endlich erlangte ſie für ihren geliebten Vett Gnade. Dieſes war das zweytemal, daß di ſes junge Kind in Lebensgefahr ſchwebte; den als ſein Vater blieb, war es gleichfals ve dammt worden auf dem Schlachtfelde umz kommen; es ward aber noch von einem Officie gerettet, welcher ſich hernach unter dem ſo ſchme chelhaften Namen, **Zein Alabedin**, das iſt, **Zierde der Rechtſchafnen** bekannt machte.

Was den unglücklichen Haſſein anbelangt, ſ ward ſein Körper auf dem Schlachtfelde in de Pläne von Kerbela begraben; und in den nach folgenden Zeiten richtete man an dieſem Ort ein ſehr prächtiges Mauſoleum auf. Der Kop ward auf Befehl des Obeidallah öffentlich au geſtellt, damit ſich das ganze Volk an dieſem Anblicke weiden könne. Er ließ ihn ſo gar in allen Gaſſen von Cuffah herumtragen, um de jenigen, welche den Aliden noch etwa anhingen, ein Schrecken einzujagen. Gleichwohl aber hatte dieſes gräßliche Schauſpiel nicht alle Würkung, die ſich Obeidallah davon ver ſprach.

Aufſtand in Cuffah bey Gelegenheit der

Als der Statthalter auf den Lehnſtuhl in der Moſchee geſtiegen war, fuhr er fort das Andenken des Haſſein zu mißhandeln, und fing folgende

Ge-

Jeſid. Hegire 61. n. C. G. 680 von dem Statthalter wider den Haſſein ausgeſtoſſenen Reden.

geſtalt an: GOtt ſey gelobet, ſagte er, durch den die Parthey der Wahrheit triumphiret, der dem Jeſid, dem Haupte der Gläubigen, beygeſtanden, und den Lügner, den Sohn des Lügners, den Haſſein meine ich, den Sohn des Ali, zu Schanden gemacht hat. Dieſe Worte machten einen ſolchen Eindruck bey den Zuhörern, daß die meiſten voller Verdruß aufſtanden, und fortgingen. Unter andern erhob ſich auch ein ſehr verehrungswürdiger Bürger, welcher beyde Augen in den Schlachten verlohren hatte, und ſeitdem ſeine meiſte Zeit in der Moſchee mit Gebet zubrachte; er richtete ſeine Rede gegen den Statthalter, und ſprach: O Sohn der Mergianah, (*) du Lügner, und Sohn eines Lügners, dir ſelbſt und deinem Vater, und dem, der dich zum Statthalter gemacht hat, kommen dieſe Titel zu; dir, der du die Kinder des Propheten ermordeſt, und noch die Sprache rechtſchafner Leute führen willſt.

Der hierdurch aufgebrachte Statthalter ließ dieſen Muſelmann ſo gleich in Verhaft nehmen; doch einige eifrige Anhänger der Aliden übernahmen ſeine Vertheidigung, und riſſen ihn aus den Händen der Wache. Als Obeidallah die Gemüther ſo aufgebracht ſahe, wollte

---

(*) Mergianah war der Name der Mutter des Obeidallah.

Yeſid.
Hegire 61.
n.C.G.680

er den Handel vor dieſesmal nicht weiter tre
aus Furcht, daß er allzuviele würde beſt
müſſen. Wenig Tage darauf aber ließ er
welcher ihn ſo beſchimpfet hatte, aufh
Man nahm ihm auf der Stelle das Leben,
ſein Körper ward auf dem Platz vor der Mo
an einen Galgen aufgehangen. Dieſes E
pel hielt die Aufrührer im Zaume, da ohne
ihr Aufſtand von den vernünftigſten Aliden
gemißbilliget worden. Die meiſten hatten
ſo gar wider den unvernünftigen Eifer des
ſelmanns erklärt, weil er durch ſeine allzug
Heſtigkeit diejenigen von den Cuffahnern,
es mit den Aliden hielten, der äuſſerſten Ge
ausgeſetzt hatte.

Nachdem Obeidallah ſeiner Räche hinlä
che Gnüge gethan hatte, ſchickte er den
des Haſſein nach Damascus, wohin er
die Zeinab mit der übrigen Familie dieſes
glücklichen Prinzen abgehen ließ. Dem
führer der Bedeckung, den er mit ihnen re
ließ, gab er einen Brief an den Yeſid mit,
welchem er ihm meldete, daß er ihm hiemit
überzeugendſten Beweiſe von dem Siege
ner Trupen, und der gänzlichen Niederlage
ner Feinde ſende.

Yeſid miß-
billigt das
Betragen
des Obei-
dallah.

Dieſer Brief ward nicht ſowohl aufgen
men, als es ſich Obeidallah verſprach.
wollte nichts als den Haſſein in Schranken h
ten, und ſein Tod war ihm eine ſo trau

Na

Yeſid.
Hegire 61.
n.C.G.680

Nachricht, daß er ſich nicht enthalten konnte die Aufführung des Statthalters, welcher in dieſer Sache ſo weit ausgeſchweift ſey, öffentlich zu ſchelten. **GOtt verfluche den Sohn der Sommiah!** ſchrie er, und konnte ſich der Thränen nicht enthalten. **Wann er mir den Haſſein lebendig geſchickt hätte, ſo würde ich ihm vergeben haben. GOtt liebte ihn, ob er es gleich nicht zuließ, daß er ſeine Abſichten erreichte.**

Das Mitleiden, wovon Yeſid über das unglückliche Schickſal des Haſſein durchdrungen ward, breitete ſich auch über ſeine ganze Familie aus, als ſie ihm vorgeſtellt wurde. Er konnte den traurigen Zuſtand, in welchem die Weiber, die Kinder, und die Schweſter dieſes Prinzen ſich befanden, nicht anſehen. Er erneuerte ſeine Verwünſchungen des Obeidallah, und ſagte in ſeinem Zorne: **GOtt verfluche den Sohn der Sommiah! Wenn dieſe Weiber ſeine Anverwandten wären, würde er ſie wohl in einem ſo elenden Aufzuge haben erſcheinen laſſen?**

Der junge Ali war der Gegenſtand, welcher ihn am meiſten zu rühren ſchien. Er war mit einer Kette um den Hals von Cuffah nach Damascus gebracht worden, und auf dieſe Art ward er auch dem Califen vorgeſtellt. Dem Yeſid war es nunmehr ſehr lieb, daß er den grauſamen Rathſchlägen kein Gehör er-

Yeſid. Hegire 61. n. C. G. 680

theilt, die man ihm in Anſehung dieſes Prinzen gegeben. Denn als man an ſeinem Hofe den unbiegſamen Stolz des Ali berichtete, welcher auf der ganzen Reiſe mit den Führern der Bedeckung nicht ein Wort habe reden wollen, ſo ſtellte einer von ſeinen Räthen vor, daß dieſer junge Prinz einmal ſehr furchtbar werden könne, und daß es alſo ſehr wohl gethan ſey, wenn man ihn aus dem Wege ſchafte; denn, ſagte er, **man muß keinen jungen Hund erziehen, welcher ſeinen Herrn einmal beiſſen kann.** Doch andre Rathgeber, welche menſchlicher waren, widerſetzten ſich dieſer Grauſamkeit, und ihre Meinung behielt die Oberhand.

Da nun alſo dieſer junge Prinz an dem Hofe erſchien, ward Yeſid von dem elenden Zuſtande, in welchem er ihn ſahe, auf das heftigſte gerührt; er ließ ihn näher treten, und redete ihn mit vieler Freundlichkeit an. Endlich ſchloß er die Unterredung mit dieſen Worten: **Dein Vater wollte mich um den Thron bringen; allein GOtt fügte es anders.** Der junge Ali antwortete ihm hierauf ſogleich mit einer Stelle aus dem Korane: **Es geſchiehet kein Unglück auf der Welt, welches nicht in die Bücher des Schickſals GOttes geſchrieben ſey.**

Streit zwiſchen

Auch die Weiber des Haſſeins empfing der

Ca

Calif ſehr gnädig, ſo wie alle Perſonen, die zu ſeiner Familie gehörten. Doch plötzlich erhub ſich ein Streit, welcher beynahe ſehr traurig ausgefallen wäre. Ein vornehmer Syrier hatte eine junge Schweſter des Haſſein, Namens Fatime, bemerkt, welche ihre ältere Schweſter die Zeinab begleitete; er erſuchte alſo den Califen um Erlaubniß, ſie ſich zuzueignen. Zeinab wartete nicht lange auf die Erklärung des Yeſid, ſondern ergriff ſogleich das Wort, und ſtellte dem Califen vor, der Syrier ſey von einer andern Secte, als ihre Schweſter, die Geſetze erlaubten es alſo nicht, ſie ihm zu geben. **Du ſelbſt,** ſagte ſie trotzig zu dem Califen, **biſt hierüber nicht Herr.**

Yeſid.
Hegire 61.
n. C. G. 680.
dem Califen
und der Zeinab.

Yeſid nahm es ſehr übel auf, daß man ſeiner Gewalt Grenzen ſetzen wollte, und antwortete der Zeinab, daß er hierinne thun wolle, was ihm gut dünken werde. Die Muſelmännin aber erwiderte, daß er weder ſie, noch die andern Weiber von ihrem Gefolge zwingen könne, ihre Religion zu verändern. Der Calif fuhr hierüber von ſeinem Stuhle auf, und ſprach voll Wuth: **Unterſteheſt du dich, alſo mit mir zu reden? Dein Vater und dein Bruder ſind es, welche der wahren Religion abgeſagt haben.** Zeinab ließ ſich hierdurch nicht irre machen, ſondern antwortete in einem ſpötti-

Yeſid. Hegire 61. n.C.G.680

ſchen Tone: **Du glaubeſt alſo, wie ich ſehe, auf dem rechten Wege zu ſeyn? Ohne Zweifel waren dein Vater, und dein Großvater auch darauf.**

Der Calif ward nunmehr weit wüthender, als er zuvor geweſen war, und verging ſich ſogar ſoweit, daß er dieſe Muſelmännin durch die allerſchimpflichſten Reden mißhandelte. Zeinab aber blieb beſtändig bey ihrem edeln und geſetzten Stolze, und ſagte: **So, Yeſid! Ich bin ein elendes Weibsbild; du aber, du biſt das Haupt der Gläubigen, und mißbraucheſt deine Gewalt auf eine ſo ungerechte Weiſe?**

Dieſe wenigen Worte waren dem Califen ein ſo empfindlicher Vorwurf, daß er darüber roth ward. Er ſchämte ſich, daß er ſeiner Wuth den Zügel ſchieſſen laſſen, und glaubte, ſeinen Fehler nicht beſſer gut zu machen, als wenn er ſich wieder eben ſo höflich und ſanftmüthig erzeigte, als er ſich vorher ausgelaſſen und wüthend erzeigt hatte. Er befahl die Zeinab und ihr Gefolge in die warmen Bäder zu führen, wohin er ihnen ſogleich prächtige Kleider und Erfriſchungen von allerley Art nachſchickte.

Der vornehme Syrier glaubte noch immer, der Calif werde ſein Anſehen brauchen, ihm die junge Fatime zu geben, und wiederholte alſo ſeine Bitte. Doch Yeſid wies ihn ſehr hart ab,

Yeſid.
Hegire 61.
n.C.G.680

und befahl ihm, nicht mehr daran zu gedenken.

Zuneigung des Yeſid zu den zwey Söhnen des Haſſein.

Die glückliche Veränderung des Califen, und ſeine Aufmerkſamkeit, die er auf dieſe unglückſelige Familie, ihr alle Nothwendigkeiten zu verſchaffen, wandte, verſüßten ein wenig die Bitterkeit der vergangnen Unglücksfälle. Yeſid ließ ſie ſämmtlich in ſeinem Pallaſte wohnen; man begegnete ihnen mit vieler Achtung, und er ſelbſt faßte eine ſolche Freundſchaft gegen die zwey Söhne des Haſſein, Ali und Amru, daß er faſt niemals ausging, ohne den einen oder den andern, und oft alle beyde bey ſich zu haben. Chaled, der älteſte Sohn des Yeſid, machte gleichfals die vertrauteſte Verbindung mit ihnen, und dem Califen war es ein ganz beſonders Vergnügen, wann er ſie ſich untereinander die Zeit vertreiben ſahe. Als er einsmals den Character des Amru, welcher der jüngſte war, erforſchen wollte, fragte er ihn, ob er ſich wohl mit ſeinem Sohne dem Chaled ſchlagen wollte? **Warum nicht?** antwortete er hitzig; **laß uns nur beyden den Säbel herbringen.**

Ein vornehmer Syrier, welcher dabey war, ſahe mit Verwunderung den Muth, und die Entſchloſſenheit dieſes jungen Kindes; zugleich aber konnte er nicht unangemerkt laſſen; daß dieſe hervorkommende Eigenſchaften der Ruhe des Staats ſchädlich ſeyn könnten, und daß

Yeſid.
Hegire 61.
n.C.G.680

Amru, wenn er in die Fußtapfen ſeines Vaters des Haſſein treten ſollte, vielleicht einmal blutige Unruhen anrichten werde. **Nimm dich in Acht,** ſagte er, **und glaube gewiß, daß eine Schlange allezeit ihres gleichen hervorbringt.** Yeſid merkte zwar ein wenig auf dieſe Vorherverkündigung; allein ſeine Zärtlichkeit gegen dieſes Kind, und ſeine Aufmerkſamkeit auf die übrige ganze Familie verringerte er deswegen nicht.

Die Familie des Haſſein kehrt nach Medina zurück.

Sie hatte ſich nun ſchon eine ſehr lange Zeit zu Damaſcus aufgehalten, und war von dem Califen mit Freundſchaftsbezeugungen überſchüttet worden; gleichwohl bezeugte ſie ein ſehr höfliches Verlangen, nach Arabien, und beſonders nach Medina wieder zurück zu kehren, allwo die Weiber des Haſſein ihre Wohnung aufſchlagen wollten. Sobald der Calif davon Nachricht erhielt, war er ſogleich bereit, ihnen dieſes Vergnügen zu machen, und gab die nöthigen Befehle, damit ihnen auf dem Wege nichts gebrechen möge.

Als der Abſchied herbey kam, ſchien dem Califen ihre Abreiſe ſehr empfindlich zu ſeyn; das Lebewohl war auf beyden Seiten ſehr rührend, und beſonders zu dem jungen Ali ſagte er bey der letzten Umarmung: **Schreibe mir von Zeit zu Zeit; beſuche mich auch, ſo oft du es bequemlich thun kannſt, und ſey verſichert, daß ich dir alles mögliche Gute erzeigen werde.**

Yeſid. Hegire 61. n.C.G.680

Dieſe ganze Familie verließ alſo Damaſcus nter einer zahlreichen Bedeckung, an deren Spitze der Calif einen Officier von Anſehen, Namens Noman-ebn-Baſchir, geſtellet hatte. Dieſer richtete die Befehle des Califen treulich aus, und bezeugte ſich auf dem ganzen Wege auf ine Art, welche die Lobſprüche, die man ſeiner Höflichkeit und Aufmerkſamkeit gab, verdiente. Als ſie nun nicht weit mehr von Medina waren, ſagte Fatime, welche das auſſerordentliche Betragen dieſes Officiers gerühret hatte, zu der Zeinab: **Dieſer Syrier hat uns ſo viel Höflichkeiten erwieſen; es iſt billig, daß wir ihm ein Geſchenke machen.** Zeinab war gleichfals dieſer Meinung, allein die Schwierigkeit war dieſe, was ſie ihm eigentlich geben ſollten? denn ſie hatten in der That wenig koſtbares ſonſt bey ſich, als ihre Armbänder. Fatime ſagte, daß man ihm dieſe geben müſſe, und als Zeinab darein gewilliget hatte, überreichten ſie ihm das Geſchenk mit einer edeln Anſtändigkeit, und mit Geſinnungen der Dankbarkeit, welche den Werth deſſelben unendlich vermehrten; ſie entſchuldigten ſich ſogar, daß ſie ihm ein ſo mäßiges Geſchenke machen müſten. Noman aber bat, ihn zu entſchuldigen, und ſchlug es aus. **Wann ich,** ſagte er, **meiner Pflicht in Hofnung eines zeitlichen Gewinnſtes genug gethan hätte, ſo würde das, was ihr mir anbietet, mehr als zu hinlänglich ſeyn; allein alles, was ich gethan habe, iſt in der Ab-**

Yeſid. Hegire 61. n.C.G.680.

ſicht geſchehen, GOtt zu gefallen, und euch die tiefe Ehrfurcht zu bezeugen, die ich gegen den Propheten, und alles, was ihm angehöret, habe. Er nahm hierauf von ihnen Abſchied, und kehrte nach Damaſcus zurück.

Als dieſe unglückliche Familie alſo wieder in Medina war, fing ſie eine Ruhe zu ſchmecken an, die ſie ſeit langer Zeit nicht genoſſen hatte. Doch geſchahe dieſes nicht eher, als bis ſie noch einige Monate das grauſame Schickſal des unglücklichen Haſſein beweinet hatten.

Uneinigkeit zwiſchen den Schriftſtellern wegen des Begräbnisortes des Haſſein.

Es gibt Schriftſteller, welche verſichern, der Kopf dieſes Prinzen ſey gleichfals wieder nach Medina geſchickt worden, wo man ihn neben der Fatime, ſeiner Mutter, begraben habe. Andre behaupten, er ſey zu Damaſcus geblieben, wo man ihn an einen Ort, Namens Bab al-Faradis, das iſt, **die Pforte der Gärten** gelegt habe; in den folgenden Zeiten ſey er nach Paläſtina gebracht worden, wo ihn die Aegyptiſchen Califen wieder wegnahmen, und zu Groſscairo begraben lieſſen. Oben darüber ward ein Denkmal aufgerichtet, welches den Namen, **Meſchad-Haſſein**, das iſt, **Grabmahl des Martyrers Haſſein**, bekam.

Uebrigens findet man dieſes Umſtandes wegen nichts gewiſſes. Alles, was man weiß, iſt dieſes, daß die Anhänger des Ali ganze Bände

voll

Yeſid. Hegire 61. n. C. G. 680

voll Fabeln ausgeſtreuet, was mit dem Kopfe des Haſſein, und an dem Orte, wo ſein übriger Körper begraben worden, welches, wie wir geſagt, bey Kerbela geſchehen, vorgegangen ſeyn ſolle. Die Schriftſteller halten ſich übrigens bey den Wallfahrten ſehr lange auf, die man zu ſeinem Grabe angeſtellt, und bey den erſtaunlichen Wundern, welche auf demſelben vorgefallen ſind.

Die Perſer, welche von der Secte des Ali ſind, haben beſtändig gegen dieſen Califen, und ſeine beyden Söhne, den Haſſan und Haſſein, welche ſie **die zwey Herren** nennen, eine beſondre Hochachtung getragen. Am meiſten aber verehret man den Haſſein, den man als einen Märtyrer betrachtet; dieſer iſt das Orakel, der Heilige, oder vielmehr der Götze dieſer Nation; und man giebt vor, wenn Mahomet wieder in die Welt kommen ſollte, ſo würde er über die groſſe Ehre, in welcher ſein Enkel noch würklich ſtehet, eiferſüchtig zu werden Urſache haben.

Aufſtand des Abdallah, Sohnes des Zobeir.

Der Tod dieſes Prinzen gab dem Muſelmänniſchen Reiche ſeine völlige Ruhe noch nicht wieder. Abdallah, der Sohn des Zobeir, welcher ſich, ſo lange Haſſein gelebt, ſehr eingezogen gehalten, nahm ſich nunmehr alle Freyheit, ſo bald er ſeinen Tod erfuhr. Er erſchien alſo auf der Bühne, und zeigte dem Yeſid, daß er in ſeiner Perſon einen von den allerfürchterlichſten Mitbuhlern habe.

Ab-

Yeſid.
Hegire 61.
n.C.G.680

Man erkennt ihn in Medina für den Califen.

Abdallah hatte ſich die Hochachtung und das Wohlwollen der Araber durch ſeinen Eifer in der Religion, noch mehr aber durch ſeine Leutſeligkeit und einnehmendes Weſen zu erwerben gewußt. Er wußte die Gemüther ſo geſchickt zu lenken, daß er ſie glücklich zu ſeinem Zweck brachte, und er feyerlich zu Mecca und Medina zum Califen ausgerufen ward.

Gleich nach ſeiner Ausrufung hielt er eine Rede an das Volk, und machte ſich den Schmerz, welchen noch immer immer ſehr viele wegen des Verluſtes des Haſſein bezeugten, ſo wohl zu Nutze, daß er die Gemüther wider den Yeſid aufbrachte, und alle Stimmen zu ſeinem Vortheile vereinte. Er erinnerte in ſeinen Reden die Tugenden, und groſſe Eigenſchaften des vortreflichen Enkels ihres Propheten; er machte eine lebhafte Abſchilderung von der Untreue der Cuffahner, die ihn zu ſich berufen, und hernach ſo nichtswürdig verrathen hätten; und als er ſahe, was für Geſinnungen die Medinaner gegen die Familie dieſes Prinzen hatten, ſo zwang er ſich mit einer Achtung und Ehrfurcht von ihr zu reden, welche bey der ganzen Nation eine ſehr groſſe Würkung zu ſeinem Vortheile hatte.

Auf eben dieſe Weiſe betrug er ſich in Mecca, wohin er ſich kurz darauf begab, und wo er mit eben dem Freudengeſchrey empfangen ward, als zu Medina. Die Lobreden, die er dem Haſ

ſein

Yeſid.
Hegire 61.
n. C. G. 680.

ſein hielt, erweckten die Geſinnungen, welche die von Mecca gegen dieſen Prinzen gehabt hatten, ſo daß ſie nun nichts eifriger verlangten, als ſeinen Tod zu rächen, und das Joch einer Regierung abzuſchütteln, welche daran Urſache war.

Yeſid ward auſſerordentlich beſtürzt, als er von dieſem Aufſtande Nachricht bekam. Er ſchrieb die allerheftigſten Briefe wider den Abdallah, und ſchickte ſogar an den Statthalter von Medina ein ſilbernes Halseiſen, mit dem Befehle, es ihm anlegen zu laſſen, und ihn ſo nach Damaſcus zu ſchicken. Doch die Parthey des Abdallah war allzu furchtbar geworden, als daß ſich der Statthalter hätte unterſtehen dürfen, etwas wider ihn zu unternehmen.

Amru-ebn-Said, der Statthalter zu Mecca, befand ſich in eben der Verwirrung, als er den Abdallah öffentlich das Califat verwalten ſahe. Er hielt es alſo für nöthig, bey ſo kritiſchen Umſtänden alle mögliche Behutſamkeit anzuwenden, weil er wohl merkte, daß er nicht der ſtärkſte ſey, ſo bediente er ſich der Verſtellung, und ſchien ſich nur deswegen auf ein wenig Anſehen zu ſtützen, damit er ſich mit den Geſinnungen der Menge vereinigen könne.

Der Statthalter von Mecca fragt wegen des

Bey dieſen Umſtänden fragte er einen angeſehenen Muſelmann, Namens Abdallah-ebn-

Amru,

Yeſid. Hegire 61. n C.G. 680 Aufſtandes des Abdallah um Rath.

Amru, um Rath, welcher wegen ſeiner weitläuftigen Einſicht, und wegen ſeiner Gelehrſamkeit in den jüdiſchen Büchern, beſonders in den Prophezeyungen des Daniels, über die er damals würklich arbeitete, ſehr berühmt war. Als ihn daher der Statthalter um ſeine Meinung von dem, was jetzt zu Mecca und Medina vorgegangen, fragen laſſen, ſo antwortete er ihm ganz zuverſichtlich, daß Abdallah, der Sohn des Zobeir, König werden, und dieſe Würde bis an ſeinen Tod behalten werde.

Durch dieſen prophetiſchen Ausſpruch, welcher ſich in ganz Arabien ausbreitete, wurden die Anhänger des Abdallah-ebn-Zobeir weit trotziger; und er ſelbſt war in ſeinem Beſtreben nunmehr weit kühner, diejenigen Maaßregeln zu ergreifen, die ihn auf dem Throne erhalten könnten. Auf der andern Seite ward auch Amru, der Statthalter von Mecca, durch dieſe Vorherverkündigung zurückgehalten, und that nicht alles, was er wohl, ſich dem neuen Califen zu widerſetzen, hätte thun können.

Yeſid nimmt ihm ſeine Statthalterſchaft.

Die Feinde des Amru machten ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze, ihm bey dem Yeſid einen übeln Streich zu ſpielen; und man beſchuldigte ihn öffentlich einer Nachläßigkeit oder Feigherzigkeit, daß er den Abdallah nicht gleich bey dem erſten Ausbruche des Aufſtandes habe in Verhaſt nehmen laſſen. Yeſid gerieth in Zorn, ſetzte den Amru ſogleich ab, und ſetzte den Valed, den Sohn des Otbâd, an ſeine Stelle, welcher ſogleich bey ſeinem Eintritte in die Statthalterſchaft von Mecca eine beträchtliche Anzahl Freunde und Anhänger des Amru in Verwahrung brachte, und es war genug, den vorigen Statthalter gekannt zu haben, um den Gewaltthätigkeiten des Valed ausgeſetzt zu ſeyn.

Yeſid.
Hegire 61.
n.C.G. 680

Dieſes Betragen brachte alle Gemüther gleich ſtark auf, ſo daß dieſes allgemeine Mißvergnügen dem Amru ein vortheilhafter Umſtand zu ſeyn ſchien, um ſeine Freunde zu einem Ausbruche zu bringen, welcher nichts andres als glückliche Folgen haben konnte. Er ließ denen, welche gefangen waren, ſagen, daß er ſich fertig mache, nach Damaſcus zu reiſen, um dem Califen von allem, was vorgegangen, Nachricht zu geben; wann ſie ſich alſo mit ihm verbinden wollten, ſo müßten ſie ſich ihre groſſe Anzahl zu Nutze machen, und mit Gewalt aus dem Gefängniß brechen. Er verſicherte ſie, daß man ihnen zur rechten Zeit beyſtehen werde, wenn man über ſie her fallen möchte, und daß ſie eine hinlängliche Anzahl Cameele zu der Reiſe nach Damaſcus bereit finden ſollten.

Hegire 62.
n.C.G. 681

Amru reiſete voraus, und begab ſich nach Damaſcus, wo er von dem Califen ziemlich wohl empfangen ward, gleichwohl aber einige Vorwür-

Amru rechtfertiget ſeine Aufführung bey dem Califen.

Yeſid. Hegire 61. n.C.G. 681

würfe aushalten mußte, daß er bey den letztern Vorfällen auf ſeinen Vortheil ſo wenig aufmerkſam geweſen ſey. Ich bitte das Haupt der Gläubigen, erwiderte Amru, mich zu hören. Derjenige, welcher gegenwärtig iſt, ſiehet beſſer, als der, welcher abweſend iſt. Die von Mecca, und die aus der Provinz Hegiaz waren durch ihren Eifer ſo auſſer ſich, und ihrer waren ſo viele, als ſie den Abdallah ausriefen, daß die Gewalt, welche ich damals hatte, nicht hinlänglich geweſen wäre, dieſe Parthey anzugreifen. Andern Theils war Abdallah, welcher mir nicht traute, beſtändig auf ſeiner Hut, und kam niemals als unter Begleitung einer groſſen Anzahl Freunde, zum Vorſcheine. Es iſt wahr, ich habe mich bey allem, was verging, ſehr gleichgültig geſtellt; in der That aber ſuchte ich nichts, als eine gute Gelegenheit, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen. Ich ſahe wohl, daß er bey allem ſeinem Anſehen, und bey aller ſeiner Staatsklugheit gleichwohl noch immer ſehr furchtſam zu Werke gehen mußte; weil ich Sorge getragen hatte, alle Zugänge der Stadt beſetzen zu laſſen, ſo daß niemand herein kommen konnte, welcher mir nicht ſeinen Namen geſagt. Wann ich fand, daß es Freunde des Abdallah waren, ſo

ſchick-

Jeſid.
Hegire 62.
n. C. G. 681

ſchickte ich ſie ſo gleich wieder zurück, ohne weitere Unterſuchungen anzuſtellen. Was aber diejenigen betraf, welche mit ihm in keiner Verbindung zu ſtehen geſchienen, dieſe fragte ich, was ſie in Mecca zu verrichten hätten? ich nöthigte ſie, mir zu ſagen, wo ſie wohnen wollten, und ließ hernach auf alle ihre Unternehmungen genaue Acht haben. Siehe, das iſt es, was ich zu deinem Dienſte thun zu können glaubte. Nun wird man ſehen, wie ſich Valéd aufführen wird; wann er aber ſo fortfährt, wie er angefangen hat, ſo weiß ich gewiß, daß ſein Betragen die Behutſamkeit, welche ich beobachtet, rechtfertigen wird.

Jeſid ward von der Rede des Amru ſo gerühret, daß er ihm geſtand, er ſey übereilt worden. Er redete wider die ſehr hart, welche ihn verdächtig zu machen geſucht, und ſagte ihm auf eine ſehr verbindliche Art, daß er nunmehr die Gemüthsart ſeiner Feinde kennen, und daß er gewiß überzeugt ſey, keiner von ihnen würde ſo rechtſchaffen handeln, als er. Von dieſem Augenblicke an gab er ihm alle ſein Vertrauen wieder, und bat ihn, an ſeinem Hofe zu bleiben, wo er ihm ſehr vorzüglich begegnete.

Man beklagt ſich über den neuen Statthalter von Mecca.

Der offentliche Ruf bekräftigte dasjenige gar bald, was Amru dem Califen wegen des neuen Statthalters zu verſtehen gegeben hatte. Es

Yeſid.
Hegire 62.
n.C.G.681

lieſen aus verſchiedenen Gegenden Arabi
Klagen ein, und endlich ſchrieb auch Abdal
ebn-Zobeir an den Yeſid, und machte ihm ſ
beiſſende Vorwürfe, daß er einem Manne
Statthalterſchaft von Mecca aufgetragen h
welcher zu einer ſo wichtigen Stelle ganz u
gar ungeſchickt ſey. Er ließ ihm ſo gar m
maſſen, daß, wenn er den Valed zurückruf
und einen andern an ſeine Stelle ſchicken wol
mit welchem man Unterhandlung pflegen kö
te, es vielleicht zu einem Vergleiche komm
könnte, durch welchen alle dieſe Unruhen be
legt würden.

Dieſer Brief verurſachte dem Yeſid eine
ſerordentliche Beſtürzung. Er ſahe, daß ſ
Anſehen ſelbſt von ſeinem Mitbuhler erka
würde, weil er es ihn ſogar da anzuwen
erſuchte, wo man gleichwohl den Abdallah f
den Califen erkennt hatte. Uebrigens red
dieſer Brief von Frieden, und Yeſid, w
cher nichts ſehnlicher wünſchte, faßte ſogle
den Entſchluß, alle Hinderniſſe, welche i
aufhalten könnten, aus dem Wege zu r
men; er rufte alſo den Valed zurück, und ſ
te einen von ſeinen Anverwandten, Name
Othman, an ſeine Stelle. Dieſes war e
ſehr gemeiner Mann, ohne Fähigkeit, oh
Erfahrung; mit einem Worte, ganz und g
nicht geſchickt, die Zwiſtigkeiten glücklich be
zulegen, welche das arabiſche Reich dama
zertheilten.

Yeſid
ſchickt den
Othman
an ſeine
Stelle.

Oth

Othman begab ſich nach Arabien, und hielt ſich in Medina auf, wo er die Unterwerfung einiger weniger Privatperſonen, die den Yeſid erkannten, für die allgemeine Einwilligung der Nation hielt, und alſo das Anſehen dieſes Prinzen auf das allerſicherſte befeſtiget zu ſeyn glaubte. Ohne eine weitere Unterſuchung anzuſtellen ſchickte er Abgeordnete nach Damaſcus, und ließ dem Califen den völligen Gehorſam derer von Medina verſichern.

Yeſid.
Hegire 62.
n.C.G. 681

Othman verſichert dem Yeſid die Unterwerſung derer von Medina.

Die Geſandtſchaft that dem Yeſid mehr Schaden, als alles, was man bisher wider ihn unternommen hatte. Der wunderbare Anblick eines Hofes, deſſen Herr weder Sitten, noch Religion, noch Aufführung hatte, gab dieſen Abgeordneten unglaublichen Stof zum Aergerniſſe. Yeſid hatte in der That nicht die geringſte Ehrfurcht für ſeine Religion; und machte ſich beynahe eine Ehre daraus, keine von allen ihren Pflichten zu beobachten. Uebrigens brachte er ſein Leben in Faulheit, und nichtswürdigen Ergötzlichkeiten zu; er hatte keine andre Beſchäftigung, als ſich der guten Tafel und den koſtbarſten Schmauſereyen zu überlaſſen, bey welchen man, dem Muſelmänniſchen Geſetze zum Trotze, alle Arten Weine in dem gröſten Uebermaaſſe trank; die übrige Zeit ward mit Tänzern, mit Gauklern, und liederlichen Weibsperſonen zugebracht.

Die Abgeordneten von Medina bekommen einen Abſcheu vor dem Yeſid.

Die

Yeſid.
Hegire 62.
n.C.G. 681

Die Abgeordneten von Medina wurden
Damaſcus mit vieler Pracht empfangen. S
blieben eine Zeit lang an dem Hofe des C
liſen, und als ſie wieder wegreiſeten, mac
te er jedem von ihnen anſehnliche Geſchenk
Doch alles, was er nur immer thun konn
war nicht fähig den Widerwillen und die V
achtung zu unterdrücken, die ſie wider dieſ
Regenten gefaßt hatten.

Als ſie wieder in ihre Stadt kamen, ve
ſchonten ſie den Yeſid auf keine Weiſe; ſ
daß die Abſchilderungen, welche ſie von de
Unordnungen ſeines Hofes, und beſonder
von ſeiner frechen Lebensart machten, alle Ei
wohner von Medina wider ihn erbitterten
Sie ſchämten ſich, einem Fürſten unterthan z
ſeyn, welchen ſie für unwürdig anſahen, Män
nern zu befehlen, und machten ſich alſo di
Zwiſtigkeiten, die unter ihnen herrſchten, z
Nutze, ihm allen Gehorſam gänzlich aufz
ſagen. Dieſer Bruch machte im Anfang eb
nicht viel Aufſehen, weil er bloß in einer b
ſondern Zuſammenkunft dieſer Abgeordnete
und der Vornehmſten von Medina geſchah
Nach einer langen Erzählung der Aergerniſſe,
welche Yeſid gab, und der übrigen Klagen,
die man wider ihn zu führen hatte, erklärten
ſie ihn des Thrones unwürdig, und ſetzten ih
von dem Califate ab.

Yeſid. Hegire 62. n.C.G. 681

Yeſid befiehlt, den Almondir, einen von den Abgeordneten, in Verhaft nehmen zu laſſen.

Yeſid erhielt gar bald von den Reden Nachricht, welche die Abgeordneten von Medina wider ihn und ſeine Lebensart führten. In der erſten Hitze ſeines Zornes wollte er ſich an allen Einwohnern dieſer Stadt rächen, und Truppen dahin ſenden; weil er aber erfuhr, daß ſich einer von dieſen Abgeordneten, Namens Almondir, anſtatt nach Medina zu gehen, nach Basrah begeben habe, wo er von ihm eben ſo verächtlich als die andern rede, ſo glaubte er, es würde beſſer gethan ſeyn, wenn er dieſen in Verhaft nehmen lieſſe, und durch ſeine Beſtrafung den andern ein Schrecken einjagte. Er ſchrieb alſo an dem Obeidallah, welcher Statthalter an dieſem Orte war, und befahl ihm, den Almondir gefangen zu nehmen.

Der Statthalter von Basrah gibt dem Almondir Gelegenheit zu entfliehen.

Dieſer Befehl ward nicht bewerkſtelliget. Obeidallah, welcher ſeit langer Zeit ein Freund des Almondir war, wußte ihn auf eine Art aus Basrah zu ſchaffen, ohne ſich der Ungenade des Califen bloß zu ſtellen. Er ſagte ihm, das ſicherſte Mittel würde dieſes ſeyn, wenn er ſich einiger der Vornehmſten des Orts verſicherte, und hernach die Zeit des Gebets, ſobald es zu Ende ſey, erwählte, um öffentlich vorzuſtellen, daß er wichtiger Angelegenheiten halber nach Baſrah gekommen wäre, daß er dieſe glücklich zu Stande gebracht, und nunmehr nach Medina wieder zurück zu kehren entſchloſſen ſey; weil er aber erfahren, der Statthalter habe Befehl gegeben, Yeſid. Hegire 62. u. C. G. 681

daß niemand dieſen Tag ohne ſeine Erlaubniß aus der Stadt kommen ſolle, ſo bäthe er die Verſammlung, den Obeidallah für ihn zu bitten, damit er ſeine Angelegenheiten, die ihn nach Medina zurück ruften, abwarten könne. Alles dieſes ging ſo glücklich von ſtatten, als man es vorhergeſehen hatte. Die Einwohner verlangten mit Ungeſtüm, daß man dem Almondir die Freyheit, aus Basrah reiſen zu können, geben ſolle. Der Statthalter ſchien einige Schwierigkeiten machen zu wollen, doch man nöthigte ihn, der gemeinen Meinung beyzupflichten, und er war ſehr erfreut, daß er dieſe Art von Gewaltthätigkeit auszuſtehen hatte, welche ſeinen Freund errettete, und ihn gegen den Unwillen des Califen in Sicherheit ſetzte.

Almondir redet auf das heftigſte wider den Califen.

Die Ankunft des Almondir zu Medina vermehrte den Haß des Volkes gegen den Yeſid um ein groſſes. Er trug auf das abſcheuliche Bildniß, welches die andern Abgeordneten von dieſem Fürſten gemacht hatten, noch neue Farben, und geſtand, ob er gleich ſehr anſehnliche Geſchenke von ihm erhalten habe, daß er ſich dennoch nicht enthalten könnte, öffentlich gegen die unwürdige Aufführung eines Regenten zu reden, welcher die Muſelmänniſche Religion nur dem Namen nach kenne, ohne eine einzige von ihren Pflichten auszuüben; welcher ſich aus ſeinen Ausſchweifungen eine Ehre machte, und durch ſein Beyſpiel ſeinen ganzen Hof in die abſcheulichſten Laſter ſtürze.

Pr

Yeſid. Hegire 61. n.C.G 681 Die Einwohner von Mecca und Medina erregen einen öffentlichen Aufſtand.

Yeſid ward über die Flucht des Almondir und über den nachtheiligen Ruf, den er in Medina ausbreitete, beſtürzt, und ſchickte den Noman-ebn-Baſchir in dieſe Stadt, welcher die Gemüther wieder auf ſeine Seite lenken ſollte. Dieſe Unterhandlung hatte keinen Fortgang; und weil dieſer Abgeſandte endlich im Namen des Califen drohte, welcher gewiß, wie er ſagte, Trupen herſchicken würde, wenn man ſich ihm nicht in gutem unterwerfen wollte, ſo machten ſich die von Medina gefaßt, Gewalt mit Gewalt abzuhalten. Sie überlegten alles mit denen von Mecca gemeinſchaftlich, und fingen damit an, daß ſie die Anführer ihrer Trupen ernennten. Abdallah-ebn-Mothi ward an die Spitze der Coreiſchiten geſtellt, und Abdallah, der Sohn des Hantela, empfing das Commando über die von Medina.

Unterdeſſen, ehe noch das geringſte vorgenommen ward, ſchickte man noch eine Geſandtſchaft nach Damascus, welche aber eben ſo wenig, als die vorhergehende, ausrichtete. Vergebens überſchüttete der Calif den Abdallah-ebn-Hantela, und die von ſeinem Gefolge, aus welchen die Geſandſchaft beſtand, mit Geſchenken. Die Geſchenke des Yeſid machten ihn in ihren Augen des Califats nicht würdiger, und bey ihrer Zurückkunft machten ſie von dieſem Regenten und ſeinem Hofe eine eben ſo nachtheilige Abſchilderung, als die erſten Unterhändler gethan hatten.

Yeſid. Hegire 63. n.C.G.682

Die von Medina ſetzen den Yeſid ab.

Nunmehr erklärten ſich die von Medina öffentlich wider den Yeſid. Ihr Aufſtand brach auf eine Art aus, welche ein wenig närriſch war. Als ſich das Volk in der Moſchee verſammlet hatte, um die Abſetzung des Yeſid zu vollziehen, ſo ging alles ſo unordentlich zu, daß man unmöglich eine einförmige Ausführung beobachten konnte. Endlich ſtand einer aus der Menge auf, nahm ſeinen Turban vom Kopfe, warf ihn auf die Erde, und ſchrie: **Ich ſetze den Reſid vom Califat ab, eben ſo wie ich meinen Turban von mir werfe.** Den Augenblick folgten alle, die um ihm waren, und ihn hören konnten, ſeinem Beyſpiele, und man ſahe ſogleich eine unzählige Menge Turbans fliegen, wobey ein jeder die vorgeſprochene Formel wiederhohlte. In einem andern Winkel der Moſchee zog ein Muſelmann ſeine Schuhe aus, warf ſie von ſich, und ſprach: **Ich ſetze den Reſid ab, ſo wie ich meine Schuh ausziehe.** Die übrigen Muſelmänner, welche neben ihm ſaſſen, thaten in aller Geſchwindigkeit ein gleiches, werfen ihre Schuh von ſich, und wiederhohlten, was jener ihnen vorgeſagt hatte. Auf dieſe Art war Yeſid auf das feyerlichſte ſeiner Würde entſetzt.

Sie nöthigen die Ommiaden ſich in das Schloß zu ziehen.

Nach dieſem Ausbruche kann man leicht urtheilen, daß die von Medina keine Mäßigung mehr brauchten. Othman, der Statthalter von Mecca, welcher während dieſer Unruhen

Yeſid. Hegire 62. n.C.G.681.

in Medina geblieben war, ward ſogleich fortgejagt, und zugleich ſprach man ein Verbannungsurtheil wider die ganze Familie der Ommiaden, und ſogar wider alle ihre Freunde. Dieſe aber, anſtatt zu gehorchen, bleiben in Medina, und gaben ſich zu dem Mervan-ebn-Hakem in Sicherheit, welcher Statthalter von dieſem Orte war. Die von Medina wurden hierüber aufgebracht, und machten ſich ſo gleich fertig das Schloß zu belagern. Weil aber die Ommiaden tauſend und noch mehr Mann ſtark waren, und der Statthalter auch noch Leute zu ſeiner Vertheidigung bey ſich hatte, ſo war es eben nicht ſehr ſchwer, die Belagerer abzuhalten; und unterdeſſen hatten die Ommiaden Zeit nach Damaſcus zu ſchicken, dem Yeſid die Gefahr, worinne ſie waren, und den groſſen Verfall, welcher dazu Gelegenheit gegeben, melden zu laſſen.

Amru will die wider die Einwohner von Medina abgeſchickten Trupen nicht anführen.

Der Calif ward durch den Aufſtand derer von Medina auf das äuſſerſte erbittert, und unternahm endlich ſeine Drohungen ins Werk zu ſtellen, und ſie wegen ihrer Verwegenheit zu ſtrafen. Er hielt dieſerwegen eine Unterredung mit dem Amru-ebn-Said, welcher darinne mit ihm eins war, daß man nicht länger nachſehen könne, ſondern nothwendig Trupen nach Medina ſchicken müſſe. Er fügte verſchiedene Rathſchläge hinzu, wie man dieſes Vorhaben angreifen müſſe, und der Calif ſchien

mit

Yeſid. Hegire 63. n. C. G. 682

mit ſeiner Meynung ſo wohl zufrieden zu ſeyn, daß er dem Amru vorſchlug, ſich ſelbſt an die Spitze dieſes Unternehmens zu ſtellen. Dieſer aber entſchuldigte ſich unter verſchiedenen Ausflüchten, und unter andern ſagte er, da die von Mecca mit denen von Medina gemeinſchaftliche Sache gemacht hätten, ſo würde der Stamm der Koreiſchiten, welcher einer der vornehmſten zu Mecca ſey, ohne Zweifel an dieſem Kriege groſſen Antheil nehmen; es würde alſo ſehr viel Blut müſſen vergoſſen werden, woran er keine Schuld haben wolle, weil er mit den Häuptern dieſes Stammes allzunahe verwandt ſey.

Yeſid gibt das Commando dem Moslem.

Yeſid ſchien ſeinen Gründen beyzutreten, und drang nicht weiter in ihn. Er wandte ſich an den Moslem, den Sohn des Okbad, einen Heerführer von ſehr groſſen Verdienſten, welcher aber ſchon bey Jahren war; doch hinderte ihn dieſes nicht, den Antrag des Califen mit Vergnügen anzunehmen. Unterdeſſen geſchahe es doch mehr, die aufrühriſchen Einwohner von Medina zu bändigen, als den tauſend Ommiaden zu Hülfe zu kommen, welche in das Schloß geflüchtet waren. Er behauptete, es wären nichtswürdige, weil ſie ſich bey ſo ſtarker Anzahl hätten belagern laſſen, anſtatt daß ſie ſich mit den Waffen in der Hand durch ihre Feinde hätten durchſchlagen, und hernach rühmlich in Sicherheit ziehen ſollen. Er ſchlug ſogar dem Califen vor, wenn er bey Medina angelangt wäre, ſo lange ſtille zu halten, und nicht eher etwas zu unternehmen, als bis die Belagerten ihren Muth würden gezeigt haben.

Yeſid.
Hegire 63.
n.C.G.682

Dieſer Rath war nicht nach dem Geſchmacke des Yeſid; er wollte die Ommiaden durchaus retten, ſie möchten es nun verdienen oder nicht, und befahl alſo dem Moslem nichts zu verſäumen, und zu dieſem Zwecke zu gelangen; damit aber ein allzugroſſes Blutvergieſſen verhütet werde, ſo befahl er ihm zugleich, die Stadt bey ſeiner Ankunft vorher aufbieten zu laſſen, und im Fall einer abſchläglichen Antwort dieſes den Tag darauf, und noch den dritten Tag darzu, zu wiederholen; wenn aber dieſes vergebens geſchehen, ſo ſey weiter kein Mittel übrig, als die Stadt mit Gewalt zu beſtürmen, und ſich ganze drey Tage hindurch der Plünderung Preis zu geben. Eine Anmeekung aber fügte er noch wegen des jungen Ali und ſeiner Familie hinzu: **Ich weiß,** ſagte der Calif, **daß ſie es mit dem Abdallah-ebn-Zobeir nicht halten, und daß ſie auf keine Weiſe an dem Aufſtande zu Medina Theil haben; ich will alſo, daß du auf ihre Erhaltung bedacht ſeyſt.**

Nach Ertheilung dieſer Verhaltungsbefehle beſahe der Calif die Trupen. Sie beliefen ſich auf zwölf tauſend Mann Reuterey, und auf fünf tauſend Mann Fusvolk; er ſtellte ihnen

den

Jeſid. Hegire 63. n.C.G.682

den Moslem als Haupt vor, und ließ ſie ſogleich aufbrechen.

Die Belagerten Mediner muſſen ſich auf Gnade ergeben.

Die Einwohner von Medina ſchienen eben nicht ſehr unruhig zu werden, als ſie die Trupen des Califen bey ihren Mauren anlangen ſahen. Sie verwarfen mit Verachtung die Auffoderungen des Moslem, und nöthigten ihn alſo, ſie nach allen Regeln anzugreifen. In der Hitze ihrer erſten Ausſchweiſungen hielten ſie die Belagerung mit vieler Tapferkeit aus; doch als ihre vornehmſten Anführer bey dem Sturme blieben, und ſie ſich übrigens der Gefahr ausgeſetzt ſahen, gar bald an allem Mangel zu leiden; ſo fingen ſie an, auf ihre Sicherheit bedacht zu ſeyn, und ſchlugen eine Capitulation vor.

Allein der General antwortete ihnen, weil ſie drey Tage hinter einander die Vorſchläge, die er ihnen gethan, ausgeſchlagen hätten, ſo wäre ihnen nunmehr nichts übrig, als ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Einwohner ſahen auch gar bald, daß es mit ihnen auf das äuſſerſte gekommen ſey, und waren alſo genöthiget, die Geſetze des Siegers anzunehmen. Sie eröfneten ihre Thore, und Moslem zog an der Spitze ſeiner Trupen mit dem dem Degen in der Hand ein. Anfangs ging nicht die geringſte Unordnung vor; denn weil der General befohlen hatte, daß man eher nicht einige Bewegung machen ſolle, als bis er das

Zeichen dazu gegeben habe, ſo blieb der Soldat ruhig bey ſeinen Waffen, und erwartete die Befehle.

Jeſid.
Hegire 63.
n. C. G. 682

Die Familie des Ali wird von der Plünderung befreyet.

Moslem hatte dieſe Vorſicht deswegen gebraucht, damit er Zeit haben möchte, den Ali, und alle, welche zu der Familie des Haſſein gehörten, dem erhaltnen Befehl gemäß zu retten. Er ließ ſie alſo ſuchen, und ſie fanden ſich in der äuſſerſten Beſtürzung ein, als Leute, welche das erſte Opfer zu werden glaubten, das man der Rache des Califen aufopfern welle; doch ſie wurden auf eine ſehr angenehme Art überraſcht, als ſie ſahen, daß ſie der General mit vieler Höflichkeit empfing, ſie wegen ihres Geſchicks zufrieden ſtellte, und beſonders dem Ali, welcher an ihrer Spitze war, die allervorzüglichſten Merkmahle der Achtung, ja gar der Ehrfurcht, gab. Er ließ ihn auf ſein Cameel ſteigen, und gab ihm eine zahlreiche Bedeckung, welche ihn, und ſeine Familie an einen ſichern Ort bringen mußte.

Medina wird geplündert.

Sobald als Moslem in dieſem Stücke alles gehörig angeordnet hatte, gab er das Zeichen, und die Stadt ward der Wuth des Soldaten Preis gegeben. Das Niedermetzeln dabey war erſchrecklich, und alles, was nur aufſtieß, mußte über die Klinge ſpringen, Gleichwohl entkamen noch ungefehr tauſend ſchwangere Weiber, welche aus Mitleid mit ihrem Zuſtande von dem gemeinen Unglücke ausgenommen wurden. In

An-

Yeſid. Hegire 64. n. C. G. 683

Anſehung der Plünderung aber ward durch
kein Unterſcheid gemacht, ſondern alle Rei
thümer der ganzen Stadt wurden die Be
der Soldaten, welche das, was ſie nicht ſ
bringen konnten, verbrannten.

Tod des Moslem.

Nach vollbrachter Plünderung führte Mo
lem ſeine ſiegenden Trupen nach Mecca, in
Abſicht, ſich des Abdallah zu bemächtigen, od
die Stadt bis auf den Grund zu zerſtöhren,
wann ſich die Einwohner etwa wiederſe
wollten; doch dieſer General ward auf ſein
Reiſe von einer Krankheit überfallen, welch
ihn plötzlich dahin riß. Nachdem der nach ih

Ihm folgt Hozein, und belagert Mecca.

folgende Anführer, Namens Hozein, da
Commando, welches von Rechts wegen auf ih
kommen mußte, übernommen hatte, ſo ſetz
die ſyriſche Armee unter ſeiner Führung ihr
Marſch fort, und langte in kurzem vor de
Mauren Meccas an, und machte ſogleich mi
der Belagerung den Anfang.

Die Unternehmungen der Belagerer ha
ten den Fortgang nicht, welchen der Genera
davon erwartete. Sobald Abdallah in dieſ
Stadt gekommen war, hatte er verſchiedene vo
ſichtige Anſtalten gemacht. Er hatte beträcht
liche Werke anlegen laſſen, welche die Annähe
rung ungemein ſchwer machten, ſo das Hozein,
welcher den Platz in weniger Zeit einzubekom
men geglaubt hatte, ganzer vierzig Tage di
Wälle beſtürmen mußte, ohne daß er ſie er

ſie

Yeſid. Hegire 64. n. C. G. 683

ſtigen konnte. Gleichwohl beſtand er auf dieſer Belagerung ſo hartnäckig, und war in ſeinen Unternehmungen ſo hitzig, daß es ihm endlich gelang, den einen Theil der Stadt in Brand zu bringen, während der Zeit er auf der andern Seite mit ſeinen Kriegsmaſchinen die anſehnlichſten Gebäude über den Haufen ſtürzte. Durch dieſen Vortheil wurden die Syrer ermuntert, und glaubten, daß nunmehr Mecca gar bald ein gleiches Schickſal mit Medina erfahren ſollte, als eben eine Nachricht anlangte, welche alle dieſen Feindſeligkeiten Einhalt that.

Tod des Yeſid.

Yeſid war nicht mehr. Dieſer Calif war zu Havarin, einer Stadt in Syrien, in dem Gebiete Hemes geſtorben, nachdem er ungefehr vier Jahr regieret hatte. Sobald dieſe Nachricht in dem Lager der Syrer ausgebreitet war, ließ Hezein mit den Beſtürmungen inne halten, und verlangte mit dem Abdallah eine Unterredung zu haben. Als dieſer darein gewilliget hatte, mußte er nicht wenig erſtaunen, daß ihm Hezein den Vorſchlag that, ihn von ſeiner ganzen Armee zum Califen ausrufen zu laſſen. Nachdem er einige Zeit über einen ſo vortheilhaften Antrag nachgedacht hatte, ſo glaubte er gleichwohl nicht, daß er ihn annehmen könne. Er dankte dem Generale für ſeinen guten Willen, und ſagte ihm, daß er aus Gründen von der äuſ-

Abdallah will von der Armee des Hezein nicht zum Califen ausgerufen ſeyn.

ſerſten

Yeſid. Hegire 64. n.C.G. 683

ſerſten Wichtigkeit vorjetzo ſich ſeinen Vo
ſchlag nicht zu Nutze machen könne.

Man ſagt uns nicht, was wohl die B
wegungsurſache zu dieſer abſchläglichen An
wort müſſe geweſen ſeyn. Vielleicht hatte e
den Hozein im Verdacht, daß er ihn dur
dieſen Antrag betrügen wolle. Dem ab
ſey, wie ihm wolle, er zog ſich in ſein
Platz wieder zurück, und bald darauf lie
Hozein ſeine Trupen aufbrechen, und nah
in Begleitung des Mervan=ebn=Hakem, un
einer groſſen Anzahl Ommiaden, welche w
der die Verfolgungen der Anhänger des Ab
dallah bey dieſem Statthalter Schutz geſuch
hatten, ſeinen Rückweg nach Syrien.

Warum die Muſelmänner den Yeſid verachteten

Der Tod des Yeſid machte bey ſeinen Un
terthanen wenig Eindruck. Es hatte ſich die
ſer Calif durch ſeine Schwelgerey und ſein
Ausſchweifungen, und beſonders durch ſein
Verachtung der Religion verhaßt gemach
Man konnte ihm nicht vorwerfen, daß er ſich
der einen Secte geneigter erwieſen, als de
andern. Er verachtete ſie beyde gleich ſeh,
und machte ſich ein Vergnügen daraus, di
von dem Mahomet eingeführten Geſetze un
Gebräuche öffentlich zu übertreten. Er wa
der erſte Calif, welcher ſich unterſtanden, ohn
Scheu Wein zu trinken, und ſich von Ve
ſchnittenen bedienen zu laſſen. Seine Nei
gung zu den Hunden war über dieſes auch ein

Ver

Vorwurf, welchen ihm die gewiſſenhaften Muſelmänner, die dieſe Thiere nicht leiden konnten, machten.

Yeſid.
Hegire 64.
n. C. G. 683

Auch zog er ſich die Verachtung und den Unwillen der Völker durch zwey Laſter zu, welche dem Anſehen nach einander ganz zuwider zu ſeyn ſchienen; ich meine die Verſchwendung und den Geitz, welche beyde er bis auf das äuſſerſte trieb. Begierig nach fremdem Gute beraubte er oft ſeine ehrwürdigſten Unterthanen aller ihrer Güter; indem er auf der andern Seite die anſehnlichſten Summen liederlichen Weibsperſonen, Muſicanten, und niederträchtigen Hofſchmeichlern zuwarf.

Das einzige Verdienſt, welches ihm die arabiſchen Schriftſteller nicht abſprechen, iſt ſeine Stärke in der Poeſie. Dieſe Gabe, welche ſonſt ſehr geſchickt iſt, einem Regenten Anſehen zu verſchaffen, war, wie wir ſchon geſehen haben, bey den Muſelmännern in groſſer Achtung; ſie ging, ſo zu reden, mit der Tapferkeit in gleichem Range, und war ein Theil der Lobſprüche der gröſten Heerführer.

Dieſer Geſchmack an der Poeſie war ihm von Kindheit an von ſeinem Vater, dem Mowias, beygebracht worden, welcher die Moslem, die Mutter des Yeſid, aus keiner andern Urſache, als wegen ihrer Geſchicklichkeit zum Vers machen, geheyrathet hatte. Er war bedacht, die Erlernung der Dichtkunſt einen Theil

Yeſid. Hegire 64. n. C. G. 683

der Auferziehung ſeines Sohnes ſeyn zu laſſen; und zu allem Unglücke war es auch das einzige, worinne dieſer die Hofnung ſeines Vaters erfüllte; denn auſſer dieſem hatte er keine einzige von den Eigenſchaften, durch welche ein Regent verehrungswürdig, und der Nachwelt ſchäzbar würde. Die arabiſchen Schriftſteller haben auch nicht ermangelt dieſe Anmerkung zu machen, daß wenn das Muſelmänniſche Reich blühen ſolle, ſo müſſe es in Händen ſolcher Fürſten ſeyn, welche entweder, wie die erſten Califen, der Religion ſehr ergeben, oder ſehr prächtig und freygebig, wie Moavias, wären; alsdann aber ſey alles verlohren, wann ein Prinz, wie Yeſid, den Thron beſitze, welcher weder Gröſſe, noch Religion, nach Anſtändigkeit habe.

Auch die Plünderung der Stadt Medina war ein Schandfleck, welcher fähig war, alle Tugenden des Yeſid zu verdunkeln, geſetzt auch, daß es ihm daran nicht gefehlt hätte. Er hatte ſich nicht daran gekehrt, daß dieſe berühmte Stadt den erſten Muſelmännern zum Zufluchtsorte gedienet habe, und daß man daſelbſt den ſterblichen Ueberreſt des Propheten, des Stifters der Religion und des Staates, aufbewahre. Alles dieſes waren zu ſchwache Bewegungsgründe, ſeine Wuth zurück zu halten; er ſprach ſo gar die abſcheulichen Gewaltthätigkeiten recht, welche ſeine Trupen ganzer drey

Tage

Yeſid. Hegire 64. n. C. G. 683

Tage hindurch daſelbſt verübt hatten. Es konnte auch alſo nicht fehlen, ſagen die gottesfürchtigen Muſelmänner, die göttliche Gerechtigkeit mußte ihn wegen ſo vieler Ausſchweifungen ſtrafen, indem ſie ihm Cron und Leben in einem Alter nahm, in welchem er beydes noch lange zu beſitzen hätte hoffen können.

Unter ſeinem Califate brachten die Muſelmänner die völlige Eroberung von Charaſſan zu Stande; ſie ſetzte auch die Staaten des Fürſten von Sarmankand in Contribution. Dieſe Feldzüge wurden von dem Salem, dem Sohn des Ziad geführt, welcher erſt in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre war.

Yeſid hinterließ verſchiedene Kinder; von von welchen aber keines gedacht wird, als des zweyten Moavias, welcher ihm folgte, und des Chaled, welcher nach der Niederlegung ſeines Bruders keinen Antheil an dem Califate haben konnte, weil er noch allzujung war.

* * *

Moavias II.

Achter Calif.

Moavias II. Hegire 64. n. C. G. 683

Character des Moavias II.

Sobald der Tod des Yeſid in Damaſcus ruchbar geworden war, rief man ſeinen Sohn, den Moavias, zum Califen aus, einen Prinzen von einer ſehr zärtlichen Leibesbeſchaf-

Moavias II. Hegire 64. n. C. G. 683

ſenheit, auf deſſen Leben man ſehr wenig Rech
nung machen konnte. Die böſen Beyſpiel
ſeines Vaters hatten die Erziehung nicht ve
dorben, die er von ſeinen Lehrmeiſtern empfan
gen; und ob er ſchon der Sohn eines Fürſte
war, der ſich aus der Gottloſigkeit eine Ehr
machte, ſo erwieß er ſich dennoch der Religi
ſehr ergeben. Er war von der Secte der Ca
darier, welche ein Zweig der Motazeliten ſin
Dieſe Sectirer hatten zu ihrem Grundſatz,
daß die Handlungen des Menſchen einzig un
allein von den Beſtimmungen ſeines Willens
abhangen, anſtatt daß die andern Muſelmän
ner behaupten, GOtt ſey vermöge ſeiner beſtim
menden Rathſchlüſſe die unmittelbare Urſach
aller menſchlichen Handlungen. Die Cade
rier ſowohl als die Motazeliten verwarfen dieſ
Geſinnung, weil ſie wohl einſahen, daß d
durch die Freyheit des Menſchen aufgehoben,
und GOtt ſelbſt zum Urheber der Sünde ge
macht würde.

Moavias befragt ſich um Rath, ob er das Califat annehmen ſoll.

Ob nun ſchon Moavias ſowohl durch da
Recht ſeiner Geburt, als auch durch die Ein
ſtimmung der Völker zum Throne beruf
ward, ſo ließ er ſich dennoch den Glanz der Cro
ne nicht blenden. Er wollte, ehe er ſie an
nahm, ſich um Rath befragen, und zu verwi
ſen, ob er auch ihrer Laſt gewachſen ſey. Er
ließ alſo einen ehrwürdigen Muſelmann ſuchen,
Namens Omar-al-Macſus, welcher ſein Leh

mei-

Moavias II. Hegire 64. n. C. G. 683

weiſter geweſen war, und auf den er ein groſſes Vertrauen geſetzt hatte. Er ſtellte ihm ſeine Schwierigkeiten vor, und bat ihn, den Ausſpruch zu thun, ob er das Califat annehmen ſolle.

Omar wollte ihm ohne Zweifel zu verſtehen geben, wie wichtig ſeine Verbindlichkeiten ſeyn würden, und wie nahe es ihm gehen ſollte, wenn er ſeinem Vater, dem er in der Regierung folgte, in ſeiner Aufführung nachahmen wollte; er antwortete ihm alſo, er habe ſich hierbey ſelbſt zu unterſuchen; wann er fände, daß er Muth genug habe, ſeinen Unterthanen genaue Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und Stärke genug, alle Pflichten dieſer blendenden Würde zu beobachten, ſo könne er ſie annehmen; wenn er ſich aber in dieſen Umſtänden nicht fühlte, ſo wäre der Entſchluß leicht, und er könne, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen, die Crone nicht anders als ausſchlagen.

Moavias unterdeſſen nahm ſie an. Doch von dem Augenblicke an, da er auf den Thron geſtiegen war, fing er an, über ſeine Verbindlichkeiten ernſthafte Betrachtungen zu machen, und ſeine einzige Beſchäftigung war, zu unterſuchen, ob er im Stande ſeyn werde, ſie zu vollziehen. Nach ſechs Wochen endlich hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt, und dieſer war, der Crone durchaus zu entſagen.

Moavias II.
Hegire 64.
n.C.G. 683
Er entſagt dem Califate.

Nachdem er die vornehmſten Bedienten des Staats verſammlen laſſen, eröfnete er ihnen ſein Vorhaben; er ſtellte ihnen alle ſeine Bewegungsgründe vor, und fügte endlich hinzu, er habe zwar gern, nach dem Exempel des Abubekers und Omars, ihnen einen Regenten vorſchlagen wollen, der es werth ſey, ihnen zu befehlen; weil er aber befürchtete, er möchte dadurch gehalten ſeyn, für den Ausgang dieſer Wahl zu ſtehen, ſo habe er ſich entſchloſſen, die Regierung bloß und allein niederzulegen, und ihnen die Sorge wegen eines Nachfolgers ſelbſt zu überlaſſen.

Man machte ihm alle mögliche Vorſtellungen, um ihn zur Beybehaltung einer Würde zu bewegen, welche ihm ſo rechtmäßiger Weiſe zukomme. Endlich ſchrenkte man ſich nur darauf ein, ihn um die Ernennung eines andern, welcher an ſeine Stelle zu treten verdiene, zu bitten; doch da dieſer junge Prinz auch hierinne bey ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe unbeweglich blieb, ſo mußte man es ſich gefallen laſſen. Moavias legte alſo ſeine Crone förmlich nieder. Weil man ſeinen Platz nicht ſogleich wieder erſetzen konnte, ſo erwählten die Damaſcener, bis zur Ernennung des neuen Califen, einen Staatsverweſer. Ihre Wahl fiel auf den Dehak, Sohn des Kais, welcher ſich ſogleich an das Ruder des Reichs ſtellte.

Dehak wird zum Staatsverweſer ernennt.

Moavias
II.
Hegire 64.
n.C.G. 683

Die Ommiaden wurden über den Schritt des Moavias ungemein erbittert. Weil ſie in der Meinung ſtanden, ſeine Niederlegung ſey die Folge der Rathſchläge, die ihm Omar el Macſus gegeben habe, ſo wurden ſie wider dieſen Muſelmann zu der allergrauſamſten Rache angefeuert. Sie bemächtigten ſich ſeiner, und begruben ihn lebendig.

Moavias ſelbſt lebte nach ſeiner Niederlegung nicht lange. Er hatte ſich einem ſehr eingezognen Leben gewidmet, und ſich, ſobald er von dem Throne geſtiegen war, in ein Zimmer eingeſchloſſen, aus welchem er faſt gar nicht kam. Dieſer Entfernung von der Welt ungeachtet, ward er von einer anſteckenden Krankheit ergriffen, an welcher er kurz darauf ſtarb. Andre verſichern, er ſey in ſeiner Einſamkeit vergiftet worden.

Wegen ſeiner Liebe zur Einſamkeit, die aus der Schwäche ſeines Temperaments entſtand, und ihn ſich an das Licht zu machen verhinderte, bekam er den Zunahmen **Abu-Leilah**, das iſt **Vater der Nacht**.

Während der Zeit als dieſer junge Prinz, der ſich der Laſt einer Crone nicht zu unterziehen getrauete, alle Mittel anwandte, ſie von ſich abzulehnen, erhuben ſich in Arabien Unruhen, welche demjenigen keine allzuglückliche Regierung verſprachen, der an ſeine Stelle zum Califen erwehlt werden würde.

Moavias II. Hegire 64. n. C. G. 683

Abdallah, der Sohn des Zobeir, den ma ſchon ſeit geraumer Zeit zu Medina und Mec als Califen erkannt hatte, fuhr beſtändig fort, ſeine Anſprüche zu behaupten, und erwarb ſi von Tag zu Tag neue Anhänger. Auf der an dern Seite hatte auch Obeidallah, welcher zu gleich Statthalter von Basrah und Cuf war, gewiſſe Maaßregeln genommen, ob e ſchon die Abſicht nicht hatte, zum Califate z gelangen; er konnte aber leicht vorausſehe daß für denjenigen, welchen man mit dieſe höchſten Würde bekleiden werde, ſeine Unte nehmungen ſehr nachtheilige Folgen habe müßten.

Obeidallah läßt ſich zum Oberherrn von Basrah erkennen.

Er war eben zu Basrah, als man ihm de Tod des Yeſid hinterbrachte. Er ſtieg ſoglei auf den Lehnſtuhl, und nachdem er den Ein wohnern die Nachricht davon mitgetheilt, ga er ihnen in einer langen Rede alles zu überle gen, was ſie hatten ausſtehen müſſen, ſei dem ſie unter der Herrſchaft der Ommiaden ge ſtanden. Unterdeſſen rieth er ihnen doch nicht, das Joch gänzlich abzuſchütteln; er ſtel te ihnen nur vor, daß ſie, als das aller anſeh lichſte Volk des ganzen Reiches, ſich gar leich ſelbſt erhalten, und ſo lange einen beſonder Staat ausmachen könnten, bis die Zwiſtig keiten beygelegt wären, die jetzt wegen de Califats im Syrien herrſchten. Er gab ihne folglich den Anſchlag, einen aus ihren Mitte

z

zu erwählen, welcher der Beſchützer ihres Landes genennt zu werden verdiene: Alsdenn könnten ſie noch allezeit, wenn ſie wollten, denjenigen Califen erkennen, den die Muſelmänner einmüthig würden ernennt haben; fänden ſie dieſes aber nicht für gut, ſo würden ſie doch im Stande ſeyn ſich ſelbſt zu vertheidigen, bis man etwa anſtändigere Maaſſregeln genommen hätte.

Moavias II. Hegire 64. n. C. G. 683

Die Rede des Obeidallah machte bey den Einwohnern von Basrah Eindruck, und ſie wurden ſogleich einig, ihn ſelbſt zum Haupte der zu errichtenden Art von Republick zu ernennen. Obeidallah that Anfangs, als ob er dieſen Antrag durchaus nicht annehmen wollte; endlich aber ließ er ihr Anhalten ſtatt finden, und ſobald er ſeine Einwilligung von ſich gegeben, leiſteten ihm die von Basrah den Eid der Treue, doch unter dem Beding, daß ſich ihr Gehorſam nicht weiter erſtrecken ſollte, als bis man in Syrien wegen der Wahl eines Oberhaupts einig geworden wäre.

Er verſucht vergebens ein gleiches in Cuffah zu thun.

Moavias war erfreut, daß es ihm in Basrah ſo wohl gelungen war, und ſchickte ſogleich Abgeordnete nach Cuffah, die Einwohner daſelbſt von dem, was vorgegangen ſey, zu benachrichtigen, in der gewiſſen Hofnung, daß ſie eine gleiche Aufführung beobachten würden. Allein dieſe Sache fiel ganz anders

Moavias II. Hegire 64 u. C. G. 683

aus, und die Abgeordneten wurden ſehr übel empfangen. Man mißhandelte denjenigen, der ſich an ihrer Spitze befand, und ob es ſchon einer von den Befehlshabern des Obeidallah war, ſo hatte man gleichwohl nicht mehr Hochachtung für ſeine Perſon, ſondern warf ihm unter der Rede, die er an das Volk hielt, Staub ins Geſichte.

Die von Basrah empören ſich wider ihn, und nöthigen ihn, ſich fortzumachen.

Dieſer Zufall brachte die Einwohner von Basrah zu Ueberlegungen. Sobald ſie erfuhren, wie weit die Cuffahner von dem Vorſchlage des Obeidallah entfernet wären, ſo fingen ſie es an zu bereuen, daß ſie ſich mit ihrer Einwilligung ſo übereilt hätten, und widerruften ſogleich den ihm geleiſteten Eid der Treue. Die Gemüther wurden je länger je mehr aufgebracht, und endlich war es dem Obeidallah unmöglich, länger in dem Lande zu bleiben; er entſchloß ſich alſo, ſich in Sicherheit zu bringen, und ließ das Gerüchte ausſtreuen, als ſey er nach Syrien geflüchtet.

Ehe er aber wegging, machte er ſich das Geld zu Nutze, welches in der Schatzkammer von Basrah verwahret lag. Es belief ſich auf ſechzehen Millionen, wovon er einen guten Theil unter ſeine Familie vertheilte, und das übrige zu Fortſetzung ſeiner Unternehmungen behielt. Allein es fiel ihm unmöglich, ſeinen erſten Anſchlag wieder aufs feine zu bringen. Er bot verſchiedenen Stämmen an-

ſehn=

Moavias II. Hegire 64. n.C.G. 683

ſehnliche Summen an, um ſie zu bewegen, daß ſie für ihn die Waffen ergriffen; doch überall fand er abſchlägliche Antwort, und ſo gar ſeine Anverwandten wollten ſich in einen ſo kützlichen Handel nicht einlaſſen.

Als er ſahe, daß alles verlohren ſey, reiſete er, in Begleitung von etwa hundert Perſonen, von Basrah ab. Es war aber Zeit, daß er ſich aus dieſer Stadt fortmachte; denn der Pöbel, den die Feinde dieſes Statthalters wider ihn aufgebracht hatten, warf ſich in ſein Haus und plünderte es; einige ſogar ſetzten ihm nach, um ſich ſeiner zu bemächtigen, allein es war unmöglich ihn einzuholen.

Bewegungen wegen der Wahl des Nachfolgers des Moavias.

Eben zu dieſer Zeit der Flucht des Obeidallah geſchah es, daß Hozein, der Heerführer der Syriſchen Armee, in Damaſcus anlangte, nachdem er die Belagerung von Mecca aufgehoben hatte. Moavias, der Sohn des Yeſid, hatte gleich das Califat wieder niedergelegt, und alles war wegen eines Nachfolgers in der gröſten Bewegung. Hozein geſtand ohne Schwierigkeit, daß er die Schwäche des Moavias gewußt, und alſo dem Abdallah, dem Sohn des Zobeir, von dem Califate geſprochen habe; er ſetzte hinzu, dieſer Prinz habe ihn nicht hören wollen; er ſchiene zufrieden zu ſeyn, daß man ihn in Arabien für das Oberhaupt erkenne, und bekümmere ſich wenig um Syrien.

Ho-

Moavias II. Hegire 64 n.C.G.683

Hozein hatte hierauf eine ziemlich lange Unterredung mit dem Mervan-ebn-Hakem, und mit den übrigen Ommiaden, die ihm nach Damaſcus gefolgt waren. Er ſtellte ihnen vor, daß man bey gegenwärtigen Umſtänden die Regierung in Syrien auf das ſchleunigſte zur Richtigkeit bringen und ſich entweder für den Abdallah, welcher ohne Zweifel den einmüthigen Ruf der Nation nicht ausſchlagen würde, oder für einen andern erklären müßte, der den Abdallah unterdrückte, welcher ſonſt immer ein ſehr gefährlicher Mitbuhler bleiben würde.

Abdallah wird von dem Califate ausgeſchloſſen.

Dieſe Vorſtellungen hätten beynahe ſehr glückliche Folgen für den Abdallah gehabt. Dehak, der Sohn des Kais, welcher zu Damaſcus commandirte, war ziemlich auf ſeiner Seite. Mervan ſelbſt, deſſen Stimme von einiger Gültigkeit war, erklärte ſich für den Abdallah. Doch eben da dieſes vorging, kam Obeidallah nach Damaſcus, und redete mit vieler Heftigkeit gegen den Mervan von ſeinem gethanen Vorſchlage. Er ſtellte ihm vor, daß ein Mann von ſeinem Stande, welcher unter den Koreiſchiten in ſolchem Anſehen ſtände, nicht daran denken müßte, ſich dem Abdallah zu unterwerfen, welcher ſich für einen offenbaren Feind der Ommiaden erklärt habe. Dieſe Vorſtellungen thaten ihre Würkung, und man dachte nicht mehr daran, ihn in Vorſchlag zu bringen.

Mowias II. Hegire 64 n. C. G. 683

Die von Basrah unterwerfen ſich dem Abdallah.

Doch eben da man dem Abdallah in Sy:
ien ſchlechte Dienſte leiſtete, ſchienen ſeine
ngelegenheiten in Arabien immer beſſer und
eſſer zu werden. Die Flucht des Obeidallah
ar unter andern ein ſehr glücklicher Umſtand,
elcher ihn Basrah gewinnen ließ. Nach:
em die Einwohner dieſer Stadt einen Statt:
alter nach dem andern erwählt und abgeſetzt
atten, ſo ſchrieben ſie an den Abdallah, und
nterwarſen ſich ſeinem Anſehen.

Er hätte glücklich alle Stimmen für ſich
ereinigen können, wenn er ſich mit mehrerer
orſicht ausgeführt hätte; doch die Unvor:
chtigkeit, die er gleich nach dem Tode des
eſid beging, indem er das Gerüchte beſtä:
gte, als ob er ſeinem Befehlshaber in Me:
ina Befehl gegeben habe, alle Ommiaden
uszurotten, machte, daß dieſe den Entſchluß
ßten, ſich in Sicherheit zu bringen, und
it dem Mervan fortzugehen, um unter Be:
eckung des Hozein und ſeiner Trupen nach
Damaſcus zu flüchten. Dieſer Umſtand ſcha:
ete den Angelegenheiten des Abdallah unge:
ein viel, und verhinderte, daß er nicht von
em ganzen Muſelmänniſchen Reiche erkannt
urde.

Abdallah wird in verſchiedenen Provinzen für den Califen erkannt.

Unterdeſſen genoß er doch beſtändig in ei:
em ſehr groſſen Reiche, aus welchem er einen
hr mächtigen Raub machen konnte, den Ti:
l und die Vorzüge eines Califen. Auch
die

Moavias II. Hegire 64. n.C.G. 683

die Völker in den Provinzen Irak, Hegiaz, Yemen und Aegypten erkannten ihn. Sogar in Syrien hatte er einen beträchtlichen Anhang. Und dieses iſt es, was die meiſten arabiſchen Geſchichtſchreiber verführt hat, ihn unter die Zahl der Califen, und zwar gleich nach dem Moavias II. zu ſetzen.

Mich haben verſchiedne Urſachen bewogen, dieſer Ordnung nicht zu folgen. Denn erſtlich hielt ich es nicht für gut, die Dynaſtie der Ommiaden durch einen Califen zu unterbrechen, welcher nicht aus ihrem Hauſe war. Zweytens war Abdallah ſchon unter dem Yeſid zum Califate erhoben worden, und führte ſeine Regierung auch unter den folgenden Califen, bis auf den Abdalmeleck; ich ſehe alſo keinen Grund, warum er vielmehr auf den einen, als auf den andern von dieſen Califen folgen ſollte. Endlich kann man das Califat dieſes Prinzen als eine Trennung unter den Muſelmännern anſehen, welche mit ſeinem Tode aufhörte; denn gleich darauf erkannten die Provinzen, die ihm unterthan geweſen waren, die Oberherrſchaft der Ommiaden wieder. Ich habe es alſo für unnöthig gehalten, ihm einen beſondern Platz zugeben, und geglaubt, es ſey genug, wenn ich das vornehmſte, was ihn betrift, bey Gelegenheit unter der Regierung der Ommiadiſchen Califen mit anführte.

Mer-

Mervan-Ebn-Hakem.

Neunter Calif.

Mervan-Ebn-Hakem. Hegire 64. n.C.G. 683

Mervan-ebn-Hakem war der vierte Calif aus dem Hauſe der Ommiaden, zu welchem er vermittelſt einer Nebenlinie gehörte. Wir haben geſehen, daß ſich dieſer Prinz zu der Zeit, als Yeſid ſtarb, noch in Medina befand, von dannen er in gröſter Eil ſich wegen des ausgeſtreuten Gerüchts von dem grauſamen Urtheile des Abdallah wider die Ommiaden fortmachte.

Er langte eben zu Damaſcus an, als man wegen des Entſchluſſes des Mervan II. das Califat niederzulegen, welches er nur ſehr kurze Zeit beſeſſen, in der gröſten Verwirrung war. Wir haben geſehen, daß man die Stimmen nicht vereinigen konnte, und alſo mittlerweile den Dehak, den Sohn des Kais zum Staatsverweſer erklärte; einen Mann, welcher wegen ſeiner Fähigkeit, ſeiner Bedienungen und beſonders wegen ſeiner Dienſte, die er dem erſten Mervan, dem Stifter des Syriſchen Thrones, geleiſtet hatte, in dem gröſten Anſehen ſtand.

Dehak erklärt ſich für den Abdallah.

Die Ergebenheit, die er gegen den erſten Califen der Ommiaden gehabt, erſtreckte ſich nicht bis auf alle diejenigen, welche zu dieſer Familie gehörten. Er verehrte zwar die, wel-

che

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 683

che in gerader Linie von dem Moavias abſtammten; doch als es darauf ankam, die Crone auf eine Nebenlinie zu bringen, ſo war er dieſer Meinung nicht, ſondern erklärte ſich öffentlich für den Abdallah-ebn Zobeir.

Doch ungeachtet dieſer Wiederſetzungen ward Mervan erwehlt, und fing ſeine Regierung damit an, diejenigen, die ſein Anſehen nicht erkennen wollen, dazu zu zwingen. Dehak, welcher dieſe Bewegungen voraus geſehen hatte, war auf Gegenanſtalten bedacht geweſen. Das Anſehen, welches er ſich während ſeiner Verweſenſchaft erworben hatte, machte ihn eine ſehr fürchterliche Parthey, die ſogleich unter Anführung ihres Hauptes zu den Waffen griff. Mervan ſeiner Seits brachte gleichfals Trupen zuſammen, und ſuchte ſeine Feinde in den Ebenen in Damaſcus auf, wo ſie ſich niedergelaſſen hatten.

Er wird geſchlagen und getödtet.

Eine einzige Schlacht entſchied den ganzen Zwiſt. Dehak, welches der Urheber dieſer Unruhen war, blieb; der gröſte Theil ſeiner Trupen ward in die Pfanne gehauen, und die übrigen wurden gar bald zerſtreuet. Dieſer Sieg war eine feyerliche Bekräftigung der Erwählung des Mervan: Seine Soldaten rieſen ihn auf dem Schlachtfelde zum Califen aus, und führte ihr in Siegsgepränge nach Damaſcus zurück.

Doch

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 685

Doch ſeine Freude über dieſen Sieg daure-
e nicht länger, als bis man ihm das Verzeich-
iß von allen ſeinen Feinden brachte, die in
ieſem Treffen geblieben waren. Er war
iel zu menſchlich und grosmüthig, als daß
hm der Tod ſo vieler tapfern Muſelmänner
icht auf das empfindlichſte hätte ſchmerzen ſol-
en, und konnte ſich nicht enthalten auszurufen:
Warum hat man mich auch zwingen
müßen, an ſo einem abſcheulichen Blut-
vergieſſen Theil zu nehmen? Das Nie-
ermetzeln war auch in der That ſehr ſchrecklich
ewesen; obſchon, nach aller Wahrſcheinlich-
eit, bey weiten nicht ſo beträchtlich, als es die
rabiſchen Schriftſteller machen, welche in die-
er einzigen Schlacht achzigtauſend Mann auf
er Wahlſtatt umkommen laſſen.

Man nöthiget den Mervan, das Califat dem Chaled, Sohne des Yeſid, aufzuheben.

Als Mervan nach dieſem Sieg wieder nach
Damaſcus zurückgekommen war, bezog er ſo
leich den Pallaſt, in welchem Moavias ge-
ohnt hatte, und ſann auf Mittel, ſein Anſehen
u beveſtigen. Nunmehr verſammelten ſich auch
ie vornehmſten Muſelmänner bey ihm, um
ber die Einrichtung mit ihm zu Rathe zu ge-
en, wie es künftig mit der Thronfolge ſolle
halten werden. Ehe Mervan noch war
wählt worden, hatte er ſchon verſprechen
üſſen, daß er ſeine Würde nicht ſeinem
Sohn, ſondern dem Chaled, dem Sohn des
Yeſid, dem ſie von Rechts wegen zukomme,
interlaſſen wolle. Dieſe Folge deſto gewiſſer

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 683

zu machen, hielt man dieſes für das ſicherſte M
tel, wenn man den Mervan nöthigte, die M
ter des Chaled zu heyrathen, wodurch er glei
ſam der Vormund dieſes jungen Prinzen w
de. Uebrigens verließ man ſich genugſam
ſeine Redlichkeit, daß, wenn er dieſe Beding
gen einmal eingegangen wäre, er ſie auf
treulichſte erfüllen, und einzig und allein
Vortheil ſeines Mündels vor Augen ha
würde. Mervan, welcher alles, was man
ihm verlangte, verſprochen hatte, als es
auf ankam, ſich dadurch auf den Thron
ſchwingen, war jetzo ſehr übel geneigt,
durch die vorgeſchlagene Heyrath neue Ketten
legen zu laſſen. Unterdeſſen, da ihm ſeine Fre
de vorſtellten, daß eine abſchlägliche Antw
die Syrer wider ihn erbittern würde, die dadu
auf den Verdacht kommen könnten, als wolle
das Califat, zum Nachtheile der Nachkomm
des Yeſid, auf ſeine eigene Kinder bringe
ſo gab er ihren Vorſtellungen nach, und ve
willigte es alſo, die Crone gleichſam nur in V
wahrung zu nehmen.

Die von
Hemes erkennen den
Mervan,
und bringen den Noman um.

Unterdeſſen gab er ſich doch alle Mühe, ſ
auf dem Throne ſo, als auf ſeinem Eigenthu
feſtzuſetzen. Der Tod des Dehak hatte ih
von einem fürchterlichen Feinde befreye
Kurz darauf ſahe er noch einen andern in de
Perſon des Noman-ebn-Baſchir umkommen,
welcher in Hemes commandirte. Dieſer Her

ſührer war ein eifriger Anhänger des Dehak geworden; als er aber ſeine Niederlage vernahm, ergriff er mit ſeiner Familie und ſeinen Freunden die Flucht. Nunmehr wurden die von Hemes, welche Anfangs auf ſeiner Seite geweſen waren, auf einmal anderer Meinung; und, um ſich mit dem Califen wieder auszuſöhnen, verfolgten ſie die Flüchtigen, holten ſie ein, hieben dem Noman auf der Stelle den Kopf ab, und brachten ſeine Leute gefangen nach Hemes.

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 683

Mervan war gewiß überzeugt, daß er von dem kleinen Reſte, der von dieſer Parthey übrig geblieben war, nichts zu befürchten habe, und beſchloß alſo nach Aegypten zu gehen, wo Abdallah ſein Mitbuhler einen ſehr beträchtlichen Anhang hatte, welcher durch die Sorgfalt ſeines Unterbefehlshabers, des Haſſan-ebn-Maleck, von Tag zu Tag ſtärker ward. In Erwartung, bis er ſelbſt dahin abgehen könne, ſchickte er eine zahlreiche Mannſchaft unter Anführung des Amru-ebn-Said, ſeines Anverwandten, dahin. Dieſer Heerführer vollzog ſeinen Befehl mit ſo glücklichem Erfolge, daß ſich dieſer Feldzug kaum angefangen hatte, als ſchon ganz Aegypten unter die Bothmäßigkeit des Califen gebracht war. Er verjagte den Unterbefehlshaber des Abdallah, und ſchlug kurz darauf den Moſſab, den Bruder dieſes Abdallah, welcher dem Unterbefehlshaber zu Hülfe gekommen war, in

Mervan
unterwirft
ſich Aegypten.

Mervan. Hegire 64. n. C. G. 683

die Flucht. Auf dieſen Sieg folgte die gä
liche Unterwerfung aller Völker dieſer P
vinz, ſo daß Mervan überhoben ſeyn konn
ſich ſelbſt dahin zu begeben. Amru kehrte
Ruhm beladen nach Damaſcus zurück,
Belohnungen ſeiner Tapferkeit daſelbſt zu
halten.

Doch eben da Aegypten von dem Abdall
ebn-Zobeir abſprang, und ſich dem Merv
unterwarf, entſtanden in andern Provin
Bewegungen, welche weder dem einen, no
dem andern von dieſen Nebenbuhlern eine
hige Regierung verſprachen.

Die Provinz Coraſſan will ſich fur keinen von denen, die auf das Califat Anſpruch machen, erklären.

Die Provinz Coraſſan, welche den Y
erkannt hatte, weigerte ſich, auf die Seite
Mervan zu treten. Unterdeſſen blieb
Volk daſelbſt der mahometaniſchen Relig
gleichwohl nicht weniger ergeben, ſie woll
bloß bey dem Zwiſte, welcher das Reich
gen der zwey Califen trennte, neutral bleib
Sie errichteten alſo in Erwartung, bis
die Muſelmänner in Erwählung eines einzi
Oberhaupts würden vereiniget haben,
Regierung unter ſich auf, deren Verwaltu
dem Salem, Sohne des Ziad, ihrem gew
nen Statthalter, anvertrauet ward. Di
Regierung ward ziemlich ruhig. Sale
welcher von Natur zum Frieden geneigt w
beobachtete in allem, was den einen oder
andern Califen angehen konnte, die genau

Ne

Neutralität. Seine einzige Beſchäftigung
war, ſein Volk klüglich zu regieren, welches
hm auch ſowohl gelang, daß er ſich unter ih-
en in ein ſolches Anſehen ſetzte, daß man in
en meiſten Familien die Kinder, die in die-
ſem Zeitraum zur Welt kamen, Salem nann-
e. Der arabiſche Schriftſteller erzählt, mehr
ls zwanzigtauſend Kinder hätten dieſen Na-
en aus Liebe zu ihrem ſo weiſen und gütigen
efehlshaber bekommen.

Mervan.
Hegire 64
n.C.G. 683

Von einer ganz andern Art waren die Be-
egungen, die in Arabien entſtanden. Die
Cuffahner, ein von Natur unbeſtändiges und
latterhaftes Volk, welches die Parthey der
liden bald ergriffen, bald wieder aufgegeben
atte, war, wie wir geſehen haben, mit ſei-
er Treuloſigkeit auf das höchſte gekommen,
dem es den unglücklichen Haſſein durch Ver-
eigerung der verſprochenen Hülfe hatte um-
ommen laſſen.

Der Aufſtand der Cuffahner in Arabien.

Auf einmal fühlten ſie ſich von den heftig-
en Gewiſſensbiſſen getrieben, und hoften
ch dadurch ihrer zu entſchlagen, wenn ſie
en Tod dieſes unglücklichen Prinzen an den-
igen rächten, welche die Urheber davon ge-
eſen wären. Ehe ſie aber den Anfang da-
it machten, hielten ſie verſchiedene Berath-
lagungen über die Art, wie man mit ei-
er ſo wichtigen Sache zu Werke gehen
üſſe.

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 683

Man verſammlete zu dieſem Endzwecke al die angeſehenſten, frömmſten, klügſten und erfahrenſten Männer. Hierunter gehörten Soliman: ebn: Sorad, welches einer von den Begleitern des Propheten geweſen war; Moſſabid: ebn: Nahbadh, ein vertrauter Freund des Ali, Abdallah: ebn: Said, Abdallah: ebn Vahi, und Reſaah: ebn: Schaddah. Dieſe Verſammlungen waren ein neuer Sporn, welcher den Eifer, oder vielmehr die Wuth der Cuſſahner wider die Feinde der Aliden antrieb. Es wurden unter andern verſchiedene ſehr nachdrückliche Reden darinne gehalten, welche alle dahin abzielten, zu zeigen, wie ungerecht es ſey, daß dieſe Völker den Haſſein verlaſſen hätten, und vorzuſtellen, daß dieſe ſtrafbare Treuloſigkeit ſie bey allen Arabern ſtinkend gemacht habe, und daß ſie einen ſo ſchimpflichen Schandfleck nicht anders auslöſchen könnten, als wenn ſie Güter und Leben daran ſetzten, die Feinde des Ali, Haſſan und Haſſein mit dem grauſamſten Krieg zu überziehen.

Hierunter konnte man deutlich genug die Ommiaden verſtehen, wider die man auch in der That auf eheſte auszuziehen beſchloß. Der Anſchlag zu der Rache, welche die Cuſſahner vorhatten, ward in ganz Arabien durch Umlaufſchreiben bekannt gemacht, in welchen man die Anzahl der Trupen und die Geld

ſum

men feſtſetzte, welche jede Provinz zu dieſem groſſen Feldzuge beytragen ſollte. Man bemerkte auch den Ort darinne, wo die Trupen zuſammen kommen ſollten, und den Tag, an welchen man ſie durch die Muſterung wolle gehen laſſen. Dieſes Unternehmen, oder vielmehr dieſer Aufſtand ward der heilige Krieg genennt; eine Benennung, welche nicht wenig dazu beytrug, die Anzahl der Soldaten zu vermehren, die ſich dazu anwerben lieſſen. Alles gerieth in Arabien in Feuer: man hörte auf allen Seiten von nichts als von Trupen und Geld reden, und ein jeder wollte zu den Unkoſten eines Krieges etwas beytragen, den man zu einer Religionsangelegenheit gemacht hatte.

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 683

Die Umlaufſchreiben, die in den verſchiedenen Provinzen Arabiens waren ausgeſtreuet worden, hatte Soliman-ebn-Sarad geſchrieben. Er war es, den man als den Hauptanführer dieſes Unternehmens und Beförderer dieſes Bundes betrachtete. Man verwilligte ihm auch die Anführung der Trupen. Allein durch dieſe Anordnung ward die Eiferſucht rege gemacht, und es entſtanden deswegen ſehr viel Widerſprüche, beſonders von Seiten eines berühmten Heerführers, Namens Mokthar oder Almokthar, der während dieſer Händel in Cuffah ankam.

Geſchichte des Mokthar.

Dieſer berühmte Muſelmann war ein

Mervan. Hegire 64. n.C.G. 683 Sohn des Obeidallah, und hatte ſich von ſe ner zarteſten Jugend an in den Waffen hervo gethan; er prangte auch nicht mit wenig Wun den, welches die Lobredner ſeiner Tapferkeit we ren. Er hatte allezeit die Parthey der Aliden ge nommen; gleichwohl machte man ihm de Vorwurf, als habe er dem Haſſan in den erſte Feldzügen, die dieſer Calif zu Gründung ſeine Anſehens habe thun müſſen, nicht die eifrigſte Dienſte geleiſtet. Er kam aber gar bald bey de Aliden wieder in Gnaden, als er ſich des Haſſei ſehr hitzig annahm, da die Cuffahner zu ſeine Vortheile Bewegungen zu machen anfinge Er beherbergte eine Zeit lang den Mosla bey ſich, welcher, wie wir geſehen haben, des Ha ſein heimlicher Unterhändler war, und nahm an allen Theil, was damals zum Fortgang de Angelegenheiten dieſes Prinzen vorging. Be dem allen aber führte er ſich ſo vorſichtig auf, daß Obeidallah, welcher Statthalter von Cuffah war, lange Zeit nicht das geringſte von ſe nen heimlichen Händeln entdecken konnte, Endlich aber bekam er doch einigen Verdacht, er mochte nun gegründet ſeyn, wie er wollte, und befragte den Almokthar wegen ſeiner Aufführung. Doch da ſich dieſer ohne Zweifel ein wenig allzuheftig mochte vertheidiget haben, ſo gerieth der Statthalter ſo auſſer ſich, daß er ihm einen Schlag mit dem Stocke verſetzte, und ihm ein Auge ausſchlug; er ließ ihn hierauf ſo gleich in das Gefängniß bringen, wo er bis an den Tod des Haſſein bleiben mußte.

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 683

Yeſid, welcher damals noch regierte, gab ſogleich Befehl, dem Mokthar wieder auf freyen Fuß zu ſtellen. So übel Obeidallah auch mit dieſem Befehle zufrieden war, ſo mußte er ihn doch endlich vollziehen, und weil er wohl wußte, daß er einen Mann beleidiget habe, der gewiß keine Gelegenheit vorbey laſſen würde, ſich an ihm zu rächen, ſo ließ er ihm bald darauf andeuten, daß er ſich aus Cuſſah wegbegeben ſolle, weil es ſein Leben koſten würde, wenn er nur noch drey Tage daſelbſt verweilte.

Mokthar faßte den Entſchluß, in die Provinz Hegiaz zu flüchten, mit dem feſten Vorſatze, ſich wegen der erlittenen Beleidigung an dem Obeidallah auf eine recht grauſame Art zu rächen. Er begab ſich kurz darauf nach Mecca, und trug dem Abdallah ſeine Dienſte an; er erſtaunte aber nicht wenig, da er eine Antwort erhielt, die ſo ſchmeichelhaft nicht war, als er ſie erwartet hatte. Gleichwohl ward er dadurch nicht verdrüßlich, ſondern bleib beſtändig zu Mecca, in Hofnung, daß Abdallah reifere Ueberlegung machen, und die Gleichgültigkeit fahren laſſen werde, mit welcher er ſein Anerbieten angenommen habe. **Wahrhaftig,** ſagte er oft zu ſeinen Freunden, **Abdallah wird einmal die Dienſte des Mokthars nöthiger brauchen, als Mokthar die Dienſte des Abdallah.**

Mervan. Hegire 64. n.C.G. 683.

Er bietet ſich den Cuffahnern an, ihre Truppen zu führen.

Ungeachtet der Gleichgültigkeit des Abdallah blieb Mokthar doch noch verſchiedne Monate bey ihm. Als er es endlich überdrüßig ward, ſeine Gunſt durch nichts erwerben zu können, indem niemals an ihn gedacht ward, wenn etwa ein wichtiger Platz zu vergeben war, ſo faßte er den Endſchluß nach Cuffah zu gehen, gleich zu der Zeit, als man daſelbſt die groſſen Anſchläge wider die Omniaden machte. Er war von den Maaßregeln ſehr wohl unterrichtet, welche die Aliden genommen hatten, und weil man ihm gemeldet, daß ihnen nichts als ein gleichgeſinnter Anführer fehlte, ſo machte er ſich bereit, ſich an ihre Spitze zu ſtellen; er brach auch in der That auf, ob man ihm ſchon die Nachricht hinterbrachte, daß die Cuffahner den Soliman zu ihrem Feldherrn erwählt hätten. Die wenige Achtung, die er gegen dieſen Mann hegte, überredete ihn, daß es ſehr leicht ſeyn würde, ihn aus dem Sattel zu heben, und ſeinen Platz an ſich zu ziehen.

Seine Verachtung des Solimans macht ihn Feinde.

Dieſe Sache ging ſo geſchwind nicht, als er ſich Mokthar eingebildet hatte, und es wiederfuhren ihm Streiche, welche beynahe ſeine ganze Hofnung zu Grunde gerichtet hätten. Als er in Cuffah anlangte, gab er vor, als ob ihn Mahomet-ben Hanifiah, (*) der Sohn des Ali

---

(*) Mahomet, der Sohn des Ali, ward gemeiniglich Ben-Hanifiah genennt, oder Sohn der Ha-

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 683

Ali, abgeſchickt hätte, um ihnen mit Rath und That beyzuſtehen. Die Ankunft eines ſo berühmten Heerführers flößte Anfangs den Cufſahnern ein groſſes Vertrauen ein; doch das verächtliche Betragen, welches er gegen den Soliman beobachtete, zog ihm gar bald eine beträchtliche Anzahl Feinde zu. Er redete auf das verächtlichſte von dieſem General, und ſtellte vor, daß er durchaus unfähig ſey, Trupen anzuführen, und daß er weder Einſicht noch Erfahrung beſäſſe, ein kriegiſches Unternehmen glücklich auszuführen. Er geſtand es übrigens zu, daß er ein ſehr guter Staatsmann ſey, und bey Berathſchlagungen in dem Cabinete vortreflich zu brauchen ſey; daß er aber durchaus derjenige nicht wäre, der ſich an der Spitze eines Heeres glücklich entſchlieſſen könne.

Obgleich vieles wahr war, was Mokthar wegen des Solimans vorſtellte, ſo überwog das groſſe Anſehen, worinne dieſer ſtand, dennoch auch die gegründeſten Vorwürfe. Die meiſten Aliden ſuchten alſo fort, ſich für ihn zu erklären, und als die Zeit ins Feld zurücken endlich kam, ſo brach Soliman nach Nokailhal auf, welches der Ort war, den man zum Sammelplatze der Trupen beſtimmt hatte.

Mok:

Hanifiah, welches eine Frau des Ali war. Man unterſchied ihn dadurch von den andern Kindern des Ali, die er mit der Fatime, der Tochter des Propheten, gehabt hatte.

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 683

Mokthar, welcher nicht zweifelte, Soliman werde gar bald ſo weſentliche Fehler begehen, daß ihn die Aliden zurückrufen müßten, blieb ganz geruhig zu Cuffah, in Hofnung, daß man bey dem erſten Verluſte die Zuflucht wegen des Command zu ihm nehmen werde.

Man gibt ihm Schuld, er habe ſich von Cuffah Meiſter machen wollen.

Allein der Aufenthalt des Mokthars zu Cuffah erweckte Verdacht. Er mochte nun gegründet ſeyn oder nicht, ſo machten ſich ihn doch die Freunde des Solimans zu Nutze, und ſtreueten aus, Mokthar ſuche ſich unter der Hand eine Parthey zu machen, damit er ſich der Stadt Cuffah, und der ganzen Provinz bemächtigen könne. Man belangte ihn ſo gar deswegen vor dem Richterſtuhle des Abdallah ebn-Yeſid, welcher damals Statthalter in dieſer Statt war, und verlangte von dieſem, er ſolle den Beklagten an Händen und Füſſen gefeſſelt in das Gefängniß werfen laſſen. Der Statthalter machte Anfangs Schwierigkeiten, und verlangte wegen des vorgegebenen Verbrechens des Mokthars Erläuterung; allein ſeine Feinde machten ſo viel Lärmen, und die Anzahl ſeiner Ankläger ward ſo beträchtlich, daß der Statthalter ihren Willen mußte Statt finden laſſen. Abdallah ließ alſo auf das bloſſe Geſchrey dieſer Raſenden den Mokthar in Verwahrung bringen, und alles, was er für ihn thun konnte, war dieſes, daß er ihn mit den Feſſeln an Händen und Füſſen, welche ſeine Feinde begehrt hatten, verſchonte.

Mervan.
Hegire 64.
n. C. G. 683

Die Hitze des Volks zum Kriege läßt nach.

Während dieſes Tumult, den dieſer Handel zu Cuffah machte, hatte ſich Soliman an die Spiz-e der Trupen geſtellt, und hoſte in kurzem auf-ubrechen, um die Ommiaden in Syrien an-ugreifen. Allein er ward nicht wenig be-türzt, als er ſeine Armee durch die Muſterung gehen ließ, und ſie bey vielen nicht ſo zahlreich fand, als er geglaubt hatte. Alle der groſſe Lermen, welchen die Völker von allen Seiten gemacht hatten, den Tod des Haſſein zu rächen, hatte auf einmal nachgelaſſen, ſo daß die meiſten Provinzen ganz und gar keine Trupen und die andern weit weniger, als ſie verſprochen, geſchickt hatten. Man ſahe aus den Liſten, daß dieſe und jene Provinz, die ſich zu ſechzehn tauſend Mann anheiſchig gemacht, kaum vier tauſend geſtellt hatte. Was aber den meiſten Eindruck machte, war die Kaltſinnigkeit der Cuffahner ſelbſt, die doch zuerſt verlangt hatten, daß man zu den Waffen greifen ſolle. Sehr viele von denen, welche ſich Anfangs ungemein hitzig gezeigt hatten, waren gleichwohl zu Hauſe geblieben, es ſey nun wegen ihrer natürlichen Unbeſtändigkeit, oder weil ſie Mokthar abſpenſtig gemacht, der, wie man ſagte, mehr als zehn tauſend Mann beredet habe, dem Soliman nicht zu folgen.

Dieſer Feldherr ward über einen ſolchen Abfall ganz unruhig, und verſuchte ein Mittel, von welchem er glaubte, daß es bey einem ſo wun-

Mervan.
Hegire 64.
n.C.G. 683

wunderbaren Volke, deren Einbildungskraft man nur allzuleicht durch etwas auſſerordentliches in Bewegung ſetzen konnte, am beſten anſchlagen müſſe. Er ſchickte auf das ſchleunigſte nach Cuffah und ließ den Moezins, oder öffentlichen Ausrufern ſagen, daß ſie ſich in die ganze Stadt zerſtreuen, und in allen Straſſen und Moſcheen ſchreyen ſollten: **Zur Rache! zur Rache wegen des Haſſein!**

Soliman feuert ſie wieder an.

Dieſer Befehl ward ausgeführt, und die Würkung traf mit der Erwartung des Solimans überein. Das Rachgeſchrey erweckte die Hitze der Cuffahner aufs neue; eine Art von Raſerey bemeiſterte ſich ihrer; ein jeder lief nach den Waffen, und brach in der gröſten Eil nach dem allgemeinen Sammelplatze auf. Die Ankunft dieſer neuen Mannſchaft tröſtete den Soliman ein wenig; ſo daß er nebſt den Hülfsvölkern, die er noch von Medain und Basrah erwartete, in kurzem im Stande zu ſeyn glaubte, in Syrien einrükken zu können. Der Plan ſeines Feldzuges war ſchon völlig eingerichtet. Der Anfang ſollte mit der Ermordung des Obeidallah geſchehen, welchen man als den vornehmſten Urheber des Todes des Haſſein anſahe; alsdenn hofte er alle Gewalt gegen die Ommiaden anzuwenden, um ſie völlig auszurotten.

Doch nachdem er einen ganzen Monat gewartet hatte, mußte er endlich mit Verdruß er-

Mervan.
Hegire 64.
n. C. G. 683

ſahren, daß die Trupen, die man ihm verſprochen hatte, ganz und gar nicht kommen würden. Dieſe an und für ſich ſelbſt ſchon traurige Nachricht ward es durch die Würkung, die ſie bey ſeiner Armee hervorbrachte, noch mehr. Seinen Trupen entfiel der Muth, und mehr als tauſend Mann gingen durch.

Soliman befürchtete, dieſes nachtheilige Beyſpiel möchte noch gröſſere Unordnungen verurſachen, und faßte alſo den Entſchluß, ſeine Trupen aufbrechen zu laſſen, und ſie in beſtändiger Bewegung zu halten. Er rückte bis an den Ort fort, wo das Lager des Haſſein geſtanden hatte, als er getödtet wurde. Hier hielt er an ſeine Armee über den Tod dieſes Prinzen eine ſehr nachdrückliche Rede, und vergaß den Antheil nicht, welchen die Cuffahner daran gehabt hatten. Seine Trupen wurden ſo ſehr gerühret, daß ſie ſich insgeſamt auf die Knie warfen, GOtt um Vergebung dieſes Verbrechens baten, und einen feyerlichen Eid ablegten, auch den letzten Blutstropfen zu vergieſſen, um das Blut des Haſſein zu rächen, und durch dieſes Opfer die Schande gut zu machen, die ſie ſich durch die Verlaſſung eines Enkels des Propheten zugezogen hätten.

Soliman ward über die Geſinnungen ſeiner Trupen erfreut, und glaubte, daß er ſich dieſelben zu Nutze machen müſte, um auf das ſchleunigſte auf den Feind los zu gehen, ob er

Mervan. Hegire 64. n.C.G.683

ſchon von verſchiedenen Boten, und beſonder
von dem Abdallah-ebn-Yeſid, dem Statth
ter von Cuffah, welcher den Zuſtand der An
gelegenheiten mit kälterm Blute als Solima
überlegte, die kräftigſten Vorſtellungen beka
ja nicht weiter zurücken, ſondern vielmehr nach
Cuffah zurück zu kommen, und eine günſtiger
Gelegenheit zu erwarten. Dieſer Statthal
ter hatte ohne Zweifel von der ſtarken Man
ſchaft Nachricht bekommen, die Mervan au
die Beine brachte; er rieth alſo dem So
man, ein Unternehmen ja nicht fortzuſetzen,
welches bey der kleinen Anzahl Trupen, die e
dem Feinde entgegenſtellen könne, nothwen
dig einen unglücklichen Ausgang haben müſſe.

Der Feldherr theilte die Nachrichten des
Statthalters ſeinem Kriegesrathe mit; zu glei
cher Zeit aber gab er ihm auch zu verſtehen,
daß vielleicht dieſer ein heimlicher Anhänger des
Abdallah-ebn-Zobeir ſey, und daß vielleicht
ſein Vorſchlag, die Trupen wieder nach Cuf
fah zurück zu bringen, keine andre Urſache ha
be, als um ſie zur Unterſtützung dieſes vorgeb
lichen Califen zu brauchen.

Der ganze Kriegesrath fiel dem Feldherrn
bey, und dieſer ſchrieb ſogleich an den Statthal
ter, um ſich für ſeine gute Nachricht zu bedan
ken, und ihm zugleich zu melden, daß es un
möglich ſey, den Soldaten die Rückkehr nach
Cuffah vorzuſchlagen; daß ſie das Andenken

des ermordeten Haſſein an nichts als Rache denken laße; daß er ſeiner Seits es für ſeine Schuldigkeit halte, ihrem Eifer nicht zu entſtehen, und übrigens den Ausgang auf die Vorſehung wolle ankommen laſſen.

Mervan.
Hegire 65
n.C.G.684

Soliman
ſetzt die beyden Califen
ab.

Soliman machte ſich nach Abgang des Boten wieder auf den Marſch, und rückte bis nach Meſopotamien. In der Ebene vor Ainverdah hielt er ſtille, um eine öffentliche Ceremonie daſelbſt zu verrichten, deren Beobachtung an ſeinem Untergange Urſache war. Er hatte es ſeinen Trupen ſchon längſt vorgeſchlagen, die beyden Califen Mervan und Abdallah-ebn-Zobeir abzuſetzen, und an deren Stelle einen von den Nachkommen des Ali auf den Thron zu heben. Da man dieſen Vorſchlag mit ſo freudigen Zurufungen angenommen hatte, daß bey nahe eine kleine Raſerey mit unterzulaufen ſchien, ſo ſetzte Soliman die Zeit dazu feſte, wenn man auf des Feindes Boden ſeyn werde. Weil ihm die Gegend von Aiverdah zu den Umſtänden, die er bey der feyerlichen Abſetzung beobachten ſollte, ſehr geſchickt zu ſeyn ſchien, ſo ließ er ſeine Trupen Halte machen; und ohne die geringſte Vorſicht zu brauchen, welche die Klugheit in einem feindlichen Lande anzuwenden befiehlt, beſchäftigte er ſich mit nichts, als mit Veranſtaltungen einer lächerlichen Ceremonie, welche für ihn den allerunglücklichſten Ausgang hatte.

Mervan. Hegire 65. n.C.G. 684

Er wird von der Syriſchen Armee überfallen und geſchlagen.

Ehe man ſich vorſah, waren die Syriſchen Truppen da. Obeidallah wußte, daß ſich mit ſeinem Untergange die Ausführung des blutigen Entwurfs, den man wider die Ommiaden gemacht hatte, anfangen ſolle, und hatten von dem Mervan die Anführung der Trupen erhalten. Der Calif hatte nichts beßer thun zu können geglaubt, als daß er ſeine Vertheidigung den Händen eines Mannes an vertrauete, deßen eigner Vortheil es war, ſeinen Feind nicht zu ſchonen.

Nachdem ſich alſo Obeidallah an der Spitze ſeiner Armee gleich zu der Zeit gezeigt hatte, da die Trupen des Solimanns auf nichts bedacht waren, als wie ſie ſich der Freude und der Zerſtreuung überlaſſen wollten, und deswegen nicht die geringſte Zucht noch Ordnung beobachteten, ſo war es den Syrern ſehr leicht ihren Angrif ſo einzurichten, daß er nothwendig den glücklichſten Erfolg haben mußte. Ob nun ſchon die Araber überraſcht wurden, ſo gelang es ihnen doch, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen, um dem Feinde die Spitze zu bieten. Allein ihre Gegenwehr war vergebens, weil ſie mit Trupen ſtreiten mußten, welche die erſten Vortheile ſchon weg hatten. Die Syrer hieben die Trupen des Solimans in die Pfanne. Er ſelbſt kam in der Schlacht um, und nur diejenigen von ſeiner Armee kamen davon, welche gut genug beritten waren, in der gröſten Eil entfliehen zu können.

Sei

Seitdem Mervan dem Obeidallah das Commando der Syriſchen Trupen anvertrauet hatte, verließ er ſich gänzlich auf die Tapferkeit und Thätigkeit dieſes Generals, und dachte an nichts weiter, als wie er ſein Anſehen in Damascus befeſtigen, und ſeine Familie in Aufnehmen bringen möge. Ohne ſich viel an die Ausführung zu binden, zu der man ihn in Anſehung der Kronfolge verbunden hatte, unternahm er es ſeinen Sohn Abdalmeleck an die Stelle des Chaled, des Sohnes Yeſid, auf den Thron zu ſetzen, ob er dieſem gleich des Califat zu hinterlaßen eydlich hatte verſprechen müßen.

Mervan. Hegire 65. n.C.G. 684

Anſehnliche Geſchenke und noch weit anſehnlichere Verſprechungen brachten die Vornehmſten des Damasceniſchen Adels auf ſeine Seite. Dieſe gewonnen wieder andre, und endlich gelang es ihm, ſeinen Sohn des Thrones zu verſichern. Kaum hatte Chaled-ebn-Yeſid von dieſem Handel Nachricht bekommen, als er ſeine Klagen bey dem Califen anbrachte, und ſich ſogar in Gegenwart ſeines Hofes ſehr harter Ausdrücke gegen ihn bediente. Mervan gerieth hierüber vor Zorn ganz auſſer ſich, vergaß ſeiner Würde, und antwortete mit ſehr groben Schimpfwörtern. Er verging ſich, nach dem Berichte einiger Schriftſteller ſo gar ſo weit, daß er ihn einen Hurenſohn nennte. Chaled beklagte ſich deswe-

Mervan läßt ſeinen Sohn zu ſeinem Nachfolger erklären.

Mervan. Hegire 65. n.C.G.684

wegen voll Wuths bey ſeiner Mutter, welche ihn mit dem Verſprechen beſänftigte, daß ſie beyde in kurzer Zeit wegen dieſer kränkenden Beſchimpfungen des Mervan wollten gerochen ſeyn.

Tod dieſes Califen.

In der That ſtarb auch dieſer Calif kurz darauf. Einige ſagen, er ſey vergiftet worden; andre melden, er habe ſich unbaß befunden, und da er einsmals feſt eingeſchlafen ſey, ſo habe ihm ſeine Frau ein groſſes Kopfküſſen von Federn auf das Geſicht gelegt, und ſich darauf geſetzt, bis er darunter erſtickt ſey.

Mervan regierte nur ohngefehr zehn Monate. Seine Feinde hatten ihm den Zunamen **Ebn-Tarid, das iſt der Sohn des Verbannten** gegeben, weil ſein Vater Hakem wegen Bekanntmachung eines gewiſſen Geheimniſſes bey dem Mahomet in Ungnade gefallen, und von ihm verwieſen worden war. In dieſer Verbannung war er unter den Regierungen des Abubeckers und des Omar geblieben, endlich aber hatte ihn Othmann wieder zurück geruffen, dem man dieſe Zurückberuffung zum Verbrechen machte, als hätte er ſelbſt die abſcheulichſte Sünde begangen, weil er ſich unterſtanden ein Urtheil zu wiederruffen, welches der Geſandte GOttes geſprochen hatte.

Ab-

Abdalmelek,

Zehnter Calif.

Abdalmelek. Hegire 65. n. C. G. 684.

Des Abdalmeleks Gleichgültigkeit gegen das Califat.

Abdalmelek, der Sohn des Merwan, ward ſogleich nach dem Tode ſeines Vaters auf den Thron geſetzt, und man übergab ihm auch ſogleich die Herrſchaft über Syrien und Aegypten. Die Schriftſteller melden, als man ihm ſeine öffentliche Ernennung angekündiget habe, habe er in tiefen Gedanken bey dem Korane geſeſſen. Er empfing dieſe Neuigkeit ſehr gelaſſen, und ſogar mit einer Art von Gleichgültigkeit. Er ſahe nicht ohne Verdruß, daß die Zeit der Ruhe und der Einſamkeit nunmehr für ihn vorbey ſey, daß er ſich den Geſchäften würde überlaſſen müſſen, welche die oberſte Gewalt begleiten, und daß er nicht mehr der Leſung der Bücher und dem Nachdenken, worinne er beſtändig ſein größtes Vergnügen geſucht, werde obliegen können. **Göttliches Buch**, rief er aus, indem er den Koran einſchloß, **dich muß ich alſo jetzt verlaſſen.**

Er verordnet, anſtatt nach Mecca nach Jeruſalem zu wallfahrten.

Sobald er von dem Throne Beſitz genommen hatte, ſann er auf Maaßregeln, ſeine Gewalt gültig zu machen, und die Parthey der Aufrührer zu unterdrücken, welche noch immer ſehr fürchterlich war, beſonders in Arabien, wo Abdallah-ebn Zobeir alles anwandte, um den Titel und die Vorzüge des Califats zu

Abdalmelek. Hegire 65 n. C. G. 684

zu behalten. Abdalmelek überlegte unter andern, daß die Wallfahrten nach Mecca nothwendig ſeinem Anſehen ſchaden müßten, weil ſie ſeinem Nebenbuhler Gelegenheit gäben, ſeinen Anhang zu verſtärken, und das Volk nach und nach gewöhnten, den Abdallah im Beſitz der oberſten Gewalt zu ſehen; er beſchloß alſo dieſe Wallfahrten zu verbieten. Weil es aber gefährlich geweſen wäre, einen ſo heiligen Gebrauch zugleich aufzuheben, ohne einen andern, welcher das Volk beſchäftigte, einzuführen, ſo legte er die Wallfahrten nach Jeruſalem an, und ließ in dieſer Abſicht eine ſehr beträchtliche Arbeit mit der groſſen Moſchee in dieſer Stadt vornehmen, damit ſie ungleich mehr Menſchen faſſen könne. Anſtatt des ſchwarzen Steins, welchen die Muſelmänner in der Caabah zu Mecca mit der größten Andacht küßten, ließ der Caliſ den berühmten Stein des Jacobs, von welchem ich unter der Regierung des Omars geredet habe, in die Moſchee zu Jeruſalem legen. Dieſe Einrichtung gelang ihm beſſer, als er gehoft hatte, ſo daß man gar bald die Syriſchen Muſelmänner häufig nach Jeruſalem wallfahrten ſahe, welcher Ort ihnen ohnedem deswegen bequemer war, weil er ihnen weit näher lag. Uebrigens hatte dieſe heilige Gewohnheit die Anmuth der Neuigkeit, das Volk überließ ſich alſo derſelben mit einer recht fanatiſchen Hitze, und bezeugte ein ſo viel Eifer den Stein Jacobs zu küſſen, als er vorher gegen den ſchwarzen Stein bezeugt hatte.

Abdalmelek. Hegire 65. n. C. G. 684

Zu gleicher Zeit brachte Abdalmelek Truppen auf die Beine, und richtete ſeine Sachen ſo ein, daß er ſich ſowohl den ehrgeizigen Anſchlägen des Abdallah, welcher ſein Anſehen beſtändig auszubreiten ſuchte, als auch den Unternehmungen des Mokthar, der in Arabien um die Aliden zu rächen, und ihre Feinde zu vertilgen, alles verwüſtete, zugleich widerſetzen konnte.

Mokthar wird in Freyheit geſetzt.

Mokthar, welcher auf Anhalten der Freunde des Selimans, ins Gefängniß war gelegt worden, hatte ſogleich ſeine Freyheit wieder erhalten, ſobald die Niederlage und der Tod dieſes Heerführers ruchbar geworden war. Sein erſtes war alſo geweſen, daß er ſeine alten Anſchläge wieder vorgenommen, und ſich an die Spitze der Aliden geſtellt hatte, um diejenigen aufzuſuchen, die an dem Tode des Haſſein Theil gehabt.

Er ſucht diejenigen auf, die an dem Tode des Haſſein Theil gehabt.

Dieſe Unterſuchung geſchah mit einer ſo blinden Wuth, daß eine Menge Perſonen darüber ums Leben kamen, die doch an dem Tode dieſes Prinzen völlig unſchuldig waren. Man nahm ſich nicht Zeit, um die geringſten Unterſuchungen anzuſtellen. Der bloße Verdacht war mehr als hinlänglich, das Todesurtheil zu ſprechen.

Abdalmelek Hegire 65. n. C. G. 684 Die vornehmſten Opfer dieſer blutigen Verrichtung waren Schamer, der, wie man ſagte, den erſten Pfeil wider den Haſſein ſolle loßgeſchoſſen haben; Haulah, welcher den Kopf dem Obeidallah gebracht, und Amer ebn-Said, der die Trupen wider dieſen Prinzen angeführt hatte. Die zwey Söhne des Amer kamen gleichfals bey dieſer Gelegenheit um. Mokthar ließ ihnen die Köpfe abſchlagen, und ſchickte ſie beyde an den Mahomed ben-Haniſiah, welcher damals das Haupt von der Familie der Aliden war.

Weit grauſamer verfuhr er noch mit dem Adi, den Sohn des Hakem, welchem man Schuld gab, daß er den Haſſein auf dem Schlachtfelde geplündert habe. Mokthar ließ ihn lebendig ſchinden. Dergleichen blutige Hinrichtungen daureten eine ziemliche Zeit, ſo daß man durch verſchiedene Martern alle hinrichtete, von welchen man nur im geringſten entdecken konnte, daß ſie an dem Tode des Haſſein Theil gehabt.

Endlich ward Mokthar genöthiget, dieſe Unterſuchung aufzugeben, und auf ſeine eigene Sicherheit bedacht zu ſeyn, Er hatte von zwey Seiten ſich gleich ſtark vorzuſehen. Auf der Seite von Mecca ward er von dem Abdallah bedroht, und auf der andern Seite waren die Syriſchen Trupen ſchon in Arabien eingerückt. Ihr vornehmſter Endzweck

war

Abdalmelek.
Hegire 65.
n. C. G. 684

war, wider den Abdallah auszuziehen; gleichwohl aber mußte er befürchten, ſie möchten die Provinz Irak noch vorher überfallen, um gleich Anfangs die Parthey der Aliden zu unterdrücken, die den Syriſchen Califen ſo fürchterlich war.

Mokthar bietet ſeine Dienſte dem Abdallah an, welcher ſie ausſchlägt.

Bey dieſen Umſtänden faßte Mokthar den Entſchluß, an den Abdallah zu ſchreiben, um ſich ihn zum Freunde zu machen, damit er mit ihm gemeinſchaftlich dem Abdalmelek die Spitze biethen könne. Er meldete alſo dem Abdallah, er habe erfahren, daß der Calif Trupen wider ihn ausſchicke, um ihn in Mecca belagern zulaſſen, er wolle ſich alſo, wann er es erlaubte, mit ihm vereinigen, und ſeine Vertheidigung über ſich nehmen. Abdallah aber glaubte Urſache zu haben, dem Mokthar nicht zu trauen, und antwortete ihm, daß er ſeinen Antrag mit Vergnügen annehmen wolle, allein unter der Bedingung, daß er ihn von ſeinen Anhängern für den Califen erkennen laſſe.

Er ſchi
Trupen, i
ihn zu üb
raſchen.

Weil Mokthar nichts weniger als eine ſolche Bedingung einzugehen geneigt war, ſo entſchloß er ſich geraden Weges auf den Abdallah los zugehen, und ihn, wo möglich zu überraſchen. Er ſchickte in dieſer Abſicht unter Anführung des Sergiabil einige Mannſchaft nach Medina, und gab ihm die zur

Abdalmelek. Hegire 66. n. C. G. 685.

Ausführung dieſes Anſchlages nöthigen Verhaltungsbefehle.

Abdallah, welcher den Aufbruch der Mannſchaft des Mokthar erfahren hatte, ſchickte gleichfalls Trupen gegen der Seite von Medina, und befahl dem Abbas-ebn-Sehel, welchem er das Commando auftrug, alles anzuwenden, um die Abſicht des Mokthars zu entdecken, ſeine Trupen in Empfang zu nehmen, wenn ſie in der Abſicht, ihm wider die Syrer beyzuſtehen kämen; im Gegentheil aber ſie durchaus nicht zu verſchonen, wenn er glaubte, daß von Seiten ihrer einige Verrätherey zu beſorgen wäre.

Unterredung der Anführer von den beyden Armeen.

Abbas wandte ſich alſo gegen Medina, und ſtieß auf den Sergiabil, welcher gleich daſelbſt eintreffen wollte. Er hatte eine Unterredung mit ihm, worüber er ſehr zufrieden war; denn als er ihn fragte, ob er ſich für einen Unterthanen des Abdallah erkenne, ſo ſtand Sergiabil nicht einen Augenblick an, ſich dafür auszugeben. Als ihm aber Abbas vorſchlug, ihre Trupen mit einander zu verbinden, und bis nach Dilkora fortzurücken, wo ihm Abdallah die Armee des Abdalmelek anzugreiſſen befohlen habe, ſo gab Sergiabil gar deutlich zu erkennen, daß das Geſtändniß ſeiner Unterwürfigkeit gegen den Abdallah nichts weniger als aufrichtig ſey. Er antwortete dem Abbas, daß ihm Mokthar weiter nichts

be

befohlen habe, als ſich nach Medina zubegeben, und daß er alſo ohne neue Befehle von ihm nicht weiter fortrücken könne.

Abdalmelek.
Hegire 66
n. C. G. 68:

Dieſe Verſagung des Gehorſams brachte dem Abbas einen ſo heftigen Argwohn bey, daß er ſogleich beſchloß, den Sergiabil mit allen ſeinen Trupen zu verderben. Unterdeſſen bediente er ſich doch der Verſtellung, und that, als ob ihn ſeine Antwort gar nicht befremde; er ſagte ihm, er thäte ſehr wohl, daß er ſich ſeinem Befehl gemäß hielte, er ſelbſt aber wolle für ſein Theil der Armee des Abdalmelek entgegen gehen, ſobald ſeine Trupen ein wenig würden ausgeraſtet haben.

Weil während dieſer Unterhandlung das Heer des Sergiabils an Lebensmitteln Mangel litt, ſo ſchickte ihm Abbas grosmüthig alles, was er brauchte. Auf dieſe Art ward unter den Soldaten, welche auf dem Marſche viel ausgeſtanden hatten, der Ueberfluß auf einmahl wieder hergeſtellt; ſie verlieſſen ihre Glieder, und zerſtreuten ſich überall, um Waſſer oder was ihnen ſonſt zur Bereitung der Speiſen und der erhaltenen Lebensmittel nöthig war, herbey zu holen.

Abbas überfällt die Trupen des Sergiabil, und haut ſie in die Pfanne.

Da Abbas ſahe, daß ſie durch dieſe Bewegung in völlige Unordnung gebracht waren, ſo machte er ſich den Augenblick zu Nuzze, um den vorgeſetzten Streich zu vollführen.

Abdalmelek. Hegire 66. n. C. G. 685. ren. Er fiel plötzlich auf die Mannſchaft des Sergiabil, und richtete ein erſchreckliches Blutbad an. Ihr Heerführer wollte ſie zuſammenbringen, um dem Feinde die Spitze zu bieten, doch er ward ſelbſt auf der Stelle niedergemacht, und alle, die ſich um ihn befanden, wurden in die Pfanne gehauen. Endlich that Abbas ſeinen Trupen wieder Einhalt, ließ das Niedermetzeln aufhören, und ſchenkte ſehr vielen von den Soldaten des Sergiabils Leben und Freyheit.

Mokthar bekam gar bald von dieſer greulichen Niederlage Nachricht, und ſchickte ſo gleich einen Curier an den Mahomet-ben Hanifiah, welcher ſich in Mecca befand. Er ließ ihm den erlittenen Verluſt melden, und ihm vorſtellen, daß da er beſonders die Aliden betroffen habe, deren Haupt er vermöge ſeiner Geburth ſey, ſo wolle er ihm verſprechen, daß er ſich eheſtens im Stande ſehen ſollte, dieſen Schaden ſo gleich wieder gut machen zu können, wann er ſich an die Spitze einer mächtigen Armee ſtellen wollte, die ſich ihm die Cuffahner in kurzem zu ſenden anheiſchig machten.

Mahomet war gegen das Anerbieten des Mokthars ſehr gleichgültig. Er lebte in Mecca mit den übrigen Aliden, ſeinen Anverwandten, ganz ruhig, und keiner von ihnen dachte an irgend eine Unruhe; ſie waren viel-

Abdalmelek. Hegire 66. n.C.G. 685

vielmehr die erſten, die ihre Freunde ſich friedlich zu halten, bewegten. Mahomet dankte dem Mokthar für ſeine Achtung, und für den Eifer, den er für ſeine Familie bezeugte; zugleich aber verſicherte er ihm, daß er feſt entſchloſſen ſey, zu den Waffen nicht zu greifen; er wolle ſeine Sache der Hand GOttes überlaſſen, und unterdeſſen, bis es der göttlichen Vorſicht gefallen werde, für ihn eine glückliche Aenderung zu treffen, einzig und allein das Gute zu thun, und das Böſe zu vermeyden bedacht ſeyn; er rathe ihm alſo, ſich gleichfals ſo zu betragen, GOtt zu fürchten, und alle Gelegenheit zum Blutvergieſſen zu vermeyden.

Mokthar hatte ſich einer ganz andern Antwort verſehen, und war alſo nicht wenig betroffen, als er die Geſinnungen des Mahomets vernahm. Er nahm ſich unterdeſſen wohl in Acht, den Cuffahnern den erhaltnen Brief zu zeigen. Er ſagte ihnen vielmehr, daß Mahomet ihnen befohlen, alles, was gerecht ſey, zu thun, und noch ferner den Unglauben und die Verrätherey zu bekriegen. Er fuhr alſo fort, nach ſeinem eignen Gutdünken in einer Angelegenheit zu handeln, in welcher er ſelbſt von dem, der das meiſte Antheil daran hätte nehmen ſollen, verleugnet wurde; er brachte eine Menge Mißvergnügter zuſammen, welchen es lieb war, daß ſie ei-

ne

Abdalmelek. Hegire 66. n.C.G.685

de Gelegenheit zu Unruhen unter dem Vorwande, den Tod des Haſſein zu rächen, und die Aliden wieder auf den Thron zu ſetzen, finden konnten.

Abdallah läßt den Mahomet und ſeine Familie einziehen.

Unterdeſſen hielt Abdallah, welcher die Geſinnungen ſo wohl der einen, als der andern, wohl kannte, dennoch für gut, als ein liſtiger Staatsmann, den Mahomet und die übrigen Nachkommen des Ali ſeiner Sicherheit aufzuopfern. So wenig Antheil ſie in der That an den Unruhen, welche Arabien zertrennten, hatten, ſo dienten ſie gleichwohl den Ehrgeizigen und Aufrührern zum Vorwande; und ſchon dieſes war genug, dem Abdallah auf den grauſamen Entſchluß zu bringen, ſie bey Seite zu ſchaffen.

Mahomet-ben-Hanifiah ward alſo mit ſeiner ganzen Familie und nebſt ungefehr ſiebzehn Perſonen von den Vornehmſten in Cufah eingezogen. Abdallah ließ ſie in einem Bezirke einſchlieſſen, in welchem ſich der berühmte Brunnen Zemzem (*) befand, und erklärte ihnen, daß er in einer gewiſſen Zeit, die er ihnen beſtimmte, für den Califen erklärt ſeyn wolle; wann ſie ſich weigerten ihm zu gehorchen, ſo können ſie gewiß ver-

ſie

(*) Die Mahometaner geben vor, daß dieſer Brunnen an eben dem Orte ſey, wo die Waſſerquelle geweſen wäre, die der Engel der Hagar in der Wüſten gezeigt habe.

ſichert ſeyn, daß ſie nach Verlauſung des Termins keine Gnade mehr würden zu hoffen haben; daß er ſie alle wolle hinrichten laſſen, und daß ihre Körper ſollten zu Aſche verbrannt werden, damit nicht die geringſte Spur von ihnen übrig bliebe, welche die Rebellen zu neuen Unruhen ermuntern könnte.

Abdalmelek. Hegire 66. n. C. G. 685;

Dieſe Drohungen waren nicht fähig, die Standhaftigkeit der Aliden zu erſchüttern. Mahomet-ben-Haniffah, ob er gleich als das Haupt der Familie der Wuth des Abdallah am erſten ausgeſetzt war, verlohr unterdeſſen doch nichts von ſeiner Gelaſſenheit. Er unterwarf ſich den Schickungen der Vorſicht, und überließ die Entſcheidung ſeines Schickſals dem Himmel. Verſchiedene von denen, welche mit ihm gefangen waren, dachte auf gleiche Art nicht; ſie fanden Mittel die Wache zu betrügen, und einen Brief nach Cuffah zu ſchicken, in welchem ſie dem Mokthar die traurigen Umſtände, in welchen ſie ſich befanden, meldeten,

Mokthar faßte ſogleich die nöthigen Maaßregeln, ſie wieder in Freyheit zu ſetzen; und damit die Trupen, die er nach Mecca ſchicken wollte, nicht viel Verdacht erwecken möchten, ſo ließ er nur ſehr kleine Mannſchaften aufbrechen, welche eine nach der andern ohne groſſes Aufſehen anlangen könnten, und ohne ſich auf dem Wege einander hinderlich zu ſeyn.

Abdalmelek.
Hegire 66.
n.C.G. 685

An die Spitze dieſer Mannſchaften ſtellte er einen Mann von Anſehen, Namens Ab Algiodali, welcher ſich auf das geſchwindeſte in die Gegend von Mecca begab, und aufs höchſte nicht mehr als ſiebenzig Reuter bey ſich hatte, welches aber lauter Leute von der allerverſuchteſten Tapferkeit waren. Sobald dieſer gewiß war, daß auch die übrigen Mannſchaften an den beſtimmten Orten angelanget wären, ſo daß er ſie auf das erſte gegebene Zeichen bey ſich haben könnte, ſo rückte er näher, und that, als ob er in dem Bezirk von Zemzem, wo die Aliden gefangen waren, einbrechen wollte.

Es war hohe Zeit ihnen zu Hülfe zu kommen; denn die Zeit, die ihnen Abdallah geſetzt hatte, war eben auf dem Puncte zu Ende zu laufen. Man gab ihm davon Nachricht, ſobald ſich die Trupen vor dem Bezirke von Zemzem ſehen lieſſe; doch weil ſie in ſo kleiner Anzahl waren, ſo begnügte er ſich damit ſie zu verachten, und die Sorge ſie abzuhalten, der Wache zu überlaſſen. Dieſe wandte auch alle ihre Kräfte an, ſo daß ſich Algiodali ſtellte, als ob er ſich zurückziehen müſſe, in der That aber begab er ſich an den Ort, wo er den übrigen Trupen, welche er in Hinterhalt geſtellt hatte, das Zeichen geben könnte. Hierauf verſammelten ſich die verſchiedenen Mannſchaften bey ihren Haupte, und

Al-

giodali brach aufs neue mit einer Gewalt
f die Wache los, welcher ſie unmöglich wi-
rſtehen konnte. Er wollte eben in den
Ort eindringen, wo ſich Mahomet befand,
ihm dieſer entgegen gelaufen kam, und ihn
t, daß er ja ſeine Leute, in dem Bezirk
on Zemzem einzubrechen, abhalten möchte.
r ſtellte ihm vor, dieſer Ort ſey heilig, und
wolle es nicht zugeben, daß er ſeinetwegen mit
em Blute der Muſelmänner entheiliget werde.

Abdalmelek Hegire 66. n. C. G. 685

Mitlerweile war Abdallah dazu gekommen,
ſeine Wache zu unterſtützen, und fing
leich Anfangs an, den Algiodali zu bedro-
en, daß er ihn auf der Stelle wolle nieder-
achen laſſen, wenn er ſich nicht mit ſeinen
euten zurückzöge. Algiodali aber hatte durch
e erſten erlangten Vortheile Muth bekom-
en, und antwortete ihm trotzig; wenn man
m nicht ſogleich alle Gefangene von Zem-
em auslieferte, ſo wolle er auf die von Mec-
a losſtürzen, und ſie alle in die Pfanne hau-
n. Weil Abdallah nicht geſinnt war, in
eſes Verlangen zu willigen, ſo ward den
ugenblick der Befehl dazu gegeben. Man
hlug ſeine Trupen, und er ſelbſt ward zum
eſangnen gemacht.

Die Trupen des Abdallah werden geſchlagen, und er ſelbſt wird zum Gefangnen gemacht.

Unterdeſſen eilten noch mehrere von Mecca
em Abdallah zur Hülfe herbey, und der
Streit ward nunmehr weit wüthender, als er
vor geweſen war. Endlich aber drängte
ſich

Abdallah und Mahomet werden auf freyen Fuß geſtellt.

Abdalmelek. Hegire 66. n.C.G. 685

ſich Mahomet-ben Haniſiah mitten un
den Hauſen, und brachte es durch ſein
reden ſo weit, daß die Generale ihre Tru
zurückruſten. Der Lerm fing an abzun
men; man trat in eine Unterhandlung, u
zuletzt ward ein förmlicher Vertrag dara
Abdallah ward wieder los gelaſſen, und M
homet bekam mit den Seinigen die Freyh
aus Mecca fortziehen zu können.

Mokthar ſchickt der Armee des Abdalmelek Trupen entgegen.

Während der Zeit da Mekthar dur
Hülſe ſeiner untergebenen Anführer die A
den auf dieſe Art aus den grauſamſten B
drängungen riß, befand er ſich ſelbſt in d
äuſſerſten Verwirrung, indem die Trupen d
Abdalmeleks unter Anführung des Obeid
lah in größter Eil Cuffah näher rückten. U
terdeſſen ließ er ſeinen Muth nicht fallen,
ſondern die inſtehende Gefahr feuerte ihn n
noch mehr an. Eine gleiche Hitze brachte
auch den Cuffahnern bey, welche nichts me
wünſchten, als die Waffen gegen den zu e
greifen, den ſie als den Mörder des Haſſe
anſahen. Mokthar ernannte den Ibrahim
ben-Alaſchtar zu ihrem Anführer, und d
mit er dem Obeidallah nicht Zeit lieſſe, b
vor Cuffah fortzurücken, ſo befahl er dem
Ibrahim, ihm eiligſt entgegen zu gehen, und
ihm ein Treffen zu liefern.

Die Syrer werden geſchlagen.

Dieſer Befehl werd mit dem glücklichſten
Ausgange vollzogen. Ibrahim traf den O
bei-

beidallah in einer Ebene nicht weit von Cuſſah, und in der Schlacht, die zwiſchen ihnen verfiel, thaten die Cuſſahner Wunder der Tapferkeit. Die Syriſchen Trupen mußten unterliegen, und wurden in völlige Unordnung gebracht; ein groſſer Theil von den Flüchtigen wurde niedergehauen; weit mehrere aber kamen in dem Fluſſe um, durch welchen ſie ſchwimmen wollten. Mitten in dem Treffen ward Obeidallah zum Gefangnen gemacht, und das Todesurtheil ward ſogleich über ihn geſprochen. Man machte es mit ihm, wie man es mit dem Haſſein gemacht hatte. Man ſchlug ihm auf dem Schlachtfelde den Kopf ab, und ſchickte dieſen eiligſt an den Mokthar, welcher ſich damahls in dem Schloſſe von Cuſſah befand. Das war das Ende dieſes unverſöhnlichen Feindes der Aliden, welcher durch ſeine fanatiſche Grauſamkeit allen denen ein Abſcheu geworden war, die noch einige Hochachtung gegen den Haſſein hegten.

Abdalmelek
Hegire 66.
n.C.G. 685

Obeidallah wird getödtet.

Der Tod des Obeidallah war nicht zureichend, die Rachſucht des Mokthars gegen die Feinde der Aliden zu vergnügen. Er ſtellte neue Unterſuchungen in Cuſſah und den benachbarten Orten an, und überall, wo er einige davon antraf, ließ er ſie grauſam hinrichten, ohne einem einzigen Gnade zu erweiſen. Endlich erweckte das Blut dieſer Unglück-

Mokthar erweckt durch ſeine Grauſamkeit den Unwillen des Volks.

Abdalmelek.
Hegire 67.
n.C.G.686

glücklichen, welches überall floß, den Unwillen des Volks. Man beklagte ſich öffentlich über die Unbarmherzigkeit des Mokthars, bis die Gemüther nach und nach ſo aufgebracht wurden, daß eben die Cuffahner, die mit einer Art von Raſerey kurz vorher unter ſeiner Fahne geſtritten hatten, die erſten waren, die ſich über ſeine Tyranney beklagten.

Sie bewegen den Moſſab die Waffen wider ihn zu ergreifen.

Sie wandten ſich an den Moſſab-ebn-Zobeir, den Bruder des Abdallah, der ſich damahls in Basrah aufhielt, wohin er auf ſeinen Befehl gekommen war, und baten ihn innſtändigſt ihnen zu Hülfe zu kommen. Moſſab ward erfreut, daß er Gelegenheit fand, ſich an dem Mokthar wegen der ſeinem Bruder angethanen Beſchimpfung zu rächen, und verſprach den Cuffahnern wider ihren Unterdrücker auszuziehen, ſo bald er die dazu erforderlichen Trupen beyſammen haben würde.

Er ſchrieb in dieſer Abſicht an den Mohaleb, der als ſein Unterbefehlshaber an den Grenzen von Perſien ſtand, und befahl ihm, auf das ſchleunigſte mit ſeinen Trupen zu ihm zu ſtoſſen. Mohaleb gehorchte dieſem Befehle, und nachdem Moſſab ſich noch mit einer beträchtlichen Mannſchaft aus Basrah verſtärkt hatte, ſo marſchirten ſie zuſammen auf Cuffah los.

Mokthar wird geſchlagen.

Kaum hatte Mokthar von ihrer Annähe-

rung

Abdolmelek.
Hegire 67.
n. C. G. 686

tung Nachricht erhalten, als er an der Spitze ſeiner Trupen ausrückte, in Hofnung mit dem Meſſab eben ſobald fertig zu werden, als mit dem Obeidallah; allein die Sachen lieſſen ganz anders. Nachdem ſich die beyden Armeen getroffen hatten, fiel ein ſehr hitziges Treffen vor, in welchem man auf der einen Seite ſowohl als auf der andern Proben der gröſten Tapferkeit, und der äuſſerſten Erbitterung gegen einander ablegte. Der Sieg blieb lange Zeit unentſchieden; endlich aber fingen die Trupen des Mokthars allmächlich an zu weichen. Dieſer that ſein äuſſerſtes ſie wieder zuſammen zu bringen, und aufs neue gegen den Feind zu führen; doch es war vergebens. Da er alſo ſahe, daß er einem Feinde nicht länger wiederſtehen könne, welcher immer hitziger zu werden ſchien, je mehr neue Vortheile er erlangte, ſo faßte er geſchwind den Entſchluß, ſich mit ſeinen beſten Trupen in das Schloß von Cuſſah zu werfen.

Er wird in dem Schloſſe von Cuſſah belagert.

Der Sieger verfolgte ihn bis dahin, und fing den Ort an zu belagern. Die Tapferkeit und Thätigkeit des Mokthars hielten lange Zeit die Wuth des Feindes auf. Die Trupen wurden durch das Beyſpiel ihres Hauptes angereitzet, und vertheidigten ſich mit erſtaunlichem Muthe. Der Mangel an Lebensmitteln ſchwächte ihre Hitze nur ſehr we-

Abdalmelek. Hegire 67. n.C.G. 686

nig, und ſie ſtritten verſchiedne Tage wider den Hunger eben ſo muthig, als ſie wider die Belagerer geſtritten hatten. Doch da endlich Mokthar zum Unglücke bey einem Sturme ſein Leben eingebüßt hatte, ſo zog ſein Verluſt den Verluſt des Schloſſes nach ſich, und die Trupen ergaben ſich auf Gnade.

Moſſab mißbrauchte ſeinen Sieg recht grauſam. Er ließ alles niedermachen, was ſich in dem Schloſſe befand, und ungefehr ſieben tauſend Mann wurden ohne alles Erbarmen ermordet.

Gleichwohl kam dieſe Rache der Rache des Mokthars noch nicht gleich, die er an den vermuthlichen Feinden der Aliden genommen hatte. Er hatte niemals einem einzigen von ihnen Gnade erwieſen; und die Schriftſteller verſichern, daß Mokthar, ohne diejenigen zu rechnen, die in den Schlachten umgekommen wären, mehr als funfzig tauſend Menſchen habe umbringen laſſen. Er blieb in dem 67ſten Jahre der Hegire, und in dem 67ſten ſeines Alters.

Die Niederlage des Mokthars würde für den Abdalmelek eine ſehr glückliche Begebenheit geweſen ſeyn, wenn ſie nicht das Werk ſeines Mitbuhlers des Abdallah geweſen wäre. Doch indem dieſer Sieg ſowohl den einen als den andern von einem Feinde befreyte, ſo war

der

Abdalmelek.
Hegire 67.
n. C. G. 686

der größte Vortheil gleichwohl auf Seiten des Abdallah, der nunmehr nicht nur ſein Anſehen in Arabien weiter ausbreiten, ſondern ſich auf neue Unternehmungen auſſer den Grenzen dieſer Provinz denken konnte.

Hegire 68.
n. C. G. 687
Hungersnoth in Syrien.

Da nunmehr alſo Abdalmelek keinen andern Entſchluß faſſen konnte, als alle ſeine Kräfte zuſammen zu nehmen, um dieſen ſtolzen Sieger zu unterdrücken, ſo machte er alle mögliche Anſtalten, und hielt ſich eben gefaßt gegen Arabien loszubrechen, als dieſer Anſchlag durch eine grauſame Landplage, die gleich zu der Zeit Syrien befiel, zu nichte gemacht wurde. Dieſe weitläuftige Provinz ward faſt gänzlich durch eine Hungersnoth verheeret; die Krankheiten, welche eine natürliche Folge derſelben ſind, raſten eine beträchtliche Menge Leute hin, ſo daß Abdalmelek dieſes ganze Jahr hindurch verhindert ward, etwas wichtiges zu unternehmen.

Hegire 69.
n. C. G. 686
Amru empört ſich wider den Califen.

Das folgende Jahr ſtellte ſich der Calif an der Spitze ſeiner Trupen ins Feld, in der Abſicht die Armee des Abdallah anzugreifen, welche noch immer von deſſelben Bruder Moſſab, dem Ueberwinder des Mokthars, geführet ward. Bey ſeiner Abreiſe von Damascus hatte Abdalmelek das Regiment in dieſer Hauptſtadt dem Amru-ebn-Said übergeben; doch kaum ſahe dieſer den Califen entfernt, als er Rotten zu machen anfing, und ver-

Abdalmelek. Hegire 68. n. C. G. 687

mittelſt derſelben die Herrſchaft von Damascus an ſich riß.

Die Empörung wird unterdrückt.

Sobald Abdalmelek von dieſer Frevelth Nachricht erhielt, kehrte er nach Damascu zurück, und ſahe es bey ſeiner Ankunft ſelbſt, wie weit Amru ſeine Empörung getrieben hatte. Dieſer Aufrührer erſchien an de Spitze einiger Trupen, und wollte dem Califen das Feld ſtreitig machen. Der Calif ſeines Theils machte ſich auch gefaßt, ihn mi Gewalt wieder zum Gehorſam zu bringen, und der Augenblick war nunmehr nahe, daß ſich die Damascener unter einander erwürgen wollten; als plötzlich die Weiber mit ihren Kindern aus den Häuſern liefen, ſich zwiſchen die Partheyen warfen, und ſowohl den Califen als den Amru mit groſſem Geſchrey baten, das Blut der Muſelmänner nicht zu vergieſſen, ſondern ſich vielmehr zu vereinen, um den gemeinen Feind der Nation mit zuſammengeſetzten Kräften zu beſtreiten. Amru ward durch dieſen Zwiſchenfall gerührt, und da er ohnedem über die Kühnheit ſeines Unternehmens nachdachte, ſo war es ihm ſehr lieb, daß er die Waffen niederlegen konnte. Einige von den Vornehmſten wandten hierauf ihr Anſehen an, dieſe Unruhe gänzlich beyzulegen, und brachten es ſo weit, daß Abdalmelek es ſich gefallen ließ, einen Vergleich einzugehen, ohne die geringſte Genugthuung we-

wegen der ihm angethanen Beſchimpfung von dem Amru zu fordern.

Abdalmelek.
Hegire 69.
n. C. G. 688
Amru wird verrätheriſcher Weiſe umgebracht.

Doch dieſer Handel fand hierbey ſein Bewenden nicht; nach einigen Tagen ließ Abdalmelek dieſem Aufrührer ſagen, daß er mit ihm etwas zu ſprechen habe. Als er dieſen Befehl erhielt, hatte er eine Geſellſchaft von Anverwandten und Freunden bey ſich, die ihm alle riethen, nicht zu gehorchen. Seine Frau beſonders beſtand durchaus auf dieſem Rathe, und ſtellte ihm vor, wie gefährlich es für ihn ſeyn könne, ſich auf dieſe Art dem Califen in die Hände zu liefern. Amru wollte nicht hören; und weigerte ſich ſo gar, Waffen und einige Begleitung mitzunehmen. Weil er aber bey dem Hinausgehen aus ſeinem Hauſe einen falſchen Tritt that; ſo zog er eine üble Vorbedeutung daraus, und ging wieder zurück ſeinen Degen zu holen, und vergönnte es, daß ihn ungefehr hundert Freunde zu dem Abdalmelek begleiten durften.

Sobald er durch das erſte Thor des Pallaſtes gegangen war, hielt man ſein Gefolge auf, und bloß einem jungen Menſchen von ſeinen Hausgenoſſen ward die Freyheit ihn zu begleiten gelaſſen. Aus dieſem Zufalle hätte er eine weit üblere Vorbedeutung ziehen ſollen, als aus dem falſchen Tritte, den er bey ſeinem Ausgange gethan hatte; doch die Geſchichtſchreiber melden nicht, daß er dar-

Abdalmelek. Hegire 69. n.C.G. 618

auf Acht gegeben habe: er ſetzte ſeinen Weg fort, und trat endlich in das Zimmer des Abdalmelek.

Der Calif empfing ihn auf die allerhuldreichſte Art. Er ließ ihn bey ſich niederſetzen, und unterhielt ihn mit vieler Freundlichkeit und Aufrichtigkeit. Nachdem ſie ſich auf dieſe Weiſe eine ziemliche Zeit unterredet hatten, ſo befahl Abdalmelek einem von ſeinen Leuten, dem Amru den Degen zu nehmen; und als dieſer nicht geneigt zu ſeyn ſchien, ſich ſo gutwillig entwafnen zu laſſen, ſagte der Calif: **Wie Amru? Willſtu, daß man dich mit dem Degen neben mir, der ich ohne Waffen bin, ſoll ſitzen ſehen? Hieß das nicht ein Mißtrauen in mich ſetzen, welches mir ſchimpflich ſeyn muß.**

Amru ſchien ein wenig verwirrt; unterdeſſen aber gehorchte er doch, und gab ſeinen Degen ab. Wenige Augenblicke darauf wandte ſich der Calif von ihm, ſahe ihn mit einer ſtolzen Mine an, und erklärte ihm, daß er von dem Augenblicke an, da er ſeine Empörung vernommen, ihn in Feſſeln zu legen beſchloſſen habe, ſobald er von ſeiner Perſon Meiſter ſeyn würde. Umſonſt bat Amru den Califen, zu überlegen, daß er ſich ſelbſt ihm in die Hände geliefert habe, und daß das Vertrauen, welches er ihm hierdurch bezeugt, mehr

Sanft

Sanftmuth von ihm fordere; Abdalmelek zog die Feſſeln, die er für ihn hatte zurecht machen laſſen, unter ſeinem Küſſen hervor, und ließ ſie ihm an Hände und Füſſe legen.

Abdalmelek.
Hegire 69.
n. C. G. 688

Der Calif ließ ſich an der Beſchimpfung, die er einem ſo berühmten Kriegsoberſten, als Amru war, anthat, noch nicht begnügen; er ging ſo weit, daß er ihn endlich ſchlug, und mit ſolcher Heftigkeit wider ein Ruhebette ſtieß, daß ſich der arme Muſelmann zwey Zähne dadurch ausſchlug, welche auf den Boden fielen. Einige Geſchichtſchreiber melden, der Calif habe dieſe beyden Zähne ſelbſt aufgehoben, ſie dem Amru gewieſen, und geſagt, daß nunmehr niemals wieder eine aufrichtige Verſöhnung zwiſchen ihnen zu erwarten ſey. Von dem Augenblicke an faßte er den Entſchluß, ihm den Kopf abſchlagen zu laſſen, und weil gleich zu der Zeit die Stunde des Gebets angekündiget ward, ſo begab er ſich hinaus, und ging in die Moſchee, nachdem er vorher ſeinem Bruder, dem Abdalazis, die Vollziehung ſeines blutigen Anſchlages aufgetragen hatte.

Schon machte ſich Abdalazis gefaßt, dieſe niederträchtige Verrichtung zu bewerkſtelligen, als Amru ihn auf ſich loskommen ſah, und ihm mit vieler Leutſeligkeit vorzuſtellen wußte, daß er ſich durch eine verhaßte Handlung nicht beſchimpfen, ſondern ſie vielmehr einem andern überlaſſen ſollte. Abdalazis ward durch dieſe

Vor:

Abdalmelek. Hegire 69. n. C. G. 688

Vorſtellung gerühret, ſo daß ſich auf einmal alle Unwürdigkeit ſeines Vorhabens ihm vor die Augen ſtellte, und ihm ſoviel Abſcheu dafür erweckte, daß er ſeinen Degen wegwärf, und ſich aus dem Zimmer wegbegab.

Als Abdalmelek aus der Moſchee wieder zurück kam, ſo erſtaunte er, den Amru noch lebendig zu finden. Er beſchloß alſo das Werkzeug ſeiner Rache ſelbſt zu ſeyn; er ließ ſich eine Lanze bringen, und verſetzte ſeinem Feinde einen ſehr heftigen Stoß, welcher aber keine Würkung that. Er ſtieß noch einmahl, aber gleichfalls vergebens, weil Amru unter ſeinem Kleide einen Panzer anhatte. Als Abdalmelek es merkte, ſprach er lächelnd: **So Vetter! Du biſt recht wohl vorbereitet hieher gekommen.** Er befahl hierauf ſeinen Leuten, den Amru auf den Rücken nieder zu werfen, und nachdem er ſeinen Degen genommen hatte, ſo ſuchte er ſich ſelbſt einen Ort aus, ihn bequem zu durchbohren, und ermordete ihn alſo mit eigner Hand.

Doch in eben dieſem Augenblicke überfiel den Califen ein heftiges Zittern, er fiel auf den Körper des Amru, ohne daß er ſo viel Macht hatte, ſich wieder aufzuhelfen. Seine Leute kamen ihm ſchleunig zu Hülfe, und trugen ihn auf ein Ruhebette, wo er erſt nach einer geraumen Zeit, wieder zu ſich ſelbſt kam.

Abdalmelek. Hegire 69. n. C. G. 688 Der Tod des Amru erregt einen Aufſtand.

Mitlerweile dieſes in dem Pallaſte vorging, erhob ſich hauſſen ein Gemurre wegen des Amru. Man war gleich anfangs erſtaunt, daß er ſich nicht bey dem Gebete zugleich mit dem Califen eingefunden hatte. Bald darauf nahm der Verdacht zu, und man argwohnte, daß ſich der Calif an ihm gerochen, und ihn entweder ermordet, oder wenigſtens ins Gefängniß geworfen habe.

Sogleich nahm Johann, der Bruder des Amru, einige von ſeinen Freunden, und eine Anzahl Sclaven zu ſich, an deren Spitze er in den Pallaſt ging, und ſeinen Bruder wieder forderte. Weil man ihm den Eingang Anfangs verweigerte, ſo ſprengte er die Thüren auf, und machte einige von der Wache nieder. Der Calif hatte gar bald ſo viel Leute verſammelt, als nöthig waren, die Mißvergnügten zurück zu bringen; damit es aber mit deſto weniger Gefahr geſchehen möge, ſo ließ er den Kopf des Amru zum Fenſter hinauswerfen, um hierdurch zu verſtehen zu geben, daß alle ihre Mühe, dieſen Muſelmann zu retten vergebens ſeyn würde. Er befahl zugleich einigen von ſeinen Leuten, etwas Geld auszuwerfen, um den Pöbel und die Sclaven dadurch aufzuhalten. Dieſes geſchahe, und unterdeſſen wurden diejenigen, welche noch immer in das Innerſte des Pallaſtes mit Gewalt eindringen wollten, glücklich zurück geſchlagen. Johann ward bey dieſer

Abdalme-
lek.
Hegire 69.
n.C.G.688

ſer Gelegenheit zum Gefangnen gemacht, u
von dem Califen ſogleich den Kopf zu verlie
verurtheilt. Doch Abdalazis bat ihn, die Hi
richtung zu verſchieben, damit man ihm ni
vorwerfen könne, daß er an einem Tage z
von ſeinen Vettern, die beyde aus dem Ha
des Ommiah wären, habe umbringen laſſen.

Der Calif gab dieſen Vorſtellungen ſein
Bruders nach, und begnügte ſich, den Johan
und alle, die man bey dieſem Aufſtande mit
griffen hatte, ins Gefängniß werfen zu laſſe
Sie blieben ungefehr einen Monat darinne
nach deſſen Verlauf Abdalmelek eine Bera
ſchlagung anſtellte, um ihr Schickſal zu en
ſcheiden. Er hatte noch immer den Vorſa
ſie umbringen zu laſſen; doch da ihm die me
ſten von ſeinem Räthen vorſtellten, daß die
Leute faſt alle ſeine nahen Anverwandten w
ren, ſo fiel ihre Meynung endlich dahin au
daß man ihnen die Freyheit wieder geben ſoll
doch unter der Bedingung, Damascus zu me
den. Der Calif verbannte alſo, dieſem Rath
zu folgen, den Johann und ſeine Freunde, do
ohne den Ort ihrer Verbannung zu beſtimmen;
er erlaubte ihnen, ſich hinzubegeben, wohin ſie
wollten, ſogar ſelbſt zu ſeinem Feinde, dem
Moſſab-ebn-Zobeir, nur verſicherte er dabey,
wenn ſie ſich der Waffen wieder ihn zu führen
unterſtünden, und ſie würden ungefehr zu
Gefangnen gemacht, ſo wolle er mit ihnen als
mit Rebellen verfahren.

Jo-

Abdalmelek.
Hegire 69.
n. C. G. 688

Johann und ſeine Freunde hielten es für ein groſſes Glück, ſo guten Kaufs davon zu kommen; ſie empfingen das Urtheil ihrer Verbannung mit Vergnügen, und begaben ſich nach Irak zu dem Moſſab-ebn-Zobeir, welcher noch immer in den Waffen ſtand, um die Rechte ſeines Bruders, des Abdallah, wieder den Abdalmelek zu vertheidigen.

Hegire 70.
n. C. G. 689
Abdalmelek macht ein Bündniß mit den Griechen.

Dieſer hörte unterdeſſen nicht auf, ſein Anſehen in Arabien auf alle Weiſe feſt zu ſetzen, ob er gleich ſehr ſchreckliche Hinderniſſe zu überſteigen hatte, die ihm die zwey Söhne des Zobeirs in den Weg legten, welche ſich in dieſer Provinz eine groſſe Achtung erworben hatten. Er ließ ſich aber durch nichts abbringen, ſondern hielt beſtändig ſein Augenmerk auf dieſe Seite gerichtet. Dieſes war es auch, was ihn auf den Entſchluß brachte, mit den Griechen einen Vergleich einzugehen, welche dieſes Jahr in Syrien einfallen wollten. Weil er ſich nicht im Stande befand, ihnen die Spitze zu bieten, wenn er anders den Krieg in Arabien fortſetzen wollte, ſo wollte er ſich lieber mit dem griechiſchen Kayſer vertragen, der ſich für eine Abgabe von funfzig tauſend Ducaten, die ihm der Calif alle Jahre zu bezahlen gelobte, zurück zu ziehen verſprach.

Dieſer Vergleich ward mit ſehr viel Mühe zu Stande gebracht, und man brachte bey nahe

das

Abdalmelek.
Hegire 71.
n.C.G.689

ganze ſiebenzigſte Jahr der Hegire damit zu. Sobald es aber mit dieſer Angelegenheit ſeine Richtigkeit hatte, ſo beſchäftigte ſich Abdalmelek, der nunmehr von Seiten der Griechen nichts zu befürchten hatte, einzig und allein mit dem Arabiſchen Kriege, welcher aber doch nicht eher, als in dem ein und ſiebenzigſten Jahre der Hegire ſeinen Anfang nehmen konnte.

Hegire 71.
n.C.G.690
Er macht ſich fertig wider den Abdallah auszuziehen.

Weil er Willens war, ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Trupen zu ſtellen, ſo ließ er gleich Anfangs alle diejenigen hinrichten, von welchen er wußte, daß ſie an dem Aufruhre des Amru Theil gehabt hatten. Kurz darauf machte er ſich zu dem Aufbruche fertig, welches aber nicht anders als mit Beſtreitung der Glieder ſeines Raths, welche ihm faſt alle hierinne entgegen waren, geſchehen konnte. Die Nothwendigkeit des Arabiſchen Krieges gab zwar ein jeder zu; nur das mißbilligte man, daß ſich Abdalmelek ſelbſt der Gefahr blos ſtellen wollte. Man that ihm in dieſer Abſicht die aller lebhafteſten Vorſtellungen; man gab ihm zu überlegen, daß ſich gar leicht Mißvergnügte finden könnten, die ſich ſeine Abweſenheit zu Nutze machen würden; daß der Ausſchlag des Krieges zweifelhaft ſey; daß er das Unglück haben könne, geſchlagen zu werden; daß er alle Ommiaden überhaupt der äuſſerſten Gefahr ausſetzte, wenn er ſelbſt bliebe, oder zum Gefangnen gemacht würde.

Der

Abdalmelek.
Hegire 71.
n.C.G. 690

Der Calif mißbilligte ihre Gründe nicht; gleichwohl verſicherte er, daß er denſelben unmöglich nachgeben könne, weil der vorhabende Krieg auf eine ganz beſondere Art geführt werden müße. Er ſagte ihnen auf eine ſehr verbindliche Art, daß wenn es nur darauf ankäme, einen vorzüglich tapfren und erfahrnen Feldherrn an die Spitze der Armee zu ſtellen, ſo wiße er wohl, daß er deren mehr als einen in Syrien finden könne, und in dieſem Falle würde er ihren Vorſtellungen gar bald Gehör geben. Da es aber, fügte er hinzu, nöthig ſey, den Moſſab nicht allein mit den Waffen anzugreifen, ſondern vornehmlich ſich der Liſt und der Ränke gegen ihn zu bedienen, ſo könne er ſich hierinne auf niemanden als auf ſich ſelbſt verlaßen, und ſeine Gegenwart ſey alſo durchaus nothwendig, weil er ſich leichter alle Umſtände und Zufälle zu Nutze machen könnte, wenn er ſeine eigne Augen dabey brauchte.

Kurze Zeit darnach brach Abdalmelek auf, und verfügte ſich zu der Hauptarmee, die er an einem beſtimmten Orte hatte zuſammen ziehen laßen. , Schon vorher war Chaled=ebn=Aßid, einer von ſeinen vertrauteſten Befehlshabern, vorausgezogen, um in der Gegend von Basraß einige Verſuche zu machen. Der Calif hatte auch verſchiedne Kundſchafter ausgeſchickt, welchen, einige von den vornehmſten Freunden des Moſſab abſpänſtig zu machen,

Abdalmelek. Hegire 71. n.C.G. 690

aufgetragen war. Er ſchrieb ſelbſt geraden Weges an den Ibrahim : ebn : Alaſchtar, und machte ihm die allergröſten Verſprechungen, wenn er zu ſeiner Parthey übertreten wollte; doch Ibrahim blieb dem Moſſab beſtändig ergeben. Er überreichte ihm ſogar den Brief des Califen noch verſiegelt, und hatte ihn nicht einmal aufzumachen gewürdiget, weil er es leicht errathen konnte, daß er Vorſchläge enthalten würde, die ſich mit ſeiner Art zu denken nicht zuſammenräumten; in der That verſprach ihm auch Abdalmelek nichts geringer als die Statthalterſchaft von Irak, wann er den Moſſab verlaſſen, und in ſeine Dienſte treten wollte.

Der Calif findet den Feind, und ſchlägt ihn.

Abdalmelek bekam von dem Ibrahim keine Antwort. Er erfuhr blos durch das allgemeine Gerücht, daß Moſſab mit den ſchleunigſten Tagreiſen auf ihn los komme, und daß er geſonnen ſey, ihm ſogleich ein Treffen zu liefern. Der Calif ging ihm hierauf mit ſo viel gröſſerer Zuverſicht entgegen, weil er zugleich gehört hatte, daß ſich vor dieſesmal Omar : ebn : Abdallah und Mohaleb nicht unter der Armee des Moſſab befänden. Dieſe zwey Kriegsleute furchte Abdalmelek, weil beyde ſo tapfere, als kluge, ſo kühne als verſchlagene Männer waren. Als er es daher erfuhr, daß ſie von dem Moſſab entfernt wären, ſagte er zu ſeinen Befehlshabern: Ich halte den

Sieg nunmehr für gewiſs, weil Moſſab niemanden um ſich hat, der ihm zur echten Zeit zu Hülfe kommen könne.

Abdalmelek.
Hegire 71.
n.C.G.690

Endlich ſtieſſen die zwey Armeen an einem Orte, Namens **Maskem**, auf einander, wo es uch ſogleich zum Treffen kam. Ibrahim-bn-Alaſchtar, des Moſſabs getreuer Freund, el zuerſt auf die Syrer, und ſchlug ſich mit ngemein vieler Tapferkeit; er ward aber von em Mahomet-ebn-Harun, einem Gegner, er ſeiner werth war, zurück getrieben. Er agte den Angrif noch einmal, und that Wunder der Tapferkeit, die endlich für ihn den allerunglücklichſten Ausgang hatten. Weil er ſich it der gröſten Unerſchrockenheit allen Gefahren blos ſtellte, ſo bekam er einen Streich, elcher ihn todt zu Boden ſtürzte,

Der Verluſt dieſer Anführers zog den Verluſt der ganzen Armee des Moſſab nach ſich. Seine Reuterey nahm die Flucht; die von ak verlieſſen ihn, und alles verkündigte einen hen Untergang. Moſſab erſchrack über eſen Abfall, und wußte nicht auf, wen er ſein nglück ſchieben ſollte; er erfuhr es aber nur zubald, als man ihm den Tod des Ibrahim nterbrachte. Voller Verzweiflung ſchrie er: **O GOtt! ich habe alſo keinen Ibrahim ehr!** Unterdeſſen verſuchte er doch, ſeinen Schmerz zu überwinden, und that ſein möglichſtes die Trupen wieder zuſammen-und die

Abdalmelek.
Hegire 71.
n.C.G.690

Flüchtigen zurück zubringen. Als er ſahe,
ſein Verderben unvermeidlich ſey, wollte
wenigſtens ſeinen Sohn Iſſa, der ſich als
Jüngling von funſzehn Jahren überall, wo
am ſchärfſten ging, mit der Tapferkeit des
entſchloſſenſten Soldaten zeigte, der Ge
entreiſſen. Moſſab hieß ihn alſo ſogleich
Mecca eilen, und ſeinem Vetter, dem
dallah-ebn-Zobeir, den Abfall derer von
zu hinterbringen; doch Iſſa bat ihm um
Gnade, die Bothſchaft einem andern aufzu
gen, und ihm zu erlauben, daß er ihn
verlaſſen dürfe. Dieſer junge Muſelm
ſchlug hierauf ſeinem Vater vor, die äu
ſten Kräfte anzuwenden, daß ſie ſich, ſo viel
lich, in der beſten Ordnung nach Basrah
rückziehen könnten, und gab ihm zu überle
daß er auf dieſe Art ſeine Umſtände vielleicht
der gut machen könne, da er gegentheils
gewiß verlohren ſeyn würde, wenn er
Feinde die Spitze zu bitten länger fortfah
wollte. Moſſab aber, welcher ſich einen R
zug zur Schande rechnete, antwortete
Nein, nein, lieber Sohn; man ſoll
in Ewigkeit nicht ſagen, daß ſich
Mann, wie ich, zu etwas entſchloſſen
be, was einer Flucht ähnlich ſehen kön
te. Er kehrte ſich alſo mit den Trupen,
das Herz hatten, ihm zu folgen, aufs neue
gen den Feind, und ſein Sohn Iſſa ſtürzte

glei

Abdalmelek.
Hegire 71.
n. C. G. 690.

gleichfalls wieder in das Gedränge, um zu ſiegen, oder vielmehr mit ſeinem Vater zu ſterben.

Unterdeſſen, weil Abdalmelek über das Glück dieſes Tages ſehr vergnügt war, und zugleich durch die Tapferkeit und den natürlichen Wiederſtand des Moſſab gerührt wurde, ſo ließ er ihm bey ſo mißlichen Umſtänden Gnade anbieten, und verſprechen, daß er es hierbey wolle bewenden laſſen, wann er ſich ergeben wolle. Ob nun gleich Moſſab auf das äuſſerſte getrieben ward, ſo antwortete er doch ganz trozzig, daß Heerführer, wie er, das Schlachtfeld nicht eher zu verlaſſen pflegten, als bis ſie entweder Sieger oder beſiegt wären. Man fuhr alſo fort, ſich zu ſchlagen, doch währte es nicht mehr ſehr lange. Moſſab blieb in dieſem letzten Handgemenge, nachdem er ſeinen Sohn vor ſeinen Augen hatte nieder machen ſehen. Die übrigen Trupen wurden gar bald zerſtreut, und der Calif trug den allervollſtändigſten Sieg, den er nur verlangen konnte, davon.

Die Provinz Irak unterwirft ſich dem Califen.

Hierauf ſogleich öfnete Cuffah dem Sieger ſeine Thore, und der übrige Theil der Provinz Irak ſtand auch nicht länger an, ſich ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Der Calif machte ſeinen Einzug in die Hauptſtadt durch Proben ſeiner Gnade und Großmuth glänzend. Er ſchenkte dem Johann, dem Bruder des Amru, das Leben, welcher gleichwohl den Tod hätte

Abdalmelek. Hegire 71. n.C.G.690

verdient gehabt, weil er ſich zu der Parth
des Moſſab geſchlagen, nachdem er von d
Abdalmelek in Freyheit war geſetzt word
Johann leiſtete ihm dafür aus Erkenntlich
den Eid der Treue, und trat in ſeine Dienſt

Weil der Calif die traurigen Umſtände,
welche die Cuffahner damals waren geſt
worden, erfahren hatte, ſo hatte er ſehr
Lebensmittel zugleich mit hineinbringen laſſ
die er unter ſie austheilen ließ. Er ſelbſt
in dem Schloſſe zu Cuffah ein ſehr prächtig
Gaſtmahl, wozu er die vornehmſten Kriegs
diente und die Angeſehendſten aus der St
einlud. Während dem Eſſen ward dem Ca
fen der Kopf des Moſſab von einem Syriſch
Soldaten, der dieſen General in dem letz
Treffen getödtet hatte, überreicht. Abdalme
wollte ihm ein Geſchenk von tauſend Du
ten machen, doch er ſchlug ſie mit einer ſehr
gewöhnlichen Großmuth aus, und ſagte
dem Califen, daß er den Moſſab nicht aus Be
gierde nach Belohnung, ſondern bloß der Eh
re wegen, und ſich wegen einer angethan
Beleidigung an ihm zu rächen, niedergemach
habe.

Aberglaube des Abdalmelek.

Der Anblick dieſes blutigen Kopfs gab de
nen, welche mit dem Califen bey Tiſche ſaſſen,
zu verſchiednen Reden Gelegenheit. Unte
andern machte ein alter Kriegsoberſter eine An
merkung, welche den Abdalmelek ungemein zu

rüh

Abdalmelek.
Hegire 71.
n. C. G. 690

rühren ſchien. Er ſagte, dieſer Kopf ſey der dritte, den er in dieſes Schloß habe bringen ſehen. Der Kopf des Haſſein war dem Obeidallah gebracht worden, der Kopf des Obeidallah dem Mokthar, und endlich der Kopf des Moſſab dem Abdalmelek. Ob nun ſchon dieſe Erzehlung mit keiner Betrachtung begleitet ward, ſo machte ſie doch bey dem Califen einen erſtaunlichen Eindruck. Er ſahe ſie als die Vorbedeutung eines Unglücks an, daß ihn in dieſem Orte bedrohe, und um allen übeln Zufällen vorzubeugen, war es ihm nicht genug, daß er ſich auf das eiligſte aus dem Schloſſe fortmachte, ſondern er gab auch ſogleich Befehl, daß man es ohne Anſtand niederreiſſen, und der Erde gleich machen ſolle.

Abdallah hält wegen des Todes des Moſſab eine Rede an das Volk.

Die Nachricht von dem Tode des Moſſab war gar bald bis nach Mecca gekommen, und dem Abdallah-ebn-Zobeir, ſeinem Bruder, ungemein empfindlich geweſen. Er theilte ſeinen Schmerz dem Volke in einer Rede mit, die er zum Lobe des Moſſab an daſſelbe hielt. Er verband das Lob des Zobeirs, ihres Vaters, damit, und drückte ſich wegen der Tugenden, der Gottesfurcht und der groſſen Thaten dieſes berühmten Muſelmanns ſehr ſtark aus. Endlich ſchloß er ſeine Rede auf eine Art, die alle Zuhörer für ihn einnahm. Nachdem er von der Untreue, die den Völkern von Irak, und beſonders den Cuffahuern, ſo natür-

Abdalmelek. Hegire 71. n. C. G. 69

türlich war, eine umſtändliche Abſchilderun
gemacht, ſo verglich er ſie mit der grosmüth
gen Beſtändigkeit derer von Mecca, welch
unablägzlich für die Wahrheit zu ſtreiten b
harreten; dieſertwegen verſprach er ihnen au
ein[illegible]enntlichkeit, die ſich nicht eher als m
ſein[illegible] Tode enden ſollte, und fügte noch hi
zu, daß, da die Syriſchen Trupen wahrſchei
licher Weiſe gar bald Mecca belagern würde,
er den feſten Vorſatz habe, wenn er ſie nich
zurückſchlagen könne, wenigſtens zuerſt m
den Waffen in der Hand an der Spitze ſein
geliebten Bürger von Mecca zu ſterben.

Doch mitlerweile da dieſes Volk von T
zu Tag neue Proben ihrer Ergebenheit gege
den Abdallah ablegte, verſtärkte ſich die Pa
they des Abdalmeleks in den übrigen Gegende
von Arabien ungemein ſehr. Der Calif ge
wann unter andern eine ſehr wichtige Perſo
an dem Mohalleb, dem Unterbefehlshaber de
Moſſab, welcher ſich ihm, ſobald er den T
ſeines Generals vernommen hatte, unverzü
lich unterwarf.

Aufſtand der Azarakiten.

Dieſer Befehlshaber war damals gleich be
ſchäftiget dem Unheile zu ſteuren, welches di
Azarakiten in verſchiednen Provinzen von Ara
bien anrichteten. Dieſe Azarakiten waren ei
Aſt von den Motazeliten, und wollten, ebe
wie dieſe, weder in Geiſtlichen noch im Weltli
chen einige Oberherrſchaft erkennen. Sie la

gen nun ſchon über drey Jahre im Felde, und verübten alle Arten von Gewaltthätigkeiten und Grauſamkeiten. Mohalleb kam mit ihnen ſehr oft zuſammen, und konnte lange Zeit keinen andern Vortheil über ſie davon tragen, als daß er ſie verhinderte, ſich ſoweit auszubreiten, als ſie es wohl gerne gewolt hätten.

Abdalmelek Hegire 71. n C G. 690

Der Tod des Moſſab gab ihnen Zeit wieder zu Kräften zu kommen, und neuen Muth zu faſſen, weil Mohalleb den Entſchluß gefaßt hatte, ſich zu dem Califen zu begeben, und ihn ſeines Gehorſams zu verſichern. Die Unterwerfung eines ſo angeſehenen Kriegsoberſten wurde ſehr wohl aufgenommen, und damit ihn dieſer Schritt nicht gereuen könne, ſo ward er von dem Abdälmelek, bey Austheilung verſchiedner Bedingungen unter die Groſſen ſeines Hofes, vorzüglich bedacht. Einer von ſeinen Brüdern, Baſchar, bekam die Statthalterſchaft von Cuſſah; Chaled die von Basrah, und Mohalleb ward zum Befehlshaber von der Provinz Ahuaz, welche mit zu Chuſiſtan gehörte, ernennt; und bekam noch über dieſes die Aufſicht über den Tribut aller in dieſer Gegend gelegenen Städte.

Bald darauf machte ſich Abdalmelek auf, um nach Syrien wieder zurück zu reiſen. Man nahm daher den Krieg gegen die Azaraiten wieder vor, und Chaled ſelbſt nahm die Füh-

Hegire 72. n C G. 691 Die Azaraiten erhalten [illegible]

Abdalmelek. Hegire 72. n.C.G.691 Sieg über die Trupen desCalifen.

Führung deſſelben über ſich. Die Trupen, die er dahin ſchickte, übergab er dem Abdalaziz, ſeinem Bruder; der Ausgang aber machte ſeiner Wahl ſchlechte Ehre. Abdalaziz ward geſchlagen, und ſeine Frau, die ihn bey dieſem Feldzuge hatten begleiten wollen, wurde auf der Flucht zur Gefangnen gemacht. Dieſes Weib verurſachte unter denen, die ſich ihrer bemächtiget hatten, einen groſſen Zank, weil ſie ein jeder wegen ihrer Schönheit haben wollte. Während des Streits aber that einer von den Vornehmſten, welchen es verdroß, daß man ſich über einenſolchen Gegenſtand im Ernſte zankte, den Ausſchlag, indem er mit einem Hiebe der Gefangnen den Kopf abſchlug.

Der Calif macht dem Chaled deswegen Verwürfe.

Abdalazis, welcher durch ſeine Niederlage, und durch den Verluſt desjenigen, was er am liebſten hatte, gedoppelt gekränkt war, hatte noch dazu den Verdruß, daß er ſich den erlittenen Schaden mußte zuſchreiben laſſen. Der Calif drückte ſich ganz deutlich in der Antwort darüber aus, die er dem Chaled auf ſeinen Brief ſchrieb, in welchem er ihm den Ausgang der letzten Schlacht gemeldet hatte. Abdalmelek tadelte ihn, daß er die Anführung der Trupen einem ſo wenig erfahrnen Menſchen gegeben habe, und fragte ihn, wo denn jetzt der tapfre Mohalleb wäre, und warum er nicht lieber dieſen wegen ſeinerKlugheit ſo berühmten Kriegsmann gebraucht habe? Schlüßlich befahl

Abdalmelek. Hegire 72. n. C. G. 691

ſahl er ihm, ſeine Trupen wieder vollſtändig zu machen, und den Krieg gegen die Azarakiten auf das eheſte wieder vorzunehmen; zugleich band er ihm ein, den Mohalleb zu Rathe zu ziehen, wie dieſer Feldzug am beſten anzufangen ſey, und nichts ohne ſeinen Rath zu unternehmen.

Chaled fand ſich durch den Befehl, den ihm der Calif gab, ein wenig erniedriget, gleichwohl aber unterwarf er ſich ihm, und ließ den Mohalleb wiſſen, daß er auf das ſchleunigſte zu ihm kommen möge. Sie verabredeten mit einander die Art und Weiſe, wie ſie die Azarakiten mit Vortheil angreifen müßten, und brachen bald darnach auf, um ihre Anſchläge auszuführen.

Die Azarakiten werden geſchlagen.

Sie fanden ſie bey der Stadt Ahuaz, bis wohin ſie ſchon fortgerückt waren. Weil Mohalleb wahrnahm, daß die Feinde auf dem nahen Fluſſe eine groſſe Anzahl Fahrzeuge hatten, ſo wollte er ſich derſelben gleich Anfangs bemächtigen; doch die Azarakiten kamen ihm zuvor, und weil ihnen die meiſten von dieſen Fahrzeugen unnütze geworden waren, ſo ſteckten ſie dieſelben in Brand, damit ſich die Trupen des Califen ihrer nicht wider ſie bedienen möchten. Sie zogen ſich hierauf in ihre Verſchanzungen zurück, und hielten ſich bey nahe zwanzig Tage ſtill, ohne, daß es auf einige Weiſe möglich war, mit ihnen handgemein zu werden.

Abdalme-lek. Hegire 72. n.C.G. 691

den. Endlich aber kamen ſie hervor, und ſtellten ſich in Schlachtordnung, da dann eins der blutigſten Treffen vorfiel, als man ſeit langer Zeit geſehen hatte. Nachdem die Azarakiten den Anfall ihrer Feinde mit der äuſſerſten Tapferkeit eine zimliche Weile ausgehalten hatten, wurden ſie zum weichen genöthiget, und bald darauf in völlige Flucht geſchlagen. Man ſetzte ihnen mit einiger Mannſchaft nach, welche alle, die ſie erreichen konnten, ohne Gnade niedermachte, und die übrigen bis über die Perſiſchen Grenzen verfolgte.

Dieſer Sieg und die übrigen Vortheile, welche Abdalmelek nach und nach erhalten hatte, ſetzte ihn endlich in den Stand, auf die Unterdrückung des Abdallah-ebn-Zobeir, welcher von ſeinen Feinden noch einzig und allein übrig war, ernſtlich bedacht zu ſeyn. Dieſer ſtolze Muſelmann erhielt ſich noch immer auf dem Thron zu Mecca, wo er ſich den Titel eines Califen anmaaßte, den er nicht eher als mit dem Leben fahren zu laſſen entſchloſſen zu ſeyn ſchien.

Hejage verlangt die Trupen wider den Abdallah anzuführen.

Abdalmelek brachte alſo alle ſeine Trupen zuſammen, um ſeinen Nebenbuhler anzugreifen, und vertraute das Commando darüber einem ſehr berühmten Manne unter den Arabern, Namens Hejage, welcher wegen ſeiner Beredſamkeit eben ſo berühmt war, als wegen ſeiner Tapferkeit. Er hatte ſich dem Califen zu dieſem Feldzuge ſelbſt angeboten, und wollte für den glücklichen Ausgang deſſelben, zufolge eines Traums, den er gehabt hatte, ſtehen. Mir hat geträumt, ſagte er zu dem Abdalmelek, als hätte ich mich des Sohns des Zobeirs bemächtiget, und zöge ihm die Haut ab. Schicke mich alſo, du Haupt der Gläubigen, wider ihn aus, und ich will mein Leben verlohren haben, wenn ich ihn dir nicht lebendig oder tod liefere.

Abdalmelek.
Hegire 72.
n.C.G. 691.

Die Zuverſicht, mit welcher Hejage wider den Abdallah auszuziehen verlangte, ſchien dem Califen eine glückliche Vorbedeutung zu ſeyn; weswegen er ihm die Anführung der Trupen ohne viel Schwierigkeit vertraute. Hejage machte ſich ſogleich fertig nach Mecca aufzubrechen, und damit er den Einwohnern dieſer Stadt zeigen möge, wie wenig er ſie fürchte, ſo ſchrieb er ihnen in folgenden Ausdrücken:

Deſſen Brief an die von Mecca.

Ich melde euch, daß ich eheſtens eure Stadt belagern werde, und ich will eure Mauren nicht eher verlaſſen, als bis ich Meiſter derſelben ſeyn werde. Ich will euch hören, wann ihr mir billige Vorſchläge thun wollt; denn ich weiß, daß ihr euch unter der Tyranney des Abdallah befindet, welcher mit ſeinem Titel ſterben will, und ſollte es auch

Abdalmelek. Hegire 72. n.C.G. 691

auch unter den Ruinen eurer Stadt ſeyn. Denket auf euer Wohl.

Kurz nach Abgang dieſes Briefes machte ſich Hejage an der Spitze ſeiner Trupen auf den Weg; und Abdallah ſeines Theils hielt ſich gefaßt, ihn aufs beſte zu empfangen. Weil er ihn aber nicht bis in das Gebiete von Mecca wollte kommen laſſen, ſo ſchickte er ihm verſchiedne Geſchwader entgegen, die ihn auf dem Marſch beunruhigen ſollten. Dieſe vorläufigen Unternehmungen fielen für den Abdallah nicht glücklich aus; in verſchiedenen Scharmützeln, die ſich von Zeit zu Zeit ereigneten, wurde zwar auf beyden Theilen viel Tapferkeit angewendet, gleichwohl aber zogen die Trupen von Mecca faſt allzeit den kürzern. Dieſer Vortheile ungeachtet unterließ der Syriſche Feldherr nicht ſeine Armee während des Marſches von den Statthaltern der verſchiednen Provinzen, den Befehlen des Califen gemäß, verſtärken zu laſſen.

Er belagert Mecca.

Endlich erſchien Hejage mit aller ſeiner Macht vor Mecca, und fing dieſen Ort förmlich an zu belagern. Es währte nicht lange, ſo fing man auch mit vieler Wuth an zu ſtürmen, doch ohne Fortgang, weil ſich die Belagerten mit unglaublicher Tapferkeit vertheidigten. Ganzer acht Monate hatten alle Unternehmungen der Syrer einen mißlichen Ausgang, welche endlich über die grauſamen Beſchwerlichkeiten, die ſie auszuſtehen hatten, zu murren anfingen. In der That war auch die Witterung ſo ungeſtüm geworden, daß es die Trupen, die dem freyen Himmel ausgeſetzt waren, nicht länger ausſtehen konnten. Noch weit ärger aber ward es, als ein ſchreckliches Donnerwetter den Sturm vermehrte, verſchiedene Tage nach einander das abſcheulichſte Geraſſel machte, und zwölf Soldaten unter der Armee erſchlug.

Abdalmelek.
Hegire 72.
n.C.G. 691

Die Syrer laſſen den Muth ſinken.

Dieſer Zufall benahm ihnen allen Muth. Sie glaubten, der Himmel erkläre ſich wider ihre Unternehmungen, und der Tod dieſer zwölf Soldaten ſey eine gewiſſe Vorbedeutung des Schickſals, welches ſie alle treffen würde, wann ſie die Belagerung weiter fortſetzten.

Hejage war bey dieſen Umſtänden in ziemlicher Verwirrung; nicht zwar, als wenn er aus Schwachheit den Donner für etwas anders, als für eine bloſſe natürliche Würkung gehalten hätte, ſondern weil er kranke Einbildungskräfte zurechte zu bringen hatte, welches in der That nichts kleines war. Zu allem Glücke ſchlug der Bliz auch in die Stadt ein, und tödtete verſchiedene von denen Leuten des Abdallah. Dieſe Gelegenheit ergrif Hejage, ſeinen Soldaten wieder Muth zu machen. **Ihr ſehet, ſagte er, daß der Donner eben ſo wenig eure Feinde als euch verſchonet. Der ganze Unterſchied iſt dieſer,**

Hejage macht ihnen wieder Muth.

Abdalmelek. Hegire 72. n.C.G. 691

ſer, daß ihr GOtt gehorchet, ſie aber ihm ungehorſam ſind. Dieſe kurze Rede that ihre Würkung, und die Syrer nahmen die Beſtürmungen mit neuen Kräften wieder vor.

Abdallah wird von ſeinen zwey Söhnen verlaſſen.

Was aber das meiſte dazu beytrug, daß ſie ſo muthig wieder auf den Feind loß gingen, war die Nachricht, die ſie von den Mißhelligkeiten, die in der Stadt herrſchten, erhielten. Die Trupen des Abdallah fingen an über zu gehen; ſeine beſten Freunde verlieſſen ihn, und man ſahe ſogar ſeine leiblichen Söhne Hamzah und Hobeid in dem Lager anlangen, die ſich mit dem Hejage in eine Unterhandlung einlieſſen, und ein beſonders Bündniß mit ihm ſchloſſen.

Abdallah wird von ſeiner Mutter aufgerichtet.

Da Abdallah alle ſeine Kräfte bey den Beſchwerlichkeiten einer ſo langen Belagerung erſchöpft hatte, ſo war es kein Wunder, daß er auf einmal höchſt niedergeſchlagen ward, indem er ſich ſo verlaſſen, und ſeinem völligen Untergange ſo nahe ſah. Eine einzige Perſon unterſtützte ihn damals noch, und bemühte ſich ihm Muth einzuſprechen; dieſes war ſeine Mutter, eine wegen ihres Geiſtes, ihres Muthes, und ihrer Frömmigkeit ſehr berühmte Frau. Sie war eine Enkelin des berühmten Califens Abubecker, und hatte ſich beſtändig dem Adel ihres Herkommens gemäß aufgeführt.

Die

Abdalmelek
Hegire 73.
n.C.G.692

Dieſe tapfre Muſelmännin, ob ſie gleich ſchon neunzig Jahr alt war, hatte noch ihr ganzes Herz, und einen gegen alle Zufälle unbeweglichen Geiſt erhalten. Sie hatte faſt beſtändig an den verſchiedenen Vertheidigunsanſtalten zu Mecca Theil genommen; und beſonders hatte ſie ihre Sorgfalt verdoppelt, als ſie die Verzweifelung, welcher ſich ihr Sohn zu überlaßen ſchien, zu bemerken anfing. Sie begleitete ihn bis auf die Wälle der Stadt; ſie ließ ihm Erfriſchungen reichen, und theilte auch unter die Soldaten, die den Sturm abzuſchlagen bemühet waren, dergleichen aus. Ihre Gegenwart, ihr Beyſtand, ihr Rath unterſtützte den Muth der Einwohner lange Zeit; allein der Abfall einer Menge der anſehnlichſten Befehlshaber, die zu dem Feind übergingen, machte, daß Abdallah faſt alle Gedanken verlohr.

Er theilte die grauſamen Umſtände, in welche er ſich gebracht ſahe, ſeiner Mutter mit, und weil er überlegte, daß er mit den wenigen Trupen, die ihm noch übrig waren, kaum noch einige Augenblicke länger dem Feinde widerſtehen konnte, ſo fragte er ſie, ob es nicht beßer gethan ſeyn würde, wenn er die Stadt überlieferte, damit er wenigſtens noch vortheilhafte Bedingungen erhalten möge.

Wider dieſen Anſchlag ſetzte ſie ſich mit aller Gewalt, und gab ihrem Sohne zu überlegen,

Abdalmelek. Hegire 73. n.C.G.692

daß, wenn er ſich, ſein Leben zu retten, ergeben wollte, er ein Spott aller Ommiaden werden würde, deren Hochachtung er nicht anders erlangen könnte, als wenn er bis auf das alleräuſſerſte ſich bey dem einmal gemachten Plan zu erhalten ſuchte. Man muß lieber, ſagte ſie, den Tod wählen, als ſeine Schuldigkeit aus den Augen ſetzen.

Abdallah ſchien plötzlich während der Rede ſeiner Mutter wieder zu ſich ſelbſt gekommen zu ſeyn; und ſobald ſie aufgehört hatte zu reden, verſicherte er ſie mit vieler Lebhaftigkeit, daß die großmüthigen Geſinnungen, die ſie jetzo entdeckt, auch die Seinigen wären; daß er die Welt nie geliebet habe, noch eben ſehr begierig ſey zu leben; und daß er ſich aus keiner andern Urſache, als aus Eifer für die Religion und für die Ehre GOttes wider den Califen von Syrien empört habe. Er fügte hinzu, daß er gänzlich entſchloßen ſey, eher zu ſterben, als einige Friedensvorſchläge von dem Feinde anzunehmen. Er tröſtete hierauf ſeine Mutter wegen eines Zufalls, der ihr ungeachtet der Standhaftigkeit, die ſie bezeugte, dennoch ſehr zu Herzen ginge; er bat ſie aber, ſich nicht ſo ſehr zu betrüben, ſondern nur zu bedenken, daß ſie einen Sohn habe, welcher nie den Weg der Böſen gewandelt ſey, und ſich noch keinen Vorwurf zugezogen habe. **Du weißt es, HErr,** rief er aus, indem er ſich zu GOtt wandte, daß ich nicht zu meiner Rechtfertigung alſo rede; ſondern einzig und allein zur Befriedigung meiner Mutter.

Abdalmelek.
Hegire 73.
n. C. G. 692

Hierauf wollte er ſich ſogleich aufmachen, und auf den Wällen ſeine Thaten und ſein leben zu beſchlieſſen; ſeine Mutter aber hielt ihn zurück, und ſetzte ihm zu ſeiner Stärkung noch einen Trank von Biſam vor. Sie ſagte ihm, wenn er in dem Treffen bliebe, ſo könne er gewis glauben, daß er als ein Märtyrer ſtürbe. Abdallah antwortete ihr, daß ihm der Tod nicht ſchrecklich ſey, und daß er ſich für nichts fürchtete, als nach dem Tode der Beſchimpfung ſeiner Feinde ausgeſetzt zu werden. Sie ſetzte ihm hierauf nichts entgegen, als die Vergleichung: **Wenn das Schaf einmal tod iſt, ſo fühlet es nichts davon, wenn man ihm die Haut abziehet.** Nach dieſen Worten ließ ſie ihn von ſich.

Abdallah wird bey einem Sturm getödtet.

Abdallah zog alſo ſogleich wider den Feind aus; und nachdem er ſeinen Trupen eben den Muth beygebracht hatte, von welchem er ſelbſt belebt ward, ſo that er an ihrer Spitze Wunder der Tapferkeit, über welche die Belagerer erſtaunten. Er tödtete ihrer eine große Anzahl mit eigner Hand, und mit Hülfe ſeiner Trupen gelang es ihm, alle, welche die Wälle erſteigen wollten, zurückzutreiben, und in den Graben zu ſtürzen. Endlich aber zwang ihn

Abdalmelek. Hegire 73. n.C.G.692 doch die Menge der Sturmläufer ſelbſt zu weichen; und indem der Feind Fuß vor Fuß mehr Platz gewann, both er ihm noch lange Zeit die Spitze, und machte noch manchen voll ihm nieder, bis er völlig umringt ward. Doch auch alsdenn noch, da er zu ſeiner Vertheidigung nichts mehr um ſich hatte, als ſeine Lanze und ſeinen Säbel, fand er Mittel eine Weile Obſtand zu halten. Er zog ſich in einen Ort von Mecca zurück, wo er von den Seiten nicht angefallen werden konnte, und ſchlug mit ſolcher Wuth um ſich, daß der Feind ihm unmöglich beykommen konnte. Weil die Syriſchen Soldaten ihn nicht in der Nähe anzugreifen wagten, und auch keine Pfeile mehr hatten, ſie aus der Ferne auf ihn los zu ſchieſſen, ſo brauchten ſie alles wider ihn, was ihnen in die Hände kam. Sie ſchmieſſen Steine und Ziegel in ſolcher Menge auf ihn, daß er unmöglich den Würfen ausweichen konnte. Man verſichert, als dieſer groſſe Heerführer das Blut von ſeinem Kopfe habe herabflieſſen ſehen, ſo habe er ausgerufen: **Das Blut aus unſern Wunden fällt auf unſere Füſſe, und nicht auf unſere Ferſen;** wodurch er noch den Ausdruck eines Arabiſchen Dichters zuverſtehen geben wollen, daß er dem Feinde den Rücken nicht zugekehrt habe.

Endlich, nachdem er ſich noch einige Zeit vertheidiget hatte, muſte er der überlegenen

Abdalmelek.
Hegire 73.
n. C. G. 692

Macht der Syrer unterliegen, welche um die Wette auf ihn los ſtürzten, ihn vollends tödten, und ihm den Kopf abhieben. Den Augenblick meldete man ſeinen Tod dem Hejage, der ſich ohne Verzug zur Erden warf, und GOtt für das Glück ſeiner Waffen dankte.

Auf dieſe Art beſchloß der berühmte Abdallah ſein Leben, nachdem er den Titel eines Califen ganzer neun Jahr in Mecca geführet hatte. Alle Geſchichtſchreiber loben die Gröſſe ſeines Muths; zugleich aber kommen ſie darinnen überein, daß er auſſerordentlich geizig geweſen ſey. Dieſes hat zu einem Sprüchworte Gelegenheit gegeben, welches unter den Arabern ſehr gebräuchlich iſt, nehmlich: **Vor dem Abdallah-ebn-Zobeir weiß man von keinem tapfren Manne, welcher nicht freygebig geweſen ſey.**

Hejage ſtellt die Wallfahrt nach Mecca wieder her.

Der Tod dieſes groſſen Mannes und die Einwohner von Mecca machten dem Califen von Syrien die Eroberung ganz Arabiens gewis. Das Volk, wenige Rebellen ausgenommen, erkannte den Abdalmelek für den rechtmäßigen Califen, und leiſtete ihm, in die Hände des Hejage, den Eid der Treue.

Das ganze folgende Jahr wandte dieſer Heerführer dazu an, daß er das Anſehen des Abdalmeleks immer feſter und feſter gründete; und damit er ihm die Herzen ſeiner neuen Un-

Abdalmelek. Hegire 74. n.C.G.693

terthanen gewinnen möge; ſo ſuchte er ſie auf der Seite der Religion zu faſſen. Er fiel alſo darauf, die Sachen in Mecca wieder auf den Fuß zuſtellen, auf welchem ſie zu den Zeiten des Mahomets geweſen waren. Er ließ in dieſer Abſicht alles niederreiſſen, was Abdallah zu der groſſen Moſchee in dieſer Stadt hatte fügen laſſen, und gab dem ganzen Gebäude wieder die Geſtalt, die es bey Lebzeiten des Propheten gehabt hatte. Dieſe Veränderung machte vielen eifrigen Muſelmännern Vergnügen, und man ſahe die Wallfahrten nach Mecca nunmehr weit anſehnlicher werden, als ſie ſeit langer Zeit geweſen waren. Abdalmelek ſelbſt that eine Reiſe dahin, und ſchien über die Aenderungen des Hejage ſehr zufrieden zu ſeyn.

Dieſer Calif hatte kurz nach der Einnahme von Mecca ſeine Dankbarkeit dieſem Heerführer ſchon erwieſen, indem er zu ſeinem Vortheile die Statthalterſchaften von Hegiaz und Irak mit denen von Choraſſan und Segeſtan verband. Hejage ſeines Theils hatte ſich gegen dieſe Gütigkeit auch erkenntlich gewieſen, indem er alle mögliche Maaßregeln ergriffen, verſchiedene Trupen von Aufrührern, die von Zeit zu Zeit mit gewafneter Hand erſchienen, zum Gehorſam zu bringen. Das einzige, was man ihm vorwarf, war ſeine Grauſamkeit, die er beſonders in Medina verübt hatte, wo

es

ſchien, als ob er entſchloſſen wäre alle Ein-
hner zu vertilgen, oder wenigſtens zu verja-
n. Eben ſo hart verfuhr er mit denen aus
rak und Basrah, die es ſich wider den Ca-
ſen zu empören wagten; und des Geſchreys
nd der verſchiedenen Unternehmungen der Auf-
hrer ungeachtet, war er geſchickt genug, oder
elmehr glücklich genug geweſen, alle Feinde
s Abdalmelek zu unterdrücken.

Abdalmelek.
Hegire 74.
n.C.G.693

Unterdeſſen fanden ſich doch zwey Aufrührer,
e ihm zu ſchaffen genug machten. Der eine
nnte ſich Saleh, und der andere Schebid.
ie hatten ſich mit einander verſchworen den
bdalmelek auf einer Wallfahrt, die er nach
ecca unternommen hatte, umzubringen.
ie begaben ſich alſo unter gleichem Vorwan-
dahin; ſie wurden aber gar bald genöthi-
t, wieder weg zufliehen, weil ſie erfuhren,
ß ihre Verſchwörung entdeckt wäre. Doch
eit gefehlt, daß ſie ihren Entſchluß hätten auf-
ben ſollen, ſo wagten ſie es vielmehr ſich öf-
ntlich wider den Califen zu erklären, brach-
n einige Trupen zuſammen, und fingen mit
mſelben an eine Gegend in Meſopotamien,
elche Provinz damals einen alten Kriegs-
berſten Namens Mervan, zum Statthalter
atte, zu verwüſten.

Hegire 75.
n.C.G.694
Neuer Aufſtand wider den Califen.

Als dieſer Statthalter Nachricht davon be-
mmen hatte, beſchloß er dieſem Unheile zu
euren. Weil er aber erfuhr, daß die Rebel-

Abdalmelek.
Hegire 75.
n.C.G.694

Rebellen nur ſehr wenige Mannſchaft hätten, ſo verachtete er ſie, und ſchickte nur ganz geringe Haufen wieder ſie aus, die zwar noch immer weit ſtärker waren als die Aufrührer, gleichwohl aber ihnen nichts anhaben konnten, weil Saleh und Schebid nicht einen einzigen Soldaten hatten, der nicht zwanzig andere Muſelmänner auf ſich zu nehmen vermögend geweſen war. Die Trupen alſo, die man wider ſie ausſendete, wurden beynahe zugleich geſchlagen, und ihr Anführer ſelbſt blieb in einem Scharmützel. Dieſer Sieg vermehrte bey den Häuptern die Luſt zum Aufſtande; ſie ſtellten neue Werbungen an, und ihre Trupen, die bisher faſt aus lauter Fußknechten beſtanden hatten, waren nunmehr anſehnliche Geſchwader Reuterey vermittelſt der Pferde geworden, die ſie dem Feinde in den letzten Treffen abgenommen hatten.

Hegire 76.
n.C.G.695
Die Rebellen verlieren eine Schlacht.

Hejage ward über die Verwegenheit dieſer Rebellen aufgebracht, und ſchickte unter Anführung des Hareth Alhamdani Trupen wider ſie aus, mit dem ernſtlichen Befehle alles zur Unterdrückung dieſer Parthey anzuwenden. Kaum hatte ſie dieſer Heerführer bey Modbage einem nicht weit von Moſſul, der Hauptſtadt von Meſopotamien, gelegenen Flecken angetroffen, als er ſie ſogleich angrif, und mit ſolcher Heſtigkeit in ſie drang, daß Saleh, einer von den Häuptern, und eine

groſ

Abdalmelek. Hegire 76. n. C. G. 695

groſſe Menge der vornehmſten Officier, bey dem erſten Anfall blieben. Auch Schebid wäre beynahe in dieſem Treffen umgekommen. Er fiel von dem Pferde, und wäre von ſeiner eignen Reuterey zertreten worden, wann ihn einige von ſeinen Leuten nicht glücklich noch der Gefahr entriſſen hätten. So bald er wieder auf dem Pferde war, wandte er alles mögliche an, dem Feinde Obſtalt zu halten, weil er aber ſah, daß ſeine Mannſchaft bey dem erſten Anfalle anſehnlich geſchmolzen ſey, ſo entſchloß er ſich, ſeine Zuflucht in ein verlaſſenes Schloß zu nehmen, welches nicht weit von dem Schlachtfelde entfernt war. Alles dieſes geſchahe in der ſchönſten Ordnung; und die Rebellen hielten ſich ſowohl, daß man es nicht wagte, ſie in dem Schloſſe anzugreifen.

Sie werden in einem Schloſſe umringt, welches man anzündet.

Gleichwohl umſetzte man ſie in dieſem Schloſſe, und nahm ſich vor, ſie daſelbſt umkommen zulaſſen. Alhamdani ließ eine groſſe Menge Holz vor die Thore tragen, und befahl, daß man ſie in Brand ſtecken ſolle, worauf jeder für ſein Theil ein wenig ausruhen könne, weil die Ausgänge des Schloſſes durch das Feuer ſicher genug würden verwahret ſeyn, als daß man von den Rebellen etwas beſorgen dürfe.

Nachdem dieſe Befehle vollzogen worden, ſo waren die Trupen des Alhamdani den ü-

Abdalmelek. Hegire 76. n.C.G. 695

brigen Theil der Nacht auf nichts weiter als auf ihre Ruhe bedacht, und hoften gewiß, daß der Morgen ihnen keinen einzigen von denen, die in das Schloß geflüchtet waren, der Verſicherung ihres Generals gemäß, entkommen werde.

Sie brechen durch, und hauen die Armee des Califen in die Pfanne.

Als Schebid die Gefahr ſahe, die ihm drohete, wenn er nicht das äuſſerſte anwendete, ſich noch dieſe Nacht in Sicherheit zu ſetzen, ſo redete er mit ſeinen Leuten, und vermochte ſie gar leicht, alles mögliche zu verſuchen, um ſich während der Zeit, da ihre Feinde der größten Sicherheit zu genieſſen glaubten, einen Ausgang zu machen. Die Noth vermehrte ihren Eifer, ſo daß ihnen endlich ein Durchbruch gelang, und die Belagerer nicht wenig beſtürzt wurden, als ſie gegen Mitternacht den Schebid und ſeine Soldaten in ihrem Lager ſahen, welche alles, was ihnen unter die Hände kam, auf das grauſamſte niedermetzelten. Alhamdani ließ Lermen blaſen, und brachte einige Trupen zuſammen, dieſe Raſende zurück zuhalten, doch alle, die ihnen widerſtehen wollten, kamen unter dem Schwerdte des Feindes um und der Feldherr ſelbſt bekam einen heftigen Hieb, der ihn zu Boden ſtürzte. Seine Leute kamen ihm noch frühzeitig genug zu Hülfe, daß ſie ihn aus dem Gedränge bringen konnten; und weil er ſich nicht gefährlich verwundet fand, ſo wollte er es noch einmahl verſuchen, den Feind zurück zu treiben; doch auch dieſer neue Angrif diente zu nichts, als daß noch einige tapfere Leute mehr niedergemacht wurden. Die übrigen nahmen die Flucht, und der General mußte es noch für ſein Glück rechnen, daß er ſich mit der Flucht retten konnte.

Abdalmelek. Hegire 76. n. C. G. 695

Dieſer Sieg machte den Schebid noch weit hochmüthiger und kühner, als er geweſen war; und ob ſeine Mannſchaft gleich nicht zahlreich war, ſo glaubte er gleichwohl einem jeden widerſtehen zu können, der ſich ihm in Weg ſtellen würde. Hejage ſelbſt erfuhr es, wie ſehr dieſes Haupt der Rebellen zu fürchten ſey. Als er in eigener Perſon wider ihn auszuziehen unternommen hatte, mußte er ſich zu ſeinem Verdruß bey verſchiedenen Gelegenheiten mißgehandelt und endlich genöthiget ſehen, ſeine Unternehmungen einzuſtellen, bis er neue Verſtärkungen erhalten habe, um dieſem fürchterlichen Feinde den Vortheil aus den Händen zu reiſſen; er zog ſich nach Basrah zurück, und ließ dem Schebid das freye Feld.

Hegire 77. n. C. G. 696 Sie nehmen Cuffah ein.

Dieſer machte ſich die Zeit zu Nutze, und hatte die Verwegenheit mit ſeiner Hand voll Trupen Cuffah anzugreifen. Gleichwohl gelang es ihm ſich des Platzes zu bemächtigen. Hier war es, wo ihn Hejage wieder aufſuchte, nachdem er gnugſame Tru-

Abdalmelek.
Hegire 77.
n.C.G.696
Hejage ſchlägt ſie.

den zuſammengebracht hatte. Er näherte ſich der Stadt mit funfzehn bis ſechszehn tauſend Mann; und Schebid, welcher nicht mehr als ſechs bis ſieben hundert Mann um ſich hatte, war ſo verwegen, ſich ihm in Schlachtordnung entgegen zu ſtellen für dieſe Unbeſonnenheit ward er endlich geſtraft; denn als es zu dem Treffen kam, ſo war es, der Tapferkeit des Anführers und der Unerſchrokkenheit der Soldaten ungeachtet, nicht möglich, einem ſo zahlreichen Heere lange Widerſtand zuhalten. Die Rebellen unter deſſen thaten Wunder der Tapferkeit; doch als Schebid ſeinen Bruder, ſein Weib und ſehr viele von ſeinen herzhafteſten Soldaten vor ſeinen Augen umkommen ſahe, ſo ward er genöthiget mit dem kleinen Ueberreſt die Flucht zu nehmen. Er nahm ſeinen Weg gegen die Perſiſchen Grenzen, und noch im Fliehen hieb er von den Syriſchen Trupen, die ihm ſcharf nachſetzten, mehr als hundert Mann nieder. Er fand aber gar bald neue Schwierigkeiten zu überwinden; denn als er an die Brücke über den Fluß Tigris kam, wollten ihm die Syrer den Uebergang ſtreitig machen. Ob er nun gleich nicht mehr als hundert Mann von ſeinen Trupen übrig hatte, ſo verſuchte er doch mit Gewalt hinüberzukommen, doch da er eben mit dem Feinde auf der Brücke handgemein geworden war, ward ſein Pferd ſcheu, und ſprang mit ihm in den

Schebid erſäuft in dem Tigris.

Fluß

Abdalmelek. Hegire 82. n.C.G.701

Fluß hinab, wo dieſer groſſe Feldherr erſaufen mußte. Nachdem ſein Körper aus dem Waſſer gezogen worden, hieb man ihm den Kopf ab, und ſchickte ihn an den Hejage.

Der Tod dieſes Anführers machte den Unruhen ein Ende, welche die Rebellen ſeit dem Ali in dem Innern des Mahometaniſchen Reichs erregt hatten. Die Völker lebten einige Jahre hindurch ziemlich ruhig; bis in das zwey und achtzigſte der Hegire nehmlich, in welchem ſich neue Streitigkeiten erhoben, die durch den Haß, den Hejage gegen einen Kriegesoberſten, Namens Abdarrahman, hatte, veranlaßt wurden.

Abdarrahman wird zum Statthalter von Irak erklärt.

Hejage, der ſich ihn gerne vom Halſe ſchaffen wollte, ſchickte ihn mit ſehr wenig Truppen aus, mit den Türken in ihrem eigenen Gebiete Krieg anzufangen. Abdarrahman gehorchte; da er aber auf dem Marſche von den übeln Geſinnungen des Hejage gegen ihn geheime Nachricht bekam, ſo theilte er ſie ſeinen Leuten mit, und gab ihnen zu bedenken, daß man ihnen dieſe Probe des Gehorſams aus keiner andern Urſache aufgelegt habe, als um ſie ſämmtlich in dieſem Feldzuge umkommen zulaſſen. So Anführer als Gemeine wurden über den verhaßten Anſchlag des Hejage erbittert, und beſchloſſen ſich zu rächen. Zu dieſem Ende erklärten ſie ſich anfangs, daß ſie ihn nicht länger für den Statthalter von

Irak

Abdalmelek. Hegire 82. n.C.G.701 Er verbindet ſich mit den Türken, und erhält verſchiedene Vortheile über die Türken.

Irak erkennen wollten, ſondern leiſteten dem Abdarrahman in dieſer Würde den Eid der Treue.

Abdarrahman ward über die Bereitwilligkeit ſeiner Trupen entzückt, und marſchirte weiter nach den Türkiſchen Grenzen zu, jedoch in keiner andern Abſicht, als mit dem Regenten des Landes ein Bündniß zu ſchließen. Hierauf kehrte er ſo gleich nach Irak wieder zurück, und machte aus ſeinem Vorſatze, ſich an dem Hejage wegen ſeiner Untreue zu rächen, gar kein Geheimniß. Dieſer bekam von dem Anſchlage des Abdarrahman ſogleich Nachricht, beſchloß ihm vorzukommen, und gieng ihm mit einer ſehr zahlreichen Mannſchaft entgegen. Dieſer Vorſicht ungeachtet, ward Hejage bey dem erſten Anfall geſchlagen; und der Sieger, der ſich dieſen Vortheil zu Nutze machen wollte, warf ſich ſchleunig in die Stadt Basrah, wo er wußte, daß man ſeinen Feind verabſcheue.

Die Einwohner empfingen ihn mit Zurufungen, die für ihn auſſerordentlich ſchmeichelhaft waren; ſie gingen ſo gar in der erſten Hitze ſo weit, daß ſie nicht nur dem Hejage als ihrem Statthalter den Gehorſam aufſagten, ſondern ſo gar den Eid der Treue, welchen ſie dem Califen geſchworen hatten, aufhoben, und dem Abdarrahman an ſeiner Statt die Huldigung leiſteten.

He

Abdalmélek.
Hegire 81.
n.C.G.701

Hejage, der kein Mann war, welcher ſeinem Mitbuhler viel Zeit ſich feſt zu ſetzen laſſen konnte, verſuchte einen zweyten Angrif; doch auch bey dieſem mußte er, wie bey dem erſteren, den kürzern ziehen. Abdarrahman wollte ſich auch dieſen Sieg zu Nutze machen, und begab ſich deswegen zu den Cuffahnern, die er wider den Hejage ſehr erbittert fand, weil ſeine Regierung ein unerträgliches Joch für ſie geworden wär. Die Cuffahner ahmten den Einwohnern von Basrah nach, ſo daß Abdarrahman von beyden Orten auf gleiche Art erkannt wurde. Hejage wollte verzweifeln, daß er ſein Anſehen durch ſo viele über ihn an der Spitze ſeiner Trupen davon getragenen Vortheile vernichtet ſehen ſollte, und beſchloß alſo das äuſſerſte anzuwenden, dieſen ſchimpflichen Verluſt wieder gut zu machen.

Hejage bringt Trupen zuſammen, und ſchlägt ihn.

Er raſte ſo viel Trupen zuſammen, als ihm möglich war. Sein Nebenbuhler that ſeines Theils ein gleiches, und zwar mit einem ungleich glücklichern Fortgange, weil die Härte des Hejage alle Gemüther wider ihn erbittert hatte, ſo daß man ſich viel lieber zu der Fahne des Abdarrahmans ſchlug, welches ein Mann von vieler Leutſeligkeit war, oder wenigſtens zu ſeyn ſchien. Dieſer ſahe ſich alſo gar bald an der Spitze von hundert tauſend Mann, und Hejage würde Mühe gehabt

Abdalmelek. Hegire 82. n.C.G.701 habt haben genug Trupen zuſammen zu bringen, die ſich einem ſo zahlreichen Heere hätten entgegen ſtellen können, wenn ihn nicht Abdalmelek, der nunmehr in dieſen Handel perſönlich mit verwickelt war, anſehnliche Verſtärkungen aus Syrien zugeſchickt hätte, mit welchen er ſich im Felde zeigen durfte.“

Nachdem ſich beyde Armeen auf den Marſch begeben, trafen ſie einander bey einem Flecken, Namens Dairkorrah. Sie fürchten beyde einander viel zu ſehr, als daß nicht jede auf ihre Sicherheit hätte ſollen bedacht geweſen ſeyn. Sie ſuchten beyderſeits ſich für allen Anfälle zu hüten, und umgaben daher ihr Lager mit ſtarken Verſchanzungen. In dieſem Stande blieben die Trupen beynahe drey Monate, obſchon nicht in einer gänzlichen Unthätigkeit, indem faſt kein Tag verging, an welchem nicht zwey Kämpfe, oder blutige Scharmützel vorgefallen. wären, in welchen das Glück auf beyden Theilen ziemlich gleich blieb. Endlich aber ſchlug ein Handgemenge, welches ſich nur unter einzeln Geſchwadern angefangen hatte, indem es immer durch neue Trupen unterſtützt war, zu einem ordentlichen Treffen aus, welches für die Parthey des Abdarrahmans den allerunglücklichſten Ausgang hatte. Seine Trupen wurden in eine gänzliche Flucht geſchlagen. Er bemühte ſich umſonſt, ſie wiede zu ſammlen, und in Ordnung zu bringen, und mußte ſich zuletzt ſelbſt unter die Flüchtigen miſchen, wollte er anders den Händen ſeines Feindes entkommen.

Abdalmelek
Hegire 82.
n. C. G. 701

Er wollte ſeine Zuflucht nach Sahan nehmen, ward aber gar bald von einem Trup Reutern aufgefangen, welche ihm nachgeſetzt hatten. Kaum erfuhr dieſes Zentil, der König der Türken, welcher ſeit dem geſchloſſenen Bündniſſe ungemein viel Hochachtung für dieſen General gefaßt hatte, als er ihn zu befreyen beſchloß, und ſeinen Anſchlag auch glücklich vollbrachte. Sobald Hejage davon Nachricht bekam, ſchickte er Abgeordnete an den Zentil, welche den Abdarrahman zurück fordern mußten, mit einem Bedrohen, daß man im Falle der Weigerung mit der ſiegenden Armee in ſein Land fallen, und alles mit Feuer und Schwerdt verheeren wolle.

Zentil ſahe ſich nicht im Stande, ſo zahlreichen Trupen unter einem Anführer, welcher kein Schonen kannte, zu widerſtehen, und war alſo wegen der Antwort in der größten Verlegenheit. Er wollte ſich einen Mann, wie Hejage, nicht gerne zum Feinde machen; und einen Freund, der ſich in ſeinen Staaten eine Freyſtadt verſprochen hatte, konnte er nicht anders als höchſt ungern ausliefern. In dieſer Verwirrung that Abdarrahman

Abdarrahman bringt ſich ſelbſt um.

Abdalmelek. Hegire 82. n.C.G.701

ſelbſt durch einen verzweifelten Entſchluß den Ausſchlag. Da er ſich alle Augenblicke fürchten mußte, ſeinem Feinde in die Hände zugerathen, welcher ihn bey ſeinem Unglück verhöhnen, und mit dem ſchimpflichſten Tode belegen würde, ſo beſchloß er ſeinem Leben und Elende auf einmal ein Ende zu machen, und ſtürzte ſich von der Höhe des Hauſes herab, welches ihm Zentil zu ſeinem Aufenthalt eingeräumet hatte. Nach dem Tode dieſes Rebellen war der Friede unvermerkt in ganz Arabien wiederhergeſtellt, und alle Völker erkannten den Califen von Syrien einmüthig für ihr Oberhaupt.

Hegire 83. n.C.G.702

Der mit Ehre überhäufte Hejage war nun auf weiter nichts bedacht, als die Früchte des Friedens zu ſchmäcken, und das Anſehen des Abdalmeleks in allen von ſeiner Statthalterſchaft über Irak abhangenden Provinzen immer mehr und mehr zu beſeſtigen. Er ließ an dem Tigris eine Stadt anlegen, der er den Namen **Vaſſet** oder **Vaßit**, welches auf Arabiſch die Mitte heißt, gab; und zwar deswegen, weil ſie würklich zwiſchen Cuffah und Basrah mitten inne liegt.

Hegire 86. n.C.G.705

Abdalmelek genoß das Vergnügen nicht lange den Frieden in allen ſeinen Staaten herrſchen zu ſehen. Er ſtarb in dem ſechs und achtzigſten Jahre der Hegire, im ſechzigſten ſeines Alters, und im zwanzigſten ſeiner Regierung.

Abdalmelek.
Hegire 86.
n.C.G. 705

mng. Ebn-Athir, ein arabiſcher Schriftſteller, erzehlt, dieſer Regent ſey von einer Krankheit befallen worden, welche die Aerzte für tödtlich erklärt hätten, wenn man ihm zu trinken geben würde. Unter deſſen ward der Durſt zuletzt ſo heftig, daß er ihn unmöglich länger aushalten konnte, weswegen er ſeinem Sohne, dem Walid, befahl ihm trinken zu reichen. Walid liebte ſeinen Vater, und wollte ihm alſo, in Anſehung des Verbots der Aerzte, nicht gehorchen; als der Calif hierauf von ſeiner Tochter Fatime ein gleiches verlangte, wiederſetzte ſich Walid; doch Abdalmelek ward zornig, und drohte ſeinem Sohne, ihn zu enterben, wenn er es ſeine Schweſter nicht würde thun laſſen. Walid mußte es alſo geſchehen laſſen, und kaum hatte der Calif das unglückliche Glas Waſſer ausgeleeret, als er den Augenblick darauf in eine Ohnmacht fiel, die ihn kurze Zeit hernach gänzlich hinraſte.

Dieſer Calif erweiterte ſeine Macht weit über die Grenzen ſeiner Vorfahren, ohne gleichwohl die groſſen Eigenſchaften anzuwenden, die er, ehe er zur Krone gelangte, beſeſſen hatte. Abulfeda erzehlt ausdrücklich, dieſer Prinz habe alle ſeine Verdienſte verlohren, als er auf den Thron geſtiegen; allein er hatte das Glück vortrefliche Kriegsoberſten zu haben, durch deren Hulfe alle ſeine

ne

Abdalmelek. Hegire 86. n.C.G.705

ne Unternehmungen einen gewünſchten Au gang hatten.

Man beſchuldigte ihn des allerſchmutzi ſten Geitzes, weswegen er den Zunam **Raſchhol Hejer**, das iſt **Schweis d** **Steins** bekam. Man nennte ihn auch A **bul Zebab, den Fliegen Vater**, und di ſes zwar im gegenſeitigen Verſtande wege der Würkung, die ſein Athem auf dieſ Geſchmeiß hatte: man verſichert nehmlich, ſey ſo unerträglich ſtinkend geweſen, daß d Fliegen, die ſich ſeinen Lippen genähert, gleich davon geſtorben wären.

Er hinterließ vier Söhne, die nach ih regierten, nehmlich Valid, Soliman, ſid und Heſcham. Man erzehlt, das Sch ſal ſeiner Kinder ſey ihm von einem M ſelmanne, Namens Saad, den man einen ſehr geſchickten Traumdeuter gehalte vorhergeſagt worden. Dem Abdalmelek ha te geträumt, als wenn er in dem heiligſt Theile des Tempels zu Mecca gegen di Mauer ſein Waſſer abgeſchlagen, un dieſen Traum hatte er in vier verſchiedenen Näch ten gehabt. Saad alſo, welchen er darübe zu Rathe zog, prophezeyte ihm, daß vier von ſeinen Kindern zu dem Califat gelange würden; und in der That haben ſie auch all viere den Thron beſtiegen.

Dieſer Calif läßt eine

Man behauptet, er ſey der erſte geweſen

welcher unter den Arabern Münze haben ſchlagen laſſen, da man ſich vor ihm bloß der Griechiſchen und Perſiſchen Münzen bedient habe. Die Innſchrift, die Abdalmelek darauf ſetzen ließ, war: Saget, es ſey nur ein einiger GOtt. Dieſes Spruchs hatte ſich der Calif bedient, wenn er an den griechiſchen Kayſer geſchrieben, und gleich darauf hatte er den Namen des Propheten und die Jahrzahl der Hegire geſetzt. Weil dieſe Art zu ſchreiben dem Griechiſchen Kayſer mißfiel, ſo verlangte er von dem Califen, ſie zu ändern, oder gewärtig zu ſeyn, daß man eine Münze ſchlagen würde, auf welcher des Mahomets auf eine Art gedacht werden ſollte, die ihm vielleicht nicht angenehm ſeyn möchte. Abdalmelek ward über dieſe Drohung unwillig, und wollte in dem Formulare ſeines Briefes nichts ändern, ſondern verboth vielmehr die griechiſche Münze, und ließ eine andere ſchlagen, die in ſeinen Staaten umlaufen ſolle. Dieſes alſo war der Urſprung der erſten arabiſchen Münze.

Abdalmelek
Hegire 86.
n.C.G. 705
neue Münze ſchlagen.

* * *

Walid.

Eilfter Calif.

Walid.
Hegire 86.
n.C.G. 705
Eroberung der Araber unter der Regierung des Walid

Walid, der älteſte von den Söhnen des Abdalmelek, folgte ſeinem Vater, und

Valid. Hegire 86. n. C. G. 705

beſtieg ſogleich nach deſſelben Tode den Thron. Dieſer Calif, welcher für ſich ſelbſt nichts gethan hatte, iſt gleichwohl wegen der erſten Eroberung, welche die Araber unter ſeiner Regierung machten, einer von den allerberühmteſten. Dieſe Völker breiteten ſich durch die Meerenge von Gibraltar bis an das atlantiſche Meer aus: ſie kamen nach Europa, und nahmen die mittäglichen Provinzen von Spanien ein. (*) Zugleicher Zeit drangen ſie mit ihren Waffen weiter gegen Morgen, wo ſie den größten Theil von Indien diſſeits des Ganges eroberten; desgleichen auch gegen Norden, wo ſie ſich der Provinzen Chuareſem, Transoxane, Turqueſtan und anderer bemächtigten.

Hegire 88. n. C. G. 707 Catibah bemächtiget ſich der Provinz Chuareſem.

Dieſe letztern Eroberungen hatte man der Tapferkeit des Catibah-ebn-Moslem, eines berühmten Kriegsoberſten zu danken, welcher der erſte war, der mit ſeinen Waffen in Chuareſem eindrang. Er war zum Statthalter von Chorasſan, welches Land an dieſe Pro-

vinz

(*) Al Macin, ein arabiſcher Schriftſteller, erzehlt, daß ſich in dem 83ten Jahre der Hegire ein Feldherr des Valid Andaluſiens und des Königreichs Toledo bemächtiget, und dem Califen die Tafel des Salomo, des Sohnes Davids, welche aus einer Miſchung von Gold und Silber, und aus einer dreyfachen Einfaſſung von Perlen beſtanden, von daher mitgebracht habe.

vinz grenzte, ernennt worden, und nachdem er Anfangs in den ihm untergebenen Orten alles in gute Ordnung gebracht hatte, ſo faßte er den Entſchlus durch die Erweiterung des Arabiſchen Reichs ſeinen Namen zu verewigen.

Walid.
Hegire 88.
n.C.G. 707

Er ging alſo über den Flus Gihon an der Spitze einer furchtbaren Armee, und gelangte ohne viel Hinderniße über die Grenzen von Chuareſem. Von da aber weiter einzudringen, fand er verſchiedene Schwierigkeiten, weil das Volk zu Vertheidigung ſeines Vaterlands die Waffen ergriffen hatte. Doch das Beyſpiel des Catibah vermehrte den Muth ſeiner Trupen, ſo daß die Chuareſiner umſonſt zu wiederſtehen wagten, und ſich gar bald unter das Joch ſchmiegen mußten.

Er dringt in Transoxana ein.

Mit dieſem Siege war Catibah noch nicht zufrieden. Weil er ſahe, daß dieſes Volk der Abgötterey ergeben war, ſo unternahm er, die mahometaniſche Religion bey ihm einzuführen, welches ihm auch gelang. Er ſetzte hierauf ſeine Eroberungen weiter fort, ging über den Oxus, und drang in Transoxanien, einer Provinz von Turqueſtan, ein. Dieſer plötzliche Einfall ſetzte den Magurek, Regenten dieſes Landes, in ſolche Verwirrung, daß er in die Hauptſtadt ſeiner Staaten nach Samarkand fliehen mußte, und nicht einmal Zeit hatte, die zur Vertheidigung nöthigen Trupen aufzubringen.

Walid. Hegire 88. n. C. G. 707. Er belagert Samarkand.

Catibah verfolgte ihn, und wollte dieſen Ort belagern, er konnte aber weiter nichts thun, als ihn blockirt halten, weil er die zum Sturme erforderlichen Maſchinen nicht bey ſich hatte. Er ſchloß alſo die Einwohner ſo ein, daß ſie von auſſen her nicht die geringſte Gemeinſchaft haben konnten. Unterdeſſen wollte er doch an den Orten, die er für die ſchwächſten hielt, einen Angrif verſuchen. Dieſes Unternehmen gelang nicht; die Einwohner vertheidigten ſich ſehr tapfer, und trieben die Araber mit einem anſehnlichen Verluſte zurück.

Dieſe erlangten Vortheile machten ſie übermüthig. Sie ſtiegen auf ihre Wälle, und erzeigten den Belagerern mancherley Beſchimpfungen. Unter andern kam man, und hinterbrachte dem Catibah, daß die Belagerten ſagten, niemand anders als ein Cameelentreiber würde ihre Stadt einnehmen können.

Kaum hatte der General dieſes gehört, als er ſich auf die Knie warf, und GOtt für eine ſo gute Nachricht dankte. Seine Officier wurden darüber ſtutzig, und fragten ihn, was ihm denn in dieſer Spötterey der Belagerten ſo vortheilhaft ſchien? **Mir iſt alſo,** antwortete er, **die Eroberung dieſer Stadt aufbehalten; denn ich erinnere mich, als ich noch jung war, und einen ſehr dummen Kopf zu haben ſchien, ſo ſag-**

ten

an meine Eltern dann und wann zu mir, daß ich zu nichts als zu einem Cameelentreiber taugen würde.

Balid. Hegire 88. n. C. G. 707

Die zuverſichtliche Art, mit welcher ſich Catibah bey dieſem ſonderbaren Zufalle betrug, machte ſeinen Trupen neuen Muth, ſo daß ſie Mittel fanden den Mangel des zu Beſtürmung eines Platzes nöthigen Geräths durch ihre Tapferkeit und Thätigkeit zu erſetzen, und endlich die Einwohner ſoweit brachten, daß ſie zu kapituliren verlangten, um der Plünderung, und dem gänzlichen Untergange ihrer Stadt, die ſich unmöglich länger halten konnte, zu entgehen. Die Uebergabe ward alſo mit Einwilligung des Catibah unter gewiſſen Bedingungen geſchloſſen, und ſie verſprachen einen Tribut von einer Million goldener Denare und drey tauſend Sklaven zu entrichten.

Er führet die mahometaniſche Religion ein.

Weil dieſer Heerführer um die Ausbreitung der mahometaniſchen Religion ungemein beſorgt war, ſo unternahm er es auch, ſie in dieſer Stadt anſtatt des Götzendienſtes einzuführen. Er fing die Einwohner ſelbſt zu unterrichten an, und brachte ſie gar bald dahin, daß ſie ihre Götzenbilder zerbrachen, und den Dienſt eines einzigen GOttes einführten. Er ſetzte ihnen hierauf Imans, die den Saamen der Religion, den er in ihre Herzen geſtreut hatte, zur Reife bringen ſollten; endlich

Valid. Hegire 88. n. C. G. 707.

ließ er auch eine prächtige Moſchee bauen, worinne er ſelbſt den Mahometismus öffentlich lehrte, ſo daß dieſe Völker in kurzer Zeit recht eifrige Schüler des Propheten wurden.

Während der Zeit da die Feldherrn des Valid in den entlegenſten Provinzen das Schrecken ſeiner Waffen und ihre Religion ausbreiteten, war der Calif ſeiner Seits damit beſchäftiget, daß er an verſchiedenen Orten zur Ehre des Geſandten GOttes prächtige Moſcheen aufführen ließ, damit die Gemüther durch die Majeſtät dieſer Gebäude lebendig gerührt werden, und für die Lehre, die man darinne lehrte, deſto gröſſere Ehrerbietung bekommen möchten.

Bey der Moſchee, die er zu Damaſcus bauen ließ, machte er einen würklich königlichen Aufwand, und damit ſie deſto geraumer werden könne, ließ er die Kirche des heil. Johannes des Täufers, welche den Chriſten gehörte, niederreiſſen, und brauchte den Platz zur Erweiterung der Moſchee. Einige Schriftſteller verſichern, daß er den Chriſten vierzig tauſend Thaler geboten habe, wann ſie ihm ihre Kirche abtreten wollten; weil ſie dieſe aber nicht hätten verkaufen wollen, ſo habe er ſie mit Gewalt weggenommen und abbrechen laſſen, ohne ihnen das geringſte dafür zu geben.

Noch unter währendem Baue der Moſchee

Walid. Hegire 88. n.C.G. 707

zu Damaſcus gab er Befehl, auch die in Medina neu zu bauen, welches ihn unſägliche Summen koſtete. Er glaubte, er müſſe zur Zierde einer Stadt nichts ſparen, welche dem Mahomet zum Zufluchtsorte vor ſeinen Feinden gedienet habe, und wo er ſogar geſtorben ſey, nachdem er den Grund zu einer von den gröſten Monarchien in der Welt gelegt hatte.

Mecca, welches der Geburtsort des Propheten war, verdiente gleichfalls die Aufmerkſamkeit des Califen. Er ließ daher einen Plan zu dem Gebäude entwerfen, welches er daſelbſt wollte aufführen laſſen; und nachdem er ihn genau unterſucht hatte, ſchickte er ſeine Baumeiſter dahin, mit dem Befehle an den Abdalaziz, der daſelbſt Statthalter war, ihnen in allem, was ſie zum Baue dieſer Moſchee für nöthig halten würden, zu Willen zu ſeyn.

Man legte ſogleich Hand an das Werk, und riß eine ſehr anſehnliche Menge von Privathäuſern nieder, um einen groſſen viereckigten Platz zu verſchaffen, wo man den Grund zu dieſem Gebäude warf. Ohne allen Widerſpruch konnte ſo etwas nicht geſchehen, beſonders von Seiten einiger alten Muſelmänner, welche es nicht ohne Verdruß anſehen konnten, daß man von der alten Einfalt des Propheten abzieng, und Gebäude nach allen Regeln der Kunſt und des Geſchmacks mit einer Pracht ausführte, die ihnen mit einer bal-

digen

Valid. Hegire 88. n.C.G.707 digen Verzärtlung der Zucht und der Sitten zu drohen ſchien.

Hegire 89. n.C.G.708 Gleichwohl verhinderten dieſe Klagen die Fortſetzung der angefangenen Arbeit nicht, und man ſahe gar bald ſtolze Palläſte anſtatt der baufälligen Hütten, welche die erſten mahometaniſchen Patriarchen bewohnt hatten. Die Beſchreibung, die uns die Geſchichtſchreiber von den vom Valid erbauten Moſcheen hinterlaſſen haben, iſt folgende:

Dieſe groſſen Gebäude machten ein richtiges Viereck, deren äuſſere Seiten mit drey oder vier Reihen von Galerien ſo breit, daß zwey Menſchen neben einander gehen konnten, verzieret waren. Jede von dieſen Galerien wurde von zierlichen Säulen getragen, zwiſchen welchen ſteinerne Erker waren, an welchen man die Bildhauerarbeit eben ſo wenig als an den Geſimſen der Säulen geſpart hatte. An den vier Ecken dieſer Moſcheen waren vier vieleckigte Thürme von einer recht wunderbaren Baukunſt, auf welchen zweymal des Tages ſieben bis acht **Morzins** (*) und gegen die

---

(*) Dieſes waren öffentliche Ausrufer, welche das Volk zum Gebete rufen muſten. Dieſe Gewohnheit iſt noch bis jetzt unter den Mahometanern. Die Thürme, von welchen dieſe Zuſammenrufungen geſchehen, heiſſen **Minarets**.

verſchiednen Gegenden Allah, Allah ꝛc. rieſen. Dieſes war das Zeichen, welches man bey Annäherung der öffentlichen Betſtunden zu geben pflegte, damit man ſich durch das Waſchen und andere geſetzmäßige Ceremonien darzu vorbereiten könne. Von dieſen Moſcheen des Valid hat man faſt zu allen andern, welche die Mahometaner in den folgenden Zeiten haben bauen laſſen, das Muſter genommen.

Valid.
Hegire 89.
n. C. G. 708

Valid ließ es an dem zur Ehre ſeiner Religion aufgeführten Gebäude nicht genug ſeyn, ſondern trug auch zu gleicher Zeit Sorge, die Völker der neu eroberten Länder, welche größten Theils noch in den Finſterniſſen des Götzendienſtes verſenkt waren, unterrichten zu laſſen. So groß aber der Abſcheu war, den er gegen die Heiden hatte, ſo glich er doch bey weiten nicht dem, welchen er gegen die Chriſten, und beſonders gegen die Griechen gefaßt hatte. Er fing gleich Anfangs an den Gebrauch der griechiſchen Sprache zu verbieten, deren man ſich bisher in einem groſſen Theile ſeiner Staaten ſehr häufig bedient hatte, wo man ſie ſo gar in den Schulen lehrte, und zu Verfaſſung der gerichtlichen und andern öffentlichen Schriften anwendete. Kurz darauf kündigte er dieſer Nation den Krieg an, weil ſie ihm durch die Aufnahme der Armenier, die wider ihn aufgeſtanden waren, neue Urſache zum Haſſe gegeben hatte.

Hegire 90.
n. C. G. 709
Abſcheu des Valid gegen die Griechen.

Die

Valid. Hegire 90. n. C. G. 709 Er kündigt ihnen den Krieg an.

Die Trupen dieſes Califen fielen alſo in Griechenland ein, und nachdem ſie verſchiedene Gegenden geplündert hatten, ſo drungen ſie bis in die römiſchen Provinzen, wo ſie ſich nicht weniger ſchlecht verwahrter Plätze bemächtigten. Die Abſicht des Valid war, ſeine Armee nach klein Aſien gehen zulaſſen; ſeine Feldherrn aber brachten ihn durch die Furcht, von dem Feinde überfallen zu werden, davon ab. Die Soldaten übrigens waren mit ſo vieler Beute beladen, daß ſie genug zu thun hatten, wenn ſie dieſelbe nach Syrien bringen wollten.

Hegire 91. und 92. n. C. G. 710 711. und folg.

In dem folgenden Jahre drangen die Muſelmänner in Galatien ein, welches ſie faſt gänzlich verwüſteten, ohne viele Hinderniſſe von Seiten der Griechen, deren Reich ſchon ſeit langer Zeit durch innerliche Unruhen zerriſſen war, anzutreffen. Es ſchien damals, als ob bey ihnen der Thron der Raub des Stärkſten geworden wäre. Derjenige, der ſich deſſen bemächtigte, verübte alle Arten der Grauſamkeit gegen den Prinzen, den er abſetzte, und kurz darauf ward er ſelbſt der Vorwurf eines neuen Eroberers, der ihm die Krone wieder entriß.

Unruhen in dem Griechiſchen Reiche.

Auf dieſe Art war Juſtinianus der zweyte von dem Leontius vom Throne geſtoſſen, und mit abgeſchnittener Naſe ins Elend verwieſen. Leontius kam bald darauf auch an die Reihe, und ward von dem Abſimaro der Crone be-

rau

raubet, der ihn in ein Kloſter einſchlieſſen, und auf eben die Art verſtümmeln ließ, wie er es ſelbſt ſeinen Vorfahren gethan hatte. Endlich gelangte Juſtinian durch neue Umkehrungen wieder auf den Thron, und überließ ſich gänzlich ſeiner wilden Gemüthsart; er verübte gegen ſeine Unterthanen unerhörte Grauſamkeiten, und erſand aus Blutdurſt ſogar für diejenigen neue Straſen, mit welchen er nicht zufrieden ſeyn zu können, Urſache zu haben glaubte. Die meiſten von den Regenten, welche ihm folgten, waren eben ſo groſſe Ungeheuer, welche die Menſchheit beſchimpften, und in der Geſchichte bloß durch ihre Laſter bekannt ſind.

Valid. Hegire 92. n C G 711 und folg.

Dieſes war damals der Zuſtand des Griechiſchen Reichs. Das Volk, welches dem Beyſpiel der groſſen nur allzuleicht folgt, wenn es darauf ankommt, etwas übels zu thun, überließ ſich der Gottloſigkeit, den Wollüſten, und allen Arten von Laſtern. Schon für ſich ſelbſt unfähig ihren Feinden zu wiederſtehen, wandten ſie die Kräfte, die ihnen übrig waren, zu nichts als zu Erhaltung der Partheyen und innerlichen Kriege an, welche die Verwüſtung der Städte und Länder und die Vergieſſung des bürgerlichen Bluts nach ſich zogen. Die Grenzen übrigens waren unbeſetzt, und die dem Feinde am nächſten liegenden Oerter ohne Vertheidigung, ſo daß ſeine Eroberungen einen leichten und offenen Weg ſanden,

Valid.
Hegire 92.
und folg.
n.C.G. 711

den, auf welchem ſie weder durch Belagerungen noch Schlachten aufgehalten wurden.

Dann und wann ſchien es zwar, als ob dieſe Völker, vielleicht durch die Erinnerung ihrer alten Tapferkeit ermuntert, aus ihrer Ohnmacht erwachen, und das Joch derjenigen abſchütteln wollten, welche kühn genug waren, es ihnen mitten in ihrem Lande aufzulegen; allein es war nur immer eine überhingehende Anſcheinung, die ohne Folgen blieb, ſo daß die Muſelmänner, die bey einigen Gelegenheiten; ſo hitzig genug waren, zurückgetrieben worden, doch nicht abgeſchreckt wurden, neue Anfälle zu wagen. Auf dieſe Art fielen ſie das Griechiſche Reich zu verſchiedenen malen an, und erſchütterten es bis in ſeine Grundfeſte, wie man aus der Fortſetzung dieſer Geſchichte ſehen wird.

Die ſchnellen Eroberungen der Muſelmänner unter der Regierung des Valid erwarben dieſem Califen den Beynamen des Siegreichen; nicht als ob er für ſich ſelbſt groſſen Antheil daran gehabt hätte; nein, ſondern er war bloß ſo glücklich, daß ihm lauter Feldherrn dienten, welchen das Glück wohl wollte, und die ſich nach ihrer langen Erfahrung ſo weislich aufzuführen wußten, daß ihnen faſt alle Unternehmungen erwünſcht ausſchlugen. Ihr Ruhm ward der Ruhm des Califen, welcher in den Geſchichtbüchern eben ſo ſehr ge-

prie

prieſen wird, als wenn er ſelbſt in Perſon dieſen Feldzügen beygewohnt, und ihren glücklichen Ausgang durch ſeine Tapferkeit und Einſicht in die Kriegskunſt zuwege gebracht hätte.

Valid. Hegire 96. n.C.G. 715

Was ſeine perſönlichen Eigenſchaften anbelangt, ſo ſind die Geſchichtſchreiber in der Abbildung, die ſie davon machen, nichts weniger als einig. Die ſyriſchen Schriftſteller reden von dem Valid mit den allergrößten Lobſprüchen, und betrachten ihn als einen von den verehrungswürdigſten Prinzen aus dem Hauſe der Ommiaden. Die Araber hingegen mahlen ihn als einen ungerechten, heftigen und grauſamen Mann ab, der des Beynamens, Pharaem Ommiah das iſt. Pharao aus dem Geſchlechte der Ommiaden, als welchen ſie ihm gegeben hatten, vollkommen werth geweſen wäre, indem er alle böſe Eigenſchaften des zu Moſes Zeiten in Aegypten herrſchenden Pharaos an ſich gehabt hätte. Einige nennen ſogar niemals ſeinen Namen, ohne eine Art von Verwünſchung hinzu zu thun, und ſchreiben zum Exempel Valid nam pelid, das iſt, Valid, deſſen Namen verflucht ſey.

Tod dieſes Califen.

Er ſtarb in dem ſechs und neunzigſten Jahre der Hegire, und dem ſiebenhundert und funfzehnten nach Chriſti Geburt, nachdem er zehn bis eilf Jahre regieret hatte. Ali Macin ſagt,

Valid.
Hegire 96.
n.C.G. 715

ſagt, er ſey zu Damaſcus in dem Begräbniſſe der kleinen Pforte beygeſetzt worden. Nach eben dieſem Schriftſteller iſt dieſer Calif von einer anſehnlichen Länge geweſen; ſeine Farbe war ſchwarz braun, das Geſicht von den Blattern ſehr gezeichnet, und die Naſe ſtumpf; ſonſt aber ſahe er nicht übel aus. Seiner Kinder wird nirgends gedacht, wohl aber ſeiner Weiber, deren er, wie man verſichert, drey und ſechzig ſoll gehabt haben.

Unter dieſer Regierung war es, als die chriſtlichen Schriftſteller anfingen den Namen der **Saracenen**, welchen man ſeit Omarn dem I. gemeiniglich nur den arabiſchen Muſelmännern gegeben hatte, allein denjenigen beyzulegen, welche ſich zu der mahometaniſchen Religion bekannten, ſie mochten in Arabien oder Syrien oder andern Ländern wohnen.

Verſchiedene Züge den Hejage betreffend.

Ein Jahr vor dem Tode des Valid verloren die Ommiaden den berühmten Hejage, welcher ſich unter der Regierung des Abdalmelek ihren Feinden ſo ſchrecklich gemacht hatte. Die arabiſchen Schriftſteller ſagen, daß er gleichfals nicht wenig zur Verherrlichung dieſes Califats beygetragen habe; anſtatt aber ſich in die Beſchreibung ſeiner Thaten einzulaſſen, erzehlen ſie weiter nichts, als einige beſondere Züge, welche wenig Einfluß in die arabiſche Geſchichte haben, und zu ſonſt nichts dienen, als daß man den Charakter dieſes groſſen Feldherrn daraus kann kennen lernen.

Wir

Valid
Hegire 96.
n.C.G. 715

Wir haben in dem Leben des Abdalmeleks geſehen, daß Hejage den Glanz ſeiner Siege durch ſeine auſſerordentliche Grauſamkeiten verdunkelt habe. Blut zu vergieſſen war für ihn eine Kleinigkeit; er ſchien ſogar ein Vergnügen daran zu haben, und rühmte ſich, daß er mehr als hundert tauſend Menſchen ums Leben gebracht habe.

Gleichwohl hat dieſer blutgierige Mann, welcher einem jeden, der ſich ihm zuwiderſtehen wagte, ſo fürchterlich war, einige Strahlen der Gnade ſchieſſen laſſen, welche der Menſchheit Ehre bringen.

Man erzählt unter andern, er habe ſich einsmals auf der Jagd verirret; und in der Wüſten einen Araber angetroffen, von welchem er leicht vermuthen können, daß er ihm nicht anders als dem Namen nach bekannt ſeyn würde. Er fragte ihn alſo, um ſich eine Luſt zu machen, wer denn der Hejage ſey, von welchem man ſo viel in dem Lande rede? Ich habe ihn niemals geſehen antwortete der Araber; das aber weiß ich wohl, daß es ein ſehr grauſamer und böſer Mann iſt. Hejage ward ein wenigſtutzig, und ſagte zu ihm: Kennſt du mich denn? Nein, erwiederte der Araber. Lerne alſo, mein Freund, verſetzte Hejage, daß ich eben der Hejage bin, von welchem du ſo übel ſprichſt. Der Araber ward hierüber nichts

Walid. Hegire 96. n.C.G. 714 weniger als beſtürzt, ſondern fragte bloß: **Kennſt du denn mich?** Als es Hejage verneinte, fuhr der Araber fort: **Lerne alſo, daß ich aus dem Hauſe des Zobeir bin, deſſen Nachkommen alle drey Tage im Jahre einen Anfall von Unſinnigkeit haben; und dieſer heutige Tag iſt eben einer von den dreyen.** So grauſam ſonſt Hejage war, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, über ſo ſinnreiche Abfertigungen zu lachen; weit gefehlt, daß er den Araber wegen ſeiner Unbeſonnenheit hätte ſtrafen ſollen, ſo redete er vielmehr ſehr freundlich mit ihm, und fragte ihn, auf welchem Wege er wieder zu ſeinen Leuten kommen könne,

Bey einer gleichen Gelegenheit fand ſich Hejage an dem Ausgange eines Waldes, um welchen ein Hirte ſeine Schaafe auf der Weyde gehen ließ. Weil er im vollen Galop herbey gekommen war, ſo war die Heerde ſcheu geworden, und hatten ſich auf allen Seiten zerſtreuet. Der Hirte gerieth darüber in Wuth, und verfluchte den Reuter, der ihm unter ſeinen Schaafen eine ſolche Unordnung angerichtet hatte. Hejage hörte es; anſtatt aber verdrüßlich darüber zu werden, grüßte er den Hirten, und wünſchte ihm Frieden. Doch der Araber ward von dieſer Höflichkeit wenig gerührt, und antwortete immer im Zorne, daß er ſeines Theils ihm weder Glück noch Frieden

den wünſche. Hejage that, als ob er ihn nicht verſtünde, ſondern bat ihn um einen Trunk Waſſer, weil er auſſerordentlich durſtig ſey. Der Schäfer aber antwortete ihm trotzig: **Wenn du trinken willſt, nicht weit von hier iſt ein Brunnen, wo du dir Waſſer holen kannſt; ich bin weder dein Knecht, noch dein Freund, um dich dieſer Mühe zu überheben.**

Walid.
Hegire 92.
n.C.G. 711

Hejage nahm alles wohl auf, und weil er in der That eine Erfriſchung höchſt nöthig hatte, ſo ging er zu dem Brunnen und trank; alsdann aber kam er wieder zurück zu dem Hirten, und fragte ihn, wen er wohl unter allen Menſchen für den vollkommenſten hielte: **Den Mahomet,** antwortete der Araber, **und wenn du aus Verdruß darüber berſten ſollteſt. Was ſagſt du aber von dem Ali?** Fügte Hejage hinzu: **Man kann nichts ſtarkes genug ſagen,** verſetzte der Hirte, **um die Vortreflichkeit dieſes groſſen Mannes, des Vetters und Schwiegerſohns des Propheten, auszudrücken.** Hejage nahm hierauf wieder das Wort, und ſagte: **Was denkſt du aber von dem Abdalmelek?** (Dieſer Calif regierte damals noch) **und von dem Hejage, ſeinem Statthalter in beyden Arabien?** Der Araber ſchien hier ein wenig betroffen, er faßte ſich aber doch bald wieder, und antwortete, daß er

Walid. Hegire 92. n.C.G. 711

den Abdalmelek für einen ſehr böſen Regenten halte. **Und warum denn?** ſagte Hejage. **Weil er uns,** erwiederte der Hirte, **den allerſchlimmſten Mann, der unter der Sonnen ſeyn kann, zum Statthalter gegeben hat.**

Indem er noch ſo redete, flog ein Vogel über ſie weg, auf deſſen Flug und Geſchrey der Araber mit ſeinen Scheltworten inne hielt, den Hejage genau anſahe, und ihn fragte, wer er wäre? Dieſer erſtaunte, und wollte die Urſache ſeiner Neugierde wiſſen. **Das Geſchrey dieſes Vogels,** ſagte der Hirte, **lehrt mich, daß nicht weit von hier ein Trup Leute ſeyn muß, deren Anführer du vielleicht biſt.** Er ſahe wohl, daß er ſich nicht betrogen habe; denn in dem Augenblicke erſchien das Gefolge des Hejage, und ein jeder bemühete ſich ihm ſeine Freude über die Wiederfindung ſeines Hauptes zu erkennen zu geben. Er machte ſich hierauf ſogleich fort, und führte den Hirten mit weg, welcher es nunmehr merkte, gegen wen er ſo frey geſprochen habe, und deswegen dieſer Reiſe ſehr gerne überhoben geweſen wäre, wenn er nicht hätte gehorchen müſſen.

Den Tag darauf ließ ihn Hejage zur Mittagsſtunde vor ſich kommen, und nöthigte ihn, ſich mit ihm zu Tiſche zu ſetzen. Er gehorchte; ehe er ſich aber niederließ, that er ein ſehr

Walid. Hegire 92. n.C.G. 711

nderbares Gebet; denn anſtatt der Formel, eren ſich die Muſelmänner bey Tiſche bedien: n, ſagte er: **GOtt gebe, daß ich von ieſer Mahlzeit ſo glücklich wieder aufſtehen möge,, als ich mich dazu hinetze.**

Dieſes Gebet ward bemerket, allein Hejage hat nicht, als ob er es verſtanden habe. Während dem Eſſen fragte er den Araber, ob er ich der Unterredung, die ſie geſtern mit einander gehabt hätten, erinnere? Dieſe fürchterliche Frage machte bey dem Araber einen ſtarken Eindruck, und er fing an zu befürchten, ieſes Mahl, wobey er ſoviel Ehre genoſſen, erde für ihn ein trauriges Ende nehmen. Hejage fügte ſogleich hinzu: **Du mußt den Augenblick eines von beyden wählen; entweder du mußt mich für den Statthalter der Provinz erkennen, und in meinen Dienſten bleiben, oder ich ſchicke dich an den Abdalmelek, und laſſe ihm deine Geſinnungen gegen ihn entdecken.**

Weil der Araber durch den Vorſchlag des Hejage, in ſeine Dienſte zu treten, wieder Muth bekommen hatte, ſo nahm er denjenigen freyen Ton wieder an, welchen er bey der erſten Unterredung gebraucht hatte, und ſagte ganz lachend: **Ich wüßte doch noch ein drittes, welches beſſer wäre, als alles beydes, das du mir vorſchlägſt; dieſes**

Valid. Hegire 92. n.C.G. 711

nemlich, wenn du mich wieder dahin ſchickteſt, wo du mich weggenommen haſt, ſo daß wir einander niemals mehr zu ſehen bekämen. Hejage ſchien mit dieſer unverſtellten Antwort ſo wohl zufrieden zu ſeyn, daß er den Augenblick in die Abreiſe des Hirten willigte; er ſchickte ihn wieder zurück, und ſchenkte ihn, noch zehen tauſend ſilberne Drachmen.

Ein Zug einer faſt ähnlichen Standhaftigkeit rettete auch einem Officier das Leben, welchen dieſer General nebſt verſchiednen andern, die man auf der Flucht der Armee des Abdarrahmans zu Gefangnen gemacht hatte, wollte hinrichten laſſen. Weil dieſe Hinrichtung nach ſeiner grauſamen Gemüthsart vor ſeinen Augen geſchehen mußte, ſo war einer von den Gefangnen, der mit ihm zu ſprechen verlangte. Als es ihm Hejage erlaubt hatte, ſo redet der Officier folgender Geſtalt: **Es wäre höchſt billig, Hejage, wenn du mir Gnade wiederfahren lieſſeſt; denn ich beſinne mich, daß als Abdarrahman dich eines Tages verfluchte, und mit vieler Verachtung von dir redete, ich ihm vorſtellte, er habe Unrecht; und von dieſem Augenblicke an ſind wir beſtändig einander zuwider geblieben.**

Als ihn Hejage fragte, ob er ſein Vorgeben durch einen Zeugen beſtärken könne, ſo nennte

ihm

Walid. Hegire 92. n.C.G. 711

ihm der Officier einen Gefangnen, welcher zu gleicher Todesſtrafe verdammet war. Der General ließ ihn vor ſich kommen, und nachdem er ihn abgehört hatte, ertheilte er jenem die geſuchte Gnade. Zugleich aber fragte er den Zeugen, ob er nicht etwa auch zu ſeiner Vertheidigung etwas geſprochen habe, als Abdarrahman die heftigen Scheltworte wider ihn ausgeſtoſſen? Dieſer fuhr fort ein Zeugniß nach der Wahrheit abzulegen, und hatte das Herz ihm zu antworten, daß er es nicht für nöthig gehalten habe. **Und warum denn nicht?** antwortete Hejage ziemlich aufgebracht. **Weil ich**, antwortete jener ganz ſtandhaft, **damals dein Feind war.** Dieſe freye Antwort gefiel dem Generäle dermaſſen, daß er ihm ſowohl wie dem andern das Leben ſchenkte.

Man könnte noch viel andere Züge anführen, die dem Hejage Ehre machen; derjenigen aber iſt eine weit gröſſere Anzahl, die ſein Gedächtniß durch die unerhörte Grauſamkeiten ſchänden, welche er ſowohl bey der Armee als in der Statthalterſchaft verübte, ſo daß er überall, wo er zu gebieten hatte, weit mehr gefürchtet als geliebet ward.

Er behielt ſeine wilde Gemüthsart bis an ſeinen Tod. Man erzählt, er habe in ſeiner letzten Krankheit einen Sterndeuter zu ſich kom-

Walid.
Hegire 92.
n.C.G.711

kommen laſſen, um von ihm zu erfahren, ob er durch ſeine Kunſt nicht entdecken könne, daß vielleicht ein groſſer Kriegsheld bald ſterben müſte. Nachdem der Sterndeuter einige Augenblicke nachgeſonnen hatte, antwortete er ihm, daß ein berühmter General, Namens Kelaid, unverzüglich ſterben werde. Ha! ſchrie Hejage, das bin ich alſo; denn in meiner Kindheit hat mich meine Mutter ſo genennt. Anſtatt daß ihn der Sterndeuter hätte zufrieden ſtellen ſollen, ſo beſtärkte er ihn vielmehr, und verſicherte ihm bey der Gewißheit ſeiner Kunſt, daß er von dieſem Lager nicht aufkommen werde. Hejage gerieth darüber in Zorn, und ſagte: Ich traue deiner Geſchicklichkeit ſo viel zu, daß ich dich auch in jener Welt um mich zu haben wünſche; ich will dich alſo immer voran ſchicken, damit ich dich gleich bey meiner Ankunft finde. Er befahl hierauf würklich, ihm den Kopf abzuſchlagen, welches den Augenblick geſchah.

Tod des
Hejage.

Kurz darauf ſtarb er ſelbſt in einem Alter von noch nicht vier und funfzig Jahren. Dieſer Tod fällt in das fünf und neunzigſte Jahr der Hegire, und in das ſieben hundert und vierzehnte nach Chriſti Geburt.

Soliman.

Zwölfter Calif.

Soliman. Hegire 97. n.C.G. 716

Nach dem Tode des Walid beſtieg Soliman-ebn-Abdalmelek, ſein Bruder, den Thron, und zeigte gleich Anfangs ſo viel Gnade und Menſchlichkeit, daß er den rühmlichen Zunahmen **Meſtah-al-kair**, das iſt **Haupt des Guten** oder **der Güte** dadurch erwarb. Er ließ die Thüren der Gefängniſſe öfnen, und gab allen, die wegen Schulden oder unglücklicher Zufälle geſeſſen hatten, die Freyheit wieder. Er erzeigte dieſe Gnade, ohne daß jemand ſich darü[illegible] zu beklagen Urſache finden konnte. Denn die Schulden ließ er aus ſeinem eignen Schatze bezahlen, und die übrigen Händel legte er ſo bey, daß jeder damit zufrieden war.

Soliman thut ſich bey ſeiner Gelangung zum Throne durch ſeine Gnade hervor.

Dieſer durch ſein gutes Herz ſo berühmte Calif ſtand nicht weniger wegen der Eigenſchaften ſeines Geiſtes, und wegen ſeiner Beredſamkeit in Anſehen. An dem Tage ſeiner Ausrufung hielt er eine Rede, die ſo ſchön und edel war, daß ſie aller Beyfall erlangte, und daß man ſich in Zukunft nichts geringes von einem ſo vollkommenen Prinzen verſprechen zu können glaubte.

Die Folge ſtimmte mit dieſem glücklichen Anfange vollkommen überein, und der neue Calif ließ in ſeiner ganzen Aufführung eine nicht gemeine Gröſſe der Seelen, eine aufrich-

Er ſetzt verſchiedene Statthalter in den Provinzen ab.

Soliman. Hegire 97 n.C.G.716

richtige Zuneigung gegen ſeine Unterthanen, und eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf das Beſte des Reichs ſehen. Unter den vorhergehenden Califen waren die meiſten Statthalter der Provinzen nichts als Blutſauger, die ſich von dem Blute der Unglücklichen nährten. Soliman half dieſem Unheile ſchleunigſt ab. Er entſetzte diejenigen ihres Amtes, die deſſelben unwerth waren, und er gab ihre Stellen ſolchen Männern, die weder von dem Ehrgeitze noch von dem Eigennutze geplagt wurden, und keinen andern Zweck hatten, als die Ehre des Regenten und das Glück der Völker.

Er läßt Conſtantinopel belagern.

Zugleich ſuchte er den Anſchlag wieder vor, gegen die Griechen auszuziehen, und ſie in ihrer eigenen Hauptſtadt Conſtantinopel anzugreifen. Er ließ zu dieſer Abſicht eine erſtaunliche Anzahl Schiffe ausrüſten, und zweymal hundert tauſend Mann überſetzen, die in Thracien eindrungen, und vor Conſtantinopel rückten. Während der Zeit man es zu Lande belagerte, erſchienen funfzehen hundert arabiſche Schiffe, die mit allen Arten von Proviant und Kriegsgeräthe beladen waren, in dem Geſichte der Stadt, und benahmen ihr alſo auch von der Weſterſeite alle Hofnung zur Hülfe. Die Saracenen machten ſich auch ſchon gefaßt, auf dieſer Seite einen Sturm auf die Stadt zu wagen; doch eben als

ſie

Soliman.
Hegire 97.
n. C. G. 716

ſie ſich darzu vorbereiteten; ließ Leo Iſaurus, welcher damals auf dem griechiſchen Throne ſaß, eine Anzahl Branders, die mit griechiſchen Feuer angefüllt waren, unter die ſaraceniſche Flotte treiben, die dadurch in die greulichſte Verwirrung geſetzt ward. Die Muſelmänner, welche die ſchrecklichen Würkungen dieſes Kunſtfeuers, das alles, was es antraf, auch mitten in den Fluthen ergriff, nicht kannten, wurden auſſerordentlich beſtürzt, als ſie verſchiedene von ihren Schiffen in einem Augenblicke von den Flammen verzehrt ſahen.

Kaum hatten die Trupen, die zu Lande den Angriff wagten, das ihrer Flotte zugeſtoſſene Unglück erfahren, als ſie die Belagerung auf einmal aufgaben, in die noch übrigen Schiffe eilten, und ſich auf das ſchleunigſte zu retten ſuchten, weil noch einige Hofnung, ſich in Sicherheit zu ſetzen, übrig war. Sie zogen ſich in den thraciſchen Bosphorus, und von da in den Hafen von Salerno, in welchem ſie überwinterten. Allein zur Fortſetzung des Unglücks, welches die Muſelmänner in dieſer Unternehmung zu verfolgen ſchien, ward die Witterung ſo unerträglich, daß in den drey Wintermonaten durch die auſſerordentliche Kälte und durch den häufigen Schnee, mit welchem die ganze Zeit über das Land bedeckt war, der größte Theil der muſelmänniſchen Armee umkam.

So:

Soliman. Hegire. 98. n.C.G. 717

Soliman ſchickt eine zweyte Flotte, welche zu Grunde gerichtet wird.

Soliman ließ ſich dieſes im geringſten nicht abſchrecken, ſondern machte neue Anſtalten, um das folgende Jahr Conſtantinopel einzunehmen, ſo viel Widerſtand er auch finden möchte. Die muſelmänniſche Armee ging alſo mit einer beträchtlichen Anzahl groſſer Schiffe, die eine Menge kleiner Fahrzeuge nach ſich führte, zur See, und nahm ihre Straſſe nach Conſtantinopel. Dieſe zweyte Unternehmung ſchlug noch unglücklicher aus, als die erſte. Der Kayſer Leo, dem das Glück des vorigen Jahres Muth gemacht hatte, ließ eine groſſe Menge Branders, die ihm ſo gute Dienſte gethan hatten, ins Meer ſetzen, und machte ſich gefaßt, um dieſe neue Ausrüſtung in die Aſche zu legen. Die Elemente ſelbſt ſchienen den Griechen beyzuſtehen. Kaum war die Saraceniſche Flotte unter Segel gegangen, als ſie von einem ſchreckliche Sturme überfallen ward, in welchem alle groſſe Schiffe an der Thraciſchen Küſte ſcheiterten. Die kleinern Fahrzeuge entkamen zwar mit Mühe und Noth dem Ungewitter, doch eben da ſie ſich in Sicherheit ſetzen wollten, wurden ſie von den griechiſchen Schiffen angetroffen, die ſie theils verbrannten, theils mit fortſchleppten, und alle Muſelmänner, die man darauf fand, wurden ohne Barmherzigkeit niedergemacht.

Dieſer unglückliche Zufall verurſachte dem Califen einen tödtlichen Verdruß, und ſtürzte ihn in eine Traurigkeit, die ihn ins Grab brachte. Die Einnahme von Conſtantinopel war der einzige Gegenſtand ſeiner Wünſche; und er hatte ſich dieſe Eroberung ſo feſte in den Kopf geſetzt, daß er den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen in andern Gegenden für nichts achtete.

Soliman. Hegire 98. n. C. G. 717

Yeſid-ebn-Mahaled, einer von ſeinen berühmteſten Heerführern, hatte ſich von Georgien, einer Provinz des alten Hyrcanien, Meiſter gemacht. Nachdem er dieſe Völker unters Joch gebracht, ließ er eine anſehnliche Mannſchaft darinne, um ſie in der Unterthänigkeit zu erhalten; er drang hierauf in Tabareſtan ein, und wollte ſich auch dieſe Provinz unterwürfig machen, welche zweyte Unternehmung aber Anfangs ſehr unglücklich war. Akſchid, welches der Regente dieſes Landes war, kam ihm entgegen, und lieferte ihm ein Treffen, deſſen Ausſchlag völlig für ihn war. Kaum hatten die Völker in Georgien die Niederlage des Yeſid erfahren, als ſie ſich empörten, und alle Muſelmänner in die Pfanne hieben, welche der General bey ihnen zur Beſatzung gelaſſen hatte. Yeſid, der über dieſe Empörung erbittert worden, beſchloß ſich deswegen auf die grauſamſte Art zu rächen, und machte mit dem Akſchid Friede. Dieſer, welcher nichts mehr verlangte, als die Saracenen von ſeinen Staaten ſo weit als möglich entfernt

Die Muſelmänner machen ſich Meiſter von Georgien.

Soliman.
Hegire 97.
n.C.G.717

zu wiſſen, willigte in die Vorſchläge des Yeſid, und machte ihm noch dazu anſehnliche Geſchenke, ſo wie er ſie einem ſiegenden Feinde hätte machen können. Er gab ihm ſehr viel Silber, eine groſſe Menge Safran, und vier hundert Sclaven, deren jeder ihm einen prächtigen Turban von ſeidenem Stoffe auf einem ſilbernen Teller überreichte.

Als Yeſid von Seiten dieſes Prinzen nichts mehr zu beſürchten hatte, marſchirte er nach Georgien wieder zurück, und both den Rebellen ein Treffen an. Dieſes anzunehmen wollte ihr Haupt, Namens Marzaban, nicht wagen, ſondern zog ſich vielmehr in einen feſten Ort, wo er die Trupen des Yeſid aufzureiben gedachte, wann ſie ihn etwa belagern ſollten; doch der Ausgang kam mit ſeiner Hoſnung nicht überein. Der Saraceniſche General berennte den Platz, und fing kurz darauf an, ihn mit ſolcher Wuth zu beſtürmen, daß er in weniger Zeit Meiſter davon ward. Er ließ ſogleich alle diejenigen mit dem Tode beſtrafen, die den meiſten Antheil an dem Aufſtande gehabt hatten. Marzaban und ſeine vornehmſten Officires wurden auf der Stelle gehangen, und vier tauſend von den Uebelgeſinnteſten muſten über die Klinge ſpringen.

Die Unterwerfung dieſer Provinz, und verſchiedene andere Vortheile, welche die Muſelmänner in dieſer Zeit davon trugen, hatten vielleicht den Verdruß ein wenig vermindern können, welchen das mißlungene Unternehmen gegen Conſtantinopel dem Califen verurſacht hatte; doch das Unglück, welches ihn damals betraf, daß er ſeinen Sohn Ajub, gegen welchen er eine auſſerordentliche Zärtlichkeit hatte, verlohr, erneuerte ſeinen alten Schmerz, und ſtürzte ihn wieder in eine Niedergeſchlagenheit, von welcher er es ſelbſt voraus merkte, daß ſie unheilbar ſeyn würde.

Soliman. Hegire 97. n.C.G. 715

Von der Zeit an dachte er an die letzten Einrichtungen, die er noch vor ſeinem Ausgange aus der Welt zu machen habe; und weil ihm die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen immer am meiſten am Herzen gelegen hatte, ſo ernennte er ihnen bey Zeiten einen Califen, welcher eben ſo gut gegen ſie möge geſinnet ſeyn, als er es von jeher geweſen war.

Soliman ernennt den Omar zu ſeinem Nachfolger.

Da Soliman keinen männlichen Erben hinterließ, ſo hätte die Krone natürlicher Weiſe auf den Yeſid, ſeinen Bruder, und gleichfalls einen Sohn des Abdalmelek, kommen ſollen; doch weil er bemerkt hatte, daß dieſer Prinz die vornehmſten Eigenſchaften, die einen guten Regenten machen, und ihm die Hochachtung ſeiner Völker erwerben, noch nicht habe, ſo ſtand er nicht einen Augenblick an, ihn von dem Thron auszuſchlieſſen, und ernennte den Omar-ben-Abdalazis, ſeinen leiblichen Vetter, an ſeine Stelle.

Soliman. Hegire 98. n.C.G.717 Dieſe Ernennung geſchahe nicht öffentlich; und man wußte ſogar eher nichts davon, als nach ſeinem Tode. Kurz ehe er ſtarb, ließ er ſeinen Vezir den Rhagia zu ſich kommen, und befahl ihm, in ſeiner Gegenwart wieder zu ſchreiben, daß er nach angeſtellter reifen Ueberlegung der gemeinen Wohlfahrt zuträglich zu ſeyn erachtete, den Omar=ben=Abdalazis zu ſeinem Nachfolger zu ernennen; er glaube, daß dieſer des Thrones am würdigſten ſey, und wolle, daß Yeſid erſt nach ihm zu dem Califat gelangen ſolle.

Er unterzeichnete dieſe Schrift, und ließ ſie in ſeiner Gegenwart verſiegeln. Damit er aber deſto gewiſſer ſeyn möge, daß man ſeine Eintichtung unverändert laſſen werde, ließ er die vornehmſten Muſelmänner bey ſich verſammeln, und fragte ſie, ob ſie es zufrieden wären, daß er ihnen einen Nachfolger ernenne, deſſen Namen er aber nicht eher, als nach ſeinem Tode bekannt machen wolle. Sie lieſſen ſich insgeſammt den Vorſchlag des Califen gefallen, und gelobten ihm endlich an, daß ſie denjenigen für ihr Oberhaupt erkennen wollten, den er ihnen dazu zu ernennen, für gut befinden werde.

Tod des Soliman. Soliman überlebte dieſe Anſtalten nicht lange; er ſtarb zu Marbek, einer Stadt in Syrien, in dem fünf und vierzigſten Jahr ſeines Alters, und ohngefehr in dem dritten ſeiner Re-

Soliman.
Hegire 98.
n.C.G. 717

gierung. Einige Schriftſteller ſchreiben ſeinen Tod einem ſehr heftigen Seitenſtechen, andere aber einer Unverdaulichkeit zu. Die letztere Meynung ſcheinet deswegen die gegründetſte zu ſeyn, weil ſie am beſten mit der Gefräßigkeit übereinſtimmt, die dieſem Regenten von allen Geſchichtſchreibern beygeleget wird, und von der man ſo ziemlich unwahrſcheinliche Dinge erzehlt.

Einige verſichern zum Exempel, daß er manchmal zum Frühſtücke ſo viel, als drey gebratene Schöpskeilen ausmachen, gegeſſen, und zu Mittage gleichwohl noch mit den Groſſen ſeines Reiches eine recht gute Mahlzeit gehalten habe. Ueberhaupt iſt man darinne einig, daß er des Tages mehr als hundert Pfund Fleiſch verzehren können.

Man ſchildert dieſen Califen als einen Mann von anſehnlicher Länge, und ſehr guten Mine; von weiſſem Geſichte, von ziemlich geſchlanken Leibe, dabey aber ein wenig hinkend. Was die Eigenſchaften ſeines Herzens und ſeines Geiſtes anbelangt, ſo ertheilen ihm alle Geſchichtſchreiber einmüthig die gröſten Lobſprüche, und betrachten ihn als einen von den gröſten Regenten des muſelmänniſchen Reichs, welcher ſich die Wohlfahrt des Staats und das Glück ſeiner Völker beſonders habe laſſen angelegen ſeyn:

Soliman. Hegire 99. n. C. G. 718

Unter die Regierung dieſes Prinzen ſetzt man den Urſprung der Barmeciden, einer Familie, die nun in der Geſchichte der Califen bald mit vielem Glanze erſcheinen wird. Was man von dem Anfange dieſes Hauſes unter den Muſelmännern erzählt, iſt folgendes. Ein Perſer, Namens Giafar, der aus dem Geſchlechte der alten Könige von Perſien entſprungen war, hatte ſich während der bürgerlichen Kriege, die ſein Vaterland zerrütteten, aus demſelben fortgemacht, war nach Damaſcus gekommen, und hatte den Soliman um eine Zuflucht in ſeinen Staaten erſucht. An dem Tage, da er ihm vorgeſtellt ward, änderte der Calif plötzlich ſeine Geſichtsfarbe, und befahl ihm, ſich ſchleunig zu entfernen, weil er vermuthete, daß er Gift bey ſich habe. Soliman hatte dieſes durch Hülfe zweyer Steine gemerkt, die er in einem Armbande zu tragen pflegte, und die allezeit mit einem kleinen Geräuſche an einander ſtieſſen, wenn ſich jemand dem Califen mit Gifte näherte.

Giafar ſeines Theils war über den Unwillen des Califens, und über deſſen Befehl ſich zu entfernen, ſehr erſchrocken. Er erfuhr aber gar bald durch die verſchiedlichen Bewegungen, die bey Hofe vorfielen, daß jemand bey dem Califen Audienz gehabt habe, von dem man vermuthe, daß er Gift bey ſich getragen.

Soliman.
Hegire 99.
n. C. G. 718

gen. Er war hierauf der erſte, welcher den Hof aus aller Beſtürzung zog, indem er entdeckte, daß es ganz und gar nicht auf das Leben des Califen angeſehen ſey; er ſelbſt habe ſeit den letzten in ſeinem Vaterlande entſtandenen Empörungen beſtändig Gift bey ſich getragen; weil er ſchon längſt geſehen, daß man ihn mit einem ſchimpflichen Tode drohe, ſo habe er ſich der Grauſamkeit ſeiner Feinde zu entziehen geſucht, und ſich einen Ring machen laſſen, unter deſſen Steine ein ſolch ſubtiles Gift verwahrt ſey, daß er nur ein ganz klein wenig daran ſaugen dürfe, um auf der Stelle des Todes zu ſeyn, und ſeinen Feinden alſo das Vergnügen zu berauben, ihn nach Gutdünken zu ermorden.

Dieſe Entdeckung beruhigte den ganzen Hof. Giafar erſchien wieder vor dem Califen, und hatte nach der Zeit an der Vertraulichkeit dieſes Prinzen groſſen Antheil. Soliman machte ſich verſchiedene gute Rathſchläge, die er ihm ertheilte, zu Nutze. Unter andern Einrichtungen, die er in dem muſelmänniſchen Reiche machte, bewog er auch den Califen, eine Münze ſchlagen zu laſſen, die weit weniger Zuſatz habe, als die, welche in ſeinen Staaten im Gange war. Er befahl alſo alle Münzſorten umzuſchmelzen; Giafar bekam die Aufſicht darüber, und in kurzem war alles Geld ſo rein, daß man in den nachfolgenden Zei-

Soliman. Hegire 99. n.C.G. 718 Zeiten zwar eben dieſe Verrichtung wiederhohlte, niemals aber ſie zu eben dem Grade der Vollkommenheit bringen konnte.

Da Giafar oft Gelegenheit hatte bey Hofe die Unruhen in ſeinem Vaterlande, und die unglücklichen Umſtände zu erzählen, in die er oft gebracht worden, ſo daß er beynahe zu dem Saugen ſeines giftigen Ringes die Zuflucht hätte nehmen müſſen, ſo bediente er ſich ſehr häufig des Worts **Barmek**, welches in der Perſiſchen Sprache **ſaugen** heißt. Die oftmalige Wiederhohlung deſſelben bewog die Syrer einen Zunamen für den Giafar daraus zu machen, ſo daß ſie ihn gemeiniglich **Giafar Barmeki** nennten. Daher ſind auch ſeine Nachkommen und überhaupt alle von ſeiner Familie, die ſich in Syrien niederzulaſſen kamen, **Barmekiden** genennet worden. So wenigſtens wird dieſer Umſtand von dem **Tavarik**, einem arabiſchen Schriftſteller, erzählt.

Omar der II.

Dreyzehenter Calif.

Omar II. Hegire 99. n.C.G. 718 Sobald die Nachricht von Solimans Tode richtig war, ſo berufte der Vezier Rhagia die Verſammlung der vornehmſten Herrn des muſelmänniſchen Reichs zuſammen, und überreichte ihnen die Acte, welche ihm der verſtorbene

bene Calif in Verwahrung gegeben hatte. Man laß ſie vor, und den Augenblick wurde Omar-ben-Abdalazis, den Soliman zum Calif ernennt hatte, einmüthig ausgerufen. Man ſetzte ihn auf den Thron und leiſtete ihm den Eyd und die Feyerlichkeiten, welche man ſeiner neuen Würde ſchuldig war.

Omar II. Hegire 99. n.C.G. 718

Omar iſt in ſeiner Aufführung ganz ſchlecht weg.

Omar gab gleich in den erſten Augenblicken nach ſeiner Erhebung Proben von ſeiner Liebe zu einem von allem Prunk und Weitläuftigkeiten entfernten Weſen. Er beobachtete eine Aufführung, die derjenigen ganz entgegen geſetzt war, welche die erſten Ommiaden hatten, deren die meiſten die Verſchwendung und den Pracht liebten. Als man ihn abholen wollte, um ihn mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten in die gröſſe Moſchee zu führen, wo ſeine Einweihung geſchehen ſollte, ſo übergab man ihm die ſchönſten Pferde aus dem Marſtall ſeines Vorfahrs, damit er ſich aus denſelben ſo viele ausleſen könnte, als zu einer ſo groſſen Feyerlichkeit nöthig waren. Omar nahm keines an, ſondern ging nebſt ſeinem ganzen Gefolge zu Fuſſe in die Moſchee. Bey der Rückkehr wollte man ihn in den Palaſt der Califen führen, allein er erklärte ſich, daß er ſein altes Haus wieder beziehen wollte.

Einige von den angeſehenſten Muſelmännern glaubten berechtiget zu ſeyn, etwas wieder dieſe Entſchlieſſung zu erinnern. Sie

Omar II. Hegire 99. n. C. G. 718

baten ihn, wenigſtens eine Urſache anzugeben, warum er ſich wegerte, den Pallaſt zu beziehen, welchen zu bewohnen die Califen, ſeine Vorgänger, ſich verbunden hielten. Er antwortete hierauf: **Ich will weder den Anverwandten, noch den Bedienten meines Vorgängers beſchwerlich fallen, die dieſen Pallaſt noch bewohnen. Ich habe übrigens in meinem Hauſe alles, was ich nöthig habe.**

Indeſſen fand dieſe Mäßigung, welche nothwendig aus einem recht guten Herzen herkommen muſte, nicht bey allen den Beyfall, den ſie verdiente. Die meiſten Hofleute waren vielmehr darüber im höchſten Grade misvergnügt. Denn ſie waren alle zu einer prächtigen und ſtolzen Lebensart gewöhnt. Aber ſein Verhalten gegen die Freunde und Nachkömmlinge des Ali machte ihm bey dem gröſten Theil ſeiner Unterthanen den empfindlichſten Verdruß.

Er gibt den Aliden die Ländereyen des Fidac.

Das erſte, was er vornahm, war, daß er den Aliden das Land des Fidac wieder zueignete, welches ihm ehemals zugehört hatte. Mahomet hatte es ſeiner Tochter, der Fatime, als ſie ſich mit Ali vermählte, zur Mitgift gegeben. Omar ſetzte einen Verwalter auf dieſes Gut, und trug ihm auf, die Einkünfte in gleiche Theile unter die Aliden zu vertheilen. Dieſe Vorſorge für eine Familie, welche

Omar II.
Hegire 99.
n. C. G. 718

che den Ommiaden äuſſerſt verhaßt war, erregte vieles Murren. Allein der Calif verachtete es, und ſchritt bald hernach zu einem Unternehmen, welches weit mehr zu bedeuten hatte.

Er unterdruckt die Fluche wider Ali.

Wir haben bereits geſehen, daß der Name Ali unter Moavias, dem erſten Califen von der Herrſchaft der Ommiaden, feyerlich verbannet worden, und daß man die Verordnung gemacht, daß man in den öffentlichen Verſammlungen mit Verwünſchungen und Flüchen wider dieſes Haus los donnern ſollte. Und dieſe Ceremonie wurde ſeit dem, daß die Ommiaden auf dem Thron waren, jederzeit aufs ſorgfältigſte beobachtet. Omar allein hatte das Herz, ſie wieder abzuſchaffen. Und er verſuchte es auf folgende Art.

Er machte einen Juden zu ſeinem Vertrauten, und nahm mit ihm Abrede, was er zu ihm in der öffentlichen Verſammlung ſagen ſollte, um dasjenige auszuführen, was er zum Beſten der Aliden vorhätte. Nach dieſer Vorbereitung erſchien einsmals der Jude an dem Hofe des Califen, als dieſer eben eine zahlreiche Verſammlung von vornehmen Herrn um ſich hatte. Als Omar ſeiner gewahr wurde, ſo machte er ihm das Compliment, als einem Mann, der zu Damasko was groſſes vorſtellte, und frug ihn, ob er ihm was beſonderes zu ſagen hätte. Der Jude antwortete, Omar II. Hegire 99. n.C.G. 718

daß er in einer ſehr wichtigen Sache zu ihm käme, und daß er ſich die Gnade von ihm ausbäte, daß er ihm ſeine Tochter zur Ehe geben möchte.

Omar ganz erſtaunt ſagte mit einer heftigen Stimme: **Was! wie iſt dieß möglich? Ihr ſeyd ja nicht von meiner Religion.** Sogleich erwiederte der Jude: **Hat nicht Ali Mahomets Tochter gefreyt? Das iſt ganz was anders,** ſagte Omar: **Ali gehörte zu dem gläubigen Volke, und er war ein Befehlshaber über die Gläubigen.** Der Jude fuhr fort, und ſagte: **Wie, war Ali aus dem gläubigen Volke? Wie kömmt es denn, daß ihr alle Tage in den Moſcheen Flüche wider ihn ausſtoſſet?**

Omar wendete ſich hierauf zu ſeinen vornehmſten Hofleuten, und ſagte: **Euch kommt es nun zu, dieſem Juden zu antworten. Ich für meine Perſon, bin deswegen ſehr verlegen.** Die Hofbedienten ſchienen darüber eben ſo verwirrt zu ſeyn, als der Calif ſelber. Und als er ſah, daß keiner ein Wort dazu ſagte, ſo ſprach er: **Da die Umſtände ſo beſchaffen ſind, ſo erkläre ich, daß ich von nun an dieſen öffentlichen Fluch unterdrücke, und an deſſen ſtatt ſoll man dieſen Vers aus dem Alcoran herſagen:**

„ Ver-

Omar II.
Hegire 99.
n.C.G. 718

„Vergebet uns, o Herr, unſere Fehler; und vergebet auch unſern Brüdern, die mit uns einerley Glauben haben.„

Dieſe Aufführung machet die Gemüther der Ommiaden dem Calif abgeneigt.

Dieſe Veränderung machte ſogleich ein groſſes Aufſehen, fürnemlich unter den Ommiaden, welche es ohne Verdruß nicht mit anſehen konnten, daß ein Prinz aus ihrem Hauſe es auf ſich genommen, dasjenige über den Hauſen zu werfen, was der erſte Calif von dieſer Familie verordnet hatte, um ſeinen Nachkömmlingen eine Ruhe zu verſchaffen, deren ſie nicht anders genieſſen könnten, als in ſofern man den Aliden alle Hofnung, ſich einen Anhang zu machen, benommen hätte. Nunmehr gewann es das Anſehen, als wenn dieſe Unruhe ſich ganz unvermerkt wieder legen wollte. Allein, eine ſo wichtige Ausführung war blos das Werk einer vollkommenen Verſtellung, und bald werden wir den Calif als das Opfer derſelben dahin fallen ſehen.

Hegire 100
n.C.G. 719

Jetzt ergriff man wieder die Waffen wider die Griechen. Und dieſe Unternehmung zerſtreute einigermaſſen die böſen Geſinnungen der Ommiaden wider den Califen. Dieſer Prinz unterfing ſichs, das Vorhaben auszuführen, welches ſein Vorfahr hatte liegen laſſen, und er machte dazu die gröſten Vorbereitungen.

So:

Omar II. Hegire 100 n. C. G. 719 Die Muſelmänner belagern Conſtantinopel von neuem, aber vergeblich.

Sobald es nur die Jahrszeit erlaubte ins Feld zu rücken, ſo ſchickte Omar den Mervan, ſeinen General, mit einem der furchtbarſten Kriegsheere nach Conſtantinopel ab. Mervan fing die Belagerung mit vieler Hitze an. Allein der Widerſtand der Griechen war eben ſo heftig, und die Belagerer hatten einen ſehr beträchtlichen Verluſt. Der Heerführer der Saracenen, der da glaubte, daß dieſe Belagerung lange dauren würde, ſchrieb an den Califen, daß er ihm neue Völker und einen ſtarken Vorrath von Lebensmitteln zuſchicken möchte. Sogleich ſeegelten vierhundert wohlbedeckte Kriegsſchiffe unter dem Commando des Dehak ab, und Mervan bekam Nachricht, daß dieſer anſehnliche Succurs an den Küſten von Thracien ans Land würde geſetzt werden.

Allein zum gröſten Unglück der Saracenen bekam der griechiſche Kayſer den Augenblick Wind davon, und ergriff die ſicherſten Maasregeln, um dieſe Hülfe zu vereiteln. Leo Iſauricus ſaß damals auf dem Thron. Dieſer Herr, der aus einem gemeinen Soldaten durch ſeine Unerſchrockenheit und durch ſeinen Muth endlich gar Kayſer geworden, fuhr fort täglich neue Proben von ſeiner Herzhaftigkeit und von ſeiner Kriegserfahrenheit zu geben; und nachdem er ſchon in den vorhergehenden Jahren die Ausrüſtungen der Saracenen vernichtet hatte, ſo verſuchte er jetzt eben dieſes mit gleichem Glücke.

Die-

Omar II.
Hegire 100
n. C. G. 719

Dieſer Prinz ließ die muſelmänniſche Flotte zu einer Zeit angreifen, da dieſelbe wegen der Ausſchweifung und anderer Urſachen halber in Unordnung war. Die Griechen bemächtigten ſich verſchiedener Schiffe, die ſich damals noch nicht vertheidigen konnten. Die übrigen wurden ſogleich durch die Brander, die eine ziemliche Anzahl derſelben in Flammen ſetzten, auſſer Stand gebracht, ſich zur Wehre zu ſtellen. Und nur ſehr wenige hatten das Glück, den Händen der Feinde zu entrinnen.

Den Augenblick verbreitete ſich eine allgemeine Verwirrung unter dem ſaraceniſchen Kriegsheer, welches mit der Belagerung beſchäftiget war. Mervan aber ſprach den Soldaten wieder Muth ein, und nöthigte ſie, die Arbeit mit eben dem Eyfer fortzuſetzen, welchen ſie anfangs hatten blicken laſſen. Er ſtellte ihnen vor, daß der Widerſtand der Griechen nicht lange anhalten würde, und daß die ſcheinbare Unerſchrockenheit, welche dieſelben affectirten, nichts anders wäre, als das äuſerſte Beſtreben einer Herzhaftigkeit, die den Augenblick den Geiſt aufgeben würde.

Allein, die neuen Widerwärtigkeiten, welche den Saracenen einen Stoß nach dem andern beybrachten, benahmen ihnen zuletzt allen Muth. Als Mervan bey ſich überlegte, daß der kleine Vorrath von Proviant, welchen man noch hätte retten können, nicht mehr

lange

Omar II. Hegire 100 n.C.G. 719 lange währen könnte: ſo verfiel er darauf, daß er eine anſehnliche Mannſchaft nach der Stadt Nicea und Bythinien abſchickte, und machte ſich die Rechnung, daß er daſelbſt einen guten Vorrath antreffen würde, um ſeinem Mangel abzuhelfen. Allein dieſer Anſchlag hatte die unglücklichſten Folgen. Indem dieſes Detaſchement im Anzuge war, ſo wurde es von einigen griechiſchen Herren, die im Begriff waren, ſich von ihren Schlöſſern auf das Gebürge zu flüchten, bemerket. Da dieſe Herren glaubten, daß ſie ſtark genug wären, wenn ſich ihre Vaſallen mit ihnen vereinigten, die Saracenen zu überfallen: ſo ſchickten ſie den Augenblick Abgeordnete in verſchiedene Dörfer ab, und lieſſen die Einwohner ermuntern, die Waffen zu ergreifen. In dem Augenblick traten die Gemeinden zuſammen, und begaben ſich unter der Anführung ihrer Herren auf den Marſch. Sie verſteckten ſich hinter den Gebüſchen, wo die Saracenen vorbeyziehen muſten: fielen unvermuthet über dieſelben her, und hieben ſie in die Pfanne.

Auf der andern Seite verſchaften die griechiſchen Schiffe, welche die Meerenge bedeckten, wo das kleine Meer di Marmora mit dem ſchwarzen Meer zuſammen ſtößt, verſchiedenen mit Lebensmitteln für die Belagerten verſehenen Fahrzeugen den freyen Durchgang. Zugleich hielten ſie auch die Schiffe der Saracenen in Furcht, welche die betrübten Würkungen des griechiſchen Feurs, (ſo ſelbſt im Waſſer brennete, und nur mit Eßig gelöſcht werden konnte,) nur gar zu ſtark erfahren hatten, als daß ſie ſich getrauet hätten, wieder näher zu kommen. Auf dieſe Art nun war ihnen die Zufuhr der Lebensmittel ganz abgeſchnitten, und ſie fielen in die äuſſerſte Hungersnoth. Gleichwohl lieſſen ſie ſich auch durch dieſe noch nicht von der Belagerung abſchrecken. Sie ſtritten alſo lange Zeit mit dem Hunger. Aber vergebens ſuchten ſie dieſen innerlichen Feind durch das Fleiſch der Pferde, der Cameele und anderer Laſtthiere zu ſchwächen. Die Peſt, der beſtändige Bundsgenoſſe des Hungers, drang ins Lager ein, und fiel ſelbſt unter die Belagerten. Da der Calif dieſe traurige Begebenheit erfuhr, ſo gab er Mervan Befehl, eine ſo verderbliche Belagerung aufzuheben, und die Völker an der Seite von Syrien zurück zu führen.

Omar II.
Hegire 100
n. C. G. 719

Dieſer Abzug war eben ſo traurig, als wie die vorigen Unternehmungen geweſen waren. Man muſte mit den Elementen ſtreiten: Bliß, Sturm und Winde ängſteten ſie auf ihrem Marſch. Ein Theil ihrer Schiffe litten Schiffbruch, und es waren nur noch ungefähr funfzehen, welche in den Hafen einlaufen konnten. Allein eben dieſes geſchah mit genauer Noth und mit der gröſten Unordnung.

Der

Omar II.
Hegire 100
n.C.G. 719
Omar verfolgt die Chriſten.

Der Caliſe, der über einen ſo grauſamen Unglücksfall ganz übermäßig beſtürzt war, gab die Schuld von dieſem Unglück der Schwachheit, die er begangen hätte, den Chriſten verſchiedene Freyheiten zu ertheilen. Er faßte von Stund an den Schluß, dieſelben aufs härteſte zu halten, als es ihm nur möglich war, und fing an, ſie zu zwingen verſchiedene Gebräuche der Muſelmänner zu beobachten. Er verbot ihnen z. E. Wein zu trinken, und die in der Mahometaniſchen Religion verbotene Speiſen zu eſſen. Er ſetzte die Abgaben, welche er ihnen vorgeſchrieben, noch um die Hälfte höher an, und er kehrte ſich wenig mehr an ihre Ende, wenn ſie mit den Mahometanern in Streit geriethen.

Hegire 101.
n.C.G. 720

Unterdeſſen hatte doch dieſe Verzweiflung des Caliſs keinen Einfluß in ſeine Aufführung gegen die Muſelmänner. Er fuhr fort, ſi beſtändig mit eben der Gütigkeit und mit ebe dem Glimpfe zu regieren, welchen er damal gegen dieſelben äuſſerte, als er zur Krone kam Geſetzt auch, daß ſich einige Streitigkeite oder wohl gar eine Art von Aufſtand unte derſelben hervorthat; ſo bediente er ſich doch ſo wenig der Schärſe, wie die vorhergehenden Caliſen, daß er vielmehr alle mögliche Müh anwendete, um die Gemüther wieder mit einander zu verſöhnen. Er wußte in allen Fällen Mittel zu treffen, welche die allergeſchick

te

Omar II.
Hegire 101.
n. C. G. 720

ſten waren, die Händel mit einem freundſchaftlichen Vergleich zu endigen.

Schuzib empöret ſich wegen der verbotenen Verfluchung des Ali.

Schuzib, ein angeſehener Muſelmann, erregte einen Aufſtand unter dem nichtigen Vorwand einiger beſondern Meynungen, welche die Lehre Mahomeds betrafen. Einige der vornehmſten Muſelmänner redeten bereits davon, daß man die Waffen ergreifen ſollte, um den Aufrührer zum Gehorſam zu bringen. Allein Omar, der nicht dafür hielt, daß man blos um einiger Meynungen halber Blut vergieſſen ſollte, ſtellte denſelben vor, daß man nicht ſo hitzig verfahren müſte, und daß er glaubte, man könnte dieſe Aufruhr durch ein ander Mittel dämpfen.

Er erwählte dieſen Weg. Er ſchrieb an Schuzib, und befahl ihm, zu ihm zu kommen, und ſich gegen ihn beſſer zu erklären. Habt ihr, ſchrieb er, nichts anders, als die Verbeſſerung der Religion und der Regierung im Sinn, ſo kommet zu mir; wir wollen ohne alles Aufſehen und ohne Verwirrung unſere Einſichten und Anſchläge miteinander unterſuchen, und ſie gegen einander halten.

Schuzib, der ſchon einiges Aufſehen gemacht, hatte nicht das Herz, ſich in Perſon vor dem Califen zu ſtellen, weil er befürchte-

Omar II. Hegire 101. n.C.G. 720

te, einige Verweiſe zu empfangen, oder wohl gar eine Beſtrafung wegen der Unruhe, die er erreget hatte. Er ſchickte daher ein paar Perſonen, die ihm zugethan waren, und von denen er glaubte, daß ſie ihr Geſchäfte am beſten ausrichten würden.

Dieſe Abgeordneten kamen an. Sie trugen Omar die Scrupel des Schuzibs vor. Es lieſen aber dieſelben auf nichts anders, als auf das Betragen des Califen gegen die Aliden hinaus. Denn ſie bezeugten ausdrücklich, daß ſie im übrigen wider ſeine Perſon nicht das geringſte zu erinnern hätten, und daß ihn alle Welt für den allerbilligſten Fürſten hielt. Allein ſie müſten ihm nur ſagen, daß ſich viele Perſonen daran ſtieſſen, daß er, ein Mann aus der Ommiadiſchen Familie, die Flüche aufgehoben hätte, welche ſeine Vorgänger wider die Feinde ſeines Hauſes verordnet hätten, ſie ſetzten hinzu, daß er bey einem ſolchen Betragen verſichert ſeyn könnte, er verdammte zugleich alle Ommiaden, und wäre gezwungen, alle Bannſtralen auf dieſelben loszuſchieſſen, womit man bisher die Aliden verfolget hätte.

Omar, der ſich darein gar nicht finden konnte, wie Menſchen blos um einiger Zwiſtigkeiten über gewiſſe Meynungen ihre Ruhe ſo ſehr haſſen, und auf ſolche gewaltſame Mittel verfallen könnten, antwortete mit vie-

len

ler Gelindigkeit: Da dasjenige, warum ihr jetzo zu mir kommt, die andere, und nicht die gegenwärtige Welt betrift: ſo glaube ich, daß ich mich ſehr verſündigen würde, wenn ich euch dieſes zugeſtünde. Denn wir leſen nicht, daß GOtt ſeinem Propheten geboten habe, jemanden zu verfluchen. Und eben ſo wenig finden wir, daß man entweder öffentlich oder insgeheim auch nur einer Privatperſon fluchen ſoll, man mag gleich in ihrer Aufführung noch ſo viel Unordnung bemerken. Hat man wohl Pharao, der verwegen genug war, ſich göttliche Ehre anzumaſſen, öffentlich verflucht? Da ihr mich nun für gerecht und billig anſehet, wie könnt ihr denn von mir verlangen, daß ich die Ommiaden, meine Anverwandten, verfluchen ſoll, ſie, die mit mir beten, die mit mir die Faſten und alle übrigen Gebote und Gebräuche beobachten, welche den Muſelmännern vorgeſchrieben ſind?

Omar II.
Hegire 101.
n. C. G. 720

Die Abgeordneten hörten dieſe Antwort ohne alle Gegenerinnerung an. Hingegen fielen ſie auf einen andern Punct, welcher ihnen ebenfals bey ihrem Aufſtande zum Vorwand diente. Die Sache betraf die Reichsfolge. Da der letzte Calif den Omar zu ſei-

Schuzib verlanget, daß Yezid vom Thron ausgeſchloſſen werde.

Omar II. Hegire 101. n.C.G.720 nem nächſten Nachfolger ernennte, ſo erklärte er zugleich, daß Yeſid nach dieſem an das Staatsruder kommen ſollte. Aber dieſer junge Prinz hatte ſich in den ſchlimmſten Ruf geſetzt. Daher wollte ihn Schuzib nebſt ſeinen Anhängern ſchlechterdings von der Krone ausgeſchloſſen wiſſen. **Gnädigſter Herr,** ſagten ſie zu Omar, **darf wohl ein ſo gerechter Prinz, als ihr ſeyd, wenn er ſeine Zuſagen, die er bey ſeiner Erhebung gethan hat, erfüllen will, darf er ſich wohl auf ſeinem Sterbebette einen Thronfolger ohne Gottesfurcht, und ohne Religion, kurz einen ſolchen, als derjenige iſt, den man bereits dazu beſtimmet hat, erwählen?**

Der Calif, welcher Yeſids ſchlimme Eigenſchaften eben ſo gut, als ſie, kannte, ſtutzte über ihre Vorſtellung. Gleichwohl bemühte er ſich, ſie zufrieden zu ſtellen, indem er ihnen vorſtellte, daß der Fall, wovon ſie redeten, noch weit entfernt wäre, und daß man überhaupt das Zukünftige in die Hände der Vorſehung ſetzen müſte. **Gnädigſter Herr,** erwiederten die Abgeordneten ganz hitzig, **wir alle kennen Reſid und ſeine Fehler. Wie wird es dem Reiche ergehen, wenn es einen ſolchen Prinzen zum Regenten bekömmt?**

Dieſe Rede machte Omar ſo beſtürzt, daß

er

Omar II. Hegire 101. n. C. G. 720

er nichts darauf zu antworten wußte. Er ließ dies einige Thränen fallen. Endlich erholte er ſich wieder, und fertigte die Abgeordneten mit dieſer Antwort ab, daß er ſich Zeit nehmen müſte, ihren Antrag zu überlegen, und daß er ihnen nächſtens die Antwort zu wiſſen thun wollte.

Hegire 102 n. C. G. 721 Verſchwörung wider den Calif.

Von der andern Seite erkundigte man ſich ohne Verzug ganz umſtändlich nach dem Innhalt dieſer Unterredung. Die Ommiaden wurden dadurch ſehr aufgebracht. Sie befürchteten, es möchte der Calif ſich des ſchlechten Rufs, in welchen ſich Yeſid geſetzt, bedienen, um ihn vom Thron abzuhalten, und vielleicht gar die Krone auf eine andere Familie bringen. Sie wußten, wie übel er mit ihnen wegen dem Lärmen, den ſie damals, als die Verfluchung der Aliden unterdrückt worden, angefangen, zufrieden wäre. Sie berathſchlagten ſich demnach wegen ihres gemeinſchaftlichen Vortheils. Der Schluß dieſer Berathſchlagung war, daß man ſich je eher je lieber den Calif vom Hals ſchaffen ſollte, damit er nicht Zeit hätte, die Maasregeln zu ergreifen, welche ſie zu beſorgen hätten.

Sie ſetzten dieſe gottloſe Entſchlieſſung durch einen dazu erkauften Sclaven des Califen ins Werk. Dieſes unglückliche Werkzeug nahm es auf ſich, ſeinem Herrn das Gift, das jene

Omar II. Hegire 102 n.C.G. 721

ihm zuſtellten, beyzubringen. Er brachte ihm daſſelbe in einem Trank bey, und die traurige Würkung blieb nicht lange aus.

Ein arabiſcher Schriftſteller berichtet, daß der Calif nicht das geringſte Gegenmittel habe zu ſich nehmen wollen, ſondern daß er, da ihm einer ſeiner Freunde ſehr angelegen hätte, ſich der angebotenen Hülfe zu bedienen, geantwortet habe: **Ich ergebe mich ſo gelaſſen in den Willen des Höchſten, und ich bin von dem unvermeidlichen und untrüglichen Rathſchluß ſeiner Macht über das unveränderliche Lebensziel eines jeden Menſchen ſo überzeugt, daß ich nicht einmal mit meinem Finger mein Ohr reinigen wollte, im Fall, daß meine Geneſung davon abhinge.**

Eine ſo ſonderbare Entſchlieſſung legte ihn ins Grab. Er ſtarb, nachdem er ungefehr dritthalb Jahr regiert, und noch nicht das vierzigſte Jahr erreichet hatte. Er wurde bey dem Städtgen Maharat begraben, und zwar an dem Ort, den man ehemals das Kloſter des H. Simeons nannte.

Die arabiſchen Scribenten ſind wegen ſeiner Tugenden mit einander eins. Alle, die von ihm reden, mahlen ihn mit den vortheilhafteſten Farben ab. Man erhebet aber insbeſondere ſein ſanftes und demüthiges Weſen, ſeine Mäßigkeit und Uneigennützigkeit. Er trug ſelbſt bey den feyerlichſten Begebenheiten die ſchlechteſten Kleider.

Omar II.
Hegire 101.
n. C. G. 721

Mogiuſchon, jener berühmte Träumer, will uns verſichern, daß er den Omar im Paradis, und zwar in Mahomeds Schooſe ruhend geſehen hätte. Zur Rechten hätte er den Abubecker und zur Linken Omar den I. gehabt. Mogiuſchen ganz erſtaunt über den Vorrang, welchen Omar-ben-Abdalazis über die zween Caliſen bekommen hätte, habe ſich bey einem Engel nach der Urſache erkundiget, der ihm zur Antwort gegeben, daß Abubecker und Omar der I. die Gerechtigkeit und das Geſetz Anfangs und in dem muſelmänniſchen Eifer beobachtet hätten; aber daß Omar-ben-Abdalazis deſto gröſſere Verdienſte hätte, weil er es in den ungerechten und verderbten Zeiten gethan habe.

* * *

Yeſid II.

Vierzehenter Calif.

Yeſid II.

Yeſid, Abdamelechs Sohn, beſtieg unmittelbar nach Omar den Thron, ob er ihm gleich weder in der Weisheit noch Mäßigung nachfolgte. Ja es ſchien vielmehr, daß er ſich eine Ehre daraus machte, dem Calif ganz ungleich zu werden. Und niemals redete er an-

Yeſid II
Hegire 102
n.C.G. 721

ders, als verkleinerlich, und in der Abſicht, ſeinen Glanz zu verdunkeln, von demſelben. Er entfernte alle diejenigen vom Hofe, welche ſein Vorgänger zu ſeinen Vertrauten gemacht, und er ging ſo gar damit um, die Statthalter, die jener über die Provinzen geſetzet, wieder zurück zurufen.

Yeſid-ben-Mahaleb erreget in Arabien einen Aufſtand.

Gleich in dem erſten Jahr ſeiner Regierung thaten ſich in Arabien groſſe Unruhen hervor. Yeſid, ein berühmter Hauptmann, hatte ſie durch ſeine liſtigen Anſchläge angezettelt. Er war der Sohn des Mahalebs, eines angeſehenen Muſelmannes, der von den Prinzen von Cariſtan, einer kleinen Provinz in Perſien, abſtammte. Dieſe Herren hatten ſich durch ihre unerſchrockene Herzhaftigkeit ein ungemeines Anſehen erworben. Yeſid, der in ihre Fusſtapfen trat, kündigte dem Califen den Krieg an, und ging an der Spitze ſeines Heeres in die arabiſche Landſchaft Irak, wo er eine groſſe Menge Volks antraf, die ſich zu ihm ſchlugen.

Der Calif, der zu keinem Helden gebohren war, kam gleichwohl aus dieſem Kriege mit einer ſo guten Manier, als man nimmer vermuthet hätte. Er führete zwar ſeine Völker nicht ſelbſt an. Aber er gab den Commandoſtab in die geſchickteſten Hände, nemlich in die Hände des Moſſeleimah, ſeines Bruders, der in dieſem Handel eben ſo viele Geſchicklichkeit als Herzhaftigkeit ſehen ließ. Er hatte das

Glück, die Feinde zu ſchlagen, und ſie gänzlich zu zerſtreuen. Allein dieſe groſſen Vortheile muſte er durch verſchiedene blutige Schlachten erkaufen, aus welchen er zwar immer mit Lorbern, aber auch bald mit mehr, bald mit weniger Verluſt davon kam. Gleich in der erſten Schlacht blieb Yeſid-ben-Mahaleb auf der Wahlſtadt liegen, nachdem er den Sieg dem Ueberwinder lange ſtreitig gemacht hatte. Sein Sohn, Moavias, übernahm ſogleich das Commando, und widerſetzte ſich den Arabern ſo lange, als er nur konnte. Als er aber merkte, daß die Hitze ſeiner Völker erkaltete, und daß ihnen der Verluſt ihrer Befehlshaber den Muth benommen hätte, ſo dachte er auf eine anſtändige Flucht, und zog ſich nach Ormus, weil er glaubte, daſelbſt ſicher zu ſeyn. Allein der Guverneur dieſes Ortes, der bereits von ſeinem Verluſte Nachricht bekommen, wegerte ſich ihm die Thore zu öfnen. Moavias muſte ſich alſo nach einer andern Freyſtätte umſehen. Moſſeleimah, der ihm nachjagte, und der ihm im Nachhauen ſchon viele Leute in Sand geleget, grif ihn ohne Aufhören bis an den Flus Indus an, wo das letzte Treffen vorging, in welchem Moavias gleich Anfangs umkam, worauf denn der Reſt von den Arabern in Stücken gehauen wurde.

Yeſid II.
Hegire 102.
n. C. G. 721

Und einen eben ſo guten Fortgang hatten auch

Glück der Saracenen

Jeſid II. Hegire 102. n. C. G. 721 wider die Türken.

auch die Waffen des Caliſen wider die Türken, welche ſich in Aſien ausgebreitet hatten, und ſo glücklich geweſen waren, bis in die Provinz Adyrbeyzan einzudringen, wo vordem das Königreich Meden war. Aber Noſſeleimah erfocht über ſie einen vollkommenen Sieg, und jagte ſie weit aus den Staaten des Caliſen.

Hegire 103. n. C. G. 722 Sie fallen in Frankreich ein.

Dieſe doppelten Vortheile flammten den Muth der Saracenen dergeſtalt an, daß ſie ſichs einfallen lieſſen, ſogar in Frankreichs mittägige Provinzen einen Einfall zu wagen, und es gelang ihnen auch, nachdem ſie ſich eines guten Strichs von Spanien bemeiſtert hatten. Sie überrumpelten die Stadt Narbonne, und ſetzten ſich daſelbſt feſte. Hierauf rückten ſie vor Toulouſe, und machten Anſtalt zur Belagerung. Allein Eudes, der Graf von Aquitanien, ging ihnen mit einer ſtarken Armee zu Leibe; nöthigte ſie, die Belagerung vor Toulouſe wider aufzuheben; verfolgte ſie auf dem Fuſſe; fiel ſie mit der äuſſerſten Hitze an; ſchlug ſie nahe bey Narbonne, und aus dem Felde, und jagte ſie aus ganz Frankreich.

Indem die Feldherren des Caliſen ſich beſchäftigten, die Ehre der Nation an der Spitze des Kriegsheeres zu verfechten: So brachte dieſer von Natur weibiſche und wollüſtige Herr ſeine Zeit unter dem Frauenzimmer zu, und ließ ſeine Bedienten die Sachen ausmachen.

Un-

Jeſid II.
Hegire 103.
n. C. G. 722.
Urſache des Todes des Califen Jeſid II.

„Unter den Weibern, welche die ordentliche Geſellſchaft des Califen ausmachten, waren insbeſondere zwo, in die er ſterblich verliebt war. Die eine hieß Selamah, und die andere Hababah. Als dieſer Prinz eines Tages mit denſelben in einem angenehmen Garten, der am Jordan lag, ſpatziren ging, ſo machte er ſich den Zeitvertreib, daß er in einer gewiſſen Weite Weinbeerkörner ausſchmiß, welche Hababah mit vieler Geſchicklichkeit mit dem Munde auffing. Man muß aber wiſſen, daß eine Weinbeere in Paläſtina weit größer iſt, als eine Europäiſche. Zum Unglück blieb eine derſelben in dem Halſe der ſchönen Muſelmäninn ſtecken, und verſtopfte ihre Luftröhre, daß ſie faſt auf der Stelle erſtickte, und in den Armen des Califen ſtarb.

Dieſer Zufall ſtürzte ihn in die bitterſte Traurigkeit. Nichts war vermögend, ſeinen ganz übermäßigen Verdrus zu vermindern. Er ſuchte vielmehr ein Vergnügen darinn, daß er ſich immer weiter in ſeiner Melancholie vertiefte.“ Umſonſt machte man Anſtalt die Entſeelte zu beerdigen, um den Gegenſtand ſeiner Verzweifelung aus ſeinen Augen zu entfernen. Er befahl, daß man den Leichnam auf ſein Zimmer bringen ſollte. Er verſchloß ſich bey demſelben, und wendete daſelbſt ganzer acht Tage ſeine Augen an dieſem abſcheulichen Anblick. Allein der anſteckende Geſtank, welcher

durch

Yeſid II.
Hegire 103.
n. C. G. 721

durch alle Zimmer drang, machte diejenigen endlich verdrießlich, welche in denſelben erſcheinen muſten. Sie ſtellten dem Calif vor, daß keiner unter ihnen ihm mehr aufwarten könnte, wenn er länger dieſen vermoderten Körper bewachen wollte. Alſo muſte er endlich darein willigen, daß man ihn wegbrachte.

Man glaubte zwar, daß die Entfernung dieſes Gegenſtandes ſeiner Liebe ſeinen Schmerz ſchwächen, und die Zeit endlich denſelben gar zerſtreuen würde. Allein ſein lebhafter Schmerz ſchweifte jetzt nur noch mehr aus, und er trieb dieſe Raſerey gar ſo weit, daß er befahl, den Körper wieder auszugraben, und ihn auf ſein Zimmer zu bringen. Aber niemand wollte dieſen Befehl vollziehen. Das Ende einer ſo ausſchweifenden Leidenſchaft war die Schwindſucht. Der Prinz, deſſen Kräfte nach und nach ſchwanden, leiſtete ſeiner geliebten Hababah in ihrem Grabe Geſellſchaft, ſo wie er es befohlen hatte.

Hegire 104
n. C. G. 723

Kurz vor ſeinem Tode beſtimmte er den Heſcham, einen ſeiner Brüder, zu ſeinem Nachfolger, und verordnete, daß nach dieſem die Krone auf Valid, ſeinen Sohn, zurückfallen ſollte, der damals noch zu jung war, als daß er das Steurruder hätte regieren können.

Heſcham.

Funfzehenter Calif.

Heſcham. Hegire 104 n.C.G.723

Heſcham-ebn-Abdamelech befand ſich gerade damals nicht zu Damaſko, als Yeſid ſein Bruder ſtarb. Indeſſen verhinderte doch dieſe Abweſenheit ſeine Ausrufung nicht. Man ſchickte vielmehr unverzüglich etliche von den vornehmſten Syriſchen Herrn, um ihm den Scepter und königlichen Ring zu überbringen. Auf dieſe Art erfuhr er ſowohl den Tod ſeines Bruders, als ſeine Erhebung auf den Thron.

Er reißte bald darauf von Raſpha ab, einer Syriſchen Stadt, wo er ſich gemeiniglich aufhielt; begab ſich nach Damaſko, um von ſeiner neuen Würde Beſitz zu nehmen, und ſich von ſeinen Unterthanen huldigen zu laſſen.

Zeid macht ſeine Anſprüche aufs Califat geltend. Hegire 106 n.C.G.725

Der Anfang ſeiner Regierung wurde durch die Händel eines gefährlichen Nebenbuhlers ſehr beunruhiget. Ich rede von Zeid, dem Enkel des Haſſein, und folglich dem Urenkel des Ali, Mahomeds Schwiegerſohn. So bald Zeid von Yeſids Tode und Heſchams Erhö- ung Nachricht bekam, ſo ging er eiligſt nach uffah, wo ſich damals viele Anhänger der lliden aufhielten. Hier ſtellte er weitläufti- e Unterredungen mit denſelben an. Endlich, nachdem man den gegenwärtigen Zuſtand der

Ca-

Heſcham. Hegire 106 n. C. G. 725

Sachen lange überleget, ſo befand man, daß jetzt eine gute Gelegenheit da wäre, die Ommiaden von dem Throne zu verſtoſſen, den ſie unrechtmäßiger Weiſe beſtiegen hätten. Man machte den Schluß, die Sache unverzüglich anzugreifen, und dem neuen Califen keine Zeit zu laſſen, ſich in ſeiner Würde feſt zu ſetzen.

Man nimmt ihn zu Cuſſah als Calif auf.

Den Anfang machten ſie damit, daß ſie Zeid zur Califenwürde erhoben, und ihm den Eyd der Treue ſchwuren. Die Leute von Cuſſah, ein unruhiges Geſchlecht, ergriffen mit einem recht fanatiſchen Eifer dieſe neue Gelegenheit, welche ſich ihnen darſtellte, ihre Unbeſtändigkeit und Treuloſigkeit recht zu zeigen. Sie erkannten Zeid für ihren Califen, und gaben ihm von ihrem Gehorſam und von ihrer Unterwerfung alle Proben, die ein Herr nur von den allerergebenſten Unterthanen erwarten kann.

Wiewohl Zeid den Character dieſer unruhigen Leute beſſer hätte kennen ſollen, als die ſeine Vorfahren aufgeopfert hatten; ſo beging er doch jetzo die Schwachheit, und baute auf ihre ſcheinbar gute Geſinnungen güldene Schlöſſer. Aber ohne Zweifel hielt er ſich geſchickt genug, die Freundſchaft dieſes Volks zu erhalten, von dem er glaubte, daß das öftere Abfallen, welches man demſelben Schuld gab, nicht ſowohl von der Unbeſtändigkeit deſſelben, als von der ſchlechten Sorgfalt, ſich dieſe Nation ergeben zu machen, herrührte.

Alſo

Heſcham. Hegire 106 n. C. G. 725

Alſo hielt er einen bloſſen betrüglichen Schein für eine wahre Geneigtheit, und ließ ſich durch denſelben die Augen blenden. Ja er meynte, daß er jetzt mehr, als ſonſt jemals von der Aufrichtigkeit ihrer Bereitwilligkeit verſichert ſeyn müſte, weil ſich in dem Augenblick, da er ihnen die Nothwendigkeit, auf der Stelle eine Armee auf den Beinen zu haben, um ſich gegen die Ommiaden zu erhalten, vierzehen tauſend Menſchen anboten, unter ſeiner Fahne ins Feld zu rücken.

Zeid nahm ihr Anbieten an, und gab ihnen Generale. Man machte alle Anſtalten, um ins Feld zu gehen. Und indem dieſes Heer mit gewafneter Hand auf den Feind losging, ſo ſetzte inzwiſchen der neue Calif einen Rath und Miniſter, welche die Regierung ſeines Staats beſorgen ſollten.

Doch dieſe groſſe Anſtalten dienten nur dazu, um dieſen Aufſtand deſto ruchtbarer zu machen, da ſie indeſſen denſelben auf keine Art beförderten. Der Calif von Syrien durfte ſich nicht einmal ſelbſt bemühen, dieſe Unruhe zu zerſtöhren. Die Araber, welche ihm getreu waren, übernahmen für ihn dieſe Mühe. Ja, er erfuhr nicht eher was von dieſem Aufſtand, als bis er auch zugleich erfuhr, daß die Aufwiegler bereits wieder ganz zerſtreuet wären.

Joſeph beredet die

Als Joſeph-ben-Amru, Statthalter in

Heſcham. Hégire 106. n. C. G. 725

Cuſſahner von Zeid abzutreten.

Basrah, Nachricht von der Aufwiegelung zu Cuſſah bekommen, ſo ſchickte er in der Geſchwindigkeit einige Völker dahin ab. Er ſtellte an die Spitze derſelben geſchickte Befehlshaber, welchen er die Verhaltungsbefehle mitgab. Seine Abſicht war, ſich Zeids zu bemeiſtern, ehe ſich noch derſelbe zur Wehr ſetzen könnte. Damit aber dieſes wichtige Vorhaben ohne Verwirrung und ohne vieles Blutvergieſſen zu Stande gebracht werden möchte, ſo empfahl er ihnen insbeſondere dieſe Klugheit, daß ſie alle Gelegenheit ergreifen ſollten, die Vornehmſten zu Cuſſah zu gewinnen, und alles anzuwenden, um ſie entweder durch den Nachdruck ihrer Vorſtellungen oder durch Verheiſſungen von Zeid abwendig zu machen.

Dieſes Mittel that ſeine erwünſchte Wirkung. Man nahm die Vorſchläge an, und die erſten, welche ſich gewinnen lieſſen, brachten wieder andere auf ihre Seite. Nunmehr betrachtete man das Unglück, in welches man ſich geſtürzt hätte, um eine Aufruhr zu unterſtützen, welche die Cuſſahner über kurz oder lang mit ihrem Blute hätten bezahlen müſſen. Kurz, nachdem man alles wohl überleget hätte, ſo ſtreckten die meiſten von denen, welche mit ſo vieler Hitze die Waffen zu ergreifen ſchienen, das Gewehr, und gelobten an, Zeid nicht die geringſte Hülfe zu leiſten. Auf ſolche Art wollte die Parthey dieſes unglücklichen Muſelmänner,

Heſcham.
Hegire 106
n. C. G. 725

nes, welche anfangs ihr äuſſerſtes zu wagen ſchien, um ihm den Weg zum Thron zu bahnen, ihm nicht einmal nur ſo viel Beyſtand mehr leiſten, daß er den Händen derer entwiſchen könnte, welche ihn gefangen nehmen wollten. Mit einem Worte, von vierzehntauſend Männern, welche ſich für ihn aufopfern ſollten, waren jeżt nicht mehr als ungefähr ein Dutzend übrig, welche für ihn fechten wollten.

Ungeachtet ſich Zeid ganz verlaſſen ſah, ſo wagte er es doch noch, ſeinen Feinden die Spitze zu bieten. Aber nicht deswegen, daß er ſich ſchmeichelte, denen zu entgehen, welche ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen Befehl hatten, ſondern er that es darum, weil er lieber mit dem Degen in der Fauſt ſterben, als ſich ſchlechtweg zum Gefangenen machen laſſen wollte. Denn er ſah es vorher, daß er alsdann ſeine Tage unter der grauſamſten und ſchändlichſten Marter endigen würde.

Zeid ſtirbt.

Sobald ſich Joſephs Leute, die ſich deſſelben bemeiſtern ſollten, ſehen lieſſen; ſo zog er ſich mit ſeiner kleinen Mannſchaft in einen Ort, wo er glaubte, ſein Leben wenigſtens für einen hohen Preis zu verkaufen. Und er machte ſich auf ſeinen Tod ſo gewiſſe Rechnung, daß, als er dieſen Schritt that, er ausrief: **Sehet einen Ausgang, der Haſſans ſeinem gleich kommt.** Und in der

Heſcham. Hegire 106 n.C.G. 725

That hatte Zeid eben das Schickſal, welches dieſer berühmte Muſelmann, ſein Grosvater, erleben muſte. Nachdem er ſein Leben ei Zeitlang auf Unkoſten des Lebens ſehr viele ſeiner Feinde vertheidiget hatte, ſo empfing e einen tödtlichen Hieb auf den Kopf, der ih nöthigte, das Schwerdt ſinken zu laſſen. Er ſtarb bald darauf, und wurde noch denſelb Tag zu Cuffah begraben.

Indeſſen war Joſeph, der ſich ſehr an dieſer glücklichen Unternehmung ergötzte, nur das über etwas ungehalten, daß ſeine Leute zugegeben haben, daß man Zeid die Ehre des Begräbniſſes erzeiget hat. Er ſchickte daher den Augenblick den Befehl ab, Zeid wieder auszugraben, und ihn an den gemeinen Galgen zu henken. Dieſe Beſchimpfung ſollte denen zur Warnung dienen, die ſichs in Sinn kommen lieſſen, eben ſolche Anſchläge zu machen. Nachher ſchrieb er an den Hof zu Damaſco, und berichtete dem Calif den ganzen Verlauf der Sache. Dieſer Prinz bezeugte ihm ſeine Erkenntlichkeit auf eine Art, die einem Dienſt von ſolcher Wichtigkeit gemäs war, und zugleich gab er ihm Befehl, Zeids Leichnam zu verbrennen, damit nicht das geringſte übrig bleiben ſollte, welches die erſtickte Aufruhr wieder aufblaſen könnte. Ahias, der Sohn dieſes Aufrührers, flüchtete ſich aus dem Cuffahniſchen Gebiete, um den Nachſtellungen der

Fein

Freunde des Califs zu entgehen. Er begab ſich nach Balk, einer Stadt in Turkeſtan.

Heſcham. Hegire 106 n.C.G.725

Aber da man ſich beſchäftigte, die Parthey der Aliden zu vertilgen, ſo that eine andere, und zwar eine weit fürchterlichere ihr Haupt hervor. Wenigſtens war ſie glücklicher. Denn nach einigen Verſuchen, die anfangs nur einen ſehr mäßigen Fortgang hatten, hatte ſie endlich das Glück, ſich in die Califenwürde zu ſetzen, und ihre Hoheit auf den Trümmern des Ommiadiſchen Hauſes aufzuführen.

Hegire 109 n.C.G.728 Anfang der Abbaſidiſchen Parthey.

Es iſt die Parthey der Abbaſiden, die ihren Namen von Abbas, einem Sohn des Abdalmotaleb, dem Onkel von Mahomet, bekommen hat. Dieſer Abbas hatte wider ſeinen eigenen Vetter, als derſelbe ſeine Miſſion anfing, die Waffen ergriffen; nachher aber wurde er einer der eifrigſten Anhänger deſſelben. Ja, er ſetzte ſich zuletzt bey den Muſelmännern in ein ſolches Anſehen, daß ſie durchaus ihm beynahe eben ſo viel Ehre erwieſen, als dem Propheten. Man ſagt ſogar, daß die beyden Califen, Omar I. und Othmann niemals vor ihm vorüber gegangen, ohne ihm Proben von der allergröſſeſten Hochachtung zu geben, und wenn ſie ihm zu Pferde begegneten, ſo ſtiegen ſie alsbald ab, um ihn zu grüſſen.

Die Nachkommen des Abbas wollten die

Heſcham. Hegire 109 n.C.G.728

Ommiaden niemals für rechtmäßige Califen erkennen. Und ſie ließen ſichs recht merken, daß ſie dieſelben nur blos für gewaltthätige Beſitznehmer und Tyrannen hielten, wider welche ſie auch immer heimlich was anfingen. Es entſtanden auch von Zeit zu Zeit Empörungen, welche dieſe Prinzen angeſponnen hatten. Sie koſteten verſchiedene derſelben das Leben, und zwar ſo wohl unter der Regierung Omars II. und der Nachfolger deſſelben, als insbeſondere unter Heſcham, deſſen Kriegsoberſten ſich alle Mühe gaben, die Aufwiegler zu verfolgen. Aber alles, was man diesfals thun konnte, war dieſes, daß man ſie im Zaum hielt. Im übrigen war kein Mittel vorhanden, ſie ganz und gar zu dämpfen, und ſie kamen immer mit einem neuen Muth wieder auf den Schauplatz.

Man kann eben nicht ſehen, daß Heſcham vor ſich in dieſen mannigfaltigen Unruhen ſich viele Mühe gegeben. Und eben ſo wenig lieſt man von ihm in den übrigen Dingen, die ſeinen Staat betreffen. Und wenn man einige Veränderungen, die er in den Statthalterſchaften der Provinzen vorgenommen, ausnimmt, ſo wird nichts von ihm in den Geſchichtbüchern angetroffen, das eine Erzählung verdiente.

Heſchams Bild.

Die Geſchichtſchreiber ſagen nur überhaupt, daß er ein Mann von Verſtande geweſen ſey;

Heſcham.
Hegire 109
n.C.G. 728

ein Herr, der ſich in Geſchäften leicht zu finden gewußt habe, und der betreibſam, wachſam, und für ſich arbeitſam geweſen ſey. Allein, ſie mahlen ihn auch zugleich als einen Mann ab, der geizig war, und das Gut eines andern mit ſcheelen Augen anſah, ja ſich nicht ſelten daſſelbe zueignete, um es durch thörichte Ausgaben zu verſchwenden.

Mazin, ein arabiſcher Scribente, berichtet, daß niemals ein Calif ſo reich an Tapeten, an Staatskleidern und an allen andern Arten von Kleidungen geweſen ſey, als Heſcham. Denn, ſetzt er hinzu, die Hiſtorie meldet, daß man ſechs hundert Cameele mit ſeinem Kleidervorrathe beladen, und daß er tauſend Gürtel zu den Beinkleidern, und zehen tauſend Hemder gehabt habe.

So geizig Heſcham war, ſo hatte er doch Einfälle, welche ihn öfters in ganz entſetzliche Ausgaben ſetzten. Er hatte z. E. einen recht verliebten Geſchmack an Pferden, und er kaufte alle, die man ihm nur anbot, wenn ſie nur ausnehmend und von gutem Anſehen waren. Er hatte viertauſend in ſeinen mit der gröſten Pracht erbauten Marſtällen ſtehen. Ueber dieſelben hatten die Stallmeiſter und die Knechte ihre Wohnungen.

Alſo machte ſeine Kleiderkammer und der Marſtall ſeine anſehnlichſte Ausgabe aus.

Heſcham. Hegire 109 n.C.G. 728

Das übrige ſeines Geldes verſchlos er in der Schaßkammer, wozu er allein den Schlüſſel hatte. Nothwendig mußte er hier erſtaunende Summen im Vorrath haben; denn Mazin, den ich bereits angeführt habe, meldet, daß dieſer Prinz für ſich ſieben hundert Länder gehabt, wovon unter andern zwey ein jedes zehen tauſend Drachmen Einkünfte getragen hat.

Seine Tafelausgaben waren ganz auſſerordentlich genau eingeſchränkt. Unterdeſſen war die Küche doch immer gut beſtellt. Dies kam von den Geſchenken her, die man ihm brachte. Da man einmal damit anfing, ſo machte man ſich auch zugleich verbindlich, damit fortzufahren. Er wußte die ſchon wieder daran zu erinnern, welche aufgehört hatten, ihm angenehme Dinge zu verehren. Er verfiel darbey auf Kleinigkeiten, die ſich ſehr ſchlecht für einen ſo groſſen Herrn ſchickten. Zum Exempel; ein Befehlshaber in einem Orte hatte ihm einen groſſen Korb von den allerſchönſten und beſten Fiſchen ſeiner Provinz zugeſchickt. Der Calif ſchrieb an ihn, um ſich theils dafür zu bedanken, theils auch um denſelben zugleich um mehrere zu erſuchen. Ich habe, ſchreibt er, die Fiſche wohl erhalten, die ihr mir zugeſchickt habt. Sie waren ganz ausnehmend ſchön, und nach dem allerbeſten Geſchmack. Ich

bitte euch, mir unverzüglich noch mehrere zu übermachen und Sorge zu tragen, daß der Korb wohl verwahret werde, damit man nur keinen davon ſtehle.

Heſcham. Hegire 109 n.C.G. 728

Ein anderer Bedienter machte ihm ein Geſchenk mit einer groſſen Anzahl von einer gewiſſen Art Erdäpfel, darunter einige mulſtrig waren. Heſcham ſchrieb ihm in eben dem Ton als dem vorigen. **Verſäumt es nicht,** ſchreibt er ihm, **mir nächſtens andere zuſchicken: Aber laßt ſie in Sand legen, daß ſie ſich nicht an einander ſtoſſen. Denn durch das Anreiben iſt es gekommen, daß viele derſelben verdorben ſind.**

Unterdeſſen rühmt man von ihm, daß er aufs genaueſte ſein Wort gehalten, und daß er in allen Verträgen, ſowohl mit den Feinden des Staats, als mit ſeinen Unterthanen immer dafür geſorget habe, daß die Artikel, worüber man eins geworden, in allen Puncten erfüllet würden.

Und eben dieſe genaue Sorgfalt zeigte er auch in den Pflichten ſeiner Religion, und er war bey allen Uebungen der Andacht der erſte. Man erzählet bey dieſem Umſtand, daß er ſeinem Sohn, der ſich eines Tages bey dem öffentlichen Gebete nicht eingefunden, die heftigſten Verweiſe gegeben, und als der junge Prinz

Heſcham. Hegire 109 n.C.G.728 zu ſeiner Entſchuldigung anführte, daß ihm ſeine Bediente die Pferde nicht gleich geſattelt hätten, ſo antwortete ihm Heſcham ganz hart: **So hättet ihr zu Fuſſe dahin gehen müſſen. Und von nun an verbiete ichs euch, ein ganzes Jahr hindurch anders, als zu Fuſſe in die Moſchee zu kommen.** Der junge Prinz beſchwerte ſich im geringſten nicht wieder dieſen harten Befehl. Er unterwarf ſich demſelben mit derjenigen Bereitwil keit, welche ihm ſein ſanftes Herz eingab.

Valids böſes Herz. So lenkſam hätte auch Valid, Heſchams Vetter und beſtimmter Nachfolger, ſeyn müſſen. Dieſer Prinz hatte zu nichts Luſt, als zum Schwelgen, und verachtete dabey alle Uebungen des Gottesdienſtes. Sein Onkel that ihm zwar deswegen ſehr nachdrückliche Vorſtellungen: Allein, ſie hatten bey ihm keine andere Würkung, als daß er einen ſtarken Widerwillen gegen den Hof bekam, den er bald darauf ganz verließ, um ſich in einem Luſthauſe zu verſchlieſſen, wo er ſich allen Arten von Ausſchweifungen in Geſellſchaft einiger liederlichen Jünglinge überließ. Hier wartete er mit Ungedult auf den Tod ſeines Vetters, der würklich ſeit einiger Zeit ſehr bettlägerig geworden war.

Dieſe ſo erwünſchte Stunde kam endlich herbey. Der Calif, der zu Raſoha reſidirte, verfiel in ein ſo ſchläfriges und unthätiges Weſen,

daß

Heſcham. Hegire 109 n.C.G.728

daß er zuſehens abnahm. Ja, er wurde ſo äuſſerſt unwürckſam, daß man ihn für tod hielt. Alsbald ſchickte man an Valid zween Deputirten ab, welche ihm dieſe Nachricht bringen, und ihm die erſten Ehrenbezeugungen erweiſen ſollten. Dieſer Prinz wollte es anfangs auf ihr Wort nicht glauben. Und gleichwie er wuſte, daß ihm der Calif nicht gut wäre, alſo befürchtete er, es möchte dieſes Compliment eine Falle ſeyn, die er ihm ſtellen ließ, um ihn durch dieſes Mittel zu ſtürzen, indem er ihn anklagen könnte, als wenn er noch bey ſeinen Lebzeiten das Califat hätte an ſich reiſſen wollen. Er ergab ſich endlich auf den Eyd, welchen ihm die Abgeordneten leiſteten, und indem er ſich in Gedanken ſchon auf dem Thron ſah, ſo ſchickte er in gröſter Eil etliche ſeiner guten Freunde nach Damaſco, welche ſich in ſeinem Namen des königlichen Schatzes bemächtigen ſollten.

Heſchams Tod.

Dieſer Befehl wurde den Augenblick ins Werk geſetzt. Aber wie beſtürzt wurde man nicht, da man erfuhr, daß der für tod gehaltene Calif noch lebte. Doch er lag in einer ſolchen Ohnmacht, daß die wenigen Tage, die er noch lebte, nichts, als ein, ſo zu reden, lang anhaltender Todeskampf waren. Da er wieder ein wenig zu ſich ſelber kam, ſo ſchickte er einen ſeiner Bedienten nach Damasco, um aus dem königlichen Schatze eine Summe Gel-

Heſcham. Hegire 109 n.C.G.728 des zu nehmen, worüber er vor ſeinem Tode noch ein Vermächtnis machen wollte. Allein Valids Leute, die bereits die Schatzkammer beſetzt hatten, wegerten ſich, das Geld abfolgen zu laſſen, und ſie thaten dieſes mit deſto mehr Herzhaftigkeit, je weniger man von dem ſterbenden Califen jetzo mehr zu befürchten hatte. Heſcham, der von Natur geitzig war, betrübte ſich auf das empfindlichſte darüber, daß er nun in dieſer Welt gar nichts mehr beſitzen ſollte. **Ach GOtt!** rief er aus, ſo **waren wir denn nichts anders als Valids Schatzhüter.** Dieß waren ſeine letzten Worte. Denn gleich darauf gab er ſeinen Geiſt auf.

Hegire 125. n.C.G.742 Kaum war er tod, als Aiyad, ſein Secretär, die Schlüſſel zur Schatzkammer zu ſich nahm, und ſie Valid überbrachte. Die übrigen Bedienten beobachteten ebenfals auf der Stelle ein jeder dasjenige, was ihm zukam. Der Pallaſt dieſes Prinzen wurde leer, und alles ſtand zur Plünderung offen. Jederman ſtrekte nun ſeine Hände darnach aus, und zwar mit einem ſolchen Ungeſtümm, daß, da man nach orientaliſchem Gebrauche den entſeelten Leichnam des Califen waſchen wollte, man nichts mehr finden konnte, was zu dieſer letzten Ehrenbezeugung unentbehrlich war. Und wenn nicht einer ſeiner Freygelaſſenen den Sterbekittel hergegeben hätte, ſo wäre dieſer Prinz,

der

Heſcham. – Hegire 125. n. C. G. 742

er ſo reich und ſo begierig war, alles zu beſizen, in ſeinem Tode ſo bettel arm geweſen, ls der Aermſte unter allen ſeinen Unterhanen.

Heſcham ſtarb zu Raſpa im 125. Jahr der Hegire, und im 742. nach C. G. ſeiner Regierung ungefehr im ein und zwanzigſten. Er hinterließ zween Prinzen, den Solyman, und Moavias, deren wir hernach noch gedenken werden.

Neuer Einfall der Saracenen in Frankreich.

Die Saracenen wagten unter ſeiner Regierung einen neuen Einfall in Frankreich unter der Anführung eines Generals, der bey den Arabiſchen Scribenten unter dem Namen **Abdalrahman**, bey den Franzöſiſchen aber unter dem Namen **Abderame** berühmt iſt. Eudes, der Herzog von Aquitanien, der ſie ehemals mit franzöſiſcher Hülfe glücklich zurück getrieben, als ſie in ſeine Länder ſtreiften, hatte nunmehr mit den Franzoſen Händel die ihm ſeine herrſchaftlichen Rechte ſtreitig machen wollten.

Als er nun die Gefahr ſah, in der er ſchwebte, ſowohl von den Franzoſen als Saracenen überfallen zu werden, ſo machte er mit einem Heerführer der letztern, dem Munuza, der damals Statthalter des Califen in Puycerdan, einem Lande, das nahe an den pyreneiſchen Gebürgen liegt, war. Eudes wußte die Un-

ter-

Heſcham.
Hegire 125.
n.C.G. 742.

terhandlung mit dem Gouverneur ſo geſchickt einzurichten, daß derſelbe ganz auf ſeine Seite trat, und ſich wieder den Calif und die Generale deſſelben erklärte.

Damit dieſes Bündnis ſeine vollkommene Feſtigkeit erlangen möchte, ſo gab der Herzog von Aquitanien dem ſaraceniſchen Landvogt ſeine Tochter zur Gemahlin. Dieſer hingegen verſprach ihm, ihn wider alle Streifereyen der Völker des Califen ſicher zu ſtellen. Sobald ſich Eudes von dieſer Seite ſicher ſah, ſo griff er die Franzoſen an. Allein Carl Martell (*) der damals Major Domus und Regent der Franzoſen war, ſchickte ihn mehr als einmal mit Schlägen nach Hauſe.

Abderam, der ſich dieſer guten Umſtände zu einem neuen Einfall bedienet hatte, wurde von Munuza gefangen genommen. Aber dieſe Hindernis fiel bald wieder weg. Abderame ſchlug dieſen Gouverneur, und verfolgte ihn bis nach Puycerdan. Aber auch hier war er nicht ſicher. Von da wollte er zu ſeinem Schwiegervater flüchten. Allein Abderam, der ihm beſtändig mit dem gröſten Muth zuſetzte, ließ ihm keine Zeit dazu, ſondern trieb ihn ſo ſehr in die Enge, daß, da Munuza alle Augenblick in die Hände ſeiner Feinde zu fallen befürchten muſte, er ſich lieber ſelbſt ums Le-

---

(*) Des Pipinus Sohn, deſſen Prinz Pipin die franzöſiſche Krone an ſein Haus brachte.

Heſcham.
Hegire 125.
n.C.G. 742

ben brachte. Wer war aber unglücklicher
ls ſeine Gemahlin? Denn dieſe Prinzeßin,
e ſehr ſchön war, fiel Abderam in die Hände,
r ſie unverzüglich an den Califen abſendete.

Hierauf ging dieſer General in die Land-
haft Guienne, nahm die Hauptſtadt Bor-
eaux weg, ſetzte über die Dordone, und tritt dem
erzog von Aquitanien unters Geſicht, um
hm ein Treffen zu liefern. Dieſer Prinz, der
urz vorher noch Frieden mit Carl Martell
emacht hat, hätte dem Unglück, womit ihm
tzt gedrohet wurde, entgehen können, wenn er
ur die franzöſiſchen Hülfsvölker hätte erwarten
ollen. Allein, da er ſich ſelber für ſtark ge-
ug hielt, es gegen die Saracenen auszuhal-
en, ſo ließ er ſich in eine Schlacht ein, in
elcher ſeine Völker in eine gänzliche Unord-
ung kamen. Nunmehr rettete er ſich durch
ie Flucht, und ging Carl Martell ent-
egen, welcher jetzt über die Loire gehen wollte,
um dem Grafen zu Hülfe zukommen.

Abderam, deſſen Muth in der Maſſe ſeines
Glückes wuchß, folgte dem aquitaniſchen Her-
zog auf dem Fuſſe nach, und fing in Perigord,
Saintonge und Poitou eine greuliche Verwü-
ſtung an. Er war ſchon im Begriff, alles in der
Stadt Tours in Feur und Flamme zu ſetzen, als
Carl Martell auf einer nachgelegenen Fläche auf
ihn ſtieß. Sieben Tage ſtanden die beyden
Kriegsheer gegen einander. Die ſechs erſten
Tage

Heſcham.
Hegire 125.
n.C.G.742

Tage verfloſſen unter verſchiedenen Scharmützeln, deren immer einer hitziger war als der andere. Aber der ſiebende gab endlich den Ausſchlag. Denn es kam zu einem Haupttreffen, worinn die Saracenen bey nahe ganz in die Pfanne gehauen wurden. Abderam ſelber blieb auf dem Schlachtfelde. Dieſer herrliche Tag des Siges verbreitete den Muth wieder über ganz Europa, und die Furcht vor den Saracenen verſchwand faſt gröſtentheils. Die Geſchichtſchreiber ſetzen insgemein dieſe Niederlage in das 114. J. der Hegire, und in das 632. J. n. C. G.

Einige Jahre nachher, das iſt, gegen das Jahr 736. n. C. G. fielen die Saracenen abermals in Frankreich ein. Dieſes Unglück traf insbeſondere das Gebiete von Avignon, und viele Hauptplätze in Languedok. Carl Martell ſchlug ſie zum zweytenmal, und entriß ihnen alle Plätze wieder, die ſie erobert hatten.

Aller dieſer Niederlagen ungeachtet kam doch dieſes kriegeriſche Volk zwey Jahr hernach wieder in Frankreich, und verwüſtete die Landſchaft Avignon, und einen groſſen Theil von Provence. Aber auch diesmal ſchlug ſie Carl Martell und trieb ſie aus den eroberten Plätzen wieder heraus.

Va-

Valid II.

Sechzehenter Calif.

Valid II.
Hegire 125.
n.C.G. 742

Unter der Regierung dieſes Califen iſt nichts
merkwürdiges vorgegangen, das entwe-
r die Araber überhaupt oder dieſen Prinzen
sbeſondere beträfe, der nur blos deswegen
uf den Thron gekommen zu ſeyn ſcheinet, um
enſelben durch ſeine Gottloſigkeit und Schwel-
rey zu entunehren.

Indeſſen hat er doch in ſeiner Jugend eine
oſſe Hofnung von ſich gemacht, und man ſagt,
aß er in dem Anfangder Regierung ſeines
nkels, des Heſcham, in ſeiner Aufführung viel
lugheit und Vernunſt gezeiget habe. Man
ntdeckte damals an dieſem jungen Prin-
n nichts ſtolzes, nichts übermüthiges,
ichts, daß einen ſonderlichen Hang zu Wollü-
en verrathen könnte. Beſcheiden, ſanft, leut-
elig, zum Studiren und zur Eingezogenheit
eneigt, ſah man ihn als ein rechtes Mu-
er der Tugend an, welches dermaleinſt der
rone und der Nation Ehre machen würde.

Valids Gottloſigkeit.

Allein, wie bald wurden nicht alle dieſe glän-
ende Eigenſchaften verdunkelt. Und wie ſehr
rämte ſich nicht Heſcham, als er ſah, daß die-
er junge Prinz, der ſein Augapfel war, und
en er wie ſeinen eigenen Sohn liebte, in ſeinen
Pflichten von Tage zu Tage mehr nachließ:
Er gab ihm zwar gleich anfangs diesfalls eini-

Walid II.
Hegire 125.
n.C.G.742

ge Erinnerungen, und es ſchien auch, als wenn ſie ſehr wohl aufgenommen würden. Allein, ihre erwünſchte Würkung blieb aus. Walid fuhr in ſeiner Unordnung fort. Und bald verleiteten ihn ſeine verdorbene Sitten zu einem ruchloſen und atheiſtiſchen Leben. Vom Alcoran redete er verächtlich, und man ſagt ſo gar, daß er denſelben einsmals in der Geſellſchaft junger Leute, die damals ſeinen kleinen Hof ausmachten, mit Füſſen getreten habe.

Auf dieſe Art konnte ſich der Calif, ſein Vetter, der ihm bisher ſeine Unordnung mit der gröſten Liebe vorgehalten, nicht länger mäſſigen, ihm ſcharfe Verweiſe über eine ſo ſchändliche That zu geben. Der junge Prinz antwortete dem Calif mit einer Ungezogenheit, deren niemand fähig iſt, als wer es in Laſtern ſchon ſehr weit gebracht hat. Damit er aber künftig dergleichen Strafpredigten nicht mehr anhören dürfte, ſo entfernte er ſich vom Hofe, und begab ſich auf das Land nach Arzak, wo er ſich bis zu Heſchams Tod aufhielt.

Seine
Ausſchweifungen.

Hier war es, wo er die unſelige Freyheit hatte, ſich ſeinen Lüſten zu überlaſſen. Hier ſchwelgte er, und verübte die ſchändlichſten Dinge. Und dieſes that er deſto ungeſcheuter, weil er keine andere als junge Leute zu ſeiner Geſellſchaft hatte, die entweder aus Liebe zu einem zügelloſen Leben, oder aus Gefälligkeit gegen den zukünftigen Erben der Krone

ſich

h nichts mehr angelegen ſeyn ließen, als
nen Leidenſchaften zu ſchmeicheln, und ihn
mer mehr in Ausſchweifungen zu verwickeln.
Wiewohl Heſcham von dem, was zu Arzak
rging, ausführliche Nachricht hatte; ſo wollte
doch mit Valid nicht aufs härteſte verfah-
n. Er begnügte ſich damit, daß er eini-
n von Valids Cameraden alles Unglück
ohete, wenn ſie fortfahren würden, den Prin-
n in ſeiner Unordnung zu unterhalten. Aber
eſes machte den Calif bey Valid und ſeinen
ngen Herrn nur noch mehr verhaßt. Nun-
ehr redeten ſie von nichts, als von dem glück-
hen Tage, an welchem ſie der Tod von einem
verdrüslichen Zuchtmeiſter auf einmal be-
yen, und hingegen einen Prinzen auf den
hron ſetzen würde, von deſſen Gnade ſie ſich
rechtes Paradiesleben verſprechen könnten.
Sobald dieſer ſo ſehnlich gewünſchte Au-
nblick erſchien, reißte Valid von Arzak nach
Damasco, um hier vom Thron Beſitz zu neh-
en. Er wurde mit ziemlich groſſen An-
alten ausgerufen. Und gleichwie die Ein-
zogenheit, in welcher er bisher gelebt hatte,
enigſtens ſeine Laſter den Augen des Volks
tzogen hatte, alſo wurde er unter dem Wün-
hen deſſelben und dem Zujauchzen der Groſ-
n auf den Thron geſetzt. Denn ſie glaubten,
aß ſie an Valid eben denſelben Prinzen, der
groſſe Proben der Tugend vor ſeiner
eiſe nach Arzak gegeben hatte, haben würden.

Valid II.
Hegire 125
u.C.G. 742

Walid II. Hegire 125 n. C. G. 742. Er macht ſich bey ſeinen Unterthanen verächtlich.

Aber der neue Calif gab ſich bald zu erkennen. Dieſer Prinz, der verſichert war, daß er jetzt ſeine Laſter ungeſtraft ausüben könnte, und der dieſe Freyheit als einen Anhang der höchſten Gewalt anſah, beobachtete nunmehr weder Maaſſe noch Wohlſtand. Seine Ausſchweifungen waren ſo häufig, ſo ſchändlich, und zugleich ſo offenbar, daß ſie ihm die Verachtung und den Unwillen ſeiner Unterthanen zuzogen. Selbſt ſeine eigene Anverwandten konnten ſich nicht enthalten, ſich über das abſcheuliche Aergerniß zu beklagen, welches ſeine Lebensart in dem Reiche ſtiftete. Sie wuſten es wohl, was er für eine verderbene Gemüthsart habe; aber ſie glaubten, daß er zu wenig Vorſicht gebraucht hätte, um ſeine Fehler beſſer zu verſtecken, und doch äuſſerlich noch den Wohlſtand zu beobachten. Sie meynten, daß er in Betrachtung ſeines hohen Rangs wenigſtens ſo lange würde gewartet haben, ſeine raſenden Einfälle ausbrechen zu laſſen, bis er keine andere Zeugen mehr um ſich hätte, als einige nichtswürdige Lieblinge, die ſeine garſtige Aufführung mit zu machen geweſen wären.

Aber vergebens. Walid war nicht im Stande, ſich im geringſten in acht zu nehmen. Er redete öffentlich auf die allerfreyeſte Art. Und nachdem er alle Scham abgeleget hatte, ſo hatte er auch nicht die geringſte Hochach-

tung

Walid II. Hegire 125 n. C. G. 742

zung mehr für die Religion, und für die verſchiedenen Uebungen, welche dieſelbe vorſchreibt. Dieſes aber kam nicht daher, als wenn er etwa an einer andern Religion mehr Gefallen gehabt hätte; nein, er redete durchaus von allen aufs verächtlichſte, und folgte einer ſo wenig als der andern.

Hegire 125 n. C. G. 743 Er ärgert das Volk zu Mecca.

Gleichwohl nahm er eine Wallfahrt nach Mecca vor, um das Aergernis in eine Gegend zu bringen, wo man es nur blos dem Namen noch kannte. Da er wuſte, daß es nach den Grundſätzen der Muſelmänner, die ſeine eigenen hätten ſeyn ſollen, verboten ſey, ſowohl Wein zu trinken, als Hunde zu halten: So verwarf er öffentlich ſowohl die eine als die andere Verordnung. Er nahm nicht nur eine große Heerde von Jagdhunden mit ſich; ſondern er ſtellte auch etlichemal prächtige Gaſtereyen an, wobey er ſeine Unterthanen auf eine doppelte Art ärgerte; einmal durch den Gebrauch des Weins überhaupt, hernach aber durch die unmäßige Verſchwendung deſſelben.

Die Muſelmänner hatten von jeher dieſes Geſetz beobachtet, daß keine Frauensperſon in ihre Moſcheen kommen dürfte, ſondern daß ſie ihr Gebet nur blos in den äuſſern Hallen derſelben verrichten ſollten. Aber Walid, der an nichts gebunden ſeyn wollte, brach auch dieſes Geſetz einer ſeiner Concubinen zu Gefallen. Er ließ dieſelbe ſich verkleiden. Aber auch

Walid II. Hegire 126 n. C. G. 743 damit begnügte er ſich noch nicht, daß er ſie in die Moſchee geführet hatte; nein, er wollte ſo gar haben, daß ſie ihr Gebet öffentlich an ſeiner Stelle verrichten ſollte.

Dieſes ärgerliche Verfahren wurde nicht ſogleich offenbar. Und vielleicht würde man es niemals erfahren haben, wenn der Calif nicht ſo unvorſichtig geweſen wäre. Allein, da dieſer Prinz keine Laſter ausübte, daß ſie nicht auch zugleich ein Aufſehen machen ſollten: alſo machte er ſich auch das lächerliche Vergnügen, den Muſelmännern das Kunſtſtück zu offenbaren, deſſen er ſich bisher bedient hätte, ſie zu äffen. Auf dieſe Art trug er ſelber das meiſte dazu bey, daß der Abſcheu gegen ihn ſich von Tag zu Tag vergrößerte.

Es war nichts natürlicher, als dieſes einzuſehen, daß die Angelegenheiten des Staates unter einem ſolchen Fürſten den Krebsgang gehen müſten. Und in der That, er würde geglaubt haben, die edle Zeit zu verlieren, wenn er nur einige Minuten ſeinen Wollüſten hätte entziehen müſſen, um ſie den Regierungsſorgen zu widmen. Er überließ die Sorgen für ſeine Staaten den Miniſtern, welche gemeinſchaftlich mit den nichtswürdigſten Günſtlingen alles nach ihrem Gefallen anordneten, ohne im geringſten ſich entweder an die Geſetze, oder an die vornehmſten Gebräuche des Landes zukehren.

So viele Streiche, die ſich täglich häuften, erregten ein heftiges Murren, und dieſes verurſachte die bitterſten Klagen. Sie wurden durch Caliſs Verwandte aufs nachdrücklichſte unterſtützt. Insbeſondere aber wuſte Yeſid, ſein Vetter, ſich der Ausſchweifungen und der liederlichen Aufführung dieſes Prinzen dazu zu bedienen, daß er ſich unter der Hand einen ſtarken Anhang machte.

Walid II. Hegire 125. n. C. G. 743. Das Volk murret öffentlich wider ihn.

Nunmehr hörte man öffentlich von der garſtigen Lebensart des Caliſen ſprechen. Man ſagte es allenthalben ganz frey, daß der Thron und das Heiligthum gleich ſtark unter einem Prinzen, der Aergerniſſe mit Aergerniſſen häufte, verunehret wären; daß ſeine Aufführung allen rechtſchaffenen Muſelmännern Thränen auspreßte; daß die Hofbedienten durch die Bank die gottloſeſten Leute wären, welche dieſe anſteckende Seuche in den Sitten ſowohl durch ihre Reden, als durch ihre abſcheulichen Grundſätze allenthalben ausbreiteten.

Da man dieſe Klagen aller Orten hörte, ſo hofte Yeſid immer ſtärker, daß ihm ſein Vorhaben, die Regierung an ſich zu bringen, gelingen werde. Anfangs entſchloß er ſich, bloß damit ſich zu begnügen, daß er Walid abſetzte. Allein, da er es auf der andern Seite überlegte, daß ein verſtoßener Beherrſcher noch immer Mittel hätte, dem neuen Regenten Händel und Unruhen zu machen: Ward er endlich

Walid II. Hegire 126 n.C.G. 743

ſchlüßig, ihn mit einmal aus dem Wege zu räumen, und glaubte ganz gewis, daß der Tod eines ſo verachteten und verabſcheuungswürdigen Prinzen von niemand gerochen werden würde.

Walid wird in einer Verſchwörung umgebracht.

Nachdem nun Yeſid ſowohl das, was er bey dieſer Unternehmung zu hoffen, als auch, was er zu befürchten hatte, gegen einander wohl abgewogen, ſo faßte er den Entſchluß, ohne allen weitern Aufſchub loszubrechen. Er theilte ſeinen Mitverſchwornen die Waffen aus; ſtellte ſich an die Spitze; ging auf den Pallaſt zu, und drang, nachdem er ſich mit der Leibwache herumgeſchlagen, durch die erſten Zugänge. Dieſer Angriff erregte einen greulichen Lermen, der bis zu den Ohren des Califen kam. Da dieſer Prinz merkte, daß es ſeiner Perſon gelten ſollte, ſo grif er zum Gewehr, machte ſich mit einem Theil ſeiner Hofbedienten zum Fechten gefaßt. Nunmehr waren bereits die Mitverſchwornen bis in die geheimſten Zimmer eingedrungen. Sie fielen mit der größten Hitze über den Calif her. Man muß geſtehen, daß er dieſen Anfall herzhaft ausgehalten, und ſich mit einer Tapferkeit herumgeſchlagen habe, die kein Menſch bey ihm geſucht hätte. Allein, nachdem er ihnen eine Zeit lang den Sieg ſtreitig gemacht, ſo wurde er endlich von der Menge ſeiner Feinde übermannet, und ſank tod zu ihren Füßen nieder.

So war das Ende dieſes unglücklichen Caliſen beſchaffen, welchen alle Geſchichtſchreiber als einen Herrn abſchildern, der ſich auf die allergröbſte Art allen Arten von Laſtern Preis gegeben, und an welchem man nicht einmal einen Schatten von Tugend wahrnehmen kann.

Walid II.
Hegira 126
n. C. G. 741

Hier haben die Leſer das Bild, das Mazine geſchildert hat: Valid war von mittelmäßiger Länge; weiß von Farbe, und von einer ſchönen Bildung; ſeine Haare fingen bereits an, weiß zu werden. Was ſeine Gemüthsart betrift, ſo war er gottlos, ein Schwelger, von ſchlimmen Meynungen eingenommen, und ein Sclave aller Laſter: Sonſt aber war er ein guter Dichter, und ſprach ſehr wohl. Indeſſen ſchränkten ſich alle ſeine Gedanken in den Bezirk von Ergötzlichkeiten und von abwechſelnden Arten des Zeitvertreibs ein. Eben dieſer Schriftſteller berichtet, daß er dreyzehen Kinder von beyden Geſchlechten nachgelaſſen habe.

Er ſtarb im 126. J. der Hegire, und im 743. J. n. C. G. ſeiner Regierung ungefehr 15. Monat. Er hatte etwa das zwey und vierzigſte Jahr ſeines Alters erreicht.

Abbas,
Zeids
Sohn
ſtirbt.

Bey dem Anfang ſeiner Regierung wurde

Walid II. Hegire 126 n.C.G. 743

Ahias, der Sohn des Zeids, umgebracht, weil er ſich wider Heſcham empöret, wie wir ſchon oben in der Geſchichte dieſes Califen dieſen Umſtand bemerket haben. Ahias hatte ſich ungefähr bereits ſechszehen Jahr in der Stadt Balk, wohin er ſich gleich nach ſeines Vaters Tode geflüchtet, ganz ruhig aufgehalten. Aber zu ſeinem Unglück wurde er endlich verkundſchaftet. Da den Ommiaden viel daran gelegen war, daß ſie alles aus dem Wege ſchaften, was den Aliden zum Beſten eine Unruhe anſtiften konnte, alſo verurtheilten ſie dieſen Unglücklichen zum Tode. Er wurde gecreuziget, wieder abgenommen, verbrannt, und die Aſche auf dem Euphrat zerſtreuet.

* * *

Yeſid III. Hegire 126 n.C.G. 743

Yeſid III.

Siebzehenter Calif.

Yeſid, Walids I. Sohn und Abdalmelechs Enkel, entriß Walid II. mit dem er leiblich Geſchwiſter Kind war, mit der Krone zugleich das Leben.

Er wurde zu Damaſco ohne allen Widerſpruch zum Califen ausgerufen. Die Regierung ſeines Vorgängers hatte die Gemüther ſo ſehr erbittert, daß man ihm vielen Dank wuſte, daß er dieſes Ungeheuer erleget. Auf dieſe Art wurde ſelbſt der Meuchelmord,

[illegible]

wodurch er ſich auf den Thron geſchwungen, für ihn ein Verdienſt, und brachte ihm die Stimmen der vornehmen Syrer zu wege, welche von freyen Stücken kamen, ihn für ihren Herrn anzunehmen, und ihm den Eid der Treue zu ſchwören.

Yeſid III. Hegira 126. n. C. G. 743

Aufſtand des Volkes wider den neuen Califen.

Aber in den übrigen Provinzen kam die Sache nicht ſo ruhig zu Stande. Es zogen ſich in denſelben hie und da Unglückswolken zuſammen, welche ein nahes Ungewitter droheten. Yeſid erfuhr es bey Zeiten, und er ergrif ſo weiſe Maasregeln, daß es ihm gelang, dieſe gefährliche Unruhen, welche die Gemüther in Harniſch jagten, zu ſtillen. In der That, er hatte deſtomehr Urſache, deswegen bange zu ſeyn, weil die Rädelsführer den ſcheinbaren Grund vor ſich hatten, daß ſie den Tod eines Herrn rächen wollten, der unſchuldiger Weiſe unter den Händen der Meuchelmörder, deren Anführer ſich ihrer bedient hätte, den Thron zu erobern, ſein Leben eingebüſſet hat.

Aber die vornehmſte Urſache, warum man beſorgen muſte, daß die Völker die Waffen ergreifen würden, war dieſe, daß die ſogenannten Bluträcher einen Oberſten zum Anführer hatten, der eben ſo furchtbar wegen ſeiner Herzhaftigkeit und Kriegserfahrenheit war, als er es wegen der Rechtsanſprüche, die ſich auf ſeine Herkunft gründeten, geweſen iſt.

Jeſid III. Hegire 127 n. C. G. 743

Ich rede von dem berüchtigten Mervan, de aus dem Hauſe der Ommiaden abſtamm Er gehörte freylich nur von der Nebenlin zum regierenden Hauſe. Aber dieſe Abſtammungsart war immer ſchon hinlänglich, geweſen, um einen Anſpruch an die Krone z machen, und dieſelbe wegzufiſchen, wenn das Glück die Bemühungen, die man anwende konnte, unterſtützte.

Yeſid wuſte ſich als ein geſchickter Staatsmann mit Ehren aus dieſem Handel zu helfen. Leuten, die Meuterey angefangen haben, viel von Billigkeit und Gründen vorpredigen, das hielt er für eine übelangewandte Mühe. Nein er ſuchte allein den Rädelsführer zu gewinnen, und war verſichert, daß, wenn er nur erſt dieſen auf ſeiner Seite wieder hätte, ſo würden die übrigen Widerſpenſtigen ſich bald zerſtreuen laſſen.

Der Calif gewinnt den Rädelsführer, und zerſtreuet die Aufrührer.

Dieſer Entſchlieſſung zufolge ließ er ſich mit Mervan in Unterhandlung ein, und nach einigen Unterredungen gelang es ihm, denſelben auf ſeine Seite zu bringen, indem er ihm die Statthalterſchaft über Meſopotamien, welche eine der einträglichſten im ganzen Reiche war, übergab. Noch denſelben Augenblick trat Mervan von ſeiner Parthey ab, und da die Rebellen ſich ihres Haupts beraubet ſahen; und keinen andern ausfindig machen konnten, der geſchickt genug war, Mervans

Stel

Stelle zu erſetzen, ſo gingen ſie nach und nach useinander, und dieſes fürchterliche Gewitter hatte ſich wieder zertheilt.

Yeſid III. Hegire 126. n. C. G. 74

Aber wieder die Einwohner von Emeſſa ollte ihm ſeine Unternehmung nicht ſo wohl lingen. Dieſe Unruhigen ſuchten darunter as beſonders, daß ſie um Valids willen die Traur anlegten. Der Calif ließ ihnen zu erſtehen geben, daß ihm ihre Aufführung ißfiele, und daß ſie wohl thun würden, wenn ſie dieſelbe änderten. Allein die Emeſſer kehren ſich wenig an dieſe Vorſtellung. Durch ieſen Eigenſinn wurde Yeſid ſo ſehr wider ſie ufgebracht, daß er Soldaten abſchickte, we e ſie von ihren Irrwegen wieder abbringen llten. Aber umſonſt verſuchte er dieſes Mittel. Die Emeſſer griffen vielmehr zu den Waffen, und zogen in Schlachtordnung aus der Stadt; machten dreyhundert von des Califen Soldaten nieder, und jagten die übrigen is über die angränzenden Oerter ihres Gebiets.

Die Emeſſer verharren bey ihrer Aufruhr.

Unterdeſſen ſieht man doch nicht die geringſte Folge, die dieſer Handel gehabt haben llte. Denn der Calif hatte nicht ſo viel Zeit, entweder eine wichtige Unternehmung u verwerfen oder dieſelbe auszuführen. Er eſtieg, wenn ich ſo reden darf, nur blos en Thron um ſich zu zeigen. Denn er verließ denſelben gleich nach fünf Monaten, und lichen Tagen wieder.

Der Calif ſtirbt.

Ma-

Yeſid III. Hegire 126 n.C.G. 743
Mazine, der von eines jeden Califen Ge
ſtalt und Gemüthsbeſchaffenheit eine Abbil
dung gibt, ſagt von Yeſid III. daß er ſchwarz
braun, mager und von einer mittelmäßigen
Gröſſe geweſen ſey, und einen nicht gar an
ſehnlichen Bart gehabt habe. Was die Ga
ben ſeines Geiſtes betrift, ſo gibt eben dieſer
Schriftſteller zu verſtehen, daß er welche ge
habt habe, und daß er mit eben ſo viel An
muth als Nachdruck ſeine Gedanken vorgeſtel
let. In der Erfüllung ſeiner Zuſage war er
ungemein gewiſſenhaft, und ließ denen ſtren
ge Gerechtigkeit wiederfahren, welche ſich an
ihn wendeten. Man gab ihm den Beyna
men **Al-Naker, das iſt ſchlechter Bezah
ler,** weil er aus groſſem Geldmangel den Sol
der Soldaten herabſetzte, welchen ſeine Vor
gänger ſo beträchtlich vermehret hatten.

Ibrahim.

Achtzehenter Calif.

Ibrahim. Hegire 127 n.C.G. 744
Ibrahim, Yeſids Bruder, gelangte glei
unmittelbar nach dem Tode dieſes Für
ſten auf den Thron. Aber ſeine Regierung
war von einer noch weit kürzern Dauer. Denn
er genos dieſe hohe Ehre nicht länger, al
zween Monate und etliche Tage. Kaum wa
er auf dem Thron, als Mervan ſchon d

Wa

Waffen ergriff, und Anſtalt machte, ihn wieder von demſelben zu verdringen. Wir haben kurz vorher gemeldet, daß Mervan ſich wider Yeſid aufgelehnet; aber daß man auch Mittel ausfindig gemacht habe, ihn durch die Landvogtey in Meſopotamien wieder zufrieden zu ſtellen. Allein eine ſo wichtige Statthalterſchaft war auch geſchickt, ihn in Stand zu ſetzen, ſein altes Vorhaben wieder hervorzuſuchen. Nachdem ſich dieſer Prinz die Hochachtung und Liebe des Volkes, das er regierte, erworben hatte, ſo fing er an ſtark zu werben, und ſich groſſe Geldſummen anzuſchaffen. Auf dieſe Art bekam er eine anſehnliche Kriegsmacht auf die Beine, unter welcher er die ſchönſte Mannszucht einführte. Aber eben ſo geſchickt wuſte er auch ſeiner wahre Abſichten zu verbergen. Ich habe, ſprach er, darunter keine andere Abſicht, als die Feinde des Staates zurück zu treiben. Ich ſuche insbeſondere die Aliden im Zaum zu halten, die, wiewohl man ſchon ſo oft ihre Anſchläge zerſtöhret, dennoch dieſelben immer wieder auf den Trümmern der alten aufrichten: eine Parthey, die beſtändig was neues wider das regierende Haus unternimmt.

Ibrahim.
Hegire 127
n.C.G. 744

Der Vortheil der Ommiaden, den Mervan dem Anſchein nach ſo ſehr zu Herzen nahm, hatte ihn gleichwohl nicht abhalten können, Yeſid anzufallen. Und man hat ihn

ge:

Ibrahim.
Hegire 127
n. C. G. 744

geſehen, die Waffen auch wider den Nachfolger dieſes Prinzen, der doch von den Ommiaden eben ſo, wie Mervan ſelber, abſtammte, ergreifen.

Mervan
locket die
Völker an,
daß ſie ihn
zum Califen
annehmen.

Dieſer ehrgeitzige Prinz wollte diesmal ſein groſſes Vorhaben ausführen, und die Krone auf ſein Haupt bringen. Er bediente ſich hiezu der Schwachheit des neuen Califen, und ſtellte vor, daß es dieſem Herren ganz und gar an denjenigen Gaben fehlte, die unentbehrlich wären, wenn man das Anſehen ſeiner Würde behaupten wollte, und daß auf der andern Seite die Feinde der Ommiaden nicht vergeſſen würden, ſich der Schwäche des Prinzen zu bedienen, um dieſes Haus zu ſtürzen, und die Krone einer andern Familie in die Hände zu ſpielen. Bey dieſen Umſtänden wäre dem Staate ſehr viel daran gelegen, daß man ohne Zögern den neuen Califen abſetzte, und in ſeine Stelle einen andern von dem Ommiadiſchen Hauſe erwählte, der Verſtand, Muth und Kräfte genug hätte, der Ehre dieſes Stammes wieder ihren vorigen Glanz zu geben, als welcher durch das ſchlechte Betragen der meiſten von den letztern Califen nur gar zu ſehr verdunkelt worden wäre.

Dieſe Vorſtellungen thaten ihre gute Wirkung. Man wünſchte ihm zu dem Vorhaben Glück, das er jetzt entdecket hatte. Voll von Eyfer, das Anſehen der Ommiaden wieder

empor

Ibrahim. Hegire 126 n.C.G. 744

vor zu bringen, ſagte man zu Mervan, daß in dieſer ganzen Familie kein einziger vorhanden wäre, der mit ſo vielen Verdienſten den Thron zieren könnte als er. Er möchte ſich alſo nur nicht lange bedenken. Da er unter ſeinem Commando ein ſo zahlreiches und ihm ſo ſehr ergebenes Heer hätte, ſo müſte man in der Geſchwindigkeit ins Feld rücken, und dieſe wichtige Sache ausführen. Wer konnte über ſo gewünſchte Aufnahme ſeines Anſchlags zufriedner ſeyn als Mervan? Er machte ſich daher unverzüglich auf den Weg nach Damaſco.

Die Emeſſer ernennen ihn als Calif.

Bey dem Durchzug durch Emeſſa wurde er von den Einwohnern als Calif ausgerufen, und ſie gaben ihm zu gleicher Zeit einige Verſtärkungen von Trupen mit, um ſein Vorhaben zu beſchleunigen. Hierauf ging er gerade auf Damaſco zu.

Mervan ſchlägt Ibrahims Armee.

Ibrahim hatte nicht ſo bald von dieſer fürchterlichen Meuterey und Unternehmung Nachricht bekommen, als er ſchon in der größten Hitze ſeinen Feind entgegen eilte, um demſelben ein Treffen zu liefern. Er ſahe ſich alsbald an der Spitze von achtzig tauſend Menſchen, mit welchen er auf die Rebellen losgehen konnte. Allein da dieſe groſſe Menge Volks in der Eil zuſammen geraſt und ohne alle Kriegszucht war, und keinen Anführer hatte, der ſie hätte regieren können, ſo half ſie

Ibrahim.
Hegire 127
n.C.G. 744

ſie auch dem unglücklichen Ibrahim nicht das geringſte. Indeſſen hat er doch Muth und Standhaftigkeit genug ſehen laſſen, und mit mehr Tapferkeit gefochten, als man von ihm vermuthet hätte. Doch der herzhafte Mervan zerſtreute dieſes Heer ohne viele Mühe, Ibrahim aber, der ſich von aller Hülfe entblößet ſah, ergriff die Flucht als das einzige Mittel zu ſeiner Rettung. Er eilte alſo ſpornſtreichs nach Damaſco, um ſich daſelbſt in Sicherheit zu ſetzen.

Ibrahim
wird nachgeſetzet.

Mervan ſetzte ihm nach, und ſtand, ehe man ſichs vermuthet hätte, vor Damaſco. Er war bereits im Begriff, zur Belagerung Anſtalt zu machen, als die Bürger aus Furcht vor der Plünderung, die Thore öfneten, und ſich ihm ergaben. Mervan nahm auf der Stelle Beſitz von dieſem wichtigen Platz, und ſeine erſte Verrichtung, die er vornahm, war, daß er Ibrahim öffentlich abſetzte. Dieß geſchah ohne alle Unruhe, und Ibrahim mußte ſichs nunmehr gefallen laſſen, im verborgenen zu leben. Dieſes Unglück hat ihm den Beynamen Ali **Maklu**, der abgeſetzte gegeben. So verlohr Ibrahim nach einer dritthalb monatlichen Regierung das Califat.

Die Scribenten ſtimmen übrigens in der Zeit, die Ibrahim nach ſeiner Abſetzung noch gelebet, nicht mit einander überein. Die einen geben vor, daß er nach drey Monaten ſey umgebracht worden, und die andern ſagen, daß er erſt fünf Jahr nachher geſtorben ſey in dem hundert und zwey und dreyßigſten Jahr nach Mohomeds Flucht.

Ibrahim.
Hegire 125
n. C. G. 744

Mervan II.

Neunzehenter Calif.

Mervan
II.
Hegire 127
n. C. G. 744

Mervan, der zweyte dieſes Namens, war Mohammeds Sohn und Mervan des I. Urenkel, und folglich ein Sprösling vond em berühmten Stamm der Ommiaden.

Mervans
Zunahme.

Ein Prinz, der wie Mervan einer der größten Helden ſeiner Zeit geweſen, war auch der geſchickteſte, die Ehre ſeines Hauſes wider zu erheben, ein Prinz ſage ich, der von ſeiner zarten Kindheit und insbeſondere von der Zeit an, da er ſich in Meſopotamien aufgehalten, ſoviele Beweiſe von einer unerſchrockenen Herzhaftigkeit gegeben hat. Man nennte ihn nur den Eſel; ein Beyname, der was ganz anders, als bey uns in Europa bedeutet. Es wird einen trägen und plumpen Menſchen anzeigen? Nichts weniger als dieſes. Es zeiget vielmehr die Munterkeit, die Stärke und die Herzhaftigkeit des Heerführers an, von welchem wir reden. Dies war eine Metapher, die von den Eſeln im Meſopotamien hergenommen iſt. Denn in dieſer Provinz ſind dieſe Laſtträger

Mervan
II.
Hegire 127
n. C. G. 744

ſtark, feit und unermüdet, und ungemein geſchickt, mitten unter dem Lärmen der Waffen ſich gebrauchen zu laſſen. Denn ſie erſchrecken im geringſten nicht vor denſelben. Hier haben unſere Leſer den Grund, (*) warum man

Me-

(*) Ueberhaupt kann man hier noch anmerken, 1) daß die Eſel in den Morgenländern, wo die Pferde rar waren, weil ſie die beſchwerlichen Wege nicht gut aushalten konnten, nicht ſo verachtet geweſen, als ſie in Europa ſind. Daher finden wir im A. T. verſchiedene Exempel, daß Könige und andere vornehme Perſonen auf Eſeln geritten. B. der Richter V. 10. 2) Iſt es wahr, daß die orientaliſchen Eſel im Felde gute Dienſte gethan haben. 4 B. Moſ. XXXI. 34. 2 Kön. XXI. 7. 3) Haben die Orientaler überhaupt kühne Vergleichungen, die man nicht nach der Europäiſchen Aeſthetik beurtheilen muß. So heißt es z. B. von Chriſto Offenb. V. 5. Siehe, es hat überwunden der Löwe, der da iſt vom Geſchlechte Juda. Wenn demnach die Spötter der letzten Tage ſich über einige unter uns gewöhnliche Ausdrücke der heil. Scribenten luſtig machen, ſo verrathen ſie bey den Kennern der Alterthümer nichts als ihre groſſe Unwiſſenheit in der Beredtſamkeit und Dichtkunſt der Morgenländer. Es iſt hier gar der Ort nicht, ſonſt würden wir aus Hiob, den Pſalmen, dem Hohenliede und den Propheten Stellen anführen, ſie nach dem orientaliſchen Geſchmacke beurtheilen, und darthun, daß ſie in der erhabenſten Schreibart abgefaßt ſind.

So

Mervan mit dem Beyworte Al-Hemar beehret, und warum man insgemein von ihm geſagt hat: **Der meſopotamiſche Eſel weiß nicht einmal, was das Fliehen im Krieg für ein Ding ſey.**

Mervan II. Hegire 127. n. C. G. 744

Dieſer berühmte Held, der ein groſſes, edelmüthiges und unerſchrockenes Herz beſaß, konnte nicht ohne Verdruß die Schwachheit, die Feigheit und das ausgelaſſene Weſen einiger von den letztern Ommiaden, die auf dem Thron ſaſſen, mit anſehen. Voll von Eyfer, ſeinem Hauſe denjenigen Glanz wieder zu verſchaffen, den es ehemals gehabt hatte, glaubte er, daß er die Krone denen aus den Händen reiſſen müſte, welche dieſelbe entehrten. Er ſetzte ſich dieſelbe mit der ruhmwürdigen Entſchlieſſung auf, den Muſelmännern zu zeigen, daß ſie endlich einmal wieder einen Herrn bekommen hätten, der würdig wäre, ſie zu beherrſchen. Aber ein wiedriger Zufall, eine von jenen wunderbaren Begebenheiten, davon man den Grund nur allein in den unergründlichen Tiefen der verborgenen Rathſchlüſſe derjenigen Macht ſuchen muß, welche die Schickſale der Reiche und Staaten nach ih-

---

So wie wir aber über die Orientaler lachen, ſo werden ihnen auch unſere Schriften verächtlich vorkommen. Die Leſer werden mir dieſe kleine Ausſchweifung zu gute halten. Sie hat ihren Nutzen. A. d. Ueberſ.

Mervan II. Hegire 127 n. C. G. 744

ihrem Gefallen austheilet; Ein geheimnisvoller Zufall von dieser Art, sage ich, hat es gemacht, daß die Ommiaden, die sich vorher unter schwachen und lasterhaften Prinzen noch immer erhalten haben, nunmehr ihren Umsturz unter der Regierung eines der allergrößten Regenten erfahren müssen. Kurz davon zu reden, Mervan war der letzte Ommiade, der auf dem Thron gesessen ist. Sie verloren auf ewig die Krone, und sie wurde ihren Nebenbuhlern zu Theil.

Alle Provinzen nehmen Mervan als Califen auf.

Doch laßt uns in unserer Erzählung fortfahren. Da Ibrahim geschlagen war, so zog Mervan im Triumph in Damasco ein. Und nachdem er diesen Prinzen abgesetzt, wie wir bereits gesagt haben, so wurde er sogleich als Calif ausgerufen. Egypten, Syrien, Mesopotamien, und die übrigen Landschaften folgten dem Exempel der Damascener nach; erkannten Mervan für ihren Herrn, und schienen ganz geneigt zu seyn ihm alle Hülfe zu verschaffen, die er nöthig hatte, um sich in seiner neuen Würde zu erhalten.

Und niemanden war diese Hülfe unentbehrlicher, als einem Prinzen, dessen Regierung von Anfang bis zum Ende nichts als eine zusammengekettete Reihe von Unruhe, Aufstand und Kriegen war, die sich nicht eher als mit seinem Tode endigten. Er hatte nicht nur seine Feinde unter den Aliden, sondern auch selbst

un

nter den Ommiaden, deren einige den De-
gen ergreifen, um ihn theils zu beſtrafen, weil
r die Regierung gewaltſamer Weiſe an ſich
griſſen; theils auch um Ibrahims Tod zu
chen.

Mervan II. Hegire 127 n. C. G. 744

Hakem und Othman, Valids Söhne, ka-
men auf den Einfall Volk zu werben, und
Mervan anzufallen. Allein ihr Muthwille
urde bald gezüchtiget. Der Calif ſchlug
e, nahm ſie gefangen, und ließ ſie beyde hin-
chten, damit er künftig von ſo unruhigen
öpfen nichts mehr zu befürchten haben
öchte.

Mervan ſchaft ſich die, welche ihn nicht für ihren Herrn erkennen wollen, vom Halſe.

Mit gleich gutem Erfolge ging er auch So-
man, dem Prinzen des Califen Heſcham, zu
ibe. Ungeachtet ihm derſelbe mit einem be-
ächtlichen Kriegsheer ein Treffen lieferte, ſo
hielt doch Mervan über ihn einen vollkomme-
en Sieg. Mehr als ſechs tauſend wurden
Stücken gehauen, und Solyman ſelber
urde zum Kriegsgefangenen gemacht. Ein
mſtand, der Mervan eine ſchöne Gelegen-
eit gab, ſeine Grosmuth zu zeigen. Er er-
heilte dem Rebellen eine völlige Sicherheit
ür ſein Leben, ſobald ſich nur derſelbe bequem-
e, ihn für den Califen zu erkennen. Aber
m Gefängnis behielt er ihn noch, und nahm
hn und Ibrahim, den er abgeſetzet hatte, bey
ſeiner Abreiſe von Damaſco mit ſich nach Har-
an, der Hauptſtadt in Meſopotamien, wo

Hegire 128 n. C. G. 745 Schlägt Solyman, und nimmt ihn gefangen.

Mervan II. Hegire 128 n.C.G. 745

er ſein gewöhnliches Hoflager hatte. Wie es nachher dem armen Ibrahim ergangen, kann man nicht ſagen, weil die Geſchichtſchreiber ſeiner nicht weiter gedenken. Er brachte ſeine Lebenstage in einer ſolchen Dunkelheit zu, daß man, wie ich bereits gemeldet habe, nicht wohl ausmachen kann, ob er drey Monat nach ſeiner Gefangennehmung geſtorben ſey, oder ob er bis an das 132ſte Jahr nach Mahomeds Flucht gelebt habe. Mazine berichtet mit einigen andern Schriftſtellern, daß ihn Mervan an ein Creutz habe nageln laſſen.

Solyman entwicht, und ſchlägt ſich zu Ibrahims Parthey.

Was Solyman betrift, ſo glaubte derſelbe, aller ihm ertheilten Freyheiten und gethanenen Verſprechungen wegen der Sicherheit ſeines Lebens ungeachtet, nicht, daß er ſich diesfals auf Mervans Ehrlichkeit viel verlaſſen könnte. Sein Aufenthalt an dem Hofe des Califen wurde ihm in die Länge unerträglich. Was für einen Verdruß muſte er nicht täglich empfinden, einen andern Prinzen auf demjenigen Thron zu ſehen, zu welchem er ein weit näheres Recht, als jener, zu haben glaubte, weil er in gerader Linie von dem vorhergehenden Regenten abſtammte. Er ſchlich ſich alſo heimlich weg, und reißte in Begleitung einiger ſeiner vertrauteſten Freunde ab, um ſich zu einem der berühmteſten Aliden, **Ibrahim = ebn = Mohammed** zu begeben,

geben, welchen die Anhänger des Ali und die aus dem Hauſe Abbas, oder die Abbaſiden, für den Iman, oder, den Hohenprieſter der Muſelmänner erkannten. Eine Würde, worinn er Mohammed, ſeinem Vater, nachgefolget iſt.

Mervan II.
Hegire 128.
n.C.G. 745

Solyman gab ihm nebſt ſeinen Gefährten dieſen Titel. Ja noch mehr; ſie machten ihn ſogar zum Califen, und huldigten ihm. Hierauf zeigte ihm Solyman die Officirs, welche bereit wären, ihr Ebentheur mit ihm zu verfluchen. Er wieß ihm insbeſondere einen gewiſſen Muſelmann, der unter dem Namen Abu-Moslem ſchon einiges Aufſehen gemacht hatte, und ſagte dabey: **Ich ſtelle euch dieſen Officier dar, damit ich euch einen zuverläßigen Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Abſichten geben möge. Ich habe ihn überredet, Mervans Hof zu verlaſſen, um meinem Exempel zu folgen.**

Es war aber Abu Moslem ein Ommiadiſcher Prinz, der ſich an Mervans Hofe in ein groſſes Anſehen geſetzt. Ungeachtet er noch jung war, ſo hatte ihn doch der Calif zu den höchſten Ehrenſtellen unter der Armee erhoben, und ihm ſogar die Statthalterſchaft über Meſopotamien, die eine der beträchtlichſten im ganzen Reiche war, gegeben. Man hat uns die Urſachen nicht gemeldet, die ihn be-

Er macht Abu-Moslem vom Calif abtrünnig.

Mervan II. Hegire 128. n. C. G. 745

bewogen, den Hof in Syrien zu verlaſſen, und dabey nicht nur alle Vortheile ſeines Hauſes, ſondern auch alle Erkenntlichkeit gegen einen Herrn, der ſein Vetter und Wohlthäter war, und dem er Glück und Würden zu verdanken hatte, ganz bey Seite zu ſetzen. Genug Solyman wußte die Kunſt, durch ſüſſe Worte alle Vorſtellungen und Empfindungen in dem Herzen dieſes jungen Prinzen zu überwinden. Abu-Moslem ergab ſich, wurde verführet, und trat in die Dienſte der Abbaſiden. Ibrahim nahm ihn mit den gröſten Ehrenbezeugungen auf, und ernennte ihn ſogleich zum Guverneur von Chorassan.

Hegire 129 n. C. G. 746 Die Aufwiegler thun ihr äuſſerſtes Ibrahim zu unterſtützen.

Sobald es in Arabien bekannt wurde, daß Solyman und Abu-Moslem die Ommiadiſche Parthey verlaſſen, und ſich zu den Aliden und Abbaſiden, welche ſich zu Ibrahim gewendet, geſchlagen habe; ſo ſah man eine groſſe Menge Muſelmänner nach Hunain, wo er ſich aufhielt, ziehen, die im Begriff waren, ihm ihre Dienſte anzubieten. Ibrahim machte damals noch keinen Aufzug, der ſeiner Würde gemäß war. Aber nunmehr gab ein jeder alles was er nur koſtbares hatte, mit Freuden her, um ihn in Stand zu ſetzen, am Hofe eine beſſere Figur zu machen. Ja ſie lieſſen ſogar auf ihre Koſten eine Moſchee erbauen, weil noch keine zu Hunain war. Und mit einem Wort, Ibrahim hatte in etlichen

Tagen

gen eine prächtige Hofſtatt, wo ihm nichts
r fehlte, als eine hinlängliche Macht, ſich
en einen ſo furchtbaren Feind, als der Sy-
he Calif war, zu ſchützen.

Mervan II.
Hegire 129
n C. G. 746

Allein an ſtatt, daß Ibrahim auf einen
efährlichen Zeitpunct alle ſeine Aufmerk-
keit hätte richten ſollen: ſo ſchien er jetzt
r lüſtern zu ſeyn, ſich den Arabern in ſei-
Herrlichkeit zu zeigen, als für ſeine Si-
heit in Hunain zu ſorgen. Er ging mit
r Wallfahrt nach Mecca um, und ließ ſich
es von weitem merken, damit ein jeder
er Anhänger Zeit hätte, ſich dazu anzu-
ken. Ein Einfall, an dem auf ſeiner
ite mehr die Eitelkeit, ſich mit einem präch-
n Aufzuge zu zeigen, als die Andacht Theil
e. Er erſchien in der That zu Mecca mit ei-
zahlreichen Gefolge, mit einem groſſen Heer
Cameelen und Laſtthieren, welche ihm
Arten von Eßwaaren und Geräthe nach-
epten. Kurz, nichts war vergeſſen, was
Großthun und zur Bequemlichkeit die-
konnte. Aber zum Unglück hat man
t daran gedacht, daß ein zahlreiches Kriegs-
unentbehrlich ſey, um dieſe Caravane un-
egs zu bedecken.

Er ſtellt eine Wallfahrt nach Mecca an.

Mervan, der aller Orten ſeine Kundſchaf-
hatte, bekam von dieſer Wallfahrt Nach-
t, zu einer Zeit, da man erſt noch mit der
richtung derſelben beſchäftiget war. Er

Hegire 1[illegible]
n C. G. 7[illegible]7

ſer-

Mervan II. Hegire 130. n.C.G.747

fertigte auf der Stelle von Harran, wo er ſich aufhielt, einen Curier an den Gouverneur zu Damasco ab, mit dem Befehl, eine fliegende Armee von auserleſenen Leuten ins Feld zu ſtellen, und ſie im Hinterhalt auf die Straſe von Mecca nach Hunain zu verlegen. Dieſer Befehl wurde mit der gröſten Hurtigkeit ins Werk geſetzt, doch rückten die ſyriſchen Trupen nicht eher in die beſtimmten Quartiere ein, als bis Ibrahim mit ſeinem Gefolge bereits in Mecca eingetroffen war.

Die Caravane wird zerſtreut, und Ibrahim gefangen.

Der Heerführer der Syrer hatte auf ſolche Weiſe Zeit genug, ſeine Völker ſo zuverlegen, daß die Caravane ihnen nicht entwiſchen konnte. Er bewerkſtelligte dieſes Vorhaben ſo geſchickt, und verdeckt, daß niemand davon Wind bekommen konnte. Jetzt reißte Ibrahim mit ſeinem vornehmen Gefolge wieder von Mecca ab; die Syrer eilen aus den Gebüſchen heraus; fallen wie Löwen über den unbewehrten Haufen her; machen alles nieder, was ſich ihnen widerſetzen will, und bringen den Reſt in Unordnung.

Bey dieſer unglücklichen Begebenheit ward Ibrahim zum Kriegsgefangenen gemacht. Und darauf war es eigentlich von Mervan angeſehen. Denn deswegen hatte er ausdrücklich verbothen, alles Widerſtandes ungeachtet, ihm kein Leyd zu zufügen, ſondern denſelben lebendig vor ihn zu bringen. Der Sturm

traf

f alſo nur Ibrahims Gefolge. Nachdem
nige der Vornehmſten ſeines Hofes nieder-
macht waren; ſo bemächtigte man ſich end-
h ſeiner Perſon. Um die übrigen bekümmerte man ſich wenig. Man ließ ſie immer
y und ungehindert das Reisaus nehmen.

Mervan II
Hegire 130.
n C G 747

Dieſer hohe Gefangene wurde ſogleich nach
Harran gebracht, und dem Califen dargeſtellt,
elcher ihn den Augenblick mit Ketten be-
ſchweren, und ins Gefängnis legen ließ. Ibra-
im ſah ſeinen Untergang leicht vorher. Al-
in, die Gefahr ſein Leben zu verlieren,
achte ihn doch lange nicht ſo beſtürzt, als
e Verwirrung, welche ſich zwiſchen den Ali-
en und den Abbaſiden hervorthun konnte,
enn er etwa ohne vorher einen Nachfol-
r ernennt zu haben ſterben ſollte. Auf
r andern Seite konnte er es unmöglich ohne
e äuſſerſte Betrübnis mit anſehen, daß die
mmiaden in Ruhe auf dem Thron ſo lange
en ſollten, bis etwa einmal von ſeinen Stamm
n Prinz auf den Schauplatze treten würde,
r ihm die Krone ſtreitig machen, oder wohl
r aus den Händen reiſſen könnte.

Ibrahim ernennt den Abul Abbas zu ſeinem Nachfolger, den man auch annimmt.

Wiewohl nun Ibrahim, der ſich Tag und
acht mit dieſen Gedanken ſchlug, in Feſſeln
, ſo wagte er es doch, ſich einen Nachfol-
r zu ernennen. Man kann zwar nicht mit
ewisheit ſagen, wie er es angefangen habe.
s melden aber einige Scribenten, daß er
Mit-

Mervan II. Hegire 130. n. C. G. 747 Mittel gefunden, an Abul-Abbas, ſeinen Bruder zu ſchreiben, um ihn von ſeinen gegenwärtigen Umſtänden zu benachrichtigen, und ihm zu zeigen, daß er nicht unterlaſſen würde, ſein Recht, daß er zu der Califenwürde hätte, geltend zu machen, und daß er ihn durch dieſe ſchriftliche Acte zu ſeinem Nachfolger in der Regierung beſtimmte.

Dieſes Schreiben wurde richtig an Abul-Abbas eingeliefert, welcher daſſelbe den Augenblick den Anhängern ſeines Bruders und überhaupt allen Freunden ſeines Hauſes zu leſen gab. Man beweinte Ibrahims Schickſal, der das Unglück gehabt hatte, einem ſolchen Feind, wie Mervan war, in die Hände zu gerathen: Doch aber die Zeit nicht mit unnützen Klagen zu verlieren, ſo ſchritt man unverzüglich zur öffentlichen Einſetzung des Abul-Abbas. Die Abbaſiden vereinigten ſich, und riefen ihn aufs feyerlichſte als Califen aus. Damit aber nicht der neue Iman der Gefahr ſeines Bruders ausgeſetzt wäre, ſo ſorgte man zuförderſt für ein zahlreiches Heer, welches für ſeine Sicherheit wachen ſollte.

Hegire 131. n. C. G. 748 Mittlerweile, da dieſe Veränderungen in Arabien vorgingen, berathſchlagte ſich Mervan, was er mit Ibrahim anfangen ſollte. Einige ſeiner Vertrauten waren der Meynung, daß er ſich damit begnügen möchte, dieſen Unglücklichen zu einem ewigen Gefängnis zu ver-

Mervan II. Hegire 131 n.C.G. 748

heilen: Denn wenn er ihn, (wie Mervan
em Anſehen nach willens war) das Leben näh
, ſo würde man Gefahr laufen, die ganze Rot:
ich auf den Hals zu hetzen. Mervan aber
lte dagegen vor, daß wo er dieſen Prinzen
Gefängnis behielte, ganz Arabien die Waſ:
ergreifen, und ſeine Loslaſſung verlangen
ürde; im Gegentheil könnte ſein Tod auf
mal dieſen Händeln ein Ende machen, und
n Aufſtand dämpfen.

Mervan läßt Ibrahim umbringen.

Er erwählte alſo das letztere. Es war dem:
ach nichts mehr, als die Art des Todes noch
uszumachen. Denn da das Blut eines Imans
der Oberprieſters in den Augen des Volks
twas heiliges iſt, ſo wollte Mervan den Vor:
urf nicht haben, daß er es vergoſſen hätte.
Er erwählte alſo eine Todesart, wobey man
kein Blutvergieſſen zu befürchten hatte. Denn
nach einigen hat er ihn erſäufen, nach andern
aber Ibrahims Kopf in einen Sack mit ungelöſchtem Kalk ſtecken laſſen, darinn er den Augenblick erſtickt iſt.

Als Ibrahim ſah, daß er indem ſein Leben einbüſſen würde, ſo machte er kein Geheimnis mehr daraus, die Mittel zu offenbaren, die er angewendet hätte, um Mervan einen Gegner an die Seite zu ſetzen, der im Stande wäre, ihm die ſchlimmſten Händel zu machen, und ihn wegen ſeiner verübten Grauſamkeiten auf eine in die Augen fallende Art zu beſtrafen.

Mervan II. Hegire 131. n.C.G.748

Er ſagte es alſo ganz unverhalten, daß es Abul Abbas, ſein Bruder ſey, den er zu ſeinem Nachfolger ernennt, und daß dieſer Prinz jetzo bereits von ſeiner Würde ſchon Beſitz genommen haben müſte.

Ibrahims Hinrichtung erreget Unruhe.

Dieſe Erklärung machte in Mervans Gemüthe wenig Eindruck. Er ſah dieſelbe als eine Drohung einer unmächtigen Verzweiflung an, die nicht die geringſte Folge haben würde. Allein, die Händel nahmen einen ganz andern Weg, als ſich Mervan einbildete. Weit gefehlt, daß ſeine Grauſamkeit gegen den Imam die Abaßiden hätte in Furcht ſetzen ſollen, ſo wurden ſie durch dieſelbe nur noch raſender; ſie ruften es allenthalben aus, daß man Ibrahims Tode rächen müſte. Nunmehr hätte der Calif in Anſehung Imans alle Geſetze übertreten, endlich wäre es auch einmal Zeit, dem rechtmäßigen Erben den Thron einzuräumen, den die Ommiaden durch Gewaltthätigkeit eingenommen hätten.

Dieſe lärmenden Herolde vermehreten Abul Abbas Parthey anſehnlich. Eine groſſe Anzahl von Mißvergnügten verſammlete ſich bey ihm, welche nichts anders verlangten, als unter ſeiner Fahne den Feldzug anzutreten, und ſich zu ſeinem Dienſt aufzuopfern.

Hegire 132. n.C.G.749

Indem ſich dieſer furchtbare Feind der Ommiaden zu Cuffah feſt ſetzte, ſo hob noch ein an-

aderer in Perſien das Haupt empor, der den
itel eines Califen annahm. Er hieß Zulzi-
in, oder wie andere wollen, Solyman. Doch,
mag der eine oder der andere Name der
chte ſeyn, dieſer neue Calif war noch ver-
hmitzt genug, ohne ſich eben durch ſeine Tap-
rkeit vorher einen groſſen Namen erworben
u haben, eine zahlreiche Menge Menſchen
uf ſeine Seite zu bringen. Er gebrauchte
en rechten Kunſtgriff, und verführte die Ge-
üther durch eine Lehre, die ſchon an ſich ſehr
cheinbar war, und die er noch dazu durch
inen Witz dem Volke ungemein ſchmakhaft
machen wuſte.

Mervan II.
Hegire 132.
n.C.G. 749
Zulzinnin
ſtiftet eine
Empörung
in Perſien
an.

Er predigte nemlich, daß der Menſch ſeiner
eburt nach frey, und die Freyheit ein ange-
ohrnes und natürliches Recht wäre. Ein
Sclave demnach, und ein jeder anderer Bedien-
r hätte das Recht, oder vielmehr die Pflicht
uf ſich, ſobald er nur könnte, das Joch ab-
uſchütteln, ja ſogar ſeinen Herrn umzubrin-
en, wenn ſich derſelbe wegerte, die Lehre, die
r verkündiget, anzunehmen.

Seine
neue Lehre
verſchaft
ihm einen
ſtarken An-
hang.

Lehren, die ſo ſehr nach dem Sinn des Pö-
els waren, erregten einen groſſen Lärmen.
aſt alle Sclaven lieſſen ſich anwerben, und
in jeder drang ſich dazu, unter dem Schutze
ines Fürſten, der die Gerechtſame der Men-
chen verfechten wollte, das Gewehr zu
ngen.

Nun-

Mervan II. Hegire 132. n.C.G 749

Zulzimin macht den Cathibad zu ſeinem Feldherrn.

Nunmehr hatte Zulzimin eine ungeheure Menge Streiter auf den Beinen. Er muſte alſo wohl darauf denken, wie er ſie zu ſeinem Vortheil geauchen wollte. Sich ſelber kannte er nur gar zu gut, als daß er geglaubt hätte, er würde im Feld groſſe Heldenthaten ausrichten; er hatte aber doch ſo viel Einſicht, daß er Feldherrn auszuſuchen wuſte, deren Muth durch eine vollkommene Erfahrung unterſtüzet und regieret wurde. Er hatte damals den berühmten Cathibad bey ſich, einen Kriegsmann, der, wie wir geſehen haben, den Ommiaden unter Valids I. Califat ſo wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Die Scribenten melden uns zwar die Urſache nicht, die ihn bewogen hat, die Parthey der Ommiaden zu verlaſſen, und ſich für Zulzimin zu erklären. Aber das iſt ausgemacht, daß er dem leztern mit eben dem Eifer und Muth gedient habe, welchen er damals hat blicken laſſen, als er für die Ommiaden fochte.

Mervan ſchickt eine Armee wider ihn zu Felde.

Mervan erfuhr dieſe Unruhen, welche ſein Reich ſowohl in Arabien als Perſien erſchütterten, bey Zeiten. Doch ohne ſich im geringſten zu erſchrecken, glaubte er, daß ſein Muth und ſein Kriegsheer die Aufrührer bald zu paaren treiben würden. Ein groſſes Theil ſeiner Hofnung baute er auf die verſchiedenen Vortheile, die ſeine Feinde trennten. Denn die einen hielten es mit dem Califen von Cuſ

Mervan II. Hegire 132 n.C.G. 749

und die andern mit dem von Perſien. Die-
Unreinigkeit brachte ihn auf die Gedanken,
er einen nach dem andern ſchlagen könnte.
machte alſo den Anfang mit Zulzimin, den er
einem Heer von hundert tauſend Mann
riff, die den berühmten Iblin zu ihrem Ge-
al hatten, einen Kriegsoberſten, der in Mer-
s Augen der allergeſchickteſte war, dem Ca-
bad die Spitze zu bieten.

Des Caliſen Heer wird geſchlagen.

Dieſe beyden Feldherrn, deren ein jeder mit
tzückung der Gelegenheit entgegen ſah, ſich
ht hervorzuthun, verlohren keinen Augen-
k auf einander loszugehen. Mervans Ar-
e war ſtärker, ich will ſagen, ſie war zahl-
cher als das Heer des Zulzimins. Allein
ſes Uebergewicht der Kräfte war nicht ver-
gend einen tapfern Cathibad abzuſchrecken,
ß er nicht den Streit angefangen hätte.
ieſer erſte Angriff geſchah mit ſo vieler Hitze,
ß er auf einmal den Sieg entſcheidete. Iblin
ard geſchlagen, und ſein Heer gerieth derge-
alt in Verwirrung, daß es ihm unmöglich
ar, die getrennten Glieder wieder zu ſchlieſ-
n. (*).

Auf

(*) Es iſt kein Wunder, daß ein zuſammengeraſter Hauſe von Sclaven wider ein exercirtes Kriegsheer den Sieg behält. Sie ſtritten für die Freyheit, und Iblins Soldaten nur für Geld. Ueberdieß ſo hat Zulzimin, als ein

Mervan II. Hegire 132. n. C. G. 749

Auf dieſen erſten Vortheil folgte ein anderer, der beynahe eben ſo beträchtlich war. Iblin ſammlete das zerſtreute Heer wieder, ſo gut er konnte, und erhielt von Mervan eine neue Verſtärkung. Mit dieſer ſchwachen Mannſchaft verſuchte er aufs neue einen Angriff in der feſten Entſchlieſſung, die Scharte wieder auszuwetzen. Aber er bekam zum zweytenmal Schläge. Doch dieſer Sieg war bey den Ueberwindern mit der allergröſten Bitterkeit vermiſcht. Sie verlohren ihren General. Cathibad, der ein wildes Pferd ritt, jagte nach dem Euphrat zu, der gerade damals ausgetreten war, und fiel in einen tiefen Graben, wo er, ohne daß man ihm hätte zu Hülfe kommen können, erſaufen muſte.

Cathibads Tod.

Abdallah plündert Meſopotamien.

Da Mervan alle Hände voll zu thun hatte, Zulzimin Widerſtand zu thun, ſo muſte er ſich auch zugleich wider den Anfall eines fürchterlichen Feindes zur Wehre ſetzen, der den Degen gezogen hatte, um die Parthey des Abul-Abbas, Califen von Cuffah, zu verfechten. Ich rede von dem berühmten Abdallah,

---

ein neuer Prophet, gewiß göttliche Geſichte und Offenbahrungen vorgegeben. Aber alle Welt weiß, was ein fanatiſches Heer für Thaten thun kann. Mahomed, Cromwell u. a. m. beſtätigen dieſe Anmerkung. A. d. Ueberſ.

Mervan II. Hegire 132. n. C. G. 749

allah, der ein Sohn des Abbas und ein
Oncle von Iman Ibrahim, Abul-Abbas und
lbu Giaffar war. In dem aber Abdallah
en Harniſch wider den Califen von Syrien
nlegte, ſo wollte er theils den Tod des J-
nans, ſeines Vetters, rächen, theils auch
en beyden andern die Califenwürde verſichern.
Dieſes neue Glücksgebäude gedachte er auf
em Schutt [illegible] Ommiadiſchen Hauſes, dem
r die Zerſtöhrung geſchworen, aufzuführen.
Wie der ſchnelle Blitz war er in Meſopota-
nien, und richtete in dieſer Provinz eine groſſe
Verwüſtung an.

Obgleich Mervan mit den Händeln in A-
abien, und mit dem Zulziminiſchen Kriege alle
Hände voll zu thun hatte, ſo ging er jetzt doch
nit einem zahlreichen Kriegsheer zu Felde,
m, wo nicht zu ſchlagen, doch wenigſtens
en Abdallah im Zaum zu halten und ihn zu
erhindern, daß er nicht die Landſchaft, in
velche er den Einfall gethan, bis auf den
Grund verwüſtete.

Der Calif gehet in Perſon ſeinem Feind zu Leibe.

Der Calif marſchirte bis vor Moſſul, einer
ngeſehenen Stadt in dieſer Provinz. Er
chlug ſein Lager in der Ebene von Tubat auf,
icht weit von dem Ort, welchen das Heer
es Abdallah beſetzt hatte. Mervan ſchickte
Kundſchafter in das feindliche Lager aus, und
glaubte, daß er ſich ſo lange in die Zeit ſchik-
ken, und nicht eher was unternehmen müß-
e, bis er genauere Nachricht eingezogen hätte,

Mervan II. Hegire 132. n.C.G.749

wie es bey Iblins Armee ſtünde, die ſich damals im Angeſichte der feindlichen Trupen gelagert hatte. Alſo ſchanzte ſich Mervan vor der Hand nur gut ein, und war auf nichts mehr, als darauf bedacht, wie er ſich wider allen feindlichen Angriff in Sicherheit ſetzen möchte. Uebrigens wollte er keine Bewegung eher vornehmen, als bis er wüſte, was ſeine Waffen in Perſien ausrichteten. Denn nachdem, daß ſie entweder glücklich oder unglücklich ſeyn würden, wollte er ſeine Aufführung beſtimmen.

Aber ach! er erfuhr nur gar zu bald das unglückliche Schickſal ſeiner Kriegsvölker. Man brachte ihm die traurige Zeitung, daß ſie gänzlich zerſtreuet worden wären; Daß Iblin, ſein Feldherr, auf den er alles gebauet hätte, in dem Treffen geblieben ſey, und daß Yeſid, der nach demſelben den Commandoſtab geführet, einige Augenblicke hernach das Leben eingebüſſet habe. Dieſe Nachricht war in ſeinen Ohren wie ein plötzlicher Donnerſchlag. Doch, er faßte ſich den Augenblick wieder, und entſchlos ſich auf der Stelle mit der Armee aufzubrechen, und auf den ſiegenden Feind loszugehen.

Mervan geht dem Zulzimin zu Leibe.

Dieſer Ausbruch war auf gewiſſe Weiſe nothwendig. Denn man hinterbrachte ihm, daß Zulzimin, um ſich der Hitze ſeines Heers zu bedienen, ſich nach Cathibads Tod an die

Spitze deſſelben geſtellt, und den Entſchluß gefaßt habe, in der Eil fortzurücken, das feindliche Heer in Unordnung zu bringen, und dadurch ſeinen Sieg vollkommen zu machen. Er hatte noch einen andern Grund, ſeinem Feind, der ihn aufſuchte, gerade entgegen zu gehen. Er muſte befürchten, daß er auf einer Seite von Zulzimin, und auf der andern von Abdallah möchte angefallen werden. Er glaubte überdieß, daß er diesmal glücklich ſeyn würde, nicht nur deswegen, weil eine ſiegende Armee insgemein vor Freude in Unordnung käme, ſondern auch, weil er ſich einen ſchlechten Begriff von Zulzimins Tapferkeit machte.

Mervan II.
Hegire 132.
n. C. G. 749

Er wird geſchlagen.

Doch er betrog ſich ſehr in dieſer erwünſchten Rechnung. Denn als die beyden Kriegsheere endlich auf einander ſtieſſen, ſo wagte Zulzimin mit ſo vieler Hitze den Angriff, und unterhielt denſelben mit einem ſo erſtaunenswürdigen Eyfer, daß Mervans Soldaten zu verſchiedenen malen zum Weichen gebracht wurden. Der Calif verſuchte alles mögliche, um ſie zum ſtehen zu bringen. Allein ſie nahmen auf allen Seiten das Reißaus; und würde Mervan nicht ſo viele Klugheit und Vorſicht angewendet haben, ſo würde ſeine ganze Armee auf dem Platze geblieben ſeyn. Aber da er ſah, daß der Feind Miene machte, ihn anzugreifen, ſo ließ er in der Eil über den

Mervan II. Hegire 132. n.C.G. 749

Fluß Zaban, den er im Rücken hatte, eine Brücke ſchlagen, und durch dieſes Mittel verſchafte er ſich eine Flucht, die ſowohl ihm, als einer groſſen Anzahl ſeiner Völker das Leben rettete. Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß die ſtarke Ermattung der Feinde ebenfals viel zu dieſer glücklichen Flucht beygetragen habe. Denn wenn ſie von den vielen Strapatzen und durch das Niedermetzeln ihre Kräfte nicht ſo ſehr erſchöpfet hätten, und wo es ihnen möglich geweſen wäre, die Syrer bis an den Fluß zu verfolgen: ſo würden ſie alles, was nicht im Treffen fiel, niedergeſäbelt; oder ſie würden wenigſtens die Flüchtlinge bey dem Ueberſetzen ſo geängſtet haben, daß ſich in einer ſo groſſen Verwirrung die meiſten in Fluß geſtürzet hätten. Allein das Schickſal, welches Mervan zu einem neuen Unglück aufbehalten hatte, ſchien ihm in dieſem traurigen Zuſtand noch einigermaſſen günſtig zu ſeyn. Er ſammlete alſo jenſeit des Fluſſes die Ueberbleibſel ſeines Heeres, und ſodann ließ er die Brücke in der Geſchwindigkeit hinter ſich abwerfen, um den Feinden die Mittel zum Nachſetzen zu benehmen. Auf der andern Seite dachte Zulzimin nicht daran, ſeine Vortheile höher zu treiben. Er ließ ſein Volk auf dem Schlachtfelde eine Zeitlang ſich ausruhen, und ging hierauf wieder in Perſien zurück, in der Meynung, daß ſich Mervan

ch einer ſolchen Niederlage nicht weiter wür⸗
e gelüſten laſſen, ihn zu beunruhigen.

Merwan
II.
Hegire 132.
n.C.G. 749

Doch der Calif fand bald Mittel, ſich wie⸗
er zu verſtärken. Er bekam eine beträchtli⸗
e Anzahl von Recruten aus Syrien, und den
nachbarten Plätzen, kurz, er erholte ſich der⸗
eſtalt, daß er ſich im Stande ſah, die
Wunden vollkommen wieder zu heilen, welche
hm das Unglück beygebracht hatte. Aber
Zulzimin, der ſich zurück gezogen, nachzuſetzen,
hatte er keine Luſt. Er hielt vielmehr für
thſam, dem Abdallah zu Leibe zu gehen, der
ch nicht aufhörte, Meſopotamien zu verhee⸗
en: Abdallah hatte ſein Heer in zween
Haufen abgetheilt. Den einen commandirte
r ſelber, und den andern hatte er der Anfüh⸗
rung des Abu⸗Moslem anvertraut.

Er kehret mit neuen Trupen wieder nach Meſopotamien zurück.

Und dieſen letztern war Mervan willens,
zuerſt anzugreifen. Alle Freunde der Ommi⸗
aden unterſtützten dieſes Vorhaben, welches
für ſie eine erwünſchte Gelegenheit war, den
Abu⸗Moslem zu züchtigen, der, wiewohl er
ſelbſt von ihrem Hauſe war, dennoch auf eine
unverantwortliche Art ihre Parthey verlaſſen
hat, um ſich zu der Abbaſidiſchen zuſchlagen.
Doch dieſes Unternehmen lief eben ſo unglück⸗
lich ab, als das vorige, und zwar wegen einem
auſſerordentlichen Zufall, der ein augenſchein⸗
licher Beweis war, daß ſelbſt das Glück dem
unglücklichen Mervan den Krieg angekündi⸗

Hegire 133.
n.C.G. 750

Sein Heer zerſtreuet ſich.

get

Mervan II. Hegire 133. n.C.G.750

get habe. Die beyden Armeen kamen bey Moſſul zuſammen. Der Calif entfernte ſich einen Augenblick, und ſtieg auf einen Berg, um nicht nur die Ordnung, die Stellung und die Gröſſe des feindlichen Heeres in Augenſchein zu nehmen, ſondern auch um ſich die Beſchaffenheit und Lage der Gegend bekannt zu machen.

Alles ſchien ſeinen Abſichten günſtig zu ſeyn, und er verſprach ſich vermittelſt einer ſeiner gemachten Entdeckung gemäſſen Stellung einen vollkommenen Sieg. Aber, ehe er ſich wieder zu ſeinem Heere begab, muſte er einen Augenblick vom Pferde ſteigen. Da er dieſes thun wollte, ſo ging ſein Säbel aus der Scheide, und machte im Fallen ein Geräuſche, wovon das Pferd ſo ſcheu wurde, daß es mit verhängtem Zügel und in vollem Galopp in das ſyriſche Lager eilte.

Mervan ſah es gleich vorher, was für einen traurigen Eindruck dieſer Zufall bey ſeinen Völkern machen würde. Und ſeine Vermuthung war nur gar zu wahr. Denn als man dieſes Pferd ohne ſeinen Herrn ankommen ſah, ſo ſtellte man ſich vor, daß Mervan, wo nicht getödtet, doch wenigſtens gefangen worden wäre. Furcht, Schrecken und Beſtürzung breitete ſich plötzlich im ganzen Lager aus. Umſonſt verſuchten die Heerführer ihr äuſſerſtes, die Gemüther wieder zu Ruhe zu bringen, oder ihnen wieder einen Muth einzuſprechen; die Beſtürzung und Angſt hatten dieſelben ſo ſehr eingenommen, daß ſich dieſe ganze Armee, ſo gros ſie war, in verſchiedene Hauſen trennte, davon ſich der eine hie, der andere dorthin ſchlug, ſo wie es einem einfiel, oder wo ihn ſein Vortheil hinzog.

Mervan II.
Hegire 133
n.C.G. 750

Der Calif ſah dieſe Unordnung an, ohne ein Mittel zu ſehen, derſelben abzuhelfen. Gleichwohl that er ſein möglichſtes, um nur einiger maaſſen dieſen Schaden wieder zu erſetzen. Er rennte unter die Hauſen, und ſuchte alles hervor, ihre Feigheit zu überwinden. Aber vergebens. Bitten, Flehen, Vorſtellungen, Drohungen, alles dieſes konnte nicht mehr auf die zaghaften und verwirrten Gemüther würken. Ja, er ſelber muſte ſich noch glücklich ſchätzen, daß er für ſeine Perſon ein Pferd bekam, um ſich mit dem Volke zu retten, und ſich in Sicherheit zu bringen.

Abu-Moslem, der ſich über einen Sieg, der ihm ſo wohlfeil zu ſtehen kam, innig freute, wollte ſich nicht einmal die Mühe machen, den Zerſtreuten nachzuhauen. Er ſchickte alſo nur blos einige leichte Trupen den Flüchtlingen nach, welche den Schrecken unter ihnen noch mehr ausbreiten ſollten. Und in der That, es wäre überflüßig geweſen, eine gröſſere Anzahl zu beordern, um die ſyriſche Armee ganz und gar zu verderben.

Mervan II. Hegire 133. n.C.G.750

van hatte nun keine andere Wahl mehr, als ſich eiligſt nach Damasco zu begeben. Denn in dieſer Hauptſtadt allein konnte er noch Sicherheit wider ſeine Feinde, die ihm nachſetzten, erwarten.

Damaſco will den Califen nicht einlaſſen.

Allein, ein Unglück häufte ſich aufs andere. Seine eigene Unterthanen verſagten ihm den Schutz. Ganz beſtürzt über die Zeitung, daß das Heer des Abdallah mit groſſer Eilfertigkeit auf Damaſco los marſchirte, und in etlichen Tagen dieſen Ort belagern würde, ſtellten ſie demjenigen Prinzen, den ſie noch immer für ihren Herrn erkannten, vor, da ſie nicht im Stande wären, ſich dem ſiegenden Feind zu widerſetzen, noch ſich entſchlieſſen könnten, Gut und Blut ohne alle Hofnung aufzuopfern, ſo wären ſie entſchloſſen, dem Sieger die Thore zu öfnen; er möchte alſo keinen Augenblick verlieren, ſich in der Geſchwindigkeit zu flüchten, wo er anders nicht den Feinden in die Hände fallen wollte.

Mervan fliehet nach Egypten.

Dieſer abſcheuliche Streich ſchlug ihm eine tiefe Wunde, aber er konnte ihm doch ſeinen Muth nicht ganz benehmen. In der äuſſerſten Noth, in welcher er jetzt ſteckte, ergriff er dasjenige Mittel, welches noch in ſeiner Macht ſtand. Er verließ bey Nacht die Stadt, und nahm alle ſeine Schätze und Koſtbarkeiten mit ſich weg. Einige ſeiner Anverwandten begleiteten ihn auf dieſer Flucht, nebſt denen von ſeinen Freunden und Hofleuten, welche beherzt genug waren, mit ihm ſein Unglück zu theilen.

Mervan
II.
Hegire 134.
n.C.G. 751

Er ging alſo mit ſeinem ganzen Gefolge nach Egypten. Als Herr über dieſe Landſchaft glaubte er, daß er darinn einen getreuen Anhang antreffen werde, der ihm behülflich ſeyn würde, ſich wieder aufzuhelfen, oder der ihm doch wenigſtens allen Beyſtand leiſten werde, um ſich in dieſer Provinz zu erhalten. Und in der That, er hatte Urſache, mit den Egyptern vergnügt zu ſeyn; ſie nahmen ihn mit Freuden auf, und ſchienen bereit zu ſeyn, ihm allen möglichen Beyſtand zu leiſten. Er fing alſo an, allmählich wider eine Ruhe zu ſchmecken, deren Wehrt er nunmehr deſto höher zu ſchätzen wuſte, nachdem er unter der Laſt der allerhärteſten Unglücksfälle faſt ganz entkräftet worden.

Aber jetzt war der traurige Augenblick, darinn ſein Unglück den äuſſerſten Grad erreichte, erſchienen. Für Mervan war nichts mehr zu hoffen übrig. Seine Trübſale ſollten ſich nicht eher, als mit ſeinem Leben endigen. Saleh, Abdallahs Bruder, der Befehl hatte, den Unglücklichen nach Damaſco zu verfolgen, gab ſeinen Völkern einige Tage Ruhe in der Gegend dieſer Hauptſtatt. Von hier aus berichtete er ſeinem Bruder Abdallah, daß Mervan nach Egypten geflohen wäre, und meldete ihm, daß wenn er in der Geſchwindigkeit einige Völ-

Mervan II. Hegire 134. n.C.G.751.

Völker zuſchicken würde, ſo glaubte er, noch zeitig genug dahin zukommen, ehe ſich noch derſelbe in Vertheidigungsſtand ſetzen könnte.

Saleh geht nach Egypten, um Mervan anzugreifen.

Mervans gänzliche Verderbung auf einer, und die Vertilgung der Ommiaden auf der andern Seite waren in Abdallahs Augen zwey wichtige Dinge, die man auch für den höchſten Preis erkaufen müſte. Er ſchickte alſo Saleh die verlangte Hülfe zu, worauf ſo gleich dieſer General den Marſch nach Egypten antrat.

Er ſchlägt ihn.

Mervan ging ihm unerſchrocken an der Spitze eines Heeres entgegen, deſſen Eifer und Muth ihm einen glücklichen Ausgang zu verſprechen ſchien. Einen Theil ſeiner Hofnung gründete er darauf, daß da Saleh noch nie eine Armee angeführet hätte, derſelbe nothwendig Fehler begehen würde, deren er ſich mit leichter Mühe zu ſeinem Vortheile bedienen könnte. Allein, alle Kriegserfahrenheit, die Mervan hatte, kam ihm dismal garnicht zu ſtatten. Die Hitze und Heftigkeit des Saleh thaten Wunder wider die Egyptiſchen Soldaten. Der Widerſtand derſelben diente zu nichts weiter, als dazu, daß ihrer deſto mehr konnten niedergemetzelt werden. Und zuletzt erklärte ſich das Glück nach einem langen und ſehr blutigen Gefechte für einen jungen Feldherrn. Er erfocht über einen Prinzen, den alle Welt für den gröſten Helden der damaligen Zeiten erkannte, einen vollkommenen Sieg.

Mervan II.
Hegire 134.
n.C.G. 752
Mervans Tod.

Nachdem der unglückliche Mervan in dieſer Schlacht Proben von einer ganz erſtaunenden Herzhaftigkeit abgelegt hatte, ſo kam er mit einer groſſen Anzahl Offiziere um, welche ihn nicht überleben wollten. Man fand den Leichnam des Califen auf der Wahlſtatt unter den Toden liegen, und hieb ihm den Kopf ab, welchen man an Abdallah ſchickte. Dieß war das unglückliche Ende des tapfren Mervans, eines Prinzen, deſſen Heldenmuth und groſſe Seele ſich mit einem gleich ſtarken Glanze ſo wohl in ſeinen Niederlagen, als in ſeinen Siegen zeigten. Er ſtarb im 134. Jahr nach Mahomets Flucht, und im 752 nach unſers Erlöſers Geburt. Mit ihm hatte auch die Herrſchaft der Ommiaden ein Ende, welche ſich vom ein und vierzigſten Jahr an nach Mahomets Flucht, und alſo ungefähr drey und neunzig Jahr lang erhalten hat.

Dieſer Calif hinterließ zwey Kinder, von deren Schickſal wir keine einſtimmige Berichte bey den Scribenten antreffen. Einige derſelben melden, daß ſich der eine ſeiner Söhne nach Spanien begeben, wo er der Stifter der Ommiadiſchen Monarchie geworden iſt, und daß ſich der andere in dem glücklichen Arabien niedergelaſſen habe. Hingegen ſaget Mazine, daß der älteſte Sohn in Ethiopien umgekommen, als wohin er geflohen ſey, und daß der andere nach einer langen Gefangenſchaft endlich

Mervan II. Hegire 134. n.C.G.752 lich wider in Freyheit gekommen, und kurz hernach zu Bagded verſtorben, und daſelbſt auch begraben ſey.

Die Herrſchaft der Ommiaden wurde durch eine andere wider erſetzet, welche unter dem Namen der Abbaſidiſchen in der Geſchichte ſehr bekannt iſt, und welche ihre Errichtung Abdallah, dem Ueberwinder Mervans, zu verdanken hat. Er war es, der die abbaſidiſchen Prinzen auf den Thron gehoben, und der ihr Anſehen durch die grauſamen Maasregeln befeſtiget hat, die wir ihn haben ergreifen ſehen, um das Haus der Ommiaden ganz und gar über einen Haufen zu werfen.

* * *

Aboul-Abbas. Hegire 134. n.C.G.752

Aboul = Abbas = Saffah.

Zwanzigſter Calif.

Die Herrſchaft der Abbaßiden hat ſich ſo wohl durch ihre lange Dauer, als auch durch die groſſen Männer, ſo in derſelben geblühet haben, ſehr berühmt gemacht; beſonders aber iſt ſie durch den Flor der Wiſſenſchaften und Künſte, ſo dieſelben unter den Prinzen dieſes erlauchten Hauſes erhielten, merkwürdig geworden. Alle Abbaßiden überhaupt haben den Ruhm hinterlaſſen, daß ſie ſehr gelehrt geweſen ſind. Die Ommiaden hingegen

wa-

Aboul-Abbas.
Hegire 134
n.C.G. 752

waren nicht allein gröſtentheils ſelbſt ſehr unwiſſend, ſondern ſahen auch Blutwenig auf Wiſſenſchaft. Auſſer ihrem Alcoran kannten ſie gar keine Bücher, und alle übrigen hielten ſie für unbrauchbar, ja gar für gefährlich.

Urſprung der Abbaſiden.

Die Abbaſiden haben dieſen Namen von Abbas, einem Oheim des Propheten Mahomed, erhalten. Dieſes Abbas Uhrenkel, welcher auch Mahomed oder Mohammed hies, war der erſte, welcher gegen die Ommiaden ſein Recht zum Califat, die er als gewaltſame Beſitzer deſſelben anſahe, zu behaupten ſuchte. Seine Anſprüche darauf wurden durch drey ſeiner Söhne, dem Ibrahim, Abbul-Abbas, und Abou-Giafar ſehr lebhaft unterſtützt. Dieſe wurden hernach alle nach der Reihe, allein nach der Maßgebung der Umſtände, worinn ſie ſich befanden, mit mehr oder weniger Feyerlichkeit zu Califen ernennet. Ibrahim ward, wie wir geſehen haben, nur von einer geringen Anzahl ſeiner Anhänger angenommen; daher er auch, ob ihm gleich die Krone aufgeſetzt war, mehr einem Prätendenten derſelben, als einem Könige glich. Sein Bruder Aboul-Abbas folgte ihm, und ein Theil von Arabien erkannte gleichfals ſeine Herrſchaft. Allein vor dem Tode Mervans ſtand er in ſchlechtem Anſehen, indem eine groſſe Anzahl Araber, theils aus Furcht, theils weil ſie den Ommiaden noch anhingen, ſich nicht

Aboul:Abbas. Hegire 134 n.C.G.752

nicht unterſtanden, ſich öffentlich für ihn zu erklären.

Doch gleich nach dem Untergange Mervans gewann alles ein ander Anſehn. Aboul:Abbas ward auf den Thron erhaben; ſein Bruder Abou:Giafar beſtieg denſelben nach ihm, und brachte ihn auf die Prinzen ſeines Stamms, deren Geſchichte ich itzo beſchreibe.

Aboul:Abbas wird als Calif ausgerufen.

Kaum hatte Abdallah die gewiſſe Nachricht eingezogen, daß Mervan in Egypten erſchlagen ſey; ſo ließ er ſeinen Neffen Aboul:Abbas, als den einzigen rechtmäßigen Califen der Muſelmänner ausrufen. Anſtatt, daß ſich die Ommiaden und ihre Anhänger dieſem Unternehmen, ſo die Hofnung ihres Stamms zernichtete, hätten widerſetzen ſollen; ſo dachten ſie an weiter nichts, als für ihre eigene Sicherheit Maßregeln ausfindig zu machen.

Abdallah ſucht Mittel, die Ommiaden auszurotten.

Abdallah war gleichfals darauf, aber auf ſolche, bedacht, wodurch keiner von ihnen ſeinen Händen entrinnen möchte. Um dieſen Vorſatz deſto beſſer auszuführen, ſo fing er an, ſie ſelbſt gegen einander mißtrauiſch zu machen. Denen, ſo ihnen am meiſten anzuhängen ſchienen, erzeigte er viele Freundſchaft, und um ſie deſto beſſer zu hintergehen, ſo ließ er einen General Pardon für alle Ommiaden bekannt machen, die ſich zu ihm begeben, dem Califen in ſeine Hände den Eid der Treue abſtatten,

Aboul-Abbas
Hegire 134.
n.C.G. 752

und wegen des Vorhergegangenen Vergebung ſuchen würden. Er gab dabey zu erkennen, daß nachhero ein jeder der Ruhe zu genieſſen haben ſollte, daß niemand zu befürchten brauchte, es würde ihm nachgeſtellt werden, und daß mit einem Wort dies das beſte Mittel ſey, allen Zwietracht, und alle die Unruhen zu hemmen, ſo bishero unter den Muſelmännern ſo viele Unordnungen verurſacht hätten.

Die unglücklichen Ommiaden nahmen dieſen von Abdallah gethanen Vorſchlag mit Freuden an, weil ſie viel Vortheil dabey fanden, in einem Lande bleiben zu können, wo alle ihre Güter und ihre Freunde waren. Sie verlieſſen ſich auf ſeine gegebene Verſicherung, und eilten recht, damit ſie zur beſtimmten Zeit an den zur Eidesleiſtung gewidmeten Ort gelangen möchten.

Der verrätheriſche Abdallah voll von Freuden, daß die blutigen Fallſtricke, ſo er ihnen gelegt hatte, ſo gute Würkung thaten, begab ſich mitten unter die verſammleten Ommiaden, und empfing ſie mit einem heitern Geſicht, aus welchem nichts als Friede und Vertrag hervorleuchtete. Allein indem es ſchien, als bereitete er ſich, den Eid im Namen des Caliphen dem Prinzen abzunehmen, ſo umſchloſſen dazu beſtellte Soldaten die Ommiaden, welche ſich alle um den Abdallah herum geſtellt hatten, und auf ein gegebenes vorher verabrede-

Aboul-Abbas. Hegire 134. n.C.G. 752

tes Zeichen ſchlugen ſie alle auf die vor ihnen ſtehenden unglücklichen Prinzen mit Streitkolben zu. Nur einer von ihnen entging dieſem Blutbade, und floh nach langem Herumirren nach Spanien, wo er eine neue Herrſchaft der Ommiaden gründete.

Sobald ſie mit dieſer grauſamen Arbeit fertig waren, fielen ſie über eine groſſe Anzahl Muſelmänner her, ſo dem Hauſe Ommiahs ergeben waren. Endlich befahl Abdallah mit dem Metzeln einzuhalten, und ſtellte darauf ein Feſt an, wodurch er die Barbarey und Grauſamkeit aufs allerhöchſte trieb.

Des Abdallah an den Ommiaden bewieſene Grauſamkeit.

Er lies die erwürgten Körper der Ommiaden in einer Reihe neben einander legen, und befahl ſie mit Brettern zu belegen. Nachdem er dieſe wieder mit Teppichen hatte bedecken laſſen, ſo lud er die vornehmſten Befehlshaber ſeiner Trupen ſich darauf zu begeben, wie zu einem groſſen Feſte, ein; damit ſie, wie er ſagte, das Vergnügen haben möchten, die letzten Seufzer der Ommiaden mit anzuhören. Es waren in der That viele darunter, ſo an ihren empfangenen Wunden noch nicht ganz geſtorben waren; die aber itzt durch die Laſt derer, ſo an dieſem blutigen Feſte Theil nahmen, ihren Geiſt aufgeben muſten.

Durch ſo viele erſchreckliche Thaten war die Grau

Aboul-Abbas.
Hegire 134.
n.C.G. 752

Grauſamkeit des Abdallah noch nicht geſtillt, ſeine Wuth verſchonte auch ſogar der Gräber der Ommiadiſchen Califen nicht. Er ließ ihre Cörper ausgraben, und einen Theil davon auf den Schindanger werfen, den andern an den öffentlichen Galgen henken. Nur allein der Cörper Omars des zweyten, mit dem Zunamen Abdalazis, war hievon ausgenommen. Abdallah hatte jederzeit für die Verdienſte dieſes Califen viele Hochachtung bezeugt, und wollte deswegen auch ſein Grab nicht entehren.

Hegire 135.
n.C.G. 753

So fing ſich die Regierung Aboul-Abbas an, der den Beynamen **Saffah**, oder **des Blutvergieſſers** bekam. Unterdeſſen hat man doch dieſen Califen allezeit von der grauſamen Hinrichtung der Ommiaden freygeſprochen, und die Schuld deswegen dem unbarmherzigen Abdallah ganz allein beygemeſſen. Bey dem allem aber muſte man doch zugeſtehen, daß Aboul-Abbas dieſer blutigen Staatskunſt ganz allein die Ruhe zu verdanken hatte, ſo die kurze Zeit über, da er auf dem Thron ſaß, in dem Muſelmänniſchen Reiche regierte. Er vergab alle Aemter nach ganz uneingeſchränkter Willkühr, ohne daß ſich jemand unterſtanden hätte, ſich im allergeringſten dagegen zu bewegen. Abdallah trug hiebey die austräglichſten vor ſich davon; denn der neue Calif ließ keine Gelegenheit vorbeygehen,

Abeul: Abbas.
Hegire 135.
n. C. G. 753

gehen, ihm Beweiſe ſeiner Dankbarkeit zu geben, die er ihm dafür ſchuldig war, daß er eines der reichſten Königreiche in der Welt auf ſein Haus gebracht hatte.

Alles ſchien auch dieſem Prinzen die längſte und glücklichſte Regierung zu verſprechen. Er war damalen in der Blüte ſeines Alters; und ſo vollkommen geſund ſein Körper war, ſo wohl eingerichtet und regelmäßig war auch ſeine Aufführung. Man erzählt, daß als dieſer Prinz ſich einmal im Spiegel beſehen, und den vortreflichen Wuchs ſeines Leibes, und ſeine ſchöne Geſichtszüge betrachtet, und dabey ſeine groſſe Jugend in Erwägung gezogen hätte, er auf einmal die vernünftigſte Betrachtungen über das geringe Gewicht aller dieſer Vorzüge angeſtellt habe. Er habe darauf die Augen gen Himmel gewandt, und folgendes Gebet gethan: **HErr, ich ſpreche nicht, wie Soliman Abdalmelechs Sohn, der junge Calif von Damaſcus, der immer zu ſagen pflegte: Ich bin der Prinz der Jugend. Ich bitte dich um nichts weiter, o mein GOtt! als daß du mir das Leben zu deinem Dienſt erhalten mögeſt, ich flehe dich auch um keine andere Güter, als um die Geſundheit an.**

Unterdeſſen ſchien es doch, als wäre dieſer Prinz bey ſich überführt geweſen, daß ihm die-

ſes

Aboul-Abbas.
Hegire 135.
n.C.G. 753

ſes einzige Gut, welches er ſo ſehnlich wünſchte, verſagt bleiben ſollte. Bey dieſer Gelegenheit wird erzählt, er habe einmal eine ziemlich laute Unterredung ſeiner Sclaven in ſeinem Vorzimmer mit angehört, welche davon handelte, daß man ſich auf ein junges und munteres Alter ſehr wenig verlaſſen könnte. Einer von ihnen, der ohngefehr 5. Jahre jünger ſeyn mochte, als ſein Camerad, ſtellte die Betrachtung an, daß der Unterſchied der Jahre von wenig Wichtigkeit ſey, und daß der Tod die Jugend eben ſo wenig, als das Alter verſchonte. So wenig auſſerordentliches dieſe Anmerkung auch enthielt; ſo lebhaft rührte ſie doch den jungen Califen. Er geſtand hernach einem ſeiner Freunde, dem er auch ſeine geheimſten Gedanken nicht zu verbergen pflegte, daß dieſe Unterredung ſein Gemüth mit Unruhe erfüllt habe, und daß er ſeit derſelben die traurige Ahndung ſeines baldigen Todes ſtets bey ſich empfunden habe, wobey es ihm nicht anders dünckte, als hätte er von dem HErrn über Leben und Tod das Urtheil ausſprechen hören, das Ende ſeiner Regierung ſey für der Thür.

Hegire 136.
n.C.G. 754
Aboul-Abbas Tod.

Kurz hierauf bekam unſer Prinz die Kinderblattern. Die Einbildung, die er ſich machte, als würde er nicht von dieſer Krankheit kommen, machte ſie noch gefährlicher. Vergebens wandte man alle mögliche Mittel zu ſeiner Wiederherſtellung an. Der junge Calif ſtarb

Aboul-Abbas. Hegire 136. n. C. G. 754

in ſeinem achtzehenten Jahre. Die Geſchichtſchreiber kommen nicht damit überein, ob er Kinder hinterlaſſen habe? Einige ſchreiben ihm einen Sohn, Namens Muſon, zu, der wiederum einen Sohn Iſſa gezeugt haben ſoll, den in der Folge ein Anhang, ſo er ſich gemacht hatte, auf den Thron ſetzen wollte. Andere hingegen verſichern, Aboul-Abbas habe gar keine Kinder nachgelaſſen, und es wären auch wegen des Califats ſonſt keine Unruhen entſtanden, als die Abdallah erregt, da Abou-Giafar nach ſeines Bruders Tode wider an ſeine Stelle zum Regenten aufgenommen ward.

Macine ſagt, dieſer Calif ſey zwey und dreyßig und ein halb Jahr alt geworden, und habe zwey Kinder, einen Sohn Namens Mahomed, und eine Tochter, ſo Rabete geheiſſen, nachgelaſſen.

* * *

Almanzor.

Abou-Giafar-Almanzor.

Ein und zwanzigſter Calif.

Abou-Giafar, mit dem Zunamen Almanzor, der ſieghafte, folgte ſeinem Bruder in der Regierung, bekam aber deswegen vielen Streit.

Dieſer Prinz war eben auf der Reiſe nach

Mecca

Almanzor. Hegire 136. n. C. G. 754

Mecca begriffen, wohin man ihm eine Caravane von Pilgrims, die die Andacht dahin zog, zu begleiten anvertraut hatte, als er den Tod Aboul-Abbas vernahm. Er hatte eben damals den berühmten Abou-Moslem bey ſich, den er ſogleich in gröſter Eile nach Cuffah ſchickte, ihn in dieſer Stadt zum Califen auszurufen, und ſowohl von dem Volk als den Groſſen den Huldigungseid einzunehmen. Als er in völliger Beſchäftigung war, ſich in den Beſitz dieſer neuen Würde, ſo ihm mit Recht zugehörte, zu ſetzen, ſo muſte er zu ſeinem gröſten Schrecken die Nachricht hören, daß in Syrien ein mächtiger Feind wider ihn aufgeſtanden ſey, und ihm die Krone ſtreitig zu machen ſuche.

Abdallah will ſelbſt Calif werden.

Dieſer furchtbare Nebenbuhler war Abdallah, eben derjenige, der erſt vor kurzer Zeit die Regierung der Abbaſiden auf die Ruinen des Ommiadiſchen Hauſes gegründet hatte. Dieſer groſſe Feldherr, der ſo viele Mühe angewandt, und ſo viel Blut vergoſſen hatte, die Krone auf den Häuptern ſeiner Neffen feſt zu ſetzen, änderte gleich ſeine Meynung, ſobald Aboul-Abbas Tod erfolgte. Durch den Ehrgeiz verblendet gingen alle ſeine Abſichten einzig dahin, dieſelbe nunmehr ſich ſelbſt zu erwerben. Er glaubte, daß er den Thron zu beſitzen verdiente, den er durch ſeine Tapferkeit, und durch ſeine Kriege

Almanzor.
Hegire 136.
n.C.G.754

erfochten hatte, und fing an ſeine Rechte zum Thron zu behaupten.

Ehe er aber anfing, ſie geltend zu machen, ſo ſuchte er die Meynung umzuſtoſſen, welche man von der Regierungsfolge im Califat gehabt hatte, ſo lange die Ommiaden die Herrſchaft beſeſſen hatten. Er zeigte, daß urſprünglich die höchſte Würde durch die Wahl vergeben, und allezeit durch die mehrſten Stimmen jemand zugetheilt ſey. Er geſtand zwar, daß ſeit den Zeiten Moavias des erſten dieſe Regierungsfolge erblich geworden, doch gab er nicht zu, daß dieſe Urſache ſeinem Rechte im Wege ſtehen könnte; indem man allezeit betrachten müſte, daß die Regierungsfolge nur blos in dem Hauſe des Califen erblich ſey, ſich aber gar nicht auf die Kinder, noch weniger aber auf die Brüder derer ausdehnen lieſſe, ſo die Krone ehedem beſeſſen hätten.

Abdallahs Anführen hatte ſehr ſcheinende Gründe für ſich, und man konnte in der That nicht behaupten, daß das Recht der Kinder, die Stelle ihrer Eltern einzunehmen, in der grade abſtammenden Linie ſey feſt geſetzet geweſen, in dem Beyſpiele genug da waren, daß ein Vater oft mit Vorbeygehung ſeines Sohns die Krone ſeinem Bruder zurück gelaſſen hatte. Hievon waren genug Beyſpiele unter den Ommiaden vorhanden. Abdallah brauchte deswegen ſo groſſe Mühe nicht, ſie zu ſeinem Nutzen

Almanzor.
Hegire 136.
n.C.G. 754

nzuwenden. Er that es auch, und behauptete, daß, da der letzte Calif ſich ſelber keinen Nachfolger beſtimmt hätte, das Volk hiedurch wiederum das Recht bekäme, ſich einen zu erwählen, und ſelbſt diejenigen, die für die Erbfolge wären, könnten ihm ganz ſicher ihre Stimme geben, indem er ſelbſt aus dem Hauſe der Abbaſiden abſtammte, und folglich die auf ſeine Perſon ausgefallene Wahl in keine Weiſe den Geſetzen entgegen wäre, die, ſo lange die Ommiaden den Thron beſeſſen, allezeit beobachtet wären.

Dies war nicht der einzige Grund, worauf Abdallah ſeine Anſprüche ſtützte. Er brachte ein Heer zuſammen, und ſetzte ſich in Bereitſchaft, ſein Recht auf eine ſolche Art geltend zu machen, die mehr Eindruck findet, als alle mögliche Gründe und Beweiſe. Er bekam bald viele Anhänger, die ihm nicht allein der groſſe Ruhm, worinn er ſtand, ſeine Erfahrung, ſeine Unerſchrockenheit, ja ſelbſt ſeine Grauſamkeit zuzogen, ſondern die Gefahr ein Vorwurf ſeiner Wuth zu werden, wenn man die Waffen für ſeinen Gegner ergriffe, verurſachte auch, daß ſich viele auf ſeine Seite ſchlugen, ob ſie ihn gleich haſſeten.

Kaum hatte ſich Abdallah den Anhang gemacht, ſo erklärte er ſich deutlicher, als er bisher gethan hatte. Er ließ gleich bekannt machen, daß er ſeinen Enkel Almanzor nimmer-

Almanzor. Hegire 136. n. C. G. 754

mehr als Calif erkennen würde, ſo bald er deſſen Erhebung auf den Thron erfahren hatte. Zu dem Ende legte er dem Volke alle Anſprüche vor, worauf er ſich gründete. Doch er war zu klug dazu, ſich lange bey dem Wege des Rechtens aufzuhalten, deswegen ergriff er gleich ſolche Mittel, ſo die Streitigkeiten der Prinzen mit mehr Gewisheit entſcheiden.

Abdallah führt ſein Heer gegen Almanzor.

Er fiel darauf mit ſeiner Armee, an deren Spitze er ſich ſtellte, in Meſopotamien ein, und ging mit ſtarken Märſchen auf Niſibia los, um daſelbſt ſeinen Enkel anzugreifen, und ihm, wenn es möglich wäre, die Krone zu nehmen.

Der junge Calif ward durch die traurige Nachricht dieſes Aufſtandes in groſſes Schrecken geſetzt, denn er wuſte wohl, daß er ſich ſo wenig auf ſeine geringe Erfahrung verlaſſen könnte, als er hingegen die geübte Tapferkeit ſeines Feindes zu fürchten hatte. Da er eben erſt den Thron beſtiegen hatte, ſo hatte er an weiter nichts gedacht, als der Vortheile ſeiner neuen Würde zu genieſſen, und ſeine Herrſchaft in den verſchiedenen Provinzen ſeines Reichs feſt zu ſetzen; und dennoch muſte er itzo gleich geſchwinde Mittel vorkehren, ſich den Aufrührern entgegen zu ſtellen. Er ließ deswegen in aller Eile viel Trupen anwerben, und untergab ſie einem erfahrnen General, dem er die Beſchützung ſeiner Staaten, und ſeiner Krone gänzlich anvertraute.

Dis war Abou-Moslem. Ob gleich der junge Calif dieſem General nicht gut war, ſo überwog doch die Staatskunſt ſeinen Haß. Denn da er wohl einſahe, daß nur dieſer allein im Stande war, einem Manne, wie Abdallah, die Spitze zu bieten; ſo ſtund er gar nicht an, ſeine Völker deſſen Anführung zu übergeben.

Almanzor. Hegire 136. n. C. G. 754 Abou-Moslem bekommt die Anführung über die Völker des Califen.

Abou-Moslem brach gleich auf, und ging dem Abdallah entgegen. Allein da er die ungemeine Geſchicklichkeit dieſes Generals nur gar zu wohl kannte, und ſich ſcheuete dem ungewiſſen Ausgang der Waffen das Schickſal des Califen zu unterwerfen; ſo war er auf nichts bedacht, als ſeinen Feind zu ermüden, und in ſteter Bewegung zu erhalten, ohne jedoch eine Hauptſchlacht zu wagen, bevor dieſelbe nicht unvermeidlich wäre, oder daß ſich eine gute Gelegenheit dazu darböte.

Er bemühte ſich deswegen äuſſerſt, die Bewegungen ſeines Feindes auszuforſchen. Auf alle ſeine Märſche gab er genau, und ſo aufmerkſam acht, daß er deſſen Abſichten errieth, und daß es ihm glückte, ſie rückgängig zu machen. Dabey ſchnitt er dem Feinde alle Zufuhr an Lebensmitteln ab, und hob die Kriegesbedürfniſſe, und das Geld, ſo ihm gebracht ward, glücklich auf. Hieraus konnte nichts anders folgen, als daß Abdallahs Völker häufig davon liefen. Abou-Moslem

Almanzor. Hegire 136. n.C.G. 754

brachte auf dieſe Art viele Tage zu, und bemühete ſich dabey, ſich verſchiedener wohlverwahrter und feſter Poſten zu verſichern. Endlich bediente er ſich aller dieſer Vortheile, brach auf einmal aus ſeinem Lager auf, und griff den Abdallah in der gewiſſen Hofnung an, einen entſcheidenden Sieg davon zu tragen.

Und ſchlägt den Abdallah.

Abdallahs Völker wurden in Stücken gehauen, und er ſelbſt hatte die gröſte Noth ſich den Händen ſeines Feindes zu entziehen. Doch entrann er noch, indem er ſeine Kleider mit einem gemeinen Soldaten verwechſelte. Durch dieſe Verkleidung, die ihn ganz unkenntlich machte, fand er noch das Mittel, der Verfolgung des Siegers zu entgehen. Er floh noch Basrah, wovon damals ſein Bruder Seliman Stadthalter war, und lebte an dieſem Orte verſchiedene Monate ſo verborgen, daß man nicht das geringſte von ihm erfuhr.

Almanzor empfand zwar das gröſte Vergnügen darüber, daß Abdallah geſchlagen war, doch machte ihm der unruhige Geiſt dieſes Generals, ſein Ehrgeiß, und ſeine Unerſchrockenheit noch immer tödtliche Sorgen. Nachdem er vorher verſchiedene Mittel ihn zu entdecken vergebens angewandt hatte, ſo beging er die verabſcheuungswürdigſte Betrügerey, um ihn dadurch zu bewegen, daß er ſelbſt ſeinen Aufenthalt verrathen, und an Hof kommen muſte.

Almanzor. Hegire 136. n. C. G. 754 Almanzor legt Abdallah Fallſtricke, um ihn an ſeinen Hof zu locken.

Almanzor ſtellte ſich, als wäre er gänzlich
berführt, daß der Friede im muſelmänniſchen
eiche völlig wieder hergeſtellt ſey. Zu dem
nde ließ er durch ſeine Freunde und Anhänger
usſprengen, es thäte ihm ſehr leid, daß, da
nun von ſeinen Unterthanen nichts mehr zu
efürchten hätte, ſich dennoch viele derſelben
or ihm zu ſcheuen ſchienen, und ſich von ſei-
em Hofe entfernt hielten. Unter dieſen nenn-
e er den Abdallah beſonders, und ließ allent-
lben bekannt machen, er vergebe ihm al-
es, wodurch er ſich gegen ihn vergangen ha-
e, und er würde an ſeinem Hofe eine völli-
e Sicherheit finden, wenn er ſich dahin be-
eben wollte.

So feyerliche Verſicherungen fanden bey bdallahs Freunden Eindruck, und ſie ſchloſſen einmüthig, dieſer Prinz würde nunmehro keine Einwendung machen, ſich an des Califen Hof einzufinden. Diejenigen, ſo an dem Orte ſeines Aufenthalts bey ihm waren, redeten aus eben dem Ton mit ihm, und riethen ihm, den Califen nicht mehr zu verbittern; denn wenn er ſein Erbieten ausſchlüge, ſo könnte es nicht fehlen, daß er in Anſehung des Zukünftigen nicht den heftigſten Argwohn gegen ihn faſſen ſollte.

Abdallah, den die verführeriſchen Verſprechungen wenig rührten, fand ſich gar nicht geneigt ſeine Freyſtatt zu verlaſſen. Er erin-

Almanzor. Hegire 136. n. C. G. 754

nerte ſich des gehäßigen Kunſtgriffs, deſſen er ſich, die Ommiaden zu tödten, ſelbſt bedient hatte, noch gar zu wohl, und fürchtete nicht ohne Urſach, man würde mit ihm eben ſo umgehen, als er es mit dieſen unglücklichen Prinzen gemacht hatte. Allein ſeine Freunde ſtellten ihm vor, die itzigen Umſtände wären von den damaligen ſehr verſchieden. Sie ſagten ihm, der Calif hätte ihm das Leben und die Krone allein zu danken, ohne ihn würde Aboul-Abbas und Almanzor den Verfolgungen Mervans nimmer entgangen ſeyn, und dergleichen Wohlthaten könnte man ſo leicht nicht vergeſſen, man würde daher der Redlichkeit und Aufrichtigkeit des Califen das allergröſte Unrecht anthun, und ihm ein unvermeidliches Mistrauen beybringen, wenn man bey einer Sache, da er von ſeiner Seite alles mögliche thäte, die Gemüther zu beruhigen, Argwohn gegen ihn blicken lieſſe.

Abdallahs Freunde wiederholten dieſe Vorſtellungen ſo oft, daß er ihnen endlich nachgab, und den Entſchluß faßte, ſich zum Califen zu begeben. Dieſer nahm ihn auch mit allen Kennzeichen der aufrichtigſten Freundſchaft auf. Er gab ihm in ſeinem Pallaſt eine Wohnung ein, die mit ſeiner Geburt, und ſeinem Range übereinſtimmte. Die Hofleute machten ihm alle ihre Aufwartung, ſelbſt Almanzor ging oft zu ihm, und unterredete ſich

mit

Almanzor.
Hegire 136.
n. C. G. 754

mit ihm. Nunmehr ſchien es, als wenn alles dem Abdallah vorwürfe, wie unrecht er daran gehandelt, daß er ſeinen Neffen in ſo ſchlimmen Verdacht gehabt hätte, und er ſelbſt fing an, in dieſem Aufenthalt einer Ruhe zu genieſſen, die er vergebens ſuchte, als er ſich noch durch die heftigen Bewegungen ſeines Ehrgeitzes hinreiſſen ließ.

Abdallahs Tod.

Allein dieſe ſcheinende Ruhe war von keiner langen Dauer. Abdallah mochte ohngefehr eine Woche bey Hofe geweſen ſeyn, als ein betrübter Zufall ſeinen Tod verurſachte, wobey zugleich eine groſſe Menge ſeiner Freunde, ſo er auf des Califen Erlaubniß mitgebracht hatte, umkamen. Der Boden des Zimmers, worauf ſie mit einander waren, fiel mit einmal ein, und ſie wurden alle durch ſeine Ruine zerſchmettert. Man will, der Calif habe die Sache alſo angeſtellt, und habe dieſes Zimmer auf eine ſolche Art zubereiten laſſen, daß es auf den erſten von ihm gegebenen Wink gleich einſtürtzen müſte.

Wenn er den Abdallah hätte niederſtoſſen laſſen, ſo hätte er ohne Zweifel leichter ſeinen Endzweck erreichen können, und nicht ſo viel Kunſtgriffe nöthig gehabt, ihm vom Leben zu helfen. Allein man ſagt, der Calif habe einen Eid gethan, niemals Gift oder Stahl gegen ihn zu gebrauchen, und habe geglaubet, dieſe Ausflucht ſey hinreichend, ſein gegebenes Wort

auf-

Almanzor.
Hegire 136.
n.C.G.754

aufrecht zu erhalten. Ueberdas glaubte er, dieſe verkehrte Anſtalten würden verurſachen, daß man den Tod des Abdallah als einen ohne gefähren Zufall, keinesweges aber als eine angeſtellte Sache werde anſehen.

Ueberhaupt ward Abdallah wenig beklaget. Sein garſtiges Verfahren mit den Ommiaden war noch gar zu tief in den Herzen aller Muſelmänner eingeſchrieben, als daß ſie mit einem Prinzen hätten Mitleiden haben ſollen, der ſich in der That viel Ruhm erworben hatte, den aber zugleich ſeine Grauſamkeiten noch merkwürdiger, als ſeine Thaten gemacht hatte. Man hätte Almanzorn noch einigermaßen wegen des Mordes eines Prinzen entſchuldigen können, der ſich unternahm, ihm die Krone zu rauben, wenn man ihm nur nicht mehr, als dieſe einzige That vorzuwerfen hätte. Denn ſein Bezeugen gegen Abou-Moslem, dem er einzig die Niederlage ſeiner Feinde zu danken hätte, hängt ſeinem Andenken einen unauslöſchlichen Schandfleck an, und macht, daß man ihn mit Recht als ein Ungeheuer, und ein Muſter der Grauſamkeit und Treuloſigkeit verabſcheuen muß.

Ich habe ſchon geſagt, daß Almanzor Abou-Moslem haſſete. Allein die Urſache dieſes Haſſes verdiente gar nicht, daß ihn Almanzor ſo lange hegte. Dies iſt der Urſprung davon.

Abou-

Almanzor.
Hegire 136.
n.C.G.754
Urſache des Haſſes Almanzors gegen Abou-Moslem.

Abou-Moslem machte ſich einige Zeit hernach, als Aboul-Abbas auf den Thron der Muſelmänner erhoben war, mit einem groſſen Gefolge auf den Weg um nach Mecca zu wallfahrten. Wie er in Chaldäa ankam, ſo nahm er einen Umweg, dem Califen ſeine Schuldigkeit zu bezeugen. Er ſetzte ſeine Reiſe wieder fort, nachdem er einige Zeit an dem Hofe des Califen zugebracht hatte, und bat ſich beym Abſchiede vom Aboul-Abbas das Amt eines Miragen aus, welches ein Begleiter der Caravanen iſt. Almanzor, der eben damals bey ſeinem Bruder war, und Abou-Moslem wegen des groſſen Anſehens, worinn er bey der Armee ſtand, beneidete, vermochte den Calif, daß er es ihm abſchlug. Er hielt darauf ſelbſt darum an, und es ward ihm auch ſogleich gegeben.

Abou-Moslem, den es heftig verdroß, daß man ihn mit ſeinem Suchen abgewieſen hatte, verließ darauf den Hof mit groſſem Unwillen, und nahm ſich dabey im Reden wenig in Acht. Kurz darauf reiſete Almanzor auch ab, um ſein Amt als Mirag anzutreten, und verwunderte ſich ſehr, als er unterwegens den prächtigen Zug des Abou-Moslem antraf. Zwey hundert Cameele trugen ſeine bey ſich führende Sachen, und zweymal gab er den vornehmſten Pilgrims der Caravane täglich ofne Tafel. Auſſer den Koſten,

Almanzor. Hegire 136. n.C.G.754

die er auf dieſe herrliche Gaſtereyen verwandte, beſchenkte er ſeine Gäſte noch dazu. Almanzor befand ſich gar nicht im Stande, ihm gleich zu thun. Ueber das war dieſer Prinz von Natur ſehr geitzig, und wuſte ſich gar kein Anſehen zu geben. Dennoch fand er ſich durch Abou-Moslems Pracht ſehr gedemüthiget; zudem trugen ſeine Bediente durch ihre Schmeicheleyen alles mögliche bey, ihn noch mehr gegen dieſen General zu verbittern. Mit einem Wort er entſchloß ſich, ſich einen Menſchen vom Halſe zu ſchaffen, deſſen freygebige Lebensart eine lebendige Moral der ſeinigen war.

Dem ohngeachtet verſtellte er ſich; und als er ſich nach dem Tode Aboul-Abbas wieder zum Califen ausrufen ließ, ſo wurde dieſes Geſchäfte dem Abou-Moslem zu verrichten aufgetragen. Kurz darauf machte ihn Almanzor, wie ich ſchon geſagt habe, zum Oberbefehlshaber ſeiner Armee, und ſchickte ihn dem Abdallah, der mit ihm um die Krone ſtritt, entgegen.

Almanzors Geitz.

Wir haben ſchon geſehen, wie viel Klugheit Moslem bey dieſer Gelegenheit von ſich ſehen ließ, und daß er dieſe Unternehmung glücklicher hinausführte, als man faſt hoffen konnte. Sobald die Schlacht gewonnen war, ſchickte er ihm einen Curier mit der Zeitung des erhaltenen Sieges entgegen, allein anſtatt,

daß

ß ihm dieſer Prinz hätte Zeichen ſeiner Dank-
kkeit geben ſollen, ſo beging er eine That,
e für dieſen General eben ſo beleidigend, als
r ihn ſelbſt unanſtändig war.

Almanzor.
Hegire 136.
n.C.G. 754

Sein ungemeſſener Geiz ließ ihn die Gröſ-
e des von Abou-Moslem geleiſteten Dien-
s gar nicht einſehen. Nunmehr brauchte
r einen Feind, deſſen Völker in Stücken ge-
uen waren, nicht ferner zu fürchten. Da-
r ſahe er auf ſonſt nichts, als die Beute,
lche auch gewiß anſehnlich ſeyn muſte, weil
wohl Abdallah als ſeine vornehmſten Offi-
iers die koſtbarſten Waffen, und den präch-
igſten Troß bey ſich führten. Es lag daher
lmanzorn recht am Herzen, genau zu wiſſen,
e hoch ſich die Beute belaufen möchte. Um
ſes zu erfahren, ſchickte er ſogleich etliche
bgeordnete mit dem Befehl nach dem Wahl-
tz, ein genaues Verzeichnis aller daſelbſt
h befindlichen Reichthümer zu verfertigen.

Hier konnte Abou-Moslem, der groß und
el dachte, ſeine Verachtung und Unwillen
cht länger zurück halten, ſondern ſagte zu
n Abgeordneten, als ſie ihm ihre Be-
hle einhändigten: Ich habe bisher dem
alifen von ſo viel tauſend Feinden, die
ein Schwerdt zu ſeinem Dienſt er-
gt hat, immer richtige Rechnung ab-
elegt, daß er gewiß meine Treue we-
n der Beute auch nicht in Zweifel zu

Almanzor. Hegire 136. n. C. G. 754

ziehen brauchte. Der Ruhm iſt mei
einziger Gegenſtand, das Geld hing
gen der ſeinige. Ich habe die größ
Urſach mich über ein ſo beleidigende
Mißtrauen zu beklagen.

Abou-Moslem wird dadurch beleidiget, und verläſt ſeine Dienſte.

Gleich nach dieſer gegebenen Antwort dan
te Abou-Moslem ab, und wollte nicht na
Egypten und Syrien gehen, da ihm der Ca
lif befahl ſich dahin zu begeben, und einig
daſelbſt entſtandene Unruhen zu ſtillen; hing
gen ging er nach ſeiner Statthalterſchaft zu
rück, und bemühete ſich den Frieden und di
Ruhe zu erhalten. Hätte er einen Aufſtan
erregen wollen, ſo würde er gewiß dem Cal
entſetzlich viel zu ſchaffen gemacht haben. Den
er konnte ſich auf die Officiers, Soldaten, un
ſelbſt auf die Völker, die unter ſeiner Her
ſchaft ſtunden, ganz ſicher verlaſſen, aber ma
kann ihm in dieſem Stück auch nicht das al
lergeringſte Schuld geben. Hingegen ab
mäßigte er ſeine Ausdrücke gar nicht, und re
dete von Almanzor, und deſſen Hofſtaat nic
ohne Verachtung.

Wege, deren ſich der Calif bedient, ihn zu fangen.

Der Calif, ſo äuſſerſt rachgierig war, ſan
die längſte Zeit auf Mittel, dieſen General zu
verderben. Es fiel ihm aber ein, daß es
ſehr ſchwer ſeyn würde, einen Befehlshaber
von ſolchem Anſehen öffentlich anzugreifen.
Deswegen bediente er ſich der allerniederträch
tigſten Wege dazu. Er ließ ſich ſogar ſo weit

her

rab, daß er ſich wegen ſeines Befehls we-
n der von Abdallah gemachten Beute förm-
h bey ihm entſchuldigen ließ. Ja er warf
h ſelbſt ſeine Unbedachtſamkeit und Ueber-
lung vor, und bat Abou-Moslem ihm das
rgangene zu vergeben. Dabey verſicherte
ihn ſeiner Hochachtung, Freundſchaft und
känntlichkeit, und lud ihn inſtändig ein, ſo-
ld als möglich an ſeinen Hof zu kommen,
d daſelbſt öffentlich die ausnehmenſten Merk-
ale ſeiner gegen ihn tragenden guten Geſin-
ngen anzunehmen.

Almanzer.
Hegire 136.
n.C.G. 754

Man bediente ſich, dieſen grauſamen Ver-
h deſto gewiſſer auszuführen, niederträch-
ger Schmeichler, die allezeit bereit ſind, den
ſtern und den Leydenſchaften ihrer Prinzen
ren Dienſt zu weihen. Dieſe muſten ſich zu
bou Moslem begeben, und ihm zu Gemüthe
hren, daß es unſchicklich ſeyn würde, wenn
ſich halsſtarrig weigern würde nach Hofe
kommen; der Calif habe die gehäßigen
Meynungen, ſo demſelben böſe Leute gegen
n beygebracht hätten, ganz und gar abge-
gt, und wünſchte nichts eifriger, als ihm ſeine
Erkänntlichkeit für die dem Staate geleiſte-
n wichtigen Dienſte bezeugen zu können.

Dieſe Vorſtellungen wurden dem braven
Abou-Moslem durch dieſe zur Argliſt und
Tücke gewöhnte Leute ſo wahrſcheinlich, und
uf ſoviele Arten vorgebracht, daß er ſich end-

Almanzor. Hegire 136. n.C.G. 754

lich genöthiget ſah, ihrem Anhalten nachzugeben. Er reiſte alſo wieder nach Hof, und ward von Almanzorn und ſeinen vornehmſten Bedienten auf eine ſolche Art bewillkommt, als hätte er in der gröſten Gnade des Prinzen geſtanden. Ja Almanzor trieb die Verſtellung ſo hoch, daß er ſich verſchiedentlich mit ihm allein unterredete, und dabey ſo viel Offenherzigkeit und Zutrauen gegen ihn bezeugte, daß nothwendig aller Argwohn wegfallen muſte.

Der Calif läſt den Abou-Moſlem verrätheriſcher Weiſe tödten.

Abou-Moslem lebte daher ſehr zufrieden, und machte ſich viele Vorwürfe, daß er von dieſem Prinzen ſo lange nachtheilig gedacht hatte, denn er war itzo beſtändig um ihm, und fand allenthalben die gröſte Sicherheit. Endlich brach der betrübte Tag an, an welchem der Calif ſeine Bosheit aufs höchſte zu treiben beſchloſſen hatte. Er unterredete ſich erſtlich mit unſerm unglücklichen General etwas länger, als er gewohnt war, und gab darauf ein gewiſſes Zeichen; worauf ſo gleich vier zur Vollſtreckung ſeines gottloſen Vorhabens beſtellte Henker ins Zimmer traten, über Abou-Moslem herfielen, und ihn mit vielen Stichen durchbohrten, wovon er auch den Augenblick ſeinen Geiſt aufgab.

So betrübt war das Ende dieſes grosmüthigen Wohlthäters der Abbaſiden, und beſonders des verrätheriſchen Almanzors, dem

er

Almanzor.
Hegire 136.
n. C. G. 754

r eben die allerwichtigſten Dienſte geleiſtet hatte.

Und dennoch hatte der Wütrich an dem Morde dieſes groſſen Mannes noch nicht genug, er wollte auch noch nach deſſen Tode ſeine Feindſchaft gegen ihn ſehen laſſen. Aus dieſer Urſach ließ er ihn verſchiedene Tage nach einander in dem Zimmer, wo er getödtet war, bewachen, damit er das Vergnügen haben könnte, ihn anzuſehen, und ihn ſeinen Hofleuten zu zeigen; ja er hatte die Kühnheit zu ſagen, daß er erſt anfinge, würklich regierender Herr zu ſeyn, nachdem er ſich dieſen General vom Halſe geſchaft.

Aufſtand in Choraſſan, welcher aber geſtillt wird.

Abou-Moslems Tod verurſachte ſolche Bewegungen, die den Calif in groſſe Verlegenheit ſetzten. Sinam von Niſchabour, ein Perſer, der von den Reichthümern, die der Erſchlagene in Choraſſan beſaß, gute Wiſſenſchaft hatte, bemächtigte ſich aller ſeiner Schätze, und wandte einen Theil derſelben dazu an, die Provinzen gegen den Calif aufzuwiegeln.

Hegire 137.
n. C. G. 755

Almanzor ließ ſeine Völker ſogleich unter der Anführung Giamhours, eines ſeiner Feldherren, nach Choraſſan aufbrechen, um die Rebellen zu zerſtreuen. Dieſe Unternehmung hatte den glücklichſten Ausgang. Sinam ward in einem einzigen Treffen völlig zu Grunde gerichtet, und da ſein ganzer Anhang dadurch

Almanzor. Hegire 137. n. C. G. 755

zerſtreuet wurde, ſo war auch der Aufruh bald geſtillt.

Bey dieſer Gelegenheit zeigte der Cali wieder eine Probe ſeines Geitzes, und begin durch denſelben gereitzt eben den Fehler, de er ſchon im vorhergehenden Jahre begange hatte, als Abou-Moslem den Abdallah ſchlug. Er ſchickte nemlich wieder einen Abgeordnete ab, der alle gemachte Beute aufzeichnen muſte, damit der General nichts davon für ſich wegnehmen möchte.

Den Giamhour ärgerte dieſes unanſtändige Verfahren heftig. Er gab ſeiner unterhabenden Armee Nachricht davon, und brauchte wenig Mühe, ſie zu dem Entſchlus zu bringen, an ſeiner Rache Theil zu nehmen, beſonders da er ihnen verſprach, alle von den Ueberwundenen gemachte Beute unter ſie austheilen zu laſſen.

Er war kaum mit dieſem Vortrag zu Ende, ſo entſtund plötzlich ein wüſtes Geſchrey unter der ganzen Armee. Alles lehnte ſich gegen den Califen auf, und ſein filziger Geitz wurd der einzige Gegenſtand, der Beſchwerden, und des Scheltens der Soldaten.

Giamhour, wirft ſich zum Oberherrn in Choraſſan auf.

Giamhour wandte dieſe Beſchaffenheit der Gemüther zu ſeinem Vortheil an, und bemühete ſich, ſie noch mehr und mehr zu erbittern.

Es

Almanzor
Hegire 13
n.C.G. 75

s brauchte keine groſſe Mühe, ihnen die Dien e eines Prinzen verhaßt zu machen, der nichts ls ſeinen Eigennutz kannte, und weder Tu nd noch Tapferkeit belohnte. Als er nun laubte, daß er ſich völlig auf ſeine Völker rlaſſen könnte, ſo legte er die Maſque gänz ch ab, und ließ ſich zum Oberherrn der Pro inz ausrufen, wobey er feſt entſchloſſen blieb, im Beſitz derſelben durch die Waffen zu behaupten.

Dieſer neue Aufſtand breitete das Schrek en an des Califen Hofe aus. Er muſte ſchleu ig darauf bedacht ſeyn, Völker anzuwerben, nd ihnen einen Feldherrn an die Spitze zu llen, der im Stande wäre, die Aufrührer dämpfen. Hiezu erſahe Almanzor den Mahomed-ebn-Aſchaar, welcher auch ſogleich it einem zahlreichen Heer nach Choraſſan sbrach, und den Feind aufſuchte.

Hegire 138.
n.C.G. 756.

Giamhour hatte ſich unterdeſſen Mühe ge eben, den Feind auszukundſchaften, und da r deſſen Anrückung vernahm, und erfuhr, daß r ihm an Anzahl weit überlegen ſey, ſo hielt er s nicht für rathſam, ihn in Choraſſan zu er arten. Er zog ſich daher eiligſt zurück, und ing nach Ispaham, wo er ſich feſt ſetzte, und Mahomeds Ankunft entgegen ſah.

Dieſer war auch bald darauf da, und ſetzte ihm dergeſtalt zu, daß Giamhour alle Hofnung

Almanzor. Hegire 138. n. C. G. 760

verlohr, ſich in dieſem Poſten länger zu erhalten. Er verließ ihn alſo wieder, und floh i die Provinz Aderbijan. Allein Mahome verfolgte ihn ſo hitzig, daß er ſich genöthig ſahe, es auf ein Treffen ankommen zu laſſen, i welchem die Waffen des Califen völlig die Oberhand behielten. Giamhours Trupen wurde in Stücken gehauen, und er ſelbſt würde ei gleiches Schickſal gehabt haben, wenn ihn nicht eine ſchleunige Flucht Mahomeds Verfolgungen entzogen hätte.

Hegire 144 n. C. G. 762

Wenig Jahre nachher, als dieſer Aufſtand gedämpſt war, ſo entſtunden wieder neue Unruhen von einer ganz andern Art. Sie wurden durch eine Secte verurſacht, die die **Ravendinen** hieſſen. Sie hatten dieſen Namen von Abdallah-ebn-Ravend, von welchem die Ravendinen abſtammten, und ſich ſtets als eifrige Anhänger der Abbaſiden bewieſen.

Urſprung der Ravendinen

Ohngeachtet ihres Eifers für dieſes Hauß fingen ſie doch in der Provinz Choraſſan, woraus ſie entſprungen waren, viele Unruhen an. Abdallah hatte ſich, um ſeinen Streit mit Abou-Moslem zu entſcheiden, genöthiget geſehen, zu den Waffen zu greifen. Wir haben geſehen, daß Abdallah verlohr, und daß ein groſſer Theil ſeiner Freunde, und ſelbſt ſeiner Verwandten bey dieſer Gelegenheit zugleich mit ihm umgekommen ſind.

Den-

Almanzor.
Hegire 144
n. C. G. 762

Dennoch entwiſchte eine gewiſſe Anzahl von ihnen, und ſtifteten eine eigene Secte, und predigten die Lehre von der Seelenwanderung, die eines der vornehmſten Hauptſtücke ihrer Religion ausmachte. So ſehr auch dieſe Secte den Abbaſiden anklebte, ſo ſtand Almanzor doch ihrentwegen immer in Sorgen, und befürchtete, daß aus dem groſſen Eifer, womit ſie ihre Lehre auszubreiten bemühet waren, einmal bey ihnen die Begierde entſtehen möchte, ſich öffentlich gegen ihn zu empören.

Unterdeſſen konnte man ihnen gar nicht vorwerfen, daß ſie das geringſte gegen den Calif unternommen hätten, vielmehr wurde ihnen Schuld gegeben, daß ſie dieſem Prinzen durchaus ſolche Ehre erweiſen wollten, welche nach dem Glauben der Muſelmänner nur allein der Gottheit zugehöret. Sie fanden ſich in groſſer Anzahl zu Haſchemia ein, wo Almanzor gewöhnlich ſeine Hofſtädt hielt, und hielten daſelbſt um des Califen Pallaſt eben die Proceßionen, und zwar mit eben den Ceremonien, als die Muſelmänner gewohnt ſind, ſie um den Tempel zu Mecca anzuſtellen.

Der Calif verbietet ihnen die Ausübungen ihrer Secte.

Der Calif, welcher nicht wuſte, was er von dem Unternehmen dieſer Träumer denken ſollte, befahl ihnen, ihre Proceßionen gleich einzuſtellen, und einen frommen Gebrauch, der nur allein beym Tempel zu Mecca ſtatt fünde, nicht alſo zu entheiligen. Aber die Ravendi-

Almanzor. Hegire 144 n.C.G. 762

nen kehrten ſich wenig an dieſes Verbot, und fuhren immer ſo fort, wie ſie es angefangen hatten.

Sie fangen einen Tumult an, werden aber zerſtreuet.

Da der Calif ihre Hartnäckigkeit ſahe, ſo beſchloß er ſie mit der Strenge zur Vernunft zu bringen, und ließ einhundert dieſer Schwärmer beym Kopf nehmen. Dieſes ſetzte ſie anfänglich in ein groſſes Schrecken; doch kaum hatten ſie ſich ein wenig davon erholt, ſo ergriffen ſie die Waffen, gingen auf die Gefängniſſe los, erbrachen ſie, zogen ihre Freunde heraus, und darauf fingen ſie an, auf den Pallaſt los zu ſtürmen.

Der Calif befand ſich dadurch höchſt beleidiget, ſtieg geſchwind zu Pferde, und führte ſeine Leibwache und übrige Hausbedienten, an deren Spitze er ſich geſtellet hatte, gegen ſie an, wobey er doch noch hofte, daß ſie ſeine Gegenwart auseinander treiben würde. Aber er muſte zu ſeiner gröſten Beſchimpfung mit anſehen, daß ihm ſeine Unterthanen widerſtunden, und ihn mit einer Tapferkeit zurücktrieben, die ihn faſt das Leben gekoſtet hätte. Zum guten Glück bekam er noch zu rechter Zeit Hülfe. Man zog ihn aus dem Gedränge hervor, und fiel darauf die Träumer an, die auch, nachdem eine groſſe Anzahl von ihnen auf dem Platz geblieben war, endlich zerſtreuet, und gänzlich aus der Stadt getrieben wurden.

Die-

Almanzor. Hegire 144 n. C. G. 762

Dieſer Vorfall verurſachte, daß ein angeſehener Officier, Namens Maan, der ſich ſchon ſeit langer Zeit, um den Verfolgungen der Abbaſiden zu entgehen, verborgen gehalten hatte, wieder begnadigt ward. Er war allezeit ein eifriger Anhänger der Ommiaden geweſen, und hatte für ſie bey verſchiedenen ihm aufgetragenen Unternehmungen ſeinen Muth und Geſchicklichkeit ſehen laſſen. Nachdem aber die Abbaſiden den Thron beſtiegen hatten, ſo muſte er nicht ohne Urſach befürchten, er würde mit den Ommiaden und ihren Freunden, die Abdallah nach Mervans Tode hinrichten ließ, gleiches Schickſal haben. Bisher war er ſo glücklich geweſen, ſein Leben in dem Hauſe eines ſeiner Verwandten, wo er ſich verborgen hielt, zu erhalten. Itzt ſchien ihm aber der Aufruhr der Ravendinen eine bequeme Gelegenheit an die Hand zu geben, ſich mit den Abbaſiden auszuſöhnen. Er lief daher geſchwind aus dem Hauſe, wo er ſich aufgehalten, rannte nach dem Pallaſt, wo er ſich denen, die an Almanzors Seite fochten, beygeſellte, und daſelbſt Wunder der Tapferkeit verrichtete. Er hatte das Glück, dem Prinzen das Leben zu erretten. Dieſer vergab ihm auch ſogleich das Vergangene, und ſetzte ihn wieder in den Beſitz ſeiner vorigen Güter und Ehren.

Der Calif entſchließt ſich Bagdad zu bauen.

Dieſe Verdrüßlichkeit, die dem Califen in Haſchemia begegnet war, machte ihm dieſen

Ort

Almanzor. Hegire 146. n.C.G.763

Ort gänzlich verhaßt, und würkte den Entſchlus in ihm, ſeine Hofſtatt von da weg zu legen.

Er faßte darauf den Vorſatz eine neue Stadt zu bauen. Der Ort, den er dazu ausſahe, war ein geräumlicher Strich Landes am Tigerflus, auf welchem ehemals die Stadt Seleucia geſtanden hatte.

Wie der Calif entdecket, daß er dieſen Ort bauen ſoll.

Als Almanzor noch beſchäftiget war, einen ſeinem Vorhaben gemäſſen Platz auszufinden, ſo ging er an einem gewiſſen Tage mit ſeinem Gefolge an dem Ufer dieſes Fluſſes ſpatzieren, und fand dieſe Gegend ſo ſchön, daß er ſich entſchloß, ſich daſelbſt niederzulaſſen. Während der Zeit, daß er ſich mit ſeinen Bedienten davon unterredete, begegnete einem ſeiner Begleiter ein Einſiedler, der hier herum ſeine Einſiedeley aufgeſchlagen hatte. Dieſer begab ſich mit ihm in ein Geſpräch, und eröfnete ihm des Califen Vorhaben. Der Einſiedler ſagte, es ſey ihm wohl bewuſt, daß nach einer alten Sage hier im Lande auf der gegenwärtigen Wieſe eine Stadt gebauet werden ſollte, doch ſey dieſe Unternehmung einem Menſchen, der **Moclas** hieſſe, vorbehalten, welcher Name aber von Giafar und Almanzor, die der Calif führte, ſehr unterſchieden ſey.

Wie der Bediente wieder zum Almanzor kam, erzählte er ihm ſein ganzes Geſpräch mit dem Einſiedler. Der Calif hatte kaum den Namen Moclas ausſprechen hören, ſo ſtieg er von dem Pferde, fiel auf die Erde, und dankte dem HErrn, daß er ihn zur Ausführung ſeiner Befehle auserſehen hätte. Seine hierüber erſtaunte Begleiter warteten mit der gröſten Ungedult auf die Erklärung dieſer auſſerordentlichen Begebenheit. Der Calif gab ihnen auch dieſelbe bald, indem er folgende Rede an ſie hielt:

Almanzor. Hegire 147 n. C. G. 764

Als die Ommiaden noch das Califat beſaſſen, ſahe ich mich mit meinen Brüdern, die noch ſehr jung waren, aus Armuth genöthiget auf das Land zu ziehen, woſelbſt wir nach der Reihe das nöthige zu unſerm Unterhalte anſchaffen. Den Tag, als mich die Reihe traf, meine Brüder zu bewirthen, befand ich mich aus Mangel des Geldes dazu auſſer Stande, ich ſahe mich daher genöthiget, meiner Amme ein Armband zu nehmen, und es, um etwas Geld in die Hände zu kriegen, zu verſetzen. Dieſes Weib machte einen groſſen Lerm darüber, und erfuhr endlich nach vielem Nachforſchen, daß ich den Diebſtahl begangen hatte. Im erſten Ausbruch ihres Zorns ſchalt ſie heftig auf mich, und nannte mich unter andern Moclas, (dis war der Name eines zu der Zeit ſehr berühmten Spitzbuben) und her-

Almanzor. Hegire 145. n.C.G.764

nach hat ſie mich, ſo lange ſie lebte, niemals anders genannt. Ich ſehe hieraus deutlich, daß mich GOtt zur Vollſtreckung dieſer Sache auserſehen hat, und ich will auch ſogleich anfangen, ſie ins Werk zu ſtellen, weil es ganz offenbar iſt, daß es der Himmel ſelbſt ſo geordnet hat.

Almanzor ſtach hierauf ſelbſt den Pla zur Stadt um einen Hügel herum ab, auf welchen er ſich ſeinen Pallaſt zu ſetzen vorbehielt. Gleich darauf gab er Befehle, mit de Bauen anzufangen, welches auch mit ein erſtaunenswürdigen Geſchwindigkeit betrieben, und fortgeſetzt ward. Doch verſchiedene unvermuthete Begebenheiten machten demſelbe einen Einhalt, indem man ſich itzo mit wichtigern Sachen beſchäftigen muſte.

Hegire 146 n.C.G.764 Der Calif zerſtreuet Mahomeds und Ibrahims Parthey.

Mahomed und Ibrahim, beyde Haſſans Enkel, und Ali Uhrenkel, ergriffen die Waffen gegen Almanzor, und unternahmen, ihm das Califat ſtreitig zu machen. Ueber das thaten ſich in ſeinem eigenen Hauſe verſchiedene Zwiſtigkeiten hervor, die er beyzulegen bedacht ſeyn muſte. Es glückte dem Calif alle dieſe Unruhen zu ſtillen, ja er ſetzte ſeine Eroberungen bis in Armenien, Cilicien, und Cappadocien fort. Alle dieſe erhaltene Vortheile verurſachten, daß man ihm den prächtigen Zunamen Almanzor, das iſt der Siegreiche beylegte.

Un=

Almanzor. Hegire 150. n.C.G. 768 Verlegt ſeinen Hof nach Bagdad.

Unſer Prinz ſahe ſich nicht ſo bald nur einigermaſſen wieder in Ruhe und Friede geſetzt, als er allen Fleis anwandte, den Bau der neuen Stadt zu Ende zu bringen. Er genoß auch das Vergnügen, ſie nach vielen Jahren, und einer unnachgelaſſenen Arbeit fertig zu ſehen, und verlegte ſogleich ſeine Wohnung dahin. Er gab ihr den Namen **Dar-ul-Salam**, (*) welches eine **Stadt des Friedens** heiſt; vielleicht aus der Urſache, weil Jeruſalem damals auch eine **Stadt des Friedens** genannt wurde, vielleicht auch weil zu der Zeit, als er ſie bewohnte, das muſelmänniſche Reich eines allgemeinen Friedens genoß.

So groß auch des Califen Geſchmack anfänglich an Bagdad war, indem er es als ſein Werk anſehen konnte, ſo fing er doch bald an dieſes Orts überdrüßig zu werden, oder verfiel vielmehr in eine Schwermuth, ſo ihm alle Dinge, die ihm vor Augen kamen, verdrüßlich darſtellte. Einige Geſchichtſchreiber geben vor, er habe einige an eine Mauer geſchrie-

---

(*) Marines erzählt, der Calif habe dieſen Ort **Medina-Tol-Salam** genannt, welches eine **Stadt des Friedens** bedeutet, und daß ſie erſt lange Zeit hernach den Namen **Bagdad** nach einem Eremiten bekommen, der in dieſer Gegend ſeinen Aufenthalt gehabt hätte.

Almanzor. Hegire 150 n.C.G.767 ſchriebene Arabiſche Verſe geleſen, und dieſe hätten auf ſein Gemüth einen ſo ſtarken Eindruck gemacht, daß ſeine Krankheit daher entſtanden ſey. In Anſehung der Verſe ſelbſt aber ſind ſie verſchiedener Meynung. Einige ſagen, ſie hätten alſo gelautet: **O Giafar, deine Tage ſind zum Ende, die Zeit deines Todes iſt da, der Ausſpruch des Höchſten iſt unwiderruflich.** Andere aber, ſie hätten ſonſt nichts, als folgende allgemeine Sätze enthalten: **Die Staaten und die Reichthümer der Welt ſind dir nicht gegeben, ſondern nur geliehen worden, niemand gründe ſich darauf, oder mache ſich damit groß; wer ſein Herz daran hängt, und ſein Vertrauen darauf ſetzt, wird zu Schanden werden, wenn er ſie dem wieder überantworten ſoll, von dem er ſie bekommen hat.**

Die traurigen Ueberlegungen, wozu ihm Hegire 158 n.C.G.775 dieſe Verſe Anlaß gaben, machten ſein Herz ganz niedergeſchlagen, und verurſachten ihm tödtlichen Kummer. Er konnte an keinem Orte aushalten, und ob er gleich um ſeine Gedanken zu zerſtreuen, den Aufenthalt aufs öfterſte veränderte, ſo fand er doch keinen, der ſein Gemüth zu beruhigen im Stande geweſen wäre. Deswegen entſchloß er ſich, eine Wallfahrt nach Mecca anzuſtellen, ja er beveſtigte dieſen Entſchlus noch durch ein Gelübde, und hofte durch dieſe heilige Reiſe die Herſtellung ſeiner Geſundheit ohnfehlbar zu erhalten.

Almanzor. Hegire 158. n.C.G. 775

Er brach in Begleitung eines zahlreichen Gefolgs auf, unter welchem ſein Sohn Mahadi oder Almahdi mit befindlich war, der ihm bis zu einem gewiſſen Ort das Geleit geben wollte. Kaum mochte er etliche Meilen zurück gelegt haben, ſo gab dieſe Reiſe ſelbſt eine Urſach ſeiner Schwermuth ab. Er ſagte, dis ſollte die letzte ſeyn, die er in ſeinem Leben thun würde. Es fehlte nicht viel, ſo wäre er gar wieder umgekehrt, doch den Augenblick darauf entſchloß er ſich, von neuem ſie fortzuſetzen, wobey er ſagte, er thäte es ganz allein in der Hofnung, daß ihm GOtt dadurch werde Barmherzigkeit wiederfahren laſſen.

Er tritt die Wallfahrt nach Mecca an.

Mitten auf dem Wege an einem Ort, der Abdavaih hieß, hielt er ſtille, und machte mit ſeinem ganzen Gefolge Raſttag. Abaulfarages erzählt, der Calif habe ſich hieſelbſt einmal des Nachts auf einen Raſen niedergeſetzt, um friſche Luft zu ſchöpfen. Hier ſey ihm ein helles Licht in die Augen gefallen, welches einen groſſen Theil des Luftkreiſes gegen Morgen zu durchſtrichen, und eine helle Spuhr nachgelaſſen habe, die man noch bey Anbruch des Tages habe bemerken können.

Almanzor. Hegire 158. n. C. G. 775

Dieſe Erſcheinung erſchreckte ihn gewaltig; und ſeine ſchwarzen Dünſte vermehrten ſich dadurch augenſcheinlich. Er glaubte, dies ſey ein Bote des Himmels, ihm ſeinen bevorſtehenden Tod anzukündigen, er war davon ſo überführt, daß er ſogleich ſeinen Sohn zu ſich rufen ließ, um Abſchied von ihm zu nehmen. Mahadi war kaum bey ihm, ſo gab er ihm dieſe auſſerordentliche Ermahnung.

Lehren, die er ſeinem Sohn gibt.

Mein Sohn, ich befehle dir vor allen Dingen deine Eltern hochzuſchäzzen, welche ſo zu ſagen den Glanz deiner Würde mit dir theilen, deren Stüzze ſie ſind, und von welchen der Ruhm auf dich zurück fällt. Doch ich zweifele, daß du es thun werdeſt.

Sey ja auf die Erziehung deiner Kinder aufmerkſam, begegne ihnen mit Güte und Liebe; bemühe dich ihrer viele zu zeugen, weil ſie dich zur Zeit des Unglücks am beſten tröſten, und dir helfen können; aber ich glaube, du wirſt es nicht thun.

Laß es dir ja nicht einfallen, nach der Abendſeite von Bagdad zu bauen, denn du biſt nicht dazu auserſehen, dieſen Bau völlig zu Stande zu bringen; ich glaube aber, du wirſt es dennoch thun.

Nimm dich in acht, daß ſich deine

Wei-

Almanzor. Hegire 158. n. C. G. 775

Weiber niemals in die Regierungsſachen miſchen dürfen. Denn nichts iſt gefährlicher als dieſes; ich befürchte aber, du wirſt es dennoch thun.

Sobald dieſe Rede zu Ende war, beurlaubte er ſeinen Sohn wieder, und befahl ihm gleich, nach Bagdad zu reiſen, damit er bey der Hand wäre, wenn ihn der Himmel etwan aus der Welt abfordern ſollte.

Almanzors Tod.

Der Calif verſpührte einige Beſſerung, nachdem er einige Tage ausgeruhet hatte, und ſetzte darauf ſeine Reiſe weiter fort. Er war auch ſchon bis auf einige Meilen bey Mecca an einem Ort, **Maimouns Brunnen** genannt, glücklich angelangt. Allein hier überfiel ihn ein Bauchflus, wovon er in kurzer Zeit ſtarb. Sein Körper ward nach Mecca gebracht, und daſelbſt mit entblößtem Haupte begraben, um dadurch anzuzeigen, daß er geſtorben ſey, ohne vorher ſein gethanes Gelübde, nach Mecca zu wallfahrten, erfüllen zu können.

Sein Character.

Dieſer Calif wird uns von den Geſchichtſchreibern, als ein Mann von wohlgewachſener Natur, von magern Geſichte, welches ein ganz dünner Bart umgeben, dargeſtellt. Er ließ ſich ſehr leicht ſprechen, und bezeugte ſich bey ſeinen Unterthanen ſehr leutſeelig, allein wenn er öffentlich erſchien, ſo geſchahe es im-

Almanzor. Hegire 158. n.C.G. 775

immer in königlichem Ornat, wobey er ſich ſehr ernſthaft ſtellte.

Im übrigen war er unruhig, voll Argwohn, verſtellt und grauſam, beſonders wenn es darauf ankam, daß er ſich an ſeinen Feinden rächen konnte. Sein Hauptlaſter aber war ein unerſättlicher Geiz, der ihm auch die Verachtung aller ſeiner Unterthanen zuzog. Die **Cuſſahner**, bey denen er ſich eine geraume Zeit aufgehalten hatte, hatten ihm den Beynamen **Douaneck** gegeben, welches ein **Vater der Pfennige** heißt, weil er auf jeden Kopf eine Steuer von einem Pfennig gelegt hatte, um von dieſem Gelde um Bagdad einen Graben ziehen zu laſſen. Macines ſagt, man habe nach ſeinem Tode in der Schatzkammer ſechs hundert Millionen Drachmen, und vier und zwanzig Millionen Gold gefunden.

* * *

Mahadi.

Mahadi.

Zwey und zwanzigſter Calif.

Sobald die Zeitung von Abou-Giafars Almanzors Tode in Bagdad ruchtbar geworden war, ward ſein Sohn Mahadi daſelbſt wieder zum Calif ausgerufen. Er war der dritte aus dem Stamm der Abbaſiden, und der zwey und zwanzigſte, der nach Mahomed den Thron beſtieg.

Der

Mahadi. Hegire 158. n. C. G. 775
Mahadi zerſtreuet die Schwärmer, die Unruhen im Reich anfangen.

Der Anfang ſeiner Regierung ward gleich durch etliche Schwärmer beunruhiget, die ſich zu Propheten aufwarfen, und ſich bey dem Volk, das allezeit dem neuen zufällt, durch die Verkündigung einer neuen Lehre einen groſſen Anhang machten. Mahadi that ſehr bald dazu, dieſe Faction in ihrer Geburt zu erſtikken. Eine ganz geringe Mannſchaft, die er gegen ſie ausſchickte, zerſtreute den aufrühreriſchen Haufen bald. Hiebey ward einer ihrer Anführer mit Namen Buſa gefangen, und nach Bagdad gebracht, wo ihn der Calif aufhenken ließ. Nachhero ward die ganze Sache ſtill.

Hegire 159. n. C. G. 776
Der neue Calif erzeiget ſich gnädig und grosmüthig.

So bald er ſein Reich in Ruhe geſetzt ſahe, ſo lag ihm beſonders die Sorge an dem Herzen, die Gerechtigkeit in Gang zu bringen. Er machte ſelbſt den Anfang dazu, indem er vielen Leuten wichtige Summen wiedergab, ſo ſein Vater von ihnen erpreſt hatte. Auch ließ er die Gefängniſſe öfnen, und befreyete eine groſſe Anzahl unglücklicher Perſonen, die aus keiner andern Urſache darinn verſchloſſen waren, als weil ſie Almanzors unmäßige Auflagen nicht hatten abtragen können. Mit einem Wort ſeine groſſe und erhabene Eigenſchaften unterſchieden ſeine Art zu leben himmelweit von ſeines Vaters Betragen. Er ſchien ſich das gröſte Vergnügen daraus zu machen, die von Almanzorn durch

Mahadi. Hegire 159. n.C.G. 776

allerhand unerlaubte Mittel zuſammen geſcharrte Schätze unter die Leute zu bringen.

Hegire 160 n.C.G. 777

Er zwingt die Griechen, den Frieden einzugehen, und ihm Tribut zu bezahlen.

Dabey muſte er auch die gröſten Koſten anwenden, den Krieg mit den Griechen fortzuſetzen; doch dieſe wurden ihm reichlich erſetzt. Denn nachdem er viele Siege nach einander über ſie erfochten, muſten ſie um Frieden bitten, und dabey für ihn ſo vortheilhafte Bedingungen eingehen, als er vorhin niemals gehoſt hatte.

In dieſem Kriege gegen die Griechen führte er ſeine Völker nicht ſelbſt an, er überließ dies ſeinem zweyten Sohn, Haroun-al-Raſchid, und hatte auch keine Urſache es zu bereuen. Dieſer junge Prinz ſchlug nicht nur die Feinde verſchiedene mal, ſondern nahm ihnen auch viele wichtige Plätze weg. Ja er war ſchon bereit mit ſeinen Waffen ins Herz des Reichs einzudringen, als ihn die Kayſerin Irene um Frieden bat.

Hegire 165. n.C.G. 781.

Dieſe durch ihre Schönheit und ihren Ehrgeiz ſo berühmte Prinzeſſin regierte damals das morgenländiſche Kayſerthum, als Vormünderin für ihren Sohn Conſtantin, der erſt ohngefehr zehen Jahr alt ſeyn mochte. Dieſe wichtige Regierung machte ihr ſo viel zu thun, daß ſie dem Calif den Frieden antragen muſte, der auch, da ſie einen jährlichen Tribut von ſechzig tauſend goldenen Thalern einging, Mahadi. Hegire 165. n. C. G. 781

zlich geſchloſſen wurde. Hiedurch befreyte ſich die Prinzeßin von einer groſſen Unbequemlichkeit, die ihr die Muſelmänner durch ihre häufige Streifereyen machten, ſo ſie bis an die Thore von Conſtantinopel fortſetzten.

Hakem wirft ſich zum Propheten auf, und ſpinnet in Choraſſan einen Aufruhr an.

Kaum war dieſe wichtige Begebenheit zu Stande gebracht, ſo hörte man ſchon wieder von innerlichen Unruhen, welche ihren Urſprung in der Schwärmerey eines gewiſſen Muſelmanns des Hakem mit dem Zunamen Burkai, von dem Arabiſchen Wort Burka, welches eine Larve heiſt, hatten. Denn Hakem trug eine ſilberne Larve vor dem Geſicht, welches durch eine Wunde, die er in einer Schlacht bekommen hatte, ſo verunſtaltet war, daß er es nicht mehr ohnbedeckt konnte ſehen laſſen.

Hegire 166 n. C. G. 782

Dieſer Menſch war ſo unverſchämt ſich für begeiſtert auszugeben. Es glückte ihm auch, ſich bald einen Anhang zu machen, der die Narrheit ſo weit trieb, daß er öffentlich behauptete, dieſer Betrüger trüge aus keiner andern Urſach die Larve vor dem Geſicht, als damit die Augen durch das ſtrahlende Licht, ſo aus demſelben hervorſchöſſe, nicht möchten verblendet werden.

Wird von des Califen Völkern eingeſchloſſen.

Er bekam in kurzer Zeit einen ſehr groſſen Zulauf, und nahm in der Provinz Choraſſan einige wichtige Plätze weg. Es blieb daher

Mahadi.
Hegire 166
n.C.G.782

kein ander Mittel übrig, ihn zum Gehorſa zu bringen, als durch die Anrückung einer A mee ſeinen weitern Unternehmungen Einha zu thun. Die erſten Anfälle hielt er ſtan haſt aus; da er aber merkte, daß neue Ve ſtärkungen gegen ihn anrückten, ſo war e auf nichts bedacht, als ſich in Sicherheit z ſetzen. Er warf ſich daher in einen Platz, de ihm von Natur ſo befeſtiget zu ſeyn ſchien daß er glaubte, den Feinden würde alle Luſt vergehen, ihn hier zu belagern.

Allein es währte nicht lange, ſo hatten ihn des Califen Völker hier eingeſchloſſen. Sie hatten Befehl ſich ſeiner zu bemächtigen, es möchte auch koſten, was es wollte. Die Stadt war nur durch ihre vortheilhafte Lage feſte; und dieſe muſte ſie ganz allein beſchützen, denn die geringe Beſatzung, womit ſich Burkai hinein geworfen hatte, konnte den Belagerern keine groſſe Hinderungen in den Weg legen. Die Belagerung wurde mit vielem Eifer fortgeſetzt, ſo daß ſich Burkai bald in die grauſame Nothwendigkeit verſetzt ſahe, daß ihm nichts übrig blieb, als ſich die anſtändigſte Todesart zu erwählen. Er ſahe ſehr wohl ein, daß ein ſchimpflicher Tod unvermeidlich wäre, wenn er den Feinden lebendig in die Hände fiele, deswegen hielt er es für das Beſte, ſich mit allen ſeinen Leuten, jedoch auf eine ſolche Art vom Leben zu helfen, wodurch

ſeine

Mahadi.
Hegire 166
n. C. G. 782
Er bringt
ſich mit ſeinen Leuten
um.

ne Betrügerey noch nach ſeinem Tode in
ſehen käme.
In dieſer Abſicht ließ er eine tiefe Grube
chen, und ſie mit ungelöſchtem Kalk aus-
len. Dabey gab er vor, dis ſey eine Krie-
liſt, die er, die Feinde damit zu fangen, er-
nen habe. Zugleich ließ er ein groſſes Ge-
ß mit Branntewein, und andern flüßigen
Sachen, die leicht Feuer fangen, anfüllen;
d dies ſollte gleichfals ein neuer Fallſtrick
r den Feind ſeyn. Unterdeſſen, da ſeine Leu-
mit dieſer Arbeit beſchäftiget waren, ver-
ftete er allen Wein, der ihnen beſtimmt war;
d da ſie endlich mit der ihnen aufgetrage-
n Arbeit fertig waren, ſo nöthigte er ſie ſich
n Wein wohl ſchmecken zu laſſen, und da-
rch ihre Kräfte zu erfriſchen, damit ſie de-
ſo beſſer im Stande ſeyn möchten, einen
Hauptſturm auszuhalten, den der Feind al-
ler Wahrſcheinlichkeit nach den folgenden Tag
uf ſie thun würde. Sie tranken auch in der
That recht tapfer, und ſtarben noch alle denſelben Tag, weil der Gift ſehr heftig war.

So bald Burkai ſahe, daß ſie alle tod waren, ſo ſchleppte er ſie ſelbſt in die mit Kalk angefüllte Grube, wo ihre Cörper auch gleich verzehrt wurden. Nachdem er mit dieſer Beſchäftigung zu Ende gekommen war, ſo ſteckte er die in das Gefäß zuſammengegoſſene Spiritus in Brand, und ſtürzte ſich darauf ſelbſt herein.

Die

Mahadi.
Hegire 166
n.C.G. 782

Die Belagerer wußten gar nicht, woran ſi waren, wie ſich den folgenden zum Hauptſtur beſtimmten Tag keine Seele auf den Wällen blicken ließ. Burkai war von ihnen als ein geſchickter Zauberer angeſehen, und aus dieſer Urſache befürchteten ſie, er möchte ſie alle zuſammen durch ſeine Kunſtſtücke ums Leben bringen, ohne ſich die Mühe zu geben, ſich zu vertheidigen.

Von dieſer auſſerordentlichen Vorſtellung eingenommen ſtunden ſie lange Zeit an, ob ſie der Einladung eines Weibes folgen ſollten, oder nicht, die ihnen eben von der Stadtmauer zurief: Sie ſollten ſich dem Ort nur ganz dreiſt nähern, es wäre keine Seele von der Beſatzung mehr darinn, und ſie wollte ihnen ſogleich die Thore öfnen.

Sie ſchloß ſie auch würklich auf, und die Belagerer drungen auch endlich, doch unter beſtändiger Beſorgung eines Ueberfalls, hinein. Der General ward beſtürzt, weil er niemand darinn antraf, und erkundigte ſich bey dieſer Frau nach der Urſache davon, die ihm denn den grauſamen Entſchluß des Rebellen entdeckte, den er an ſeiner Perſon, und allen ſeinen Leuten ins Werk geſtellet hatte. Sie offenbahrte ferner, ſie würde ſelbſt, ob ſie ſchon Burkais Beyſchläferin geweſen, dem Tode nicht entgangen ſeyn, wenn ſie ſich nicht den Augenblick hernach, als er ihr ſein Vorha-

ben

haben entdecket, verſteckt hätte. Auf dieſe Art endigte ſich der von Burkai angeſponnene Aufruhr, und die Provinz Choraſſan, welche anfänglich Mine gemacht hatte, ihn zu unterſtützen, ward bald wieder zum Gehorſam gebracht.

Mahadi. Hegire 166 n. C. G. 782

„Dennoch ward das Anſehen, ſo ſich dieſer Betrüger durch ſeine Zauberey unter ſeinem Anhang gemacht hatte, mit ſeinem Tode nicht völlig ausgelöſcht. Sie behaupteten, weder er, noch jemand von denen, die er bey ſich gehabt, wären tod, ſondern man würde ſie vielmehr bald wieder ſehen; man mochte ihnen das Zeugniß der Beyſchläſerin eines Patriarchen, die alles vorgefallene mit angeſehen hatte, noch ſo viel vorhalten. Sie behaupteten mit der gröſten Halsſtarrigkeit, man hätte dieſes Weib beſtochen, daß ſie ausſagen müſſe, Burkai ſey mit ſeinen Leuten auf die angegebene Art weggekommen. Sie fuhren daher fort, ſich auszubreiten, und neue Bekehrte zu machen. Jedoch da niemand von ihren Häuptern im Stande war, ſie aufrecht zu erhalten, ſo nahm ihr Haufen immer unmerklich ab, und verlohr ſich endlich ganz und gar. Die Hauptlehre dieſer Secte war die Sẽelenwanderung, welche die Ravendinen ſchon zuvor auf die Bahn gebracht hatten. Burkai beſaß dem Anſehen nach viele Geheimniſſe der Natur, und dadurch verſchafte er ſeiner Secte anfänglich gröſſern Fortgang, als die vorherge-

Seine Anhänger fahren fort, ſeine Lehre auszubreiten.

hen-

Mahadi.
Hegire 166
n.C.G. 782

hende gehabt hatte. Von ſeinen Geheimniſ ſen machte er vornehmlich den Gebrauch, da er ſich dadurch bey ſeinen Anhängern da Anſehen eines Menſchen gab, der mit dem Himmel in einer genauen Verbindung ſtünde.

Hegire 168.
n.C.G. 783
Der Calif wallfahrtet nach Mecca.

Es war ohngefehr um eben dieſe Zeit, al ſich der Calif entſchloß, dem Beyſpiele ſeines Vaters zu folgen, und nach Mecca eine Wal fahrt anzutreten. Er that es auch, aber mi mehr Staat als Andacht. Denn man ha nachgerechnet, daß er auf dieſer Reiſe faſt ſechs Millionen Goldes verthan hat. Er nahm eine ſehr zahlreiche Begleitung mit, und be wirthete ſie unterwegens mit allem möglichen Ueberfluß und Pracht. Er führte eine unend liche Menge von Lebensmitteln bey ſich, unter andern hatte er allein zwey hundert Cameele bey ſich, die mit Schnee beladen waren, deſſen er ſich zur Auffriſchung der Früchte, und der abgezogenen Waſſer bediente, die ſein gewöhn liches Getränk waren.

Zu Mecca machte er einen ganz übermäſ ſigen Aufwand, wie es noch kein Calif vor ihm ſich zu thun unternommen hatte. Da bey aber erfüllte er die Pflichten ſeiner Reli gion ſehr ſorgfältig, und verrichtete ſein Gebet in der Moſchee verſchiedenemal öffentlich, wobey er äuſſerlich viel Andacht von ſich blik ken ließ. Auf dis Gebet folgten allezeit ſehr wichtige Allmoſen, die er dem Volk austheil

le

n ließ. Der Tempel war daher allemal, wenn man wuſte, daß er ſich dahin begeben würde, ganz voll geſtopft.

Mahadi.
Hegire 167
n.C.G. 783

Man erzählt, Mahadi habe an einem gewiſſen Tage, da jedermann mit nichts beſchäftigt war, als wie er an ſeiner Freygebigkeit Theil nehmen möchte, ſeinen Großvezier Manzor Hagiani ſein Gebet mit vieler Andacht verrichten erblickt; er habe ihn darinn unterbrochen, und zu ihm geſagt: **Warum bitteſt denn du nichts von mir?** Hierauf ſoll ihm dieſer fromme Muſelmann geantwortet haben: **Es würde das gröſte Unrecht von mir ſeyn, wenn ich in dem Hauſe GOttes von jemand anders als von ihm, etwas erbitten wollte, oder wenn ich daſelbſt um etwas anders, als um ihn ſelbſt bitten wollte.**

Des Manzor Hagiani Uneigennützigkeit.

Als der Calif die Pflichten ſeiner Religion zu Mecca erfüllt hatte, ſo wollte er auch daſelbſt ein Denkmal ſeiner Wallfahrt hinterlaſſen, und bauete zu dem Ende einen prächtigen Eingang an die Moſchee, deren Schwibbogen ihm mit der Schönheit des Gebäudes nicht übereinzuſtimmen ſchienen.

Kurz darauf reiſete er ab, und ging nach Medina, um daſelbſt bey des Propheten Grabe ſein Gebet zu verrichten. Auch an dieſem Ort machte er mit den Gebäuden eine Aende-

Mahadi.
Hegire 167
n.C.G. 783

rung, um dadurch der Gegend um die Moſche herum eine freyere Ausſicht zu verſchaffen. Hier begegnete ihm folgender Zufall. Ein gewiſſer Menſch überreichte ihm mit vieler Ehrfurcht einen Pantoffel, wovon man verſicherte, daß ihn Mahomed getragen habe.

Der Calif nahm dieſes Geſchenke willig an, und ließ dem Ueberbringer zehen tauſend Drachmen Silber dafür auszahlen. Man muß nicht glauben, als wenn der Calif überführt geweſen wäre, daß dieſer Pantoffel würklich zu Mahomeds Nachlaß gehöre; ſondern er hielt es für das klügſte, bey einer Sache, die in Medina als ein Glaubensartickel angeſehen ward, nicht den geringſten Zweifel ſpühren zu laſſen.

Seine Achtſamkeit, dem Volke keine Aergernis zu geben.

Mahomed, ſagte er zu einem ſeiner Vertrauten, hat vielleicht dieſen Pantoffel niemals geſehen, allein hätte ich ihn nicht angenommen, ſo hätte das Volk, welches überführt iſt, daß er dem Propheten gehört habe, gewiß gedacht, ich verachtete ihn, und was hätte hieraus nicht für ein Aergernis entſtehen können

Dieſe Wallfahrt flößte dem Calif die rührendſten Empfindungen der Frömmigkeit und Religion ein. Er befand ſich an Oertern, die man mit Recht den Urſprung und Sitz des muſelmänniſchen Glaubens nennen konnte,

und

nd ſchien ſehr aufmerkſam auf ſeine Pflich- Mahadi.
n zu ſeyn. Er war von Natur freundlich Hegire 167
nd geſprächig, und obgleich dieſe Tugenden n.C.G. 783
n ſich ſchön genug ſind; ſo ſchienen ſie doch
o einen neuen Glanz zu erhalten, da ſie
urch den Geiſt der Religion belebt wurden.

Bey ſeiner Abreiſe von Medina begab er Hegire 168.
ch nach Cuffah, wo er eben die Pracht, und n.C.G. 784
en das Betragen, wie in den andern Städ-
e, wo er ſich aufgehalten, beybehielt. Be-
nders aber gab er hier eine ausnehmende
robe von ſeiner Menſchenliebe und Güte.

Als er eben einſtmalen im Begriff war,
in Gebet in der Moſchee anzufangen, nä-
erte ſich ihm ein Araber, und ſagte, er
ünſchte die Ehre zu haben, ſein Gebet mit
m zugleich zu verrichten; allein er habe ſich
och nicht abgewaſchen. (Ein gewiſſes Ge-
z verbietet den Muſelmännern, nicht eher zu
ten, bevor ſie ſich nicht gewaſchen haben.)
Der Calif verſprach ihm, mit ſeinem Gebet ſo
nge anzuſtehen, bis er ſich würde gereinigt
aben, und hatte auch in der That die Gefäl-
igkeit, ſo lange, bis er ſich gewaſchen hatte,
mit zu warten.

Er fuhr auf dieſe Art fort ſeinen Untertha-
en überhaupt, und beſonders denen, die Ge-
genheit hatten um ihn zu ſeyn, alle mögliche
Proben der Güte, Zärtlichkeit, und väterli-

Mahadi. Hegire 168 n.C.G. 784 chen Liebe zu geben. Dieſe Geſinnungen waren ihm auch würklich tief ins Herz gegeben und beſtanden nach dem eingeführten Gebrauch der mehreſten Groſſen dieſer Erden nicht in bloſſen Complimenten.

Man erzählt hiebey, es habe ihn auf der Rückreiſe nach ſeiner Hauptſtadt ein ſo heftiges Ungewitter überfallen, daß es nicht anders geſchienen, als wollte das Feuer des Himmels die ganze Gegend verbrennen. Hier ſey Mahadi, den der Schrecken, worinn er die unglücklichen Einwohner dieſer Gefilde erblickt, heftig gerührt habe, vom Pferde geſtiegen, auf die Knie gefallen, und habe ausgerufen: **HErr! iſt es mein Leben, ſo du verlangeſt, ſo bin ich bereit, deine gerechte Strafen auszuſtehen: aber ich bitte dich, ſchone deiner Gläubigen.**

Hegire 169 n.C.G. 785 Bey der Zurückkunft in Bagda, war das Wohl des Staats, und die Glückſeeligkeit ſeiner Unterthanen ſein einziger Augenmerk. Beſonders ließ er es ſich angelegen ſeyn, die Stadthalter in den Provinzen oft zu verändern, um dadurch zu verhüten, daß ſie in ihren Cantons ſich nicht zu viel Anſehen anmaſſeten. Denn hiedurch war es ſonſt oft geſchehen, daß das durch ſie unterdrückte Volk allen Gehorſam verſagt, und ſich zum Aufruhr hatte verleiten laſſen.

Gleich:

Mahadi. Hegire 169 n. C. G. 785

Gleichfals unterließ er nicht, öfters öffent-
h Gehör zu geben, wo ein jeder, der etwas
r Verbeſſerung der Policey, oder zur Ver-
ltung der Gerechtigkeit vorzubringen hat-
, ſehr gnädig empfangen ward. Oft for-
te er auch die Richter ſelbſt vor ſich, die
n wegen Ungerechtigkeit und gemachtem
terſchleif verklagte, und beſtrafte ſie, nach
hergegangener Unterſuchung, nachdem ihr
erbrechen gros war, wobey er auch niemals
ſäumte, den beleidigten Theil wegen des er-
nen Unrechts ſchadlos zu ſtellen.

Des Califen Tod.

Wegen dieſer Liebe zur Gerechtigkeit, und
rgfalt für das Beſte der Unterthanen be-
r man ihn in dem ganzen muſelmänniſchen
iche recht an. Man hatte in langer Zeit
nen ſo groſſen, ſo leutſeeligen, und ſo freyge-
n Prinzen auf dem Thron geſehen. Die
nſche, daß der Himmel einem Herrn die
ne, der er ſo würdig war, lange Zeit erhal-
n möchte, lieſſen gar nicht nach. Dennoch
rward dieſer Calif durch eine der betrübte-
n Zufälle zu einer Zeit hinweggenommen,
ihm ſeine Geſundheit, ſein Alter, und ſeine
igungen die längſte und glücklichſte Regie-
g zu verſprechen ſchienen.

Die Schriftſteller kommen zwar darinn über-
daß er in ſeinem zwey und vierzigſten Jahr,
in der hundert undneun und ſechzigſten He-
r geſtorben ſey; aber wegen der Urſache

Mahadi. Hegire 169 n.C.G. 785

zu ſeinem Tode ſind ſie verſchiedener Meynung.

Verſchiedene Meynungen über die Urſache ſeines Todes.

Einige wollen, daß dieſer Prinz, als er ſi zu Mazabdan, einem von Bagdad weit entlegenen Orte, aufgehalten, von ſeiner Favoritin ei ge ſehr ſchöne Birnen geſchenkt bekommen habe, welche dieſer von einer ihrer Geſpielinnen gegeben worden. Er habe ſolche kaum ausgegeſſen, als er ſogleich ein grauſames Feuer i ſeinem Körper empfunden, das ihm alle Eingeweide verbrandt habe. Kein Mittel ſey hinreichend geweſen, ſeine Schmerzen zu lindern, oder den Urſprung des Uebels zu heben, un er ſey noch denſelben Tag geſtorben. Ma habe hernach erfahren, daß die Birnen, ſo de jungen Favoritin gegeben worden, mit ein ganz feinen Nadel, ſo vorher in ein ſehr heftiges Gift getaucht geweſen, auf eine gan unmerkliche Art durchſtochen geweſen wäre

Andere ſagen, dieſer Prinz ſey auf de Jagd, wovon er ein groſſer Liebhaber war, un dieſes Vergnügen, ſo zu ſagen, zu ſeiner herrſchenden Neigung machte, umgekommen; E habe einen Hirſch, dem er ſchon lange nachgeſetzt, mit der gröſten Hitze verfolgt. Dieſe Thier ſey in ein Haus geflohen, ſo einen ſeh niedrigen Eingang gehabt habe, und der Prin der demſelben in vollem Galopp nachgejag habe in gröſter Geſchwindigkeit in das Hau reiten wollen. Er habe ſich zwar mit de

le

Leibe auf das Pferd gebückt, habe ſich aber beym hereinjagen oben an die Thür ſo ſehr geſtoſſen, daß er eine gefährliche Verletzung davon bekommen, und kurz darauf verſchieden ſey.

Mahadi. Hegire 169 n.C.G. 785

Er hinterließ zween Prinzen. Der erſte hieß Hadi, und folgte ihm in der Regierung; der andere hieß Haroun-al-Raſchid, oder Raſchid. Mahadi hielt ſehr viel auf den letzten, und er hatte ihm auch bey dem Kriege gegen die Griechen, da er die muſelmänniſchen Völker anführte, wichtige Dienſte geleiſtet.

Es geſchahe ohne Zweifel wegen der groſſen Eigenſchaften dieſes Prinzen, daß er den Entſchluß faßte, die Krone niederzulegen, und ſie ihm aufzuſetzen; allein Haroun wollte ſolche durchaus nicht annehmen. Er ernannte daher ſeinen älteſten Sohn zu ſeinem Nachfolger. In der Acte, die hierüber aufgeſetzt ward, wurde ausdrücklich beſtimmt, daß nach Hadis Tode die Krone an Haroun fallen, und den Kindern ſeines älteſten Sohns nicht zu Theil werden ſollte.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß Mahadi die Koſten in der Schatzkammer lange nicht ſo angefüllt hinterließ, als er ſie bey ſeines Vaters Almanzors Tode angetroffen hatte. Seine Pracht, ſeine Geſchenke, ja, man kann wohl ſagen, ſeine Verſchwendung hätten die ihm von ſeinem Vater nachgelaſſenen unermeßlichen Schätze in kurzer Zeit zerſtreuet.

Mahadi. Hegire 169. n.C.G. 785

Hingegen war ſein Leichenbegräbniß ſeh ſchlecht, ohne darauf zu ſehen, daß es auf ei ſeiner hohen Würde gemäſſe Art begangen we den ſollte, ſo war es ſo wenig feyerlich, da man den geringſten Mann kaum hätte ſchlechter begraben können. Er ward nicht weit vo dem Ort begraben, wo er geſtorben war. Sei Körper ward unter einen Baum eingeſcharr unter deſſen Schatten er ſich oft auszuruhe pflegte, wenn er in dieſer Gegend geja hatte.

Macines macht mit wenig Worten folgen merkwürdige Beſchreibung von dem armſeligen Begräbnis dieſes Califen, wenn er ſagt: **Man hatte keinen Sarg, worinn ma ihn zu Grabe trug, er ward auf eine alt Thür gelegt, und man ſcharrte ihn unte einen Nußbaum ein, worunter er ſich ſonſt oft niederzulaſſen pflegte.**

In der hundert und vier und ſechzigſten He gire ward unter ſeiner Regierung eines de auſſerordentlichſten und merkwürdigſten Luſt zeichen wahrgenommen. Die Sonne ſchien kurz nach ihrem Aufgang auf einmal ihren Schein zu verlieren, ohne daß ſie verfinſtert, oder daß ein Nebel in der Luft geweſen wäre. Es entſtand eine ſchreckliche Finſterniß da aus, welche bis gegen Mittag anhielt.

Ehe ich mich zu Mahadis Nachfolger wen

de,

le, muß ich noch vorher einige Züge von seiner Gütigkeit und Leutseligkeit schildern, die sein Lob vermehren. Ich habe sie aus einem arabischen Schriftsteller entlehnt, welcher aber nicht dabey anführt, mit welchen Stellen in seinem Leben sie zusammen hängen.

Mahadi. Hegire 169 n. C. G. 785

Er fand einmal nöthig, einen seiner Bedienten mit Worten zu bestrafen, und sagte zu ihm: **Wenn wirst du doch einmal aufhören Fehler zu begehn;** dieser gab ihm die Antwort, **so lange es GOtt gefällt euch zu unserer Wohlfahrt das Leben zu fristen, werden wir Fehler begehen, ihr aber uns dieselben vergeben.**

Besondere Begebenheit des Califen.

Ein andermal hatte er sich auf der Jagd verirrt, und traf im Walde die Hütte eines arabischen Bauren an. Von Hunger, Durſt, und Mattigkeit angetrieben, ging er hinein, und fragte den Bauer, ob er ihm nicht etwas zu ſeiner Erfriſchung geben könnte? Dieſer ſetzte ihm darauf ein Stück grob Brodt, und etwas Mehl vor. Mahadi aber bat ihn ſich Mühe zu geben, daß er etwas anders anſchaffte. Der Bauer ging drauf hin, und holte einen Krug mit Wein, woraus er etliche Züge that.

Hierauf frug er den Bauer, ob er ihn kennete: welches derſelbe mit nein beantwortete. **Ich bin,** ſagte darauf der Prinz, einer

Mahadi. Hegire 169 n. C. G. 785

der vornehmſten Herren am Hofe de Califen. Darauf trank er noch einmal, un frug wieder, ob er ihn kennete? Der Baue antwortete, er hätte ihm ja eben geſagt, we er ſey? **Nein,** antwortete der Calif, **ich bi noch ein vornehmerer Mann, als ich dir vorhin entdeckt habe.** Beym dritten Trunk wiederholte er ſeine erſte Frage vo neuem. Der ungedultige Bauer verſetzte, e habe es ihm ja den Augenblick geſagt. Wor auf der Calif wieder antwortete: **Nein, ich habe dir noch nicht alles geſagt, ich bin ſelbſt der Calif, vor dem alle Welt zu Füßen fällt.**

Bey dieſen Worten nahm der Bauer, an ſtat ſich ihm zu Füßen zu werfen, ſeinen Krug, und ſetzte ihn wieder an den Ort, wo er ihn gefunden hatte. Der hierüber erſtaunte Calif fragte, was dies bedeuten ſollte? **Das thue ich darum,** ſagte der Bauer, **weil ich befürchte, ihr möchtet der Prophet ſeyn, wenn ihr noch einmal tränket, und beym letzten Trunk könntet ihr Luſt bekommen, mich zu überreden, daß ihr gar der allmächtige GOtt wäret.**

Der Calif konnte ſich hiebey ohnmüglich des Lachens enthalten. Unterdeßen trafen ihn ſeine Leute, die ſeinetwegen in Sorgen geweſen waren, und ihn allenthalben geſucht hatten, hier an. Er erzählte ihnen ſeine Be-

ge

Mahadi.
Hegire 169
n. C. G. 785

gebenheit, ſeinem Wirth aber lies er einen neuen Rock, und einen Beutel voll Goldmünzen geben. Der über ein ſo anſehnliches Geſchenk erfreute Bauer bedankte ſich deswegen aufs beſte, und ſetzte ſcherzend hinzu; *ich werde euch allemal für einen würklichen Menſchen halten, wenn ihr auch eure Eigenſchaften gleich bis zum vierten, oder fünftenmale vermehren wolltet.*

Hadi.

Hadi.

Drey und zwanzigſter Calif.

Hadi ließ ſich ſo gleich nach erhaltner Nachricht von ſeines Vaters Abſterben zu Bagdad wieder zum Califen ernennen, und fertigte an alle Statthalter ſeiner Provinzen Benachrichtigungsſchreiben aus, worinn er ihnen ſeine Gelangung zum Thron kund that.

Houſſain, Alis Urenkel, wirft ſich zu Medina und Mecca zum Calif auf.

Der Anfang ſeiner Regierung ward durch die Bewegungen, welche die Aliden, um ſich wieder in den Beſitz des Califats zu ſetzen, unternahmen, ſehr unruhig gemacht. Ein Urenkel Alis, Namens Houſſain, hatte ſich ſchon ſeit langer Zeit einen Anhang in Medina zu machen geſucht, und nunmehr glückte es ihm, daß ihn die Einwohner dieſer Stadt öffentlich als ihren Califen annahmen. Von hier ging er nach Mecca, und bemühete ſich gleich-

Hadi. Hegire 169 n. C. G. 785

fals dorten ſein Anſehen auszubreiten. Doch er fand bey dieſer Unternehmung mehr Hinderniſſe, als er ſich vorgeſtellt hatte, weil ſich damals eben eine groſſe Anzahl Abbaſiden der Wallfahrt wegen in Mecca befanden. Dem ohngeachtet erhielt er ſeinen Zweck, und ward zum Calif erkläret, wobey er denjenigen, ſo ihm daran hinderlich geweſen waren, mit der alleräuſſerſten Strenge begegnete; hauptſächlich aber fiel ſein Zorn auf die Abbaſiden, deren er ſo viele er nur habhaft werden konnte, hinrichten ließ.

Der Calif dämpft dieſen Aufſtand.

Doch dieſer Aufſtand ward gleich gedämpft, ſobald des Califen Armee in Arabien anlangte. Houſſains Anhang ward zu verſchiedenenmalen geſchlagen. Alle die mit Waffen verſehen gefangen wurden, wurden gleich niedergehauen, und allen, von denen man erfuhr, daß ſie der Aliden Parthey gehalten, wurden die Köpfe abgeſchlagen.

Houſſain wird der Kopf abgeſchlagen.

Houſſain entfloh den Händen der Sieger, und begab ſich nach Medina, wo er eine ſichere Freyſtadt zu finden hoſte. Allein er ward durch Hadis Völker eingeholt und gefangen genommen. Man ſchlug ihm den Kopf ab, welches Schickſal auch alle ſeine Verwandten hatten, die zu Mecca gefangen genommen waren.

Der Calif rottet die

Mit eben ſolcher Strenge begegnete der

Ca-

Hadi. Hegire 169 n C G 785. Zendinen aus.

Calif einer ſchwärmeriſchen Secte, welche ſich ſchon ſeit einiger Zeit bemühet hatte, eine ſowohl der muſelmänniſchen Religion, als der Ordnungen der bürgerlichen Geſellſchaft entgegenlaufende Lehre auszubreiten. Sie ſtatuirten zwey ewige Weſen, das eine war gut, das andere böſe. Sie behaupteten, man müſſe gar nichts eigenthümliches beſitzen, und kein Fleiſch von Thieren eſſen.

Dieſe Sectirer hieſſen die Zendinen. Sie hatten ſchon in den letzten Jahren von des Mahadi Califat angefangen, mit ihren Lehrſätzen hervorzurücken. Im Anfang hatte man ſie nicht bemerkt, indem man ſie als närriſche Leute, die eine gefährliche Geſellſchaft auszumachen gar nicht im Stande wären, angeſehn hatte. Doch da ſich ihre Anzahl ſehr merklich vermehrte, ſo konnte man leicht einſehen, daß ihre Abſicht nicht allein dahin ging, die Religion umzuſtoſſen; ſondern daß ſie auch den öffentlichen Geſetzen des Staats, und der Reinigkeit der Sitten gänzlich entgegen waren. Mahadi brauchte die Vorſicht, ſie gänzlich aus ſeinen Staaten zu verbannen; der gröſte Theil von ihnen zerſtreute ſich hin und wieder in Aſien, ein anderer aber ging nach Europa, und beſonders nach Frankreich über, wo ſie unter dem Namen der Albigeenſer bekannt geweſen ſind.

Gleich nach Mahadis Tode kamen unter ſei-

Hadi. Hegire 169. n.C.G. 785

ſeines Sohns Regierung einige wieder zurück, dieſer aber wandte kräftigere Mittel an, dieſe Rotte gänzlich zu vertilgen. Er ließ um Bagdad herum eine groſſe Menge Galgen ſetzen, und ſo viel man nur von den Zendinen, oder andern Leuten, die ſich ihrer angenommen hatten, auftreiben konnte, wurden ohne weitere Umſtände daran gehenket. Dieſe Strenge hatte ihre Würkung; die übrigen nahmen an den Hingerichteten ein Exempel, und in kurzer Zeit hörte man von dieſen Aufrührern gar nicht mehr reden.

Hegire 170 n.C.G. 786 Hadi will ſeinen Sohn zu ſeinem Nachfolger ernennen.

Nunmehr, glaubte Hadi, hätte er keine innerliche Händel weiter zu befürchten. Er fing deswegen an, ſich ſelbſt in die allergröſte Unruhe zu verſetzen, indem er den Entſchlus faßte, die höchſte Würde auf ſeine Kinder zu ſeines Bruders des Harouns Nachtheile fort zupflanzen. Mahadi hatte, wie wir geſehen haben, die Verordnung gemacht, daß das Caliſat ſo gleich nach ſeines ältern Bruders Tode auf dieſen zurück fallen ſollte, und dieſe letzte Verordnung war durch den einſtimmigen Beyfall aller Groſſen des Reichs befeſtigt worden.

Der Calif ſuchte daher ſeines Vaters letzten Willen umzuſtoſſen, und ob er gleich nur einen einzigen Sohn, mit Namen Giafar, hatte, der damals nur noch ein Kind war, ſo faßte er doch den Entſchlus, ihn als ſeinen unmittelbaren Reichsfolger erkennen zu laſſen.

Dieſen Vorſatz gab er ſeinem Vezier dem Jahia zu erkennen. Wir werden aber in der Folge ſehen, daß er es mehr in der Abſicht that, daß er ihn billigen ſollte, als ihn deswegen um Rath zu fragen. Der Vezier ſtellte dem Prinzen, als ein weiſer und erfahrner Mann, alle Schwürigkeiten vor Augen, die er bey der Ausführung deſſelben aus dem Wege zu räumen haben würde. Er ſagte ihm, daß Haroun bey allen Groſſen wegen ſeiner Tapferkeit im gröſten Anſehen ſtünde, daß ihm der Staat die gröſten Verbindlichkeiten ſchuldig wäre, weil er den Krieg gegen Griechenland ſo glücklich geführt hätte, und daß er beſonders noch der Liebling ſeiner Mutter, des verſtorbenen Califen hinterlaſſener Gemahlin ſey, welche herrſchſüchtige Prinzeßin es aber nimmermehr gelaſſen mit anſehen würde, daß man ihrem ſo zärtlich geliebten Sohn ein ſolches Unrecht zufügte. Auf der andern Seite würden die Muſelmänner der Wahl, ſo er zu treffen gedachte, gewis nicht beypflichten. Dieſe Völker wollten einen Prinz zu ihrem Oberhaupt haben, der im Stande wäre, allen Verrichtungen im Califat gehörig vorzuſtehen, die Armee anzuführen, das Gebet öffentlich zu verrichten, ſie auf der Wallfahrt nach Medina zu begleiten, mit einem Wort: ſelbſt zu regieren. Den Beſchlus machte er damit, daß er ihm vorſtellte, er glaubte, es würde ſeiner eigenen Ruhe nichts zuträglicher ſeyn,

Hadi.
Hegire 170
n. C.G. 786
Vorſtellungen, ſo ihm ſein Vezier dagegen machte.

Hadi.
Hegire 170
n. C. G. 786

ſeyn, als wenn er in dem Teſtament ſeines Vaters nicht die geringſte Veränderung machte, oder wenigſtens noch ſo lange wartete, bis der junge Prinz die Jahre erreicht hätte, daß er ſich dem Volk ſelbſt zeigen, und deſſen Zuneigung gewinnen könnte.

Der dadurch beleidigte Calif will ihm das Leben nehmen.

Hadi hörte alle dieſe Betrachtungen von ſeinem Vezier ſehr geruhig an, und ſtellte ſich, als wenn er ſie billigte. Jedoch die Vorſtellung, ſo er ſich machte, als widerſetzte ſich dieſer Miniſter ſeinem Vorhaben aus keiner andern Urſache, als weil er mit ſeinem Bruder Haroun, und mit der Alchizaram, ſeiner Mutter, des verſtorbenen Califen Gemahlin, in der allergenaueſten Verbindung ſtunde, brachte ihn auf einen blutdürſtigen Entſchluß, der ihm zur Erhaltung ſeiner Ruhe nothwendig ſchien.

Er ließ an einem gewiſſen Abend einen angeſehenen Muſelmann, Namens Harthamat, der ſchon ſeit langer Zeit ſeine Vertraulichkeit beſaß, zu ſich rufen. Er führte gegen ihn über ſeinen Bruder Haroun, und über ſeinen Vezier Jahia die bitterſten Klagen, beyde, ſagte er, unterlieſſen gar nicht, allerhand gegen ihm zu unternehmen, und ihn allen ſeinen Unterthanen gehäßig zu machen. Er hätte daher die gröſte Urſache ſich von der Furcht zu befreyen, die er aus ihren geheimen Unterhandlungen ſchöpfen müſte, zu dieſem Ende e wäre er entſchloſſen, ſie ſich beyde vom halſe zu ſchaffen; und ihn hätte er zur Ausführung dieſer wichtigen Unternehmung auserſehen.

Hadi. Hegire 170 n.C.G. 786

Harſhamat zitterte aus Abſcheu für dieſer m aufgetragenen Ausrichtung. Er warf ſich zu des Califs Füſſen, und bat ſich zur öſten Gnade aus, daß er ihm diesmal von m Gehorſam dieſen blutigen Befehl zu vollſtrecken loszählen möchte. Der Calif wurde urch ſeine Widerſetzung höchſt erbittert, und erließ ihn ohne ihm ein Wort zu ſagen. Harſhamat, der nunmehro alles für ſein eigen eben befürchtete, unterſtund ſich nicht wieer zu ihm zu gehen; ſondern verbarg ſich in n Gemächern der Prinzeſſin, des Caliſen Mutter, wo er ſich die Nacht über verſteckt alten, und auf Mittel denken wollte, der Wuth des Caliſen zu entfliehen.

Allein eben dieſe Nacht machte Harſhaats Furcht ein Ende und befreyete den aroun Jahia von dem Unglück, ſo über ihn Häuptern ſchwebte. Denn Hadi ſtarb arinn, nachdem er noch nicht völlig achtzehn Monate regiert hatte.

Des Caliſen Tod.

Die meiſten Geſchichtſchreiber behaupten nſtimmig, daß ſeine Mutter vielen Antheil n ſeinem Tod gehabt habe. Dieſe hochmüige und regierungsſüchtige Prinzeſſin, hatte einen

Verſchiedene Urſachen, ſo man davon angibt.

Hadi. Hegire 170 n.C.G.786 einen großen Theil der öberſten Gewalt an ſich gezogen, und war beſtändig von einer Menge der vornehmſten Herrn umgeben, die bey ihr Cour machten. Der Calif blieb hiebey gar nicht gelaßen, und lies ihr öfters unter der Hand anbefehlen, ſie mögte bey ihrer Lebensart etwas mehr Einſchränkung gebrauchen. Da aber dies noch nicht fruchten wollte, ſo kündigte er ihr an, er würde allen denen Großen, ſo man inskünftige oft an ihrem Hofe ſehen würde, die Köpfe abſchlagen laßen. Man ſagt, er habe ihr kurz darauf eine vergiftete Gans in der Hofnung ſie durch dies Mittel los zu werden, geſchenkt, jedoch da ſie aus dem bisherigen kaltſinnigen Bezeigen ihres Sohnes ſchon vielen Argwohn geſchöpft, ſo hätte ſie alle mögliche Vorſicht gebraucht, ihr Leben in Sicherheit zu ſetzen. Aus dieſer Urſach hätte ſie die Gans einem Hunde zu freßen gegeben, der auch ſogleich davon geſtorben ſey.

Dieſe Begebenheit, und die Feindſchaft ſo der Calif gegen ſeinen Bruder blicken ließ, brachten ſie auf den Entſchluß, ihm zuvorzukommen, und ihn auſſer Stand zu ſetzen, ſeine Grauſamkeit an ſeinen Blutsfreunden ausüben zu können. Andere ſagen, ſie haben zwo ſeiner Beyſchläferinnen auf ihre Seite gezogen, und ihn durch dieſelben, da er eben in einem feſten Schlaf gelegen, die Küſſen über en Kopf werfen, und ihn alſo erſticken laſſen. Noch andere aber behaupten, es ſey ie Prinzeßin ſelbſt geweſen, die dieſen Mord n ihrem Sohn verübt habe.

Hadi.
Hegire 170
n.C.G. 786

Nigiariſthan, ein arabiſcher Schriftſteller, erzhlt, er ſey an einem heftigen Huſten geſtorben, der ihn in der Nacht, nachdem er zuvor ein Glas kalt Waſſer ausgetrunken, plötzlich überfallen habe. Doch die Art, womit er ieſen Umſtand berührt, ſchlieſt den Argwohn gar nicht aus, daß die Prinzeßin an ſeinem Tode ganz unſchuldig geweſen ſey. Man kann ieſes leicht aus der Stelle muthmaſſen, wo r den Harthamath redend einführt, und ihn nem ſeiner Freunde das mit dem Califen gehabte Geſpräch erzählen läſt. Dies ſind ſeine Worte:

Der Calif, ſagt er, ließ mich an einem gewiſſen Tage zu ſich rufen, und redete mich mit folgenden Ausdrücken an: Du ſieheſt, Harthamath, daß der gottloſe Jahia, Chaleds Sohn, mein erſter Miniſter, mein offenbarer Feind iſt. Es gehet kein Tag hin, daß er nicht durch ſeine Reden die Herzen und Gemüther meiner Unterthanen gegen mich aufzubringen ſuchen, und ihnen hingegen die Angelegenheiten meines Bruders Haroun beſtens zu empfehlen ſuchen ſolte. Ich kenne deine Treue, und deine Liebe gegen mich, und habe deswegen mein ganzes Vertrauen auf dich geſetzt. Itzt kannſt du mir das ſicherſte Merkmal deiner Er-

Hadi. Hegire 170 n.C.G.786 gebenheit ablegen, wenn du nur ohngeſäumt beyder ihre Köpſe bringſt. Dieſer beyder Tod iſt der einzige Weg, der mein Leben, und meine Krone in Sicherheit ſetzen kann.

Sobald du hiemit fertig biſt, muſt du gleich alle Aliden, und alle ihre Anhänger, die noch in den Gefängniſſen ſitzen, niederſtoſſen laſſen. Hierauf ſollſt du mit meinem Heere, worüber ich dich itzo zum oberſten Befehlshaber mache, ſobald als möglich, nach Cuffah gehen, und alle Abbaſiden, die du daſelbſt antrifſt, vertreiben, und zuletzt den Ort in Brand ſetzen.

Als der Calif, fährt Harthamath fort, mir dieſen erſchrecklichen Befehl gegeben, und mir dabey auch befohlen hatte, ihn ſogleich ins Werk zu ſetzen, warf ich mich zu ſeinen Füſſen, und unterſtand mich, ihm die traurigen Folgen vorzuſtellen, die derſelbe ohnfehlbar nach ſich ziehen würde, und entſchuldigte mich dabey, daß ich ſeinen Willen ohnmöglich erfüllen könnte. Der Calif ging darauf ganz zornig von mir, und bezeugte über meine Vorſtellungen und Weigerungen den heftigſten Unwillen. Man kann ſich leicht vorſtellen, in was für eine Furcht und Verwirrung ich dadurch geſetzt wurde, denn wie ſehr war es nicht zu vermuthen, daß er mich um die Gefahr, ſeine Bosheit unentdeckt zu behalten, zu vermeiden, würde tödten laſſen. Ganz

zwei-

Hadi.
Hegi. 170
n.C.G. 786

weifelhaft, was ich für einen Entſchluß faſſen ollte, lief ich in der Sultanin ihre Gemächer, nd hoſte daſelbſt einen Winkel zu finden, wo ch mich verbergen, und den von dem Califen achgeſchickten Mördern würde entgehen können. Es war ſchon Mitternacht, ſo hörte ich ie Sultanin mich bey meinem Namen rufen. Ich glaubte, ich irrete, weil ich nicht wuſte, wie e meinen Aufenthalt in ihren Gemächern hätte erfahren ſollen. (Nachhero habe ich erfahren, daß mich ein Sclave entdeckt, und der Prinzeßin davon Nachricht gegeben hatte). Ich konnte mir alſo nichts anders vorſtellen, ls der Calif würde ſeiner Mutter ſein böſes Vorhaben entdeckt, und dieſe Mittel gefunden haben, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sie rief mich zum andernmale, und ſagte dabey: Komm, komm nur ganz unbeſorgt, Harthamath, komm, und ſieh den Calif. tod f ſeinem Bette liegen. Der Prinz war irklich einen Augenblick vorher plötzlich getorben, nachdem er vorher ein Glas Waſſer trunken, und darauf von einem heftigen Huſten befallen war. Dieſer Zufall machte ch ſehr beſtürzt, und ich war noch ganz auſſer ir, als ſie mir ſagte: Gehe geſchwind hin, und nterbringe meinem Sohn Haroun in meinem Namen dasjenige, ſo du itzo geſehen haſt. Ich begab mich auch den Augenblick zu dieſem rinzen, der ſogleich die vornehmſten Staats-

Hadi. Hegire 170 n.C.G.786

bedienten zuſammen rufen, und ſich zum Califen ernennen ließ.

Haroun-al-Raſchid.

Haroun-al-Raſchid.

Vier und zwanzigſter Calif.

Der Calif macht den Vezier Jahia zu ſeinem Vertrauten.

Wir haben ſchon geſehen, auf was für Ar Haroun den Thron beſtiegen. Sein erſte Sorge war, diejenigen, denen er die Kron und das Leben zu danken hatte, reichlich zu belohnen. Vor allen Dingen beſtätigte er den Vezier Jahia, der ſich des Hadi Vorſatz, ihn von der Regierung auszuſchlieſſen, ſo muthig widerſetzt hatte, in ſeiner Würde. Dabey ſetz er ſein ganzes Vertrauen auf dieſen Mann, und wollte ihn beſtändig um ſich haben.

Er gibt ſeine Einwilligung zur Vermählung des Veziers mit der Tochter des Königs von Chozarar.

Dieſe groſſe Vertraulichkeit des Califs gegen ſeinen Vezier ſetzte ihn bald ins gröſt Anſehen. Alle benachbarte Fürſten ſuchten ſeine Freundſchaft, ja es waren einige darunter, die den Vorſchlag thaten, beſondere Verbindungen mit ihm aufzurichten. Unter andern trug der König von Chozarar ſeine Prinzeſſin Tochter einem ſeiner Söhne zur Braut an. Der Vezier entdeckte dieſen Vorſchlag, der gar zu vortheilhaft war, als daß er ihn hätte verwerfen können, dem Califen, und dieſer gab ſeine Einwilligung auch ſehr gern dazu. Der König von Chozarar ſchickte ihm da-

rauf ſeine Prinzeßin unter einer zahlreichen
gleitung der vornehmſten Herren bis an
Gränzen von des Califs Staaten entge-
n. Allein ſie war kaum wenige Meilen in
s muſelmänniſche Reich gekommen, da ſie
n einer heftigen Colick befallen, und dadurch
nöthiget ward, an einem gewiſſen Ort, der
rdaha heiſt, zu bleiben. Hier ſtarb ſie
ch, nachdem die Krankheit dergeſtalt zuge-
mmen hatte, daß alle dagegen gebrauch-
Mittel ihre Würkung verſagt hatten. Die-
Verluſt kränkte den Vezier um deſto mehr,
il der Calif dadurch in einen Krieg verwik-
lt ward. Der König zu Chozarar beſchul-
gte die Muſelmänner, ſie hätten ſeine Toch-
r umgebracht. Man weiß zwar nicht, aus was
r Urſache er dieſe verhaſte Anklage vorbrachte,
lein ſo viel iſt gewis, er kündigte dem Calif
swegen den Krieg an. Und bald darauf
hielt man zu Bagdad die Nachricht, daß er
it ſeiner Armee in vollem Anzuge ſey, um
e muſelmänniſchen Staaten zu überfallen.

Harun al Raſchid. Hegire 170 n. C. G. 785

Tod dieſer Prinzeßin.

Hegire 171. n. C. G. 787

Der König von Chozarar fällt den Calif an.

Dieſe, die ſich eines ſo geſchwinden An-
griffs nicht verſehen hatten, eilten zwar aus
llen Kräften, ihre Gränzen zu beſchützen.
llein der Calif ſahe ſich genöthiget, ſeine be-
ſten Völker gegen Griechenland zu ſchicken,
weil ſich mit dieſem Reiche eben damals eini-
ge Irrungen hervor gethan hatten. Aus die-
ſer Urſache konnte er den Chozararen keine an-

Haroun-al-Raſchid. Hegire 171. n.C.G. 787

dere, als eine neugeworbene, und in der Kriegsübung unerfahrne Mannſchaft entgegen ſtellen, welche auch im geringſten nicht im Stande war den Feind aufzuhalten, ſondern vielmehr theils in Stücken gehauen, theils zerſtreuet wurde. Die Sieger plünderten darauf das ganze Land aus, und kehrten mit einer entſetzlichen Menge Gefangenen zurück, die ſie alle zu Sclaven machten.

Hegire 172 n.C.G. 788 Er erneuert den Waffenſtillſtand mit Griechenland.

Hingegen hatten die Waffen des Califen gegen Griechenland einen beſſern Fortgang. Die Kayſerin Irene war den Bedingungen nicht nachgekommen, auf welche der Frieden geſchloſſen war. Haroun ſchickte ihr deswegen ein zahlreiches Heer auf den Hals, welches ganz klein Aſien bis nach Epheſus durchſtreifte, und alle Provinzen des griechiſchen Kayſerthums verheerte. Nunmehro ſahe Irene ein, was ſie für einen Fehler begangen hatte, indem ſie ſich einen mächtigen Feind zuzog, da ſie doch in dem innerſten des Reichs genug Beſchäftigungen vor ſich hatte. Sie that ihm deswegen geſchwind Friedensvorſchläge, welche auch der Calif annahm, und auf dieſelben den Waffenſtillſtand erneuerte, den ſeine Verfahren mit ihr eingegangen waren.

Hegire 173. n.C.G. 789 Er liebet die Künſte

Als Haroun nunmehr von dieſer Seite Ruhe hatte, ſo war er mit Ernſt bedacht, ſeine Gränzen gegen die Anfälle der Chezareren,

und

nd anderer benachbarter Völker in Sicher-
eit zu ſetzen. Es währte auch nicht lange,
hatte er ſie dahin gebracht, daß er ſie nicht
ehr fürchten durfte. Hierauf war er be-
ühet ſich des gänzlich hergeſtellten Friedens
ur Verbeſſerung ſeiner Unterthanen anzuwen-
en, ſie geſitteter zu machen, und ihnen die,
zu ſagen, angebohrne Barbarey, etwas ab-
gewöhnen.

Harunn al-Raſchid. H aire 173. n C. G. 789 und Wiſſenſchaften in ſeinem Reich ein.

Dieſen ſchweren Vorſatz glücklich auszufüh-
en ſchien ihm nichts bequemer zu ſeyn, als
er Nation einen Geſchmack an den Wiſſen-
haften beyzubringen. Dieſem Grundſatz
lgte er auch. Da er ſelbſt viel Verſtand
nd Witz hatte, ſo war er der erſte, der anfing,
ich auf die Gelehrſamkeit zu legen. Er be-
ef die Gelehrten an ſeinen Hof, empfing ſie
it vieler Aufmerkſamkeit, und wieß ihnen
nſehnliche Belohnungen und Beſoldungen
n. Er hatte allezeit eine Anzahl auserleſe-
er Männer bey ſich, wenn er in den verſchie-
enen Provinzen ſeines Reichs herum reiſete,
a ſelbſt wenn er an der Spitze ſeiner Armee
tund, und unterredete ſich mit ihnen von
lerhand gelehrten Materien.

Dabey wandte er gewiß recht königliche Koſten an, um ſeinen Unterthanen dieſen Geſchmack, den er von Natur an den Wiſſenſchaften hatte, gleichfals beyzubringen. Auf ſeinen Befehl wurden die mehreſten griechi-

Haroun-al-Raschid Hegire 173. n.C.G. 789

ſchen und lateiniſchen Bücher in das Arabiſc überſetzt. Hiervon ließ er wieder eine groſ Menge Abſchriften nehmen, und ſie in ſe nem ganzen Reiche vertheilen, damit die Leh begierigen aus einer ſo reichen Quelle deſt gemächlicher ſchöpfen könnten. Zu dieſer Zei ward in Arabien Homers Iliade, und Odyſ ſer, nebſt den andern Werken der groſſe Geiſter bekannt, die ehedem die Zierden vo Athen und Rom geweſen waren.

Hegire 174 n.C.G. 790

Der Geſchmack an den Künſten und Wiſſenſchaften führte ohnvermerkt Griechenlands und Italiens Reichthümer nach Arabien hin über. Die Sitten verlohren ihre Rauhigkeit, und die nunmehro aufgeklärten Geiſter ſuchten im Nachforſchen ihre Nahrung. Man ſahe kurz darauf unter dieſem Volk berühmte Männer aufſtehen, die ſich den erhabenſten Ruhm erwarben. Haroun hatte den Ruhm, dieſes groſſe Werk angefangen, und durch ſein Beyſpiel in den Gang gebracht zu haben. Es war aber erſt für die Zeiten ſeiner Nachfolger aufgehoben, daß es zu einer gewiſſen Vollkommenheit gelangte.

Hegire 175. n.C.G. 791

Die Vorſorge des Califen blieb nicht allein bey den Wiſſenſchaften ſtehen, ſie erſtreckte ſich auch auf die innerliche Wohlfahrt des Staats, welche er dadurch, daß er eine wohlgeordnete Policey einführte, und ſolche Richter ſetzte, die die Gerechtigkeit zu verwalten fähig waren,

n, zu befördern bemüht war. Dieſer Ei-
r für die Gerechtigkeit brachte ihm inſon-
heit den Zunamen Al-Raſchid zuwege,
lcher einen rechtliebenden, und Freund der
erechſigkeit anzeiget.

Haroun al-Raſchid. Hegire 175. n.C.G. 791

Jedoch, ſo ſehr ſich auch die Geſchichtſchrei-
r bemühen, uns von der Güte, von der Leut-
ligkeit, und von der Billigkeit dieſes Califen
n erhabenſten Abriß zu machen; ſo werden
r doch bald verſchiedene Züge von ihm ent-
ken, welche nicht nur einen ſehr wunder-
hen und eigenſinnigen Character, ſondern auch
gar viel Argliſt, Härte, und eine die Menſch-
hkeit verunehrende Barbarey an ihm ver-
then.

Womit wollen ſie zum Exempel ſein Bezeu-
gen gegen eine ſehr angeſehene Perſon aus dem
Geſchlecht der Aliden entſchuldigen, der er
rſt auf das allerheiligſte ſein Wort gab, ſol-
hes aber kurz darauf auf eine grauſame Art
rach? Die Sache verhält ſich folgender
Geſtalt.

Er erhielt zu der Zeit, als ſeine Staaten
der durch ſeine Bemühungen und Sorgfalt
wiederhergeſtellten Ruhe ſtolz genoſſen, die
unangenehme Nachricht, daß in Giorgian, und
Dielaim ſich ein fürchterlicher Aufſtand gegen
ihn entſponnen habe, von dem er den Verluſt ſei-
ner Krone allerdings beſorgen müſſe.

Hegire 176 n.C.G. 792

Haroun-al-Raſchid. Hegire 176 n. C. G. 792 Jahia, ein Nachkomme Alis, wirft ſich zum Caliſen auf.

So viel Mühe man auch angewendet hatte, den Anhang der Aliden auszurotten, ſo war es doch nicht möglich geweſen, ſie gänzlich zu vertilgen. Jahia, Haſſans Sohn, der in gerader Linie von dem Ali abſtammte, hatte das Glück gehabt, den ſtrengen Verfolgungen zu entgehen, wodurch man dieſes ganze Haus hatte vertilgen wollen. Er hatte ſich hernach unter der Hand einen groſſen Anhang gemacht, der endlich in eine völlige Rebellion ausbrach, und mit ſeiner Ernennung zum Caliſen den Anfang nahm.

Haroun kehrte den Augenblick alle mögliche Mittel vor, dieſen Aufſtand zu dämpfen. Er ſchickte den Fadhel mit funfzig tauſend Mann den Rebellen entgegen. Wie dieſer in der Provinz Choraſſan angelanget war, ſo fand er die beſte Gelegenheit ſich von des Jahia Character zu unterrichten, und erfuhr, daß er ihn mit leichter Mühe zum Gehorſam bringen würde, wenn er ihm nur einige Achtung bezeugte, und ihm die Hofnung machte, daß ihm der Calif in einen ſeiner hohen Geburt, und ſeinen Verdienſten gemäſſen Zuſtand verſetzen würde.

Aus dieſer Urſach blieb er in Choraſſan ſtehen, und ſchickte an den Jahia einen vertrauten Menſchen ab, der gegen denſelben das zahlreiche Heer, ſo er bald auf dem Halſe haben würde, herausſtreichen, und ihm zugleich

die

ie Wege an die Hand geben muſte, wie er dem
gedroheten Unglück entgehen könnte. Dabey
bemühete er ſich inſonderheit ihn zu überreden,
aß er ſich Fadhels friedfertige Geſinnungen
n Anſehung ſeiner zu Nuze machen möchte.
Er ſagte ihm, dieſer General habe ſchon alles
zu ſeiner Ausſöhnung mit dem Califen vorge-
kehrt, er habe dieſem Prinzen verſichert, daß
man den Aufruhr in Giorgian ihm keines
weges beymeſſen könnte, denn er hätte ſich nicht
aus der Urſach zum Califen erklären laſſen, um
die Krone den Abbaſiden ſtreitig zu machen,
ſondern einzig und allein, um die Aliden nicht
vor den Kopf zu ſtoſſen, die allezeit viel Treu und
Zuneigung gegen ihn getragen, und ihn itzo
wegen der Vorrechte, die ihm ſeine Geburt
gäbe, gezwungen hätten, ihr Haupt zu werden,
und ganz wider ſeinen Willen den Krieg an-
zufangen. Mit einem Wort, dieſer liſtige
Unterhändler wuſte ſeine Abſicht ſo wohl zu
erreichen, daß er den Jahia ganz wankend mach-
te, und mit ihm die Mittel ausfindig zu machen
ſuchte, wie er erſtlich den Zorn des Califen stil-
len, und hernach den Nachſtellungen der Ali-
den entgehen könnte, welche gewis nicht unter-
laſſen würden, auf Rache gegen ihn bedacht
zu ſeyn, wenn er von ihnen zum Calif über-
ginge.

Haroun-al-Raſchid.
Hegire 176
n.C.G. 792

Als der Unterhändler merkte, daß er ſchon ſo
weit nachgab, und daß die Sicherheit nur noch

den

Harounal-Raſchid. Hegire 176 n. C. G. 792

den einzigen zu entſcheidenden Punct ausmachte, ſo ſahe er den Handel ſchon als geſchloſſen an, und that ihm den Vorſchlag, ſo gleich Giorgian zu verlaſſen, und ſich nach Bagdad zu begeben. Da könnte er den Verzicht auf ſeine Anſprüche in Harouns Hände ſelbſt thun, welcher ihm von ſeiner Seite gewis in Schutz nehmen, und ihm ſeinen Hof zur ſichern Freyſtatt gegen alle diejenigen anbieten würde, welche gegen ſeine Perſon etwas böſes im Sinne führten.

Indeſſen lagen dem Jahia noch die Folgen auf dem Herzen, die aus einer ſo wichtigen That herflieſſen könnten, und daher machte er noch immer viele Schwierigkeiten, welche aber die Geſchicklichkeit dieſes Unterhändelers alle zu heben wuſte, ſo daß er ſich endlich entſchloß, ſelbſt an den Fadhel zu ſchreiben, und ihn von ſeinen Geſinnungen zu unterrichten, er bat ihn dabey, dem Califen davon wieder Nachricht zu geben, und von ihm die Verſicherungen einzuholen, auf welchen die Endigung dieſer wichtigen Sache einzig beruhete.

Verſicherungen, ſo der Calif dem Jahia wegen ſeines Lebens und ſeiner Freyheit gibt.

Der über den glücklichen Fortgang ſeines Unternehmens erfreute Fadhel berichtete dem Califen ſogleich alle Umſtände davon. Dieſer freute ſich an ſeiner Seite nicht weniger, daß eine ſo gefährlich anſcheinende Rebellion ohne viele Umſtände und ohne Blutvergieſſen beygelegt war, und ſchickte ihm einen eigenhändig

dig geſchriebenen Schein zurück, worinn er bey ſeiner Ehre verſicherte, niemals das geringſte gegen Jahias Leben oder Freyheit zu verfügen, ſondern ihm vielmehr mit aller ſeiner Geburt gebührender Achtung zu begegnen. Und da er glaubte, daß der Prinz noch einigen Argwohn gegen einige Herrn am Hofe tragen, und aus dieſer Urſache neue Schwierigkeiten machen möchte, ſo ließ er noch dazu gedachten Schein durch die angeſehenſten Abbaſiden, und übrige Groſſen des Staats unterſchreiben.

Haroun al Raſchid.
Hegire 176
n.C.G. 792

Dieſes ſo förmliche Diplom ward gleich zurückgeſchickt. Der verſchlagene Abgeordnete, der ſchon das erſtemal ſeine Verrichtungen ſo glücklich zu Stande gebracht hatte, muſte itzo wieder die Beſtellung deſſelben übernehmen, welche er auch mit erwünſchtem Fortgang verrichtete. Wie Jahia das mit des Califen eigener Hand gezeichnete, und mit Einwilligung der gröſten Staatsbedienten ausgefertigte Diplom zu Geſicht bekam, ſo fielen auf dieſer Seite alle ſeine Einwürfe übern Hauſen, auf der andern Seite hingegen fand er ſich ſehr verlegen, wie er es anzufangen hätte, ſich aus den Händen der Aliden loszumachen. Auch aus dieſer Verwirrung wuſte ihm der Abgeordnete hinaus zu helfen, und ſo gute Anſtalten vorzukehren, daß er aus Giorgian wegkam, ohne daß ſich jemand ſeine Flucht hätte ſollen einfallen laſſen. Er führte ihn in gröſter Eile nach

Cho-

Harun-al-Raſchid. Hegire 176 n.C.G. 792

Choraſſan, wo ihn Fadhel an der Spitze ſeiner Armee mit den gröſten Ehrenbezeugungen empfing. Von hier brachte er ihn nach Bagdad, nachdem er zuvor einige Zeit ausgeruhet hatte.

Hegire 177 n.C.G. 793 Jahia begibt ſich zum Calif, der ihn ſehr wohl aufnimmt.

Hier empfing ihn der Calif mit allen Freundſchaftsbezeugungen, welche er nur immer von einem Prinzen erwarten konnte, der die grosmüthigſten und edelſten Neigungen zu hegen ſchien. Er redete ihn mit folgenden Worten an: **Ihr ſeyd hier zu Hauſe, mein Herr, ich theilte gerne den Thron mit euch, wenn ich es nur thun dürfte; übrigens könnt ihr euch ganz allein nach eurem Gutdünken eine Lebensart erwählen, ihr könnt ſo oft zu mir kommen, als ihr wollet, ich werde euch ſtets gerne ſehen, findet ihr es aber nicht für gut, mich zu beſuchen, ſo bin ich auch davon zufrieden, denn ich will, daß ihr euch gar nicht zwingen, ſondern aller Freyheit bedienen ſollet.**

Hierauf ließ er ihm eine prächtige Wohnung in ſeinem Pallaſt anweiſen, und beorderte gewiſſe Bediente zu ſeiner Aufwartung; mit einem Wort, er ließ nicht das geringſte aus der Acht, was einem Prinzen, der ſich ſeinen Händen mit ſo viel Zuverſicht anvertrauet hatte, zum Vergnügen gereichen konnte.

Haroun al-
Raſchid.
Hegire 177
n.C.G. 793

Jahia von wahrer Erkänntlichkeit gerühret
reuete es gar nicht, daß er ſich hieher bege-
n hatte, er wiederholte und bekräftigte viel-
ehr dem Calif alle Verſprechungen und Ver-
ndlichkeiten, wozu er ſich gegen den General
adhel anheiſchig gemacht hatte. Nunmeh-
o fing er an, ſeinen Aufenthalt an dem
ofe zu Bagdad feſt zu ſetzen, indem er
ohl einſahe, daß er der Ruhe, der er
ier genoſſen, unter den Rebellen nimmer
ürde theilhaft geworden ſeyn, und ſich zu-
eich freute, daß er ſich die Gelegenheit zu
utze gemacht hätte, ſich aus dem gefährlichen
arn, worein ihn die Aliden durch ihren
ufſtand verwickelt hätten, auf ſo gute Art
erausgezogen hätte.

Doch dieſer glückliche Zuſtand war von
einer langen Dauer. Es ſey nun, daß es
on Harouns natürlicher Unbeſtändigkeit, oder
en der Verhetzung einiger Hofleute herrühr-
, das will ich nicht unterſuchen. So viel
ber iſt gewiß, daß er ſein Bezeugen gegen
en Jahia auf einmal änderte. Ob er gleich
inen Nebenbuhler, der von ſelbſt zu ihm geſto-
en, ſich in ſeine Hände geliefert, und alles
m den edeln Frieden zu erhalten, aufgeopfert
atte, im geringſten nicht zu fürchten hatte;
o machte er doch den Schlus, es könnte ſich,
o lange als er lebte, noch immer eine Parthey
ür ihn hervorthun, und ſeine Anſprüche auf

das

Harun-al-Raſchid. Hegire 177 n.C.G. 793

das Califat unterſtützen. Und dieſer brachte ihn zu der grauſamen Entſchlieſſung, dieſes Prinzen aus dem Wege zu räumen. Fadhel, Giafar, und die andern Barmeciden, bezeugten einen rechten Abſcheu dafür, und thaten alles mögliche den Califen von der Ausführung deſſelben abzurathen, allein alle ihre Vorſtellungen waren unfruchtbar. Und kurze Zeit hernach erfuhr man, daß der unglückliche Jahia umgebracht ſey.

Alle, welchen die Verbindungen bekannt waren, die der Calif mit dieſem Prinzen eingegangen war, betrachteten dieſe ſchändliche That mit dem gerechteſten Wiederwillen. Die Ehre des Califen litt ſehr ſtark dabey, und es gehörte lange Zeit dazu, ehe die gehäßigen Eindrücke ausgelöſcht wurden, die dieſe Bosheit gegen ihn auf die Herzen aller Unterthanen gewürket hatte.

Jedoch die Zeit macht alles vergeſſen. Die ſchlimmen Meynungen, die man deswegen von dem Calif gefaſt hatte, verſchwunden ohnmerklich, und man fand ſelbſt Gründe ihn zu rechtfertigen. Die Erhebungen der Schmeichler, die Bemühungen der Gelehrten, die unter ſeinem Schutz blüheten, und am allermeiſten der groſſe Religionseifer, denn die Andacht, ſo er beym öffentlichen Gottesdienſt von ſich blicken ließ, verſöhnten ihn in kurzer Zeit mit allen, ja ſelbſt mit denen, die anfänglich am meiſten aufgebracht waren.

Haroun-al-Raſchid. Hegire 179 n.C.G. 795 Der Calif gehet zu Fuſſe nach Mecca.

Das allerkräftigſte Mittel aber, wodurch er
h alle Herzen wieder eigen machte, war ei-
e Reiſe, die er nach Mecca anſtellte, und da-
y den Schein eines Menſchen von ſich ſehen
ß, der von den Empfindungen der Religion
nz eingenommen iſt. Er brach zu Fuſſe
en Bagdad auf, und vollendete auf dieſe
rt den ganzen Weg bis nach Mecca. Von
n begab er ſich nach Medina, und kehrte wie-
r nach Bagdad zurück, nachdem er ſein Ge-
t beym Grabe des Propheten verrichtet hat-
. In allen Ländern, die er bey dieſer Gelegen-
it durchreiſete, ließ er die vortheilhafteſten
eynungen von ſeiner Frömmigkeit, Gnade
d Liebe für die Unterthanen zurück.

Hegire 180 n.C.G. 796

Das erſte, ſo er nach ſeiner Zurückkunſt
rnahm, war, daß er den durch die Reiſe un-
rbrochnen Umgang mit den Gelehrten wieder
fing. Durch die neuen Proben, die er ih-
n von ſeiner Gnade und Zuneigung gab, wur-
n die Geſchichtſchreiber, und vornehmlich
e Dichter angereißt, das Lob ihres Wohl-
ters bis an den Himmel zu erheben. Wie
ut wäre es nicht geweſen, wenn er geſucht
tte, ſich alle ihm zugezählte Tugenden zu er-
rben, oder nur diejenigen, ſo er ſchon würk-
ch beſaß, in Ausübung zu bringen.

Hegire 181. n.C.G. 797

Allein unterdeſſen, da man ſeine Aufrich-
igkeit, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe ſo
hr erhob, beging er eine garſtige That, die
al-

Harun-al-Raschid. Hegire 181. n.C.G. 797

alles wieder verdarb. Das ſchlimmſte dabey war, daß er ſie mit Vorſatz beging und keine einzige beſchönende Urſach ſeines Verfahrens anführen konnte. Es war gewis keine Uebereilung von ihm, denn er ging immer weiter, und nahm gar keine Vorſtellung an, ob er gleich gezwungen war, ſein eigenes Unrecht zu erkennen.

Geſchichte der Barmeciden.

Dieſe Begebenheit gehet das erlauchte Haus der Barmeciden an, dem der Calif die gröſten Verbindlichkeiten hatte, und dennoch deſſen Verderben aus einer faſt unglaublichen Urſach unterſchrieb. Dieſer Umſtand macht in dem Leben des Califen ſo viel Aufſehen, daß er wohl verdient, etwas weitläuftig aus einander geſetzt zu werden. Ich will deswegen meinen Leſern zuvor ganz kurz anzeigen, wer die Barmeciden geweſen ſind, und ihnen die Urſache eröfnen, die ſie auf einmal in die gröſte Ungnade und in den bedaurungswürdigſten Zuſtand verſetzte, nachdem ſie vorher von den Ommiaden und Abbaſiden zu dem höchſten Gipfel des Glücks und der Ehren erhoben waren.

Ich habe ſchon bemerkt, daß in den letzten Jahren unter Solimans Regierung ein von den alten perſiſchen Königen abſtammender Prinz, Namens Giafar, ſich genöthiget ſahe, aus ſeinen Staaten zu flüchten, und ſich mit allen ſeinen Kindern in des Califen Gebiet

nie

iederließ, ich habe die Urſache angezeigt, war-
m man ihm den Zunamen Barmeki, der
rnach allen von ſeinem Namen beygelegt
urde, und ſolche von der Zeit an die Barme-
iden nannte, gegeben hatte.

Haroun-al-Raſchid. Hegire 181. n. C. G. 797

Dieſer Giafar wuſte ſich bey den Ommia-
en in die gröſte Gunſt zu ſetzen. Seine Kin-
er waren nicht nur die Erben ſeiner Klug-
eit und ſeines Verſtandes, ſondern ſie erbten
uch das Glück ihres Vaters, und bekleideten
nter den letzten Califen aus Ommiahs Hau-
e allemal die vornehmſten Ehrenſtellen; und
ehielten ihr Anſehen, als die Abbaſiden ſich
ie höchſte Würde eigen gemacht hatten.

Die Barmeciden, werden von den Ommiaden und Abbaſiden erhoben.

Unter Harouns Regierung war Jahia, ein Abkömmling von Giafar, das Haupt des barmecidiſchen Hauſes. Dieſer Herr beſtätigte ihn in der Würde des Veziers, die er ſchon unter zwey vorhergehenden Califen mit Ruhm verwaltet hatte. Haroun würdigte ihn einer vollkommenen Gnade, nicht nur ſeiner groſſen Verdienſte wegen, ſondern er hatte noch eine beſondere Urſach ihn hochzuſchätzen. Jahia hatte ihn erzogen, er hatte ſeinen Geiſt gebildet, und ihm war er ſowohl wegen des Fortganges, ſo er in den Wiſſenſchaften gemacht hatte, als auch wegen der in ſeinen Staaten gemachten weiſen Verfügungen einzig und allein verbunden.

Die Kinder dieſes Miniſters wurden gleich-

Haroun-al-Raſchid. Hegire 181 n. C. G. 897

fals zu den wichtigſten Angelegenheiten, und an das Staats-Ruder gezogen. Fadhel der Aelteſte von ihnen ſaß mit im Geheimden Rath, und erwarb ſich überdas den Ruhm des gröſten Generals ſeiner Zeit.

Giafar, der zweyte, that ſich durch ſeine groſſe Liebe zu den Wiſſenſchaften beſonders hervor, und ward als der ſchönſte und bere teſte Schriftſteller dieſes Jahrhunderts ange ſehen.

Die beyden Jüngſten, Mahomed, und Meuſ ſa, vermehrten gleichfals den Glanz ihres Stamms, und verwalteten die vornehmſten Aemter mit gröſtem Ruhm.

Jahia gibt ſeinen Kindern Lehren.

Da ſie im Schoſſe der Hoheit und des Ue berfluſſes gebohren waren, ſo hielt ihr Vat für nöthig, ſie bey Zeiten zu lehren, daß ſi die Reichthümer recht gebrauchen, und ſie ble zur Belohnung der Tugend, und zur Aufhe ſung der Unterdrückten anwenden müſten. E ſagte ihnen oft: Seyd großmüthig, und theilet eure Schätze denen reichlich mit, welche ihrer wegen ihrer Künſte, ihrer Tugenden, und erlittenen Unglücksfälle würdig ſind. Befürchtet dabey nicht, daß eure Reichthümer durch dieſe Freygebigkeit abnehmen werden. Ja ſolltet ihr gleich durch die Zulaſſung GOttes, oder durch die Bosheit der

Men-

lenſchen ins künftige davon gebracht
erden, ſo ſeyd verſichert, daß auch
r davon gemachte gute Gebrauch ei-
n innerlichen Troſt mittheilen wird,
r euch zur Zeit der Trübſal auch recht
halten wird. Sollter ihr ihn aber
r Wolluſt und zur Ueppigkeit an-
enden, ſo wird euch ſein Verluſt zur
erzweiflung bringen. Denn alsdenn
ird es euch einfallen, daß ihr euch als
genthümliche Beſitzer deſſelben ange-
hen, und ihn doch nur allein zur Ver-
altung gehabt habt.

Harunn a'Raſchid.
Hegire 181.
n. C. G. 797

Dieſe vortrefliche Ermahnungen machten
f ſeine Kinder den lebhaſten und glückli-
n Eindruck, beſonders da ſie wuſten, daß
ſelbe nicht bloſſe Lehren, ſondern mehr einen
euen Abriß von der Lebensart ihres Va-
s darſtellten. So wie ſie an Alter zunah-
n, ſo entwickelten ſich ihre Verdienſte von
ge zu Tage. Man befand ſie bald der
öchſten Ehrenſtellen würdig, und der Calif
mühete ſich ſchon, ſie damit zu bekleiden, als
nur noch Jünglinge waren. In ſolcher
nade ſtunden ſie viele Jahre nach einander,
welchen der Calif nicht nachließ, ſie mit
eichthümern und Würden recht zu über-
hatten.

Ihr Vater Jahia legte endlich ſein ſchon
lange Jahre verwaltetetes Vezierat nieder,

Hegire 182
n. C. G. 798
Giafar

Harun-al-Raschid. Hegire 182 n.C.G.798 tritt das Vezierat an seinen Bruder Fadhel ab.

welches seinem zweyten Sohn Giafar wieder aufgetragen ward; allein der Geschmack, den dieser an einer geruhigen Lebensart fand, machte, daß er es auch kurz darauf wieder niederlegte; worauf es dem ältesten Bruder Fadhel gegeben ward, welcher sich bey dieser hohen Würde ebenfals des Ruhms theilhaftig machte, den sein Vater und Bruder dabey erworben hatten.

So bald sich Giafar von den Regierungsgeschäften befreyt sahe, so dachte er auf nichts als die Zeit zu brauchen, und sich dem Vergnügen zu überlassen. Der Calif fand hieran nicht weniger Geschmack, und vereinigte sich deswegen so genau mit diesem Favoriten, daß er keinen Augenblick ohne ihn zubringen konnte, und an keiner Veränderung Vergnügen fand, wenn nicht sein Giafar dabey war, und Antheil daran nahm.

Eben so zärtlich liebte der Calif seine Schwester Abbassah. Er fand das gröste Vergnügen darinn, täglich etliche Stunden mit ihr zuzubringen; jedoch verursachte die Liebe, die er zu seinem Favoriten trug, daß ihn zu eben der Zeit nach seiner Gegenwart sehr verlangte, denn die Prinzeßin wohnte an einem abgelegenen Ort im Pallast bey des Califen Weibern, wohin niemand als ihm allein der Zugang offen stund.

Doch Haroun wollte ſeine Neigung erfül-
n, und ſetzte deswegen den Wohlſtand an
Seite. Denn ob es ſich gleich gar nicht
ickte, die Prinzeßin der Geſellſchaft ihrer
auen zu entziehen, und ihr den Umgang mit
rſonen von anderm Geſchlecht zu verſtat-
, ſo entſchloß er ſich doch dazu, und ließ
r in ſeinem Pallaſt eine Wohnung zurechte
achen. Dabey verordnete er, daß ſie ins-
inftige allemal an ſeiner Tafel ſpeiſen ſollte.

Haroun al-Raſchid. Hegire 182 n. C. G. 798

Hiedurch bekam Giafar Gelegenheit, oft ei-
liebenswürdige Prinzeßin zu ſehen, von der
n der Calif unzähligemal mit den gröſten
obſprüchen erzählt hatte. Ihr edler Anſtand,
nd beſonders ihr Geiſt, und ihr angenehmer
mgang, bezauberten ihn gänzlich. Die Prin-
ßin ließ an ihrer Seite den Giafar auch
chtunbemerkt, und wuſte ihm vor den an-
ern Hofleuten einen merklichen Vorzug zu
eben. Mit einem Wort, ſie fanden beyde
Geſchmack an einander. Die Munterkeit, ſo
ie Gaſtereyen einflößen, das heitere Weſen,
nd der Scherz der Gäſte, alles kam dem
Giafar zu ſtatten, ihr die Heftigkeit ſeiner Lie-
e erkennen zu geben, und zu entdecken, daß
r nicht gehaſſet würde. Der Calif ſahe die-
ſes bald, und ohne ſich darüber zu erzürnen,
ſchien er vielmehr geneigt zu ſeyn, ſeines Lieb-
lings Glück zu machen, und gab die ſchmei-
helhafte Hofnung, ihm die Abbaſſah zur Ge-
mahlin zu geben.

Hegire 184. n. C. G. 800 Giafar verliebt ſich in Abbaſſah, des Califen Schweſter.

Haroun-al-Raſchid Hegire 184 n.C.G. 800 Bedingungen, unter welchen der Calif in ihre Verheyrathung williget.

Dieſe Erklärung erfüllte alle Wünſche des Giaſar, und die Prinzeßin bezeugte die größte Bereitwilligkeit den Abſichten ihres Bruders zu folgen. Er faſte daher den Vorſatz dieſe wichtige Sache mit nächſtem zu Stande zu bringen. Doch ehe er ſeine völlige Einwilligung dazu gab, legte er den beyden Verliebten die Bedingung auf, daß ſie ſich niemals, als in ſeiner Gegenwart ſprechen, und mit einem Wort, als Schweſter und Brüder zuſammen leben ſollten. Alles dieſes ward bey einer prächtigen Mahlzeit, wo man den Wein gar nicht ſchonte, ausgemacht. Denn die meiſten Califen von Syrien machten ſich gar kein Gewiſſen, den Wein häufig, ja ſelbſt bey öffentlichen Gelegenheiten zu trinken.

Giaſar und Abbaſſah glaubten daher, dieſe auſſerordentliche Bedingung würde mehr eine Würkung der Weindünſte als eines überlegten Entſchluſſes ſeyn, ſie verſprachen daher, alles, was der Calif haben wollte, und thaten gar einen Eyd, demſelben genau nachzukommen, denn ſie glaubten, er würde ſelbſt der erſte ſeyn, der das Lächerliche dieſes auſſerordentlichen Verbots einſehen, und es wieder aufheben würde,

Auf dieſe Bedingung ward die Vermählung vollzogen, welche jedoch Giaſar bald aus dem Wege zu räumen hofte. Allein wie erſchrak er nicht, als ihm der Calif mit kaltem eblüt das Verbot wiederholte, ſich der Rech des Eheſtandes mit Abbaſſah gänzlich zu thalten, er fügte die Drohung hinzu, daß ihn auf den Fall, wenn er dieſen Befehl erſchreiten ſollte, gewis würde umbringen ſen.

Harun al-Raſchid. Hegire 184 n. C. G. 800

Der arme Giafar muſte ſich alſo dieſem auſamen Befehl gedultig unterwerfen, und an muß beyden jungen Vermählten nachſan, daß ſie lange Zeit hinbrachten, ehe ſie ſich nterſtanden, dieſem beſchwerlichen Geſetz zuider zu handeln. Jedoch Abbaſſah, der die Zeit lang werden mochte, ſchickte ihrem Mann ein ſchriebenes Gedicht zu, (*) worinn ſie die Hef-

---

(*) Dies iſt der Innhalt dieſes Gedichts, wie Helberot ſolchen aus Ben-Abou-Agelah genommen hat.

Ich hatte mich zwar entſchloſſen, meine Liebe in meinem Herzen verborgen zu halten.

Aber ſie iſt wider meinen Willen daraus entwiſcht, und hat ſich offenbahrt. Wenn ihr euch auf dieſen Antrag ergebet, ſo iſt meine Schamhaftigkeit nebſt meinem Geheimniß verlohren.

Wenn ihr ihn aber verwerfet, ſo werdet ihr mir durch eure Verachtung das Leben erhalten.

Indeſſen mag daraus entſtehen, was da will, ſo werde ich doch nicht ungerochen ſterben.

Denn mein Tod wird meinen Mörder genugſam offenbahren.

Haroun al-Raſchid.
Hegire 184.
n. C. G. 800

Heftigkeit ihrer Leidenſchaft ſehr lebhaft auszudrücken wuſte. Die Antwort ihres Mannes lautete aus eben dem Ton. Mit einem Wort, ſie vergaſſen des Califen Verbot.

Die Folgen davon entdeckten ſich bald, und es muſte alle mögliche Geſchicklichkeit angewandt werden, ſie vor dem Califen verborgen zu halten. Die verſchlagene Abbaſſah wandte auch allen Fleiß dazu an, und war auch ſo glücklich, den Calif zu betrügen. Sie ward von einem Sohn entbunden, ohne daß der Hof das geringſte davon gemerkt hätte. Das Kind ward ſogleich nach Mecca gebracht, und daſelbſt ganz heimlich auferzogen.

Der Calif bekommt Nachricht davon

Das Geheimniß würde dem Haroun beſtändig verborgen geblieben ſeyn, wenn es ihm nicht ein elender Sclave offenbahret hätte, vor dem man es ohnmöglich verſchwiegen halten konnte. Dem ohngeachtet aber verſtellte ſich der Calif, und that lange Zeit, als wuſte er von nichts. Er erwartete nur die Zeit, da er nach Mecca reiſte, um mit ſeiner Rache loszubrechen, denn an dieſem Orte hofte er alle nöthige Erläuterungen einzuziehen.

Hegire 186.
n. C. G. 802

Er ſäumte auch gar nicht, ſobald er daſelbſt angelangt war, alle nur mögliche Nachforſchungen anzuſtellen, und erfuhr, daß Giafar ſein mit der Abbaſſah erzeugtes Kind würklich dahin geſchickt hatte; jedoch konnte er den

Ort, wo dieſes Kind war, niemals erfahren; denn man hatte die Vorſorge gebraucht, daſſelbe aus Mecca wegzubringen, ſobald des Califen Reiſe dahin ruchtbar geworden war; und alles ſeines Anſehens ohngeachtet konnte er den Ort nicht erfahren, wohin es gebracht war.

Hareun al Raſchid. Hegire 186 n.C.G. 802

Hierüber ward der Calif gegen dieſes unglückliche Paar ſo aufgebracht, daß er den Augenblick den Entſchluß faſte, ſie zu verderben, und zugleich das ganze barmecidiſche Haus zu vertilgen. Mit dem Giaſar ward der Anfang gemacht, und ihm der Kopf für die Füſſe gelegt. Und darauf wurden Befehle nach Bagdad geſchickt, welchen zu Folge die arme Abbaſſah gleichſals getödtet ward. (*) Jahia

Er tödtet den Giaſar nebſt der Abbaſſah, und rottet die Barmeciden aus.

(*) Einige arabiſche Geſchichtſchreiber berichten uns, die unglückliche Abbaſſah ſey in einen Brunnen geſtürzt worden. Allein Ben-Abou-Agelab, der auch ein arabiſcher Schriftſteller iſt, berichtet, ſie ſey nur Landes verwieſen, und in die erbarmungswürdigſten Umſtände geſetzt worden. Er erzählt, eine gewiſſe Dame von ihrer Bekanntſchaft habe ſie von ohngefehr an dem Ort, wohin ſie verwieſen worden, angetroffen, und habe ſich mit ihr in eine Unterredung eingelaſſen. Hier gedachte Abbaſſah zuerſt an die Zeit ihrer Hoheit zurück, und ſagte, daß ſie damalen würklich vier hundert Sclaven in ihrem Dienſt gehabt, itzt aber an den

Haroun-al-Raschid. Hegire 186. n.C.G. 802

hia ward mit ſeinen Kindern ins Gefängniß geſteckt; ihre Güter wurden eingezogen, und dieſe Ungnade erſtreckte ſich über alle ihre Verwandten, welche im ganzen Reich hin und wieder zerſtreuet waren; ſie wurden alle ſogleich gefangen genommen, und der gröſte Theil von ihnen muſte hernach eines gewaltſamen Todes, oder für Elend ſterben.

Jahias Beſtändigkeit in ſeinem Unglück.

Dies Ungewitter ſetzte erſt die heldenmüthige Standhaftigkeit und Gelaſſenheit ihres Haupts, des Jahia, in ein rechtes Licht. Dieſer bedaurungswürdige Greis gab mitten unter den Feſſeln die vortreflichſten Proben davon, wenn ihn ſeine Freunde im Gefängnis beſuchten. Denn ob ſich gleich der gröſte Theil derſelben, nach der Mode bey Hofe, ſo bald er in

Un-

---

den aller unentbehrlichſten Dingen den gröſten Mangel litte; ihr gänzes Vermögen beſtünde itzo aus zwey Hammel-Fellen, wovon ſie das eine ſtatt des Hemdes, und das andere ſtatt des Rocks gebrauchte; indeſſen murrete ſie nicht über ihr Schickſal, da ſie überführt wäre, daß ſie es durch die groſſe Unerkenntlichkeit gegen die von GOtt empfangene Wohlthaten verdient hatte. Itzo wendete ſie ihre Zeit an, ihre Fehler einzuſehen, und ſie zu bereuen, wobey ſie denn ganz gelaſſen lebte. Die Dame ſchenkte ihr darauf vier hundert Drachmen, worüber ſie ſo erfreut ſchien, als wenn ſie wieder in ihre erſte Herrlichkeit verſetzt wäre. Herbelot Orient. Biblioth.

Ungnade gefallen war, gegen ihn erklärt hatten, ſo blieb ihm dennoch eine gewiſſe Anzahl großmüthiger Freunde übrig, die ihn in ſeinem Unglück nicht verlaſſen wollten. Sie gaben ſich alle Mühe ſeinen Muth aufzurichten, und ihm zuzuſprechen, daß er ſein Unglück ſtandhaft ertrüge.

Harour-al-Raſchid.
Hegire 186
n.C.G. 802

Dieſer groſſe Mann wuſte den Werth ihrer Freundſchaft nach ſeiner völligen Gröſſe zu ſchätzen, zugleich bewies er aber, daß ihn ſeine Tugend ſchon ſo lange Zeit weit über alle Unglücksfälle erhoben hätte. Er ſagte zu ihnen: Ich ſehe die Hoheit, und die Reichthümer als Sachen an, ſo das Glück den Sterblichen leihet; ſie müſſen daher zufrieden ſeyn, wenn ſie dieſelben eine gewiſſe Zeit genutzet haben. Der Himmel hat uns auserſehen, daß wir unſern Nachkommen zur Lehre und Hochachtung dienen ſollen, ſie ſollen von uns lernen, daß ſich niemand durch ſeine Gabe muß zum Hochmuth verleiten laſſen, ſondern einen vernünftigen Gebrauch von denſelben machen. GOtt handelt gar nicht ungerecht gegen die Menſchen, wenn er ihnen die Güter wieder nimmt, womit er ſie überſchüttet hatte; denn er iſt ſie ihnen im geringſten nicht ſchuldig. Er gibt ſie uns in ſolcher Maaſſe, und läſt ſie uns ſo

lange

Haroun-al-Raschid.
Hegire 186.
n. C. G. 802

lange als es ihm gefällt; wer kann es ihm daher verdenken, wenn er ſie uns wieder abfordert, und andere damit beglückt? Wir müſſen uns in allen Stücken ſeinem Willen unterwerfen. Ein Weiſer muß niemals nach Reichthum ſeufzen, er kann ihn zwar annehmen, um dem gemeinen Weſen damit zu dienen, im übrigen aber muß er ſich deſſelben als ein Reiſender bedienen, der Ruhe in der Herberge genieſt, die er gleich hernach wieder verlaſſen muß. So edel waren die Geſinnungen dieſes vortreflichen Mannes in ſeinem allergröſten Unglück! Zugleich bemühete er ſich ſeine Kinder zu tröſten, die in ein Gefängnis mit ihm eingeſchloſſen waren, und die, weil ſie ſich in einem Alter befanden, welches gegen die Reitzungen des Glücks ſehr empfindlich iſt, auch deſſen Schläge ſtärker fühlten. Einer derſelben that ihm einmal die Frage. Wie iſt es möglich, daß uns dieſes Elend hat betreffen können; da wir doch jederzeit GOtt und dem Staate mit dem gröſten Eifer und Fleiße gedient, niemals was anders geſucht, als jederman gutes zu erzeigen, und uns nicht das geringſte gegen den Calif vorzuwerfen haben.

Jahia gab folgende Antwort darauf: Vielleicht ſind die Klagen eines Unterdrückten gen Himmel geſtiegen, und haben im Rache gegen uns gebeten, weil wir vielleicht ohne unſer Wiſſen verſäumt haben, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Doch die göttliche Barmherzigkeit wird uns dieſen Fehler vergeben, weil wir ihn nicht mit Vorſatz begangen haben. Vielleicht iſt auch unſer Unglück eine Würkung ſeiner Gnade, um uns dadurch zu belehren, wie vergänglich die Güter dieſer Welt ſind. Er will unſern Glauben prüfen, ob wir ihn auch mehr als uns ſelbſt lieben, und ob wir ihn auch eben ſowohl im Leiden als im Wohlergehen anbeten werden. GOtt handelt allemal gerecht, er mag uns auch in Umſtände verſetzen worinn er will, er wird uns von unſern Fehlern reinigen, und uns ihm dadurch würdig machen. Was hätte man ſich vollkommneres vorſtellen können, wenn er noch hätte das Glück gehabt, durch den Strahl des Chriſtenthums erleuchtet zu ſeyn?

Harun-al-Raſchid. Hegire 186. n. C. G. 802.

Des Califen eigenſinnige und ungerechte Verbitterung gegen die Barmeciden wurde durch die beſchwerlichen und langen Gefängniſſe dieſes ehrwürdigen Greiſes noch nicht geſtillt. Er fügte, um ſein Unglück auf den höchſten Grad zu bringen, noch die Todesur-

Jahia wird umgebracht.

Haroun-al-Raſchid.
Hegire 186
n. C. G. 802

tel hinzu. Dieſer grauſame Befehl ward gleich vollzogen. Diejenigen, denen dieſe abſcheuliche Verrichtung aufgetragen war, brachten dem Califen ein Papier, welches ſie auf der Bruſt des vermeynten Miſſethäters gefunden hatten. Er hatte eigenhändig dieſe Worte darauf geſchrieben: **Der Beſchuldigte gehet voran, der Ankläger wird ihm bald nachfolgen, ſie werden beyde in Gegenwart eines Richters erſcheinen, bey dem weder Proceſſe, noch ſchriftliches Verfahren ſtatt findet.**

Der unbiegſame Haroun ſchien bey Leſung dieſer Worte gerührt zu werden, es ſchien ihn zu gereuen, gegen einen verehrungswürdigen Mann ſo viel Härte gebraucht zu haben, den man doch ſelbſt wegen keines einzigen Fehlers anklagen konnte. Allein dieſe Veränderung erſtreckte ſich keines weges auf den Ueberbleibſel von dem erlauchten Hauſe dieſes Miniſters.

Keiner von ihnen ward wieder zu Gnaden aufgenommen, oder in den Beſitz ſeiner Güter geſetzt. Daher ſahen ſich die meiſten, ſo dem Tode entgangen waren, genöthiget, ſich von Bagdad zu entfernen, und durften es nicht wagen, ſich an den Orten, wohin ſie geflohen waren, zu erkennen zu geben. Sie muſten ſich zu den allerniedrigſten Arbeiten herab laſſen, um ſich dadurch nothdürftigen Lebens Unterhalt zu erwerben.

Harouns gegen dieſes unglückliche Haus
faßter Zorn erſtreckte ſich gar ſo weit, daß
deſſen Gedächtniß vertilgen wollte. Er
ochte aber auch noch ſo viele Befehle ausge:
n laſſen, daß man gar nicht von ihnen reden
llte, man gehorchte ihm doch nicht, endlich
s er denen die Todesſtrafe ankündigen, die
r die allergeringſte Erwähnung der Barme:
iden thun würden, und erhielt dadurch ſeinen
Zweck.

Haroun-al-Raſchid. Hegire 186. n. C. G. 802

Der Calif will das Gedächtnis der Barmeciden vertilgen.

Allein es trat ein ehrwürdiger Greis auf,
m ſeine Tugenden mehr Ehrfurcht, als ſein
hes Alter erworben hatten, und folgte dem
Zuge der Liebe, der Erkänntlichkeit, und Hoch:
htung, die ſein Herz für die Barmeciden
gte. Er ſpottete des Califen Befehl, und
ielt ihnen öffentlich Lobreden, ohne ſich an ſei:
e Drohungen zu kehren.

Und läßt einen Greis beym Kopfe nehmen, der ihnen Lobreden hält.

Mondir, ſo hieß dieſer Greis, kam alle Ta:
e, und ſtellete ſich vor einen ihren gröſten Pal:
äſten. Hier prieß er gegen alle vorbeygehen:
en die groſſen Thaten, die Tugenden, und die
Grosmuth der Barmeciden, wobey er nicht
ergaß die wichtigen Dienſte anzuführen, ſo
ſie dem Staate geleiſtet hatten. Sobald der
Calif von dieſer Verwegenheit des Alten benachrichtiget ward, ließ er ihn den Augenblick
beym Kopf nehmen, und kurz darauf zum Tode verdammen. Mondir hörte dis Urtheil
mit einer verwunderungswürdigen Standhaf:

Haroun-al-Raſchid. Hegire 186. n. C. G. 802

tigkeit an, und bat ſich nur zur einzigen Gnade aus, daß man es ihm vor Vollziehung des Urtels erlauben möchte, den Calif auf einen Augenblick zu ſprechen.

Wird durch die Vorſtellungen des Greiſes beſänftiget.

Haroun gab ihm dieſe Erlaubnis. Der Greis kam darauf herein, und hielt eine ſo nachdrückliche Rede an ihn, daß er ſich nicht unterſtand ihn zu unterbrechen. Er führte ihm mit eben ſo viel Heftigkeit, als Unterthänigkeit die groſſen Verbindlichkeiten zu Gemüthe, die das muſelmänniſche Reich den unglücklichen Barmeciden ſchuldig ſey. Du hatteſt ſie auserleſen, groſſer Beherrſcher der Gläubigen, ſagte er zu ihm, unter deinem Anſehen das Reich zu regieren, du hatteſt ſie deines Vertrauens gewürdiget, du ſelbſt, du hatteſt ihre groſſen Verdienſte, ihren Eifer, und ihre Fähigkeiten eingeſehen. Wir ſahen es hierauf mit Vergnügen, wie du ſie mit Ehre, und Wohlthaten überſchütteteſt, und uns ſelbſt lehreteſt, ihnen Achtung und Ehrerbietung zu erzeigen: Können nun wohl deine Unterthanen ein Verbrechen begehen, wenn ſie die Meynungen beybehalten, die du ihnen ſelbſt beygebracht haſt? Wir haben an ihnen ſtets getreue Unterthanen, kräftige Stützen deines Throns, und unermüdete Wohlthäter der Elenden und

Haroun al-Raſchid.
Hegire 186
n C.G. 802

Unterdrückten erblickt, wie kannſt du
s denn nun verlangen, daß unſere Her-
m alle ihre Wohlthaten, ihre Tugen-
en, und ihre groſſen Thaten mit einem-
al vergeſſen ſollen? Denen Undank-
aren und Niederträchtigen kannſt du
n Mund zwar verſtopfen, allein alle
eine Macht iſt zu ohnmächtig die
mpfindungen des Herzens auszulö-
ſchen, ja ich unterſtehe mich dir zu ver-
ſichern, daß wenn du Gewalt gebrau-
chen, und ſie durch die Furcht der Straf
n zu dämpfen gedenkeſt, ſie eben da-
urch noch lebhafter und beſtändiger
werden. Selbſt die Ruinen des Bar-
mecidiſchen Pallaſtes würden ihr Lob
erkündigen, wenn wir ſo undankbar
ſeyn, und es verſchweigen wollten.

Dieſe Rede machte einen lebhaften Eindruck
uf den Calif, ja er ſchien ſelbſt davon ge-
ührt zu ſeyn. Nun glaubte man, würde er
nfangen, ſein Verfahren gegen die Barme-
iden zu bereuen, allein alles, was er that,
war, daß er das gegen Mondirn ausgeſproch-
e Todes Urtel wiederrief, und ihn in
Freyheit ſetzte. Der für Freude entzückte
Greis warf ſich hierauf zu ſeinen Füſſen,
und ſtattete ihm verbindlichſten Dank ab.
Jedoch war er nicht ſowohl über ſeine erhal-
tene Loslaſſung, ſondern vielmehr darüber er-

Haroun-al-Raſchid. Hegire 186 n. C. G. 802

freuet, daß es ihm geglückt war, des Califen Zorn gegen ein ohne Schuld verbannetes Haus in etwas zu ſtillen. Wie er wieder von der Erde aufſtand, und nach Haus gehen wollte, gerieth er in ein rechtes Schrecken, da ihm der Calif ein Geſchenk überreichte. Mondir nahm es an, und legte dabey ein neues Zeugniß ſeiner gegen die Barmeciden tragenden Zuneigung ab, denn er ſahe Harouns Freygebigkeit als ein ſicheres Merkmaal an, daß demſelben das Lob, ſo er ihnen beygeleget, nicht mißfallen habe, und zeigte das erhaltene Geſchenk öffentlich, und rief dabey aus. **Schon wieder eine neue Gnade, die mir die Hand der Barmeciden zuflieſſen läſt.**

Lobſprüche, ſo die arabiſchen Schriftſteller den Barmeciden beylegen.

Es war daher eine vergebliche Unternehmung von dem Haroun, daß er das Andenken eines Stammes auslöſchen wollte, der in Hervorbringung groſſer Leute ſo fruchtbar gewesen war. Die Stimme des Volks rächete die Ungerechtigkeit und Grauſamkeit des Regenten. Alle Schriftſteller, ſowohl Dichter als Geſchichtſchreiber, ſind mit Lobſprüchen der Barmeciden angefüllt, und man hat angemerkt, daß unter den Arabern niemals ein König oder Sultan, oder Fürſt geweſen iſt, von dem ſo viele Schriftſteller geſchrieben hatten, als ſie es von dieſen gethan haben. Ihr zum Wohlthun geneigter Character iſt von El-Macin in arabiſchen Verſen verewiget worden. Ihr inder Barmeki, ſagt der Dichter, wie l Wohlthaten habt ihr der Welt er- igt, und wie viele würdet ihr derſel- n nicht noch erzeigt haben? Die Erde r eure Braut, itzo aber iſt ſie eure itwe.

Haroun-al-Raſchid. Hegire 185 n. C. G. 802

Darinn kommen alle arabiſche Geſchicht- riber überein, daß die Ungnade der Bar- ciden in gewiſſen Verdrüßlichkeiten, die iafar, Jahias Sohn, dem Califen gemacht te, ihren Grund habe; allein wegen der Ur- h, ſo dieſen Fürſten gegen ſeinen Liebling ſo ſbrachte, ſind ſie verſchiedener Meynung. ige ſuchen ſie darinn, weil er dem von dem liſen bey ſeiner Vermählung mit der Ab- ſah ihm gegebenen Befehl nicht ſo genau hgekommen war. Andere aber verſichern, ß, als der Calif den Entſchlus gefaßt, den diſchen Prinzen, Jahia, umzubringen, er die llſtreckung deſſelben dem Giafar aufgetra- n, dieſer aber ſich geweigert habe, ſeine Hän- mit dem Blute eines Menſchen zu beflek- n, dem nicht das geringſte aufgebürdet wer- n konnte, derſelbe dieſem Liebling habe den opf abſchlagen laſſen, und darauf ſein gan- s Haus geſtürzt habe. Noch andere aber llen behaupten, daß die Ungnade der Bar- eiden aus keiner andern Urſache, als aus ner Eiferſucht des Califen gegen ihre groſſen eichthümer herrühre. Dieſer Fürſt hatte

Verſchiedene Meynungen, über die Urſachen des Unglücks der Barmeciden.

Haroun al-Raſchid Hegire 186 n.C.G. 802

bey Gelegenheit, als er ſich einmahl in de verſchiedenen Provinzen ſeines Reichs beſahe, an vielen Orten prächtige Güter und Schlöſſer bemerkt, wovon man ihm ſagte, ſie gehörten dem Giafar zu. Es muſte ſich auch zum Unglück für dieſen Liebling fügen, daß allenthalben, wo der Calif hinkam, und nach dem Beſitzer eines prächtigen Schloſſes frug, wenn ſie auch noch ſo weit von einander entlegen waren, immer die Antwort lautete: Sie gehörten dem Giafar.

Dieſe unendlichen Reichthümer mit den anſehnlichſten Gütern, ſo ſeine Verwandten noch an andern Orten beſaſſen, zuſammen genommen würkten, nach dem Bericht einiger arabiſchen Schriftſteller, in Harouns Gemüth viel Furcht und Argwohn; ſo daß er den Vorſatz faßte, ein ſo mächtiges Haus auf das baldigſte zu verderben, und es auſſer Stand zu ſetzen, daß es ihm in Zukunft ſchaden könnte.

So verſchieden ſind die Meynungen derer, die von dem Untergang der Barmeciden geſchrieben haben. Ich bin denen gefolgt, die mir das meiſte Anſehen zu haben ſchienen. Unterdeſſen mag man ſich darunter eine Urſach wählen, welche man will, ſo werden doch alle den Haroun verdammen, und ſeinem Andenken einen ſchlimmen Schandfleck anhängen. Man wird auch zugleich daraus abnehmen kön-

Haroun al-Raſchid Hegire 186. n. C. G. 802

unen, daß wenn er ſchon in gewiſſer Ab-
ht den Zunamen des Gerechtigkeitlie-
nden, wie ich ſchon angemerkt habe, ver-
enet hat; dennoch viel fehlet, daß er ſich in
nem Betragen dieſem für einen Fürſten ſo
rrlichen Titel allemal ſollte gemäß bezeugt
ben. Nunmehro will ich in ſeiner Geſchich-
fortfahren, deren Faden ich habe abbre-
en müſſen, um alles, was die Barmeciden
ging, in einer Folge darſtellen zu können.

Haroun theilt das Reich unter ſeine Kinder.

Mitten unter der Beſchäftigung ſeine Völ-
r geſittet zu machen, und den Staat durch
inführung allerhand guter Anſtalten auf
nen beſſern Fuß zu ſetzen, bekam Haroun
n Einfall, das Reich unter ſeine Söhne zu
rtheilen, wobey er die Verordnung machte,
aß ſie in dem Califat auf einander folgen ſoll-
n. Er machte gewis einen ſchlechten Ge-
rauch von ſeiner Klugheit, indem er ein Vor-
haben ausführte, das nothwendig unter ſei-
en Kindern die heftigſten Zwiſtigkeiten erre-
gen muſte; wie ſolche auch in der That er-
folgten.

Haroun hatte drey Söhne. Der erſte hieß Amin, der zweyte Mamon, und der dritte Montaſſen. Dem erſten fiel Chaldäa, die drey Arabien, Aßyrien, Meſopotamien, Medien, Syrien, Paläſtina, und ganz Africa bis an den Ocean zu. Der zweyte erhielt Perſien, beyde Indien, Cheraſſan, Tabare-

Haroun-al-Raſchid. Hegire 186. n.C.G. 802

ſtan, Zabul, Chabul, Mauraralnahar, ein jenſeit dem Fluß Orus gelegenes Land. Montaſſen, der dritte, bekam Armenien, Natolien, Georgien, Circaßien, und alles Land, was in der Gegend vom Pont-Euxin herum lag.

Dieſe Theilung muſten ſeine Söhne erſtlich annehmen, hernach ließ er ſie durch die Einwilligung aller Groſſen des Reichs beſtätigen, und ſie einen Eyd ſchwören, daß ſie nicht davon abgehen wollten. Darauf ließ er ſie auf einer Reiſe nach Mecca durch öffentliche Patente bekannt machen, welche durch einen Herold bey der Thüre der Caabah abgeleſen, und hernach an die Thore des Tempels zu Mecca angeſchlagen wurden.

Man muß hierbey wohl inacht nehmen, daß dieſe ſolchergeſtalt eingetheilte Staaten denen, ſo ſie zu Theil geworden waren, nicht mit aller Oberherrſchaft zufielen. Sie muſten ſich von dem regierenden Califen damit belehnen laſſen, welcher allezeit der einzige und wahre Oberherr davon verblieb.

Hegire 187. n C G. 803 Die Griechen erhalten die Verlängerung des Waffenſtillſtandes.

Haroun war kaum wieder nach Bagdad gekommen, ſo empfieng er die Nachricht, daß im griechiſchen Kayſerthum ſich viele Verwirrungen hervorgethan hätten. Irene war abgeſetzt worden, und Nicephor, der ſich wieder auf den Thron geſchwungen hatte, dachte an nichts, als ſich darauf feſt zu ſetzen. Er ließ an

Haroun al-Raſchid Hegire 187. n.C.G. 803

ei den Calif einen ſehr nachdrücklichen Brief bgehen, der nichts als die Vortheile enthielt, ß ſie von beyden Seiten dabey finden würen, wenn ſie das Blut ihrer Unterthanen chonten. Er bat ihn darinn, den Waffenillſtand zu verlängern, den er vormals mit er Kayſerin Irene getroffen hätte, und erbot ich dabey, die Bedingungen, worauf er ihr geſtanden wäre, aufs allergenaueſte zu erfüllen.

Dem Califen war es ſehr gelegen, daß der eue Kayſer, ohne daß es ihn einen Mann koſtete, ſich zur Erlegung des Tributs verſtund, nd willigte daher in ſein Begehren ein. Kurz darauf verließ er Bagdad, um den Winter in Jeruſalem zuzubringen.

Sie fallen die muſelmänniſchen Provinzen an.

Da dieſe Jahrszeit dieſesmal auſſerordentich ſtrenge war; ſo dachte Nicephor, das Eiß würde den Calif verhindern, daß er ihm keine Armee entgegen ſtellen könnte, folglich würde er itzo die beſte Gelegenheit haben, das muſelmänniſche Reich anzufallen, welches gleich an ſeine Staaten gränzte. Er ließ auch deswegen ſeine Völker einen Einfall darein thun, welche alles durch Feuer und Schwerdt verheerten, und eine anſehnliche Beute nach Hauſe brachten.

Nicephor hatte ſeinen Abgeſandten Befehl gegeben, eben zu der Zeit, als der Einfall ge-

Harun al-Raſchid. Hegire 187 n. C. G. 803

ſchahe, dem Calif viele reichlich mit Diamanten, und vortreflichen Klingen verſehene Degen zu überreichen. Hierdurch wollte er dem Calif ohnvermerkt zu verſtehen geben, daß er nicht mehr gewillet ſey, ihm den bishero bezahlten Tribut ferner zu entrichten, ſondern ihm anſtatt des Geldes nichts als Waffen anbieten wollte. Man ſagt, der Calif habe auf dieſe Ausforderung nicht mündlich, ſondern durch eine Probe ſeiner Stärke geantwortet, die alle Anweſenden in Erſtaunen geſetzt habe. Er ließ nemlich alle ihm von dem Abgeſandten überreichte Schwerdter in ein Bündel zuſammen binden, ſteckte ſolches in die Erde, und hieb ſie mit ſeinem Säbel in einem einzigen Streich mitten durch.

Die Muſelmänner vergelten es ihnen.

Allein ſobald er die Nachricht erhielt, daß der Kayſer es nicht hatte bey der Weigerung den Tribut zu erlegen bewenden laſſen, ſondern weiter gegangen, und in ſein Land eingefallen war, ſo folgte er allein den Bewegungen der Rache, und ſchickte, ſo bald es nur die Jahreszeit erlaubte, eine furchtbare Armee aus, die in Griechenland eindrang, Böotien, Romanien, und alle angränzende Länder verheerte.

Allenthalben, wo dieſe Völker durchzogen, hinterlieſſen ſie die grauſamen Spuhren von Blut und Feuer. Ueberdis machten ſie eine unermeßlich groſſe Beute, und kamen wieder ſez ins muſelmänniſche Reich mit einer unzählichen Anzahl Gefangenen zurück, die alle zu Sclaven gemacht wurden.

Haroun al-Raſchid.
Hegire 187
n.C.G. 803

Unterdeſſen daß ſeine Völker zu Lande in die Provinzen des griechiſchen Kayſerthums dieſen Einfall thaten, ſo ſchickte er noch eine zahlreiche Flotte aus, die in Cypern landete, und dieſe ganze Inſel verwüſtete. Sie hatten ſich ſchon bereit gemacht, die Inſel Rhodus auf eben ſolche Weiſe zu bewillkommen; allein zum groſſen Glück für die Griechen erklärten ſich die Elemente gegen die Saracenen. Ein grauſames Ungewitter, ſo ſich auf einmal erhob, richtete einen groſſen Theil dieſer Flotte zu Grunde, und der andere ward zerſtreuet, und ſuchte in verſchiedenen Häfen Sicherheit, bis die Gelegenheit wieder kommen würde ins Meer auszulaufen.

Das folgende Jahr ſuchte der Calif Griechenland von neuem heim, und fuhr fort, alles auf eben die Art, wie im verwichenen Jahre geſchehen war, zu verheeren, weil Nicephor gar nicht nachließ, die Muſelmänner zu beunruhigen. Der Kayſer ging dem Haroun darauf ſelbſt an der Spitze ſeiner Armee entgegen, und lieferte ihm eine Schlacht, deren Ausgang aber für die Griechen ſehr unglücklich ablief. Sie wurden aufs Haupt geſchlagen, und Nicephor hatte kein Mittel übrig, wodurch er den Califen dieſen Sieg fortzu-

ſetzen

Harûn-al-Raſchid. Hegire 187 n. C. G. 803

ſetzen verhindern konnte, als ihn um Frieden zu bitten, und ſich von neuem zur Bezahlung des Tributs anheiſchig zu machen, wovon er ſich vorher hatte losmachen wollen.

Hegire 189. n. C. G. 805 Die Griechen brechen von neuem mit dem Calif.

Dieſer neue Waffenſtillſtand daurte einige Zeit, in welcher der Calif Zubereitungen vorkehrte nach Perſien zu gehen, und daſelbſt einige ſich hervorgethanene Bewegungen beyzulegen, die einen nahen Aufſtand zu drohen ſchienen. Hier wollte der treuloſe Nicephor noch einmal ſein Glück gegen ihn verſuchen, ob er gleich immer Schläge bekommen hatte, und wartete nur, bis er erſt würde nach Perſien abgegangen ſeyn, um völlig loszubrechen.

Er rückte auch würklich, ſo bald ihm des Caliſen Abreiſe zu Ohren gekommen war, ins Feld, und verwüſtete einige muſelmänniſche Provinzen. Der Calif äuſſerte darauf gegen dieſen Fürſten, der ſo wenig Achtung für die Aufrechterhaltung des Friedens bezeugte, den gerechteſten Zorn, ließ das Unternehmen auf Perſien gänzlich fahren, fügte zu den zur Ausführung deſſelben ſchon bey der Hand habenden Völkern noch neue hinzu, und brachte faſt ein Heer von dreymal hundert tauſend Mann auf die Beine, an deſſen Spitze er ſich ſtellte, und damit gegen Griechenland aufbrach.

In dieſem Feldzuge litten die Griechen weit mehr, als in den vorhergehenden. Der Calif

räche-

Haroun-al-Raſchid. Hegire 189 n.C.G. 805

rächete ſich an dem Kayſer auf die grauſamſte Weiſe, indem er alle Oerter, deren er ſich bemächtigen konnte, verbrante, und die Einwohner niedermetzeln ließ. Beſonders ließ er ſeine Wuth an Heraclea, und den benachbarten Städten aus, und ſchleifte ſie bis auf den Grund. Der Griechiſche Kayſer demüthigte ſich darauf von neuem, und ließ durch abgeſchickte Bevollmächtigte nochmals um Frieden bitten, den auch der Calif einging, aber dabey die Summe des Tributs erhöhete, und den Kayſer einen Eyd ſchwören ließ, daß er die von den Muſelmännern verwüſteten Plätze niemals wieder aufbauen, und die andern in dem Zuſtande, worinn ſie ſich itzt befänden, ohne eine Vermehrung der Feſtungswerke davon vorzunehmen laſſen wollte.

Sie müſſen den Frieden durch noch härtere Bedingungen erkaufen.

Hegire 191. n.C.G. 807

Auf dieſe Bedingungen ward der Friede geſchloſſen, und der Calif marſchirte mit ſeinen Völkern wieder ab, nachdem er ſie zuvor einige Zeit hatte ausruhen, und ſich erquicken laſſen. Er ging wieder nach Perſien, um daſelbſt das Vorhaben auszuführen, ſo im verwichenen Jahre durch den Krieg mit Griechenland war unterbrochen worden.

Der Calif gehet nach Perſien, und legt die dortigen Händel bey.

Die damalen in dieſem weitläuftigen Lande herrſchende Unruhen waren durch einige Religionsſtreitigkeiten verurſacht worden. Ich habe ſchon geſagt, daß die Zendinen eine eigene Secte geſtiftet hatten, und itzo hatten ſie ſich

Harun-al-Raſchid. Hegire 191. n.C.G. 807

ſich einen mächtigen Anhang zuwege gebracht. Da ihre Meynungen den Lehren des Propheten gänzlich entgegen waren, ſo faßte der Calif gleich den Vorſatz, durch Hülfe der Waffen unter ſeinen Völkern eine gänzliche Uebereinſtimmung in Glaubensſachen einzuführen. Doch es fiel ihm bald wieder ein, daß die Menſchen faſt in allen, und beſonders in Glaubensſachen, verſchiedentlich zu denken pflegten, und daß er folglich ein groſſes Blutbad würde anſtellen müſſen, wenn er dieſes Vorhaben wollte ins Werk richten. Daher faßte er den Entſchluß, jedermann in der Religion die Freyheit zu laſſen, das zu glauben, was ihn am beſten dünkte; dabey aber behielt er ſich vor, diejenigen mit der äuſſerſten Strenge zu beſtrafen, die unter dem Schein der Religion die Verfaſſungen des Staats umzuwerfen ſuchen, oder unter ihren Landesleuten die geringſten Unruhen ſtiften würden.

Hegire 192 n.C.G. 808

Da die Gegenwart des Califen das Volk in ſolche Verfaſſungen zu ſetzen ſchien, als er es zu ſehen wünſchte; ſo war auch die Ruhe in Perſien bald wieder hergeſtellt. Er hielt ſich noch einige Zeit daſelbſt auf, um ſich ſelbſt zu verſichern, ob die Mittel, die er zur Beylegung der Händel vorzukehren am dienlichſten erachtet hatte, auch ihre Würkung thäten. Kurz darauf verließ er Perſien, und ging nach Meſopotamien, und nahm ſeinen Aufenthalt in der Stadt Raccah.

Haroun-al-Raſchid. Hegire 172 n. C. G. 808 Ihn erſchreckt ein Traum, den er als den Vorboten ſeines Todes anſiehet.

Kurz nach ſeiner Ankunft hieſelbſt verfiel er in eine Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit, die die Vorboten einer gefährlichen Krankheit zu ſeyn ſchienen. Dieſe Unpäßlichkeit war durch einen Traum verurſacht, der ihn ſehr erſchreckt hatte. Es war ihm im Schlaf ein über ſeinen Kopf ausgeſtreckter Arm erſchienen, der in der Hand eine Fauſt voll rother Erde hielt. Zu gleicher Zeit hörte er eine Stimme, die folgende Worte ſehr deutlich ausſprach. **Dies iſt die Erde, die dem Haroun zum Begräbniß dienen ſoll.** Darauf ließ ſich eine zweyte Stimme hören, und frug, **wo iſt der Ort ſeines Begräbniſſes?** Darauf antwortete die erſte Stimme: zu **Thous.** Der Calif erwachte hierüber voller Furcht und Schrecken, und die durch dieſen Traum ihm vorkommende traurige Bilder warfen ihn in eine marternde Tiefſinnigkeit.

Darnach fand ſein Arzt Mittel ihn wegen dieſer Krankheit zu beruhigen, und ſagte ihm, es hülfe keine andere Arzeney dagegen, als viele Zerſtreuungen; denn da die Urſach ſeiner Unpäßlichkeit einzig und allein von einem Traum herrühre, welcher nichts anders als eine Ausſchweifung der Einbildungskraft ſey, die durch die aus dem Magen aufſteigende Dünſte gewürkt ſey, ſo brauchte er zu ſeiner Geneſung kein ander Hülfsmittel, als die Zeit anzuwenden, und er würde ſeine Geſund-

heit

Haroun-al-Raſchid. Hegire 192 n.C.G.808

heit in kurzem wieder hergeſtellt ſehen, wenn er ſich nur viel Veränderungen machte, und dabey viel arbeiten würde.

Aufruhr in Samarkand.

Haroun folgte dieſem Rath, und befand würklich, daß die Schreckenbilder, womit der Traum ſeinen Geiſt angefüllt hatte, allgemach verſchwanden. Zudem thaten ſich noch ſehr ernſthafte Umſtände hervor, die auch ſeine Gedanken von den traurigen Gegenſtänden abzogen. Die Provinz Samarkand, und ein Theil der am Fluß Oxus gelegenen Länder rebellirten. Ihr Anführer war ein verſuchter Soldat, mit Namen Raphius-ebn-Lith; ein wegen ſeiner Unerſchrockenheit und Verſchlagenheit ſehr gefährlicher Mann.

Das Gerücht von dieſem Aufſtand machte an des Califen Hofe viele Bewegungen. Er ſchickte einen ſeiner erſten Bedienten nach Racchah, und gab ihm Befehl, in der Eil eine namhafte Mannſchaft auf die Beine zu bringen, mit welcher er hernach dem Fortgang der Rebellion ſelbſt Einhalt zu thun gedachte.

Hegire 193. n.C.G.809

Er brach auch würklich ſogleich auf, als die Völker zuſammen gekommen waren, und kam mit ſtarken Tagereiſen in Giorgian an, wo er wegen einer zugeſtoſſenen Unpäßlichkeit, die im Anfang wenig zu bedeuten ſchien, Halte machen muſte. Er erholte ſich auch bald davon, und brach nach Verflieſſung einiger Ta-

ge

Haroun al Raſchid.
Hegire 193.
n. C. G. 809

wieder auf, und ſetzte ſeine Reiſe durch
horaſſan fort. Kaum war er in dieſer Pro-
nz angelangt, ſo nöthigte ihn wieder eine zu-
ſtoſſene Schwachheit, zum zweytenmale anzu-
lten, dabey entſchloß er ſich, bis zu ſeiner gänz-
chen Geneſung hier zu bleiben.

Der vorige Traum erſchreckt ihn von neuem.

Allein wie erſchrack er nicht, als er ſich nach
em Namen des Orts ſeines itzigen Aufent-
altes erkundigte, und die Antwort hörte, daß
Thous hieſſe! Kaum hatte er dieſes Wort
usſprechen hören, ſo waren alle die traurigen
Vorſtellungen wieder da, die ihm das verwi-
chene Jahr ſo ſehr zugeſetzt hatten. Seine
avon gänzlich erfüllte Einbildungskraft ließ
hn nichts anders als einen nahen Tod erblik-
en. Er wandte ſich zu ſeinem Arzt, und ſag-
e mit vieler Bewegung zu ihm: **Erinnerſt
du dich noch wohl, was ich dir von dem
Traum erzählt habe, den ich zu Raccbah
hatte? Siehe, nun bin ich endlich zu
Thous, wo ich begraben werden ſoll.**
Darauf befahl er dem Meſrour eine Hand
oll Erde drauſſen vor der Stadt her zu ho-
len, und ihm ſolche zu bringen.

Harouns Tod.

Meſrour vollbrachte dieſen Befehl ſo gleich,
und war kurz darauf wieder da. Als ihn der
Calif mit halb entblöſtem Arm, und die Fauſt
voll röthlicher Erde haltend erblickte, ſo rief
er aus: **Ach, das iſt der Arm, und das
iſt die Erde, die ich im Traum geſehen**

Haroun-al-Raſchid. Hegire 193. n.C.G.809

habe! Von dieſem Augenblick an bemächtigte ſich die Verwirrung ſeiner ſo ſehr, daß daher ſeine Krankheit immer heftiger ward. Kein Hülfsmittel, und keine Arzeney wollten das geringſte verſangen. Er quälte ſich auf dieſe Art noch einige Tage fort, worauf er ſtarb, und zu Thous begraben ward. Er hatte ein Alter von ſieben und vierzig Jahren erreicht, und ohngefehr drey und zwanzig regieret. In ſeinem Teſtament beſtätigte er die unter ſeinen Kindern verfügte Theilung des Reichs, und ſetzte ſie, eines nach dem andern, zu ſeinen Nachfolgern im Califat ein.

Verbindungen dieſes Califen, mit Carl dem Groſſen.

Man will behaupten, er habe die Theilung aus der Urſache angenommen, um dadurch dem Beyſpiel Carl des Groſſen, Königs in Frankreich, und Kayſers im Occident nachzuahmen, welcher die Landesſtände zu Thionville zuſammen berief, und daſelbſt ſeine Länder unter ſeine drey Söhne theilte, durch dieſes Mittel ſuchte er einen beſtändigen Frieden unter ihnen zu behaupten. Da der erhabene Ruhm, den ſich dieſer Prinz durch ſeine groſſe Thaten, und durch ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften zuwege gebracht hatte, auch bis zu den äuſſerſten Grenzen der Erdkugel erſchollen war, ſo ſuchte Haroun, der faſt eben die Denkungsart, als er, hatte, ſich mit ihm genau zu verbinden, und ſchien ſich eine Ehre daraus zu machen, ſich dieſen Monarchen bey

den

meiſten Verbeſſerungen, ſo er zum beſten
Staats, und zur Erhaltung der Ordnung
ſeinen Ländern einführten, zum Muſter vor-
ſtellen.

Haroun al-Raſchid. Hegire 193 n.C.G.809.

Beyde, Herren ſchickten einander wechſels-
iſe Abgeſandten zu, und machten ſich Ge-
nke, die ſo reichen, und ſo mächtigen Für-
n völlig ähnlich waren. Die Abendländiſchen
eſchichtſchreiber legen dem Calif den Na-
n Aaron ſtatt Haroun bey, wenn ſie
n dieſer Sache reden, jedoch haben beyde
men im Arabiſchen einerley Bedeutung.
ie nennen ihn auch einen König von Perſi-
. Ich will hier die Stelle eines neuen
eſchichtſchreibers einrücken, wo er von den
rl dem Groſſen von dem Calif gemachten
eſchenken redet.

Faſt um eben dieſe Zeit (es mochte ohn-
fehr ums Jahr Chriſti acht hundert und
nfe ſeyn) kam ein Abgeſandter von
aron dem König von Perſien an, und
berbrachte reiche Geſchenke für den
Kayſer. Auſſer dem Weyhrauch, rei-
hen Zeugen, Balſamen und allerhand
oſtbarem Holze waren noch zwey be-
onders merkwürdige Stücke dabey.
Das eine war ein Gezelt von verwun-
derungswürdiger Höhe, worinn alle
Zimmer befindlich waren, die zu einer
vollkommenen Wohnung gehören. Sie

P. Baar. in ſeiner Hiſtorie von Teutſchland im andern Theil, S. 490.

wa-

Haroun al-Raſchid. Hegire 193. n. C. G. 809

waren nach morgenländiſchem Geſchmack und Gebrauch abgetheilt, und mit den reichſten Perſiſchen Tapeten behangen. Am Ende eines prächtigen Vorſaals, ſo auf Säulen ruhete, die mit goldenen und ſilbernen Platten beleg waren, erhob ſich ein Thron, von welchem das mit Edelgeſteinen gezierte Gold einen die Augen verblendenden Schein herab warf. Das andere Stück war eine Waſſeruhr von ganz beſonderer Einrichtung, ſie war von Erz und zeigte die Stunden an, und war ein in den damaligen Zeiten beſonder rares Meiſterſtück. (*) Der König von Perſien, fähret eben dieſer Autor fort, machte dem Kayſer noch ein Geſchenk, welches ihm weit angenehmer war; er bot ihm das Eigenthum über die heiligen Oerter an, welches der Kayſer auch willig annahm. Dieſe Sache wird vielleicht einigen Geſchichtſchreibern Gelegenheit

ge-

(*) Du Cange erzählt in ſeinen Jahrbüchern, dieſe Uhr ſey von Erz geweſen, und habe die Stunden auf doppelte Art angezeigt: Erſtlich durch das Herabfallen einiger metallenen Kugeln auf eine Glocke, und zweytens dadurch, daß einige Männer gewiſſe daran angebrachte Thüren, nach der Zahl der Stunden, auf- und zugemacht hätten.

Haroun-al-Raſchid Hegire 193. n.C.G. 809

geben haben, daß ſie geglaubt haben, Carl
r Groſſe habe das heilige Land erobert. Es war
der That eine Art der Eroberung, die er aber
ein durch ſeinen groſſen Ruhm machte. Und
war gewiß weit glorreicher für ihn, Jeru-
lem auf dieſe Art zu erobern, als wenn er
h durch Hülfe der Waffen davon zum Mei-
r gemacht hätte.

Das Bild des Harouns.

Alle Geſchichtſchreiber ſind einſtimmig,
nn ſie das Bild von Haroun entwerfen.
ie ſchildern ihn als einen Fürſten von an-
hnlicher Leibeslänge, von wohlproportionir-
n Cörper, und von einem majeſtätiſchen
d offenen Anſehen. In Anſehung ſeines
haracters aber als den tapferſten Helden ſei-
r Zeiten, der ohne zu Verſchwenden aufgehen
ß, und hauptſächlich gegen die Armen un-
mein freygebig war, unter welche er alle Ta-
hundert Drachmen Silber austheilte. Ue-
rdas fand er an den Wiſſenſchaften viel Ge-
hmack, beſchützte die Gelehrten, und fand ein
ſonderes Vergnügen darinn, ſich mit ihnen
unterreden. Die Dichter waren an ſei-
m Hofe ſehr wohl gelitten, allein da er
lbſt ein Dichter und groſſer Kenner der Po-
ſie war, ſo wuſte er ihre Werke nach ihrem
ahren Werth zu beurtheilen, und nahm
ſonſt keine an, als die gekrönt zu wer-
den verdienten.

Amin.
Hegire 193
n.C.G. 809

Amin.

Fünf und zwanzigſter Calif.

Gleich den folgenden Tag nach Harouns Tode ward ſein älteſter Sohn Al-Amin oder Amin wieder zum Calif ernennet. Dieſer Prinz hielt ſich damalen zu Bagdad auf, und erfuhr daſelbſt zu gleicher Zeit die Nachrichten von ſeines Vaters Tode, und ſeiner Erhebung auf den Thron.

Sein wahrer Name hieß eigentlich Mohammed. Haroun aber gab ihm einen andern, und nannte ihn Al-Amin, ſo einen Getreuen bedeutet. Die Urſache aber, warum er ihn ſo nannte, wird nicht dabey geſagt, und überdas zeigt uns die Geſchichte nicht eine Spur an, wodurch man erfahren könnte, daß ſich dieſer Prinz dieſes Beynamens würdig gemacht habe.

Amin will ſeines Vaters Teſtamente nicht nachkommen.

Wir werden vielmehr gewahr werden, daß ſein ganzes Betragen jederzeit die gröſte Treuloſigkeit verrathen habe, wovon er gleich den Augenblick, da er den Thron beſtieg, Proben ablegte. Haroun hatte in ſeinem Teſtament wegen der Reichsfolge die Verordnung gemacht, daß ſeine Söhne in der Regierung auf einander folgen ſollten. Darneben hatte er in demſelben ſeinem zweyten Sohn Mamon alle in dem kayſerlichen Pallaſte vorhandene Meubeln vermacht; und verordnet, daß dieſem

Amin.
Hegire 193.
n.C.G. 809

n Prinzen die Regierung der Provinz Cho-
ſſan, in deren Beſitz ihn ſelbſt Haroun ge-
t hatte, eigen bleiben, und daß ihm alle
oldaten, ſo zu der Zeit darinn lagen, zuge-
ren ſollten, damit er ſich im Stande be-
de, mit ihnen den in dieſer Provinz und
Samarkand entſtandenen Aufruhr zu däm-
en. Hierinn beſtand der letzte Wille des
rſtorbenen Califen; er hatte ihn bey ſeinem
de noch einmal bekräftiget, und vorhero
r er ſchon ſowohl durch die Genehmhaltung
er Groſſen des Reichs, als inſonderheit des
nin ſelbſt beſtärkt worden.

Dennoch hatte er nicht ſobald den Thron
ſtiegen, als er ſchon den Vorſatz faßte, ſei-
s Vaters Teſtament in keinem einzigen Punct
vollziehen. Den Anfang dazu machte er,
dem er allen in Chorasſan befindlichen Völ-
rn den Befehl zuſchickte, ſich ohngeſäumt
Bagdad einzufinden. Auf dieſe Art glaub-
er ſeinem Bruder alle Mittel benommen zu
ben, ſich dem Vorhaben, welches er noch
ſeinem Nachtheil auszuführen gedachte,
iderſetzen zu können.

Der Caliſ
ergibt ſich
den Ergöz-
zungen.

Man will behaupten, Amin habe dieſen
Anſchlag nicht ſelbſt erdacht. Er hatte ſich
en Ergötzungen viel zu ſtark ergeben, um
an Regierungsgeſchäfte denken zu können. Die
Zeit wandte er ganz allein an, ſich zu belu-
ſtigen, und bezeugte für alles, ſo nur einiger

Amin.
Hegire 193.
n.C.G.809

mäſſen Arbeit erforderte, einen heftigen Abſcheu. Dieſe Abneigung für die Geſchäfte offenbahrte ſich ſchon in ſeiner zarteſten Kindheit. Haroun war ein Liebhaber der Wiſſenſchaften, und bemühete ſich ſie ſeinen Kindern angenehm zu machen, und ſie ihnen beyzubringen. Amin war der einzige, bey dem des Vaters Wünſche fehl ſchlugen. Er wollte durchaus nichts lernen. Der ganze Nutzen, den er aus ſeinen Unterweiſungen ſchöpfte, war, daß er einen mittelmäßig guten Vers machte, welches aber damalen in Arabien als gar kein groſſes Verdienſt angerechnet ward, denn die Poeſie war, ſo zu ſagen die natürliche Art des Landes. Amin bediente ſich derſelben, ſeine Gemächlichkeit, und ſeine Liebesbegebenheiten zu beſingen. Sein Vater verſuchte es einmal, ob er ihn nicht dahin bringen könnte, ein eben herausgekommenes Buch von ſehr merkwürdigem Innhalt zu leſen. Der junge Prinz nahm das Buch, ſchrieb dieſe zwey arabiſche Verſe darauf: **Ich habe genug mit meinen Liebesangelegenheiten zu thun, ſuchet euch zum Studiren jemand anders aus**, und ſchickte es ſeinem Vater wieder zu.

Er überläßt die Regierung ſeinem Vezier Fadel.

Amin brachte dieſe unglückliche Neigung zu den Ergötzlichkeiten, und ſeine mit den Jahren zunehmende Unfähigkeit zu regieren mit auf den Thron, und damit er alles, ſo ſeine Gemächmächlichkeit unterbrechen könnte, aus dem Wege räumen möchte, so übertrug er alle Regierungsgeſchäfte einem angeſehenen Muſelmann, Namens Fadel-ebn-Rabir, und machte ihn zu ſeinem erſten Vezier.

Amin.
Hegire 193.
n. C. G. 809

Dieſer Miniſter beſaß alle Eigenſchaften, die erfordert wurden, einem ſo ſauren Amte mit Ehren vorzuſtehen. Zu ſeinem Unglück aber war er mit des Califen Bruder Mamon in Streitigkeiten verwickelt. Aus dieſer Urſache hatte er nicht ſo bald die höchſte Gewalt in die Hände gekriegt, als er ſich derſelben, und der Schläfrigkeit ſeines Herrn zu nichts anders bediente, als in ſeinem Namen den Mamon aufs empfindlichſte zu beleidigen. Es fiel ihm dabey gar nicht ein, daß die Verbitterung, die er ſolchergeſtalt unter den beyden Brüdern ſtiftete, nothwendig groſſe Zerrüttungen im Reich verurſachen würde, die den Ruin der Monarchie nach ſich ziehen könnten.

Durch dieſe Anhetzungen des Fadels geſchahe es, daß der neue Calif den Befehl gab, alle Trupen aus Choraſſan zurück zu ziehen. Zu gleicher Zeit ließ er ſeinen Bruder wiſſen, er habe beſondere Urſachen, warum er mit denen in Bagdad befindlichen Meublen und Schätzen eine andere, als in dem Teſtament ſeines Vaters vorgeſchriebene Verfügung machen müſte, er würde daher ſehr wohl thun, wenn er ſich derſelben gänzlich begäbe.

So

Amin.
Hegire 193.
n.C.G. 809.

So ſehr auch den Mamon dieſe Beleidigung, die ihm noch auf das Zukünftige viel Verdrießlichkeiten anzukündigen ſchien, verdroß, ſo hielt er es doch für das beſte, ſich auch noch zu verſtellen. Er beklagte ſich gar nicht wegen des ihm erzeigten Unrechts, indem man ihn der von ſeinem Vater nachgelaßnen Sachen beraubte. Gleichfals ſchickte er die abgeforderten Völker nach Bagdad, und behielt nur eine kleine Anzahl zurück, um die Rebellen im Zaum zu halten, welche in verſchiedenen Orten ſeiner Statthalterſchaft viele Bewegungen machten.

Ja, er that noch mehr. Er gab ſich alle Mühe, daß ganz Choraſſan ſeinen Bruder zum Califen annehmen muſte, und wandte alle mögliche Mittel an, das Volk in der Eintracht, Ruhe und Gehorſam zu unterhalten.

Allein jemehr Gelaſſenheit und Gedult dieſer Fürſt bewieß, deſtomehr ward Fadel gegen ihn aufgebracht, und ſpielte ihm endlich einen Streich, der aber Amins Verderben nach ſich zog. Er ſtrich nemlich gegen den Califen die Liebe und Zuneigung des Volks gegen ſeinen Bruder heraus, und flößte ihm die Furcht ein, das Volk möchte die Zeit nicht erwarten können, ihn auf dem Thron zu ſehen, ſondern ſuchen, die von Haroun eingerichtete Reichsfolge durch einen Aufruhr in den Gang zu bringen; es könnte daher ſehr leicht ge-

Amin.
Hegire 193.
n. C. G. 809

geſchehen, daß man ſich bemühete, ihn aus der Welt zu ſchaffen, um ſeinen Bruder die Krone aufzuſetzen.

Amin läſſet ſeinen Sohn für ſeinen Nachfolger erklären.

Dieſer anſcheinenden Gefahr bey Zeiten zuvor zu kommen, rieth Fadel dem Califen, ſeines Vaters gemachte Verordnungen mit Gewalt umzuſtoſſen, und ſeinem Bruder alle Hofnung, jemals zu dem Califate zu gelangen, gänzlich zu benehmen. Zu dieſem Ende trieb er ihn an, ſeinen Sohn ſogleich zu ſeinem unmittelbaren Reichsfolger zu ernennen; wenn dieſes würde geſchehen ſeyn, ſo verſicherte er ihn, daß alsdenn Mamon aufhören würde, furchtbar zu ſeyn.

Hegire 194
n. C. G. 810

Amin willigte als ein blöder Prinz, der ſeine Bedienten lieber in allen ſchalten und walten ließ, als ſich die Mühe gab, eine Sache zu überlegen, in alle Vorſchläge des Fadels. Dieſer kehrte darauf ſogleich Mittel vor, ſeine Abſichten auszuführen. Es war ein Gebrauch unter den Arabern, daß der Iman in dem öffentlichen Freytagsgebet erſt des Califen, und darauf ſeines Erben oder vermuthlichen Nachfolgers Erwähnung that. Bis hieher war allezeit nach Amin gleich Mamon genannt worden. Allein Fadel machte, daß Mamons Name weggelaſſen, und an deſſen Stelle Amins Sohnes gedacht wurde, der zu der Zeit nur noch ein Kind war. Dabey legte er dieſem Kinde den Zunamen **Nathek-**

Bel

Amin.
Hegire 194
n.C.G. 810

Belhak bey, welches einen bedeutet, **der von GOtt und der Wahrheit redet.**

Dieſe Erniedrigung des Mamons machte in Bagdad eben nicht viel Aufſehens. Fadel hatte daſelbſt viele Anhänger, und die, ſo nicht auf ſeiner Seite waren, fürchteten ſeinen Zorn, und unterſtunden ſich nicht, ihre Meynungen an den Tag zu legen. Es blieb alſo alles ganz ruhig, auſſer daß einige witzige Köpfe den Einfall hatten: Man möchte den Sohn Amins ſtatt des ihm beygelegten Zunamens lieber **Natha-Billah** nennen; welches einen anzeiget, **der durch die Gnade GOttes anfängt reden zu lernen.**

Fadel hatte noch nicht genug daran, den armen Mamon aller ſeiner Güter und Rechte beraubt zu haben; er muſte ſeinen Geifer auch noch an dem Montaſſem des Califen jüngſten Bruder auslaſſen. Es ließ ihn von der Stadthalterſchaft in Meſopotamien abſetzen, und brachte zu gleicher Zeit den Calif dahin, daß er an den Mamon ſchrieb, und ihm befahl ſich ungeſäumt in Bagdad einzufinden. Doch endlich riß dieſem Prinz der Geduldsfaden ab, da man ihm ſtets eine Ungerechtigkeit über die andere bewieß; und weit davon entfernt, ſeiner erhaltenen Einladung gemäß nach Bagdad zu reiſen, ließ er ſeinem Bruder die Antwort ſagen, daß er ſich ohnmöglich aus Choraſſan, deren Regierung ihm ſein Va-

Er nimmt dem Montaſſem die Statthalterſchaft von Meſopotamien.

Amin.
Hegire 194
n.C.G. 81

Vater anvertrauet habe, wegbegeben könnte, ohne dieſe Provinz den Verheerungen der Aufrührer auszuſetzen, die ſeine Gegenwart bisher im Zaum gehalten hätte.

Mamon bricht öffentlich mit dem Califen.

Nicht lange darauf hob er die Poſten, und alle Gemeinſchaft zwiſchen Bagdad und Chorasſan auf. Nachdem er auf dieſe Art den Anfang zum Bruche gemacht hatte, ſo hielt er nicht länger hinterm Berge, ſondern that einen Schritt, wodurch er deutlich genug zu erkennen gab, daß nunmehr alle Hofnung zur Ausſöhnung mit ſeinem Bruder zu Ende ſey, und daß ihre Streitigkeiten allein durch des einen Tod könnten entſchieden werden. Er ließ alle mit Amins Namen gezeichnete Münzen einſchmelzen, und ſtatt deſſelben ſeinen eigenen darauf prägen. Dies war ein offenbahrer Eingriff in die Rechte des Oberherrn; und man konnte daraus leicht urtheilen, daß er nunmehro ſuchen würde, ſich die Krone ſelbſt aufzuſetzen.

Die Einwohner in Choraſſan hangen dem Mamon an.

So kühn auch dieſes Unternehmen war, ſo fand ſich doch niemand in Choraſſan, der ſich dagegen geſetzt hätte. Alle Völker, die unter ſeinem Befehl ſtunden, boten ſich ihm an; er hingegen bemühete ſich wieder auf alle Arten ihr Glück zu machen, Selbſt zu der Zeit, als er ſich, ſeinen Bruder in dieſer Provinz feſtzuſetzen, bemühete, äuſſerte ſchon jedermann den gröſten Widerwillen gegen den Calif, daß

er

Amin.
Hegire 194
n.C.G. 810

er ſeinem Bruder mit ſo vieler Härte begegnete. Mamon hatte ſich daher kaum merken laſſen, daß er nicht länger ſtille zu ſitzen geſonnen ſey, als ſich jedermann geneigt bezeugte, ſich auf ſeine Seite zu ſchlagen. Ja man that ihm zuwiſſen, die ganze Provinz ſey bereit die Waffen für ihn zu ergreifen, ſobald er für gut befinden würde, Befehl dazu zu ertheilen.

Hegire 195
n.C.G. 811
Der Calif kündiget ihm den Krieg an.

Mamon war über dieſe Verfaſſung der Gemüther um ſo mehr erfreuet, da ſich die Gelegenheit bald darauf ereignete, gegen ſeinen Bruder Amin Hülſe zu ſuchen. Dieſer Herr war aus mehr als einer Urſach gegen ihn aufgebracht. Einmal weil er ſich geweigert am Hof zu kommen, und zweytens weil er ſich unterſtanden hatte, die mit ſeinem Bildnis geprägte Münzen umſchmelzen zu laſſen. Er kündigte ihm deswegen den Krieg an, und ſchickte unter des Ali-ben-Iſſa Anführung ein Heer von ſechzig tauſend Mann gegen ihn.

Thaher bekommt das Commando der Armee.

Die Zeitung von dem Aufbruch dieſes Heers war dem Mamon nicht ſo bald zu Ohren gekommen, als er ſich die guten Geſinnungen der Choraſſaner zu Nutze zu machen, und ſich derſelben zur Aufrichtung einer Armee zu bedienen ſuchte, womit er des Califen ſeiner die Spitze bieten könnte. Allein ein erfahrner Feldherr mit Namen Thaher, dem er von dieſem Vorhaben Nachricht gab, und ihm das

Com-

Amin.
Hegire 195
n.C.G. 811

ando derſelben auftrug, gab ihm den Rath
aben, nicht ſowohl auf die Menge, als auf
e Wahl der Trupen Acht zu haben. Er
rſicherte ihm, daß, wenn er ihm die Sache
nzlich überlaſſen wollte, er ſich mit vier tau-
nd Mann die ganze feindliche Armee zu ſchla-
m getraue; oder wenn dieſes ja nicht geſche-
n ſollte, ſo hofte er, ihr doch ſo zuzuſetzen,
ß ſie ſich nicht viel beſſer dabey befinden ſoll-
, als wenn ſie aufs Haupt geſchlagen wäre.

Mamon ſahe wohl ein, daß Thaher der
öſte General ſeiner Zeit war, und gab ihm
swegen die Freyheit, bey dieſer Gelegenheit
lles nach ſeinem Gutdünken einzurichten.
haher brachte darauf vier tauſend Mann zu-
mmen, die er ſelbſt auslaß, und rückte mit
nſelben gegen die Stadt Rei an, weil er
uſte, daß Iſſa in dieſer Gegend ſein Lager
ufgeſchlagen hatte. Zehen Meilen von dieſer
Stadt traf er den Feind an, und ſtellte ſich
hm in Schlachtordnung entgegen.

Iſſa konnte ſich nicht vorſtellen, daß der
Feind ihm mit ſeiner Hand voll Leute viel zu
ſchaffen machen würde. Deswegen hielt er
nicht für nöthig, auf ſeine Ausforderung zu
erſcheinen. Denn er dachte, einen ſo ſchwachen
Haufen zu zerſtreuen, hätte er Zeit ge-
nug übrig. Ganz von dieſem Vertrauen ein-
genommen, machte er nicht die geringſte An-
ſtalt dem Feind zu begegnen, ſondern vertrieb

ſich

Amin. Hegire 195 n.C.G. 811.

ſich die Zeit im Lager herum zu ſpatziren, die Quartire zu viſitiren, und ſich mit ſeinen Officiren auf des Thahers Rechnung luſtig zu machen, über den ſie ſich nicht genug verwundern konnten, daß er die Verwegenheit hatte, ſich mit ſo wenig Leuten einer ſo zahlreichen Armee, wie die ihrige, entgegen zu ſtellen.

Iſſa, des Califen General, wird umgebracht.

Daran aber dachte er nicht, daß Thahers Detaſchement aus nichts als entſchloſſenen Leuten beſtund, die im Stande wären, alles zu wagen, und alles zu unternehmen. Noch weniger aber ſtellte er ſich vor, daß er der Gefahr einer Ueberraſchung ausgeſtellt ſey, die ſchlimm für ihn ablaufen könnte, weil er wahrſcheinlich muthmaſſen konnte, daß ihn Thaher nicht attaquiren würde. Dennoch aber geſchahe es. Iſſa begab ſich immer von einem Quartier ins andere, ohne dabey im geringſten auf ſeiner Hut zu ſeyn. Dies bemerkte einer von Thahers Soldaten, Namens Dadou, mit dem Zunamen Siah, weil er ganz ſchwarz war, und faßte den kühnen Entſchlus ſich der Perſon dieſes Feldherrn zu bemächtigen, zu deſſen Ausführung er einige ſeiner Cameraden mit beredete. Dadou fand darauf würklich Mittel, ſich mit ſeiner Geſellſchaft durch einen mit Sträuchen bewachſenen holen Weg ins feindliche Lager zu ſchleichen, und laurten dem Iſſa auf. Dieſer ließ ſich darauf kaum blikken,

Amin.
Hegire 195.
n.C.G.811.

n, ſo war Dadou gleich über ihm her, und
rf ihn aus dem Sattel, ehe ihm ſeine Leute
Hülfe kommen konnten. In dieſer Noth
lt Iſſa es für das Beſte, ſich zu erkennen
geben, und glaubte, der Soldat würde ihm
uartier geben, wenn er ſich ihm entdeckte.
lein dieſer wollte von nichts hören, ſondern
lug ihm mit einem Säbelſtreich den Kopf
runter, den er darauf ſeinem General brachte.

Und ſeine Völker zerſtreuet.

Dieſe Begebenheit brachte ein ſolches
chrecken unter des Califen Völker, daß die
riſten ihre Fahnen im Stiche lieſſen, und
gen ſolche Wagehälſe nicht weiter fechten
llten. Vergeblich bemüheten die Officirs
nen wieder Muth einzuſprechen. Es war
cht möglich, ſie dahin zu bringen, daß ſie
Waffen wieder ergriffen hätten. Sie
ſen davon, und wollten von nichts hören.

Hegire 196.
n.C.G.812.
Mamon wird zum Calif ausgerufen.

Der über einen mit ſo wenig Unkoſten er-
chtenen Sieg erfreute Thaher ſchickte den
ugenblick einen Curier mit der Nachricht
ſes groſſen Vorfalls an den Mamon ab,
obey er ihm zugleich den Kopf des feindlichen
hen Generals überſchickte. Wenig Zeit dar-
ach ging er mit ſeinen Völkern wieder nach
horaſſan zurück, und gab dem Mamon die
erſicherung, daß er einen Fürſten wie Amin
ar nicht zu fürchten brauchte, deſſen Schläf-
igkeit und Schwäche ſich ſowohl auf ſeine
enerals als Soldaten auszudehnen ſchiene.

Amin.
Hegire 196
n.C.G. 812

Nunmehro glaubte Mamon brauchte er weniger als jemals zurück zu halten, und faßte den Entſchluß ſich zum Califen ausrufen zu laſſen. Dieſer Entſchlus war nicht ſo bald bekannt geworden, als ſich alle Völker vereinigten, ihn zu bewegen, daß er nicht länger anſtehen möchte, ſich einer Krone zu bemächtigen, deren ſein Bruder ganz unwürdig ſey.

Der Calif bleibt gleichgültig dabey.

Ganz Bagdad ward durch die Nachricht von dieſem Aufruhr in die äuſſerſte Bewegung geſeßt. Nur der einzige Amin blieb ruhig dabey, und bezeugte ſich bey dieſer Nachricht eben ſo gleichgültig, als er damals geblieben war, wie man ihm den Tod ſeines Generals, und die Flucht ſeiner Armee angekündiget hätte. Ein gewiſſer Geſchichtſchreiber ſagt, er habe ſich eben nebſt dem Kouter, einem ſeiner Vertrauten, eine Veränderung durchs Fiſchen gemacht, als man ihm dieſe Nachricht gebracht, und habe dem Ueberbringer derſelben die Antwort gegeben: **Ach kann ich denn nicht einen Augenblick Ruhe haben. Kouter hat in der Zeit, daß wir hier ſind, ſchon zwey groſſe Fiſche gefangen, und ich habe noch keinen erhaſchen können.**

Die Bothſchaft, daß ſich ſein Bruder zum Califen aufgeworfen, war eben ſo wenig im Stande den Lauf ſeine Ergößlichkeiten zu unterbrechen, ſo daß ihm auch ſeine bey dieſer Gelegenheit bezeugte Froſtigkeit die Verachtung

tung von dem gröſten Theil ſeiner Unterthanen zuzog. Gegen den Fadel ſeinen erſten Miniſter war man nicht weniger erbittert, weil er die Schwäche und Faulheit des Caliſen ſo ſehr mißbrauchte, und dadurch Urſach gab, daß das Feuer der Zwietracht das ganze muſelmänniſche Reich verheerte, und das zwar einzig und allein aus der Urſache, um ſeine Rache gegen den Mamon, dem er ſchon lange hatte eins anhängen wollen, auslaſſen zu können.

Amin. Hegire 196 n.C.G. 812.

Da der Calif nicht fähig war, ſelbſt die geringſte Anſtalt vorzukehren, ſo ließ Fadel Völker anwerben, womit er nach Choraſſan gehen, und verhindern wollte, daß Mamon daſelbſt ſein Anſehen nicht feſt ſetzen könnte. Allein es war itzo nicht mehr Zeit, andere anzufallen, ſondern er muſte auf ſeine eigene Vertheidigung bedacht ſeyn. Denn Mamon ſtellte, ſobald ihm das Volk gehuldigt hatte, zwey Armeen ins Feld. Die eine führte der brave Thaher, und die andere ein berühmter General mit Namen Harthamath an. Ehe denen Trupen, die dem Mamon entgegen geſtellt werden ſollten, die letzte Ordre zum Aufbruch gegeben war, waren dieſe beyden Generals ſchon mit ihren Völkern durch zwey unterſchiedene Wege mit ſtarken Märſchen ins Herz von des Caliſen Staaten eingedrungen.

Mamon theilt ſeine Armee in zwey Hauſen ab.

Darauf vereinigten ſie ſich wieder zuſam-

Und nimmt Ha-

Amin.
Hegire 196
n. C. G. 812
makan
ein.

men, und eröfneten den Feldzug mit der Belagerung der Stadt Hamakan, ſo eine wichtige Feſtung war, und Mine machte, als wenn ſie einen hartnäckigen Wiederſtand thun wollte. Sie that ihn auch in der That, und hielt Mamons zwey Generale lange auf, endlich aber ſetzten dieſe den Belagerten mit ſo viel Lebhaftigkeit zu, daß alle ihr Widerſtand den Feind nicht mehr aufhalten konnte, und ſie ſich endlich genöthiget ſahen, ſich zu ergeben.

Der Calif fällt durch ſeine Nachläßigkeit in Verachtung.

Auch dieſe erſchreckliche Nachricht, die die nahe Ankunft der Feinde vor den Thoren zu Bagdad ankündigte, machte nicht den geringſten Eindruck auf Amins Gemüth. Man mochte ihm noch ſo viel ſagen, daß Mamons Völker immer näher anrückten, und daß die Vortrupen ſeiner Armee ſchon bis in die Nachbarſchaft ſeiner Hauptſtadt ſtreiften, er blieb dennoch ganz ruhig dabey. Dem Boten, der ihm dieſe Zeitung brachte, und der ihn eben mit einem ſeiner Günſtlinge im Schachſpiel begriffen antraf, gab er folgende Antwort: **Könnt ihr mich denn nicht einen Augenblick ungeſchoren laſſen, ich war eben im Begriff einen Hauptzug zu thun. Stöhret mich nicht ferner, ich will den Kouter ſchach matt machen.**

Eine ſo übel angebrachte Antwort brachte alle Gemüther gegen dieſen Fürſten auf. Einige lieſſen es noch bey den Stachelſchriften,

die

Amin.
Hegire 196
n.C.G. 812

auf ihn verfertigten, bewenden. Hierun-
r war ein Gedicht, welches bewieß, daß
in Fürſt, der ganze Nächte mit Spie-
n zubringt, ſein Reich, und ſich ſelbſt,
u einem unvermeidlichen Untergang
erdamme. Die Sonne, ſagt der Dich-
r, gehet unter, ſo bald ſie in das Zei-
hen der Wageſchaale eintritt, nachdem
e aus dem Zeichen der Jungfrau her-
usgegangen iſt, woſelbſt ſie die Zeit
it Danzen und Spielen zugebracht
at. (*)

Doch der gröſte Theil nahm die Sache in
nſt auf. Sie waren im höchſten Grad un-
halten, daß der Fürſt eine ganz vernunftloſe
nachtſamkeit bey einer Gelegenheit blicken
ß, die das Schickſaal ſeiner Hauptſtadt ent-
eiden ſollte, und entſchloſſen ſich daher, ihm
ne Krone zu nehmen, die er zu tragen ſo un-
ürdig war.

Hegire 197.
n.C.G. 813.

Amin ward darauf würklich von Califat ab-
ſetzt. Und man war ſchon im Begriff, an
ie feindliche Generals zu ſchicken, und ihnen
wiſſen zu thun, daß man bereit ſey, den

(*) Dieſes beziehet ſich auf die Geſtalt, worunter die arabiſchen Sternſeher das Zeichen der Jungfrau vorſtellen, ſie mahlen ſie nemlich mit einer Leyer in der Hand ab, andere aber geben ihr nur eine Kornähre.

Amin. Hegire 197 n.C.G. 813.

Mamon für einen Calif zu erkennen, als plötzlich ein unvermutheter Zufall die Geſtalt der Sachen ungemein veränderte.

Mamons Völker rebelliren.

Denn als Thaher im Begriff war, Bagdad zu berennen, und die zur Belagerung dieſes Platzes erforderliche Werke aufwerfen ließ, ſo entſtund unter ſeinen Trupen wegen der ausgebliebenen Bezahlung auf einmal eine Meuterey; alle Fonds waren erſchöpft, und man ſahe ſich in die Unmöglichkeit verſetzt, ihnen ihren Sold zu bezahlen. Dieſer widrige Zufall ſchien Mamons Abſichten ganz und gar übern Haufen zu werfen, indem ſeine Völker aus der Urſach rebellirten, und durchaus keine Hand weiter bey der Belagerung anlegen wollten.

Amin ſetzt ſich wieder bey ſeinen Unterthanen in Liebe, und erhält ſich auf dem Throne.

Fadel, Amins Vezier, rieth ſeinem Herrn an, ſich dieſer Umſtände zu bedienen, und die Neigung der Einwohner von Bagdad wieder zu gewinnen zu ſuchen. Zugleich ſchoß er wichtige Summen her, die unter der Hand unter Mamons Völker vertheilt werden muſten, um ſie dadurch in dem Ungehorſam, und der Meuterey gegen ihre Obern zu unterhalten. Dieſe Erfindung fiel für den Amin ſo glücklich aus, als es Fadel gehoft hatte. Es gereuete die Bagdadiſchen Einwehner, ſich gegen ihren Oberherrn ſo hart erzeigt, und ihn auf eine ſchimpfliche Art vom Throne geſtoſſen zu haben, als ſie ſahen, wie derſelbe alle ſeine

Schätze anwendete, ſie von ihren Feinden zu freyen. Sie ſuchten deswegen dieſen Fehler durch zu verbeſſern, daß ſie ihn wieder auf n Thron ſetzen.

Amin. Hegire 197 n.C.G. 813

Allein der Aufſtand unter Mamons Völ- rn daurete nicht lange. Thaher und Hart- math wandten alle erſinnliche Mühe an, s Geld zur Bezahlung der Soldaten anzu- haffen. Es gelung ihnen auch die erforder- chen Summen aufzubringen, und damit in ürzer Zeit die Ordnung unter der Armee wie- r herzuſtellen. Nunmehr ward an nichts dacht, als die Belagerung recht ernſtlich an- greifen. Dieſe ward auch mit ſo viel Nach- ruck angefangen, und fortgeſetzt, daß die Stadt bald in die äuſſerſte Noth gerieth, nd genöthiget ward, ſich ihren Ueberwindern u unterwerfen.

Bagdad ergibt ſich an den Thaher.

Als Thaher die Stadt in Beſitz nahm, ſo hofte er gewiß den Amin darinn zu finden, und um Gefangenen zu machen. Allein durch ſeines Veziers Vorſorge war er ſchon ent- wiſcht. Man erfuhr, daß er in eine nahe gelegene Stadt geflohen ſey, und ſich daſelbſt ſicher dünkte; weil er glaubte, die Feinde würden ſich begnügen laſſen, die Hauptſtadt erobert zu haben, und ſich keine Mühe geben, ſeiner eigenen Perſon habhaft zu werden. Allein er muſte ſich in ſeiner Hofnung betrogen ſehen.

Amin. Hegire 197 n.C.G. 813

Harthamath und Thaher brachen gleich wieder von Bagdad auf, ſobald ſie von den daſigen Einwohnern die Huldigung für den Mamon eingenommen hatten, und belagerten den Amin in ſeinem Schlupfwinkel. Einem ſo harten Unglück zu widerſtehen, hatte dieſer Fürſt weder Muth noch Kräfte genug, und war deshalb, um ſein Leben in Sicherheit zu ſetzen, allein darauf bedacht, ſich durch einen Vergleich zu ergeben. Jedoch, anſtatt daß er ſich dieſerhalb hätte an den Thaher wenden ſollen, ſo ließ er ſich mit dem Harthamath in Unterhandlungen ein, der ihm auch verſprach, ſeiner Perſon mit aller einem Fürſten von ſeinem Range gebührenden Achtung zu begegnen.

Der dem Harthamath vor dem Thaher eingeräumte Vorzug verurſacht ſein Verderben.

Doch dieſer Vorzug, den er dem Harthamath vor dem Thaher einräumte, verurſachte ſein Verderben. Seine Freunde ſahen es wohl zum voraus, und widerriethen es ihm, ſo viel ſie konnten. Sie ſagten ihm, Thaher ſey der erſte und oberſte Befehlshaber, folglich könne auch kein als mit ſeiner Hand unterzeichneter Vergleich gelten; überdas ſey dieſer Herr von einem ſo hochmüthigen und trotzigen Character, daß er ſich leicht auf die grauſamſte Art rächen könnte, wenn er vorbeygegangen würde, welches ihn nothwendig verdrüſſen müſte.

Amin ſahe zwar die Wichtigkeit dieſer Gründe wohl ein; allein der Begriff, den er ſich einmal

Amin.
Hegire 197
n.C.G. 813.

al von dem Stolz und der Unbiegſamkeit des Thahers gemacht hatte, hielt ihn beſtändig b, ſich mit dieſem General einzulaſſen. Ein Traum, den er eben bey dieſen Umſtänden hat e, beſtärkte ihn noch völlig in dieſer Mey ung. Er erzählte ſeinen Freunden, es hatte ihm geträumt, als habe er ſelbſt eben auf einer hohen und dicken Mauer geſeſſen, Thaher habe unten geſtanden, und dieſelbe untergraben; und dadurch ſey es geſchehen, daß er zugleich mit der Mauer herabgefallen ſey. Dieſer Traum machte alle Vorſtellungen unwürkſam, und Harthamath hatte nicht ſobald die Verſprechungen für ſeine Sicherheit von ſich geſtellt, als er ſich bereitete, ſich ſeinen Händen anzuvertrauen.

Thaher war mit dem Harthamath deswegen, weil dieſer ſich mit dem Amin in Unterhandlungen eingelaſſen, gänzlich zerfallen. Er behauptete, man hätte ſich deswegen an ihn, als den oberſten Feldherrn wenden müſſen. Hieraus entſtunden heftige Streitigkeiten zwiſchen ihnen, welche endlich dahin verglichen wurden, daß ſich Amin zwar an den Harthamath ergeben, aber die Reichs-Inſignien, als das Siegel, den Scepter und den Talar an den Thaher ausliefern ſolle.

Dieſe Bedingungen wurden von beyden Theilen angenommen, aber man hat nicht erfahren können, wodurch der furchtſame

Amin. Hegire 197 n. C. G. 813.

verleitet iſt, die vornehmſte zu brechen, nemlich dem Thaher, den er als ſeinen Todtfeind anſahe, das gegebene Wort zu halten. Dieſer General bekam Nachricht, daß ſich Amin ganz verſtohlner Weiſe wollte den Tiger herabfahren laſſen, und ſich zum Harthamath begeben, dem er auch zugleich die Reichskleinodien einhändigen wollte. Der über dieſes Verfahren höchſt erbitterte Thaher faßte hierauf den Vorſatz, ſich an Amins Perſon zu rächen. In dieſer Abſicht verſteckte er das ganze Ufer hinunter ſeine Leute, und ſobald das Schiffgen, worauf der Calif war, ihnen nahe genug war, ließ er eine ganze Salve von Pfeilen darauf abſchieſſen. Hierdurch gerieth alles auf dem Schiff in die gröſte Unordnung. Es war ganz voll Menſchen gepfropft, die um ſich vor den Pfeilen, Steinen und brennenden Fackeln, ſo auf ſie zugeworfen wurden, zu verbergen, ſo viele Bewegungen machten, daß das Schiff davon umfiel, und ein jeder durchs Schwimmen ſein Leben zu erhalten ſuchen muſte.

Thaher läßt den Amin umbringen.

Thahers Leute erkannten den Amin unter den Schwimmenden ſehr wohl, und verfolgten ihn immer das Ufer herab. Endlich ſtieg er bey einem ihm bekannten Garten ans Land, und ſuchte in demſelben ſeine Zuflucht. Allein die feindlichen Soldaten waren gleich hinter ihm drein, bemächtigten ſich ſeiner, ſetzten ihn auf

Amin. Hegire 197 n. C. G. 813.

f ein Pferd, und führten ihn alſo in das aus eines Muſelmannes mit Namen Jbra- m. Hier muſte er unter der Aufſicht eines heils von ihnen zurück bleiben, da unterdeſ- n die andern zum Thaher gingen, und ihm ine Gefangennehmung berichteten.

Dieſe ſchickte Thaher alſobald wieder in r Begleitung eines Officiers zurück, dem die Ordre mitgab, dem Amin kein Quar- r zu geben, ſondern ihn gleich bey ſeiner nkunft zu tödten. Dieſer unglückliche Prinz eifelte nun nicht mehr an ſeinem bevorſte- nden Tode, da er ſie mit entblößten Schwerd- rn in ſein Zimmer eindringen ſahe. Den- och ſuchte er ſie von der Laſterthat, die ſie gehen würden, abzuwenden, und ſchrie ih- n zu: **Wehe über euch, wenn ihr ein Blut vergieſſet, bedenket wohl, aß ich Harouns Sohn, und Mamons ures Herren Bruder bin.**

Ohne Zweifel hofte er noch, ſie durch die Erinnerung an das groſſe Anſehen, worinn ſein Vater geſtanden hatte, und noch mehr dadurch, daß er auf gewiſſe Art der Krone entſagte, indem er den Mamon als ihren König erkannte, auf andere Gedanken zu bringen. Doch ſie blieben unbeweglich. Der von dem Thaher mitgeſchickte Officier ging darauf auf ihn los, und verſetzte ihm einen Hieb ins Geſicht. Amin, ob er gleich keine

Waffen

Amin.
Hegire 197
n.C.G. 813

Waffen bey ſich hatte, ſuchte ſich dennoch zu vertheidigen, und hielt ſeinem Feinde ein Küſſen vor, welches er eben in die Hände kriegte. Damit wollte er ſich vor den Hieben in Sicherheit ſetzen, warf es dem, der ihn gehauen hatte, über den Kopf, faßte ihn um den Leib, und ſuchte ihm ſeinen Säbel aus den Händen zu reiſſen, um ſich damit gegen die andern zu vertheidigen. Indem er mit dieſen rang, ſo gab ihm ein anderer Soldat von hinten zu einen ſo gewaltigen Hieb in den Rücken, daß er ſich nicht mehr wehren konnte. Darauf ward ihm der Kopf abgehauen, und ſogleich an den Thaher überbracht. Dieſer ließ ihn ſeinen Soldaten einen Tag lang zur Schaue ausſtellen, und ſchickte ihn darauf dem Mamon als ein Zeichen ſeines erhaltenen Sieges zu.

So ein unglückliches Ende nahm der Calif Amin, ein Fürſt, der eines Throns gänzlich unwürdig war, den er durch ſein weibiſches Leben, ſeine Weichlichkeit und Faulheit entehrte. Er hat nicht länger als ohngefehr neun und zwanzig Jahre gelebt, und viere regiert. El-Macin beſchreibt ihn als einen groſſen und wohlgewachſenen Herrn von ſchöner Geſichtsbildung, kleinen Augen und breiten Schultern. Er hatte eine blaſſe Farbe, faſt gar keine Augenbrauen, und ſehr dünne Haare, die er ohne aufzukräuſeln ſchlecht herabhän-

Amin.
Hegire 197
n.C.G.813.

hängen ließ. In Abſicht auf ſeine Ge- üthsgaben ſtellt ihn eben dieſer Autor als nen ſehr freygebigen Herrn dar. Dies muß uch gewis ſeine einzige Tugend geweſen ſeyn; enn übrigens redet er von ihm als von einem nzlich ſanguiniſchen Herrn, der ohne allen Muth, ohne alle Entſchlieſſung, und überaupt ohne alle die Eigenſchaften, ſo den Cha- acter eines Fürſten ausmachen, geweſen iſt.

Mamon.

Sechs und zwanzigſter Calif.

Mamon.
Hegire 198.
n.C.G.813.

Mamon oder Al-Mamon, Harun-Al-Raſchids Sohn, und Amins Bruder beſtieg nach dieſem letztern den Thron, und brachte auf denſelben alle die Eigenſchaften mit, die man an ſeinem ſchwachen Vorweſer vergebens geſucht hatte.

Dieſer Prinz ehrte und liebte die Tugend. Er war ein Schutzgott der Rechtſchaffenen, der Gelehrten, und unter ihm blühten Haruns weiſe Verordnungen, die unter Amins Regierung ganz verwelket waren, wieder auf. Die Wiſſenſchaften erreichten durch ihn eine gewiſſe Höhe, die ſein Gedächtnis unſterblich gemacht hat.

Dem ungeachtet muß man geſtehen, daß er

Mamon. Hegire 198. n.C.G. 813.

er bey allen dieſen vortreflichen Eigenſchaften, wodurch er ſich der Krone ſo würdig gemacht, ſeine Regierung mit gewiſſen Fehlern angefangen hat, welche in dem Staate die gröſten Verwirrungen verurſacht haben. Verwirrungen, die denen bey nahe gleichkamen, welche unter dem unmächtigen Califat ſeines Vorgängers das Reich verödet haben. Allein er half ſich nach und nach bald wieder heraus, und verdiente durch ſeine kluge Aufführung, daß man ihn für einen der gröſten Prinzen hielt, welche jemals den muſelmänniſchen Thron beſeſſen haben.

Der Calif giebt Thaher die Statthalterſchaft über Choraſan.

Zween Staatsfehler, die er begangen hat, fallen vor den andern in die Augen. Der eine iſt, daß er gar zu freygebig gegen Thaher, ſeinen General, geweſen iſt, deſſen Dienſte er ſo anſehnlich belohnt hat. Und der andere, daß er in ſeinen erſten Staatsminiſter ein gar zu uneingeſchränktes Vertrauen geſetzt hat. Dieſe zween Fehler waren für ihn eine Quelle von den bitterſten Verdrüslichkeiten.

Denn anſtatt, daß Mamon für ſeinen General eine Hochachtung hätte tragen ſollen, die zwar den Verdienſten deſſelben gemäs war, die aber doch den Unterthan in den Schranken des Gehorſams gehalten hätte; ſo begegnete er demſelben ſo, als wenn er vollkommen ſeines gleichen wäre, oder welches gleich viel iſt, er ſetzte ihn in ſolche Umſtände, daß Thaher

er ſeinem Herrn über kurz oder lang wohl
ar die Herrſchaft hätte ſtreitig machen kön-
en. Der Prinz machte ihn zum Statthalter,
über Choraſſan und über die damit verbun-
enen Landſchaften. Ja er übertrug ihm auf
gewiſſe Art das Eigenthumsrecht über dieſe
nſehnliche Provinz, indem er die Würde
der Statthalterſchaft in Thaher Haus erblich
machte, und ſich weiter nichts, als die Beleh-
nung vorbehielt.

Mamon. Hegire 198. n. C. G. 813.

Dies war die Belohnung, womit der Calif Thahers Dienſte vergalt, als ihm dieſer Feldherr ſeine Aufwartung machte, um ihm von ſeiner Kriegsverrichtung, darinn der unglückliche Amin Krone und Leben eingebüſſet, Rechenſchaft abzulegen. Damals reſidirte Mamon noch in Choraſſan. Thaher nahm nicht eher Beſitz von ſeiner neuen Würde, als bis Mamon dieſe Provinz verließ, um ſich in Bagdad als Calif zu zeigen.

Hegire 199 n. C. G. 814 Er macht Fadal zum Vezier, und überläſt ihm die Regierung.

Allein er verſchob dieſe Ceremonie noch eine gute Weile. Und in dieſem Zwiſchenraum ſah man nichts, als Verwirrung, und Trennung des muſelmänniſchen Reiches. Und was noch mehr. Er allein war Schuld daran. Nicht zwar deswegen, weil er ſo lange von der Reſidenzſtadt abweſend war, ſondern blos aus dieſer Urſache, weil er die Schwachheit beging, ſich blindlings nach dem Vorſchlägen eines Miniſters zu richten, dem er ſein ganzes Herz geſchenket hatte.

Ich

Namen.
Hegire 199
n. C. G. 814

Ich rede von Fadal-ebn-Sohail, einem Manne von groſſen Verdienſten und Einſichten in Statsangelegenheiten. Der Calif wußte dieſen groſſen Geiſt zu ſchätzen, und er trug daher nicht das geringſte Bedenken, ſich ganz und gar nach ihm zu richten, und ſobald er ſich nur auf dem Thron ſah, ihn mit dem Titel eines Veziers zu beehren. Alſo übergab er ihm gänzlich die Verwaltung der Staats- und Kriegs-Sachen, und zuletzt überließ er ihm die ganze Regierung. In dieſer Freyheit von Geſchäften widmete er ſich einzig und allein den Wiſſenſchaften, in die er recht ſterblich verliebt war, überließ ſich in den übrigen ſowohl öffentlichen als beſondern Angelegenheiten einzig und allein dem Gutdünken ſeines Veziers.

Hegire 200
n. C. G. 815.
Neigung dieſes Veziers gegen die Aliden.

Zum Unglück war Fadal mit einer Parthey verwickelt, die ganz und gar dem Vortheil des Califen entgegen war. Denn der Vezier hat es jederzeit mit den Aliden gehalten. Allein, er war viel zu klug und zu ſchlau, als daß er ſich dieſe Neigung nur im geringſten hätte merken laſſen. Bey allen Gelegenheiten äuſſerte er eine ganz beſondere Ergebenheit für die Abbaſiden, und dieſe waren auf ihrer Seite wider ſo erkenntlich, daß ſie ihm ganz auſſerordentliche Ehrenbezeugungen machten. Haroun hatte ihn ſchon ſehr hoch geſchätzt, und ſich ein Vergnügen daraus gemacht, öfters mit ihm m umzugehen. Als aber dieſer Calif ſtarb, und adal ſah, daß die Krone einem Prinzen zu- llen würde, der es gar nicht wehrt wäre, ß ſich verdiente Leute bey ihm aufhielten, ſo rließ er den Hof, und begab ſich nach Choraſ- n zu Mamon. Einem Manne, wie Fadal weſen, war es was leichtes, ſich die Gna- e dieſes Prinzen zu erwerben, und ſobald er ch nur darinn recht feſt ſah, ſo wuſte er das herz deſſelben ſo zu beſtimmen und einzuneh- en, daß er den Aliden wo nicht ſelbſt geneigt urde, doch aber wenigſtens aufhörte, die- lben nach dem Exempel ſeiner Vorgänger zu rfolgen.

Mamon. Hegire 200 n.C.G. 815.

Sobald aber Mamon den Thron ſelber be- ieg, und ſeine Macht in Fadals Hände ge- eget hatte, ſo fing dieſer an, etwas freyer on den Aliden mit dieſem Prinzen zu reden. Unter andern rühmte er auf die allervorzüg- chſte Art den Aly, des Muſa Sohn, den man nsgemein nur den **Iman Ritza** nannte. Bald erhob er die Frömmigkeit, die Weisheit und beſonders die erhabenen Einſichten deſſelben; bald aber prieß er dem Prinzen den Geſchmack an, den derſelbe überhaupt an den Wiſſenſchaften und Gelehrten fände. Kurz, er redete ſo oft und ſo vortheilhaft von demſelben, daß der Calif Luſt bekam, ihn zu ſehen.

Er bringt den Ritza am Hofe an.

Den Augenblick ließ Fadal den Ritza nach Hofe kommen, und ſtellte ihn Mamon vor,

Hegire 201. n.C.G. 817 Er bewe-

Mamon.
Hegire 201.
n. C. G. 817
get den Califen, die Aliden in seinen Schutz zu nehmen.

der, weil er bereits ſehr gute Begriffe von demſelben hatte, ihn ganz beſonders wohl aufnahm. Da dieſer Schritt ſowohl gelungen, ſo wagte nunmehr der Vezier, der darüber ganz entzückt war, den andern. Da ſeine Abſichten dahin gingen, den Aliden wieder zu ihren Anſprüchen auf die Califenwürde zu verhelfen, ſo machte er damit den erſten Verſuch, daß er Mamon vorſtellte, wie bedaurenswürdig dieſe erlauchte Familie wäre, daß ſie bisher der Gegenſtand des Haſſes aller derjenigen geweſen, welche ſeit geraumer Zeit den Scepter geführet. Er mahlte dieſe von den Ommiaden verübte Ungerechtigkeit mit den verhaßteſten Farben ab, und machte es ſehr wahrſcheinlich, daß man dieſelben nimmermehr ſo grauſam würde verfolget haben, wenn man nicht ſo gut eingeſehen hätte, daß ſie ein unumſtößliches Recht zum Califat hätten. Endlich aber ſtellte er vor, wie rühmlich es einem abbaſidiſchen Prinzen ſeyn würde, den Aliden wenigſtens eine ſichere Freyſtätte zu verſchaffen, und ſie dadurch auf gewiſſe Art wegen dem Verluſt einer Krone ſchadlos zu halten, welche ihnen unſtreitig würde zu Theil geworden ſeyn, wenn man ſich nach der Billigkeit und Vernunft hätte richten wollen.

Dieſe mehr als einmal wiederhohlten Vorſtellungen, die mit ſo viel Kunſt und Vorſichtigkeit angebracht wurden, machten in der

Seele des Califen den ſtärkſten Eindruck. Und endlich hatten die perſönlichen Eigenſchaf- n des Ritza das Glück, das ganze Herz des Prinzen für die Aliden zu gewinnen. Nun- ehr fing derſelbe an, die Grauſamkeit ſeiner Vorgänger zu tadeln, welche ſo viel Blut ver- oſſen hatten, um ein ſo verehrungswürdiges Haus zu vertilgen. Ja, er machte daraus gar ein Geheimniß mehr, daß er jetzt darauf be- acht wäre, alles mögliche anzuwenden, um ſo iele Gewaltthätigkeiten wieder gut zu machen.

Mamon. Hegire 201 n.C.G. 817

Es wurde bald in dem ganzen Reiche be- annt, daß der Calif an ſeinem Hofe einen Prinzen aus dem alidiſchen Hauſe hätte, wel- chem man alle Vorzüge, die man der hohen Herkunft deſſelben ſchuldig wäre, erzeigte. Mamons Betragen in dieſer Sache gab zu verſchiedenen Reden Anlaß, die bald mehr, bald weniger vortheilhaft für ihn ausfielen, je nachdem ein jeder gegen die Aliden geſtimmet war, oder ſich auch Vortheile von demſelben verſprechen konnte. Aber überhaupt misbilligten es alle verſtändige Leute an dem Califen, daß er ſich erkühnte, mit einer Familie ſo viele Umſtände zu machen, von welcher man nicht die geringſte Hülfe erwarten könnte, und welche im Gegentheil vielmehr zu tauſend Unruhen in dem Reiche Anlaß geben würde, wofern, aller Niederlagen ungeachtet, welche die Prinzen dieſes Hauſes erlitten, noch einige Häupter

Mamon.
Hegire 201
n. C.G. 817

vorhanden ſeyn ſollten, welche ſich einen neuen Anhang machen könnten.

Einer von Alis Nachkommen läſt ſich in Cuffah als Calif ausrufen.

Dieſe Vermuhtungen trafen bald darauf ein. Denn man erhielt die Zeitung, daß ſich ein Alide, mit Namen Mahomet, der ſich für Ibrahims Enkel und Alis Urenkel ausgab, zu Cuffah hervorthät, und daß das Volk in dieſer Stadt, welche ſie durch ihren Leichtſinn und ihre Unbeſtändigkeit längſt bekannt gemacht, die Parthey dieſes Prinzen angenommen habe, worauf man ihn endlich gar auf den Thron erhoben hätte.

Welche Begebenheit war fähiger, Mamon auf ernſthaftere Gedanken zu bringen, als dieſe verwegene Unternehmung? Jetzt hätte er es überlegen ſollen, von was für wichtigen Folgen ein Schutz noch ſeyn könnte, den er dem Ritza wider alle Vortheile ſeines Hauſes und des Reichs überhaupt angedeyhen lieſſe. Allein durch die beſtändigen Schmeicheleyen ſeines Miniſters, des Fadals, unglücklicher Weiſe verblendet, und durch die perſönlichen Eigenſchaften des Ritza verführt, behielt er den letztern beſtändig bey ſich, und hörte nicht auf, ihm Merkmaale der allergröſten Gewogenheit zu geben.

Der Calif erklärt ſich für die Aliden und nimmt

Aber das, was er bald hernach that, zog noch weit andere Folgen nach ſich. Er erklärte ſich öffentlich für einen Freund der Aliden, und da-

Mamon. Hegire 201. n. C. G. 817 Ritza zum Mitregenten an.

amit niemand weiter an der Aufrichtigkeit ieſer Geſinnungen zweifeln möchte, ſo legte r ſeinen ſchwarzen Turban, als die Leibfarbe er Abbaſiden ab, und bediente ſich von neuem, ie die Aliden, eines grünen. Und ſogar ſei- e Hofleute und Soldaten muſten dieſe Farbe nnehmen. Er ging in dieſen Gunſtbezeu- ungen noch weiter. Denn zu gleicher Zeit ab er ſeine Tochter, die Prinzeßin Abiba em Ritza zur Gemahlin, und machte ihn zu einem Gehülfen in der Regierung. Thaher ekam Ordre, dieſen Prinzen auf den Thron n ſetzen. Die alten Urkunden bemerken hier inen Umſtand, den ich nicht ganz weglaſſen ann. Sie melden, daß dieſer General, als r den Befehl ins Werk ſetzte, Ritza blos die inke Hand dargeboten, und dabey geſagt habe: **Meine Rechte hat Mamon auf den Thron geſetzet, und jetzt ſetze ich mit Vergnügen mit meiner Linken einen Iman, wie ihr ſeyd, auf denſelben.** Ritza ntwortete ihm auf eine ſinnreiche Art, **daß die Linke eines ſolchen Mannes ſo viel gälte, als die Rechte eines andern.**

In Choraſſan ward Ritzans Erhebung mit ganz andern Augen, als in den übrigen Provinzen angeſehen. Man hielt ſie daſelbſt blos für ein kühnes Unternehmen, das vielleicht von ſchlimmen Folgen ſeyn könnte, weiter aber unterſtand man ſich nicht, dieſen Schritt, den

Mamon. Hegire 201 n. C. G. 817

Mamon gethan, zu tadeln. Denn dieſer Prin hatte die Kunſt gelernt, das Volk auf sei Seite zu bringen, und das Volk hingegen wa es gewohnt, dem Prinzen zu gehorchen.

Ibrahim wird anſtatt des abgeſetzten Mamons, von den Abbaſiden erwählet.

Aber in Bagdad und in den angränzenden Landſchaften ſah man Mamons Handlungen nicht ſo gelaſſen und gleichgültig an. Bagdad war der rechte Siz der Abbaſiden, und woferne die Rechnung einiger Schriftſteller nicht zu gros gerathen, ſo hielten ſich in dieſer Gegend drey und dreyſig tauſend derſelben auf. Man urtheile hieraus, mit welchen Empfindungen dieſe Leute die Nachricht angehöret haben, daß die muſelmänniſche Krone nun in eine andere Familie gebracht würde, eine Krone, die ſie mit ſo viel Mühe und mit ſo viel Blut an ihr Haus gebracht haben. Nothwendig muſte ſie dieſe Verordnung aufs äuſſerſte beleidigen, da ſie Harouns ganze Einrichtung über einen Haufen ſtieß, welche die vornehmſten Herren des Staats angenommen, und derſelben gemäs es mit einem Eyde. beſchworen hätten, daß ſie in einer ununterbrochenen Folge den dreyen Prinzen dieſes Califen den Thron einräumen wollten. Sie ſtieſſen die bitterſten Klagen wider Mamons ungerechtes Verfahren aus, und dieſe ſo oft wiederholten Klagen veranlaßten bald darauf eine Empörung wider dieſen Prinzen.

Alles ſtimmte in Bagdad darinn überein,

daß

aß man Mamon abſetzen ſollte. Aber man ar doch zu gleicher Zeit ein wenig verlegen, en man an ſeine Stelle ſetzen ſollte. Denn inige wollten haben, daß man Harouns Teſtamente zufolge die Krone dem Moraſſem uſſetzen ſollte: Aber da andere dagegen einendeten, daß dieſer Prinz noch viel zu jung wäre, als daß er ſelber regieren könnte, ſo fiel lles auf Ibrahim-ebn-Mahadi, Mamons Oncle. Nachdem man dieſen erſten Schritt gewagt, ſo ging man weiter, man ſetzte Mamon ab, und rufte mit allen Feyerlichkeiten den Ibrahim aus. Dieſer Prinz liebte die Ruhe und die Eingezogenheit, und daher hätte er es gern geſehen, daß man auf einen ganz andern, als auf ihn, ſein Augenmerk gerichtet hätte. Denn was konnte er bey dieſen verwirrten Umſtänden anders, als Unruhe und Händel vermuthen? Allein, endlich ſah er ſich gezwungen, den ſtarken Vorſtellungen der Abbaſiden und dem lärmenden Schreyen des Pöbels zu Bagdad nachzugeben, unter welchem ein anhaltendes Weigern nichts als Unruhen würde erreget haben.

Mamon.
Hegire 201
n.C.G. 817

Die Zeitung von dieſer groſſen Veränderung verbreitete ſich den Augenblick in Choraſſan. Fadal, der durch ſeine ſchädlichen Anſchläge der Urheber dieſer ganzen Unordnung ward, nahm ſichs vor, ſein Werk zu beſchützen. Und zu gleicher Zeit vermocht er

Mamon wirbt Soldaten, um ſeinen Nebenbuhler anzugreifen.

auch

Mamon.
Hegire 201.
n. C. G. 817

auch Mamon dazu, und beredete denſelben, daß er ſich in Perſon nach Bagdad an der Spitze ſeines Kriegsheers begab, in der Abſicht die abbaſidiſchen Prinzen anzugreifen, der die Verwegenheit gehabt hatte, die Califenwürde anzunehmen, und mit dem Degen in der Fauſt die Bürger von Bagdad zu zwingen, daß ſie ſich ſeinem Willen unterwerfen muſten.

Mamon, der da blindlings den Rathſchlägen ſeines Miniſters folgte, hielt ſich jetzt verbunden, ſein unglückliches Vorhaben durch die Waffen auszuführen. Er zog mit einem zahlreichen Heer aus Choraſſan, und marſchirte geraden Weges auf Bagdad zu, und zwar in Begleitung ſeines Mitregenten, des Ritza, und Fadals, ſeines Miniſters. Sie trugen alle zuſammen auf ihren Turbans die Leibfarbe der Aliden, gleich als wenn ſie dieſelbe in einem Triumph aufführen wollten.

Hegire 203.
n. C. G. 818.
Ritza
ſtirbt.

Indem Mamon einige Tage zu Thus ſtill lag, um ſeinen Völkern Ruhe und Erquickung zu verſchaffen, ſo wurde ſein lieber Ritza krank. Man gibt verſchiedene Urſachen von dieſer Krankheit an. Einige ſagen, er hätte zu viel Weintrauben gegeſſen; andere hingegen behaupten, daß ihm einige Hofleute Gift beygebracht hätten, indem ſie mit dem gröſten Unwillen vorhergeſehen, daß Mamon durch die allzugroſſe Ergebenheit gegen dieſen alidiſchen Prinzen auf einmal ſeinen Ruhm verdunkeln,

und

d zugleich den Staat der Gefahr eines na-
n Umſturzes ausſetzen würde. Ihr Vor-
ben gelang ihnen. Denn vergebens er-
höpften die Aerzte alle ihre Erfahrenheit, und
le Hülfsmittel der Heilungskunſt. In we-
gen Tagen war Ritza in Thus eine Leiche.

Mamon Hegire 202 n. C. G. 818.

Ein Fall, der Mamon den empfindlichſten
chlag verſetzte. Er liebte Ritza, und er lieb-
ihn, weil er es aus mehr denn einer Urſa-
e verdiente. Denn umſonſt würde man ei-
n Prinzen geſucht haben, der in ſeiner Per-
n ſo viele und ſo vortrefliche Eigenſchaften
reinigte. Nunmehr konnte Mamon dem
tſeelten Prinzen keine andere Merkmaale ſei-
r groſſen Ergebenheit mehr geben, als die
hrenbezeugungen eines fürſtlichen Leichenbe-
rdbniſſes. Er befahl daher, daß man ihn
ufs prächtigſte zu Thus beyſetzen ſollte, und
ar in der Gruft ſeines Vaters, der, wie wir
iſſen, hier begraben lag.

Unmöglich konnte ſich Mamon länger in
hus aufhalten. Er reiſte alſo den Augen-
lick ab, und rückte vor Bagdad. Aber auf
ieſem Zuge begegnete ihm noch ein verdrüßli-
her Zufall, der aber in der That zu ſeinem
nd ſeiner Unterthanen gröſtem Vortheil ge-
reichte.

Ritza Tod konnte Fadals Gemüthe im ge-
ringſten nicht beſtürzt, oder in ſeinen Anſchlä-

Fadal wird ermordet.

gen

Mamon. Hegire 202 n.C.G.818. gen die geringſte Aenderung machen. De Aliden beſtändig ergeben, erfand ſein une ſchöpflicher Witz ohne Mühe andere Mitt den Geiſt und das Glück dieſer Parthey wider zu beleben: Und jetzt verhetzte er den Calif mehr als jemals wider diejenigen, welch ſich dem gemachten Plan widerſetzen wollten. Aber zuletzt misfielen die liſtigen Streiche des Miniſters allen und jeden: man gieng dam um, ſich einen ſo unruhigen Kopf vom Ha ſe zu ſchaffen, deſſen Kunſtgriffe und Unternehmungen nichts anders, als lauter Verwirrung im Reiche anrichteten. Er wurde von ſeinen eigenen Bedienten angefallen, und ſein Tod veränderte in einem Augenblick die ganze Scene.

Mamon wurde durch dieſen Streich plötzlich niedergeſchlagen. Der Freund, der Rathgeber, der geſchickteſte Miniſter, der ihm alle Regierungsſorgen abnahm, kurz, alles war auf einmal verlohren. Er hörte und ſah nur durch Fadal, und in dem unglücklichen Augenblick, da er ihn verlohr, befand er ſich gerade in einer fürchterlichen Wüſte, die täglich die Schmerzen, die er über den erſten Verluſt empfand, wieder aufrühriſch machte.

Nunmehr muſte er ſelber regieren, und die Hand an das Staatsruder legen: aber das koſtete ihn die meiſte Ueberwindung, die heftigen Ausbrüche ſeines Schmerzens zu unter-

drük-

Mamon
Hegire 203
n.C.G. 818.

ücken. Doch unvermerkt beſiegte er ſie.
r arbeitete ſich aus dieſen Finſterniſſen her-
us; öfnete die Augen und erblickte die Ab-
ege, auf die er ſich blindlings hatte leiten
ſſen, und da er zuletzt hinter die Wahrheit
am, ſo merkte er, daß man ihn hintergan-
en habe.

Die Ein-
wohner in
Bagdad
ſetzen Ibra-
him ab.

Mamon, der eine Sache von ihrer rechten
Seite einſah, der Ueberlegung, und insbeſon-
ere ein vertrefliches Herz hatte, glaubte, daß
r ſich nicht ſchämen dürfte, ſein Verſehen
ufrichtig zu geſtehen, und ohne Aufſchub die
eſten Mittel zu ergreifen, wodurch er ſeine
egangenen Fehler wieder verbeſſern könnte.
In dieſer grosmüthigen Entſchlieſſung wurde
r durch das Unternehmen der Einwohner zu
Bagdad noch mehr beſtärket. Denn ſobald
ie erfuhren, daß Ritza und Fadal geſtorben
wären, ſo zweifelten ſie im geringſten nicht,
daß Mamon, da er nun wieder ſich ſelbſt ge-
laſſen wäre, alle Geſinnungen, welche er für
ſein Haus und für das Reich überhaupt ha-
ben müſte, wieder annehmen werde. Sie
waren verſichert, daß, ſobald ſie ſich ihm wie-
der unterwürfen, ſie von ihm alle Merkmaa-
le der Gnade zu hoffen hätten, womit er das
Volk zu Choraſſan, ſo lange er das Ober-
haupt in dieſer Provinz geweſen, überhäufet
hätte.

Sie faßten alſo den Entſchluß, Ibrahim
wie-

Mamon. Hegire 203 n.C.G. 818

wieder abzuſetzen, und hingegen Mamon durch Abgeordnete verſichern zu laſſen, daß ſie ihn für ihren rechtmäßigen Califen erkenneten. Und wie entzückt waren ſie nicht, als ſie hörten, daß dieſer Prinz ihre Unterwerfung mit einer ausnehmenden Gnade aufgenommen habe. Endlich erwarb er ſich auf einmal ihre Liebe wieder, als man ſahe, daß er von Stund an den grünen Turban ablegte, und hingegen den ſchwarzen ſich aufſetzte, welcher das Kennzeichen der Abbaſiden war. Den Augenblick folgten die Hofbedienten, die Officiers und die ganze Armee dieſem Exempel nach, und legten die Alidiſche Leibfarbe ab.

In dieſem Aufzug zog Mamon in Bagdad ein. Die Luft erthönete von dem Jauchzen und Glückwünſchen des Volkes, das durch dieſe Zeichen die Freude anzeigte, welche die Gegenwart des Prinzen rege gemacht hatte. Nicht das geringſte Merkmaal von einer Unruhe konnte man entdecken, und von dieſer Zeit an genoß der Calif in der ſüſſeſten Ruhe alle Ehre, die ſeiner hohen Würde zukam. Kurz nach ſeinem Einzuge in Bagdad verlangte er den Ibrahim, ſeinen Oncle zu ſehen, den man eben jetzt abgeſetzt hatte. Dieß that er im geringſten nicht darum, als wenn er ſich wegen dem ſchlimmen Streich, den er ihm erwieſen, da er ſich erfrechet, den Thron zu beſteigen, an dieſem Unglücklichen rächen wollte:

Nein,

Mamon.
Hegire 203
n. C. G. 818.

Nein, wir werden bald ſehen, daß Mamon ihm
n dieſem Stück nicht das geringſte nachgetra-
en habe: Er wollte blos wiſſen, wo er ſich
tzt aufhielte, um ihn an Hof zu ziehen. Aber
brahim hielt es für rathſam, ſich zu verſtek-
n. Und gewis, er wuſte dieſes mit einer
glücklichen Vorſicht zu thun, daß er ſich
achher noch etliche Jahre zu Bagdad aufge-
alten, ohne daß man ihn durch alle ange-
ändte Mühe hätte ausforſchen können. J-
rahim ertrug ſein Schickſal wie ein Weiſer.
ls man ihm die Krone aufſetzte, ſo wider-
rebte er eine Zeit lang, und als man ſie
hm wieder nahm, ſo legte er dieſelbe ohne
Verdrus ab. Zufrieden und vergnügt zog
r eine ruhige Einſamkeit dem Getümmel des
Hofes vor, wo er vorher ſah, daß er allen
en verzehrenden Sorgen ausgeſetzt ſeyn wür-
e, welche den Thron der Groſſen umgeben.
Und in der That, was hatte er nicht bey ei-
er ſolchen Verwirrung des Staates zu be-
ürchten?

Hegire 205
n. C. G. 821
Thaher
wirft ſich
in Choraſſan zum
Herrn auf.

Jetzt ſah Mamon mit Vergnügen die Bemühungen der Bürger von Bagdad an, welche ſich recht darauf legten, ihm täglich neue Proben von ihrer Ergebenheit zu geben. Allein dieſe Luſt ward plötzlich verbittert. Er beging die Schwachheit, daß er dem Thaher die Provinz Choraſſan eigenthümlich übergab, nur mit dem Vorbehalt, daß er ſich von den

Ca-

Mamon. Hegire 205 n.C.G.821. Califen damit belehnen laſſen ſollte. Jeß werden wir die Folgen einer unüberlegten Wohlthat vernehmen. Mamon war kaum wieder abgereißt, als Thaher die Gemüther ſo geſchickt zu ſeinem Vortheil zu ſtimmen wüßte, daß er ſich mit leichter Mühe zum unumſchränkten Herrn in Choraſſan aufwarf und vorgab, daß er unter keiner andern Hoheit mehr ſtünde. Damit er aber die Gemüther, die Mamon noch ergeben waren, nicht gar zu ſehr aufhetzen möchte, ſo machte er ihnen weis, daß die unumſchränkte Herrſchaft, nach welcher er ſtrebte, ein Geſchenk wäre, womit ihn der Calif für die wichtigen Dienſte, die er ihm erwieſen, beehret hätte, und der Prinz wäre der Meynung, daß er alle Vorrechte haben ſollte, welche mit der höchſten Würde verknüpft wären. Unvermerkt griff er immer weiter um ſich, und endlich trieb er ſeine Verwegenheit ſo hoch, daß er in den öffentlichen Gebetern durch alle ihm unterworfene Provinzen für ſich allein bitten ließ, und den Calif von Bagdad ganz aus denſelben wegſtrich.

Dieſes kühne Unternehmen hätte ohne allen Zweifel die ſchärfſte Ahndung verdienet; man hätte die Waffen wider einen ſolchen Rebellen ergreifen ſollen. Allein Mamon dachte ganz anderſt. Er konnte ſich nicht entſchlieſſen, die Muſelmänner wider ſich ſelbſt

zu

Mamon.
Hegire 205
n.C.G. 821

bewaſnen. Er glaubte, daß die Zeit und
s Nachdenken den Aufrührer auf beſſere
edanken und zur Beobachtung ſeiner Pflicht
ingen würden. Alſo ließ er es geſchehen,
ß Thaher eine Zeitlang die Früchte ſeiner
mpörung genieſſen möchte. Doch dieſe Hoſ-
ng ſchlug ihm fehl. Thaher wendete die-
vortheilhafte Nachläßigkeit an, um ſich in
iner neuen Würde immer ſtärker zu ver-
hanzen. Er ſaß in Choraſſan als ein Sou-
rain, und richtete daſelbſt eine Art von Herr-
haft oder Dynaſtie auf, die ſeine Nachkommen
ynahe ſechzig Jahr hintereinander mit einem
ächtigen Anſehen behauptet haben. Er ſel-
r genoß dieſe Herrlichkeit nicht lange. Denn
n oder zwey Jahre hernach, als er den Na-
en des Califen in dem öffentlichen Gebete
nterdrücket hatte, ſtarb er an einer ſchmerz-
ſten Krankheit.

Mamon glaubte nun, daß Thahers ange-
aßte Herrſchaft auf einmal über einen Hau-
n fallen werde. Und daher dachte er an
eine Rache. Wer dünkte ſich glückſeeliger
u ſeyn, als er, da er ſah, daß nach dieſem
auſchenden Ungewitter die Stille wieder in
llen Provinzen ausgebreitet würde? Und in
er That, die Aliden hielten es jetzt für das
athſamſte, ſich jetzo, nachdem ſie ſich bey den
ünſtigen Blicken des Califen ſo groß ge-
macht, wieder eingezogen und ſtille zu halten.

Und

Mamon, Hegire 205. n.C.G. 821.

Und ſie erwählten dieſe Aufführung, ſobald als ſie nur Nachricht bekamen, wie ſehr ſich die Sachen bey Mamons Einzug in Bagdad geändert hätten. Auch der Alide Mahomed, der ſich zu Cuffah hatte ausrufen laſſen, und den man auch daſelbſt zu dieſer Würde erhoben, ergriff die Flucht. Auf dieſe Art ward Mamons Anſehen ohne allen Widerſpruch in dem ganzen Saraceniſchen Reiche, Choráſſan allein ausgenommen, wieder befeſtiget.

Inzwiſchen hatten die beſtändigen Veränderungen, welche ſich in dem orientaliſchen Reiche hervorgethan, den Griechen in ihrem eigenen Staate ſo viel zu ſchaffen gemacht, daß ſie ſich um fremde Händel nicht bekümmern konnten. Sie ſorgten für nichts weiter, als daß ſie ihren Tribut den Califen richtig entrichten könnten, und es hatte gar nicht das Anſehen, als wenn ſie ſo bald im Stande ſeyn würden, die Waffen wider die Muſelmänner zu ergreifen. Mamon zog aus dieſer öffentlichen Ruhe dieſen Vortheil, daß er in der Hauptſtadt ſeines Reichs den Wiſſenſchaften güldene Zeiten verſchafte.

Mamon iſt bemühet, die Gelehrſamkeit in einen blühenden Zuſtand zu ſetzen.

Sie hatten ſchon bereits daſelbſt ihre Liebhaber, ſeitdem die Abbaſiden auf den Thron gekommen waren. Almanzor beſchützte ſie öffentlich. Harun, der ſeinem Exempel folgte, begnügte ſich nicht blos damit, daß er ihnen ſeinen Schutz angedeyhen ließ, ſondern er trieb ſie

auch ſelber mit dem gröſten Fleiſſe. Ma-
on aber übertraf alle ſeine Vorgänger, und
warb ſich dadurch einen unſterblichen Ruhm,
ß er ſich alle erſinnliche Mühe gab, den
iſſenſchaften durch die bequemſten Mit-
l aufzuhelfen. Was für unermeßliche
eldſummen hat er nicht hergegeben, um
emde Gelehrte, die ſich einen groſſen Namen
worben, in ſeine Staaten zu ziehen?

Mamon.
Hegire 205
n.C.G. 821

Dieſer Prinz war es, welcher öffentliche
Gebäude aufrichten ließ, wo man für diejeni-
en Gelehrten, die er zur Unterweiſung in al-
en Wiſſenſchaften beſtellet hatte, bequeme
Wohnungen anlegte. Er war es, der eine
kademie errichtete, wo ſich die Gelehrten ver-
ſammleten, um ſich über diejenigen ſchweren
Fragen mit einander zu unterreden, die von nie-
mand anders, als von groſſen Meiſtern unter-
ſucht, und ausgemacht werden können.

Mitten in dieſen Verſammlungen der Wei-
ſen ſah man zum öftern den Prinzen ſitzen; denn
er wollte durch ſein erhabenes Beyſpiel den
Arabern einen Geſchmack an der Gelehrſam-
keit beybringen. Ja man ſah ihn ſo gar die
Schulen beſuchen, und mit Vergnügen die
gelehrten Streitigkeiten mit anſehen, welche
über verworrene Fragen entſtanden. Da er
die Lehrer mit einer ausnehmenden Achtung
beehrte, ſo bewog er diejenigen, welche ſich zu
ihren Füſſen ſetzten, daß ſie denſelben mit der

Mamon. Hegire 205 n.C.G. 821

gröſten Aufmerkſamkeit und Verehrung
hörten. Weit entfernet, daß der Calif ſie
Leute hätte anſehen ſollen, die eine verächtli
Bedienung bekleideten: Er legte ſich vielme
recht darauf, ihnen die gröſten Ehrenzeich
zu ertheilen. Er zog ſie an Hof, er ging v
traut mit ihnen um, und nannte ſie gemein
lich nur die **Meiſter der Seele**, die **Le**
rer des menſchlichen Verſtandes.
ſind, ſprach er, Leute, denen der Himmel b
ſondere Vorrechte ertheilet hat; (privilegi
du ciel) Männer, die gebohren ſind, um Li
ter der Nationen zu ſeyn, Lichter, welche d
Finſterniſſen der Unwiſſenheit, die nichts a
Barbarey und Wildheit gebieret, zerſtre
en. (*)

Man ſah damals in Bagdad einen groſſe
Zulauf von Gelehrten. Die meiſten war
vom Prinzen dahin berufen worden, und d
übrigen zog das Gerüchte von ſeiner groſſe
Liebe zu die Wiſſenſchaften, und von de
Schutze, den er den Freunden derſelben e
theilte, in dieſe Stadt. Die Hofleute gi
gen nunmehr mit Gelehrten um, und unve
merk

(*) Sind nicht immer die gröſten Monarche
auch die gröſten Freunde der Gelehrſamkei
geweſen? Was verlangt man andere Beweiſe
da Alexander, Auguſt, Ludwig XIV. Peter I
und ſo viele groſſe Helden gröſſer als alle Be
weiſe ſind. Ueberſ.

Mamon.
Hegire 203
n. C. G. 821

rkt wachte in ihnen die liebe zu den Wiſſen-
aſten wieder auf. Auf ſolche Art wurd-
Hauptſtadt des muſelmänniſchen Reichs
kurzer Zeit gleichſam eine allgemeine Schu-
Alles beeiferte ſich in derſelben, und ſtritt
den Vorzug. Aber welches Mittel könn-
bequemer ſeyn, fähige Köpfe zum Studi-
aufzumuntern, und die Wiſſenſchaften ſelbſt
f die höchſte Stuffe der Vollkommenheit zu
eben, als dieſe Nacheiferung? Die Heilungs-
nſt, die Naturwiſſenſchaft, die Sternkunde,
Grundlehre, kurz, alle nützliche und ſchö-
Wiſſenſchaften machten jetzt die Beſchäfti-
ng und den Zeitvertreib des Califen, der
roſſen an ſeinem Hofe, und aller derjenigen
ter dem Volke aus, welche Zeit und Luſt
tten, ſich auf dieſe Arten der menſchlichen
känntniß zu legen.

Mamon unterließ nicht, durch groſſe Be-
hnungen, womit er diejenigen beehrte, wel-
unter den übrigen hervorthaten, die Ge-
rten immer mehr zu einem gröſſern Fleiſſe
zuſpornen. Unermeßliche Geldſummen wur-
verwendet, um ihre Bemühungen auf alle
r mögliche Art zu erleichtern. Ein Theil
ſer Gelder wurde zur Erbauung prächtiger
bäude angewendet, in welchen der Schatz
Gelehrſamkeit, ich meyne eine auserleſene
ammlung von Büchern angeleget wurde,
en ſich ein jeder mit aller Freyheit bedienen

Mamon. Hegire 205 n.C.G. 821.

konnte. Andere Summen waren beſtimmet, einige beſondere Theile der Wiſſenſchaft recht zu befördern. Er ließ z. E. eine Ster warte erbauen, wo diejenigen, welche ſich au die Aſtronomie legten, um ſo viel bequeme ihre Beobachtungen anſtellen konnten, weil ſie alles Geräthe und alle Hülfsmittel daſelbſt bey der Hand hatten, die ihnen nur nöthi waren.

Mamon genos auch bald das Vergnügen, die Früchte ſeiner Bemühungen einzuerndten. Er ſah gleich Anfangs groſſe Geiſter, die ſich durch ihre Werke den gröſten Namen erwarben, und welche in den entfernteſten Gegenden dem Ruhm eines Prinzen, der die Gelehrten ſo grosmüthig beſchützte, unvergängliche Denkmäler aufrichteten. Ein ſolcher war Abbas von Meru, der ſo glücklich ausrechnte, und ſo richtige aſtronomiſche Tabellen verfertiget hat. Ein ſolcher Gelehrter der erſten Gröſſe war auch Amed-ebn-Cothair, der die ptolemäiſchen Tabellen verbeſſert, und mit ſehr gelehrten Anmerkungen bereichert herausgegeben hat. Zu dieſer Gattung gehören noch viele andere, ſowohl Muſelmänner, als auch Juden und Chriſten. Denn ſie hatten alle einen gleichen Antheil an der Gnade eines Fürſten, welcher gar nicht glaubte, daß ihn der Unterſcheid der Religion abhalten dürfte, gegen diejenigen freygebig zu ſeyn, welche den Wiſſenſchaften ſo viele Ehre machten.

Mamon.
Hegire 207
n.C.G. 823
Thomas
beredet den
Califen, den
Griechen
den Krieg
anzukündi-
gen.

Aber dieſe ſüſſe Ruhe, welche der Prinz
itten unter den ſanften Beſchäftigungen ge-
ns, wurde jetzt ein wenig durch den Krieg,
elchen er dieſes Jahr mit den Griechen führ-
, unterbrochen. Doch er hatte an demſel-
n nicht weiter Antheil, als nur in ſo ferne,
ß er demjenigen dazu Völker verwilligte,
r die vornehmſten Triebfeder dieſer Unter-
hmung geweſen iſt. Es war derſelbe der
rieche, Thomas, den ſchon vor langer Zeit
n ſchlimmer Handel genöthiget hatte, den
of zu Conſtantinopel zu verlaſſen, und ſich
ach Bagdad zu flüchten, wo er Mittel ge-
unden hat, ſich durch ſeine Herzhaftigkeit und
urch ſeinen Eifer für die Ehre des muſel-
männiſchen Namens bey den Califen einzu-
ſchmeicheln. Schon bey nahe zwanzig Jahre
iente er den Sarazenen, unter welchen er ſich
ſehr hervorgethan, beſonders in ſolchen Gele-
genheiten, wo er ſeine Begierde, ſich an
den Griechen zu rächen, recht vergnügen
konnte.

Thomas, den der Friede des Califen mit den Griechen an der Vollziehung ſeiner Rache offenbar verhinderte, verſuchte ſo lange alle ſeine Künſte, bis er endlich den Calif ſo weit brachte, daß er den Frieden mit dem Kayſer in Orient zu brechen ſich entſchlos. Er ſtellte Mamon vor, daß die gegenwärtigen Umſtände die allererwünſchteſten wären, um

Mamon. Hegire 207 n. C. G. 823.

Meiſter von Conſtantionpel zu werden; d
die innerlichen Kriege, welche das griechiſ
Reich beunruhigten, den Kayſer auſſer Sta
ſetzten, ſich recht zu vertheidigen, und wen
man ihm dieſe ganze Unternehmung anve
trauen würde, ſo wollte er es auf ſich nehme
den Califen auf den orientaliſchen Kayſerthro
zu ſetzen.

Michael wird Kayſer im Orient.

Der Kayſer, der damals den orientaliſche
Scepter führte, hieß Michael. Damals b
ſaß er ſchon drey Jahre den Thron, auf we
chen ihn eine der ſeltſamſten Glücksveränd
rungen erhoben hatte. Leo, der Armenie
hatte dieſem Prinzen im Jahre 820. den To
ankündigen laſſen. Aber eben da er in de
Chriſtnacht ſollte hingerichtet werden, ſo wur
de Leo ermordet; Michael aber aus dem G
fängnis befreyet, und auf den Thron geſüh
ret. Der Anfang ſeiner Regierung war ſeh
ruhig, weil er es ſich ſehr angelegen ſeyn lieſ
alle Unruhen zuſtillen, und die Verfolgun
gen wieder aufzuheben, welche ſeine Vorgän
ger wider die Rechtgläubigen,(*) die ſich der Ver

eh

(*) Im Franzöſiſchen ſteht das Wort contre le
Catholiques. Aus der Kirchengeſchichte iſ
bekannt, daß der Kayſer Theodos nach ſeine
Geneſung in dem Geſetze, welches von de
Anfangsworten cunctos populos genennet
wird, befohlen habe, daß man die rechtgläu-

bige

rung der Bilder annahmen, erreget hatten. Mamen.
er es daurte nicht lange, ſo fing er an, ſie Hegire 207
n.C.G.823.

---

bige Kirche τὴν καθολικὴν, catholicam, und die, welche das Nicäniſche Glaubensbekänntnis annähmen τοὺς καθολικοὺς die Catholiſchen oder die allgemeinen nennen ſollte. Die Griechiſche und Römiſche Kirche geben ſich dieſen ehrwürdigen Namen. Aber unſtreitig nur per uſurpationem. Da indeſſen der Hr. Abt die Verehrer der Bilder des Catholiques oder Rechtgläubige nennet, ſo beraubet er unbedachtſamer Weiſe die erſten Chriſten dieſer Ehre. Denn wer iſt in der Kirchengeſchichte ſo ſchlecht bewandert, daß er nicht wiſſen ſollte, daß in der erſten Kirche bis auf Conſtantin kein Gemählde und noch vielweniger Bildſäulen gebraucht worden. Der Ort erlaubt es nicht, daß ich hier die Stellen aus dem Origenes, Tertullian und aus dem Concilio zu Illiberis herſetze. Epiphanius ſah zu Anablatha das erſte gemahlte Bild: Aber er zerriß es den Augenblick. Freylich gingen die Bilderſtürmer auch zuweit. Aber Leo Iſaurus, der ſie zuerſt verbot, hatte doch die beſte Abſicht. Er wollte dadurch das Aergernis, welches die Bilder den Juden und Mahometanern machten, aufheben, als welche die Chriſten der Abgötterey beſchuldigten. Aber dadurch hatte er die ganze Geiſtlichkeit auf einmal wider ſich in Harniſch gejagt. Denn wer ſollte nun künftig die ſichtbaren Wunder verrichten, welche ſo viel Geld

Mamon. Hegire 207 n.C.G. 823

ebenfals zu verfolgen. Kurz hernach erklä te er ſich wider die ganze Religion, und beſtre te ſich recht, durch die allergröbſten Laſter ſic hervorzuthun. Gleichwie er ſelber weder le ſen noch ſchreiben konnte: Alſo waren ihm auch diejenigen unerträglich, welche davon mehr, als er ſelber verſtanden. Insbeſonde re war er ein recht geſchworner Feind derjeni gen, welche die Wiſſenſchaften liebten. (*)

So

---

einbrachten? Der dreyſigjährige Krieg iſt nu ein Kinderſpiel gegen den langwiehrigen Bilder-ſtreit. Denn er daurte von 727. bis gegen das Jahr 829. in welchem auf der Conſtantinopolitaniſchen Kirchenverſammlung die Verehrung der Bilder feyerlich iſt beſtätiget worden. Die Griechen feyren jährlich deswegen das Feſt der Orthodoxie. Ueberſ.

(*) Der Hr. Verfaſſer iſt ein Römiſcher Geiſtlicher. Daher wird man ſich nicht wundern, warum er dieſen Kayſer ſo ſchwarz mahlet. Michael, mit dem Zunamen der Stamler, duldete andere Religionen, und ſchützte ſo gar die Juden. Er war kein Verfolger. Und dieß iſt ſein Hauptverbrechen. Man iſt es aber ſchon gewohnt, daß die beſten Herren von den Geiſtlichen, die damals die Geſchichtſchreiber waren, als die laſterhafteſten Prinzen vorgeſtellet werden. Was haben ſie nicht aus dem groſſen Geiſte Friedrich II. für ein Ungeheur gemacht, blos weil er ſich Hildebrands unchriſtlicher Tyranney heldenmüthig widerſetzte. Ueberſ.

Mamon. Hegir. 207 n.C.G. 823 Er macht ſich den Griechen verhaßt.

So viele Fehler beyſammen muſten ihm othwendig den Haß ſeiner Unterthanen zuiehen. Man machte allerhand heimliche Anchläge wider ihn; aber er erhielt ſich noch beändig wider dieſelben ſowohl durch ſeinen unrſchrockenen Muth, als auch durch den Beyand einiger der Vornehmſten am Hofe, welhe bey der Parthey dieſes Kayſers ihre Rechnung fanden. Thomas, der von dieſen Bewegungen Nachricht hatte, wollte ſich derſelben edienen, und lag daher dem Califen beſtänig in den Ohren, daß er bey einer ſo günſtigen Verfaſſung das griechiſche und muſelmänniſche Reich unter ein Haupt bringen ſollte.

Mamon wollte ihm lange nicht in ſeinem Verlangen willfahren. Er war zufrieden, daß ihm die Griechen den Tribut aufs richtigſte bezahlten, und konnte ſich nicht ſo leicht entſchlieſſen, ſeine gelehrte Beſchäftigungen zu zerreiſſen, welche ihm ſeine Regierung ſo angenehm machten, und hingegen ſich an eine Unternehmung zu wagen, die ihm lange nicht ſo leicht vorkam, als man ihm dieſelbe beſchrieb.

Allein Thomas ließ nicht nach, dem Fürſten beſtändig in den Ohren zu liegen. Endlich glaubte er, denſelben auf einmal zu gewinnen, wenn er ihm vorſtellte, daß er in ſeinem Namen den Krieg führen wollte, wenn ihm anderſt der Calif verſpräche, daß er ihm Truppen und überhaupt alles, was zu einer ſo wich-

Mamon. Hegire 207 n. C. G. 823

tigen Verrichtung erfordert würde, hergeben wollte. Endlich willigte Mamon in ſeinen Vorſchlag und gab ſo gleich den Befehl, daß man ein anſehnliches Heer auf die Beine bringen ſollte. Thomas ſtellte ſich an die Spitze deſſelben, machte ſich auf den Marſch, und wagte den Einfall in das orientaliſche Reich.

Einige Schriftſteller geben vor, daß Mamons Rachbegierde gegen die Griechen nicht blos von der Strafe, die man an ihm wegen der ſchlimmen Streiche, die er am Hofe angefangen, hat vollziehen wollen, hergerühret, ſondern daß er noch aus einem andern Grunde wider die Griechen ſo erbittert geweſen ſey. Er war, ſagen ſie, Leons Vertrauter. Michaels Freunde aber haben dieſen Prinzen, da er kaum ein paar Jahre auf dem Thron geſeſſen, meuchelmörderiſcher Weiſe ermordet. Thomas wollte alſo den Tod des Prinzen, ſeines Gönners, rächen und wo es möglich wäre, den Meuchelmörder von demſelben wieder verſtoſſen.

Aber es gibt andere, welche vorgeben, daß Thomas von ſehr ſchlechtem Herkommen geweſen ſey; daß er aber dabey Muth genug, und noch weit mehr Geſchicklichkeit und Verſchlagenheit beſeſſen habe, um den Griechen weiß zu machen, daß er Conſtantin ſey, von welchem man glaubte, daß ihn die Kayſerin

Ire-

Jrene, ſeine Mutter, heimlich hätte umbringen laſſen: Sie ſetzen hinzu, daß Thomas durch dieſe Vorſtellung eine Menge Leute auf ſeine Seite gebracht, und endlich ſelbſt von Mamon Hülfsvölker erhalten habe, und zwar vermöge eines Vergleichs, in welchem dieſer verſtellte Conſtantin dem Califen die allerſchmeichelhafteſten Vortheile verſprochen, ſobald er nur auf den Thron ſeiner Väter gekommen ſeyn würde.

Mamon.
Hegire 207
n. C. G. 823

Doch dem ſey wie ihm wolle. Genug Thomas war jeẜt das Haupt eines furchtbaren Kriegsheeres, welches aus Perſern, Medern, Arabern, Chaldäern, Jberiern und andern Nationen beſtand, welche die Begierde nach einer groſſen Beute zu dieſem Feldzuge angeſpornt hat. Ja es ſchlug ſich ſogar zu dieſem Heer eine groſſe Anzahl von Chriſten, welche unter ſeiner Fahne das orientaliſche Reich von einem Prinzen befreyen wollten, welchen alle Arten von Laſtern, womit er ſeinen Purpur befleckte, aller Welt verächtlich machten.

Thomas
verheeret
klein Aſien.

Kaum hatte dieſe mächtige Armee den erſten Fuß in klein Aſien geſeẜet, als ſich Thomas ſchon von den meiſten Pläẜen dieſer weiten Provinz Meiſter ſah. Es wollten ſich zwar einige dem Sieger widerſeẜen, und die ihrem Herrn angelobte Treue halten. Allein in der Geſchwindigkeit waren ſie gezwungen, der Gewalt nachzugeben, oder ihr Land und

Mamon. Hegire 207 n.C.G. 823

ihre Güter der gänzlichen Verheerung zu überlaſſen. Durch dieſes unglückliche Schickſal wurden verſchiedene Städte verwüſtet, die es auf eine förmliche Belagerung hatten ankommen laſſen.

Er ſchläget die Griechen, und läſt ſich zum Kayſer ausrufen.

Michael, über einen ſo plötzlichen Ueberfall ganz erſtaunt, war jetzt im Begriff, den Feind abzutreiben. Er ſchickte in der Geſchwindigkeit einige Trupen ab, welche den weitern Streifereyen vorbeugen ſollten. Allein vergebens. Dieſes Heer wurde geſchlagen, und Thomas, der ſich ſeines Siegesrechts zu bedienen wußte, nahm nunmehr feyerlich den kayſerlichen Titel an, und ließ ſich von Yub, dem Biſchoff zu Antiochien, krönen.

Thomas belagert Conſtantinopel.

Jetzt ging der kühne Sieger, von ſeinem Glücke ganz eingenommen, gerades Weges auf Conſtantinopel zu. Auf dem Marſche wurde er noch durch einige Haufen von Chriſten und andern abtrünnigen Unterthanen des Kayſers verſtärket. Und mit dieſem Heer wagte er ſich an die Belagerung der Hauptſtädt. Indem er dieſen wichtigen Platz von der Landſeite berennte, ſo näherte ſich auf der andern ſeine Flotte mit vollen Seegeln dem Hafen, und zerſprengte in einem glücklichen Anſchuß die Kette, welche den feindlichen Schiffen das Einlaufen verwehren ſollte.

Der Sturm

Anfangs ſetzten die Belagerer ihre Arbeit mit

Mamon. Hegire 207 n. C. G. 823 zerſtreuet ſeine Flotte, und nöthiget Thomas zur Flucht.

mit der gröſten Hitze fort: Allein ſie wurden bald genöthiget, dieſelbe zu mäßigen, indem es ihnen an Maſchinen zu fehlen anfing. Thomas aber änderte dem ungeachtet ſein Vorhaben nicht. Er entſchloß ſich nur, die Belagerung in eine Blocade zu verwandeln, und unterdeſſen mit einem Theil ſeiner Völker in Thracien einzufallen. Aber indem er ſich marſchfertig machte, ſo entſtand plötzlich ein Sturm, der ein Theil der ſarazeniſchen Flotte, die im Hafen vor Conſtantinopel lag, zerſcheiterte. Umſonſt verſuchte Thomas das äuſſerſte, um alles wieder in guten Stand zu ſetzen. Aber endlich fand er ſich bey dem Einbruch der ſchlimmen Jahrswitterung gezwungen, die Belagerung aufzuheben, damit er den Reſt ſeiner Armee und ſeiner zertrümmerten Flotte noch retten möchte. Er ging alſo nach klein Aſien, wo er ſein Volk ſo lange in den Winterquartiren laſſen wollte, bis die Jahrszeit ihm erlauben würde, wieder ins Feld zu rücken.

Gegenanſtalten der Griechen, eine neue Belagerung auszuhalten.

Mitlerweile arbeiteten die Griechen mit einer unglaublichen Hurtigkeit an der Ausbeſſerung ihrer Feſtungswerke. Sie legten einige neue an, und ſetzten dadurch Conſtantinopel in einen ſolchen Zuſtand, daß es ſchwer war, dieſem Orte wieder beyzukommen. Zu gleicher Zeit machten ſie in dem Seeweſen eine gute Verbeſſerung: verſahen ſich mit einem groſſen Vorrath von Brandern und griechi-

Namen Hegire 207 n.C.G. 823

ſchem Feuer, und erwarteten mit ſolchen Zurüſtungen die Ankunft der Sarazenen.

Thomas fängt die Belagerung wieder von neuem an.

Und in der That Thomas ließ ſich wieder vor Conſtantinopel ſehen, und zwar voller Hoffnung, daß dieſes zweyte Unternehmen um ſo viel glücklicher ablaufen würde, da er nunmehr mit einigen in der Stadt ein heimliches Verſtändnis hatte, indem ein angeſehener Kriegsbedienter; den Michael, ich weiß nicht wodurch, mißvergnügt gemacht, mit einem Theil ſeiner Mannſchaft in das ſarazeniſche Lager überging. Aber auch durch dieſe Rechnung ward ihm ein Strich gemacht. Denn indem Thomas vor die Thore von Conſtantinopel rückte, ſo beſann ſich dieſer Ueberläufer auf einmal wieder. Er überlegte, daß, da die Griechen bey dem guten Zuſtande ihrer Feſtung leicht die Oberhand behalten könnten, er hernach leicht in ihre Hände, und folglich in die gröſte Gefahr gerathen würde: Alſo entſchloß er ſich wieder zu ihnen überzugehen, und ſich auszuſöhnen. Zu dieſem Ende berichtete er durch ſeine Anhänger, die er in der Feſtung hatte, die Belagerten, daß, wenn ſie jetzt einen Ausfall auf die Sarazenen thun wollten, ſo würde er denſelben zu gleicher Zeit in den Rücken fallen, und auf dieſe Art würde man leicht Meiſter von ihnen werden.

Thomas bekam noch zu rechter Zeit von dieſem treuloſen Anſchlag Wind, und konnte alſo die nöthigen Gegenanſtalten machen. Er ſtellte eine hinlängliche Anzahl ſeiner Trupen ſo, daß ſie den Augenblick die Ueberläufer anfallen ſollten, ſo bald nur dieſe die geringſte Miene oder Bewegung machten, die Sarazenen anzugreifen, welche die Griechen wieder in die Stadt zurückſchlagen ſollten. Die Sache erfolgte ſo, wie er es vorhergeſehen hatte. Die Griechen thaten einen Ausfall, und griffen die Sarazenen an. Die Ueberläufer fielen dieſe letztern von hinten an; allein Thomas machte ſich voller Wuth über ſie her, haute ſie in Stücken, nahm ihren Anführer gefangen, und ließ ihn auf der Stelle hinrichten.

Mamun
Hegire 207
n.C.G. 823

Sobald ſich nun die Sarazenen dieſe Verräther vom Halſe geſchaffet, ſo griffen ſie die Griechen von neuem mit der allergrößten Hizze an. Aber da ſich dieſe eben ſo tapfer zur Gegenwehr ſetzten; ſo focht man eine gute Zeit von' beyden Seiten ohne den geringſten Vortheil. Thomas, dem dieſe Zögerung des Sieges in die Länge unleidlich fiel, ſchickte den Augenblick befehl an ſeine Flotte, daß ſie ohne Verzug von Barut auslaufen, und nach Conſtantinopel abſeegeln ſollte.

Und in der That, man ſah bald darauf die Sarazeniſchen Flaggen vor Conſtantinopel wehen, und Thomas machte ſchon alle Anſtalten, den Platz auf eine vortheilhafte Art von allen Seiten anzugreifen, als ein unvermu-

Die Sarazeniſche Flotte wird in Brand geſteckt.

the-

Mamon. Hegire 823 n.C.G.823

theter Zufall ihm plötzlich das ganze Concept verrückte. Die Griechen ſahen ganz ruhig zu, als ſich ihnen die feindliche Flotte mehr und mehr näherte: ſie lieſſen ſie bis vor ihre Wälle rücken, ohne das geringſte wider ſie zu unternehmen. Jetzt brach die Nacht ein, und der Kayſer gab Befehl, die Brandſchiffe auslaufen zu laſſen. Plötzlich ſah man ein Theil der Sarazeniſchen Flotte in Flammen ſtehen, die übrigen Schiffe ſich entfernen, und überhaupt unter denſelben eine ſolche Unordnung einreiſſen, daß die Sarazeniſchen Matroſen nicht das geringſte mehr anfangen konnten. So gleich fielen die Griechen auf die Schiffe, nahmen ſie weg und machten eine anſehnliche Beute. Ein Theil des Schiffsvolkes kam jämmerlich in den Flammen, und das andere im Waſſer um, nur ein kleiner Ueberbleibſel rettete ſich kümmerlich aus Ufer, und vereinigte ſich mit den Landtrupen im Lager.

Der Bulgariſche König ſchlägt die Saracenen.

Auf dieſe Begebenheit folgte bald eine andere, welche die Niederlage der Sarazenen vollkommen machte. Jetzt rückte der König der Bulgaren mit ſeinem Kriegsheer an, womit er dem griechiſchen Kayſer zu Hülfe kommen wollte. Der Feldherr der Saracenen ging ihm entgegen, um demſelben alle Vortheile abzuſchneiden, und ihm ein Treffen, noch ehe ſich die Trupen deſſelben ausru-

hen

Mamen.
Hegire 207
n.C.G. 823

en konnten, zu liefern. Aber dieſer Anſchlag lief
hr unglücklich ab. Die Saracenen wurden von
en Bulgaren geſchlagen und gänzlich zerſtreu:
t: ſie muſten eine anſehnliche Beute und eine
roſſe Anzahl Kriegsgefangene im Stiche laſ:
n. Der Bulgariſche König würde die al:
rſchönſte Gelegenheit gehabt haben, die grö:
en Vortheile aus dieſem Siege zu ziehen, wenn
r anders denſelben hätte verfolgen wollen.
llein recht von der Sache zu reden, er ſah
s heimlich ſelbſt gern, daß die griechiſche
Macht durch die Einfälle der Saracenen
nvermerkt geſchwächt würde. Alſo hielt er
s für das beſte, ſich wieder nach Hauſe zu
egeben, in der Hofnung, daß er dermaleinſt
us dem Verluſte der einen und der andern
arthey ſeinen Vortheil ziehen werde.

Der Kayſer
bekömmt
eine neue
Verſtär-
kung.

Unterdeſſen erhielt der griechiſche Kayſer
eue Verſtärkungen, welche über das ſchwar:
.Meer in Conſtantinopel ankamen, ohne
aß ſich Thomas dawider hätte ſetzen, oder
aß er auch nur recht hätte auskundſchaften
önnen, worinn dieſe neue Hülſe beſtünde.
leichwohl war er jetzt ſowohl durch den er:
ttenen Schaden als durch die aufs neue ge:
rohte Gefahr weit vorſichtiger gemacht wor:
en als jemals. Alles richtete er nunmehr mit
er gröſten Behutſamkeit ein ſowohl das Auf:
ſchlagen des Lagers, als die Art des Angriffs.
Er raſte den Reſt ſeines Heeres zuſammen,

Mamon. Hegire 207 n. C. G. 823

und ſetzte ſich an einem Poſten feſt, wo er ſich einen doppelten Vortheil verſprach. Denn er glaubte, daß er hier nicht nur von den Griechen nicht könnte vertrieben werden, ſondern daß er ſie auch von hier aus ſtark würde beunruhigen können. Und noch mehr. Dieſe Lage verſchafte den Hülfstrupen, die er einen Tag nach den andern erwartete, einen leichten Paß um in ſein Lager einzurücken.

Er greift die Saracenen im Lager an.

Aber der griechiſche Kayſer ließ ihnen nicht ſoviel Zeit, daß ſie ſich mit den Saracenen vereinigen konnten. Denn kaum hatte er die friſchen Völker, die auf dem ſchwarzen Meer kamen, erhalten, da er ſchon einen Ausfall that, in welchem ſeine Leute den Saracenen ſo muthig unters Geſichte traten, daß ihr ganzes Lager in Schrecken gerieth. Vergebens verſprachen ſie ſich jetzt von ihrer ſo vortheilhaften Verſchanzung die Sicherheit, die ſie ſich zuerſt einbildeten. Die Griechen brachen ins Lager ein, und richteten in demſelben ein entſetzliches Blutbad an. Thomas rettete noch mit genauer Noth ſein Leben, indem er mit der gröſten Geſchwindigkeit nach Adrianopel flüchtete, und zwar in Begleitung des kleinen Reſts von ſeinen Trupen, welche dem Schwerdt des Siegers entrunnen waren.

Hier iſt das Ende aller Unternehmungen des Thomas. Die Muſelmänner, die ihm bisher mit ziemlich viel Ergebenheit gedienet

hat-

Maman. Hegire 207 n.C.G. 823

tten, verlohren ſich nach und nach von ihm,
d bald darauf muſte er ſehen, daß es mit
n nun ſo weit gekommen, daß er nieman-
n mehr zu ſeiner Vertheidigung um ſich habe,
s die Bürger von der Stadt, in welche er
flohen war. In dieſen bedrängten Umſtän-
n that er alles, was er konnte, um ſich in
r Stadt in Anſehen zu ſetzen; allein ſobald
h die kayſerlichen Trupen ſehen lieſſen, ſo
achten die Bürger, welche ſich weder die Plün-
rung noch die Ungnade des Kayſers auf
n Hals ziehen wollten, den Schlus, dem
onarchen entgegen zu gehen, und ihm ſei-
n Feind gebunden zu übergeben.

Thomas wird dem Kayſer ausgeliefert, und hingerichtet.

Alſo überlieferten ſie den unglücklichen Held
inem Ueberwinder, und erwarben ſich durch
eſes Verdienſt die Gnade, daß ihnen der Kay-
r das Verbrechen vergab, deſſen ſie ſich durch
e Aufnahme ſeines Feindes ſchuldig gemacht
atten. Dieſer Unglückliche hingegen muſte
ie Verwegenheit, die er gehabt, wider ſein al-
s Vaterland die Waffen zu ergreifen, durch
ne grauſame Todesſtrafe büſſen. Man hau-
e ihm Hände und Füſſe ab, und band ihn alſo
rſtümmelt auf einen Eſel. In dieſem jäm-
erlichen Zuſtand führte man ihn in Adriano-
el durch die Straſen, und endlich in das grie-
hiſche Lager, in welchem er bald darauf ſtarb.

Der Tod dieſes Generals machte auf ein-
al dem Feldzuge ein Ende, der nur in ſo

Mamon.
Hegire 207
n.C.G. 823

ſerne Mamon zu Herzen ging, daß er de
Verluſt der Hülfsvölker bedaurte, die er da
aufgeopfert hatte. Sonſt aber hatte er ſich nie
mals was groſſes davon verſprochen, und er hat
te es ſich beſtändig vorbehalten, ſich nicht ehe
darein zu miſchen, als bis er wüſte, ob dieſe
Anſchlag gut oder ſchlimm ausfallen würde
Und daher kam es, daß er die traurige Zei
tung ohne die geringſte Beſtürzung anhörte
und da er ſah, daß der griechiſche Kayſer, un
geachtet derſelbe ſehr beleidiget war, dennoc
fortfuhr den Tribut zu bezahlen, den die Kr
ne ſeit Irenens Regierung geben muſte, un
welchen die Nachfolger derſelben angelobt ha
ten: Alſo lebte er mit dem Kayſer in einen
ſo guten Verſtändniſſe, als wenn der Stil
ſtand, welchen die Griechen mit dieſer jährl
chen Abgabe erkaufen muſten, niemals wär
gebrochen worden.

Und eben ſo wenig wollte Michael, de
ſich ſehr vor Mamon fürchtete, ſich in die ge
ringſte Rechenſchaft wegen ſeinem Verhalte
bey dieſen Händeln einlaſſen. Er war deſt
vergnügter darüber, daß er ſich bey dieſer Ge
legenheit mit dem Califen nicht vermenget, j
mehr er bald darauf mit andern Feinden z
thun hatte, gegen die er ſich nimmermehr wür
de erhalten haben, wo er zu gleicher Zeit auc
der Macht dieſes Prinzen hätte die Spitze bie
ten müſſen.

Dieſ

Namen.

Dieſe neuen Feinde waren Mahometaner, e man ebenfals Sarazenen nannte, weil die hriſten, wie ich ſchon eben angemerket, allen nenjenigen den mahometaniſchen Namen ylegten, welche muſelmänniſche Kriegszei en in ihren Fahnen, wenn dieſelben wider e zu Felde zogen, führten, ſie mochten nun ntweder aus Arabien und Syrien oder aus ndern Gegenden ſeyn.

Hegire 207 n. C. G. 823: Die Sarazenen aus Africa fallen in Griechenland ein.

Dieſe aber, von welchen ich jeßt rede, wa n africaniſche Saracenen, aus den Gegen n von Algier und Marocco. Sie hatten nen Califen, den ſie Emir-el-Muslinim nnten, und der auf keine Art unter dem Ca ſen von Bagdad ſtand. Sie fielen auf die üſten von Griechenland, verheerten und ver üſteten das ganze Land. Sie gingen hierauf die Inſel Candien, die ehemals Creta hieß, achten ſich von derſelben Meiſter, und be aupteten dieſe Eroberung wider die Trupen, elche der Kayſer dahin abgeſchickt hatte. urz hernach verlohr dieſer Prinz auch Sici en, wohin einer ſeiner Kriegsbedienten die Sarazenen gerufen hatte, damit ſie ihn ider den Kayſer beſchützten, der ihn wegen ines Verbrechens beſtrafen wollte. Und dieſe nſel blieb ihnen auch ganz eigen bis auf Sy acus und Tormina.

Hegire 209 n. C. G. 824

Mitlerweile, da die Griechen alle Hände oll mit dieſen Barbarn zu thun hatten, lebte

Der Calif läßt ver-

Mamon. Hegire 209 n. C. G. 824 ſchiedene Schriften der Alten ins Arabiſche überſetzen.

Mamon zu Bagdad in der ſüſſeſten Ruhe,
und dachte an nichts, als wie er den Wiſſen
ſchaften güldene Zeiten verſchaffen könnt
Wir haben bereits in den Lebensbeſchreibun
gen einiger Califen geſehen, daß ſich dieſ
Herrn ſchon darauf gelegt haben, ihrem Vol
eine Anzahl griechiſcher Schriftſteller in be
Landesſprache in die Hände zu geben. Ma
mon folgte dieſem Plan, und gleichwie er ſei
ne Vorgänger an Gelehrſamkeit und Lehrbe
gierde noch übertraf, alſo zeigte er auch in de
Wahl und in der Einrichtung dieſer Ueberſe
zung noch einen weit feinern Geſchmack. Da
mals war es, da man einen Ariſtoteles, Theo
phraſt, Euclides, Hippocrates, Galen, Dio
ſcorides im arabiſchen leſen konnte. Mi
einem Worte, alle gute Schriften, ſie mochte
entweder einen alten oder neuern Gelehrte
zum Verfaſſer haben, ließ er in den Gegenden
wo ſich noch die Wiſſenſchaften aufhielten, au
ſuchen, und in das Arabiſche überſetzen. (*)

Da

(*) Es iſt ausgemacht, daß wir den Arabern w
nicht mehr, doch eben ſo viel in der Gelehr
ſamkeit zu danken haben, als den Mönchen
Man ſehe des ſeel. Lackemachers Diſput. de
ſtudiis Arabum. Helmſt. 1719. und des Hr
Bruckers Fragen aus der philoſ. Hiſt. V. Th
p. 63 ff. Unſer Hr. Abt iſt hier billiger, al
ſeine Mitbrüder. Doch ſagt er gewis nich
zu viel. Im Franzöſiſchen ſteht Hypocra

Mamon.
Hegire 209
n. C. G. 824

Das erhabene Exempel dieſes Fürſten;
e Hochachtung, womit er die Gelehrten
eehrte, und die Gnadengeſchenke, mit welchen
r die Bemühungen derſelben belohnte, reitzten
unmehr alle geſchickte Köpfe an, ſich hervor-
uthun. Die Araber, welche ſich eine Sache
urch ihre ſtarke Einbildungskraft ſehr lebhaft
orſtellen und ſie leicht überſehen können, wur-
en bald in den tiefſinnigſten Wiſſenſchaften
Meiſter. Nunmehr ſah man eine groſſe Men-
e von Schriften aus verſchiedenen Wiſſen-
haften ans Tageslicht kommen, womit die
Verfaſſer dem Prinzen als ihrem Schutzgotte
n Opfer brachten, indem ſie ihm dieſelben
edicirten.

Vergleitung der Regierung dieſes Califen, und der vorhergehenden Fürſten.

Dieſe allgemeine Bemühungen, es in den
Wiſſenſchaften recht weit zu bringen, welche
amals alle Gelehrten anwendeten, breitete
ber die Regierung dieſes Califen einen Glanz
us, den hundert blutige Siege deſſelben
icht verſchaft haben würden. Die Dummheit
nd das wilde Weſen, welche damals den Ara-
ern von allen geſitteten Nationen vorgewor-
en wurden, verſchwanden bey dem aufgehen-
en Lichte der Wiſſenſchaften auf einmal. Die
iebe zur Gelehrſamkeit beſeelte die Einwoh-
er, und bildete ihren Geiſt und ihre Sitten
rtig und menſchlich. Die vorhergehenden

---

te und Galien: ohne Zweifel aber ſind es Druckfehler. Ueberſ.

Mamon. Hegire 209 n.C.G. 824

Califen hatten ſich alle Mühe gegeben, dieſe Volk beſſer in Ordnung zu bringen, und, ſi haben auch einige glückliche Verbeſſerunge würklich zu Stande gebracht: Allein, man bemerkte doch noch von Zeit zu Zeit einige rauhe Züge der Wildheit in ihrer Ausführung, und ſelbſt die Beherrſcher der Araber waren von dieſen Flecken nicht frey. Man ſah Unterthanen, die ohne Urſach in Ungnade gefallen, grauſame Beſtrafungen und ſelbſt um nichtswürdiger Beſchuldigungen willen abgeſchlagene Köpfe. Aber unter Mamon erhielt ſich alles in einer weislich eingerichteten Gleichheit. Man ſah keine groſſe Veränderungen am Hofe und noch vielweniger Blutvergieſſen. Und man kann mit Recht behaupten, daß ſein Califat eben ſowohl die Regierung der Wiſſenſchaften als der Gnade und einer gelinden Mäſigung geweſen ſey.

Hegire 210 211. n.C.G. 825 826.

Seine Grosmuth gegen Ibrahim.

Insbeſondere aber offenbahrte er ſein gutes Herz in einer Sache, wo er allein zum Glimpf, der gröſte Theil hingegen von ſeinen Miniſtern zur Schärfe geneigt ward, durch eine ſehr deutliche Probe. Ich rede von ſeinem Betragen gegen Ibrahim, der damals in Bagdad zum Califen gemacht wurde, als Mamon ſich noch zu Choraſſan befand.

Ibrahim begab ſich der Krone, ſobald ſich ſein Vetter mit ſeinen Trupen der Stadt Bagdad näherte. Er wendete alle mögliche Vor-

Mamon. Hegire 210 211. n.C.G. 825 826.

ſcht an, ſich in dieſer Stadt zu verſtecken, und er ſpielte ſeine Rolle in Frauenzimmerkleidern ſo gut, daß er einige Jahre nach einander ganz verborgen in Bagdad lebte. Der Calif wuſte es wohl, daß ſich ſein Nebenbuhler in ſeiner Hauptſtadt aufhielt, und er befahl auch, daß man ihn austreiben ſollte. Aber weil man in den Gedanken ſtand, daß Mamon mehr willens wäre, dieſen abgeſetzten Prinzen zu ſchrecken, als zu beſtrafen, ſo war man in der Nachſuchung etwas nachläßig. Endlich aber wurde Ibrahim, weil er allem Anſehen nach etwas ſicher gemacht worden, und ſich alſo nicht mehr ſo ſorgfältig verbarg, hervorgezogen und gefangen geſetzt.

Mamon erhielt von dieſer Beute den Augenblick Nachricht. Er ließ ſeinen geheimen Rath zuſammen rufen, und warf darinn die Frage auf, wie er ſich in dieſen Umſtänden zu verhalten hätte? Die Räthe waren einſtimmig der Meynung, daß man den Gefangenen hinrichten ſollte. Denn wenn man bey einer ſolchen Begebenheit allzugelinde verführe, ſo würde man allerhand ſchlimme Folgen davon zu erwarten haben.

Eine kleine Weile hernach gab der Calif Befehl, daß man Ibrahim in Frauenzimmeranzug, ſo wie man ihn gefangen, vor ihn führen ſollte. Kaum war der unglückliche Prinz in das Zimmer getreten, als er ſich vor Ma-

Mamon.
Hegire 210
211.
n. C. G. 825
826.

Mamon niederwarf, und ihn alſo anredete: GOtt gebe euch, erlauchter Beherrſcher der Gläubigen, ſeinen Frieden! Rächet ihr euch an mir, ſo thut ih nichts anders, als daß ihr euch eure Rechts bedienet: Wo ihr mir aber vergebet, ſo werdet ihr eure Tugend glänzen laſſen. Iſt mein Fehler groß, ſo iſt gewiß eure Gnade noch viel gröſſer.

Hierauf erwiederte der Calif: Mein geheimer Rath hält für gut, euch zum Tode zu verdammen. Ibrahim antwortete dagegen: Eure Räthe, gnädigſter Herr, haben nach dem alten Herkommen, und nach den Staatsregeln der Regierung geſprochen; aber wo ihr mich begnadiget, ſo werdet ihr euch zwar nicht nach dem, was Rechtens iſt, richten: Ihr werdet aber auch unter den Weltherrſchern keinen eures gleichen haben.

Mamon, der von Natur zur Gnade geneigt war, und welcher Ibrahim ſchon für geſtraft genug hielt, daß derſelbe ſein Leben einige Jahre her in einer beſtändigen Angſt und Unruhe kümmerlich hätte zubringen müſſen, und zwar wegen einem Fehler, den er allem Befinden nach wieder ſeinen Willen hätte begehen müſſen: Mamon, ſage ich, ging jetzt auf dieſen unglücklichen Prinzen zu, um-

armte

Mamon.
Hegire 210
211.
n.C.G. 825
826.

rmte denſelben zärtlich, und ſagte zu ihm: **Seyd verſichert, mein Vetter, daß ich uch nicht das geringſte Leyd zufügen werde.** Den Augenblick bezeugte er ihm ſeine Gnade, und ſetzte denſelben in einen Rang, nd in ſolche Umſtände, die der Geburt dieſes Prinzen gemäß waren. Und dieſer Tag, der für Ibrahim der glücklichſte war, war uch zugleich am ganzen Hofe ein feſtlicher Tag. Die Hofleute drangen ſich recht zu, m dem Califen wegen einer That, die ſeiner Gnade und Grosmuth ſo viele Ehre brachte, um die Wette ihre Ehrenbezeugungen zu machen. Und dieſer Herr, der durch die vortrefliche Würkung ſeiner Gnade ſehr gerührt wurde, eröfnete jetzo ſein ganzes Herz, und brach in die Worte aus: **Ey nun! weiß man es, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, zu vergeben: ſo können nur diejenigen, die mich beleidiget haben, herzutreten, und mir ihre Fehler aufrichtig geſtehen.**

Ibrahim vergrößerte durch ſeine Wiederkunſt bey Hofe das Ergötzende deſſelben. Dieſer Prinz, der eine groſſe Kenntnis beſaß, erbaute und ergötzte durch ſeinen Umgang gleich ſtark. Mit einem eben ſo guten Geſchmack in den Wiſſenſchaften, als Mamon hatte, verſehen, legte er ſich noch beſonders auf die angenehmen Künſte. Alſo that er ſich insbe-

ſon-

Mamon. Hegire 210 211. n.C.G. 825 826

ſondere in der Muſik hervor, die er in eine hohen Grade verſtand. Daher wenn ma ſich bey Hoſe eine Zeitlang mit lauter ernſ haften Dingen beſchäftiget hatte, ſo wußt Ibrahim den Calif durch den Reiz ſeine Stimme und durch die verſchiedenen Inſtrumente, die er mit eben ſo viel Fertigkeit a Geſchmack ſpielte, wieder zu ermuntern.

Mamon legt ſich auf die Matheſis.

Sonſt war Ibrahim auch ein ungemein aufgeräumter und luſtiger Kopf. Seine Reden waren ſehr lebhaft, und reich an witzigen und muntern Einfällen. Und auf dieſe Art war er recht für den Califen gemacht, der einer ſolchen beluſtigenden Erquickung um ſo mehr benöthiget war, da er ſich ſeit einiger Zeit auf eine Wiſſenſchaft, die den Geiſt ſehr ermüdet, legte. Ich verſtehe darunter die mathematiſchen Wiſſenſchaften, in welchen er durchaus Meiſter werden wollte. Allein dieſes Vorhaben wurde in der Ausführung dieſem Prinzen deſto ſchwerer, jemehr es in Bagdad an geſchickten Anführern in dieſer Wiſſenſchaft fehlte. Doch zu gutem Glücke ſagte man ihm was von einem griechiſchen Sclaven, welchen man dem Califen als einen Menſchen anprieß, der ihn in kurzer Zeit ſehr weit in der Mathematik bringen würde.

Er zieht einen Sclaven, der ihm

Wer war über dieſe glückliche Entdeckung vergnügter als Mamon? Das erſte demnach, was er that, war dieſes, daß er dieſem Leib-

eigeigenen die Freyheit und ein anſtändiges Auskommen ſchenkte, damit derſelbe ſich am Hofe ſehen laſſen konnte. Dieſer Menſch brachte den Califen bald ſo weit, und ſtillte ſeine Begierde ſo glücklich, daß der Prinz wiſſen wollte, wer ſein Lehrer wäre, und wie es derſelbe, als ein junger Menſch in einer ſo weitläuftigen Wiſſenſchaft zu einer ſolchen Vollkommenheit hätte bringen können.

Mamon.
Hegire 210
211.
n.C.G. 825
826.
in der Matheſis gute Anleitung gab, aus dem Staube hervor.

Der Grieche berichtete ihm, daß er alles, was er wüſte, dem Fleiſſe eines Mannes zu verdanken hätte, der einer der Gelehrteſten im ganzen Orient wäre. Und dieß war Leo, ein eben ſo groſſer Weltweiſer als Mathematiker. Dieſer groſſe Geiſt wollte als Biſchoff zu Theſſalonich der Meynung des Kayſers, der ſich öffentlich wider die Bilder erkläret hatte, nicht beypflichten, und deswegen wurde er von ſeinem Sitze verjagt. Hierauf begab er ſich nach Conſtantinopel, wo er ſich durch Unterrichten ſeinen Unterhalt erwerben muſte, indem er nichts mehr als die Schätze ſeines Geiſtes beſaß. Der Grieche, ſein Schüler, wußte dieſen Gelehrten dergeſtalt zu erheben, und auf der andern Seite ſeine gegenwärtige Umſtände ſo rührend zu ſchildern, daß ſich Mamon entſchloß, dieſen groſſen Mann an Hof zu ziehen.

Er bemühet ſich, an ſeinen Hof den Leo, einen Gelehrten zu ziehen.

Er ſchrieb ihm alſo einen ſehr höflichen Brief. Nach einigen Lobeserhebungen ſeiner

Ver-

Mamon. Hegire 210 211. n.C.G. 825 826.

Verdienſte und Geſchicklichkeit erſuchte er denſelben, daß er nach Hofe kommen, und ein Glück annehmen möchte, das ſeiner würdig wäre. Mamon fertigte mit dieſem Schreiben einen gebohrnen Griechen ab, der, weil er mit Leo beſonders bekannt war, die Bitte des Califen durch ſein Zureden unterſtützen, und die Vortheile, die ſich jener in Bagdad zu verſprechen hatte, nach ihrem innern Werthe recht beſchreiben konnte.

Der griechiſche Kayſer widerſetzt ſich dem Verlangen des Califen.

Das Gerüchte von dieſem Geſchäfte kam den Augenblick nach Hofe. Der Kayſer wollte durchaus nicht in das Verlangen des Califen willigen. Vielleicht hat er dieß aus Eiferſucht und vielleicht auch aus andern Urſachen gethan. (*) Genug, er ſetzte ſich immer aufs äuſſerſte dagegen, wenn man bey ihm um Leo Anſuchung that. Hingegen fing er von dieſem Augenblick an, dieſem Gelehrten mit viel Achtung zu begegnen, um ihn auf

ge-

(*) Leo war ſehr beleidiget, und alſo konnte Michael II. oder der Stamler von einem groſſen Geiſte eben ſo viele Händel befürchten, als vom Thomas. Vielleicht hat auch Michael beſorgen müſſen, daß ihn Leo, als einen Bilderſtürmer für einen Ketzer halten würde. Und gegen dieſe Art beobachtete die Geiſtlichkeit nicht immer die natürlichen und chriſtlichen Pflichten. Ueberſ.

gewiſſe Weiſe wegen der Vortheile, die er nicht annehmen durfte, ſchadlos zu halten.

Mamon.
Hegire 210
211.
n.C.G. 825
826.
Hegire 212
213.
n.C.G. 827
828.

Dem ungeachtet ſchätzt Mamon den Gelehrten beſtändig hoch.

Da Mamon ſah, daß ihm ſein Wunſch nicht erfüllet worden, ſo fing er mit dieſem gelehrten Manne einen freundſchaftlichen Briefwechſel an, um durch dieſes Mittel aus den Einſichten deſſelben Nutzen zu ziehen. Dieſe ſchriftliche Unterhandlung daurte eine gute Weile, und verſchafte dem Prinzen beſtändig das gröſte Vergnügen. Ja Marmol, aus dem ich dieſe Nachricht geborget, erzählet dieſen beſondern Umſtand. Als der Prinz einsmals von Leo einen Brief erhielt, darinn dieſer Gelehrte eine Aufgabe, die jener ihm vorgeleget, in der ſchönſten Richtigkeit auflöſte, ſo brach er vor Freuden ganz auſſer ſich in die Worte aus: **Ach wie glücklich ſind doch nicht die, welche in Conſtantinopel leben, daß ſie des Umgangs eines ſo vortreflichen Lehrers genieſſen können.**

Der Calif erſuchet den Kayſer ihm Leon zu ſchicken.

Nunmehr wurde ſein Verlangen, den Leo bey ſich zu haben, von Tage zu Tage gröſſer, je öfter er von demſelben Briefe bekam. Seine Begierde, ihn ſelbſt zu ſehen, ward ſo lebhaft, daß er etlichemal Luſt bezeugte, in Perſon nach Conſtantinopel zu reiſen. Aber da ihm auf der andern Seite ſeine Würde im Wege ſtand, ſo erwählte er ein anderes Mittel. Er ſchrieb nemlich an den Kayſer, um

dieſen

Mamon. Hegire 212 213. n.C.G. 827 Hegire 827 828. dieſen Prinzen zu bewegen, daß er ihm Leo abfolgen laſſen möchte. Damit aber der Monarch hiezu deſto bereitwilliger wäre, ſo machte er ihm zugleich anſehnliche Präſente. Hier haben meine Leſer den Brief.

Mamon, Grosemir und Fürſt der Araber entbietet Michael; dem Kayſer der Chriſten, ſeinen Grus.

Ich war Willens, euch als ein guter Freund zu beſuchen Allein, da mir die Wichtigkeit meiner Regierungsgeſchäfte und die Art meines Volkes dieſe Ehre nicht erlauben, ſo bitte ich euch, daß ihr mir den hochgelahrten Philoſophen, Leo, überlaſſen wollet, damit ich mich ſeiner Anweiſung in den Wiſſenſchaften, die ich ſterblich liebe, bedienen könne. Stoſſet euch nicht an der Verſchiedenheit der Religion, weil ich ihn mir als einen Freund ausbitte. In Betracht dieſer Gefälligkeit werde ich einen ewigen Frieden mit euch halten, und euch tauſend güldene Byzantinen zu ſchicken, damit ihr euch wegen der Unkoſten des leztern Krieges wieder bezahlt machen könnet. Ohne allen Zweifel redet der Calif von dem Kriege, welchen Thomas dem Kayſer verurſacht hatte, und in welchem die Sarazenen als Hülfs-Völker dienten.

Mamon.
Hegire 212
213.
n. C. G. 827
828.
Feldzug wider die Griechen.

Der Kayſer hatte weder vor das Schreiben, noch vor das Anerbieten des Califen die geringſte Achtung. Er antwortete demſelben mit verſchiedenen Ausflüchten, die aber dem arabiſchen Grosfürſten ſo empfindlich waren, daß er zu den Waffen griff, und in die Staaten des Kayſers ging. Doch dieſer Feldzug daurte nicht lange. Der Calif begnügte ſich mit einigen beträchtlichen Gränzplätzen, und begab ſich nach Damaſco in die Winterquartiere.

In dieſer Stadt war ohnedem ſeine Gegenwart wegen einiger daſelbſt entſtandenen Unruhen unentbehrlich Aber Mamon ſtillte ſie in kurzer Zeit, und brachte den übrigen Theil der ſchlimmen Jahrszeit in einer Ruhe zu, welche ſeine weiſe Regierung dieſer Stadt wider von neuem verſchaft hatte.

Hegire 215.
n. C. G. 830

Das folgende Jahr ſetzte er den Krieg wider die Griechen fort. Aber eben um dieſe Zeit war Michael der Stamler geſtorben, und Theophil, ſein Prinz, den jener noch bey ſeinem Leben zum Mitregenten angenommen, ſaß damals auf dem Thron. Man hatte zu Damaſco Nachricht bekommen, daß man beynahe ſechszehenhundert Menſchen in den Gränzplätzen, die zum muſelmänniſchen Reiche ge-

Mamon. Hegire 215. n. C. G. 830

hörten, entweder auf Befehl dieſes Prinzen, oder auf eine andere Veranlaſſung hingerichtet habe. Dieſe Grauſamkeit reizte den Califen ſo ſehr zum Zorn, daß er ohne Zögern wieder in Griechenland mit ſeinem Heer einrückte, und die Eroberungen des vorigen Jahrs noch mit neuen vermehrte. Er trennte hierauf ein Theil der Armee in zween groſſe Haufen, deren der eine unter dem Commando Moraſſems, ſeines Bruders, und der andere unter der Anführung eines ſeiner Befehlshaber von verſchiedenen Seiten ins Land eindrang, und in dem griechiſchen Kayſerthum eine greuliche Verwüſtung anrichtete.

Nach dieſen Kriegsverrichtungen, die mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit ausgeführt wurden, vereinigten ſich dieſe zween Heerführer wieder mit der Hauptarmee. Der Calif war mit dieſen Vortheilen zufrieden, und wollte ſie nicht weiter ausdehnen. Er erhob ſich alſo wieder nach Damaſco, und ſchrieb eine allgemeine Faſten aus, um ſich zu der Feyrung eines Feſtes vorzubereiten, welches er mit groſſer Feyerlichkeit beging.

Hegire 216 n. C. G. 831 Man findet einen von Mervan vergrabenen Schatz.

Bald darauf ging er nach Egypten, und zwar durch Veranlaſſung eines Briefes, worinn man ihm meldete, daß man eben jetzt Nachricht erhalten, daß ein ſehr groſſer Schatz unter zwo Säulen verborgen läge. Dieſe Nachricht gründete ſich auf die Ausſage einiger

Mamen.
Hegire 216.
n. C. G. 831

ger glaubwürdigen Leute, welche bezeugten, daß ſie gehört hätten, daß Mervan II. und der letzte Calif aus dem Ommiddiſchen Hauſe an dem bezeichneten Orte entſetzlich ſchwere Kiſten habe eingraben laſſen, und daß man gleich nach ſeinem Tode noch mehrere hingebracht, die man aber nicht ſo verborgen hätte unter die Erde bringen können, daß es nicht jemand ſollte erfahren haben. Uebrigens hätte man von dieſer Zeit an nicht weiter daran gedacht, und es wäre alſo zu vermuthen, daß man noch alles im vorigen Zuſtand antreffen würde.

Dieſe Nachricht bewog Mamen, ſich nach Egypten zu begeben, um bey dem Schatzgraben ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn. Man fing an, die Erde bey den Säulen umzuwühlen, und nachdem man dieſe Arbeit eine Zeitlang fortgeſetzt, ſo kamen verſchiedene Kiſten zum Vorſchein, in welchen eine Menge von Edelgeſteinen, koſtbaren Geräthe und Silber lag. Unter andern war auch ein Koffer mit der allerfeinſten Leinwand. Als Mamon gern wiſſen wollte, was das wäre, ſo legte man alles auseinander, und man fand, daß es lauter Hemder wären, die vorne an den Ermeln ſehr ſchmutzig ausſahen.

Der Calif über dieſen Augenblick ganz erſtaunt, frug, ob man nicht einen Menſchen auftreiben könnte, der dieſen Umſtand aufklä-

Mamon. Hegire 216 n. C. G. 831.

ren würde. Darauf trat ein alter Officier hervor, deſſen Vater unter Mervan gedient hatte, und entdeckte dem Califen die ganze Sache. Mervan, ſprach dieſer Kriegsmann, aß ungemein ſtark, und insbeſondere fand er einen auſſerordentlichen Geſchmack am Lammsfleiſch. Am meiſten aber fiel ſein Appetit auf die Nieren. Alſo brachte man ihm öfters das Thier ganz auf die Tafel, wie er es verlangt hatte: So gleich umwickelte der Calif ſeine Hand mit dem Ermel ſeines Hemdes, und fuhr alſo mit dem Arm in den Leib des Lammes, zog die Nieren heraus, und verzehrte ſie auf der Stelle. Hierauf legte er ein neues Hemd an. Alle dieſes Linnenzeug wurde auf einen Haufen zuſammengelegt, ohne daß man es jemals wieder gebraucht hat. Und daher hatte man eine ſo groſſe Menge davon angetroffen. Und in der That, die Anzahl belief ſich auf zehen tauſend Hemder.

Mamon, dem dieſer Umſtand unbekannt war, kam vor Verwunderung ganz auſſer ſich. Hierauf ließ er alles wegnehmen, was Silber und an koſtbaren Geräthe da war. Mit dem Linnenzeug machte er dem Officier, der ihm die Nachricht von Mervans Lebensart gegeben, ein Geſchenke.

Hegire 217. n. C. G. 832. Fortſetzung des Kriegs

Endlich kehrte der Calif wieder nach Damaſco zurück. Aber auch von da begab er ſich bald wieder weg, um dem Feldzug wider die Grie-

Mamon. Hegire 217. n. C. G. 832 mit den Griechen.

Griechen beyzuwohnen, welche ſich bewafnet hatten, um die Plätze wieder zu erobern, welche man ihnen im vorigen Jahr entriſſen hatte. Der Grosfürſt kam noch zu rechter Zeit, um ihre Bemühungen zu vereiteln. Er ergriff ſo weiſe Maasregeln, daß er den griechiſchen Kayſer verhinderte, ſoweit fortzurücken, als ſich derſelbe vergebens geſchmeichelt hatte. Doch, wenn man alles zuſammennimmt, ſo gewann ſo wenig der eine als der andere Theil bey dieſem Feldzuge.

Die Muſelmänner ſind in verſchiedene Secten getrennet.

Indem, daß Mamon den Degen wider die Feinde des Staats führte, ſo ſtiegen die Wiſſenſchaften, die er in ſeiner Reſidenzſtadt ſo ſehr hervorgezogen, von einer Stuffe der Vollkommenheit und des Anſehens zur andern. Aber dieß war dabey das allerveränderlichſte, daß nach und nach unter den Gelehrten die Uneinigkeit ſo ſehr einriß. Dem gemeinen Vorgeben nach war die ariſtoteliſche Philoſophie die Urſache dieſer Uneinigkeit, indem die Araber einen ganz beſondern Geſchmack an den ſpitzfündigen und eiteln Schulfragen, die ſie aus der Dialektik und Metaphyſik des Ariſtoteles zogen, fanden. Jetzt brachte man tauſend Spitzfündigkeiten auf den Catheder, darunter immer eine ſeltſamer war als die andere, und als man dieſelbe mit der gröſſeſten Hitze verfocht, ſo entſtanden daraus eben ſo viele Secten.

Mamon. Hegire 217 n.C.G. 832

Ohne mich in eine weitläuftige Erzählung dieſer Grübeleyen einzulaſſen, ſo will ich nur einige von denjenigen Fragen anführen, welche damals den gröſten Lärmen verurſachten. Alſo warf man z. E. damals die Frage auf: Ob diejenigen, welche bey dem muſelmänniſchen Glauben ſchwere Sünden begingen, unter die Gläubigen, oder Ungläubigen gerechnet werden müſten? Ein Theil bejahete dieſe Frage, der andere verneinte ſie, und der Streit wurde ſo hochgetrieben, daß man etlichemal bald zum Handgemenge gekommen wäre.

Eine andere Zwiſtigkeit, die aber eben ſo wenig, als die erſtere zu bedeuten hatte, betraf die göttlichen Eigenſchaften. Es gab einige, welche behaupteten, daß die Eigenſchaften GOttes von ſeinem Weſen unterſchieden wären; andere hingegen ſagten, daß, wenn man dieſelben davon trennen wollte, ſo wäre dies ſo viel, als die Gottheit ihrer Schönheiten berauben. Man wollte ferner ausmachen, ob GOtt etwas durch ſeine Erkänntnis oder durch ſein Weſen erkennte? Ob ſein Wort ewig und unerſchaffen wäre? Ob dasjenige, was er um ſeiner Geſchöpfe willen thäte, immer auch das beſte für dieſelben ſey? Ob man durch die Sünde den Glauben verlöhre, oder ob dieſelbe auch ohne die guten Werke beſtehen könnte? Endlich da man immer mehr auf Spitzſündigkeiten verfiel, ſo kamen tauſend ſeltſame und wi-

rige Meynungen aufs Tapet, die eben ſoviele
Secten zur Welt brachten, deren Lehrſätze de-
lo unverſtändiger waren, jeweniger ſich dieſe
einen Metaphyſiker ſelber verſtanden.

Mamon. Hegire 217 n. C. G. 832

Doch war die vornehmſte Secte, welche
amals den meiſten Lärmen erregte, die Secte
er Motazalen. Schon vor tauſend Jahren
var dieſelbe unter den Muſelmännern entſtan-
en. Allein, theils die einheimiſchen und
heils die auswärtigen Kriege haben ihren
Wuchs ſehr verhindert. Aber nunmehr eröff-
ete der Friede, der ſeit Mamons Regierung
n den arabiſchen Staaten herrſchte, den Mo-
azalen ein offenes Feld, um ihren Saamen
uszuſtreuen. Sie verſtanden die Kunſt, ihr
neues Lehrgebäude durch nichtswürdige Spitz-
ündigkeiten, die ihnen die ariſtoteliſche Logik
und Metaphyſik an die Hand gab, auszuzie-
ren, und dadurch zogen ſie eine unzähliche Men-
ge Anbeter in ihre Schule. Selbſt der Calif
ſtellte ſich an die Spitze derſelben, und ſeinem
Exempel folgte eine groſſe Menge der ange-
ſehenſten Araber. (*)

Der Calif tritt auf die Seite der Motazalen

(*) Basnage macht uns von der Lehre der Motazalen in ſeiner hiſtoire des Iuifs folgende Vorſtellung: (Th. V.) Sie behaupteten, 1) daß man die Eigenſchaften GOttes nicht von ſeinem Weſen trennen dürfe; 2) glaubten ſie mit allen Anhängern des Aly, daß der Koran erſchaffen, und folglich nicht ewig ſey. Ja, ſie hat-

Mamon.
Hegire 217
n. C. G. 832
Man murret wider dieſe Aufführung des Califen.

Dieſes Bezeugen des Califen ſchien denen ſehr anſtößig, welche ſich unter den übrigen Muſelmännern durch eine beſondere Heiligkeit hervorthun wollten. Sie verketzerten ihn öffentlich darüber, daß er ſich gar zu leicht hätte bereden laſſen, in ſeine Staaten die Wiſſenſchaften und Gelehrte einzunehmen, welche dieſe Leute als die Haupturheber aller derjenigen Verwirrungen anſahen, die ſich jetzt in die Religion eingeſchlichen hatten. Dieſer Eifer

ver-

---

hatten die Verwegenheit zu behaupten, daß die Araber ein eben ſo gutes Buch, als der Koran, hätten machen können, wenn ſie ſich hätten damit abgeben wollen. 3) Gaben ſie vor, daß man den Glauben nicht verlöhre, daß man aber gleichwohl einem Menſchen, der in grobe Sünden fällt, den Titel eines Gläubigen nicht beylegen könne. 4) Lehrten ſie, daß GOtt nur auf eine allgemeine Weiſe einen Einfluß in die Handlungen der Menſchen habe; daß er denſelben eine vollkommene Freyheit laſſe, und daß daher ein jeder nach Verdienſt entweder belohnet oder beſtraft werde. (Ich enthalte mich hier überhaupt bey dieſem ganzen Abſchnitte von dem Flor der Wiſſenſchaften unter dem Mamon aller Anmerkungen, weil die deutſchen Leſer alles ausführlich aus Hrn. Bruckers Fragen aus der philoſ. Hiſt. V. Theil ſchöpfen können. Alſo handelt derſelbe ſehr weitläuftig von dieſen mahomedaniſchen Separatiſten S. 357. und insbeſondere S. 358. ff. Ueberſ.)

Mamon. Hegire 217 n. C. G. 832.

verleitete den Takiddin, einen mahometaniſchen Schriftſteller ſoweit, daß er ſagte, GOtt würde Mamon ganz unfehlbar ſtrafen, daß er die Frömmigkeit der Muſelmänner durch die philoſophiſchen Wiſſenſchaften verwirret hätte, (*)

Es ſchien auch, als wenn das Murren der Muſelmänner, welches durch die Streitigkeiten über die Lehren der Religion erreget wurde, den Califen ſehr unruhig machte. Die Vorwürfe, die er hören muſte, gingen ihm nahe, denn man gab ihm Schuld, als wenn er die Lehre des Propheten verfälſchte. Er entſchloß ſich daher in dieſen erſten Augenblicken durch kluge Anſtalten dieſe verdrüsliche Urtheile wieder zu erſticken. Und es gibt einige Geſchichtſchreiber, welche melden, daß er eine Art einer Inquiſition niedergeſetzt hätte, welche alle ſeine Unterthanen, welcher Secte ſie auch zugethan geweſen, zwingen ſollte, ſich nach der Lehre der Muſelmänner zu richten. Aber er ſah es bald ein, daß aus dieſer Anſtalt mehr ſchlimmes als gutes erfolgte, und daß ein ſolches Ketzergerichte noch überdieß unfehlbar alle Ge-

---

(*) Fieri non poſſe, quin DEVS certas de Almamone poenas ſumeret, quod, ſcientiis philoſophicis introductis, Mohammedanorum pietatem interpellauerit. POCOCKIVS *not. in Specim. Hiſt. Arab.*

Mamon. Hegire 217 n.C.G. 832 Gelehrten aus ſeinen Staaten verjagen würde, als welche es nicht leiden würden, daß man ihre Gedanken ſo ſehr feſſelte.

Hegire 218 n.C.G. 833 Geſetzt alſo, daß dieſe Anſtalt würklich iſt gemacht worden, ſo kann ſie doch nicht lange gedauret haben. Denn wir ſehen, daß ſich noch lange hernach Chriſten zu Damasco und in den andern vornehmen Städten aufgehalten, und daſelbſt ihre Kirchen gehabt haben. Aber ohne Zweifel würden dieſe am wenigſten den Nachſtellungen des Ketzergerichts entgangen ſeyn, weil die mahometaniſche Religion keine abgeſagtere Feinde als eben ſie hatte. Die Geſchichte berichtet uns, daß als Marcus, Patriarch der Jacobiten (*) zu Alexandrien in dem den Geiſt aufgeben wollen, ſo hätte man ihm einen Nachfolger geſetzt, den man von Seiten der Regierung an der Ausführung ſeiner Anſchläge, die er der chriſtlichen Religion zum Beſten gefaßt, im geringſten nicht verhindert habe. Er ließ z. E. etliche Kirchen wieder neu aufbauen, ſetzte verfallene Klöſter in den vorigen Zuſtand, und bevölkerte die denſelben unterworfene Ländereyen, ohne daß ſich Mamon ſeinen Unternehmungen widerſetzt hätte.

Der

(*) Oder Monophyſiten, deren Sätze und äuſſerliche Einrichtung von Jacob Baradäus ſehr verbeſſert worden. Ueberſ.

Der Grosfürſt, der es ohne Zweifel einſah, von. was für traurigen Folgen die Religionsverfolgungen begleitet würden, hörte die Zänkereyen der verſchiedenen Partheyen zum Zeitvertreib an, und verwarf als ein vernünftiger Herr alle harte Zwangsmittel, welche öfters zu nichts anders dienen, als daß ſie die Gemüther auf einer Seite noch mehr gegen einander verbittern, und auf der andern die Hart äckigen noch aufrühriſcher und ungeſtümmer machen. Doch machte er auch zugleich ſolche Verordnungen, daß durch dieſe Dultung der Secten in dem Staate keine Trennungen verurſachet werden konnten. Und er erreichte durch ſein ſanftes und mildes Weſen glücklich ſeinen Endzweck. Er ſelbſt blieb für ſeine Perſon unter den verſchiedenen Meynungen nicht gleichgültig, ſondern gleichwie er ſchon vorher zu den Lehrſätzen der Mótazalen den meiſten Hang hatte, alſo war er ihnen auch bis auf den letzten Hauch zugethan.

Mamen.
Hegire 218.
n.C.G. 833
Er dultet die verſchiedenen Secten.

Aber die ſtrengen Muſelmänner konnten es Mamon nicht vergeben, daß er ſich ſo gelinde u einer Zeit aufgeführet hat, in welcher ſie ichts als bloſe Schwerdter, und rauchende Scheiterhauſen zu ſehen hoften. Denn dieſe Mittel waren ihrem Sinn nach diejenigen, urch welche die Meynungen, die ihrem zar n Gewiſſen unerträglich fielen, auf einmal ätten müſſen ausgerottet werden. Gleichwohl

Mamon. Hegire 218 n.C.G.833.

wohl nahmen ſie ſich ſehr davor in acht, daß ſie die Gemüther wider den Califen nicht aufhetzten. Er wurde von ſeinem Volke viel zu zärtlich geliebt, und er verdiente es auch ſo ſehr, daß man nichts wider ihn unternehmen konnte, ohne ſich ſelber auf einmal aufs höchſte verhaßt zu machen.

Einfall und Niederlage der Griechen.

Nunmehr machten die Partheyen auf eine Zeit lang einen Stillſtand mit einander, da die Griechen ſich wieder zu regen anfingen. Der Kayſer Theophil ergriff die Waffen, rückte an die muſelmänniſchen Gränzen, und wollte das wider hereinbringen, was er im vorigen Jahr verſäumet hatte.

Aber ſobald der Calif von dieſen Bewegungen Nachricht bekommen, ſo ſchickte er alsbald Völker dahin ab, und machte ſich fertig, ſelber mit dem Commandoſtab denſelben bald nachzufolgen. Aber auch in dieſem Feldzug büßten die Griechen ſtark ein. Denn der Kayſer ward zurück getrieben und gezwungen, wider in ſein Land zu gehen. Mamon aber folgte ihm ſchnell auf dem Fuſſe nach, nahm dieſem Monarchen verſchiedene wichtige Plätze weg, und erbeutete in denſelben unſägliche Schätze, und eine groſſe Anzahl Kriegsgefangene.

Nach dieſer Verrichtung ließ er ſein Kriegsvolk nach Cilicien gehen, um daſelbſt demſel-

Mamon.
Hegire 218
n.C.G.833.

ben ſo lange eine Erquickung zu verſchaffen, bis es wieder nach der Reſidenzſtadt zurück marſchiren ſollte. Aber ach! der Prinz war unvermerkt bey dem Ziel ſeines vortreflichen Laufes. Und jetzt da er in den beſten Jahren war, und bey einer vollkommenen Geſundheit die gröſte Lebhaftigkeit beſaß, ſo traf ihn plötzlich ein Pfeil des Todes, und er ſank in derjenigen Stadt kraftlos darnieder, in welcher er ſich von ſeinen Feldzügen erſt wieder recht erholen wollte.

Mamon ſtirbt.

Die Geſchichtſchreiber melden, als eines Tages der Calif mit Moraſſem, ſeinem Bruder, und einigen ſeiner Günſtlinge auf den ſchönen Ciliciſchen Angern ſpatzieren gieng: ſo wäre er an das Ufer eines Fluſſes gekommen, deſſen erfriſchendes und helles Waſſer in ihm die Luſt rege gemacht, ſich darinn die Füſſe zu baden. Er hätte ſich alſo an dem Ufer des Fluſſes mit ſeiner Geſellſchaft niedergelaſſen, und mit derſelben die Füſſe ins Waſſer geſetzt. Als er ſich einige Minuten dieſes Vergnügen gemacht, ſo hätte er Appetit zum Eſſen bekommen; hauptſächlich aber wäre er auf Datteln von Azad, einem Orte, der wegen dieſer Frucht ſehr berühmt geweſen, verfallen. Und da ſich die Gelegenheit dazu von ſelbſt angeboten, ſo wäre man allzugeſchäftig geweſen, ſeine Begierde zu ſtillen. Denn einer der Officiere bemerkte von ferne

viele

Yemen.
Hegire 218.
n. C. G. 833

viele mit Waaren beladene Cameele, und lief mit der gröſten Geſchwindigkeit auf den Kaufmann zu, der würklich etliche Körbe von den beſten Datteln bey ſich hatte. Man kaufte ihm ſogleich ſeinen ganzen Vorrath ab, und der Calif vertheilte denſelben unter ſein Gefolge.

Allein gleichwie er auf dieſe Frucht gar zu ſtark erpicht war: Alſo konnte er ſich jetzt auch gar nicht ſatt daran eſſen. Zum Unglück war damals eine ſtarke Hitze. Da man aber kein anderes Getränke als das Waſſer des Fluſſes, das ſehr kalt war, bekommen konnte, ſo trank es der Calif mit der gröſten Begierde hinein.

Wenige Augenblicke hernach muſte der Prinz dieſes Vergnügen ſehr theuer bezahlen. Die Datteln, die an ſich ſehr hart zu verdauen ſind, machten ihm ein heftiges Drücken im Magen. Alſo fiel er in ein Fieber, und die Krankheit nahm ſo ſtark überhand, daß man an ſeinem Leben verzweifelte. Und da er ſelber die Gefahr wahrnahm, ſo dachte er nun an nichts weiter, als durch eine kluge Verordnung die Ruhe ſeines Staates zu befeſtigen. In dieſer Abſicht beſtimmte er ſich einen Nachfolger, oder beſſer zu ſagen, er beſtätigte nur denjenigen, welchen Haroun al-Raſchid, ſein Vater, feyerlich ernennet hatte. Er ſchrieb alſo nur in alle Provinzen, daß man nach ſeinem Tode Moraſſem, ſeinen Bruder als den rechtmäßigen Grosherrn des ganzen muſelmänniſchen Reiches annehmen ſollte. Alſo ſiegte bey dieſem Prinzen die Hochachtung gegen einen verſtorbenen Vater, über die Liebe gegen einen Sohn. Denn er hätte dem Rath eines groſſen Theils ſeiner Hofbedienten folgen, und Abbas, ſeinen Prinzen, zu ſeinem Nachfolger ernennen können.

Mamon.
Hegire 218.
n.C.G. 833

Vergeblich würde ich mich jetzt bemühen, das Winſeln und Wehklagen zu beſchreiben, welches unter dem Volke entſtand, als es auskam, daß der Prinz zuſehens abnähme, und daß er bald erblaſſen würde. Dieſe traurige Zeitung war wie ein Donnerſchlag, der plötzlich aus der Luft auf die Erde fähret, und alles erſchüttert und niederſchlägt. Niemand aber wurde davon mehr getroffen, als die, welche um den ſterbenden Prinzen waren. Bis an ſeinen letzten Hauch gab er ihnen noch rührende Proben von jener zärtlichen und huldreichen Geſinnung, die in ſeinem ganzen Leben ſeinen Hauptcharacter ausmachte. Endlich, nachdem er lange genug mit einer hartnäckigen Krankheit geſtritten hatte, ſo ſtarb er mit dieſen letzten Worten: **O du, das du gar nicht ſtirbſt, höchſtes Weſen, erbarme dich über einen armen Sterbenden!**

Mamons Lob.

So war das Ende eines Prinzen beſchaf-

fen,

Mamon.
Hegire 218
n.C.G. 833

ſen, den uns die Geſchichtſchreiber als den vollkommenſten unter allen Weltherrſchern abmahlen, und der ſich eben ſo ſehr durch ſeine Tapferkeit, als durch ſein weiſes und ſanftes Bezeugen einen unſterblichen Namen gemacht. Er mochte nun entweder im Feld ſein Kriegsheer anführen, oder im Frieden am Hofe das Wohl ſeines Volkes beſorgen, ſo ſahe man immer ſeine groſſe Eigenſchaften hervorſchimmern. Aber nichts erhob ſeinen Ruhm mehr, als die beſtändige Liebe, die er zu den Wiſſenſchaften und Gelehrten trug, die er ſtets eines beſondern Schutzes würdigte. Es iſt wahr, einige ſeiner Vorgänger haben bereits etlichemal einen Verſuch gewagt, die Wiſſenſchaften unter den Arabern einzuführen. Sie haben auch in gewiſſer Abſicht ihren Endzweck erreicht: Aber die Ehre, ihnen ihren völligen Glanz zu geben, und ſie auf den höchſten Grad zu erheben, war allein Mamon vorbehalten. Dieſer Prinz ſetzte ihr Glück auf einen ſo feſten Grund, daß ſie ſich hernach unter ſeinen Nachfolgern im Anſehen erhielten.

Dieſes groſſe Werk hatte ſeinen glücklichen Fortgang allein dem Exempel zu verdanken, welches Mamon ſelber ſeinem Volke gab. Und indem er von allen Orten gelehrte Männer in ſeine Staaten zog, ſo begnügte er ſich nicht blos damit, daß er ſeine Unterthanen

ermah-

Mamon.
Hegire 218.
n.C.G. 833

ermahnte, ſich des Unterrichts derſelben zu bedienen: nein er war der erſte, der die von ihm erbauten Schulen beſuchte. Und nachher gab er die deutlichſten Proben von ſich, wie weit er es in den allerſchwerſten Wiſſenſchaften gebracht habe, indem er ſelber aſtronomiſche Tabellen, die wegen der richtigen Ausrechnung ſehr berühmt geworden ſind, herausgab.

Fleury du choix des études.

Uebrigens meldet man die Urſache nicht, warum Mamons Leiche nicht nach Bagdad iſt abgeführet worden. Es ſcheinet, als wenn dieſe Hauptſtadt, die wegen ihrer Bemühungen der Mittelpunct der Wiſſenſchaften, der Artigkeit und des guten Geſchmacks geworden, ſich mehr hätte um die Ehre bekümmern ſollen, ein ſo koſtbares Pfand zu verwahren. Unterdeſſen aber ſehen wir nicht, daß ſie ſich diesfals nur die geringſte Mühe gegeben habe. Denn man ſetzte den erblaßten Prinzen in Tarſen bey, die eine der angeſehenſten Städte in Cilicien geweſen iſt, in derjenigen Provinz, wo ſich, wie ich ſchon geſagt habe, der Calif aufgehalten, um ſeinen Truppen eine Erfriſchung zu verſchaffen.

Sonſt ſieht man aus El-Mazins Berichte, daß Mamons Beyſetzung zu Tarſen von einigen als ein Merkmal von einer Verweiſung ſey angeſehen worden. (*) Dieſer Verfaſſer

---

(*) Der Verfaſſer hat die wahre Urſache entdeckt, und

Mamon. Hegire 218. n. C. G. 833

faſſer bezieht ſich auf folgende Stelle eines Arabiſchen Dichters: Sehet ihr wohl, daß
die

---

und man muß ihm überhaupt das Lob geben, daß er ſich bey dieſer ganzen Erzählung mehr durch die Vernunft, als durch andere Grundſätze habe regieren laſſen. Daß ſich Mamon wirklich unter den Arabern Feinde gemacht, hat Hr. Bayle in ſeinem Dictionnaire Art. Takiddin T. IV. p. 315. erwieſen. Denn die alten Araber waren auf die Philoſophie eben ſo übel zu ſprechen, als einige unter uns ſind. Daher ſagte z. E. Al-Shafi, daß man einen Mahomedaner, der ſich auf die Philoſophie legte, lebendig ſpießen ſollte. Aber Mamon gieng noch weiter. Er machte ſo gar Chriſten zu ſeinen Vertrauten, mit denen er am liebſten umgieng, und Johann Meſuach, einen chriſtlichen Arzt und Weltweiſen, zum Präſidenten bey der Academie der Wiſſenſchaften, die er zu Bagdad errichtet hatte, und zwar wieder den Willen ſeines Hrn. Vaters, des Hareun-al-Raſchids, der damals noch lebte. In der That, die ſtrengen Anhänger Mahomeds waren darin gar nicht zu verdenken, daß ſie auf die Philoſophie übel zu ſprechen waren. Denn ſeitdem man in Arabien anfieng die Vernunft zu ſchärfen und alles zu prüfen; ſo fielen die ſchwachen Seiten und das Lächerliche des Korans den aufgeweckten Köpfen nur gar zu deutlich in die Augen, und da man vorher behauptete, daß der Alcoran ewig ſey, ſo waren nun einige Araber ſo verwegen, daß ſie ſagten, ſie wollten ein eben
ſo

die Geſtirne (*) Mamons und ſeiner verwerflichen Regierung überdrüßig geworden: Sie laſſen ihn zu Tarſen iegen, ſo wie ſeinen Vater zu Thus. Mamon. Hegire 218. n.C.G. 833

Oo 2 Allein

ſo gutes Buch zu Stande bringen, als Mahomeds Arbeit ware. Noch verdienet angemerkt zu werden, daß die Wiſſenſchaften ihr ganzes Glück in Arabien der Medicin zu verdanken haben, ſo wie jetzo die Griechiſchen Chriſten ihre Ruhe den chriſtlichen Leibärzten des türkiſchen Kayſers. Denn da Raſchid todt krank lag, und ihm keiner ſeiner Sarazeniſchen Aerzte helfen konnte, ſo wurde er von Johann Meſuach glücklich curirt. Dieſer Mann führte in Gegenwart des Prinzen Mamons philoſophiſche und andere gelehrte Diſcurſe, und dadurch flößte er demſelben unvermerkt eine groſſe Liebe gegen die Gelehrſamkeit, und beſonders eine ausnehmende Achtung gegen die chriſtliche Weltweiſen ein. Durch eben dieſes Mittel und durch die mechaniſchen Künſte verſchaften ſich auch die Jeſuiten an dem Hofe zu Peking den erſten Zutritt. Uebers.

(*) Denn der Calif legte ſich ſtark auf die Stern- und Windkunde, und weil er die Finſterniſſen und andere Himmelserſcheinungen vorher ſagen konnte, ſo hielten ihn ſeine alten Araber für einen Zauberer. Wir aber können ihn als den Stifter der Gelehrſamkeit auch in Europa anſehen. Denn von den Arabern haben wir die Philoſophie, und die andern alten Wiſſenſchaften bekommen. Aber nur Schade, daß die pedantiſchen Scholaſtiker uns zugleich ihren Schulkram mit übergeben haben. Uebers.

Mamon. Hegire 218. n.C.G. 833 Allem Anſehen nach rühren dieſe Verſe von einem der ſtrengen Muſelmänner her, die ſich entweder an der Dultung der verſchiedenen Secten, die in den Staaten des Califen entſtanden waren, ärgerten, oder welche dieſer Herr dadurch vor den Kopf geſtoſſen hatte, daß er bis an ſeinen Tod ſich gegen die Lehre der Motazalen ſehr geneigt erwieſen.

Eben dieſer Schriftſteller berichtet, daß Mamon von mittelmäſiger Gröſſe geweſen ſey; daß er im Geſichte wohl ausgeſehen, und eine ſehr weiſe Farbe, die aber etwas durch Sommerſproſſen verſtellt wurde, gehabt habe. Er lebte acht und vierzig Jahr, und regierte zwanzig. Er hinterließ einen Prinzen, mit Namen Abbas, von dem wir unter der folgenden Regierung reden werden.

Regiſter

er vornehmſten Namen und Sachen.

A.

Abbas-ebn-Sehel General des Abdallah 186. ſeine Unternehmungen 187

Abbaſſah wer? 454. verliebt ſich in Giafar 455. ihre unglückliche Begebenheiten 459. ihr Tod 460

Abbaſiden empören ſich wider die Ommiaden 307. ihr Urſprung 308. 367. erheben ſich auf den Thron der Califen 366

Abdalazis Uneinigkeiten wegen ſeiner Frauen 218

Abdallah ſein Bezeugen in Basrah 40. will dem Yeſid nicht huldigen 64

Abdallah-ebn-Abbas mißräth die Unternehmung des Haſſein 93. ein anderer dieſes Namens empört ſich wider den Calif Mervan II. 355. rottet die Ommiaden aus 368. will Calif werden 375. ſeine Unruhen 378. ſein Tod 283

Abdallah-ebn-Zobeir ſein Aufſtand wider den Yeſid 123. wo er für den Califen angenommen ward? 124. fährt fort Unruhen anzurichten 152. wird von dem Califate ausgeſchloſſen 156. wird doch in einigen Provinzien dafür erkannt 157. ſein Bezeugen gegen die Aliden 190. wird über den Tod des Moſſab betrübt 215. wird von ſeiner Mutter getröſtet 224. ſein Tod 227

Abdalmelech wird Calif 181. zieht wider Mokthar aus 194. bringt ſelbſt den Amru um 204. ſein Aberglauben 214. ſein Tod 243

Abdalrahman wagt einen Einfall in Frankreich 315. ſein Tod 318

Abdarohaman ihn läßt Moavias umbringen 26

Abdarrahman wird Stadthalter von Irak 237. und Basrah 238. wird von Hejage geſchlagen 240. bringt ſich ſelbſt um 242

Aberglauben des Abdalmelechs 214

Abu-Agub ſein Tod 31

Abu-Algiodali will die Aliden befreyen 192

Abu-Giafar, ſ. Almanzor.

Abu-Moslem wird vom Calif Mervan II. abtrünnig 343. iſt im Kriege wider ihn glücklich 361. bekommt die Anführung über die Völker des Califen Almanzor 379. ſchlägt den Abdallah 380. warum ihn Almanzor gehaſſet? 385. wird durch angeſtellte Schmeich-

ler

ler betrogen 389. wird verrätheriſcher Weiſe getödtet 390
Abu=Soſian 12
Aboul=Abbas=Saſſah 366. wird Calif 368. war ausnehmend ſchön 372. ſein Tod 373
Adi=ebn=Hakem ſein grauſamer Tod *184
Ahnaf ihm wird der Yeſid zur Aufſicht übergeben 49. ſein Bezeugen dabey 50
Ali warum er keinen Nachfolger ernennet? 1
Ali ein Sohn des Haſſein ſeine unglückliche Begebenheiten 116. wird bey der Plünderung Medina gerettet 141
Aliden ihre betrübten Umſtände 190. die Flüche wider dieſelben werden von dem Calif Omar II. unterdrückt 281. nimmt der Calif Mamon in ſeinen Schutz 515
Almanzor wird Calif 374. ſein Geiz 386. ſein Haß wider ſeinen Feldherren Abu=Moslem 385. bauet die Stadt Bagdad 400. Vorbedeutungen ſeines Todes 402. gibt ſeinem Sohn Lehren 404. ſein Tod 405. ſein Character 406
Almondir wird gefangen genommen 133. entfliehet ibid. 134. redet wider den Yeſid ibid.
Alten ihre Schriften werden ins Arabiſche überſetzt 550
Amin wird Calif 486. iſt treulos in ſeinem Betragen, gegen ſeinen Bruder beſonders 487. ergibt ſich den Ergötzungen 488. ſeine Nachläſſigkeit 500. ſein Tod 506. ſein Character 508

Amru-ben-al-As ſein Eifer in der mahometaniſchen Religion 17

Amru-ebn-Said ſein Bezeugen gegen den Abdallah-ebn-Said 125. wird ſeiner Statthalterſchaft entſetzt 126. rechtfertiget ſich deswegen 128. empöret ſich wider den Abdalmelek 199. wird verrätheriſcher Weiſe umgebracht 204. Vorbedeutungen davon 201. ſein Tod erregt einen Aufſtand 205

Armuth groſſe darinn ſtarb der Calif Mahadi 422

Azarakiten empören ſich wider den Abdalmelech 216. werden geſchlagen 219

B.

Bagdad wird von dem Califen Almanzor gebauet 397. die Gelegenheit dazu welche? 398. wird des Califen Almanzors Hofſtadt 401

Barmeciden ihr Urſprung 276. ihre Geſchichte 450. ihr Untergang 460. ſeqq. Haroun-al-Raſchid will ſie vertilgen 465. Mondir hält ihnen Lobreden 466. ihnen ertheilen die arabiſchen Schriftſteller Lobſprüche 468. Urſachen ihres Unglücks welche? 469

Begräbnis des Califen Mahadi wie ſie beſchaffen geweſen? 422

Bulgaren König derſelben ſchlägt die Sarazenen 544

Burcai wirft ſich zum Propheten auf, und erreget Aufſtand in Choraſſan 409. wird von dem

Feinde

Feinde eingeſchloſſen 410. wie er ſich und ſeine Völker umgebracht habe? 411. behält Anhänger 413

C.

Cadarier was ſie für eine Secte? 148

Cairoan eine Stadt 33. von wem ſie erbauet worden ibid.

Carl der Groſſe ſeine Verbindungen mit dem Califen Haroun-al-Raſchid 482. erhält von dieſem vortrefliche Geſchenke 483

Carl Martell ſchlägt die Saracenen 318

Cathibah des Zulzimin General iſt glücklich 352. ſein Tod 354

Catibah-ebn-Moslem ſeine Eroberungen 246. und Kriegesglück 247

Charegiten ihr Aufſtand wider Moavias 14. werden geſchlagen 16

Chiabalah-ebn-Aihan ſein Tod 36

Choraſſan Aufſtand darinn 391

Chozaraten ihr König verbindet ſich mit Haroun-al-Raſchid 436. fällt dieſen Califen an 437. ſeine Tochter ſtirbt 437

Chriſten werden von dem Calif Omar II. verfolgt 288

Conſtantinopel wird von Soliman belagert 268. wie es dabey abgelaufen? 269. wird zum zweytenmal belagert, aber umſonſt 270. wird zum drittenmal unter Omar II. vergebens belagert 284. von Thomas 540

Cuſſahner wollen die Aliden rächen 166. ihre Hitze zum Kriege läſt nach 173. waren von Natur unbeſtändig ibid.

D.

Dadou ein Soldat ſein kühnes und glückliches Unternehmen 496

Damaſcus wird die Reſidenz des Moavias 36. will den Calif Mervan II. nicht einlaſſen 362

Dehak wird Staatsverweſer 150. wird geſchlagen und getödtet 160

E.

Einſiedler entdeckt den Erbauer der Stadt Bagdad 398

Emeſſer empören ſich wider den Calif Yeſid II. 331

Eſel was dieſes Wort bey den Arabern bedeute? 337. welcher Calif alſo geheiſſen? 338

Eudes Herzog von Aquitanien wird von den Saracenen überfallen 315

F.

Fadal-ebn-Sahail bekommt die Regierung vom Calif Mamon 511. ſeine Neigung gegen die Aliden 512. ſtiſt Verwirrungen und Un-

Unruhen an des Califen Hofe an 513. wird ermordet 521

Fadel-ebn-Rabir des Califen Amin Vezier 488. ihm wird die Regierung überlaſſen 489. wie er ſich darinn aufgeführet? 490

Fadhel wer er geweſen? 442. hintergehet den Jahia 443

Flüche wider die Aliden werden von Omar II. unterdrücket 281

Frankreich darein fällt Yeſids II. Kriegsheer 298. neuer Einfall der Saracenen 315

Frauensperſonen durften nicht in die Moſcheen kommen 323. dieſes Geſetz bricht der Calif Walid II. und warum? 324

G.

Gebet merkwürdiges eines Hirten 263

Gefräßigkeit davon iſt der Calif Soliman ein Beyſpiel 275

Geitz des allerſchmutzigſten wird der Calif Abdalmelech beſchuldiget 241. demſelben war äuſſerſt ergeben der Calif Almanzor 387. 392

Gelehrſamkeit ihr Anfang in Arabien unter welchem Califen? 439. ihr Fortgang 509. 528

Gelehrten ein Liebhaber derſelben war Haroun-al-Raſchid 449. Mamon 529

Geſchenke muſten dem Califen Heſcham oft gebracht werden 310. eines Arabers an den Calif Mahadi 416

Giafar wer? 451. ſeine Liebesbegebenheiten mit Abbaſſah 455. ſein Tod 459. iſt Urſache des Unglücks der Barmeciden 469

Giafar ein Perſer von ihm ſtammen die Barmeciden her 276. entdeckt ſelbſt, daß er Gift in ſeinem Ring verborgen habe 277. bekömmt die Aufſicht über das Münzweſen zu Califs Soliman Zeiten 278.

Giamhour wirft ſich zum Oberherrn in Choraſſan auf 392. ſeine Völker werden geſchlagen 394

Grauſamkeit des Abdallah, welche er an den Ommiaden erwieſen? 370

Griechen machen ein Bündnis mit Abdalmelech 207. werden von Valid mit Krieg überzogen 254. Unruhen in ihrem Reiche welche vorgegangen? 255. erhalten die Verlängerung des Waffenſtillſtandes 472. fallen die muſelmänniſchen Provinzen an 473. was ferner erfolget 474. verbrennen des Solimans Flotte 269. zum zweytenmal 270. des Omars Flotte 285. werden von Mamon mit Krieg überzogen 538. ſchlagen die Araber etlichemal zurück 546. Mamons Feldzug wider ſie 561. 565

Großmuth ein Beyſpiel derſelben an dem Calif Mamon 552

H.

Hadi-ebn-Mahadi wird Calif 425. will den

den Vezier Jahia umbringen 430. ſein Tod 431

Hagiani, ſ. Manzor.

Hakem, ſ. Burkai.

Hani ſein trotziges Verfahren gegen den Obeidallah 79. ſein Tod 89

Haroun=al=Raſchid Calif 436. ſeine Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften 439. ſein Character 441. ſeine gottloſe That 450. will die Barmeciden vertilgen 465. ſein Tod 482. Verbindungen mit Carl dem Groſſen ibid. ſein Bild 485

Harro=ebn=Reſid ſein Verfahren mit Haſſein 95

Haſſan Calif 1. ſein Character 2. will das Califat niederlegen 4. ſeine Abſchiedsrede an das Volk 7. ſein Tod 9. ſeine Frau bringt ihm Gift bey 10

Haſſein will dem Yeſid nicht huldigen 63. iſt bey den Muſelmännern beliebt 66. ihm wird die Krone angetragen 68. ſein Unternehmen wider Obeidallah 92. ſoll den Yeſid als Califen erkennen 102. wird getödtet 107. wie es ſeiner Familie nach ſeinem Tod ergangen? 120. wo er begraben worden? 122

Haula überbringt dem Obeidallah den Kopf des Haſſein 109

Heger ſein Unternehmen in der Moſchee 26. ſein Aufruhr wider den Ziad und Moavias 28. ſeine Strafe 29

Hejage ſein Lob 220. wird von Abdalmelech wider

wider den Abdallah ausgeſchickt 221. belagert Mecca 222. was ihm dabey begegnet? 221. befeſtiget das Anſehen des Abdalmelechs 229. u. f. unter ſeiner auſſerordentlichen Grauſamkeit war er doch zuweilen gnädig 259

Heſcham-ebn-Abdalmelech wird Calif 301. ſein Bild 308. war geizig und verſchwenderiſch 309. Begebenheiten bey ſeinem Tode 313

Hozein will in Syrien das Oberhaupt werden 155

Hungersnoth in Syrien 199

Huſſain wirft ſich wider Hadi zum Califen auf 425. ſein Tod 426

J.

Jagd Begebenheiten des Califen Mahadi darauf 423. des Hejage 261

Jahia wer er geweſen? 442. ihm will Hadi das Leben nehmen 430. wird von Haroun al-Raſchid hintergangen 443. ſein Tod an Raſchids Hofe 445. ſeine Reden vor ſeinem Tod an ſeine Kinder 462. an ſeine Freunde 461. ſein Tod 464. ſeine unglücklichen Umſtände 460

Iblin des Califen Mervan II. General 352. ſein Tod 356

Ibrahim ein treflicher General 211

: : : Yeſids III. Bruder wird Calif 332. ſeine kurze Regierung 333. wird des Califats entſetzet 336

Ibrahim-ebn-Mohammed empört ſich wider den Calif Mervan II. 340. wird unterſtützt 344. ſtellt eine Wallfahrt nach Mecca an 345. wird gefangen 346. und umgebracht 349. ſeine Hinrichtung erregt Unruhe 350

Ibrahim ein Abbaſide wird zum Califen ausgerufen 518. wird abgeſetzt 523. wird von dem Calif Mamon begnadiget 554

Joſeph-ben-Amru beredet die Cuſſahner von Zeid abzutreten 304

Irene Kayſerin was ſie für eine Prinzeßin geweſen? 408. macht mit Haroun-al-Raſchid Friede 438. wird von dem Kayſerthum abgeſetzt 472

Iſſa des Califen Amin General wird umgebracht 496

K.

Koreiſchiten wer ſie ſind? 13

Krieg heiliger wo welcher entſtanden? 167

L.

Lehrſtuhl des Mahomets ſeine Verſetzung 37.

Leo ein berühmter Weltweiſer wird an des Califen Mamons Hofe berufen 557

Liebe auſſerordentliche Würkung derſelben an dem Calif Yeſid II. 299

Liebesgedichte der Abbaſſah an Giafar 457

M.

M.

Maan ſein kluges Aufführen ſich mit den Abbaſiden auszuſöhnen 397

Mahadi wird Calif 406. wie er ſich dabey bezeugt? 407. ſein Tod 419. ſein Character 420. Urſache ſeines Todes 421

Mahomet-ben-Haniſiah iſt ſtandhaft im Unglück 191

Mamon wird von ſeinem Bruder beleidiget 489. wie er ſich dagegen bezeugt? 490. bricht öffentlich mit dem Califen 493. wird Calif 497. ſein Character 509. iſt ein vortreflicher Regent 550. ff. ſtirbt 573. ſein Lob 575

Manzor Hagiani ſeine Uneigennützigkeit 415

Martell ſ. Carl

Matheſis darauf legte ſich der Calif Mamon 556

Mecca daſelbſt wird von dem Califen Walid eine prächtige Moſchee erbauet 251. das Volk daſelbſt ärgert ihr Calif Walid II. 323. dahin wallfahrtet der Calif Mahadi 414

Medina wird geplündert 141

Mervan Omars II. General iſt in ſeinem Unternehmen wider Griechenland unglücklich 285

Mervan-ebn-Hakem 61. wird zum Califen ausgerufen 159. mit welchen Bedingungen? 162. handelt wider die Bedingungen 179. ſein Tod 180

Mervan II. ebn-Mahomed empört ſich wider

der den Calif Yeſid III. 330. will Calif werden 334. ſchlägt Ibrahims Armee 335. ſein Zuname 337. iſt im Krieg als Calif unglücklich 353. ſeqq. wird verfolgt 364. ſein Tod 365. wie es ſeinen Kindern ergangen? 365

Michael der Stammler Kayſer in Orient 534

Moavias unter welchen Bedingungen ihm Haſſan das Califat abgetreten? 6. läſt dem Haſſan Gift beybringen 10. wer er zuerſt geweſen? 14. erklärt Ziad für ſeinen Bruder 21. will die Califenwürde erblich machen 42. ſein Tod 51. ſein Charakter 53

Moavias II. wird Calif 147. ſeine Gemüthsbeſchaffenheit 148. trägt ein Bedenken das Califat anzunehmen 149. entſagt dem Califat 150

Moclas was dieſer Name bedeute? 399

Mogairah ſeine Freundſchaft mit Ziad 20

Mogiuſchon ein berühmter Träumer 295

Mokthar ſeine Geſchichte 167. bietet ſich den Cuffahnern zum General an 170. wird in Freyheit geſetzt 183. wütet wider die Feinde der Aliden 184. iſt grauſam 195. 197. ſein Tod 198

Mondir hält den Barmeciden Lobreden 465. wird deswegen zum Tode verdammt 466

Moſcheen prächtige werden von Valid errichtet 250

Moslem ein Vertrauter des Haſſein 70. will den Obeidallah meuchelmörderiſcher Weiſe tödten 77. erkläret ſich öffentlich wider den Obeidallah

dallah 81. nimmt die Flucht 83. wird gefangen 85. ſein Tod 89

Moslem-ebn-Okbad empfängt das Commando von Yeſid 138. ſein Tod. 142

Moſſab-ebn-Zobeir wird wider den Mokthar ausgeſchickt 196. wird von Abdalmelech geſchlagen 211. ſein und ſeines Sohnes Tod 213

Motazalen eine Secte der arabiſchen Weltweiſen 567. ihre Lehren 568

Münze erſte arabiſche ihr Urſprung 245

Muſelmänner zertheilen ſich in Secten 565

N.

Nachläßigkeit des Califen Amin 490. 500

Nicephor griechiſcher Kayſer bricht den mit den Muſelmännern gemachten Waffenſtilleſtand 473. mit welchen Cerimonien? 474. was darauf erfolget? 475

Noman ſeine Rede an die Cuffahner 71. wird ſeines Amtes entſetzt 73. ſein Tod 163

O.

Obeidallah Statthalter von Choraſſan 39. von Cuffah 73. iſt glücklich wider die Feinde 40. verſucht die Treue der Cuffahner 74. ſteht in Gefahr um das Leben zu kommen 76. ſein Verfahren mit dem Kopfe des Haſſein 109. läßt ſich zum Oberherrn von Basrah ernennen 152.

152. ſchlägt den Soliman 178. ſein Tod 195

Okbad befeſtiget die africaniſchen Völker in der mahometaniſchen Religion 33

Omar-al-Macſus des Moavias II. Rathgeber 147. wird lebendig begraben 151

Omar-ben-Abdalazis wird von Soliman zu ſeinem Nachfolger ernennt 273. wird Calif 279. iſt in ſeiner Aufführung ganz ſchlecht weg 279. wird durch einen Sclaven mit Gift hingerichtet 294

Ommiaden Familie derſelben bekömmt das Califat 12. welcher der letzte Calif von ihrem Stamm? 340. werden ausgerottet von Abdallah 368. durch welche Liſt ſie hintergangen worden? 369

Othmann ſein Verfahren als Stadthalter 130

P.

Philoſophie ariſtoteliſche herrſcht bey den Arabern unter dem Califen Mamon 565

Poeſie dazu hatte der Calif Moavias eine groſſe Neigung 55. dadurch haben einige ihr Leben gerettet 56. darinn hatte der Calif Yeſid eine Stärke 145

R.

Ravendinen was ſie für eine Secte? 394. ihr Urſprung 395. die Ausübungen ihrer Secte

Secte werden ihnen verboten 395. werden zerſtreuet 396

Reden witzige und merkwürdige Haſſans 11. des Abdallah-ebn-Zobeir 35. Ahnafs 49. Moavias 51. Jahia 461. 462. Moslem 78. Hani 79. Zeinab 118. Amru 119. Mokthars 169. Mondirs 466. Hejage 221. der Mutter des Abdallah 227. des Abdallah 228. eines Arabers gegen Hejage 126. eines Hirten gegen eben denſelben 261. eines Juden 202. Heſchams 314. Abul-Abbas-Saffah 372. Abu-Moslem 387. Manzor Hagiani 415. Mahadi 418. eines Bedienten des Califen Mahadi 423. eines Bauren 424. Thahers 517. Ibrahims 554. Mamons 555. Mamons bey ſeinem Tode 575

Reich griechiſches wird durch innerliche Unruhen zerrüttet 254

Reichthümer wie ſie anzuſehen? 452

Religion mahometaniſche wird in Samarkand eingeführt 249. darinn ward der Calif Heſcham eifrig 311. wie auch der Calif Mahadi 417

Riza ein Alide erhält des Califen Mamon Gnade 513. ward zum Mitregenten angenommen 517. ſein Tod 520

S.

Saed ſeine Treue gegen ſeinen Freund 39

Saleh empört ſich wider Abdalmelech 231. ſein Tod 232

Saleh

Saleh Abdallahs Bruder geht dem Calif Mervan II. zu Leibe und ſchlägt ihn . 364

Salem-ebn-Ziad wird Stadthalter in Choraſſan 174

Samarkand wird von Catibah belagert 248. und eingenommen 249. erregt einen Aufſtand wider den Haroun-al-Raſchid 480

Schamer welchen Rath er dem Obeidallah wegen des Haſſein gegeben? 104

Schatz ein von Mervan vergrabener wird entdecket 562

Schebib empört ſich wider den Abdalmelech 231. iſt unglücklich in Treffen 233. iſt in Todesgefahr 234. ſeine fernere Begebenheiten 235. ſein Tod 236

Schmeichler hintergehen den Abu Moßlem 389

Schuzib empört ſich wider den Calif Omar 289

Secten entſtehen unter den arabiſchen Gelehrten 565. zu welcher ſich Mamon, der Calif, geſchlagen? 567

Solyman-ebn-Abdalmelech wird Calif 267. gibt im Anfang Proben ſeiner Gütigkeit ibid. ſein Tod 274. Proben ſeiner Gefräßigkeit 275

Solyman-ebn-Sorad General der Cuſſahner 173. ſetzt zwey Califen ab 177. wird überfallen und geſchlagen 178

Solyman-ebn-Heſcham empört ſich wider den Calif Mervan II. 341. wird gefangen ibid. entflieht 342

Sonnenfinſternis ihre Würkung 38

Stärke von einer ausnehmend groſſen gab Haroun-al-Raſchid eine Probe 474
Sterndeuter der dem Hejage ſein Ende verkündigte, iſt unglücklich 266

T.

Thaher des Mamon General 494. zieht wider den Calif Amin aus, und iſt glücklich 495. ſein Stolz 505. läſt den Calif Amin umbringen 506. ſeine dem Calif Mamon geleiſtete Dienſte werden herrlich belohnet 510. wirft ſich in Choraſſan zum Herrn wider den Calif Mamon auf 525
Theophil Kayſer in Orient 561. bekrieget die Araber 572
Thomas ein Grieche des Mamons General wieder die Griechen 633. wird gefangen, ausgeliefert, und hingerichtet 547
Traum des Harouns kömmt in ſeine Erfüllung 481

V.

Valed-ebn-Okbad Yeſids Befehle an ihn 62
Valid wird Calif 246. der Siegreiche 255. ſeine perſönliche Eigenſchaften 257. ſein Tod 258
Valid II. hat ein böſes Herz 312. ſeine Gottloſigkeit 319. ſeine Ausſchweifungen 320. Verſchwörung wider ihn 326. ſein Bild 327
Verſchwörung wider den Calif Omar II. 293. Urſache ibid. wider den Calif Valid II. 326

W.

Wiſſenſchaften werden in Arabien von Haroun-al-Raſchid eingeführt 439. blühen unter dem Calif Mamon 528. ſeqq.

Y.

Yeſid welche Lehren ihm ſein Vater gegeben habe? 45. ſein Character 47. wird Calif 49. 60. wider ihn entſtehet ein Aufruhr 60. Schilderung ſeines Hofes 131. wird ſeiner Würde entſetzt, und was für närriſche Cerimonien dabey vorgegangen? 136. ſein Tod 143. warum ihn die Muſelmänner verachtet? 144

Yeſid-ebn-Mahaled ſeine Kriegsbegebenheiten in Georgien 271. erregt in Arabien einen Aufſtand 296

Yeſid II. ebn-Abdalmelech wird Calif 295. ſein Tod 300

Yeſid III. ebn-Valid I. empört ſich wider den Calif Walid II. 326. wird Calif 329. ſein Tod 331

Z.

Zeid macht Anſpruch auf das Califat 301. wo er als Calif aufgenommen wurde? 302. ſtirbt 305

Zeinab wer ſie geweſen? 110. ihr Bezeugen gegen den Obeidallah 110. rettet dem Sohne des Haſſein das Leben 111

Zendinen eine Secte 426. was ſie lehrten? 427. werden von den Calif Hadi ausgerottet 428.

428. erregen einen Aufſtand wider den Haroun-al-Raſchid 478

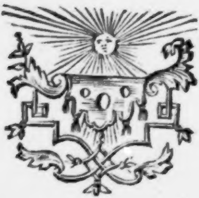
Zentil König der Türken will dem Abdarrahman zu Hülfe kommen 241

Ziad wer? 19. wird Statthalter von Baßrah 21. ſein Bezeugen dabey 23. ſein Tod 35

Zulzimin ſtiftet eine Empörung in Perſien wider den Calif Mervan II. an 351. ſeine neue Lehre iſt ihm behülflich ibid. erwählt einen Feldherrn 352. ſchlägt den Mervan II. 357

Des Abts von Marigny

Geſchichte
der
Araber
unter der
Regierung der Califen.



Aus dem Franzöſiſchen.

Dritter und letzter Theil.

Berlin und Potsdam,
bey Chriſtian Friedrich Voß.
1754.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

AEvdL.

Motaſſem.

Sieben und zwanzigſter Calif.

Motaſſem.
Hegire 218
n.C.G. 833

Motaſſem wird Calif.

Motaſſem mit dem Zunamen Billah, welches einen Fürſten durch die Gnade GOttes anzeiget, war Haroun-al-Raſchids Sohn, und der beyden letzten Califen, Amins und Mamons Bruder. Er ward zu Tarſes in Cilicien öffentlich zum Califen ausgeruffen. Hiebey wiederſetzte ſich ihm niemand außer einigen Soldaten, die den Abbas, Mamons Sohn auf eine ungeſtüme Art zum Califen verlangten. Doch dieſer Lerm ward bald geſtillet, da das ganze Heer zuſammen Motaſſems Namen ausrief, und ihn als ſeinen Fürſten erkannte. Abbas freuete ſich zwar ſehr, daß ein Theil des Volks ſich ſeines Vortheils öffentlich angenommen hatte; allein da er von einer ſtillen und ſanften Gemüthsart war, und den Frieden

Motaſſem. Hegire 218 n. C. G. 833

liebte, ſo befürchtete er, daß ſich jemand ſeines Namens zur Erregung eines Aufruhrs bedie nen möchte, weswegen er alle Mittel hervor ſuchte allem Unglück zuvor zu kommen.

Abbas, Mamons Sohn huldiget ihm.

Kurze Zeit nachher, als der Calif auf de Thron erhoben war, verſammlete der jung Prinz ſeine Freunde und die Häupter von denen, ſo auf ſeiner Seite waren. Er bat ſie ihn nach des Califen Pallaſt zu begleiten, ohn ihnen dabey ſein Vorhaben zu eröfnen. De gröſte Theil von ihnen glaubte, Abbas würd itzt von dem Ehrgeitz angefeuret eine große Unternehmung wagen, wobey er ihrer Hülfe gebrauchte. Sie fanden ſich daher alle wohl bewafnet auf ſeinen Befehl ein, und waren berei alles zu unternehmen. Allein ſie bekamen bal eine andere Meinung, als ſie dem Abbas bis in das innerſte des Pallaſtes gefolget waren, und ſahen, daß er ſich dem Calif, ſeinem Oheim zu Füßen warf, und den Eyd der Treue in ſein Hände ablegte. Hernach ſtand er wieder auf wandte ſich zu dem Gefolge, ſo ihn begleitet hatte, und redete ſie mit dieſen Worten an: ihr ſehet, daß ich mein ganzes Recht zum Throne dem Motaßem übertragen habe, folget meinem Beyſpiel, und laſſe uns von nichts anders reden, als ihm zu gehorchen. Eine ſo edle und uneigennützig That brachte dem Abbas unendlichen Ruhm. Wie glücklich würde er geweſen ſeyn, wenn er dieſen Geiſt der Mäßigung beſtändig beybehalten hätte!

Motaſſem.
Hegire 218
n. C. G. 833
Die Urſachen warum der Calif Bagdet verläßt.

Motaſſem verließ Tarſes wieder, als er die zu ſeiner Krönung erforderliche Zeit daſelbſt zugebracht hatte, und reiſet mit ſeinem Heer nach Bagdet, wo er von neuem zum Calif ausgeruffen ward. Allein ſein Aufenthalt in dieſer Stadt war auch nicht von langer Dauer. Einige Hofleute hatten ihn gleich nach ſeines Bruders Tode gegen die Einwohner von Bagdet aufzubringen geſucht; ſie hatten ſie ihm als unruhige, zum Aufruhr und zur Veränderung geneigte Leute abgebildet, die alle Augenblicke bereit wären ſich zu empören. Sie hohlten zu dem Ende Beyſpiele aus den älteſten Zeiten hervor, die doch ſchon vergeſſen ſeyn ſolten. Hieher gehörte die Abſetzung Amins, und die Erhebung Ibrahims. Vielleicht ſuchten ſie auch die Religions-Streitigkeiten zur Erreichung ihres Endzwecks anzuwenden. Mit einem Wort: Sie wiederhohlten dieſe Vorſtellungen ſo oft, daß Motaſſem endlich den Entſchluß faſte, dieſe Stadt zu verlaſſen, und den Sitz der Califen an einen andern Ort zu verlegen.

Hegire 219
n. C. G. 834

Khondemir ſucht den Wiederwillen des Motaſſem gegen Bagdet aus einer andern Urſache herzuleiten. Er ſagt, der Calif ſey ein großer Liebhaber von türkiſchen Sclaven geweſen, er habe ſie in großer Menge aufkauffen laßen, und ſich von dieſen Leuten eine prächtige Garde aufgerichtet, ſo daß die Hauptſtadt in kurzer Zeit

Motaſſem
Hegire 219
n.C.G.834

ganz damit angefüllet geweſen ſey. Dieſe jungen Leute merkten nicht ſo bald, daß ſie von dem Calif unterſtützet würden, als ſie ſchon anfiengen ihre Freyheit zu mißbrauchen, und viel Unordnungen in Bagdet anzurichten. Die Einwohner beklagten ſich darüber. Man that zwar, als gäbe man ihren Klagen Gehör, allein man ſchafte ihnen keine Genugthuung, und war gar nicht darauf bedacht dem Muthwillen dieſer jungen Soldaten zu ſteuren. Endlich wurden die Einwohner ungedultig, und droheten nach ſo viel vergeblich angeſtelleten Klagen, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. Man erfuhr auch in der That, daß ſie ſich anſchickten, dieſe Soldaten mit den Waffen in Ordnung z bringen.

er bauet Samarath.

Der Calif entſchloß ſich daher um ſeine neu Mannſchaft, die er ſo ſehr liebte, für allen Unternehmungen der Einwohner von Bagdet ſicher zu ſtellen, dieſe Stadt gänzlich zu verlaſſen, und eine neue zu ſeiner ordentlichen Reſidenz aufzubauen. Hiezu ſahe er einen Ort den man Cathoul nennete, aus, welcher ohngefehr 10. bis 12. Meilen von Bagdet entfern ſeyn möchte. Hier legte er den erſten Grun zu ſeiner neuen Stadt, er machte ſelbſt den Ri davon, und legte ihr den Namen Samarat bey. Mitten in dem Bezirk, worin die Stad ſolte zu ſtehen kommen, ließ er einen großen Pla abſtechen, auf welchen er ſeinen Pallaſt ſetzen wolte; und da es ſeine Abſicht war, daß dieſer

Pal

Pallaſt die ganze Stadt commandiren ſolte, ſo erſann er ein beſonderes Mittel, den Grund, worauf er gebauet werden ſolte, erhöhen zu laſſen.

Motaſſem
Hegire 219
n.C.G. 834

Die Araber hatten den Gebrauch, ihren Pferden und übrigen Laſtthieren Säcke an den Hals zu hängen, worein ſie ihr Futter, Haber und Heu ſteckten, wenn ſie eine Reiſe unternehmen wolten. Der Calif befahl alle Säcke, ſo den Pferden an den Hälſen hiengen, mit Erde anzufüllen, und ſie mitten in Samarath auszuſchütten. Dieſes ward ſo oft wiederhohlt, daß in kurzer Zeit Erde genug da war, die Mitte in der Stadt anſehnlich zu erhöhen. Man muß hiebey bemerken, daß Motaſſem, der ſehr viel auf Pferde hielt, allezeit eine unendliche Anzahl von ihnen bey ſich hatte. Ja, es ſind einige Geſchichtſchreiber, die verſichern wollen, daß ihre Anzahl ſich auf hundert und dreyßig tauſend belauffen habe.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, ſo bald der Platz ſo hoch geworden war, als er es wünſchte, ließ er ein prächtiges Gebäude darauf ſetzen, welches unten einen Saal hatte, der auf allen Seiten offen war, und auf Säulen von vortreflicher Arbeit ruhete. Zu gleicher Zeit ließ er ſehr weitläuftige und herrliche Marſtälle aufbauen, an welchen ſo viel Baukunſt angebracht war, daß ſie dem Auge einen eben ſo ſchönen Gegenſtand, als das Schloß ſelbſt darſtellten.

Motaſſem Hegire 220 n.C.G. 825 Babeck ſtiftet in Perſien einen Aufruhr.

Motaſſem war noch beſchäftiget, ſeine neue Stadt nach den dazu gemachten Anſchlägen auszuführen, als er die Nachricht erhielt, daß ſich in der Gegend von Perſien ein ſehr fürchtbarer Aufſtand angeſponnen habe, woran die Städte Jspahan und Hamadan, die anſehnlichſten in dieſer Provinz, mit Theil nähmen. Das Ungewitter fieng ſelbſt an ſich in dem perſiſchen Jrack zu äußern. Das Haupt dieſes Aufſtandes lag damals mit ſeinen Völkern in der Provinz Adherbigian, aus welcher er herſtammte.

Dieſer Aufrührer hieß Babek, und gab ſich den Zunamen **Horremi** oder **Horremdin**, welcher, nach Herbelots Meinung, **den Stifter, oder den Bekenner einer Religion der Freude oder des Vergnügens anzeiget.** Er predigte auch in der That ſonſt nichts, als die Wolluſt, und hielt ſich übrigens zu keiner von den Secten, welche bis hieher unter den Muſelmannen ſich hervor gethan hatten. Den erſten Grund zu ſeiner Lehre hatte er ſchon unter der Regierung des vorhergehenden Califen gelegt. Dieſer Calif hatte auch ſchon damals Truppen gegen ihn ausgeſchickt; allein Babeck, der ſeine Maaßregeln von Anfang ſo gut genommen hatte, wuſte ſich derſelben auch ferner zu bedienen. Er ſchlug Mamons Völker, und tödtete mit eigener Hand den General dieſes Prinzen.

Dieſer Sieg mehrte ſeine Kühnheit und ſeinen Muth. Er breitete ſich in den Perſiſchen

Provinzen aus, vermehrte ſeinen Anhang ſehr anſehnlich, und nahm endlich ſeinen Aufenthalt in Adherbigian, wo er Zeit genug hatte ſich feſt zu ſetzen, weil man, da Mamon ſich gegen die Griechen zu Kriegen genöthiget geſehen hatte, und kurz nach dieſem Feldzuge geſtorben war, nicht gleich darauf bedacht geweſen war, ſein Vorhaben gleich nach ſeiner Zurückkunft auf dieſen Rebellen los zu gehen, in Würklichkeit zu bringen.

Motaſſem
Hegire 220
C.G. 835

Motaſſem ſelbſt wuſte ſeinen Zorn gegen den Babeck eine Zeit lang zu verſtellen. Allein endlich, als er die Nachrichten von den Bewegungen, ſo ſich in Perſien hervor thäten, und von der täglich anwachſenden Macht der Rebellen erhielt; ſo hielt er dafür, daß er nun nicht einen Augenblick länger anſtehen dürfte, die Waffen gegen ſie zu ergreiffen. Er brachte zu dem Ende ein zahlreiches Heer zuſammen, und übergab es der Anführung des Haidar-ebn-Kaous, mit dem Zunamen Afſchin. Dieſer Feldherr war ein gebohrner Türke; er war als ein Sclave an des Califen Hof gebracht, und da er ſich daſelbſt durch ſeine großen Verdienſte und Eigenſchaften hervor gethan hatte, ſo machte der Calif gar keine Schwierigkeit, ihm die Unternehmung gegen die Rebellen anzuvertrauen.

Dieſer gieng darauf ſogleich nach Adherbigian, und drang in dieſe Provinz ein, ohne daß Babeck, der ſich daſelbſt befeſtiget hatte, die ge-

Motaſſem.
Hegire 220
n.C.G. 835

ringſte Mine zu machen ſchien, ihm den Eingang zu verhindern. Aſſchin bemächtigte ſich daher mit leichter Mühe einiger Schlößer, worüber die Rebellen ſehr wenig Unruhe äußerten, weil ſie die Vorſicht gebraucht hatten, ſie vorher gänzlich zu ruiniren. Motaſſems General ſahe aber bald ein, daß es ihm den gröſten Vortheil bringen würde, wenn er dieſe Plätze wieder in gehörigen Stand ſetzen ließe, und beſchäftigte ſich daher einzig und allein mit ihrer Ausbeſſerung. Er ſuchte gar keine Gelegenheiten den Babeck anzugreiffen, weil er wohl einſahe, daß er es alsdenn mit weit mehrerem Nutzen thun könnte, wenn er ſolche Oerter im Rücken hätte, die ihm den Rückzug erleichtern, oder ihm wenigſtens, wenn ihm das Glück der Waffen zuwieder ſeyn ſolte, zu einer ſichern Zuflucht dienen könnten. Ueber das, ſo hielte er es für das ſicherſte Mittel den Feind zu ſchlagen, oder ihn wenigſtens in Furcht zu erhalten, wenn dieſe Plätze mit einer hinlänglichen BeBeſatzung verſehen würden.

Babeck wird geſchlagen.

Hegire 221
n.C.G. 836

Babeck, der ſich auf ſeine Macht verließ, ſahe an ſeiner Seite geruhig zu, wie Aſſchin dieſe Arbeit fortſetzte, und würdigte ihn nicht einmahl ſo viel, daß er hätte einen Verſuch thun ſollen ſeine Arbeiter zu beunruhigen. Auf dieſe Weiſe vergieng viele Zeit, ohne daß auf einer oder der andern Seite etwas vorfiel. Allein ſo bald die Plätze in gutem Vertheidigungs-Stande waren, ſo ſetzte ſich Aſſchin in Bereitſchaft

Motaſſem. Hegire 221 n.C.G.836

ſchaft gegen den Feind aufzubrechen. Er verließ das bergigte Land, wo er bisher ſo viele Werker hatte anlegen laßen, und ſchlug ſein Lager in einer weiten Ebene bey einem Schloße mit Namen Aſchac auf.

Die Rebellen ſchienen über dieſen Aufbruch gar nicht beunruhiget zu werden, ſondern ſetzten ſich auch in Bewegung. Ja der kühne Babeck rückte zuverſichtlich gegen ihn an, und forderte ihn zur Schlacht auf. Aſſchin, der nichts mehr wünſchte, als mit den Feinden Handgemein zu werden, nahm die Ausfoderung an. Das Zeichen zur Schlacht ward darauf ſo gleich gegeben, und es erfolgte ein Angrif, der von beyden Seiten mit einer ganz ungewöhnlichen Herzhaftigkeit und Unerſchrokkenheit fortgeſetzt ward.

Babeck, der, ſo lange er das Haupt der Rebellen geweſen war, allemahl in den Schlachten das Glück auf ſeiner Seite gehabt hatte, verwunderte ſich ſehr, da er ſahe, mit wie viel Kühnheit Motaſſems Völker ſeine Anfälle zurück ſchlügen. Nunmehr aber kam ſeine Beſtürtzung auf den höchſten Grad, als der tapfere Aſſchin, der die Soldaten durch ſeine Stimme und ſein Beyſpiel aufeurete, an der Spitze einer auserleſenen Mannſchaft, in eigener Perſon mit der gröſten Wuth auf ihn losgieng, und alles, was ſich ihm wiederſetzte, zu Boden warf. Die Heftigkeit dieſes Angrifs brachte die Rebellen zum weichen. Babeck bemühete

Motaſſem. Hegire 221 n.C.G.836

ſich vergebens ſie wieder zum ſtehn zu bringen. Sie wurden übern Hauffen geworffen, und aufs Haupt geſchlagen. Ihr Anführer, der nunmehro um nichts als ſeine eigene Sicherheit bekümmert war, verließ den Kampfplatz, und flohe in der gröſten Eile nach Mogan, wo er ſich feſt ſetzte, um daſelbſt die Ueberbleibſel ſeiner Armee wieder zu ſammlen.

Affſchin verfolgt ihn, und belagert ihn in Cabadey.

Dieſes Unglück war noch nicht hinlänglich genug ſeinen Muth gänzlich zu unterdrücken. Er begab ſich mit einer großen Anzahl ſeiner Leute, die ſich wieder zu ihm geſellet hatten, und ihrer Niederlage ohngeachtet entſchloßen ſchienen, den angefangenen Aufſtand bis auf das alleräußerſte fortzuſetzen, in die Gordiſchen Gebürge. Hier gedachte er ſich wieder zu erhohlen und zu Kräften kommen zu können, weil er ſich auf einige Päſſe verließ, die er die Zugänge zu dem Gebürge zu vertheidigen hatte anlegen laſſen. Allein der hitzige Affſchin ließ ihm nicht Zeit dazu, ſondern ſetzte ihm beſtändig nach, und verfolgte ihn mit vieler Geſchwindigkeit, daß er aller angewandten Vorſicht ohngeachtet öfters in die Gefahr gerieth, demſelben in die Hände zu fallen.

Dieſes Nachſetzen konnte nicht ohne viele Schwierigkeiten abgehen, welche ſich beſonders hervorthaten, als Motaſſem an die Eingänge zu den Gordiſchen Gebürgen kam. Alles ſchien ſich vereinigt zu haben, ihm den Zugang dazu ſtreitig zu machen. Die Beſatzungen in den

Päſſen

Motaſſem.
Hegire 221
n.C.G.836

Päſſen und Schlößern ſchnitten ihm die Lebensmittel ab, ſie brachten ihn oft in einen Hinterhalt, wobey er viel Volks verlohr, ja ſie hoben ſelbſt öfters ſeine Quartiere auf. Dennoch überwand dieſer unerſchrockene Feldherr alle dieſe Hinderniſſe durch ſeine Erfahrung, ſeine Standhaftigkeit und ſeine Gedult. Er nahm dem Babeck Fuß für Fuß verſchiedene dieſer Schlößer weg, und brachte ihn dergeſtalt in die Enge, daß er das ganze Land räumen muſte.

Nunmehr war dem Rebellen kein anderer Weg mehr übrig, als ſich in das Schloß Cabadey einzuſchließen, welches ſehr feſte, und mit allem, was zu einer langen Vertheidigung erfordert wird, hinlänglich verſehen war. Afſchin empfand das gröſte Vergnügen, als er dieſe Nachricht hörte, denn von nun an glaubte er ſeinen Raub ſchon in Händen zu haben, weswegen er den Augenblick für Cabadey rückte, und es einſchloß. Kurz darauf that er Ausfälle, welchen Babeck ſich mit Muth entgegen ſetzte. Er fieng darauf eine ordentliche Belagerung an; der Wiederſtand war zwar tapfer; allein Afſchin, der alle Tage neue Vortheile erfochten hatte, ließ endlich einen Hauptſturm thun, der ihn zum Meiſter des Orts machte.

Babeck fliehet zum Sahal, der ihn dem Afſchin ausliefert.

Da ſeine Haupt-Abſicht dahin gieng, den Babeck in die Hände zu bekommen, ſo war auch ſein Augenmerk allein auf ihn gerichtet. Deswegen gab er gleich beym Eintritt in Cabadey den

Motaſſem. Hegire 221 n.C.G. 836

den Befehl, daß man ihn ſuchen, und ihn zu ihm bringen ſolte. Er erſchrack daher nicht wenig, als man ihm die Nachricht brachte, daß er die Nacht vor dem letzten Sturm mit einem ſeiner Brüder, Namens Abdallah entflohen ſey, und das übrige der Willkühr des Siegers hinterlaſſen habe.

Babecks Flucht verurſachte dem Aſſchin einen tödtlichen Verdruß. Er ſchickte in alle Gegenden Leute aus, Nachricht von ihm einzuziehen, und erfuhr auch endlich nach vielem Nachfragen, wo er geblieben ſey. Er war nemlich nach den Gränzen Armeniens entflohen. Seine Abſicht war, ſich noch weiter fort zu machen, um dadurch Aſſchins Verfolgungen zu entgehen. Doch da ihm von einem Commendanten in einer der Gränz-Städte dieſer Provinz ein ſicherer Aufenthalt angetragen ward, ſo nahm er denſelben an, und hielt ihn für ſeine Sicherheit deſto zuträglicher, weil dieſer Ort dem griechiſchen Kaiſer zugehörte, und er folglich nicht zu befürchten hätte, daß ihn Aſſchin mit Gewalt von da abhohlen dürfte. Dennoch war ſein Aufenthalt an dieſem Orte ſein Verderben. Man weiß nicht, ob der Commendant ihn aus der Urſach an ſich lockte, um ihn hernach aufzuopfern, oder ob ihn der Hochmuth, womit ihm Babeck begegnete, dazu bewogen hat? Wir wollen es nicht unterſuchen, ſondern erzählen, wie ſich die Sache zugetragen hat.

Sahal (ſo hieß der Commendant) gieng

dem Babeck ſelbſt entgegen, da er hörte, daß er in ſeiner Nachbarſchaft Zuflucht ſuchte, und erſuchte ihn, ſeine Stadt zu ſeinem Aufenthalt zu erwählen. Der Rebell nahm dieſe Einladung mit Vergnügen an, und Sahal gab ihm die beſten Zimmer ſeines Schleßes ein, wobey er ihm übrigens alle Ehrenbezeugungen machte, die man ſonſt nur regierenden Herren zu erweiſen gewohnt iſt. Babeck nahm ſie auch auf eben die Art an; und als man ihn zur Tafel nöthigte, bezeugte er die gröſte Befremdung, da er ſahe, daß ſich der Commendant zugleich mit ihm daran niederließ. **Wie,** ſagte er mit einer ſehr verächtlichen Mine, **ihr unterſtehet euch, euch an meine Tafel zu ſetzen, ohne daß ich euch habe ruffen laßen!** So ſehr den Sahal auch dieſes verdroß, ſo verſtellte er ſich doch, ſtand gleich auf, und ſagte in einer demüthigen Stellung: **Es iſt wahr, großer König, ich habe einen erſchrecklichen Fehler begangen, denn wer bin ich, daß ich würdig wäre bey eurer Majeſtät an Tafel zu ſpeiſen?** Hierauf entfernte er ſich ein wenig, und befahl einem ſeiner Leute insgeheim den Augenblick Ketten her zu bringen. Dieſer Befehl ward ſogleich vollſtreckt. Darauf gieng er wieder zum Babeck, und ſagte in einem ſpöttiſchen Ton zu ihm: **Großer König, geruhet eure Fuße ein wenig auszuſtrecken, und erlaubet, daß dieſer Menſch euch dieſe**

Motaſſem.
Hegire 221
" C. G. 836

Ket-

Motaſſem.
Hegire 221
n.C.G.836

Ketten daran legen dürffe. Vergebens ſuchte ſich Babeck zu wiederſetzen, Sahals Befehl ward vollſtreckt, und der erſte ins Gefängniß gebracht.

Hegire 222
n.C.G.837

Hierauf ſchickte der Commendant ſogleich einen Boten an den Affſchin ab, durch welchen er ihn von dieſer Begebenheit unterrichten, und ihm den Antrag thun ließ, den Babeck in ſeine Hände auszuliefern. Keine Nachricht hätte dieſem General mehr Vergnügen bringen können; er nahm des Commendanten Anerbieten mit Dank an, und ſchickte ſogleich einen Hauffen von vier tauſend Mann unter der Anführung eines Officiers, dem er alles vertrauen konnte, zu dem Sahal, die den Gefangenen von ihm abhohlten, und ihn hernach zum Califen brachten.

Babecks Straffe.

Dieſer Fürſt, der ſich freuete endlich einen Menſchen in ſeine Gewalt bekommen zu haben, der ſchon ſo lange Zeit ſeine Staaten mit Feuer und Schwerdt verheeret hatte, entſchloß ſich, eine grauſame Straffe an ihm zu vollſtrecken, die ins künftige allen denen ein Beyſpiel ſeyn könnte, welche ſich die Luſt ankommen ließen, ſich gegen ihre Oberherrſchaft zu empören. Den Anfang dazu machte er, indem er ihn dem Volk zur Schaue darſtellte, und ihn auf einem Elephanten ſitzend in der ganzen Stadt herum führen ließ. Darauf hieb man ihm die Arme und Beine ab, und hieng ihn endlich an einen Galgen. Sein Bruder Abdallah ward auch kur-

Motaſſem
Hegire 222
n. C. G. 837

ze Zeit nachher erhaſcht, und faſt auf eben die Art hingerichtet, damit man gar nichts mehr von einem Hauſe zu befürchten haben möchte, ſo bisher ſo viele Unordnungen angerichtet hatte.

Hegire 223
n. C. G. 838
Einfall der Griechen in die Sarazeniſche Lander.

Kaum war dieſer Lerm geſtillet, ſo muſte der Feldzug ſchon wieder eröfnet werden, um den Griechen zu begegnen, die einen Einfall in die muſelmanniſchen Staaten gethan hatten. Der Kaiſer Theophilus wuſte, daß der Calif noch beſchäftiget wäre Babecks Anhänger zu verfolgen. Dieſen Zeitpunct ſuchte er ſich zu Nutze zu machen, um unterdeſſen die Sarazeniſchen Gränzen anzufallen. Er that es auch würklich, und verheerte die meiſten Oerter, derer er ſich bemächtiget hatte, durch Feuer und Schwerdt.

Sie werden geſchlagen.

Motaſſem verſammlete ſeine Völker in aller Eile, und gieng den Griechen an ihrer Spitze entgegen, die, ſo bald ſie ſeinen Anmarſch erfuhren, ſich zurückzogen, und unendlich viele Beute, die ſie in den ausgeplünderten Städten gemacht hatten, mit ſich nahmen. Der Calif verfolgete ſie mit der gröſten Lebhaftigkeit, und hatte endlich das Glück, ſie bey Mopſuetes in Cilicien einzuhohlen. Hier kam es zu einem blutigen Treffen, worin die Griechen faſt dreyſſig tauſend Mann verlohren. Mit dieſer Schlacht wurde auch der Feldzug geendiget. Was noch von des Theophilus Armee übrig geblieben war, ſuchte die Flucht, und fand Mittel ſich in Sicherheit zu ſetzen. Motaſſem war

auch

Hegire 223 n. C.G. 838

Motaſſem auch mit den erfochtenen Vortheilen zufrieden, und führte ſein Heer wieder nach der Hauptſtadt zurück.

Hegire 224 n. C.G. 839 Verſchwörung, den Abbas an Motaſſems Stelle wieder auf den Thron zu ſetzen.

Er hofte nach dieſem erhaltenen Siege der Ruhe wieder genieſſen zu können, oder wenigſtens glaubte er keine andere Beſchäftigungen vor ſich zu haben, als die Arbeiten, die er ſeine neue Stadt auszuzieren angefangen hatte, um zu vollenden. Allein kaum war er wieder in Samarath angelanget, als er die verdrießliche Nachricht hören muſte, daß eine Verſchwörung gegen ihn ausgebrochen ſey, deren Stifter ſeine vertrauteſten Freunde wären. Er erfuhr, daß man damit umgienge ihm das Leben zu nehmen, um ſeinen Neffen, eben den Abbas, der ihm damalen, als er zum Califat gelanget war, ſo ausnehmende Proben ſeiner Ergebenheit und Unterwürfigkeit gegeben hatte, wieder auf den Thron zu ſetzen. Die Geſchichtſchreiber ſagen zwar nicht ausdrücklich, daß Abbas an dieſem Aufruhr Theil genommen habe; allein ſolten diejenigen, welche ihm anhiengen, es wohl gewaget haben, ein Unternehmen von ſo groſſer Wichtigkeit auszuführen, ohne denjenigen auf ihrer Seite zu haben, der die Hauptperſon dabey ſpielen ſolte?

Anfänglich wolte der Calif die Umſtände, die ihm von dieſem Aufſtande hinterbracht wurden, gar nicht glauben. Er konnte es ſich auf keine Weiſe vorſtellen, daß ihm Abbas ſolte ungetreu geworden ſeyn. Noch weniger aber unter-

Motaſſem
Hegire 224
n.C.G. 839

ſtand er ſich einigen Argwohn auf den braven Affſchin zu werffen, dem er ſo vieles zu danken hatte. Und dennoch war dieſer General das Haupt der Verſchwörung, und Aſbah, der ſich gleichfals den Ruhm eines großen Feldherren erworben hatte, und das Vertrauen des Califen gleichfals beſaß, gab nach ihm die Befehle aus.

Die ſchuldigen werden geſtraft.

Motaſſem zeigete bey dieſer Gelegenheit alle Klugheit, welche bey einer ſo kützlichen und gefährlichen Sache erfordert wird. Um gegen Leute, die bey jedermann in Anſehen und Ruhm ſtunden, nicht unbedachtſam zu verfahren, ließ er vorher von ihrer Ausführung die genaueſten Nachrichten einziehen, und dieſes glückte ihm dergeſtalt, daß er bald völliges Licht in dieſer Sache erhielt.

So bald er zuverläßige Gewißheit von der Untreue derer, die ihm angegeben waren, eingezogen hatte; ſo gab er Befehle, nach welchen ſie alle auf einmahl eingezogen wurden. Sie wurden bald dahin gebracht ein mündliches Bekänntniß von ihrem ganzen Vorhaben abzulegen. Ihre Straffe folgte ſogleich. Abbas ward in ein ſehr enges Behältniß eingeſchloſſen, wo er zwar zu Eſſen bekam, allein es durfte ihm keine Art von Getränke gegeben werden. Auf dieſe Art muſte der unglückliche Prinz lange Zeit ſchmachten, bis er endlich durch dieſe neue Erfindung von Martern den Geiſt aufgab.

Motaſſem.
Hegire 224
n. C. G. 839

Aſſchin und Asbah wurden auch gleich hingerichtet, ſo bald ſie ihres Verraths überwieſen waren. Der Cörper der erſten ward an eben den Galgen feſt gemacht, an welchem das Gerippe des Rebellen Babecks noch hieng.

Kurz hierauf entdeckte man, daß dieſer General niemals ein guter Muſelmann geweſen war. Er hatte zwar die türkiſche Religion dem äußerlichen Schein nach ſtets bekannt, im Grunde aber war er ein Heide geweſen. Man fand viele Götzenbilder, nebſt einer Menge Schriften bey ihm, die die Lehre der Heiden vertheidigten, und hingegen des Propheten ſeine verdammten. Auf Befehl des Califen wurden alle dieſe Schriften und Götzen zuſammen genommen, und nebſt Aſſchins Körper auf öffentlichem Markte verbrannt.

Hegire 225
n. C. G. 840
Neue Streifereyen der Griechen.

Dieſer Lerm war kaum geſtillt, ſo entſtund ſchon wieder ein neuer, der den Califen nöthigte, ſeine Völker hurtig zu verſammlen, und noch einmahl auf die Griechen los zu gehn. Der Kaiſer Theophilus wollte ſich wegen ſeines letzten Verluſtes rächen, und war deswegen mit einem mächtigen Heere in die Muſelmanniſchen Provinzen eingedrungen, welches daſelbſt noch mehr Verwüſtungen anrichtete, als das vorige gethan hatte. Die Griechen bewieſen die allerbarbariſchſte Grauſamkeiten an den Muſelmannen. Sie nahmen ihnen ihre Frauen und Kinder weg; allen, die im Stande waren, die Waffen zu führen, ſchnitten ſie Naſen und Oh-

ren

Motaſſem. Hegire 225 n.C.G. 840

ren ab, und den übrigen begegneten ſie mit einer Unmenſchlichkeit, wovon die Geſchichte wenig Exempel aufzuweiſen hat.

Motaſſem äußerte den gröſten Abſcheu, als man ihm erzählte, wie es auf ſeinen Gränzen zugienge. Er war nunmehr auf nichts, als auf eine geſchwinde Rache bedacht; und wenn er ſeinen Aufbruch noch einige Zeit aufſchob, ſo geſchahe es allein in der Abſicht, damit er vorher ſolche Maaßregeln ergreiffen könnte, wodurch er den Kaiſer außer Stand zu ſetzen hofte, ihn ins künftige von neuem zu beleidigen.

El-Macin erzählt, er habe die erſte Nachricht von dem Einfalle der Griechen in einem Traume bekommen. Es wäre ihm nemlich eine vornehme Muſelmannin erſchienen, die eben durch die Griechen weggeſchleppet wäre, und ihn um Hülfe angeruffen habe, ſie hätte aus allen Kräften geſchrien: **Motaſſem komm geſchwind, und hilf mir!** Den folgenden Tag war er über dieſen Traum ganz erſchrocken, und erzählte ihn denen, die um ihn waren. Den ſelbigen Tag kam noch ein Curier an, der die Nachricht mitbrachte, daß die Griechen die Gränzen überſchwemmet hätten.

Der Calif nimmt Zabatra mit Sturm ein.

Der Calif verſammlete erſtlich alle Truppen, die in Bereitſchaft waren, und gieng mit ihnen ſo lange in den geſchwindeſten Märſchen fort, bis er die Länder des griechiſchen Kaiſers erreicht hatte. Hier ließ er ſie ſich erſtlich einige Zeit ausruhen und erhohlen, darauf aber

Motaſſem.
Hegire 225
n.C.G. 840

ſtellte er ſich wieder an ihre Spitze, und unternahm in eigener Perſon die Belagerung von Zabatra. Er ſtand ſeit der Zeit, daß er den Traum, den ich oben erzählt habe, gehabt hatte, in der Einbildung, daß die ihm damals erſchienene Muſelmannin in Zabatra gefangen gehalten würde; deswegen ſetzte er die Belagerung dieſes Platzes vorzüglich mit vielem Eiſer fort. Die Arbeiten wurden mit einer zu bewundernden Hitze getrieben, da der Muth des Fürſten ſich auch auf die Soldaten ergoß. Die Griechen vertheidigten ſich zwar ſehr tapfer, endlich aber ward der Ort nach vielen wiederhohlten Anfällen mit Sturm eingenommen.

Bey dieſer Gelegenheit konnte man die vortrefliche Kriegeszucht, ſo der Calif unter ſeinen Völkern eingeführt hatte, recht wahrnehmen. Obgleich Zabatra durch Sturm übergieng, ſo lieſſen ſich doch die Soldaten mit der Einnahme des Orts genügen, und begiengen beym Eindringen nicht die geringſte Ausſchweifungen; und dennoch wuſte man, daß es ſeine Abſicht war den Ort verheeren zu laſſen. Allein ſein vornehmſter Endzweck war, die ihm im Traum erſchienene Muſelmannin aufzuſuchen. Darum befahl er, daß, ſo bald der Ort eingenommen ſeyn würde, ein jeder in Waffen ſtehen bleiben, und den Einwohnern nicht die geringſte Beleidigung zufügen ſolte, bis er erſt die Perſon, die er ſo eifrig ſuchte, gefunden haben würde.

de. Dieſes Weib ward auch würklich unter den Gefangenen angetroffen. Der Calif ließ ſich alle Muſelmannin, ſo hieſelbſt eingeſchloſſen geweſen waren, vorführen, und erkannte diejenige bald unter ihnen, daß ſie würklich damals, als die Griechen ſich ihrer bemächtiget hätten, ſeinen Beyſtand unter lautem Geſchrey angeruffen hätte. Er ließ ſie nebſt den übrigen Muſelmannin an einen ſichern Ort bringen, und gab darauf den Ort der Wuth det Soldaten preis.

Motaſſem. Hegire 225 n.C.G. 840

So bald dieſe unglückliche Stadt gänzlich verwüſtet war, rückte der Calif gegen Amorium, einer wichtigen Stadt in klein Aſien an. Hieſelbſt ſtieſſen viele zahlreiche Hauffen zu ihm, welche er beordert hatte, ſich dieſer Stadt gerade gegen über einzufinden. Dieſer Stadt ward viele Tage lang mit unglaublicher Wuth zugeſetzt. Vergebens wendeten die Belagerten alle Kräfte zur Vertheidigung an. Der Ort gieng mit Sturm über, und alle Einwohner muſten über die Klinge ſpringen. Darauf ließ der Calif denſelben an allen vier Ecken mit Feuer anſtecken, und von dieſer Stadt, welche eine der ſchönſten in Orient geweſen war, war in einem Augenblick nichts mehr, als ein Berg von Aſche und Ruinen zu ſehen.

Hegire 226 n.C.G. 841 Amorium wird verbrannt.

Motaſſem ließ es ſich beſonders angelegen ſeyn, an dieſem Ort ſeine Rache recht auszulaſſen, weil er des Kaiſers Theophilus Geburts-Stadt war. Es ſchien, als wenn die Verhee-

Motaſſem. Hegire 226 n.C.G. 841

rung derſelben der Haupt-Endzweck des gegenwärtigen Feldzugs geweſen ſey. Denn vor dieſer Stadt vereinigte er nicht allein ſeine ganze Macht, ſondern lies auch allen Soldaten den Namen Amorium auf die Schilde ſchreiben, um dadurch ſeinen Entſchluß, dieſen Ort der Rache gegen den Theophilus aufzuopfern, öffentlich an den Tag zu legen.

Dieſer Fürſt ward über die Verwüſtung dieſes Orts ſo ſehr gerührt, daß er bald darauf für Schmerz ſtarb, und das Reich ſeinem Sohn Michel, einem Prinzen von ſehr ſchlechter Hofnung hinterließ. Dieſer ward in der Folge durch nichts, als den ſchändlichen Beynamen bekannt, den er wegen ſeiner Schwelgereyen bekam, man nennete ihn **Michel den Trunkenbold**.

Nachdem Motaſſem Amorium auf den Grund verheeret hatte, ſo fuhr er fort, die Griechen eben die Begegnungen empfinden zu laſſen, die ſie den Sarazenen erwieſen hatten. Er durchſtreifte ganz Phrygien, und nahm den Chriſten alle Plätze wieder ab, deren ſie ſich in ſeinen Staaten bemächtiget hatten. Zuletzt gieng er in Armenien, wo er die Griechen verſchiedene mal ſchlug, und mehr als dreyſig tauſend von ihnen erlegte.

Salmanaraihs Todt verurſacht,

Hierauf kehrte Motaſſem wieder nach Samarath zurück, und gedachte daſelbſt die Früchte ſeiner Siege in Ruhe einzuerndten. Allein die Ruhe, deren er in dieſer ſo geliebten Stadt zu genieſ-

Motaſſem. Hegire 226 n. C. G. 841 daß Motaſſem im Kopf verrückt wird.

genieſſen hofte, ward ihm durch den Gram, den ihm der Todt des Salmanaraih, ſeines Leibarztes verurſachte, ſehr verſalzen. Er war kränklich, und wie man nicht anders ſchließen konnte, dem Aufſteigen der Dünſte ſehr unterworffen. Er hatte daher auf dieſen Mann, der ſein Temperament recht gut ausgeforſcht hatte, ſein ganzes Zutrauen geſetzt; denn durch die kluge Vorſicht, die ihm ſeine Erfahrung und ſeine Wiſſenſchaft bey den Curen des Califen anzuwenden riethen, brachte er es dahin, daß ſeine Geſundheit in einer ziemlichen Gleichförmigkeit verblieb.

Hegire 227 n. C. G. 842

Als der Calif nach Hauſe kam, fand er dieſen Arzt bettlägerig, und die Furcht, einen Mann, der ihm ſo werth war, zu verliehren, zog ihm ſelbſt eine Krankheit zu. Man fieng ſchon an zu zweifeln, ob er es noch lange machen würde, wenn Salmanaraih ſterben ſolte, weil die aufſteigenden Dünſte ſeine Schwachheit ſehr vermehrten. Man ſahe auch bald, daß man nicht ganz unrecht geurtheilet hatte. Denn der Leibarzt ſtarb, und der Schmerz, den der Calif darüber empfand, ſetzte ihm dergeſtalt zu, daß er verrücket im Kopfe ward. Die Halsſtarrigkeit, womit er ſich eine Zeitlang wegerte einige Nahrung zu ſich zu nehmen, gab dieſem Uebel neue Kräfte. Und man fieng an ganz und gar an ſeiner Wiederherſtellung zu verzweifeln, als er auf den Einfall kam, und einen Sarg in ſein Zimmer brin-

Motaſſem. Hegire 227 n. C. G. 842

gen, um denſelben herum Wachskerzen anzünden, und auf die Art der Chriſten Gebeter dabey herleſen ließ.

Motaſſems Todt.

Honain, ein arabiſcher Autor, der damals gegenwärtig geweſen ſeyn will, ſaget aber, daß der Prinz dennoch etwas wieder zu ſich ſelbſt gekommen ſey. Ja man fieng ſchon an die gänzliche Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit mit der Zeit zu hoffen; allein da der neue Arzt des Salmanaraihs Stelle wieder eingenommen hatte, dieſes ſeine Art zu curiren gänzlich verwärf, und ſich einer dieſer ganz entgegen geſetzten bediente, ſo ward der Calif, der zwar anfänglich ſich etwas beſſer darnach befand, bald darauf ſo ſchwerlich krank, daß alle angewandte Mittel ohne die geringſte Würkung blieben. Er ſtarb in der zwey hundert und ſieben und zwanzigſten Hegire, und ohngefehr im acht hundert und zwey und vierzigſten Jahre nach Chriſti Geburt zu Samarath.

Seine auſſerordentliche Stärke.

Dieſer Prinz, deſſen Geſundheit man ſo ſchwächlich beſchreibet, beſaß dennoch eine bewunderungswürdige Stärke. El-Macin ſagt; er habe ein Gewicht von fünf bis ſechs hundert Pfund von der Erde aufheben, und es viele Schritte weit wegtragen können. Seine Tapferkeit gliech ſeiner Stärke, wovon er in den Kriegen, die er gegen die Griechen führen müſte, die allerausnehmendeſten Proben ablegte.

Seine Neigung

Er hatte eben wie ſein Vorfahr viele Neigung für die Secte der Motazaliten, doch mit

dem

Motaſſem. Hegire 227 n.C.G 842 für die Secte der Motazaliten.

dem Unterſcheid, daß Mamon auch alle übrigen dabey erdultete; Motaſſem hingegen erklärte ſich ſo öffentlich zu ihrem Vortheil, daß er viele angeſehene Leute blos aus der Urſach verfolgete, weil ſie einer andern Meinung, als die ſeinige, waren. Man ſagt unter anderm, daß, als einſtmalen ein durch ſeine Verdienſte und Wiſſenſchaften angeſehener Muſelmann in des Motaſſems Gegenwart behauptet habe, der Alcoran ſey nicht erſchaffen, dieſer, der einer entgegengeſetzten Meinung geweſen, darüber ſo böſe geworden ſey, daß er den armen Doctor ſo lange habe dafür peitſchen laſſen, bis er Sinnen und Verſtand verlohren habe.

Seine Vorurtheile für die Parthey, der er anhieng, kamen gar nicht aus vielen über dieſe Materie angeſtellten Ueberlegungen her. Denn alle Geſchichtſchreiber kommen darin überein, daß er gar nichts verſtanden habe. El-Macin ſagt ausdrücklich, er ſey höchſt unwiſſend geweſen, und habe kaum ſchreiben können; Mamon hingegen, der einen aufgeklärten Verſtand hatte, vertrug diejenigen, welche in ſtreitigen Materien anders, als er, dachten, mit vieler Sanftmuth und Mäßigung. Denn er war vernünftig, daß er wohl einzuſehen wuſte, daß es gar nicht der Mühe werth ſeye, Leute, welche ſonſten durch ihre Verdienſte und Wiſſenſchaften dem Staate nützlich ſeyn könnten, über ſolche Dinge zu verfolgen.

Uebrigens zeigte ſich Motaſſem in allen Stük-

Motaſſem. Hegire 227 n. C. G. 842.

Motaſſems Leutſeligkeit.

ken, ſo die Religion nicht angiengen, allezeit als einen würdigen Erben des leutſeligen und wohlthuenden Caracters, wodurch faſt alle abbaßidiſchen Prinzen ſo lobenswürdig geworden ſind. Ich werde ein Beyſpiel davon anführen, ſo uns Abulfaragius aufbehalten hat. Es geſchahe, daß Motaſſem ſich einſtmals auf der Jagd verirrete, und von ohngefehr einen alten Bauer antraf, der ſich viele Mühe gab ſeinen ſchwer beladenen Eſel aus einem Loche, wo er hineingefallen war, wieder heraus zu ziehen. Der Calif ward bey dieſem Anblick von Mitleiden gerührt, ſtieg vom Pferde, und wolte dem ehrlichen Alten zu Hülffe kommen. Dieſer kannte ihn zwar nicht, aus ſeinen reichen Kleidern konnte er aber leicht urtheilen, daß es eine Perſon von hohem Stande ſeyn müſte. Er gieng deswegen zu ihm, und bat ihn, ſich nicht damit zu bemühen, ihm Hülfe zu leiſten; denn, ſagte er zu ihm, er würde ſich dabey ſeine Kleider, die auch in der That ſehr koſtbar waren, verderben; und dieſer Verluſt würde wichtiger ſeyn, als der Dienſt, den er ihm leiſten wollte. Motaſſem ward erfreuet, da ſich ihm eine Gelegenheit zeigte, einem Unglücklichen aufzuhelffen. Er antwortete ihm, daß er ſich ſeiner Kleidung wegen nicht beunruhigen möchte. Da er ſehr ſtark war, ſo brauchte er ſeinen Arm nur einmahl auszuſtrecken, um die Laſt, ſo das Thier in den Koth niedergedrückt hielt, aufzuheben. Darauf zog er den Eſel auch hervor, half dem Bauer denſelben von neuem beladen, und ſtieg wieder auf ſein Pferd.

Motaſſem. Hegire 227 n. C. G. 842

Den alten rührte dieſe leutſelige That des Prinzen ſo ſehr, daß er ihm mit thränenden Augen nachrief: **O Himmel, beglücke die Wünſche dieſes Menſchen in allen Stücken; dies iſt eine Gnade, warum ich dich eifrig anflehe!** Aber wie ſehr vermehrte ſich nicht die Verwunderung des Bauren; als Motaſſems Leute dazu kamen, und er von ihnen erfuhr, daß der Calif ſelbſt ihm auf eine ſo grosmüthige Art Hülfe geleiſtet habe. Er warf ſich ſogleich zu ſeinen Füßen. Allein der Calif bezeugte ſich ſehr gnädig gegen ihn, und vermehrte ſeine Gnade, die er ſchon vorhin gegen ihn gehabt hatte, noch durch ein anſehnliches Geſchenk an Gelde. Eine ſo vortrefliche That iſt dieſem Prinzen eine würdigere Lobrede, als alles, was ich noch von ſeinen guten Eigenſchaften ſagen könnte.

El-Macin, der allezeit das Bild desjenigen Prinzen, deſſen Lebenslauf er beſchreibet, zugleich entwirft, ſaget, Motaſſem habe weiß und ſchön im Geſichte ausgeſehen; Er habe blonde Haare, und einen ſtarken Bart gehabt, und ſey von mittelmäßiger Größe geweſen.

Er kriegte den Beynamen der **achtige**, weil faſt bey allen Begebenheiten ſeines Lebens die Zahl VIII. merkwürdig iſt. Er ward an dem achten Tage im Monat gebohren. Er war der achte aus ſeinem Stamme, der achte

abbaſ-

Motaſſem. Hegire 227 n.C.G.842

abbaßidiſche Calif. Er beſtieg den Thron im Jahr der Hegire acht hundert und achtzehn. Er commandirte ſeine Armee achtmahl. Er regierte acht Jahre, acht Monate, und acht Tage. Er ſtarb im acht und vierzigſten Jahre, hatte acht Söhne, und acht Töchter. In ſeiner Schatzkammer hinterließ er acht Millionen Gold, und vier und zwanzig Millionen Silber.

Von den acht Prinzen des Califen, kamen nur zween nachhero auf den Thron. Dieſe waren Vatheck-Billah, und nach ihm Motavakel.

Vatheck-Billah. Hegire 227 n.C.G.842

Vatheck-Billah.

acht und zwanzigſter Calif.

Dieſer Prinz hieß im Anfang Haroun, wie ſein Großvater; hernach aber nennete man ihn Vatheck, und fügte dieſem noch den Namen Billah hinzu, welcher, wie wir ſchon vorhin geſagt haben, einen Monarchen oder Fürſten durch die Grade GOttes, oder einen ſolchen, der durch die Gnade GOttes erhalten iſt, anzeiget. Von nun an werden wir noch viele Califen antreffen, die eben dieſen Beynamen geführet haben.

Vatheck Billah ward zu Samarath zum Califat erhoben; und zwar an eben dem Tage, da

Mo-

Batheck-Billah. Hegira 227 n. C. G. 842

Motaſſem, ſein Vater geſtorben war. Die Acte von ſeiner Erhebung auf den Thron ward nach Bagded geſchickt, wo ihm der Beſitz des Califats gleichfals beſtätiget wurde. Dieſer Fürſt ſuchte dem Beyſpiele ſeines Oheims, des Mamon nachzuahmen; indem er die Gelehrten in ſeinen Schutz nahm, und alle, die ſich durch die Wiſſenſchaften in ſeinen Staaten hervor thaten, mit Gnade überhäufte.

Er hielt ſich auch zu der Secte der Motazaliten; allein an ſtatt, daß er in dieſem Stück dem klugen und vernünftigen Verfahren des Mamon hätte nachfolgen ſollen, ſo verfolgte er hingegen alle, die ſeiner angenommenen Meinung zu unterſchreiben ſich weigerten, aufs grauſamſte.

Batheck erkläret ſich für die Secte der Motazaliten.

Wir haben ſchon geſehen, daß die Haupt-Frage, worüber man damals ſtritt, dieſe war: ob der Alcoran geſchaffen, oder nicht geſchaffen ſey? Auf gut muſelmanniſch muſte man glauben, oder wenigſtens äußerlich ſagen, der Alcoran ſey unerſchaffen. Dieſes war das Glaubens-Bekänntniß aller eifrigen Muſelmänner. Da aber die Motazaliten gerade das Gegentheil behaupteten, und der Calif ungemein ſtark auf ihrer Seite war, ſo wurden die allermeiſten Hofbedienten, und alle, welche ſich die Gnade des Califen zu erwerben ſuchten, ſehr bald Motazaliten. Dieſe Veränderung koſtete ſie auch keine groſſe Ueberwindung, weil

es

Vathek-Billah. Hegire 227 n.C.G. 842

es ihre Haupt-Maxim war, den Meinungen des Monarchen blindlings zu folgen.

Dennoch blieb die Gegen-Parthey die zahlreichſte, und einer unter ihnen unterſtützte immer den andern, durch die Nachſicht, ſo Mamon gegen ſie gehabt hatte, angefeuret, erklärten ſie ſich ganz öffentlich gegen die Motazaliten. Es iſt zwar wahr, daß Motaſſems Strenge ſie etwas unterdrücket hatte, dennoch aber hatten ſie den Muth nicht gänzlich ſinken laſſen, und hoften unter einer neuen Regierung ſchon wieder empor zu kommen. Allein Vathek, ließ gleich bey dem Anfang ſeiner Regierung deutlich ſehen, daß es gar nicht ſicher ſey, eine Meinung anzunehmen, die mit den von ihm gebilligten Grundſätzen ſtritte.

Dennoch aber fanden ſich einige von denjenigen dreiſten Leuten, die entweder von ihrer Religion eine ſtarke innerliche Ueberzeugung bey ſich verſpührten, oder ſich auch vielleicht dadurch, daß ſie gegen den Hof reden, in Ermangelung anderer Gelegenheiten Ruhm zu erwerben ſuchten, dieſe ſchienen ſich eine Ehre daraus zu machen, ihre Meinungen in Glaubens-Sachen gar nicht geheim zu halten, ſondern vielmehr ihrer Denkungs-Art gemäße Maximen, ganz öffentlich zu lehren.

Vatheck erfuhr alles, er wolte aber anfänglich nicht gern mit der Strenge gegen dieſe Rottirungen verfahren. Sein Stillſchweigen machte den Schuldigen Muth; ſie giengen ein ganz förmliches Verbindniß ein, und ernenneten ſich Kraft deſſelben ihre eigene Häupter, die ſie mit dem Namen Hafed belegten, welcher ſolche Leute andeutet, die die Lehren des Propheten beſchützen, und geſchworne Feinde der Motazaliten ſind.

Vatheck Billah. Hegire 227 n.C.G 842

Viele dieſer Häupter, ſo mit dem Hofe in Verbindung ſtunden, fanden Gelegenheit einige der vornehmſten Hofbedienten in ihren Anhang zu ziehen. Endlich entſtund eine Verſchwörung daraus, deren Hauptabſicht dahin gieng, den Vatheck vom Califat abzuſetzen, und einen berühmten Lehrer unter ihnen, mit Namen Ahmed-al-Korai, wieder auf den Thron zu erheben.

Hegire 228 n.C.G 843 Er thut eine Rotte zuſammen, in der Abſicht ihn abzuſetzen.

Zum guten Glück für den Califen hatten die Verſchwornen einigen jungen Leuten ihr Geheimniß anvertrauet, welche voller Freuden, daß ſie bey einer ſo wichtigen Sache etwas vorſtellen ſolten, die Unvorſichtigkeit begiengen, und einen Theil ihres Geheimniſſes ausſchwatzten. Der Gouverneur von Bagdet kriegte nicht ſo bald Wind davon, als er ſogleich einen Boten nach Samarath an den Califen abfertigte, und ihm ſagen ließ, daß er ja auf ſeiner Hut ſeyn möchte. Während dieſer Zeit wandte er alle Mühe an, ſich der vornehmſten unter den verſchwornen zu verſichern. Es glückte ihm auch, und unter andern bekam er den Ahmed ſelbſt, den er dem Califen in Ketten und Banden zuſchickte.

Vatheck-Billah. Hegire 228 n.C.G. 843 Ihr Oberhaupt kommt um

Vatheck ließ dieſen Lehrer vor ſich bringen, er würdigte ihn aber nicht einmahl, ihn wegen der Verſchwörung zu befragen; ſondern unterredete ſich einzig und allein über die Religions-Puncte mit ihm, worüber man damalen ſtreitig war. Ahmed wolte, ehe er ſeine Meinungen davon gerade heraus ſagte, vorher weitläuftige Erklärungen anfangen; allein der Calif, der gar kein Liebhaber von vielen Worten war, that ihm gleich im Anfang Einhalt, und forderte, daß er ohne Umſtände ſeine Gedanken von dem Alcoran ſagen ſolte: nemlich, ob er dieſes Buch für erſchaffen, oder unerſchaffen hielte? Da ſich Ahmed alſo gedrungen ſahe, ſich deutlich heraus zu laſſen, ſo ſagte er endlich, er würde in Ewigkeit nicht glauben, daß der Alcoran erſchaffen ſey. Wie der Calif die Erklärung hörte, ſo gab er keine andere Antwort darauf, als daß er ſeinen Sebel auszog, und dem armen Lehrer den Kopf abhieb. Dieſes war das Ende dieſer Unterredung, und die verſchwornen wurden den Augenblick darauf zerſtreuet.

Der Calif hatte durch dieſes Verfahren ſeine Meinung ſo deutlich an den Tag gelegt, daß diejenigen, die anders, als er, dachten, dadurch auf ernſthafte Ueberlegungen gebracht wurden. Niemand bezeugte Luſt, das den Ahmed betroffne Schickſal gleichfals zu erfahren, und deswegen hörte man auch einige Zeit auf über Religions-Sachen zu zanken. Man findet bey den arabiſchen Geſchichtſchreibern gar nicht, daß dieſer Fürſt jemals bey einer kriegeriſchen Unternehmung das Commando geführt habe; dennoch aber lieſet man unter ſeiner Regierung von einem Einfalle der Muſelmannen in Sicilien, wobey ſie ſich der Stadt Meßina bemächtigten, ſie ausplünderten, und eine unendliche Anzahl ihrer Einwohner mit ſich wegnahmen, die ſie alle zu Sclaven machten. Allein es waren Sarazenen aus Africa, ſo dieſe Feindſeligkeiten verübten, und die die Herrſchaft eines andern Califen, als des von Bagdet, oder Samarath erkannten.

Vatheck-Billah.
Hegire 228
n.C.G. 843

Hegire 229
n.C.G. 844
Einfall der Saracenen in Sicilien.

Vatheck hat niemahls mit dem griechiſchen Kaiſer Krieg geführt; vielmehr ſchloßen beyde einen Vergleich unter ſich, nach welchem ſich beyde Prinzen verbanden, alle diejenigen, welche in den letzten Kriegen auf einer oder der andern Seite zu Gefangenen gemacht worden wären, gegen einander auszuliefern.

Hegire 230
n.C.G. 845
Auswechslung der chriſtlichen gegen die mahomedaniſchen Gefangenen.

Dieſe Auswechſelung der Gefangenen gegen einander geſchahe bey dem Fluß Lameſus, ohngefehr eine Meile weit von dem Wege nach der Stadt Tarſus in Cilicien. So wohl der Kaiſer, als der Calif, ſchickten jeder ihre Gefangene unter der Aufſicht eines Generals dahin. So bald der Bevollmächtigte des Califen einen chriſtlichen Sclaven loß ließ; ſo gab des Kaiſers ſeiner dagegen einen mahomedaniſchen heraus. Als dieſe Gefangenen alle zu gleicher Zeit über die Brücke giengen, die über den

Vatheck Billah. Hegire 230 n. C. G. 845

Fluß Lameſus iſt; ſo rief ein jeder ein Wort aus, wodurch er zu erkennen gab, zu welcher Religion er gehörte. Der Chriſt rief: Kyrie eleiſon, und der Mahomedaner: Allah. Doch dieſes letzte Wort war noch nicht zureichend, daß ein mahomedaniſcher Sclave unter ſeine Landsleute wieder aufgenommen ward. Der Caliſ, dem der Kopf von den Grillen der Motazaliten immer voll ſteckte, hatte ſeinem Bevollmächtigten aufgegeben, einen jeden mahomedaniſchen Sclaven, der gegen einen Chriſten ausgewechſelt werden würde, ſein Glaubensbekänntniß ablegen zu laſſen. So bald alſo ein ſolcher das Wort Allah ausgeſprochen, und ſich dadurch als einen Mahomedaner angegeben hatte; ſo wurde er gleich wieder von des Caliſen Bevollmächtigten befragt: ob er glaube, daß der Alcoran erſchaffen, oder nicht erſchaffen ſey? Dieſer hatte daneben Ordre, alle diejenigen, welche ſagen würden, dieſes Buch ſey nicht erſchaffen, abzuweiſen, und nur die aufzunehmen, welche nach dem Beyſpiel des Caliſen, und der Motazaliten ſagten, er ſey erſchaffen. Die Anzahl der Muſelmänner, ſo bey dieſer Gelegenheit aus der Sclaverey befreyet wurden, belief ſich auf vier tauſend ohne ſechs hundert Frauen und Kinder.

Seit dieſer Auswechſelung, bis zu des Caliſen Todt, der zwey Jahre hernach erfolgte, trug ſich in dem muſelmanniſchen Reiche gar nichts merkwürdiges zu. Er ward mit der Waſſerſucht befallen, die ihn auch ins Grab brachte, nachdem er lange Zeit daran krank gelegen hatte.

Vatheck-Billah.
Hegire 231
n.C.G. 845

Man verſichert, der Prinz habe ſich dieſe Krankheit durch die Ausſchweifungen, ſo er von ſeiner früheſten Jugend an gemacht hatte, zugezogen. Er war den Weibern, dem Wein, und dem Schmauſen ergeben, und hat beſtändig ſeinen verdorbenen Begierden nachgefolget; und als der gar zu häufige Genuß dieſer Dinge ſeinen Geſchmack unfühlbar zu machen ſchien; ſo brauchte er allerhand Mittel, ſeine Leidenſchaften anzufeuren, und den Appetit zu reitzen.

Der Calif wird von ſeiner Waſſerſucht geheilet.

Dieſe unglückliche Lebensart, ſo nothwendig die traurigſten Folgen haben muſte, ruinirte auch des Prinzen Geſundheit in der That; mit einem Wort: er kriegte die Waſſerſucht. Nunmehr muſte er ſeine Zuflucht zu den Aerzten nehmen, und ließ an allen Orten einen geſchickten Mann aufſuchen, der im Stande wäre, ſeine Geſundheit wieder her zu ſtellen. Ein berühmter Arzt aus Nischabourg unternahm es ihn zu curiren, und es glückte ihm auch würklich, daß er ihn der Gefahr entriß. Das Mittel, wodurch er dieſes würkte, iſt ſehr ſonderbar. Nachdem er anfänglich alle Geheimniſſe ſeiner Kunſt vergeblich angewandt hatte; ſo gerieth er auf den Einfall ihn durch das Schwitzen zu heilen; und da dieſes Schwitzen ſehr ſtark ſeyn muſte, um eine ſo gefährliche Krankheit

Watheck-Billah. Hegire 231 n.C.G.845

dadurch zu heben; ſo ließ er den Prinzen in einen Kalkofen ſetzen. Ohnfehlbar wird er vorher den Grad der Hitze ſo eingerichtet haben, als er zu ſeinem Vorhaben erforderlich war. Der Arzt wiederhohlte dieſes Mittel etliche Tage nach einander, da ſich der Calif etwas beſſer darnach befand, und brachte es damit zuletzt ſo weit, daß ihm die Waſſerſucht vergieng.

Der über einen ſo glücklichen Fortgang entzückte Arzt nahm ſich hierauf die Freyheit, dem Prinzen vorzuſtellen, daß es noch nicht genug ſey, daß er ſeine Geſundheit wieder erlanget habe, er müſſe nun auch bedacht ſeyn, ſie zu erhalten, und ſich zu dem Ende ins künftige an eine ſehr ordentliche und genaue Lebensart gewöhnen, ohne welche er ihm für einen baldigen Rückfall der Krankheit nicht gut ſagen könnte. Watheck bezeugte ſich ganz ungemein gelehrig, und beobachtete einige Zeitlang die allergenaueſte Sorgfalt, den Vorſchriften ſeines Arztes nachzuleben.

Hegire 232 n.C.G.846

Doch da ſeine alten Leidenſchaften ſich mit ſeiner Geſundheit wieder einfanden; ſo vergaß er die ihm vorgeſchriebene Geſundheits-Regeln gar bald, und überließ ſich von neuem eben den Ausſchweifungen, die ihn ſchon einmal ſo nahe an die Pforte des Todes gebracht hatten. Was ihn noch am meiſten darinn ſtärkte ſeinen unglücklichen Neigungen nachzuleben, war das groſſe Zutrauen, welches er in die Gewißheit einer ihm von einem Sternſeher, der ſein

Schickſal nach allen Regeln der Kunſt ausgeforſcht, und ihn verſichert hatte, daß er noch funfzig Jahre zu leben hätte, geſchehenen Prophezeyung ſetzte.

Batheck.
Billah.
Hegire 232
n. C. G. 846

Ein einem wollüſtigen ſo ſehr ſchmeichlendes Verſprechen vertrieb alle Vorſtellungen von der Diät ſehr bald, und der Calif fieng wieder an nach ſeiner alten Art zu leben. Es währte aber nicht lange, als er Urſach bekam, es ſich gereuen zu laſſen, und zu eben dem Mittel, ſo ihm das erſte mal geholffen hatte, wieder ſeine Zuflucht nehmen muſte. Anfänglich befand er ſich ſehr wohl dabey. Allein einſtmalen, als er ſehr ſtark geſchwitzt hatte, und man eben im Begrif war ihn in ſeinen Trageſeſſel zu ſetzen, und ihn wieder in den Pallaſt zu bringen, überfiel ihn ein Fieber. Man eilte ſo ſehr als möglich, ihn bald in ſein Zimmer zu ſchaffen, allein es war nicht ſo viel Zeit übrig ihn dahin zu bringen. Er verlohr ganz plötzlich das Gefühl und die Sprache, und ſtarb, nachdem er ohngefehr fünf Jahre regieret hatte.

Bathecks
Todt.

Die Umſtände von den letzten Augenblicken dieſes Prinzen werden von dem El-Macin etwas verſchiedentlich beſchrieben. Als Batheck, ſagte er, im Begrif zu ſterben war, ſo ſagte er folgende Verſe aus einem arabiſchen Dichter her: **Der Todt iſt allen gemein; niemand kann ihm entgehen; eben ſo wenig der König, als der geringſte Unterthan.** Darauf ließ er ſich von ſeinen Leuten

Vathek-Billah. Hegire 232 n C G.46

aus dem Bette heben, und auf den Fußboden legen, er wolte auch nicht einmal zugeben, daß ſie ihm eine Decke unterlegten. Hier hob er ſeine Augen und Hände gen Himmel, und rief: **Großer GOtt, deſſen Reich niemals ein Ende nimmt, und der du die Könige und die Unterthanen dem Tode unterworffen haſt, erbarme dich über einen armen Prinzen, deſſen Tage vollbracht ſind!**

Nach dem Berichte von eben dieſem Autor ſoll Vatheck kurz darauf geſtorben ſeyn, worauf ſich den Augenblick alle Hofbediente von ihm weggegeben, und zu dem Prinzen, der zu ſeinem Nachfolger beſtimmet war, gegangen wären, und ihm ihre Aufwartung zur Bezeugung ihrer Ergebenheit gemacht hätten. Unterdeſſen, daß Vatheck alſo ohne einige Wache liegen blieb, kam ein Märder, andere ſagen, es ſey eine Eidechſe geweſen, kroch unter die Decke, ſo man über ihn her gelegt hatte, und kratzte oder fraß ihm die Augen aus.

Dieſer Fürſt ſahe weiß und munter im Geſicht aus, hatte einen ſtarken Bart, eine angenehme Geſichtsbildung, und eine ſehr gnädige Mine. In dem rechten Auge hatte er einen weiſſen Fleck in Form eines Viereckes, aus welchem Feuerfunken heraus flogen, wenn er zornig war; es wird geſagt, alsdenn ſey es ganz ohnmöglich geweſen, ſeine Blicke auszuſtehen.

Hätte

Vatheck-Billah. Hegire 232 n. C. G. 846

Hätte dieſer Fürſt nicht die Schwachheit gehabt ſeinen Leidenſchaften und Begierden, welche ſeine Tage verkürzten, ſo ſehr nachzuhängen, ſo würde er eben ſo viel Ehre, als die vortreflichſten unter ſeinen Vorfahren erworben haben. Denn alle Geſchichtſchreiber kommen darinn überein, daß er ein ungemeines Geſchick zum regieren gehabt habe. Er hatte es durch eine ſehr genaue Policey, die er in ſeine Staaten eingeführt, ſo weit gebracht, daß man gar keinen Bettler mehr darinn antraf. Für die alten abgelebten Leute und die Kranken hatte er Häuſer geſtiftet worinn ſie unterhalten wurden. In Anſehung derer Armen aber, welche ſich geſund befanden, hatte er gewiſſe Mittel ausfündig gemacht, wodurch ſie zur Arbeit angehalten, und ihnen hinlänglicher Lebens Unterhalt verſchaffet wurde.

Er war eben wie Mamon ein Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, und legte oft Proben von dem Fortgange ab, den er ſelbſt darinn gemacht hatte. Er beſaß den Ruhm eines vortreflichen Dichters; Nicht weniger hatte er in der Tonkunſt viel gethan, denn er machte Stücke, die die Kenner ſehr hoch ſchätzten.

Er hinterließ einen Sohn, mit Namen Mothadi, der in der Folge zum Califat gelanget iſt.

* * *

Motavakel Billah. Hegire 232 n.C.G. 846

Motavakel-Billah.

neun und zwanzigſter Calif.

Ob ſchon gleich nach Vathecks Tode der größte Theil der vornehmſten des Reichs ſich zu ſeinem Bruder, dem Motavakel begeben, und ihn als ihren Califen erkannt hatten; ſo muſten doch vorher noch ſehr viele Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden, ehe die Sache zum Schluß kam.

Es entſtehet eine Parthey, die den Mothadi zum Calif haben will.

Es that ſich eine Parthey zum Vortheil des Mothadi, Vathecks Sohns hervor, und behauptete, daß der junge Prinz, da er nach allen Rechten der Erbe von ſeines Vaters hinterlaſſenen Gütern ſey, es auch von dem Califat ſeyn müſte. Die Wiederſetzung dieſer Parthey verurſachte, das Motavackels öffentliche Ausrufſung auf einige Zeit muſte ausgeſetzt werden, ja es wäre gewiß zu befürchten geweſen, daß beyde Theile zu den Waffen gegriffen hätten, wenn die türkiſche Militz, indem ſie ſich gänzlich für Motavekel erklärte, nicht der Sache den Ausſchlag gegeben hätte.

Die türkiſche Militz machet, daß es Motavakel wird.

Dieſe Militz, welche erſt ſeit einigen Jahren unter den Sarazenen eingeführt geweſen war, war ſo mächtig geworden, daß ſie faſt allemal auf die Seite, wo ſie ſich hinzulenken für gut befand, das Uebergewicht gab. Dennoch aber bedienten ſich dieſe Völker bey dieſer Gelegenheit keiner gewaltſamen Wege, ſondern alles

Motavakel-Billah. Hegire 232 n.C.G.846

ward durch gütliche Handlungen ausgemacht.

Waßif, ſo hieß der Befehlshaber dieſer Miliz, veranſtaltete, daß ſich die Großen des Reichs verſammlen muſten. Nachdem er ihnen erſtlich die verſchiedenen Urſachen, welche ſie zu Motavakels Vortheile beſtimmen muſten, vorgelegt hatte, ſo kam er hernach auf den Mothadi, und ſtellete ihnen in Anſehung ſeiner vor, daß man es unter ihnen allemal als eine Schande angeſehen habe, einen Prinzen auf den Thron zu erheben, deſſen gar zu groſſe Jugend ihn zu allen mit der höchſten Gewalt verknüpften Pflichten gänzlich unfähig machte. Beſonders bemühete er ſich ihnen zu Gemüth zu führen, daß es höchſt unanſtändig ſeyn würde, wenn ein Kind das öffentliche Gebet herſagen, und die übrigen Verrichtungen des Imans, oder des oberſten Prieſters der Muſelmannen auf ſich nehmen ſolte.

Dieſe mit vielem Nachdruck und ohne Bitterkeit ihnen geſchehene Vorſtellungen beſänftigten die allermeiſten wieder. Endlich wurden alle Stimmen zu Motavakels Vortheile vereiniget. Zu Samarath wurde er zum Calif ernannt, und zu Bagdet und den übrigen anſehnlichſten Städten des muſelmänniſchen Reiches dazu ausgeruffen.

Der neue Calif beſaß viel Geſchicklichkeit, ja ſelbſt einige Tugenden; allein er hatte auch hingegen ſo würkliche, und ſo ſehr verunehrende

Motava-
kel: Billah
Hegire 232
n.C.G.846

laſter an ſich, daß ſie ſeine guten Eigenſchaften ganz verdunkelten. Er war neidiſch, geitzig, und dergeſtalt grauſam, daß er ſich ſelbſt ein Vergnügen daraus machte neue Arten von Martern zu erſinnen, um die Elenden noch mehr zu quälen.

Des Groß-
Veziers
Abou-
Giaffars
Caracter.

In dieſer ſchändlichen Neigung wurde er durch die verderbliche Grundſätze ſeines Veziers noch mehr beſtärket, denn dieſer hatte die Meinung, die Gnade ſey nichts als Niederträchtigkeit, die Freygebigkeit eine Thorheit, und das Mitleiden eine lächerliche Schwachheit.

Dieſer Vezier hieß Abou: Giaffar: Mohammed. Er war ein ſehr gelehrter Mann, ſagt El: Macin, und in der Sprach: und Dicht-Kunſt ungemein bewandert; Er ſchrieb und redete ſehr ſchön; im übrigen aber, ſagt eben dieſer Autor, war er närriſch, ruhmredig, unbarmherzig, ohne Ehre, verließ ſich auf ſich ſelbſt, mit ſeiner Gunſt und ſeinem Gelde war er geitzig, und niemalen hat er jemanden einen Gefallen gethan.

Hegire 233
n.C.G.847

So war die Perſon beſchaffen, mit der der Calif ſchon bey Lebzeiten ſeines Vorfahren in genauer Verbindung geſtanden hatte. Da er den Thron beſtieg, ſo beſtätigte er ihn in ſeinem Amte als Vezier, welches er ſchon unter dem Vathek verſehen hatte. Motavakel hatte zwar Urſach wegen einiger Verdrießlichkeiten, ſo er zwiſchen ihm und ſeinem Bruder angeſtiftet hatte, böſe auf ihn zu ſeyn; jedoch da er ihm in den Grauſamkeiten, die er vornahm, nach Verlangen dienete, ſo befand er es für gut, ihn in ſeiner Würde zu beſtätigen.

Motavakel-Billah. Hegire 232 n. C. G. 847 Er erfindet eine neue Art von Todesſtraffen, durch die er ſelbſt das Leben verliehret.

Mit dieſem Ungeheuer war es, mit dem der Calif, als er auf eine neue Art von Todes Straffen ſann, den Entſchluß faſte, einen inwendig mit ſehr ſcharffen Nagelſpitzen verſehenen eiſernen Ofen machen zu laſſen; in welchen die Elenden geſteckt wurden; die er ſich gern vom Halſe ſchaffen wolte. Unter dieſem Ofen machte man ein Feuer an, das, nachdem er entſchloſſen war, die Opfer ſeiner Grauſamkeit kurze oder lange Zeit quälen zu laſſen, entweder ſtark, oder ſchwach gemacht wurde.

Es war ein groſſes Unglück für dieſen Vezier, daß er dem Califen neue Gründe gab, nicht mit ihm zufrieden zu ſeyn, denn er zog ſich dadurch den gröſten Jammer zu. Motavakel ließ ihn nämlich beym Kopf nehmen, und entſchloß ſich denſelben vom Halſe zu ſchaffen; wobey er das verfluchte Vergnügen haben wolte, ihn Stuffenweiſe und nach und nach zu Tode martern zu laſſen.

Zuerſt ließ er ihn ins Gefängniß, und zwar in ein Loch ſetzen, welches an ein anderes Gemach ſtieß, worinn eine gewiſſe Anzahl Leute waren, die von ihm Befehl hatten, Tag und Nacht ein ſolches Getöſe zu machen, daß er keine Minute dafür ſchlaffen könnte. Auf dieſe Art muſte er viele Tage nach einander zubringen, und man löſete diejenigen, die Befehl hatten den Gefange-

Motawakel Billah. Hegire 233 n.C.G.847

fangenen durch das Getöſe zu martern, während dieſer Zeit mit vieler Sorgfalt ab.

Hierauf befahl der grauſame Calif, ihn in Ruhe zu laſſen. Der arme Vezier machte ſich dieſe Zeit recht gut zu Nutzen, und ſchlief vier und zwanzig Stunden nach einander, zuletzt ließ ihn der Calif zwar aus dem Gefängniß hohlen, darauf aber in den erſchrecklichen Ofen ſchlieſſen, den er ſelbſt erfunden hatte.

Am meiſten muß man bey dieſer Begebenheit darüber erſtaunen, daß der Calif ſeine Barbarey ſo weit trieb, daß er ſelbſt einen Zuſchauer bey der Marterung ſeines Veziers abgab. Selbſt zu der Zeit, als dieſer die allergrauſamſten Schmerzen empfand, und ihn aufs kläglichſte um Mitleiden bat, ſpottete er ſeiner, und rief ihm zu: **das Mitleiden iſt nichts, als eine lächerliche Schwachheit.** Hiemit zielte er auf die ſchändlichen Grundſätze, die dieſer Unglückliche zu der Zeit ſeiner Gnade dem Califen beyzubringen bemühet geweſen war, ab.

Hegire 235 n.C.G.849

Ein ſo unmenſchliches Verfahren brachte die Gemüther gegen den Calif ſehr auf. Ja, vielleicht wäre man damals öffentlich gegen ihn ausgebrochen, wenn ſich nur jemand zum Anführer der Mißvergnügten hätte anfinden wollen. Allein zum Glück für dieſen Fürſten, ward der Vezier durchgehends verabſcheuet, und ob man gleich die an ihm ausgeübte Grauſamkeit mit Entſetzen anſahe; ſo muſte man doch geſtehen, daß er dieſe ihm wiederfahrene

Straffe mit Recht verdienet habe. Hiedurch geſchahe es, daß aller Gemüther nach und nach wieder beunruhiget wurden.

Motavakel Billah. Hegire 235; n. C. G. 849

Dieſer Gelegenheit ſuchte ſich Motavakel zu bedienen, um ſeinen drey Kindern die Krone zu verſichern. Der älteſte von ihnen hieß Montaſſer, der zweyte Motaz, und der dritte Movaiad. Er hatte noch zwey andere, nemlich den Motamed, und Mouaffed, die er aber gänzlich von der Regierungsfolge ausſchloß. Wir werden aber weiter unten ſehen, daß es in dieſem Stück ganz anders gieng, als er es ſich vorgeſtellt hatte. So bald er dieſe Einrichtung gemacht hatte, befahl er, daß ſeinen Kindern der Eid der Treue muſte abgelegt werden, und hierauf wieß er ihnen Leibgedinge an, und belehnte ſie damit mit der Fahne. Montaſſer bekam die Provinzen Irack, Hegiaz und und Yemen; Motaz erhielt Khoraſſan, das Land Baia; Movaiad aber das damaſceniſche Syrien.

Der Calif beſtimmet dreye von ſeinen Söhnen zu ſeinen Nachfolgern.

Hegire 236 n. C. G. 850 Er verbietet die Wallfahrten zum Grabe des Ali.

Das Ende des gegenwärtigen, und der Anfang des folgenden Jahres wurde von dem Califen dazu angewendet, daß er Proben des Haſſes, den er gegen die Aliden und ihre Freunde hegte, ablegte. Er gab eine Verordnung heraus, worinn er unter ſcharffen Straffen die Wallfahrten zu dem Grabe des Ali, des Schwiegerſohns des Propheten unterſagte. Sein Haß nahm darauf noch immer zu, ſo daß er bald befehle in die Ebene von Kerbella abgehen ließ, das daſelbſt befindliche Grabmahl

des

Motawakel Billah. Hegire 236 n.C.G. 850 Er läſt Houſſains Grab verwüſten.

des Houſſain, eines Sohns des Ali zu verſichern, welcher, nachdem er in der auf dieſer Ebene gelieferten Schlacht geblieben, auch daſelbſt begraben worden war. Dieſes Grabmahl wurde alſo gänzlich niedergeriſſen; und damit auch nicht das geringſte Merkmal davon übrig bleiben möchte; ſo ließ er ſelbſt durch den Ort, wo man zu Houſſains Andenken ein Denkmahl aufgerichtet hatte, einen Canal ziehen.

Die Anhänger der Aliden lieſſen ſich gar nicht ſäumig finden, eine Menge Wunderwerke, die damals um des Califen Gottloſigkeit zu beſtraffen geſchehen ſeyn ſolten, auszubreiten. Einige ſagen, daß, obgleich der Canal fertig geworden wäre, man denſelben doch niemahls zu dem Gebrauch, wozu ihn der Calif beſtimmet hätte, anwenden können. Das Waſſer ſoll freylich eine gewiſſe Weite darinn fortgelauffen ſeyn, ſo bald es aber an den Ort, wo Houſſains Grab geweſen war, gekommen wäre, hätte es, ſagen ſie, aus Hochachtung ſtill geſtanden, und es wäre gar nicht möglich geweſen daſſelbe weiter fort zu bringen.

Andere ſagen, Ali ſey dem Califen zu eben dieſer Zeit im Traume erſchienen, und nachdem er ihm erſt die heftigſten Verweiſe wegen der Verfolgungen, die er ſeinem Hauſe erweiſe, gegeben, hätte er ihm mit einer in der Hand habenden Peitſche ſieben Schläge zugezählt. Der über dieſe Erſcheinung erſchrockene Calif erzählte dieſelbe den folgenden Morgen, und verlangte, daß man ſie ihm ausdeuten ſolte. Allein jedermann beobachtete ein tiefes Stillſchweigen darüber. Dennoch erfuhr er unter der Hand, daß ein gewiſſer Mann am Hofe einem ſeiner Freunde geſagt habe, die Peitſche, ſo Ali in der Hand gehabt, bedeute nichts anders als den Degen, ſo Mahomed demſelben zur Ausführung ſeiner großen Unternehmungen anvertrauet gehabt habe; und es könnte dem Califen zur Straffe, daß er das Andenken dieſes Erlauchten Muſelmanns ſo ſehr beſchimpft, leicht ein Unglück begegnen. Die Dinge, ſo ſich nachher zugetragen haben, haben die Wahrheit dieſer Art von Prophezeyung ſehr wahrſcheinlich beſtärket.

Motavakel Billah. Hegire 236 n. C. G. 850

Hegire 237 n. C. G. 851 Aufruhr in Armenien.

Während der Zeit, daß ſich dieſer Fürſt alſo beſchäftigte ſeine Wuth an der Aſche des Houſſain auszulaſſen, ſo entſpann ſich in Armenien eine Rebellion. Die Gelegenheit dazu gab die Beſtätigung des Joſeph ebn Mohammet zum Statthalter von Adherbigian. Der Calif hatte dieſem Herrn aufgetragen, gleich bey ſeiner Ankunft einen angeſehenen Officier, Namens Bockart, der ein Patricius, oder einer der vornehmſten Leute in der Provinz war, gefangen zu nehmen. Die andern Patricien wurden durch dieſes Verfahren gegen eines ihrer anſehnlichſten Mitglieder ungemein aufgebracht. Sie verbunden ſich deswegen mit des Bockarts verwandten, und machten eine Verſchwörung gegen den Statthalter. Dieſe brach nicht

eher

Motavakel Billah Hegire 237 n. C. G. 851

eher als an einem gewißen Tage, den ſie dazu beſtimmet hatten, aus. An dieſem Tage griffen ſie zu den Waffen, und verſammleten ſich alle bey dem Schloße Muſchi, ſo ſie zu ihrem Sammelplatze auserſehen hatten. Hier muſterten ſie erſt ihre Leute, und giengen darauf in Schlacht-Ordnung auf den Statthalter los. Dieſer, der noch zu rechter Zeit von ihrem Vorhaben Wind bekommen, hatte ſich auch auf ſeiner Seite gefaſt gemacht ſie zu empfangen, und gieng deswegen den Rebellen muthig entgegen. Er traf ſie an, und hier ſetzte es ein Treffen, ſo für den Joſeph ſehr unglücklich ablief, denn ſeine Leute wurden in Stücken gehauen, und er ſelbſt blieb auf der Wahlſtadt.

Die Rebellen werden von den Türken geſchlagen.

Motavakel hatte nicht ſo bald von dieſen Umſtänden Nachricht bekommen, als er in gröſter Eile alle in Bereitſchaft ſtehende Völker aufbrechen ließ. Dieſe beſtanden gröſtentheils aus ſeiner türkiſchen Miliz, ſo der Buga, einer ihrer vornehmſten Officier commandirte. Die Rebellen waren durch den erhaltenen Vortheil ſo aufgeblaſen, daß ſie dieſen anrückenden Völkern mit Zuverſicht entgegen giengen, und bald mit ihnen fertig zu werden hoften. Allein dieſe lehrten ſie es bald mit ihrem großen Schaden, daß ſie nicht mit zaghaften und unerfahrenen Leuten zu thun hätten. Denn ſie ſchlugen ſie aufs Haupt, und verfolgeten ſie bis nach Teflis, der Hauptſtadt des Landes, in welcher ſie ſie belagerten.

Motarakel-Billah. Hegire 237 n.C.G 851. und in Teflis verbrannt.

Buga, der es wohl einſahe, daß eine förmliche Belagerung dieſes Orts die Sachen nur in die länge ziehen würde, erdachte ein ander Mittel denſelben einzunehmen, und ihn, wenn er ſich nicht bald gutwillig unterwerffen würde, gänzlich zu zerſtören. Er bediente ſich dazu dieſes Anſchlages. Auf eine gewiſſe Entfernung von der Stadt wurden hölzerne Thürme und zwar ſo hoch aufgebauet, daß von ihren Spitzen konnte Feuer in die Stadt geworffen werden. Oben auf dieſe Thürme wurde eine große Anzahl Soldaten geſtellet, die ſeit langer Zeit geübet waren mit glüenden Bränden zu werffen, und dieſe muſten der Stadt mit Feuer zuſetzen. Dieſer Anſchlag hatte allen Fortgang, den Buga nur davon hoffen konnte. Da die Häuſer in Teflis nur von Holz waren, ſo ergrif ſie das Feuer ſehr leicht. Ein ſtarker Wind, der ſich eben aufmachte, breitete die Flamme an allen Ecken aus Hiedurch ward der ganze Ort in einen Aſchen Hauffen verwandelt. Es verbrannten zugleich faſt funfzig tauſend Menſchen mit, unter welchen die Rebellen, und ihr Anführer mit begriffen waren. So viel koſtete es dieſen Aufruhr zu ſtillen, der gewiß nimmer ſo viel Unheil würde angerichtet haben, als durch die Verheerung dieſer Stadt verurſachet wurde.

Hegire 238 n.C.G.852

Während der Zeit, daß der Calif ſeine eigene Staaten mit Feuer verwüſtete, waren die Griechen auf einen Einfall bedacht, der ihnen auch

Motavakel Billah. Hegire 238 n.C.G. 852 Die Griechen plündern Damietta aus

vollkommen wohl von ſtatten gieng. Sie erfuhren durch ihre Spionen, daß Damietta ſehr ſchlecht verwahret ſey, und daß ſelbſt itzo nicht einmal eine Beſatzung von ordentlichen Soldaten darinn läge. Sie kehrten deswegen in aller Stille Anſtalten vor, dieſen Ort zu überfallen, und als ſie damit fertig waren, erſchienen ſie mit einer Flotte von drey hundert Schiffen vor Damietta, zu einer Zeit, da man nichts weniger als ſolche Gäſte zu vermuthen war.

Die Einwohner geriethen bey ihrer Ankunft in das gröſte Entſetzen. Die meiſten nahmen die Flucht, und wolten auf einem ſchmalen Wege, der durch einen groſſen zwiſchen der Stadt und dem Haſen befindlichen Teich führte, entrinnen. Allein die gar zu groſſe Beſtürtzung, worinn ſie waren, machte, daß ſie dieſes Weges verfehlten, und faſt alle in dem Waſſer umkamen.

Die Griechen drungen hierauf ohne einige Gegenwehr in den Ort, und waren auf nichts als Plündern und Sclaven machen bedacht. Sie hauſeten einige Tage lang rechtſchaffen darinn, und begaben ſich darauf wieder mit unermeßlichen Reichthümern zu Schiffe. Anfänglich hatten ſie die Abſicht, den Ort zu behalten, und eine hinlängliche Beſatzung darinn zu laſſen. Doch da ſie auf der andern Seite wieder einſahen, daß ſie vor der Ankunft des muſelmänniſchen Heers nicht fertig werden könnten, die Beſeſtigung in Stand zu ſetzen; ſo hielten ſie es für beſſer ihn erſtlich auszuplündern und hernach zu verwüſten, als ſich der Gefahr auszuſetzen, ſich ſelbſt darinn belagern zu laſſen, welches allem Anſchein nach, nicht anders als unglücklich für ſie ablauffen könnte.

Motavakel-Billah.
Hegire 238
n.C.G. 852

Der Calif war von einer heftigen und auffahrenden Gemüths-Art; es war daher zu vermuthen, daß er eine ſolche Beleidigung ſehr hoch aufnehmen werde. Allein man hat niemals gehört, daß er deswegen an den Griechen Rache zu nehmen geſucht habe. Er blieb vielmehr ſo geruhig in ſeiner Reſidenz ſitzen, als wenn gar nichts fürgegangen wäre, und beſchäftigte ſich mit nichts, als einige in die Policey einſchlagende Verbeſſerungen einzuführen. Die Verordnungen, ſo er in dieſem Jahre heraus gab, waren faſt alle gegen die Chriſten und Juden gerichtet. Sie wurden dadurch unfähig erkläret, eine Bedienung weder in Juſtitz- noch Policey Sachen zu beſitzen. Kurz darauf befahl er ihnen von neuem lange lederne Gürtel zu tragen, um ſie durch dieſes äußerliche Merkmal von den Muſelmannen zu unterſcheiden. Durch die letzte in dieſem Jahre gegen ſie herausgekommene Verordnung ward ihnen unterſagt ſich der Pferde zu bedienen, nur noch der Gebrauch der Eſel und Mauleſel blieb ihnen, jedoch mit der Bedingung frey, daß ſie, wenn ſie ſie ritten, niemals eiſerne Steigbügel haben dürften.

Hegire 239
n.C.G. 853
Verordnungen gegen die Chriſten und Juden.

Dieſe ſo erniedrigende Unterſcheidungen mach-

Motavakel-Billah. Hegire 239 n. C. G. 853

machten dem Calif eben ſo viele Feinde als Chriſten und Juden in ſeinem Reiche waren. Von ſeinen eigenen Unterthanen wurde er gleichfals nicht geliebet. Ja man kann es mit Wahrheit behaupten, daß er niemals einen rechten Freund unter ſeiner ganzen Hofſtaat gehabt habe. Dieſer Trotz, ſo aus ſeinem Character, und der Eigenſinn, ſo aus ſeinen Handlungen hervorleuchteten, machten ihn allen denen unerträglich, die ſich genöthiget ſahen bey ihm zu ſeyn. Man war niemals ſeines Lebens bey ihm ſicher, ſelbſt bey ſolchen Gelegenheiten, wo es ſchien, als wenn es ſeine Abſicht ſey, daß die Leute vergnügt und aufgeräumt ſeyn ſolten, muſten ſie ſeine Unmenſchlichkeit fürchten.

ein Beyſpiel von der Grauſamkeit des Califs.

Ein gewiſſer Schriftſteller erzählt, er habe oft, wenn er mit den Hofbedienten ſich ergötzet und gezechet habe, einen Löwen in das Zimmer lauffen laſſen, wo ſie geſchmauſet, blos in der Abſicht, ſeinen Gäſten einen Schrecken einzujagen. Ein andermal, wenn ſie an Tiſche geſeſſen, habe er Schlangen unter den Tiſch ſetzen laſſen, oder auch Töpfe, worin Scorpionen, und andere giftige Thiere geweſen, unter ihren Füſſen zerſchlagen laſſen. Dieſes war der beſte Zeitvertreib dieſes unſinnigen Califen. Hiezu kam noch, daß dieſer wunderliche Herr bey Verluſt des Lebens verbot, daß niemand in der Geſellſchaft von ſeinem Platz aufſtehen dürfte, ſondern jedermann muſte ganz gelaſſen abwarten, daß ihn dieſe giftigen Thiere biſſen. Es

iſt

Motavakel Billah. Hegire 239 n. C. G. 853

iſt aber auch wahr, daß er dem Uebel gleich vorbeugte, und durch ein vortrefliches Gegengift, deſſen Zubereitung ihm bekannt war, die Biſſe dieſer Thiere den Augenblick heilete, wenn es auch von den allergiftigſten waren. Auf dieſe Art machte er ſich eine Ergetzlichkeit daraus die Leute krank zu machen, damit er das Vergnügen haben möchte, ihre Geſundheit ſogleich wieder her zu ſtellen.

Hegire 240 n. C. G. 854 Seine Aufführung gegen ſeinen Sohn.

Es ſchien, als ſuchte dieſer wilde Herr von Tage zu Tage neue Mittel hervor, um ſich bey allen Abſcheu zu erwerben. Selbſt in der Perſon ſeines eigenen Sohns konnte er nicht einmal einen Freund finden. Er gab ihm eine ſolche Erziehung, daß nothwendig alle Empfindungen in ſeinem Herzen aufhören muſten, welche die Natur ſonſt allemal für diejenigen, von denen wir das Leben haben, in unſere Herzen gelegt hat.

Dieſer junge Prinz muſte allemahl mit dabey ſeyn, wenn er ſchwelgete. Er nöthigte ihn ſo lang zum ſauffen, bis er Sinne und Verſtand verlohr. Wenn er in dieſen Umſtänden war, ſo machte er ſich ein Vergnügen daraus ihn tüchtig durchzuprügeln, und fand ſeine einzige Luſt daran, wenn er alsdenn recht wütend ward. Endlich wenn ihm ſein Sohn vom Wein und Zorn berauſchet zu viel Grobheiten ins Geſichte ſagte, ward er aus Ernſt böſe, und ließ ihn von neuem tüchtig abprügeln. Wir werden

Metavakel-Billah. Hegire 240 n.C.G 854

bald ſehen, was dieſe beſondere Erziehung für unglückliche Folgen nach ſich gezogen hat.

Die Unterthanen werden gegen den Calif erbittert.

Es konnte ohnmöglich fehlen, daß bey ſo vielen wunderlichen Hiſtorien, die er machte, nicht allenthalben gegen ihn gemurret worden wäre. Durchgängig redete man von dem Calif, als von einem Ungeheuer, ſo nicht länger auf der Erde müſte geduldet werden. Selbſt diejenigen, die ihren ſanftmüthigen Neigungen nach ſonſten weit entfernt waren, Gewaltthätigkeiten auszuüben, konnten die mörderiſchen Anſchläge, ſo man gegen dieſen Fürſten faſte, gedultig mit anhören. Sein Todt war der einzige Gegenſtand aller Wünſche der Nation. Einige waren mit der gröſten Freude bereit, ihre Dienſte zur Vollſtreckung der allgemeinen Wünſche anzuwenden; andere aber, die gelindere Wege giengen, lieſſen ſich daran genügen, daß ſie ſich zur göttlichen Vorſicht wandten, und ſie anfleheten, das Land bald von einem Fürſten zu befreyen, deſſen Handlungen alle auf nichts abzieleten, als den Thron und die Menſchlichkeit zu entehren.

Man bringet ihm Argwohn wegen einer Verſchwörung bey.

Dieſe häuffigen Klagen, die ziemlich öffentlich gegen den Calif ausgeſtoſſen wurden, hätten endlich leicht eine Verſchwörung gegen ihn verurſachen können; bishero aber war noch nichts davon vorgefallen; dennoch aber ſo bildete ſich einer ſeiner Sclaven ein, als er einsmals einige angeſehene Officiere ſehr übel von ſeinem Herrn hatte reden hören, daß vielleicht

es

eine Verbindung gegen ihn geſchmiedet werden möchte; weswegen er ſogleich zum Calif rennete, ihm, was er gehöret, hinterbrachte, und ihm den Rath gab, ſich wohl fürzuſehen.

Motavakel Billah. Hegire 240 n. C.G. 854

Motavakel wolte ſich gar nicht die Mühe geben, eine bey ſolchen Umſtänden nöthige Unterſuchung anzuſtellen; ſondern entſchloß ſich den verſchworenen zuvor zu kommen. Er konnte zwar nicht wiſſen, wen er unter dieſe Claſſe rechnen ſolte; doch da er veſt verſichert war, das beſte Mittel würde ſeyn, eine gewiſſe Anzahl der vornehmſten Herrn hinrichten zu laſſen, denn dadurch würden die andern im Zaum gehalten werden, ſo gab er einigen ſeiner vertrauteſten Sclaven, die die gewöhnlichen Knechte ſeiner Tyranney waren, Theil von dieſem Vorſchlag, und formirte mit ihnen den blutigen Plan, wornach er ausgeführt werden ſolte.

er ſucht denſelben zuvor zu kommen.

So bald die Veranſtaltungen dazu gemacht waren, wurden viel vornehme Herrn von ihm zu einem prächtigen Feſte eingeladen, ſo der Gewohnheit nach, mit einer herrlichen Mahlzeit beſchloſſen werden ſolte. Die Gäſte ſtelleten ſich auf die geſchehene Einladung ein, und das Feſt ward mit einer recht Königlichen Pracht gefeyret. Was aber die dabey angeſtellte Gaſterey betrift, ſo war eine große Menge der eingeladenen unter allerhand Entſchuldigungen davon weggeblieben. Ich weiß nicht, ob die Hofbedienten und Officiere etwan von dem

Motavakel-Billah. Hegire 240 n.C. G.854

grauſamen Vorhaben des Califen etwas möchten gemerket haben, oder ob ſie keine Luſt hätten ſich von giftigen Thieren, die, ſo bald dem Califen der Wein in den Kopf ſtieg, unter den Tiſch geſetzet wurden, ſich beiſſen zu laſſen, und aus welcher von beyden Urſachen ſie ſich nicht einſtelleten.

Dieſe gebrauchte Vorſicht errettete ihnen das Leben. Denn dieſes mal war es bey dem angeſtellten Schmauſe gar nicht darauf angeſehen, daß die Gäſte durch den Anblick eines Löwen, oder giftiger Thiere ſolten in Furcht geſetzet werden. Die wahre Abſicht des Califen war, alle eingeladene ſeinem Argwohn aufzuopfern. Es geſchahe auch in der That. Alle, die das Unglück getroffen hatte, daß ſie bey dieſer Mahlzeit gegenwärtig waren, wurden erbärmlich hingerichtet. Der Calif machte den Anfang, ſtand mitten unter dem Eſſen plötzlich vom Tiſche auf, zog ſeinen Säbel aus, und hieb allen, ſo ihm zur Hand waren, die Köpfe herunter. Diejenigen, welche er zu Gehülffen ſeiner Unmenſchlichkeit hatte, kamen auch den Augenblick darauf hervor, und hieben die übrigen Gäſte nieder. Einige hatten das Glück dieſem Metzeln im Anfange zu entrinnen, indem ſie in die nächſten Zimmer flohen; jedoch man war gleich hinter ſie her, und ließ ſie das Schickſal der erſten erfahren.

Motavakel war ſelbſt von einer tobenden Raſerey ſo eingenommen, daß er in die entle-

genſten

Motavakel Billah. Hegire 240 n. C. G. 854

genſten Gemächer lief, und nachſuchte, ob ſich nicht jemand daſelbſt verborgen hätte. In einem dieſer Zimmer traf er einen ſeiner vertrauteſten Bedienten an, der heftig erſchrack, als er dieſen Prinzen erblickte, der die Augen voller Wuth, und ein blutiges Schwerdt in der Hand hatte. Dieſer Bediente war dem Calif zwar ſo bekannt, daß er ſich gar nicht für ihm zu fürchten brauchte; dennoch aber ſetzte ihn die Furcht vor einem raſenden Menſchen, der ſich in ſeiner Wuth ſelbſt nicht kannte, für einen andern angeſehen zu werden, in die gröſte Beſtürtzung. Der Calif rief bey dem Eintritt ins Zimmer: **Die und die habe ich ſchon umgebracht, und die andern ſollen mir auch nicht entwiſchen. Das iſt alles ſehr gut,** antwortete der Bediente, **allein Herr! ich und du, wir müſſen das Leben behalten.**

Der Calif, ob er gleich in der gröſten Wuth war, wurde doch durch dieſe Antwort betroffen, ja er konnte ſich nicht enthalten dabey zu lächlen. Endlich kam er völlig wieder zu ſich ſelber, und ſahe, daß es ſein Bedienter war. Hierauf ſteckte er ſein Schwerdt wieder in die Scheide, und unterredete ſich ganz geruhig mit ihm über alles, ſo an dieſem betrübten Tage vorgefallen war. Dieſer ſahe die Folgen davon wohl ein, er nahm ſich aber ſehr in acht ihm ſeine Muthmaſſungen zu entdecken, denn er mu-

Motawakel-Billah.

ſie befürchteten, den Zorn dieſes raſenden von neuem dadurch rege zu machen.

Hegire 241 n. C. G. 855

Es begeben ſich an verſchiedenen Orten des Reichs Wunderzeichen.

Die Grauſamkeiten, die Thorheiten, und die Ausſchweiffungen dieſes Califen ſind es nicht allein, die ſeine Regierung ſo merkwürdig machen; die Elemente ſchienen ſo gar unter ſeiner Herrſchung gegen die Sarazenen ſich aufzulehnen. Denn faſt zu eben der Zeit begaben ſich ſo außerordentliche und traurige Begebenheiten, daß ſeine Regierung nur **die Regierung der Wunderwerke und der Geiſſelungen des Zorns vom Himmel** genennet wurde.

In Perſien, in Syrien, in Khoraſſan, und in dem glückſeeligen Arabien wurden die allerheftigſten Erdbeben geſpühret. Die Erde that ſich von einander, und verurſachte Abgründe, ſo ganze Oerter verſchluckten, und eine unendliche Menge Muſelmannen begruben. Bagdet wurde auch erſchüttert, doch dieſes bedeutete in Anſehung mit Laodicea noch gar nichts. Dieſe Stadt, ſagt El-Macin, fiel ganz um; es blieb kein einziges Haus unbeſchädiget; und von einer groſſen Anzahl Einwohner, die in der Stadt, und den nahe gelegenen Gegenden befindlich waren, hatte nur eine ſehr kleine Anzahl das Glück, dem allgemeinen Verderben zu entgehen.

Hegire 242. n. C. G. 856

Nach eben dieſes Autors Bericht, ſind die Quellen in Mecca faſt gänzlich vertrocknet, und das Waſſer iſt ſo rar geworden, daß ein gewiſſes Maß davon zu hundert Dragmen verkauft iſt.

Motawa-kel-Billah. Hegire 242 n. C. G. 856

iſt. Antiocha empfand eben den Jammer, womit die übrigen muſelmanniſchen Städte heimgeſuchet wurden. Es entſtand ein Erdbeben daſelbſt, wodurch viele Menſchen ihr Leben einbüſſen muſten, und welches fünf hundert Häuſer in dieſer Stadt, und neunzig Thürme von der Stadt-Mauer niederſtürzte. Ein Berg, der die Klippe genannt wurde, that ſich von einander und fiel in das Meer, ſo darauf zu kochen anfieng, und einen dicken, ſchwarzen, und einen unerträglichen Geſtank verurſachenden Rauch ausdampfete. An einem andern Orte verlohr ſich ein Fluß mit einem male, und es war gar nicht möglich auszuforſchen, wo er geblieben war. Um eben dieſe Zeit bekam das Waſſer im Tiger-Fluß eine goldgelbe Farbe, und drey Tage darauf ward es blutroth. Ungewitter, Donner und Blitze wüteten allenthalben. Ja es entſtunden ſo heftige Wetter, daß dadurch die gröſten Bäume ausgeriſſen, und weit weg aufs Feld geworffen worden.

Hegire 243 n. C. G. 857 Der Calif entſchlieſt ſich in Damas Hof zu halten.

So entſetzliche Unglücksfälle breiteten die Beſtürzung über alle Gemüther aus. Man wuſte nicht mehr, wo man ſich hinwenden, und Sicherheit ſuchen ſolte. Und die Furcht für einer neuen Erſchütterung hielt lange Zeit an. Man weiß nicht, ob es dieſe Urſach war, die den Calif bewog ſeine Wohnung zu verändern. So viel iſt gewiß, in der zwey hundert und drey und vierzigſten Hegiere, und im Jahr Chriſti acht hundert und ſieben und funfzig zog

er

Motavakel Billah. Hegire 243 n.C.G. 857 er aus Samarath weg, und begab ſich nach Damas, woſelbſt es ihm auch ſo wohl gefiel, daß er das darauf folgende Jahr den Entſchluß faſte ſeinen Aufenthalt daſelbſt ordentlich zu nehmen. Er gab daher Befehle an dieſem Orte zu bauen, und die Schatzkammer dahin zu ſchaffen.

Hegire 244 n.C.G. 858 Man hatte ſchon angefangen den Bau recht eifrig zu treiben, um des Califen Willen zu erfüllen, als ihn eine ganz unvermuthete Begebenheit bewog, ſeinen Entſchluß gänzlich zu ändern. Man war gar nicht beſorgt geweſen der türckiſchen Militz ihren Sold zu rechter Zeit auszahlen zu laſſen, weswegen dieſe Völker viel Lerm machten, und öffentlich murreten, daß ſie, da unterdeſſen durch einen unnöthigen Bau ſo vieles Geld verſchwendet würde, vergeblich nach ihrer Bezahlung ſeufzen müſten.

Der Calif, der auf dieſe Soldaten ſein ganzes Zutrauen ſetzte, ſuchte ihren Klagen abzuhelffen, und gab Befehl, ſie ſogleich zu befriedigen, um allen weitern Lerm zu verhüten. Zu gleicher Zeit verließ er Damas wieder, und kehrte nach Samarath zurück, man weiß nicht, ob ihn eine natürliche Unbeſtändigkeit hiezu bewogen hat, oder ob die ihm wegen ſeiner Verſchwendungen gemachten Vorwürffe dazu Gelegenheit gegeben haben?

Hegire 245 n.C.G. 859 Eben die Züchtigungen des Himmels, womit die muſelmanniſchen Staaten in den vorhergehenden Jahren heimgeſucht waren, thaten ſich in dieſem wieder hervor. Es entſtunden wieder Erdbeben, die ganze Städte verwüſteten, und wodurch in Syrien, Perſien, Khoraſſan, und Yemen, mehr als hundert tauſend Menſchen das Leben einbüſſeten.

Motavakel-Billah. Hegire 245 n. C. G. 859

Unterdeſſen daß das muſelmänniſche Reich durch dieſe betrübten Zufälle mitgenommen wurde, muſte es von der Wildheit des Califen, die er immer an ſich behielt, ein anderes Ungemach erdulden, das beſonders, nachdem er gegen die Herrn am Hofe Argwohn geſchöpft hatte, nicht weniger fürchterlich ward, als das erſte war. Weit entfernt, die Herzen durch eine ſanftmüthige Aufführung wieder an ſich zu ziehen, folgete er allein den Bewegungen ſeiner heftigen Gemüthsart. Wenn er ja noch eine Aufmerkſamkeit für ſich ſelbſt hatte, ſo beſtand es alles darinn, daß er ſeine Perſon gegen alle Anſchläge, die wieder ihn geſchmiedet werden könnten, ſicher zu ſtellen ſuchte.

Geſpräch des Califen mit ſeinem Vezier.

Einſtmalen zog er den Fatah ſeinen Vezier und Liebling hierüber zu Rathe. Dieſer Staatsmann kam in des Califen Gemach, und bemerkte, daß er einen ſehr prächtigen Degen in der Hand hielt, den er mit vielem Vergnügen zu betrachten ſchien. Der Vezier lobte die Schönheit und die Arbeit an dieſem Degen, ſo auch in der That von dem beſten Geſchmack war; denn er hatte den Califen zwey tauſend Thaler gekoſtet. Hernach frug er ihn: was er mit dieſem Degen zu machen gedächte? Ich wünſchte, ant-

wortete

Motava-kel-Billah. Hegire 245 n. C. G. 859

wortete der Calif, unter meinen Türken jemand anzutreffen, auf deſſen Treue und Tapferkeit ich mir ſichere Rechnung machen könnte, dem wolte ich den Degen ſchenken, und ihm die Bewahrung meiner Perſon anvertrauen. In dieſem Augenblick trat Bagher, ein türkiſcher Officier von ohngefehr in das Gemach. So bald ihn Fatah ſahe, ſagte er zum Calif: Da kommt eben Bagher hergegangen; dieſer iſt der würdigſte und der tapferſte unter allen Türken, die in deinen Dienſten ſtehen, ich bin verſichert, daß dieſes Geſchenk in ſeinen Händen vollkommen wohl aufgehoben ſeyn wird. Motavakel hieß darauf den Bagher näher treten, und überlieferte ihm dieſes reiche Geſchenk, wobey er ihm auftrug, auf alle, die ſich ſeiner Perſon näherten, genau acht zu haben. Zugleich legte er ihm eine anſehnliche Beſoldung bey, und ſetzte ihn dadurch in die Umſtände, die Würde, womit er ihn eben beehret hätte, ſtandesmäßig zu bekleiden. Wir werden bald ſehen, was für einen Gebrauch Bagher von dem Zutrauen und dem Geſchenk des Califen gemacht hat.

Hegire 246 n. C. G. 860 Waßif wird vor den Kopf geſtoſſen.

Es geſchahe nicht ohne Urſach, daß Motavakel auf die Erhaltung ſeiner Perſon bedacht war. Er wuſte wohl, daß man durchgängig gegen ſeine Aufführung murrete, und daß der geringſte Umſtand den gröſten Aufruhr anrichten könnte. Dennoch aber ſchien es aller ſeiner

Motavakel-Billah. Hegire 246 n.C.G. 860

ner Vorſicht ohngeachtet, daß er ſelbſt alles zu ſeinem Verderben zubereitete. Denn indem er einen ſchlechten Officier der Türken ſo ſehr erhöhete, und ihn ſeines ganzen Vertrauens würdigte, ſo begieng er den Fehler, den Baßif vor den Kopf zu ſtoſſen, der, wie wir ſchon oben geſagt haben, der erſte Feldherr der ganzen türkiſchen Miliß war.

Der Calif hatte ihm ehedem verſchiedene Kron-Güter in dem perſiſchen Jrack geſchenkt. Fatah bezeigete große Luſt, daß er dieſe Güter gerne haben möchte. Motavakel nahm ſie darauf dem erſten weg, und gab ſie dem letztern. Dieſe Sache blieb nicht ohne Folgen. Es ſey nun, daß dieſer Fürſt unterließ, denjenigen wieder ſchadlos zu ſtellen, dem er die Güter wegnahm, oder daß Baßif ſie gar zu ungern fahren ließ, mit einem Wort: Er warf einen heftigen Unwillen auf den Calif, den er auch, ſo bald ſich eine gute Gelegenheit zeigte, ausbrechen ließ.

Krieg mit Griechenland.

Der Krieg, womit itzo die Griechen überzogen wurden, war die Urſach, daß die Würkungen des Mißvergnügens gegen den Calif noch nicht zum Ausbruch kamen. Die muſelmänniſchen Völker thaten einen Einfall in die Staaten des morgenländiſchen Kaiſers. Sie machten eine anſehnliche Beute daſelbſt, und führten ſiebenzig tauſend Chriſten-Sclaven mit ſich zurück. Auch zu Waſſer wurden die Griechen von den Sarazenen angefallen, und bekamen

hier

Motavakel-Billah. Hegire 246 n. C. G. 860

hier eben ſo viel Schläge, als ſie zu Lande bekommen hatten. Dieſer Feldzug ward damit geendiget, daß man von beyden Seiten die gemachte Sclaven gegen einander auswechſelte,

Hegire 247 n. C. G. 861 Montaſſer und der Chef der Türken verſchwören ſich gegen ihn.

Es geſchahe beym Anfange der zwey hundert und ſieben und vierzigſten Hegire, daß man endlich den Entſchluß faſte, das muſelmanniſche Reich von einem Prinzen zu befreyen, deſſen Regierung ſchon ſeit langer Zeit nicht nur ſeinen Unterthanen, ſondern auch den Groſſen des Hofes, beſonders aber ſeinen eigenen Kindern ein unerträgliches Joch geworden war.

Da der Calif fortfuhr ſeinem Sohn mitten unter den Schwelgereyen, welchen er ihn beyzuwohnen zwang, übel zu begegenen: ſo bekam dieſer Prinz dadurch einen ſolchen Wiederwillen gegen ſeinen Vater, daß er ſolchen auch nicht einmal zu verbergen ſuchte. Motavakel wurde daher bald davon unterrichtet, dem ohngeachtet aber ſuchte er doch nicht das Gemüth ſeines Sohns wieder an ſich zu ziehen. Er begegnete ihm vielmehr weit ſchlimmer, als er bishero gethan hatte, und anſtatt ihn bey ſeinem rechten Namen **Montaſſer** zu nennen, ſo nennete er ihn **Monthader**, welches einen **Menſchen anzeiget, der den Todt ſeines Vaters wünſchet.** Dieſen ſchimpflichen Beynamen muſte der junge Prinz ſo oft anhören, daß er es nicht länger mehr aushalten konnte, ſondern ſich entſchloß, denſelben völlig zu verdienen.

Motawakel-Billah. Hegire 247 n.C.G. 861

Der General der türkiſchen Miliz beſtärkte ihn in dieſem Vorhaben, denn dieſer konnte den ihm von dem Calif geſpielten Streich gar nicht vergeſſen, indem er ihm die geſchenkten Güter wieder genommen hatte, und war daher beſtändig auf Rache bedacht. Dieſe Geſinnungen ſuchte er dem Montaſſer gleichfals beyzubringen, der auch ſeine Ohren für der Stimme der Natur und des Blutes verſchloß, und in den Mord ſeines Königes und ſeines Vaters einwilligte. Dieſe doppelte Blutſchuld auf ſich zu laden, ſchien ihn gar nicht ſauer anzukommen, denn das böſe Beyſpiel hatte ihn ſchon ſeit langer Zeit zum Laſter gewöhnet.

Dieſer unnatürliche Sohn hörte alſo den Vorſchlag des Oberſten der türkiſchen Miliz nicht nur geruhig mit an, ſondern gab ihm auch ſeine Bewilligung durch ſeine unterhabende Soldaten ſeinen Anſchlag ins Werk ſtellen zu laſſen. Der Oberſte beſprach ſich hierauf mit den andern türkiſchen Officieren, da ſich denn ein jeder zu dieſem Unternehmen erbot. Endlich ward der Schluß gefaſt, daſſelbe den erſten Tag, da der Calif wieder ſchmauſen würde, auszuführen. Dem Bagher, der, wie wir geſehen haben, beſonders in des Califen Gnade ſtund, und dem die Bewachung für die Sicherheit ſeiner Perſon ausdrücklich anvertrauet war, ward es aufgetragen, dieſem Fürſten den er-

Motavakel-Billah. Hegire 247 n.C.G. 861

erſten Hieb zu verſetzen. Er zog deswegen den reichen Degen, den ihm Motavakel geſchenkt hatte, eine ſolche Bosheit damit auszuüben, zum erſten male aus der Scheide.

Der Calif wird ermordet.

Da die verſchworenen den erſten Tag, da der Calif wieder ſchwelgen würde, zur Ausführung ihres Vorhabens feſt geſetzt hatten; ſo brauchten ſie keinen langen Aufſchub zu fürchten; denn er ließ niemals eine lange Zeit vorbey gehen ohne Schmauſereyen anzuſtellen. Es geſchahe daher ſehr bald, daß der Calif ſeine gewöhnlichen Gäſte zu ſich lud, und dieſer Tag wurde zu ſeiner Hinrichtung angeſetzt. Man ließ ihn erſt mit ſeinen Sauf-Freunden recht in den Zug kommen; wie aber der Schmaus bald zu Ende war, ſo kam Bagher in Begleitung vieler Türken mit entblößten Schwerdtern in den Saal getreten.

Der erſte von den Gäſten, ſo ſie gewahr wurde, dachte, ſie kämen auf Ordre des Califen hinein, und man würde nunmehro wieder ein blutiges Schauſpiel von dieſes Fürſten Erfindung zu ſehen bekommen. Jedoch da dieſer Anblick weniger fürchterlicher war, als wenn ein Hauffen wilder Beſtien herein gekommen wäre, gegen die man ſich nicht einmal vertheidigen durfte; ſo ſagte eben dieſer Gaſt im Scherze: **Heute iſt es kein Tag der Löwen, der Schlangen, und der Scorpionen; ſondern heute iſt es ein Tag der Schwerdter.** Der Calif, ſo die Türken nicht geſehen hatte,

Motavakel-Billah.
Hegire 247
n.C.G. 861

hatte, weil er gegen die Seite, wo ſie herkamen, mit dem Rücken ſaß, frug denjenigen, der dieſes ſagte: **Was redeſt du da von Schwerdtern?** Weiter konnte er nicht reden, denn Bagher und die Türken fielen über ihn her, und brachten ihn auf die grauſamſte Art um. Alle, die ſich ihnen wiederſetzen wolten, muſten ein gleiches Schickſal mit ihm erfahren.

Fatah, ſein Vezier, ſo eben bey ihm war, verſuchte es ihn zu ſchützen, jedoch die Parthey war zu ungleich, als daß er hätte was ausrichten können. Er warf ſich darauf mitten in die Schwerdter der Türken hinein, und rief: **O Motavakel, nach dir will ich keinen Augenblick länger leben!** Ein Türk erfüllete auch ſeinen Wunſch, und ſtieß ihm den Degen durch den Leib; Der Hofnarr des Califen war auch bey dieſem Gaſtmale gegenwärtig, er verſteckte ſich aber, ſo bald er die entblößten Schwerdter erblickt hatte, in einen Winkel, aus welchem er aber alles ſehen konnte, was vorgieng. So ſehr ihn auch des Fatah Niedermetzelung erſchreckt hatte, ſo wagte er es doch aus ſeinem Schlupfwinkel hervor zu wiſchen. Allein er ſahe ſich beſſer vor, als dieſer, und rief: **O Motavakel, ich werde mich ſehr freuen, wenn ich nach dir das Leben behalte.** Hiedurch entgieng er den Händen der Mörder. Es kann zwar auch ſeyn, daß ihnen auf den Todt oder das Le-

Motavakel-Billah. Hegire 247 n.C.G. 861

ben einer ſolchen Perſon nicht viel anzukommen ſchien.

Montaſſer hatte die Frechheit ſogleich nach dieſem Blutvergieſſen in den Saal zu treten, worinn ſein Vater vor einem Augenblick umgebracht war. Da der Cörper dieſes unglücklichen Califen in Stücken gehauen war, ſo bezeugte er eine Neubegierde zu wiſſen, wie viele Stücke davon gefunden wären. Einer der gegenwärtigen Sclaven ſagte darauf, es wären ſechſe. **Suchet recht nach,** verſetzte Montaſſer, **denn es müſſen ſieben da ſeyn.** Man gehorchte ihm ſogleich, und fand auch würklich noch einen ſeiner Finger, der alſo den ſiebenden Theil von ſeinem Cörper ausmachte, wie es dieſer Vatermörder vermuthet hatte; denn da Motavakel erzählt hatte, daß er in dem Traume, wo ihm der Ali erſchienen, ſieben Streiche von dieſem bekommen habe, ſo glaubte er, dieſes bedeute, daß der Calif in ſieben Stücke würde zerhauen werden. Auf dieſe Art wolte der verruchte Vatermörder die Hinrichtung deſſen, von dem er das Leben hatte, als eine Schickung des Himmels auslegen; wodurch derſelbe das Andenken des Ali rächen wolte, welches der Calif beleidiget, indem er ſich unterſtanden hatte, die Wallfahrten zu dem Grabe des Schwiegerſohns des Propheten zu unterſagen, und das Grabmal, ſo deſſen Sohne in der Ebene von Kerbella errichtet war, zu zerſtören.

Ein ſo betrübtes Ende hatte Motavakel, ein Fürſt, der ſich allein durch ſeine wunderlichen Einfälle, und durch ſeine Wildheit bekannt gemacht hatte. Dennoch will man behaupten, er ſey mit einem ganz andern Character gebohren worden, und blos ſeine groſſe Neigung zum Weine ſey Schuld daran geweſen, daß ſeine von der Natur empfangene guten Eigenſchaften gänzlich wären verdorben worden.

Motavakel-Billah. Hegire 247 n.C.G. 861

Er hinterließ fünf Prinzen, nämlich den Montaſſer und Motaz, die nach ihm den Thron beſtiegen, aber nur kurze Zeit regierten, den Mouviad, der niemals regiert hat, den Motamed, der, ob er gleich von der Reichsfolge ausgeſchloſſen war, dennoch die Krone erhielt; und den Mouaffec, der zwar nicht ſelbſt zur Regierung gelangte, deſſen Kinder aber doch den Thron beſtiegen.

Die Künſte und Wiſſenſchaften erhielten ſich unter Motavakels Regierung ziemlich im Flor. Er ſelbſt war es zwar nicht, der ſie in Aufnahme zu bringen ſuchte. Denn er ließ die Gelehrten ſeyn, wer ſie waren, und verfolgte ſie ſo wenig, als er ſie beſchützte. Die von ſeinen Vorfahren gemachten Einrichtungen waren aber hinlänglich, die Wiſſenſchaften im Gange zu erhalten, daher es geſchahe, daß ſie im ſarazeniſchen Reiche ſtets getrieben wurden. Es iſt zwar an dem, daß den Gelehrten der Zugang zum Throne niemals offen ſtand; allein

Motavakel Billah. Hegire 247 n.C.G. 861

der Fürſt, der ihn bekleidete, war auch des Umganges mit ihnen nicht würdig.

Bachtishua ſtehet bey dem Calif in groſſen Gnaden.

Dennoch war ein durch die Gröſſe ſeines Erkänntniſſes ſehr berühmter Mann, der einen groſſen Theil an der vertrauten Freundſchaft des Califen hatte. Er war aber von einer Profeßion, die einem ſchwelgeriſchen Fürſten, der beſtändig nöthig hatte auf die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit bedacht zu ſeyn, unentbehrlich war. Er war nemlich ein Arzt und hieß Bachtishua, ſein Vater, der Gabriel Bachtishua geheiſſen, war ſchon bey einigen vorhergehenden Califen Leibarzt geweſen.

Dieſen würdigte der Calif ſeiner allervertrauteſten Freundſchaft. Er mochte ihn ſehr gern um ſich haben, weil er von ungemein aufgeräumter Gemüthsart war, und beſtändig luſtige Einfälle hatte. Bisweilen waren ſie auch ein bisgen beiſſend, und dieſe konnte der Calif ganz gut vertragen. Man erzählt zum Exempel, Bachtishua habe einsmals ſeine Aufwartung machen wollen, da ihn denn der Calif, der eben Luſt gehabt ein wenig lange mit ihm zu plaudern, neben ſich zum ſitzen genöthiget habe. Während der Unterredung habe der Calif bemerkt, daß die Franzen, womit der Rock dieſes Arztes vorne herum beſetzt war, oben etwas losgegangen geweſen. Er habe ſich deswegen die Luſt gemacht, ihm dieſelben immer im plaudern ganz bis auf den Gürtel los zu trennen.

Motavakel Billah. Hegire 247 n.C.G. 861

Endlich, als ſie ausgeredet, hätte ihn der Calif gefraget: woran man es erkennen könne, wenn ein unſinniger zu einem ſolchen Grade der Tollheit gekommen ſey, daß man ihn an Ketten legen müſſe? **Dieſes kann man daran erkennen**, antwortete der Arzt ſogleich mit lachendem Munde, **wenn ein ſolcher ſich zum Exempel einfallen lieſſe, den Rock ſeines Arztes bis auf den Gürtel zu zerreiſſen.** Der Calif, anſtatt über dieſe Freyheit böſe zu werden, wolte für lachen über dieſen Einfall berſten, und beſchenkte ihn mit einem recht ſchönen Rock, und einer guten Summe Geldes.

Ein ſo edles und grosmüthiges Betragen ſolte ohne Zweifel hinreichend ſeyn, die Leutſeligkeit und Menſchenliebe eines Fürſten billig zu erheben, der ſich ſo weit zwinget, daß er bey Leuten, die unendlich weit unter ihm ſind, über viele Dinge hinſiehet; wenn er vorher die Schwachheit begangen, und ſich gar zu gemein mit ihnen gemacht hat. Allein bey dem Motavakel war die Nachſicht gegen ſeine vertrauten Freunde, und beſonders gegen ſeinen Arzt mehr Würkung ſeines wunderlichen Characters, als ſeiner natürlichen guten Gemüths-Art.

Kommt in Ungnade.

Ich will nur allein ſeine Aufführung bey einer andern Gelegenheit, wo eben dieſer Arzt dadurch, daß er ſich ſo aufführte, als es die Ehre, die ihm ſein Fürſt anthat, erforderte, auf einmal in

Motavakel-Billah. Hegire 247 n. C. G. 861

die allergröſte Ungnade verfiel, zum Beyſpiel hievon anführen.

Motavakel ließ ihm nemlich einſtmahls ſagen, er würde dieſen Mittag bey ihm ſpeiſen, und eine gewiſſe Anzahl fremder Herren mitbringen. Bachtiſhua ließ darauf eine Mahlzeit anrichten, wie es der Stand ſolcher Gäſte erforderte, und bewirthete ſie mit ausnehmendem Pracht. Die Zimmer waren mit allem, was er nur koſtbares hatte, ausgeſchmücket. Alles blißte von Gold und Silber, und das Tafel-Geſchirr war beſonders von ausnehmender Schönheit und der feinſten Arbeit.

Der Calif ſchien viel Vergnügen darüber zu haben, daß ihn ſein Arzt ſo herrlich empfieng. Aber kaum war er weggegangen, ſo ſchickte er zu ihm und ließ alles verſiegeln; kurz darauf ließ er es verkauffen, und behielt das daraus gelöſete Geld für ſich. Auf ſolche Art verlohr der arme Doctor, der in der allergröſten Gnade bey ſeinem Herrn zu ſtehen glaubte, in einem Augenblick alles, was er hatte. Er konnte auch den hierüber empfundenen Schmerz nicht lange ausſtehen, ſondern ſtarb bald darauf für Gram.

Dieſes war der dritte Arzt dieſes Namens, ſo in den Dienſten der abbaßidiſchen Califen geſtanden hatten. Er war ein Chriſt, und hatte ſeinen Glaubensgenoſſen zur Zeit ſeiner Gnade groſſe Dienſte geleiſtet. Er ſo wohl, als ſeine Vorgänger waren den Califen, ſo die

Wiſſenſchaften geliebet hatten, ſehr nützlich geweſen. Denn durch ihre Bemühungen geſchahe es, daß die Sarazenen eine groſſe Menge lateiniſcher und griechiſcher Schriftſteller, ſo ſie in das arabiſche überſetzten, in die Hände bekamen.

Motavakel-Billah. Hegire 247 n. C. G. 861

* * *

Montaſſer-Billah.

Montaſſer-Billah.

Dreyſſigſter Calif.

Die Türken maſſen ſich das Recht an, den Califen zu erwählen.

Gleich den auf Motavakels Ermordung folgenden Tag, ſtelleten die vornehmſten türkiſchen Officiers eine Vorſammlung an, und nahmen in derſelben den Montaſſer, des vorhergehenden Sohn zu ihrem Calif an. Allein ſeine Regierung war eben ſo kurz als ſein Leben. Ein ſo verdammter Vatermörder verdiente auch nicht das Tageslicht lange zu ſehen.

Ehe ich mich in eine Erzählung derer Dinge, die ſich unter dieſes Fürſten Regierung zugetragen haben, einlaſſe, ſo glaube ich daß es gut ſeyn wird, einige Betrachtungen über die Art und Weiſe, wie er auf den Thron erhoben ward, voran zu ſchicken. Es waren gar keine eingebohrne Bewohner des Landes, die ihm die Krone aufſetzten. Freunde waren es, die ſich die Gewalt anmaßten, dem muſelmanniſchen Rei-

Montaſſer-Billah.
Hegire 247
n.C.G. 861

che ein Oberhaupt zu geben. Es waren die türkiſchen Soldaten, die ihn, wie ich ſchon geſagt habe, zum Califen machten. Bey Motavakels Erwählung war es eben ſo hergegangen.

Dieſe den Rechten der Nation ſo ſehr zuwiederlauffende Anmaſſung war eine Folge des gar zu groſſen Anſehens, worinn die Califen dieſe Soldaten geſetzt hatten. Motaſſem war der erſte, der Türken in ſeine Dienſte nahm, und eine ſolche Neigung zu ihnen trug, daß er ihnen zu Liebe ſeine Reſidenz Bagdet, wo ſie ſich durch ihren Muthwillen unerträglich gemacht hatten, verließ, und die Stadt Samarath aus der Abſicht bauete, um daſelbſt mit ſeiner geliebten Garde in Ruhe leben zu können.

Unter den nachfolgenden Califen wuchs das Anſehen der Türken noch immer mehr an. Beſonders geſchahe es unter Motavakels Regierung, der ihnen die Bewachung ſeiner Perſon anvertrauet, ohne dabey zu bedenken, daß, indem den Feinden ein ſo wichtiges Amt übertragen würde, der arabiſchen Nation ein groſſes Unrecht geſchähe.

Das unendlich groſſe Anſehen, ſo denſelben eine ihnen ſo rühmliche Unterſcheidung zuzog, that der Gewalt der Califen nach und nach Abbruch, und war an allem Unglück Schuld, ſo den Abbaßiden darauf begegnete. Die Türken brächten die Califiſche Würde in Verachtung, und das erlauchte Haus der Abbaßiden ward ein Spiel ihres Eigenſinnes und ihres

Eigennutzes. Wir werden bald ſehen, wie ſie ihre Monarchen nach gutdünken abſetzen, und Prinzen, von welchen ſie glauben, daß ſie ihnen unterthäniger ſind, wieder auf den Thron heben. Die Gewalt, das Glück, die Freyheit, ja ſelbſt das Leben der Califen, alles dieſes ſtund allein in ihren Händen. Mit einem Worte: Sie ſtelleten dasjenige im muſelmanniſchen Reiche vor, was ehemals in den erſten Jahrhunderten der franzöſiſchen Monarchie die Königlichen Richter (maires du palais) geweſen waren.

Montaſſer-Billah.
Hegire 247
n. C. G. 861

Dieſes iſt der Urſprung von dem Verfalle der weltlichen Macht der abbaßidiſchen Califе. Es iſt zwar an dem, daß einige Zeit darauf dieſe Fürſten das Joch wieder abſchüttelten, und die unumſchränkte Herrſchaft in ihren Ländern wieder erhielten, allein die Türken lieſſen den Muth dennoch nicht ſinken, ſondern gedachten noch immer daran, wie glücklich ihre erſten Verſuche ausgefallen waren. Deswegen thaten ſie in der Folge wieder neue Verſuche, und brachten es auch dadurch ſo weit, daß ſie das Anſehen der Abbaßiden nach und nach gänzlich unterdrückten, und ſolches auf ihre Nation brachten. Mit einem Wort: Sie brachten es dahin, daß dem Califat eine bloſſe prieſterliche Würde, das iſt, faſt gar nichts mehr anhängig blieb.

Den Tag darauf, als Montaſſer zum Califе ausgeruffen war, veranſtalteten die Türken eine Verſammlung aller derer, die von ihrer Nation waren, und berathſchlagten ſich darinn über

Die Wege, wodurch ſie ihr Anſehen zu behaupten ſuchen.

Montaſſer-Billah.
Hegire 247
n. C. G. 861

über die Angelegenheiten des Staats, recht als über eine Sache, die ihn allein angienge. Einer der angeſehenſten unter ihnen hielt eine Rede an die übrigen, und führte ihnen darinn zu Gemüthe, daß man auf die bisher vorgegangene Begebenheiten ſehr aufmerkſam ſeyn müſte. „Wir haben dem Motavakel die Krone und das „Leben genommen, ſagte er zu ihnen. Hierauf „haben wir ſeinen Sohn wieder auf den Thron „geſetzt. Das Volk hält ihn für ſchuldig, und „glaubet, daß er an dem Tode ſeines Vaters „Antheil habe. Hieraus folget nothwendig, „daß dieſer Prinz ſeinen Unterthanen verhaßt „ſeyn wird, wir werden es ebenfals ſeyn, weil „wir ihnen bey dieſer Gelegenheit die Gewalt, „das Anſehen und das Gewicht, ſo wir uns eigen gemacht haben, gar zu deutlich haben ſehen „laſſen. Solten wir nun, wenn wir klug urtheilen wollen, nichts zu befürchten haben? „Je mächtiger wir geworden ſind, deſto gehäſſiger ſind wir auch geworden. Können wir „es wiſſen, ob nicht eben dieſer Prinz, den wir „auf den Thron geſetzt haben, bemühet ſeyn „wird, den gegen ihn gefaſten Argwohn, als „habe er die Hände mit dem Blut ſeines Vaters beſudelt, wieder auszulöſchen? Es können leicht Gewiſſensbiſſe bey ihm aufſteigen, „die ihn antreiben werden, dieſen Mord zu rächen, um dadurch in den Augen ſeiner Unterthanen unſchuldig zu erſcheinen. Aber geſetzt auch dieſer Bewegungsgrund ſey noch

„nicht

Montaſſer. Billah. Hegire 147 n. C. G. 861

„nicht kräftig genug ihn dazu zu bewegen; wer iſt uns Bürge dafür, daß Montaſſer über unſer Anſehen und unſere Gewalt eyferſüchtig werden, und ſich beſtreben wird, uns nicht allein herab zu ſetzen, ſondern auch gar zu vertilgen? Laſſet uns hieran nicht zweifeln, die Araber ſind im Stande, ihm mit den beſten Rathſchlägen bey dieſer Sache an die Hand zu gehen. Sie werden machen, daß er die gewiſſeſten Mittel zur Ausführung ſeiner Abſichten ergreift. Man wird auf Wege bedacht ſeyn uns zu verderben; die ganze Nation wird ſich gegen uns wafnen; und wie wollen wir es anfangen, bey ſolchen Umſtänden dem Verderben zu entgehen? Und geſetzt auch Montaſſer wolte, oder unterſtünde ſich nicht dem Rath zu folgen, welchen ihm die Araber geben können, was haben wir nicht alsdenn noch von ſeinen zween Brüdern zu fürchten, welchen nach ihm die Thronfolge beſtimmet iſt? Dieſe Prinzen haben an Motavakels Tode nicht den geringſten Antheil, und haben ſich deswegen mit ihrem Bruder Montaſſer gar nicht eingelaſſen. Dürfen wir nicht zweifeln, daß dieſe Prinzen, wenn ſie einmal den Thron beſteigen werden, nicht die Luſt ankommen ſolte, das Blut ihres Vaters zu rächen? Ja wir wollen annehmen, ſie thäten es nicht, haben ſie alsdenn nicht Urſach genug uns zu fürchten, und werden ſie nicht bedacht ſeyn, unſere Soldaten abzudanken? Was mich anbelangt, ſetzte er noch zu-

„letzt

Montaſſer-Billah. Hegire 247 n.C.G. 861

„ſetzt hinzu, ich bin der Meinung, daß, wenn „wir gleich die Taliſen zittern machen, wir „dennoch Urſachen genug übrig behalten, ſie „zu fürchten.

Dieſe Rede machte auf die ganze Verſammlung einen tiefen Eindruck. Da dieſelbe aber von nichts als Furcht und Unglück, ſo bevorſtünde, gehandelt hatte; ſo fieng Bagher an zu reden, und bat dieſen Officier, daß er ihnen nun auch die Mittel anzeigen möchte, wie man dem Unglück, ſo er von Seiten des Califen und ſeiner Brüder angedrohet, zuvor kommen könnte?

Wir haben nur einen Weg, den wir erwählen können, antwortete derſelbe; **Wir müſſen den Montaſſer nöthigen, daß er ſeine zwey Brüder von der Erbfolge im Califat ausſchließſet. Ohne das werden wir einer immerwährenden Furcht ausgeſetzt bleiben; hingegen ſind wir allemal die Herrn des Reichs, wenn es der Calif thut.**

Sie zwingen die zween Brüder des Califen, der Erbfolge im Califat zu entſagen.

Dieſe Meinung fand Beyfall, und die vornehmſten Türken giengen darauf zum Calif, und thaten ihm den Vorſchlag, die Verordnungen, ſo Motavakel in Anſehung der Thronfolge ſeiner Brüder gemacht hatte, öffentlich aufzuheben; ſie machten ihm dabey die Hofnung ſeinen Sohn wieder, als ſeinen Nachfolger, zu erkennen, und zu veranſtalten, das ihm gehuldiget werden müſte.

Die:

Dieſer Vorſchlag ſetzte den Calif in eine entſetzliche Verwirrung. Er erkannte nunmehro, daß er ſich zu einem Sclaven der Türken gemacht hätte, und ſahe wohl ein, daß ſie in kurzem ihren Forderungen nicht die geringſten Gränzen mehr ſetzen würden. Dennoch unterſtand er ſich nicht, ſich gar zu ſehr merken zu laſſen, was er von ihrer Aufführung dachte, und da die Sache, ſo man ihm vortrug, von der gröſten Wichtigkeit war; ſo bat er ſich einen Tag Aufſchub aus, um darinn einen Entſchluß faſſen zu können.

Montaſſer. Billah. Hegire 247 n. C. G. 861

Nachdem Montaſſer dieſer Sache ſehr ernſtlich nachgedacht hätte; ſo ließ er ſeine zween Brüder zu ſich ruffen, und ſagte ihnen mit einem Geſicht, auf welchem der lebhafteſte Schmerz abgemahlt war: Ich muß euch Prinzen itzt mit dem gröſten Wiederwillen die Nachricht ſagen, daß ihr der Thronfolge und allen euren übrigen Rechten entſagen müſſet. Glaubet ja nicht, daß ich der Urheber dieſer Ungerechtigkeit ſey, und daß ich mir ſchmeichelte, meinem Sohne, der nur noch ein Kind iſt, den Thron dadurch zu verſichern; ich bin überführt, daß ich nicht ſo lange leben werde, bis er zu einem Alter gekommen ſeyn wird, in dem er die Krone zu tragen fähig iſt. Die Türken, deren Macht, Gewalt, und Hochmuth ihr nur gar zu wohl kennet, Montaſſer. Billah. Hegire 247 n.C.G. 861

zwingen mich, daß ich euch bitten muß der Reichsfolge zu entſagen. Wolt ihr es nicht thun, ſo ſeyd ihr ſo wohl, als ich unſers Lebens nicht ſicher. Ueberleget deswegen wohl, was ihr für einen Entſchluß faſſen wollet.

Die zween Prinzen, die eben ſowohl, als ihr Bruder über das freche Verfahren der Türken erſtaunet waren, ſchwiegen eine Zeitlang ſtille, ehe ſie antworten konnten. Endlich, da ſie ſich von dem erſten Schrecken wieder erhohlt hatten, ſo berathſchlagten ſie ſich über das ihnen geſchehene Anſinnen, und da ſie, nachdem ſie alles recht überlegt hatten, ganz deutlich einſahen, daß alle Macht itzo in den Händen der Türken ſey; ſo hielten ſie es für das beſte den Zeiten nachzugeben. Sie unterzeichneten daher eine Schrift, worinn ſie allen ihren Rechten zu dem Califat ganz und gar entſagten. Durch dieſe Entſagung ſchienen die Gemüther wieder beruhiget zu werden, und die Türken, die nunmehro hatten, was ſie wolten, hielten ſich ganz ruhig.

Bey Montaſſer ſteigen wegen ſeines Vater-Mordes groſſe Unruhen auf. Hegire 248 n.C.G. 862

Montaſſer, der nunmehro die Laſt der Ketten empfand, die er ſich angelegt, indem er ſich der türkiſchen Miliz anvertrauet hatte, ward noch mehr durch die Gewiſſensbiſſe geängſtiget, die ſein Gemüthe wegen der unerhörten That, daß er die Hände mit ſeines Vaters Blute befleckt hatte, unaufhörlich folterten.

Dieſe Miſſethat, die er, ehe ſie vollbracht war, mit ruhigen Blicken angeſehen hatte, ſtellte

Montaſſer.
Billah.
Hegire 248
n. C. G. 862

ſich nunmehr, da ſie ausgeübet war, ſeinen Augen in ihrer völligen Gröſſe dar. Er that zwar alles, was er konnte, ſie vor ſeinen Unterthanen zu verbergen, und ließ zu dem Ende durch ſeine Miniſters in allen Provinzen des Reichs ausſchreiben, der Calif, ſein Vater ſey durch die verdammten Anſtiftungen des Fatah, ſeines Veziers erbärmlich ermordet worden; und dieſer Miniſter ſey auch gleich auf friſcher That dafür geſtraft worden; indem er ſelbſt in dem bey dieſem Morde entſtandenen Tumult umgekommen ſey.

Doch dieſe vergebliche Vorſicht betrog niemand. Das Gericht von dieſem Vater-Mord hatte ſich ſchon gar zu weit ausgebreitet. Man zweifelte gar nicht mehr, daß ihn Montaſſer nicht ſolte angeſtiftet haben, und durchgehends redete man von ihm mit Abſcheu. Er ſelbſt konnte ſich nicht länger ertragen. Durch die gräßlichen Vorſtellungen, die ihm die Erinnerung ſeines Laſters verurſachte, beſtändig geängſtiget, konnte er gar keinen Schlaf genieſſen. Schlief er ja einen Augenblick ein, ſo ſtörten ihn ſchwarze Träume in der Ruhe. Das blutige Bild ſeines ermordeten Vaters ſchwebte ihm immer für den Augen, und überhäufte ihn mit den ſchrecklichſten Verweiſen.

Elmacin erzählt, er ſey einmal in der Nacht plötzlich aus dem Schlaf aufgefahren, und einer von ſeinen Leuten habe gehört, daß er etliche male ſtark geſchluchzet habe. Dieſer habe ſich ſo-

Montaſſer-Billah. Hegire 248 n.C.G. 862.

ſogleich darauf ſeinem Herrn genähert, und ſich erkundiget, was ihm fehle? Der unglückliche Prinz habe ihm hierauf geantwortet, er habe eben den Motavakel geſehen, und von ihm ſo ſchreckliche Sachen gehöret, daß er noch dafür ſchaudere. Ach, habe er zu dieſem Bedienten geſagt, **mein Vater rief mir zu: du haſt mich umgebracht, du haſt mich beraubet, du haſt mir mein Califat genommen; allein, bey dem lebendigen GOtt! du ſolſt es nicht lange nach mir beſitzen, ſondern du wirſt in kurzer Zeit dafür in das hölliſche Feuer wandern müſſen.**

Einen ſo ſcheußlichen Traum hatte der Calif. Man bemühete ſich ihm denſelben aus dem Sinne zu reden; und ſagte ihm zu dem Ende, daß ein vernünftiger Menſch auf dergleichen Erſcheinungen nicht die geringſte Achtung haben müſte; man rieth ihm an, ſich öffentlich zu zeigen, ſeine Gedanken auf alle Art zu zerſtreuen; Ergetzlichkeiten anzuſtellen, um dadurch die traurigen Bilder von ſich zu entfernen, die, ſo lange er, wie er bisher gethan, eingezogen lebte, ſich ſeinen Gedanken nothwendig vorſtellen muſten.

Montaſſer folgete dieſem Rath, allein die Urſach ſeines Schreckens war gar zu würklich, als daß es möglich geweſen wäre, dieſelbe gänzlich aus dem Gedächtniß zu verbannen. Am allerbetrübteſten war es noch für ihn, daß ſich ſeinen Augen oft mitten unter den Anſtalten, die er ſich zu ermuntern vorkehrte, ſolche Gegenſtände darſtellten, die ſeine aufſteigende Gewiſſensbiſſe verdoppelten, und in ihm einen Schauer wegen ſeines begangenen Laſters erregten.

Montaſſer-Billah. Hegire 248 n.C.G. 862

In dem Nigiariſtan findet man einen recht merkwürdigen Umſtand, der dieſe Sache betrift. Montaſſer wolte ſich an einem gewiſſen Tage das Vergnügen machen, ſeine Meublen zu beſehen. Man zeigete ſie ihm vor, und wikkelte in ſeiner Gegenwart eine prächtige Tapete aus einander, welche vormals aus dem Pallaſte der perſiſchen Könige weggenommen war. Auf dieſer Tapete war ein Mann zu Pferde abgebildet, der einen Turban mit einem breiten Rande auf dem Kopfe hatte, worauf perſiſche Schrift zu ſehen war. Keiner von denen, die gegenwärtig waren, konnte dieſe Schrift leſen. Der Calif ſchickte deswegen hin, und ließ einen Dolmetſcher holen. Dieſer hatte die Augen kaum auf die Buchſtaben geworffen, ſo ward er ganz beſtürzt, und wolte dem Calif die Wahrheit nicht ſagen, ſondern verſicherte ihn, es wären nichts anders als einige Kleinigkeiten, die Perſien angiengen. Der Calif drung aber noch mehr in ihn, und der Dolmetſcher entſchuldigte ſich, und ſchützte vor, man könne aus dieſen Buchſtaben keinen rechten Verſtand heraus bringen. Allein endlich, als Montaſſer über ſein weigern ungeduldig werden wolte, ſo muſte er gehorchen. Er ſagte ihm deswegen, daß

Montaſſer-Billah.
Hegire 248
n.C.G. 862

die auf der Tapete befindlichen Buchſtaben folgende Worte enthielten: **ich bin Siröes,* der Sohn Chosroes, der ſeinen Vater umgebracht, und das Reich nicht länger als ſechs Monate beſeſſen hat.** Hier veränderte der Calif die Farbe, verließ den Augenblick dieſen Ort, und ſchloß ſich in ſeinen Pallaſt ein.

Vergebens ſuchte er alle möglichen Mittel hervor ſeine Gedanken zu zerſtreuen; er verfiel vielmehr in eine klägliche Tiefſſinnigkeit, wovon ihn alle ordentliche Mittel, die zu ſeiner Beſſerung angewendet wurden, nicht befreyen konnten. Als er auf dieſe Art faſt ſechs Monate fortgejammert hatte, ſo befiel ihn ein hitziges Fieber, woran er auch in der zwey hundert und acht und vierzigſten Hegire, und in dem Jahr Chriſti acht hundert und zwey und ſechzig ſeinen Geiſt aufgeben muſte. Einige Geſchichtſchreiber wollen verſichern, dieſer Fürſt ſey von einem Officier der türkiſchen Soldaten vergiftet worden; andere aber ſagen, er habe einen Fluß am Ohre bekommen; man habe hierauf Linnen, ſo vorher in ein gewiſſes Oel getauchet geweſen, ihm in das Ohr geſteckt; hievon aber ſey ihm der Kopf auf einmal ſo ſehr geſchwollen, daß er kurz darauf davon ſterben müſſen.

---

* Siroes war der älteſte Sohn Chosroes des andern, Königes in Perſien. Da dieſer Fürſt die Krone ſeinem jüngern Sohn aufzuſetzen gedachte; ſo ward Siroes darüber ſo aufgebracht, daß er ſeinen Vater ins Gefängniß ſetzen, und ihn vierzehen Tage darauf mit allen ſeinen Kindern umbringen ließ. Dieſes geſchahe im Jahr Chriſti ſechs hundert und acht und zwanzig. Siroes ſtarb ſelbſt kurze Zeit darauf.

Montaſſer-Billah. Hegire 248 n. C. G. 862.

Sein Bild.

Dieſer Fürſt war, nach Elmacins Bericht, von mittelmäßiger Länge, aber von entſetzlicher Dicke. Er hatte eine weiſſe Farbe, und ſchöne Augen. Was ſeinen Character betrift, ſo ſagt eben dieſer Autor von ihm; er ſey geſchwind von Entſchließung und muthig geweſen. Zur Dichtkunſt hatte er viel Geſchick, und man will ſogar behaupten, daß man noch heute zu Tage ſchöne Verſe finde, ſo er gemacht haben ſoll.

Hätte der wilde Motavakel nicht alles angewendet, wodurch das Naturel dieſes Prinzen auf immer verdorben werden konnte; ſo würde er gewiß eben ſo unter den Abbaßiden hervorgeleuchtet haben, als diejenigen, ſo dieſem groſſen Hauſe den meiſten Glanz gemacht habe. Allein die ſchädlichen Beyſpiele des Vaters verdarben alles dasjenige in Grund, ſo der Sohn gutes an ſich haben möchte, und ſtürzte ihn in die erſchreckliche Laſter-That, deren Andenken ihm die Ruhe und das Leben nahm.

Großmüthige That dieſes Prinzen

Wir finden beym Khondemir eine Geſchichte von ihm aufgezeichnet, welche uns belehret, daß er zur Freundſchaft und Gefälligkeit fähig war. Er hatte einen gewiſſen Bedienten nach Egypten geſchickt, um daſelbſt einige Befehle auszurichten, die er ihm aufgegeben hatte. Dieſer kam wieder zurück, und hatte ſeine Verrichtungen

Montaſſer-Billah. Hegire 248 n.C.G. 862 gen vollkommen wohl ausgerichtet. Der Calif ließ ſich ſelbſt von ihm deswegen Rechenſchaft geben, und frug ihn bey dieſer Gelegenheit, wie es in dieſem Lande ſtünde? Unter andern frug er ihn, ob er auf dieſer Reiſe keine Liebes-Begebenheiten gehabt hätte?

Der Bediente geſtand ihm, er habe ein Frauenzimmer kennen lernen, von der er noch ganz entzückt ſey; allein aus Mangel des Geldes habe er ſich genöthiget geſehen, einer Perſon zu entſagen, die die allerheftigſte Leidenſchaft in ſeinem Herzen angezündet hätte. Es ſey eine junge Sclavin geweſen, die den ſchönſten Geiſt, und den vortreflichſten Verſtand beſeſſen, ſie habe zum Entzücken geſungen, und ſey dabey das ſchönſte und reitzendeſte Mädgen von der Welt geweſen. Er verſicherte hiebey dem Califen, daß er gerne ſein ganzes Vermögen würde hingegeben haben, wenn er dadurch hätte zu dem Beſitz eines ſo groſſen Schatzes gelangen können, und daß die Nothwendigkeit demſelben zu entſagen in ſeiner Seele den heftigſten Schmerz erreget hätte, der nicht eher als mit ſeinem Leben vergehen würde.

Montaſſer, der bey dem Gram, wovon dieſer Menſch eingenommen zu ſeyn ſchien, nicht gleichgültig blieb, ließ ihn noch eine lange Zeit von dem Gegenſtande ſeiner Liebe fort reden; und nachdem er ſo viel von ihm erfahren hatte, als nöthig war, um die Sache mit Nachdruck treiben zu können, ſo beurlaubte er ihn, ſagte ihm aber dabey nicht das geringſte von ſeinem Vorhaben. Kaum hatte er ſich von ihm wegbegeben, ſo ſchrieb er an ſeinen Statthalter in Egypten, und befahl ihm, in allen Städten, die unter ihm ſtunden, die Sclavin, ſo wie ſie ihm ſein Bedienter beſchrieben hatte, aufſuchen zu laſſen, und ſie ſo bald, als möglich nach Samarath zu ſchicken.

Montaſſer-Billah.
Hegire 248
n. C. G. 862.

Seinen Befehlen wurde genau nachgelebet; und die ſchöne Sclavin wurde bald an ſeinen Hof gebracht. Der Calif gab ſie ſogleich unter die Verwahrung eines ſeiner Verſchnittenen, und befahl ihm, ſie auf das allerbeſte ankleiden zu laſſen, auch niemand ihre Ankunft eher wiſſen zu laſſen, als er ſelbſt würde erlaubt haben.

Einige Zeit hierauf berief er dieſen Bedienten, dem er eine unverhofte Freude machen wolte, zu ſich an Hof, und ließ zu gleicher Zeit dieſe Sclavin in dem Zimmer, wo er mit ihm reden wolte, hinter eine Wand verbergen. Der Bediente kam an, und der Calif unterredete ſich einige Zeit wegen verſchiedener Dinge mit ihm, endlich ſagte er zu einem ſeiner Leute; er ſolte diejenige Sclavin, ſo die beſte Stimme hätte, herholen, damit ſie ihm einen Augenblick was vorſänge; da ihm dieſer die Antwort gab, es ſey ſchon eine bereit ſeine Befehle zu erfüllen, ſo befahl er ſie ſingen zu laſſen. Kaum hatte der Bediente den Schall dieſer Stimme ge-

Montaſſer-Billah. Hegire 248 n. C. G. 862

hört; ſo ward er beſtürzt, und war nicht mehr bey ſich ſelber.

Der Calif, dem ſeine Verwirrung Vergnügen machte, drang in ihn, ihm die Urſach ſeiner plötzlichen Veränderung zu ſagen. **Herr, und Beherrſcher der Gläubigen,** antwortete dieſer, **der Ton dieſer Stimme macht mich glauben, daß ich entweder noch in Egypten bin, oder daß die Sängerin, von der ich dir erzählt habe, ſelbſt hier iſt.**

Montaſſer ließ hierauf der Sängerin ſagen, ſie ſolte einhalten, und frug den Bedienten, ob er ſie noch liebte. Dieſe neue Frage machte ihn um deſto mehr beſtürzt, da er ſich vorſtellte, der Calif ſey in dieſe Sclavin, nach der Erzählung, die er von ihr gemacht, ſelbſt verliebt geworden, und habe ſie aus Egypten für ſich ſelbſt kommen laſſen. Dennoch aber faſte er den Entſchluß, ſeine Neigungen nicht zu verleugnen. **Ja Herr,** antwortete er ihm, **ich liebe ſie noch: da mir aber alle Hofnung benommen iſt jemalen zu ihrem Beſitz zu gelangen; ſo will ich mich bemühen, die heftige Leidenſchaft, ſo ſie in mir angezündet hat, mit der Zeit zu unterdrücken.**

Hierauf fieng der Calif wieder an zu reden, und erzählte ihm, auf was für Art er geſucht habe, ihm eine Gefälligkeit zu erweiſen. Dieſem fügte er noch mit vieler Leutſeligkeit hinzu:

er habe dieſe Sclavin aus keiner andern Abſicht kauffen laſſen, als ihm ein Geſchenk damit zu machen. Hierauf ließ er die Sängerin hervor treten, und lieferte ſie in ſeine Hände. Zuletzt bezeugte er noch allen beyden bey dem Abſchiede viele Freundſchaft. Eine ſolche That muß uns deſto ſonderbarer fürkommen, da die Gefälligkeit und die Zärtlichkeit mit einem ſo grauſamen und wilden Character, als Montaſſer hatte, niemals in Verbindung zu ſtehen pfleget.

Montaſſer-Billah.
Hegire 248.
n.C.G. 862.

* * *

Moſtain-Billah.

Ein und dreyßigſter Calif.

Moſtain-Billah.

Sobald Montaſſers Ableben kund geworden war, verſammleten die Befehlshaber der türkiſchen Soldaten, die noch immer fortfuhren dem Staat Geſetze vorzuſchreiben, ihren ganzen Anhang, und berathſchlageten ſich darüber, wen ſie wieder auf den Thron ſetzen wolten.

Moſtain wird Calif.

Montaſſers zween Brüder wurden ganz einſtimmig davon ausgeſchloſſen. Endlich fiel die Wahl für den Moſtain, einen Sohn Mohamets, und einen Enkel des Califen Motaſſem aus. Motaz, Montaſſers Bruder, und der älteſte von Motavakels Söhnen wandte zwar alles an, ſein Recht zum Califat wieder

Moſtain-Billah. Hegire 249 n.C.G. 863

geltend zu machen; allein er muſte der Gewalt weichen, und die Parthey der Türken behielt die Oberhand.

Eine Wahl, die gegen alle Geſetze, und von Leuten vorgenommen war, die kein ander Recht dazu hatten, als das ſie ſich ſelbſt unerlaubter Weiſe anmaſten, ſetzte zu Samarath, und ſelbſt zu Bagdet alles in Verwirrung. Die Muſelmannen, die den Trotz der Türken nicht länger ertragen konnten, thaten öftere Verſuche ſie durch die Waffen zu demüthigen. Dieſe vertheidigten ſich mit vieler Tapferkeit. Daher geſchahe es, daß man nichts als Aufruhr und Unglück erblickte, ohne daß man dabey im Stande war die Mittel einzuſehen, ſo zur Tilgung dieſer Unruhen angewendet werden muſten.

Hegire 250 n.C.G 864 Die Aliden erwählen einen Califen aus ihrem Stamme.

Mitten unter dieſen Unruhen erfuhr man, daß die Aliden allerhand Bewegungen machten, das Califat wieder auf ihren Stamm zu bringen. Jahia-ben-Omar, ein aus Ali Blute herſtammender Prinz hatte die Wahl des Moſtain, und die vielen Händel, die hierüber ſelbſt in ſeiner Hauptſtadt entſtanden waren, nicht ſo bald vernommen, als er ſich gegen ihn auflehnte, und bald einen groſſen Anhang fand, der ihn unterſtützte, und ihn zu Couffah und in den übrigen Provinzen des arabiſchen Iracks mit allen Feyerlichkeiten zum Calif einweihete.

Die Unordnung und das Mißverſtändniß,

Moſtain-Billah: Hegire 250 n. C. G. 864

ſo zu Samarath und Bagdet regierten, erlaubten dem Moſtain nicht daſelbſt Völker anzuwerben, und den Jahia damit zu vertreiben. Er nahm daher ſeine Zuflucht zum Mohammed-ebn-Abdallah, einem Enkel des berühmten Feldherrn Thaher, der, wie wir ſchon oben geſehen haben, eine ununterwürfige Herrſchaft geſtiftet, und die Herrſchaft und ſeine Staaten auf ſeine Nachkommen gebracht hatte. Die Califen waren dieſer Sache gewohnt worden, und niemand von ihnen hatte es ſich einfallen laſſen, dieſes kleine Reich übern Hauffen zu werffen, welches ſich zum Nachtheil der Oberherrlichkeit des Califats der Unterwürffigkeit entzogen hatte. Moſtain war gleichfals weit davon entfernt, etwas gegen Thahers Nachkommen zu unternehmen. Er richtete vielmehr ein Bündniß mit ihnen auf, und Mohammed, der damalen der regierende Fürſt dieſes Namens war, ward zum Heerführer von des Califen Völkern ernennet.

Moſtain ſchickt ihm den Mohammed, Thahers Enkel entgegen.

Dieſer brach alſo mit einem zahlreichen Heere von Muſelmannen auf, und nachdem er mit demſelben die Provinz erreicht hatte, wo der Aufruhr am gröſten war; ſo wuſte er daſelbſt die Sachen mit ſo vieler Klugheit hinaus zu führen, daß er die Aufwiegler bald wieder zum Gehorſam brachte. Jahia unternahm es dennoch dem glücklichen Fortgang ſeiner Waffen Einhalt zu thun, und gieng ihm in eigener Perſon mit ſeinen Truppen entgegen, um ihm den

Jahia und ſein Anhang werden geſchlagen.

Moſtain-Billah.
Hegire 250
n. C. G. 864

den Weg abzuſchneiden. Jedoch dieſe Unternehmung fiel ſchlecht für ihn aus. Mohammed, der das Krieges-Handwerk wohl verſtand, fand Mittel, ihn zu einer Schlacht zu nöthigen, die der Sache den Ausſchlag gab. Johias Völker wurden aufs Haupt geſchlagen, und er ſelbſt verlohr ſein Leben auf dem Kampfplatze. Man brachte dem Mohammed ſeinen Kopf, und dieſer ſchickte ihn an den Moſtain, welcher denſelben erſtlich zu Samarath öffentlich zur Schaue aufſtecken, und ihn hernach in dem Zeughauſe in einen Kaſten ſchlieſſen ließ.

In Tabareſtan wirft ſich ein anderer Alide zum Califen auf.

Während der Zeit, da man beſchäftiget war die Empörungen eines Aliden auf der einen Seite zu unterdrücken, ſo kam ein anderer, und machte in Tabareſtan einen neuen Aufruhr, welcher einen beſſern Ausgang, als der in Couffah nahm. Der Stifter deſſelben hieß Haſſan-ben-Yeſid, und führte den Beynamen Al-das-el Allah, welches einen **Mann bedeutet, der auffordert der Wahrheit und dem Rechte zu folgen.** Dieſer neue Calif war überaus glücklich. Er behauptete ſeine Würde neunzehn Jahre durch, und hinterließ ſie ſelbſt ſeinem Bruder dem Mohammed-Caſſem als ein Erbe; der ſie auch noch lange Jahre ganz geruhig beſaß. Die groſſe Verwirrung, ſo unter den Abbaßiden durch die vielen Factionen, die in dem innerſten ihrer Staaten waren, hervorgebracht wurde, war ohnfehlbar der einzige Grund, ſo ſie verhinderte, auf die Vertreibung dieſes anmaßlichen Califen bedacht zu ſeyn.

Moſtain-Billah.
Hegire 250
n.C.G. 864

Was den Moſtain betriſt, dem würde es itzo gewiß ſehr ſchwer gefallen ſeyn, gegen dieſen Rebellen das geringſte zu unternehmen. Die Zwietracht hatte ſich unter den Türken eingeſchlichen, und der Monarch wuſte gar nicht mehr, auf welche Seite er ſich ſchlagen ſolte, um ſeine Würde zu behaupten.

Die Uneinigkeit der Türken verurſacht einen Aufruhr.

Der Grund zu dem Zank, ſo die Türken entzweyete, entſtand daher, weil Baßif ihr oberſter Befehlshaber, und Bagher, einer ihrer vornehmſten Officiere, ſich zu gleicher Zeit eine gewiſſe Gnade von dem Calif ausbaten. Der Calif gab dem Baßif den Vorzug. Bagher ward ganz wütend darüber, und verſammlete alle ſeine Freunde, denen er den Vorſchlag that, den Baßif umzubringen, darauf den Calif abzuſetzen, und einen neuen an ſeine Stelle zu erwählen.

Dieſe Berathſchlagung konnte ohnmöglich ſo geheim gehalten werden, daß dem Moſtain nichts davon zu Ohren gekommen ſeyn ſolte. Der über ein ſo keckes Vornehmen erſchreckne Calif bediente ſich ſeiner Gewalt, und ließ den Bagher in dem Kaiſerlichen Pallaſte gefangen nehmen. Die Feſtmachung dieſes Feldherrn brachte ganz Samarath in Bewegung. Die Türken, die ihm anhiengen, ergriffen die Waffen zu ſeiner Befreyung; da hingegen die, ſo es mit dem Baßif hielten, ſich gleichfals bewaf-

Moſtain-Billah. Hegire 250 n.C.G.864

wafneten, um ſich dem Unternehmen der erſten entgegen zu ſetzen.

Bey dieſen äuſſerſt gefährlichen Umſtänden war Moſtain ſehr verlegen. Er hielt mit dem Waßif und einem andern türkiſchen Officier, Namens Buga eine Berathſchlagung darüber. Dieſe beyden Feldherrn, die ſeit dem Anfange dieſes Streits Baghers Todt-Feinde geworden waren, gaben dem Calif den Raih, es ſey höchſt nothwendig, daß er aus der Welt geſchaft würde, weil ſeine Krone und ſein Leben in Gefahr ſtünden, ſo lange er noch das Leben behielte. Moſtain folgte dieſem Rathe, welcher der Urſprung eines neuen Tumults ward. Die Türken, ſo auf Baghers Seite waren, geriethen in die gröſte Wuth, als ſie ſeinen Todt vernahmen. Sie fiengen ihre Rache bey der Stadt Samarath an, und plünderten einen Theil derſelben aus. Hernach ſtürzten ſie Haufenweiſe auf den Kaiſerlichen Pallaſt zu, und lieſſen dem Calif ſagen, er ſolle ihnen ſogleich den Waßif und Buga in die Hände liefern, wo nicht, ſo wolten ſie Morgen das Schloß in einen Aſchen-Haufen verwandeln.

Hegire 251 n.C.G.865

Dieſe zween Officier hatten, da ſie dem Calif den Rath gaben den Bagher umzubringen, ſich zwar leicht einbilden können, daß ſein Anhang ein groſſes Geſchrey darüber machen würde; ſie hatten aber nicht geglaubt, daß derſelbe, da ihm nunmehr ſein Haupt fehlete, zu aufrühreriſchen Unternehmungen ſchreiten würde. Ihre te Beſtürzung ward daher ſehr groß, da ſie den Lerm und die Plünderung in der Stadt ſahen; am allermeiſten wurden ſie aber erſchrocken, da ſie erfuhren, daß ſie durch ihren gegebenen Rath der Gegenſtand der Wuth der türkiſchen Soldaten geworden wären.

Moſtain Billah.
Hegire 251
n.C.G.865

In dieſer Noth hielte es Vaßif und Buga für das beſte in aller Eile aus Samarath zu entfliehen. Doch hier ſtand ihnen ſchon eine neue Schwierigkeit im Wege. Denn ſie muſten befürchten, daß, wenn ſie ſich davon machten, und den Calif im Stiche und in der Gewalt dieſer tobenden Leute lieſſen, dieſelben ihn nöthigen möchten, ſie in die Acht zu erklären, oder daß ſie, im Fall er nicht daran wolte, ihn gar abſetzen, und einen ihrem Vortheil gänzlich ergebenen Prinzen wieder auf den Thron erheben möchten. Um alles dieſes Unglück, ſo viel es die Umſtände zulaſſen wolten, abzuwenden, beſchloſſen ſie, ſich davon zu machen und den Calif mit zu nehmen. Dieſer Entſchluß ward auch gleich die auf den Tumult folgende Nacht, da die Türken vor den Kaiſerlichen Pallaſt gekommen waren, ins Werk geſtellet. Moſtain, Vaßif und Buga wichen, ſo bald es dunkel geworden war, aus Samarath, und begaben ſich nach Bagdet.

Die Rebellen waren daher ganz beſtürzt, als ſie den folgenden Morgen wieder für den Pallaſt kamen, und die Auslieferung der dahin geflüchteten bey dem Generale verlangten, und die Nachricht bekamen, daß ſie ſo wohl, als

Moſtain-Billah. Hegire 251 n.C.G. 865

Moſtain geflüchtet wären. Sie fiengen nunmehr an es zu bereuen, daß ſie ſich ſo aufſätzig gegen dieſen Fürſten bewieſen hatten, und bedauerten alle Gewaltthätigkeiten, die ſie in der Stadt ausgeübet hatten. Sie befürchteten, die Araber möchten endlich müde werden, alle Gewalt in den Händen der Türken zu ſehen, und möchten zugleich mit dem Califen darauf bedacht ſeyn, ſich dieſes unerträgliche Joch abzuſchütteln.

Sie glaubten, es ſey kein beſſer Mittel ihre Sache wieder gut zu machen, und alles auf den alten Fuß zu ſetzen, als wenn ſie die Waffen niederlegten, und Abgeordnete nach Bagdet ſchickten, die dem Califen ihre Reue bezeugen, und ihn bitten ſolten, wieder nach ſeiner Reſidenz zurück zu kehren, mit dem Verſprechen, daß ſie ihm ins künftige mit aller Treue und Unterthänigkeit dienen, und alles, was in ihrem Vermögen ſey, anwenden wolten; um ihr verwerfliches Verfahren vergeſſend zu machen.

Die Türken wollen ſich unterwerffen, ſie werden aber abgewieſen.

Dieſe Entſchlieſſung war nicht ſo bald von den Türken feſtgeſetzt, als ſie ſogleich Abgeordnete nach Bagdet ſchickten. Doch es war alles vergebens, und ſie wurden nicht einmal mit ihrem Antrag vorgelaſſen. Moſtain erfuhr aber von dieſer ganzen Geſandtſchaft nicht eher etwas, als bis es nicht mehr Zeit war, das Uebel abzuwenden, woran die Verweigerung ſie zum Gehör zu laſſen einzig ſchuld war.

Der Statthalter in Bagdet war einzig und

allein

Moſtain-Billah.
Hegire 251
n. C. G. 865

allein daran ſchuld, daß die Türken bey dieſer Gelegenheit zu dem äuſſerſten ſchritten. Dies war eben der Mohammed, Thahers Enkel, dem dieſe Statthalterſchaft zum Lehne ſeines über den Rebellen Jahia erfochtenen Sieges gegeben war. Der Calif beſtätigte ihn, als er damals von dem Feldzuge aus Couſſah zurück kam, in der Oberherrſchaft von Khoraſſan, welches Land ſein Großvater dem Califen unrechtmäßiger Weiſe entzogen hatte. Ja noch mehr, er bat ihn ſeinen Aufenthalt in ſeinen Ländern zu nehmen, und gab ihm die Statthalterſchaft von Bagdet, wo er als regierender Herr zu befehlen hatte. Mohammed war erfreuet, den Califen in ſeinen Händen zu haben, und entſchloß ſich, ihn bey ſich zu behalten. Aus dieſer Urſach begegnete er den Abgeordneten, die ihn nach Samarath zurück zu kehren baten, ſehr übel. Sie mochten ſo viel anhalten, als ſie wolten, der Statthalter verhinderte es ſtets, daß ſie niemalen vor den Calif kamen; zuletzt begegnete er ihnen noch beym Abſchiede ſehr hart.

Hegire 252
n. C. G. 866

Sie ſahen ſich daher genöthiget wieder nach Samarath zurück zu gehen, und die ganze Antwort, die ſie brachten, war das üble Bezeugen des Statthalters gegen ſie. Dieſe Nachrichten machten die Wuth der Türken von neuem rege; ſie entſchloſſen ſich den Moſtain abzuſetzen, und eben den Motaz, dem ſie ſelbſt ſein auf die Krone habendes Recht vor einiger Zeit genommen hatten, wieder auf den Thron zu erheben.

Moſtain-Billah.
Hegire 252 n. C. G. 866
Die Rebellen erwählen den Motaß an Moſtains Stelle.

Kurz darauf ward auf allen Gaſſen in Samarath öffentlich kund gemacht, Moſtain ſey aus gerechten Urſachen vom Califate abgeſetzt. Noch deſſelben Tages, an dem dieſe Verfügung bekannt gemacht wurde, holten die Türkiſchen Soldaten den Motaß ab, und ſetzten ihn auf den Thron. Es waren alſo zu der Zeit zween Califen, der eine zu Bagdet, und der andere zu Samarath, und beyde wurden durch die Türken, die aber zwo beſondere Rotten ausmachten, unterſtützet; die letzte war aber die ſtärkſte, und unterdrückte die erſte in kurzer Zeit.

Motaß war nicht ſo bald von den Türken zum Calif gemacht worden, als ſie ihn, da er nunmehro ihr Geſchöpf war, nöthigten Völker anzuwerben, damit auf Bagdet los zu gehen, und den Moſtain und ſeine Anhänger in dieſem Orte zu belagern. Dieſer Fürſt, deſſen Abſichten einzig dahin giengen, ſich aller möglichen Mittel zu bedienen, durch welche er ſich eine Krone verſichern könnte, welche ihm ſchon einmal entwiſchet war, gab den Augenblick Befehl die Völker zuſammen zu ziehen. Niemand erwieß ſich eifriger als die Türken, dieſe Sache zu Stande zu bringen, weil ihnen ſelbſt für ihre eigene Perſonen gar zu viel daran gelegen war. Hiedurch geſchahe es, daß der Calif in kurzer Zeit ein zahlreiches Heer zuſammen brachte, ſo er unter ſeines Bruders des Mouaffec Anführung nach Bagdet ſchickte.

Am allerſonderbarſten iſt es bey dieſer ganzen Begebenheit, daß der Calif zu Bagdet, ob er gleich von den Anſtalten, die gegen ihn vorgekehrt wurden, alle Nachrichten erhielt, dennoch ganz gelaſſen verblieb, und im allergeringſten nicht auf Gegenwehr bedacht war. Selbſt der Statthalter, der doch ſonſt die gröſte Erfahrung in Krieges-Sachen hatte, ſchien eben ſo ruhig zu ſeyn, als der Calif. Unterdeſſen rückten Motazs Völker immer näher heran, und endlich erfuhr man gar, daß ſie in kurzer Zeit vor den Thoren zu Bagdet ſeyn würden.

Moſtain Billah.
Hegire 251
n. C.G. 865

Die Türken, ſo dem Moſtain nebſt dem Baſſif und Buga ihren Häuptern nach Bagdet nachgefolget waren, murreten öffentlich über die Nachläßigkeit ihres Fürſten, durch welche ſie Motazs Völkern als Opfer aufgehoben würden; und da ſie ſahen, daß ihre Klagen weder auf den Calif, noch auf den Statthalter den geringſten Eindruck machten; ſo faſten ſie den Entſchluß, ſich mit dem Feinde zu vergleichen. Sie ſchickten daher dem feindlichen General Bevollmächtigte entgegen, und trugen ihm durch ſie an, daß, wenn er alle Feindſeligkeiten gegen ſie einſtellen wolte, ſie dagegen den Motaz für ihren einzigen und rechtmäßigen Calif annehmen und erkennen wolten.

Moſtain wird von ſeinen Anhängern verlaſſen.

Der Statthalter zu Bagdet, der nur darauf wartete, daß jemand den erſten Schritt thäte, und ſich auf des Motaz Seite ſchlüge, folgte dem Beyſpiel der Türken ſogleich nach. Er ſchrieb dem Mouaffec, daß, wenn ſich der Calif

Moſtain-Billah. Hegire 252 n.C.G.866

zu Samarath verbindlich machen wolte, ihn in ſeiner Statthalterſchaft von Bagdet zu beſtätigen, auch gegen das Leben des Moſtain nichts vorzunehmen, er bereit ſey den Eyd der Treue abzulegen; ja er wolte ſich ſelbſt bemühen den Moſtain dahin zu bewegen, daß er das Califat gutwillig niederlegte. Zugleich aber verlangte der Statthalter, daß Vaßif und Buga mit in dieſen Vergleich eingeſchloſſen würden, denn er ſchloß ſo: da dieſe zween Officiere alles bey dem Moſtain vermöchten, und ſich anheiſchig machten, ihn zur Niederlegung der Krone zu bewegen; ſo müſte ihnen auch für ihre Perſonen alle Sicherheit verſprochen werden.

Er legt das Califat nieder.

Mouaffec ſchickte ſo bald, als ihm dieſe Vorſchläge gethan waren, einen Curier nach Samarath ab, und ließ ſie dem Calif zu wiſſen thun. Dieſer gieng ſie auch gerne ein, und zog ihnen zu Folge ſeine Völker wieder zurück. Moſtain ſahe ſich nunmehro genöthiget das Califat zum Vortheile des Motaz nieder zu legen, und die Lebensart einer Privat-Perſon zu führen. Man wieß ihm den prächtigen Pallaſt in Bagdet zu ſeiner Wohnung an, und machte ihm dabey ein ſeinem Stande gemäſſes Einkommen aus. Dem ohngeachtet aber behielt Motaz noch immer einiges Mißtrauen gegen dieſen Prinz, und ließ ihn daher anfänglich ſehr ſorgſam bewachen.

Sein Tod.

Hernach aber ließ er ihn wegen eines gegen ihn gefaſten Argwohns, wovon ich nicht ſagen kann, ob er gegründet geweſen iſt, oder nicht, nach

Moſtain-Billah.
Hegire 252
n. C. G. 866

nach Samarath kommen, und gab ihn dem Said, ſeinem Vezier unter die Hände, dem er zugleich ſeine Aufſicht anvertrauete. Dieſer Miniſter konnte leicht merken, daß des Califen Abſichten dahin giengen, den Moſtain in einen ſolchen Stand zu ſetzen, wo er ihm gar keine Unruhen mehr machen könnte, er fand daher bald Mittel, ihn auf die Seite zu ſchaffen.

El-macin erzählt den Todt dieſes Califen etwas anders. Er ſagt, daß, da dieſer Fürſt ſeine Würde niedergelegt habe, Motaz wieder zu Bagdet zum Calif gemacht ſey. Hierauf ſey Moſtain in ein Schloß gebracht worden, wo ihm Motaz kurz darauf den Kopf habe abſchlagen laſſen. Derjenige, dem dieſe Verrichtung aufgetragen geweſen, ſey darauf mit ſeinem Kopfe in Samarath angekommen, und damit auf das Schloß gegangen, wo er ihn dem Califen vorgezeiget habe. Dieſer ſey damalen eben im Schach-Spiele begriffen geweſen, und habe, als man ihm gemeldet, daß Moſtains Kopf gebracht würde, geantwortet: **Wartet noch ſo lange damit, bis mein Spiel zu Ende iſt.** Er habe es würklich ausgeſpielet, ſey hernach aufgeſtanden, und habe dieſen Kopf angeſehen, bey deſſen Betrachtung er viel Vergnügen geäuſſert hätte; hernach aber hätte er ihn begraben laſſen.

Moſtain herrſchte nur ohngefehr drey Jahre, und etliche Monate. Er möchte ſein Alter faſt auf ein und dreyßig Jahre gebracht haben.

Moſtain-Billah. Hegire 252. n.C.G.866

Man weiß nicht, ob er Kinder hinterlaſſen ha oder nicht?

Motaz-Billah.

Motaz-Billah.

Zwey und dreyßigſter Calif.

Motaz beſtätiget den Mohammed in der Oberherrſchaft von Khoraſſan.

Als Motaz nunmehro zu Samarath un zu Bagdet zum Calif erkläret war, ſo fien er ſeine Regierung damit an, daß er ſich gege den Mohammed wegen des ihm geleiſtete Dienſtes dankbar erwies; indem derſelbe di Waffen zur Vertheidigung des Moſtain, der i ſeine Statthalterſchaft die Zuflucht genommen nicht ergriffen, ſondern dieſen Fürſten vielmeh genöthiget hatte, das Califat niederzulegen. E beſtätigte ihm deswegen ſo wohl ſeine Statthalterſchaft über Bagdet, als auch die Oberherrſchaft von Khoraſſan.

Nunmehro, da ſich dieſer Calif auf dem muſelmanniſchen Throne in Ruhe und Friede ſahe, ſo ſtellete er ernſthafte Betrachtungen über alles dasjenige an, ſo ſich ſeit einigen Jahren in dem Staat begeben hatte. Der Tod ſeines Vaters, den die Türken umgebracht hatten, ſeine Ausſchlieſſung von der Regierung, die Wahl des Moſtain an ſeine Stelle, die darauf erfolgte Abſetzung dieſes Califen, ſeine eigen Wiedereinſetzung in ſeine Rechte, alle dieſe durch das Anſtiften der Türken verurſachte Begeben-

hei-

Motaz-Billah. Hegire 252 n.C.G. 866

heiten lieſſen ihn deutlich einſehen, daß, wenn man nicht geſchwinde Maßregeln ergriffe, die Califen allezeit dem Eigenſinn und dem Ehrgeiz dieſer frechen Soldaten, die ſich als auswärtige in alle die Regierung des Staats angehende Dinge zu miſchen unternommen hatten, blos geſtellet bleiben würden.

Sein Vezier bringt ihn von dem Vorſatz ab, die türkiſche Miliz abzudanken.

Dieſem Unheil abzuhelffen faſte Motaz den Entſchluß, ſich ganz und gar von dieſen Völkern loß zu machen. Seine Abſicht war, den Anfang dazu damit zu machen, daß er erſt ihre Befehlshaber demüthigte, hernach hoſte er nicht viele Schwierigkeiten zu finden, die Miliz ganz abzuſchaffen. Er hatte mit dem Ahmed-ben-Iſmael, den er bey ſeiner Gelangung auf den Thron zum Vezier angenommen hatte, eine lange Unterredung hierüber. Dieſer Miniſter widerrieth ihm ſeinen Vorſatz ganz und gar. Er zeigte ihm, daß derſelbe die allergefährlichſten Folgen nach ſich ziehen könnte, und daß er ſelbſt in Gefahr lieffe der Rache dieſer wütenden Leute aufgeopfert zu werden, bevor er es einmal dahin bringen könnte, ihr Anſehen zu vermindern.

Der Calif ließ deswegen ſeinen erſten Vorſatz gänzlich fahren, allein plötzlich verfiel er wieder in eine andere Ausſchweifung: denn er richtete mit dem Vaßif, und den andern Befehlshabern dieſer Miliz eine genaue Freundſchaft auf. Er gab ihnen wichtige Aemter, und beſchenkte ſie mit groſſen Einkünften, welches zu nichts diente, als ihre Macht noch weiter

Motaz-Billah.

auszubreiten, und ſie noch furchtbarer zu machen.

Hegire 252 n.C.G.866

Motaz läſt ſeinen Bruder Mouviad tödten.

Es währte aber nicht lange, ſo ſahe er den Fehler ein, den er gemacht hatte. Da er von einer ſolchen Gemüthsart war, daß er faſt allemal auf das äuſſerſte bey den Sachen fiel; ſo bekam er gegen ſeinen Bruder Mouviad Argwohn, weil dieſer von dem Volk geliebet ward, und ſich leicht hätte zum Haupt einer Parthey aufwerffen können. Mehr brauchte es nicht, ihn dahin zu bringen, denſelben gefangen nehmen zu laſſen. Die Türken, bey denen dieſer junge Prinz ſehr beliebt war, bezeugten ein groſſes Mißfallen darüber, und droheten gar das Gefängniß zu erbrechen, in welchem er ſaß. Allein der Calif kam ihnen zuvor, und ließ ihn umbringen; Und damit man ihn wegen dieſer Mordthat nicht anklagen möchte; ſo ſchickte er einige Leute in das Gefängniß, die den Prinzen in einen ſtark ausgefütterten Pelz einhüllen, und ihn ſo feſte darinn einwickeln muſten, daß er bald daran erſtickete. So bald er todt war, ließ der Calif ſeinen Cörper öffentlich zeigen, damit alle Welt überzeuget würde, daß er durch einen natürlichen Zufall, und nicht durch eine an ihm ausgeübte Gewaltthätigkeit das Leben verlohren habe.

Hegire 253 n.C.G.867

Dieſes Mittel glückte dem Califen, und die Türken, die gewiß glaubten, daß er an dem Tode ſeines Bruders nicht die geringſte Schuld habe, hielten ſich ganz ruhig bey dieſer Begebenheit.

Motaz-Billah. Hegire 253 n.C.G. 867

heit. Allein im Anfange des folgenden Jahres lieſſen ſie ihren Unwillen bey Gelegenheit des Soldes, der ihnen etliche Tage zu ſpät ausgezahlt wurde, völlig blicken. Dieſe kleine Verzögerung verurſachte einen Aufruhr, ſo der Stadt Samarath ihren gänzlichen Untergang drohete. Vergebens bemüheten ſich ihre Officiere ſie zu beruhigen. Sie wolten von nichts hören. Vaſif ihr Oberhaupt, der eben damals am Hofe war, gieng auf Befehl des Califen eiligſt zu ihnen, und hofte ſie durch ſein Anſehen wieder zum Gehorſam zu bringen; allein dieſe Aufwiegler verlachten alle ſeine Vorſtellungen. Zuletzt, als dieſer Feldherr aus einem hohen Tone mit ihnen reden wolte, ſo fielen ſie gar über ihn her, und hieben ihn in Stücken. In dem erſten Ausbruch ihrer Wuth droheten ſie mit nichts weniger als die Stadt zu plündern. Man muſte daher die geſchwindeſten Mittel hervor ſuchen, ſie zu befriedigen; und dieſer Aufſtand konnte durch nichts anders, als durch eine groſſe Menge Geld geſtillet werden.

Hegire 254 n.C.G. 868

Eine den Califen ſo ſehr beleidigende Begebenheit brachte ihn gegen die ganze türkiſche Miliz heftig auf. Sein Zorn erſtreckte ſich auch auf ihre Häupter, weil ſie nicht beſorgt geweſen waren, die Kriegszucht unter Völkern, die ihrer ſo ſehr benöthiget waren, einzuführen. Dennoch aber ſuchte er ſein Mißvergnügen zu verbergen; er konnte ſich aber nicht ſo ſehr verſtellen, daß es einer der vornehmſten türkiſchen Officiere nicht

Motaz-Billah. Hegira 254 n. C. G. 868

hätte merken ſollen; ſeine Gegenwart machte dem Calif nicht mehr ſo viel Vergnügen, als ſie ehemals gethan hatte. Er entſchloß ſich daher den Hof zu verlaſſen, und ſich an einen andern Ort zu begeben. Denn er konnte ſich leicht vorſtellen, daß ſeine Abweſenheit unter den Türken einen Aufſtand erregen würde, deſſen er ſich hernach zu Nutzen zu machen, und ſich dadurch an des Califen bezeugter Kaltſinnigkeit zu rächen gedachte.

Buga verläßt den Hof, wodurch ein neuer Aufſtand verurſacht wird.

Es geſchahe auch würklich, was er ſich vorgeſtellet hatte. Buga, ſo hieß dieſer General, den man um ihn von ſeinem jungen Bruder, welcher ebenfals unter dieſen Völkern ein Kriegs-Amt bekleidete, zu unterſcheiden, den Aeltern nannte, gieng ganz unwillig auf einmal aus Samarath weg, und begab ſich nach Moſſul, wo er die Würkungen, die ſeine Abreiſe hervorbringen würde, abwarten wolte. Er war auch noch nicht lange da geweſen, ſo hörte er ſchon die Nachrichten von dem Unfug, ſo ſeine Leute begiengen.

Die Türken griffen würklich zu den Waffen, ſo bald ſie ſeine Abreiſe vom Hofe erfuhren; und drungen bis in den Kaiſerlichen Pallaſt, wovon ſie einen Theil ausplünderten, alles, was ſie in den Gemächern antraffen, mitnahmen, und damit nach Hauſe giengen. Buga hatte nicht ſo bald von dem, was vorgegangen war, Nachricht erhalten, als er wieder mit einigen neu angeworbenen türkiſchen Compagnien nach Samarath zurück kehrte. Er ließ das Gerücht ausbreiten, ſeine Abſicht hiebey ſey, die Aufrührer wegen ihres angeſtifteten Unfugs, wovon er mißfällig hören müſte, daß man ihm denſelben zur Laſt legen wolte, zu beſtrafen.

Motaß-Billah.
Hegire. 254
n. C.G. 868

Buga wird geſchlagen, und kommt um.

Der Calif, ſo unter der Hand erfahren hatte, daß Buga nichts anders im Schilde führte, als ſich an ſeiner eigenen Perſon zu vergreiffen, vertrauete dem Valid-al-Magrebi, einem angeſehenen Feldherrn, der bey den Muſelmannen ſehr viel galt, die Sorge für ſeine Vertheidigung an. Dieſer wuſte auf eine geſchickte Art viel Leute zu des Califen Vortheile zu bewegen, und es glückte ihm endlich ſo viel Volk zuſammen zu bringen, daß er ſich den Türken Trotz zu bieten unterſtand. Er gieng hierauf dem Buga entgegen, grif ihn zu rechter Zeit, und mit ſo viel Glück an, daß er ſeinen Anhang in die Flucht ſchlug, und ihn ſelbſt zum Gefangenen machte. Mit dieſer Nachricht ſchickte er ſo gleich einen reitenden Boten an den Califen ab, der dem Buga den Kopf abzuſchlagen, und ihm ſolchen zuzuſchicken Befehl gab. Dieſes wurde auch den Augenblick vollſtreckt, und der Aufruhr dadurch auf einige Zeit geſtillet.

Bugas Hinrichtung erweckte bey den Türken die ernſthafteſte Betrachtungen über dasjenige, ſo ſie von dem Calif zu befürchten hätten, wenn ſie ihn noch mehr Macht gewinnen lieſſen. Auf der andern Seite aber waren ſie wieder ſehr

ver-

Motaz-Billah.
Hegire 254 n. C. G. 868
Hegire 255 n. C. G. 869
Die Türken erwählen den Saled zu ihrem Oberhaupte.

verlegen, wie ſie es anzufangen hätten, wenn ſie ihn in Furcht erhalten, und ihn verhindern wolten, daß er ihnen nicht ſchaden könnte. Sie waren zwar alle Leute, die den Krieg nicht ſcheueten, und die allemal im Stande waren, ſich herum zu ſchlagen. Allein dieſes war noch nicht hinlänglich. Man muſte auch alle ſchlimme Umſtände von weitem zuvor zu ſehen, ſie abzuwenden, oder ſie wenigſtens auf eine geſchickte Art ſo einzurichten wiſſen, daß ſie mehr zum Nutzen als Schaden gereichten. Dieſes war aber keine Sache für eine immertobende Miliz. Es war daher höchſt nöthig ſich nach ſolchen Oberhäuptern umzuſehen, die geſchickt genug wären, die Sachen klug hinaus zu führen, wozu der gemeine Mann nicht im Stande war. Jetzo ſahen ſie ein, wie viel ſie an dem Baßif, Bagher, und Buga verlohren hatten. Dieſen Verluſt ſuchten ſie daher einiger maſſen wieder zu erſetzen; indem ſie ſich den Saled, einen Sohn von eben dem Baßif, den ſie im verwichenen Jahre umgebracht hatten, zum Oberhaupte erwählten, und ihm den Mohammed zum Mitbefehlshaber zugeſelleten, welcher ebenfals ein Sohn des Buga war, dem der Calif hatte den Kopf abſchlagen laſſen, nachdem er zuvor die Schlacht gegen den Valid verlohren hatte.

Sie waren mit dieſen beyden Wahlen kaum zu Stande gekommen, als ſie ſchon von neuem anfiengen Unruhen im Reiche zu machen. Ih-

Motaz Billah. Hegire 255 n. C. G. 869

re ewigen Klagen waren, daß ihnen ihr Sold nicht bezahlt würde. Man muß ſich in der That ſehr verwundern, daß, nachdem der Calif ſchon einmal dieſes Umſtandes wegen von ihnen ſo viel Verdruß gehabt hatte, man nicht auf hinlängliche Maßregeln bedacht war, ſich dieſe Aufwiegler ganz und gar vom Halſe zu ſchaffen, oder wenigſtens dahin ſahe, daß ihnen ihr Sold richtig und zu rechter Zeit gereicht werden muſte, wenn er ſie ja beybehalten wolte.

Allein der Calif und ſein Geheimder Rath lagen in einer Art von einem unglücklichen Schlummer, der ſie verhinderte, auf Mittel bedacht zu ſeyn, alle die Unordnungen, ſo den Staat zertrümmerten, abzuſtellen. Dieſe Nachläßigkeit brachte das Verderben des Califen zuwege, denn als die Türken mit ihrem gewöhnlichen Trotze Geld wieder forderten, ſo wurde es ihnen abgeſchlagen, und zur Urſach angeführet, es ſey keines vorräthig. Ein Grund, der für Aufwiegler ſo wenig überführend war, ſetzte ſie in eine Wuth, die ſie zu den äuſſerſten Ausſchweifungen verleitete.

Sie fielen den Vezier haufenweiſe in ſeinem Hauſe an, ſie giengen mit ihm ſehr übel um, und nahmen alles aus dem Hauſe weg, was ſie los kriegen konnten. Von da rannten ſie nach dem Kaiſerlichen Pallaſt, und trugen einigen ihrer Officiere auf, nachdem ſie zuvor ſich aller Zu-

Sie verüben neue Gewaltthätigkeiten.

Motaz. Billah. Hegire 255 n.C.G.869

gänge bemächtiget hatten, in das Gemach des Califen zu gehen und ihn zu nöthigen, daß er entweder ſo gleich Geld heraus geben, oder ſeine Krone niederlegen ſolle.

Sie tödten den Calif.

Dieſe Verrichtung wurde von den Officieren mit ſo viel Ungeſtüm, als es diejenigen, von denen ſie ihnen aufgetragen war, nur immer wünſchen konnten, ausgeführt. Der Calif weigerte ſich ihr Begehren einzugehen. Darauf riſſen ſie ihn vom Thron herab, zogen ihn eine lange Ecke bey den Füſſen auf dem Boden herum, und prügelten ihn dabey ſo entſetzlich, daß er endlich genöthiget ward, die Niederlegung der Regierung zu verſprechen.

Dieſer bejammernswürdige Fürſt ſtarb kurz darauf. Die Geſchichtſchreiber ſind in der Art, wie ſie ſeinen Tod erzählen, nicht einig. Einige ſagen; die Türken hätten ihn in eine Badſtube eingeſchloſſen, und ihm, da er zu trinken gefordert, geſchmolzenes Eis, ſo vergiftet geweſen, gegeben. Andere wollen, er ſey nach Bagdet verwieſen worden, wo ſie ihm zwar genug zu eſſen, aber keinen Tropfen Waſſers gegeben hätten, ſo daß er für Durſt umkommen müſſen.

El-macin ſagt, man habe ihn drey Tage lang ſitzen laſſen, ohne ihm das geringſte zu eſſen oder zu trinken zu geben; und ihn endlich in einen Keller eingeſperret, wo er des folgenden Tages frühe todt gefunden ſey.

Motaz Billah. Hegire 255 n. C. G. 869

Es war mitten im vierten Jahre ſeiner Regierung, da dieſer Fürſt ums Leben kam. Er iſt ein ſehr wollüſtiger Herr geweſen, ſagt Elmacin, der an nichts als anzuſtellende Ergötzlichkeiten dachte, zu den Regierungsgeſchäften für Luſtbarkeiten gar nicht kommen konnte, und ſich, mit einem Wort, um ſeine Sachen im geringſten nicht bekümmerte. Dieſes iſt ein kurzer Abriß von dieſes Califen Lebensart.

Motazs Mutter beſitzet einen auſſerordentlichen Geiz.

Abulfaragius erzählet eine That von der Mutter dieſes Prinzen, die zum Erſtaunen bringt. Dieſes Weib, ſo Cabibah hieß, wohnte zu Samarath. Sie beſaß unendlich groſſe Schätze, ſo ſie daſelbſt aber ſehr verborgen hielt. Sie war öfters ein Augenzeuge von dem ſchimpflichen Bezeugen, welches ihr Sohn von den Türken wegen des Auſſenbleibens der Beſoldung erdulden muſte, geweſen, und bey der letzten Begebenheit, die ihm das Leben koſtete, hätten alle Unruhen leicht gedämpft werden können, wenn ſie ſich nur hätte entſchlieſſen wollen, einen kleinen Theil ihrer Reichthümer heraus zu geben. Allein dieſem geitzigen Ungeheuer war es viel leichter mit anzuſehen, daß ihr Sohn umkam, als nur ein weniges zu ſeinem beſten aufzuwenden.

Der dem Motaz in der Regierung folgende Calif zwang ſie den Ort anzuzeigen, wo ihre Schätze verwahret lagen. Nach des Abulfaragius Bericht ſind daſelbſt viele Millionen an goldenen Thalern, ein Scheffel voll Smaragden,

Motaz-Billah.
Hegire 255
n.C.G. 869

ragden, eben ſo viel der ſchönſten und gröſten Perlen, wie auch ein halber Scheffel voll rother Hyacint-Steine gefunden worden. Bey allen dieſen erſtaunenswürdigen Schätzen konnte dieſe unnatürliche Mutter es geruhig mit anſehen, daß ihr Sohn die Krone verlohr, weil es ihm am Gelde fehlte ſie zu erhalten.

Mothadi-Billah.

Mothadi-Billah.

Drey und dreyßigſter Calif.

Mothadi war des Vatheck-Billah Sohn, der gleich nach dem Motaſſem den Muſelmanniſchen Thron beſtiegen hatte. Er ward eben ſo, wie ſein Vorgänger von den Türken zu dem Califat erhoben; und eben ſo, wie derſelbe wurde er auch ein Opfer ihrer trotzigen Wildheit.

Dieſes war ein Prinz, der in dem glücklichſten Zeitpunct recht zum regieren gemacht war. Mit Neigungen und Eigenſchaften verſehen, die des Thrones und der Menſchlichkeit würdig waren, würde er gewiß den Muſelmannen die glücklichen Zeiten eines Omars und eines Mamons wieder gebracht haben. Alle Aufrührer, deren Kühnheit er unterdrücken wolte, lehnten ſich gegen ihn auf, und brachten ihn nach einer Regierung von eilf Monaten auf die grauſamſte Art ums Leben.

Mothàdi-Billah. Hegire 255 n.C.G. 869 Mothadi iſt auf Mittel bedacht, die eingeſchlichene Misbräuche abzuſtellen.

Dieſer Calif hatte das Herz, die dem Staat ſchon ſeit vielen Jahren eine gänzliche Unordnung wirkende verderbende Factionen zu zerſtreuen, und das Wohl deſſelben wieder herzuſtellen. Er ließ deswegen kund machen, das Volk ſolte ins künftige nicht bey den Miniſtern, ſondern bey ihm ſelbſt die Klagen anbringen. Er ſelbſt wollte ihre Streitigkeiten unterſuchen, und in eigener Perſon ſie zu ſchlichten bemühet ſeyn. Er ſelbſt machte in den Ausgaben eine Einrichtung. Weit von der Gewohnheit ſeiner Vorfahren entfernt, welchen es allezeit an Gelde fehlte, wenn die Truppen bezahlt werden ſolten, da ſie unterdeſſen zu ihren Luſtbarkeiten, und oft unnöthiger Weiſe angeſtellten Feyerlichkeiten unermeßliche Summen verſchwendeten, führte er in den Finanz-Weſen eine ſo gute Ordnung ein, daß er gleich beym Anfange der Regierung wahrnehmen konnte, wie die von den Kammergütern einlauffende Einkünfte zu allen Ausgaben überflüßig hinreichten, ohne daß man das Geld nöthig habe, ſo die auf das Volk gelegte Schatzungen einbrachten. Von dieſen ſchaffete er ſo gleich den gröſten Theil ab; und erwarb ſich hiedurch die Liebe und Zärtlichkeit der ganzen Nation.

Nachdem er dieſe den Unterthanen ſo vortheilhafte Verordnungen eingeführt hatte; ſo machte er nunmehro andere, ſo die ſich unter den Muſelmannen eingeſchlichene Mißbräuche betrafen. Durch dieſe unterſagte er die Glücks-

Mothadi-Billah. Hegire 255 n.C.G. 869

Spiele, den Wein, und das Tanzen. Er vertrieb die Gaukel Spieler, und anders Geſindel von dieſer Art aus dem Reich. Die Elephanten, die reiſſenden Beſtien, ja ſo gar die Jagd-Hunde befahl er gleichfals abzuſchaffen. Mit einem Wort: alles, was bishero zu den übermäßigen Verſchwendungen in der Califen Pallaſt Gelegenheit gegeben hatte, wurde abgeſchaffet.

Die allermeiſten Sachen, ſo er durch dieſe neue Verordnungen verbot, waren ohne das ſchon in den muſelmanniſchen Geſetzen, das iſt, in dem Alcoran unterſagt; allein ſeit einer langen Zeit kennete man ihn nur noch dem Namen nach. Mothadi, der ein groſſer Eiferer für ſeine Religion war, und ſie mit der vollkommenſten Strenge ausübte, wollte hiedurch die Achtung, ſo ein jeder Muſelmann für das Buch ſeines Propheten haben ſoll, wieder lebendig machen. Er trug es ſtets bey ſich, und bey allen öffentlichen Gerichts-Verſammlungen, da er ſeinen Völkern ſelbſt Recht zu ſprechen gewohnt war, hatte er dieſes auch allemal offen in den Händen, und entſchied alle vorkommende Rechts-Händel nach den darinn enthaltenen Vorſchriften.

Hegire 256 n.C.G. 870 Er nimmt der Cahibah ihre zuſam-

Dieſer ſo gerechte, ſo kluge, und für die Unglücklichen ſo mitleidige Fürſt konnte es nicht ohne das äuſſerſte Mißfallen anhören, als man ihm ſagte, daß der Tod ſeines Vorgängers im Califat, allein durch den auſſerordentlichen

Geiz ſeiner Mutter verurſachet ſey. Er erſchrack erſt recht, als man ihn von der Gröſſe der Schätze dieſer Prinzeßin unterrichtete. Er ließ ſie hierauf vor ſich kommen, und nachdem er das Geſtändniß von dem, was er haben wolte, von ihr heraus gebracht hatte; ſo nöthigte er ſie den Ort anzuzeigen, wo ſie ihre Reichthümer eingeſcharret hätte. Sie weigerte ſich anfänglich aufs äuſſerſte, doch ſie muſte gehorchen. Endlich zeigte ſie auch ein wohlverwahrtes unterirrdiſches Gewölbe an, wo ſie würklich alle die Reichthümer fanden, wovon ich ſchon bey dem Ende von des unglücklichen Motaz Leben ein Verzeichniß gemacht habe. Der Calif glaubte dieſe Prinzeßin genug beſtraft zu haben, indem er ihr alle dieſe Schätze nahm, wovon ſie einen ſo ſchlechten Gebrauch zu machen wuſte.

Mothadi Billah. Hegire 256 n.C.G. 870 men geſcharrte Schätze weg.

Eine Eroberung von ſolcher Wichtigkeit ward unter den Händen eines Fürſten, der nur allein für die Unglücklichen, und ſonſt gar keinen Aufwand machte, eine faſt unerſchöpfliche Quelle von Reichthum. Es konnte ohnmöglich anders ſeyn; denn erſtlich verminderte er durch die Aufhebung der Schatzungen die Anzahl der Perſonen um ein merkliches, welchen ſonſt Beyſteuren muſten gegeben werden, und zweytens konnte er die anſehnlichſten Summen erſparen, indem er alles von ſeinem Hofe entfernte, ſo nur nach Pracht und Verſchwendung ausſahe. Auf dieſe Art ſahe er ſich bald in die Um-

Mothadi-Billah. Hegire 256 n. C. G. 870

Umſtände geſetzt, alle zum Beſten des Staats anzuwendende Ausgaben zu beſtreiten, ohne dabey ſeinen Unterthanen im geringſten zur Laſt zu ſeyn. In Anſehung deſſen, was er für ſeine eigene Perſon gebrauchte, war er faſt am allerſparſamſten, denn dieſes war ſo wenig, daß es faſt nichts bedeutete. Die Geſchichtſchreiber machen bey dieſer Gelegenheit die Anmerkung, daß er nach dem Beyſpiele Omars, nur eine ſehr mäßige Summe zu ſeiner Unterhaltung aus der öffentlichen Schatzkammer genommen habe.

Methadi will die türkiſche Miliz reformiren.

Nachdem er dieſe dem Hofe und dem Staate zum beſten gereichende Verbeſſerungen zu Stande gebracht hatte; ſo war er nun auch darauf bedacht, unter der türkiſchen Miliz eine ſtrenge Kriegeszucht einzuführen. Doch die Zeit war ſchon verfloſſen ein ſolches Unternehmen zu wagen. Dieſe Völker waren gar zu mächtig geworden. Dennoch aber hofte er ihren Trotz zu unterdrücken, und ſie in gewiſſe Schranken einzuſchlieſſen. Allein er richtete nichts weiter dadurch aus, als daß er ſich ihren Haß zuzog, und das unglücklichſte Ende ſeiner Unternehmungen erleben muſte.

Sie rebelliren.

Bankial, einer der oberſten Officiere dieſer Soldaten begieng ein Haupt-Verbrechen, weswegen ihn der Calif einziehen ließ, und ihn gehörig abſtraffen laſſen wollte, damit die übrigen ein Exempel daran nehmen möchten. Allein die Türken hatten kaum die Gefangennehmung ihres

ihres Officieres gehört, als ſie einen Aufſtand anfiengen, in dem gröſten Tumult vor den Kaiſerlichen Pallaſt kamen, und mit ungeſtümem Geſchrey ihren Gefangenen wieder heraus begehrten.

Mothadi. Billah. Hegira 256 n.C.G. 870

Der Calif ließ ſich durch ihr Lermen gar nicht irre machen, ſondern ſchlug ihnen ihr Suchen geradenweg ab. Und da ſie ſchon anfiengen die Leibwache anzufallen, um ſich einen Eingang in das Schloß zu machen, ſo ließ der Calif dem Bankial den Kopf abſchlagen, und um ihnen alle Hofnung zur Erreichung ihres Endzwecks zu benehmen, ſolchen aus dem Fenſter mitten unter dieſen Hauffen werffen, der noch ſich immer durch die Leibwache durchſchlagen wollte.

Der Anblick dieſes blutigen Kopfs ſetzte ſie gar nicht in Furcht, ſondern feuerte vielmehr ihre Wuth noch immer heftiger an; die darauf erſt recht ausbrach, als Tagrabi, Bankials Sohn ſich an die Spitze dieſer Rebellen ſtellete, und ſie ermahnte, wegen des Todes ſeines Vaters an dem Califen Rache zu nehmen. Hierauf verdoppelten ſie ihre Anfälle. Jedoch es kam der Leibwache eben eine neue Hülffe von andern Soldaten zu, mit der ſie erſt eine ordentliche Schlacht halten muſten, ehe ſie die Eingänge zum Pallaſt einnehmen konnten. Endlich glückte es ihnen ſich eines von dieſen Eingängen zu bemächtigen, ſie drungen durch denſelben ſogleich auf das Zimmer des Califen ein, doch muſten ſie ſich beſtändig mit des Califen

Mothadi-Billah. Hegire 256 n.C.G.870

Leuten, die die Treppen vertheidigten, herum ſchlagen.

Der Calif wird umgebracht.

Der unerſchrockne Mothadi, den ſeine Grosmuth mitten in dieſer Gefahr nicht verließ, kam endlich ſelbſt zum Vorſchein. In der Hand führte er ein entblöſtes Schwerdt, und um den Hals hatte er ſich den Alcoran gehangen. In dieſer Geſtalt gieng er mit ſeinen Leuten auf die Türken los, und fiel ſie tapfer an. Jedoch das Glück war ganz und gar auf der Seite der Türken; ſie tödteten alle, die den Calif vertheidigten, oder ſetzten ſie wenigſtens auſſer Stand eine Gegenwehr zu thun. Zuletzt bekamen ſie ihn ſelbſt mit leichter Mühe in die Hände, denn er hatte zwo Haupt-Wunden bekommen, die ihm nicht erlaubten ſich länger zu wehren; und alſo konnten ſie ſich ſeiner bald bemächtigen.

Dieſem groſſen Fürſten ward von dieſen raſenden Leuten auf die unwürdigſte Art begegnet. Sie befahlen ihm in den frecheſten Ausdrücken das Califat niederzulegen, ja ſie ſuchten ihn ſo gar durch häuffige Schläge dazu zu bewegen. Allein Mothadi, der auch mitten unter ſolchem Jammer dennoch gleich blieb, ſchlug es mit vieler Beſtändigkeit ab ſeine Würde weg zu geben. Sie fuhren deswegen fort ihm alle mögliche Arten von Schmach anzuthun, bis endlich einer von des Bankial Verwandten dazu kam, und dem ganzen Tumult ein Ende machte, indem er dem Calif einen Stoß mit einem Dolche verſetzte, wovon er ſogleich

Mothadi-Billah.
Hegire 256
n.C.G. 870
Sein Lob.

gleich den Geiſt aufgab. Solch ein Ende hatte einer der tugendhafteſten Prinzen, die jemals den muſelmanniſchen Thron beſeſſen hatten. Alle Geſchichtſchreiber ſind einſtimmig, wenn ſie das Lob dieſes Califen erzählen. Er hatte eine edle Seele, und einen erhabenen Geiſt. Sein Herz, das von Natur einen Hang zur Tugend und zur Gerechtigkeit hatte, verbreitete über alle ſeine Handlungen, ja ſelbſt über ſeine Perſon, eine Güte und eine Annehmlichkeit, die in ſeinen Unterthanen das Andenken der allerbeſten Regenten ihrer Monarchie wieder rege machten.

El-macin ſagt, dieſer Fürſt ſey klein von Perſon, aber ſchön von Geſicht geweſen. Seine Farbe war etwas ſchwarzbraun, und vorn am Kopfe war er kahl; dabey trug er einen langen und ſtarken Bart.

Motamed-Billah.

Motamed-Billah.

Vier und dreyßigſter Calif.

Nach des Mothadi Tode ſetzten die Türken den Motamed-ebn-Motawakel wieder auf den Thron. Dieſe Wahl war die letzte Würkung ihrer Gewalt, ſo ſie im Sarazeniſchen Reiche ausübten. Denn die Macht, die ſie ſich bisher angemaßt hatten, wurde unter dieſes Califen Regierung gänzlich zernichtet.

Motamed-Billah. Hegire 256 n.C.G. 870

Jedoch es währte nur eine kurze Zeit. Denn in den folgenden Jahren erhoben ſie ſich wieder, und der gröſte Theil ihrer Häupter richteten in Khoraſſan, in Kouareſin, in Egypten und ſelbſt in dem Indien Herrſchaften auf, worinn ſie ihre Gewalt unabhängig machten.

Motamed war des Motavakels Sohn, und ein Bruder des Montaſſer und Motaz, die vor ihm die Regierung geführt hatten. Nach der von ſeinem Vater gemachten Einrichtung war dieſer Prinz gar nicht beſtimmt den Thron zu beſteigen; ſondern von ihm vielmehr ganz förmlich davon ausgeſchloſſen worden. Doch das Schickſal fügte es anders. Eben die Faction, ſo ſeinen Vetter Mothadi vom Throne geworffen, ſetzte ihm die Krone wieder auf.

Motameds Character.

Die Angelegenheiten des Staats bekamen unter der Herrſchung dieſes Fürſten ein ganz anderes Anſehen. Man ſtelle ſich ja nicht für, als wenn er die einem Regenten nöthige Eigenſchaften beſeſſen hätte, denn er war ein Wollüſtling, ſagt El-macin, der nichts als das Spiel und Zeitvertreib liebte, und ſich den Ergetzlichkeiten gänzlich überließ, welchen er zu Gefallen die Regierung ſeiner Länder ganz und gar verabſäumte. Allein er war ſo glücklich, daß er einen eben ſo erfahrnen als weiſen Prinzen antraf, deſſen Händen er ſein ganzes Anſehen anvertrauen konnte. Dieſer hatte alles an ſich, was erfordert wird, einen Staat ſo wohl in Krieges, als Friedens Zeiten klug und wohl zu regieren.

Motamed-Billah. Hegire 256 n.C.G. 870

Dieſer war ſein eigener Bruder mit Namen Mouaffer, der, gleichwie er ſelbſt, von dem Vater von der Regierungsfolge im Caliſat ausgeſchloſſen war. Er hat dieſe Würde auch niemals erhalten, doch war ſein Anſehen, ſo lange als ſein Bruder lebte, ſo uneingeſchränkt, daß man mit Wahrheit ſagen konnte, er ſey es, der regierte.

Hegire 257 n.C.G. 871

Den Türken wird ihr Anſehen genommen.

Man weiß nicht, was er für Maßregeln ergriffen hat den Stolz der Türken zu dämpfen, und ihre ſich angemaßte Macht unvermerkt zu zernichten. Die Geſchichtſchreiber ſagen nur allein, er ſey es geweſen, der dieſe ſchwere Ausführung unternommen, und ſie auch mit der Zeit glücklich zu Stande gebracht habe. Damit er dieſe unruhigen Soldaten verhindern möchte in der Hauptſtadt ſo oft Aufruhr zu erregen; ſo erfand er das Mittel, ſie von derſelben zu entfernen, indem er den Entſchluß faſte ſie in den Krieg zu ſchicken, womit er die Zinghienſer zu überziehen ſich vornahm. Dieſes Volk war vor zwey Jahren in die muſelmanniſchen Staaten eingefallen, und hatte ſich darinn durch das Schwerdt ausgebreitet.

Krieg gegen die Zinghienſer.

Es kam dieſe Nation aus Zanguebar, einer an der öſtlichen africaniſchen Küſte gelegenen Provinz. Sie hatte ſich an einen gewiſſen Betrüger gehangen, der von dem Propheten Mahomed abzuſtammen vorgab, und auch ſeinen

Motamed-Billah. Hegire 257 n. C. G. 871

nen Namen angenommen hatte. Er beſaß alle Eigenſchaften die Einfältigen zu betrügen, daher glückte es ihm, bald eine groſſe Menge Volks zuſammen zu bringen, die ſich ſeiner Anführung überlieſſen, und unter ſeiner Führung zun Waffen griffen. Darauf nahm er den Titel eines Fürſten der Zinghienſer an.

Dieſer Betrüger, der ſich die innerlichen Unruhen, ſo das muſelmanniſche Reich plagten, ſo wohl zu Nutzen zu machen wuſte, kam im Jahr der zwey hundert und fünf und funfzigſten Hegire, und ſetzte ſich in dem Bezirk von Couffah und Basrah feſte. Hernach ſetzte er ſeine Eroberungen fort, und durchſtreifte faſt das ganze arabiſche Irak. Er wuſte alle dieſe Länder, ſo er ſich unterwürfig machte, ſo gut zu erhalten, daß er ſie auf ſeine Nachkommen brachte.

Zu der Zeit, als Motamed zur Krone gelangte, ſchienen die Zinghienſer mit ihren erſten Eroberungen noch nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern machten Minen ſie noch weiter auszubreiten. Es währte auch würklich nicht lange, ſo hörte man, ſie hätten die Perſiſchen Gränzen überfallen, und begiengen die erſchrecklichſten Raubereyen.

Hegire 258 n. C. G. 872

So bald Mouaffec das nothwendigſte zur Sicherheit der Hauptſtadt vorgekehrt hatte, ſo entſchloß er ſich auf dieſe Nation loß zu gehen, und ſie unter das Joch zu bringen. Zu dieſem Endzweck brachte er ein zahlreiches Heer auf die

Beine; dem er zugleich die türkiſche Miliz mit einverleibte, um ſie auf dieſe Art von Samarath zu entfernen, weſelbſt ſie ſeit vielen Jahren die Urſach ſo vieler Unordnungen und Ausſchweiffungen geweſen war.

Motamed-Billah-
Hegire 258
n. C. G. 872

Dieſer Zug lief unglücklich ab. Mouaffee war aller ſeiner groſſen Erfahrung im Kriege ohngeachtet nicht im Stande, den geringſten Vortheil über dieſe Nation zu gewinnen. Zweymal grif er ſie in völliger Schlacht-Ordnung an, und zweymal wurde er von ihnen geſchlagen. Er muſte daher ſeine ganze Klugheit zuſammen nehmen, um ſeine Armee einer gänzlichen Niederlage zu entziehen, das beſte Mittel dazu war, einen Vergleich zu treffen. Er machte ihn mit dem Feinde und gieng nach Samarath zurück, wo er ſich den Regierungs-Geſchäften gänzlich widmete.

Hegire 259
n. C. G. 873
Das Ende der Herrſchaft der Thaherienſer.

Faſt um eben dieſe Zeit entſtund ein neuer Aufruhr, ſo der Herrſchaft der Thaherienſer ein Ende machte. Dieſer hatte ſich ſchon ſeit vielen Jahren in der Provinz Khoraſſan eingeniſtelt, und ihr damaliges Oberhaupt war Mohammed-ben-Thaher. Ob es gleich von dieſem Prinzen im Anfang geſchienen hatte, als wollte er den Ruhm ſeiner Vorfahren zu erreichen ſuchen; ſo hatte er ſich doch nachgehends den Wollüſten gänzlich ergeben, und ſich um die Staats-Angelegenheiten gar nicht bekümmert.

Zu ſeinem groſſen Unglück hatte er aufmerk-

ſame

Motamed-Billah. Hegire 259 n. C. G. 873 Es entſtehet die Herrſchaft der Soffariden.

ſame und auf ihren Nutzen bedachte Nachbaren, die nichts als Gelegenheit ſuchten, ſich durch die Waffen hervor zu thun, und ihre Länder durch neue Eroberungen zu erweitern. Der allergefährlichſte Nachbar, den er damalen hatte, war Jacoub-ebn-Leiz, welcher hernach zu der Herrſchaft der Soffariden [*] den erſten Grund legte.

Dieſer Prinz, der erſt anfieng ſein groſſes Vorhaben auszuführen, hatte ſich eben in den Beſitz der Provinz Segeſtan geſetzet. Da er den Schluß machte, daß es ihm leicht seyn würde, die Provinz Khoraſſan gleichfals unter einen Monarchen, wie Motamed, der zur Gegenwehr ſo wenig fähig wäre, wegzunehmen; ſo faſte er den Vorſatz, auch dieſes zu verſuchen.

---

[*] Die Herrſchaft der Soſſariden hat dieſen Namen von dem Handwerke bekommen, ſo Leiz, das Haupt dieſes Stammes trieb. Er war anfänglich ein Kupferſchmidt geweſen, und wollte, als er dieſes Handwerk mit dem Kriegeshandwerke vertauſchte, das Andenken ſeines ehemahligen Zuſtandes beybehalten wiſſen, weswegen er den Beynamen Soffar annahm, der Kupfer Arbeiter oder Keſſelmacher anzeiget. Hievon heiſſen ſeine Nachkommen Soſſariden. Sie richteten, nach dem die Thorienſer ausgerottet waren, eine eigene Herrſchaft auf, und thaten ſich in Aſien hervor, woſelbſt ſie die Provinzen Khoraſſan, Tabarcſtan, und Segeſtan eroberten. In den Städten Merou und Niſchkabour legten ſie den Sitz ihres Reiches an, und wurden endlich, wie wir hernach ſehen werden, durch die Samaniden, vertrieben.

Motamed-Billah. Hegira 259 n.C.G. 873

Er ſtellete ſich daher an die Spitze ſeiner Völker, und brach in Khoraſſan ein. Mohammed, der damals in ſeiner Hauptſtadt Niſchkabour ſich aufhielt, hörte dieſe Nachricht mit vieler Beſtürzung. Unterdeſſen aber, anſtatt, daß er ſich hätte ſollen gefaſt machen den Feind wieder zurück zu treiben, that er weiter nichts, als daß er den Jacoub, einen ſeiner höchſten Officiere demſelben entgegen ſchickte, und ihn befragen ließ, aus was für Rechte er ſich unterſtünde, ſeine Staaten anzufallen, ob er auch die Erlaubniß dazu durch ein von dem Califen unterſchriebenes Patent vorzeigen könnte?

Die ganze Antwort, ſo Jacoub dem Officier hierauf gab, beſtand darinn, daß er ſein Schwerdt mit den Worten auszog: **Gehe wieder hin, und ſage deinem Herrn, dieſes ſey mein Patent.** Hierauf ließ er ſeine Völker, ohne ſich weiter aufzuhalten, gleich auf Niſchkabour anrücken; allein er wurde der Mühe überhoben dieſen Ort zu belagern. Denn Mohammed flohe bey der Ankunft der feindlichen Armee aus ſeiner Hauptſtadt, und gedachte ihm zu entkommen. Jedoch der hitzige Jacoub verfolgte ihn ſo eilig, daß er ihn in die Hände bekam, und zum Gefangenen machte.

Alle

Motamed-Billah. Hegire 259 n. C. G. 873

Alle, die aus ſeinem Hauſe herſtammten, wurden gleichfals von dem Jacoub gefangen genommen, und ihre Güter eingezogen. Hierauf ſetzte er ſeine Eroberungen noch weiter fort, und rückte in die Provinz Tabareſtan ein, deren er ſich auch bemächtigte.

Hegire 260 n. C. G. 874

Ob gleich eben kein groſſer Vortheil für den Califen daraus entſprung, daß die Herrſchaft der Thaherienſer zu Grunde gerichtet war, indem eine andere Nation ſie an ihrer Stelle wieder aufrichtete; ſo hörte man doch die Nachricht von Mohammeds Niederlage an dem Hoſe zu Samarath mit dem gröſten Vergnügen. Gegen den Jacoub entſchloß man ſich ſo zu bezeugen, als es Zeit und Umſtände anrathen würden.

Der Calif verläſt Samarath, und gehet mit ſeinem Hofe nach Bagdet.

Es war daher niemand, der die geringſte Bewegung machte, dieſen Prinz in ſeiner neuen Eroberung zu ſtören. Das merkwürdigſte, ſo dieſes Jahr vorfiel, war die Veränderung, ſo der Calif mit ſeiner Reſidenz vornahm. Er verließ die Stadt Samarath, woſelbſt die Abbaſiden ſeit der von Motaſſem geſchehenen Erbauung dieſes Orts beſtändig Hof gehalten hatten, und verlegte ſeinen Aufenthalt nach Bagdet, welches nun wieder die Hauptſtadt des muſelmanniſchen Reiches ward.

Hegire 261 n. C. G. 875

Kurz nach ſeiner Ankunft in dieſer Stadt machte er eine Verordnung, wie es ins künftige mit der Erbfolge im Califat gehalten werden ſolte. Seinen Sohn Giaffar ernennete er zu ſeinem Nachfolger, und nach deſſen Tode ſolte Mouaffec wieder den Thron beſteigen. Allein ſein Wille wurde nicht erfüllet.

Metamed-Billah. Hegire 261 n. C. G. 875. Er beſtimmet die Regierungsfolgen.

Während der Zeit, daß die Hofbedienten noch beſchäftiget waren ſich in Bagdet nieder zu laſſen, ſo erregte ein Prinz, von dem man nichts zu befürchten zu haben glaubte, einen heftigen Lerm. Dieſes war eben der Jacoub, der Ueberwinder des Mohammed, der die Waffen ergrif, und ſich an der Spitze ſeines Heers Bagdet näherte. Dieſer Prinz hatte ſeine Eroberungen noch immer fortgeſetzet, und ſich das ganze arabiſche Irak unterwürfig gemacht, welches er als ein unterwürfiger Herr beherrſchte. Jedoch hatte er ſich noch nicht unterſtanden, ſich öffentlich gegen den Califen zu erklären. Durch den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen kühner gemacht, ſetzte er nunmehro alles bey Seite, und bekriegete den Calif. Er hielt ſich gar nicht dabey auf, auf den Gränzen herum zu ſchwärmen, ſondern als ein muthiger Eroberer gieng er ſelbſt auf Bagdet los, und wollte den Calif in ſeiner Hauptſtadt überfallen.

Jacoub rebellirt gegen den Calif. Hegire 262 n. C. G. 876

Die Nachricht von ſeinem Anmarſch verurſachte in dieſem Orte viel Beſtürzung. Die erſchrockenen Einwohner, die ſich gar nicht im Vertheidigungs-Stande befanden, glaubten den Feind ſchon in ihren Mauren zu ſehen, ſie dachten ihre Häuſer ſtünden ſchon im Feuer, und ihre Güter wären ihnen geraubet. Doch der tapfere Mouaffec riß ſie bald aus dieſer

Angſt

Motamed-Billah. Hegire 262 n. C. G. 876

Angſt heraus. Durch ſeine angewandte Bemühungen kriegte er bald ein Heer zuſammen, womit er ins Feld rucken konnte. Er ſtellete ſich darauf demſelben an die Spitze, und ließ es gegen den Jacoub aufbrechen.

Mouaffec ſchlägt ihn.

Dieſe beyden Prinzen, die beyde die vortreflichſten Generale waren, traffen auf einander, und lieferten ſich eine Schlacht, worinn von beyden Seiten alles ausgeübet ward, was die Tapferkeit, und die Erfahrung zur Erhaltung des Sieges nur immer an die Hand geben konnten. Endlich wurden Jacoubs Völker zum Weichen gebracht, nachdem von beyden Seiten viele Angriffe mit der gröſten Tapferkeit geſchehen und abgeſchlagen waren. Vergebens bemühete ſich dieſer tapfere Feldherr ſie wieder zum ſtehen zu bringen, es war ihm daher ohnmöglich länger Stand zu halten. Seine Völker wurden zum Weichen gebracht, und er ſelbſt ſahe ſich genöthiget die Flucht zu ergreiffen.

Hegire 263 n. C. G. 877

Auf dieſen erhaltenen Vortheil folgete noch ein anderer, den Mouaffec faſt eben ſo hoch ſchätzte, als einen verfochtenen Sieg. Es war der Tod des Mouſa, eines Sohns von dem Buga, und eines der vornehmſten Feldherrn unter den Türken. Die türkiſche Miliz wurde durch den Verluſt dieſes Officiers, und durch die weiſen Anſtalten, ſo Mouaffec frühzeitig ſie in Zaume zu halten vorkehrte, ſo weit gebracht, daß ihnen nichts mehr übrig blieb, als ſich denen Califen gänzlich zu unterwerffen.

Motamed-Billah. Hegire 263 n.C.G. 877

Die Verbreitung eines mächtigen Feindes, und die Unterwerffung aufrühreriſcher Unterthanen, ſetzten die Stadt Bagdet wieder in Ruhe, und verurſachten beſonders an des Califen Hofe viele Freude. Allein dieſe ward durch einige unangenehme Nachrichten, ſo zu eben der Zeit einlieffen, wieder etwas unterbrochen. Es verbreitete ſich nämlich die Zeitung, daß Jacoub-ebn-Leiß, um den Schimpf wegen ſeiner letzten Niederlage auszulöſchen, wiederum eine zahlreiche Armee auf die Beine gebracht hätte, und damit gerades weges auf Bagdet losrückte, doch aller dieſer Lerm hatte keine Folgen. Jacoub hatte ſich zwar wirklich wieder ins Feld geſtellet, allein er wurde unterwegens von heftigen Bauch-Grimmen überfallen, woran er nach wenig Tagen ſterben muſte. Seine Länder fielen dem Amrou-ebn-Leiß, ſeinem Bruder, zu, der der zweyte Fürſt der Soffariden ward. Dieſer fand ein Mittel ſich mit den Califen zu vergleichen. Durch dieſen Vergleich vergab erſtlich der Calif die von ihm und ſeinem Bruder begangene Felonie, deren ſie ſich durch ihre Auflehnung gegen ihn ſchuldig gemacht hatten; und zweytens wurde ihm der Beſitz aller der Länder, die ſie weggenommen hatten, durch offene mit Motameds eigener Hand unterſchriebene Briefe beſtätiget.

Vielleicht gieng dieſer Fürſt dieſes Opfer dar-

Motamed-Billah. Hegire 263 n. C. G. 877

Ahmed machet ſich Egypten unterwürfig.

um ein, damit er deſto beſſer im Stande ſeyn möchte einem mächtigen Feinde die Spitze zu bieten, der ſich in Egypten gegen ihm auflehnte, und der mit nichts weniger drohete, als dieſes weitläuftige Reich den Scepter der Califen zu entreiſſen. Sein Vorſatz glückte ihm auch würklich. Dieſer Rebelle hieß Amet-ben-Tholon, und war das Haupt eines in der Geſchichte unter dem Namen der Tholoniden bekannten Stammes. Die Abbaßiden hatten ihn zum Stadthalter von Egypten gemacht. Endlich ward er es müde von andern abzuhängen, nachdem er eine geraume Zeit im Namen ſeiner Herren dieſe Provinz regiert hatte, und entſchloß das Joch der Unterwürffigkeit ſich ſo bald vom Halſe zu ſchütteln, als ſeine Kräfte ihm ſolches erlauben würden. Es währte nicht lange, ſo brach er mit dieſem Vorſatz aus, und hatte das Glück, daß er ſich nicht allein zum unabhängigen Herrn von Egypten, ſondern ſich dieſes Reich auch erblich machte.

Die Griechen erhalten Vortheile uber die Muſelmannen.

Zu eben der Zeit, da der Aufſtand in Egypten ſo unglücklich für den Calif ablief, bekam er auch die Zeitung, daß von Griechenland her ein neues Ungewitter aufſtünde. Abdallah-ebn-Raſchid war in einer an die Staaten des griechiſchen Kaiſers gränzenden Provinz des Califen Statthalter, und hatte die Länder des erſten überfallen, die Einwohner von vielen Oertern niedergemacht, und alle ihre Habſeligkeiten weggeſchleppet. Als er beſchäftiget war

von

Motamed-Billah.
Hegire 263
n.C.G. 878

von einem Orte, mit Namen Badandurium den Rückweg zu nehmen, ſo vereinigten ſich die Einwohner von Seleucia, und einige andere nahe gelegene Städte, die Muſelmannen in ihrem Abzuge zu verfolgen, und ihnen ihre gemachte Beute wieder abzujagen. Sie hatten ſolche Leute zu ihren Anführern erwählet, die das Kriegs-Handwerk vollkommen verſtunden, und überraſcheten ihren Feind bey einem Paſſe, wo ſie ihn ſo enge einſchloſſen, daß es das Anſehen gewann, als würde kein einziger von ihnen davon kommen. Dennoch hatten fünf hundert beherzte Muſelmannen das Glück ſich mit dem Sebel in der Fauſt durch die Griechen durchzuſchlagen, und ihnen in vollem Galop zu entwiſchen. Die übrigen wurden alle in Stücken gehauen. Es war nur eine ſehr geringe Anzahl recht vornehmer, die zu Gefangenen angenommen, und nach Conſtantinopel gebracht wurden.

Da die Unbedachtſamkeit und ſchlechte Ausführung dieſes Statthalters die einzige Urſach dieſes Unglücks war, ſo würde er gewiß ernſtlich geſtraft worden ſeyn, wenn er nur in des Califen Gewalt geweſen wäre. Allein man erfuhr, daß er ſelbſt mit unter den Gefangenen begriffen ſey, und alſo blieb nichts übrig, als den Tod der unglücklichen Muſelmannen zu beklagen, die bey dieſer Gelegenheit ihr Leben hätten einbüſſen müſſen.

Die Rebellion des Ahmet-ebn-Tholon war

Motamed-Billah. Hegire 265 n.C.G 873 Ahmed bemächtiget ſich vieler Oerter.

eine Sache von viel gröſſerer Wichtigkeit. Der Calif gedachte ihn recht hart zu beſtraffen, indem er in den öffentlichen Gebetern viele Verfluchungen gegen ihn ableſen ließ. Allein Ahmet, der wenig nach einer eiteln Ceremonie frug, die ſeiner Macht im geringſten keinen Abbruch that, ließ den Hof zu Bagdet empfinden, daß er würkſamere Mittel in Händen habe, ſich furchtbar zu machen. Im Anfange hatte er vor, Aleppo zu belagern, um ſich an dem Siman, dem Commendanten dieſes Ortes, ſo ſein perſönlicher Feind war, zu rächen. Allein da er Nachricht bekam, daß er itzo nicht daſelbſt, ſondern zu Antiocha ſey, ſo ſuchte er ihn in dieſer Stadt auf, und belagerte ſie. Die Einwohner vertheidigten ſich zwar ſehr tapfer, allein ſie muſten der überwiegenden Macht weichen. Es war dem rachſichtigen Ahmet nicht ſo bald geglückt den Ort in ſeinen Händen zu ſehen, als er nach dem Siman ſuchen, und da er ihm gefunden, denſelben ſogleich hinrichten ließ. Von dieſem Orte führte er ſein ſiegreiches Heer nach Aleppo, und eroberte es nach einer langen Belagerung. Hierauf verfolgete er ſeine Siege immer weiter, und bemächtigte ſich der Städte Damas, Emeſſa, Gamathan und Kenerſin, wie auch aller Plätze, welche er auf dem Wege nach Tage antraf.

Der Calif flehet ihn um Hülfe

Ahmet, der ſich nichts anders vorſtellen konnte, als daß der Calif wegen ſeiner Rebellion aufs äuſſerſte gegen ihn erzürnt ſeyn müſte, Motamed-Billah. Hegire 265 n.C.G. 878 gegen den Mouaffec an.

erſchrack nicht wenig; als er eben itzo von demſelben Briefe erhielt, worinn er ihn, anſtatt ihm wegen der betrübten Folgen ſeiner Empörung Verweiſe zu geben, um Hülffe gegen den Mouaffec anflehete. Der Calif hatte angefangen zu bereuen, daß er ſeinem Bruder ſo viel Gewalt eingeräumet hatte. Er hatte dieſelbe zwar niemals gemisbrauchet; allein jederman wendete ſich an ihn, und ſein Hof war viel prächtiger, als des Monarchen ſeiner. Dieſes war ſchon hinreichend, die Eiferſucht des Motamed zu erwecken, und ihn dahin zu bringen, daß er das ſchimpfliche Vergehen begieng, ſich unter den Schutz eines Prinzen zu begeben, der ihm ſein Land wegnahm, und denſelben zu erſuchen, die Waffen gegen ſeinen eigenen Bruder zu ergreiffen, der ihm doch in den allergefährlichſten Umſtänden ſo nützliche Dienſte geleiſtet hatte. Ja, nach El-macins Bericht, hat es gar den Anſchein, daß es der Calif nicht dabey gelaſſen habe, den Ahmed ſchriftlich darum zu erſuchen, ſondern daß er ſelbſt in eigener Perſon zu dieſem Rebellen gereiſet ſey, um ihn deſto eher zu ſeinen Abſichten zu bewegen.

Ahmet gab dem Calif eine ſolche Antwort, wie er ſie von dem getreueſten Unterthan nur immer erwarten konnte. Er ſagte ihm: er ſey ungemein erfreuet, daß ſich eine Gelegenheit darböthe, ihm zu dienen, mit einem Wort, er verſpreche ihm, ihm eiligſte Hülfe zu ſchicken.

Motamed-Billah. Hegire 265 n. C. G. 878

Dennoch ſcheinet es, daß er ſich nicht damit übereilet habe. Es iſt zwar an dem, daß er einige Verfügungen machte, ſein Verlangen zu erfüllen; dieſe beſtunden aber nur allein darinn, daß er eben die Mittel dazu anwendete, deren man ſich gegen ihn ohne allen Nutzen bedienet hatte.

Hegire 267 n. C. G. 880 Ahmet, verſammlet zu dieſem Ende die Groſſen, aus Syrien und Egypten.

Er ſchrieb nämlich an die Statthalter aller Provinzen, ſo unter ſeinem Befehle ſtunden, daß ſie des Mouaffec Namen, aus den öffentlichen Gebetern weglaſſen ſolten; denn bisher war dieſes Prinzen, gleich nach dem Califen, als ſeines Nachfolgers, darinn gedacht worden. Kurz darauf befahl Ahmet den vornehmſten Herrn von Syrien und Egypten, ſich zu einer allgemeinen Verſammlung, die er ihnen feſt ſetzte ohngeſäumet einzufinden. In dieſer Verſammlung ſolte über die Mittel gerathſchlaget werden, wie der Calif am füglichſten wieder in ſein völliges Anſehen geſetzt, und Mouaffec der Gewalt, beraubet werden könnte, deren er ſich, ſo lange ſein Bruder den Thron beſeſſen, angemaßt hatte.

Alle fanden ſich an dem beſtimmten Orte, und zu der geſetzten Zeit ein, und nachdem ihnen Ahmet dasjenige, ſo er ihnen in dem Schreiben ſchon angezeiget, weitläuftiger vorgetragen hatte; ſo beſchloſſen ſie gegen den Mouaffec los zu brechen, und verſprachen, ſo bald es ihnen befohlen würde, bey der Hand zu ſeyn.

Motamed-Billah.
Hegire 267
n. C. G. 880

Demnach war einer, nämlich der Obcar, Ahmets Kanzler unter ihnen, der ſich dieſem Schluſſe aus allen Kräften entgegen ſetzte, und ihnen zu Gemüthe führte, daß es ihnen nicht anſtünde das Schickſal des Mouaffec zu entſcheiden, bevor nicht der Calif dasjenige öffentlich wiederrieffe, was er zum Vortheile dieſes Prinzen ſo feyerlich feſt geſetzt hatte. Herr! ſagte er zum Ahmet, du haſt uns die Briefe des Califen gezeiget, wodurch wir belehret ſind, daß er ſeinen Bruder zu ſeinem Nachfolger und Mitregenten erwählt hat, zeige uns nun auch itzo die Briefe vor, wodurch er die erſten wieder aufruffet.

Ahmet antwortete ihm hierauf im Zorn: Es iſt genug, wenn ich dir ſage, daß der Calif itzo die Freyheit nicht mehr hat, dieſen Wiederruf zu thun, denn Mouaffec hält ihn wie gefangen. Und über das, ſetzte er hinzu, ſehe ich wohl ein, auf welche Seite du dich ſchlagen willſt; Aber ich will dich ſchon daran verhindern; denn ich will dich einziehen laſſen, und will dir alle Güter nehmen, womit ich dich überſchüttet habe. Dieſe Drohungen wurden den Augenblick erfüllet. Ahmet ſetzte ſeinen Kanzler ab, ließ ihn ins Gefängniß bringen, und nahm ihm würklich alles wieder, was er ihm gegeben hatte.

Nach einem ſolchen Verfahren durften die

Motamed-Billah. Hegire 268 n. C. G. 881

übrigen keinen andern Entſchluß faſſen, als den Ahmet in Vorſchlag gebracht hatte. Viele, die ſich den Rath des Kanzlers hatten gefallen laſſen, giengen den Augenblick zu Ahmets Meinung über, und man kam darinn überein, daß man den Mouaffec nicht länger für einen Mitregenten des Califen erkennen wollte.

Man findet aber gar nicht, daß dieſe vielen Anſtalten werkſtellig gemacht ſind. Wenigſtens ſagt kein einziger Geſchichtſchreiber, daß Ahmet die dem Califen gegebene Verſprechungen erfüllet habe.

Auf der andern Seite finden ſich auch keine Spuren, daß ſich Mouaffec weder über die Drohungen ſeines Bruders, noch über den ihm von dem Ahmed verſprochnen Beyſtand ſehr beunruhiget habe. Alle Rache, die er an dem letzten ausübte, beſtund darinn, daß er Befehl gab, ihn in den öffentlichen Gebetern zu verfluchen. Jedoch blieb er entſchloſſen ſich auf eine andere Art an ihm zu rächen, ſo bald er nur mit der Ausführung eines gewiſſen Vorhabens, ſo ihm ſchon ſeit langer Zeit im Kopfe lag, würde zu Stande gekommen ſeyn.

Mouaffec zerſtöret die Herrſchaft der Zinghienſer.

Dieſes beſtand in einem Kriege gegen die Zinghienſer, um dadurch den Schimpf wieder gut zu machen, der ihm dadurch zugefüget war, daß ihm dieſe Völker geſchlagen hatten. Er brachte deswegen eine anſehnliche Mannſchaft auf die Beine, übernahm nebſt ſeinem Sohn Mothaded das Commando darüber,

und

Motamed-Billah.
Hegire 268
n. C. G. 881

und brach eiligſt auf, den Feind aufzuſuchen.

Dieſer Feldzug war glücklicher als der vorhergehende. Gleich in dem erſten Treffen wurden ſie geſchlagen. Allein da dieſer Sieg den Ueberwinder mehr Volk koſtete, als den geſchlagenen, ſo konnten ſie ſich bald wieder in den Stand ſetzen, dieſe Scharte auszuwetzen.

Hegire 269
n. C. G. 882

Im Anfang des folgenden Jahres kam es zu einem entſcheidenden Treffen, worinn die Zinghienſer aufs Haupt geſchlagen wurden. Sie verlohren darinn eine unendliche Anzahl Soldaten, die übrigen wurden zerſtreuet, oder zu Gefangenen gemacht. Selbſt der Prinz, der ſie anführte, ſahe ſich genöthiget die Flucht zu nehmen. Mouaffec verfolgete ihn ſo hizzig; daß er ihn endlich in der Provinz Ahuaz einholete, wohin er mit dem Ueberreſte ſeiner Völker geflohen war. Hier wendete er noch ſeine letzten Kräfte an ſich zu vertheidigen. Allein ſein Widerſtand war vergebens, und diente zu nichts, als daß die wenige ihm noch übrig gebliebene Mannſchaft völlig in die Pfanne gehauen wurde. Er ſelbſt wurde gefangen genommen, und kurz darauf enthauptet; Mouaffec ſchickte ſeinen Kopf darauf nach Bagdet. Die übrig gebliebenen Zinghienſer zerſtreueten ſich nach dem Tode ihres Oberhaupts in verſchiedene Länder, und dieſe Rotte, die bishero ſo fruchtbar geſchienen hatte, wurde gänzlich vernichtet.

Motamed-Billah. Hegire 269 n. C. G. 882 Dieſer glorreiche Feldzug, brachte in dem ſarazeniſchen Reiche und beſonders in Bagdet erſtaunende Würkungen hervor, woſelbſt ſich alle Stimmen vereinigten dem Mouaffec das verdiente Lob beyzulegen; ſelbſt der Calif konnte ſich nicht enthalten ihm ſeine Empfindlichkeit gegen die groſſen Verbindlichkeiten zu bezeugen, die er ſich um ihn erworben hatte. Er erwieß ihm ſeine Dankbarkeit öffentlich; indem er ihm ſeine Freundſchaft wieder gab, und ihm den Namen **Naſſer-Nedinillah** beylegte, welcher einen **Beſchützer des Muſelmanniſchen Glaubens** anzeiget. Unter dieſem Titel hat er nachher bis an ſein Ende regieret.

Hegire 270 n. C. G. 883 Ahmets Tod. Mouaffec wollte ſeinen erlangten Ruhm noch auf den höchſten Gipſel bringen, und beſchloß deswegen den Ahmet, den Statthalter von Egypten zu bekriegen. Doch er war kaum mit einem Heere gegen ihn ausgezogen, als ihm ſchon die Nachricht von ſeinem Tode hinterbracht wurde. Es ſcheinet zwar, als hätte ſich Mouaffec durch dieſen Vorfall an ſeinem Vorhaben nicht ſollen hindern laſſen. Denn wäre er itzo mit ſeiner Macht in Egypten eingedrungen, ſo würde es ihm leicht geworden ſeyn, den daſelbſt entſtandenen Aufruhr gänzlich zu heben, und den Sohn des Ahmets zu verhindern, ſich zum Anführer der Rebellen aufzuwerffen, wie es hernach geſchahe. Allein, dem Anſchein nach, war Mouaffecs Abſehen, nur blos auf Ahmets Perſon gerichtet, daher er denn auch gleich nach ſeinem Tode, die zu dem Kriege gegen ihm gegebenen Befehl wieder aufrief.

Metamed-Billah.
Hegire 270
n.C.G. 883

El-macin, hat eine ganze Menge Begebenheiten aufgezeichnet, die dieſes Rebellen Lobreden ſind. Dennoch aber muß er geſtehen, daß er grauſam und blutgierig geweſen ſey. Er war es aber nur alsdenn, wenn er das Schwerdt gegen ſeine Feinde gezuckt hatte. Auſſerdem war er freygebig, zärtlich, mitleidig, liebte die Armen, und grif ihnen mit der größten Uneigennüzigkeit unter die Arme. Man verſichert, [illegible] habe alle Monate drey tauſend Thaler zur Aufhelffung der Elenden darauf gehen laſſen, und tauſend für diejenigen hingegeben, welche in den Moſchem* dienen. Seine Länder waren es nicht allein, die ſich ſeine Freygebigkeit zu erfreuen hatten, nein, ſie erſtreckte ſich ſelbſt bis in die Hauptſtadt des Califen, wo er auf einmal; zwey Millionen, und zweymal hundert tauſend Gold Thaler hinſchickte. Die eine Hälfte davon ward unter die Dürftigen und Nothleidenden ausgetheilt, die andere Hälfte aber ward zu anſehnlichen Geſchenken für die Gelehrten, und alle, ſo die Wiſſenſchaften trieben, angewendet.

Sein Leb.

Alles

---

* Ahmet hatte zwiſchen alt- und neu-Cairo eine prächtige Moſchee bauen laſſen, die noch heutiges Tages die Moſchee von ben-Telon heiſſet.

Metamed-Billah. Hegire 270 n.C.G. 883

Alles dieſes iſt in Anſehung deſſen noch nichts, was er zu ſeiner Haushaltung aufwenden muſte. Denn er hatte ſieben tauſend Sclaven, ſieben tauſend Pferde, acht tauſend Mauleſel, eben ſo viele Camele, und drey hundert zum Streit ausgerüſtete Pferde. Auſſer dieſem koſtete ihn ſeine Tafel täglich drey tauſend Thaler. Man muß ſich daher mit Recht verwundern, daß man aller dieſer groſſen Ausgaben ohngeachtet, dennoch zehen Millionen Gold nach ſeinem Tode in der Schatzkammer vorfand. Er hatte aber auch in der That erſtaunende Einkünfte, denn man will verſichern, daß ihm allein ſeine Stätthalterſchaft über Egypten jährlich drey hundert Millionen Gold eingetragen habe*.

Ein

---

* Der Herr Abt Renaudot will in ſeiner Geſchichte der Patriarchen von Alexandria behaupten, El-macin habe einen Irrthum hierinn begangen, und dieſem ſey der Herbelot darinn nachgefolget, und habe mit ihm die Einkünfte von Egypten zu hoch angeſchlagen. Er behauptet, daß dieſe Provinz nach dem Bericht der beſten Geſchichtſchreiber, nicht mehr als ohngefehr vier Millionen und drey mal hundert tauſend goldener Heller eingetragen habe; dieſes ſey noch eine anſehnliche Summe geweſen, beſonders wenn man dabey betrachtete, daß Egypten öfters durch die Araber ausgeplündert war, und daß die vielen Statthalter, die vor der Empö-

rung

Ein ſolches Schickſal hatte Ahmet. Er war ein Türke von Geburt, und war anfänglich ein Sclave an dem Hofe des Mamons geweſen. Von da war er unter die türkiſche Miliz gekommen, welche in den Dienſten der Califen ſtand. Unter dieſer that er ſich durch ſeine Tapferkeit hervor, und kam ſchleunig zu den höchſten Ehrenſtellen. Damalen fieng er an ſich an dem Hofe bekannt zu machen; und da er einen erhabenen Geiſt, ein edles Herz, einnehmende und vornehme Manieren an ſich hatte; ſo erwarb er ſich den gröſten Ruhm im muſelmanniſchen Reiche. Hiedurch geſchahe es, daß, da die Statthalterſchaften von Egypten und Syrien ledig wurden, der Calif Motaz ſelbige nicht beſſer, als durch einen Mann von ſo ſeltenen Verdienſten wieder beſetzen zu können, glaubte. Die Händel, ſo er in den folgenden Zeiten anrichtete, bewieſen deutlich, daß man leicht hätte eine beſſere Wahl treffen können. Er hinterließ drey und dreyßig Söhne, wovon der älteſte, ſo Hamaroviah hieß, ſein Nachfolger ward. Elmacin erzählt, er habe, als er ſchon mit dem Tode gerungen, die Hände und Augen gen Himmel gehoben, und ausgeruffen: Herr! erbarme dich desjenigen, der nicht

Metamed-Billah. Hegire 270 n. C. G. 883 Ahmets Urſprung.

---

rung des Ahmet dieſes Königreich beherrſcht hatten, daſſelbe ſehr erſchöpft, und ſich anſehnlich bereichert hatten. Hist. *Patriar. Alex. pag.* 334.

Motamed-Billah. Hegire 270 und die folgende n. C. G. 883.

nicht glaubte, daß ſeine Gewalt Schranken hätte, und zeige ihm, daß du am Ende ſeiner Tage Gnade für ihn habeſt.

Von dem Tode dieſes Fürſten an, bis zu dem Abſterben des Mouaffec, ſo zehn Jahre hernach erfolgete, findet man nicht, daß das geringſte von Merkwürdigkeit vorgegangen, ſo Motameds Regierung angegangen wäre. Man könnte hievon die Krankheit des Mouaffec zur Urſach angeben, welche ihn damals überfiel, als er ſich in Bereitſchaft ſetzte, gegen den Ahmet aufzubrechen. Das Podagra, wovon er bisher nur ganz leichte Anfälle verſpührt hatte, ſetzte ihm nunmehr dergeſtalt zu, daß er gar keine Ruhe mehr dafür haben konnte. Es war ihm daher unmöglich, an auswärtige Sachen zu gedenken. Alles, was er thun konnte, beſtand darinn, daß er ſich der Augenblicke, worinn ihn die Schmerzen etwas zu ſich ſelbſt kommen lieſſen, zur Sorge für die Policey, und zur Einrichtung der innern Staats-Geſchäfte bediente. Denn obgleich der Calif die gröſte Eiferſucht darüber hatte blicken laſſen, daß alle Reichs-Angelegenheiten durch ſeines Bruders Hände giengen; ſo hatte er doch niemals darauf gedacht, ſich ſelbſt um die Regierung zu bekümmern.

Vergleichung zwiſchen den

Dieſer Herr, der einzig und allein von ſeinen Ergetzlichkeiten eingenommen war, dachte auf nichts weniger, als ſich von den Dingen unter-

richten

Motamed-Billah.
Hegire 270
n.C.G. 883
Motamed und Mouaffec.

richten zu laſſen, die er doch nothwendig wiſſen muſte, wenn er ſeiner Würde mit Ehren vorſtehen wolte; dennoch aber hatte er Witz, und fand viel Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften, den Künſten, und beſonders der Muſic, die er auſſerordentlich liebte. Allein alle dieſe Künſte trieb er als eine Privat Perſon, die nichts zu thun hat, oder er nahm nur alsdenn ſeine Zuflucht zu ihnen, wenn er der Schwelgereyen überdrüßig war. Aber als ein Monarch, der auf ſeine Geſchäfte und ſeine Pflichten aufmerkſam iſt, und der ſich der angenehmen Wiſſenſchaften nur zur Ermunterung bedienen ſoll, wenn er von ernſthaften Arbeiten ermüdet iſt.

Mouaffec hatte einen ganz entgegen geſetzten Character. Bey eben ſo viel Witz, als ſein Bruder hatte, beſaß er Nachdenken, ein edles Herz, geſunden Verſtand, und beſonders einen ganz ungemeinen Fleiß in den Regierungs-Sachen zu arbeiten. Dieſe letzte Eigenſchaft vergröſſerte ſein Unglück, daß er an einer ſchweren Krankheit in eins fort liegen muſte, noch dadurch, daß er gar nichts vornehmen konnte.

Gleichwie aber die Staats-Angelegenheiten ſeine Gegenwart bey verſchiedenen Gelegenheiten unumgänglich erforderten, wo die Perſon des Monarchen, oder desjenigen, der ſie vorſtellet, weit mehr als alle ſchriftliche Befehle ausrichtet; ſo erfand er ſolches Mittel herum zu reiſen, da er nicht mehr zu Pferde ſitzen konnte.

Motamed-Billah. Hegire 270 n.C.G. 883

Er ließ ſich eine Art eines Trageſeſſels oder vielmehr eines tragbaren Zimmers verfertigen; in dieſes ſetzte er ſich in eine ſolche Stellung, als es das Zipperlein zugeben wollte, und hatte einen Sclaven bey ſich, der ihm die Beine mit Schnee reiben muſte. Dieſes war das einzige Mittel, ſo ſeine Schmerzen lindern konnte. Die Maſchine wurde von einer gewiſſen Anzahl Sclaven getragen, und es waren ihrer ſtets vierzig in Bereitſchaft, ſich nach einander abzulöſen.

Abulfaragius, aus dem ich dieſes genommen habe, erzehlet noch einen Umſtand, der, indem er der Menſchlichkeit Ehre machet, uns zugleich eine hohe Meinung von des Mouaffec Character beybringen muß. Dieſer Prinz, der weit entfernt war, ſeinen Sclaven mit der bey den Morgenländern gewöhnlichen Härte zu begegnen, die man auch oft bey Nationen, die geſitteter seyn wollen, gegen ihre Bedienten von einer andern Art antrift, dieſer Prinz, voller Güte und Zärtlichkeit, betrachtete ſeine Sclaven ebenfals als Menſchen, die ihm gliechen, und von denen er nur allein durch den Eigenſinn des Schickſals unterſchieden wäre. Er war bey dem Ungemach, ſo ſie ſeinetwegen ausſtehen muſten, nicht unempfindlich, und pflegte öfters zu ihnen zu ſagen: ich weiß es wohl zu erkennen, daß euch eure Arbeit ſehr ſauer ankommen muß, und ich beklage euch deswegen; allein ich ſtehe ſelbſt ſo grauſame Schmerzen aus, daß ich lieber an eurer Stelle zu ſeyn wünſchte, als derjenige zu ſeyn, der ich bin. Denn wenigſtens ſeyd ihr doch geſund.

Motamed-Billah.
Hegire 270
n.C.G. 883

Dennoch aber arbeitete er, aller ſeiner Schmerzen ohngeachtet, beſtändig zur Wohlfahrth und zum Ruhme des Staats fort. Er war es auch nur allein, der denſelben unter der Regierung eines ſo nachläßigen Califen aufrecht erhalten konnte. Da er auch wohl einſahe, daß auf den Fall, wenn er mit Tode abgehen ſolte, das Reich in eine Verwirrung fallen, welche der Urſprung vieler Unordnungen ſeyn würde; ſo gewöhnte er ſeinen Sohn frühzeitig zu den Staats-Sachen, damit er ihm ſo wohl bey ſeinem Leben darinn arbeiten helffen, als nach ſeinem Tode das Ruder der Regierung wieder führen könnte.

Hegire 278
n.C.G. 891
Mouaffecs Tod.

Nachdem Mouaffec alſo viele Jahre in der Arbeit und den Schmerzen zugebracht hatte; ſo beſchloß er endlich ſein Leben in der zwey hundert und acht und ſiebenzigſten Hegire, und in dem Jahre Chriſti acht hundert und ein und neunzig. Der Tod dieſes Fürſten verurſachte in dem muſelmanniſchen Reiche ein allgemeines Trauren. Seine Güte, ſeine Sanftmuth, ſeine Geſchicklichkeit, und ſeine Tapferkeit hatten ihm die Freundſchaft und die Herzen aller Völker gewonnen. Die Groſſen des Reichs, ſo ofte Gelegenheit gehabt hatten bey und um ihn zu ſeyn, betraureten ihn um deſto mehr. Sie glaubten keine gröſſere

Motamed-Billah Hegire 278 n.C.G. 891

Probe ihrer Erkenntlichkeit gegen ihn an den Tag legen zu können, als wenn ſie zu dem Calif giengen, und ihn erſuchten, daß er ſeinen Sohn Mothaded wieder in alle Ehrenſtellen, Aemter und Vorrechte einſetzte, die ſein Vater in ſeinem Leben ſo rühmlichſt verwaltet hatte. Der Calif gieng dieſe Bitte gern ein, allein er kriegte bald hernach Urſach ſeine Gefälligkeit zu bereuen.

Mothadeds hinterlaſſener Sohn nöthiget den Calif, ihn zu ſeinem Nachfolger zu ernennen.

So bald das unumſchränkte Anſehen, worinn Mouaffec geſtanden hatte, ſeinem Sohn wieder eingeräumt war; ſo unternahm es dieſer Prinz, ſich des Califen Schwäche zur Bähnung eines Weges zum Throne zu bedienen. Das einzige Mittel hiezu zu gelangen war die Entfernung des Giaffars, Motameds Sohns, den derſelbe ſchon zum Nachfolger im Califat ernennet hatte. Er hatte ſich deswegen ſchon ſeit einigen Jahren mit vielen Vornehmen am Hofe hierüber berathſchlaget, die lieber ihn als des Califen Sohn auf dem Thron zu ſehen wünſchten, den ſie nicht höher, als den Vater ſchätzten. Itzo faſten ſie den Entſchluß alle insgeſamt dem Calif die Sache vorzuſtellen, und ihn zu nöthigen, daß er ſeine zu ſeines Sohns Vortheil gemachte Ordnung wieder aufruffen, und an deſſen Stelle Mothaded zu ſeinem Nachfolger beſtimmen müſte.

Motamed verwunderte ſich ſehr, daß man ſich unterſtünde, ihm einen für ſeinen Sohn und ihm ſo ſchimpflichen Antrag zu thun; und

Motamed-Billah.
Hegire 278
n.C.G. 891

empfieng diejenigen ſehr übel, die davon geredet hatten. Demnach aber, als er überlegte, daß es kein geringer Hauffen ſey, die ihm dieſen Antrag thun laſſen, ſondern daß der ganze Hof, und die vornehmſten im Reiche dem Mothaded ergeben wären, und Giaffars Ausſchlieſſung verlangeten; ſo ſahe er leicht ein, daß um allem Unheil zuvor zu kommen, ſo aus ſeiner Weigerung entſtehen könnte, ihm kein anderer Weg übrig bleibe, als alles einzugehen, was man von ihm verlangete.

Hegire 279
n.C.G. 892

Dieſe wichtige Sache ward darauf zu Anfang der zwey hundert und neun und ſiebenzigſten Hegiere zu Stande gebracht. Die vornehmſten Herrn und gröſten Staats Bedienten kamen zu einem allgemeinen Reichstag zuſammen, auf welchem der Calif ſeinem Sohne das ihm vorher gegebene Recht zur Thronfolge wieder nahm, und es dem Mothaded übertrug.

Motameds
Tod.

Der allgemeine Beyfall, den dieſe Handlung erhielt, ward dem Calif eine neue Urſach zum Kummer. Es verdroß ihn dieſes dergeſtalt, daß er ganz ſchwermüthig darüber ward, und kurz darauf ſtarb. Sein Tod ward durch einen Halsſchaden verurſacht, nachdem er ohngefehr drey und zwanzig Jahr regieret hatte, und funfzig alt geworden war. Sein Cörper ward von Bagdet nach Samarath gebracht, und daſelbſt begraben.

Er hatte nach El-macins Bericht ein ſchö-

Motamed-Billah.
Hegire 279
n.C.G. 892

nes aber etwas bräunliches Geſicht, einen groſſen Kopf, der vor der Stirne voller Pocken-Narben war, einen langen Bart, und war übrigens vollkommen wohl gewachſen. Sein Bart und ſeine Haare haben ſchon angefangen greis zu werden.

Was ſeinen Character betriſt, ſo iſt dasjenige, was wir von ihm unter ſeiner Regierung geſagt haben, ſchon hinlänglich, ihn daraus zu erkennen. Er liebte nichts als ſein Vergnügen, und überließ gern andern die Sorgen für die Regierung. Mouaffec hatte ſich dieſer Nachläßigkeit mit Nutzen bedienet, wodurch er nicht allein ein uneingeſchränktes Anſehen im Staate bekam, ſondern ihn auch völlig nach ſeinem Willen lenkte. Eben ſo unumſchränkt verwaltete er auch die Einkünfte des Reichs, dieſes gieng ſo weit, daß er ſelbſt dem Califen etliche male Geld unter dem Vorwande abſchlug, er wiſſe nicht damit umzugehen. Es war auch die Wahrheit; denn Motamed wuſte das Geld zu nichts, als unnöthigen Ergeßlichkeiten anzuwenden, welche ohnmöglich nach dem Geſchmacke eines Herrn, wie Mouaffec, ſeyn konnten.

El-macin hat einige Verſe aufgezeichnet, die der Calif einſtmalen machte, als ihm ſein Bruder eine mäßige Summe abſchlug, darum er ihn gebeten hatte; ſie lauten, wie folget: Iſt es nicht erſtaunend, daß ein Herr von meinem Stande ſich um einer Kleinigkeit

keit willen muß eine abſchlägige Antwort geben laſſen. Mein Name erfüllet die ganze Welt, und meine Hände ſind gänzlich leer!

Motamed-Billah. Hegire 279 n.C.G. 892

Unter den Gelehrten, die, ſo lange die Wiſſenſchaften in Bagdet geblühet hatten, daſelbſt geweſen waren, hatten ſich beſonders unter Motameds Regierung zween hervor gethan, der erſte, ſo Alcendi hieß, war Iſaacs Sohn, welcher unter des Mohadi und Haroun Regierung Statthalter von Couffah geweſen war. Die Heilungskunſt, die Sprachkunſt, die Sternſeherkunſt, die Weltweisheit, die Meßkunſt, die Rechenkunſt, und die Tonkunſt verſtand er alle in ſo hohem Grad, daß man ihm zum Ruhm den Namen des Philoſophen beylegte.

Der zweyte war ein Chriſt, mit Namen Koſta-ebn-Luca. Er hatte ganz Griechenland durchreiſet, und eine groſſe Menge der beſten Bücher daſelbſt zuſammen geleſen, ſo er hernach ins Arabiſche überſetzte. Ein gewiſſer Armeniſcher Herr, mit Namen Senatib nahm ihn zu ſich, und behielt ihn bis an ſein Ende bey ſich. Es wurde ihm ein Grabmahl von Marmor aufgerichtet, auf welchem die Figur einer Leyer zu ſehen war. Eine Ehre, die nur allein den Königen und Geſetzgebern zukam.

Mothad-b-Billah. Hegire 279 n. C. G. 892

Mothaded-Billah.

Fünf und dreyßigſter Calif.

Mothaded-ebn-Monaſſer ward gleich den Tag darauf, als ſein Oheim, Motamed mit Tode abgegangen war, zum Calif ausgeruffen, und bewieß gleich von dem erſten Augenblick an, da ihm die Krone aufgeſetzt ward, daß er ſie zu tragen würdig ſey. Er war von einem Vater erzogen worden, der, ob er gleich den Thron niemalen beſtiegen, dennoch den Staat als Monarch regieret hatte. Unter der Anführung dieſes Vaters hatte er ſich in der groſſen Kunſt zu herrſchen geſchickt gemacht, wovon er die ganze Zeit hindurch, da er das Califat führte, die ſchönſten Proben ablegte.

Da er von der Zuneigung des Volks durch die Dankbarkeit, womit ſie ſeines Vaters dem gemeinen Beſten geleiſtete Dienſte belohnten, überführt war; ſo ſuchte er ſie ſich noch ganz vollkommen durch häuſſige Wohlthaten verbindlich zu machen, womit er ſie gleich von dem erſten Augenblick ſeiner Gelangung zum Thron an, und ſeine ganze Regierung hindurch überſchüttete. Der wahre Zuſtand des Landes, der ihm gleich nach ſeines Vaters Tode an bekannt ward, lehrte ihn, daß das Volk im verwichenen Jahre dergeſtalt mit Schatzungen überſetzt geweſen war, daß es auch nur erſtlich

einen

Mothaded-Billah Hegire 279 n. C. G. 892

einen kleinen Theil davon hätte abtragen können. Er erließ ihnen deswegen den ganzen Ueberreſt, und ergrif auf die folgenden Zeiten ſolche weiſe Maßregeln, daß die Auflagen dem Vermögen ſeiner Unterthanen allemal gleich blieben.

Mothaded läßt die Aliden ſeine Gunſt ſehen.

Dieſer Herr hatte ſich auch vorgenommen, beym Anfang ſeiner Regierung die Aliden ſeine Gnade durch eine recht in die Augen fallende That ſehen zu laſſen. Jedoch die Erinnerungen ſeines erſten Miniſters brachten ihn wieder von dieſem Vorſatz ab. Im übrigen aber erwieß er allen, die aus dieſem Stamme waren, alles mögliche Gute, ſo weit es, ohne ſich Feinde dadurch zuzuziehen, geſchehen konnte.

Die Zuneigung, ſo Mothaded zu dieſem Hauſe hatte, ſoll, wie geſagt wird, durch einen Traum gewürket ſeyn, den er unter der Regierung ſeines Oheims, zu einer Zeit, da er noch ein Privat-Leben führte, gehabt hatte. Es war ihm nemlich ein Mann erſchienen, der ſeinen Arm über den Tiger ausgeſtrecket, und dadurch dieſen Fluß mit einemmale trocken gemacht hatte, hernach aber, als er den Arm zurück gezogen, war das Waſſer gleich wieder in den Fluß getreten, und hatte ſeinen gewöhnlichen Lauf genommen. Darauf hatte ihn eben dieſer Mann gefraget, ob er ihn kennete? Als Mothaded dieſe Frage mit nein beantwortete, ſo ſagte er zu ihm: ich bin Ali; du ſieheſt,

Mothadeb-Billah.
Hegire 279
n. C. G. 892

wie groß meine Gewalt iſt; Gedenke daran, und erzeige dich gütig gegen die Kinder aus meinem Hauſe, wenn du auf dem Throne ſitzen wirſt, Mothadeb verſprach es ihm, und aus dieſem Grunde war er den Aliden ſo gewogen.

Der Calif läßt von dem gefaſten Vorſatz ab, den Moavias verfluchen zu laſſen.

Aus dieſer Urſache geſchahe es, daß er ſelbſt den Entſchluß faſte, den Moavias, den erſten Ommiadiſchen Califen öffentlich vermaledeyen zu laſſen; um dadurch das Andenken des Ali zu rächen, gegen welchen jener in den öffentlichen Gebetern hatte Verfluchungen ausſtoſſen laſſen. Allein Obeidallah: ebn: Solimann, ſein erſter Vizier redete mit vieler Klugheit gegen dieſes Vorhaben, und hatte deswegen eine lange Unterredung mit dem Califen. Er ſtellete ihm vor, daß der Ommiadiſche Stamm nach dem ihm verſetzten Streiche, wodurch er hätte ſollen ganz ausgelöſchet werden, ſich wieder erhohlt, und ſehr anſehnlich vermehret hätte. Es würden daher alle Anverwandten des Moavias und mit einem Worte, alles, was dem Ommiah angehörte, heftig aufgebracht werden, wenn dieſer ſolte öffentlich verfluchet werden. Man hätte es allerdings als ein Glück anzuſehen, daß ſich dieſe Prinzen ruhig hielten, und daher würde es die gröſte Thorheit ſeyn, wenn man einen alten Streit wieder aufwecken wollte, welcher ſie leicht dahin bringen könnte, auf ihre Gewalt aufmerkſam zu ſeyn, und

Motbadeb-Billah.
Hegire 279
n.C.G. 892.

ſie zu einem der Ruhe des Staats ſchädlichen Gebrauche anzuwenden. Dabey bemühete er ſich ungemein, einen Unterſcheid in dem Betragen der Aliden, und der Ommiaden zu zeigen, und bat den Califen zu betrachten, wie dieſe nach ihrem Falle keine groſſe Bewegung gemacht hätten, ſich wieder zu erheben; dahingegen die Aliden ſtets unruhig geweſen wären, und daß faſt keine Regierung hingegangen wäre, daß nicht einer aus dieſem Stamme verſucht hätte, wieder auf den Thron zu ſteigen. Man hätte ſich deswegen wohl in acht zu nehmen, daß ihnen nicht gar zu viel eingeräumet würde, denn ſie wären nur gar zu geneigt, ſich aller Vortheile zu Nutzen zu machen. Ueberhaupt müſte man es allezeit zur Regel nehmen, daß ſowohl die Aliden, als Ommiaden die Abbaßiden haſſeten; und von nun an müſſe unter beyden kein Unterſcheid gemacht werden.

Der Calif gab den Vorſtellungen ſeines Veziers Gehör, das iſt, er bewerkſtelligte ſeinen gegen die Ommiaden gefaſten Vorſatz nicht. Dennoch aber hielt er ſich verbunden, die Aliden etwas zu begünſtigen, um ſeinem Verſprechen, das er in dem angeführten Traume von ſich gegeben hatte, nachzukommen. Denn bey den Morgenländern achtete man ſehr viel auf Träume. Es waren ſelbſt Leute unter ihnen, deren einzige Beſchäftigung darinn beſtund, daß ſie dieſelben

Mothadeb-Billah. Hegire 279 n. C. G. 892

ausdeuteten. Und es fehlte ihnen auch niemals an Arbeit, denn die Hitze des Landes trug viel dazu bey, Geſichter und Träume hervor zu bringen. Wir werden ſehen, daß der Calif mehr als andere damit beſchwehrt war. Es hat daher aller ſeiner guten Eigenſchaften ungeachtet doch das Anſehen, daß er ein wenig abergläubiſch und träumeriſch geweſen iſt.

Hegire 280 n. C. G. 893 Mothadeb nimmt die Geſandtſchaft des Sultans von Egypten wohl auf.

Mothadeb bekam wenig Monate hernach, als ihm die Krone aufgeſetzet war, eine Geſandtſchaft von dem Hamaroviah, dem Sohn des berühmten Ahmet-ebn-Tholon, dem derſelbe in der Statthalterſchaft von Syrien und Egypten gefolget war. Er hatte ſich in dieſen Ländern nach dem Beyſpiele ſeines Vaters zum Oberherrn aufgeworffen, und ſelbſt den Titel Sultan angenommen. Doch da er den Fehler begieng, und die Belohnung von dem Calif über dieſe Länder ſuchte; ſo ſahe man ihn zwar als einen Monarchen, den man mit Wiederwillen duldete, in der That aber für nichts anders, als einen Rebellen, an. Dieſer Fürſt, der alſo nicht wuſte, für was man ihn an des Califen Hofe hielt, wagte es, eine Geſandtſchaft dahin zu ſchicken, durch welche er ſeine Tochter, mit Namen Ketrolnada des Mothadeds älteſten Sohne zur Gemahlin antragen ließ.

Der Calif empfieng dieſe Geſandtſchaft ſehr gnädig, und nach dem Bericht, den man ihm

Methaded. Billah.
Hegire 280
n.C.G. 893

von der Schönheit der Ketrolnade gab, ertheilte er ihr zur Antwort: er ſey bereit den Antrag des Sultans zum Theil zu erfüllen, und würde die Prinzeßin mit dem gröſten Vergnügen ſeiner Staaten aufnehmen. Er beſtimme ſie aber gar nicht für ſeinen Sohn, ſondern hätte mehr Luſt ſie für ſich ſelbſt zu nehmen. Hamaroviah, den dieſe Antwort entzückte, ließ dem Calif ſeine Dankſagung dafür abſtatten. Von dieſem Augenblick an war zwiſchen dieſen beyden Fürſten das vollkommenſte Verſtändniß; Ketrolnada war aber damalen noch zu jung das Beylager zu vollenziehen, ſie wurde daher erſt zwey Jahre nach dieſem getroffenen Verbündniß nach Bagdet geſchickt.

Hegire 281
n.C.G. 894
Er zerſtreuet einen aufrühreriſchen Hauffen von Türken und Arabern.

In dieſer Zwiſchenzeit ſahe ſich Methaded genöthiget zu den Waffen zu greiffen, um den Streiffereyen einer zahlreichen Mannſchaft von Arabern und Türken Einhalt zu thun. Dieſe hatten ſich zuſammen vereiniget, und waren in Moſopotamien eingefallen, woſelbſt ſie alles um Mouſſul herum ausplünderten. So bald ihnen dieſe Zeitung in Bagdet ruchtbar geworden war, hielt es der Calif nicht für rathſam, länger ſtill zu ſitzen, ſondern brach mit ſeiner Armee eiligſt nach Mouſſul auf, woſelbſt er die Rebellen antraf. Sie ſtraubeten ſich auf alle mögliche Art, es zu einer Schlacht kommen zu laſſen, und machten allerhand Winkelzüge ſie zu vermeiden. Allein

Mo:

Mothaded-Billah. Hegire 281 n. C. G. 894

Mothaded, der ihnen auf allen ihren Ausbeugungen nachgefolget war, kriegte ſie endlich bey dem Fluſſe Zaban zu faſſen, wo er ſie ſo in die Enge trieb, daß ſie ſich entſchlieſſen muſten, entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Auf dieſem Platze kam es zu einem blutigen Treffen, das für den Califen vollkommen glücklich ausſchlug. Die Rebellen wurden entweder niedergehauen, oder ins Waſſer gejagt. Der kleine Reſt, der noch übrig blieb, zerſtreuete ſich hier und dort hin.

Er erobert Mardin, und läſſet es ſchleiffen

Nachdem Mothaded mit dieſer Arbeit fertig war, ſo gieng er auf einen gewiſſen Herrn, mit Namen Hamadam los, über den er mißvergnügt war, weil er mit einem ſchlimmen Vorhaben ſchwanger zu gehen ſchien, zu deſſen Ausführung er angefangen hatte, auf ſeinen Gütern ein ſtarkes Schloß, mit Namen Mardin befeſtigen zu laſſen. Hamadam verließ das Schloß, ſo bald Mothaded anrückte, und überließ ſeinem Sohn die Sorge es zu vertheidigen. Die Belagerung deſſelben wurde darauf ſo gleich angefangen, und es geſchahen viele Stürme, die die Belagerten herzhaft abſchlugen.

Der Calif, der ſeine Soldaten ſchonen wollte, näherte ſich dem Orte ſelbſt, und verlangte mit Hamadams Sohne zu ſprechen. Die Sache ward gleich bey der erſten Unterredung zu Stande gebracht. Mothaded verſprach dieſem jungen Herrn alle Sicherheit,

Mothabeds Billah
Hegire 281
n. C. G. 894

ſowohl für ſeine eigene Perſon, als auch für alle ſeine Leute, wenn er den Ort übergeben wollte. Dieſer nahm den Vorſchlag an, und zog mit der ganzen Beſatzung aus. Der Calif gab ſogleich darauf den Befehl, alle daſelbſt befindliche Sachen, Kriegesgeräthſchaft, und Proviant hinaus zu ſchaffen, und ließ, ſo bald es geſchehen war, die ganze Veſtung der Erden gleich machen. Mit der Verwüſtung dieſes Platzes endigte ſich der ganze Streit, und das Mißvergnügen des Califen. Denn als er kurz hierauf wieder nach Bagdet gieng, und Hamadam ſich ihm bey Hofe darſtellte, um ihm ſeine Unterwürffigkeit zu bezeugen; ſo machte er ihm eine ſehr gnädige Mine, und ließ ſich von dieſem Feldherrn mit ſamt ſeinem Sohne den Eyd der Treue abſtatten.

Hégire 282
n. C. G. 895
Bey der Vermählung des Califen mit der Kettrolnada werden groſſe Feyerlichkeiten angeſtellet.

Es geſchahe etliche Monate nach dieſem Feldzuge, daß man zu Bagdet den prächtigen Anblick, ſo die Ankunft der dem Califen zur Braut beſtimmten Prinzeßin verurſachte, genoß. Hamaroviah ließ bey dieſer Gelegenheit ſeine unermeßlichen Reichthümer recht ſehen. Die Begleitung, ſo er ſeiner Tochter mitgab, beſtand aus einer groſſen Anzahl der vornehmſten Herrn aus Syrien und Egypten. Die Geſchenke, die er ihnen für den Califen mitgegeben hatte, waren von einem unſchätzbaren Werthe.

Mothabed empfieng die Prinzeßin an ſeiner Seite gleichfals mit der allergröſten Pracht.

Motaded-Billah, Hegire 282 n.C.G. 895.

Alle Tage von ihrer Ankunſt an, bis zu der Vermählung, ja noch lange Zeit hernach, wurden die herrlichſten Feſte, die koſtbarſten Gaſtereyen, und alle mögliche Ergetzlichkeiten angeſtellet. Bagdet wurde hiedurch gleichſam zu einem bezauberten Auffenthalte, wo man nichts als Freude und Vergnügen ſpührete. Denn es war nicht allein bey Hofe, wo die Luſtbarkeiten im Gange waren, das Volk nahm auch Theil daran. Sowohl in der Stadt ſelbſt, als auf dem Tyger-Strom wurden Luſtbarkeiten von allerhand Erfindungen angeſtellet. Dieſen folgeten wieder öffentliche Ergetzlichkeiten, ſo dem Volke in verſchiedenen Orten von Bagdet zum Vergnügen gegeben wurden.

Hamaroviah wird umgebracht.

Allein eben zu der Zeit, da man in dieſer Stadt an nichts als Freude dachte, lief eine Nachricht ein, die durch den Gram, ſo ihn dem Calif und ſeiner neuen Gemahlin verurſachte, daſelbſt eine allgemeine Trauer verbreitete. Hamaroviah war todt. Man erfuhr, dieſer Fürſt ſey zu Damas* des Nachts von einem ſeiner Bedienten umgebracht worden.

Mo:

---

* Die Schwelgereyen dieſes Herren waren Schuld an ſeinem Tode. Er hatte einen jungen Menſchen, der ſich ſeinen viehiſchen Begierden nicht hatte unterwerffen wollen, zu

Tode

Methaded, der eine ganz beſondere Freundſchaft gegen dieſen Herren hegte, ward durch dieſen betrübten Zufall empfindlich gerühret. Sein Schmerz vermehrte ſich noch, da ihm geſagt ward, daß Ketrolnada über die Zeitung von ihres Vaters Tode ganz untröſtbar ſey.

Methadeds Billah. Hegire 282 n. C. G. 895

Kurz darauf lieſen von eben dieſem Orte faſt eben ſo verdrießliche Nachrichten ein. Die Kriegesbedienten und die Vornehmſten in Damas waren nicht einig darüber, wen ſie dem Hamarevich zu einem Nachfolger beſtimmen ſolten. Ein Theil von ihnen wollte den Geiſch, den älteſten Sohn dieſes Fürſten haben, der ſich auch ſo gleich auf den Thron ſetzte, mit dem feſten Vorſatze ihn zu

be-

Sein Sohn läſſet ſich zum Sultan ausruffen.

Tode prügeln laſſen. Ueber dieſe entſetzliche That wurden ſeine eigene Bedienten ſo aufgebracht, daß ſie den Entſchluß faſten, ihm des Nachts im Schlaffe das Leben zu nehmen. Sie muſten aber mit der Ausführung deſſelben ſo lange warten, bis er auſſer Egypten ſeyn würde, denn in dieſem Lande gieng es nicht an. Denn er hatte ſtets eine zahme Löwinne bey ſich, die, wenn er ſchlief, immer zu ſeinen Füſſen lag, und niemand zu ihm ließ, ehe er nicht aufgewacht war. Wenn dieſer Prinz aber auf Reiſen war, ſo blieb die Löwinne zu Hauſe. Dieſer Gelegenheit machten ſich ſeine Bediente zu Nutzen, als er auf einige Zeit nach Damas gereiſet war, und hieben ihm des Nachts den Kopf herunter. Renaudot; *Hiſt. Patr. Alex. pag.* 334.

Mothaded-Billah. Hegire 282 n.C.G. 895

behaupten; der andere Theil aber verlangete den Bruder des Hamaroviah zum Sultan, und gieng bewaſnet auf den Pallaſt los, worinn der neue Sultan war, um ihn wieder vom Throne zu jagen, und ihn zu nöthigen, daß er ihr Verlangen einwilligen müſſe. Allein dieſer ließ ſeinem Oheim den Kopf abſchlagen, und ihn aus dem Fenſter mitten unter dieſen wütenden Hauffen werffen, der ſich unten mit ſeiner Wache herum ſchlug. Dieſer Anblick erſchreckte ſie dergeſtalt, daß ſie den Augenblick abzogen. Dennoch aber lieſſen ſie ihr Vorhaben den Sultan abzuſetzen nicht fahren.

Hegire 283 n.C.G.896 Er wird getödtet, und Haroun kommt an ſeinen Platz.

Sie waren aber nicht im Stande, daſſelbe eher als in dem folgenden Jahre zu Stande zu bringen. Sie kamen noch einmal wohl bewaſnet wieder, griffen ihn an, brachten ſo wohl ihn, als die Prinzeßin, ſeine Mutter ums Leben, plünderten den ganzen Pallaſt aus, und zogen ſich darauf an einen ſichern Ort zurück. Alles dieſes trug ſich in Syrien in einer Zeit von wenigen Monaten zu, und zwar in der Stadt Damas, die Hamaroviah zur Hauptſtadt ſeiner Länder erleſen hatte.

Haroun erhält die Belehnung, muß aber Tribut geben.

Nachdem man von ſo viel ſchrecklichen Begebenheiten, die ſich faſt Schlag auf Schlag zugetragen hatten, ein wenig wieder zu ſich ſelber gekommen war; ſo hielt Mothaded für rathſam, ſich die Abhängigkeit der Sultane von Egypten von dem Califen durch einen

an-

Mothadeds Billah.
Hegire 283
n.C.G. 896

andern Weg, als durch die Belehnung zu verſichern. Er wollte deswegen dem Haroun, als ſich dieſer die Belehnung von ihm ausbat, ſolche nicht eher ertheilen, bevor er ſich nicht anheiſchig gemacht hätte, ihm jährlich eine Million Geld, und fünf mal hundert tauſend Thaler zu bezahlen. Der Sultan, der in der Perſon des Mothadeds gern einen Freund und Beſchützer haben wollte, verſtand ſich gerne zu allem, was er verlangte. Zwey Jahr hernach brachte ihm dieſe Bereitwilligkeit noch zwey andere Statthalterſchaften zu wege, die ihm der Calif zu denen, die er ſchon hatte, für eine jährliche Summe von vier hundert und funfzig tauſend Thaler zugab.

Der Calif wird durch einen Traum beunruhiget.

In eben dieſem Jahre wurde Mothaded durch Träume und Erſcheinungen heftig geplaget. Wir wollen hier einen von einer ganz beſondern Art davon anführen. Als er einſtmalen in ſein Cabinet gegangen war, um daſelbſt ein wenig auszuruhen; ſo eröfneten ſich auf einmal alle Thüren, und ein Geſpenſt ſtand für ſeinen Augen. Dieſe Erſcheinung kam ihm hernach noch ofte wieder fürs Geſicht; allein das Geſpenſt ließ ſich jedes mal in einer veränderten Geſtalt ſehen. Bald erſchien es als ein Prieſter, bald als ein Kaufmann, und bald als ein Soldat. Ebenfals veränderte es jedesmal ſeine Farbe, denn bald war es ganz blaß, bald ſahe es roth aus, Motheded Billah. Hegire 281 n.C.G.896

bald ganz helle glänzend, wie ein Licht, und bald dunkelbraun. Die Stellungen, worinn es ſich ſehen ließ, und ſeine Bewegungen, waren ebenfals allemal unterſchieden. Dieſe ſo oft wiederhohlte Erſcheinung machte viel Aufſehens zu Bagdet, und beſchäftigte alle Traum- und Sterndeuter. Keiner von ihnen war aber im Stande, recht anzugeben, was dieſer Umſtand zu bedeuten habe. Einige behaupteten, es ſey ein Genius, oder Polter-Geiſt, den die Araber Ginne nennen; andere hingegen ſagten, es ſey ein Teuffel, der den Califen zu plagen aus der Hölle herauf geſchickt ſey, und noch andere waren der Meinung, es ſey ein guter Engel, der gekommen ſey, ihn zur Beſſerung ſeines Lebens zu vermahnen. Einige ſcharfſichtige Perſonen hingegen lieſſen ſich dadurch nicht blenden, ſondern glaubten, es ſey die ganze Hiſtorie weiter nichts, als eine künſtliche Betrügerey, die vielleicht von einem oder dem andern am Hofe, der den Califen gern furchtſam machen wollte, damit ihm ein im Sinne habendes Vorhaben deſto beſſer gelingen möchte, angeſtellet ſey. Man entdeckte ihm dieſe Muthmaſſungen; und dieſes war die Urſach, warum er viele von ſeinen Leuten peinigen ließ, um von ihnen heraus zu bringen, wer der Urheber dieſer Spitzbübereyen ſey. Uebrigens aber iſt es leicht möglich, daß alle dieſe angebliche Erſcheinungen allein in einer gar zu erhitzten Einbildungskraft ihren Grund gehabt haben, welche die Gegenſtände, woran ſie ſtark denket, den Augen würklich darſtellet.

Motbaled-Billah. Hegire 283 n.C.G. 896

Die Kunſt aus dem Lauf der Sterne zu prophezeyen, auf welche ſich die Araber mit der ihnen angebohrnen Lebhaftigkeit ſtark legten, trug viel dazu bey, in ihren hitzigen Gehirnen Träume und Geſichter hervorzubringen und zu unterhalten. Denn da ſie den Kopf von den Wahrſagungen ihrer Sterndeuter voll hatten, ſo glaubten ſie alles mit Augen zu ſehen, was ſie hoffeten oder fürchteten. Sobald jemand einen Traum gehabt hatte, ſo war das erſte, daß er zu den Leuten hinlief, deren Amt es war, die Träume auszudeuten. Bisweilen, wenn ſie durch einen ohngefehren Zufall einmal den wahren Sinn des Traumes traffen, ſo kamen ſie dadurch ins gröſte Anſehen. Ja, man war ſo gar bemühet ſich ſelbſt zu betrügen, indem man gar nicht darauf acht geben wollte, daß die meiſte Zeit von ihren Wahrſagungen nicht eintraf, ſondern daß ſich vielmehr faſt ſtets das Gegentheil davon begab. Selbſt die Prinzen, deren Verſtand doch weit erleuchteter, als der Verſtand des Pöbels hätte ſeyn ſollen, waren dennoch eben ſo, wie dieſer, dieſem lächerlichen Argwohn zugethan. Es war kein einziger Fürſt im ganzen Morgenlande, der nicht einen Hofſternſeher, und Traumausleger ge-

Hegire 284 n.C.G. 897 Neigung der Morgenländer zum Sterndeuten.

Mothabed-Billah.

habt hätte. Dieſe waren, ſo zu ſagen, die Kronbediente.

Hegire 284 n. C. G. 897

Die Falſchheit deſſelben.

In eben dieſem Jahre bekam man einen recht überführenden Beweiß von der Falſchheit der Sterndeuterey. Alle, welche in dieſer ſogenannten Kunſt etwas gethan zu haben glaubten, hatten einſtimmig prophezeyet, daß in der zwey hundert und vier und achtzigſten Hegire die Oberfläche von ganz Groß-Aſien, ſo weit ſich das Mahomedaniſche Reich erſtreckte, durch Wolkenbrüche und Regengüſſe würde überſchwemmet werden, wozu noch kommen ſolte, daß ſich kurz darauf alle Flüſſe aus ihren Ufern ergieſſen würden.

Anſtatt dieſer angekündigten Sündfluth, fiel faſt in ganz Aſien eine ſo groſſe Dürre ein, daß alle Quellen verſiegeten, und alle Pflanzen und Bäume mit ihren Wurzeln verdorreten, wodurch man bewogen ward, allenthalben zur Erhaltung eines Regens Faſten und öffentliche Gebeter anzuſtellen. Dieſer Begebenheit ohngeachtet, die doch demjenigen, was mit der gröſten Zuverſicht prophezeyet war, ganz und gar entgegen war, verlohr doch die Sterndeuterey nur ſehr wenig von ihrem Anſehen, und es währte nicht lange, ſo ſchätzte man ſie wieder eben ſo hoch, wie zuvor.

Hegire 285 n. C. G. 898

In dem folgenden Jahre ſahe ſich der Caliſ genöthiget ins Feld zu rücken, um eine Secte Schwärmer zu zerſtreuen, welche ganz

Arabien in Unruhe ſetzte. Sie hieſſen die Karmathen, und nenneten ſich ſo nach dem Namen des Stifters von ihrer Religion und Lehre. Dieſer that im Anfange nichts als lehren und predigen. Diejenigen aber, welche ihm in ſeinem Amte folgeten, lieſſen es ſich in den Kopf kommen, Eroberungen zu machen, da ſie ſahen, daß ſie eine unendliche Menge Schüler hatten, die ſie zu dieſem Endzwecke bewafneten. Ehe ich ihre Unternehmungen erzähle, halte ich für gut, meine Leſer zuvor die Perſon und die Lehrſätze desjenigen kennen zu lehren, den ſie als den Apoſtel ihrer Religion verehrten.

Motbaded-Billah.
Hegire 285;
n. C. G. 898
Anfang der Secte der Karmathen.

Karmath, ſo hieß dieſer Betrüger, war aus einem in den Gegenden von Couffah gelegenen Dorfe, Namens Hamadan-Kravinaz bürtig, wovon er auch ſeinen Namen hatte. Andere wollen ſeinen Namen von der Bedeutung des arabiſchen Wortes Karmath herleiten, weil er häßlich und klein war, welches dieſes Wort anzeiget. Er predigte eine Lehre, die die Mahomedaniſche gänzlich übern Hauffen ſtieß. In ſeiner Aufführung ließ er ſo viel Strenge von ſich blicken, daß er dadurch das Mittel fand viele Leute zu betrügen. Sein Anhang wuchs in kurzer Zeit in Arabien entſetzlich ſtark an.

Dennoch aber, aller ſeiner äuſſerlichen Scheinheiligkeit ohngeachtet, war ſeine Lehre viel bequemer, als die Mahomedaniſche.

Motbaded-Billah. Hegire 285 n.C.G. 898

Nur das Gebet muß man davon ausnehmen. Denn er wollte, daß man täglich funfzig mal das Gebet verrichten ſolte, da es doch Mahomed nur fünf mal verordnet hatte. Das übrige bedeutete wenig, denn er trug alle Geſetze der muſelmanniſchen Religion in Bildern vor. Selbſt das Gebet war nach ſeiner Lehre nichts anders, als das Zeichen des Gehorſams, den man dem Jman, oder dem Haupt der Secte ſchuldig ſey. Das Faſten war ein Zeichen des Geheimniſſes, ſo man gegen die, welche nicht zur Secte gehörten, beobachten müſte. Die Treue gegen ihr Oberhaupt ward durch das Verbot der Hurerey und des Ehebruches vorgeſtellet. Jm übrigen erlaubte er alles zu eſſen, was das muſelmanniſche Geſetz unterſagte. Auf dieſe Art wurden viele Puncte, die ſonſt ſehr beſchwerlich waren, ganz leicht. Hieher gehöret zum Exempel das häuffige waſchen, ſo er abſtellete, und mehrere geſetzliche Gebräuche von dieſer Art. Anſtatt, daß Mahomed den zehenden Theil des Vermögens zur Erhaltung der Armen forderte, ſo forderte er den fünften, und beſtimmte ihn zu den Ausgaben des Jman. Dieſen Character nahm er ſelbſt an, und verordnete, daß diejenigen, ſo nach ihm ſo wohl in geiſtlichen als weltlichen Dingen die höchſte Gewalt haben würden, dieſen Titel allemal führen ſolten.

Schon im Jahre der zwey hundert und

fünf und ſiebenzigſten Hegire fieng ſich dieſe Secte an hervor zu thun. Allein ſie machte anfänglich wenig Lerm. Karmath predigte nur in Dörffern, und andern an groſſe Städte gränzenden Oertern. Hieſelbſt erwartete er die Gelegenheit ſich auf einem gröſſern Schauplatz zeigen zu können, ſo bald er nur eine hinlängliche Anzahl Schüler würde an ſich gezogen haben. Zu Gehülffen in ſeiner Mißion hatte er zwölf Männer, die er in allem unterrichtet hatte, und die, ſo wie er, in kleinen Flecken, und andern entlegenen Oertern predigten.

Mothaded-Billah.
Hegire 285
n. C. G. 898

Die Sclaven und andere zur Arbeit verdammte Leute fielen des Karmaths Lehre gleich hauffenweiſe zu. Sie nahmen dasjenige, was er ihnen von der Nothwendigkeit des Tages funfzig mal zu beten fürſagete, gutwillig an. Da ihnen dieſes viel leichter fiel, als ihre bisherige tägliche Arbeit, ſo lieſſen ſie unter dem Vorwande zu beten alles ſtehen und liegen. Die Herrn konnten lange Zeit nicht entdecken, woher die Nachläßigkeit ihrer Sclaven rührte; bis endlich einmal einer der vornehmſten Herren im Lande, da er ſahe, daß ſeine Aecker unbeſtellet liegen blieben, demjenigen, der ſeine Sclaven und Arbeiter unter der Aufſicht hatte, heftige Verweiſe darüber gab. Dieſer entſchuldigte ſich damit, daß die Leute, aller ſeiner Verbote ohngeachtet, ſeit einiger Zeit die Arbeit unter dem

Motaded-Billah. Hegire 285 n.C.G.898

Verwand, daß ſie beten müſten, verlieſſen. Dieſer Herr erkundigte ſich darauf, was die Urſache einer ſo unzeitigen Gottesfurcht ſeyn möchte, und als er endlich erfuhr, daß ein neuer Apoſtel, mit Namen Karmath hauptſächlich an dieſen Unordnungen ſchuld ſey; ſo gab er ſeinen Leuten Befehl ihn gefangen zu nehmen. Darauf ließ er ihn in eine Kammer auf ſeinem Schloſſe einſetzen, und legte den Schlüſſel dazu des Nachts unter ſein Kopfküſſen. Er bildete ſich recht viel darauf ein, einen Menſchen gefangen genommen zu haben, deſſen Lehre auf nichts abzielte, als den Müßiggang unter dem Schatten der Gottesfurcht einzuführen. Er ſagte zu vielen ſeiner guten Freunde, die eben dieſen Tag auf ſeinem Schloſſe bey ihm waren, er wolle den folgenden Tag ſelbſt über dieſen neuen Apoſtel Gericht halten, und ihm den Kopf abſchlagen laſſen.

Die Tochter dieſes Herrn empfand bey ſich Mitleiden für den Karmath. Sie nahm den Schlüſſel zu ſeinem Gefängniß heimlich zu ſich, und legte ihn, als ſie erſt den Gefangenen befreyet hatte, wieder an ſeinen Ort, ohne daß ihr Vater das geringſte davon merken konnte. Den folgenden Tag, als dieſer Herr ganz frühe den neuen Lehrer wollte zum Gericht führen laſſen, ſo erſchrack er nicht wenig ein Gefängniß ledig zu finden, wozu er ſelbſt den Schlüſſel ſo ſorgſam verwahret hatte.

Mothaded-Billah. Hegire 285 n. C. G. 898

Die Flucht dieſes Betrügers verurſachte groſſen Lerm, und er ſelbſt wuſte ſich derſelben ſehr wohl zu bedienen, indem er ſie als einen Beweiß ſeiner angeblichen Sendung herausſtrich. Dennoch aber wollte er es nicht wagen, an einem Orte zu bleiben, wo er ſo viel Gefahr gelauffen war. So bald er aber mit ſeinem Anhange weit genug war, ſo verbreitete er das Gerücht, man hätte ſich ſeiner Perſon bemächtigen wollen, allein GOtt habe ihm bey dieſer Gelegenheit eine ausnehmende Probe ſeines Schutzes gegeben, indem er ihn recht wunderbar aus der Hand ſeiner Feinde gezogen hätte.

Auf ſolche Art erzählte er dieſe Begebenheit ſeinen eigenen Schülern. Er verſicherte ſie dabey, daß inskünftige niemand im Stande ſeyn würde, etwas gegen ſeine Perſon zu unternehmen. Dieſe Sache ward alſo für ihn eine Urſach zu triumphiren, und diente dazu, die Anzahl ſeiner Schüler merklich zu vermehren. Man weiß nicht, was für ein Ende dieſer Betrüger genommen hat, ſo viel iſt aber gewiß, daß nach ihm ſeine Secte allemal kühne Anführer gehabt hat, welche, da ſie ſich an der Spitze eines zahlreichen Anhanges erblickten, ihre Schüler zu dem Kriegs-Handwerke gewöhnten, und bald anfiengen, Methaded-Billah. Hegire 286 n. C. G. 899

gen, das fette Land auszuplündern und ſelbſt Eroberungen zu machen.

Anfänglich lieſſen es die Karmathen dabey bewenden, einen groſſen Theil von Arabien auszuplündern; hernach aber ſetzten ſie ihre Streiffereyen ſo gar bis in das arabiſche Irak fort. Ihr damaliger Anführer war eben ſo grauſam, als er tapfer war, denn er gab keinem einzigen Muſelmann Quartier, er hieß Abou-Said-Habah. Er hatte ſich ſchon zu einem ſolchen Anſehen empor geſchwungen, daß man ihn den **Fürſten der Karmathen** nennete. Er war eben ſo liſtig als der Apoſtel, ihr Stifter, aber als ein beſſerer Krieges-Mann, wie dieſer, hielt er ſeine Leute zur Arbeit, zum Gehorſam, zur Mäſſigkeit und zur Härte an. Denn er glaubte, daß er ſie ſo gewöhnen müſte, wenn er ſich ihrer zur Eroberung eines Landes mit Nutzen bedienen wollte, worinn er ſich nach dem Beyſpiele ſo vieler Rebellen ſchon zu erhalten hofte, die nach vielen angewandten Sorgen und Bemühungen regierende Herren geworden waren.

Der Calif bekrieget die Karmathen.

So bald Mothaded von den Verwüſtungen hörte, die dieſe Schwärmer auf dem Lande anrichteten, ſo war das erſte, daß er ihnen unter der Anführung des Abbas-ben-Amrou eine Armee entgegen ſchickte. Allein dieſer Feldzug fiel für die Muſelmannen unglücklich aus. Vergebens wendete Abbas al-

Motadhed-Billah. Hegire 286 n.C.G. 899

le Kriegesliſten an, die Karmathen ins Garn zu locken. Er hatte mit einem erfahrenen General zu thun, der über das die genaueſte Kriegeszucht unter ſeinen Völkern eingeführt hatte. Es blieb ihm daher kein anderer Weg übrig, als den Feind förmlich anzugreiffen.

Seine Armee wird aber geſchlagen, und ſein General gefangen.

Es währte nicht lang, ſo kam es zu einer ordentlichen Schlacht, worinn ſo wohl die Muſelmannen als die Karmathen wechſelsweiſe die ſchönſten Proben der Unerſchrockenheit und Tapferkeit ablegten. Abbas, der anfänglich den Sieg ſchon in Händen zu haben glaubte, ward durch den Widerſtand der Karmathen ganz beſtürzt. Noch mehr aber ward er es, da er ſahe, daß ſeine Leute zum weichen gebracht wurden. Itzo that er alles, was ein groſſer Heerführer nur immer thun kann den Muth der Soldaten wieder zu ſtärken. Allein indem er ſich ſehr blos gab, um ſeinen Völkern ein Beyſpiel zu ſeyn, ſo thaten die Feinde einen ſo heftigen Angrif, daß ſie ſeine Schlachtordnung dadurch in Unordnung brachten, und alles, was ihnen in den Weg kam, niederhieben. Er ſelbſt wurde nebſt acht bis neun hundert Mann, ſo wohl Soldaten als Officiers gefangen genommen, die übrigen wurden zerſtreuet, und weit verfolget.

Abou-Said, der alſo den muſelmanniſchen General in die Hände bekommen hatte, ließ ihn

Motbaded-Billah. Hegire 286 n.C.G. 899

ihn nebſt allen, die mit ihm gefangen waren, in einen benachbarten Platz bringen, und ſie in ein enges Gefängniß ſetzen. Abbas, der den grauſamen Character ſeines Ueberwinders nur gar zu gut kannte, ward von einer gerechten Furcht überfallen, als er ſich in ſeiner Gewalt, und ſo genau verwahret ſahe. Er glaubte, ein ſo hartes Verfahren kündigte ihm nichts, als erſchreckliche Dinge für die Zukunft an, und erwartete bald ein Opfer von der Wuth der Karmathen zu werden, als man ihm die Nachricht brachte, daß Abou-Said vor der Thür ſey, und ſich mit ihm unterreden wollte.

Dieſer kam würklich ins Gefängniß zu ihm; jedoch Abbas ward durch die erſten Worte dieſes Generals ſchon etwas beunruhiget. Denn er fieng das Geſpräch damit an, daß er ihm das Leben und die Freyheit anbot, wenn er ihm vorher eydlich angeloben wollte dasjenige zu thun, was er von ihm verlangen würde.

Geſpräch zwiſchen Abbas und Abou-Said.

Als Abbas dieſen Eyd abgelegt hatte, ſo redete ihn Abou-Said mit folgenden Worten an: ich verlange von dir, daß du dem Calif alles hinterbringeſt, was ich itzo zu dir ſage. Ich bin ein Einwohner der Wüſten, der gewohnt iſt von ſehr wenigem zu leben. Ich habe deinem Herren weder Städte, noch andere Oerter in ſeinen Staaten weggenommen.

Mothaded-Billah.
Hegire 286
n.C.G. 899

men. Die Armee, ſo er gegen mich ausgeſchickt hat, iſt geſchlagen, weil meine Soldaten zur Arbeit, und einer harten Lebensart gewohnt ſind. Hingegen ſuchen die deinigen nichts als Bequemlichkeit und gute Tage. Wenn ſie in dieſen öden Gegenden, wo ſie an allem Mangel leiden, Krieg führen, ſo reiſſen ſie aus, und ich mache alsdenn alle nieder, die mir in die Hände fallen. Du ſolſt deswegen dem Calif vorſtellen, daß er allemal gegen mich unglücklich vergebens kriegen wird, und daß er folglich mich, wenn er anders klug handeln will, in Ruhe laſſen müſte.

Hegire 287
n.C.G. 900

Abbas verſprach alles, was ihm geſaget worden, dem Califen getreulich zu hinterbringen, und darauf ließ ihn Abou-Said los. Jener hielt ihm auch würklich Wort. Dieſe Vorſtellungen würkten ſo viel, daß Mothaded mit Genehmigung ſeiner Geheimden Räthe den Entſchluß faſſete, nichts gegen die Karmathen zu unternehmen, ſo lange ſie in den Gegenden bleiben würden, die ſie ſich auserleſen hätten, und worinn es würklich ſehr ſchwer fiel, groſſen Vortheil über ſie zu erhalten.

Hegire 288
n.C.G. 901
Die Peſt wütet in Adherbigian.

Man that hierauf lange Zeit nichts weiter, als daß man auf ihre Bewegungen acht gab, ohne darauf bedacht zu ſeyn, einen Hauffen zu zerſtreuen, der von Tage zu Tage anwuchs.

Motbaded-Billah. Hegire 288 n.C.G.901

wuchs. In dieſer Zwiſchenzeit ward die Provinz Adherbigian durch eine grauſame Peſt heimgeſucht, welche daſelbſt erſchrecklich aufräumte. Es ſtarben ſo viel Menſchen, daß nicht einmal ſo viel übrig blieben, die Todten zu begraben. Daher geſchahe es, daß die meiſten todten Cörper auf dem Felde liegen blieben. Ja die öffentlichen Heerſtraſſen waren ganz damit beſäet, durch deren Verweſung das Uebel noch neue Nahrung bekam. Man hat nachgerechnet, daß durch dieſe Peſt allein in der Hauptſtadt dieſer Provinz funfzehen Millionen Menſchen hingerafft ſind.

Die Griechen thun einen Einfall.

Während dieſer Zeit hatten die Gränzen ein neues Unglück auszuſtehen. Die Griechen thaten einen Einfall in die mahomedaniſchen Provinzen. Sie eroberten die Stadt Kaiſuma, ſie plünderten ſie aus, und führeten mehr als zwölf tauſend Einwohner daraus weg, die ſie alle zu Sclaven machten. Man hatte die Zeit nicht, gegen ſie ins Feld zu ziehen, und dieſe Beleidigung zu rächen. Denn ſie zeigten ſich nur, und giengen darauf ſo gleich wieder nach Haus zurück.

Hegire 289 n.C.G.902 Die Karmathen ſezzen ihre Streiffereyen fort.

Die Karmathen, die die Zeit über, da man ſie in Ruhe gelaſſen, an Kräften zugenommen hatten, giengen nunmehro wieder auf die muſelmanniſchen länder los, und fiengen ihre Streifereyen von neuem an. Sie vertheilten ſich in verſchiedene Hauffen, damit ſie einen deſto weiteren Umfang ausplündern könnten.

Ein jeder von dieſen Hauffen nahm einen beſondern Weg, und brachte allenthalben Unruhe und Schrecken mit. Auf dieſe Art kamen ſie an die Stadt Couſſah, und machten Mine, als wenn ſie noch weiter eindringen wollten. Der Calif befahl darauf die Beſeſtigungen von Baſra ſchleunigſt zu verbeſſern; auch wurde die Beſatzung in dieſem Orte verſtärkt. Zu gleicher Zeit wurden Völker in die Gegenden um Couſſah geſchickt, deren Anführung einem tapferen Kriegesmann anvertrauet ward. Dieſem rieth der Calif an, er möchte beſonders dahin ſehen, daß er ſich der Vertheilung, die Abou-Said mit ſeinem Heere vorgenommen, zu Nutze machte, um den Feind durch dieſen Weg deſto leichter zu ſchlagen.

Mothaded Billah.
Hegire 289
n.C.G. 902

Dieſe Unternehmung lief glücklicher ab, als die letzte, die man gegen die Rebellen ausgeſuchet hatte. Mothadeds General gab auf alle ihre Bewegungen genau acht. Hiedurch bekam er Gelegenheit, einen ihrer Hauffen, der die Gegend von Couſſah durchſtreifte, allein anzugreiffen. Er grif ihn mit einer Hitze an, die der Feind nicht ausſtehen konnte. Dieſer Hauffen ward zerſtreuet, und ſein Anführer gefangen genommen. Es fand ſich, daß dieſer Abou-Said in eigener Perſon war, dieſer fürchterliche General, der das Feld ſeit ſo langer Zeit mit der gröſten Kühnheit behauptet hatte.

Sie werden geſchlagen und Abou-Said gefangen.

Er

Mothaded-Billah.
Hegire 289
n.C.G.902

Er wurde ſogleich unter einer ſtarken Begleitung nach Bagdet geſchickt, und dem Califen vorgeſtellet. Abou-Said, ob er gleich ein Gefangener, und in ſolchen Umſtänden war, daß er nichts, als den Tod für Augen ſahe, gieng dennoch ganz munter in den Pallaſt, und nahm in des Califen Gegenwart ein eben ſo zuverſichtliches und kühnes Geſicht an, als wenn er an der Spitze ſeiner Völker geſtanden hätte. Mothaded ſelbſt verwunderte ſich darüber. Nunmehro aber, als der Rebell anfieng mit ihm zu reden, bekam er erſt recht Urſach, ſich über ihn zu wundern. Zuletzt trieb er die Frechheit bis zur Unverſchämtheit. Denn er fieng an auf den Urſprung der Herrſchaft der Abbaßiden zurück zu gehen, und wollte beweiſen, daß dieſes Haus das Califat unrechtmäßiger weiſe inne habe, weil das Haupt derſelben, der Aboul-Abbas (derjenige, welcher zu den Zeiten des Abacbecer und des Omar lebte) von der Thronfolge ausgeſchloſſen worden, daher denn folglich ſeine ganze Nachkommenſchaft mit in dieſer Ausſchlieſſung begriffen ſey. Aus dieſen Urſachen ſagte er, habe Mothaded nicht das geringſte Recht von ſeinen Handlungen Rechenſchaft zu fordern. Endlich ſagte er ihm mit ausdrücklichen Worten, und in dem kühnſten Ton: Was gehet dich meine Aufführung, und meine Denkungs-

Mothaded-Billah.
Hegire 289
n.C.G. 902

Art an: Bekümmere dich um weiter nichts, als was dich angehet!

Er wird zum Tode verdammet.

Der Calif, den die Unverſchämtheit dieſes Rebellen verdroß, machte dem Geſpräch damit ein Ende, daß er ihm ſein Todes Urtheil ankündigte. Er ward dadurch verurtheilt, daß ihm erſt Hände und Füſſe abgehauen werden, und der Cörper hernach an den öffentlichen Galgen gehangen werden ſolte. Anſtatt, daß ſich die Karmathen durch ſeine Hinrichtung hätten ſollen in Furcht ſezzen laſſen, ſo gewann es vielmehr den Anſchein, als wenn ſie dadurch angefeuret würden, ihre Empörung mit mehrerer Herzhaftigkeit, als jemals fortzuſetzen. Sie erwählten ſich wieder den Zakaviah zum Anführer, einen Mann, der herzhaft und unerſchrocken war, und der den Augenblick anfieng, den Muſelmannen was zu ſchaffen zu machen. Doch dieſes geſchahe erſt unter den Nachfolgern des Mothaded. Denn dieſer Herr verſtarb in eben dieſem Jahre, im neun und vierzigſten Jahre ſeines Alters, und in dem neunten ſeiner Regierung. Er hinterließ drey Söhne, die alle nach einander auf den Thron kamen. Der erſte hieß Moktaphi, der zweyte Moktader, und der dritte Caher.

Mothaded ſtirbt.

Im ganzen muſelmanniſchen Reiche wurde dieſer Calif ungemein bedauret. Er hatte ſich durch ſeine Güte, ſeine Klugheit, und durch ſeine groſſe Fähigkeit zu den Staats-

Methaked-Billah. Hegire 289 n.C.G.902

geſchäften die Zuneigung ſeiner Unterthanen eigen gemacht. Er war beſonders bemühet geweſen das Blut des Volks, ſo viel möglich, zu ſparen. Denn er hatte niemals einen Krieg angefangen, als wenn ihn die höchſte Noth dazu getrieben. Seine Bediente fürchteten ihn, weil er von Natur hitzig war, und verlangte, daß alles ſehr ordentlich geſchehen müſte. Aber ſeine Hitze daurete nicht lange, und es war ihm gleich wieder vorüber.

Der Character dieſes Califen.

Ich will itzo eine artige Geſchichte anführen, woraus man leicht abnehmen wird, daß dieſer Calif, der ſo leicht in Zorn gerieth, dennoch als ein Muſter einer Mäßigung und Gelaſſenheit, deren wenig Fürſten fähig ſind, angeſehen werden kann. Abdallah-ebn-Solimann, der ſie ſelbſt mit angeſehen hat, erzählet ſie mit dieſen Worten: *Ein Sclave, der eben bey dem Calif war, gab ihm mit dem Stocke, woran die Fliegen abzuwehren ein groſſer Knaſt hieng, aus Unvorſichtigkeit einen ſtarken Schlag. Ich ſahe ihn hierauf aufſpringen,* ſagt Abdallah, *und es lief mir ſelbſt ein Schauer über, denn ich glaubte die Straffe ſchon vorher zu ſehen, die dieſer unglückliche Sclave für ſeine Unachtſamkeit würde ausſtehen müſſen. Allein wie groß ward mein Erſtaunen, als ich hörte, daß der Calif ganz gelaſſen ſagte: vermuthlich*

Motbaded-
Billah.
Hegire 289
n.C.G.902

lich iſt dieſer Sclave eingeſchlaffen. Ich warf mich darauf zu ſeinen Füſſen, und rief: Ich würde es nicht glauben, groſſer Beherrſcher der Gläubigen, daß die Gelaſſenheit ſo weit gehen könnte, wenn ich es nicht ſelbſt geſehen, wenn ich es nicht ſelbſt gehört hätte. Was hätte ich anders machen ſollen? antwortete er mir. Ich weiß, er hat es nicht aus Vorſatz gethan, und deswegen iſt er auch zu entſchuldigen. Denn es ſind nur die vorſetzlichen Fehler, die beſtraft werden müſſen.

Man wirft dieſem Herrn ſeine Neigung zu den Aliden für. Er hat ihnen in der That ſo viele Dienſte geleiſtet, als ihm immer möglich geweſen iſt; und wenn man ihm Vorſtellungen dagegen machen wollte, ſo hatte er allezeit einige Träume in Bereitſchaft; womit er ſein Verfahren rechtfertigte. Hier iſt eine Begebenheit, die dahin gehöret, und geleſen zu werden verdienet. Mahomet-ben-Zaid, Fürſt von Manzaderan ſchickte jährlich eine Summe von funfzig tauſend goldener Thaler nach Mecca, welche unter diejenigen von des Ali Nachkommen, ſo dürftig waren, vertheilet wurde. Einſtmalen geſchahe es, daß dieſes Geld nach Bagdet an einen Kaufmann geſchickt wurde, der es weiter befördern

ſolte.

Mothaded-Billah. Hegire 289 n.C.G. 902

ſolte. Allein der Richter an dieſem Orte nahm es ihm ab, und erklärte es für verfallen. Der Kaufmann beſchwerte ſich darauf bey dem Calif, worauf der Richter Befehl bekam, das Geld wieder heraus zu geben. Die Feinde der Aliden, die es gerne wollten, daß das Geld eingezogen bliebe, giengen darauf ſelbſt zum Calif, und thaten ihm Vorſtellungen dagegen. Allein dieſer Fürſt gab ihnen zur Antwort: Er habe itzo einen Traum gehabt, worinn ihm Ali erſchienen ſey, und ihm geſagt habe, daß ſeine drey Söhne nach ihm regieren ſolten. Zugleich habe er ihm angerathen zur Dankbarkeit für dieſe Zeitung, ſeinen Nachkommen gutes zu erweiſen; und ſeine drey Söhne durch ſein Beyſpiel zu einer gleichen Nachfolge anzureizen. Nach dieſer Erzählung, fügte er hinzu, könnte er ohnmöglich unterlaſſen ſich der Aliden, beſonders bey einer Gelegenheit, wo bloß die Erbarmung anriethe, ſie ihres Unterhalts nicht zu berauben, anzunehmen. Mit dieſer Antwort ſchickte er ſie nach Hauſe, und ließ das gedachte Geld nach Mecca bringen.

El-macin erzählt, Mothaded habe einſtmalen, als er eine groſſe Summe Geldes nöthig gehabt, zu einem Magus geſchickt, der für den reichſten Kaufmann in ganz Bagdet ausgeſchrien geweſen, und habe ihm geſagt, daß er itzo ſeine Zuflucht zu ihm nehmen müſſe, weil ſeine Caſſe nicht hinreichte ein Vorhaden auszuführen, daß er gerne ſich zu Stande bringen möchte. Dieſer habe ihm geantwortet: Herr! mein ganzes Vermögen ſtehet zu deinem Befehle, ſage nur, wie viel du gebraucheſt? Allein, habe ihm der Calif unterbrochen, du haſt ja noch keine Sicherheit gefordert, woher denkeſt du denn, dein Anlehn wieder zu nehmen? Herr! habe ihm der Magus geantwortet, du biſt der Beherrſcher der Gläubigen. GOtt verläſt ſich auf dich, indem er dir das Leben und das Vermögen ſeiner Diener anvertrauet, und du legeſt ihm getreulich Rechnung davon ab; weil du die Gerechtigkeit liebeſt, warum ſolte ich dir denn nicht mein Geld anvertrauen? Der Calif, dem ſo edle Geſinnungen ungemein gefielen, dankte ihm, und ſagte: Gehe nur wieder hin, ich mag nichts von dir leihen. Wenn du aber jemalen Geld benöthiget ſeyn ſolteſt, ſo gebe ich dir hiemit die Verſicherung, daß dir meine Schatzkammer ſtets offen ſtehen ſoll.

Mothadel-Billah.
Hegire 289
n.C.G. 902

Ein anderer Geſchichtſchreiber hat eine beſondere Begebenheit aufgezeichnet, die einem Muſelmann, Namens Scheik-Kaiat die Achtung und Freundſchaft des Califen zuzog, und ihn in groſſes Anſehen zu Bagdet ſetzte.

Dieſer Muſelmann, der ein ehrlicher und aufrichtiger Mann war, hörte, da er eben über ein-

Motbaded-Billah. Hegire 289 n.C.G.902

eine Gaſſe zu Bagdet gieng, eine Frauensperſon um Hülffe ruffen. Scheik gieng gleich in das Haus, wo der Schall herkam, und vernahm, daß ein Türke dieſe Frau nothzüchtigen wollte. Er gab demſelben einen derben Verweiß. Dieſer aber ſchalt ihn heftig aus, und drohete ihm noch was ſchlimmers. Scheik, der ſich nicht für ſtark genug hielt, den Muthwillen dieſes Türken zu beſtraffen, ſtieg auf den Thurm einer nahe gelegenen Moſchee, und rief das Volk zum Gebet. Ob es nun gleich nicht die rechte Zeit zum beten war, ſo kam doch eine groſſe Menge Menſchen herbey, welchen er die ganze Sache erzählte; dieſe giengen darauf ſo gleich hin, und nahmen den Türken gefangen, der auch noch deſſelben Tages abgeſtraft ward.

Der Calif freuete ſich über dieſe That, als ſie ihm hinterbracht wurde. Er verlangte den Scheik zu ſehen, und befahl ihm, ſich allemal ſo zu verhalten, wenn Unordnungen vorgiengen, wobey er ſich vorbehielt, die Schuldigen hernach abzuſtraffen. Hiedurch bekam Scheik ein ſolches Anſehen in Bagdet, daß ſich niemand unterſtand, in ſeiner Gegenwart das geringſte vorzunehmen, was den Geſezzen entgegen lief.

Ein anderer Autor, Namens Mohammed-ben-Abda-Couarch berichtet bey dieſer Gelegenheit, daß ein gewiſſer Kaufmann zu Bagdet, der einem Herrn am Hofe ſchon ſeit langer Zeit eine wichtige Summe geliehen hatte, und auf keine Art und Weiſe von ſeinem Schuldner etwas wieder erhalten konnte, ſich entſchloſſen hätte, ſeine Forderung aufzugeben, weil ſie ihm ſchon ſehr viele Unkoſten gemacht hatte. Allein einer ſeiner Freunde, dem er ſeine Noth geklaget, habe ihm den Rath gegeben ſeine Beſchwerden bey eben dieſem Scheik anzubringen. Der Kaufmann habe es gethan, und den Nutzen dieſes Raths ſogleich verſpührt. Scheik ſey zu dem Herrn hingegangen, und habe ihm ſeine Ungerechtigkeit ſo herzhaft verwieſen, daß dieſer, der ſich nicht viel gutes vermuthen war, ſeinen Gläubiger kurz darauf befriediget habe.

Mothaded Billah. Hegire 289 n.C.G. 902

Mothadeds Regierung iſt durch die groſſe Anzahl Gelehrten, die in derſelben geblühet haben, ſehr merkwürdig geworden. Thabet-ebn-Korra, und Ahmed-ebn-Mohammed, thaten ſich beſonders durch ihre groſſe Wiſſenſchaften ſehr hervor.

Der erſte gab viele Werke heraus, die in die Logic, die Metaphyſic, und die Medicin einſchlugen. Er ſchrieb die Geſchichte der alten Sabeenſer in Syriſcher Sprache, und machte einen merkwürdigen Abriß von ihren Gewohnheiten, ihren Grundſätzen, ihrer Religion, und ihren bürgerlichen Geſetzen. Der andere ſchrieb viele Bücher von verſchiedenen Wiſſenſchaften, worauf ſich die alten Araber legten. Sie hatten beyde groſſen Antheil an der Freundſchaft des Califen. Dieſer Fürſt, dem ihr Verſtand, und ihre Weisheit bekannt war, bediente ſich ihrer bey verſchiedenen wichtigen Angelegenheiten mit groſſem Nutzen; und da ſie über das beyde von aufgeräumter Gemüthsart waren, ſo ſahe er gern, daß ſie bey allen ſeinen Luſtbarkeiten gegenwärtig waren.

Urſprung der Samaniden.

Es geſchahe unter dem Califat dieſes Herren, daß die Herrſchaft der Samaniden aus den Ruinen der Herrſchaft der Soffariden entſtund. Motamed, der Vorgänger des Mothaded, hatte ſtets mit dem Amrou-ebn-Leiz in einem guten Verſtändniß gelebet, der, wie wir ſchon geſehen haben, der zweyte Fürſt unter den Soffariden war. Er hatte dem Calif einen wichtigen Dienſt geleiſtet, indem er hier den Sieg über den Mohammed, den Sohn des Zeid, der ſich in Khoraſſan zum Calif aufgeworffen hatte, hatte erfechten helffen. Amrou hatte dieſen in einem Treffen überwunden, und ihn an Händen und Füſſen gefeſſelt nach Bagdet geſchicket.

Motamed hatte zur Dankbarkeit für dieſen Dienſt ſtets viel Achtung für den Amrou bezeuget, und hatte ſich bey verſchiedenen Gelegenheiten allemal als ſeinen Freund bewieſen. Endlich aber, als Mothaded gewahr ward, daß die Macht dieſes Fürſten von Tage zu Tage merklich anwuchs, ſo entſchloß er ſich ihm dasjenige

nige wieder zu nehmen, was derſelbe und ſein Bruder dem Califen unrechtmäßiger Weiſe entzogen hatten.

Der Calif ſuchte zu dieſem Ende den Iſmael, einen Sohn des Ahmets, und einen Urenkel des Saman,* von welchem derſelbe und alle ſeine Nachkommen den Namen der Samaniden angenommen hatten, zu gewinnen. Er verſchwendete ſo viel Geld und gute Worte an ihn, daß er ſich bewegen ließ, die Waffen gegen den Amrou zu ergreiffen. Iſmael war ein Herr, der eben ſo viel Muth als Ehrgeiz beſaß. Er entſchloß ſich daher, ſich der Vorſchläge des Califen zu ſeinem Nuzzen

---

[*] Saman war ein Sohn eines Cameltreibers, er ſelbſt hatte dieſes Handwerk ſchon einige Zeit getrieben. Da er aber vielen Muth bey ſich verſpührte, ſo entſchloß er ſich zu dem Degen zu greiffen. Seine erſten Lehr-Jahre brachte er unter einer Räuberbande zu, wovon er bald der Anführer ward. Sein Sohn, Aſpad ließ dieſe ſchändliche Handthierung liegen, und begab ſich in die Dienſte der Califen. Es glückte ihm, es darinn in kurzer Zeit ſo weit zu bringen, daß er ſeinen Kindern eine gute Erziehung geben konnte. Dieſe nahmen ſie auch an, und erhielten die höchſten Kriegs-Bedienungen. Sie bekamen darauf verſchiedene Statthalterſchaften, worinn ſie ſich zu regierenden Herrn aufwurffen, und eine Herrſchaft errichteten, von welcher Iſmael Saman der Stifter war.

zen zu bedienen. Denn da er ſchon Herr von einem groſſen Lande in Transoxanien war, ſo hofte er durch die Hülffe, um welche ihn der Calif angeſprochen, ſich auf Koſten des Amrou, ja ſelbſt des Califen noch mehr zu vergröſſern.

Er zog deswegen gegen den Amrou zu Felde. Dieſer gieng ſeinem Feinde mit ſeiner Armee gleichfals entgegen; und beyde bereiteten ſich, rechte Proben ihrer Tapferkeit und Geſchicklichkeit abzulegen, als ein ohngefehrer Zufall dem Iſmael den Sieg in die Hände ſpielte, ohne daß er nöthig hatte das Schwerdt zu ziehen. Amrou ritt auf einem ſehr wilden Pferde, dieſes wurde flüchtig, und rannte mit ſeinem Herrn auf die Feinde zu, welche ſich ſeiner gleich bemächtigten, und ihn als einen Gefangenen in ihr Lager führten.

So bald die Völker des Amrou den Verluſt ihres Heerführers gewahr wurden, ſo riſſen ſie den Augenblick aus, und dieſe groſſe Armee zerſtreuete ſich mit einemmale. Iſmael hielt den Amrou eine Zeit lang in ſeinem Lager gefangen, hernach aber ſchickte er ihn dem Mothaded zu, der ihn ins Gefängniß* werffen ließ.

---

* Man ſaget, Amrou ſey deſſelben Tages, als er gefangen genommen ward, ſehr hungerig gewe-

Der Calif belohnte dem Iſmael für dieſes übermachte wichtige Geſchenk ſehr reichlich. Er gab ihm den Titel *Padiſchad*, welches einen Kaiſer oder Monarchen bedeutet. Zugleich

---

geweſen, und habe einem ſeiner Wächter aufgetragen, ihm ſogleich etwas Eſſen kochen zu laſſen. Dieſer habe auch den Augenblick ein Stück Fleiſch genommen, und es in dem erſten Gefäſſe, ſo er finden können, ans Feuer gebracht, (dieſes ſey ein Keſſel geweſen, woraus die Morgenländer die Pferde zu füttern und zu tränken pflegen,) und daſſelbe, ſo gut er gekonnt, an ein Stück krummes Holz aufgehangen. Da man eben nicht viel acht auf das Fleiſch gab, als es kochte, ſo kam ein Hund, und ſteckte den Kopf in den Keſſel, da es ihm aber zu heiß war, ſo zog er den Kopf ſo geſchwind zurück, daß ihm der Henkel von dem Keſſel über den Hals fiel. Er lief darauf fort, und nahm den Keſſel und das darinn für den Sultan befindliche Fleiſch mit. Dieſer, der alles mit anſahe, fieng darüber entſetzlich an zu lachen. Einer ſeiner Diener, der es bemerkte, ſagte ihm, es ſey in ſeinen itzigen Umſtänden eben keine Zeit zu lachen; allein er gab ihm die Antwort: ich habe wohl Urſach zu lachen, weil ich ſehe, daß itzo ein einziger Hund meine ganze Küche fort träget, da ſich doch noch heute Morgen mein Haushofmeiſter beſchwerete, daß drey hundert Camele nicht hinreichend wären ſie fortzuſchaffen. Herbelot in ſeiner morgenländ. Hiſtorie.

gleich beſtätigte er dieſem Herrn und ſeinen Nachkommen ſolche Vorrechte, welche das Anſehen der Califen von Tage zu Tage ſchwächten.

Mothaded befahl in der zwey hundert und neun und achtzigſten Hegire, als er ſchon auf dem Sterbebette lag, daß man den Amrou in dem Gefängniſſe ſolte todt hungern laſſen. Dem ohngeachtet aber hörte die Herrſchaft der Soffariden mit dem Tode dieſes Prinzen noch nicht auf, ſondern ſie wurde durch den Thaher, ſeinen Enkel erhalten, der ſich nach dem ſeinem Großvater begegneten Unglück in das Segeſtaniſche begeben hatte, wo er als regierender Herr, und rechtlicher Nachfolger des Amrou aufgenommen ward. Doch er bekleidete dieſe Würde nicht lange, denn eben derſelbe Iſmael kam, ihn in dieſer Provinz aufzuſuchen, er ſchlug ihn aufs Haupt, und ſchickte ihn dem Calif gleichfals gefangen zu. Dieſe letzte Begebenheit trug ſich unter der Regierung des Moktaphi, des Nachfolgers von Mothaded zu. Auf dieſe Art wurde Segeſtan, und alle davon abhängende Länder mit den weitläuftigen Staaten vereiniget, ſo der Iſmael ſchon beſaß. Alſo ward die Herrſchaft der Soffariden zerſtört, um der, die die Samaniden aufrichteten, Platz zu machen; und dieſe ward in der folgenden Zeit wiederum durch die Gazneviden gänzlich übern Hauffen geworffen.

Mok-

Moktaphi-Billah.

Sechs und dreyßigſter Calif.

Moktaphi Billah. Hegire 289 n. C. G. 902

Dieſer Herr hielt ſich zu der Zeit, als ſein Vater verſtarb, zu Raccah auf, und wurde daſelbſt ſo gleich zum Califen ausgeruffen. Kurz darauf gieng er nach Bagdet, wo er ſeine Reſidenz anlegte, und die Feyerlichkeit ſeiner Ausruffung nochmal wiederhohlen ließ. Caſſem, der ſchon unter dem vorhergegangenen Califat zum Vezier gemacht war, hatte die Vorſicht gebraucht, ihm von den Einwohnern, ſo bald ſein Vater die Augen zugethan, den Eid der Treue abſchwören zu laſſen.

Anfänglich hatte dieſer Vezier, nach Elmacins Bericht den Vorſatz, ihm die Krone vor dem Munde weg zu fiſchen, und ſie einem ſeiner Brüder aufzuſetzen; andere wollen gar behaupten, er habe ſie für ſich ſelbſt behalten wollen. Dieſes Vorhaben hatte er einem Muſelmann, Namens Badir, der zu Bagdet in ſehr groſſem Anſehen ſtand, eröfnet. Da daſſelbe aber hernach keinen Fortgang hatte, ſo argwohnte er, Badir möchte dieſes Vertrauen, ſo er in ihn geſetzt, mißbrauchen, und ihn deswegen dermaleinſt bey dem Califen anſchwärzen. Deswegen entſchloß er ſich, um ſicher zu gehen, dieſes Vorhaben auf die Rechnung desjenigen zu ſchreiben,

dem

Moktaphi-Billah. Hegire 289 n.C.G.902

dem er es erſtlich anvertrauet hatte. Er gieng demnach zum Moktaphi, und beſchuldigte den Badir desjenigen Verbrechens, deſſen er ſelbſt ſchuldig war.

Der Calif, der ſich auf die Redlichkeit ſeines Veziers in allem verließ, ſtellete ſeinen Worten völligen Glauben bey, und überließ ihm die Sorge dieſe Sache weiter zu treiben. Caſſem bediente ſich dieſer Vollmacht, um alles zum Untergange des Badir zu veranſtalten. Zu dem Ende bemühete er ſich einige ſeiner Leute zu gewinnen, daß ſie gegen ihn ausſagen ſolten. So bald dieſem von den gefährlichen Dingen, ſo man mit ihm vorhatte, etwas zu Ohren kam, ſo war er auf ſeine Sicherheit bedacht, und entflohe in einen feſten Ort, der ihm zugehörte. Dieſe Flucht hatte eine ſchlimme Würkung. Caſſem bediente ſich derſelben, als eines neuen Beweiſes, den angeklagten bey dem Calif zu verdammen, und erhielt dadurch, daß derſelbe einen Theil ſeines Heers ausſchickte, den entwichenen, in ſeinem Auffenthalte zu belagern.

Während der Zeit, daß die Veranſtaltungen zu dieſer Belagerung vorgekehrt wurden, ſo überlegte Caſſem, daß Badir ſich leicht eine Unterredung mit dem General, der die Belagerung anordnen würde, ausbitten könnte, und daß es dieſem alsdenn leicht ſeyn würde, die wahren Umſtände der ganzen Hiſtorie zu entdecken, deswegen erdachte er ein anderes

Moktaphi Billah.
Hegire 289
n.C.G. 902

Mittel zu ſeinem Untergang. Er zeichnete die Hand des Califen nach, und ſchrieb im Namen dieſes Herrn einen Brief an ihn; worinn er ihm meldete, daß er, der Calif von allem, was ihn angienge, nunmehro hinlänglich unterrichtet ſey, und ihn für ganz unſchuldig hielte; er möchte deswegen wieder zu ihm kommen, und alles Mißtrauen fahren laſſen. Dieſen Brief gab der Vezier dem Canzler, und befahl ihm, denſelben dem Badir auf eine ſolche Art in die Hände zu ſpielen, als wenn er unmittelbar von dem Calif käme.

Der Canzler erfüllete den Befehl des Veziers. Der Brief ward ihm übergeben, und der unglückliche Badir, der nicht den geringſten Argwohn von dem heimtückiſchen Streiche hatte, den ihm Caſſem ſpielte, und der ſich über das auf ſeine Unſchuld verließ, glaubte würklich, daß der Calif dieſelbe eingeſehen hätte, weswegen er die Waffen niederlegte, und ſich auf den Weg nach Bagdet machte. Indem er aber in einem auf der Heerſtraſſe belegenen Wirthshauſe etwas anhielt, ſo wurde er von einem Hinterhalt, den der Caſſem beſtellet hatte, angefallen. Dieſe ſchlugen ihm den Kopf ab, und brachten ihn dem Caſſem. Dieſer ſchändliche Miniſter beſaß die Unmenſchlichkeit, denſelben ſelbſt dem Calif zu überbringen; wobey er nicht genug Freude bezeugen konnte, daß ein Verräther, der ihm nach

Moktaphi-Billah.
Hegire 290
n.C.G. 903

der Krone geſtanden habe, alſo belohnet ſey.

Die Karmaten werden geſchlagen.

Mit einer ſo traurigen Begebenheit fieng ſich die Regierung des Moktaphi an, die Folge war ein beſtändiger Krieg gegen die Karmathen, worinn der Verluſt und der Gewinn zwiſchen den Muſelmannen und den Rebellen ziemlich gleich getheilet waren. Zacarviah, ihr Haupt fieng die Feindſeligkeiten mit einem Einbruch in Syrien an. Er richtete in dieſer Provinz eine entſetzliche Verwüſtung an, indem er eine groſſe Anzahl kleiner Städte, und andere an groſſe Oerter angränzende Plätze rein ausplünderte, und alles mit Feuer und Schwerdt verheerte. Der Calif ſchickte ihm eiligſt eine Armee auf den Leib, die auch dieſe tobenden Leute mit einer ſolchen Hitze angrif, daß gleich das erſte Treffen den Sieg auf ſeine Seite lenkte. Die Karmathen wurden in Unordnung gebracht, und in die Flucht geſchlagen. Der berüchtigte Zacarviah, der die gröſten Anſchläge zur Ausbreitung ſeiner Secte im Kopfe hatte, kam ſelbſt in dieſer Schlacht ums Leben.

Sie fangen von neuem ihre Streifereyen an.

Houſſain, ein Bruder dieſes Rebellen, nahm ſeinen Platz ſogleich wieder ein, und ſuchte den Ueberreſt ſeiner Völker wieder zu verſammlen. Anfänglich ließ er ſie ſich erſt wieder erhohlen, darauf aber, als er ſie vorher durch einige friſche Hauffen verſtärkt hatte, zog er wieder gegen die Muſelmannen zu

Felde. Dieſer neue Anführer hatte mehr Glück als ſein Bruder. Er ſchlug die Völker des Califen tapfer zurück, und machte ſich ſo furchtbar, daß er ſich in ihrem Angeſicht vieler Städte in Syrien bemächtigte, ohne daß ſie ihn daran verhindern konnten.

Moktarbi-Billah. Hegire 290 n.C.G. 903

Dieſe Nachrichten verdroſſen den Califen ungemein. Er ſahe, daß dieſe weitläuftige Provinz bedrohet ward, ein Raub dieſer Rebellen zu werden. Deswegen entſchloß er ſich ihr ſelbſt zu Hülffe zu eilen. Er brach würcklich mit hundert tauſend Mann auf, und ſuchte die Karmathen auf. Allein dieſe, die von der erſchrecklichen Armee, die gegen ſie anrückte, Nachricht bekommen hatten, hielten es für das beſte eine Schlacht zu vermeiden. Deswegen faſten ſie den Entſchluß ſich an vortheilhafte Oerter zurück zu ziehen, wo man ſie ſchwerlich würde angreiffen können.

Sie werden in einem zweyten Treffen gänzlich geſchlagen.

Allein man ließ ihnen nicht die Zeit ihr Vorhaben auszuführen. Die Armee des Califen, die ihre Reiſe beſchleuniget hatte, kam eben zu der Zeit an, da ſie im Begrif waren ſich zurück zu ziehen. Sie wurden den Augenblick angegriffen. Die Rebellen thaten zwar alles mögliche eine Schlacht zu vermeiden. Endlich aber, da ſie ſahen, daß ihnen alle Wege ſich zurück zu ziehen abgeſchnitten waren, ſo ſtelleten ſie ſich dem Feinde unerſchrocken entgegen, und ſchlugen ſich anfänglich mit einer erſtaunenswürdigen Standhaf-

Hegire 291 n.C.G. 904

Mektaphi-Billah Hegire 291 n.C.G.904

tigkeit herum. Dem ohngeachtet aber muſten ſie doch der Anzahl und der Uebermacht weichen. Nachdem ſie lange genug gegen den Feind Stand gehalten hatten, ſo bemüheten, ſie ſich die Gegend nach dem Euphrat zu gewinnen, um zu entwiſchen. Allein dieſer Weg wurde ihnen verlegt. Houſſain, ihr Anführer wurde ohngefehr mit drey hundert und ſechzig ſeiner Leute, ſo wohl Soldaten als Officieren gefangen genommen, und nach Bagdad geſchickt. Der Calif begab ſich auch kurz nach dieſem wichtigen Siege dahin, und verdammete alle Gefangene zum Tode. Man hieb ihnen allen erſt die Hände und die Füſſe, und darauf die Köpfe ab.

Die Türken fallen in Mauvaralnahar ein.

Itzo vernahm man zu Bagdet die Thaten der Muſelmannen in der Provinz Mauvaralnahar. Dieſe ganze Gegend ward plötzlich von den Türken überſchwemmet, welche ſie in der Anzahl von ſieben hundert Männern alle wohl bewafnet überfielen. Nachdem der erſte Schrecken, den die Ankunft einer ſo groſſen Menge Menſchen verurſachte, vorüber war, ſo griffen die Muſelmannen gleichfals zu den Waffen, giengen auf die Türken los, überfielen ſie, und hieben alles ohne Erbarmen nieder, was ſich wiederſetzen wollte. Die davon kamen ergriffen die Flucht, und wurden gänzlich zerſtreuet

Einfall der Griechen.

Faſt zu eben der Zeit thaten die Griechen auf der andern Seite einen Einfall, und verheerheerten einen Thäl der muſelmanniſchen Gränzen. Sie hatten ſich in zehen Hauffen vertheilt, ein jedweder zehen tauſend Mann ſtark, und nahm einen beſondern Weg. Sie richteten entſetzliche Verwüſtungen an, und zogen ſich darauf den Augenblick wieder in ihr Land zurück.

Moktaphi-Billah.
Hegire 291
n.C.G. 904

Das folgende Jahr machte der Calif der Herrſchaft der Theloniden, ſo ſie ſeit einiger Zeit in Egypten und Syrien aufgerichtet hatten, ein Ende. Haroun-ebn-Chemaravaid hatte den Calif zum Mißvergnügen gegen ſich angereizt. Darauf ließ derſelbe Egypten zu Waſſer und zu Lande anfallen. Haroun, der nach Mesrah geflüchet war, ward in dieſem Orte belagert, und vertheidigte ſich tapfer. Allein einſtmalen, als ein Soldat aus des Califen Leibwache den Haroun bey einem Ausfalle bemerkte, ſo ſchoß er einen Pfeil mit ſo viel Geſchick- und Geſchwindigkeit auf ihn ab, daß er ihn auf der Stelle tödtete. Sein Tod machte dem ganzen Kriege ein Ende. Seine Soldaten legten die Waffen nieder, und die zwo Provinzen Egypten und Syrien unterwarfen ſich wieder unter die unmittelbare Herrſchaft der Califen, ihrer wahren Oberherren.

Hegire 292
n.C.G. 905
Ende der Herrſchaft der Theloniden in Egypten.

Dieſe Begebenheit erfüllete den ganzen Hof zu Bagdad mit Freude, welcher, da er nunmehro von dieſer Seite nichts mehr zu befürchten hatte, ſeine Kräfte deſto ohnehin der-

Die Karmathen kommen von neuem wieder.

Moktaphi-Billah. Hegire 292 n.C.G.905 derter an andern Orten anwenden konnte, woſelbſt neue Rebellen wiederum groſſe Bewegungen machten. Man muſte in der That bald darauf die Waffen gegen die Karmathen ergreiffen, deren Anhang von Tage zu Tage gröſſer ward. Ob ſie gleich das letzte mal eine völlige Niederlage erlitten hatten, ſo kamen ſie doch einige Monate darauf, unter der Anführung eines neuen Oberhaupts, mit Namen Zecroune wieder. Dieſer drung in Arabien ein, und ſtreifte bis in Irak. Der Calif ſchickte ihnen zwar eiligſt Truppen entgegen; allein die Rebellen kehrten ſich gar nicht daran, und fuhren fort zu rauben und zu plündern. Endlich als ſich beyde Herrn bey einem Orte, Namens Cadeſiah einander antraffen, ſo kam es zu einer Schlacht, worinn die Armee des Califen geſchlagen, und genöthiget ward die Flucht zu ergreiffen, um dadurch eine gänzliche Niederlage zu vermeiden.

Hegire 293 n.C.G.906 Die über dieſen Sieg aufgeblaſene Karmathen giengen nunmehro nach Syrien, und plünderten daſelbſt viele anſehnliche Städte aus, als Baſri, Adraquetta, und noch andere mehr. Von da giengen ſie auf Damas los. Der Commendant hielt ſich eben in Egypten auf, und hatte ſeinem Unterhauptmann dem Salek die Stadt anvertrauet. Dieſer verließ die Stadt, und gieng unbeſonnener Weiſe auf die Rebellen los. Dieſe That hatte die ſchlimmeſten Folgen; denn er wurde geſchlagen,

gen, und war noch glücklich genug, daß er wieder in die Stadt kam.

Moktaphi-Billah.

Hegire 293 n.C.G.906

Die Karmathen wollten ſie anfänglich belagern, doch da dieſer Ort zu groß, und ſie ſelbſt zu einer ſolchen Unternehmung in gar zu kleiner Anzahl waren; ſo lieſſen ſie ſich begnügen ſtarke Brandſchatzungen auszuſchreiben. Hierauf brach Zecroune weiter auf, und führte ſeine Soldaten nach Theberiada, woſelbſt er von einem groſſen Hauffen muſelmanniſcher Völker, die den Joſeph ebn Ibraim an der Spitze hatten, angegriffen wurde. Dieſer ſchlug die Rebellen, und trieb ſie in die Flucht. Ohne ihnen Zeit zu laſſen, ſich wieder zuſammen zu ziehen, verfolgete er ſie bis zu einem in der Wüſte gelegenen Ort, Namens Souane. Hier kam es noch einmal zu einem hitzigen Treffen, worinn die Rebellen die Oberhand behielten. Es ſey nun daß ſie Mittel gefunden haben, ſich zu verſtärken, oder daß allein die Verzweiflung ihren Muth angefeuret hat, mit einem Wort, ſie fochten als wütende Leute, und ſchlugen das muſelmanniſche Heer aufs Haupt. Ihr Lager ward von den Siegern erbeutet, und alle Gefangene wurden von ihnen nieder gemachet.

Hegire 294 n.C.G 907 Sie plündern eine Caravane,

Der ſtets nach Raub und Blut begierige Zecroune ließ darauf ſeine Völker den Weg durch das wüſte Arabien nehmen; weil er Nachricht bekommen hatte, daß eine Carava-

Moktaphi-Billah Hegire 294 n. C. G. 907 und werden durch das Heer des Califen geſchlagen.

ne, die nach Mecca gedächte, dadurch reiſen wollte. Er traf ſie würklich an, und metzelte ſowohl die Kaufleute und Pilgrim, als auch die Bedeckung, ohne Erbarmen nieder. Nur den Weibern ſchenkte er das Leben, und machte ſie zu Sclavinnen. Darauf ließ er alles ausplündern, und als er damit fertig war, ſo ſetzte er ſich in Bereitſchaft, auf neue Unternehmungen auszugehen. Allein hier traffen ihn die Völker des Moktaphi an, und griffen ihn ſogleich an. Dieſer ſchleunige Angrif machte die Karmathen beſtürzt. So bald Zeeroune ſolches gewahr ward, ſo bemühete er ſich ihnen eben den Muth einzuflöſſen, der ihn belebte. Allein er bekam eine Wunde an dem Kopf, die ihn ganz betaubte, und zum Streit untüchtig machte. Seinen Soldaten entfiel darauf das Herz ganz und gar, und ſie lieſſen ſich von den Muſelmannen niederhauen. Es war nur eine kleine Anzahl, die das Glück hatte davon zu kommen. Zeeroune ward gefangen, er ſtarb aber fünf Tage darauf an der Wunde, die er an dem Kopfe bekommen hatte. Da man die Abſicht hatte, ihn öffentlich zu Bagdad zur Schaue aufzuſtellen; ſo ward ſein Cörper geöfnet, und balſamirt, damit er den ſiegenden Völkern zum Triumph aufbehalten würde.

Nachher wurde er in Bagdad mit Strausfedern

federn auf dem Kopfe hinein gebracht. Seine Frau und die übrigen Gefangenen muſten ihm zur Leichenbegleitung nachfolgen, welche, nachdem ſie dem Volke auf dieſe Art zum Schauſpiele dargeſtellt waren, alle umgebracht wurden.

Moktaphi-Billah.
Hegire 295
n. C. G. 908
Moktaphi ſtirbt.

Dieſes war die letzte Begebenheit, die ſich unter dem Califat des Moktaphi zutrug. Dieſer Herr verſtarb in dem folgenden Jahre, nachdem er ohngefehr ſechs Jahre geherrſchet hatte. Sein Eifer für die Religion, ſeine Freygebigkeit, und beſonders ſein angenehmer und leutſeliger Character, hatten ihn bey jedermann ſchätzbar gemacht. Elmacin ſagt, er ſey nicht groß geweſen und habe eine ſchöne Geſichtsbildung gehabt, ſeine Farbe ſey etwas bräunlich, ſein Bart aber ſehr ſtark geweſen.

Moctader-Billah.

Sieben und dreyßigſter Calif.

Moctader-Billah.

Des Califen groſſe Jugend verurſachet viele Unordnungen.

Moctader, Mothadeds Sohn wurde wieder nach ſeines Bruders des Moktaphi Tode zum Calif gemacht. Er war nur erſtlich dreyzehen Jahr alt, als er den Thron beſtieg. Dieſe ſeine groſſe Jugend verurſachte, daß alle Groſſen des Reichs, die Veziere, ja ſelbſt die Weiber, ſich der Staatsange-

Moctader-Billah. Hegire 295 n.C.G.908

legenheiten annahmen. Dieſes Unweſen gieng ſo weit, daß man eine Prinzeßin mit Bewilligung der Richter und Rechtsgelehrten, in den peinlichen Gerichten den Vorſitz einnehmen ſahe. Dieſe freueten ſich den Richterſtuhl des Califen durch einen ſolchen Präſidenten bekleidet zu ſehen.

Hegire 296 n.C.G.909

Aus einer ſolchen Regierung muſten nothwendig viele Unordnungen entſpringen. Man hörte auch von allen Ecken und Orten dagegen murren. Beſonders giengen die Klagen auf den Vezier, der, wie man ſagte, die Erhebung eines Kindes auf den Thron darum befördert hätte, damit er mit gröſſerm Anſehen regieren könnte. Man zog hieraus für die künftige Zeiten ſchlimmere Folgen, und wollte behaupten, daß, da der junge Prinz itzo zeitig gewöhnet würde, die Regierung durch fremder Leute Hände verrichten zu laſſen, er ſich der öffentlichen Angelegenheiten unvermerkt entſchlagen würde. Ja man würde ſeine Gedanken gänzlich davon abwenden, damit man ſich ſeines Namens, und ſeines Anſehens deſto ungeſcheueter bedienen könnte, den Staat nach den Grillen, und dem Intreſſe derer zu regieren, die den Geheimden Rath ausmachten.

Hoſſain bringt den Vezier um, und ſetzet

Der Vezier befürchtete, daß dieſe Gerüchte zu einer Empörung ausſchlagen möchten, wovon er leicht das Opfer werden könnte, weil er es allein war, dem man die Wahl des Möctader vorwarf. Deswegen ſuchte er die Gemüther wieder zu gewinnen, und wollte zu dem Ende den Moctader abſetzen, und an ſeine Stelle den Mohammed, des Mothaded Sohn wieder auf den Thron ſetzen; da aber dieſer Prinz hierüber wegſtarb, ſo warf er die Augen auf einen von Motavakels Söhnen. Allein dieſer ſtarb auch zu der Zeit, da man mit ſeiner Erwählung umgieng, und kurz darauf ward der Vezier ſelbſt von einem Prinzen aus dem Hauſe des Hamadan, mit Namen Hoſſain umgebracht.

Moctader-Billah. Hegire 296 n.C.G.909 ſich wieder an ſeine Stelle.

Man will, daß dieſer Herr ſchon längſt gerne habe Vezier ſeyn wollen, und daß er es geweſen ſey, der die erſten Beſchwerden gegen dieſen Miniſter aufs Tapet gebracht, und geſucht habe, ihm Feinde zu machen, die ihm eins verſetzen möchten. Man ſagt, alle dieſe Händel wären in dem Geheimniß des Serail angeſponnen worden, und Hoſſain, der es überdrüßig geworden, daß man es nur bey dem murren bewenden lieſſe, ohne zu Thätlichkeiten zu ſchreiten, habe ſich endlich entſchloſſen, das Hinderniß ſelbſt aus dem Wege zu räumen, ſo ſeiner Erhöhung entgegen ſtünde. Dieſes habe ihn bewogen den Vezier umzubringen.

Gleich nach dieſer That ließ dieſer Herr den Abdallah, einen Sohn des Motaz zum Califen ausruffen, und bemächtigte ſich darauf des Kaiſerlichen Pallaſtes. Dieſe Verände-

Er macht den Abdallah zum Calif.

Moctader: Billah Hegire 296 n.C.G.909

rung konnte ohnmöglich ohne groſſen Tumult abgehen. Moctader, der bey ſolchen Umſtänden für ſein Leben zitterte, ſchäzte ſich glücklich, daß er durch Hülffe der Verkleidung entwiſchen konnte. Er entflohe in das Haus eines ſeiner getreueſten Verſchnittenen mit Namen Munas.

Abdallah wird getödtet, und Moctader wieder auf den Thron geſezt.

Dieſer brachte ohne Zeitverluſt alle Officiere, Bediente, und eine Menge anderer dem Califen ergebener Perſonen zuſammen, verſahe ſie mit Waffen, und führte ſie auf den Pallaſt zu. In der groſſen Unordnung, ſo darinn herrſchete, bemächtigten ſie ſich deſſelben ohne groſſe Mühe. So bald ſie den neuen Califen in ihren Händen hatten, ſo ſteckten ſie ihm den Kopf in einen Sack voll ungelöſchten Kalk, und nahmen ihm auf dieſe Art das Leben. Dieſe ſchleunige Empörung brachte den Moctader wieder auf den Thron, und er empfieng von neuem die Bewillkommungen der Groſſen und des Volkes.

Hegire 297 n.C.G.909

Nach dieſem heftigen Stoß, der gewis erfordert hätte, daß man ſo wohl für die Sicherheit der jungen Prinzen, als für die Angelegenheiten des Staats alle mögliche Sorgfalt angewendet hätte, bekamen die Sachen ihren vorigen Lauf wieder. Das iſt, die Groſſen, die Miniſter, und die Weiber riſſen alle Gewalt an ſich, und fuhren fort den Staat in der Minderjährigkeit des Califen zu regieren.

Moctader-Billah.
Hegire 297
n.C.G.909

Zum groſſen Glück für dieſen Herrn machten ſich die Feinde des muſelmanniſchen Reiches der Unordnung, die in dem innerſten deſſelben herrſchte, nicht zu Nutze, und lieſſen ihn von auſſen in Ruhe. Man würde ſonſt zu dieſen Zeiten ſehr verlegen geweſen ſeyn, ſich mit Ehren aus einem etwas ernſthaften Kriege heraus zu wickeln.

Hegire 303
n.C.G. 915
Hoſſain macht Meſopotamien rebelliſch.

Eine bloſſe Empörung, die in Meſopotamien durch eben den Hoſſain, der ſich unterſtanden hatte den Calif abzuſetzen, angerichtet ward, kann hierinn zum Beyſpiele dienen. Er hatte ſich bey dem Lerm, da Moctader wieder auf den Thron geſetzt ward, klüglich aus Bagdad weggemacht. Und nachdem er einige Zeit herumgeſchwärmt war, ſo hatte er ſich in Meſopotamien niedergelaſſen, wo es ihm geglücket war ſich einen Anhang zu machen, durch deſſen Hülffe er ſich dem Gehorſam des Califen zu entziehen gedachte.

Ratek, der damals Moctaders Vezier war, bekam Befehl ſich mit den Völkern in dieſe Provinz zu begeben, und die Rebellen zum Gehorſam zu bringen zu ſuchen. Er brach darauf mit einer zahlreichen Armee gegen den Hoſſain auf, und hatte eine prächtige Geräthſchaft bey ſich. Allein dieſer Feldzug lief unglücklich ab, der Vezier wurde geſchlagen, und die ganze prächtige Ausrüſtung wurde den Siegern zur Beute.

So bald die Nachricht von dieſem Verlu-

ſte

Moctader-Billah.
Hegire 303
n.C.G. 915

Er wird von ſeinen Völkern verlaſſen.

ſie bey Hofe einlief, ſo erbot ſich der verſchnittene Munas, die Ehre der muſelmanniſchen Waffen zu rächen, und machte ſich anheiſchig den Rebellen zu dämpfen. Er hielt auch ſein Wort, hatte aber nicht nöthig den Degen zu ziehen. Denn als das feindliche Heer die Nachricht erhielt, daß Munas die Anführung der muſelmanniſchen Truppen übernommen habe, und daß er in eigener Perſon gegen den Hoſſain anrückte; ſo wurde dieſer Aufrührer von ſeinen Soldaten verlaſſen, eben zu der Zeit, als er in Armenien einbrechen wollte. Die kleine Anzahl, ſo noch bey ihm geblieben war, machte ſich über ihn und ſeinen Sohn her, feſſelten beyde, und brachten ſie alſo dem Munas hin, der ſie im Triumph nach Bagdad führte. Sie waren auf Camele geſetzt, und hatten nichts an, als einen Ueberwurf von Ziegenfellen, und eine lächerliche Mütze auf dem Kopfe. In dieſem Aufzuge wurden ſie auf allen Gaſſen von Bagdad herum geführet, und darauf in ein enges Gefängniß eingeſperret. Die Dämpfung dieſer Empörung verurſachte eine allgemeine Freude; noch mehr aber nahmen die vernünftigen Leute Theil daran, welche, da ſie die ſchlechte Ordnung, ſo überall herrſchete, wohl einſahen, mit recht befürchteten, daß die benachbarten Staaten ſuchen möchten ihren Vortheil daraus zu ziehen.

Moctader-Billah. Hegire 304 n. C. G. 916 Die Griechiſchen Geſandten werden herrlich empfangen.

Allein, im Gegentheil thaten die Griechen, ſo diejenigen waren, von welchen man das meiſte befürchten muſte, einen Schrit, um die Ruhe bey der Krone zu befördern. Man ſahe in Bagdad eine Geſandtſchaft von dem Conſtantin Porphyrogenitus, damaligen Conſtantinopolitaniſchen Kaiſer, ſo damalen unter der Vormundſchaft der Kaiſerin Zoe ſeiner Mutter regierte, eintreffen, die den Calif bewillkommete, und den Antrag thát, die beyderſeitigen Gefangenen auszuwechslen und einen Frieden zu ſchlieſſen.

Die Pracht, womit dieſe Geſandten empfangen wurden, war ein ſicherer Beweiß, daß ihre Ankunft nicht unangenehm war. Der Kaiſerliche Pallaſt wurde mit den koſtbarſten Hausgeräthen ausgeſchmücket, und Waffen von allerhand Arten wurden zur Schaue ausgeſtellet. In dem groſſen Schloßplatze wurde die ganze Wache des Califen funfzehen tauſend Mann ſtark geſtellet. Um dieſer Sache noch ein gröſſer Auſſehen zu geben, ſo wurde ihnen aus goldenen Beuteln ihr Sold ausgezahlet. Auf der andern Seite ſahe man vier tauſend weiſſe, und drey tauſend ſchwarze Verſchnittene, nebſt ſieben hundert Thürhütern, die die Thore und die Zugänge zu dem Pallaſte beſetzt hielten. In dem Schloſſe und rund um daſſelbe herum wurden acht und dreyßig tauſend Tücher von Seide, und fünf hundert von goldenem Stoff, nebſt zwölf tau-

Moctader-Billah.
Hegire 304
n.C.G. 916

ſend und fünf hundert Teppichen von vortreflicher Arbeit ausgebreitet.

Mitten in dem groſſen Saale, wo die Geſandten empfangen wurden, erblickte man einen Baum von gediegenem Golde, welcher unter andern achtzehen Hauptäſte hatte, auf welchen goldene und ſilberne Vögel ſaſſen, die mit den Fittigen ſchlugen und allerhand Stimmen von ſich gaben. Alle Gegenwärtige konnten ſich an dieſem Stücke nicht ſatt ſehen, und konnten gar nicht aufhören, die Kunſt desjenigen zu bewundern, der eine ſo unbegreifliche Maſchine erfunden hatte.

Auf dem Waſſer wurden gleichfals vortrefliche Feſte gegeben. Auf dem Tyger ſchwamm eine groſſe Anzahl vergüldeter und bemahlter Luſtſchiffe herum, die nach ihren verſchiedenen Farben beſondere Geſchwader ausmachten. Die Schifleute waren friſch, reinlich und einige unter ihnen ſehr prächtig gekleidet. Dieſe Schiffe muſten allerhand Schlachten vorſtellen, wobey die Seeübungen mit aller möglichen Ordnung und Fertigkeit gemacht wurden.

Wie alle dieſe Luſtbarkeiten zu Ende waren, ſo ward der Friede und die damit verknüpfte Auswechſelung der Gefangenen geſchloſſen. Die Unterzeichnung des Friedens-Inſtruments ward mit anſehnlichen Geſchenken für die Geſandten begleitet. Die Veziere und die Groſſen des Reichs, welche ſie zu der erſten

Moctader-Billah. Hegire 304 n.C.G. 915

ſten Audienz geführet hatten, begleiteten ſie wieder mit eben dem Pomp, als ſie das Abſchiedsgehör nahmen. Bey ihrer Abreiſe befahl der Calif dem verſchnittenen Munas ihnen bis auf die Gränze das Geleit zu geben. Hier händigte ihnen derſelbe im Namen ſeines Herren hundert tauſend Thaler von Gelde zur Ranzion für die gefangenen Muſelmänner ein.

Eine ſo herrliche Aufnahme verblendete die Geſandten und brachte ihnen von dem Hofe des Califen die erhabenſten Begriffe bey. Die Erzählung, ſo ſie davon bey ihrer Zurückkunft in Conſtantinopel machten, machte einen tiefen Eindruck auf den dortigen Staatsrath. Man ſchätzte ſich glücklich die erſte Hand zu dem guten Vernehmen mit einem Fürſten geboten zu haben, von dem man glaubte, daß ſeine Macht ſeinem Reichthum und ſeiner Pracht gleich käme.

Sie würde ihnen auch ohnfehlbar gleich geweſen ſeyn, wenn nur die Regierung in beſſern Händen geweſen wäre. Allein der Monarch, der ſich ſeit ſeiner erſten Jugend gewöhnt hatte, ſich mit gar keiner Arbeit abzugeben, behielt dieſe Aufführung bey, als er zu einem reiferen Alter gelangete. Die Groſſen, die Veziere, und die Weiber hatten alle Gewalt in Händen. Der nachläßige Moctader, der ſonſt einen ſchönen Verſtand beſaß, glaubte den Pflichten eines Regenten ſchon völlig ein

Moctader-Billah. Hegire 305 n.C.G. 917 und die folgenden.

Genüge zu thun, wenn er ſich nur prächtig aufführte.

Die Karmathen ſezzen ſich in Hagiar feſte und machen dieſen Ort zu ihrer Hauptſtadt.

Dennoch aber ließ er einige Unruhe ſpühren, als die Karmathen von neuem anfiengen Bewegungen zu machen. Ja er gab ſich ſelbſt die Mühe dieſe Sache zu unterſuchen, und ſich aufs genaueſte davon unterrichten zu laſſen. Dieſe hatten nach ihres letzten Anführers des Zacroune Tode ſich wieder einen ihrer vornehmen Befehlshaber den Abou-Saïd zu ihrem Oberhaupte erwählet, und hatten ihm den Platz desjenigen gegeben, der ſie vorhin angeführet hatte, und unter des Mothaded Regierung umgekommen war.

Dieſer machte ſeine Sachen ſo gut, daß er ſeine Eroberungen bis in Syrien, Chaldäa, und Meſopotamien ausbreitete, und ſich zuletzt als Regent in Hagiar, der alten Hauptſtadt des ſteinigten Arabiens niederließ. Mit dieſer letzten Eroberung endigte ſich ſein Leben; denn er wurde in dieſer Stadt, da er eben im Bade war, von einem ſeiner Sclaven getödtet. Dieſe Begebenheit trug ſich in der dreyhundert und erſten Hegire zu.

Dieſes Herren Nachfolger ward der Said, ſein älteſter Sohn. Allein da er von ſehr ſchwächlicher Geſundheit war, ſo wurde in dem Rathe der Karmathen beſchloſſen, daß er ſeinem jüngern Bruder, dem Abou-Thaher, ſo bald er zu einem Alter gekommen ſeyn würde,

Moctader-Billah.

de, daß ihn die Regierung zu übernehmen fähig machte, dieſelbe abtreten ſolte.

Hegire 305 n.C.G. 917 Abou giebt ſich für begeiſtert aus.

So bald Abou ohngefehr neunzehen Jahre erreichet haben mochte, ſo wartete er nicht, bis ihm ſein Bruder die Regierung abtrat, ſondern er riß ſie ſelbſt an ſich. Den Anfang dazu machte er damit, daß er vorgab, er ſtünde mit dem Himmel in einem unmittelbaren Verſtändniſſe, und GOtt offenbahre ihm die allerverborgenſten Dinge. Durch dieſes Mittel verblendete er die einfältigen unter ſeiner Secte. Und gleichwie der Aberglauben eine Krankheit iſt, die ſich in der gröſten Geſchwindigkeit ausbreitet, ſo geſchahe es bald, daß die Karmathen den Abou-Thaher als ihren Propheten anſahen. Mit einem Wort: er brachte es hiedurch dahin, daß ſie ihn als den einzigen Fürſten, und das Haupt ihrer Secte annahmen.

Hegire 311 n.C.G. 923 Er erobert Basrah.

Dadurch, daß er ihnen ſtets von der künftigen Groſſe ihrer Nation, und von den Eroberungen, ſo ihm von dem Himmel vorbehalten wären, vorpredigte, erhielt er ſie in einem blinden Gehorſam gegen ſeine Befehle. Ein jeder Karmathe ins beſondere war bereitwillig zu ſeinem Dienſt alles, ja ſein eigen Leben herzugeben. Dieſe Hitze wollte Thaher nicht verrauchen laſſen. Er brach deswegen an der Spitze dieſer Wagehälſe auf, und belagerte Basrah. Dieſe Unternehmung glückte ihm. Die Stadt ward mit Sturm einge-

Moctader-Billah. Hegire 312 n.C.G.924

nommen, faſt alle Einwohner wurden auf ſeinen Befehl niedergeſebelt, und der Ort funfzehen Tage lang geplündert.

Er plündert eine Caravane.

Stolz auf dieſen Vortheil gieng Abou-Thaher auf Unternehmungen aus. Unter andern fiel er eine nach Mecca reiſende Caravane an. Sie war zahlreich, und beſtand aus vielen vornehmen Leuten, ſo ſich der Anführung eines angeſehenen Muſelmanns, mit Namen Abdallah anvertrauet hatten. Ueber dieſe Caravane fielen die Karmathen her, hieben einen Theil davon nieder, den andern zerſtreueten ſie, und nahmen alles weg, was die Pilgrimme bey ſich hatten. Thaher, der den Abdallah bey dieſer Gelegenheit in die Hände bekam, entſchloß ſich deſſelben zu bedienen, und durch ihn mit dem Hofe zu Bagdad einige Vergleichspuncte zu treffen. In dieſer Abſicht ließ er auf ſeinen Gefangenen genau acht geben, und begegnete ihm mit aller möglichen Höflichkeit. Die vornehmſten Leute unter ſeiner Secte muſten ihren Beſuch bey ihm abſtatten. Ueberhaupt, er unterließ nichts, ſich ſeine Freundſchaft zu erwerben.

So bald er verſichert zu ſeyn glaubte, daß Abdallah ſein Freund ſey, ſo offenbahrte er ihm ſein Vorhaben, ſich mit dem Calif auszuſöhnen, und bat ihn ſich ſeinetwegen bey demſelben Mühe zu geben; er hätte überdem vor, nächſtens eine Geſandtſchaft an ihn abzuſchicken, und ihm Vergleichs-Vorſchläge thun zu laſſen. Er fügte hinzu, daß er ihm zum Beweiſe, daß er es aufrichtig meinte, hiemit die Freyheit ſchenkte, und ſich zur Gewogenheit von ihm ausbäte, dieſelbe dazu anzuwenden, daß der Hof zu Bagdad den Vorſchlägen, ſo er demſelben im kurzem würde thun laſſen, geneigtes Gehör geben möchte.

Moctader-Billah. Hegire 312 n.C.G. 924

Abdallah wurde würklich den Augenblick losgelaſſen. Als Thaher glaubte, daß er nunmehro Zeit genug gehabt haben würde, das Gemüth des Califen zu ſeinem Vortheile einzunehmen; ſo ſchickte er eine Geſandtſchaft nach Bagdad, die die prächtigſten Geſchenke bey ſich hatte. Dieſer empfieng die Geſandtſchaft aufs beſte, und erwieß ſich gegen alle, die dazu gehörten, ſo gütig und höflich, als er es immer gegen die Geſandten eines würklichen regierenden Herren hätte thun können.

Er bietet dem Calif einen Vergleich an, ſo aber verworffen wird.

Die Geſandten hoffeten nach einer ſo gnädigen Aufnahme, daß der Calif auch in ihr Begehren willigen würde. Allein es wurde ihnen abgeſchlagen. Sie hatten auch die Saiten etwas zu hoch geſpannet. Denn Abou Thaher that den Vorſchlag, daß man ihm die Stadt Basrah abtreten, die Provinz Ahuaz noch hinzufügen, und ihm und ſeinen Nachkommen ſolche unter dem Titel eines Fürſtenthums auf ewig einräumen ſolte.

Die Erkenntniß, die er von dem würklichen Zuſtande des Hofes zu Bagdad hatte, ließ ihn muthmaſſen, daß eine ſo ſchlecht beſtellete Re-

Mectader-Billah.
Hegire 312
n.C.G.924

gierung keine Schwierigkeiten machen würde, den Frieden um dieſen Preis zu verkauffen. Allein der Calif fand dieſe Forderungen gar zu übermäßig, und ſchlug ſie gleich vor der Hand ab.

Abou-Thaher wunderte ſich daher ſehr, als ihm ſeine Geſandten bey ihrer Wiederkunſt des Califen Antwort hinterbrachten. Sein Verdruß darüber verwandelte ſich ohnvermerkt in eine Wuth. Er entſchloß ſich die wenige Achtung, ſo man für ſeine Vorſchläge gehabt hätte, zu rächen, welche ihm nicht allein würden Nutzen gebracht, ſondern auch die Ruhe wieder in dem muſelmanniſchen Reiche ausgebreitet haben.

Hegire 313
n.C.G.925
Abou-Thaher nimmt Couffah ein.

Er gieng deswegen das folgende Jahr wieder in das Feld, und fuhr fort in die muſelmanniſchen Länder einzudringen. Er belagerte und eroberte viele Städte, unter andern richtete er in der Gegend von Couffah ein bejammernswürdiges Unheil an. Dieſer Ort ſelbſt ward von ihm belagert, mit Sturm eingenommen, und den Soldaten viele Tage lang Preis gegeben. Die mehreſten Einwohner wurden niedergehauen, diejenigen aber, ſo der Schärffe des Schwerdts noch entrunnen, wurden zu Sclaven gemacht.

Hegire 315
n.C.G.927
Er ſchläget des Califen Armee.

Man weiß nicht, daß man damalen an dem Hofe des Califen die geringſte Anſtalten gemacht habe, den Uebermuth dieſes Rebellen zu demüthigen. Er raubte und plünderte

des-

Moctader-Billah. Hegire 315 n.C.G. 927

deswegen ungehindert fort, bis zu der dreyhundert und funfzehenden Hegire. In dieſem Jahre ließ der Calif einige Völker unter der Anführung eines Feldherrn, ſo Joſeph hieß, gegen ihn aufbrechen. Die durch den glücklichen Fortgang ihrer Waffen aufgeblaſene Karmathen verachteten ihren Feind; und Joſeph, der ſich in ein Treffen mit ihnen einließ, wurde von ihnen geſchlagen, und der gröſte Theil ſeiner Völker blieb auf dem Plazze; er ſelbſt aber wurde ihr Gefangener.

Und ſtreifet bis nach Bagdad.

Dieſer Sieg war ein neuer Stachel, wodurch Thaher angeſpornt wurde, noch weiter zu gehen. Dem ohngeachtet aber ſcheinet es, als wenn ſeine Abſicht mehr geweſen ſey, den Calif zu beunruhigen, als Eroberungen zu machen. Denn als er den Entſchluß faſte ſich Bagdad zu nähern, ſo nahm er zu dieſer Ausführung nur allein ein fliegend Lager von fünf hundert Reutern mit, mit welchen er die ganze Gegend und ſelbſt das innerſte dieſer Hauptſtadt in Schrecken ſezte. Moctader ſchickte zehen tauſend Mann aus, die dieſen herumſchwärmenden Hauffen aufheben ſolten. Allein ſie kamen wieder, und hatten ſich nicht unterſtanden das geringſte zu wagen.

Abou-Thaher, der ſich eben ſo geſchwinde wieder zurück gezogen hatte, als er gekommen war, erſchien nunmehro zum andern male, und machte Mine Anbar, eine in dem arabi-

Moctader-Billah. Hegire 315 n.C.G.927 ſchen Irak zwanzig Meilen von Bagdad gelegene Stadt anzugreiffen. Allein es war nur ein Spielgefecht, und er zog ſich abermals zurück. Dieſer neue Streich brachte an dem Hofe zu Bagdad ſo viel Beſtürzung zuwege, daß der Calif, die Miniſters, und die Weiber, als ſie den Abzug der Karmathen vernahmen, funfzig tauſend Thaler an Almoſen austheilen lieſſen, um hiedurch dem Himmel für dieſe glückliche Begebenheit zu danken. Allein Abou-Thaher ſäumete nicht ſich wieder an einem andern Orte blicken zu laſſen. Jedoch war er auch den Augenblick wieder fort. Dieſes trug den Armen wiederum ein Almoſen von hundert tauſend Dragmen ein.

Hegire 316 n.C.G.928 Auf dieſe Art fand das Oberhaupt der Karmathen ſein Vergnügen daran, die Schätze des Califen durch Almoſen zu erſchöpfen. Uebrigens brauchte er gar nicht auf ſeine Vertheidigung bedacht zu ſeyn, denn es währte ſehr lange, ehe man ihm eine Armee entgegen ſtellte. Zuletzt machte er ſelbſt den Streiffereyen ein Ende, um unterdeſſen ſeine Soldaten wieder Othem ſchöpfen zu laſſen. Dieſer Zeit bediente er ſich nach Hagiar zurück zu kehren, und daſelbſt ein prächtiges Schloß aufzuführen.

Hegire 317 n.C.G.929 Moctader wird durch Unterdeſſen, daß der Calif nach dem Abzuge der Karmathen nunmehro wieder der Ruhe in Bagdad zu genieſſen gedachte, ſo trug ſich bey Hofe eine der allermerkwürdigſten

Begebenheiten zu. Moctader ward vom Caliſat abgeſetzet. Sein Bruder Caher wurde auf den Thron geſetzt; allein nur auf kurze Zeit. Moctader beſtieg ihn wieder. Alles dieſes trug ſich in ſehr kurzer Zeit zu. Ich will dieſe beſondere Geſchichte ſo erzählen, wie ſie El-macin aufgezeichnet hat.

Moctader-Billah. Hegire 317 n. C. G. 929 den Munas abgeſetzt.

Munas, der Verſchnittene, dieſer ſeinem Herrn ſo getreue Bediente, der ihn ſelbſt wieder auf den Thron ſetzte, als man ihm die Krone nehmen wollte, hatte oder glaubte wenigſtens groſſe Urſachen zu haben, auf den Calif böſe zu ſeyn, der, wie er ſagte, damit auch umgieng ihn ins Gefängniß ſetzen zu laſſen. Er entdeckte dieſes ſeinen Freunden. Der Calif bekam Nachricht hievon, und hatte ſelbſt die Güte ihn zu verſichern, daß alles, was man ihm hievon geſaget hätte, grund falſch ſey.

Allein Munas hielt alle Verſicherungen des Caliſen für verſtellet. Er glaubte, ſein Leben ſey ſtets in Gefahr, ſo lange er auf dem Throne ſäſſe. Deswegen faſte er den Entſchluß ihm die Krone zu nehmen und ſie dem Caher aufzuſetzen. Er hofte hiebey nicht viel Schwierigkeiten anzutreffen, weil er das Vertrauen aller Kriegesleute beſäſſe. In dieſer Abſicht gieng er an einem gewiſſen Tage mit einer Anzahl Soldaten nach dem Kaiſerlichen Pallaſte, drang in das Zimmer des Caliſen, nahm ihn, und die Prinzeßin, ſeine

Moctader-Billah.
Hegire 317
n.C.G.929

Mutter gefangen, und ließ ſie beyde nach ſeiner Wohnung bringen. Zu ſeinen bey ſich habenden Leuten ſagte er, alles, was in dem Schloſſe ſey, gehöre ihnen zu, ſie möchten deswegen alles frey zu ſich nehmen, was ihnen anſtünde. Die Soldaten ſäumeten nicht lange dieſem Befehle nachzukommen, ſie plünderten den Pallaſt rein aus, und ſchleppten alles fort, was von Golde und Silber vorräthig war.

Moctader, der nunmehro in des Munas Gewalt war, muſte ſich entſchlieſſen die Krone nieder zu legen. Munas zwang ihn, denſelben den Augenblick und in Gegenwart vieler Zeugen zu entſagen. Darauf ward Caher, ſein Bruder herbey gehohlet, und von allen Kriegesbedienten zum Calif ausgeruffen. Worauf ſogleich in alle Provinzen reitende Boten abgeſchicket wurden, um daß Volk von dieſer Begebenheit zu unterrichten.

Die Soldaten ſetzen den Caher von, und den Moctader wieder auf den Thron.

Den folgenden Tag aber entſtand ſchon wieder ein neuer Lerm, der alles wieder in die vorigen Umſtände ſetzte. Die Soldaten forderten ihren Sold. Allein da die Sachen itzo ſo beſchaffen waren, daß der neue Calif ſich nicht im Stande befand, ſie zu befriedigen, ſo bat er ſie noch etwas zu warten. Ueber dieſen Aufſchub wurden ſie ganz raſend, drungen tumultuirend in den Pallaſt, ſchlugen einen Officier, mit Namen Baruc, den der Calif eben erſt zum Hauptmann der Leibwache ernennet hatte, todt, und ſchrien aus vol-

Moctader-Billah.
Hegire 317
n. C. G. 929

vollem Halſe, **Moctader, Moctader.** Unter dieſem Geſchrey lief ein Theil der Soldaten zu dem Munas, hohlte den Moctader von ihm ab, und führte ihn im Triumph in das Schloß. So bald ihn diejenigen, die den Tumult angefangen hatten, ankommen ſahen, ſo riſſen ſie den Caher von dem Throne herunter, und ſetzten den Moctader wieder darauf, dem ſie darauf ſeinem Bruder brachten, und ihn frugen, was er mit ihm anfangen wollte? Die mehreſten waren dafür, man ſolte ihn tödten. Allein der Calif, der ſelbſt über alle dieſe Begebenheiten noch nicht recht zu ſich ſelbſt gekommen war, reichte ihm die Hand, als ſie ihn herbrachten, und ſagte zu ihm: **Komm her mein Bruder, du biſt an allem, was vorgegangen iſt, nicht ſchuldig.** Darauf umarmete er ihn, und ſetzte hinzu: **Sey verſichert, ja ich ſchwöre es dir zu, daß ich dir niemals das geringſte zuwieder thun werde.** Caher antwortete nur mit dieſen wenigen Worten: **Herr und Beherrſcher der Gläubigen! GOtt kennet mein Herz.** Was den Munas anbetrift, dieſer machte ſich den Augenblick unſichtbar, als Moctader den Thron wieder beſtieg. Dem ohngeachtet aber ſo unterhielt er doch noch ſtets ein heimliches Verſtändniß in Bagdad, wodurch kurz darauf ein neuer Aufſtand verurſachet ward.

Die Karmathen, ſo ſich bey allen dieſen Be-

Moctader-Billah. Hegire 318 n. C. G. 930 Die Karmathen plündern Mecca aus

Begebenheiten ganz ruhig gehalten hatten, erſchienen nunmehro wieder im Felde. Sie brachen aus der Provinz Baharein, wo ihnen Abou-Thaher die Quartiere angewieſen hatte, auf, und nahmen ihren Weg unter der Anführung dieſes Prinzen nach Mecca zu. Ihre ganze Reiſe war nichts, als ein grauſames Rauben, welches noch ärger ward, da ſie bey dieſer Stadt anlangeten. Sie hielten ſich nicht lange in der Nähe herum auf, ſondern belagerten dieſe Stadt, eroberten ſie mit Sturm, und machten mehr als dreyßig tauſend Menſchen darinn nieder. Dasjenige aber, wodurch ſie den wahren Muſelmannen am mehrſten thaten, war die Entheiligung des Tempels Caabah. Sie entwendeten den berühmten ſchwarzen Stein daraus, der, ſeit dem Mohammed geweſen, allemal der Vorwurf ihrer Verehrung geweſen war. Die Quelle Zemzem, die unter den Arabern ſo berühmt und geheiliget iſt, wurde mit Leichen angefüllet. Mit einem Wort: ſie verübeten alles, was ſie nur zur Beleidigung der ganzen Nation, und des Califen inſonderheit ausſinnen konnten, der als das Haupt der Religion, den Schmerz über die Entheiligung einer Stadt, die die Säuge Amme des muſelmanniſchen Glaubens geweſen war, deſto lebhafter empfinden muſte.

Hegire 319 n. C. G. 931

Abou-Thaher, nachdem er, wie wir geſehen haben, Mecca verwüſtet hatte, nahm nunmehro ſeinen Weg auf Bagdad. Den Troß ſeiner Armee ließ er in einem ziemlich weit entfernten Ort zurück, und gieng nur ohngefehr mit tauſend Mann auf Streifferey in die Gegend um dieſe Hauptſtadt herum aus. Endlich gieng er über den Tiger, und nunmehro war es die höchſte Zeit darauf zu denken, wie man ihn abweiſen wollte. Dieſes auszuführen trug der Calif einem ſeiner Feldherrn, mit Namen Abuſages auf, der in der Geſchwindigkeit ohngefehr dreyßig tauſend Mann zuſammen brachte, und ſich damit gegen den Poſten, den Thaher inne hatte, überlagerte. Er ſchickte ſogleich einen ſeiner Officiere aus, der die Stärke der Rebellen auskundſchaften ſolte. Da man ihm die Nachricht brachte, daß dieſelben aufs höchſte tauſend Mann ſtark ſeyn möchten, ſo ſchrieb er dem Califen dieſen zuverſichtlichen Brief: **In kurzem will ich dir den Thaher zuſchicken; du kannſt alsdenn mit ihm machen, was du Luſt haſt.** Moctader, dem dieſe Nachricht hoͤchſt angenehm war, aber ſtets befürchtete, daß der Feind entwiſchen möchte, antwortete ihm folgender geſtalt: **Vor allen Dingen laß die Brücke über den Tiger abbrechen, damit der Feind nicht darüber entrinnen könne.**

Moctader-Billah.
Hegire 310
n. C. G. 921
Sie ſtreifen bis nach Bagdad.

Abuſages, der ſich ganz und gar auf ſeine Stärke verließ, würdigte die Karmathen im Anfang nicht einmal den Degen gegen ihn zu zie-

Abuſages trauet ſich zu viel zu,

Moctader-Billah. Hegire 319 n.C.G. 931 und geräth daher ins Verderben.

ziehen. Er war ehedem mit ihm bekannt geweſen. Aus dieſer Abſicht ſchickte er einen Officier an ihn ab, und ließ ihm ſagen, daß er ihm in Anſehung ihrer alten Freundſchaft den Rath gäbe, ſich zu ergeben, oder wenigſtens auf Mittel bedacht zu ſeyn, ſich ſchleunigſt aus dem Staube zu machen.

Abou-Thaher, der nicht gern von dergleichen Rathſchlägen hörte, frug, wie viel Truppen Abuſages bey ſich hätte? Als ihm der Officier die Antwort gab, er habe dreyßig tauſend, ſo antwortete er: *Er hat dreyßig tauſend Mann? ſchon gut! ſagt ihm nur von mir wieder, es fehlten ihm noch drey Leute, ſo wie die meinigen ſind.* Darauf ließ er drey von ſeinen Leuten herbey ruffen, und befahl dem einen, ſich den Dolch ins Herz zu ſtoſſen; er that es ohne ſich zu bedenken; dem andern ſich in den Tiger zu ſtürzen, er ſtürzte ſich ſogleich herein; und dem dritten auf einen hohen Thurm zu ſteigen, und herab zu ſpringen, auch dieſer that es ſo gleich. Hierauf ſagte er zu dem muſelmanniſchen Officier, der alles dieſes mit angeſehen hatte, *glaubſt du, daß ein Fürſt, der ſolche Soldaten hat, für der Anzahl ſeiner Feinde zu erſchrecken brauche? Dir, weil du den Befehlen deines Herren gehorchen muſt, will ich noch Quartier geben; aber glaube nur, es ſoll nicht lange währen, ſo ſolſt du deinen*

nen General mit meinen Hunden angekuppelt erblicken.

Moctader-Billah. Hegire 319 n. C. G. 931

Als der muſelmanniſche Officier von ſeinen Verrichtungen Bericht abgeſtattet hatte, ſo hielt Abuſages die Reden des Thaher für eine lächerliche Grosprahlerey, wofür er ihn ſchon zu züchtigen hofte. Der folgende Tag ward darauf, wie er es dem Califen verſprochen hatte, zu ſeiner Gefangennehmung angeſetzt. Allein der Karmath ließ ihm nicht die Zeit dazu. Da er ſich leicht vorſtellen konnte, daß die auf ihre groſſe Anzahl trotzende Muſelmannen ſich nicht die Mühe geben würden, ſich in gehörige Verfaſſung zu ſetzen; ſo faſte er den Entſchluß ihnen zuvor zu kommen, und ſie in ihrem Lager anzugreiffen. Der Abgeſchickte des Abuſages war daher kaum wieder weg, ſo ſchickte Thaher ſchon Kundſchafter nach dem Lager der Feinde, die von deſſen Beſchaffenheit Nachrichten einziehen muſten. Auf den Abriß, den man ihm davon brachte, gab er Ordre, es die folgende Nacht anzugreiffen.

Die Karmathen, die in der Dunkelheit ganz ſtille angerücket waren, fielen darauf das Lager des Abuſages mit einer ſolchen Heftigkeit an, daß ſchon eine groſſe Anzahl ſeiner Truppen niedergehauen war, ehe man noch einmal wuſte, daß der Feind im Lager war. Auf dieſe Art dauerte das niedermachen eine ganze Weile. Eine ſo fürchterliche Erwek-

Moctader. Billah. Hegire 319 n. C. G. 931

kung aus dem Schlaf breitete das Schrecken unter den Muſelmannen dergeſtalt aus, daß es gar nicht möglich war, daß man ſie bewegen konnte, zu ihrer Vertheidigung zu den Waffen zu greiffen. Die meiſten nahmen die Flucht. Viele von dieſen, die gar nicht wuſten, wo ſie in der Finſterniß hin ſolten, liefen gerade auf die Karmathen zu, die ſie aber alle niedermachten. Es war vergebens, daß Abuſages eine Anzahl auserleſener Leute zuſammen brachte, ihr Widerſtand half nichts. Die Karmathen hieben ſie in Stücken, und bekamen zuletzt den Abuſages ſelbſt in die Hände, welchen ſie ihrem General hinbrachten. Abou-Thaher begegnete ihm auf die Art, als er es zu dem muſelmanniſchen Officier, den derſelbe ihn aufzufodern, an ihn abſchickte, geſaget hatte. Er ließ ihn nämlich mit ſeinen Hunden an die Kette legen.

Abou-Thaher glaubte, er habe nunmehro alles erhalten, da er ſelbſt im Angeſicht des Hofes einen ſo groſſen Sieg erfochten. Er wollte deswegen die Sachen nicht weiter treiben, ſondern gieng mit den Gefangenen, und der gemachten Beute nach Haus zurück. Seine Entfernung ſetzte Bagdad wieder in Ruhe.

Der Calif läſſet den Caher beym Kopf nehmen.

Allein kurz darauf entſtund ein Ungewitter, das einen neuen Lerm erregte. Moctader ließ den Caher aller Verſprechungen, die er ihm gegeben, ſeinen begangenen Fehler, indem er ihm nach der Krone geſtanden hatte, nicht zu rächen, ohngeachtet beym Kopf nehmen, und ins Gefängniß werffen. Chondemir, aus dem ich dieſen Umſtand genommen habe, ſetzet hinzu, er habe ihn wollen umbringen laſſen. Vermuthlich hatte Caher ſich der Gnade ſeines Bruders gemißbrauchet und einen neuen Fehler begangen. Seit dem Aufruhr, worinn er auf den Thron ſich ſchwingen wollte, hatte er ſtets mit dem Munas ein Verſtändniß unterhalten, und ob er itzo gleich ein Gefangener war, ſo fand er doch durch Hülffe eines Bruders von demſelben, der ein Officier zu Bagdad war, die Mittel ſolches mit ihm fortzuſetzen. Denn Munas ſelbſt hatte ſich ſeit den Händeln, die er ſich mit dem Calif wegen der Wahl des Cahers zugezogen, ſtets entfernet gehalten.

Moctader-Billah.
Hegire 319
n. C. G. 931

Ohnfehlbar mochte dem Munas itzo die Zeit an dem Orte ſeines Auffenthalts lang werden, da er ſich aber nicht unterſtand denſelben bey Lebzeiten des Moctaders zu verlaſſen, ſo kam er mit dem Caher überein, demſelben vom Brodte zu helffen. Er brachte zur Ausführung dieſes Anſchlages einen Barbaren auf ſeine Seite, einen kühnen und unerſchrockenen Menſchen, der für Geld alles zu unternehmen bereit war. Dieſer übernahm es für eine anſehnliche Summe, ſo ihm verſprochen ward, dem Calif vom Leben zu helffen. Dieſer Meichelmörder beſaß eine Kunſt, die ihn bey dem Calif recht angenehm machte. Er wuſte mit den

Moctader-Billah. Hegire 319 n. C. G. 931

den Pferden im ganzen Lande am beſten umzugehen. Da der Calif ein groſſes Vergnügen daran fand, Turniere und Wettläuffe zu halten, ſo ward dieſer Barbar zu allen dieſen Feſten gezogen, und erhielt auch allemal durch ſeine Geſchicklichkeit und Gelenkigkeit die Verwunderung und den Beyfall der anweſenden.

Er wird umgebracht.

Es geſchahe daher, daß, als der Calif an einem gewiſſen Tage ein Turnier auf dem groſſen Platze zu Bagdad anſtellete, dieſer Barbar auch dabey erſchien. Die ganze Verſammlung ſahe mit Vergnügen an, wie geſchickt er ſein Pferd zu lenken wuſte, und wie behende er ſich in dem Lauffen nach den Köpfen bewieß. Er muſte ſeine Uebungen auf Befehl des Califen öfters wiederhohlen. Da denſelben aber ſeine Leibwache ganz umringet hatte, daß er davor die Wendungen dieſes Reuters nicht recht ſehen konnte, ſo ließ er ſie zu ſeinen beyden Seiten ſtellen, um eine freyere Ausſicht zu haben. Der Barbar, der den eben alſo unbedeckt ſtehen ſahe, jug auf ihn zu, und ſtieß ihm im vorbey reuten den Spieß durch die Bruſt. Darauf ritt er in vollem Gallop von dieſem Platze weg.

Der Mörder hat ein gleiches Schickſal.

Seine Abſicht war, ſogleich nach dem Gefängniſſe hinzujagen, und einigen Leuten, die ſchon da ſtunden, und auf nichts als ſeine Ankunft warteten, um das Gefängniß einzuſchlaſchlagen; dieſe That zu verkündigen. Allein er kam ſo weit nicht. Er ritt ein ſcheues Pferd, als er mit demſelben über den Markt ritt, ſo begegnete ihm ein Eſel, der mit Dornwaſen beladen war, wovon er einige auf der Erde nachſchleppte. Für dieſem Anblick ſcheuete das Pferd und bäumete ſich in die Höhe, als er eben unter einer Fleiſcher Bude war. Hiedurch geſchahe es, daß ſein Hals in einen eiſernen Ring zu ſtecken kam, der an dieſer Bude feſt gemacht war; an dieſem Ringe blieb er hangen, da unterdeſſen das Pferd unter ihm weglief.

Moctader-Billah.
Hegire 319
n.C.G. 931

Des Califen Leute, die den Mörder verfolgeten, waren gleich hinter ihm drein. Sie trafen ihn an, als er da hieng und ſchon halb todt war. Da ſie aber noch etwas Leben bey ihm verſpühreten, ſo waren ſie geſchwinde drüber aus, ihn die Straffe ſeines Verbrechens fühlen zu laſſen, da er ſie noch empfinden konnte. Sie nahmen die Dornwaſen von dem Eſel, der noch da war, legten ſie unter ihn, ſteckten ſie an, und verbrenneten ihn auf ſolche Art.

Nachricht, ſo Elmacin von des Califen Tode giebt.

Einige andere Geſchichtſchreiber erzählen des Califen Tod auf eine andere Art. Elmacin ſagt, daß Munas, als er gehört, wie ihn der Calif von dem Orte, wohin er geflohen war, wollte abhohlen, und ins Gefängniß werfſen laſſen, einige Truppen zuſammen gebracht, und ſich damit vor Bagdad gezeiget habe.

Moctader-Billah. Hegire 319 n.C.G. 931

Der Calif ſey ihm mit ſeiner Armee entgegen gegangen, worauf es zu einer blutigen Schlacht gekommen, worinn Moctader von einem Hauffen Barbaren gefangen ſey, die ihn umgebracht, ſeinen Kopf abgeſchlagen, und ſolchen dem Munas gebracht hätten.

Abulſaragius erzählet ſo wohl dieſe, als einige andere Begebenheiten, ſo ſich unter dieſem Calif zugetragen haben, auf eine andere Art.

Abulſaragius hingegen kommt zwar mit ihm darinn überein, daß Munas mit einer Armee auf Bagdad los gegangen ſey; er ſagt aber, ſeine Abſicht ſey eigentlich nicht geweſen dem Calif zu Leibe zu gehen, ſondern er habe nur an dem Vezier Rache nehmen wollen, der ihn heftiglich beleidiget hatte. Er ſetzet hinzu, der Calif habe, als Munas Bagdad ſchon belagert gehabt, noch nichts von ſeiner Empörung gewuſt. Er ſey daher in die gröſte Beſtürzung gerathen, beſonders da er ſich nicht im Stande befunden eine Belagerung auszuhalten. Seine Miniſters hätten ihm darauf den Rath gegeben, aus Bagdad heraus zu gehen, und ſich ſeinem Feinde auf eine Art darzuſtellen, die denſelben entweder ſelbſt zum Mitleiden, oder deſſen Truppen vermögen könnte, denſelben zu verlaſſen. Sie hatten deswegen dafür gehalten, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn der Calif in Begleitung aller Lehrer des Geſetzes, die jeder einen offenen Alcoran auf der Bruſt haben müſten, ſich den Belagerern zeigete. Denn alsdenn hatten ſie geglaubet, würden die meiſten von dem Munas weg, und zu dem Calif übergehen.

Mectader-Billah. Hegire 319 n.C.G. 931

Dieſer Rath wurde ins Werk geſetzet; allein er glückte nicht. Der Calif gieng aus Bagdad heraus, er hatte ſich aber dem feindlichen Lager kaum etwas genähert, ſo verlieſſen ihn ſelbſt diejenigen, ſo ihm gefolget waren, anſtatt, daß die Belagerer hätten zu ihm übergehen ſollen. Er hielt es daher für das beſte, auch wieder nach der Stadt zurück zu kehren; es kamen ihm aber einige Soldaten in den Weg, die eben nichts gutes im Sinne zu haben ſchienen. Deswegen rief ihnen Mectader zu: **Bedenket, daß ich der Calif bin.** Ja, antworteten ſie ihm, **wir kennen dich wohl, du elender Sterblicher!** und damit verſetzte ihm einer einen heftigen Schlag. Die übrigen folgeten dieſem nach, und brachten ihn vollends ums Leben. Darauf plünderten ſie ihn aus, hieben ihm den Kopf ab, und lieſſen den Rumpf ganz nackend auf dem Felde liegen. Ein Arbeiter, der ihn da liegen ſahe, machte ein Loch, und ſcharrte ihn auf derſelbigen Stelle ein. Munas ward, wie geſagt wird, von dem heftigſten Schmerz eingenommen, als ihm deſſelben Kopf gebracht wurde, weil es ihm ſehr nahe gieng, daß ſeine Rache, die nur allein auf den Vezier gerichtet war, das Verderben des Califen verurſachet hätte. So erzählet Abulfaragius dieſe Sache.

Moctader-Billah. Hegire 319 n.C.G. 931

Eben dieſer Geſchichtſchreiber verſichert, indem er von dem Character des Califen redet, daß, ob er gleich nur dreyzehen Jahre alt geweſen, als er zu dem Califate gelanget ſey, er dennoch ſchon damals gezeiget habe, daß es gar ſeine Sache nicht ſey, ſich von andern regieren zu laſſen. Genz Bagdad, ſagt er, habe von ſeiner Standhaftigkeit geredet, deswegen habe auch der Vezier, weil er geglaubet, der junge Prinz möchte ihm ſeine Würde nehmen, den Entſchluß gefaßt, ihn abzuſetzen, und dem Caher auf den Thron zu verhelffen; er habe aber hernach, als es ihm geſchienen, daß der Calif geneigter für ihn geworden ſey, dieſen Vorſatz wieder fahren laſſen. Unſer Autor ſetzt noch hinzu, dieſer Vezier ſey kurz darauf von dem Hoſſain-ebn-Hamad an umgebracht worden, weil dieſer, da er an der Verrätherey des Veziers mit Theil gehabt, befürchtet habe, daß ihn derſelbe dermaleinſt verrathen, und bey dem Calif anſchwärzen möchte. Hernach fähret er weiter fort, Hoſſain habe deswegen dem mit dem Vezier gemachten Anſchlage noch nicht entſaget, ſondern ein Mittel gefunden den Moctader von dem Throne, den er kaum beſtiegen hatte, herab zu werffen. Er habe hernach den **Motaſſem** als Calif ausruffen laſſen, und ihm den Zunamen **Moctadi-Billah** gegeben. Darauf habe er zu dem Moctader geſchickt, und ihm andeuten laſſen, den Kaiſerlichen Pallaſt zu räumen.

Moctader-Billah Hegire 219 n.C.G. 931

men. Der junge Prinz habe ſich einen Aufſchub von einem Tage dazu ausgebeten, der ihm auch zugeſtanden worden ſey. Deſſelben habe er ſich aber bedienet, ſich in Gegenverfaſſung zu ſetzen, und als Hoſſain des folgenden Morgens gekommen ſey, und vom Pallaſt habe Beſitz nehmen wollen, ſo habe er alle Bediente des Moctader unter den Waffen angetroffen, die ihm den Eingang ſtreitig gemacht hätten. Mit dieſen wäre er darauf handgemein geworden; es ſey zu einem hitzigen Treffen gekommen, ſo den ganzen Tag gedauret, und worinn Moctader die Oberhand behalten habe; Hoſſain habe ſich darauf aus dem Staube gemacht, und ſey nach Meſopotamien geflüchtet. Motaſſem, der ſich ſchon der Regierung angenommen, und einen Vezier ernennet gehabt habe, ſey mit demſelben in die Wüſte geflohen. Auf dieſe Art redet Abulfaragius von der erſten Abſetzung des Moctaders.

Nach eben dieſes Geſchichtſchreibers Bericht, bewieß ſich dieſer junge Herr den andern Autoren, und beſonders El-macin, als einen Fürſten abmahlen, der zu nichts fähig geweſen, was Muth und Entſchlieſſung erforderte, als einen klugen und tapfern Regenten. Es entſtand ein Aufruhr in Bagdad, welcher vielleicht noch eine Folge von den Irrungen war, ſo Hoſſain und ſein Anhang gemacht hatten. Die Bürger und Kaufleute wurden geplün-

Moctader-Billah. Hegire 319 n. C. G. 931

dert, und in ihren eigenen Häuſern umgebracht, ja die Aufrührer droheten ſo gar, die ganze Stadt in Brand zu ſetzen. Nunmehro ergrif der junge Moctader die Waffen, gieng an der Spitze ſeiner Leute auf die Rebellen los, hieb ſie zum Theil nieder, und ließ diejenigen, ſo gefangen gemacht wurden, hernach öffentlich hinrichten. Was mich anbetrift, ſo bin ich in der Nachricht, die ich von dem Leben dieſes Califen gegeben habe, allein dem El-macin gefolget. Denn dieſer kommt mir darum weit glaubwürdiger als Abulfaragius vor, weil dieſer dieſen Herrn ſchon in ſeiner erſten Jugend ganz ungemein muthig und unternehmend ſchildert, hernach aber ſeine ganze Regierung durch nicht das geringſte beybringt, ſo dieſen ſchönen Character beſtätigte. In dem Abriß, den El-macin von ihm giebt, erblicket man hingegen einen Fürſten, der ſeine Regierung ſchläfrig anfänget, und ſie auch alſo bis zu ſeinem Tode fortſetzet.

Geſchichte von dem Heſſain Hallages.

Unter der Regierung dieſes Califen wurde einer, Namens Hoſſain-Halleges hingerichtet, der ſich durch ſein anſchauendes Leben ſehr berühmt gemacht hatte. Er hatte ſich ſchon ſeit langer Zeit in allen Städten, wo er ſich aufgehalten, die Verehrung des Pöbels zuwege gebracht. Man glaubte, er beſäſſe die Gabe der Offenbahrung, und könnte, wie man ſagte, auch die allergeheimſten Gedanken entdecken. Seine Lebensart war ungemein ſtrenge. Man verſichert, er habe in Arabien, wo er ſich eine geraume Zeit aufgehalten, ein ganzes Jahr in einer Höle zugebracht, ohne ſich jemals den Kopf zu bedecken, und die Kleidung nach den verſchiedenen Jahrszeiten zu verändern. Er faſtete ſehr oft im Jahre, und brachte oft viele Tage zu, ohne die geringſte Speiſe zu ſich zu nehmen. Dieſes Faſten unterbrach er durch nichts, als durch drey Mund voll Brodt und ein wenig Waſſer.

Moctader-Billah. Hegire 319 n.C.G. 931

Seine Reden kamen mit ſeiner heiligen Aufführung völlig überein. Er predigte die allerſtrengeſte Sittenlehre, und redete von der Liebe gegen GOtt mit einem ſolchen Eifer und einer ſolchen Entzückung, daß man glauben muſte, ſein Herz brenne davon. Er pflegte oft zu ſagen: *Es ſind ſchon ſiebenzig Jahre, daß dieſes göttliche Feuer in meiner Bruſt lodert. Es würde auch meinen Cörper gewißlich ſchon verbrannt haben, wenn nicht eine Funke von demjenigen, der die höchſte Wahrheit iſt, meiner Aſche durch eine Funke von ſeinem göttlichen Feuer ein neues Leben wieder gegeben hätte. Nur derjenige, der von einem ſolchen Feuer brennet, kann meine Glut erkennen,* und rief er darauf aus: *O göttliche Liebe! komme mir zu Hülffe, damit*

Moctader-Billah. Hegire 319 n.C.G. 931

du und ich unzertrennlich vereiniget werden; du allein o HErr biſt es, der den Zuſtand eines Herzens erkennen kann, das für Liebe zu dir in hellen Flammen ſtehet.

Er miſchete oft ſolche Dinge in ſeine Reden, woraus einige Geſchichtſchreiber geſchloſſen haben, daß er ein Chriſt geweſen ſey. Er rief zum Exempel oft mit Entzückung aus: In alle Ewigkeit ſey derjenige geprieſen, der uns ſeine menſchliche Natur offenbahret, und uns ſeine göttliche Natur, die alle Dinge durchdringet, dadurch verborgen hat, daß er ſogar bey uns geweſen iſt, und mit uns, als unſer einer gegeſſen und getrunken hat. In der Stunde, da er den Tod ausſtehen muſte, ſagte er weiter nichts als dieſe Worte: Derjenige, der mich zu ſeinem Gaſtmahle ſchicket, thut mir gar nicht zu viel; indem er mich den Kelch trinken läſſet, den er ſelbſt vor ſeinem Tode getrunken hat.

Allein dieſer Schwärmer beobachtete dennoch bey alle ſeinem Schein des Chriſtenthums das muſelmanniſche Geſetz in allen Puncten, und that ſeine Wallfahrten nach Mecca als ein eifriger Anhänger des Mahomeds. Bey Gelegenheit einer ſolchen Wallfarth geſchahe es, daß er ſich in Händel verwickelte, die ihn auf das Blutgerüſte brachten.

Dieſes Unglück begegnete ihm in der drey hundert und neunten Hegire, nachdem er Mecca, wo er bisher gewohnet, verlaſſen, und ſeinen Auffenhalt in Bagdad genommen hatte. Sein äuſſerliches freyes Weſen, ſeine Frömmigkeit, eine gewiſſe Heiligkeit, die in ſeinen Reden herrſchte, alles dieſes zuſammen genommen brachte ihm eine groſſe Anzahl Anhänger zuwege. Zu gleicher Zeit aber zog er ſich auch dadurch viele Neider, beſonders unter den Lehrern des muſelmanniſchen Geſetzes zu, welche den Entſchluß faſſeten, ihn, es möchte koſten, was es wollte, aus dem Wege zu räumen. Sie ſuchten daher eine Urſache ausfündig zu machen, weswegen ſie ihn angreiffen könnten; Da ſie aber nichts gegen ſeine Lebensart ſagen konnten, ſo giengen ſie ihm wegen ſeiner Lehre zu Leibe. Anfänglich bemüheten ſie ſich vergeblich, etwas anſtößiges darinn zu finden. Er hielt das Verhör ſtandhaft aus, und beantwortete alle fragen recht gut. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als ihn wegen ſeiner Meinung, die er von den Wallfahrten nach Mecca hegte, anzufechten; wovon geſaget wurde, daß er ſeine Schüler lehrete, ſie wären nicht durchaus nothwendig. Aus dieſem einzigen Grunde wurde er angekleget und verdammet.

Moctader-Billah.
Hegire 319
n.C.G. 931

Er wurde alſo befraget, ob er glaubte, daß man die Reiſe nach Mecca unterlaſſen könnte und dürfte. Er beantwortete dieſe

Moctader-Billah. Hegire 319 n.C.G. 931

Frage ſo, wie er es ſchon vorhin in ſeinen Schriften gethan hatte, daß man nemlich dieſe Wallfahrt wohl unterlaſſen könnte, aber nicht anders, als mit folgenden Bedingungen:

1) müſte man in ſeinem Hauſe einen ſehr reinlichen Ort haben, wo aber nicht das geringſte Hausgeräthe ſeyn müſte. 2) müſte niemand der Zugang zu dieſem Orte erlaubt ſeyn. 3) müſte man an demſelben die Gebeter herſagen, und alle gewöhnliche Ceremonien verrichten. 4) müſte man, wenn man ſich nur aller in dem Geſetze vorgeſchriebenen Pflichten entlediget hätte, zur Genugthuung für alle Beſchwerlichkeiten, und Unbequemlichkeiten, die man auf der Reiſe nach Mecca auszuſtehen hätte, an eben dieſen Ort dreyßig arme Waiſen bringen, ſie kleiden, ihnen dreyßig Tage lang zu eſſen und zu trinken geben, und was noch mehr iſt, ihnen ſelbſt bey Tiſche aufwarten, auch zuletzt beym Abſchiede einem jeden von ihnen dreyßig Dragmen geben.

Es ſcheinet, daß durch dieſen Preiß die Erlaubniß nicht nach Mecca wallfahrten zu dürfen, theuer genug bezahlet war; und über das, ſo war alles, was der angeklagte ſtatt der Wallfahrt vorgeſchrieben, ſehr billig und vernünftig. Dennoch aber muſte es den Grund zu ſeiner Verdammung abgeben. Der Cadi oder der oberſte Richter ſprach das Todesurtheil gegen ihn aus. Die andern fielen ſeiner Meinung bey; er ward daher ganz einſtimmig zum Tode verdammet.

Moctader-Billah. Hegire 319 n.C.G. 931

Als dem angeklagten dieſes Schickſal angekündiget ward, ſo ſagte er ganz gelaſſen zu ſeinen Richtern: **Eure Hände ſolten billig mein Blut nicht vergieſſen; denn ich glaube das, was alle wahre Muſelmannen glauben. Meine Lehre iſt allemal rechtgläubig geweſen, und ich bin den Satzungen unſerer Väter ſtets getreulich gefolget. Ihr richtet mich nach menſchlichen Einſichten; euer Ausſpruch iſt ungerecht. Mein Troſt iſt, daß ich unſchuldig ſterbe, und daß die Gerechtigkeit des Himmels meinen Tod rächen wird.**

Kurz darauf wurde dieſer angebliche Verbrecher hingerichtet. Er muſte eine ſo ſchwere Todesſtraffe ausſtehen, als wenn er die allerabſcheulichſten Verbrechen begangen hätte. Zuerſt wurde ihm das Fleiſch ſtückweiſe mit Ruthen von dem Leibe herunter gehauen, hernach wurden ihm Arme und Beine, und endlich der Kopf abgehauen. Der Rumpf wurde mit den übrigen Gliedmaſſen verbrannt, und die Aſche in den Tiger geworfſen. Der Kopf aber wurde auf einen Pfahl geſtecket, und auf einem Platze in der Stadt zur Schaue hingeſtellet.

El-macin ſagt, Moctader ſey den Chriſten günſtig geweſen. Als im Jahre drey hundert und dreyzehen ein Statthalter in Egypten auf die dortigen Biſchöffe, Mönche u. ſ. w. eine Schatzung geleget habe; ſo habe dieſer Fürſt ſie wieder davon befreyet, und den Befehl gegeben, **man ſolle ſie in dem Genuſſe der Freyheiten laſſen, die ihnen der Urheber ihres Beruſſes zugeſtanden habe.**

Derſelbe erzählet ferner, in eben dem Jahre drey hundert und dreyzehen ſey in Egypten ein leuchtender und funkelnder Stern erſchienen. An demſelben ſey eine ſehr groſſe feuerrothe Flamme zu ſehen geweſen, die ſich von Norden gegen Morgen erſtreckt habe; ſie ſey dem Augenmaſſe nach dreyßig Piquen lang, und zwey breit; und wie eine Schlange gekrümmet geweſen.

Urſprung der Herrſchaft der Fatimiten.

Es geſchahe unter der Regierung dieſes Califen gegen die zwey hundert und acht und neunzigſte Hegire, daß ſich der Abou-Mohammed-Obeidallah in Africa hervor that, von dem man behaupten kann, daß er der Stifter, oder wenigſtens der Vorläuffer von der Herrſchaft der Fatimiten geweſen iſt, die in der muſelmanniſchen Geſchichte ſo vieles Aufſehen machet. Er gab vor, von dem Ali dem Schwiegerſohne des Propheten abzuſtammen. Beſonders aber führte er ſeine Abkunft von der Fatime, der geliebten Tochter des Propheten her, und glaubte ſich dadurch ein deſto gröſſeres Anſehen zu machen. Aus dieſer Urſach ließ er ſich nicht ſchlecht weg einen Aliden, ſondern einen Fatimiten nennen. Ein Name, den ſeine Nachkommen beybehalten haben, und unter welchem ſie lange Zeit in Africa und Egypten regieret haben.

Man hat dieſen Fürſten ihre Abſtammung von dem Ali und der Fatime ſehr ſtreitig gemachet. Ein gewiſſer arabiſcher Schriftſteller, Namens Dahebi ſagt ausdrücklich, es wären nur unwiſſende Leute, die ſie Fatimiten nenneten, denn er wüſte aus den beſten Nachrichten, daß Obeidallah, anſtatt einen ſo erlauchten Urſprung zu haben, ſeiner Religion nach ein Magus oder Jude, und ſeiner Handthierung nach ein Schlöſſer geweſen ſey, welches Handwerk er lange Zeit zu Salamiah, einer zu Emeſſa gehörigen, und in Syrien gelegenen Stadt getrieben habe.

Es mag nun mit der Abkunft des Obeidallah beſchaffen geweſen ſeyn, wie es will, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er unter den Muſelmannen in einer anſehnlichen Geſtalt erſchien, und daß er, ſo bald er ſich für einen Propheten ausgab, im kurzem ſo viel Anhänger bekam, daß er ſich im Stande befand, ſie ins Feld zu ſtellen und auf Eroberungen auszugehen. Sein erſter Zug gieng gegen die Aglabiten, ſo dieſen Namen von dem Aglab bekommen hatten, welchen der Haroun nach Africa geſchickt hatte, um dieſe Provinz in ſeinem Namen zu regieren;

der aber Mittel fand ſich zum unabhängigen Herrn dieſes Landes zu machen, welches er und ſeine Nachkommen, auch von der hundert und vier und achtzigſten Hegire an bis zu der zwey hundert und acht und neunzigſten beſeſſen haben, da der Ziadat-Allah, der letzte ihrer Fürſten von dem Obeidallah geſchlagen, und ſeiner Staaten beraubet wurde. Dieſer behauptete ſeine Eroberung gegen ſeine Feinde, und brachte ſie auf ſeine Nachkommen, die, nachdem ſie in Africa lange Zeit geruhig geherrſchet hatten, auch Egypten den Akſchidienſern wegnahmen. Wir werden in der Folge unſerer Geſchichte noch ofte Gelegenheit bekommen, von dieſem berühmten Stamme zu reden.

* * *

Caher-Billah.

Caher-Billah.

Acht und dreyßigſter Calif.

Hegire 320
n. C. G. 932
Die böſe Gemüthsart des Califen.

Caher, Moctaders dritter Sohn, befand ſich im Gefängniſſe, als ſein Bruder die Augen zuthat, ward aber den Augenblick darauf heraus gehohlet, und auf den Thron geſetzet. Dieſer Herr machte ſich durch nichts als Laſter bekannt, durch welche er die Krone entehrte. Er war eigenſinnig, grauſam, niederträchtig, ohne alle Empfindung, im höchſten Grad geizig, und überließ ſich der allerentſetz-

lich-

Caher-Billah. Hegire 320 n. C. G. 932

lichſten Tyranney, um ſeinen Durſt nach Gelde zu ſtillen. So ſchildert uns die Geſchichte das Bild desjenigen Ungeheuers, welches die Sarazenen nach dem Moctader zu ihrem Calif machten. Zum guten Glücke währete ſeine Regierung nicht lange. Er hatte die Krone nur ohngeſehr achtzehen Monate getragen, als er derſelben ſeiner Laſter wegen wieder verluſtig ward. Das bejammernswürdige Leben, ſo er nach ſeinem Falle führen muſte, war eine gerechte, aber dennoch eine gar zu gelinde Straffe für alle Abſcheulichkeiten, die er während ſeiner Regierung begieng.

Sein Geiz und ſeine Grauſamkeit.

Das erſte, womit er ſeine Regierung anfieng, war, daß er ausnehmende Proben ſeines Geizes und ſeiner Grauſamkeit dadurch ablegte, indem er nach allen, die bey dem Moctader in Gnaden geſtanden, die genaueſten Nachforſchungen anſtellen ließ, um ſie der Reichthümer, die ſie ſich bey ihm geſammlet hatten, zu berauben. Selbſt die Mutter dieſes Fürſten, die auch ſeine Mutter war, wurde nicht verſchonet. Er ließ ſie vor ſich fordern, und frug ſie, wo ſie ihre Schätze hätte? Die Prinzeßin antwortete, ſie hätte keine Schätze, ihr ganzes Vermögen beſtünde in Kleidern und Hausgeräthe. Caher, der von dem Gegentheile überführet war, drohete ihr die allerhärteſten Züchtigungen an, wenn ſie nicht den Augenblick entdeckte, wo ſie ihre Koſtbarkeiten und Geſchmeide hätte. Da

ſie

Caher-Billah. Hegire 320 n.C.G. 932 ſie aber beſtändig dabey verblieb, ſie habe nichts, ſo befahl er ſie in ſeiner Gegenwart bey den Füſſen aufhängen, und war ſo barbariſch ſie mit eigenen Händen zu ſchlagen. Bey jedem Schlage, den er ihr gab, frug er ſie: **Sage, wo haſt du dein Geld?** Allein als ſie beſtändig dabey verblieb, ſie habe nichts, ſo ließ ſie der Calif wieder los binden und in ihr Zimmer bringen, woſelbſt ſie kurz darauf verſchied.

Caher, der durchaus das Geld ſeiner Mutter an ſich ziehen wollte, ließ alle Schenkungen und Begnadigungen, die ſie an andere gemacht hatte, aufruffen, als ſie ihm ſelbſt nichts geben wollte, und noch darzu alle ihre Haabſeligkeiten und Meublen öffentlich an die meiſtbietenden verkauffen. Sie war noch nicht todt, als man anfieng dieſe Befehle in Würklichkeit zu bringen. Dieſe abſcheuliche That aber war eine neue Urſach, die ihr Ende beſchleunigte.

Hegire 321 n.C.G. 933 Auf eben dieſe Art gieng er mit den Bedienten und den Freunden ſeines Bruders um. Die meiſten wurden auf die Tortur gebracht, um das Bekänntniß, wo ihr bisgen Reichthum wäre, von ihnen heraus zu bringen. Sie muſten daher alles, was ſie hatten, gutwillig hergeben, wenn ſie nicht unter der Marter erliegen wollten. Selbſt ſein Vezier blieb nicht verſchont. Er hatte einen unter den Muſelmannen ſehr angeſehenen Mann,

Na-

Caher. Billah. Hegire 321 n. C. G. 933

Namens Ebn: Moclah zu dieſer Würde erhoben. Dieſer war ſchon unter dem vorigen Calif Vezier geweſen. Ich weiß aber nicht, ob der Eigenſinn dieſes Fürſten, oder die Staatsſtreiche des Hofes daran ſchuld waren, daß er es nur ein Jahr blieb. Nachhero hatte er vor ſich bis zu der Erhebung des Caher ganz ſtille gelebet. Dieſer Prinz ſetzte ihn wieder in ſein voriges Amt ein; kurz darauf aber ließ er ihm, man kann nicht ſagen, aus was für einem Grunde, die rechte Hand abhauen, dennoch aber behielt er ſtets ſein Amt wie vor.

Man will ihn abſetzen.

Eine Zuſammenhäuffung ſo vieler Grauſamkeiten brachte das Volk, und beſonders die Groſſen des Hofes gegen ihn in Harniſch, welche alle Augenblick befürchten muſten, daß der Wüterich ſeine Wuth an ihnen auslaſſen möchte, um ſich ihrer Güter zu bemächtigen. Es waren dreye unter ihnen, die auf Mittel dachten, das Joch abzuſchütteln, und zu dieſem Endzweck eine Verrätherey anſtifteten, um den Staat von einem Tyrannen zu befreyen, der ihn unterdrückte.

Munas war einer von denen, die es ſich am meiſten angelegen ſeyn lieſſen, die Ehre des Thrones zu retten, die durch den Geiz, und die Grauſamkeiten des Monarchen ſo ſehr beflecket war. Der Oberkämmerer Herr Balick vereinigte ſich mit dem Munas, und bewog ſeinen Sohn Ali mit an ihrem Unter-

Caher-Billah.
Hegire 321
n.C.G. 933

nehmen Theil zu nehmen. Man glaubte dieſes Geheimniß dem Vezier Moclah auch anvertrauen zu können, welcher auch in der That nichts mehr wünſchte, als einen Fürſten vom Throne zu ſtoſſen, der ihm ſo ſchändlich begegnet war. Ferner glückte es den Verſchwornen den Zairac, den Oberſten der Leibwache an ſich zu ziehen, der ihnen allen Beyſtand verſprach. Und nunmehro hielten ſie den glücklichen Anſchlag ihres Vorhabens für ohnfehlbar.

Der Calif entdecket die Verſchwörung, und kommet ihr zuvor.

Es hatte auch den beſten Anſchein dazu. Denn von dieſem Augenblick an machte Zairac ſolche Anſtalten, daß alle Zugänge zu dem Pallaſt geſchloſſen waren, und daß niemand hinein oder hinaus dürfte, von dem er nicht wuſte, daß er ein Freund oder Verwandter der Verſchwornen war. Allein die ganze Sache wurde dem Califen ſelbſt an dem Tage, der zu dem groſſen Unternehmen, ihn vom Throne zu ſtoſſen, angeſetzt war, von einem Muſelmann, Namens Thaharif verrathen. Dieſer hatte alles mit angehört, was in der letzten Zuſammenkunft der Verſchwornen vorgefallen war. Er ruhete nicht eher, bis er ein Mittel fand, es dem Califen zu hinterbringen. Es glückte ihm auch, denn er ſteckte ſich in Frauenkleider, und kam in dieſer Geſtalt in den Pallaſt. Er entdeckte dem Calif die Namen der angeſehenſten unter den Verſchwornen, und band ihm ein, ja von dieſem Augenblick an wohl auf ſeiner Hut zu ſeyn, weil noch an eben dieſem Tage nach verrichtetem Abendgebet das Ungewitter losbrechen, und daß Ali, der Sohn des Balik, der erſte ſeyn würde, der ihm ſeine Gefangenſchaft ankündigen würde.

Caher-Billah. Hegire 321 n.C.G. 933

Caher, der ſchon einigen Argwohn geſchöpfet hatte, daß nicht alles ſo richtig ſeyn müſte, weil ihm die Bewegungen, die er unter ſeiner Leibwache beobachtet hatte, bedenklich geſchienen hatten, fand um deſto weniger Bedenken, an der von dem Thabarif gebrachten Nachricht zu zweifeln; ſondern er trug ihm auf, ſich den Augenblick zu den Angehörigen des Said hin zuverfügen, ihnen alles zu hinterbringen, was er gehört hätte, und ihnen in ſeinem Namen anzudeuten, daß ſie keine Minute verſäumen möchten, ihm Hülffe zuzuſchicken. Zugleich wieß er ihm einen verborgenen Gang, wodurch dieſe Hülfe zu ihm kommen könnte, jedoch müſten ſie dabey ſehr vorſichtig verfahren, weil nicht weit davon ein Poſten von der Leibwache ſtünde.

Thabarif richtete alles, was ihm aufgetragen, ſo geſchwinde als geſchickt aus, und alles ſchien ſich zu der Erhaltung und dem Beyſtande des Califen zu vereinigen. Alle, die zu dem Hauſe des Said gehörten, verſahen ſich mit kurzen Waffen, die ſie unter ihren Kleidern verbargen, und damit durch den verborgenen Gang in aller Stille glücklich bey dem Calif anlangten. Dieſer Fürſt vertheilte ſie in verſchiede-

Caher-
Billah.
Hegire 321
n.C.G. 933

ne Gemächer, und befahl ſich ſo lange verſteckt zu halten, bis er ihnen weitere Ordre geben würde.

Ali-ben-Balik gieng gleich nach verrichtetem Abendgebet nach dem Pallaſt, und meldete ſich vor des Califen Gemache an; allein die Thüre wurde ihm vor der Naſe zugeſchlagen. Er wollte darauf Lerm machen, denn er dachte, wenn es ja etwas ſetzen ſolte, ſo würde ihm die ganze Leibwache, wovon ſein Vater Obriſter ſey, zu Hülffe kommen; allein zu ſeinem groſſen Erſtaunen kamen einige Saiden zum Vorſchein, die ſich ſeiner bemächtigten, und ihn in ein Zimmer unter die Verwahrung ihrer Leute einſperreten. Die übrigen Verſchwornen warteten von Minute zu Minute auf Nachricht, wie es mit dem Ali ausgefallen ſey, ſie konnten aber nichts weiter von ihm erfahren, als daß ihm der Zutritt zu dem Calif anfänglich verſagt worden ſey, und daß er doch kurz darauf ins Gemach gegangen ſey.

Dieſe Nachrichten thaten bey den Verſchwornen verſchiedene Würkungen. Moclaß, der ſich leicht einbilden konnte, daß alles verrathen ſeyn müſte, bediente ſich dieſes Augenblickes, ſein Leben in Sicherheit zu ſetzen, nud nahm die Flucht. Balik hingegen, der ſich von nichts ſchlimmes träumen ließ, und weiter auf nichts, als die ſeinem Sohne zugefügte Beleidigung, daß man ihm den Zutritt ins Gemach verſaget hätte, dachte, gieng nach dem Schloſſe, und wollte ſich deswegen

bey

beſchweren; er wurde auch bis in des Califen Vorgemach gelaſſen, daſelbſt aber angehalten.

Caher-Billah. Hegire 321 n.C.G. 933

Darauf befahl Caher einem ſeiner Bedienten zu dem Munas zu gehen, er möchte den Augenblick aufs Schloß kommen, weil ihn der Calif wegen einer wichtigen Sache ſprechen, und ſeinen Rath darüber vernehmen müſte. Munas machte anfänglich einige Schwierigkeit, und hatte auch gewiß Urſach dazu. Vielleicht aber wuſte er noch nicht, daß die Saiden von dem inwendigen des Kaiſerlichen Pallaſtes Meiſter waren. Dem ſey nun, wie ihm wolle, er gab dem Anhalten dieſes Officiers endlich nach, und gieng mit ihm aufs Schloß. Man ließ ihn ganz geruhig durch alle Zimmer durch. Wie er aber ins Gemach des Califen kam, ſo kriegte ihn dieſer beym Rock zu faſſen, und befahl den anweſenden Saiden, ihn gefangen zu nehmen.

Darauf verfügte ſich der Calif in ein anderes Zimmer, und gab Befehl, daß man ihm den Augenblick den Kopf des Ali auf einer Schüſſel bringen ſolte. Dieſer Befehl war kaum gegeben, ſo war er auch vollſtrecket. Der Calif nahm die Schüſſel, worauf der Kopf des Ali lag, ſelbſt in die Hand, gieng damit in das Gemach, wo der Balik verwahret ward, und ſetzte ihm den Kopf ſeines Sohnes vor, wobey er ihm ſagte, er wollte ihm Zeit geben denſelben anzuſehen und zu erkennen. Was für ein Anblick für einen

Caher-Billah. Hegire 321 n.C.G. 933

Vater! Was für eine traurige Vorbedeutung für den Walik ſelbſt!

Sein Schickſal blieb darauf nicht lange ungewiß. Der Calif hatte ihm kaum ſo viel Zeit gelaſſen, das Haupt ſeines lieben Sohnes, ſo vor ihm lag, etwas anzuſchauen, ſo befahl er ſchon dem Vater den Kopf auch abzuſchlagen, denſelben auf eben die Schüſſel zu legen, worinn des Sohnes ſeiner lag, und ihm ſodann beyde herzubringen. So bald als dieſes geſchehen war, nahm er die Schüſſel zum andern male in die Hand, und trug ſie ſelbſt dem Munas in das Zimmer hin, wo er eingeſchloſſen war. Dieſer erzitterte bey dem Anblick dieſes ſcheuslichen Schauſpiels, und rief aus: **Der Himmel müſſe den Urheber dieſer Barbarey verdammen!** Mehr konnte er nicht hinzuſetzen, denn der Calif ließ ihm, als er kaum dieſe Worte ausgeſprochen hatte, auch den Kopf abhauen, und denſelben in die Schüſſel zu den beyden andern legen. Hierauf ließ er ſie einen jeden beſonders auf eine Stange ſtecken, und ſie in allen Gaſſen zu Bagdad herum tragen, dieſes geſchahe erſt den folgenden Tag. Diejenigen, ſo die Köpfe trugen, hatten einen Ausruffer vor ſich hergehen, der von Zeit zu Zeit rief: **Sehet! ſolch einen Lohn bekommen diejenigen, die dem Califen eydbrüchig geworden ſind, und die ſich haben unterſtehen wol-**

wollen, die öffentliche Ruhe in dem Staat zu unterbrechen.

Caher-Billah.
Hegire 321
n.C.G. 933
Der Calif gehet mit dem Abu-Ahmed grauſam um.

Nachdem Caher mit dieſen grauſamen Verrichtungen fertig war, und glaubte, daß er nunmehro für allen Verräthereyen, die gegen ihn geſchmiedet werden könnten, ſicher ſey; ſo war er auf nichts bedacht, als neue Unthaten zu begehen. Den Anfang dazu machte er damit, daß er den Prinzen, der dem gemeinen Gerüchte nach, wenn die Verſchwörung einen glücklichen Ausgang genommen hätte, nach ihm den Thron wieder würde beſtiegen haben, den Abou-Ahmed, einen Sohn des Califen Moktaphi, ſeinen eigenen Neffen einziehen ließ. Hernach ließ er ihn vor ſich, und darauf in den Haram bringen, welches der entlegenſte Ort in Seraielle iſt. Hier muſten ihn ſeine Helffershelffer binden, und ihn mit vier groſſen Nägeln, die beſonders zu dieſem Gebrauche gemacht waren, an eine Wand nageln.

Er zwinget dem Jahia eine Summe Geldes ab.

Unterdeſſen, daß dieſer arme Prinz * ſeine Seele unter dieſer Marter ausbließ, ſo ſchickte er hin, und ließ den Abu-Jahia hohlen, der ein groſſer Rechtsgelehrter war, und für ſehr

---

* El-macin ſagt nur, indem er von dem Ahmed redet, daß derſelbe in ein enges Behältniß eingeſchloſſen, und die Thür davon zugemauret worden ſey, daher dieſer junge Herr habe todt hungern müſſen.

Caher. Billah. Hegire 321 n.C.G. 933

reich gehalten ward. Sobald dieſer ins Zimmer trat, ſo ſagte ihm der Calif, er habe itzo eine Summe von zweymal hundert tauſend Dinaren nöthig, und er habe das Vertrauen zu ihm, daß er ihm dieſes Geld ſogleich vorſchieſſen würde.

Jahia entſchuldigte ſich zwar damit, daß ſein Vermögen nicht hinreichend ſey, eine ſo groſſe Summe aufzubringen, allein der Calif unterbrach ihm gleich, und ſagte: Abu-Ahmed, der in dem Zimmer neben an iſt, hat mich doch aber verſichert, daß du Vermögen genug habeſt, und er iſt der Meinung, daß du wohl thun werdeſt, wenn du das verlangte Geld hergiebſt, komm nur mit! Womit er ihn bey der Hand nahm und ihn fortführte. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ſehr der Jahia erſchrocken ſeyn müſſe, als er ſelbſt den Neffen des Califen erblickte, der unter einer neuen Art von Marter ſeinen Geiſt nach und nach aufgab. Er konnte ſich leicht die Rechnung machen, daß ihn eben das Schickſal treffen würde, wenn er ſich noch ferner weigerte, das Begehren des Califs einzugehen. Deswegen verſprach er alles aufzuopfern, um die verlangte Summe zuſammen zu bringen.

Hegire 322 n.C.G. 934

Dieſes war die letzte Grauſamkeit, die der Calif ausüben konnte. Denn der Vezier Moclah, der ſich ſeit der letzten mislungenen Verrätherey verborgen gehalten, wartete mit

Caher-Billah.
Hegire 322
n.C.G. 934

der gröſten Sehnſucht auf einen gelegenen Augenblick, ſich an dem Tyrannen zu rächen. Er glaubte, daß er ſich zu dieſem Endzweck des entſetzlichen Unwillens, ſo jedermann gegen den Calif wegen der barbariſchen Hinrichtung des Ahmed gefaſſet hatte, bedienen müſſe. Sowohl die Groſſen des Staats, als der Pöbel murreten darüber überlaut. Alles verrieth ein allgemeines Mißvergnügen, und es fehlete zu dem Ausbruch eines Aufruhrs nichts, als ein Anführer.

Endlich fand ſich Moclah dazu an. Dennoch aber unterſtand er ſich noch nicht ſich ſehen zu laſſen. Da er aber ein ſehr ſchlauer Mann war, der den Kopf voller Ränke hatte, ſo wuſte er die ganze Sache ſo einzufädeln, daß er ſie, ohne ſich dabey zu zeigen, glücklich hinaus führte. Er fieng damit an, daß er den Sima, den Oberſten der türkiſchen Miliz, auf ſeine Seite brachte, indem er ihm vorſtellen ließ, daß er bey einem ſo blutdürſtigen Fürſten ſeines Lebens nicht ſicher ſey. Sima ſahe die Wahrheit dieſer Vorſtellungen leicht ein. Er redete mit noch andern Officiers davon, die ſchon von eben der Furcht gemartert wurden, die man ihnen hatte einflöſſen wollen. Sie waren alle der Meinung, man müſte vorher, ehe man das geringſte unternähme, mit dem Moclah in Unterhandlung treten. Dieſer war damit zufrieden, da man ihn verſicherte, daß er ſich auf ſie verlaſſen könnte, und nach

Caher-Billah.
Hegire 322
n.C.G. 934

einigen hin und wieder gethanen Vorſchlägen, ward die Verſchwörung, und mit ihr die Abſetzung des Caher beſchloſſen. Es ward beliebt, die Soldaten ſolten den erſten Anfang zum Aufſtande machen. Man wollte ſie aufwiegeln, daß ſie ihren Sold, der ihnen ſeit einiger Zeit nicht ausgezahlt war, mit ſo viel Ungeſtüm, als möglich, fordern ſolten; darauf ſolten die Officiers nebſt den Soldaten ohne auf einige Antwort zu warten in des Califen Gemach dringen, und ihn da hinaus und ins Gefängniß ſchleppen. Zuletzt wollte man ihm denn einen Nachfolger ernennen.

Dieſer Anſchlag hatte einen ſo guten Ausgang, als ihn ſeine Urheber nur hoffen konnten. Die Soldaten fiengen an das Lerm zu machen, das ihnen geſagt war, und die Officier, die nur auf dieſes Zeichen warteten, fielen darauf ſo gleich nebſt einiger Mannſchaft in die Gemächer des Califen ein. Der Calif ließ nachfragen, was dieſer Tumult bedeuten ſolte. Man brachte ihm die Nachricht, es ſey ein Aufruhr, wogegen man ſich ohnmöglich ſetzen könnte, weil die Rebellen ſchon von den Vorzimmern Meiſter wären. Hierauf entwiſchte dieſer Fürſt aufs ſchleunigſte durch einen Gang, der zu den Bädern führte; als er aber hörte, daß die Rebellen allenthalben herum lieffen, und alle Winkel nach ihm durchſuchten, ſo kroch er unter das Dach, ſo über den Bädern war, und verſteck-

Caher-Billah.
Hegire 322
n.C.G. 934

te ſich daſelbſt, ſo gut er konnte. Allein ſeine Verfolger ſuchten ihn ſo fleißig, daß ſie ihn auch hier entdeckten, und fanden.

Sie bemüheten ſich darauf ihn unter dem Dache hervor zu ziehen, kratzten ihm aber dabey die Augen aus. Ich kann nicht ſagen, ob ſie es mit Fleiß gethan haben, oder ob es in dem Handgemenge von ohngefehr geſchehen iſt. Darauf ward er ins Gefängniß geführet, und kam nicht eher hinaus, bis ein neuer Calif gemachet war. Hernach wurde ihm eine Wohnung in dem Pallaſte angewieſen, woraus er aber kurze Zeit hernach vertrieben wurde, ohne daß man ihm einen Heller zu ſeinem Unterhalte angewieſen hatte. Endlich kam es mit dieſem unglücklichen Fürſten gar ſo weit, daß er an den Thoren der Moſcheen um Almoſen bitten müſſen. El-macin führet einen Autor an, aber ohne ihn zu nennen, der denſelben in dieſen kläglichen Umſtänden geſehen hat. Als ich an einem Freytage in der Moſchee des Almanzor war, ſo ſahe ich einen Menſchen herführen, ſagt er, der einen doppelt gefütterten Rock anhatte, woran das Oberzeug ganz zerriſſen war, und hörte ihn folgende Worte ſagen: „Gehet denjenigen nicht vorüber, der ehemals euer „Calif war, und euch itzo um ein Almoſen anſpricht.“ Eine ganz beſondere Straffe für dieſen Fürſten, wodurch er für

Caher-Billah. Hegire 322 n.C.G. 934

ſeine Laſter härter gezüchtiget ward, als wenn man ihm gleich damals, wie er abgeſetzet wurde, das Leben genommen hätte.

Dieſes elende Leben führte er bis in die drey hundert und neun und dreyßigſte Hegire, in welcher er zu Bagdad in einem Alter von zwey und funfzig Jahren ſtarb, wovon er ohngefehr achtzehen Monate mochte regieret haben.

Urſprung der Bouiden.

Der Stamm der **Buiden** oder **Bouiden**, der in der morgenländiſchen Geſchichte ſo berühmt iſt, fieng unter der Regierung dieſes Califen an bekannt zu werden. Dieſe Fürſten lieſſen ſich nach dem **Buiah**, dem Oberhaupte ihres Hauſes **Buiden** nennen. Dieſer war ein Sohn des Kaba-Khosru, welcher vorgab, daß er von den Fürſten aus der vierten Herrſchaft von Perſien herſtammete. Dieſe Fürſten hieſſen **Saſſaniden**, von dem **Saſſan**, dem erſten Prinz dieſer vierten perſiſchen Herrſchaft; aus welcher der beſchriene Chosroes entſprungen iſt: Obgleich alſo der Buiah von hoher Geburt war, ſo war er dennoch von allen Glücksgütern ſehr entblöſſet, und lebte in einem kleinen Städtgen, ſo im Lande Dilem, welches ſich an den mitternächtigen Ufern des Caſpiſchen Meers erſtrecket, lieget, in aller Stille für ſich, daher kommt es auch, daß ſeine Nachkommen bisweilen die **Dilemiten** genennet werden. Buiah war ein Fiſcher, und ernährte ſich und ſeine Kinder durch die Handthierung ganz kümmerlich. Als ihm ſeine Frau ſtarb, ſo verließ er den bisherigen Ort ſeines Auffenthalts, und gieng mit ſeinen Kindern zu einem ſeiner Freunde, Namens Scheheriarebn Roſtam, der ihn eine Zeit lang bey ſich behielt.

Indeſſen, daß er bey dieſem Manne war, ſo hatte er einen ganz beſondern Traum: Es kam ihm vor, als ſähe er aus ſeinem Bauche eine groſſe Flamme heraus fahren, die in einem Augenblick einen groſſen Umfang des Landes erfüllete, plötzlich bis an die Wolken ſtieg, und ſich darauf in drey Theile vertheilete; zu gleicher Zeit ſahe er, daß die Völker des Erdbodens ſich vor dieſen drey Flammen niederwurffen, und ihren Schutz anfleheten.

Ein ſo wunderbarer Traum machte den Buiah nach deſſen Auslegung höchſt begierig. Er gieng deswegen zu einem Sterndeuter, der es in der Kunſt Träume auszudeuten ungemein weit gebracht hatte, und endeckte ihm ſeinen Traum, und ſein Verlangen deſſen Bedeutung zu wiſſen. Dieſer bedachte ſich erſtlich einige Zeit, und ſagte darauf zu dem Buiah: Du haſt drey Söhne, dieſe werden alle dreye regierende Fürſten werden; ihre Gewalt wird ſehr groß ſeyn, und ſich eben ſo, wie das Feuer, das du im Traume geſehen haſt, über den Erdboden verbreiten.

Buiah konnte eine ſolche Prophezeyung mit den armſeligen Umſtänden, worinn er ſich befand, gar nicht zuſammen reimen, und bildete ſich daher ein, der Sterndeuter wolle ihn zum beſten haben; allein dieſer verſicherte ihn, daß es ſein rechter Ernſt ſey, und ſetzte hinzu: **Du kannſt alles ſicher glauben, was ich dir geſagt habe. Ja, wenn du mir die Stunden angeben kannſt, worinn deine Kinder gebohren ſind, ſo will ich dir noch mehrere Umſtände entdecken.** Buiah that es, und brachte zugleich ſeine drey Söhne ſelbſt zu dem Sterndeuter. Dieſer entwarf gleich etliche Charactere, betrachtete ſie aufmerkſam, beugte ſich darauf für dem älteſten, der Ali hieß, und küſſete ihm die Hand. Zu dem Vater aber ſagte er: **Siehe! dieſer iſt derjenige unter deinen drey Söhnen, der zu erſt regieren wird.** Hernach grüſſete er den zweeten, mit Namen Haſſan, und den dritten, der Ahmed hieß, auf gleiche Weiſe, und ſagte zu dem Vater: **Dieſe werden gleichfals an der Oberherrſchaft und Regierung ihren Antheil haben.**

Hierauf giengen dieſe Brüder ſo gleich in den Krieg, weil dieſes der einzige Weg war, der ſie zu ihrem beſtimmten erhabenen Glücke führen konnte, und nahmen bey dem Macan Dienſte, der König über die Provinz Ghilan in Perſien war. Sie fiengen ſchon an, ſich in ſeinen Dienſten hervor zu thun, als derſelbe eine Schlacht gegen einen Fürſten mit Namen Asfar verlohr, und dadurch auf einmal um ſein ganzes Königreich kam. Die Söhne des Buiah verlieſſen hierauf den Macan, und giengen zu dem Sieger über. Als aber auch dieſer in der drey hundert und funfzehenden Hegire von einem Karmathen umgebracht ward, ſo bemächtigte ſich Mardaviges, ein durch ſeine Tapferkeit und ſeinen Ehrgeiz bekannter Herr mit gewafneter Hand der Provinz Ghilan, und nahm zugleich Dilem, Mazanderan, und Tabareſtan weg. Die Söhne des Buiah ſäumeten nicht dieſem Fürſten ihre Dienſte anzubieten, der, da er ſchon von ihrer Unerſchrockenheit hatte reden hören, ſie ſehr gern unter ſeine Truppen nahm. Es währete nicht lange, ſo fiengen ſie an zu ſteigen, und bekamen die höchſten Kriegesſtellen, bey den Armeen, die Mardaviges ausſchickte, die Provinzen Irak, Fars, und das mittägige Perſien einzunehmen. Kurz darauf ward dieſer Fürſt von einem ſeiner alten Sclaven, ſo Jackem der Türke hieß, umgebracht, und hinterließ keine Kinder. Es ward daher dem Ali, dem älteſten unter den drey Bouidiſchen Brüdern, der damals an der Spitze eines ſiegreichen Heeres ſtand, gar nicht ſchwer, ſich von ganz Perſien Meiſter zu machen. Dieſes war der erſte Schrit, den dieſe drey Brüder thaten, und wodurch es ihnen glückte, die in der

Geſchichte unter dem Namen, die Herrſchaft der Bouiden, ſo berühmte Herrſchaft zu ſtiften. Anfänglich war ſie in drey Theile zertheilt, woraus aber hernach nur zweye wurden, und welche die Fürſten aus dieſem Hauſe mehrentheils mit einander und zu gleicher Zeit beherrſchet haben.

Man kennet dieſe drey Brüder faſt nicht anders, als bey den Zunamen, die ihnen beygeleget wurden. Ali bekam den Namen Amadeddulat; Haſſan, Rokneddulat; und Ahmed, Monzeddulat. Sie waren alle groſſe Anhänger von der Secte des Ali, vermuthlich daher, weil der erſte aus ihrem Hauſe, der Regent geworden war, Ali geheiſſen hatte. Wir werden ſie bald wieder ſehen, wie ſie ihre Gewalt bis nach Bagdad ausdehnen, das Reich und die Perſonen der Califen despotiſch beherrſchen, und ihnen nicht einmal den Schatten der Königlichen Würde überlaſſen.

* * *

Rhadi-Billah.

Rhadi-Billah.

Neun und dreyßigſter Calif.

Hegire 322 n.C.G. 934 Der Zuſtand des

Ehe ich mich in die Erzählung derjenigen Dinge einlaſſe, die unter der Regierung dieſes Califen vorgefallen ſind, ſo halte ich für nöthig, meinen Leſern zuvor einen Abriß von dem Zuſtande des arabiſchen Reiches zu machen, worinn es ſich damals befand, als dieſer Herr den Thron beſtieg.

Rhadi-Billah.
Hegire 322
n.C.G. 934
arabiſchen
Reichs, als
Rhadi zur
Regierung
gelangete.

Wir haben vorhin geſehen, daß die Ommiadiſchen und Abbaßidiſchen Califen eine lange Zeit durch den gröſten Theil von Orient beherrſchet haben. Alle drey Arabien, Syrien, Egypten, Perſien, und Meſopotamien waren unter die Bothmäßigkeit dieſer Eroberer gerathen, und wurden in ihren Namen von Statthaltern beherrſchet, denen ſie die Sorge aufgetragen hatten, für die Wohlfarth dieſer Provinzen zu wachen.

In ſolchem Flor blieb dieſes weitläuftige Reich unzertrennet, bis daß der berühmte Mamon zur Regierung gelangte, der dadurch, daß er die Unvorſichtigkeit begieng, und einem ſeiner Generale, mit Namen Thaher die Provinz Khoraſſan mit allen Rechten der Oberherrſchaft abtrat, ſchuld daran war, daß in der Folge auch andere Statthalter eben dergleichen Vorrechte ſuchten und erhielten. Anfänglich bekamen ſie dieſelben zwar mit der Einſchränkung, daß ſie ſich von den Califen muſten belehnen laſſen. Allein es währete nicht lange, ſo fiengen bald einige unter ihnen an, die gar zu groſſe Nachſicht des Monarchen zu mißbrauchen, und ſuchten ihre Gewalt unabhängig zu machen, ja ſie nahmen ſich ſo viel heraus, daß ſie nicht einmal mehr die Belehnung von den Califen ſuchen wollten.

Rhadi-Billah.
Hegire 322
n. C. G. 934

Dem Beyſpiele dieſer Rebellen folgten bald andere nach. Dieſe verſagten den Abbaſſiden unter dem ſcheinbaren Vorwande, denen Aliden, die ſie allein als ihre rechtmäßigen Herrn anſahen, die Krone wieder aufzuſezzen, allen Gehorſam, und ergriffen die Waffen gegen ſie. Ob es ihnen nun gleich nicht glücken wollte, ihren Haupt-Endzweck zu erlangen, ſo riſſen ſie doch verſchiedene Theile von dem Muſelmanniſchen Reiche ab, und beherrſchten dieſelben ganz unabhängig.

Dieſes war der Urſprung der verſchiedenen Herrſchaften, die kurz auf einander in dem Reiche der Araber entſtunden. Es wurde nach und nach ſo viel von dieſem weitläuftigen Reiche abgeriſſen, daß den Califen faſt gar kein Einkommen übrig blieb, als dasjenige, ſo ſie aus der Landſchaft um Bagdad herum zogen. Die Thaherienſer, die Tholoniden, und die Soffariden hatten ſchon ſeit langer Zeit angefangen, dieſes Reich zu zerſtücken. Dieſen folgten wieder andere nach, die, indem ſie ſich durch Raubereyen bereicherten, ſich derer Provinzen bemächtigten, die ſie durchſtreiſten, und ſich gröſtentheils mit gutem Fortgang darinn feſt ſetzten.

Auf dieſe Art geſchahe es, daß unter der Regierung, die ich itzt beſchreiben will, das perſiſche Irak, ſo eigentlich Perſien ſelbſt iſt, in die Hände der Bouiden kam. Tabareſtan, Giergian, und Manzaderan hatten ein

glei-

Rhadi-Billah. Hegire 322 u. C. G. 934

gleiches Schickſal. Von Meſopotamien bemeiſterten ſich die Hamadaniten. Die Samaniden unterwarffen ſich Khoraſſan, und ganz Tranſoranien. Die Karmathen waren Herren von den Provinzen Bahrein und Jemamah in Arabien. Die Fatimiten, die ſchon Africa unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten, nahmen den Akſchidienſern, welche ſich von Statthaltern, ſo ſie anfänglich waren, zu regierenden Herren gemacht hatten, auch noch Egypten und Syrien weg. Dieſes iſt ein ganz kurzer Abriß von dem Zuſtande des muſelmanniſchen Reiches unter der Regierung des Rhadi-Billah und ſeiner Nachfolger.

Rhadi wird Calif.

Dieſer Herr wurde an eben dem Tage, da ſein Bruder, Caher-Billah abgeſetzt ward, zu Bagdad mit allen Feyerlichkeiten als Calif ausgeruffen. Alles ſchien eine glückliche und geſeegnete Regierung anzukündigen. Rhadi hatte würklich einen vortreflichen Character, er war freygebig, gefällig, geſprächig, wohlthuend, und ein Liebhaber der Wiſſenſchaften und der Gelehrten. Es hatte den Anſchein, daß er die glücklichen Zeiten des Mamon und Almanſor wieder bringen würde. Allein alle dieſe vortrefliche Eigenſchaften, von denen man mit recht ſo viel gutes hoffen konnte, brachten unvermerkt den Umſturz der Gewalt und des Anſehens der Califen

Rhadi-Billah. Hegire 322 n.C.G. 934

zu wege. Da ſeine gar zu groſſe Leutſeligkeit zu einer Schwachheit ward, ſo fand er kein Bedenken, den verderblichen Beyſpielen einiger ſeiner Verfahren zu folgen; indem er entweder ſelbſt ſolche neue Vorrechte ertheilte, oder ſchon ertheilte beſtätigte, wodurch hernach eben ſoviele Fürſten wurden, als Statthalter waren, die genug Ehrgeiz und Gewalt beſaſſen, ſich ununterwürffig zu machen.

Den Anfang ſeiner Regierung machte Rhadi dadurch merkwürdig, daß er alle diejenigen los ließ, die ſeine Vorfahren ins Gefängniß werffen laſſen. Dieſe Nachricht brachte alle verwieſene zurück, ſo wohl diejenigen, die von dem grauſamen Caher fortgeſchicket waren, als auch die, welche ſich von ſelbſt entfernt hatten, um der Wuth eines ſo wilden Prinzen zu entgehen.

Hegire 323 n.C.G. 935 Moclah wird wieder Vezier.

Moclah, deſſen Ränken Rhadi die Krone zu danken hatte, erſchien auch wieder bey Hofe, und ward wieder in ſein Amt als Vezier eingeſetzt. Dieſer Staatsmann, ob ihm gleich die rechte Hand fehlte, weil ihm Caher dieſelbe hatte abhauen laſſen, übernahm dennoch die Geſchäfte von neuem, und unterzeichnete alle Ausfertigungen eben ſo gut, als vorher. Er ließ ſich zu dem Ende eine Art von Uhrwerk machen, welches ihm an den Arm feſt gemacht wurde. Vorne in dieſes Uhrwerk ſteckte er eine Feder, und wuſte damit ſo geſchickt umzugehen, daß er ganz leſerlich ſchrieb.

Rhadi-Billah.

Hegire 323 n. C. G. 934

Die Würde eines Emir al-Omara kommt auf.

Als der Calif einige Monate regieret hatte, ſo ließ er einen angeſehenen Muſelmann, mit Namen Raik, oder Ratck, nach Bagdad kommen, und übergab ihm die gänzliche Verwaltung des Kriegesweſens und der Einkünfte. Ich kann nicht ſagen, ob er es darum that, weil er ſich zu ſchwach hielt, die Laſt der Regierung zu tragen, oder weil er nicht Luſt hatte ſich damit abzugeben. Dieſem Manne wurde der prächtige Titel, **Emir-al-Omara** gegeben, der einen **Befehlshaber über alle Befehlshaber** anzeiget. Hiedurch wurde das Anſehen des Veziers ſehr verdunkelt, der ſich nunmehr bis zu einem bloſſen Secretär des Califen erniedriget ſahe, und unter dieſem Emir ſtehen muſte.

Hegire 324 n. C. G. 935

Von dieſem Augenblick an faſſete der Vezier Moclah, den eine Erhöhung, die ſeinem Vortheile ſo ſehr zugegen war, heftig verdroß, den Entſchluß, ſich an dem Raik ſelbſt deswegen zu rächen, und einen Mann ins Verderben zu ſtürzen, deſſen unumſchränktes Anſehen alle Würden bey Hofe, und beſonders des Veziers ſeine ſo ſehr verdunkelte. Allein ein ſolches Unternehmen erforderte Zeit, und er wartete noch zwey Jahre, ehe er damit los brach, und unglücklich ward.

Dieſes Zeitpuncts bediente ſich der Raik, der die ganze Königliche Gewalt in Händen

Rhadi-Billah.
Hegire 324
n.C.G. 936

hatte, zu ſeinem eigenen Vortheile. Mit den Feinden des Staats ſetzte er ſich auf einen ſolchen Fuß, daß er zwiſchen ihnen und den Unterthanen des Califen ein gutes Verſtändniß einführte, ohne daß es nöthig geweſen wäre, es zum Kriege kommen zu laſſen.

Die furchtbarſten Feinde, ſo man damals hatte, waren die Karmathen, die unter der Anführung des tapfern Abou-Thaher, ihres Generals die Staaten des Califen und beſonders Arabien durchſtreiften, und alles verwüſteten. Sie hatten ſich in dieſem Reiche ſo fürchterlich gemacht, daß man die berühmte Wallfarth nach Mecca unterbrechen muſte. Mit dieſem Abou-Thaher ſuchte Raik einen Vergleich zu treffen. Es glückte ihm auch endlich ſo weit, daß er den Ausbruch ſeiner Wuth zu hemmen wuſte, und daß er den Caravanen, die nach Mecca gehen würden, alle Sicherheit verſprach. Hiezu bewog Raik den Anführer der Karmathen, indem er ihm eine Summe von funfzig tauſend goldenen Dinaren verſprach, die ihm der Calif alle Jahre zu bezahlen angelobte. Wir werden die Karmathen aber bald wieder erblicken, wie ſie ihr Verſprechen ſchlecht halten, und die Feindſeligkeiten mit eben ſo viel Wuth, wie vorhin, wieder anfangen. Vielleicht glaubten ſie, ſie wären an ihr Verſprechen nicht mehr gehalten, weil ſie es nur dem Raik gethan hatten, welcher Emir aber durch allerhand Kunſtgriffe, die Moclah zu ſeinem Verderben angeſponnen hatte, ſein Amt verlohr.

Rhadi-Billah. Hegire 326 n. C. G. 938 Die Streiche, die Moclah dem Raik ſpielen will, werden entdecket.

Dieſer Vezier, der ſchon ſeit langer Zeit das Verderben des Raik ſuchte, erſann ein Mittel dazu, welches ihm ſeiner Meinung nach untrüglich ſeyn muſte. Er ſchrieb im Namen des Califen an einen der vornehmſten türkiſchen Officiere, mit Namen Jakem, und beklagte ſich gegen denſelben, daß Raik, ſo lange er das Amt des Emir-al-Omara bekleidet hätte, die gröſte Tyranney ausübete. Er bezeugete dabey, daß der Calif ſehnlich wünſchte, von einem Menſchen befreyet zu werden, den ſein gar zu groſſes Anſehen trotzig gemacht hätte. In dieſer Abſicht bat er den Jakem ſchleunigſt nach Bagdad zu kommen, um das Ober-Commando über alle Völker zu übernehmen. Zugleich aber ſchrieb er ihm, müſte er in einer guten Begleitung kommen, damit er im Stande wäre dem Emir die Spitze zu bieten, wenn dieſer etwan Gewalt gebrauchen ſolte, um ſich dem zu wiederſetzen, was man von ihm verlangte.

Dieſer Brief wurde zum Unglück für den Moclah aufgefangen. Er fiel dem Raik in die Hände, welcher damit ſogleich zum Calif lief, und ihn bat, daß er ihm doch ſagen möchte, wodurch er es verdienet habe, daß er ihn wolle abſetzen laſſen? Der Calif, den dieſe Frage ſehr befremdete, antwortete ihm; er habe eben die Geſinnungen, die er bishe-

Rhadi-Billah. Hegire 325 n.C.G. 938

ro für ihn geäuſſert habe, ſtets für ihm behalten, und er könne gar nicht einſehen, worauf ſich ſeine Klagen gründeten.

Raik gab hierauf dem Calif den aufgefangenen Brief in die Hand. Dieſer Fürſt wurde über die Kühnheit, daß man ſich unterſtanden hatte, ſeinen Namen zu mißbrauchen, äuſſerſt entrüſtet, und befahl, den Vezier ſogleich herzuhohlen. Anfänglich warf er demſelben nur vor, daß er mit Jakem dem Türken ein heimliches Verſtändniß unterhielte. Moclah, der ſich noch ganz ſicher deuchte, läugnete alles, und wollte es gar nicht an ſich kommen laſſen, daß er mit dieſem Officier zu thun habe. Als ihm aber hierauf der Calif ſeinen eigenen Brief vorlegte, ſo wuſte er keine Ausflucht mehr, ſondern verſtummete.

Dieſe Untreue wurde ſogleich beſtraft. Man hieb ihm die eine Hand ab, die ihm noch übrig war. Da aber dieſe Züchtigung, anſtatt ihn zu demüthigen, weiter nichts fruchtete, als daß er auf den Calif und den Emir heftig zu ſchimpfen anfieng, ſo ſprach ihm der Calif das Urtheil, daß ihm die Zunge ſolte aus dem Munde geſchnitten werden. Hernach ward er vom Hofe gejaget, und führete bis zu der drey hundert und acht und dreyßigſten Hegire, in der er ſtarb, ein jämmerliches Leben.[*]

---

[*] Einige arabiſche Geſchichtſchreiber erzählen die Ge-

Dennoch aber iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß der Vezier Mittel gefunden habe, den

Rhadi-
Billah.
Hegire 326
n. C. G. 938

Geſchichte des Vezier Moclah etwas anders. Abulfaragius und El-macin ſagen nicht, daß ihm beyde Hände abgehauen wären, auch nicht, daß er ſeine rechte Hand unter dem Califate des Caher verlohren habe, wie ich ſolches bey dem Leben des vorhergehenden Califen angemerket habe. Nach dieſer Autoren ihrer Meinung iſt dem Moclah ſeine rechte Hand erſt unter der Regierung des Rhadi abgehauen worden, und zwar bey Gelegenheit eines Briefes, den er an dieſen Prinzen ſoll geſchrieben haben; und worinn er ihm ſoll angerathen haben, den Rateck gefangen zu nehmen, und an ſeine Stelle Jakem den Türken wieder einzuſetzen. Dieſen Brief habe der Calif, ſagen ſie, dem Rateck gezeiget, der, weil er alle Gewalt in Bagdad hatte, auch ſogleich an denen, die dem Califen zu ſeinem Nachtheile Rath gaben, Rache genommen. Die ganze Sache ſey der Entſcheidung der Gerichte übergeben worden, welche denn das Urtheil gefället hätten, daß dem Vezier die rechte Hand abgehauen, und die Zunge ausgeſchnitten werden ſolte, weil er ein Verbrechen gegen die öffentliche Wohlfarth begangen hätte. Die Geſchichte lehret uns, ſagt El-macin, daß er, als ihm die rechte Hand abgehauen wurde, folgende Worte geſprochen habe: Dieſe Hand, womit ich den Alcoran dreymal abgeſchrieben habe, wird mir itzo abge-

Abadi-Billah. Hegire 327 n.C.G. 939

Jakem von der Schwäche der Regierung ſchon vorher zu unterrichten; oder es kann auch

abgehauen, als wenn es die Hand eines Diebes wäre.

Eben dieſer Schriftſteller ſetzt hinzu, dieſer unglückliche Vezier ward, nachdem er ſeine rechte Hand und ſeine Zunge verlohren hatte, in ein niedriges Behältniß in dem Kaiſerlichen Pallaſte, worinn ein Brunn war, eingeſchloſſen. Hier muſte er ſeine Zeit zubringen, ohne daß ihm jemand zur Hand gieng. Wenn ihn dürſtete, ſo muſte er ſich ſelbſt das Waſſer ſchöpfen. Dieſes verrichtete er auf folgende Art: Er zog das Seil mit der linken Hand hinauf, und hielt es mit den Zähnen ſo lange feſt, bis der Eimer ſo hoch hinauf gezogen war, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte.

Man leget dieſem Vezier die Erfindung der neuen arabiſchen Buchſtaben bey, deren man ſich noch heutiges Tages anſtatt der alten, die Couffiquen hieſſen, und ſehr groß waren, bedienet. Dieſe Erfindung brachte ihm den Zunamen Vadhe-Khat zuwege, welches einen Urheber und Erfinder der Kunſt zu ſchreiben bedeutet.

Dieſer Vezier, der den Alcoran dreymal abgeſchrieben hatte, war auch dreymal nach Mecca gewallfarthet. Nach ſeinem Tode wurde er dreymal begraben, das erſte mal in ſeinem Gefängniſſe, das zweyte in dem Kaiſerlichen Pallaſte, und das dritte in ſeinem eigenen

Rhadi-Billah. Hegire 327 n. C. G. 939 Jakem nöthiget den Calif, daß er ihn zum Emir ernennen muß.

auch ſeyn, daß dieſer hochmüthige Türke durch andere Wege Nachricht davon bekommen hat; denn er entſchloß ſich dieſer Umſtände zu bedienen, um ſich ſelbſt an das Staats-Ruder zu ſetzen, und ſich auf den Rinnen des Raik zu erheben.

In dieſer Abſicht gieng er mit einer Anzahl Truppen auf Bagdad los, und machte alle Anſtalten dieſen Ort zu belagern. Raik gieng ihm zwar auch in einer zahlreichen Begleitung entgegen, und wollte ſeinem Feinde die Spitze bieten; allein er wurde bey dem erſten Angrif geſchlagen, und in eine ſolche Unordnung gebracht, daß er ſelbſt nicht einmal wieder nach Bagdad zurück kommen, und dem Sieger die Thore verſchlieſſen konnte. Jakem rückte alſo im Triumph in dieſe Stadt ein, und fand daſelbſt alles in der gröſten Beſtürzung, die die Furcht für das morden, und das plündern jederzeit hervor bringet. Dem ohngeachtet aber hielt er ſeine Soldaten im Zaume. Da er ſonſt keine Abſicht hatte, als die oberſte Verwaltung der Staatsangelegenheiten zu erlangen, ſo gieng er gleich zum Calif, verſicherte ihn ſeines Gehorſams, und bat ſich weiter nichts von ihm aus, als daß er die Gnade für ihn haben, und ihn mit der

---

genen Hauſe, wohin er auf Bitte ſeiner Kinder, die ſich von dem Calif den Cörper ihres Vaters ausbaten, gebracht wurde.

Rhadi-Billah. Hegire 327 n.C.G. 939

der Würde eines Emir-al-Omara bekleiden möchte. Rhadi, der ſich glücklich ſchätzte, ihn auf dieſe Bedingung los zu werden, willigte ſo gleich in ſein Anſuchen, und ſetzte hernach ſein völliges Vertrauen auf ihn.

Jakem, der dieſes Amt nur allein in der Abſicht geſucht hatte, damit er die Ehre haben möchte, als ein unabhängiger Herr befehlen zu können, ohne darauf zu ſehen, ob ſich ſeine Macht über viele Provinzen erſtreckte oder nicht, wiederſetzte ſich dem Califen gar nicht, da er es ſich einfallen ließ, vielen von denen, die groſſe Statthalterſchaften verwalteten, die Freyheiten und Vorrechte der Ununterwürffigkeit zu ertheilen. Auf dieſe Art gieng die zeitliche Gewalt der Califen nach und nach zu Grunde. Dieſe neuen Regenten ſahen den Califen für nichts weiter, als den erſten Jman, oder den oberſten Prieſter der Religion an, als einen Herrn, der ſonſt nichts zu thun hätte, als das öffentliche Gebet zu verrichten.

Dennoch aber ließ man ihm den Vorzug, ſeinen Namen auf die Münzen prägen zu laſſen, und die Belehnungen vorzunehmen. Allein das letzte Vorrecht wurde blos als eine Ceremonie angeſehen, der ſich noch dazu in der Folge die mehreſten Fürſten entzogen. Was noch am allerwunderbareſten ſcheinet, iſt dieſes, daß die Emirs-al-Omara, die doch nur die höchſte Gewalt im Namen der Cali-

fen

ſen verwalteten, ſich ſolchergeſtalt Meiſter von der Krone machten, daß ſie ſolche denen, die ſie trugen, nach Gefallen abnahmen, und wieder aufſetzten, ohne daß ſich jemand unterſtanden hätte, ſich einem ſo ungerechten Mißbrauche zu wiederſetzen.

Rhadi-Billah.
Hegire 327
n.C.G. 939

Jakem war es, der zuerſt die Rechte ſeines Amtes geltend machte; ja er trieb ſeine Forderungen weit höher, als man es ſich jemals vorgeſtellet hätte. Die Erhebung dieſes Türken zu einer ſo hohen Würde ſetzte jedermann in Erſtaunen. Man hatte auch Urſach dazu; denn einmal war es unbegreiflich, daß der Calif ſo unvorſichtig handelte, und ſich der Gefahr ausſetzte, in kurzer Zeit der Sclave einer Nation zu werden, die ſchon unter einigen vorhergehenden Califen, ſo viele Zerrüttungen im Staate gemacht hatte; und zweytens war es in Anſehung des Jakem ſelbſt unbegreiflich, der es ſich wol niemals hatte träumen laſſen, dermaleinſt ein Amt von ſolcher Wichtigkeit zu bekleiden.

Jakems Herkunft.

Dieſer Türke war würklich von einem Stande, der ihm nicht erlaubte, auf ſo hohe Dinge zu denken. Er war als ein Sclave auferzogen, und hatte dem Mardaviges, Könige von Dilem lange als Sclave gedienet. Dieſer Fürſt gewann ihn lieb, ſetzte ihn in Freyheit, und erhob ihn nach und nach zu den höchſten Kriegesbedienungen. Jakem that ſich bey allen Gelegenheiten hervor, wo

er

Rhadi-Billah. Hegire 327 n.C.G. 939

er Gelegenheit dazu hatte. Da er aber einem ſehr ehrgeizigen Prinzen diente, der nichts anders ſuchte, als Eroberungen zu machen, und keine andere Vorſchrift als ſeinen Degen erkannte, ſo fiel es ihm auch ein, ſein Glück zu machen. Den Anfang dazu machte er, indem er gegen ſeinen Herrn und Wohlthäter eine Meuterey anfieng. Er brachte ihn um, da er eben zu Ispahan im Bade war. Nach dieſer That ſuchte er die Soldaten zu gewinnen, und ſich durch ihre Hülffe in den Beſitz von einem Theile ſeiner Staaten zu ſetzen.

Da er aber durch das Verſtändniß, ſo er zu Bagdad beſonders mit dem Moclah unterhielt, die Nachricht bekam, daß es ihm leicht fallen würde, bey dem Califen ſein Glück beſſer zu machen, wenn er nur den Emir Raik von Hofe vertreiben könnte, ſo bediente er ſich eben dieſer Soldaten, dieſes groſſe Unternehmen auszuführen, ſo ihm auch in allen Stücken glückte.

Raik erhält das Oberherrſchaft über das arabiſche Irak.

Er war viel liſtiger, als derjenige, dem er das Amt eines Emirs wegnahm. Daher ergrif er auch beſſere Masregeln ſich darinn zu erhalten. Raik kam zwar wieder, und ließ ſich vor Bagdad mit einer Armee ſehen, allein Jakem behielt ihn immer in der Zucht, und verhinderte, daß er nicht den geringſten Vortheil erhalten konnte. Die Feindſeligkeiten daureten aber nicht lange; Raik, der

alle

Rhadi-Billah.
Hegire 327
n.C.G. 939

alle Hofnung verlohr, dasjenige wieder zu erhalten, was er verlohren hatte, fieng an ſich in Tractaten einzulaſſen, und ſchlug vor, daß man ihm, wie man es ſchon vielen andern gethan hätte, einige Plätze, worüber er Statthalter war, eigenthümlich abtreten möchte. Ueber dieſen Antrag wurden verſchiedene Berathſchlagungen gehalten. Der Calif und Raik ſchickten ſich wechſelsweiſe Abgeſandten zu. Endlich wurde der Vergleich dahin getroffen, daß man ihm Basrah, Couffah und das arabiſche Irak einräumen wolle. Auf dieſe Bedingungen legten beyde Theile die Waffen nieder, und Raik gedachte nicht mehr daran, ſeine vorige Würde als Emir wieder zu bekommen.

Hegire 328
n.C.G. 940
Mohammed macht ſich Syrien und Egypten unterwürfig.

Kurz darauf wurde von dem Reiche ein Theil abgeriſſen, der noch weit wichtiger war. Die Califen hatten die Oberherrſchaft über Syrien und Egypten nach der Vertilgung der Tholoniden gewiſſer maſſen wieder bekommen. Die Furcht, daß die Statthalter, denen ſie dieſe Provinzen anvertrauen muſten, nicht von neuem ſuchen möchten, ſich zu Regenten darinn aufzuwerffen, nöthigte ſie, diejenigen ofte zu verändern, die als Statthalter in dieſe Reiche geſchickt wurden.

Dieſe verderbliche Staatsklugheit war an vielen Unordnungen ſchuld. Die mehrſten Statthalter konnten gar leicht vorher ſehen, daß ſie ihren Poſten bald wieder würden ver-

laſſen

Rhadi-Billah. Hegire 328 n. C. G. 940

laſſen müſſen, und waren daher auf nichts bedacht, als ſich aufs geſchwindeſte zu bereichern; das Volk muſte daher ihren Geiz zu ſättigen tauſend Preſſungen ausſtehen. Andere, die ſich gegen den Willen der Califen in ihrer Stelle zu erhalten bemüheten, ſuchten ſich bey dem Pöbel beliebt zu machen, beſonders aber die Soldaten zu gewinnen, damit ſie im Stande wären ſich zu vertheidigen, wenn man ſie mit Gewalt von ihren Statthalterſchaften vertreiben wollte. So ſahe es in Egypten und Syrien aus von dem Moktaphi an, bis zu dem Califat des Caher.

Dieſer Calif hatte die Statthalterſchaft von Egypten erſtlich dem Aboubecer: Mohammed, dem Sohn des Tagages, einem Türken von Geburt gegeben, ihm hernach aber dieſelbe bald wieder genommen. Dieſer Herr aber hatte ſich darauf dieſer Provinz durch die Waffen bemächtiget, und ſich zum Regenten darinn aufgeworffen. Rhadi, der Nachfolger des Caher, wollte ihn verhindern, es mit Syrien eben ſo zu machen. Allein ſeine Mühe war vergeblich. Der tapfere Mohammed überſtieg alle Hinderniſſe, und unterwarf ganz Syrien ſeiner Gewalt. Darauf nahm er den Zunamen Akſchid an, einen Titel, den die Könige von Fargana, und Turqueſtan führten, von welchen er ſeinen Urſprung herleitete. Man ſagt gar, daß Rhadi, als er ſich hernach mit ihm verglichen, ihm dieſen Vorzug durch ein förmliches Patent beſtätiget habe. Unter dieſem Namen iſt er in der arabiſchen Hiſtorie bekannt, und ſeine Nachkommen werden ſtets die Akſchidienſer genennet.

Rhadi-Billah.
Hegire 328
n.C.G. 940

Dieſer Fürſt hatte eine anſehnliche Anzahl Truppen im Sold, die alle aus Soldaten beſtunden, die ausgehärtet, und bereit waren, unter der Anführung ihres Oberhaupts alles zu wagen. Man ſagt, er habe beſtändig viermal hundert tauſend Mann auf den Beinen gehabt, wovon acht tauſend, ſo die **Mamelucken** hieſſen, die Wache für ſeinem Pallaſte gehabt hätten. Dennoch aber hielt er ſich durch ein ſo zahlreiches Heer noch nicht genug geſichert, ſondern ergrif allerhand Maasregeln, um den verſchiedenen Fallſtricken, die ihm ſeine Feinde legen könnten, vorzubeugen. Die Geſchichte ſaget uns, daß er niemalen zwo Nächte nach einander an einem Orte geſchlaffen habe, daher man auch niemals weder, wenn er in der Stadt, noch im Lager geweſen ſey, eigentlich die Kammer, oder das Gezelt gewuſt habe, worinn er die Nacht zugebracht habe.

Krieg zwiſchen Akſchid und Raik.

Akſchid ſahe ſich alſo unter der Regierung des Rhadi als einen ruhigen Beſitzer von Syrien und Egypten. Dieſes will ſo viel ſagen, der Calif, ſo der rechtmäßige Herr dieſer Provinzen war, ſchien darein zu willigen, daß ſich dieſer Rebelle darinn feſt ſetzte. Allein in Anſehung der anderen Statthalter war es nicht alſo beſchaffen. Dieſe, die die groſſe

Rhadi-Billah
Hegire 328
n.C.G.940

Gewalt des Akſchid eiferſüchtig machten, verſuchten es auf alle Art ihn zu ſchwächen, und wollten ihm einen Theil ſeiner erbeuteten Länder wieder abnehmen. Unter andern hatte er mit dem Raik einen heftigen Krieg, worinn bald dieſer, bald jener das Glück auf ſeiner Seite hatte. Endlich fiel es dieſen beyden Nebenbuhlern ein, daß ſie ſich nothwendig einander aufreiben würden, wenn ſie fortführen, die Waffen gegen einander zu gebrauchen; und daß hernach vielleicht ein dritter kommen, und ſich des Schadens, den ſie einander verſetzten, zu ihrem beyderſeitigen Unglück bedienen möchte. Sie faſten daher den Entſchluß ſich zu vergleichen. Raik trat dem Akſchid einige Plätze ab, die er erobert hatte; dieſer hingegen machte ſich verbindlich, ihm zur Erkänntlichkeit jährlich hundert und vierzig tauſend Thaler zu bezahlen.

Alle dieſe Bewegungen ſahe Rhadi mit an, ohne daß es ihm eingefallen wäre, für ſich Vortheile daraus zu ziehen. Der Emir-al-Omara, der damit zufrieden war, daß er das höchſte Anſehen in Bagdad hatte, vielleicht aber auch durch das Geld der rebellirenden Statthalter gewonnen war, blieb gleichfals ganz geruhig dabey, als dem Califen ſeine reichſten Provinzen genommen wurden, und nahm ſich nicht einmal die Mühe, die allergeringſte Anſtalt dagegen vorzukehren.

Kurz darauf ſtarb der Calif. Er hatte

ſchon ſeit einiger Zeit an der Waſſerſucht krank gelegen, die man als eine Folge ſeiner unmäßigen Neigung für die Weiber anſahe. Sein Tod erfolgte in der drey hundert und neun und zwanzigſten Hegire, und in dem Jahr Chriſti neun hundert und ein und vierzig. Er brachte ſein Alter etwas über zwey und dreyßig Jahre, und hatte ſechs Jahre und einige Monate regieret.

Rhadi-Billah.
Hegire 329
n. C. G. 941
Der Calif ſtirbt.

Nach El-macins Bericht war dieſer Prinz freygebig, gefällig, großmüthig, ein groſſer Eiferer für ſeine Religion, und ein Liebhaber der Gelehrten und der Wiſſenſchaften. Die Geſchichtſchreiber machen von ſeiner Aufrichtigkeit, und ſeinen übrigen ſittlichen Tugenden groſſe Lobes-Erhebungen. Allein ſeine gar zu groſſe Schläfrigkeit in den Regierungs-Geſchäften iſt ein ſicherer Beweiß, daß er niemals die Haupt-Eigenſchaften beſeſſen habe, die einem Fürſten unentbehrlich ſind.

Man ſchreibt ihm auch eine groſſe Stärke in der Beredtſamkeit und der Dichtkunſt zu. Er hat verſchiedene Stücke gemacht, die alle von den vortreflichſten Grundſätzen voll ſind. Unter andern rühmet man einige Verſe beſonders von ihm, wo er ſich in folgenden Worten ausdrücket: **Man ſage mir nichts von der Ehre vor, die ich mir etwan für andern Monarchen zuſchreiben könnte. Der Sold der Fürſten beſtehet in ihren Tugenden, und ihren gu-**

Rhadi-Billah. Hegire 329 n.C.G. 941

ten Handlungen. Mein Gang iſt ſo eingerichtet, daß ich den übrigen Menſchen den Weg zeigen, und die Gebäude aufführen muß, wozu meine Vorgänger den Grund geleget haben. Ich erwarte das Ende meines Lauffes in der Ausübung der Tugend, und werde meinem Nachfolger meine Stelle ohne Verdruß überlaſſen. Mein einziges Verlangen iſt ſtets dahin gegangen, die übrigen in dem Guten zu übertreffen. Beſſer hätte er gethan, wenn er geſucht hätte den Muſtern ähnlich zu werden, die ihm einige ſeiner Vorfahren durch ihre geäuſſerte Kenntniß in Staats-Sachen, und durch ihr weiſes Betragen im regieren hinterlaſſen hatten.

Unter der Regierung dieſes Fürſten trug es ſich zu, daß Said-ben-Batrik verſtarb, welcher Patriach von Alexandria geweſen war, und bey den Chriſten unter dem Namen Eutichius ſehr bekannt iſt.

Anfänglich hatte er die Arzneykunſt getrieben, und war darauf in dem erſten Jahre der Regierung des Caher zum Patriarch von Alexandria erhoben worden. Dieſer Prälat, der gut Catholiſch war, hatte mit ſeinen Pfarrkindern, ſo gröſtentheils Jacobiten waren, viele Händel. Akſchid, der Egypten beherrſchte, forderte von allen Chriſten überhaupt ſo ſtarke Schatzungen, daß ſie dadurch genöthi-

ger wurden, ſich mit ihrem Patriarchen zu
vergleichen, ja ſich ſelbſt zu einer Kirche zu
verſammlen.

Rhadi-Billah
Hegire 329
n.C.G. 941

* * *

Motaki = Lillah.

Vierzigſter Calif.

Motaki-Lillah.

Jakem war nicht zu Bagdad, als Rhadi
ſeinen Geiſt aufgab. Er hatte ſich ſchon
inige Tage her verſchiedener Sachen wegen
u Couffah aufgehalten So bald man ihm
en dieſer Begebenheit Nachricht gab, ſo war
as erſte, wozu er grif, daß er ſie allen Ab-
aßiden, Aliden, und andern Angeſehenen in
er Nation durch einen Umlauf aufs eiligſte zu
iſſen that, und ſie dabey einlud, ſich ſo
ld als möglich, bey dem Abu-Kaſſem-Soli-
an, dem Vezier des verſtorbenen Califen
nzufinden, um zur Wahl eines neuen Mo-
rchen zu ſchreiten.

Alle Stimmen vereinigten ſich zum Vor-
il des Ibrahim, eines Sohns des Mocta-
2. Man leiſtete ihm den Augenblick den

Motaki wird Calif.

---

* Der Zuname Lillah, auch Billah und Lem-rillah, wie auch Beemrillah, welche wir in der Folge noch ofte finden werden, alle dieſe bedeuten, in GOtt, zu GOtt, durch den Befehl GOttes oder wie wir in Europa ſagen, von GOttes Gnaden.

Motaki-Lillah. Hegire 329 n.C.G. 941

Eyd der Treue, und legte ihm den Namen Motaki-Lillah bey. Dieſer Herr beſtätigte den Jakem in ſeiner Würde als Emir-al-Omara, und belehnte ihn mit dieſem Amte, indem er ihm den dazu erforderlichen Rock und die Fahne zuſchickte.

Jakem wird ermordet.

Dieſe Aufmerkſamkeit, die der Calif gegen den Jakem blicken ließ, war nichts anders als ein Fallſtrick, welchen er ihm darum legte, damit er ſich keinen Argwohn wegen des unglücklichen Schickſals, ſo über ſeinem Haupte ſchwebte, möchte in die Gedanken kommen laſſen. Denn dieſer Emir ward kurze Zeit hernach umgebracht, und man will behaupten, daß es auf Befehl des Califen geſchehen ſey. Die gar zu hohe Stuffe des Anſehens, die er beſtiegen hatte, machte ihn unerträglich. Er richtete alles nach ſeinem eigenen Gutdünken allein ein, und nahm alle Staatsgeſchäfte vor ſich allein vor, ſo daß die übrigen Miniſter gar nichts mehr zu thun hatten. In allen Sachen, die vorkamen, machte er die Entſcheidung, und ſelbſt die Ausfertigungen, die doch wenigſtens hätten durch die Hände des Veziers gehen ſollen, ließ er durch ſeinen eigenen Secretär unterſiegeln. Dasjenige aber, was am meiſten dazu beytrug, ihn dem Calife verhaßt zu machen, war ſeine Aufführung, die er von dem Augenblicke an, als Rhadi geſtorben war, angenommen hatte. Er hatte nemlich ſeine

Motaki-Lillah
Hegire 329
n.C.G. 941

Leute nach Bagdad geſchicket, und durch ſie alles Hausgeräthe, ſo in dem Kaiſerlichen Pallaſt befindlich war, und alle Pferde, die in den Marſtällen des verſtorbenen Califen vorhanden waren, mit Gewalt abhohlen laſſen. Dieſes ſolte vermuthlich ein neues Vorrecht ſeyn, ſo er denen, die er Kraft ſeines Amtes ſchon hatte, noch hinzuzufügen gedachte. Dieſe Kühnheit des Emirs verdroß den Calif ſo heftig, daß er gleich den Vorſatz faßte ihn über die Seite zu ſchaffen. Es währte auch nicht lange, ſo ward er kurz nach ſeiner Zurückkunft in Bagdad umgebracht.

Elmacin führet andere Umſtände von dem Tode des Jakem an. Er ſaget, dieſer Emir ſey eines Tages auf der Jagd geweſen, und habe von weitem einen Trop Curden erblicket, die nach ihrer Provinz Curdeſtan hätten zurück kehren wollen. Er habe darauf den Einfall bekommen, denſelben ein Schrecken einzujagen, und ſey mit ſeinen Leuten auf ſie zu geſprenget, recht als wenn er Luſt gehabt hätte, ſie auszuplündern. Dieſe Leute, ſo nur von einer geringen Anzahl waren, hatten auch gleich die Flucht ergriffen, weil ſie geglaubet hätten, daß ſie von einer Räuberbande verfolget würden. Jakem aber anſtatt, daß er es hätte dabey bewenden laſſen ſollen, ſie in Furcht geſetzt zu haben, hätte ſie würklich verfolget, und ſie in allem Ernſte angegriffen. Einer aber unter ihnen, dem Jakem gar

Motaki-Lillah.
Hegire 329
n.C.G. 941

gar zu nahe in dem Rücken geweſen wäre, hätte ſich plötzlich umgewendet, und dem erſten, den er angetroffen, ſeinen Spieß durch den Leib gejaget, ſo daß er gleich auf dem Platze geblieben ſey. Dieſes ſey eben Jakem geweſen, welchen der Curde, ohne ihn zu kennen, aus der Welt geſchicket habe. Der Tod des Emirs habe ſeine bey ſich habende Leute ganz beſtürzt gemacht; ſie hätten ihn aufgehoben, und ihn nach Bagdad gebracht, die Curden hingegen hätten ihren Weg geruhig fortgeſetzt.

Motaki ward gar nicht böſe darüber, daß er einen Mann vom Halſe los war, welcher ſich durch ſein Großthun unerträglich gemacht hatte. Vielmehr ſahe er ſeinen Tod als eine glückliche Begebenheit an, deren er ſich bedienen müſte, um das Califat wieder in Anſehen zu bringen, und ihm ſein voriges Gewichte wieder zu geben. Jedoch es war zu ſpäte hieran zu gedenken. Die Würde eines Emir-al-Omara war ſo unentbehrlich geworden, daß es gar nicht mehr möglich war ſie abzuſchaffen. Sie war der Gegenſtand, worauf die Ehrbegierde vieler Prinzen allein gerichtet war. Ueberdas ſo wollte die türkiſche Miliz, deren Stolz zwar unter den vorigen Califen ziemlich gedämpſt war, die aber unter einem Emir von ihrer Nation ihre Gewalt, wie ſie dieſelbe vorhin gehabt hatte, wieder bekommen hatte, durchaus, daß dieſes

Amt durch jemand aus ihren Mitteln beſetzt werden, und daß es allemal einer ihrer Generale bekleiden ſolte.

Motaki-Lillah.
Hegire 329
u. C. G. 941
Urſprung der Baridienſer.

Dieſe Umſtände ſetzten Bagdad in die gröſte Verwirrung. Man ſahe daſelbſt einen Prinzen von Basrah ankommen, der ſich um dieſes Amt die gröſte Mühe von der Welt gab, und eifrigſt anhielt, daß man ihn wenigſtens zum oberſten Feldherrn über die türkiſche Miliz machen möchte, wenn man ihm ja die Würde eines Emirs nicht ertheilen wollte.

Dieſer Prinz hieß Abdallah und führte den Zunamen **Baridi**, ſo ein **Oberaufſeher über die Poſten heiſſet**, weil er dieſes Amt ehemals zu Bagdad verwaltet hatte. Er war unter dem Califat des Rhadi ſo mächtig geworden, daß er ſich von Basrah Meiſter gemachet, und dem Raik ſolches weggenommen hatte. Zugleich hatte er ſich auch der Stadt Waſſeth und der ganzen Provinz Ahuez bemächtiget. Er war das Haupt eines Stammes, der ſehr viel Unruhe im Staate anfieng. Die Prinzen, die aus ſeinem Hauſe herſtammeten, behielten ſeinen Beynamen bey, und wurden die **Baridier** genennet.

Abdallah behielt keine Zeit, ſich viele Mühe zu geben. Denn die Türken hatten kaum von der Abſicht ſeiner Reiſe nach Hofe gehört, ſo griffen ſie gleich zu den Waffen, und nöthigten ihn mit ſeinem ganzen Gefolge ſich aus Bag-

Motaki-Lillah.
Hegire 329
n.C.G. 941

Bagdad weg zu machen. Von da giengen ſie nach dem Pallaſte, und verlangten mit groſſem Ungeſtüm, daß die Würde eines Emirs einem ihrer Häupter aufgetragen werden möchte. Da der Calif aber wenig Luſt bezeugete ihr Begehren zu erfüllen, ſo verbreiteten ſie ſich in die Stadt herum, und plünderten einen groſſen Theil davon aus.

Der Calif bittet die Hamadaniten um Hülffe

Motaki wollte ihnen gar nicht nachgeben. Dennoch aber befand er ſich nicht im Stande und ſtark genug ihrem Unweſen zu ſteuren. Deswegen faßte er den Entſchluß ſich des Nachts heimlich aus Bagdad weg zu machen. Er that es, und gieng nach Moſſul, um die Fürſten aus dem Hauſe des Hamadan gegen die Türken um Hülffe anzuflehen.

Es waren damals zween hamadanitiſche Prinzen, die beyde regierende Herren waren; der eine in Meſopotamien, und der andere in einem Theile von Syrien. Der erſte hieß Abou-Mohammed-Haſſan; der andere aber Abou-Haſſan-Ali-ben-Abdallah. Sie waren beyde in Moſſul zuſammen, als der Calif dahin kam, und Schutz bey ihnen ſuchte. Sie freueten ſich, daß ſich eine Gelegenheit hervorthat ihm zu dienen, und gaben ihm auch gleich den erſten Augenblick von ſeiner Ankunft die Proben davon. Denn als ſich Abdallah-Baridi mit einer Armee vor Moſſul ſehen ließ, und den Calif in dieſer Stadt

Motaki-Lillah. Hegire 329 n.C.G. 941

belagern wollte; ſo thaten die hamadanitiſchen Prinzen einen tapfern Ausfall, worinn ſie die Armee des Abdallah aufs Haupt und in die Flucht ſchlugen, ſo daß er ſelbſt genöthiget ward das Reisaus zu nehmen, nachdem er vorher eine namhafte Anzahl Leute eingebüſſet hatte, wovon ſeinem Feinde zwey tauſend als Gefangene in die Hände gefallen waren.

Ein Theil des ſiegreichen Heers verfolgete den flüchtigen Feind unter der Anführung eines hamadanitiſchen Prinzen, und hieb noch eine groſſe Anzahl Baradier in die Pfanne.

Abdallah glaubte ſeine Sicherheit nicht beſſer finden zu können, als wenn er nach Vaſſeth flüchtete. Allein die Hamadaniten verfolgeten ihn auch dahin, und ſetzten ihm ſo zu, daß er ſich weiter weg begeben muſte.

Während dieſer Zeit brach auch der andere Theil der ſiegenden Armee unter der Anführung ihres Prinzen auf, und begleitete den Calif nach Bagdad, in welche Stadt er wie im Triumph einzog. Das zahlreiche Gefolge, ſo er bey ſich hatte, hielt die Aufwiegler im Zaum, und es fand ſich niemand, der ſich unterſtanden hätte, auch nur die geringſte Bewegung zu machen. Motaki war nunmehro darauf bedacht ſich gegen die hamadanitiſchen Prinzen dankbar zu erweiſen, indem er ihre Namen veränderte, und ihnen ſolche beylegte, die ſeine Dankbarkeit und die Verpflich-

tun-

Metaki-Lillah. Hegire 329 n.C.G.941

tungen ausdrückten, die ihnen der Staat ſchuldig wäre. Er wollte, daß ſich der ältere ins künftige Naſſer-Aldoulat nennen ſolte, welches ein **Beſchützer und Vertheidiger des Staats** heiſſet; den jüngern aber nennete er Saif-Aldoulat, den **Degen des Staats**. Unter dieſen Namen ſind dieſe Prinzen in der Hiſtorie bekannt. Sie giengen darauf alle beyde wieder nach Hauſe, nachdem ſie den Calif wieder in ſein Reich und in ſeine Hauptſtadt eingeſetzt hatten.

Hegire 331 n.C.G.942 Tozun wird Emir.

Dieſer Herr konnte ſich leicht vorſtellen, daß der Lerm wegen der Würde des Emir bald von neuem wieder ausbrechen würde. Deswegen entſchloß er ſich endlich ſie zu vergeben. Damit er ſich nun die Türken wieder zu Freunden machen möchte, ſo gab er ſie einem ihrer Officiere, mit Namen Tozun, der ein naher Verwandter von dem Jakem, dem letzten Emir war. Dieſe Wahl beugte allen Meutereyen vor, die ſchon im Ausbruche waren. Und von nun an verlohren die Baridier alle Hofnung zu dieſer Würde zu gelangen.

Er begegnet dem Calif verächtlich.

Tozun, der von Natur trotzig und hochmüthig war, bezeugte dem Calif wenig Erkänntlichkeit dafür, daß er ihn zum Emir gemacht hatte. Er merkte gar wohl, daß ihn dieſer Prinz mehr aus Furcht für den Verfolgungen der Baridier, als aus einer Neigung zu ſeiner Perſon auf dieſe Ehrenſtaffel erho-

Motaki-Lillah
Hegire 331
n.C.G. 942

ben hatte. Von dieſer Vorſtellung eingenommen ließ er viel Verachtung gegen den Calif blicken, und führte ſich bey der Verwaltung ſeines Amtes ſo trotzig auf, daß ihn Motaki ohnmöglich länger ertragen konnte, ſondern den Entſchluß faſſete ihn abzuſetzen.

Von dieſem Vorhaben bekam der Emir Wind, und anſtatt ſich Mühe zu geben, den Calif wieder zu gewinnen, ſo trotzte er ihm vielmehr in ſeinem eigenen Pallaſt ins Angeſicht. Dieſe Beleidigungen wiederhohlte er ſo oft, daß Motaki die Folgen derſelben zu fürchten anfieng, und deswegen ſeine Zuflucht wieder zu dem Naſſer-Aldoulat nahm. Er ſchrieb ihm, daß er entſchloſſen ſey, Bagdad, ſo bald als möglich, zu verlaſſen, und erſuchte denſelben ihm ein gutes Gefolge entgegen zu ſchicken, mit welchem er ſicher nach Moſſul kommen könnte. Dieſer Brief ward getreulich beſtellet. Tozun ſahe ſich kurz darauf genöthiget wegen einer gewiſſen Sache nach Vaſſeth zu reiſen.

Der Calif machte ſich ſeine Abweſenheit zu Nutze, und entwiſchte mit ſeinen Weibern und Kindern, mit welchen er ſich nach Moſſul begab.

Hegire 332
n.C.G. 943

Nachdem er kaum einige Tage in dieſer Stadt zugebracht hatte, ſo verließ er dieſelbe auf einmal wieder, und gab vor, er wolle zu dem Akſchid nach Syrien reiſen. Man hat nicht erfahren können, was ihn zu dieſem Ent-

ſchluſſe

Motaki-Lillah.
Hegire 332
n.C.G. 943

ſchluſſe bewogen hat, und ob ihm vielleicht die hamadanitiſchen Prinzen Urſach zum Mißvergnügen gegeben haben. Vielleicht unterſtand er ſich auch nicht ihnen das niederträchtige Vorhaben zu entdecken, womit er damals ſchwanger gieng, oder daſſelbe in ihrer Gegenwart ins Werk zu ſtellen. Es beſtand darinn, daß er an den Tozun ſchreiben, ſich ſeine Freundſchaft ausbitten, und ihn erſuchen wollte, ſich mit ihm wieder auszuſöhnen.

Der Calif läſſet ſich gegen den Tozun auf eine niederträchtige Art herab.

Er brach alſo auf, um ſich nach Syrien zu begeben. Unterweges aber änderte er ſeinen Entſchluß wieder, und blieb in der Stadt Rakah in Meſopotamien liegen. Von dieſem Orte aus ſchrieb er an den Tozun, und entdeckte ihm ſeine Geſinnungen. Der Emir, den es recht kützelte, daß der Calif als mit einem von ſeines gleichen mit ihm umgieng, ſtellete ſich ungemein bereitwillig, den vorgeſchlagenen Vergleich einzugehen. Dennoch aber verzogen ſich die Unterhandlungen noch einige Zeit. Unterdeſſen reiſeten die hamadanitiſchen Prinzen, und auch Rakſchid, die alle von dem Sprunge, den der Calif itzo thun wollte, gehöret hatten, nach Rakah, und ſtelleten ihm ernſtlich vor, daß er ja in Anſehung des Tozun auf ſeiner Hut ſeyn, und ſich nicht auf die Verſprechungen eines Menſchen verlaſſen möchte, der allem Anſehen nach nichts weiter ſuchte, als ihn ins Garn zu locken und zu betrügen,

Dieſe

Motaki Lillah. Hegire 332. n.C.G. 943

Dieſe gut gemeinte Vorſtellungen rühreten zwar den ſchwachen Motaki; dem ohngeachtet aber fruchteten ſie nichts, denn er ſetzte die Unterhandlung mit dem Tozun noch immer fort. Endlich kam es ſo weit, daß ihm dieſer Emir ein mit ſeiner eigenen Hand, und von den vornehmſten Lehrern des Geſetzes unterzeichnetes Patent zuſchickte, worinn er ſich gegen den Calif verbindlich machte, dasjenige aufs heiligſte zu erfüllen, was er ſeinen Abgeſandten verſprochen hätte. Darauf nahm Motaki mit ſeinem ganzen Hauſe von dem Akſchid, und den hamadanitiſchen Prinzen Abſchied, und kehrete ohne eine gehörige Begleitung bey ſich zu haben wieder nach Bagdad zurück.

Hegire 333 n.C.G. 944 Tozun ſtellet ſich, als wenn er ſich wieder mit ihm ausgeſöhnet hätte.

Tozun gieng ihm entgegen, ſo bald ihm die Nachricht von ſeinem Aufbruche hinterbracht wurde, und begegnete ihm eine Tagereiſe von Bagdad. Er hatte ihn kaum in die Augen gekriegt, ſo ſtieg er vom Pferde, und bewillkommete ihn aufs ehrerbietigſte. Darauf nahm er den Steigbügel dieſes Prinzen in die Hand, und gieng auf dieſe Art eine ziemliche Weile bey ſeinem Pferde her, wobey er ſtets das demüthigſte Bezeugen gegen ihn beobachtete. Zu eben dieſer Zeit aber fertigte er einen reitenden Boten an den Abdallah Abou-Caſſem, einen Sohn des Moktaphi, und einen Enkel des Mothaded ab, und ließ ihm durch denſelben von allem, was vorgegangen

war,

Motaki-Lillah.
Hegire 333
n.C.G.944
Er zwinget ihn das Califat nieder zu legen.

war, Nachricht geben, mit der Erinnerung, daß er ſich zu dem großen Streiche, den er auszuführen willens wäre, in Bereitſchaft halten möchte.

So lange die Reiſe daurete, ſo war niemand, der dem Califen mehr Ehre erwieß, als Tozun. Er führte ihn wie im Triumph in Bagdad hinein, und begleitete ihn ſelbſt auf dieſe Weiſe bis ins innerſte des Pallaſtes. Kaum aber waren ſie daſelbſt angelanget, ſo lies Tozun den Abou-Caſſem zum Vorſchein kommen, nahm darauf mit einem male eine gebietriſche Mine an, und ſagte dem Califen, er müſte den Augenblick das Califat niederlegen, denn dieſe Würde ſey dem jungen Prinzen zugetheilet, der ihm itzo vor Augen ſtünde.

Motaki von einer ſo betrübten Veränderung ganz betäubt erkannte nunmehro, aber gar zu ſpäte, daß er thöricht gehandelt, indem er den glatten Worten des treuloſen Tozun Glauben zugeſtellet habe. Vergebens bemühete er ſich dieſem Verräther zu Gemüthe zu führen, daß er ſein ihm gegebenes Wort, und ſeinen Eyd ohne alle Urſach bräche. Es half alles nichts, der unglückliche Motaki muſte gehorchen, und es mit ſeinen Augen anſehen, wie Abou-Caſſem, dem Tozun den Namen Moſtakfi-Billah gab, zum Calif ausgeruffen ward.

So wurde der bedaurenswürdige Motaki,

der

Motaki-Lillah.
Hegire 333
n.C.G. 944

der ohngefehr vier Jahre regieret, in welchen er noch dazu nichts als Unglück erlebet hatte, in einem Augenblick ſeiner Länder beraubet. Tozun ließ ſich noch nicht daran begnügen, einen Prinzen vom Throne geſtoſſen zu haben, dem er ſein ganzes Glück zu danken hatte, ſondern er trieb die Grauſamkeit ſo hoch, daß er ſeinem Wohlthäter noch dazu die Augen ausſtechen ließ. Dieſer arme Prinz lebte darauf noch fünf und zwanzig Jahre ſeiner Augen und ſeiner Krone beraubet, bis endlich eine Krankheit ſeinem unglücklichem Leben ein Ende machte. Die Geſchichtſchreiber erheben ſeinen gütigen und gefälligen Character. Uebrigens aber ſtimmen ſie alle überein, daß er keine zur Regierung eines Staats erforderliche Eigenſchaften beſeſſen habe.

Der Herr Abt Renaudot führet in ſeiner Geſchichte der Patriarchen von Alexandria an, dieſer Prinz ſey in Egypten verſtorben, wohin ihn Akſchid kurz nach dem ihm begegneten Unfalle zu ſich genommen habe.

Moſtakſi-Billah.

Ein und vierzigſter Calif.

Moſtakſi-Billah.

Moſtakſi nahm den Thron gleich nach des Motaki erfolgter Abſetzung mit allen

Moſtakfi-Billah. Hegire 333 n.C.G.944

gewöhnlichen Feyerlichkeiten in Beſiz. Er hatte aber nicht mehr Anſehen, als ſein Vorgänger, und ſeine Regierung war noch viel kürzer. Da er durch die Kunſtgriffe des Tozun auf den Thron erhoben war, ſo wuſte ihn dieſer Emir auch in einer ſolchen Einſchränkung zu erhalten, die wenig von der Sclaverey unterſchieden war. Der Monarch ſahe izo ſeine ganze Würde blos auf die Vorrechte eingeſchränkt, daß er das öffentliche Gebet verrichten, die Belehnungen ertheilen, und ſeinen Namen auf die Münzen prägen laſſen durfte. Im übrigen erfuhr er nicht das geringſte von dem, was vorgieng. Tozun richtete alles allein nach ſeiner Willkühr ein. Durch die türkiſche Miliz, und ſelbſt durch die Schwachheit des Califen unterſtüzzet, machte er ſich ſo furchtbar, daß man ſelbſt noch nach ſeinem Tode ſeinem Willen nachlebete. h)

Das Amt eines Emirs wird erblich.

Tozun wurde von einer Krankheit befallen. Er übergab deswegen alle zur Regierung gehörige Sachen einem türkiſchen Officier, mit Namen Schirzad, um dieſelben unter ſeiner Aufſicht zu verwalten. Endlich da ſeine Krankheit immer gefährlicher ward, ſo vermachte er ſein Amt eben dieſem Schirzad, und übertrug es ihm, als wenn es ein Theil ſeines Vermögens geweſen wäre, womit er machen könnte, was er wollte.

Der neue Emir nahm dieſes Amt ſo gleich

in Beſitz, als der alte die Augen zugethan hatte, und der furchtſame Calif unterſtand ſich nicht ihm die Belehnung darüber zu verſagen. Schirzad, der nicht weniger grauſam und nicht weniger ungerecht als ſein Vorgänger war, machte ſich in kurzer Zeit durch ſeine tyranniſche Regierung unerträglich. Er trieb es ſo hoch, daß die Einwohner von Bagdad, welche eine lange Zeit durch alles gedultig ertragen hatten, endlich auch die Gedult verlohren, und den Entſchluß faſſeten, ſich einen Mann vom Halſe zu ſchaffen, der weder die Krone, noch ſelbſt die Menſchlichkeit achtete.

Moſtakfi-Billah.
Hegire 334
n.C.G. 945

Sie kamen deswegen in dieſer Abſicht zuſammen, und hielten öftere geheime Zuſammenkünfte, worinnen ſie ſich über die Mittel berathſchlageten, die ſie zu einem ſo kützlichen Unternehmen anzuwenden hätten. Endlich fiel die Entſchlieſſung dahin aus, daß es das ſicherſte ſeyn würde, ſich unter den Schutz der Prinzen aus dem Stamme Buiah zu begeben, welche durch ihre Tapferkeit und das Glück der Waffen in kurzer Zeit auf den höchſten Gipfel der Macht und des Anſehens geſtiegen waren.

Die Einwohner von Bagdad bitten die Bouiden um Schutz gegen den Schirzad.

Es waren damals drey Brüder, die nach ihrem Vater dem Buiah, Bouiden hieſſen, die vornehmſten Häupter dieſes Stammes. Der älteſte hieß, wie wir ſchon geſehen haben

Moſtakfi-Billah.
Hegire 334
n.C.G. 945

Ali, der zweyte Haſſan, und der dritte Ahmed, oder, wie andere wollen, Huſſain.

An dieſen letzten wendeten ſich die Einwohner von Bagdad. Sie ſchickten Abgeordnete an ihn ab, und lieſſen ihm ihren Entſchluß zu wiſſen thun, wobey ſie ihn zugleich erſuchen lieſſen, ſie in Schutz zu nehmen, und ſo bald, als es ſich würde thun laſſen, ſie von dem Elende los zu machen, worein ſie die Tyranney des Schirzad verſetzt hätte.

Ahmed hielt ſich zu der Zeit in der Provinz Ahuaz zwiſchen dem Babyloniſchen und Perſiſchen Irak auf. Hier war er, wo ihn die Abgeordneten von Bagdad antraffen. Er freuete ſich, daß ſich eine Gelegenheit hervor that, die ihm Anlaß gab, ſeine Tapferkeit zeigen zu können, und die ihm zugleich die wichtigſten Vortheile verſprach. Er ſagte daher den Abgeſchickten eine ſchleunige Hülffe zu, und ſäumete auch keinen Augenblick, die nöthigen Anſtalten dazu zu machen, durch welche er in kurzer Zeit eine zahlreiche Armee auf die Beine brachte. Mit dieſer gieng er in aller Geſchwindigkeit auf Bagdad los. Da er Urſach hatte ſich auf ſeine Macht zu verlaſſen, und überdas verſichert war, daß die Einwohner von Bagdad auf nichts als ſeine Ankunft warteten, um gegen den Emir und die Türken los zu brechen, ſo machte er gar kein Geheimniß aus ſeinem Marſche. Er verbreitete vielmehr allenthalben das Gericht, daß er allein in der Abſicht zu den Waffen gegriffen hätte, um Bagdad von ausländiſchen Truppen zu befreyen, die die grauſamſten Tyranneyen gegen die Einwohner dieſer Stadt ausübeten.

Moſtakfi-Billah.
Hegire 334
n. C. G. 945

Schirzard entweichet, und nimmt den Califen mit.

Dieſe Neuigkeit kam ſehr bald nach Bagdad. Schirzad, der ſich nicht ſtark genug hielt, der Armee des Bouidiſchen Prinzen die Spitze zu bieten, hielt es für das beſte, den Ort mit ſeinen Truppen zu verlaſſen. Auch überredete er den Calif, daß er ſich gleichfals mit ihm davon machte; indem er ihm vorſtellete, die ganze Sache ſey einzig und allein auf ihn angeſehen, und er könnte ſeinem Untergange auf keine andere Art entgehen, als wenn er ſich eiligſt nach einem ſichern Orte begäbe.

Ahmed kam kurz darauf vor Bagdad an, als der Calif ſich daraus fort gemachet hatte. Dieſe Begebenheit hob alle Schwierigkeiten auf. Es war nicht nöthig das Schwerdt zu ziehen, um ſich einen Eingang zu verſchaffen. Die Einwohner öfneten dem Bouidiſchen Prinzen die Thore, und empfiengen ihn als ihren Befreyer.

Moſtakfi entwichet, und kommt nach Bagdad zurück.

Die gute Ordnung, die von dem Augenblick an in Bagdad regierte, da Ahmed dieſen Ort betrat, und ſein Bemühen die Gerechtigkeit im Namen des Califen aufs genaueſte verwalten zu laſſen, waren dieſem entwichenen Fürſten ſichere Beweiſe, daß man ihn be-

Moſtakfi Billah. Hegire 334 n. C. G. 945 tragen hätte, indem man ihm einen Prinzen verdächtig gemachet hatte, der anſtatt ſein Feind zu ſeyn, wie man ihn ſolches hatte überreden wollen, ihm vielmehr die deutlichſten Merkmale ſeiner Freundſchaft, und ſeiner Unterwürfigkeit ablegte. Er faſſete daher den Entſchluß ſich aus der Gewalt ſeines Emirs heraus zu reiſſen, und bediente ſich zu dem Ende der erſten Gelegenheit, die ſich darbot, den Schirzad heimlich zu verlaſſen. Er kam wieder nach Bagdad zurück, wo ihn Ahmed mit der gröſten Unterthänigkeit empfieng, und ihm allen Gehorſam bewieß, den ein Unterthan ſeinem Fürſten ſchuldig iſt.

Moſtakfi liebkoſete ihm hinwiederum, ſo viel er konnte, und unterließ nichts, ihm die Lebhaftigkeit ſeiner Dankbarkeit begreiflich zu machen. Damit auch das Andenken davon verewiget werden möchte, ſo veränderte er den Namen dieſes Prinzen, und befahl, daß man ihn ins künftige Moezeddulat, nennen ſolte, dieſes heiſſet: derjenige, der dem Staat ſeine Stärke giebet, und ihn blühend machet. Seine Gunſtbezeugungen erſtreckten ſich auch auf die zween andern Beuidiſchen Prinzen, von welchen er gleichfals ausnehmende Proben ihres Wohlwollens gegen ſich erhalten hatte, dem älteſten gab er den Namen Amadeddulat, welches eine Stüzze des Staats heiſſet; den jüngern aber nennete er Rokneddulat, dieſes heiſſet eine

Säule des Reichs. Dieſe Prinzen haben ihre Namen, die ihnen itzo beygeleget wurden, in dem muſelmanniſchen Reiche ſehr berühmt gemacht, und ich werde ſie in der Folge dieſer Geſchichte ſtets bey denſelben benennen.

Moſtakfi-Billah.
Hegire 334
n. C. G. 945

Der Calif, der nicht wuſte, wie er ſich gegen den Moezeddulat für die ihm bewieſene Treue dankbar genug erzeigen ſolte, überſchüttete ihn mit Gnaden und Freundſchaftsbezeugungen; er bekam aber bald Urſach, ſich dieſes gereuen zu laſſen. Gleich zum Anfange erhob er ihn zum Emir-al-Omara, einer Würde, die er ganz und gar hätte ſollen eingehen laſſen, und deren bloſſer Name ihm ſchon hätte ſollen gehäſſig ſeyn. Allein dieſer Herr, der gar nicht fähig war, ſeinen eigenen Vortheil einzuſehen, fügete zu dieſer Würde noch die Vorrechte der Unabhängigkeit hinzu. Er bekleidete den Moezeddulat mit einem Königlichen Mantel, und ſetzte ihm eine Krone auf das Haupt. Darauf ließ er einen Befehl kund machen, wodurch er verordnete, daß ins künftige in den öffentlichen Gebetern gleich nach ihm des Moezeddulat Erwähnung geſchehen, und daß derſelbe die Erlaubniß haben ſolte, Münzen mit ſeinem Wappen prägen zu laſſen.

Er machet den Moezeddulat zum Emir.

Dieſe ſo hohen Ehrenbezeugungen, die den Bouidiſchen Prinzen zu der lebhafteſten Dankbarkeit hätten verbinden ſollen, würketen hingegen nichts, als daß ſie ſeinen Ehrgeiz noch

Moſtakfi Billah. Hegire 334 n.C.G. 945

vermehrten. Er ließ es ſich nicht genug ſeyn, die höchſte Gewalt zu theilen, ſondern maßte ſie ſich ganz allein an. Hiedurch geſchahe es, daß ſeine Aufführung dem Califen in kurzem eben ſo unerträglich ward, als ihm jemals eine der vorhergehenden Emirs geweſen ſeyn möchte.

Der Calif bekam alſo bald Gelegenheit wahrzunehmen, daß er gefehlet hätte; allein es war itzo nicht mehr Zeit, die Sache auf einen andern Fuß zu ſetzen. Alle Verſuche, die er anwendete, die Gewalt, deren er ſich aus Unbeſonnenheit begeben hatte, wieder an ſich zu ziehen, waren vergeblich. Die Mittel, die er zu dieſem Endzwecke anwendete, dieneten zu weiter nichts, als den Emir noch mehr gegen ihn aufzubringen, und das gute Verſtändniß, ſo anfänglich zwiſchen ihnen beyden zu herrſchen ſchien, ganz und gar aufzuheben. Es konnte daher nicht anders kommen, als daß einer von dieſen Nebenbuhlern, entweder der Calif oder der Emir Platz machen mußte; denn es iſt ohnmöglich, daß zwey Prinzen in einem Staate zuſammen ſeyn können, wo die Gewalt und das Anſehen gleich unter ſie getheilet iſt. Da man ſie beyde kennete, und wußte, wie ihre Charactere beſchaffen waren, ſo blieben alle Blicke auf den Moezeddulat geheftet. Man zweifelte gar nicht daran, daß dieſer Prinz, der eben ſo viel Verſtand, als Muth und Ehrgeiz beſaß, die Oberhand über einen furchtſamen und unentſchloſſenen Fürſten davon tragen würde, welcher bis hieher durch nichts, als die Fehltritte, ſo er begangen hatte, bekannt geworden war.

Moſtakfi Billah. Hegire 334 n. C. G. 945

So bald Moezeddulat die Veränderung des Moſtakfi gegen ſich gewahr ward, ſo fieng er an, ſich äuſſerſt um einen Anhang zu bemühen, der ihn gegen die Unternehmungen des Califen ſicher ſtellen könnte. Doch da ihm alles dieſes zu ſeiner Sicherheit noch nicht hinlänglich ſchien, und da er noch immer befürchtete, daß der Calif, ob er gleich an ſich ſelbſt nicht fähig war, eine muthige That zu begehen, den Eingebungen folgen möchte, die ſeine heimlichen Feinde demſelben gegen ihn beyzubringen nicht ruhen würden, ſo entſchloß er ſich ihn von dem Throne zu ſtoſſen, und denſelben wieder mit einem Prinzen zu beſetzen, von dem er nichts zu befürchten hätte.

Moezeddulat ſtößt den Califen vom Throne.

An dem Tage, der zu der Ausführung dieſes groſſen Verhabens beſtimmet ward, commandirte Moezeddulat, der der oberſte Befehlshaber aller Truppen war, allein ſolche Officiers zur Wache des Pallaſtes, die ihm zugethan waren, und gröſtentheils ſelbſt an dem Geheimniſſe Antheil hatten. Hierauf gieng er ſelbſt mit einigen der vornehmſten Officiere zu dem Califen, und warf ſich erſtlich, als er in das Zimmer trat, nach dem Gebrauche zu ſeinen Füſſen nieder, hernach

Moſtakfi-Billah. Hegire 334 n. C. G. 945

aber ſetzte er ſich auf einen Stuhl zu ſeiner Seite nieder. Zween Officiere näherten ſich darauf dem Throne, welchen Moſtakfi die Hand zum Kuſſe darreichte. Allein dieſe faſſeten ihn ein jeder bey einem Arm, riſſen ihm den Scepter aus der Hand, und brachten ihn in das Haus des Moezeddulat, wo ihm die Augen verbunden wurden. Hier muſte er das Califat niederlegen, und Mothi, ein Sohn des Moctader wurde wieder an ſeine Stelle zum Califen erwählet, und ausgerufen.

Die mehreſten Geſchichtſchreiber behaupten, daß dem Moſtakfi die Augen ausgeſtochen wären. Einige ſagen, Moezeddulat habe den grauſamen Befehl dazu gegeben, damit der Calif dadurch auſſer Stand geſetzt würde, ſich zu rächen; andere aber berichten, Mothi habe es gethan. Auf ſolche Art wurde der arme Moſtakfi nach einer Regierung von einem Jahre und etlichen Monaten ſeiner Krone beraubet. Er blieb darauf noch einige Zeit in dem Hauſe des Moezeddulat, nachmals aber wurde er wieder in den Kaiſerlichen Pallaſt gebracht, wo ihm eine Wohnung eingeräumet wurde. Hier ſtarb er in der drey hundert und acht und dreyßigſten Hegire, nachdem er vierzig Jahre und etliche Monate gelebet hatte.

Mothi-Billah.

Zwey und vierzigſter Calif.

Mothi-Billah. Hegire 314 n. C. G. 945 Moezeddulat reiſſet alle Gewalt an ſich.

Die Geſchichte meldet uns von dieſem Prinzen ſehr wenig, ob er gleich den Thron eine lange Reihe von Jahre hindurch beſeſſen hat. Die Urſach dieſes Stillſchweigens lieget ohnfehlbar darinn, weil ſeit der Zeit, daß das Amt eines Emir-al Omara aufgekommen war, die Califen alles Anſehen verlohren hatten. Alle diejenigen, ſo ſich in dieſem Amte auf einander gefolget waren, waren bemühet geweſen, ihre Gewalt auf den Ruinen der Gewalt des Monarchen empor zu bringen. Moezeddulat, der alle ſeine Vorgänger noch an Ehrgeitz übertraf, erlaubte dem Calif, dem er eben itzo die Krone aufgeſetzet hatte, nicht einmal, daß er den geringſten Antheil an der Regierung nehmen dürfte. Das einzige Vorrecht, ſo ihm übrig blieb, beſtand darinn, daß er das öffentliche Gebet verrichten dürfen. Von andern Dingen erfuhr er nicht das geringſte. Moezeddulat nahm ihm ſeinen Geheimdenrath, er jagte den Vezier vom Hofe, der Calif muſte ſich daher mit einem bloſſen Kateb, oder Schreiber behelffen, den er zu nichts anders gebrauchen konnte, als ſeine Einnahme und Ausgabe zu berechnen. Dabey ſchränkte ihn dieſer Emir ſo ein, daß er bey dem Gebrauch

Mothi-Billah Hegire 334 n. C. G. 945

ſeines Geldes ungemein behutſam verfahren muſte, denn er gab ihm ſonſt nichts, als was er zur höchſten Nothdurft gebrauchte.

Man giebt dieſe groſſe Zuneigung, ſo dieſer Emir zu den Aliden trug, als eine Urſach an, warum er ſo hart mit dem Califen verfuhr. Er war überführet, daß ihnen die muſelmanniſche Krone von rechtswegen zugehörte, und daß ſo wohl die Abbaßiden, als auch die Ommiaden, ſo von ihnen an der Regierung geweſen waren, dieſelbe unrechtmäßiger Weiſe den erſten entriſſen hätten.

Er war von dieſer Sache, und ihrer Gerechtigkeit ſo ſehr eingenommen, daß er den Entſchluß faſſete, den Aboul-Haſſan-ben-Jahia-Alzeidi, einen der vornehmſten Häupter des Hauſes Ali, vor welchem die Muſelmannen wegen ſeiner groſſen Frömmigkeit und ausnehmenden Gelehrſamkeit die vollkommenſte Verehrung hatten, auf den Thron zu ſetzen. Allein Mohammed-al-Zameri, der Secretär und Vertraute dieſes Emirs, welchem er dieſen Anſchlag vorher offenbahrete, wiederrieth ihm denſelben, und brachte ihm auch dieſen Einfall dadurch aus dem Gehirne, indem er ihm den entſetzlichen Lerm vor Augen ſtellete, den eine ſolche Veränderung nicht nur im Reiche, ſondern auch in ſeinen eigenen Angelegenheiten anrichten würde.

Moezeddulat ſahe dieſes ein, und dachte deswegen nicht mehr daran; denn ohngeachtet aber begegnete er dem Mothi nicht beſſer. Da er ſich nicht unterſtand ihm ſeine Krone zu nehmen, und ſolche einem andern aufzuſetzen, ſo zog er dafür alle Gewalt an ſich, und ließ dieſem Herrn weiter nichts, als den leeren Titel des Monarchen übrig.

Mothi-Billah Hegir. 334 n.C.G. 945

Die hamadanitiſchen Prinzen, die ſich ſchon einmal zu Beſchützern der Califen gegen die Eingriffe der Emir=al Omara aufgeworffen hatten, machten itzo von neuem Mine den Mothi, wegen der Tyranney, die Moezeddulat an ihm verübte, zu rächen. Einer von ihnen mit Namen Naſſer=Aldoulat grif zu den Waffen, und ließ ſich mit einer zahlreichen Armee vor Bagdad ſehen. Moezeddulat ſuchte ſich zwar zu vertheidigen; allein er mochte ſo viele Anſtalten verkehren, als er immer wollte, der Feind drang dennoch in Bagdad ein, und ſetzte ſich in dem öſtlichen Theile dieſer Stadt feſte. Der Emir ſahe ſich dahero genöthiget, ſich in den weſtlichen Theil zurück zu ziehen, wo er ſich dergeſtalt verſchanzete, daß er nichts mehr von dem Naſſer zu befürchten hatte, ſondern Zeit gewann, Truppen anzuwerben, womit er ihm auf den Leib zu gehen, und ihn wieder aus den vortheilhaften Poſten, deſſen er ſich bemächtiget hatte, heraus zu treiben gedachte. Es ſetzte alſo kurz darauf auf beyden Seiten heftige Stöſſe. Der hamadaniſche Prinz wehrete ſich zwar gegen den Bouiden ſo tapf-

Die Hamadaniten ſuchen dem Califen ihr Anſehen wieder zu geben.

Mothi-Billah. Hegire 234 n.C.G. 945

ſer, als man es verlangen konnte; endlich aber muſte er doch weichen. Die Feinde ſetzten ihm dergeſtalt zu, daß er noch von Glück ſagen konnte, als er Gelegenheit fand zu entwiſchen. Er muſte alſo dem Moezeddulat Platz machen, der ſich wieder in den Beſitz von alle dem ſetzte, was man ihm hatte nehmen wollen.

Es hat gar keinen Anſchein, daß der Hamadanite dieſen Einfall auf Erſuchen des Mothi gethan habe, eben ſo wenig, als man ſagen kann, daß ſich dieſer Calif im geringſten bemühet habe, die Unternehmungen zu unterſtützen, die darauf abzielten, ihn von einem Emir zu befreyen, der ihn drückte. Dieſer ſchläfrige Prinz hatte weder den Muth noch den Willen, ſich eine Gelegenheit zu Nutzen zu machen, wodurch er wieder hätte zu ſeinem vorigen Anſehen gelangen können. Dieſe Aufführung ſetzte er ſo lange fort, als er an der Regierung blieb. Daher kommt es auch, daß die Geſchichtſchreiber gar nichts von ihm erwähnen, und daß ich in meiner Geſchichte ſo wenig von ihm ſagen kann. Ich kann alſo nichts anders thun, als die Begebenheiten anführen, welche die verſchiedenen Factionen, ſo unter ſeinem Califate entſtanden ſind, in dem arabiſchen Reiche hervor gebracht haben. Eben ſo wird es bey den meiſten nachfolgenden Califen ausſehen, welche alle von den Emirs gleichſam wie Sclaven gehalten, an der Regierung nicht den geringſten Antheil hatten. Ihre ganze Regierung dienet, ſo zu ſagen, zu weiter nichts, als denen Begebenheiten, die ſich zu ihren Zeiten zugetragen haben, eine Zeitrechnung zu beſtimmen.

Mothi-Billah. Hegire 334 n. C. G. 945

Während der Zeit, da Naſſer-Aldoulat den Emir in Bagdad belagerte, ſuchte Said-Aldoulat, ein anderer hamadanitiſcher Prinz auf einer andern Seite Eroberungen zu machen. Akſchid hingegen, der berühmte Sultan von Egypten und Syrien, war unterdeſſen zu Damas geſtorben. Da dieſer Prinz nur Kinder hinterließ, die entweder noch minderjährig, oder ſelbſt nicht im Stande waren die Laſt der Regierung auf ſich zu nehmen, ſo hatte er die Beherrſchung ſeiner Staaten einem ſeiner Generale, mit Namen Cafor übergeben. Dieſer war anfänglich ein bloſſer Sclave des Akſchid geweſen, hatte ſich aber durch ſeine ausnehmende Tapferkeit, und groſſe Krieges-Erfahrung bis zu den höchſten Krieges-Bedienungen hinauf geſchwungen.

Akſchid ſtirbt.

Da ſich dieſer General zu der Zeit, als Akſchid zu Damas verſtarb, in Egypten aufhielt, ſo dachte Saif-Aldoulat, er müſſe ſich dieſer Gelegenheit bedienen um die Hauptſtadt von Syrien anzufallen, und dieſen Ort wegnehmen, ſo wie er es im vorigen Jahre mit Alep gemacht hatte. Dieſes Unternehmen glückte ihm, er entriß Damas von der

Saif-Aldoulat erobert Damas.

rei-

Mothi-Billah.

reichen Erbſchaft, die Akſchid ſeinen Kindern hinterließ.

Hegire 334 n. C. G. 945 Caiem, der Fürſt der Fatimiten, ſtirbt.

Caiem-Bemrillah, der andere Fürſt über die Herrſchaft der Fatimiten in Africa, ſo ſie unter dem Titel der Califen beſaſſen, folgte dem Akſchid im Tode nach. Er war ein Sohn des Abou-Mohammed-Obeidallah, ſo der erſte Grundleger zu dieſer Herrſchaft geweſen war, und den Sitz ſeines Reichs nach Cairoan, der Hauptſtadt der Fatimiten in Africa verlegt hatte. Caiem ſtarb zu Mahadia, einer Stadt, die Obeidallah ſein Vater nahe bey Cairoan hatte erbauen laſſen, und die er alſo nach dem Zunamen genennet hatte, den er damals annahm, als er ſich den Titel eines Califen beylegte. Er gab ſich den Namen **Mahadi**, dieſes heiſſet: **Iman, oder Vorſteher der Gläubigen.** Caiem hinterließ nach ſeinem Abſterben ſeine Staaten ſeinem Sohne Abutathar-Iſmael, welcher Africa unter dem Namen Manzor-Billah beherrſchete.

Hegire 335 n. C. G. 946 Caſ-Alboulat wird aus Damas vertrieben.

Die Fatimiten erhielten ſich nicht nur allein in einem blühenden Zuſtande, ſondern nahmen noch immer mehr an Anſehen und Macht zu. Mit den Akſchidienſern aber ſahe es anders aus. Cafor, der, wie wir geſehen haben, von dem Akſchid zum Regenten ſeiner Staaten und Vormund ſeiner hinterlaſſenen Kinder ernennet war, that alles, was man nur von einem geſchickten und tapfern Man-

Methi-Billah.
Hegire 335
n. C. G. 946

ne fordern konnte, um ſeinen Pflegbefohlnen den reichen Nachlaß ihres Vaters zu erhalten. Er gieng mit einem anſehnlichen Heere von Egypten nach Syrien, und grif den Saif-Aldoulat in Damas an, welches er vor kurzem eingenommen, und noch nicht ſo viel Zeit gehabt hatte, ſich darinn gegen eine Belagerung in Stand zu ſetzen; der hamadanitiſche Prinz that zwar eine tapfere Gegenwehr, allein der tapfere Cafor wiederhohlete die Angriffe ſo hitzig, daß Saif-Aldoulat gezwungen ward ſich aus Damas fort zu machen, und ſich nach ſeinem Fürſtenthum Alep zurück zu ziehen.

Hegire 336
n. C. G. 947
Er ſchlagt die Karmathen.

Hier gedachte er ſich von dieſem Stoſſe wieder zu erhohlen, als er eine Nachricht erhielt, die ihn nöthigte ſeine Waffen auf einen neuen Feind zu wenden. Er erfuhr, daß Abu-Allah, ſein Vetter, den er zum Statthalter über Emeſſa gemachet hatte, von den Karmathen geſchlagen und gefangen war. Dieſe hatten ſich unter der Anführung eines Feldherrn, der Mutrafek hieß, und den Titel eines Prinzen angenommen hatte, ins Feld geſtellet. Saif-Aldoulat gieng ihnen an der Spitze ſeiner Truppen entgegen, und ſtieß auf dem Wege nach Alep bey Damas auf ſie.

Bey dieſer Stadt kam es zu einem blutigen Treffen, worinn die Karmathen aufs Haupt geſchlagen wurden. Ihr Anführer ward gefangen genommen, und auf der Stelle niedergemachet. Saif-Aldoulat hingegen mach-

Methi-Billah.
Hegire 336
n.C.G. 947

te ſeinen Vetter aus ihren Händen frey, und kehrte mit ihm nach Alep im Triumph zurück. In dieſer Stadt hielt er einen prächtigen Einzug, und ließ das Haupt des erſchlagenen Karmathiſchen Generals auf einer Lanze vor ſich her tragen.

Die Griechen erhalten über ihn verſchiedene Vortheile.
Hegire 337
n.C.G. 948

Der hamadanitiſche Prinz bekam itzo von neuem ſo viel zu ſchaffen, daß ihm die Luſt vergieng, den Krieg gegen den Caſor wieder anzufangen. Es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß er Frieden mit ihm gemacht habe, weil dieſer, nachdem er in Syrien verſchiedene Einrichtungen gemacht hatte, wieder nach Egypten zurück kehrte. Am meiſten aber läſſet es ſich daraus ſchlieſſen, weil der Statthalter, den er nach Damas geſetzt hatte, dem Saif-Aldoulat bey einer Gelegenheit, die demſelben den gänzlichen Untergang zu drohen ſchien, zu Hülffe kam.

Die Griechen thaten unter der Anführung eines Vetters des Conſtantinopolitaniſchen Kaiſers einen Einfall in die muſelmanniſchen Lande. Sie hoben einen nahen Verwandten der hamadanitiſchen Prinzen, der Abufrazes hieß, nahe bey Mambey auf, und lieſſen ihn gleich nach Conſtantinopel bringen. Kurz darauf drang eine ſtarke griechiſche Armee bis nach Alep ein, und belagerte dieſen Ort.

Saif-Aldoulat hörete dieſe Nachrichten noch zeitig, daß er ſich in den Stand ſetzen konnte, den Griechen entgegen zu gehen. Er

Mothi-Billah. Hegire 337 n. C.G. 948

brachte eine zahlreiche Armee in aller Eile auf die Beine, theilete ſie aber in zween Hauffen. Den erſten führte er ſelbſt an, den anderen aber untergab er der Anführung des Negeh, ſo ehemals ſein Sclave geweſen, itzo aber einer der angeſehenſten Herren war. Sie brachen beyde mit ihren Völkern zu gleicher Zeit auf, nahmen aber verſchiedene Wege, um den Griechen zu Leibe zu gehen. Dieſe aber vereinigten ihre ganze Macht, als ſie höreten, daß der hamadanitiſche Prinz die ſeinige vertheilet hätte, und giengen damit dem Hauffen entgegen, den Saif-Aldoulat commandirte. Sie griffen ihn recht wüthend an, brachten ihn in Unordnung, und zwangen den hamadanitiſchen Prinzen, daß er die Flucht nehmen muſte.

Auf dieſen Sieg erfolgte die Eroberung von Alep. Die Griechen, denen durch den erhaltenen Vortheil der Muth gewachſen war, ſetzten die Arbeiten vor dieſer Stadt mit einer auſſerordentlichen Lebhaftigkeit fort. Endlich, nachdem ſie dem Orte lange genug zugeſetzt hatten, ſo wageten ſie einen Hauptſturm, der ihnen auch glückte. Sie fiengen darauf ſogleich an zu plündern, und machten ſich darauf an die Belagerung des Schloſſes, nachdem ſie ihre Begierden hierinn geſättiget hatten, und eroberten es auch in wenig Zeit. Dieſer Verluſt war für den Saif-Aldoulat von ungemeiner Wichtigkeit; denn auf dieſem

Mothi-Billah. Hegire 337 n.C.G. 948

Schloſſe waren ſeine Schätze, und alles, was er nur koſtbares hatte, verwahret. Die Sieger bekamen dieſes alles in die Hände, und verlieſſen den Ort wieder, nachdem ſie ihn viele Tage lang geplündert, und anſehnliche Beute gemachet hatten.

Itzo kam der Statthalter von Damas mit einigen Truppen, die er in der Geſchwindigkeit zuſammen geraffet hatte, zum Vorſchein. Dieſe Hülffe, ob ſie wohl ſpät kam, richtete dennoch den Muth des Saif-Aldoulat wieder auf. Er verſammlete alles, was ihm von Leuten übergeblieben war, ſtieß damit zu dem Statthalter von Damas, und machte ſich mit ihm auf, die Griechen zu verfolgen. Bey Tarſo in Cilicien hohleten ſie ſie ein; allein die Muſelmannen waren hier abermals unglücklich. Sie wurden von den Griechen geſchlagen, und muſten fünf tauſend Mann im Stiche laſſen. Dieſe belagerten darauf Tarſo, nahmen es in kurzer Zeit ein, plünderten es aus, und kehrten mit einer reichen Beute nach Hauſe zurück.

Hegire 338 n.C.G. 949

Während der Zeit, daß ein Theil der muſelmanniſchen Länder ſo mit genommen wurde, ſo begaben ſich auch in den übrigen Theilen ſolche Dinge, die erzählet zu werden verdienen.

Amadeddoulat ſtirbt.

Amadeddulat, der älteſte der bouidiſchen Prinzen, verſtarb in der drey hundert und acht und dreyßigſten Hegire, nachdem er in dem von ihm eroberten Perſien eine glückliche Regierung geführt hatte. Da dieſer Herr keine Kinder hatte, ſo ernennete er ſeines Bruders des Rokneddulat Sohn zu ſeinem Nachfolger, und gab demſelben den Namen Adhadeddulat. Durch den Tod dieſes Prinzen wurde die bouidiſche Herrſchaft in zwo Hauptlinien zertheilet, nemlich in die, ſo Rokneddulat, und die ſo Moezeddulat ſtifteten. Der Calif beſtätigte den letzten Willen des Amadeddulat in Anſehung deſſen Vettern durch offene Briefe, und ertheilete dem letztern die Lehne über alle Länder, die der erſtere beſeſſen hatte.

Mothi-Billah.
Hegire 338
n.C.G. 949

In dem folgenden Jahre brachten endlich die Karmathen den beſchrienen ſchwarzen Stein wieder nach Mecca zurück, der der einzige Vorwurf der Verehrung der Muſelmannen war, wenn ſie nach dem Tempel Caabah wallfahrteten. Man wuſte gar nicht, was ſie hiezu bewog. Sie hatten dieſen Stein ſchon zwey und zwanzig Jahre in ihrer Gewalt gehabt, und zu wiederhohlten malen, da ihnen die gröſten Summen dafür geboten wurden, denſelben wieder zu geben, ausgeſchlagen. Itzo brachten ſie ihn von freyen Stücken, und ohnentgeltlich wieder. Sie führten dieſe Urſach ihres Verfahrens an: eine höhere Macht hätte ihnen befohlen, dieſen Stein weg zu nehmen, itzo aber hätten ſie von eben dieſer Macht wieder Befehl bekom

Die Karmathen ſchicken den ſchwarzen Stein wieder in den Tempel Caabah.
Hegire 339
n.C.G. 950

Mothi-Billah. Hegire 339 n.C.G. 950

kommen, ihn an Ort und Stelle zurück zu geben.

Herbelot bemerket, daß die Karmathen dieſen Befehl, der gemeinen Sage nach, von dem Ali bekommen hätten; und füget noch hinzu, ſie hätten den Stein erſt an den erſten, hernach an den andern, denn an den dritten Pfeiler, und ſo ferner aufgehänget; er hätte aber ſtets ſeinen Plaz von ſelbſt verändert, und wäre nicht eher an einem Orte geblieben, bis ſie ihn an den ſiebenden Pfeiler gehänget hätten, wie ihnen ſolches von dem Ali anbefohlen ſey. Von dieſer Zeit an iſt der ſiebende Pfeiler Rahmat genennet worden; dieſes heiſſet die Barmherzigkeit GOttes. Einige Geſchichtſchreiber ſezen noch hinzu, ſagt eben dieſer Autor, daß, als die Karmathen dieſen Stein von Mecca weg in ihr Land bringen laſſen, ſie dazu vier der gröſſeſten und ſtärkeſten Camele gebraucht hätten, die aber alle, eines nach dem andern, unter ſeiner Laſt müde geworden wären; als es aber darauf angekommen ſey, ihn wieder nach ſeiner alten Herberge zurück zu bringen, ſo habe ihn ein recht mageres Camel mit leichter Mühe fortgetragen, und ſey noch dazu unterweges dicke und fett geworden.

Ferner ſagt eben dieſer Autor, die Califen hätten ein Stück von dieſem Steine abſchlagen, und ſolches in die Thürſchwelle des Pallaſtes einmauren laſſen; alle, die in den

Pal-

Moth: Billah. Hegire 339 n.C.G. 950

Pallaſt gegangen, wären verbunden geweſen ſolches zu küſſen; und dieſes habe ihnen eine groſſe Verehrung zugezogen. Er nennet aber den Califen nicht, der dieſen ſchönen Einfall gehabt hat. Sollte es vielleicht Mothi geweſen ſeyn, ſo muß man ſagen, daß dieſes die einzige merkwürdige Handlung iſt, die er in ſeinem ganzen Leben begangen hat. Er hatte auch gewiß Urſach ein Mittel ausfündig zu machen, ſo ihm von Seiten des Volks nur einigen Anſchein von Achtung zuzog, denn vor ſich ſelbſt that er nicht das geringſte, ſo ihm die Liebe und Hochſchätzung ſeiner Unterthanen hätte erwerben können.

Hegire 340 n.C.G. 951 u. folgende.

Jedermann hatte ſeine Aufmerkſamkeit auf den Emir-al-Omara gerichtet. Er allein vergab alle Würden und Aemter, daher kam es, daß man nur von ihm allein im ganzen Reiche wuſte. Er war es, an welchen das Volk ſeine Bitten richtete, und ſeine Ehrerbietung verſchwendete. Moezeddulat, ein bouidiſcher Prinz, bekleidete itzo dieſe Stelle, und führte ſich ſo dabey auf, daß ihn alle Muſelmannen ihrer Freundſchaft würdig hielten. Denn wenn man ſein Bezeugen gegen die Califen, denen er nicht das geringſte Anſehen übrig ließ, ausnimmt, ſo muß man geſtehen, daß er ſich alle Mühe gab, die Wohlfahrt des Volkes zu befördern, indem er den Ueberfluß nach Bagdad brachte, und die Gerechtigkeit aufs allergenaueſte handhaben ließ.

Mothi-Billah. Hegire 340 n.C.G. 951

Er hatte erſt recht angefangen dieſe Sorgfalt zu beobachten, ſeit dem ihn der hamadanitiſche Prinz Naſſer-Aldoulat ſo ſehr in der Klemme gehabt hatte. Er ſuchte daher das Volk auf alle Art zu gewinnen, damit ihn ſolches nicht allein vertheidigen, wenn ihm etwan ein neuer Unfall begegnen ſollte, ſondern ihm auch in der Sache, ſo er gegen die Prinzen auszuführen vorhatte, beyſtehen möchte.

Hegire 347 n.C.G 958 Moezeddulat kündiget dem Naſſer-Aldoulat den Krieg an.

Er that es auch würklich. Denn nachdem er ſich noch einige Jahre beſchäftiget hatte, ſein Anſehen recht zu gründen, und ſich die Liebe des Volkes eigen zu machen; ſo brach er auf einmal mit einer zahlreichen Armee aus Bagdad auf, rückte in Meſopotamien ein, und belagerte den hamadanitiſchen Prinzen in ſeiner Hauptſtadt Moſſul. Der hamadanitiſche Prinz, der ſich nichts weniger als dieſen Einbruch verſehen hatte, ſahe ſich genöthiget die Flucht zu ergreiffen, und dem Moezeddulat ſeine Staaten offen ſtehen zu laſſen, der ſich ihrer auch mit weniger Mühe, als er geglaubt hätte, bemächtigte. Als der bouidiſche Prinz, erſt von Moſſul Meiſter war, ſo fiel es ihm nicht ſchwer, ſeine Eroberungen weiter auszubreiten. Er bemächtigte ſich daher des ganzen Landes, und hielt ſich ein ganzes Jahr als Regent darinnen auf. Unterdeſſen blieb ſein Anſehen in Bagdad eben ſo groß, wie vorhin; denn ob er gleich abweſend war, ſo wurde doch ſeinen Befehlen daſelbſt eben ſo genau nachgelebet, als wenn er ſelbſt gegenwärtig geweſen wäre.

Methi-Billah.

Naſſer-Aldoulat gab ſich zwar alle mögliche Mühe, ſich von ſeiner Schlappe wieder zu erholen; da er aber ſahe, daß alles vergeblich war, ſo ergrif er einen Weg, der ihm beſſer glückte, als wenn er Gewalt gebraucht hätte. Er ließ dem Moezeddulat Friedens-Vorſchläge thun. Es wurden viele Unterhandlungen darüber angeſtellet, wodurch es denn auch ſo weit kam, daß der Vertrag un- erzeichnet ward. Hiedurch erhielt der hamadanitiſche Prinz ſeine Staaten wieder, und Moezeddulat gieng nach Bagdad zurück.

Hegire 348 n.C.G. 959 Er machet Friede mit ihm.

Saif-Aldoulat, Naſſer-Aldoulats Bru- er, muſte ſich auch in Tractaten einlaſſen, um ich in dem Beſitz ſeiner Länder zu erhalten. Man muß ſich nicht vorſtellen, daß dieſes da- er gekommen ſey, weil er ſich vielleicht von em durch die Griechen erlittenen Verluſte icht wieder hätte erhohlen können; nein, er atte ſchon eine ſchöne Armee auf die Beine ebracht, und wollte ihnen damit auf die Haut ehen, als er unangenehme Zeitungen erhielt, e ihn nöthigten, gegen einen Feind, der lbſt in dem innerſten ſeiner Staaten ſein erderben ſuchte, auf Vertheidigung bedacht ſeyn.

Dieſes war eben der Negeh ſein ehemali- r geliebter Sclave, dem er eine reiche Statt- lterſchaft gegeben, und ihn zum General

Hegire 353 n.C.G. 964 Negeh rebelliret ge-

Methi-Billah. Hegire 353 n.C.G. 964 gen den Saif-Aldoulat.

über einen Theil ſeiner Truppen gemacht hatte. Dieſer Verräther hatte ſich ſchon mit dem Moezeddulat eingelaſſen, und ſich gegen ihn verbindlich gemachet, daß er ihm ſogleich einen der ſtärkeſten Plätze in dem Gebiete ſeines Herren in die Hände liefern wollte. Man hat nichts erfahren, ob Moezeddulat dieſen Vorſchlag angenommen hat, oder nicht? Vielleicht wollte er dem einen hamadanitiſchen Prinzen nicht feindlich begegnen, da er mit dem andern eben einen Frieden geſchloſſen hatte. Daher kann es auch gekommen ſeyn, daß Negetz, den dieſe Kaltſinnigkeit ohnfehlbar verdroſſen hat, auf die Gedanken gekommen iſt, für ſich ſelbſt zu ſorgen. Er erklärte ſich daher öffentlich gegen den Saif-Aldoulat. Seine Abſicht dabey war, die Truppen, deren Commando ihm anvertrauet war, an ſich zu ziehen, ſich ihrer Rebellion zu bedienen, und ſich in der ihm untergebenen Statthalterſchaft zum Fürſten zu machen.

Hegire 354 n.C.G. 965 Saif-Aldoulat machet mit den Griechen Friede, und zerſtreuet die Verſchwörung.

Dieſer freygelaſſene grif alſo zu den Waffen, und wollte Eroberungen machen. Saif-Aldoulat, den dieſe Treuloſigkeit aufs heftigſte verdroß, ſuchte nichts als Rache an ihm zu nehmen. Um hierinnen glücklicher zu ſeyn, ſo ließ er ſich mit den Griechen in Unterhandlungen ein. Der Friede war kaum getroffen, ſo rückte er gleich gegen den Negetz an, überwand ihn, und nahm ihm mit eigener Hand das Leben. Der Tod dieſes Verräthers befreyete ihn von aller Unruhe. Es währete keinen Augenblick, ſo kehreten alle Plätze, die an der Rebellion ſeines Freygelaſſenen Theil genommen hatten, wieder unter ſeinen Gehorſam zurück.

Methi-Billah.
Hegire 354
n.C.G. 965

Zwey Jahre darauf ſtarb dieſer Prinz, und hinterließ ſeine Staaten ſeinem Sohne, dem Al-Emir-Scherif, dem der Calif den Zunamen **Saad-Aldoulat** gab: ſo das **Glück des Staats** heiſſet. Er that es um die Dienſte ſeines Vaters zu vergelten, weil dieſer allezeit auf der Seite der Califen geweſen war, und ſich den kühnen Unternehmungen der Emirs-al-Omara entgegen geſetzt hatte.

Hegire 356
n.C.G. 967
Sein Tod.

Saif-Aldoulat war einer der gröſten Prinzen ſeiner Zeit. In den Kriegen, die er mit den Griechen zu führen hatte, bewieß er eine ganz ungemeine Unerſchrockenheit und Tapfſerkeit. Dennoch aber geſchahe es oft, daß er ihrer Uebermacht unterliegen muſte. Er erhielt aber auch wieder über ſie groſſe Vortheile, und vermehrte ſeine Länder mit vielen Provinzen, die er ihnen weg nahm.

Die Kriege, die er mit den Chriſten zu führen hatte, ſahe er als heilige Kriege an. Aus dieſer Urſach ließ er den Staub, der ſich auf ſeine Kleider ſetzte, wenn er gegen ſie zu Felde lag, allemal ſorgfältig zuſammen leſen; und als er eine ziemliche Menge davon geſammlet hatte, ſo ließ er daraus einen Klumpen, der faſt wie ein Ziegelſtein ausſahe, formiren, und be-

Mothi-Billah, Hegire 356 n. C. G. 967

befahl, ihm dieſen Stein unter das Haupt zu legen, wenn er im Grabe ruhen würde.

Abutagleb reißt die Regierung an ſich.

Der Tod des Saif-Aldoulat machte einen ſo tieffen Eindruck in das Gemüth ſeines Bruders, des Naſſer-Aldoulat, daß dieſer Herr, der ſchon ziemlich bey Jahren war, für Gram krank wurde. Sein Gehirn und ſeine Lebensgeiſter wurden ſo ſchwach, daß man ihn von allem Umgang mit der Welt entfernen muſte. Sein Sohn, Abutagleb, ſchickte ihn auf das Schloß Ardaman, nahm darauf Moſſul, und alles, was ihm ſonſt gehörte, in Beſitz.

Moezeddulat ſtirbt.

Auch gieng in dieſem Jahre der beſchriene Moezeddulat mit Tode ab. Er war ein Prinz aus dem Hauſe der Bouiden, und ein Bruder des Amadeddulat, und des Rokneddulat. Dieſer Herr brachte die Würde eines Emir zu ſolch einer Gröſſe des Anſehens, zu der ſie noch unter keinem Calif geſtiegen war. Alle ſeine Staaten und ſeine ganze Gewalt fielen auf ſeinen Sohn Azzeddulat, der unter dem perſiſchen Namen **Bakthiar**, ſo **glücklich** heiſſet, bekannt iſt.

Moezeddulat hinterließ einen groſſen Nachruhm, den er ſich durch ſeine perſönlichen Verdienſte, durch ſeinen Muth, und ſeine erhabene Denkungsart erworben hatte. Die Aliden aber ſchätzten ihn noch weit höher, als alle übrigen, weil er den Fluch, womit die Ommiaden, die ihre Grauſamkeit gegen das

Haus Ali aufs höchſte getrieben hatten, belegt waren, an die Thüren und Eingänge zu der Moſchee eingraben ließ. Es war zwar ſchon lange her, daß die Ommiaden in den Bann gethan waren, man ließ es aber dabey bewenden, die Vermaledeyungs Formel mit lauter Stimme abzuleſen. Moezeddulat war aber der erſte, der es ſich unternahm, dieſelbe über die Thür der Moſchee zu Bagdad einhauen zu laſſen. Ich will ſie hier ſo herſetzen, wie ich ſie in der orientaliſchen Bibliothek gefunden habe.

Mothi⸗
Billeh.
Hegire 356
n.C.G. 967

GOtt hat den Moavias, den Sohn des Abou-Sofian verfluchet; wie auch denjenigen, der das Land Fideck den Erben der Fatime genommen hat; wie auch denjenigen, der es verhindert hat, daß Haſſan, Alis Sohn, nicht hat dürffen bey ſeinem Großvater Mahomed begraben werden; wie auch denjenigen, der es verhindert hat, daß Abbas nicht unter die Anzahl derer gekommen iſt, die Omar zu rechtmäßigen Prätendenten zum Califat ausersehen und beſtimmet hatte; GOtt wolle die Einwohner dieſer Stadt mit Frieden, langem Leben, und Gnade überſchütten!

Der Fluch
gegen die
Ommiaden

Dieſer Bann war noch nicht lange über die Thür der Moſchee eingehauen geweſen, ſo kamen einige verwegene Leute, die ſie auslöſchten,

Mothi-Billah.
Hegire 356
n.C.G. 967

ten, und an deren Statt folgende Worte hinſetzten: **Gott verdamme diejenigen, ſo gegen die Perſonen, die aus dem Blute des Propheten entſproſſen ſind, Gewalt gebrauchen.** Dieſes war ein beiſſender Vorwurf, den man dem Moezeddulat deswegen machte, weil er auf diejenigen, die denen Aliden das Califat genommen hatten, mit Fluch und Bann losdonnerte; da er doch unterdeſſen ſelbſt den Califen ſeinen Herrn in der Sclaverey hielt, und ihm nicht das geringſte Anſehen ließ.

Azzeddoulat folget dem Moezeddulat.

Mothi, der gewehnt war, alles gehen zu laſſen, wie es wollte, belehnte den Sohn dieſes Prinzen mit allem, was ſein Vater beſeſſen hatte. Hiebey ließ er es nicht bewenden, ſondern machte ihn auch zum Emir-al-Omara, indem er ihm die Fahne und die übrigen Sachen, die zu dieſem Amte gehören, übergab. Azzeddoulat war nicht ſo glücklich, wie es ſein Vater geweſen war. Der gar zu hohe Glanz ſeines Amtes erregte den Neid und die Eiferſucht ſeiner eigenen Vettern. Sie ruheten daher nicht eher, als bis ſie ihn abgeſetzt hatten; wie wir ſolches bald weitläuftiger ſehen werden.

Hegire 358
n.C.G. 969
Caſor ſtirbt

Der Tod des Caſor, der in der drey hundert und acht und funfzigſten Hegire erfolgte, verurſachte im muſelmanniſchen Reiche eine der wichtigſten Veränderungen. Caſor hatte Egypten als Vormund des Ali, und Mohammed, der unmündigen Söhne des Akſchid, mit vieler Klugheit regieret. Ob er gleich völlig als Oberherr regierte, ſo war es doch gar ſeine Abſicht nicht, ſeine Pupillen ihres Anſehens und ihrer Länder zu berauben. Dieſe Prinzen lieſſen die ganze Regierung ſeinem Gutdünken anheimgeſtellet, als ſie zu ihren mannbaren Jahren gelangeten. Denn ſie mochten wohl einſehen, daß ſie nicht geſchickt dazu wären, oder es kann auch ſeyn, daß ſie keine Luſt dazu hatten. Daher geſchahe es, daß man ſich nur um ihn allein bekümmerte, und ihn ſelbſt als einen Mann anſahe, der aus dem Hauſe Akſchid entſproſſen wäre. Dieſes nöthigte ihn, den Zunamen Al-Akſchidi anzunehmen, worunter er auch in der Geſchichte bekannt iſt.

Motby-Billah. Hegire 358 n.C.G. 969.

Nachdem aber die Akſchidiſchen Prinzen mit Tode abgegangen waren, ſo machte Caſer ſeine Gewalt ganz unabhängig, und erhielt ſich auch bis an ſeinen Tod in deren Beſitz. Er ließ es ſich auch gar nicht einfallen, dieſelbe einem Enkel des Akſchid, dem ſeine Geburt ein unläugbares Recht dazu gab, abzutreten. Denn dieſer war nur noch ein Kind, von dem er auf der einen Seite nichts zu befürchten hatte; und auf der andern konnte er ſich auf die Zuneigung des Volkes verlaſſen, ſo daß es ſehr ſchwer geworden ſeyn würde, gegen ihn etwas mit Fortgang zu unternehmen.

Caſer

Mothi-Billah. Hegire 358 n.C.G.969

Cafor regierte alſo ganz geruhig. Ob er gleich für nichts weniger, als für den Thron gebohren war, ſo zeigete er doch, daß er rechte Königliche Eigenſchaften beſaß. Hiedurch geſchahe es, daß die berühmteſten Schriftſteller ſeiner Zeit, und beſonders die Dichter ſich um die Wette bemüheten, ſeine Tapferkeit, ſeine Pracht, vornemlich aber ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften durch ihre Lobſprüche zu verewigen. Zu einem ſolchen Grade der Gröſſe gelangete ein Menſch allein durch ſeine Verdienſte, der in der Sclaverey gebohren, und der, wie El-macin ſagt, nicht mehr als achtzehen Thaler gekoſtet hatte, wie ihn Akſchid gekauft hatte.

Die Fatimiten nehmen Egypten weg.

Nach ſeinem Tode kam Ali, der Enkel des Akſchid, in den geruhigen Beſitz von allem, was ihm gehörte, und wurde als Sultan von Egypten angenommen. Allein dieſer Prinz, der damals nur zwölf Jahre zählte, beſtieg den Thron nur darum, um ihn in kurzer Zeit einer furchtbaren Macht zu überlaſſen, die Egypten eroberte.

Die Minderjährigkeit des Ali, des Akſchiditen, ſchien den Fatimiten die bequemſte Gelegenheit, ſich in Egypten eben ſo auszubreiten, als ſie es in Africa gethan hatten. Moez-Ledinillah, der Sultan dieſer Provinz, ſchickte demnach ein zahlreiches Heer unter dem Commando eines Generals, mit Namen Giauhar, nach Egypten. Dieſer war ein

Grieche von Geburt, und war anfänglich ein Sclave der Fatimiten geweſen; Manzor aber, ein Vorfahr des Moez-Ledinillah, hatte ihn in Freyheit geſetzt. Da er viele Verdienſte beſaß, ſo wurde er bemerkt, ſtieg plötzlich in die Höhe, und erhielt die erhabenſten Kriegesbedienungen.

Mothi Billah Hegire 358. n.C.G. 969

Dieſer General gieng mit ſeiner Armee, ſo bald er die Ordre zum Aufbruch erhielt, in Egypten. Es fiel ihm nicht ſchwer dieſes Land zu erobern, weil es nicht in dem geringſten Vertheidigungsſtande war. Giauhar nahm alſo eine Stadt nach der andern weg, ſo wie er ſie antraf, und eroberte zuletzt die Hauptſtadt, ſo damals Fuſtath hieß.

So bald er dieſes weitläuftige Reich gänzlich unter ſeine Bothmäßigkeit gebracht hatte, ſo war das erſte, ſo er vornahm, daß er dem Moez-Ledinillah allenthalben huldigen ließ. Er befahl, daß man dieſes Prinzen in den öffentlichen Gebetern eben ſo wohl, als des Califen Erwähnung thun, und keines andern Califen gedenken ſollte. Mothi war alſo der letzte unter den Abbaßiden, deſſen Name in den egyptiſchen Moſcheen genennet iſt. Denn ob gleich ſchon lange vorher die Sultane in dieſer Provinz unmittelbare Herren waren, ſo erkenneten ſie doch die Oberherrſchaft der Califen von Bagdad. Man betete in allen öffentlichen Gebetern für ſie, und ſuchte allemal die Belehnung von ihnen. Allein der fatimitiſche Ge-

Mothi-Billah. Hegire 358 n.C.G.969

General ſchaffete alles dieſes ab, und veranſtaltete, daß dem Moez-Ledinillah, als dem einzigen rechtmäßigen Califen der Eyd der Treue muſte abgeſtattet werden.

Die Stadt Caherah wird erbauet.

Hierauf legte er den erſten Grund zu einer neuen Stadt, um durch ihre Erbauung das Andenken einer ſo merkwürdigen Veränderung zu verewigen. Er gab ihr den Namen **Caherah**, weil damals der Planet Mars regierte, dem die arabiſchen Sternſeher den Zunamen **Caher**, welches ein Sieger, ein **Eroberer** heiſſet, gegeben hatten. Dieſes iſt das heutige **Cairo**. Sie wurde nahe bey Fuſtath angelegt, ſo die alte Hauptſtadt von Egypten war. Die Herrſchaft der Akſchidienſer gieng alſo zu Grunde, um der Herrſchaft der Fatimiten Platz zu machen. Die Nachkommen des Obeidallah, des erſten Fürſten aus dieſem Hauſe, hatten ſich anfänglich, wie ihre Stammväter, Sultane von Africa nennen laſſen; als ſie aber Egypten eroberten, ſo nahmen ſie den Namen **Fatimiten** an, und Moez Ledinillah iſt der erſte, der in der Geſchichte unter dem Namen eines **fatimitiſchen Califs** bekannt iſt.

Erſt nach fünf Jahren gieng dieſer Prinz in Egypten und nahm ſolches in Beſitz. Während dieſer Zeit that er eine Reiſe nach der Inſel Sardinien, wo er ein Jahr verblieb. Von da reiſete er nach Tripoli, wo er die Nachricht erhielt, daß ſein Feldherr Giauhar Alexandria eigenommen hätte. Kurz darauf begab er ſich nach dieſem letzten Ort, und verlegte den Sitz des Reichs dahin.

Mothi. Billah. Hegire 363 n.C.G. 973

So bald als er ſahe, daß er nunmehro ein ruhiger Beſitzer von Egypten war, ſo beſtätigte er alle Verordnungen, die Giauhar, als er in dieſe Provinz eingerücket war, daſelbſt gemachet hatte. Der Name des Califen von Bagdad wurde ganz abgeſchaffet, und man nennete ſonſt keinen, als den fatimitiſchen Calif. Ferner befahl er, daß zu allen feyerlichen Gebetern die Worte muſten hinzu gefüget werden: **Es lebe Ali, deſſen Handlungen alle preiswürdig geweſen ſind!**

Dieſer Prinz ſuchte alles hervor, um der Welt glaubend zu machen, daß der Titel Fatimite, den er angenommen hatte, ihm würklich und mit recht zukäme, und daß er in der That durch die Fatime, der Tochter des Propheten, von dem Ali abſtamme. Dem ohngeachtet waren viele, die dieſe Abſtammung nicht für richtig annehmen wollten, und ſein Geſchlechts-Regiſter wurde oft angefochten. Man erzählet, Tabatheba, ein alidiſcher Prinz, habe ihn bey einer gewiſſen Gelegenheit gefraget, von welcher Linie der Aliden er wäre? Allein Moez, der ſich ſehr verlegen gefunden, dieſe Frage zu beantworten, habe ihm eine Antwort darauf gegeben, wobey er nichts einzuwenden gehabt habe. Er habe nemlich ſein Schwerdt ausgezogen, und zu dem Aliden

Mothi-Billah. Hegire 363 n.C.G. 973

geſaget: **dieſes iſt mein Stammbaum,** und darauf unter einige herumſtehende Soldaten eine Hand voll Geld geworffen, und dabey geſaget: **dieſes iſt mein Geſchlecht.**

Dieſer Herr verbreitete ſeine Gewalt nicht allein über Egypten und Syrien, ſondern auch über Arabien, ja ſelbſt auch über Medina, wo man doch ſonſt noch den Califen von Bagdad erkennete. Auf dieſe Art wurde daſelbſt gemeiniglich für zween Califen in den öffentlichen Gebetern gebetet. Mecca allein weigerte ſich ſtandhaft, ſich der Botmäßigkeit der Fatimiten zu unterwerffen, und fuhr noch lange fort nur den Calif von Bagdad allein für ſeinen Oberherrn zu erkennen.

Mothi legt das Califat nieder.

Es geſchahe endlich in der drey hundert und drey und ſechzigſten Hegire, daß ſich Mothi wegen ſeiner vielen Gebrechen und Schwachheiten entſchloß, das Califat ſeinem Sohne Thai abzutreten. Er legte ſeine Würde öffentlich nieder, ùnd es kam ihn gar nicht ſchwer an eine Krone abzulegen, die er ſeit neun und zwanzig Jahren unnützer Weiſe getragen hatte.

Unter den Gelehrten, die ſich unter der Regierung des Mothi hervor thaten, gelangte beſonders ein Arzt, mit Namen Thabet, zu einem ſehr groſſen Ruhm. Er hatte noch auſſer der Arzneykunſt in andern Wiſſenſchaften, als der Weltweisheit, der Mathematik, und der Sternſeherkunſt ſehr viel gethan. Er

ſchrieb

Mothi-Billah. Hegire 363 n.C.G. 973

ſchrieb eine Geſchichte ſeiner Zeit, ſo die Begebenheiten von der zwey hundert und funfzigſten bis zu der drey hundert und ſechzigſten Hegire in ſich faßte. Abulfaragius gedenket derſelben als eines vortreflichen Werkes, worinn man eine Menge der merkwürdigſten Begebenheiten angetroffen habe, die von dem gröſten Theile der übrigen Geſchichtſchreiber ausgelaſſen wären.

* * *

Thai-Billah.

Drey und vierzigſter Calif.

Thai-Billah.

Thai-Billah wurde gleich wieder Calif, als ſein Vater die Regierung niedergeleget hatte. Er hatte aber eben ſo wenigen Antheil an dem, was vorgieng, als der vorhergehende, und war ein bloſſer Zeuge von demjenigen, was dem Emir in den von ihm abhängigen Ländern anzuordnen gefiel.

Die Türken rebelliren gegen den Emir.

Der Anfang ſeiner Regierung wurde durch die aufrühreriſchen Bewegungen, ſo die Türken bey Gelegenheit eines ihnen von dem Emir al-Omara erzeigten Wiederwillens anfiengen, ſehr unruhig gemacht. Dieſes Amt bekleidete damals der bouidiſche Prinz Azzeddoulat, ein Sohn von dem vorhergehenden Emir Moezeddulat. Er wendete alles an, was er

Thai-Billah.
Hegire 363
n.C.G. 973

nur erſinnen konnte, um die Aufrührer zu beſänftigen; da ſich dieſes aber nicht wollte thun laſſen, und er ſich nicht ſtark genug befand, einer ſolchen Menge Wiederſtand zu thun, ſo verließ er Bagdad in aller Geſchwindigkeit, und flohe nach Baſſeth. Von da ab ſchickte er einen Curier nach Perſien, und ließ ſeinen Vetter, den Adadeldoulat, um Beyſtand erſuchen.

Allein die Türken, die ihm gar keine Zeit laſſen wollten, Völker zuſammen zu bringen, waren gleich hinter ihm drein. Und damit es das Anſehen haben möchte, als handelten ſie recht, ſo zwangen ſie den Calif, daß er ſich an ihre Spitze ſtellen, und mit ihnen nach Baſſeth gehen muſte. Azzeddoulat verſuchte es anfänglich ſie aufzuhalten, und gieng ihnen mit einer Armee entgegen. Seine Abſicht dabey war zwar nicht, ihnen ein Haupttreffen zu liefern, er wollte ſie nur allein auf ihrem Marſch beunruhigen, und dadurch Zeit gewinnen, ſich mit den Hülfsvölkern, die er erwartete, zu vereinigen, damit er deſto beſſer im Stande ſey, ſich an dem Orte, wohin er geflohen war, zu vertheidigen, wenn derſelbe ſollte angegriffen werden.

Allein es ſchlug dem Azzeddoulat fehl. In allen Scharmützeln, die er mit ihnen hatte, zog er den Kürzern. Er muſte ſich deswegen in das perſiſche Irak retiriren, da es zu unſicher war, ſich in Baſſeth einzuſchlieſſen.

Hier bekam er die Nachricht, daß ſein Vetter nicht mehr weit entfernt, und daß er ſelbſt an der Spitze eines zahlreichen Heeres im Anmarſch ſey.

Thai-Billah.
Hegire 363
n.C.G.973

Als darauf dieſe zween Prinzen zuſammen geſtoſſen waren, ſo traf nunmehro die Türken die Reihe ſich zurück zu ziehen. Sie waren zwar erſtlich willens Stand zu halten, ſahen aber bald ein, daß ſie zu ſchwach dazu wären. Sie verlieſſen daher das Feld, und zogen ſich in aller Eile nach Bagdad zurück. Die bouidiſchen Prinzen folgten ihnen auf dem Fuſſe nach, und näherten ſich Bagdad, in der Abſicht, ſolches zu belagern. Die Türken, die es wohl einſahen, daß es ſchlecht für ſie ausſehen würde, wenn die Stadt an den Feind übergehen ſollte, machten ſich aufs geſchwindeſte daraus fort, und lieſſen den Calif darinn ſitzen.

Anfänglich that dieſer Herr zwar einigen Wiederſtand, da er aber ſahe, daß alles, was er that, ſchlecht ablief; ſo ließ er die Thore öffnen, und ließ es darauf ankommen, wie es ihm ergehen würde. Allein die bouidiſchen Prinzen, anſtatt ihm übel zu begegnen, erzeigten ihm vielmehr alle mögliche Ehre. Der Calif empfieng ſie an ſeiner Seite auch wieder ſo gnädig, als er es nur vermochte. Es fiel ihm nicht ſchwer, ſie zu überreden, daß er an allen dieſen Händeln nicht den geringſten Theil habe, und daß die

Thai-Billah
Hegire 363
n.C.G. 973

Furcht, von den Aufrührern übel begegnet zu werden, die einzige Urſach geweſen ſey, warum er doch nur zum Schein, ihren Unternehmungen gefolget ſey. Es ward daher alles beygelegt. Adadeldoulat hielt ſich noch einige Zeit in Bagdad auf, bis er ſeinen Vetter wieder völlig in ſeine vorige Würde hergeſtellet ſahe; darauf gieng er nach Perſien zurück.

Die glückliche Uebereinſtimmung, ſo bisher unter den bouidiſchen Prinzen ſtets gewaltet hatte, und der ſie ihr ganzes Glück mehrentheils zu danken hatten, neigte ſich nunmehro zum Ende. Denn kurz hierauf griffen ſie gegen einander zu den Waffen, und verfolgeten ſich mit einem Grimme, der nicht eher nachließ, als bis einer von ihnen beyden aufgerieben war.

Hegire 366
n.C.G. 976
Krieg zwiſchen Azzeddoulat und Adadeldoulat.

Den eigentlichen Grund ihrer Entzweyung hat man nicht erfahren können; alles, was man davon weiß, iſt dieſes, daß Azzeddoulat und Adadeldoulat mit ſtarken Heeren gegen einander zu Felde gezogen; daß ſie ſich einander ſehr hitzig auf die Haut gegangen ſind, und daß Azzeddoulat in dieſem Kriege faſt allemal unten gelegen hat. Dennoch hielt er es ein ganzes Jahr hindurch ſtandhaft aus, endlich aber muſte er ſo gar Bagdad verlaſſen, und nach Syrien flüchten.

Hieſelbſt traf er viele Freunde an, die ihm ihre Dienſte und hinlänglichen Beyſtand anboten,

Thai-Billah.
Hegire 367
n.C.G. 978

boten, der ihn wieder in den Stand ſetzen ſollte, den Krieg gegen ſeinen Vetter von neuem anfangen zu können. Er nahm ihr Anerbieten mit Dank an, und ſtellte ſich zum andernmale ins Feld, ſeinen Feind aufzuſuchen. Es gieng ihm aber dieſesmal eben ſo unglücklich, als es ihm das erſtemal gegangen war. Er bekam nicht nur bey verſchiedenen Gelegenheiten Stöſſe, ſondern, als er ſich zuletzt in ein entſcheidendes Treffen einließ, ſo wurde ſeine Armee geſchlagen, und er ſelbſt fiel dem Ueberwinder in die Hände. Itzo nahm er zu deſſelben Gnade ſeine Zuflucht, und erhielt auch das Leben und die Freyheit von ihm; jedoch mit der Bedingung, niemals wieder nach Bagdad zu kommen.

Azzeddoulat, der eine ſeinem Intereſſe ſo ſehr zuwiederlauffende Bedingung mit dem gröſten Wiederwillen eingegangen war, hielt es gar nicht für dienlich, ihr nachzukommen. Er ſahe ſich daher nicht ſo bald wieder in Freyheit, als er die Ueberbleibſel ſeiner Truppen wieder zuſammen ſammlete. Hiedurch und durch die Hülfs-Völker, die ihm ſeine Freunde zuſchickten, brachte er von neuem eine Armee zuſammen, womit er das Glück der Waffen noch einmal gegen ſeinen Vetter auf die Probe ſtellen wollte.

Die letzte Schlacht wurde nahe bey Tacrit, einer an dem Tyger-Fluß nicht weit von Moſul gelegenen Feſtung geliefert. Azzeddoulat

Thai-Billah. Hegire 367 n. C. G. 978

hatte abermals das Unglück, den kürzern darinn zu ziehen. Der Feind ſchlug ihn aufs Haupt, nahm ihn gefangen, und ſchickte ihn unter einer guten Wache nach einem Schloſſe in Perſien, ſo ihm zugehörte. Kurz darauf aber gab Adadeldoulat Befehl, dieſen Prinzen aus dem Wege zu räumen, der ſelbſt in ſeiner Gefangenſchaft allerhand Händel einzufädeln ſuchte, um dadurch los zu kommen, und hernach den Krieg von neuem anfangen zu können.

Der unglückliche Azzeddoulat nahm alſo ein ſchlechtes Ende, nachdem er nach dem Tode ſeines Vaters, des Moezeddulat, ohngefehr eilf Jahre in Bagdad als regierender Herr gelebt hatte. Er war von einer ſo auſſerordentlichen Stärke, daß er einen Ochſen mit leichter Mühe zu Boden werffen konnte. Seine gewöhnliche Jagd war die Löwenjagd, mit welchen er ſich oft ganz allein herum zauſete. Er hinterließ ſechs Kinder, die Adadeldoulat und deſſen Sohn, Samſam-Aldoulat lange Zeit gefangen hielten.

Adadeldoulat wird Emir.

Durch den Sieg, den Adadeldoulat bey Tacrit davon trug, ward er über den bagdadiſchen Calif Meiſter. Dieſe Veränderung machte nicht den geringſten Eindruck auf den Thai. Da er ſich einmal von den Emirs muſte befehlen laſſen, ſo war es ihm einerley, was für einer es that. Die Stadt Bagdad aber gewann ſehr merklich dabey.

Adadeldoulat war ein prachtliebender Fürſt, ein Beſchützer der Künſte, voll von Leutſeligkeit, ein Herr, der alles mögliche anwendete, die öffentliche Wohlfarth zu befördern. Den Anfang ſeiner Regierung machte er damit, daß er Bagdad von allen Verwüſtungen, ſo die vorhergehenden Kriege daſelbſt angerichtet hatten, wieder herſtellen und ſäubern ließ. Wie er hiemit zu Stande gekommen war, ſo ließ er neue Moſcheen, und verſchiedene neue Hoſpitäler für die Armen, die Kranken und die Wayſen von Grund aus neu aufführen. Zu gleicher Zeit ſchaffete er auch viele Auflagen, und beſonders die Kopfſteuer ab, ſo die Pilgrimme, die nach Mecca reiſen wollten, den Califen bezahlen muſten.

Thai-
Billah.
Hegire 368
n.C.G. 979

Auch die Gelehrten waren ſehr wohl bey ihm angeſchrieben. Es war ihm ein beſonderes Vergnügen, allezeit einige von ihnen um ſich zu haben, wobey er auch niemals aus der Acht ließ, einen jeden nach ſeinen Verdienſten und Umſtänden zu belohnen. Denen, die vor ſich reich waren, gab er Ehrenſtellen und Anſehen; diejenigen hingegen, ſo der Reichthum nicht drückte, hatten anſehnliche Beſoldungen von ihm zu gewarten, wodurch ſie Muſe bekamen, ihren Nachforſchungen nachzuhängen, und einen Fortgang in den Wiſſenſchaften zu machen, den man niemals machen wird, wenn man nothdürftig iſt.

Nach-

Thai-Lillah. Hegire 368 n.C.G. 979

Nachdem nunmehro Adadeldoulat mit den Verſchönerungen und Verbeſſerungen von Bagdad fertig geworden war, ſo richtete er alle ſeine Sorgfalt auf die Erhaltung der Grabmähler des Ali und Houſſain. Sie lagen an einem Hügel, an welchem der Tyger Fluß ſehr nahe vorbey ſtrömete; daher man mit Recht befürchten muſte, daß ihr Grund durch ſeine Wellen beſchädiget werden möchte. Dieſem Uebel zuvor zu kommen, wendete er unermeßliche Summen an, und ließ einen koſtbaren Damm aufführen, das Waſſer dieſes Fluſſes abzuhalten.

Gleichfals erſtreckten ſich ſeine Wohlthaten über die Stadt Medina. Er ließ die faſt gänzlich ruinirte Mauer dieſer Stadt wieder völlig ausbeſſern, und wendete überdas noch viel Geld an, auch dem inwendigen Theile dieſes Ortes wieder ein Anſehen zu geben.

In Perſien aber, ſo ihm eigenthümlich zugehörte, machte er noch einen ſtärkern Aufwand. Gerade Schirzaß gegen über wurde auf ſeinen Befehl eine ganz neue Stadt gebauet. Itzt aber iſt ſie verwüſtet, und es iſt nichts mehr, als ein kleiner Flecken davon übrig, der **Souk-al-Emir** oder **Fürſtenſtadt** heiſſet.

Ueber das leiſtete er den Einwohnern von Schirzad durch die erſtaunenswürdige Werke die er an dem Fluſſe Bendemir anlegen ließ, einen ſehr wichtigen Dienſt. Das

Waſſer dieſes Fluſſes trat auf das Feld aus, und überſchwemmete es gänzlich. Auſſer dem Schaden, den ſolche Ueberſchwemmungen anrichteten, wurde der Fluß dadurch zur Schiffarth ganz unbrauchbar gemacht, ſo der Stadt in Anſehung der Handlung ein groſſer Verluſt war. Adadeldoulat ließ deswegen die Ufer dieſes Fluſſes tief ausgraben, und machte dadurch, daß das ausgetretene Waſſer ſeinen vorigen Lauf wieder bekam, und der Fluß ſchiffbar wurde. Ueber das ließ er zu beyden Seiten Dämme aufführen, daß alſo das Waſſer nicht mehr übertreten konnte.

Thai-Billah.
Hegire 368
n.C.G. 979

Dieſe dem gemeinen Weſen ſo vortheilhaften Veranſtaltungen brachten unſerm Prinzen die Liebe aller Völker zu wege. Auch der Calif warf eine ganz beſondere Zuneigung auf ihn, und legte ihm, um ihm einen Beweiß davon zu geben, ſolche neue herrliche Vorzüge bey, als ſich noch kein vorhergehender Emir rühmen konnte. Er erlaubte ihm, das öffentliche Gebet zu verrichten, eine Ehre, die bishero denen Califen einzig und allein vorbehalten war, ſo daß ſie auch ſelbſt den Prinzen, die zu Nachfolger oder Mitregenten im Califat beſtimmet waren, nicht zugeſtanden wurde. Noch mehr; Thai verordnete, daß man ihm im Reden ſtets den Titel König, oder Sire geben, und daß die Trommel alle Tage fünfmal vor ſeiner Hausthür gerühret werden ſollte, nemlich zu den Zeiten, wenn zu

Hegire 371
n.C.G. 981
Der Calif legt ihm neue Vorzüge bey.

dem

Thai-Billah. Hegire 371 n.C.G. 981

dem öffentlichen Gebet geruffen würde. Das gröſte Merkmal aber, wodurch er ihm die ganz beſondere Achtung für ſeine Perſon zu erkennen gab, war dieſes; daß er ſich ſeine Tochter zur Gemahlin ausbat.

Er heyrathet die Tochter dieſes Emirs.

Dieſer Antrag war recht nach dem Geſchmacke des Adadeldoulat. Er ſchmeichelte ſich mit der Hofnung, daß aus dieſer Vermählung ein Prinz gebohren werden würde, der, indem er zu der Krone noch die groſſen Reichthümer, die er ſeiner Tochter mitgäbe, hinzu bekäme, ſich dadurch im Stande befinden würde, den Glanz des Throns wieder herzuſtellen; und ferner glaubte er, daß das Geſchlecht der Bouiden unter der Regierung eines Califen, der von der Mutter Seiten aus ihrem Geblüte herſtammete, zu einem noch gröſſeren Anſehen gelangen würde. Dieſe Vermählung wurde mit der gröſten Pracht vollzogen. Adadeldoulat gab dabey die herrlichſten Feſte, ſo dem Volke um deſto angenehmer fielen, weil ſie mit vielen Geſchenken und Gaben, ſo er an daſſelbe recht in Uebermaſſe verſchwendete, begleitet waren.

Kurz darauf zog er aller Blicke durch ein neues Schauſpiel an ſich; indem er das von ihm erbauete und mit reichen Stiftungen verſehene Hoſpital zu Bagdad mit vielem Pomp einweihen ließ. Alles, was zur innern Auszierung deſſelben gehörte, ſo wohl das Hausgeräthe, als auch unterſchiedene Arten von Lebensmitteln, wurde in einem öffentlichen Aufzuge und mit groſſem Gepränge hineingeſchaft. Die ganze Einweihung überhaupt war nichts als ein mit allen erſinnlichen Ergetzlichkeiten begleitete Feyerlichkeit; bey derem Ende kund gethan ward, daß dieſes Hoſpital, Adadels Haus heiſſen ſollte, welches ein Theil von dem Namen des Stifters war.

Thay Billah.
Hegire 371
n. C. G. 981

Dieſer Prinz, der zu dem Glücke der Völker noch lange Jahre zu leben ſo würdig war, ward, welches recht zu bedauren iſt, in der Blüte ſeines Alters dahin geriſſen. Er war zwar ſchon zweymale von einem Schlagfluſſe befallen worden, aber immer glücklich davon gekommen. Itzo aber, da er ſich eben zu Bagdad aufhielt, wurde er zum drittenmale davon gerührt, und muſte daran ſterben. Er ſtarb in der zwey hundert und zwey und ſiebenzigſten Hegire, nachdem er die Würde eines Emir-al-Omara ohngefehr fünf Jahre hindurch bekleidet hatte.

Hegire 372
n. C. G. 981
Adadel-doulat
ſtirbt.

Alles, was dieſer Prinz zur Wohlfart des gemeinen beſten unternommen und ausgeführt hatte, machte ſeine Regierung (man kann ihr dieſen Namen mit Recht geben) nicht nur ſehr merkwürdig, ſondern verurſachte auch, daß ſein Tod durchgängig beklagt ward. Alle Geſchichtſchreiber bemühen ſich um die Wette, ihm die Lobſprüche beyzulegen, die er mit ſo vielem Rechte verdienet hat. Sie ſtellen ihn

Thai-Billah.
Hegire 372
n.C.G. 981

als einen Herrn dar, der in die politiſche Verfaſſung des Staats und die Kunſt ihn zu regieren die vollkommenſten Einſichten gehabt; der eine lebhafte und an Hülfsmitteln ſehr fruchtbare Einbildungskraft beſeſſen hat; der bey allen Unternehmungen eine vortrefliche Klugheit blicken laſſen; der ſtets mit den gröſten Abſichten beſchäftiget geweſen iſt, und niemals das geringere und kleine dabey aus den Augen gelaſſen hat. Der glückliche Fortgang, ſo alle ſeine Unternehmungen begleitete, war eine Folge ſeiner Weisheit; er liebte die Tugend, und ſchäzte die Tugendhaften hoch. Wenn es darauf ankam, Verdienſte zu belohnen, ſo war die Gerechtigkeit, und eine genaue Unterſuchung die Wagſchale, worauf er ſeine Wohlthaten abwog. Bey allen Gelegenheiten, wo es nöthig war, wuſte er ſparſam und haushälteriſch zu ſeyn; niemals aber iſt er des geringſten Geizes fähig geweſen. Nach der ihm beywohnenden richtigen, und aufgeklärten Beurtheilungskraft verfehlte er den Endzweck ſeiner Handlungen niemals, ſondern erwählte ſtets die ſicherſten Mittel denſelben zu erhalten.

So klinget das Lob, welches die Geſchichte dieſem verehrungswürdigen Fürſten beyleget, der der zweyte Sultan aus dem Stamme der Bouiden war. Er war erſt ſieben und vierzig Jahr alt, als er ſtarb. Er war der älteſte Sohn des Rokneddulat, welcher der zweyte Sohn des Buiah war. Seines Vaters Bruder, der Amadeddulat, hatte ihn zum Erben eingeſetzt. Er ward daher durch dieſe Erbſchaft, ſo das ganze Königreich Perſien enthielt, und ſein eigenes anſehnliches väterliches Erbtheil, der mächtigſte Fürſt in ſeinem Hauſe, ja ſelbſt in ganz Aſien. Bey Gelegenheit ſeines Reichthums fällt mir ein, daß von ihm geſagt wird, er habe kurz vor ſeinem Tode, als er wieder zum Verſtande gekommen ſey, nachfolgende Worte öfters hinter einander ausgerufen: **Wozu hilft mir nun mein groſſes Gut, weil mir izo alles mangelt.**

Thai-Billah. Hegr. 372 n.C.G. 981

Dieſer Fürſt hinterließ drey Söhne.* Der älteſte, ſo den Namen Samſam-Aldoulat führete, folgete ihm in ſeinem Amte. Die zween folgenden, davon der eine Abul-Haſſan-Hamed, der andere aber Abu-Thaher Firuz-Schach hieß, bekamen Perſien zu ihrem Antheile. Dieſer letzte Prinz hatte den Zunamen Baha-Aldoulat. Der vierte aber hieß Scharfaldoulat-Abul-Falvares, und bekam nachmals

Sein Nachlaß wird unter ſeine Kinder vertheilet.

---

* Nach einiger Autoren Meinung hat Adadeldoulat ſechs Söhne nachgelaſſen. Dieſe Prinzen waren auch unter den Namen der Dilemiten, einer Linie von den Beuiden, die in der Provinz Dilem herrſchte, bekannt. Sie werden in der Geſchichte bald Dilemiten, bald Beuiden genennet.

Thai-Billah. Hegire 372 n.C.G. 981

mals Caramanien. Dieſe Prinzen zuſammen, die, wenn ſie in Einigkeit gelebet hätten, das Glück ihres Stammes aufs höchſte würden gebracht haben, waren auf nichts bedacht, als ſich einer den andern aufzureiben; indem ſie ſich mit blutigen Kriegen überzogen, und alle mögliche Wege hervorſuchten ſich ins Verderben zu ſtürzen.

Hegire 373 n.C.G. 983

Der Calif wurde von dem lebhafteſten Schmerz gerührt, als ihm die Zeitung von dem Abſterben ſeines Emirs hinterbracht wurde. Es war ſchon lange, daß man keinen ſo groſſen, ſo prächtigen und ſo einſichtsvollen Herrn an dem Staatsruder geſehen hatte. Thai betrübte ſich über ihn, als über den Verluſt eines Vaters, und eines wahren Freundes. Zu gleicher Zeit ſahe er nur gar zu wohl ein, wie ſchwer es halten würde, bey einem andern ſo viel Verdienſt, Verſtand und Fähigkeit wieder anzutreffen, als wie dieſer Prinz die ganze Zeit über, da er dem Staate vorgeſtanden hatte, bey allen Gelegenheiten hatte von ſich blicken laſſen.

Samſam-Aldoulat empfänget von dem Calif die Trauer-Complimente uber das Abſter-

Thai verfügte ſich gleich darauf zu dem Samſam-Aldoulat, um demſelben ſein Beyleid über den Verluſt ſeines Vaters zu bezeugen. Er glaubte ihm dieſe Ehrenbezeugung als ſeinem Schwager ſchuldig zu ſeyn. Ueberdas, ſo war es auch ganz rathſam, nichts zu verabſäumen, um ſich die Freundſchaft des neuen Emirs zu verſchaffen, weil es doch einmal

mal ſo weit gekommen war, daß die Califen ihr Joch tragen muſten.

Thai-Billah. Hegire 373 n.C.G. 983 ben ſeines Vaters.

Samſam-Aldoulat folgete in ſeiner Regierung den weiſen Grundſätzen ſeines Vaters. Es genoß daher die Stadt Bagdad, und das ganze Gebiete, ſo unter des Califen Gehorſam ſtund, einige Jahre hindurch einer ſtillen Ruhe. Man frohlockete, daß man in dem regierenden Emir dieſelben Tugenden wieder fand, wodurch der vorhergehende das Glück des Staats gemacht hatte.

Hegire 377 n.C.G. 987 Scharſaldoulat überziehet den Emir, ſeinen Bruder, mit Krieg.

Allein der ungemeſſene Ehrgeiz ſeiner Brüder brach kurz darauf dergeſtalt aus, daß alles bunt über gieng. Samſam-Aldoulat hätte es wohl vorher ſehen können, wenn er auf das Betragen eines ſeiner Brüder, des Scharſaldoulat, ſo derſelbe gleich nach dem Tode ihres Vaters annahm, hätte aufmerkſam ſeyn wollen. Denn derſelbe nahm gleich den Augenblick darauf die Stadt Schirzad, und das Königreich Perſien in Beſitz; und da dieſes groſſe Reich noch nicht hinlänglich war, ſeine Haabſucht zu ſtillen, ſo kehrte er alle Anſtalten vor, ſeinen Brüdern den reichen Nachlaß ihres Vaters gleichfals zu entziehen.

Es war in der drey hundert und ſieben und ſiebenzigſten Hegire, als Scharſaldoulat* den

---

* Es giebt einige Geſchichtſchreiber, die behaup-

Thai-Billah
Hegire 377
n.C.G. 987

Samſam-Aldoulat mit Krieg überzog, und ihm die Provinz Ahuaz, das arabiſche Irak, und die Stadt Basrah, ſo dieſem Emir in der Theilung zugefallen waren, wegnahm.

Hegire 378
n.C.G. 983

In dem folgenden Jahre rückte er mit einer zahlreichen Armee vor Bagdad, und kehrte alles zur Belagerung dieſes Orts vor. Samſam-Aldoulat hatte geglaubet; daß ſich ſein Bruder an demjenigen, ſo er ihm in dem Irak weggenommen hatte, begnügen, und ihn wenigſtens in Bagdad in Ruhe laſſen würde, war ſich daher nichts weniger vermuthen geweſen, als ihn ſo nahe bey ſich zu ſehen. Er befand ſich alſo auſſer Stand ihm zu wiederſtehen, und entſchloß ſich deswegen einen Vergleich mit ihm zu treffen, in welcher Abſicht er auch ſelbſt zu ihm gieng, um ihn deſto leichter auf beſſere Gedanken zu bringen.

Nimmt ihn gefangen, und ſetzet ſich an ſeine Stelle.

Allein dieſer Verſuch lief ſchlecht ab. Scharfaldoulat mißbrauchte das gute Zutrauen ſeines Bruders, ließ ihn in Verhaft nehmen, und ihn als einen Gefangenen auf ein perſiſches Schloß bringen. Darauf hielt er einen triumphirenden Einzug in Bagdad, und

---

ten wollen, daß Scharfaldoulat, nicht der jüngſte, unter Adadeldoulats Söhnen geweſen ſey; ſie gaben ihn vielmehr für den älteſten aus, und gaben dieſes zur Urſach an, warum derſelbe ſeine Brüder, die mehr als er in der Theilung bekommen hatten, ihres Antheils habe berauben wollen.

und nahm die Stelle eines Emirs-al-Omara aus eigener Gewalt in Beſitz. Der Calif machte eben nicht viel Schwierigkeit, ihm die Kennzeichen dieſer Würde feyerlich zu übertragen, es war ſchon ein ſeit langer Zeit hergebrachter Gebrauch, daß ſich der ſtärkſte der Aemter, der Plätze, und der Statthalterſchaften bemächtigte, und daß ſie die Califen den Augenblick damit belehnten, aus Furcht, ihre Krone und ihr Leben, im Fall, daß ſie ſich wiederſetzten, zu verliehren.

Thai-Billah.
Hegire 378
n.C.G. 988

Allein Scharſaldoulat genoß ſeines Raubes nicht lange; er ſtarb in dem folgenden Jahre, und ſein Bruder Baha-Aldoulat wurde nicht allein nach ihm Emir, ſondern bemächtigte ſich auch ſeiner Güter. Samſam-Aldoulat fand Gelegenheit aus ſeinem Gefängniſſe zu entwiſchen, als er die Nachrichten von ſeines Bruders Tode gehöret hatte. Er brachte darauf einige Truppen auf die Beine, und gieng dem Baha-Aldoulat in der Hofnung, denſelben aus Bagdad zu verjagen, und dasjenige wieder zu bekommen, ſo ihm genommen war, auf den Leib.

Hegire 379
n.C.G. 989
Scharſaldoulat ſtirbt, und Baha-Aldoulat folget ihm.

Dieſe zween Brüder geriethen einander alo in die Haare, und lieferten ſich viele Schlachten, wobey ſich aber kein Theil über en andern groſſen Vortheils rühmen konn e. Da ſie alſo einſahen, daß ſie durch den Weg der Waffen ihren Streit noch nicht ſo ald beylegen könnten, ſo traten ſie in Unter-

Hegire 380
n.C.G. 990

hand-

Thai-Billah. Hegire 380 n. C. G. 990

handlungen, und traffen endlich einen Vergleich, nach welchem das eigentliche ſo genannte Perſien dem Samſam-Aldoulat abgetreten wurde. Sein Bruder hingegen bekam Khouiſtan nebſt dem arabiſchen Irak, worinnen Bagdad die Hauptſtadt war. Baha-Aldoulat blieb dabey im Beſitz ſeines Amts als Emir-al-Omara, und Samſam-Aldoulat muſte darauf Verzicht thun.

Thai verlohr bey dieſer Verwechſelung der Emirs ſehr viel. Baha-Aldoulat ſtolz auf ſeine Würde hatte nicht die geringſte Achtung für ihm. Und ob ſich gleich der Calif alle Mühe gab, ihm eben ſo freundlich zu begegnen, als er ſich gegen diejenigen unter ſeinen Brüdern bezeuget hatte, die dieſes Amt vor ihm bekleidet hatten; ſo bewieß ihm doch der neue Emir nicht nur gar keine Erkänntlichkeit dafür, ſondern unternahm es ſo gar, ihn abzuſetzen.

Hegire 381 n. C. G. 991 Thai wird abgeſetzt.

Dieſen Streich führete er zugleich mit einigen Dilemiten, die Leute von ſeiner Nation waren, aus. An dem zu dieſer groſſen Unternehmung feſtgeſetzten Tage trat er mit einer ehrerbietigen Mine zu dem Califen ins Gemach, und warf ſich ihm zu Füſſen, um ihn zu grüſſen. Auf ein gegebenes Zeichen näherten ſich auch ſeine Leute dem Califen. Dieſer, der nicht anders glaubte, als daß ſie ihm die Hand küſſen wollten, reichte ihnen ſolche hin. Allein die Dilemiten ergriffen ihn ben den Armen, zogen ihn von dem Thron herab, legten ihn auf einen Teppich, den ſie über ihm zuſchlugen, und ihn aus dem Pallaſt hinaus ſchaffeten.

Thai-Billah.
Hegire 381
n.C.G. 991

Hierauf ließ Baha-Aldoulat bekannt machen, Thai habe das Califat in Gegenwart der Dilemiten von freyen Stücken niedergelegt. Dieſe behaupteten auch, daß alles, was derſelbe vorbrächte, die Wahrheit ſey. Der Emir ſchickte darauf ſogleich einen Boten an den Ahmet, einen Sohn des Iſhak, und einen Enkel des Califen Moctader ab, und ließ ihm zu wiſſen thun, daß man ihn in Bagdad zum Calif verlange. So bald dieſer Prinz angekommen war, ſo ließ ihn Aldoulat zum Calif ausrufen, und ſetzte ihn auf den Thron. Wir werden künftig noch umſtändlicher ſehen, wie es bey der Erhebung dieſes Prinzen hergegangen iſt.

Thai hatte den Thron ſchon achtzehen Jahre lang beſeſſen, als ihn der Emir abſetzte. Er lebte hernach noch eine geraume Zeit als eine Privat-Perſon, und hatte oft Gelegenheit den neuen Emir, ſeinen Nachfolger, zu ſehen, der ſich ein Vergnügen aus ſeinem Umgang machte.

Obgleich während ſeiner Regierung das muſelmanniſche Reich, und inſonderheit die Stadt Bagdad durch viele Unruhen ſehr mitgenommen wurden; ſo ſahe man doch unter denſelben eine groſſe Anzahl Gelehrten in al-

Thai-Billah Hegire 381 n.C.G. 991

len Wiſſenſchaften, beſonders aber, in der Mathematik, in der Aſtronomie, und in der Medicin ſich hervorthun. Das Geräuſch der Waffen, und die Wuth der Streitenden ſtöreten ſie in ihrem Studiren nicht. Bey allen Lockungen des Ehrgeizes, die der Grund zu ſo vielem Unglück ſind, ganz gleichgültig, ſahen ſie dem Zanke der Groſſen zu, ohne Theil daran zu nehmen; und ſchätzten ſich glücklich, daß ſie in ihrem ſtillen Aufenthalte denjenigen Verdrüßlichkeiten nicht unterworffen waren, die ein groſſes Unglück ſtets androhen.

Der erſte fatimitiſche Calif in Egypten ſtirbt.

Es geſchahe unter der Regierung dieſes Fürſten in der drey hundert und drey und ſechzigſten Hegire, daß der berühmte Moezledinillah, der vierte Prinz aus dem Stamme der Fatimiten, und der erſte Calif aus demſelben, in Egypten mit Tode abgieng. Er hinterließ ſeinen Sohn den Azis-Billah zu ſeinem Nachfolger, deſſen Name ſelbſt in dem Tempel zu Meda ausgeruffen ward.

* * *

Cader-Billah.

Cader-Billah.

Vier und vierzigſter Calif.

Dieſer Herr hielt ſich damals, als ihm durch den Aufruhr, der den Thai die Krone koſtete, dieſelbe zu Theil ward, in dem Lande der Nabatheener auf, woſelbſt er bey dem Mahadhebdulah, einem bouidiſchen Prinzen, als eine Privat-Perſon lebte.

Cader war eben mit dem Hebatallah, dem Vezier des bouidiſchen Prinzen, bey dem er ſich aufhielt, in einem Geſpräch begriffen, als der Curier von Bagdad ankam, und ihm die Nachricht ſeiner Erhöhung brachte. Er erzählte demſelben einen Traum, den er in der vorhergehenden Nacht gehabt hatte. Es hätte ihm nemlich geträumt, er ſey in einem nahgelegenen Sumpfe geweſen, und das Waſſer ſey auf einmal ſo ſtark angewachſen, daß er ſich in der gröſten Gefahr befunden habe. Man muß hiebey bemerken, daß das Land der Nabatheener, ſo an ſich ſchon ſehr moraſtig iſt, noch dazu von dem Tyger und Euphrat ſtark befeuchtet und überſchwemmet wird, ſo daß ſich das Gewäſſer von Vaſſeth an bis nach Basrah ergieſſet. Cader befand ſich im Traume mitten in dieſem Waſſer, und in der gröſten Angſt, dennoch aber erblickte er eine Brücke, wodurch er ſich von dem Untergange erretten konnte. Allein er wuſte nicht, wie er es anfangen ſollte, wenn er zu dieſer Brücke hin wollte. Mitten in dieſer Angſt erſchien ihm ein Mann von auſſerordentlicher Gröſſe, der auf ihn zukam, ihn aus dem Waſſer hinaus zog, und ihn auf die Brücke in Sicherheit brachte. So bald er der Gefahr entronnen war, ſo ſahe er ſeinen Erretter erſt recht an, und dankte ihm aufs ver-

Cader-Billah.
Hegire 381
n.C.G. 991
Cader hat einen Traum, worinn ihm Ali ankündiget, daß er Calif werden wird.

Cader-Billah.
Hegire, 381
n.C.G. 991

verbindlichſte, wobey er ſich doch aber nicht enthalten konnte, einige Furcht wegen deſſen übermäßigen Gröſſe blicken zu laſſen. Dieſer merkte ſolches, und ſagte: **Fürchte dich nicht, ich bin Ali. Ich komme, dir die Zeitung zu bringen, daß du bald zur Regierung gelangen, und lange Zeit regieren wirſt; vergiß nicht, dich meiner Nachkommen anzunehmen!**

Cader war mit ſeiner Erzählung eben zu Ende gekommen, als der Curier von dem Baha-Aldoulat mit der Zeitung anlangte, daß Thai nicht mehr Calif, und daß er beſtimmet ſey, deſſen Platz hinwiederum zu bekleiden.

Dieſe Zeitung ſetzte alles in der ganzen Gegend in Bewegung. Mohadhebdulah nahm an dem Glücke ſeines Gaſtes den gröſten Antheil. Er kam nicht nur ſo gleich zu ihm, ihm denſelben mit Worten zu bezeugen, ſondern beſorgete auch eine prächtige Reiſe-Equipage, womit er nach Bagdad reiſen ſollte. Damit auch dieſer Zug einen ſeinen itzigen veränderten Umſtänden nach gemäſſes Anſehen haben möchte, ſo bot er alle ſeine Truppen auf, ſtellete ſich an ihre Spitze, und begleitete den neuen Calif bis auf die Gränze ſeines Landes.

Cader nimmt das Califat in Beſitz.

Hier traffen ſie bey ihrer Ankunft ſchon den Baha-Aldoulat nebſt allen Groſſen des Hofes an, um ihren neuen Herrn einzuhohlen. Auch hier legte der Emir dem Calif den Eyd der Treue öffentlich ab. Darauf hielt dieſer Prinz ſeinen öffentlichen Einzug in Bagdad, nahm Beſitz von dem Throne, und ließ ſich von den Groſſen und dem Volke huldigen.

Cader-Billah.
Hegire 381
n.C.G. 991

Der neue Calif ſchien gar nicht geſonnen zu ſeyn, die Regierung ſo, wie es ſeine Vorgänger gethan hatten, in den Händen eines andern zu laſſen. Da dieſes aber eine ſehr kützliche Sache war, und da der bloſſe Argwohn davon denen, die bishero dem Uebermuthe der Emirs den Zaum hatten anlegen wollen, entweder die Krone, oder gar das Leben gekoſtet hatte; ſo fieng es Cader dem Scheine nach recht klug an, ſeinen Endzweck zu erreichen, ohne doch dabey dem Baha-Aldoulat groſſe Urſach zu Klagen zu geben.

Hegire 382
n.C.G. 992

Er ſuchte vielmehr ſeine Freundſchaft immer mehr zu gewinnen, indem er ſich durch eine Vermählung mit der Tochter dieſes Emirs noch näher an ihn verband. Das Beylager wurde mit aller möglichen Pracht vollzogen, und Baha-Aldoulat gab ſeiner Tochter einen ſeinen anſehnlichen Reichthümern und der hohen Verbindung, wozu er itzo gelangete, gemäſſen Brautſchatz mit.

Dieſes war vielleicht die Urſach, warum er ſich nicht gegen den Calif auflehnen mochte, als dieſer Prinz Mine machte, etwas von dem ehemaligen Anſehen, welches die Monarchen von Bagdad ſchon ſeit langer Zeit verlohren hatten, wieder an ſich zu ziehen. Vielleicht

Baha-Aldoulat nimmt ſeinen Brüdern ihr Land weg.

wollte

Cader-Billah. Hegire 382 n.C.G. 992

wollte auch Baha Aldoulat dieſen Herren nicht gerne zu einer Zeit böſe machen, wo er ſich genöthiget ſahe, ſich ofte von dem Hofe zu entfernen, um gegen verſchiedene Prinzen aus ſeinem Hauſe, die ihm einen groſſen Theil von demjenigen, ſo ihm in dem arabiſchen Jrak zugehörte, weggenommen hatten, Krieg zu führen.

Hegire 388 J.C.G. 998

Nachdem er dieſes Land wieder erobert hatte, ſo bekam er wieder bey Gelegenheit des Todes ſeines Bruders Samſam-Aldoulat was neues zu ſchaffen. Abu-Naſſer ein bouidiſcher Prinz, und naher Anverwandter von demſelben, hatte ihn, nachdem er ſeine Staaten eingenommen, umgebracht.

Baha-Aldoulat, der den Tod ſeines Bruders rächen wollte, ſchickte gegen den Abu-Naſſer Truppen aus, den ſie aber gleichfals nebſt ſeinen Brüdern mit einer zahlreichen Armee im Felde antraffen. Der General des Emirs wuſte wohl, daß es junge und unerfahrne Prinzen waren, und zweiffelte daher im geringſten nicht, den Sieg davon zu tragen. Es kam darauf zu einer Schlacht, in welcher die bouidiſchen Prinzen alle, nur den einzigen Naſſer ausgenommen, der allein das Glück hatte davon zu kommen, gefangen wurden. Die Gefangenen wurden der Rache des Baha-Aldoulat aufgeopfert. Den Naſſer-Aldoulat konnte man zwar aller angewandten Mühe ohngeachtet nicht habhaft werden, es koſtete ihn aber doch ſein Land.

Cader-Billah.

Der Emir gieng darauf ſelbſt nach Perſien, um es in eigener Perſon in Beſitz zu nehmen, und hielt einen öffentlichen Einzug in der Hauptſtadt Schirzad, wo er ſich eine Zeit lang aufhielt. Da er hieſelbſt von dem Aufenthalte des Naſſer Nachricht bekam, ſo ſchickte er einen ſeiner Generale aus, der ihn gefangen nehmen ſollte; denn er ſollte mit ſeinen Brüdern gleiches Schickſal haben. Allein der flüchtende Prinz bekam von den Bewegungen ſeiner Verfolger ſo genaue Nachrichten, daß es ihm glückte, ihnen ſtets zu entwiſchen. Endlich ſahe er ſich genöthiget, ſich in die Gebürge zu verbergen. Hier aber wurde ihm von einem ſeiner eigenen Bedienten, den er einſtmalen gegen ſich aufgebracht hatte, aus Rache das Leben genommen. Sein Kopf ward dem General des Baha-Aldoulat hingebracht, der ſeinen Herren von dieſer wichtigen Begebenheit ſogleich unterrichtete. Hiedurch kam dieſer Prinz zu dem geruhigen Beſitz von ganz Perſien. Dieſes Land, und dasjenige, was er ſchon hatte dazu genommen, machte ihn zu einem ſehr mächtigen Fürſten.

Hegire 388 n.C.G. 998

Naſſer wird umgebracht.

Vier Jahre hindurch genoß dieſer Herr ſeiner unermäßlichen Reichthümer, nach deren Verflieſſung aber wurde er vom Schlage gerührt, und ſtarb in der vier hundert und drit-

Hegire 403 n. C. G. 1013.

ten

Cader-Billah. Hegire 403 n. C. G. 1013.

Baha-Aldoulat ſtirbt.

ten Hegire, und dem Jahr Chriſti eilf hundert und dreyzehen. Er hinterließ drey Prinzen, wovon der älteſte mit Namen Soltan-Aldoulat das Königreich Perſien, und alle übrige Staaten ſeines Vaters in Beſitz nahm. Die zween andern bekamen zwar auch reiche Statthalterſchaften, ſie muſten aber von ihrem ältern Bruder abhängen. Der eine von dieſen hieß Gelald-Aldulat, und hatte Basrah, und das ganze arabiſche Irak unter ſich. Der andere aber, ſo Maſchraf-Aldoulat hieß, bekam die Statthalterſchaft über die Provinz Kerman zu ſeinem Antheile. Wir haben ſchon geſehen, daß Baha Aldoulat auch eine Tochter gehabt hat, die bey ihrer Vermählung an den Calif reichlich ausgeſteuret ward.

Die zeitliche Gewalt der Califen höret auf.

Unterdeſſen, daß die bouidiſchen Prinzen durch ihre Kriege das ganze muſelmanniſche Reich in Unruhe ſetzten, regierte Cader ganz geruhig zu Bagdad. Das heiſſet, er reſidirte daſelbſt, verrichtete das öffentliche Gebet, und ertheilete denen Fürſten, die ihn noch als Calif erkannten, die Lehne über ihre Staaten.

Im übrigen aber hatte er nicht mehr Anſehen, als ſeine Vorgänger, ob er ſich gleich alle Mühe gab, die höchſte Gewalt wieder an ſich zu ziehen. Unterdeſſen aber war er doch kein groſſer Sclave der Emirs al-Omara. Ja er ſchien dieſe Würde nicht ſehr zu fürchten; denn er erkieſete nach dem Tode des Ba-

Cader-Billah.
Hegire 403
n. C. G.
1013.

ha-Aldoulat aus eigener Macht einen von ſeinen Söhnen, dem er dieſe Stelle wieder gab, und lebte unter ihm eben ſo frey, als er es unter dem vorhergehenden gethan hatte. Sonſten ließ ſich auch alles ziemlich gut für ihn an; denn da die bouidiſchen Prinzen, ſtets unter einander Zwiſtigkeiten hatten, ſo hatten diejenigen, ſo die Würde eines Emirs bekleideten, alle Hände voll zu thun, ſich gegen die Anfälle ihres eigenen Hauſes zu vertheidigen, ohne ſich noch neue Feinde dazu zu machen. Alles ſchien daher dem Vorſatze, ſo Cader zu faſſen Muth genug gehabt hatte, einen glücklichen Ausgang zu verſprechen. Allein es fehlte ihm Grund und Boden, worauf er die höchſte Gewalt, deren Wiedererhaltung er mit ſo vielem Eifer zu ſuchen ſchien, ausüben konnte. Der ganze Theil von Orient, ſo bishero ein Eigenthum der Califen geweſen war, war itzo in eben ſo viele unabhängige Fürſtenthümer vertheilet, als Statthalter darinnen waren, und dem wahren und rechtmäßigen Herrn war nichts als die Stadt Bagdad übrig geblieben; woſelbſt zwar das Califat ſchon lange Zeit als die höchſte Würde angeſehen ward, aber weiter keine Vorrechte, als in Anſehung des Geiſtlichen hatte.

Selbſt dieſes Vorrecht, ſo geringe es auch an und für ſich ſelbſt war, gehörte doch nicht einmal dem Califen zu Bagdad allein zu.

Die

Cader-Billah. Hegire 403 n. C. G. 1013.

Die fatimiſchen Califen, ſo in Egypten ihre zeitliche Gewalt gegründet hatten, hatten auch in Anſehung des geiſtlichen ihr Anſehen unabhängig gemacht, und daſſelbe noch dazu in verſchiedenen Provinzen, von Syrien, Arabien, Meſopotamien, ja ſelbſt bis in die Landſchaften um Bagdad herum ausgebreitet.

Cader giebt ein Manifeſt gegen die Fatimiten aus.

Cader, den das Aergerniß, ſo eine ſolche Trennung unter den Muſelmannen verurſachte, heftig verdroß, hofte daſſelbe zu heben, wenn er gegen die anmaßlichen Califen von Egypten eine Manifeſt ergehen lieſſe. In dieſer Schrift führte er an, daß ſie ſich des Namens Fatimiten unrechtmäßig gebrauchten; dieſer Name gehörte ihnen keinesweges zu, denn anſtatt, daß ſie von dem Ali, wie ſie vorgäben, herſtammen ſollten, ſo hätten ſie ihren Urſprung von dem Ben-Diſſa dem beruffenen Betrüger der Secte der Kharegiten, deſſen Lehre die einzige Abſicht hatte, ſich des rechtmäßigen Gehorſams gegen die Obern, ganz und gar zu entziehen. Dieſer öffentlichen Schrift, waren noch Erklärungen, von den vornehmſten damals lebenden Häuptern, aus dem Hauſe Ali, beygefüget; worinnen ſie verſicherten, daß ſie nicht die geringſte Nachricht hätten, daß diejenigen, ſo ſich den Namen Fatimiten gäben, auf eine oder die andere Art mit ihnen verwandt wären.

Dieſes Manifeſt hatte keine andere Würkung

kung, als dieſe Arten von Schriften gemeiniglich zu haben pflegen, wenn ſie von Fürſten ausgegeben werden, die die Macht nicht haben, ſie geltend zu machen. Man gab ſich nicht einmal die Mühe darauf zu antworten, noch die darinnen feſtgeſetzte Gründe zu wiederlegen. Die Fatimiten fuhren fort, ihr Anſehen allenthalben auszubreiten, und behaupteten ſogar, daß ihr Stamm der einzige ſey, dem das Califat von rechtswegen zugehörte, und daß die Abbaßiden, die den Ommiaden gefolget waren, daſſelbe mit Gewalt und unrechtmäßiger Weiſe beſäſſen. Man erzählet hievon folgende Hiſtorie: Azis-Billah, der zweyte Sohn des egyptiſchen Califen, habe an einen der ommiadiſchen Califen, der ſeine Herrſchaft in Spanien ausgebreitet hatte, geſchrieben, und habe ihm verwieſen, daß er ſich unterſtünde, ſich des Titels Calif zu gebrauchen, da er doch wohl wüſte, daß derſelbe allein den Aliden zukäme, welchen die erſten aus ſeinem Geſchlechte dieſe Würde entwendet hätten. Allein der Ommiade antwortete ihm auf eine Art, woraus er wohl abnehmen konnte, daß man in Spanien von ſeiner vergeblichen Abſtammung von dem Ali nicht gar zu ſtark überführt ſey, ſondern daß man ſich daſelbſt vielmehr von der Herkunft der Fatimiten einen ſchlechten Begrif mache: **ich glaube, ihr wollet mit mir ſcherzen,** ſchrieb er ihm wieder, **weil ihr mich kennet;**

Cader-Billah.
Hegire 403
n. C. G.
1013.

Cader-Billah.

wenn ich euch auch kennete, ſo könnte ich euch antworten.

Hegire 416 n. C. G. 1025.

Cader beſtimmet ſeinen Nachfolger.

Als Cader merkte, daß ſein Alter herannahete, ſo wollte er vor ſeinem Tode ſeinem Sohne die Krone gerne gewiß machen, und dadurch allen Empörungen vorbeugen, die ſonſt leicht hätten entſtehen können, wenn er ohne dieſe Vorſicht anzuwenden verſtorben wäre. Er erklärete daher ſeinen Sohn Caiem-Bemrillah zu ſeinem Nachfolger, und machte, daß ihn die Groſſen und das Volk dafür erkannten.

Hegire 422 n. C. G. 1030.

Sein Tod.

Hernach lebte er noch fünf Jahr, und ſtarb endlich in der vier hundert und zwey und zwanzigſten Hegire, in einem Alter von ein und achtzig Jahren, nachdem er über vierzig Jahre regieret hatte. Das Volk bedaurete ihn ſehr, und hatte auch in der That Urſach dazu; denn man hatte ſeit langer Zeit keinen Calif gehabt, der ſeine Pflichten ſo genau beobachtet, und die Gerechtigkeit ſo ſorgſam ausgeübet hatte.

Man darf ſich nicht verwundern, daß in der ſo langen Regierung dieſes Fürſten ſo wenig Dinge vorgefallen ſind, die zu ſeiner Geſchichte Stoff geben können. Das Califat war in eine ſo traurige Geſtalt verwandelt worden, daß man weit mehr von den verſchiedenen Mächten, die das Reich zerriſſen, als von dem Herrn, ſo auf dem Throne ſaß, zu ſagen hat.

Um-

Unter allen Herrſchaften, ſo damalen blüheten, war die Fatimitiſche die anſehnlichſte, und die Prinzen aus dieſem Hauſe blieben eine lange Reihe von Jahren nach einander im Flore. Moez-ledinillah, der, wie wir eben geſehen haben, in der drey hundert und fünf und ſechzigſten Hegire geſtorben war, hatte den Aziz-Billah zum Nachfolger, und von dieſem bekam ſein Sohn Hakem in der drey hundert und ſechs und achtzigſten Hegire die Regierung wieder. Dieſer regierte bis zu der vier hundert und eilften, und nach ihm ſein Sohn, Dhaher, bis zu der vier hundert und ſieben und zwanzigſten Hegire. Dieſe Herren, die als Nachkommen des Ali die einzigen rechtmäßigen Beſitzer des Thrones ſeyn wollten, lieſſen bey allen Gelegenheiten ſehen, daß ſie die Califen zu Bagdad gar nichts angiengen. Sie fiengen ihre Gleichgültigkeit gegen ſie damit an, indem ſie eine beſondere Farbe zu ihrer Kleidung erwähleten. Da die Abbaßiden ſchwarz trugen, ſo kleideten ſich die Fatimiten weiß; ja alle, die es mit ihnen hielten, und in denen ihnen unterwürffigen Provinzen ſo wohl in Egypten, Africa, als auch in Arabien lebten, nahmen dieſe Farbe auch an.

Cader-Billah. Hegire 422 n. C. G. 1030.

Die Ordnung, wie die fatimitiſchen Califen in Egypten auf einander gefolget ſind.

Es ſind zwar viele fürtrefliche Fürſten unter den Fatimiten geweſen; allein auf der andern Seite auch wiederum ſolche, die ihrem Namen, und ſelbſt der Menſchlichkeit eine

Cader-Billah. Hegire 422 u. C. G. 1030.

Schande waren. Moez bekleidete ſeine Würde mit Ehren, und ſein Sohn, Azis, folgete ſeinem Beyſpiel, und ward daher die ein und zwanzig Jahre durch, die er regierte, von dem Volke angebetet. Abulſaragius hat ein Merkmal der Gnade und der Güte dieſes Herrn aufgezeichnet. Er erzählet, es habe ein Dichter eine ſehr beiſſende Satyre auf ſeinen Vezier, und ſeinen geheimen Secretär gemacht, worüber ſich der Vezier bey ihm beklagt, und gebeten habe, den Urheber dieſer Verſe zur gebührenden Straffe zu ziehen. Der Calif habe darauf die Stachelſchrift angeſehen, und gefunden, daß er ſelbſt darinn nicht verſchont geblieben. Hierauf habe er, nachdem er die Sache einen Augenblick überdacht, folgende Worte zum Vezier geſagt: **Du ſieheſt, daß ich eben ſo viel Antheil an der Läſterung habe, als du; ich verlange deswegen, daß du auch mit mir an dem Verdienſte, ihm zu vergeben, Theil nehmen ſollſt.**

Sein Sohn Hakem folgete ihm nach, hatte aber keine einzige von den väterlichen Tugenden. Dieſer Prinz war vielmehr ein Ungeheuer, und ein Muſter der Thorheit und Gottloſigkeit. Er gerieth auf den närriſchen Einfall, daß er für eine Gottheit angeſehen ſeyn wollte. Was noch mehr iſt, er ließ ein Regiſter von ſechzig tauſend Perſonen aufſetzen, die ihn alle dafür erkenneten. Hernach bekam er Luſt, es mit anzuſehen, wie eine Plünderung und eine Stadt im Brande ausſehen, und ließ zu dem Ende einen Theil von Cairo anzünden; unterdeſſen, daß dieſen das Feuer verheerete, gab er den andern Theil dieſer Stadt der Raubbegierde ſeiner Soldaten frey, die ihn auch gänzlich ausplünderten.

Cader Billah. Hegire 422. n. C. G. 1030.

Das gröſte Vergnügen dieſes närriſchen Fürſten beſtand darinn, zu gleicher Zeit Befehle und Gegenbefehle zu geben, und dadurch alles in die gröſte Verwirrung und Unordnung zu ſetzen. Die Chriſten und Juden verfolgete er ſehr heftig, und brachte es auch dahin, daß einige von ihnen ihren Glauben abſchworen. Kurz darauf ſtellete er die Verfolgungen mit einem male ein, und ſtellete denen, denen er durch die Marter die Verläugnung ihrer Religion abgezwungen hatte, frey, dieſelbe wieder anzunehmen. Endlich fiel er gar auf den Einfall, die mahomedaniſche Religion abzuſchaffen, und eine neue einzuführen; auch beſchloß er ſeine Schweſter und ſeinen Vezier umbringen zu laſſen, weil er in Erfahrung brachte, daß beyde Anſtalt machten, dieſes Unternehmen rückgängig zu machen. Allein diejenigen, denen er den Tod drohete, kamen ihm zuvor. Er ward in der vier hundert und eilften Hegire auf dem Berge Mocatam, woſelbſt er oft ohne einige Begleitung herum zu gehen pflegte, todt geſchla

Cader-Billah. Hegire 422 n. C. G. 1030.

Die Gazneviden richten nach den Samaniden in Khoraſſan ihre Herrſchaft auf.

ſchlagen. Sein Sohn Dhaher folgte ihm in der Regierung.

Die berühmte Herrſchaft der Samaniden, die durch den Untergang der Soffariden entſtanden war, und ſchon länger als hundert Jahre Khoraſſan, und die benachbarten Provinzen beherrſchet hatte, machte itzo wiederum den Gazneviden Platz. Dieſe nahm unter der Regierung des Cader in der drey hundert acht und achtzigſten Hegire ihren Anfang, und hatte folgenden Urſprung.

Alphteghin, ein Türke von Geburt, der anfänglich ein Sclave von dem Iſmael Samani, dem zweyten Prinzen aus der Herrſchaft der Samaniden geweſen, von ſeinem Herrn aber frey gelaſſen war, erwählte die Waffen zu ſeiner Handthierung, und ſtieg von einer Stuffe zur andern, bis zu der anſehnlichen Statthalterſchaft von Khoraſſan. Abdalmalek, der erſte dieſes Namens, und der fünfte Sultan aus dem Hauſe der Samaniden erhob ihn zu dieſer hohen Stelle.

Als dieſer Herr verſtarb, und Alphteghin wegen ſeines künftigen Nachfolgers zu Rathe gezogen wurde; ſo ſchloß derſelbe den Manzor, den Sohn des verſtorbenen Sultans, von dem Throne aus, und gab dem Bruder des Abdalmalek ſeine Stimme.

Allein während der Zeit, daß man mit ihm hierüber zu Rathe gieng, ſo erwähleten die Einwohner aus Bokhara, der Hauptſtadt der ſamanidiſchen Staaten, den Manzor, und ſetzten ihn auf den Thron. Alphteghin, den dieſe Wahl heftig verdroß, machte zwar Mine, ſie zu vernichten; allein die Anhänger des jungen Prinzen nöthigten ihn, die Stadt zu verlaſſen, und erklärten ihn kurz darauf ſelbſt für ſeinen Verräther und Rebellen.

Man verfolgete ihn darauf als einen ſolchen. Da er aber eine gewiſſe Anzahl entſchloſſener Leute bey ſich hatte, ſo ihr Glück mit ihm verſuchen wollten, auch über das das Krieges-Handwerk weit beſſer, als alle, die gegen ihn geſchickt waren, verſtunden; ſo wehrte er ſich mit einer Hand voll Leute gegen eine zahlreiche Armee nicht nur tapfer, ſondern erhielt auch einige wichtige Vortheile über ſie. Endlich machte er ſich von dem freyen Felde ganz und gar Meiſter, und nahm die Stadt Gazna, ſo ihn vor ihren Herrn erkennete. Er regierte ſechzehen Jahre daſelbſt, und hinterließ ſeinem Schwiegerſohne, der Sebekteghin hieß, die Krone.

Dieſer hatte den Anfang zu ſeinem Glücke auf eben dem Wege, wie es ſein Schwiegervater, gemacht. Er war eben wie er ein Türke von Geburt, und lange Zeit ſein Sclave geweſen. Seine Verdienſte aber machten ihn von den Feſſeln loß, worauf ihn Alphteghin unter die Soldaten nahm. Als er hierauf von Tage zu Tage mehr gute Eigenſchaften und Geſchicklichkeit an dieſem Freygelaſſenen entdeckte, ſo erhob er ihn bis zu den höchſten Kriegesſtellen. Kurz darauf gab er ihm gar ſeine Tochter zur Gemahlin, und ſetzte ihn zum Erben von ſeinem ganzen Vorſchloſſe ein.

Es war in der drey hundert und fünf und ſechzigſten Hegire, da Sebekteghin zu dieſem groſſen Glücke gelangte. Dabey hatte er die Geſchicklichkeit ſich mit dem ſamanidiſchen Califen auszuſöhnen, die nach dem Beyſpiele derer zu Bagdad die Stadt Gazna eigenthümlich abtraten; worauf ihn auch alle Groſſe dieſer Provinz als ihren regierenden Herrn annahmen. Nicht lange hernach ſetzte er ſich bey dem ſamanidiſchen Sultan in ein ſolches Anſehen, daß ihm dieſer das höchſte Commando über alle ſeine Völker anvertraute, wodurch es geſchahe, daß er in kurzer Zeit im ganzen Staate völlig die Oberhand bekam.

Er dienete den Samaniden treu, und mit wahrem Eifer. Denn als die Türken verſchiedene Einfälle in die Länder dieſer Prinzen verſuchten, ſo ſetzte es Sebekteghin gänzlich aus den Augen, daß er ſelbſt ein Türke war, gieng ihnen entgegen, ſchlug ſie zu verſchiedenen malen, und nöthigte ſie endlich, wieder in ihr Land zurück zu kehren.

Nach vielen andern Feldzügen, ſo für die Samaniden eben ſo vortheilhaft, als für den Sebekteghin, den man als einen Erretter des

Vaterlandes verehrete, glorreich waren, begab ſich derſelbe nach der Stadt Balkh in Khoraſſan, wo er einige Zeit von ſeinen Arbeiten auszuruhen gedachte, aber krank ward, und daſelbſt in der drey hundert und acht und ſiebenzigſten Hegire ſtarb.

Er hinterließ einen Sohn, der ganz Aſien von dem Gerüchte ſeiner groſſen Thaten erfüllte. Sebekteghin hatte ſchon vorher, als er auf einer Gallerie bey hellem Tage eingeſchlaſſen war, von dem künftigen Glücke ſeiner Nachkommen Nachricht erhalten. Er ſahe nemlich, daß aus ſeinem Feuerheerd ein Baum hervor wuchs. (Man muß hiebey bemerken, daß nach dem Gebrauch der Morgenländer die Feuerheerde mitten in den Zimmern angebracht waren). Dieſer Baum breitete nicht nur ſchleunig ſeine Aeſte in dem ganzen Zimmer aus, ſondern dieſelben wuchſen auch aus den Fenſtern hinaus, und bedeckten das ganze Haus.

Sebekteghin war eben, als er wieder erwacht war, mit dem ſonderbaren dieſes Traumes beſchäftiget, als man ihm die Zeitung von der Geburt eines jungen Sohnes brachte. Er war ſo voller Freuden darüber, daß er ausrief: **Mahmoud alibrida, maſſoud alinthia:** dieſes heiſſet: **ein glücker Anfang, der mit einem rühmlichen Ende gekrönet werden wird!**

Dieſe Worte gaben Gelegenheit, daß dem

neugebohrnen Kinde der Name Mahmoud beygelegt ward, der Name Maſſoud aber ward für den erſten Sohn, den Mahmoud zeugen würde, aufgehoben.

Dieſer Prinz war ſechzehen Jahre alt, als Sebekteghin ſtarb. Er zeigete ſich frühzeitig als einen würdigen Erben der Krone, und der väterlichen Tugenden; und gieng, nachdem er ſeine Oberherrſchaft in Gazna erſt recht feſtgeſetzt hatte, nach Khoraſſan, um daſelbſt die Unruhen beyzulegen, welche ſich daſelbſt durch die Meutereyen zweyer türkiſcher Officiere hervor gethan hatten, welche in dieſer Provinz ſo ſchalteten, als es ihnen gefiel. Da ihn dieſe Officiere mit einer zahlreichen Armee ankommen ſahen, ſo giengen ſie ihm entgegen, und baten um gut Wetter, brachten auch zugleich den Abdalmalek, den neunten ſamanidiſchen Sultan, und Herren von dieſer Provinz mit ſich.

Der König von Turqueſtan nimmt Khoraſſan ein.

Mahmoud willigte alles ein, warum ſie ihn baten. Allein kurz darauf erzürnete er ſich wieder mit ihnen, und kündigte ihnen den Krieg an; wobey er ſie ſo in die Enge trieb, daß ſie ſich aus Khoraſſan weg begeben muſten. Den Abdalmalek aber, gegen welchen er gar nichts böſes im Sinne führte, ließ er in dem geruhigen Beſitz ſeiner Staaten. Als aber kurz darauf Ilkan, König von Turqueſtan, mit einer groſſen Macht bis nach Bokhara unter dem Vorwande Khoraſſan gegen den Mahmoud zu beſchützen eindrang; und Abdalmalek ſich nicht im Stande befand, es mit dieſer zahlreichen Armee aufzunehmen, ſich auch nicht getrauete, den Mahmoud zu Hülffe zu rufen; ſo nahm er die Flucht, und verbarg ſich an einem abgelegenen Orte der Provinz. Ilkan machte ſich daher mit leichter Mühe von der Hauptſtadt Meiſter. Hernach entdeckte er auch den Aufenthalt des Abdalmalek, ließ ihn gefangen nehmen, und auf ein an den äuſſerſten Grenzen von Turqueſtan gelegenes Schloß ſetzen; daher man von dieſem Prinzen weiter nichts hörete, noch ſahe.

Ein Gaznevidiſcher Prinz vertreibet ihn aber wieder daraus.

Ilkan blieb aber nicht lange Beſitzer von Khoraſſan. Mahmoud rückte mit ſeinen Truppen gegen ihn an, ſchlug ihn, und nöthigte ihn, ihm das Land zu überlaſſen, und ſich wiederum in ſeine Staaten zurück zu ziehen. Der Sieger nahm darauf von der Provinz Khoraſſan Beſitz, ſo, wenn man diejenige, ſo er ſchon hatte, dazu rechnet, ein anſehnliches Reich ausmachte. Darauf ließ er die Stadt Gazna wieder aufbauen, aus welcher, ſo zu ſagen, das Anſehen von ſeinem Hauſe den erſten Urſprung genommen hatte. Von dieſer Stadt haben ſeine Nachkommen den Namen Gazneviden angenommen.

Auf dieſe Art gieng die ſamanidiſche Herrſchaft in der drey hundert neun und achtzigſten Hegire zu Grunde. Es war zwar ein Fürſt aus dieſem Hauſe, mit Namen Ibrahim, der es verſuchen wollte, ſie wieder aufzurichten; da er aber keine hinlängliche Macht dazu hatte, ſo war es dem Mahmoud leicht ihn zu ſchlagen. Nach vielen kleinen Treffen, worinn Ibrahim ſtets den kürzern zog, kam es endlich zu einer Hauptſchlacht, worinn er aber den Sieg und auch das Leben verlohr; mit dieſem erloſch die Hofnung ſeines Stammes ganz und gar.

Kurz nach der Eroberung von Khoraſſan kam bey dem Mohmoud eine Geſandtſchaft von dem Cader an, der demſelben einen reichen Rock, als ein Zeichen, daß er ihm dadurch die Lehn ertheilte, ſchickte, und ihm die Zunamen Jemin-Aldulat und Amir-al-Millat gab; wovon der erſte, die rechte Hand des Staats, und der andere, der Behüter und Beſchützer der Gläubigen heiſſet.

Dieſer Herr fuhr fort Eroberungen zu machen, und breitete ſeine Waffen bis in Indien aus, wovon er ſich einen groſſen Theil unterwürffig machte. Darauf gieng er wieder nach Khoraſſan zurück, und eroberte kurz darauf Giorgian. Zu dieſen Eroberungen fügete er noch die von dem perſiſchen Irak hinzu, und vertrieb den Mageddoulat, den letzten bouidiſchen Fürſten dieſes Landes. Nicht lange hernach bekam er dieſen Fürſten ſelbſt in die Hände, und ließ ihn heimlich aus dem Wege räumen; ferner nahm er die Städte Iſpahan, Cazbin und noch mehrere weg, und unterwarf ſich die ganze weitläuftige Gegend, die ſchon ſeit ſo langen Jahren denen Bouiden gehorcht hatte.

Nachdem er ſich in dieſem Lande einige Zeit lang aufgehalten hatte, um das Volk zu ſeiner Herrſchaft zu gewöhnen; ſo übertrug er ſeinem Sohne Maſſoud die Statthalterſchaft darüber, welcher ſeine Reſidenz in Cazbin aufrichtete. Darauf gieng Mahmoud wieder nach Khoraſſan, kehrte aber kurz hernach wieder nach Gazna zurück, wo er in der vier hundert und ein und zwanzigſten Hegire ſtarb. Er war damals ein und ſechzig Jahr alt, und hatte ſeit dreyßig Jahren regieret. Er war der erſte Prinz aus dem Stamme der Gazneviden, der als Sultan erkannt ward, denn obgleich ſein Vater Sebekteghin ein uneingeſchränkter Herr war; ſo kann man ihn doch vor weiter nichts als einen Statthalter anſehen, weil die ſamanidiſchen Prinzen damals noch die Oberherrſchaft über Khoraſſan hatten.

 Urſprung der Selgiukeiden.

Während der Zeit, daß das muſelmanniſche Reich ein Raub verſchiedener Herrſchaften war, die ſich eine die andere aufzureiben ſuchten; ſo entſtand eine neue, die weit mächtiger, als alle diejenigen ward, ſo bisher in Aſien geweſen waren. Dieſes iſt die berühmte Herrſchaft der Selgiukeiden, die in der morgenländiſchen Geſchichte ſo vieles Aufſehen machet.

Die:

Dieſer Stamm hat ſeinen Namen von dem Selgiuk, einem Sohne des Dedak, der bey dem Bigou, ſo in dem an dem Caſpiſchen Meere liegenden Lande Khozoar regierte, eine der höchſten Bedienungen verwaltete. Da Dedak zu einer Zeit ſtarb, wo ſein Sohn in dem zarteſten Alter war, ſo nahm Bigou die Sorge für ſeine Auferziehung über ſich, und ließ ihn an ſeinem Hofe auferziehen.

Als Selgiuk darauf zu Jahren gekommen war, ſo wurde er von dieſem Fürſten mit Gnade und Wohlthaten überhäuſt, und deſſen vertrauteſter Freund. Allein der Selgiuk mißbrauchte ſich derſelben, und bezeugete ſich ſo unehrerbietig gegen ſeinen Wohlthäter, daß er ſehr gegen ihn aufgebracht ward. Noch weit mehr aber ward er es, als ihm hinterbracht wurde, daß ſich Selgiuk unterſtanden hätte, ſich in das geheimſte Gemach ſeines Pallaſtes, wo die Weiber verwahret wurden, einzuſchleichen, um ſie zu beſchauen. Ein ſo kühnes Vergehen brachte den Fürſten in eine ſolche Wuth, daß er den Entſchluß faſſete, ihn dafür recht exemplariſch zu beſtraffen.

Als Selgiuk von dem Zorne des Prinzen Nachricht bekam, und das Schickſal, ſo ihm drohete, vorher ſahe, ſo faßte er den Augenblick den Entſchluß, ſich mit der Flucht zu retten, worinn ihm eine gewiſſe Anzahl Freunde, die Glück und Unglück mit ihm theilen wollten, nachfolgeten. Er gieng nach Tranſoranien, und ließ ſich in der Gegend der Stadt Samarcand nieder. Hier war es, wo er und die ſeinigen die muſelmanniſche Religion annahmen. Er that ſehr wohl daran, daß er dieſe Vorſicht gebrauchte; denn er konnte wohl denken, daß der Unterſcheid der Religion ſtets eine Hinderniß der Abſichten ſeyn würde, die er auf die muſelmanniſche Länder hatte.

Gleichfals bemühete er ſich, ſich einen Anhang zu machen, und es fiel ihm auch nicht ſchwer, denn da er viel Geld mitgebracht hatte, ſo hatte er in kurzer Zeit eine ziemliche Anzahl herumſchweiffender Leute in ſeinem Sold, die alle ihr Glück bey ihm zu machen gedachten. Seine erſte Unternehmungen waren gegen den Statthalter von Samarcand gerichtet. Er hatte zwar den Vorſatz nicht gehabt dieſe Stadt wegzunehmen, ſondern der Statthalter gab ſelbſt Gelegenheit dazu, indem er ihn zuerſt angrif. Selguik vertheidigte ſich ſo tapfer, und ſchlug die Angriffe des Statthalters ſo beherzt ab, daß derſelbe dadurch genöthiget ward ihn in Ruhe zu laſſen.

Der tapfere Wiederſtand dieſes Türken, brachte denſelben in dem ganzen Lande einen ausnehmend groſſen Ruhm zuwege. Allenthalben ward von nichts anders, als von ſeiner Tapferkeit und ſeinem Muthe geſprochen. Sein Hauffe bekam daher durch viele neue

Recruten, die unter einem ſo braven Anführer ihr Glück zu machen wünſchten, einen ſehr merklichen Anwachs. Nunmehro war Selgiuk bemühet durch eine merkwürdige That zu zeigen, daß er der von ihm geſetzten Meinung nicht unwürdig ſey. In dieſer Abſicht grif er einen der feſten Plätze an, und ſetzte ihm ſo lebhaft zu, daß diejenigen, ſo denſelben vertheidigten, leicht vorher ſehen konnten, daß ſie ihn doch um die Länge würden übergeben müſſen, und ſich daher aus Furcht, ihre Stadt einem gänzlichen Untergange blos zu ſtellen, entſchloſſen, das äuſſerſte nicht abzuwarten; ſondern dem Sieger die Thore zu öfnen. Dieſer behielt dieſen Ort nicht allein als ſein Eigenthum, ſondern fügete dieſer Eroberung auch noch viele andere Städte in Transoxanien hinzu.

Unter dieſen Beſchäftigungen ſtarb Selgiuk, und ließ viele Kinder nach, die alle ſehr mächtig wurden. Sie vertheidigten ſich mit vieler Tapferkeit in dem Beſitz ihrer reichen väterlichen Erbſchaft, und thaten verſchiedenen Mächten, die ſie unter das Joch zu bringen unternahmen, mächtigen Wiederſtand.

Das Land, ſo dieſe Prinzen inne hatten, wurde ihnen bald zu enge. Sie entſchloſſen ſich daher über den Fluß Gihon zu gehen, und ihren Weg durch Khoraſſan zu nehmen. Allein das groſſe Anſehen, worinn die in Khoraſſan herrſchenden gaznevidiſchen Prinzen ſtunden, war ihnen eine Hinderniß, dieſes Vorhaben mit gewafneter Hand auszuführen, weswegen ſie für rathſamer hielten, ſich freundſchaftlich zu erzeigen, und um den Durchzug anzuhalten.

Die Geſchichtſchreiber ſtimmen in Anſehung des Prinzen, ſo damals Khoraſſan inne gehabt hat, nicht überein. Einige ſagen Mahmoud, Sebekteghins Sohn, ſey es geweſen, andere aber behaupten, daß es Maſſou, Mahmouds Sohn, geweſen ſey.

Die Selgiukeiden laſſen ſich in Khoraſſan nieder.

Doch dem ſey, wie ihm wolle, der gaznevidiſche Prinz gab den Kindern des Selgiuk, ſich auf ſeine groſſe Macht verlaſſend, die Freyheit, um welche ſie angeſucht hatten. Der Verfaſſer des Leb-Tarikh ſetzet noch hinzu; daß er ihnen ſo gar verſtattet habe, ſich in den Gegenden von den Städten Neſſa, und Baward niederzulaſſen. Alles dieſes geſchahe gegen die Meinung des Statthalters der Stadt Thous in Khoraſſan; denn dieſer hatte von dem Augenblick an, da ihm die Abſicht der Selgiukeiden kund geworden war, ſtets mit dem gröſten Nachdruck angerathen, ihnen den gebetenen Durchzug abzuſchlagen, weil er mit Recht befürchtete, daß ſie, anſtatt ihren Weg durch dieſe Provinz zu nehmen, nicht allein darinnen bleiben, ſondern ſich auch zu Herren derſelben machen möchten.

Allein dieſe Meinung fand kein Gehör, der gaznevidiſche Prinz blieb bey dem, was er ſich von Anfang an vorgeſetzt hatte. Einige Geſchichtſchreiber wollen behaupten, der Sultan habe die Abſicht dabey gehabt, die Selgiukiden bey dem Durchzuge auszuplündern, und ihnen den groſſen Reichthum wieder abzunehmen, den ſie bey der Plünderung vieler Städte in Transoxanien erworben hatten.

Wenn der Gaznevide dieſen Vorſatz ſchon gehabt hat, ſo findet man doch nicht, daß er ins Werk geſtellet iſt: denn die Sulgiukiden giengen nicht nur über den Oxus in Khoraſſan, ſondern ſie lieſſen ſich auch in dem ihnen angewieſenen Diſtricte nieder. Man muß hiebey bemerken, daß ſich dieſes Hauß bereits ſtark vermehret, und daß der älteſte von Selgiuks Söhnen ſchon wieder zween Söhne hatte, die im Stande waren die Waffen zu tragen. Der ältere hieß Thogrul-Beg, und der jüngere Giafer-Beg. Dieſe zween Prinzen haben ſich in der morgenländiſchen Hiſtorie ſehr berühmt gemacht. Thogrul Beg warf nicht allein die verſchiedenen in Aſien entſtandene Herrſchaften übern Hauffen, ſondern machte ſich auch von Bagdad und dem Califate völlig Meiſter.

Nachdem es alſo dieſen zween Brüdern geglücket war, ſich in Khoraſſan feſt zu ſetzen; ſo lieſſen ſie ſich noch angelegen ſeyn, ihre Völker anſehnlich zu vermehren, wozu die Türken am meiſten beytrugen, die ſtets durch dieſes Land giengen, und gröſtentheils bey ihnen

Dienſte nahmen. Sie wurden endlich ſo zahlreich, daß die Einwohner dieſer Provinz anfiengen für ihre eigene Sicherheit beſorgt zu ſeyn, ihre Zuflucht zu ihrem Fürſten nahmen, und denſelben baten, ihnen dieſe neuen Gäſte, die ſie als höchſt gefährliche Feinde anſahen, von dem Halſe zu ſchaffen.

Der gaznevidiſche Sultan blieb bey den Vorſtellungen ſeiner Unterthanen nicht unbewegt, ſondern machte einige Verfügungen, die Selgiukeiden aus ſeinen Staaten hinaus zu ſchaffen; er that es aber nicht nachdrücklich genug, und daher blieben ſeine erſten Erinnerungen fruchtlos. Darauf fieng er an, aus einem höhern Tone zu reden, und gab ſelbſt demjenigen, der ihnen ſeine Befehle ankündigen ſollte, einige Truppen mit. Allein dieſer andere Verſuch half ſo wenig als der erſte, und er muſte erfahren, daß er mit Leuten zu thun hätte, die nicht ſo bald giengen, als ſie gekommen waren. Hierauf wollte er Gewalt gebrauchen, allein man ſetzte ſich mit Gewalt gegen Gewalt. Der Gaznevide, ſo damals ein groſſes Unternehmen im Kopfe hatte, wollte ſich mit dieſen nicht ſelbſt beſchäftigen, ſondern übertrug es einem ſeiner Generale; er ſelbſt aber bekriegte Indien, welches ſchon ſeit langer Zeit ſeine Abſicht geweſen war.

Während ſeiner Abweſenheit wollte ſein Feldherr die ihm aufgegebenen Befehle ausführen, und die Selgiukciden zum Lande hinaus jagen; allein er bekam Schläge, und hatte nicht Luſt ein neues Treffen zu wagen, ſondern ſchrieb ſeinem Herren, ſo bald als möglich, zurück zu kommen, und ſelbſt Mittel ausfündig zu machen, wodurch er die Selgiukciden aus ſeinem Lande los werden könnte.

Dieſer Fürſt, der in Indien glücklich geweſen war, kehrte darauf nach Khoraſſan zurück, und hoffete über die Selgiukciden gleiche Vortheile, als er in einem entfernten Lande erfochten hatte, zu erhalten. Allein dieſe neue Unternehmung lief nicht beſſer ab, als alles dasjenige abgelauffen war, ſo man bis hieher ſchon gethan hatte. Thogrul-Beg führte ſeine Truppen ſelbſt an, und vertheidigte ſich nicht nur ſehr tapfer, ſondern erhielt auch bald darauf über die gaznevidiſche Armee einen vollkommenen Sieg.

Dieſer neue Vortheil vermehrte den Ruf des Thogrul-Beg dergeſtalt, daß ſich die meiſten Oerter in Khoraſſan für ihn erklärten. Endlich glückte es ihm ſich zum Herren von dieſem Lande zu machen, worauf er in der Stadt Miſchabour, ſo damals die Hauptſtadt von Khoraſſan war, gekrönet ward. In dieſen Umſtänden befanden ſich die Selgiukciden zu der Zeit, als Caiem-Bemrillah auf den Thron gelangte.

Caiem-Bemrillah.

Fünf und vierzigſter Calif.

Caiem-Bemrillah.
Hegire 422.
n. C. G.
1031
Caiems
Character.

Caiem-Bemrillah folgete ſeinem Vater, dem Cader, im Califat nach, und erhielt in der vier hundert und zwey und zwanzigſten Hegire die Krone. Er war ein Herr, den ſeine Verdienſte und ſchöne Eigenſchaften ſchätzbar machten, und der in einem glücklicheren Zeitpuncte, oder wenn er mehr Muth und Standhaftigkeit beſeſſen hätte, ſich ſehr merkwürdig gemachet haben würde. Allein ſo ließ er ſich von den Emirs-al-Omara eben wie ſeine Vorgänger leiten und führen, wie ſie wollten. Er hatte daher gar kein Anſehen in Bagdad, und wuſte ſich auch das wenige, worinn ſich ſein Vater während ſeiner Regierung niedergeſetzt hatte, nicht einmal zu erhalten. Dennoch aber ließen ſich alle Umſtände ziemlich vortheilhaft für ihn an, denn die bouidiſchen Prinzen, ſo alle Gewalt an ſich geriſſen hatten, lebten in der gröſten Uneinigkeit mit einander, daher ſich der Calif ihres Zwiſtes hätte bedienen, und ſie ſich einen dem andern können aufreiben laſſen. Allein er gab bey ihrem Zanke einen ruhigen Zuſchauer ab; und endlich, da ſie ihre Gewalt gar zu ſehr mißbrauchten, und ſich dem Calif ganz und gar unerträglich gemacht hatten; ſo ergrif er kein an-

Caiem-Bemrillah. Hegire 422 n. C. G. 1031.

anderes Mittel, um ſich von ihrem Joche los zu machen, als daß er einen mächtigen Stamm zu Hülfe rief, der zwar die Boyiden, vertilgete, ſich aber dahingegen wieder in ihren Platz ſetzte, und dem Califen mit eben der Tyranney, wovon er ſich durch ihn hatte befreyen wollen, begegnete. Caiem that alſo eigentlich zu reden weiter nichts, als daß er ſeinen Herrn veränderte.

Hegire 435 n. C. G. 1043.

Derjenige Bouide, ſo zu der Zeit, als Caiem zum Califen ausgerufen ward, in Bagdad herrſchete, hieß Galaleddoulat, und war ein Sohn vom Baha-Aldoulat, der, wie wir geſehen haben, unter dem vorhergehenden Calif Emir-al-Omara geweſen war. In den erſten Jahren der Regierung des Caiem fiel nichts beſonders merkwürdiges vor. Der Emir machte, auſſer was die Umſtände ſeines Hauſes betraf, keine groſſe Bewegungen; im übrigen aber hielt er ſich in der Stadt Bagdad ganz ſtille, weil er nicht gerne das Volk gegen ſich aufbringen wollte. Und der Calif ſchon an die Unterwürfigkeit gewöhnt bemühete ſich im geringſten nicht, von der Sclaverey frey zu werden.

Galaleddoulat ſtarb in der vier hundert und fünf und dreyßigſten Hegire, und hinterließ ſeine Würde als Emir ſeines Bruders des Solthan-Addoulat* Sohne, dem Abu-Ca-

---

* Solthan-Aldoulat heiſſet eigentlich ein Sultan des

Calangiar. Dieſer behielt die Grundſätze ſeines Oheims bey, und lebte mit dem Calif auf

Caiem-Bemrillah. Hegire 440 n. C. G. 1048.

---

des Staats. Herbelot bemerket, daß dieſes in der chaldäiſchen und arabiſchen Sprache gebräuchliche Wort Solthan einen Herrn, König, Meiſter, anzeige. Man ſagt, ein Geſandter des Califen habe dem Mahmoud, Sebekteghins Sohne dieſen Titel gegeben, und dieſer habe denſelben darauf zum Namen angenommen, und ſich Solthan-Mahmoud nennen laſſen.

Nach der Meinung dieſes Autors kömmt auch der Name Soldan, und Soudan, ſo die Geſchichtſchreiber den Prinzen, die in Egypten regieret haben, beylegen, durch eine verdorbene Ausſprache von dieſem Worte her.

Es ſind, ſagt Herbelot, die Prinzen aus dem Stamme der Gazneviden die Nachfolger des Mahmoud, die erſten geweſen, ſo ſich haben Sultane nennen laſſen. Die Fürſten aus den vorhergehenden Herrſchaften, als aus der Thaheriensſiſchen, Soffaridiſchen, Samanidiſchen u. ſ. w. lieſſen ſich an dem Titel Emir begnügen; die auf die Gazneviden folgende Fürſten aber, als die Selgiukiden, Khouaresmiten und andere nahmen alle den Titel Sultan an.

Die Bouiden lieſſen ſich in den erſten Jahren ihrer Herrſchaft auch nur Emirs nennen, hernach aber nahmen ſie den Namen Sultan an, welchen ſie aber nicht allein führeten, ſondern ihn mit ihren eigenen Namen vereinigten; der Sohn des Baha-Abdoulat läſſet ſich

Caiem-Bemrillah Hegire 440 n. C. G. 1048.

auf einem ſehr guten Fuß. Fünf Jahre hernach überfiel ihn eine Krankheit, woran er ſterben muſte. Zu ſeinem Nachfolger beſtimmete er ſeinen Sohn Malek-al-Rahim, welchen der Calif auch kurz darauf mit dieſer Würde belehnte.

Malek vertreibet ſeinen Bruder Manſor aus Perſien

Die erſten Jahre ſeiner Regierung hindurch hatte der neue Emir genug zu thun, ſich gegen ſeinen Bruder Abou-Manſor zu vertheidigen, der um einen Theil ſeiner Staaten an ſich zu ziehen eine lange Zeit mit ihm Krieg führte. Es glückte ihm auch Perſien unter ſeine Bothmäßigkeit zu bringen. Allein wie er eben im Begrif war, ſich in Schirzad der Hauptſtadt dieſes Landes feſt zu ſetzen, ſo kam Malek mit einer zahlreichen Armee an, und nöthigte ihn nicht nur dieſe Stadt zu verlaſſen, ſondern zwang ihn auch Perſien ganz und gar zu räumen.

Unterdeſſen, da ſich Malek zur Vertheidigung ſeiner Länder auswärts Krieg zu führen genöthiget ſahe, ſo hatten ſich zu Bagdad Unruhen hervor gethan, deren Folgen die größten Veränderungen, und unter andern den Umſturz der bouidiſchen Herrſchaft verurſachten.

Streit zwiſchen dem Baſta-Si-

Alle dieſe Händel hatten ihren Grund einem Mißverſtändniſſe des Veziers des Califen

---

zum Exempel Solthan-Addoulat nennen. Herbelot in ſeiner oriental. Biblioth. S. 825.

ſen mit einem der vornehmſten Officiere des Malek, der unterdeſſen, da ſein General in Perſien Krieg führte, zu Bagdad zurück geblieben war. Dieſer Officier, ſo Baſſa-Siri hieß, ſtammete eben wie die Bouiden aus Dilem her, und hatte ſich dieſen Prinzen zu dienen gewidmet, ihnen auch die wichtigſten Dienſte geleiſtet. Malek hatte ihn ausdrücklich in Bagdad zurück gelaſſen, wie er nach Perſien reiſen muſte, um daſelbſt die Angelegenheiten ſeines Hauſes zu beobachten, und dahin zu ſehen, daß nichts zum Nachtheile ſeiner Würde vorgenommen würde.

Caiem-Bemrillah. Hegire 440 n. C. G. 1048.

ri, und dem Vezier des Califen.

Es kann nun ſeyn, daß ſich der Baſſa-Siri bey dieſer ihm aufgetragenen Bewegung gar zu grob aufgeführt hat, oder auch, daß ſich der Vezier der Abweſenheit des Emirs hat bedienen wollen, um ſich ſelbſt neues Anſehen anzumaſſen, oder das Anſehen ſeines Herrn geltend zu machen, mit einem Wort, ſie geriethen in einen heftigen Streit. Der Calif nahm die Parthey ſeines Veziers, und Baſſa-Siri muſte ſich vom Hofe fort machen. Auch Bagdad verließ er kurz darauf, aber nur in der Abſicht, bald wieder zu kommen, und ſich wegen der ihm zugefügten Beleidigungen zu rächen.

Er gieng nach Egypten, und brachte die Fatimiten auf ſeine Seite. Der Fürſt aus dieſem Hauſe, ſo damals regierte, hieß Moſtanſer-Billah. Er war ein Sohn des Thaher-

Hegire 447 n. C. G. 1055.

Caiem=Bemrillah. Hegire 447 n. C. G. 1055.

Billah, und war demſelben in der vier hundert und ſieben und zwanzigſten Hegire in der Regierung gefolget. Dieſer Calif war höchſt erfreuet, daß ſich ein Mißvergnügter fand, der ihm Gelegenheit an die Hand gab, die Staaten der abbaßidiſchen Calife, der Nebenbuhler ſeines Stammes zu beunruhigen. Er gab deswegen dem Baſſa=Siri recht gern eine Armee, und ſetzte ihn dadurch in den Stand, ſeine vorhabende Sache auszuführen.

Caiem ruffet den Thogrul=Beg zu Hülffe.

Baſſa=Siri brach mit dieſen Völkern ohne Anſtand auf, gieng damit nach Bagdad, und er machte den Anfang die ganze Gegend um dieſe Stadt herum zu plündern, und zu verheeren. Caiem gerieth hiebey in Angſt und Schrecken; da er ſich aber ſelbſt nicht ſtark befand, dieſem Unfug zu ſteuren, ſo rief er den berühmten Selgiukiden den Thogrul=Beg, der ſich durch den reiſſenden Fortgang ſeiner Waffen von Tage zu Tage gröſſern Ruhm erwarb, zu Hülffe. Dieſer hatte dem Maſſoud, dem Gazneviden, dem Enkel des Sebekthegbin, nicht allein Khoraſſan eingenommen, ſondern auch nach deſſen Tode die Stadt und Provinz Balkh, nebſt dem ganzen Lande Khouareſin dieſer Eroberung noch hinzu gefügt. Nachdem er dieſe zwey letztere Länder eingenommen hatte, ſo machte er ſich Giorgian und das perſiſche Irak unterwürfig. In dieſem nahm er ſelbſt ſeinen

Aufenthalt, Khoraſſan aber trat er an ſeinen Bruder Giaſer-Beg ab.

Caiem-Bemrillah. Hegire 447 n. C. G. 1055.

In dieſem Irak hielt ſich Thogrul-Beg eben auf, als er den Brief des Califen erhielt, wodurch ihn derſelbe erſuchte, ihm ſo bald als möglich, gegen die Bouiden, und alle, ſo es mit ihnen hielten, aufs ſchleunigſte zu Hülffe zu kommen, indem ſie in ſeinem Reiche übel hauſeten. Die Antwort des Selgiukciden beſtand darinn, daß er ſich ſo gleich an der Spitze einer zahlreichen aus Türken beſtehenden Armee aufmachte, und ſich damit vor Bagdad ſehen ließ. Die Thore wurden ihm gleich bey ſeiner Ankunft geöfnet; er gieng zu dem Calif, erzeigete ihm die gebührende Ehre, und bat ſich deſſen Befehle aus, diejenigen zum Gehorſam zu bringen, welche an Unordnungen und Lerm ſchuld waren.

Er hatte nicht nöthig, um Bagdad in Ruhe zu ſetzen, das Schwerdt zu gebrauchen, ſeine Gegenwart war hinlänglich genug dazu. Baſſa-Siri hatte auf das Gerücht von ſeiner Ankunft die Stadt verlaſſen, und ſich mit ſeinen fatimitiſchen Völkern an einen ſichern Ort begeben. Der Emir-al-Omara, Malek-al-Rahim war zwar vor wenig Zeit in Bagdad angelangt, unterſtand ſich aber nicht in Anweſenheit des Thogrul-Beg ſich etwas merken zu laſſen, der Selgiukcide blieb alſo eine ganze Zeit lang vor dieſer Hauptſtadt liegen, ohne etwas anders vorzunehmen, als ſeinen

Caiem-Bemrillah. Hegire 447 n. C. G. 1055.

Truppen die nöthigen Erfriſchungen zu beſorgen, und ſie auf allen Fall in Bereitſchaft zu halten.

Dennoch aber konnte er ſie nicht völlig im Zaume halten, ſondern ſie erregeten bald einen Tumult, der ganz Bagdad den Untergang anzudrohen ſchien. Die Türken, ſo er bey ſich hatte, giengen haufenweiſe in die Stadt, und fiengen daſelbſt allerhand Unfug an, welche ihr General wieder gut zu machen und zu beſtraffen verabſäumete. Da ſie dadurch, daß ihnen alles frey ausgieng, immer dreiſter wurden, ſo machten ſie es ſo arg, daß ſich das Volk empörte, und dabey ſo weit gieng, daß viele Türken durch Steinwürffe ums Leben kamen.

Thogrul-Beg empfand dieſes um deſto übler, weil er glaubte, daß der Emir al Omara daran ſchuld ſey. Er ſchloß daher, der Emir müſte ſich wieder mit dem Califen ausgeſöhnt haben, und die üble Begegnung gegen ſeine Leute ſey eine Folge dieſer Verſöhnung. Aus dieſer Urſach ſetzte er alles bey Seite, und ſchickte einen Theil ſeiner Truppen in die Stadt um ſie auszuplündern. Dennoch aber rief er ſie gleich wieder zurück, da er Nachricht erhielt, daß weder der Calif, noch der Emir an der ſeinen Leuten wiederfahrenen Beleidigung ſchuld wären.

Kurz darauf aber faſſete Thogrul-Beg, deſſen Abſehen allein auf Vergröſſerung ſeiner Macht gieng, den Entſchluß, ſich der itzigen

Umſtände zu ſeinem eigenen Nutzen zu bedienen, und den Malek gefangen zu nehmen, um ſich wieder an deſſen Stelle zu ſetzen. Er ließ dem Calif ſagen, daß, wenn es an dem ſey, daß der bouidiſche Prinz an dem gegen die Türken erregten Tumulte keinen Antheil habe, ſo verlange er, daß der Emir zu ihm kommen, und ihm ſolches ſelbſt verſichern müſſe.

Caiem-Bemrillah. Hegire 447 n. C. G. 1055.

Malek verfügete ſich darauf ohne Säumen zu dem Thogrul-Beg ins Lager; dieſer Beſuch war der Anfang zu dem Untergange der Herrſchaft der Bouiden; denn er war kaum ins Lager hinein getreten, ſo ließ ihn der Selgiukeide beym Kopf nehmen, und auf ein im Irak liegendes Schloß bringen, wo dieſer Herr ſein Leben beſchloß. Er hatte noch einen Bruder, Manſor mit Namen, der aber auch das folgende Jahr gefangen genommen ward, und mit dem die bouidiſche Herrſchaft völlig zu Grunde gieng; denn ſie hatten zwar noch einen Bruder übrig, derſelbe aber ſchlug ſich auf die Seite der Selgiukeiden, als er die Gefangenſchaft ſeiner Brüder erfuhr, und bekam von ihnen einen Diſtrict in ihrem Lande mit allem Zugehör, wo er zwar als eine Privat Perſon, jedoch mit dem Unterſchiede lebte, daß allezeit, wenn er ausgieng, Fahnen und Trommeln vor ihm her getragen wurden.

Untergang der bouidiſchen Herrſchaft.

Die Gefangennehmung des Malek befreyete den Califen zwar von den bouidiſchen Prin-

Thogrul-Beg wird

Caiem-Bemrillah. Hegire 447 n. C. G. 1055.

an Malecks Stelle Emir Hegire 448 n. C. G. 1055.

Prinzen, die ihm ſchon ſeit langer Zeit ſehr zur Laſt waren. Allein er gewann bey dieſer Veränderung nicht viel. Thogrul-Beg bemeiſterte ſich aller Aemter und Würden, die der bouidiſche Prinz an dem Hofe zu Bagdad beſeſſen hatte, und der Calif ertheilte ihm zur Dankbarkeit für die ihm geleiſteten Dienſte ſo gleich die Lehne darüber.

Ob man nun gleich nunmehro von den Bouiden ſelbſt nichts mehr zu befürchten hatte, ſo waren doch noch viele ihrer Creaturen übrig, welche ſchon im Stande waren, Beſorgniß zu erwecken. Selbſt Baſſa-Siri, ſo die Feindſeligkeiten vor Bagdad angefangen hatte, verließ ſeinen Aufenthalt, und gieng mit ſeinem bey ſich habenden zahlreichen Hauffen ins Feld, und nahm Moſſul weg. Allein Thogrul-Beg hatte nicht ſo bald Nachricht davon erhalten, als er gleichſals dahin mit ſeiner Armee aufbrach. Baſſa-Siri, der ſich nicht unterſtand die Spitze zu bieten, verließ dieſen Ort in der gröſten Geſchwindigkeit, und war noch ſo glücklich, ſeinen Verfolgungen zu entgehen.

Thogrul-Beg bemühete ſich eben nicht ihm nachzuſetzen, da er das leere Neſt antraf; ſondern gieng ins Land Hamadan, wo er ſich zwar lange Zeit aufhielt, aber dabey die Vertheidigung von Bagdad nicht aus den Augen ſetzte; denn ſein Vorſatz war, dieſem Orte ſo gleich zu Hülffe zu eilen, wenn Baſſa-Siri Mine machen würde ihn anzugreiffen.

Caiem-Bemrillah. Hegire 454 n. C. G. 1062.

Baſſa-Siri gab auf ſeiner Seite gleichfals auf alles genaue Acht, was vorgieng, und hatte nicht die geringſte Luſt ein Unternehmen aufzugeben, deſſen Ausführung nur ſo lange ſchwer blieb, als der Calif von einem ſo mächtigen Prinzen, wie Thogrul-Beg, beſchützet wurde; indeſſen aber wollte er auch nichts aufs ungewiſſe wagen.

Krieg zwiſchen Ibrahim, und Thogrul-Beg.

Es zeigte ſich aber bald eine ſchöne Gelegenheit dazu, indem Ibrahim, ein Vater Bruder des Selgiukciden in der vier hundert und vier und funfzigſten Hegire die Länder des Thogrul-Beg mit Krieg überzog. Dieſer Ibrahim nemlich kam aus dem perſiſchen Irak, wovon er Statthalter war, heraus, und grif den Thogrul-Beg zu der Zeit an, da er in Hamadan in aller Sicherheit lebte, und von niemand, am allerwenigſten aber von einem ſo nahen Verwandten etwas befürchtete.

Thogrul-Beg hatte damals nur ſehr wenig Truppen bey ſich, und folglich würde es ſehr leicht geweſen ſeyn, ihn zu überrumpeln; allein einer ſeiner Neffen Alp-Arslan, kam ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe, und entriß ihn aller Gefahr. Dieſer war ein Sohn des Giaſer Beg, ſo ein Bruder des Thogrul-Beg war; vor Jahren aber war er mit Tode abgegangen, und hatte ſeinem Sohne das ſchöne

Land

Caiem-Bemrillah. Hegire 454 n. C. G. 1062.

Land Khoraſſan, welches er ſelbſt der Freygebigkeit des Thogrul-Beg zu danken hatte, nachgelaſſen.

Die Dankbarkeit ſowohl, als die Verwandtſchaft waren alſo die Bewegungsgründe, die den Alep-Arslan antrieben, ſeinem Oheim und Wohlthäter zu Hülffe zu eilen. Er gieng daher dem Ibrahim zu der Zeit auf den Hals, als ſich dieſer eben in Bereitſchaft ſetzte, Hamadan weg zu nehmen. Es kam hierauf zwiſchen ihnen beyden zu einer Schlacht, worinn Ibrahim nicht nur geſchlagen, ſondern auch gefangen wurde, und hernach ſein Verbrechen mit dem Kopfe bezahlen muſte.

Baſſa-Siri kehrt nach Bagdad zurück und ſetzet den Calif ab.

Allein unterdeſſen, daß ſich Thogrul-Beg in Hamadan aufgehalten hatte, war zu Bagdad eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Baſſa-Siri hatte wieder eine Armee zuſammen gebracht, und mit derſelben Bagdad eingenommen. Darauf hatte er den Calif eigenmächtig abgeſetzt, ihn auf ein benachbartes Schloß ins Gefängniß geworffen, und den Moſtanſer-Billah als einigen und alleinigen Calif ſo wohl von Bagdad als Egypten ausrufen laſſen. Man hörte darauf den Namen des Caiem in keiner einzigen Moſchee mehr; nur des Moſtanſer wurde allenthalben gedacht. Und in dieſer Geſtalt blieb die Sache ohngefehr ein Jahr lang.

Thogrul-Beg konnte dem Calif ohnmöglich zu Hülffe kommen, weil ihn die Empörung des

Ibra-

Caiem-Bemrillah.
Hegire 454
n. C. G.
1062.

Ibrahim in Hamadan zurück hielt. Ueberdas hatte auch der Baſſa-Siri den Califen in ſeinem Gefängniß ſo genau einſchlieſſen laſſen, daß er dem Thogrul-Beg ohnmöglich von ſeinen Umſtänden Nachricht geben konnte. Endlich aber, als Thogrul-Beg von allem, was vorgefallen war, doch nur allein durch das öffentliche Gerücht Nachricht bekommen hatte, und ſich deswegen fertig machte, nach Bagdad zu gehen; ſo erhielt er einen Brief, ſo ihm Caiem in die Hände zu bringen Gelegenheit gefunden hatte; und worinn er ihm nur dieſe wenige Worte ſchrieb: **Suche einen Muſelmann, der mich befreye; denn ich bin in den Händen der Karmathen.** So nennete Baſſa-Siri die Anhänger der Bouiden, und ſetzte ſie dadurch mit den öffentlichen Feinden der Muſelmannen in einen Rang.

Thogrul-Beg verſprach dem Boten, der dieſen Brief brachte, und ihm den Ort, wo der Calif gefangen ſaſſe, angezeiget hatte, ohne Anſtand zu deſſen Befreyung aufzubrechen. Um dieſen Herren von dem Eifer, ihn an ſeinen Feinden zu rächen, noch mehr zu überzeugen; ſo antwortete er ihm dieſe wenigen Worte, ſo einen Vers in dem Alcoran ausmachen: **ich will auf ſie losgehen, ich will ſie verjagen, und ſie ſollen nichts als Schimpf und Schande haben.**

Kaum war dieſer Brief abgeſchickt, ſo

Caiem-Bemrillah. Hegire 454 n. C. G. 1062.

brach er auch gleich auf, um den Caiem aus ſeiner Gefangenſchaft zu befreyen. Nachdem er dieſes glücklich ins Werk geſtellet hatte, ſo führte er ihn triumphirend in Bagdad hinein.

Thogrul-Beg ſetzet den Calif wieder ein.

Der Calif ſaß auf einem reich ausſtaffirten Maulthiere; Thogrul-Beg aber gieng zur Seite neben ihm her, und nahm bald den Steigbügel, bald den Zaum des Maulthieres in die Hand. Auf dieſe Weiſe gieng der Zug bis nach dem Kaiſerlichen Palläſte fort, wo ihm der Calif allen Dank abſtattete, den ein Dienſt von ſolcher Wichtigkeit erforderte, und ihm den Namen **Roknedin** beylegte, dieſes heiſſet **ein Pfeiler, oder Stütze der Religion.**

Baſſa-Siri kommt ums Leben.

Alles dieſes gieng ohne einigen Wiederſtand von Seiten des Baſſa Siri, oder ſeiner Anhänger ab. Sie hatten alle auf die Nachricht von der Annäherung des Thogrul-Beg die Flucht ergriffen, und ſich nach dem arabiſchen Irak zugewendet. So bald aber der Selgiukeide die Ruhe in Bagdad wieder hergeſtellet hatte, ſo gieng er ihnen bis Couffah nach. Hier traffen einige ſeiner Leute den Baſſa Siri in geringer Begleitung an, machten ſich über ihn her, hieben ihm den Kopf ab, und brachten ſolchen dem Thogrul-Beg mit.

Mit ſeinem Tode nahm der ganze Streit ein Ende. Seine Anhänger zerſtreueten ſich hier und dort hin, und Thogrul-Beg kehrete nach Bagdad zum Calif zurück, der ihm, um ſeine Dankbarkeit vollkommen zu machen, ſeine Tochter zur Gemahlin gab.

Caiem-Bemrillah.
Hegire 455
n. C. G.
1063.

Allein der Verfaſſer des Nighiareſtan behauptet das Gegentheil, und ſaget, Thogrul-Beg habe zwar bey dem Calif um deſſen Tochter angehalten, er habe ſie ihm aber aus der Urſach, weil er ein Türke von Geburt ſey, verſaget; denn die Abbaßiden hätten das türkiſche Geblüt jederzeit unwürdig gehalten, mit dem ihrigen vermiſchet zu werden. Dem ohngeachtet aber habe der Vezier des Thogrul-Beg demſelben eine Liſt an die Hand gegeben, wodurch er den Calif auf andere Gedanken gebracht habe. Dieſer Miniſter habe nemlich ſeinem Herrn vorgeſtellet, er würde den Califen ſehr leicht zu ſeinem Willen nöthigen können, wenn er ſich des mit ſeinem Amte als Emir-al-Omara verknüpften Anſehens bedienen wollte: er brauchte ſeine Einkünfte nur nach und nach abzukürzen, und ihm eine Zeit lang kein Geld zu geben; der Calif würde gewiß alles thun, was er haben wollte, um nur ſein gewöhnliches Einkommen wieder in die Hände zu bekommen, weil er gern Geld ausgeben möchte.

Thogrul-Beg zwinget den Calif, ihm ſeine Tochter zu vermählen.

Thogrul Beg ſey dem Rathe ſeines Veziers gefolget, und habe die Befehle zur Einſchränkung der Einkünfte des Califen gegeben. Und damit er ihn noch beſſer möchte empfinden laſſen, wie heftig ihn der erhaltene Korb ver-

Taiem-Bemrillah. Hegire 455 n. C. G. 1063.

dröſſe; ſo habe er ſich vom Hofe entfernt, und ſich nach Tauris in Adherbigian verfüget. Während dieſer Abweſenheit habe er die Sache ſo gut bey dem Calif zu treiben gewuſt, daß dieſer Fürſt, dem die Einſchränkung ſeiner Ausgaben ohne das ſchon unerträglich gefallen ſey, ſich endlich entſchloſſen habe, ſeine Prinzeßin Tochter an den Emir zu vermählen.

Er ſtirbt.

Der Vezier habe ſie darauf nach Tauris begleitet, und alle Heyraths-Puncte in Richtigkeit gebracht. Die feyerliche Vermählung anlangend, ſo habe Thogrul-Beg gewollt, daß ſie zu Rei, der damaligen Hauptſtadt in dem perſiſchen Irak, und dem Königlichen Sitze ſeiner Souverainität vollzogen werden ſollte. Er habe ſich ſelbſt zuerſt dahin verfügt, um alles zu veranſtalten, damit alles mit der gröſten Pracht zugienge, ſey aber mitten unter dieſen Vorbereitungen verſtorben. Denn als er eines Tages Rei verlaſſen, und ſich nach Roubar, einem angenehmen Orte, wo er ein prächtiges Luſtſchloß gehabt, um friſche Luſt zu ſchöpfen verfügt habe, ſey er von einem heftigen Blutfluſſe befallen, ſo ihn in wenig Tagen hingeraffet habe.

Dieſer Herr iſt alſo in der vier hundert und fünf und funfzigſten Hegire, und in dem ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters verſtorben. Weil er keine Kinder nachließ, ſo ſetzte er den Alp-Arslan, ſeinen Neffen zum völligen Er-

ben

den ſeiner Güter, und aller Gewalt in Bagdad ein.

Caiem-Bemrillah. Hegire 455 n. C. G. 1063.

Ein ſolches Ende hatte der erſte Sultan aus der berühmten Herrſchaft der Selgiukeiden. Er hatte in Bagdad eben ſo wohl wie ſeine Nachfolger ſo groſſe Gewalt, daß ſie in der Geſchichte oft die **Sultane von Bagdad** genennet werden.

Alp Arslan, der Nachfolger des Thogrul-Beg, ward noch mächtiger als ſein Oheim; denn er brachte alles in eins zuſammen, was die Selgiukeiden in Aſien beſaſſen. Hiedurch ward er ein unabhängiger Herr von allen zwiſchen dem Oxus und Tiger liegenden Provinzen.

Der Calif ertheilete ihm die Belehnung über alle Würden und Aemter, ſo Thogrul-Beg gehabt hatte, und beehrte ihn noch über das mit dem Titel **Adhaddedin**, dieſes heiſſet, ein **Beſchützer der muſelmanniſchen Glaubens**. Der neue Emir behauptete dieſen Titel vollkommen wohl; indem er ſeine Religion mit dem gröſten Eifer auszubreiten ſuchte, und über die Feinde ſeiner Nation die gröſten Siege erfochte.

Hegire 463 n. C. G. 1070. Die Griechen thun einen Einfall.

Eine ſeiner merkwürdigſten Thaten iſt der Feldzug gegen den Conſtantinopolitaniſchen Kaiſer, Roman Diogen, der mit einer faſt aus dreymal hundert tauſend Köpfen beſtehenden Armee einen Einfall in Armenien that. Alp-Arslan war zwar damals mit der Erobe-

Caiem-Bemrillah. Hegire 463 n. C. G. 1070.

rung von Adherbigian beſchäftiget, dem ohngeachtet raſte er alles zuſammen, was er vor Soldaten kriegen konnte, und gieng dem Kaiſer damit entgegen, um ihn zu verhindern, weiter einzudringen.

Der Selguikcide ward ganz beſtürzt, als er bey ſeiner Annäherung von der ungeheuren Anzahl Menſchen, ſo die feindliche Armee ausmachten, benachrichtiget ward. Die ſeinige beſtand höchſtens aus zwölf tauſend Mann. Die Urſach hievon beſtand darinn, weil er ſich genöthiget ſahe, faſt alle ſeine Völker theils zur Bedeckung der ſchon gemachten Eroberungen, theils zur Fortſetzung und Ausführung der unternommenen zurück zu laſſen. Seiner Schwäche ohngeachtet entfiel ihm aber doch der Muth nicht; ſondern er ſuchte ſich itzo alle Krieges-Erfahrung, ſo ihm eine lange Uebung zuwege gebracht hatte, zu Nutzen zu machen. Dieſes half ihm dazu, daß er anfänglich einen vortheilhaften Poſten erwählte, wo er für allem Ueberfalle ſicher war. Hernach ſchickte er Abgeordnete an den Kaiſer ab, und ließ durch ſie Vorſchläge zum Frieden thun.

Allein Roman, der ſich gar zu ſehr auf ſeine Kräfte verließ, gab die trotzige Antwort: man dürfte weder an Frieden, noch an Waffenſtillſtand gedenken, wenn man ihm nicht vorhero einen oder den andern wichtigen Platz im Lande abträte. Den Selgiukciden verdroß

Caiem-Bemrillah. Hegire 463 n. C. G. 1070.

droß dieſe hochmüthige Antwort dergeſtalt, daß er ſeinen Völkern mit einem Nachdruck zuredete, der in ihnen eben das Feuer anzündete, ſo er empfand, ſich wegen des Uebermuths des griechiſchen Kaiſers zu rächen.

Ehe er aber ſeinen Truppen erlaubte, den Regungen ihrer Wuth zu folgen, ſo erbat er vorher durch ein mit lauter Stimme hergeſagtes Gebet, woran er auch die beſte Würkung verſpührte, die Hülfe des Himmels, und vermehrte dadurch die Hitze noch mehr: Du biſt es groſſer GOtt, rief er gen Himmel mit aufgehobenen Händen, du biſt ein HErr der Armeen, denn ihr Schickſal ſtehet in deinen Händen. Du biſt der GOtt, der die Handlungen der Menſchen richtet; man überfällt mich, da ich doch den Frieden anbiete; du wirſt alſo durch das Glück, ſo du meinen Waffen beyzulegen dir gefallen laſſen wirſt, auch die Gerechtigkeit meiner Sache entſcheiden.

Er wird geſchlagen und gefangen.

Darauf gab er das Zeichen zum Treffen. Seine Völker griffen die Griechen ſo wüthend an, daß ihre Armee im erſten Angrif übern Hauffen geworffen ward. Denn da dieſer Angrif mitten auf die Armee, wo ſich der Kaiſer ſelbſt befand, geſchahe, ſo wurde derſelbe gefangen genommen, und zu dem Selgiukeiden ins Lager gebracht. Die Kaiſerlichen Truppen wollten zwar noch nicht alles aufge-

Caiem-Bemrillah. Hegire 463 n. C. G. 1070.

ben, ſondern fiengen ſich von neuem an in Poſitur zu ſetzen, und das Treſſen zu erneuern; allein ſo bald ſich das Gerüchte von der Gefangennehmung des Kaiſers ausbreitete, ſo lieſſen die meiſten ihre Fahnen im Stiche, und ſahen ſich nach der Flucht um. Das Beyſpiel von dieſen brachte die andere auch zum weichen; mit einem Wort: dieſe erſchreckliche Armee wurde dergeſtalt zerſtreuet, daß der kleine Hauffe des Selgiukciden die Wahlſtadt behielt.

Alp-Arslan begegnet ihm großmüthig.

Nach der Schlacht, und als ſich Alp-Arslan in ſein Gezelt verfüget hatte, wurde der Kaiſer vor ihn gebracht. Er empfieng denſelben mit vielem Stolz, und ſchlug ihn, wie er zu ihm trat, recht ſtark mit der Hand auf den Rücken, mit den Worten: **So biſt du es, den ich um Frieden gebeten habe, und der denſelben nicht hat eingehen wollen.** Der Kaiſer antwortete darauf: **Höre mit deinen Schlägen und deinen Beleidigungen auf, und mache mit deinem Gefangenen, was du wilſt.** Alp-Arslan verſetzte hierauf wieder: **Was würdeſt du mit mir gemacht haben, wenn ich in deine Hände gefallen wäre? Vielleicht hätte ich dir ſchimpflich begegnet,** antwortete der Kaiſer darauf. **Aber,** frug der Sultan wieder, **was meinſt du denn wohl, was ich mit dir machen werde? Ich glaube,** verſetzte der Kaiſer,

daß

Caiem-Bemrillah.
Hegire 463
n. C. G.
1070.

daß du mich umbringen, oder mich den Unterthanen deines Reichs zum Schauſpiele darſtellen wirſt; Vielleicht aber, doch ich unterſtehe es mir nicht zu hoffen, wirſt du mir für einen beliebig anzuſetzenden Preis das Leben und die Freyheit ſchenken, und mich dadurch zum Sclaven deiner Grosmuth machen. Nun gut denn, antwortete der Selgiukcide, ich will das lezte thun. Von dieſem Augenblick an fieng er an, wegen der Ranzion mit ihm zu handeln, und forderte dafür eine Million goldener Thaler, und die Verſicherung alle Muſelmannen, ſo in Griechenland gefangen wären, auf freyen Fuß zu ſtellen.

So bald der Kaiſer dieſe Bedingungen eingegangen war, ſo hörte Alp-Arslan nicht nur auf, aus dem bisherigen gebieteriſchen Tone mit ihm zu reden, ſondern erwieß ihm vielmehr alle mögliche Ehrenbezeugungen, und gab ihm ein Zelt ein, ſo das ſeinige an Schönheit weit übertraf, wobey er ſich auch alle Mühe gab, daß ihm an keiner Sache etwas abgehen, ſondern alles im Ueberfluß vorhanden ſeyn möchte. Auf dieſe Art brachten ſie verſchiedene Tage unter Luſtbarkeiten und Freude mit einander zu. Der Selgiukcide überhäufte dabey nicht nur den Kaiſer, ſondern auch noch viele mit ihm gefangene Herrn mit Geſchenken. Nachdem ſich alſo der

Caiem-Bemrillah. Hegire 463 n. C. G. 1070.

der leztere recht gut ausgeruhet hatte; ſo ſezte er einen Tag zu ſeiner Abreiſe feſt, und der erſte begleitete ihn im Gefolge von einer anſehnlichen Anzahl Truppen bis auf die Gränze. Hernach aber kehrete er wieder nach Adherbigian zurück, und brachte ſeine daſelbſt angefangene Unternehmungen glücklich zu Ende.

Hegire 464 n. C. G. 1071 Alp-Arslan beſtimmet den Malek-Schach zu ſeinem Nachfolger

Nachdem er ſich dieſes Land unterwürfig gemacht hatte, ſo kam er auf neue Unternehmungen. Er entſchloß ſich nemlich auf Turqueſtan los zu gehen, und ſich dieſes Landes zu bemächtigen, und zwar aus dem Grunde, weil, wie er vorgab, ſeine Vorfahren daſſelbe ehemals beſeſſen hätten. Die Vorbereitungen zu dieſer Unternehmung daureten ziemlich lange, und dabey ſchien es, als wenn er vorher geſehen hätte, daß dieſes ſeine lezte ſeyn würde, denn er wollte vorhero wegen ſeines Nachfolgers alles in Richtigkeit bringen. Er veranſtaltete zu dem Ende eine allgemeine Zuſammenkunft der vornehmſten Herren aus ſeinen Staaten, und eröfnete ihnen in derſelben, daß er den Malek-Schach, einen ſeiner Söhne, zu ſeinem Nachfolger auserſehen hätte. Hernach ließ er demſelben huldigen, und machte darauf dem Hofe zu Bagdad ſeine gefaßten Entſchlieſſungen bekannt. Der Calif, der ſonſt faſt nichts zu thun hatte, als dem Emir-al-Omara Gehorſam zu erzeigen, beſtätigte alles, was der Selgiukeide vornahm. Malek-Schach wurde darauf zum Erben aller Güter, Würden und Aemter, die ſein Vater in Aſien beſaß, und in Bagdad bekleidete, erkläret und angenommen.

Caiem-Bemrillah. Hegire 465 n. C. G. 1072.

Sein Zug nach Turqueſtan.

Gleich darauf machte Alp-Arslan eben dieſer Verſammlung ſeine auf Turqueſtan habende Abſichten bekannt, und bekam von einem jeden die Verſprechung dieſelbe nach allem Vermögen zu befördern; worauf er den Aufbruch dahin mit dem Anfange des künftigen Jahres feſt ſetzte. Er brach auch um dieſe Zeit würklich auf, und nahm ſeinen Weg nach dem Oxus zu. Ehe er aber den Uebergang über dieſen Fluß vornahm, ſo hielt er für nöthig, ſich zuvor einiger richtigen Päſſe, die ſonſt ſeinen Truppen hätten ſehr hinderlich fallen können, zu verſichern.

Den Anfang machte er mit Berzem, einem feſten Orte, worinn ein aus Khouareſin gebürtiger Officiere, mit Namen Joſef-Cothual, commandirte. Dieſer war ein unerſchrockener Mann, der ſich von jeher tapfer gehalten, und berühmt gemacht hatte. Er vertheidigte ſich auch eine Zeitlang recht herzhaft, endlich aber, da er ſich bey einem Ausfalle gar zu ſehr wagte, wurde er gefangen, und zu dem Alp-Arslan ins Lager gebracht.

Dieſer Herr, der recht wüthend darüber war, daß er ſich vor dieſem Orte ſo lange aufhalten müſſen, war auf ihn ſehr zornig, und redete ihn mit den bedrohlichſten Worten an,

Caiem-Bemrillah. Hegire 465 n. C. G. 1072.

die er nur finden konnte. Joſef, ſo von Natur trotzig war, antwortete ihm nicht nur ſehr dreiſte; ſondern man ſagt gar, er habe ſich ſo weit vergeſſen, daß er alle Achtung gegen ihn aus den Augen geſetzt habe. Alp Arslan kam dabey für Zorn ganz auſſer ſich, und befahl, ihn an vier Pfäle creutzweiſe anzubinden, und ihn zu Tode zu peinigen.

Alp-Arslan wird umgebracht

Der ſtets ſtandhaft bleibende Joſef ſcholt den Sultan wegen dieſes unmenſchlichen Befehles, und ſagte zu ihm: **Verdienet auch ein Mann von meinem Stande eine ſolche Begegnung?** Und damit zog er einen Dolch aus ſeinen Stiefeln hervor, lief damit auf den Selgiukciden los, und wollte ihm denſelben in den Leib ſtoſſen. Allein die Wache dieſes Fürſten hielt ihn noch zu rechter Zeit auf. Alp-Arslan, ſo ſich auf ſeine ungemeine Stärke, noch mehr aber auf ſeine Behendigkeit verließ, befahl der Wache den Gefangenen los zu laſſen, weil er ſchon allein mit demſelben fertig werden wollte. Er ergrif in dieſer Abſicht einen neben ihm liegenden Bogen, und drückte von demſelben einen Pfeil auf den Commendanten ab, dem aber derſelbe auswich. Darauf wollte Alp-Arslan einen andern auf ihn abſchieſſen, als Joſef auf ihn einſprang, und ihm, ehe es die Wache verhindern konnte, eine tödtliche Wunde damit verſetzte. Alle, die um den Prinzen waren, fielen darauf den Augenblick über den Ge-

ſanfangenen her; dieſer vertheidigte ſich zwar, und verwundete viele von ihnen, endlich aber verſetzte ihm ein Sclave mit einer Kolbe einen ſolchen Schlag, daß er gleich auf der Stelle liegen blieb.

Caiem-Bemrillah. Hegir. 465 n. C. G. 1072.

Der Selgiukeide lebte noch einige Zeit nach dieſer Verwundung, ja man hoffte noch, ihm das Leben erhalten zu können; allein alle angewendete Mittel halffen zu nichts, ſondern er ſtarb einige Tage darauf. Sein Körper ward nach Meru, einer der vier vornehmſten Städte in Khoraſſan abgefahren, allwo er begraben ward, und folgende Grabſchrift bekam: **Ihr, die ihr die Gröſſe des Alp-Arslan bis an den Himmel erhaben geſehen habet, kommt izo nach Meru, daſelbſt werdet ihr denſelben im Staube verſcharret erblicken.**

Malek-Schach folget ihm nach.

Von dieſem Augenblick an nahm Malek-Schach die weitläuftigen von ſeinem Vater ihm nachgelaſſenen Länder in Beſitz, und ließ ſich an der Spitze der Armee für deſſen rechtmäßigen Erben ausrufen, wie ſolches ſchon in dem vorigen Jahre ausgemacht worden war. Dieſe Umſtände wurden um deſto mehr erfordert, weil Malek nicht der älteſte von Alp-Arslans Söhnen war, und folglich zu vermuthen ſtand, daß der erſtgebohrne ſein Recht zu behaupten ſuchen würde.

Der Calif ertheilte ihm ohne Anſtand die Beſtätigung der Vorrechte, und des Anſehens

Caiem-Bemrillah. Hegire 465 n. C. G. 1072.

hens als Sultan. Er erkannte ihn als Emir-al-Omara, und fügte zu dieſem allen noch den Titel **Emir-al-Moumenin** hinzu; dieſes heiſſet **ein Beherrſcher der Gläubigen**, einen Titel, den bisher die Califen nur allein geführet hatten. Auch gab er ihm noch den Titel **Geladeddin**: d. h. **die Ehre des Staats.** Hiedurch verringerte er ſein Anſehen von neuem um ein groſſes, und unterwarf ſich der Gewalt ſeines Emirs noch mehr.

Hegire 467 n. C. G. 1074. Caiem ſtirbt.

In ſolcher Knechtſchaft lebte Caiem noch zwey Jahre, und ſtarb hernach in der vier hundert und ſieben und ſechzigſten Hegire, nachdem er das Califat vier und vierzig Jahre beſeſſen hatte. Er war ein ſtiller und geſprächiger Herr; ein Freund der Tugend und der Gelehrten; übrigens aber gar nicht würdig auf dem Throne zu ſitzen. Sein Hauptwerk war die Dichtkunſt, worinn es ihm, wie man ſagt, ſehr geglücket ſeyn ſoll. Die Kunſt zu regieren verſtand er aber eben ſo wenig, als alle diejenigen, ſo die Schwachheit begangen hatten, ſich den Emirs-al-Omara zu unterwerffen. Unter der Regierung der Selgiukeiden wurde es in dieſem Stücke noch viel ſchlimmer. Dieſe Prinzen haben die Califen dergeſtalt verdunkelt, daß die Geſchichte von ihnen ſonſt nichts melden kann, als daß ſie regieret haben. Denn im übrigen haben ſie an allen wichtigen Vorfällen gar keinen Antheil gehabt, denn alles kam allein auf diejenigen an, ſo ſie in ihrer

rer Sclaverey hatten, und es ſcheinet, daß ihre Hiſtorie mehr eine Hiſtorie der Sultane, ſo ihre Emirs waren, als eine Hiſtorie derer Fürſten, von welchen ſie den Namen hat, ſey.

Caiem-Bemrillah. Hegire 467 n. C. G. 1074.

Caiems Regierung iſt an Gelehrten vom erſten Range ſehr fruchtbar geweſen. Abul-Rihan-al-Birumi hat ſich beſonders durch ſeine Stärke in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften merkwürdig gemacht. Vornemlich legte er ſich auf die Mathematik und die Aſtronomie, und machte ſolche wichtige Entdeckungen darinn, daß ſein Name unter den Morgenländern im gröſten Anſehen ſtehet.

Die Gelehrten, ſo unter ſeiner Regierung geblühet haben.

Die Naturlehre, die Arzneykunſt und die Chymie, wurden durch einen andern Gelehrten mit Namen Abu-Obaida-al-Juziani in ein groſſes Licht geſetzet.

Abul-Pharai war ein anderer Weltweiſer, der ſich durch ſeine Kenntniß in den Werken des Ariſtoteles, und Galens groſſen Ruhm erwarb. Er bereicherte eine ganze Menge von den Werken der beſten griechiſchen und arabiſchen Schriftſteller mit gelehrten Noten, und ſtellete gleichſals an vielen Orten den Text wieder her, ſo durch die Unachtſamkeit und Unwiſſenheit der Abſchreiber ſehr verderbet war.

Es blüheten um dieſe Zeit noch viele andere Gelehrten mehr, unter allen aber war der vortrefliche Avicenna der berühmteſte, deſſen

Caiem-Beamrillah. Hegire 467 n. C. G. 1074.

ſen Ruhm ſich in allen Theilen des Erdbodens verbreitet hat.

In der arabiſchen Sprache heiſſet er eigentlich Abu-Ali-Houſſain-ben-Abdallah-ben-Sina-Alſcheikh-al-Reis. Alle dieſe Namen zuſammen haben wir in einen zuſammen gezogen, und nennen ihn Avicenna. Dieſer groſſe Mann wurde in der drey hundert und ſiebenzigſten Hegire zu Bokhara in Transoxanien gebohren, und ſtarb zu Hamadan in der vier hundert und acht und zwanzigſten Hegire, und im Jahr Chriſti tauſend und ſieben und dreyßig.

Ben-Schumab ein arabiſcher Autor ſagt: Avicenna habe ſchon im zehnten Jahre ſeines Alters die Elementa des Euclides, und Almageſtum des Ptolomäus auswendig gewuſt. Im achtzehenten Jahre aber habe er die Medicin verſtanden, und alle Bücher welche bis dahin von dieſer Wiſſenſchaft geſchrieben geweſen, durchgeleſen gehabt.

Avicenna hat viel über die Logic und Metaphyſic, beſonders aber über die Medicin geſchrieben. Sein vornehmſtes Werk führet den Titel: Canoun Fil Thebb. der Verfaſſer theilet es in viele Abſchnitte ab. Im erſten handelt er von der Medicin überhaupt, ſowohl von der theoretiſchen als practiſchen; im andern gehet er die einfachen Arzney-Mittel, und ihre Eigenſchaften durch; den dritten fängt er mit der Zergliederungskunſt an, und handelt darauf von einer jeden Krankheit eines jeden Theils des menſchlichen Körpers ins beſondere; der vierte handelt von den Krankheiten überhaupt; in dem fünften und letzten aber zeiget er die Zuſammenſezzung und den Gebrauch der Arzneyen.

Caiem. Bemrillah. Hegire 467 n. C. G. 1074.

Aber die Aufführung des Avicenna kommt keinesweges mit der Schönheit ſeines Geiſtes überein. Er hatte höchſt verdorbene Sitten an ſich, ſo ſein Glück, und ſeine Geſundheit gänzlich übern Hauffen warffen. Seine übermäßige Neigung zum Weine und zu den Weibern machte, daß er von dem Hofe des Magedadoulat, eines Sultans aus dem Stamme der Bouiden, bey dem er ſich, nachdem er vorher Leibarzt des Fürſten geweſen war, zu der Würde eines Veziers hinauf geſchwungen hatte, weggejaget ward. Hernach ſtürzte ihn ſeine üble Lebensart in die gröſte Armuth, die ihm verſchiedene Krankheiten, und unter andern eine beſtändige Colik zuzog, woran er im fünf und funfzigſten Jahre ſeines Alters den Geiſt aufgeben muſte.

Ein gewiſſer Dichter, der ihm die Grabſchrift verfertigte, ſaget bey Gelegenheit ſeiner groſſen Wiſſenſchaft, und ſeiner ſchlechten Aufführung von ihm: die philoſophiſchen Bücher hätten ihm weder Sitten, noch die mediciniſche die Kunſt die Geſundheit zu erhalten beygebracht.

Moſtadi-Bemrillah.
Hegire 467
n. C. G.
1074.

Moſtadi-Bemrillah.

Sechs und vierzigſter Calif.

Moſtadi, Mohammeds Sohn, und Caiems Enkel, wurde noch an demſelben Tage, da ſein Grosvater den Geiſt aufgab, zum Calif ausgerufen, und lebte, wie derſelbe auch gethan hatte, unter der Willkühr der Selgiukeiden, die, wie ich ſchon angemerket habe, gemeiniglich Sultane von Bagdad genennet wurden.

Der Calif ſtellet einige Mißbräuche ab.

Dennoch aber hatte es den Anſchein, als wenn ſich der neue Calif etwas heraus nehmen wollte. Denn er ließ ſich von dem Zuſtande der Reichs-Angelegenheiten Rechnung geben, und ſtellete verſchiedene Mißbräuche ab, die ſo wohl von den richterlichen Perſonen, als denen, ſo die Sorge für die Policey in Bagdad aufgetragen war, häufig begangen wurden. Ferner unternahm er groſſe Arbeiten, dieſe Stadt auszubeſſern, und ſie von den Beſchädigungen wieder herzuſtellen, ſo durch die unter der langen Regierung des Caiem häufig erlittenen Drangſale verurſachet waren.

Es ſchien daher, als wenn dieſer Prinz ſelbſt regierte, und als wenn er das Califat wieder auf den Fuß ſetzen wollte, worauf es ehemals geweſen war, ehe es ſeine Vorgänger herabgebracht hatten, indem ſie ihre Miniſter

Moſtadj-Bemrillah.
Hegire 467
n. C. G.
1074.

niſter den Herrn ſpielen lieſſen. Im Grunde aber hatte Moſtadi eben ſo wenig Anſehen als die andern; denn wenn er ja Befehle gab, ſo that er es nicht in der Abſicht, um dadurch anzuzeigen, daß er regierender Herr ſey, ſondern er that es, weil er die Vorſicht gebraucht, und ſich die Freundſchaft des Selgiukeiden, ſo damals Emir-al-Omara, erworben hatte.

Dieſer war der Malek-Schach, ſo vor ohngefehr zwey Jahren die von ſeinem Vater dem Alp Arslan nachgelaſſenen groſſen Güter geerbet hatte, und ſeit dieſer Zeit ſtets in Kriege verwickelt geweſen war, ſo wohl um ſeine Erbſchaft zu vermehren, als ſich in ihrem Beſitz zu vertheidigen.

Moſtadi hatte dieſem Fürſten, ſo bald er den Thron beſtiegen hatte, offene Briefe zugeſendet, wodurch er ihn in dem Beſitz aller von ſeinem Vater bekleideten Würden, und beſonders des Titels Emir-al-Meumenin beſtätigte, welcher die höchſte Gewalt, und eine völlige Unabhängigkeit anzeigte, und eigentlich niemand als Souverains zukam. Hiedurch ſetzte ſich der Calif bey dem Malek dergeſtalt in Gunſt, daß dieſer Sultan alle ſeine Abſichten billigte, und ihm darinn behülflich war, weil er noch überdas einſahe, daß ſie auf die Beförderung des gemeinen Beſten abzielten, und daß ſie nichts, ſo dem Intereſſe der Selgiukeiden entgegen ſeyn könnte, einrichten würden. Dadurch geſchahe, daß

Moſtadi-Bemrillah. Hegire 467 n. C. G. 1074.

Malek und der Calif eine ſolche Freundſchaft unterhielten, die der Grund ihres beſtändigen guten Vernehmens war, und machte, daß ſie niemals Streit mit einander hatten.

Der Calif war auch auf der andern Seite ein groſſer Liebhaber der Gelehrten, und fand in dem Umgange mit ihnen das ſchönſte Mittel, ſeine Tage vergnügt zuzubringen. Die Einwohner von Bagdad waren daher unter ſeiner Regierung von allen den verderblichen Unruhen befreyet, die ſchon die Glückſeligkeit der meiſten unter ihnen ſo ofte zu Grunde gerichtet hatten.

Verbeſſerung des perſiſchen Calenders.

Malek fand eben wie der Calif an den Wiſſenſchaften und den Gelehrten viel Geſchmack. Denn ob er gleich damals mit einem Kriege in der Gegend von Syrien alle Hände voll zu thun hatte; ſo ließ er doch dem ohngeachtet an einem groſſen Werke arbeiten, ſo ſeinen Namen verewiget hat. Dieſes beſtund in der Verbeſſerung des perſiſchen Calenders. Da die Sternſeher angemerket hatten, daß durch die Folge der Jahre, der erſte Tag im Sonnen-Jahre nach dem perſiſchen Calender funfzehn Tage ſpäter einfiel, als er ſollte, indem er bis in den funfzehnten Grade der Fiſche zurück geſetzt ſey, da er ſich doch im erſten Grad des Widders finden müſte; ſo lieſſen ſie dieſe funfzehn Tage gar weg, und kam alles wieder in Ordnung. Dieſe Verbeſſerung hieß die Gelaleddiniſche, und der

Calender Tarikh-Gelali, dieſes heiſſet der Gelalediſche Calender von Gelaleddin, dem Zunamen, ſo Caiem dem Malek beygelegt hatte, als er ihm die Beſtätigung der Titels und Ehren gegeben hatte, die Alp-Arslan ſeinem Sohne vermachet hatte.

Moſtadi-Bemrillah. Hegire 467 n. C. G. 1074.

Indem Malek alſo auf der einen Seite die öffentliche Wohlfarth durch die Bemühungen der Gelehrten beförderte, ſo erwarb er ſich auf der andern Ruhm und Ehre, indem er entweder ſelbſt in eigener Perſon, oder durch ſeine Generale Eroberungen machte. Dem Akſis, ſo ſeine Völker in Syrien anführte, gab er Befehl für Damas zu rücken, und nichts zu ſparen, um ſich von dieſem Orte Meiſter zu machen. Der Feldherr gehorchte, allein die Belagerung wurde langwierig, und koſtete viel Blut, weil die Einwohner, ob ſie gleich beſtändig ſtark einbüßten, den Ort doch nicht aufgeben wollten, bis ſie endlich durch Hunger dazu gezwungen wurden.

Hegire 468 n. C. G. 1075. Malek nimmt Damas und andere Städte in Syrien weg.

Auf die Eroberung dieſer Stadt folgeten bald neue; wodurch es geſchahe, daß der gröſte Theil von Syrien dem Selgiukcidiſchen Prinzen unterwürffig ward. Hiebey führte er ſich ſo auf, daß die Freundſchaft, ſo Moſtadi ſchon zu ihm trug, noch vermehrt und gröſſer ward. Denn er verbot den Namen des egyptiſchen Califen Moſtanſer-Billah, deſſen faſt in ganz Aſien bey den öffentlichen Gebetern Erwähnung geſchahe, wegzulaſſen, und

Moſtadi-Bemrillah. Hegire 468 u. C. G. 1075.

an deſſen Stelle für den Moſtadi zu bitten.

Nachdem Malek dieſen Feldzug zu Ende gebracht hatte, ſo reiſete er endlich nach Bagdad, um den Calif ſeiner Ergebenheit zu verſichern, und zu gleicher Zeit des Ruhmes zu genieſſen, der auf ihn zurück fiel, weil er einen Stamm, der den Abbaßiden ſtets entgegen geweſen war, gedemüthiget hatte. So bald Moſtadi von ſeinem Aufbruche Nachricht erhielt, ſo ließ er die gröſten Anſtalten zu ſeiner Bewillkommung verkehren, und befahl, das Andenken der Krönung dieſes Prinzen, als Sultan, und Emir-al-Moumenin, mit der herrlichſten Pracht zu feyren.

Auch ließ der Calif für den Vezier des Malek eine Art von einer Einhohlung im Triumph vorbereiten, die dem Ruhme gemäß war, den ſich dieſer Staatsmann, ſeit dem er ſich dem Dienſte der Selgiukiden gewidmet hatte, bey jederman erwerben hatte.

Dieſer Vezier hieß Nezam-el-Mulk, und ſtund damals in dem gröſten Anſehen. Die Natur hatte ihn mit den vortreflichſten Gaben verſehen, und er gab von ſeiner erſten Kindheit an ſchon Proben von dem, was er dereinſt ſeyn würde. In ſeinem zwölften Jahre wuſte er ſchon den ganzen Alcoran auswendig, und legte ſich mit ſolchem Eifer auf die Wiſſenſchaften, beſonders aber auf die Rechtsgelehrſamkeit, daß er, wie er noch einige Jahre älter wurde, von allen, die ihn kenneten, bewundert ward. Durch dieſe Verdienſte gelangte er zu einem hohen Glücke, ſo er auf die beſte Art von der Welt anwendete. Den Gelehrten gab er inſonderheit ausnehmende Merkmale ſeines Schutzes und ſeiner Zuneigung zu ihnen. Denn er verſchafte ihnen nicht nur gute Beſoldungen, ſondern ließ auch ſowohl zu Bagdad, als Baſrah und Ispahan Collegia für ſie aufbauen. Das Collegium zu Bagdad iſt das berühmteſte unter allen, und in demſelben ſind die geſchickteſten Leute erzogen worden, ſo ſich hernach unter den Muſelmannen ſehr berühmt gemacht haben. Daſſelbe hat ſeinen Namen von ſeinem Stifter, und heiſſet Medrezat-en-Nezamiat.

Moſtadi-Bemrillah. Hegire 468 n. C. G. 1075.

So war nach dem Bericht des Mirkoud der Vezier Malek beſchaffen. Der Calif wollte ihn auch deswegen an den Ehrenbezeugungen, ſo er ſeinem Herrn erwieß, Theil nehmen, und ihn beſonders ſehen laſſen, daß er ſeine Würde, ſeine Eigenſchaften, und den Ruhm, worinn er durchgehends ſtund, zu ſchätzen wüſte. In dieſer Abſicht berief er die Lehrer des Geſetzes, und alle Leute, die ſich in den Wiſſenſchaften hervor gethan hatten, nach Bagdad. Zu dem mitternächtlichen Theile dieſer Stadt, wo der für den Malek und ſeinen Vezier beſtimmete Pallaſt lag, wurden ihnen die Quartiere angewieſen.

Moſtadi-Bemrillah. Hegire 468 n. C. G. 1075.

Der Vezier, der die Aufmerkſamkeit des Califen ihm eine ſo nach ſeinem Geſchmakke eingerichtete Geſellſchaft zu verſchaffen, mit ſchuldiger Erkenntlichkeit verehrte, vermochte hinwiederum alle dieſe Leute dahin, daß ſie in einem öffentlichen Aufzuge zu dem Monarchen gehen, und ſich ihm zu Füſſen werfen wollten.

Der Calif gab ſo gleich vielen ſeiner Officiere auf erhaltene Nachricht von der Ankunft dieſer auserleſenen Geſellſchaft Befehl, ihnen entgegen zu gehen, und ſie zu bewillkommen. Zu gleicher Zeit ſchickte er auch ein reich ausſtaffirtes Pferd für den Nezam voraus, und ließ befehlen, daß er zum Unterſcheid der andern auf demſelben reiten, die übrigen ihm aber zu Fuſſe folgen ſollten. Als ſie auf das Schloß kamen, und Nezam im Namen aller dem Calif das Compliment machte; ſo wurden ſie mit Verwunderung gewahr, daß dieſer Herr dem Vezier einen Stuhl ſetzen, und ihn zum niederſetzen nöthigen ließ; da unterdeſſen ſeine Begleitung ihm zur Rechten und Linken ſtehen muſte. Ihre Verwunderung nahm aber noch weit mehr zu, als ihm der Calif nach einer kurzen Unterredung den Ehren-Rock * geben ließ, und ihm die ſchmei-

cheln-

---

* Ein ſolcher Rock war die vornehmſte Kleidung, und wurde niemand, als Fürſten ge-

ge-

chelnde Titel eines Gelehrten, eines gerechten Mannes, eines Vorſtehers der Staaten des Moſtadi, des Califen der Muſelmannen, gab.

Moſtadi Bemrillah. Hegire 468 n. C. G. 1075.

Auch den Gelehrten, ſo ſich in Nezams Begleitung befanden, machte der Calif viele Geſchenke. Und damit nahm dieſe Audienz ein Ende. Kurz darauf wurde zu der Krönung des Malek geſchritten, welche mit einem recht königlichen Pomp vollzogen ward. Der ſelgiukidiſche Prinz hielt ſich hernach noch einige Zeit zu Bagdad auf, und bemühete ſich dem Califen ſolche Merkmale ſeiner Ergebenheit und Dienſtfertigkeit zu geben, als man noch von keinem Emir geſehen hatte.

Maleks Krönung.

Moſtadi ſuchte dieſe Vereinigung noch genauer zu machen; indem er bey dem Malek um ſeine Tochter anhielt. Allein dieſe Vermählung iſt nicht zu Stande gekommen. Denn es kann ſeyn, daß die Prinzeßin noch zu jung geweſen iſt, oder daß der Sultan durch beſondere Umſtände abgehalten iſt, in dieſe Verbindung zu willigen; mit einem Wort: er reiſete aus Bagdad weg, ohne daß etwas daraus ward, und begab ſich nach Tranſoxanien, woſelbſt er ſich durch einen über den Solimann den Herrn dieſes Landes erfochtenen Sieg ſehr merkwürdig machte. Auch

Hegire 471 n. C. G. 1078.

---

geben, wenn ſie mit der Souverainität beſchenkt wurden.

Moſtadi-Bemrillah. Hegire 471 n. C. G. 1078.

bekam er dieſen Fürſten ſelbſt in die Hände, und ſchickte ihn nach Jspahan, ſo damals der Königliche Sitz der Selgiukciden war.

Hernach hatte er noch mehrere Länder erobert. Ich will mich aber nicht dabey aufhalten, weil es nicht zum Endzweck meiner Geſchichte gehört. Ich will hier nur allein bemerken, daß dieſer Prinz ſtets in Bewegung geweſen iſt; denn wenn er nicht gegen ſeine Feinde zu Felde lag, ſo reiſete er in ſeinen Provinzen herum, und zog ſelbſt von ihrem Zuſtande Nachricht ein. Man giebt vor, er habe ſeine Länder zehenmal in ſeinem Leben durchreiſet, die ſich doch von Antiocha an weit in Turqueſtan hinein erſtreckten.

Hegire 473 n. C. G. 1086.

Nezams Geſchicklichkeit errettet den Malek aus einer groſſen Gefahr.

Ham-dallah-Meſteoufi ein arabiſcher Geſchichtſchreiber, giebt uns von einer beſondern Begebenheit Nachricht, die den Ruin der Selgiukciden leicht hätte verurſachen können, wenn nicht Malek durch ſeine Klugheit, und ſein getreuer Vezier Nezam durch ſeine Geſchicklichkeit die Gefahr abgewendet hätten. Denn als der Sultan zum andernmale ſein Land beſichtigte, ſo bekam er Nachricht, daß der griechiſche Kaiſer mit einer zahlreichen Armee ganz nahe ſey. Dabey aber konnte Malek nicht erfahren, ob ihm dieſer Herr zu Leibe zu gehen gedächte, oder ob er die Waffen gegen einen andern ergriffen hätte? Der Sultan wuſte bey dieſer Ungewißheit nichts anders zu thun, als auf alles genau acht zu geben: das heiſſet, er war mehr für ſeine Truppen, als für ſich ſelbſt beſorgt. Denn er gab ſo gleich Befehle ſein Lager, ſo gut es ſich thun lieſſe, zu beſteigen, ſeine eigene Perſon aber anlangend, ſo wagete er ſich immer fort, wie er es zu thun gewohnt war, und reiſete unter ſchwacher Begleitung bald hie, bald dort hin.

Meſtadi-Bemrillah.
Hegire 478
n. C. G.
1085.

Es geſchahe daher, daß er, als er einmal auf die Jagd gegangen war, und ſich von ſeinen Leuten zu weit entfernt hatte, einem herumſtreiffenden griechiſchen Hauffen in die Hände fiel, ſo ihn mit noch etlichen bey ſich habenden Perſonen gefangen nahm. Sie wurden darauf alle vor den Kaiſer gebracht. Der Sultan gebrauchte aber dabey die Vorſicht, daß er ſeinen Leuten ſagte, ihm als ihres gleichen zu begegnen, damit er nicht erkannt würde. Dieſe Liſt glückte ihm, denn man glaubte im Kaiſerlichen Lager, die Gefangenen wären nichts weiter als Leute von mittelmäßigem Stande.

Malek hatte zugleich in dem Augenblick, da er den Griechen in die Hände fiel ein Mittel gefunden, den Nezam von dem ihm zugeſtoſſenen Unglücke zu benachrichtigen; dieſer gab ſich darauf alle Mühe, ihn wieder los zu machen. Da er gewiß wuſte, daß niemand im ganzen Lager von dieſer Sache Nachricht hätte, ſo ließ er das Gezelt des Malek auf die gewöhnliche Art bewachen und dabey ausſprengen, der Prinz habe ſich auf der Jagd ſehr er-

mü-

Meſtadi-Bemrillah. Hegire 473 n. C. G. 1086.

müdet, und ſich deswegen in ſein Gezelt verfüget, ohne die gewöhnliche Beſichtigung des Lagers vorzunehmen.

Hernach machte ſich dieſer Miniſter ſelbſt zu dem griechiſchen Kaiſer auf den Weg, und gab vor, ſein Herr habe ihm aufgetragen, einige die Gränzſcheidung betreffende Streitigkeiten mit ihm in der Güte beyzulegen. Der Kaiſer empfieng ihn ſehr gnädig, und ſagte, er ſey erfreuet, daß der Sultan die gütliche Vermittelung dem Kriege vorziehen wolle; ſeine Abſicht ſey ſchon lange geweſen, einen beſtändigen und daurenden Frieden mit ihm zu ſchlieſſen; er wolle ihn, den Vezier, gebeten haben, ſeinen Herrn von der Aufrichtigkeit dieſer Geſinnungen zu verſichern; und um ihn zu überführen, daß es ſein rechter Ernſt, ſo wolle er ihm ſo gleich eine Probe davon geben, und einige Gefangene auf freyen Fuß ſtellen, ſo ſeine Leute vor kurzer Zeit eingebracht hätten.

Der Vezier verſicherte den Kaiſer wiederum, es ſey ihm höchſt angenehm, ſo friedfertige Gedanken bey ihm anzutreffen; zugleich ſtattete er ihm für das mit den Gefangenen gemachte Geſchenk den verbindlichſten Dank ab. Hiebey aber erinnerte er, es müſten ſolches nur ſchlechte oder gar unbekannte Leute ſeyn, weil er damals, wie er aus dem Lager gereiſet ſey, nicht das geringſte davon ge-

höret

Moſtadi Bemrillah Hegire 47 n. C. G. 1086

höret habe, daß Officiers, oder Soldaten ſollten gefangen genommen ſeyn.

Der Vezier fuhr nicht nur beſtändig in ſeiner Vorſtellung fort, als der Kaiſer darauf die Gefangenen hinein führen ließ; ſondern ſahe ſie auch mit einer verächtlichen Mine an, und redete von ihnen, als von Leuten, die es nicht verdienten, daß man ſich die Mühe genommen hätte, ſie gefangen zu nehmen. Bey dem allen aber wiederhohlte er ſeine Dankſagung für ihre Loslaſſung, und verſicherte den Kaiſer, daß der Sultan ſeine Großmuth mit gebührendem Danke würde zu erkennen wiſſen, recht als wären es Leute geweſen, auf die alles ankäme.

Damit nahm er ſogleich mit den Gefangenen ſeinen Abſchied. Kaum aber waren ſie an einen ſichern Ort angelangt, ſo warf er ſich dem Sultan zu Füſſen, und bat ihn demüthig um Vergebung, daß er ihm in Gegenwart des griechiſchen Kaiſers ſo unehrerbietig begegnet wäre. Malek aber hob ihn wieder auf, umarmete ihn zärtlich, und dankte ihm aufs verbindlichſte, daß er ihm durch dieſes Mittel wieder zur Freyheit verholffen hätte. Er vergalt ihm auch dieſen Dienſt hernach in der That, und machte ihn noch mächtiger, als er zuvor nicht geweſen war.

Nach dieſer Begebenheit gedachte ſich Malek der von dem griechiſchen Kaiſer in Anſehung des Friedens geäuſſerten guten Geſin-

Meſtadi-Demrillah. Hegire 473 n. C. G. 1086.

ſinnungen zu bedienen, und that ihm in der Abſicht verſchiedene Vorſchläge. Allein ſie wurden alle verworffen. Darauf erfolgte von beyden Seiten eine förmliche Krieges-Erklärung; und es kam zwiſchen dieſen beyden Fürſten zu einem Treffen, worinn der Sieg ſich ganz und gar auf des Selgiukciden Seite lenkte. Die Griechen wurden nicht allein übern Hauſen geworffen, und in die Flucht getrieben, ſondern der Kaiſer ſelbſt wurde gefangen.

Malek ſchlägt die Griechen.

Als dieſer Herr darauf ſogleich vor den Sultan geführt ward, ſo erkannte er denſelben als ſeinen ehemaligen Gefangenen. Der Sultan frug ihn, was er wohl meinte, wie er ihm begegnen würde? *Wenn du der türkiſche Kaiſer biſt,* antwortete er ihm, *ſo ſchicke mich wieder zurück; biſt du aber ein Kaufmann, ſo verkauffe mich; oder biſt du ein Henker, ſo tödte mich.*

Dem Malek war ſein erhaltener Sieg viel zu angenehm, als daß er den Ruhm davon hätte verdunkeln ſollen; deswegen zeigte er ſich itzo als den großmüthigſten Fürſten von der Welt. Denn er überhäufte den griechiſchen Kaiſer nicht nur mit Höflichkeiten, ſondern ſtellte ihn auch ohne die geringſte Ranzion auf freyen Fuß. Nachhero führte er noch einige andere Unternehmungen aus, und entſchloß ſich, nachdem ſie glücklich zu Ende gebracht waren, die Vermählung ſeiner

Tochter mit dem Calif nunmehro zu vollziehen.

Dieſe Prinzeßin hielt deswegen in der vierhundert und achtzigſten Hegire ihren Einzug in Bagdad, und zwar mit aller Pracht und allem Staate, den eine ſolche Feyerlichkeit erforderte. Das Beylager übertraf dieſen Einzug noch, denn es wurden viele Tage nach einander Feſte, und groſſe Tractamente angeſtellet, wobey alles im Ueberfluß zu haben war. Ein gewiſſer Autor ſagt, daß bey dieſer Gelegenheit allein zum Aufſatze auf der Tafel am Tage der Vermählung achtzig tauſend Pfund Zucker, das Pfund zu zwölf Unzen gerechnet, verbrauchet wären; und daß der übrige Aufwand dieſem völlig gleich geweſen ſey. Dieſe Feſte daureten nicht nur den Tag über, ſondern auch die Nacht ward damit zugebracht. Und kaum konnte man dieſe von jenem unterſcheiden, weil eine unglaubliche Menge Wachskerzen, und groſſe in allen Gaſſen von Bagdad angeſteckte Laternen es ſo helle machten, wie es nur ſeyn konnte.

Moſtadi-Bemrillah.
Hegire 48
n. C. G.
1087.
Der Calif heyrathet die Tochter des Malek.

Ein ſo ſchöner Anfang ſchien dem neu vermählten Paare die glücklichſten Tage voraus zu verkündigen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil. Die Uneinigkeit nahm zwiſchen beyden Ueberhand, ohne daß man weiß, was Gelegenheit dazu gegeben hat. Alles, was man weiß, beſtehet darinn, daß die Prinzeßin nach Verlauf von zwey Jahren mit ihrem

Hegire 482
n. C. G.
1089.
Die Prinzeßin trennet ſich wieder von dem Calif.

Moſtadi-
Bemrillah.
Hegire 484
n. C. G.
1091.

rem Vater wieder nach Perſien zurück gegangen, und in Jspahan einige Jahre darauf geſtorben iſt.

Nezam
fällt in Ungnade.

In der vier hundert und vier und achtzigſten Hegire reiſete Malek-Schach zum andernmale nach Bagdad. Nachdem er ſich hieſelbſt einige Zeitlang aufgehalten hatte, ſo nahm er ſeinen Weg wieder nach Perſien zurück, und fand ſeinen Hof in einer ungemein groſſen Bewegung. Sein Vezier Nezam hatte ſich mit der Sultanin wegen der Thronfolge überworffen. Dieſe Prinzeßin wollte die Krone gerne einem von ihren Söhnen, zum Nachtheil der ältern Prinzen zuſpielen, die der Sultan mit einer andern Frau erzeuget hatte.

Hegire 485
n. C. G.
1091.

Da der Vezier ſich auf keine Art und Weiſe bewegen laſſen wollte, die Abſichten der Sultanin zu unterſtützen, ſo entſchloß ſie ſich, ihn bey dem Sultan verhaßt zu machen, und erhielt auch ihren Endzweck in allen Stücken. Nezam wurde ſeiner Würde entſetzet, und der erſte Rath der Sultanin, Tag-el-Muck-Cami, kam wieder in ſeine Stelle. Dieſem neuen Vezier wurde noch dazu beſonders aufgetragen, die Aufführung ſeines Vorgängers genau zu unterſuchen. Da er aber gar nichts finden konnte, ſo auch nur eine dem Scheine nach wahrſcheinliche Urſach hätte abgeben können, ihn völlig zu verderben, ſo erwählte er einen kürzern Weg, und ließ ihn durch einen Meuchelmord aus der Welt ſchaffen. Hiezu bediente er ſich eines elenden Batineers, * der dem Nezam einen Stich mit einem

Moſtadi-Bemrillah. Hegire 483 n. C. G. 1091.

---

* Die Batineer waren Meuchelmörder von Profeßion, und ſind in der Hiſtorie unter den Namen Iſmaeliten, Haßißmiten, oder Aſſaßiniten bekannt. Daher kommet im franzöſiſchen das Wort *Aſſaſſin*, um dadurch jemand anzuzeigen, der einen andern meuchelmörderiſcher weiſe umbringt. Einige Geſchichtſchreiber wollen ihren Urſprung von den Karmathen herleiten, denen ſie in der Art zu leben ſehr nahe kamen. Sie hatten eine Art von einer Herrſchaft errichtet, die hundert und ein und ſiebenzig Jahre daurete. Ihr erſter Fürſt war Haſſan-Sabah, der ſich in der vier hundert drey und achtzigſten Hegire in dem perſiſchen Irak feſt ſetzte. Ihr vornehmſter Ort war das Schloß Almut. Unſere Geſchichtſchreiber nennen ihren Anführer den Alten von dem Berge, und überſetzen den arabiſchen Namen Scheick-al-Gebal alſo, ſo doch eigentlich ein Herr von dem perſiſchen Irak heiſſet. Da aber Scheik auch ein Alter und Gebal ein Berg heiſſet, welches letztere Wort aber auch dem Irak beygeleget wird, weil dieſe Provinz ſehr bergigt iſt, ſo haben diejenigen, welche die Geſchichte des heiligen Landes beſchrieben haben, das Haupt dieſer Banditen ſtets den Alten von dem Berge genennet Sie waren ihren Fürſten ſo ergeben, daß ſie ſich auf ihren Wink ſogleich tödteten, oder von einer Höhe herab ſtürzten. Noch gehorſamer aber

Moſtadi-Bem-illah. Hegire 485 n. C. G. 1091.

einem Meſſer verſetzte, woran er einige Tage hernach im drey und neunzigſten Jahre ſeines Al-

---

erzeigeten ſie ſich, wenn ihnen aufgetragen ward einen Prinzen ums Leben zu bringen, mit dem ihr Anführer unzufrieden war. Denn ſo brachten ſie nicht allein den Vezier Nezam in der 484. Hegire, ſondern auch den egyptiſchen Calif Amer in der 524. und den Bagdadſchen Moſtarthed in der 529 Hegire ums Leben. Auch lieſſen ſie ihre Wuth an einigen Fürſten aus, die den Kreuzzügen ins gelobte Land beywohnten. Den berühmten Marquis von Montſerrat tödteten ſie zu Tyr ganz öffentlich. Denn als der Erzherzog Leopold von Oeſterreich den König Richard von Engelland dieſes Mordes wegen im Verdacht hielt; ſo ſchrieb ihm der Alte von dem Berge einen Brief, und meldete ihm darinn nicht nur, daß ſeine Leute dieſen Herrn auf ſeinen Befehl umgebracht hätten, ſondern er gab ihm auch die Gründe an, warum er ſolches habe thun laſſen. Dieſer Brief iſt in dem funfzehnhunderten Jahre nach Alexandern datirt Im Jahre Chriſti zwölf hundert ein und dreyßig brachten ſie Ludewigen von Bayern um; und im zwölf hundert zwey und funfzigſten hatten ſie gar einen Anſchlag auf die Perſon des heiligen Ludewigs Königs von Frankreich gemacht. Allein er entgieng der Gefahr, weil ihr Anführer ſeinen Entſchluß auf einmal änderte. und dem Könige ſagen ließ, daß er auf ſeiner Hut ſeyn möchte, Alters den Geiſt aufgeben muſte; wie er ſolches in einer Art von Schutzſchrift, die er zur Rechtfertigung ſeines Verhaltens gemacht hat, ſelbſt anmerket. Sie iſt in perſiſchen Verſen verfaſſet, und ward dem Sultan in die Hände gegeben, an den ſie auch gerichtet war. Hier iſt ihr Inhalt:

Moſtadi Bemrillah. Hegire 485 n. C. G. 1091. Er wird umgebracht, und ſchreibet ſeine Vertheidigung.

Groſſer Monarch! ich habe einen Theil von meinem Leben damit hingebracht, daß ich das Unrecht aus deinen Staaten verbannet habe, indem ich durch dein Anſehen unterſtützet ward; Izt gehe ich zu dem Könige des Himmels, und nehme die über mein Amt geführte Rechnungen mit; ich will ſie ihm vorlegen, eben ſo wohl als die Zeugniſſe meiner Treue, und die Beweiſe des Ruhms, den ich mir in deinen Dienſten erworben habe, und von dir eigenhändig unterſchrieben ſind. Der unglückliche Zeitpunct meines Lebens fället in das drey und neunzigſte Jahr meines Alters; ein Stich mit einem Meſſer hat meinen Lebensfaden abgeſchnitten. Mir iſt nun weiter nichts übrig, als meinem Sohne die Forſezung der dir von mir ſo lange geleiſteten Dienſte zu übergeben, und ihn GOtt und deiner Majeſtät beſtens zu empfehlen.

Einer von Nezams Söhnen übergab dem Sul-

Meſtadi-Bemrillah Hegire 485 n. C. G. 1091.

Sultan dieſe Schrift. Dieſer Herr ward ungemein dadurch gerührt, und verfiel von dieſem Augenblicke an in eine tieffe Schwermuth. Zu gleicher Zeit bekam er noch einen andern Verdruß. Er erhielt nemlich aus Bagdad ſehr unangenehme Briefe, die ihn gegen den Calif dergeſtalt in Harniſch brachten, daß er ihm ſogleich einen Befehl zuſchickte, ſich binnen vier und zwanzig Stunden aus Bagdad fort zu machen.

Malek-Schach ſtirbt.

Jedermann konnte ſich über eine ſo harte Begegnung nicht genug verwundern, da man vorher unter dieſen zween Prinzen das allervollkommenſte Verſtändnis hatte herrſchen ſehen. Der Calif, der ſich dieſem Befehle zuwieder zu leben nicht unterſtand, dennoch aber die zu ſeiner Abreiſe gehörigen Vorbereitungen in der vorgeſchriebenen kurzen Zeit nicht zu Stande bringen konnte, bat ſich einen Aufſchub nur von zehen Tagen aus. Er ward ihm geſtattet; allein ſeine Sachen gewannen durch den Tod des Sultans, der in dieſer Zwiſchenzeit erfolgte, wieder eine andere Geſtalt. Dieſer Herr war auf die Jagd gegangen um ſich ein wenig zu ermuntern; allein ihm ward auf einmal ſo übel, daß man ihn eiligſt in ſeinen Pallaſt tragen muſte, wo er wenige Tage hernach ſeinen Geiſt aufgab.

Sein älteſter Sohn Barkiarok ward wieder nach ihm Sultan, und nahm zugleich den Titel Emir-al-Moumenin an. Nachhero ward er an dem Hofe der Califen eben ſo mächtig, als es ſeine Vorgänger geweſen waren.

Moſtadi-Bemrillah. Hegire 485 n. C. G. 1091.

Die Sultanin läſſet den Mahmoud für Maleks Nachfolger erklären.

Nach dem Tode des Maleck-Schach ſetzte es zu Bagdad wegen der Reichsfolge dieſes Prinzen viele Händel. Denn die von dem verſtorbenen Sultan nachgelaſſene Gemahlin, ſeine Stiefmutter gieng nach Bagdad,* und lag dem Sultan nicht nur ſo hart an, ſondern verſchwendete auch ſo viel Geld, daß ſie für ihren Sohn Mahmoud die Belehnungsbriefe auswürkte. Dieſer Prinz war nur erſt vier Jahre alt, dennoch aber ward er als Sultan, und rechtmäßiger Erbe ſeines Vaters, zum gröſten Nachtheile ſeines ältern Bruders Barkiarok, der ſich damals zu Ispahan aufhielt, erkläret. In Perſien hingegen ſahe es ganz anders aus, alles war daſelbſt für den Barkiarok geſinnet; und in dem ganzen Königreiche war niemand, der nicht auf ſeiner Seite geweſen wäre.

Hegire 486 n. C. G. 1093.

Die Sultanin ſtolz auf die dem Califen für ihren Sohn abgezwungene vortheilhafte Erklärung, gieng darauf mit einer zahlreichen aus Türken beſtehenden Armee für Ispahan, und

---

* Einige wollen behaupten, der Sultan ſey zu Bagdad geſtorben, und ſeine Gemahlin ſey bey ihm geweſen, als er den Geiſt aufgegeben habe.

Moſtadi-Bemrillah Hegire 486 n. C. G. 1093.

und richtete ihren Marſch ſo eilig ein, daß ſie den Barkiarok überrumpelte und gefangen kriegte. Da aber dieſer Prinz einen anſehnlichen Anhang hatte, ſo fehlte es auch nicht an Leuten, die zu ſeiner Befreyung alle Mittel anwendeten. Es glückte ihm daher aus Jspahan zu entkommen, und er nahm ſeine Zuflucht zu dem Prinz Takaſchteghin, welchen Malek-Schach zu Schiraz zu ſeinem Generallieutenant beſtellet hatte.

Die Sultanin und Barkiarok vergleichen ſich.

Dieſer Officier gab ihm Truppen, und ſetzte ihn dadurch in den Stand nach Jspahan zu gehen, und der Sultanin nebſt ihrem Sohne die Spitze zu bieten. Er langte daſelbſt zu der Zeit an, als dieſe Prinzeßin ihren Sohn eben krönen ließ. Die Ankunft einer feindlichen Armee richtete eine groſſe Unordnung in dieſer Feyerlichkeit an. Die Sultanin gerieth über die Ankunft dieſes Heeres nicht wenig in Schrecken, welcher noch zunahm, da ſie gewahr ward, daß die meiſten Einwohner durch die Annäherung des Barkiarok angefeuret, im Begriffe wären, ſich zu empören. Sie ſchickte ihm daher Abgeordnete entgegen, und ließ ihm einen Vergleich antragen. Barkiarok ſchien nicht abgeneigt dazu zu ſeyn. Es ward daher nach vielen gepflogenen Unterredungen beſchloſſen, daß ſie den Barkiarok als einen rechtmäßigen Erben und Nachfolger ſeines Vaters erkennen, und ihm die Hälfte der von denſelben nachgelaſſenen Schätze heraus geben wollte. Dagegen machte er ſich anheiſchig, ihr Iſpahan mit allem Zubehör abzutreten.

Moſtadi-Bemrillah. Hegire 486 n. C. G. 1093.

Da alſo Barkiarok zu dem Beſitze ſeines Rechtes gelangte, ſo fiel der dem Mahmoud ertheilte Lehnbrief von ſelbſt weg. Der Calif gab dem rechtmäßigen Erben des Malek-Schach darauf einen andern, und derſelbe wurde in Bagdad in dieſer Qualität von jedermann erkannt.

Hegire 487 n. C. G. 1094. Moſtadi ſtirbt.

Moſtadi überlebte den Sultan Malek-Schach nur ohngefehr zwey Jahre. Dieſer Calif ſtarb ganz plötzlich, als er eben von der Tafel aufgeſtanden. Er befand ſich zwar noch recht wohl, als die Tafel aufgehoben ward; da er aber hernach mit zwey ſeiner Weiber allein blieb, ſo kam es ihm für, als wenn viele Leute ins Zimmer hinein träten, er frug deswegen die eine von ihnen, wer ſich ohne ſeine Erlaubniß unterſtanden hätte, ſo viele Leute in ſein Zimmer kommen zu laſſen? Dieſes Weib erſchrack darüber, und ſahe nach der Seite hin, wo der Calif dieſe Leute erblickt zu haben vorgab, da ſie aber niemand gewahr ward, ſo wendete ſie ſich wieder zu dem Calif. Allein wie ſehr erſchrack ſie nicht, da ſie ihn wanken, den Verſtand verliehren, und todt zu ihren Füſſen zur Erde ſinken ſahe!

Beſonders Meinung

Man giebt vor, dieſer ſchleunige Tod ſey eine Würkung der Peſt geweſen, ſo ihn in

Moktadi Bemrillah Hegire 487 n. C. G. 1094 der Türken von der Peſt.

dieſem Augenblick befallen habe. Die Mahomedaner haben von dieſer Krankheit ganz eigene Meinungen. Sie glauben, daß es mit Bogen und Pfeilen bewafnete Geiſter oder Geſpenſter giebt, welche GOtt, wenn es ihm gefällt, die Menſchen zu beſtraffen ausſchicket. Wenn dieſe Geſpenſter ſchwarz ſind, ſo ſind ihre Wunden allemal tödtlich; ſind ſie aber hingegen weiß, ſo braucht man nichts davon zu befürchten. Solche Meinungen hegen die Muſelmannen von der Peſt. Daher kommt es auch, daß ſie ſich gar nicht bemühen, dieſem Uebel vorzubeugen. Da der Calif alſo gleich auf die gehabte Erſcheinung verſchied, ſo ſchloß man, es müſten ſchwarze Geiſter geweſen ſeyn, die ihn mit ihren Pfeilen getroffen hätten.

Moſtanſer der fatimitiſche Calif ſtirbt.

In eben dieſem Jahre gieng auch Moſtanſer Billah, der fünfte egyptiſche Calif, aus dem Stamme der Fatimiten mit Tode ab. Er war ſeinem Vater dem Dhaher in dem achten Jahre ſeines Alters in der Regierung gefolget, daher dieſelbe auch anfänglich durch einen Vezier verſehen ward. In ſeiner folgenden langen Regierung maßten ſich diejenigen, ſo die Würde eines Veziers bekleideten, einen Theil von dem Anſehen des Prinzen an, und machten ſich dadurch von dem ganzen Califate zu Meiſtern; faſt eben ſo, wie es die Emirs-al-Omara mit den Abbaßiden gemacht

macht hatten. Moſtanſer hatte den Moſtacki-Billah zum Nachfolger.

Moſtadi-Bemrillah. Hègire 487 n. C. G. 1094.

* * *

Moſtader-Billah.

Moſtader-Billah.

Sieben und vierzigſter Calif.

Das Verhalten des Califen gegen den Emir.

An eben dem Tage, da Moſtadi mit Tode abgieng, ſtieg Abul-Abbas-Ahmed auf den Thron, und ward unter dem Namen Moſtader zum Calif erkläret. Dieſer Herr war von einer ſtillen und gefälligen Gemüthsart. Er war ein groſſer Liebhaber der Gerechtigkeit, und ſuchte ſie auch, ſo viel es ihm ſeine wenige Gewalt zuließ, in Ausübung zu bringen. Die Selgiukeiden waren ſo mächtig geworden, daß ſie in allen Stücken ſchalteten und walteten, wie es ihnen gefiel, und gänzlich alleine regiereten; daher der Calif, als er ſahe, daß er ſeiner Würde ohngeachtet dennoch als eine Privat-Perſon leben müſte, ſich auch keine Mühe geben wollte, das Joch abzuwerffen. Vielmehr ſuchte er gleich beym Anfange ſeiner Regierung den Selgiukeiden in allem ein Genügen zu leiſten. Denn er ſchickte dem Barkiarok, dem Haupte dieſes Stammes, nicht nur die Krone, den Halsband, die Armbänder, nebſt dem Ehrenrocke, ſondern auch einen offenen Brief zu, worinnen er ihn als Sultan erkennete.

Moſtader-Billah. Hegire 487 n. C. G. 1094.

Da ſich alſo Moſtader durch dieſes Mittel von der Seite der Selgiukeiden in Sicherheit geſetzt hatte, ſo war er auf nichts weiter bedacht als ein geruhiges Leben zu führen, und ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften und Poeſie nachzuhängen. Seine Hauptbeſchäftigung beſtand alſo darinn, daß er mit gelehrten Leuten einen beſtändigen Umgang unterhielt. Uebrigens aber bekümmerte er ſich um nichts, und zog ſich folglich nicht die geringſte verdrüßliche Begebenheit zu. Ueber das hat er auch nichts gethan, was ihn merkwürdig machen könnte. Seine Geſchichte wird daher in Anſehung deſſen, was ihn ſelbſt betrift, ſehr kurz ausfallen.

Hegire 488 n. C. G 1095. Barkiarok muß wegen der Erbſchaft ſeines Vaters Krieg führen.

Allein Barkiarok, Sultan von Bagdad, hatte keine ſo ruhigen Tage. Denn ſeine Anverwandten, die die reiche Erbſchaft ſeines Vaters nicht ohne Neid in ſeinen Händen ſehen konnten, thaten alles, was ihnen möglich war, ihm dieſelbe zu entreiſſen. Aber es glückte ihnen nicht. Dennoch aber ward er anfänglich von einem ſeiner Vettern, mit Namen Takaſch-ebn-Arslan-Schach ſehr in die Enge getrieben; denn dieſer ſchlug ihn nicht nur aus dem Felde, ſondern nöthigte ihn auch eine Zuflucht zu ſuchen. Er nahm ſie zu ſeinem Bruder Mahmoud, dem er, wie wir ſchon oben geſehen haben, Jspahan abgetreten hatte. Denn als dieſer Herr von den Umſtänden ſeines Bruders Nachricht bekam, ſo bot er ihm ſeine Hauptſtadt zum Aufenthalte an, und gieng ihm, da er dieſes Anerbieten gern annahm, entgegen, und führte ihn in einem prächtigen Aufzuge in Ispahan hinein.

Moſtader-Billah.
Hegire 488.
n. C. G.
1095.

Ob nun gleich itzo zwiſchen dieſen zween Brüdern das beſte Verſtändnis von der Welt zu herrſchen ſchien; ſo wäre doch dem Barkiarok ſein Auffenthalt in Ispahan bald übel bekommen. Die Vornehmſten von denen, die ſich zu der Zeit, als Mahmoud mit ſeinem Bruder im Streite gelebt hatte, auf des erſten Seite geſchlagen hatten, wollten ſich der itzigen Umſtände bedienen, um bey dem Mahmoud die ehrſüchtigen Abſichten, die ihm von der Sultanin ſeiner Mutter eingeflöſſet waren, von neuem wieder rege zu machen. Sie hielten zu dieſem Ende bey ihm um Erlaubnis an, den Barkiarok gefangen zu nehmen, der ihnen zwar gänzlich entgegen zu ſeyn ſchien, dennoch aber bemächtigten ſie ſich dieſes Prinzen, und ſetzten ihn auf ein Schloß gefangen.

Da ſie einmal ſo weit gegangen waren, ſo wollten ſie es auch nicht dabey bewenden laſſen, ſondern gaben dem Mahmoud zu verſtehen, er könne nunmehr nicht wieder zurück treten, ſondern müſſe ſich ſeinen Bruder vom Halſe ſchaffen; oder ihn wenigſtens auſſer Stand ſetzen, wieder zur Krone zu gelangen. Mahmoud konnte ſich nicht ſo gleich dazu entſchlieſſen.

Moſtader-Billah Hegire 488 n. C. G. 1095.

ſondern bat ſich Bedenkzeit aus; hernach aber war er eben im Begrif, den Befehl zu geben, ihm die Augen auszuſtechen, als er von den Blattern befallen ward.

Dieſer Umſtand machte das ganze Vorhaben rückgängig. Denn als Mahmoud in den erſten Tagen ſeiner Krankheit verſtarb, ſo gewann die Sache ein ganz anderes Anſehen. Diejenigen, die ſich zu ſeinem Verderben am eifrigſten hatten finden laſſen, waren itzo die erſten ihn als Sultan zu erkennen.

Hegire 489 n. C. G. 1096.

So bald ſich dieſer Herr darauf in Freyheit, und ſo zu ſagen, zum andernmale auf den Thron geſetzt ſahe, ſo war er gegen den Fürſten auf Rache bedacht, welcher an der groſſen Gefahr, der er itzt entgangen war, Schuld hatte. Er brachte in dieſer Abſicht eine Armee auf die Beine, und ſuchte den Takaſch auf, um ihm eine Schlacht zu liefern. Sein Unternehmen glückte ihm; denn ob es ihn gleich viel Mühe und Blut koſtete, ſo erreichte er doch ſeinen Endzweck, und bekam ſeinen Feind in die Hände. Er ließ ihn darauf bald hinrichten, um für einem ſo gefährlichen Nebenbuhler auſſer Furcht zu ſeyn.

Barkiarok konnte ſich hierauf leicht die Rechnung machen, daß Arslan-Schach, ſein Oheim, der Vater des Takaſch, nicht unterlaſſen würde, den Tod ſeines Sohnes zu rächen. Er entſchloß ſich deswegen demſelben zuvor zu kommen, und gab ſeiner Armee Befehl,

fehl, ſich zu dem Aufbruche nach Khoraſſan fertig zu halten, woſelbſt dieſer Prinz herrſchete.

Moſtaher-Billah.
Hegire 490
n. C. G.
1097.

Dieſe Unternehmung bekam durch eine unvermuthete Begebenheit den beſten Fortgang von der Welt. Denn als dieſe zween Prinzen mit ihren Herrn gegen einander anrückten, ſo erfuhr man, daß Arslan-Schach umgebracht ſey. Sein eigener Sohn war es, der in der Hofnung, ſich ſeiner Statthalterſchaft zu bemächtigen, dieſe gottloſe That begangen hatte. Allein dieſer Vatermörder erndtete die gehoften Früchte ſeines Laſters nicht ein. Barkiarok ließ ſeine Armee ſo eilig fortrücken, als es angieng, und drung ohne Schwierigkeit in Khoraſſan ein. Denn die Generale des Arslan-Schach, die die gottloſe That ſeines Sohnes billig verabſcheueten, ſetzten dem Marſche des Barkiarok nicht nur keine Hinderniſſe entgegen, ſondern ſie waren vielmehr die erſten, die ihm ihre Dienſte anboten, um einen Prinzen vom Throne zu ſtoſſen, der nicht zu regieren, und nicht einmal zu leben verdiente.

Als ſich alſo Barkiarok von Khoraſſan Meiſter gemacht hatte, ſo beſtellete er den Sangiar, einen ſeiner Brüder darüber zum Statthalter. Hernach hielt er ſich noch einige Zeit in dieſem Lande auf, und gieng darauf nach dem perſiſchen Irak zurück, woſelbſt er

Meſtadet-Billah. Hegire 491 n. C. G. 1098.

er durch die Ränke eines ſeiner alten Veziere bald neue Händel auf den Hals bekam.

Dieſer Miniſter, ſo Mouiad hieß, war ein Sohn des berühmten Nezam-el-Mulk, ſo bey dem Malek-Schach, dem Vater des Barkiarok, Vezier geweſen war. Dieſer Prinz hatte denſelben zu der Zeit zum Vezier gemacht, als er, nachdem er durch den Tod ſeines Bruders wieder auf freyen Fuß gekommen war, auf die Wiedereroberung ſeiner Länder bedacht war. Da er aber bald einigen Argwohn gegen ihn bekam, wovon ich nicht ſagen kann, ob er gegründet oder ungegründet geweſen iſt, ſo ſetzte er ihn ab, und beſtellete den Fackhr-al-Mulk, einen andern Sohn des Nezam, zum Vezier.

Mouiad erreget einen Aufruhr gegen den Barkiarok.

Mouiad, dem es ungemein zu Herzen gieng, daß ihm ſeine Würde genommen war, beſchäftigte ſich von dieſer Stunde an mit nichts anders, als eine Meuterey gegen den Calif anzuzetteln. Den Anfang dazu machte er damit, indem er einen Officier, Namens Anzar, der unter dem Malek-Schach gedienet hatte, und in dem Irak in einem ungemein groſſen Anſehen ſtund, auf ſeine Seite brachte. Er bewog denſelben Völker anzuwerben, zu welchem Endzweck er ihm wichtige Summen einhändigte, und ſich hernach mit ihm verband, dem Sultan auf den Leib zu gehen, und alle Kräfte anzuwenden ihn aus der Provinz zu treiben.

An-

Moſtader-Billah.
Hegire 491. n. C. G. 1298.

Anzar ließ ſich durch die groſſe Hofnung, ſo ihm Mouiad machte, verblenden, und brachte würklich ein zahlreiches Heer auf die Beine, womit er den Barkiarok anzufallen alle Anſtalten vorkehrte. Allein dieſer Rebelle ward in der Stadt Saved umgebracht, woſelbſt er auf ſeinem Marſche zur Erfriſchung ſeiner Truppen Halte gemacht hatte. Dieſer Todesfall warf alle Anſchläge des Mouiad übern Hauffen; und er befreyete den Barkiarok von einem Feinde, ſo ihm hätte viele Händel machen können.

Hegire 492 n. C. G. 1099.

Mouiad wollte aber dennoch ſein Vorhaben nicht ganz aufheben, ob ihm gleich einer ſeiner Abſicht zuwiederlauffender Zufall das Concept ſtark verrückt hatte. Seine gröſte Sorge war, wo er einen tüchtigen Anführer, dem er ein ſo wichtiges Unternehmen anvertrauen könnte, hernehmen ſollte. Endlich entſchloß er ſich, nach einer reiffen Ueberlegung, dem Mohammed, einem leiblichen Bruder des Barkiarok, ſich hierüber zu entdecken. Er reiſete deswegen zu ihm, und wuſte ihm ſeines Bruders bey der Theilung ihres väterlichen Nachlaſſes an ihm bewieſene Unbilligkeit ſo lebhaft vorzuſtellen, daß er ihn dadurch überredete, die Waffen gegen den Sultan zu ergreiffen.

Mohammed fieng alſo an Völker zu werben, und brachte durch die Bemühungen des Mouiad, der in Adherbigian, der Provinz, wo

Moſtader-Billah.
Hegire 492
n. C. G.
1099.

Mohammed ſich aufhielt, groſſe Verbindungen hatte, bald ein furchtbares Heer auf die Beine. So bald dieſe Armee im Stande war aufzubrechen, ſo ſtellte ſich der Prinz an ihre Spitze, rückte im Irak ein, und bemächtigte ſich dieſes Landes ohne einen Schwerdtſtreich.

Ein Aufruhr, ſo ſich eben in dieſer Provinz hervor gethan hatte, ward der Grund, daß Mohammed dieſelbe ohne alle Schwierigkeit wegnahm. Kiami, der Oberaufſeher der Einkünfte des Barkiarok, hatte ſich ſchon ſeit einiger Zeit faſt alle Groſſen vom Hofe zu Feinden gemacht, weil er ihre Beſoldungen abgekürzt und eingeſchränkt hatte. Sie hatten zwar ſchon zu wiederhohlten malen ihre Beſchwerden deswegen bey dem Sultan angebracht, aber allemal vergebens. Denn der Sultan hatte ſein ganzes Vertrauen auf dieſen Miniſter geſetzet, und hörete niemand als ihn. Auch Kiami blieb auf ſeiner Seite bey ſeinen einmal genommenen Masregeln ganz unbeweglich; und daher geſchahe es, daß die Gemüther dergeſtalt gegen ihn aufgebracht wurden, daß ſich alles gegen ihn empörete, und daß der ganze Schwarm ſein Haus anfiel, und ihn heraus haben wollte.

Kiami fand zwar noch Mittel aus ſeinem Hauſe zu entwiſchen, und ſich in gröſter Eile in den Pallaſt des Sultans zu retiriren, in Hofnung daſelbſt unter dem Schutze dieſes

Moſtadere.
Billah
Hegire 492
n. C G.
1099.

Herrn Sicherheit zu finden; allein die Aufrührer folgeten ihm nach, und begehrten mit ungeſtümem Geſchrey, daß er ihnen übergeben würde. Barkiarok kehrte ſich aber an das Rufen dieſer Aufrührer im geringſten nicht, und ſchlug ihnen ihr Begehren nicht nur ab, ſondern wollte ſich itzo ſeines Anſehens bedienen, ſie wieder zum Gehorſam zu bringen. Hiedurch aber wurden ſie ſo erbittert, daß ſie den Pallaſt ordentlich zu beſtürmen anfiengen. Sie ſchlugen alle Thüren auf, und machten alles nieder, ſo ſich ihnen wiederſetzen wollte; darauf bekamen ſie den Kiami ſelbſt in die Hände, und hieben ihn in Stücken. In dieſer äuſſerſten Noth konnte ſich der Sultan noch glücklich ſchätzen, daß er ein Mittel fand, durch eine Hinterthüre zu entwiſchen. So bald er aus dem Pallaſt war, nahm er ſeinen Weg nach der Stadt Rei, und ſchloß ſich daſelbſt ein.

Durch dieſen ſonderbaren Zufall gerieth Irak unter die Botmäßigkeit des Mohammed. Denn er langte mitten unter dieſem Tumult daſelbſt an; und da er alles gegen ſeinen Bruder aufgebracht fand, ſo ſuchte er ſich dieſer Umſtände, um ſeinen Platz wieder zu erhalten, zu nutze zu machen. Es koſtete ihn auch nicht viel Schwierigkeit, ſondern er ward auf der Stelle zum Sultan erkläret.

Das erſte, ſo dieſer Prinz nach erhaltener Souverainität vornahm, war dieſes, daß er dem

Moſtader-Billah. Hegire 492 n. C. G. 1099.

Mouiad ſeine Dankbarkeit bewieß, und ihn zu ſeinem Vezier machte. Dieſer war voller Freuden, eine Würde wieder erhalten zu haben, um deren willen er ſo viel Unruhen angeſtiftet hatte. Deswegen ließ er es ſich auch recht angelegen ſeyn, ſich in ihrem Beſitz zu erhalten, und in dieſer Abſicht bemühete er ſich, das Glück ſeines Herrn, wovon das ſeinige abhieng, auf feſtem Fuß zu erhalten.

Hegire 493 n. C. G. 1100.

Barkiarok verſäumete aber auch auf ſeiner Seite nichts, um wieder zu dem Beſitz des ihm geraubten Gutes zu gelangen. Seine erſten Verſuche lieſſen aber unglücklich ab. Denn er lieſſerte ſeinem Feinde viele Treffen, worinn er ſtets den kürzern zog, in dem letzten aber büſſete er dergeſtalt ein, daß er ſich genöthiget ſahe Rei zu verlaſſen, und nach Khuſiſtan zu entfliehen.

Aiaz giebt dem Barkiarok Hülffe.

Dieſe Provinz hatte damals einen Officier, Namens Aiaz, zum Statthalter, der dem Malek-Schach ſtets ungemein ergeben geweſen war, weil er ihm ſein ganzes Glück zu danken hatte, und noch itzo dankbare Geſinnungen gegen denſelben hegte. Er freuete ſich deswegen, daß ſich eine Gelegenheit für ihn hervor that, dem Barkiarok gegen einen Bruder beyzuſtehen, der ihn mit einem ſo ungerechten Krieg überzog.

Aiaz, der in dieſer Provinz in einem unabhängigen Anſehen ſtand, gab deswegen Befehle, die ſogleich erfüllet wurden. Durch dieſe brachte er eine zahlreiche Armee zuſammen, die noch anſehnlich vermehret ward, als viele Freunde des Sultans zu denſelben ſtieſſen, und ihm in ſeinem Unglück ihren Beyſtand anboten.

Moſtaber-Billah. Hegire 493 n C. G. 1100.

Nachdem alſo alles zum Aufbruche veranſtaltet war, ſo führte Barkiarok ſein Heer gegen ſeinen Bruder ins Feld. Dieſer, der ungemein auf ſeiner Hut war, ließ ſich nicht in Schrecken jagen, ſondern ſtellete ſich dem Feinde in Schlachtordnung entgegen. Es kam darauf zu verſchiedenen Treffen, worinn Barkiarok ſtets die Oberhand behielt, ohne daß jedoch der Anhang des Mohammed völlig zum Weichen konnte gebracht werden. Dieſer Feldzug war alſo blutig und langwierig.

Hegire 494 n. C. G. 1101.

In einem dieſer Treffen gerieth der Mouiad dem Feinde in die Hände. Jedermann betrachtete ihn nunmehro als einen verlohrnen Mann, den man zu Tode martern würde; alle Blicke waren auf den Sultan geheftet, um zu erfahren, zu was für einer Art von Marter derſelbe einen Verräther, der ihn ſo entſetzlich hintergangen hatte, verdammen würde. Man verwunderte ſich daher ungemein, als man erfuhr, daß dieſer von Natur mitleidige Prinz, dem Mouiad auf Vorbitte einiger Herren habe Gnade wiederfahren laſſen. Was aber am allermeiſten zu bewundern iſt, iſt dieſes, daß er ihn kurz hernach zu

Mouiad wird gefangen.

Moſtader-Billah
Hegire 494
n. C. G.
1101.

ſeinem Vezier machte; es währete aber nicht lange.

Denn Khondemir, von dem wir dieſe Nachricht haben, ſetzet ferner hinzu; der Sultan habe ſich einſtmalen in ſein Cabinet verfüget, um ein wenig zu ſchlaffen. Seine Leute hätten darauf in Meinung, der Sultan ſchlieffe, allerhand Geſpräche angefangen. Es habe darauf nicht lange gewährt, ſo ſey das Geſpräch auf ihren Herrn gekommen, wie ſolches gemeiniglich von Bedienten, oft auch von Hofleuten geſchiehet, und einer von ihnen habe geſagt: Die ſelgiukcidiſchen Prinzen haben doch einen ganz andern Character, als andere Prinzen; ſie wiſſen weder ſich in Furcht zu ſetzen, noch die ihnen angethane Beleidigungen zu rächen. Laſſet uns nur zum Exempel den Mouiad anſehen, der an ſo vielem Unglücke ſchuld iſt; der Sultan giebt ihm zur Belohnung ſeiner vielen Verräthereyen das Amt des Veziers!

Der Sultan hauet ihm den Kopf ab.

Der Sultan, der nicht, wie man glaubte, eingeſchlaffen war, ließ keine Sylbe von dieſer Unterredung auf die Erde fallen, ſondern zog es ſich ungemein zu Gemüthe, daß er die Vorwürffe ſeiner Nachläßigkeit hatte hören müſſen, und verfiel auf ein ſonderbares Mittel, den Leuten die Gelegenheit zu benehmen, alſo von ihm zu ſprechen. Er ließ den Mouiad zu ſich ins Zelt kommen, und hieß ihn ſich niederſetzen. Darauf verſetzte er ihm ohne ferner ein Wort zu ſagen, einen Hieb mit dem Sebel, und hieb ſo geſchickt zu, daß ihm der Kopf auf den Schultern ſitzen blieb, bis der Körper zur Erden fiel. Darauf ſagte er zu den umſtehenden Hofleuten: **Nun könnet ihr ſehen, ob die Prinzen aus meinem Hauſe ſich in Furcht zu ſetzen, und an ihren Feinden Rache zu nehmen wiſſen:**

Moſtader-Billah. Hegire 494 n. C. G. 1101.

Dieſes geſchahe zu der Zeit, als die beyden gegen einander über und ſich im Geſichte ſtehenden Armeen ſich täglich einander beunruhigten, ohne daß ſie das Herz gehabt hätten, es auf eine Hauptſchlacht ankommen zu laſſen. Da alſo die beyderſeitigen Häupter ſich für einander zu fürchten ſchienen, ſo wurden einige vorläuffige Vorſchläge zum Vergleiche gethan, und von beyden Seiten nicht weit weggeworffen. Die Feindſeligkeiten wurden daher eingeſtellet, und an deren Stelle zu Friedenshandlungen geſchritten, womit man doch eine lange Zeit durch nicht zum Schluſſe kommen konnte. Endlich aber wurde doch das Vergleichs-Inſtrument unterzeichnet, und der Friede geſchloſſen. Die Theilung aller ſelgiukcidiſchen Güter ward dabey zum Grunde gelegt; itzo wollen wir ſehen, wie eines jeden Theil ausgefallen iſt.

Der Nachlaß des Ma-

Barkiarok bekam den Namen und den Rang als Sultan, mit dem Vorrechte, die

Moſtader-Billah. Hegire 494 n. C. G. 1101

lek-Schach wird unter die Selgiukiden getheilet.

Trommel für der Thür ſeines Pallaſtes täglich fünfmal rühren zu laſſen, nemlich zu eben ſo viel malen, als das Gebet gehalten wurde. Zugleich wurde ihm zu ſeinem Antheile die Souverainität über Bagdad, das bergigte Land Hamedan, Ispahan, nebſt Rei zugeſchlagen. Auch wurde ihm der Vorzug eingeräumet, daß ſein Name in den Moſcheen zu Bagdad genennet werden ſollte.

Mohammed erhielt Armenien, Adherbiglan, Diarbek oder Meſopotamien, Gezirrah, nebſt Moſſul.

Khoraſſan wurde dem Sangiar abgetreten. Sein Vater Malek-Schach hatte ihm dieſen Namen deswegen gegeben, weil er in dieſem Lande gebohren war. Zugleich wurde ihm und dem Sangiar eben ſo, wie dem Mohammed, das Recht zugeſtanden, daß ihrer in dem Gebete gedacht werden ſollte, doch nur in denen Oertern, die in ihrem Gebiete lägen; da hingegen des Sultans an allen Oertern Erwähnung geſchahe, wo das Gebet im Namen des Califen verrichtet wurde.

Auf dieſe Weiſe ward dieſe Theilung zu Stande gebracht; ſie iſt eben erſt in der vier hundert und acht und neunzigſten Hegire, und in dem Jahre Chriſti eilf hundert und vierte völlig genehmiget worden.

Barkiarok ſtirbt.

Hierauf brach Barkiarok auf, und nahm ſeinen Weg nach Bagdad, woſelbſt er in der Geſellſchaft des Aiaz, der ihm ſeine Sachen wieder

Moſtader-Billah
Hegire 494
n. C. G.
1101.

wieder auf einen guten Fuß zu ſetzen, ſo groſſe Dienſte geleiſtet hatte, einige Zeit der Ruhe zu genieſſen gedachte. Dieſer hatte ſich zu der Zeit, als die Feindſeligkeiten zwiſchen dem Barkiarok und Mohammed eingeſtellet wurden, nach Bagdad begeben, und herrſchte daſelbſt faſt als regierender Herr, obgleich Moſtader noch immer als Calif erkannt wurde. Der Sultan hatte aber das Vergnügen nicht ſeinen Feind wieder zu ſehen; denn er ſtarb unterwegens. Kurz vor ſeinem Tode ernennete er ſeinen Sohn Malek-Schach, den andern dieſes Namens, zu ſeinem Nachfolger. Da dieſer Prinz aber erſt vier Jahre alt war, ſo ſetzte er ihm den Aiaz und Sadaka, ſeine zween beſten Freunde, zu Vormündern.

Hegire 499
n. C. G.
1105.
Mohammed iſt ſein Nachfolger

Dieſer junge Prinz konnte der Erbſchaft ſeines Vaters nicht lange genieſſen. Mohammed ſein Oheim fiel ihn mit einer zahlreichen Armee an. Seine Vormünder thaten zwar Wunderdinge, ihren Pflegbefohlnen zu vertheidigen; allein ſie muſten der überwiegenden Gewalt weichen. Mohammed bekam ſeinen Neffen, und deſſen Generale in die Hände, und ließ ſie auf das Schloß Leheb gefangen ſetzen. Hernach bemächtigte er ſich der ſeinem Neffen zugefallenen reichen Erbſchaft, und ließ ſich in allen ihm zugehörigen Provinzen zum Sultan ausrufen.

Nachdem er in dieſen eroberten Ländern ſein Anſehen auf einen feſten Fuß geſetzt hatte, ſo

Moſtader-Billah. Hegire 501 u. C. G. 1107.

Er wird von dem Calif belehnt.

that er eine Reiſe nach Bagdad, und kam daſelbſt in der fünf hundert und erſten Hegire an. Er hielt ſeinen Einzug in dieſe Stadt in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, und mit allem Pomp eines Fürſten, der von ſeinen Staaten Beſitz nimmt. In dieſem Aufzuge gieng er bis nach dem Kaiſerlichen Pallaſt fort, und machte dem Moſtader ſeine Ehrenbezeugungen. Dieſer erwieß ihm hinwiederum alle mögliche Ehre, die er nur hoffen konnte. Hierauf belieh ihn der Calif mit dem Sultanate, und ertheilte ihm darüber Patente, worinn er ihm ſolche Titel beylegte, die den Ehrgeiz und die Eitelkeit des Selgiukciden nothwendig befriedigen muſten. Ueberdas gab er ihm noch den Namen **Mogaieth**, welches **ein Fortpflanzer des Glaubens** heiſſet; und befahl, daß alle Unterthanen des Reichs verbunden ſeyn ſollten, ihm zu gehorchen.

Hegire 511 n. C. G. 1117.

Nachdem er einige Zeit in Bagdad zugebracht hatte, ſo verließ er dieſe Stadt wieder, und gieng nach Perſien, wohin ihm verſchiedene Umſtände riefen. So bald aber, als er ſie aus dem Wege geräumet hatte, ſo gieng er mit einer zahlreichen Armee nach Indien, und machte in dieſen Gegenden wichtige Eroberungen. Es währete faſt zehen Jahre, daß er in Provinzen, die von Bagdad weit entfernt waren, Krieg führte, und nicht in dieſen Ort kam; daher denn auch der Calif die ganze

Zeit ſeines Sultanates hindurch geruhig leben konnte.

Moſtader-Billah.

Hegire 511 n. C. G. 1117.

Der Calif und Mohammed ſterben

Mohammed ſtarb im Jahre der fünf hundert und eilſten Hegire, und hinterließ fünf Kinder, den Maſſoud, der Mahmoud, den Thogrul, den Solimann, und den Selgiuk. Mahmoud ward von ihm zu ſeinem Nachfolger ernennet, der älteſte aber vorbey gegangen. Dieſer neue Sultan ſchien ſich in Anſehung des Moſtader eben ſo geruhig betragen zu wollen, als es ſein Vater gethan hatte. Allein der Calif konnte ſeiner guten Geſinnungen nicht genieſſen. Denn er ſtarb in dem folgenden Jahre, und hinterließ ſeinem Sohne Moſtarched die Krone. Moſtader möchte ohngefehr vierzig Jahre alt geworden ſeyn, und fünf und zwanzig regieret haben.

Hegire 512 n. C. G. 1118.

Amer bekommt nach dem Moſtali in Egypten die Regierung.

In der vier hundert fünf und neunzigſten Hegire gieng auch der fatimitiſche Calif Moſtali-Billah, der nach dem Moſtanſer-Billah auf den Thron gelanget war, mit Tode ab. Sein Sohn Manſor, ſo nur erſt fünf Jahre alt war, wurde wieder zu ſeinem Nachfolger ernennet, und bekam das Califat unter dem Namen Amer-Belakham-Allah.

Mit dem Tode dieſes Moſtaders endiget der **Ebn-Amid**, der gemeiniglich **El-Macin** genennet wird, ſeine Geſchichte der Califen, ſo im arabiſchen den Titel führet: **Tarikh-al Meslemin.** Erpenius hat unter dem Titel: *Hiſtoria Saracenica* eine lateiniſche Ueber-

Moſtader-Billah. Hegire 512 n. C. G. 1118.

ſetzung davon heraus gegeben. Man hat auch eine franzöſiſche Ueberſetzung davon, ſo 1658. von Peter Vattier, mediciniſchem Rathe bey dem Herzog von Orleans beſorgt iſt, und den Titel führet: *L' Hiſtoire Mahometane ou les quarante neuf Califes de Macine. &c.*

Wir müſſen hiebey bemerken, daß Moſtader, der in unſerm Werke erſt der ſieben und vierzigſte Calif iſt, nach dem El-Macin ſchon der neun und vierzigſte iſt. Allein dieſer Unterſchied kommt daher, weil El-Macin 1) den Mohammed als den erſten Calif angiebt, den ich doch gar nicht mit gerechnet habe, ſondern erſt von dem Aboubecer, dem Nachfolger Mohammeds, anfange, und dieſes zwar darum, weil das Wort Calif, ein Nachfolger heiſſet, 2) weil El-Macin den Abdallah-ebn-Zobeir mit unter die Zahl der ommiadiſchen Califе rechnet, ſo ich aber nicht gethan, ſondern meine dazu habende Urſachen bey dem Leben des Moavias des andern angegeben habe.

Moſtarched-Billah

Moſtarched-Billah.

Acht und vierzigſter Calif.

Hegire 512 n. C. G. 1118.

Moſtarched war kaum zum Calif erkläret worden, ſo muſte er ſchon den Verdruß erleben, daß ſich ſein eigener Bruder gegen ihn auflehnte, und ihm durch die Waffen die Krone ſtreitig machen wollte. Dieſer Prinz hatte ſich an dem Tage, da der neue Calif feyerlich auf den Thron geſetzt ward, heimlich vom Hofe weggemacht, und hatte ſich in Hellah, einer in dem arabiſchen gelegenen Stadt, geworffen, wo er ſich einen anſehnlichen Anhang machte. So bald er ſahe, daß er mächtig genug war, ſo gieng er auf Waſſeth, einen wichtigen Ort an dem Tiger, los. Es glückte ihm, daß er dieſen Ort einnahm, welchen er hernach zu ſeinem Waffenplatz, und zu dem Sitze ſeines Aufruhrs machte, indem er daſelbſt den Titel Calif annahm.

Meſtarched Billah Hegire 512 n. C. G. 1118.

Dobais ſtillet den von dem Bruder des Moſtarched angefangenen Aufruhr.

Allein das Reich dieſes Aufrührers war von gar keiner langen Dauer. Der Calif fand in der Perſon des Dobais-ebn Sadekah, des Statthalters der Provinz, zu welcher Waſſeth gehörete, einen tapfern Vertheidiger ſeiner Würde. Dieſer verſammlete in aller Eile alle in ſeiner Statthalterſchaft befindliche Truppen, grif die Rebellen an, ſchlug ſie in die Flucht, nahm den jungen Prinzen gefangen, und brachte ihn zu ſeinem Bruder.

Anfänglich glaubte man, der erzürnte Calif würde an einem Prinzen, der ſich unternommen hätte, ihm die Krone rauben zu wollen, eine grauſame Rache nehmen. Allein Moſtarched verbannete nicht nur alle Empfindungen der Rache, und wollte ſeinen Bruder

nicht

Moſtarched Billah Hegire 512 n. C. G. 1118.

nicht einmal gefangen ſetzen laſſen; ſondern ſchenkte ihm das Leben, und ſtellte ihn wieder auf freyen Fuß.

Dobais nimmt an der Empörung des Thogrul Theil.

Zu eben der Zeit, da Dobais dem Calif ſo ausnehmende Proben ſeiner Treue ablegte, nahm er auf einmal ein ganz entgegen geſetztes Bezeugen ihm an, und gab den Eingebungen eines ſelgiukcidiſchen Prinzen, mit Namen Thogrul, Gehör, der ihn verführte, ſich mit ihm zu vereinigen, um den Calif in Bagdad zu überrumpeln. Thogrul war ein Fürſt, der dem Anſehen nach wenig Land beſaß, und der ſich der Abweſenheit derjenigen Fürſten aus ſeinem Stamme, ſo Sultan zu Bagdad war, bedienen wollte, um im Trüben zu fiſchen, und ſich einen Staat anzuſchaffen. Er raſte deswegen alles mögliche zuſammen, ſo er nur von Leuten aufbringen konnte, und beſtimmte mit Dobais einen Tag, an dem ſie die Stadt überfallen wollten. Allein an eben dieſem Tag ward der Prinz von einem ſo heftigen Fieber befallen, daß er ſein Vorhaben aufſchieben muſte. Auch Dobais ward durch ein einfallendes heftiges Ungewitter verhindert, daß er ſich nicht an dem Orte, wo die Armee des Thogrul ſtand, einfinden konnte. Hiedurch geſchahe es, daß dieſes groſſe Unternehmen gänzlich zernichtet ward.

Der Calif unterdrukket ſie.

Der Calif, ſo von dem, was vorgieng, noch zeitig genug Nachricht erhalten hatte, um ſich in Verfaſſung ſetzen zu können, hatte auf ſeiner

Seite auch Truppen zuſammen gebracht, um ſich dem Angrif der Friedensſtöhrer zu wiederſetzen. Da er aber Nachricht bekam, daß die Feinde auſſer Stand geſetzt wären, ihn anzugreiffen, ſo that er es ſelbſt. Es glückte ihm auch ohne viele Umſtände ſie zu vertreiben; denn er gieng ihnen auf den Leib, ehe ſie ihre Truppen mit einander vereinigen konnten. Wie der eine Hauffen erſt geſchlagen war, ſo war es der andere auch. Thogrul muſte daher, ob er gleich krank war, die Flucht nehmen, und ſich an einen ſichern Ort bringen laſſen.

Moſtarched Billah
Hegire 512
n. C. G.
1118.

Endlich erblicken wir doch einmal wieder einen Calif, der das Herz hat eine wichtige Unternehmung auszuführen, ſo keiner von allen ſeinen Vorgängern gethan hat, ſeit daher ſie ſich in den Perſonen ihrer Emirs ſelbſt Herren geſetzt hatten. Moſtarched ſchien geſinnet zu ſeyn, es ſo auszuführen, als er es angefangen hatte. Und wenn wir dem Glauben beymeſſen wollen, was Khondemir ſagt, ſo ſcheinet es, daß dieſer Herr vom Anfang ſeiner Regierung an, bis zu der fünf hundert ſechs und zwanzigſten Hegire die Waffen niemals niedergelegt hat. Zugleich hat es auch den Anſchein, daß er, indem er Bagdad gegen die darauf gemachte Anſchläge vertheidigte, gleichfals den ſelgiukcidiſchen Prinzen Mahmoud, welchen er zum Sultan ernennet hatte, mit vertheidigte; weil dieſer Prinz damals abweſend

Hegire 526
n. C. G.
1132.

Moſtarched Billah Hegire 526 n. C. G. 1132.

ſend war, und ſich folglich durch niemand als den Califen vertheidigen konnte.

Nachdem dieſer Mahmoud in der fünf hundert und ſechs und zwanzigſten Hegire mit Tode abgegangen war, ſo kam ſein Bruder Maſſoud wieder an ſeine Stelle, und ließ dem Calif ſeine Gelangung zum Sultanate wiſſend machen. Moſtarched ließ darauf in allen Moſcheen bekannt machen, und zwar mit eben den Feyerlichkeiten, die bey dieſer Gelegenheit bey den vorhergehenden Sultanen gebraucht worden waren.

Der Calif nimmt dem Maſſoud das Sultanat.

Dennoch aber geſchahe es, daß der Calif kurz darauf ſeine Meinung veränderte. Es kann ſeyn, daß er es gethan hat, um ſeiner Würde ihren vorigen Glanz wieder zu verſchaffen, oder um ſich einem Theile der Groſſen an ſeinem Hofe gefällig zu bezeugen, nach deren Geſchmacke der Maſſoud im geringſten nicht war. Mit einem Wort: er befahl ſeinen Namen wieder aus den öffentlichen Gebetern weg zu laſſen, und nahm ihm ſelbſt ſeine Würde als Sultan.

Hegire 529 n. C. G. 1134.

Die beſtändigen Kriege, ſo die Selgiukiden gegen einander führten, und wodurch ſie ihre Macht zuletzt übern Hauffen warffen, verhinderten den Maſſoud, ſich ſogleich an dem Moſtarched wegen der ihm zugefügten Beleidigung zu rächen. Es verſtrichen daher faſt drey Jahre, ohne daß man von dieſem Herrn in Bagdad das geringſte zu vernehmen hatte.

Moſtarched Billah Hegire 529 n. C. G. 1134.

hatte. Als aber Maſſoud in der fünf hundert und neun und zwanzigſten Hegire nach Rei kam, um ſich daſelbſt von ſeinen ausgeſtandenen Strapazen auszuruhen, ſo ließ er ſich nach allem, was in Bagdad in Anſehung ſeiner vorgegangen, genau erkundigen. Die Nachrichten, ſo er erhielt, ſetzten ihn in Wuth, und er entſchloß ſich, ſich, ſo bald es ſich würde thun laſſen, deswegen zu rächen.

Maſſoud zwinget ihn, ihm ſolches wieder zu geben.

In dieſer Abſicht brach er von Rei mit ſeinen Truppen auf, und faſſete auf die erhaltene Nachricht, daß der Calif in dem babyloniſchen Irak eine Armee ſtehen habe, den Entſchluß vorher, ehe er nach Bagdad gienge, dieſe Armee anzugreiffen, und den Califen von dieſer Seite zu ſchwächen.

Es koſtete auch den Maſſoud nicht viele Mühe ſie übern Hauffen zu werffen. Die Annäherung dieſes Fürſten, ſein groſſer Ruf, viele in beſtändigen Kriegen zugebrachte Jahre, alles dieſes machte auch auf die bagdadſchen Völker, und auf den Calif ſelbſt einen groſſen Eindruck. Dieſer zeigte itzt den Muth nicht mehr, den er in der erſten Zeit ſeiner Regierung von ſich hatte blicken laſſen; ſondern ſahe geruhig zu, wie ſeine Völker geſchlagen wurden; und als ſich hernach Maſſoud nach erhaltenem Siege vor Bagdad ſehen ließ, ſo ließ er die Thore öfnen, und empfieng ihn ſo gnädig, als er nur vermochte.

Moſtarched Billah Hegire 529 u. C. G. 1134.

Sein Betragen gegen den Calif.

Nachdem ſich alſo der Sultan von Bagdad über den Calif Meiſter gemacht hatte, ſo übte er an dieſem keine andere Rache aus, als daß er aus einem gebieteriſchen Ton gegen ihn redete, ſo aber für dieſen Prinz ſehr demüthigend war. Hernach als er noch einige Zeit in dieſer Hauptſtadt zugebracht hatte; ſo gab er dem Calif zu verſtehen, daß er itzt im Begrif ſey wieder gegen ſeine Feinde ins Feld zu gehen, er möchte ſich dahero anſchicken, ihm dahin zu folgen. Moſtarched, ſo ſich nicht mehr im Stande befand etwas abzuſchlagen, unterwarf ſich den Befehlen des Sultans, und ſie reiſeten darauf mit einander ab.

Bis zu der Provinz Adherbigian kamen ſie ohne einige Zufälle. Hier fieng Maſſoud an, dem Califen von verſchiedenen ſehr beſchwerlichen Bedingungen vorzureden mit dem Begehren, ſich ſolchen zu unterwerffen. Sie betraffen unter andern die Puncte, daß ſich Moſtarched verbindlich machen ſollte, ihm jährlich viermal hundert tauſend goldene Thaler zu bezahlen, und in Bagdad nur allein mit ſeiner Leibwache zu verbleiben, ohne jemals andere Völker anzuwerben.

Moſtarched wird umgebracht.

So hart auch dieſe Bedingungen waren, ſo wurden ſie dennoch nicht gänzlich verworffen, obgleich der Calif anfänglich viel Schwierigkeiten zu machen ſchien. Allein indem man noch von beyden Seiten darüber in Unterhandelung war, ſo begab ſich eine Begebenheit,

Moſtarched Billah Hegire 529 n. C. G. 1134.

wodurch ſie ganz aufgehoben wurden. Moſtarched ward in ſeinem Gezelt von einigen Batineern umgebracht, die ihm erſtlich Naſen und Ohren abgeſchnitten, und ihn darauf gänzlich tödteten. Jederman glaubte damals mit Gewißheit, daß dieſer Mord von dem Maſſoud angeſtiftet ſey, und daß es der Sultan ſey, der die Batineer, ſo, wie wir ſchon oben geſehen haben, Meuchelmörder von Profeßion waren, gedungen habe, ihn an dem Califen wegen des ihm angethanen Schimpfs, indem er ſeinen Namen aus den öffentlichen Gebetern wegzulaſſen befohlen hatte, zu rächen.

Es war im Jahre der fünf hundert und neun und zwanzigſten Hegire, als Moſtarched umgebracht ward. Er war damals drey und vierzig Jahre alt, und mochte ohngefehr achtzehen regieret haben. Sein Sohn Raſched-Billah beſtieg nach ihm den Thron.

Unter der Regierung dieſes Fürſten that ſich unter dem Namen **Arabek** eine neue Macht hervor, welches Wort ſeinem Urſprunge nach im arabiſchen eigentlich ein **Vater, Hofmeiſter, oder Lehrer** heiſſet. Anfänglich ward dieſer Titel verſchiedenen Herren, denen die Auferziehung der Prinzen aus dem Hauſe der Selgiukeiden anvertrauet war, beygeleget. Dieſe Herren wurden hernachmalen ſo mächtig, daß ſie vier fürſtliche Häuſer ſtifteten, ſo gemeiniglich Herrſchaften genen-

Moſtarſched Billah Hegire 529 n. C. G. 1134.

net werden, und welche faſt eben zu einem ſolchen Anſehen als diejenigen gelangten, von welchen wir bisher o geredet haben. Die erſte hieß die Herrſchaft der **Atabeks von Irak**, die andere von **Adherbigian**, die dritte von **Fars** oder **Perſien**, und die vierte von **Lariſtan**. Wir ſehen, daß dieſe Herrſchaften ihren Namen von den Ländern angenommen haben, in welchen ſie entſtanden ſind.

Die Atabeks von Irak fiengen an zu regieren in dem Jahre der Hegire fünf hundert ein und zwanzig, und im Jahre Chriſti eilf hundert ſieben und zwanzig. Ihre Macht erſtreckte ſich über Chaldäa, Meſopotamien oder Diarbeck, und ganz Syrien, bis nach Egypten. Der erſte Atabek, den Mahmoud in Bagdad eingeſetzt hatte, bekam zu dieſer Statthalterſchaft noch die von Moſſul hinzu. Und kurz darauf machte er ſich von Alep und noch andern Orten Meiſter. Im arabiſchen hieß er **Omaddedin Zenghi**. Er iſt derjenige, dem die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber den Namen **Sanguin** beylegen.

Die andere Herrſchaft der **Atabeks von Adherbigian**, oder von **Medien** nahm im Jahr der fünf hundert fünf und funfzigſten Hegire ihren Anfang.

Die dritte, nemlich die von **Fars** oder **Perſien**, ſo auch ſonſt die von **Salgarien**

heiſ

heiſſet, fieng in der fünf hundert drey und vierzigſten Hegire an.

Moſtarched-Billah Hegire 529 n. C. G. 1134.

Die vierte heiſſet die Herrſchaft von Lariſtan, weil ihre Fürſten die Provinz Lar eroberten, welche nach dem perſiſchen Meerbuſen zu lieget. Sie nahm einige Zeit nach der von Perſien ihren Anfang.

Wir müſſen hier bemerken, daß die Fürſten aller dieſer Herrſchaften, ob ſie gleich ſehr mächtig waren, ſich dennoch nicht unterſtanden, den Titel **Sultan** anzunehmen. Sie thaten dieſes aus Achtung für die Selgiukeiden, denen ſie ihre ganze Hoheit ſchuldig waren. Vielleicht aber hatte die Furcht ſie zu Feinden zu bekommen mehr Antheil hieran, als der erſte Bewegungsgrund.

Amer, der ſiebende fatimitiſche Calif, ſtirbt.

Unter der Regierung des Moſtarched ſtarb Amer-Brakham Allah, der ſiebende fatimitiſche Calif in Egypten, im Jahr der fünf hundert und vier und zwanzigſten Hegire. Er wurde, als er eben in ſeinem Garten ſpatzieren gieng, von den Batineern umgebracht. Er war damals vier und dreyßig Jahre alt, und hatte neun und zwanzig regieret. Da dieſer Amer keine Söhne nachließ, ſo fiel die Krone einem ſeiner Verwandten zu, der ein Sohn des Moſtanſer-Billah, des fünften fatimitiſchen Califs war. Dieſer neue Calif nahm den Namen Haſedh-ledinillah an.

Raſched-Billah. Hegire 529 n. C. G. 1134.

Raſched-Billah.

Neun und vierzigſter Calif.

Nach dem Tode des Moſtarched beſtieg ſein Sohn Raſched den Thron, welchen er aber nur in kurzer Zeit beſaß. Er bezeugete dem Sultan Maſſoud ſo wenig Achtung, daß er deswegen mit demſelben in einen Krieg verwickelt ward, der ſo unglücklich für ihn ablief, ſo daß er nicht nur ſeine Ehre und ſein Anſehen dabey zuſetzte, ſondern zuletzt gar um Krone und Leben kam.

Der Calif ſtöſſet den Sultan vor den Kopf.

Maſſoud hatte ſich, wie wir geſehen haben, ſchon mit dem Moſtarched wegen eines von dieſem zu erlegenden Tributs in Unterhandlung eingelaſſen. Raſched war daher kaum auf den Thron geſtiegen, ſo ſchickte der Sultan zu ihm, und ließ ihm die Summe, wie ſie in dem mit ſeinem Vater mehrentheils zur Richtigkeit gebrachten Vergleich feſt geſtellet war, abfordern.

Raſched, der dieſes Anſinnen als einen Schimpf für das Andenken und die Würde eines Prinzen anſahe, ſo ihm das Leben gegeben hatte, und ſeine Schwäche dabey im geringſten nicht in Erwägung zog, wurde dadurch in Harniſch gebracht, und gab allein ſeinem Zorne Gehör. Daher gab er dem Abgeordneten des Maſſoud nicht nur eine anzügliche und ſeltſame Antwort, ſondern fügte ihr auch viele

Raſched-Billah
Hegire 529
n. C. G.
1134.

viele Drohungen hinzu, ſo auch nicht ohne Würkung blieben.

Die Hofleute, die der Meinung des Fürſten allemal beyfallen, billigten dieſes ſein Verfahren, und ohne in Erwägung zu ziehen, daß der Sultan, auf welchen ſie itzo ſo ſehr los zogen, im Stande wäre, wegen des gegen ihn bezeugten Betragens Rechenſchaft zu fordern, gaben ſie nicht nur den Rath, demſelben den verlangten Tribut rund abzuſchlagen, ſondern ihm auch ſelbſt den Einzug in Bagdad zu verſagen, und alle, ſo ſeine Freunde oder Angehörigen wären, den Augenblick aus der Stadt hinaus zu treiben.

So heftig und unbedachtſam dieſer Anſchlag auch war, ſo fand er doch mehr Gehör als ein Rath. Jedermann billigte ihn mit vielem Eifer, oder vielmehr mit Uebereilung. Auf eben dieſe Art wurde er auch ausgeführt; man dachte nicht daran, was er für Folgen haben könnte, und nahm auch keine zu ſeiner Ausführung erforderliche Maßregeln.

Unterdeſſen ſchien es doch, daß das Glück das Vorhaben des Raſched in etwas unterſtützen wollte. Denn Dadoud-ebn-Mahmoud, der zwar ein ſelgiukeidiſcher Prinz, aber von einer Linie war, die mit dem Maſſoud in keinem guten Vernehmen ſtand, ſchickte auf erhaltene Nachricht von dem, was in Bagdad vorgieng,

Raſched-Billah.
Hegire 529 n. C. G. 1134.

an den Calif, und ließ ihm ſeine Hülffe gegen den Sultan antragen.

Dieſe Hülffe, die ſo ſehr zu gelegener Zeit kam, ward mit beyden Händen angenommen. Raſched ließ ihn derohalb dem verbindlichſten Dank abſtatten, und ihn erſuchen, ſich ſo bald als möglich zu ihm zu verfügen. Dadoud kam auch darauf würklich früher an, als es der Calif gehoffet hatte. Dieſer erklärte ihn bey ſeinem Einzuge zum Sultan, und ließ ihm die gehörigen Patente darüber ſogleich ausfertigen, ſo daß nur ſeiner allein in den öffentlichen Gebetern Erwähnung geſchähe. Maſſouds Name ward nicht nur daraus weggelaſſen, ſondern ſelbſt daraus verbannet.

Dadoud ward zwar über einem ſo glücklichen Anfang ſehr erfreuet, er fieng aber bald an dem guten Ausgange dieſer Unternehmung zu zweiffeln an, als er die Kräfte des Califen, und den Zuſtand des Orts, dem es an vielen zu einer guten Vertheidigung nöthigen Stücken fehlte, genau eingeſehen hatte.

Hegire 530 n. C. G. 1135.
Maſſoud belagert Bagdad.

Seine Unruhe nahm aber noch weit mehr zu, als die Nachricht einlief, daß Maſſoud mit einer ſtarken Armee im Anmarſche wäre, und daß er in kurzer Zeit vor Bagdad ſeyn würde. Er blieb auch in der That nicht lange mehr aus. Das Gerücht von der groſſen Menge ſeiner bey ſich habenden Truppen machte, daß man kein Treffen mit ihm wagen wollte, ſondern ſich lieber in dieſer Stadt einſchlieſſen ließ. Die Belagerten vertheidigten ſich zwar einige Tage hindurch recht gut. Da aber Maſſoud, anſtatt, ſich dadurch abſchrekken zu laſſen, vielmehr ſeine Angriffe und ſeinen Eifer verdoppelte, ſo fieng Raſched an, die Gröſſe der Gefahr einzuſehen, worein er gerathen würde, wenn der Ort zum Unglück übergehen ſollte.

Raſched-Billah. Hegire 530 n. C. G. 1135.

Die Furcht, in die Hände des Maſſoud zu gerathen, trieb ihn an ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Da Bagdad von einem gar zu groſſen Umfange iſt, und daher nicht wohl auf allen Seiten genau eingeſchloſſen werden kann, ſo glückte es dieſem Prinzen einen freyen Ausgang zu finden, deſſen er ſich ſogleich zum entwiſchen bediente, und nach Moſſul entfloſe. Da er ſich aber leicht vorſtellen konnte, daß ihn auch hier Maſſoud entdecken, und aufſuchen würde, ſo verließ er auch dieſen Ort wieder, und wollte ſich noch weiter fort machen. Allein er ward auf ſeiner Reiſe aufgefangen und getödtet; ich kann nicht ſagen, ob es vielleicht Räuber, oder von dem Maſſoud ihm nachgeſchickte Leute gethan haben. Auf ſolche Art kam dieſer Prinz ums Leben, nachdem er ohngefehr ein Jahr regieret hatte. Moktaphi, ſein Oheim, ein Sohn des Moſtader-Billah bekam ſeine Krone wieder.

Der Calif wird auf der Flucht getödtet.

Abulfaragius erzählet die Einnahme von

Raſched-Billah. Hegire 530 n. C. G. 1135.

Bagdad, und die darauf folgenden Begebenheiten mit etwas veränderten Umſtänden. Er ſagt, es ſey mit dieſer Stadt nach einer Belagerung von zween Monaten aufs allerāuſſerſte gekommen, und noch dazu wären die Geſinnungen in Anſehung des Califen getheilet geweſen. Seine Freunde hätten ihm daher den Rath gegeben auf die Flucht bedacht zu ſeyn; er habe es auch gethan, und ſey in der Nacht mit einer zahlreichen Begleitung aus Bagdad weggegangen.

Maſſoud habe dieſe Entweichung nicht gewuſt, oder ſich nur ſo geſtellet, um keine Schlacht zu wagen. Den folgenden Tag ſey Bagdad übergegangen, und der Ueberwinder habe ſeinen triumphirenden Einzug gehalten. Nachdem er von dieſem eroberten Orte Beſitz genommen, ſo habe er die Lehrer des Rechts, die Magiſtrate, und andere anſehnliche Perſonen mehr zuſammen berufen, und ihnen eine mit des Califen eigener Hand unterzeichnete Schrift vorgelegt. Abulfaragius ſagt uns auch ihren Innhalt, aber ohne dabey zu bemerken, bey welcher Gelegenheit, zu welcher Zeit, und an welchem Orte ſie der Calif geſchrieben habe.

Der Innhalt dieſer Schrift beſtand in folgenden Ausdrücken: **wenn ich jemals Truppen verſammle, wenn ich jemals aus Bagdad komme, wenn ich jemals einen von denen, die den Selgiukeiden an-**

Raſched-Billah. Hegire 530. n. C. G. 1135.

anhängig ſind, das Leben nehmen laſſe, ſo will ich meiner Krone verluſtig ſeyn. Nachdem der Sultan dieſe Schrift verleſen, und darauf einen jeden in der Verſammlung um ſeine Meinung befragt hatte, ſo erklärte ſich jederman gegen den Raſched. Man ließ ſeinen Namen aus den öffentlichen Gebetern weg, und das Califat ward in allen dem Califen von Bagdad unterwürffigen Provinzen als erlediget angeſehen. Hierauf gab Maſſoud dem Moktaphi, einem Sohne des Moſtaders, ſeine Stimme, und dieſes hatte die Würkung, daß er einmüthig zum Calif erwählet ward.

Moktaphi = Leemrillah.

Funfzigſter Calif.

Moktaphi. II.

Moktaphi war der andere Calif dieſes Namens. Man unterſcheidet ſie beyde durch ihre Zunamen. Der erſte heiſſet Billah, und der andere Leemrillah.

Dieſer Prinz, der dem Maſſoud ſein ganzes Glück zu danken hatte, dachte nicht daran ſein Anſehen in Ausübung zu bringen, ſo lange dieſer Sultan am Leben war. Kaum aber hatte er die Augen zugethan, ſo gewannen die Sachen ein verändertes Anſehen. Der Calif machte alle ſeine Rechte als regierender

Mektaphi-Leemrillah Hegire 530 n. C. G. 1135.

Herr wieder geltend, und herrſchte in allen ihm unterwürfſigen Ländern als wahrer Souverain. Allein er müſte lange warten, ehe er hiezu gelangen konnte; denn Maſſoud ſtarb erſtlich im Jahr der fünf hundert und ſieben und vierzigſten Hegire.

Hegire 532 n. C. G. 1136. und die folgende.

Während dieſer Zeit war das muſelmanniſche Reich ein Raub innerlicher Unruhen und bürgerlicher Kriege. Die Ehrſucht derer, die ſich zu unnuterwürfſigen Fürſten erheben wollten, oder hiezu ſchon gelanget waren, waren an allen dieſem Unglück ſchuld, indem ſie auf nichts bedacht waren, als ſich auf Koſten ihrer Nachbaren zu vergröſſern. Man ſchonte damals ſeine Verwandten eben ſo wenig, als Feinde, und man ſahe alle Länder, zu deren Eroberung einiger Anſchein war, als feindliche Länder an. Dieſe ausgelaſſene Haabſucht war der Grund zu den vielen Herrſchaften, die entweder zugleich, oder nach einander in dem muſelmanniſchen Reiche entſtunden, und die Urſach, daß ſie wieder zerfielen, weil die Fürſten aus einer Herrſchaft ſich ſelbſt unter einander durch grauſame Kriege aufrieben, nnd nach vielem zum Ruin der andern vergoſſenen Blute, ſich durch derſelben Eigenthum zu vergröſſern.

Die damals am meiſten blühende Herrſchaft war die Herrſchaft der Selgiukeiden. Allein ſie fieng auch ſchon damals an, durch ihr eigen Gewicht zu ſinken; denn die Fürſten ken aus dieſem Hauſe fügeten ſich nach dem Beyſpiele der andern weit mehr Schaden zu, als ihnen die fremden thaten.

Moktaphi-Leemrillah Hegire 530 u. C. G. 1136.

Sie muſten zugleich von den Atabeks viele Drangſale erdulden, die ſie ſelbſt beſtellet hatten, ihre Provinzen in ihrem Namen zu regieren. Dieſe gaben ſich von Tage zu Tage mehr Mühe, die ihnen anvertrauete höchſte Gewalt ſich ſelbſt zuzueignen, und fiengen bald darauf an, den Titel **Sultan** wie die Selgiukeiden anzunehmen.

Dieſe beſtändigen Kriege und Mißhelligkeiten hätten den chriſtlichen Prinzen die ſchönſte Gelegenheit geben können, den Orient zu erobern, und die engen Schranken des Königreiches Jeruſalem, ſo ſie unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten, weit in die morgenländiſchen Länder hinein auszudehnen; allein dieſe Prinzen waren unter ſich eben ſo wenig einig, als die andern, denn ſie waren auf nichts, als ein jeder auf ſeinen beſondern Vortheil bedacht, und hatten den Haupt-Endzweck des von ihnen unternommenen groſſen Vorhabens * ganz und gar aus den Augen geſetzt.

Dieſe

---

* Die Kreutzzüge waren dieſe groſſe Unternehmungen, wovon ich bishero noch nicht Gelegenheit gehabt habe zu reden, weil ich, da dieſe Geſchichte eigentlich nur die Begebenheiten zum Vorwurffe hat, die ſich in den dem Califen

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 530 n. C. G. 1136.

Dieſe Fürſten fanden an den Atabeks mächtige Feinde, worunter der erſte mit Namen

liſen zu Bagdad unterwürffigen Ländern zugetragen haben, Bedenken träge, Begebenheiten hinein zu miſchen, die an Orten geſchehen, wo ihr Scepter nicht erkannt ward. Da aber die Atabeks ihre Gewalt in Syrien ausbreiteten, und ihre Nachfolger, wie wir künftig ſehen werden, den Fatimiten die Königreiche Syrien und Egypten wegnahmen; um dieſe Länder wieder mit dem Gebiete der Califen von Bagdad zu vereinigen, ſo halte ich für nöthig, von den Unternehmungen der chriſtlichen Prinzen in dieſen Ländern, ehe ſich dieſe Veränderung zutrug, einen Abriß zu machen, Unternehmungen, die von Folgen begleitet wurden, deren Erzählung der Haupt-Vorwurf dieſer Geſchichte inskünftige werden wird.

Ein Edelmann aus Picardie, mit Namen Peter der Eremit, that im Jahre Chriſti tauſend und drey und neunzig eine Reiſe nach Paläſtina, und wurde durch den Anblick der heiligen Oerter, die in den Händen der Muſelmannen waren, ſo gerührt, daß er den Entſchluß faſſete, dieſes Land ihrer Gewalt zu entreiſſen. Von dieſem Vorſatz gab er dem Patriarchen von Jeruſalem Nachricht, der deswegen an den Pabſt und die mächtigſten Prinzen in Occident ſchrieb. Peter, ſo dieſe Briefe ſelbſt beſtellete, begleitete ihren Innhalt mit ſo vielem Nachdruck, daß endlich die chriſtlichen Prinzen ein Bündnis eingiengen, men Zenghi, ſich zur Zeit des Kreuzzuges beſonders hervor that. Er tödtete ihnen nicht nur

Moktaphi Leemrillah. Hegire 531 n. C. G. 1136.

---

das heilige Land den Muſelmannen weg zu nehmen. Dieſes Bündnis bekam den Namen Kreuzzug, weil das Zeichen des Kreuzes in ihre Fahnen geſetzt, und einem jeden, der dieſem Zuge beywohnte, auf das Kleid genehet ward.

Könige. Fürſten, Herren, und dieſem ihren Beyſpiele zufolge das gemeine Volk, ſelbſt Weiber, oder um beſſer zu ſagen, die ganze chriſtliche Welt, unterſtützte dieſes Unternehmen mit einem Eifer, wobey viel Uebereilung und Unbedachtſamkeit mit unterlief. Es waren faſt achtmal hundert tauſend Perſonen, die die Waffen ergriffen, und ſich auf den Kreuzzug machten. Und damit dieſe ungeheure Menge Menſchen ſich nicht ſelbſt auf der Reiſe aufhalten möchte, ſo wurden ihnen beſondere Wege angewieſen; einige reiſeten zu Waſſer, andere zu Lande, alle aber nahmen ſie ihren Weg nach Conſtantinopel, ſo zu dem Haupt-Sammel-Platz beſtimmet war.

Die Ankunft dieſer Völker verurſachte dem Alexius-Comenus, damaligen griechiſchen Kaiſer, viele Unruhen. Dieſer Prinz hoffete zwar wirklich, daß ihm die abendländiſchen Chriſten zu Hülffe kommen, und gegen die Muſelmannen Beyſtand leiſten ſollten. Da er aber eine ſo ungeheure Menge ankommen ſahe, ſo fieng er an, für ſich ſelbſt beſorgt zu ſeyn, und glaubte anfänglich, er habe weiter nichts durch ihre Hülffe, als veränderte Fein

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 532 n. C. G. 1136. nur viel Volk, ſondern nahm ihnen auch viele Plätze, und unter andern die Stadt Roha (Edeſ:

de erhalten. Doch bekam er wieder Muth, als er ſahe, daß ſich ein groſſer Theil von ihnen zu Schiffe ſetzte, und über die Meer-Enge bey Gallizeli gieng, um ſich nach Calcedonien zu begeben. Dieſe, die ſo von dem Peter dem Eremiten angeführt wurden, wurden von dem Sultan zu Nicara faſt alle in Stükken gehauen. Die andern aber, ſo ihnen nachfolgeten, hatten in dem Kriegeshandwerke geübte Prinzen zu Anführer, und kamen daher auch etwas beſſer weg. Sie eroberten Nicara nach einer Belagerung von ſieben Wochen im Jahr Chriſti tauſend und ſieben und neunzig. Von da nahmen ſie ihren Weg nach klein Aſien, fielen in Syrien ein, und nahmen in dem folgenden Jahre die Stadt Antiochia weg, ſo dem Bormond einem Sohne Robert Guiſcard gegeben ward. Hernach nahmen ſie Edeſſa ein, und traten ſolches dem Boduin, einem Bruder des berühmten Gottfrieds von Bouillon ab. Der letzte aber ward kurz darauf zum König von Jeruſalem ernennet, nachdem die Kreuzträger dieſen Ort eingenommen hatten.

Nach dieſer Eroberung und einem im Jahre tauſend neun und neunzig über den Sultan erfochtenen wichtigen Siege, nahmen die meiſten chriſtlichen Prinzen, ſo dem Kreuzzuge gefolget waren, wiederum ihren Abſchied, verlieſſen Morgenland, und kehrten zu den ihrigen zurück. Die zurückgebliebenen Herren, denen

die

(Edeſſa) weg, deren ſie ſich zu Anfang des Krieges bemächtiget hatten. Darauf belagerte

Moktaphi Leemrillah. Hegire 532 u. C. G. 1136.

---

die eroberten Länder zugefallen waren, muſten alſo ſehen, daß ſie ſo gut fertig würden, als ſie konnten, und ſich mit denen Truppen, ſo bey ihnen zurück blieben, allein vertheidigen.

Die Abreiſe dieſer Prinzen machte den Muth der Muſelmänner wieder lebend. Sie nahmen die Waffen gegen die Chriſten von neuem zur Hand, und ſetzten ihnen viele Jahre lang heftig zu. Dieſe vertheidigten ſich zwar ſehr tapfer; nachdem aber Atabek-Zenghi (derjenige, den die Franzöſiſche Schriftſteller Sanguin nennen) Edeſſa nach einer langen Belagerung eingenommen hatte, und der Stadt Antiochia auch mit einer Belagerung drohete, ſo riefen die morgenländiſche Chriſten die abendländiſchen zum anderen male zu Hülfe. Und darauf ward in ganz Occident das Kreutz von neuem geprediget.

Man ſahe darauf wiederum eine furchtbare Armee den Weg nach Conſtantinopel nehmen. Ein groſſer Theil derſelben kam aber aus Hunger und Elend ums Leben, und zwar durch Verrätherey Emanuels, damaligen Griechiſchen Kaiſers; ein anderer Theil wurde unterweges niedergehauen, weil ſie untreue Wegweiſer hatten, die ſie den Muſelmannen in die Hände lieferten; noch andere aber, die ihren Weg zur See genommen hatten, giengen durch Ungewitter zu Grunde. Daher geſchahe es, daß Ludewig der ſiebente, König von Frankreich, der mit einer der zahlreichſten Armeen ſich ſelbſt

in

Moktaphi-Lemrillah. Hegire 532 n. C. G. 1136.

gerte er Biva, einen feſten und ſehr wichtigen Ort. Die Chriſten vertheidigten ſich zwar lange Zeit

in eigener Perſon auf dieſen Zug gemacht hatte, mit ſeinen ſehr wenigen Truppen, die noch dazu in dem elendeſten Zuſtande waren, in Antiochia anlangte. Dennoch aber wagete man einige Unternehmungen, und ſie hatten einen ziemlich guten Anſchein; allein alles ward bald darauf wieder krebsgängig, weil die Fürſten untereinander in Uneinigkeit geriethen, ſo daß die Kreutzträger den Muth verlohren, und wiederum nach Europa zurückkehrten. Dieſer andere Kreuzzug, der im Jahre eilf hundert ſieben und vierzig von dem Pabſte, den Biſchöfen, und beſonders dem heiligen Bernhard mit ſo groſſen Anſtalten zu Stande gebracht war, nahm alſo im Jahr eilf hundert und neun und vierzig wieder ein Ende, und hatte weiter nichts gefruchtet, als daß eine ungeheure Anzahl Chriſten ihr Leben dadurch einbüſſeten, ohne das allergeringſte ausgerichtet zu haben.

Dieſe Beſchaffenheit hatte es mit den zwey erſten Kreutzzügen der Chriſten gegen die Muſelmannen, ich habe nur ganz überhaupt davon geredet, weil ſie, wie ich ſchon erinnert habe, unſere Geſchichte eigentlich nichts angehen. Mit den Kriegen, die nach der Ausrottung der Fatimiten geführet wurden, hat es aber eine andere Beſchaffenheit. Da aber Egypten und Syrien damals wieder unter die Gewalt der Califen von Bagdad kamen, ſo habe ich dennoch meiner Geſchichte das merkwürdigſte einverleiben wollen, ſo in dieſen Ländern zwiſchen den Chriſten und Muſelmannen vorgefallen iſt.

Zelt darinnen, doch ſtets ohne Hofnung ihn erhalten zu können. Ihre ganze Abſicht war blos eine etwas vortheilhafte Capitulation zu erhalten; zu ihrem gröſten Glücke aber ward Zenghi gezwungen die Belagerung aufzuheben, um eiligſt nach Moſſul zu gehen, und einen in dieſer Stadt entſtandenen Aufruhr zu dämpfen, und zugleich den Tod ſeines daſelbſt zurück gelaſſenen Statthalters zu rächen, den die Einwohner ums leben gebracht hatten. So bald er weg war, ſo trat der Commendant in Biva dieſen Ort mit Einwilligung der übrigen chriſtlichen Fürſten an einen anderen mahomedaniſchen Prinzen ab, den man als einen weniger gefährlichen Nachbar anſahe, als den Zenghi.

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 539 n. C. G. 1144. Zenghi nimmt den Chriſten Roha weg.

In dem folgenden Jahre wurden die Kreuzträger ſeiner ganz los. Denn da dieſer Prinz beſchäftiget war, die Belagerung von Juafar ſtark zu treiben, ſo fand man ihn einſtmalen des Morgens in ſeinem Zelte erwürget liegen. Er hinterließ drey Söhne, den Noureddin Mahmoud, den Sefieddin, und den Cokhbeddin. Der älteſte bekam ganz Syrien zu regieren; die zween andern aber erhielten Meſopotamien.

Hegire 540 n. C. G. 1145.

Noureddin (derjenige, den die franzöſiſchen Autores Nocadin nennen) hatte ſich nicht ſo bald in den Beſitz deſſen geſetzt, ſo ihm aus der väterlichen Erbſchaft zugefallen war, als er die Waffen gegen die chriſtlichen Prinzen ergrif. Er

Noureddin bekrieget den Boemond.

Mektaphi-Leemrillah.
Hegire 540
n. C. G.
1145.

konnte den Boemond, einen Prinzen aus dem Geblüte der Könige zu Sicilien, der zum Fürſten von Antiochien erkläret war, nicht als einen ſo nahen Nachbar ſeiner Staaten von Alep vertragen. Er fieng deswegen einen Krieg mit ihm an, und beunruhigte ihn durch ununterbrochene Feindſeligkeiten, deren Ausgang für den Boemond ſehr unglücklich ablief. Denn dieſer Herr kam in einer Schlacht ums leben, Noureddin gewann, dennoch aber konnte er ſich dadurch nicht zum Meiſter von Antiochia machen.

Er nimmt den Chriſten viele Oerter weg.

Hegire 547
n. C. G.
1152.

Hernach führte er mit den Chriſten langwierige und blutige Kriege, und erhielt dadurch ſo viel, daß er ihnen viel Plätze wegnahm, wovon ſie ſich in dem erſten Kreuzzuge Meiſter gemachet, und ſich hernach darinn getheilet hatten. Von dieſen Oertern wollen wir bemerken Azaz, Kureſi, Baurandan, es ſind ihrer aber noch mehr; er gab dabey vor, die Chriſten hätten dieſe Oerter von der Landſchaft Alep alle unrechtmäßiger Weiſe abgeriſſen.

Maſſoud ſtirbt.

Dieſe letzten Eroberungen geſchahen in dem Jahre der Hegire fünf hundert ſieben und vierzig, ſo durch den Tod des Maſſoud, Sultans von Bagdad, ſehr merkwürdig iſt, einer Begebenheit, mit welcher der Ruin des Anſehens der Selgiukeiden im Irak ſeinen Anfang nahm. Da Maſſoud keine Söhne hatte, ſo nahm er einen ſeiner Neffen, einen Sohn ſeines Bruders des Sultans Mahmoud an Kindesſtatt an. Dieſer hatte den Namen Malek-Schach der andere, um ihn von dem berühmten Schach, dem Großvater des Maſſoud, und dem dritten Fürſten aus dem Stamme der Selgiukeiden, unterſcheiden zu können.

Moktaphi Leemrillah.
Hegire 547
n. C. G.
1152.

Dem letzten Willen des Maſſoud ward nicht nachgelebt, oder wenigſtens nur auf kurze Zeit. Malek-Schach, den man als einen Prinzen anſahe, der die Krone zu tragen unwürdig ſey, ward abgeſetzt, und in ein in Hamadan liegendes Schloß verbannet. Darauf ſetzte man ſeinen ältern Bruder den Mohammed, ſo damals in Khoraſſan regierte, wieder an ſeine Stelle.

Hegire 548
n. C. G.
1153
Der Calif
macht ſich
in Bagdad
zum Herrn.

Gleich nach dem Tode des Maſſoud machte ſich Moktaphi in Bagdad völlig zum Herrn, und verſtattete den Selgiukeiden nicht ferner, ſich weder in dieſer Stadt, noch in ſeinem ganzen Gebiete einiges Anſehen anzumaſſen. Man kann daher den Maſſoud als den letzten Selgiukeiden anſehen, der im Irak zu gebieten gehabt hat. Aus dieſer Urſach beſchlieſſet auch Ben Schunah, ein arabiſcher Geſchichtſchreiber, ſo von der Herrſchaft der Selgiukeiden geſchrieben hat, mit dem Maſſoud die Geſchichte der ſelgiukeidiſchen Prinzen.

Dem ohngeachtet aber ſetzte ſich doch Mohammed, der an die Stelle ſeines Bruders,

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 546 n. C. G. 1153.

des Malek-Schach, wieder Sultan geworden war, in Bereitſchaft, den Calif mit Gewalt zu zwingen, ihn als Sultan von Bagdad zu erkennen. Aber er bekam ſo wichtige Händel, daß er genug zu thun hatte, auf die Erhaltung ſeiner eigenen Umſtände bedacht zu ſeyn, und verhindert ward, auswärtige Beſchäftigungen zu ſuchen.

Hegire 549 n. C. G. 1154.

Die Verſchwörung, durch welche er nach der Abſetzung ſeines Bruders Malek war auf den Thron erhoben worden, war ein Werk eines alten Miniſters, mit Namen Khazbeck-Belingheri, welcher zur Belohnung deſſen, daß er durch ihn den Thron erhalten hatte, ganz allein die Regierungs Geſchäfte des Staats nach eigenem Gefallen einzurichten verlangte. Der junge Prinz, ſo ſelbſt regieren wollte, konnte es aber nicht geduldig anſehen, daß ein anderer die höchſte Gewalt mit ihm zu theilen verlangete. Er gab deswegen ſein Mißvergnügen über dieſen Mann einem ſeiner Räthe zu verſtehen, der ihm ſonſt nichts als dieſe Worte zur Antwort gab: **Aus dem Stamme eines Cypreſſen Baumes wachſen eher keine neue Zweige hervor, bevor man ihm die alten nicht genommen hat:** durch dieſe Worte zielte er auf des Khazbeck Alter, und auf die Jugend des Prinzen.

Mohammed läſſet den Khaz-

Dieſes war ſchon genug geſagt. Mohammed folgete dem ihm ertheilten Rathe, ließ den Khazbeck umbringen, und bemächtigte ſich aller Reichthümer, die dieſer Miniſter während der Zeit, da er die Einkünfte des Staats unter Händen gehabt, zuſammen geſcharret hatte. Durch dieſes Mittel bekam er einen ganz unermeßlichen Schatz in die Hände. Man kann aus dem einzigen Kleider-Vorrathe des Khazbeck ſich einen Begrif von dem übrigen machen, denn man fand Hausgeräthe und Kleider von der alleräuſſerſten Koſtbarkeit bey ihm, unter anderen allein dreyzehen tauſend Röcke von Purpur und Feuerfarbe.

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 549 n. C. G. 1154.

beck: Belingheri umbringen.

Der Tod dieſes Miniſters zog ſchlimme Folgen nach ſich; und es fehlte wenig, ſo hätte er den gänzlichen Untergang des Mohammeds verurſachet. Ildighis, der zum Atabek von Adherbigian ernennet worden war, und der erſte von dieſer Herrſchaft war, verband ſich mit dem Akſanker, dem Herrn von Maragah. Sie waren beyde ſtets die vertrauteſten Freunde des Khazbek geweſen, und hatten ihm ihr groſſes Glück einzig und allein zu verdanken. Die Freundſchaft und Dankbarkeit trieb ſie daher an, den Tod ihres Wohlthäters zu rächen, und ſie thaten es auch auf die nachdrücklichſte Art. Denn dieſe zween Fürſten verſahen ſich mit guten Truppen, die zur Ausführung ihres Vorhabens nöthig waren, ſetzten darauf den Mohammed ab, erkläreten ſeinen Oheim den Soliman-Schach hinwiederum zum Sultan, und führ-

Er wird abgeſetzt, und Soliman-Schach kommt an ſeine Stelle.

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 549 n. C. G. 1154.

führten ihn an der Spitze ihrer Armee nach Hamadan, um ihn auf den Thron dieſer Provinz zu ſetzen.

Mohammed, der ſich zu einer ſolchen Begebenheit gar nicht vorbereitet hatte, hatte keinen andern Weg mehr übrig, als die Flucht zu ergreiffen. Er verließ deswegen ſeine Hauptſtadt, und flohe nach Jspahan. Solimann-Schach ward daher ein geruhiger Beſitzer des ſelgiukeidiſchen Thrones, und hätte ſich auch recht gut darauf erhalten können, wenn nur diejenigen, ſo ihn auf denſelben geſetzt hatten, die Vorſicht gebraucht, und ihm ſo wohl mit ihrer Macht, als ihrem guten Rathe beygeſtanden hätten. Allein ſo überlieſſen ſie ihn, nachdem ſie ihn hatten krönen laſſen, ſeiner eigenen Aufführung. Moktaphi der andere erkennete dieſen Herrn auch als Sultan, jedoch mit dem Bedinge, daß er weder in Bagdad wohnen, noch ſich in der Provinz Jrak aufhalten ſollte.

Hegire 550 n. C. G. 1155

Ein Aufruhr nöthiget den Solimann zu entfliehen.

Der neue Sultan fieng ſehr bald an, ſich Feinde auf den Hals zu ziehen. Er ſetzte den Vorſteher ſeiner Kammer, und ſeinen Vezier aus ſehr geringen Urſachen ab. Dieſe beyden über ihren Fall höchſt ergrimmete Miniſter, dachten auf nichts als ſich an dem Sultan zu rächen; dennoch aber wollten ſie nicht gerne öffentlich losbrechen, weil ſie ſich für den Soldaten fürchteten, die ungemein viel Liebe für den Solimann zu haben ſchienen.

Moktarbi-Leemrillah. Hegire 550 n. C. G. 1155.

nen. Da ſie alſo ihr Vorhaben nicht zu Stande bringen konnten, ſo ſuchten ſie doch wenigſtens ihn in Unruhe zu ſetzen. Dieſes Mittel glückete ihnen beſſer, als wenn ſie vielleicht im Anfange einen groſſen Lerm gemacht hätten.

Der Vorſteher der Kammer des Sultans hieß Mohammed-Khohuarſm-Schach, und war ein leiblicher Bruder der Gemahlin dieſes Prinzen. Er gieng zu ſeiner Schweſter, und ſagte ihr ganz geheimniß voll, es gienge das Gerücht, daß eine Verſchwörung gegen den Sultan geſchmiedet würde, wovon man vielleicht in der künftigen Nacht die Würkungen ſehen würde.

Die erſchrockne Prinzeßin lief ſogleich zum Sultan, und entdeckte ihm alles. Dieſer Prinz ſtieg darauf, ohne vorhero nähere Nachrichten davon einzuziehen, mit einigen ſeiner Freunde zu Pferde, und flüchtete mit der gröſten Eilfertigkeit in die Provinz Mazanderan. Seine Entweichung ſetzte alles in Hamadan in die gröſte Verwirrung. Die Soldaten empörten ſich gegen ihre Officiere, und plünderten den Pallaſt des Fürſten.

Hegire 551 n. C. G. 1156. Mohammed kommt wieder zur Regierung

Man ermangelte nicht den Mohammed von der Flucht ſeines Oheims zu unterrichten, und ihn zugleich aufzumuntern, ſich dieſer Gelegenheit zur Wiedererhaltung ſeiner Krone zu bedienen. Derſelbe kam auch darauf ſo-

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 551 n. C. G. 1156.

ſogleich wieder, langte in Hamadan an, und und ſetzte ſich ſelbſt wieder auf den Thron.

Der Calif giebt dem Solimann Völker.

Nunmehr ſahe Solimann hoch ein, daß er thöricht gehandelt hätte, indem er ſich ſo bald hätte laſſen in Furcht und Schrecken ſetzen. Darauf gedachte er ſeinen begangenen Fehler wieder gut zu machen; allein es war zu ſpäte. Er muſte nothwendig eine Armee haben, wenn er ſeinen Endzweck erreichen wollte. In dieſer Abſicht nahm er ſeine Zuflucht zu dem Atabeck Ildighis, der ihm die Verſprechung that, daß er ſich alle Mühe geben wollte, ihn wieder in ſein Reich einzuſetzen. Von dieſem Vorhaben gab Atabeck, dem Moktaphi Nachricht. Dieſer ſahe wohl ein, daß es der gröſte Vortheil für ihn ſeyn würde, wenn er einen Sultan auf den Thron ſetzen könnte, von deſſen guten Geſinnungen er verſichert ſeyn könnte, und welchen die Dankbarkeit an ihn verbinden würde. Deswegen entſchloß er ſich ohne viele Mühe, ſeine Macht mit dem Atabek gegen den Mohammed zu vereinigen.

Solimann verliehret die Schlacht.

Man rückte darauf gegen dieſen Fürſten ins Feld, der ſich aber auch von ſeiner Seite, auf erhaltene Nachricht von den gegen ihm gemachten Bewegungen, in Bereitſchaft geſetzt hatte, den Feind wohl zu empfangen. Ja er gieng ihm ſelbſt bis an den Fluß Araxes entgegen, und traf ihn hier im völligen Anmarſche gegen ſich an. An dieſem Orte kam es darauf zu einem blutigen Treffen, worinn der unglückliche Solimann geſchlagen, und die Flucht zu ergreiffen genöthiget ward.

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 552 n. C. G. 1157.

Mohammed belagert Bagdad.

Nach dieſem erhaltenen Siege faſſete Mohammed den Entſchluß, diejenigen ſeine Rache fühlen zu laſſen, die ſeinem Feinde Völker gegeben hatten. Zuerſt wollte er dem Calif auf den Leib gehen, gegen welchen er aus einer zweyfachen Urſache angehalten war; einmal, weil dieſer Prinz ihn durchaus nicht als Sultan von Bagdad erkennen wollte, und zweytens, weil er ſeinen Nebenbuhler und Oheim den Solimann in Schutz genommen, und demſelben Beyſtand geleiſtet hatte.

Mohammed rückte deswegen mit ſeinen ſiegreichen Truppen vor Bagdad, und unternahm die Belagerung dieſer Stadt, der Calif aber vertheidigte ſich tapfer, und zeigete dem Selgiukeiden, daß er ihm ſeine gehofte Beute noch lange Zeit ſtreitig machen würde. Ein unverhofter Zufall aber, der während der Belagerung ſich zutrug, befreyete den Calif ganz und gar von einem Feinde, dem es doch vielleicht mit der Zeit hätte glücken können, ſich ſeiner Hauptſtadt zu bemächtigen. Malek-Schach nemlich, der, wie wir geſehen haben, auf das Schloß zu Hamadan gefangen geſetzt ward, fand Mittel aus ſeinem Gefängnis zu entrinnen, und flohe nach Kuziſtan. Die Furcht, ſo Mohammed für dieſem jungen Prinzen hatte, war eine Urſach, daß er ſich dieſen

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 552 n. C. G. 1157.

Krieg zu endigen, und ſelbſt nach ſeiner Hauptſtadt zurück zu gehen, und ſich daſelbſt zu befeſtigen entſchloß. Dennoch aber ſetzte er ſeine Angriffe vor Bagdad unermüdet fort, gab aber zu gleicher Zeit zu verſtehen; wie er ſich gerne würde bereit finden laſſen, einen Vergleich einzugehen, wenn nur auch der Calif die Hände dazu mit bieten wollte.

Hegire 553 n. C. G. 1158. Er vergleicht ſich mit dem Calif.

Moktaphi ließ ihn wieder wiſſen, daß er damit zufrieden ſey. Hierauf wurde zur Unterhandlung geſchritten, worinn aber ein jeder ſeine Anſprüche durchaus erfüllet wiſſen wollte. Beſonders wollte der Calif von allem, was ſein Anſehen betraf, keinen Finger breit weichen; und gieng auch keine andere Bedingungen des Friedens ein, als daß Mohammed weder in Bagdad, noch im Irak das allergeringſte zu ſagen haben ſollte. Das einzige gab er ihm noch zu, daß ſein Name in den öffentlichen Gebetern ſollte genennet werden; auch wurde ihm noch ein anderer Punct in Anſehung der Prinzeßin des Califen zugeſtanden, die ſich Mohammed zur Gemahlin ausbat. Da Moktaphi ſie ihm verſprochen hatte, ſo wurde das Friedens-Inſtrument von beyden Seiten unterzeichnet. Der Sultan gieng darauf nach ſeiner Hauptſtadt zurück, wo er alles in eine ſo gute Verfaſſung ſetzte, daß ſein Bruder Malek-Schach das Herz nicht hatte, ihn daſelbſt anzugreiffen.

Mektafi-Leemrillah. Hegire 554 n. C. G. 1159. Mohammeds Tod.

In dem folgenden Jahre, welches zur feyerlichen Vollziehung des Mohammed mit der Tochter des Sultans beſtimmet war, reiſete der Sultan aus Hamadan ab, um der Prinzeßin entgegen zu gehen, welche gleichfals in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, und mit der allerprächtigſten Ausſteurung aus Bagdad aufgebrochen war. Unterweges aber wurde der Sultan von einem heftigen Fieber befallen, ſo ihn nöthigte Halte zu machen. Da ſeine Krankheit immer zunahm, und heftiger ward, ſo war er nicht nur in der gröſten Gefahr, ſondern ſtarb auch wirklich auf dem Wege nach Hamadan, und zwar in dem zwey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters.

Die Geſchichtſchreiber legen dieſem Prinzen ein ungemein groſſes Lob bey, und machen ihn zu dem vollkommenſten Prinzen ſeiner Zeit. Sie beſchreiben ihn als einen Herrn, der im Kriegesweſen eben ſo erfahren, als in den Staats- und Regierungs-Geſchäften einſichtsvoll geweſen, und dabey ein groſſer Beſchützer der Gelehrten und Wiſſenſchaften geweſen ſey.

Man erzählet, dieſer Prinz habe noch, als er ſchon in den letzten Zügen gelegen, ſeine Truppen in Revue wollen vor ſich vorüber gehen ſehen, gleichfalls hätten ſich alle ſeine Bediente vor ihm ſtellen, und alle ſeine koſtbarſten Sachen vor ihn gebracht werden müſſen.

Mektaphi-Leemrillah Hegire 554 n. C. G. 1159.

Nachdem er ein jedes von dieſen verſchiedenen Gegenſtänden mit Aufmerkſamkeit betrachtet, ſo habe er ausgeruffen: Iſt es auch möglich, daß eine ſo groſſe Macht, als die meinige, nicht im Stande iſt, meine Krankheit zu lindern, oder mein Leben auch nur um einen Augenblick zu verlängern! Darauf habe er eine Anmerkung über die Eitelkeit aller Dinge, die er ſo genau betrachtet gehabt, gemachet, und ſich dabey dieſer ſchönen und merkwürdigen Worte bedienet: Wie unglücklich iſt derjenige nicht, der ſich alle dieſe koſtbaren Sachen zu erwerben bemühet; und nicht ſein hauptſächliches Augenmerk auf denjenigen richtet, in dem alle Dinge enthalten ſind!

Unglücklicher Krieg des Sangiar gegen die Turcomannen.

Der Tod dieſes Prinzen war für die Selgiukiden ein um deſto merklicher Verluſt, weil kurz darauf noch einer ihrer berühmteſten Sultane das Leben verlohr. Dieſer war der Sangiar, ein Sohn des Malek-Schach, des erſten dieſes Namens. Dieſer Herr hatte die groſſe und weitläuftige Provinz Khoraſſan zu ſeinem Antheile bekommen, und mit verſchiedenen Mächten, die ſich gegen ihn aufgelehnt hatten, eine lange Reihe von Jahren hindurch die glücklichſten Kriege geführet. Allein im Jahre der fünf hundert und acht und vierzigſten Hegire führte er gegen die Turcomannen einen deſto unglücklichern Krieg. Die Urſach

ſach dazu war, weil dieſe Völker ihm einen ſchuldigen Tribut zu bezahlen Schwierigkeit machten, deswegen nahm er ſich vor ſie zu züchtigen. Sein Unternehmen lief aber ſo ſchlecht ab, daß er von ihnen nicht nur aufs Haupt geſchlagen, ſondern auch gar gefangen genommen ward. Er muſte vier Jahre hindurch bey dieſen Völkern bleiben, und während dieſer Zeit vieles von ihnen ausſtehen. Endlich fand er ein Mittel ihnen zu entwiſchen, und wieder in ſeine Staaten zurück zu kehren. Allein der traurige Anblick aller der Verwüſtungen, ſo die Turcomannen in Khoraſſan angerichtet hatten, rührte ihn dergeſtalt, daß er in eine tieffe Schwermuth verfiel, wozu bald noch andere Krankheiten ſchlugen, ſo daß er im Jahre der Hegire fünf hundert und zwey und funfzig aus dieſer Welt ſchied.

Moktarbi-Lemrillah. Hegire 554 n. C. G. 1159.

Dieſer Prinz ſtand bey ſeinen Unterthanen in einer ſo allgemeinen Liebe und Hochachtung, daß ſie auch noch ein ganzes Jahr hindurch nach ſeinem Tode fortfuhren, ſeinen Namen in den Moſcheen abzuleſen, eben als wenn er noch am Leben geweſen wäre. Er hatte den Zunamen Excander-Thani, dieſes heiſſet der andere Alexander.

Mahmoud-ebn-Mohammed-Khan folgete dieſem Prinzen in der Regierung, und herrſchete einige Jahre in Khoraſſan. Allein als er die Waffen ergrif, um einige Rebellen, die ſich

Ende der Selgiukeidiſchen Regierung in Khoraſſan.

Moktaphi-Leemrillah Hegire 554 n. C. G. 1159.

ſich gegen ihn aufgelehnt hatten, zu Paaren zu treiben, ſo gerieth er mit ihnen in ein Treffen, welches er nicht nur verlohr, ſondern auch in die Hände der Rebellen fiel, die ihn ſeiner Augen und ſeiner Staaten beraubten. Nach dieſem Verluſte behielten die ſelgiukcidiſchen Sultane, ſo annoch in beyden Iraks, ſowohl dem arabiſchen, als perſiſchen herrſcheten, von Khoraſſan und ſeinem ganzen Umfange nicht das geringſte mehr übrig.

Hegire 555 n. C. G. 1160. Moktaphi II. ſtirbt.

Moktaphi ſchien itzo ſein Wünſchen und Hoffen erreichet zu haben. Der Verfall des ſelgiukcidiſchen Hauſes war ihm ein Vorbote, daß er ins künftige nicht mehr zu befürchten haben würde, daß ſich hochmüthige Vaſallen unterſtehen würden, ihm Geſetze vorzuſchreiben, und das Joch abzuwerffen. Es iſt zwar an dem, daß die Atabeks anfiengen ſich ſehr furchtbar zu machen; allein ſie ſchienen doch die Califatiſche Würde zu verehren, und hatten ſich noch nicht unternommen, das Anſehen des Califen zu unterdrücken. Der Calif hatte aber nur kurze Zeit das Vergnügen, aller dieſer Vortheile zu genieſſen. Er ſtarb im Jahre der Hegire fünf hundert fünf und funzig, und bekam ſeinen Sohn Moſtangeds Billah zum Nachfolger.

Khondemir erzählt, Moktaphi habe auf erhaltene Nachricht, daß das Thor an dem Tempel zu Mecca ganz und gar verfallen ſey, daſſelbe in der fünf hundert und zwey und funfzigſten

Moktaphi-Leemrillah. Hegire 555 n. C. G. 1160.

Hegire, wieder von neuem aufrichten, und mit vergüldeten ſilbernen Platten belegen laſſen. Wie er ſolches nach Mecca geſchickt, ſo habe er denen, die es hingebracht, befohlen, ihm die Stücke von dem alten Thore mit zurück zu bringen, und aus dieſen habe er ſich einen Sarg machen laſſen.

Ordnung, wie die Fatimiten auf einander folgen.

Unter der Regierung dieſes Prinzen ſtarb im Jahre der fünf hundert und vier und vierzigſten Hegire Haſedh-Ledinillah achter fatimitiſcher Calif in Egypten. Dieſer war dem Amer-Brakhamillah im Jahre fünf hundert und vier und zwanzig gefolget, und von ihm bekam ſein Sohn Dhaſer-Bemrillah das Reich, unter deſſen Regierung die Kreuzträger die Stadt Aſcalona belagerten und einnahmen. Dieſer Fürſt ſtarb wieder in der fünf hundert neun und vierzigſten Hegire, und hinterließ einen Sohn, der noch nicht fünf Jahre alt war, und unter dem Namen Fairz-be-Naſrillah den Thron wieder beſtieg. Seine Regierung währete aber nur ohngefehr ſechs Jahre, denn er ſtarb im Jahre fünf hundert fünf und funfzig. Adhed-Ledinillah, ein Enkel des Haſedh, beſtieg nach ihm wieder den Thron. Dieſer Prinz war der letzte Calif in Egypten aus dem Geſchlechte der Fatimiten. Wir werden hernach von dem Ausgange dieſer berühmten Herrſchaft weitläuftiger zu reden Gelegenheit bekommen.

Moſtanged Billah. Hegire 555 n. C. G. 1160.

Moſtanged = Billah.

Ein und funfzigſter Calif.

Die Geſchichtſchreiber geben uns nur ſehr wenig Stoff von der Regierung dieſes Prinzen zu reden, die dem ohngeachtet aber über zehen Jahre gedauret hat.

Moſtanged entdecket eine Verſchwörung.

Die erſten Jahre ſeiner Regierung wurden ihm durch eine von ſeinem Bruder, dem Abou-Ali, angeſponnene Empörung ſehr unruhig und ſauer gemacht. Dieſer ſtand ihm nicht nur nach der Krone, ſondern hatte ſelbſt den Vorſatz, ihn aus dem Wege räumen zu laſſen.

Der innerſte Theil des Pallaſtes war zum Schauplatze, auf welchem dieſer Vorſatz ausgeführet werden ſollte, beſtimmt. Die Mutter des Califen war eine der vornehmſten Perſonen, die ihn zu Stande bringen wollte, und hatte in dieſer Abſicht einen Theil der Weiber im Pallaſte zu ſich genommen, und ihnen den grauſamen Befehl aufgetragen, den Calif nieder zu ſtoſſen.

Abulfaragius läugnet zwar dieſe Meuterey überhaupt nicht, jedoch erzählet er die damit verknüpften Umſtände etwas anders. Er ſagt, Moſtanged, und Abou-Ali wären nur allein Brüder von Vaters, nicht aber von Mutter Seiten. Die Mutter des letztern aber wollte ihren Sohn gerne auf dem Thro-

ne

Moſtanged Billah. Hegire 555 n. C. G. 1160.

ne ſehen, und faſſete deswegen den Entſchluß den erſten umzubringen, den Moktaphi zu ſeinem Nachfolger ernennet hatte. Dieſen Entſchluß eröfnete ſie den Weibern im Pallaſte, und beredete ſie, ihr Vorhaben ins Werk zu ſetzen, zu welchem Endzwecke ſie einer jeden mit eigenen Händen ein Meſſer zuſtellete. Dieſes Inſtruments ſollten ſie ſich bedienen, wenn der Prinz in den Pallaſt kommen, und ſich nach dem Zuſtande ſeines Vaters erkundigen würde, und denſelben damit niederſtoßen. Denn nach Abulfaragius Meinung war Moktaphi damals noch nicht todt, ſondern lag nur in den letzten Zügen; auch hatte nach ſeiner Erzählung Ali an dem ganzen Anſchlage nicht den geringſten Antheil.

Allein einer der Verſchnittenen des Moſtanged bekam von der ganzen Sache Wind, und ſäumete keinen Augenblick, ſeinem Herrn davon Nachricht zu ertheilen. Dieſer ergrif darauf ſogleich die gehörige Masregeln, um ſich der zur Ausführung dieſes Anſchlages beſtimmten Perſonen zu verſichern. Die Prinzeßin wurde auf Lebenslang eingeſperret, die übrigen darein mit verwickelten Weiber aber wurden in der Tyber erſäuft.

Moſtangeds ſtille Regierung.

In den folgenden Jahren, da dieſer Prinz das Califat verwaltete, hat ſich faſt keine Begebenheit, ſo in die Augen fallen könnte, mehr zugetragen. Seine Regierung war ſtille und geruhig. Die Selgiukciden, deren Herr-

Moſtangeb Billah. Hegire 555 n. C. G. 1160.

ſchaft ſich zum Ende neigte; hatten ferner keine Luſt in Bagdad Händel anzuſtiften. Mit der magern Ehre, in den öffentlichen Gebetern annoch genennet zu werden, zufrieden, ſchienen ſie nichts weiter zu verlangen, ſondern bemüheten ſich einig und allein den Verluſt desjenigen, ſo ihnen bishero entzogen war, in anderen Provinzen zu erſetzen, wo ſie ehemals ihre Macht auf den höchſten Gipfel erhoben geſehen hatten.

Die Ruhe, ſo die Regierung des Moſtangeb begleitete, machte die Völker wieder glücklich, die ſeit geraumer Zeit von der Wuth der kriegenden Partheyen alles hatten erdulden müſſen, welche um ihren Ehrgeiz und ihren Durſt nach Ländern zu ſtillen, alles verheeret und verwüſtet hatten. Die Handlung fieng itzo in Bagdad und dem Gebiete des Califen wieder an zu blühen. Die Gelehrten, die dem beweinenden Geräuſche der Waffen ohngeachtet ihr ſtudieren bey ſo viel Unruhen dennoch fortgeſetzt hatten, thaten ſich noch weit mehr hervor, da ſie itzo ohne Unruhe, und ohne geſtört zu werden arbeiten konnten.

Khondemir giebt von einer vortreflichen That dieſes Califs Nachricht, woraus man ſeine Gerechtigkeits Liebe abnehmen kann. Der Calif ließ einen Verbrecher, der des Laſters der Verläumdung überführt war, ins Gefängnis werffen. Viele Groſſen des Hofes bemüheten ſich ſeine Loslaſſung zu erbiten, allein vergebens; der Prinz blieb unbeweglich. Einer von ihnen glaubte, er würde den Calif nicht eher auf andere Gedanken bringen können, als wenn er für die Befreyung des Verbrechers eine Summe Geld erlegte; und erbot ſich zu dieſem Ende zwey tauſend goldene Thaler dafür zu bezahlen. Allein Moſtanged gab demjenigen, ſo ihm dieſen Antrag that, folgende Antwort: Liefert mir einen andern Menſchen in die Hände, der alle böſe Eigenſchaften dieſes Gefangenen an ſich habe, ſo will ich auch zehen tauſend Thaler dafür geben; denn ich wünſche nichts eifriger, als meine Staaten von dieſer Peſt zu reinigen.

Moſtanged Billa'i Hegire 555 n. C. G. 1160.

Dieſer groſſe Fürſt, der für das Glück ſeiner Unterthanen das Leben noch lange Jahre zu behalten ſo würdig war, ſtarb in der fünfhundert und ſechs und ſechzigſten Hegire, nachdem er zehen Jahre und einen Monat regieret hatte. Sein Sohn Moktadi-Billah beſtieg nach ihm den Thron.

Hegire 566 n. C. G. 1170. Moſtanged ſtirbt.

Moktadi-Billah.

Zwey und funfzigſter Calif.

Moktadi-Billah.

Unter der Regierung dieſes Califen trug ſich die groſſe Veränderung zu, durch welche das Königreich Egypten dem Scepter der Abbaſſi-

Mektadi-Billah. Hegire 566 n. C. G. 1170.

baßiden wieder unterwürffig ward, und die berühmte Herrſchaft der Fatimiten, die über zweyhundert Jahre beſtanden hatte, zu Grunde gieng. Ohne dieſe merkwürdige Begebenheit würde von dem Moktadi eben ſo wenig zu ſagen ſeyn, als von ſeinem Vater. Denn auſſer einem wenig erheblichen Streite, worein er mit ſeinem Vezier verfiel, ſagen die Geſchichtſchreiber faſt gar nichts von dieſem Prinzen, auſſer, daß er die Gerechtigkeit genau ausübte; und die Wiſſenſchaften liebte.

Da ich alſo von dieſem Calif nichts beſonders zu ſagen haben werde, ſo will ich dagegen den erſtaunenswürdigen Zufall beſchreiben, der die Fatimiten des Califats beraubte, und ſolches wieder auf das Haus der Abbaßiden brachte.

Der damals in Egypten herrſchende fatimitiſche Prinz war der Adhed-Ledinillah, ein Enkel des Hafedh und Nachfolger des Faiez. Er beſtieg in der fünfhundert und fünf und funfzigſten Hegire den Thron, und bekam kurz nach der Gelangung auf denſelben mit vielen Veziers noch andere Streitigkeiten. Wir haben ſchon vorhin geſehen, daß dieſe Staatsbediente mit den fatimitiſchen Califen ſchon ſeit langer Zeit faſt eben ſo umgiengen, als die Emirs mit den Abbaßidiſchen umgegangen waren; denn ſie lieſſen ihnen faſt ganz und gar nichts von ihrem Anſehen, und ihrer Gewalt mehr übrig.

Der

Moktadi-Billah. Hegire 566 n. C. G. 1170.

Der unerträgliche Hochmuth der erſten zween, die ſolches Amt bekleideten, war die Urſach, daß ſie abgeſetzt und fortgejaget wurden. Auf dieſe aber kam ein dritter, der es ihnen nicht nur an Stolz und Frechheit gleich that, ſondern es war auch noch dieſer Umſtand dabey, daß man ihn nicht ſo bald wieder los werden konnte.

Adhed ruft den Noureddin gegen ſeinen Vezier um Hülffe an.

Schauer, ſo hieß dieſer Vezier, gelangte in Egypten zu einem ſolchen Anſehen, daß er ſelbſt Truppen warb, und durch ſie ſeine Befehle in Ausübung bringen, die von dem Califen gegebenen, aber hintertreiben ließ. Adhed ſahe wohl ein, daß er nicht ſtark genug war, ihm zu wiederſtehen dennoch aber war er auch nicht geſonnen, dem Verfahren ſeines Veziers nachzugeben. Deswegen rief er, einen ſchon durch ſeine Thaten berühmten Prinzen um Hülffe an, der ſich ſeit einiger Zeit faſt von ganz Syrien Meiſter gemachet hatte.

Dieſer war der tapfere Noureddin, der in unſeren Geſchichtsbüchern unter dem Namen Noradin bekannt iſt. Dieſer Prinz war, wie wir ſchon oben geſehen haben, ein Sohn von dem Atabek-Zenghi. Nach ſeines Vaters Tode vergrößerte er die von demſelben geerbten Länder nicht nur durch die Städte Aleppo und Emeſſa, ſondern brachte auch noch hernach die Stadt Damaſcus unter ſeine Botmäßigkeit. Man legte ihm darauf den Titel

Moktadi-Billah. Hegire 566 n. C. G. 1170.

als Sultan über die Herrſchaft der Atabeks von Syrien bey.

Die Macht und der groſſe Ruhm dieſes Prinzen brachten den Fatimiten auf den Entſchluß, ihn bey ſeinen itzigen bedrängten Umſtänden zu Hülffe zu rufen. Noureddin, ob er gleich den Abbaßiden anhieng, machte dennoch keine groſſe Schwierigkeit dem Suchen des Fatimiten zu willfahren; denn er dachte wohl, daß ihm dieſes Gelegenheit geben würde, ſeinen eigenen Vortheil zu ſeiner Zeit dadurch zu beförderen. Er verſprach deswegen dem Adhed, daß er ſich auf ſeinen Beyſtand Rechnung machen könnte; und ließ auch kurz darauf in der That ein ſtarkes Heer unter der Anführung eines ſeiner Generale mit Namen Schirkouch nach Egypten ausbrechen.

Noureddin ſchicket ihm den Schirkouch.

Dieſer Feldherr war aus dem Lande der Curden gebürtig. Vorher, ehe er ſich bey dem Noureddin in Dienſte begab, hatte er unter dem Atabek Zenghi ſchon lange Zeit gedienet, und ſich wegen ſeiner Tapferkeit und Geſchicklichkeit einen groſſen Ruhm erworben. Sein Bruder Aioub hatte ſich gleichfals in ein groſſes Anſehen geſetzt, und ward hernachmals durch die in der Hiſtorie ſo bekannte Herrſchaft der Aioubiten, ſo von ihm ihren Namen bekam, ungemein berühmt. Dieſer

Solaheddins Herkommen.

Sohn Solaheddin, der in der Geſchichte ſo viel vorkommt, legte den Grund dazu. Dieſer junge Prinz, der den Fuſtapfen ſeines Vaters,

ters, und Oheims ſehr frühzeitig folgte, erwarb ſich gar bald einen groſſen Namen. Er diente bald unter dieſem, bald unter jenem bey verſchiedenen Gelegenheiten. Und unterdeſſen, daß Schirkoueh nach Egypten geſchickt war, um die dem dortigen Calif zugeſchickten Hauptvölker anzuführen, fuhr er fort, in Syrien unter ſeines Vaters Anführung den Feldzügen bey den Armeen des Noureddin beyzuwohnen.

Moktadi-Billah. Hegire 566 n. C. G. 1170.

Schirkoueh erfüllete die auf ſeine Tapferkeit geſetzte Hofnung in allen Stücken vollkommen. Denn er grif den Schauer beherzt an, ſchlug ihn, und nahm ihm mit eigener Hand das Leben. Zur Dankbarkeit für dieſen wichtigen Dienſt gab ihm der Calif den Zunamen **Aſſad-Eddin**, dieſes heiſſet ein **Löwe des Glaubens**, und den Titel **Malek-al-Manſour**, d. h. ein **ſiegreicher König**, und ferner ernennete er ihn zum **Emir-Algicuſch**, dieſes heiſſet, zum **oberſten Feldherrn** über ſeine Armee.

Schirkoueh wird von dem Calif in Egypten zum Emir gemacht.

Allein der brave Schirkoueh genoß ſeiner Ehrenſtellen nicht lange, denn er ſtarb in der fünfhundert und vier und ſechzigſten Hegire. Der Calif ward über den Verluſt eines Generals, auf welchen er ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte, ungemein betrübt. Denſelben zu erſetzen, wuſte er kein beſſer Mittel, als denjenigen aus dem Hauſe dieſes groſſen Mannes, der am würdigſten dazu ſeyn würde, deſ-

Selaheddin iſt ſein Nachfolger

Moktadi-Billah Hegire 566 n. C. G. 1170.

ſen Stelle wieder zu geben. In dieſer Abſicht ſchrieb er an den Noureddin mit inſtändigſtem Anhalten, ihm den Solaheddin, den Sohn des Aioub, zuzuſchicken, weil er durch ihn des verſtorbenen Platz wieder erſetzen wollte.

Noureddin gab dem Anhalten des Califs nach; und dieſes Vergehen machte nicht nur den Anfang zu dem Untergange der Fatimiten in Egypten, ſondern brachte auch hernach dem Hauſe des Noureddin ſelbſt groſſen Nachtheil.

Adhed empfieng den Solaheddin mit der gröſten Achtung, und gab ſich alle Mühe, ihm die ſtärkſten Proben ſeines auf ihn geſetzten Zutrauens zu geben. Denn er gab ihm nicht nur die Ober-Aufſicht über ganz Egypten, ſondern beehrte ihn noch dazu mit dem Titel **Malek al-Naſſer**, welches ein **ſiegreicher Prinz** heiſſet.

Noureddin hatte gleich vom Anfang alle Urſach, mit dem Bezeugen, ſo dieſer neue General bey ſeiner Ankunft in Egypten von ſich blicken ließ, völlig zufrieden zu ſeyn. Denn, ob Solaheddin gleich plötzlich auf die höchſten Ehrenſtuffen hinauf geſtiegen war, ſo ſchien er doch dasjenige, was er ſeinem alten Herrn ſchuldig war, ſtets in gutem Andenken behalten zu wollen; und ſchrieb auch in dieſer Abſicht würklich an den Noureddin, daß er aller Aemter und Würden ohngeachtet, womit er von dem fatimitiſchen Hofe beleget wäre, ſich dennoch niemals anders als ſeinen Lieutenant in Egypten betrachten, und ſich ſtets ein Vergnügen daraus machen würde, demjenigen aufs allergenaueſte nachzukommen, ſo er ihm zu befehlen geruhen würde.

Moktadi-Billah
Hegire 566
n. C. G.
1170.

Da dieſer General die Geſinnungen des Noureddin kennete, ſo wartete er nicht erſt auf deſſelben Befehle, um den Anfang zu machen, ſich gegen die Aliden, und folglich auch gegen die Fatimiten, welche mit ihnen aus einem Geblüte zu ſeyn vorgaben, zu erklären, ſondern er that es von ſelbſt. Denn nachdem ihn der Calif mit Titeln und Aemtern überhäuft, und ihm noch dazu die höchſte Würde eines Veziers aufgetragen hatte, ſo machte er den Anfang, ſein Anſehen in Ausübung zu bringen, damit, daß er alle Richter und Statthalter in Egypten, ſo ſich zu der Secte des Ali bekenneten, abſetzte. Von dieſem erſten Unternehmen, ſo er ſeiner Meinung nach wohl hätte wagen können, gab er dem Noureddin ſo fort Nachricht.

Dieſer hatte auch gar nichts dabey einzuwenden, ſondern ſchickte ihm vielmehr kurz darauf Befehle zu, deren Ausführung der Herrſchaft der Fatimiten den letzten Stos that. Er befahl nemlich dem Solaheddin, den Namen des Adhed in allen egyptiſchen Moſcheen verbieten, und an deſſen Stelle den Namen des Moktadi einführen zu laſſen, wie

Moktadi-Billah. Hegire 566 n. C. G. 1170.

auch dahin zu ſehen, daß, in dieſem ganzen Königreiche alle Münzen mit dem Namen des letzteren bezeichnet würden.

Adhed bekam dieſe Befehle nicht zu wiſſen. Ueber die erſte Beleidigung des undankbaren Solaheddin vom Grame hingeriſſen, war er, ſo bald als er die gegen die Aliden ausgeſprochene Urthel vernommen hatte, krank geworden; denn er gab ſich ſelbſt für das Haupt derer aus, die die Secte des Ali bekenneten. Dieſer Calif, der die traurigen Folgen, die ein ſo kühnes Unternehmen nach ſich ziehen würde, leicht vorher ſehen konnte, ward daher von der Gröſſe ſeines Schmerzens zu Boden gedrückt, und verſchied zu eben der Zeit, als Noureddin den ſchlimmen Befehl überſchickte, der das End-Urtheil zum Ruine der Fatimiten enthielt.

Nach dem Tode dieſes Prinzen machte ſich Solaheddin ganz Egypten unterwürffig, dennoch aber erkennete er ſich für einen Vaſall des Caliſen von Bagdad, welcher dadurch wieder zu dem Beſitz eines Landes gelangete, deſſen die Abbaßiden ſchon ſeit zweyhundert Jahren beraubet geweſen waren. Alſo ward die berühmte Herrſchaft der Fatimiten auf einmal zernichtet; und Moktadi hatte das Glück, daß man ihn als den einzigen rechtmäßigen Calif, und als den wahrhaften Iman der Religion allenthalben erkennete.

Solaheddin nahm den Kaiſerlichen Pallaſt

Moktadi-Billah.
Hegire 566
n. C. G.
1170.

und die von dem Adhed nachgelaſſene Schätze den Augenblick nachhero, als dieſer Prinz die Augen zugethan hatte, in Beſitz. Er fand daſelbſt unermäßliche Reichthümer, ſo die Fatimiten um deſto leichter hätten zuſammen ſcharren können, weil der ganze Handel nach Indien eine lange Reihe von Jahren hindurch ſich ganz allein nach Egypten gezogen hatte. Ebn-Athir, ein arabiſcher Autor ſagt, unter der anſehnlichen Anzahl von Edelſteinen, woraus ein Theil des von dem Adhed hinterlaſſenen Schatzes beſtanden habe, habe ſich unter andern ein Rubin befunden, der ſiebenzehen arabiſche Dragmen, ſo nach unſerem Gewichte faſt eine und eine halbe Unze ausmacht, gewogen habe.

Hegire 568
n. C. G.
1172.

Solaheddin hatte ſich nicht ſo bald völlig von Egypten Meiſter gemacht, ſo fieng er auch an, die dem Noureddin ſchuldige Verbindlichkeiten aus den Augen zu ſetzen. Denn da er ſich nunmehro im Stande befand, ſich ſelbſt zu erhalten, ſo glaubte er des Schutzes dieſes Fürſten nicht mehr nöthig zu haben, und faſſete den Entſchluß, ſich auf dem itzo eroberten Throne zu einem ununterwürffigen Herrn zu machen. Um aber bey dieſem groſſen Unternehmen glücklich zu fahren, muſte er nothwendig ſuchen die Neigung der Egyptier zu gewinnen, und in ihren Herzen die Luſt nach und nach zu dämpfen, ſo ſie noch zu der

Moſtadi-Billah
Hegire 568
n. C. G.
1172.

Lehre, und dem Geſchlechte des Ali zu haben ſchienen.

Er fieng es gewiß recht klug hiebey an; denn, indem er überlegte, daß der ſtarke Hang dieſer Volker zu den Aliden ein Werk der Zeit und der Auferziehung ſey, ſo bediente er ſich eben dieſes Mittels ihnen ganz entgegen geſetzte Neigungen beyzubringen, und anſtatt, durch vieles Blutvergieſſen und Feuer und Schwerdt ihnen eine, ſo zu ſagen, natürliche Denkungsart zu benehmen, bediente er ſich vielmehr der gelindeſten Mittel zur Erreichung ſeines Endzwecks, und ſuchte dasjenige durch Güte zu erhalten, wozu er gewiß durch Gewalt nicht ſo leicht gelanget ſeyn würde.

Den Anfang dazu machte er damit; indem er verſchiedene Collegia oder Academien ſtiftete, und darinn geſchickte Leute zu Lehrern beſtellete, die ihm ergeben waren, und folglich nichts als ſolche Lehren vortrugen, deren Ausbreitung er für gut anſahe. Dieſes will ſo viel ſagen; die vornehmſten Lehren, worinn daſelbſt unterwieſen ward, waren der Lehre des Ali ſchnurſtraks entgegen. Man gewöhnte ſich nach und nach dazu, dieſe Lehrer zu hören. Ihr geſchickter Vortrag machte in kurzer Zeit eine groſſe Menge Neubekehrter. Solaheddin, ſo von der Gelehrigkeit und dem guten Zunehmen der Egyptier Nachricht bekam, legte darauf ihnen zum Vortheil noch neue Schulen an, und erfuhr in der Folge, wie

Moktadi-Billah.
Hegire 568
n. C. G.
1172.

wie nützlich dieſes geweſen ſey. Damals wurde in der Stadt Cairo das prächtige Gebäude aufgeführt, ſo den Namen Al-Madraſſah-al-Schafiah bekam, das iſt, das Collegium des Schafei. In dieſem wurde die muſelmanniſche Gottesgelahrtheit und Gerechtgelahrtheit geleſen nach den Grundſätzen des Iman Schafei,[*] deſſen Lehre

---

[*] Schafei war aus Gazah in Paläſtina gebürtig. Er hatte ſich zu Bagdad bis in das Jahr der Hegire hundert neun- und achtzig aufgehalten, und war von da nach Egypten gegangen, um daſelbſt unter einem berühmten Lehrer zu ſtudiren. Er iſt der erſte, ſo unter den Muſelmannen von der Rechtswiſſenſchaft geſchrieben hat. Er hat ein Buch geſchrieben, worinnen das ganze geiſtliche und weltliche Recht nach der Lehre der Mahomedaner aufgezeichnet iſt. Ferner hat er ein Buch geſchrieben, ſo den Titel Sonan führet. Es enthält verſchiedene Traditionen, die nicht von dem Geſetzgeber aufgezeichnet ſind, ſondern nur dasjenige enthalten, ſo man nach dem Berichte glaubwürdiger Leute aus ſeinem Munde vernommen hat. Diejenigen, ſo dieſe Traditionen angenommen haben, heiſſen Sunniten; dieſes ſind die Orthodoxen unter den Muſelmannen; diejenigen aber, ſo ihrer Meinung entgegen ſind, heiſſen Schütten, und werden als Ketzer angeſehen. Dieſe glauben, daß das Imanat, ſo ein Inbegriff aller geiſtlichen und weltlichen Gewalt unter den Muſelmannen

Moktadi-Billah. Hegire 568 u. C. G. 1172.

re derjenigen ganz zuwieder lief, zu welcher ſich die Nachfolger des Ali bekenneten.

Alles fiel ſo aus, wie es ſich Solaheddin vorgeſtellet hatte. Dennoch aber waren einige Eiferer, die ſich Mühe gaben, die Krone wieder auf die Fatimiten zu bringen. In dieſer Abſicht machten ſie einen unter ſich mit Namen Amarah-ben-Ali-al-Jemini, der in dem Rufe eines vortreflichen Dichters ſtand, zum Calif. Allein als Solaheddin dieſe Wahl ſo gleich für ungültig erklärte, ſo ward alles wieder davon ſtille, und der neue Calif, der ſich beſſer darauf verſtund Verſe zu machen, als den Scepter zu führen, hatte ſich noch glücklich zu ſchätzen, daß man an ihm wegen des Vergehens, dazu er ſich hatte gebrauchen laſſen, keine Rache nahm; denn er kam mit einer bloſſen Abſchwörung davon.

Das gar zu groſſe Anſehen, deſſen ſich Solaheddin in Egypten anmaßte, ſchien ein Grund zu ſeinem Verderben zu werden. Denn Noureddin, deſſen Abſicht es ſtets geweſen war, den Abbaßiden das fatimitiſche Califat wieder in die Hände zu ſpielen, und bey ihnen

---

nen iſt, von GOtt und rechtswegen dem Ali und ſeinen Nachkommen zugehöre. Die Sunniten aber glauben das Gegentheil, und folgen den in dem Werke des Schafei enthaltenen Grundſätzen. Dieſer Autor giebt vor, er ſtamme von dem Motpleb, einem Vorfahren des Mohammed, her.

Moktadi-Billah
Hegire 568
n. C. G.
1172.

der Ehre zu genieſſen, die ſie ihm zugeſtanden hatten, wollte durchaus nicht zugeben, daß einer ſeiner Generale dieſe Ehre mit ihm theilen ſollte. Er ließ deswegen dem Solaheddin anrathen, daß er ſich in den Schranken, die ihm ſeine Pflicht ſetzte, inne halten möchte. Allein dieſer Feldherr ſtolz auf die ungemeine Liebe, worinn er ſich bey dem Volke geſetzt hatte, achtete die Warnungen des Noureddin keiner Aufmerkſamkeit würdig.

Dieſer Fürſt, der wohl daher einſahe, daß er ihn durch keinen andern Weg, als durch die Waffen würde gehorſam machen können, gieng darauf mit einer zahlreichem Armee nach Egypten, und rückte mit glücklichem Anſcheine bis vor die Hauptſtadt dieſes Landes, ſo daß Solaheddin genöthiget ward, ihm dieſen Ort zu laſſen, und ſich an einen ſicherern zurück zu ziehen.

Noureddin
ſtirbt.

Kurz darauf aber gieng er mit dem Noureddin einen Vergleich ein, welcher gleich hernach ſeinen Rückweg nach Syrien antrat; allwo er kurz nach ſeiner Ankunft ſtarb. Ein Halsgeſchwüre, ſo ihn auf dem Schloſſe zu Damaſcus überfiel, machte ſeinem Leben in der fünfhundert und neun und ſechzigſten Hegire ein Ende.

So war das Ende eines der gröſſeſten Prinzen, ſo jemals unter den Muſelmannen gelebt haben. Mit einer ungemein groſſen Tapferkeit und Unerſchrockenheit verband er

auf

Moktadi-Billah. Hegire 568 n. C. G. 1172.

auf das allergenaueſte eine groſſe Geſchicklichkeits-Liebe, und ungemein vielen Eifer für ſeine Religion. Er beſaß ſo viel Frömmigkeit, daß ihn die Mahomedaner nicht anders als einen ihrer Heiligen anſahen. Ben-Schunach erhebet das Lob dieſes Prinzen mit folgenden wenigen aber nachdrücklichen Worten: *Er vereinigte, ſagt derſelbe, eine ganz vortrefliche Gröſſe des Geiſtes mit einer tieffen Erniedrigung ſeines Herzens für den Herrn; und wenn er in dem Tempel betete, ſo konnten ſeine Unterthanen in ihm ein Heiligthum in dem Heiligthume gewahr werden.*

Solaheddin will deſſen Staaten an ſich ziehen.

Der Tod dieſes Prinzen ſetzte erſt den Solaheddin recht in die Umſtände, worinn er zu ſeyn wünſchte. Denn nunmehro riß er alle Gewalt in Egypten an ſich; ſo daß, obgleich der Calif von Bagdad daſelbſt als rechtmäßiger Monarch angeſehen ward, ſo war es doch Solaheddin einzig und allein, der daſelbſt Geſetze gab, und dahin ſahe, daß ihnen nachgelebet ward. Hernach bemächtigte er ſich ſo gar einiger Oerter, ſo dem Noureddin zugehörig waren; doch that er es anfänglich nur unter dem Vorwande, ſie für die Kinder dieſes Fürſten aufzubehalten.

Hegire 570 n. C. G. 1174.

Noureddin hinterließ einen Sohn, mit Namen Al-Malek-al Saled-Iſmael, ſo aber damals noch nicht völlig eilf Jahre alt war. Solaheddin erkannte ihn, als einen rechtmäſ-

ſigen

Moktadi-Billah.
Hegire 570 n. C. G. 1174.

ſigen Erben der Güter und der Würden ſeines Vaters. Er befahl ſeinen Namen in den Moſcheen gleich nach dem Namen des Moktadi zu ernennen; mit einem Wort: er that alles, um der Welt weiß zu machen, daß er an dieſem jungen Prinzen die von deſſen Vater erhaltene Wohlthaten vergelten wollte. Die gar zu groſſe Jugend des Al-Malek zog ihm bald von verſchiedenen ſeiner Nachbarn allerhand Beleidigungen zu. Solaheddin verfügte ſich darauf nach Damaſcus und Hems, um diejenigen im Zaume zu halten, ſo auf dieſe Städte Anſchläge gemacht hatten. Hier aber gewöhnte er ſich nach nnd nach an, ſelbſt zu regieren, und vergaß alle Pflichten, die er dem rechtmäßigen Herrn dieſer Städte ſchuldig war. Denn er machte ſich daſelbſt ſouverain; und man wuſte allda von keinem andern Herrn mehr, als von ihm allein.

Hegire 571 n. C. G. 1175.

In dem folgenden Jahre legte er die Larve völlig ab. Denn er gieng mit ſeinen Völkern nach Aleppo, und belagerte den Al-Malek in dieſem Orte, wohin er geflüchtet war. Allein dieſes Unternehmen glückte ihm nicht. Die Einwohner von Aleppo vertheidigten ſich ſo tapfer, daß Solaheddin, aller ſeiner Tapferkeit ohngeachtet, dennoch genöthiget ward nachzugeben, und ſich zurück zu ziehen.

Während der Zeit, daß alſo in Syrien und Egypten alles in völliger Bewegung war, hatte Moktadi der Vortheile, ſo ihm die An-

Moktadi-Billah. Hegire 571 n. C. G. 1175.

hänger der Abbaßiden in dieſen weitläuftigen Ländern zuwege gebracht hatten, ſtets in Ruhe und Frieden genoſſen. Er ließ ſich daran genügen, daß ſein Name in einer Provinz verehret ward, allwo das Andenken ſeiner Vorfahren faſt gänzlich erloſchen war, und ſchätzte ſich glücklich, daß er wieder zu dem Beſitze eines Gutes gelanget war, worauf er ſich ſchon ſeit langer Zeit faſt gar keine Hofnung mehr gemacht hatte; denn ob er gleich wuſte, daß Selaheddin in dieſem Lande völlig herrſchte; ſo war es doch ſchon viel für ihn, daß er die Gewißheit hatte; er allein wurde ſowohl in dieſer Provinz, als auch in dem übrigen gröſſeſten Theile von Orient nur allein als Calif und als wahrer Iman der muſelmanniſchen Religion erkennet.

Moktadis Beſchäftigungen.

Moktadi brachte alſo ſeine Tage zu Bagdad ziemlich glücklich zu. Er liebte die Gerechtigkeit, und bemühete ſich ſeinen Unterthanen Recht wiederfahren zu laſſen. Hernach, wenn ihm nach vollendeten Geſchäften noch etwas Zeit übrig blieb, ſo brachte er dieſelbe in dem Umgange mit Gelehrten hin; denn ſein gröſtes Vergnügen beſtand darinn ſich mit ihnen öfters zu unterreden. Das Beyſpiel des Prinzen, wie ſolches gemeiniglich geſchiehet, hatte einen groſſen Einfluß auf den Unterthanen, und trug ungemein viel dazu bey, den Künſten und Wiſſenſchaften mit Nachdruck aufzuhelffen, welche ohne das

ſchon

Moktadi-Billah.
Hegire 571
n. C. G.
1175.

ſchon ſeit langer Zeit faſt in dem ganzen muſelmanniſchen Reiche in eine groſſe Aufnahme gekommen waren.

Kimar rebelliret.

Allein dieſe ſtille und gelaſſene Gemüthsart des Moktadi war auch einiger maſſen an den Unruhen Urſach, die ſich in Bagdad hervorthaten. Cathheddin-Kimar, ein Feldherr unter den Truppen dieſes Prinzen, mißbrauchte ſich deſſen Güte, und dachte, daß ihm alles zu unternehmen frey ſtünde. Denn er richtete alles in dieſer Hauptſtadt blos nach ſeinem Gutdünken ein, und würdigte den Calif nicht einmal, ihn um ſeine Meinung deswegen zu fragen.

Hegire 574
n. C. G.
1178.

Dieſer Herr verbiß ſeinen darüber geſchöpften Verdruß lange Zeit, und hätte auch vielleicht dieſem General ferner in allem ſeinen Willen gelaſſen, wenn nicht ſein Vezier Gehirben-Atthar, der den Uebermuth dieſes Mannes nicht ſo gelaſſen mit anſehen konnte, auf Mittel bedacht geweſen wäre, ihn zu ſteuren. Den Anfang dazu machte er damit, indem er dem Kimar wegen ſeiner Aufführung Verweiſe gab, da er aber ſahe, daß dieſe nichts fruchteten, ſo bewürkte er, daß in dem Geheimdenrathe Entſchlieſſungen voll Muth gefaſſet würden, um dieſen General wieder zum ſchuldigen Gehorſam zu bringen. Dieſer aber gerieth in die gröſte Wuth darüber, daß man ſeinem Anſehen Schranken ſetzen wollte, und entſchloß ſich, den Vezier ſeinen Zorn entgelten

Moktadi-Billah. Hegire 574 n. C. G. 1178.

ten zu laſſen. Die beſtändige Gewohnheit, alles, was er unternahm, öffentlich auszuführen, verhinderte ihn auch itzo nicht ſeinen Anſchlag durch heimliche Wege in Ausübung zu ſetzen; ſondern er gieng vielmehr am hellen Mittage mit Truppen nach dem Hauſe des Veziers, und hatte dabey die Abſicht ſich deſſen Perſon zu bemächtigen.

Zu allem Glück bekam der Vezier noch ſo früh von der ganzen Sache Wind, daß er Zeit gewinnen konnte, ſich in Sicherheit zu ſetzen. Zu dieſem Ende verließ er ſein Haus, und ſuchte in dem Kaiſerlichen Pallaſte Schutz. Das erſte ward darauf den Soldaten zum plündern preiß gegeben. Nachdem Kimar dieſen erſten ſo verwegenen Schritt gethan hatte, ſo that er noch einen, der dieſen noch an Kühnheit übertraf. Er ließ nemlich ſeine Völker gegen den Kaiſerlichen Pallaſt anrücken, in der Hofnung, daß der Calif hiedurch ſo in Furcht gerathen würde, daß er ſich ſeines Veziers nicht ferner annehmen, ſondern ihm denſelben zur Verhütung eines gröſſern Tumults ausliefern würde. Allein es trug ſich juſt das Gegentheil davon zu. Der Calif gerieth in den gröſten Zorn, daß ſich der General des ihm über ſeine Truppen anvertrauten Anſehens dergeſtalt mißbrauchte, und ſtieg auf einen Balcon, unter welchem ſich eine groſſe Menge Menſchen, die die Empörung der Soldaten dahin gezogen, verſammlet hatte,

Moktadi-Billah.
Hegire 574
n. C. G.
1178.

te, dieſe redete er mit folgenden Worten an: Ihr ſehet mit euren eigenen Augen, meine Kinder, wie wiederſetzlich ſich Kimar gegen mich erweiſet, und wie er täglich bemühet iſt, die Gränzen der ihm anvertraueten Gewalt zu überſchreiten, und mir Eintrag zu thun. Damit ich nun dieſes boshafte Vergehen nicht ungeſtraft hingehen laſſe, ſo gebe ich euch hiemit alle ſeine Güter Preis, und behalte mir weiter nichts vor, als ſeine eigene Beſtrafung ſelbſt zu beſtimmen.

Kaum hatte der Pöbel, der ohne das an dem Tumultuiren den gröſten Gefallen findet, dieſe Erlaubnis des Califen vernommen, ſo fiel der ganze Schwarm anf das Haus des Kimar zu. Vergeblich bemühete ſich dieſer General ſie abzuhalten, indem er ſeine Truppen dahin ſchickte; denn da die Anzahl derer, ſo die Hofnung zur Beute herbey lockte, alle Augenblick zunahm, ſo war es ohnmöglich, ſie fortzujagen. Ja Kimar ſelbſt würde aller Soldaten, ſo ihn umgaben ohngeachtet, der Wuth des Pöbels doch nicht entgangen ſeyn, wenn er nicht Reißaus genommen, und ſich durch die Flucht gerettet hätte. Er flohe nach Moſſul, ſtarb aber daſelbſt kurze Zeit hernach.

Das folgende Jahr machte der Regierung des Moktadi auch ein Ende. Alle Unterthanen bedauerten dieſen Prinzen ungemein; Er be-

Moktadi-Billah. Hegire 574 n. C. G. 1178. Moktadi ſtirbt.

beſaß auch in der That, eine Güte und eine Leutſeligkeit, ſo ihm die Liebe und Hochachtung aller, ſo ihn zu kennen Gelegenheit hatten, im höchſten Grad zuzog. Sein Sohn Naſſer-Ledinillah beſtieg den durch ſein Abſterben ledig gewordenen Thron.

Naſſer-Ledinillah.

Naſſer-Ledinillah.

Drey und funfzigſter Calif.

Naſſer wurde ſo gleich nach ſeines Vaters Abſterben zum Calif ausgerufen, und eben ſo als derſelbe, für den einzigen und rechtmäßigen Califen aller Muſelmannen erkannt. Hiedurch will ich aber nicht behaupten, daß nicht auch noch einige andere Souveraine dieſen Namen ſollten geführet haben. Denn es gab einen fatimitiſchen Prinzen, der in Africa Calif war, und noch einen andern aus dem Geblüte der Ommiaden herſtammenden Prinzen, ſo eben dieſe Würde in Spanien bekleidete. Allein dieſe Prinzen wurden nur allein von ihren unmittelbaren Unterthanen als Calife verehret. Dahingegen wurde der Calif von Bagdad, nach dem Falle des letzten egyptiſchen Califs, von allen Muſelmannen überhaupt, ſo wohl in Egypten, Syrien und Arabien, als auch an andern Orten mehr, als der einzige rechtmäßige Monarch und Calif angeſehen.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 575 n. C. G. 1179.

Dieſe Veränderung gab der Würde der Califen ihren ehemaligen Glanz auf gewiſſe Art wieder, dem ohngeachtet aber wurden ſie nicht mächtiger als zuvor. Ihre einzige Hauptſtadt kann man ausnehmen, allwo ſie ihre Gewalt ohne Einſchränkung ausüben konnten; ſonſten aber traffen ſie allenthalben Prinzen an, die alle in den unter ihrer Botmäßigkeit ſtehenden Ländern regierende Herrn ſeyn wollten, ob ſie gleich dem ohngeachtet die oberſte Herrſchaft des Califen von Bagdad erkenneten. Der Titel Atabek, oder Emir, womit ſie anfänglich zufrieden geweſen waren, ward ihnen itzo zu geringe. Sie nahmen deswegen aus eigener Macht den Titel Sultan an, daher zählte man dazumal faſt eben ſo viele Sultane als Statthalter waren.

Naſſer beſtätiget den Solaheddin als Sultan von Syrien und Egypten.

Unter allen aber war Solaheddin nicht nur der berühmteſte, ſondern auch der furchtbareſte. Dieſer hatte den Titel als Sultan von Egypten und Syrien angenommen, und Naſſer beſtätigte ihn, ſo bald er den Thron beſtiegen hatte, auf die gültigſte Art in dieſer Würde. Der Calif hatte einen doppelten Bewegungsgrund hiezu; denn einmal trieb ihn die Dankbarkeit an, einen Prinzen mit Wohlthaten zu überhäufen, dem er die Vertilgung der Fatimiten allein zuzuſchreiben hatte, und auf der andern Seite erwarb er ſich in Anſe-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 575 n. C. G. 1179.

hung des zukünftigen einen Beſchützer in ſeiner Perſon, deſſen groſſer Ruf allein hinreichend war die Anſchläge verſchiedener kleiner Herren in der Provinz Syrien zurückgehend zu machen, bey welchen noch ſtets eine Neigung zu den Fatimiten übrig geblieben war, und für welchen man daher ſtets in Sorgen leben muſte, daß ſie nicht die Abbaßiden zu ſtürzen, und die Fatimiten wieder zu erheben ſuchen möchten.

Allein die Calife hatten nicht nöthig, von dieſer Seite viel zu fürchten. Denn der gröſte Theil dieſer Herrn war gar zu beſchäftiget, entweder ſich ſelbſt einander zu bekriegen, um das Land ihrer Nachbaren zu erobern, oder um ſich gegen den Solaheddin zu vertheidigen, deſſen Macht von Tage zu Tage zunahm, und ihnen allen den Untergang drohete. Ich will itzo fortfahren, die Eroberungen dieſes Prinzen namhaft zu machen. Wenn dieſes zu ſonſt nichts hilft, ſo wird es doch wenigſtens dazu dienen, daß wir bey dem Leben des Naſſer etwas ſagen können, von deſſen Regierung uns die Hiſtorie ſehr wenig Licht giebt. Ueber das, ſo kann man dasjenige, ſo ſich in Egypten und Syrien zugetragen hat, nicht ferner als etwas zu der Geſchichte der Califen nicht gehöriges anſehen, weil beyde Provinzen dem Scepter der Califen von Bagdad wieder unterwürffig geworden waren; ja es iſt ſelbſt gewiſſer maſſen ein nöthiger Theil ihrer Geſchichte.

Naſſer Ledinillah. Hegire 575 n. C. G. 1179.

So groß und mächtig auch Solaheddin geworden war, ſo muſte er doch das Schickſal aller Eroberer erfahren, dieſes heiſſet ſeine Unternehmungen wurden nicht allemal durch einen glücklichen Ausgang gekrönet. Zuweilen hemmeten einige dem Anſehen nach ganz leichte Hinderniſſe den Lauf ſeiner Siege, da er doch hingegen die allerſchwereſten bey andern Gelegenheiten bald aus dem Wege zu räumen wuſte, wenn es auch ſchien, daß ſie unüberſteiglich wären.

Solaheddin war ſein ganzes Glück den Atabeks aus dem Hauſe des Zenghi, aus welchem Noureddin und deſſen Sohn Al-Malek herſtammen, ſchuldig; dennoch aber hatte er ſich, wie wir ſchon geſehen haben, gegen dieſes Haus als den undankbarſten Menſchen von der Welt aufgeführt, und ſich aus allen Kräften bemühet, dem letzteren die von ſeinem Vater erhaltene reiche Erbſchaft aus den Händen zu reiſſen. Denn nachdem er ihm erſtlich Alep und Hem weggenommen hatte, ſo hatte er ihn ſelbſt in Alep, wohin er geflüchtet war, belagert, war aber durch den tapfern Wiederſtand der Einwohner dieſes Orts mit einer langen Naſe wieder abzuziehen genöthiget worden. Nunmehr ſchien Solaheddin ſeinen Vorſatz aufzugeben, und that lange Zeit hindurch nichts weiter, als ſein Anſehen in

Naſſer-Ledinullah. Hegire 577 n. C. G. 1181.

Egypten auf einen feſten Fuß ſetzen, und die nöthigen Masregeln nehmen, um ſich in den Beſitz ſeiner ſchon in Syrien und Meſopotamien gemachten Eroberungen zu erhalten.

Der Sultan von Syrien ſtirbt.

Unter dieſer Zeit ſtarb der Atabek-Al-Malek, Noureddins Sohn, welcher, wie ſein Vater den Titel Sultan angenommen hatte zu Aleppo, ſo der Hauptſitz ſeines Fürſtenthums war. Da dieſer Herr keine Söhne nachließ, ſo beſtimmete er ſeinen Vetter, der den Namen Ezeddin-Maſſoud führte, zu ſeinem Nachfolger. Dieſer neue Sultan oder Atabek hatte ſchon einen groſſen Theil von Meſopotamien unter ſeiner Botmäßigkeit, welcher ihm nach dem Tode ſeines Vaters, des Cathbeddin-Maſſoud, zugefallen war, dem dieſes Land durch die Freygebigkeit ſeines Bruders Noureddin, des Vaters des Al-Malek, zu Theile geworden war. Von dieſem Ezeddin ſtammen die übrigen Fürſten aus der Herrſchaft der Atabeks im Irak alle her.

Hegire 578 n. C. G. 1182. Solaheddin belagert Moſſul vergeblich.

Solaheddin, der ſich ſchon von verſchiedenen Oertern in Meſopotamien Meiſter gemacht hatte, hoffete ſich unter dem neuen Sultan dieſe ganze Provinz noch mit leichter Mühe unterwürffig zu machen. In dieſer Abſicht rückte er vor Moſſul, ſo die Hauptſtadt dieſes Landes war, und gab ſich alle erſinnliche Mühe, dieſes Orts habhaft zu werden. Unter anderm faſſete er den kühnen Anſchlag, den dichte an der Stadt wegflieſ-

ſenden

Naſſer-Ledinillah. Hegire 578 n. C. G. 1182.

ſenden Tygerfluß abzuleiten, und ließ zu dieſem Endzwecke nach der Seite von Ninive zu einen breiten Canal anlegen. Allein der Sultan vertheidigte ſich mit ſo vieler Tapferkeit, und ward von den Einwohnern ſo nachdrücklich unterſtützt, daß Solaheddin gezwungen ward, ſein Vorhaben und die Belagerung aufzuheben.

Er erobert Miaſarkin, und gehet mit dem Ezeddin einen vortheilhaften Vergleich ein.

Ueber dieſen mißlungenen Anſchlag tröſtete ihn aber die Eroberung von Miaſarkin bald wieder, welchen in Syrien liegenden Ort er nach einer nur kurze Zeit daurender Balagerung einnahm. Da dieſe glückliche Begebenheit den Muth ſeiner Truppen von neuem zu beleben ſchien, ſo führte er ſie zum zweyten male vor Moſſul, und ſetzte dieſer Stadt noch weit heſtiger zu, als er das erſte mal gethan hatte. Allein er muſte itzo wieder eben den Wiederſtand verſpühren, ſo daß er einige Zeit hernach die Belagerung wieder aufzuheben gezwungen war. Jedoch es geſchahe auf eine recht rühmliche Art für ihn. Denn er gieng einen Vergleich ein, durch welchen ihm faſt eben ſolche Vorrechte in dieſem Orte zugeſtanden wurden, als diejenigen würden geweſen ſeyn, deren ihn die Eroberung deſſelben theilhaſt gemacht haben würde. In dieſem Vergleiche ward feſt geſetzt, daß ſein Name in allen Moſcheen zu Moſſul, und dem dazu gehörigen Gebiete bey dem öffentlichen Gebete genennet.

Naſſer-
'edin-llah.
Hegire 578
i. C. G.
1182.

net, und auf die Münzen geſtempelt werden ſollte.

Ezeddin
ritt Alep
in den A
nadeddin
b.

Nachdem Solaheddin auf dieſe Bedingungen wieder abgezogen war, ſo war Ezeddin äuſſerſt bemühet die Veſtungswerke vor Moſſul wieder herſtellen zu laſſen, und in den umliegenden Gegenden alle Verwüſtungen wieder zu verbeſſern, ſo die Feinde daſelbſt angerichtet hatten. Kurze Zeit hernach aber bekam er ſo viel zu thun, ſeine verſchiedenen Staaten gegen die Anfälle eines faſt eben ſo unternehmenden Prinzen als Solaheddin zu vertheidigen, daß er ſich entſchloß, das Fürſtenthum Aleppo ſeinem Bruder Amadeddin abzutreten, und nur dasjenige für ſich zu behalten, ſo er in Meſopotamien beſaß.

Hegire 579
. C. G.
1183.
Solahed-
n bemei-
ert ſich
ſſelben.

Der neue Sultan von Aleppo behielt das eben erhaltene Geſchenk nicht lange. Solaheddin, der ſeine Gränzen in Syrien gerne erweitern wollte, rückte gleich darauf vor Aleppo und beſtürmte den Ort mit ſolcher Wuth, daß Amadeddin, der ſeinen gänzlichen Untergang vor Augen ſahe, wenn derſelbe an den Feind übergehen ſollte, ſich entſchloß, demſelben einen Vergleich anzutragen, durch welchen er ſich verbindlich machte ihm Aleppo abzutreten, jedoch mit dem Bedinge, daß ihm dagegen ein anderer Platz abgetreten würde. Solaheddin, ſo für Begierde brannte, ſich den Beſitz eines Fürſtenthums zu verſchaffen, wodurch er Herr von ganz Syrien ſeyn würde, gab den Vorſchlägen des Amadeddin mit der größten Freude Gehör. Damit wurden die Waffen von beyden Seiten niedergelegt, und Aleppo gerieth in die Hände der Sultane von Egypten. Amadeddin aber verfügte ſich in ein anders ihm zugehöriges Land. Naſſer Ledinillah. Hegire 579 n. C. G. 1183.

Auf ſolche Art kam das Fürſtenthum Aleppo unter die Botmäßigkeit des Solaheddin. Dieſe Begebenheit wurde von den Schriftſtellern der damaligen Zeiten, beſonders aber von den Dichtern recht verewiget, welche davon als von einer Eroberung redeten, ſo in Anſehung des zukünftigen die wichtigſten Folgen haben würde. Mohieddin Cadhi[*] von Damaſcus machte bey dieſer Gelegenheit ein Gedicht, worinn ſich der Dichter zuletzt zu dem Solaheddin ſelbſt wendet, und ihn alſo anredet: **Du haſt Aleppo in dem Monat Seſer eingenommen, und ich verkündige dir hiemit, daß du Jeruſalem in dem Monate Regeb erobern wirſt.** Dieſe Prophezeyhung traf richtig ein; nur nicht ſo frühe, als es der Dichter beſtimmet hatte. Denn nach der Ordnung des arabiſchen

---

[*] Cadhi heiſſet bey den Muſelmannen ein Richter, der alle unter ihnen vorfallende Rechtshändel entſcheidet, und auch ſelbſt diejenigen, ſo die Religion betreffen. Dennoch aber kann von ihm an den Mufti appellirt werden, der in dieſen Sachen der oberſte Richter iſt. Herbelot. oriental. Biblioth.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 579 n. C. G. 1183.

ſchen Calenders * iſt der Monat Regeb der fünfte nach dem Monat Seſer, und daher hätte dieſer Prophezeyhung gemäß der Sultan Jeruſalem fünf Monate nach der Eroberung von Alep einnehmen müſſen. Es giengen aber faſt einige Jahre darüber hin, ehe der Sultan dieſes groſſe Werk zu Stande bringen konnte. Damals aber that er es mit dem glücklichſten Fortgange von der Welt, wie wir bald mit mehrerem ſehen werden. Dennoch aber muſte es unſern Dichter ungemein freuen, daß Jeruſalem in der That an den Solaheddin in dem Monate Regeb übergieng.

Mohammed ſucht ſich der

Die Schuld lag nicht an dieſem Fürſten, daß er es nicht früher bekam. Denn ſeine

Ab-

---

* Die arabiſchen Monate ſind folgende: 1) Moharram 2) Seſer, 3) Rebiah der erſte, 4) Rebiah der andere. 5) Giomada der erſte. 6) Giomada der andere. 7) Regeb. 8) Schaban. 9) Ramadan. 10) Schaval. 11) Doulkadah. 12) Doulhegiah. Man muß hiebey bemerken, daß das arabiſche Jahr zwölf Monate enthält, die ſich aber nach dem Monde richten, und folglich eilf Tage früher zu Ende läuft, als das Sonnenjahr, auch keinen auf eine gewiſſe Zeit beſtimmten Anfang hat. Auf dieſe Art durchläuft der erſte Monat im Jahr alle Jahrszeiten nach einander, und folglich werden den übrigen Monaten jährlich eilf Tage abgekürzt, ſo in dreyen Jahren einen Monat ausmachet.

Abſicht war ſo gleich nach der Einnahme von Aleppo dieſe Belagerung vorzunehmen; da dieſes aber auch zugleich eine Unternehmung von der alleräuſſerſten Wichtigkeit war, und folglich ganz auſſerordentliche Vorbereitungen erforderte, ſo gieng er noch vorhero nach Damaſcus zurück, um daſelbſt alles dazu erforderliche anſchicken, und in gehörigen Stand ſetzen zu laſſen.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 579 n. C. G. 1183. Staaten des Selaheddin zu bemächtigen.

Ein ganz unvermutheter Zufall aber, der die ganze Sache in eine ganz veränderte Verfaſſung ſetzen zu wollen drohete, verlängerte die Ausführung dieſes groſſen Anſchlages abermals. Selaheddin ward krank, und zwar ſo heftig, daß er ſchon in den letzten Zügen lag. Einer ſeiner Vettern, mit Namen Mohommed-ebn-Schirkoueh, der an deſſen Wiederaufkommen verzweiffelte, hielt dieſes für eine ſchöne Gelegenheit, ſeinen Kindern die ihnen von ihrem Vater zufallende reiche Erbſchaft zu rauben, und ſuchte zu dieſem Endzweck in der Stadt Damaſcus verſchiedene Meutereyen anzuſpinnen, durch die er ſich einen Weg zur Krone zu bahnen hoffete, welcher ihm ſeiner Meinung nach, nach Selaheddins Tode nicht entſtehen konnte.

Seine ganze Hofnung aber ward bald zu Waſſer. Denn der Prinz, dem man von Stunde zu Stunde den letzten Othem abwartete, erhohlte ſich nicht nur nach und nach wieder in etwas, ſondern gelangte auch nach ei-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 579 n. C. G. 1183.

ner langen Krankheit wieder zur völligen Geſundheit. Seine erſten Sorgen giengen darauf dahin, ſich den Mohammed vom Halſe zu ſchaffen. Er hatte von allem Nachricht erhalten, was dieſer ehrſüchtige Prinz während ſeiner Krankheit vorgenommen hatte, und hatte ſich darauf gleich vorgeſetzt, ſeine Kinder von einem ſo gefährlichen Nebenbuhler zu befreyen.

Mohammeds Tod.

Sein Vorſatz ward ganz in der Stille ausgeführt. Man verwunderte ſich daher nicht wenig, als man hörte, daß Mohammeds Bediente, wie ſie des Morgens zu ihrem Herrn ins Zimmer gehen wollen, denſelben in ſeinem Bette todt gefunden hätten. Man erfuhr zwar die eigentliche Urſach dieſes Zufalles nicht, dennoch aber vermuthete faſt der ganze Hof, daß der Sultan groſſen Antheil daran gehabt habe; ia man findet ſelbſt in einigen Schriftſtellern, die ſich als Lobredner des Mohammed beweiſen, als in dem Ebn-Chalican, dem Abulfeda und Makriſius, daß dieſer Verdacht nicht ohne Grund geweſen iſt.

Jedoch nahm Solaheddin die Sorge für die Auferziehung ſeines nachgelaſſenen Sohnes über ſich, und war auch aus mehr als einem Grunde dazu verpflichtet; denn auſſer dem, daß Solaheddin ein naher Vetter des Verſtorbenen war, ſo war er noch dazu ſein Schwager, weil er ſeine Schweſter an denſelben vermählet hatte. Aber dieſe nahe Blutsverwandtſchaft konnte doch den Sultan nicht abhalten, alle in Emeſſa befindliche Pferde, Waffen und Koſtbarkeiten zu ſich zu nehmen. Dieſe Stadt hatte dem Mohammed zugehöret, hernach gab er ſie aber doch deſſen Sohne wieder.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 579 n. C. G. 1183.

Schirkouch, ob er ſich gleich annoch in der zarteſten Jugend befand, ließ ſich dennoch genugſam merken, daß er das ungerechte Verfahren ſeines Oheims gar deutlich einſähe; man erzählt bey dieſer Gelegenheit folgende Geſchichte: Solaheddin habe den Prinzen einmal ſelbſt befragt, ob er auch den Alcoran mit gutem Fortgang leſe? Da habe ihm dieſes Kind folgende witzige und beiſſende Antwort gegeben: Ja Herr, ich habe ſchon vieles daraus gelernet, und itzo bin ich eben bey der Stelle, wo geſchrieben ſtehet, daß diejenigen, ſo das Gut der Waiſen an ſich ziehen, ein verzehrendes Feuer in ſich freſſen, welches ſie nicht nur in dieſer Welt verbrennen, ſondern auch hernach in die Hölle ſtürzen wird. Der Sultan lächelte hiebey, und that gar nicht, als wenn er merkte, daß dieſe Antwort vielleicht auf ihn gemünzt ſeyn könnte.

Damals war er ganz und gar von dem groſſen Vorhaben eingenommen, die Chriſten zu bekriegen, und ihnen die berühmte Stadt Jeruſalem wieder abzunehmen, die dieſel-

Hegire 582 n. C. G. 1186.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 582. n. C. G. 1186.

den nunmehro faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch im Beſitz gehabt hatten; iedoch die Bemühungen, ſeine in Egypten liegende Staaten in Ruhe zu erhalten, verſchoben daſſelbe annoch auf einige Zeit. In dieſer Abſicht führte er in den meiſten Statthalterſchaften dieſer Provinz Aenderungen ein, und endlich, als er damit völlig zur Richtigkeit gekommen war, ſo beſtimmete er ſeine Abreiſe erſt gewiß. Sein Bruder Adel, den er zum Statthalter von Aleppo gemacht hatte, muſte deswegen nach Egypten zurück kommen, um dieſes Land in ſeiner Abweſenheit zu regieren.

Die Chriſten ſchlagen eine Caravane.

Eine während dieſen Veranſtaltungen eingelauffene Nachricht brachte ihn gegen die Chriſten mehr in Harniſch, als er es jemals geweſen war. Arnaud von Chatillon, nemlich einer der franzöſiſchen Herrn, die ſich durch die Kreuzzüge in den den Sarazenen weggenommenen Ländern feſtgeſetzt hatten, war in Arabien eingefallen, und hatte daſelbſt entſetzlich gehauſet. Man ſagt, ſein Vorhaben ſey geweſen, gerades Weges auf Mecca los zu gehen; da ihn aber der Mangel an friſchem Waſſer genöthiget habe, unverrichteter Sachen wieder umzukehren, ſo habe er ſeine Wuth darüber an einer ihm begegneten zahlreichen Caravane von Muſelmannen ausgelaſſen, die eben auf der Wallfarth nach Mecca begriffen geweſen ſey. Er habe niemand verſchonet, ſondern alles niedergehauen. Ferner ward dem Solaheddin hinterbracht, Chatillon habe in der Wuth die ärgſten Schmähungen und Läſterungen gegen Mecca, ja gegen den Propheten ſelbſt ausgeſtoſſen; auch habe er ſich geweigert, als man ihn erſucht habe, die gefangenen Muſelmannen wieder auf freyen Fuß zu ſtellen, da ſich doch die Chriſten durch einen Vergleich anheiſchig gemacht hatten, den Muſelmannen die Freyheit nach Mecca zu reiſen zu verſtatten; und ferner habe er ſich verſchworen, niemand mehr Quartier zu geben, ſondern alles, was ihm in die Hände fallen würde, niederhauen zu laſſen.

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 582
n. C. G.
1186.

Der hierüber erzürnte Sultan entſchloß ſich dieſen Friedensbruch aufs ſchärfſte zu rächen, und verſchwor ſich auf ſeiner Seite gleichfalls, den Chatillon umbringen zu laſſen, wenn er ſeiner habhaft werden ſollte. Der Untergang dieſes Herrn, und die Eroberung von Jeruſalem waren alſo die beyden hauptſächlichſten Zwecke bey dem Kriege, wozu ſich der Sultan itzo rüſtete.

Die chriſtlichen Prinzen gaben durch die unter ihnen eingeriſſene Uneinigkeit ſelbſt die Urſache zu ihrem Verderben ab. Es waren ſchon mehrentheils hundert Jahre, daß ſie die Einigkeit in dem Beſitze von Jeruſalem erhalten hatte. Hätte dieſe Einigkeit länger fortgedauret, ſo würde die ganze muſelmanniſche

Naſer-Ledinillah. Hegire 582 n. C. G. 1186.

Macht nicht hinreichend geweſen ſeyn, ihnen Wiederſtand zu thun. Allein ſo ſtiftete der Geiz, die Ehrſucht, und der Neid die heftigſten Entzweyungen unter ihnen, wodurch alles ehemals mit ſo vieler Mühe und ſo vielem Blute erworbene auf einmal wieder verlohren gieng.

Mittel, wodurch Guido von Luſignan auf den Thron von Jeruſalem kommt.

Guido von Luſignan beſaß um dieſe Zeit den Thron von Jeruſalem, aber nicht mit dem beſten Rechte, ſondern hatte ihn allein ſeinen Ränken, oder wie einige Geſchichtſchreiber vorgeben wollen, vielmehr der Bosheit ſeiner Gemahlin zu danken, dieſe hieß Sibille, und war eine Schweſter Balduin des vierten, der vorher die jeruſalemiſche Krone getragen hatte. Dieſer Herr war nicht verheyrathet geweſen, dagegen aber hatte er ſeine Schweſter an Wilhelm, Graf von Montſerrat, vermählet, und demjenigen Prinzen, den derſelbe mit ihr erzeugen würde, die Krone beſtimmet. Sie bekamen auch wirklich einen Prinzen, der den Namen Balduin bekam, und den ſein Oheim, wie er ſiebenzehn Jahr alt war, krönen ließ. Nicht lange darauf ſtarb der Graf von Montſerrat, ſeine Wittwe heyrathete den Guido von Luſignan wieder, und entſchloß ſich ihren neuen Gemahl auf den Thron zu ſetzen. Auch der König Balduin der vierte ſtarb kurz hernach, und der junge König Balduin, ſeiner Schweſter Sohn, überlebte ihn auch nur kurze Zeit. Man

Naſſer Ledinillah. Hegire 582 n. C. G. 1186.

Man giebt vor, ſeine eigene Mutter habe ihn vergiftet; ſo viel iſt wenigſtens ausgemacht, daß er noch in eben dem Jahre mit Tode abgieng, in welchem ſein Oheim verſtarb. Sibille ließ gleich darnach ihren Gemahl den Guido von Luſignan zum König von Jeruſalem erklären, und die mehrſten Groſſen machten keine Schwierigkeit, ihre Einwilligung dazu zu geben, ob ſie gleich für dieſen Herrn wenig Achtung trugen.

Der Graf von Tripoli macht Anſpruche darauf.

Hingegen verdroß dieſe Wahl den Raimond, Graf von Tripoli, um deſto mehr. Er hatte gehoffet, daß ſeine Dienſte und ſeine Tapferkeit ihm den Vorzug für einem Prinzen verſchaffet haben würden, der nicht das geringſte Verdienſt hatte. Ueberdas ſo gab ſeine Geburt ſeinen Anſprüchen ein groſſes Gewicht, denn er war mit dem Königlichen Hauſe von Jeruſalem ſo nahe verwandt, und hatte ſelbſt dieſes Königreich ſchon regiert, als Balduin der vierte durch ſeine Schwachheit abgehalten ward, der Regierung ſelbſt vorzuſtehen.

Der Graf von Tripoli gab ſein Mißvergnügen über die geſchehene Wahl ſo deutlich an den Tag, daß es dem Solaheddin nicht verborgen blieb. Der Sultan ſahe dieſen Umſtand als eine ſchöne Gelegenheit an, Vortheil daraus zu ziehen, und ließ in dieſer Abſicht dem Grafen den Vorſchlag thun, ihn auf den Thron von Jeruſalem zu ſetzen, je-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 582 n. C. G. 1186.

jedoch mit dem Bedinge, ein Muſelmann zu werden. Raimond wollte zwar ſehr gerne König ſeyn, dennoch aber ſchlug er die geforderte Bedingung aus; jedoch ohne deswegen mit dem Sultan zu zerfallen. Er unterhielt vielmehr ein beſtändiges Verſtändnis mit demſelben, in Hofnung, dermaleinſt durch ihn ſeine Wünſche erfüllet zu ſehen, wobey er aber die von ihm verlangte Bedingung ſtets verwarf. Er wurde um deſto mehr in dieſem Vorſatze beſtärkt, weil er wuſte, daß der Sultan nicht allemal ein Feind der Chriſten geweſen ſey, ob er gleich für ſeine Religion ſehr eingenommen war. Man wuſte die Zeit noch, da dieſer Prinz ein ganz Theil derſelben in Dienſten gehabt hatte, die er zu Intendanten, Secretarien, oder anderen Bedienungen gebraucht hatte. Zwar iſt es auch an dem, daß er itzo in Anſehung ihrer ſehr verändert wäre; allein ſie hatten ſelbſt Gelegenheit dazu gegeben, weil ſie bey den letzten Kreuzzügen, wenn ſie über die Muſelmannen einigen Vortheil erhalten hatten, die gröſten Grauſamkeiten an denſelben ausgeübet hatten.

Hegire 583 n. C. G. 1187.

Es daurete lange Zeit, ehe die chriſtlichen Prinzen etwas von dieſem Verſtändniſſe mit dem Graf von Tripoli entdeckten, denn er nahm ſich ſo genau dabey in acht, daß man keinen Argwohn gegen ihn ſchöpfen konnte. Man hatte auch um deſto weniger Urſach da-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 583 u. C. G. 1187.

zu, weil er ſelbſt mit ſeinen Völkern zur chriſtlichen Armee ſtieß, als dieſe dem Sultan entgegen marſchirte, welcher ſich in der Ebene von Tiberias gelagert, und in Schlachtordnung geſtellet hatte. Auf dieſer Ebene war es, wo ſich beyde Armeen eine ganze Weile unter den Augen ſtunden, und ſich zu dem groſſen Treffen zubereiteten, deſſen Ausgang das Schickſal eines damals unter der Botmäßigkeit der Chriſten ſtehenden Theils von Paläſtina entſcheiden ſollte.

Solaheddin ſchlagt die Chriſten.

Auf dieſe Art brachte man eine ganze Weile zu, ſich einander anzuſehen, ſo daß keine von beyden Armeen Mine zum Angrif machte. Der Sultan, ſo die gröſte Urſach hatte ſich nicht zu übereilen, nahm den Schein einer völligen Ruhe an. Unterdeſſen aber, da es ließ, als wenn er an weiter nichts gedächte, als auf ſeiner Hut zu ſeyn, ſo erhielt er doch würklich ſolche Vortheile, ſo den Untergang der Chriſten verurſachten. Den Anfang dazu machte er damit, indem er ſeine Truppen ganz unmerkliche Bewegungen machen ließ, wodurch er ſo viel erhielt, daß dem Feinde nach und nach alle Zugänge zu den Oertern abgeſchnitten wurden, woher ſie ihr Waſſer bekamen. Nachdem er von dieſer Seite ſeinen Endzweck erreicht hatte, ſo ließ er das Magazin der Chriſten und allen darinn befindlichen Vorrath verbrennen, wozu er ſich des Verſtändniſſes, ſo er mit einigen in ihrem La-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 583 n. C. G. 1187.

ger unterhielt, bediente. Es giebt einige, die behaupten wollen, der Graf von Tripoli habe dem Sultan bey dieſer Gelegenheit die wichtigſten Dienſte geleiſtet, und dadurch ſelbſt das Verderben der Chriſten befördert.

Während der Unordnung, ſo durch dieſen Brand in dem chriſtlichen Lager entſtand, gab Solaheddin das Zeichen zum Angrif, und fiel daſſelbe mit der gröſten Wuth an. Die Chriſten hielten den erſten Angrif tapfer und unerſchrocken aus. Aber da ſich die Flamme in dem ganzen Lager ausbreitete, ſo wurden ſie dadurch auſſer Stand geſetzt, ſich länger zu vertheidigen; dieſe der Wuth der Flammen ausgeſetzt, die ſie verzehrten; jene von dem unerträglichen Dampfe erſticket, den das Feuer machte; überhaupt alle, von Hitze, Durſt, und Mattigkeit ausgemergelt, lieſſen ſich von den Sarazenen übern Haufen werffen, welche ein grauſames Niedermetzeln unter ihnen anfiengen.

Auch der König von Jeruſalem Guido von Luſignan ward bey dieſer Gelegenheit gefangen genommen, und der berühmte Arnaud von Chatillon nebſt einer beträchtlichen Anzahl Ritter, worunter ſich die beyden Groſsmeiſter von den Tempel-Herren und Hoſpitalitern mit befanden, hatten ein gleiches Schickſal mit ihm. So wohl ſie beyde, als auch die mehreſten der Ritter wurden vor dem Eingange eines prächtigen Zeltes niedergehauen.

hauen. Der Sultan hatte noch vor dem Anfange der Schlacht befohlen, dieſes Zelt ſofort aufzurichten, wenn ſich der Sieg auf ſeine Seite lenken würde.

Naſſer Ledinullah. Hegire 58 n. C. G. 1187.

Seine Abſicht dabey war, diejenigen Herren vom Stande, ſo ihm in die Hände fallen würden, daſelbſt ſich vorführen zu laſſen. Seinen Soldaten überließ er die Sorge den flüchtigen Chriſten nachzuhauen, und ſetzte auf jeden Kopf eines Chriſten, ſo man ihm bringen würde, einen anſehnlichen Preiß. Er ſelbſt aber verfügte ſich in dieſes Zelt, und ließ den König von Jeruſalem und den Arnaud von Chatillon zu ſich hinein bringen. Da beyde ungemein ermüdet waren, und für Durſt hätten verſchmachten mögen, ſo ließ Solaheddin Sorbet hinein geben. Dem Könige wurde die Schale zuerſt gereicht, der ſie, nachdem er daraus getrunken hatte, dem Chatillon reichte, ſo ſie auch mit der gröſten Begierde an den Mund ſetzte, und ſeinen brennenden Durſt dadurch zu ſtillen hofte; aber der Sultan ließ ſie ihm wieder von dem Munde wegreiſſen, und ſagte: *Nein, ich werde es niemals zugeben, daß dieſer böſe Menſch in meiner Gegenwart trinke,* * *denn ich* bin

---

* Die Geſetze der Gaſtfreyheit unterſagen den Arabern, denjenigen zu tödten, den ſie überwunden haben, wenn er in ihrer Gegenwart gegeſſen oder getrunken hat.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 583 n. C. G. 1187.

bin gar nicht gewillet ihm Quartier zu geben. Hierauf ſtand er von ſeinem Sitze auf, gieng auf den Chatillon zu, und machte ihm wegen ſeines gegen die Muſelmannen erwieſenen Bezeugens die heftigſten Vorwürfe: **Du wirſt dich noch wohl erinnern,** ſagte er zu ihm, **daß du den Muſelmannen nie haſt Gnade wiederfahren laſſen; ja du haſt ſelbſt gegen die geheiligten Städte Mecca und Medina ein gottloſes Vorhaben ausführen wollen; mit einem Worte: du haſt dich gegen mich ſtets auf eine Art betragen, die derjenigen ſchnurſtraks entgegen geweſen iſt, ſo ich gegen dich beobachtet habe.** Hier hörte der Sultan auf, zog ſeinen Säbel, und hieb dem Chatillen auf der Stelle den Kopf ab.

Der Sultan begegnet dem Könige von Jeruſalem gut.

Dem Könige von Jeruſalem war recht bange dabey, daß er bey einem ſo ſchrecklichen Auftritte einen Zuſchauer abgeben muſte, und fieng ſchon an ſeines eigenen Lebens wegen zu zittern. Der Sultan aber ſprach ihm wieder Muth ein, und verſicherte ihn, daß er nichts zu befürchten habe, er begegnete ihm auch jederzeit mit vieler Güte, und befahl ſeinen Leuten, dieſem Herrn mit aller Achtung zu begegnen, die man ſeiner hohen Würde ſchuldig wäre.

Hernach ſuchte ſich der Sultan ſeinen erhaltenen Sieg zu Nutzen zu machen, und be-

belagerte Tiberias, ſo er auch mit ſamt dem Schloſſe einbekam. Von da gieng er durch Galiläa in Samarien, und eroberte Naplouſe und Sebaſte, hernach wendete er ſich nach der See-Küſte zu, und eroberte Acre, Seid, Barut, Aſcalon, Gazah, und Remlah. Die mehrſten dieſer Oerter giengen mit Sturm über; andere aber ergaben ſich freywillig mit dem Bedinge, daß Guido, König von Jeruſalem, wieder ſollte in Freyheit geſetzt werden.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 583 n. C. G. 1187. Und erobert viele Städte.

So bald ſich Solaheddin von Remlah Meiſter ſahe, ſo fieng er an, das ſchon ſo lange vorgehabte Unternehmen, Jeruſalem zu belageren, in Würklichkeit zu ſetzen; denn er war itzo nur noch eine kleine Tagereiſe weit davon entfernt. Vorher aber ließ er erſt ſeine Truppen von den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten recht ausruhen, und bediente ſich unterdeſſen dieſer Zeit, alles vorhero dergeſtalt vorzukehren, damit ihm ein Platz von ſolcher Wichtigkeit nicht entgehen könnte; denn Jeruſalem war die Hauptſtadt aller Staaten, ſo die Chriſten in Syrien beſaſſen.

Nachdem alſo dieſer Prinz mit allem, was er hiezu nöthig zu ſeyn glaubte, zu Stande gekommen war, ſo brach er an der Spitze ſeiner Truppen auf, und ſchloß Jeruſalem ein. Die erſten Anfälle geſchahen mit einer ſolchen Wuth, ſo die Belagerten dergeſtalt erſchreckte, daß ſie aus Furcht für einem Hauptſturm, nach-

dem

Naſſer-Ledinillah. Hegire 583 n. C. G. 1187.

nachdem ſie ſich einige Zeit vertheidiget hatten, zu capituliren anfiengen. Sie ſchickten demnach Abgeordnete zu dem Solaheddin, und lieſſen ihm Vergleichs-Vorſchläge thun. Sie hoffeten auf dieſem Wege recht glücklich zu fahren, weil ſie in der Meinung ſtunden, man würde ihnen eine gute Capitulation zugeſtehen, weil ſie ſich bisher ſo tapfer vertheidiget, und die Angriffe der Muſelmannen ſtets abgeſchlagen hätten. Allein der ſtolze Sultan gab ihnen die Antwort, man dürfte ſich von ſeiner Seiten auf keinen Vergleich Rechnung machen, er habe die Abſicht ſich mit Gewalt in den Beſitz der Stadt zu ſetzen, weil die Chriſten den Muſelmannen die Stadt auch ehemals mit Gewalt abgenommen hätten.

Dieſer Beſcheid ſetzte die Chriſten in die gröſte Verwirrung, jedoch aber nicht in Verzweiflung. Diejenigen, ſo Herzhaftigkeit beſaſſen, richteten den Muth der Furchtſamen wieder auf, und man faſſete den Entſchluß ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Sie thaten ſich auch darauf durch die allerherzhafteſten Unternehmungen hervor, und der Sultan muſte alles ſeines Stolzes ohngeachtet einſehen lernen, daß er den Ort nicht einbekommen würde, wenn er nicht den letzten Theil ſeiner Truppen dafür aufopfern wollte.

Nunmehr gereuete es ihn, daß er die Chri-

Naſſer-Ledinillah
Hegire 583
n. C. G.
1187

Chriſten nicht hätte hören wollen, wie ſie ihm den Vergleich antrugen, weil er das Blut ſeiner Soldaten gerne ſo viel möglich ſchonen wollte. Da er aber ein eben ſo guter Staatsmann als Kriegesheld war, ſo machte er bald Mittel ausfündig, die Sachen in einen Stand zu ſetzen, worinn er ſie zu ſehen wünſchte, ohne daß es dabey den Anſchein hatte, als wenn er in ſich ſelbſt ein Mistrauen ſetzte, oder die Macht ſeiner Feinde fürchtete.

Man erfuhr alſo in Jeruſalem, daß der Sultan ſich vielleicht noch erweichen laſſen würde, wenn man noch einmal einen Verſuch deswegen bey ihm thäte. Nunmehro fiengen diejenigen, welche es verurſachet hatten, daß die erſten Vorſchläge geſchehen waren, wieder an ſich zu bewegen, und brachten die Belagerten dahin, daß ſie ſich entſchloſſen, die Stadt aufzugeben; denn man muß nicht vorbey laſſen anzumerken, daß eine groſſe Uneinigkeit unter ihnen herrſchte. Die Eingebohrnen des Landes hatten einen Abſcheu für den Franzoſen, welcher durch einen griechiſchen Kaufmann, mit Namen Joſeph Elbatith, noch vergröſſert ward. Dieſer hatte öfters Gelegenheit, ſich ſeiner Handlung wegen in der Stadt aufzuhalten, und war ſtets bemühet geweſen, die Einwohner zu überreden, daß ſie das franzöſiſche Joch abſchütteln möchten, weil ſie ſonſt Sclaven dieſer Nation bleiben müſten. Dieſer befand

ſich

Naſſer-Ledinillah. Hegire 583 n. C. G. 1187.

ſich gleich beym Anfang der Belagerung in Jeruſalem, und war derjenige, ſo die Einwohner von ſeinem Glauben aufgewiegelt hatte, und zu der Zeit von der Uebergabe redete, als man noch im Stande war, ſich zu vertheidigen. Itzo als er von den Geſinnungen des Sultans Nachricht bekam, fieng er die Ueberredungen von neuem an.. Es kann auch wohl ſeyn, daß ihn ſein gegen die Franzoſen gehegter Haß dahin gebracht hat, ſich mit dem Sultan in ein Verſtändnis einzulaſſen; und daß dieſes der Weg geweſen iſt, durch welchen die ganze Sache getrieben iſt.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, Solaheddin gab den von den Belagerten geſchehenen Vorſchlägen Gehör, und traf mit ihnen einen Vergleich, deſſen Hauptinnhalt darinn beſtund, daß die Chriſten den Platz in einigen Tagen räumen, auch dabey die Freyheit haben ſollten, ihre Sachen alle mit ſich weg zu nehmen, die Franzoſen aber, oder eigentlich zu ſagen, die, ſo den Kreuzzügen beygewohnt hätten, ſollten für jeden eine gewiſſe Summe erlegen, und zwar für jeden Mann zehen, für jede Frau fünf, und für jedes Kind nur einen goldenen Thaler. Alle diejenigen aber, ſo nicht im Stande wären, ſolches zu bezahlen, ſollten als Sclaven des Ueberwinders zurück bleiben.

Nachdem dieſer Vergleich von beyden Seiten unterzeichnet war, ſo machten die Einwoh-

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 583
n. C. G.
1187.

wohner den Anfang die Stadt zu räumen. Der Patriarch nahm auch ſeinen Abſchied, zugleich aber alle Zierrathen ſeiner Kirche, das zum heiligen Grabe gehörige Silberwerk, die ſilbernen und goldenen Platten, womit ſolches bedeckt geweſen war, und überdas noch eine Summe von ohngefehr zweymal hundert tauſend goldenen Thalern mit ſich. Die Officier des Solaheddin wollten es zwar nicht zugeben, daß alle dieſe Reichthümer weggebracht werden ſollten, und gaben vor, die Einwohner hätten nach der Capitulation nur die Erlaubnis dasjenige mitzunehmen, ſo ihnen eigenthümlich zugehörte; der Sultan aber wollte die Chriſten nicht über einen Artickel beunruhigen, nach deſſen Innhalte man ihnen gleichwohl hätte Verdruß machen können. Er befahl deswegen, man ſollte ſie alles wegſchaffen laſſen, was ſie wollten, damit ich, ſagte er, den Belagerten nicht die geringſte Gelegenheit gebe, ſich zu beſchweren, und übel von den Muſelmannen zu reden.

Hierauf hielt der Sultan an der Spitze ſeiner Völker ſeinen Einzug im Triumph in Jeruſalem. Die Soldaten erhoben dabey ein groſſes Freudengeſchrey, daß ſie wieder Herren von einem Orte geworden waren, deſſen Beſitz ihnen die Chriſten ſchon ſeit einem Jahrhundert her entzogen hatten. Alle Kirchen wurden ſogleich in Moſcheen verwan-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 583 n. C. G. 1187.

delt, alle Klocken wurden zerſchlagen, alle Kreutze niedergeriſſen, beſonders aber machten die Soldaten groſſe Freudensbezeugungen, als ſie das an der Kirche der Hoſpitaliter ſtehende Crucifix abriſſen. Hiebey entſtand ein Tumult, wodurch leicht ſo wohl von Seiten der Sarazenen viel Blut hätte vergoſſen werden können. Allein der Sultan legte durch ſeine Klugheit alles bey, und that ſo nachdrückliche Befehle, daß beyde ziemlich geruhig mit einander lebten.

Solaheddin muß vor Tyrus abziehen.

Nach dieſer Eroberung belagerte Solaheddin Tyrus; und ſchloß dieſen Ort von der Meer-Seite durch zehen groſſe Schiffe ein, ſo er hatte aus Egypten kommen laſſen. Ob er gleich hofte, hiedurch bald Meiſter davon zu werden, ſo wollte es hier doch nicht ſo glücken, als es ihm bey Jeruſalem geglücket war. Die Chriſten vertheidigten ſich mit einer auſſerordentlichen Tapferkeit, nahmen fünf Schiffe weg, und machten die übrigen fünfe unbrauchbar. Alle darauf befindliche Muſelmannen, eine kleine Anzahl ausgenommen, wurden umgebracht, oder fanden ihr Grab in der See. Dieſer Umſtand gab den Chriſten Gelegenheit, Hülfe in den Ort zu werffen, dem Sultan aber machte er die Luſt vergehend, die Belagerung von Tyrus fort zu ſetzen. Da auch der Sommer ſchon mehrentheils zu Ende war, ſo legte er ſeine Truppen in die Winter-Quartiere, und gieng nach Acre zurück.

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 583
n. C. G. 1187
Der Calif und Solaheddin gerathen in Streit.

Während dieſer Zeit entſtund zwiſchen den Muſelmannen von Irak, und denen von Egypten ein heftiger Zwiſt, ſo der Grund zu einer groſſen Kaltſinnigkeit zwiſchen dem Calif und dem Solaheddin ward. Die Gelegenheit dazu war folgende: Da die mahomedaniſchen Caravanen erſtlich in dieſem Jahre die Freyheit bekommen hatten, durch Syrien zu reiſen, ſo trug es ſich zu, daß zweye derſelben bey Arafat auf einander ſtieſſen. Diejenige, ſo von Irak kam, hatte einen Emir zum Anführer, welcher unter den Fahnen des Califs ſeinen Zug fortſetzte. Dieſer Mann verlangte einen Vorzug vor der anderen, ſo aus Egypten kam, und von einem unter den Befehlen des Solaheddin ſtehenden Emir angeführt ward. Dieſe letztere Caravane hatte weit mehr Anſehen als die erſte, und verlangte gleichfals den Vorzug. Der Streit ward endlich ſo heftig, daß ſie zu den Waffen griffen, und ſich eine Schlacht lieferten, worinn der Emir aus Egypten ums Leben kam.

Der Calif nahm ungemein vielen Antheil an dieſem Zufalle. Die groſſe Macht des Solaheddin, eines Prinzen, dem er überdas den Untergang der Fatimiten zu danken hatte, der Beyſtand deſſelben, der ihm zur Behauptung ſeines Anſehens ſo unentbehrlich war,

Naſſer-Ledinillah. Hegire 583 n. C. G. 1187.

alles dieſes ſtellete ihm dieſe Sache als den ſchlimmeſten Zufall dar, der ihm nur hätte begegnen können. Deswegen entſchloß er ſich den Beſchwerden dieſes Prinzen zuvor zu kommen, und ſchickte ihm zu dem Ende einen ſeiner vornehmſten Bedienten zu, dem aufgetragen war, die Aufführung ſeines Emirs zu mißbilligen, und ſeine Entſchuldigungen wegen des Vorgegangenen anzubringen. Anfänglich wollte Solaheddin von nichts hören, und es währte lange Zeit, ehe er die ſeinen Leuten zugefügte Beleidigung vergeſſen konnte.

So bald als es nur die Jahrszeit erlauben wollte, nahm der Sultan die Waffen gegen die Chriſten von neuem zur Hand, und eroberte Laodicea, Sion, und noch einige andere kleine Oerter. Hernach gieng er nach Antiochia zu, wo er aber nichts von Wichtigkeit ausrichtete, ſondern Boemond, dem dieſes zugehörte, traf einen Vergleich mit ihm, nach welchem ein Waffenſtillſtand auf acht Monate beliebt wurde. Er ließ ſich um deſto bereitwilliger dazu finden, weil er mit dem Vorhaben ſchwanger gieng, Tyrus von neuem zu belagern. Dennoch aber ließ er noch vor dieſes mal davon ab, weil er Nachricht bekam, daß dieſe Stadt itzo mehr als jemals im Stande ſey, ihm Wiederſtand zu thun; indem dieſelbe aus Frankreich eine anſehnliche Hülfe erhalten hätte, und daß alle Beſatzun-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 583 n. C. G. 1187.

gen aus den bishero eroberten Städten ſich da hinein geworffen hätten. Solaheddin hielt ſich alſo dieſes Jahr hindurch ziemlich ſtille; und that weiter faſt nichts, als daß er zu Ende des Feldzuges die Hauptſtadt von dem felſigten Arabien wegnahm, ſo auf Vergleichspuncte an ihn übergieng.

Die Fatimiten empören ſich in Cairo.

In eben dieſem Jahre entſtand in Cairo ein Aufſtand, der ohne Zweifel in der Kaltſinnigkeit, ſo Solaheddin dem Calif noch ſtets erwieß, ſeinen Grund hatte. Einige Anhänger der Fatimiten hielten dieſe Gelegenheit für ſehr bequem, dieſes Haus wieder empor zu bringen. Es kam daher einſtmalen des Nachts zu einer groſſen Bewegung. In allen Gaſſen von Cairo hörete man zun Waffen rufen, und diejenigen, ſo die Anſtifter hievon waren, thaten alles, was ſie konnten, das Volk zu bewegen, ſich für die Fatimiten zu erklären. Allein der ganze lerm ward eben ſo bald wieder geſtillet, als er entſtanden war. Die Egyptier, ſo unter Solaheddins Regierung recht glücklich lebten, hatten nicht das geringſte verſuchet ihre Herrſchaft zu verändern. Daher vergieng das Vorhaben der Aufrührer als ein Rauch.

Hegire 585 n. C. G. 1189.

Mit dem Anfange des folgenden Jahres rückte Solaheddin vor Arnon, einem feſten Platz, vor welchem er einen langen und tapfferen Wiederſtand fand. Endlich aber ſahe ſich doch der Commendant genöthiget zu capi-

Naſſer-Ledinillah Hegire 585 n. C. G. 1189.

tuliren. Er gieng aber dabey ſo langſam zu Werke, und zögerte ſo lange, daß dem Calif die Gedult vergieng. Der Platz ward darauf beſtürmet, erobert, und der Commendant in Ketten und Banden gelegt.

Die Chriſten belagern Acre.

Eine eben einlauffende Nachricht hinderte ihn aber die vorhabenden ferneren Eroberungen fort zu ſetzen, und nöthigte ihn ſelbſt gegen die Chriſten auf Vertheidigung bedacht zu ſeyn, die einen wichtigen Platz belagert hatten, welchen er ihnen erſt vor zwey Jahren abgenommen hatte. Dieſes war die Stadt Acre, ſo die Franzoſen itzo zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen hatten, und mit einer Armee davor ſtunden, die aus dreyßig tauſend Mann zu Pferde beſtand. Dieſe Anzahl aber war ſehr geringe und nicht hinlänglich eine Stadt damit zu belagern, deren Beſatzung damals zehen tauſend Mann ſtark war.

Und itzo kam noch eine neue Schwierigkeit hinzu; indem ſich Solaheddin entſchloß, den Belagerten in eigener Perſon zu Hülfe zu eilen. Er kam würklich bald darauf mit einer zahlreichen Armee an, und ſchlug ſein Lager gar nicht weit von dem Orte auf, wo die Franzoſen lagen. Dieſe hatten zu allem Glücke eine Verſtärkung erhalten, daher ſie ſich die nahe Anweſenheit des Sultans nicht ſchrecken lieſſen, ſondern ſich vielmehr in Bereitſchaft ſetzten, ihm die Spitze zu bieten. Darauf kam es zu einem blutigen Treffen, worinn die Chriſten den Sieg davon trugen. Des Sultans Armee ward aufs Haupt geſchlagen, und es blieben faſt zehen tauſend der ſeinigen auf der Wahlſtadt.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 585 n. C. G. 1189. Solahed-din wirft Hülfe hinein.

Allein er bekam von Egypten übers Meer her eine Hülfe. Gegen dieſe konnten die Chriſten nicht viel ausrichten. Dieſe Flotte legte ſich im Angeſicht von Acre vor Anker. Die Chriſten thaten zwar einen ſehr tapfern Angrif auf dieſelbe, die muſelmanniſchen Schiffe litten auch ungemein ſtark dabey; dem ohngeachtet aber lieſſen ſie doch in den Haafen ein, und hatten das Glück, denen Belagerten die Erfriſchungen zu überbringen, deren ſie höchſt benöthiget waren.

Dieſe neue Hülfe gab dem Fortgange der chriſtlichen Waffen einen ſehr groſſen Anſtoß. Ueberdas hatten ſie noch das Unglück, daß der gröſte Theil ihrer Werke, die ſie aufgeworffen hatten, und durch welche Hülfe ſie nun bald von Acre Meiſter zu werden hoften, in ſehr kurzer Zeit übern Haufen geworffen wurden. Ein muſelmanniſcher Ingenieur, mit Namen Ebn-Nejas, erfand ein künſtliches Feuer, wodurch er unter den Werken der Chriſten eine erſchreckliche Verwüſtung anrichtete. Dieſe hatten nemlich ungemein hohe hölzerne Thürme aufgeführt, auf deren Spitzen ſie ſtanden, und den Einwohnern den gröſten Schaden zufügten. Dieſe Thürme wurden

Naſſer-Ledinillah. Hegire 586 n. C. G. 1190.

angeſtecket, und viele tauſend Soldaten kamen bey dem Brande ums Leben.

Die Chriſten erhalten Hülfe.

Dieſes iſt nicht der einzige Unglücksfall, ſo die Chriſten bey dieſer Gelegenheit betraf. Die egyptiſche Flotte machte ſich des Meeres Meiſter, und nahm allen Vorrath weg, ſo den Belagerer zugeführt ward, ſo daß ihnen derſelbe gänzlich abgeſchnitten war. Nunmehr ſahe man nichts anders, als eine allgemeine Hungersnoth für Augen, die auch gewiß die ganze chriſtliche Armee würde ins Verderben geſtürzt haben, wenn nicht der Marquis von Montſerrat angekommen wäre. Dieſer aber verſammlete alle Schiffe, die er bekommen konnte zu Tyrus, kam damit den Sarazenen unvermuthet auf den Leib, und ſtellte den Ueberfluß wieder in dem chriſtlichen Lager her.

Nunmehr ſahe ſich Solaheddin genöthiget, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Die Furcht, überfallen zu werden, rieth ihm an, ſich in ſeinem Lager zu verſchanzen. Er that es, und brachte einen Theil des folgenden Jahres damit zu, die Macht des ganzen muſelmanniſchen Reichs zuſammen zu bringen, um die Stadt Acre damit zu retten, deren Belagerung die Chriſten mit der gröſten Halsſtarrigkeit fortſetzten. Dem ohngeachtet aber ſetzte es auf beyden Seiten häufige Scharmützel, worinn die Muſelmannen faſt allemal den kürzern zogen, das gröſte Unglück für ſie war aber dem Anſcheine nach dieſes, daß der römiſche Kaiſer, Friederich mit einer anſehnlichen Anzahl Truppen den Chriſten in eigener Perſon, ohne daß man es vermuthet hatte, zu Hülfe kam. Aber dieſer Fürſt genoß das Vergnügen nicht, die gehoften Früchte einer ſo beſchwerlichen Reiſe, und eines ſo mühſamen Unternehmens einzuerndten. Er ertrank in dem Fluſſe Cydnus, indem er ſich badete; andere aber ſagen, er ſey nicht darinn ertrunken, ſondern ſey an einer Krankheit geſtorben, ſo er ſich durch das Baden in dieſem Fluſſe zugezogen habe, deſſen Waſſer ſtets, auch bey der allergröſten Hitze, ganz auſſerordentlich kalt iſt. Quintus Curtius erzählet uns ſchon, daß Alexander der Groſſe in die gröſte Lebensgefahr gerathen ſey, als er ſich in dieſem Fluſſe gebadet habe.

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 586
n. C. G.
1190.
Der Kaiſer
Friederich
ſtirbt.

Die Ankunft der Deutſchen machte die Chriſten kühn; noch mehr aber wurden ſie es, als ſie die Nachricht hörten, daß der König von Frankreich, und der König von Engelland unterwegens wären, zu ihnen zu ſtoſſen, und daß jeder ein anſehnliches Heer mitbrächte. Dieſe mächtige Hülfen waren eine Folge des Schreckens, ſo die Einnahme von Jeruſalem in der ganzen Chriſtenheit verbreitet hatte. Gleichfals war dieſes die Gelegenheit zu dem dritten Kreutzzuge.

Denn ſo bald die Nachricht von dem Verluſte dieſes Platzes ruchtbar geworden war, ſo reiſete der Erzbiſchof Wilhelm von Tyrus aus Syrien nach Rom, und von da wieder in Ge-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 586 n. C. G. 1190.

Die Könige von Frankreich und Engelland vereinigen ſich, den Chriſten zu Hülffe zu kommen.

Geſellſchaft des Cardinals Albani Legaten vom heiligen Stule nach Frankreich. Sie gaben ſich hier ſo viele Mühe, daß es ihnen endlich glückte, die Könige von Engelland und Frankreich zu verſöhnen, die ſchon ſeit langer Zeit mit einander Krieg führten. Hierbey lieſſen ſie es aber nicht allein bewenden, ſondern brachten dieſelben auch noch zu dem Entſchluſſe, ihre Macht beyde mit einander zu vereinigen, damit nach Morgenland zu gehen, den Chriſten zu Hülfe zu eilen, und dem Solaheddin eben die Plätze wieder abzunehmen, ſo er den Chriſten entriſſen hatte.

Beyde Könige ſtelleten in dieſer Abſicht auf der Ebene Giſors in Frankreich eine Unterredung an. Hier entſchloſſen ſie ſich das Creutz zu tragen; alle groſſe Herrn aus beyden Ländern folgeten dem Beyſpiele der Könige, nahmen das Kreutz, und ſetzten ſich in Verfaſſung nach Morgenland über zu gehen. Zu gleicher Zeit ward zur Beſtreitung der Krieges-Koſten ein Befehl in beyden Königreichen kund gemacht, worinn unter anderen enthalten war, daß diejenigen, ſo dem Kreutzzuge nicht beywohnen wollten, ſie möchten Laien oder Ordensleute ſeyn, verbunden ſeyn ſollten, von ihren Gütern den zehenden Theil abzugeben. Dieſe Auflage hieß der Soladins-Zehende, weil ſie den Krieg zum Vorwurffe hatte, womit Solaheddin überzogen werden ſollte, te, oder Soladin, wie ihn unſere Schriftſteller nennen.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 586 n. C. G. 1190.

Einige darauf zwiſchen Engelland und Frankreich entſtandene Mißhelligkeiten verhinderten die Könige, ihre Abreiſe nach Orient ſo frühe, als man gehoffet hatte, anzutreten. Der Cardinal Albani, und der Erzbiſchof von Tyrus wollten aber nicht ſo lange warten, bis ſie beygelegt ſeyn würden, ſondern giengen nach Deutſchland, um den Kaiſer Friederich zu dieſem Kreuzzuge gleichfals zu bewegen. Dieſer Herr ließ gleich einen Reichstag zuſammen berufen, und trug die Sache vor; der Entſchluß war, das Reich wollte ſich mit den übrigen chriſtlichen Prinzen vereinigen, um die Muſelmannen gemeinſchaftlich zu bekriegen. Dieſem zufolge machte ſich der Kaiſer kurz darauf mit den vornehmſten deutſchen Herrn auf den Weg. Mit dem Ende des Aprils im Jahr tauſend ein hundert neun und achtzig brach er von Regenſpurg auf. Den Eingang in Thracien wollte ihm der griechiſche Kaiſer zwar ſchwer machen, er öfnete ſich aber denſelben, drang in klein Aſien ein, ſchlug den Sultan von Iconien, und kam bis in Syrien, wo er, wie ich ſchon angeführt habe, im Jahr tauſend ein hundert und neunzig verſtarb.

Der zweyte Prinz dieſes Herrn, Philip, Herzog von Schwaben übernahm darauf das Commando über die deutſchen Truppen, und

Naſſer-Ledinillah. Hegire 586 n. C. G. 1190.

gieng mit denſelben erſtlich nach Antiochia, von da nach Tyrus, und endlich zu den Franzoſen in das Lager vor Acre, welchen Ort ſie unter der Anführung des Guido von Luſignan belagert hielten, der noch immer fort den Titel als König von Jeruſalem führte. Friederich gab ſich gleich bey ſeiner Ankunft den Rath, man müſte einen Hauptſturm wagen, es geſchahe auch, und zwar mit vielem Nachdrucke, ſo wohl zu Waſſer als zu Lande. Dem ohngeachtet aber lief der Sturm ſchlecht ab, und that die gehofte Würkung im geringſten nicht. Zum gröſten Unglück gieng der Herzog von Schwaben auch mit Tode ab. Hierauf ſetzte es viele Händel wegen ſeines Nachfolgers unter den Deutſchen. Und da es ganz unmöglich war, daß ſie ſich wegen der Wahl vergleichen konnten, ſo wurden ſie des ganzen Handels überdrüßig, und giengen gröſtentheils wieder nach Hauſe. Die Belagerer wurden durch ihre Abreiſe in die Umſtände geſetzt, daß ſie die Angriffe gegen einen wohl befeſtigten, und mit einer tapferen Beſatzung verſehenen Ort unterbrechen muſten, daher ſie ſich in ihrem Lager ſo gut ſie konnten, befeſtigen, und daſelbſt ſo lange ſtille liegen muſten, bis ihnen die aus Frankreich und Engelland erwartete Hülfe wieder erlaubte, die Belagerung mit Nachdruck fort zu ſetzen.

Heinrich der zweyte hatte den Fehler begangen,

Naſſer. Ledinillah.
Hegire 586
n. C. G.
1190.

gen, und ſich mit Frankreich wieder in Krieg eingelaſſen; daher ward die Ankunft der Hülfe von daher verzögert. Da er aber im Jahr eilf hundert und acht und neunzig verſtarb, ſo verglich ſich ſein Sohn Richard **Löwenherz**, der ſein Nachfolger ward, mit dem König Philip Auguſt. Nunmehr waren ſie beyde mit rechtem Ernſte auf kräftige Mittel bedacht, die Chriſten in Orient zu unterſtüzzen. Sie beredeten ſich deswegen, beyde zu Meßina in Sicilien zuſammen zu ſtoſſen. Der König von Frankreich traf auch den ſechzehenden September eilf hundert neunzig daſelbſt ein, und der König von Engelland acht Tage nach ihm.

Hegire 587
n. C. G.
1191.
Philip Auguſt langet vor Acre an

Nachdem ſie ſich einige Monate allhier aufgehalten hatten, ſo lichtete endlich Philips Flotte zuerſt die Anker, und kam im Jahr tauſend ein und neunzig kurz vor Oſten vor Acre an. Alle im Lager der Kreuzträger befindliche Völker empfiengen den König mit einem hellen Freudengeſchrey. Der Anblick dieſes Monarchen machte den Muth der Soldaten mit einem male rege, ſie verlangten alle mit der gröſten Hitze gegen den Feind geführt zu werden. Die Angriffe wurden auch ſogleich wieder angefangen, und in kurzer Zeit eine Breſche in den Wall gemacht, die einen neuen Hauptſturm zu wagen groß genug war.

Die Truppen bezeugten eine groſſe Begier-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 587 n. C. G. 1191.

de den Augenblick Sturm zu lauffen. Allein Philip befahl, daß man es aus Achtung für den König von Engelland noch bis zu deſſen Ankunft anſtehen laſſen ſollte, welcher ſich von der Zeit an, da er von Meßina abgereiſet war, bey der Inſel Cypern aufgehalten, und ſie erobert hatte.

Richard bohret ein mahemedaniſches Schif in den Grund.

Der engliſche Monarch ließ ſogleich einen Theil ſeiner Flotte abfahren, als er von dem glücklichen Fortgange der Waffen ſeiner Aliirten Nachricht erhielt, welche auch den Tag vor Pfingſten vor Acre anlangte. Einige Tage hernach machte er ſich mit dem übrigen Theile auch ſelbſt auf den Weg, und war ſchon im Begrif vor Acre zu landen, als er eines groſſen Schiffes gewahr ward, ſo franzöſiſche Flaggen führte. Aus Furcht eines Ueberfalles ſchickte er demſelben einige Schiffe nach, ſo nähere Nachricht davon einziehen muſten. Der Ausgang lehrete, daß dieſe Vorſicht ſehr wohl angewendet war; denn es war ein dem Solaheddin zugehöriges Kriegesſchif, ſo funfzehn hundert der auserleſenſten Truppen führte, und mit einer groſſen Menge an Vorrath, ſowohl an Kriegesbedürfniſſen als zum Lebens-Unterhalt für deſſen Lager beladen war. Der König ließ es ſo gleich angreiffen, und nach einem hartnäckigten Gefechte gieng es zu Grunde. Es retteten zwar eine groſſe Menge auf demſelben befindliche Menſchen

ſe-

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 587
n. C. G.
1191.

ſowohl Matroſen als Schif-Soldaten ihr Leben; allein die Engelländer fiengen ſie auf, und machten ſie alle zu Sclaven.

Dieſer Verluſt verurſachte in dem Lager des Solaheddin die gröſte Beſtürzung; den Chriſten hingegen wurde der Muth dadurch ungemein vermehrt. Nunmehro würden ſie den Ort ohnfehlbar einbekommen haben, wenn ſich nicht neue Hinderniſſe hervor gethan hätten, wodurch der vorgehabte Hauptſturm abermals rückgängig geworden wäre.

Philip und Richard gerathen in Uneinigkeit

Philip Auguſt und Richard geriethen nemlich in einen kleinen Streit mit einander. Die ſich bey Gelegenheit des Königreichs Jeruſalem hervorgethane Streitigkeiten vermehrten ihre Uneinigkeit noch um ein groſſes. Die Chriſten waren zwar nicht mehr Meiſter davon, dennoch zankten ſich Guido von Luſignan, und der Marquis von Montferrat mit der gröſten Heftigkeit darum. Der erſte wollte durchaus den Titel als König behalten, der andere aber wollte ſich denſelben auch zueignen, und ſich dadurch die Hofnung zu dem Beſitz eines Staats gewiß machen, wovon er hofte, daß er der Gewalt der Muſelmannen mit leichter Mühe würde entriſſen werden können. Der Marquis führte ſeine Anſprüche aus folgendem Grunde her; Guido von Luſignan, ſagte er, habe ſein ganzes Recht zur Krone von ſeiner Gemahlin Sybille erhalten; da aber dieſe Prinzeßin nun-

mehro

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 587
n. C. G.
1191.

mehro nebſt ihren Kindern verſtorben ſey, ſo könne er auch keinen Anſpruch auf die Krone weiter machen, ſondern ſie müſſe nunmehro dem Hauſe Montferrat, als dem einzigen Erben der Sybille anheim fallen.

Dieſe Streitigkeiten daureten länger als einen Monat. Endlich aber legten ſich einige verſtändige Perſonen ins Mittel, und halfen ſie beylegen, wobey ſie beyden Prätendenten vorſtelleten, daß es höchſt ungereimt ſey, ſich über den Beſitz einer Krone herum zu zanken, die keinen von beyden zu Theile werden könnte, wenn ſich nicht beyde mit einander vereinigten, und ſie dem Feinde, in deſſen Händen ſie itzo ſey, zu entreiſſen ſuchten; und in dieſer Abſicht müſten ſie vornemlich dahin bedacht ſeyn, dem Feind durch die Wegnahme ſolcher Oerter Abbruch zu thun, deren Eroberung nicht gar zu ſchwer fiele.

Acre gehet an die Chriſten über.

Nachdem alſo die Einigkeit zwiſchen beyden Prinzen wieder hergeſtellet war, ſo war man weiter auf nichts bedacht, als die Belagerung mit allem Ernſte zu treiben. Die Muſelmannen hatten ſich zwar des unter den Chriſten eingeriſſenen Mißverſtändniſſes recht gut bedient, und ihre Feſtungswerke unterdeſſen ausgebeſſert, daher ſie auch wieder im Stande waren, einigen Wiederſtand zu thun. Da ſie aber wohl einſahen, daß es ihnen unmöglich fallen würde, es in die Länge gegen die vereinigten Kräfte der Chriſten auszuhalten,

ten, ſo gaben ſie ihnen endlich zu verſtehen, daß ſie ſich ergeben wollten, verlangten aber eine gute Capitulation.

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 587
n. C. G.
1191.

Man gab ihren Vorſchlägen Gehör, und nach einigen von beyden Seiten gepflogenen Unterhandlungen ward ein Vergleich getroffen, deſſen Innhalt dieſer war: Alle Waffen, Kriegesgeräthe, und ſelbſt alle in dem Haafen von Acre befindliche Schiffe, ſollten den Chriſten anheim fallen; ferner ſollten ihnen die Belagerten eine Summe von zweymal hundert tauſend Goldſtücken erlegen; weiter, ſollten dieſelben das wahre Kreutz, deſſen ſie ſich bemächtiget hatten, wieder ausliefern; und zuletzt ſollten ſie fünf hundert gefangene Chriſten auf freyen Fuß ſtellen, worunter hundert Edelleute ſeyn müſten, die man ihnen namhaft machen wollte.

Dieſes waren die Bedingungen, auf welche ſich die Stadt Acre ergab. Beyde Könige hielten darauf den zwölften Junius, tauſend ein hundert ein und neunzig ihren Einzug im Triumph in dieſe Stadt. Der König von Frankreich aber nahm kurz darauf ſeinen Abſchied, hinterließ aber unter der Aufſicht des Herzogs von Burgund einen guten Theil ſeiner Völker in Syrien.

Richard erobert Cajarea und Jaffa.

Der König von Engelland, der durch die Abreiſe dieſes Prinzen der vornehmſte unter allen Kreutzträgern war, entſchloß ſich, rechte wichtige Dinge auszuführen. Unter andern

lieferte

Naſſer-Ledinillah. Hegire 587 n. C. G. 1191.

lieferte er dem Solaheddin zwey merkwürdige Schlachten, worinn die Chriſten beyde male den Sieg davon trugen: Dieſe Vortheile gaben den Völkern ſo vielen Muth, daß ſie durchaus verlangten, zu neuen Unternehmungen angeführt zu werden. Man gieng darauf vor Cäſarea und Jaffa, und eroberte beyde Oerter, ob ſich gleich der Sultan erſtaunliche Mühe gab, ſie zu retten. Die Furcht, daß die Sieger nunmehro auch auf Jeruſalem losgehen möchten, brachte ihn dahin, einige Plätze aufzuopfern, und alle Sorge allein für Jeruſalem anzuwenden. Er ließ deswegen Aſcalon und Remlah ſchleiffen, und bemühete ſich nur allein Jeruſalem in guten Vertheidigungs-Stand zu ſetzen.

Friedens-Vorſchläge.

Mitten unter dieſen Feindſeligkeiten geſchahen dennoch einige Friedens-Vorſchläge, es ward aber nichts daraus, weil man ſich über die Bedingungen nicht vergleichen konnte. Unter anderen war eine darunter, nach welcher Adel, Solaheddins Bruder, die Schweſter des Königs von Engelland heyrathen ſollte; der Sultan erbot ſich in Anſehung dieſer Vermählung ſeinem Bruder das Königreich Jeruſalem abzutreten, und deſſen Gemahlin ſollte die Stadt Acre zum Brautſchatze mit bekommen. Dieſer Vorſchlag ſchien beyden Theilen ungemein zu gefallen, und würde auch vielleicht zu Stande gekommen ſeyn, wenn ſich nicht die Biſchöffe darzwiſchen gelegt hätten. Dieſe aber wollten in dieſe Vermählung nicht anders willigen, als wenn der Bruder des Sultans nicht wenigſtens dem mahomedaniſchen Glauben entſagte.

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 587
n. C. G.
1191.

Unterdeſſen, daß man ſich mit dieſen Friedens-Vorſchlägen beſchäftigte, lebten die Chriſten und Muſelmannen in dem allerbeſten Verſtändniſſe mit einander. Sowohl die Officier als Soldaten von beyden Nationen giengen täglich zu einander in die Läger, und bewirtheten ſich wechſelsweiſe. Eine ihrer beſten Ergetzlichkeiten beſtand in verſchiedenen Arten von Spielen. Bald hielten ſie Wettläuffe nach einem aufgeſteckten Kopfe, oder Ringe, bald andere Rennſpiele, und allemal folgten hierauf prächtige Gaſtmahle, und ſchöne Luſtbarkeiten. Aus dem vorgehabten Frieden ward nun freylich zwar nichts, weil ſich die Biſchöffe der vorgeſchlagenen Vermählung wiederſetzten; dennoch aber ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, und darinnen feſt geſetzt, daß das ganze Land von Tyrus bis Jaffa den Chriſten verbleiben, der Sultan aber den übrigen Theil von Paläſtina behalten ſollte, nur Aſcalon ausgenommen. Dieſer Platz ſollte, wenn der Waffenſtillſtand zu Ende gegangen ſeyn würde, demjenigen zugehören, der alsdenn der ſtärkſte ſeyn würde; während dieſer Zeit aber ſollte weder dieſer Ort, noch Remlah wieder aufgebauet werden. Ferner ward darinn ausgemacht, daß die Chriſten ohngehindert nach

Waffenſtillſtand zwiſchen den Chriſten und Muſelmannen.

Hegire 588
n. C. G.
1192.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 588 n. C. G. 1192.

Jeruſalem gehen, und daſelbſt ihre Andacht verrichten könnten; doch müſten ſie nicht in groſſen Haufen, und ohne Waffen kommen. Dieſes iſt der Hauptinnhalt des Waffenſtillſtandes, welcher auf drey Jahre, drey Monate, und drey Tage lang, von beyden Theilen zu halten beſchworen ward.

Bey Gelegenheit dieſes Eides hat Ben-Schunah, ein arabiſcher Schriftſteller, bemerkt, daß hiebey in der Art, wie ihn beyde Theile abgelegt haben, einiger Unterſcheid beobachtet worden iſt. Die chriſtlichen Prinzen, und die Oberfeldherren des Sultans ſchworen einen feyerlichen Eid den Waffenſtillſtand unverbrüchlich zu halten, der König von Engelland aber, und Selaheddin ſchworen nicht, ſondern gaben ſich nur durch einen Handſchlag die Verſicherung davon.

Richard wird von Heinrich IV. aufgehalten.

Nachdem dieſe wichtige Sache zu Stande gebracht war, ſo reiſete der König von Engelland wieder aus Syrien ab, um in ſeine Staaten zurück zu kehren, er muſte aber noch eine ziemliche Weile warten, ehe er ſeinen Endzweck erreichen konnte. Dieſer Herr ward durch einen Sturm an die venetianiſche Küſte geworffen. Hier entſchloß er ſich ſeine Reiſe zu Lande fort zu ſetzen, und durch Deutſchland zu gehen, unterwegens aber hielt ihn der Herzog von Oeſterreich Leopold, mit dem er bey der Belagerung von Acre in Streit gerathen war, an. Dieſer lieferte ihn wieder an den deut-

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 588
n. C. G.
1192

deutſchen Kaiſer, Heinrich den vierten, aus, welcher ihn unter allerhand Vorwand, ohngefehr zwey Jahre lang als einen Gefangenen zurück behielt.

Solaheddin ſtirbt.

Was den Solaheddin anbetriſt, ſo nahm derſelbe gleichſals kurz nach dem geſchloſſenen Waffenſtillſtande ſeinen Abſchied, und gieng nach Damaſcus, woſelbſt er nach einigen Monaten an einer Krankheit ſeinen Geiſt aufgeben muſte. Dieſer Herr war damals in ſeinem fünf und ſechzigſten Jahre. Sein Tod ſetzte Egypten und Syrien in eine allgemeine Trauer. Die Groſſen ſo wohl, als das Volk ſchienen bey dem Verluſte eines Helden gleich ſtark gerührt zu ſeyn, den ſeine groſſen Eigenſchaften zur Zierde, und zum Glücke ſeiner Unterthanen gemacht hatte.

Sein Lob.

Er war in der That einer der gröſten Männer ſeiner Zeit, nicht nur im Kriege, ſondern auch zu Friedenszeiten. Mit der Unerſchrockenheit und der Tapferkeit ſeiner Nation verband er einen edlen und erhabenen Character, der den unter den Arabern eingeriſſenen Geſchmack an rauben und plündern, welches ihr herrſchendes Laſter war, äuſſerſt verabſcheuete. Niemals iſt wohl ein Fürſt in der Auflegung der Steuren, Auflagen, und anderer Abgaben behutſamer gegangen, als er. Er ſetzte den gröſten Theil des Tributs, den ſeine Vorfahren in Egypten und Syrien eingeführt hatten, um ein groſſes herab; und wenn er denſelben

Naſſer-Ledinillah. Hegire 588 n. C G. 1192.

nicht ganz und gar abſchafte, ſo geſchahe es blos deswegen, weil er ſtets Krieg führte, und folglich auch beſorgt ſeyn muſte, daß es ihm nie an Gelde fehlte, den Soldaten ihre Lohnung richtig geben zu können.

Man kann von dieſem groſſen Fürſten mit Wahrheit ſagen, daß er für ſich ſelbſt faſt nichts gehabt hat. Wenn die Soldaten bezahlt waren, ſo vertheilte er alles, was übrig blieb, mit der gröſten Freygebigkeit. Selbſt die Plätze, ſo er eroberte, konnte man als eben ſo viele Geſchenke anſehen, mit welchen er die Tapferkeit ſeiner Officiers belohnte; denn er behielt ſich keinen weitern Antheil davon vor, als die Oberherrſchaft. Beſonders legte er während der Belagerung von Acre die ſchönſten Proben ſeiner Groſmuth und Uneigennützigkeit an den Tag. Ein Theil ſeiner Truppen ward auf ſeine Koſten von neuem beritten gemacht, und man verſichert, er habe zwölf tauſend arabiſche Pferde, ſo wohl an den gemeinen Mann, als an die Officiere vertheilen laſſen.

Seine Pracht und Liebe zu dem gemeinen Beſten erſchienen erſt alsdenn in ihrem völligen Glanze, wenn ihm ein getroffner Friede, oder Waffenſtillſtand die Muſe verſchafte, der Ruhe zu genieſſen. Alsdenn gieng ſeine einzige Beſchäftigung dahin, zur Zierde der Städte, und zum Nutzen der Bürger öffentliche Gebäude und Werke aufführen zu laſſen. Bald ließ er Schulen, Moſcheen oder Hoſpitäler aufrichten, und bald ließ er die durch den Krieg oder die in dieſen Gegenden ſehr gewöhnlichen Erdbeben beſchädigte Mauern und Feſtungswerke ausbeſſern, und wieder in brauchbaren Stand ſetzen. Die hiezu erforderliche Koſten wurden dem Volke niemals zur Laſt, denn der Sultan gab ſeine eigene Einkünfte gern und allemal dazu her.

Naſer-Ledinillah. Hegire 588 n. C. G. 1192.

Die Lebensart, ſo dieſer Fürſt führte, ſetzte ihn in einen Stand zum gemeinen Beſten mehr aufgehen zu laſſen, als noch keiner ſeiner Vorgänger jemals hatte thun können. So wie er überhaupt im äuſſerlichen ehrbar und ſchlecht weg war, ſo kleidete er ſich auch nur gewöhnlicher maſſen in Wolle, und es geſchahe nur ſehr ſelten, daß er ſeidene Kleider trug; nur bey den Gelegenheiten machte er eine Ausnahme darinn, wo es der Wohlſtand nicht anders zugeben wollte. So ordentlich wie er in der Kleidung war, ſo ordentlich war er auch im Eſſen und Trinken, und lebte nach den Regeln einer genauen Mäßigkeit, wobey er nur die gemeinſten Speiſen zu ſich nahm.

Mit dieſer vortreflichen Mäßigkeit verband er einen ungemein ſtarken Eifer für ſeine Religion, der er um deſto mehr anhieng, weil er ſehr abergläubiſch war, und in den Wiſſenſchaften nicht viel gethan hatte. Die Khaſebiten, ſo eine Art von Lehrern waren, und

Naſer-Ledinillah. Hegire 588 n. C. G. 1192.

und deren ganze Weisheit darinn beſtand, daß ſie viele beſondere den Mahomed betreffende Traditionen und Fabeln wuſten, hatten ihn ganz und gar in ihren Stricken, und konnten ihm weis machen, was ſie wollten. Von allen denen, ſo nur etwas frey von Religions-Sachen redeten, war er ein abgeſagter Feind. Ja er ließ ſo gar einige auf das bloſſe Angeben dieſer Lehrer als Ketzer zum Tode verdammen. Aus den Gelehrten, und allen, ſo ſich auf Wiſſenſchaften legten, machte er ſehr wenig, am allerwenigſten aber aus den Dichtern, ſo dennoch damals an den Höfen der andern Prinzen ungemein wohl angeſchrieben ſtunden. Solaheddin ſahe ſie als Feinde der muſelmanniſchen Religion an, oder wenigſtens als ſolche Leute, die ſich nur allein aus der Urſache zu ihr bekenneten, weil ſie die Religion des Landes wäre.

In allem, was man als Pflichten der Religion anſehen konnte, war er ſo pünctlich, daß er niemals unterließ, auch die kleinſten nach den mahomedaniſchen Glaubensregeln vorgeſchriebenen Umſtände zu übergehen. Er möchte entweder auf der Reiſe begriffen, oder bey der Armee im Felde ſeyn, ſo gieng er doch ſtets allein an einen beſondern Ort, wenn die zum Gebet angeſetzte Stunde da war; war aber etwan eine Moſchee in der Nähe, ſo gieng er gewiß dahin, und verrichtete ſein Gebet.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 588 n. C. G. 1192.

Aber dieſe ſtrenge Beobachtung der kleinſten durch das Geſetz vorgeſchriebenen Umſtände in der Religion ward doch durch einige Fehler verdunkelt, die dieſer groſſe Mann an ſich gehabt hat. Seine gegen den Noureddin erwieſene Ungerechtigkeit zum Exempel, dem er doch ſein ganzes Glück zu danken hatte, iſt ein Fleck, der durch nichts kann beſchöniget werden. Ueber dieſes beſaß er eine ausgelaſſene Ehrſucht, und trachtete nach nichts wenigerem, als den ganzen Orient zu beherrſchen. Eine eitele Begierde nach Ruhm machte, daß er um nichts mehr bekümmert war, als die Leute von ſich redend zu machen. Man kann daher wahrſcheinlich behaupten, daß ſeine Mäßigkeit und äuſſerliche Ehrbarkeit in Kleidungen weniger würkliche Tugenden, als vielmehr ein feiner Ehrgeitz geweſen ſind.

Auch wird dem Solaheddin vorgeworffen, daß er gar zu viele Nachſicht gegen ſeine Brüder gehabt hat, ſo die allergröſten Ungerechtigkeiten unbeſtraft begiengen. Es war vergebens, wenn man ſich bey dem Sultan darüber beſchwerte. Dieſer Herr ſchrieb alle gegen ſie angebrachte Klagen einer böſen Gemüthsart der Klagenden zu, und rechtfertigte auf ſolche Art ihre ſchlimme Aufführung. Dieſe ihnen gelaſſene Freyheit gewöhnte ſie an, daß ſie ſich gar nicht mehr befehlen laſſen wollten, und war der Grund, daß Solahed-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 588 n. C. G. 1192.

dins Kinder nachmals ins Verderben geriethen. Denn nachdem Solaheddin ſeine weitläuftigen Staaten unter ſie vertheilt hatte, ſo kam ſein Bruder Adel, brachte das ganze Reich des verſtorbenen Sultans unter ſeine Gewalt, und beraubte alſo ſeines Bruders Söhne der reichen Erbſchaft, ſo ihnen ihr Vater nachgelaſſen hatte. Dieſes, ſagt Ebn-el-Athir, ein arabiſcher Schriftſteller, geſchahe aus einem gerechten Gerichte GOttes, der es nicht zulaſſen wollte, daß die Nachkommen der allermeiſten ehrgeizigen Helden im Flore bleiben ſollten, welche ſich nur allein durch Grauſamkeit und Blutvergieſſen zu Herren groſſer Provinzen gemacht haben. Daher kommt es auch, ſetzt eben dieſer Autor hinzu, daß man unter den mahomedaniſchen Prinzen faſt nicht einen antrift, der zu dem gänzlichen Beſitz ſeiner väterlichen Erbſchaft gelanget ſey.

Die Geſchichtſchreiber ſind in Anſehung deſſen, was ſie von dem Solaheddin ſagen, ungemein verſchiedener Meinung. Die Chriſten, welche wegen des vielen ihnen von dieſem Prinzen zugefügten Uebels ſehr böſe auf ihn ſind, wollen ihm nicht eine einzige Tugend zugeſtehen. Die Araber hingegen reden von ihm, als von einem in allen Stücken vollkommnen Manne, einem Manne, nach deſſen Tode man nicht mehr hoffen dürfte, Tugend und Ehre auf dem Erdboden zu erblicken.

Einer von ihnen, Namens Omad-Alkatib, drücket ſich mit folgenden Worten aus: Er iſt nunmehro todt, dieſer König der tapferſten und großmüthigſten Völker; er iſt todt, und iſt eben ſo verſtorben, als die berühmteſten und erhabenſten unter den Fürſten geſtorben ſind. Mit ihm haben die Wohlthaten, und die Güte aufgehört, und nach ihm haben ſich die Ungerechtigkeiten vermehrt. Die Welt hat den allergrößten Verluſt erlitten, den ſie nur immer erleiden konnte, weil ſie durch den Tod dieſes Monarchen ihres allerſchönſten Glanzes iſt beraubet worden. Die muſelmanniſche Religion iſt verdunkelt worden, ſeit dem dieſes groſſe Licht ſeinen Schein verlohren hat; überhaupt der ganze Staat wanket, da ihm dieſe Stütze genommen iſt.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 588 n. C. G. 1192.

Solaheddin war das Haupt der Herrſchaft der Aioubiten, oder Jobiten, ſo von dem Vater dieſes Sultans, dem Aioub, oder Job dieſen Namen bekommen hatte. Sie daurete eben ſo lange, bis die Califen von Bagdad zu Ende giengen. Dieſes geſchahe um das Jahr der Hegire, ſechs hundert ſechs und funfzig, da die Tartaren, wie wir hernach ſehen werden, das Califat umſtürzten.

Selaheddins Länder werden vertheilt.

Dieſer Fürſt ließ ſiebenzehn Söhne, aber nur eine einzige Tochter nach. Der älteſte

Naſſer-Ledinillah. Hegire 588. n. C. G. 1192.

von ihnen, ſo eigentlich Noureddin-Ali heiſſet, uns aber in der Geſchichte unter dem Namen Malek-al-Aſchal bekannt iſt, bekam zu ſeinem Antheile die Königreiche Damaſcus, Jeruſalem, und Unter-Syrien.

Der andere Malek-Alazir-Othman mit Namen, bekam ganz Egypten; der dritte aber, ſo Malek-Aldhaher Gaiatheddin hieß, regierte in Aleppo und Ober-Syrien, ſo von dieſer Hauptſtadt abhängig war.

Dieſe drey Prinzen formirten drey Herrſchaften, oder verſchiedene Fürſtenthümer, die eine in Egypten, die andere in Unter-Syrien, und die dritte in Ober-Syrien.

Die übrigen Kinder des Solaheddins bekam zwar auch ein jeder Staaten, ſie bedeuteten aber nichts. Auch ſeine Brüder theilten einen Theil ſeines Reiches unter ſich. Dieſe vielen Theilungen waren die Urſach, warum es zwiſchen den Kindern des Solaheddins, und ihren Oheims zu blutigen Kriegen kam, und dieſe unſeeligen Streitigkeiten droheten der groſſen Macht, ſo dieſer Sultan hinterlaſſen hatte, wiederum einen gänzlichen Untergang.

Während der Zeit, daß die Muſelmannen aus Egypten und Syrien beſchäftiget waren, unter Solaheddins Anführung das Schwerdt zu führen, genoß Naſſer der Ehre des Califats zu Bagdad in aller Ruhe. Dieſer Herr hatte keine Gelegenheit ſich bey allen den in Orient damals in Bewegung ſitzenden Unruhen

hen ſehen zu laſſen; denn ob er gleich in allen damals von den Muſelmannen bewohnten Ländern als Monarch verehrt wurde, ſo war doch ſolches in eigentlichem Verſtande nichts weiter als ein leerer Titel, mit dem gar keine Herrſchaft verknüpft war. Die Sultane regierten und machten ſich ſowohl in Syrien, als Egypten zu gebietenden und alleinigen Herren.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 588 n. C. G. 1192.

Einen Theil dieſer Zeit wendete Naſſer dazu an, ſich die innerlichen Regierungs-Geſchäfte von Bagdad recht angelegen ſeyn zu laſſen, und ſich auch zugleich um einige Städte zu bekümmern, die dieſem Orte unterwürfig waren. Er ließ Collegia, Moſcheen, und noch andere Oerter aufbauen, die er der Erlernung der Religion, und der Ausübung der Frömmigkeit widmete. Das merkwürdigſte von dieſen Gebäuden war dasjenige, ſo er in Bagdad im Jahre der Hegire fünf hundert neun und achtzig errichtete. Hiezu fügete er noch eine ohngefehr aus zehen tauſend Bänden beſtehende Bibliotheck, wovon die mehreſten Urſchriften waren, die übrigen aber waren Abſchriften, ſo durch die geſchickteſten Leute von den Original-Schriften genommen waren.

Naſſer führet verſchiedene Gebäude auf.

Das folgende Jahr gieng darüber hin, eine Empörung zu dämpfen, die in der Provinz Khouſiſtan entſtanden war. Die Einwohner dieſes Landes wollten es den meiſten groſſen Herren nachthun, welche, nachdem Salaheddin

Hegire 590 n. C. G. 1194. Und ſtillet eine in Khouſi-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

ſtan entſtehende Empörung

din todt war, ſich für niemand mehr fürchteten, ſondern die Waffen ergriffen, und ſich einander ihre Länder abzunehmen ſuchten. Um dieſem Beyſpiele zu folgen, thaten ſie gleichfals einen Verſuch, ſich von der Unterwürfigkeit des Califen los zu reiſſen. Dieſer Herr aber ließ ſogleich Truppen anwerben, und gab ſeinem Vezier, dem Ebn-Caſſab, das Commando darüber. Dieſer Feldherr machte ſeine Sachen vortreflich, ſchlug die Rebellen, und brachte ſie wieder zum Gehorſam.

Der Calif hätte ſich gleichfals bemühen ſollen, die Händel beyzulegen, ſo Tekeſch, König von Khouareſm, und der im Irák herrſchende ſelgiukcidiſche Sultan mit einander hatten, dieſe beyden waren in einen heftigen Krieg gerathen. Naſſer aber gab einen geruhigen Zuſchauer dabey ab. Vielleicht war es ihm nicht unangenehm, daß die Selgiukciden gedemüthiget wurden, welche ehemals ihre Gewalt ſo ſehr gemißbraucht hatten, und ſich zu der Zeit, da man ſie als Beſchützer der Califatiſchen Hoheit anſahe, würklich nicht anders als deren Unterdrücker aufgeführt hatten.

Wenn dieſes die wahre Abſicht des Califen war, ſo hatte er alle Urſach zufrieden zu ſeyn. Allein derjenige, ſo ihnen den tödtlichen Streich verſetzte, kam wieder für ſie in die Stelle, und machte dem Califen in der Folge den gröſten Verdruß.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194 Kizil-Arslan rebellirt

Der ſelgiukcidiſche Sultan, ſo damals im Irak regierte, hieß Thogrul-ben-Arslan. Der Anfang ſeiner Regierung hatte ſich recht ruhig angelaſſen, und dieſes hatte er einzig und allein dem Mohammed-ben-Ildighis zu verdanken. Dieſer war ſeiner Mutter Bruder, und hatte die ganze Zeit über, ehe der Prinz durch ſeine gar zu groſſe Jugend abgehalten, die Regierung ſeiner Länder ſelbſt übernehmen konnte, an ſeiner Stelle regiert.

Nach Mohammeds Tode bekam die Sache ein ganz anderes Anſehen. Kitzil-Arslan ward an die Stelle des Verſtorbenen, ſeines Bruders wieder Atabek von Adherbigian. Allein dieſer, anſtatt auf den Nutzen des Thogrul bedacht zu ſeyn, erklärte ſich vielmehr gegen denſelben, und wollte die Abhängigkeit der Provinz Adherbigian von den Sultanen zu Irak nicht ferner erkennen. Da er ſich auch leicht vorſtellen konnte, daß Thogrul hiezu nicht ſtille ſchweigen würde, ſo entſchloß er ſich zu gleicher Zeit, demſelben zuvor zu kommen. In dieſer Abſicht rückte er mit einer ſtarken Armee ins Feld, und belagerte Hamadan, ſo der Königliche Sitz der Selgiukciden war.

Thogrul, der ſich dieſes Angriffes im geringſten nicht verſehen hatte, hatte nicht ſo bald von der Annäherung des Atabeks Nachricht bekommen, als er Hamadan verließ, und ſich an einen ſichern Ort begab. Kizil-Arslan drang alſo ohne einige Hinderniß in dieſe

Haupt-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

Hauptſtadt ein, verließ ſie aber nach einem Aufenthalte von etlichen Tagen wieder, und kehrte in ſein Land zurück.

So bald der Sultan von deſſen Abreiſe Nachricht erhielt, ſo bald fand er ſich auch wieder in ſeiner Reſidenz ein; allein es währte nicht lange, ſo kam der Atabek wieder, und machte dem Sultan von neuem Verdruß. Er wiegelte nemlich einige Herrn im Irak auf, ſich mit ihnen zu verbinden, den Sultan abzuſetzen; und die Sache gieng auch vollkommen wohl von ſtatten, wie wir itzo ſehen werden.

Thogrul wird abgeſetzt.

Alle, die an dieſem Bündniſſe Theil hatten, ſchickten eine Geſandtſchaft an den Sultan ab, und lieſſen ihm zu wiſſen thun, wie es ihnen ſehr leid thäte, daß die Sache mit dem Atabek vorgegangen wäre, am allermeiſten aber bedaureten ſie, daß ſie den Fehler begangen, und dem Sultan nicht beygeſtanden, wie der Atabek Hamadan angegriffen hatte; zugleich muſten dieſe Abgeordnete den Sultan um Erlaubniß bitten, daß es ihnen vergönnet ſeyn möchte, ſelbſt zu ihm zu kommen, und dieſes Fehlers wegen Vergebung zu ſuchen.

Thogrul willigte nicht nur in ihr Anliegen, ſondern beſtimmete auch einen eigenen Tag, da ſie erſcheinen und ihre Entſchuldigungen anbringen ſollten; und damit dabey alles um deſto anſehnlicher zugienge, ſo nahm er ſich vor, an eben dieſem Tage auf einem groſſen

Platze der Stadt Maille zu ſpielen. An dieſem Orte war es, wo die Groſſen, und die übrigen Verſchwornen ihr Vorhaben ausführten. Da ſie in groſſer Anzahl gekommen waren, und über das noch hin und wieder Leute verſteckt hatten, die ihnen im Fall der Pöbel zum Beſten des Sultans einen Aufſtand machen ſollte, beyſpringen könnten; ſo ward es ihnen leicht ſich des Sultans zu bemächtigen. Sie ſchloſſen ihn darauf in eine Veſtung ein, die auf arabiſch Calaat Alnagiou heiſſet, dieſes bedeutet ein Schloß zur Flucht.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

So bald Kitzil-Arslan von dem glücklichen Ausgange dieſer Verrätherey Nachricht erhalten hatte, ſo brach er den Augenblick von Adherbigian auf, und gieng nach Hamadan, wo er alles in Beſitz nahm, was dem Thogrul zugehört hatte. Damals mochte ſeine Abſicht noch wohl nicht ſeyn weiter zu gehen; ja man will verſichern, er ſey willens geweſen dem Sultan ſelbſt aus dem Hauſe der Selgiukiden einen Nachfolger zu erkieſen; allein er änderte ſeine Meinung wieder, als er eben mit der Wahl eines Sultans umgieng, wozu eine aus Bagdad eingelauffene Zeitung Gelegenheit gab.

Der Calif, anſtatt daß er hätte ſollen bemühet ſeyn ſich dieſes Umſtandes zu bedienen, um durch denſelben ſein ehemaliges Anſehen in Irak und Adherbigian wieder auf den

alten

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

alten Fuß zu ſtellen, und ſich die Gewalt ſeiner Vorgänger eigen zu machen, hörete vielmehr die Erzählung, ſo man ihm von dem Vorgegangenen machte, mit kaltem Geblüte an, und antwortete dem, ſo ihm dieſelbe machte, ganz trocken: **Der Atabek hat itzo die beſte Gelegenheit, ſich ſelbſt zum Sultan zu machen.**

Kitzil-Arslan wirft ſich zum Sultan auf, und wird umgebracht.

Dieſe Anmerkung des Califen machte einen tieffen Eindruck auf den Kitzil-Arslan; und er entſchloß ſich von dieſem Augenblick an, ſie wahr zu machen. Er nahm daher die Würde als Sultan an, und befahl zugleich ſeinen Namen auf die Münzen zu prägen. Allein dieſer Schritt hatte für den Atabek ſchlimme Folgen. Viele groſſe Herren, und ſelbſt einige ſeiner Verwandten konnten ſeine Erhöhung nicht ohne Neid anſehen. Sie verbanden ſich daher ihn aus den Wege zu räumen, und die Staaten des Thogrul unter ſich zu theilen. Kitzil-Arslan ward darauf würklich ermordet, ſein Tod aber brachte denen, ſo die Verlaſſenſchaft des Sultans an ſich ziehen wollten, nicht vielen Vortheil.

Thogrul kommt wieder zu ſeinem Lande.

Dieſer Herr fand ein Mittel aus dem Schloſſe, wo er gefangen ſaß, zu entwiſchen. Er war nicht ſo bald wieder zum Vorſchein gekommen, als ſich ein groſſer Anhang auf ſeine Seite ſchlug. Mit einem Wort: er ſahe ſich bald im Stande, das ihm zugefügte Unrecht zu rächen. Die meiſten der Rebellen

warwurden mit dem Tode beſtraft, die übrigen aber wurden dergeſtalt zerſtreuet, daß die Rebellion gar bald ein Ende nahm, es währte aber nur nicht lange.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

Koutlouk, ein junger Prinz, ein Neffe des ermordeten Atabeks, deſſen Mutter in dem Harem des Thogrul, oder in dem innerſten des Serails der Weiber dieſes Herrn wohnte, ſtellete dem Leben des Sultans nach, und weil er nicht gerne wollte, daß die Sache ein groſſes Lerm geben ſollte, ſo entſchloß er ſich ihn zu vergiften. Er theilte darauf ſeiner Mutter dieſes Vorhaben mit. Dieſe Prinzeßin billigte es nicht nur, ſondern erbot ſich auch, dem Sultan ſelbſt den fatalen Trank zu reichen, der ſeinen Tagen ein Ende machen ſollte. Allein die Sache fiel ſehr ſchlecht für ſie aus. Denn es kann ſeyn, daß der Sultan von dem ſchändlichen Vorhaben dieſes Weibes Nachricht bekommen, oder daß er nur einen allgemeinen Argwohn in ſie geſetzt hatte. Mit einem Wort, er zwang ſie den Becher ſelbſt auszutrinken, den ſie ihm darreichte, woran ſie wenig Zeit hernach ihren Geiſt aufgeben muſte.

Koutlouk ſtiftet eine Verſchwörung gegen ihn, die aber entdecket wird.

Ein mehreres brauchte es nicht, den heftigſten Argwohn auf alle die Perſonen zu werfſen, ſo mit dieſer Prinzeßin in einiger Verbindung ſtanden. Koutlouk war hauptſächlich darunter begriffen; weswegen ihn auch der Sultan ins Gefängnis werffen ließ, dennoch

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

aber hatte dieſes nicht viel zu bedeuten; denn obgleich der Sultan die gröſte Urſach von der Welt hatte, ſeinen Gefangenen niemals aus den Händen zu laſſen, ſo begieng er doch die Schwachheit, ihm einige Zeit hernach die Freyheit wieder zu geben. Dieſe Unbeſonnenheit kam ihm ſehr theuer zu ſtehen, und war die Urſach zu ſeinem und ſeines ganzen Hauſes Untergange.

Er wiegelt den König von Khouareſin auf, ihm den Krieg anzukündigen.

Koutlouk, der die von dem Thogrul erhaltene Gnade mit ſehr wenigem Danke vergalt, wendete diejenige Zeit, wo ihn doch der Sultan, wenn er gewollt, mit der gröſten Strenge hätte begegnen können, zu ſeines Wohlthäters Verderben an, und bediente ſich ſeiner erhaltenen Freyheit zu nichts anders, als von neuem gegen den Sultan Meutereyen zu ſtiften. In dieſer Abſicht richtete er mit dem Tekeſch, Könige von Khouareſin die vertrauteſte Freundſchaft auf, ſtellte ihm die Eroberung der Provinz Irak ſo leicht und ſo ofte vor, daß ſich dieſer endlich entſchloß, die Sache zu wagen. Er brachte daher eine ſtarke Armee auf die Beine. Koutlouk warb auf ſeiner Seite gleichfals Truppen an. Hernach ſtieſſen beyde Prinzen mit ihren Völkern zuſammen, giengen mit vereinten Kräften auf Irak los, und machten den Anfang der Feindſeligkeiten mit der Wegnahme des Schloſſes Thabreck.

Thogrul hatte nicht ſo bald von dieſem

feinds feindlichen Einbruche Nachricht erhalten, ſo gieng er gleichſals ins Feld, und ſuchte den Feind auf. Das weggenommene Schloß bekam er ohne groſſe Mühe wieder in ſeine Gewalt, und kurz darauf ſchlug er die Armee des Tekeſch, und bekam ihren General gefangen. Noch lieber würde es ihm geweſen ſeyn, wenn er den König ſelbſt hätte bekommen können. Allein dieſer hatte ſich auf die erhaltene Nachricht von der Annäherung des Sultans ſehr reiſlich zurück gezogen, und hatte einem ſeiner vertrauteſten Generale die Sorge überlaſſen, für die Erhaltung der eben gemachten Eroberungen beſorgt zu ſeyn.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

Gegen den Koutlouk war Thogrul eben ſo glücklich. Denn dieſer war auf einer andern Seite in deſſen Land eingefallen; allein der Sultan gieng ihm entgegen, und lieferte ihm ein Treffen, worinn der Selgiukide einen völligen Sieg erhielt. Koutlouk ward aufs Haupt geſchlagen, und hatte noch von groſſem Glücke zu ſagen, daß er nicht in die Hände des Siegers fiel. Nach verlohrner Schlacht begab er ſich in die Provinz Khouareſm, und rüſtete ſich nebſt dem Tekeſch von neuem gegen den Sultan.

Hätte der Sultan alle gehörige Vorſicht gebraucht, ſo würde das Beſtreben dieſer beyden Prinzen gewiß fruchtlos abgelauffen ſeyn; allein ſo waren ſeine eben erhaltene Vortheile eine Urſach ſeines Verderbens. Denn er

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

glaubte nunmehro von ſeinen Feinden nichts im geringſten mehr zu fürchten zu haben, weil, wie er dachte, nachdem er ſo ſchöne Proben ſeiner Tapferkeit und Unerſchrockenheit abgelegt hatte, keiner ſeiner Feinde ſo kühn ſeyn, und von neuem wieder kommen würde.

Voll von dieſen ſtolzen Vorſtellungen war der Sultan um weiter nichts bekümmert, als ſich zu ergetzen und zu ſchmauſen. Selbſt, als man ihm den Rath gab, daß er auf ſeiner Hut ſeyn möchte, weil ſeine Feinde von neuem ſtark Truppen würben, um Jrak zu überziehen, verachtete er alle Erinnerungen, und begegnete ſo gar einigen der gröſten Herrn des Staats ſehr hart, die ſich unternommen hatten, ihm über die ihm drohenden Gefahren etwas lebhafte Vorſtellungen zu machen.

Thogrul wird von einigen der Groſſen verrathen.

Eben dieſe Herren, welche die unverantwortliche Nachläßigkeit des Sultans verdroß, wurden darauf ſelbſt auf einmal ſeine Feinde, und ſchlugen ſich auf die andere Seite. Das erſte, wodurch ſie ſolches zu erkennen gaben, war, daß ſie dem Tekeſch und Koutlouk die Nachricht geben lieſſen, daß, wenn dieſelben nur eilig wären, es ihnen gar nicht ſchwer fallen würde, den Thogrul in ihre Gewalt zu bekommen. Es ſey hiebey gar nicht nöthig, daß ſie mit einem groſſen Heere ankämen, weil dieſer Herr ſchon ſeit langer Zeit nachgelaſſen hätte, über die Kriegszucht ſeiner Soldaten zu wachen. Ein jeder thue itzo, was er wolle, und ſey dabey gar nicht beſorgt, Verweiſe oder Strafe zu bekommen. Selbſt der Prinz ſey ganz und gar in ſeinen Schwelgereyen begraben, und ſein ganzes Leben ſey nichts anders, als ein beſtändiger Rauſch.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

Koutlouk und der König von Khouareſm nahm nicht den geringſten Anſtand, ſich dieſer Nachricht zu bedienen. Sie drungen ohne einzige Hindernis in Irak ein, und giengen ganz geruhig bis zu der Stadt Rei fort, woſelbſt der Sultan in einer Luſtbarkeit begriſſen war. Dieſer Herr, ſo von Natur tapfer war, und eben damals einen tüchtigen Rauſch hatte, ward im geringſten nicht beſtürzt, als man ihm die Ankunft der Feinde ankündigte; ſondern forderte ſeine Waffen, und befahl ſeinen Officieren, die Soldaten von ſeiner Leibwache in aller Eile zu verſammlen, wie auch alle diejenigen, ſo der Beſatzung wegen hie und dort herum zerſtreuet lagen. Darauf ergrif er ſeinen Streithammer, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Truppen, und rückte gegen den Feind an.

Er brauchte ſie nicht lange aufzuſuchen, denn ſie waren faſt ſchon bey den Stadt-Thoren, als der Prinz hinaus marſchirte. Hiebey ſagte er die lächerlichſten Großprahlereyen her, ſo wie es ein beſoffener Menſch zu machen pflegt, und drückte ſich in folgenden Verſen von einem der berühmteſten Dichter aus: So bald als man nur von weitem

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

den durch die anrückende Armee erregten Staub gewahr ward, ſo erblickte man die Freude auf den Geſichtern meiner Soldaten und Feldherren. Mit einem einzigen Schlage meines Streithammers öfnete ich meinen Soldaten einen Weg mitten durch die Feinde; und die Würkungen meines Armes waren ſo kräftig, daß ich die Erde, ohne vom Pferde zu ſteigen, wie die Flügel einer Windmühle ſich herumdrehend machte.

Als er dieſe Worte ausgeſprochen hatte, ſo ſpornte er ſein Pferd gegen den Feind an, und machte dabey mit ſeinem Streithammer entſetzliche Luſthiebe. Da ihn aber der Wein verhinderte, denſelben recht zu führen, ſo verſetzte er zu ſeinem Unglück dem Pferde einen ſo harten Schlag auf den Vorderfuß, daß er abbrach. Das Pferd fiel darauf ſogleich zu Boden, und der Sultan mit demſelben. Indem er alſo auf der Erden lag, kam Koutlouk eiligſt herzu, und hieb ihm den Kopf ab, ohne daß ein einziger ſeiner Leute Miine gemacht hatte, ihn zu erretten.

Der Tod dieſes Prinzen machte dem ganzen Streite ein Ende. Denn ſeine Soldaten ſtreckten das Gewehr für dem Könige von Khouareſin; und dieſer rückte darauf in Rei ein, und ließ ſich daſelbſt, und in dem übrigen Theile von Irak zum Sultan ausrufen.

ſen. Er regierte darauf bis in das Jahr der Hegire fünf hundert ſechs und neunzig, in welchem er verſtarb. Mohammed Kothbeddin, ſein Sohn, gelangte nach ihm auf den Thron, und bekam den Zunamen Khouareſin-Schach.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 590 n. C. G. 1194.

Auf dieſe Art nahm die Gewalt der Selgiukeiden in dieſer Provinz ein Ende, woſelbſt ſie ſchon über hundert Jahre regieret hatten. Eine andere Linie von ihnen war ſchon in Khoraſſan ausgegangen, indem ſie mit dem Tode eines Prinzen, mit Namen Sangiar, ein Ende genommen hatte. Dieſes mächtige Haus, für welchem die Califen und die mehreſten morgenländiſchen Prinzen gezittert hatten, beſtand alſo nur itzo noch aus denjenigen, ſo noch von ihnen in Natolien übrig waren. Dieſer ihr Königlicher Sitz war zu Iconium oder Cogni. Sie machten eine dritte Herrſchaft aus, und hieſſen **die Selgiukeiden von Roum**, und das deswegen, weil ſie in demjenigen Theile von Aſien herrſchten, ſo erſtlich den Römern, hernach den griechiſchen Prinzen, ſo ſich römiſche Kaiſer nennen lieſſen, zugehöret hatte. Von dieſer Linie haben die ottomanniſchen Türken ihren Urſprung, ſo noch heutiges Tages zu Conſtantinopel regieren.

Selgiukeiden von Roum.

Herbelot Orient. Biblioth. S. 677.

Unterdeſſen, daß die Khouareſminer ſich die Selgiukeiden unterwürfig machten, ſo hatte es den Anſchein, als wenn die erſt entſtandene Herrſchaft der Aiouditen auch bald zerfal-

Hegire 591 n. C. G. 1195.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 591 n. C. G. 1195.

len würde, weil die Nachkommen des Solaheddin über deſſen Verlaſſenſchaft in den heftigſten Streit geriethen.

Wir haben bereits geſagt, daß Afdhal, der älteſte unter den Söhnen dieſes Prinzen, zu ſeinem Antheile die Königreiche Damaſcus; Jeruſalem, wie auch Niederſyrien erhalten, und daß Aziz ganz Egypten geerbt habe, worüber ihn Solaheddin zum Sultan ernennet hatte. Dieſer junge Prinz, ob er gleich mehr erhalten hatte, als ſein älteſter Bruder, faſſete dennoch den Vorſatz, demſelben ſeinen Antheil abzunehmen. Dieſen Vorſatz hatte ihm Adel, ein Bruder des Verſtorbenen Sultans; und folglich ſein Oheim eingegeben. Dieſer hatte die Abſicht ihm ſo wohl, als ſeinem Bruder ihre länder zu rauben. Hiezu glaubte er nicht beſſer gelangen zu können, als wenn er machte, daß ſie ſich beyde durch einander aufrieben; denn er hofte hernach mit demjenigen bald fertig zu werden, der ſeinen Nebenbuhler unterdrückt haben würde. Seine hochmüthigen Abſichten hatten einen deſto beſſern Grund, da dieſe beyden Prinzen weder Muth noch Unerſchrockenheit von ihrem Vater geerbt hatten. Es fehlte ihnen zwar nicht gänzlich an Tugend, ſie beſaſſen aber nur ſolche, die zu den ſtillen und gelaſſenen Tugenden gerechnet werden, und die weit geſchickter ſind, Privatperſonen Achtung zu erwerben, als Fürſten in Anſehen zu ſetzen.

Die

Naſſer-Ledinillah. Hegire 591 n. C. G. 1195.

Die Soldaten wurden ſehr bald gewahr, daß die Kinder des groſſen Solaheddin bey weitem die Eigenſchaften ihres Vaters nicht beſäſſen; ſie ſchätzten ſie daher ſehr gering, und gehorchten ihnen, ſo zu reden, mit dem gröſten Wiederwillen.

Hegire 592 n. C. G. 1196.

Adel wuſte ſich dieſes ſehr wohl zu Nutze zu machen um ſeinen Endzweck zu erreichen. Er empörte ſich zuerſt wieder den Afdhal, und überredete den Azis ſeine Parthey zu ergreiffen. Sie zogen darauf beyde wieder dieſen Prinzen zu Felde, und nahmen ihm in kurzer Zeit Damas und Jeruſalem weg. Sie hätten ihn auch ſelbſt gefangen genommen, wenn er nicht die Vorſicht gebraucht, ſich nach der Landſchaft Guizai-Demeſek zu begeben, und ſich in der Stadt Sarkod einzuſchlieſſen, die ein ſehr feſtes Schloß hatte, in welchem er für allen feindlichen Anfällen ſicher war.

Adel läſt ſich die eroberten Länder einräumen, und nimmt den Chriſten Joppen weg.

Dem Azis half es ſehr wenig, daß ſein Bruder ſeine Länder eingebüſſet hatte. Adel, der der Urheber des Krieges war, und zur Ausführung deſſelben das meiſte beygetragen, überredete ſeinen Vetter, ihm die Herrſchaft über die Länder abzutreten, die man dem Afdhal weggenommen. Er war auf die Art Herr eines anſehnlichen Landes. An den Gränzen von Syrien und Arabien lag ein ſehr wichtiger und feſter Ort Carak oder Krak genannt, der gleichfals unter ſeiner Botmäßigkeit ſtande; alles dieſes ſetzte ihn in

Naſſer-Ledinillah. Hegire 592 n. C. G. 1196.

Stande ſich die gröſte Macht zu erwerben. Er ergrif auch kurz hierauf die Waffen wieder die Chriſten, und bemächtigte ſich der Stadt Jaffa oder Joppe, die dieſe dem Solaheddin einige Jahre zuvor weggenommen hatten.

Hegire 595 n. C. G. 1197. Aſdhal bittet den Naſſer um Hülfe.

Wie Aſdhal ſich ſeiner Länder beraubet ſahe, ſo gedachte er in ſeinem Aufenthalt an Mittel, durch welche er ſich an ſeinen Feinden rächen könnte. Er wandte ſich unter andern zu dem Califen, und brachte bey dieſem ſeine Klage wieder ſeinen Bruder und Oheim ein. Er war ein vortreflicher Poet, und hatte ſeinen Brief in Verſen geſchrieben, um dieſen wohl zu verſtehen, muß man vorher wiſſen, daß dieſer Aſdhal auch noch den Namen Aliſurth habe, daß man Azis den Zunamen Othman gegeben, und daß Adel auch noch Abubeker genannt wurde. Aſdhal richtete ſein Augenmerk auf die Aufführung des Abubekers, und Othman gegen den Ali, Eidam des Mohammeds, und ſchrieb folgender Geſtalt an den Naſſer: **Gnädiger Herr! Sie wiſſen, daß Abubeker und Othman dem Ali das Califat mit Gewalt nahmen, das ihm nach dem Tod des Mohammeds ſeines Schwiegervaters doch mit Recht gehörte; ſehen ſie doch, ich bitte ſie, wie unglücklich der Name Ali iſt. Ich führe dieſen Namen, und habe das gröſte Unrecht von**

meinem Bruder Othman, und meinen Oheim Abubeker ausſtehen müſſen. Er erzehlte ihm hierauf alles, was ſich zugetragen, und bat ihn, ihm ſchleunig zu Hülfe zu kommen.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 595 n. C. G. 1197.

Naſſer ſchien durch dieſe Nachricht empfindlich gerührt zu ſeyn, und antwortete ihm auf eine Art, die ihm zu der ſchleunigſten und heftigſten Hülfe Hofnung machte. Unter andern ſchrieb er: **Ali wurde ſeiner Rechte beraubet, weil er keinen Naſſer,** das iſt, keinen Beſchützer in Medina fand. **Allein faſſen ſie nur Muth, ſie ſollen wegen ihrer Aufführung bald Rechenſchaft ablegen, und ich, der ich Naſſer bin, will ihnen allen Schutz, und alle Hülfe leiſten.**

Allein alle dieſe groſſe Verheiſſungen waren ohne Würkung. Adel und Azis blieben in dem ruhigen Beſitz der Länder, die ſie dem Afdhal unrechtmäßiger Weiſe genommen hatten. Die Sachen blieben zwey Jahre in dieſem Zuſtande, nemlich bis an den Tod des Azis, der ſich im Jahre der Hegire fünf hundert fünf und neunzig zutrug. Es entſtunden hierauf ſehr groſſe Bewegungen, die auf den Nutzen des Afdhal zielten. Die Egyptier ſchienen ſich für ihn zu erklären, und er wurde zuletzt ſtatt ſeines Bruders zum Sultan erkläret.

Hegire 595 n. C. G. 1198. Azis ſtirbt, und Afdhal wird zum Sultan ausgerufen.

Der Beſitz eines ſo anſehnlichen Thrones, wie

Naſſer-Ledini llah. Hegire 596 n. C. G. 1199.

Adel vertreibt ihn aus Egypten und wird Sultan.

wie der egyptiſche war, machte dieſen Prinzen wegen des Verluſts ſchadlos, den er einige Jahre zuvor erlitten. Allein ſein Glück war von kurzer Dauer. Kaum hatte er ſeinen Thron ein Jahr beſeſſen, als ihn der ehrgeitzige Adel in ſeiner Hauptſtadt belagerte, und die Belagerung mit ſolchem Nachdruck trieb, daß der Sultan nicht länger wiederſtehen konnte, und anbot ſich zu ergeben. Adel ſpannte die Saiten gar zu hoch, wodurch die Uebergabe in die Länge gezogen wurde. Dieſer Prinz ſahe die Schwäche ſeines Feindes gar wohl ein, er wollte ſich daher der hitzigen Umſtände bedienen, und ſich alles bemächtigen, ohne etwas zurück zu geben. Zuletzt wurde er etwas gelinde, nahm ganz Egypten, und gab ſeinem Vetter dagegen einige Plätze in Syrien. Der unglückliche Afdhal muſte dieſe Bedingungen nur annehmen, um nicht alles zu verliehren, und ſo bald er Egypten geräumet, zog Adel triumphirend in die Hauptſtadt Cairo ein, und ließ ſich zum Sultan ausrufen. Dieſer Prinz hatte ſich mit Recht den Haß der Kinder des Solaheddin zugezogen. Er muſte daher unterſchiedliche Angriffe von ihnen ausſtehen. Er ſchlug ſie aber bey allen Gelegenheiten, ſo daß durch ihre häufigen Niederlagen ſeine Staaten ungemein vergröſſert wurden. Er ſtarb endlich als Herr von Egypten und eines groſſen Theils von Syrien und Meſopotamien, nachdem er ohngefehr achtzehn Jahr regieret hatte. Sein Tod ereignete ſich ohngefehr in dem Jahr der Hegire ſechs hundert funfzehen. Nach der Zeitrechnung der Chriſten ihm Jahr 1218. Er hinterließ unterſchiedliche Kinder, unter welche er ſeine Länder theilete.

Naſſer-Leidinillah. Hegire 596 n. C. G. 1199.

Wie Egypten auf dieſe Art beunruhiget wurde, entſtanden anderswo groſſe Bewegungen, die dem Califen um deſto furchtbarer waren, da der Schauplatz des Krieges nicht weit von ſeinen Staaten aufgeſchlagen wurde. Die Khouareſmier Beſitzer im Irak, welches ſie dem Thogrul aus dem Hauſe der Selgiukeiden weggenommen, ſuchten ihre Eroberungen zu erweitern, und alle benachbarten Gegenden unter ihre Botmäßigkeit zu bringen.

Macht der Gauriden.

Des Sultans der Herrſchaft Gaureniden, die ihren Namen von dem Naßir-Gauri erhalten, der ſie geſtiftet, nachdem er die Herrſchaft der Gazneviden zerſtöret, beſaſſen damals einen groſſen Strich Landes in Khoraſſan, Perſien, und gar in Indien. Sie waren aber mit dem, was ſie inne hatten, nicht zufrieden, ſondern ſtreiften oft in den benachbarten Gegenden, fürnemlich in die Länder des Sultans von Khouareſin.

Der damals regierende Sultan war Mohammed-Kothaeddin, mit den Zunamen Khouareſm-Selck. Er war ein Sohn des berühmten Tekeſch, der den Thogrul aus dem

Hauſe

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 595
n. C. G.
1199.

Hauſe der Selgiukeiden überwunden, und war ſeinem Vater in der Regierung nachgefolget.

Mohammed ſchlägt ſie, und bemächtiget ſich ihrer Waffen.

In dem erſten Jahre ſeiner Regierung hatte ſich Gaiatheddin, und Schatabeddin, zwey Brüder und Sultan der Herrſchaft Gaureniden, vereiniget, und einen Einfall bis an die Landſchaft Irak gethan. Mohammed hatte ohnedies ſchon Urſache gegen ſie zu klagen, weil ſie in einem Theil von Khoraſſan, der ihm zugehörte, Unruhe angeſtiftet, er ergrif daher die Waffen, ſchlug ſowohl den einen als den andern mit ſolcher Wuth, daß ihre Truppen in Unordnung gebracht wurden, und die Khouareſinier alles, was ihnen wiederſtehen wollte, ſchlugen. Beyde Brüder kamen in dieſem Treffen um, und Mohammed bemächtigte ſich in dieſem einzigen Feldzug aller Länder der Gauriden.

Er ſetzet ſeine Eroberungen jenſeits des Oxus fort, und ſchlägt die Tartaren.

Dieſer ehrgeitzige Prinz ließ es dabey nicht bewenden. Er nahm ſich vor ſeine Eroberungen jenſeits des Oxus fortzuſetzen, um die daſelbſt liegenden Länder mit denen zu verknüpfen, die er diſſeits des Fluſſes inne hatte. Er begab ſich daher auf den Weg, und ſahe zu ſeinem gröſten Ruhm, daß das Glück ihm bey ſeinem groſſen Unternehmen günſtig war. Man kann ſeine Eroberungen in den beſten Theil von Tranſoxanien füglich eine Reiſe nennen. Die mehreſten Prinzen erwarteten ſeinen Angrif nicht, ſie giengen ihm entgegen, und bemüheten ſich ſeinen Triumph bey den Einzügen in jede Hauptſtadt prächtig zu machen.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 596 n. C. G. 1199.

Nachdem er ſich auf dieſe Art unterſchiedlicher Plätze bemächtiget, die er auf ſeinem Marſch antraf, drang er ſo gar in das Land der Tartarn* oder Tartan ein; wie wir es heut zu Tage nennen. Kara-Kathai-Kurkan, der König dieſes Landes, bemühete ſich dem Calif ſeine Eroberungen zu hemmen, und ſchickte ihm eine ſehr ſtarke Armee entgegen, die von einem der gröſten Feldherrn in Turqueſtan geführet ward. Allein alles diente zu nichts als den Ruhm des Mohammeds zu ver- meh-

---

[*] „Tartar iſt nach der Meinung des Herrn Herbelot der Name eines Sohnes Ilingek-Char, „fünften Königes von Turqueſtan, aus dem „Geſchlechte des Turka, Sohns des Japhet. „Er kam mit ſeinem Bruder Mogul, oder „Mogol zugleich auf die Welt. Dieſe zwey „Brüder ſtifteten zwey groſſe Reiche, die im „Orient berühmt ſind, und die zuletzt nur ein „Reich ausmachten. Von dieſen zwey Brüdern haben die Tartaren und Mogols ihren „Namen erhalten. Man muß, führet eben „dieſer Autor an, bemerken, daß die Völker, „die wir Mogols und Tartaren nennen, von „den orientaliſchen Schriftſtellern unter den Namen der Atraks, das iſt, der Türken begriffen ſind, denn das Wort Atrak iſt in der „arabiſchen Sprache der Pluralis des Worts „Tark. Oriental. Biblioth.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 596 n. C. G. 1199.

mehren. Er lieferte ein Treffen, in welchem er ſeinen Feind aufs Haupt ſchlug, und ihren General gefangen nahm.

Nach dieſem erfochtenen Sieg war es ihm ein leichtes ganz Turqueſtan zu erobern. Hierauf kehrte er in Khouareſm zurück, um nach ſo viel verlangten Ruhm die Ruhe zu genieſſen. Allein unterſchiedliche Empörungen zwangen ihn gar bald die Waffen wieder zu ergreiffen, um diejenigen wieder unters Joch zu bringen, die ſeiner Abweſenheit ſich bedienet, und ſich ſeinem Gehorſam entziehen wollten. Er brachte daher unterſchiedliche Jahre mit Krieg zu, und war faſt allemal Sieger.

Hegire 611 n. C. G. 1214. Mohammed nimmt Gazna ein.

Zuletzt überzog er ſo gar den Califen mit Krieg. Die Urſache hievon war folgende: Wie Mohammed damit beſchäftiget war, daß er theils Krieg führte, theils eine gute Verfaſſung in ſeinen Ländern, und bey ſeinen Völkern einzuführen ſuchte, hatte ſich Nidiz, einer der vornehmſten Sclaven des Sehahabeddin, Sultans der Gauriden einige Zeit nach dem Tode ſeines Herrn der Landſchaften Karman, und Suran bemächtiget, ja ſelbſt die Königliche Stadt Gaznah eingenommen, die in den Staaten der Prinzen der Gazneviden, folglich auch der Gauriden die Hauptſtadt war. Wie dieſer Nidiz mit Tode abgegangen, machte ſich hierauf einer ſeiner Sclaven zum Beſitzer dieſes Staats, und erwarb ſich einen groſſen Anhang, um ſeine Macht in

dieſer

Naſſer-Ledinillah. Hegire 611 n. C. G. 1214.

dieſer Hauptſtadt auf einen feſten Fuß zu ſezzen. Allein ſein Anſehen daurete nicht lange. Mohammed wuſte, daß Sehahabeddin, und nach ihm Nediz unermeßliche Reichthümer in dieſem Orte zuſammen gebracht hätten. Er begab ſich daher mit ſeinen Soldaten dahin. Niemond gedachte nicht einmal daran ihm den Einzug ſtreitig zu machen. Der Sclave, der ſo verwegen geweſen war, ſich auf den Thron zu ſetzen, wurde von allen ſeinen Anhängern verlaſſen, und Mohammed zog im Triumph in Gaznah ein, welche Stadt er hierauf in Beſitz nahm, und zugleich alle Schätze, die in derſelben eingeſchloſſen waren.

Die Urſache ſeines Haſſes gegen den Califen.

Dieſer Prinz ließ die Archive in dem Pallaſt der Sultane unterſchiedliche mal durchſuchen, und wurde bey der Gelegenheit wieder den Califen ſehr heftig aufgebracht. Er fand nemlich Briefe, die der Calif an den Sehahabeddin geſandt hatte, in welchen er ihm das gröſte Lob beylegte, und ihn ſogleich zu bereden ſuchte, die Khouareſmier mit einem plötzlichen Krieg zu überziehen, die er für Feinde des Staats erklärte.

So bald er dieſen Brief geleſen hatte, gerieth er wieder den Califen in ſolche Wuth, daß er ſogleich mit ſeinen Truppen wieder Bagdad gezogen wäre, wenn er ſeinen erſten Bewegungen nicht Einhalt gethan hätte; denn weil er vollkommne Rache auszuüben Willens war, ſo nahm er ſich Zeit zur Ue-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 614 n. C. G. 1217.

berlegung, und machte Mittel ausfündig den Naſſer, und mit ihm alle Abbaßiden zu verderben.

Nachdem er nun Zeit genug angewandt hatte, die Gemüther zu dem groſſen Unternehmen, das er ausführen wollte, vorzubereiten, ſo berief er im Jahr der Hegire ſechs hundert und vierzehen eine anſehnliche Verſammlung von Imans und den berühmteſten mahomedaniſchen Lehrern, in welcher die wichtige Frage wegen der rechtmäßigen Nachfolge im Califat unterſuchet wurde, über welche ſchon ſo oft geſtritten worden. Es wurde einmüthiglich entſchieden, daß die Abbaßiden ſich dieſer Würde wieder alle Ordnung angemaſſet, welcher ſie ſich ohne dies nicht allein dadurch unwürdig gemacht hätten, daß ſie das Geſetz in unterſchiedlichen weſentlichen Stücken überſchritten hätten, ſondern vornemlich dadurch, daß ſie jederzeit Anlaß zu den blutigſten Kriegen zwiſchen den Muſelmannen gegeben.

Mohammed läſt den Naſſer abſetzen, und ſtatt deſſen den Alaeddin erwählen.

Nach dieſer Erklärung ſchritte man feyerlich zu der Abſetzung des Naſſers. Hierauf wurde eine groſſe Verſammlung gehalten, um ſich wegen eines Nachfolgers zu berathſchlagen. Alle waren der Meinung, daß die Wahl auf einen Abkömmling des Ali fallen müſte, nur konnte man nicht einig werden, welchen von dieſen man vor allen andern zu dieſer Würde erheben ſollte. Alaeddin, Fürſt von Termed, einer der wichtigſten Städte von Mauvalnatur, welches an Khoraſſan gränzet, wurde endlich nach vielen Berathſchlagungen erwählet.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 614 n. C. G. 1217.

Gleich nach dieſer Wahl ließ Mohammed den einen Califen nicht allein in allen ſeinen Staaten, ſondern auch in vielen andern Gegenden, die nicht unmittelbar dem Naſſer unterwürffig waren, öffentlich ausrufen. Es geſchahe aus keiner Achtung gegen die Abbaßiden, daß er damals die Wahl des Alaeddin in dem Gebiete von Bagdad nicht bekannt machte; ſein Vorſatz war bey der Ausrufung in dieſer Stadt ſelbſt zugegen zu ſeyn, ſolche mit dem gröſten Gepränge und der ausnehmendſten Pracht vor ſich gehen zu laſſen, und dabey ſolche fürchterliche Zubereitungen zu machen, die allen, die ſich vielleicht gelüſten lieſſen, die Parthey der Abbaßiden zu ergreifen, ein Stillſchweigen auflegen könnte.

In dieſer Abſicht gab er ſeinen Generalen Befehl, alle ſeine Truppen geſchwinde zu verſammlen, und eine ſo ſtarke Armee zuſammen zu ziehen, als nur immer möglich ſey. Dieſe Befehle wurden auf das ſchleunigſte ins Werk gerichtet, und Mohammed, der auf nichts als Rache bedacht war, ſahe ſich in kurzer Zeit an der Spitze von dreymal hundert tauſend Mann, mit welchen er gegen den Herbſt von Khouareſm aufbrach, und ſich auf den Weg nach Bagdad begab, auf welcher

Naſſer. Ledinillah. Hegire 614 n. C. G. 1217

Reiſe ihn der Alaeddin begleitete, welchen er auf den Thron der Abbaßiden zu ſetzen hofte.

Er weigert ſich mit dem Naſſer in Unterhandlung einzulaſſen.

Naſſer ward von dem Schickſale, das ihm drohete, nicht eher benachrichtiget, als zu der Zeit, da Mohammed ſich auf den Weg machte. Der Calif gerieth in deſto gröſſeres Entſetzen, da er keine Armee auf den Beinen hatte, die im Stande war, dem Kriegsheere des Sultans Einhalt zu thun. Er war daher Willens ſich in Unterhandlung einzulaſſen, und da er ſich mit Gewalt nicht vertheidigen konnte, ſo that er ſeinen Feinden unterſchiedliche Vorſchläge, und bemühete ſich zum wenigſten ſie dadurch zu beſänftigen. Er ſchickte daher einen der vornehmſten Kriegsbedienten ſeines Hofes zu ihm, ſich mit dem Sultan auf die nachdrücklichſte Art in Unterhandlung einzulaſſen.

Dieſe Geſandtſchaft wurde ſchlecht aufgenommen. Der Sultan weigerte ſich ſo gar dem Geſandten Gehör zu geben. Naſſer war daher genöthiget ſich in Bagdad einzuſchlieſſen, und alle Anſtalt zu machen, eine Belagerung auszuhalten. Allein da die beſtürzten Einwohner ſchon glaubten ihre Stadt in kurzem mit Feuer und Blut angefüllet zu ſehen, ſo ereignete ſich ein Zufall, der ſie von ihrer tödtlichen Furcht befreyete. Es fiel im Anfang des Herbſtes ein ſo ſtarker Schnee, daß Mohammed, der ſich mit ſeiner Armee in den engen

Die Armee des Mohammeds wird zu Grunde gerichtet.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 614 n. C. G. 1217.

engen Wegen des Gebürges Hamadan befand, auf eine ſolche Art eingeſchloſſen ward, daß es ihm lange ohnmöglich war, weder fort zu rücken, noch wieder zurück zu kehren. Er muſte die gröſte Arbeit unternehmen, ſich ein wenig Luft zu machen; allein er konnte doch auf keine Art verhindern, daß nicht ein Theil ſeiner Soldaten elendiglich ums Leben kamen. Der Sultan befand ſich ſelbſt in der äuſſerſten Gefahr, und es koſtete unendliche Arbeit, dieſen Ort, wo er einen ziemlichen Verluſt erlitten hatte, zu verlaſſen.

Der Sultan ſchätzte ſich dennoch ſehr glücklich, daß er einen Weg ausfündig gemacht hatte, auf welchem er zurück kehren konnte. Er reiſete daher, ſo bald er Gelegenheit fand, dieſe enge Wege zu verlaſſen, mit ſeinem neuen Califen und den Soldaten, die ihm noch übrig geblieben waren, aus dieſen Gebürgen, um in dieſem Land zurück zu kehren, und muſte den gröſten Theil ſeines Reiſegeräthes im Schnee zurück laſſen.

Hegire 615 n. C. G. 1218.

Dieſer Zufall, ſo verdrießlich er auch dem Mohammed war, ſchreckte ihn dennnoch von ſeinem einmal gefaßten Vorſatz nicht ab. Er wurde vielmehr dadurch nur immer hitziger wieder den Naſſer, und machte neue Zubereitungen um ihn in einer bequemen Jahrszeit anzugreifen. Allein die Tartaren fielen in ſeine Staaten ein, und zwangen hiedurch den Sultan zu Hauſe zu bleiben, und ſich zu

Naſſer-Ledinillah. Hegire 615 n. C. G. 1218.

vertheidigen. Zuletzt ließ er das groſſe Vorhaben, das er wieder den Naſſer gefaßt hatte, ganz und gar fahren.

Der Einfall der Tartarn in das Land des Sultans verurſachte den gänzlichen Untergang des Mohammeds. Die eifrigen Muſelmänner ſahen es als ein Wunderwerk an, das der Himmel den Abbaßiden zum Beſten verrichtet hätte, und ihre Geſchichtſchreiber ſagen, wenn ſie dieſes groſſen Zufalls Erwähnung thun, GOtt habe ſich der Tartaren bedienet, dieſen Sultan wegen der Spaltung zu beſtrafen, die er unter den Muſelmannen einführen wollen.

In der That zog Mohammed ſich ſelbſt dieſes grauſame Unglück zu, durch welches er ſeine Staaten verlaſſen, und in das äuſſerſte Elend verſetzt wurde. Dieſer Herr war in ſeinem Ruhm gar zu ſehr verblendet. Er ſahe faſt alle andere Fürſten mit Gleichgültigkeit, ja ſelbſt mit Verachtung an. Fürnemlich führte er ſich gegen den berühmten Genghiskan, * den Beherrſcher der Mogols und

---

* Dieſer Prinz, der ſich anfangs Temugin nannte, war aus Mogol gebürtig, und gab vor in gerader Linie von Buzangir-Kan, einem alten Prinzen aus Mogol abzuſtammen. Er wurde im Jahre der Hegire 549. gebohren. Da er im dreyzehenden Jahre ſeine Eltern verlohren hatte, verließ er ſein Vaterland,

und Tartarn ungemein trotzig auf, und zog ſich deſſelben unverſöhnlichen Haß zu, da er

doch

Naſſer-Ledinillah. Hegire 615 n. C. G. 1218.

und begab ſich an den Hof des Ung-Kan, des Beherrſchers der morgenländiſchen Tartarey. Er leiſtete dieſem Fürſten dreyßig Jahre hindurch bey der Armee ſehr nützliche Dienſte, und erwarb ſich hiedurch deſſen Freundſchaft ſo ſehr, daß er zuletzt ſogar ſein Eidam wurde. Das groſſe Glück, das er an dieſem Hofe genoß, brachte ihm viele Neider zuwege, die viele heimliche Partheyen gegen ihn machten. Es glückte ihnen durch ihre falſche Berichte, daß ſie ihm die Ungnade des Ung-Kan zuzogen, der ſo gar den Schluß faßte, ihn gänzlich zu verderben. Tenugin rettete ſein Leben durch die Flucht, und nachdem er den Hof dieſes Prinzen verlaſſen, erklärete er ſich für einen Feind. Er erwarb ſich ſehr bald eine anſehnliche Parthey, kündigte ihm den Krieg an, und grif ihn mit ſolcher Wuth an, daß er ihn aus ſeinen Ländern jagte. Kurz hierauf ſtarb der unglückliche Ung-Kan. Tenugin wurde in einer allgemeinen Verſammlung der Tartaren für ihr Oberhaupt erkläret, und bey der Gelegenheit gab man ihm den Namen Genghiskan, welches ſo viel bedeutet, als ein König der Könige. Er that ſich bey dem Anfang ſeiner Regierung durch ſehr herrliche Unternehmungen hervor. Kaum hatte er die Beherrſcher von Caracathai unters Joch gebracht, als er ſich ſchon der Länder bemächtiget, die die Mogols der Tartarn, und die Völker von Kathai bewohnten.

Dieſe

Naſſer-Ledinillah. Hegire 615 n. C. G. 1218

doch dem Glück ſeiner Waffen weichen muſte. Dieſes iſt nach dem Berichte des Khondemirs die Urſache des Krieges zwiſchen dieſen beyden Fürſten.

Urſache des Krieges zwiſchen dem Mohammed und Genghiskan.

Genghiskan hatte ſich ſeit vielen Jahren durch ſeine Eroberungen ſehr berühmt gemacht. Er glaubte daher, daß man wegen ſeines erlangten Ruhms alles, was für das Seinige gehalten würde, Achtung haben müſte. In dieſer Abſicht hielt er dafür, einer Caravane von Kaufleuten dadurch Sicherheit genug verſchaft zu haben, daß er ſie von einem ſeiner vornehmſten Hofbedienten anführen ließ,

---

Dieſe Eroberungen beſchäftigten ihn bis zu dem Jahr der Hegire 615, in welchem er dem Mohammed Khouareſm-Selak, von deme hier die Rede iſt, den Krieg ankündigte. Genghiskan war weder ein Chriſt noch ein Muſelmann, doch führte er ſich gegen die erſtern ſehr gnädig auf, und war hingegen ein Todfeind aller Anhänger des Mahomeds, Seine Kinder hatten ſeine Macht, und ſeinen Haß gegen die Muſelmänner geerbet. Sie zerſtörten das Califat ganz und gar, wie wir bey der Lebensbeſchreibung des Motaſſem des letzten Califen von Bagdad ſehen werden. Genghiskan hinterlies vier Kinder, den Teuli-Cany-Actai-Can, Octai und Tuli-can. Octai war zwar der dritte in der Ordnung, doch wurde er von ſeinem Vater ſeinen ältern Brüdern vorgezogen, und zum Kaiſer in Mogol erkläret.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 615 n. C. G. 1218.

ließ, und dieſem anbefohl ſie zu begleiten. Dieſe Caravane nahm ihren Weg durch Otrar, die Hauptſtadt in Tranſoranien, welches dem Mohammed unterwürfig war. Sie wurde von dem Befehlshaber dieſes Ortes angehalten, der alle Kaufleute ins Gefängniß warf, unter dem Vorwand, daß ſie Auskundſchafter wären. Er ließ dieſe Begebenheit dem Mohammed ſogleich hinterbringen. Dieſer Herr bedachte nicht, wie ſehr ihm daran gelegen wäre, ſich nicht mehrere Feinde zu zuziehen Er gebot vielmehr dem Befehlshaber, alle, die er gefangen genommen hatte, ums Leben zu bringen. Dieſer grauſame Befehl wurde auch ins Werk gerichtet, und nur ein einziger dieſer Kaufleute war ſo glücklich ſich zu erretten. Durch dieſen erfuhr Genghiskan alles, was vorgefallen war, auch daß man keine Achtung für Leute gehabt, die er in ſeinen beſondern Schutz genommen hatte. So zornig dieſer Herr auch bey der Erzählung einer ſo ſchimpflichen That ward, ſo beſaß er doch genugſame Enthaltſamkeit. Dies war auch in Wahrheit eine der fürnehmſten Eigenſchaften dieſes Fürſten, daß er niemals unbedachtſam verfuhr, und bey allen ſeinen Unternehmungen eine reife Ueberlegung gebrauchte. Die Geſchichtſchreiber der Araber nennen ihn daher ein Gebürge der Bedachtſamkeit. Sie haben auch ſeinen Character des Mohammeds ſeinem ent-

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 615
n. C. G.
1218.

gegen geſetzt, den ſeine natürliche Heftigkeit gemeiniglich verhinderte, Ueberlegungen zu machen.

Genghiskan gab daher gar nicht zu erkennen, wie zornig er über dieſe verhaßte That des Mohammeds geworden ſey. Er begnügte ſich damit, daß er ſich bey ihm wegen der Aufführung des Befehlshabers zu Otrar beklagte, und ihn deshalb um Gerechtigkeit bat. Der Sultan bediente ſich dieſer Gelegenheit nicht, ſich aus dieſer verdrießlichen Sache heraus zu wickeln. Er gab vielmehr dem Genghiskan eine Urſache zum Zorn, da er ſich weigerte ſeinen Abgeſandten Gehör zu ertheilen.

So bald dieſer Fürſt hievon benachrichtiget worden, ſäumte er nicht länger einen Entſchluß zu faſſen, und dem Sultan auf die gehörige Art den Krieg anzukündigen. Er begab ſich an die Spitze einer ungeheuren Armee, die aus Mogols und Tartarn beſtand. So bald er die Provinz Turqueſtan verlaſſen, breitete er ſehr bald ſeine Völker in einen groſſen Theil der Länder aus, die zu dem oberſten Theil Aſiens gehören. Der Sultan befand ſich damals in dem perſiſchen Irak, alwo ſich die Soldaten verſammlen muſten, die ſeine Befehlshaber ihm zuführen ſollten. So bald ſie angelanget waren, begab er ſich nach der Landſchaft Tranſoxanien. Er traf in den Gegenden der Stadt Gion einen kleinen Hauſen

ſen Tartaren an, deren Standhaftigkeit ihm zum voraus zu erkennen gab, was er von einer ganzen Armee, die aus ſolchen Soldaten beſteht, zu befürchten hätte.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 615 n. C. G. 1218. Streit zwiſchen den Khouareſmiern und einem Hauſen Tartaren.

Der Sultan lies bey ihnen Kundſchaft einziehen, wer ſie wären? Ihre Befehlshaber, gaben zur Antwort: Der Genghiskan hätte ihnen anbefohlen ſich hieher zu begeben, ſie hätten aber keine Vollmacht bekommen, ſich in ein Gefecht einzulaſſen. Der Sultan ließ ihnen hierauf von ſeiner Seite zur Antwort ertheilen: Er verlange ganz und gar nicht, mit ihnen in Streit zu gerathen, er wollte nur einen freyen Weg haben, zumal in eine Landſchaft, die ihm zugehöre.

Mohammed wurde gar bald gewahr, daß die Feinde nicht Willens wären, ſeinem Verlangen ein Genüge zu leiſten. Er gieng daher auf ſie los, um ſie zurück zu treiben. Wie ſehr erſtaunte er aber nicht, als er ſahe, wie tapfer und unerſchrocken dieſe kleine Anzahl Soldaten ihm den Eingang zu dieſem Wege ſtreitig machte! Es kam zu einem blutigen Gefechte, in welchem die Tartern ohngeachtet ihrer kleinen Anzahl der ganzen Armee des Sultans Wiederſtand thaten. Und gewiß, wenn nicht Galaleddin, der älteſte Sohn des Sultans, in dieſem Gefechte rechte Wunder verrichtet hätte, ſo wäre des Sultans Armee bey nahe gänzlich aufgerieben worden. Die Nacht kam den Khouareſmiern auch ſehr zu Hülfe.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 615 u. C. G. 1218.

Hülfe. Beyde Theile wurden gezwungen, vom Streite aufzuhören, worauf die Tartern ſich in guter Ordnung nach ihrer Hauptarmee zurück zogen, und von dem, was ſich zugetragen hatte, Nachricht ertheilten.

Mohammed vertheilet ſeine Truppen, und nimmt die Flucht.

Dieſer erſte wiedrige Zufall ſchreckte den Sultan ab, einen neuen Verſuch zu wagen. Er gedachte gar nicht daran ſeinen Feind aufzuſuchen, vielmehr wandte er allen Fleiß an ihn zu entgehen. Er vertheilte einen groſſen Theil ſeiner Soldaten an unterſchiedliche ſeiner Gränzveſtungen ſie zu vertheidigen, mit den übrigen begab er ſich auf den Marſch, und zog ſich auf das eilfertigſte nach der Seite von Samarkanden zurück. Er fand ſich aber daſelbſt nicht ſicher genug, ſetzte daher wieder über den Gihor, gieng nach Khoraſſan, verließ ſolches aber ſogleich wieder, erwählte hierauf das perſiſche Jrak zu ſeiner Zuflucht, weil er von dem Marſch der Tartarn benachrichtiget worden, die ſich eines groſſen Theils ſeiner Städte bemächtiget hatten, und ihm auf dem Fuß nachfolgten, auch mit groſſen Tagereiſen auf Khoraſſan zu marſchirten.

Hegire 616 u. C. G. 1219.

Sie kamen auch bald daſelbſt an, weil nun Mohammed mit ſolcher Hitze nachgeſetzet wurde, ſo ſahe er ſich gezwungen aus einer Landſchaft in die andere zu flüchten, und erreichte endlich ſogar die Ufer des caſpiſchen Meers. Er ſchifte darauf in eine Jnſel dieſes Meers, und dadurch ward er endlich ſo glücklich, ſich vor den Verfolgungen ſeiner Feinde auf einige Zeit in Sicherheit zu ſetzen.

Naſſer-Ledinillah.

Hegire 616 n. C. G. 1219.

Die Tartarn nehmen Jcal ein.

Nachdem die Tartarn ihn hiedurch aus dem Geſicht verlohren, ſo verwüſteten ſie alle Länder, die ihm unterwürfig waren. Sie belagerten unter andern das Schloß Val in Mazanderan. Es wurde daſſelbe für unüberwindlich gehalten. Daher hatte der Sultan ſeine Mutter, Weiber, Kinder, und alle ſeine Schätze hieher geſchickt. Die Belagerung daurete ſehr lange, und es wäre ohnmöglich geweſen, dieſen Ort einzunehmen, wenn ſich nicht ein gewiſſer Zufall ereignet, der für ein Wunder gehalten wurde. Es vertrockneten nemlich plötzlich alle Brunnen der Stadt auf einmal, und hiedurch wurden die Einwohner gezwungen, ſich zu ergeben.

Hegire 617 n. C. G. 1220.

Tod des Mohammeds.

Der Sultan erfuhr dieſe traurige Nachricht in der Inſel, in welche er geflüchtet war. Er fand zwar in dieſem Aufenthalt keinen Troſt für das Unglück, das ihn ſo heftig verfolgte, doch konnte er ſich hier von den Arbeiten, die er hatte ausſtehen müſſen, in etwas erhohlen, welches ihm ungemein nöthig war. Wie er aber von dem unerſetzlichen Verluſt benachrichtiget worden, den er jetzo erlitten, wurde ſein Schmerz ſo heftig, daß derſelbe ihm ſo gar das Leben raubte. Dieſer Prinz, der einer der mächtigſten Monarchen des Morgenlandes geweſen, war bey ſeinem Tode von allem

ent-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 617 u. C. G. 1220.

entblöſſet. Man hatte nicht einmal ein Tuch ſeinen Cörper darein zu wickeln, daher er mit ſeinen Kleidern begraben wurde. Er ſtarb im Jahr der Hegire ſechs hundert und ſiebenzehen. Nach der Chriſten Zeitrechnung im Jahr 1220.

Gelaleddin bringt ſein Reich wieder in Ordnung.

Gelaleddin, ſein älteſter Sohn, fand ein Mittel, den Händen des Genghiskan zu entwiſchen, und in die Stadt Gazna zu flüchten, die gegen Indien lieget. Dieſen Ort hatte ihm ſein Vater zum Eigenthum gegeben, und er brachte ſeine Sachen auf ſolchen Fuß, daß er daſelbſt für einen Sultan erkläret wurde. Er faßte auch den Entſchluß, ſein Land gegen alle Macht des Genghiskan zu beſchützen. Dieſer junge Prinz hatte ſich in ſeinen erſten Feldzügen, in welchen er unter ſeinem Vater gedienet hatte, einen groſſen Ruhm erworben. dies bewegte unterſchiedliche Fürſten, die durch ſein erlittenes Unglück gerühret worden, ihm anſehnliche Hülfe zu ſchicken, ſeinem wiedrigen Schickſale zu widerſtehn.

So bald Gelaleddin ſeine Macht verſtärket ſahe, grif er unterſchiedliche male die Truppen des Genghiskan an, die ihm beſtändig nachgeſetzet, der den Händen dieſes Prinzen entwiſchet war. Das Glück war ihm im Anfang ſehr gewogen. Er lieferte unterſchiedliche Treffen, in welchen er beſtändig ſiegte.

Dieſer junge Prinz ſchmeichelte ſich ſchon in artigen Unternehmungen glücklich zu ſeyn.

Allein zu ſeinem Unglück entſtand eine Uneinigkeit zwiſchen ſeinen Generalen und den Befehlshabern der Hülfstruppen. Die letztern verließen ihn darauf und ſetzten den Sultan dadurch auſſer Stand ſich den Tartarn zu widerſetzen.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 617 n. C. G. 1220. Seine Völker verlaſſen ihn. Er wird dadurch genöthiget zu fliehen.

Gelaleddin faßte hierauf den Entſchluß in Indien zu flüchten, er machte ſich auch ſo gleich auf den Weg, dieſes Land zu erreichen. Wie er aber bey dem Fluß Indus angelanget war, und alle Anſtalten machte über denſelben zu ſetzen, wurde er ſeine Feinde gewahr, die ihm auf dem Fuß nachgefolget waren. Genghiskan führte ſie ſelbſt an. Dieſer Prinz hatte kaum die Flucht des jungen Sultans erfahren, als er ſich mit ſeiner Hauptarmee auf den Weg begab, ſich deſſelben, als es möglich wäre, zu bemächtigen.

Hegire 618 n. C. G. 1221 Er wird von Tartarn umzingelt.

Es ſchien, als wenn der Sultan dem Genghiskan dieſesmal nicht entgehen würde. Er führte eine unzählige Armee bey ſich; der Sultan hingegen hatte nur ſehr wenige Soldaten. Es war daher gar nicht ſchwer ihn an dieſem Ort einzuſchlieſſen. Genghiskan ſtellte ſeine Trouppen längſt des Indus, und zwar in Geſtalt eines Bogens, deſſen Seil der Fluß ausmachte. Gelaleddin und ſeine Truppen befanden ſich alſo zwiſchen den Tartarn und dem Fluſſe. Es war alſo kein ander Mittel mehr übrig, als entweder die Waffen zu ergreifen oder zu ſterben.

Der

Naſſer-Ledinillah. Hegire 618 n. C. G. 1221.

Der junge Sultan ließ bey dieſer Gelegenheit eine bewundernswürdige Tapferkeit blikken. Die Tartarn ſetzten ſehr oft gegen den Fluß an, ſich dieſes Prinzen zu bemächtigten, ſie erlitten aber unterſchiedliche male blutige Niederlagen. Gelaleddin erwürgte alle, die ſo verwegen waren ſich ihm zu nähern.

Allein dieſer junge Prinz hätte ohngeachtet ſeiner Tapferkeit ohne Zweifel ſich ergeben müſſen, wenn nicht Genghiskan, der ihn gerne lebendig haben wollte, ſeinen Truppen ausdrücklich unterſaget hätte, auf ihn zuſchieſſen. Dies gab ihm Anlaß, ſich den Tartarn ſo lange zu wiederſetzen. Allein wie er ſahe, daß alle Augenblicke einige ſeiner Truppen an ſeiner Seite fielen, und die übrigen dergeſtalt geſchwächet waren, daß ſie ſich faſt nicht mehr vertheidigen konnten, ſo faßte er einen verwegenen Entſchluß, der ihn auch glücklich von der Gefahr befreyete.

Er ſchwimt durch den Fluß Indus, und entgeht dadurch ſeinem Feinde

Er ſetzte mit ſeinem Pferde in den Fluß, und ſchwamm durch denſelben mit den Tapferſten ſeiner Leute, die bereit waren, ihm zu folgen. Es iſt ſehr ſchwer über dieſen Fluß zu ſetzen. Die Schwierigkeit wurde noch vermehret, wie der Sultan beynahe das Ufer erreichet hatte. Denn weil die Ufer allenthalben ſehr erhaben waren, ſo muſte er noch lange ſchwimmen, einen Ort, der zum anländen geſchickt war, zu erreichen, der ſehr weit entfernt war. Er erreichte endlich ohne ei-

Naſſer. Ledinillah. Hegire 618 n. C. G. 1221.

nen wiedrigen Zufall das Ufer, und weil er ſahe, daß keiner von den Feinden ihm nachgeſetzet hatte, ſo ruhete er an dem Ufer aus, wo er ſich befand, und man ſahe, daß er ganz gelaſſen ſeine Kleider und ſein Pferdezeug ausbreitete, damit es von der Sonne wieder getrocknet würde.

Alles dieſes geſchahe im Angeſicht des Genghiskan, der über dies Unternehmen des Prinzen ſo erſtaunet wurde, daß er mit Entzückung ausrief: **O ein würdiger Sohn ſeines Vaters! glücklich iſt der, der ſolche Kinder hat!** Unterſchiedliche wollten gleichfals durch den Strom ſetzen, den Prinzen einzuhohlen, allein Genghiskan verhinderte ſie daran. Man begnügte ſich daher damit, viele Pfeile auf ihn zu ſchieſſen, er wurde aber von keinem getroffen. Seine Begleiter waren nicht ſo glücklich, die mehrſten davon wurden getödtet. Ein anderer Theil derſelben wurde von dem Strom fortgeriſſen. Der Sultan war daher faſt ganz allein, wie er das jenſeitige Ufer erreichet hatte. Nur ſieben von den Seinigen waren ſo glücklich geweſen ſich zu retten.

Gelaleddin bekömmt ſein Land wieder.

Dieſer tapfere Sultan wurde durch dies Unglück nicht niedergeſchlagen. Er faßte vielmehr ein neues Vorhaben, das ſeiner Tapferkeit würdig war. Ob es ihm gleich an Geld und Soldaten fehlte, ſo machte er ſich dennoch in den Ländern, die jenſeit des Indus

Naſſer: Ledinillah. Hegire 621 n. C. G. 1224.

lagen, einen groſſen Anhang, und innerhalb zwey Jahren fand er ein Mittel, eine zahlreiche Armee auf die Beine zu bringen, mit welchen er den gröſten Theil Indiens einnahm.

Gelaleddin hätte ſeine Waffen weit lieber wieder den Genghiskan gebraucht, allein hiezu waren ſeine Kräfte noch zu ſchwach. Er hielte ſich in ſeinen eroberten Ländern ſo lange auf, bis er erfuhr, daß die Tartarn den Indus verlaſſen, und wieder über den Gihon geſetzet hätten, und in ihr Land zurück kehrten. Gelaleddin nahm ſich hierauf vor, wieder in Perſien zurück zu kehren. Er ſetzte über den Indus, gieng durch Makran, und andere ſüdliche Provinzen, und hatte endlich das Vergnügen, ſeine Staaten wieder zu ſehen. Die Herren und Befehlshaber des perſiſchen Iraks von Adherbigian, und den andern angränzenden Landſchaften leiſteten ihm hierauf eine neue Huldigung.

Der Krieg der Tartarn mit den Khouareſmiern war dem Califen und den Einwohnern von Bagdad ſehr zu Statten gekommen. Dieſer Platz war ſeit langer Zeit nicht im Stande ſich zu vertheidigen. Das Regiment war ſo ſehr herunter gekommen, daß der geringſte Stos hinreichend geweſen wäre, die gröſte Verwirrung zu verurſachen.

Eine von den Gemahlinnen

Naſſer hatte niemals eine berühmte That ausgeübet. Damals war er noch weniger im Stande, ſelbſt etwas zu verrathen. Sein Geiſt

Naſſer-Ledinillah.
Hegire 621
n. C. G.
1224.
der Caliſen
bemächtiget
ſich der Regierung.

Geiſt und ſein Geſicht waren gleich ſchwach. Ein Frauenzimmer aus ſeinem Serrail bemächtigte ſich nebſt einem ſeiner Verſchnittenen ſeiner Perſon, und regierte das Land in ſeinem Namen. Man konnte lange Zeit in Bagdad nicht erfahren, wie ſehr die Geſundheit dieſes Prinzen abgenommen hatte, weil die, die ihn umgaben, verhinderten, daß er nicht öffentlich erſchien. Ja um die Groſſen und das Volk deſto beſſer zu hintergehen, ſo machten ſie unterſchiedliche Patente, die das Anſehen hatten, als wären ſie von dem Caliſen ſelbſt geſchrieben. Die Antworten auf die Bittſchriften, die man ihm überreichte, ſchienen ebenfals von ſeiner Hand zu ſeyn.

Hegire 622
n. C. G.
1225.

Allein endlich kam der Betrug an den Tag, und man erfuhr, daß der Calif weder an den Briefen, die verſchickt wurden, noch an den unterſchiedlichen Befehlen, die vom Hofe kamen, einen Antheil hätte, ſondern daß alles von dem Frauenzimmer herrührte, deſſen wir erwähnet haben. Sie hatte die Hand des Caliſen ſo glücklich nachgemahlt, daß ſelbſt der Vezier dadurch einige Zeit betrogen worden. Allein er bekam einſtmal Befehle, die ſich zu widerſprechen ſchienen. Er wollte die Urſache entdecken, und den rechten Zuſtand des Caliſen erfahren, der ſich ſeit langer Zeit weder vor ſeinem Volke, noch vor ſeinen Miniſtern hatte ſehen laſſen. In dieſer Abſicht hielte er eine Unterredung mit dem Ben-

Naſſer-Ledinillah. Hegire 622. n. C. G. 1225.

louna, einem berühmten Arzt, mit dem der Calif allemal ſehr vertraut umgegangen war. Dieſer verſicherte ihn, daß der Fürſt kein Gedächtniß mehr habe, daß er faſt nicht mehr ſehen könne, und gänzlich ſeines Verſtandes beraubet wäre. Hierauf trug der Vezier ihm auf, ihm entdecken zu helfen, wie es möglich ſey, daß Naſſer, der, wie er ſagte, ſo ſchwach wäre, annoch ſchreiben könne, und zwar ſo oft, wie er würklich thäte. Der Arzt verſprach dem Vezier, ſeinem Verlangen ein Genüge zu leiſten. Er erfuhr auch gar bald das liſtige Verfahren der zwey Perſonen, die des Califen Hand nachmahlten, und ſeinen Namen und ſeine Macht misbrauchten, damit ſie ihren Geld- und Ehrgeitz, und oftmals ihre Nachbegierde ſtillen könnten.

Dieſe Entdeckung koſtete den Arzt das Leben. Man erfuhr, daß er dem Vezier alles entdecket hatte. Daher wurde ſogleich beſchloſſen, ihn ums Leben zu bringen. Zwey abgeſchickte Soldaten erwarteten ſeiner an einem Abend bey dem Ausgang aus dem Kaiſerlichen Pallaſt, gaben ihm unterſchiedliche Stiche, und tödteten ihn. Weil aber ſein Tod nicht ſogleich erfolgte, ſo entdeckte man die Meuchelmörder, die auf das ſchärſſte hingerichtet wurden.

Dieſe Begebenheit brachte den Betrug an den Tag, der ſeit langer Zeit geſpielet worden war. Es würde den Urhebern deſſelben

Naſſer-Ledinillah. Hegire 622 n. C. G. 1225.

ſehr übel ergangen ſeyn, wenn nicht der Tod des Califen, der kurz hierauf erfolgte, verurſachet hätte, daß dieſe Sache in Vergeſſenheit gerieth.

Tod des Califen Naſſers.

Naſſer, der mehr durch die Laſt der Krankheit als des Alters gedrücket wurde, ſtarb zu Bagdad im Jahr der Hegire 622. im 69. Jahr ſeines Alters, und 50ſten ſeiner Regierung. Keiner hatte vor ihm den Thron ſo lange beſeſſen. Obgleich die Gebäude, die er hatte aufrichten laſſen, viele Koſten erfordert hatten, ſo hinterließ er dennoch unermeßliche Summen an Silber. Und doch hatte ſein Volk niemals Urſache gehabt, über ſtarke Auflagen Klage zu führen. Er hatte ſolche auch niemals vermehret, vielmehr unterſchiedliche derſelben abgeſchaffet. Er gab z. E. im Jahr der Hegire 604. einen Befehl, durch welchen er den Zoll abſchafte, der vorher für ſolche Waaren entrichtet wurde, die man einzeln verkaufte, und zugleich befahl, daß nur die Waaren Zoll geben ſollten, womit man im Groſſen handelte.

Die Fremden, die in ſeinen Ländern Handlung trieben, waren freylich mit einem andern Befehl nicht zufrieden, kraft deſſen ins künftige die Güter der Kaufleute, die in ſeinen Ländern verſtürben, der Krone anheim fallen ſollten. Khendemir meint, daß aller dieſer Befehl das Lob dieſes Prinzen verdunkle.

Naſſer-Ledinillah. Hegire 622 n. C. G. 1225.

Dhaher-Billah, ſein Sohn, folgte ihm in der Regierung nach.

Dhaher-Billah.

Dhaher-Billah.

Vier und funfzigſter Calif.

Dieſer Prinz beſtieg, ſo zu ſagen, den Thron nur. Er kam noch an eben dem Tag, da ſein Vater ſtarb, zur Regierung. Allein neun Monate darauf wurde er von einer Krankheit hingeriſſen, die ihn an der Ausführung ſeiner Unternehmungen verhinderte, die alle auf das Wohl ſeines Volkes zielten.

Abulfarage erzählet, daß Dhaher ſchon lange im Gefängniß geſteckt hätte, als Naſſer ſtarb. Dieſer Autor führt die Urſache ſeines Gefängniſſes nicht an. Vielleicht hatte dieſer Prinz einige Ungedult von ſich blicken laſſen, daß ſein Vater den Thron ſo lange beſitze, welches denn ohne Zweifel den Califen in Furcht geſetzet hat, daß ſein Sohn ſich durch ſeinen Ehrgeiz zu Ausſchweifungen verleiten laſſen würde, weshalb er für das Beſte gehalten, ihn an einen ſichern Ort zu bringen, damit er ſeinem ungeſtümen Character nicht folgen könnte.

Doch dem ſey, wie ihm wolle, man iſt darinn eins, daß dieſer Herr aus dem Gefängniſſe auf den Thron ſtieg, und wie er damals ſchon über funfzig Jahr alt war, ſo ſagte er zu denen, die ihm die Erhöhung zum Throne ankündigten: Iſt es Zeit, die Bude am Abend zu eröfnen?

Dhaher-Billah. Hegire 622 n. C. G. 1225.

Dieſer Prinz fieng ſeine Regierung auf die Art an, daß man vieles von ihm hoffen konnte. Die Art der Gefangenſchaft, in welcher der Calif, ſein Vater, die letzten Jahre gelebet, hatte zu vielen Unordnungen im Staat Anlaß gegeben. Dhaher ſuchte bey ſeiner Gelangung zum Throne Mittel dawieder zu erfinden, er gab zu dem Ende weiſe Verordnungen, die die Polizey in Bagdad wieder auf guten Fuß ſetzen ſollten, die man daſelbſt ſeit der Zeit, daß Naſſer auſſer Stand geſetzet war, für die Erhaltung derſelben zu ſorgen, faſt gar nicht mehr kennete.

Der neue Calif war gleichfals ſehr bemühet, Bagdad mit neuen Gebäuden auszuzieren. Unter anderm faſſete er den Entſchluß, eine prächtige Brücke über den Tiger bauen zu laſſen, wodurch nicht nur der Stadt ein groſſer Zierrath, ſondern auch den Einwohnern eine neue Bequemlichkeit zuwachſen ſollte. Der Grund dazu ward auch würklich gelegt; allein der Calif erlebte es nicht, daß die Sache zu Stande kam, denn er ſtarb, nachdem der Bau angefangen war, und nachdem er nicht länger, als neun Monate regiert hatte.

Er ward von den Unterthanen durchgängig unge-

Dhaher-Billah. Hegire 623 n. C. G. 1226.

ungemein bedauret. Sie hatten ſich mit der Hofnung geſchmeichelt, unter der Regierung eines Fürſten die glücklichſten Zeiten zu genieſſen, von dem es den Anſchein hatte, daß ihm die Wiederwärtigkeiten, die bey einem Prinzen, der das Unglück aus eigener Erfahrung nicht kennet, ſo ſeltene Geſinnungen der Menſchenliebe eingeſtöſſet hätte; Geſinnungen, ſo denenjenigen, die den Thron zu beſteigen beſtimmet ſind, ſo unentbehrlich ſind.

Dhaher ſtarb im Jahre der Hegire ſechs hundert drey und zwanzig; ſein Sohn, Moſtanſer-Billah, folgete ihm in der Regierung.

Moſtanſer-Billah.

Moſtanſer-Billah.

Fünf und funfzigſter Calif.

Moſtanſer erbte von ſeinem Vater nicht nur deſſen Thron, ſondern auch deſſen Tugenden. Er ſuchte die von demſelben zum Glücke der Völker entworffene Anſchläge auszuführen; und da ſeine Regierung weit länger daurete, ſo hatte er auch Zeit, die Früchte ſeiner Bemühungen einzuerndten.

Moſtanſer ſtiftet ein Collegium zu Bagdad.

Beſonders aber richtete dieſer neue Calif ſeine Aufmerkſamkeit auf den Flor der Wiſſenſchaften. In dieſer Abſicht errichtete er in Bagdad ein prächtiges Collegium, und ſetzte

bey

Moſtanſer Billah. Hegire 623 n. C. G. 1226.

bey demſelben ſolche Leute zu Lehrern, die ſich durch ihre Gelehrſamkeit und Weisheit vorzüglich hervor gethan hatten. Zugleich ſuchte er ſich ihre Neigungen durch Wohlthaten, beſonders aber durch allerhand Vorzüge, ſo er ihnen beylegte, zu erwerben. Hiebey ließ er es noch nicht bewenden, ſondern machte noch eine anſehnliche Stiftung zum Unterhalte für fünf und ſiebenzig Schüler, ſo als Koſtgänger in dieſem Collegio ſtudieren ſollten. Und damit ſo wohl unter den Lehrern als Schülern eine edle Eiferſucht erhalten werden möchte, ſo ließ er bekannt machen, er würde ſich im geringſten nicht an dasjenige kehren, ſo man ihm von ihrer Aufführung ſagen würde, ſondern er würde ſelbſt von Zeit zu Zeit ihre Lehrſtunden beſuchen, und in eigener Perſon Unterſuchungen anſtellen, wer ſich am meiſten hervor thun würde?

Er kam auch dieſer Verſprechung genau nach. Damit aber ſeine Gegenwart weder den Lehrern noch den Schülern hinderlich fallen möchte, ſo ließ er einen bedeckten Gang anlegen, durch welchen er ſich in die Lehrſäle verfügte, ohne daß es jemand gewahr ward. Auf dieſe Art war er, ohne daß es jemand wuſte, ein Zeuge von allem, was vorgieng.

Es war nicht allein für den Unterricht der Jugend, daß ſich dieſer Herr ſo aufmerkſam und eifrig bezeugte, ſondern es war nicht weniger für die Verwaltung der Gerechtig-

Moſtanſer-Billah. Hegire 623 n. C. G. 1226.

keit, für die Ausübung der Religion, und für die Armen, denen er kräftig unter die Arme grif. Er wurde daher auch von ſeinen Völkern angebetet, und die Schriftſteller ſeiner Nation, ſowohl Poeten, als Geſchichtſchreiber haben nicht unterlaſſen, ſeinem Andenken diejenigen Lobeserhebungen zu zollen, ſo ſeine Tugenden mit dem beſten Rechte verdienten.

Freygebigkeit des Califen gegen einige bagdadſche Bürger.

Khondemir erzählt, Moſtanſer ſey einſtmalen auf die oberſte Gallerie ſeines Pallaſtes geſtiegen, und habe auf den glatten Dächern vieler Bürger Häuſer eine groſſe Menge in die Sonne ausgehangener Kleider entdecket. Er habe hierauf ſeinen Vezier gefraget, was dieſes zu bedeuten habe? Dieſer habe ihm die Antwort ertheilet, es ſey ſolches eine Vorſicht, die ſich einige Bürger aus Bagdad, wenn ſie anders das bevorſtehende Feſt Beiram * mit gehöriger Pracht feyren wollten,

---

* Beiram, ſaget Herbelot, heiſſet ein öffentlich Feſt. Die Mahomedaner haben deren nur zwey. Das erſte fällt auf den zehnten Tag des letzten Monats im arabiſchen Jahre, welches der Monat der Wallfahrten iſt, und wird von den Türken Beiram-Buiuk, das groſſe Beiram genennet. Das andere, mit welchem die Faſten des Monats Tamadhan aufhören, und welches auf den letzten Tag des Monats Scheval fället, heiſſet Beiram-Kutſchuck, oder der kleine Beiram. Gemeiniglich wird es das türkiſche Oſter-Feſt genennet. Herbelot. Orient. Biblioth. S. 198.

ten, zu nehmen genöthiget ſähen. Die meiſten dieſer Leute wären nicht im Stande, ſich neue Kleider auf dieſes Feſt anzuſchaffen, deswegen müſten ſie ihre alten auswaſchen. Moſtanſer, dem es ſehr zu Herzen gegangen, daß er bey Einwohnern, die er glücklich zu machen ſuchte, ſo ſchlechte Umſtände gewahr ward, habe darauf ſogleich Befehl ertheilet, den meiſten ſolche Summen Geldes auszutheilen, die mehr als hinreichend geweſen wären, ſich dafür neue Kleider anzuſchaffen. Einen Theil dieſes Geldes habe er ihnen auf eine ganz ſonderbare Art in die Hände geſpielet. Er habe nemlich eine anſehnliche Menge Kugeln von dem beſten Golde machen, und ſie mit Armbrüſten auf die glatten Dächer ſchieſſen laſſen, woſelbſt die Kleider gehangen hätten. Dieſe großmüthige Liſt, ſo ſeine Freygebigkeit erfunden, ſey ein neuer Bewegungsgrund geweſen, die Güte und die Pracht eines an den Bedürfniſſen ſeiner Unterthanen ſo groſſen Antheil nehmenden Prinzen mit deſto gröſſerem Eifer zu verehren.

Moſtanſer-Billah.
Hegire 623.
n. C. G.
1226.

Von der Tapferkeit und den kriegeriſchen Tugenden dieſes Herren kann man nicht viel ſagen, weil er niemals Gelegenheit gehabt hat, ſie bekannt zu machen. Ob er gleich ein Souverain über ein ungemein groſſes Land war, ſo hatte er doch eben, wie ſeine Vorfahren, nur ſehr wenig Anſehen, ſo daß er Bagdad ausgenommen, wo er noch den freyen Genuß al-

Moſtanſer-Billah. Hegire 623 n. C. G. 1226.

ler Vorrechte der Königlichen Würde hatte, überall ſonſt nichts als einen leeren Titel ohne einige Würklichkeit hatte. So erkennete man ihn zum Exempel in Egypten in der That als Calif, allein er hatte keinen weitern Vortheil von dieſer Würde, als daß er die Lehne ertheilete, und in den öffentlichen Gebetern genennet ward. Im übrigen aber herrſcheten die Aioubiten, oder die Nachkommen des Solaheddin daſelbſt unter dem Titel als Sultane ganz unumſchränkt.

Auf der andern Seite hatte das Califat von den Khouareſmiten die heftigſten Anfälle auszuſtehen gehabt, deren Macht durch nichts, als die Vortheile gedämpfet worden war, ſo der berühmte Genghiskan über ſie erfochten hatte. Dieſer Prinz war weit furchtbarer für die Muſelmannen, als alle Feinde geweſen waren, mit denen ſie bishero Kriege geführet hatten.

Genghiskan ſtirbt.

Dennoch erweckte eine Nachricht, ſo ſich itzo verbreitete, die Hofnung, daß man von dieſer Seite nicht viel mehr zu fürchten haben würde. Genghiskan vom Alter und Beſchwerlichkeiten unterdrückt war geſtorben. Zum groſſen Unglück für das Reich der Califen, hinterließ er aber Nachkommen, die nicht nur ſeine Tapferkeit und ſeinen Ehrgeiz geerbt, ſondern auch den bey ihm eingewurzelten Haß gegen die Muſelmannen eingeſogen hatten. Denn ob es gleich ſchien, daß er ſeine Waffen ſen ohne Unterſcheid gegen alle Länder wendete, wo er nur Hoſnung hatte, ſchleunige Eroberungen zu machen, ſo hatte es doch vornemlich den Anſchein, daß ſeine Hauptabſicht dahin gieng, die mahomedaniſche Religion übern Hauſen zu werffen. Denn er zerſtörte die Moſcheen, verbrannte die Alcorane, und ließ alle Prieſter und Lehrer der muſelmanniſchen Religion ohne Erbarmen niedermetzeln.

Moſtanſer-Billah. Hegire 623 n. C. G. 1226.

Dieſer Prinz machte ſich alle Provinzen unterwürfig, die an dem Caſpiſchen Meere herum liegen, und ſich bis an das Land der Ruſſen erſtrecken. Seine Herrſchaft verbreitete ſich alſo über den ganzen nordlichen Theil von Aſien, von China an bis in Moſcau. Er ſtarb in dem vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, und dem fünf und zwanzigſten ſeiner Regierung, und hinterließ viele Kinder, worunter vornemlich zu merken ſind: Touchi-Kan, Yactai-Kan, Octai und Tuli-Kan. Von dieſen beſtimmete er einen zu ſeinem Nachfolger. Seine Wahl fiel aber nicht auf den älteſten, ſondern auf den dritten, den er für den würdigſten hielt, ſeine Stelle zu bekleiden.

Octai folget ſeinem Vater dem Genghis-kan in der Regierung.

Octai erfüllete die von ſeinem Vater auf ihn geſetzte Hoſnung in allen Stücken. Er entſchloß ſich den Fußſtapfen dieſes Eroberers genau zu folgen, ſtellete ſich deswegen an die Spitze ſeiner Truppen, und ſetzte ſich in kur-

zer

Maſtanſer-Billah
Hegire 623
n. C. G.
1226.

zer Zeit durch die Waffen in den gröſten Ruf von der Welt; und da ſich das Gerücht von ſeinen Thaten an allen Ecken und Orten verbreitete, ſo war jederman auf weiter nichts bedacht, als ſich gegen einen ſo fürchterlichen Feind in Verfaſſung zu ſetzen.

Alaeddin läſſet den Octai um ſeine Freundſchaft erſuchen.

Es gab unter andern viele, die ſich denſelben zum Freunde zu machen bemühet waren. Der Sultan von Roum, oder von Natolien, war einer der erſten, die eine feyerliche Geſandtſchaft an ihn ſchickten. Dieſer Sultan hieß Alaeddin, und war das Haupt der einzigen Linie der Selgiukeiden, ſo nach dem Untergange der beyden andern übrig geblieben war. Da er ſich einen ſehr groſſen Ruhm erworben hatte, und in der That einer der gröſten Fürſten ſeiner Zeit war, ſo glaubte er, er würde die Freundſchaft des Octai leichtlich erhalten, wenn er Geſandten an ihn ſchickte. Dieſe Geſandten wurden zwar überaus wohl empfangen; allein der Sultan ward durch die Antwort, ſo ihm Octai ertheilen ließ, ſehr gedemüthiget. Denn dieſer Prinz ließ ihm, nachdem er ihm erſtlich für ſeine Höflichkeit hatte Dank ſagen laſſen, als ein groſſes Merkmal ſeiner Achtung den Antrag thun, er wolle ihm an ſeinem Hofe eine Bedienung geben.

Gelaleddin, Sultan von Khouareſm, der, wie wir geſehen haben, ſeiner Staaten beraubt, und von dem Genghiskan ſo ſehr in die Enge

ge-

Moſtanſer Billah. Hegire 628 n. C. G. 1230. Untergang der Herrſchaft der Khouareſmiten.

getrieben ward, konnte ſich aber nicht entſchlieſſen, es demſelben nachzuthun. Ob er gleich lange ſo mächtig nicht war, als der Selgiukeide, und folglich viel weniger im Stande, dem Octai die Spitze zu bieten, ſo entſchloß er ſich dennoch ſich an dieſem Prinzen, wegen des von Genghiskan ihm zugefügten Unrecht zu rächen. Allein die Ausführung dieſes kühnen Vornehmens lief ſehr ſchlecht ab. Der mogolſche Prinz ſchlug ihn, und da er die Hülfe, warum er verſchiedene Mächte zu Fortſetzung des Krieges angeſprochen hatte, nicht erhielt, ſo ſahe er ſich genöthiget, auf eine eilige Flucht bedacht zu ſeyn. Er zog ſich deswegen nach Meſopotamien zurück, wo er zwar von den Truppen ſeines Feindes überfallen ward, aber doch Mittel fand noch einmal zu entwiſchen. Auf der Flucht aber hatte er das Unglück, einigen Räubern aus Curdiſtan in die Hände zu fallen, die ihn todt ſchlugen. Mit dieſem Prinzen erloſch alſo die Herrſchaft der Khouareſmiten.

Hegire 630 bis 639. n. C. G. 1232 bis 1241. Octai machet ſich Kathai völlig unterwürfig.

Ich will mich hier nicht dabey aufhalten, die verſchiedenen Eroberungen, ſo Octai die ganze Zeit ſeiner Regierung über gemacht hat, umſtändlich zu erzählen, ſondern ich will nur überhaupt anzeigen, daß er die ihm von ſeinem Vater Genghiskan hinterlaſſene unendlich groſſe Erbſchaft noch merklich vermehret hatte. Er brachte das ganze morgenländiſche

Kathai

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

Kathai unter ſeine Gewalt, und machte au
demſelben, und weſtlichen Theile, ſo ſein V
ter einige Jahre vor ſeinem Tode erobert ha
te, ein Königreich. Kathai, das iſt diejen
ge Provinz, ſo wir heute China nennen, wa
alſo der Herrſchaft der Mogols faſt gänzlic
unterworffen.

Jedoch fand Octai bey dieſer Eroberun
groſſen Wiederſtand. Altrunkan, der Köni
von dieſen Staaten, hatte ſo bald, als ihm di
Nachricht zu Ohren gekommen war, daß Octa
gegen ihn anrückte, ein mächtiges Heer au
die Beine gebracht. An der Spitze dieſe
Heers gieng er ins Feld, ſuchte den Octa
auf, und forderte ihn zur Schlacht auf; ſi
fiel aber für die Kathainer ſehr unglücklic
aus; denn ſie wurden geſchlagen und grö
ſtentheils in Stücken gehauen. Die übrigen
retteten durch eine ſchnelle Flucht ihr Leben
Altrunkan zog ſich in der gröſten Verzweif
lung nach ſeiner Hauptſtadt Namkink * zu
rück. Da er aber ſein Unglück nicht überle
ben, noch es darauf ankommen laſſen wollte,
einem ihn mit der gröſten Wuth verfolgenden
Feind lebendig in die Hände zu gerathen, ſo
ſchloß er ſich mit ſeinen Weibern, ſeinen Kin
dern,

---

* Dieſes iſt die Stadt, ſo wir Nanquin nen
nen, ein Ort, der in den Geſchichts-Bü
chern und Reiſebeſchreibungen ſo viel vor
kommt.

Moſtanſer, Billah Hegire 630 u. C. G. 1232.

dern, und ſeinen getreueſten Bedienten in eines ſeiner Häuſer ein, zündete ſolches ſelbſt an, und verbrannte ſich mit allen ſeinen Leuten in demſelben.

Octai, der den Kathaiern beſtändig nachſetzte, kam kurz hierauf an, und gab Namking ſeinen Soldaten preis. Er breitete ſich nachher in dem Lande aus, und verheerte alle anſehnliche Städte dieſer Landſchaft. Hierauf bezog er andere Länder mit Krieg, und erreichte das Ufer des Euphrats, ſo daß er ſich durch ſeine Eroberungen und Grauſamkeiten allenthalben fürchterlich machte. Auf dieſe Art ſetzte er den Krieg bis an ſeinen Tod fort, der im Jahr der Hegire ſechs hundert neun und dreyßig verfiel. Er hinterließ ſeine unermeßliche Staaten ſeinem Prinzen Gaiukkan, weil aber dieſer wegen ſeiner Jugend die Regierung nicht ſelbſt verwalten konnte, ſo befahl Octai, daß die Tourakinah-Kharoun, die Mutter dieſes Prinzen, die Vormundſchaft über ihn führen ſollte.

Octai ſtirbt

Der Tod des Octai verurſachte unterſchiedlichen Völkern des Orients viele Freude, welche durch die Streifereyen der Tartaren in groſſe Furcht verſetzet worden waren. Irak, Egypten, Meſopotamien, ſelbſt Griechenland befürchteten alle Augenblick dem Raube dieſer ſtolzen Sieger ausgeſetzet zu ſeyn, die unter der Anführung des Octai ſchon oftmals verſuchet hatten, in Natolien, Egyp-

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

ten, Syrien, und in die mehrſten benachbarten Provinzen einzufallen. Irak war ſchon ſo nahe eingeſchloſſen geweſen, daß die Vortruppen der feindlichen Armee bis nach Samarath und Zancabad gedrungen waren, ja ſelbſt die Gegenden um Bagdad angegriffen hatten, wo ſie alles raubten, und ſich dadurch gar ſehr bereicherten.

Austretung des Tigerfluſſes.

Man war dieſem Unglück kaum entgangen, als ſchon ein anders kam, welchem man weder durch Gewalt noch Klugheit abhelfen konnte. Der Tyger ergoß ſich ſo heftig, daß Bagdad und ein Theil der Provinz faſt gänzlich unter Waſſer geſetzet wurde. Dieſe Ueberſchwemmung verwüſtete faſt alle Gebäude. Ja unterſchiedliche Häuſer fielen übern Haufen, die viele Menſchen erſchlugen.

Das muſelmanniſche Reich hatte während der Zeit, da es durch die Streifereyen der Mogols und Tartarn ſo ſehr mitgenommen worden, faſt eben ſo heftige Anfälle von Seiten Egyptens auszuſtehen. Die Sultane dieſes Landes hatten faſt beſtändig Krieg geführet entweder mit ihren Nachbaren, oder mit den chriſtlichen Prinzen, welche ihr altes Vorhaben den Kreuzzug betreffend, noch beſtändig auszuführen gedachten, und daher allezeit die Waffen in den Händen hatten, das heilige Land den Muſelmännern zu entreiſſen.

Unterſchiedliche

Die Aioubiten regierten damals in Egypten und Syrien, und obgleich dieſe Herrn von

einer

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232. Empörungen in der Herrſchaft der Aioubiten.

einer Familie herſtammten, ſo wurde doch ihre Einigkeit hiedurch nicht vergröſſert. Wir haben geſehen, daß Afdhal, ein Sohn des Solaheddin, und rechtmäßiger Erbe dieſes Prinzen von ſeinem Oheim, Adel, ſeiner Staaten beraubet worden. Wie dieſer im Jahr der Hegire ſechs hundert funfzehn ſtarb, fiel ſeine Erbſchaft auf Malek-al-Canel, einen Sohn des Adel, zum Nachtheil der Nachkommenſchaft des Solaheddin, von welcher damals Malek-al-Azis, ein Enkel dieſes Prinzen, noch übrig war, der das einzige Fürſtenthum Alep inne hatte. Der Reſt des groſſen Reichs des Solaheddin war unter den Kindern des Adel, den Brüdern des Canel, getheilet. Einer, der ſich Malek-al-Moadham nannte, war Sultan zu Damas. Ein anderer, mit Namen Malek-al-Aſchraf, regierte uneingeſchränkt in Meſopotamien, doch gab er einen Theil deſſelben einem dritten Sohn des Adel, Namens Malek-al-Moadhaffer.

Auf die Art vertheilte man entweder durch gütige Verträge oder durch die Waffen dieſe verſchiedene Länder, ohne den Califen von Bagdad zu Rathe zu ziehen, den man doch nach Abſterben der Fatimiten für einen rechtmäßigen Herrn derſelben erkannte. Man begnügte ſich damit, daß man nachhero zu dieſem Prinzen ſchickte, und ſich die Belehnung der Lande, deren Beſitz man ſich anmaßte, ausbat. Der Calif ſchätzte ſich auch ſehr

Moſtanſer-Billah.
Hegire 630
n. C. G.
1232.

Die Chriſten belagern Damietta, und bemächtigen ſich dieſer Stadt.

glücklich, daß man dieſe Achtung noch für ihn hatte.

Dieſe verſchiedene Theilungen, die nach dem Tod des Adel vorgenommen wurden, verurſachten viele Trennungen unter den Muſelmannen, und vermehrten die Hofnung der Chriſten, die dafür hielten, daß ſie jetzo ihr Vorhaben, das heilige Land zu erobern, mit gutem Erfolg ausführen könnten. Einige Zeit nach dem Tod dieſes Prinzen hatte ſich eine ziemliche Anzahl Kreutzfahrer auf den Weg gemacht, die Armee der Chriſten, die damals in Egypten ſtand, zu verſtärken. Sie waren nach Damietta gekommen, daſelbſt anzuländen, welches ſie auch glücklich ins Werk richteten. Die Kreutzfahrer von verſchiedenen Nationen, die in dieſem Lande waren, hatten hierauf Befehl bekommen, ſich ohnverzüglich nach Damietta zu begeben, denn man hoſte, daß die Einnahme dieſer Stadt die Eroberung von ganz Egypten nach ſich ziehen würde.

Die Eroberung dieſer Stadt nahm hierauf ihren Anfang, und da Adel bald hernach verſtarb, ſo wurde ſie mit deſto gröſſerem Eifer fortgeſetzet, weil man ſich die Rechnung machte, daß der Streit wegen der Nachfolge dieſes Prinzen die Muſelmänner verhindern würde, dem Ort Hülfe zu leiſten. Unterdeſſen ſtellte ſich doch Malek-al-Canel, den unſere Geſchichtſchreiber Melecki nennen, und der nach ſeinem Vater Sultan in Egypten geworden, an die Spitze einer Armee, in der Abſicht, den Feind zu zwingen die Belagerung aufzuheben. Allein ſein Bemühen war umſonſt, und ohne das erlaubten ſeine Umſtände ihm vielleicht nicht, lange im Felde zu bleiben. Er that dahero den Chriſten die vortheilhafteſten Vorſchläge, damit er dieſen Krieg endigen, und Demietta erhalten möchte.

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

Er erbot ſich, ihnen das wahrhafte Kreutz und die Stadt Jeruſalem zu geben, die gefangenen Chriſten ohne Löſegeld in Freyheit zu ſetzen, und das nöthige Geld zur Erbauung der Mauren von Jeruſalem, die der Sultan zu Damas, ſein Bruder, einige Jahre vorher niederreiſſen laſſen, zu entrichten.

Dieſe Vorſchläge verurſachten in dem Lager der Kreutzfahrer viele Streitigkeiten. Einige hielten dafür, man ſolle ſie annehmen; andere, die, wie ſie glaubten, den Charakter des Sultans kennten, waren der Meinung, daß der Sultan nichts ſuche, als ſie zu hintergehen, und Zeit zu gewinnen. Die letztern behielten die Oberhand; man verwarf die Vorſchläge dieſes Prinzen, und kurz hernach that man in der Nacht einen Hauptſturm, der ſehr glücklich ablief. Die Chriſten bemächtigten ſich der Stadt Damietta faſt ohne Schwerdtſchlag am fünften November im Jahr C. 1219. im Jahr der Hegire ſechs hundert ſechzehn.

Sie behielten dieſelbe aber nicht länger denn zwey Jahr. Canel zog von allen Sei-

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

Camel erobert Damietta wieder.

ten Truppen zuſammen, und beredete ſeine benachbarten Prinzen, ſich mit ihm wieder die Kreutzfahrer zu vereinigen. Er zog hierauf zu Felde, und ſuchte gar keine Gelegenheit mit dem Feinde anzubinden, ſeine Abſicht gieng vielmehr dahin, ſie in Damietta einzuſchlieſſen, und ihnen alle Hülfe und Lebensmittel abzuſchneiden. Er brachte ſie auch mit der Zeit auf das äuſſerſte, und die Chriſten wurden endlich gezwungen, ſich zu ergeben, um nicht ganz und gar durch Hunger und Elend umzukommen. Der Sultan bewilligte ihnen die vortheilhafteſten Bedingungen, und machte einen Waffenſtillſtand von zehen Jahren. Hierauf wurde Damietta geräumet, und dem Sultan am 8ten September im Jahr 1221. im Jahr der Hegire ſechshundert achtzehn wieder übergeben.

Die Chriſten unternehmen einen neuen Kreutzzug.

Während der Zeit dieſes Waffenſtillſtandes machten die Chriſten die gröſten Vorbereitungen zur Eroberung des heiligen Landes. Man fieng wieder an in ganz Europa das Creutz zu predigen. Viele Chriſten lieſſen ſich auch zu Kreutzfahrern anſchreiben, und begaben ſich nach dem Morgenlande, weil man ihnen Hofnung gemacht, daß Friederich der zweyte, deutſcher Kaiſer, ſich daſelbſt mit ihnen vereinigen, und ſie anführen würde. Dieſer Herr hatte ſich auch in der That zu der Zeit, da die Muſelmänner Damietta belagerten, zu dieſer Reiſe anheiſchig gemacht; allein unter-

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

unterſchiedliche male hat er einen Vorwand erdacht, um nicht genöthiget zu ſeyn, ſein Wort zu halten. Er entſchloß ſich auch nicht eher abzureiſen, als wenn die Zeit des Stillſtandes beynahe verfloſſen war. Es war die höchſte Zeit, daß er anlangte, denn die Kreutzführer, die verdrußlich waren, länger zu warten, hatten den Entſchluß gefaßt, ihr Vorhaben nicht länger aufzuſchieben, und wollten den Stillſtand ſchon brechen, um die Hitze ihrer Soldaten nicht verrauchen zu laſſen.

Die Kreutzfahrer hatten, wie der Kaiſer ankam, Cäſareen, und einige benachbarte Schlöſſer ſchon beſtiegen, und waren jetzo in der Arbeit die Befeſtigungswerke von Joppen wieder her zu ſtellen, um nachher Jeruſalem zu belagern. Der Sultan, Canel, der alle die Zubereitungen gewahr ward, nahm ſeiner Seits gleichfals die gehörige Maßregeln. Er hatte ſich mit ſeinen Truppen bey Gaza gelagert, und der Sultan zu Damaſcus, ſein Vetter, hielte ſich in der Gegend von Napluſe auf.

Wenn man alle dieſe Zubereitungen ſahe, ſo ſchien es, daß es bald zu einer blutigen Schlacht kommen würde. Allein die Maßregeln, die der Kaiſer gleich nach ſeiner Ankunft nahm, machten alles wieder ruhig. Dieſer ſtellte ſich anfangs, als billigte er das Vorhaben der Kreutzfahrer, ſich Meiſter von Jeruſalem zu machen. Er war auch damit zu-

Moſtanſer, Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

frieden, daß man Cäſareen befeſtiget hatte, und Joppe gleichfals in den Stand ſetzen wollte ſich zu vertheidigen. Ja er begab ſich gar mit einigen der vornehmſten Kreutzfahrer nach dieſem letzten Ort, und redete nach ihrem Beyſpiel von nichts als der Belagerung Jeruſalems.

Der Kaiſer Friederich ſchlieſſet einen Vertrag mit dem Sultan Canel.

Allein zu eben der Zeit, da er ſo ſehr zum Krieg geneigt zu ſeyn ſchien, faßte er einen Vorſatz, der auch glücklich ablief. Er ſandte zwey vertraute Perſonen an den Sultan, denen er herrliche Geſchenke für dieſen Prinzen mitgab, und ihm zuentbieten ließ, daß er nicht in der Abſicht gekommen wäre, ſich ſeiner Länder zu bemächtigen, er wolle vielmehr ſein Freund ſeyn. Allein da das Königreich Jeruſalem mit Recht ſeinem Sohne[*] gehöre, ſo wäre es billig, daß man ihm vermittelſt ſolcher Bedingungen, über welche man ohne Blut zu vergieſſen einig werden könnte, dieſe Stadt,

---

[*] Dieſer Prinz hieß Conrad. Der Kaiſer hatte ihn mit der Yolande, einer Tochter des Grafen von Brienne, Königs von Jeruſalem gezeuget, mit welcher er ſich im Jahr 1223. vermählet hatte. Dieſe Prinzeßin war die einzige Erbin der Güter ihres Vaters. Friederich bekam von ihr, ſtatt eines Heyrathsgutes ihre Rechte auf das Königreich Jeruſalem. Auſſerdem trat Brienne ſeinem Eidam ſolche ab, doch mit der Bedingung, daß er ſie Zeit ſeines Lebens noch genieſſen könnte.

Moſtanſer-Billah.
Hegire 630
n. C. G.
1232.

und alles, was von derſelben in dem heiligen Lande abhänge, einräume.

Canel, der durch dieſe Geſandtſchaft, die der Kaiſer an ihn abgeſchickt hatte, empfindlich gerühret wurde, ertheilte die höflichſte Antwort, ſchickte dieſem wieder reiche Geſchenke zurück, und ſchien völlig geneigt zu ſeyn, in ſein Verlangen zu willigen. Man ſtellte hierauf ordentliche Berathſchlagungen an, und nach einer Unterhandlung, die ſehr geheim gehalten wurde, ſchloß man einen Vergleich, kraft deſſen der Sultan dem Kaiſer die Stadt Jeruſalem einräumte, doch mit der Bedingung, daß man ſich an der Moſchee dieſer Stadt nicht vergreiffen ſollte; daß die Muſelmänner die Freyheit hätten, in derſelben ihren Gottesdienſt öffentlich zu verwalten; daß ſie die Schliſſel derſelben in Verwahrung hätten, und man ſie nicht verhindern ſollte, nach Bethlehem zu wallfahrten; daß wenn ein Muſelmann mit einem andern in Streit geriethe, ſie ihre Sache für einem Richter von ihrer Religion ausmachen könnten; daß ein Stillſtand von zehen Jahren geſchloſſen würde, in welchem der Kaiſer den Chriſten, fals ſie den Krieg wieder verneuerten, keine Hülfe leiſten ſollte; und daß endlich, wenn einige Chriſten dieſem Vergleich zuwieder lebten, der Kaiſer gehalten ſeyn ſollte, dem Sultan wieder ſie Hülfe zu leiſten. Es waren noch unterſchiedliche andere Artickel von eben der Beſchaffenheit, die

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

alle am Sonntage im Jahr 1229. im Jahr der Hegire ſechs hundert ſieben und zwanzig von beyden Theilen unterzeichnet wurden.

Die Kreuzfahrer ſind mit dieſem Vergleich nicht zufrieden.

Der gröſte Theil der Kreutzfahrer war mit dieſem Vergleich, ohngeachtet er die Chriſten zu Beſitzern der Stadt Jeruſalem, und des ganzen Bezirks, den er das heilige Land nennen mochte, nicht zufrieden, theils weil der Kaiſer dieſen Vertrag mit dem Sultan geſchloſſen, ohne die Herrn, die mit in dem Bündniſſe waren, um Rath zu fragen, theils weil man der Meinung war, der Kaiſer könne im Namen der chriſtlichen Prinzen keinen Vergleich machen. Man gründete ſich darauf, daß der Kaiſer in den Bann gethan worden. Dieſer Herr hatte zu der Zeit, da man ihm ſehr hart anlag, ſich nach dem Orient zu begeben ſeine Reiſe unter verſchiedenem Vorwand ſehr lange aufgeſchoben. Der Pabſt wurde hiedurch dermaſſen zum Zorn gereitzet, daß er ihn feyerlich in den Bann that. Daher wollten die Biſchöffe, die mit bey dieſem Kreutzzuge waren, keine Gemeinſchaft mit ihm haben, weigerten ſich auch, bey ſeiner Krönung in Jeruſalem zugegen zu ſeyn.

Friederich nimmt Jeruſalem in Beſitz.

Friederich ließ ſich aber ihre Weigerungen nicht anfechten, ſondern nahm Jeruſalem den ſiebenzehenden Merz in Beſitz. Den folgenden Tag, ſo der dritte Sonntag in den Faſten war, gieng er in Begleitung des Adels, der auf ſeiner Seite war, in die Kirche des

heili-

Moſtanſer-Billah. Hegire 6[illegible] n. C. G. 1232.

heiligen Grabes, nahm ſelbſt die Krone von dem Altar, und ſetzte ſie ſich mit eigenen Händen auf das Haupt, weil kein einziger Prälat ſolches verrichten wollte. Kurz darauf aber verließ er dieſe Stadt wieder, und gieng nach Acre; von da begab er ſich wieder nach ſeinen Staaten zurück, woſelbſt wichtige Geſchäfte ſeine Gegenwart erforderten.

Auf ſolche Art kam Jeruſalem wieder unter die Herrſchaft der Chriſten. Da aber der Kaiſer bey ſeiner Abreiſe für die nöthige Ausbeſſerung der Veſtungswerke zu ſorgen unterließ, ſo waren ſie nur dem Scheine nach Herren davon; oder ſie beſaſſen dieſe Stadt vielmehr mit den Muſelmannen gemeinſchaftlich, ſo daß, wie es ſchien, weder die einen, noch die andern die Oberherrſchaft darinnen hatten.

Der Pabſt ſchreibet an den Sultan zu Damaſcus und an den Calif zu Bagdad.

Uebrigens aber ward der Waffenſtillſtand ganz genau beobachtet; daher es dann geſchahe, daß die Chriſten und Muſelmannen eine Zeit lang in Ruhe und Friede mit einander lebten. Dieſes Zeitpuncts bediente man ſich, verſchiedene Verſuche anzuſtellen, und das Chriſtenthum in dieſen Gegenden auszubreiten. Der damals regierende Pabſt ſchickte Mißionarien dahin, und gab ihnen an den Sultan zu Damaſcus Empfehlungsſchreiben mit. Gleicher geſtalt ſchrieb er auch an den Calif zu Bagdad, und in beyden Briefen waren weitläuftige Anweiſungen zur chriſtli-

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 = C. G. 1232.

chen Religion enthalten. Er verſicherte darinn, daß, indem er ihnen das Chriſtenthum anzunehmen empfehle, er keine andere Abſichten habe, als ihr ewiges Heil zu befördern, und daß ſie gar nicht zu befürchten brauchten, daß ihre Bekehrung eine Verminderung ihrer zeitlichen Gewalt nach ſich ziehen würde.

Allein dieſe Ermahnungen hatten nicht die geringſte Würkung, und überdas konnte man ſich auch wenig Hofnung machen, Prinzen zur chriſtlichen Religion zu bekehren, welchen man ihre Staaten mit aller Gewalt zu nehmen bemühet geweſen war, und gegen welche man ſchon neue Anſtalten vorzukehren im Werke war; denn zu eben dieſer Zeit beſchäftigte man ſich in der Chriſtenheit einen neuen Kreutzzug zu Stande zu bringen.

Alaeddin läſſet den Pabſt bitten den Krieg gegen die Aioubiten fortzuſetzen.

Das allerſonderbarſte bey dieſen Umſtänden war dieſes, daß der Sultan von Jcona, ob er gleich ein Muſelmann war, an den Pabſt ſchickte, und ihn erſuchen ließ, die Sache mit allem Eifer zu treiben. Dieſer war Alaeddin, ein Selgiukide, den unſere Geſchichtſchreiber bald Sultan von Roum, bald von Natolien, bald von Jcona nennen, eben derſelbe, dem Octai eine ſo hochmüthige Antwort hatte ſagen laſſen, als er ihm wegen ſeiner Gelangung zur Regierung hatte Glück wünſchen laſſen. Da aber dennoch der Mogol den Alaeddin ſeines Stolzes ohngeachtet zugleich ſeiner Freundſchaft hatte verſichern laſſen, ſo glaubte dieſer, er habe itzo gewonnen Spiel, und da er nunmehro für den Einfällen ſeiner Truppen ſicher war, ſo überwarf er ſich mit den aioubitiſchen Sultanen, kündigte ihnen den Krieg an, und nahm ihnen viele Oerter weg. Seine Begierde, dieſe Prinzen aller ihrer Staaten beraubet zu ſehen, war es alſo, die ihn antrieb, ſich an den Pabſt zu wenden, den er als den Calif der Chriſten anſahe. Er ſchickte in der Abſicht einen ſeiner Unterthanen, Johan Cabra mit Namen, welcher ſich zur chriſtlichen Religion bekennete, an denſelben ab.

Meſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

Sein Endzweck war dieſer, die occidentaliſchen Chriſten zu bewegen, die Sultane von Syrien und Egypten mit Krieg zu überziehen. Er verſprach dem Pabſte hiebey, dieſes Vorhaben mit ſeiner ganzen Macht zu unterſtützen, und ihm zum allerwenigſten den gänzlichen Beſitz der Stadt Jeruſalem mit allem, was dazu gehörte, zu verſchaffen. Ja, es hatte ſo gar den Anſchein, als wolle dieſer Herr die chriſtliche Religion in ſeinen Staaten einführen; denn er ließ den Pabſt bitten, ihm, ſo bald es nur geſchehen könnte, einen Nuncius zuzuſchicken. Der Pabſt ertheilte demſelben durch einen unterm zwanzigſten Merz im Jahr zwölfhundert fünf und

dreyſ-

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

dreyßig ausgefertigten Brief die verbindlichſte Antwort, mit dem beygefügten Verſprechen, ſein Verlangen in allem zu erfüllen. Aber der Tod des Sultans machte den ganzen Anſchlag zu Waſſer. Er ſtarb im Jahr Chriſti zwölfhundert ſechs und dreyßig, und im Jahr der ſechs hundert vier und dreyßigſten Hegire.

Alaeddin ſtirbt.

Ob ſich dieſer Sultan gleich bey verſchiedenen Gelegenheiten gegen die Chriſten ungemein feindſelig bewieſen hatte, ſo fiengen ſie doch an, ſich ſeit der Zeit, daß er den Aioubiten den Krieg angekündiget hatte, denſelben als ihren Beſchützer anzuſehen. Man ſetzte daher die gröſte Hofnung auf ihn, und glaubte, daß er die Eroberung von Paläſtina leicht machen würde. Da aber der Tod dieſen Prinzen wegnahm, ſo muſte man ſich ganz allein auf eigene Kräfte verlaſſen, und ſich mit verneuertem Eifer bemühen, die europäiſchen Mächte aufzumuntern, den in Syrien befindlichen Kreutzträgern zu Hülffe zu kommen.

Dieſe Bemühungen glückten auch in ſo weit, daß man eine anſehnliche Anzahl Franzoſen und Deutſche auf die Beine brachte, die unter der Anführung der angeſehenſten von dem hohen Adel den Weg nach Morgenland antraten. Man hätte ſich die gewiſſe Hofnung machen können, daß dieſer Kreutzzug den beſten Fortgang von der Welt haben würde, wenn dieſe Truppen ihrer erſten Beſtimmung nach alle nach Paläſtina gekommen wären; allein ſo waren die Unordnungen, die ſchon ſeit langer Zeit in Conſtantinopel regierten, Schuld daran, daß dieſe ganze Unternehmung fruchtlos ablief.

Moſtanſer. Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

Die Kreutzzüger ſetzen den Iſaac Angelus wieder auf den Thron von Conſtantinopel.

Dieſe Unruhen waren zu der Zeit entſtanden, als ſich Alexius der dritte auf den conſtantinopolitaniſchen Thron ſetzte, nachdem er ſeinen Bruder, den Iſaac Angelus, nicht nur von demſelben herab geworffen, ſondern auch die Augen hatte ausſtechen laſſen. Allein, da ſich der erſte durch ſeine Schwelgereyen, und ſeine Nachläßigkeit in den Regierungsgeſchäften gar bald bey jederman verächtlich gemacht hatte, ſo ſuchte Alexius ein Sohn des Iſaacs dieſe Umſtände dazu anzuwenden, um ſeinen Vater wieder auf den Thron zu erheben. Er rief deswegen einige auf dem Kreutzzuge begriffene Prinzen, die itzo auf dem Wege nach dem heiligen Lande, wohin ſie ihre Truppen führten, waren, zu Hülffe. Dieſe gaben dem Anhalten des Alexius Gehör, unterbrachen deswegen ihre Reiſe, wendeten ſich gegen Conſtantinopel, jagten den unrechtmäßigen Kaiſer hinaus, und ſetzten den Iſaac wieder auf den Thron. Da aber dieſer ſeines Geſichts beraubt, und folglich zu den Regierungsgeſchäften untüchtig war, ſo ſetzten ſie ihm ſeinen Sohn Alexius zum Gehülfen an die Seite, und lieſſen denſelben gleichfals krönen.

Die Dankbarkeit nöthigte dieſe beyde Herren,

Moſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

ren, den Kreutzzügern alle Freyheit in Conſtantinopel zu laſſen. Dieſe machten aber einen ſehr ſchlechten Gebrauch davon, und führten ſich ſo ſchlecht auf, daß ſie gar bald verhaßt wurden. Das Volk, ſo in Anſehung ihrer von beyden Kaiſern keine Genugthuung erhalten konnte, fieng darauf an, nach und nach auf aufrühreriſche Gedanken zu kommen. Es währte auch nicht lange, ſo brach die Empörung völlig aus, und ſelbſt ein Prinz aus dem Kaiſerlichen Hauſe ſtellete ſich an die Spitze der Rebellen.

Alexius Ducas ſetzt ihn ab, und beſteigt den Thron.

Dieſer war der Alexius Ducas, mit dem Zunamen Murtzuffel. Er bemächtigte ſich gleich im Anfange der Perſon des Alexius, ließ ihn ins Gefängniß werffen, und an Händen und Füſſen feſſeln. Kurz darauf erwürgete er ihn gar mit eigenen Händen, und ließ ſich ſelbſt zum Califen ausrufen. So viel den Iſaac betrift, ſo war derſelbe gleich beym Anfange dieſer Empörung verſtorben. Es kann ſeyn, daß er aus Furcht geſtorben iſt, oder auch, wie einige Geſchichtſchreiber verſichern wollen, daß ihm Murtzuffel Gift beygebracht hat.

Lateiniſcher Kaiſer zu Conſtantinopel.

Die Kreutzzüger, ſo nicht ſtark genug waren, dieſe Unruhen zu ſtillen, riefen ihre Bundesgenoſſen zu Hülfe, und griffen darauf den neuen Kaiſer in ſeiner Hauptſtadt an. Conſtantinopel ward alſo von ihnen belagert, eingenommen und geplündert. Hierauf erhoben ſie den Balduin, Graf von Flandern, auf

den

Moſtanſer-Billah.
Hegire 630
n. C. G.
1232.

den Thron. Die Griechen hingegen, welche von einem Prinzen aus ihrer Nation beherrſchet ſeyn wollten, erwählten den Theodor Laſcaris zum Kaiſer. Es waren alſo einige Jahre hindurch zween Kaiſer, und folglich auch unter beyden ein immerwährender Krieg.

Nach Balduins Tode beſtieg deſſen Bruder, Heinrich, den Thron. Da dieſer Prinz keine Kinder nachließ, ſo beſtimmeten ihm die franzöſiſchen, venetianiſchen und italiäniſchen Herrn den Peter von Courtenai zum Nachfolger, der ein Sohn Peters von Frankreich, und Iſabellen von Courtenai, und ein Enkel Ludewigs des dicken Königs von Frankreich war. Dieſem folgte ſein Sohn Robert in der Regierung, und dieſem wiederum, nachdem er einige Jahre geherrſchet hatte, ſein Sohn Balduin. Da dieſer junge Prinz aber nur erſt neun Jahr alt war, ſo ſetzte man demſelben einen Vormund, und machte denſelben ſo gar zum Mitregenten. Das hohe Alter dieſes Mitregenten ſtellete den Prinz in Sicherheit, daß er ihm nicht im Wege ſtehen würde, wenn er zu ſeinen reifen Jahren gekommen ſeyn würde; denn es war derſelbe Johann von Brienne, ein Herr von achtzig Jahren. Indem man ihm dieſe Krone gab, ſo wollte man ihn dadurch wegen des Verluſtes des Königreichs Jeruſalem ſchadlos ſtellen, ſo ihm der deutſche Kaiſer Friederich genommen hatte. Wir haben ſchon ge-

Meſtanſer-Billah. Hegire 630 n. C. G. 1232.

geſchen, daß Friederich durch den mit dem Sultan Canel getroffenen Vergleich ſich das Königreich Jeruſalem abtreten ließ, ohne ſich daran zu kehren, daß dieſe Krone dem Brienne von Rechtswegen zugehörte.

Derjenige Prinz, ſo damals von Seiten der Griechen Kaiſer war, hieß Johann Ducas Vataces. Dieſer war ein Schwiegerſohn des Theodor Laſcaris, der ihn auf dem Sterbebette zu ſeinem Nachfolger ernennet hatte. Dieſer Prinz that verſchiedene Verſuche, ſich Meiſter von dem Throne zu machen. Unter anderm richtete er mit dem Könige von Bulgarien ein Bündniß auf, der es bishero mit den Kreutzzügern gehalten hatte. Dieſes machte einen groſſen Strich durch die Rechnung der letztern. Dennoch aber boten ſie dem Vataces und ſeinen Bundesgenoſſen die Spitze, ja ſie waren ſo glücklich, daß ſie deren Flotte, womit ſie vor Conſtantinopel landeten, und ſolches belagern wollten, zerſtreueten.

Nachdem nun verſchiedene Jahre auf dieſe Art mit beſtändigen Kriegen zugebracht waren, ſo merkte Balduin, der nunmehro ſelbſt im Stande war die Regierung zu führen, daß ſeine Völker ungemein abgenommen hatten, und nahm deswegen ſeine Zuflucht zu dem Pabſte, und den chriſtlichen Prinzen. Ja er gieng ſo gar ſelbſt nach Frankreich, um Hülfe gegen ſeine Feinde zu ſuchen. Er war kaum

da-

Moſtanſer-Billah.
Hegire 630
n. C. G.
1232.

daſelbſt angelangt, ſo ward ihm zum Beſten ein neuer Kreuzzug angekündiget, oder vielmehr ausgemacht, daß die zur Eroberung des heiligen Landes angeworbenen Völker getheilet werden ſollten. Ein Theil derſelben muſte alſo nach Conſtantinopel gehen, da unterdeſſen der andere ſeinen Weg nach Paläſtina nahm. Man machte alſo aus einem Kreuzzuge, der ſtark genug war, in Syrien oder Griechenland etwas rechtes auszurichten, zween mittelmäßige, die aber ſehr ſchlechten Fortgang hatten. Ueberdas entſtand noch eine Uneinigkeit unter den Kreuzfahrern; daher war es gar nicht möglich, eine wichtige Unternehmung auszuführen. Alles, was bey der ganzen Sache heraus kam, war dieſes, daß einige Streifſereyen in die muſelmanniſchen Länder geſchahen, wobey aber ſehr viel Volk blieb, und nichts weiter gefruchtet ward, als daß die Felder verwüſtet, und alles, was vorkam, ohne Erbarmen geplündert ward. Dennoch aber wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, wozu wohl hauptſächlich die Furcht für den Mogols und Tartarn Gelegenheit gab. Es war auch höchſt nöthig ſich gegen ſie in Verfaſſung zu ſetzen; denn ſie droheten gleich einem reiſſenden Strome, dieſen ganzen Strich vom Orient zu überſchwemmen. Dennoch aber ſchien der Tod ihres Kaiſers Octai, ſo in der ſechshundert neun und dreyßigſten Hegire erfolgte, dieſes Ungewitter abgewendet

Moſtanſer-Billah

Hegire 630 n. C. G. 1232.

zu haben. Es währte aber nicht lange, denn in dem folgenden Jahre fiengen ſie ihre Streifereyen mit der gewöhnlichen Wuth von friſchem an, und verbreiteten das Schrecken bis an die äuſſerſten Gränzen von Morgenland.

Hegire 640 n. C. G. 1242.

Moſtanſer ſtirbt.

Dieſes Jahr war das dem Leben des Moſtanſer geſetzte Ziel. Er gieng zu Bagdad im neun und funfzigſten Jahre ſeines Alters, und dem ſiebenzehnden ſeiner Regierung mit Tode ab. Seine Unterthanen beweineten ihn ungemein. Sie verlohren auch in der That in der Perſon dieſes Prinzen einen zärtlichen Vater, der ſie als ſeine Kinder geliebt hatte, und deſſen ganzes Beſtreben auf nichts anders gegangen war, als ihr Glück zu befördern. Alles ertönete von dem Lobe ſeiner Güte, ſeiner Gnade, beſonders aber ſeiner Freygebigkeit.

Eine arabiſche Geſchichte, ſo den Titel **Tarikh-al-Abbas** führet, welches eine **Chronick der Abbaßiden** heiſſet, erwähnet eines Umſtandes, der uns von dem großmüthigen Character dieſes Prinzen einen hohen Begriff beybringt. Der Verfaſſer erzählt: Moſtanſer habe ſich einſtmalen nebſt einem alten Bedienten an den Ort verfügt, wo ſeine Schätze verwahret gelegen. Hier ſey ihm ein ganz mit Silber und Gold angefüllter ſteinerner Trog oder Ciſterne in die Augen gefallen. Dieſer Anblick habe ihn ungemein vergnügt gemacht, und er habe voller Freuden ausgerufen: Wollte GOtt, daß ich noch ſo lange Zeit zu leben hätte, als nöthig iſt, alles, ſo hier verwahret lieget, mit Nutzen auszutheilen.

Moſtanſer-Billah.
Hegire 640.
n. C. G. 1242.

Der Calif habe aber bemerkt, daß ſein Begleiter bey dieſen Worten gelächelt, habe ihn deswegen gefragt, was er für Urſachen dazu habe? Dieſer habe geantwortet: ich muſte darum lachen, weil ich mich erinnere, daß ich den Calif Naſſer, deinen Groß-Vater, auch einſtmalen an dieſen Ort begleiten muſte; wir befanden, daß das Geld in dieſem Troge zwey Klafter hoch liegen müſte, wenn er voll werden ſollte. Hiebey rief dieſer Prinz, der ganz anders dachte, als du eben geäuſſert haſt, folgende Worte aus: „Wollte GOtt, daß ich ſo lange lebte, bis dieſes Behältniß voll wäre! Naſſer war auch in der That ein groſſer Liebhaber vom Gelde, und gab ſich alle Mühe ſolches zu ſammlen; da Moſtanſer hingegen nie vergnügter war, als wenn er freygebig damit umgehen konnte.

Dieſer Herr verließ dem unglücklichen Moſtazem, ſeinem Sohne, dies Reich, unter welchem die groſſe Veränderung vorgieng, durch welche Bagdad untergieng, und das Reich der Abbaßiden gänzlich übern Hauſen geworffen ward.

Unter Moſtanſers Regierung that ſich ei-

Meſtanſer-Billah Hegire 640 n. C. G. 1242. Gelehrte unter Moſtanſers Regierung.

ne Menge gelehrter und weiſer Männer hervor, unter welchen der berühmte Lehrer Al-Eman-Phaloredin-Tazis den erſten Rang behauptet. Dieſer war einer der gröſten Geiſter, ſo das muſelmanniſche Reich noch zur Zeit hervor gebracht hatte. Er zog Schüler, die, indem ſie ſich ſelbſt in der Folge einen groſſen Namen machten, den Ruhm ihres Lehrers zugleich noch mehr erhöheten. Man hat von dieſen Gelehrten verſchiedene Abhandlungen über alle Theile der Weltweisheit.

Viele Chriſten, ſo ſich der Heilungsgelahrtheit gewidmet hatten, thaten ſich gleichfals nicht nur in dieſer Wiſſenſchaft, ſondern auch noch in den übrigen erhabenſten Theilen der Gelehrſamkeit ungemein hervor. Hieher gehören Haſnum, Arzt zu Roha oder Edeſſea, Jocoub-ebn-Sakland, Arzt zu Damaſcus, und Abou-Salem, der aber unter dem Namen Ebn-Cabra noch öfters vorkommt. Dieſer, welcher aus Malatien in Armenien gebürtig war, ſtand bey dem Hoſe des Alaeddin, eines ſelgiukeidiſchen Prinzen, und Sultans von Iconium in Bedienung. Zuletzt aber fiel er in Ungnaden, und zog ſich dieſes Unglück dergeſtalt zu Gemüthe, daß er ſich ſelbſt mit Gift vergab.

Moſtazem.

Sechs und funfzigſter und letzter Calif.

Moſtazem. Hegire 640 n. C. G. 1242.

Dieſer Herr ward gleich den nach ſeines Vaters Ableben folgenden Tag zum Calif ausgerufen. Allein anſtatt, daß er den groſſen Beyſpielen der Weisheit, der Güte, der Klugheit, und Mäßigung, die ihm Moſtanſer hinterlaſſen, und ſich dadurch die Liebe, und die Verehrung der Völker zuwege gebracht hatte, hätte nachfolgen ſollen, ſo brachte dieſer gerade entgegen geſetzte Eigenſchaften mit auf den Thron. Der ſchwache Moſtazem überließ ſich den Ergetzlichkeiten ganz und gar, ward unbrauchbar, und wendete nicht die geringſte Sorgfalt auf die Regierungsgeſchäfte. Dieſer weibiſche Prinz hielt alle ernſthafte Beſchäftigungen ſeiner Würde als regierender Herr für unanſtändig, fand an nichts als an der Wolluſt und der Schwelgerey Geſchmack, und vertrauete die Regierung des Staats den Händen ſeines Veziers, und ſeiner Beyſchläfferinnen ganz und gar.

Moſtazems Character.

Auf ſolche Art fieng Moſtazem ſeine Regierung an. Die Unterthanen waren um deſto mehr unzufrieden darüber, weil ſie eben einen Beherrſcher von ganz andern Eigenſchaften verlohren hatten. Dennoch aber hinderte ſie die Achtung, womit ſie deſſen Andenken ver-

Moſtazem.
Hegire 640
n. C. G.
1242.

ehrten, ihren Unwillen ausbrechen zu laſſen. Dabey aber unterlieſſen ſie nicht, ihre Unzufriedenheit, ja ſelbſt ihre Verachtung auf eine ſolche Art an den Tag zu legen, daß es Moſtazem nothwendig merken muſte.

Dieſes wieder gut zu machen, ja ſelbſt die Zuneigung des Volks zu erwerben, hielt er für das beſte Mittel, ſich ſehr prächtig aufzuführen, und groß zu thun. Gleichfals fieng er an, ſich nicht viel ſehen zu laſſen, und den Zutrit in ſeinen Pallaſt ſchwer zu machen. In dieſer Abſicht führte er ein Ceremoniál ein, ſo diejenigen, ſo zu ihm kommen wollten, nöthigte, ſich ganz beſondern Gebräuchen zu unterwerffen. Dennoch aber erhielt er dadurch, was er verlangte.

Unter anderm ließ er einen Stein vor die Thüre ſeines Pallaſtes legen, der als eine Thürſchwelle gebraucht ward, und führte dabey ein, daß dieſem Steine eben ſo groſſe Ehre erwieſen werden muſte, als die Muſelmannen dem berühmten ſchwarzen Steine zu erzeigen gewohnt waren. Ferner bekam er den Einfall aus einem der Fenſter, ſo nach dieſer Thüre heraus gieng, ein groſſes Stück ſchwarzen Sammet hängen zu laſſen, ſo daß es ohngefehr eine Manneslänge über der Erde hieng. Dieſes Stück Sammet muſte man nebſt dem vor der Thüre liegenden Stein erſt küſſen, ehe man in den Pallaſt hinein treten durfte. Anfänglich ſchien dieſes Ceremoniál zwar ungemein lächerlich, nach und nach aber gewöhnte man ſich daran, und endlich ward es gar eine Art eines Gottesdienſtes. Nachdem es Moſtazem nun ſo weit gebracht hatte, daß man für ſeinem Pallaſt Ehrerbietung hatte, obgleich ſeine Perſon unterdeſſen verachtet ward, ſo bemühete er ſich nunmehro auch die Blicke des Volks auf ſich zu ziehen, und ſich in ein ehrwürdiges Anſehen bey demſelben zu ſetzen. In dieſer Abſicht, ließ er ſich ſtets von einem prächtigen und zahlreichen Gefolge begleiten, ſo ofte er nur den Fuß aus ſeinem Pallaſte ſetzte. Ueberdas wollte er ſich niemals mit entblöſtem Geſichte ſehen laſſen, ſondern verhüllete ſich allemal in einen Schleyer, wenn er ſich öffentlich ſehen ließ. Dieſe Sorgfalt, ſein Geſicht niemals öffentlich ſehen zu laſſen, machte bey dem Volke das Verlangen rege es zu ſehen. Daher geſchahe es, daß dieſer Bewegungsgrund ſowohl, als der prächtige Aufzug, womit er daher zog, allemal, wenn er ausgieng, eine groſſe Menge Volks hinter ihn her zog. Die ihm beywohnende Eitelkeit verurſachte, daß er dieſen Zuſammenlauf des Volks als ein Zeichen der Liebe und Achtung anſahe, ſo man für ſeiner Perſon hegte. Auf ſolche Art machte dieſer Herr eine unrechte Auslegung ſeiner Pflichten, und glaubte, dieſelben durch eine eitele Pracht völlig erfüllet zu haben; indem er unterdeſſen die wahren Pflichten eines Fürſten verabſäumete, de-

Moſtazem.
Hegire 640
n. C. G.
1242.

Moſtazem. Hegire 640 u. C. G. 1242

ren hauptſächlichſte dieſe iſt; durch eine kluge Aufführung und weiſe Beyſpiele ſich die Liebe ſeiner Unterthanen zuwege zu bringen.

Naſſereddin machet des Califen Nachläßigkeit wieder gut.

Dennoch aber gienge die erſten Jahre ſeiner Regierung hindurch, ſeiner ſtrafbaren Nachläßigkeit ohngeachtet, alles noch ziemlich gut von ſtatten. Seine Weichlichkeit verurſachte, daß er ſich in allen Dingen auf die Wachſamkeit ſeines Veziers verließ. Zu allem Glücke traf es zu, daß derjenige, ſo dieſe Würde damals bekleidete, ſie mit der allergenaueſten Vorſorge und Achtſamkeit verwaltete. Es war ſolcher ein Muſelmann, mit Namen Naſſereddin, der ſchon ſeit langen Jahren her in dem gröſten Anſehen ſtand. Er war ſchon unter der vorhergehenden Regierung Vezier geweſen, und Moſtazem hatte ihn bey ſeiner Gelangung auf den Thron in dieſer Würde beſtätiget. Dieſer ungemein arbeitſame Miniſter war dem Fürſten, der ſich mit gar nichts beſchäftigen wollte, eine groſſe Hülfe. Er war es daher ganz allein, der die Regierungslaſt trug, und die Sachen auf eben dem Fuß erhielt, auf dem ſie unter dem vorigen Calif geweſen waren. Dieſe Aufführung behielt er bis an ſeinen Tod bey, der aber zum Unglück der Völker nur gar zu bald erfolgte. Er ſtarb ſchon in dem zweyten Jahre der Regierung des Moſtazem, ſein Platz aber ward einem Manne wieder gegeben, der einen ganz entgegen geſetzten Character beſaß.

Dieſer neue Miniſter hieß Mouiaddin al-Cami, ein dem Hauſe der Abbaßiden gefährlicher Name, deſſen gänzlichen Untergang er durch ſeine Verrätherey verurſachte. Es giengen zwar einige Jahre hin, ehe er etwas dem Vortheile ſeines Herren, und ſeiner Nation zuwieder lauffendes unternahm; es hatte ſo gar den Anſchein, als wenn er in die Fußſtapfen ſeines Vorgängers treten wollte, daher man auch einige Jahre hindurch in Bagdad der vollkommenſten Ruhe genoß.

Moſtazem.
Hegire 640
n. C. G.
1242.
Mouiaddin al-Cami wird nach ihm Vezier.

Egypten und Syrien waren damals faſt in eben den Umſtänden, es währte aber nur nicht lange, denn der Zeitpunct war heran genahet, in welchem dieſe Länder von mächtigen Feinden angefallen werden ſollten. Die Mogols und Tartarn, die ihre Streiffereyen wieder angefangen hatten, hatten auch dieſe Gegenden in Furcht und Schrecken geſetzt, und wollten ſich dem gemeinen Gerüchte nach bald daſelbſt einfinden. Die Furcht verlohr ſich zwar wieder, als man die Nachricht erhielt, daß ſie ſich in weiter entlegene Länder begeben hätten; kurz darauf aber erfuhr man, daß neue Feinde im Anzuge begriffen wären.

Dieſe waren die chriſtlichen Prinzen, ſo in dem Hafen zu Acre angelandet waren, und alles in Bereitſchaft ſetzten, einen neuen Krieg anzufangen. Sie wurden gewiß furchtbarer geweſen ſeyn, als ſie damals waren, wenn ſie nicht die Thorheit begangen, und ihre Trup-

Die Chriſten buſſen auf einem neuen Kreutzzuge ein.

Moſtazem. Hegire 640 n. C. G. 1242.

pen vertheilet hätten; allein da, wie wir ſchon geſehen haben, ein Theil der Kreutzzüger nach Conſtantinopel gegangen war, um daſelbſt den Kaiſer Balduin zu unterſtützen, ſo war die Anzahl, ſo nach Syrien geſchickt wurde, lange nicht hinlänglich genug, den Krieg daſelbſt mit Vortheil zu führen.

Ob ſie nun durch dieſe Theilung ſchon genug geſchwächet waren, ſo theileten ſich doch die chriſtlichen Prinzen noch einmal, und wurden den hierunter begangenen Fehler nicht eher gewahr, als bis es nicht mehr Zeit war, ihn zu verbeſſern. Als nemlich die ganze Armee auf dem Wege nach Aſcalon begriffen war, ſo verlieſſen der Herzog von Burgund, und noch einige der vornehmſten Herrn dieſelbe, nahmen einige abgeſonderte Haufen mit ſich, und giengen damit auf Gaza, als eine ſchon in Händen habende Beute los. Malek-Saleh, Sultan von Egypten aber gieng ihnen entgegen, lieferte ihnen ein Treffen, und ſchlug ſie aufs Haupt. Der übrige Theil der Armee, ſo ſich in der Gegend von Aſcalon aufhielt, trat darauf ſogleich den Rückmarſch an, und zog ſich nach Acre in Sicherheit zurück. Alle die groſſen Vorbereitungen, die man zu dieſem Kreutzzuge gemacht hatte, halfen alſo zu weiter nichts, als daß man eine Schlacht verlohr. Hierauf erfolgete ein Vergleich, der aber für die Chriſten eben ſo ſchimpflich

lich war, als das durch ihren Fehler ihnen zugeſtoſſene Unglück.

Moſtazem.
Hegire 640
n. C. G.
1242.

Sie giengen aber dieſen Vergleich nicht alle mit einander ein, ſondern theilten ſich, als ſie ihn mit dem Feinde ſchloſſen. Einige machten den Waffenſtillſtand mit dem Sultane zu Damaſcus, die übrigen aber verglichen ſich mit dem Malek Saleh, Sultane von Egypten, und machten ſich ſo gar anheiſchig, dieſem letztern gegen den Sultan von Damaſcus zu dienen. Nachdem dieſer ſeltſame Vertrag zu Stande gekommen war, ſo glaubten die meiſten chriſtlichen Prinzen, ihrem Endzwecke nunmehro hinlänglich ein Genügen gethan zu haben, ſetzten ſich in dem Hafen zu Acre zu Schiffe, und ſegelten wieder nach ihrem Vaterlande zurück.

Die ſchon ſeit langer Zeit unter den Tempelherrn und Hoſpitalitern eingeriſſene Uneinigkeit war an allen dieſen Unordnungen Schuld. Denn hätte man in gutem Verſtändniſſe mit einander gelebt, und hätte man alles mit vereinten Kräften unternommen, ſo iſt kein Zweifel, daß man aus den Streitigkeiten, ſo die Sultane unter einander hatten, nicht hätte Vortheil ziehen, und ſie mit dem beſten Fortgange bekriegen können. Man würde um deſto eher glücklich dabey gefahren ſeyn, weil man auf die Ankunft friſcher Hülfstruppen aus Engelland ſichern Staat machen konnte, denn ſie waren ſchon unterweges die Kreuzzüger zu unterſtützen.

Moſtazem. Hegire 640 n. C. G. 1242.

Der Graf von Cornouaille führet den Kreutzügern Hülfe zu.

Sie kamen auch würklich an, allein zu der Zeit, da der Vergleich ſchon geſchloſſen war. Richard, Graf von Cornouaille, der die Kreutzfahrer aus Engelland anführte, muſte daher mit ſeinem gröſten Verdruſſe erfahren, daß alle ſeine Mühe vergebens war. Vergebens bemühete er ſich auf alle Art, die Tempelherren und Hoſpitaliter mit einander zu vergleichen. Der Haß, den ſie gegen einander trugen, war viel zu lebhaft, als daß man ſich hatte Hoffnung machen können, denſelben zu überwinden. Da er alſo wohl ſahe, daß kein Anſchein übrig ſey, eine wichtige Sache zu Stande zu bringen, ſo machte er ſich ſchon fertig, wieder nach Hauſe zu gehen. Unterdeſſen aber ließ ihm der Sultan von Egypten den Antrag thun, er wolle ſich mit ihm in Unterhandlung einlaſſen, und den Chriſten neue Vortheile zugeſtehen. Dieſes hielt ihn noch zurück. Die Hoſpitaliter waren es, die dieſen Vertrag aufs Tapet brachten. Denn da ſie befürchteten, Richard möchte ſich mit den Tempelherrn, und folglich auch mit dem Sultane von Damaſcus verbinden, ſo reitzten ſie den Sultan von Egypten an, dieſem zuvor zu kommen, und ſtelleten zu gleicher Zeit dem Prinzen vor, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn er ſich mit demſelben in ein Bündniß einlieſſe.

Macht mit dem Sultane von E-

Man ſchloß alſo einen neuen Waffenſtillſtand. Der Inhalt davon war dieſer: vor allen Dingen ſollten von beyden Seiten die in der Schlacht bey Gaza gemachten Gefangene gegen einander ausgewechſelt werden, und den Chriſten ſollten einige dem Sultan in Paläſtina zugehörige Oerter abgetreten werden. Nachdem dieſer Vergleich unterzeichnet war, ſo verließ Richard den Orient wieder, ließ aber doch einige Truppen zurück, um die Beſatzungen, ſo die Kreutzfahrer in dieſem Lande hatten, zu verſtärken. So ſahe es in Egypten und Syrien im Jahr Chriſti zwölfhundert ein und vierzig, und der Hegire ſechs hundert neun und dreyßig aus.

Moſtazem.
Hegire 640
u. C. G.
1242
gypten einen Stillſtand.

Von dieſer Zeit an, bis zu der ſechs hundert zwey und vierzigſten Hegire, fiel in dieſen Gegenden nichts merkwürdiges vor. Dennoch aber muſte man wegen der Mogols und der Tartarn auf guter Hut ſeyn, deren Ankunft man alle Augenblicke befürchten muſte. Ein Theil dieſer Völker war in Khouareſm eingefallen, und hatte daſelbſt eine ſolche Verwüſtung angerichtet, daß die Einwohner nicht mehr in dieſem Lande bleiben konnten, ſondern daſſelbe verlaſſen, und nachdem ſie eine Zeitlang herum geirret waren, ſich nach Egypten gewendet hatten, um daſelbſt eine neue Wohnung zu ſuchen. Sie baten den Sultan, ihnen einen Strich Landes zu ihrem Aufenthalte einzuräumen. Dieſer Prinz nahm ihr Anſuchen zwar ſehr gnädig auf; da er ſie aber nicht gerne ſo nahe bey ſich haben wollte, ſo that er ihnen den Vorſchlag nach

Moſtazem.
Hegire 640
n. C. G.
1242.

Paläſtina zu gehen, und ſich daſelbſt häußlich nieder zu laſſen, wobey er ihnen verſprach, daß er ſie gegen alle ſchützen wolle, die ihnen daran hinderlich ſeyn würden. Seine Abſicht hiebey war nicht, den Vergleich dadurch aufzuheben, durch welchen er den Chriſten, die ihm in dieſem Lande zugehörigen Oerter abgetreten hatte, er ſuchte weiter nichts, als ſich die Khouareſmiten durch allerhand Wohlthaten verbindlich zu machen, und durch ſie dem Sultan von Damaſcus, und den Chriſten, die mit dieſem Prinzen ein Bündniß geſchloſſen hatten, ſo zu ſagen, ein Gebiß in den Mund zu legen.

Die Chriſten waren die einzigen, ſo bey dieſer Einrichtung Schaden litten. Denn die Khouareſmiten thaten darauf nicht nur einen Einfall in Paläſtina, ſondern waren auch ſchon vor den Thoren von Jeruſalem, ehe man noch daſelbſt von der Annäherung das geringſte vernommen hatte. Die Chriſten riefen zwar den Sultan von Damaſcus, und andere muſelmanniſche Prinzen zu Hülfe, deren Nutzen erforderte, daß ſie dieſe herumſtreiffende Nation, ſich in Paläſtina einzuniſteln, abzuhalten ſuchten; allein ſie bekamen von denſelben nichts als leere Verſprechungen, die ohne alle Würkung blieben. Da ſie alſo ſahen, daß die Veſtungswerke in gänzlich unbrauchbarem Stande, und ſie überdem in gar zu geringer Anzahl wären, dieſen neuen Gäſten Wiederſtand zu thun; ſo entſchloſſen ſie ſich Jeruſalem zu verlaſſen, und zu denjenigen Chriſten zu fliehen, welche die weiter entlegene Plätze inne hatten.

Moſtazem.
Hegire 640
n. C. G.
1242.

Dieſe Flüchtlinge nahmen ihren Weg ſechstauſend an der Zahl übers Gebürge, und führten alle ihre Haabſeligkeiten bey ſich. Sie hoffeten, ſie würden für den Muſelmannen gänzlich ſicher ſeyn, wenn ſie nur die Khouareſmiten vermeiden könnten, weil ſie mit dem Sultane einen Waffenſtillſtand geſchloſſen hatten; aber ſie muſten zu ihrem gröſten Unglücke gerade das Gegentheil erfahren.

Die Begierde zum Raube überwand bey den Muſelmannen die Verbindung, ihre Vergleiche zu halten; ſie brachen ihr gegebenes Wort, überfielen die Chriſten, ſchlugen einen Theil derſelben todt, und machten von den übrig gebliebenen eine beträchtliche Anzahl zu Sclaven, welche ſie hernach an andere Muſelmannen verkauften.

Ein groſſer Haufen von eben dieſen Chriſten, ſo ſich von dem ganzen Truppe abgeſondert hatte, und ſeinen Weg durch die Ebene von Rama nehmen wollte, fiel den Khouareſmiten in die Hände; dieſe hieben ſie alle bis auf dreyhundert in die Pfanne, welche noch das Glück hatten, daß ſie dem Tode entgiengen. Denenjenigen Chriſten, ſo nicht mit aus Jeruſalem fort kommen können, und in die Kirche des heiligen Grabes, als zu einer

Moſtazem. Hegire 640 n. C. G. 1242.

ſichern Freyſtadt geflüchtet waren, ergieng es nicht beſſer. Die Khouaresmiten waren nicht ſo bald in Jeruſalem angelanget, als ſie ſchon in dieſe Kirche eindrungen, und die daſelbſt befindlichen Chriſten an den Altären in Stücken hieben, und ihnen das Eingeweide aus dem Leibe riſſen. Sie riſſen darauf einen Theil des heiligen Grabes nieder, ſchlugen den Marmor*, womit es bekleidet war, in Stücken, und lieſſen nichts als die Säulen ganz, die ſie nach Mecca ſchickten, Mahomeds Grab damit auszuzieren.

Von hier aus giengen ſie nach der Kirche auf den Berg Calvaria, die ſie auf alle Art entheiligten, und die Gräber Gottfrieds von Bouillon und ſeiner daſelbſt begrabenen Nachfolger verwüſteten. Auf dem Berge Sion verübten ſie gleichfals allen möglichen Gräuel, wie auch in dem daſelbſt befindlichen Tempel, in der Kirche des Thales Joſaphat, wo die Jungfrau Maria begraben liegt, in der Kirche Bethlehem, und der Höle der Geburth des Heilandes. Alle dieſe Umſtände ſind aus einem Briefe genommen, den der Patriarch Robert von Jeruſalem, Heinrich Erzbiſchof von Nazareth, und noch andere

Prä=

---

* Dieſe Umſtände, ſagt Herr Fleuri, geben zu erkennen, mit wie vieler Behutſamkeit man die neuern Beſchreibungen von den heiligen Oertern zu leſen hat.

Prälaten an die Biſchöffe von Frankreich und Engelland geſchrieben haben. Er iſt zu Acre den fünf und zwanzigſten November zwölfhundert vier und vierzig geſchrieben.

Moſtazem. Hegire 640 n. C. G. 1242.

Als den am Kreutzzuge Theil nehmenden Fürſten dieſe Nachrichten zu Ohren gekommen waren, ſo verſammleten ſie ihre Truppen, ſtieſſen mit dem Sultan von Damaſcus ihrem Bundesgenoſſen zuſammen, und ſetzten ſich in Verfaſſung, den Khouareſmiten den Kopf zu bieten, oder ſie wenigſtens zu verhindern, ihre Streiffereyen weiter fort zu ſetzen. Dieſe aber kehrten an ihrer Seite gleichfals alles zu einem tapfern Wiederſtand vor, und ſchlugen vor Gaza ihr Lager auf, woſelbſt ſie die ihnen von dem Sultane von Egypten verſprochene Hülfe erwarten wollten. So bald dieſe aber angekommen waren, giengen ſie ihren Feinden entgegen. Es kam darauf zu einem blutigen Treffen, worinn die den Chriſten zu Hülfe gekommene muſelmanniſche Truppen geſchlagen, und in die Flucht getrieben wurden. Die Kreutzzüger hatten bald darauf ein gleiches Schickſal, denn, indem ſie ſich den Khouareſmiten, und den Völkern des Sultans von Egypten wiederſetzen wollten, ſo muſten ſie nicht nur der gar zu groſſen Anzahl weichen, ſondern wurden auch faſt alle in Stükken gehauen. Nur eine kleine Anzahl rettete ihr Leben; ein Theil davon fand ſein Heil auf der Flucht, der andere aber ward gefan-

Moſtazem. Hegire 640 n. C. G. 1242.

gen genommen, und in die Sclaverey geführet.

Nach dieſem Siege ſetzten ſich die triumphirenden Khouareſmiten in der Gegend von Acre feſt, durchſtreiften das ganze Land an allen Ecken und Oertern, und zogen den Tribut ein, ſo bishero den Chriſten bezahlet war. Dieſe befanden ſich nunmehro in den bedrängteſten Umſtänden; denn einige Veſtungen ausgenommen, worinn ſie ſich noch halten konnten, ſtunden ſie in der gröſten Gefahr, alles zu verliehren, ſo ihnen noch in Syrien zugehörte. Da dieſes Unglück das Schrecken in der ganzen Chriſtenheit verbreitet hatte, ſo ließ der Pabſt in ganz Europa Ermahnungs-Schreiben ausgehen, um die Fürſten zu einem neuen Kreutzzuge aufzumuntern. Es hatte auch hierauf den Anſchein, als wenn ſich alle der Chriſten im Orient annehmen wollten. Dennoch aber giengen faſt drey Jahre hin, ehe das geringſte zu Stande kam, obgleich jederman den gröſten Eifer blicken ließ, dieſes groſſe Unternehmen zu befördern. Selbſt, als ſchon alles fertig war, die Reiſe nach Morgenland anzutreten, ſo war es doch von allen

Hegire 645 n. C. G. 1247.

europäiſchen Prinzen nur der König von Frankreich, Ludewig der heilige, ganz allein, der nach dem heiligen Lande aufbrach.

Einige hatten ſich auf die Seite Balduins, des andern Kaiſers von Conſtantinopel, geſchlagen, der Hülfe nöthig hatte, den Thron zu be-

Moſtazem.
Hegire 645
n. C. G.
1247.

beſteigen, worauf, wie wir ſchon geſehen haben, damals Vataces ſaß; andere waren in dem damaligen Streite zwiſchen dem Pabſte und dem Kaiſer Friederich verwickelt, und hatten an dem Kreutzzuge Theil genommen, den der Pabſt gegen dieſen Prinzen ausſchreiben ließ. Der König von Frankreich, der alſo der einzige war, welcher ſich des wahren Kreutzzuges annahm, verließ darauf ſein Königreich, und langte gegen das Ende des zwölfhundert und acht und vierzigſten Jahrs in der Inſul Cypern an. Hier brachte er den Winter zu, indem er die Ankunft ſeiner Flotte, und den Reſt ſeiner Völker erwartete.

Hegire 646
n. C. G.
1248.

Hegire 647
n. C. G.
1249.
Ludewig
der heilige
landet in
Egypten.

Nachdem er alles beyſammen hatte, ſo brach er den dreyzehenden May im Jahr zwölfhundert neun und vierzig von Cypern auf, ergrif aber, anſtatt nach Paläſtina zu gehen, den Entſchluß, den Sultan von Egypten in ſeinen eigenen Staaten anzugreiffen. In dieſer Abſicht landete er vor Damietta, und war willens, dieſen Ort zu belagern, er hatte es aber nicht nöthig. Denn indem dieſer Monarch die Landung im Angeſicht der Muſelmannen that, ſo wichen dieſe nicht nur nach einem ſchwachen Wiederſtande zurück, ſondern verließen auch kurz darauf zu jedermans Verwunderung, die Stadt ſelbſt in der Nacht, und machten ſich davon.

Der König nahm dieſelbe darauf ohne Schwierigkeit in Beſitz, und machte ſich her-

Moſtazem. Hegire 647 n. C. G. 1249. nach fertig, Cairo, die Hauptſtadt des Landes, anzugreiffen. Da es aber eben in der Zeit war, daß ſich der Nil ergieſſen wollte, ſo ſetzte er dieſes Vorhaben bis zum Ende des Sommers hinaus, und wollte es noch ſo lange anſtehen laſſen, bis das Waſſer gefallen ſeyn würde. Es geſchah daher im Monat November, daß dieſer Prinz aus Damietta ausrückte, und nach Cairo gieng. Vorhero aber wollte er noch die Muſelmannen angreiffen, ſo bey einem Orte, mit Namen Manſourah [*], ihr Lager aufgeſchlagen hatten.

Während ſeines Marſches erhielt er die Nachricht von dem Abſterben des Saleh, Sultans von Egypten. Dieſer hinterließ ſeinem Sohne, Touranſchah, der ſonſten auch Malek-al-Moadham genennet wird, und ſich damals in Meſopotamien aufhielt, den Thron. Schagr-Aldor, ſeine Mutter, verwaltete bis zu ſeiner Ankunft die Regierung, und übergab dem Emir Fakareddin das Commando über die Truppen, ſo in Manſourah lagen.

---

[*] Manſourah iſt eine Stadt, die am Nilfluſſe lieget. und zwar an dem Orte, wo ſich derſelbe in ſeine zwey Hauptarme zertheilet. Sie iſt von dem Almanſor-Billah, einem fatimitiſchen Calif, erbauet worden, und hat ihren Namen von demſelben erhalten. Malek-al-Canel, Sultan von Egypten, erweiterte nnd befeſtigte ſie, um das Land dadurch für den Einfällen der Chriſten in Sicherheit zu ſetzen, welchen er auch Damietta abnahm, ſo ſie im Jahr der Hegire ſechshundert und dreyzehen erobert hatten.

Moſtazem. Hegire 648 n. C. G. 1250.

Es währte lange Zeit, ehe die Franzoſen an dieſen Ort gelangen konnten, weil beyde Armeen durch einen aus dem Nilfluſſe gezogenen Canal von einander geſchieden wurden. Sie verſuchten zwar durch Hülfe eines Dammes durch dieſen Canal zu gehen; allein die Muſelmannen vertrieben die Arbeiter, und zerſtörten alle zu dieſem Endzwecke aufgeworfene Werke. Auf ſolche Weiſe muſten ſie bis in den Februarius des folgenden Jahres ſtill liegen, da ſie eine Fahrt durch den Fluß entdeckten, die Feinde in ihrem Lager überfielen, und eine groſſe Anzahl derſelben tödteten, worunter unter andern ihr General Fakereddin mit war. Als aber einige Herrn, die Robert Graf von Artois, des Königs Bruder anführte, gegen den Befehl des Königs die Feinde bis in Manſourah verfolgen wollten, ſo wurden ſie abgeſchnitten, und von den Sarazenen in Stücken gehauen.

Die franzöſiſche Armee wird geſchlagen, und ihr König gefangen.

Die franzöſiſche Armee war nicht im Stande, ſich deswegen zu rächen. Es breitete ſich eine Krankheit unter derſelben aus, die viele Menſchen hinrafte. Selbſt der König ward davon befallen, man muſte daher eine ganze Zeit lang ſtille liegen, und konnte nichts vornehmen. Unter dieſen Umſtänden langte der neue Sultan zu Manſourah an. Seine Ge-

Moſtazem. Hegire 648 n. C. G. 1250.

genwart, und die bey ſich habenden friſchen Truppen richteten den gefallenen Muth der Muſelmannen wieder auf, da hingegen auf der andern Seite die Beſtürzung in dem Lager der Franzoſen von Tage zu Tage zunahm. Da der König alſo gewahr ward, daß ſich die Anzahl ſeiner Soldaten merklich verringerte, ſo entſchloß er ſich nach Damietta zurück zu kehren. Hiezu kam noch der Abgang an Lebensmitteln, der ihm gleichfals nicht erlaubte, länger in dem Lager zu verbleiben. Es war ihm aber nicht möglich, dieſen Ort zu erreichen. Denn die Muſelmannen fielen die Franzoſen auf ihrem Zurückzuge an, und richteten ein gewaltiges Blutbad unter ihnen an. Der König, der an eben der Krankheit darnieder lag, welche unter ſeinen Truppen ſo ſehr aufgeräumet hatte, hatte nur einen geringen Haufen ſeiner Soldaten bey ſich behalten, und ſich unter ihrer Begleitung in eine nahe gelegene Stadt bringen laſſen, wo ihm aber ſo ſchlimm ward, daß man glaubte, er würde denſelben Tag nicht überleben. Dennoch aber kam er wieder zu ſich ſelbſt; da aber die Feinde faſt eben ſo früh, als er ſelbſt in dem Orte angelanget waren, wohin er geflohen war, ſo war nichts mehr übrig, als daß er ſich mit allen bey ſich habenden Franzoſen auf Gnade und Ungnade ergeben muſte.

Man führte dieſen Herrn darauf nach Manſourah, und ließ ihn daſelbſt in Eiſen und

Ban=

Moſtazem. Hegire 648 n. C. G. 1250.

Banden legen. Weil er aber ſehr krank, und den Sarazenen viel daran gelegen war, daß ein Gefangener von ſolcher Wichtigkeit am Leben bliebe, ſo lieſſen ſie ihm durch einen arabiſchen Arzt einen Trank zubereiten, durch deſſen Gebrauch er in kurzer Zeit völlig wieder hergeſtellet ward. Solch ein Ende nahm dieſes groſſe Unternehmen, wovon man ſich ſo vieles verſprochen hatte.

Waffenſtillſtand zwiſchen dem Könige und dem Sultane.

Der Sultan, der die Gefangenſchaft dieſes Prinzen als ein Mittel anſahe, wieder zu dem Beſitze desjenigen zu gelangen, was ihm die Chriſten im Anfange dieſes Feldzuges abgenommen hatten, bot dem Könige, nachdem er nur erſt einige Tage ſein Gefangener geweſen war, die Freyheit und einen Waffenſtillſtand an, jedoch mit den Bedingungen, daß man ihm 1) Damietta wieder einräumen, und 2) alle Kriegskoſten, von dem Tage an zu rechnen, da ihm dieſe Stadt abgenommen war, erſetzen ſollte. Der König, der wohl einſahe, daß bey der Verwirrung, in welcher die Dinge itzo waren, die in Damietta zurück gebliebenen Truppen nicht hinreichend ſeyn würden, dieſen Ort gegen einen mächtigen Feind zu vertheidigen, willigte in den Antrag des Sultans. Und dieſem zu Folge kam ein Vergleich zu Stande, deſſen Bedingungen folgende waren:

Es ſollte von nun an zwiſchen beyden Nationen ein Waffenſtillſtand auf zehen Jahre

Moſtazem.
Hegire 648
n. C. G.
1257.

lang ſeyn, der König und alle gefangene Chriſten, nicht nur die, ſo es ſeit der Ankunft dieſes Prinzen in Egypten geworden, ſondern auch diejenigen, ſo ſeit dem zwiſchen dem Kaiſer Friederich, und dem Sultan Canel geſchloſſenen Stillſtand in die Sclaverey gerathen wären, ſollten auf freyen Fuß geſtellet werden; den Chriſten ſollte Jeruſalem, und diejenigen Oerter eingeräumt werden, die ſie bey der Ankunft des Königes in Beſitz gehabt hätten. Der König von Frankreich hingegen ſollte dem Sultane Damietta abtreten, und achtmal hundert tauſend Bezans, ſowohl für die Ranzion der Gefangenen, als auch zur Erſetzung der dem Sultane aufgegangenen Kriegeskoſten erlegen, und ferner alle Muſelmannen in Freyheit ſetzen, die in Paläſtina und Egypten, von dem mit dem Kaiſer Friederich geſchloſſenen Stillſtande an zu rechnen, gefangen genommen wären.

Dieſe Bedingungen wurden von beyden Seiten durch einen Eyd bekräftiget, und darnach wurde der König mit den bey ſich habenden Prinzen, Herren, und wenigen Soldaten auf freyen Fuß geſtellet, nachdem ſie ohngeſehr einen Monat lang in der Gefangenſchaft zugebracht hatten.

Ausgang
der Aioubiten, und Anfang der

Moadhams Regierung nahm mit dieſem Vergleiche ein Ende. Die vornehmſten Befehlshaber unter ſeinen Völkern waren ſehr übel damit zufrieden, daß er ohne ihre Theil-

Moſtazem. Hegire 648 n. C. G. 1250. Mamelucken.

nehmung mit dem Könige von Frankreich in Unterhandlung getreten war. Ihr Mißvergnügen gieng ſo weit, daß ſie ihn kurze Zeit hernach, eben wie er von der Tafel aufgeſtanden war, ums Leben brachten. Dieſe Befehlshaber gehörten zu denen, die man Mamelucken nennete, deren in den morgenländiſchen Geſchichten ſo ofte Erwähnung geſchiehet. Dieſer Name heiſſet in der arabiſchen Sprache ein Sclave, und man bediente ſich deſſelben hauptſächlich, wenn man von den türkiſchen und circaßiſchen Sclaven redete, welche die aioubitiſchen Sultane zum Kriege hielten, und welche in der Folge Herrn über Egypten wurden. Malek-al-Saleh, Canels Sohn, war der erſte, der dieſe Sclaven von den damals ganz Aſien durchſtreiffenden Tartarn erkaufte. Er gab ſich viele Mühe, ſie zu einer genauen Kriegeszucht zu gewöhnen, und als er gewahr ward, daß ſie in den Kriegsübungen gut zunahmen, ſo fieng er an, ſich ſehr hervor zu ziehen, und ſetzte ſein ganzes Vertrauen auf ſie. Einige derſelben behielt er zur Bewachung ſeiner Perſon und ſeines Pallaſtes bey ſich, die übrigen aber vertheilte er zur Beſatzung in die vornehmſten Städte von Egypten.

Dieſe Leute machten es nicht beſſer, als es die türkiſchen Sclaven gemacht hatten, welche die Califen zu Bagdad ehemals an ihrem Hofe erzogen hatten. Das Anſehen, ſo ihnen

dieſe

Moſtazem. Hegire 648 n. C. G. 1250.

dieſe Prinzen beylegten, machte ſie verwegen, ſie riſſen alle Gewalt an ſich, und wurden, wie wir ſchon geſehen haben, die gebietenden Herren von Bagdad. Die Mamelucken ſpielten den Aioubiten eben dieſe Rolle; ſie brachten es ſo weit, daß es dieſelben bey allen wichtigen Vorfällen einzig und allein auf ſie ankommen laſſen muſten. Der unglückliche Moadham hatte es zwar itzo nicht gethan, ſondern ohn ihr Vorwiſſen mit dem Könige von Frankreich einen Vergleich geſchloſſen; ſie rächeten ſich aber auch dafür auf die grauſamſte Art, indem ſie ihn umbrachten. Dieſer Herr hatte nicht länger als nur ohngefehr zween Monate regieret.

Schachr-Aldor, ſeine Mutter, übernahm zwar ſogleich nach ſeinem Tode die Regierung, da aber die Unterthanen nicht unter der Herrſchaft eines Weibes ſtehen wollten, ſo muſte ſie ſich entſchlieſſen, ſich zu vermählen, und ihnen einen Regenten zu verſchaffen, deſſen Herrſchaft ihnen anſtändig wäre. Vielleicht waren die Mamelucken, vielleicht aber auch der Geſchmack, den ſie an dem Ibeck, dem Oberſten dieſer Miliz finden mochte, die Bewegungsgründe, daß ſie auf deſſen Perſon verfiel. Gleich nach vollzogener Vermählung ward Ibeck zum Sultane ernennet, und war der erſte aus der Herrſchaft der Mamelucken, welche ſich länger als hundert Jahr in Egypten aufrecht erhielten.

Die Herrſchaft der Aioubiten, ſo in dieſem Lände länger als achtzig Jahr von dem Solaheddin an zu rechnen beſtanden hatte, nahm alſo in der Perſon des Malek-al-Moadham ein Ende.

Moſtazem. Hegire 648 n. C. G. 1250.

Da der neue Sultan den von ſeinem Vorgänger mit den Kreuzzügern geſchloſſenen Tractat beſtätiget hatte, ſo gieng der König von Frankreich nach Acre, und wollte daſelbſt erwarten, wie den feſtgeſetzten Bedingungen würde nachgelebet werden. Er ſelbſt hatte ſchon alles ins Werk geſtellet, was er verſprochen hatte, und hatte die Gelder, die er zu bezahlen übernommen hatte, ſchon bezahlet. Der Sultan kam ſeinen auf Treue und Glauben gegebenen Worten nicht ſo genau nach. Er ließ nur ohngefehr vierhundert Gefangene los, ob er deren gleich mehr als zwölftauſend in Händen hatte, unter welchen faſt alle, die mit Krankheit behaftet waren, niedergemachet wurden. Anſtatt die Kriegesgeräthſchaft heraus zu geben, wozu er ſich doch verbindlich gemacht hatte, ließ er ſolche vielmehr verbrennen, und weigerte ſich auch das von dem Könige zu Damietta zurückgelaſſene Hausgeräthe heraus zu geben.

Hegire 649 n. C. G. 1251.

Dieſer Monarch, der ſich bishero noch immer zu Acre aufgehalten hatte, und ſchon auf dem Sprunge ſtand, von da nach Frankreich überzugehen, veränderte nunmehro ſeine Meinung, als er erfuhr, daß man keine einzige von

Beſchäftigungen Ludewigs des heiligen zu Acre.

den

Moſtazem. Hegire 649 n. C. G. 1251.

den eingegangenen Bedingungen erfüllete. Er ſahe wohl ein, daß, wenn er unter dieſen Umſtänden abreiſen würde, die Gefangenen niemals los kommen, und die Muſelmannen hingegen bey erſter Gelegenheit anfangen würden, die Chriſten mit Krieg zu überziehen. Er ſetzte daher ſeine Abreiſe aus, und ließ in ſeinem Königreiche die Urſachen bekannt machen, warum er im Oriente verbleiben müſte.

Hegire 650 n. C. G. 1252.

Er blieb alſo faſt vier Jahre in dieſem Lande, und bewürkete ſo viel, daß alle ſeit zwanzig Jahren gefangen genommene Chriſten an ihn ausgeliefert wurden. Einen groſſen Theil dieſer Zeit wendete er ferner an, ſehr wichtige Ausbeſſerungen an den Feſtungswerken verſchiedener Oerter, ſo in den Kriegen ſtark gelitten hatten, vornehmen zu laſſen. Alſo wurden die Städte Acre, Cäſarea, Joppe, Sidon, und das Schloß Hiffa, alle auf Koſten dieſes Prinzen mit neuen Werken vermehrt, und in guten Stand geſetzt. Was Jeruſalem anbelangt, ſo war es nicht möglich zu dem Beſitze dieſer Stadt zu gelangen, ob ſolches gleichwohl eine der Hauptbedingungen bey dem Vergleiche geweſen war. Dieſe Treuloſigkeit des Sultans hatte den König zu dem Vorſatze gebracht, im Morgenlande zu bleiben, und daſelbſt die Ankunft der Truppen abzuwarten, die er in allen nach Frankreich abgelaſſenen Briefen anzuwerben befohlen hatte. Allein das Abſterben ſeiner Mutter,

auf

Moſtazem. Hegire 650. n. C. G. 1252.

auf die er ſich in allen Stücken verlaſſen konnte, und das Ungewitter, womit Frankreich von Deutſchland und Engelland her bedrohet ward, nöthigten ihn ſeine Abreiſe in ſeine Länder zu beſchleunigen. Er brach daher im Monat Julius 1254. und im Jahre der Hegire 652. dahin auf, und langte, nachdem er drey Monate auf der See geweſen war, glücklich in Frankreich an.

Moſtazem wird als Calif in Egypten erkennet.

Die in Egypten vorgegangene Veränderung, die in der Erlöſchung der Herrſchaft der Aioubiten, und in der Entſtehung der Herrſchaft der Mamelucken beſtand, hatte in die Umſtände des Califen zu Bagdad gar keinen Einfluß. Azzeddin=Ibeck, der erſte dieſer Sultane, erkennete die Oberherrſchaft des Moſtazem, man fuhr fort ihn in dem öffentlichen Gebete zu ernennen, ſo wie es unter der Regierung von allen Nachkommen des Solaheddin geſchehen war.

Die Mamelucken hätten nicht nöthig gehabt, ſo viele Achtung für den Calif zu bezeugen; denn dieſe Herren waren ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr im Stande, ihre Rechte geltend zu erhalten. Und wenn auch ja die Sache ſonſten noch wohl möglich geweſen wäre, ſo war doch niemand ungeſchickter als Moſtazem ſich bey Auswärtigen in Furcht zu ſetzen. Dieſer wollüſtige Prinz, der ſich einzig und allein den Ergetzungen und der Weichlichkeit überließ, dachte ſelbſt nicht einmal

Moſtazem. Hegire 650 n. C. G. 1252.

mal daran, ſich ſeines Anſehens zur Beylegung der Unruhen zu bedienen, die ſich vor ſeinen Augen hervor thaten.

Die Sunniten und Schüten machen viele Händel in Bagdad.

Alles war damalen zu Bagdad in der gröſten Verwirrung; wozu einige zwiſchen den Sunniten und Schüten zwar ſchon ehemals entſtandene, itzo aber von neuem aufgewärmte Streitigkeiten Gelegenheit gegeben hatten. Die erſten wurden für rechtgläubig gehalten, und auch daher Traditionarii genennet. Die anderen aber ſahe man als Leute an, die Spaltungen und Ketzereyen einführen wollten, und ganz beſondere Meinungen hegten. Wir haben ſchon oben geſehen, wie viel Lerm die Verſchiedenheit der Meinungen über die lächerliche Frage: ob der Alcoran erſchaffen, oder nicht erſchaffen ſey? hervorgebracht hatte. Itzo kam noch wegen des Imamats oder der höchſten geiſtlichen Würde ein neuer Streit hinzu. Die Schüler behaupteten, dieſe Würde käme den göttlichen Geſetzen nach niemand als dem Ali und deſſen Nachkommen zu; die Sunniten hingegen behaupteten das Widerſpiel.

So einen wichtigen Grund hatten die Streitigkeiten, ſo itzt die Stadt Bagdad in Uneinigkeit ſetzten, und das Verderben der Abbaſſiden nebſt dem Untergange des Califats würkten. Moſtazem, der weder genug Entſchlüſſung ſich auf eine von beyden Seiten zu ſchlagen, noch genug Macht und Klugheit beſaß, ſolche eben zu erhalten, oder allen beyden ein Stillſchweigen aufzulegen, ließ ſie ſich zanken, wie ſie nur wollten. Daher geſchahe es, daß ſich die Häupter von beyden Partheyen alles mögliche heraus nahmen, was ſie ihnen nur zuträglich zu ſeyn glaubten. Die Schüten behielten lange die Oberhand, weil Nouiadeddin-al-Cami, der damalige Vezier, ihr Beſchützer war. Dieſer Rückhalt machte ſie ſo verwegen, daß Aboubeker, des Califs älteſter Sohn, der die häufigen von ihnen in der Stadt unternommenen Empörungen ohnmöglich länger ertragen konnte, ſich öffentlich auf die Seite der Sunniten ſchlug, und ihre Feinde mit ſeiner Ungnade bedrohete, wenn ſie fortfahren würden, Unruhe in Bagdad zu machen.

Moſtazem.
Hegire 650
n. C. G.
1252.

Allein die Drohungen dieſes Prinzen hatten nicht die geringſte Würkung. Die Schüten, die ſich einzig und allein auf die Verbindung verlieſſen, worinn ſie mit dem Vezier ſtunden, kehrten ſich im geringſten nicht an die ihnen angedrohete Ungnade des Aboubeker, ſondern fuhren fort, den Sunniten alles Herzeleid anzuthun. Der junge Prinz, den es heftig verdroß, daß man ſich um ſeine Perſon ſo wenig bekümmerte, entſchloß ſich desfals Rache zu nehmen, und endlich damit los zu brechen. Er that es auch auf eine ſolche Art, daß die Meuterey zum Stillſchweigen gebracht wurde, denn er überfiel an einem ge-

Moſtazem. Hegire 650 n. C. G. 1252.

wiſſen Tage die vornehmſten Anhänger der Secte des Ali, riß ſie aus ihren Häuſern heraus, und ließ ſie in ſeiner Gegenwart in die öffentliche Gefängniſſe werffen.

Die Strenge, womit ſeine Befehle ausgeführet wurden, und die Verfaſſung, worein er ſich geſetzt hatte, ſeine Aufführung zu behaupten, jagten den Sunniten ein ſolches Schrekken ein, daß auch nicht einer war, der ſich unterſtanden hätte dagegen zu murren. Der Vezier glaubte, er ſey durch dieſes Verfahren perſönlich beleidiget worden, und gab ſich deswegen groſſe allein vergebliche Mühe, den Calif auf die Seite derer zu lenken, wovon er vorgab, daß ſie ungerechtſamer Weiſe verfolget würden. Der Calif antwortete ihm auf eine Art, womit er im geringſten nicht zufrieden war, er muſte daher ſtille ſitzen, und ſeinen darüber geſchöpften Verdruß in ſich freſſen.

Von dieſer Zeit an, verfiel dieſer treuloſe Miniſter auf die Gedanken, ſich wegen der ihm von dem Aboubeker erwieſenen Verachtung, und wegen des Califen Kaltſinnigkeit aufs grauſamſte zu rächen. Seine Anſchläge waren auf nichts weniger gerichtet, als das ganze Haus der Abbaßiden in den Abgrund zu ſtürzen. Dieſes groſſe Unternehmen glücklich auszuführen ſahe er keinen beſſern Weg, als ſich an die Tartarn zu wenden, welche, da ſie ihre Herrſchaft gerne über die ganze Welt ausbreiten wollten, gewiß nicht böſe werden wür=

würden, wenn man ihnen die Mittel erleichterte, in ihren Eroberungen glücklich zu ſeyn.

Moſtazem. Hegire 650 n. C G. 1252. Mangu-Kan wird Fürſt der Tartarn.

Der über dieſe Völker damals herrſchende Fürſt hieß Mangu-Kan. Er war ein Sohn des Tulikan, des vierten Sohnes von dem Genghiskan, und war ſeines Bruders Sohne, dem Garuk-Kan, in der ſechshundert und acht und vierzigſten Hegire in der Regierung gefolget. Dieſer Fürſt, der die Denkungsart ſeiner Vorfahren beybehielt, und ſich nach dem Geſchmacke ſeiner Unterthanen richtete, führete alle angefangene Kriege fort, und vermehrte die ihm zugefallene reiche Erbſchaft durch die wichtigſten Eroberungen.

Mangu-Kan hatte zween Brüder. Der erſte hieß Coblai, und der andere Holagu. Da ſie alle beyde in dem Kriegeshandwerke eine groſſe Erfahrung beſaſſen, ſo trug er ihnen auf, die Anführung über zwo Armeen, die er in zwo ganz von einander entfernte Gegenden ſchickte, zu übernehmen. Coblai bekam Befehl nach Orient zu gehen, dieſes heiſſet nach der Provinz Kathai, oder nach China; Holagu aber ward nach Occident geſchickt, dieſes heiſſet, nach Perſien, Syrien, Meſopotamien, u. ſ. w.

Hegire 651 n. C G. 1253. Der Vezier will dem Holagu

Dieſer Prinz war es, auf welchen der treuloſe Vezier ſein Augenmerk als auf ein Werkzeug richtete, wodurch er die gegen den Calif und deſſen ganzes Haus hegende grauſame Rache am beſten ausführen könnte. Er hof-

Moſtazem.
Hegire 651
n. C. G.
1253.
Bagdad in
die Hände
ſpielen.

te, daß es ihm hierinn um deſto leichter glücken ſollte, weil ſich einer ſeiner Freunde bey dieſem Generale befand, der dem Moſtazem eben ſo gehäßig war, als er ſelbſt, und der folglich nicht nachlaſſen würde, den tartariſchen Prinzen aufzumuntern, den Krieg in die Gegend von Bagdad zu ſpielen. Dieſer Freund hieß Naſſireddin-al-Thouſi, und war ein ſehr berühmter Sternſeher, der ſich lange an dem Hofe von Bagdad aufgehalten, denſelben aber aus keiner andern Urſache verlaſſen hatte, als weil ihm der Calif in einigen Stücken nicht ſo begegnet war, als er es gewollt hatte.

Er beredet
den Calif,
einen Theil
ſeiner Truppen
abzudanken.

Damit ſich Al-Cami einen deſto beſſern Fortgang ſeines gottloſen Vorhabens verſprechen könnte, ſo ſuchte er Bagdad auf alle Art und Weiſe zu ſchwächen. In dieſer Abſicht beredete er den Calif, einen Theil ſeiner Truppen abzudanken. Wir müſſen hiebey bemerken, daß unter Moſtanſers Regierung deſſen Vezier Naſſer-Eddin, der die vielen Einfälle der Tartarn in die verſchiedenen Gegenden von Orient gern abwenden wollte, ſich bey Zeiten in Verfaſſung geſetzt, und eine anſehnliche Anzahl Truppen auf die Beine gebracht, ſie in den Krieges-Uebungen geläuffiger gemacht, und die allergenaueſte Manneszucht unter ihnen eingeführt hatte.

Al-Cami, der wohl einſahe, daß dieſe Truppen der Ausführung ſeines Vorſatzes im Wege ſtehen würden, ſuchte den Calif zu bereden, ſie ab-

Moſtazem.
Hegire 651
n. C. G.
1253.

zuſchaffen, und führte als einen Bewegungsgrund dazu an, daß die zu ihrer Erhaltung erforderlichen Koſten weit nützlicher angewendet werden könnten. Ferner ſtellete er ihm vor, er habe ſchon bishero keinen groſſen Nutzen von ihnen gehabt, itzo aber wären ſie ganz und gar überflüßig, weil es nicht den allergeringſten Anſchein hätte, daß die benachbarten Prinzen Krieg mit ihm anfangen würden. Es ſey zwar an dem, daß man Urſach gehabt habe, ſich gegen die Tartarn in Verfaſſung zu ſetzen, als dieſe vor einiger Zeit Irak mit einem Einfalle bedrohet hätten; dieſe Furcht aber fiel itzo gänzlich weg, weil er ſichere Nachricht habe, daß dieſe Völker ihre Heere alle zuſammen gegen die nordlichen Provinzen hätten anrücken laſſen, welche ihnen beſſer gefielen, als alle übrige aſiatiſche Gegenden. Dieſe Auslegung von dem, was die Tartarn im Sinne führten, ſchien um deſto wahrſcheinlicher zu ſeyn, weil Holagu in der That anfänglich willens war, nach Norden zu gehen, und Rußland und Polen zu durchſtreiffen. Er würde auch gewiß bey dieſen Gedanken geblieben ſeyn, wenn ihn nicht der Sternſeher Naßireddin, der ihn gerne nach Bagdad haben wollte, durch die Prophezeyung des glücklichſten Fortganges, wenn er ſeine Truppen gegen Mittag führte, davon abgebracht hätte.

Der Calif machte zu Anfang einige Schwierigkeiten, die Anſchläge ſeines Miniſters zu erfüllen.

Moſtazem.
Hegire 651
n. C. G.
1253.

füllen. Man muß aber die Urſache dazu nicht in der Klugheit des Moſtazem ſuchen, und ſich etwan vorſtellen, er habe eingeſehen, daß man ihn hinters Licht führen wolle. Es war nichts weniger, als dieſes, ſondern weil er die Pracht ungemein liebte, ſo war es für ſeine Eitelkeit ſehr ſchmeichelhaft, wenn er wuſte, daß eine nicht geringe Anzahl Officiers und Soldaten unter ſeinen Befehlen ſtünden, und daß dieſe ein Volk in Ehrerbietung gegen ihn erhielten, wovon er verſichert war, daß es ihn nicht liebte. Da ihm aber ſein Vezier ferner vorſtellete, er brauche nur eine gewiſſe Anzahl abzudanken, und die übrigen würden vollkommen hinlänglich ſeyn, ſich ein Anſehen durch ſie zu geben, ſo willigte dieſer Prinz, der über das noch eine groſſe Neigung zum Geitze hatte, ſehr gern in den Vorſchlag ſeines Veziers. Der Calif erſparte würklich ſehr viel Geld durch die Abdankung dieſer Truppen, denn er gab faſt ſiebenzig tauſend Mann den Abſchied, die der Vorgänger des Al-Cami angeworben, und mit deſto gröſſerer Sorgfalt auf einen guten Fuß geſetzt hatte, weil man nach dem Beyfalle der califaliſchen Hoheit in Bagdad faſt nicht mehr wuſte, wie regulirte Soldaten ausſähen.

Hiebey ließ es dieſer treuloſe Miniſter noch nicht bewenden, ſondern machte erſt ſeine Verrätherey recht vollenkommen; indem er die vornehmſten Officiers der abgedankten Truppen, ren, die itzo ohne Beſchäftigung waren, hie und dort herum zerſtreuete. Er trug ihnen in weit von Bagdad entlegenen Oertern allerhand Verrichtungen auf, und erreichte dadurch den Endzweck, daß ſie dem Calif nicht beyſtehen könnten, wenn die zu deſſen Untergange von ihm beſtimmte Zeit da ſeyn würde.

Moſtazem.
Hegire 651
n. C. G.
1253.

Indem dieſe gottloſe Anſchläge zu Bagdad geſchmiedet wurden, machte ſich Holagu viele entlegene Provinzen unterwürffig, und ſetzte alle Länder, wohin er kam, in Furcht und Schrecken. Nachdem er die jenſeits dem Oxus wohnenden Völker unters Joch gebracht hatte, ſo gieng er über dieſen Fluß, und fiel in das perſiſche Irak ein, und hatte den Vorſatz, die Iſmaeliten oder Aſſaßiner, die ſchon ſeit langer Zeit in Gebal, oder dem bergigten Lande wohnten, auszurotten.

Hegire 653
n. C. G.
1255.
Holagu nimmt viele Länder ein.

Von hieraus ſchrieb der tartariſche Feldherr an den Moſtazem, und bat denſelben, ſich mit ihm zu der gänzlichen Ausrottung der gottloſen Secte der Iſmaeliten zu vereinigen, welche alle Fürſten verabſcheuen muſten, weil ſie die hundert Jahre hindurch, die ſie in dem perſiſchen Irak wohnten, aus dem Meuchelmorden ihre einzige Beſchäftigung machten.

Hegire 654
n. C. G.
1256.
Bittet den Calif ſich mit ihm zu vereinigen die Iſmaeliten auszurotten.

Der Calif, der ſich um ſeine eigene Angelegenheiten nicht einmal bekümmerte, hatte noch weniger Luſt, ſich mit den von Holagu gethanen Vorſchlägen abzugeben. Ueberdem rieth ihm der Vezier, der nichts mehr wünſchte,

Moſtazem. Hegire 654 n. C. G. 1256.

te, als ihn mit dem tartariſchen Prinzen in Uneinigkeit zu ſehen, ſtark an, denſelben mit ſeinem Verlangen abzuweiſen, und würkte auch ſo viel aus, daß der Calif dem Tartar eben nicht die höflichſte Antwort gab.

Untergang der Herrſchaft der Iſmaeliten, oder Aſſaßiner.

Im Anfange ſchien Holagu die Weigerung des Califen nicht ſonderlich übel zu nehmen, ſondern dachte auf nichts als ſein Vorhaben gegen die Iſmaeliten zu Stande zu bringen. Er grif ſie auch darauf ſo hitzig an, daß er ihnen in kurzer Zeit viele Oerter weg nahm, ob ihm gleich die meiſten tapfern Wiederſtand thaten. Der damalen in dieſem Lande regierende Fürſt hieß Rokneddin-Khuß-Schad, und war ein Sohn von dem Alaeddin-Mohammed, der fünf und dreyßig Jahre regieret hatte.

Rokneddin war nur erſtlich ein Jahr an der Regierung geweſen, als die Tartarn ſeine Staaten anfielen. Er that zwar alles, was er nur konnte, ſie zurück zu treiben, nachdem er aber viele Oerter verlohren, und zwölf tauſend Mann ſeiner beſten Truppen eingebüßt hatte, ſo ſahe er ſich genöthiget, ſich in das Schloß Maimoun einzuſchlieſſen, welches aber die ihm nachſetzenden Tartarn bey ihrer Ankunſt ſogleich belagerten.

Hegire 655 n. C. G. 1257.

Rokneddin, der, nachdem er ſo viel verlohren hatte, ſich nicht im Stande befand, einer furchtbaren Macht Wiederſtand zu thun, hielt es itzo für das beſte, ſich zu ergeben. Holagu zog alſo im Triumph in das Schloß ein, und der iſmaelitiſche Prinz ward ſein Gefangener. Hierauf ſchickte er denſelben dem ſich damals in Kathai aufhaltenden Mangu-Kan zu, allein er kam nicht zu demſelben. Denn dieſer Kaiſer hatte ſchon von dem erhaltenen Siege ſeiner Truppen, und dem Gefangenen, den man ihm bringen wollte, Nachricht erhalten, weil er aber keine Luſt hatte denſelben zu ſehen, ſo ſchickte er ihm einige Leute entgegen, und gab ihnen Befehl, ihn auf der Stelle nieder zu machen. Dieſer Befehl ward an dem unglücklichen Rokneddin vollſtrecket, als er eben in Tranſeranien angelanget war. Mit ihm gieng die ganze Herrſchaft der Iſmaeliten zu Grunde, die ohngefehr hundert und ſiebenzig Jahre beſtanden hatte.

Meſtazem. Hegire 655 n. C. G. 1257.

Holagu verblieb hierauf noch einige Zeit in dem Lande Gebal, um eine genaue Erkundigung von der Beſchaffenheit deſſelben einzuziehen, und ſeinen Truppen, die der Ruhe ganz ungemein nöthig hatten, Muße zu verſchaffen, [illegible], zu erfriſchen. Während dieſer Zeit ſann er auf neue Kriege, und entſchloß ſich gerades Weges auf Conſtantinopel los zu gehen, und ſolches zu belagern. Der Sternſeher Naßireddin aber, der ihn ſtets begleitete, und dem er dieſes Vorhaben eröfnete, wiederrieth ihm ſolches. Anſtatt deſſen aber führte er ihm zu Gemüthe, daß, da ihm der Calif zu Bagdad ſo ſchimpflich begegnet ſey, als er ihn um Beyſtand gegen die Iſmaeliten angeſprochen habe,

Moſtazem. Hegire 655 n. C. G. 1257.

ſo erfordere es ſeine Ehre, ſich deswegen zu rächen.

Ein von dem Vezier Al-Cami erhaltener Brief beſtärkete den Tartar völlig in dieſen Gedanken. Dieſer Verräther berichtete ihm darinn, daß der gröſte Theil der Truppen abgedanket wäre, und daß es ihm folglich gar nicht ſchwer fallen würde, Bagdad zu erobern, er müſte aber nicht ſäumen, ſondern ſich bald einfinden.

Holagu, ſo ſich zu der Zeit in den Gegenden von Hamadan befand, verließ dieſes Land, und rückte mit ſeiner Armee in das babyloniſche Irak ein, worinnen Bagdad liegt. So bald ſich das Gerücht von ſeiner Ankunft ausbreitete, begaben ſich viele muſelmanniſche Herren in dieſe Stadt, und baten nebſt den Groſſen am Hofe den Calif aufs inſtändigſte, daß er alles nöthige zu einer guten Vertheidigung vorkehren möchte. Dieſer Prinz aber, der niemand als ſeinem Vezier Gehör gab, würdigte ihre Vorſtellungen nicht der geringſten Aufmerkſamkeit. Er machte es vielmehr noch ärger, denn als Holagu an ihn ſchrieb, und ſich darüber beſchwerte, daß er ihm gegen die Iſmaeliten nicht hätte beyſtehen wollen, ſo gab er ihm auf Anrathen ſeines Veziers eine ſo ſtolze Antwort, daß der tartariſche Prinz dadurch erſt recht gegen ihn aufgebracht ward. Er drohete ihm in dieſer Antwort den Zorn GOttes, und ſeine eigene Ungnade an, weil er ſich unterſtanden hätte, in ſeine Länder einzurücken.

Abul-

Moſtazem. Hegire 655 n. C. G. 1257.

Abulfaragius gedenket eines andern Briefes, der von Bagdad aus in das Lager der Tartarn geſchicket ſeyn ſoll. Er war, ſagt derſelbe, an einen muſelmanniſchen von den Tartarn gefangen genommenen Officier geſchrieben, welcher wohl einſahe, daß der Calif wohl im Stande wär, Wiederſtand zu thun, und deswegen ſeine Freunde gebeten hätte, daß ſie erſtlich auf ihre Sicherheit bedacht ſeyn, und zweytens dem Calif anrathen möchten, daß er ſich dem Holagu ergäbe. Aber die Antwort darauf lautete folgender Geſtalt: **Wer iſt denn dieſer Holagu, und was hat er über das Haus der Abbaſſiden zu ſagen? Sie haben die höchſte Gewalt von GOtt bekommen. Wer ſie angreift, kann nicht glücklich ſeyn. Hätte Holagu den Frieden gewollt, ſo würde er nicht in die Staaten des Califen eingefallen ſeyn, und daſelbſt ſo vieles Unheil angerichtet haben. Wenn er verlanget, daß man Frieden mit ihm eingehe, ſo muß er erſt wieder nach Hamadan zurück gehen, wir werden alsdenn unſer möglichſtes bey dem erſten Miniſter thun, daß er ihm bey dem Beherrſcher der Gläubigen das Wort rede; vielleicht hat derſelbe die Gnade, ihm zu verzeihen.**

Hegire 656 n. C. G. 1258.

Holagu, den eine ſo beleidigende Antwort ungemein verdroß, ließ darauf ohne Anſtand ſeine Völker gegen Bagdad anrücken. Er theilete

Moſtazem. Hegire 656 n. C. G. 1258.

ſie in zween Hauſen; der eine muſte den durch die Wüſte zu dieſer Hauptſtadt führenden Weg nehmen, er ſelbſt aber nahm mit dem andern Hauſen einen andern Weg.

Der Vezier fähret fort den Calif zu hintergehen

Die Groſſen des Staats, welche über die itzigen Umſtände mehr Unruhe als der Calif empfanden, hatten nicht ſo bald von den Bewegungen des feindlichen Heeres Nachricht eingezogen, als ſie ſich zu dieſem Prinzen verfügten, ihm vorige Vorſtellungen wiederholten, und ihn erſuchten, die zu der Vertheidigung ſeiner Hauptſtadt nöthigen Befehle zu geben. Allein der Vezier, der itzo den Augenblick heran nahen ſahe, in dem ſeine Verrätherey einen glücklichen Ausgang gewinnen ſollte, fuhr beſtändig fort, dieſen Prinzen in einer falſchen Sicherheit zu beſtärken, und gab ihm dabey den Rath, er ſolle ſich nicht durch das Geſchrey der Zaghaften irre machen laſſen, denn, ſagte er, wenn auch ſelbſt die Tartarn ſchon in Bagdad eingedrungen ſind, ſo ſind doch die Weiber und Kinder allein hinlänglich, ſie von den Dächern ihrer Häuſer mit Steinen zu Tode zu werffen.

Der nachläßige Moſtazem ließ alſo auf das Wort ſeines Veziers alle Furcht ſchwinden; dennoch aber erkieſete er zween der vornehmſten Officiere, um dem Murren des Volks abzuhelfen, und gab ihnen Befehl, Truppen zu ſich zu nehmen, und alles vorzukehren, was ſie zur Vertheidigung der Stadt nöthig erachten würden. Was ſeine eigene Perſon anbelangte, ſo wollte er nicht, daß man ihm ferner beſchwerlich fallen ſollte, ſondern ſchloß ſich mit ſeinen Weibern und Sauf-Freunden in das innerſte des Pallaſtes ein, und brachte daſelbſt ſeine Zeit ſo gelaſſen zu, als wenn alles in der gröſten Ruhe geweſen wäre.

Moſtazem Hegire 656 n. C. G. 1258.

Des Califen Armee wird geſchlagen.

Dieſe von dem Calif ernenneten Generale glaubten ihren Endzweck nicht beſſer erreichen zu können, als wenn ſie ſich der Trennung, ſo Holagu mit ſeinen Truppen vorgenommen hatte, zu Nutze zu machen, und einen Theil derſelben übern Haufen zu werffen ſuchten. Sie giengen deswegen mit ohngefehr zehentauſend Mann ins Feld, und ſuchten die Tartarn auf, welche ſie auch an den Ufern des Dagiail, der ſonſt auch der kleine Tyger genennet wird, antrafen. An dieſem Orte kam es zu einem ſcharfen Treffen; keiner konnte ſich aber des Sieges rühmen, weil die Nacht die Kämpfenden von einander trennete. Die Truppen des Califs erwarteten den folgenden Tag mit groſſer Herzhaftigkeit, um die Schlacht von neuem anzufangen. Da aber die Tartarn gewahr wurden, daß ihre Feinde in gar keiner vortheilhaften Stellung ſtünden, ſo arbeiteten ſie die ganze Nacht, einen von den Armen des Euphrats zuzudammen, und ſetzten das feindliche Lager dadurch dergeſtalt unter Waſſer, daß die meiſten ihrer Soldaten dadurch ums Leben kamen, und daß es ihnen ſehr leicht ward, die übrig gebliebenen niederzuhauen.

Die Zeitung von dieſer Niederlage ward in

Bag-

Moſtazem.
Hegire 656
n. C. G.
1258.
Holagu belagert Bagdad.

Bagdad zu eben der Zeit ruchtbar, als ſich Holagu mit ſeiner Hauptarmee vor dieſer Stadt einfand. Der Calif aber blieb dabey eben ſo gelaſſen, als wenn man ihm die allergleichgültigſte Sache angekündiget hätte. Dieſer durch ſeine Leidenſchaften, und durch das auf ſeinen Vezier geſetzte Vertrauen ganz und gar verblendete Prinz blieb noch wie vor in einer vollkommenen Ruhe, und glaubte, die Stadt würde ſich leicht gegen den Feind vertheidigen können, weil ſie ſtark bevölkert, und von Natur ſehr veſte wäre. Die vorhergehenden Veziere hatten ſich auch würklich alle Mühe gegeben, Bagdad in einen ſolchen Vertheidigungsſtand zu ſetzen, daß eine mäßige Beſatzung die Feinde leicht abhalten konnte. Man ſahe es auch bey dieſer Gelegenheit augenſcheinlich, weil ohngeachtet der gröſte Mangel an Soldaten war, die Bürger dennoch mit der geringen Beſatzung dem Feind zween ganze Monate hindurch genug zu ſchaffen machten.

Da die tartariſche Armee itzo eine Verſtärkung von friſchen Truppen erhielt, ſo war die Belagerung dieſer Stadt unvermeidlich. Dennoch aber geſchahe ihnen ihrer groſſen Anzahl ohngeachtet vieler Abbruch, und es war ſchon an dem, daß ſie die Belagerung wieder aufheben wollten.

Die gewiſſe Hofnung, ſo ſich der tartariſche Feldherr gemacht hatte, Bagdad ohne groſſe Weitläuftigkeit in die Hände zu bekommen, hatte ihn abgehalten, ſeine Soldaten anfänglich im Zaume zu halten. Sie hatten daher bey ihrem Einfalle im Irak alles verwüſtet und verheert, was ihnen vorgekommen war. Man konnte ſich daher nicht den geringſten Staat machen, aus der ganzen Gegend kaum die Lebensmittel, ja ſelbſt nicht einmal grünes Kraut zu bekommen. Gewiß ein verzweifelter Umſtand für eine ganz und gar aus Reuterey beſtehende Armee. Es konnte alſo nicht anders kommen, als daß ſie zuſehens abnehmen, und endlich eine ſolche Hungersnoth ausſtehen muſten, daß ſich Holagu in die erniedrigende Nothwendigkeit verſetzt ſahe, ſich zurück zu ziehen.

Moſtazem. Hegire 656 n. C. G. 1258.

Während der Zeit, daß ſich dieſer Prinz ſeiner Verzweiflung überließ, erhielt er ganz unvermuthet eine troſtreiche Nachricht, die ſeine Hofnung wieder lebendig machte. Man ſtellte ihm einen Brief zu, welcher an einen Pfeil veſt gemacht geweſen, und alſo in das Lager geſchoſſen war. Dieſer Brief war an ihn gerichtet, und enthielt, daß, wenn er nach Bagdad ſchikken, und noch jemand, Namens Ebn-Amram ausbitten laſſen würde, ſo würde er bald ein Mittel finden, ſeinen Truppen zum wenigſten auf einen Monat lang Unterhalt zu ſchaffen.

Amram zeiget dem Holagu ein Korn Magazin an.

Dieſer Amram war weiter nichts, als ein gemeiner Sclave, und hatte dieſes Unternehmen in der Abſicht gewagt, um einen Traum, den er in den vergangenen Jahren gehabt hatte, da:

durch

Moſtazem. Hegire 656 n. C. G. 1258.

durch in Erfüllung zu bringen. Dieſer Sclave gehörte dem Stadthalter von Accoubah einer nicht weit von Bagdad liegenden Stadt zu; und hatte die Beſchäftigung, ſeinem Herrn, wenn er einſchlaffen wollte, die Füſſe zu kratzen. Dieſes iſt ein im Morgenlande ganz gewöhnlicher Gebrauch. Einſtmalen, da er eben in dieſer Verrichtung begriffen war, ſchlief er von ohngeſehr ein, und erwachte nicht eher, als bis ihm ſein Herr einen Stoß mit dem Fuſſe verſetzte. Amram bat denſelben wegen ſeines begangenen Fehlers demüthig um Verzeihung, und erſuchte zugleich um die Erlaubniß, einen unterdeſſen gehabten Traum erzählen zu dürffen: Mir träumete, ſagte er darauf, daß das Haus der Abbaßiden untergieng, und daß ich derjenige war, der anſtatt des Califen in Bagdad zu herrſchen beſtimmet ward.

Der Statthalter achtete, wie man ſich leicht vorſtellen kann, auf den Traum ſeines Sclaven nicht viel; und Amram ſelbſt konnte ſich eine ſo wunderliche Vorſtellung nicht wahrſcheinlich machen. Dennoch aber gefiel es ihm, wenn er daran gedachte, und fand alſo ein Mittel, ſo ihm dies Elend ſeiner itzigen Umſtände erträglicher machte. Im folgenden Jahre aber, als er die Tartarn vor Bagdad ankommen ſahe, wurden dieſe Gedanken auf einmal wieder bey ihm rege. Die Verwüſtungen, ſo dieſe Völker in den Provinzen anrichteten, der ſie ſich bemächtigten, erweckte in ihm die Hofnung,

itzo

Moſtazem. Hegire 656 n. C. G. 1258.

itzo ſein Glück machen zu können. Da er über das verſichert war, daß er es nicht ſchlimmer antreffen könnte, als er es itzo hätte, es möchte auch gehen, wie es nur wollte, ſo glaubte er keine groſſe Gefahr zu lauffen, wenn er ſeinem Herrn entwiſchete, und nach Bagdad gienge. Es freuete ihn ſehr, daß die Tartarn anfänglich über den Calif ſo groſſe Vortheile erhielten; hingegen ward er ungemein betrübt, als ſich das Gerücht in Bagdad ausbreitete, daß der Mangel an Lebensmitteln dieſe Stadt in kurzem von den Tartarn befreyen würde. Dieſes nöthigte ihn zu dem Mittel zu greiffen, wovon ich eben geſagt habe, und wodurch er den Holagu in den Stand ſetzte, die Belagerung fortſetzen zu können.

So bald als dieſer General den Brief des Amram erhalten hatte, ſo ſchickte er den Augenblick in die Stadt, und ließ ſich dieſen Sclaven ausbitten. Da man gar kein Mißtrauen in denſelben ſetzte, und überdem den Abzug der Tartarn alle Augenblicke erwartete, ſo machte man keine Schwierigkeit, das Verlangen des Holagu zu erfüllen.

Amram ward alſo verabfolgt, und zu ihm gebracht, und riß ihn auch würklich aus aller ſeiner Unruhe heraus, denn er entdeckte ihm, daß zu Acoubab in einigen Brunnen ein anſehnlicher Vorrath von Lebensmitteln verborgen läge. Holagu trug ſogleich einigen Officieren, auf die er ſich verlaſſen konnte, auf, mit dieſem Sclaven nach Acoubab zu gehen, um zu unterſuchen, ob es ſich auch alſo verhielte. Man fand, daß er nicht falſch berichtet hatte, denn Amram zeigte ihnen tieffe Brunnen an, worinn eine unglaubliche Menge Korn verborgen lag. Die Tartarn ſahen ſich durch dieſe Entdekkung in den Stand geſetzt, ſich von der groſſen Hungersnoth, die ſie eine Zeitlang hatten ausſtehen müſſen, wieder zu erhohlen. Holagu, der die gröſte Freude

Moſtazem. Hegire 656 n. C. G. 1258.

hierüber empfand, behielt den Amram nicht nur bey ſich, ſondern gab ihm auch die Verſicherung, daß er in kurzem thätliche Merkmale ſeiner Erkenntlichkeit hinzufügen wollte.

Der in dem Lager der Tartarn nunmehro wieder hergeſtellte Ueberfluß belebte ihren Muth von neuem. Man fieng die Angriffe von friſchem an, und ſetzte ſie ſo unermüdet fort, daß es mit der Stadt bald aufs äuſſerſte kam. Dennoch aber thaten die Belagerten noch immer fort den tapferſten Wiederſtand. Unter andern that ſich Aboubecer, des Califen Sohn, ungemein hervor, und trieb die Feinde zu wiederhohlten malen zurück. Da aber dieſer Prinz bey der Vertheidigung des einen Stadt-Thores auf dem Platze blieb, ſo entfiel mit ſeinem Tode den Einwohnern aller Muth; und von dieſer Zeit an wiederſetzte man ſich nur mit ſehr ſchwachen Kräften.

Der Vezier gehet zum Holagu über.

Al-Cami, der nunmehro ſeine Verrätherey auf dem Puncte ſahe, den er gewünſcht hatte, wollte es nicht wagen, länger an einem Orte zu bleiben, der gewiß durch Sturm übergehen würde. Er verließ deswegen Bagdad mit ſeinen zweyen Kindern, und vielen Freunden, und gieng zu dem Holagu in das tartariſche Lager, der ihn auch mit vieler Freundſchaft aufnahm, und ihn in Anſehung des künftigen ſeines Schutzes verſicherte.

Von dem Moſtazem hörte man bey allen dieſen Umſtänden gar nichts. Dieſer durch die Schwelgerey ganz viehiſch gewordene Prinz brachte ſeine Zeit in dem innerſten ſeines Pallaſtes ganz geruhig zu, ohne ſich über das groſſe Unglück Sorge zu machen, das ſeiner Perſon und ſeinem Reiche drohete.

Bagdad wird mit Sturm eingenommen.

Allein dieſer unglückliche Prinz ward für ſeine Sorgloſigkeit und Weichlichkeit hart genug beſtrafet, denn Holagu ließ einen Hauptſturm thun, in welchem die Stadt übergieng. Man bemächtigte ſich des Califen, und

Moſtazem. Hegire 656 n. C. G. 1258.

und führte denſelben vor den Holagu. Dieſer ließ ihn ſo lange in Verwahrung nehmen, bis das Ungluck, womit er Bagdad gedrohet hatte, in Erfüllung gebracht war. Sieben ganze Tage lang ward dieſe Stadt den Soldaten preiß gegeben. Die Tartarn muſten ſelbſt über den ungeheuren Reichthum erſtaunen, den ſie hier antraffen. Nachdem die Plünderung aufgehöret hatte, ſo ernennete Holagu den Amram, daß er in Bagdad, und in dem dazu gehörigen Gebiete befehlen ſollte. Hiedurch ward der Traum erfüllet, den dieſer Sclave in dem vorigen Jahre gehabt hatte.

Holagu bringet den Calif und deſſen Sohn um.

Hierauf ward eine Berathſchlagung wegen des Verhaltens gegen den Moſtazem angeſtellet. Der Entſchluß fiel da hinaus, er ſo wohl, als ſein noch einziger Sohn ſollte ums Leben gebracht werden. Der junge Prinz ward zuerſt erdroſſelt; dem Califen aber ward noch grauſamer und ſchmählicher begegnet. Er ward in einen Filz gewicket, und ſehr feſte darinn zuſammen gewickelt. In dieſem Zuſtande ward er ſo lange auf die grauſamſte Art auf den Gaſſen herum geſchleppet, bis er todt war. Andere ſagen, Moſtazems Sohn ſey auf eben dieſe Art hingerichtet. Es giebt noch andere, die einer andern Todesſtrafe erwähnen, womit Holagu beyde belegt haben ſoll, er ſoll nemlich ſeine ganze Armee über ſie wegreiten, und ſie durch die Füſſe der Pferde haben zerſtampfen laſſen. Noch andere aber ſagen, Moſtazem habe ſich, als er Bagdad der Wuth der Tartarn ausgeſetzt geſehen, Hofnung gemachet den Zorn des Holagu zu beſänftigen, wenn er ihm mit dem Mantel, * und dem Rocke des Propheten entgegen gienge, er habe es auch gethan, es habe ihn aber nichts geholffen. Denn der tartariſche General habe ihm den

---

* Von der Hiſtorie dieſes Mantels iſt im erſten Theile mehr Nachricht zu finden.

Moſtazem. Hegire 656 n. C. G. 1258.

Rock und den Mantel nehmen, ſolche in einem Becken verbrennen, und die Aſche davon in den Tyger werfen laſſen. Er habe dieſes, wie ſie ſagen, nicht aus Verachtung, ſondern vielmehr aus Hochachtung gethan, um dadurch zu verhüten, daß dieſe ſchätzbare Heiligthümer nicht in ungeheiligte Hände fallen möchten. Hierauf habe er den unglücklichen Calif ſo lange durch die Gaſſen ſchleppen laſſen, bis er den Geiſt aufgegeben habe.

Auf ſolche Art kam ein Prinz ums Leben, der ſowohl durch ſeinen lächerlichen Staat, als auch durch ſein wollüſtiges und weichliches Leben eine Schande des Thrones und der Menſchheit geweſen war. Er war nicht nur der letzte von den Abbaßiden, ſondern auch der letzte muſelmanniſche Calif.

Denn einen gewiſſen Ahmed kann man nicht mit unter die Zahl der Califen ſetzen, den die Mamelucken drey Jahre hernach in Egypten unter dem Namen Moſtanzer-Billah zum Calif ernenneten. Sie gaben denſelben vor einen Sohn des Dhaher-ben-Naſſer eines Abbaßiden aus, und verſicherten, er habe ſich glücklich aus Bagdad errettet, als dieſe Stadt von den Tartarn geplündert worden ſey. Bibras, damaliger Sultan der Mamelucken, ſetzte denſelben in Egypten auf den Thron. Er hinterließ daſelbſt Nachkommen, welche die ſogenannte zweyte Herrſchaft der Abbaßiden ſtifteten, wenn man anders einer nach einander folgenden Reihe Prinzen, welche weder Land noch zeitliche Gewalt hatten, ſondern einzig und allein als die oberſten Prieſter angeſehen wurden. den Namen einer Herrſchaft geben kann. Dieſe ſogenannte Herrſchaft beſtand, bis die Regierung der Mamelucken zu Ende gieng, welches im Jahr der Hegire 923. und Chriſti 1517. erfolgte, da Selim, der erſte dieſes Namens, Kaiſer der ottomanniſchen Türken ganz Egypten mit ſeinem Reiche vereinigte.

⁂

Regiſter
der vornehmſten Namen und Sachen.

A.

Abbas wird vom Califate ausgeſchloſſen, 1. ſein Character. ibid. huldiget dem Motaſſem. 2. ſeine Treuloſigkeit gegen denſelben. 16. ſein Tod 17

Abbas-ben-Amrou ſeine Thaten. 170. wird gefangen. 171. ſeine Unterredung mit Abou-Said 172

Abdallah wer? 12. ſein Tod 14

Abdallah-ebn Motaz wird Calif. 200. wird umgebracht 202

Abdallah ebn-Raſchid ſeine Unternehmungen 130

Abdallah-Baridi will Emir werden. 281. wird aufs Haupt geſchlagen 283

Abou-Ahmed ſeine grauſame Schickſale 247

Aboubecer Mohammed ſiehe Ackſchid.

Abou-Giaffar wer? 42. ſein Character. ibid. ſeine Erfindung neuer Todes-Strafen, durch die er ſelbſt das Leben verliehret 43.

Abou-Haſſan-Ali-ben-Abdallah wer? 282. bekömmt den Namen Saif-Aldoulat, 284. ſiehe eben dieſen Namen.

Abou-Jahia ihm wird von Caher eine Summe Geldes abgezwungen 247

Abou-Mohammed-Haſſan wer? 282 bekömmt den Zunamen Naſſer-Aldoulat 284 ſiehe eben dieſen Namen.

Regiſter.

Abou-Mohammed-Obeidah Stiſter der Fatimiten, 226. ſeine Eroberungen 237
Abouſages ſeine Unternehmungen gegen die Karmathen. 219. ſeine Verwegenheit, ibid. geräth ins Verderben 220
Abou-Said wird Anführer der Karmathen. 208. ſeine Thaten und Tod ibid.
Abou-Said-Habah wird General bey der Secte der Karmathen. 170. ſein Geſpräch mit Abbas. 172. wird gefangen. 175. ſein gröbliches Verhalten bey Mothadeb. 176. ſein Tod 177
Abou Thaher wer? 209 giebt ſich für begeiſtert aus. ibid. ſeine Eroberung. ibid. plündert eine Caravane. 210. bietet dem Moctader einen Vergleich an, welcher verworffen wird. 211. ſeine übrigen Thaten und Eroberungen 212
Abutagleb nimmt ſeines Vaters, Naſſer-Aldoulat Staaten in Beſitz 316
Academien werden von Solaheddin erbauet 492
Acre von den Chriſten belagert. 532. die Hülſe derſelben. 533. gehet an die Chriſten über. 542
Achtige was es bedeute? 27
Ackſchid ſeine Eroberungen in Syrien und Egypten. 271 iſt ein liſtiger Kopf. 273. ſeine Kriege mit Naik. ibid. ſein Tod 303
Adherbigian daſelbſt wütet die Peſt ſehr ſtark 173
Adel ſoll ſich an Richards Schweſter vermählen. 544. ſeine Eroberungen 569
Adadeldoulat ſein Krieg mit Azzeddulat. 328. wird Emir. 330. ſein Character. 331. ſeine lobenswürdige Thaten. 332. bekommt neue Vorzüge vom Calif. 333. ſein Tod. 335. ſeine Lobeserhebungen. ibid. ſein Nachlaß wird unter ſeine Kinder vertheilet. 337
Adbed-Nedinillah ſein Krieg mit ſeinem Vezier 485
Aſſchin ſeine Schickſale ſeiner Jugend. 7. wird General

ral bey den Truppen des Califs. ibid. ſeine Heldenthaten. 8. verſchwört ſich gegen Motaſſem. 17. ſein Tod. 18. ſeine Religion. ibid.

Ahmed-ben-Iſmael wer? 103. ſeine Thaten ibid.

Ahmed-ebn-Mohammed ein groſſer Gelehrter in Arabien 183

Ahmed al-Korai wer? 31 will Calif werden ibid.

Ahmet-ebn-Tholon ſeine Eroberungen. 130. ſchicket Motamed Hülfsvölker. 132. hält eine Verſammlung von den Groſſen aus Syrien und Egypten. 134. wie er gegen ſeinen Canzler verfahren? 135. ſein Tod. 138. ſein Lob. 139. ſein groſſer Staat. 140. ſein Urſprung 141

Ahmet-ebn-Iſhak wird Calif 343

Aiaz wer? 434. ſchickt Barkiarok Hülfsvölker ibid.

Aioubiten ihr Oberhaupt wer? 553. verſchiedene Empörungen unter ihnen. 611. Ende ihrer Herrſchaft 650

Alaeddin wird zum Calif erkläret. 578. warum er an den Pabſt geſchrieben? 620. ſtirbt 622

Al Cami ſeine Treuloſigkeit. 659. fähret darinn fort. 668

Al-Emir-Scherif ſiehe Saad-Aldoulat.

Aleppo wird von Ahmet belagert. 132. von den Griechen belagert. 307. ingleichen von Solaheddin 509

Alcendi ein groſſer arabiſcher Gelehrter 140

Al-das el-Allah was es bedeute? 92

Alexius-Ducas ſetzt ſich auf den Thron zu Conſtantinopel 624

Ali die Wallfahrten zu ſeinem Grabe verbietet Motavakel. 45. ob er Motavakel im Traume erſchienen? 46

Aliden erwählen einen Califen aus ihrem Stamme 90

Ali-ben Balik richtet gegen Caher eine Verſchwörung an. 243. kommt ums Leben 245

Alp-Arslan wird Emir. 389. bekömmt den Titel Aobadeddin. ibid. was es bedeute. ibid. gehet den Griechen zu Leibe. 390. ſchlägt ſie, und nimmt ihren Kaiſer gefangen. 391. begegnet ihm großmüthig. 392. erzeigt ihm Ehre. 393. beſtimmet ſeinen Nachfolger. 394. ſein Zug nach Turqueſtan. 395. ſein Tod. 396

Amadeddulat was es anzeige? 294. ſein Tod 308

Amir-al-Millat was es bedeute? 364

Amorium Geburts-Stadt des griechiſchen Kaiſers wird verbrannt 21

Amrou-ebn-Leiz was er ſey? 129. ſeine Thaten. 185 ſein Tod 188

Antiochia ein groſſes Erdbeben daſelbſt. 59. wird belagert 132

Araber ein Gebrauch bey denſelben. 5. müſſen vieles ausſtehen von Erdbeben 58

Armenien daſelbſt eine Rebellion. 47. die Rebellen werden geſchlagen 48

Arnaud von Chatillon ſeine Plünderungen. 514. wird gefangen. 520. ſein Geſpräch mit Solaheddin und Tod 522

Atabeck was es bedeute? 449. ihre vierfache Herrſchaft ibid.

Avicenna ein berühmter Gelehrter in Arabien. 399. ſeine Schriften. 400. ſeine Lebensart 401

Azzeddulat wird Emir-al Omara. 316. wird von den Türken geſchlagen. 326. hat Krieg mit Adadeldulat. 328. ſein Tod 330. beſaß eine auſſerordentliche Stärke des Leibes ibid.

B.

Babeck wer? 6. ſein Character. ibid. ſtiftet Aufruhr an.

an. ibid. hat einen groſſen Anhang. 7. wird geſchlagen 9. ergreift die Flucht. 11. ſein Undank gegen Sahal. 13. wird dem Feind übergeben. 14. ſein Tod ibid.

Bachtiſhua wer er ſey? 70. ſeine groſſen Verdienſte. ibid. ſtehet bey Motavakel in groſſen Gnaden. ibid. kommt in Ungnade 71. ſein Tod 72

Badir demſelben eröfnet Caſſem ſeine Anſchläge wegen der Crone. 189. ſeine unglückliche Begebenheiten. 191

Bagded oder Bagdad deren Einwohner werden Motaſſem als böſe Leute beſchrieben. 3. darinn entſtehet ein groſſes Erdbeben. 58. wird belagert. 99. wird abermals belagert und erobert. 454. einige Bürger derſelben genieſſen die Freygebigkeit des Moſtanſer. 602

Bagher bekömmt ein reiches Geſchenke von Motavakel, und gelanget zu groſſen Ehren. 62. ermordet ſeinen Gönner. 65 rebelliret wieder Moſtain. 93. wird gefangen genommen ibid.

Baha-Alvoulat wird Emir. 341. ſetzet Thai vom Throne ab. 342. nimmt ſeinen Brüdern ihr Land weg. 347. ſtirbt an einem Schlage. 349

Bakthiar was es bedeute? 316. ſiehe Azzeddulat.

Bankial wer? 116. wird in Verwahrung genommen. ibid. und ihm ſein Kopf abgeſchlagen 117

Barbar einer tödtet Moctader. 224. ſein gleiches Schickſal ibid.

Barkiarok wird Sultan. 420. wird gefangen. 423. kommt los, und trift einen Vergleich mit der Sultanin. ibid. muß wegen ſeiner väterlichen Erbſchaft Krieg führen. 426. wird gefangen. 427. wird los. 428. ſein Tod 438.

Baridi was es bedeute? 281

Baridienſer ihr Urſprung 281

Basrah wird mit Sturm erobert. 209

Baſſa-Siri ſein Krieg mit dem Vezier des Califen. 376 vereiniget ſich mit den Fatimiten. 377. ſeine Eroberungen. 382. ſetzet Caiem vom Throne ab. 384. ſein Tod 386
Batineer einer tödtet Nezam mit einem Meſſer. 417. wer ſie von Profeſſion geweſen? ibid. ob ſie ihren Fürſten gehorſam geweſen? ibid.
Bauer gegen denſelben bezeuget ſich Motaſſem ſehr leutſelig, und bekömmt ein reiches Geſchenk 27
Bedienter einer kann Motavakel in ſeiner grimmigen Wuth beſänftigen 57
Beemrillah was es heiſſe? 277
Beiram was es bey den Arabern bedeute? 602
Beredtſamkeit, darinn ſoll Rhadi eine groſſe Stärke gehabt haben 275
Betler iſt Caher einer worden aus einem Calif 251
Bibliotheck wird von Naſſer-Nedinillah aufgerichtet. 555
Billah was es bedeute? 1
Bockart wer er ſey? 47. Motavakels Anſchlag gegen ihn ibid.
Bouiden oder Buiden Urſprung ihrer Herrſchaft. 252. ſchicken Moſtakſi Hülfsvölker. 292. Untergang ihrer Herrſchaft 381
Buga der ältere wer? 48. ſeine Unternehmungen. ib. erfindet eine Kriegesliſt. 49. verläßt den Hof. 106. ſein Tod 107
Buiah ſein Traum. 253. wird ausgedeutet 254

C.

Cabadey wird belagert. 10. und erobert 11
Cader Billah wie er Calif geworden ſey? 344. ſein merkwürdiger Traum davon. 345. vermählet ſich mit ſeines Emirs Tochter. 347. giebt ein Manifeſt gegen die Fatimiten aus. 352. beſtimmet ſeinen Nachfolger. 354. ſein Tod ibid.
Caſor folgt Ackſchid in der Regierung. 303. ſein Tod iſt

Urſache vieler Veränderungen. 318. iſt auch unter dem Namen Al-Akſchidi bekannt. 319. ſein Lob. 320

Caher-Billah gelanget wieder ſein Vermuthen zur Crone. 215. wird abgeſetzt. 216. kommt ins Geſängniß. 223. wird wieder Calif. 238. ſein Character. ibid. ſeine Grauſamkeit. 239. man will ihn vom Throne abſetzen. 241. entdecket die Verſchwörung, und kommt ihr zuvor 242. verfähret mit Abu Ahmed grauſam. 247 zwingt Jahia eine Summe Geldes ab, ibid die Verſchwörung bricht gegen ihn aus, und wird gefangen genommen. 250. hat unter den Thoren der Moſchee gebettelt 251

Cahera die Stadt wird gebauet 322

Cahiba wer ſie war? 111. ihr Character. ibid. ihr groſſer Reichthum ibid.

Caiem-Bemrillah wird Calif. 373. ſein Character. ib. wird vom Throne abgeſetzet. 384. wird wieder auf den Thron geſetzet. 386. ſein Tod 398. unter ſeiner Regierung thaten ſich viele Gelehrten hervor 399

Calender perſiſcher wird verbeſſert 404

Calif ob zwey zugleich auf dem Throne geweſen? 98. ihr Anſehen fängt unter der Regierung des Rhadi an zu ſinken. 268. der Name des Califen von Bagdad wurde ganz abgeſchaffet, dagegen kam der Name des fatimitiſchen Califs auf. 323. ihre zeitliche Gewalt höret auf 350

Caravane wird ausgeplündert. 210. zwey gerathen in Zwiſtigkeiten 529.

Caſſem ſeine Anſchläge wegen der Crone 189. gehen nicht fort. 192

Catboul Reſidenzſtadt des Motaſſem. 3. verändert deren Namen ibid.

Chef der Türken richtet gegen Motavakel eine Verſchwörung an 64

Choerois wer er ſey? 84

Chri-

Chriſten gegen dieſelben macht Motavakel niederträchtige Verordnungen. 51. ihre Kreutzzüge gegen die Muſelmannen. 460. belagern Acre 532. bekommen Hülfsvölker. 534. unternehmen einen neuen Kreutzug. 614. ſind mit dem Vergleiche Friederichs II. nicht zufrieden. 618. büſſen auf dem Kreutzzuge ein. 635. verlaſſen Jeruſalem 641

Collegium Schafei was es ſey? 493. ein vortrefliches wird von Moſtanſer errichtet 600

Conſtantinopel lateiniſcher Kaiſer daſelbſt wer? 624

Couſſah wird entſetzlich verwüſtet 212

Couſſiquen was es bedeute? 266

D.

Damas ſoll die Reſidenzſtadt des Motavakels werden. 60. die Anſtalten darzu. ibid. wird wieder aufgeſchoben ibid.

Damietta wird von den Griechen ausgeplündert. 50. die Begebenheit mit den Einwohnern derſelben. ibid. von den Chriſten belagert und erobert. 612. von dem Sultan in Egypten erobert 614

Dhaber-Billah wird Calif. 598. ſeine gefährliche Krankheit machte ein ſchnelles Ende ſeiner Regierung. ibid. ſein Lob 599

Dobais-ebn-Sadekah ſtillet einen Aufruhr gegen Moſtarched. 443. nimmt an einem Aufruhr gegen ihn Theil 444

E.

Eifer für die Religion hatte Moktaphi 199

Eigenſinn ein beſonderer Character des Motavakel 52

El-macin ſein Traum. 19. die Erfüllung deſſelben ibid.

Emir-al-Omara was es anzeige? 261

Erdbeben groſſe ereignen ſich in Menge unter der Regierung Motavakels 58

Eutichius wer? 276. ſeine Aufführung ibid.
Ezeddin ſein Bezeugen gegen Amadeddin 508

F.

Fatah wer er ſey? 61. ſein Geſpräch mit Motavakel. ibid. ſein grauſamer Tod 67
Fatimiten der Urſprung ihrer Herrſchaft. 236. nehmen Egypten weg. 320. wer der erſte fatimitiſche Calif ſey? 322. die Ordnung, wie die fatimitiſchen Califen auf einander gefolget. 355. wie ſie ferner auf einander gefolget? 479. richten in Cairo eine Empörung an 531
Fluch gegen die Ommiaden 317
Franzoſen wer ſie seyn? 526
Freygebigkeit ein Character des Moſtanſer 601
Friedens-Vorſchläge zwiſchen König Richard und dem Sultan Solaheddin 544
Friederich der römiſche Kaiſer kommt den Chriſten vor Acre zu Hülfe. 534. ſtirbt aber auf der Reiſe im Bad 535
Friedrich II. der deutſche Kaiſer marſchiret mit ſeinen Völkern nach Orient. 614. ſchlieſſet einen Vertrag mit dem Sultan. 616. nimmt Jeruſalem in Beſitz. 618

G.

Gauriden ihrer Macht Anfang. 573. werden geſchlagen 574
Gazneviden ihre Herrſchaft in Khoraſſan 357
Gelaſſenheit ein beſonderer Character des Mothaded 178
Gelehrten ein beſonderer Freund und Gönner zu ihnen war Adadeldoulat 331. desgleichen Mohammed. 475. zeigen ſich viele groſſe unter Moſtanſers Regierung 630
Geiſch ſetzet ſich auf den Thron in Egypten. 159. wird getödtet 160
Geladeddin was es bedeute? 308

Gelaleddin bringt das Reich ſeines Vaters in Ordnung. 590. wird von ſeinen Völkern verlaſſen, und nimmt die Flucht. 591. entgehet ſeinem Feinde auf eine verwegene Art. 592. bekömmt ſein Land wieder 593

Genghiskan ſeine ganze Lebensbeſchreibung. 582. Urſache ſeines Krieges mit Mohammed. 584. ſein Tod . 604

Geſandten die Griechiſchen werden von Moctader herrlich empfangen 205

Geſetze der Gaſtfreyheit was ſie denen Arabern verbieten? 521

Giaffar wird von Motamed zum Thronfolger erkläret. 126. wird aber davon gänzlich ausgeſchloſſen 146

Ginne was es bey den Arabern bedeute? 162

Gott welcher Calif für einen gehalten werden wollte? 356

Grauſamkeit ein beſonderer Character des Motavakel 52

Griechen thun einen Einfall. 15. werden geſchlagen. ib. ihre Streifereyen. 18. ihre Grauſamkeiten. ibid. plündern Damietta aus. 50. werden geſchlagen 63. erhalten viele Vortheile über die Muſelmannen. 130. thun einen Einfall. 174 fallen bey den Türken ein. 194. erhalten viele Vortheile. 306. thun einen Einfall. 389. werden geſchlagen 391

Guido von Luſignan die Mittel, wodurch er ſich auf den Thron von Jeruſalem geſchwungen. 516. wird gefangen. 520. bekommt Pardon 522

H.

Hafed wer er ſey? 31. was dieſer Name bedeute? ib.

Hagiar wird zur Hauptſtadt der Karmathen gemacht. 208

Hamadan rebelliret. 154 begiebt ſich auf die Flucht. 156. kriegt von Mothaded Pardon 157

Hamadaniten vertheidigen den Caliſ Motaki. 282. ſuchen den Caliſen ihr voriges Anſehen wieder zu geben. 301
Hamaroviah wer er geweſen? 154. ſein Einzug bey Mothaded, ibid. wird umgebracht. 158. warum? ib. ſein Sohn läßt ſich zum Sultan ausrufen 159
Haroun erhält die Belehnung vom Throne, muß aber Tribut geben 160
Haſſan-ben-Reſid wird von den Aliden zum Caliſ erwählet 92
Holagu ſeine Anſchläge mit dem Vezier. 660. ſeine Eroberungen. 663. Unterhandlung mit Moſtazem. ibid. belagert Bagdad. 670. ihm wird ein Korn-Magazin angezeiget 671
Horremi oder Herremdin was es bedeute? 6
Hoſſain wer? 192. bringt den Vezier um, und ſetzet ſich wieder an ſeine Stelle. 200. macht Abdallah zum Caliſ. ibid. erreget in Meſopotamien eine Rebellion. 203. wird von ſeinen Völkern verlaſſen. 204
Hoſſain-Hallages ſeine wunderbare Geſchichte 230
Hoſpitäler werden von Adadeldoulat auſerbauet 331
Houſſain wer? 46. ſein Grabmahl wird von Motavakel verwüſtet. ibid. vorgegebene Wunderwerke bey ſeinem Grabe ibid.

J.

Jacoub-ebn-Leiz ſeine Unternehmungen. 125. rebelliret gegen Motamed. 127. wird aufs Haupt geſchlagen. 128. ſein Tod 129
Jahia-ben-Omar wird von den Aliden zum Caliſ erwählet. 90. Moſtain rücket mit ſeinen Türken gegen ihn an. 91. wird geſchlagen. ibid. ſtirbt auf dem Kampfplatze 92
Jakem nöthiget Rhadi, daß er ihn zum Emir ernen-

nen

nen muß. 267. macht ſich unabhängig. 269. ſeine Herkunft. ibid. wird ermordet. 278. ſein Eigenſinn ibid.

Jemin=Aldulat was es bedeute? 364

Jeruſalem von Solaheddin belagert. 523. und erobert 526

Ilkan, König von Turqueſtan erobert Khoraſſan. 362. muß es wieder verlaſſen. 363

Jobiten wer ihr Oberhaupt von ihrer Herrſchaft ſey? 553

Joſeph=ebn=Mohammed wer er geweſen? 47. ſeine Thaten. ibid. es entſtehet eine Verſchwörung gegen ihn. 48. ſein Tod ibid.

Iſaac=Angelus ob er wieder auf den Thron zu Conſtantinopel geſetzt worden? 623. ſein Tod 624

Iſmaeliten ihre Herrſchaft. 658. Untergang derſelben 664

Juden niederträchtige Verordnungen des Motavakels gegen ſie 51

K.

Karmath wer er ſey? 165. was er gelehret, und wie er gelebet? ibid. ſein Anhang. 167. wird gefangen genommen. 168. kommt aus dem Gefängniß ibid.

Karmathen dieſer Secte Anfang. 165. thun groſſe Streifereyen in Arabien. 170. man gehet ihnen zu Leib. ibid. ſetzen ihre Streifereyen fort. 174. werden geſchlagen. 175. abermals 192. fangen von neuem an. ibid. werden gänzlich geſchlagen 193. kommen wieder in Arabien. 195. plündern eine Caravane, und werden geſchlagen. 198. ihre übrigen Feindſeligkeiten 198

Ketrolnada wer ſie ſey? 154. wird Mothadeds Gemahlin 155

Khoraſſan daſelbſt groſſe Erdbeben 58
Khouarezmier ihr Streit mit den Tartarn. 587. Untergang ihrer Herrſchaft. 607. ihr grauſames Verfahren mit den Chriſten 642
Kimer ſeine Rebellion 499. wird vertrieben 501
Kizil-Arslan rebelliret. 557 wirft ſich zum Sultan auf, und wird umgebracht 560
Koſien-ebn-Luca ein berühmter Gelehrter in Arabien. 149 ihm wurde nach ſeinem Tode Königliche Ehre erwieſen ibid.
Koutlouk ſeine Verſchwörung gegen den Ibegruk. 561. wiegelt den König von Khouareſm darzu auf. 562. wird aufs Haupt geſchlagen 563
Kreutzzüge was ſie ſind? 459 fallen ſchlecht aus 464. die Gelegenheit zu dem dritten 535. neuer Kreutzzug 635

L.

Laodicäa ein groſſes Erdbeben daſelbſt 58
Lemrillah was es bedeute? 277
Lillah was es anzeige? 277
Lili bey Erbauung des Motaſſems Pallaſtes 5
Löwe ein Mittel ſeinen Freunden einen Schrecken einzujagen. 52. des Hamareviah Nachthüter 159
Ludewig König von Frankreich gehet den Kreutzügern zu Hülfe. 644. ſeine Armee wird geſchlagen, und er ſelbſt gefangen. 647 macht einen Waffenſtillſtand mit dem Sultan 649. ſeine weitere Beſchäftigungen. 653. reiſet nach Frankreich zurück 655

M.

Magus ſeine Unterredung mit Methabed 180
Mahadi was es heiſſe? 304
Mahmoud ſeine Thaten. 362. bekommt von Cader die

Zunamen Jemin-Addoulat, und Amin-al-Millat. 364. ſeine Eroberungen. ibid. ſein Tod 365
Malek-al-Cand ſeine Eroberung 614
Malek-al-Rahim vertreibet ſeinen Bruder Manſer aus Perſien. 376. wird gefangen genommen. 381
Malek-Schach wird Emir. 397. iſt bey dem Califen Meſtadi ſehr beliebt. 404. verbeſſert den perſiſchen Calender. ibid. ſeine Eroberungen. 405. wird gekrönet als Sultan. 409. kommt in Gefahr. 410. wird befreyet. 413. ſchlägt die Griechen. 414. ſein Tod. 420. ſeine Gemahlin erreget Unruhen wegen der Thronfolge 421. ſein Nachlaß wird ausgetheilet 437
Mecca was darinn geſchehen? 58. wird ausgeplündert 218
Manſourah wer ihr Erbauer ſey? 646
Mamelucken Anfang ihrer Herrſchaft 651
Meſopotamien darinn geſchiehet von den Türken und Arabern ein heftiger Einfall 155
Michel wer er ſey? 22. ſein Beynamen zeigt ſeinen ganzen Character an ibid.
Miliz die türkiſche iſt Urſache, daß Motawakel Calif wird. 40. macht Montaſſer zum Califen. 73. ob ſie in vielem Anſehen geſtanden? 74. die Wege, wodurch ſie ihr Anſehen zu behaupten geſucht. 75. ihre übrige Gewaltthätigkeiten 78
Moclab ſeine betrübte Schickſale. 240. gedenket Caher zu tödten. 249 wird wieder Vezier. 260. wird von dem Calif vor den Kopf geſtoſſen. 261. ſeine Streiche, die er dem Raik ſpielen wollte, werden entdecket. 263. wird dafür geſtraft 264
Moctader-ebn-Motbaded wird Calif. 190. ſeine groſſe Jugend eine Urſache vieler Unruhen im Reiche. ibid. ergreift die Flucht zum Munas. 201. kommt wieder zur Regierung. 202. empfängt die griechiſche Geſandtſchaft prächtig. 205. wird durch

Mu-

Regiſter.

Munas vom Throne gehoben. 215. kommt abermals zum Throne 216. läßt Taher beym Kopf nehmen 222. wird umgebracht. 224. von ſeinem Tode ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig 225

Moeueddulat was es anzeige? 294. wird Emir 295. ſeine Gewaltthätigkeiten. 297. ſein Lob. 311. führet Krieg mit Naſſer Addoulat. 312. ſein Tod 316

Moez-Ledinillah wer? 320. wird Calif in Egypten. 321. bauet die Stadt Cahera. 322. ſein Tod 344

Mohammed ſchlägt die Gauriden 574. ſeine Eroberungen. ibid. die Urſache ſeines Haſſes gegen den Calif. 577. ſetzet Naſſer vom Throne ab, und dagegen Alaeddin ein. 580. Verluſt ſeiner Armee. ibid. ſeine Flucht. 588. ſein Tod 589

Mohammed wer er ſey. 97. ſeine Unternehmung. ib. wird Moſtain abtrünnig, und gehet zu Motaz über. 99. wird in ſeiner Statthalterſchaft beſtätiget 102

Mohammed der Selgiukide wird Sultan. 439. wird vom Moſtader belehnt. 440. ſeine Eroberungen. ib. ſein Tod 441

Moktaphi-Billah wird Calif 189. ſeine groſſe Unruhen. 193. ſein Tod. 199. ſein Character ibid.

Moktaphi-Leamrillah wird Calif. 457. macht ſich in Bagdad wieder zum Herrn. 467. ſchickt dem Selimann Hülfsvölker 472. ſein Tod. 478. woraus er ſich habe einen Sarg machen laſſen? 479

Moktadi-Billah wird Calif. 483. von ihm hat man wenig merkwürdige Thaten. 484. ſeine Beſchäftigungen. 498. ſein Tod 501

Monat welches die arabiſchen ſind? 510

Montaſſer-Billah wer? 64. ſeine Verſchwörung gegen ſeinen Vater. ibid. wird ein Vatermörder 68. wird Calif. 73. hat groſſe Unruhen in ſeinem Gewiſſen wegen ſeines Vatermordes. 80. ſein Traum. 82.

82. ſeine Krankheit und Tod. 84. ſein Bild. 85. ſeine großmüthige That ibid.
Moarbader was es bedeute? 64
Moktader Billah wird Calif. 425. wie er ſich gegen den Emir verhalten? ibid. iſt ein groſſer Liebhaber der Gelehrten. 426. ſein Tod 441
Moktadi Bemrillah wird Calif 402. ſchaffet einige Mißbräuche ab. ibid. iſt ein groſſer Liebhaber der Gelehrten. 404. ſeine Vermählung. 415. wird von ſeiner Gemahlin getrennet. ibid. ſein Tod 423
Moktafi Billah wird Calif. 289. lebt ſehr eingeſchränkt 290. weichet aus Bagdad. 292. kommt wieder zurück. ibid. macht Moezeddulat zum Emir. 295. wird vom Throne abgeſetzet. 297. ſein Tod 298
Moſtain-Billah wird Calif. 89. und wieder abgeſetzt. 98 und von ſeinen Anhängern verlaſſen. 99. legt das Califat nieder 100. ſein Tod ibid.
Moſtanged wird Calif. 480. entdecket eine Verſchwörung. ibid. ſeine ſtille Regierung. 481. ſeine groſſe Klugheit. 483. ſein Tod ibid.
Moſtanſer wird Calif. 600. ſeine löbliche Unternehmungen. ibid. ſeine Freygebigkeit. 601. ſtirbt. 628. ſein Bild ibid.
Moſtarched-Billah wird Calif. 442. unterdrücket einen Aufruhr. 444 ſetzt ſich in gröſſer Anſehen, als ſeine Vorgänger. 445. nimmt dem Maſſoud das Sultanat 446. muß ihm ſolches wieder geben. 447. ſein Tod 448
Moſtazem wird Calif. 631. ſein Character. ibid. bemühet ſich auf eine curieuſe Art ſich ein Anſehen zu geben. 632. ſein Vezier bringt ihm Anſehen bey. 634. wird in Egypten als Calif erkannt. 655. ſeine Armee wird geſchlagen 669
Motaki-Billah wird Calif. 277. ſeine Freude über

den Tod des Jakem. 280. ſuchet bey den Hamadaniten Schutz. 282. erwählet Tozun zum Emir. 284. hat vielen Verdruß von ihm. ibid. ſein niederträchtiges Verfahren gegen denſelben. 286. muß das Califat niederlegen. 288. ſein Tod 289

Motamed-Billah wer? 69. wird auf den Thron erhoben. 119. ſein Character. 120. verläßt Samarath und ziehet mit groſſem Pracht in Bagdad ein. 126. beſtimmt die Regierungsfolge. 127. flehet Ahmet um Hülfe an. 132. vergleicht ſich mit Monaffer. 142. muß Methaded zu ſeinem Thronfolger erklären. 146. ſein Tod 147

Motaſſem wird Calif. 1. hat Unruhen im Reiche. 2. nimmt ſeinen Sitz in Bagdad. 3. ſpricht über Babeck das Todesurtheil. 14. man verſchwört ſich gegen ihn. 16. ſtraft die Schuldigen. 17. wird von den Griechen angefallen. 18. ſchlägt ſie. ibid. ſeine Eroberungen. 20. Probe ſeiner vortreflichen Kriegszucht. ibid. wird im Kopf verrückt. 23. ſein Tod. 24. ſeine auſſerordentliche Stärke. ib. ſeine Religion. ib. ſein Character 26

Motaz-ebn-Motavakel wird vom Throne ausgeſchloſſen. 89. wird Calif. 98. ihm werden vortheilhafte Vorſchläge gethan, und gehet ſie auch ein. 100. beſtätiget Mohammed in ſeiner Statthalterſchaft. 102. will die Türken abdanken. 103. läßt ſeinen Bruder, Mouviad, auf eine erbärmliche Weiſe tödten. 104. hat viele Unruhen von den Türken. 107. wird getödtet. 110. ſeine Lebensart 111

Motazaliten dieſer Secte Glaubens-Bekänntniß 29

Motavakel-Billah wird Calif. 41. ſein Character ibid. läßt ſeinen Vezier hinrichten. 43. beſtimmt ſeine Thronfolger. 45. ſeine Verordnungen gegen die Chriſten und Juden. 51. Beyſpiele von ſeiner

Grauſamkeit. 52. ſeine Aufführung gegen ſeinen Sohn. 53. es wird ihm Argwohn wegen einer Verſchwörung beygebracht. 54. kommt ihr zuvor. 55. wie man ſeine Regierung genannt? 58. ſeine Unterredung mit ſeinem Vezier. 61. Krieg mit den Griechen. 63. wird von ſeinem eigenen Sohn ermordet 66

Mothaded = ebn = Mouaffec wird Calif. 150. iſt bey dem Volke ſehr beliebt. ibid. iſt den Aliden günſtig. 151. läßt den Moavias nicht verfluchen. 152. nimmt die Geſandtſchaft des Sultans von Egypten wohl auf. 154. zerſtreuet einen aufrühreriſchen Haufen von Türken und Arabern. 155. ſeine Eroberungen. 156. vermählet ſich mit Ketrolnada, und ſtellt dabey groſſe Feyerlichkeiten an. 157. wird durch einen Traum beunruhiget. 161. hat Krieg mit den Karmathen. 170. wird geſchlagen. 171. ſein Tod. 177. ſein Bild 178

Mothadi = Billah wird Calif. 114. nimmt der Cabidah ihre Reichthümer. ibid. ob er groſſen Staat gemacht? 116. will die türkiſche Münz reformiren. ibid. ſie rebelliren gegen ihn. ibid. ſein Tod. 118. ſein Lob 119

Mothi = Billah wer? 298. wird Calif. ib. legt das Califat nieder 324

Mouaffec wer er ſey? 69. ſeine Thaten und Eroberungen. 98. ſchlägt den Rebellen Jacoub. 128. liegt am Podagra. 142. vergleicht ſich mit Motamed. ib. ſein Character. 143. ſeine Erfindung in ſeiner Krankheit. ibid. ſeine Leutſeligkeit. 144. ſein Tod verurſachet dem Reiche viele Schmerzen 145.

Mowiad wer er ſey? 430. erreget einen Aufruhr gegen Barkiarok. ib. wird gefangen. 435. ſein Tod 436

Mowiad wer er ſey? 69. wird von ſeinem Bruder Motaz erbärmlich hingerichtet 104

Manas ſeine Unternehmungen gegen Hoſſain. 204.
ſetzet Mectader vom Throne ab. 215. wird beym
Kopf genommen
Muſelmannen ſiehe Türken. 246

N.

Naſſer was es bedeute?
Naſſer-Aldoulat was es anzeige? 284. greift zu den 571
Waffen. 301. ſein Land wird erobert. 312. machet
Friede 313. ſeine Krankheit 316. ſein Tod 349
Naſſer-Ledinillah was es bedeute?
Naſſer-Ledinillah wird Calif. 502. ſein Bezeugen ge- 138
gen Solabeddin. 503. geräth mit ihm in einen
Streit. 529. bleibt bey den Handeln ſeines Sultans
ganz indifferent. 554. führet verſchiedene Gebäude
auf. 555. ſtillet eine Empörung. ib. wird von Aſ-
dhal um Hülfe gebeten. 570. wird des Thrones
entſetzet. 578. will ſich mit Mohammed in Unterhand-
lungen einlaſſen. 580. eine von ſeinen Gemahlinnen
bemächtiget ſich der Regierung. 594. ſein Tod. 597.
ſein Leib
Narr hof des Metavakels bleibt auf eine liſtige Art am ibid.
Leben
Negez wer er ſey? 313. rebelliret wider Saif-Aldou- 67
lat. 314. ſeine Truppen werden zerſtreuet. 314. ſein
Tod
Nezam-el-Mulk ſeine Geſchicklichkeit. 406. richtet ibid.
zu Bagdad vortrefliche Collegia auf. 407. durch
ſeine Klugheit wird Malek aus der groſſen Gefahr
geriſſen. 410. fällt in Ungnade. 416. ſein Tod. 417.
ſeine Schutzſchrift
Nigiariſtan eine merkwürdige Begebenheit da- 419
ſelbſt
Noureddin ſeine Kriege. 465. ſchickt dem Athed-Ledi- 83

nillah Hülfsvölker. 486. ſein Tod. 495. ſein Lob und ſeine Frömmigkeit 496

O.

Obcar wer er ſey? 135. wird ſeines Amtes entſetzet, und ins Gefängniß gebracht ibid.

Obeidallah=ebn=Solimann ſeine Unternehmungen 152

Octai wird Sultan bey den Khouaresmiern. 605. ſtehet in groſſem Anſehen. 606. ſeine Eroberungen. 607. ſein Tod 609

P.

Pabſt zu Rom ſchicket einige Miſſionarien nach Orient 619

Pallaſt einen prächtigen bauet Motaſſem 5

Perſien groſſer Aufruhr daſelbſt. 6. groſſe Erdbeben 58

Peſt wütet grauſam in Adherbigian. 173. ob dieſelbe von gewiſſen Geſpenſtern verurſachet werde? 424

Peter der Eremit ſeine Reiſe nach Paläſtina. 460. bringt die chriſtlichen Prinzen auf, dieſes Land einzunehmen. ib. was ſie ausgerichtet? 462

Philip Auguſt König von Frankreich kommt den Chriſten zu Hülfe 536

Philoſoph wer ſo geheiſſen? 149

Podagra wer daran heftig krank gelegen? 142

R.

Raik oder Ratek wird Emir=al=Omara. 261. vergleichet ſich mit Abou=Thaher. 262. erhält die Oberherrſchaft über das arabiſche Irak. 270. ſeine Kriege 274

Raimond Graf von Tripoli ſeine Anſprüche auf das Königreich Jeruſalem 517

Ra=

Raſched-Billah wird Calif. 452. ſein Verhalten gegen den Sultan. ibid. wird auf der Flucht getödtet 455
Regent ein gutthätiger war Batbeck Billah 39
Reich das muſelmänniſche wird mit vielen Erdbeben ſtark mitgenommen. 61. des arabiſchen Zuſtand unter der Regierung des Rhadi 257
Rhadi-Billah wird Calif. 259. ſein Character. ibid. muß Jakem zum Emir machen. 267. ſein Anſehen wird ſehr geſchwächet. 269. ſein Tod 275
Richard König von Engelland geht den Chriſten zu Hülfe. 536. bohret ein mahometaniſches Schif in Grund. 540. geräth mit Philip Auguſt in einen Streit. 541. ſeine Eroberungen. 543. wird auf ſeiner Rückreiſe angehalten. 546
Richard, Graf von Cornouaille. ſein Unternehmen gegen die Chriſten. 638. mit dem Sultan von Egypten 639
Rokneddoulat was es bedeute? 294
Roman Diogen fällt in Arabien ein. 389. bezeuget ſich ſehr trotzig. 390. wird gefangen genommen 392

S.

Saad-Aldoulat was es bedeute? 315. folgt ſeinem Vater auf dem Throne 316
Sabal wer? 12. ſein Bezeugen gegen Babek 13
Said wer? 101. ſeine ſchlimme That ibid.
Said-ben-Batrik ſiehe Eutichius.
Saif-Aldoulath was es heiſſe? 284. ſeine Eroberungen. 303. wird vertrieben. 304. ſchlägt die Karmathen 305. die Griechen erhalten über ihn viele Vortheile. 306. vergleichet ſich mit den Griechen. 315. ſein Tod. ib. hält die Kriege mit den Chriſten für heilige Kriege ibid.
Saled wer? 108. ſeine Thaten ibid.

Salmanaraih wer? 23. was ſein Tod verurſachet? ibid.
Samann ſeine Schickſale 185
Samaniden ihr Urſprung 184
Samarah die Reſidenzſtadt Motaſſems 4
Samſam-Aldoulat wird Emir. 337. wird von Thai über den Tod ſeines Vaters getröſtet. 338. wird mit Krieg überzogen 339
Sangiar ſein unglücklicher Krieg mit den Turcomannen 476
Schafei Beſchreibung von demſelben 493
Scharfaldoulat-Abul-Falvares überziehet den Emir mit Krieg. 339. nimmt ihn gefangen, und ſetzet ſich an ſeine Stelle. 340. ſein Tod 341
Scheik-Raiath was ihn zu einem ſo groſſen Anſehen gebracht? 181
Schirkoueh wird Emir in Egypten. 486. ſeine Thaten und Tod 487
Schirzad wird Emir. 290. ſeine Grauſamkeit. 291. die Einwohner von Bagdad gehen ihm zu Leibe. ib. fliehet aus Bagdad 292
Schlangen ein Mittel ſeine Freunde in Furcht zu ſetzen 52
Schütten wer ſie geweſen? 493
Sclaven ſtehen mit Motavakel in vertrautem Umgange 55
Scorpionen zu was ſie Motavakel gebrauchet? 52
Selgiukciden ihr Urſprung. 365. laſſen ſich in Khoraſſan nieder. 369. ihre Herrſchaft fangt allmählich an zu ſinken. 458. das Ende ihrer Herrſchaft in Khoraſſan. 467. Ende ihrer Herrſchaft in Syrien 567
Selgiukciden von Roum Anfang ihrer Herrſchaft 567
Siroes wer er ſey? 84
Soffariden woher ihr Name? 124. ihre Herrſchaft entſtehet ibid.

Soliman-Schach wird Sultan. 469. muß wegen Aufruhr fliehen. 470. der Calif ſchickt ihm Hülfsvölker. 472. iſt unglücklich ibid.
Solthan was es anzeige? 375
Solabeddin ſein Herkommen. 486. wird Emir in Egypten. 487. ſeine löbliche Anordnungen in Egypten. 492. ſeine Unternehmungen in den Staaten des Noureddin. 496. ſeine fernern Eroberungen. 504. wird gefährlich krank. 511. iſt den Chriſten günſtig. 518. ſchlägt die Chriſten. 519. ſein Bezeugen gegen Guido. 522. ſeine Eroberungen. 523. ſein Tod. 547. ſein Lob. ibid. die Theilung ſeiner Länder 553
Spiele-Glücks werden alle von Mothadi verboten 113
Stein-ſchwarzer wird von den Karmathen zurück geſendet. 309. die Urſache 310
Stern ein auſſerordentlicher erſcheinet in Egypten 236
Sterndeuter ſtehen bey den Morgenländern in groſſem Anſehen. 163. ihr Betrug wird entdecket 164
Sultan wer ſich am erſten ſo genennet? 375
Sunniten wer ſie geweſen? 493. ihre Händel in Bagdad mit den Schüten 656
Syrien groſſe Erdbeben daſelbſt 58

T.

Tagrabi ſeine Unternehmungen 117
Tanzen wird von Mothadi verboten 114
Tartar deſſen Beſchreibung 575
Tartarn werden geſchlagen. 574. ihre Eroberungen 589
Teflis wird gänzlich verbrannt 49
Thabet-ebn-Korra ein anſehnlicher Gelehrter in Arabien 183
Thabet ein ſehr gelehrter Arzt in Arabien 324
Thaherienſer ihrer Herrſchaft Ende 123
Thai-Billah wird Calif. 325. macht Mabeldoulat zu ſeinem

ſeinem Emir. 330. ertheilet demſelben neue Vorzüge. 333. heurathet ſeine Tochter. 334 wird vom Thron abgeſetzet 342
Tholoniden das Ende ihrer Herrſchaft in Egypten 95
Theophilus wer? 15. ſeine Kriege mit den Muſelmannen. 16. ſein Tod 22
Thogrul-Beg kommt Caiem zu Hülfe. 378. wird Emir. 382. ſetzet Caiem wieder auf den Thron. 386. zwingt Caiem, ihm ſeine Tochter zur Gemahlin zu geben. 387. ſein Tod 388
Thogrul-ben-Arslan wird unſchuldig in ſeinem Lande angefallen. 557. und abgeſetzt. 558 kommt wieder zu ſeinem Lande. 560. wird von einigen Groſſen verrathen. 564. ſeine Prahlerey gegen die Feinde. 565. ſein Tod 566
Tozun wird Emir. 284. ſein grobes Verfahren gegen den Calif. ibid. verſtellt ſich gegen den Calif 287. zwinget ihn das Califat niederzulegen 288. ſetzt die Krone dem Abou-Caſſem auf. 289 ſein Tod 290
Tygerfluß bekommt eine goldgelbe Farbe 59. nach einiger Zeit eine blutrothe Farbe. ib. tritt aus, und richtet groſſen Schaden an 610
Traditionarii wer ſie ſeyn? 656
Träume ob die Morgenländer vieles davon halten? 153
Türken maſſen ſich das Recht an den Califen zu erwählen. 73 ihr groſſes Anſehen im Reiche. 74 erregen einen Aufruhr. 93 wollen ſich Moſtain unterwerffen, werden aber abgewieſen 96 ihre Gewaltthätigkeiten am Throne. 97. ſetzen Motaz auf den Thron. 105. tödten den Baßif. ib. tödten Motaz 110. rebelliren. 116 tödten Mothadi 118. ſetzen Motamed auf den Thron. 119. ihr Anſehen wird geſchwächet. 121. ſetzen Caher von und Moctader auf den Thron. 216. rebelliren. 240. rebelliren gegen Bakthiar. 325. ihre beſondere Meinung von der Peſt 424

Ty-

Tyrus wird von Salahedin belagert, 528. muß wieder leer abziehen ibid.

U.

Vadhe-Khat was es anzeige? 268
Walid-al-Mazeebi wer er ſey? 107. ſein Unternehmen ibid.
Waſik wer? 41. ſeine Klugheit bey der Wahl eines Califen. ibid. wird ſehr beleidiget. 62. ſein Tod. 105
Vatermörder war Montaſſer 68
Vathek-Billah wird Calif. 28. iſt ein Verehrer der Gelehrten. 29. ſeine Religion. ibid. hat Unruhen im Reiche. 30. es entſtehet eine Verſchwörung gegen ihn. 31. wird entdecket. 32 wechſelt mit dem griechiſchen Kaiſer die Gefangenen aus. 33. ſeine Lebensart. 36. ſein Tod. 37. ſein Character. 39
Vermählung eine prächtige war Mothadeds mit Ketrelnada 157
Ungewitter erſchreckliche begeben ſich unter Motavakels Regierung 59
Unmenſchlichkeit ein beſonderer Character Motavakels 52

W.

Waffenſtillſtand zwiſchen den Chriſten und Muſelmannen 545
Wallfahrten zu dem Grabe des Ali werden verboten 45
Waſſerſucht die Urſachen derſelben 35. Mittel darwider. ibid.
Wein Gebrauch deſſelben von Methadi unterſaget. 114.
Wiſſenſchaften ſtehen unter Motavakel ſehr im Flore. 69. ein beſonderer Liebhaber davon war Rhadi 259
Wunderwerke vorgegebene bey dem Grabe des Hoſſain. 47. begeben ſich an verſchiedenen Oertern 58

Würde des Emir-al-Omara kommt auf. 261. wird erblich 290
Wüterich einer war Caher 241

X.

Xhaſchiten wer ſie ſind? 549. ſind bey Selaheddin wohl angeſchrieben 550

Y.

Yemen daſelbſt groſſe Erdbeben 61

Z.

Zakariah wer er ſey? 177. ſeine Verheerung in Syrien 192
Zekroune wer? 196. ſeine Thaten. ib. ſein Tod 198
Zenghi ſeine Eroberungen 465
Zinghienſer haben Kriege. 121. ihre Herrſchaft wird zerſtöret 136

Ein

VADE MECVM

für den

Hrn. Sam. Gotth. Lange

Paſtor in Laublingen

in

dieſem Taſchenformate ausgefertiget

von

Gotth. Ephr. Leſſing.

Berlin. 1754.

Ex Biblioth.
Universitatis
Fridor. Guil.
Berolin.

VEND.
EX BIBL.
REG. BEROL.
Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Mein Herr Paſtor,

Ich weis nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entſchuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umſchweif an Sie ſelbſt wende. Zwar ſollte ich, nach Maaßgebung ihrer Politik, einem dritten damit beſchwerlich fallen; wenigſtens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Critik über ihren verdeutſchten Horaz in dem Hamburgiſchen Correſpondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal ſo; was ich den Leuten zu ſagen habe, ſage ich ihnen unter die Augen, und wann ſie auch darüber berſten müßten. Dieſe Gewohnheit, hat man mich verſichert, ſoll ſo unrecht nicht ſeyn; ich will ſie daher auch jezt beybehalten.

Um Ihnen, mein Herr Paſtor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir von Herzen leid iſt, Ihrer in dem zweyten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entſchuldigung muß ich Ihnen ſagen, was mich dazu bewog. Sie ſtanden, und ſtehen noch, in dem Rufe eines groſſen Dichters, und zwar eines ſolchen, dem es am erſten unter uns gelungen ſey, den öden Weg jenes alten Unſterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie alſo eine Ueberſetzung ihres Urbildes verſprochen hatten, ſo vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muſter, wie man den ganzen Geiſt dieſes Odendichters in unſre

Sprache einweben könne. Man hofte, Sie würden mit einer recht tiefen critiſchen Kenntniß ſeiner Sprache, einen untrüglichen Geſchmack, und eine glücklich kühne Stärke des deutſchen Ausdrucks verbinden. Ihre Ueberſetzung erſchien; und ich ſage es noch einmal, daß ich ſie in der Verſicherung, unüberſchwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie ſchändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht auf wen ich erzürnter ſeyn ſollte, ob auf Sie, oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung ſo getäuſcht hatten; oder auf mich, daß ich mir ſo viel von Ihnen verſprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen ſchrieb, die Abſchrift. Dieſe fiel mir bey Herausgebung des zweyten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beſchloß ich Gebrauch davon zu machen. Noch bis jezt, dachte ich bey mir ſelbſt, hat niemand das Publicum für dieſe Mißgeburth gewarnet; man hat ſie ſogar angeprieſen. Wer weis in wie viel Händen angehender Leſer des Horaz ſie ſchon iſt; wer weis wie viele derſelben ſie ſchon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine ſolche Quelle des Geſchmacks mit ſeinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche ſo gut als er daraus ſchöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu leſen; Sie erzürnen ſich; Sie wollen darauf antworten; Sie ſetzen ſich und ſchreiben ein Paar Bogen voll; aber ein Paar Bogen, die ſo viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig, von Grund des

Herzens ſchäme, auf einen ſo elenden Gegner geſtoſſen zu ſeyn.

Daß Sie dieſes ſind, will ich Ihnen, mein Herr Paſtor, in dem erſten Theile meines Briefes erweiſen. Der zweyte Theil aber ſoll ihnen darthun, daß Sie noch auſſer ihrer Unwiſſenheit, eine ſehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verläumder ſind. Den erſten Theil will ich wieder in zwey kleine abſondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß ſie nicht zu retten ſind; zweytens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe ſo ordentlich ſeyn muß!

Ein Glas friſches Brunnenwaſſer, die Wallung ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuſchlagen, wird Ihnen ſehr dienlich ſeyn, ehe wir zur erſten Unterabtheilung ſchreiten. Noch eines Herr Paſtor! — — Nun laſſen Sie uns anfangen.

I. B. Od. I.

Sublimi feriam ſidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken iſt überſetzt worden. Es iſt mit Fleiß geſchehen, antworten Sie. So? Und alſo haben Sie mit Fleiß etwas abgeſchmaktes geſagt? Doch laſſen Sie uns ihre Gründe betrachten. Erſtlich entſchuldigen Sie ſich damit: Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heiſſe, und habe es gleichwohl durch Stirne überſetzt. — Iſt denn aber Stirn und Nacken einerley? Dacier verſchönert einigermaſſen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernſt, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anſtoſſen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieſes mußte Stirne ſetzen, und wiſſen Sie warum? Ja, wenn es nicht ſchiene, als ob Sie von dem Franzöſiſchen eben ſo wenig verſtünden, als von dem Lateiniſchen, ſo traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie alſo, Herr Paſtor, was Ihnen in Laublingen freylich niemand lehren kann; daß die franzöſiſche Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner vertex oder unſer Scheitel auszudrücken. Wenn ſie es ja ausdrücken will, ſo muß ſie ſagen: ſommet de la tête. Wie aber würde dieſes geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Ueberſetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie ſchon daraus ſehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Ueberſetzung, die er bey abweichenden Stellen unter den Text zu ſetzen gewohnt iſt, das ſommet de la tête hat brauchen können, ſondern bloß und allein ſagen muß: de ma tête glorieuſe je fraperai les aſtres.

Sind Sie nun in gleichem Falle? Iſt Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Laſſen Sie uns ihre zweyte Urſache anſehen. Ich habe, ſagen Sie, mehr nach dem Verſtande, als nach den Worten überſetzt, — — (in der Vorrede ſagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaze auf das genauſte nachfolgen wollen. Sie ſetzen ſehr witzig hinzu: ich ſollte mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen vorſtellen, welches im Glaſe ſchnell aufwärts fährt, oben anſtößt, und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich Herr Paſtor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht ſagen will: Dann werde ich für ſtolzer Freude auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne ſtoſſen; was ſagt er denn? Wir ſprechen in gemeinem Leben: für Freuden mit dem Kopfe wider die Decke ſpringen. Veredeln Sie dieſen Ausdruck, ſo werden Sie den

Horaziſchen haben. Eine proverbialiſche Hyperbel haben alle Ausleger darinne erkannt, und Dacier ſelbſt führt die Stelle des Theocritus.

Ες ὠρανον ἁμμιν ἁλευμαι

als eine ähnliche an. Hat ſich dieſer nun auch den Horaz als ein Glaßmännchen vorgeſtellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den ſtreitigen Worten, und ſehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel ſchwebet und herab ſchauet —— O daß er doch auf Sie herab ſchauen, und ſich wegen ſeiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verſtändniß einlaſſen möchte! —— Ich ſoll mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Paſter, = = Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigſtens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich ſage mit Bedacht tragen, weil ich jezo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrſcheinlich iſt. Huy, daß Sie dencken *feriam* heiſſe: ich will tragen; weil Sie ſich erinnern von *feram* einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht iſt, ſo können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen ſeyn.

1. B. Od. 2.

galeaque leves

Sie ſind ein paßierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und alſo glauben Sie es noch nicht, daß *levis*, wenn die erſte Syllbe lang iſt, allezeit *glatt* oder *blank* heißt? Und alſo meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl ſo heiſſen ſolle? Wahrhaftig Sie ſind liſtig! Die Gebothe der Grammatik zu meinen Gebothen zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bey Seite; haben Sie denn niemals gehört wie *levis* nach der Meinung groſſer Styliſten eigentlich ſolle geſchrieben werden? Haben

Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang ſind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeiſter ſeyn wird, welcher auch ein Wort Latein zu verſtehen denkt. Erkundigen Sie ſich bey dieſem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben ſo unwiſſend ſeyn, als Sie; ſo will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß ſie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weis auch ſchon, wen ich ihnen zum neuen Schulmeiſter vorſchlagen will. Mich. Ihr Votum Herr Paſtor habe ich ſchon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinſchaftlich Ihre Ueberſetzung rechtſchaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: Denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weis ich nicht, wie ich bitter genug darüber ſpotten ſoll.— Horaz, ſagen Sie, kehrt ſich zuweilen nicht an das Sylbenmaaß, ſo wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man ſich etwas ſeltſameres träumen laſſen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Paſtor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch ſtille! es ſteht ein Beweis dabey. In der 19ten Ode des zweyten Buchs, ſoll Horaz noch einmal die erſte Sylbe in levis lang gebraucht haben, ob es ſchon daſelbſt offenbar leicht heiſſe:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, laſſen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen ſtreuen wollen. Schämen Sie ſich nicht, eine fehlerhafte Lesart ſich zu Nutze zu machen? Es iſt wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich bey nahe nicht wiſſen, was ich antworten ſollte. Zum guten Glücke aber kan ich unſern Leſern ſagen, daß die beſten Kunſtrichter für levi hier leni leſen, und daß man ihnen nothwendig

wendig beyfallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen dem Ueberſetzer, auf Herr Langen den Dichter. Dieſer ſoll mir ſagen, ob nicht non levis ruina ein nicht leichter Fall für den Horaz ein ſehr gemeiner Ausdruck ſeyn würde? Und ob das Beywort non lenis ein nicht ſanfter ihm nicht weit anſtändiger ſey? Sie ſetzen mir die beſten Handſchriften entgegen. Welche haben Sie denn geſehen, mein Herr Paſtor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich ſagt, lene habent aliquot libri manuſcripti? Und wiſſen Sie denn nicht, daß auch in den allerbeſten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt, nicht ſelten iſt? Ueberlegen Sie dieſes, vielleicht ſagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zu ſahe, ſo fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder ſchon abgeſetzt, als ich mich beſann, daß ich zum Ueberfluſſe Ihnen auch Autoritäten entgegen ſetzen müſſe. Bey einem Manne, wie Sie, pflegen dieſe immer am beſten anzuſchlagen. Hier haben Sie alſo einige, die mir nachzuſehen die wenigſte Mühe gekoſtet haben. Lambinus ſchreibt læves. Mancinellus erklärt dieſes Wort durch ſplendentes; Landinus durch politæ und ſetzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima ſyllaba correpta ſine pondere ſignificat; ſin autem prima ſyllaba producta profertur ſignificat *politum*. Beruht dieſer Unterſchied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umſchreibt die ſtreitige Stelle alſo: qui horrendo militum concurrentium fremitu & formidabili armorum ſtrepitu ac *fulgore* delectatur. Laſſen Sie uns noch ſehen, wie es Dacier überſetzt; er, der ſo oft ihr Schild und Schutz ſeyn muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λεῖος her und erklärt es durch polies und luiſantes.

Habe ich nun noch nicht Recht? O ziſcht den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe dieſen Ausdruck getadelt, und mein Tadel beſteht noch. Mein ganzer Fehler iſt, daß ich mich zu kurz ausgedruckt, und Sie, mein Herr **Lange**, für ſcharfſichtiger gehalten habe, als Sie ſind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus ſehen, daß Sie ſie hier am meiſten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bey allen vieren werde ich ſie nöthig haben. Man wird es ſehen.

1. Sie ſagen, *liquare* heiſſe zerlaſſen und zerſchmelzen; beydes aber ſey nicht einerley. Beydes aber, ſage ich, iſt einerley, weil beydes in dem Hauptbegriffe **flüßig machen** liegt. Ein Fehler alſo! Der

andere Fehler iſt eine Boßheit, weil Sie wider alle Wahrſcheinlichkeit meine Critik ſo aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein ſchmelzen hätten geben ſollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch ſchmelzen heiſſe? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlaſſen? Die Hauptbedeutung iſt flüßig, und folglich auch, klar machen; wie ich ſchon geſagt habe.

[illegible] Nun wollen Sie, Herr Paſtor, gar Scholiaſten aufführen, und zwar mit einem ſo froſtigen Scherze, daß ich beynahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den erſten Scholiaſten nennen Sie: Acrio. Acrio? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiaſten zufrieden. — — Den andern nennen ſie, Herr Paſtor, Landin. Landin? Da haben wirs! Merkts, ihr

Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange ſäge, daß man keinen Commentator aus dem 16ten Jahrhunderte einen Scholiaſten nennen kann. Es wär eben ſo abgeſchmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3) Ich weis es, Herr Paſtor, das bey liquefacere in dem Wörterbuche zerlaſſen ſteht. Es iſt aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bey jenem gefunden haben, ſo merken Sie ſich, daß nur unverſtändige Anfänger ohne Unterſcheid nach dem Wörterbuche überſetzen. Bey vertex hätten Sie dieſes thun ſollen, und nicht hier; hier wo es, wenn Sie anders deutſch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon ſoll Recht haben; vinum liquare ſoll den Wein filtriren, oder ihn durchſäugen heiſſen; ob gleich noch etwas

was mehr dazu gehört. Ich weis es, daß es dieſes heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, ſondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, Nichts mehr zu wiſſen ſcheinen, als was vinum liquare heißt. Eine Beleſenheit, die einen Apothekerjungen neidiſch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Critik? Darauf, daß kein Deutſcher bey dem Worte zerlaſſen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich ſage, ich habe den Wein zerlaſſen, glauben muß, er ſey vorher gefrohren geweſen. Haben Sie dieſes auch gemeint, Herr Paſtor? Beynahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht iſt dieſes, daß die Ode, in welcher die ſtreitige Stelle vorkommt, augenſcheinlich zur Winterszeit muß ſeyn gemacht worden. Dieſen Umſtand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland

land grenzt, wo wohl gar der Brandewein gefrührt. — — In der Geographie ſind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten ſehen werden. — — Sie laſſen alſo den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Faſſe auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüßig zu machen. So habe ich mir ihren Irrthum gleich Anfangs vorgeſtellt, und in der Eil wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial, beyfallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was ſagen Sie nun? Kann ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit ihrem Dichter beten müſſen:

— — — neque
Per noſtrum patimur ſcelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben ſeyn; beten Sie alſo nur lieber ihr eignes Verschen.

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garſtig weggekommen.

— — Bey Gelegenheit ſagen Sie mir doch, auf welcher Seite ihrer Horaziſchen Oden ſtehen dieſe Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

* * *

2. B. Od. 1.

Gravesque principum amicitiæ.

Was ſoll ich von Ihnen denken, Herr Paſtor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weiſe Sterbliche ſind, der hier unter *graves* etwas anders als ſchädlich verſtehen will; was werden Sie alsdenn ſagen? Laſſen Sie uns von den franzöſiſchen Ueberſetzern anfangen; ſie ſind ohnedem, wie ich nunmehr wohl ſehe, ihr einziger Stecken und Stab geweſen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwey bey der Hand; den Dacier und den Batteux. Jener ſagt *vous nous decouvrés le secret des funestes ligues des Princes*: dieſer ſagt faſt mit eben dieſen Worten: *les ligues funestes des Grands.* — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron ſezt fur *graves*, perniciöſas aut infidas; Mancinellus, erklärt es durch noxias. Herrmannus Figulus ſezt zu dieſer Stelle: puta ſocietatatem Craſſi, Pompeji & Cæſaris; qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiæ Principum illorum fictæ & ſimulatæ erant, ideo & ipſis inter ſe & pop. Roman. *perniciöſæ* fuerunt. Rodellius endlich in ſeiner für den Dauphin gemachten Umſchreibung giebt es durch perniciöſas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, iſt es nun noch bloß Leſſingiſch? Sie erweiſen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen ſo verdienſtvoller Männer nach ihm zu benennen. Laſſen Sie ſich noch von ihm ſagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausſpruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Cæſaris atque Pompeji ſed ex ipſorum & Craſſi ſocietate amica omnia Reipubl. profecta eſſe mala — — Ich bin des Aufſchlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, ſo fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf ihrer Seite iſt. Ihre Entſchuldigung von der Beſcheidenheit des Horaz iſt eine Grille, weil der Dichter nicht das zweyte ſondern das erſte Triumvirat will veſtanden wiſſen. Daß gravis eigentlich ſchwer heiſſe, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen und ich würde es ſehr wohl zufrieden geweſen ſeyn, wenn Sie ſchwer geſetzt hätten. Allein Sie ſetzen wichtig und das iſt abgeſchmackt. Bey ſchweren Bündnüſſen hätte man wenigſtens noch ſo viel denken können, daß ſie der Republick ſchwer gefallen wären; bey ihrem Beyworte hingegen, läßt ſich ganz und gar nichts dencken. Ueberhaupt muß Ihnen das gravis ein ſehr unbekanntes Wort geweſen ſeyn, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falſch überſetzen. Ich meine die zweyte Ode des erſten Buchs, wo Sie *graves Perſæ* durch harte Perſer geben. Dieſe Ueberſetzung iſt ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perſer eher ein weichliches als ein hartes Volk waren. In eben dieſer Ode ſagt Horaz *grave ſeculum Pyrrhæ* welches Sie ein klein wenig beſſer durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieſes, daß es dem Dichter etwas ſehr gemeines ſey, mit dem Worte *gravis* den Begrif, ſchädlich, ſchreklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie alſo was er ſagt, und ſchämen Sie ſich auch hier ihres Starrkopfs: il apelle les Perſes *graves*, c'eſt à dire terribles, redoutables, à cauſe du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme il a deja apellé le ſiecle de Pyrrha, *grave*, par la même raiſon. An einem andern Orte ſagt eben dieſer Ausleger, daß gravis ſo viel als horribilis wäre; ein Beywort welches Horaz den Medern, ſo wie jenes den Perſern giebt,

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere luſtrum.

Hier weis ich nicht, wo ich zuerſt anfangen ſoll, ihnen alle ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweiſen, daß *trepidare* an mehr als einer Stelle, zittern heiſſe, und verlangen von mir, ich ſolle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher *eilen* ſtehe. Sagen Sie mir, Herr Paſtor, führen Sie ſich hier nicht als einen tückiſchen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweiſen, als darinne ſtehen kann; als einen tückiſchen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich geſagt hätte, daß *trepidare* überall eilen heiſſe. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geſchrieſchrieben? Trepidare, ſind meine Worte, kann hier nicht zittern heiſſen; es heiſt nichts als eilen. Verſtehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier ſagen will? Ein Quintaner weis es ja ſchon, wenn er dieſes Wörtchen lateiniſch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müſſen mit der Naſe darauf geſtoſſen ſeyn. Nun wohl! Erſt will ich ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bey andern Schriftſtellern eilen heiſſe; und zum andern, daß es hier nichts anders heiſſe. Schlagen Sie alſo bey dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach; wie heiſt der 114 Vers?

* Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heiſt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäſar geleſen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieſer trepidare und concurſare mit einander verbindet?

Was muß es da heiſſen? Eilen. Drey Zeugen ſind unwiderſprechlich. Schlagen Sie alſo noch in dem Livius nach, ſo werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23ten Buche finden: cum in ſua quisque miniſteria diſcurſu trepidat. Trepidare kann alſo eilen heiſſen, und heißt auch nichts anders in der ſtreitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, ſo viel ich deren bey der Hand habe, ſind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch feſtinavit: Landinus durch properavit. Chabotius ſetzt hinzu verbum eſt celeritatis. Lambinus fügt bey: uſus eſt verbo ad ſignificandum celerrimum ætatis noſtræ curſum aptiſſimo. Noch einen kan ich anführen, den Jodocus Badius, welcher ſich mit dem Scholiaſten des Worts feſtinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, ſo wird Ihnen vielleicht Dacier anſtatt aller ſeyn können. Sie ſcheinen ſeine Ueberſetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo ſie zweifelhaft iſt.

Hätten Sie doch auch hier nachgeſehen, ſo würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'eſt haté d'accomplir le huitieme luſtre — — Hier könnte ich abbrechen und meine Critik wäre erwieſen genug, wenn ich nicht noch auf ihre ſeltſame Entſchuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte geſagt, es müſſe deswegen hier eilen heiſſen, weil man in dem 40ten Jahre ſchwerlich ſchon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? iſt das ſo etwas ſeltſames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keuſch lebte, im 40ten Jahre zittert? — — Mit ihrer Erlaubniß, Herr Paſtor, das iſt nicht ihr Ernſt. Oben lachte ich ſchon über Sie, daß Sie, ſich zu entſchuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher ſich weder um das Syllbenmaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was ſoll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, ſich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in ſeinem vierzigſten Jahre die Sünden ſeiner Jugend büſſen muß? Wann Sie von dem guten Manne ſo ſchlecht denken, ſo iſt es kein Wunder, daß er Sie mit ſeinem Geiſte verlaſſen hat. Daß dieſes wirklich müſſe geſchehen ſeyn, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem ſie auf eine recht kindiſche Art fragen: Was denn das eilen hier ſagen könne? Ob Horaz ſchneller 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts wegen hätte ſeyn ſollen? Ob ſein achtes Luſtrum weniger Wochen gehabt, als das ſiebende? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bey dem die geſunde Vernunft Abſchied nehmen will! Sind Sie, Herr Paſtor, in der That noch eben der, welcher in ſeinen Horaziſchen Oden ſo vielen lebloſen Dingen Geiſt und Leben gegeben, ſo manchem nothwendigen Erfolge Vorſatz und Abſicht zugeſchrieben, ſo manchen

Schein für das Weſen genommen, kurz alle poetiſche Farben ſo glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jezt ein Ausdruck befremden, der wenn er auch uneigentlich iſt, doch unmöglich gemeiner ſeyn kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbey; ſind Redensarten, die der gemeinſte Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man ſich, in den Tag hinein, ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die Rechthaberey bringt Sie ſo gar ſo weit, daß Sie ſich ſelbſt an einem andern Orte eines Fehlers beſchuldigen, um ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle muß recht ſeyn, und was ich lobe muß falſch ſeyn. Ich hatte nehmlich ihre eigene Ueberſetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare ſchlecht weg durch eilen überſezt haben.

Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelaſſen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, ſagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Kleks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelaſſen, weil ich zu ſchwach war das ſchöne Bild volkommen nachzumahlen. Und alſo haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke dieſes heißt hier zum Untergange! Sagen Sie es nicht ſelbſt?

Doch ſiehſt du nicht mit was vor Brauſen Orion
Zum Untergang eilet —

Wahrhaftig Sie müſſen jezt ihre Augen nicht bey ſich gehabt haben; oder ihre Ueberſetzung hat ein anderer gemacht. Sie wiſſen ja nicht einmal was die Worte heiſſen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergange gegeben iſt. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich ſeyn würde, über einen Gegner, der ſich im Staube ſo herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Od. 5.

Nondum munia comparis
Æquare (valet.)

Dieſes hatten Sie, mein Herr Paſtor, durch: ſie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen, überſetzt. Ich tadelte daran, theils daß ſie hier ganz an der unrechten Stelle, allzu edle Worte gebraucht, theils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erſte antworten Sie: Horaz brauche ſelbſt edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle ſondern ehrbare Worte, und wenn Dacier ſich erkläret c'eſt un mot honête, ſo kann nur einer welcher gar kein Franzöſiſch kan, wie Sie hinzuſetzen: merks ein edel Wort! Merks ſelber: honête heißt nicht edel ſondern ehrbar. Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen ehrbare

Worte von Thieren zu brauchen; wohl aber edle. Jene haben ſchon Chabotius, und andre, in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieſer gleich hinzu ſetzt: non minus eſſe in his verbis translatis obſcoenitatis, quam ſi ea fuiſſent propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone &c. Dieſe aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle ſeine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmeſſen ſollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld, von gleichem Werthe ſind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort iſt, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von GOtt gebraucht wird, das Unbegreifliche in ſeiner Liebe gegen den Menſchen auszudrücken? Doch genug hiervon; laſſen Sie uns meinen zweyten Tadel näher betrachten, welcher die Ueberſetzung ſelbſt angeht. Die ganze Strophe bey dem Horaz iſt dieſe:

Nondum ſubacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefehr ſo ausdrücken: Noch taugt ſie nicht mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt ſie nicht die Dienſte ihres Nebengeſpanns zu erwiedern, und die Laſt des zu ihrem Genuſſe ſich auf ſie ſtürzenden Stiers zu erhalten. Sie aber, der ſie noch den Nachdruck des Syllbenmaſſes voraus haben, laſſen den Dichter ſagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, ſie iſt noch
Der Huld des Gatten nicht gewachſen,
Sie trägt noch nicht die Laſt des brünſtigen Stiers.

Hier nun habe ich getadelt, und tadle noch, daß Sie bey dem zweyten Gliede, nondum munia comparis æquare valet, ohne Noth und zum Nachtheile ihres Originals von den Worten abgegangen ſind. Ich ſage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerley zweymal ſagt. Der Huld des Gatten nicht gewachſen ſeyn, und die Laſt des brünſtigen Stiers nicht tragen können, ſind hier Tavtologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, ſo wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke; ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweyte Glied zu einer unnöthigen Wiederhohlung des erſten mache. Daß das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger iſt, als die Dienſte des Nebengeſpanns noch nicht erwiedern können; ſo ſteigen bey mir die Ideen, nach dem Geiſte des Horaz, vollkommen ſchön. Muß man dieſes noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarſchaft ſolcher Gleichniſſe lebt? Vergebens ſtellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beywohnung verſtehen. Dieſe Männer wollen weiter nichts ſagen, als was es bey Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mägdchen heiſſen könne. Sie fangen ſchon bey jugum an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander jugum darunter zu verſtehen, als das bey dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica eſt neque dum cubitat cum viris. Wann Sie ihnen, Herr Paſtor, dort gefolgt ſind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich geſagt: ſie kann noch nicht beſprungen werden? Es würde zu ihrem: ſie iſt der Huld des Gatten noch nicht gewachſen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will bloß noch ein Paar Zeugniſſe für mich anführen, und Sie laufen laſſen. Eraſmus ſagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum ſuppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires ſuſtineat. Cruquius ſetzt hinzu: quæ nondum eſt jugalis, quæ non æquo & pari labore concordiaque cum ſuo pari, id eſt: marito, jugum & munia moleſtiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die ſtreitige Stelle: nondum *munia, onera & labores*, una cum compare ſuo (*cum quo jugo juncta incedit*) pari robore ferre & ex æquo præſtare valet. Alle dieſe werden es auch gewußt haben, was man unter munia verſtehen könne, wenn man es nach dem ſenſu nupto nehmen wolle; ſie haben aber geſehen, daß man es hier nicht verſtehen müſſe, und dieſes, Herr Paſtor, hätten Sie auch ſehen ſollen.

2. B, Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oſcula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch ſtreiten? Ihr den Hals den heiſſen Küſſen entziehen ſoll alſo nicht das Gegentheil von dem ſeyn, was Horaz ſagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann ſie es fähig ſind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili sævitia negat
Quæ poſcente magis gaudeat eripi &c.

Finden Sie, der Sie ſonſt ein Mann von Geſchmack ſind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegenſatz macht? Jetzt, will er ſagen, dreht ſie den Hals ſchmachtend den heiſſen Küſſen entgegen; jetzt verſagt ſie das mit verſtellter Grauſamkeit, was ſie ſich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugniſſe berühmter Ausleger beygelegt wiſſen. Auch mit dieſen könnte ich Sie überſchütten, wenn mich die Mühe des Abſchreibens nicht verdröſſe. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß ſie alle auf meiner Seite ſind, nur die zwey nicht, welche Sie anführen. Und wer ſind die? Den einen nennen Sie Acriſius und den andern Porphyr. Was iſt das für ein Mann, Acriſius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müſſen, Herr

Paſtor. Sie wollen abermals Acron ſagen. Ich hätte ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht dieſe noch falſchere Wiederholung ſo gelinde zu ſeyn verwehrte. Wiſſen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beyden Scholiaſten Acron und Porphyrio auf ihrer und nicht auf meiner Seite ſind? Deßwegen, weil ſie, wie es aus der Anmerkung des erſtern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anſtatt detorquet ad oſcula, detorquet ab oſculis gefunden haben. Haben Sie denn auch dieſe Lesart? Sie haben ſie nicht, und ſind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es ſonſt in ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung die Dacier zu dieſer Stelle macht iſt ſehr gründlich; und nur Ihnen ſcheinet ſie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil ſie ihnen widerſpricht? Oder haben Sie ſie nicht verſtanden? Das kann ſeyn, ich will alſo ein

Werk der Barmherzigkeit thun und ſie Ihnen überſetzen, weil ſie ohnedem die beſte Rechtfertigung meiner Critik ſeyn wird. "Es läßt ſich, ſagt er, nichts galanters "und nichts beſſer ausgedrücktes, als dieſe vier Verſe, erdenken. Den erſten "aber hat man nicht wohl verſtanden, "weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle "ſagen, daß Licinia ihren Mund den "Küſſen des Mäcenas entziehen wolle; "allein ſie haben nicht überlegt, daß er "wenn dieſes wäre, nothwendig hätte ſagen müſſen detorquet ab oſculo und nicht, "ad oſculum. Horaz ſagt alſo, daß Mäcen von Liebe gleich ſtark entflammt ſey, "Licinia möge nun mit ihrem Munde ſeinen Küſſen begegnen wollen, oder auch "auf eine nicht abſchreckende Art ſeiner Liebe wiederſtehen. Detorquet cervicem ad oſcula "ſagt man von einem Mägdchen, das, "indem es thut als ob es den Küſſen ausweichen wolle, ſeinen Hals ſo zu wen-

"den weis, daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zuſammen kömmt. Man wird geſtehen, daß dieſe Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung giebt. — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu ſtolz thut, gleich als ob dieſer Einfall bloß aus ſeinem Gehirne gekommen ſey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müſſen, welche, ab oſculis leſen. So gar der Paraphraſt Lubinus ſagt: dum roſeam ſuam cervicem ad oſcula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* & detorquet.

3. B. Ode 21.

Nun komm ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Paſtor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrſamkeit zu verrathen. Ich habe in dieſer Ode getadelt, daß Sie priſci Catonis durch Priſcus Cato überſetzt haben. Ich habe dazu geſetzt,

ſetzt, daß man ſich dieſe Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beygefügt, welcher von den Catonen Priscus geheiſſen habe? Erſtlich alſo muß ich Ihnen zeigen, daß Sie ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falſch überſetzt haben; und hernach muß ich ſelbſt meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerſt thun, weil ich alsdann etwas kürzer ſeyn kann. Welcher von denen Catonen hat Priscus geheiſſen? Wider dieſe Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Paſtor, das Zeugniß des Dacier, und des Mancinelli an, welche beyde ſagen, daß der ältere Cato Priscus geheiſſen habe. Ey! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiſet? Keine beſſern wiſſen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrſamkeit, um es noch einmal zu wiederhohlen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeſchrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden dieſe ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden ſehen, ob ſie keine andre Fontes anführen. Allein ſie führen keine an; was nun zu thun? Das weis GOtt! Doch, Herr Paſtor, ich will Sie in dieſe Verlegenheit nicht ſetzen. Was hätte ich davon mit etwas zurückzuhalten, welches im geringſten nicht wider mich iſt. Lernen Sie alſo von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß dieſe ihre beyden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. – Εκαλειτο δε, heißt es auf meiner 336 Seite der Wechelſchen Ausgabe, τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον ὁ Κατων ἀλλα Πριστκος, ὑστερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ρωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα

ὀνομαὀνομάζουσιν. Wann es Ihnen, mein lieber Herr Paſtor mit dem Griechiſchen etwa ſo gehet, wie mit den algebraiſchen Aufgaben, die zu verſtehen, nach der 4ten Seite ihres Schreibens, es ſehr viel koſten ſoll, ſo ſchlagen Sie die Ueberſetzung des Herrn Kinds, die 520 Seite des 3ten Theiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfange hieß ſein dritter „Name Priſcus, und nicht Cato, welchen „man ihn wegen ſeiner Klugheit beylegte, „weil die Römer einen klugen und erfahr„nen Mann Cato hieſſen. — — Ey, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entſetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch ſelbſt in die Hand, womit Sie mich ermorden ſollen. Nicht? Ehe Sie aber zu ſtoſſen, bitte ich, ſo ſehen Sie die griechiſche Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drey Namen gehabt; er hieß Priſcus bis er anfieng Cato zu heiſſen: ſo bald er Cato hieß, verlohr er den Namen Priſcus; und nie hat er zuſammen Priſcus Cato geheiſſen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugniſſe Plutarchs nie geführt hat. Wann ich alſo gefragt habe: welcher von den Catonen Priſcus genennet worden; ſo hat nur Herr Paſtor Lange, der ſeinen Gegner für ſo unwiſſend hält, als er ſelbſt iſt, glauben können, als ob ich ſo viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheiſſen, den Namen Priſcus geführt habe? Was würde dieſes zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verſchiednen Zeiten, erſt Priſcus und hernach Cato geheiſſen, ſondern von einem, welcher beyde Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben ſoll. Meine Frage ſcheinet durch die Auslaſſung eines einzigen Worts ein wenig unbeſtimmt geworden zu ſeyn. Ich hätte nehmlich, um auch den Verdrehungen, keine Blöſſe zu geben, mich ſo ausdrücken ſollen: Welcher von den Catonen hat denn Priſcus Cato geheiſſen? Auf dieſe Frage nun iſt unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier ſelbſt unterſcheiden die Zeiten, und ſagen nicht, daß er Priſcus Cato zugleich geheiſſen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach ihrer Art recht witzig ſeyn wollen, und im Tone der alten Weiber ſagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priſcus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das iſt falſch; ſo muß es heiſſen: es war einmal ein Mann, deſſen Zuname Priſcus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch laſſen Sie uns weiter gehen. — — Da es alſo hiſtoriſch unrichtig iſt, daß jemals ein Priſcus Cato in der Welt geweſen iſt, ſo könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſe zwey Namen zuſammen zubringen. Gut! und das iſt der zweyte Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nehmlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens geweſen iſt, eine Probe ſeiner Kenntniß der Catoniſchen Familiengeſchichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieſes glaubt, ihn gelehrter macht, als er ſeyn will. Dieſes zu thun will ich, um mir bey Ihnen ein Anſehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen, und zugleich die Gründe unterſuchen, welche ſie etwa mögen bewogen haben, ſo wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen ſagen, daß ich unter mehr als dreyßig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem groſſen P. ſchreibet, welches doch nothwendig ſeyn müßte, wenn ihre Beſorger es für einen Zunahmen angeſehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige die in dieſen Punkte ſo etwas beſonders hat. Ihr eigner Text, welchem es ſonſt an dem Beſondern, wenigſtens in Anſehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beybehalten; ſo daß ich ſchon entſchuldiget genug wäre, wann ich ſagte, ich habe Sie beurtheilt, ſo wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Ueberſetzer ſonſt ſein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man ſehen ſoll, was für einer Leſart, was für einer Interpunction er gefolgt ſey? Geſchieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen ſtärker werde? Umſonſt ſagen Sie: es ſey mit Fleis geſchehen, und die Urſache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Paſtor, und nicht ſie, ſondern ihr unzeitiges Siegsgeſchrey hätten Sie weglaſſen ſollen — — Laſſen Sie ſich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bey dieſer Stelle ſich in zwey Klaſſen abtheilen. Die einen verſtehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen ſein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter **Acron**, **Badius**, **Glareanus**, **Lubinus** und wie ſie alle heiſſen, gehören, erklären das *priſci* durch *antiquioris* oder *veteris*, und laſſen ſich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, ſo wenig unbekannt geweſen iſt, als mir. Dieſe, welche ſich beſonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der allerauſſerordentlichſten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von ſeinem Enkel an mehr als einem Orte leſe, daß er ganze Nächte bey dem Weine geſeſſen und ganze Tage bey dem Bretſpiele zugebracht habe: dieſe, ſage ich, **Lambinus**, **Chabotius** ꝛc. verſtehen unter *priſcus* einen ſolchen welcher ſeinen Sitten nach aus der alten Welt iſt, und nehmen es für ſeverus an. Einer von ihnen, Landinus, ſcheinet ſo gar eine andre Leſart gehabt und an ſtatt priſci priſca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er ſetzt hinzu *priſca virtus*, quæ talis fuit qualis olim in priſcis hominibus eſſe conſuevit. Ich geſtehe, daß mir dieſe Abweichung ungemein gefallen würde, wann ſie nicht offenbar wider das Syllbenmaß wäre. — — Doch was ſuche ich ihre Widerlegung ſo weit? Ihre zwey Wehrmänner, Mancinellus und Dacier ſind Ihnen ja ſelbſt zuwider; und wenn es nicht jedem Leſer in die Augen fällt, ſo kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugniſſe minder vollſtändig angeführet haben. Ich will dieſen kleinen Betrug entdecken. Bey dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, ſondern auch die Ueberſetzung ſelbſt, beyfügen ſollen. Doch das war ihnen ungelegen, weil dieſe ausdrücklich für mich iſt. Wann Dacier feſt geglaubt hat, daß priſcus den erſtern Zunamen des Cato bedeute, ſo ſagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du vieux Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß ſeine Anmerkung, ſo gelehrt ſie auch ſey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, ſo hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzuſetzen dürfen, um ſich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abuſus eſt nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verſtehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäſars auch Priſcus einmal geheiſſen habe. Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bey Zeugniſſen der Ausleger aufhalten, ſondern will nur noch durch den Parallelismum, die wahre Bedeutung des priſcus unwiderſprechlich beſtimmen. Ich finde zwey Stellen bey dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß ſie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entſcheiden alles. Die erſte ſtehet in dem 19 Briefe des erſten Buchs. Horaz verſichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß ſeine Gedichte lange leben könnten, welche von Waſſertrinkern geſchrieben würden; er macht dieſe Wahrheit zu einem Ausſpruche des Cratinus und ſagt:

Priſco ſi credis, Mæcenas docte, Cratino.

Priſco Cratino. Ey, Herr Paſtor; Sie ſehen, es iſt hier auch vom Weintrincken, wie in unſrer ſtreitigen Stelle, die Rede; ſollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunahmen Priſcus geheiſſen haben? Schlagen Sie doch geſchwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs finden, wo Horaz unter andern ſagt, daß ein Dichter, die alten nachdrücklichen Worte, um ſtark zu reden, wieder vorſuchen müſſe:

Obſcurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem ſpecioſa vocabula rerum
Quæ priſcis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priſcis Catonibus. Wenn in der Ode priſci der Zunahme geweſen iſt, warum ſoll er es nicht auch hier ſeyn? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priſcus geheiſſen. Nicht Herr Paſtor? Den Dacier nachgeſehen! hurtig! — — Als den letzten Keil, will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen,

noſtrum melioris utroque.

Es iſt dieſes der Herr Prof. Geſner, welcher in der Vorrede zu ſeinen ſcriptoribus rei ruſticæ das priſcum ausdrücklich zu nichts als einem Horaziſchen Epitheto macht, ob ihm ſchon die Stelle des Plutarchs bekannt

kannt war, und ob er ſchon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieſes Priſcus mit unter die Namen des Cato ſeze. Er redet nehmlich von dem Buche dieſes alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, ſo wie wir es jezt aufzuweiſen haben, congeriem parum digeſtam *oraculorum* quæ Plinius vocat veri & *Priſci* Catonis. und ſezt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieſes aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beywort des Aeltern, zu unterſcheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig überſezt? Müſſen Sie nun nicht geſtehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, ſo würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs ſelbſt, ob ſie mir gleich, wie Sie oben geſehen haben, nicht widerſpricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erſt ſeit geſtern und heute beygefallen ſind. Doch, wahrhaftig ich will ſie herſetzen. Wann ich ſchon von Ihnen keine Erleuterung zu erwarten habe; ſo ſind doch die Leute eben ſo rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieſet uns einer von dieſen, und nimmt des Geſchichtſchreibers Parthey gegen mich, welches mir ſehr angenehm ſeyn wird. Sie aber, Herr Paſtor, überhüpfen ſie nur

Eine kleine Ausſchweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der Griechiſche Schriftſteller meldet uns in dem angeführten Zeugniſſe dreyerley. Erſtlich daß Marcus Porcius der erſte aus ſeiner Familie geweſen ſey, welcher den Zunahmen Cato geführt; Zweytens, daß er dieſen Zunamen wegen ſeiner Klugheit bekommen.

men; Drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführet habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel iſt gewiß, daß Plutarch der genaueſte Geſchichtſchreiber nicht iſt. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung ſind ſehr häufig. Alsdann aber kan man ihm am allerwenigſten trauen, wenn er Umſtände anführt, welche eine genauere Kenntniß der Lateiniſchen Sprache erfordern. Dieſe, wie bekannt iſt, hat er nicht beſeſſen. Er ſagt in dem Leben des ältern Cato von ſich ſelbſt, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateiniſche Sprache erlernt zu haben vorgiebt, iſt bekannt: aus griechiſchen Büchern nehmlich, welche von der römiſchen

Hiſtorie geſchrieben. Grundes alſo genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, ſo oft er ſich in die römiſche Philologie wagt, die er wenigſtens aus keinem griechiſchen Geſchichtſchreiber hat lernen können.

II. Daß unſer Sittenrichter der erſte aus der Porciusiſchen Familie geweſen ſey, welcher Cato geheiſſen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugniſſe dafür hat. Eines zwar von den vornehmſten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius, (B. 7. Kap. 27.) iſt ſehr zweydeutig. Er ſagt Cato, primus Porciæ gentis. Kann dieſes nicht eben ſowohl heiſſen: Cato welcher der erſte war, der den Namen Porcius führte; als es nach der gemeinen Auslegung heiſſen ſoll: derjenige, aus dem Porciusiſchen Geſchlechte,

ſchlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heiſſen, ſo kann ich doch wenigſtens

III. die Plutarchiſche Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er ſagt Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατονα ὀνομαζȣσιν. Dieſes iſt offenbar falſch und er hätte anſtatt Κατωνα, nothwendig Κατον´ ſchreiben ſollen; weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato ſondern catus heißt. Sein lateiniſcher Ueberſetzer Hermannus Cruſerus ſcheint dieſen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deswegen die angeführten Worte: romani experientem Catum vocant. Doch, wird man ſagen, ungeachtet dieſes Fehlers, kan die Ableitung dennoch richtig ſeyn; das Adjectivum mag catus heiſſen; vielleicht aber iſt es in cato verwandelt worden, wann es die

Römer als einen Zunamen gebraucht haben — — Allein auch dieſes vielleicht iſt ungegründet. Man ſieht es an dem Beyſpiele des Aelius Sextus welcher eben dieſen Zunamen bekam, und gleichwohl nicht Cato ſondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem 1ten Buche ſeiner Tusculaniſchen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius iſt, ſoll es beweiſen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kan hier nicht als ein bloſſes Beywort anzuſehen ſeyn, weil cordatus das Beywort iſt, und die lateiniſchen Dichter von Häufung der Beywörter nichts halten. Es muß alſo ein Zuname ſeyn, und wann es dieſer iſt, ſo ſage man mir, warum iſt er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bey dem Porcius das catus dieſe Veränderung erlitten? Wollte man ſagen, jenes ſey des Verſes wegen geſchehen, ſo würde man wenig ſagen; oder vielmehr man würde gar nichts ſagen, weil ich noch ein weit ſtärkeres Zeugniß für mich aufbringen kan. Das Zeugniß nehmlich des Plinius welcher (7 B. Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten ſagt: præſtitere ceteros mortales ſapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum ſagt Er, welcher den alten Cato bey aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht. Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben dieſe Abſtammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen, und es auch durch einen hiſtoriſchen Umſtand höchſt wahrſcheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht ſeines Verſtandes und ſeiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf dieß, was Cicero de ſenectute anführt; er berichtet uns nehmlich, daß Cato erſt in ſeinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weiſen, erhalten habe. Nun ſage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kan, iſt es wohl wahrſcheinlich, daß man ihm aus einer Urſache zwey Zunamen ſolle gegeben haben? daß man ihn ſchon in ſeiner Jugend den Klugen genennt, erſt aber in ſeinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weiſe zu führen? Denn dieſes iſt aufs höchſte der Unterſcheid, welchen man zwiſchen catus und ſapiens machen kann. Wenn mir jemand dieſen Zweifel heben könnte, ſo wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigſtens, catus für acutus anzunehmen, ſo wie es Varro bey dem Aelius Sextus haben will, und zu ſagen, unſer Porcius ſey in ſeiner Jugend acutus, das iſt verſchmitzt, und in ſeinem Alter erſt weiſe genennt werden, wird ſich hierher nicht ſchicken, weil das Verſchmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters iſt, der in ſeinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm, und mit der falſchen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchſt verdächtig iſt, ſo glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priſcus ſelbſt eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verſchiednen Schriftſtellern mehr als einmal Priscus genennt wird, theils um dadurch die Strenge ſeiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muſter der alten Zeiten geweſen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterſcheiden: da vielleicht dieſes Beywort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, ſo wie etwa in den ganz neuern Zeiten, einer von den allertapferſten Feldherren beynahe von einem ganzen Lande der *Alte*, mit Zuſetzung ſeines Landes, genennt ward; da, ſage ich, dieſe Verwechſelung eines Beyworts in einen Zunahmen ungemein leicht iſt: ſo urtheile man einmal, ob ſie nicht ein Mann, welcher die lateiniſche Sprache nur halb inne hatte, ein *Plutarch*, gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube meine Vermuthung wird noch ein auſſerordentliches Gewichte mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer ſelbſt, und ſonſt einer von den genaueſten Geſchichtſchreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich ſage alſo, daß ſo gar *Livius* das Wort *priscus* als einen

Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterſcheidungswort iſt; bey dem erſten Tarquinius nehmlich, welcher blos deswegen Priscus genennet ward, um ihm mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechſeln. Feſtus bezeiget dieſes mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus ſagt: Priscus Tarquinius eſt dictus, quia prius fuit quam Superbus Tarquinius. Man ſchlieſſe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angeſtoſſen hätte, wo ein Römer ſelbſt anſtößt?

Hier, mein Herr Paſtor, können Sie wieder anfangen zu leſen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, ſo ſollte es mir leid thun, wann durch dieſe Ausſchweifung etwa ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem

Namen Priſcus nichts gewußt habe, weil Bayle ſeiner nicht gedenket. Wer weis zwar, was ich für eine Ausgabe dieſes Wörterbuchs beſitze. Wo es nur nicht gar eine iſt, die ein prophetiſcher Geiſt mit den Schnitzern des Laublingſchen Paſtors vermehrt hat. — — Doch laſſen Sie uns weiter rücken.

3. B. 27. Od.

Uxor invicti Jovis eſſe neſcis.

O Herr Paſtor, lehren Sie mich es doch nicht, daß dieſe Stelle eines doppelten Sinnes fähig iſt. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutſch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es ſchon, daß es heiſſen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters biſt und du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nöthig hätte mit übeln Wendungen meine Critik zu rechtfertigen, ſo dürfte ich nur ſagen, daß ihre Ueberſezung von dieſem doppelten Sinne keinen, ſondern einen dritten ausdrücke.

> Du weiſts nicht und biſt des groſſen Jupiters Gattin.

Kann dieſes nicht ohne viele Verdrehung heiſſen: Ob du ſchon des Jupiters Gattin biſt, ſo weißt du dennoch dieſes oder jenes nicht. Doch ich brauche dieſe Ausflucht nicht; und meinetwegen mögen Sie den erſten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch Schulknaben mäßig überſetzt. Denn was thut ein Schulknabe bey ſolchen Gelegenheiten. Er nimmt den erſten den beſten Sinn, ohne ſich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen ſollte. Er iſt zufrieden, es ſey nun auf die eine, oder auf die andere Weiſe den Wortverſtand ausgedrückt zu haben. Dieſes nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umſonſt ſagen Sie mit dem Dacier, ihr Sinn ſey dem Zuſammenhange gemäſſer. Ich ſage: nein, und jederman wird es mit mir ſagen, der das, was darauf folgt überſetzen will. Durch was hat Horaz das zweydeutige

> Uxor invicti Jovis eſſe neſcis;

gewiſſer beſtimmen können, als durch das gleich darauf folgende?

> Mitte ſingultus: bene ferre magnam
> Diſce Fortunam.

Was iſt deutlicher, als daß Horaz ſagen will: glaubſt du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anſtehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu ſeyn, was du biſt! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den ſich ein Herr Lange freylich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger ſchlieſſend iſt. Es iſt unwiderſprechlich, daß Horaz in dieſer Ode das Idyllion des Moſchus, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es iſt alſo auch höchſt wahrſcheinlich, daß Horaz die Europa in den Umſtänden angenommen habe, in welchen ſie Moſchus vorſtellt. Nun weis ſie es bey dieſem, daß nothwendig ein Gott unter dem ſie tragenden Stiere verborgen ſeyn müße. Sie ſagt:

Πῃ με φερεις, θεοταυρε; — — —
— — — — — —
Ἠ ῥα τις εσσι θεος; — — — —
— ⊥ — — ἐλπομαι ἐισοραασθαι
Τον δε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον
ἐμειο

Und der Stier ſpricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Ἀυτος τοι Ζευς ἐιμι, και ἐγγυθεν ἐιδομαι
ἐιναι
Ταυρος.

Sollte ihr alſo Horaz nicht eben dieſe Wiſſenſchaft gelaſſen haben? Nothwendig, weil er ſie erſt alsdenn klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer beſſern Geſtalt, den Gürtel gelöſet hatte.

[illegible] — — Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο
μορφην

Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wüßte ſie es aber ſchon, daß Jupiter ihr Stier geweſen war, ſo wäre es wahrhaftig ſehr abgeſchmackt, wann ihr Cupido bey dem Horaz mit dem

— — Uxor invicti Jovis eſſe neſcis

nicht mehr ſagen wollte, als ſie ſchon wußte, und wann ſeine Worte keine conſolatio cum *reprehenſione* wären, wie ſich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Paſtor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn geſetzt auch, es ſollte ſtatt Ziegen, Zähne heiſſen; ſo würde ihre Ueberſetzung gleichwohl noch fehlerhaft ſeyn. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn: caprea lacte depulſum leonem dente novo
peritura

peritura vidit, die Ziege ſieht den Löwen, und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es iſt hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Paſtor. Sie ſoll ſelbſt der Raub der jungen Zähne ſeyn. Auſſerdem iſt noch dieſes zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege überſetzen, und es für einerley mit capra halten. Einem wörtlichen Ueberſetzer, wie Sie ſeyn wollen, muß man nichts ſchenken!

5. B. Ode 1.

Und endlich, komme ich auf die letzte Stelle, bey welcher ich das wiederhohlen muß, was ich ſchon oben angemerkt habe. Sie ſcheinen dem Dacier nur da gefolgt zu ſeyn, wo ſeine Ueberſetzung zweifelhaft iſt. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterſcheiden fehlt! Wann doch dieſer franzöſiſche Ueberſetzer ſo gut geweſen wäre, und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar, indigne heiſt. Zwar Herr Paſtor, auch alsdenn würden Sie nicht Recht haben: denn ich muß auch hier ihre Unwiſſenheit in der franzöſiſchen Sprache bewundern! Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieſes hätte in ihrer Ueberſetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber iſt wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beydes einerley iſt? Gewiß nicht! Sie ſind zum Exempel ein unwürdiger Ueberſetzer des Horaz; ſind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht ſagen; ich hoffe aber, daß es die Welt ſagen wird. — — Ohe jam ſatis eſt - -

Ja wirklich genug und allzuviel; ob es ſchon für einen Mann, wie Sie mein Herr Lange ſind, noch zu wenig ſeyn wird! Denn niemand iſt ſchwerer zu belehren, als ein alter, hochmüthiger Ignorante. Zwar bin ich einigermaſſen ſelbſt daran Schuld, daß es mir ſchwer geworden iſt. Warum habe ich Ihnen nicht gleich Anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äuſſerſten Noth noch etwas antworten kann? —— Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jezt thun. Ich komme nehmlich auf meine zweyte Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wann Sie es erlauben, nur das erſte Buch der Oden durchlauffen wollen. Ich ſage mit Fleiß nur das erſte, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe, und noch etwas Wichtigers zu thun weis, als ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verſpreche Ihnen im Voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigſtens einen Schnitzer zu weiſen, welcher unvergeblich ſeyn ſoll. Alle werden ſie mir freylich nicht in der Geſchwindigkeit in die Augen fallen; nicht einmal die von der erſten Gröſſe alle. Ich erkläre alſo, daß es denjenigen die ich überſehen werde, nicht präjudicirlich ſeyn ſoll; ſie ſollen Fehler, nach ihrem ganzen Umfange bleiben, ſo gut als wenn ich ſie angemerkt hätte. Zur Sache,

[illegible] 2. B. 1. Od.

[illegible] Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die Inſel heißt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, iſt das Adjectivum davon. Hier macht alſo der Herr Schulmeiſter ein Kreutz! Es iſt ſein Glück, daß ſich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entſchuldigen kann, weil Cypern, ſo wie es eigentlich heiſſen ſollte, wider das Sylbenmaaß ſeyn würde.

Am Ende dieſer Ode ſagen Sie, Hr. Paſtor: Die Flöte beziehen. Eine ſchreklich abgeſchmakte Redenkart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etruſco violenter undis

überſetzen Sie:

So ſahn auch wir die rückgeſchmißnen Wellen
Des gelben Tybers am Etruſciſchen Ufer ꝛc.

Falſch! Es muß heiſſen:

So ſahn auch wir die vom Etruſciſchen Ufer
Des gelben Tibers rückgeſchmißne Wellen.

3. Ode.

Triſtes Hyadæ würde nicht der trübe Siebenſtern, ſondern das trübe Siebengeſtirn heiſſen, wann nur Plejades und Hyades nicht zweyerley wären. Ha! ha! ha!

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben ſollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu ſetzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bey dieſem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wann dieſes Wort auch recht gedruckt wäre, ſo würde es dennoch falſch ſeyn; weil Cythere zwar die Inſel, aber nicht die Venus die nach dieſer Inſel genennt wird, heiſſen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in roſa
Perfuſus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, ſub antro.

Dieſes überſetzen Sie ſo:

Was vor ein wohlgeſtalter Jüngling,
o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Roſengebüſche
Von Balſam naß in angenehmer Grotte.

Wachſen etwa in Laublingen dicke Roſengebüſche in Grotten? Das in roſa hätten Sie durch, auf dem Roſenbette, geben ſollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, ſive quid urimur haben Sie ungemein ſchlecht überſetzt: von Arbeit befreyt, und wenn die Liebe mich reizet. Erſtlich haben Sie den Gegenſatz verdorben und das ſive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entſtanden iſt, weil Sie, zweytens, die Kraft des Worts vacuus nicht eingeſehen haben; es heißt hier vacuus ab amore nicht aber a labore.

7. Ode.

Es iſt ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der 15 Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt, und es durch ihr elendes nimmer ſtille gegeben haben.

8. Ode.

8. Ode.

Aus dieſer Ode iſt der getadelte Oelzweig. Ich kann ſie aber deswegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus ihrer Ueberſetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß ſchon die alten Römer, vielleicht wie jezt die ſogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geſchoſſen haben. Sie ſagen:

> Den ehemals der Scheibenſchuß und Wurfſpieß erheben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie Diota durch Urne überſetzt haben. Sie müſſen eine vortrefliche Kenntniß der alten römiſchen Maaſſe haben! Merken Sie ſich doch, daß Diota ſo viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphoræ iſt.

10 Ode.

Nepos Atlantis — — zuſammen ihr Schulknaben um ihn auszuziſchen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes.

Erſtlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes, Atlantis,* ſondern *Atlas, antis.* Zweytens Nepos heißt nicht Sohn, ſondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieſer kleinen Ode iſt das zerlaſt den Wein. Noch will ich anmerken, daß das *oppoſitis pumicibus* durch nahe Felſen ſchlecht überſetzt iſt.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia ſumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieſes überſetzen Sie:

Sprich Clio, was iſts vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jezt mit der Leyer,
Was iſts vor ein Gott, den du
Mit ſcharfer Flöte feyerlich willſt loben.

Beſtimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbeſtimmt laſſen! Sie ſtolpern überall, wo Sie auch nur den kleinſten Tritt vor ſich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott, und die Leyer auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem iſt was Dacier und andre angemerkt haben. On remarque, ſagt jener, que la lire etoit pour les louanges des Dieux, & la flute pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicæ mero rixæ: Dieſes geben Sie ſo: wenn deine Schultern ein ſchrankenloſer Zank mit Weine beflecket. Ey! wo iſt denn ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier geweſen? Er würde Ihnen gewiß geſagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt ſondern zu immodicæ ziehen müſſe.

14. Ode.

Carinæ würden Sie in der ſiebenden Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wann Sie die wahre Bedeutung dieſes Worts gewußt hätten. Carina iſt der untere Theil des Schifs; und eben das, was die Griechen τρόπις nennen.

15. Ode.

Calami ſpicula Gnoſſii überſetzen Sie durch [illegible] ſchärfe Pfeile, zum ſichern Beweiſe, daß Sie weder wiſſen was calamus heißt, noch warum Horaz das Beywort Gnoßiſch dazu geſezt hat.

16. Ode.

Die Ueberſchrift dieſer Ode iſt vollkommen falſch. Sie ſagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget hatte. Sie irren mit der Menge; nicht dieſe Freundin ſelbſt, ſondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode ſelbſt unwiderſprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bey Dindymene, das e wie Sie gethan haben nicht weglaſſen darf, weil man es alsdenn für ein Maſculinum annehmen könnte.

Ferner, wenn Sie ſagen: aus ſeiner Grotte die er bewohnt, ſo haben Sie das lateiniſche incola ganz falſch auf adytis gezogen, anſtatt daß Sie es auf mentem ſacerdotum hätten ziehen ſollen.

17. Ode.

Die Verſtümmlung des Thyoneus in Thyon iſt unerträglich.

18. Ode.

Nullam ſacra vite prius ſeveris arborem; Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinſtock. Prius heißt eher, ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht blos ſagen will, daß er den Weinſtock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, ſondern auch vorzüglich, mit Hintenanſetzung andrer Bäume, pflanzen ſoll. So ein vortreflicher Boden, iſt ſeine Meinung, muß mit nichts ſchlechtern beſetzt werden, als mit Weinſtöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne einen Zeile tadle ich das geſchlachtet. Nur derjenige hat mactare ſo grob überſetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieſer Ode ausſetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch ſo viel ſagt, nec quæ nihil attinent, iſt der Ueberſetzung ſchändlich ausgeblieben iſt.

20. Ode,

Hier kommen zwey entſetzliche geographiſche Schnitzer. Sie ſagen die Keltern um Calenis, und es muß Cales heiſſen. Sie ſagen der Berg bey Formian und der Ort heiſt gleichwohl Formiæ. Sie haben ſich beydemal durch die Adjectiva Caleno und Formiani verführen laſſen. Einem Manne wie Sie? muß alles zum Anſtoſſe [illegible]

21. Ode

Auch in dieſer Ode iſt ein eben ſo abſcheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden ſind. Natalem Delon Apollinis, überſetzen Sie, mein vielwiſſender Herr Lange, durch Delos die Geburtsſtadt des Apollo. Delos alſo iſt eine Stadt? Das iſt das erſte, was ich höre.

22. Ode.

[illegible] heiſt keine Wüſten, wie Sie wollen, ſondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig beſſer, welche Worte ἐπικοινα ſind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch ihres ſeel. Herrn Vaters lateiniſche Grammatik bey der Hand hätte, ſo wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren wo Sie es finden könten, was ſequor für einen Caſum zu ſich nimmt. Ich habe Schulmeiſters gekannt, die ihren Knaben einen Eſelskopf an die Seite mahlten, wenn ſie ſequor mit dem Dativo conſtruirten. Laſſen Sie einmal ſehen, was Sie gemacht haben?

Tandem deſine matrem
Tempeſtiva ſequi viro.

Dieſes überſetzen Sie:

Laß die Mutter gehen
Nun reif genug dem Mann zu folgen.

Sie haben alſo wirklich geglaubt, daß man nicht ſequi matrem, ſondern ſequi viro zuſammen nehmen müſſe.

24. Ode.

In dieſer Ode iſt ein Schnitzer nach Art des Priſeus; und er kann kein Druckfehler ſeyn, weil er, ſowohl über dem Texte als über der Ueberſetzung ſtehet. An den Virgilius Varus. Was iſt das für ein Mann? Sie träumen Herr Paſtor; ſie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet iſt, mit dem, über welchen ſie verfertiget worden, und machen aus dieſer Vermengung ein abgeſchmacktes Ganze. Sie iſt an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quinctilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang überſetzen, heißt geſtehen, daß man nicht wiſſe, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, ſondern ein Quell woraus man noch nicht geſchöpft hat.

27. Ode.

Der ſchärfliche Falernus ſagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum iſt alſo generis maſculini, und es iſt falſch wenn man ſagt vinum Falernum Sie werden ſagen, es ſey ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieſer Ode ſetzt er mehr wie einen Schnitzer. Erſtlich laſſen Sie ſich wieder durch das Adjectivum matinum verführen, ein Ding daraus zu machen welches Matinus heiſſen ſoll. Zweytens ſagen Sie Panthus anſtatt, daß Sie ſagen ſollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, ſo wird Ihnen ihr Syllbenmaaß widerſprechen. Drittens heiſſen hier Fluctus Heſperii nicht das ſpaniſche Meer, wie Sie es überſetzt haben, ſondern das italiäniſche. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Heſperiſche, wenn Sie es nicht ganz gewiß wiſſen, ob Heſperia magna oder ein anderes zu verſtehen ſey.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweyten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Ueberſetzung biß zu dem Abgeſchmackten und Unſinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweyten Zeile ſagen Sie ein Dichter, und es muß der Dichter heiſſen. Der Fehler iſt gröſſer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft, zum Beweiſe daß Sie es nicht wiſſen, wem der junge Wein, oder die Erſtlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bey dem Worte bleiben ſollen, welches ſie bey nahe nur immer da thun, wo es falſch iſt. Novus liquor heißt hier Saft, der bey einer neuen Gelegenheit vergoſſen wird.

Sie ſagen die Calenſchen Hippe, und ſollten die Caleſiſche ſagen; Ein Fehler den ich ſchon vorher angemerkt habe, und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, ſondern aus einer wahrhaften Unwiſſenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat überſetzen Sie hier durch befeſtigen und hätten es durch losbinden geben ſollen. Sie ſagen alſo hier gleich das Gegentheil von dem was Horaz ſagen will. Religare iſt hier nach Art des refigere der 28. Ode des erſten Buchs, und des recludere in der 24. Ode eben deſſelben Buchs, zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bey dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, ſondern durch ein jüngrer Buhler geben ſollen. Sie gehen eben ſo unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabey bleiben.

34. Ode.

Dieſe ganze Ode haben Sie verhunzt.

Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, ſondern die gemeine, ſo hätten Sie die zweyte Strophe ganz anders geben ſollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, ſondern Sie ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlaſſen.

35. Ode.

Clavos trabales überſetzen Sie durch Balcken und Nägel. Sie wiſſen alſo die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht, und können es jezt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht groſſes beſchreiben wollen, ſo ſagen ſie: ſo groß wie ein Balken. Bey dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man nach ihrer Art zu überſezen durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz ſezt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Bluth anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloſſe friſch ſehr ſchlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Armoniæ. Dieſes überſezen Sie: gleich dem ſchnellen Jäger, der Haſen jaget auf den Feldern des ſtets beſchneiten Hämus.

Wer heißt Ihnen denn, aus der Landſchaft Aemonien, oder welches einerley iſt, Theſſalien, den Berg Hämus zu machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Haſen hetzen zu laſſen? Der Jäger bricht den Hals; es iſt augenſcheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut alles gut! Ich weis wahrhaftig bey dieſer letzten Ode des erſten Buchs nichts zu erinnern. Sie iſt aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Paſtor, alle ſo überſetzt hätte, wie dieſe, ſo würden Sie noch zur Noth ein Schriftſteller ſeyn, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und ſo weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas ſehr leichtes ſeyn würde, zwey hundert Fehler in ihrer Ueberſetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends dieſe Zahl verſprochen habe? Wenn das erſte Buch deren an die funfzig hält, ſo werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer ſeyn. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit ſehr feind ſeyn, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Dieſesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie ſich auch zehnmal aufs neue vertheidigen ſollten, ſo werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, ſich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man ſich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz überſetzt hat. Auch meine Critik wird alsdenn vergeſſen ſeyn, und eben dieſes wünſche ich. Ich ſehe Sie für nichts weniger, als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie ſind der Gegner nicht, an welchen man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte ſie von Anfange verachten ſollen, und es würde auch gewiß geſchehen ſeyn, wann mir nicht ihr Stolz und das Vorurtheil welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache, noch Critik, weder Alterthümer, noch Geſchichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels beſitzen; kurz daß ſie keine einzige von den Eigenſchaften haben, die zu einem Ueberſetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieſes würde eine ſehr kleine Schande für Sie ſeyn, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine ſehr niederträchtige

Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verläumder ſind. Dieſes iſt der zweyte Theil meines Briefes welcher der kürzeſte aber auch der nachdrücklichſte werden wird.

Unſer Streit, mein Herr Paſtor, war grammatikaliſch, das iſt, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner ſeyn können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwiſſenheit in denſelben für eine Beſchimpfung halten könne; für eine Beſchimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, ſondern auch noch mit boßhaften Lügen rächen müſſe. Am allerwenigſten hätte ich mir dieſes von einem Prediger vermuthet, welcher beßre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bey allen Streitigkeiten den moraliſchen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu laſſen, haben ſollte. Ich hatte Ihnen Schulſchnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir dieſe Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug ſeyn. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt, und zu einem Abſcheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denckungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beſchuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweiſen, ſondern auch nicht einmal wahrſcheinlich machen können!

Ich ſoll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Critik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke ſeyn, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit ſetzte, ihr Vorgeben zu erhärten; und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schickſal in den Umſtänden befände, das Gegentheil unwiederſprechlich zu beweiſen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten ſoll gethan haben, kann kein andrer ſeyn als eben der Hr. P. N. deſſen Sie auf der 21ten Seite gedenken; weil dieſes der einzige lebendige Menſch iſt, der Sie und mich zugleich von Perſon kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Critik über ihren Horaz, ehe ſie gedruckt ward, geſprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahrs als dieſer Herr P. N. durch Wittenberg reiſete, und mich daſelbſt der Ehre ſeines Beſuchs würdigte. Ich hatte ihn nie geſehen, und ihn weiter nicht als aus ſeinen Schriften gekannt. In Anſehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem

chem Sie ſchon viele Jahre eine vertraute Freundſchaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut unſre angefangne Freundſchaft in Briefen fortzuſetzen. Gleich in meinem erſten, wo ich nicht irre, ſchrieb ich ihm, daß ich ihren Horaz geleſen und ſehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich ſey nicht übel Willens die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünſchte ich, ſein Urtheil davon zu wiſſen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundſchaftliche Briefe ſo mißbrauchen muß. — —

"Oeffentlich, ſind ſeine Worte, woll-
"te ich es niemanden rathen, Herrn
"Langen anzugreiffen, der etwa noch —
"— — — — — — — — Jndeſſen ken-
"ne ich ihn als einem Mann, der folgt,
"wenn man ihm etwas ſagt, das ihm be-
"greiflich iſt. Dieſe Fehler, dächte ich,
"wären ihm begreiflich zu machen. Soll-
"te es alſo nicht angehen, daß man ihn
"ſelbſt aufmunterte Verleger von den Bo-
"gen zu ſeyn, die Sie wider ihn geſchrie-
"ben haben. Nicht in der Abſicht daß er
"dieſelben drucken läßt; ſondern daß es in
"ſeiner Gewalt ſtehet, die Verbeſſerungen
"derſelben bey einer neuen Auflage oder
"beſonders drucken zu laſſen. Er muß ſich
"aber

„aber auch alsdenn gegen den Hrn. Verfaſſer ſo bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müſſen keinen Schaden haben, ſondern ein Honorarium für gütigen Unterricht — — — —

Ich wiederhohle es noch einmal, dieſes ſchrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal geſprochen hatte, und der ihr vertrauter Freund ſeit langer Zeit war. Ich habe nicht Luſt, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu ſtellen, ſonſt würde es mir etwas leichtes ſeyn, die Beſchuldigung umzukehren, und es wahrſcheinlich zu machen, daß Sie ſelbſt hinter dieſem guten Freunde geſteckt hätten. So wahrſcheinlich es aber iſt, ſo glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieſes ohne Zweifel freywilligen Vermittlers kenne. Ich will wünſchen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich ſchon nicht erinnere was ich ihm eigentlich auf ſeinen Vorſchlag geantwortet, ſo weis ich doch ſo viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur geſtehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Hr. P. N. für eine ſo eigennützige Seele anſehen können. Geſetzt auch, daß er aus meinen Umſtänden geſchloſſen habe, daß das Geld bey mir nicht im Ueberfluſſe ſey, ſo weis ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen, gleichgültig ſeyn würden. Doch ſchon dieſen Umſtand, daß ich ihm meine Critik nicht geſchickt habe, hat er für eine ſtillſchweigende Mißbilligung ſeines Antrags annehmen müſſen, ob ich ihn ſchon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringſtes Zuthun an mich geſchah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden ſich ſchämen ohne Zweiffel. Zwar nein; Verläumder ſind über das ſchämen hinaus.

Sie ſind übrigens zu ihrem eignen Unglücke ſo boßhaft geweſen, weil ich Ihnen heilig verſichre, daß ich ohne die jezt berührte Lügen, ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angeſetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABCdarius, mich einen jungen frechen Kunſtrichter, ein Scioppius, und ich weis nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrſamkeit ſey aus dem Bayle, zu meiner Critik über des Jöcherſche Gelehrten Lexicon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen ſo gar zu einer Critik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Fratzen mehr ſind, bey welchen ich mich unmöglich

möglich aufhalten kann. Mein Wiſſen und Nichtwiſſen kan ich ganz wohl auf das Spiel ſetzen laſſen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antaſten laſſen, und ich werde Jhren Namen in Zukunft allezeit nennen, ſo oft ich ein Beyſpiel eines rachſüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieſer Verſicherung habe ich die Ehre meinen Brief zu ſchlieſſen. Jch bin — — doch nein, ich bin nichts. Jch ſehe mein Brief iſt zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie alſo das übergeſchriebne Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er iſt. Jch habe weiter nichts zu thun als ihn in Duodez drucken zu laſſen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem Vade mecum, das ich Jhnen zu Beſſerung ihres Verſtandes und Willens recht oft zu leſen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie ſind, ſich in das rohe Duodez Format nicht wohl finden kann, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, Jhnen eines nach Art der A B C Bücher binden zu laſſen, und mit einer ſchriftlichen Empfehle zu zuſchicken. Jch wünſche guten Gebrauch!

Pope
ein
Metaphyſiker!

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Danzig,
bey Johann Chriſtian Schuſter.
1755.

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens leugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der Königl. Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, veranlaßt worden; und daher hat man auch dieſe Veranlaſſung ſelbſt nirgends zu verſtecken geſucht. Allein wenn der Leſer deßwegen an eine Schöne denken wollte, die ſich aus Verdruß dem Publico Preiß giebt, weil ſie den Bräutigam, um welchen ſie mit ihren Geſpielinnen getanzt, nicht erhalten; ſo würde er ganz gewiß an eine falſche Vergleichung denken. Die Akademiſchen Richter werden es am beſten wiſſen, daß ihnen dieſe Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden ſich Umſtände welche die Einſchickung derſelben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwieder ſind. Nur einen von dieſen Umſtänden zu nennen = = Sie hat zwey Verfaſſer, und hätte daher unter keinem andern Sinnſpruche erſcheinen können, als unter dieſem:

Compulerant – greges Corydon & Thyrſis in unum.

Geſetzt nun, ſie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entſtanden ſeyn! Und dieſe wollten gerne keine unter ſich haben.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des Popiſchen Syſtems, welches in dem Satze alles iſt gut enthalten iſt. Und zwar ſo, daß man

Erſtlich den wahren Sinn dieſes Satzes, der Hypothes ſeines Urhebers gemäß, beſtimme.

Zweytens ihn mit dem Syſtem des Optimismus, oder der Wahl des Beſten, genau vergleiche, und

Drittens die Gründe anführe, warum dieſes Popiſche Syſtem entweder zu behaupten oder zu verwerffen ſey.

Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des **Popiſchen Syſtems**, welches in dem Satze: **alles iſt gut**, enthalten iſt.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich Anfangs geſtehen muß, daß mir die Art, mit welcher dieſe Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beſte zu ſeyn ſcheinet. Da **Thales, Plato, Chryſippus, Leibnitz** und **Spinoſa**, und unzählig andere, einmüthig bekennen: **es ſey alles gut**; ſo müſſen in dieſen Worten entweder alle Syſtemata, oder es muß keines darinn enthalten ſeyn. Sie ſind der Schluß, welchen jeder aus ſeinem beſondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie ſind das Bekenntniß derer, welche ohne Lehrgebäude philoſophirt haben. Wollte man ſie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einſchlagende Fragen zu entſcheiden wären; ſo würde mehr Bequemlichkeit als Verſtand dabey ſeyn. **GOtt hat es ſo haben wollen, und weil er es ſo hat haben wollen, muß es gut ſeyn:** iſt wahrhaftig eine ſehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewieſen, aber nicht erleuchtet. Sie iſt das beträchtlichſte Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was iſt fauler, als ſich bey einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen GOttes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenſtand des göttlichen Willens habe ſeyn können?

Wenn ich alſo glauben könnte, der Concipient der Akademiſchen Aufgabe habe ſchlechterdinges in den Worten **Alles iſt gut** ein Syſtem zu finden verlangt; ſo würde ich billig fragen, ob er auch das Wort Syſtem in der ſtrengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben ſoll? Allein er kann mit Recht begehren, daß man ſich mehr an ſeinen Sinn, als an ſeine Worte halte. Beſonders alsdenn, „wenn der wahre Sinn, der falſchen Worte ungeachtet durchſtrahlet, wie es hier in der nähern Beſtimmungen des Satzes hinlänglich geſchiehet.

Dieſem zu folge ſtelle ich mir alſo vor, die Akademie verlange eine Unterſuchung desjenigen Syſtems, welches **Pope** erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit: **daß alles gut ſey**, dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man ſonſt ſagen will. Nur muß man nicht ſagen, daß das Syſtem in dieſen Worten liegen ſolle. Es liegt nicht eigentlicher darinne, als die

Prämiſſen in einer Concluſion liegen, deren zu eben derſelben eine unendliche Menge ſeyn können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bey dieſer Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache alſo! **Eine Unterſuchung des Popiſchen Syſtems** — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erſtaunen befragt zu haben: wer iſt **Pope**? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphyſikern?

Doch ein Dichter braucht nicht allezeit ein Dichter zu ſeyn. Ich ſehe keinen Widerſpruch, daß er nicht auch ein Philoſoph ſeyn könne. Ebenderſelbe, welcher in dem Frühlinge ſeines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Muſen und Faunen, mit dem Thyrſus in der Hand, herum geſchwärmt; eben derſelbe kann ſich ja leicht in dem reifen Herbſte ſeiner Jahre, in den philoſophiſchen Mantel einhüllen, und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernſt abwechſeln laſſen. Dieſe Veränderung iſt der Art, wie ſich die Kräfte unſerer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage machte dieſe Ausflucht zu nichte. —— Wenn? Wo hat Pope den Metaphiſiker geſpielt, den ich ihm nicht zutraue? —— Eben, als er ſeine Stärke in der Dichtkunſt am meiſten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte alſo, und zwar in einem Gedichte, das dieſen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein Syſtem aufgeführet, welches eine ganze Akademie der Unterſuchung werth erkennet? So ſind alſo bey ihm der Poet und der ſtrenge Philoſoph —— ſtrenger aber als der ſyſtematiſche kann keiner ſeyn —— nicht zwey mit einander abwechſelnde Geſtalten, ſondern er iſt beydes zugleich; er iſt das eine, indem er das andere iſt?

Dieſes wollte mir ſchwer ein —— Gleichwohl ſuchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine

Vorläufige Unterſuchung,

Ob ein Dichter, als ein Dichter, ein Syſtem haben könne?

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit eine Erklärung des Worts Syſtem voraus zu ſchicken. Doch ich bleibe bey der Beſcheidenheit, die ich ſchon oben verrathen habe. Es iſt ſo ungeziemend, als unnöthig, einer Verſammlung von Philoſophen, das iſt, einer Verſammlung ſyſtematiſcher Köpfe zu ſagen, was ein Syſtem ſey?

Kaum daß es ſich ſchickte, ihr zu ſagen, was ein Gedicht ſey; wenn dieſes Wort nicht auf ſo verſchiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Unterſuchung für die bequemſte hielte.

Ein Gedicht iſt eine vollkommene ſinnliche Rede. Man weis, wie vieles die Worte **vollkommen** und **ſinnlich** in ſich faſſen, und wie ſehr dieſe Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdienet, wenn man von der Natur der Poeſie weniger ſeicht urtheilen will.

Ein Syſtem alſo und eine **ſinnliche** Rede — Noch fällt der Widerſpruch dieſer zwey Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den beſondern Fall einſchlieſſen müſſen, auf welchen es eben hier ankömmt; und für das Syſtem überhaupt, ein metaphyſiſches ſetzen.

Ein Syſtem metaphyſiſcher Wahrheiten alſo, und eine ſinnliche Rede; beydes in einem — — Ob dieſe wohl einander aufreiben?

Was muß der Metaphyſiker vor allen Dingen thun? — — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß ſie nie in einem andern Verſtande, als in dem erklärten anwenden; er muß ſie mit keinen, dem Scheine nach gleichgültigen, verwechſeln.

Welches von dieſen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang iſt ihm eine hinlängliche Urſache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung ſynonymiſcher Worte iſt ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worinn beſtehet das Weſen derſelben? — — Darinn, daß ſie nie bey der ſtrengen Wahrheit bleiben; daß ſie bald zu viel, und bald zu wenig ſagen — — Nur einem Metaphyſiker, von der Gattung eines **Böhmens**, kann man ſie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphyſikers? — — Er geht, in beſtändigen Schlüſſen, immer von dem leichtern, zu dem ſchwerern fort; er nimt ſich nichts vorweg; er hohlet nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine ſinnliche Art auseinander könnte wachſen ſehen: ſo würde ihr Wachsthum eben dieſelben Staffeln beobachten, die er uns in der Ueberzeugung von derſelben hinauf gehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine ſo ſclaviſche Ordnung. Nichts iſt der Begeiſterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich ſchwerlich dieſe kaum berührten Gedanken weiter ausführen laſſen, ohne mir die Erfahrung entgegen zu ſetzen. Allein auch die Erfahrung iſt auf meiner Seite. Sollte man mich alſo fragen, ob ich den **Lucrez** kenne; ob ich wiſſe, daß ſeine Poeſie das Syſtem des Epikurs enthalte? Sollte man mir andere ſeines gleichen anführen; ſo würde ich ganz zuverſichtlich antworten: **Lucrez** und ſeines gleichen, ſind Versmacher, aber keine Dichter. Ich leugne nicht, daß man ein Syſtem in ein Sylbenmaaß, oder auch in Reime bringen könne; ſondern ich leugne daß dieſes in ein Sylbenmaaß oder in Reime gebrachte Syſtem ein Gedicht ſeyn werde. —— Man erinnere ſich nur, was ich unter einem Gedichte verſtehe; und was alles in dem Begriffe einer ſinnlichen Rede liegt. Er wird ſchwerlich in ſeinem ganzen Umfange auf die Poeſie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden ſeyn, als auf die Popiſche.

Der Philoſoph, welcher auf den Parnaß hinaufſteiget, und der Dichter, welcher ſich in die Thäler der ernſthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo ſie, ſo zu reden, ihre Kleidung verwechſeln, und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Geſtalt in ſeine Wohnungen mit ſich; weiter aber auch nichts, als die Geſtalt. Der Dichter iſt ein philoſophiſcher Dichter, und der Weltweiſe ein poetiſcher Weltweiſe geworden. Allein ein philoſophiſcher Dichter iſt darum noch kein Philoſoph, und ein poetiſcher Weltweiſe iſt darum noch kein Poet.

Aber ſo ſind die Engländer. Ihre groſſen Geiſter ſollen immer die größten, und ihre ſeltſen Köpfe ſollen immer Wunder ſeyn. Es ſchien ihnen nichts Ruhms gnug, Popen den vortreflichſten philoſophiſchen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein eben ſo groſſer Philoſoph als Poet ſey. Das iſt; ſie wollen das Unmögliche, oder ſie wollen Popen als Poet um ein groſſes erniedrigen. Doch das leztere wollen ſie gewiß nicht; ſie wollen alſo daß erſtere.

Bisher habe ich gezeigt — — wenigſtens zeigen wollen — — daß ein Dichter, als Dichter, kein Syſtem machen könne. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen will; geſetzt auch, er könnte; geſetzt auch, meine Schwierigkeiten involvirten keine Unmöglichkeit, und ſein Genie gebe ihm Mittel an die Hand, ſie glücklich zu überſteigen.

Ich will mich gleich an Popen ſelbſt halten. Sein Gedicht ſollte kein unfruchtbarer Zuſammenhang von Wahrheiten ſeyn. Er nennt es ſelbſt ein moraliſches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Anſehung der Menſchen rechtfertigen wolle. Er ſuchte mehr einen lebhaften Eindruck, als eine tiefſinnige Ueberzeugung — — Was mußte er wohl alſo in dieſer Abſicht thun? Er mußte, ohne Zweifel, alle dahin einſchlagende Wahrheiten in ihrem ſchönſten und ſtärkſten Lichte ſeinen Leſern darſtellen.

Nun überlege man, daß in einem Syſtem nicht alle Theile von gleicher Deutlichkeit ſeyn können. Einige Wahrheiten deſſelben ergeben ſich ſo gleich aus den Grundſatze; andere ſind mit gehäuften Schlüſſen daraus herzuleiten. Doch dieſe letztern können in einem andern Syſtem die deutlichſten ſeyn, in welchem jene erſtern vielleicht die dunkelſten ſind.

Der Philoſoph macht ſich aus dieſer kleinen Unbequemlichkeit der Syſteme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, iſt ihm darum nicht mehr Wahrheit, als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüſſe gelangen kann; wenn dieſe zwanzig Schlüſſe nur untrüglich ſind. Genug, daß er alles in einen Zuſammenhang gebracht hat; genug daß er dieſen Zuſammenhang mit einem Blicke, als ein Ganzes zu überſehen vermag, ohne ſich bey den feinen Verbindungen deſſelben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles was er ſagt, ſoll gleich ſtarken Eindruck machen; alle ſeine Wahrheiten ſollen gleich überzeugend rühren. Und dieſes zu können, hat er kein ander Mittel, als dieſe Wahrheit nach dieſem Syſtem, und jene nach einem andern auszudrücken. — — Er ſpricht mit dem Epikur, wo er die Wolluſt erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preiſen ſoll. Die Wolluſt würde in den Verſen eines Seneka, wenn er überall genau bey ſeinen Grundſätzen bleiben wollte, einen ſehr traurigen Aufzug machen; eben ſo gewiß, als die Tugend, in den Liedern eines ſich immer gleichen Epikurers, ziemlich das Anſehen einer Metze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierweder machen könnte. Ich will mir es gefallen laſſen; **Pope** mag eine Ausnahme ſeyn. Er mag **Geſchicklichkeit** und **Willen** genug beſeſſen haben, in ſeinem Gedichte, wo nicht ein Syſtem völlig zu entwerfen, wenigſtens mit den Fingern auf ein gewiſſes zu zeigen. Er mag ſich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeſchränkt haben, die ſich nach dieſem Syſtem ſinnlich vortragen laſſen. Er mag die übrigen um ſo viel eher übergangen ſeyn, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht iſt, alles zu erſchöpfen.

Wohl! Es muß ſich ausweiſen; und es wird ſich nicht beſſer ausweiſen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeſchriebenen Puncte halte. Dieſen gemäß wird meine Abhandlung aus drey Abſchnitten beſtehen, welchen ich zuletzt einige hiſtoriſch critiſche Anmerkungen beyfügen will.

Erſter Abſchnitt

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popiſche Syſtem liegen müßte.

Man darf dieſe Sätze faſt nirgends anders als in dem ganzen erſten Briefe, und in dem vierten, hin und wieder, ſuchen.

Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine ſyſtematiſche Mine machte, und ich zweifele ob man auſſer folgenden **Dreyzehn** noch einen antreffen wird, welcher in dieſer Abſicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung nach welcher ich ſie herſetzen will, iſt nicht die Ordnung, welcher **Pope** in dem Vortrage

trage gefolget iſt. Sondern es iſt die, welcher Pope im Denken muß gefolget ſeyn; wenn er anders einer gefolgt iſt.

Erſter Satz.

Von allen möglichen Syſtemen muß Gott das beſte geſchaffen haben.

Dieſer Satz gehört **Popen** nicht eigenthümlich zu; vielmehr zeigen ſeine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimt, und von einem andern entlehnet.

1. B. Z. 43. 44.

Of Syſtems poſſible, if 'tis confeſt,
That Wisdom infinite muſt form the beſt &c.

Das iſt: wenn man zugeſtehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichſten Syſtemen das beſte erſchaffen müſſe. Wenn kann hier keine Ungewißheit anzeigen; ſondern, weil er ſeine übrigen Sätze aus dieſer Bedingung folgert, ſo muß es hier eben das ſeyn, als wenn er geſagt hätte: **da man nothwendig geſtehen muß** ꝛc.

Zweyter Satz.

In dieſem beſten Syſtem, muß alles zuſammenhangen, wenn nicht alles in einander fallen ſoll.

1. B. Z. 45.

Where all muſt fall, or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die lezte Helfte dieſer Zeile: or not coherent be. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß es an ſtatt not, all heiſſen müſſe. Geſezt aber Pope habe wirklich not geſchrieben, ſo kann doch auch alsdenn kein anderer Sinn darinne liegen, als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zuſammenhange in der Welt verſtehe. Er erklärt ſich zwar nicht ausdrücklich darüber; verſchiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verſtehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt beſetzt wären, ohne daß irgendwo eine Lücke anzutreffen ſey. Er ſetzt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46.) and all that riſes, riſe in due degrée. d. h. mit dem vorhergehenden zuſammen genommen: **Es muß alles in einander fallen, oder alles zuſammenhangen, und was ſich erhebt, muß ſich in dem gebührenden Grade erheben.** Folglich findet er den Zuſammenhang darinn, daß ſich alles ſtuffenweis in der Welt erhebe. Und ferner ſagt er: (Z. 233.) wenn einige Weſen vollkommen werden ſollen; ſo müſſen entweder die niedrigern Weſen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdenn die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, ſo bald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird. Each Syſtem in gradation roll: (Z. 239.) **Ein jedes Syſtem geht ſtufenweiſe fort**; ſagt überhaupt eben dieſes. Und eben dieſe allmälige Degradation nennt er die groſſe Kette, welche ſich von dem Unendlichen bis auf den Menſchen, und von dem Menſchen bis auf das Nichts erſtrecke. (1. Brief. Z. 232. 236.) Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher. (Zeile 47. und folgende.)

Order is Heav'n's great Law; and this confeſt,
Some are and muſt be, mightier than the reſt,
More rich, more wiſe &c.

Er nimmt alſo dieſe Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verſchieden ſind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es ſehn, daß er mit dem Zuſammenhange in der Welt keinen andern Begrif verknüpfe, als den wir eben auseinander geſetzt haben.

Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müſſen irgendwo ſolche Weſen, wie die Menſchen ſind, anzutreffen ſeyn.

1 B. Z. 47. 48.

— in the ſcale of life and ſenſe, 'tis plain
There muſt be, ſome where, ſuch a rank as Man.

Dieſer Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn ſollen in der beſten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen; ſo muß auch der Rang, der für den Menſchen gehört, nicht leer bleiben. Der Menſch hat alſo weder in der beſten Welt ausbleiben, noch vollkommener geſchaffen werden können. In beyden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden, und daher kein Zuſammenhang in der beſten Welt geweſen ſeyn.

Man bedenke nunmehr wie wenig **Popens** Schluß bindet, wenn wir den Zuſammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geſchehen iſt.

Of Syſtems poſſible, if 'tis confeſt,
That Wisdom infinite muſt form the beſt,
Where all &c. — —
Then in the ſcale of life and ſenſe, 'tis plain
There muſt be, ſome where, ſuch a rank as Man.

Aus keiner andern **Urſache**, ſagt **Pope**, mußte ein ſolcher Rang, ein ſolcher Grad der Vollkommenheit, als der Menſch begleitet, wirklich werden, als, weil in der beſten Welt alles in einander fallen oder zuſammenhangen, und in einem gehörigen

Grade ſich erheben muß; das heißt, weil kein Rang unbeſetzt bleiben darf.

Beſſer hat Pope vermuthlich dem Einwurfe begegnen zu können, nicht geglaubt; warum ſo ein Weſen, wie der Menſch, erſchaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erſchaffen worden? Auf das leztere noch näher zu antworten nimmt er (Brief 1. Zeile 251. und folgende) die Unveränderlichkeit der Weſen aller Dinge zu Hülfe, und ſagt, daß dieſes Verlangen eben ſo lächerlich ſey als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf, und der Kopf mit ſeinen Sinnen nicht bloß das Werkzeug des Geiſtes zu ſeyn begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160.) drücket er ſich hierüber noch ſtärker aus, wo er behauptet: die Frage, warum der Menſch nicht vollkommen erſchaffen worden, wollten mit veränderten Worten nichts anders ſagen, als dieſes; warum der Menſch nicht ein Gott, und die Erde nicht ein Himmel ſey?

Vierter Satz.

Die Glückſeligkeit eines jeden Geſchöpfs beſtehet in einem Zuſtande, der nach ſeinem Weſen abgemeſſen iſt.

1 Brief. Zeile 175.

All in exact proportion of the ſtate.

und in der 71ten Zeile eben deſſelben Briefes ſagt er von dem Menſchen insbeſondere:

> His being meaſur'd to his ſtate and place.

Folglich, ſagt Pope, kömmt es nur hauptſächlich darauf an, daß man beweiſe, der Menſch ſey wirklich in der Welt in einen Zuſtand geſetzt worden, welcher ſich für ſein Weſen und ſeinen Grad der Vollkommenheit ſchicke:

1 Brief. 49. 50. Zeile.

> And all the queſtion (wrangle e're ſo long)
> Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz

Der Menſch iſt ſo vollkommen als er ſeyn ſoll.

1 Brief Zeile 70.

> Man's as perfect as he ought

Das heißt; der Zuſtand der Menſchen iſt wirklich nach ſeinem Weſen abgemeſſen, und daher iſt der Menſch vollkommen. Daß aber jenes ſey, erhelle klar, wenn man den Zuſtand, darinn der Menſch lebe, ſelbſt betrachte; welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechſter Satz

GOtt wirkt nach allgemeinen, und nicht nach beſondern Geſetzen; und in beſondern Fällen handelt er nicht wider ſeine allgemeine Geſetze um eines Lieblings Willen.

4 B. 3. 33. 34.

— — the univerſal cauſe
Acts not by partial but by general laws.

und Z. 119. ebd. B.

Think we like ſome weak Prince th' eternal
Cauſe
Prone for his Fav'rites to reverſe his Laws?

Dieſen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus, und erläutert ihn durch Beyſpiele. Er ſcheint aber damit das Syſtem des Malebranche angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Geſetze zum Gegenſtande des göttlichen Willens macht, und ſo den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenn gleich aus dieſen allgemeinen Geſetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieſes Weltweiſen behaupten folglich, Gott habe ſeiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Geſetze regieren müſſen. In beſondern Fällen könnte die Anwendung dieſer allgemeinen Geſetze wohl ſo etwas hervorbringen, daß an und für ſich ſelbſt entweder völlig unnütze oder gar ſchädlich, und daher den göttlichen Abſichten eigentlich zuwider ſey: allein es ſey genug, daß die allgemeinen Geſetze von erheblichem Nutzen wären, und daß die Uebel, welche in wenigen beſondern Fällen daraus entſtehen, nicht ohne einen beſondern Rathſchluß hätten gehoben werden können.

Sie führen zum Exempel an; die allgemeinen mechaniſchen Geſetze, nach welchen der Regen zu gewiſſen Zeiten herunter falle, hätten einen unausſprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen ſchaffe; und wie oft richte er nicht Ueberſchwemmungen an, wo er gar ſchädlich wäre? Ihrer Meinung alſo nach, können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der beſten Welt entſtehen, weil keine allgemeine Geſetze möglich ſind, die den göttlichen Abſichten in allen beſondern Fällen genug thäten. Oder, fragen ſie, ſollte Gott eines Lieblings Willen — — der wißbegierige Weltweiſe ſey, zum Exempel, dieſer Liebling — — die allgemeinen Geſetze brechen, nach welchen ein Aetna Feuer ſpeyen muß?

4. B. Z. 121. 122.

Shall burning Aetna, if a ſage requires
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebender Satz.

Kein Uebel kömmt von Gott.

Das iſt: das Uebel, welches in der Welt erfolgt, iſt niemals der Gegenſtand des göttlichen Willens geweſen.

4. B. Z. 110.

God ſends not ill.

Pope hat dieſes aus dem Vorhergehenden ohngefehr ſo geſchloſſen. Wenn das Uebel nur in beſondern Fällen entſteht, und eine Folge aus den allgemeinen Geſetzen iſt; Gott aber nur dieſe allgemeine Geſetze, als allgemeine Geſetze, für gut befunden, und zum Gegenſtande ſeines Willens gemacht hat: ſo kann man nicht ſagen, daß er das Uebel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt, und ohne welches ſie keine allgemeine Geſetze geweſen wären. Unſer Dichter ſucht dieſe Entſchuldigung, um ein groſſes kräftiger zu machen, wenn er ſagt, daß noch dazu dieſes aus den allgemeinen Geſetzen folgende Uebel ſehr ſelten ſey. Er hat hiermit vielleicht nur ſo viel ſagen wollen, daß Gott ſolche allgemeine Geſetze gewählt habe, aus welchen in beſondern Fällen die wenigſten Uebel entſtünden. Allein er drückt ſich auf eine ſehr ſonderbare Art aus; er ſagt: (1. B. Z. 143.) th' exceptions are few, und an einem andern Orte Nature lets it fall, das Uebel nehmlich. Ich werde dieſen Punct in meinem dritten Abſchnitte berühren müſſen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeſte Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze beſteht, nach ſich ziehen ſollte.

1. Br. Z. 233. — 236.

— Or

— — On ſuperior pow'rs
Were we to preſs, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void,
Where, one ſtep broken, the great ſcales deſtroy'd.

und Z. 239 — 242.

And if each Syſtem in gradation roll,
Alike eſſential to th' amazing whole;
The leaſt confuſion but in one, not all
That ſyſtem only, but the whole muſt fall.

Neunter Satz.

Das natürliche und moraliſche Böſe ſind Folgen aus den allgemeinen Geſetzen, die Gott öfters zum Beſten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelaſſen hat, als daß er durch einen beſondern Willen ſeinen allgemeinen hätte zuwider handeln ſollen.

1. Br. Z. 145. 146.

If the great end be human happineſs,
Then Nature *deviats*, and can man do leſs?

4. Br. Z. 112. 113.

Or partial ill is univerſal good
— — — — or Nature lets it fall.

1. Br. Z. 161. 162.

— all ſubſiſts by elemental ſtriſe
And Paſſions are the Elements of life.

Zehnter Satz.

Es iſt nicht alles um des Menſchen Willen geſchaffen worden, ſondern der Menſch ſelbſt iſt vielleicht um eines andern Dinges Willen da.

1. Br. Z. 57.

— man, who here ſeems principal alone
Perhaps acts ſecond to ſome ſphere unknown.

3. Br. Z. 24.

Made beaſt in aid of man, and man of beaſt.

Eilfter Satz.

Die Unwiſſenheit unſers zukünftigen Zuſtandes iſt uns zu unſerm Beſten gegeben worden.

Wer würde ohne ſie, ſagt der Dichter, ſein Leben hier ertragen können? (1. Br. Z. 76.)

Und ebd. Z. 81.

Oh blindneſs of the future! kindly giv'n
That each &c.

Anſtatt der Kenntniß des Zukünftigen aber, ſagt Pope, hat uns der Himmel die Hofnung geſchenkt, welche allein vermögend iſt, uns unſre letzten Augenblicke zu verſüſſen.

Zwölfter

Zwölfter Satz.

Der Menſch kann ſich, ohne ſein Nachtheil, keine ſchärfern Sinne wünſchen.

Die Stelle, worinn er dieſes beweiſet, iſt zu lang, ſie hier abzuſchreiben. Sie ſtehet in dem erſten Briefe, und geht von der 185ten Zeile bis zu der 198ten. Dieſer Satz aber, und die zwey vorhergehenden, ſind eigentlich nähere Beweiſe des fünften Satzes, und ſollen darthun, daß dem Menſchen wirklich ſolche Gaben und Fähigkeiten zu Theil worden, als ſich für ſeinen Stand am beſten ſchicken. Die Frage wäre alſo beantwortet, auf welche es, nach Popens Meinung, in dieſer Streitigkeit hauptſächlich ankömmt.

if God has placed him (*man*) wrong?

Dreyzehnter Satz.

Die Leidenſchaften des Menſchen, die nichts als verſchiedene Abänderungen der Eigenliebe ſind, ohne welche die Vernunft unwirkſam bleiben würde, ſind ihm zum Beſten gegeben worden.

2. B. Z. 83.

Modes of ſelf-love the Paſſions we may call

Ebend. Z. 44.

Self-love to urge, and Reaſon to reſtrain.

und 1. Br. Z. 162.

Paſſions are the Elements of life.

Pope geſteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenſchaften entſtehen; allein auch dieſe gründen ſich auf ein allgemeines Geſetz, welches dieſes iſt: Daß ſie alle von einem wirklichen, oder einem anſcheinenden Gute in Bewegung geſetzt werden ſollen. Gott aber habe (nach dem 9ten Satze) alle Uebel zulaſſen müſſen, die aus den allgemeinen Geſetzen erfolgten, weil er ſonſt die allgemeinen Geſetze durch einen beſondern Rathſchluß hätte aufheben müſſen.

2. Br. Z. 84.

'Tis real good, or ſeeming, moves them all.

Schlußſatz.

Aus allen dieſen Sätzen nun zuſammen glaubt **Pope** den Schluß ziehen zu können, **daß alles gut ſey;** que tout ce qui eſt, eſt bien. Ich drücke hier ſeinen Sinn in der Sprache ſeiner Ueberſetzer aus. Allein iſt es wohl gut, ſich auf dieſe zu verlaſſen? Wie wenn **Pope** nicht geſagt hätte, daß alles **gut**, ſondern nur, daß alles **recht** ſey? Wollte man wohl **recht** und **gut** für einerley nehmen? Hier ſind ſeine Worte: (1. Br. Z. 286.)

— Whatever is, is *right.*

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie **Pope** iſt, die Schande nicht anthun, und ſagen, daß er durch den Reim gezwungen worden, *right* hier anſtatt

ſtatt irgend eines andern Worts zu ſetzen. Wenigſtens war er in dem vierten Briefe (S. 382.) wo er dieſen Ausſpruch wiederhohlt, des Reimzwanges überhoben, und es muß mit ernſtlichem Bedacht geſchehen ſeyn, daß er nicht good oder well geſagt hat. Und warum hat er es wohl nicht geſagt? Weil es offenbar mit ſeinen übrigen Gedanken würde geſtritten haben. Da er ſelbſt zugeſteht, daß die Natur **manche Uebel fallen laſſe**; ſo konnte er wohl ſagen, daß dem ohngeachtet alles **recht** ſey, aber unmöglich, daß alles gut ſey. **Recht** iſt alles, weil alles, und das Uebel ſelbſt, in der Allgemeinheit der Geſetze, die der Gegenſtand des göttlichen Willens waren, gegründet iſt. **Gut** aber würde nur alsdenn alles ſeyn, wenn dieſe allgemeinen Geſetze allezeit mit den göttlichen Abſichten übereinſtimmten. Zwar geſtehe ich gern, daß auch das franzöſiſche bien, weniger ſagt als bon, ja daß es faſt etwas anders ſagt; deßgleichen auch, daß das deutſche **gut**, wenn es **adverbialiter** und nicht ſubſtantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur **recht** iſt. Allein es iſt die Frage, ob man an dieſen feinen Unterſchied ſtets gedacht hat, ſo oft man das Popiſche: **es iſt alles gut,** oder tout ce qui eſt, eſt bien gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man ſo gut ſeyn, und die vorgetragnen Sätze für ein Syſtem gelten laſſen, ſo kann ich es unterdeſſen recht wohl zufrieden ſeyn. Ich will wünſchen, daß es ſich in dem Verſtande des Leſers wenigſtens ſo lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abſchnitte, zum Theil mit den eignen Waffen ſeines Urhebers, ſelbſt niederreiſſen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein ſo ſchwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor ſich ſtehen zu laſſen, nicht ausſetzen, wenn ich mich nicht nothwendig zu dem zweyten von der Akademie vorgeſchriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweyter Abſchnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnitziſchen Lehren.

Wenn ich der Akademie andre Abſichten zuſchreiben könnte, als man einer Geſellſchaft, die zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften beſtimmt iſt, zuſchreiben kann; ſo würde ich fragen: ob man durch dieſe befohlene Vergleichung mehr die Popiſchen Sätze für philoſophiſch, oder mehr die Leibnitziſchen Sätze, für poetiſch habe erklären wollen?

Doch, wie geſagt, ich kann meine Frage ſparen, und mich immer zu der Vergleichung ſelbſt wenden. Aufs höchſte möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem, mehr als menſchlichem, Geiſte des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beybehalten, doch ohne ſie alle zu berühren. Verſchiedne ſtehen nur der Verbindung wegen da; und verſchiedne ſind allzuſpeciell, und mehr moraliſch als metaphyſiſch. Beyde Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollſtändig ſeyn.

Erſter Satz.

Gott muß von allen möglichen Syſtemen das beſte erſchaffen haben. Dieſes ſagt Pope, und auch **Leibnitz** hat ſich an mehr als einem Orte vollkommen ſo ausgedrückt. Was jeder beſonders dabey gedacht hat, muß aus dem Uebrigen erhellen. **Warburton** aber hat völlig Unrecht, wenn er dieſen Satz, unabhängig von den andern Sätzen, nicht ſowohl für **Leibnitziſch** als für **Platoniſch** erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademiſchen Frage anſtatt des Satzes: **alles iſt gut,** nothwendig dieſen und keinen andern hätte wählen müſſen, wenn er mit einigem Grunde ſagen wollen, daß ein Syſtem darinn liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnitziſche, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweyter Satz.

In dem beſten Syſtem muß alles zuſammenhangen. Was Pope unter dieſem Zuſammenhange verſtehe, hat man geſehen. Diejenige Beſchaffenheit der Welt nehmlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Weſen angefüllt wären.

Leibnitz hingegen ſetzt dieſen Zuſammenhang darinn, daß alles in der Welt, eines aus dem andern, verſtändlich erkläret werden kann. Er ſiehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die Theils neben einander exiſtiren, Theils auf einander folgen. Dieſe verſchiednen Dinge würden zuſammen kein Ganzes ausmachen, wenn ſie nicht alle, wie die Räder der Maſchine, mit einander vereiniget wären: das heißt, wenn ſich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären lieſſe, warum alle übrigen ſo, und nicht anders neben ihm ſind; und aus jedem vorhergehenden Zuſtande eines Dinges, warum dieſer oder jener darauf folgen wird. Dieſes muß ein unendlicher Verſtand völlig daraus begreiffen können, und der mindeſte Theil der Welt muß ihm ein Spiegel ſeyn, in welchem er alle übrigen

Theile, die neben demſelben ſind, ſo wie alle Zuſtände, in welchen die Welt war, oder je ſeyn wird, ſehen kann.

Nirgends aber hat **Leibnitz** geſagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der beſten Welt beſetzt ſeyn müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte ſagen können. Denn wenn er gleich mit **Popen** ſagen dürfte: **die Schöpfung iſt voll;** ſo müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit dieſen Worten verknüpfen, als **Pope** damit verknüpft hat. Mit **Leibnitzen** zu reden, iſt die Schöpfung in der beſten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet iſt, und daher der Raum oder die Ordnung der neben einander exiſtirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art iſt ſie auch der Zeit nach **voll**, weil die Zuſtände, die in derſelben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Urſachen in einander gegründet zu ſeyn. Etwas ganz anders aber verſteht **Pope** unter ſeiner *full creation*, wie ſich aus der Verbindung ſeiner Worte ſchlieſſen läßt.

1. Br. Z. 235.

— — — On ſuperior pow'rs
Were we to preſs, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void.

Die Schöpfung nehmlich iſt ihm nur deswegen **voll**, weil alle Grade darinn beſetzt ſind.

Und dieſes iſt ein Beweis mehr, daß zwey verſchiedne Schriftſteller deswegen noch nicht einerley Meinung ſind, weil ſie ſich an gewiſſen Stellen mit einerley Worten ausdrücken. **Pope** hatte einen ganz andern Begriff von **leer** und **voll** in Anſehung der Schöpfung, als **Leibnitz**; und daher konnten ſie beyde ſagen: the creation is full, ohne weiter etwas unter ſich gemein zu haben, als die bloſſen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden ſchließt **Pope** a priori, daß nothwendig der Menſch in der Welt angetroffen werden müſſe, weil ſonſt die ihm gehörige Stelle unter den Weſen leer ſeyn würde.

Leibnitz hingegen beweiſet das nothwendige Daſeyn des Menſchen a poſteriori, und ſchließt, weil wirklich Menſchen vorhanden ſind, ſo müſſen ſolche Weſen zur beſten Welt gehört haben.

Sechſter Satz.

Pope, wie man geſehen hat, ſcheinet mit dem P. **Malebranche** in dieſem Satze einerley Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nehmlich, Gott könne in der Welt bloß deßwegen böſes geſchehen laſſen, weil er ſeinen allgemeinen Willen nicht durch beſondre Rathſchlüſſe aufheben wolle. Nothwendig müßten alſo in der Welt Mängel anzutreffen ſeyn, die Gott, der beſten Welt unbeſchadet, hätte vermeiden können, wenn er ſeinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen beſondern Rathſchluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle anſehen, um zu erkennen, daß dieſes wirklich **Popens** Meinung geweſen ſey.

4. Br. Z. 112.

Or partial ill is univerſal good
— — or Nature lets it fall.

Dieſes oder **oder** zeigt genugſam, daß das Uebel in dem zweyten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beytrage, ſondern daß es die Natur, oder die allgemeinen Geſetze fallen laſſen.

Allein was behauptet **Leibnitz** von allem dieſen? — **Leibnitz** behauptet, der allgemeine Rathſchluß Gottes entſtehe aus allen beſondern Rathſchlüſſen zuſammen genommen, und Gott könne, ohne der beſten Welt zum Nachtheile, kein Uebel durch einen beſondern Rathſchluß aufheben. Denn nach ihm hanget das Syſtem der Abſichten mit dem Syſtem der würkenden Urſachen ſo genau zuſammen, daß man dieſes als eine Folge aus dem erſtern anſehen kann. Man kann alſo nicht ſagen, daß aus den allgemeinen Geſetzen der Natur, das iſt, aus dem Syſtem der wirkenden Urſachen etwas erfolge, das mit den göttlichen Abſichten nicht übereinſtimmt; denn bloß aus der beſten Verknüpfung der beſondern Abſichten, ſind die allgemein wirkenden Urſachen und das allerweiſeſte Ganze entſtanden. (Man ſehe hievon die Theodice §. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß **Pope** und **Leibniz** nicht einmal in dem Begriffe der beſten Welt einig ſeyn können. **Leibniz** ſagt: wo verſchiedene Regeln der Vollkommenheit zuſammengeſetzt werden ſollen, ein Ganzes auszumachen; da müſſen nothwendig einige derſelben wider einander ſtoſſen und durch dieſes Zuſammenſtoſſen müſſen entweder Widerſprüche entſtehen, oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen. Die beſte Welt iſt alſo nach ihm diejenige, in welcher die wenigſten Ausnahmen, und dieſe wenigen Ausnahmee noch darzu von den am wenigſten wichtigen Regeln geſchehen. Daher nun entſtehen zwar die moraliſchen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beſchweren; allein ſie entſtehen vermöge einer höhern Ordnung, die dieſe Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Uebel in der Welt weniger entſtehen laſſen, ſo würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geſchehen ſollte.

Pope hingegen und **Malebranche** räumen es ein, daß Gott, der beſten Welt unbeſchadet, einige Uebel daraus hätte weglaſſen können, ohne etwas merkliches in derſelben zu verändern. Allein dem ohngeachtet habe er die Allgemeinheit der Geſetze, aus welcher dieſe Uebel flieſſen, lieber gewollt, und wolle ſie auch noch lieber, ohne dieſen ſeinen Entſchluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.

Achter Satz.

Ferner, wie wir geſehen haben, behauptet Pope, die mindeſte Veränderung in der Welt erſtrecke ſich auf die ganze Natur, weil ein jedes Weſen, das zu einer gröſſern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter ſich laſſen müſſe, und dieſe Lücke müſſe entweder leer bleiben, welches den ganzen Zuſammenhang aufheben würde, oder die untern Weſen müßten heran rücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anders, als eine Zerrüttung verurſachen könne.

Leibnitz weis von keiner ſolchen Lücke, wie ſie Pope annimt, weil er keine allmälige Degradation der Weſen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann, nach ſeiner Meinung, nirgend anders werden, als wo die Weſen in einander gegründet zu ſeyn aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder welches eben ſo viel iſt, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet **Leibnitz** in einem weit ſtrengern Verſtande als **Pope**, daß die mindeſte Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Weſen ein Spiegel aller übrigen Weſen, und ein jeder Zuſtand der Inbegriff aller Zuſtände iſt. Wenn alſo der kleinſte Theil der Schöpfung anders, oder in einen andern Zuſtand verſetzt wird, ſo muß ſich dieſe Veränderung durch alle Weſen zeigen; eben wie in einer Uhr alles, ſowohl dem Raume, als der Zeit nach, anders wird, ſobald das mindeſte von einem Rädchen abgefeilet wird.

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen, nach **Popens** Syſtem, entweder zum Beſten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer gröſſern Unvollkommenheit mit begreift) oder weil keine allgemeinen Geſetze den göttlichen Abſichten in allen beſondern Fällen haben genug thun können.

Nach **Leibnitzens** Meinung hingegen müſſen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde ſonſt ganz gewiß ihr Auſſenbleiben aus den allgemeinen Geſetzen erfolgt ſeyn. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Geſetze nicht willkührlich, ſondern ſo angenommen, wie ſie aus der weiſen Verbindung ſeiner beſondern Abſichten, oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit, entſtehen müſſen. Wo eine Unvollkommenheit iſt, da muß eine Ausnahme unvermeidlich geweſen ſeyn. Keine Ausnahme aber kann Statt finden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander ſtreiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geſchehen ſeyn, das iſt, ſie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wohl nöthig ſeyn, noch mehrere Unterſchiede zwiſchen den Popiſchen Sätzen und Leibnitziſchen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was ſollten es für mehrere Unterſchiede ſeyn? In den beſondern moraliſchen Sätzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweiſen überein, ſo verſchieden auch ihre Grundſätze ſind. Der übereinklingende Ausdruck der erſtern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerley zu halten; denn ſonſt würde es ſehr leicht ſeyn, jeden andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, eben ſo wohl als **Popen**, zum **Leibnitzianer** zu machen.

Verdient nun aber **Pope** dieſe Benennung durchaus nicht, ſo wird auch nothwendig die Prüfung ſeiner Sätze etwas ganz anders, als eine Beſtreitung des Leibnitziſchen Syſtems von der beſten Welt ſeyn. Die **Gottſchede** ſagen, ſie werde daher auch etwas ganz anders ſeyn, als die Akademie gewünſcht habe, daß ſie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die **Gottſchede** ſagen; ich werde ſie dem ohngeachtet unternehmen.

Dritter Abſchnitt.

Prüfung der Popiſchen Sätze.

Ich habe oben geſagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müſſe mehr darauf bedacht geweſen ſeyn, das ſinnlich Schöne aus allen Syſtemen zuſammen zu ſuchen, und ſein Gedicht damit auszuſchmücken, als ſich ſelbſt ein eignes Syſtem zu machen, oder ſich an ein ſchon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in ſeinen Briefen, die ſich mit ſeinen obigen Sätzen auf keinerley Weiſe verbinden laſſen, und deren einige ſogar ihnen ſchnurſtracks zuwieder lauffen.

Ich will dieſe Stellen bemerken, indem ich die Sätze ſelbſt nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweyter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweiſen, daß die Kette der Dinge in der beſten Welt nach einer allmäligen Degradation der Vollkommenheit geordnet ſeyn müſſe? Man werfe die Augen auf die vor uns ſichtbare Welt! Iſt Popens Satz gegründet; ſo kann unſre Welt unmöglich die beſte ſeyn. In ihr ſind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Urſachen, keines Weges aber nach einer allmäligen Degradation neben einander. Weiſe und Thoren, Thiere und Bäume, Inſecten und Steine ſind in der Welt wunderbar durch einander gemiſcht, und man müßte die Glieder aus den entlegenſten Theilen der Welt zuſammen klauben, wenn man eine ſolche Kette bilden wollte, die allmälig vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige alſo, was Pope den Zuſammenhang nennt, findet in unſrer Welt nicht Statt, und dennoch iſt ſie die beſte, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieſes? Wird man hier nicht augenſcheinlich auf das Leibnitziſche Syſtem geleitet, daß nehmlich, vermöge der göttlichen Weisheit, alle Weſen in der beſten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Urſachen neben einander geordnet ſeyn müßen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieſer eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Exiſtenz eines ſolchen Ranges, als der Menſch bekleidet, von ſich ſelbſt weg. Denn was war es nöthig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung, dieſen Rang wirklich werden zu laſſen, da doch ohnedem die Glieder derſelben in dem unendlichen Raume zerſtreut liegen, und nimmermehr in der allmäligen Degradation neben einander ſtehen?

Sechſter Satz

Hier kömmt es, wo ſich Pope ſelbſt widerſpricht! — Nach ſeiner Meinung, wie wir oben dargethan haben, müſſen aus den allgemeinen Geſetzen manche beſondre Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beytragen, und nur deswegen zugelaſſen werden, weil Gott, eines Lieblings halber, ſeinen allgemeinen Willen nicht ändert.

> Or partial ill is univerſal good,
> Or change admits, or Nature lets it fall.

So ſagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Uebel alſo, die in der Welt zugelaſſen worden, ſind nach ihm allgemein gut; manche aber, die eben ſo wohl zugelaſſen worden, ſind es nicht. Sind ſie es aber, nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe, nicht, wie hat er am Ende des erſten Briefes gleichwohl ſo zuverſichtlich ſagen können:

All discord, harmony not underſtood:
All partial evil, univerſal good?

Wie verträgt ſich dieſes entſcheidende all, mit dem obigen or, or? Kann man ſich einen handgreiflichern Widerſpruch einbilden?

Doch wir wollen weiter unterſuchen, wie er ſich gegen das Syſtem, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man ſehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem erſten Briefe

— — the firſt almighty Cauſe
Acts not by partial, but by gen'ral Laws

unmittelbar hinzu ſetzt:

The Exceptions few.

Der Ausnahmen ſind wenig: Was ſind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von dieſen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtſchnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er ſie nicht gemacht; (S. den 4 Brief Z. 119.) auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn ſonſt hätte er nicht die geringſte Unvollkommenheit zulaſſen ſollen. Er hat nur wenige Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder ſoviel als nöthig waren.

Man könnte ſagen: Pope verſtehe unter dem Worte *Exceptions* ſolche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Abſichten übereinſtimmen, und dennoch aus den allgemeinen Geſetzen flieſſen. Dieſer giebt es wenige in der Welt; denn Gott hat ſolche allgemeine Geſetze erwehlt, die in den meiſten beſondern Fällen mit ſeinen Abſichten übereinſtimmen. — Gut! Aber alsdann müßte ſich das Wort *Exceptions* nicht auf *general laws* beziehen. Von Seiten der allgemeinen Geſetze hat Gott nicht die geringſten Ausnahmen gemacht, ſondern alle Ausnahmen betreffen die Uebereinſtimmung der allgemeinen Geſetze mit den göttlichen Abſichten. Nun überſehe man des Dichters Worte:

> — — the firſt almighty Cauſe
> Acts not by partial, but by general Laws;
> Th' Exceptions few &c.

Bezieht ſich hier das Wort *Exceptions* irgend auf etwas anders, als auf *general Laws*? O! Ich will lieber zugeben, **Pope** habe ſich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphyſiſch widerſprochen, als daß ihm ein ſchlecht verbundner und verſtümmelter Vers entwiſcht wäre, wie dieſer ſeyn würde, wenn ſich *th' Exception few* nicht auf die allgemeinen Geſetze, von welchen er gleich vorher ſpricht, ſondern auf die göttlichen Abſichten beziehen ſollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er ſich hier wiederum alle Uebel als Ausnahmen aus den allgemeinen Geſetzen eingebildet, und folglich des Malebranchiſche Syſtem unvermuthet verworffen, das er ſonſt durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgend eines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in dieſem Satze behauptet, daß nehmlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könnte, ohne daß ſich die Wirkung davon in dem Ganzen äuſſerte, kann aus andern Gründen hinlänglich dargethan werden, als aus den ſeinigen, welche hier ganz und gar nichts beweiſen. **Wenn wir,** ſagt er, **die obern Kräfte verdringen wollen, ſo müſſen die untern an unſre Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung.** Iſt es noch nöthig, dieſen Schluß zu widerlegen, nachdem man geſehen, daß in der Welt nicht alles ſo ſtuffenweiſe hinaufſteigt, wie **Pope** annimt, ſondern das vollkommene und unvollkommene Weſen, ohne dieſe eingebildete Ordnung, durch einander vermengt ſind? Eben ſo wenig werde ich die zweyte Stelle zu widerlegen nöthig haben, die oben zur Beſtätigung dieſes achten Satzes angeführt worden. **Pope** bezieht ſich immer auf ſeine allmälige Degradation, die nur in ſeiner poetiſchen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unſerer aber gar nicht Statt gefunden hat.

Neunter Satz.

In dieſem Satze ſind oben zwey Urſachen des Uebels in der Welt, nach **Popens** Meinung, angeführt worden; eine dritte Urſache aber, die der Dichter gleichfalls angiebt, habe ich weggelaſſen, weil ich ſie nicht begreiffen konnte. Hier iſt die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

Or partial ill is univerſal good
Or change admits, or Nature lets it fall.

Die Worte *Nature lets it fall* habe ich ſo erklärt, als ob ſie eben das ſagten, was der Dichter mit den Worten *Nature deviates* ſagen will. Dieſe nehmlich, wenn ſie einen verſtändlichen Sinn haben ſollen, können nichts anders bedeuten als, daß die Natur, vermöge der allgemeinen Geſetze, die ihr Gott vorgeſchrieben, manches hervorbringe, was den göttlichen Abſichten zuwider ſey, und nur deswegen von ihr zugelaſſen werde, weil er ſeinen allgemeinen Entſchluß nicht ändern wolle.

If the great end be human happiness,
Then Nature deviats, and can Man do less?

D. i. **Wenn die Glückſeligkeit des Menſchen der groſſe Zweck iſt, und die Natur abweicht ꝛc.** Eben dieſen Gedanken nun, glaub ich, hat **Pope** durch Nature lets it fall, **die Natur läßt es fallen**, ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche Uebel als Folgen aus den allgemeinen mechaniſchen Geſetzen hervor, ohne daß die göttliche Abſicht eigentlich darauf gerichtet geweſen.

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten Or change admits, **oder die Abwechslung läßt es zu?** Kann nach **Popens** Syſtem —— wenn man es noch ein Syſtem nennen will —— etwas anders die göttliche Weisheit entſchuldigen, daß ſie Böſes in der Welt zugelaſſen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den beſondern Theilen vorzuziehen geweſen, oder die Allgemeinheit der Geſetze, die Gott nicht hat ſtöhren wollen? Was für eine dritte Entſchuldigung ſoll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbey nichts; und ich möchte um ſo viel lieber wiſſen, was diejenigen dabey denken, die ſich dem ohngeachtet ein Popiſches Syſtem nicht wollen ausreden laſſen. Vielleicht ſagen ſie, eben dieſe letztere Stelle beweiſe, daß ich das wahre Syſtem des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anders ſey, aus welchem man ſie erklären müſſe. Welches aber ſoll es ſeyn? Wenigſtens muß es ein ganz neues ſeyn, das noch in keines Menſchen Gedanken

danken gekommen; indem allen andern bekannten Syſtemen von dieſer Materie, hier und da in den Briefen, eben ſo wohl widerſprochen wird.

Zum Beweiſe beruffe ich mich auf eine Stelle, die in dem erſten Briefe anzutreffen iſt, und die eben ſo wenig mit unſerm vorgegebenen Popiſchen Syſteme, als mit irgend einem andern beſtehen kann. Es iſt folgende:

Z. 259 und folgende.

All are but parts of one ſtupendous wohle,
Whoſe body Nature is, and God the ſoul;
That, chang'd thro' all, and yet in all the ſame
— — — — — —
Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
— — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i. Alle Dinge ſind Theile eines erſtaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele iſt. Er iſt in allen Dingen verändert, und doch allenthalben eben derſelbe — — Er lebt in allem was lebt; er dehnt ſich aus durch alle Ausdehnung und verbreitet ſich, ohne ſich zu zertheilen — — Er erfüllt, umſchränkt und verknüpft alles, und macht alles gleich. Ich bin weit davon

ent=

entfernt, **Popen** hier gottloſe Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr alles willig an, was **Warburton** zu deſſen Vertheidigung wider den Herr **Crouſaz** geſagt hat, welcher behaupten wollen, der Dichter habe dieſe Stelle aus des **Spinoſa** irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann ſie unmöglich mit Spinoſens Lehren beſtehen. Die Worte

Whoſe body Nature is, and God the ſoul,

Wovon die Natur der Körper und Gott die Seele iſt, würde **Spinoſa** nimmermehr haben ſagen können; denn der Ausdruck, Seele und Körper, ſcheinet doch wenigſtens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwey verſchiedne Weſen ſind. Wie wenig war dieſes die Meinung des **Spinoſa**! Es hat aber andre irrige Weltweiſen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinoſiſmo eben ſo weit abſtehen, als von der Wahrheit. Solle ihnen alſo **Pope** dieſe ſeltnen Redensarten abgeborgt haben, wie ſteht es um die Worte Extends thro' all extent; **Er dehnt ſich aus durch alle Ausdehnung**? Wird dieſe Lehre einem andern als **Spinoſen** zugehören? Wer hat ſonſt die Ausdehnung der Natur für eine Eigenſchaft Gottes gehalten, als dieſer beruffene Irrgläubige? Jedoch, wie geſagt, es ſtehet nicht zu glauben, daß **Pope** eben in dieſen Briefen ein gefährliches Syſtem habe auskrahmen wollen. Er hat vielmehr — — und dieſes iſt es, was ich bereits oben, gleichſam a priori, aus dem, was ein Dichter in ſolchen Fällen thun muß, erwieſen habe, — — bloß die ſchönſten und ſinnlichſten Ausdrücke von jedem Syſtem geborgt, ohne ſich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes, Theils in der Sprache der Spinoſiſten, theils in der Sprache derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil ſie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrücken all zu idealiſch und all zu weit von dem Sinnlichen entfernt iſt. Eben ſo wie ſich **Thomſon**, in ſeiner Hymne über die vier Jahrszeiten, nicht geſcheuet hat, zu ſagen: theſe as the changes - - are but the varied God. Ein ſehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunſtrichter tadeln kann.

Hätte ſich **Pope** ein eignes Syſtem abſtrahirt gehabt, ſo würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendſten Zuſammenhange vorzutragen, aller Vorrechte eines Dichters dabey entſagt haben. Da er dieſes aber nicht gethan hat, ſo iſt es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorſtelle, daß es die meiſten Dichter thun.

Er hat dieſen und jenen Schriftſteller über ſeine Materie vorher geleſen, und, ohne ſie nach eignen Grundſätzen zu unterſuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es ſich am beſten in wohlklingende Verſe zuſammenreimen laſſe. Ich glaube ihm ſo gar, in Anſehung ſeiner Quellen, auf die Spur gekommen zu ſeyn, wobey ich einige andre hiſtoriſch critiſche Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Vertheidigung unſers Dichters wider die Beſchuldigungen des **Crouſaz**. Die Briefe, die er in dieſer Abſicht ſchrieb, erhielten **Popens** vollkommenſten Beyfall. **Sie haben mir**, ſagt dieſer in einem Briefe an ſeinen Retter, **allzuviel Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ſo ſeltſam dieſes auch klingen mag. Sie haben mein Syſtem ſo deutlich gemacht, als ich es hätte machen ſollen, und nicht gekonnt habe** — — Man ſehe die ganze Stelle unten in der Note, (*) aus welcher

---

(*) I can only ſay, you do him (*Crouſaz*) too much honour and me too much right, ſo odd as the expreſſion cher ich nur noch die Worte anführe: **Sie verſtehen mich vollkommen ſo wohl, als ich mich ſelbſt verſtehe; allein Sie drücken mich beſſer aus, als ich mich habe ausdrücken können.**

Was ſagt nun denn aber dieſer Mann, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eignem Geſtändniſſe, ſo vollkommen eingeſehen hat, von dem Syſteme ſeines Helden? Er ſagt: **Pope** ſey durchaus nicht dem **Hrn.** von **Leibnitz**, ſondern dem **Plato** gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beſte wirklich werden laſſen.

Plato alſo wäre die erſte Quelle unſers Dichters! — Wir wollen ſehen, — Doch **Plato** war auch eine Quelle für **Leibnitzen**. Und **Pope**

---

preſſion ſeems, for you have made my ſyſtem as clear, as i ought to have done, aud could not. It is indeed the ſame ſyſtem as mine, but illuſtrated with a ray of your own, as they ſay our natural body is the ſame ſtill when it is glorified. I am ſure i like it better, than i did before, and ſo will every man elſe. I know i meant juſt what you explain, but i did not explain my own meaning ſo well as you. You unterſtand me as well, as I do myſelf, but you expreſſ me better, than i could expreſſ myſelf. In einem Briefe an Warburton vom 11 April 1739.

könnte alſo doch wohl noch ein Leibnitzianer ſeyn, indem er ein Platoniker iſt. Hierauf aber ſagt **Warburton** „nein! denn **Pope** hat die Platoniſche Lehren in der gehörigen Einſchränkung angenommen, die **Leibnitz** auf eine gewaltſame Art „ausgedehnt. **Plato** ſagte: **Gott hat die beſte „Welt erwehlt.** Der Herr von **Leibnitz** aber; „**Gott hat nicht anders können, als die beſte „wehlen.**

Der Unterſchied zwiſchen dieſen zwey Sätzen ſoll in dem Vermögen liegen, unter zwey gleich ähnlichen und guten Dingen, eines dem andern vorzuziehen; und dieſes Vermögen habe **Plato** Gott gelaſſen; **Leibnitz** aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweiſen, was man ſchon unzähligmal bewieſen hat, daß dieſes Vermögen eine leere Grille ſey. Ich will nicht anführen, daß ſie auch **Plato** dafür müſſe erkannt haben, weil er bey jeder freyen Wahl Bewegungsgründe zugeſteht; wie **Leibnitz** bereits angemerkt hat. (Theodicee 1 Abth. §. 45.) Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterſchied ſelbſt wegfalle; ſondern ich will ihn ſchlechter Dings ſo annehmen, wie ihn **Warburton** angegeben hat.

Plato mag alſo gelehrt haben: Gott habe die Welt gewehlt, ob er gleich eine andre vielleicht eben ſo gute Welt hätte wehlen können; und **Leibnitz** mag geſetzt haben: Gott habe nicht anders können als die beſte wehlen. Was ſagt denn **Pope**? Drückt er ſich auf die erſte oder auf die andre Art aus? Man leſe doch:

Of ſyſtems poſſible, if 'tis confeſt
That Wiſdom infinite *muſt* form the beſt &c.

„Wenn es ausgemacht iſt, daß die unendli„che Weisheit von allen möglichen Syſte„men das beſte wehlen muß ꝛc. —— Daß ſie muß? Wie iſt es möglich, daß **Warburton** dieſen Ausdruck überſehen hat? Heißt dieſes mit dem **Plato** reden, wenn **Plato** anders, wie **Warburton** will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freyheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem **Plato**, den **Pope** folglich gleich bey dem erſten Schritte verlaſſen zu haben ſelbſt glauben mußte! Ich komme zu der zweyten Quelle, die **Warburton** dem Dichter giebt; und dieſe iſt der Lord **Schaftesbury**, von welchem er ſagt, daß er den Platoniſchen Satz angenommen, und in ein deutlicher Licht geſetzt habe. In wie weit dieſes geſchehen ſey, und welches das verbeſſerte Syſtem dieſes Lords ſey, will die Akademie jetzt nicht wiſſen. Ich will alſo hier nur ſo viel anführen, daß **Pope** den **Schaftesbury** zwar offenbar geleſen und gebraucht habe, daß er ihn aber ungleich beſſer würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verſtanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte ich aus mehr als einer Stelle der **Rhapſody** des **Schaftesbury** beweiſen, welche **Pope** ſeinen Briefen eingeſchaltet hat, ohne faſt von dem Seinigen etwas mehr, als das Sylbenmaaß und die Reime hinzu zu thun. Statt aller aber, will ich nur dieſe einzige anführen. **Schaftesbury** läßt den **Philocles** dem **Palemon**, welcher das phyſikaliſche Uebel zwar entſchuldigen will, gegen das moraliſche aber unverſehnlich iſt, antworten: The very Storms aud Tempeſts had their Beauty in your account, thoſe alone excepted, which aroſe in human Breaſt. „Selbſt „die Stürme und Ungewitter haben, ihrem „Bedünken nach, ihre Schönheit, nur diejenigen nicht, die in der menſchlichen Bruſt „aufſteigen. Iſt dieſes nicht eben das, was **Pope** ſagt:

If Plagues or earthquakes break not heav'n's deſign
Why then a *Bargia* or a *Catiline*?

Doch **Pope** muß den **Schaftesbury** nicht verſtanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieſer freye Weltweiſe war in die Materie weit tiefer eingedrungen, und drückte ſich weit vorſichtiger aus, als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, ſo würden ſeine Gedanken einem Syſtem ungleich ähnlicher ſehen; er würde der Wahrheit und Leibnitzen ungleich näher gekommen ſeyn. **Schaftesbury** zum Exempel, ſagt: **Man hat auf vielerley Art zeigen wollen, warum die Natur irre, und wie ſie mit ſo vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann.** Aber ich leugne, daß ſie irrt ꝛc. Pope hingegen behauptet: die Natur weicht ab. — Ferner ſagt unſer Lord: **die Natur iſt in ihren Wirkungen ſich immer gleich; ſie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weiſe; nie Kraftlos oder nachläßig; ſondern ſie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin, und durch die ſtärkere Kraft einer andern Natur überwältiget.** (*) Leibnitz ſelbſt würde den Streit der Regeln einer zuſammengeſetzten Vollkommenheit nicht beſſer haben

---

(*) Much is alledg'd in anſwer, to ſhew why Nature errs, and how ſhe came thus impotent and erring from an unerring haud. But i deny ſhe errs -- -- Nature ſtill working as before, and not perverſly or erroneouſly; not faintly or with feeble Endeavours; but o'erpower'd by a ſuperiour Rival, and by anotthr Nature's juſtly conquering Force. *Rhapſody Part. 2. Sect. 3.*

den ausdrücken können. Aber was weis Pope hievon, der dem Schaftesbury gleichwohl ſoll gefolgt ſeyn? Auch ſagt dieſer: **Vielmehr bewundern wir eben wegen dieſer Ordnung der untern und obern Weſen die Schönheit der Welt, die auf ſich einander entgegenſtehende Dinge gegründet iſt, weil aus ſolchen mannigfaltigen und widerwärtigen Grundurſachen eine allgemeine Zuſammenſtimmung entſpringt.** (*) Die Worte mannigfaltige und widerwärtige Grundurſachen bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft neben einander nicht beſtehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, ſo würde er ſich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Desgleichen von der Ordnung hat Schaftesbury einen vollkommenen richtigen Begrif, den Pope, wie wir geſehen, nicht hatte. Er nennt ſie a Coherence or Sympathizing of Things; und unmittelbar darauf a Conſent and Correſpondence in all. Dieſer Zuſammenhang, dieſes Sympathiſiren, die-

(*) Tis on the contrary, from this Order of inferiour and ſuperiour Things that we admire the Warld's Beauty, founded thus on Contrarietys: whilſt from ſuch various and *diſagreeing Principles* a Univerſal Concord is eſtabliſhed. Eben daſelbſt.

ſe Uebereinſtimmung iſt ganz etwas anders als des Dichters eingebildetn Staffelordnung, welche man hoͤchſtens nur fuͤr poetiſch ſchoͤn erkennen kann.

Ueberhaupt muß ich geſtehen, daß mir **Schaftesbury** ſehr oft ſo gluͤcklich mit **Leibnitzen** uͤbereinzuſtimmen ſcheinet, daß ich mich wundre, warum man nicht laͤngſt beyder Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundre mich ſogar, warum nicht ſelbſt die **Akademie** lieber das Syſtem des **Schaftesbury**, als das Syſtem des **Pope** zu unterſuchen und gegen das Leibnitziſche zu halten, aufgegeben. Sie wuͤrde alsdenn doch wenigſtens Weltweiſen gegen Weltweiſen, und Gruͤndlichkeit gegen Gruͤndlichkeit geſtellt haben, anſtatt daß ſie den Dichter mit den Philoſophen, und das Sinnliche mit den Abſtracten in ein ungleiches Geſechte verwickelt hat. Ja auch fuͤr die, wuͤrde bey dem **Schaftesbury** mehr zu gewinnen geweſen ſeyn, als bey dem **Pope**, welche **Leibnitzen** gern, vermittelſt irgend einer Parallel mit einem andern beruͤhmten Manne, erniedrigen moͤchten. Das Werk des **Schaftesbury** The Moraliſts, a Philoſophical Rhapſody war bereits im Jahr 1709. herausgekommen; des **Leibnitz Theodicee** hingegen trat erſt gegen das Ende des Jahrs 1710. an das Licht. Aus dieſem Umſtande, ſollte ich meinen, waͤre etwas

was zu machen geweſen. Ein Philoſoph, ein engliſcher Philoſoph, welcher Dinge gedacht hat, die **Leibnitz** erſt ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, ſollte dieſer von den letztern nicht ein wenig ſeyn geplündert worden. Ich bitte die **Akademie** es überlegen zu laſſen!

Und alſo hat **Pope** auch aus dem **Schaftesbury** die wenigſten ſeiner metaphyſiſchen Larven (*) entlehnt. Wo mag er ſie wohl ſonſt her haben? Wo mag er beſonders die haben, die eine Leibnitziſche Mine machen? Ich verſtehe diejenigen Sätze, die mit den Worten **mögliche Syſteme** und dergleichen ausgedrückt ſind. Die Anweiſung **Warburtons** verläßt mich hier; ich glaube aber gleichwohl etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere ſich desjenigen Buchs de Origine mali, über welches **Leibnitz** Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter ſeiner Theodicee findet. Er urtheilet davon, der Verfaſſer deſſelben ſtimme, in der einen Helfte der Materie, von dem Uebel überhaupt, und dem phyſikaliſchen Uebel insbeſondre, ſehr wohl mit ihm überein, und gehe nur in der andern Helfte, vom moraliſchen Uebel, von ihm ab. Es war dieſer Verfaſſer der Hr. **W. King**, nachheriger Erzbiſchof von Dublin. Er war ein Engländer,

---

(*) Eine beyläufige Erklärung der Vignette unſers Tittels!

länder, und ſein Werk war ſchon im Jahr 1702. herausgekommen.

Aus dieſem nun behaupte ich, hat ſich unſer Dichter ungemein bereichert; und zwar ſo, daß er nicht ſelten, ganze Stellen aus dem Lateiniſchen überſetzt, und ſie bloß mit poetiſchen Blümchen durchwirkt hat. Ich will blos die vornehmſten derſelben zum Beweiſe herſetzen, und die Vergleichung den Leſern, welcher beyder Sprachen mächtig ſind, ſelbſt überlaſſen.

1.

King. cap. III. p. m. Ed. Brem. 56.

Credendum vero eſt, præſens mundi Syſtema optimum fuiſſe, quod fieri potuit, habito reſpectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope, Ep. I. v. 41. 44.

Of ſyſtems poſſible, if 'tis confeſt,
That Wisdom infinite muſt form the beſt.

2.

King. p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum grados, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

Pope, Ep. I. v. 46. 42.

Where all muſt fall or not coherent be
And all that riſes, riſe in due degree &c.

3.

King. p. m. 72.

Opus erat in ſyſtemate mundi globo materiæ ſolidæ, qualis eſt terra, & eam quaſi rotæ vicem habere credimus in magno hoc avtomato.

Pope. Ep. I. v. 56. &c.

So man, who here ſeems principal alone,
Perhaps acts ſecond to ſome ſphere unknown,
Touches ſome wheel, or verges to ſome gole
'Tis but a part we ſee and not the whole.

4.

King. p. m. 89.

— Quædam ejusmodi faciendu erant, cum locus his in opificio Dei reſtebat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum & ſortem ceſſiſſe; fortaſſe. Sed ſi tu alterius locum occupaſſes, ille alter aut alius aliquis in tui locum ſufficiendus erat, qui ſimiliter providentiæ divinæ ingratus, locum illum, quem jam occupaſti, optaret. Scias igitur neceſſarium fuiſſe, ut aut ſis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco & ſtatu, quem ſyſtema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum ratura neceſſe eſt. An expectes enim, dejecto alio a ſtatu ſuo, te ejus loco ſuffectum iri? id eſt, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem & ex-

& exſortem tibi Deus exhiberent. Suſpicienda ergo eſt divina bonitas, non culpanda, qua ut ſis, quod es, factum eſt. Nec alius nec melior fieri potuiſti ſine aliorum aut totius damno.

Den ganzen Inhalt dieſer Worte wird man in dem erſten Briefe des **Pope** wieder finden; beſonders gegen die 157ᵗᵉ und 233ᵗᵉ Zeile. Die Stellen ſelbſt ſind zu lang, ſie ganz herzuſetzen; und zum Theil ſind ſie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popiſchen Begriffe der Ordnung, und der nothwendigen Stelle, die der Menſch in der Reihe der Dinge erhalten müſſen, die Rede war.

Was kann man nun zu ſo offenbaren Beweiſen, daß **Pope** den metaphyſiſchen Theil ſeiner Materie mehr zuſammen geborgt, als gedacht habe, ſagen? Und was wird man vollends ſagen, wenn ich ſogar zeige, daß er ſich ſelbſt nichts beſſer bewußt zu ſeyn ſcheinet? — Man höre alſo, was er in einem Briefe an ſeinen Freund den D. **Swift** ſchreibt. **Pope** hatte ſeinen Verſuch über den Menſchen, ohne ſeinem Namen drucken laſſen, und er kam **Swiften** in die Hände, ehe ihm **Pope** davon Nachricht geben konnte. **Swift** las das Werk, allein er erkannte ſeinen Freund darinn nicht. Hierüber nun wundert ſich **Pope** und ſchreibt: **ich ſollte meinen, ob Sie mich gleich in dem erſten dieſer**

Verſuche aus dem Geſichte verlohren, daß Sie mich doch in dem zweyten würden erkannt haben (*). Heißt dieſes nicht ungefehr: ob Sie mir gleich die metaphyſiſche Tiefſinnigkeit, die aus dem erſten Briefe hervor zu leuchten ſcheinet, nicht zutrauen dürfen; ſo hätten Sie doch wohl in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetiſchen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen ſollen? — — **Swift** geſteht es in ſeiner Antwort auch in der That, daß er **Popen** für keinen ſo groſſen Philoſophen gehalten habe, eben ſo wenig als ſich **Pope** ſelbſt dafür hielt. Denn würde er wohl ſonſt, gleich nach obiger Stelle, geſchrieben haben: **Nur um eines bitte ich Sie; lachen Sie über meine Ernſthaftigkeit nicht, ſondern erlauben Sie mir, den philoſophiſchen Bart ſo lange zu tragen, bis ich ihn ſelbſt ausrupfe, und ein Geſpötte daraus mache** (**). Das will viel ſagen! Wie ſehr ſollte er

---

(*) I fancy, tho' you loſt ſight of me in the fieſt of thoſe Eſſays, yon ſaw me in the ſecond.

(**) I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh af my gravity, but permit to me, to wear the beard of a Philoſeper till i pull it off and make a jeſt of it myſelf. In einem Briefe an den D. Swift, er ſich alſo wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie dieſen falſchen Bart für werth erkannt habe, ernſthafte Unterſuchungen darüber anzuſtellen.

Swift, welcher in dem 9ten Theile der Popiſchen Werke, der Knaptonſchen Ausgabe von 1752. auf der 254 Seite ſtehet.

Miß
Sara Sampſon
Ein bürgerliches
Trauerſpiel
in fünf Aufzügen

Perſonen.

Sir Sampſon.
Miß Sara. Deſſen Tochter.
Mellefont.
Marwood. Mellefonts, alte Liebſte;
Arabella. Ein junges Kind, der Marwood Tochter.
Waitwell. Ein alter Diener des Sampſon.
Norton. Bedienter des Mellefont.
Betty. Mädchen der Sara.
Hannah. Mädchen der Marwood.
Der Gaſtwirth und einige Nebenperſonen.

Ex

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz iſt ein Saal im Gaſthofe.

Sir Sampſon und **Waitwell** treten in Reiſekleidern herein.

Sampſon.

Hier meine Tochter? — — Hier in dieſem elenden Wirthshauſe?

Waitwell. Ohne Zweifel hat Mellefont mit Fleiß das allerelendeſte im ganzen Städtchen zu ſeinem Aufenthalte gewehlt. Böſe Leute ſuchen immer das Dunkle, weil ſie böſe Leute ſind. Aber was hilft es ihnen, wenn ſie ſich auch vor der ganzen Welt verbergen könnten? Das Gewiſſ klagende Welt. — — Ach, Sie weinen ſchon wieder, ſchon wieder, Sir! Sir!

Sampſon. Laß mich weinen, alter ehrlicher Diener. Oder verdient ſie etwa meine Thränen nicht?

Waitwell. Ach, Sie verdient ſie, und wenn es blutige Thränen wären.

Sampſon. Nun ſo laß mich.

Waitwell. Das beſte, ſchönſte, unſchuldigſte Kind, das unter der Sonnen gelebt hat, das muß ſo verführt werden! Ach Sarchen! Sarchen! Ich habe Sie aufwachſen ſehen; hundertmal habe ich ſie als ein Kind auf dieſen meinen Armen gehabt; auf dieſen meinen Armen habe ich ihr Lächeln, ihr Lallen bewundert. Aus jeder kindiſchen Mine ſtrahlte die Morgenröthe eines Verſtandes, einer Leuthſeligkeit, die — — —

Sampſon. O ſchweig! Zerfleiſcht nicht das Gegenwärtige mein Herz ſchon genug? Willſt du die Martern durch die Erin nerung an vergangne Glückſeligkeit noch hölliſcher machen? Aendre deine Sprache, wenn du mir einen Dienſt thun willſt. Tadle mich; mache mir aus meiner Zärtlichkeit ein Verbrechen; vergrößre das Vergehen meiner Tochter; erfülle mich, wenn du kannſt, mit Abſcheu gegen ſie; entflamme aufs neue meine Rache gegen ihren verfluchten Verführer; ſage, daß Sara nie tugendhaft geweſen, weil ſie es ſo leicht aufgehört zu ſeyn; ſage, daß Sie mich nie geliebt, weil Sie mich heimlich verlaſſen.

Waitwell. Sagte ich das, ſo würde ich eine Lügen ſagen; eine unverſchämte böſe Lügen. Sie könnte mir auf dem Todbette wieder einfallen, und ich alter Böſewicht müßte in Verzweiflung ſterben. — Nein, Sarchen hat ihren Vater geliebt, und gewiß, gewiß, Sie liebt ihn noch. Wenn Sie nur davon überzeugt ſeyn wollen, Sir, ſo ſehe ich ſie heute noch wieder in ihren Armen.

Sampſon. Ja, Waitwell, nur davon verlange ich überzeugt zu ſeyn. Ich kann ſie länger nicht entbehren; ſie iſt die Stütze meines Alters, und wenn ſie nicht den traurigen Reſt meines Lebens verſüſſen hilft, wer ſoll es denn thun? Wenn ſie mich noch liebt, ſo iſt ihr Fehler vergeſſen. Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen ſind beſſer als erzwungene Tugenden — Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es; wenn dieſe Vergehungen auch wahre Verbrechen, wenn es auch vorſetzliche Laſter wären: ach! ich würde ihr doch vergeben. Ich würde doch lieber von einer laſterhaften Tochter, als von keiner, geliebt ſeyn wollen.

Waitwell. Trocknen Sie ihre Thränen ab, lieber Sir! Ich höre jemanden kommen. Es wird der Wirth ſeyn, uns zu empfangen.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Sir Sampſon. Waitwell.

Der Wirth. So früh, meine Herren, ſo früh? Willkommen! willkommen Waitwell! Ihr ſeyd ohne Zweifel die Nacht gefahren? Iſt das der Herr von dem du geſtern mit mir geſprochen haſt?

Waitwell. Ja, er iſt es, und ich hoffe, daß du abgeredeter Maaſſen — —

Der Wirth. Gnädiger Herr, ich bin ganz zu ihren Dienſten. Was liegt mir daran, ob ich es weis, oder nicht, was Sie für eine Urſache hieher führt, und warum Sie bey mir im Verborgnen ſeyn wollen? Ein Wirth nimmt ſein Geld, und läßt ſeine Gäſte machen, was ihnen gut dünkt. Waitwell hat mir zwar geſagt, daß Sie den fremden Herrn, der ſich ſeit einigen Wochen mit ſeinem jungen Weibchen bey mir aufhält, ein wenig beobachten wollen.

Aber ich hoffe, daß ſie ihm keinen Verdruß verurſachen werden. Sie würden mein Haus in einen übeln Ruf bringen, und gewiſſe Leute würden ſich ſcheuen, bey mir abzutreten. Unſer einer muß von allen Sorten Menſchen leben — —

Sampſon. Beſorget nichts; führet mich nur in das Zimmer, das Waitwell für mich beſtellet hat. Ich komme aus rechtſchaffenen Abſichten hierher — —

Der Wirth. Ich mag ihre Geheimniſſe nicht wiſſen, gnädiger Herr! Die Neugierde iſt mein Fehler gar nicht. Ich hätte es, zum Exempel, längſt erfahren können, wer der fremde Herr iſt, auf den Sie Acht geben wollen; aber ich mag nicht. So viel habe ich wohl heraus gebracht, daß er mit dem Frauenzimmer muß durchgegangen ſeyn. Das gute Weibchen, oder was ſie iſt! Sie bleibt den ganzen Tag in ihrer Stube eingeſchloſſen, und weint.

Sampſon. Und weint?

Der Wirth. Ja, und weint — — Aber, gnädiger Herr, warum weinen Sie? Das Frauenzimmer muß ihnen ſehr nahe gehen. Sie ſind doch wohl nicht — —

Waitwell. Halte ihn nicht länger auf.—

Der Wirth. Kommen Sie. Nur eine Wand wird Sie von dem Frauenzimmer trennen, das Ihnen ſo nahe gehet, und die vielleicht — —

Waitwell. Du willſt es alſo mit aller Gewalt wiſſen, wer — —

Der Wirth. Nein, Waitwell, ich mag nichts wiſſen.

Waitwell. Nun ſo mache und bringe uns an den gehörigen Ort, ehe noch das ganze Haus wache wird.

Der Wirth. Wollen Sie mir alſo folgen, gnädiger Herr?

(Geht ab.)

Dritter

Dritter Auftritt.

Der mittlere Vorhang wird aufgezogen.
Mellefonts Zimmer.

Mellefont und hernach ſein Bedienter.

Mellefont. (unangekleidet in einem Lehnſtuhle.) Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grauſamer hätte zubringen können! — — Norton! — — Ich muß nur machen, daß ich Geſichter zu ſehen bekomme. Bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein: ſie möchten mich zu weit führen. — — He, Norton! Er ſchläft noch. Aber bin ich nicht grauſam, daß ich den armen Teufel nicht ſchlafen laſſe? Wie glücklich iſt er! — — Doch ich will nicht, daß ein Menſch um mich glücklich ſey. — Norton!

Norton. (kommend) Mein Herr — —

Mellefont. Kleide mich an! — — O mache mir keine ſauere Geſichter! Wenn ich werde länger ſchlafen können, ſo erlaube ich dir, daß du auch länger ſchlafen darfſt. Wenn du auch von deiner Schuldigkeit nichts wiſſen willſt, ſo habe doch wenigſtens Mitleiden mit mir.

Norton. Mitleiden, mein Herr? Mitleiden mit Ihnen? Ich weis beſſer, wo das Mitleiden hingehört.

Mellefont. Und wohin denn?

Norton. Ach, laſſen Sie ſich aufkleiden, und fragen Sie mich nichts — —

Mellefont. Henker! So ſollen auch deine Verweiſe mit meinem Gewiſſen aufwachen? Ich verſtehe dich; ich weis es, wer dein Mitleiden erſchöpft. — — Doch, ich laſſe ihr und mir Gerechtigkeit wiederfahren. Schon recht; habe kein Mitleiden mit mir. Verfluche mich in deinem Herzen, aber — verfluche auch dich — —

Norton. Auch mich? — —

Mellefont. Ja; weil du einem Elenden dieneſt, den die Erde nicht tragen ſollte; und weil du dich ſeiner Verbrechen mit theilhaft gemacht haſt.

Norton. Ich mich ihrer Verbrechen theilhaftig gemacht? durch was?

Mellefont. Dadurch, daß du darzu geſchwiegen.

Norton. Vortreflich! in der Hitze ihrer Leidenſchaften, würde mir ein Wort den Hals gekoſtet haben. — Und darzu, als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie nicht ſchon ſo arg, daß alle Hofnung zur Beſſerung vergebens war? Was für ein Leben habe ich Sie nicht vom Anfange führen ſehen! In der nichtswürdigſten Geſellſchaft von Spielern und Landſtreichern — — — — ich nenne ſie, was ſie waren, und kehre mich an ihre Titel, Ritter und dergleichen, nicht — — in ſolcher Geſellſchaft brachten Sie ein Vermögen durch, das Ihnen den Weg zu den gröſten Ehrenſtellen hätte bahnen können. Und ihr ſtrafbarer Umgang mit allen Arten von Weibsbildern, beſonders der böſen Marwood — — —

Mellefont. Setze mich, ſetze mich wieder in dieſe Lebensart; ſie war Tugend gegen meine jetzige. Ich verthat mein Vermögen; gut. Die Strafe kömmt nach, und ich werde alles, was der Mangel hartes und erniedrigendes hat, Zeit genug empfinden. Ich beſuchte laſterhafte Weibsbilder; laß es ſeyn. Ich ward öfter verführet, als ich verführte, und die ich ſelbſt verführte, wollten verführet ſeyn. — — Aber — ich hatte noch keine verwahrloſete Tugend auf meiner Seele. Ich hatte noch keine Unſchuld in ein unabſehliches Unglück geſtürzt. Ich hatte noch keine Sara aus dem Hauſe eines geliebten Vaters entwendet, und ſie gezwungen einem Nichtswürdigen zu folgen, der auf keine Weiſe mehr ſein eigen war. Ich hatte — Wer kömmt ſchon ſo früh zu mir?

Vierter Auſtritt.

Betty. Mellefont. Norton.

Norton. Es iſt Betty!

Mellefont. Schon auf, Betty? Was macht dein Fräulein?

Betty. Was macht ſie? (ſchluchzend) Es war ſchon lange nach Mitternacht, da ich ſie endlich bewegte, zur Ruhe zu gehen. Sie ſchlief einige Augenblicke, aber Gott! Gott! was muß das für ein Schlaf geweſen ſeyn! Plötzlich fuhr ſie in die Höh, ſprang auf, und fiel mir als eine Unglückliche in die Arme, die von einem Mörder verfolgt wird. Sie zitterte und ein kalter Schweiß floß ihr über das erblaßte Geſichte. Ich wandte alles an, ſie zu beruhigen, aber ſie hat mir bis an den Morgen nur mit ſtummen Thränen geantwortet. Endlich hat ſie mich einmal über das andere an ihre Thüre geſchickt, zu hören, ob ſie ſchon auf wären. Sie will Sie ſprechen. Sie allein können ſie tröſten.

ſten. Thun Sie es doch, liebſter gnädiger Herr, thun Sie es doch. Das Herz muß mir ſpringen; wenn ſie ſich ſo zu ängſtigen fortfährt.

Melleſont. Geh Betty, ſage ihr, daß ich den Augenblick bey ihr ſeyn wolle — —

Betty. Nein, ſie will ſelbſt zu Ihnen kommen.

Melleſont. Nun ſo ſage ihr, daß ich ſie erwarte — — Ach! — —

(Betty geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Melleſont. Norton.

Norton. Gott, die arme Miß!

Melleſont. Weſſen Gefühl willſt du durch deine Ausrufung rege machen? Sieh jetzt wird die erſte Thräne, die ich ſeit meiner Kindheit geweinet, die Wange herunterlaufen! — — Eine ſchlechte Vorbereitung, eine Troſtſuchende Betrübte zu empfangen. Warum ſucht ſie ihn auch bey mir? — — Doch wo ſoll ſie ihn ſonſt ſuchen? — — Ich muß mich faſſen. (indem er ſich die Augen abtrocknet.) Wo iſt die alte Standhaftigkeit, mit der ich ein ſchönes Auge konnte weinen ſehen? Wo iſt die Gabe der Verſtellung hin, durch die ich ſeyn und ſagen konnte, was ich wollte? — — Nun wird Sie kommen, und wird unwiderſtehliche Thränen weinen. Verwirret, beſchämt werde ich vor ihr ſtehen; als ein verurtheilter Sünder werde ich vor ihr ſtehen. Rathe mir doch! Was ſoll ich thun? Was ſoll ich ſagen?

Norton. Sie ſollen thun, was ſie verlangen wird.

Mellefont. So werde ich eine neue Grauſamkeit an ihr begehen. Mit Unrecht tadelt ſie die Verzögerung einer Ceremonie, die jezt ohne unſer äuſſerſtes Verderben in dem Königreiche nicht vollzogen werden kann.

Norton. So machen ſie denn, daß ſie es verlaſſen. Warum zaudern wir? Warum vergehet ein Tag, warum vergeht eine Woche nach der andern? Tragen Sie mir es doch auf. Sie ſollen morgen ſicher eingeſchift ſeyn. Vielleicht, daß ihr der Kummer nicht ganz über das Meer folgt? daß ſie einen Theil deſſelben zurück läßt, und in einem andern Lande — —

Mellefont. Alles das hoffe ich ſelbſt — Stille, ſie kömmt. Wie ſchlägt mir das Herz — —

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Norton.

Mellefont. (indem er ihr entgegen geht) Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebſte Miß — —

Sara. Ach, Mellefont, wenn es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —

Mellefont. (zum Bedienten) Verlaß uns.

Norton. (im abgehen) Ich wollte auch nicht da bleiben, und wenn mir gleich jeder Augenblick mit Golde bezahlt würde —

Siebender Auftritt.

Sara. **Mellefont.**

Mellefont. Sie ſind ſchwach, liebſte Miß. Sie müſſen ſich ſetzen.

Sara. (ſie ſetzt ſich) Ich beunruhige Sie ſehr früh; und werden ſie mir es vergeben, daß ich meine Klagen wieder mit dem Morgen anfange?

Mellefont. Theureſte Miß, Sie wollen ſagen, daß Sie mir es nicht vergeben können, weil ſchon wieder ein Morgen erſchienen iſt, ohne daß ich ihren Klagen ein Ende gemacht habe.

Sara. Was ſollte ich Ihnen nicht vergeben? Sie wiſſen, was ich Ihnen bereits vergeben habe. Aber die neunte Woche, Mellefont, die neunte Woche fängt heute an, und dieſes elende Haus ſieht mich noch immer auf eben dem Fuſſe, als den erſten Tag.

Mellefont. So zweifeln ſie an meiner Liebe?

Sara. Ich, an ihrer Liebe zweifeln? Nein, ich fühle mein Unglück zu ſehr, zu ſehr, als daß ich mir ſelbſt dieſe letzte einzige Verſüſſung deſſelben rauben ſollte.

Mellefont. Wie kann alſo meine Miß über die Verſchiebung einer Ceremonie unruhig ſeyn? —

Sara. Ach Mellefont, warum muß ich einen andern Begrif von dieſer Ceremonie haben? — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach. Ich ſtelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darinne liegt. Umſonſt habe ich es nur wieder erſt den geſtrigen langen Abend verſucht, ihre Begriffe anzunehmen, und die Zweifel aus meiner Bruſt zu verbannen die Sie, jezt nicht das erſtemal, für Früchte meines Mißtrauens angeſehen haben. Ich ſtritt mit mir ſelbſt; ich war ſinnreich genug, meinen Verſtand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühſame Gebäude von Schlüſſen übern Haufen. Mitten aus dem Schlafe weckten mich ſtrafende Stimmen, mit welchen ſich meine Phantaſie, mich zu quälen, verband. Was für Bilder, was für ſchreckliche Bilder ſchwärmten um mich herum! Ich wollte ſie gern für Träume halten — —

Mellefont. Wie? Meine vernünftige Sara ſollte ſie für etwas mehr halten? Träume, liebſte Miß, Träume! — — Wie unglücklich iſt der Menſch! Fand ſein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Quaalen für ihn genug? Mußte er, ſie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildungen in ihm ſchaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die Einbildungen in unſere Gewalt gelaſſen. Sie richten ſich nach unſern Thaten, und wenn dieſe unſern Pflichten und der Tugend gemäß ſind, ſo dienen die ſie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unſerer Ruhe und unſers Vergnügens. Eine einzige Handlung, Mellefont, ein einziger Seegen, der von einem Friedensbothen im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kann meine zerrüttete Phantaſie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zu Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was Sie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie ſich meiner, und überlegen Sie, daß wenn Sie mich auch dadurch nur von Quaalen der Einbildung befreyen, dieſe eingebildete Quaalen doch Quaalen, und für die, die ſie empfindet, wirkliche Quaalen ſind. — — Ach könnte ich Ihnen nur halb ſo lebhaft die Schrecken meiner vorigen Nacht erzehlen, als ich ſie gefühlt habe! — — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beſchäftigungen, ermüdet, ſank ich mit halb geſchloſſenen Augenliedern auf dem Bette zurück. Die Natur wollte ſich einen Augenblick erhohlen, neue Thränen zu ſammeln. Aber noch ſchlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem ſchroffſten Theile des ſchrecklichſten Felſen ſahe. Sie gingen vor mir her, und ich folgte Ihnen mit ſchwankenden ängſtlichen Schritten, die dann und wann ein Blick ſtärkte, welchen Sie auf mich zurückwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Ruffen, welches mir ſtille zu ſtehen befahl. Es war der Ton meines Vaters — — Ich Elende! kann ich denn nichts von ihm vergeſſen? Ach! Wo ihm ſein Gedächtniß eben ſo grauſame Dienſte leiſtet; wo er auch mich nicht vergeſſen kann! — — Doch er hat mit vergeſſen. Troſt! grauſamer Troſt für ſeine Sara! — — Hören Sie nur, Mellefont; indem ich mich nach dieſer bekannten Stimme umſehen wollte, gleitete mein Fuß; ich wankte und ſollte eben in den Abgrund herab ſtürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Perſon zurückgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigſten Dank abſtatten, als ſie einen Dolch aus dem Buſen zog. Ich rettete dich, ſchrie ſie, um dich zu verderben. Sie hohlte mit der bewafneten Hand aus —— und ach, ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch alles, was ein tödlicher Stich ſchmerzhaftes haben kann; ohne das zu empfinden, was er angenehmes haben muß, das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellefont. Ach liebſte Sara, ich verſpreche Ihnen das Ende ihrer Pein, ohne dem Ende ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen ſeyn würde. Vergeſſen Sie das ſchreckliche Gewebe eines ſinnloſen Traumes — —

Sara. Die Kraft es vergeſſen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es ſey Liebe oder Verführung, es ſey Glück oder Unglück, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat; ich bin in meinem Herzen die Ihrige, und werde es ewig ſeyn. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die gerinſten Uebertretungen ſeiner Ordnung zu ſtraffen gedrohet hat. — —

Mellefont. So falle denn alle Strafe auf mich allein —

Sara. Was kan auf Sie fallen, das mich nicht treffen ſollte? — — Legen Sie aber mein dringendes Anhalten nicht falſch aus. Ein anderes Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt ſich ihrer Ehre verluſtig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein geſetzmäßiges Band nichts als einen Theil derſelben wieder zu erlangen ſuchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wiſſen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen, nicht um der Welt Willen, ich will mit Ihnen um meiner ſelbſt Willen verbunden ſeyn. Und wenn ich es bin, ſo will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie ſollen mich, wenn Sie nicht wollen, für ihre Gattin nicht erklären dürfen; Sie ſollen mich erklären können, für was Sie wollen. Ich will ihren Namen nicht führen; Sie ſollen unſre Verbindung ſo geheim halten, als Sie es für gut befinden; und ich will derſelben ewig unwerth ſeyn, wenn ich mir in den Sinn kommen laſſe, einen andern Vortheil, als die Beruhigung meines Gewiſſens daraus zu ziehen.

Mellefont. Halten Sie ein, Miß, oder ich muß vor ihren Augen des Todes ſeyn. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! — — Bedenken Sie, daß Sie ſich meiner Führung überlaſſen haben; bedenken Sie, daß ich ſchuldig bin, für uns weiter hinaus zu ſehen, und das ich jezt gegen ihre Klagen taub ſeyn muß, wenn ich ſie nicht, in der ganzen Folge ihres Lebens, noch ſchmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es denn vergeſſen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung ſchon oft vorgeſtellt?

Sara. Ich habe es nicht vergeſſen, Melleſont. Sie wollen vorher ein gewiſſes Vermächtniß retten. — — Sie wollen verher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber verſcherzen laſſen.

Melleſont. Ach Sara, wenn Ihnen alle zeitlichen Güter ſo gewiß wären, als ihrer Tugend die ewigen ſind — —

Sara. Meiner Tugend? Nennen Sie mir doch dieſes Wort nicht! — — Sonſt klang es mir ſüſſe, aber jezt ſchallt mir ein ſchrecklicher Donner darinne!

Mellefont. Wie? Muß der, welcher tugendhaft ſeyn ſoll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger ſo unſelige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unſträflicher Jahre vernichten kann? So iſt kein Menſch tugendhaft; ſo iſt die Tugend ein Geſpenſt, daß in der Luft zerflieſſet, wenn man es am feſteſten umarmt zu haben glaubt; ſo hat kein weiſes Weſen unſre Pflichten nach unſern Kräften abgemeſſen; ſo iſt die Luſt uns ſtrafen zu können der erſte Zweck unſers Daſeyns; ſo iſt — — Ich erſchrecke vor allen den gräßlichen Folgerungen, in welche Sie ihre Kleinmuth verwickeln muß! Nein, Miß, Sie ſind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglücklichen Bekanntſchaft waren. Wenn Sie ſich ſelbſt mit ſo grauſamen Augen anſehen, mit was für Augen müſſen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Mellefont — —

Mellefont. So bitte ich Sie denn um dieſer Liebe, um dieſer großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit überſehenden Liebe Willen, zu ihren Füſſen bitte ich Sie: beruhigen Sie ſich. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld — —

Sara. Einige Tage! Wie iſt ein Tag ſchon ſo lang!

Mellefont. Verwünſchtes Vermächtniß! Verdammter Unſinn eines ſterbenden Vetters, der mir ſein Vermögen nur mit der Bedingung laſſen wollte, einer Anverwandtin die Hand zu geben, die mich eben ſo ſehr haßt, als ich ſie! Euch, unmenſchliche Tyrannen, unſrer freyen Neigungen, euch werde alle das Unglück, alle die Sünde zugerechnet, zu welchen uns euer Zwang bringet! — — Und wenn ich ihrer nur entübriget seyn könnte, dieſer ſchimpflichen Erbſchaft! So lange mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich ſie allezeit verſchmähet, und ſie nicht einmal gewürdiget, mich darüber zu erklären. Aber jezt, jezt, da ich alle Schätze der Welt nur darum beſitzen möchte, um ſie zu den Füſſen meiner Sara legen zu können, jezt, da ich wenigſtens darauf denken muß, ſie ihrem Stande gemäß in der Welt erſcheinen zu laſſen, jezt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zulezt doch wohl noch fehl ſchlägt.

Mellefont. Sie vermuthen immer das ſchlimmſte. — — Nein; das Frauenzimmer iſt nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen ſoll getheilt werden; und da ſie es nicht ganz mit mir genieſſen kann, ſo iſt ſie es zufrieden, daß ich mit der Helfte meine Freyheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die lezten Nachrichten in dieſer Sache, deren Verzögerung allein unſern hieſigen Aufenthalt ſo langwierig gemacht hat. So bald ich ſie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblick länger hier verweilen. Wir wollen ſogleich, liebſte Miß, nach Frankreich übergehen, wo Sie neue Freunde finden ſollen, die ſich jezt ſchon auf das Vergnügen, Sie zu ſehen und Sie zu lieben, freuen. Und dieſe neuen Freunde ſollen die Zeugen unſrer Verbindung ſeyn — —

Sara. Sollen die Zeugen unſrer Verbindung ſeyn? — — Grauſamer! So ſoll dieſe Verbindung nicht in meinem Vaterlande geſchehen? So ſoll ich mein Vaterland als eine Verbrecherin verlaſſen? Und als eine ſolche, glauben Sie, würde ich Muth genug haben, mich der See zu vertrauen? Deſſen Herz muß ruhiger oder muß ruchloſer ſeyn, als meines, welcher nur einen Augenblick, zwiſchen ihm und dem Verderben, mit Gleichgültigkeit nichts als ein ſchwankendes Bret ſehen kann. In jeder Welle, die an unſer Schif ſchlüge, würde mir der Tod entgegen rauſchen;

jeder Wind würde mir von den väterlichen Küſten Verwünſchungen nachbrauſen, und der kleinſte Sturm würde mich, ein Blutgerichte über mein Haupt zu ſeyn, dünken. — — Nein, Mellefont, ſo ein Barbar können Sie gegen mich nicht ſeyn. Wenn ich noch das Ende ihres Vergleichs erlebe, ſo muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieſes der Tag ſeyn, an dem Sie mich die Martern aller hier verweinten Tage vergeſſen lehren. Es muß dieſes der heilige Tag ſeyn — — Ach! welcher wird es denn endlich ſeyn?

Mellefont Aber überlegen Sie denn nicht, Miß, daß unſerer Verbindung hier diejenige Feyer fehlen würde, die wir ihr zu geben ſchuldig ſind?

Sara. Eine heilige Handlung wird durch das Feyerliche nicht kräftiger.

Mellefont. Allein — —

Sara. Ich erſtaune. Sie wollen doch wohl nicht auf einem ſo nichtigen Vorwande beſtehen? O Mellefont, Mellefont. Wenn ich mir es nicht zum unverbrüchlichſten Geſetze gemacht hätte, niemals an der Aufrichtigkeit ihrer Liebe zu zweifeln, ſo würde mir dieſer Umſtand — — — Doch ſchon zu viel; es möchte ſcheinen, als hätte ich eben jezt daran gezweifelt.

Mellefont. Der erſte Augenblick ihres Zweifels müſſe der lezte meines Lebens ſeyn! Ach, Sara, womit habe ich es verdient, daß Sie mir auch nur die Möglichkeit deſſelben voraus ſehen laſſen? Es iſt wahr, die Geſtändniſſe, die ich Ihnen von meinen ehmaligen Ausſchweifungen abzulegen, kein Bedenken getragen habe, können mir keine Ehre machen; aber Vertrauen ſollten ſie mir doch erwecken. Eine buhleriſche Marwood führte mich in ihren Stricken, weil ich das für ſie empfand, was ſo oft für Liebe gehalten wird, und es doch ſo ſelten iſt. Ich würde noch ihre ſchimpflichen Feſſeln tragen, hätte ſich nicht der Himmel meiner erbarmt,

barmt, der vielleicht mein Herz nicht für ganz unwürdig erkannte, von beſſern Flammen zu brennen. Sie, liebſte Sara, ſehen, und alle Marwoods vergeſſen, war eins. Aber wie theuer kam es Ihnen zu ſtehen, mich aus ſolchen Händen zu erhalten! Ich war mit dem Laſter zu vertraut geworden, und Sie kannten es zu wenig — —

Sara. Laſſen Sie uns nicht mehr daran gedenken — —

Achter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara.

Mellefont. Was willſt du?

Norton. Ich ſtand jezt vor dem Hauſe, als mir ein Bedienter dieſen Brief in die Hand gab. Die Aufſchrift iſt an Sie, mein Herr.

Mellefont. An mich? Wer weiß hier meinen Namen? — — (indem er den Brief betrachtet) Himmel!

Sara. Sie erſchrecken?

Melleſont. Aber ohne Urſache, Miß; wie ich nun wohl ſehe. Ich irrte mich in der Hand.

Sara. Möchte doch der Inhalt Ihnen ſo angenehm ſeyn, als Sie es wünſchen können.

Melleſont. Ich vermuthe, daß er ſehr gleichgültig ſeyn wird.

Sara. Man braucht ſich weniger Zwang anzuthun, wenn man allein iſt. Erlauben Sie, daß ich mich wieder in mein Zimmer begebe.

Melleſont. Sie machen ſich alſo wohl Gedanken?

Sara. Ich mache mir keine, Melleſont.

Melleſont. (indem er ſie bis an die Scene begleitet.) Ich werde den Augenblick bey Ihnen ſeyn, liebſte Miß.

Neun-

Neunter Auſtritt.

Mellefont. Norton.

Mellefont. (der den Brief noch anſieht.) Gerechter Gott!

Norton. Weh Ihnen, wenn er nichts, als gerecht iſt!

Mellefont. Kann es möglich ſeyn? Ich ſehe dieſe verruchte Hand wieder, und erſtarre nicht für Schrecken? Iſt ſies? Iſt ſie es nicht? Was zweifle ich noch? Sie iſts! Ach, Freund, ein Brief von der Marwood! Welche Furie, welcher Satan hat ihr meinen Aufenthalt verrathen? Was will ſie noch von mir? — — Geh, mache ſo gleich Anſtalt, daß wir von hier wegkommen. — — Doch verzieh! Vielleicht iſt es nicht nöthig; vielleicht haben meine verächtlichen Abſchiedsbriefe die Marwood nur aufgebracht, mir mit gleicher Verachtung zu begegnen. Hier! Erbrich den Brief; lies ihn. Ich zittere, es ſelbſt zu thun.

Norton. (er liest.) "Es wird ſo gut ſeyn, "als ob ich Ihnen den längſten Brief geſchrieben hätte, Mellefont, wenn Sie den Namen, den Sie am Ende der Seite finden "werden, nur einer kleinen Betrachtung "würdigen wollen — —

Mellefont. Verflucht ſey ihr Name! Daß ich ihn nie gehört hätte! Daß er aus dem Buche der Lebendigen vertilgt werde!

Norton. (liest weiter.) "Die Mühe Sie "auszuforſchen, hat mir die Liebe, welche "mir forſchen half, verſüßt.

Mellefont. Die Liebe? Frevlerin! Du entheiligeſt Namen, die nur der Tugend geweihet ſind!

Norton. (fährt fort) "Sie hat noch mehr "gethan; — —

Mellefont. Ich bebe — —

Norton. "Sie hat mich Ihnen nachgebracht — —

Mellefont. Verräther, was lieſt du? (er reißt ihm den Brief aus der Hand und lieſt ſelbſt) "Sie hat mich Ihnen — — nachgebracht. — — Ich bin hier; und es ſtehet bey Ihnen, — — ob Sie meinen "Beſuch erwarten, — — oder mir mit "dem ihrigen — — zuvorkommen wollen. "Marwood. — — Was für ein Donnerſchlag! Sie iſt hier? — — Wo iſt ſie? Dieſe Frechheit ſoll ſie mit dem Leben büſſen.

Norton. Mit dem Leben? es wird ihr einen Blick koſten, und Sie liegen wieder zu ihren Füſſen. Bedenken Sie was Sie thun! Sie müſſen Sie nicht ſprechen, oder das Unglück ihrer armen Miß iſt vollkommen.

Mellefont. Ich Unglücklicher! — Nein ich muß ſie ſprechen. Sie würde mich bis in das Zimmer der Sara ſuchen, und alle ihre Wuth gegen dieſe Unſchuldige auslaſſen.

Norton. Aber, mein Herr — —

Mellefont. Sage nichts! — —Laß ſehen, (indem er in den Brief ſieht) ob ſie ihre Wohnung angezeigt hat. Hier iſt ſie. Komm, führe mich.

(Sie gehen ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz ſtellt das Zimmer der Marwood vor, in einem andern Gaſthofe.

Marwood im Negliſche. **Hannah.**

Marwood. Belford hat den Brief doch richtig eingehändiget, Hannah?

Hannah. Richtig.

Marwood. Ihm ſelbſt?

Hannah. Seinem Bedienten.

Mar

Marwood. Kaum kann ich es erwarten, was er für Wirkungen haben wird. — — Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — — Der Verräther! Doch gemach! Zornig muß ich durchaus nicht werden. Nachſicht, Liebe, Bitten, ſind die einzigen Waffen, die ich wieder ihn brauchen darf, wo ich anders ſeine ſchwache Seite recht kenne.

Hannah. Wenn er ſich aber dagegen verhärten ſollte? —

Marwood. Wenn er ſich dagegen verhärten ſollte? So werde ich nicht zürnen — ich werde raſen. Ich fühle es, Hannah; und wollte es lieber ſchon jezt.

Hannah. Faſſen Sie ſich ja. Er kann vielleicht den Augenblick kommen.

Marwood. Wo er nur gar kömmt! Wo er ſich nur nicht entſchloſſen hat, mich feſten Fuſſes bey ſich zu erwarten! — — Aber weißt du, Hannah, worauf ich noch meine meiſte Hofnung gründe, den Ungetreuen,

treuen von dem neuen Gegenſtande ſeiner Liebe abzuziehen? Auf unſere Bella.

Hannah. Es iſt wahr; ſie iſt ſein kleiner Abgott: und der Einfall, ſie mit zu nehmen, hätte nicht glücklicher ſeyn können.

Marwood. Wenn ſein Herz auch gegen die Sprache einer alten Liebe taub iſt; ſo wird ihm doch die Sprache des Bluts vernehmlich ſeyn. Er riß das Kind vor einiger Zeit aus meinen Armen, unter dem Vorwande, ihm eine Art von Auferziehung geben zu laſſen, die es bey mir nicht haben könne. Ich habe es von der Dame, die es unter ihrer Aufſicht hatte, jezt nicht anders als durch Liſt wieder bekommen können; er hätte auf mehr als ein Jahr vorausbezahlt, und noch den Tag vor ſeiner Flucht ausdrücklich befohlen, eine gewiſſe Marwood, die vielleicht kommen und ſich für die Mutter des Kindes ausgeben würde, durchaus nicht vorzulaſſen. Aus dieſem Befehl erkenne ich den Unterſcheid, den er zwiſchen uns beyden,

den macht. Arabellen ſieht er als einen koſtbaren Theil ſeiner ſelbſt an, und mich als eine Elende, die ihn mit allen ihren Reitzen, bis zum Ueberdruſſe, geſättiget hat.

Hannah. Welcher Undank!

Marwood. Ach Hannah, nichts zieht den Undank ſo unausbleiblich nach ſich, als Gefälligkeiten, für die kein Dank zu groß wäre. Warum habe ich ſie ihm erzeiget, dieſe unſeligen Gefälligkeiten? Hätte ich es nicht voraus ſehen ſollen, daß ſie ihren Werth nicht immer bey ihn behalten könnten? Daß ihr Werth auf der Schwierigkeit des Genuſſes beruhe, und daß er mit derjenigen Anmuth verſchwinden müſſe, welche die Hand der Zeit unmerklich, aber gewiß aus unſern Geſichtern verlöſcht?

Hannah. O, Madam, von dieſer gefährlichen Hand haben Sie noch lange nichts zu befürchten. Ich finde, daß ihre Schönheit den Punct ihrer prächtigſten Blüthe, ſo wenig überſchritten hat, daß ſie vielmehr

mehr erſt darauf losgeht, und Ihnen alle Tage neue Herzen feſſeln würde, wenn Sie ihr nur Vollmacht dazu geben wollten.

Marwood. Schweig, Hannah! Du ſchmeichelſt mir bey einer Gelegenheit, die mir alle Schmeicheley verdächtig macht. Es iſt Unſinn von neuen Eroberungen zu ſprechen, wenn man nicht einmal Kräfte genug hat, ſich im Beſitze der ſchon gemachten zu erhalten.

Zweyter Auftritt.

Ein Bedienter. Marwood. Hannah.

Der Bediente. Madame, man will die Ehre haben, mit Ihnen zu ſprechen.

Marwood. Wer?

Der Bediente. Ich vermuthe, daß es eben der Herr iſt, an welchen der vorige Brief überſchrieben war. Wenigſtens iſt der Bediente bey ihm, der mir ihn abgenommen hat.

Marwood. Mellefont! — — Geſchwind, führe ihn herauf! (der Bediente geht ab) Ach Hannah, nun iſt er da! Wie ſoll ich ihn empfangen? Was ſoll ich ſagen? Welche Mine ſoll ich annehmen? Iſt dieſe ruhig genug? Sieh doch!

Hannah. Nichts weniger als ruhig.

Marwood. Aber dieſe?

Hannah. Geben Sie ihr noch mehr Anmuth.

Marwood. So meinſt du?

Hannah. Zu traurig!

Marwood. Sollte mir dieſes Lächeln laſſen?

Hannah. Vollkommen! Aber nur freyer — Er kömmt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Hannah.

Mellefont. (der mit einer wilden Stellung herein tritt.) Ha! Marwood — —

Marwood. (die ihm mit ofnen Armen lächelnd entgegen rennt.) Ach Mellefont — —

Mellefont. (bey Seite) Die Mörderin, was für ein Blick!

Marwood. Ich muß Sie umarmen, treuloſer lieber Flüchtling! — — Theilen Sie doch meine Freude! — — Warum entreiſſen Sie ſich meinen Liebkoſungen?

Mellefont. Marwood, ich vermuthete, daß Sie mich anders empfangen würden.

Marwood. Warum anders? Mit mehr Liebe vielleicht? Mit mehr Entzücken? Ach ich Unglückliche, daß ich weniger ausdrücken kann, als ich fühle! Mein Herz hebet vor Freuden, Sie wieder zu ſehn, Sie wieder an meine Bruſt zu drücken. Sehen Sie es, Mellefont, ſehen Sie es, daß auch die Freude ihre Thränen hat? Hie rollen ſie, dieſe Kinder der ſüſſeſten Wolluſt! — — Aber ach, verlohrne Thränen! ſeine Hand trocknet euch nicht ab.

Mellefont. Marwood, die Zeit iſt vorbey da mich ſolche Reden bezaubert hätten.

zen. Sie müſſen jezt in einem andern Tone mit mir ſprechen. Ich komme her, ihre letzten Vorwürfe anzuhören, und darauf zu antworten.

Marwood. Vorwürfe? Was hätte ich Ihnen für Vorwürfe zu machen, Mellefont? Keine.

Mellefont. So hätten Sie, ſollte ich meinen, ihren Weg erſparen können.

Marwood. Liebſte wunderliche Seele, warum wollen Sie mich denn nun mit Gewalt zwingen, einer Kleinigkeit zu gedenken, die ich Ihnen in eben dem Augenblicke vergab, in welchem ich ſie erfuhr? Eine kurze Untreue, die mir ihre Galanterie aber nicht ihr Herz ſpielt, verdient dieſe Vorwürfe? Kommen Sie, laſſen Sie uns darüber ſcherzen.

Mellefont. Sie irren ſich; mein Herz hat mehr Antheil daran, als es jemals an allen unſern Liebeshändeln gehabt hat, auf die ich jezt nicht ohne Abſcheu zurück ſehen kann.

Marwood. Ihr Herz, Mellefont, iſt ein gutes Närrchen. Es läßt ſich alles bereden, was ihrer Einbildung, ihm zu bereden einfällt. Glauben Sie mir doch, ich kenne es beſſer, als Sie. Wenn es nicht das beſte, das getreuſte Herz wäre, würde ich mir wohl ſo viel Mühe geben, es zu behalten!

Mellefont. Zu behalten? Sie haben es niemals beſeſſen, ſage ich Ihnen.

Marwood. Und ich ſage Ihnen; ich beſitze es im Grunde noch.

Mellefont. Marwood, wenn ich wüßte, daß Sie auch nur noch eine Faſer davon beſäſſen, ſo wollte ich es mir ſelbſt, hier vor ihren Augen, aus meinem Leibe reiſſen.

Marwood. Sie würden ſehen, daß Sie meines zugleich herausriſſen. Und dann, dann würden dieſe herausgeriſſenen Herzen endlich zu der Vereinigung gelangen, die ſie ſo oft auf unſern Lippen geſucht haben.

Mellefont. (bey Seite) Was für eine Schlange! Hier wird das beſte ſeyn zu fliehen — Sagen Sie mir es nur kurz, Marwood, warum Sie mir nachgekommen ſind? Was Sie noch von mir verlangen? Aber ſagen Sie nur es ohne dieſes Lächeln, ohne dieſen Blick, aus welchem mich eine ganze Hölle von Verführung ſchreckt.

Marwood. (vertraulich) Höre nur, mein lieber Mellefont; ich merke wohl, wie es jezt mit dir ſteht. Deine Begierden und dein Geſchmack ſind jezt deine Tyrannen. Läß es gut ſeyn; man muß ſie austoben laſſen. Sich ihnen widerſetzen, iſt Thorheit. Sie werden am ſicherſten eingeſchläfert, und endlich gar überwunden, wenn man ihnen freyes Feld läßt. Sie reiben ſich ſelbſt auf. Kannſt du mir noch ſagen, kleiner Flattergeiſt, daß ich jemals eiferſüchtig geweſen wäre, wenn ſtärkere Reitze, als die meinigen, dich mir auf eine Zeitlang abſpänſtig machten? Ich gönte dir ja allezeit dieſe Veränderung, bey der ich immer mehr gewann, als verlohr. Du kehrteſt mit neuem Feuer, mit neuer Inbrunſt in meine Arme zurück, in die ich dich nur als in leichte Bande, und nie als in ſchwere Feſſeln ſchloß. Bin ich nicht oft ſelbſt deine Vertraute geweſen, wenn du mir auch ſchon nichts zu vertrauen hatteſt, als die Gunſtbezeigungen, die du mir entwandteſt, um ſie gegen andre zu verſchwenden? Warum glaubſt du denn, daß ich jezt einen Eigenſinn gegen dich zu zeigen anfangen würde, zu welchem ich nun eben berechtiget zu ſeyn aufhöre, oder — — vielleicht ſchon aufgehört habe? wenn deine Hitze gegen das ſchöne Landmädchen noch nicht verraucht iſt, wenn du noch in der erſten Stärke deiner Liebe gegen ſie biſt, wenn du ihren Genuß noch nicht entbehren kannſt; wer hindert dich denn, ihr ſo lange ergeben zu ſeyn, als du es für gut befindeſt? Mußt du deswegen ſo unbeſonnene Anſchläge machen?

chen, und mit ihr aus dem Reiche fliehen wollen?

Mellefont. Marwood, Sie reden vollkommen ihren Charakter gemäß, deſſen Häßlichkeit ich nie ſo gekannt habe, als ſeit dem ich, in dem Umgange mit einer tugendhaften Freundin, die Liebe von der Wolluſt unterſcheiden gelernt.

Marwood. Ey ſieh doch! deine neue Gebieterin iſt alſo wohl gar ein Mädchen von ſchönen ſittlichen Empfindungen? Ihr Mannsperſonen müßt doch ſelbſt nicht wiſſen, was ihr wollt. Bald ſind es die ſchlüpfrigſten Reden, die buhleriſchſten Scherze, die euch an uns gefallen; und bald entzücken wir euch, wenn wir nichts als Tugend reden, und alle ſieben Weiſe auf unſrer Zunge zu haben ſcheinen. Das ſchlimmſte aber iſt, daß ihr das eine ſo wohl als das andre überdrüßig werdet. Wir mögen närriſch oder vernünftig, weltlich oder geiſtlich geſinnet ſeyn, wir verlieren unſre Mühe, euch beſtändig zu machen, einmal wie das andre. Du wirſt an deine ſchöne Heilige die Reihe Zeit genug kommen laſſen. Soll ich wohl einen kleinen Ueberſchlag machen? Jetzo biſt du im heftigſten Paroxysmo mit ihr, und dieſem gebe ich noch zwey, aufs längſte drey Tage. Hierauf wird eine ziemlich geruhige Liebe folgen; der gebe ich acht Tage. Die andern acht Tage wirſt du nur gelegentlich an dieſe Liebe denken. Die dritten wirſt du dich daran erinnern laſſen; und wann du dieſes Erinnern ſatt biſt, ſo wirſt du dich zu der äuſſerſten Gleichgültigkeit ſo ſchnell gebracht ſehen, daß ich kaum in die vierten acht Tage auf dieſe lezten Veränderungen rechnen darf — Das wäre nun ohngefehr ein Monat. Und dieſen Monat, Mellefont, will ich dir noch mit dem größten Vergnügen nachſehen; nur wirſt du erlauben, daß ich dich nicht aus dem Geſichte verlieren darf.

Mellefont. Vergebens, Marwood, ſuchen Sie alle Waffen hervor, mit welchen Sie ſich erinnern, gegen mich ſonſt glücklich geweſen zu ſeyn. Ein tugendhafter Entſchluß ſichert mich gegen ihre Zärtlichkeit und gegen ihren Witz. Gleichwohl will ich mich beyden nicht länger ausſetzen. Ich gehe, und habe Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen, als daß Sie mich in wenig Tagen auf eine Art ſollen gebunden wiſſen, die Ihnen alle Hofnung auf meine Rückkehr in ihre laſterhafte Sklaverey vernichten wird. Meine Rechtfertigungen werden Sie genugſam aus dem Briefe erſehen haben, den ich Ihnen vor meiner Abreiſe zuſtellen laſſen.

Marwood. Gut, daß Sie dieſes Briefes gedenken. Sagen Sie mir, von wem hatten Sie ihn ſchreiben laſſen?

Mellefont. Hatte ich ihn nicht ſelbſt geſchrieben?

Marwood. Unmöglich! Den Anfang deſſelben, in welchen Sie mir, ich weis nicht was für Summen vorrechneten, die Sie mit mir wollen verſchwendet haben, mußte ein Gaſtwirth, ſo wie den übrigen theologiſchen Reſt ein Quacker geſchrieben haben? Dem ohngeachtet will ich Ihnen jetzt ernſtlich darauf antworten. Was den vornehmſten Punct anbelangt, ſo wiſſen Sie wohl, daß alle die Geſchenke, welche Sie mir gemacht haben, noch da ſind. Ich habe ihre Bankozettel, ihre Juwelen, nie als mein Eigenthum angeſehen, und jetzt alles mit gebracht, um es wieder in diejenigen Hände zu liefern, die mir es anvertrauet hatten.

Mellefont. Behalten Sie alles, Marwood.

Marwood. Ich will nichts davon behalten. Was hätte ich ohne ihre Perſon für ein Recht darauf? Wenn Sie mich auch nicht mehr lieben; ſo müſſen Sie mir doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und mich für keine von den feilen Buhlerinnen halten, denen es gleich viel iſt von deſſen Beute ſie ſich bereichern. Kommen Sie nur, Mellefont, Sie ſollen den Augenblick wieder ſo reich ſeyn, als Sie vielleicht ohne meine Bekanntſchaft geblieben wären; und vielleicht auch nicht.

Mellefont. Welcher Geiſt, der mein Verderben geſchworen hat, redet jezt aus Ihnen? Eine wollüſtige Marwood denkt ſo edel nicht.

Marwood. Nennen Sie das edel? Ich nenne es weiter nichts, als billig. Nein, mein Herr, nein; ich verlange nicht, daß Sie mir dieſe Wiedererſtattung als etwas beſonders anrechnen ſollen. Sie koſtet mir nichts, und auch den geringſten Dank, den Sie mir dafür ſagen wollten, würde ich für eine Beſchimpfung halten, weil er doch keinen andern Sinn als dieſen haben könnte: "Marwood ich hielt euch für "eine niederträchtige Betriegerin; ich bedanke mich, daß ihr es wenigſtens gegen "mich nicht ſeyn wollt.

Mellefont. Genug, Madame, genug! Ich fliehe, weil mich mein Unſtern in einen Streit von Großmuth zu verwickeln drohet, in welchem ich am ungernſten unterliegen möchte.

Marwood. Fliehen Sie nur; aber nehmen Sie auch alles mit, was ihr Andenken bey mir erneuern könnte. Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde, will ich es alsdann noch einmal wagen, ihr Erbarmen rege zu machen. Ich will Ihnen in der unglücklichen Marwood nichts als eine Elende zeigen, die Geſchlecht, Anſehen, Tugend und Gewiſſen für Sie aufgeopfert hat. Ich will Sie an den erſten Tag erinnern, da Sie mich ſahen und liebten; an den erſten Tag, da auch ich Sie ſahe und liebte; an das erſte ſtammelnde, ſchamhafte Bekenntniß, das Sie mir zu meinen Füſſen von ihrer Liebe ablegten; an die erſte Verſicherung von Gegenliebe, die Sie mir auspreßten; an die zärtlichen Blicke, an die feurigen Umarmungen, die darauf folgten;

ken; ah das beredte Stillſchweigen, wenn wir mit beſchäftigten Sinnen einer des andern geheimſte Regungen erriethen und in den ſchmachtenden Augen die verborgenſten Gedanken der Seele laſen; an das zitternde Erwarten der nahenden Wolluſt; an die Trunkenheit ihrer Freuden; an das ſüſſe Erſtarren nach der Fülle des Genuſſes, in welchen ſich die ermatteten Geiſter zu neuen Entzückungen erhohlten. An alles dieſes will ich Sie erinnern, und dann ihre Knie umfaſſen, und nicht aufhören um das einzige Geſchenk zu bitten, das Sie mir nicht verſagen können, und ich ohne zu erröthen annehmen darf, — — um den Tod von ihren Händen.

Mellefont. Grauſame! noch wollte ich ſelbſt mein Leben für Sie hingeben. Fordern Sie es; fordern Sie es; nur auf meine Liebe machen Sie weiter keinen Anſpruch. Ich muß Sie verlaſſen, Marwood, oder mich zu einem Abſcheu der ganzen Natur machen. Ich bin ſchon ſtrafbar, daß ich nur hier ſtehe, und Sie anhöre. Leben Sie wohl; leben Sie wohl.

Marwood. (die ihn zurück hält.) Sie müſſen mich verlaſſen? Und was wollen Sie denn, das aus mir werde? So wie ich jezt bin, bin ich ihr Geſchöpf; thun Sie alſo was einem Schöpfer zukömmt; er darf die Hand von ſeinem Werke nicht eher abziehn, als bis er es gänzlich vernichten will. — — Ach, Hannah, ich ſehe wohl, meine Bitten allein ſind zu ſchwach. Geh bringe meinen Vorſprecher her, der mir vielleicht jezt auf einmal mehr wiedergeben wird, als er von mir erhalten hat.

(Hannah geht ab.)

Melleſont. Was für einen Vorſprecher, Marwood?

Marwood. Ach, einen Vorſprecher, deſſen Sie mich nur allzugern beraubet hätten. Die Natur wird ſeine Klagen auf einen kürzerm Wege zu ihren Herzen bringen — —

Mellefont. Ich erſchrecke. Sie werden doch nicht — —

Vierter Auftritt.

Arabella. Hannah. Mellefont. Marwood.

Mellefont. Was ſeh ich? Sie iſt es! — Marwood, wie haben Sie ſich unterſtehen können — —

Marwood. Soll ich umſonſt Mutter ſeyn? — — Komm, meine Bella, komm; ſieh hier deinen Beſchützer wieder, deinen Freund, deinen — — ach! das Herz mag es euch ſagen, was er noch mehr, als dein Beſchützer, als dein Freund ſeyn kann.

Mellefont. (mit abgewandtem Geſichte) Gott! wie wird es mir hier ergehen?

Arabella. (indem ſie ihm furchtſam näher tritt) Ach, mein Herr! Sind Sie es? – Sind Sie unſer Mellefont? — — Nein doch, Madame, er iſt es nicht. — — Würde er mich nicht anſehen, wenn er es wäre? Würde er mich nicht in ſeine arme ſchlieſſen? Er hat es ja ſonſt gethan. Ich unglückliches Kind! Womit hätte ich ihn denn erzürnt, dieſen Mann, dieſen liebſten Mann, der mir erlaubte, mich ſeine Tochter zu nennen?

Marwood. Sie ſchweigen, Mellefont? Sie gönnen der Unſchuldigen keinen Blick.

Mellefont. Ach! — —

Arabella. Er ſeufzet ja, Madame. Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ich nicht? Sie auch nicht? So laſſen Sie uns doch mit ihm ſeufzen. — Ach, nun ſieht er mich an! — — Nein er ſieht wieder weg! Er ſieht gen Himmel! Was wünſcht er? Was bittet er vom Himmel? Möchte er ihm doch alles gewähren, wenn er mir auch alles dafür verſagte!

Marwood. Geh, mein Kind, geh; fall ihm zu Füſſen. Er will uns verlaſſen; er will uns auf ewig verlaſſen.

Arabella. (die vor ihm niederfällt) Hier liege ich ſchon. Sie uns verlaſſen? Sie uns auf ewig verlaſſen? War es nicht ſchon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jezt vermißt haben? Wir ſollen Sie wieder vermiſſen? Sie haben ja ſo oft geſagt, daß ſie uns liebten. Verläßt man denn die, die man liebt: So muß ich Sie wohl nicht lieben, denn ich wünſchte Sie nie zu verlaſſen. Nie; und will Sie auch nie verlaſſen.

Marwood. Ich will dir bitten helfen, mein Kind; hilf nur auch mir — — Nun, Mellefont, ſehen Sie auch mich zu ihren Füſſen — —

Mellefont. (hält ſie zurück, indem ſie ſich niederwerfen will) Marwood, gefährliche Marwood — — Und auch du, meine liebſte Bella, (hebt ſie auf) auch du biſt wider deinen Mellefont!

Arabella. Ich wider Sie?

Marwood. Was beſchlieſſen Sie, Mellefont?

Mellefont. Was ich nicht ſollte, Marwood; was ich nicht ſollte.

Marwood. (die ihn umarmt) Ach, ich weis es ja, daß die Redlichkeit ihres Herzens allezeit über den Eigenſinn ihrer Begierden geſiegt hat.

Mellefont. Beſtürmen Sie mich nicht weiter. Ich bin es ſchon, was ſie mich haben wollen; ein Meineidiger, ein Verführer, ein Räuber, ein Mörder.

Marwood. Jezt werden Sie es einige Tage in ihrer Einbildung ſeyn, und hernach werden Sie erkennen, daß ich Sie abgehalten habe, es wirklich zu werden. Machen Sie nur, und kehren Sie wieder mit uns zurück.

Arabella. (ſchmeichelnd) O ja, thun Sie dieſes.

Mellefont. Mit euch zurückkehren? Kann ich denn?

Marwood. Nichts iſt leichter, wenn Sie nur wollen.

Mellefont. Und meine Miß — —

Marwood. Und ihre Miß mag ſehen, wo ſie bleibt — —

Mellefont. Ha, barbariſche Marwood, dieſe Rede ließ mich bis auf den Grund ihres Herzens ſehen. — — Und ich Verruchter gehe doch nicht wieder in mich?

Marwood. Wenn ſie bis auf den Grund meines Herzens geſehen hätten, ſo würden Sie entdeckt haben, daß es mehr wahres Erbarmen gegen ihre Miß fühlt, als Sie ſelbſt. Ich ſage, wahres Erbarmen; denn das ihrige iſt ein eigennütziges, weichherziges Erbarmen. Sie haben überhaupt dieſen Liebeshandel viel zu weit getrieben. Daß Sie, als ein Mann, der bey einem langen Umgange mit unſerm Geſchlechte, in der Kunſt zu verführen ausgelernet hatte, gegen ein ſo junges Frauenzimmer ſich ihrer Ueberlegenheit an Verſtellung und Erfahrung zu Nutze machten und nicht eher ruheten, als bis Sie ihren Zweck erreichten; das möchte noch hingehen; Sie können ſich mit der Heftigkeit ihrer Leidenſchaft entſchuldigen. Allein, daß Sie einem alten Vater ſein einziges Kind raubten, daß Sie einem rechtſchaffenen Greiſe die wenigen Schritte zu ſeinem Grabe noch ſo ſchwer und bitter machten, daß Sie ihrer Luſt wegen die ſtärckſten Banden der Natur trennten; das, Mellefont, das können Sie nicht verantworten. Machen Sie alſo ihren Fehler wieder gut, ſo weit es möglich iſt, ihn gut zu machen. Geben Sie dem weinenden Alter ſeine Stütze wieder und ſchicken

Sie eine leichtgläubige Tochter in ihr Haus zurück, das Sie deswegen, weil Sie es beſchimpft haben, nicht auch öde machen müſſen.

Mellefont. Das fehlte noch, daß Sie auch mein Gewiſſen wider mich zu Hülfe riefen! Aber geſezt, es wäre billig, was Sie ſagen; müßte ich nicht eine eiſerne Stirn haben, wenn ich es der unglücklichen Miß ſelbſt vorſchlagen ſollte?

Marwood. Nunmehr will ich es Ihnen geſtehen, daß ich ſchon im voraus bedacht geweſen bin, Ihnen dieſe Verwirrung zu erſparen. So bald ich ihren Aufenthalt erfuhr, habe ich auch dem alten Sampſon unter der Hand Nachricht davon geben laſſen. Er iſt für Freuden darüber ganz auſſer ſich geweſen, und hat ſich ſogleich auf den Weg machen wollen. Ich wundre mich, daß er noch nicht hier iſt.

Mellefont. Was ſagen Sie?

Mar=

Marwood. Erwarten ſie nur ruhig ſeine Ankunft; und laſſen ſich gegen die Miß nichts merken. Ich will Sie ſelbſt jezt nicht länger aufhalten. Gehen Sie wieder zu ihr; ſie möchte Verdacht bekommen. Doch verſprech ich mir, Sie heute noch einmal zu ſehen.

Mellefont. O Marwood, mit was für Geſinnungen kam ich zu Ihnen, und mit welchen muß ich Sie verlaſſen! — — Einen Kuß meine liebe Bella — —

Arabella. Der war für Sie; aber nun einen für mich: Kommen Sie nur ja bald wieder; ich bitte.

(Mellefont geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. (nachdem ſie tief Athem geholt.) Sieg, Hannah! aber ein ſaurer Sieg! — Gieb mir einen Stuhl; ich fühle mich ganz abgemattet — — (ſie ſezt ſich) Eben war es die höchſte Zeit, als er ſich ergab; noch einen Augenblick hätt er anſtehen dürfen, ſo würde ich ihm eine ganz andre Marwood gezeigt haben.

Hannah. Ach, Madame, was ſind Sie für eine Frau! Den möchte ich doch ſehn, der Ihnen wiederſtehen könnte.

Marwood. Er hat mir ſchon zu lange widerſtanden. Und gewiß, gewiß ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm faſt zu Fuſſe gefallen wäre.

Arabella. O nein, Sie müſſen ihm alles vergeben. Er iſt ja ſo gut, ſo gut. — —

Marwood. Schweig, kleine Närrin!

Hannah. Auf welcher Seite wußten Sie ihn nicht zu faſſen! Aber nichts, glaube ich, rührte ihn mehr, als die Uneigennützigkeit, mit welcher ſie ſich erbothen, alle von ihm erhaltenen Geſchenke zurück zu geben.

Marwood. Ich glaube es auch. Ha! Ha! Ha (verächtlich.)

Hannah. Warum lachen Sie, Madame? Wenn es nicht ihr Ernſt war, ſo wagten Sie in der That ſehr viel. Geſetzt, er hätte Sie bey ihrem Worte gefaßt?

Marwood. O geh; man muß wiſſen, wen man vor ſich hat.

Hannah. Nun das geſteh ich! Aber auch Sie, meine ſchöne Bella, haben ihre Sache vortreflich gemacht; vortreflich!

Arabella. Warum das? Konnte ich ſie denn anders machen? Ich hatte ihn ja ſo lange nicht geſehen. Sie ſind doch nicht böſe, Madame, daß ich ihn ſo lieb habe? Ich habe Sie ſo lieb, wie ihn; eben ſo lieb.

Marwood. Schon gut; das mal will ich dir verzeihen, daß du mich nicht lieber haſt, als ihn.

[illegible]abella. Das mal? (ſchluchſend)

Mar=

Marwood. Du weinſt ja wohl gar? Warum denn?

Arabella. Ach nein, ich weine nicht. Werden Sie nur nicht ungehalten. Ich will Sie ja gern alle beyde ſo lieb, ſo lieb haben, daß ich unmöglich, weder Sie noch ihn, lieber haben kann.

Marwood. Je nun ja.

Arabella. Ich bin recht unglücklich — —

Marwood. Sey doch nur ſtille — — Aber was iſt das?

Sechſter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. Warum kommen Sie ſchon wieder, Mellefont? (ſie ſteht auf)

Mellefont. (hitzig) Weil ich mehr nicht, als einige Augenblicke nöthig hatte, wieder zu mir ſelbſt zu kommen.

Marwood. Nun?

Mellefont. Ich war betäubt, Marwood, aber nicht bewegt. Sie haben alle ihre Mühe verlohren; eine andre Luft, als dieſe anſteckende Luft ihres Zimmers, gab mir Muth und Kräfte wieder, meinen Fuß aus dieſer gefährlichen Schlinge noch zeitig genug zu ziehen. Waren mir Nichtswürdigem die Ränke einer Marwood noch nicht bekannt genug?

Marwood. (haſtig) Was iſt das wieder für eine Sprache?

Mellefont. Die Sprache der Wahrheit und des Unwillens.

Marwood. Nur gemach, Mellefont, oder auch ich werde dieſe Sprache ſprechen.

Mellefont. Ich komme nur zurück, Sie keinen Augenblick länger in einem Irrthume von mir ſtecken zu laſſen, der mich, ſelbſt in ihren Augen, verächtlich machen muß.

Arabella. (furchtſam) Ach Hannah —

Mellefont. Sehen ſie mich nur ſo wüthend an, als Sie wollen. Je wüthender, je beſſer. War es möglich, daß ich zwiſchen einer Marwood und einer Sara nur einen Augenblick unentſchließig bleiben konnte? Und daß ich mich faſt für die erſtere entſchloſſen hätte?

Arabella. Ach Mellefont — —

Mellefont. Zittern Sie nicht, Bella. Auch für Sie bin ich mit zurück gekommen. Geben Sie mir die Hand, und folgen Sie mir nur getroſt.

Marwood. (die beyde zurückhält,) Wem ſoll ſie folgen, Verräther?

Mellefont. Ihrem Vater.

Marwood. Geh, Elender, und lerne erſt ihre Mutter kennen.

Mellefont. Ich kenne ſie. Sie iſt die Schande ihres Geſchlechts — —

Marwood. Führe ſie weg, Hannah!

Mellefont. Bleiben Sie, Bella. (indem er ſie zurück halten will.)

Marwood. Nur keine Gewalt, Mellefont, oder — —

(Hannah und Arabella gehen ab.)

Siebender Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Nun ſind wir allein. Nun ſagen Sie es noch einmal, ob Sie feſt entſchloſſen ſind, mich einer jungen Närrin aufzuopfern?

Mellefont. (bitter) Aufzuopfern? Sie machen, daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marwood. (ſpöttiſch) Drücken Sie ſich ohne ſo gelehrte Anſpielungen aus.

Mellefont. So ſage ich Ihnen, daß ich feſt entſchloſſen bin, nie wieder ohne die ſchrecklichſten Verwünſchungen an Sie zu denken. Wer ſind Sie? Und wer iſt Sara?

ra? Sie ſind eine wollüſtige, eigennützige, ſchändliche Buhlerin, die ſich jetzo kaum mehr muß erinnern können, einmal unſchuldig geweſen zu ſeyn. Ich habe mir mit Ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genoſſen, was Sie ohne mich vielleicht der ganzen Welt hätten genieſſen laſſen. Sie haben mich geſucht, nicht ich Sie; und wenn ich nunmehr weis, wer Marwood iſt, ſo kömmt mir die Kenntniß theuer genug zu ſtehen. Sie koſtet mich mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück — —

Marwood. Und ſo wollte ich, daß ſie Ihnen auch ihre Seeligkeit koſten müßte! Ungeheuer! Iſt der Teufel ärger als du, der ſchwache Menſchen zu Verbrechen reizet, und ſie dieſer Verbrechen wegen, die ſein Werk ſind, hernach ſelbſt anklagt! Was geht dich meine Unſchuld an, wenn und wie ich ſie verlohren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht Preis geben können, ſo habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geſchlagen. Jene iſt nichts koſtbarer als dieſer. Was ſage ich koſtbarer? Sie iſt ohne ihm ein albernes Hirngeſpinſt, das weder ruhig noch glücklich macht. Er allein giebt ihr noch einigen Werth, und kann vollkom̃enen ohne ſie beſtehen. Möchte ich doch ſeyn, wer ich wollte, ehe ich dich, Scheuſal, kennen lernte; genug, das ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat ſie es erfahren, daß ich es nicht ſey; durch meine Bereitwilligkeit bloß, dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Mellefont. Eben dieſe Bereitwilligkeit verdammt dich, Niederträchtige.

Marwood. Erinnerſt du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunſtgriffen du ſie zu verdanken hatteſt? Ward ich nicht von dir beredt, daß du dich in keine öffentliche Verbindung einlaſſen könnteſt, ohne eine Erbſchaft verluſtig zu werden, deren Gehintergehen müſſen, damit es den Brief doch nur lieſet.

Sara. Was ſprichſt du da vor dich?

Waitwell. Ich ſage mir ſelbſt, daß ich einen ſehr ungeſchickten Einfall gehabt habe, Sie, Miß, zur Leſung des Brieſes deſto geſchwinder zu vermögen.

Sara. Wie ſo?

Waitwell. Ich konnte ſo weit nicht denken. Sie überlegen freylich alles genauer, als es unſer einer kann. Ich wollte Sie nicht erſchrecken; der Brief iſt vielleicht nur allzuhart; und wenn ich geſagt habe, daß nichts als Liebe und Vergebung darinn enthalten ſey, ſo hätte ich ſagen ſollen, daß ich nichts als dieſes darinn enthalten zu ſeyn wünſchte.

Sara. Iſt das wahr? — Nun ſo gieb mir ihn her. Ich will ihn leſen. Wenn man den Zorn eines Vaters unglücklicher Weiſe verdient hat, ſo muß man wenigſtens gegen dieſen väterlichen

Zorn ſo viel Achtung haben, daß er ihn nach allen Gefallen gegen uns auslaſſen kann. Jhn zu vereiteln ſuchen, heißt Beleidigungen mit Geringſchätzigkeit häufen. Jch werde ihn nach aller ſeiner Stärke empfinden. Du ſiehſt, ich zittre ſchon — Aber ich ſoll auch zittern; und ich will lieber zittern, als weinen — — (ſie erbricht den Brief) Nun iſt er erbrochen! Jch bebe — — Aber was ſeh ich? (ſie lieſet) "Einzige geliebteſte Tochter! — — Ha, du alter Betrieger! Jſt das die Anrede eines zornigen Vaters? Geh, weiter werde ich nicht leſen — —

Waitwell. Ach, Miß, verzeihen Sie doch einem alten Knechte! Ja gewiß, ich glaube es iſt in meinem Leben das erſtemal, daß ich mit Vorſatz betrogen habe. Wer einmal betriegt, Miß, und aus einer ſo guten Abſicht betrieget, der iſt ja deswegen noch kein alter Betrieger. Das geht mir nahe, Miß. Jch weis wohl, die gute

Abſicht entſchuldigt nicht immer; aber was konnte ich denn thun? Einem ſo guten Vater ſeinen Brief ungeleſen wieder zu bringen? Das kann ich nimmermehr. Eher will ich gehen, ſo weit mich meine alten Beine tragen, und ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Sara. Wie? Auch du willſt ihn verlaſſen?

Waitwell. Werde ich denn nicht müſſen, wenn Sie den Brief nicht leſen? Leſen Sie ihn doch immer. Laſſen Sie doch immer den erſten vorſetzlichen Betrug, den ich mir vorzuwerfen habe, nicht ohne gute Wirkung bleiben. Sie werden ihn deſto eher vergeſſen, und ich werde mir ihn deſto eher vergeben können. Ich bin ein gemeiner einfältiger Mann, der Ihnen ihre Urſachen, warum ſie den Brief nicht leſen können, oder wollen, freylich ſo muß gelten laſſen. Ob ſie wahr ſind, weis ich nicht; aber ſo recht natürlich ſcheinen ſie mir wenigſtens nicht. Ich dächte nun ſo, Miß; ein Vater, dächte ich, iſt doch immer ein Vater; und ein Kind kann wohl einmal fehlen, es bleibt deswegen doch ein gutes Kind. Wenn der Vater den Fehler verzeiht, ſo kann ja das Kind ſich wohl wieder ſo aufführen, daß er auch gar nicht mehr daran denken darf. Und wer erinnert ſich denn gern an etwas, wovon er lieber wünſcht, es wäre gar nicht geſchehen? Es iſt, Miß, als ob Sie nur immer an ihren Fehler dächten, und glaubten, es wäre genug, wenn Sie den in ihrer Einbildung vergröſſerten, und ſich ſelbſt mit ſolchen vergröſſerten Vorſtellungen marterten. Aber ich ſollte meinen, Sie müßten auch daran denken, wie Sie das, was geſchehen iſt, wieder gut machten. Und wie wollen Sie es denn wieder gut machen, wenn Sie ſich ſelbſt alle Gelegenheit dazu benehmen? Kann es Ihnen denn ſauer werden, den andern Schritt zu thun, wenn ſo ein lieber Vater, ſchon den erſten gethan hat?

Sara. Was für Schwerdter gehen aus deinem einfältigen Munde in mein Herz! — Eben das kann ich nicht aushalten, daß er den erſten Schritt thun muß. Und was willſt du denn? Thut er denn nur den erſten Schritt? Er muß ſie alle thun; ich kann ihm keinen entgegen thun. So weit ich mich von ihm entfernet, ſo weit muß er ſich zu mir herab laſſen. Wenn er mir vergiebt, ſo muß er mein ganzes Verbrechen vergeben, und ſich noch darzu gefallen laſſen, die Folgen deſſelben vor ſeinen Augen fortdauren zu ſehen. Iſt das von einem Vater zu verlangen?

Waitwell. Ich weis nicht, Miß, ob ich dieſes ſo recht verſtehe. Aber mich deucht, Sie wollen ſagen, er müſſe Ihnen gar zu viel vergeben, und weil ihm das nicht anders, als ſehr ſauer werden könne, ſo machten Sie ſich ein Gewiſſen, ſeine Vergebung anzunehmen. Wenn Sie das meinen, ſo ſagen Sie mir doch, iſt denn nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? Ich bin in meinem Leben ſo glücklich nicht geweſen, daß ich dieſes Vergnügen oft empfunden hätte. Aber der wenigenmale, die ich es empfunden habe, erinnere ich mich noch immer gern. Ich fühlte ſo etwas ſanftes, ſo etwas beruhigendes, ſo etwas himmliſches dabey, daß ich mich nicht entbrechen konnte, an die groſſe unüberſchwengliche Seligkeit Gottes zu denken, deſſen ganze Erhaltungen der elenden Menſchen ein immerwährendes Vergeben iſt. Ich wünſchte mir, alle Augenblicke verzeihen zu können, und ſchämte mich, daß ich nur ſolche Kleinigkeiten zu verzeihen hatte. Rechte ſchmerzhafte Beleidigungen, rechte tödliche Kränkungen zu vergeben, ſagte ich zu mir ſelbſt, muß eine Wolluſt ſeyn, in der die ganze Seele zerfließt. — — Und nun, Miß, wollen Sie denn ſo eine groſſe Wolluſt ihrem Vater nicht gönnen?

Sara. Ach! —— Rede weiter, Waitwell, rede weiter!

Waitwell. Ich weis wohl, es giebt eine Art von Leuten, die nichts ungerner, als Vergebung annehmen, und zwar, weil ſie keine zu erzeigen gelernt haben. Es ſind ſtolze unbiegſame Leute, die durchaus nicht geſtehen wollen, daß ſie unrecht gethan. Aber von der Art, Miß, ſind Sie nicht. Sie haben das liebreichſte und zärtlichſte Herz, daß die beſte ihres Geſchlechts nur haben kann. Ihren Fehler erkennen Sie auch. Woran liegt es denn nun alſo noch? —— Doch verzeihen Sie mir nur, Miß, ich bin ein alter Plauderer, und hätte es gleich merken ſollen, daß ihr Weigern nur eine rühmliche Beſorgniß, nur eine tugendhafte Schüchternheit ſey. Leute, die eine groſſe Wohlthat gleich, ohne Bedenken, annehmen können, ſind der Wohlthat ſelten würdig. Die ſie am meiſten

ſten verdienen, haben auch immer das meiſte Mißtrauen gegen ſich ſelbſt. Doch muß das Mißtrauen nicht über ſein Ziel getrieben werden — —

Sara. Lieber alter Vater, ich glaube du haſt mich überredet.

Waitwell. Ach Gott, wenn ich ſo glücklich geweſen bin, ſo muß mir ein guter Geiſt haben reden helfen. Aber nein, Miß, meine Reden haben dabey nichts gethan, als daß ſie Ihnen Zeit geläſſen, ſelbſt nachzudenken, und ſich von einer ſo fröhlichen Beſtürzung zu erhohlen. — — Nicht wahr, nun werden Sie den Brief leſen? O leſen Sie ihn doch gleich!

Sara. Ich will es thun, Waitwell — — Welche Biſſe, welche Schmerzen werde ich fühlen — —

Waitwell. Schmerzen, Miß, aber angenehme Schmerzen.

Sara. Sey ſtill! (ſie fängt an vor ſich zu leſen.)

Waitwell. (bey Seite.) O wenn er ſie ſelbſt ſehen ſollte!

Sara. (nachdem ſie einige Augenblicke geleſen) Ach Waitwell, was für ein Vater! Er nennt meine Flucht eine Abweſenheit. Wie viel ſträflicher wird ſie durch dieſes gelinde Wort! (ſie lieſet weiter und unterbricht ſich wieder) Höre doch! Er ſchmeichelt ſich, ich würde ihn noch lieben. Er ſchmeichelt ſich! (lieſet und unterbricht ſich) Er bittet mich — — Er bittet mich? Ein Vater ſeine Tochter? Seine ſtrafbare Tochter? Und was bittet er mich denn? — — (lieſet vor ſich) Er bittet mich, ſeine übereilte Strenge zu vergeſſen, und ihn mit meiner Entfernung nicht länger zu ſtrafen. Uebereilte Strenge! — — Zu ſtrafen! — (lieſet wieder und unterbricht ſich) Noch mehr! Nun dankt er mir gar, und dankt mir, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, den ganzen Umfang der väterlichen Liebe kennen zu lernen. Unſelige Gelegenheit! Wenn er doch nur auch ſagte, daß ſie ihm zugleich den ganzen Umfang des kindlichen Ungehorſams habe kennen lernen!

(ſie

(ſie lieſet wieder) Nein, er ſagt es nicht! Er gedenkt meines Verbrechens nicht mit einem Buchſtaben. (Sie fährt weiter fort vor ſich zu leſen.) Er will kommen, und ſeine Kinder ſelbſt zurückhohlen. Seine Kinder, Waitwell! Das geht über alles! — Habe ich auch recht geleſen? (ſie lieſet wieder vor ſich) — — Ich möchte vergehen! Er ſagt, derjenige verdiene nur allzuwohl ſein Sohn zu ſeyn, ohne welchem er keine Tochter haben könne. — O hätte er ſie nie gehabt, dieſe unglückliche Tochter! — — Geh, Waitwell, laß mich allein. Er verlangt eine Antwort, und ich will ſie ſogleich machen. Frage in einer Stunde wieder nach. Ich danke dir unterdeſſen für deine Mühe. Du biſt ein rechtſchaffner Mann. Es ſind wenig Diener die Freunde ihrer Herren!

Waitwell. Beſchämen ſie mich nicht, Miß. Wenn alle Herren Sir Sampſons wären, ſo müßten die Diener Unmenſchen ſeyn, wenn ſie nicht ihr Leben für ſie laſſen wollten.

(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara.

(ſie ſetzet ſich zum ſchreiben nieder) Wenn man mir es vor Jahr und Tag geſagt hätte, daß ich auf einen ſolchen Brief würde antworten müſſen! und unter ſolchen Umſtänden! — — Ja, die Feder habe ich in der Hand. — Weis ich aber auch ſchon, was ich ſchreiben ſoll? Was ich denke; was ich empfinde. — Und was denkt man denn, wenn ſich in einem Augenblicke tauſend Gedanken durchkreuzen? Und was empfindet man denn, wenn das Herz, vor lauter empfinden, in einer tiefen Betäubung liegt? — — Ich muß doch ſchreiben — — Ich führe ja die Feder nicht das erſtemal. Nachdem ſie mir ſchon ſo manche kleine

Dienſte der Höflichkeit und Freundſchaft abſtatten helfen; ſollte mir ihre Hülfe wohl bey dem wichtigſten Dienſte entſtehen? (ſie denkt ein wenig nach, und ſchreibt darauf einige Zeilen.) Das ſoll der Anfang ſeyn? Ein ſehr froſtiger Anfang. Und werde ich denn bey ſeiner Liebe anfangen wollen? Ich muß bey meinem Verbrechen anfangen. (ſie ſtreicht aus, und ſchreibt anders.) Daß ich mich ja nicht zu oben hin davon ausdrücke! — Das ſchämen kann überall an ſeiner rechten Stelle ſeyn, nur bey dem Bekenntniſſe unſrer Fehler nicht. Ich darf mich nicht fürchten, in Uebertreibungen zu gerathen, wenn ich auch ſchon die gräßlichſten Züge anwende. — Ach, warum muß ich nun geſtört werden?

Fünfter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Sara.

Mellefont. Liebſte Miß, ich habe die Ehre, Ihnen Lady Solms vorzuſtellen, welche

che eine von denen Perſonen in meiner Familie iſt, welchen ich mich am meiſten verpflichtet erkenne.

Marwood. Ich muß um Vergebung bitten, Miß Sampſon, daß ich ſo frey bin, mich mit meinen eignem Augen von dem Glücke eines Vaters zu überzeugen, dem ich das vollkommenſte Frauenzimmer wünſchen würde, wenn mich nicht gleich der erſte Anblick überzeugt hätte, daß er es in Ihnen bereits gefunden habe.

Sara. Sie erzeigen mir allzuviel Ehre, Lady. Eine Schmeicheley wie dieſe würde mich zu allen Zeiten beſchämt haben; jezt aber, ſollte ich ſie faſt für einen verſteckten Vorwurf annehmen, wenn ich Lady Solmes nicht für viel zu großmüthig hielte, ihre Überlegenheit an Tugend und Klugheit eine Unglückliche fühlen zu laſſen.

Marwood. (Kalt) Ich würde untröſtlich ſeyn, Miß, wenn Sie mir andre als die freundſchaftlichſten Geſinnungen zutrauten. — — (bey Seite) Sie iſt ſchön!

Mellefont. Und wäre es denn auch möglich, Lady, gegen ſo viel Schönheit, gegen ſo viel Beſcheidenheit gleichgültig zu bleiben? Man ſagt zwar, daß einem reizenden Frauenzimmer ſelten von einem andern Gerechtigkeit erwieſen werde; allein dieſes iſt auf der einen Seite nur von denen, die auf ihre Vorzüge allzueitel ſind, und auf der andern nur von ſolchen zu verſtehen, welche ſich ſelbſt keiner Vorzüge bewußt ſind. Wie weit ſind Sie beyde von dieſem Falle entfernt! — — (zur Marwood welche in Gedanken ſteht,) Iſt es nicht wahr, Lady, daß meine Liebe nichts weniger als partheyiſch geweſen iſt? Iſt es nicht wahr, daß ich Ihnen zum Lobe meiner Miß viel, aber noch lange nicht ſo viel geſagt habe, als ſie ſelbſt finden? — — Aber warum ſo in Gedanken? — (ſachte zu ihr) Sie vergeſſen, wer Sie ſeyn wollen.

Marwood. Darf ich es ſagen? — — Die Bewunderung ihrer liebſten Miß, führte mich auf die Betrachtung ihres Schickſals. Es gieng mir nahe, daß ſie die Früchte ihrer Liebe nicht in ihrem Vaterlande genieſſen ſoll. Ich erinnerte mich, daß ſie einen Vater, und wie man mir geſagt hat, einen ſehr zärtlichen Vater verlaſſen müßte, um die ihrige ſeyn zu können; und ich konnte mich nicht enthalten, ihre Ausſöhnung mit ihm zu wünſchen.

Sara. Ach, Lady, wie ſehr bin ich Ihnen für dieſen Wunſch verbunden. Er verdient es, daß ich meine ganze Freude mit Ihnen theile. Sie können es noch nicht wiſſen, Mellefont, daß er erfüllt wurde, ehe Lady die Liebe für uns hatte, ihn zu thun.

Mellefont. Wie verſtehen Sie dieſes, Miß?

Marwood. (bey Seite) Was will das ſagen?

Sara. Eben jezt habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Waitwell brachte mir ihn. Ach, Mellefont, welcher Brief!

Mellefont. Geſchwind reiſſen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Was habe ich zu fürchten? Was habe ich zu hoffen? Iſt er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch iſt, wird Sara die Tochter ſeyn, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? Ach, hätte ich Ihnen gefolgt, liebſte Miß, ſo wären wir jezt durch ein Band verknüpft, das man aus eigenſinnigen Abſichten zu trennen unterlaſſen müßte? In dieſem Augenblicke empfinde ich alle das Unglück, das unſer entdeckter Aufenthalt für mich nachziehen kann. — Er wird kommen und Sie aus meinen Armen reiſſen. — Wie haſſe ich den Nichtswürdigen, der uns ihm verrathen hat? (mit einem zornigen Blicke gegen die Marwood.)

Sara. Liebſter Mellefont, wie ſchmeichelhaft iſt dieſe ihre Unruhe für mich! Und wie glücklich ſind wir beyde, daß ſie vergebens iſt! Leſen Sie hier ſeinen Brief. — (gegen die Marwood, indem Mellefont den Brief vor ſich lieſet) Lady, er wird über die Liebe meines Vaters erſtaunen. Meines Vaters? Ach, er iſt nun auch der ſeinige.

Marwood. (betroffen) Iſt es möglich?

Sara. Ja wohl, Lady, haben Sie Urſache, dieſe Veränderung zu bewundern. Er vergiebt uns alles; wir werden uns nun vor ſeinen Augen lieben; er erlaubt es uns; er befiehlt es uns. —— Wie hat dieſe Gütigkeit meine ganze Seele durchdrungen! —— Nun, Mellefont, (der ihr den Brief wieder giebt) Sie ſchweigen? O nein, dieſe Thräne, die ſich aus ihrem Auge ſchleicht, ſagt weit mehr, als ihr Mund ausdrücken konnte.

Marwood. (bey Seite) Wie ſehr habe ich mir ſelbſt geſchadet! Ich Unvorſichtige!

Sara. O laſſen Sie mich dieſe Thräne von ihrer Wange küſſen!

Mellefont. Ach Miß, warum haben wir ſo einen göttlichen Mann betrüben müſſen? Ja wohl einen göttlichen Mann? denn was iſt göttlicher als vergeben? —— Hätten wir uns dieſen glücklichen Ausgang nur als möglich vorſtellen können? gewiß, ſo wollten wir ihn jezt ſo gewaltſamen Mitteln nicht zu verdanken haben; wir wollten ihn allein unſern Bitten zu verdanken haben. Welche Glückſeligkeit wartet auf mich! Wie ſchmerzlich wird mir aber auch die eigne Ueberzeugung ſeyn, daß ich dieſer Glückſeligkeit ſo unwerth bin!

Marwood. (bey Seite) Und das muß ich mit anhören!

Sara. Wie vollkommen rechtfertigen Sie durch ſolche Geſinnungen meine Liebe gegen Sie.

Marwood. (bey Seite) Was für Zwang muß ich mir anthun!

Sara. Auch Sie, vortrefliche Lady, müſſen den Brief meines Vaters leſen. Sie ſcheinen allzuviel Antheil an unſerm Schickſale zu nehmen, als daß Ihnen ſein Inhalt gleichgültig ſeyn könnte.

Marwood. Mir gleichgültig, Miß? (ſie nimt den Brief)

Sara. Aber, Lady, Sie ſcheinen noch immer ſehr nachdenkend, ſehr traurig —

Marwood. Nachdenkend, Miß, aber nicht traurig.

Mellefont. (bey Seite) Himmel, wo ſie ſich verräth!

Sara. Und warum denn?

Marwood. Ich zittere für Sie beyde. Könnte dieſe unvermuthete Güte ihres Vaters nicht eine Verſtellung ſeyn? eine Liſt?

Sara. Gewiß nicht, Lady, gewiß nicht. Leſen Sie nur, und Sie werden es ſelbſt geſtehen. Die Verſtellung bleibt immer kalt, und eine ſo zärtliche Sprache iſt in ihrem Vermögen nicht. (Marwood lieſet vor ſich) Werden Sie nicht argwöhniſch, Mellefont, ich bitte Sie. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß mein Vater ſich zu keiner Liſt herablaſſen kann. Er ſagt nichts, was er nicht denkt, und Falſchheit iſt ihm ein unbekanntes Laſter.

Mellefont. O davon bin ich vollkommen überzeugt, liebſte Miß. — Man muß der

Lady den Verdacht vergeben, weil ſie den Mann noch nicht kennt, den er trifft.

Sara. (indem ihr Marwood den Brief zurücke giebt) Was ſeh ich, Lady? Sie haben ſich entfärbt? Sie zittern? Was fehlt Ihnen?

Mellefont. (bey Seite) In welcher Angſt bin ich! Warum habe ich ſie auch hergebracht.

Marwood. Es iſt nichts, Miß, als ein kleiner Schwindel, welcher vorüber gehn wird. Die Nachtluft muß mir auf der Reiſe nicht bekommen ſeyn.

Mellefont. Sie erſchrecken mich, Lady — Iſt es Ihnen nicht gefällig friſche Luft zu ſchöpfen? Man erhohlt ſich in einem verſchloßnen Zimmer nicht ſo leicht.

Marwood. Wann Sie meinen, ſo reichen Sie mir ihren Arm.

Sara. Ich werde Sie begleiten, Lady.

Marwood. Ich verbitte dieſe Höflichkeit, Miß. Meine Schwachheit wird ohne Folgen ſeyn.

Sara. So hoffe ich denn Lady bald wieder zu ſehen.

Marwood. Wenn Sie erlauben, Miß—
(Mellefont führt ſie ab.)

Sara. (allein.) Die arme Lady! — — Sie ſcheinet die freundſchaftlichſte Perſon zwar nicht zu ſeyn; aber mürriſch und ſtolz ſcheinet ſie doch auch nicht. — Ich bin wieder allein. Kann ich die wenigen Augenblicke, die ich es vielleicht ſeyn werde, zu etwas beſſern als zur Vollendung meiner Antwort anwenden? (Sie will ſich niederſetzen zu ſchreiben.)

Sechſter Auftritt.

Betty. Sara.

Betty. Das war ja wohl ein ſehr kurzer Beſuch.

Sara. Ja, Betty. Es iſt Lady Solmes; eine Anverwandte meines Mellefont. Es wandelte ihr gähling eine kleine Schwachheit an. Wo iſt ſie jezt?

Betty. Mellefont hat ſie bis an die Thüre begleitet.

Sara. So iſt ſie ja wohl wieder fort?

Betty. Ich vermuthe es, — — Aber je mehr ich Sie anſehe, Miß — — Sie müſſen mir meine Freyheit verzeihen — je mehr finde ich Sie verändert. Es iſt etwas ruhiges, etwas zufriednes in ihren Blicken. Lady muß ein ſehr angenehmer Beſuch, oder der alte Mann ein ſehr angenehmer Bothe geweſen ſeyn.

Sara. Das letzte, Betty, das letzte. Er kam von meinem Vater. Was für einen zärtlichen Brief will ich dich leſen laſſen! Dein gutes Herz hat ſo oft mit mir geweint, nun ſoll es ſich auch mit mir freuen. Ich werde wieder glücklich ſeyn, und dich für deine guten Dienſte belohnen können.

Betty. Was habe ich Ihnen in kurzen neün Wochen für Dienſte leiſten können?

Sara. Du hätteſt mir ihrer in meinem ganzen andern Leben nicht mehrere leiſten können; als in dieſen neun Wochen. — — Sie ſind vorüber! — — Komm nur jezt Betty; weil Melleſont vielleicht wieder allein iſt, ſo muß ich ihn noch ſprechen. Ich bekomme eben den Einfall, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn er zugleich mit mir an meinen Vater ſchriebe, dem ſeine Dankſagung ſchwerlich unerwartet ſeyn dürfte. Komm!

(Sie gehen ab.)

Siebender Auftritt.

Der Saal.

Sir Sampſon. Waitwell.

Sir Sampſon. Was für Balſam, Waitwell, haſt du mir durch deine Erzehlung in mein verwundetes Herz gegoſſen! Ich lebe wieder neu auf; und ihre herannahende Rückkehr ſcheint mich eben ſo weit zu meiner Jugend wieder zurück zu bringen, als mich ihre Flucht näher zu dem Grabe gebracht hatte. Sie liebt mich noch! Was will ich mehr? — — Geh ja bald wieder zu ihr, Waitwell. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, da ich ſie aufs neue in dieſe Arme ſchlieſſen ſoll, die ich ſo ſehnlich gegen den Tod ausgeſtreckt hatte. Wie erwünſcht wäre er mir in den Augenblicken meines Kummers geweſen! Und wie fürchterlich wird er mir in meinem neuen Glücke ſeyn! Ein Alter iſt ohne Zweifel zu tadeln, wenn er die Bande, die ihn noch mit der Welt verbinden, ſo feſt wieder zuziehet. Die endliche Trennung wird deſto ſchmerzlicher — — Doch der Gott, der ſich jezt ſo gnädig gegen mich erzeigt, wird mir auch dieſes überſtehen helfen. Sollte er mir wohl eine Wohlthat erweiſen, um ſie mir zulezt zu meinem Verderben gereichen zu laſſen? Sollte er mir eine Tochter wieder geben, damit ich über ſeine Abforderung aus dieſem Leben murren müſſe? Nein, nein; er ſchenkt mir ſie wieder, um in den

lezten

letzten Stunde nur um mich ſelbſt beſorgt ſeyn zu dürfen. Dank ſey dir, ewige Güte! wie ſchwach iſt der Dank eines ſterblichen Mundes! Doch bald, bald werde ich, in einer ihr geweihten Ewigkeit, würdiger danken können.

Waitwell. Wie herzlich vergnügt es mich, Sir, Sie vor meinem Ende wieder zufrieden zu wiſſen! Glauben Sie mir es nur, ich habe faſt ſo viel bey ihrem Jammer ausgeſtanden, als Sie ſelbſt. Faſt ſo viel; gar ſo viel nicht: denn der Schmerz eines Vaters mag wohl bey ſolchen Gelegenheiten unausſprechlich ſeyn.

Sampſon. Betrachte dich von nun an, mein guter Waitwell, nicht mehr als mein Diener. Du haſt es ſchon längſt um mich verdient, ein anſtändiger Alter zu genieſſen. Ich will dir es auch ſchaffen, und du ſollſt es nicht ſchlechter haben, als ich es noch in der Welt haben werde. Ich will allen Unterſchied zwiſchen uns aufheben; in jener Welt, weißt du wohl, iſt er ohnedem aufgehoben — — Nur dasmal ſey noch der alte Diener, auf den Ich mich nie umſonſt verlaſſen habe. Geh, und gieb Acht, daß du mir ihre Antwort ſogleich bringen kannſt, als ſie fertig iſt.

Waitwell. Ich gehe, Sir. Aber ſo ein Gang iſt kein Dienſt, den ich Ihnen thue, Er iſt eine Belohnung, die ſie mir für meine Dienſte gönnen. Ja gewiß, das iſt er.

(Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mellefonts Zimmer.

Mellefont. **Sara.**

Mellefont. Ja, liebſte Miß, ja; das will ich thun; das muß ich thun.

Sara. Wie vergnügt machen Sie mich!

Mellefont. Ich bin es allein, der das ganze Verbrechen auf ſich nehmen muß. Ich allein, bin ſchuldig; ich allein muß um Vergebung bitten.

Sara. Nein, Mellefont, nehmen Sie mir den gröſſern Antheil, den ich an unſerm Vergehen habe, nicht. Er iſt mir theuer, ſo ſtrafbar er auch iſt; denn er muß Sie überzeugt haben, daß ich meinen Mellefont über alles in der Welt liebe. — — Aber iſt es denn gewiß wahr, daß ich nunmehr dieſe Liebe mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde ich mich in einem angenehmen Traume? Wie fürchte ich mich, ihn zu verlieren, und in meinem alten Jammer zu erwachen! — — Doch nein, ich bin nicht bloß in einem Traume, ich bin wirklich glücklicher, als ich jemals zu werden hoffen durfte; glücklicher, als es vielleicht dieſes kurze Leben zuläßt. Vielleicht erſcheint

ſcheint mir dieſer Strahl von Glückſeligkeit nur darum von ferne, und ſcheinet mir nur darum ſchmeichelhaft näher zu kommen, damit er auf einmal wieder in die dickſte Finſterniß zerfließe, und mich auf einmal in einer Nacht laſſe, deren Schrecklichkeit mir durch dieſe kurze Erleuchtung erſt recht fühlbar geworden. — — Was für Ahndungen quälen mich! — — Sind es wirklich Ahndungen, Mellefont, oder ſind es gewöhnliche Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glücks, und von der Furcht es zu verlieren, unzertrennlich ſind? — Wie ſchlägt mir das Herz, und wie unordentlich ſchlägt es! Wie ſtark jezt, wie geſchwind! — Und nun, wie matt, wie bänglich, wie zitternd! — — Jezt eilt es wieder, als ob es die leztern Schläge wären, die es gern recht ſchnell hintereinander thun wolte. — Armes Herz!

Mellefont. Die Wallungen des Geblüts, welche nichts anders als plötzliche Ueberraſchungen verurſachen können, werden ſich legen, Miß, und das Herz wird ſeine Verrichtungen ruhiger fortſetzen. Keiner ſeiner Schläge zielet auf das Zukünftige, und wir ſind zu tadeln, — — verzeihen Sie, liebſte Sara, — — wenn wir des Bluts mechaniſche Drückungen zu fürchterlichen Propheten machen. — — Deswegen aber will ich nichts unterlaſſen, was Sie ſelbſt zur Beſänftigung dieſes kleinen innerlichen Sturms für dienlich halten. Ich will ſogleich ſchreiben, und Sir Sampſon, hoffe ich, ſoll mit den Betheurungen meiner Reue, mit den Ausdrückungen meines gerührten Herzens, und mit den Angelobungen des zärtlichſten Gehorſams zufrieden ſeyn.

Sara. Sir Sampſon? Ach Mellefont, fangen Sie doch nun an, ſich an einen weit zärtlichern Namen zu gewöhnen. Mein Vater; ihr Vater, Mellefont — —

Mellefont. Nun ja, Miß, unſer gütiger, unſer beſter Vater — — Ich mußte ſehr jung aufhören, dieſen ſüſſen Namen zu nennen; ſehr jung mußte ich den eben ſo ſüſſen Namen, Mutter, verlernen — —

Sara. Sie haben ihn verlernt, und mir — — mir ward es ſo gut nicht, ihn nur einmal ſprechen zu können. Mein Leben war ihr Tod. — — Gott! Ich ward eine Muttermörderin wider mein Verſchulden. Und wie viel fehlte — — wie wenig, wie nichts fehlte — — ſo wäre ich auch eine Vatermörderin geworden! Aber nicht ohn mein Verſchulden; eine vorſetzliche Vatermörderin! — — Und wer weis, ob ich es nicht ſchon bin? Die Jahre, die Tage, die Augenblicke, die er geſchwinder zu ſeinem Ziele kömmt, als er ohne die Betrübniß, die ich ihm verurſacht, gekommen wäre — dieſe hab ich ihm, — — ich habe ſie ihm geraubt. Wenn ihn ſein Schickſal auch noch ſo alt und Lebensſatt ſterben läßt, ſo wird mein Gewiſſen doch nichts gegen den Vorwurf ſichern können, daß er ohne mich vielleicht noch ſpäter geſtorben wäre. Trauriger Vorwurf, den ich mir ohne Zweifel nicht machen dürfte, wenn eine zärtliche Mutter die Führerin meiner Jugend geweſen wäre! Ihre Lehren, ihr Exempel würden mein Herz — — So zärtlich blicken Sie mich an, Mellefont? Sie haben Recht; eine Mutter würde mich vielleicht mit lauter Liebe tyranniſirt haben, und ich würde Mellefonts nicht ſeyn. Warum wünſche ich mir denn alſo das, was mir das weiſere Schickſaal nur aus Güte verſagte? Seine Fügungen ſind immer die beſten. Laſſen Sie uns nur das recht brauchen, was es uns ſchenkt; einen Vater, der mich noch nie nach einer Mutter ſeufzen laſſen; ein Vater, der auch Sie ungenoſſene Aeltern will vergeſſen lehren. Welche ſchmeichelhafte Vorſtellung! Ich verliebe mich ſelbſt darein und vergeſſe es faſt, daß in dem Innerſten ſich noch etwas regt, das ihm keinen Glauben beymeſſen will. — — Was iſt es, dieſes rebelliſche Etwas?

Mellefont. Dieſes Etwas, liebſte Sara, wie Sie ſchon ſelbſt geſagt haben, iſt eine natürliche furchtſame Schwierigkeit, ſich in ein groſſes Glück zu finden. — — Ach, ihr Herz machte weniger Bedenken, ſich unglücklich zu glauben, als es jezt, zu ſeiner eigenen Pein, macht, ſich für glücklich zu halten! — — Aber wie dem, der in einer ſchnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, wenn er ſchon wieder ſtille ſizt, die äuſſern Gegenſtände mit ihm herum zu gehen ſcheinen; ſo wird auch das Herz, das zu heftig erſchüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibet eine zitternde Bebung oft noch lange zurück, die wir ihrer eigenen Abſchwächung überlaſſen müſſen.

Sara. Ich glaube es, Mellefont; ich

glaube es; weil Sie es ſagen; weil ich es wünſche. —— Aber laſſen Sie uns einer den andern nicht länger aufhalten. Ich will gehen, und meinen Brief vollenden. Ich darf doch auch den ihrigen leſen, wenn ich Ihnen den meinigen werde gezeigt haben?

Mellefont. Jedes Wort ſoll ihrer Beurtheilung unterworfen ſeyn; nur das nicht, was ich zu ihrer Rettung ſagen muß; denn ich weiß es, Sie halten ſich nicht für ſo unſchuldig als Sie ſind. (indem er die Sara bis an die Scene begleitet.)

Zweyter Auftritt.

Mellefont.

(nachdem er einigemal tiefſinnig auf und nieder gegangen) Was für ein Räthſel bin ich mir ſelbſt! Wofür ſoll ich mich halten? Für einen Thoren? Oder für einen Böſewicht? Oder für beydes? —— Herz, was für ein Schalk biſt du! —— Ich liebe den Engel, ſo ein Teufel ich auch ſeyn mag. — Ich liebe ihn! Ja, gewiß, gewiß ich liebe ihn. Ich weis, ich wollte tauſend Leben für Sie aufopfern, für Sie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat! Ich wollte es; jetzt gleich ohne Anſtand wollte ich es — — Und doch, doch — — Ich erſchrecke, mir es ſelbſt zu ſagen — — Und doch — — Wie ſoll ich es begreifen? — — Und doch fürchte ich mich für den Augenblick, der ſie auf ewig vor dem Angeſichte der Welt zu der meinigen machen wird. — Er iſt nun nicht zu vermeiden; denn der Vater iſt verſöhnt. Auch weit hinaus werde ich ihn nicht ſchieben können. Die Verzögerung deſſelben hat mir ſchon ſchmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So ſchmerzhaft ſie aber waren, ſo waren ſie mir doch erträglicher, als der melancholiſche Gedanke, auf Zeit Lebens gefeſſelt zu ſeyn. — — Aber bin ich es denn nicht ſchon? — — Ich bin es freylich,

lich, und bin es mit Vergnügen. — — Freylich bin ich ſchon ihr Gefangener — Was will ich alſo? — — Das! — — Jetzt bin ich ein Gefangener, den man auf ſein Wort frey herum gehen läßt — Das ſchmeichelt! Warum kann es dabey nicht ſein Bewenden haben? Warum muß ich eingeſchmiedet werden, und auch ſogar den elenden Schatten der Freyheit entbehren? — Eingeſchmiedet? Nichts anders! — — Sara Sampſon meine Geliebte! Wie viel Seligkeiten liegen in dieſen Worten! — — Sara Sampſon meine Ehegattin! — — Die Helfte dieſer Seligkeiten iſt verſchwunden! Und die andre Helfte — — wird verſchwinden. — — Ich Ungeheuer! — — Und bey dieſen Geſinnungen ſoll ich an ihrem Vater ſchreiben? — — Doch es ſind keine Geſinnungen; Es ſind Einbildungen! Vermaledeyte Einbildungen, die mir durch ein zügelloſes Leben ſo natürlich geworden!

Ich will ihrer loß werden, oder — — nicht leben.

Dritter Auftritt.

Norton. **Mellefont.**

Mellefont. Du ſtörſt mich, Norton — —

Norton. Verzeihen Sie alſo, mein Herr — (indem er wieder zurück gehen will.)

Mellefont. Nein, nein, bleib da. Es iſt eben ſo gut, daß du mich ſtörſt. Was willſt du?

Norton. Ich habe von Betty eine ſehr freudige Neuigkeit gehört, und ich komme Ihnen dazu Glück zu wünſchen — —

Mellefont. Zur Verſöhnung des Vaters doch wohl? Ich danke dir.

Norton. Der Himmel will Sie alſo noch glücklich machen — —

Mellefont. Wenn er es will — — du ſiehſt, Norton, ich laſſe mir Gerechtigkeit wiederfahren — ſo will er mir es meinetwegen gewiß nicht.

Norton. Nein, wenn Sie dieſes erkennen, ſo will er es auch ihretwegen.

Mellefont. Meiner Sara wegen, einzig und allein meiner Sara wegen. Wollte ſeine ſchon gerüſtete Rache eine ganz ſündige Stadt weniger Gerechten wegen verſchonen; ſo kann er ja wohl auch einen Verbrecher dulden, wenn eine ihm gefällige Seele an dem Schickſale deſſelben Antheil nimmt.

Norton. Sie ſprechen ſehr ernſthaft und rührend. Aber drückt ſich die Freude nicht etwas anders aus?

Mellefont. Die Freude, Norton? Sie iſt nun für mich dahin.

Norton. Darf ich frey reden? (indem er ihn ſcharf anſieht.)

Mellefont. Du darfſt.

Norton. Der Vorwurf, den ich an dem heutigen Morgen von Ihnen hören muſte, daß ich mich ihrer Verbrechen theilhaft gemacht, weil ich dazu geſchwiegen, mag mich bey Ihnen entſchuldigen, wenn ich von nun an ſeltner ſchweige.

Mellefont. Nur vergiß nicht, wer du biſt.

Norton. Ich will es nicht vergeſſen, daß ich ein Bedienter bin. Ein Bedienter, der auch etwas beſſers ſeyn könnte, wenn er, leider, darnach gelebt hätte. Ich bin ihr Bedienter, ja; aber nicht auf den Fuß, daß ich mich gern mit Ihnen möchte verdammen laſſen.

Mellefont. Mit mir! Und warum ſagſt du das jezt?

Norton. Weil ich nicht wenig erſtaune, Sie anders zu finden, als ich mir vorſtellte — —

Mellefont. Willſt du mich nicht wiſſen laſſen, was du dir vorſtellteſt?

Norton. Sie in lauter Entzückung zu finden.

Mellefont. Nur der Pöbel wird gleich auſſer ſich gebracht, wenn ihn das Glück einmal anlächelt.

Norton. Vielleicht, weil der Pöbel noch ſein Gefühl hat, das bey Vornehmern durch tauſend unnatürliche Verſtellungen verderbt und geſchwächt wird. — — Allein in ihrem Geſichte iſt noch etwas anders als Mäßigung zu leſen. — — Kaltſinn, Unentſchloſſenheit, Widerwille — —

Mellefont. Und wenn auch? Haſt du es vergeſſen, wer noch auſſer der Sara hier iſt? Die Gegenwart der Marwood — —

Norton. Könnte Sie wohl beſorgt, aber nicht niedergeſchlagen machen. — — Sie beunruhiget etwas anders. Und ich will mich gern geirret haben, wenn Sie es nicht lieber geſehen hätten, der Vater wäre noch nicht verſöhnt. Die Ausſicht in einen Stand, der ſich ſo wenig zu ihrer Denkungsart ſchickt — —

Melleſont. Norton, Norton, du mußt ein erſchrecklicher Böſewicht entweder geweſen ſeyn, oder noch ſeyn, daß du mich ſo errathen kannſt. Weil du es getroffen haſt, ſo will ich es nicht leugnen. Es iſt wahr; ſo gewiß es iſt, daß ich meine Sara ewig lieben werde; ſo wenig will es mir ein, daß ich ſie ewig lieben ſoll — — Soll! — — Aber beſorge nichts, ich will über dieſe närriſche Grille ſiegen. Oder meinſt du nicht, daß es eine Grille iſt? Wer heißt mich, die Ehe als einen Zwang anſehen? Ich wünſche es mir ja nicht, freyer zu ſeyn, als ſie mich laſſen wird.

Norton. Dieſe Betrachtungen ſind ſehr gut. Aber Marwood, Marwood wird ihren alten Vorurtheilen zu Hülfe kommen, und ich fürchte, ich fürchte — —

Melleſont. Was nie geſchehen wird. Du ſollſt ſie noch heute nach London zurückreiſen ſehen. Da ich dir meine geheimſte — Narrheit will ich es nur unterdeſſen nennen — — geſtanden habe, ſo darf ich dir auch nicht verbergen, daß ich die Marwood in ſolche Furcht gejagt habe, daß ſie ſich durchaus nach meinem geringſten Winke bequemen muß.

Norton. Sie ſagen mir etwas unglaubliches.

Mellefont. Sieh, dieſes Mördereiſen riß ich ihr aus der Hand, (er zeigt ihm den Dolch, den er der Marwood genommen) als ſie mir in der ſchrecklichſten Wuth das Herz damit durchſtoſſen wollte. Glaubſt du es nun bald, daß ich ihr feſten Obſtand gehalten habe? Anfangs zwar fehlte es nicht viel, ſie hätte mir ihre Schlinge wieder um den Hals geworfen. Die Verrätherin hat Arabellen bey ſich.

Norton. Arabellen?

Mellefont. Ich habe es noch nicht unterſuchen können, durch welche Liſt ſie das Kind wieder in ihre Hände bekommen. Genug der Erfolg fiel für ſie nicht ſo aus, als ſie es ohne Zweifel gehoft hatte.

Norton. Erlauben Sie, daß ich mich über ihre Standhaftigkeit freuen und ihre Beſſerung ſchon für halb geborgen halten darf. Allein — — da Sie mich doch alles wollen wiſſen laſſen — — was hat ſie unter dem Namen der Lady Solms hier geſollt?

Mellefont. Sie wollte ihre Nebenbuhlerinn mit aller Gewalt ſehen. Ich willigte in ihr Verlangen, Theils aus Nachſicht, Theils aus Uebereilung, Theils aus Begierde, ſich durch den Anblick der beſten ihres Geſchlechts zu demüthigen. — — Du ſchüttelſt den Kopf, Norton? —

Norton. Das hätte ich nicht gewagt.

Mellefont. Gewagt? Eigentlich wagte ich nichts mehr dabey, als ich im Falle der Weigerung gewagt hätte. Sie würde als Marwood vorzukommen geſucht haben; und das ſchlimmſte, was bey ihrem unbekannten Beſuche zu beſorgen ſteht, iſt nichts ſchlimmres.

Norton. Danken Sie dem Himmel, daß er ſo ruhig abgelaufen.

Mellefont. Er iſt noch nicht ganz vorbey, Norton. Es ſtieß ihr eine kleine Unbäßlichkeit zu, daß ſie ſich, ohne Abſchied zu nehmen, wegbegeben mußte. Sie will wiederkommen. — — Mag ſie doch. Die Weſpe, die den Stachel verlohren hat, (indem er auf den Dolch weiſet, den er wieder in den Buſen ſteckt,) kann doch weiter nichts als ſummen. Aber auch das Summen ſoll ihr theuer werden, wenn ſie zu überläſtig damit wird. — — Hör ich nicht jemand kommen? Verlaß mich, wenn Sie es iſt. — Sie iſt es. Geh!

(Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Sie ſehen mich ohne Zweifel ſehr ungern wiederkommen.

Mellefont. Ich ſehe es ſehr gern, Marwood, daß ihre Unbäßlichkeit ohne Folgen geweſen iſt. Sie befinden ſich doch beſſer?

Marwood. So, ſo!

Mellefont. Sie haben alſo nicht wohl gethan, ſich wieder hieher zu bemühen.

Mellefont. Ich danke Ihnen, Mellefont, wenn Sie dieſes aus Vorſorge für mich ſagen. Und ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie etwas anders damit meinen.

Mellefont. Es iſt mir angenehm, Sie ſo ruhig zu ſehen.

Marwood. Der Sturm iſt vorüber. Vergeſſen Sie ihn, bitte ich nochmals.

Mellefont. Vergeſſen Sie nur ihr Verſprechen nicht, Marwood, und ich will gern alles vergeſſen. — Aber, wenn ich wüßte, daß Sie es für keine Beleidigung annehmen wollten, ſo möchte ich wohl fragen —

Marwood. Fragen Sie nur, Mellefont. Sie können mich nicht mehr beleidigen. — Was wollten Sie fragen?

Mellefont. Wie Ihnen meine Miß gefallen habe?

Marwood. Die Frage iſt natürlich. Meine Antwort wird ſo natürlich nicht ſcheinen, aber ſie iſt gleichwohl nicht weniger wahr. — — Sie hat mir ſehr wohl gefallen.

Mellefont. Dieſe Unpartheilichkeit entzückt mich. Aber wär es auch möglich, daß der, welche die Reize einer Marwood zu ſchätzen wußte, eine ſchlechte Wahl treffen könnte?

Marwood. Mit dieſer Schmeicheley, Mellefont, wenn es anders eine iſt, hätten Sie mich verſchonen ſollen. Sie will ſich mit meinem Vorſatze, Sie zu vergeſſen, nicht vertragen.

Mellefont. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen dieſen Vorſatz durch Grobheiten erleichtern ſoll? Laſſen Sie unſere Trennung nicht von der gemeinen Art ſeyn. Laſſen Sie uns mit einander brechen, wie Leute von Vernunft, die der Nothwendigkeit weichen. Ohne Bitterkeit, ohne Groll und mit Beybehaltung eines Grades von Hochachtung, die ſich zu unſrer ehmaligen Vertraulichkeit ſchickt.

Marwood. Ehmaligen Vertraulichkeit? — Ich will nicht daran erinnert ſeyn. Nichts mehr davon! Was geſchehen muß, muß geſchehen, und es kömmt wenig auf die Art an, mit welcher es geſchicht. — — Aber ein Wort noch von Arabellen. Sie wollen mir ſie nicht laſſen?

Mellefont. Nein, Marwood.

Marwood. Es iſt grauſam, da Sie ihr Vater nicht bleiben können, daß Sie ihr auch die Mutter nehmen wollen.

Mellefont. Ich kann ihr Vater bleiben, und will es auch bleiben.

Marwood. So beweiſen ſie es gleich jezt.

Mellefont. Wie?

Marwood. Erlauben Sie, daß Arabella die Reichthümer, welche ich von Ihnen in Verwahrung habe, als ihr Vatertheil beſitzen darf. Was ihr Muttertheil anbelangt, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß ich ihr ein beſſres laſſen könnte, als die Schande von mir gebohren zu ſeyn.

Mellefont. Reden Sie nicht ſo. — Ich will für Arabellen ſorgen, ohne ihre Mutter wegen eines anſtändigen Auskommens in Verlegenheit zu ſetzen. Wenn Sie mich vergeſſen will, ſo muß ſie damit anfangen, daß ſie etwas von mir zu beſitzen vergißt. Ich habe Verbindlichkeit gegen ſie, und werde es nie aus der Acht laſſen, daß ſie mein wahres Glück, obſchon wider ihren Willen, befördert hat. Ja, Marwood, ich danke Ihnen in allem Ernſte, daß Sie unſern Aufenthalt einem Vater verriethen, den bloß die Unwiſſenheit deſſelben verhinderte, uns nicht eher wieder anzunehmen.

Marwood. Martern Sie mich nicht mit einem Danke, den ich niemals habe verdienen wollen. Sir Sampſon iſt ein zu guter alter Narre; er muß anders denken, als ich an ſeiner Stelle würde gedacht haben. Ich hätte der Tochter vergeben, und ihrem Verführer hätte ich — —

Mellefont. Marwood — —

Marwood. Es iſt wahr, Sie ſind es ſelbſt. Ich ſchweige. — — Werde ich der Miß mein Abſchiedscompliment bald machen dürfen?

Mellefont. Miß Sara würde es Ihnen nicht übel nehmen können, wenn Sie auch wegreiſeten, ohne ſie wieder zu ſprechen.

Marwood. Mellefont, ich ſpiele meine Rolle nicht gerne halb, und ich will, auch unter keinem fremden Namen, für ein Frauenzimmer ohne Lebensart gehalten werden.

Mellefont. Wenn Ihnen ihre eigne Ruhe lieb iſt, ſo ſollten Sie ſich ſelbſt hüten, eine Perſon nochmals zu ſehen, die gewiſſe Vorſtellungen bey Ihnen rege machen muß — —

Marwood. (ſpöttiſch lächelnd) Sie haben eine beſſere Meinung von ſich ſelbſt, als von mir. Wenn Sie es aber auch glaubten, daß ich ihrentwegen untröſtlich ſeyn müßte, ſo ſollten Sie es doch wenigſtens ganz in der Stille glauben. — — Miß Sara ſoll gewiſſe Vorſtellungen bey mir rege machen? Gewiſſe? O ja — — aber keine gewiſſer als dieſe, daß das beſte Mädchen oft den nichtswürdigſten Mann lieben kann.

Mellefont. Allerliebſt, Marwood, allerliebſt! Nun ſind Sie gleich in der Verfaſſung, in der ich Sie längſt gerne gewünſcht hätte, ob es mir gleich, wie ich ſchon geſagt, faſt lieber geweſen wäre, wann wir einige gemeinſchaftliche Hochachtung für einander hätten behalten können. Doch vielleicht findet ſich dieſe noch, wenn nur das gährende Herz erſt ausgebrauſet hat. — Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblicke allein laſſe. Ich will Miß Sampſon zu Ihnen hohlen.

Fünfter Auftritt.

Marwood.

(indem ſie um ſich herum ſieht) Bin ich allein? — — Kann ich unbemerkt einmal Athem ſchöpfen, und die Muskeln des Geſichts in die ihnen jezt natürliche Lage fahren laſſen? — Ich muß geſchwind einmal in allen Minen die wahre Marwood ſeyn, um den Zwang der Verſtellung wieder aushalten zu können. — — Wie haſſe ich dich, niedrige Verſtellung! Nicht, weil ich die Aufrichtigkeit liebe, ſondern weil du die armſeligſte Zuflucht der ohnmächtigen Rachſucht biſt. Gewiß würde ich mich zu dir nicht herablaſſen, wenn mir ein Tyrann ſeine Gewalt, oder der Himmel ſeinen Blitz anvertrauen wollte. — — — Doch wann du mich nur zu meinem Zwecke bringſt! — Der Anfang verſpricht es; und Mellefont ſcheinet noch ſichrer werden zu wollen. Wenn mir meine Liſt gelingt, daß ich mit ſeiner Sara allein ſprechen kann; ſo — — Ja, ſo iſt es doch noch ſehr ungewiß, ob es mir etwas helfen wird. Die Wahrheiten von dem Mellefont werden ihr vielleicht nichts neues ſeyn; die Verleumdungen wird ſie vielleicht nicht glauben; und die Drohungen, vielleicht verachten. Aber doch ſoll ſie Wahrheit, Verleumdung und Drohungen von mir hören. Es wäre ſchlecht, wenn ſie in ihrem Gemüthe ganz und gar keinen Stachel zurück lieſſen. —— Still! Sie kommen. Ich bin nun nicht mehr Marwood; ich bin eine nichtswürdige Verſtoſſene, die durch kleine Kunſtgriffe die Schande von ſich abzuwehren ſucht; ein getretner Wurm, der ſich krümmet und dem, der ihn getreten hat, wenigſtens die Ferſe gern verwunden möchte.

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Marwood.

Sara. Ich freue mich, Lady, daß meine Unruhe vergebens geweſen iſt ———

Marwood. Ich danke Ihnen, Miß. Der Zufall war zu klein, als daß er Sie hätte beunruhigen ſollen.

Mellefont. Lady will ſich Ihnen empfehlen, liebſte Sara.

Sara. So eilig, Lady?

Marwood. Ich kann es für die, denen an meiner Gegenwart in London gelegen iſt, nicht genug ſeyn.

Sara. Sie werden doch heute nicht wieder aufbrechen?

Marwood. Morgen mit dem frühſten.

Mellefont. Morgen mit dem frühſten, Lady? Ich glaubte, noch heute.

Sara. Unſere Bekanntſchaft, Lady, fängt ſich ſehr im Verbeygehn an. Ich ſchmeichle mir in Zukunft eines nähern Umgangs mit Ihnen gewürdiget zu werden.

Marwood. Ich bitte um ihre Freundſchaft, Miß.

Mellefont. Ich ſtehe Ihnen dafür, liebſte Sara, daß dieſe Bitte der Lady aufrichtig iſt; ob ich Ihnen gleich vorausſagen muß, daß Sie einander ohne Zweifel lange nicht wiederſehen werden. Lady, wird ſich mit uns ſehr ſelten an einem Orte aufhalten können — —

Marwood. (bey Seite.) Wie fein!

Sara. Mellefont, das heißt mir eine ſehr angenehme Hofnung rauben.

Marwood. Ich werde am meiſten dabey verlieren, glückliche Miß.

Mellefont. Aber in der That, Lady, wollen Sie erſt morgen früh wieder fort?

Marwood. Vielleicht auch eher. (bey Seite) Es will noch niemand kommen!

Mellefont. Auch wir wollen uns nicht lange mehr hier aufhalten. Nicht wahr, liebſte Miß, es wird gut ſeyn, wenn wir unſerer Antwort ungeſäumt nachfolgen? Sir Sampſon kann unſre Eilfertigkeit nicht übel nehmen.

Siebender Auftritt.

Betty. Mellefont. Sara. Marwood.

Mellefont. Was willſt du, Betty?

Betty. Man verlangt Sie unverzüglich zu ſprechen.

Marwood. (bey Seite.) Ha! Nun kommt es drauf an — —

Mellefont. Mich? unverzüglich [illegible]de gleich kommen — — Lady, i[illegible]nen gefällig, ihren Beſuch abzukürzen? —

Sara. Warum das, Mellefont? — Lady wird ſo gütig ſeyn, und bis zu ihrer Zurückkunft warten.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; ich kenne meinen Vetter Mellefont, und will mich lieber mit ihm wegbegeben.

Betty. Der Fremde, mein Herr — — Er will Sie nur auf ein Wort ſprechen. Er ſagt, er habe keinen Augenblick zu verſäumen — —

Mellefont. Geh nur; ich will gleich bey ihm ſeyn — — Ich vermuthe, Miß, daß es eine endliche Nachricht von dem Vergleiche ſeyn wird, deſſen ich gegen Sie gedacht habe.

(Betty geht ab.)

Marwood. (bey Seite.) Gute Vermuthung!

Mellefont. Aber doch, Lady — —

Marwood. Wenn Sie es denn befehlen — Miß; ſo muß ich mich Ihnen — —

Sara. Nein doch, Mellefont; Sie werden mir ja das Vergnügen nicht mißgönnen, Lady Solmes ſo lange unterhalten zu dürfen!

Mellefont. Sie wollen es, Miß — —

Sara. Halten Sie ſich nicht auf, liebſter Mellefont, und kommen Sie nur bald wieder. Aber mit einem freudigern Geſichte, will ich wünſchen! Sie vermuthen ohne Zweifel eine unangenehme Nachricht. Laſſen Sie ſich nichts anfechten; ich bin begieriger, zu ſehen, ob Sie allen Falls auf eine gute Art mich einer Erbſchaft vorziehen können, als ich begierig bin, Sie in dem Beſitze derſelben zu wiſſen — —

Mellefont. Ich gehorche. (warnend) Lady, ich bin ganz gewiß den Augenblick wieder hier. (geht ab.)

Marwood. (bey Seite) Glücklich!

Achter Auftritt.

Sara. Marwood.

Sara. Mein guter Mellefont faßt ſeine Höflichkeit manchmal mit einem ganz falſchen Tone. Finden Sie es nicht auch, Lady? — —

Marwood. Ohne Zweifel bin ich ſeiner Art ſchon allzugewohnt? als daß ich ſo etwas bemerken könnte.

Sara. Wollen ſich Lady nicht ſetzen?

Marwood. Wenn Sie befehlen Miß — (bey Seite, indem ſie ſich ſetzen) Ich muß dieſen Augenblick nicht ungebraucht vorbeyſtreichen laſſen.

Sara. Sagen Sie mir, Lady, werde ich nicht das glücklichſte Frauenzimmer, mit meinem Mellefont werden?

Marwood. Wenn ſich Mellefont in ſein Glück zu finden weis, ſo wird ihn Miß Sara zu der beneidenswürdigſten Mannsperſon machen. Aber — —

Sara. Ein Aber und eine ſo nachdenkliche Pauſe, Lady — —

Marwood. Ich bin offenherzig, Miß —

Sara. Und dadurch unendlich ſchätzbarer — —

Marwood. Offenherzig — — nicht ſelten bis zur Unbedachtſamkeit. Mein Aber iſt der Beweis davon. Ein ſehr unbedächtiges Aber!

Sara. Ich glaube nicht, daß mich Lady durch dieſe Ausweichung noch unruhiger machen wollen. Es mag wohl eine grauſame Barmherzigkeit ſeyn, ein Uebel, das man zeigen könnte, nur argwohnen zu laſſen.

Marwood. Nicht doch, Miß; Sie denken bey meinem Aber viel zu viel. Mellefont iſt mein Anverwandter — —

Sara. Deſto wichtiger wird die geringſte Einwendung, die Sie wieder ihn zu machen haben.

Marwood. Aber wenn Mellefont auch mein Bruder wäre, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich mich ohne Bedenken einer Perſon meines Geſchlechts gegen ihn annehmen würde, wenn ich bemerkte, daß er nicht rechtſchaffen genug an ihr handle. Wir Frauenzimmer ſollten billig jede Beleidigung, die einer einzigen von uns erwieſen wird, zu Beleidigungen des ganzen Geſchlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schweſter und Mutter des Schuldigen, Antheil zu nehmen, ſich nicht bedenken müßten.

Sara. Dieſe Anmerkung — —

Marwood. Iſt ſchon dann und wann in zweifelhaften Fällen meine Richtſchnur geweſen.

Sara. Und verſpricht mir — — Ich zittere — —

Marwood. Nein, Miß; wenn Sie zittern wollen — — Laſſen Sie uns von etwas anders ſprechen —

Sara. Grauſame Lady!

Marwood. Es thut mir leid, daß ich verkannt werde. Ich wenigſtens, wenn ich mich in Gedanken an Miß Sampſons Stelle ſetze, würde jede nähere Nachricht, die man mir von demjenigen geben wollte, mit deſſen Schickſale ich das meinige auf ewig zu verbinden bereit wäre, als eine Wohlthat anſehen.

Sara. Was wollen Sie, Lady? Kenne ich meinen Mellefont nicht ſchon? Glauben Sie mir, ich kenne ihn, wie meine eigne Seele. Ich weis, daß er mich liebt — —

Marwood. Und andre — —

Sara. Geliebt hat. Auch das weis ich. Hat er mich lieben ſollen, ehe er von mir etwas wußte? Kann ich die einzige zu ſeyn verlangen, die für ihn Reitze genug gehabt hat? Muß ich mir es nicht ſelbſt geſtehen, daß ich mich, ihm zu gefallen, beſtrebt habe? Iſt er nicht liebenswürdig genug, daß er bey mehrern dieſes Beſtreben hat erwecken müſſen? Und iſt es nicht natürlich, wenn mancher dieſes Beſtreben gelungen iſt?

Marwood. Sie vertheidigen ihn mit eben der Hitze und faſt mit eben den Gründen, mit welchen ich ihn ſchon oft vertheidiget habe. Es iſt kein Verbrechen, geliebt haben; noch viel weniger iſt es eines, geliebet worden ſeyn. Aber die Flatterhaftigkeit iſt ein Verbrechen.

Sara. Nicht immer; denn oft, glaube ich, wird ſie durch die Gegenſtände der Liebe entſchuldiget, die es immer zu bleiben, ſelten verdienen.

Marwood. Miß Sampſons Sittenlehre ſcheinet nicht die ſtrengſte zu ſeyn.

Sara. Es iſt wahr; die, nach der ich diejenigen zu richten pflege, welche es ſelbſt geſtehen, daß ſie auf Irrwegen gegangen ſind, iſt die ſtrengſte nicht. Sie muß es auch nicht ſeyn. Denn hier kömmt es nicht darauf an, die Schranken zu beſtimmen, die uns die Tugend bey der Liebe ſetzt; ſondern bloß darauf, die menſchliche Schwachheit zu entſchuldigen, wenn ſie in dieſen Schranken nicht geblieben iſt, und die daraus entſtehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurtheilen.

Wenn zum Exempel, ein Mellefont eine Marwood liebt, und ſie endlich verläßt; ſo iſt dieſes Verlaſſen, in Vergleichung mit der Liebe ſelbſt, etwas ſehr gutes. Es wäre ein Unglück, wenn er eine Laſterhafte deswegen, weil er ſie einmal geliebt hat, ewig lieben müßte.

Marwood. Aber, Miß, kennen Sie denn dieſe Marwood, welche Sie ſo getroſt eine Laſterhafte nennen?

Sara. Ich kenne ſie aus der Beſchreibung des Mellefont.

Marwood. Des Mellefont? Iſt es Ihnen denn nie beygefallen, daß Mellefont in ſeiner eignen Sache nichts anders, als ein ſehr ungültiger Zeuge ſeyn könne?

Sara. — — Nun merke ich es erſt, Lady, daß Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Mellefont wird lächeln wenn Sie es ihm wieder ſagen werden, wie ernſthaft ich mich ſeiner angenommen.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; von dieſer Unterredung muß Mellefont nichts wieder erfahren. Sie denken zu edel, als daß Sie, zum Danke für eine wohlgemeinte Warnung, eine Anverwandte mit ihm entzweyen wollten, die ſich nur deswegen wider ihn erklärt, weil ſie ſein unwürdiges Verfahren gegen mehr als eine der liebenswürdigſten Perſonen unſers Geſchlechts, ſo anſieht, als ob ſie ſelbſt darunter gelitten hätte.

Sara. Ich will niemand entzweyen, Lady; und ich wünſchte, daß es andre eben ſo wenig wollten.

Marwood. Soll ich Ihnen die Geſchichte der Marwood in wenig Worten erzehlen?

Sara. Ich weis nicht — — Aber doch ja, Lady; nur mit dem Beding, daß ſie davon aufhören, ſo bald Mellefont zurück kömmt. Er möchte denken, ich hätte mich aus eignem Triebe darnach erkundiget; und ich wollte nicht gern, daß er mir eine ihm ſo nachtheilige Neubegierde zutrauen könnte.

Marwood. Ich würde Miß Sampſon um gleiche Vorſicht gebeten haben, wenn ſie mir nicht zuvorgekommen wäre. Er muß es auch nicht argwohnen können, daß Marwood unſer Geſpräch geweſen iſt; und Sie werden ſo behutſam ſeyn, ihre Maaßregeln ganz in der Stille darnach zu nehmen. — Hören Sie nunmehr! — — Marwood iſt aus einem guten Geſchlechte. Sie war eine junge Wittwe, als ſie Mellefont bey einer ihrer Freundinnen kennen lernte. Man ſagt, es habe ihr weder an Schönheit noch an derjenigen Anmuth gemangelt, ohne welche die Schönheit todt ſeyn würde. Ihr guter Name war ohne Flecken. Ein einziges fehlte ihr — — Vermögen! Alles was ſie beſeſſen hatte, — — und es ſollen anſehnliche Reichthümer geweſen ſeyn, — — hatte ſie für die Befreyung eines Mannes aufgeopfert, dem ſie nichts in der Welt vorenthalten zu dürfen glaubte, nachdem ſie ihm einmal ihr Herz und ihre Hand ſchenken wollen.

Sara. Wahrlich ein edler Zug, Lady, von dem ich wollte, daß er in einem beſſern Gemähldе prangen könne!

Marwood. Des Mangels an Vermögen ungeachtet, ward ſie von Perſonen geſucht, die nichts eifriger wünſchten, als ſie glücklich zu machen. Unter dieſen reichen und vornehmen Anbetern trat Mellefont auf. Sein Antrag war ernſtlich, und der Ueberfluß, in welchen er die Marwood zu ſetzen verſprach, war das geringſte, worauf er ſich ſtützte. Er hatte es bey der erſten Unterredung weg, daß er mit keiner Eigennützigen zu thun habe, ſondern mit einem Frauenzimmer, voll des zärtlichſten Gefühls, welches eine Hütte einem Pallaſt würde vorgezogen haben, wenn ſie in jener mit einer geliebten, und in dieſem mit einer gleichgültigen Perſon hätte leben ſollen.

Sara. Wieder ein Zug, den ich der Marwood nicht gönne. Schmeicheln Sie ihr ja nicht mehr, Lady, oder ich möchte ſie am Ende betauren müſſen.

Marwood. Mellefont war eben im Begrif, ſich auf die feyerlichſte Art mit ihr zu verbinden, als er Nachricht von dem Tode eines Vetters bekam, welcher ihm ſein ganzes Vermögen mit der Bedingung hinterließ, eine weitläuftige Anverwandtin zu heyrathen. Hatte Marwood ſeinetwegen reichere Verbindungen ausgeſchlagen, ſo wollte er ihr nunmehr an Großmuth nichts nachgeben. Er war Willens, ihr von dieſer Erbſchaft eher nichts zu ſagen, als bis er ſich derſelben durch ſie würde verluſtig gemacht haben. — — Nicht wahr, Miß, das war groß gedacht?

Sara. O Lady, wer weis es beſſer als ich, daß Mellefont das edelſte Herz beſitzt?

Marwood. Was aber that Marwood? Sie erfuhr es unter der Hand, noch ſpät an einem Abende, wozu ſich Mellefont ihretwegen entſchloſſen hätte. Mellefont kam des Morgens, ſie zu beſuchen, und Marwood war fort.

Sara. Wohin? Warum?

Marwood. Er fand nichts als einen Brief von ihr, worinne ſie ihm entdeckte, daß er ſich keine Rechnung machen dürfe, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie leugne es zwar nicht, daß ſie ihn liebe; aber eben deswegen könne ſie ſich nicht überwinden, die Urſache einer That zu ſeyn, die er nothwendig einmal bereuen müſſe. Sie erlaſſe ihn ſeines Verſprechens, und erſuche ihn, ohne weiteres Bedenken, durch die Vollziehung der in dem Teſtamente vorgeſchriebnen Verbindung, in den Beſitz eines Vermögens zu treten, welches ein Mann von Ehre zu etwas wichtigern brauchen könne, als einem Frauenzimmer eine unüberlegte Schmeicheley damit zu machen.

Sara. Aber Lady, warum leihen Sie der Marwood ſo vortrefliche Geſinnungen?

Lady Solmes kann derſelben wohl fähig ſeyn, aber nicht Marwood. Gewiß Marwood nicht.

Marwood. Es iſt nicht zu verwundern, Miß, daß Sie wider ſie eingenommen ſind. — — Mellefont wollte über den Entſchluß der Marwood von Sinnen kommen. Er ſchickte überall Leute aus, ſie wieder aufzuſuchen; und endlich fand er ſie.

Sara. Weil ſie ſich finden laſſen wollte, ohne Zweifel.

Marwood. Keine bittere Gloſſen, Miß! Sie geziemen einem Frauenzimmer von einer ſonſt ſo ſanften Denkungsart nicht. — Er fand ſie, ſag ich, und fand ſie unbeweglich. Sie wollte ſeine Hand durchaus nicht annehmen, und alles, was er von ihr erhalten konnte war dieſes, daß ſie nach London zurückzukommen verſprach. Sie wurden eins, ihre Vermählung ſo lange auszuſetzen, bis die Anverwandte, des langen Verzögerns überdrüßig, einen Vergleich vorzuſchlagen gezwungen ſey. Unterdeſſen konnte ſich Marwood nicht wohl der täglichen Beſuche des Mellefont entbrechen, die eine lange Zeit nichts als ehrfurchtsvolle Beſuche eines Liebhabers waren, den man in die Grenzen der Freundſchaft zurückgewieſen hat. Aber wie unmöglich iſt es, daß ein hitziges Temperament dieſe engen Grenzen nicht überſchreiten ſollte! Mellefont beſitzt alles, was uns eine Mannsperſon gefährlich machen kann. Niemand kann hiervon überzeugter ſeyn als Miß Sampſon ſebſt.

Sara. Ach!

Marwood. Sie ſeufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geſeufzet und ſeufzet noch.

Sara. Genug, Lady, genug; dieſe Wendung, ſollte ich meinen, war mehr als eine bittere Gloſſe, die Sie mir zu unterſagen beliebten.

Marwood. Ihre Abſicht war nicht, zu beleidigen, ſondern bloß die unglückliche Marwood Ihnen in einem Lichte zu zeigen, in welchem Sie am richtigſten von ihr urtheilen könnten. — Kurz, die Liebe gab dem Mellefont die Rechte eines Gemahls, und Mellefont hielt es länger nicht für nöthig, ſie durch die Geſetze gültig machen zu laſſen. Wie glücklich wäre Marwood, wenn ſie, Mellefont und der Himmel, nur allein von ihrer Schande wüßten? Wie glücklich, wenn nicht eine jammernde Tochter dasjenige der ganzen Welt entdeckte, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen zu können wünſchte!

Sara. Was ſagen Sie, Lady? Eine Tochter — —

Marwood. Ja, Miß, eine unglückliche Tochter verlieret durch die Darzwiſchenkunſt der Sara Sampſon alle Hofnung ihre Aeltern jemals ohne Abſcheu nennen zu können.

Sara. Schreckliche Nachricht! Und dieſes hat mir Mellefont verſchwiegen? — — Darf ich es auch glauben, Lady?

Marwood. Sie dürfen es ſicher glauben, Miß, daß Ihnen Mellefont vielleicht noch mehr verſchwiegen hat.

Sara. Noch mehr? Was könnte er mir noch mehr verſchwiegen haben?

Marwood. Dieſes, daß er die Marwood noch liebt.

Sara. Sie tödten mich, Lady!

Marwood. Es iſt unglaublich, daß ſich eine Liebe, welche länger als zehn Jahr gedauert hat, ſo geſchwind verlieren könne. Sie kann zwar eine kurze Verfinſterung leiden, weiter aber auch nichts als eine kurze Verfinſterung, aus welcher ſie hernach mit neuem Glanze wieder hervor bricht. Ich könte Ihnen eine Miß Oklaff, eine Miß Dorcas, eine Miß Moor und mehrere nennen, welche eine nach der andern der Marwood einen Mann abſpänſtig zu machen drohten, von welchem ſie ſich am Ende auf das grauſamſte hintergangen ſahen. Er hat einen gewiſſen Punct, über welchen er ſich nicht bringen läßt, und ſobald er dieſen ſcharf in das Geſicht bekömmt, ſpringt er ab. Geſetzt aber, Miß, Sie wären die einzige Glückliche, bey welcher ſich alle Umſtände wider ihn erklärten; geſetzt Sie brächten ihn dahin, daß er ſeinen nunmehr zur Natur gewordenen Abſcheu gegen ein förmliches Joch überwinden müßte: glaubten Sie wohl dadurch ſeines Herzens verſichert zu ſeyn?

Sara. Ich Unglückliche! Was muß ich hören!

Marwood. Nichts weniger! Alsdenn würde er eben am allererſten in die Arme derjenigen zurückeilen, die auf ſeine Freyheit ſo eiferſüchtig nicht geweſen. Sie würden ſeine Gemahlin heiſſen, und jene würde es ſeyn.

Sara. Martern Sie mich nicht länger mit ſo ſchrecklichen Vorſtellungen! Rathen

Sie mir vielmehr, Lady, ich bitte Sie rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Sie müſſen ihn kennen. Sie müſſen es wiſſen, durch was es noch etwa möglich iſt, ihm ein Band angenehm zu machen, ohne welches auch die aufrichtigſte Liebe eine unheilige Leidenſchaft bleibet.

Marwood. Daß man einen Vogel fangen können, Miß, das weis ich wohl. Aber daß man ihm ſeinen Käfig angenehmer, als das freye Feld machen könne, das weis ich nicht. Mein Rath wäre alſo, ihn lieber nicht zu fangen, und ſich den Verdruß über die vergebene Mühe zu erſparen. Begnügen Sie ſich, Miß, an dem Vergnügen, ihn ſehr nahe an ihrer Schlinge geſehn zu haben, und weil Sie vorausſehn können, daß er die Schlinge ganz gewiß zerreiſſen werde, wenn Sie ihn vollends hinein lockten, ſo ſchonen Sie ihre Schlinge und locken ihn nicht herein.

Sara. Ich weis nicht ob ich dieſes tändelnde Gleichniß recht verſtehe, Lady —

Marwood. Wenn Sie verdrießlich darüber geworden ſind, ſo haben Sie es verſtanden — — — Mit einem Worte, ihr eigner Vortheil ſo wohl, als der Vortheil einer andern, die Klugheit ſo wohl als die Billigkeit, können und ſollen Miß Sampſon bewegen, ihre Anſprüche auf einen Mann aufzugeben, auf den Marwood die erſte und ſtärkſten hat. Noch ſtehen Sie, Miſ, mit ihm ſo, daß Sie, ich will nicht ſagen mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande von ihm ablaſſen können. Eine kurze Verſchwindung mit einem Liebhaber iſt zwar ein Fleck; aber doch ein Fleck, den die Zeit ausbleichet. In einigen Jahren iſt alles vergeſſen, und es finden ſich für eine reiche Erbin noch immer Mannsperſonen, die es ſo genau nicht nehmen. Wenn Marwood in dieſen Umſtänden wäre, und ſie brauchte, weder für ihre im Abzuge begriffene Reitze einen Gemahl, noch für ihre hülfloſe Tochter, einen Vater, ſo weis ich gewiß Marwood würde gegen Miß Sampſon großmüthiger handeln, als Miß Sampſon gegen die Marwood zu handeln, ſchimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara. (indem ſie unwillig aufſteht) Das gehet zu weit! Iſt dieſes die Sprache einer Anverwandtin des Mellefont? — — Wie unwürdig verräth man Sie, Mellefont! — — Nun merke ich es, Lady, warum er Sie ſo ungern bey mir allein laſſen wollte. Er mag es ſchon wiſſen, wie viel man von ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — — Ich rede dreuſt! denn Lady haben lange genung unanſtändig geredet. Wodurch hat Marwood ſich eine ſolche Vorſprecherin erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzudringen, und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhniſch zu machen, der ein Menſch, aber kein Ungeheuer iſt? Ward es mir nur deswegen geſagt, daß ſich Marwood einer

Tochter von ihm rühme, ward mir nur deswegen dieſe und jene betrogene Miß genannt, damit man mir am Ende auf die empfindlichſte Art zu verſtehen geben könne, ich würde wohl thun, wenn ich mich ſelbſt einer verhärteten Buhlerin nachſetzte.

Marwood. Nur nicht ſo hitzig, mein junges Frauenzimmer. Eine verhärtete Buhlerin? — Sie brauchen, wahrſcheinlicher Weiſe, Worte, deren Kraft Sie nicht überleget haben.

Sara. Erſcheint ſie nicht als eine ſolche, ſelbſt in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady, Sie ſind ihre Freundin, ihre vertrauteſte Freundin vielleicht. Ich ſage dieſes nicht als einen Vorwurf; denn es kann leicht in der Welt nicht wohl möglich ſeyn, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich darzu, dieſer ihrer Freundſchaft wegen, ſo tief herabgeſtoſſen zu werden? Wenn ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, ſo würde ich den Fehltritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine ſo erniedrigende Parallel ſetzt. Hätte ich ihn aber doch gethan, ſo würde ich wenigſtens nicht zehn Jahr darinn verharrt ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, aus Unwiſſenheit auf das Laſter treffen, und ganz etwas anders, es kennen und dem ohngeachtet mit ihm vertraulich werden. Ach, Lady, wenn Sie es wüßten, was für Reue, was für Gewiſſensbiſſe, was für Angſt mich mein Irrthum gekoſtet! Mein Irrthum, ſag ich; denn warum ſoll ich länger ſo grauſam gegen mich ſeyn, und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel ſelbſt hört auf, ihn als ein ſolches anzuſehen; er nimt die Strafe von mir, und ſchenkt mir einen Vater wieder — — Ich erſchrecke, Lady; wie verändern ſich auf einmal die Züge ihres Geſichts? Sie glühen; aus dem ſtarren Auge ſchreckt Wuth, und des Mundes knirſchende Bewegung — — Ach, wo ich Sie erzürnt habe, Lady; ſo bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche

che Närrin; was Sie geſagt haben, war ohne Zweifel ſo böſe nicht gemeint. Vergeſſen Sie meine Uebereilung. Wodurch kann ich Sie beſänftigen? Wodurch kann auch ich mir eine Freundin an Ihnen erwerben, ſo wie ſie Marwood an Ihnen gefunden hat? Laſſen Sie mich, Lady, laſſen Sie mich fußfällig darum bitten — — (indem ſie nieder fällt) Um ihre Freundſchaft, Lady — — Und wo ich dieſe nicht erhalten kann, um die Gerechtigkeit wenigſtens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu ſetzen.

Marwood. (die einige Schritte ſtolz zurück tritt und die Sara liegen läßt) Dieſe Stellung der Sara Sampſon iſt für Marwood viel zu reitzend, als daß ſie nur unerkannt darüber frohlocken ſollte — — Erkennen Sie, Miß, in mir die Marwood, mit der ſie nicht verglichen zu werden, die Marwood ſelbſt fußfällig bitten.

Sara. (die voller Erſchrecken aufſpringt und ſich zitternd zurückzieht) Sie, Marwood? — Ha! Nun erkenn ich ſie — —

nun erkenn ich ſie, die mördriſche Retterin, deren Dolche mich ein warnender Traum Preis gab. — Sie iſt es! Fliehe unglückliche Sara! Retten Sie mich, Mellefont; retten Sie ihre Geliebte! Und du, ſüſſe Stimme meines geliebten Vaters, erſchalle! Wo ſchallt ſie? Wo ſoll ich auf ſie zueilen? — Hier? — Da? — Hülfe, Mellefont! Hülfe, Betty! — Jetzt dringt ſie mit tödtender Fauſt auf mich ein! Hülfe!

(eilt ab.)

Achter Auftritt.

Marwood.

Was will die Schwärmerin? — — O daß ſie wahr redte, und ich mit tödtender Fauſt auf ſie eindränge! Bis hieher hätte ich den Stahl ſparen ſollen, ich Thörichte! Welche Wolluſt, eine Nebenbuhlerin in der freywilligen Erniedrigung zu unſern Füßen durchbohren zu können! — Was nun? — Ich bin entdeckt. Mellefont kann den Augenblick hier ſeyn. Soll ich ihn fliehen? Soll ich ihn erwarten? Ich will ihn erwarten, aber nicht müßig. Vielleicht, daß ihn die glückliche Liſt meines Bedienten noch lange genug aufhält? — Ich ſehe, ich werde gefürchtet. Warum folge ich ihr alſo nicht? Warum verſuche ich nicht noch das letzte, daß ich wider ſie brauchen kann? Drohungen ſind armſelige Waffen, doch die Verzweiflung verſchmäht keine, ſo armſelig ſie ſind. Ein ſchreckhaftes Mädchen, das betäubt und mit zerrütteten Sinnen ſchon vor meinen Namen flieht, kann leicht fürchterliche Worte für fürchterliche Thaten halten. Aber Mellefont? — — Mellefont wird ihr wieder Muth machen, und ſie über meine Drohungen ſpotten lehren. Er wird? Vielleicht wird er auch nicht. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang geſehen hätte. Und bin ich auf den unglücklichſten nicht ſchon vorbereitet? — — Der Dolch war für andre, das Gift iſt für mich! — Das Gift für mich! Schon längſt mit mir herumgetragen, wartet es hier, dem Herze bereits nahe, auf den traurigen Dienſt; hier, wo ich in beſſern Zeiten, die geſchriebenen Schmeicheleyen der Anbeter verbarg; für uns ein eben ſo gewiſſes, aber nur langſameres Gift. — Wenn es doch nur beſtimmt wäre, in meinen Adern nicht allein zu toben! Wenn es doch einem Ungetreuen — — Was halte ich mich mit Wünſchen auf! — Fort! Ich muß weder mich, noch ſie zu ſich ſelbſt kommen laſſen. Der will ſich nichts wagen, der ſich mit kaltem Blute wagen will.

(geht ab.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Sara. (ſchwach in einem Lehnſtuhle.) **Betty.**

Betty. Fühlen Sie nicht, Miß, daß Ihnen ein wenig beſſer wird?

Sara. Beſſer, Betty? — Wenn nur Mellefont wieder kommen wollte. Du haſt doch nach ihn ausgeſchickt?

Betty. Norton und der Wirth ſuchen ihn.

Sara. Norton iſt ein guter Menſch, aber er iſt haſtig. Ich will durchaus nicht, daß er ſeinem Herrn meinetwegen Grobheiten ſagen ſoll. Wie er es ſelbſt erzehlte, ſo iſt Mellefont ja an allen unſchuldig. — Nicht wahr, Betty du hälſt ihn auch für unſchuldig? — Sie kömmt ihm nach; was kann er dafür? Sie tobt, ſie raſet, ſie will ihn ermorden. Siehſt du, Betty? dieſer Gefahr habe ich ihn ausgeſetzt. Wer ſonſt als ich? — Und endlich will die böſe Marwood mich ſehen, oder nicht eher nach London zurückkehren. Konnte er ihr dieſe Kleinigkeit abſchlagen? Bin ich doch auch oft begierig geweſen, die Marwood zu ſehen. Mellefont weiß wohl, daß wir neugierige Geſchöpfe ſind. Und wenn ich nicht ſelbſt darauf gedrungen hätte, daß ſie bis zu ſeiner Zurückkunft bey mir verziehen ſollte, ſo würde er ſie wieder mit weggenommen haben. Ich würde ſie unter einem falſchen Namen geſehen haben, ohne zu wiſſen, daß ich ſie geſehen hätte. Und vielleicht würde mir dieſer kleine Betrug einmal angenehm geweſen ſeyn. Kurz, alle Schuld iſt mein. — Je nun, ich bin erſchrocken; weiter bin ich ja nichts? Die kleine Ohnmacht wollte nicht viel ſagen. Du weißt wohl, Betty, ich bin dazu geneigt.

Betty. Aber in ſo tiefer hatte ich Miß noch nie geſehen.

Sara. Sage es mir nur nicht. Ich werde dir gutherzigem Mädchen freylich zu ſchaffen gemacht haben.

Betty. Marwood ſelbſt, ſchien durch die Gefahr, in der ſie ſich befanden, gerührt zu ſeyn. So ſtark ich ihr auch anlag, daß ſie ſich nur fortbegeben möchte, ſo wollte ſie doch das Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis Sie die Augen ein wenig wieder aufſchlugen, und ich Ihnen die Arzeney einflöſſen konnte.

Sara. Ich muß es wohl gar für ein Glück halten, daß ich in Ohnmacht gefallen bin. — Denn wer weis, was ich noch von ihr hätte hören müſſen. Umſonſt mochte ſie mir gewiß nicht in mein Zimmer gefolgt ſeyn. Du glaubſt nicht, wie auſſer mir ich war. Auf einmal fiel mir der ſchreckliche Traum von voriger Nacht ein, und ich flohe als eine Unſinnige, die nicht weis warum und wohin ſie flieht. — Aber Mellefont kömmt noch nicht. — — Ach! —

Betty. Was für ein Ach, Miß? Was für Zuckungen? —

Sara. Gott, was für eine Empfindung war dieſes? —

Betty. Was ſtößt Ihnen wieder zu?

Sara. Nichts, Betty. — — Ein Stich, nicht ein Stich, tauſend feurige Stiche in einem. — — Sey nur ruhig; es iſt vorbey.

Zweyter Auftritt.

Norton. Sara. Betty.

Norton. Melleſont wird den Augenblick hier ſeyn.

Sara. Nun das iſt gut, Norton. Aber wo haſt du ihn noch gefunden?

Norton. Ein Unbekannter hat ihn bis vor das Thor mit ſich gelockt, wo ein Herr auf ihn warte, der in Sachen von der gröſten Wichtigkeit mit ihm ſprechen müſſe. Nach langen Herumführen hat ſich der Betrieger ihn von der Seite geſchlichen. Es iſt ſein Unglück, wo er ſich ertappen läßt; ſo wütend iſt Melleſont.

Sara. Haſt du ihm geſagt, was vorgegangen?

Norton. Alles.

Sara. Aber mit einer Art — —

Norton. Ich habe auf die Art nicht denken können. Genug, er weiß es, was für Angſt Ihnen ſeine Unvorſichtigkeit wieder verurſacht hat.

Sara. Nicht doch, Norton; ich habe mir ſie ſelbſt verurſacht. — —

Norton. Warum ſoll Mellefont niemals Unrecht haben? — — Kommen Sie nur, mein Herr, die Liebe hat Sie bereits entſchuldiget.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Norton. Sara, Betty.

Mellefont. Ach, Miß, wenn auch dieſe ihre Liebe nicht wäre — —

Sara. So wäre ich von uns beyden gewiß die Unglücklichſte. Iſt Ihnen in ihrer Abweſenheit nur nichts Verdrießlichers zugeſtoſſen, als mir, ſo bin ich vergnügt.

Mellefont. So gütig empfangen zu werden, habe ich nicht verdient.

Sara. Verzeihen Sie es meiner Schwachheit, daß ich Sie nicht zärtlicher empfangen kann. Bloß ihrer Zufriedenheit wegen wünſchte ich, mich weniger krank zu fühlen.

Mellefont. Ha, Marwood, dieſe Verrätherey war noch übrig! Der Nichtswürdige, der mich mit der geheimnißvollſten Mine aus einer Straſſe in die andre, aus einem Winkel in den andern führte, war gewiß nichts anders als ein abgeſchickter von ihr. Sehen Sie, liebſte Miß, dieſe Liſt wandte ſie an, mich von Ihnen zu entfernen. Eine plumpe Liſt, ohne Zweifel; aber eben weil ſie plump war, war ich weit davon entfernet, ſie dafür zu halten. Umſonſt muß ſie ſo treulos nicht geweſen ſeyn! Geſchwind, Norton, geh in ihre Wohnung; laß ſie nicht aus den Augen, und halte ſie ſo lange auf, bis ich nachkomme.

Sara. Wozu dieſes, Mellefont? Ich bitte für Marwood.

Mellefont. Geh!

(Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara. Mellefont. Betty.

Sara. Laſſen Sie doch einen abgematteten Feind, der den letzten fruchtloſen Sturm gewagt hat, ruhig abziehen. Ich würde ohne Marwood vieles nicht wiſſen — —

Mellefont. Vieles? Was iſt das viele?

Sara. Was ſie mir ſelbſt nicht geſagt hätten, Mellefont. — — Sie werden ſtutzig? — — Nun wohl ich will es wieder vergeſſen, weil Sie doch nicht wollen, daß ich es wiſſen ſoll.

Mellefont. Ich will nicht hoffen, daß Sie etwas zu meinem Nachtheile glauben werden, was keinen andern Grund hat, als die Eiferſucht einer aufgebrachten Verleumderin.

Sara. Auf ein andermal hiervon! — — Warum aber laſſen Sie es nicht das erſte ſeyn, mir von der Gefahr zu ſagen, in der ſich ihr koſtbares Leben befunden hat? Ich, Mellefont, ich würde den Stahl geſchliffen haben, mit dem Sie Marwood durchſtoſſen hätte — —

Mellefont. Dieſe Gefahr war ſo groß nicht. Marwood war von einer blinden Wuth umgetrieben, und ich war bey kaltem Blute. Ihr Angrif alſo mußte mißlingen — Wenn ihr ein andrer auf der Miß Sara gute Meinung von ihrem Mellefont nur nicht beſſer gelungen iſt? Faſt muß ich es fürchten — — Nein, liebſte Miß, verſchweigen ſie, mir es nicht länger, was Sie von ihr wollen erfahren haben.

Sara. Nun wohl. — — Wenn ich noch den geringſten Zweifel an ihrer Liebe gehabt hätte, Mellefont, ſo würde mir ihn die tobende Marwood benommen haben. Sie muß es gewiß wiſſen, daß ſie durch mich um das Koſtbarſte gekommen ſey; denn ein ungewiſſer Verluſt würde ſie bedächtiger haben gehen laſſen. – –

Mellefont. Bald werde ich alſo auf ihre blutdürſtige Eiferſucht, auf ihre ungeſtüme Frechheit, auf ihre treuloſe Liſt einigen Werth legen müſſen! — Aber, Miß, Sie wollen mir wieder ausweichen, und mir dasjenige nicht entdecken — —

Sara. Ich will es, und was ich ſagte war ſchon ein näherer Schritt dazu. Daß mich Mellefont alſo liebt, iſt unwiderſprechlich gewiß. Wenn ich nur nicht entdeckt hätte, daß ſeiner Liebe ein gewiſſes Vertrauen fehle, welches mir eben ſo ſchmeichelhaft ſeyn würde, als die Liebe ſelbſt. Kurz, liebſter Mellefont — — Warum muß mir eine plötzliche Beklemmung das Reden ſo ſchwer machen? Ich werde es ſchon ſagen müſſen, ohne viel die behutſamſte Wendung zu ſuchen, mit der ich es Ihnen ſagen ſollte. — — Marwood erwähnte eines Pfandes, und der ſchwatzhafte Norton — — Vergeben Sie es ihm nur — — nannte mir einen Namen, einen Namen, Mellefont, welcher eine andre Zärtlichkeit bey Ihnen rege machen muß, als Sie gegen mich empfinden —

Mellefont. Iſt es möglich? Hat die Unverſchämte ihre eigne Schande bekannt? — Ach, Miß, haben Sie Mitleiden mit meiner Verwirrung. — Da Sie ſchon alles wiſſen, warum wollen Sie es auch noch aus meinem Munde wiſſen? Sie ſoll nie vor ihre Augen kommen die kleine Unglückliche, der man nichts verwerfen kann, als ihre Mutter.

Sara. Sie lieben ſie alſo doch? —

Mellefont. Zu ſehr, Miß, zu ſehr, als daß ich es leugnen ſollte.

Sara. Wohl Mellefont. — — Wie ſehr liebe ich Sie, auch um dieſer Liebe willen. Sie würden mich empfindlich beleidiget haben, wenn Sie die Sympathie ihres Bluts, aus mir nachtheiligen Bedenklichkeiten, verleugnet hätten. Schon haben Sie mich dadurch beleidiget, daß Sie mir drohen, ſie nicht vor meine Augen kommen zu laſſen. Nein, Mellefont; es muß eine von den Verſprechungen ſeyn, die Sie mir vor den Augen des Höchſten angeloben, daß Sie Arabellen nicht von ſich laſſen wollen. Sie läuft Gefahr, in den Händen ihrer Mutter, ihres Vaters unwürdig zu werden. Brauchen Sie ihre Rechte über beyde und laſſen mich an die Stelle der Marwood treten. Gönnen Sie mir das Glück, mir eine Freundin zu erziehen, die Ihnen ihr Leben zu danken hat; einen Mellefont meines Geſchlechts. Glückliche Tage, wenn mein Vater, wenn Sie, wenn Arabella, meine kindliche Ehrfurcht, meine vertrauliche Liebe, meine ſorgſame Freundſchaft um die Wette beſchäftigen werden! Glückliche Tage! Aber ach! — — ſie ſind noch fern in der Zukunft. — — Doch vielleicht weis auch die Zukunft nichts von ihnen, und ſie ſind bloß in meiner Begierde noch Glück! — Empfindungen, Mellefont, nie gefühlte Empfindungen wenden meine Augen in eine andre Ausſicht! Eine dunkle Ausſicht in ehrfurchtsvolle Schatten! — — Wie wird mir? — (indem ſie die Hand vors Geſicht hält.)

Mellefont. Welcher plötzliche Uebergang von Bewunderung zum Schrecken! — — Eile doch Betty! Schaffe doch Hülfe! — Was fehlt Ihnen, großmüthige Miß! Himmliſche Seele! Warum verbirgt mir dieſe neidiſche Hand (indem er ſie weg nimmt) ſo holde Blicke? — — Ach es ſind Minen, die den grauſamſten Schmerz, aber ungern, verrathen! — — Und doch iſt die Hand neidiſch, die mir dieſe Mienen verbergen will. Soll ich ihre Schmerzen nicht mit fühlen, Miß? Ich Unglücklicher, daß ich ſie nur mit fühlen kann? — — Daß ich ſie nicht allein fühlen ſoll? — — So eile doch Betty — —

Betty. Wohin ſoll ich eilen? —

Mellefont. Du ſiehſt und fragſt? — — nach Hülfe!

Sara. Bleib nur! — Es geht vorüber. Ich will Sie nicht wieder erſchrecken, Mellefont.

Mellefont. Betty, was iſt ihr geſchehen? — Das ſind nicht bloſſe Folgen einer Ohnmacht. —

Fünfter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara. Betty.

Mellefont. Du kömmſt ſchon wieder Norton? Recht gut! Du wirſt hier nöthiger ſeyn.

Norton. Marwod iſt fort — —

Mellefont. Und meine Flüche eilen ihr nach! — Sie iſt fort? — Wohin? — Unglück und Tod, und wo möglich, die ganze Hölle möge ſich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre der Himmel auf ſie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verſchlingen! — —

Norton. So bald ſie in ihre Wohnung zurück gekommen, hat ſie ſich mit Arabellen und ihrem Mädchen in den Wagen geworfen, und die Pferde mit verhängtem Zügel davon eilen laſſen. Dieſer verſiegelte Zettel iſt von ihr an Sie zurück geblieben.

Mellefont. (indem er den Zettel nimt) Er iſt an mich. — — Soll ich ihn leſen, Miß?

Sara. Wenn Sie ruhiger ſeyn werden, Mellefont.

Mellefont. Ruhiger? Kann ich es werden, ehe ich mich an Marwood gerächet, und Sie, theuerſte Miß, auſſer Gefahr weiß?

Sara. Laſſen Sie mich nichts von Rache hören. Die Rache iſt nicht unſer! — Sie erbrechen ihn doch? —— Ach, Mellefont, warum ſind wir zu gewiſſen Tugenden bey einem geſunden und ſeine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bey einem ſiechen und abgematteten aufgelegt? Wie ſauer werden Ihnen Gelaſſenheit und Sanftmuth, und wie unnatürlich ſcheint mir des Affects ungeduldige Hitze! —— Behalten Sie den Inhalt nur vor ſich.

Mellefont. Was iſt es für ein Geiſt, der mich Ihnen ungehorſam zu ſeyn zwinget? Ich erbrach ihn wider Willen, —— wider Willen muß ich ihn leſen.

Sara. (indem Mellefont vor ſich lieſet.) Wie ſchlau weis ſich der Menſch zu trennen und aus ſeinen Leidenſchaften ein von ſich unterſchiedenes Weſen zu machen, dem er alles zur Laſt legen könne, was er bey kaltem Blute ſelbſt nicht billiget —— Mein Salz, Betty! Ich beſorge einen neuen Schreck, und werde es nöthig haben. —— Siehſt du, was der unglückliche Zettel für einen Eindruck auf ihn macht! —— Mellefont! —— Sie gerathen auſſer ſich! —— Mellefont! —— Gott! er erſtarrt! —— Hier, Betty! Reiche ihn das Salz! — Er hat es nöthiger, als ich.

Mellefont. (der die Betty damit zurück ſtößt) Nicht näher Unglückliche! — Deine Arzeneyen ſind Gift! —

Sara. Was ſagen Sie! — Beſinnen Sie ſich! Sie verkennen ſie!

Betty. Ich bin Betty, nehmen Sie doch.

Mellefont. Wünſche dir, Elende, daß du es nicht wäreſt! —— Eile! Fliehe! ehe, du in Ermanglung des ſchuldigern, das ſchuldige Opfer meiner Wuth wirſt!

Sara. Was für Reden! —— Mellefont, liebſter Mellefont —

Mellefont. Das letzte liebſter Mellefont aus dieſem göttlichen Munde, und denn ewig nicht mehr! — — Zu ihren Füſſen, Sara — (indem er ſich niederwirft) — — Aber was will ich zu ihren Füſſen? (und wieder aufſpringt.) Entdecken? Ich Ihnen entdecken? — — Ja, ich will Ihnen entdecken, Miß, daß Sie mich haſſen werden, daß Sie mich haſſen müſſen. — — Sie ſollen den Inhalt nicht erfahren; nein von mir nicht! — Aber Sie werden ihn erfahren — Sie werden — — Was ſteht ihr noch hier, müßig und angeheftet? Lauf Norton, bringe alle Aerzte zuſammen! Suche Hülfe, Betty! Laß die Hülfe ſo wirckſam ſeyn als deinen Irrthum! — — Nein! bleibt hier! Ich gehe ſelbſt. —

Sara. Wohin, Mellefont? Nach was für Hülfe? Von welchem Irrthume reden Sie?

Mellefont. Göttliche Hülfe, Sara, oder unmenſchliche Rache! — Sie ſind verlohren, liebſte Miß! auch ich bin verlohren! — — Das die Welt mit uns verlohren wäre! —

Sechſter Auftrit.

Sara. Norton. Betty.

Sara. Er iſt weg? — Ich bin verlohren? Was will er damit? Verſtehest du ihn Norton? — Ich bin krank, ſehr krank; aber ſetze das äuſſerſte, daß ich ſterben müſſe; bin ich darum verlohren? Und was will er denn mit dir, arme Betty? — Du ringſt die Hände? Betrübe dich nicht; du haſt ihn gewiß nicht beleidiget; er wird ſich wieder beſinnen. — Hätte er mir doch gefolgt, und den Zettel nicht geleſen! Er konnte es ja wohl denken, daß er das letzte Gift der Marwood enthalten müſſe.

Betty. Welche ſchreckliche Vermuthung! — Nein; es kann nicht ſeyn; ich glaube es nicht — —

Norton. (welcher nach der Sceene zugegangen) Der alte Bediente ihres Vaters, Miß.

Sara. Laß ihn herein kommen, Norton — —

Siebender Auftritt.

Waitwell. Sara. Betty. Norton.

Sara. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

Waitwell. Und noch mehr!

Sara. Gefährlich krank? — — Ich ſchlieſſe es mehr aus der ungeſtümen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle — — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklichen Vater abreiſen müßteſt, Waitwell? — — Laß uns das beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht

leicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Jetzo möchte ich es nicht im Stande ſeyn. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. — — Wenn der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder — Du biſt ein alter Mann, Waitwell, und kannſt von deinem letzten Auſtritte nicht weit mehr entfernt ſeyn. Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes ſind, — — ſo ſind die Annähernngen des Todes ſo bitter nicht, — — Ach! — — Kehre dich nicht an dieſes Ach! Ohne alle unangenehmer Empfindung kann es freylich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Menſch nicht ſeyn; unleidlich muß er nicht ſeyn — Aber, Betty, warum hörſt du noch nicht auf, dich ſo untröſtlich zu bezeigen?

Betty. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus ihren Augen entfernen darf.

Sara. Geh nur.; ich weis wohl, es iſt nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu ſeyn. Waitwell ſoll bey mir bleiben. Auch du Norton, wirſt mir einen Gefallen erweiſen, wenn du dich nach deinen Herrn umſiehſt. Ich ſehne mich nach ſeiner Gegenwart.

Betty. (im abgehn.) Ach, Norton, ich nahm die Arzeney aus den Händen der Marwood.

Erſter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Sara. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bey mir bleiben willſt, ſo laß mich kein ſo wehmüthiges Geſichte ſehen. Du verſtummſt? — — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, ſprich von meinem Vater. Wiederhohle mir alles, was du mir vor einigen Stunden tröſtliches ſagteſt.

Wiederhohle mir, daß mein Vater verſöhnt iſt, und mir vergeben hat. Wiederhole es mir und füge hinzu, daß der ewige himmliſche Vater nicht grauſamer ſeyn könne. — — Nicht wahr, ich kann hierauf ſterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in dieſe Umſtände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgeſehen haben? Ich würde verzweifelt ſeyn, Waitwell. Mit dem Haß desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider ſeine Natur handelt, wenn er uns haſſen muß — Was für ein Gedanke! Sage ihm, daß ich in den lebhafteſten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe geſtorben ſey. Sage ihm — — Ach, daß ich es ihm nicht ſelbſt ſagen ſoll, wie voll mein Herz von ſeine Wohlthaten iſt. Das Leben war derſelben geringſte! Wie ſehr wünſchte ich, den ſchmachtenden Reſt zu ſeinen Füßen aufgeben zu können!

Waitwell. Wünſchen Sie wirklich, Miß, ihn zu ſehen?

Sara. Endlich ſprichſt du, um an meinem ſehnlichſten Verlangen, an meinem lezten Verlangen zu zweifeln.

Waitwell. Wo ſoll ich die Worte finden, die ich ſchon ſo lange ſuche? Eine plözliche Freude iſt ſo gefährlich, als ein plözlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzugewaltſamen Eindrucke, den ſein unvermutheter Anblick auf einen ſo zärtlichen Geiſt machen möchte.

Sara. Wie meinſt du das? Weſſen unvermutheter Anblick — —

Waitwell. Der gewünſchte, Miß! — — Faſſen Sie ſich!

Neunter Auftritt.

Sir Sampſon. Sara. Waitwell.

Sampſon. Du bleibſt mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß ſie ſehen.

Sara. Weſſen Stimme — —

Sampſon. Ach, meine Tochter!

Sara. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu ſeinen Füſſen werfen kann. (Sie will aufſtehen, und fällt aus Schwachheit in den Lehnſtuhl zurück) Er iſt es doch! Oder iſt eine erquickende Erſcheinung, vom Himmel geſandt, gleich jenem Engel, der den Starcken zu ſtärken kam? — — Segne mich, wer du auch ſeyſt, ein Bothe des Höchſten, in der Geſtalt meines Vaters, oder ſelbſt mein Vater!

Sampſon. Gott ſegne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig. (indem ſie es nochmals verſuchen will vor ihm niederzufallen) Ein andermal, bey mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern, mein zitterndes Knie umfaſſen ſehen.

Sara. Jezt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr ſeyn! Zu glücklich, wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfodert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter, einem beleidigten, einem groſmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kann. Mein Fehler, ihre Vergebung — —

Sampſon. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Wenn du mich an mein Vergeben erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſetzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Jezt könnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilt wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrognen Herzens zurückgeblieben ſeyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſeyn wollte, ehe ich dir die meinige wieder ſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebſte Sara, tadle mich; ich ſahe mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — — Und wenn ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude? — Aber wer ſagt es denn, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben? du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr gröſſer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt Aerzte aufzuſuchen, die er in dieſem armſeligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich ſahe ſeine ſtürmiſche Angſt, ſeine hofnungsloſe Betrübniß, ohne von ihm geſehen zu werden. Nun weis ich es, daß er dich aufrichtig liebet; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten, und deine Hand in ſeine Hand legen. Was ich ſonſt nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gerne, da ich ſehe, wie theuer du ihm biſt. — — Iſt es wahr, daß es Marwood ſelbſt geweſen iſt, die dir dieſes Schrecken verurſacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verſtehen können, und mehr nicht. — — Doch was forſche ich nach den Urſachen deiner Unpäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel, ihr abzuhelfen, bedacht ſeyn ſollte. Ich ſehe du wirſt von Augenblick zu Augenblick ſchwächer, ich ſeh es und bleibe hülflos ſtehen. Was ſoll ich thun, Waitwell? Wohin ſoll ich lauffen? Was ſoll ich daran wenden? Mein Vermögen? Mein Leben? Sage doch?

Sara. Beſter Vater, alle Hülfe würde vergebens ſeyn. Auch die unſchätzbarſte würde vergebens ſeyn, die Sie mit ihrem Leben für mich erkaufen wollten.

Zehnter Auftritt.

Mellefont. Sara. Sir Sampſon. Waitwell.

Mellefont. Ich wag es, den Fuß wieder in dieſes Zimmer zu ſetzen? Lebt ſie noch?

Sara. Treten ſie näher, Mellefont.

Mellefont. Ich ſollte ihr Angeſicht wieder ſehen? Nein, Miß; ich komme ohne Troſt, ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — — Aber wen ſeh ich? Sie, Sir? Unglücklicher Vater! Sie ſind zu einer ſchrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu ſpät, ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — —

ſich gerächet zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpät gekommen ſeyn.

Sampſon. Erinnern Sie ſich, Melleſont, in dieſem Augenblicke nicht, daß wir Feinde geweſen ſind! Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattin erhalten haben.

Melleſont. Machen Sie mich zu Gott, und wiederholen Sie dann ihre Foderung. — — Ich habe Ihnen, Miß, ſchon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müſſen ſterben. Und wiſſen Sie, durch weſſen Hand Sie ſterben?

Sara. Ich will es nicht wiſſen, und es iſt mir ſchon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

Mellefont. Sie müſſen es wiſſen, denn
wer könnte mir dafürſtehen, daß Sie nicht
falſch argwohnten? Diß ſchreibet Marwood.
(er lieſet) "Wenn Sie dieſen Zettel
"leſen werden, Mellefont, wird ihre
"Untreue in dem Anlaſſe derſelben ſchon
"beſtraft ſeyn. Ich hatte mich ihr entdeckt,
"und vor Schrecken war ſie in Ohnmacht
"gefallen. Betty gab ſich alle Mühe,
"ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen.
"Ich ward gewahr, daß ſie ein Cordialpulver
"bey Seite legte, und hatte den
"glücklichen Einfall, es mit einem Giftpulver
"zu vertauſchen. Ich ſtellte mich
"gerührt und dienſtfertig und machte es
"ſelbſt zurechte. Ich ſah es ihr geben,
"und gieng triumphirend fort. Rache
"und Wuth haben mich zu einer Mörderin
"gemacht; ich will aber keine von den
"gemeinen Mörderinnen ſeyn, die ſich
"ihre

"ihrer That nicht zu rühmen wagen. Ich "bin auf dem Wege nach Dover; Sie "können mich verfolgen, und meine eigne "Hand wider mich zeugen laſſen. Komme "ich unverfolgt in den Hafen, ſo will ich "Arabellen unverletzt zurücklaſſen. Bis "dahin aber werde ich ſie als einen Geiſ"ſel betrachten.„ Marwood. — — Nun wiſſen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieſes Papier. Sie müſſen die Mörderin zur Strafe ziehen laſſen, und dazu iſt es ihnen unentbehrlich. — Wie erſtarrt er da ſteht!

Sara. Geben Sie mir dieſes Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (er giebt es ihr, und ſie ſieht es einen Augenblick an) Werde ich ſo viel Kräfte noch haben? (ſie zerreißt es)

Mellefont. Was machen Sie, Miß!

Sara. Marwood wird ihrem Schickſale

nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater ſollen ihre Ankläger werden. Ich ſterbe, und vergebe es der Hand, durch die mich Gott heimſucht. — — Ach mein Vater, welcher finſtere Schmerz hat ſich ihrer bemächtiget? — — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen iſt, wie ſchuldig werde ich in jener Welt erſcheinen! — — Wenn ich hoffen dürfte, liebſter Vater, daß Sie einen Sohn, anſtatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn ſie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müſſen Sie zurückholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — — Da mich mein Vater liebt, warum ſoll es mir nicht erlaubt ſeyn, mit ſeiner Liebe, als mit einem Erbtheile umzugehen! Ich vermache dieſe väterliche Liebe Ihnen und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundin, aus deren Beyſpiele ſie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu ſeyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchſten zu richten wagen? — Tröſte deinem Herrn, Waitwell. Doch auch du ſtehſt in einem troſtloſen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verliereſt? — —

Sampſon. Wir ſollten dir Muth einſprechen und dein ſterbendes Auge ſpricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdiſche Tochter, ſchon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geiſt, auf welchen alle Segen des Himmels herabſtröhmen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles menſchliche ſo weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts ſo gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der letzte meines Lebens ſey.

Sara. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beyſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken — — Wem flieſſen dieſe Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchrecklich, als die ſtumme Verzeiflung. Entreiſſen Sie ſich ihr, Meleſont! — — Mein Auge bricht — — Dieß war der letzte Seufzer! — — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen.

Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchuldiget wird. — — Der Augenblick iſt da! Mellefont — mein Vater —

Mellefont. Sie ſtirbt! — Ach, dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen, (indem er zu ihren Füſſen fällt) — — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Eine gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (ſteht auf) — Nun iſt ſie todt, Sir! nun hört ſie uns nicht mehr; nun verfluchen Sie mich! Laſſen Sie ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müſſe keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müſſe gedoppelt erfüllt werden! Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts als Mellefont! Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die ſie in ihm zu ſchonen Urſach hätten. — — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen ſollen! Das iſt ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach Sir! — Wie ſoll ich ihre Wuth beſſer reitzen? Dieſe blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrne Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte ſie ſterben! — — Sie machen mich mit ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hören, daß Sie Vater ſind.

Sampſon. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu ſehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

Mellefont. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſeyn. — — Sehen Sie, Sir, (indem er den Dolch aus dem Buſen zieht) dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich ſie entwafnen. Wenn ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wäre, ſo lebte Sara noch. Sie hätten ihre Tochter noch, und hätten Sie ohne Mellefont. — Es ſtehet bey mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — — das ſteht bey mir! (er erſticht ſich, und fällt an dem Stuhle der Sara nieder.)

Sampſon. Halte ihn, Waitwell! — — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

Melleſont. (ſterbend) Ich fühl es — daß ich nicht fehl geſchloſſen habe! — Wollen Sie mich nun ihren Sohn nennen, Sir, und mir als dieſem die Hand drücken, ſo ſterb ich zufrieden. (Sampſon umarmt ihn) — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die ſterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für Sie bitten — aber ſie iſt der Marwood Kind ſowohl, als meines. — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade, o Schöpfer, Gnade! —

Sampſon. Wenn fremde Bitten jetzt kräftig ſind, Waitwell, ſo laßt uns ihm dieſe Gnade erbitten helfen! Er ſtirbt! Ach, er war unglücklicher als laſterhaft. — —

Eilfter Auftritt.

Norton. Die Vorigen.

Norton. Aerzte, Sir. —

Sampſon. Wenn ſie Wunder thun können, ſo laß ſie herein kommen! — Laß mich nicht länger, Waitwell, bey dieſem tödtenden Anblicke verweilen. Ein Grab ſoll beyde umſchlieſſen. Komm, ſchleunige Anſtalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie ſey, wer ſie ſey; ſie iſt ein Vermächtniß meiner Tochter! (Sie gehen ab, und das Theater fällt zu.)

Ende des Bürgerlichen Trauerſpiels.

Friedrichs von Logau
Sinngedichte.
Zwölf Bücher.

Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters
herausgegeben
von
C. W. Ramler und G. E. Leſſing.

Mit allergnädigſten Privilegien.

Leipzig 1759.
In der Weidmanniſchen Buchhandlung.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorrede.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter dem Namen Salomon von Golau, deutſcher Sinngedichte drey Tauſend herausgegeben hat, iſt mit allem Rechte für einen von unſern beſten Opitziſchen Dichtern zu halten; und dennoch zweifeln wir ſehr, ob er vielen von unſern Leſern weiter als dem Namen nach bekannt ſeyn wird.

Wir können uns dieſes Zweifels wegen auf verſchiedene Umſtände berufen. Ein ganzes Jahrhundert, und drüber, haben ſich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieſes Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er alſo noch ſeyn? Und wenn ſelbſt **Wernike** keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu ſchreiben; wenn er dem Urtheile ſeines Lehrers, des berühmten **Morhofs**, daß insbeſondere die Deutſche Sprache, ihrer vielen Umſchweife wegen, zu dieſer Gattung von Gedichten nicht bequem zu ſeyn ſcheine, kein Beyſpiel entgegen zu ſtellen weis: ſo kann er unſern **Logau**, ſeinen beſten, ſeinen einzigen Vorgänger, wohl ſchwerlich gekannt haben. Iſt er aber ſchon damals in ſolcher Vergeſſenheit geweſen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus geriſſen? Ein **Meiſter**, oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beyſpiele aus ihm anführen, aber ſo unglückliche Beyſpiele, daß ſie unmöglich einem Leſer können Luſt gemacht haben, ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu ſollten uns die Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis.

Was man mit beſſerm Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umſtändliche Lebensbeſchreibung dieſes würdigen Mannes. Und wie ſehr würden wir uns freuen, wenn wir dieſer Erwartung ein Genügen leiſten könnten! So aber ſind alle unſere Nachforſchungen nur ſchlecht belohnt worden; und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geſchlecht derer von **Logau**, oder **Logaw**, iſt eines von den älteſten adlichen Geſchlechtern Schleſiens. Ihr Stammhaus, Altendorf, liegt in dem Fürſtenthum Schweidnitz. Chr. Gryphius ſagt, es ſey aus Böhmiſchen oder Schleſiſchen Geſchichtſchreibern zu erweiſen, daß ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte Freyherren von Logau, unter den Kayſern Carl dem fünften, und Ferdinand dem erſten, anſehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des erſtern George von Logau auf Schlaupitz, einer der beſten lateiniſchen Dichter ſeiner Zeit, dem wir die erſte Ausgabe des Gratius und Nemeſianus zu danken haben. Desgleichen beſaß um eben dieſe Zeit Caſpar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedachtem George verſchiedentlich verwechſeln, den biſchöflichen Stul zu Breßlau.

Unſer Friedrich von Logau, ward, zu Folge ſeiner Grabſchrift, die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahres 1604 gebohren. Seine Aeltern und den Ort ſeiner Geburt finden

den wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von ſeiner Erziehung, wo er ſtudiret, ob er gereiſet u. ſ. w. Wir finden ſeiner nicht eher als in Dienſten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, **Ludewigs** des Vierten, gedacht.

Man beliebe ſich aus der Geſchichte zu erinnern, daß Johann Chriſtian, Herzog von Brieg, drey Söhne hinterließ, die nach ſeinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinſchaftlich beſaßen, doch ſo, daß jeder von ihnen ſeine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweyten, des gedachten **Ludewigs**, befand ſich unſer von **Logau**. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, George Rudolph, ſtarb, und die Fürſtenthümer Liegnitz und Wohlau an ſie fielen, fanden ſie das Jahr darauf für gut, ſich durch das Loos aus einander zu ſetzen. **Ludewig** bekam Liegnitz, wohin er nunmehr ſeinen Sitz verlegte, und ſeinen **Logau** als Canzeleyrath mit ſich nahm.

Die Liebe zur Poeſie muß ſich zeitig bey ihm geäußert haben. Er ſagt uns in einem von ſeinen Sinngedichten ſelbſt, daß er in ſeiner Jugend verliebte Gedichte geſchrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm ſeine Geſchäffte allzukurze Erhohlungen, als daß er ſich in größern Gedichten, als das kleine Epigramma iſt, hätte verſuchen können. Unterdeſſen hat er es in dieſer geringern Gattung ſo weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es iſt unwiderſprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionyſius Cato beſitzen.

Er gab anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er ſelbſt ſagt, wohl aufgenommen worden. Wir haben ſie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob ſie gar mehr in der Welt iſt? Die vollſtändige Sammlung, die den ſchon erwähnten Titel: Salomons von Golau deutſcher Sinngedichte drey Tauſend führet, iſt zu Breßlau, in Verlag Caſpar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ohngefähr drey Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darinn ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 geweſen ſeyn, welches ſich aus verſchiednen Sinngedichten ſchließen läßt, und von den Bücherkennern beſtätiget wird. Da unterdeſſen Sinapius ſagt, daß Logau ſeine Sinngedichte im Jahr 1638 herausgegeben habe, ſo wird man dieſes nicht unwahrſcheinlich von der erſten kleinen Sammlung verſtehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648, unter dem Namen des **Verkleinernden** aufgenommen ward. Wenn der Sproſſende, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die ſich durch Schriften gezeiget haben, ſo iſt dieſes wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum ſeine Sinngedichte ſehr bald vergeſſen hat.

Er ſtarb zu Liegnitz, den fünften Julius im Jahr 1655, und hinterließ aus einer zweyten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieſes der Freyherr Balthaſar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenſtein, und der Mäcen des jüngern Gryphius.

3553

Wir wollen nunmehr von unſrer neuen Ausgabe das Nöthige ſagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unſers Logau beläuft ſich, außer einigen eingeſchobenen größern Poeſien, auf drey tauſend, fünfhundert und drey und funfzig, indem zu dem zweyten und dritten Tauſend noch Zugaben und Anhänge gekommen ſind. Iſt es wahrſcheinlich, iſt es möglich, daß ſie alle gut ſeyn können? Unſere wahre Meynung zu ſagen, dieſe ungeheuere Menge iſt vielleicht eine von den vornehmſten Urſachen, warum der ganze Dichter vernachläßiget worden iſt. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch ſiebenmal aufſchlug,

ſchlug, und ſiebenmal etwas ſehr mittelmäßiges fand.

Wir ließen es alſo unſere erſte Sorge ſeyn, ihn dieſes nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn faſt auf ſein Drittheil herabgeſetzt; und das iſt unter allen Nationen, immer ein ſehr vortrefflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt. Deßwegen wollen wir aber nicht ſagen, daß alle beybehaltenen Stücke, Meiſterſtücke ſind; genug, daß in dem unbeträchtlichſten noch ſtets etwas zu finden ſeyn wird, warum es unſerer Wahl werth geweſen. Iſt es nicht allezeit Witz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung, und dergleichen. Auch wird das ſchlechteſte noch immer dazu dienen, dem Leſer zu zeigen, wie wenig er den Verluſt der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es iſt uns ein Exemplar unſers Dichters zu Händen gekommen, das ſich aus der Stolliſchen Bibliothek herſchreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche,

türliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören ſtärkere Beweiſe, und wir wollen es alſo nicht behaupten. Unterdeſſen haben wir doch für gut befunden, einige von dieſen Aenderungen anzunehmen, und einige, ihnen zu Folge, ſelbſt zu wagen. Der Leſer ſtößt nirgends ſo ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz iſt, als daß man die Unebenheiten darinn überſehen könnte.

Wir ſind uns bewußt, daß wir durch dieſe wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringſten moderner gemacht haben; wir ſind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzuweit unter ſeiner eignen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdann in dem Geiſte ſeiner eignen Sprache zu thun geſucht.

Wie groß unſere Hochachtung für dieſe ſeine alte Sprache iſt, wird man aus unſern Anmerkungen darüber, die wir in Geſtalt eines Wörterbuchs dem Werke beygefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unſere guten Schriftſteller, würden, ohne Zweifel, der erſte nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unſrer Sprache ſeyn. Wir haben die Bahn hierinn, wo nicht brechen, doch wenigſtens zeigen wollen.

Endlich können wir unſern Leſern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unſerm Logau unternommen gehabt. Er hat nehmlich (1702) S. v. G. auferweckte Gedichte herausgegeben. Dieſer Titel iſt der letzte unwiderſprechlichſte Beweis, daß dieſe Sinngedichte damals ſchon begraben geweſen ſind. Allein dieſer Ungenannte war vielleicht Schuld, daß unſer Logau noch tiefer in die Vergeſſenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil ſeiner Gedichte, welchen man, ohne Wahl, auferweckt hat, iſt nicht allein mit unendlich ſchlechten und pöbelhaften Stücken vermiſcht worden; ſondern die Logauiſchen ſelbſt ſind dergeſtalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetiſcher Name, eine jede gute Eigenſchaft des Dichters, ja oft der Menſchenverſtand ſelber verloren gegangen iſt. Wir führen keine Exempel an, um unſern Leſern den Ekel zu erſparen.

Werden die Liebhaber der Poeſie an unſerm alten Dichter, einigen Geſchmack finden: ſo freuen wir uns, daß dadurch die Beſchuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichſchönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewiſſen Seite übertrieben iſt.

Berlin
den 5ten May
1759.

Die Herausgeber.

Sinngedichte.

Erſtes Buch.

(1)

Von meinem Buche.

Daß mein Buch, ſagt mir mein Muth,
Noch ganz böſe, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß Geſundes liegen,
Und das Faule findet man;
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden,
Und Geſundes abgeſchieden.

(2)

Der May.

Dieſer Monath iſt ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß ſie jetzo ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

(3)

Steuer.

Wo Venus weiland ſaß und den Adonis küßte,
Wuchs Gras und Blum hervor, war gleich die Gegend wüſte.
Wo Bacchus weiland gieng, da wuchſen lauter Reben,
Und jeder dürre Strauch muſt eitel Trauben geben.
Kanns nicht die Steuer auch? Ein wohlverſteurter Grund
Soll geben deſto mehr, je mehr er wüſte ſtund.
Wer weiß ob jenes war; wer weiß ob dieß kann ſeyn?
Dort glaube wer da will; hier giebts der Augenſchein.

(4)

Ueber das Fieber einer fürſtlichen Perſon.

Unſre Fürſtinn lieget krank. Venus hat ihr dieß beſtellt,
Die, ſo lange jene blaß, ſich für ſchön nun wieder hält.

(5)

Schlachten.

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzigtauſend Mann.
Was Hannibal gekennt, iſt keiner, der es kann?
Es iſt ja unſer Mars zum Schießen abgericht?
O, ſchießen kann er zwar — ſtehn aber will er nicht.

(6)

Grabſchrift eines lieben Ehegenoſſen.

Leſer, ſteh! Erbarme dich dieſes bittern Falles!
Außer Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir Alles.

(7)

Hoffnung.

Auf was Gutes, iſt gut warten:
Und der Tag kömmt nie zu ſpat,
Der was Gutes in ſich hat.
Schnelles Glück hält ſchnelle Fahrten.

(8)

Spanien.

Spanien liegt, wie ein Säugling, an der Oſt- und Weſtenbruſt
Indiens; wie viele Länder hätten zu der Speiſe Luſt!

(9)

Junger Rath.

Bey Hofe gilt der junge Rath, als wie ein junger Wein;
Wiewohl er Darmgicht gerne bringt, doch geht er lieblich ein.

(10)

Auf den Thraſo.

Thraſo rühmte ſeine Wunden,
Die er im Geſicht empfunden,
Als er rüſtig, wie ein Held,
Sich vor ſeinen Feind geſtellt.
Ey! ſagt' einer, daß dir nicht
Dieſes mehr ſchimpft dein Geſicht,
So enthalt dich, wenn du fliehſt,
Daß du nicht zurücke ſiehſt!

(11)

Eine Schönhäßliche.

Ich kenn ein Frauenbild, das wäre völlig ſchön,
Nur daß der Schönheit Stück' in falſcher Ordnung ſtehn.

(12) Frey

(12)

Frey leben, gut leben.

Wer andern lebt, lebt recht; wer ihme lebt, lebt gut:
Weil jener andern wohl, ihm übel der nicht thut.
Wohl dieſem, dem zugleich die Freyheit iſt gegeben,
Bald recht, bald gut, wann, wie und wem er will, zu leben!

(13)

Auf einen glücklichen Schelm.

Dir ſey, ſagſt du, bald gewährt,
Was du kannſt und magſt verlangen:
Schade, daß du nie begehrt,
Daß du möchtſt — am Galgen hangen!

(14)

Von Jobs Weibe.

Wie kam es, daß, da Job ſonſt alles eingebüßet,
Was ihm ergetzlich war, er nicht ſein Weib gemiſſet?
Es ſteht nicht deutlich da, warum ſie übrig blieb;
Allein ich ſchließe faſt — er hatte ſie nicht lieb.

(15)

Die unartige Zeit.

Die Alten konnten fröhlich ſingen
Von tapfern deutſchen Heldendingen,
Die ihre Väter ausgeübet.
Wo Gott, nach uns, ja Kinder giebet,
Die werden unſrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht beſingen können.

(16)

Auf einen Ehrgeizigen.

Alle Menſchen gönnen dir, daß du mögeſt Cäſar werden:
Doch mit drey und zwanzig Wunden niederliegend auf der Erden.

(17)

Auf den Glorilus.

Ihr rühmt die kühne Fauſt? Ey rühmt den ſchnellen Fuß,
Der mir, ſagt Glorilus, die Fauſt erhalten muß.

(18)

Tod und Schlaf.

Tod iſt ein langer Schlaf; Schlaf iſt ein kurzer Tod:
Die Noth die lindert der, und jener tilgt die Noth.

(19)

Eine Heldenthat.

O That, die nie die Welt, dieweil ſie ſteht, geſehen!
O That, die, weil die Welt wird ſtehn, nie wird geſchehen!
O That, die Welt in Erz und Zedern billig ſchreibt,
Und, wie ſie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, vor der hinfort die allerkühnſten Helden,
Was ihre Fauſt gethan, ſich ſchämen zu vermelden!
Vor der Achilles ſtarrt, vor der auch Hektor ſtutzt,
Und Herkules nicht mehr auf ſeine Keule trutzt!
Hört! ſeht! und ſteigt empor! Macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreyßig Reiter,
Die greifen kühnlich an — ein wüſtes Gärtnerhaus,
Und ſchmeißen Ofen ein, und ſchlagen Fenſter aus.

(20)

Lebensbedürfniß.

Was thut und duldet nicht der Menſch um gut Gemach,
Wiewohl er mehr nicht darf, als Waſſer, Brodt, Kleid, Dach!

(21)

Krieg und Wein.

Soldaten und der Wein, wo die zu Gaſte kommen,
Da iſt Gewalt und Recht dem Wirthe bald benommen.
Der Wirth wirft dieſen zwar zum Hauſe leicht hinaus,
Jen' aber räumen weg den Wirth und auch ſein Haus.

(22)

Trauen.

Einem trauen, iſt genug:
Keinem trauen, iſt nicht klug:
Doch iſts beſſer, keinem trauen,
Als auf gar zu viele bauen.

(23)

Wittwenſchaft.

Als Pallas ward von Troja weggenommen,
Iſt Troja bald in ſein Verderben kommen:
Ein Haus, woraus ein redlich Weib verſchieden,
Bleibt von dem Glücke mehrentheils vermieden.

(24) Wahl

(24)

Wahl eines Freundes.

Der ſey dir nicht erkieſt,
Wer Freund ihm ſelbſt nicht iſt:
Wer Freund ihm ſelbſt nur iſt,
Der ſey dir nicht erkieſt.

(25)

Verleumder.

Wer ſchmäht, und Schmähung hört, dem ſey zur Straf erkohren,
Daß der werd an der Zung, und der gehenkt an Ohren.

(26)

Steuer.

Wie weiſe man den Salomo ſonſt achtet,
So hat er doch nicht alles recht betrachtet,
Weil er der Dinge Zahl, die nimmer ſatt,
Die Steuer nicht noch beygeſetzet hat.

(27)

Geſtorbene Redlichkeit.

Man lobt die Redlichkeit, ſieht aber keine nicht.
Die Todten iſt man auch zu loben noch verpflicht.

(28)

Uebereiltes Freyen.

Leicht iſt Liebe zu bekommen;
Leicht iſt auch ein Weib genommen:
Die bekommen bald zur Stund',
Das genommen ohne Grund,
Heißt zur Reue die bekommen,
Heißt zur Strafe das genommen.

(29)

Das Land in der Stadt.

Wer nach dem Lande jetzt will auf dem Lande fragen,
Der irrt. Mars hat das Land längſt in die Stadt getragen.

(30)

Johannes der Täufer.

Nicht recht! nicht recht! würd' immer ſchreyn
Johannes, ſollt er wieder ſeyn.
Doch käm er, rieth ich, daß er dächte,
Wie viel er Köpf in Vorrath brächte.

(31)

Bilder.

Wo Bilder in der Kirch ein Aergerniß gebären,
So muß man Kirchengehn auch ſchönen Weibern wehren.

(32)

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwey ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur ſtehet, nieder.
Jener führet dieſen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen,
Jener ſchon genug gethan,
Lernt man dieſen erſt recht kennen:
Denn er iſt ſo raſend kühn,
So ergrimmt und ſo vermeſſen,
Daß er, wenn ſonſt alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu freſſen.

(33)

Auf den Lindus.

Lindus ward einſt im Gelag oft mit Worten angeſtochen,
Gleichwohl aber hat er ſich noch mit Wort noch That gerochen:
Sondern gieng zur Stub hinaus, kam bald wiederum herein,
Sprach: ich hielt nur Rath mit mir, ob ich wollte böſe ſeyn.

(34)

Mäßigkeit.

Mein Tiſch der darf mich nicht um Ueberſatz verklagen:
Der Gurgel eß ich nicht, ich eſſe nur dem Magen.

(35)

Glücke wäget die Freunde.

Böſes Glück hat dieſe Güte,
Daß die ungewiſſen Sachen
Uns gewiſſe Freunde machen;
Daß man ſich vor denen hüte,
Die nicht die ſind, die ſie ſcheinen,
Sondern unſer Gut gut meinen.

(36)

Soldatenzucht.

Peſcennius, ein römſcher Kaiſer,
Der Kriegszucht ernſter Unterweiſer,
Der hat, als etwan neun Soldaten
Den Bauern einen Hahn verthaten,
Die That an ihnen viele Wochen
Bey Waſſer und bey Brodt gerochen.
Itzt ſchadets nicht, ob Ein Soldate
Neun Bauern gleich ſied oder brate;
Eh als er trocknes Brodt ſollt' eſſen,
Möcht er ein ganzes Dorf voll freſſen.

(37)

Die Vernunft.

Gott gab uns die Vernunft, dadurch uns zu regieren;
Wir brauchen die Vernunft, dadurch uns zu verführen.
Du, Menſch, bekamſt Vernunft, lebſt viehiſch gegen dich;
Das Vieh hat nicht Vernunft, lebt menſchlich gegen ſich.

(38)

Neid.

Tugend iſt des Neides Mutter: Um der lieben Mutter wegen,
Sie zu haben, laſſe keiner ihm das Kind in Weg was legen.

(39)

Nachgeben.

Wer halbes Recht hat eingeräumet, der räume lieber ganzes ein:
Wer ſchon des Halben Herr geworden, der will es auch des Ganzen ſeyn.

(40)

Auf den Marcus.

Marcus macht ein Teſtament, tröſt ſein Weib mit letztem Willen;
Sie macht auch ein Teſtament, ihren erſtlich zu erfüllen.

(41)

Mächtige Diener.

Den großen Elephanten führt oft ein kleiner Mohr:
Und großen Herren ſchreibet ſehr oft ein Bauer vor.

(42)

Vom Curtius.

Curtius und ſeine Frau leben wie die Kinder:
Spielen, wie die Kinder thun, kratzen ſich nicht minder.

(43) Die

(43)
Die Gicht.

Die Gicht verbeut dir Wein zu trinken,
Sonſt mußt du liegen oder hinken.
Mich dünkt, es iſt ein groß Verdruß,
Wenn übers Maul regiert der Fuß.

(44)
Beute.

Was man dem Feind entwandt, das heiße, meynſt du, Beute?
Nein; was der Bauer hat, und was die Edelleute,
Was man auf Straßen ſtiehlt, was man aus Kirchen raubt,
Das heiſſet Beut, und iſt bey Freund und Feind erlaubt.

(45)
Die Sünde.

Menſchlich iſt es, Sünde treiben;
Teufliſch iſts, in Sünde bleiben;
Chriſtlich iſt es, Sünde haſſen;
Göttlich iſt es, Sünd' erlaſſen.

(46)

Auf die Albella.

Albella, wäreſt du gleich nur ein kalter Stein,
Würd' ein Pygmalion dein Buhler dennoch ſeyn.
Du lebſt, und biſt ſo klar; was ſollt' es Wunder ſeyn,
Wenn ein Pygmalion durch dich wird ſelbſt ein Stein?

(47)

Zagheit.

Wäre Schild und Herniſch gut
Vor die Zagheit, Furcht und Schrecken;
Könnt' ein Spieß und eiſern Hut
Tapferkeit und Muth erwecken:
Ey, was hätten die für Zeit,
Die dergleichen Waffen ſchlügen!
Würd ihr Geld doch, glaub ich, weit
Alles Eiſen überwiegen!

(48)

Dienſtfertigkeit.

Ich kann nicht jedem thun, was er von mir begehrt;
Auch mir wird ſelber nicht ſtets was ich will gewährt.

(49)
Poetengötter.

Poeten die ſollen die Götter nicht nennen,
Die Chriſten verlachen, nur Heiden bekennen.
Wird ihnen nur Venus und Bacchus geſchenket,
Ich wette, daß keiner der andern gedenket.

(50)
Grabſchrift einer ſchwangern Frau.

Hier liegt ein Grab im Grab, und in des Grabes Grab
Was Welt noch nie geſehn, ihm auch nicht Namen gab.
Das Grab begrub zuvor, eh Grab begraben war: —
Zwey Gräber ſind nur Eins, und Eine Leich ein Paar.

(51)
Trunkenheit.

Wen ſein Schickſal heißt ertrinken,
Darf drum nicht ins Waſſer ſinken;
Alldieweil ein deutſcher Mann
Auch im Glaſ' erſaufen kann.

(52)

An einen kriegriſchen Held.

Als aus deiner Sinnen Stärke
Jupiter nahm ein Gemerke,
Daß du durch ſo kühnes Streiten
Würdeſt in den Himmel ſchreiten,
Sprach er: „Uns die Ehre bleibe!
„Dannenher ich einverleibe
„Dieſen Held, nach Himmelsrechte,
„In der Götter alt Geſchlechte;
„Denn er möcht aus eignen Thaten,
„Für ſich ſelbſt hieher gerathen.

(53)

Ein Vertriebener redet nach ſeinem Tode.

Was mir nie war vergönnt bey meinem meiſten Leben,
Das hat mir nun der Tod nach meinem Sinn gegeben;
Ich meyn ein eignes Haus, woraus mich keine Noth,
Kein Teufel, kein Tyrann mehr treibt, und auch kein Tod.

(54)

Ein babyloniſcher Gebrauch.

Zu Babel wurden ſchöne Töchter auf freyem Markte feil geſtellt;
Die Ungeſtalten aber nahmen zur Mitgift das gelöſte Geld.
Sollt' ein ſo ſonderbarer Handel auch unter uns im Schwange gehn,
So wär er gut für ſolche Freyer, die nur auf ſchnöde Münze ſehn.
Ich aber ſtimmte dieſem Brauche in einer andern Abſicht bey,
Und meynte, daß allhier das Geben weit ſeliger als Nehmen ſey.

(55)

Das trunkene Deutſchland.

Weit beſſer ſtands um Deutſchlands Wohl,
Da Deutſchland nur war gerne voll,
Als nun es triegen, buhlen, beuten,
Gelernet hat von fremden Leuten.

(56)

Hofſtellungen.

Es ſtecket Ja im linken, im rechten Backen Nein;
Ja, nein: dieß pflegt bey Hofe allzeit vermiſcht zu ſeyn.

(57)

Auf den Aulus.

Aulus rühmt ſich weit und ferne,
Allen Leuten dien er gerne;
Ja er dient, doch nimmt er Lohn,
Gröſſer als ſein Dienſt, davon.

(58)

Der Feind nicht zu verachten.

Mit dem Feinde ſoll man fechten, vor dem Fechten ihn nicht ſchmähn;
Viel', die ſchmähten ungefochten, hat man fechtend laufen ſehn.

(59)

Reichthum.

Wer auf übrig Reichthum tracht,
Der wird weiter nichts erſtreben,
Als, daß noch bey ſeinem Leben
Er ihm ſelbſt ein täglich Sterben,
Und hernachmals ſeinen Erben
Ein erwünſcht Gelächter macht.

(60)

Ein Ehrgeiziger.

Wer viel Aemter will genießen,
Muß in ſich viel Gaben wiſſen;
Oder muß auf Vortheil gehen;
Oder muß ſie nicht verſtehen.

(61)

Von den Steinen der Pyrrha und des Deukalions.

Die Pyrrha und ihr Mann geſtreut, was waren das für Steine?
Den Kieſelſtein warf ſie, und er den Sandſtein, wie ich meyne;
Denn dieſer dient mehr zum Gebrauch, und jener mehr zum Scheine.

(62)

Kunſt verſtummt.

Daß anizt die Pierinnen,
Mars, vor dir nicht reden können,
Freu dich nicht! Es iſt ihr Wille,
Ungehindert in der Stille,
Mit dem Recht ſich zu berathen
Auf ein Urtheil deiner Thaten.

(63)

Sparſame Zeit.

Der Mangel dieſer Zeit hat Sparſamkeit erdacht;
Man taufet itzt auch bald, ſobald man Hochzeit macht.

(64)

Gottes und des Teufels Worte.

Es hat Gott durch ſein Wort dieß runde Haus gebauet,
Und was man drinnen merkt, und was man draußen ſchauet:
Der Teufel hat ein Wort, wodurch er Vorſatz hat,
Zu tilgen, was Gott ſchuf; und dieſes heißt Soldat.

(65)

An die Annia.

Mich dünket, Annia iſt niemals jung geweſen.
Ich habe nichts davon gehört, geſehn, geleſen.

(66)

Kleinmüthigkeit.

Hoch kömmt ſchwerlich der, der doch
Wenig achtet, wenn er hoch.

(67)

Die Liebe.

Wo Liebe zeucht ins Haus,
Da zeucht die Klugheit aus.

(68)

Auf den Hornutus.

Hornutus las, was Gott Job habe weggenommen,
Sey doppelt ihm hernach zu Hauſe wiederkommen:
Wie gut, ſprach er, war dieß, daß Gott ſein Weib nicht nahm,
Auf daß Job ihrer zwey für eine nicht bekam!

(69)

Auf den Kunimundus.

Kunimundus giebt ſich an,
Manche Stunde ſeinen Mann
Zu beſtehen. — Das iſt viel! —
O es iſt bedinget worden,
Daß er weder ſelbſt ermorden,
Noch ermordet werden will.

(70)

Wahrheit.

Fromme Leute klagen ſehr, daß die Wahrheit ſey verloren.
Suche, wer ſie ſuchen will, aber nicht in hohen Ohren.

(71)

Des Krieges Raubſucht.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat ſie ihn blank und bloß am beſten können zwingen.
Denn wär ſie, wie ſie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt er ſie dürfen mehr berauben, als belieben.

(72)

Spieler.

Spielen ſoll Ergetzen ſeyn?
Dieſes ſeh ich noch nicht ein.
Glaubt ein Spieler, welcher viel
Eingebüßt, es ſey ein Spiel?

(73)

Vorige und itzige Kriege.

Was taugt der alte Krieg? Der neue Krieg iſt beſſer;
Denn jener war ein Feind der Menſchen, der der Schlöſſer:
Der erſte machte leer der Menſchen Leib vom Blut,
Und dieſer ſezt nur aus der Kaſten altes Gut.

(74)

Ja.

Viel Sprachen reden können ſteht einem Hofmann an —
Wer, was der Eſel redet, der iſt am beſten dran.

(75)

Auf die Jungfer Dubioſa.

Dubioſa iſt ſehr ſchön, reich, geſchickt und ſonſt von Gaben,
Nur der Juden Hoher Prieſter könnte ſie nicht ehlich haben.

(76)

Ein ehrliches Weib.

Die Ehre ziert das Weib, ein ehrlich Weib den Mann:
Wer dieſen Schmuck bekömmt, ſeh keinen andern an.

(77)

Zuverſicht.

Hat Gott mich ohne mich gebracht in dieſes Leben,
Wird Gott das, was mir fehlt, mir ohne mich auch geben.

(78)

Plauderer.

Wer immer ſagt und ſagt, und iſt doch ſchlecht belehrt,
Sagt oft was nicht geſchehn, und keiner ſonſt gehört.

(79) Ein

(79)

Ein Proceß.

Ein Kläger kam und ſprach: Herr Richter, ich bekenne,
Beklagter ſoll mir thun, ſo viel als ich benenne.
Der Richter ſprach: So ſchau, und giebs, Beklagter, hin;
So biſt du los der Schuld, wie ich des Richtens bin.
Beklagter ſprach: Ich kann zwar keine Schuld geſtehen,
Doch geb ich Halbes hin, dem Zanken zu entgehen.
Wer beſſer richten kann, der richte drüber frey,
Wer unter dreyen hier der Allerklügſte ſey.

(80)

Die Zeit vertreiben.

Laßt das Klagen unterbleiben,
Daß der Tod uns übereile:
Jeder ſucht ja kurze Weile;
Jeder will die Zeit vertreiben.

(81)

Die Jugend.

T

Wo Tugend Glück beherrſcht, und Weisheit Unglücksfälle,
Hat Hochmuth kein Gehör, hat Unmuth keine Stelle.

(82) Nicht

(82)

Nicht zu viel.

Ein raſches Pferd nur immer jagen,
Ein ſaubres Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen,
Hat niemals langen Nutz getragen.

(83)

Das untreue Vermögen.

Wie ſchelmiſch iſt das Geld! Ein jeder ſinnt auf Geld,
Das dem doch, der es hat, nach Leib und Seele ſtellt.

(84)

Kunſtdichter.

Viel Helden hat es itzt, ſo hats auch viel Poeten.
Daß jene nun die Zeit nicht wie der Tod mag tödten,
Dazu ſind dieſe gut; doch pflegen insgemein,
Wo viel Poeten ſind, viel Dichter auch zu ſeyn.

(85)

Gemeine Werke.

Kluge Leute thun zwar auch was die albernen beginnen,
Brauchen aber andre Art, andern Zweck, und andre Sinnen.

(86) Ge-

(86)

Gewohnheit und Recht.

Gewohnheit und Gebrauch zwingt oft und ſehr das Recht:
Hier iſt der Mann ein Herr des Weibes, dort ein Knecht.

(87)

Reime.

Werden meine Reime nicht wohl in fremden Ohren klingen,
So bedenken Fremde nur, es geſcheh auch ihren Dingen.
Worte haben, wie die Menſchen, ihr gewiſſes Vaterland,
Gelten da vor allen andern, wo ſie lang und wohl bekannt.

Sinngedichte.

Zweytes Buch.

(1)

Von meinem Buche.

Kündig iſts, daß in der Welt
Sich zum Guten Böſes finde.
Wäre nur mein Buch geſtellt,
Daß beym Böſen Gutes ſtünde!

(2)

Hoheit hat Gefahr.

Auf ſchlechter ebner Bahn iſt gut und ſicher wallen:
Wer hoch geſeſſen hat, hat niedrig nicht zu fallen.

(3)

Lobſucht.

Wer um Lobes Willen thut
Das, was löblich iſt und gut,
Thut ihm ſelbſten, was er thut,
Thut es nicht, dieweil es gut.

(4)

Tadler.

Wem niemand nicht gefällt, wer alles tadelt allen,
Wer tadelt dieſen nicht, und wem kann der gefallen?

(5)

Nutzen von großer Herren Freundſchaft.

Gut trinken und gut eſſen,
Des Unrechts ganz vergeſſen,
Sich ſelbſten nimmer ſchonen,
Nie denken ans Belohnen:
Dieß ſind die eignen Gaben,
Die Herrenfreunde haben.

(6)

Drohungen.

Ein Fluß verräth durch Rauſchen ſich, daß er ſehr tief nicht lauft:
Ein Bote, daß er müde ſey, wenn er ſehr ſchwitzt und ſchnaufft:
Wer allzuſehr mit Worten pocht, giebt deutlich an den Tag,
Daß ſeine Lunge ziemlich viel, das Herze nichts vermag.

(7)

Wein, der Poeten Pferd.

Ihrer viel ſind zwar befliſſen,
Sich am Helikon zu wiſſen;
Ob ſie nun gleich ziehn und ziehn,
Kommen ſie doch langſam hin:
Denn ihr beſtes Pferd iſt heuer
Viel zu ſeltſam und zu theuer.

(8)

Eine gleiche Heyrath.

Cacus hat ein Weib genommen, die iſt ihm in allem gleich:
Häßlich, böſe, faul und diebiſch, geil, verſoffen und nicht reich.

(9)

An etliche Lobſprecher eines verſtorbenen Helden.

Ihr Klugen, deren Fauſt die Feder ämſig führet
Zu klagen deſſen Tod, der an die Wolken rühret
Durch Thaten ohne Gleich, durch Thaten, die der Welt
Des Himmels kurze Gunſt hat einzig vorgeſtellt,
Zum Eigenthum zwar nicht, zum Wunder aber allen,
So weit der Titan leucht; der Muth mag euch entfallen,
Daß dieß, wo Götterlob genug zu ſchaffen hat,
Die Feder enden ſoll und ein papiernes Blatt.
Laßt ab! Hier wird dem Fleiß gar wenig Frucht gegönnet;
Klagt nichts ſo ſehr, als dieß, daß ihr nicht klagen könnet.

(10)

Weinfreundſchaft.

Die Freundſchaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur Eine Nacht.

(11) Der

(11)

Der Henker und die Gicht.

Der Henker und die Gicht verſchaffen gleiche Pein,
Nur er macht kleine lang, ſie lange Leute klein.

(12)

Aufrichtigkeit.

Ja ſoll Ja, und Nein ſoll Nein,
Nein nicht Ja, Ja Nein nicht ſeyn:
Welcher anders reden kann,
Iſt noch Chriſt, noch Biedermann.

(13)

Wanderſchaft der Leute und der Güter.

Man ſagt, man lieſet viel, wie daß, vor langen Jahren,
Zu Zeiten ein ganz Volk aus ſeinem Sitz gefahren
Und neues Land geſucht. Hinfüro wird man ſagen
Was anders: wie man ſah gar oft in unſern Tagen,
Vom Land' Holz, Stein, Zinn, Bley, Gold, Silber, Kupfer, Eiſen,
Fleiſch, Brod, Trank, und was nicht? — hin in die Städte reiſen.

(14)

Saumſal.

Anfang hat das Lob vom Ende:
Drum macht der, daß man ihn ſchände,
Der in allen ſeinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

(15)

Hausregiment.

Ein jeder iſt Monarch in ſeines Hauſes Pfälen:
Es ſey denn, daß ſein Weib ſich neben ihm will
zählen.

(16)

Welſchland.

Das welſche Land heißt recht ein Paradies der
Welt:
Weil jeder, der drein kömmt, ſo leicht in Sünden
fällt.

(17)

Auf den Harpax.

Harpax ſtahl hier ohne Scham,
Lief in Krieg, entlief dem Strange;
Wär auch da vielleicht nicht lange,
Thät es nicht ſein guter Nam.

(18) Nicht

(18)

Nicht zu muthig, nicht zu furchtſam.

Noch frech wagen,
Noch weich zagen,
Hat jemals gar viel Nutz getragen.
Wohl bedacht,
Friſch vollbracht,
Hat oft gewonnen Spiel gemacht.

(19)

Anzeigungen des Sieges.

Seyd luſtig, ihr Krieger, ihr werdet nun ſiegen!
Die Kriegesverfaſſung wird dießmal nicht trügen.
Die Waffen, um euere Lenden gebunden,
Sind neulich aus Häuten der Bauern geſchunden;
Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Piſtolen,
Sind ritterlich neben der Straße geſtohlen;
Die Gelder, zur Pflegung vom Lande gezwungen,
Sind rüſtig durch Gurgel und Magen gedrungen;
Die Pferde, vom nützlichen Pfluge geriſſen,
Des Brodtes die letzten und blutigen Biſſen,
Die führen und füllen viel Tauſend der Wagen,
Die Huren und Buben zu Felde mit tragen.
Daß Reiter nun wieder ein wenig beritten,
Sind Adern und Sehnen dem Lande verſchnitten;
Ein Fürſtenthum iſt in die Schanze gegeben,
Die Handvoll von Reitern in Sattel zu heben.

(20)

Adel.

Hoher Stamm und alte Väter
Machen wohl ein groß Geſchrey;
Moſes aber iſt Verräther,
Daß der Urſprung Erde ſey.

(21)

Ein gnadſeliger Diener.

Fürſten werfen oft auf Einen alle Sach und alle Gunſt;
Fehlt nun der, ſo ſind verloren alle Mittel, alle Kunſt.
Alles kann verrathen Einer, Einer kann nicht allem rathen;
Gut iſt, was viel Augen lobten, leicht iſt, was viel Hände thaten.

(22)

An den wohlthätigen Gott.

O Gott, wo nehm ich Dank, der ich ſo viel genommen
Von Wohlthat, die mir iſt zu Hauſe häufig kommen
Durch deine Gütigkeit? Thuſt du nicht noch mehr Wohl,
So weiß ich keinen Rath, wie ich recht danken ſoll.

(23) Heu-

(23)

Heutige Weltkunſt.

Anders ſeyn, und anders ſcheinen;
Anders reden, anders meynen;
Alles loben, alles tragen;
Allen heucheln, ſtets behagen;
Allem Winde Segel geben;
Böſen, Guten dienſtbar leben;
Alles Thun und alles Dichten
Bloß auf eignen Nutzen richten;
Wer ſich deſſen will befleißen,
Kann politiſch heuer heißen.

(24)

Das Beſte in der Welt.

Das Beſte, was ein Menſch in dieſer Welt erſtrebet,
Iſt, daß er endlich ſtirbt, und daß man ihn begräbet.
Die Welt ſey, wie ſie will; ſie hab auch, was ſie will:
Wär Sterben nicht dabey, ſo gälte ſie nicht viel.

(25)
Auferſtehung der Todten.

Wer nicht glaubt das Auferſtehn, dem iſt ferner wohl erlaubt,
Daß er glaube, was er will, wenn er auch gleich gar nichts glaubt.

(26)
Grabſchrift der Frömmigkeit.

Frommes liegt in Grabes Nacht;
Böſes hat es umgebracht.
Frevel erbte ſeine Habe,
Tanzt dafür ihm auf dem Grabe.

(27)
Das menſchliche Alter.

Ein Kind weiß nichts von ſich: ein Knabe denket nicht:
Ein Jüngling wünſchet ſtets: ein Mann hat immer Pflicht;
Ein Alter hat Verdruß: ein Greiß wird wieder Kind:
Schau, lieber Menſch, was dieß für Herrlichkeiten ſind!

(28)
Der Tod.

Wer ſich nicht zu ſterben ſcheut, und ſich auch nicht ſchämt zu leben,
Dieſer ſorgt nicht, wie und wann er der Welt ſoll Abſchied geben.

(29)

Höflichkeit.

Die Höflichkeit iſt Gold: man hält ſie werth und theuer;
Doch hält ſie nicht den Strich, taugt weniger ins Feuer.

(30)

Stärke und Einigkeit.

Tapferkeit von außen, Einigkeit von innen,
Macht, daß keiner ihnen mag was abgewinnen.

(31)

Reiche Verwüſtung.

Da dieſes Land war reich vor Jahren,
Da glaubten wir, daß Bettler waren.
Nun dieſes Land, durch langes Kriegen,
Bleibt menſchenleer und wüſte liegen,
Iſt Steuer gar nicht zu bereden,
Man ſey nun arm von ſo viel Schäden.

(32)

Aufrichtigkeit.

Wer wenig irren will, er thu gleich, was er thu,
Der ſchweiſe nicht weit um, er geh gerade zu.

(33)

Hofe Gedächtniß.

Was man an den Höfen fehlet,
Das wird lange da gezählet:
Morgen denkt man kaum daran,
Was man heute wohl gethan.

(34)

Unheilſame Krankheit.

Mancher Schad iſt nicht zu heilen durch die Kräuter aller Welt:
Hanf hat viel verzweifelt Böſes gut gemacht und abgeſtellt.

(35)

Ein Alter.

Ein alter Mann wird zwar veracht,
Der aber doch der Jungen lacht,
Die ihnen ſelbſt ein Lied erdichten,
Das man dann auch auf ſie wird richten.

(36)

Glück und Neid.

Die das Glücke ſtürzen will, hat es gerne vor erhoben;
Die der Neider ſchwärzen will, pflegt er gerne vor zu loben.

(37) Auf

(37)

Auf die Portia.

Portia ſchont ihrer Augen; einen kleinen ſchlechten Mann
Siehet ſie nur über Achſel, ſieht ſie mit Verachtung an.
Kleine Schrift vexirt die Augen, daß man übler ſehen kann.

(38)

Wohlthat.

Die Wohlthat übel angewandt,
Wird Uebelthat gar wohl genannt.

(39)

Wiſſenſchaft.

Dem Fleiße will ich ſeyn, als wie ein Knecht, verhaßt,
Damit ich möge ſeyn ein Herr der Wiſſenſchaft.

(40)

Vergebliche Arbeit.

Weiß die Haut des Mohren waſchen,
Trinken aus geleerten Flaſchen,
In dem Siebe Waſſer bringen,
Einem Tauben Lieder ſingen,
Auf den Sand Palläſte bauen,
Weibern auf die Tücken ſchauen,
Wind, Luft, Lieb' und Rauch verhalten,
Jünger machen einen Alten,

Einen dürren Wezſtein mäſten,
Oſten ſezen zu dem Weſten,
Allen Leuten wohl behagen,
Allen, was gefällig, ſagen;
Wer ſich das will unterſtehen,
Muß mit Schimpf zurücke gehen.

(41)
Der Tugend Lohn.

Durch Ehr und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

(42)
Die beſte Arzeney.

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schleußt dem Arzt die Thüre zu.

(43)
Auf den Veit.

Veit hat ein wohlberathnes Haus, und in dem Hauſe ſiehet man
In groſer Meng ein jedes Ding, was man — im Finſtern ſehen kann.

(44)

Die menſchliche Unbeſtändigkeit.

Sein' Eigenſchaft und Art bekam ein jedes Thier,
Und wie ſie einmal war, ſo bleibt ſie für und für.
Der Löwe bleibt beherzt; der Haſe bleibet ſcheu;
Der Fuchs bleibt immer ſchlau; der Hund bleibt immer treu:
Der Menſch nur wandelt ſich, vermummt ſich immerdar,
Iſt dieſe Stunde nicht der, der er jene war.
Was dient ihm denn Vernunft? Sie hilft ihm faſt allein,
Daß er kann mit Vernunft recht unvernünftig ſeyn.

(45)

Der Aerzte Glück.

Ein Arzt iſt gar ein glücklich Mann;
Was er bewehrtes wo gethan,
Zeigt der Geneſte jedem an:
Sein Irrthum wird nicht viel erzählet;
Denn hat er irgendwo gefehlet,
So wirds in Erde tief verhehlet.

(46) Ueber

(46)

Ueber den Tod eines lieben Freundes.

Mein ander Ich iſt todt! O ich, ſein ander Er,
Ich wünſchte, daß ich Er, er aber Ich noch wär.

(47)

Geld.

Wozu iſt Geld doch gut?
Wers nicht hat, hat nicht Muth;
Wers hat, hat Sorglichkeit;
Wers hat gehabt, hat Leid.

(48)

Rechtshändel.

Wer ſich einläßt in Proceſſe, wer ſich einläßt in ein Spiel,
Jeder muß hier etwas ſetzen, wenn er was gewinnen will;
Doch geſchieht es auch, daß mancher nichts gewinnt, und ſetzt doch viel.

(49)

Triegereyen.

Krummes mag man wohl verſtehen,
Krummes aber nicht begehen.

(50)

Eine reiche Heyrath.

Wer in Ehſtand treten will, nimmt ihm meiſtens vor
Drein zu treten, ob er kann, durch das goldne Thor.

(51)

Die graue Treue.

Da man, ſchon zur Zeit der Alten,
Keine Treu für grau gehalten:
Wunderts euch in unſern Tagen,
Daß ſie ſchon ins Grab getragen?
Daß nicht Erben nach ihr blieben,
Drüber iſt ſich zu betrüben.

(52)

Auf den Lychnobius.

Lychnobius zählet viel Jahre, viel Wochen,
Noch lebt er die Woche nicht einigen Tag;
Er ſäufet bey Nachte, ſo viel er vermag,
Und ſtecket des Tages im Bette verkrochen.

(53)

Schalksnarren.

Ein Herr, der Narren hält, der thut gar weiſlich dran; —
Weil, was kein Weiſer darf, ein Narr ihm ſagen kann.

(54)

Auf den Bibulus.

Es torkelt Bibulus, iſt ſtündlich toll und voll: —
Der Weg zur Höll iſt breit: er weiß, er trifft ihn wohl.

(55)

Hofdiener.

Ich weiß nicht, ob ein Hund viel gilt,
Der allen ſchmeichelt, keinem billt?
Ein Diener, der die Aufſicht führet,
Und Augen nur, nicht Zunge rühret,
Thut nicht, was ſeiner Pflicht gebühret.

(56)

Geiſtlicher und weltlicher Glaube.

Man merkt, wie gegen Gott der Glaube ſey beſtellt,
Nur daraus, wie man Glaub und Treu dem Nächſten hält.

(57)

Selbſterkenntniß.

Willſt du fremde Fehler zählen; heb an deinen an zu zählen;
Iſt mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

(58)

Weltgunſt.

Die Weltgunſt iſt ein Meer:
Darein verſinkt, was ſchwer;
Was leicht iſt, ſchwimmt daher.

(59)

Die Zeiten.

Wer ſagt mir, ob wir ſelbſt ſo grundverböſe Zeiten
Verböſern, oder ob die Zeiten uns verleiten?
Der Tag, daran ein Dieb dem Henker wird befohlen,
Hätt ihn wohl nicht gehenkt, hätt er nur nicht geſtohlen.

(60)

Die Gnade.

Das Warm iſt Menſchen mehr, als Kaltes, angeboren;
Den Fürſten ſey die Güt mehr als die Schärf erkohren.

(61)

Die viehiſche Welt.

Ein rinderner Verſtand, und kälberne Geberden,
Dabey ein wölfiſch Sinn, ſind bräuchlich itzt auf Erden.
Das Rind verſteht ſich nicht, als nur auf Stroh und Gras:
Ein Menſch läuft, rennt und ſchwitzt bloß um den vollen Fraß.
Ein Kalb ſcherzt, gaukelt, ſpringt, eh es das Meſſer fühlet:
Ein Menſch denkt nie an den, der ſtündlich auf ihn zielet.
Der Wolf nimmt, was ihm kömmt, iſt feind dem Wild und Vieh:
Was Menſch und menſchlich iſt, iſt frey vor Menſchen nie.

(62)

Dank wird bald krank.

Dankbarkeit, du theure Tugend,
Alterſt bald in deiner Jugend:
Drum macht deine kurze Friſt,
Daß du immer ſeltſam biſt.

(63)

Weiberverheiß.

Wer einen Aal beym Schwanz und Weiber faßt bey Worten,
Wie feſt er immer hält, hält nichts an beyden Orten.

(64) Ver-

(64)

Verdacht.

Argwohn iſt ein ſcheuslich Kind: wenn es in die Welt nur blickt,
Solls nicht ſchaden, iſt es werth, daß man es alsbald erſtickt.

(65)

Freunde.

Freunde muß man ſich erwählen
Nur nach wägen, nicht nach zählen.

(66)

Auf die Raſa.

Einen Troſtſpruch aus der Bibel hatte Raſa ihr erwiſchet,
Daß man ewig dort mit Abram, Iſaak und Jakob tiſchet;
Freuet ſich auf beßre Speiſen, als man hier erjagt und fiſchet.

(67)

Liebhaber.

Die Liebe treibt ins Elend aus,
Die, welche ſie belohnet.
Denn der iſt nie bey ſich zu Haus,
Der in der Liebſten wohnet.

(68)

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advocaten,
Der ihm ausführt ſeine Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bey ihm bekommen;
Keinem hat er was geſtohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geſchlagen,
Der ſich ließ bey Zeiten jagen;
Was er von der Straße klaubet,
Iſt gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret,
Heißt ein Stücke Brodt begehret;
Stadt, Land, Menſch und Vieh vernichten,
Heißt des Herren Dienſt verrichten;
Huren, ſaufen, ſpielen, fluchen,
Heißt dem Muth Erfriſchung ſuchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt — den Engeln Müh erſparen.

(69)

Aerzte und Räthe.

Ein Arzt hülft krankem Leib', ein Weiſer kranker Zeit.
Der erſt' iſt noch zur Hand, der ander iſt gar weit.

(70)

Geſchminkte Weiber.

Damen, die ſich gerne ſchminken,
Laſſen ſich wohl ſelbſt bedünken,
Daß Natur an ihren Gaben
Müſſe was verſehen haben.
Drum wer wählen will, der ſchaue,
Daß er nicht der Farbe traue!

(71)

Der Hunger.

Mir iſt ein Gaſt bekannt, der dringt durch freches Plagen,
Daß ihn ſein frommer Wirth ſoll aus dem Hauſe jagen:
Wenn dieſer es nicht thut, wird der nicht eh geſtillt,
Als bis man Gaſt und Wirth in Eine Grube füllt.

(72)

Laſter ſind zu ſtrafen, Perſonen ſind zu ſchonen.

Nicht die Perſonen auszurichten,
Die Laſter aber zu vernichten,
Hat jeder mögen Reime dichten.

(73)

Auf den Ruhmreich.

Ruhmreich iſt ein Tauſendkünſtler; was er will muß ihm gelingen;
Kann er eines, glaub ich alles: über ſeinen Schatten ſpringen?
Oder, iſt ihm dieſes lieber; pfeifen und zugleich auch ſingen?

(74)

Auf den Senecio.

Senecio hat eine Seuche, daran er ſterben muß;
Es iſt, wie ich berichtet worden, ein neunzigjährig Fluß.

(75)

Heutige Sitten.

Wozu ſoll doch ſein Kind ein Vater auferziehen
Bey ſo bewandter Zeit? Er darf ſich nur bemühen,
Daß keine Scheu ſein Sohn und kein Gewiſſen hat,
So iſt ſchon alles gut, ſo wird zu allem Rath.

(76)

Von der deutſchen Poeſie.

Was iſt ein deutſcher Reim? Deutſch kann ja jedermann. —
Drum iſt mir lieb, daß ich auch kann, was jeder kann.

(77)

Klugheit und Thorheit.

Jeder hat zu Hausgenoſſen, zwey ſich gar nicht gleiche Gäſte:
Einen Doctor, einen Narren; Dieſe ſpeiſet er aufs beſte.
Braucht er nun nicht gute Vorſicht, hält er nicht den Narren ein,
Wird er öfter als der Doctor an der Thür und Fenſter ſeyn.

(78)

Fleiß bringt Schweiß, Schweiß bringt Preis.

Jedermann hat gerne Preis;
Niemand macht ihm gerne Schweiß.
Wer der Arbeit Mark will nieſſen,
Muß ihr Bein zu brechen wiſſen.

(79)

Geſchminkte Freundſchaft.

Hände küſſen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Worte färben, Rede ſchmücken,
Meynſt du, daß dieß Gaukeley,
Oder ächte Freundſchaft ſey?

(80)

Lachende Erben.

Die Römer brauchten Weiber, die weineten für Geld.
Obs nicht mit manchem Erben ſich eben ſo verhält?

(81)

Gold und Luſt.

Der Menſch liebt Gold ſo ſehr,
Und darf der Luft doch mehr.
Ein Dieb, der dieß bedenkt,
Wird ſelten aufgehenkt.

(82)

Auf den Craſſus.

Craſſus hat gar böſen Ruf: aus dem böſen Ruf zu kommen,
Hat er ärgers Bubenſtück, als das erſte, vorgenommen.

(83)

Hofkünſte.

Künſte, die bey Hof im Brauch,
Faßt ich, dünkt mich, leichtlich auch;
Wollt' erſt eine mir nur ein,
Nehmlich: unverſchämt zu ſeyn.

(84)

Ein guter Koch, ein guter Rath.

Bey Hofe iſt ein guter Koch der allerbeſte Rath,
Er weiß, was ſeinem Herren ſchmeckt, und was er gerne hat.
Er trägt verdecktes Eſſen auf, und Eſſen nur zur Schau;
Geußt Söder auf und Senf daran, die dienlich für den Grau;
Aufs Bittre ſtreut er Zucker her, das Magre würzt er wohl;
Dem Herren werden Ohren ſatt, und ihm der Beutel voll;
Die Kammer geht zur Küche zu, die Wirthſchaft in das Faß;
Die Kanzeley hält Faſtenzeit; der lechzend' Unterſaß
Mag laufen, kann er ſitzen nicht: die ganze Policey
Wird Heucheley, Betriegerey und Küchenmeiſterey.

(85)

Der Ruchloſen Freudenlied.

Weil das Leben bey uns bleibt, brauchen wir das Leben;
Kommen wir im Himmel nicht, kommen wir daneben.

(86)

Armuth und Blindheit.

Ein blinder Mann iſt arm, und blind ein armer Mann:
Weil dieſer keinen ſieht, der keinen ſehen kan.

(87)

Auf den Bloſcus.

Seh ich recht, ſo ſcheint es mir,
Bloſcus ſey ein Wunderthier.
Augen hat er, keine Stirne,
Einen Kopf, und kein Gehirne,
Einen Mund, und keine Zunge,
Wenig Herzens, viel von Lunge.
Kannſt du beſſer ſehn, ſo ſchau,
Ob er Ochs iſt, oder Sau.

(88)

An den Leſer.

Sind dir, Leſer, meine Sachen mißgefällig wo geweſen,
Kannſt du ſie am beſten ſtrafen, mit dem ſauern Nimmerleſen.

Sinngedichte.

Drittes Buch.

(1)
Von meinen Leſern.

So mirs gehet, wie ich will,
Wünſch ich Leſer nicht zu viel:
Denn viel Leſer ſind viel Richter,
Vielen aber taugt kein Dichter.

(2)
Gott und Krieg.

Was nicht iſt, dem ruft Gott zum Seyn und zum Beſtehn;
Was iſt, dem ruft der Krieg zum Nichtſeyn, zum Vergehn.

(3)

Sparſamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüßte,
Was das Alter haben müßte;
Sparte ſie die meiſten Lüſte.

(4)

Der Tod.

Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen kömmt;
Ich fürchte mehr den Tod, der mir die Meinen nimmt.

(5)

Auf den Celer.

Celer lief jüngſt aus der Schlacht,
Denn es kam ihm ſchnell zu Sinne,
Daß er, würd er umgebracht,
Nachmals nicht mehr fechten könne.

(6)

Waſſerſucht.

Waſſerſucht iſt ſchwer zu heilen. Manchmal kömmt ſie Jungfern an;
Dieſe trägt man auf den Armen, bis ſie ſelber laufen kann.

(7) Mittel

(7)
Mittel zum Reichthum.

Wer reich zu werden ſucht, muß Zeit und Ort betrachten,
Und lernen Geld und Gut bald viel, bald wenig achten.

(8)
Verleumder.

Ich kenn ein hölliſch Volk, die Brüder der Erinnen,
Ein Volk von ſüßer Zung und von vergiften Sinnen,
Das zwiſchen Mund und Herz, das zwiſchen Wort und That
Solch einen engen Raum, wie Oſt von Weſten, hat.
Es lobt mich ins Geſicht, es ſchändet mich im Rücken,
Es will durch meine Schmach ſein eigen Laſter ſchmücken,
Es ſehnet ſich empor, verachtet alle Welt,
Und hat genug an dem, daß es ihm ſelbſt gefällt.
Was iſt mit dem zu thun? Sonſt will ich nichts ihm fluchen,
Als daß ſein falſches Maul mag einen Stand ſich ſuchen,
Wo ſonſt aus hohler Tief ein fauler Athem zeucht,
Der auf die Ferſen zielt und in die Naſe kreucht.

(9)

Vereinigung zwiſchen Jupiter und Mars.

Es that mir jüngſt ein Freund vom Helikon zu wiſſen,
Daß Jupiter mit Mars wollt' einen Frieden ſchließen,
Wenn Mars hinfort nicht mehr bey ſeinen Lebenstagen,
Nach Himmel und nach dem, was himmliſch iſt, will fragen:
Will Jupiter dahin ſich bindlich dann erklären,
Dem Mars, noch nebſt der Welt, die Hölle zu gewähren.

(10)

Regimentswetter.

Principes ſunt Dii, non quidem altitonantes, ſed imitonantes.

Wer nicht glaubt, daß Obrigkeiten
Billig ſind und heißen Götter,
Der hab Acht bey dieſen Zeiten,
Was ſie machen für ein Wetter.

(11)

Kreuz.

So böſ' iſt ſchwerlich was, es iſt zu etwas gut:
Das Kreuze plagt den Leib, und beſſert doch den Muth.

(12) Ge-

(12)
Geduld.

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

(13)
Von dem Canus.

Canus baut ein neues Haus; baut ihm auch ein Grab. Mich deucht,
Daß er an das Weichen denkt, aber doch nicht gerne weicht.

(14)
Liebesarzeney.

Mäßig und geſchäfftig leben,
Heiſt der Liebe Gift eingeben.

(15)
Die hoffärtige und überſichtige Welt.

Die Welt acht unſrer nichts; wir achten ihrer viel.
Ein Narr liebt den, der ihn nicht wieder lieben will.

(16)
Der Spiegel.

Der Spiegel iſt ein Maler, im Malen ganz vollkommen;
Der aber ſein Gemälde ſtets mit ſich weggenommen.

(17)

Liſtige Anſchläge.

Weißt du, was ein Anſchlag heißt? —
„Wenn man weislich ſich befleißt,
„Seinem Feind, eh ers wird innen,
„Schand und Schaden anzuſpinnen —
Nein; es iſt was beſſers noch,
Gilt auch noch einmal ſo hoch:
Stehlen heißt es Küh und Pferde,
Daß es niemand innen werde.

(18)

Lingua præcurrit mentem.

Wenn für den Mann das Weib in einer Handlung ſpricht,
Sagt, übereilet da den Sinn die Zunge nicht?

(19)

Redlicher Leute Schelten gilt vor loſer Leute Loben.

Wenn mir ein Böſer gut, ein Guter böſe will,
So acht ich Gutes nichts, hingegen Böſes viel.

(20) Red-

(20)

Redlichkeit.

Weil die Ehr und Redlichkeit
Weicht und fleucht aus unſrer Zeit,
Weiß ich nicht, was drinnen ſehr
Frommer Mann mehr nůtzė wår.

(21)

Schlaf.

Es ſitzt der Schlaf am Zoll, hat einen guten Handel;
Sein iſt der halbe Theil von unſerm ganzen Wandel.

(22)

Tråume.

Aus Nichts hat der ihm was gemacht,
Der Tråume, welche Nichts ſind, acht.

(23)

Glůckſeligkeit.

Was macht die Menſchen arg? Was hat viel Volk empóret?
Was hat manch Land geſchwåcht? Was hat manch Reich zerſtóret?
Das, was die ganze Welt doch itzt und alle Zeit
Von Herzen wůnſcht und ſucht: des Glůckes Seligkeit.

(24)

Eheſtand des Herzens und der Zunge.

Das Herz und Zung iſt wie vermählt,
Die zeugen Kinder ungezählt;
Wenn beide nun nicht eines ſind,
Wird jedes Wort ein Hurenkind.

(25)

Der geſegnete Krieg.

Mars iſt nicht ganz verflucht; Mars iſt nicht ganz zu ächten,
Wie manchem dünkt. Er iſt der Same der Gerechten;
Nach Brodte geht er nicht. Er kann nach Brodte reiten,
Und muß wohl noch dazu das Fleiſch das Brodt begleiten.

(26)

Allengefallenheit.

Daß er gefalle jedermann
Geht ſchwerlich, glaub ich, jedem an,
Als dem, bey dem hat gleichen Preis
Gott, Teufel, Recht, Krumm, Schwarz und Weiß.

(27)

Weiber.

Wer ohne Weiber könnte ſeyn, wär' frey von vielerley Beſchwerden;
Wer ohne Weiber wollte ſeyn, wär' aber nicht viel nütz auf Erden.

(28)

Regimentsverſtändige.

Es iſt ein Volk, das heißt Statiſten,
Iſt von Verſtand und ſcharfen Liſten,
Doch meynen viel, es ſeyn nicht Chriſten.

(29)

Fremdes Gut.

So iſts mit uns bewandt:
Was in der fremden Hand,
Das will uns mehr vergnügen;
Und unſers will nicht tügen.
Was uns das Glücke giebt,
Hat andern auch beliebt.

(30)

Anzahl der Freunde.

Wer viel Freunde rühmt zu haben, muß gar wenig Sinnen zählen;
Einen Freund zu finden, pflegen alle Sinnen oft zu fehlen.

(31)

Auf die Elſa.

Dieß und jenes ſchneidt man auf von der Hochzeit erſten Nacht;
Mich, ſagt Elſa, ſchreckt es nicht, werde brünſtig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn, was zuletzt mir kommen ſoll;
Wer, was ihm verordnet iſt, fliehen will, der thut nicht wohl.

(32)

Lügen und Lügen ſagen.

Ein Frommer hütet ſich, daß er nicht leichtlich lüge;
Ein Weiſer, daß er ſich mit Lügen nicht betriege.

(33)

Des Mars Treue.

Niemand mag es, und verneine,
Daß es Mars nicht treulich meyne,
Weil er niemals Winters halben
Weichet, wie die falſchen Schwalben,
Sondern bleibt auf unſrer Erde,
Weil noch währt, Geld, Brodt, Küh, Pferde.

(34)

Thätigkeit.

Wer nimmer nichts verſucht, der weiß nicht, was er kann.
Die Uebung wirkt uns aus; Verſuch der führt uns an.

(35)

Frommer Herr, ſchlimme Diener.

Iſt gleich ein Herr gerecht,
Iſt aber arg ſein Knecht;
So wird der Herr doch ungerecht,
Dieweil er hägt den argen Knecht.

(36)

Lobſprecher.

Meiſtens lobt man alle Fürſten, wie ſie leben, weil ſie leben.
Sind es dann nicht Heucheleyen? Nein, es iſt gar recht und eben,
Daß man ihre Laſter theils nicht verhaßter etwan macht,
Daß man ſie erinnert theils wo ſie ſonſt nicht drauf gedacht.
Auf die Weiſe kann man Pillen, die ſonſt allzubitter ſchmecken,
Scheinlich machen und vergolden, und die Pflicht ins Lob verſtecken.

(37)

Redlichkeit.

Wer gar zu bieder iſt, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er iſt, kömmt ſelten höher an.

(38)

Beyſpiele.

Willſt du Fürſten Regeln geben,
Gieb der andern Fürſten Leben.
Heb ſie über Böſ' empor,
Zeuch nicht ihnen Beßre vor.

(39)

Gewinn und Beſitz.

Wer den Beutel hat verloren, mag den Weg zurücke meſſen:
Schwer iſt neuer zu erwerben; alter iſt nicht zu vergeſſen.

(40)

Mann und Weib.

Die Weiber ſind die Monden, die Männer ſind die Sonne;
Von dieſen haben jene Nutz, Ehre, Wärme, Wonne.
Die Sonn beherrſcht den Tag, der Mond beherrſcht die Nacht;
Bey Nacht hat das Weib, der Mann bey Tage Macht.

(41)

Ein hölzernes Pferd.

In der Troiver langem Weiberkriege,
Half letzlich doch ein hölzern Pferd zum Siege.
Was gilts, ob Krieg itzt auch nicht währen werde,
Bis ſonſt kein Pferd mehr bleibt, als Kinderpferde?

(42)

Vom Lividus.

Lividus iſt tödtlich krank. Will er leben, ſoll er baden —
Aus den Thränen, die er goß über eines andern Schaden.

(43)

Gerechtigkeit des Neides.

Keine Straf iſt ausgeſetzet
Auf des Neides Gift;
Denn er iſt zu aller Zeit
Selbſt ſo voll Gerechtigkeit,
Daß er glücklich trifft,
Und ſich durch ſich ſelbſt verletzet.

(44)

Güter des Gemüths.

Wer ihm Güter handeln will, der erhandle ſolchen Grund,
Den kein Brand, kein Raub verderbt, weil er im Gemüthe ſtund.

(45)

Auf den Fugipes.

Fugipes ſollt itzo treten
In die Schlacht; da wollt' er beten,
Sprach: Mein Gott, ach mache mir,
Wie dort David rühmt von dir,
Hirſchenfüß: ja, führ mich ehe
Weit von hinnen in die Höhe!

(46)

Der Bauch hat nicht Ohren.

Der Bauch hat kein Gehöre? Das iſt zu viel geſprochen.
Lucinens Bauch hat Ohren; erwarte nur zehn Wochen.

(47)

Hofedonner.

Der Donner, den der Hofehimmel ſchickt,
Trifft, ehe man es merkt, daß er geblickt.

(48)

Ein Verleumder.

Falſus iſt ein guter Redner, jedes Wort iſt eine Blume
Von Verleumdung andrer Leute, und von ſtolzem Eigenruhme.

(49)

Feſtemacher.

Fürs Vaterland ſein Blut vergießen,
Hat man ſich ſonſt mit Ruhm befliſſen.
Das Blut dem Vaterlande ſparen,
Iſt itzt ein Ruhm in unſern Jahren.

(50)

Lob.

Ein ſonders Lob iſt dies, daß einer Lobens werth,
Auf bloßes Lob nicht ſieht, und Lobens nicht begehrt.

(51)

Auf die Virnula.

Es achtet Virnula nichts in der Welt ſo ſehr,
Wie billig, als die Zucht und angeborne Ehr:
Damit ſie nicht mit Macht ihr etwan werd entnommen,
So hat ſie nächſt ein Freund von ihr geſchenkt bekommen.

(52)

Auf den Veit.

Veit, man nennt dich einen Ochſen; dieß gefällt dir ſchwerlich halb.
Ochſe kannſt du künftig heißen; bleib nur itzo noch ein Kalb.

(53)

Die engliſche Tracht.

Die Jungfern, die das geile Rund,
Das zu der Wolluſt legt den Grund,
Ans Licht ſo ſchamlos ſtellen aus,
Die ſind ein rechtes Ballenhaus,
Wo ſtets der Ballen liegen viel,
Und warten, ob man ſpielen will.

(54)

Sich hüten.

Soll der Menſch ihm ſelbſt verhüten, was ihm kann Gefahr erregen,
Muß er ſich bloß auf das Hüten, ſonſt auf kein Geſchäffte legen.

(55)

Der Weg zu Gunſten.

Willſt du, daß man dich bey uns wohl verehr, und dein gedenke?
Stelle Gaſtereyen an, ſprich ſtets ja, und gieb Geſchenke.

(56) Vor-

(56)

Vorwitz.

Du, der du um mich dich kümmerſt, ſäumſt zu kümmern dich um dich:
Kümmre dich um dich zum erſten; bleibt dir Zeit, alsdann um mich.

(57)

Auf den Morus.

Morus kam nach Hofe ſchmauſen.
Ohne Wiſſen, ohne Grauſen
Fraß er viel von einem Raben,
Den ſie ihm zum Poſſen gaben.
Beſſer, daß ich dich verzehre,
Als daß ich dein Grabmahl wäre:
Sprach er. Daß es was bedeute,
Sagen aber alle Leute.

(58)

Auf die Pigritta.

Pigritta brauchet gerne Ruh; wie ſo? Sie hat vernommen,
Der Menſch ſey nur in dieſe Welt wie in ein Gaſthaus kommen.

(59)

Der Argwohn.

Dieſes kann man zwar wohl thun, daß man leichtlich niemand traue:
Nur daß nicht, daß man nicht trau, leichtlich jemand an uns ſchaue.

(60)

Auf den Veit.

Einem andern abgeliebet,
Einem andern abgediebet,
Einem andern abgelogen,
Einem andern abbetrogen,
Einem andern abgeeidet,
Einem andern abgekreidet,
Weib, Geld, Gut, Vieh, Hülle, Fülle,
Und was ſonſt erwarb ſein Wille,
Dieſe ſeine ſchöne Habe
Nennet Veit des Herren Gabe,
Will von ſolchem Gottbeſcheren,
Sich mit Gott und Ehren nähren.

(61)

Der alten Deutſchen Schrift.

Der Deutſchen ihr Papier
War ihres Feindes Leder;
Der Degen war die Feder,
Mit Blute ſchrieb man hier.

(62)

Von einem Spiegel.

Heimlichkeiten großer Leute ſoll man, wie ſichs ziemt, verſchweigen:
Deiner Schönheit ſchön Geheimniß will der Spiegel auch nicht zeigen;
Daß er ſey bey Hof geweſen, Formiruta, dünkt mich eigen.

(63)

Soldatenfreyheit.

Läßt man euch denn, ihr Soldaten,
Frey dahingehn alle Thaten?
Sündern, die da ſterben ſollen,
Thut man, was ſie haben wollen.

(64)

Auf den Möchus.

Möchus iſt ein milder Mann außer Hauſ', und karg im Bette:
Seine Frau lernt dieſe Kunſt, treibt ſie mit ihm in die Wette.

(65)

Der Sacer Gewohnheit.

Eh Jungfer mocht und Junggeſelle ſich weiland bey den Sacern paaren,
Mußt' eines vor des andern Stärke durch einen ſondern Kampf erfahren;
Wer überwand, war Herr im Hauſe. Bey uns beachren, nicht aus Stärke,
Die Weiber Vorzug, Herrſchaft, Ehre; nein, ſondern weil ſie ſchwache Werke.

(66)

Wunderwerk.

Ein Soldat kann durch Verzehren
Sich ernähren!
Und ein Landmann durch Erwerben
Muß verderben!

(67)

Von dem Mummoſus und Viboſus.

Da Mummoſus ſterben ſollte, lief er auf den Oberſöller;
Da Viboſus ſterben ſollte, lief er in den tiefen Keller;
Doch den ſchwarzen Knochenmann hielt nicht auf noch Hoch noch Tief,
Daß er beiden nicht hinnach, bis er ſie erhaſchte, lief.

(68)

Reime.

Ich pflege viel zu reimen; doch hab ich nie getraut,
Was beſſers je zu reimen, als Bräutigam auf Braut,
Als Leichen in das Grab, als guten Wein in Magen,
Als Gold in meinen Sack, als Leben und Behagen,
Als Seligkeit auf Tod; — — Was darf ich mehrers ſagen?

(69)

Rath.

Da, wo man Rath nicht hört, wo Rath nicht Folge hat,
Alda iſt gar kein Rath der allerbeſte Rath.

(70)

Auf den Paul.

Paul iſt fleißig, mich zu fragen;
Ich verdrüßig, was zu ſagen:
Denn mit allem meinem Sagen
Stillt ſich nimmer doch ſein Fragen.

(71)

Ehewunſch.

Spanne meinen ſchwachen Mann, ſpann ihn auf, o Himmel, doch!
Seufzet Moeris; und ihr Mann: Himmel, ach, zerbrich mein Joch!

(72)

Wer Nützliches mit Luſtigem vermengt, der triffts.

Wer Nutz und wer Ergetz recht ſcheidet und recht mengt,
Verdienet, daß man ihn mit Lob und Ruhm beſchenkt.
Lobt Paſſerillen, lobt! Zum Nutz iſt ihr der Mann,
Der Nachbar zum Ergetz, und wer nur immer kann.

(73)

Wein.

Willſt du eine Luſt dir kaufen, kauf ein Faß voll guten Wein,
Bitt ein Dutzend gute Brüder: Ach, was werden Narren ſeyn!

(74)

Fürſprecher.

Männer, die durch Reden reich
Werden, ſind den Vögeln gleich;
Tragen ſich zu ihrer Ruh
Ein Gebäud im Munde zu.

(75)

Freundſchaft.

Wo Nutz ſich nicht erzeigt, wo kein Gewinn ſich weiſt,
Iſt Freundſchaft nicht daheim, iſt über Land gereiſt.

(76)

Eine ausgeübte Sache.

Von Sachen, die nicht vor ſind wo ſchon ausgeübet,
Nimmt keine Simon an, wie viel man ihm gleich giebet.
Mich dünkt, (es iſt nicht weit, bis daß er Hochzeit mache,)
Die Braut die bring ihm auch ein' ausgeübte Sache.

(77)

Höflichkeit.

Was Höflichkeit verſprochen,
Darauf iſt nicht zu pochen;
Sie machet keine Pflicht;
Ihr Band das bindet nicht.

(78)

Schönheit.

Schönheit iſt ein Vogelleim, jeder hänget gerne dran,
Wer nur fleuget, wer nur ſchleicht, wer nur manchmal kriechen kann.

(79)

Der Mittelſtand.

Wer ruhig ſitzen will, der ſitze nicht beym Giebel;
Wo Schwindel folgt und Fall, daſelbſten ſitzt ſichs übel.

(80)

Unterſchied zwiſchen Jungfrau, und junge Frau.

Es wird, was junge Frau und Jungfrau, leicht erkannt;
Denn dieſes Wort iſt ganz, und jenes iſt getrannt.

(81)

Auf die Venerilla.

Venerilla haſſet Scherz,
Was ſie meynt, das iſt ihr Herz.
Wer an ihr was ſuchen will,
Such und ſäume nicht zu viel.
Wer nichts ſagt und viel doch thut
Iſt für Venerilla gut.

(82)

Aſche und Kohle.

Aſch und Kohle ſind Geſchwiſter; Holz iſt Mutter; Vater Feuer:
Aſch iſt Schweſter, Kohle Bruder; beide ſind es Ungeheuer:
Denn der Vater wie die Mutter iſt alsbald durchaus verloren,
Wenn der Sohn und ſeine Schweſter werden zu der Welt geboren.
Doch zur Rache kömmt der Wirbel, treibt die Tochter ſchnell davon,
Und des Vaters Bruder kömmt und vernichtet auch den Sohn.

(83)

Verſtand und Zuſtand.

Verſtand, den jeder hat, hält jeder lieb und werth:
Der Zuſtand, den er hat, wird anders ſtets begehrt,
Da jener, wie mich dünkt, doch mehr als der, verkehrt.

(84)

Galgenſtrafe.

Iſts recht, daß man die Münze mit Münze wieder zahl',
Stiehlt den mit Recht ein Rabe, der wie ein Rabe ſtahl.

(85)

An einen Sternfreund.

Sieh nicht am Himmel erſt, wie vielen Jammer
Mars ſtiften wird. Sieh nur — in deiner Kammer.

(86)

Fürſtenliebe.

Große Herren lieben die, denen ſie viel Wohlthat gaben,
Lieben ſelten die, um ſie ſich gleich wohl verdienet haben:
Wollen, daß man ihre Güte ſolle ſtets mit Pflicht empfinden,
Wollen ſich für fremdes Gute ſelbſt hingegen nicht verbinden.

(87)

Hausſtand.

Viel erdulden, nichts verfechten;
Schaden leiden, doch nicht rechten;
Andre füllen, ſich entleeren;
Lohnen, doch den Dienſt entbehren;
Immer geben, nimmer nehmen;
Nimmer lachen, immer grämen;
Herrſchen, gleichwohl dienen müſſen;
Viel verwenden, nichts genießen;
Wenig haben, ofte geben;
Selbſten fallen, andre heben;
Kommt man bey ſo viel Geſchäften
Dann von Gut, Blut, Mark und Kräften,
Wie der alte Hund den Knittel,
Dulden den Rebellentitel;
Das iſt unſer Hausſtand heute.
Lobt ihn doch, ihr lieben Leute!

(88)

Beginnen.

Fang alles an mit Wohlbedacht; führ alles mit Beſtand:
Was drüber dir begegnen mag, da nimm Geduld zur Hand.

(89)

Schulden.

Wer Schuld mit Schulden zahlt, thut ſelten alles gut;
Dem letzten, der ihm leiht, dem zahlt er mit dem Hut.

(90)

Hiobs Weib.

Als der Satan gieng von Hiob, iſt ſein Anwald dennoch blieben,
Hiobs Weib; er hätte nimmer einen beſſern aufgetrieben.

(91)

Auf Jungfer Nacktlieb.

Cupinuda klagt gar ſchön
Ueber Vater Adams Fall:
„Welch ein Jammer überall!
„Niemand darf mehr nackend gehn!

(92)

Religion.

Daß man mag in Haß und Neid wider ſeinen Nächſten leben,
Soll uns die Religion einen ſchönen Mantel geben?
Ehr mir Gott Religion, die zwar rein und heilig gläubet,
Immer aber Haß und Neid wider ihren Nächſten treibet!

(93)

Die Kunſt.

Wo hat die Kunſt ihr Haus? Das Haus der Kunſt iſt rund;
Steht allenthalben ſo, daß Sonne drüber ſtund.

(94)

Von meinem Buche.

Will der mein Buch nicht lieben,
Der Beſſeres geſchrieben;
Will der mein Buch vernichten,
Der Mehrers konnte dichten:
So laß ich es geſchehen!
Doch wird man auch wohl ſehen,
Daß mancher etwas Aergers
Geſchrieben, mancher Kärgers.

Sinngedichte.

Viertes Buch.

(1)

Reimdichterey.

Wenn ich Reime wo geſchrieben,
Schrieb ich mir ſie, mich zu üben.
Wenn ſie andern wo belieben,
Sind ſie andern auch geſchrieben.

(2)

Auf die Plauſilla.

Plauſilla trägt ſich hoch, dieweil ſie etwas ſchön.
Wie würde ſie ſo hoch, wär ſie nur ehrlich, gehn!

(3)
Auf den Klepax.

Klepax legt ſich nie ungeſtohlen nieder;
Was er Reichen ſtiehlt, giebt er Armen wieder.
Gott wird reichen Lohn ihm hingegen geben,
Daß er hoch erhöht wird in Ketten ſchweben.

(4)
Gezwungene Soldaten.

Wer ſeufzend zeucht in Krieg, iſt kein gar gut Soldat:
Was dünkt dich nun von dem, den man gezwungen hat?

(5)
Auf die Corinna.

Corinna hat den Mann zwey Jahr lang nicht geſehen;
Und brachte doch ein Kind? — Durch Wechſel iſts geſchehen.

(6)
Trinkkunſt.

Wer einen guten Trunk vermag, hat der denn einen Ruhm?
Ja, wenn er trinkt, daß doch Vernunft behält das Meiſterthum.
Bey Hofe nützt ein ſolcher Kopf, der alſo trinken kann,
Daß er entdeckt, ſich ſelbſten nicht, vielmehr den fremden Mann.

(7) Die

(7)

Die Welt und der Kaſten Noah.

Des Noah Wunderſchiff' iſt ähnlich unſre Welt,
Weil ſie mehr wilde Thier als Menſchen in ſich hält.

(8)

Jungfernthränen.

Ein Waſſer iſt mir kund, das den, der drein nur blickt,
Mehr als der ſtärkſte Wein in Unvernunft verzückt:
Der Liebſten Thränen ſind, die oft den klügſten Mann
Bethören, daß er Schwarz von Weiß nicht ſondern kann.

(9)

Hofhunde.

Heuchler und Hunde belecken die Teller;
Jene ſind Schmeichler und dieſe ſind Beller;
Dieſe bewahren, bey denen ſie zehren;
Jene verzehren die, welche ſie nähren.

(10)

Das Schwerdt.

Ohn Urſach ſollen wir nie zucken unſern Degen,
Ohn Ehre ſollen wir ihn drauf nie niederlegen.

(11) Auf

(11)

Auf den Scävus.

Scävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben:
Tugend wird das Alter nicht, Bosheit wird ihm ſolches geben.

(12)

Rechtserlernung.

Wenn einer will das Recht ſtudiren,
Muß er fünf Jahre dran verlieren:
Das Recht, das Krieg itzt eingeführet,
Wird in fünf Tagen ausſtudiret.

(13)

Auf einen Hörnerträger.

Der Lieb iſt nichts zu ſchwer, pflegt Corniger zu ſagen:
Drum iſt ihm auch nicht ſchwer aus Liebe Hörner tragen.

(14)

Der Mann des Weibes Haupt.

Der Mann iſt ſeines Weibes Haupt.
Wer weiß ob Virna ſolches glaubt?
Sie ſpricht: Was ſolln zwey Häupter mir?
Ich wär ja ſonſt ein Wunderthier.

(15) Degen

(15)

Degen und Schild.

Welch Waffen hat mehr Nutz, der Degen oder Schild? —
Frag erſt, ob Schützen mehr, ob mehr Verletzen gilt? —
Verletzen dämpft den Feind, und Schützen ſichert mich. —
Iſt Feind gedämpft, wer iſt dann ſicherer als ich?

(16)

Die Worte gelten, wie Geld.

Worte gelten in der Welt
Viel und wenig, wie das Geld:
Was vor Zeiten ſchelmiſch hieß,
Heißet ehrlich, bringt Genieß.

(17)

Auf die Flora.

Flora wünſchet, daß ihr Mann ſich mit einer andern paare.
Dieſes thut nicht jedes Weib. — Stille nur! ſie meynt die Baare.

(18)

Geſundheit.

Wer am Leibe von Gebrechen, im Gemüth von Lüſten frey,
Dieſer kann ſich billig rühmen, daß er ein Geſunder ſey.

(19).

Keuſchheit.

Keuſchheit iſt ein Balſam, Weiber ſind ein Glas:
Jener iſt ſehr köſtlich, gar gebrechlich das.

(20)

Von dem Gilvus.

Albinus ſaß voll Muth mit Singen und mit Lachen;
Da Gilvus dieſes ſah, ſprach er: du haſt gut machen,
Du nimmſt das dritte Weib; die erſte die mir lebt,
Die hat auch noch nicht Luſt, daß man ſie mir begräbt.

(21)

Gewiſſenhafter Krieg.

Mars iſt ein Gewiſſensmann,
Nimmt ſich ſehr der Menſchheit an:
Schlägt er Menſchen häufig nieder,
Zeugt er Menſchen häufig wieder.

(22)

Auf den Furvus.

Furvus denkt ſich groß zu bauen; legt den Grund von ſolchen Stücken,
Die er andern durch Verleumden weggezogen hinterm Rücken.

(23)

Einfalt und Liſt.

Da Lamm und Fuchs nach Hofe kam,
Geſchah es, daß man beide nahm;
Den Fuchs, der nachmals oben ſaß,
Das Lamm, davon ein jeder fraß.

(24)

Fröhlicher Tod.

Es iſt ein fröhlich Ding um aller Menſchen Sterben:
Es freuen ſich darauf die gerne reichen Erben,
Die Prieſter freuen ſich, das Opfer zu genießen,
Die Würmer freuen ſich an einem guten Biſſen,
Die Engel freuen ſich, die Seelen heimzuführen,
Der Teufel freuet ſich, im Fall ſie ihm gebühren.

(25)

Vom Morus.

Morus war in hohen Ehren, wagte was er hatt' auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet, als er nichts ſonſt hatte mehr,
Wollt' er Ehre ſelbſt verpfänden: hatte nirgend kein Gehör.

(26)

Auf den Quadruncus.

Quadruncus ſticht ſehr oft gelehrte Männer an.
Schon hieraus hör ich es, daß er gewiß nichts kann.

(27)

Würde.

Der centnerſchweren Bürde
Von Hoheit und von Würde
Wird ämſig nachgetrachtet.
Die Laſt wird nicht geachtet. —
O! drunter nicht zu ſchwitzen,
Nur weich darauf zu ſitzen,
Zu ſorgen nicht, zu prangen,
Darauf iſts angefangen!

(28)

Auf die Priſca.

Priſca pflegt, nach alter Art, ſtillen Mundes ſtets zu ſeyn,
Saget nur: ich weis es nicht; ſaget: ja, und ſaget: nein.
Weißt du, was dahinter ſtecket? Weil ſie zu verhandeln ſtehet,
Fürchtet ſie, daß nicht dem Kleeblatt ihrer Zähn ein Blatt entgehet.

(29)

Auf den Grittus.

Grittus ſollte Hochzeit machen, und es kam was anders drein:
Denn er lud ihm unverſehens, rathet was? — Gevattern ein.

(30)

Wer auf viel zu ſehen, kanns leicht verſehen.

Portia giebt Antwort drum,
Daß ſie aus dem Mann nichts macht:
„Geht man erſt mit vielen um,
„Giebt man nicht auf Eines Acht.

(31)

Täglicher Tod.

Weil ihr Prieſter, daß man täglich ſterben ſolle, Lehren gebet,
Sterb ich täglich, ſagte Mopſus, alldieweil mein Weib mir lebet.

(32)

Die Paſiphae.

Freundinn des Ochſen, Paſiphae, höre,
Wie man dir böslich ſtahl weiland die Ehre!
Ueblich iſts heute noch: artige Kinder
Wählen zu Männern, bald Eſel, bald Rinder.

(33)

Ein unbeſcheidnes Weib.

In des Unglücks Rock hat ſich der gekleidet,
Der ihm nahm ein Weib, das Vernunft nicht leidet.

(34)

Jungferſchaft.

Jungferſchaft die iſt ein Garten, Jungfern ſind die Blumen drinnen;
Manche giebt für Bienen Honig, manche giebet Gift für Spinnen.

(35)

Auf den Udus.

Als Udus Morgens früh wollt' aus nach Weine gehen,
Da fand er dieſen Spruch an ſeiner Thüre ſtehen:
Es ſteht dieß Haus in Gottes Hand,
Verſoffen iſts und nicht verbrannt.

(36)

Die ſchamhaftige Zeit.

Sie ſey ſonſt wie ſie will die Zeit,
So liebt ſie doch Verſchämlichkeit:
Sie kann die Wahrheit nackt nicht leiden,
Drum iſt ſie ämſig, ſie zu kleiden.

(37) Auf

(37)
Auf den Brennus.

Brennus dienet keinem Herrn, hat ihm ſelbſten zu befehlen;
Und man will ihm ſeinen Herrn dennoch zu den Narren zählen.

(38)
Weiberhüter.

Ohne Noth wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.
Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht.

(39)
Aerzte und Poeten.

Dich, Apollo, ruft der Arzt, dich, Apollo, ruft der Dichter;
Wem du vor erſcheinen ſollſt, darf es einen rechten Richter. —
O der Arzt iſt auch ein Dichter, macht die Krankheit oftmals arg,
Daß der Kranke, der geneſen, ſey zum Schenken minder karg.
Was er gröblich oft verſah, that allein der Krankheit Stärke,
Wo er aber gar nichts half, that er wahre Wunderwerke.
Hat, Apollo, dieſer Dichter dich gerufen, komme bald.
Jener hat nichts zu verſäumen, Krankheit aber braucht Gewalt.

(40)

Auf den Varill.

In Klugheit iſt er Narr, in Narrheit iſt er klug:
Ein Kluger und ein Narr hat am Varill genug.

(41)

Die Lügen.

Daß mehr als Hurerey
Das Lügen Sünde ſey,
Iſt wahr: denn dieſes fuhr
Stets wider die Natur,
Und das pflegt insgemein
Naturgemäß zu ſeyn.

(42)

Verſtändiger Krieg.

Um klug und wirthlich Volk ſcheint Mars ſich zu bemühen:
Er wirbt die Jungen itzt in Schulen und bey Kühen.

(43)

Auf den Brutus.

Brutus zog mit vollem Beutel, daß er Wiſſenſchaften lerne;
Kam auch wieder; und was wußt er? — daß ſein Geld blieb in der Ferne.

(44)

Verleumder.

Die Mücken ſingen erſt, bevor ſie einen ſtechen;
Verleymder läſtern drauf, indem ſie lieblich ſprechen.

(45)

Auf die männliche Viroſa.

Wie daß Viroſa denn noch keinen haben kann? —
Ein Mann bedarf ein Weib; ein Mann darf keinen Mann.

(46)

Achtmonathliche Geburt.

Im achten Monden bracht ein Kind Sirona; und die Leute zählen?
Weil Buch ſie ſelbſt gehalten hat, ſo frag auch ſie; ihr wird nichts fehlen.

(47)

Auf den Trullus.

Trullus zeucht ſich aus dem Kriege, will nicht länger Wache ſtehn;
Nimmt ein Weib; wird, will ich glauben, Wacheſtehen nicht entgehn.

(48)

Auf den Picus.

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, meyn ich, ein Spital, ſchwerlich einen Ehſtand halten.

(49)

Auf den Futlus.

Futlus ſoll mit ſeinem Feinde, wie man ſagt, den Degen meſſen;
Spricht, er hätte dieſe Kunſt vor gelernt und itzt vergeſſen.

(50)

Ein Troſt.

Eine Fürſtinn ſtarbe noch in beſter Jugend,
War am Stande Fürſtinn, Fürſtinn auch an Tugend.
Jeder der ſie kannte, obs gleich nichts gegolten,
Hat des Todes Raubſucht dennoch ſehr geſcholten.
Einer klagte weinend, daß er faſt zerfloſſe:
Ach ſie iſt gefallen, Babylon, die große!

(51)

Ein Rath wie der Feind zu ſchlagen.

Man hat den Feind aufs Haupt geſchlagen:
Doch Fuß hat Haupt hinweg getragen:
Man ſchlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

(52)

Auf den Vanus.

Vanus wird zu ſchön geſtraft, der es doch zu grob verſchuldet:
Seine Straf iſt eine Frau, zwar voll Runzeln, doch verguldet.

(53)

Des Bardus Traum.

Bardus träumt, er wär ein Pfarr,
Wachend war er ſonſt ein Narr;
Ob ihm träumt, er wär ein Narr,
Würd er wachend doch kein Pfarr.

(54)

Auf die Caſca.

Caſca iſt ſo teufliſch böſ', und ihr Mann ſpricht doch: mein Schatz?
Wiſſe nur, der Teufel hat gern bey alten Schätzen Platz.

(55)

Hans und Grete.

Hanſen dienet keine Magd,
Außer ſeiner alten Greten;
Weil es keine mit ihm wagt,
Die ſich ſcheut vor Kindesnöthen.

(56) An

(56)

An das Frauenvolk.

Lieben Weiber, laßt mir zu, daß ich ſag, ihr ſeid wie Nüſſe;
Dieſen iſt in zarte Haut eingehüllt des Kernes Süße,
Drauf folgt ein gar harter Schild, und zuletzt die bittre Schal;
So ſeid ihr, ihr Weiber, auch meiſtens, doch nicht allzumal:
Weil ihr Jungfern ſeid und bleibt, ſeid ihr gar von linden Sitten;
Wenn ihr Weiber worden ſeid, muß man ſchlagen oder bitten,
Daß die Herrſchaft Männern bleibt: wenn ſich Schmutz und Alter weiſt,
O wie bitter wird es dem, der mit euch ſich ſchwärzt und beißt.

(57)

Die Thais,

Thais ſagt, daß ihres Liebſten Bildniß ſie im Herzen trage;
Unterm Herzen, will ich glauben; denn ſo ſagt gemeine Sage.

(58)

Weiberſchmuck.

Der Schmuck der zarten Frauen ſteht nicht im Haare Flechten.—
Drum laſſen ſie ſie fliegen zur linken und zur rechten.

(59) Auf

(59)

Auf den Porus.

Porus ſezt für gute Freunde mancherley Geſundheit ein,
Bald in Biere, bald in Weine, bald in ſtarkem Brantewein.
Als er ſeine nun verloren, fiel er in die tiefſten Sorgen;
Keiner wollt ihm eine ſchenken, noch verkaufen, noch auch borgen.

(60)

Auf Simpeln.

Simpel iſt des Weibes Weib,
Sie iſt ihres Mannes Mann:
Zweifelt nun wohl jemand dran,
Daß zwey machen Einen Leib?

(61)

Hofleute.

Der zu Hauſe ſog die Klauen, will bey Hofe weidlich praſſen;
Die noch wieder hungern werden, muß man ſich nur füllen laſſen.

(62)

Franzoſenfolge.

Narrenkappen ſamt den Schellen, wenn ich ein Franzoſe wär,
Wollt' ich tragen; denn die Deutſchen giengen ſtracks wie ich einher.

(63) Die

(63)

Die tapfere Wahrheit.

Ein tapfrer Heldenmuth iſt beſſer nicht zu kennen,
Als wenn man ſich nicht ſcheut, ſchwarz ſchwarz, weiß weiß zu nennen,
Und keinen Umſchweif braucht und keinen Mantel nimmt,
Und allem gegengeht, was nicht mit Wahrheit ſtimmt.

(64)

Hofdiener.

Des Fürſten Diener ſind alſo, wie ſie der Herr will haben:
Sie arten ſich nach ſeiner Art, ſind Affen ſeiner Gaben.

(65)

Von dem Pravus.

Es ſchrieb ihm Pravus an ſein Haus:
Hier geh nichts Böſes ein und aus.
Ich weiß nicht, ſoll ſein Wunſch beſtehn,
Wo Pravus aus und ein wird gehn?

(66)

Auf den Spurcus.

Spurcus ſchenket guten Freunden; merkts ihr Freunde! wie ein Schwein,
Dem man giebt um Speckes willen, ſollt ihr wieder nutzbar ſeyn!

(67) Auf

(67)

Auf den Gurges.

Gurges, dein beweglich Gut ſah man längſt ſich wegbewegen;
Was noch unbeweglich war, wird ſich ehſtens gleichfalls regen.
Dieſes macht der ſtarke Wein, deſſen Geiſt ſich drinn befindet,
Daß ſich alles ſo bewegt, regt, und endlich gar verſchwindet.

(68)

Auf den Lügner Lullus.

Wie gut wär Lullus doch zu einem Brillenglas!
Er macht das Kleine groß, aus Nichtes macht er Was.

(69)

Unverhofft, kömmt oft.

Es kömmt oft über Nacht was ſonſt kaum kam aufs Jahr:
Es brachte heut ein Kind, die geſtern Braut noch war.

(70)

Auf den Thraſo.

Thraſo denkt, die Welt erſchalle weit und breit von ſeinen Thaten,
Da ſie hier doch keinem kundig. Soll ich helfen? ſoll ich rathen?
Tapfrer Thraſo, geh zur Oder, ſchreib darein dein Thun und Weſen,
Dann wird man in wenig Tagen ſolches in der Oſtſee leſen.

(71)

Auf den Technicus.

Technicus kann alle Sachen
Andre lehren, ſelber machen:
Reiten kann er, fechten, tanzen;
Bauen kann er Städt und Schanzen;
Stadt und Land kann er regieren;
Recht und Sachen kann er führen;
Alle Krankheit kann er brechen;
Schön und zierlich kann er ſprechen;
Alle Sterne kann er nennen;
Brauen kann er, backen, brennen;
Pflanzen kann er, ſäen, pflügen,
Und zuletzt — erſchrecklich lügen.

(72)

Auf den Filz.

Haſt du einen Rauſch gehabt? Geh zu Filzen nur zu Gaſte;
Denn auf einen ſtarken Rauſch nützet eine ſtrenge Faſte.

(73)

Auf den Cornulus.

Mit zweyen Weibern hat ſich Cornulus vermählet.
Die eine tröſtet ihn, wenn ihn die andre quälet;
Die ein' erweiſt ihm Haß, die andre Lieb und Huld;
Die erſte nenn ich nicht, die andre heißt Geduld.

(74)

Von dem Stella.

Stella iſt ein Handelsmann; Glücke lacht ihm ohne Wanken,
Kein Verluſt betrifft ihn je; denn er handelt — in Gedanken.

(75)

Auf den Prädo.

Prädo läßt ſich lieber henken,
Eh er will an Wirthſchaft denken;
Weil ihm dort ein Stündlein ſchwer,
Hier, das ganze Leben wär.

(76)

Auf den Fömininus.

Aller Unfall, der da kömmt, bringt den Föminin zum Weinen;
Dieſes macht, daß man ihn hält nur für Eine, nicht für Einen.

(77)

Feſtemacher.

Waffenweich und ehrenfeſte
War im Kriege vor das Beſte;
Ehrenweich und waffenfeſte
Iſt im Kriege jetzt das Beſte.

(78)

Die Verwüſtung Trojens.

Eine Stutt und Hengſt haben Troja umgekehrt:
Nehmlich Helena, und der Griechen hölzern Pferd.

(79)

Auf den Phorbas.

Phorbas gieng zu ſeinem Lieb. Als er kam zu deren Thür,
Zittert er als wie ein Laub, wußte gleichwohl nicht wofür;
Hielt ſich ſonſt für einen Mann; bis er, als er dachte nach:
„Ey mein Herze gab ich ihr, und ſie gab mir ihres,„ ſprach.

(80)

Niſus und Niſa.

Niſus buhlte ſtark um Niſa: Dieſes gab ihr viel Beſchwerden;
Wollt' ihn nicht; ſie freyt ihn aber, ſeiner dadurch los zu werden.

(81)

Auf den Criſpus.

Da Criſpus annoch unbekannt, hielt man ihn böſe nicht, noch gut;
Nun er bekannt, weiß jedermann, den Schelm bedeckt der breite Hut.

(82)

Erbſchaft.

Vor, wenn naher Freund geſtorben,
Erbten wir was er erworben.
Wer da wollte ſterbe heuer,
Man erbt nichts, als ſeine Steuer.

(83)

Ein vernünftig Weib.

Wer nach einem Engel freyt, trifft oft einen Teufel an.
Alles trifft, wer nur Vernunft an der Seite haben kann;
Denn Vernunft ſchmückt trefflich ſchön, denn Vernunft macht alles gut;
Und ein Engel wird das Weib, wenn ſie wie ein Engel thut.

(84)

Auf den Veit.

Jung, war Veit ein Biedermann; alt, iſt Veit in Schelmenorden.
Wie des Lebens, ſo der Ehr iſt er überdrüßig worden.

(85)

Gerüchte.

Man ſaget ſelten was, es iſt doch etwas dran;
An dem iſt aber nichts, daß Mops ein ehrlich Mann.

(86)

Auf den Curioſus.

Curioſus grämt ſich ſehr, was ein andrer hat zu leben;
Curioſus grämt ſich ſehr, was ein andrer hat zu geben;
Curioſus grämt ſich ſehr, was ein andrer führt für Lehre;
Curioſus grämt ſich ſehr, was ein andrer hat für Ehre.
Curioſus grämt ſich nicht, hat nicht wohl das Brodt zu leben:
Curioſus grämt ſich nicht, hat viel Schuld, und nichts zu geben;
Curioſus grämt ſich nicht, glaubt von Gott gar keiner Lehre:
Curioſus grämt ſich nicht, hat viel Schmach und wenig Ehre.
Eignen Kummer ſchickt er fort, kann ihn nicht im Hauſe leiden;
Fremden Kummer hält er an, kann ihn keine Stunde meiden.

(87)

Auf den Gulo.

Gulo hat Gedärm im Kopf und Gehirn im Bauche:
Denn zu ſorgen für den Bauch hat er ſtets im Brauche.

(88) Auf

(88)

Auf die Rubida.

Rubida iſt voller Scham, niemand wird ſie barfuß finden;
Doch der Mode kömmt es zu, daß die Bruſt iſt ohne Binden.

(89)

Mars ein Roßtäuſcher.

Kömmt etwa Mars ein Pferd zu kaufen,
So fragt er bald: kanns auch wohl laufen? —
Will Mars ein Wetterennen wagen; —
Nein, nach ſich her die Feinde jagen.

(90)

Auf den Glicus.

Glicus möchte gerne wiſſen, ob ſein Weib ihm treu;
Solches aber zu erfahren trägt er gleichwohl Scheu.

(91)

Auf den Koridon.

Koridon war der Betrübtſte
Unter allen Bauerknechten;
Denn der Teufel holt das Liebſte,
Sprach er: Niſa ſtarb mir nächten.

(92)

Auf den Ignavus.

Ignavus iſt ein wirthlich Mann, er ſieht der Arbeit fleißig zu:
Und wenn er hievon müde wird, ſo braucht er gerne ſeine Ruh.

(93)

Scherz und Schimpf.

Flut, die nicht erſäuft, nur badet:
Schimpf und Scherz, der keinem ſchadet;
Glut, die wärmt, und nicht verbrennet;
Zucht, die rühret, und nicht nennet;
Wer nicht dieſe mag erdulden,
Giebt Verdacht von ſondern Schulden.

(94)

Menſchliche Erfindungen.

Sehr ſelten wird geſagt, was vor nicht auch geſagt.
Man ſagt, wie vor, auch noch: Veit ſchläft bey ſeiner Magd.

(95)

Das Jahr.

Das Jahr iſt wie ein ſchwangres Weib, gebieret uns viel Tage,
Zwar Männlein, doch der Weiblein mehr; zwar Freude, doch mehr Plage.

(96)

Zeitlich Gut.

Was iſt doch Ehre, Macht, Pracht, Schönheit, Luſt und Geld?
Ein gläſernes Gepräng und Deckenwerk der Welt.

(97)

Richter.

Jeder Richter heißt gerecht, und auch ungerecht hinwieder:
Dem gerecht, der obgeſiegt, ungerecht dem, der lieget nieder.

(98)

Frühling und Herbſt.

Der Frühling iſt zwar ſchön, doch wenn der Herbſt nicht wär,
Wär zwar das Auge ſatt, der Magen aber leer.

(99)

Faulheit.

Ein Ballon fleucht ungeſchlagen nimmer, ob er gleich voll Wind:
Manche ſind zu faul zu Ehren, ob ſie gleich begabet ſind.

(100)

Auf den Oſcus.

Oſcus iſt an Gelde reich, darf um gar nichts ſorgen;
Außer wo er guten Rath und Verſtand ſoll borgen.

(101)

Vom Mißbrauch der Singekunſt.

Was denkſt du, lieber Gott? wenn itzo deine Chriſten
In deinem Hauſe dir nach ihres Ohres Lüſten
Beſtellen Sang und Klang? Die krauſe Melodey
Wird angeſtimmt zum Tanz, zur ſüßen Buhlerey.
Der Andacht acht man nicht. Der geilen Brunſt Gefieder
Erwächſt, und ſteigt empor durch unſre frechen Lieder.
Der ſtille Geiſt erſitzt; wir hören viel Geſchrey,
Die Einfalt weiß nicht recht, obs ſüß, obs ſauer ſey;
Obs Thier, obs Menſchen ſind, die ohne Sinn ſo klingen;
Ob einer ſeufzen ſoll, ob einer ſo ſoll ſpringen.
Man wiehert den Diskant, man brüllet den Tenor,
Man billt den Contrapunkt, man heult den Alt hervor,
Man brummt den tiefen Baß; und ſoll es lieblich klingen,
So klingt es ohne Wort, wird keine Meynung bringen.
Man weiß nicht ob es Dank, man weiß nicht ob es Preis,
Man weiß nicht obs Gebet, und was es ſonſten heiß.
Was denkſt du, lieber Gott? wenn wir ſo ſehr uns regen,
Und ſagen doch gar kaum was uns iſt angelegen?
Wir höhnen dich ja nur, wenn wir ſo zu dir ſchreyn,
Und was es ſey, doch nicht verſtanden wollen ſeyn.

(102) Auf

(102)

Auf die Gliſſa.

Gliſſa lieſet gern in Büchern; Arnd, ihr liegt dein Paradies
Stets zur Hand, doch vor den Augen deine Bibel, Amadis.

(103)

Koſtenordnung.

Die Satzung, nach Gebühr zu zehren,
Kann itzo keinen mehr beſchweren:
Man hört nicht, daß der viel verthat,
Dem man benimmt, was er nur hat.

(104)

Auf den Rappinus.

Rappinus ſchenkt dem Herrn was er ihm vor entwandt,
Er nimmt es mit der linken, giebts mit der rechten Hand;
Drum wird er treuer Diener, nicht ſchlimmer Dieb genannt.

(105)

Auf den Coquinus.

Freunde, nicht von gutem Sinn, Freunde nur von gutem Magen
Braucht Coquinus; denn er weiß weiter nichts als aufzutragen.

(106)

Soldatenwunſch.

Die Krieger rufen, ſie zu holen, den Teufel fleiſſig an:
Es fehlen ihnen Pferd' und Ochſen, ſie brauchen Vorgeſpann.

(107)

Von meinen Reimen.

Hat jemanden wo mein Reim innerlich getroffen,
Daß er zürnt und grimmig iſt: ey ſo will ich hoffen,
Er wird ſich, und nimmer mich, ſchelten für Verräther;
Weil er ſelbſten Kläger iſt, wie er ſelbſten Thäter.

Sinngedichte.

Fünftes Buch.

(1)

Von meinen Reimen.

Leſer, daß du nicht gedenkſt, daß ich in der Reimenſchmiede
Immer etwan Tag vor Tag, ſonſt in gar nichts mich ermüde!
Wiſſe, daß mich mein Beruf eingeſpannt in andre Schranken.
Was du hier am Tage ſiehſt, das ſind meiſtens Nachtgedanken.

(2)

Ein Weltverſtändiger.

Tapfre Männer ſollen haben was vom Fuchſe, was vom Leuen;
Daß Betrieger ſie nicht fangen, daß ſie Frevler etwas ſcheuen.

(3) Für-

(3)

Fürſtenbefehle.

Sachen, die bequemlich ſind, wollen Herren ſelbſt befehlen,
Sachen, die gefährlich ſind, ſollen Diener ſelbſt erwählen;
Nicht umſonſt: ihr Abſehn iſt, daß ſie mögen Mittel finden,
Diener ihnen, aber nicht ſich den Dienern, zu verbinden.

(4)

Der Sieg.

Wer durch das Eiſen ſiegt, hat ritterlich geſiegt;
Betrieglich hat gekriegt, wer durch das Gold gekriegt.

(5)

Die Hofkaſſandra.

Was Kaſſandra prophezeihte,
Ward gehört und nicht geglaubt:
Falſchheit iſt bey Hof erlaubt,
Wahrheit treibt man auf die Seite.

(6)

Zweifelhafte Keuſchheit.

Ein Biederweib im Angeſicht, ein Schandſack in der Haut
Iſt manche; Geiles liegt bedeckt, und Frommes wird geſchaut.

(7)

Menſchliche Thorheit.

Oefters denk ich bey mir nach was die Menſchen doch für Thoren,
Die da wiſſen, durch den Tod wird die ganze Welt verloren,
Wagen dennoch alles drauf, wagen wohl ſich ſelber dran,
Und warum? — Daß jeder nur deſto mehr verlieren kann.

(8)

Spötter.

Wer andrer Leute höniſch lacht,
Der habe nur ein wenig Acht,
Was hinter ihm ein andrer macht.

(9)

An die Schweden.

Alles Unſchlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Aſche von geſammtem Ort, den ihr ſetztet in den Brand,
Gäb an Seife nicht genug; auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaſchen innern Fleck, drüber das Gewiſſen richt:
Fühlt es ſelbſten was es iſt, ich verſchweig es itzt mit Fleiß:
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgeſpielet, ſelber weiß.

(10)

Menſchliche Irrthümer.

Daß ich irre bleibt gewiß, alldieweil ein Menſch ich bin;
Wer nun mehr iſt als ein Menſch, mag mich durch die Hechel ziehn;
Sonſt weiſ' ich ihn von mir weg, weiſ' ihn auf ſich ſelber hin.

(11)

Auf den Edo.

Edo ſammelt allen Schatz, was er zu und ein kann tragen,
Unter ein gedoppelt Schloß: unter Bauch und inner Magen.

(12)

Süßbittres.

In einem Weiberrocke,
In einem Bienenſtocke,
Steckt Schaden und Genuß,
Ergetzen und Verdruß.

(13)

Verdorbene Kaufmannſchaft.

Bey dem Bäcker kaufen Korn, bey dem Schmiede kaufen Kohlen,
Bey dem Schneider kaufen Zwirn, hilft dem Händler auf die Solen.

(14) Träume.

(14)

Träume.

Die Träume ſind wohl werth, daß man ſie manchmal achte:
Die Frau im Traume ward, ward Mutter, da ſie wachte.

(15)

Auf den Runcus.

Runcus iſt ein Edelmann,
Nimmt ſich nur des Ackers an,
Will ſich ſonſt auf nichts befleiſſen,
Will ein Edelbauer heiſſen.

(16)

Diebesſtrick.

Der Strick, daran ein Dieb erhieng, hilft für des Hauptes Weh,
Gebunden um den kranken Kopf. — O um den Hals viel eh!

(17)

Verleumder.

Wer Verleumdung hört, iſt ein Feuereiſen,
Wer Verleumdung bringt, iſt ein Feuerſtein:
Dieſer würde nichts ſchaffen oder ſeyn,
Wollt ihm jener nicht hülflich ſich erweiſen.

(18)

Auf die Varna.

Von Troſt ſteckt Varna voll. Ihr Mann iſt jüngſt geſtorben,
Da ſpricht ſie: Ob er todt, doch iſt er nicht verdorben.
Der meine Wohlfahrt war, der iſt gar wohl gefahren;
Drum mag auch ich mich nun mit neuer Wohlfahrt paaren.

(19)

Die Oſtſee, oder das Baltiſche Meer.

Alle Flüſſe gehn ins Meer,
Alle kommen auch dorther.
In die Oſtſee gehet zwar
Unſre Oder, das iſt wahr:
Aber thut auch ihre Flut
Unſrer Oder viel zu Gut?
Oſtſee! unſern Schmuck und Gold
Haſt du von uns weggerollt:
Aber was du wiederbracht,
Werde dir dereinſt gedacht!

(20)

Die Falſchheit.

Höflichkeit verlor den Rock, Falſchheit hat ihn angezogen;
Hat darinnen viel geäfft, hat manch Biederherz betrogen.

(21)

Auf die Nivula.

Nivula iſt wie der Schnee,
Der kaum itzt fiel aus der Höh;
Wie auch ihre Redlichkeit
Iſt wie Schnee zur Märzenzeit,
Der, wie neu er iſt geacht,
Immer trübes Waſſer macht.

(22)

Gerechtigkeit.

In einer hat das Schwerdt, in andrer hat die Schalen
Gerechtigkeit; denn ſo ſieht man ſie meiſtens malen.
Wie ſo? Weil ſich zur Wag ein Schwacher gerne kehrt,
Ein Starker aber nicht; denn der faßt gern das Schwerdt.

(23)

Erbarmung und Barmherzigkeit.

Eines andern Pein empfinden, heißet nicht barmherzig ſeyn;
Recht barmherzig ſeyn will heißen: wenden eines andern Pein.

(24)

Ein Kriegeshund redet von ſich ſelbſt.

Hunde, die das Vieh behüten,
Hunde, die am Bande wüten,
Hunde, die nach Wilde jagen,
Hunde, welche ſtehn, und tragen,
Hunde, die zu Tiſche ſchmeicheln,
Hunde, die die Frauen ſtreicheln,
Glaubt, daß alle die zuſammen
Aus gemeinem Blute ſtammen.

Aber ich bin von den Hunden,
Die im Kriege ſich gefunden;
Bleibe nur wo Helden bleiben,
Wenn ſie Küh und Pferde treiben,
Habe Bündniß mit den Dieben,
Trag am Rauben ein Belieben,
Pflege, bin ich in Quartieren,
Gänſ' und Hühner zuzuführen;

Kann die ſchlauen Bauern riechen,
Wo ſie ſich ins Holz verkriechen;
Wenn ſie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr wo weggenommen,
Kann ich ſie von dannen hetzen,
Daß ſie Hut und Schuh verſetzen;
Kann durch Schaden, kann durch Zehren
Helfen Haus und Hof verzehren.
Cavalliere kann ich leiden,
Bauern müſſen mich vermeiden.
Drum bin ich in meinem Orden
Hundecavallier geworden.

(25)

Auf den Schliffel.

Schliffel hat zwar eine Seele; aber was iſt ſolche nütze? —
Salz iſt ſie, daß nicht ſein Leib lebend wird zu fauler Pfütze.

(26)

Auf den Veit.

Ey, ſiehſt du nicht wie Veit vor Weibern ſich verſtecke? —
Ja! — Aber wo denn hin? — Ey unter ihre Decke.

(27)

Sicherheit.

Schiffer, die am Ruder ſitzen, kehren da den Rükken hin,
Wo ſie dennoch hin gedenken und mit allen Kräften ziehn:
Menſchen leben ohne Rückſicht, an den Tod wird nie gedacht,
Rennen gleichwohl ihrem Tode ſtündlich zu mit ganzer Macht.

(28)

Preis der Tugend.

Der Tugend theure Waare wer ſie für ſchätzbar hält,
Der kaufe ſie um Mühe, hier gilt kein ander Geld.

(29)

Die höchſte Weisheit.

Gott, und ſich, im Grunde kennen,
Iſt der höchſte Witz zu nennen.
Vielen iſt viel Witz gegeben,
Dieſer ſelten noch daneben.

(30)

Lebensregel.

Sey, wer du biſt; laß jeden auch vor dir ſeyn, wer er iſt;
Nicht, was du nicht kannſt, was du kannſt, ſey dir zu ſeyn erkieſt.

(31) Hoff-

(31)

Hoffnung und Furcht.

Furcht und Hoffnung ſind Geſpielen:
Dieſe wird geliebt von vielen,
Und wer dieſ' ihm hat genommen,
Dem pflegt jene ſelbſt zu kommen.

(32)

Ein redlicher Mann.

Sein Ruhm der kann beſtehn, und ſein Gerücht iſt ächt,
Wer dieſes ſagt, was wahr, und dieſes thut, was recht.

(33)

Kleider.

Pferde kennt man an den Haaren:
Kleider können offenbaren,
Wie des Menſchen Sinn beſtellt,
Und wie weit er Farbe hält.

(34)

Arzeneykunſt.

Wer die Krankheit will verjagen muß den Kranken nur vertreiben;
Wo kein Raum und Ort vorhanden, wird auch nichts mehr ſeyn und bleiben.

(35)

Zutritt bey hohen Häuptern.

Ohne Gaben ſoll man nie vor den großen Herren ſtehen;
Ohne Danken ſoll man nie weg von großen Herren gehen.

(36)

Ein Räthſel und ſeine Löſung.

Die Mutter frißt das Kind:
Daß dieſer Stamm vergeh,
So frißt ihn Erd und Wind. —
Es regnet in den Schnee.

(37)

Der ſäumige Mars.

Der Krieg geht langſam fort! — Die Pferde ſind dahin;
Drum muß er ſein Geräth anitzt mit Ochſen ziehn.

(38)

Reich und grob.

Wo der Geldſack iſt daheim, iſt die Kunſt verreiſet;
Selten daß ſich Wiſſenſchaft bey viel Reichthum weiſet.
Ob nun gleich ein goldnes Tuch kann den Eſel decken,
Sieht man ihn doch immerzu noch die Ohren recken.

(39) Der

(39)

Der Neidiſche.

Wie ich eſſen ſoll und trinken, wie ich mich bekleiden ſoll,
Wie ich ſonſt mein Thun ſoll richten, ſind die Leute kummersvoll.
Wenn ich nicht zu trinken, eſſen, noch mich zu bekleiden hätte,
Sonſten auch gar viel nicht gälte, gilt es eine ſtarke Wette,
Ob nur einer findlich wäre, der nur einmal ſorgt' um mich.
Immer dünket mich, ſie kümmern nicht aus Gunſt, aus Neide ſich.

(40)

Der Mittelweg.

In Gefahr und großer Noth
Bringt der Mittelweg den Tod.

(41)

Wittwen.

Wer ſich an ein Schienbein ſtößet, der hat große kurze Schmerzen:
Wittwen, welchen Männer ſterben, fühlen gleiches in dem Herzen.

(42)

Lohn für Dienſt.

Treuer Dienſt heiſcht ſeinen Lohn,
Sagt er gleich kein Wort davon.

(43)

Auf den Timax.

Timax war bey vielen Schlachten, dennoch iſt er ſtets geneſen; —
Iſt zum Treffen immer letzter, erſter in der Flucht geweſen.

(44)

Tüchtige Waaren.

Die Waaren, welche ganz voran
In einem Laden liegen,
Die kauft nicht gern ein kluger Mann,
Sie pflegen nicht zu tügen:
Die Jungfern, welche zu dem Freyn
Die Freyer gleichſam laden,
Wo dieſe nicht verlegen ſeyn,
So haben ſie doch Schaden.

(45)

Falſchheit.

Mohren haben weiße Zähne, ſind ſonſt ſchwarz faſt aller Orten:
Falſche Leute bleiben Schwarze, ſind ſie gleich von weißen Worten.

(46)

Bücherleſen.

Wie die Honigmacherinnen
Ihren ſüßen Nektarſaft
Vielen Blumen abgewinnen:
So wächſt unſre Wiſſenſchaft,
Durch ein unverſäumtes Leſen,
In ein gleichſam göttlich Weſen.

(47)

Auf den Gulanus.

Weil Gulanus von dem Tode fort und fort Gedanken hat,
Ißt und trinkt er jeden Abend ſich ſehr ſatt und überſatt;
Denn er meynet, jede Mahlzeit werde ſein Valetſchmaus ſeyn:
Schafft in ſein ſonſt leeres Schiffchen drum vorher den Ballaſt ein.

(48)

Vom Geraſt.

Geraſt legt zur Geſellſchaft ſich Schelm' und Diebe bey; —
Damit man ſehen möge, wie viel Er beſſer ſey.

(49)

Des Krieges Ungelegenheiten.

Krieg iſt die allerſchärfſte Zucht,
Womit uns Gott zu Hauſe ſucht;
Denn unter ſeinen ſauern Nöthen
Iſt noch die ſüßſte Noth, das Tödten.

(50)

Kenne dich.

Kannſt du dem, der vor dir geht, ſeine Mängel bald erblicken,
Wird dir auch die deinen ſehn, wer dir nachſieht, auf dem Rücken.

(51)

Fürſtliche perſönliche Zuſammenkunft.

Fürſten ſollen ſich nicht kennen
Durch das Sehen, nur durchs Nennen:
Was das Ohr erſt groß gemacht,
Hat das Auge drauf verlacht.

(52)

Lebensſatt.

Canus iſt zwar lebensſatt; eh der Magen ſich ſoll ſchließen,
Will er gleichwohl zum Confekt etwas Jahre noch genießen.

(53)

Auf den Harpax.

Harpax haßte Müßiggehn; wollte ihm niemand was befehlen,
So erbrach er Thür und Thor, Lad und Kiſte, was zu ſtehlen.

(54)

Poeten und Maler.

Man pfleget mehr was Maler malen,
Als was Poeten, zu bezahlen;
Da doch die Farben werden blind,
Reim' aber unvergänglich ſind.

(55)

Freye Zunge.

Wo das Reden nichts verfängt, hat das Schweigen beßre Statt;
Beſſer, daß man nichts geſagt, als geſagt vergebens hat.

(56)

Hofleute.

Bey Hofe haben die den allergrößten Sold,
Die gar nichts weiter thun, als freſſen und als ſaufen.
Fürwahr! wer Seele ſoll und Körper ſoll verkaufen,
Dem iſt kein Silber nicht genug und auch kein Gold.

(57) Auf

(57)

Auf den Trepicordus.

Trepicordus ſoll ſich rauſen; will nicht kommen; denn er will
Nicht verrücken, will vollenden ſein von Gott geſeztes Ziel.

(58)

Weiber.

Die nicht Weiber haben,
Wünſchen ihre Gaben;
Die ſie nun genoſſen,
Werden drob verdroſſen.

(59)

Aenderung des Anſchlages.

Zu Waſſer muß nach Hauſe, wer nicht zu Lande kann;
Wem Ein Rath nicht gelinget, greif einen andern an.

(60)

Des Mars Drechslerkunſt.

Daß aus einem Bauern itzt
Mars bald einen Herren ſchnitzt,
Wundert euch? Wird nicht gebrochen
Manche Pfeif aus Eſelsknochen?

(61)
Deutſchland wider Deutſchland.

Das Eiſen zeugt ihm ſelbſt den Roſt, der es hernach verzehret;
Wir Deutſchen haben ſelbſt gezeugt die, die uns izt verheeret.

(62)
Lebenslauf.

Es mühet ſich der Menſch, damit er was erwerbe,
Und was er dann erwirbt, ſoll ihm, daß er nicht ſterbe;
Und wann er nun nicht ſtirbt, ſo ſoll er darum leben,
Damit er kann, was er erwirbt, zur Steuer geben.
Und alſo hilft ihm nichts das Mühen und Erwerben,
Und alles was er giebt, als — eher nur zu ſterben.

(63)
Fromm und unfromm.

Heuchler wächſt in Einer Erde leichtlich nicht und Biedermann:
Denn wo jener hebt zu grünen, hebet der zu dorren an.

(64)
Drey ſchädliche Dinge.

Spiel, Unzucht, und der Wein,
Läßt reich, ſtark, alt nicht ſeyn.

(65)

Sieg.

Wenn man Feinden obgeſiegt, ſoll man Feinde ſo beſiegen,
Daß ſie klagen, daß ſie nicht eher ſollen unterliegen.

(66)

Die lachende Wahrheit.

Siedend Waſſer kann man ſtillen,
Wenn man kaltes dran will füllen.
Glimpf kann auch durch frommes Lachen
Bittre Wahrheit ſüße machen.

(67)

Hofgunſt.

Die Kinder lieben den, der nachgiebt ihrem Muthe,
Die Kinder haſſen den, der ihnen zeigt das Gute.
Es iſt die Hofegunſt als wie die Gunſt der Kinder:
Die Heucheley hat Preis, die Wahrheit Haß nicht minder.

(68)

Das Unrecht der Zeit.

Was frag ich nach der Zeit? Wenn der mir nur will wohl,
Der alles ſchafft was war, was iſt, was werden ſoll.

(69)

Die einfältige Redlichkeit.

Andre mögen ſchlau und witzig,
Ich will lieber redlich heißen.
Kann ich, will ich mich befleißen
Mehr auf glimpflich, als auf ſpitzig.

(70)

Liebe und Wolluſt.

Wo die Lieb und Wolluſt buhlen, zeugen ſie zuerſt Vergnügen;
Aber bald wird Stiefgeſchwiſter, Schmerz und Reu, ſich drunter fügen.

(71)

Reichthum.

Reichthum ſoll man zwar nicht lieben, mag ihn, wenn er kömmt, doch faſſen:
Mag ihn in ſein Haus zwar nehmen, aber nicht ins Herze laſſen:
Mag ihn, hat man ihn, behalten; darf ihn nicht von ſich verjagen;
Mag ihn wohl in ſein Behältniß, ſich nur nicht in ſeines, tragen.

(72)

Auf den Levulus.

Levulus hat keinen Kopf, ſein Geſicht ſteht auf der Bruſt:
Was er denkt und was er thut, iſt nur alles Bauchesluſt.

(73)

Das Verhängniß.

Willſt du dein Verhängniß trotzen: ey ſo wolle, was es will.
Ungeduld, Schreyn, Heulen, Schelten, ändert wahrlich nicht ſein Ziel;
Macht vielmehr was arg iſt, ärger, macht aus vielem allzuviel.

(74)

Der Neid.

Dieſes oder Jenes Neiden
Will ich, kann ich beſſer leiden,
Als daß da und dort wo einer
Spreche: Gott erbarm ſich ſeiner!

(75)

Winterlager.

Weiland hielten unter Häuten Krieger jeden Winter aus;
Itzund muß in Schnee der Bauer, und der Krieger nimmt ſein Haus.

(76)

Ein langſamer Tod.

Der ärgſte Tod iſt der, der gar zu langſam tödtet;
Die ärgſte Noth iſt die, die gar zu lange nöthet.

(77)

Hoffart.

Hoffart heget nicht Vernunft. Wer aus Hoffart uns veracht,
Deſſen lacht man, wie es Brauch, daß man eines Narren lacht.

(78)

Vertriebene.

Wer Tugend hat und Kunſt, wird nimmermehr vertrieben;
Iſt, wo er iſt, als wär er ſtets zu Hauſe blieben.

(79)

Falſchheit.

Die alte Welt hat ihren Wiz in Fabeln uns berichtet. —
O! was die neue Welt uns ſagt iſt ebenfalls erdichtet.

(80)

Geſchwiſter.

Wie kömmt es, daß Geſchwiſter ſo ſelten einig lebt? —
Weil jedes gern alleine für ſich die Erbſchaft hebt.

(81)

Das beſte Band zwiſchen Obern und Untern.

Wann Willigkeit im Leiſten und Billigkeit im Heißen
Sich wo zuſammenfügen: wer will dieß Band zerreißen?

(82)

Hofwerkzeug.

Mäntel zum bedecken,
Larven zum verſtecken,
Pinſel zum vergolden,
Blaſen zum beſolden,
Polſter einzuwiegen,
Brillen zum Betriegen,
Fechel Wind zu machen,
Mehr noch ſolche Sachen
Sind bey Hof in Hauſen;
Niemand darf ſie kaufen.

(83)

Auf den Parcus.

Parcus hat ſonſt keine Tugend, aber gaſtfrey will er ſeyn:
Läßt, damit er dieß erlange, keinen in ſein Haus hinein.

(84)

Auf den Pätus.

Pätus iſt gar milder Art; hat er was, ſo giebt er auch:
Einen Theil für manche Hur, andern Theil für ſeinen Bauch.

(85) Die

(85)

Die Zukunft Chriſti.

Chriſtus hat durch erſtes Kommen
Uns des Teufels Reich entnommen;
Kömmt er nun nicht ehſtens wieder,
Kriegt der Teufel Meiſtes wieder.

(86)

Arbeit und Fleiß.

Die Welt iſt wie ein Kram, hat Waaren ganze Haufen;
Um Arbeit ſtehn ſie feil, und ſind durch Fleiß zu kaufen.

(87)

Auf einen Freſſer.

Ebo lobt und hält für Gut,
Wenn ein Menſch ſtets etwas thut:
Nichts thut er; doch thut er das,
Daß er iſt, wenn er kaum aß.

(88)

Diana und Dione.

Der Diana ſollte rufen Elſa, rufte der Dione:
Sollt' ins Kloſter, lag in Wochen vor mit einem jungen Sohne.

(89)

Wein.

Der Wein iſt unſer noch, wann ihn das Faß beſchleußt;
Sein aber ſind wir dann, wann ihn der Mund geneußt.

(90)

Auf den Phanus.

Phanus will mit Chriſtus ärmlich in der Kripp im Stalle liegen,
Wollte nur ein Stern erſcheinen, der es alſo könnte fügen,
Daß die Weiſen zu ihm kämen, legten ihre Schätze aus,
Und von Ochſen immer wäre und von Eſeln voll ſein Haus.

(91)

Lügen.

Willſt du lügen, leug von Fern;
Wer zeucht hin und fraget gern?

(92)

Ein jedes Werk fordert einen ganzen Menſchen.

Wer irgend was beginnt und täglich will beginnen,
Der bleibe ganz dabey mit Leib und auch mit Sinnen.
Im Kriege kann man dieß: man wagt Fleiß, Schweiß, Rath, That,
Man waget Seel und Leib zu ſtehlen was man hat.

(93) Auf

(93)

Auf den Cornutus.

Cornutus und ſein Freund beſtehn auf Einem Willen:
Wer ſagt denn, daß ſie nicht der Freundſchaft Pflicht erfüllen?
Ob jener liebt ſein Weib, liebt dieſer die nicht minder,
Ob jener etwan denkt, denkt dieſer auch auf Kinder.

(94)

An den Naſo.

Naſo, dir iſt deine Naſe ſtatt der Sonnenuhr bereit,
Wann der Schatten weiſt gerade auf das Maul, iſts Eſſenszeit.

(95)

Auf den Thraſo.

Thraſo wagt ſich in den Krieg:
Seine Mutter will nicht weinen;
Denn mit ſeinen ſchnellen Beinen
Stund ihm zu manch ſchöner Sieg.

(96)

Schönheit.

Trau der Farbe nicht zu viel: Was Natur ſo ſchön gebildt,
Drunter hat ſich Geilheit, Stolz, Thorheit, Faulheit oft verhüllt.

(97)

Eines Fürſten Amt.

Ein Fürſt iſt zwar ein Herr; doch herrſcht er fromm und recht,
So iſt er ſeinem Volk als wie ein treuer Knecht.
Er wacht, damit ſein Volk ſein ſicher ſchlafen kann;
Er ſtellt ſich vor den Riß, nimmt allen Anlauf an,
Iſt Nagel an der Wand, daran ein jeder henkt
Was ihn beſchwert und drückt, was peinigt und was kränkt.
An Ehren iſt er Herr, an Treuen iſt er Knecht.
Ein Herr ders anders meynt, der meynt es ſchwerlich recht.

(98)

Wolluſt.

Wer der Wolluſt ſich verleihet, wird er nicht ums Hauptgut kommen,
Hat er Krankheit doch am Ende ſtatt der Zinſen eingenommen.

(99)

Gewiſſen.

Was niemand wiſſen ſoll, ſoll niemand auch begehen.
Ein jeder muß ihm ſelbſt ſtatt tauſend Zeugen ſtehen.

(100)

Poeterey.

Es bringt Poeterey zwar nicht viel Brodt ins Haus;
Was aber drinnen iſt, wirft ſie auch nicht hinaus.

(101)

Eifrige Geiſtliche.

Wie ein Ottomanniſch Kaiſer wollen Geiſtliche regieren,
Der, den Zepter ihm zu ſichern, läßt die Brüder ſtranguliren:
Alſo ſie in Glaubensſachen, wollen herrſchen, und die Brüder
Lieber von dem Brodte räumen, wenn ſie ihrem Wahn zuwider.

(102)

Aegyptiſche Dienſtbarkeit.

Jakobs Stamm klagt alter Zeit
Ueber ſchwere Dienſtbarkeit.
Steht es da denn ſo gar übel,
Wo man Fleiſch hat, Knoblauch, Zwiebel?
Unſre Leut in dieſer Zeit
Hielten es für Herrlichkeit.

(103)

Geizige Huren.

Wer Hund' und Huren will zu Freunden haben,
Der muß ſich rüſten mit Geſchenk und Gaben.

(104)

Tiſchfreundſchaft.

Vermeynſt du wohl, daß der ein treues Herze ſey,
Den dir zum Freunde macht dein' öftre Gaſterey?
Dein' Auſtern liebt er nur, dein Wildbret, deinen Fiſch;
Auch mein Freund würd er bald, beſäß ich deinen Tiſch.

(105)

Auf den Veit.

Fünf Sinnen hat zwar Veit, doch ſind ihm drey entlaufen;
Zwey ſuchen drey: was gilts? er bringt ſie nicht zu Hauſen.

(106)

Eigenlob.

Doppelter, nicht einzler Mund
Zeugt und macht die Wahrheit kund;
Drum gilt der nicht allzuviel,
Der ſich ſelbſt nur loben will.

(107)

Regierungskunſt oder Weltkunſt.

Die Weltkunſt iſt ein Meer: es ſey Port oder Höhe,
Es iſt kein Ort, wo nicht ein Fahrzeug untergehe.
Der eine ſegelt fort, wo jener fährt in Sand;
Wer fremd iſt irret hier, hier irret wer bekannt.

(108)

Auf den Schmeckel.

Schmeckel könnte wohl ſein Laufen
Großen Herren hoch verkaufen,
Könnte ſich ſein Fuß ſo regen,
Wie ſein Zahn ſich kann bewegen.

(109)

Geizhals.

Den Geizhals und ein fettes Schwein
Sieht man im Tod erſt nützlich ſeyn.

(110)

Auf den unbeſtändigen Volvulus.

Für dein Herz und für den Mond, Volvulus, dient gar kein Kleid;
Beides bleibt nie, wie es war, wandelt ſich zu aller Zeit.

(111) Nach-

(111)

Nachfolge.

Ob zwar Maler ihre Farben bey dem Krämer nehmen,
Dürfen ſie ſich ihrer Bilder darum doch nicht ſchämen.
Wer von andern was gelernt, bring, es ſteht ihm frey,
Doch mit andrer Weiſ' und Art, ſolches andern bey.

(112)

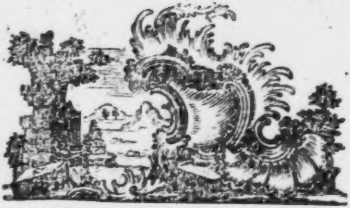
Von meinem Buche.

Iſt in meinem Buche was, das mir gaben andre Leute,
Iſt das meiſte doch wohl Mein, und nicht alles fremde Beute.
Jedem, der das Seine kennet, geb ich willig Seines hin.
Weiß wohl, daß ich über manches dennoch Eigner bleib und bin.
Zwar ich geb auch gerne zu, daß das Meine Böſes heiſſe;
Gar genug, wenn fremdes Gut recht zu brauchen ich mich fleiſſe.

* * *

Sinngedichte.

Sechſtes Buch.



(1)

Kurzweilen.

Andre mögen Gläſer ſtürzen; andre mögen Hund' anbeten;
Andre mögen näſchig geilen, da bey Grethen, dort bey Käthen;
Mögen Glück auf Blätter bauen, mögen ſtündlich Kleider wandeln,
Mögen bey der Sonnenthüre Stein, Bein, Glas und Fäden handeln,
Mögen ſich leibeigen geben ihrer Lüſte tollen Geillen:
Meine Luſt ſoll immer bleiben mich mit Dichterey zu ſtillen.

(2)

Jahreszeiten.

Im Lenzen prangt die Welt mit zarter Jungferſchaft;
Im Sommer iſt ſie Frau, mit Schwangerſeyn verhaft;
Wird Mutter in dem Herbſt, giebt reiche Frucht heraus;
Iſt gute Wirthinn, hält, im Winter, ſparſam Haus.

(3)

Von der Phyllis.

Eines Morgens ſchaut ich gehen
Phyllis vor den Roſenſtrauch,
Da ſie, nach gewohntem Brauch,
Seine Zierden ſahe ſtehen.
Damals konnt ich nicht vergleichen
Welches unter ihnen wohl,
Weil ſie beid' an Schönheit voll,
Von dem Siege ſollte weichen.
Ob die Phyllis angenommen
Von den Roſen ihre Zier,
Oder ob vielleicht von ihr
Solche ſolchen Schein bekommen,
War gar übel zu entſcheiden;
Denn ich hatt in ihren Glanz
Mich vertiefet gar und ganz,
Mußte nur die Augen weiden.

Endlich hab ich doch erfahren,
Als der Sonne goldnes Rad
Traf den letzten Tagesgrad,
Daß die Roſen Diebe waren.
Weil ſie Phyllis wollen gleichen,
Und mit ihrer Wangen Schein
Ganz von Einer Farbe ſeyn,
Mußten ſie gar bald verbleichen.

(4)

Ein Brief.

Dein Brief begrüßte mich, mein Brief begrüßt dich wieder.
Nun wiſſen wir, von uns liegt keiner todt danieder.

(5)

Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht.

(6)

An eine fürſtliche Perſon.

Fürſtinn! Ihr geht, wie es billig, inner Gold und Seiden her;
Dennoch ſeh ich, als die Kleider, nichts an Euch, das ſchlechter wär.

(7)

Rückkunſt vom Freunde, Ankunſt zur Freundinn.

Da, wo ich itzo war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder ſeyn, wohin ich kommen ſoll;
Gunſt ohne Falſch war hier, dort iſt Lieb ohne Liſt;
Hier ward ich ſehr geehrt, dort werd ich ſchön geküßt;
Beym Freunde war ich jezt, zur Freundinn komm ich nun;
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.

(8)

Bittre Liebe.

Lieben iſt ein ſüßes Leiden,
Wenns nicht bitter wird durch Scheiden.
Bittres will ich dennoch leiden;
Daß ich Süßes nicht darf meiden.

(9)

Die deutſche Sprache.

Iſt die deutſche Sprache rauh? Wie, daß ſo kein Volk ſonſt nicht
Von dem liebſten Thun der Welt, von der Liebe lieblich ſpricht?

(10) Auf

(10)
Auf die Pulchra.

Dreyerley vergöttert dich: Daß du biſt ſo wunderſchön;
Und ſo wunderkeuſch; und daß beide Ding beyſammen ſtehn.

(11)
Gaſterey.

Gemäßigte Trachten,
Vermiedene Prachten,
Bekannte Geſellen,
Geräumige Stellen,
Vertrauliche Schwänke,
Beliebtes Getränke,
Sind Stücke, die Gäſte
Befinden fürs beſte.

(12)
Hunger und Liebe.

Der Hunger und die Liebe ſind beide ſcharfer Sinnen;
Sie finden leichtlich Mittel ihr Futter zu gewinnen.

(13)

Die Lockfinke.

Nicht zu weit von meinem Singen
Liegen Netz und falſche Schlingen.
Die vor mir hier hat gelogen,
Hat mich, wie ich euch, betrogen.
Ich, die ich gefangen ſitze,
Bin nur meinem Herren nütze.
Die da will, die mag verfliegen,
Die nicht will, die laß ſich kriegen.
Wenn nur ich die Koſt erwerbe,
Gilt mirs gleich viel, wer verderbe.

(14)

Auf die Anna.

Bey einem Kranken wachen bis Morgens drey bis vier,
Sagt Anna, muß ich laſſen, es geht nicht mehr mit mir;
Bey einer Hochzeit tanzen bis Morgens drey bis vier,
Kann Anna noch wohl ſchaffen, da geht es noch mit ihr.

(15) Schäd-

(15)

Schädliche Liebe.

Lieben läßt nicht lange leben,
Lange leben läßt nicht lieben.
Wer dem Leben iſt ergeben,
Muß das Lieben ſparſam üben.
Wem das Lieben will behagen,
Muß des Lebens ſich entſagen.

(16)

Vergängliche Geſellſchaft.

Ein guter Freund, ein reiner Wein, und auch ein klares Glas
Die waren neulich um mich her; wie luſtig war mir das!
Hör aber was darauf geſchieht: das klare Glas zerbricht,
Der reine Wein verraucht, der Freund fällt ſchmerzlich in die Gicht.

7

(18)

An einen Bräutigam.

Wenn du die Braut ins Bette rufſt, ſo wehrt ſie ſich beym Bitten:
Nicht bitte! denn ſie hat ſchon ſelbſt viel vom Verzug erlitten.

(18)

Auf die Floja.

Floja wär ein ſchönes Weib, könnte Floja ſich nur
ſchämen;
Denn ſie würde von der Scham eine ſchöne Röthe
nehmen.

(19)

1.7,50.

Der Frühling.

Da der Himmel gütig lachet,
Da die Erd ihr Brautkleid machet,
Da ſich Feld und Wieſe malen,
Da der Bäume Häupter ſtralen,
Da die Brunnen Silber gießen,
Da mit Funkeln Bäche fließen,
Da die Vögel Lieder ſingen,
Und die Fiſche Sprünge ſpringen,
Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt:
O ſo muß vor trübem Kränken
Bloß der Menſch die Stirne ſenken,
Weil von ſolchen Frühlingslüſten
Mars erneuert ſein Verwüſten,
Mars, der dieß für Luſt erkennet,
Wenn er raubet, ſchändet, brennet.

(20)

Wunſch an eine Dame.

Gott geb dir alles Gute, und mich dir noch dazu:
Dann hab ich alles wieder, und habe mehr als du.

(21)

Küſſe.

Amor ſaß jüngſthin betrübet,
Weil ſein Bogen mißgeübet,
So doch ſelten ſich begiebet.
Sahe drauf zwey Mündlein ringen,
Hörte ſüße Küſſe klingen:
Da hub Amor an zu ſpringen.

(22)

Gewiſſen.

Wo du Luſt zur Wolluſt fühleſt, kannſt du ſie am beſten büßen,
Wenn du dir ein Mädchen zulegſt, ein ſchön Mädchen, — das Gewiſſen.

(23)

Von der Ariſtea.

Ariſtea, du biſt ſchön. Allen Leuten macht dich hold
Zier am Leibe, Zucht im Sinn, und im Beutel eignes Geld.

(24)

An die Kunſtgöttinnen.

Ihr, ihr ſüßen Zuckermädchen, ihr, ihr zarten Pindustöchter,
Seid nicht wie die andern Jungfern, die da treiben ein Gelächter,
Wenn ein haarbereifter Buhler, wenn ein gichtgekränkter Freyer
Ihnen anzeigt ſeine Flammen, ihnen anſtimmt ſeine Leyer.
Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Luſt an reinen Sinnen,
Wollt am erſten die beglücken, wollt am liebſten liebgewinnen,
Die durch vieler Jahre Wiſſen, die durch vieler Jahr Erfahren
Innerlich ſich ſchön und munter, ſich am Geiſte neu bewahren.

(25)

Ungleiche Ehe.

Der junge Schnee der Haut kam zu dem Schnee der Haare,
Auf daß mit jenem der auf eine Zeit ſich paare.
Das Paaren gieng wohl an; doch ward man zeitig innen,
Der Hautſchnee der war Glut, der Haarſchnee muſte rinnen.

(26) An

(26)

An einen Freund.

Weil du mich, Freund, beſchenkſt mit dir,
So dank ich billig dir mit mir;
Nimm hin deßwegen mich für dich:
Ich ſey dir Du, ſey du mir Ich.

(27)

Von des Marcus Töchtern.

Seyd luſtig, ſeyd luſtig, ſprach Marcus, ihr Kinder!
Ich Alter bin luſtig, ſeyd ihr es nicht minder.
Ey, Vater, ey wiſſet, das beſte Gelächter
Iſt, daß Ihr uns Männer gebt: ſagten die Töchter.

(28)

Die Liebe brennt.

Die Fiſche lieben auch. Mag Waſſerliebe brennen?
Kein Fiſch bin ich, und ſie ſind ſtumm: wer wills bekennen?

(29)

An die Venus.

Die Sonne geht zu Bette, die halbe Welt iſt blind:
O Venus, nun wird ſehend dein ſonſt ſo blindes Kind!

(30)

Ein Kuß.

Die ſüße Näſcherey, ein lieblich Mündleinkuß
Macht zwar niemanden fett, ſtillt aber viel Verdruß.

(31)

Von einer Biene.

Phyllis ſchlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig, oder was es war,
Koriden, dir zur Gefahr!
Denn ſie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ey wie recht! Du, fauler Mann,
Sollteſt thun, was ſie gethan.

(32)

Das Weib ſchweige.

Weiberlippen ſind geſchaffen
Mehr zum Küſſen, als zum Klaffen.

(33)

Die Weltfreundſchaft.

Ich will nicht Damon ſeyn, die Welt darf auch nicht werden
Mein Pythias, wir ſind von zweyerley Geberden:
Mein Sinn ſteht aufgericht, die Welt geht krumm gebückt;
Mein Sinn iſt ungefärbt, die Welt iſt glatt geſchmückt;
Mein Mund hat Eine Zung, ich kann nicht Warmes hauchen
Und Kaltes auch zugleich, die Welt pflegt Ja zu brauchen
Wie Nein, und Nein wie Ja; denn ihre Zunge bricht
Die ſchöne zwiſchen Mund und Herz gepflegene Pflicht.

(34)

Frauenminze.

Frauenminze heilt viel Leid,
Wer ſie braucht mit Maaß und Zeit.

(35)

Die Liebe.

Liebe darf nicht malen lernen, weil ſie nicht die Farben kennt,
Weil ſie Blaues oft für Rothes und für Weißes Schwarzes nennt.

(63) Ur-

(36)

Urſprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da ſie den Adonis liebte,
Der ſie labt' und auch betrübte?
Wann im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen;
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückiſch Bübeln,
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette.
Bis es Venus ſo verfügte,
Die dieß Thun ſehr wohl vergnügte,
Daß die Geiſter, die ſie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küſſe Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,

Füllten alles Leer der Lüfte,
Wieſe, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten ſich zum Küſſen immer,
Hielten ohne ſich ſich nimmer,
Saßen auf die Menſchentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn ſie ſie mit Küſſen grüßten,
Wenn ſie ſie mit Grüßen küßten.

Aber Neid hat ſcheel geſehen;
Und Verhängniß ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Venus, voller Zorn und Wüten,
Hat gar ſchwerlich dieß erlitten.
Als ſie mehr nicht konnte ſchaffen,
Gieng ſie, ließ zuſammenraffen
Aller dieſer Küſſe Schaaren,
Wo ſie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß ſie gäben ſüße Beute,
Daß ſie aber auch darneben
Einen ſcharfen Stachel gäben,
So wie ſie das Küſſen büßen
Und mit Leid erſetzen müßen.

Sag ich dieſes einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünſch ich euch, für ſolche Tücke,
Daß euch Küſſen nie erquicke!
Glaubt ihrs aber, o ſo ſchauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

(37)

Jugend und Alter.

Jugend liebt und wird geliebt, Alter liebt und wird verlacht.
Liebe nimmt ſo leichte nicht Liebe, die nicht Liebe macht.

(38)

Auf die Blandula.

Blandula, du Jungfer Mutter, kannſt ſo ſchöne Kinder bringen?
Lieber treibs als ein Gewerbe, mancher wird dir was verdingen.

(39)

Gaſtzahl.

Mit ſieben Gäſten
Gehts faſt am beſten.
Der achte Gaſt
Wird eine Laſt.

(40)

Der Liebe Märtyrerthum.

Buhler ſind zwar Märtyrer oft ſo gut als einer,
Martern aber ſich nur ſelbſt; darum preiſt ſie keiner.

(41)

Händekuß.

Jungfern, euch die Hände küſſen,
Pflegt euch heimlich zu verdrießen;
Weil man läppiſch zugewandt,
Was dem Munde ſoll, der Hand.

(42)

Köſtliches Waſſer.

Waſſer, die die Alchymiſten brennen, ſind gar hoch geacht;
Höher Thränen, die die Bräute gießen in der erſten Nacht.

(43)

Auf die Nivula.

Nivula brennt ihrer viel:
Jeder der ſie ſieht, der will
Dieß und das an ſie verwagen.
Was für Nutzen wird es tragen?
Was ſie gab, das bleibt ihr doch;
Wer es hatte, ſucht es noch.

(44)

Ein Kuß.

Giebt Clara einen Kuß, ſolls viel gegeben ſeyn.
So oft ſie einen giebt, ſo nimmt ſie einen ein.

(45)

Wittwer und Wittwen.

Wär Freyen Dienſtbarkeit, wär nicht was Freyes dran,
So gienge keine Frau, kein Mann mehr dieſe Bahn.
Sie gehen aber drauf oft mehr als zween Gänge.
Wär gar nichts Gutes dran, man miede ja die Menge.

(46)
An die Rhodia.

Rhodia, geh nicht ins Feld: Werden Bienen deiner innen,
Wird ſich dein Geſicht und Mund ihrer nicht erwehren können;
Werden laſſen Roſ' und Klee, werden alle Blumen laſſen,
Werden deinen Honig nur, werden deinen Zucker ſaſſen.

(47)
Geliebte Sachen.

Springet in der Schale Wein,
Spielen kluge Saiten rein,
Fallen ſüße Küſſe drein,
Kann man herzlich luſtig ſeyn.

(48)
Frage.

Wie willſt du weiße Lilien zu rothen Roſen machen?
Küß eine weiße Galathee: ſie wird erröthend lachen.

(49)

Ein honigſüßer Schlaf.

Ein Honig iſt der Schlaf: als Chloe dieſen aß,
Geſchahs daß was, (ich glaub, es war ein Bienlein,) ſaß
Auf ihrer ſchönen Haut. Sie hats nicht achten wollen;
Doch wie man nunnehr merkt, ſo iſt ſie ſehr geſchwollen.

(50)

Farbe der Schamhaftigkeit.

Karmeſinroth hält man werth,
Reines Weiß wird ſehr begehrt,
Purpur hat gar hohen Ruhm,
Gold wünſcht man zum Eigenthum:
Billiger wird hoch geacht
Farbe, die die Tugend macht.

(51)

Ein Briefkuß.

Phyllis ſchickte Thyrſis zu durch ein Brieflein einen Kuß:
Unterwegens ward er kalt, bracht' ihm ſo nicht viel Genuß.
Drum ſo ſchrieb er: wenn ſie wollte, ſollte ſie zwar ſchriftlich grüßen,
Immer aber ſelber kommen, wann ſie wollt', und mündlich küſſen.

(52) Von

(52)

Von der Galathea.

Als man, zarte Galathea, einen alten Greis dir gab,
Sprach die Stadt: man legt' den Todten in ein alabaſtern Grab.

(53)

Ein thieriſcher Menſch

Lupula will keinen lieben,
Der Vernunft zu ſehr will üben;
Weil ihr beſſer der gefällt,
Der ſich etwas thieriſch ſtellt:
Wer da kann wie Tauben herzen,
Wer da kann wie Spatzen ſcherzen,
Wer wie Hähne buhlen kann,
Iſt für ſie der rechte Mann.

(54)

Wittwentroſt.

Meinen Mann hat Gott genommen, den er gab, wie ihm beliebt;
Ey! ich will ihn wieder nehmen, wenn er mir noch Einen giebt.

(55)

Die Liebe und der Tod.

Tod und Liebe wechſeln öfters ihr Geſchoß:
Jenes geht auf Junge, dieß auf Alte los.

(56)

Auf die Dubioſa.

Dubioſa gieng zur Beicht
Traurig, und mit Recht vielleicht.
Als der Pfarr fragt' ohngefehr,
Ob ſie eine Jungfer wär',
Sprach ſie: ja, ich armes Kind!
Aber wie ſie heuer ſind.

(57)

Küſſen.

Bienen küſſen ſchönen Blumen, und die Blumen bleiben ſchön:
Schöne Jungfern, laßt euch küſſen, Schönheit wird euch nicht vergehn.

(58)

Auf die Cerinna.

Cerinna iſt ſo zart, ſo ſauber, wie weißes Wachs gezieret. —
In dieſes Wachs hat jüngſt ein Künſtler ein ſchönes Kind boſſiret.

(59)

Die Liebe.

Nenne mir den weiten Mantel, drunter alles ſich verſtecket. —
Liebe iſts, die alle Mängel gern verhüllt und fleißig decket.

(60)

In der Perſon eines Wittwers.

Bringt Lieben etwan Luſt, bringt Luſt von Liebe ſagen:
Bringt beides dennoch mir nichts, als nur Bitterkeit.
Was andern Herzens Wonn, iſt mir nur Herzens Leid;
Denn meine Lieb iſt längſt ins Grab hinein getragen.
Wiewohl wer recht geliebt, pflegt nichts darnach zu fragen;
Er liebet fort und fort, und hat erſt ausgeliebt,
Wenn ihm ſein Ende ſelbſt des Liebens Ende giebt.
Die Liebe war nicht ſtark, die ſich verzehrt von Tagen.
Ich liebe weil ich bin. Die nicht mehr iſt, zu lieben,
Erfodert ihre Treu; ihr Werth iſt ewig werth,
Daß mehr als nur von ihr mein Mund kein Wort begehrt,
Mein Sinn ſonſt keine Luſt; hieran will ich mich üben.
Geht dieſes Lieben gleich bey andern bitter ein,
Soll mir um Liebe doch lieb auch das Bittre ſeyn.

(61)

Von vier Hirtinnen.

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen Hirten alle:
Ihm zu weiſen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht ihm Honigſchnitte;
Iris grüßet' ihn mit Lächeln; Ciris faßt' ihn in die Mitte,
Küßte ſeinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küſſen,
Und er überließ der Ciris Krone, Honig, und das Grüßen.

(62)

Vergnüglichkeit.

Wer ihm immer läßt begnügen,
Den kann Glück nie recht betriegen;
Alles falle, wie es will:
Das Vergnügen iſt ſein Ziel.

(63)

Ein geraubter Kuß.

Was meynt ihr? Ein geſtohlner Kuß ſey minder angenehme? —
Der Kuß wird ſüßer, wenn man ſchaut, wie Sie ſo ſchön ſich ſchäme;
Und was man leichtlich haben kann, iſt ſelten gar bequeme.

(64)

Zuchthüter.

Ein Hüter, der die Weiber vor Schand in Obſicht nahm,
War keiner nimmer treuer als tugendhafte Scham.

(65)

Jungfrauen.

Ihr Jungfern hört mir zu: doch faſſet die Geberden,
Und fangt durch meinen Ruhm nicht ſtolzer an zu werden.
Die Jungfern ſind ein Volk, das unter uns geſtellt
Als Engel in der Zeit, als Wunder in der Welt.
Ich wüßte nicht, wer der, und wannen er entſproſſen,
Und was für milde Milch ſein erſter Mund genoſſen,
Der hier nur ernſthaft ſieht, der hier nicht fröhlich lacht,
Wenn ihm des Himmels Gunſt die Augen würdig macht
Zu ſchauen dieſen Glanz, zu merken dieſe Sonnen,
Wodurch der Menſchheit Werth den höchſten Stand gewonnen,
Und ſo erleuchtet iſt. Er iſt nicht werth ſo gar,
Daß ſeine Mutter ſelbſt je eine Jungfrau war,
Der ſein' Geberde nicht zur Ehrerbietung neiget,
Sein Haupt aufs tiefſte bückt, den Fuß in Demuth beuget,
Und giebt ſich pflichtbar hin für einen eignen Knecht,
Für ein ſo liebes Volk und himmliſches Geſchlecht.

Jedoch merkt gleichwohl euch, ihr lieblichen Jungfrauen,
Ich meyne die, wo mehr auf That als Wort zu bauen,
Und, haltet mirs zu Gut, ich meyn auch meiſtens die,
Wo Winter nicht verbeut, daß Frühling nicht mehr blüh.

(66)
Von der Paulina.

Eines Tages ſprach ein Buhler um die Gunſt Paulinen an:
Weil ſie, ſprach ſie, meines Mannes, ſo befrage meinen Mann.

(67)
Poeterey.

Wer durch Dichten Ruhm will haben, kann ihn nießen:
Wer durch Dichten Luſt will haben, kann ſie büßen:
Wer da denket reich zu werden durch das Dichten,
Der erdichtet was ihm kömmet gar mit nichten.

(68)
Ueber das Bildniß des nackten Cupido, welchen ſeine Mutter züchtigt.

Was hat doch der liebliche Knabe verſchuldet,
Weßhalb er die Streiche der Mutter erduldet?
Er hat ſich geſäumt, daß dem Eheſtandsorden
Chlorinde zu langſam iſt einverleibt worden.

(69) Von

(69)

Von einer Fliege.

Eine Fliege war ſo kühn,
Sezte ſich vermeſſen hin
Auf des ſüßen Mündleins Roth:
Chloris ſchlug, und ſchlug ſie todt.
Florus ſprach: o wenn nur ich
Dürfte dieß erkühnen mich:
Dieſer Schlag, hielt ich dafür,
Diente mehr, als ſchadte mir.

(70)

Küſſen.

Wer küſſen will, küß auf den Mund, das andre giebt nur halb Genießen.
Geſichte nicht, nicht Hals, Hand, Bruſt: der Mund allein kann wieder küſſen.

(71)

An eine Fürſtinn.

Die Welt hat den Geruch, wir haben hier die Blum:
Das Land hat, Fürſtinn, Euch: die Welt hat Euern Ruhm.

(72)

Luſtſchmerzen.

Feuer glänzet, mehr als Geld:
Doch verbrennt es ſehr:
Thut uns gleich die Wolluſt hold,
Doch verletzt ſie mehr.

(73)

Von meinen Sinngedichten.

Was mein Sinn biſher gezeugt, und an Tag die Feder legte,
Steht dahin, ob mans verwarf, oder ob es jemand pflegte.
Taugt jemanden dieſe Zucht, kann ſich noch Geſchwiſter finden.
Daß ſie werden ſchöner ſeyn, will ich mich doch nicht verbinden.

Sinngedichte.

Siebendes Buch.

(1)
Von meinen Reimen.

Meine Reime riechen nicht
Noch nach Oele, noch nach Wein:
Beides kann gar ſchwerlich ſeyn;
Jenes, wegen Amtespflicht,
Dieſes, wegen ſchlimmer Gicht.

(2)
Herrengewiſſen.

Ochſen ſpannt man nicht an Fäden, denn ſie würden ſtracks zerriſſen;
So auch läßt ſich ſchwerlich binden, wer Gewalt hat, ans Gewiſſen.

(3)

Gerechtigkeit zum Saufen.

Stände ſoll man unterſcheiden; ſaufen ſoll nicht jedermann.
Bauern ſtrafe man ums Saufen: Saufen ſteht den Edeln an.

(4)

Heldentod.

Es ritten ihrer zwey nach Roſſen,
Darüber ward der ein' erſchoſſen;
Der andre ſagte mit Betrüben:
O welch ein ehrlich Kerl iſt blieben:

(5)

Auf den Capito.

Capito hat Kopfs genug; wenig aber hat er Sinn.
Wie ein Mohnkopf, lauter Schlaf, ſonſten hat er nichts darinn.

(6)

Täglicher Wunſch.

Von auſſen guter Fried und gute Ruh von innen,
In wohl geſundem Leib auch wohl geſunde Sinnen,
Des Himmels Freude dort, der Erde Segen hier:
Dieß iſt mein Morgenwunſch, nichts weiter wünſch ich mir.

(7)

Gegenwärtiger und vergangener Zuſtand.

Glücke kennt man nicht, wenn man drinn geboren;
Glücke kennt man erſt, wenn man es verloren.

(8)

Hoffolge.

Sobald der Herr mir lacht, ſo lacht mir jedermann;
Sieht er mir ſauer zu, ſieht jeder ſo mich an.
Die Puppen machens ſo, die fremde Fauſt regiert,
Sie ſtellen ſich nach dem, nach dem ſie einer führt.

(9)

Schläge.

Eine Glock und eine Nuß, und ein Eſel, und ein Knecht
Thun nicht leichtlich ohne Schlag, was ſie ſollen, jemals recht;
Jene ſchweiget, die bleibt hart, jener ſteht, und dieſer liegt.
Wird das Eiſen und das Holz ihnen richtig angefügt:
Klinget jene, dieſe bricht, jener geht, und dieſer eilt.
Drum was jedem zugehört, ſey auch jedem zugetheilt.

(10) Sache

(10)

Sache nicht Worte.

Wo die Hand vonnöthen iſt, ſchafft man wenig mit der Zunge:
Wo das Herze hingehört, da verrichtet nichts die Lunge.

(11)

Verachtung der Schmach.

Manchen Frevel acht man nicht, manches Unrecht wird verlacht.
Selten rächt man einen Fleck, den uns Ochs und Eſel macht.

(12)

Auf die Geſſula.

Die Geſſula hält viel von Thaten und von Werken;
Im Glauben ſuchet ſie den Nächſten ſtets zu ſtärken;
Von Zeiten hält ſie nichts, vom Weſen hält ſie mehr;
Iſt vielfach eine Frau, und geht im Kranz einher.
Ob Pabſt, ob Luther ihr, ob ihr Calvin gefalle,
Iſt unklar; iſt mir recht, gefallen ſie ihr alle.

(13)

Ehrgeiz.

Es iſt kein Regiment ſo gut, das allen Leuten tüget:
Das macht, Regieren ſelbſt, und nicht Regieret ſeyn, vergnüget.

(14)

Von dem Veit.

Kömmt gleich manches neues Jahr, dennoch klaget Veit, ihm bleibe
Fort und fort manch altes Jahr, — nehmlich bey dem alten Weibe.

(15)

Reichthum.

Eines Ungerechten Erb, oder ſelbſt ein ſolcher Mann,
Oder beides auch zugleich iſt, wer Reichthum ſammeln kann.

(16)

Auf den Poſcimummus.

Was man guten Freunden ſchenket, iſt verwahret, nicht verſchenket:
Alſo ſaget Poſcimummus, wenn er was zu geben denket.
Aber ſoll er etwas geben, o ſo rühmt er hoch das Sparen:
Daß man nicht aufs Alter etwan Noth und Armuth dürf' erfahren.

(17)

Mars von Ohngefähr fromm.

War etwan Mars wo fromm, ſo kehrt es ihm zu Gute:
Es iſt gewiß geſchehn aus unbedachtem Muthe.

(18)

Feile Gerechtigkeit.

Sind des Richters Ohren zu, mache du die Hand nur auf.
Recht hat izt, wie alles Ding, einen gleichen hohen Kauf.

(19)

Der Zeiten Schauſpiel.

Ich denke noch des Spiels bey meinen jungen Jahren,
Worinn ich König war, wenn andre Knechte waren:
Sobald das Spiel ſich ſchloß, fiel meine Hoheit hin,
Und ich ward wieder der, der ich noch izo bin.
Der heutige Gebrauch trägt gleichſam ein Ergetzen,
Die Bauern dieſer Zeit den Fürſten beyzuſetzen.
Schimpf aber iſt nicht Ernſt, und das Saturnusfeſt
Iſt Einmal nur des Jahres zu Rom im Brauch geweſt.

(20)

Der enthärte Samſon.

Samſon ſchlief bey Delila, und verſchlief ſich Haar und Stärke.
Solcher Schlaf bringt auch noch heut ſolche Beut und ſolch Gemerke.

(21)

Auf den Schwollius.

Der Praler Schwollius will gar nicht wohnen enge,
Geräumig iſt ſein Haus, gewaſchen alle Gänge.
Kein Wunder! Als ein Kind liebt' er ſchon ſolch ein Haus;
Drum kam er bald hervor aus Kerker, Nacht und Graus,
Wo er gefangen lag, ans Tageslicht gekrochen,
War ſeine Mutter gleich erſt Frau von dreyzehn Wochen.

(22)

Der Kaiſerliche Dienſt.

Was iſt es für ein Ding, der kaiſerliche Dienſt?
Der Bauern ihr Verderb, der Krieger ihr Gewinnſt.
Der Bauer thut den Dienſt, der Krieger ſpricht davon;
Doch ſtraft man jenen noch, und dieſem giebt man Lehn.

(23)

Auf den Quadratus.

Quadratus iſt der Welt viel nüz, er giebt viel Schatten;
Wär übel, wenn er ſtürb, im Sommer zu entrathen!

(24)
Hofverdienſt.

Haſt du bey Hofe was gethan,
Was niemand dir verdanken kann;
So geh bey Zeiten ſelbſt davon,
Der Haß iſt ſonſt gewiß dein Lohn.

(25)
Auf den Bullatus.

Bullatus ſprach, gefragt: woher er edel wär?
Mein Adel kömmt vom Haupt und nicht vom Bauche her.

(26)
Auf die Glauca.

Es ſtritten ihrer zwey, ob Glauca ſchön, ob häßlich?
Gemalet iſt ſie ſchön; natürlich iſt ſie gräßlich.

(27)
Auf die Claja.

Gott nahm, ſagt Claja, meinen Mann:
Der Herr hat alles wohl gethan,
Der einen friſchen geben kann!

(28) Ein

(28)

Ein verlorner Freund.

Mein Freund ward nächſt nach Hof in Ehrendienſt erkohren;
Die Ehre gönnt' ich ihm, doch gieng der Freund verloren.

(29)

Weltbeherrſcher.

Gott, Fleiß und die Gelegenheit
Beherrſchen Menſchen, Welt und Zeit.
Gott iſt in Nöthen anzuflehn;
Gelegenheit nicht zu verſehn:
Der Fleiß muß fort und fort geſchehn.

(30)

Eine Hure.

Wem die Hur ins Herze kömmt, wird ſie auch in Beutel kommen:
Mag dann zählen, was die Nacht ihm geſchenkt, der Tag genommen!

(31)

Redlichkeit.

Die Redlichkeit verlacht, was ihr Verfolger ſpricht;
Ein Biedermann ſteht ſtets; nicht lang ein Böſewicht.

(32)

Die tauſend goldenen Jahre.

Tauſend goldne Jahre werden von Propheten itzt verſprochen.
Wie es ſcheinet, ſind ſie nahe; denn dergleichen Gold zu kochen,
Hat der Krieg bereits zu Kohlen Städt und Dörfer abgebrochen.

(33)

Fürſtendiener.

Wenn Diener löblich rathen,
So ſinds der Herren Thaten;
Wenn Herren gröblich fehlen,
Iſts Dienern zuzuzählen.

(34)

Auf den unverſchämten Calvus.

Calvus hat ſo großen Schedel, und hat dennoch kein Gehirn;
Voller Stirn iſt auch ſein Schedel, und doch hat er keine Stirn.

(35)

Auf den Pätus.

Pätus bat mich jüngſt zu Gaſt; und ich gieng nicht. Ich war ſatt
Noch von dem, womit er mich längſt vorhin kaſteyet hat.

(36)
Reiſen.

Weiland ward fürs Vaterland Gut und Blut gelaſſen;
Gut und Blut wird itzt verthan, Vaterland zu haſſen.
Man verreiſet großes Geld; was man heimbringt, wendet man
Alte deutſche Redlichkeit hämiſch zu beſchimpfen an.

(37)
Erdengötter.

Obrigkeiten heißen Götter, ſollen Menſchen Wohlfahrt geben,
Wollen aber meiſtens ſelber von den Menſchen Wohlfahrt heben.

(38)
Das Beſte der Welt.

Weißt du, was in dieſer Welt
Mir am meiſten wohlgefällt? —
Daß die Zeit ſich ſelbſt verzehret,
Und die Welt nicht ewig währet.

(39)
Waaren der Wolluſt.

Wer ſich um der Wolluſt Waaren als ein Kaufmann will bemühn,
Wird, wie witzig er gleich handelt, Reue, ſtatt Gewinnes ziehn.

(40)

Sey wer du wareſt.

Wer eine Tugend einmal übt,
Eh er ſie leichtlich übergiebt,
So geb er eher hin ſein Leben;
Sonſt muß er ſich der Ehr' begeben.

(41)

Hofgunſt.

Hofgunſt brennt wie Stroh, giebt geſchwinde Flammen;
Fällt geſchwind in Aſch, wie das Stroh, zuſammen.

(42)

Hülfe.

Eigner Fleiß und fremde Hülfe födern einen Mann.
Wenn man einem vor ſoll ſpannen, ſpann er ſelber an.

(43)

Aemſigkeit.

Man kann im Ruhn
Doch etwas thun.
Man kann im Thun
Doch gleichwohl ruhn.

(44) Von

(44)
Von dem Largus.

Largus wünſchet ſeinem Feinde, daß er ein Ducaten ſey
In den Händen eines Filzes; denn da würd er nimmer frey.

(45)
Wohlfeiler Frauenſtand.

Was man mit Wenigem erlangt, daſelbſt iſt Viel
Nicht nöthig. Eine Magd, die gerne Frau ſeyn will,
Die wird zur Hure nur, alsdann iſt Kirchenfahrt,
Und aller Hochzeitpracht erhalten und erſpart.

(46)
Hofmaler.

Bey Hofe hats viel Maler; die wiſſen abzumalen
Gemeiniglich mit Kohlen; ſie fodern kein Bezahlen;
Sie thun es ungeheiſſen, ſie thuns von freyen Stücken;
So darf man auch nicht ſitzen, ſie könnens hinterm Rücken.

(47)
Müßiggang.

Jedes Haus hat ſeinen Ort, der gewidmet iſt zur Ruh.
Knecht und Mägde haben Luſt, Herr und Frau hat Fug dazu.

(48)

Mittel zu verarmen.

Ich möchte wiſſen, wie es käme,
Daß unſer Hab und Gut zunähme?
Was wir aus Pflicht nicht geben müſſen,
Soll Höflichkeit zuſammen ſchießen.
Iſt für den Mund was übrig blieben,
So bleibt es doch nicht vor den Dieben.
Was ſelbſt die Todten ſchuldig waren
Das büßen wir mit unſern Haaren.
Was wir gehabt, und nicht mehr haben,
Davon erheiſcht man Schoß und Gaben.
Ich möchte wiſſen, wie es käme,
Daß unſer Hab und Gut zunähme?

(49)

Von der Clodia.

Clodia taugt nicht zum ſieden; ob ſie etwan taugt zum braten? —
O, man laß ſie roh den Würmern; beſſer weiß ich nichts zu rathen.

(50)
Krieg und Friede.

Die Welt hat Krieg geführt weit über zwanzig Jahr;
Nunmehr ſoll Friede ſeyn, ſoll werden wie es war.
Sie hat gekriegt um das, o lachenswerthe That!
Was ſie, eh ſie gekriegt, zuvor beſeſſen hat.

(51)
Geſchminkte Weiber willige Weiber.

Wiewohl es noch nicht Brauch, daß Wittwen, daß Jungfrauen
Sich auszubieten gehn, ſich ſuchen anzutrauen:
So fragt, will gleich der Mund ſich noch in etwas ſchämen,
Doch Schmuck und Schminke dreiſt: Ey will mich niemand nehmen?

(52)
Hirten.

Was iſt das für ein Hirt, der durch Gewalt und Liſt
Zum Theil die Schafe ſchindt, zum Theil die Schafe frißt?

(53)
Auf den Pralin.

Wie dein Kopf, Gelegenheit,
Iſt, Pralin, dein Ehrenkleid.

(54) Ge-

(54)

Geſinde.

Sein Geſinde ſoll man ſpeiſen, darf es aber doch nicht mäſten,
Soll es brauchen uns zu helfen, ſoll es brauchen nicht zu Gäſten.

(55)

Gewalt iſt nicht Tapferkeit.

Wenn ihrer Drey gleich Einen ſchlagen,
So hat Geſchlagner nichts zu klagen;
Denn ungeſchlagen bleibt itzt keiner,
Und Dreye ſchlagen mehr als Einer.

(56)

Sichere Armuth; elender Reichthum.

Ein Armer hat es gut; er fürchtet ſelten ſehr,
(Dieweil er nichts mehr hat) daß er verliere mehr.
Ein Reicher hat es arg; iſt keine Zeit nicht frey,
Daß er nicht morgen ſchon der allerärmſte ſey.

(57)

Loben.

Thorheit iſt es, alles loben; Bosheit iſt es, gar nichts preiſen:
Mich wird Thorheit ſchwerlich treffen; Bosheit wird ſich eher weiſen.

(58)

Die Steuer.

Daß mein Buch die theure Gabe
Allen zu gefallen habe,
Glaub ich nicht. Doch glaub ich, allen
Werde folgendes gefallen:
„O es müſſe hölliſch Feuer
„Freſſen die verſluchte Steuer!

(59)

Ein Indianiſcher Brauch.

Wenn ein Indianer freyet, ſchenket er die erſte Nacht
Einem Prieſter, der zum Segen einen guten Anfang macht.
Blondus freyet eine Jungfer: ob er nun gleich dort nicht wohnt,
Hat ſie dennoch ihm ein Pfaffe eingeweihet unbelohnt.

(60)

Von der Hulda.

Was man liebt, das braucht man wenig, daß mans lange brauch':
Hulda ſchonet man zum Nehmen, liebt man ſie gleich auch.

(61) Zunder

(61)

Zunder der Hoffart.

Was reizet uns zur Hoffart an? — der Leute Heucheley,
Die alles preiſen, was wir thun, es ſey gleich wie es ſey.

(62)

Büchermenge.

Des Bücherſchreibens iſt kein Ende, ein jeder ſchreibt mit Haufen! —
Kein Menſch wird weiter Bücher ſchreiben, wenn nur kein Menſch wird kaufen.

(63)

Ein redlicher Mann.

Für einen guten Mann ſind alle Zeiten gut,
Weil niemals Böſes er und Böſes ihm nichts thut;
Er führt durch beides Glück nur immer Einen Muth.

(64)

Menſchenſinnen.

Köpfe haben Dünkel,
Herzen haben Winkel:
Prüfe, was du ſieheſt,
Merke, was du flieheſt!

(65)

Auf den Thraſo.

Thraſo geht, wie Herkules, mit der Löwenhaut bedeckt;
Sags nur nicht, ein Haſenbalg iſt zum Futter unterſteckt.

(66)

Wunderwerk der Welt.

Man ſagt, und hat geſagt von großen Wunderwerken,
Die wohl zu merken ſind, und waren wohl zu merken;
Noch iſt ein größers kaum, als daß ein frommer Mann
Bey dieſer böſen Zeit, fromm ſeyn und bleiben kann.

(67)

Hofdiener.

Jeder will bey Hofe dienen; dienen will er immer,
Nicht beym Sorgen, nicht beym Dulden; nur im Tafelzimmer.

(68)

Lob.

Eines Narren Probe,
Die beſteht im Lobe.
Seine Kunſt zu weiſen,
Schleußt ihn auf das Preiſen.

(69)

Auf den Stichus.

Stichus hat ein böſes Weib, will ſich gern vertragen,
Meynt, ihr Grimm werd endlich ſich müden von den Plagen;
Da ihn ſonſt ein neues Weib werd' aufs neue nagen.

(70)

Das Herz auf der Zunge.

Wers Herz auf ſeiner Zunge führt,
Der muß, wenn er die Zunge rührt,
Sich der Bedachtſamkeit befleißen,
Sonſt möcht er ihm das Herz abbeißen.

(71)

Kriegesſchäden.

Hat Land durch dieſen Krieg, hat Stadt mehr ausgeſtanden?
Schau wo der beſte Tiſch und größte Schmuck vorhanden.

(72)

Hoffnung.

Wer nichts hat, dem iſt noch Rath,
Wenn er nur noch Hoffnung hat.

(73)

Erkenntniß Seiner.

Der Schatten pflegt zu ſtehen nach dem die Sonne ſteht;
Sobald ſie ſcheint, iſt niemand der ohne Schatten geht.
Auch iſt auf Erden niemand von aller Thorheit frey;
Ein Menſch von klaren Sinnen, der merkt wie groß ſie ſey.

(74)

Durch Mühen, nicht durch Schmeicheln.

Redlich will ich lieber ſchwitzen,
Als die Heuchlerbank beſitzen.
Beſſer harte Fäuſte ſtrecken,
Als von fremdem Schweiße lecken.
Beſſer was mit Noth erwerben,
Als gut leben, furchtſam ſterben.

(75)

Auf den Piger.

Piger kann nicht müßig gehen; —
Müßig aber kann er ſtehen.

(76)
Neuerung gefährlich.

Das Böſe, wohl geſtellt, laß ſtehen, wie es ſteht;
Es iſt noch ungewiß, obs gut mit Neuem geht.

(77)
Freygebige Herrendiener.

Wenn Diener Herren ſchenken,
So mögen Herren denken,
Daß ſich, was auf ſie fleußt,
Von ihnen vor ergeußt.

(78)
Augen, Ohren, Mund.

Ohr und Auge ſind die Fenſter, und der Mund die Thür ins Haus:
Sind ſie alle wohl verwahret, geht nichts Böſes ein und aus.

(79)
Verdächtige Sachen.

Ein verſöhnter Feind,
Ein erkaufter Freund
Sind zu einer Brücke
Ungeſchickte Stücke.

(80) See-

(80)

Seelenwanderung.

Daß eine fremde Seel in fremden Körper krieche,
Das glaube wer es will; es ſind nicht Bibelſprüche:
Dieß aber iſt gewiß, daß itzt ein fremder Leib
Oft fähret auf und in ein fremdes Pferd, Kleid, Weib.

(81)

Auf die Priſca.

Deine Schönheit liegt am Laden, gar nicht, Priſca, in der Kiſte;
Was man ſieht, das iſt das Beſte, mit dem Innern ſteht es wüſte.

(82)

Gewandelte Freundſchaft.

Wer die Freundſchaft brechen kann,
Fieng ſie nie von Herzen an:
Der ward falſch ein Freund genennt,
Wer ſich von dem Freunde trennt.

(83)

Das Glück ein gemein Weib.

Das Glück iſt wie ein Weib, die keinen völlig liebet,
Indem ſie ſich itzt dem, itzt jenem übergiebet.

(84)
Bücher.

Es iſt mir meine Luſt, bey Todten ſtets zu leben;
Zu ſeyn mit denen, die nicht ſind, rund um umgeben,
Zu fragen, die ganz taub; zu hören, die nichts ſagen;
Und die nichts haben, doch viel pflegen aufzutragen,
Wer andern vorzuziehn. Ich bin auf die befliſſen,
Die mir viel Gutes thun, und doch von mir nichts wiſſen.
Ich halte dieſe hoch, die nie mich angeſehn;
Die manchmal mich im Ernſt verhöhnen, ſchelten, ſchmähn,
Sind meine beſten Freund'; anſtatt ſie hinzugeben,
So gäb ich alle Welt dahin, und auch das Leben.

(85)
Auf den Curvus.

Curvus iſt den Laſtern gram, nicht aus Tugend, nur aus Neid;
Daß er ihnen nicht mehr dient, ſchafft nicht Wille, ſondern Zeit.

(86)

Hoffarth.

Ich nehm ein Quintlein Glück, und kaufe Hofegunſt:
Ob dir es ſo beliebt, nimm einen Centner Kunſt:
Die leichte Münze gilt, die ſchwer iſt hier umſonſt.

(87)

Verliebte.

So viel Händel, ſo viel Wunder, als verliebte Leute machen,
Wozu dient es? wohin zielt es? — Denke nach, ſo wirſt du lachen.

(88)

Auſtritt der Zunge.

Die Zunge wohnt mit Fleiß in weißem Beingehäge,
Denn dieß iſt ihre Gränz, in der ſie ſich bewege.
Wächſt aber wo die Zung, und ſteiget übern Zaun,
Derſelben traue du, ich will ihr nimmer traun.

(89)

Der liebe Blindheit.

Ein Wollſack und ein Kohlenſack, da die beyſammen ſtunden,
Da ſchoß Cupido, und der Pfeil ward in dem ſchwarzen funden.
Die Lieb iſt an die Farbe nicht, dieweil ſie blind, gebunden.

(90)

Männermangel.

Daß mehr Weiber ſind als Männer, macht des Krieges Raſerey;
Doch mich dünket, Weiber ſtunden durch die Buhlſchaft Kriege bey.

(91)

Ein fauler Knecht.

Wenn ſelten ſtiehlt ein Dieb, und nie ein Knecht was thut,
So halt ich den für böſ', und jenen mehr für gut.

(92)

Auf den Vagus.

Vagus liebet Weiber, Wittwen, Jungfern, Mägde, was es giebt;
Chriſtenlieb iſt ſo geartet, denkt er, daß ſie alles liebt.

(93)

Freunde.

Freunde die das Glücke macht ſind kein rechtes Meiſterſtücke,
Wenn ſie nicht zuvor beſchaut und bewährt das Unglücke.

(94)

Auf die Stultina.

Alle ſehen ernſthaft aus: dennoch will Stultina lachen? —
Weil ſie weiße Zähne hat, ſucht ſie ſich beliebt zu machen.

(95) Die

(95)

Die Freyheit.

Wo dieſes Freyheit iſt, zu thun nach aller Luſt,
So ſind ein freyes Volk die Säu in ihrem Wuſt.

(96)

Fremde Schutzherren.

Der, der uns für Ketzer hält, ſollt' uns kriegen für den Glauben?
Freyheit ſollten ſchützen die, die uns Freyheit helfen rauben?
Ausgang wird zu glauben dir Freyheit was du willſt erlauben.

(97)

Luſt und Unluſt.

Ihrer zwey ſind, die ſich haſſen,
Und einander doch nicht laſſen:
Wo die Wolluſt kehret ein,
Wird nicht weit die Unluſt ſeyn.

(98)

Der raſende David. *

Wer bey Achis denkt zu leben, wer bey Welt denkt fortzukommen,
Muß bald haben Narrenkappe, Doctorshut bald angenommen.

---

* 1 Sam. XXI, 13.

(99)

Der Soldaten gutes Werk.

Buße zeucht dem Kriege nach; wo das Heer nur hingetreten,
Thun die Leute nichts als weinen, nichts als faſten, feyern, beten.

(100)

Auf den Simon.

Simon wünſchet, daß ſein Weib
Eine Moſcovitinn wäre,
Wenn er ihr gleich bläut den Leib,
Daß ſie ſich doch nicht beſchwere;
Aber weil ſie deutſch geſinnt,
Schaut ſie, wie ſie ſich erwehret,
Wie ſie Oberhand gewinnt,
Und mit ihm die Stube kehret.

(101)

Trunkenheit.

Es ſäuft ſich voll, für ſich, kein unvernünftig Thier. —
O, hätten ſie Vernunft, ſie tränken auch, wie wir.

(102)

Stadtleute und Dorfleute.

Wer ſind Bürger? Nur Verzehrer.
Wer ſind Bauern? Ihr' Ernährer.
Jene machen Koth aus Brodte,
Dieſe machen Brodt aus Kothe.
Wie daß denn der Bürger Orden
Höher als der Bauern worden?

(103)

Auf den Faulinus.

Faulinus iſt ein Mann, er iſt ein rüſtig Mann;
Die Arbeit hat er lieb, — wenn andre ſie gethan.

(104)

Schnecken.

Bruder, komm und iß mit mir; Haus und Wirth ſoll vor dir ſtehen.
Doch iß nur den Wirth, das Haus möchte nicht zu Halſe gehen.

(105)

Weintrauben.

Bruder, komm auf einen Trunk; doch im ſüßen Bacchusnaß
Thu mir nicht allein Beſcheid, thu mir auch Beſcheid im Faß.

(106)

Friedenshinderniß.

Ey, es wird bald Friede ſeyn! Freue dich, du deutſcher Mann!
Mißvertraun und Eigennutz, ein Paar Wörtlein, ſtehn nur an.

(107)

Tadler.

Wer mich tadelt läſſet merken, daß was Gutes an mir ſey;
Sonſt wär nichts ihm dran gelegen, dürfte keiner Tadeley.

(108)

Von meinen Reimen.

Nicht einmal in ſeinem Buche guter Freunde zu gedenken? —
Weiß ich doch noch ſelbſt nicht eigen, welchen Ruhm man mir wird ſchenken.

* * *

Sinnge-

Sinngedichte.

Achtes Buch.

(1)

An den Leſer.

O Leſer, dir ſteht frey zu richten über mich,
Den andern ſtehet frey zu richten über dich.
Wie du dein Urtheil nun von andern dir begehreſt,
So ſiehe daß du mir mein Urtheil auch gewähreſt.

(2)

Die Ehre.

Die Ehre kennet keinen Obern: wer ihr zum Nachtheil was gebeut,
Den fürchte nicht, wenn dich dein Leben zum Schutz der Ehre nicht gereut.

(3) Zu-

(3)
Zuverſicht auf Menſchen.

Wer ſein Glück auf Menſchen baut, hat es ganz vergeſſen,
Daß in kurzem dieſen Grund Wurm und Schlange freſſen.

(4)
Von dem Probus.

Probus thu gleich was er thu: nimmer taugt doch, was er thut.
Iſt er denn ſo böſer Art? — Nein, ſein Richter iſt nicht gut.

(5)
Eitelkeit.

Nimm weg die Eitelkeit von allen unſern Werken,
Was wird dir übrig ſeyn und gültig zu vermerken?

(6)
Auf den Morus.

Morus hat viel Geld und Gut? Muß dabey doch hungrig faſten? —
Ey! der Teufel, und nicht Er, hat die Schlüſſel zu den Kaſten.

(7)
Leben und Tod.

Der Tag hat große Müh, die Nacht hat ſüße Ruh:
Das Leben bringt uns Müh, der Tod die Ruhe zu.

(8) Gold-

(8)

Goldkunſt.

Aus dem kalten Nordenloche kam der Handgriff Gold zu kochen,
Da die Künſtler für ihr Kayſer kamen deutſches Gold zu ſuchen:
Deutſches Blut, mit deutſcher Aſche wohl vermiſchet, konnte machen,
Daß zu Geld den Künſtlern wurden Glaube, Treu und alle Sachen.

(9)

Gemeinſchaft bringt Verachtung, ſonderlich Fürſten.

Wo viel Gemeinſchaft iſt, iſt Anſehn nicht gemein;
Wo nicht mehr Anſehn iſt, wird ſchwerlich Folge ſeyn;
Wo Folge ſich verliert, kann Ordnung nicht beſtehen;
Wo Ordnung nicht beſteht, muß Wohlfahrt untergehen.

(10)

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides ſelbſt zerrieben.

(11) Chriſt-

(11)

Chriſtliche Liebe.

Ptochus lag in tauſend Nöthen,
Die ihn drängten bis aufs Tödten.
Sollte Chriſtenliebe haben,
Sich zu retten, ſich zu laben:
Ließ ſie hin und wieder ſuchen,
Weil ſie ſich izt ſehr verkrochen;
Ließ ſie ſuchen bey Gerichten,
Fand ſie aber da mit nichten;
Mußte hören, daß man ſagte:
Was das ſey, wonach er fragte?

(12)

Auf den Honoratus.

Obs recht, obs ehrlich ſey, was Honoratus thut,
Daran gedenkt er nicht. Ihm dünket alles gut,
Was gut zum Schmauſen iſt. Was ſoll man von ihm ſagen?
Er hat das Recht im Maul, er hat die Ehr im Magen.

(13)

Auf den Stilpo.

In deines Weibes Almanach ſteht, Stilpo, allewege:
Trüb, Ungeſtüm, Platzregen, Sturm, Wind, Hagel, Donnerſchläge.

(14)

Eheſtand.

Wer im Sommer Blumen ſammelt, ſammelt aber ſonſt nichts ein,
Ey wovon will der im Winter ruhig, ſatt und muthig ſeyn?
Wer beym Freyen bloß auf Zierden, Prangen, Stolz und Großthun denkt,
Was wird der für Tröſtung finden, wenn ihn großer Unfall kränkt.

(15)

Hoffnung und Geduld.

Hoffnung iſt ein feſter Stab
Und Geduld ein Reiſekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

(16)

Iſts nicht gut, ſo wirds gut.

Böſe Leute mögen trotzen, fromme Chriſten ſtille leben:
Schafeswolle kömmt im Himmel, Wolfesflocken nur daneben.

(17)

Das Mittel.

Wenn das Beſte nicht zu haben, nehme man für gut das Gute;
Auch für lieb, iſts nicht ein tapfrer, dennoch mit dem frohen Muthe.
Wem die Flügel nicht gewachſen, kann die Wolken nicht erreichen;
Wem des Adlers Augen fehlen, muß der Sonne Stralen weichen.

(18)

Schein der Freyheit.

Die Freyheit iſt ein Strick, womit man Freyheit fängt;
Je mehr man ſie bedrückt, je mehr man ihrer denkt.

(19)

Dankbarkeit gegen die Schweden.

Was werden doch für Dank die Schweden um ihre Kriege haben? —
Wir wünſchen, daß Gott ihnen gebe, ſo viel als ſie uns gaben!

(20)

Hofleute.

Leute, die bey Hofe dienen, dünken ſich, als andre, mehr;
Mich bedünket, der, der dienet, weiche dem, der frey iſt, ſehr.

(21) Von

(21)

Von dem Criſpus.

Criſpus iſt gereiſt, iſt munter, iſt gelehrt; — und wird veracht? —
Syl der neue Muſterſchneider hat ihm noch kein Kleid gemacht.

(22)

Erinnerungen.

Große Herren wollen niemals gern Erinnerung ertragen:
Wie dem Bileam, muß ihnen oft ein Eſel Wahrheit ſagen.

(23)

Auf den Pſeudo.

Pſeudo leugt ſo ungemein,
Daß ich ihm nicht glauben kann,
Zeigt er, wenn er leugt, gleich an,
Daß es nichts als Lügen ſeyn.

(24)

Auf den Vulpinus.

Dein Herz iſt ein Caſtell, hat gar viel Außenwerke,
Vulpinus; wer drein kömmt, hat nicht gemeine Stärke;
Wer drein noch kommen wär iſt keiner, wie ich merke.

(25)

Die Furcht.

Der Tod, vor dem der Menſch ſo fleucht und ſo erſchrickt,
Währt an ihm ſelbſt ſo lang, als lang ein Augeblickt.
Des Todes Furcht iſt Tod, mehr als der Tod; der Tod
Verkürzt, was ihn vergällt, die Furcht, die ſchlimmſte Noth.

(26)

Der Köhlerglaube.

Was die Kirche glauben heißt, ſoll man glauben ohne Wanken? —
Alſo darf man weder Geiſt, weder Sinnen, noch Gedanken.

(27)

Wiedervergeltung.

Für Gut nichts Gutes geben, iſt keine gute That;
Für Böſes Böſes geben, iſt ein verkehrter Rath;
Für Gutes Böſes geben, iſt ſchändliches Beginnen;
Für Gutes Gutes geben, gebühret frommen Sinnen;
Für Böſes Gutes geben iſt recht und wohl gethan,
Denn daran wird erkennet ein ächter Chriſtenmann.

(28)

Lebensſatz.

Viel bedenken, wenig reden, und nicht leichtlich ſchreiben,
Kan viel Händel, viel Beſchwerden, viel Gefahr vertreiben.

(29)

Fürſtengeſchenke.

Fürſtengaben ſind wie Bäche, ſtürzen immer gegen Thal;
Treffen ſo nur, wie ſie treffen, ohngefähr und ohne Wahl.

(30)

Hand und Finger, ein Vorbild brüderlicher Einigkeit.

Jeder Finger an der Hand
Hat ſein Maaß und ſeinen Stand.
Jeder hilft dem andern ein,
Keiner will ſein eigen ſeyn.
Brüder, die des Blutes Pflicht
Hat in Einen Bund gericht,

Sagt, was wollen die ſich zeihn,
Wenn ſie eigennützig ſeyn?
Wenn ſie das gemeine Heil
Meſſen nach dem eignen Theil?
Wenn nur jeder darauf denkt,
Was den andern Bruder kränkt?
Wenn der andre ſteigen will
Hin auf den, der niederfiel?
Wetten will ich, all ihr Thun
Wird auf Misgriff nur beruhn.

(31)

Verſtand.

Witz, der nur auf Vortheil gehet, iſt nicht Witz, er iſt nur Tücke.
Rechter Witz übt nur was redlich, weiß von keinem krummen Stücke.

(32)

Friedenskrieg.

Wer durch Waffen überwunden,
Hat noch lange nicht geſiegt:
Friedemachen hat erfunden,
Daß der Sieger unterliegt.

(33) Ab-

(33)
Abwechſelung.

Andern gehet auf die Sonne, wenn ſie uns geht nieder.
Wenn ſie andern niedergehet, kömmt ſie zu uns wieder.
Was uns Gott nicht heute ſchenkte, kann er morgen ſchicken,
Kann uns, was er heute ſchickte, morgen auch entrücken.

(34)
Hofgunſt.

Kein Begehrtes je verwiedern,
Kein Verwiedertes begehren,
Hiedurch pflegt die Gunſt der Niedern
Bey den Hohen fortzuwähren.

(35)
Herr und Knecht.

Wer andern dient, iſt Herr, ſo fern er fromm ſich hält:
Wer andrer Herr iſt, dient, wenn er ſich ſündlich ſtellt.

(36)
Die Gerechtigkeit.

Daß Gerechtigkeit beſtehe, muß man Köpfe dazu haben,
Theils die kluge Leute führen, theils der Henker giebt den Raben.

(37)

Heuchler.

Wer nicht höret, hat nicht Heuchler: wer die Heuchler denkt zu haſſen,
Mag zwar ihnen Thor und Thüre, nur nicht Ohren offen laſſen.

(38)

Von einer Wittwe.

Eine Wittwe gieng zur Trau: nahm izt ihren vierten Mann.
Als die Zeit zum Schlafengehn auch nun endlich kam heran,
Sprach ſie: ach ich armes Kind! hätt ich dieſes eh bedacht,
Niemand, niemand hätte mich mehr zu dieſem Schritt gebracht!.
Doch ſie gieng, war gar getroſt; und das Kind, das ſie gebar
Kaum in zwanzig Wochen drauf, wies wie ſie vergeßlich war.

(39)

Eine Gaſterey.

Man lud mich jüngſt zu Gaſte: der Magen gieng mit mir;
Doch war er mir nichts nütze, den Milz bedurft ich hier.

(40)

Die Gicht.

Wer ſich üben will im Fühlen,
Mag mit Gicht ein wenig ſpielen.

(41)

Angezogene Schrift.

Wenn der Hausherr, wann die Diebe kommen wollten, eigen wüßte;
Würd er wachen: ſagt ein Prieſter, als der Biſchof ihn begrüßte.

(42)

Freyheit.

Wer ſeinem Willen lebt, lebt ohne Zweifel wohl;
Doch dann erſt, wenn er will nicht anders, als er ſoll.

(43)

Ueberfluß.

Der Ueberfluß hat keinen Feind, der ärger iſt, als er:
In kurzem führt er über ſich den Mangel ſelber her.

(44)

Abfall.

Es iſt ein Wunderding: wer zehn, wer zwanzig Jahr,
Und länger, nicht gewußt, was rechter Glaube war,
Wenn der vom erſten tritt, und nimmt den andern an,
Daß der bald alles weiß, und andre lehren kann!
Mich dünkt, Gunſt, Ehre, Macht, Gemach und gute Biſſen
Die ſtärkten ihm das Hirn; — nicht aber das Gewiſſen.

(45)

Auf den Udus

Udus ſäuft den ganzen Tag. Wird er drüber wo beſprochen,
Spricht er: einen halben Tag hab ich mich am Durſt gerochen,
Und den andern halben Tag ſauf ich darum wieder an,
Weil mich leicht der böſe Durſt tückiſch überfallen kann.

(46)

Jungfern.

Gute Bißlein bleiben ſelten in der Schüſſel liegen:
Jungfern bleiben ſelten ſitzen, wenn ſie nur was tügen.

(47)

Die Armuth.

Die Armuth iſt mit dem inſonderheit begabt,
Daß ſie, wohin ſie kömmt, hat, was ſie hat gehabt.

(48)

Jungfrauſchaft.

Ein glühend Eiſen in der Hand,
Ein unverletzter Jungfernſtand,
Iſt leichtlich nicht zu tragen allen:
Man läſſet beides gerne fallen.

(49)

Ergetzlichkeit.

Ey wie Schad iſts um die Zeit, die mit Reimen ich verſpiele! —
Uebler aber reimte ſichs, wenn mit Nichtsthun ſie verſiele.
Eine Ruh für Leib und Sinn läßt man einem jeden zu.
Jeder ruhe, wie er will; ich beruh in dieſer Ruh.

(50)

Die lateiniſche Sprache.

Latein hat keinen Sitz noch Land, wie andre Zungen. —
Ihm iſt die Bürgerſchaft durch alle Welt gelungen.

(51)

Lohn und Strafe.

Beſſer, Gutes nicht belohnen,
Als des Böſen wo verſchonen.

(52)

Lob und Schande.

Wen nicht zum Guten zeucht das Preiſen,
Treibt nicht vom Böſen das Verweiſen.

(53)

Auf den trunkenen Veit.

Man warf den Veit die Trepp hinab: Veit ſchickte ſich darein,
Sprach: Hätt es nicht ein Menſch gethan, ſo hätts gethan der Wein.

(54)

Beute aus dem deutſchen Kriege.

Was gab der deutſche Krieg für Beute?
Viel Grafen, Herren, Edelleute.
Das deutſche Blut iſt edler worden
Durch den geſchwächten Bauerorden.

(55)

Ein Fürſtenrath.

Wer iſt, der ſeinen Rath dem Herren redlich giebt?
Der, den ſein Fürſt? — Nein der, der ſeinen Fürſten liebt.

(56)

Worte.

Man giebt den Weibern Schuld, daß ihre Worte leichter,
Als leichte Blätter ſind: daß ihre Sinnen ſeichter,
Als Regenbäche ſind. — O Männer könnens auch!
Viel Worte, wenig Herz iſt ihr gemeiner Brauch.

(57)

Das Glück.

Unglück herrſchet ſo die Welt, daß man auch ſein Toben,
Daß es noch nicht ärger iſt, muß man mit Danke loben.

(58)
Vergeſſen.

Schweigen iſt nicht jedem leicht. Doch iſts leichter noch, verſchweigen
Als vergeſſen ſolche Dinge, die uns zu Gemüthe ſteigen.

(59)
Auf die Silvula.

Man vergleicht dich einer Lilge, Silvula: Ich laß es ſeyn! —
Nur die gelbe, nicht die weiße, bilde dir hierunter ein.

(60)
Auf die Ardella.

Alles was Ardella thut, thut ſie, weil es Ruhm gewähret;
Doch je mehr ſie Rühmens macht, deſto mehr ſie Ruhm entbehret.

(61)
Vergnüglichkeit.

Seines Lebens und der Welt kann am beſten der genießen,
Der das Große dieſer Welt nicht mag kennen, nicht mag wiſſen.

(62)
Ein Lobſprecher.

Wer andre loben will, muß ſelbſten löblich ſeyn,
Sonſt trifft das Loben leicht mit Schänden übereın.

(63)

Amt einer Ehefrau.

Herrſchen nicht, und auch nicht dienen, freundlich, hülflich, tröſtlich ſeyn,
Dieſes ziemet ſich den Weibern, iſt ihr Amt und Ruhm allein.

(64)

Bildniſſe.

Große Herren geben Bildniß wohlgeprägt nach allem Leben,
Wenn ſie ihre Hofemägde manchmal ihren Dienern geben.

(65)

Auf die Anna.

Anna hat die Jungferſchaft für den Eheſtand erkieſt,
Weil ſie keiner, auch geſchenkt, anzunehmen Willens iſt.

(66)

Die deutſche Sprache.

Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen:
Kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

(67)

Liebe zur Kunſt.

Wer Luſt zu lernen hat dem mangelt immer was:
Itzt will er wiſſen dieß, itzt will er wiſſen das.

(68)

Ein böſer Zahler.

Der mir funfzig Gülden ſoll, waget zwanzig Gülden dran,
Daß er meine Zahlung nur länger noch verzögern kann.
Seht doch, wie er auf Gewinn ſich verſteht, der ſchlaue Mann!

(69)

Nehmen.

Wenn das Weib ihr einen Mann, wenn der Mann ein Weib ihm nahm,
Weil ſie beide Nehmer ſind, wer denn iſts, der was bekam?
Ey das Weib! denn die empfängt, träget Bürden ohne Scheu,
Leget ab, und kommet wieder, holet mehr, und trägt aufs neu.

(70)

Auf die Blinca.

Blinca kann die Malerkunſt, hat ſich ſelbſt gemalet;
Und ihr Bild das bleibt ihr doch, obs gleich mancher zahlet.

(71)

Auf den Pravus.

Sicher wäre zwar bey Juden Pravus, denn er iſt ein Schwein;
Weil er aber auch ein Ochſe, würd er doch nicht ſicher ſeyn.

(72) Die

(72)

Die eiſerne und goldene Zeit.

Die Zeit iſt eiſern bey dem Volke, die Zeit iſt golden bey Gerichten:
Das was der ſchwere Pflug erpflüget, geht alles auf Gehorſamspflichten.

(73)

Auf den Runcus, einen beliebten Hofmann.

Runcus iſt recht eckigt grob:
Hat doch lauter Lieb und Lob.
Recht! es müſſen ſtarke Gaben
Keine ſchwache Liebe haben.

(74)

Ein verdächtiger Richter.

Iſt ein Eſel zu erſtreiten: ey ſo ſuche dir zur Hand
Einen Richter, der nicht ſelber dieſem Eſel anverwandt.

(75)

Schminke.

Wenn ſich Weiber ſchminken,
Iſt es als ein Winken,
Daß man aufgenommen,
Wolle man ja kommen.

(76)

Von dem Cajus.

Cajus hat ein zierlich Weib. Schade nur, es geht die Sage,
Daß ſie jede Woch im Jahr feyre ſieben Feyertage!

(77)

Liebhabende.

Ein Kranker hat nicht Witz, der ſeine Krankheit liebt:
Ein Buhler raſet ſo, der ſich der Lieb ergiebt.

(78)

Güter.

Daß man ohne Sorge lebe, ſorgt man ſtets um Gut und Geld,
Das doch den, der es erſorget, immerdar in Sorgen hält.

(79)

Amt der Obrigkeit.

Wie kömmt es, da ſie ſäugen ſollen,
Daß Obrigkeiten ſaugen wollen?

(80)

Zorn.

Wo Zorn nimmt Ueberhand, da ſteigt ein Nebel auf,
Der den Verſtand verblendt und wehrt ihm ſeinen Lauf.

(81)

Von dem Machiavell.

Mancher ſchilt auf dieſen Mann, folget ihm doch heimlich nach:
Giebt ihm um die Lehre nicht, giebt ihm um die Oeffnung Schmach.

(82)

Kunſt und Geſchicke.

Wiſſenſchaft und Höflichkeit paaren ſich nicht immer:
Oefters iſt ein hölzern Haus, wo ein goldnes Zimmer.

(83)

Ein Hofmann.

Wer redlich iſt im Herzen und mit dem Munde frey,
Der wiſſe, daß bey Hofe er nicht behäglich ſey.
Wie man ihm vorgeſaget, ſo ſagt der Papagey:
Wer gelten will bey Hofe, der trete dieſem bey.

(84)

Die Poeten.

Ueber ſeinen Schatten ſpringen,
Kann dem Leichtſten nicht gelingen:
Dichtern aber kanns gelingen,
Ueber ihren Tod zu ſpringen.

(85)

Auf die Vanula.

Vanula will einen Schönen, Edeln, Tapfern, Klugen, Reichen,
Wohlgereiſten, Wohlbeſprachten, Wohlgewachſnen ohne Gleichen:
Nun der Wunſch kömmt zum Gewähren, fällt viel ab von dieſem Willen,
Und den Mangel aller Stücke muß allein — die Thorheit füllen.

(86)

Ein reicher Geitzhals.

Verres iſt ein laſtbar Eſel, nicht ein reicher Mann:
Denn nur bloß zum Säcketragen nahm das Glück ihn an.

(87)

Der wohlthätige Gott.

Gott macht Gutes, Böſes wir:
Er braut Wein, wir aber Bier.

(88)

Die gaſtfreyen Schleſier.

Weiland waren wir bekannt, daß wir rühmlich gaſtfrey waren;
Wie denn? daß wir dieſen Ruhm und Gebrauch itzt ſchimpflich ſparen? —
Gäſte haben Haus und Wirth ganz vertilgt bey dieſen Jahren.

(89)

Auf den Fungus.

Fungus Maul iſt eine Mühle, die gar gäng in ihrem Lauf;
Mahlet Witz kaum eine Handvoll, ſchüttet Wort ein Malter auf.

(90)

Auf die Jungfer Luſthold.

Laternen trägt man auf den Gaſſen, im Hauſe braucht man ſie nicht ſehr:
Bey Leuten iſt Luſtolda züchtig, im Winkel fragt ſie nichts nach Ehr.

(91)

Braut und Bräutigam.

Für die Jungferſchaft der Braut gab ein Bräutgam ſeine:
Sie, wie er drauf inne ward, hatte ſelber keine.
Daß er nicht im Handel möcht übervortheilt ſeyn,
Gab ſie ihm die Mutterſchaft morgens oben drein.

(92)

Von der Caſca.

Wie daß ihr doch, daß Caſca ſtarb, die Schuld dem Arzte gebt!
Sie hat ſich durch ſo lange Zeit zu Tode ſelbſt gelebt.

(93) Die

(93)

Die Saat der Wahrheit.

Wer bey Hofe Wahrheit ſäet, erndtet meiſtens Misgunſt ein:
Wächſt ihm etwas zu von Gnade, wirft der Schmeichler Feuer drein.

(94)

Menſchenliebe.

Gott ſollſt du mehr als dich, wie dich, den Nächſten lieben;
Wenn Eine Liebe bleibt, ſo ſind ſie beide blieben:
Denn Gott und Nächſten knüpft ein unauflöslich Band;
Wer ſich hier trennen will, der hat ſich dort getrannt.

(95)

Die Begierden.

Solche Räthe, die ſich kleiden in des Fürſten Kleid und Zierden,
Leiden ſelten andre Räthe. — Welche ſind es? — Die Begierden.

(96)

Friede und Krieg.

Ein Krieg iſt köſtlich gut, der auf den Frieden dringt;
Ein Fried iſt ſchändlich arg, der neues Kriegen bringt.

(97)

Hofregel.

Non mihi ſit ſervus medicus, propheta, ſacerdos.

Fürſten wollen keinen Diener, der da will, daß Trank und Eſſen
Sey nach Ordnung und Vermögen eingetheilt und abgemeſſen.
Fürſten wollen keinen Diener, der da will zuvor verkünden,
Was auf ihr verkehrtes Weſen für Verderben ſich wird finden.
Fürſten wollen keinen Diener, der da will, daß ihr Gewiſſen
Sich von allen Uebelthaten kehren ſoll zu ernſtem Büßen.

(98)

Auf den Klepax.

Klepax, der ſo manches Thier in den Magen hat begraben,
Hat nun auch ein warmes Grab inner einem frommen Raben.

(99)

Doppelter Samſon.

Weil Quander Eſelsbacken einen mehr als Samſon trägt,
Hört man, daß zwey tauſend Maden er bey Einem Käſe ſchlägt.

(100) Der

(100)

Der weichende Krieg.

Mars macht es gar zu arg, Mars tobt itzt gar zu ſehr.
Der Teufel, wenn er weicht, ſinkt, ſagt man, deſto mehr.

(101)

Auf die Virna eine gemeine Wittwe.

Virna, der der Mann geſtorben, klaget itzt, ſie ſey Niemandes;
Falls mit ihr gedienet wäre, will ſie ſeyn des ganzen Landes.

(102)

Wiedergebrachte Jungferſchaft.

Der die Jungferſchaft benommen,
Kann ſie wiederum bekommen,
Wenn es ihr vielleicht gelingt,
Daß ſie eine Tochter bringt.

(103)

David durch Michal verborgen.

Die Michal legt ein Bild ins Bett, an Davids Statt,
Und dann zu ſeinem Haupt ein Fell von einer Ziegen:
Will mancher, wie ein Bild, im Bette ſtille liegen,
Giebt man ihm insgemein ein Fell das Hörner hat.

(104)

Wein.

Guter Wein verderbt den Beutel, böſer ſchadet ſehr dem Magen;
Beſſer aber iſts, den Beutel als den guten Magen plagen.

(105)

Nürnbergiſche Unterhandlung.

Was zu Nürnberg wird gehandelt
Wird gewiß was Gutes ſeyn;
Denn gut Ding darf gute Weile.
Wo es ſich zum ärgſten wandelt,
Und mit Hoffnung nicht trifft ein,
Gebe niemand Schuld der Eile.

(106)

Weisheitliebende.

Die in Sachen, die, wer weiß wo und was ſind, witzig ſind,
Dieſe ſind in denen Sachen, die vor Augen, oft ein Kind.

(107)

Auf den Arkas.

Arkas ruft viel Hochzeitgäſte. — Woher hat er Geld genommen? —
O! es ſollen nicht die Gäſte, die Geſchenke ſollen kommen.

(108)

Nichts neues unter der Sonne. *

Wie jezt die Zeiten ſind, ſo waren vor die Zeiten:
Denn Salomon ſah auch auf Pferden Knechte reiten,
Hingegen Fürſtenvolk zu Fuß wie Knechte gehen.
Die Grube fehlt nur noch. — Auch die wird man bald ſehen.

(109)

Die Verleumdung.

Wenn uns die Verleumdung ſchlägt,
Heilen gleich zulezt die Wunden,
Wird, wie viel man Pflaſter legt,
Immer doch die Narbe funden.

(110)

Die gute Sache.

Iſt jede Sache falſch, die etwan übel gieng:
Iſt Chriſtus Sache falſch, die ihn ans Kreuze hieng.

---

* Pred. Sal. X, 7. 8. Ich ſahe Knechte auf Roſſen, und Fürſten zu Fuße gehn, wie Knechte. Aber wer eine Grube macht, wird ſelbſt drein fallen, u. ſ. w.

(111)

Beſchenkungen.

Wer durch Gaben bey dem Richter denkt zu helfen ſeinen Sachen,
Suche lieber durch das Schenken aus dem Feinde Freund zu machen.

(112)

Auf den Mopſus.

Mopſus hat ein grob Verſtändniß, meynt es ſey ihm trefflich nütz;
Denn was tölpiſch dauert lange; ſtumpf wird leichtlich, was zu ſpitz.

(113)

Auf den Nepos.

Nepos geht in großem Kummer, aber nur bis an das Knie;
Weiter läßt er ihn nicht dringen, bis zum Herzen kömmt er nie.

(114)

Von meinen Reimen.

Sind meine Reime richtig?
Sind meine Worte wichtig? —
Nur daß nicht beide nichtig;
Sonſt ſind ſie gar nicht tüchtig.

* * *

Sinngedichte.

Neuntes Buch.

(1)

Von meinen Reimen.

Ich weiß wohl, daß man glaubt, daß einer gerne thu,
Das was er gerne ſagt: allein es trifft nicht zu.
Die Welt iſt umgewandt: ich kenne manchen Mann,
An Worten iſt er Mönch, an Thaten iſt er Hahn.
Mein Reim iſt manchmal frech, die Sinnen ſind es nicht:
Der eine Zeug iſt Gott, der andre das Gerücht.
Ich höhne Laſter aus, ich ſchimpfe böſe Zeit,
Denn die macht groſes Werk von groſer Ueppigkeit.

(2) Bilder.

(2)

Bilder.

Bey Bildern niederknien, das gelte wo es gilt,
So gilt es da und dort doch vor ein Frauenbild.

(3)

Edelſtein und Perlen.

Was macht die edlen Stein- und klaren Perlen werth?
Ihr Werth nicht, ſondern das, daß man ſie ſo begehrt.

(4)

Schönheit.

Die Schönheit iſt der Schirm, dahinter Falſchheit ſteckt;
Iſt Liebe gar zu blind, wird Falſchheit nicht entdeckt.

(5)

Urtheil des Mopſus.

Egla war von blöden Augen, Phyllis war von ſtumpfen Ohren,
Niſa war von ſchwerer Zunge, jede war alſo geboren.
Sonſten hatte Zier und Zucht unter ihnen gleichen Krieg,
Sonſten hatte Zier und Zucht unter ihnen gleichen Sieg.
Mopſus ſollt' ein Urtheil fällen ihrer drey Gebrechen wegen,
Sprach: iſt Fühlen nur bey allen, iſt am andern nichts gelegen.

(6) Fiſche

(6)

Fiſche ſind nicht Fleiſch.

Seinen Weg hat alles Fleiſch in der erſten Welt verderbt:
Drum hat durch den Sündenfluß Gott gar recht das Fleiſch geſterbt;
Nur die Fiſche blieben leben. Müſſen alſo billig ſchließen,
Wer im Faſten Fiſche ſpeiſet, könne ja nicht Fleiſch genießen.

(7)

Hofwerth.

Bey Hof iſt mehr ein Pferd,
Als oft ein Diener werth:
Manch Diener kömmt gelaufen;
Die Pferde muß man kaufen.

(8)

Auf den Simon.

Simon iſt im Feld ein Mann: wie daß er im Hauſe nicht
Einen Rock bezwingen kann, wie er einen Harniſch bricht?

(9)

Auf die Gallicana.

Du biſt der Baum im Paradieſe: wer deine Frucht geſchmeckt,
Hat nicht allein ſich ſelbſt verderbet, hat andre auch befleckt.

(10) Auf

(10)

Auf den Pſeudo.

Wenn die Wahrheit ſonſt nur wollte, könnte Pſeudo ſie wohl freyn;
Denn ſie iſt ihm zugeſippet gar mit keinem Stammesreihn.

(11)

Großer Herren Unrecht.

Das Unrecht pflegen Groſe mit Unrecht zu erſetzen,
Weil ſie dazu noch haſſen die, die ſie vor verletzen.

(12)

Vermummte Jugend.

Manches Laſter thut ſo viel, als die Jugend manchmal thut.
Wer die Münze nicht recht kennt, dem iſt jeder Groſchen gut.

(13)

Erinnerungen.

Zu Citronen darf man Zucker: weiſen mag man, nicht verweiſen;
Und bey Fürſten ſoll man Böſes dulden, aber Gutes preiſen.

(14)

Lügen.

Wer ſein Kleid mit Lügen flickt, der befindet doch,
Ob er immer flickt und flickt, da und dort ein Loch.

(15)

Auf den Ronchus.

Ronchus iſt alleine klug: Klugheit bleibt ihm auch alleine:
Denn es ſucht und holt bey ihm nun und nimmer keiner keine.

(16)

Auf die Pudibunda.

Pudibunda, wie ſie ſpricht,
Ehret hoch des Tages Licht.
Wer mit ihres Leibes Gaben
Noch vor Nacht ſich will erlaben,
Muß ſich mühen, daß er macht,
Wenn es Mittag, Mitternacht.
Kann er ſonſt nicht Rath erfinden,
Muß er ihr das Haupt verbinden.
Manchem kömmt es, ders geneußt,
Daß ſie ſelbſt die Augen ſchleußt.

(17)

Auf den Altus.

Altus iſt ein tapfrer Mann, deſſen Gleichen man kaum fände:
Tapfrer wär er, wenn er nicht, daß er tapfer, ſelbſt geſtände.

(18)

Herrendiener.

Fürſten werden unverhohlen,
Mehr als Niedere, beſtohlen.
Großes Brodt giebt große Biſſen,
Und von viel iſt viel zu miſſen.
Großes Holz giebt große Späne;
Ochs wetzt mehr als Schaf die Zähne.

(19)

Die Nothwendigkeit.

Noth iſt unſer ſechſter Sinn, hat im Augenblick erfunden,
Wo zuvor die andern fünf in Gedanken ſtille ſtunden.

(20)

Auf den Claudius.

Claudius iſt lauter Maul, Claudius iſt lauter Zahn;
Alle Sachen ſchwatzt er aus, jedem henkt er etwas an.

(21)

Auf die Flora.

Flora hat zwar wohl die Blüth ihrer Jungferſchaft verloren:
Was iſts mehr? Wird nicht die Frucht, ſpricht ſie, vor der Blüth erkoren?

(22)
Die Rache.

Zugedachte Rach iſt ſüße, ſie erwecket Freud in Leid;
Ausgeübte Rach iſt bitter, macht aus Freude Traurigkeit.

(23)
Diebſtal.

Daß man Einen Dieb beſchenkt,
Daß man einen andern henkt,
Iſt gelegen an der Art,
Drinn ein jeder Meiſter ward.

(24)
Auf die Pua.

Pua pflegt von frommen Sinnen, Zucht und Keuſchheit viel zu ſagen;
Niemand hat um guten Willen ſie nur jemals wollen fragen.

(25)
Fliegen.

Einem träumt' er könnte fliegen. Morgens ſtieg er auf die Bank,
Streckte von ſich beide Hände, flog ſo breit er war und lang.
Wahrlich er wär tief geflogen, hätts der Boden nicht gethan,
Der empfieng aus Maul und Naſe ſein Geblüt und manchen Zahn.

(26)

Huren.

Wer ſich ſelbſten liebt und acht, laſſe Hurenliebe fahren:
Huren geben immerdar für gut Geld gar faule Waaren.

(27)

Vernünftige Unvernunft.

Menſchen ſind Thiere, vernünftige Thiere;
Aber nicht alle, ſo viel ich verſpühre:
Hohe ſind Löwen, und wollen ſich füllen,
Machen Geſetze nach Kräften und Willen;
Edle ſind Hunde, verpflichtet den Lüſten;
Krieger ſind Wölfe, zum rauben und wüſten;
Bürger ſind Füchſe, zum ſchmeicheln und ſchmiegen,
Vortheln, berücken, finanzen und lügen;
Buhler ſind Affen, zu tollen Geberden;
Bauern ſind Eſel, zu lauter Beſchwerden.

(28)

Fürſtenregiment und Pöbelregiment.

Bey gutem Fürſtenregiment iſt mehr der Bürger frey,
Als bey des leichten Pöbelvolks verwirrter Policey,
Die ſtets nach blindem Willen geht, übt freche Tyranney.

(29)

Spielende Würde.

Mancher kann durch Fleiß und Schweiß dennoch nicht zu Ehren kommen;
Mancher wird in Schimpf und Scherz auf die Oberbank genommen.

(30)

Eine Hure zum Weibe nehmen.

Vagus nimmt ihm itzt zu eigen, was vor ſein und andrer war:
Wer Gemeines Eigen machet, ſtiftet Hader und Gefahr.

(31)

Degen und Feder.

Kühne Fauſt und blanker Degen
Können Würd und Ruhm erregen;
Ruhm und Würde muß ſich legen,
Stützet Feder nicht den Degen.

(32)

Erfahrung.

Wer hinterm Ofen her will von der Kälte ſchlieſſen,
Wer aus dem Keller will viel von der Hitze wiſſen,
Wer eines Dinges Art nie recht erfahren hat,
Will aber ordnen dran, will geben Rath und That,
Dem kommt die Schande früh, die Reue viel zu ſpat.

(33)

Auf die Alba.

Du, Alba, biſt ſo zart, ſo klar, ſo rein, ſo weiß;
Doch deine Weiße fleckt, und darf ſehr großen Fleiß.

(34)

Lang und kurz.

Langer höhnte Kleinern; dieſem ſagte Kleiner:
Da ich ward gezeuget war dabey nur Einer.

(35)

Auf den Nothus.

Nothus iſt mit Rath gezeugt, iſt gezeugt nicht ohngefähr;
Ihrer neune waren da, gaben Rath und Beyſchub her.

(36)

Auf den Adamus.

Erſter Adam konnte nennen jedes Ding nach Eigenſchaft;
Dieſer nennet ſeine Söhne, Söhne die von Andrer Kraft.

(37)

Menſchliche Thorheit.

Jedem klebet Thorheit an;
Dieſer iſt am beſten dran,
Der fein kurz ſie faſſen kann.

(38) Der

(38)

Der Poetenbrunnen.

Poeten ſagen viel von ihrem Brunngewäſſer:
Das Waſſer iſt der Wein, der Brunnen ſind die Fäſſer.

(39)

Auf den Pätus.

Pätus ließ ihm neulich taufen einen lieben jungen Erben;
Dieſen wollt' er in der Kindheit handeln lernen und erwerben:
Aufzubringen erſte Schanze, (heilig Geld muß wohl gerathen!)
Hat er funfzig, ihm Gevattern, ſeinem Kinde, treue Pathen.

(40)

Streithändel.

Händel ſind wie Fiſcherreuſen: leichtlich kömmt man drein,
Leichtlich ſich heraus zu wickeln kann ſo bald nicht ſeyn.

(41)

Verleumder.

Mein Urtheil, das mir fällt,
Das koſtet nimmer Geld;
Weil ſolches, unbehellt,
Mein Richter mir beſtellt.

(42)

Geſundheit.

Wird ein kranker Menſch geſund, iſt Geſundheit Gottes Gabe,
Und dem Arzte kömmt nur zu, daß er für die Müh was habe.

(43)

Ein frommer Edelmann.

Mag denn auch ein Rittersmann
Redlich, fromm und ehrbar ſeyn?
Dünkt mich doch, es ſteht ſchlecht an,
Giebt auch einen feigen Schein.
Ein Bericht iſt noth, ob der,
Der zum Rittersmann gemacht,
Bloß gehört ins Teufels Heer?
Dann iſt alles ausgemacht.

(44)

Auf den Pravus.

Was Pravus lehrt, das lernt er nicht, lebt arg, und lehret gut:
Ruft hin, wohin er ſelbſt nicht kömmt, thut was die Glocke thut.

(45)

Meine Herren.

Zu dienen zweyen Herren iſt ſchwer; ich diene dreyen,
Und darf mich doch bey keinem der Redlichkeit verzeyhen.
Gott dien ich mit dem Herzen nach meinem beſten Können,
Dem Fürſten mit dem Kopfe nach meinen beſten Sinnen,
Dem Nächſten mit den Händen durch Hülf aus gutem Willen.
Kann hoffentlich bey allen ſo meine Pflicht erfüllen.

(46)

Tugend und Laſter.

Wenn gar kein Laſter wär, wär keine Tugend nicht:
Denn tugendhaft iſt der, der wider Laſter ficht.

(47)

Verachtung der Welt.

Hin über das Gewölke ſteiget der Reiger, daß er nicht beregne:
Wer Dunſt der Eitelkeit nicht liebet, macht, daß kein Unfall ihm begegne.

(48)

Rathſchläge.

Einem Fürſten iſt gut rathen, der des Rathes Schluß und Rath
Für ſich ſelbſten kann ermeſſen, ob er Grund und Glauben hat.

(49)

Das Hausleben.

Iſt Glücke was und wo, ſo halte ich mir für Glücke,
Daß ich mein eigen bin; daß ich kein dienſtbar Ohr
Um wegverkaufte Pflicht darf recken hoch empor
Und horchen auf Befehl. Daß mich der Neid berücke,
Deß bin ich ſorgenlos; Die ſchmale Stürzebrücke,
Worauf man zeucht nach Gunſt, die bringt mir nicht Gefahr.
Ich ſtehe wo ich ſteh, und bleibe wo ich war.
Der Ehre ſcheinlich Gift, des Hofes Meiſterſtücke
Was gehen die mich an? Gut, daß mir das Vergnügen
Für groſe Würde gilt. Mir iſt mehr ſanft und wohl,
Als dem der Wanſt zerſchwillt, dieweil er Hoffartvoll.
Wer ſich nicht biegen kann, bleibt, wann er fället, liegen.
Nach Purpur tracht ich nicht; ich nehme gern dafür,
Wenn ich Gott leben kann, dem Nächſten, und auch mir.

(50)

Ein böſes Weib.

Ein böſes Weib iſt eine Waar, die ſagen wird und ſagte,
Was für ein Narr der Käufer war, der ſie zu nehmen wagte.

(51) Re-

(51)

Religion.

Was geht es Menſchen an, was mein Gewiſſen gläubet,
Wenn ſonſt nur chriſtlich Ding mein Lauf mit ihnen treibet?
Gott gläub ich, was ich gläub; ich gläub es Menſchen nicht.
Was richtet denn der Menſch, was Gott alleine richt?

(52)

Verleumdung.

Wenn man eine Wunde haut, ſieht man eher Blut als Wunde:
Ungunſt merkt man bald bey Hof, aber nicht aus was für Grunde.

(53)

Plauderey.

Wo kein Brunn, da kanns nicht fließen:
Wer viel redet, muß viel wiſſen.
Veit ſagt viel, weiß nichts; er flicke,
Dünkt mich, Lügen vor die Lücke.

(54)

Auf den Siccus.

Siccus iſt ein Todtengräber, der das Geld mit Erde deckt,
Und ſein Sohn ein Tauſendkünſtler, der die Todten auferweckt.

(55) Weibs-

(55)

Weibsvolk.

Daß ein ganzes Meer der Luſt von den Weibern auf uns rinnt,
Glaub ich gern; doch glaub ich auch, daß viel Wunder drinnen ſind.

(56)

Gelehrte Schriften.

Wer verlachet dich, Papier?
Paart ſich kluge Hand mit dir,
Wird der Marmor nicht beſtehn,
Werden Zedern eh vergehn,
Hat das Eiſen nicht Beſtand,
Dauert nicht der Diamant;
Eher wirſt du nicht gefällt,
Bis mit dir verbrennt die Welt.

(57)

Mäßigkeit.

Wer mäßig leben kann und wer ihm läßt genügen,
Wird leichtlich, wird man ſehn, zu keinem Schmeichler tügen.

(58)

Jungfrauen.

Venus war gefährlich krank: ſchickte hin den kleinen Schützen,
Daß er ſollte Jungfernhaut mit dem goldnen Pfeile ritzen,
Weil ſie Jungfernblut bedurfte. Zwar der Knabe ſchoß gewiß,
Gleichwohl merkt er, wo er hintraf, daß kein Blut ſich ſehen ließ;
Flog betrübt zur Mutter hin, wollte drüber ſich beſchweren;
Bis er hörte, daß durch Krieg auch die Jungfern feſte wären.

(59)

Auf die Florida.

Florida, dieweil ſie ſchön, meynet ſie, ein einzler Mann
Sey nicht ihrer Schönheit werth: beut der ganzen Welt ſich an.

(60)

Auf den Criſpus.

Criſpus meynt, wer in der Jugend ausgenarrt, ſey klug bey Jahren;
Criſpus, meyn ich, ſey noch immer jung an Witz und alt an Haaren.

(61)

Luſtfreunde.

Den beweinen wir am meiſten, wenn er ſich von dannen macht,
Der am meiſten, weil er lebte, mitgeſcherzt und mitgelacht.

(62)

Auf die Thais.

Thais wünſcht geſtreckt zu ſeyn unter Erde von drey Ellen. —
Was für Erd? Ein Menſch, ein Mann läßt ſich auch für Erde zählen.

(63)

Bücher.

Böſe Bücher tügen auch, guten zu der Gegenprobe:
Finſtres macht, daß Jedermann deſto mehr das Lichte lobe.

(64)

Des Frauenzimmers Vogelſang.

Der Herd, drauf Frauenvolk ihr Vogelwildbret ſangen,
Iſt ihr gerader Leib, Stirn, Augen, Mund und Wangen;
Die Locker ſind die Wort'; und Küſſen, ſüßes Blicken,
Sind Körnung; Arme ſind das Netze zum Berücken.

(65)

Allgemeine Arzeney.

Moſes gab ſo viel Geſetze niemals als die Aerzte geben
Dem der gern geſund will bleiben und auch gern will lange leben.
Schweiß und Maaß in deinem Thun, und die Gottesfurcht dabey,
Die erhalten lange friſch: halte dich an dieſe drey.

(66) Das

(66)

Das Glück.

Das Glück erhebt und ſtürzt die Bürger dieſer Welt. —
O Glücke thut es nicht! Nach dem ſich jeder ſtellt,
Nach dem ſtellt ſich das Glück. Ein Sinn dem ſtets gefällt,
Was Gott gefällt, ſteht ſtets; weil Zuverſicht ihn hält.

(67)

Die Liebe.

Wer in der Liebe lebt, iſt bey Vernunft doch toll;
Wer in der Liebe lebt, iſt nüchtern dennoch voll.

(68)

Braut und Bräutigam.

Unter andern iſt auch dieß, das von Gottes Zorn uns lehret,
Wenn man etwan nicht gar viel Braut und Bräutigams Stimme höret!
An Perſonen mangelts nicht, an der Stimme mangelts izt,
Weil das Brautvolk unſrer Zeit gerne ſtill im Winkel ſitzt.

(69)

Samſon.

Der ſich des Löwen konnt' erwehren,
Läßt durch ein Weib ſich kahl beſcheeren?

(70)

Auf ein Zweifelkind.

Du ſeyſt dem Vater gleich? Der Vater ſaget: nein! —
Die Mutter ſaget: ja! Der Mutter ſtimm ich ein.

(71)

Galgenſtrafen.

Am Galgen und am Strang erworgen, iſt nicht ehrlich. —
O ehrlich oder nicht; allein es iſt gefährlich!

(72)

Der Plautiniſche Tellerlecker.

Meine Mutter war der Hunger; ſeit ſie mich aus ſich geboren,
Hat ſie ſich bey keinem Tage noch zur Zeit aus mir verloren.
Zwar zehn Monath trug ſie mich und zehn Jahre trag ich ſie,
Keines hat für dieſe Laſt anderm noch gedanket ie.
Ich war klein, da ſie mich trug; ſie iſt mächtig groß zu tragen;
Drum entſtunden ihr gar kleine, mir gar große Kindesplagen.
Ich auch fühle fort und fort große Schmerzen, große Wehn,
Auch vermerk ich, ſie wird nicht ſo geſchwinde von mir gehn.

(73)
Verſuchen.

Wer hoch zu ſteigen denket, geſetzt er kömmt nicht auf die Spitze,
Kömmt doch durch Steigen weiter, als blieb er ſtill auf ſeinem Sitze.

(74)
Glauben.

Luthriſch, päbſtiſch, und calviniſch, dieſe Glauben alle drey
Sind vorhanden; doch iſt Zweifel wo das Chriſtenthum denn ſey?

(75)
Beruf.

Die Perſon, die ich itzt führe auf dem Schauplatz dieſer Welt,
Will ich nach Vermögen führen, weil ſie mir ſo zugeſtellt,
Denn ich hab ſie nie geſucht; wird was anders mir gegeben,
Will ich nach des Schöpfers Ruf, nicht nach meinen Lüſten, leben.

(76)
Bleichheit.

Der iſt nicht alleine bleich,
Wer nicht ſatt iſt und nicht reich;
Groſſes Gut und ſtetes Praſſen
Macht vielmehr die Leute blaſſen.

(77)

Freund und Feind.

Ein Freund, der nie mir hilſt, ein Feind, der nichts mir thut,
Sind beid' aus einer Zunſt; ſie ſind gleich ſchlimm, gleich gut.

(78)

Gnädig und geſtrenge.

Fürſten nennet man genädig, Räthe nennet man geſtrenge;
Jene meynen, daß nur dieſe, ihrer keiner, Leute dränge.

(79)

Jungfernmord.

Geſtern war ein Freudenfeſt; drauf ward in der ſpäten Nacht,
Eh es jemand hat geſehn, eine Jungfer umgebracht.
Einer iſt, der ſie vermuthlich (alle ſagens) hat ertödtet,
Denn ſo oft er ſie berühret, hat die Leiche ſich erröthet.

(80)

Eine Graskrone.

Der ſein Vaterland errettet dieſen krönte Rom mit Gras.
Blieb' uns doch ſo viel von Grünem, daß man wo zum Kranze was
Nur für die zuſammenläſe, die das deutſche Vaterland
(Ließen ſie gleich nichts darinnen) dennoch ließen, daß es ſtand.

(81) Hoſ-

(81)

Hofdiener.

Treue Diener ſind bey Hofe nach dem Tode bald vergeſſen. —
O ſie werden ſchlecht geachtet, wenn ſie gleich noch da geſeſſen.

(82)

Auf den Cacus.

Cacus war ein junger Schelm, iſt ein alter frommer Mann;
Daß er anders iſt, als war, macht, daß er itzt nimmer kann.

(83)

Meßkunſt.

Länge, Breite, Höhe, Tiefe vieler Dinge kann man meſſen:
Andre forſchen, iſt zu wichtig; ſelbſt ſich prüfen, bleibt vergeſſen.

(84)

Blutsverwandte.

Iſt Gold das andre Blut: hat manchen Blutsfreund der,
Dem nur der Beutel voll, und keinen, dem er leer.

(85)

Auf den Canus.

Canus hat ein junges Menſchlein voller Glut und Geiſt genommen:
Zu der Hochzeit wird manch Schwager, drauf der Tod zu Gaſte kommen.

(86)

Theure Ruh.

Deutſchland gab fünf Millionen,
Schweden reichlich zu belohnen,
Daß ſie uns zu Bettlern machten:
Weil ſie hoch ſolch Mühen achten.
Nun ſie ſich zur Ruh begeben,
Und von unſerm Gute leben,
Muß man doch bey vielenmalen
Höher noch die Ruh bezahlen.

(87)

Lügen.

Ob Lügen ſind der Wahrheit gleich, ſind ſie darum ihr Kind? —
Die Kinder ſind oft einem gleich, von dem ſie doch nicht ſind.

(88)

Vom Bardus.

Wenn Bardus ſpricht: Glück zu! ſo iſt er nicht geliebt;
Spricht er: Gehab dich wohl! ſo iſt kein Menſch betrübt.

(89)

Auf den Trullus.

Daß die Seele ſeines Weibes einen Widerhaken habe,
Meynet Trullus, denn ſie wäre, glaubt er, ſonſt vorlängſt im Grabe.

(90)

Die chriſtliche Liebe.

Weiland war die Lieb ein Feuer, Wärmen war ihr nützer Brauch:
Nun ſie überall erloſchen, heißt ſie nur, als wie der Rauch.

(91)

Spielkarten.

Karten, die bey Tage ſtreiten, liegen Nachts beyſammen ſtille;
Weiber, die mit Männern zanken, ſtillt bey Nacht Ein guter Wille.

(92)

Auf den Gumpertus.

Gumpertus nimmt ein ſchönes Menſch, und iſt gewaltig froh.
O lieber Gümpel, freu dich ſacht! Es iſt gedroſchen Stroh.

(93)

Ein Hofmann.

Wer bey Hofe lange will
Stehen ohne Wanken,
Muß des Unrechts leiden viel,
Und ſich ſtets bedanken.

(94)

Erde und Waſſer.

Waſſers iſt mehr als des Landes, wie die Künſtler ausgemeſſen;
Und man merkts auch an den Deutſchen, die mehr trinken als ſie eſſen.

(95)

Geſundheit.

Geſundheit kehrt bey Armen mehr als bey Reichen ein.
Wie ſo? Sie haſſet Praſſen und kann nicht müßig ſeyn.

(96)

Schönheit.

Wenn ſchöne Weiber bitten, ſo heißt es doch befehlen;
Dann bitten ſchöne Weiber, wenn ſie das Schweigen wählen.

(97)

Von dem Magnus.

Magnus hat mehr Herz im Leibe, als er Geld im Beutel hat:
Gar genug! Ein kühner Muth findt zu Reichthum leichtlich Rath.

(98)

Vernunft und Begierden.

Die Beſatzung in dem Haupte, die Beſatzung in dem Bauche,
(Die Vernunft und die Begierden) haben immer Krieg im Brauche.

(99)
Auf die Blaſca.

Blaſca iſt zwar nicht mehr Jungfer, träget gleichwohl einen Kranz;
Ey ſie pralet: brach die Jungfer, iſt die Frau hingegen ganz.

(100)
Auf die Caja.

Caja, du berühmtes Wunder, biſt du doch wie Alabaſter!
Schade, daß du jedem dieneſt, wie ein ſchlechter Stein im Pflaſter!

(101)
Ein Umſtand, oder eine Magd.

Ein Umſtand macht, daß Veit ſein Weib nicht völlig liebt,
Und daß er was der Frau gehört, der Magd vergiebt.

(102)
Ein Gebrauch.

An manchen Orten iſts ſo Brauch, die Weiber müſſen jährlich kindern;
Sind gleich die Männer nicht daheim, ſo muß doch dieſes gar nichts hindern.

(103)
Schönheit.

Die Schönheit iſt der Schönen Feind
Wo frommer Sinn ſie nicht vereint.

(104)

Auf den Mutius.

Mutius iſt eine Biene, fleucht herum auf allem Süßen,
Iſt nicht ſtolz was nur begegnet, zu beherzen, zu beküſſen.

(105)

Auf den Aſtutus.

Daß Aſtutus weiſer ſey, glaub ich gern, als ich;
Daß ich frömmer ſey als er, drauf befleiß ich mich.

(106)

Von meinem Buche.

Sind in meinem Buche Poſſen,
Die dich, Leſer, wo verdroſſen?
Ey, vergönne mir zu ſchreiben,
Was du dir vergönnſt zu treiben!

Sinngedichte.

Zehntes Buch.

(1)

Von meinen Reimen.

Sind meine Reime gleich nicht alle gut und richtig,
So ſind die Leſer auch nicht alle gleich und tüchtig.

(2)

Auf den Fuſcus.

Fuſcus lachet ſeiner Sachen,
Lachet nicht, wenn andre lachen:
Drum macht Er, nicht ſeine Sachen,
Daß die andern mit ihm lachen.

(3)

Böſes.

Böſes ſoll man bald vergeſſen, doch vergißt ſichs ſchwerlich bald;
Gutes ſtirbet in der Jugend, Böſes wird hingegen alt.

(4)

Hofſchminke.

Viel küſſen, wenig herzen,
Arg meynen, höflich ſcherzen,
Dieß iſt des Hofes Spiel,
Man ſpielt es täglich viel.

(5)

Worte.

Das hat der Menſch voraus vor allen andern Thieren,
Daß er, wovon er will, kann Wort und Reden führen.
Fürwahr wir brauchen itzt rechtſchaffen dieſe Gabe,
Es ſcheint, daß unſer Thun ſonſt nichts als Worte habe.

(6)

Unbeſtändige Arbeit.

Wer immer nichts vollbringt, und fängt doch vieles an,
Wird in Gedanken reich, im Werk ein armer Mann.

(7)

Auf den Vagus.

Vagus hat ſich, Glück zu fangen, immer hin und her gewagt,
Ungewiß ob ihn das Glück, oder er das Glücke jagt.

(8) Für-

(8)

Fürſtenfreundſchaft.

Weil Fürſten Menſchen ſind, und weil der Menſchheit Beſtes
Die wahre Freundſchaft iſt, (wovon man nicht viel Feſtes
Bey hohen Häuptern ſpürt;) ſo iſts natürlich Ding,
Daß auch ein Fürſtenſinn nach dieſem Gute hieng;
Am Wählen fehlt es nur. Sie pflegen die zu kieſen,
Die mit getheilter Zung und krummen Knie ſich wieſen.
Bey welchem freyes Wahr, der Freundſchaft Seele, wohnt,
Der bleibt vor ihrer Gunſt gar ſicher und verſchont.

(9)

Der Welt Süßbittres.

Welt giebt ihren Hochzeitgäſten erſtlich gerne guten Wein;
Und ſchenkt ihnen ſauern Lauer, wenn ſie ſchon bethort ſind, ein.

(10)

Hofſpeiſe.

Bey Fürſtentafeln geht was auf, und wie der Zettel weiſt,
So werden Zungen immer mehr, als Herzen, da geſpeiſt.

(11)

Bauern.

Die Bauern ſind ſo liſtig, und ſind gleichwohl ſo grob? —
Sie ſinnen nur auf Eines, und halten auch darob.

(12)

Grabſchrift eines Beutels.

Hier liegt ein Beutel, der iſt todt, die Seel iſt ihm entwichen;
Das Leben wird, thu Geld darein, bald wieder in ihn kriechen.

(13)

Ein altes Weib.

Alte Weiber ſind die Sträuche drauf vor Zeiten Roſen ſtunden:
Ob die Roſen ſind verblichen, werden doch die Dörner funden.

(14)

Auf den Fallmundus.

Fallmundus leuget, was er ſagt, und ſtets, und aller Orten:
Das macht er will kein Sklave ſeyn von ſeinen eignen Worten.

(15)
Auf den Oenophilus.

Der Hering iſt Oenophilus, das Meer das iſt der Wein;
Denn jener kann nicht einen Tag von dieſem trocken ſeyn.

(16)
Venus in der Muſchel.

Venus ward aus einer Muſchel, wie man ſchreibt, geboren:
Drum hat Frauenzimmer Perlen ſich zum Schmuck erkohren.

(17)
Von der Bella und Varna.

Bella iſt ein ſchwarz Magnet, der das Eiſen an ſich zeucht;
Varna iſt ein weiß Magnet, der das Eiſen immer fleucht:
Bella liebt nicht, wird geliebt; Varna liebt, wird nicht geliebt;
Jene giebt nicht, wenn ſie nimmt, dieſe nimmt nicht, wenn ſie giebt.

(18)
Hofleute.

Mancher iſt bey Hof ein Herr, taugte Bauern nicht zum Scholzen:
Wer daſelbſt die Pferde putzt, iſt der ſtolzeſte von Stolzen.

(19)

Genießleute des Friedens.

Wer hilft, nun Friede wird, bey ſolcherley Verwüſten
Sich wohl am erſten auf? — Die Henker und Juriſten.

(20)

Auf den Honoratus.

Honoratus ſteiget hoch, ohne Grund, nur wie ein Rauch;
Denn je höher dieſer ſteigt, deſto mehr verſchwindt er auch.

(21)

Wiſſenſchaft

aus dem Bernhardus.

Theils ſucht man Wiſſenſchaft nur bloß zu ſchlechtem Wiſſen;
Und dieſes dient dahin den Vorwitz nur zu büßen.
Theils ſucht man Wiſſenſchaft, damit man ſey geehrt;
Und dieſes thun nur die, die Eitelkeit bethört.
Theils ſucht man Wiſſenſchaft, damit man was verdiene,
Und dieſes ſchlägt nur aus zu ſchändlichem Gewinne.
Theils ſucht man Wiſſenſchaft dem Nächſten zum Genieß;
Und dieſes iſt ein Werk, das wahre Lieb uns hieß.
Theils ſucht man Wiſſenſchaft, für ſeinen Geiſt zu ſorgen;
Und dieß dient, daß man nicht darf fremde Weisheit borgen.

(22)
Auf den Pſeudo.

Mir ſagt Pſeudo halb ſich zu, einem andern auch ſo viel,
Und das Herz behält er ihm. —, Nehm ihn gar, wer immer will.

(23)
Auf den Chryſophilus.

Sehr reich biſt du und auch ſehr karg, Chryſophilus? Mich dünkt,
Daß Gold, wenn es gefangen liegt, nicht mehr als Eiſen bringt.

(24)
Verheißungen.

Wer mit viel Verheißen zahlet,
Zahlt mit Gelde, das man malet.

(25)
Nachdrückliche Worte.

Daß der Sinn es redlich meyne, haben wir nur Ein Gemerke,
Wenn nicht Worte bleiben Worte, ſondern Worte werden Werke.

(26)
Man wags.

Wer nichts auf Glücke wagt, ſtellt alles nur auf Rath,
Irrt oft ſo ſehr als der gewaget alles hat.

(27)

Auf den Friedenshaſſer Veit.

Veit trägt zum Frieden Haß, zum Kriege trägt er Liebe;
Das macht, der Friede henkt, der Krieg beſchenkt die Diebe.

(28)

An die Frauen.

Krieg hat der Männer Zahl gemindert,
Und Menſchenwachsthum ſehr verhindert:
Ihr Weiber ſollt, hier Rath zu ſchaffen,
Die Sinnen recht zuſammenraffen,
Und euch ſein rund und kurz erklären,
Ob ihr ſtets Zwilling' wollt gebären,
Sonſt oder Männern nicht verargen,
Daß ſie nicht nur mit Einer kargen.

(29)

Der Ausgang.

Wohl berathen, gut gerathen, bringt dem Rathe Ehr und Huld;
Wohl berathen, mißgerathen, ſetzt den Rath doch außer Schuld.

(30)
Kopfſtrafe.

Die Haare ſind ein Wald, der einen Berg bedeckt,
Die Sinnen ſind das Wild, das drunter ſich verſteckt;
Die wüten manchmal ſo, daß dann ein Jäger kommt,
Der Wild, der Berg und Wald auf Einen Streich hinnimmt.

(31)
Auf den Naſatus.

Naſatus iſt ein großer Herr, ſchickt ins Quartier und meldt ſich an:
Lakay, Trompeter iſt es nicht; wer denn? die Naſe kommt voran.

(32)
Dichter.

Dichter pflegen arm zu ſeyn? — Arm ſind die mit nichten,
Die ſich ſelber Geld und Gut, Ruhm und Hoheit dichten.

(33)
Von dem Cornus.

Cornus will bey Hofe dienen: — Hat er etwann ſondre Gaben? —
Solche nur, wie die beſitzen, welche Händ und Füße haben. —
Gar genug! der iſt der Beſte. Sieht man dort auf was von innen,
Iſt es nur allein der Magen; denn man achtet keine Sinnen.

(34)
Falſch im Niedern, falſcher im Höhern.

Wer im Geringen bübelt, wo man nicht viel gewinnt,
Wird mehr in Sachen vortheln, die mehr genießlich ſind.

(35)
Das neue Jahr.

Abermals ein neues Jahr! Immer noch die alte Noth! —
O das Alte kömmt von uns, und das Neue kömmt von Gott.
Gottes Güt iſt immer neu, immer alt iſt unſre Schuld.
Neue Reu verleih uns Herr und beweiſ' uns alte Huld.

(36)
Hofnarren.

Daß gern ein Fürſtenhof an Narren fruchtbar ſey,
Bleibt wahr; doch ſind daſelbſt von ſolchen meiſtens zwey:
Der eine, den der Fürſt nach Willen ſtets vexirt,
Der andre, der nach Luſt am Seil den Fürſten führt.

(37)
Auf die Lupa.

Lupa ſcheinet immer luſtig, geht in ſteter Mummerey:
Denn wer ihr Geſicht ſieht, glaubet, daß es eine Larve ſey.

(38) Feile

(38)

Feile Ehre.

Weiland mußte man um Ehre wachen, bluten, ſchwitzen, ſchnauſen;
Nunmehr iſt ſie zahmer worden, läßet ſich um Münze kauſen.

(39)

Wahrheit und Lügen.

Die Wahrheit iſt ein Oel, die Lügen Waſſer; ſchwim̃t
Doch endlich oben auf, wie viel man Waſſer nimmt.

(40)

Gold aus der neuen Welt.

Wie ſo viel des goldnen Staubes hat die neue Welt geſtreuet!
Wie ſo wenig iſt erſchienen, deß die alte Welt ſich freuet!
Denn das Gold der neuen Welt macht, daß alte Welt ſehr narrt,
Ja es macht, daß alte Welt ganz in ihrem Blute ſtarrt:
Denn auf Prachten, denn auf Kriegen, pflegt man allen Schatz zu wagen;
Arme Chriſten zu verſorgen will die ganze Welt nichts tragen.

(41)

Von mir ſelbſt.

Dem Beſten gleich zu ſeyn das bild ich mir nicht ein;
Hoff aber beſſer doch als Böſe noch zu ſeyn.

(42)
Eine Rede.

Gute Reden ſind wie Jungfern, die man nach der Größe nicht,
Die nach Schönheit, nach Geſchicke, nach Verſtand man gerne richt.

(43)
Auf den Pätus.

Pätus, du und auch dein Weib lebet ſtets in Einem Willen:
Jedes will das andre ſehn eheſtens ſein Grab erfüllen.

(44)
Unterſchied.

Was Einem Recht iſt, Freund, iſt nicht dem andern Recht;
Sonſt wär des Herren Frau auch für des Herren Knecht.

(45)
Auf die bekreidete Lucida.

Lucida, du ſchöner Schwan, dran zu tadeln keine Feder, —
Wenn du nur nicht, wie der Schwan, drunter deckteſt ſchwarzes Leder!

(46)
Liebesarbeit.

Die bey der Lieb in Arbeit ſtehn,
Die wird man faſt beſtändig ſehn
Der andern Arbeit müßig gehn.

(47)

Hofedienſt.

Nicht denke, daß du was verdienen ſollteſt können:
Bey Hofe lohnt man nicht, was kömmt, das kömmt durch Gönnen.

(48)

Lob und Ehre.

Wer Ruhm und Ehr erlangen will, das leckerhafte Gut,
Hat ſonſt kein anders Mittel nicht, als nur Gehirn und Blut.

(49)

Unſchuld

Wer nicht ſelbſten kann betriegen,
Wird gemeiniglich betrogen:
Wer nicht andre kann belügen,
Wird gemeiniglich belogen.

(50)

Steuerſchätzung.

In unſerm Land iſt alles, ja auch das Nichts geſchätzt;
Wir ſind den Alchymiſten an Kunſt weit vorgeſetzt!
Sie machen Geld aus Kupfer: wir geben Geld ſo gar
Von dem, was gar kein Weſen und kaum ein Name war.

(51)
An einen Tyrannen.

Friß die Schafe ſelbſt: (eine gute Liſt!)
So erfährſt du nicht daß der Wolf ſie frißt.

(52)
Auf den Faſtus.

Du, Faſtus, machſt dich groß, ein jeder ſchätzt dich klein: —
Die Elle, die dich mißt, wird, glaub ich, deine ſeyn.

(53)
Das Dorf.

Mein Gut beſucht ich nächſt: das Feld war voller Segen;
Sonſt war mirs nicht ſo gut als in der Stadt gelegen.
Mein Tiſch der war ein Brett. Mein Bette konnte gehen (*).
Ich hatte frommen Trank (**). Zur Speiſe hatt ich ſtehen
Ein Kind, ein ſolches Kind, worüber, wanns geboren,
Die Mutter fröhlich ſingt (***). Ich hatte mir erkohren
Den Platz, der zur Muſik den erſten Grund uns giebet (†).
Und dennoch war mir wohl, und alles fiel geliebet,
Weil Ruh mir wohlgefiel. Das Zanken der Parteyen,
Der Ueberlauf des Volks, des Hofes Schwelgereyen,
Ver-

(*) Ein Wagen. (**) Waſſer. (***) Ein Ey.
(†) Die Tenne.

Verleumdung, Neid und Haß, Druck, Heucheley und Höhnen,
Die ausgeſchmückten Wort und fälſchliches Beſchönen
Die hatten hier nicht Statt. Hier war ich ganz mein eigen,
Und konnt all meine Müh zu meinem Beſten neigen.
O Feld! o werthes Feld! Ich will, ich muß bekennen,
Die Höfe ſind die Höll, der Himmel du, zu nennen!

(54)

Fremde Hülfe.

Man ſollt' uns Hülfe thun: Da nahm man ein Gebiß,
Das man in unſer Maul uns zu beſchreiten ſtieß:
Man ritt uns hin und her, man ließ uns keine Ruh,
Und rief dabey, man ritt uns unſrer Wohlfahrt zu.
Die Wohlfahrt, die es war, war aber ſo bewandt,
Daß, eh man ſie gefühlt, man uns zu Lager rannt'.

(55)

Arztwaſſer.

Aerzte bauen ihre Mühlen an die Menſchenflüſſe:
Selten giebt es Waſſermühlen, die man ſo genieße.

(56)

Geizige Geiſtliche.

Viel dienen dem Altar,
Wahr iſts, und bleibt auch wahr;
Doch dünkt mich gleichwohl auch,
Altar ſey manchmal Bauch.

(57)

Auf den Varius.

Varius thu was er thu, dennoch kann er nichts vollenden;
Eh er erſtes hat gethan, hat er anders ſchon in Händen.

(58)

Verehrungen.

Nicht gar nichts, und nicht alles, und auch von Allen nicht
Soll Gab und Ehrung nehmen der, den man drum beſpricht.

(59)

Hoſproceß.

Bey Hof iſt der am beſten in ſeiner Sache dran,
Der, eh er wird verklaget, klagt lieber andre an;
Wer hier am erſten klaget, der trägt die Siegesfahn.

(60) Die

(60)

Die Weiber.

Will man Weiber Gänſe nennen, da die Weiber doch nicht fliegen,
Mag man es: theils weil ſie ſchnattern, theils in Gänſefedern liegen.

(61)

Die Mode.

Was iſt die Mode für ein Ding? Wer kennt ſie von Geſicht?
Ich weiß nicht wer ſie kennen kann: ſie iſt ja angericht
Nie morgen wie ſie heute war. Sie kennt ſich ſelber nicht.

(62)

Das karge Alter.

Alter hilft für Thorheit nicht: Alte ſollen morgen ſterben;
Wollen dennoch heute noch, das vergraben, dieß erwerben.

(63)

Die Welt.

Alles, alles überall
In der Welt, iſt nichts wie Schall:
Denn all ihre Prachten
Sind, wie wir ſie achten.

(64)

Wer kennt ſein Glücke?

So du willſt glücklich ſeyn, ſo bitte, daß dir giebt
Gott ſelten was du willſt und dir zu ſehr beliebt.

(65)

Der Sonnen und des Menſchen Untergang.

Untergehn und nicht vergehn
Iſt der Sonnen Eigenſchaft:
Durch des Schöpfers Will und Kraft
Stirbt der Menſch zum Auferſtehn.

(66)

Die jetzige Weltkunſt.

Die Weltkunſt iſt ein Herr, das Chriſtenthum ihr Knecht:
Der Nutz ſitzt auf dem Thron, im Kerker ſteckt das Recht.

(67)

Auferweckung vom Tode.

Kann Fröſche, Fliegen, Schwalben, Würmer, Schnecken,
Die Kaltes ſterbte, Warmes wieder wecken:
So kann auch der, der alles dieß kann machen,
Noch wohl ſo viel, daß Todte wieder wachen.

(68)

Der jetzige Friede.

Dreyßig Jahr und drüber noch hat gewährt das deutſche Kriegen:
Währt der Friede dreyßig Jahr, läßt ihm jeder wohl genügen.

(69)

Feinde der Traurigkeit.

Jugend iſt des Trauerns Feind, ſchickt dawider in das Feld
Buhlſchaft, Wein, Muſik, und Spiel, und den General, — das Geld.

(70)

Beſchenkungen.

Wer mit Gaben kämpfen will, und verlanget Sieg und Glücke,
Schieße nicht mit kleinem Loth, ſchieß aus einem groben Stücke.

(71)

Weisheit der Alten.

Nimmt der Leib erſt ab, nimmt Verſtand recht zu:
Seele, ſcheint es, hat mehr vor Leibe Ruh.

(72)

Gemäßigte Strafen.

Strafe ſoll ſeyn wie Salat,
Der mehr Oel als Eſſig hat.

(73) Uns

(73)

Unverſchämt.

Dieß ſind Laſter aller Laſter: ſich vor keinem Laſter ſcheuen,
Sich der Laſter ſelbſt berühmen, und die Laſter nicht bereuen.

(74)

Verſuchen.

Seine Schwachheit giebt an Tag,
Wer verſucht und nicht vermag.
Wer ein Ding verſuchen will,
Prüfe ſich erſt in der Still.

(75)

Poeten.

Der Dichter ſind genug: was ſollen ſie für Sachen
Denn nun durch ihren Geiſt berühmt und ewig machen?
Was gut iſt das iſt rar bey Dichtern und bey Sachen. —
Die Böſen mögen ſich auch über Böſes machen.

(76)

Hinterliſt.

Falſchheit ſtreicht ſich zierlich an, iſt auf Mäntel gar befliſſen:
Wer nur will, der kennt ſie bald; denn ſie hinkt auf beiden Füßen.

(77) Mehl-

(77)

Mehlthau.

Mehrentheils, weil Krieg noch währte, fiel ein Mehlthau alle Jahr
In die zarte Jungfernblüte, der der Würmer viel gebar.

(78)

Auf die Clelia.

Wahrheit kann nicht jeder hören. Clelia kann keine ſehen:
Um den Spiegel, der ihr weiſet daß ſie ſchwarz ſey, iſts geſchehen.

(79)

Auf den Thrax.

Für Lauten und für Violinen hat Thrax den Pohlſchen Bock erkohren,
Denn jene konnten ihm nicht füllen die hohen, weiten, tiefen Ohren.

(80)

Schminke.

Wollt ihr euch, ihr Jungfern, ſchminken? Nehmet dieſes zum Bericht;
Wählet Oele zu den Farben; Waſſerfarben halten nicht.

(81)

Der Niſa Eheſtand.

Niſa nahm ihr einen Mann; — nein, man ſagt, ſie ſelber melde,
Sie beſähe keinen Mann, ſondern einen Sack mit Gelde.

(82)

Nutzfreunde bey Hofe.

Werther hat ſich der gemacht,
Der zur Küch ein Rind gebracht,
Als der einen klugen Rath
Da und dort gegeben hat.

(83)

Fromm und klug.

Ein Frommer und ein Kluger die ſind nicht immer Einer: —
Viel beſſer daß der Klugen, als daß der Frommen keiner.

(84)

Auf den Stilpo.

Stilpo, du geſchwinder Kopf, hurtig weißt du einen Rath,
Wie es hätte ſollen ſeyn, wenn ein Ding gefehlet hat.
Weißt du, wie man dieſe nennt, die nicht früh klug, ſondern ſpat?

(85)

Der Erde und des Waſſers Hülfe.

Die Erde ſpeiſt das Waſſer, das Waſſer tränkt die Erde:
Damit der Menſch geſpeiſet, getränkt von beiden werde.

(86)

Göttliche Verordnung.

Wer die Uhr gleich nicht verſteht,
Merket dennoch wie ſie geht:
Gottes Rath, den wir nicht kennen,
Iſt doch immer gut zu nennen.

(87)

Verzeihung.

Wie du giebſt, giebt man dir. Gieb mir geneigten Blick:
Vielleicht verſieht man dir auch ein verſehnes Stück.

(88)

Wiſſenſchaft.

Viel wiſſen iſt wohl ſchön; doch, wer zu viel will wiſſen,
Muß Ruh und gut Gemach, wohl Gut und Blut vermiſſen.

(89)

Jäger.

Ihr Götter der Wälder, ihr Schützen, ihr Jäger,
Die Fürſten und Herren ſind gütige Pfleger
Für eure Altäre, verehren ſo ſehr
Die Pallas, den Phöbus, den Conſus nicht mehr.

(90)

Kriegen.

Schlechte Kunſt iſt Krieg erwecken;
Schwere Laſt iſt Krieg erſtrecken;
Große Kunſt iſt Krieg erſtecken.

(91)

Rathſchläge.

Wer des Freundes treuen Rath nach dem Ausgang achten will,
Trete ſelber, wenn er kann, hart an das entfernte Ziel,
Wiß ihm ſelber einen Rath; darf des Freundes dann nicht viel.

(92)

Verwüſtete Güter.

Seinen Beutel baue vor, wer ein wüſtes Gut will pflügen:
Wird das Gut erbauet ſeyn, wird der Beutel wüſte liegen,
Wird ſich kaum ums ſechſte Jahr wieder aus den Falten fügen.

(93)

Von der Nachtigall.

Von Ferne biſt du viel, und in der Nähe nichts;
Ein Wunder des Gehörs, ein Spotten des Geſichts:
Du biſt die Welt; auch ſie iſt in der Nähe nichts.

(94)
Auf einen Aeſopus.

Es glänzet dein Verſtand, Aeſopus, weit und ferne;
Ey Schade nur! ihn faßt ſo ſchmutzige Laterne.

(95)
Thorheit.

Es iſt zwar ſelten klug wer nichts verſteht und kann;
Doch minder wer ſich ſelbſt und ſeinen Witz zeucht an.

(96)
Fürſten und Feſtungen.

Eine Feſtung und ein Fürſt ſehn ſich an für eine Sache,
Die da ſtets darf Vorrath, Geld, Mannſchaft und beſtellte Wache.

(97)
Gutes.

Was iſt das, was die Welt nennt mit dem Namen gut?
Faſt immer iſt es das, was jeder will und thut.

(98)
Auf den Duplicius.

Duplicius iſt zwar ein Mann gar tüchtig unter Leute,
Nur Schade: ſeine rechte Hand ſteht an der linken Seite.

(99)

Das Waſſer.

Ob das Waſſer, fragt man oft, die die Waſſer trinken, nähret?
Nährt es nicht, ſo iſts doch gut, daß es auch wie Wein nicht zehret.

(100)

Der Namenstag.

Einen ſchlechten Namen hat, deſſen Name durch das Jahr
Einen Tag, und ſonſten nie, kundig und geehret war.

(101)

Reichthum.

Wer zu ſehr das Rothe liebt, kann das Gelbe ſelten haben;
Wer ſich ſchämt, der wird nicht reich: Reichthum fodert freche Gaben.

(102)

Auf den Bibulus.

Wie führet Bibulus die Sorge für ſein Haus? —
Der Magen nimmet ein, die Blaſe giebet aus.

(103)

Die Arbeit.

Arbeit iſt der Sünde Fluch. Sollte Piger viel ſich mühen,
Würd er auf ſich viel Verdacht eines groſſen Sünders ziehen.

(104)

Der Apfelbiß.

Adam mußt in Apfel beißen, konnt es nicht verbeſſern: —
Weil man noch zu ſeinen Zeiten nichts gehabt von Meſſern.

(105)

Auf die Pura.

Pura hält an ihrem Gott immer treu und feſt;
Iſt hingegen, wo ſie kann, ihres Nächſten Peſt.

(106)

Auf den Longus.

Longus iſt der andre Bias: was er bey und an ſich träget,
Dieſes iſts was ihn ernähret und in weiche Betten leget.

(107)

Geſpräch eines Pfarrers und Küſters.

Ein Küſter ſprach: Herr Pfarr, ſie bringen eine Leiche.
Der Prieſter ſprach: Wohl gut! Iſts aber eine reiche?
Der Küſter ſprach: O nein! Der Prieſter ſprach: des Armen
Deß hätte ſich der Tod noch mögen wohl erbarmen.
Der Küſter ſprach: O ja! — Der Prieſter ſprach: wir leben,
Dem Tode ſeinen Zoll, früh oder ſpät, zu geben.

(108)
Verleumdung.

Wer mich haſſet, wer mich ſchimpft, deſſen Bosheit giebt an Tag,
Daß ihm meine Redlichkeit wo zuwider laufen mag.

(109)
Narren und Kluge.

Narren herrſchen über Kluge? — Ihre Händel, ihre Sachen,
Die die Narren arg verwirren, müſſen Kluge richtig machen.

(110)
Langes Leben.

Langes Leben iſt ein Segen, ſeinen Kindern giebt ihn Gott;
Jeder wünſchet ihn zu haben: und er iſt doch voller Spott.

(111)
Freundſchaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln.

(112)
Auf den Gulo.

Gulo führt durch ſeine Gurgel täglich große Speiſewagen,
Daß man meynt die Landesſtraße geh vielleicht durch ſeinen Magen.

(113)
Auf den Planus.

Planus iſt ſo hoch gewachſen, daß er bis zur Sonne geht.
Für die Erd iſts gar verderblich, weil er ihr im Lichte ſieht.

(114)
Ein Sperling.

Der Sperling der iſt unter Vögeln was unter Menſchen iſt der Bauer:
Iſt ungeſchickt, iſt ſchlecht gezieret, hat Weizen lieb, iſt gar ein Lauer.

(115)
Auf den Aerius.

Wo wohnt Aerius? Wie iſt ſein Haus beſtellt?—
Sein Haus hat keine Thür, es iſt die ganze Welt.

(116)
Weibereifer.

Weiber ſind zum Zürnen hurtig; und ihr Zorn iſt nicht zu ſagen,
Wenn der Mann aus ihrer Küche Feuer will in fremde tragen.

(117)
Eheſtand.

Das Weib iſt ihres Mannes Herz, der Mann des Weibes Haupt:
Daß eines einem andern lebt, iſt keinem nicht erlaubt.

(118)

Zuläßiger Wucher.

Ein Wucher bringet nicht Gefährde, —
Den Wirthe treiben mit der Erde.

(119)

Geborgte Haare.

Frankreich träget zwar die Schuld daß es manchem nimmt ſein Haar;
Weiſet aber wie man braucht das was eines andern war.

(120)

An den Leſer.

Leſer, wie gefall ich dir? —
Leſer, wie gefällſt du mir?

Sinngedichte.

Eilftes Buch.

(1)

Von meinen Gedichten.

Ich ſchreibe kurze Sinngedichte;
um dadurch minder ſchlim̃ die Böſen
Zu machen, und zu höhern Pflichten
mich deſto eher abzulöſen.

(2)

Gewaffneter Friede.

Krieg hat den Harniſch weggelegt, der Friede zeucht ihn an;
Wir wiſſen was der Krieg verübt, wer weiß was Friede kann?

(3)

Auf den Gengmundus.

Gengmundus lobt ſich ſelbſt, es lobt ihn auch die Welt:
Wenn er das Wort führt, Er; Sie, wenn er inne hält.

(4)

Seelenhandel.

Jedes Land hat ſein Gewerb, ſein Geſuch und ſeinen Wandel:
Die die gegen Norden ſind machte reich der Seelenhandel.

(5)

Zweyfüßige Eſel.

Daß ein Eſel hat geſpracht, warum wundert man ſich doch?
Geh aufs Dorf, geh auf den Markt: — o ſie reden heute noch.

(6)

Auf die Amea.

Amea iſt ſo wunderhübſch, daß Schwangere ſich ſegnen:
Es geht nicht ab ohn Mißgeburt, ſobald ſie ihr begegnen.

(7)

Zahlungsfriſten.

Es iſt zwar eine Friſt zu zahlen ausgeſchrieben,
Mit Undank aber iſt zu zahlen frey geblieben.

(8) Auf

(8)

Auf den Juſtus.

Juſtus lernet die Geſetze: nun er alle kann,
Meynt er, keines unter ihnen geh ihn ſelber an.

(9)

Verleumder.

Wer mit Weiberſchwerdtern haut, ſchadet nicht des Leibes Leben,
Kann hingegen ſchnöden Tod unſrer Ehr und Leumuth geben.

(10)

Haben und Gehabt.

Haben iſt ein reicher Mann, und Gehabt ein armer Mann;
Daß aus Haben wird Gehabt, iſt oft Haben Schuld daran.

(11)

Das begrabene Deutſchland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
Bevor ſie Deutſchland konnten recht in ſich ſelbſt vergraben.
Jetzt ſind ſie doppelt ſorgſam den Körper zu verwahren;
Damit nicht neue Geiſter in ſolchen etwan fahren,
Und das erweckte Deutſchland nicht wiederum, wie billig,
Auch ſeine Todtengräber ſey zu beſtatten willig.

(12)
Auf den Alaſtor.

Alaſtor brüllet wie ein Leu. — Iſt gröſſer als ein Leu, —
Er iſt ein Hirſch! Wie ſehr er tobt, ſo trägt er doch auch Scheu.

(13)
Hofglieder.

Was dient bey Hof am meiſten?
Der Kopf? — Nicht ganz: die Zunge.
Was dient bey Hof am treuſten?
Das Herz? — O nein: die Lunge.

(14)
Auf den Baldus.

Baldus führet alle Sachen, die er führet, aufs Verſchieben;
Will ſie bey dem Weltgerichte dann auf einen Tag ausüben.

(15)
Abgedankte Soldaten.

Was werden die Krieger, gewöhnet zum Wachen,
Nun Friede geſchloſſen, ins Künftige machen?
Sie werden, des Wachens nicht müßig zu gehen,
Sehn wie es zu Nachte bey Schläfern wird ſtehen.

(16)
Auf den Veit.

Veit gieng mit einem Herren ſchwanger, eh der ward reif, da kam ſein End:
Ich weiß nicht ob er dieſen Erben auch hat bedacht im Teſtament.

(17)
Die Aerzte.

Ihr Aerzte ſeyd wie Götter, ſagt heimlich zu dem Kranken:
Du mußt zur Erde werden! und er muß noch wohl danken.

(18)
Tugend.

Tugend iſt nicht allen nütze: wenn ſich Thais ſchämen will
Hat ſie noch von guten Nächten, noch von gutem Lohne viel.

(19)
Die Furcht.

Die Furcht ſagt nur ſehr ſelten wahr,
Leugt meiſtens, wo nicht immerdar.

(20)
Poeterey.

Was nützt Poeterey? Sie ſtiehlt die Zeit zu ſehr.
O! ſchnöde Sorg und Pracht und Herrlichkeit noch mehr.

(21) Luſt-

(21)

Luſtdiener.

Schlafen, eſſen, trinken, ſpielen, tanzen und ſpazieren,
Sonſt um nichts, als nur um dieſes, Fleiß und Sorge führen,
Die bey Hofe dieß verrichten rühmen Dienſt und Treu;
Geben nicht, ſie nehmen Dienſte, ſag ich, ohne Scheu.

(22)

Eſſen und Trinken.

Wenn der Brauch, wie zuzutrinken, alſo wäre zuzueſſen,
Meyn ich daß man mehrern Leichen würde müſſen Särge meſſen.

(23)

Fremde Kleider.

Fremde Kleider ſchimpfen uns: weil ſie aber ſo gemein,
Iſt alleine der ein Narr, ders nicht will mit andern ſeyn.
Frommer Sinn in fremder Tracht bringet alles wieder ein.

(24)

Gewalt.

Unbedacht iſt bey Gewalt: Wer Gewalt hat, ſcheint zu denken,
Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergeſſen, oder ſchenken.

(25)

Einfältige Jungfrauen.

Jungfern, wenn ſie mannbar ſind, wollen dennoch gar nicht wiſſen,
Was ein Mann ſey für ein Ding, wie ein Mann ſey zu genießen:
Weil ſie aber meiſtens doch lieber jung' als alte nehmen,
Fehlt es nicht, ſie haben Wind, was dabey ſey für Bequemen.

(26)

Verdächtige Dienſte.

Geht Freundſchaft und Gevatterſchaft hinein ins Amtmanns Haus,
So geht gewiß des Herren Nutz zur Hinterthür hinaus.

(27)

Finſterniß.

Die Finſterniß iſt gut, weil ſie viel Sünden ſtillet;
Die Finſterniß iſt arg, weil ſie viel Sünden hüllet:
Ein jedes Ding iſt gut, bös iſt ein jedes Ding,
Nicht an ſich ſelbſt, nach dem ein jeder es begieng.

(28)

Die Mittel zur Geſundheit.

Hunger haben, müde ſeyn,
Würzt die Speiſe, ſchläfert ein.

(29)

Himmel und Erde.

Der Mann ſoll ſeyn der Himmel, das Weib will ſeyn die Erde:
Daß Erde von dem Himmel umfangen immer werde,
Daß Erde von dem Himmel ſich ſtets erwärmet wiſſe,
Daß Erde von dem Himmel den Einfluß ſtets genieße.

(30)

Auf den Piger.

Immer iſt der Tag zu lang, immer dir zu kurz die Nacht,
Piger; weil mit Nichtsthun Tag, Nacht mit Schlaf wird zugebracht.

(31)

Ein Glaube und kein Glaube.

Deutſchland ſoll von dreyen Glauben nunmehr nur behalten Einen;
Chriſtus meynt, wenn Er wird kommen, dürft Er alsdann finden keinen.

(32)

Beſonnenheit.

Willſt du einen Wächter haben, der vor Schaden wacht?
Nimm dir einen an zum Diener Namens Wohlbedacht.

(33) Freund-

(33)

Freundſchaft.

Freundſchaft iſt ein theurer Schatz: immer hört man von ihm ſagen,
Selten rühmt ſich einer recht, daß er ihn davon getragen.

(34)

Der Tod.

Der Tod iſt unſer Vater, von dem uns neu empfängt
Das Erdgrab, unſre Mutter, und uns in ihr vermengt;
Wenn nun der Tag erſcheinet und die beſtimmte Zeit,
Gebiert uns dieſe Mutter zur Welt der Ewigkeit.

(35)

Ordentlicher und unordentlicher Verderb.

Unordnung warf uns hin, und Ordnung läßt uns liegen:
Das Steuern thut uns dieß, und jenes that das Kriegen.

(36)

Auf den Nepos.

Nepos richtet nach der Sonn allen Rath und alle That:
Wenn es früh, so wird er jung, und geht unter, wenn es ſpat;
Denn er denket nur auf das, was er heute darf und hat.

(37)

Auf eine wollüſtige Perſon.

Wärſt du nicht ein Menſch geworden, Lieber, wozu wärſt du tüchtig? —
Nur zur Sau: die lebt zum Freſſen, und iſt unnütz ſonſt und nichtig.

(38)

Hofgunſt.

Wer treu bey Hofe dient, verdient doch lauter Haß.
Wie ſo? Wem man viel ſoll, vor dieſem wird man blaß.

(39)

Leid und Freude.

Iſt ein Böſer wo geſtorben:
Traure, denn er iſt verdorben.
Iſt ein Frommer wo verſchieden:
Freu dich! denn er iſt im Frieden.

(40)

Thorheit.

Unter Thieren iſt kein Narr. Affen treiben Gaukeleyn;
Aber dieß iſt Ernſt und Art, iſt nur Thorheit nach dem Schein.
Bleibt dabey, daß nur der Menſch bey Vernunft ein Thor kann ſeyn.

(41) Kleider.

(41)
Kleider.

Was iſts, was uns bedeckt, und gleichwohl auch entdeckt?
Das Kleid bedeckt den Mann und weiſt was in ihm ſteckt.

(42)
Das Herz.

Gott giebt uns, an Leib und Seele, ſo viel Schätze, ſo viel Gaben,
Will für Gaben, will für Schätze, bloß nur unſre Herzen haben:
Wir zwar nehmen Schätz und Gaben, laſſen aber Schätz und Gaben
(Nicht der Schätz und Gaben Geber) unſre ganzen Herzen haben.

(43)
Das Kreuz.

Gottes Kelch iſt bitter trinken, ſonderlich der letzte Grund;
Böſen iſt das letzte Saufen, Frommen erſter Trunk vergunnt.

(44)
Mütterliche Liebe.

Die Mutter trug im Leibe das Kind drey Viertheil Jahr;
Die Mutter trug auf Armen das Kind weils ſchwach noch war;
Die Mutter trägt im Herzen die Kinder immerdar.

(45)
Gegenwärtige und verlorne Tugend.

Tapfre Leute ſieht der Neid gern begraben,
Ausgegraben, wenn ſie nicht mehr zu haben.

(46)
Geld.

Der Menſchen Geiſt und Blut iſt itzo Gut und Geld:
Wer dieß nicht hat, der iſt ein Todter in der Welt.

(47)
Chriſtliche Liebe.

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erſtrecken:
Weil ſie, was durch dreyßig Jahr Krieg verübt, ſoll alles decken.

(48)
Hundestreue.

Hunde lecken fremden Schaden: Menſchen ſind viel minder treu!
Jeder muß ihm ſelber rathen, Fremde tragen leichtlich Scheu.

(49)
Zuwachs der Diebe.

Diebe, die der Krieg geſät, läßt der Friede reichlich finden,
Und der Henker mäht ſie ab; wird in Hanf die Garben binden.

(50)
Auf den Nigricanus.

Kein Menſch kann zweyen Herren dienen. Hiezu weiß Nigricanus Rath,
Der ſeinen Gott auf ſeiner Zunge, den Teufel in dem Herzen hat.

(51)
Hofleben.

Von dem Leben an den Höfen hab ich manchmal viel geleſen: —
O das Leſen iſt mir beſſer, als das Selber da geweſen.

(52)
Zornurtheil.

Wo der Zorn der Richter iſt, hat Gerechter ſchon verſpielt:
Weil der Zorn nicht auf das Recht, ſondern auf die Rache zielt.

(53)
Rathen.

Wer andern Rath ertheilt giebt wider ſich den Rath:
Denn Zorn erfolgt für Dank, wenn Rath gefehlet hat.

(54)
Poeten.

Es helfen große Herren Poeten zwar zum Leben,
Die aber können jenen, daß ſie nicht ſterben, geben.

(55)

Begierden.

Begierden ſind ein hartes Pferd, das ſeinen Reiter reitet,
Wenn nicht Vernunft ſein Maul verſieht und recht den Zügel leitet.

(56)

Die Wahrheit.

Bey Hofe ſagt man nicht von Wahrheit allzuviel:
Es will nicht, wer da darf: es darf nicht, wer da will.

(57)

Wohlthat.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem andern ſchenken,
Iſt ſattſam uns vergolten, wenn andre dran gedenken.

(58)

Verheißungen.

Dein Ja ſoll ſeyn ein Pfand, bey dem ſich ſicher weiß,
Wer ſein Vertrauen dir geliehn auf dein Verheiß.

(59)

Todesfurcht.

Wer Sterben ängſtlich fürchtet, der höre meinen Rath:
Er lebe wohl. Was bleibet, wovor er Grauſen hat?

(60) Reime

(60)

Reime aus dem Stegreif.

Auf Einem Fuße ſtehn und hundert Verſe ſchmieden,
Das hab ich nie gekonnt, und bins auch wohl zufrieden,
Daß ich es noch nicht kann. Ein Pilz wächſt Eine Nacht,
Die andre fällt er hin, drum wird er ſchlecht geacht.
Des Bacchus ſüßer Saft, worauf Poeten pochen,
Muß erſt durch Sonn und Zeit zahm werden und wohl kochen.
Das Waſſer, das mit Macht aus allen Ritzen quillt,
Hat ſeinen Nutz zwar auch, nur daß es wenig gilt

(61)

Ehre.

Wenn Ehr und Eigennutz in einer Sache ſtreiten,
So ſiehe daß du ſtehſt der Ehr an ihrer Seiten.

(62)

Verleumdung.

Daß ein Frommer dich geſchmähet, trau nicht leichtlich auf Bericht;
Daß ein Böſer dich geſchmähet, wundre dich darüber nicht.

(63)

Reichthum.

Viel haben nicht; nicht viel bedürfen machet reich:
Wenn ihr nicht habt, was ihr nicht dürft, was fehlet euch?

(64)

Heucheley.

Die Redlichkeit iſt Geld, die Heucheley iſt Erde:
Zu ſuchen die aus der, darf Kunſt und hat Beſchwerde.

(65)

Bücherſtube.

Dieſes iſt ein Todtengrab, und die Todten reden gar:
Zeigen was entfernet iſt, ſagen was geſchehen war.

(66)

Ein Rath.

Kennt ein Rath nicht ſeinen Fürſten, und der Fürſt nicht ſeinen Rath:
Räth ſichs übel, folgt ſichs übel, und der Rath kommt nicht zur That.

(67)

Sittſamkeit.

Je heller Feuer brennt, je minder Feuer raucht:
Je mehr bey einem Wiz, je mehr er Glimpf gebraucht.

(68) Ein

(68)

Ein menſchlich Vieh.

Mancher weiß nicht durch Vernunft rühmlich ſich zu weiſen;
Sucht darum durch Unvernunft ſich uns anzupreiſen.

(69)

Lobgeiz.

Wer hungrig iſt auf Lob, iſt gern an Tugend leer.
Die Tugend hat genug, darf Lob nur ohngefähr.

(70)

Ein verſoffen Weib.

Ein Weib, das gerne trinkt, ſperrt unverſehens aus
Ihr Ehr und gut Gerücht, und endlich Hab und Haus.

(71)

Gelehrte Leute.

Die Gelehrten ſind nicht gerne von den Alten und den Rothen;
Denn ſie ſind zu allen Zeiten untermiſchet mit den Todten.

(72)

Auf den Niger.

Niger ſchickte ſeine Ohren auf den Markt, da kauften ſie
Einen Titel: Einen ärgern Schelm, als Nigern, ſah man nie.

(73) Eine

(73)

Eine ſchöne Frau.

Meiſtens ſind nur ſchöne Weiber nütze bey der Nacht;
Ihre Werke ſind bey Tage Müßiggang und Pracht.

(74)

Die Kinderkrankheit, der Froſch.

Ubas wird gewiß den Froſch unter ſeiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas Naſſem laben.

(75)

Auf den Magnulus.

Die Fackel unſrer Zeit wird Magnulus genennt? —
O ſie iſt nur von Pech, und hat noch nie gebrannt.

(76)

Die Stadt.

Der Sack, worein der Krieg, was er geſtohlen hat,
Hat alles eingepackt, wo war er? — In der Stadt.

(77)

Treue Hofdiener.

Wer den Herren um hilft ſtoßen, dieſer iſt ein treuer Diener;
Wer den Herren auf hilft heben, dieſer gilt nicht einen Wiener.

(78) Auf

(78)

Auf die Vulpia.

Vulpia weint um den Mann, weinet Tag und weinet Nacht:
Nur daß ihrer Seufzer Wind bald die Thränen trocken macht.

(79)

Ungeſchickte Diener.

Bauern, wenn die Meſſer fehlen, ſtecken Holz in ihre Scheiden:
Herren mögen dumme Köpfe gern in Ehrenämter kleiden.

(80)

Leumuth.

Ehre darf nicht großen Riß, ſo bekömmt ſie ſolch ein Loch,
Daß man, wenn man immer ſtopft, nimmer kann verſtopfen doch.

(81)

Ein Geiziger.

Wenn ein Geiziger geſtorben, hebt ſein Schatz erſt an zu leben:
Jeder will bey dieſem Kinde willig einen Pathen geben.

(82)

Gefahr.

Gefahr der Ehre gleicht:
Folgt dem, der vor ihr weicht.

(83)

Auf den Lurcus.

Lurcus ſpricht: Es iſt nicht löblich einen loben ins Geſichte.
Recht; viel minder iſt es löblich, daß man einen hinten richte.

(84)

Auf den Bardus und Mopſus.

Mopſus hat gar nichts verſtanden, ob er gleich ſehr viel gehört:
Bardus hat gar wohl ſtudieret, dennoch iſt er nicht gelehrt.

(85)

Vergebliche Sorge.

Sorgen, und doch nichts erſorgen,
Heißt, was nicht zu zahlen, borgen.

(86)

Auf den Duplus.

Duplus iſt ein Spiegelmann: was man ſieht das hat kein Seyn,
Sieht zwar wie ein Biedermann, aber hat nur bloß den Schein.

(87)

Alexander der Große.

Den Alexander hieß man groß?
Er war ein großer — Erdenkloß.

(88)

Auf den Tetrus.

Du biſt ein feines Kind, hängſt an Erynnis Bruſt;
Des Neides blaue Milch iſt, Tetrus, deine Luſt.

(89)

Freundeshülfe.

Danke Gott, wer Hände hat, daß er ſelbſt ſich kann verſorgen.
Der, der ſelbſt nicht Hände hat, kann ſie wahrlich nirgends borgen.

(90)

Sterben.

Ob Sterben grauſam iſt, ſo bild ich mir doch ein,
Daß lieblichers nichts iſt, als das Geſtorben ſeyn.

(91)

Geiz.

Wer Gold, ihm nicht zum Brauch, der Welt zum Dienſte, nützet,
Hat das, was der hat, der im Stollen Gold beſitzet.

(92)

Undank.

Dem, der Haß und Undank leidet, einem ſolchen trau ich zu,
Daß er redlich ſich verhalte und mit Treu das Seine thu.

(98) Fürſt-

(93)
Fürſtliche Kleidung. (*)

Gerechtigkeit, das Kleid, und Recht, den Fürſtenhut,
Wer dieſe beide trägt, derſelbe Fürſt ſteht gut.

(94)
Menſchliche Unvollkommenheit.

Daß wir unvollkommen ſind wenn wir dieß erkennen,
Kann man dieß Erkenntniß ſchon eine Beßrung nennen.

(95)
Einfältiges Gebet.

Die Einfalt im Gebet iſt großer Wiz vor Gott;
Genug wer ihm vertraut und nennet bloß die Noth.

(96)
Eingeborne Diener.

Wahr iſts, daß von fremden Bäumen man doch Früchte haben kann:
Wer die Früchte ſamt den Bäumen eigen hat, iſt beſſer dran.

(97)
Die Gelegenheit.

Der Will iſt zwar ein Reiſemann, der da und dort hin will:
Spannt ihm Gelegenheit nicht vor, ſo kömmt er nicht ans Ziel.

(*) Hiob XXVIII, 14.

(98)

Leichtgläubigkeit.

Wer gar nichts glaubt, glaubt allzuwenig; wer alles glaubt, glaubt gar zu viel;
Behutſamkeit hilft allen Dingen: im Mittel iſt das beſte Ziel.

(99)

Salz und Kreuz.

Das Kreuz und auch das Salz ſind beide gleich und gut;
Das faule Fleiſch dämpft dieß, und das den wilden Muth.

(100)

Auf den Morus.

Morus iſt zwar wohl kein Narr, nur daß Manchem Wunder nahm,
Daß er alles ſtieß heraus, was ihm in die Backen kam.

(101)

Zuſtand.

Beßres Glücke könnt ich leiden; kömmt es nicht? ich bin vergnügt;
Wenn ſichs nur mit mir nicht ärger, als ich itzt es habe, fügt.

(102)

Auf den Leporinus.

Leporinus jagt mit Hunden, Vetter Haſen nachzuſetzen:
Kennten ihn die Hunde beſſer, würden ſie ihn ſelber hetzen.

(103)

Auf den Flavian.

Ein Spiegel iſt dein Herz, du guter Flavian:
Es nimmt die Bildungen von jeder Schönheit an.

(104)

Auf den Firmus.

Firmus iſt ein treuer Buhler, iſt wie die Magneten,
Die ſich nie von einem Sterne zu dem andern drehten.

(105)

Eine reiche Alte.

Reich und häßlich liebt man halb: —
Iſt Aarons goldnes Kalb.

(106)

Auf den Siccus.

Siccus iſt ein frommer Mann; und es iſt die Sage,
Daß er (wenn er nichts mehr hat) faſte manche Tage.

(107)

Auf den Narribertus.

Gut macht Muth. Wenn Narribertus nur zwey Thaler bey ſich hat
Weiß er durch das Thor zu gehen keinen Raum und keinen Rath.

(108)

Ein ungeſalzen Gaſtgebot.

Kein Wunder iſts, daß ſich daſelbſt ein Ekel findt,
Wo Wirth, wo Kuß, wo Gaſt nicht recht geſalzen ſind.

(109)

Waſchhaft.

Ein Plaudrer ſtiftet Haß, pflegt Freundſchaft zu verſtören.
Wer nichts verſchweigen kann, ſoll billig auch nichts hören.

(110)

Ein Menſch des andern Wolf.

Meine Dienſte: ſagt die Welt. — Deine Dienſte ſind ſo gut,
Liebe Welt, als wie der Dienſt, den der Wolf den Lämmern thut.

(111)

Leib und Seele.

Iſt die Seele Wirth, und der Leib ihr Haus:
Wie daß dieſes denn jenen oft jagt aus?

(112)

Ein geſchminkter Freund.

Prochus rufet ſeinen Freund in der Noth um Beyſchub an:
Dieſer ſchickt ihm Hülfe zu, ſpannet aber Krebſe dran.

(113)

Trunkenbolde.

Die, die immer gerne trinken, müſſen nicht ſehr weit gedenken:
Wenn ſie jetzt getrunken haben, ſoll man ihnen wieder ſchenken.

(114)

Auf den Knoſpus.

Knoſpus hat zwey tauſend Gülden auf ſein Lernen angewandt.
Wer dafür ihm funfzehn zahlet, zahlet mit gar reicher Hand.

(115)

Soldaten.

Brod und Waſſer giebt man Sündern, die am Galgen ſollen büßen:
Waren Krieger denn noch ärger? denn ſie mußten es oft miſſen.

(116)

Ein Freund.

Weißt du, wer ein guter Freund wirklich iſt und billig heißt? —
Der ſich, wenn du ihn nicht ſiehſt, deinem Namen Freund erweiſt.

(117)

Ein ausgeklärtes Gemüth.

Beſſer als durch Aderlaſſen reiniget man ſein Geblüte,
Wenn man ſchwere Sorgen meidet und ſich freuet im Gemüthe.

(118) Rath-

(118)

Rathſchläge.

Dieſes iſt der beſte Rath, den man kann zu Werke ſetzen:
Weiſheit, die nicht wirken kann, iſt für Thorheit nur zu ſchätzen.

(119)

Gerechtigkeit.

Das Recht ſchleußt für die Armen ſich in ein eiſern Thor:
Schlag an mit geldnem Hammer, ſo kömmſt du hurtig vor.

(120)

Die Wahrheit.

Weil die Wahrheit harte klingt und zu reden ſchwer kömmt an,
Schont ſie mancher, der ſich fürchtet, ſie verletz' ihm einen Zahn.

(121)

Frauenzimmer.

Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken?
Sie ſind geſchmückt ſo ſchön! gehn in ſo langen Röcken!

(122)

Auf den Vanus, der mit großer Mühe nichts that.

Herr Vanus iſt ein Mann der nimmermehr kann ruhn:
Er müht ſich, daß er ſchwitzt, im leeren Garnichtsthun.

(123)

Das Urtheil des Paris.

Daß Paris nicht recht klug im Urtheln ſey geweſen,
Meynt jeder, der von ihm gehöret und geleſen:
Mich dünket immer noch, ihm fiele mancher bey,
Stünd ihm nur Helena dafür, wie jenem, frey.

(124)

Menſchen ſind Menſchen.

Trägt der Diener Menſchenhaut, trägt der Herr ein Menſchenhemde:
Herren iſt das Fehlen auch, wie den Dienern, ſelten fremde.

(125)

Wolluſt und Schmerz.

Das Letzte von der Hitze giebt Anfang auf den Froſt,
Den Anfang auf das Trauern das Letzte von der Luſt.

(126)

Anſehen.

Das Anſehn wird erhalten, wenn jeder ſich erweiſt
So wie ſein Stand es fodert, und ihm ſein Amt es heißt.
Wenn Kaufleut Edelleute und Pfaffen Krieger ſpielen,
Wird Anſehn keinem können, weil ſie den Zweck verzielen.

(127) Weiber

(127)

Weiber ſind Menſchen.

Ob Weiber Menſchen ſind? — Sie haben ja Vernunft,
Sie lieben fort und fort: denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der ſüßen Liebe Brunſt.

(128)

Hofwitz.

Wer nicht bey den ſchlauen Höfen jedem Kopfe weiß zu kommen,
Der hat ſelber nicht nach Hofe was von Kopfe mitgenommen.
Wer da bey den ſchlauen Höfen jedem Kopfe weiß zu kommen,
Der hat nur den Kopf nach Hofe, das Gewiſſen nicht, genommen.

(129)

Das fromme Alter.

Wenn die Wolluſt uns verläßt, dann kömmt uns die Andacht an:
Himmel hat den alten nur, Welt hat vor den jungen Mann.

(130)

Reformation.

Immer dünkt mich, wer nichts hat, der mag glauben was er will;
Denn um ſeine Seligkeit müht ſich keiner leichtlich viel.

(131)

Das neue Jahr.

Ob das Jahr gleich alle Jahr ſich gewohnt iſt zu verjüngen,
Dennoch kann der Jahre Jugend Menſchen nichts als Alter bringen.

(132)

Merkzeichen des Gemüths.

Was an dem Manne ſey, weiß ſeiner Augen Schein,
Sein Amt, ein Beutel Geld, und dann ein Becher Wein.

(133)

Von meinen Reimen.

Wo ich Reime ſchreiben ſoll die gefällig allen bleiben,
Leg ich meine Feder weg und begehre nichts zu ſchreiben.

Sinngedichte.

Zwölftes Buch.

(1)

Von meinen Reimen.

Ihr Reime, die ihr hinten ſteht, habt einen guten Muth!
Kein Menſch kömmt zu euch letzten her, wenn nicht die erſten gut.
Sind aber nur die erſten gut, ſo geht ihr euern Schritt,
Ob ihr gleich nicht den Rang bekommt, doch unter andern mit.

(2)

Menſchlicher Zuſtand.

Der Menſch bringt nichts davon, wie lang er immer lebt,
Als daß man ihn vergißt, gleichwie man ihn begräbt.

(3)

Ein ehrliches Leben und ſeliger Tod.

Wer ehrlich hat gelebt und ſelig iſt geſtorben,
Hat einen Himmel hier und einen dort erworben.

(4)

Hoheit und Demuth.

Man ſieht nicht leicht, daß Demuth der Ehre Schritt begleite,
Vielmehr, wenn dieſe ſteiget, weicht jene von der Seite.

(5)

Bald verſagen und bald geben.

Wer bald mir was verſagt, der giebt mir dennoch was;
Wer bald giebt, was er giebt, der giebt mir zweymal das.

(6)

Ehre und Hoffart.

Mancher meynet Ehr und Würde ſcheine nicht an ihm hervor,
Wenn ſie nicht ſteh ausgeſtellet auf der Hoffart Berg empor.

(7)

Auf den Durus.

Durus hört manch ſpitzig Wort, wird dadurch doch nicht bewogen;
Hat den Ohren, wie man meynt, einen Harniſch angezogen.

(8)

Werke des Krieges und des Friedens.

Krieg der macht' aus Bauern Herren: Ey es war ein guter Handel!
Friede macht aus Herren Bauern: Ey es iſt ein ſchlimmer Wandel!

(9)

Beſcheidenheit.

Wodurch wird Würd und Glück erhalten lange Zeit?
Ich meyne: durch nichts mehr, als durch Beſcheidenheit.

(10)

Rathſchläge.

Die Vögel fängt man ſo, wie man nach ihnen ſtellt:
Der Ausſchlag fällt nach dem, nach dem der Anſchlag fällt.

(11)

An den Mirus.

Mirus, daß die Kunſtgöttinnen alles Wiſſen dir gewähret,
Iſt zu wenig: du haſt völlig die Vollkommenheit geleeret!

(12)

Auf den Hermes.

Hermes iſt der beſte Redner, weit und breit und um und um;
Ein Gebrechen iſt bedenklich: manchmal iſt er ſilberſtumm.

(13) Grab-

(13)
Grabſchrift.

Ein Todter lieget hier, der, wie er war ſein Tod,
So war er auch ſein Grab, und ſeines Grabes Spott.

(14)
Völlerey und Plauderey.

Wer viel redet muß viel trinken; trinkt der Redner aber viel,
Kann er nur ſehr ſelten reden was er will, und wenn er will.

(15)
Auf die Submiſſa.

Submiſſa ſucht ein ſchnödes Geld durch gar ein ſchändlich Leben;
Meynt, ſey es ſchändlich gleich verdient, ſeys ehrlich doch gegeben.

(16)
Auf den Drances.

Drances wünſchet ſeinem Weibe langes Leben: (denn ihr Geld,
Das ſie gab, verdient es billig;) — doch er meynt, in jener Welt.

(17)
Vom Orpheus und der Euridice.

Niemand um ein todtes Weib fährt zur Höll in unſern Jahren;
Aber um ein lebend Weib will zur Hölle mancher fahren.

(18) An

(18)

An den Plutus.

Du haſt viel Preis, und glaubſt dieß ſey der Ehre Sohn;
O nein! der Heucheley: man preiſet dich ums Lohn.

(19)

Zärtlichkeit.

Wer gar kein Ungemach begehret auszuſtehen,
Muß in der Welt nicht ſeyn, muß aus der Menſchheit gehen.

(20)

Auf den Gniſcus.

Gniſcus thut niemanden nichts, dennoch iſt ihm niemand gut.
Eben darum, weil er nie keinem etwas Gutes thut.

(21)

Auf den Glaukus.

Um einen Sack voll Geld nahm Glaukus, wie ich meyne,
Sein ausgefleiſchtes Weib, den alten Sack voll Beine.

(22)

Stehlen.

Stehlen darf nicht viel Verlag, und hat dennoch viel Genieß;
Trägt es ſonſt auch nichts mehr ein, iſt doch Holz und Hanf gewiß.

(23)

Das andere Weib.

Die andre Frau pflegt lieber als erſte Frau zu ſeyn. —
Das macht, es iſt die erſte nichts mehr, als Aſch und Bein.

(24)

Auf den Fürſprecher Ballus.

Wenn Ballus etwan Sachen hat, iſt allen Richtern bange;
Sie födern ihn: Ums Recht? o nein, — er redet grauſam lange.

(25)

Freundſchaft und Gold.

Gold und Freunde ſind gleich köſtlich: jederley von dieſer Waar
Sucht man mühſam, findt man ſparſam, hat man immer mit Gefahr.

(26)

Das Leben.

Lebeten wir hier ſtets nach unſerm Willen,
Würde Lebensluſt nimmermehr ſich ſtillen.

(27)

Verſtand und Unverſtand.

Ein fälſchlicher Verdacht, ein blinder Unverſtand,
Wo die Regenten ſind, da räume du das Land.

(28)

Auf den Marcus.

Man nahm dir, Marcus, alles Gut: wie biſt denn du noch ſelbſt geneſen?
Man hätte dich wohl auch geraubt, wär nur an dir was Guts geweſen.

(29)

Auf einen Todtgeſoffenen.

Der vom Weine geſtern todt, iſt vom Tode heute todt:
Daß ihm Wein ins Handwerk fiel, hielt der Tod für einen Spott.

(30)

Armuth.

Ob die Armuth gleich nichts hat, giebt ſie dennoch reiche Gaben:
Durch ſie kann man Sicherheit und ein gut Gewiſſen haben.

(31)

Blendung kömmt vor Schändung.

Wer kürzlich werden ſoll geſtürzet und geſchändet,
Wird meiſtentheils vorher bethöret und geblendet.

(32)

Der Bauch.

Der Bauch der iſt der Beutel, drein legt man alles Gut;
Man thut nur ihm zum Beſten das meiſte was man thut.

(33)

Die Welt.

Die Welt iſt wie das Meer: ihr Leben iſt gar bitter;
Der Teufel machet Sturm, die Sünden Ungewitter;
Die Kirch iſt hier das Schiff und Chriſtus Steuermann,
Das Segel iſt die Reu, das Kreuz des Schiffes Fahn,
Der Wind iſt Gottes Geiſt, der Anker das Vertrauen,
Wodurch man hier kann ſtehn, und dort im Port ſich ſchauen.

(34)

Auf den Cotta.

Die Seel iſt Herr, der Leib iſt Knecht: Bekenn es, Cotta, frey,
Daß bey dir gar (wie iſt der Herr?) der Knecht ein Schelme ſey.

(35)

Auf den Cornius.

Cornius hat auf dem Haupt einen unbenannten Schaden:
Weiland in Ceraſtia war manch Mann damit beladen.

(36)

Der Liebe Nahrung.

Ein Buhler, daß er Lieb entzünde,
Nimmt Gold zum Holz, nimmt Lob zum Winde.

(37)

Krieg zwiſchen Hier und Dort.

Hier und Dort ſind Brüder zwar,
Doch ein ganz verkehrtes Paar:
Hier führt wider Dort viel Krieg,
Doch behauptet Dort den Sieg.
Jeder muß in dieſen Zug:
Wer dem Dort dient, der iſt klug;
Dort belohnt mit lauter Gott,
Hier bezahlt mit lauter Tod.

(38)

Gelehrt.

Wenn einer meynt er lerne noch, ſo kömmt ſein Witz empor,
Wenn einer meynt er ſey gelehrt, ſo wird er itzt ein Thor.

(39)

Die Elemente.

Wie viel ſind Element? — Man ſagt von vieren, auch von zweyen. —
Nein, fünfe: denn das Gold will auch ſich mit darunter reihen.

(40)

Das Glück, ein Weib.

Man malt das Glücke wie ein Weib nun ſchon ſeit langer Zeit:
Weil ſie beſtändig, wie ein Weib, in Unbeſtändigkeit.

(41)

Auf den Morus.

Morus kennet Kräuter, Steine, Erz und Vögel, Fiſch und Thiere;
Kennt den Haſen doch nicht eigen, den er tränkt mit Wein und Biere.

(42)

Die Geſtalt.

Wer, Flora, dein Geſichte nennt, der hat ein ſchönes Gut genannt,
Das aber, wenn ein Fieber kömmt, in einem Nu iſt weggebrannt.

(43)

Ich bin wer ich bin, ſo bin ich des Herrn. Luth.

Begehrt mich Gott nicht reich, und ſonſt von hohen Gaben,
So ſey ich wie ich bin, er muß mich dennoch haben.

(44)

Feile Aemter.

Wer die Aemter kauft um Geld, dieſem iſt ja nicht benommen,
Daß er Recht zu Markte führ', ſeinem Schaden nachzukommen.

(45)
Die Tugend.

Tugend, rufet Echo wieder, wer im Walde Tugend ruft.
Tugend iſt beym meiſten Volke nichts als Schall und Wind und Luſt.

(46)
Das Eiſen.

Das Eiſen dürft ich mehr, das Gold viel minder preiſen:
Ohn Eiſen kömmt nicht Gold, Gold bleibt auch nicht ohn Eiſen.

(47)
Auf den Säufer Bonoſus.

Bonoſus iſt ein Fleiſcher: das Glas, daraus er trank,
Dran hübe ſich ein andrer, der nicht ein Fleiſcher, krank.

(48)
Selbſtbetrug.

Man ſagte: Du Betrieger! — Das wollte Franz nicht leiden:
Man ſagte: Deiner ſelbſten! — Deß mußt er ſich beſcheiden.

(49)
Unverſchämt.

Wer ſich gern ſieht aller Orten, wer ſich nirgends nimmer ſchämt,
Kann dem Glück ſich leicht bequemen, wenn Glück ihm ſich nicht bequemt.

(50)

Von dem Milo.

Mein Glück, ſpricht Milo, thut mir nichts von dieſem allen,
Was ich mit gutem Fug verlange, zu Gefallen.
Glück ſpricht: Wenn du begehrſt was gröſſer nicht als du,
Was in dir Raum nur hat, weiſ' ich dirs gerne zu.

(51)

Mißgunſt.

Mißgunſt ſey ſonſt wie ſie will, dennoch iſt ihr Eigenthum,
Daß ſie immer mehr verklärt als verdunkelt unſern Ruhm.

(52)

Der Spiegel des Gerüchts.

Was der Spiegel dem Geſichte,
Iſt den Sinnen das Gerüchte.

(53)

Hier ſind wir, dort bleiben wir.

Ich bin, ich bleibe nicht in dieſer ſchnöden Welt:
Und weil das Bleiben mir mehr als das Seyn gefällt,
So lieb ich Sterben mehr als Leben; denn alsdann
Hör ich zu ſeyn erſt auf, und fang zu bleiben an.

(54)
Zweyerley Nacht und zweyerley Tag.

Zwey Nächte hat der Menſch, der Menſch hat auch zwey Tage,
Drauf er ſich freue theils, theils drüber ſich beklage:
Der Mutter Leib iſt Nacht, das Grab iſt wieder Nacht;
Geburt giebt Einen Tag, wie Tod den andern macht,
Die erſte Nacht und Tag iſt voller Noth und Leiden;
Der Tag nach letzter Nacht bleibt voller Heil und Freuden.

(55)
Zeitliche Güter.

Weltlich Gut wird von ſich ſelbſt, oder wird von uns verzehret,
Oder wird durch Liſt, durch Macht, andern zu, uns weg gekehret.

(56)
Der Spiegel.

Der Spiegel kann zwar weiſen, doch reden kann er nicht;
Sonſt hätt er mancher Stolzen den Irrthum ſchon bericht.

(57)
Vorſchub und Hülfe.

Wer dem Nächſten meynt zu helfen, und will vor Warum? erſt fragen,
Dem geht Hülfe nicht von Herzen, will nur auf den Ruhm was wagen.

(58)
Glück und Recht.

Denen die da ſchlieſen, iſt viel Glück entzogen,
Denen die da wachen, iſt das Recht gewogen.

(59)
Sorgen.

Bey wem bleibt Kummer gerne und will am liebſten ruhn?
Bey denen, die ihn warten und die ihm gütlich thun.

(60)
Säufer.

Gottes Werk hat immer Tadel: Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Dieſem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

(61)
Kleider.

Kleider machen Leute: trifft es richtig ein,
Werdet ihr, ihr Schneider, Gottes Fuſcher ſeyn.

(62)
Auf die Vetla und den Jungus.

Jungus Weib iſt lauter Winter, Sommer iſt er ſelbſt: wer weiß,
Ob Eis Hitze dämpfen werde, oder ob die Hitz das Eis?

(63)

Krippenreiter.

Es iſt ein Volk, das ſeine Pferd' an fremde Krippen bindet,
Das ſich bey fremdem Feuer wärmt, zu fremdem Teller findet:
Verhöhn es nicht! es iſt das Volk, das uns im Werke weiſet,
Daß hier der Menſch noch nicht daheim, und nur vorüber reiſet.

(64)

Der Neid.

Der Neid iſt gar ein Wundergaſt: denn kehret er wo ein,
Wird ihm das allerbeſte Ding zur allerärgſten Pein.

(65)

Schmeichler.

Wer will alle Mücken können aus der Speiſekammer treiben?
Heuchler werden nie vergehen, weil noch werden Höfe bleiben.

(66)

Krieg zwiſchen Holland und England.

Ihr blanken Heringsheere, o ſagt von Herzen Dank
Für Engelands und Hollands erneuten Waffenzank!
Weil beide ſelbſt ſich freſſen, kann keines euch verſchlingen,
Noch euch aus eignem Salze hin in ein fremdes bringen.

(67)
Auf den Atriol.

Unter Augen, hinterm Rücken, lobt mich, ſchimpft mich, Atriel.
Was zu thun? An ihm und andern will ich mich dermaßen rächen,
Daß er hinterm Rücken lügen, vor den Augen Wahrheit ſprechen,
Daß mir ſelbſt das Lob verbleiben, ihm der Schimpf verbleiben ſoll.

(68)
Das Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige.

Was iſt, wie lange wächſets? Was war, was hilft michs wohl?
Was werden wird, wer weiß obs mir, obs andern ſoll?
Was hier iſt, war, und wird, iſt, war, und wird ein Schein;
Was dort iſt, war, und wird, iſt, war, wird ewig ſeyn.

(69)
Undankbarkeit.

Der uns giebt die ganze Welt, der uns will den Himmel geben,
Fodert nichts dafür als Dank: kann ihn aber auch nicht heben.

(70)
Wir wollen was wir nicht ſollen.

Wir dringen auf den Zaum, und wo wir ſollen gehn,
Da laufen wir; wir gehn da, wo wir ſollen ſtehn.

(71) Wohl-

(71)
Wohlthätigkeit.

Wer Wohlthat giebt, ſolls bald vergeſſen: wer Wohlthat nimmt, ſolls nie vergeſſen:
Sonſt iſt um Undank der zu ſtrafen, und jenem Hoffart beyzumeſſen.

(72)
Auf den Trullus.

Trullus hat ein ſchönes Weib: wenn ſie an der Thüre ſteht,
Sieht man nicht daß leicht ein Hund ſich bey ihr ins Haus vergeht.

(73)
Auf den Säufer Thrax.

Thrax iſt der andre Mond: ſteht aber immer ſtille,
Und nimmt kein Viertheil an: bleibt immer in der Fülle.

(74)
Auf den Largus.

Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden daß er gut gethan.

(75)
Huren und Soldaten.

Soldaten und die Huren die dienten beid' ins Feld:
Denn jene leerten immer, die mehrten unſre Welt.

(76) Hören.

(76)

Hören.

Ich höre manchmal viel:
Doch glaub ich was ich will.
Wer willig iſt zum Hören,
Kann Thorheit ſelbſt bethören.
Ein unverdroſſnes Ohr
Lockt manche Liſt hervor.

(77)

Tag und Nacht.

Der Tag der iſt der Mann, ſein Weib das iſt die Nacht:
Von denen wird die Zeit ſtets zur Geburt gebracht.

(78)

Geiziges Reichthum.

Wer Geld nicht braucht, doch hat, warum hat der denn Geld?
Damit er etwas hat, das ihn in Marter hält.

(79)

Von meinen Reimen.

Ich ſchreibe Sinngedichte; die dürfen nicht viel Weile,
(Mein andres Thun iſt pflichtig,) ſind Töchter freyer Eile.

(80) Ge-

(80)

Gefährlichkeit.

Kohlen faßt man, daß die Hand ſicher bleiben ſoll, mit Zangen:
Was gefährlich iſt, hat man mit Bedenken anzufangen.

(81)

Fremde Diener.

Fürſten bauen oft aufs Fremde, eigner Grund wird oft verſchmäht:
Werden endlich inne werden, daß ihr Bau nicht Ihnen ſteht.

(82)

Gewalt für Recht.

Gewohnheit wird Gebot durch Brauch und lange Zeit:
Krieg hat durch dreyßig Jahr Gewalt in Recht gefreyt.

(83)

Das Zeitrad.

Die Zeiten ſind als wie ein Rad, ſie reißen mit ſich um
Wer ſich dran henket, machen ihn verdreht, verkehrt, krumm, dumm.

(84)

Verſchwiegenheit.

Wer ſelber ſchweigen kann
Dem ſchweiget jedermann.

(85) An

(85)

An den Tod.

O Tod, du ſchwarzer Tod, du Schauer unſrer Sinnen: —
Thu ich dir auch zu viel? — Ja wohl: Du kannſt gewinnen
Ein engliſches Geſicht: denn du biſt, der erfreut;
Du biſt, der uns entzeucht dem Leben toller Zeit;
Du biſt, der uns den Hut der goldnen Freyheit ſchenket;
Du biſt, der uns ergetzt, (zwar unſre Freunde kränket:)
Du biſt, der unſern Stul hin zu den Sternen trägt;
Der aller Frevler Tron zu unſern Füſen legt;
Du biſt, der unſre Klag in lauter Jauchzen kehret;
Du biſt, der uns für Zeit die Ewigkeit gewähret:
Du giebſt uns, wenn du nimmſt: dein ſo gefürchter Stich
Bereitet uns durch dich ein Leben ohne dich.

(86)

Wiſſenſchaft.

Wen Vernunft gelehrt gemacht
Wird viel höher oft geacht,
Als den oft des Buches Blatt
An Vernunft verwirret hat.

(87)

Gold.

Der gelbe Kern der Erde, das Gold, hat alle Kraft.
Vor ihm iſt alles Schale: Witz, Tugend, Wiſſenſchaft.

(88)

Auf den Vertumnus.

Macht dein Maler dich nicht ähnlich beſſer als du ſelber dir:
Ey ſo biſt du immer Einer, biſt ein Andrer für und für.

(89)

Unglück.

Bey einer guten Zeit denk an die böſe Stunde,
Die ſich der guten Zeit gern auf dem Rücken funde.

(90)

Gaſterey.

Dieſes Mahl gefällt mir wohl, denn ſich friſcht und ſpeiſt
Nicht nur unſer Aug und Leib, ſondern auch der Geiſt.

(91)

Ruhm.

Es iſt kein größrer Ruhm, als Schmach und Tadel leiden —
Um ſeine Bosheit nicht: aus böſer Leute Neiden.

(92)
Leben und Sterben.

Wer noch kann und will nicht leben,
Dieſer fehlt ſo gut und eben,
Als wer, wenn der Tod erſcheinet,
Vor dem letzten Gange weinet.

(93)
Eigenwille.

Hunde, die an Ketten liegen, Menſchen, die nach Lüſten leben,
Sind bedenklich: beide pflegen leichtlich Schaden anzugeben.

(94)
Gleißnerey.

Bey krummen Geſellen
Iſt nöthig das Stellen;
Iſt übel zu deuten
Bey Biedermannsleuten.

(95)
Theilung wüſter Güter.

Da wir mehr nichts Ganzes haben, ſollen wir uns dennoch theilen:
Wollen lieber neue ſchneiden, als die alten Wunden heilen.

(96)
Gewaltſame Bekehrung.

Wenn durch Tödten, durch Verjagen Chriſtus reformiren wollen,
Hätt ans Kreuz Er alle Juden, Sie nicht Ihn, erhöhen ſollen.

(97)
Vom Plutus und Ptochus.

Am Ueberfluß iſt Plutus, am Mangel Ptochus krank: —
Ein jeder kann vom andern verdienen Doctorsdank.

(98)
Ohrenbläſer.

Fürſten, die von Ohrenbläſern ſich die Ohren laſſen füllen,
Können nicht in Freyheit leben, dienen ſtets dem Widerwillen.

(99)
Auf den Gulo.

Gulo iſt ſonſt nichts als Maul, was er iſt, und um und an:
Denn ſein Thun iſt nichts als Dienſt nur für ſeinen Gott, den Zahn.

(100)
Sittſamkeit.

Allzulanger Glimpf
Bringet endlich Schimpf.

(101)

Das Alte und das Neue.

Immer fragten wir nach Neuem, weil ſich Krieg bey uns enthalten:
Nun der Krieg von uns entwichen, fragen wir ſtets nach dem Alten.

(102)

Lebekunſt.

Wer langes Leben wünſcht, der ſchlafe nicht zu viel;
Denn lange lebt nicht der, wer lange ſchlafen will.

(103)

Die Welt.

Was iſt die Welt? — Dieß iſt ſie gar,
Was ſie wird ſeyn, und Anfangs war.

(104)

Der Schleſiſche Parnaß.

Dein Zabothus, Schleſien, ward er nicht vor wenig Jahren
Was den Griechen ihr Parnaß, Helikon und Pindus waren?
Ward dein Opiz nicht Apoll? Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, ſind ſie nicht was dort ſind die Caſtalinnen?
Ja, dieß ſey dein Ruhm, dein Stolz: Glaube, was die Griechen dichten,
Wer da will: von uns kann ſelbſt Ort und Tag und Jeder richten.

(105) Selbſt

(105)
Selbſtgunſt.

Selbſtlieb handelt immer recht: denn ihr giebet Recht und Rath
Rath und Richter an die Hand, den der Menſch im Spiegel hat.

(106)
Thorheit und Halsſtarrigkeit.

Näriſch Hirn und harter Nacke dienen manchem klugen Mann:
Denn ſie machen durch ihr Wüten, daß er was erwerben kann.

(107)
Tugend und Laſter.

Tugend läßt ſich nicht begraben, auch die Laſter ſterben nicht;
Dieſe leben durch die Schande, jene durch ein gut Gerücht.

(108)
Sündenſcheu.

Wer Sünde weiß zu ſcheuen,
Der darf ſie nicht bereuen.

109
Geſundheitspflege.

Läßt der Arzt erſt ſeinen Kranken eſſen, trinken, was er will,
Iſt der Arzt der Meynung: Kranker ſey nun nah an ſeinem Ziel.

(110)

Waſchhaftigkeit.

Weiberworte, böſe Münze: wird man ihr das Kupfer nehmen,
Wird das Silber ſich verkriechen und das Kupfer wird ſich ſchämen.

(111)

Wahr und Recht.

Die Wahrheit und das Recht die werden immer bleiben. —
Sie pflegen durch den Brauch ſich nicht leicht abzureiben.

(112)

Die entſchiedene Streitigkeit.

Stadt und Land hat viel geſtritten,
Wer im Kriege mehr gelitten.
Aber nun kömmt an den Tag,
Was die ſtolze Stadt vermag,
Und wer hier die Haut gefunden,
Die dem Lande weggeſchwunden.

(113)

Ein Weiſer unter Narren.

Wer unter Narren wohnt, wie viel auch deren ſeyn,
Iſt unter ihnen doch als wär er gar allein.

(114)
Flüchtige Zeit.

Wer die Zeit verklagen will, daß ſie gar zu früh verraucht,
Der verklage ſich nur ſelbſt, daß er ſie nicht früher braucht.

(115)
Das Glücke.

Iſt unſer Glücke ſchwer, drückt, beugt und macht uns müde:
Geduld! wir ſchlugens ſelbſt in unſrer eignen Schmiede.

(116)
Gottesdienſt iſt ohne Zwang.

Wer kann doch durch Gewalt den Sinn zum Glauben zwingen?
Verleugnen kann wohl Zwang, nicht aber Glauben bringen.

(117)
Stillſtand.

Iſt gleich mancher nicht der Klügſte, dennoch kann ihm etwas gelten,
Daß ihn ja für keinen Narren Kluge pflegen auszuſchelten.

(118)
Hizige Rathſchläge.

Rath, der gar zu ſpizig, pflegt ſich umzuſezen;
Rath, der nicht zu ſpizig, läßt ſich leichte wezen

(119)

Menſchlicher Wandel.

Unſers Lebens ganzer Wandel ſteht im Lernen und Vergeſſen:
Nur wird Lernen und Vergeſſen falſch getheilt und abgemeſſen;
Was vergeſſen werden ſollte, pflegen wir ſehr gut zu wiſſen,
Was gelernet werden ſollte, wollen wir am liebſten miſſen.

(120)

Auf den Lukas.

Lukas iſt ein Licht des Landes; aber ſeinen Schein nimmt er
Nicht von ſeinem eignen Feuer, nur von ſeinen Vätern her.

(121)

Knechte und Herren.

Manche ſind geborne Knechte, die nur folgen fremden Augen;
Manche ſind geborne Herren, die ſich ſelbſt zu leiten taugen.

(122)

Auf die Veturia.

Veturia ſchimpft alte Leute: Wer ihr drum etwas wünſchen will,
Daß ſie der Tod mög ehſtens holen, der ſaget wahrlich viel zu viel:
Wie kann ſie durch ein altes Leben denn treffen auf ein junges Ziel?

(123)

Auf den Druda.

Was kann man, Druda, thun, das jemals dir gefällt? —
Du biſt doch noch kein Land, vielweniger die Welt.

(124)

Fromm ſeyn ums Lohn.

Umſonſt iſt keiner gerne fromm; wenn Tugend nur was trägt,
So wird ſie, weil ſie Früchte bringt, geachtet und gepflegt.

(125)

Hunger und Durſt.

Durſt und Hunger ſind die Mahner, die man nimmer kann beſtillen;
Morgen kommen ſie doch wieder, kann man ſie gleich heute füllen.

(126)

Unehrbare That.

Prava ſtund im Hurenbuche, beſſert aber ernſtlich ſich:
Ward drauf ausgelöſcht im Buche; dennoch aber bleibt der Strich.

(127)

Lügen.

Wer ihm des Lügens nur zum Nutzen, zum Schaden keinem, hat gepflogen,
Was meynſt du wohl von einem ſolchen? — Ich meyne doch, er hat gelogen.

(128)

Waſſer und Wein.

Es kann, wer Waſſer trinkt, kein gut Gedichte ſchreiben;
Wer Wein trinkt, kriegt die Gicht und muß erſchrecklich ſchreyn.
Iſt dieſes wahr: ſo mag das Dichten unterbleiben,
Eh ich im Gichten will ſo ſtark geübet ſeyn.

(129)

An mein Buch.

Geh hin, mein Buch, in alle Welt: ſteh aus was dir kömmt zu.
Man beiße dich, man reiße dich: nur daß man mir nichts thu.

Zugabe.

(1)
Von meiner Zugabe.

War meine Waare nicht recht gut, ſo geb ich etwas zu,
Damit was nicht die Güte thut, vielleicht die Menge thu.

(2)
Die aufgeweckte Chimära.

Epigramma eſt brevis ſatira; ſatira eſt longum epigramma.

Ihr helikoniſch Volk, euch iſt zu viel geſchehen!
Man hat euch nie geglaubt, dieweil man nie geſehen
Was ihr uns vorgeſagt: Wie Lyciens armes Land
Chimära einſt erſchreckt, verwüſtet und verbrannt.

Von fernen war ſie Löw, war Zieg am Bauch und Rücken,
Und hinten war ſie Drach. Tod war in ihren Blicken,
Ihr Maul war voller Glut, ihr Leib war voller Gift,
Bis daß Alcidens Keul auf ihr Gehirne trifft;
Trifft aber nur ſo ſtark, daß ſie betäubt entſchlafen,
Und itzund, aufgeweckt durch unſre deutſche Waffen,
Tobt mitten unter uns, an Form und Namen alt,
An Kräften aber neu, und ärger an Gewalt.
Es iſt der tolle Krieg, der wild ſich ſelbſt verzehret,
Der um und um geſtürzt, das Land das ihn ernähret;
Es iſt der dumme Krieg, der ſonſten nichts erſiegt,
Als daß er ſagen mag: wir haben doch gekriegt:
Im Anfang war er Löw, verübte kühne Thaten,
Hielt höher auf die Fauſt, als tückiſches Verrathen;
Und Deutſchland war noch deutſch: man ſchlug noch ernſtlich drauf,
Sah auf des Krieges End, und nicht auf fernern Lauf.
Da nun der ſüße Brauch, zu machen fette Beute
Aus allem was Gott ſelbſt gehabt und alle Leute,
Anſtatt des Soldes kam, ſo wuchs dem Krieg ein Bauch,
Draus, wie von einer Zieg, ein ſchädlich dürrer Rauch
Für Kraut und Bäume fuhr: Die Nahrung ward vertrieben,
Der Ochſen ſaure Müh iſt unvergolten blieben;
Ein anderer nahm Beſitz: es hieß, der Wirth vom Hauſ'
Laß alles was er hat und zieh auf ewig aus.

Und nun war man bedacht den Krieg weit hin zu ſpielen;
Nicht auf den Feind ſo wohl, als auf den Freund zu zielen,
Der noch in gutem Land in ſeinem Schatten ſaß,
Und ſein genüglich Brodt mit ſüßem Frieden aß.
Zu dieſem drang man ein, ſtund Titan gleich erhöhet
Wo flammenathmend ſonſt der heiße Löwe ſtehet,
Noch mußt es Winter ſeyn, noch nahm man da Quartier,
Und alles was man fand war ſchuldige Gebühr.
Gleichwie der ſcharfe Zahn der Ziegen auch die Rinden
(An Blättern nicht vergnügt) von Bäumen pflegt zu ſchinden:
So war es nicht genug zu freſſen unſer Gut,
Man gönnt' uns in dem Leib auch kaum das letzte Blut.

Hieraus erwächſt der Drach, das Ende wird zur Schlange:
Der Krieg, der alle Welt bisher macht ängſtlich bange,
Wird ärger noch als arg, kreucht gar ins Teufels Art,
Wird raſend, wenn ein Menſch noch wo gefunden ward,
Der Gott, der Ehre, Zucht und Recht wünſcht nachzuſtreben:
Will gar nicht daß ein Menſch auf Erden mehr ſoll leben,

Der nicht ein Kriegesknecht, und ihm ſich ähnlich macht,
Und was nur menſchlich iſt verwirft, verbannt, verlacht.
Sein Gift ſchont keinen Stand, Amt, Würde, Freundſchaft, Ehre;
Was lebt, lebt darum noch, damit er es zerſtöre:
Bis daß nichts übrig iſt, und niemand etwas hat,
Drauf wendt er alle Macht, drauf ſchärft er allen Rath.
Sein Gift iſt ſo vergift, daß er ſich ſelbſt vergiftet,
Und ihm ſein eignes End aus eignem Raſen ſtiftet.
So wie der Skorpion ſich ſelbſt zu ſtechen pflegt,
Wenn Feuer um ihn her wird etwan angelegt;
Und wie es Schlangen geht, daß ihnen ihre Jungen,
(Zu einem ſchönen Lohn für die ererbten Zungen,)
Zerreißen ihren Bauch: ſo auch des Krieges Frucht
Der Mutter Henker ſey. — Was dieſ' umſonſt verſucht,
Führt Alexikakos (†) Alcides aus der Höhe,
Vor dem der ganzen Welt durch Krieg entſtandnes Wehe
Erbarmen hat erlangt, mit Ehren endlich aus,
Und bindet dieſen Wurm ins heiße tiefe Haus.
Da, da ſeys ihm vergonnt zu fechten und zu ſchmeißen,
Den Hauswirth abzuthun, das Haus in Grund zu reißen;
Dann raub und plünder' er, dann wehr er ſeinen Mann,
Zu weiſen, was ſein Löw und Zieg und Drache kann.

(3) Amadis-

(†) Der Wender des Böſen.

(3)

Amadisjungfern.

Pfui euch, die ihr euch rühmt der geilen Buhlerlügen
Des frechen Amadis, die dahin deutlich tügen
Wo Circe machte Säu, wo Meſſalina gieng
Und für den ſchnöden Sieg der Wette Lohn empfieng!
Die Zunge ſchärft er zwar, allein er ſtümpft die Sinnen,
Lehrt was ihr thun ſollt, will euch Beyfall abgewinnen
Durch das, was nie geſchehn, durch das, was, wenns geſchehn,
Die Ehre ganz verdammt, die Tugend nicht mag ſehn.
Nicht mir den weiſen Mund, den Amadis gelehret!
Ob Zunge läufet gut, wird Sinn doch ſo verſehret,
Daß manche Mutter wird, eh als ſie Braut ſeyn mag,
Mag Braut bey Nachte ſeyn, und Jungfer auf den Tag.
Dieß lernt die Neubegier vom Meiſter in den Lüſten,
Für deſſen Schüler ich mir wünſche zuzurüſten
Ein Schiff nach Tomos hin, auf daß der Liebe Schweiß
Zu löſchen Mittel ſey durch ein erfriſchlich Eis.
Wie Naſons Schickſal war, der, nach geſchriebner Liebe,
Vom Pontus Klagebrief und Trauerbücher ſchriebe,

Und wohl gewünſchet hätt', daß er der Liebe Luſt
Nie andere gelehrt und ſelber nie gewußt.
Ihr Jungfern, glaubt es nur, ſo frech das Wort zu führen,
Das will dem züchtigen Geſchlechte nicht gebühren.
Schon lange hat es Recht und Brauch ſo eingericht,
Daß immer jemand iſt, der eure Worte ſpricht,
Wo Nutz und Noth es heiſcht. O wie erſchrackt ihr Väter!
O wie befahrte Rom ein großes Unfallswetter,
Als weiland vor Gericht ein freches Weib auftrat,
Selbſt Sach und Klage führt' und um die Rechte bat!
Man fragte drüber Rath, ſchlug auf Sibyllens Bücher,
Und bat die Götter drum, daß dieſe That ſey ſicher
Dem allgemeinen Heil: So ſeltſam war dieß Ding,
Weit mehr als da ein Ochs einſt an zu reden fieng.
Iſt Scham und Ehr in euch, ſo ſpricht das Stilleſchweigen
Genug von euch für euch; ſo kann die Herzen neigen
Zu euerm Schutz und Gunſt ein ſittſam Angeſicht,
Das jedem von ſich ſelbſt zu Huld und Dienſt verpflicht.
Des edeln Goldes Preis darf keinem Advocaten
Auf ſeine theure Zung, in feilen Mund gerathen;
Es lobt ſich durch den Glanz, es lobt ſich durch die Kraft,
An welcher Erde, Luft, Glut, Flut nichts thut und ſchafft.

Die Damaſcener Roſ', wenn ſie aus grünem Bette
Am frühen Morgen ſtralt, und ſpielet in die Wette,
Leukothoe, mit dir: iſt ſelbſt ihr' eigne Pracht,
Die keine Zunge mehr noch minder zierlich macht.
Solls erſt die Zunge thun, die Jungfern werth zu machen,
So iſts gar ſchlecht beſtellt, ſo ſind der Tugend Sachen
Aufs Schlüpfrige geſetzt, und ihre Würde ſteht,
Nach dem die Zunge ſchwer, nach dem ſie fertig geht;
Solls viel Geſchwätze thun, ſo ſteigen Papageyen
Im Preiſe doppelt hoch, ſo giebt der Schwalbe Schreyen
Ihr einen hohen Werth, und ein gemeiner Hähr
Gilt einer Jungfer gleich, wie ſchön ſie immer wär.
Fürwahr, ihr redet oft viel, prächtig, frey und lange.
Thuts euern Ohren wohl, thuts fremden doch ſehr bange;
Und iſt es ausgeredt, wird billig noch gefragt:
Iſts aus? Was will ſie denn? Was hat ſie denn geſagt?
Die Rhone lachet oft, und ſauer ſieht die Tiber,
Die Elbe rümpfet ſich, die Augen gehen über
Dem armen Priſcian, wenn euer ſtrenger Mund
So martert, krüppelt, würgt, was keine je verſtund.
Ein Bach, ein Regenbach, vom Himmel her geſtärket,
Wenn er den Ueberfluß und ſein Vermögen merket,

Läuft über Damm und Rand, ſchießt über Schutz und Wehr,
Bricht da und dort heraus, ergeußt ſich hin und her,
Miſcht, was er in ſich hat, treibt, was er führt, zu Hauſen,
Daß Fiſch, Froſch, Holz und Schlamm hin miteinander laufen,
Bis daß die Wolke weicht, die ihm gab kurze Kraft,
Dann bleibt das eine da, das andre dort verhaft.
Ihr Damen, ſo ſeyd ihr: Die krauſen Complimenten,
Die euch das leichte Volk der freyen Liebsſtudenten
In eure Sinnen geußt, die ſchwellen euern Muth,
Weil euch das Heucheln wohl, das Loben ſanfte thut.
Sie werfen ſich euch hin zu euern zarten Füßen,
Sie wollen ſonſt von nichts als nur von Knechtſchaft wiſſen;
Sie küſſen eure Hand, ſie küſſen wohl den Grund,
Den euer Fuß betrat, wo euer Schatten ſtund.
Sie ſtellen auf ein Wort von euch ihr Seyn und Weſen,
Auf einen Blick von euch ihr Wohlſeyn und Geneſen.
Ihr ſeyd der Seele Seel, und außer euch ſind ſie
Als wären ſie nicht mehr, und vor geweſen nie.
Die Sonne ſelbſt hat ſo zu ſtralen nie begonnen,
Als eurer Augen Licht, das göttliche Paar Sonnen.
Der Wangen Lilien mit Roſen untermengt
Iſt ihre Frühlingsluſt, daran ihr Herze hängt.
Der theure Mundrubin, wem dieſer kommt zu küſſen,
Der mag ſich einen Gott und keinen Menſchen wiſſen,
Sich dünken mehr als Mars, auch als Adonis mehr,
Die Venus Mund geküßt, der vor berühmt war ſehr,

Eh Ihr kamt auf die Welt, doch jezt, nun eurer funkelt,
Wie vor der Sonn ihr Stern am Himmel, ſich verdunkelt.
So ſauſt der Buhler Wind um euer offnes Ohr,
Schwellt die Gedanken auf; die ſuchen denn ein Thor
Am nächſten wo es iſt: dann gebt ihr euch zu merken,
Wollt das gegönnte Lob nicht mindern, ſondern ſtärken,
Sagt her, ſo viel ihr wißt, gebt was ihr bey euch fühlt,
Meynt, daß ſelbſt Pitho (†) nie die Rede ſchöner hielt
Es gilt euch aber gleich geſchickt und ungeſchicket,
Gereimt und ungereimt, geſticket und geflicket,
Gemengt und abgetheilt, halb oder ausgeführt:
Es iſt euch gar genug, wenns nur heißt diſcurirt.
Viel Plaudern hat noch nie viel Nutzen heim getragen;
Viel Schweigen hat noch nie viel Schaden zu beklagen.
Ein wohlgeſchloßner Mund verwahrt ein weiſes Herz,
Ein ungebundnes Maul bringt ihm und andern Schmerz.
Ihr irrt, wenn euch bedünkt, ihr wäret angenehmer
Wenn ihr viel Worte macht. Ich halt es viel bequemer

(†) Die Göttinn der Beredſamkeit.

Zu aller Menſchen Gunſt, wenn ihr nur ſo viel ſagt,
Daß der euch fromm bemerkt, der euch um etwas fragt.
Man rühmet Jungfern nicht, die allzuviel gereiſet;
Ein Weib, das mehr weiß als ein Weib, wird nicht gepreiſet.
Die Jungfern, die ſo wohl im Lieben ſind geübt,
Die übt man zwar noch mehr, nur daß man ſie nicht liebt.
Wenn man den Zeitverdruß mit Schachbrett, Kartenſpielen
Bey ſolchen Leuten ſtillt, die nicht nach Gelde zielen
Und nach Gewinn, wie da, ſo bald die Luſt geſtillt,
Das Spiel im Winkel liegt, nichts Knecht noch König gilt:
So gehts mit euch: Des Schlafs ſich etwan zu erwehren,
Den Unmuth abzuthun, die Weile zu verzehren,
Hört mancher, was ihr ſagt, ſagt, was ihr gerne hört;
Bald wird er eurer ſatt, ihr aber ſeyd bethört.

(4)

Waffenanſtand.

Von Anſtand und von Fried und vielen ſchönen Dingen
Will Fama dieſer Zeit ein neues Liedlein ſingen;
Doch weiß ich nicht obs neu: der Anſtand iſt gar alt,
Der Fried iſt auch vorlängſt gar recht, gar wohl beſtallt.

Was darf ein Anſtand ſeyn, wo man noch nie geſtritten?
Man führt die Waffen ja, nach dieſes Krieges Sitten,
Gleichwie in einem Spiel, nur bloß zum Scherz und Schein,
Und daß ſie Roſt nicht frißt. Was darf ein Anſtand ſeyn,
Wo niemand uns bekriegt, und wo kein Feind erſcheinet,
Der zu bekriegen ſicht; wo mans nicht böſer meynet,
Als daß man unſer Land, nach draus geſchöpftem Nutz,
Alsdann dem lieben Gott empfiehlt in ſeinen Schutz?
Was darf ein Anſtand ſeyn, wo man die Kriegeskinder
Gar gut und glimpflich meynt, und bloß die feiſten Rinder,
Samt ihrer jungen Zucht, und etwan Pferd und Schwein,
Schaf, Huhn, Hahn, Ente, Gans läßt ſeine Feinde ſeyn?
Der Fried iſt lange ſchon in unſre Gränze kommen,
Da jene viel zwar uns, wir ihnen nichts, genommen,
Indem wir uns bemüht, (o eine feine Kunſt!)
Zu brechen ihren Trotz durch unſre gute Gunſt.
Es iſt ja Fried und Ruh im Lande ganz die Fülle:
Das Feld hält Sabbattag, der Acker lieget ſtille,
Und ſeufzet nicht wie vor, als ihm viel Wunden ſchlug
Des Bauers frecher Arm und ein tyranniſch Pflug.

Es iſt ja Friede da: man darf forthin nicht ſorgen,
Wie jeder Hab und Gut vor Dieben hält verborgen
In ſicherem Gemach. Es bleibt ja Gold und Geld
In feſtem Hauſe ſo, wie durch das offne Feld.

Hierum ſingt Fama falſch von Anſtand und von Friede;
Ihr Sinn ſey dieſer denn: daß, weil die Welt ſchon müde
Der alten Deutſchen Treu, man mit Betrieglichkeit
Stets Frieden haben woll', und Krieg mit Redlichkeit.

(5)

Schutzrede einer Jungfrau über die gänge Zunge.

Jüngſt ſagt ein alter Greis: „Je mehr die Jungfern ſchweigen,
„Je mehr wird, ohne Wort, ihr Preis gen Himmel ſteigen.
„Die ſtille fromme Zucht, die Eingezogenheit,
„Die Rede, welche ſchweigt, erwirbt Gefälligkeit.„
Schweig, alter Vater, ſchweig von ſo verroſten Sprüchen:
Sonſt lohnt man dich dafür mit Alamodeflüchen!
Du haſt den Amadis, woraus man diſcurirt,
Nie oder nicht genug geleſen und ſtudirt.
Die Ethik deiner Zeit iſt lange ſchon vermodert.
Von braven Damen wird anitzo mehr gefodert.

Nein, ja, ich weiß es nicht, das war nur damals gnug,
Als Jungfern, was die Kuh hergab, und was der Pflug
Erwarb, herzähleten; die Junker giengen ſeichte,
Sie waren nicht weit her, und zu erreichen leichte;
Giengs wo recht höflich zu, ſo klang ein Reiterlied,
Der grüne Tannenbaum, und dann, der Lindenſchmidt.
Izt iſt die Heldenzeit, izt herrſchen ſolche Sinnen,
Die nicht im Graſe gehn; die zu den hohen Zinnen
Der Ehr geſtiegen ſind; in denen Muth und Geiſt
Den Mund von nichts als Krieg, Sieg, Mannheit reden heißt,
Und dann von Courtoiſie und ſüßem Careſſiren
Der Damen, die es werth, und die ſie obligiren
Zu dienſtlichem Faveur durch ſchönen Unterhalt
Und lieblichen Diſcours, die nicht ſo kahl und kalt
An Worten wie ums Maul, die nicht, wie ſtumme Gözen,
Nur in die Kirche ſind, nicht an den Tiſch, zu ſezen,
Und die man billig heißt ein hölzern Frauenbild,
Das nur zum Schauen taugt und nicht zum Brauchen gilt.
Hier hört Don Floriſel der Helena Befehlen;
Das Fräulein Sydera kann auf die Dienſte zählen
Des Don Rogelio; und Oriana hat
Den tapfern Amadis und alle ſeine That
Zu vollem Brauch und Pflicht. Die nur mit ſtummen Sitten
Und ſiegelfeſtem Mund ihr Angeſicht uns bieten

Wie Larven ohne Hirn, die taugen nicht hieher,
Und ihres Bettes Hälſt bleibt billig kalt und leer.
Die Zunge muß es thun, ſie muß die ſüßen Trauben,
Die auf den Lippen ſtehn, verbieten und erlauben,
Nach dem es jeder werth. Soll ein ergetzlich Kuß
Seyn beſſer angebracht, als auf des Pabſtes Fuß:
So giebt ein lieblich Wort dem Liebſten ein Gemerke,
Sein Thun ſey wohl gethan, gefällig ſeine Werke.
Den andern ſchleußt ſie zu die Korallinenpfort
Durch ein entſetzlich Pfui und durch ein bittres Wort.
Die Zunge muß es thun, daß Cavalliere lernen
Geſcheuter Damen Witz, und niemals ſich entfernen
Von ihrer Seite weg, das muß die Zunge thun.
Die macht den Helden Luſt, ſich heilſam auszuruhn;
Giebt ihnen neue Kraft, indem ſie von den Laſten
Der Waffen und der Wut des Blutvergießens raſten;
Macht, daß ein kühnes Herz ſich Thaten unterſtund,
Die bis zum Himmel gehn, um aus der Damen Mund'
Ein angenehmes Wort zu horen; kalte Sinnen
Beſeurt ſie, weiß die Kunſt Feldſchlachten zu gewinnen,
Die ſonſt Tyrtäus trieb, der durch den Schlachtgeſang
Sein Heer erhitzte, daß es in die Feinde drang.
Die Zunge muß es thun und durch die Panzer dringen,
Und in idaliſche Geſetz und Rechte zwingen
Ein martialiſch Herz; ſie ſchafft, daß der ſich bückt
Vor einer Dame, dem, ſo bald ſein Auge blickt,

Sonſt tauſend Cavallier' Gehör und Folge geben
Und ſetzen, wenn er will, in Tod ihr friſches Leben.
Die Zunge muß es thun, und hat es ſchon gethan,
Daß eine Dame mehr als Schwerdt und Zepter kann.
Die Zunge hats gethan, daß niedriges Geblüte
Auf hohen Stülen ſitzt, und gehet in der Mitte,
Und fährt mit ſechſen her. Die Zunge hats gethan,
Daß einer Dame Wort kann was ſonſt niemand kann,
Daß ſie ſich edel kann, ſchön, reich und ehrlich machen,
Ob ſie es vor nicht war, daß ſie in allen Sachen
Recht hat und Recht behält, wiewohl ſie Unrecht thut,
Und löblich all ihr Thun, und herrlich heißt, und gut.

(6)

Geraubt iſt erlaubt.

Die Welt iſt voller Raub: ſie raubet Gott die Ehre
Und giebt ſie ihr nur ſelbſt; ſie raubt ſein Wort und Lehre,
Sein Ordnung und Befehl, und ſetzt an deſſen Statt
Was ihr gefüllter Wanſt zur Zeit geträumet hat.
Drauf raubt der Teufel nun das Glück und allen Segen,
Und iſt geſchäfftig nichts als Unmuth zu erregen:
Er raubet Fried und Ruh, er raubt die gute Zeit,
Er raubet Scham und Zucht, er raubt die Seligkeit.

Dem Menſchen raubt der Menſch was ihm das Glück gegeben
An Leumuth, Ehre, Gut, Geſundheit, Wohlfahrt, Leben.
Der Oberſtand raubt hin den letzten Biſſen Brod,
Und läßt gemeiner Schaar nichts als die leere Noth.
Der Unterthan raubt weg Gehorſam, Pflicht und Treue,
Die Furcht vor aller Straf und vor den Laſtern Scheue.
Die Liebe, die ein Chriſt zum Chriſten billig trägt,
Die iſt durchaus entraubt, die iſt ſeitab gelegt.
Was macht denn der Soldat? (das Volk vom Wildgeſchlechte,
Das man forthin nicht mehr zu Menſchen zählen möchte;)
Er hätte gar vorlängſt, wärs ihm nur halb erlaubt;
Den Himmel und Gott ſelbſt geplündert und beraubt.

Was Räuber hat die Welt! Doch mag ein jeder glauben,
Daß den, der ſo geraubt, man wieder wird berauben:
Ich wett, ob er ihm ſchon geraubt hätt' alle Welt,
Daß er davon doch nichts als Höll und Tod behält.

* * *

(7)

Schutzrede einer Jungfrau über die ſpielenden Augen.

Ihr Schweſtern, lacht ihr nicht der alberklugen Herren,
Die Damen unſrer Art in blinde Kappen ſperren,
Und es für ſchön anſehn, wenn unſre ſchönſte Zier,
Der ſchönen Augen Licht nur ſelten zu der Thür
Hinaus blickt? Denkt doch nach! Durch finſtres Sauerſehen
Iſt Liebe nie geſtift und nie kein Bund geſchehen.
Sind wir dem Himmel gleich: ſo muß der Aeuglein Schein,
Gleichwie das Firmament, frey zu beſchauen ſeyn
Von jedem der da will. Was dienen uns die Stralen
Der Sonne bey der Nacht? Wer lobt des Künſtlers Malen,
Wovor ein Umhang ſchwebt? Soll die, die lebt und lacht,
Ihr ſelbſt, noch vor der Zeit, des Todes ſchwarze Nacht
In ihr Geſichte ziehn? Kann denn Natur auch leiden,
Daß man ſo ſchänden ſoll, und ſoll zu brauchen meiden,
Was ſie zu brauchen gab? Wer munter um ſich ſchaut,
Der giebet an den Tag, daß er ihm ſelber traut,

Und gut Gewiſſen hat, das ſich vor nichts entſetzet,
Und nicht zu fliehen denkt, dieweil es nichts verletzet.
Ein Auge, das nicht kann ein fremdes Auge ſehn,
Weiß, was geſchehen war, weiß, was noch ſoll geſchehn
Das nicht zu rühmen iſt. — Soll dieſes etwan gelten,
Der Damen beſte Kunſt zu tilgen und zu ſchelten?
Die Kunſt, wodurch ſie ſich behutſam und mit Liſt
Einſpielen, und ein Herz bezaubern, das ſonſt Friſt
Noch hatte? Das ſey fern! Der Augen klare Blicke
Sind unſre ſtärkſte Kraft, ſind unſre Band und Stricke;
Hiedurch fällt uns ins Garn ein Wild das uns gefällt,
Und das vor unſrer Gunſt ſich allzuflüchtig ſtellt.
Itzt decken wir ſie zu, itzt laſſen wir ſie ſchießen,
Nach dem wir dieſen ſchnell und jenen langſam wiſſen;
Hier brauchen wir den Sporn, dort brauchen wir den Zaum.
Wir halten jenen an, und geben dieſem Raum.
Im Fall ſich einer ſcheut, will uns und ihm nicht trauen,
So öffnen wir das Licht durch freundlich Gegenſchauen,
Erleuchten ſeinen Sinn, befeuern ſeinen Muth:
Der Zagheit kaltes Eis zerſchmilzt und er fühlt Glut.
Wer eifrig ſeiner Brunſt halb wütend nach will henken,
Muß plotzlich ſeinen Muth zur Ehrerbietung lenken,

Wenn unſer Auge ſich mit Wolken überzeucht,
Und für den goldnen Stral ein finſtrer Unmuth leucht.
Doch laſſen wir nicht gar in kalter Nacht ihn zagen,
Wir blicken eintsmals auf und laſſens wieder tagen;
So daß, ob das Geſicht ein kurzes Schrecken giebt,
Er dennoch Anlaß nimmt, daß er ſich mehr verliebt.

Manch Schiffer hat gezürnt, wenn trübe Wolkendecken
Ihm haben Cynoſur und Helice verſtecken
Und alſo ſeinen Lauf in Irrthum wollen ziehn,
Daß er nicht konnte da wohin er wollte hin:
Ihr tapfern Cavallier', die ihr in Lieb und Waffen
Zu leben euch begehrt und auch darinn zu ſchlafen,
Auf, unterſtüzt die Sach, und ſtürmt eh alle Welt,
Eh dieſer Buhlerſund der braven Damen fällt,
Dieß Kunſtwerk, euch zum Troſt mit Augen frey zu funkeln,
Um eurer Liebe Fahrt nicht irrſam zu verdunkeln.
Sie ſind ja darum da, damit ihr wiſſen könnt,
Wo, wie, wenn euer Schiff in ſichern Hafen ländt.
Wem iſt die Fackel gut, die ſich nur ſelbſt verbrennet
In einer tiefen Gruft? bey der kein Wandrer kennet
Weg, Steig, Berg oder Thal? Was nützet ein Geſicht,
Das ſich nicht auf ſich ſelbſt verlaſſen, dem auch nicht
Ein andrer trauen darf? Nicht uns ſind wir geboren,
Auch nicht zur Einſamkeit. Nein, nein, wir ſind erkoren,

Geſellſchaft einzugehn. Drum ſchaut nur friſch umher,
Ihr Augen, ſchaut, ob nicht an warme Seite der
Bald kömmt, der uns geweiht und dem wir zugehören.
Laßt euch das alte Lied vom Schämen nicht bethören:
Ein gar zu blödes Aug, (wie dieſes oft geſchehn,)
Hat das, was ihm geſellt, verſäumt, verſchämt, verſehn.

(8)

Abſchied von einem verſtorbenen Ehegatten.

Treues Herz, du zeuchſt von hinnen,
Freud und Ruhe zu gewinnen,
Die der Himmel denen giebt,
Die ihn, ſo wie du, geliebt.
Mir und andern deinen Lieben
Iſt an deiner Stelle blieben,
Bey der ſchon gehäuſten Noth,
Herzens Leid um deinen Tod. —
Doch wie lange? — Bald ergetzet
Uns, die hier die Zeit verletzet,
Ewigkeit, die ohne Ziel
Uns aufs neue trauen will.
Eh ich kann dein Lob vergeſſen,
Wird man meinen Sarg mir meſſen.
Würdig biſt du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menſchenthum.
Habe Dank für deine Liebe,
Die beſtändig war, wenns trübe,

So wie wenn es helle war,
So in Glück, als in Gefahr!
Habe Dank für deine Treue,
Die ſtets bliebe friſch und neue!
Habe Dank fürs werthe Pfand
Das du läßt in meiner Hand!
Habe Dank für Müh und Sorgen,
Die bis Abends, an vom Morgen,
Deine weiſe Redlichkeit
Pflege mir zur Nutzbarkeit!
Habe Dank, daß deine Tugend,
Habe Dank, daß deine Jugend,
Obwohl eine kurze Zeit,
Mir gab ſo viel Gnüglichkeit!
Fahr im Friede! Gott will's haben.
Aber laſſe deine Gaben
Deme, das zum Troſte mir
Uebrig blieben iſt von dir.
Fahr im Fried'! ich kanns nicht wenden,
Bin zu ſchwach des Herren Händen.
Du zeuchſt weg, wo ich itzt bin;
Doch wo du biſt, komm ich hin.

(9)

An mein väterliches Gut, welches ich drey Jahr nicht geſehen.

Glück zu, du ödes Feld! Glück zu, ihr wüſten Auen!
Die ich, wenn ich euch ſeh, mit Thränen muß bethauen,

Weil ihr nicht mehr ſeyd ihr: ſo gar hat euern Stand
Der freche Mordgott Mars von Grund aus umgewandt.
Seyd aber doch gegrüßt! ſeyd dennoch vorgeſetzet
Dem allen, was die Stadt für ſchön und köſtlich ſchätzet!
Ihr wart mir lieb, ihr ſeyd, ihr bleibt mir lieb und werth;
Ich bin, ob ihr verkehrt, doch darum nicht verkehrt,
Ich bin noch der ich war. Seyd ihr gleich ſehr vernichtet,
So bleib ich dennoch euch zu voller Gunſt verpflichtet,
So lang ich Ich ſeyn kann; und wird mein Seyn vergehn,
Mag meine Muſe denn an meiner Stelle ſtehn.
Gehab dich wohl, o Stadt! die du in deinen Zinnen
Zwar meinen Leib gehabt, nicht aber meine Sinnen;
Gehab dich wohl! Mein Leib iſt nun vom Kerker los;
Ich darf nun nicht mehr ſeyn wo mich zu ſeyn verdroß.
Ich habe dich, du mich, du ſüße Vatererde!
Mein Feuer glänzt nunmehr auf meinem eignen Herde.
Ich geh, ich ſteh, ich ſitz, ich ſchlaf, ich wach umſonſt;
Was mir dort theuer war, das kann ich hier aus Gunſt

Des Herren der Natur um Habedank genießen
Und um geſunden Schweiß; darf nichts hingegen wiſſen
Von Vortheil und Betrug, von Hinterliſt und Neid,
Und allem dem, wodurch man ſich ſchickt in die Zeit.
Ich eß' ein ſelig Brodt, mit Schweiß zwar eingeteiget,
Doch das durchs Beckers Kunſt und Hefen hoch nicht ſteiget,
Daß zwar Geſichte nicht, den Magen aber füllt,
Und dient mehr, weil es nährt, als weil es Heller gilt.
Mein Trinken iſt nicht falſch: ich darf mir nicht gedenken,
Es ſey gebrauen zwier, vom Brauer und vom Schenken;
Mir ſchmeckt der klare Saft, mir ſchmeckt das reine Naß,
Das ohne Keller friſch, das gut bleibt ohne Faß,
Um das die Nymphen nicht erſt mit der Ceres kämpfen,
Wer Meiſter drüber ſey; das nichts bedarf zum dämpfen,
Weils keinen Schwefelrauch und keinen Einſchlag hat;
Das feil ſteht ohne Geld, das keine frevle That
Den jemals hat gelehrt, der ihm daran ließ gnügen.
Der Krämer nützer Schwur und ihr genießlich Lügen
Hat nimmer Erndt um mich: der vielgeplagte Lein
Der muß, der kann mir auch anſtatt der Seide ſeyn.

Bewegung iſt mein Arzt. Die kräuterreichen Wälder
Sind Apotheks genug; Geld tragen mir die Felder.
Was mangelt mir denn noch! Wer Gott zum Freunde hat,
Und hat ein eignes Feld, fragt wenig nach der Stadt,
Der vortheilhaften Stadt, wo, Nahrung zu gewinnen,
Faſt jeder muß auf Liſt, auf Tück, auf Ränke ſinnen.
Drum lebe wohl, o Stadt! Wenn ich dich habe, Feld,
So hab ich Haus und Koſt, Kleid, Ruh, Geſundheit, Geld.

(10)

Ueber die deutſchen Gedichte Herrn Wenzel Schärfers.

Kein Kraut dient für das Tödten. —
Nein, ſagen die Poeten:
Ein Blatt von unſerm Kranze,
Der friſchen Lorbeerpflanze,
Erwärmt von unſrer Stirne,
Begeiſtert vom Gehirne,
Giebt Balſam zum Geneſen,
Und trotzet das Verweſen.

Nicht anders. — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen tödten,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht laſſen wollt von hinnen.

Die alten kühnen Degen
Gehn noch auf unſern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen ſinken nieder.
Was wüßten wir von Helden
Und ihrer Thurſt zu melden,
Wenn nicht Poetengeiſter,
Des ſchwarzen Grabes Meiſter,
Die Sterblichkeit verbürget,
Daß ſie ſie nicht erwürget?
Was wär von tapfern Thaten,
Was wär von klugem Rathen
Der Nachwelt kundig blieben,
Wenn dieſe nicht geſchrieben?
Es macht poetiſch Dichten,
Daß alles bleibt im Lichten:
Sonſt fiel in lauter Nächte
Was Herz und Witz vollbrächte.
Es ſind zwar ihrer viele,
Die nach dem fernen Ziele,
Die nach den Ewigkeiten
Uns gleiche Fahrt bereiten:
Doch dünkt mich, daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenaſche blaſſet.
Ihr Thun iſt ſo gefaſſet,
Daß ihre ſüßen Sachen
Viel Buhler ihnen machen,
Daß ihre Zierlichkeiten
Die Sinnen mächtig leiten:

Sie zuckern alle Worte,
Es blüht an jedem Orte,
Sie ſchreiben nicht, ſie malen.
Die ungezählten Zahlen
Der andern Künſtlichkeiten
Die taugen alle Zeiten
Und Völker, alle Sinnen
Und Herzen zu gewinnen;
Drum hat der Tod nicht Beute
An Werken dieſer Leute.
Wie dein Poete ſinget
Und mit dem Alter dinget
Dich, Brieg, und die darinnen,
Vom Sterben zu gewinnen,
Das zeugen ſeine Lieder:
Was ſonſt noch hin und wieder
Er künſtlich artig ſpielet,
Daß Luſt und Nutz man fühlet,
Dieß kann genüglich zeigen,
Wie hoch Poeten ſteigen.
Brieg, ehre dieß Bemühen,
Willſt du nach dir noch blühen.
Zwar können ihr Gerüchte
Durch eigenes Gewichte
Verewigen die Dichter:
Doch durch bewährte Richter,
Die ihnen hold und günſtig,
Wird erſt ihr Trieb recht brünſtig,
Sich ſelber und die Ihren
Gar himmelan zu führen.

(11)

An einen guten Freund, über den Abſchied ſeiner Liebſten.

Freund, da jeder ſich itzt freut, daß auf der erfrornen Erde
Auch des langen Krieges Eis endlich einmal ſchmelzen werde,
Und der nächſte Frühlingstag werd ein Tag des Friedens ſeyn:
O ſo ſeh ich dein Geſicht trübe, blaß und naß allein?
Wollte Gott! noch dir noch mir wär die Urſach alſo kündig:
Mir zwar iſt ſie nur im Sinn, aber dir, dir iſt ſie fündig
Wo du hin gehſt, ſiehſt und ſtehſt; was du denkeſt, was du thuſt,
Drüber mangelt leider! dir deine Friedensfrühlingsluſt. —
Deine Friedensfrühlingsluſt hat des Krieges rauhes Stürmen
Oft geblaſen, nie geſtürzt: aber ach! des Grabs Gewürmen
Opfert ſie der Tod zuletzt, ohngeacht das halbe Theil
Deiner dran verbunden hieng, auch wohl gar Dein ſterblich Heil.
Weder Schatz, wie groß er ſey, iſt uns Männern ſo erſprießlich,
Weder Freund, wie gut er ſey, iſt uns Männern ſo genießlich,

Als der uns in Armen ſchlief: denn die angetraute Treu
Herrſchet über Leid und Zeit, wird durch Altſeyn immer neu.
Wem iſt mehr als mir bewußt, wie die Jugend eurer Liebe
Erſtlich wuchs, und weiter wuchs? Aller Grund, worauf ſie bliebe,
War die Treu und Redlichkeit; alles andre dauert nicht.
Was ſich auf vergänglich Ding ſtützet, das verfällt und bricht;
Was die Tugend baut, das ſteht. Denk ich weiter noch zurücke
An die nun verrauchte Zeit, an mein mir begrabnes Glücke,
O ſo denk ich auch zugleich an der Freundſchaft Schweſterſchaft,
Drinnen dein und meine Luſt unverbrüchlich war verhaft;
Wie ſich dein und meine Lieb unter ſich ſo lieblich liebten,
Und des Blutes nahe Pflicht durch vertraute Sinnen übten.
Ob der Tod mein erſte Treu gleich verbarg in friſchen Sand,
Dennoch hat das liebe Menſch ein vertrautes Freundſchaftsband
Auf die Meinen unverfälſcht immer fort und fort erſtrecket,
Bis nun auch des Todes Neid ihr das letzte Ziel geſtecket.

Sey geſichert, treuer Freund, daß dein' Augen nicht allein
Sondern mir und meinem Hauſ' in Geſellſchaft wäßrig ſeyn.
Wer das allgemeine Falſch, das die Welt für Witz verhandelt,
Kennt und haßt, dem wird ſein Herz auf betrübten Muth gewandelt,
Wenn ein redlich frommer Chriſt hin ſich ſichert in das Grab:
Arges wird dadurch verſtärkt, Frommes nimmt hingegen ab.
Nun was hilfts? Es muß ſo ſeyn. In der Welt von Kindes Beinen
Hat man, daß der Menſch verſtarb, hören klagen, ſehen weinen;
Nun ſie auf der Grube geht wird es wohl nicht anders ſeyn:
Auf ihr gehet Jedermann und zuletzt ſie ſelber ein.
Ey gar gut! Was dünkt uns wohl, wenn wir ſtets hier ſollten leben,
Sollten ſtets der Teufeley dieſer Welt ſeyn untergeben?
Nähmen wir wohl eine Welt, und beſtünden noch einmal
Was bißher uns dreyßig Jahr zugezählt an Noth und Qual?
In der Welt ſey was da will, find ich doch nichts beſſers drinnen,
Als daß frommes Biedervolk einſt ein ruhig Grab gewinnen.

Weiche Gott, geliebter Freund! Ihm, der dir die Kinder nahm? —
Aber der auch wußte, daß bald nachher die Mutter kam.
Auch den Sohn, der ehe ſtarb als er anfieng hier zu leben,
Der, mit finſtrer Nacht umringt, ſich bereits ins Grab begeben
Eh er ſich ans Licht begab? — Dieſem ſagte Gott: Geh vor,
Sage deine Mutter an oben in der Engel Chor:
Nun er auch die Mutter nimmt? — O nun wird auch hier ſich zeigen,
Daß zu deinem Beſten ſich ſeine weiſen Schlüſſe neigen.
Deine Friedensfrühlingsluſt hat des Todes Tuch verhüllt.
Aber ſind wir wohl gewiß, daß ſich aller Unfall ſtillt?
Daß ſich, wenn der Friede nun mit dem Frühling eingetroffen,
Aller Zorn des Unglücks legt? — O wer darf doch hierauf hoffen?
Welt wird immer bleiben Welt, iſt des Böſen ſo gewohnt,
Daß ſie den, der nicht wie ſie raſen will, mit Spott belohnt.
Giebt der Herr den Frieden gleich: dennoch will mich immer dünken,
Wie ich ſehe ſeinen Arm ausgeſtrecket, uns zu winken;
Weil wir gegen ſeine Gnad alles Dankes uns verzeihn.
Wiſſen wir, wo künftig Brodt wird für uns zu ſammeln ſeyn,

Weil der Himmel faſt ein Jahr ſo gar reichlich weinen wollen?
Wiſſen wir, wie Menſch und Vieh ſich wird länger ſichern ſollen
Vor der Seuchen ſchnellem Gift? O wer weiß was ſonſt nicht noch
Uns der Unfall ſchnitzen kann für ein unerwartet Joch?
Weil der Teufel nun forthin wird vom Kriegen müſſig werden,
Wird er ſonſt gar wirthlich ſeyn, uns zu kochen viel Beſchwerden.
Was die Welt am höchſten ſchätzt: daß man Hab und Gut erwirbt,
Lieber, wem iſt dieſes gut? O durch welchen man verdirbt,
Dieſen lohnt man noch damit. Wie die Honigmeiſterinnen,
Wie das Wollenträgervolk, ihnen ſelber nicht gewinnen,
Was ſie ſammeln, ſo auch wir: geben was der Stirne Schweiß,
Schweiß wie Waſſer ausgepreßt, alles unſern Räubern preis.
Drum ſo bleibt es feſt geſtellt: Wen der Tod hinweg genommen,
Dieſer iſt mit nichten todt, dieſer iſt zum Leben kommen;
Denn hier iſt der ſichre Port aller Unvergänglichkeit,
Denn hier iſt die feſte Burg aller ſtolzen Sicherheit.

(12)

An die Fichte auf meinem Gute.

So oft ich zählen kann, daß ich, du edle Fichte,
Des Sommers meinen Gang zu deinem Schatten richte,
So oft auch beicht ich mir die Schuld, die mich beſchwert,
Daß ich dich nicht nach Pflicht und nach Verdienſt geehrt. —
Du mußt der Attes ſeyn, den Jupiter beneidet,
Den Rhea lieb gehabt; ſie hat dich ſo verkleidet,
Sie hat dich, wo du ſiehſt, ſo hoch und frey geſetzt,
So daß ſich nah und fern an dir ihr Aug ergetzt.
Da wo das ſchöne Kind vom Bratiſlav (*) geboren
Der alte Guttalus (**) zu ſeiner Braut erkohren;
Da wo Zabothus (***) fühlt, ob Juno geußt, ob ſtürmt;
Wo Rondevall (†) ſein Haus in Wolken aufgethürmt;
Da wo des Chzechus Stamm (††) mit Bergen ſich gegürtet;
Da wo Lydus uns mit ſüßem Wein bewirthet,
Mit reinem Golde Dis (†††), dahin iſt für dein Haupt
Dein krauſes Haupt ein Paß und offner Weg erlaubt,
Auf Ordnung und Befehl der Mutter aller Götter.
Dein Fuß iſt ſo geſetzt, daß Aeol und ſein Wetter
An dir zu Schanden wird: ein harter Felſenſtein
Muß dir in ſeinen Leib zu bauen zinsbar ſeyn.
Auch dir iſt Pan geneigt, und unter deinen Aeſten
Hat er das liebe Volk der Nymphen oft zu Gäſten.

Kein'

(*) Breslau. (**) Die Oder. (***) Der Zobtenberg.
(†) Räbenzalberg. (††) Böhmen. (†††) Ungarn.

Kein' unter ihnen iſt, die jemals um dich war,
Die heimlich nicht gedacht: o wären wir ein Paar!
Dir aber liebet nicht das unbefreyte Freyen,
Und deiner ſelbſt zu ſeyn willſt du dich nicht verzeihen.
Du haſt genug an dem, daß der dein Thun gefällt,
Die dich da wo du ſtehſt mit Ehren hingeſtellt.
Zu mehren deren Preis, die deine Kräfte mehret,
Steht einzig nur dein Sinn. Drum iſt dir auch verehret
Zum Zeichen deiner Treu das immergrüne Kleid,
Das ſeinen Schmuck behält, das nur umſonſt bedräut
Mit Eiſe Boreas, und Sirius mit Brande:
Du biſt kein Mondenſohn, der nichts weiß von Beſtande.
Um dich iſt freyer Tag, du ſcheueſt nicht das Licht
Der Sonne, du ſtehſt da vor Jedermanns Geſicht:
Kein Berg iſt der dich birgt, kein Wald der dich verſtecket,
Und dein gerader Leib bleibt immer ausgerecket,
Kennt keine Krümme nicht. — Mars hat dir oft geſucht,
Wann du von fernen haſt dem Mann, der dich beſucht,
Sein Häuflein nutzbar Vieh vor diebſchen Hinterliſten
Wo gänzlich nicht bewahrt, doch vielmals helfen friſten.
Zwar haſt du müſſen ſehn, wie die verkaufte Schaar
Hat ganz zu nichts gemacht, was vormals herrlich war:
Das haſt du zwar geſehn, und drüber viel geweinet,
Daß noch der Thränen Gold an deinem Rock erſcheinet;
Jedoch was einſt geſchah kann nicht ſeyn nicht geſchehn:
Wann du nur ferner nicht ſiehſt, was du ſonſt geſehn,

So ſey das Alte gern in deſſen Schooß vergraben,
Der drüber ſeinen Kerb wohl halten wird und haben.
Indeſſen bin ich froh, vergönnt mir nur die Zeit,
Daß ich dich preiſen mag; daß ich durch dich mein Leid,
Das allgemeine Leid ein wenig mag verſchieben:
(Vertrieben wird es nicht.) Denn will mich Unmuth üben
In ſeinem engen Kreiſ', ſo nehm ich ihm den Zaum,
Und ſuche mir für mich und mein Gemüthe Raum.
Ich pflege mich dir bey in freyes Blau zu paaren,
Und laſſe meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die purſchen weit und breit, erforſchen dieß und das,
Und haben ihre Luſt an Himmel, Waſſer, Gras,
An Wald und Berg und Thal, an Feldern und an Auen,
Und allem was Natur ſo künſtlich konnte bauen;
Dann bin ich nicht daheim und die Melancholey
Muß warten, bis ich ſonſt zu Hauſ', und müßig ſey.
Auch wann der heiße Hund, der dürre Flammen ſprühet,
Macht daß die goldne Glut der Sonne ſtärker glühet,
Auch dann komm ich zu dir: da hab ich was ich will,
Da lab ich mich bey dir durch ein erquicklich Spiel,
Das ſtets um deinen Raum Aſträus Kinder (†) ſpielen.
Wann Ceres ſehnlich wünſcht ſich wieder abzukühlen
Durch ein gedeylich Naß, und Jupiter verzeucht,
So ſeh ich bald bey dir was den Silenus (††) deucht,

Ob

(†) Argeſtes, Zephyrus, Notus, Boreas.

(††) Zobtenberg.

Ob ihm ſein Haupt verhüllt mit einer feuchten Hauben,
Und ob er mir vorher zu ſagen woll erlauben:
Ein Regen zeucht herauf! Wenn dann die feuchte Schaar
Der Wolken rückt ins Feld, und, mehr als nöthig war,
Den naſſen Zug erſtreckt, ſo giebſt du mir zu kennen,
Ob, oder auch wie bald ihr' Ordnung ſich wird trennen
Durch Titans heißen Stral: ſo klärlich ſtellſt du dar
Theils was noch fern und weit, theils was noch gar nicht war.

Und darum wärſt du werth, hoch auf Parnaſſens Höhen,
Und da wo Daphne ſteht, zu wurzeln und zu ſtehen,
Auf daß der Muſen Reyh um dich häg ihren Tanz,
Und dich ihr Fürſt gebrauch als ſeinen Lorbeerkranz.
Indem du aber dir läßt meinen Grund gefallen:
Ey ſo gefällt mirs auch, daß eben dieſer allen
Von dir bleibt vorgeſezt. Im Fall ich was vermag
An Helikonergunſt, ſo ſoll kein neidiſch Tag
Bezwingen deinen Ruhm; du ſollſt betagten Eichen
Und ihrem feſten Stark mit nichten dürfen weichen.
Der Lorbeerbäume Friſch, der Zedern Ewigkeit,
Und was noch mehr macht ſtumpf den argen Zahn der Zeit,
Soll nicht dein Meiſter ſeyn. O daß dich nicht verletze
Des Jupiters Geſchütz! O daß nicht an dich ſetze

Noch Mulcibers Gewalt und Grimm, noch Aeols Trutz,
Noch ſonſt ein freches Beil! Es leiſte dir den Schutz
Die, die dich ſo geliebt; die, die dich hergeſtellet,
Die halte deinen Fuß, daß ſolcher nimmer fället,
Daß du, weil dieſer Grund ſteht, bleibeſt für und für
Sein Wächter, ſein Prophet, ſein Nutz, ſein Spiel und Zier.

(13)

An den Leſer.

Deine Arbeit, lieber Leſer, und mein Buch, ſind hier geſchloſſen.
Mir genügt, wo dir nichts gnüget, wenn dich auch nur nichts verdroſſen.

ENDE.

Regiſter

Regiſter
der Sinngedichte.

A.

Abermals ein neues Jahr! Seite 292
Adam mußt in Apfel beißen. 309
Aerzte bauen ihre Mühlen 297
Alaſtor brüllet wie ein Leu. 318
Albella, wäreſt du 18
Albinus ſaß voll Muth. 98
Alle Flüſſe gehn ins Meer, 130
Alle Menſchen gönnen dir, 8
Alle ſehen ernſthaft aus: 214
Aller Unfall der da kömmt 113
Alles, alles überall 299
Alles Unſchlitt von dem Vieh, 127
Alles was Ardella thut, 237
Allzulanger Glimpf 369
Als aus deiner Sinnen Stärke 20
Als der Satan gieng von Hiob, 89
Als man, zarte Galathea 179
Als Pallas ward von Troja 10
Als Udus Morgens früh 102
Als Venus wollte Mars 26
Alte Weiber ſind die Sträuche, 286
Alten Freund für neuen 310
Alter hilft für Thorheit nicht: 299
Altus iſt ein tapfrer Mann: 257
Am Galgen und am Strang' 272
Am Ueberfluß iſt Plutus. 369
Amea iſt ſo wunderhübſch 316
Amor ſaß jüngſthin 167
An manchen Orten iſts ſo Brauch 279
Andern gehet auf die Sonne, 231
Anders ſeyn und anders ſcheinen, 44
Andre mögen Gläſer 159
Andre mögen ſchlau und witzig, 145
Andre ziehen an das Recht 363
Anfang hat das Lob vom Ende: 38
Anna hat die Jungferſchaft 238
Arbeit iſt der Sünde Fluch. 308
Argwohn iſt ein ſcheußlich Kind: 53
Ariſtea, du biſt ſchön 167
Arkas ruft viel Hochzeitgäſte, 248
Aſch und Kohle ſind Geſchwiſter; 86
Auf Einem Fuße ſtehn 329
Auf ſchlechter ebner Bahn 33
Auf was Gutes iſt gut warten, 5
Aulus rühmt ſich weit und ferne: 22
Aus dem kalten Nordenloche 223
Aus Nichts hat der ihm Was gemacht, 69

B.

Baldus führet alle Sachen, 318
Bardus träumt, er wär ein Pfarr; 107
Bauern, wenn die Meſſer fehlen, 333
Begehrt mich Gott nicht reich 356
Begierden ſind ein hartes Pferd, 278

Regiſter.

Bella iſt ein ſchwarz Magnet, 287
Beſſer als durch Aderlaſſen 340
Beſſer, Gutes nicht belohnen, 225
Beſſers Glücke könnt ich leiden. 327
Bey Bildern niederknien 214
Bey dem Becker kaufen Korn, 128
Bey einem Kranken wachen 164
Bey einer guten Zeit 367
Bey Fürſtentafeln geht was auf, 286
Bey gutem Fürſtenregiment 260
Bey Hof iſt der am beſten 298
Bey Hof iſt mehr ein Pferd, 255
Bey Hofe gilt der junge Rath 6
Bey Hofe haben die den allergrößten Sold 141
Bey Hofe hats viel Maler 201
Bey Hofe iſt ein guter Koch 59
Bey Hofe ſagt man nicht 228
Bey krummen Geſellen 368
Bey wem bleibt Kummer gerne. 260
Bienen küſſen ſchöne Blumen 180
Blandula, du Jungfer Mutter. 174
Blinca kann die Malerkunſt, 229
Böſe Bücher taugen auch, 270
Böſe Leute mögen trotzen, 225
Böſes Glück hat dieſe Güte 14
Böſes ſoll man bald vergeſſen, 284
Bonoſus iſt ein Fleiſcher: 357
Brennus dienet keinem Herrn, 103
Bringt Lieben etwan Luſt. 181
Brodt und Waſſer giebt man 340
Bruder, komm auf einen Trunk! 217
Bruder, komm und iß mit mir! 217
Brutus zog mit vollem Beutel. 104
Buhler ſind zwar Märtyrer 175
Bullatus ſprach, gefragt 196
Bube zeucht dem Kriege nach: 216

C.

Cacus hat ein Weib genommen, 35
Cacus war ein junger Edelm, 275
Caja, du berühmtes Wunder, 279
Cajus hat ein zierlich Weib; 241
Calvus hat ſo gröſſen Schedel, 198
Canus baut ein neues Haus, 67
Canus hat ein junges Menſchlein 275
Canus iſt zwar lebensſatt 140
Capito hat Kopf genug. 190
Caca iſt ſo teufliſch bös 107
Celer lief jüngſt aus der Schlacht: 64
Cerinna iſt ſo zart, ſo ſauber, 180
Chloris, Doris, Iris, Ciris 182
Chriſtus hat durch erſtes Kommen 149
Claudius iſt lauter Maul, 258
Clodia taugt nicht zum ſieden. 202
Corinna hat den Mann zwey Jahr lang 94
Corinus hat auf dem Haupte 354
Cornus will bey Hofe dienen: 291
Cornutus und ſein Freund 151
Craſſus hat gar böſen Ruf: 18

Criſpus

Criſpus iſt gereiſt, iſt munter, 227
Criſpus meynt, wer in der Jugend 269
Cupinuda klagt gar ſchön 89
Curioſus grämt ſich ſehr, 116
Curtius und ſeine Frau 16
Curvus iſt den Laſtern gram: 212

D.

Da Criſpus annoch unbekannt 115
Da der Himmel gütig lachet 166
Da dieſes Land war reich 43
Da Lamm und Fuchs nach Hofe 99
Da man ſchon zur Zeit der Alten 49
Da Nummoſus ſterben ſollte, 82
Da wir mehr nichts Ganzes haben, 368
Da wo ich ihn war, 162
Da wo man Rath nicht hört, 83
Damen, die ſich gerne ſchminken, 55
Dankbarkeit, du theure Tugend, 52
Danke Gott, wer Hände hat, 335
Das Anſehn wird erhalten. 342
Das Beſte, was ein Menſch 41
Das Böſe, wohlgeſtellt, 210
Das Eiſen dürft ich mehr, 357
Das Eiſen zeugt ihm ſelbſt den Roſt, 143
Das Glück erhebt und ſtürzt 271
Das Glück iſt wie ein Weib, 211
Das hat der Menſch voraus 284
Das Herz und Zung iſt wie vermählt, 70
Das Jahr iſt wie ein ſchwangres Weib: 118
Das Kreuz und auch das Salz 337
Das Letzte von der Hitze 342
Das Recht ſchleußt für die Armen 241
Das Unrecht pflegen Große 256
Das Warm iſt Menſchen mehr 57
Das Weib iſt ihres Mannes Herz. 311
Das Welſche Land heißt recht [illegible]
Daß anitzt die Pierinnen 23
Daß Aſtutus weiſer ſey 280
Daß aus einem Bauern ihr 142
Daß der Sinn es redlich meyne 289
Daß die Seele ſeines Weibes 277
Daß ein Eſel hat geſprochen 316
Daß ein Frommer dich geſchmähet, 329
Daß ein ganzes Meer der Luſt 268
Daß eine fremde Seel 211
Daß er gefalle jedermann 70
Daß Gerechtigkeit beſtehe 231
Daß gern ein Fürſtenhof 292
Daß ich irre bleibt gewiß 128
Daß man Einen Dieb erhenkt, 259
Daß man mag in Haß und Neid 89
Daß man ohne Sorgen lebe, 241
Daß mehr als Hurerey 104
Daß mehr Weiber ſind als Männer 214
Daß mein Buch die theure Gabe, 205
Daß mein Buch, ſagt mir mein Muth, 3
Daß Paris nicht recht klug 342

Regiſter.

Daß wir unvollkommen ſind 336
Dein Brief begrüßte mich, 161
Dein Herz iſt ein Caſtell, 227
Dein Ja ſoll ſeyn ein Pfand, 328
Dein Zabothus Schleſien, 369
Deine Arbeit, lieber Leſer, 414
Deine Schönheit liegt am Laden, 211
Dem Beſten gleich zu gehn 293
Dem der Haß und Undank 335
Dem Fleiße will ich ſeyn 45
Den Alexander hieß man groß? 334
Den beweinen wir am meiſten 269
Den Geizhals und ein fettes Schwein 155
Den großen Elephanten 16
Denen die da ſchlieſen 360
Der ärgſte Tod iſt der, 146
Der Bauch der iſt der Beutel 353
Der Bauch hat kein Gehöre. 76
Der centnerſchweren Bürde 100
Der der uns für Ketzer hält, 215
Der Deutſchen ihr Papier 81
Der Diana ſollte rufen Elſa, 149
Der Dichter ſind genug: 302
Der die Jungferſchaft benommen, 247
Der Donner, den der Hofehimmel ſchickt, 76
Der Frühling iſt zwar ſchön, 119
Der gelbe Kern der Erde 367
Der Henker und die Gicht 37
Der Herd, drauf Frauenvolk 270
Der Hering iſt Oenophilus, 287
Der Hunger und die Liebe 163
Der iſt nicht alleine bleich, 273
Der junge Schnee der Haut 168
Der Krieg geht langſam fort! 136
Der Lieb iſt nichts zu ſchwer, 96
Der Mangel dieſer Zeit 24
Der Mann iſt ſeines Weibes Haupt. 96
Der Mann ſoll ſeyn der Himmel, 322
Der Menſch bringt nichts davon 347
Der Menſch liebt Gold ſo ſehr, 58
Der Menſchen Geiſt und Blut 326
Der mir funfzig Gülden ſoll, 27
Der Neid iſt gar ein Wundergaſt: 361
Der Praler Schwelkius 195
Der Sack, worein der Krieg, 232
Der Schatten pflegt zu ſtehen, 209
Der Schmuck der zarten Frauen 108
Der ſein Vaterland errettet, 274
Der ſey dir nicht erkieſt, 11
Der ſich des Löwen 271
Der Sperling der iſt unter Vögeln, 311
Der Spiegel iſt ein Maler, 67
Der Spiegel kann zwar weiſen, 359
Der Strick, daran ein Dieb 129
Der Tag der iſt der Mann, 354
Der Tag hat große Müh, 222
Der Tod iſt unſer Vater, 323
Der Tod, vor dem der Menſch 228
Der Tugend theure Waare 134
Der Ueberfluß hat keinen Feind, 233
Der uns giebt die ganze Welt, 262

Der vom Weine geſtern todt, 353
Der Wein iſt unſre noch 150
Der Witz iſt zwar ein Reiſemann, 336
Der zu Hauſe ſog die Klauen, 109
Des Bücherſchreibens iſt kein Ende, 206
Des Fürſten Diener ſind alſo, 110
Des Noah Wunderſchiff' 95
Deutſchland gab fünf Millionen. 276
Deutſchland ſoll von dreyen Glauben 322
Dich, Apollo, ruft der Arzt, 103
Dichter pflegen arm zu ſeyn? 291
Die alte Welt hat ihren Witz 147
Die Alten konnten fröhlich ſingen 8
Die andre Frau pflegt lieber 352
Die Armuth iſt mit dem 234
Die Bauern ſind ſo liſtig 286
Die Beſatzung in dem Haupte, 278
Die bey der Lieb in Arbeit ſtehn, 294
Die das Glücke ſtürzen will. 44
Die, die immer gerne trinken, 340
Die Ehre kennet keinen Obern; 221
Die Ehre ziert das Weib, 27
Die Einfalt im Gebet 336
Die Erde ſpeiſt das Waſſer, 304
Die Fackel unſrer Zeit 332
Die Finſterniß iſt gut, 321
Die Fiſche lieben auch: 169
Die Freundſchaft, die der Wein 36
Die Freyheit iſt ein Strick 226
Die Furcht ſagt nur ſehr ſelten 319
Die Gelehrten ſind nicht gerne 331
Die Geſtalt hält viel 192
Die Gicht verbeut dir, Wein zu trinken 17
Die Haare ſind ein Wald, 291
Die Höflichkeit iſt Gold. 43
Die in Sachen, die, wer weiß 248
Die Jungfern, die das geile Rund, 78
Die Kinder lieben den, 144
Die Krieger rufen, ſie zu holen 122
Die Liebe treibt ins Elend aus 53
Die Michal legt ein Bild 247
Die Mücken ſingen erſt, 105
Die Mutter frißt das Kind; 136
Die Mutter trug im Leibe 325
Die nicht Weiber haben, 142
Die Perſon die ich itzt führe 273
Die Pyrrha und ihr Mann geſtreut 23
Die Redlichkeit iſt Gold, 330
Die Redlichkeit verlacht 197
Die Römer brauchten Weiber, 58
Die Satzung, nach Gebühr zu zehren, 121
Die Schönheit iſt der Schirm, 254
Die Schönheit iſt der Schönen Feind 279
Die Seel iſt Herr, der Leib iſt Knecht: 354
Die Sonne geht zu Bette, 169
Die ſüße Näſcherey 170
Die Träume ſind wohl werth, 129
Die Vögel fängt man ſo, 349
Die Waaren, welche ganz voran 138
Die Wahrheit iſt ein Oel: 293

Die Wahrheit und das Recht 372
Die Weiber ſind die Monden. 74
Die Welt acht unſrer nicht, 67
Die Welt hat den Geruch, 185
Die Welt hat Krieg geführet 203
Die Welt iſt voller Raub 393
Die Welt iſt wie ein Kram, 149
Die Welt iſt wie ein Meer: 354
Die Weltgunſt iſt ein Meer: 51
Die Weltkunſt iſt ein Herr, 300
Die Weltkunſt iſt ein Meer: 155
Die Wohlthat, übel angewandt, 45
Die Wohlthat und das Gute. 328
Die Zeit iſt eiſern bey dem Volke 240
Die Zeiten ſind als wie ein Rad, 365
Die Zunge wohnt mit Fleiß 213
Diebe, die der Krieg geſät 226
Dieſer Monath iſt ein Kuß, 4
Dieſes iſt der beſte Rath, 341
Dieſes iſt ein Todtengrab, 220
Dieſes kann man zwar wohl thun 80
Dieſes Mahl gefällt mir wohl. 368
Dieſes oder Jenes Neiden 146
Dieß ſind Laſter aller Laſter: 302
Dieß und jenes ſchneidt man auf 72
Dir ſey, ſagſt du, bald gewähret. 7
Doppelter, nicht einzler Mund 154
Drances wünſchet ſeinem Weibe 350
Dreyerley vergöttert dich: 163
Dreyßig Jahr und drüber noch 301
Du Alba, biſt ſo zart 262
Du biſt der Baum im Paradieſe: 255
Du biſt ein feines Kind, 335
Du, der du um mich dich kümmerſt, 79
Du, Faſtus, machſt dich groß; 295
Du haſt viel Preis, und glaubſt 351
Du ſeyſt dem Vater gleich? 272
Dubioſa gieng zur Beicht 180
Dubioſa iſt ſehr ſchön, 27
Duplicius iſt zwar ein Mann, 307
Duplus iſt ein Spiegelmann: 334
Durch Ehr und reichen Lohn 46
Durſt und Hunger ſind die Mahner. 375
Durus hört manch ſpitzig Wort; 348

E.

Edo lobt und hält für gut, 149
Edo ſammelt allen Schatz, 128
Egla war von blöden Augen; 254
Eh Jungfer mocht und Junggeſelle 81
Ehre darf nicht groſſen Riß, 333
Eigner Fleiß und fremde Hülfe 200
Ein alter Mann wird zwar veracht, 44
Ein Armer hat es gut: 204
Ein Arzt hilft krankem Leib', 54
Ein Arzt iſt gar ein glücklich Mann: 47
Ein Ballon fleucht ungeſchlagen nimmer, 119

Ein Biederweib im Angeſichte. 126
Ein blinder Mann iſt arm, 59
Ein böſes Weib iſt eine Waar, 266
Ein Buhler, daß er Lieb entzünde, 354
Ein fälſchlicher Verdacht 352
Ein Fluß verräth durch Rauſchen 35
Ein Freund, der nie mir hilft 274
Ein Frommer hütet ſich 72
Ein Frommer und ein Kluger 304
Ein Fürſt iſt zwar ein Herr 152
Ein glühend Eiſen in der Hand, 234
Ein guter Freund, ein reiner Wein, 165
Ein guter Morgen ward gebracht 161
Ein Herr der Narren hält 50
Ein Honig iſt der Schlaf: 178
Ein Hüter, der die Weiber 183
Ein Jeder iſt Monarch in 38
Ein Kind weiß nichts von ſich, 42
Ein Kläger kam und ſprach: 28
Ein Kranker hat nicht Witz, der 241
Ein Krieg iſt köſtlich gut, der auf 245
Ein Küſter ſprach: Herr Pfarr, 309
Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz 223
Ein Plaudrer ſtiftet Haß 339
Ein raſches Pferd nur immer jagen, 29
Ein rinderner Verſtand 52
Ein Soldat kann durch Verzehren 82
Ein ſonders Lob iſt dieß, 77
Ein Spiegel iſt dein Herz, 338
Ein tapfrer Heldenmuth 110
Ein Todter lieget hier. 350
Ein Umſtand macht, daß Veit 279
Ein verſöhnter Feind, 210
Ein Waſſer iſt mir kund, 95
Ein Weib, das gerne trinkt. 331
Ein Wollſack und ein Kohlenſack, 213
Ein Wucher bringet nicht Gefährde, 312
Eine Feſtung und ein Fürſt 307
Eine Fliege war ſo kühn, 185
Eine Fürſtinn ſtarbe 106
Eine Glock und eine Nuß, 191
Eine Stutte und Hengſt 114
Eine Wittwe gieng zur Trau, 232
Einem andern abgeliebet, 80
Einem Fürſten iſt gut rathen, 265
Einem träumt, er könnte fliegen; 259
Einem trauen iſt genug; 10
Einen ſchlechten Namen hat 308
Einen Troſtſpruch aus der Bibel 53
Eines andern Pein empfinden 132
Eines Morgens ſchaut ich gehen 160
Eines Narren Probe 207
Eines Tages ſprach ein Buhler 184
Eines Ungerechten Erb, 193
Erſter Adam konnte nennen 262
Es achtet Vermula nichts 77
Es bleibt in keiner Schlacht 5
Es bringt Poeterey 153
Es glänzet dein Verſtand, Aeſopus, 307
Es hat Gott durch ſein Wort 34
Es helfen große Herren 327
Es iſt ein fröhlich Ding 99
Es iſt ein Volk das heißt Statiſten, 78
Es iſt ein Volk das ſeine Pferd 368
Es iſt ein Wunderding, 323
Es iſt kein größrer Ruhm, 367

Es iſt kein Regiment ſo gut, 192
Es iſt mir meine Luſt, 212
Es iſt zwar eine Friſt zu zählen 316
Es iſt zwar ſelten klug 307
Es kann, wer Waſſer trinkt, 276
Es kömmt oft über Nacht, 111
Es mühet ſich der Menſch 143
Es ritten ihrer zwey nach Roſſen; 190
Es ſäuft ſich voll für ſich kein 216
Es ſchrieb ihm Pravus an ſein Haus: 110
Es ſitzt der Schlaf am Zoll 69
Es ſtecket Ja im linken, 21
Es ſtritten ihrer zwey 296
Es that mir jüngſt ein Freund 66
Es torkelt Bibulus, 50
Es wird was junge Frau 86
Ey, es wird bald Friede ſeyn! 218
Ey, ſiehſt du nicht wie Veit 133
Ey wie Schad iſts um die Zeit 235

F.

Fakmundus leuget, was er ſagt. 286
Falſchheit ſtreicht ſich zierlich an, 302
Falſus iſt ein guter Redner: 77
Fang alles an mit Wohlbedacht, 88
Faulinus iſt ein Mann, 217
Feuer glänzet mehr als Gold 186
Firmus iſt ein treuer Buhler: 338
Floja wär ein ſchönes Weib, 166
Flora hat zwar wohl die Blüth 258
Flora wünſchet daß ihr Mann 97
Florida, dieweil ſie ſchön, 269
Flut, die nicht erſäuft, 118
Frankreich träget zwar die Schuld, 312
Frauenminze heilt viel Leid, 171
Fremdes Kleider ſchimpfen uns: 320
Freude, Mäßigkeit und Ruh 46
Freund, da jeder ſich itzt freut, 405
Freunde, die das Glücke macht, 214
Freunde muß man ſich erwählen, 53
Freunde, nicht von gutem Sinn, 121
Freundinn des Ochſen, Paſiphae, 101
Freundſchaft iſt ein theurer Schatz: 323
Friß die Schafe ſelbſt, 296
Fromme Leute klagen ſehr, 25
Frommes liegt ins Grabes Nacht; 42
Fünf Sinnen hat zwar Veit; 154
Für dein Herz und für den Mond, 155
Für die Jungferſchaft der Braut 244
Für einen guten Mann 206
Für Gut nichts Gutes geben 228
Für Lauten und für Violinen 303
Fürs Vaterland ſein Blut vergießen 77
Fürſten bauen oft aufs Fremde 365
Fürſten, die von Ohrenbläſern 369
Fürſten nennet man genädig, 274
Fürſten ſollen ſich nicht kennen 140
Fürſten werden unverhohlen, 258

Fürſten werfen oft auf Einen 40
Fürſten wollen keinen Diener, 246
Fürſtengaben ſind wie Bäche, 229
Fürſtinn, ihr geht, wie es billig, 161
Fugipes ſollt itzo treten 76
Fungus Maul iſt eine Mühle 244
Furcht und Hoffnung ſind Geſpielen! 135
Furvus denkt ſich groß zu bauen: 98
Fuſcus lachet ſeiner Sachen; 283
Fucius ſoll mit ſeinem Feinde, 106

G.

Gefahr der Ehre gleicht 333
Geh hin, mein Buch, 376
Geht Freundſchaft und Gevatterſchaft 321
Gemäßigte Trachten. 163
Gengmundus lobt ſich ſelbſt; 316
Geraſt legt zur Geſellſchaft 139
Gerechtigkeit, das Kleid, 336
Geſtern war ein Freudenfeſt. 274
Geſundheit kehrt bey Armen 278
Gewohnheit und Gebrauch 30
Gewohnheit wird Gebot 365
Giebt Clara einen Kuß, 176
Glicus möchte gerne wiſſen, 117
Gliſſa lieſet gern in Büchern: 121
Glück zu, du ödes Feld: 399
Glücke kennt man nicht 191
Gniſcus thut niemanden nichts; 351
Gold und Freunde ſind gleich köſtlich: 352
Gott, Fleiß und die Gelegenheit 197
Gott gab uns die Vernunft, 15
Gott geb dir alles Gute, 167
Gott giebt uns an Leib und Seele 325
Gott macht Gutes, Böſes wir 243
Gott nahm, ſagt Claja, meinen Mann: 196
Gott ſollſt du mehr als dich, 245
Gott und ſich im Grunde kennen 134
Gottes Kelch iſt bitter trinken: 115
Gottes Werk hat immer Tadel: 360
Grittus ſollte Hochzeit machen, 101
Große Herren geben Bildniß 238
Große Herren lieben die, 87
Große Herren wollen niemals gern 227
Gulo führt durch ſeine Gurgel 310
Gulo hat Gedärm im Kopf, 116
Gulo iſt ſonſt nichts als Maul, 369
Gumpertus nimmt ein ſchönes Menſch, 277
Gurges, dein beweglich Gut 111
Gut macht Muth. Wenn Narribertus 338
Gut trinken und gut eſſen, 34
Gute Bißlein bleiben ſelten 234
Gute Reden ſind wie Jungfern 294
Guter Wein verderbt den Beutel; 248

H.

Haben iſt ein reicher Mann, 317
Hände küſſen, Hüte rücken, 57

Händel ſind wie Fiſcherreuſen: 263
Hanſen dienet keine Magd, 107
Harpax haßte Müßiggehen: 141
Harpax ſtahl hier ohne Schanz 38
Haſt du bey Hofe was gethan. 196
Haſt du einen Rauſch gehabt: 112
Hat Gott mich ohne mich 27
Hat jemanden wo mein Reim 122
Hat Land durch dieſen Krieg 208
Heimlichkeiten großer Leute 81
Hermes iſt der beſte Redner: 349
Herr Vanus iſt ein Mann 341
Herrſchen nicht, und auch nicht dienen. 258
Heuchler und Hunde belecken 95
Heuchler wächſt in Einer Erde 143
Hier liegt ein Beutel, der iſt todt, 286
Hier liegt ein Grab im Grab, 19
Hier und Dort ſind Brüder zwar, 355
Hin über das Gewölke ſteiget 265
Hoch kömmt ſchwerlich der, 24
Hoflichkeit verlor den Rock, 121
Hoffart heget nicht Vernunft: 147
Hoffnung iſt ein feſter Stab, 225
Hofgunſt brennt wie Stroh: 200
Hoher Stamm und alte Väter 40
Honoratus ſteiget hoch, 288
Hornutus las, was Gott Job 25
Hunde, die an Ketten liegen, 368
Hunde, die das Vieh behüten, 132
Hunde lecken fremde Schäden: 326
Hunger haben, müde ſeyn 321

J.

Ja ſoll Ja, und Nein ſoll Nein, 37
Jakobs Stamm klagt alter Zeit 153
Ich bin ich bleibe nicht 258
Ich denke noch des Spiels 194
Ich fürchte nicht den Tod, 64
Ich höre manchmal viel; 364
Ich kann nicht jedem thun, 18
Ich kenn ein Frauenbild, 6
Ich kenn ein höllisch Volk 65
Ich möchte wiſſen, wie es käme. 202
Ich nehm ein Quintlein Glück, 213
Ich pflege viel zu reimen: 83
Ich ſchreibe kurze Sinngedichte; 315
Ich ſchreibe Sinngedichte; 364
Ich weiß nicht ob ein Hund viel gilt, 50
Ich weiß wohl, daß man glaubt, 253
Ich will nicht Dämon ſeyn, 171
Je heller Feuer brennt, 330
Jedem klebet Thorheit an. 262
Jeder Finger an der Hand 229
Jeder hat zu Hausgenoſſen 57
Jeder Richter heißt gerecht 119
Jeder will bey Hofe dienen, 207
Jedermann hat gerne Preis, 57
Jedes Haus hat ſeinen Ort, 201
Jedes Land hat ſein Gewerb, 216
Ignarus iſt ein wirthlich Mann 118
Ihr Aerzte ſeyd wie Götter: 219

Ihr blanken Heringsheere, 361
Ihr Götter der Wälder, ihr Schützen, 305
Ihr helikoniſch Volk 379
Ihr, ihr ſüßen Zuckermädchen, 168
Ihr Jungfern, hört mir zu! 183
Ihr Klugen, deren Fauſt 36
Ihr Reime, die ihr hinten ſtehe, 347
Ihr rühmt die kühne Fauſt ? 8
Ihr Schweſtern, lacht ihr nicht 255
Ihrer viel ſind zwar befliſſen, 35
Ihrer zwey ſind die ſich haſſen, 215
Im achten Monden bracht ein Kind 105
Im Lenzen prangt die Welt 160
Immer dünkt mich, wer nichts hat, 343
Immer fragten wir nach Neuem, 370
Immer iſt der Tag zu lang, 322
In deines Weibes Almanach 225
In der Argiver langem Weiberkriege 75
In des Unglücks Rock 102
In einem Weiberrocke, 128
In einer hat das Schwerdt, 131
In Gefahr und großer Noth 137
In Klugheit iſt er Narr, 104
In unſerm Land iſt alles, 295
Iſt die deutſche Sprache rauh? 162
Iſt die Seele Wirth, 339
Iſt ein Böſer wo geſtorben: 324
Iſt ein Eſel zu erſtreiten: 240
Iſt gleich ein Herr gerecht; 73
Iſt gleich mancher nicht der klügſte, 373
Iſt Glücke was und wo, 266
Iſt Gold das andre Blut, 275
Iſt jede Sache falſch, 249
Iſt in meinem Buche was, 156
Iſt unſer Glücke ſchwer, 371
Iſts recht daß man die Münze 87
Jüngſt ſagt ein alter Greis: 390
Jugend iſt des Trauerns Feind 301
Jugend liebt und wird geliebt, 174
Jung war Veit ein Biedermann, 115
Jungfern, euch die Hände küſſen, 175
Jungfern, habt ihr nicht vernommen, 172
Jungfern, wenn ſie mannbar ſind, 321
Jungferſchaft die iſt ein Garten, 102
Jungus Weib iſt lauter Winter, 360
Juſtus lernet die Geſetze: 317

K.

Kann die deutſche Sprache 228
Kann Fröſche, Fliegen, Schwalben, 300
Kannſt du dem, der vor dir geht, 140
Karmeſinroth hält man werth, 178
Karten die bey Tage ſtreiten, 277
Kein Begehrtes je verwiedern 221
Kein Kraut dient für das Todten. 402
Kein Menſch kann zweyen Herren dienen: 327
Kein Wunder iſts, daß ſich daſelbſt 339
Keine Straf iſt ausgeſetzet 75
Kennt ein Rath nicht ſeinen Fürſten, 330
Keuſchheit iſt ein Balſam 98
Kleider machen Leute: 360

Klepax der ſo manches Thier 246
Klepax legt ſich nie 94
Kluge Leute thun zwar auch 29
Knoſpus hat zwey tauſend Gülden 340
Kömmt etwan Marx, ein Pferd zu kaufen 117
Kömmt gleich manches neues Jahr, 193
Köpfe haben Dünkel, 206
Kohlen faßt man, 365
Koridon war der betrübteſte 117
Krieg der macht' aus Bauern 349
Krieg hat den Harniſch weggelegt, 315
Krieg hat der Männer Zahl gemindert, 290
Krieg iſt die allerſchärfſte Zucht, 140
Krieg und Hunger, Kriegs Genoß, 13
Krummes mag man wohl verſtehen, 48
Kühne Fauſt und blanker Degen 261
Kündig iſts, daß in der Welt 33
Künſte, die bey Hof im Brauch, 58
Kunimundus giebt ſich an, 25

L.

Länge, Breite, Höhe, Tiefe 275
Läßt der Arzt erſt ſeinen Kranken 371
Läßt man euch denn, ihr Soldaten, 81
Langer höhnte Kleinen; 262
Langes Leben iſt ein Segen 310
Largus wünſchet ſeinem Feinde, 201
Laßt das Klagen unterbleiben, 28
Latein hat keinen Sitz 235
Laternen trägt man auf den Gaſſen, 244
Lebeten wir hier ſtets 352
Leicht iſt Liebe zu bekommen; 12
Leichter träget was er träget, 67
Leporinus jagt mit Hunden, 337
Leſer, daß du nicht gedenkſt, 125
Leſer, ſteh! Erbarme dich 5
Leſer, wie gefall ich Dir? 312
Leute, die bey Hofe dienen, 226
Levinus hat keinen Kopf, 145
Liebe darf nicht malen lernen, 171
Liebe kaufte neulich Tuch, 326
Lieben iſt ein ſüßes Leiden, 162
Lieben läßt nicht lange leben, 165
Lieben Weiber, laßt mir zu, 108
Lindus ward einſt im Gelag 14
Lividus iſt tödtlich krank: 75
Longus iſt der andre Bias: 309
Lucida, du ſchöner Schwan, 264
Lukas iſt ein Licht des Landes; 374
Lupa ſcheinet immer luſtig, 292
Lupula will keinen lieben, 179
Lurcus ſpricht: Es iſt nicht löblich, 354
Luthriſch, päbſtiſch und calviniſch, 278
Lychnobius zählet viel Jahre, 49

M.

Macht dein Maler dich nicht 367
Männer, die durch Reden 84
Mäntel zum bedecken, 148
Mäßig und geſchäfftig leben, 67
Mag denn auch ein Rittersmann 264

Magnus hat mehr Herz im Leibe 278
Man giebt den Weibern Schuld, 316
Man hat den Feind aufs Haupt 106
Man kann im Ruhm 200
Man lobt die Redlichkeit 11
Man lud mich jüngſt zu Gaſte 232
Man malt, das Glücke 316
Man merkt wie gegen Gott 50
Man nahm dir, Marcus. 353
Man pfleget mehr was Maler malen, 141
Man ſaget ſelten was, es iſt 116
Man ſagt, man lieſet viel, 37
Man ſagt und hat geſagt, 207
Man ſagte: du Betrieger! 357
Man ſieht nicht leicht, daß Demuth 348
Man ſollt' uns Hülfe thun: 297
Man vergleicht dich einer Lilge, 237
Man warf den Veit die Trepp 335
Manche ſind geborne Knechte: 374
Manchen Frevel acht man nicht 192
Mancher iſt bey Hof ein Herr, 287
Mancher kann durch Fleiß 261
Mancher meynet, Ehr und Würde 348
Mancher Schad iſt nicht zu heilen 44
Mancher ſchilt auf dieſen Mann, 242
Mancher weiß nicht durch Vernunft 331
Manches Laſter thut ſo viel 256
Marcus macht ein Teſtament, 16
Marcus braucht keinen Advocaten, 54
Mars iſt ein Gewiſſensmann: 98
Mars iſt nicht ganz verflucht, 70
Mars macht es gar zu arg, 247
Mehrentheils weil Krieg noch währte 303
Mein ander Ich iſt todt: 48
Mein Freund ward nächſt nach Hof 197
Mein Glück, ſpricht Milo, thut 358
Mein Gut beſucht ich nächſt: 296
Mein Tiſch der darf mich nicht 14
Mein Urtheil, das mir fällt, 263
Meine Dienſte: ſagt die Welt; 339
Meine Mutter war der Hunger; 272
Meine Reime riechen nicht, 189
Meinen Mann hat Gott genommen, 179
Meiſtens lobt man alle Fürſten 73
Meiſtens ſind nur ſchöne Weiber 332
Menſchen ſind Thiere, 260
Menſchlich iſt es, Sünde treiben; 17
Mich dünket, Annia iſt niemals 24
Mir iſt ein Gaſt bekannt, 55
Mir ſagt Pſeudo halb ſich zu 289
Mirus, daß die Kunſtgöttinnen 349
Mißgunſt ſey ſonſt wie ſie will, 358
Mit dem Feinde ſoll man fechten, 22
Mit ſieben Gäſten 175

Regiſter.

Mit zweyen Weibern hat ſich 113
Möchus iſt ein milder Mann 81
Mohren haben weiſſe Zähne, 138
Mopſus hat ein grob Verſtändniß, 250
Mopſus hat gar nichts verſtanden, 334
Morus hat viel Geld und Gut 222
Morus iſt zwar wohl kein Narr; 337
Morus kam nach Hofe ſchmauſen: 79
Morus kennet Kräuter, Steine. 356
Morus war in hohen Ehren, 99
Moſes gab ſo viel Geſetze niemals 270
Mutius iſt eine Biene. 280

N.

Närriſch Hirn und harter Nacke 371
Narren herrſchen über Kluge? 310
Narrenkappen ſamt den Schellen, 109
Naſatus iſt ein groſſer Herr, 291
Naſo, dir iſt deine Naſe 151
Nenne mir den weiten Mantel, 181
Nepos geht in groſſem Kummer, 250
Nepos richtet nach der Sonne 323
Nicht denke, daß du was verdienen 295
Nicht die Perſonen auszurichten, 55
Nicht einmal in ſeinem Buſche 218
Nicht gar nichts, und nicht alles, 298
Nicht recht! Nicht recht! 12
Nicht zu weit von meinem Singen 164
Niemand um ein todtes Weib 350
Niemand wag es und verneine, 72
Niger ſchickte ſeine Ohren 321
Nimm weg die Eitelkeit 222
Nimmt der Leib erſt ab, 201
Niſa nahm ihr einen Mann; 303
Niſus buhlte ſtark um Niſa; 114
Nivula brennt ihrer viel: 176
Nivula iſt wie der Schnee, 121
Noch frech wagen, 39
Noth iſt unſer ſechſter Sinn, 258
Nothus iſt mit Rath gezeuget, 262

O.

O Gott, wo nehm ich Dank, 40
O Leſer, dir ſteht frey 321
O That! die nie die Welt, 9
O Tod, du ſchwarzer Tod, 366
Ob das Jahr gleich alle Jahre. 344
Ob das Waſſer, fragt man oft, 308
Ob die Armuth gleich nichts hat, 353
Ob Lügen ſind der Wahrheit gleich, 276
Ob Sterben grauſam iſt, 335
Ob Weiber Menſchen ſind? 343
Ob zwar Maler ihre Farben 156
Obrigkeiten heiſſen Götter, 199
Obs recht, obs ehrlich ſey, 224
Ochſen ſpannt man nicht an Fäden, 189

Oeſters denk ich bey mir nach, 127
Ohn Urſach ſollen wir nie 95
Ohne Gaben ſoll man nie 126
Ohne Noth wird die bewacht 103
Ohr und Auge ſind die Fenſter, 210
Oſcus iſt an Gelde reich, 119

P.

Pätus hat mich jüngſt zu Gaſt: 198
Pätus du und auch dein Weib 294
Pätus iſt gar milder Art; 148
Pätus ließ ihm neulich taufen 263
Parcus hat ſonſt keine Tugend: 148
Paul iſt fleißig mich zu fragen, 83
Peſcennius, ein römiſcher Kaiſer, 15
Pferde kennt man an den Haaren: 135
Pfui euch, die ihr euch rühmt 283
Phannus will mit Chriſtus 150
Phorbas gieng zu ſeinem Lieb: 114
Phyllis ſchickte Thyrſis zu 178
Phyllis ſchlief: ein Bienlein kam, 170
Picus nahm die dritte Frau, 105
Piger kann nicht müßig 209
Pigritta brauchet gerne Ruh: 79
Planus iſt ſo hoch gewachſen, 311
Planſilla trägt ſich hoch, 93
Poeten die ſollen die Götter 19
Poeten ſagen viel 263
Portia giebt Antwort drum, 101
Portia ſchont ihrer Augen: 45
Porus ſetzt für gute Freunde 109
Prädo läßt ſich lieber henken, 113
Prava ſtand im Hurenbuche, 375
Priſca pflegt, nach alter Art, 100
Probus thu gleich was er thu, 222
Pſeudo leugt ſo ungemein, 227
Prochus lag in tauſend Nöthen, 224
Prochus rufet ſeinen Freund 339
Pia pflegt von frommen Sinnen. 259
Pudibunda, wie ſie ſpricht, 257
Pura hält an ihrem Gott 309

Q.

Quadratus iſt der Welt 195
Quadruncus ſticht ſehr oft 100

R.

Rappinus ſchenkt dem Herrn 121
Rath, der gar zu ſpitzig, 373
Redlich will ich lieber ſchwitzen, 209
Reich und häßlich liebt man halb: 338
Reichthum ſoll man zwar nicht lieben, 145
Rhodia, geh nicht ins Feld! 177
Ronchus iſt alleine klug, 257
Rubida iſt voller Scham: 117
Ruhmreich iſt ein Tauſendkünſtler, 56
Runcus iſt ein Edelmann 129
Runcus iſt recht eckigt grob 240

S.

Sachen, die bequemlich ſind, 126
Samſon ſchlief bey Delila, 194

Scävus

Regiſter.

Scävus wird mit Ewigkeit 96
Schiffer, die am Ruder ſitzen, 134
Schlafen, eſſen, trinken, ſpielen, 320
Schlechte Kunſt iſt Krieg erwecken; 306
Schliffel hat zwar eine Seele; 133
Schmeckel könnte wohl ſein Laufen 155
Schönheit iſt ein Vogelleim: 85
Schweigen iſt nicht Jedem 237
Seh ich recht, ſo ſcheint es mir, 60
Sehr reich biſt du, und auch ſehr karg: 289
Sehr ſelten wird geſagt, was vor nicht 18
Sein' Eigenſchaft und Art bekam 47
Sein Geſinde ſoll man ſpeiſen, 204
Sein Ruhm der kann beſtehn, 135
Seine Schwachheit giebt an Tag, 302
Seinen Beutel baue vor, 306
Seinen Weg hat alles Fleiſch 255
Seines Lebens und der Welt 237
Selbſtlieb handelt immer recht; 371
Senecio hat eine Seuche 56
Sey, wer du biſt; 134
Seyd luſtig, ihr Krieger, 39
Seyd luſtig, ſeyd luſtig, ſprach 169
Siccus iſt frommer Mann; 338
Siccus iſt ein Todtengräber, 267
Sicher wäre zwar bey Juden 239
Sie ſey ſonſt wie ſie will die Zeit, 102
Siedend: Waſſer kann man ſtillen, 144
Sieh nicht am Himmel erſt, 87
Simon iſt im Feld ein Mann: 255
Simon wünſchet, daß ſein Weib 216
Simpel iſt des Weibes Weib; 109
Sind des Richters Ohren zu: 194
Sind dir, Leſer, meine Sachen 60
Sind in meinem Buche Poſſen, 280
Sind meine Reime gleich 283
Sind meine Reime richtig? 250
So bald der Herr mir lacht, 91
So böß iſt ſchwerlich was, 66
So du willſt glücklich ſeyn, 300
So iſts mit uns bewandt: 71
So mirs gehet, wie ich will, 63
So oft ich zählen kann, 410
So viel Händel, ſo viel Wunder, 213
Solche Räthe, die ſich kleiden 245
Soldaten und der Wein 10
Soldaten und die Huren 263
Soll der Menſch ihm ſelbſt verhüten, 78
Sorgen, und doch nichts erſorgen, 334
Spanien liegt, wie ein Säugling, 5
Spanne meinen ſchwachen Mann, 83
Spiel, Unzucht und der Wein, 143
Spielen ſoll Ergetzen ſeyn? 26
Springet in der Schale Wein, 177
Spurcus ſchenket guten Freunden: 110
Stadt und Land hat viel geſtritten, 372

Stände

der Sinngedichte.

Stände ſoll man unterſcheiden: 190
Stehlen darf nicht viel Verlag, 351
Stella iſt ein Handelsmann, 113
Stichus hat ein böſes Weib. 208
Stilpo, du geſchwinder Kopf! 304
Strafe ſoll ſeyn wie Salat, 301
Submiſſa ſucht ein ſchnödes Geld 350

T.

Tapferkeit von außen, 43
Tapfre Leute ſieht der Neid 326
Tapfre Männer ſollen haben 325
Tauſend goldne Jahre 198
Technicus kann alle Sachen 112
Thais ſagt, daß ihres Liebſten 108
Thais wünſcht geſtreckt zu ſeyn 270
Theils ſucht man Wiſſenſchaft 288
Thorheit iſt es, alles loben, 204
Thraſo denkt, die Welt erſchalle 111
Thraſo geht, wie Herkules, 207
Thraſo rühmte ſeine Wunden, 6
Thraſo wagt ſich in den Krieg: 151
Thrax iſt der andre Mond: 263
Timax war bey vielen Schlachten. 138
Tod iſt ein langer Schlaf; 8
Tod und Liebe wechſeln 180
Trägt der Diener Menſchenhaut 342
Trau der Farbe nicht zu viel! 151
Trepicordus ſoll ſich rauſen; 142
Treue Diener ſind bey Hofe 275
Treuer Dienſt heiſcht ſeinen Lohn, 137
Treues Herz, du zeuchſt von hinnen, 358
Trullus hat ein ſchönes Weib 363
Trullus zeucht ſich aus dem Kriege 105
Tugend iſt des Neides Mutter: 16
Tugend iſt nicht allen nütze: 319
Tugend läßt ſich nicht begraben 371
Tugend! rufet Echo wieder, 357

U.

Udus ſäuft den ganzen Tag: 334
Udus wird gewiß den Froſch 332
Ueber ſeinen Schatten ſpringen, 242
Um einen Sack voll Geld 351
Um klug und wirthlich Volk 104
Umſonſt iſt keiner gerne fromm 375
Unbedacht iſt bey Gewalt. 320
Unglück herrſchet ſo 236
Unordnung warf uns hin, 323
Unſers Lebens ganzer Wandel 374
Unſre Fürſtinn lieget krank 4
Unter andern iſt auch dieß 271
Unter Augen, hinterm Rücken: 362
Unter Thieren iſt kein Narr. 325
Untergehn und nicht vergehn 300

V. Vagus

V.

Vagus hat ſich, Glück zu fangen, 285
Vagus liebet Weiber, Wittwen, 214
Vagus nimmt ihm itzt zu eigen, 261
Vanula will einen Schönen, 243
Vanus wird zu ſchön geſtraft, 107
Varius thu, was er thu, 298
Veit gieng mit einem Herren ſchwanger, 319
Veit hat ein berathnes Haus, 46
Veit, man nennt dich einen Ochſen: 78
Veit trägt zum Frieden Haß, 290
Venerilla haſſet Scherz: 86
Venus war gefährlich krank; 269
Venus ward aus einer Muſchel, 287
Vermeynſt du wohl, daß der 154
Verres iſt ein laſtbar 243
Verſtand, den jeder hat, 87
Veturia ſchimpft alte Leute: 374
Viel bedenken, wenig reden, 229
Viel dienen dem Altar, 298
Viel erdulden, nichts verfechten 88
Viel haben nicht, nicht viel bedürfen 330
Viel Helden hat es itzt, 29
Viel küſſen, wenig herzen, 284
Viel Sprachen reden können 27
Viel wiſſen iſt wohl ſchön, 305
Virna, der der Mann geſtorbeſt 247
Viſtra iſt zwar nicht mehr Jungfer, 279
Von Anſtand und von Fried 388
Von außen guter Fried 190
Von dem Leben an den Höfen 327
Von ferne biſt du viel, 306
Von Sachen, die nicht vor 85
Von Troſt ſteckt Varna voll 130
Vor, wenn naher Freund geſtorben, 115
Vulpia weint um den Mann, 333

W.

Wär Freyen Dienſtbarkeit, 176
Wäre Schild und Harniſch gut 18
Wärſt du nicht ein Menſch geworden, 324
Waffenreich und ehrenfeſte 14
Wahr iſts, daß von fremden Bäumen 336
Wahrheit kann nicht jeder hören: 203
War etwan Mars wo fromm, 193
War meine Waare nicht 379
Was an dem Manne ſey, 344
Was denkſt du, lieber Gott, 120
Was der Spiegel dem Geſichte, 358
Was die Kirche glauben heißt, 228
Was dient bey Hof am meiſten? 318
Was Einem Recht iſt, Freund, 294
Was frag ich nach der Zeit? 144
Was gab der deutſche Krieg 236
Was geht es Menſchen an 267
Was hat doch der liebliche Knabe 184
Was Höflichkeit verſprechen, 85
Was iſt das für ein Hirt, 203
Was iſt das was die Welt 307
Was iſt die Mode für ein Ding? 299
Was iſt die Welt? 370

Was

Was iſt doch Ehre, Macht, 119
Was iſt ein deutſcher Reim? 56
Was iſt es für ein Ding der kaiſerliche 195
Was iſt, wie lange währts? 361
Was iſts was uns bedeckt, 325
Was kann man, Druda, thun, 375
Was Kaſſandra prophezeyete 126
Was macht die edlen Stein 254
Was macht die Menſchen arg? 69
Was man an den Höfen 44
Was man den Feind entwendt, 17
Was man guten Freunden ſchenket, 193
Was man liebt, das braucht 205
Was man mit Wenigem 201
Was mein Sinn bisher gezeugt 186
Was meynt ihr? ein geſtohlner Kuß 182
Was [illegible] nie war vergönnt 20
Was nicht iſt, dem ruft Gott 63
Was niemand wiſſen ſoll, 152
Was nützt Poeterey? 219
Was Pravus lehrt, das lernt 264
Was reizet uns zur Hoffart an? 206
Was taugt der alte Krieg? 26
Was thut und duldet nicht 9
Was werden die Krieger, 218
Was werden doch für Dank die Schweden 226
Was zu Nürnberg 248
Waſſer, die die Alchymiſten 175
Waſſers iſt mehr als des Landes, 278
Waſſerſucht iſt ſchwer zu heilen: 64
Weiber ſind zum Zürnen hurtig, 311
Weiberlippen ſind geſchaffen 170
Weiberworte, böſe Münze: 272
Weil das Leben bey uns bleibt. 59
Weil die Ehr und Redlichkeit 69
Weil die Wahrheit harte klingt, 341
Weil du mich, Freund, beſchenkſt mit dir 169
Weil Fürſten Menſchen ſind, 285
Weil Gylonus von dem Tode 139
Weil ihr Prieſter, daß man täglich 101
Weil Onander Eſelsbacken, 246
Weiland hielten unter Häuten 146
Weiland mußte man um Ehre 293
Weiland war die Lieb ein Feuer, 277
Weiland ward fürs Vaterland 199
Weiland waren wir bekannt, 243
Weiß die Haut des Mohren waſchen, 45
Weißt du was ein Anſchlag heißt? 68
Weißt du was in dieſer Welt 199

Regiſter

Weißt du wer ein guter Freund 240
Weit beſſer ſtands um Deutſchlands 31
Welch Waffen hat mehr Nutz, 97
Welt giebt ihren Hochzeitgäſten 186
Weltlich Gut wird von ſich ſelbſt, 359
Wem die Hur ins Herze kömmt, 197
Wem niemand nicht gefällt, 34
Wen nicht zum Guten zeucht 235
Wen ſein Schickſal heißt ertrinken, 19
Wen Vernunft gelehrt gemacht, 366
Wenn Bacchus ſpricht: Glück zu! 276
Wenn das Beſte nicht zu haben 226
Wenn das Weib ihr einen Mann 239
Wenn der Brauch, wie zuzutrinken, 310
Wenn der Hausherr, wann die Decke 233
Wenn die Jugend eigen wüßte, 64
Wenn die Wahrheit ſonſt nur wüßte, 256
Wenn die Wolluſt uns verläßt, 343
Wenn Diener Herren ſchenken, 210
Wenn Diener löblich rathen, 198
Wenn du die Braut ins Bette rufſt, 165
Wenn durch Tödten, durch Verjagen 369
Wenn Ehr und Eigennutz 319
Wenn ein Geiziger geſtorben, 233
Wenn ein Indianer ſieht, 205
Wenn einer meynt, er lerne noch, 355
Wenn einer will das Rechte ſtudiren, 96
Wenn für den Mann das Weib 68
Wenn gar kein Laſter wär, 365
Wenn ich Reime wo geſchrieben, 93
Wenn ihrer drey gleich Einen ſchlagen, 204
Wenn Lukas etwan Sachen hat, 352
Wenn man eine Wunde haut, 267
Wenn man Feinden obgeſiegt, 144
Wenn mir ein Böſer gut, 68
Wenn ſchöne Weiber bitten, 278
Wenn ſelten ſtiehlt ein Dieb, 214
Wenn ſich Weiber ſchminken, 240
Wenn uns die Verleumdung ſchlägt, 249
Wenn Willigkeit im Leiſten 147
Wer am Leibe von Gebrechen, 97
Wer andern dient iſt Herr, 231
Wer andern lebt, lebt recht; 7
Wer andern Rath ertheilt, 327
Wer andre loben will, 237
Wer andrer Leute höniſch lacht, 127
Wer auf übrig Reichthum tracht, 28

Wer bald mir was verſagt, 348
Wer bey Achis denkt zu leben, 215
Wer bey Hofe lange will 277
Wer bey Hofe Wahrheit ſäet, 245
Wer dem Nächſten meynt zu helfen 359
Wer den Beutel hat verloren, 74
Wer den Herren um hilft ſtoßen, 332
Wer der Wolluſt ſich verleihet, 152
Wer des Freundes treuen Rath 306
Wer die Aemter kauft um Geld 356
Wer die Freundſchaft brechen kann, 211
Wer die Krankheit will verſagen, 135
Wer die Uhr gleich nicht verſteht, 305
Wer die Zeit verklagen will, 373
Wer durch das Eiſen ſiegt, 126
Wer durch Dichten Ruhm will haben 184
Wer durch Gaben bey dem Richter 246
Wer durch Waffen überwunden, 230
Wer ehrlich hat gelebt, 348
Wer eine Tugend einmal übt, 200
Wer einen Aal beym Schwanz, 52
Wer einen guten Trunk vermag, 94
Wer, Flora, dein Geſichte nennt, 356
Wer gar kein Ungemach 351
Wer gar nicht glaubt, 337
Wer gar zu bieder iſt, 74
Wer Geld nicht braucht, doch hat, 364
Wer Gold, ihm nicht zum Brauch, 315
Wer halbes Recht hat eingeräumet, 16
Wer hilft, nun Friede wird, 288
Wer hinterm Ofen her 261
Wer hoch zu ſteigen denket, 273
Wer Hund' und Huren will 154
Wer hungrig iſt auf Lob, 331
Wer ihm des Lügens nur zum Nutzen, 375
Wer ihm Güter handeln will, 76
Wer ihm immer läßt genügen, 182
Wer im Geringen hübelt, 292
Wer im Sommer Blumen ſammelt, 225
Wer immer ſagt und ſagt 37
Wer in der Liebe lebt, 271
Wer in Ehſtand treten will, 49
Wer irgend was beginnt, 150
Wer iſt der ſeinen Rath 236
Wer kann doch durch Gewalt 373
Wer kürzlich werden ſoll 353
Wer küſſen will, küß auf den Mund. 185
Wer langes Leben wünſcht, 370
Wer Luſt zu lernen hat, 328
Wer mäßig leben kann, 268

Wer mich haſſet, wer mich ſchimpft, 310
Wer mich tadelt, läſſet merken, 218
Wer mit Gaben kämpfen will, 301
Wer mit viel Verheißen zahlet, 289
Wer mit Weiberſchwerdtern haut, 317
Wer nach dem Lande jetzt 12
Wer nach einem Engel freyt, 115
Wer nicht bey den ſchlauen Höfen 243
Wer nicht glaubt das Auferſtehen, 42
Wer nicht glaubt daß Obrigkeiten 66
Wer nicht höret, hat nicht Heuchler; 232
Wer nicht ſelbſten kann betriegen, 295
Wer nichts auf Glücke wagt, 289
Wer nichts hat, dem iſt 208
Wer immer nichts verſucht, 73
Wer immer nichts vollbringt, 284
Wer noch kann und will nicht leben, 368
Wer Nutz und wer Ergetz 84
Wer ohne Weiber könnte ſeyn, 71
Wer redlich iſt im Herzen 242
Wer reich zu werden ſucht 65
Wer ruhig ſitzen will, 85
Wer Ruhm und Ehr erlangen 295
Wer ſagt mir, ob wir ſelbſt 51
Wer ſchmäht und Schmähung hört, 11
Wer Schuld mit Schulden zahlt, 89
Wer ſein Glück auf Menſchen baut, 222
Wer ſein Kleid mit Lügen flickt, 256
Wer ſeinem Willen lebt, 274
Wer ſelber ſchweigen kann 265
Wer ſeufzend zeucht in Krieg, 94
Wer ſich an ein Schienbein ſtößet 157
Wer ſich einläßt in Proceſſe, 48
Wer ſich gern ſieht aller Orten, 357
Wer ſich nicht zu ſterben ſcheut, 4[illegible]
Wer ſich ſelbſten liebt und acht, 260
Wer ſich üben will im Fühlen, 232
Wer ſich um der Wolluſt Willen 199
Wer ſind Bürger? 217
Wer Sterben ängſtlich fürchtet, 378
Wer Sünde weiß zu ſcheuen 371
Wer treu bey Hofe dient, 324
Wer Tugend hat und Kunſt, 147
Wer um Lobes willen thut 34
Wer unter Narren wohnt, 372
Wer verlachet dich, Papier? 368
Wer Verleumdung hört, 129
Wer viel Aemter will genießen, 23
Wer viel Freunde rühmt zu haben, 71
Wer viel redet muß viel trinken; 350
Wer wenig irren will, 43

Wer will alle Mücken klaunen 361
Wer will der Weiber Tück 141
Wer Wohlthat giebt, ſolls bald 363
Wer zu ſehr das Rothe liebt, 308
Werden meine Reime nicht 30
Wers Herz auf ſeiner Zunge führt, 208
Werther hat ſich der gemacht, 304
Wie daß ihr doch, daß Caſca ſtarb, 244
Wie daß Viroſa denn noch keinen 105
Wie dein Kopf, Gelegenheit, 203
Wie die Hoſenmacherinnen 139
Wie du giebſt, giebt man dir, 305
Wie ein Ottomanniſch Kayſer 153
Wie führet Bibulus 308
Wie gut wär Lullus doch 111
Wie ich eſſen ſoll und trinken 137
Wie jetzt die Zeiten ſind, 249
Wie kam es daß da Job 7
Wie kömmt es, da ſie ſingen ſollen, 241
Wie kömmt es, daß Geſchwiſter 147
Wie ſchelmiſch iſt das Geld? 29
Wie ſo viel des güldnen Standes 293
Wie viel ſind Element? 355
Wie weiſe man den Salomo 11
Wie willſt du weiße Lilien 177
Wiewohl es noch nicht Brauch 203
Will der mein Buch nicht lieben, 90
Will man Weiber Gänſe nennen, 299
Willſt du daß man dich bey uns 78
Willſt du dein Verhängniß trozen: 146
Willſt du eine Luſt dir kaufen, 84
Willſt du einen Wächter haben, 322
Willſt du fremde Fehler zählen, 51
Willſt du Fürſten Regeln geben 74
Willſt du lügen, leug von fern: 150
Wir dringen auf den Zaum, 362
Wir mußten alle Völker 317
Wird ein kranker Menſch geſund, 264
Wiſſenſchaft und Höflichkeit 232
Wich der nur auf Vortheil gehet, 230
Wo Bilder in der Kirch 13
Wo das Reden nichts verfängt, 141
Wo der Geldſack iſt daheim, 136
Wo der Zorn der Richter iſt, 237
Wo die Hand vonnöthen iſt, 192
Wo die Lieb und Wolluſt buhlen, 145
Wo dieſes Freyheit iſt, 215
Wo du Luſt zur Wolluſt fühleſt, 167
Wo hat die Kunſt ihr Haus? 90
Wo ich Reime ſchreiben ſoll 344
Wo kein Brunn, da kanns nicht fließen: 367
Wo Liebe zeucht ins Haus, 24

Wo Nutz ſich nicht erzeigt 84
Wo Tugend Glück beherrſcht 28
Wo Venus weiland ſaß 4
Wo viel Gemeinſchaft iſt, 223
Wo wohnt Aerius? 31
Wo Zorn nimmt überhand 241
Wodurch wird Würd und Glück 349
Wohl berathen, gut gerathen, 290
Wollt ihr euch, ihr Jungfern, ſchminken: 303
Worte gelten in der Welt 97
Wozu iſt Geld doch gut? 48
Wozu ſoll doch ſein Kind 56

Z.

Zu Babel wurden ſchöne Töchter 21
Zu Citronen darf man Zucker: 256
Zu dienen zweyen Herren 265
Zu Waſſer muß nach Hauſe 142
Zugedachte Rach iſt ſüße. 259
Zwey Nächte hat der Menſch, 319

Wörter=

Wörterbuch.

Vorbericht

von der Sprache des Logau.

Die Sprache unſers Dichters iſt, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der beſten ſeiner Zeitverwandten und Landesleute. Und wenn Tſcherningen hierinn die erſte Stelle nach Opitzen gebühret, ſo gebühret die erſte Stelle nach Tſcherningen unſerm Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beſte Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutſche Sprache zu allen Gattungen von Materie, unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der ſich ſelbſt in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte ſind überall der Sprache angemeſſen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetiſch und vollklingend, wenn er ſtraft; ſanft, einſchmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe ſpricht; komiſch und naiv, wenn er ſpottet; poſſierlich und launiſch, wenn er bloß Lachen zu erregen ſucht.

Der Sprachenmengerey, die zu ſeiner Zeit ſchon ſtark eingeriſſen war*, und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutſchen Boden brachte, herleitet**, machte er ſich nicht ſchuldig; und was er mit einem deutſchen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateiniſchen und franzöſiſchen aus, welche letztere Sprache auch ſeine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten***. Er hat verſchiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunſtwörter nicht unglücklich überſetzt. So nennt er z. E.

Nomen

---

[*] Sinngedicht 257 und 498.

[**] Sinngedicht 257.

Die Muſen wirkten zwar, durch kluge Dichterſinnen,
Daß Deutſchland ſollte Deutſch, und artlich reden können,
Mars aber ſchafft es ab, und hat es ſo geſchickt,
Daß Deutſchland iſt blut arm, drum geht es ſo geflickt.

[***] Sinngedicht 1594.

Wer nicht Franzöſiſch kann,
Iſt kein gerühmter Mann ꝛc.

Nomen adjectivum & ſubſtantivum, das zuſetzliche und eigenſtändige Wort †
Accentus, Beylaut ††
Inventarium, Fundregiſter ꝛc. †††

Doch war er auch kein übertriebener Puriſt, er ſpottet über die zu weitgehenden Neuerungen des Zeſen *, ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen ward.

---

† In der Ueberſchrift des 488ten Sinngedichtes.

†† In der Vorrede zu dem erſten Tauſend ſeiner Sinngedichte, wo er ſagt, daß er ſich bey proſaiſchem Gebrauche der unbeſtimmten einſylbichten Wörter, nach dem Beylaute, ſo wie dieſer im Reden und Leſen jedesmal falle, gerichtet habe. Desgleichen Sinngedicht 1526.

Deutſcher Reimkunſt meiſtes Werk, ſteht im Beylaut, oder Schalle:
Ob der Sylben Ausſpruch kurz, lang, und wo er hin verfalle.

††† Sinngedicht 2363.

Cynthia will ihren Mann, wenn ſie ſtirbt, der Chloris geben;
Chloris will die Erbſchaft nicht weiter und zuvor erheben,
Bis ein Fundregiſter da, (Seht mir an den klugen Rath!)
Bis zuvor ſie ſey gewiß, was für Kraft die Erbſchaft hat.

Mehrere glücklich überſetzte Kunſtwörter wird man in dem Wörterbuche ſelbſt antreffen.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerkſamkeit, zu erkennen, wie ſehr die Sprache unſerer neueſten und beſten Schriftſteller, von dieſer alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, unterſchieden iſt. Der fremden Wendüngen und Wortfügungen, welche die erſtern aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, nach dem dieſe oder jene eines jeden Lieblingsſprache iſt, häufig herüber nehmen, nicht zu gedenken; ſo haben ſie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten laſſen.

Und auf dieſe veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unſer Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle ſorgfältig geſammelt, ſo viele derſelben bey unſerm Dichter vorkommen; und haben dabey nicht allein auf den Leſer, der ſie verſtehen muß, ſondern auch auf diejenigen von unſern Rednern und Dichtern geſehen, welche Anſehen

---

* Sinngedicht 1747.

hen genug hätten, die beſten derſelben wieder einzuführen. Wir brauchen denſelben nicht zu ſagen, daß ſie der Sprache dadurch einen weit größern Dienſt thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß iſt, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf ſo bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir ſie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem eckelſten Leſer, durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen iſt.

Ferner haben wir unſern Fleiß auf die Provinzialſprache des Dichters gerichtet. Die Schleſiſche Mundart iſt deswegen einer kritiſchen Aufmerkſamkeit, vor allen andern Mundarten, würdig, weil wir in ihr die erſten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche dieſe Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darinn haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigſtens gekannt und geprüft zu werden.

Von dieſen Vortheilen, ſo fern wir dergleichen bey unſerm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche ſelbſt keine fügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

I.

Logau läßt vielfältig die Geſchlechtswörter weg. Z. E.

> Man hat den Feind aufs Haupt geſchlagen,
> Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen *.

Er thut dieſes 1. bey denjenigen Hauptwörtern, welche Abſtracta ausdrücken, und gewiſſermaßen zu Geſchlechtsnamen werden; allwo es zu einer beſondern Schönheit wird:

> Aber Neid hat ſcheel geſehen:
> Und Verhängniß ließ geſchehen,
> Daß ein ſchäumend wilder Eber
> Ward Adonis Todtengräber **.

Hier werden der Neid und das Verhängniß, durch die Weglaſſung des Artikels, zu Perſonen gemacht, welches weit ſtärker und poetiſcher iſt, als wenn es hieße: „Der Neid hat ſcheel geſehen; Das Verhängniß ließ geſchehen. Eben ſo auch (IV. 11)

> Scävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben ꝛc.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Weſen.

---

* (IV. 51.)

** (VI. 36.)

2. Thut er es bey denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbeſtimmte Artikel **ein, eine** zukömmt, den man in der **vielfachen Zahl** ohnedem ſchon wegzulaſſen genöthigt iſt. Z. E. (VII. 71.)

> Hat Land durch dieſen Krieg, hat Stadt mehr ausgeſtanden?

Nicht die Stadt, eine **gewiſſe** Stadt, ſondern unbeſtimmt: Städte. Ferner (X. 87)

> Gieb mir geneigten Blick.

Anſtatt: einen geneigten Blick, oder, geneigte Blicke. Man ſehe, welche gute Wirkung dieſes in den **Kriegesliedern des Preußiſchen Grenadiers** hervorbringt.

> „Wie kriegriſche Trompete laut
> „Erſchalle, mein Geſang!

anſtatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

> „Drum ſinget herrlichen Geſang ꝛc.

anſtatt: einen herrlichen Geſang, oder, herrliche Geſänge.

> „Er faßte weiſen Schluß,

anſtatt: er faßte einen weiſen Schluß.

II.

Logau läßt die Endung der Beywörter, nicht allein in dem ungewiſſen, ſondern auch in dem männlichen Geſchlechte weg. Er ſagt: „ein groß Verdruß, ein gut Soldat *, ein ſtätig Gaul **, ein kriechend Erdegeiſt u. ſ. w.

III.

Logau braucht ſehr häufig das Beywort in dem ungewiſſen Geſchlechte als ein Hauptwort. Z. E.

Seither iſt unſer Frey in Dienſtbarkeit verkehret †,

für unſere Freyheit.

Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergeſſen oder ſchenken; ††

für: alle Frechheit.

— — — — Ein ſolches Klug,
Dafür ein keuſcher Sinn Entſetz und Grauen trug, †††

für: eine ſolche Klugheit.

Bey welchem freyes Wahr, der Freundſchaft Seele wohnt; ††††

für: freye Wahrheit.

Canus

---

*(IV. 4.) ** Sinngedicht 91. † Sinngedicht 157.
†† (XI. 24.) ††† Sinngedicht 1259.
†††† (X. 8.)

Canus geht gar krumm gebückt,
Weil ihn Arm und Alt ſo drückt; *

für: Armuth und Alter.

Und ernähren fremdes Faul, †

für: fremde Faulheit.

IV.

Logau läßt von den Zeitwörtern die ſelbſtſtändigen Fürwörter da weg, wo ſie zur Deutlichkeit nichts mehr beytragen, und erhält dadurch mehr Nachdruck und Feuer. Z. E.

Mich, ſagt Elſa, ſchreckt es nicht, werde brünſtig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn ꝛc. ††

für: ich werde nur brünſtig gemacht.

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, meyn ich, ein Spital, ſchwerlich einen Ehſtand halten. †††

für: er wollte ein Spital halten.

Niſus buhlte ſtark um Niſa: Dieſes gab ihr viel Beſchwerden;
Wollt' ihn nicht; ſie freyt ihn aber, ſeiner dadurch los zu werden. ††††

für: ſie wollt' ihn nicht.

---

* Sinnged. 1820. † Erſte Zugabe, Sinngedicht 201.
†† (III. 31.) ††† (IV. 48.) †††† (VI. 80.)

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen:
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückiſch Bübeln;
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen. [*]

für: ſie wollten keine Zeit vermiſſen.

V.

Logau trennet von den zuſammengeſetzten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir ſie nicht zu trennen pflegen, und ſetzet zwiſchen beyde irgend ein ander Redetheilchen, um die Worte für das Sylbenmaaß bequemer zu machen. Wenn wir uns dieſer Freyheit nicht mehr bedienen, ſo werden wir wenigſtens Urſache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.

Ey, ich wills ihm ein noch treiben; dieſes Ding muß ſeyn genehm; [**]

für: ich wills ihm noch eintreiben.

Lieb und Geiz ſind ſolche Brillen, welche dem, der auf ſie ſtellt, [***]

für: der ſie aufſtellt ꝛc. Itzo müſſen wir uns durch die Umkehrung helfen: er ſtellt es auf, er trieb es ein; und in der unbeſtimmten Weiſe durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzuſtellen; und in zwey vergangenen Zeiten durch die Sylbe ge: er hat eingetrieben, er hatte aufgeſtellt. Alles gute Mittel; die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitſchweifigkeit gebrauchen können.

---

[*] (VI. 36.)

[**] Sinngedicht 1041.

[***] Sinngedicht 1317.

VI.

Logau ſetzet die Endſylbe ley, die wir itzt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu faſt allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nur nennen will) ein Nebenwort, oder ein unabänderliches Beywort von beſonderm Nachdrucke. Z. E.

> Zu etwas Großen noch wird Sordalus wohl werden,
> Denn ſeinerley Geburt iſt nicht gemein auf Erden ꝛc. *

Wie weitſchweifig müſſen wir itzt dafür ſagen: „denn eine Geburt, wie ſeine war ꝛc.

> Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
> Verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.
> Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden
> Sind dieſerley Titel Beſitzer ſie worden. **

Dieſerley, ſagt hier nicht ſo viel, als dieſer;

---

* Sinngedicht 779.
Logau II.1.8,79

** Sinngedicht 1586.
Logau II.2.6,86

es ſcheinet auch nicht ſo viel zu ſagen, als dergleichen, ſondern es begreift beydes: **Dieſer und dergleichen Titel.** Ueberdem da wir dieſes ley bey den uneigentlichen Fürwörtern ſehr wohl leiden; denn wir ſagen ohne Tadel, **mancherley, ſolcherley, keinerley, vielerley, allerley:** warum ſollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter geſetzt werden können? Die Schleſiſche Mundart kömmt hier mit der Schweizeriſchen überein, welches man aus folgender Stelle, die **Friſch** aus **Geilers von Kayſersberg Poſtille** anführet, erſehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieſer Fürwörter in **ley** vortrefflich. „Ein Sun iſt nit anders, dann ein „Ding das da lebet von einem lebendigen „**ſeinerley.** Ich hätte einen Sun, der wär „**meinerley**, ejusdem ſpeciei. Ich kann „die Species nicht baß teutſchen. Würme, „die du in dir haſt, ſind nicht **deinerley.**

VII.

Logau conſtruirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.

Für ein einzles, das man thut,
So es iſt zu nennen gut,

Kann man zehen böſer Stücke,
Rechnen ab, und ziehn zurücke. *

Nicht: zehn böſe Stücke. Man wird ſich dieſer Zeugendung ſehr wohl bedienen können, ſo oft das Hauptwort mit einem Selbſtlauter anfängt, und man den Hiatus vermeiden will.

VIII.

Logau läßt von ſehr vielen Wörtern die Anfangsſylbe ge weg, wodurch ſie an ihrem Nachdrucke nichts verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er ſagt z. E.

Die weitgereiſte Würze — **

wofür wir Gewürze ſagen und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erſte Art, beſonders im höhern Styl, beybehalten.

Gott ſey Dank für meinen Schmack ꝛc. ***

für Geſchmack; deßgleichen auch Ruch für Geruch. ****

Wer der Arbeit Mark will nießen ꝛc. †

für genießen. So auch Hirn für Gehirn,

---

* Sinngedicht 2470. ** Sinngedicht 403.

*** Sinngedicht 1725. C. 2. 8, 26

**** Sinngedicht 1727 und 1148. † (II. 78.)

(welches noch üblich iſt) linde, für gelinde, Sang für Geſang,* bracht für gebracht ꝛc. Mit der Anfangsſylbe be verfährt er oft auf gleiche Weiſe. Z. E. ſonders für beſonders:

> Ein ſonders Lob iſt dieß, daß einer Lobens werth ꝛc. **

müht für bemüht ***, hauſen für behauſen, mir liebet für mir beliebet ꝛc.

Und ſo viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialſprache unſers Dichters; einzelne wird man in dem nachſtehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl ſehen, daß unſere Abſicht weder hier noch dort geweſen iſt, alle Eigenthümlichkeiten der Schleſiſchen Mundart damit zu erſchöpfen. Sie kommen bey unſerm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie ſchon gedacht, nur diejenigen ausgeſucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unſre heutigen Schriftſteller vielleicht einigen Vortheil ziehen könnten.

⁂

---

* (IV. 101.) ** (III. 50.) *** (XI. 130.)

A.

Abgleichen; einen oder etwas abgleichen, referre. Sinng. 13.

Kinder — — —
Die des Vaters tapfern Sinn
Und der Mutter ſchönes Kinn
Lieblich werden abegleichen.

Ablangsrund, wofür wir itzt länglichrund, oval, ſagen. Sinng. 2410. wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie ſie damals geglaubt wurde:

Iſt der Erdkreis, wie man meynt, ablangs-
rund als wie ein Ey ꝛc.

Allengefallenheit ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Beſtreben allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκεια des H. Paulus auszudrücken.

Alter Zeit an ſtatt in alten Zeiten, vor Alters. (V. 102.)

Jakobs Stamm klagt alter Zeit
Ueber ſchwere Dienſtbarkeit.

Flemming ſagt:

„Die Freude mitte nehmen
„So ſich giebet dieſer Zeit ꝛc.

Nach eben der Art ſagen wir noch: ſtehendes Fußes, gerades Weges ꝛc.

Angeben, einen; in dem eigentlichſten Verſtande, für anfallen. Sinnged. 725.

Er ſteht viel feſter noch als feſte Zedern ſtehn,
Die Regen, Thau, Reif, Schnee, Froſt, Hitze wird angehn.

Angeſichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihm augenblicklich, in einem Augenblick, welches er dafür hätte ſetzen müſſen, zu proſaiſch dünkte. Sinng. 176.

Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angeſichts,
Wann Gott gebeut, zerſtäubt — —

Angler für Engländer. Sinng. 2512. Man hat geglaubt, das Wort Engliſch ſey das einzige Adjectivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in Engländiſch verwandeln wollen: Angliſch aber, oder wie wir es nunmehr ausſprechen, Engliſch, kommt von unſerm alten Worte Angler eben ſo natürlich her, als Franzöſiſch von Franzoſe, Holländiſch von Holländer, Italieniſch von Italiener u. ſ. w. Im Fall der Zweydeutigkeit könnte man es freylich wohl in Engländiſch verwandeln, wie man die Franzoſen aus eben der Urſache zuweilen in die [illegible]nzöſiſche Nation zu verwandeln pflegt.

Anſprengen einen, für anfallen; eine Redensart, die von den Ritterübungen hergenommen iſt. Sinng. 2790.

Eiſen ſchützet zwar den Mann,
Wenn Gewalt ihn ſprenget an ꝛc.

Anſtand, Waffenanſtand; beides iſt unſerm Dichter ſo viel als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht beſſere Waffenſtilleſtand (XIII. 4.). In der Metapher wenigſtens wird Anſtand ſich weit ſchicklicher ſagen laſſen, als Waffenſtilleſtand. Z. E.

> Anſtand kann zwar manchmal auch mit der Krankheit ſeyn,
> Aber Friede will ſie nie mit ihm gehen ein.

Für Aufſchub iſt es noch überall in den Redensarten ohne Anſtand, Anſtand nehmen, im Gebrauche.

Arzung. Wir haben dieſes Wort mit Unrecht untergehen laſſen, denn wir haben kein anderes an ſeiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden geſagt werden; und die Curirung, die Geſundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit alſo, in ſo ferne ſie das Werk des Arztes iſt, wie ſoll man ſie beſſer nennen, als Arzung? Erſte Zugabe 24.

Aufgehebe, das; ein Kunſtwort der Klopffechter, worunter ſie alle die Ceremonien und Fechterſtreiche verſtehen, mit welchen ſie ihren Kampf beginnen. Dieſe Bedeutung muß man wiſſen, um das 2624te Sinngedicht unſers Logaus über die Gicht zu verſtehen:

> Was man auch der Gicht immer Schuld gleich gebe,
> Iſt ſie fechtriſch doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kömmt auch der ſprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen; den man eigentlich nur von unnöthigen, pralerhaften Vorbereitungen brauchen ſollte. Weil man aber nach und nach dieſe wahre Ableitung vergeſſen, und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben ſey nach dem lateiniſchen extollere (*laudibus*) gemacht worden, (gleichwie man erheben für loben, wirklich darnach gemacht hat) ſo hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, eine Pralerey überhaupt damit verbunden.

Augſt für Auguſt. Zweyte Zugabe 216, wo der Dichter von einem Fuchsſchwänzer ſagt:

— — — Spricht wo ſein großer Mann:
Mir iſt gewaltig warm: ſo trocknet er die Stirne,
Eröffnet ſein Gewand, entdecket ſein Gehirne;
Obſchon für grimmen Froſt des Daches Nagel ſpringt.
Spricht jener: Mir iſt kalt; obgleich die Tropfen zwingt
Die Hitz aus ſeiner Haut, ſo wird er dennoch zittern,
Und ließ ihm auch im Augſt ſein Kleid mit Füchſen füttern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod: weil er allen Unterſchied unter den Menſchen aufhebt. Sinngeb. 1806.

B.

Baar, 1. für bloß, leer. Sinng. 1721.
— — iſt an Ehr und Namen baar.

2. für barfuß, unbeſchlagen. Sinng. 1513.

> Polſche Pferde gehen baar, pohlſche Leute gehn beſchlagen ꝛc.

Bach, eine. Logau macht dieſes Wort durchgängig weiblichen Geſchlechts. Sinng. 1267.

> Der Zorn iſt eine volle Bach.

Auch Opitz, Tſcherning, Flemming ſagen die Bach.

Bankart, Bankind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Man ſehe, wie Logau Sinng. 975. die verſchiedenen Benennungen ſolcher unehelichen Kinder ordnet:

> Ein wohlbenamtes Volk ſind gleichwohl Hurenkinder!
> Bey Bauern heißt man ſie zwar ſo nichts deſto minder;
> Bey Bürgern beſſer noch, Bankart; und im Geſchlechte
> Der Edeln, Baſtarte; und Beyſchlag auch Unächte
> Bey Fürſt und Königen.

Allein es iſt falſch, daß ſonſt kein Unterſchied unter dieſen Wörtern ſeyn ſollte. Bankart heißt jedes Kind, das außer dem Ehebette, welchem hier die Bank entgegen geſetzt wird, erzeugt worden. Baſtart aber hat den Nebenbegriff, daß die Mutter von weit geringerm Stande, als der Vater, geweſen ſey; ja dieſer Nebenbegriff iſt bey den mittlern Schriftſtellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabey zugleich auf eine unehliche Geburt ſollte geſehen werden. Beyſchlag klingt ziemlich nach der Stutterey. Unächte Kinder glaubt man itzt weit ſeiner natürliche Kinder nennen zu können; welche Benennung, nach Logaus Zeiten, aus der franzöſiſchen in die deutſche Sprache gekommen iſt. In dem ſo genannten Heldenbuche kommt ein altes Wort vor, welches hieher gehort, und der Wiedereinführung vollkommen würdig iſt: **Kebskind**. (Auf dem 49ten Blatte der Ausgabe von 1560)

„Sie ſagten ſeltzam Märe
„Wol auf den werden Mann,
„Wie er ein Kebskind were
„Und möcht kein Erbe han.

Barmherzigkeit und **Erbarmung** unterſcheidet Logau in der Aufſchrift des 23ten Sinngedichts im V Buche. Erbarmung iſt ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bey der Pein eines andern empfinden: Barmherzigkeit aber iſt ihm weit mehr, nehmlich die thätige Bemühung, eines andern Pein zu wenden.

Bedurft, Lebensbedurft, Sinng. 507. wofür wir jetzt Lebensnothdurft ſagen.

Befahren, ſich: für befürchten. Sinng. 38. iſt noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwert hievon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele Befahren; anſtatt, die Beſorgniſſe meiner Seele. Ueberhaupt findet man in den Schriften dieſes Dichters und ſeiner übrigen Landesleute viele dergleichen nachdrückliche Wörter, von gutem altem Schrot und Korne, die den meiſten Provinzen Deutſchlands fremde geworden ſind und ſich in der Schweiz am längſten erhalten haben.

Begünſten. Sinngeb. 2477. wofür wir itzt, etwas wohlklingender, begünſtigen ſagen.

Belieb, das. Sinng. 545.

> Die Bibel, Gottes Wort, iſt mein Belieb
> im Leben ꝛc.

Belieben (I. 71.) ſcheint unſerm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verſtärken. Eben ſo ſagt er (IX. 104.) beherzen und beküſſen. Auch finden wir dieſes Wort mit belachen verbunden: beleben und belachen..

Be moll überſetzt Logau: Das gelinde Be. Sinng. 1366. Ein Kunſtwort, welches eingeführt zu werden verdienet, weil wir uns ſonſt mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das; für die Bequemlichkeit. (XI. 25.) An einem andern Orte finden wir das Luſtbequemen.

Beſcheinen etwas, ihm einen Schein, einen Anſtrich geben. Zweyte Zugabe 72.

> Wenn böſe Weiber ihre Tücke wollen beſcheinen,
> So wiſſen ſie kein beſſers Mittel, als das Weinen.

Beſinnen, dieſes Zeitwort, welches ſonſt nur ein Reciprocum iſt, braucht Logau als ein bloſes Activum; da ihm denn etwas beſinnen ſo viel iſt, als ſeinen Scharfſinn an etwas zeigen, worauf ſinnen und es durch das Sinnen herausbringen. excogitare. Anhang 254.

O Lieber, wie viel iſts, das ich pflag zu beſinnen?
Geh, zähle mir die Stern, und menſchliches Beginnen!

An dieſem Orte heißt es ihm ſo viel als Sinngedichte machen. Wir finden dieſes Wort in eben dieſer thätigen Bedeutung auch beym Flemming:

„Die Geſellſchaft ſprach ihm zu:
„Damon, was beſinneſt du?

Beſitzen, ſich worauf ſetzen. (VII. 74.)

Redlich will ich lieber ſchwitzen
Als die Heuchlerbank beſitzen.

Beſonnenheit; das Gegentheil von dem gebräuchlichern Unbeſonnenheit. Anh. 174.

Beſtand, der; für Beſtändigkeit. (III. 88.) und Sinng. 211.

— Hoffnung kriegt die Kron,
Und Beſtand den rechten Lohn.

Beſtehen; 1. Als ein Neutrum, für ſtehen bleiben, ſtecken bleiben. Sinng. 946.

— — — im Rücken
Beſtund der heiße Pfeil ꝛc.

2. Als ein Adjectivum. Etwas beſtehen heißt alsdann ſo viel als einem Dinge Stand halten, es ausſtehen. Im Heldenbuche leſen wir es ſehr oft: und auch in der Geſchichte des Ritters Don

Quixotte von Mancha kömmt der Ausdruck ein Abentheuer beſtehen, häufig vor. Logau ſagt: (XIII. 11.)

Nähmen wir wohl eine Welt und beſtünden noch einmal
Was bisher uns dreyßig Jahr zugezählt an Noth und Quaal?

Und Opiz:

„Sie wiſſen allen Fall des Lebens zu beſtehen.

Beſtillen, für ſtillen: das Be verſtärkt die Bedeutung, wie wir unter Beliebeu angemerket haben, Sinng. 2135.

Durſt und Hunger ſind die Mahner, die man nimmer kann beſtillen:
Morgen kommen ſie doch wieder, kann man ſie gleich heute füllen.

Beyſchub, Hülfe, Vorſchub. (XI. 112,)

Prochus rufet ſeinen Freund in der Noth um Beyſchub an ꝛc.

Bieder, rechtſchaffen, nützlich, tapfer. Wir laſſen dieſes alte, der deutſchen Redlichkeit ſo angemeſſene Wort muthwillig untergehen. Friſch führt den Paſſionsgeſang: O Menſch, bewein dein Sünde groß ꝛc. an, worinn es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unſers Logaus in dieſer Abſicht anführen (III. 37.)

Wer gar zu bieder iſt, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er iſt, kömmt ſelten höher an.

Biedermann iſt zum Theil noch üblich. Bey ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Compoſita; als Biederweib (V. 6.)

> Ein Biederweib im Angeſicht, ein Schandſack in der Haut
> Iſt manche —

desgleichen Biederherz, (V. 20) Biederweſen, Sinng. 761. Biederſinnen, Sinng. 2110.

> Werther Freund, du lieber Alter, alt von alten Biederſinnen,
> Alt von Jahren, Witz und Ehre —

Und welch ein vortreffliches Wort iſt nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendiſchen König Anthyrus vorkömmt:

> „Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre?

Biederlob iſt hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält. In den Fabeln des von Riedenburg finden wir auch das Hauptwort hievon, Biederkeit.

> An Eren und an Biderkeit.

Bilderbogen. So nennt Logau den Thierkreis. Erſte Zugabe 201.

Bindlich. 1. Als ein Beywort, ſo viel als verbindlich, verbunden: Sinng. 2448. einer Frau bindlich werden. 2. Als ein Nebenwort, ſo viel als ſtricte: (III. 9) ſich bindlich wozu erklären.

Blaſſen; pallere, palleſcere: als ein Activum. (XIII. 10.)

— — — röthen
Was Todtenaſche blaſſet.

2. als ein Neutrum (IX. 76.)

Der iſt nicht alleine bleich,
Wer nicht ſatt iſt und nicht reich;
Großes Gut und ſtetes Praſſen
Macht vielmehr die Leute blaſſen.

Blick, für Augenblick. Sinng. 365.

— — Du achteſt Gott ſo klein,
Und kannſt doch ohne Gott nicht einen
Blick nur ſeyn.

Blicklich, als ein Nebenwort; für, alle Augenblicke. Anh. 138.

— — — blicklich Kleider wandeln.

Und Flemming:

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,
„Die ihr blicklich hin müßt geben?

Blitzlich, geſchwinde wie der Blitz. Sinnged. 1131.

Menſch, vertraue keinen Stunden, weil ſie
nimmer ſtille ſtunden;
Du läufſt mit, und haſt dich blitzlich deinem
End entgegen funden.

Blößlich für bloß. Sinnq. 1498.

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will auf
Glücke blößlich harren ꝛc.

Bruch, braccæ, Hoſen (Plattd. Brooke) Sinng. 1573.

Trotzt mancher noch ſo hoch
So trifft er endlich doch
Für ſeine Füße Schuch,
Für ſeinen Sitzer Bruch.

Brunſt Sinng. 2164.

— — Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der ſüßen Liebe
Brunſt.

Und dieſes iſt auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewiſſer wilden Thiere zur Vermiſchung anzuzeigen; derjenigen nehmlich, welche dabey brüllen oder brummen. Unwiſſenheit und Nachläßigkeit haben dieſes Wort in Brunſt verwandelt, welches von brennen gemacht iſt; und haben dadurch Anlaß gegeben, mit dieſem letztern ſchönen und edeln Worte einen unzüchtigen und eckeln Begriff zu verbinden. Noch iſt es Zeit, dieſe nachtheilige Vermiſchung wieder abzuſchaffen. Brunſt heißt fervor, ardor, und bedeutet ſo wenig etwas übels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beywort erhalten kann. So ſagt z. E. unſer Logau: arge Brunſt, geile Brunſt ꝛc. Brünſtig aber, entbrünſten und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Opitz, Morhof ꝛc. in der beſten Bedeutung von der Welt. Friſch in ſeinem Wörterbuche ſchreibt zwar: „Brunſt ſagt man nicht „wohl von Wölfen, Luchſen und dergleichen, wie ei„nige Jäger thun; ſondern beſſer Brunſt.„ Allein man laſſe ſich nicht irre machen; denn Friſch hat hier offenbar unrecht; weil die Jäger von Wölfen und Luchſen weder Brunft noch Brunſt ſagen, ſondern beyde rollen oder ranzen laſſen. S. Döbels erfahrnen Jäger.

Brunſt; anſtatt Brand, Verbrennung, Feuersbrunſt, Sinng. 91. hat zur Ueberſchrift; die letzte Brunſt der Welt, und heißt:

Unſre Welt iſt ſchlägefaul,
Setzt ſich wie ein ſtätig Gaul.
Will ſie Gott zu Stande bringen,
Muß er ſie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Flut,
Dieſe Welt erfodert Glut.

Und Opitz ſagt:

„— — ſo viel Schriften — —
„Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunſt
„Zu dämpfen hat vermocht. — —

Bübeln. 1. betriegen, Unterſchleif machen. (X. 34.)

Wer im Geringen bübelt ꝛc.

2. wollüſtig ſcherzen; wovon ſich die gröbere Bedeutung noch in dem Ausdrucke huren und buben findet. (VI. 36.)

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückiſch Bübeln.

Buhlen. Von dieſem Zeitworte macht Logau die leidende Weiſe: gebuhlt werden. Sinnged. 1136.

> Denn der Buhler buhlt dem Buhler, buhlt und wird gebuhlt nicht minder.

Büttner oder **Bütner** für Böttcher. Sinng. 1530. das alte Wort heißt Buittin, ein hölzern Gefäß; Plattdeutſch: eine Bütte.

C.

Cärl; ſo ſchreibt Logau wofür wir itzt Kerl ſchreiben. Sinng. 672. Das ä hätten wir billig beybehalten ſollen, weil das alte gothiſche Wort Karle heißt.

D.

Dannen braucht Logau öfters für, von dannen. Z. E. Sinng. 895.

> Alle Flüſſe gehn ins Meer,
> Alle kommen dannen her.

So wie in den alten Fabeln:

> Dannan ſchied er mit Bitterkeit. —
> Der Tiep ſich balde dannan ſtal.

Degen. Logau braucht dieſes Wort in der alten Bedeutung, für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden. (XIII. 10.)

> — — — Ihr Poeten,
> Der Tod kann keinen nöthen,
> Den ihr und eure Sinnen
> Nicht laſſen wollt von hinnen.

Die alten kühnen Degen
Gehn noch auf unſern Wegen;
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen ſinken nieder.

Dieſe Bedeutung war alſo zu ſeiner Zeit noch bekannt. Bey viel ſpätern Schriftſtellern wird man ſie ſchwerlich finden. Denn ohngefähr dreyßig Jahr darauf mußte ſie Sandrart bereits ſeinen Leſern in einer Anmerkung erklären. (S. der deutſchen Akademie zweyten Haupttheils, erſte Abth. S. 42.)

Demmen. Dieſes Zeitwort braucht Logau, dem erſten Anſehen nach, in zwey ganz verſchiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm ſo viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft ſchnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es ſchlemmen, praſſen. Anh. 228.

In vollem Sauſe leben, nur ſchlemmen, demmen, zehren,
Iſt hofemäßig. Sorgen, woher es zu gewehren,
Damit ſind ihre Köpfe mit nichten zu beſchweren.

Friſch hat die erſtere Bedeutung gar nicht, und aus der zweyten macht er ein beſonderes Wort, das er vor ſich, und nicht unter Demmerung anführet. Es ſind aber beide Bedeutungen ſo verwandt, daß auch mit der zweyten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden. Der Spate in ſeinem Sprachſchatze ſagt ſehr wohl: Demmen proprie eſt, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam & helluationem transferri coepit.

Denken. Logau macht hievon ein unperſönliches Zeitwort: es denkt mich, memini. Sinng. 84.

Es denkt mich noch ein Spiel bey meinen
jungen Jahren.

Wir erinnern, im Vorbeygehen, daß man einen Unterſchied machen konnte unter **denken**, cogitare, und unter **gedenken**, recordari. Doch der Unterſchied iſt ſchon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

Deube, die; für Diebſtahl. Sinng. 2808.

— — Keine Deube bleibt verhohlen.

Drang, der; für Drangſal. Sinng. 2835.

Der Drang, den Krieg uns that ꝛc.

Einem allen Drang anthun ſagt man noch hin und wieder in der gemeinen Rede.

Druden, die; wofür wir itzt Druiden ſagen. Man ſehe die oben unter Degen angezogene Stelle.

Dupelmann; ein von unſerm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das Engliſche double-dealer ſehr eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es, nach unſerm jetzigen Dialekte, in Doppelmann verwandelte. Sinng. 1103.

Die ſich ließen ſchreiben ein
In den Biedermannesbund,
Da kein Dupelmann nie ſtund.

Er ſcheint es in dem 1226ten Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

> Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch hat duples Herze:
> Denn er führet duple Sinnen; ſagt im Ernſte, meynt im Scherze.

Jezt ſagen wir dafür Zweyzüngler, Doppelzüngler.

Durchſchnitt. Mit dieſem Worte hat ſchon unſer Logau das undeutſche Profil überſezt; und zwar eben da, wo wir es ſelten oder gar nicht brauchen. Denn wir ſagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Geſichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat. Erſte Zugabe 183.

> Große Herren, wenn ſie blind, daß ſie Maler gerne zahlen,
> Pflegen nach dem Durchſchnitt ſie, oder ſchlafend ſie zu malen.

E.

Eiſere, der, die, das; ſo viel als ſcharf, beißend. Unſer Dichter ſagt Sinng. 1534. eiſere Lauge. Der häufige Gebrauch der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hievon, nehmlich des Wortes Eiſer, zelus, iſt ohne Zweifel an dem Untergange dieſes Beywortes Schuld.

Eignen, für geziemen. Sinng. 777.

> Mit Verluſt des guten Namen einen guten Freund erkaufen,
> Eignet nicht den weiſen Leuten.

Er ſagt auch auf die unperſönliche Weiſe: es eignet ſich, für es geziemt ſich. Sinnged. 1771. So ſagt man auch noch im gerichtlichen Styl: wie es einem treuen Anwalde ꝛc. eignet und gebühret.

Eitel, als ein Nebenwort für nichts, als (I. 3.)

Emſe ſchreibt Logau anſtatt Ameiſe. Sinng. 761.

Wohl indeſſen dem, der dort lacht, und ſchaut die Emſenhaufen,
Drinnen um das eitle Nichts kriegen, ſteigen, dringen, laufen;
Unbedachte Menſchenſchwärme!

Wie von dem alten Worte Erbeiß, Erbſe; ſo iſt von dem ältern Emeiß, Emſe entſtanden. Man hat auch vor Zeiten Ambeiz geſchrieben, und daher iſt Ameiſe gekommen. Emſe wäre noch immer ein ſehr bequemes Wort für die deutſche Proſodie.

Ent; mit dieſer Sylbe fängt Logau verſchiedene Wörter an, die ſich ſonſt mit em anfangen. Er ſagt z. E. entpor anſtatt empor. Sinng. 1257. Desgleichen entfinden anſtatt empfinden. Sinngeb. 1390.

Als bald ein neues Kind
Die erſte Luft entfindt,
So hebt es an zu weinen.

Enthalten, ſich; anſtatt ſich aufhalten. (XII. 102.)

Immer fragten wir nach Neuem, weil ſich Krieg bey uns enthalten ꝛc.

Entjungferung, die. Sinnged. 1672. und entjungfern. 2586.

Blumona ward entjungfert: da ſolches
war geſchehen,
Verſchwur ſie Haut und Haare, ſie hätt
es nicht geſehen.

Entſchlieſſen, für entſchließen. Sinng. 610.

Wer vom Herzen Gott entſchleußt ꝛc.

Entwerden, für Entkommen, davon fliehen. Sinng. 1209.

— — Wer entwerden kann iſt froh.

Er, das: und das Sie. Man ſehe in welchem ſenſu nupto Logau beides braucht. Sinng. 2776. Auf den Mollis.

Dein Weib iſt dir kein Weib, und du biſt
ihr kein Mann:
Wie daß das Er nicht ihr, Sie dir gewach-
ſen an?

Erarnen; ſo viel als erwerben. Sinng. 966.

So wirſt du dorten Glanz, und Segen hier
erarnen.

Das Heldenbuch hat an einem andern Orte von Chriſto:

„— — der mich hat
„Hoch an dem Kreuz erarnet.

Erdegeiſt, ein poetiſches Wort, für einen Geiſt der am Irdiſchen klebt. Sinng. 3.

Billig! denn ſo hohe Sinnen
Müſſen andern Dank gewinnen,
Als ein kriechend Erdegeiſt.

Erdiſch, wofür wir itzt irdiſch ſagen. Sinng. 2212.

Erkunden. (XI. 121.)

Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken? ꝛc.

Erluſten. Anhang 76.

In der Jugend zum erluſten, in dem Alter zum erlaben
Sind die Weiber —

Ernüchtern; nüchtern werden. (XII. 60.)

Gottes Werk hat immer Tadel. Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Dieſem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

Ersitzen
p. 120

Erſtecken braucht Logau für: machen daß etwas erſtickt. Sinng. 1275. Liebe erſtecken; und (X. 90.) Krieg erſtecken.

Erſtrecken; als ein Activum für erweitern, ausdehnen, machen daß ſich ein Ding weiter erſtreckt. Bey Gerichten kömmt es in dieſer thätigen Bedeutung noch überall vor. Man ſagt z. E. Man will zwar dieß Geſetz auch dahin erſtrecken; allein ꝛc. Und unſer Logau ſagt: (XI. 47.)

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erſtrecken,
Weil ſie, was durch dreyßig Jahr Krieg verübt, ſoll alles decken.

Einer unſrer lyriſchen Dichter hat dieſe veraltete Bedeutung ſehr ſchön wieder erneuert, wenn er in ſeiner Ode an das Glück ſagt:

„Wenn kein Ruhm, — —
„Wenn kein Gold mein Lebensziel erſtrecket,
„Wenn ich nicht vergnügter küſſe:
„Was vermiß ich, wenn ich dich vermiſſe?

Siehe auch Strecken.

Erwarmen, auf etwas; auf etwas hitzig werden. Sinng. 803.

— — die manchmal ſo erwarmen
Auf unſer Gut und Blut. —

Erwinden, ſich; ſo viel als ſich unterſtehen, ſich unterwinden. Anh. 62.

— — wenn wir Diener uns erwinden.

F.

Feber ſchreibt Logau anſtatt Fieber. Sinng. 2589. und anderwerts, doch nicht überall.

Febel p
148

Feuerſpiegel nennt Logau, was wir itzt Brennſpiegel nennen. Anh. 159.

Feulen oder faulen; für müſſig ſitzen, faullenzen. Sinng. 1933.

Feyern von etwas; ſo viel als, (wie er ſich Sinng. 1120. ausdrückt) von etwas müſſig werden, damit aufhören. Sinng. 114.

Allein es kömmt dazu, daß endlich ſelbſt
ſein Fuß,
Hoch in der Luft, vom Treten feyern muß.

Sie ſind feyrig, ſagt man noch an einigen Orten von den Handwerksgeſellen, die keine Arbeit bey Meiſtern haben. Luther gebraucht einmal den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum feyern; welches vollkommen das ſagt, was der Franzoſe durch faiter quelqu'un ausdrückt.

Filzigkeit, die; ſchändliche, ſchmutzige Kargheit. Sinng. 2127.

Findlich, was zu finden iſt. (V. 39)

Ob nur einer findlich wäre ꝛc.

Flammenſchütze; ſo nennt unſer Dichter den Amor. Sinng. 2448.

Freund, der kleine Flammenſchütze hat das
dritte Freudenfeuer
Angeflammt in deinem Herzen.

Flitte, die. Sinng. 644.

Des Nero Meiſtern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie ſein Geblüte ꝛc.

Flitte bedeutet ein Inſtrument, womit die Ader gelaſſen wird. Einige wollen, daß es aus dem Griechiſchen Phlebotomum zuſammen gezogen ſeyn ſoll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu ſeyn, welches einen Pfeil bedeutet, und woven das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche iſt. Uebrigens iſt dieſes weder die Lanzette, noch der Schnäpper; ſondern es iſt das alte deutſche Laßeiſen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbeſſert und dadurch zu dem ſo genannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heiſters Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinng. 2162. hat Logau den Pluralis von dieſem Worte, der ſonſt ſelten oder gar nicht, vorkommt; die Flüchte.

— — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, ſich zu einem; ſo viel als ſich mit einem befreunden. Sinng. 74.

Frevelich. So macht Logau dieſes Wort; ſo muß es gemacht werden: und das izt gebräuchliche freventlich taugt eigentlich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bey unſern alten Schriftſtellern alles, was in der Hitze einer gewaltſamen Leidenſchaft geſagt oder gethan wird. Sinng. 1715.

Gewalt iſt wie ein Kind: wo nicht Verſtand ſie leitet,
So ſtürzet ſie ſich ſelbſt, weil ſie zu frevlich ſchreitet.

Frevlerplan, der; ein altes poetiſches Wort für, die Bahn der Frevler. Sinng. 761.

Will nicht wider Recht und Zucht, treten auf den Frevlerplan.

Frommen, einem; einem nützen. Anh. 52. und öfter.

Froſch, der; heißt bey den deutſchen Wundärzten die mit Materie angefüllte Geſchwulſt, die, öfter bey Kindern, als bey Erwachſenen, unter dem vorderſten Theile der Zunge, bey den Froſchadern entſtehet. Lateiniſch ranula. Logau nennt ſie daher in der Ueberſchrift des 74ſten Sinngedichts unſers eilften Buches, eine Kinderkrankheit.

Udus wird gewiß den Froſch unter ſeiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas naſſem laben.

Führen, eine Perſon; eine Perſon ſpielen. (IX. 75.)

Die Perſon die ich itzt führe auf dem Schauplatz dieſer Welt ꝛc.

Fürlieb. (VIII. 17. Es ſagt Logau allezeit, wofür wir itzt faſt durchgehends vorlieb ſagen, wider unſere eigene angenommene Regel: daß nehmlich für allemal pro bedeuten ſolle.

Fußgicht, die; das Podagra. Anh. 90.

Wer zum Tiſchtrunk Fiſchtrunk nimmt,
Selten dem die Fußgicht kömmt.

So auch Darmgicht, ileus. (I. 9.)

G.

Gach; præceps, properus. Auch dieſes den alten ſchwäbiſchen Dichtern ſehr übliche, und uns nur noch in dem zuſammengeſetzten Jachzorn überbliebene Wort, kömmt zweymal bey unſerm Logau vor 2 Zugabe 90.

Die Magd, die ſtieg aufs Heu, der Knecht, der ſtieg ihr nach;
Sie ward gar ſehr erhitzt, zur Rache ward ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart iſt hier alt, und eben dieſelbe, wie ſie bey dem von Niedenburg (Fab. 69.) vorkömmt, wo es von dem tückiſchen Hunde heißt:

Wenne er gebeis, ſo wart im gach
Ze fluchte.

Præceps ſe in fugam dabat.

In der zweyten Stelle des Logau bekömmt gach noch die Nebenbedeutung der Unbedachtſamkeit, als welche

che mit der Eilfertigkeit und Hitze verbunden iſt. 1. Zugabe 165.

Die Deutſchen ſind nicht männiſch mehr, thun Kindern alles nach,
Die, wenn ſie etwas neues ſehn, thun tödlich, dumm und gach.

Gaden, der, heißt bey unſerm Dichter ſo viel als der Laden, das Gewölbe des Kaufmanns. 1 Zugabe 168.

Dieſe Waar iſt nicht die beſte die im Gaden vornen leit ꝛc.

Aeltere und andere doch in der Hauptſache übereinkommende Bedeutungen findet man bey dem Schilter, Wachter ꝛc.

Gebette, das; Brautgebette. Sinng. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette, oder Unterbette ſeyn; ein Gebette aber bedeutet alle dieſe einzelnen Stücke, die ein vollſtändiges Bette ausmachen, zuſammengenommen.

Gebruch; Mangel, von dem Zeitworte gebrechen, mangeln. Sinng. 2141.

Cominäus iſt, ihr Fürſten, euer Katechismusbuch:
An dem Grunde wohl zu herrſchen, iſt bey ihm faſt kein Gebruch.

Gedenkkunſt, die; ſo nennt Logau die Kunſt das Gedächtniß zu ſtärken, und ihm durch natürliche oder künſtliche Mittel zu Hülfe zu kommen; dergleichen Lullus, Kircherus und andere geſchrieben. Sinng. 2717.

Gedieg, ein Hauptwort, wovon wir noch das Beywort gediegen behalten haben. Sinng. 1678.

Geld- Luſt- und Ehrengeiz macht daß die ganze Welt
So arm iſt am Gedieg, und nichts von Heil behält.

Geding, das. Daß dieſes Wort auch ſo viel heiße als Hoffnung, Vertrauen, zeigt Wachter, und führt unter andern einen alten Kirchengeſang an, wo es in dieſer Bedeutung vorkomme. Jn den oben angeführten Fabeln des von Riedenburg heißt es: (Fab. 32.)

Guot gedinge ſullen haben
Jung, alt — — —
Guot gedinge machet das,
Das der geniſet der ſiech was.

Jn folgender Stelle unſers Dichters ſcheint dieſe Bedeutung gleichfalls Statt finden zu können. Sinngeb. 1103.

Ach es wolle dieſem Ringe
Gern verpflichtet das Gedinge,
Daß er ſteh zu ſicherm Pfande
Eurem Glück und Segensſtande.

Doch wollen wir nicht leugnen, daß der weitläuftige ſenſus forenſis dieſes Worts nicht auch noch eine andere Erklärung darbieten konnte, es kann hier nehmlich ſo viel heißen als: das Gelübde.

Geböne, das; ſo viel als Geſpötte. 1 Zugabe 51.

An der hohen Häupter Seite, ſtehen graue Häupter ſchön:
Dennoch ſind izt hohen Häuptern graue Häupter ein Gchön.

Geloſen; ſo viel als los werden. Sinng. 1237. und anderwerts.

Man ſteißt ſich izt den Bart vom Maule zu geloſen ꝛc.

Gemahlinn, die. Dieſes Wort war ſchon zu unſers Dichters Zeiten im Gebrauch; und auch damals ſchon maaßten es ſich geringere Leute an. Sinng 2442.

Vitus nennt ſein Weib Gemahlinn. Billig! weil ſie ſich ſo malt,
Daß um Weißes und um Rothes jährlich ſie viel Thaler zahlt.

Gemein und gemeinlich als ein Nebenwort, für meiſtentheils, insgemein; kömmt ſehr oft vor; als Sinnged. 1154.

Was Pelops, Attalus und Kröſus ſchwangre Kaſten
Von Golde, Geld und Gut vor Zeiten in ſich faßten
Nüzt nur ſo viel, daß der, der gar zu viel drauf denkt,
Den Leib gemein an Baum, die Seel an Nagel henkt.

und Sinng. 1136.

Buhler ſind gemeinlich Blinde ꝛc.

Gemerke, für Merkmaal, Merkzeichen. (X. 25.)

Daß der Sinn es redlich meyne, haben wir
nur Ein Gemerke ꝛc.

Genoſt, der; ſocius. (I. 32.)

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß ꝛc.

Gerne. Durch Vorſetzung dieſes Nebenworts macht Logau ein zuſammengeſetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle und fruchtloſe Beſtreben ausdrückt, das die Engländer durch das angehängte would-be ausdrücken: z. E. a Merchant-would-be, a Politik-would-be. Auf dieſe Weiſe ſagt er nicht allein ein Gernegroß, welches noch üblich iſt: Anhang 212.

Bardus ſtrebt nach groſſem Namen, iſt
von allen Gaben bloß:
Dieſes kann man ihm wohl gönnen, daß er
heiße Gernegroß.

Sondern er ſagt auch ein Gerneklug: Sinng. 257. wo von der thörigten Pralerey, fremde Wörter in die deutſche Sprache zu mengen, die Rede iſt,

— — — das andre wird genommen
So gut es wird gezeugt und auf die Welt
iſt kommen
Durch einen Gerneklug, der, wenn der Geiſt
ihn rührt,
Itzt dieſes Pralewort, itzt jenes raus gebiert.

Gieben; ſo viel als das gemeine giebſen, oder das plattdeutſche gappen. 1 Zugabe 201.

Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach
Endlich mehr kaum konnten gieben.

Tſcherning ſagt dafür geufzen. Siehe deſſen Frühling deutſcher Gedichte S. 8.

— — das herzensweche Seufzen
„Macht mich ſo laß und matt, daß ich auch
kaum kann geufzen,“

Gnadſelig; ein gnadſeliger Diener iſt unſerm Dichter der, den der Herr mit ſeinem ganzen Vertrauen begnadiget hat. (II. 11.)

Graskrone. Dieſes Wort iſt die Ueberſchrift des 50ten Sinngedichts im IX Buche, und fängt an:

Der ſein Vaterland errettet, dieſen krönte
Rom mit Gras.

Allein der Dichter muß ſich hier geirrt haben. Wir wenigſtens können uns keines Scribenten erinnern, der uns berichtete, daß man jemals in Rom dieſe oder eine andere große That mit einer dergleichen Krone belehnt habe. Vielleicht hat er die coronam civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des Vaterlandes, ſondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet hatte, von dieſem erretteten Bürger geſchenkt wurde.[*] Sie war auch nicht von Gras, ſondern von Eichenlaube. Morhof überſezt (Gedichte S. 399.) dieſe coronam civicam nicht übel durch Bürgerkranz.

Grau, der; der Eckel. (II. 84.)

Greiner. Greinen heißt ſo viel als winſeln, klagen, weinen, jammern; und einer, der dieſes oft und ohne Urſache thut, ein Greiner. Sinnged. 1622.

Vor Zeiten ſtunden Junge den Alten höflich auf;
Jtzt heißt es: Junger ſitze, und alter Greiner lauf!

Greis; als ein Beywort, für grau. Sinng. 785.

Ein Künſtler, glaub ich, iſt, der Schwarzes färbe weiß:
Das Alter kann die Kunſt, färbt ſchwarze Haare greis.

Großmuth, der; ſagt Logau nach der Analogie der Wörter Muth, Hochmuth. Sinng. 1171.

Grün; für friſch, geſund. Sinng. 2784.

Ein grüner Mann, ein rothes Weib, die farben wohl zuſammen,
Sie ſind geſchickt im Waſſerbau zu ziehen wohl die Kammen.

Gumpen; muthwillig ſpringen, hüpfen, tanzen. Sinng. 453.

Ein Kalb ſcherzt, gumpt und ſpringt ꝛc.

Wachter führt bey dieſem Worte weiter nichts an, als das griechiſche κομπεῖν, ſtrepitum edere *jactu pedum*, (von welcher Bedeutung, nehmlich in Anſehung des jactu pedum, er uns noch dazu den Währmann ſchuldig geblieben iſt,) und ſetzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es iſt zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italiäniſche gamba und gambata, welches man von dem lateiniſchen gamba, und dieſes von dem griechiſchen καμπτω herleitet, beygefallen. Auch die Franzoſen haben daher ihre gambade und und ihr regimber gemacht, welches mit dieſem gumpen ſehr viele Aehnlichkeit hat.

Gunſt; den ungewöhnlichen Pluralis von dieſem Hauptworte hat Logau in der Ueberſchrift: der Weg zu Gunſten. (III. 55.)

Güteln; dieſes Zeitwort kömmt im VIII Buche, im 66ten Sinngedichte vor:

> Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen?
> Kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Wie betteln von Bitte gemacht worden, ſo ſcheint güteln von gut, oder vielmehr von Güte entſtanden zu ſeyn. Friſch hat das ähnliche Zeitwort guckeln, welches er aber von gucken herleitet, und durch aſpicere aliquem more mendicorum eleemoſynam expectantium, erkläret.

H.

Hahnen, einen; einen zu Hahnrey machen. Sinngeb. 179.

> Die neue Welt iſt fromm, und frömmer als die alte.
> Sie darf nur acht Gebot, die ſie im Leben halte;
> Denn Ehbruch, Diebſtahl bleibt; man hahnet nur die Leute
> Und macht, was uns gefällt, nach Krieges Art, zur Beute.

Dieſes Zeitwort würde man mit gutem Grunde Friſchen entgegen ſtellen können, welcher Hahnrey für kein Compoſitum will gelten laſſen, ſondern es von dem italieniſchen Cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt. Sinngeb. 1257. wo der Dichter von den Wangen ſchöner Mädchen ungemein anakreontiſch ſagt:

> — — — hier iſt das flache Rund
> Drum Zephyrus ſpielt her, darauf Cupido ſtund,
> Und ſich um einen Weg für ſeinen Pfeil umſahe,
> Und dachte, wie ein Wild für ſeine Küch er ſahe
> Mit ſeinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,
> Mit Roſen wohl verhägt, wenn er die Jagd beſtallt.

Hauptgut, ſagt unſer Dichter ſehr oft, und ſehr wohl anſtatt des undeutſchen Capital; als Sinng. 1326.

> Noch Hauptgut, noch die Zinſen darf igt ein Schuldner gelten.

Tſcherning (Frühl. S. 69.) ſagt Hauptgeld:

> „Das Hauptgeld bleibet ſtehen, ihr ſtreicht die Zinſen ein.

Hauſinnen, die; ſo nennet man in Schleſien Miethsleute von der niedrigern Gattung. Sinng. 952.

Wenn, Jungfern, eure Flöh, die ihr habt zu Hausinnen,
Was ſie gehört, geſehn, vermelden ſollten können,
Wie mancher fragte ſie, der Luſt zu freyen hat,
Eh als den beſten Freund, um einen treuen Rath.

Und Sinng. 2050.

Jedermann hat zu Hausinnen ꝛc.

Hebelbaum ſagt Logau, wofür wir itzt Hebebaum ſagen. Sinng. 2795.

Runcus iſt gewaltig ſtark, gäbe Bauern großen Nutz,
Könnten ihn zum Hebelbaum brauchen für das größte Klutz.

Hergeſippt; für entſproſſen, erzeugt. Sinng. 2379.

Fürſtinn von den Obotriten, einer deutſchen Heldenart
Hergeſippt ꝛc.

Deßgleichen hat er auch zugeſippt, für verwandt. (IX. 10.)

Herzlich, welches itzt nur ſo viel als ſehr bedeutet, nimmt Logau in ſeiner urſprünglichen Bedeutung für von Herzen, mit dem Herzen; nach der Analogie des Wortes mündlich:

Herzlich haſſen, mündlich lieben.

Hinſichern, ſich. (XIII. 11.)

Wenn ein redlich frommer Chriſt hin ſich ſichert in das Grab.

Ein Wort welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an dieſem Orte ungemein nachdrücklich iſt, indem es ſo viel ſagen will, als; der Chriſt, der itzt in der Welt nirgends ſicher iſt, begiebt ſich in ſein Grab hin, um daſelbſt gewiß ſicher zu ſeyn. Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterſchied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geſchmacke halten das Mittel, und gebrauchen ſolche Ausdrücke deſto ſeltener, je glänzender ſie ſind. Ein Poet muß ſehr arm ſeyn, der ſeine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzuſtützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig; ſo wie man das Gegentheil niederträchtig nennt. Sinnged. 117.

Wer will Pertunda ſtolz, hochträchtig auch wohl nennen?

Beym erſten Anblicke könnte man es für hochſchwanger nehmen; und es kann leicht ſeyn, daß unſer Dichter, der gar kein Feind von Wortſpielen iſt, auf dieſen Nebenbegriff mit gezielet hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

Er giebt genug an Tag, er muß ſie recht nicht kennen.
Heißt dieſes denn wohl ſtolz? Sie bleibet unten an,
Und duldet über ihr ſo leichtlich jedermann.

Uebrigens kann dieſes höchträchtig, in ſo fern es der Gegenſatz von niederträchtig iſt, einen analogiſchen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß ſolches nehmlich nicht von Hof Art, ſondern von hoch Fahrt gemacht und zuſammengezogen ſey. Auch ſcheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich Hochfahrt ſchreibt, Sinng. 1354. auf dieſe Etymologie zu zielen: welche dadurch außer allen Zweifel geſetzt iſt, daß wir in unſern älteſten Dichtern überall Hochfahrt leſen.

Höchlich, für hoch. Sinng. 2269.

Wer höchlich fallen ſoll, den muß man
hoch erheben.

Sich höchlich verwundern iſt noch im Gebrauche.

Honigthum; der Liebe Honigthum iſt die Ueberſchrift des 1174 Sinngedichts, welches wir unter Koſen anführen werden; und ein Wort, welches unſer Dichter zum Scherze gemacht hat, nach der Aehnlichkeit des Wortes Märtyrerthum u. a. m.

Huſche, die. Auch die Nachrichter haben ihre Kunſtwörter und dieſes iſt eines davon. Sinng. 2269.

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meynt man,
werd ans Holz noch kleben;
Sorgt drum ſelbſten, wie der Henker ihm
wird doch die Huſche geben.

Unſere Wörterbücher erkläten Huſche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anders, und zwar ſo etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geſchieht, giebt der Augenſchein. Denn warum dürfte Calvus ſonſt beſorgt ſeyn, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Huſche geben werde?

Man ſagt noch in der Sprache des Volks: ſich huſchen, einander bey den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieſer Sprache das Wort huſch als eine Interjection der Geſchwindigkeit: huſch! da war er weg. An dieſer Stelle bedeutet Huſche alſo den letzten Stoß, den der Uebelthäter bekömmt, und wobey ihn der Henker vielleicht beym Schopfe ergreiſt. Der Begriff der Geſchwindigkeit, welchen das Zwiſchenwort huſch hat, macht, daß eine Huſche auch in verſchiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns aus dieſer letzten Bedeutung beyläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieſer poſſierliche Schriftſteller braucht in ſeinem Gargantua zu verſchiedenen Malen das Wort Houſée. Er ſagt z. E. tumbant par une houſée de pluie. Seine Ausleger wollen, houſée ſey ſo viel als horée, und dieſes ſo viel als pluvioſa tempeſtas ad horam durans vel circiter. Dieſe Erklärung iſt offenbar gezwungen, und ſie würden ſie ſchwerlich gewagt haben, wenn ihnen unſer deutſches Huſche bekannt geweſen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutſch verſtanden habe, und in ſeinen Schriften hin und wieder deutſche Wörter affektire, iſt eine bekannte Sache.

J.

Jhrzen; mit einem in der zweyten Perſon des Pluralis reden. Es iſt dieſes die Ueberſchrift des 196 Sinngedichts im Anhange, worinn unſer Dichter dieſe unnatürliche Art zu reden verwirſt. Was würde er von uns, ſeinen Nachkommen, ſagen, die wir aus dem Jhr gar Sie gemacht haben?

Iſts deutſcher Art gemäß mit Worten ſo zu ſpielen?
Wir heißen Einen Ihr, und reden wie mit vielen.

Ein Glück für unſere Poeſie, daß ſie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man ihrzen ſagt, ſagt man auch duzen, erzen, ſiezen ꝛc.

Inner ſagt Logau öfters für in, innerhalb. (VIII. 98.) Er hat ſein Grab inner einem frommen Raben. (VI. 6.) Sie geht inner Gold und Seide her. Desgleichen (V. 11.) inner dem Magen.

Inſelt ſchreibt Logau, der Ausſprache ſeines Landes gemäß, wofür wir itzt Inſchlitt und Unſchlitt ſchreiben. Sinng. 1338.

K.

Kat für Koth. Sinng. 2723.

Die Lieb iſt wie der Schwalbenkat,
Verblendet wen ſie troffen hat.

Kerb, der; für das Kerbholz. (XIII. 11.) der drüber ſeinen Kerb wohl halten wird.

Kiefeln, ſo viel als zanken, keifen. Sinng. 1534.

Mit der ich Schätzchen und Herzchen mich heiße;
Kieffel und beiße.

Von dem alten Kieb, ira, jurgium.

Kieslingſtein für Kieſelſtein. Sinng. 1003.

Kindeln, ſich wie ein Kind aufführen. Sinng. 1082.

— — Verdruß zu mindern
Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort Kindeley für Kinderey, Tändeley, kömmt bey unſerm Dichter vor. Sinnged. 1150.

Was in meiner Jugend Mayen
Von der Venus Kindeleyen
Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern, heißt nicht: ſich kindiſch aufführen, ſondern Kinder zur Welt bringen. (IX. 102.)

An manchen Orten iſts ſo Brauch, die Weiber müſſen jährlich kindern.

So ſagt auch Tſcherning entkindert, für der Kinder beraubt: (Frühl. S. 54.)

„Steigt dieſes, Herr, zu Herzen
„Daß ihr entkindert ſeyd?
„Ihr ſeid auch frey von Schmerzen:
„Wo Kinder ſind, iſt Leid

Klapf, der: von klopfen; ſo viel als Schlag; wie denn auch die Alten Donnerklapf für Donnerſchlag ſagten. Sinng. 808.

— — ſo wird ein jeder Stein,
Womit man nach uns wirft, ein Klapf am Himmel ſeyn.

Knebelhaut. Logau ſagt: Sinng. 2024.

Veit trägt eine Flegelkapp über einer Knebelhaut ꝛc.

um zu ſagen, daß Veit der unhoflichſte und ungeſchliffenſte Menſch von der Welt ſey. Knebel und Flegel iſt hier eines; beides bedeutet einen bäuriſchen Menſchen: appellamus, ſagt der Spate, hominem

nem agreſtem einen Knebel. Knebel aber iſt ſo viel als Knüppel: auch ein Klotz bedeutet in der gemeinen Sprache nichts beſſers. Mit dieſer Bedeutung ſtimmen die übrigen Wörter dieſer Art ſehr natürlich zuſammen: als, die Knebel der Finger, Einen knebeln, ein Knebelbart, ein Knebelſpieß: daß man alſo Unrecht thun würde, wenn man ſolche von Knabe herleiten und mit einem å ſchreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterey, ſagt Logau, und will damit nicht ſo wohl die Knechtſchaft ausdrücken, als vielmehr etwas, das ſich für keinen freyen Mann, ſondern für einen Sklaven ſchickt. Sinng. 883.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverey:
Solls denn ſeyn, daß Frankreich Herr,
Deutſchland aber Diener ſey!
Freyes Deutſchland, ſchäm dich doch dieſer
ſchnöden Knechterey.

Koſen. Sinng. 1174.

Die Buhler ſind Bienen, die Jungfern ſind Roſen,
Gedanken ſind Honig, zum Schmeicheln und Koſen.

Dieſes Zeitwort, welches ſo viel als reden, ſchwatzen, bedeutet, iſt ziemlich rar geworden. Der Ueberſetzer des Don-Quixotte hat es ſehr wohl gekannt, und ihm im zweyten Theile der Geſchichte dieſes Ritters S. 459. eine ſehr glückliche Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho ſagt daſelbſt von den ſo genannten ſieben Ziegen am Himmel: Ich koſete mit dieſen Ziegen drey bis vier Stunden. Das zuſammengeſetzte Zeitwort liebkoſen wird noch überall gebraucht. Bey dieſem letztern merken wir an, daß Logau dafür liebekoſen ſchreibt. Sinng. 726.

Kuchel für Küche, hin und wieder, als Sg. 403.

Die edle Poeſie ermuntert Sinn und Geiſt,
Daß er greift an mit Luſt was ſchwer und wichtig heißt.
Ob nöthig iſt das Brodt, ſo läßt man gleichwohl gelten
Die weitgereiſte Würz, und ſonſten was da ſelten
In unſre Kuchel kömmt; man gönnet auch der Luſt,
Bedarf es nicht Natur zu Zeiten eine Koſt.

Kuchel iſt eigentlich Oeſterreichiſch und nicht Schleſiſch; man ſagte es aber zu Logaus Zeiten in Schleſien, um mit der Hofſprache zu reden.

Kürmeln, kömmt bey unſerm Dichter ſo wohl, als bey andern vor, und bedeutet ſo viel als: lallen, ſchmeichelnd ſtammeln. Unſere Wörterbücher haben dieſes Wort gar nicht, und von ſeiner Ableitung iſt nichts zuverläßiges zu ſagen. Sinng. 798.

— — Wir zeugen Kind auf Kind,
Ein Denkmaal hinter uns daß wir geweſen ſind.
Gut! Gut! Was kann uns ſonſt aus Wermut Zucker machen,
Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen

An unſer Haupt ſich drückt, uns lieber Vater nennt,
Und macht daß man in ihm ſich wie im Spiegel kennt.

Imgleichen: Sinng. 908.

— — vom ſüßen Namen Sohne
Ein kürmelnd Exemplar —

Eben ſo ſpricht Opitz von einem neugebornen Kinde:

„Was es kürmeln wird und lachen
„Werden lauter Verſe ſeyn.

Lohenſtein braucht es ſo gar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius 1 Theiles zweytes Buch S. 84.)

L.

Längen, für in die Länge dauern. Sinnged. 2756.

Erdenbau kann übel längen,
Drein ſich Wind und Waſſer mengen.

Hievon kömmt das alte Beywort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius perſianiſchem Baumgarten finden: „Die ausgelängte Nacht „laufen ſie, und ſprechen früh Morgens ꝛc.

Lappe, ein; heißt ein feiger, weibiſcher, nichtswürdiger Menſch, wie das Beywort läppiſch, welches von dieſem Hauptworte abſtammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibiſcher und nichtswürdiger gehalten, als ein Verſchnittener? Für dieſen braucht es Logau Sinng. 2499.

Sonſt möcht es ſeyn vergönnte Sache,
Daß man den Hahn zum Lappen mache.

Das Wort Laffe, welches noch gebräuchlich iſt, bedeutet gleichfalls einen läppiſchen, einen kindiſchen Kerl. Da ferner Lappen und Lumpen einerley ſind, ſo heißen, im verblümten Verſtande, nichtswürdige Leute auch Lumpen, Lumpengeſinde, Lumpenhunde.

Latz, ſchwäbiſch **Latz**, der. Man wird das 227te Sinngedicht des Anhangs nicht verſtehen, wenn man ſich nicht erinnert, daß ein ſchwäbiſcher Latz ſo viel iſt, als ein Hoſenlatz.

Lauer, der; kömmt von dem lateiniſchen lora her, welches den ſauern Nachwein bedeutet, der aus den Hülſen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegoſſenes Waſſer gemacht wird. (X. 9.)

> Welt giebt ihren Hochzeitgäſten erſtlich gerne guten Wein;
> Und ſchenkt ihnen ſauern Lauer, wenn ſie ſchon bethört ſind, ein.

In einem andern Verſtande bedeutet ein Lauer einen Schelm. Sinng. 497.

> Schlaf und Tod der macht Vergleich
> Zwiſchen Arm und zwiſchen Reich,
> Zwiſchen Fürſt und zwiſchen Bauer,
> Zwiſchen Biedermann und Lauer.

Die Lateiner nennen dieſen Lauer, mit einem ähnlichen Worte, vappam, und wir könnten ihn alſo auch zur Noth von dem ſchlechten Weine, Lauer herleiten. Wir glauben ihm aber einen weit natürlichern Urſprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimiſchen Worte **lauern** ableiten, da denn ein Lauer ſo viel bedeuten wird, als: ein Schleicher, ein tückiſcher Dieb. Man ſehe auch das 114te Sinngedicht des Xten Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetiſches, von unſerm Logau zum Scherz gemachtes Wort, ohngefähr wie des La-Fontaine ſœurs filandieres. Sinng. 2448.

> Waren alle drey nicht Gräen, waren ſie nicht Gorgoninnen,
> Waren ſie nicht alle dreye Lebensfadenreiſſerinnen,
> War es doch zum mindſten Eine.

Lieb, das; für die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige itzt Liebchen ſagen; iſt bey allen Zeitverwandten unſers Dichters im Gebrauch. Sinng. 2637.

> Paulus iſt ein Freund der Welt, aber nur der kleinen Welt,
> Wenn er ſein geliebtes Lieb feſt umarmt beſchloſſen hält.

So ſagt auch Flemming:

> „Mein Lieb gedenket weg; was wünſch ich ihr für Glücke?

Eben ſo ſagten auch unſere Alten vor vierhundert Jahren:

> Minne, Got muſſe mich an dir rechen.

d. i. Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott müſſe mich an dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes Verbum diminutivum von lieben. Unſer Dichter ſagt von der Zeit des Frühlings: (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt ꝛc.

Lieben, einem. Es liebt mir, ſagt Logau, anſtatt, es gefällt mir. (XIII. 12.) Das ganze Wort heißt: es geliebt mir; allein die Sylbe ge wird, wie bekannt, oft weggeworfen. Opitz ſagt:

„— — ſehr ſchöne Schrift auf Steinen
„Die ſo mir ſehr geliebt.

Und an einem andern Orte:

„Geliebet dir ein Berg?

Luntenrecht, iſt eine ſcherzhafte Benennung unſers Dichters, worunter er eben das verſteht, was unſer heutiger witziger Pöbel, mit einem weithergeſuchten Wortſpiele, das Jus canonicum nennt. Sinnged. 2515.

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht.
Wo Gewalt zum Herren wird iſt Gerechtigkeit ein Knecht.

M.

Männiſch für männlich. Anh. 166.

Die Deutſchen ſind nicht männiſch mehr ꝛc.

Magd und Knabe in der edeln Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinng. 568. Ueber ſein Brautbette.

In die Luſt liegt hier begraben
Eine Magd mit ihrem Knaben;
Die einander ganz ergeben,
Dieſer Welt wie nicht mehr leben,
Die mit Armen umgewunden,
Wie in einen Sarg gebunden ꝛc.

Auch das Diminutivum davon, Mägdchen, oder Mädchen, kömmt bey unſerm Logau in der edeln, anakreontiſchen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter ſo angenehm und geläufig gemacht hat. (VI. 22. 24.)

Manne, die; als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96.

Weibern ſind Gebrechen
Sonſten nicht zu rechen,
Außer wenn ſie fehlen,
Und die Manne zählen.

Wenn wir alſo itzt ſagen z. E. zehntauſend Mann: ſo iſt vielleicht dieſes Mann nicht ſo wohl der Singularis, als vielmehr dieſer alte Pluralis, und es ſollte eigentlich zehntauſend Manne heißen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu geſetzet, z. E. (I. 5.)

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzig tauſend Mann.

Doch auf dieſe Einwendung würde ſich auch antworten laſſen.

Maultaſche. Sinng. 1097.

Eine Maultaſch iſt ein Ding, zwar nicht ſchädlich an dem Leben,
Außer, daß ſie dem Gehör Abbruch will und Nachtheil geben.

Maultaſche iſt das, was man ſonſt Maulſchelle, Ohrfeige nennt. In einigen Provinzen ſpricht man Maultatſche; aus dieſem Tatſche hat man, vielleicht durch den Gleichlaut verführt, Taſche gemacht, da es doch, allem Anſehen nach, ſo viel als Tatze bedeutet. Soll das Wort aber von Taſche, Beutel, herkommen: ſo müßte man ſagen, eine Maultaſche ſey ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Taſche herunterhienge. Friſch führt bey dieſem Worte eine Princeſſinn aus Tyrol an, die wegen ihrer herunterhangenden Lippen, die Maultaſche genannt worden iſt.

Marzipan. Logau leitet dieſes fremde Wort von Mars, tis, und panis her; ohne Zweifel, weil ihm dieſe Ableitung zu einem epigrammatiſchen Spiele den Stoff geben zu können ſchien. Sinnged. 1645.

Heißt Marzipan Soldaten Brodt? So eſſens nur die Großen;
Der arme Knecht der mag ſich nur am Pompernickel ſtoßen.

Die wahre Ableitung aber iſt von maſſa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrten Martios panes daraus gemacht haben, ſo haben ſie doch nur geglaubt, daß ſie von ihrem erſten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars ſo genennet worden.

Meinen; lieben, wohlwollen. Z. E. (I. 35.)

Die nicht die ſind, die ſie ſcheinen,
Sondern unſer Gut gut meinen.

Jmgleichen (XIII. 4.)

— — Wo man die Kriegeskinder
Gar gut und glimpflich meint ꝛc.

Dieſes meinen kömmt von dem alten Worte minnen, lieben, her; man ſollte es alſo mit einem i ſchreiben, wenn man ja das andere meynen (putare) zum Unterſchiede mit einem y ſchreiben wollte.

Menſch. Wenn man dieſes Wort in ein Neutrum verwandelt, ſo bedeutet es eine Weibsperſon, izt zwar eine von der niedrigſten und ſchlechteſten Gattung, bey unſern alten und guten Schriftſtellern aber ganz und gar nicht. Unſer Logau ſagt: (XIII. 11)

Dennoch hat das liebe Menſch ein vertrautes Freundſchaftsband
Auf die Meinen unverfälſcht immer fort und fort erſtrecket.

So ſaat auch Flemming an einem Orte:

„Sie, das geliebte Menſch, wird ſelbſt aus ihr entrückt.

Eben ſo haben die Engelländer das Wort *Wench* izt in Verachtung gerathen laſſen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem beſten Verſtande gebraucht ward. Shakeſpear z. E. läßt den Othello ſeine Desdemona im dem zärtlichſten Affekte excellent Wench nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabey: The word *Wench* heretofore ſignified a young Woman, often an amiable

Woman, ſo that ſome have thought it a corruption only from the word *Venus.* Allein *Wench* und Menſch ſind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß ſie nicht einerley Urſprung haben ſollten. Das Diminutivum Menſchlein braucht unſer Dichter in eben der Bedeutung für Mädchen. (IX. 85.)

> Canus hat ein junges Menſchlein voller Glut und Geiſt genommen ꝛc.

Menſchenthum, das; für das menſchliche Geſchlecht. (XIII. 8.)

> Würdig biſt du, daß dein Ruhm
> Bleibt, weil bleibt das Menſchenthum.

Milz. Logau ſagt der Milz. (VIII. 8.)

Mißbehagen, iſt der Gegenſatz von **wohlbehagen.**

Mißſchwören, für falſch ſchwören, iſt die Ueberſchrift des 803 Sinngedichts.

Mördlich, ſo wie von Wort, wörtlich. Sinng. 852.

> Es trachten ihrer viel uns mördlich umzuzubringen.

Jtzt ſagen wir **mörderiſch**, nicht von Mord, ſondern von Mörder; ſo wie wir kriegeriſch, verrätheriſch, räuberiſch, ehebrecheriſch ꝛc. nicht von Krieg, Verrath, Raub, Ehebruch, ſondern von den Hauptwörtern der zweyten Generation, von Krieger, Verräther, Räuber, Ehebrecher ableiten.

Mondenſohn, ſo nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menſchen. (XIII. 12.)

Mußtheil, das: von Muhs, Gemüſe. Es heißt im juriſtiſchen Verſtande die Hälfte des Vorraths an Speiſen, (cibariis domeſticis) der bey Lebzeiten des Mannes vorhanden geweſen, und am dreyßigſten Tage, zu welcher Zeit man itzt gewöhnlich zu inventiren pflegt, noch vorhanden iſt. Die eine Hälfte davon gehört der Wittwe, und die andere den Erben. Logau ſpielt mit dieſem Worte, indem er es gleichſam von müſſen herleitet, und Sinng. 416 ſagt:

Das Mußtheil heißt man dieß, was nach des Mannes Sterben
Die Frau von Rittersart muß theilen mit den Erben.
Ein Mußtheil machet draus, aus allem was man hat,
Wo er es nicht nimmt gar, ein räuberiſcher Soldat.

N.

Nackt und nackend. Logau ſagt beides. Sinng. 609.

Der nackt kam in die Welt, der nackend iſt getauft.

Nächſt. Logau macht aus dieſem Vorworte ein Nebenwort, und braucht es anſtatt jüngſt, vor einiger Zeit. Sinng. 1038.

Nächſt ſagt ein alter Greis ꝛc.

Imgleichen: (X. 53.)

Mein Gut beſucht ich nächſt ꝛc.

Narren, für ſich närriſch betragen. Sinng. 2562.

> Denn das Gold der neuen Welt macht, daß
> alte Welt ſehr narrt.

Den Narren ſtechen heißt Sinng. 1498. verſpotten, mit ſpöttiſcher Mine verlachen, naſo ſuſpendere adunco.

Noch, noch; ſagt unſer Dichter (I. 1. II. 12.) für weder, noch. Die Fälle ſind unzählig, wo das Sylbenmaaß dem gewöhnlichen weder durchaus zuwider iſt; und warum ſollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere noch verändern dürfen? Wenigſtens klingt es nicht übel: (II. 18.)

> Noch frech wagen,
> Noch weich zagen ꝛc.

(I. 33.)

> Gleichwohl aber hat er ſich noch mit Wort
> noch That gerochen.

Sinngeb. 1404.

> Alte Jungfern ſind ein Stock da noch Wachs
> noch Honig innen.

Nöthen von Noth, wie von Tod tödten; ſo viel als quälen, plagen (V. 76.)

> Der ärgſte Tod iſt der, der gar zu langſam
> tödtet;
> Die ärgſte Noth iſt die, die gar zu langſam
> nöthet.

An einem andern Orte Sinng. 2513. ſcheinet dieſes nöthen ſo viel als nöthigen, hinwegnöthigen zu bedeuten.

Nicht anders. Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht laſſen wollt von hinnen.

Nuſeln oder nuſcheln, ein niedriges Wort, welches eigentlich durch die Naſe reden bedeutet. Logau ſagt Sinnged. 1170. von dem kindiſchen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindiſch alter Greis,
Beißig, garſtig, ſatſam wird, bloß auch nur zu nuſeln weiß.

omnia trepide gelideque miniſtrat.

O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieſes Bindewort in das gemeine jambiſche Sylbenmaaß zu bringen, hat die Dichter oft genöthiget, ihm, wenn es in einer Frage vorkömmt, die Partikel wie vorzuſetzen. Logau aber ſagt anſtatt dieſes wie oder, ſonſt oder. (X. 28.)

Ortgedächtniß, nennt Logau nicht übel dasjenige künſtliche Gedächtniß, welches ſich durch gewiſſe topiſche Fächer zu helfen ſucht; und weil von dergleichen Fächern bey den Lehrern dieſer Kunſt keine geringe Anzahl vorkömmt, ſo iſt unſers Dichters nachfolgende Anmerkung ſehr richtig: Sinng. 1729.

Wer Gedächtnißkunſt denket zu ſtudieren,
Dünkt mich muß voran gut Gedächtniß führen.

P.

Parten, vom lateiniſchen partes. Nach der einfachen Zahl kömmt es in dem Worte Gegenpart, Widerpart vor. (XII. 74.)

Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philoſophey. Durch dieſe Endung ey glaubte man vor dieſem den griechiſchen Wörtern das Recht der deutſchen Bürgerſchaft zu geben; weil ungleich mehr deutſche Hauptwörter ſich auf ey als auf ie enden. Die neuere Endung ie iſt aus der franzöſiſchen Endung ſolcher Wörter entſtanden. Phantaſey, Melodey iſt daher richtiger und beſſer, als Phantaſie, Melodie. Nur bey Philoſophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzuungewöhnlich vorkommen. Logau ſagt Philoſophey in folgender Stelle, wo er ſeine Liebe zur Poeſie rechtfertiget. Sinng. 403.

— — Man laſſe mir die Luſt,
Die, wo ſie wenig bringt, noch weniger doch koſt.
Sie wird mir nützer ſeyn, als Mägden zu gefallen;
Als in der geilen Brunſt der Ueppigkeiten wallen,
Als eingeſchrieben ſeyn in freveln Raube-bund,
Der durch gebrauchten Trotz der Welt hilft auf den Grund;

Als daß mein Sinn im Wein, und Wein
ſchwimmt in dem Sinne;
Als daß der Spieler Dank, der ſchlecht iſt,
ich gewinne;
Als daß ich mich befleiß auf Hundsphiloſophey,
Und treib als eine Kunſt ein bäuriſch Feldgeſchrey.

Plotz, als ein Nebenwort, für plötzlich. Sinng. 118.

— — Komm zu mir plotz und flugs.

Flugs iſt die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort gebraucht, und bedeutet ſo viel als im Fluge.

Pöfel, für Pöbel; Sinng. 777. und öfter.

Pompernickel; ſo ſchreibt unſer Logau dieſes ſtreitige Wort. Sinng. 1645.

Pompſack; der Spate erkläret dieſes Wort durch homo ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodiſchen Staatsrock; und alsdann, im figürlichen Verſtande, einen, der in einem ſolchen Rocke auf eine tolpiſche Weiſe prangt. Pomphoſen iſt das ähnliche Compoſitum. Anhang 120.

Der Pompſack konnte nimmer nie ſich ſchicken in die Mode.

Por; dieſes Simplex, von welchem wir Porkirche, Porwiſch, empor haben, kommt bey unſerm Dichter als ein Hauptwort vor und bedeutet ſo viel als die Höhe. Zweyte Zugabe 47.

Wer bey Hof am mindſten wäget
Steigt am meiſten in die Per,
Dem wird Gnade beygeleget,
Der ſonſt leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, ſo viel als prangen, prächtig ſeyn. Sinng 2090.

— — Stärk und Muth iſt auch ein Ding,
Das, wie ſehr es vor geprachtet, endlich doch auf Krücken gieng.

Purſch, die. Dieſes alte Wort kömmt in ſeiner älteſten Bedeutung bey unſerm Dichter vor. Sinnged. 1646.

Wer Durſt und Hunger hat pflegt viel nicht zu verzehren;
Denn dieſe beide Purſch iſt gerne nur im Leeren.

D. i. dieſes Paar. Die alten Wörterbücher überſetzen es contubernium, manipulus.

Purſchen; iſt das Zeitwort vom vorhergehenden, und bedeutet ſich geſellen, in Geſellſchaft ſtehen, wandern ꝛc. Sinng. 687.

Wie das Kind im ſanften Wiegen,
So beruh ich im Vergnügen;
Purſche ſonſt mit Redlichkeit,
Hinzubringen meine Zeit.
Wenn ich werde ſeyn begraben,
Werd ich beſſers Glücke haben.

D. i. ich geſelle mich übrigens der Redlichkeit zu. Imgleichen (XIII. 12.)

Ich laſſe meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die purſchen weit und breit, erforſchen dieß und das,
Und haben ihre Luſt an Himmel, Waſſer, Gras ꝛc.

D. i. der Sinn und die Augen, beide ſtreichen in Geſellſchaft herum.

R.

Raitung, die; heißt ſo viel als Rechnung, computatio: von raiten, rechnen. Das 1214te Sinngedicht führt die Ueberſchrift: Raitungen.

Die Einnahme iſt das Weib; die Ausgab iſt der Mann;
Wenn beide treffen ein, iſt Rechnung bald gethan:
Wiewohl es beſſer iſt, es ſey ein Ueberſchuß;
Nur daß kein Reſt verbleibt, denn dieſer giebt Verdruß.

Auch Tſcherning ſagt:

„Weil daß der höchſte Vogt wird Rechenſchaft begehren,
„Wenn ihm die ganze Welt die Raitung ſoll gewähren.

Ramme, die; heißt die Maſchine, Pfäle in die Erde zu treiben; iſt beſſer als Rammel. Sinngedicht 2784.

Sie ſind geſchickt im Waſſerbau zu ziehen wohl die Rammen.
Ranſtadt.

Ranſtadt. Sinng. 2063.

> Eine Ranſtadt iſt die Welt, drinnen faſt ein jedes Haus
> Heimlich doch, wo wißlich nicht, hat und heget einen Claus.

Claus war der bekannte Hofnarr bey Friedrich dem Dritten, Churfürſten von Sachſen. Er war aus Ranſtett, oder Markranſtett gebürtig. Vielleicht alludirt Logau mit dem Namen Ranſtadt zugleich auf das alte Wort ranten, oder ranzen; engliſch to rant.

Recken, einen; einen auf die Folter ſpannen; daher das niedrige Wort Racker. Engliſch to racke. Sinngeb. 460.

> Man recket ſonſt den Dieb, der andern wollte ſtehlen ꝛc.

Reichen, für herkommen, entſpringen. Sinngedicht 13.

> Kinder werden dannen reichen ꝛc.

Izt brauchen wir dieſes Wort mehrentheils nur von dem reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem reichen von einem Orte her.

Reichthum. Logau ſagt das Reichthum, ſo wie das Eigenthum, das Fürſtenthum ꝛc. Auch Opitz ſagt ſo. Unter unſern neuern Schriftſtellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don-Quixottens 2 Theil XX Cap.)

Reiſemann, für Wandersmann. (XI. 97.)

Reiſig, für reitermäßig, wie ein Ritter. Sinng. 2758.

Denn ich kann nicht reiſig kommen auf dem blanken Dichterpferde;
Gicht die hat mich ausgeſtiefelt, daß ich itzo ſpornlos werde.

Röthen, für roth machen: (XIII. 10.)

Doch dünkt mich daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenaſche blaſſet.

Rüger, delator. Sinng. 911.

Einen Lügner, einen Trieger,
Einen Schmeichler, einen Rüger ꝛc.

Rund, 1. für beſtimmt, ohne Umſchweif, ohne Zurückhaltung. Sinng. 966.

Und bitten um Verzeihn, und beichten rund und frey ꝛc.

(X. 28.)

Und euch fein rund und kurz erklären ꝛc.

2. für ſchlüpfrich, wankelmüthig. Sinng. 17.

So lebt ihr beide nun, lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn; damit euch nicht betrübe
Des Glückes runde Macht; denn ſeine Tück und Neid
Hat keinen andern Feind als Lieb und Einigkeit.

Desgleichen Sinng. 523.

Ich bin von Herzen Feind den runden Samarittern,
Die itzund warm, itzt kalt ꝛc.

Und zweyte Zugabe Sinng. 212.

Gut Gewiſſen wanket nie,
Beuget auch kein knechtiſch Knie
Vor der runden Menſchengunſt.

Rumher, für herum. Ein Provinzialwort. Sinnged. 57.

Daß die Erde rumher geht,
Steht zu glauben ꝛc.

S.

Sachen, die; menſtruum, menſes. In dieſer Bedeutung liegt der ganze Einfall des 153ten Sinngedichts

Wer itzund berathen will die vergangnen Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

Sark; ſo ſchreibt Logau was wir itzt Sarg ſchreiben. Sinng. 368.

Beſſer iſts in Sark begraben,
Als den Bauch zum Faſſe haben ꝛc.

Tſcherning ſchreibt es Sarch. (Frühling S. 41.) Die Logauiſche Schreibart würde der Ableitung des Wachters zu ſtatten kommen, wenn dieſe nur nicht ſonſt allzuungewiß wäre. Er meynet nehmlich, Sarg ſey das verkürzte Σαρκοφαγος; und dieſemnach würde es einzig und allein ein Behältniß für todte Körper bedeuten müſſen. Allein es kann aus unzähligen Stellen bewieſen werden, daß es ein Behältniß überhaupt, ein Waſſerbehältniß, einen Trog, ein Behältniß für Götzenbilder, oder Heilige ꝛc. bedeute. In dieſer letzten Bedeutung, die ſonſt durch Schrein ausgedrückt wird, kommt es unter andern in dem Heldenbuche vor: (Blatt 22.)

„Mein Göttern iren Sark.

Man wird daher weit richtiger in dieſem Worte Sark oder Sarg die gewöhnliche Proſtheſis des S annehmen und es ſolchergeſtalt zu dem alten Arke zurückbringen können. Arke aber iſt ein urſprünglich deutſches Wort, welches man nicht nöthig hat von arca oder ἀρκέω herzuleiten.

Satſam; verdrießlich, aller Dinge ſatt. Sinngedicht 1170.

— — — wie ein kindiſch alter Greis
Beißig, garſtig, ſatſam wird — —

Saumſal; ſo überſchreibt Logau ein Sinngedicht, (II. 14.) worinn er von einem Menſchen redet,

Der in allen ſeinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht ſo wohl die ſaumſelige, die zaudernde Perſon, als vielmehr das Zaudern ſelbſt, die Zauderhaftigkeit bedeuten, ſo wie Trübſal, Irrſal, nicht die Perſon ſondern die Sache bedeutet.

Schaffen; ſo viel als befehlen, gebieten. Sinngedicht 405.

Weil Recht ein Knecht itzt iſt, dem Frevel
hat zu ſchaffen ꝛc.

Deßgleichen Sinng. 1395.

Diener, denen Fürſten ſchaffen ꝛc.

In der vergangenen Zeit heißt es geſchafft:

Den Laſtern iſt geſchafft, zu halten Feyertag. Sinng. 959.

Da hingegen geſchaffen creatus heißt.

Schanze in der Bedeutung des holländiſchen Kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unſer Dichter ſagt: (XI. 39.)

Aufzubringen erſte Schanze ꝛc.

für das erſte Kapital einen Handel damit anzufangen. Einem etwas zuſchanzen, in die Schanze ſchlagen oder geben, (II. 19.) auf ſeine Schanze achten ꝛc. Lauter Redensarten, die aus dieſem alten Schanze zu erklären ſind, und mit den Schanzen der Krieges-Baukunſt nichts als den Klang gemein haben.

Scheinlich; was einen guten Schein hat. (XI. 49.)

Der Ehre ſcheinlich Gift.

Er ſagt auch Scheinlichkeit, in eben dieſem Verſtande. Sinng. 1834.

Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Tropf;
Mancher trägt auf altem Rumpf dennoch einen Rinderkopf.

Scheltbar. Sinng. 101.

Wahrheit ſteckt in dir, o Wein!
Wie will der den ſcheltbar ſeyn,
Der, die Wahrheit zu ergründen,
Sich beym Bacchus viel läßt finden?

Schild. Einer Jungfer in Schild reiten, ſagt Logau, Sinnged. 2501 mit einer leichtfertigen Zweydeutigkeit, anſtatt ihr eine Grobheit erweiſen. Eine ähnliche Redensart: einem in den Schild reden, erkläret Friſch.

Schimpf, in der alten Bedeutung für Scherz; kömmt hin und wieder vor. Z. E. (VII. 19. IX. 29.)

Schimpf aber iſt nicht Ernſt ꝛc.
Mancher wird in Schimpf und Scherz ꝛc.

Schlägefaul; ſo faul, daß Schläge nichts mehr verfangen. Sinnged. 91.

Unſre Welt iſt ſchlägefaul;
Setzt ſich, wie ein ſtätig Gaul.

Schlaffen, für ſchlaff ſeyn. Sinng. 403.

Weil Recht ein Knecht itzt iſt, dem Frevel hat zu ſchaffen,
Weil eignen Willens Zaum pflegt frey verhenkt zu ſchlaffen ꝛc.

Schlechtlich, für ſchlecht. Zweyte Zugabe 102.

So hat ſein Anſehn er nicht ſchlechtlichen gekränkt.

Das angehängte en iſt die Füllpartickel der alten Sprache.

Schmätzrichen und Schmatzer. Beides ſagt Logau für Kuß, Küßchen. Sinnged. 685. und 2460.

Schmeißen für Schmeißfliegen. Erſte Zugabe 137.

Laxa hat ein ſchönes Fleiſch, eines von dem weißen;
Doch man ſaget, daß ihr drauf ofte ſitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, ſo viel als ſchnipfen, von Schnall, ein Schnipchen. Sinng. 966.

Der Donner Sinai wird kaum ſo hoch geacht,
Als wann ein tönend Erz vom Hammerſchlage ſchallet,
Und ein gebrechlich Menſch mit ſeinen Fingern ſchnallet.

Schnalzen iſt mit dem vorhergehenden ſchnallen verwandt, und bedeutet gleichfalls mit den Fingern, oder auch mit der Zunge, einen Laut machen. Sinnged. 1107.

Schnalzet und lecket mit luſtigen Zungen.

Schnöde. Sinng. 2570.

Weiber die man wacker nennt ſind gemeinlich ſchnöde.

Bey Luthern bedeutet das Wort ſchnöde allezeit ſo viel als verachtet, verworfen, ſchändlich; z. E. Ein Menſch der ein Greuel und ſchnöde iſt ꝛc. (Hiob XV. 15.) Ach Herr ſiehe doch, wie ſchnöde ich worden bin. (Klagelieder I. 11.) Izt aber, und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unſers Dichters, ſcheinet es nicht ſo wohl eine paſſive als active Bedeutung zu haben, ſo daß ein ſchnöder Menſch, nicht ein Menſch heißet, der verachtet wird, ſondern der andern verächtlich begegnet.

Schönen; 1. für ſchön ſeyn: Sinng. 1505.

> Fürſtinn, euer reines Schön hat ein Fieber
> izt verhöhnet;
> Aber Schönes ruhet nur, daß es nachmals
> ſchöner ſchönet.

2. für ſchön machen: Zweyte Zugabe. Sinng. 218.

> Ein Maler iſt er auch, der alle Laſter
> ſchönet
> Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eines von den Wörtern, die, dem erſten Anſcheine nach, einen Widerſpruch in ſich ſchließen. Das eilfte Sinngedicht des erſten Buchs erklärt es.

Schooßfall heißt das Recht, vermöge deſſen eine Mutter von ihren Kindern erben kann; oder auch, dieſe Erbſchaft ſelbſt. Mit der Zweydeutigkeit dieſes Worts hat unſer Dichter in dem 2474 Sinngedichte geſpielt.

Huldiberta hat kein Kind, weniger noch Kindeskinder:
Mancher Schooßfall, wie man ſagt, fällt ihr dennoch zu nichts minder.

Schüren; ein Kunſtwort der Böttcher, wenn ſie das brennende Pech in den Fäſſern hin und her rütteln. Sinng. 1530.

Daß er Faſſe nicht nur bindet, ſondern daß er ſie auch ſchürt.

Schweſterſchaft. (XIII. 10.)

O ſo denk ich auch zugleich an der Freundſchaft Schweſterſchaft ꝛc.

heißt an dieſem Orte ſo viel als: an die blutsverwande Freundſchaft. Schweſterſchaft iſt ein Wort, das mit dem Worte Brüderſchaft von gleichem Gepräge iſt, und eben ſo wenig unterzugehen verdient, als dieſes.

Schwindeltumm, für ſchwindlicht. Sinng. 2915. Könnte man nicht dieſe beiden Wörter ſo unterſcheiden, daß das erſte einen Menſchen bedeutete, dem wirklich ſchwindelt, und das andere einen ſolchen, dem leicht ſchwindeln kann? Oder könnten ſie nicht wenigſtens die verſchiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwitzig. Sinngeb. 454.

Da geht es ſchwitzig her ꝛc.

D. i. es koſtet vielen Schweiß.

Seitab, für bey Seite. Zweyte Zugabe S. 212.

Zu Zeiten pflegt er den mit ſich ſeitab zu ziehn,
Dem ſeines Meiſters Ruhm in ſichers Ohr er lege.

Dieſes Nebenwort wäre bey den Schauſpielen nicht unbequem anſtatt des à part zu brauchen; beſonders da, wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Alſo ließe ſich das erſte Seitab, das zweyte Seitab, bey jedem Seitab, ſchicklicher ſagen, als: das erſte bey Seite ꝛc.

Selbander; ſo wie man auch ſagt ſelbdritter, ſelbvierter ꝛc. Es iſt dieſes eine Art perſönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unſern neuern guten Schriftſtellern aber faſt gar nicht üblich iſt. Sind ſie hierinn nicht vielleicht zu ekel? Wenigſtens werden ſie geſtehen müſſen, daß ihnen dieſe Fürwörter mehr als Ein unnützes Wort erſparen könnten, wenn ſie den Begriff auszudrücken haben, daß ſich die Perſon, von welcher die Rede iſt, nicht allein, ſondern mit einem, zweyen oder mehrern in Geſellſchaft befunden. Sie können es an folgenden Beyſpielen unſers Dichters verſuchen. Sinng. 1372.

Vulpiana iſt ſelbander — Was doch itzt für Fälle ſind! —
Bey zehn Jahren. Meide Sorgen! denn ihr Mann der iſt ein Kind.

Sinnged. 1407. Eine Braut zu ihren Gäſten.

> Ihr Gäſt, ihr ſeid mir lieb, bis daß die Nacht bricht ein;
> Da darf ich keinen Gaſt, ſelbander will ich ſeyn.

Zu dieſen Fürwörtern gehöret auch ſelbſelbſt, und iſt, der Ordnung nach, das erſte. Es bedeutet nehmlich die Perſon, von welcher die Rede iſt, ganz allein, ohne die Geſellſchaft einer andern. Sinng. 2346.

Silberſtumm; ein Scherzwort, für, einen den das Silber ſtumm gemacht hat, der ſich beſtechen laſſen, zu ſchweigen. (XII. 12.)

> Hermes iſt der beſte Redner weit und breit, und um und um,
> Ein Gebrechen iſt bedenklich: manchmal iſt er ſilberſtumm.

Sinn, der; **Sinnen**, die; für, das Genie, die Gemüthsgaben, der Geiſt, der gute Kopf. So werden dieſe Wörter, beſonders das in der vielfachen Zahl, von unſerm Dichter und von ſeinen Zeitverwandten gebraucht. Man ſehe Exempel davon unter Degen und Erbegeiſt; imgleichen (VI. 24.)

> Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Luſt an reifen Sinnen.

(XII. 104)

— — — Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, ſind ſie nicht was dort ſind die Kaſtalinnen?

Sitzer, der; eben derſelbe Theil des Körpers, den Logau ſonſt Hinterſtirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinnged. 1728.

Was iſt ein göldner Kopf ohn einen bleyern Sitzer?

Sinnged. 1135.

Der Ofen wärmt die Stube, thut ſolches unbereut,
Ob gleich ein alte Mutter die Hinterſtirn ihm beut.

Sinnged. 1581.

Calvus ſah zum Fenſter aus, Lippus hielt die Naſe für,
Denn er meynte Calvus Kopf ſey des Magens Hinterthür.

Söder, iſt der Pluralis von Sod, Brühe. Sod kömmt her von ſieden. (II. 84.)

Geußt Söder auf, und Senf daran ꝛc.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen, trocknen. Man ſagt es im gemeinen Leben von Betten; Logau ſagt es ſpottiſch von den bloßen Brüſten, die er deßwegen geſönnte Brüſte nennt: Erſte Zugabe 168.

Sorglichkeit. Iſt mehr als Sorgſamkeit, und weniger als Aengſtlichkeit. (II. 47.)

Städter, für Einwohner in den Städten; iſt noch in gemeinen Reden gebräuchlich. Sinnged. 205.

> Der Krieger Art und Werk bisher war rauben, ſtehlen;
> Der Städter Art und Werk, erkaufen und verhehlen.

Stänken, für Geſtank erregen, ſtänkern. Sinnged. 2763.

> Veturia ruft ihrer Jugend mit Seufzen, wenn ſie an ſie denkt;
> Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil jen' im Seufzen etwas ſtänkt.

Stänker, in der niedrigen Sprache ſo viel als Zänker. Sinnged. 911.

Sterben, als ein Activum, für ſterben machen, tödten; an vielen Orten z. E. (X. 67.) Imgleichen Sinng. 1361.

> Der Tod der alles ſterbt, den ſterbt ein gut Gerüchte
> Das ſtirbt, wenn gleich die Welt muß ſterben, doch mit nichte ꝛc.

Aus dieſer Stelle ſieht man zugleich, daß man das ſterben, wenn es ein Activum geweſen, anders flectirt habe, als das Neutrum ſterben. Jenes heißt in der zweyten und dritten Perſon der gegenwärtigen und der jüngſtvergangenen Zeit, du ſterbſt, er ſterbt, er ſterbte; dieſes hingegen heiſt: Du ſtirbſt, er ſtirbt, er ſtarb. Eben ſo unterſcheidet unſer Dichter das Zeitwort verderben: Er verderbt, er verderbte, heiſt: er machte etwas zu Schanden; er verdirbt, er verdarb, heiſt: er ward ſelbſt zu Schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter: z. E. das Wort ſchmelzen. Das Metall ſchmilzt, und ſchmolz; der Gießer ſchmelzt, und ſchmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehenkte erworgt: (IX. 71.)

Am Galgen und am Strang erworgen, iſt
nicht ehrlich ꝛc.

Man ſehe auch das Wort erſtecken.

Stöckelfiſch für Stockfiſch. Sinng. 96.

Ey man muß dem Hofeleben
Vor den andern Vorzug geben:
Denn bey großer Herren Tiſche
Sind ſtets Haſ' und Stöckelfiſche.

Strecken, ausdehnen. Anhang 117.

Könnte man das Leben ſtrecken, wie man
kann das Leder dehnen ꝛc.

Siehe erſtrecken.

Stümpfen, für ſtumpf machen (XIII. 3.)

Stürzebrücke; (IX. 49.) geht beſſer in den Vers, und iſt auch ſtärker, als Fallbrücke.

Suhne, die; für Verſöhnung. Sinnged. 1049.

Wann Mann und Weib ſich zankt iſt Suhne
recht beſtellt ꝛc.

T.

Tage- und Nacht-gleiche; ſo überſchreibt Logau das 2248te Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre ſonſt ſchon hinlänglich, das Aequinoctium auszudrücken.

Taugen. Unſer Logau ſchreibt anſtatt **taugt**, durchgängig **taug**. Sinng. 2522.

Gewohnheit iſt die größte Frau, beherrſchet alle Welt;
Gar wenig gilt, gar wenig taug, was ſie nicht ächte hält.

Desgleichen Sinng. 2542. und 2550.

Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerinn;
Wo man franzöſiſchhöflich iſt, da taug ſie gar nicht hin.

Eben ſo ſchreibt Opitz, ſo wol in Verſen als in Proſe. Z. E.

„— — — Hier taug kein Midas nicht,
„Der Eſelsohren hat, und Eſelsurtheil ſpricht.

Teſtamenterinn, die; für, das Frauenzimmer, welches ein Teſtament macht. Sinng. 720. Teſtirerinn, welches man gemeiniglich dafür braucht, iſt nicht ſo deutſch.

Thurſt, oder **Durſt**, die; ſo viel als, Kühnheit, Muth ein Abentheuer zu beſtehen. Auch dieſes alte Wort braucht unſer Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutſchen Helden ſpricht: (XIII. 10.)

Was wüßten wir von Helden,
Und ihrer Thurſt zu melden ꝛc.

Thurſt kömmt her von dem alten Zeitworte törren, torren, torſten; **dürfen**, und hat viel Aehnlichkeit mit dem griechiſchen Θαρσος, audacia. Man ſehe das Zeitwort in den Fabeln des von Riedenburg: (Fab. 67.)

Vor im *getorſt* kein tier geſtan.

Und Fab. 70.

Ratent und koment uiber ein,
Wel under uns diu ſi allein,
Diu das *geturre* wol beſtan
Das ſi der katzen henken an
Welle die ſchallen — —

Luther gebraucht das Wort dürſtiglich (1 Moſ. XXXIV. 25.) in eben dieſem Verſtande.

Tiſchen, für zu Tiſche ſitzen. (II. 66.)

Töblich, oder, wie es bey andern geſchrieben wird, **töbelicht**; von **töbeln**, und dieſes von toben. **Töbeln** erklärt der Spate durch feroculum eſſe, hilarem inſaniam inſanire &c. die Stelle, wo töblich bey unſerm Dichter vorkömmt, iſt unter gach bereits angeführet.

Torkeln für taumeln (II. 53.) und Sinnged. 2528.

Der Säufer auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,
Sieht Wunder, wer drauf ſiehet, wie beide torkeln können.

Totter ſchreibt Logau, wofür wir Dotter ſchreiben. Sinng. 2410.

Treuen ſagt Logau durchgängig für trauen, copuliren. Sinng. 769.

Ewigkeit die ohne Ziel
Uns aufs neue treuen will.

Trillen für plagen. Anh. 51.

Die Steuer trillt uns noch.

Trillen iſt eigentlich ein militariſches Wort, und bedeutet ſo viel als das heutige exerciren. Daher Trillhaus, Trillmeiſter ꝛc.

Trompter für Trompeter. Sinng. 1369.

Trotzer, der; iſt poetiſcher als der trotzige.

Tummelhaftig, wovon man die Endſylbe ig beſſer wegläßt; wird von Pferden geſagt, als welche man tummelt. Sinng. 826.

Ein ſanftes Thier gehört auf einen engen Steg,
Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten Weg.

U.

Uebergeben, anſtatt verlaſſen oder aufgeben. Sinnged. 774.

Gott hat neben ſich geſetzet
Auch den Nächſten; wird verletzet
Durch den Dienſt, der ihn gleich liebet,
Und den Nächſten übergiebet.

Ueberſtändig; wird von Früchten geſagt, die man allzulange auf dem Baume gelaſſen, und die endlich von ſelbſt abfallen. Sinnged. 2278.

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein Wunder bildt euch ein:
Die Früchte fallen von ſich ſelbſt, die überſtändig ſeyn.

Ueberweiben, ſich, würde eigentlich heißen, der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man beſtreiten kann. Bey unſerm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder ſo viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachſen iſt. Sinng. 1893.

Rufus hat ſich überweibt; hätte ſollen denken dran,
Daß man mehr nicht ſchlachten ſoll, als man füglich ſalzen kann.

Unartig, nennt Logau jedes Ding, das aus ſeiner Art ſchlägt. Es iſt ihm z. E. ein unartiger Sommer, Sinnged. 244 ein Sommer, der ſehr heiße Tage und ſehr kalte Nächte hat. Itzt brauchen wir unartig nur für ungeſittet, ungezogen.

Unfromm. (V. 63.) Sagt unſerm Dichter etwas weniger als böſe; denn er ſetzt fromm und unfromm einander entgegen, wie Biedermann und Heuchler.

Unverfreyt, für unverehlicht, unvermiſcht. Sinng. 588. Unverfreyter Wein.

> Den Ehſtand lob ich zwar, nicht aber lob ich Wein,
> Der da mit Waſſer will zu Zeiten ehlich ſeyn.

Unzahl, die; ſo viel als unzählbare Menge. Sinng. 2754. wo der Dichter eine durchlauchtige Perſon anredet:

> Die Menge mac[illegible] mich arm: ich kann nicht Zierden haben,
> Zu ſtreichen zierlich aus die Unzahl Eurer Gaben.

V.

Verbriefter Adel; ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweiſt, ſondern durch den Adelbrief; iſt die Ueberſchrift des 2154ten Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verſchanzt, verzäunt ꝛc. Eben ſo nennt er von dem angehängten Siegel oder Bulle an dergleichen Adelbriefen, die neuen Edelleute bullenedel. Unſer Logau, der von altem Adel war, ſpottet an vielen Stellen mit Bitterkeit über neugemachte Edelleute. Tſcherning ſpottet eben ſo bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl. S. 95.)

Verbringen, ſagt unſer Dichter allezeit anſtatt vollbringen. Sinng. 695.

Die Finken, die im Lenz nicht ſingen,
Die bringens auf den Herbſt dann ein:
Der muß dann alt erſt raſend ſeyn,
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, vollenden, vollführen ſind wohl unſtreitig gute Wörter, und einer ſehr guten Ableitung fähig; da hingegen verbringen zweydeutig iſt: denn es bedeutet auch das Gegentheil von zuſammenbringen, nehmlich verſchwenden.

Verbürgen, etwas; cavere de aliqua re. Dieſes gerichtliche Wort hat unſer Dichter ſehr wohl gebraucht. Die Poeten, ſagt er (XIII. 10.) haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß ſie ſie nicht gewürget.

D. i. ſie haben für die Sterblichkeit gut geſagt, daß dieſe ihnen nicht ſchaden ſolle. Weil man aber öfter etwas, das geſchehen ſoll, als etwas, das nicht geſchehen ſoll, verbürget, ſo würde man kürzer ſagen können: Die Dichter verbürgen den Helden die Unſterblichkeit; ſie ſind Bürge dafür, daß dieſe ihnen werden ſoll.

Vergehen, ſich; braucht Logau in der eigentlichſten Bedeutung für, ſich verirren. (XII. 72.)

Trullus hat ein ſchönes Weib. Wenn ſie an der Thüre ſteht,
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund ſich bey ihr ins Haus vergeht.

Vergnüglichkeit und **Gnüglichkeit** (XIII. 8.) nennt Logau was ſonſt auch Begnügſamkeit heiſſet; (VI. 62. VIII. 61.) die Tugend, mit ſeinen Umſtänden zufrieden zu ſeyn, αὐτάρκεια.

Verkünden, für verkündigen, kund thun. (VIII. 97.)

Verlaſt, als das alte Präteritum von verlieren; daher auch Verluſt. Sinng. 1589.

Da ſich nun Deutſchland, was der Krieg verderbt hat und verlaſt,
Daß Friede dieſes wiederbringt, verbeſſert und verfaſt.

Verleiben. Sinng. 2661.

Wiewohl ſich Mann und Frau in Einen Leib verleiben ꝛc.

Von dieſem verleiben iſt einverleiben, gemacht worden, wofür man vor Alters einleiben ſagte. Man ſehe des Herrn Haltaus Gloſſarium unter dieſem Worte.

Verprachten; kömmt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her, und heißt ſo viel als, mit Prangen durchbringen: (IV. 25.)

Morus war in hohen Ehren, wagte was er hatt', auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet ꝛc.

Daß in der alten Ausgabe verprachert ſteht, muß man ſich nicht irren laſſen; es iſt ein offenbarer Druckfehler. Sein Vermögen durch Prachern oder Betteln durchbringen, (welches verprachern bedeuten müßte,) giebt hier gar keinen Verſtand.

Verraiten, von dem obigen raiten; heißt ſo viel als berechnen, Rechnung wovon ablegen. Sinnged. 2702.

Die Vormundſchaft der Untern verwalten Obrigkeiten,
Die müſſen ſie dort oben zu ſeiner Zeit verraiten.

Verſchildwacht. Unſer Dichter ſagt ſehr ſchön von einem guten Gewiſſen. Zweyte Zugabe 99.

Gut Gewiſſen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,
Iſt verſchildwacht allezeit
Mit der freyen Redlichkeit.

Verſchlunden für verſchlingen; von Schlund. Sinnged. 1150.

— — doch es wird nicht funden
Was die Wölfe vor verſchlunden.

Verſprechen, in der alten Bedeutung, ſo viel als ſchelten, ſchmähen. Sinng. 1846.

Wer von Fürſten reden will, will er Gutes reden nicht,
Hüt er ſich, daß auch ſein Maul Erdegötter nicht verſpricht.

Verthun, ſo viel als unterbringen, ausleyhen, austhun. Sinng. 412.

Was iſts worüber mehr die Jungfern ſo
entbrennen,
Als wenn man ſie pflegt alt und ungeſtalt
zu nennen?
Denn Jugend dient zur Zucht, und Schönheit
zum verthun;
Sind dieſe beide weg, ſo läßt man ſie wohl
ruhn.

Schön müſſen ſie ſeyn, will der Dichter ſagen, wenn ſie bald Männer bekommen wollen; und jung müſſen ſie ſeyn, um Mütter werden zu können.

Vertreulich; Sinnged. 798. wofür wir itzt vertraulich oder vertraut ſagen.

Vervielen; Sinngedicht 618. und vielen; Sinnged. 1103. heißt ſo viel als multiplicare, wofür wir itzt vervielfältigen ſagen:

Daß er mit gevielten Zweigen
Möge bis zun Sternen ſteigen.

Wir ſollten das Wort vervielen nicht untergehen laſſen. **Vermehren**, **vervielen**, **vervielfältigen**, ſind drey Wörter, welche dienen, das verſchiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenſchaften genauer zu beſtimmen. Z. E. Das Waſſer vermehrt ſich; alle Blumen vervielen ſich; einige Blumen vervielfältigen ſich.

Verweiben, ſich; zum Weibe werden, weibiſch werden. Siehe Weibling.

Verzeihen, ſich; anſtatt Verzicht thun. Sinngedicht 734.

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundſchaft ſich verzeihen.
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundſchaft aufzuheben.

Vierung des Zirkels; ſo überſezt Logau ſehr wohl Quadraturam circuli. Sinng. 1243.

Daß im Zirkel eine Vierung ſey zu finden, iſt wohl klar:
Aber daß auf runder Erde kein Beſtand, bleibt dennoch wahr.

Indeſſen ſollte man aus dieſem Sinngedichte faſt ſchließen, daß der Dichter einen ſehr ſchlechten Begriff von der Quadratur des Zirkels gehabt, und vielleicht weiter nichts, als ein Viereck darunter verſtanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beſchreiben kann. In dieſem Argwohne wird man um ſo viel mehr beſtärkt, wenn man findet, daß die deutſchen Meßkünſtler damaliger Zeit, das Quadrat überhaupt, nicht ein Viereck, ſondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Wieſchers Additamento operis Coleri œconomici (gedruckt zu Nürnberg 1623) zu erſehen.

Vor; als ein Nebenwort, anſtatt vormals, zuvor, vorher. (IV. 82. 104. (IX. 11.) kömmt häufig vor, ſo wohl bey unſerm Dichter, als bey ſeinen Zeitverwandten. Auch haben es die nach folgenden Dichter nicht ganz untergehen laſſen.

W.

Wächſig, creſcens. Sinng. 794.

— — — Nun und zu aller Zeit
Sey wächſig dieſer Stamm, bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchſiger Haſe, heißt in dem komiſchen Heldengedichte Phaeton, ein Haſe in ſeinem beſten Wachsthum.

Waffen für Wappen. Beide Wörter ſind leines, nur daß wir ſie izt, bekannter maaßen unterſcheiden. Logau that es noch nicht; er ſagt in der zweyten Zugabe (Seite 215.)

— — — ein Mann
Der Reinkens Hintertheil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen (II. 2.) Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel, der; ſo viel als Veränderung, Tauſch. (XII. 8.)

Wandeln; für ändern, verwandeln. Sinng. 56. 90. 802.

Die Krankheit wandelt ſich, wenn Neulicht mit dem alten
Am Monden Wechſel hält —

Desgleichen Sinngeb. 2192.

Wandelt Glücke denn die Leute,
Daß ſie morgen nicht wie heute?
Glücke hat es nie gethan,
Wann ſich wandelt ſelbſt der Mann.

Wannen, für von wannen (VI. 65.)

Ich wüßte nicht wer der und wannen er
entſproſſen ꝛc.

Siehe Dannen.

Was, für wie viel; wenn man ſich über eine große Menge verwundert. Sinng. 1081.

Lieber Gott, was haſt du Affen!

Deßgleichen (XIII. 6.)

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für Auflaurer, Nachſteller. Sinngedicht 680.

Des menſchlichen Lebens Wegelagerer.

Ehre, Geiz, Leid, Wein und Liebe
Sind des Menſchen Lebensdiebe.

Weiben, ſo viel als heyrathen, ſich beweiben. Sinnged. 1534.

Willſt du nicht weiben?

Siehe Ueberweiben.

Weibling, vir uxorius, oder, wie es unſere Vorfahren gleichfalls nannten, ein Siemann. Weibling iſt bey unſerm Dichter die Ueberſchrift von folgendem Epigramm:

Wiewohl ſich Mann und Weib in Einen
Leib verleiben,
So darf ſich doch der Mann deßwegen
nicht verweiben.

Wer, für jemand; kömmt hin und wieder vor, als Sinnged. 548.

Will Kirchenbilder wer zum Aergerniß
anziehn?
Den ärgern Bilder nicht, die Augen ärgern
ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutſch, kribbeln und wibbeln. (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt ꝛc.

Wiederkäufler, ſcheint bey unſerm Dichter nicht ſo wohl einen, der etwas mit der Bedingung es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als bloß einen zu bedeuten, der ſeine Waaren aus der zweyten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kaufet. Sinnged. 2370.

Bubalus treibt ſtark Gewerbe mit viel
pohlſcher Ochſen-Haufen:
Neulich wollt' ein Wiederkäufler ihn mit
ſamt den Ochſen kaufen.

Wiederlegen, für erwiedern, wieder erlegen. Sinnged. 1965.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem
Andern ſchenken,
Iſt wiederlegt genüglich, wenn andre dran
gedenken.

Daher Wiederlage im gerichtlichen Styl.

Wiederzins nennt unſer Dichter ſehr wohl, was ſonſt Zinſenzins heißet: anatociſmus. Sinngedicht 1568.

Windey, heißet das unfruchtbare Ey, welches eine Henne legt, ohne daß ſie von dem Hahne getreten worden. Anh. 256.

> Ein Windey legt die Henne die keinen
> Hahn nicht hat ꝛc.

Das Wort ſcheinet nach Maaßgebung des Griechiſchen gemacht zu ſeyn: οὔριον, ὑπηνέμιον, ζέφυριον ὠόν.

Windlicht, ſo viel als Fackel: Zweyte Zugabe 65.

> Wenn die Fröſch im Finſtern quaxen, zünde nur ein Windlicht an;
> Ey wie werden ſie bald ſchweigen ꝛc.

Wirr; einen wirr und irre machen ſagt Logau. Sinnged. 2448.

Wirthlich. (IV. 42. 92.) Dieſes Wort iſt von dem Worte wirthſchaftlich wohl zu unterſcheiden: Wirthlich geht die Perſon, den Wirth an; wirthſchaftlich geht die Sache, die Wirthſchaft an. Alſo ſagt man: wirthſchaftliche Gebäude, und wirthliche Leute.

Witz. Dieſes Wort iſt unſerm Dichter faſt durchgängig weiblichen Geſchlechts; als Sinngedicht 1549. Deßgleichen Sinngedicht 1684.

Ein einziges mal ſagt er: Der Witz. Sinnged. 2630

> Der Monden ſtellt ſich vor die Sonne und macht ſie finſter eine Zeit:
> Der Witz, der Gottes Rath will dämpfen, erſtrecket ſich noch lang, noch weit.

Witzel, ſagt Logau wofür wir itzt Witzling ſagen. Sinnged. 911.

> Einen Doctor, einen Simpel,
> Einen Witzel, einen Gümpel ꝛc.

Deßgleichen, erſte Zugabe 100.

> Wenn ich meinen Sinngedichten, ſie zu ſchreiben, Ende gebe,
> Mach ich Anfang, daß ſich Witzel, ſie zu tadeln, bald erhebe.

Witzigkeit. Sinnged. 727.

> Kühnheit und Vermeſſenheit
> Bringt es öfters noch ſo weit
> Als Bedacht und Witzigkeit ꝛc.

Wohlbeſpracht, ſo viel als beredt, oder vielmehr in vielen Sprachen erfahren. (VIII 85.)

Wohlbewußt, der; mens conſcia recti, das gute Gewiſſen. Sinnged. 1966.

Bey dem Aergſten Beſtes hoffen geht wohl keinem an,
Der ſich ſeines Wohlbewußtes nicht getröſten kann.

Wohlfeilkeit. Sinng. 265.

Wütig; voll Wut, wütend. Sinng. 846.

Die Kinder Gottes ſind, ſind, wie ihr Vater, gütig;
Die Satans Kinder ſind, ſind, wie ihr Vater, wütig.

Wütigkeit. Sinng. 1093.

Wann ſich mit Gewalt Unverſtand verfreyt,
Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für Meerwunder, Wunderthiere; iſt noch gebräuchlich, und dient unſerm Dichter zu einem Wortſpiele. (IX. 55.)

Z.

Zankeiſen für Zänkerinn. Sinng. 1404.

Zeihen, ſich; iſt das Gegentheil von ſich verzeihen, Verzicht thun; (Siehe oben unter dem Worte verzeihen) auch iſt es das Gegentheil von verzeihen, vergeben. Es heißt alſo im erſten Verſtande etwas begehren, etwas haben wollen. (VIII. 30.)

> Sagt, was wollen die ſich zeihn,
> Wenn ſie eigennützig ſeyn?
> Wenn ſie das gemeine Heil
> Meſſen nach dem eignen Theil? u. ſ. w.

Eben ſo ſagt Opitz im Lobe des Kriegesgottes: (v. 575.)

> „— — Was zeiht Achilles ſich
> „Sich Neſtor, ſeinen Hals zu ſetzen in den Stich,
> „Ulyſſes gleichfalls auch? Achilles mag regieren
> „Sein Land Theſſalien ꝛc.

und im zweyten Verſtande heißt es: Schuld geben; wie Luther es ſchon gebraucht hat: **Wer kann mich einer Sünde zeihen?**

Zeitfolge. Dieſes Wort iſt die Ueberſchrift des 2429ten Sinngedichts; und bedeutet ſo viel als, die Kunſt ſich in die Zeit zu ſchicken.

> **Wer lieblich ſingen will muß fallen bald, bald ſteigen;**
> **Wer ruhig leben will, muß reden itzt, itzt ſchweigen.**

Aus der erſten Zeile ſollte man faſt ſchlieſſen, daß dieſes Wort zu Logaus Zeiten ein muſikaliſches Kunſtwort müſſe geweſen ſeyn.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinnged. 1257.

— — — Wiewohls der Brauch verbeut,
Und deutſche Zucht nicht will, die auch den Argwohn ſcheut.

Daher kömmt züchtig, beſcheiden: in Züchten und in Ehren: und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Panſſa ſehr deutlich erkläret finden: „Ich will es Euch aufrichtig ſagen, „ein Stück ſchwarz Brodt, und Zwiebeln dazu, „ſchmecket mir in meinem Winkel, wo ich für mich „bin, und nicht ſo züchten darf, eben ſo gut, als „ein Truthahn in Geſellſchaft vornehmer Leute, wo „ich ganz langſam eſſen, und nur kleine Schlückchen thun, mir auch aller Augenblicke das Maul „und die Finger abwiſchen muß, und weder huſten, „nieſen, noch gähnen darf, ſo ſehr mir es auch ankömmt.

Don Quixotte. Buch XI Cap.

2. proles, proſapia; in der Stelle die unter verthun angeführet worden.

Zungenhonig, ein poetiſcher Ausdruck; bedeutet ſo viel als, ſchmeichelhafte, liebkoſende Reden. Sinnged. 774. Zungenhonig, Herzensgift.

* * *

Druckfehler:

Seite 28. Sinnged. 81. Die Jugend. lies: Die Tugend. S. 42. Sg. 26 in l. ins. S. 42 Sg. 27 Greiß ſchreib: Greis. S. 57 Sg. 46 alderſt l. alterſt. S. 59 Sg. 85 im Himmel l. in Himmel S. 82 Sg. 67 Mummoſus l. Nummoſus S. 87 Sg. 85 deiner l. deine. S. 95 Sg. 8 find l. findes. S. 119 Sg. 97. lieget l. liegt. S. 121 Sg. 102 Hund l. Hand. S. 121. Sg. 104 Herrn l. Herren. S. 141 Sg. 53 wollte l. wollt. S. 166. Sg. 19 von ſolchen l. den ſolchen. S. 168 Sg. 24 reinen l. reiſen. S. 192. Sg. 12 Zeiten l. Zeichen. S. 208. Sg. 69 von den Plagen l. von dem Plagen S. 225 Sg. 16 im Himmel l. in Himmel. S. 229 Sg. 69 empfanget l. empfänget. S. 284 Sg. 6 immer l. nimmer. S. 285 Sg. 8 krummen l. krummem. S. 322 Sg. 30. Piper l. Piger. S. 334. Sg. 84 ſtudieret ſchr. ſtudiret. S. 340. Sg. 115. Brod ſchr. Brodt. S. 341. Sg. 120. klingt l. klinget. S. 342. Sg. 126. kennen l. kommen. S. 344. Sg. 131 alle Jahr l. alle Jahre. S. 352. Sg. 24 Ballus l. Pallus. S. 367. Sg. 88 immer l. nimmer. S. 40 Z. 30 Dir iſt l. iſt Dir.

Im Wörterbuche:

Seite 12 Zeile 18 genehm. lies: gerochen. S. 13 Z. 11 nur l. nun. S. 21 Z. 7 Bankind l. Bankkind. S. 23 Z. 11 beleben. l. belieben. Ebend. Z. 13 gelinde Be l. linde Be. S. 24 Z. 22 Adjectivum l. Activum. S. 31 Z. 10 Hauptheils l. Haupttheils. S. 43 Z. 25 ſtehen l. ſtehn. S. 60 Z. 11 die ſo mir l. die mir ſo. S. 71 Z. 12 Einnahme l. Einnahm.

177 innen : können

173 Siebengärte

127 die Schweden

391 Tannenbaum u. Lindenbraut

399 deme ein

Laokoon:

oder

über die Grenzen

der

Mahlerey und Poeſie.

Ὑλη και τροποις μιμησεως διαφερουσι.

Πλουτ. ποτ. Αϑ. κατα Π. ἢ κατα Σ. ἐνδ.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Mit

beyläufigen Erläuterungen

verſchiedener Punkte

der alten Kunſtgeſchichte;

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Erſter Theil.

Berlin,
bey Chriſtian Friedrich Voß.
1766.

Ex bibliotheca

Bernardi Beer.

Donum haeredum

Vorrede.

Der erſte, welcher die Mahlerey und Poeſie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beyden Künſten eine ähnliche Wirkung auf ſich verſpürte. Beyde, empfand er, ſtellen uns abweſende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beyde täuſchen, und beyder Täuſchung gefällt.

Ein zweyter ſuchte in das Innere dieſes Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bey beyden aus einerley Quelle flieſſe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerſt von körperlichen Gegenſtänden abziehen, hat allgemeine Regeln, die ſich auf mehrere Dinge anwenden laſſen; auf Handlungen, auf Gedanken, ſowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieſer allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Mahlerey, andere mehr in der Poeſie herrſchten; daß alſo bey dieſen die

Poeſie der Mahlerey, bey jenen die Mahlerey der Poeſie mit Erläuterungen und Beyſpielen aushelfen könne.

Das erſte war der Liebhaber; das zweyte der Philoſoph; das dritte der Kunſtrichter.

Jene beyden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühle noch von ihren Schlüſſen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bey den Bemerkungen des Kunſtrichters beruhet das Meiſte in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzeln Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen ſcharfſinnigen Kunſtrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn dieſe Anwendung jederzeit mit aller der Vorſicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwiſchen beyden Künſten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes, in ihren verlornen Schriften von der Mahlerey, die Regeln derſelben durch die bereits feſtgeſetzten Regeln der Poeſie beſtätiget und erläutert haben, ſo darf man ſicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geſchehen ſeyn, mit welcher wir noch itzt den Ariſtoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundſätze und Erfahrungen der Mahlerey auf die Beredſamkeit und Dichtkunſt anwenden ſehen. Es iſt das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über ſie weg zu ſetzen, wenn wir ihre kleinen Luſtwege in Landſtraſſen verwandelten; ſollten auch die kürzern und ſichrern Landſtraſſen darüber zu Pfaden eingehen, wie ſie durch Wildniſſe führen.

Die blendende Antitheſe des griechiſchen Voltaire, daß die Mahlerey eine ſtumme Poeſie, und die Poeſie eine redende Mahlerey ſey, ſtand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; deſſen wahrer Theil ſo einleuchtend iſt, daß man das Unbeſtimmte und Falſche, welches er mit ſich führet, überſehen zu müſſen glaubet.

Gleichwohl überſahen es die Alten nicht. Sondern indem ſie den Ausſpruch des Simonides auf die Wirkung der beyden Künſte einſchränkten, vergaſſen ſie nicht einzuſchärfen, daß, ohngeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieſer Wirkung, ſie dennoch, ſowohl in den Gegenſtänden als in der Art ihrer Nachahmung, (Ὑλῃ και τροποις μιμησεως) verſchieden wären.

Völlig aber, als ob ſich gar keine ſolche Verſchiedenheit fände, haben viele der neueſten Kunſtrichter aus jener Uebereinſtimmung der Mahlerey und Poeſie die crudeſten Dinge von der Welt geſchloſſen. Bald zwingen ſie die Poeſie in die engern Schranken der Mahlerey; bald laſſen ſie die Mahlerey die ganze weite Sphäre der Poeſie füllen. Alles was der einen Recht iſt, ſoll auch der andern vergönnt ſeyn; alles was in der einen gefällt oder mißfällt, ſoll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieſer Idee, ſprechen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone die ſeichteſten Urtheile, wenn ſie, in den Werken des Dichters und Mahlers über einerley Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die ſie dem einem oder dem andern, nach dem ſie entweder mehr Geſchmack an der Dichtkunſt oder an der Mahlerey haben, zur Laſt legen.

Ja dieſe Aftercritik hat zum Theil die Virtuoſen ſelbſt verführet. Sie hat in der

Poeſie die Schilderungsſucht, und in der Mahlerey die Allegoriſterey erzeuget; indem man jene zu einem redenden Gemählde machen wollen, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie mahlen könne und ſolle, und dieſe zu einem ſtummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaſſe ſie allgemeine Begriffe ausdrucken könne, ohne ſich von ihrer Beſtimmung zu entfernen, und zu einer willkührlichen Schriftart zu werden.

Dieſem falſchen Geſchmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, iſt die vornehmſte Abſicht folgender Aufſätze.

Sie ſind zufälliger Weiſe entſtanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodiſche Entwickelung allgemeiner Grundſätze angewachſen. Es ſind alſo mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche, als ein Buch.

Doch ſchmeichle ich mir, daß ſie auch als ſolche nicht ganz zu verachten ſeyn werden. An ſyſtematiſchen Büchern haben wir Deutſchen überhaupt keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Worterklärungen in der ſchönſten Ordnung alles, was wir nur wollen,

len, herzuleiten, darauf verſtehen wir uns, Trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen groſſen Theil der Beyſpiele in ſeiner Aeſthetik, Geſners Wörterbuche ſchuldig zu ſeyn. Wenn mein Raiſonnement nicht ſo bündig iſt als das Baumgartenſche, ſo werden doch meine Beyſpiele mehr nach der Quelle ſchmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichſam ausſetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, ſo habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufſchrift laſſen wollen. Andere kleine Ausſchweifungen über verſchiedene Punkte der alten Kunſtgeſchichte, tragen weniger zu meiner Abſicht bey, und ſie ſtehen nur da, weil ich ihnen niemals einen beſſern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Mahlerey, die bildenden Künſte überhaupt begreiffe; ſo wie ich nicht dafür ſtehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poeſie, auch auf die übrigen Künſte, deren Nachahmung fortſchreitend iſt, einige Rückſicht nehmen dürfte.

I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechiſchen Meiſterſtücke in der Mahlerey und Bildhauerkunſt, ſetzet Herr Winkelmann in eine edle Einfalt und ſtille Gröſſe, ſowohl in der Stellung als im Ausdrucke. „So wie die Tiefe des „Meeres, ſagt er,*) allezeit ruhig bleibt, die Ober„fläche mag auch noch ſo wüthen, eben ſo zeiget der „Ausdruck in den Figuren der Griechen bey allen Lei„denſchaften eine groſſe und geſetzte Seele.

„Dieſe Seele ſchildert ſich in dem Geſichte des „Laokoons, und nicht in dem Geſichte allein, bey „dem heftigſten Leiden. Der Schmerz, welcher ſich „in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entde„cket, und den man ganz allein, ohne das Geſicht „und andere Theile zu betrachten, an dem ſchmerz„lich eingezogenen Unterleibe bey nahe ſelbſt zu em„pfinden glaubt; dieſer Schmerz, ſage ich, äuſſert „ſich dennoch mit keiner Wuth in dem Geſichte und „in der ganzen Stellung. Er erhebt kein ſchreckliches „Ge-

---

*) Von der Nachahmung der griechiſchen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunſt. S. 21. 22.

„Geſchrey, wie Virgil von ſeinem Laokoon ſinget; die „Oefnung des Mundes geſtattet es nicht: es iſt vielmehr ein ängſtliches und beklemmtes Seufzen, wie „es Sadolet beſchreibet. Der Schmerz des Körpers und die Gröſſe der Seele ſind durch den ganzen „Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet, und „gleichſam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet: ſein Elend gehet „uns bis an die Seele; aber wir wünſchten, wie dieſer groſſe Mann das Elend ertragen zu können.„

„Der Ausdruck einer ſo groſſen Seele geht „weit über die Bildung der ſchönen Natur. Der „Künſtler mußte die Stärke des Geiſtes in ſich ſelbſt „fühlen, welche er ſeinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künſtler und Weltweiſe in einer Perſon, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunſt die Hand, und bließ den „Figuren derſelben mehr als gemeine Seelen ein, „u. ſ. w.„

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz ſich in dem Geſichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bey der Heftigkeit deſſelben vermuthen ſollte, iſt vollkommen richtig. Auch das iſt unſtreitig, daß eben hierinn, wo ein Halbkenner den Künſtler unter der

Natur geblieben zu ſeyn, das wahre Pathetiſche des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, ſage ich, eben hierinn die Weisheit deſſelben ganz beſonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieſer Weisheit giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus dieſem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meynung zu ſeyn.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerſt ſtutzig gemacht hat; und nächſt dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen, und meine Gedanken in eben der Ordnung niederſchreiben, in welcher ſie ſich bey mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet.„ Wie leidet dieſer? Es iſt ſonderbar, daß ſein Leiden ſo verſchiedene Eindrücke bey uns zurückgelaſſen. — Die Klagen, das Geſchrey, die wilden Verwünſchungen, mit welchen ſein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen ſtörte, erſchollen nicht minder ſchrecklich durch das öde Eiland, und ſie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ. — Man hat den dritten Aufzug dieſes Stücks ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus ſieht man, ſagen die Kunſtrichter,[b] daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun geweſen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieſes. Die jammervollen Ausruffungen, das Winſeln, die abgebrochenen ἀ, ἀ, Φευ, ἀτατται, ὠ μοι, μοι! die ganzen Zeilen voller παπα, παπα, aus welchen dieſer Aufzug beſtehet, und die mit ganz andern Dehnungen und Abſetzungen declamiret werden mußten, als bey einer zuſammenhangenden Rede nöthig ſind, haben in der Vorſtellung dieſen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben ſo lange dauren laſſen, als die andern. Er ſcheinet dem Leſer weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen ſeyn.

Schreyen iſt der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht ſelten mit Geſchrey zu Boden. Die geritzte Venus ſchreyet laut;[c] nicht um ſie durch dieſes Geſchrey als die weichliche Göttin der Wolluſt zu ſchildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn ſelbſt der eherne Mars, als er die

---

[b] Brumoy Theat. des Grecs T. II. p. 89.

[c] Iliad. E v. 343. Ἡ δὲ μεγα ἰαχουσα —

Lanze des Diomedes fühlet, ſchreyet ſo gräßlich, als ſchrieen zehn tauſend wüthende Krieger zugleich, daß beyde Heere ſich entſetzen. [d]

So weit auch Homer ſonſt ſeine Helden über die menſchliche Natur erhebt, ſo treu bleiben ſie ihr doch ſtets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeuſſerung dieſes Gefühls durch Schreyen, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten ſind es Geſchöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menſchen.

Ich weis es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt, wiſſen über unſern Mund und über unſere Augen beſſer zu herrſchen. Höflichkeit und Anſtand verbieten Geſchrey und Thränen. Die thätige Tapferkeit des erſten rauhen Weltalters hat ſich bey uns in eine leidende verwandelt. Doch ſelbſt unſere Urältern waren in dieſer größer, als in jener. Aber unſere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeiſſen, dem Streiche des Todes mit unverwandten Auge entgegen ſehen, unter den Biſſen der Nattern lachend ſterben, weder ſeine Sünde noch den Verluſt ſeines liebſten Freundes beweinen, ſind Züge des alten Nordiſchen Heldenmuths.* Palnatoko gab ſeinen Jomsburgern das Geſetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

---

[d] Iliad. E v. 859.

Nicht ſo der Grieche! Er fühlte und furchte ſich; er äuſſerte ſeine Schmerzen und ſeinen Kummer; er ſchämte ſich keiner der menſchlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung ſeiner Pflicht zurückhalten. Was bey dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entſprang, das wirkten bey ihm Grundſätze. Bey ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kieſel, die ruhig ſchlafen, ſo lange keine äuſſere Gewalt ſie wecket, und dem Steine weder ſeine Klarheit noch ſeine Kälte nehmen. Bey dem Barbaren war der Heroismus eine helle freſſende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenſchaft in ihm verzehrte, wenigſtens ſchwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geſchrey, die Griechen hingegen in entſchloßner Stille zur Schlacht führet, ſo merken die Ausleger ſehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, dieſe als geſittete Völker ſchildern wollen. Mich wundert, daß ſie an einer andern

---

*) Th. Bartholinus de causis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis, cap. I.

Stelle eine ähnliche charakteriſtiſche Entgegenſetzung nicht bemerket haben. [f] Die feindlichen Heere haben einen Waffenſtillſtand getroffen; ſie ſind mit Verbrennung ihrer Todten beſchäftiget, welches auf beyden Theilen nicht ohne heiſſe Thränen abgehet; δακρυα θερμα χεοντες. Aber Priamus verbietet ſeinen Trojanern zu weinen; οὐδ' εια κλαιειν Πριαμος μεγας. Er verbietet ihnen zu weinen, ſagt die Dacier, weil er beſorgt, ſie möchten ſich zu ſehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieſes beſorgen? Warum ertheilet nicht auch Agamemnon ſeinen Griechen das nehmliche Verboth? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der geſittete Grieche zugleich weinen und tapfer ſeyn könne; indem der ungeſittete Trojaner, um es zu ſeyn, alle Menſchlichkeit vorher erſticken müſſe. Νεμεσσωμαι γε μεν οὐδεν κλαιειν, läßt er an einem andern Orte [g] den verſtändigen Sohn des weiſen Neſtors ſagen.

Es iſt merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerſpielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen

---

f) Iliad. H. v. 421.

g) Odyſſ. Δ. 195.

men ſind, ſich zwey Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinſte Theil des Unglücks iſt, das den leidenden Helden trift. Auſſer dem Philoktet, der ſterbende Herkules. Und auch dieſen läßt Sophokles klagen, winſeln, weinen und ſchreyen. Dank ſey unſern artigen Nachbarn, dieſen Meiſtern des Anſtändigen, daß nunmehr ein winſelnder Philoktet, ein ſchreyender Herkules, die lächerlichſten unerträglichſten Perſonen auf der Bühne ſeyn würden. Zwar hat ſich einer ihrer neueſten Dichter [h] an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbſt ein Laokoon findet ſich unter den verlornen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schickſal doch auch dieſen Laokoon gegönnet hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die ſeiner einige alte Grammatiker thun, läßt ſich nicht ſchlieſſen, wie der Dichter dieſen Stoff behandelt habe. So viel bin ich verſichert, daß er den Laokoon nicht ſtoiſcher als den Philoktet und Herkules, wird geſchildert haben. Alles Stoiſche iſt untheatraliſch; und unſer Mitleiden iſt allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der intereſſirende Gegenſtand äuſſert. Sieht man ihn ſein Elend mit groſſer Seele ertragen, ſo wird dieſe groſſe Seele zwar unſere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung iſt ein kalter Affekt, deſſen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenſchaft, ſo wie jede andere deutliche Vorſtellung, ausſchlieſſet.

---

[h] Chataubrun.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr iſt, daß das Schreyen bey Empfindung körperlichen Schmerzes, beſonders nach der alten griechiſchen Denkungsart, gar wohl mit einer groſſen Seele beſtehen kann: ſo kann der Ausdruck einer ſolchen Seele die Urſache nicht ſeyn, warum dem ohngeachtet der Künſtler in ſeinem Marmor dieſes Schreyen nicht nachahmen wollen; ſondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von ſeinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgehet, der dieſes Geſchrey mit beſtem Vorſatze ausdrücket.

II.

Es ſey Fabel oder Geſchichte, daß die Liebe den erſten Verſuch in den bildenden Künſten gemacht habe: ſo viel iſt gewiß, daß ſie den großen alten Meiſtern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird itzt die Mahlerey überhaupt als die Kunſt, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen

Umfange betrieben: ſo hatte der weiſe Grieche ihr weit engere Grenzen geſetzet, und ſie bloß auf die Nachahmung ſchöner Körper eingeſchränket. Sein Künſtler ſchilderte nichts als das Schöne; ſelbſt das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur ſein zufalliger Vorwurf, ſeine Uebung, ſeine Erhohlung. Die Vollkommenheit des Gegenſtandes ſelbſt mußte in ſeinem Werke entzücken; er war zu groß von ſeinen Betrachtern zu verlangen, daß ſie ſich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung ſeine Geſchicklichkeit entſpringet, begnügen ſollten; an ſeiner Kunſt war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunſt.

„Wer wird dich mahlen wollen, da dich niemand „ſehen will,„ ſagt ein alter Epigrammatiſt [a] über einen höchſt ungeſtaltenen Menſchen. Mancher neuere Künſtler würde ſagen: „Sey ſo ungeſtalten, wie möglich; ich will dich doch mahlen. Mag dich ſchon niemand gern ſehen: ſo ſoll man doch mein Gemählde gern ſehen; nicht in ſo fern es dich vorſtellt, ſondern in ſo fern es ein Beweis meiner Kunſt iſt, die ein ſolches Scheuſal ſo ähnlich nachzubilden weis. —

---

[a] Antiochus. (Antholog. lib. II. cap. 4.) Harduin über den Plinius (lib. 35. ſect. 36. p. m. 698.) legt dieſes Epigramm einem Piſo bey. Es findet ſich aber unter allen griechiſchen Epigrammatiſten keiner dieſes Namens.

Freylich iſt der Hang zu dieſer üppigen Prahlerey mit leidigen Geſchicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenſtände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauſon, ihren Pyreicus ſollten gehabt haben. Sie hatten ſie; aber ſie lieſſen ihnen ſtrenge Gerechtigkeit wiederfahren. Pauſon, der ſich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, deſſen niedriger Geſchmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menſchlichen Bildung am liebſten ausdruckte, [b] lebte in der verächtlichſten Armuth.

---

[b] Jungen Leuten, befiehlt daher Ariſtoteles, muß man ſeine Gemählde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, ſo viel möglich, von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. (Polit. lib. VIII. cap. 5. p. 526. Edit. Conring.) Herr Boden will zwar in dieſer Stelle anſtatt Pauſon, Pauſanias geleſen wiſſen, weil von dieſem bekannt ſey, daß er unzüchtige Figuren gemahlt habe. (de Umbra poetica, Comment. I. p. XIII.) Als ob man es erſt von einem philoſophiſchen Geſetzgeber lernen müßte, die Jugend von dergleichen Reitzungen der Wolluſt zu entfernen. Er hätte die bekannte Stelle in der Dichtkunſt (cap. II.) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um ſeine Vermuthung zurück zu behalten. Es giebt Ausleger (z. E. Kuhn, über den Aelian Var. Hiſt. lib. IV. cap. 3.) welche den Unterſchied, den Ariſtoteles daſelbſt zwiſchen dem Polygnotus, Dionyſius und Pauſon angiebt, darinn ſetzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionyſius Menſchen, und Pauſon Thiere gemahlt habe. Sie mahlten alleſamt menſchliche Figuren; und daß Pauſon einmal ein Pferd mahlte, bewei-

muth. [c] Und Pyreicus, der Barbierſtuben, ſchmutzige Werkſtätte, Eſel und Küchenkräuter, mit allem den Fleiſſe eines niederländiſchen Künſtlers mahlte, als ob dergleichen Dinge in der Natur ſo viel Reitz hätten, und ſo ſelten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen, [d] des Kothmahlers; obgleich der wollüſtige Reiche ſeine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch dieſen eingebildeten Werth zu Hülfe zu kommen.

Die Obrigkeit ſelbſt hielt es ihrer Aufmerkſamkeit nicht für unwürdig, den Künſtler mit Gewalt in ſeiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Geſetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere bey Strafe verboth, iſt bekannt. Es war kein Geſetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und ſelbſt vom Junius, [e] gehalten wird. Es verdammte die

grie:

ſet noch nicht, daß er ein Thiermahler geweſen, wofür ihn Hr. Boden hält. Ihren Rang beſtimmten die Grade des Schönen, die ſie ihren menſchlichen Figuren gaben, und Dionyſius konnte nur deswegen nichts als Menſchen mahlen, und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu ſklaviſch folgte, und ſich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu mahlen, ein Religionsverbrechen geweſen wäre.

c) Ariſtophanes Plut. v. 602. & Acharnens. v. 854.

d) Plinius lib. XXX. Sect. 37. Edit. Hard.

e) De Pictura vet. lib. II. cap. IV. §. 1.

griechiſchen Ghezzi; den unwürdigen Kunſtgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichen Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur.

Aus eben dem Geiſt des Schönen war auch das Geſetz der Hellanodiken gefloſſen. Jeder Olympiſche Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreymaligen Sieger, ward eine Ikoniſche geſetzet. f) Der mittelmäßigen Portraits ſollten unter den Kunſtwerken nicht zu viel werden. Denn obſchon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, ſo muß doch die Aehnlichkeit darüber herrſchen; es iſt das Ideal eines gewiſſen Menſchen, nicht das Ideal eines Menſchen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bey den Alten auch die Künſte bürgerlichen Geſetzen unterworfen geweſen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unſtreitig müſſen ſich die Geſetze über die Wiſſenſchaften keine Gewalt anmaßen; denn der Endzweck der Wiſſenſchaften iſt Wahrheit. Wahrheit iſt der Seele nothwendig; und es wird Tyranney, ihr in Befriedigung dieſes weſentlichen Bedürfniſſes den geringſten Zwang anzuthun. Der Endzweck der Künſte hingegen iſt Vergnügen; und das Vergnügen iſt entbehrlich. Alſo darf es allerdings von dem Geſetzgeber

---

f) Plinius lib. XXXIV. Sect. 9

geber abhangen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maaſſe er jede Art deſſelben verſtatten will.

Die bildenden Künſte insbeſondere, auſſer dem unfehlbaren Einfluſſe, den ſie auf den Charakter der Nation haben, ſind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufſicht des Geſetzes heiſchet. Erzeigten ſchöne Menſchen ſchöne Bildſäulen, ſo wirkten dieſe hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte ſchönen Bildſäulen ſchöne Menſchen mit zu verdanken. Bey uns ſcheinet ſich die zarte Einbildungskraft der Mutter nur in Ungeheuern zu äuſſern.

Aus dieſem Geſichtspunkte glaube ich in gewiſſen alten Erzehlungen, die man gerade zu als Lügen verwirft, etwas wahres zu erblicken. Den Müttern des Ariſtomenes, des Ariſtodamas, Alexanders des Groſſen, des Scipio, des Auguſtus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerſchaft allen, als ob ſie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit; [g] und die ſchönen Bildſäulen und Ge:

---

[g] Man irret ſich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer mediciniſchen Gottheit hält. Juſtinus Martyr (Apolog. II. p. 55. Edit. Sylburg.) ſagt ausdrücklich: παρα παντι των νομιζομενων παρ' ὑμιν θεων, ὀφις συμβολον μεγα και μυστηριον ἀναγραφεται; und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringſte Beziehung auf die Geſundheit haben.

Gemählde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines Herkules, waren ſelten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum, und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverſchämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Urſache mußte es wohl haben, warum die ehebrecheriſche Phantaſie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte bloß feſtſetzen, daß bey den Alten die Schönheit das höchſte Geſetz der bildenden Künſte geweſen ſey.

Und dieſes feſtgeſetzt, folget nothwendig, daß alles andere, worauf ſich die bildenden Künſte zugleich mit erſtrecken können, wenn es ſich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es ſich mit ihr verträgt, ihr wenigſtens untergeordnet ſeyn müſſen.

Ich will bey dem Ausdrucke ſtehen bleiben. Es giebt Leidenſchaften und Grade von Leidenſchaften, die ſich in dem Geſichte durch die häßlichſten Verzerrungen äuſſern, und den ganzen Körper in ſo gewaltſame Stellungen ſetzen, daß alle die ſchönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umſchreiben, verloren gehen. Dieſer enthielten ſich alſo die alten Künſtler entweder ganz und gar, oder ſetzten ſie auf geringere Grade herunter, in welchen ſie eines Maaſſes von Schönheit fähig ſind.

Wuth und Verzweiflung ſchändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.[a]

---

[a] Man gehe alle die Kunſtwerke durch, deren Plinius und Pauſanias und andere gedenken: man überſehe die noch itzt vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Gemählde: und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind. Indeß hätte Spence, da er Furien haben mußte, ſie doch lieber von den Münzen erborgen ſollen, (Seguini Numiſ. p. 178. Spanhem. de Præſt. Numiſm. Diſſert. XIII. p. 639. Les Ceſars de Julien, par Spanhem p. 48.) als daß er ſie durch einen witzigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem ſie ganz gewiß nicht ſind. Er ſagt in ſeinem Polymetis (Dial. XVI. p. 272.) „Obſchon die Furien in den Werken der alten Künſtler etwas ſehr ſeltenes ſind, ſo findet ſich doch eine Geſchichte, in der ſie durchgängig von ihnen angebracht werden. Ich meine den Tod des Meleager; als in deſſen Vorſtellung auf Basreliefs ſie öfters die Althäa aufmuntern und antreiben, den unglücklichen Brand, von welchen das Leben ihres einzigen Sohnes abhing, dem Feuer zu übergeben. Denn auch ein Weib würde in ihrer Rache ſo weit nicht gegangen ſeyn, hätte der Teufel nicht ein wenig zugeſchüret. In einem von dieſen Basreliefs, bey dem Bellori (in den Admirandis) ſieht man zwey Weiber, die mit der Althäa am Altare ſtehen, und allem Anſehen nach Furien ſeyn ſollen. Denn wer ſonſt als Furien, hätte einer ſolchen Handlung beywohnen wollen? Daß ſie für dieſen Charakter nicht ſchrecklich genug ſind, liegt ohne Zweifel an der Abzeichnung. Das Merkwürdigſte aber auf dieſem Werke iſt die runde

Zorn ſetzten ſie auf Ernſt herab. Bey dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz ſchleuderte; bey dem Künſtler nur der ernſte.

Jam-

„Scheibe, unten gegen die Mitte, auf welcher ſich offenbar der Kopf einer Furie zeiget. Vielleicht war es die Furie, an die Althäa, ſo oft ſie eine üble That vernahm, ihr Gebet richtete, und vornehmlich itzt zu richten, alle Urſache hatte ꝛc.„ — Durch ſolche Wendungen kann man aus allem alles machen. Wer ſonſt, fragt Spence, als Furien, hätte einer ſolchen Handlung beywohnen wollen? Ich antworte: Die Mägde der Althäa, welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten. Ovid ſagt: (Metamorph. VIII. v. 460. 461.)

Protulit hunc (ſtipitem) genitrix, tædasque in fragmina poni
Imperat, & poſitis inimicos admovet ignes.

Dergleichen tædas, lange Stücke von Kien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beyde Perſonen in den Händen, und die eine hat eben ein ſolches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werks, erkenne ich die Furie eben ſo wenig. Es iſt ein Geſicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel ſoll es der Kopf des Meleagers ſelbſt ſeyn. (Metamorph. l. c. v. 515.)

Inſcius atque abſens flamma Meleagros in illa
Uritur: & cæcis torreri viſcera ſentit
Ignibus: & magnos ſuperat virtute dolores.

Der Künſtler brauchte ihn gleichſam zum Uebergange in den folgenden Zeitpunkt der nehmlichen Geſchichte, welcher den ſterbenden Meleager gleich darneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen, (Antiqu. expl. T. I. p. 162.) den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den

Jammer ward in Betrübniß gemildert. Und wo dieſe Milderung nicht ſtatt finden konnte, wo der Jammer eben ſo verkleinernd als entſtellend geweſen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemählde von der Opferung der Iphigenia, in welchen er allen Umſtehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Geſicht des Vaters aber, welches den allerhöchſten hätte zeigen ſollen, verhüllete, iſt bekannt, und es ſind viel artige Dinge darüber geſagt worden. Er hatte ſich, ſagt dieſer, [i] in den traurigen Phyſiognomien ſo erſchöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu kön-

nen

---

er gleichfalls für eine Furie ausgiebt. Bellori ſelbſt (Admirand. Tab. 77.) läßt es unentſchieden, ob es Parzen oder Furien ſind. Ein Oder, welches genugſam zeiget, daß ſie weder das eine noch das andere ſind. Auch Montfaucons übrige Auslegung ſollte genauer ſeyn. Die Weibsperſon, welche neben dem Bette ſich auf den Ellebogen ſtützet, hätte er Caſſandra und nicht Atalanta nennen ſollen. Atalanta iſt die, welche mit dem Rücken gegen das Bette gekehret, in einer traurigen Stellung ſitzet. Der Künſtler hat ſie mit vielem Verſtande von der Familie abgewendet, weil ſie nur die Geliebte, nicht die Gemahlin des Meleagers war, und ihre Betrübniß über ein Unglück, das ſie ſelbſt unſchuldiger Weiſe veranlaſſet hatte, die Anverwandten erbittern mußte.

[i] Plinius lib. XXXV. Sect. 35. Cum moeſtos pinxiſſet omnes, præcipue patruum, & triſtitiæ omnem imaginem conſumpſiſſet, patris ipſius vultum velavit, quem digne non poterat oſtendere.

nen verzweifelte. Er bekannte dadurch, ſagt jener,[a] daß der Schmerz eines Vaters bey dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck ſey. Ich für mein Theil ſehe hier weder die Unvermögenheit des Künſtlers, noch die Unvermögenheit der Kunſt. Mit dem Grade des Affects verſtärken ſich auch die ihm entſprechenden Züge des Geſichts; der höchſte Grad hat die allerentſchiedenſten Züge, und nichts iſt der Kunſt leichter, als dieſe auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien ſeiner Kunſt ſetzen. Er wußte, daß ſich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich ſind. So weit ſich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, ſo weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm ſeine Compoſition beydes nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht mahlen durfte, ließ er errathen. Kurz, dieſe Verhüllung iſt ein Opfer, das der Künſtler der Schönheit brachte. Sie iſt ein Beyſpiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunſt treiben, ſondern wie man ihn dem erſten Geſetze der Kunſt, dem Geſetze der Schönheit, unterwerfen ſoll.

---

[a] Summi moeroris acerbitatem arte exprimi non poſſe confeſſus eſt. Valerius Maximus lib. VIII. cap. 11.

Und dieſes nun auf den Laokoon angewendet, ſo iſt die Urſache klar, die ich ſuche. Der Meiſter arbeitete auf die höchſte Schönheit, unter den angenommenen Umſtänden des körperlichen Schmerzes. Dieſer, in aller ſeiner entſtellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn alſo herab ſetzen; er mußte Schreyen in Seufzen mildern; nicht weil das Schreyen eine unedle Seele verräth, ſondern weil es das Geſicht auf eine ekelhafte Weiſe verſtellet. Denn man reiſſe dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urtheile. Man laſſe ihn ſchreyen, und ſehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil ſie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun iſt es eine häßliche, eine abſcheuliche Bildung geworden, von der man gern ſein Geſicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unluſt erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenſtandes dieſe Unluſt in das ſüſſe Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Oefnung des Mundes, — bey Seite geſetzt, wie gewaltſam und eckel auch die übrigen Theile des Geſichts dadurch verzerret und verſchoben werden, — iſt in der Mahlerey ein Fleck und in der Bildhauerey eine Vertiefung, welche die widrigſte Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewieß wenig Geſchmack, als er einen alten bärtigen Kopf, mit aufgeriſſenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab. [l] Muß ein Gott ſchreyen, wenn er die Zukunft eröfnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes ſeine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemählde des Timanthes ſollte geſchrieen haben. [m] Weit ſchlechtere Meiſter aus den Zeiten der ſchon verfallenen Kunſt, laſſen auch nicht einmal die wildeſten Barbaren, wenn ſie unter dem Schwerde des Siegers Schrecken und Todesangſt ergreift, den Mund bis zum Schreyen öfnen. [n]

Es iſt gewiß, daß dieſe Herabſetzung des äußerſten körperlichen Schmerzes auf einen niedrigern Grad von Gefühl, an mehreren alten Kunſtwerken ſichtbar geweſen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande, von der Hand eines alten unbekannten Meiſters, war nicht der Sophokleiſche, der ſo gräßlich ſchrie, daß die Lokriſchen Felſen, und die Euböiſchen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finſter, als wild. [o] Der Philoktet des Pythagoras Leontinus ſchien dem Betrachter ſeinen Schmerz mitzutheilen, welche Wirkung der geringſte gräßliche Zug verhindert hätte. Man dürfte fragen, woher ich wiſſe, daß dieſer Meiſter eine Bildſäule des Philoktet gemacht habe? Aus einer Stelle des Plinius, die meine Verbeſſerung nicht erwartet haben ſollte, ſo offenbar verfälſcht oder verſtümmelt iſt ſie. [p]

---

[l] Antiquit. expl. T. I. p. 50.

[m] Er giebt nehmlich die von dem Timanthes wirklich ausgedrückten Grade der Traurigkeit ſo an: Calchantem triſtem, moeſtum Ulyſſem, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum. — Der Schreyer Ajax müßte eine häßliche Figur geweſen ſeyn; und da weder Cicero noch Quintilian in ihren Beſchreibungen dieſes Gemähldes ſeiner gedenken, ſo werde ich ihn um ſo viel eher für einen Zuſatz halten dürfen, mit dem es Valerius aus ſeinem Kopfe bereichern wollen.

[n] Bellorii Admiranda. Tab. 11. 12.

III.

---

[o] Plinius libr. XXXIV. ſect. 19.

[p] Eundem, nemlich den Myro, lieſet man bey dem Plinius, (libr. XXXIV. ſect. 19.) vicit & Pythagoras Leontinus, qui fecit ſtadiodromon Aſtylon, qui Olympiæ oſtenditur: & Libym puerum tenentem tabulam, eodem loco, & mala ferentem nudum. Syracuſis autem claudicantem: cuius hulceris dolorem ſentire etiam ſpectantes videntur. Man erwäge die letzten Worte etwas genauer. Wird nicht darinn offenbar von einer Perſon geſprochen, die wegen eines ſchmerzhaften Geſchwieres überall bekannt iſt? Cuius hulceris u. ſ. w. Und dieſes cuius ſollte auf das bloße claudicantem, und das claudicantem vielleicht auf das noch entferntere puerum gehen? Niemand hatte mehr Recht, wegen eines ſolchen Geſchwieres bekannter zu ſeyn als Philoktet. Ich leſe alſo anſtatt clau-

III.

Aber, wie ſchon gedacht, die Kunſt hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten.* Ihre Nachahmung, ſagt man, erſtrecke ſich auf die ganze ſichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil iſt. Wahrheit und Ausdruck ſey ihr erſtes Geſez; und wie die Natur ſelbſt die Schönheit höhern Abſichten jederzeit aufopfere, ſo müſſe ſie auch der Künſtler ſeiner allgemeinen Beſtimmung unterordnen, und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichſte der Natur in ein Schönes der Kunſt verwandelt werde.

Geſetzt, man wollte dieſe Begriffe vors erſte unbeſtritten in ihrem Werthe oder Unwerthe laſſen; ſollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen ſeyn, warum dem ohngeachtet der Künſtler in dem Ausdrucke Maaß halten, und ihn nie

---

dicantem, Philoctetem, oder halte wenigſtens dafür, daß das leztere durch das erſtere gleichlautende Wort verdrungen worden, und man beydes zuſammen Philoctetem claudicantem leſen müſſe. Sophokles läßt ihn στίβον κατ' ἀνάγκαν ἕρπειν, und es mußte ein Hinken verurſachen, daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte.

nie aus dem höchſten Punkte der Handlung nehmen müſſe.

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunſt alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künſtler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Mahler insbeſondere dieſen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Geſichtspunkte, brauchen; ſind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, ſondern betrachtet zu werden, lange und wiederhohlter maaſſen betrachtet zu werden: ſo iſt es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Geſichtspunkt dieſes einzigen Augenblickes, nicht fruchtbar genug gewählet werden kann. Dasjenige aber nur allein iſt fruchtbar, was der Einbildungskraft freyes Spiel läßt. Je mehr wir ſehen, deſto mehr müſſen wir hinzu denken können. Je mehr wir darzu denken, deſto mehr müſſen wir zu ſehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects iſt aber kein Augenblick der dieſen Vortheil weniger hat, als die höchſte Staffel deſſelben. Ueber ihr iſt weiter nichts, und dem Auge das Aeuſſerſte zeigen, heißt der Phantaſie die Flügel binden, und ſie nöthigen, da ſie über den ſinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, ſich unter ihm mit ſchwächern Bildern zu beſchäftigen, über die ſie die ſichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenzen ſcheuet. Wenn Laokoon alſo ſeufzet, ſo kann ihn die Einbildungskraft ſchreyen hören; wenn er aber ſchreyet, ſo kann ſie von dieſer Vorſtellung weder eine Stuffe höher, noch eine Stuffe tiefer ſteigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich unintereſſantern Zuſtande zu erblicken. Sie hört ihn erſt ächzen, oder ſie ſieht ihn ſchon todt.

Ferner. Erhält dieſer einzige Augenblick durch die Kunſt eine unveränderliche Dauer; ſo muß er nichts ausdrücken, was ſich nicht anders als tranſitoriſch denken läßt. Alle Erſcheinungen, zu deren Weſen wir es nach unſern Begriffen rechnen, daß ſie plötzlich ausbrechen und plötzlich verſchwinden, daß ſie das, was ſie ſind, nur einen Augenblick ſeyn können; alle ſolche Erſcheinungen, ſie mögen angenehm oder ſchrecklich ſeyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunſt ein ſo widernatürliches Anſehen, daß mit jeder wiederhohlten Erblickung der Eindruck ſchwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenſtande ekelt oder grauet. La Mettrie, der ſich als einen zweyten Demokrit mahlen und ſtechen laſſen, lacht nur die erſten male, die man ihn ſieht. Betrachtet ihn öftrer, und er wird aus einem Philoſophen ein Geck; aus ſeinem Lachen wird ein Grinſen. So auch mit dem Schreyen. Der heftige Schmerz, welcher das Schreyen auspreſſet, läßt entweder bald nach, oder zerſtöret das leidende Subject. Wann alſo auch der geduldigſte ſtandhafteſte Mann ſchreyet, ſo ſchreyet er doch nicht unabläßlich. Und nur dieſes ſcheinbare Unabläßliche in der materiellen Nachahmung der Kunſt iſt es, was ſein Schreyen zu weibiſchem Unvermögen, zu kindiſcher Unleidlichkeit machen würde. Dieſes wenigſtens mußte der Künſtler des Laokoons vermeiden, hätte ſchon das Schreyen der Schönheit nicht geſchadet, wäre es auch ſeiner Kunſt ſchon erlaubt geweſen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Mahlern ſcheinet Timomachus Vorwürfe des äuſſerſten Affekts am liebſten gewählet zu haben. Sein raſender Ajax, ſeine Kindermörderin Medea, waren berühmte Gemählde. Aber aus den Beſchreibungen, die wir von ihnen haben, erhellet, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Aeuſſerſte nicht ſowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erſcheinung, mit der wir den Begriff des Tranſitoriſchen nicht ſo nothwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derſelben in der Kunſt mißfallen ſollte, vortreflich verſtanden und mit einander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem ſie ihre Kinder wirklich ermordet; ſondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eiferſucht kämpfet. Wir ſehen das Ende dieſes Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grauſame Medea zu erblicken, und unſere Einbildungskraft gehet weit über alles hinweg, was uns der Mahler in dieſem ſchrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidiget uns die in der Kunſt fortdauernde Unentſchloſſenheit der Medea ſo wenig, daß wir vielmehr wünſchen, es wäre in der Natur ſelbſt dabey geblieben, der Streit der Leidenſchaften hätte ſich nie entſchieden, oder hätte wenigſtens ſo lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg verſichern können. Auch hat dem Timomachus dieſe ſeine Weisheit groſſe und häuffige Lobſprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern unbekannten Mahler erhoben, der unverſtändig genug geweſen war, die Medea in ihrer höchſten Raſerey zu zeigen, und ſo dieſem flüchtig überhingehenden Grade der äuſſerſten Raſerey eine Dauer zu geben, die alle Natur empöret. Der Dichter,[*] der ihn desfalls tadelt, ſagt daher ſehr ſinnreich, indem er das Bild ſelbſt anredet: „Durſteſt du denn beſtändig nach dem Blute deiner „Kinder? Iſt denn immer ein neuer Jaſon, immer „eine neue Creuſa da, die dich unaufhörlich erbittern? — Zum Henker mit dir auch im Gemählde! ſetzt er voller Verdruß hinzu.

---

[*] Philippus (Anthol. lib. IV. cap. 9. ep. 10.)

Αει γαρ διψας βρεφεων φονον. ἠ τις Ιησων
Δευτερος, ἠ Γλαυκη τις παλι σοι προφασις;
Ἐῤῥε και εν κηρῳ παιδοκτονε —

Von dem raſenden Ajax des Timomachus läßt ſich aus der Nachricht des Philoſtrats urtheilen. * Ajax erſchien nicht, wie er unter den Heerden wüthet, und Rinder und Böcke für Menſchen feſſelt und mordet. Sondern der Meiſter zeigte ihn, wie er nach dieſen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet da ſitzt, und den Anſchlag faſſet, ſich ſelbſt umzubringen. Und das iſt wirklich der raſende Ajax; nicht weil er eben itzt raſet, ſondern weil man ſiehet, daß er geraſet hat; weil man die Gröſſe ſeiner Raſerey am lebhafteſten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimt, die er nun ſelbſt darüber empfindet. Man ſiehet den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworffen.

---

*) Vita Apoll. lib. II. cap. 22.

IV.

Ich überſehe die angeführten Urſachen, warum der Meiſter des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maaß halten müſſen, und finde, daß ſie alleſamt von der eigenen Beſchaffenheit der Kunſt, und von derſelben nothwendigen Schranken und Bedürfniſſen hergenommen ſind. Schwerlich dürfte ſich alſo wohl irgend eine derſelben auf die Poeſie anwenden laſſen.

Ohne hier zu unterſuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu ſchildern: ſo iſt ſo viel unſtreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit ſeiner Nachahmung offen ſtehet, dieſe ſichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von den geringſten Mitteln ſeyn kann, durch die er uns für ſeine Perſonen zu intereßiren weis. Oft vernachläßiget er dieſes Mittel gänzlich; verſichert, daß wenn ſein Held unſere Gewogenheit gewonnen, uns deſſen edlere Eigenſchaften entweder ſo beſchäftigen, daß wir an die körperliche Geſtalt gar nicht denken, oder, wenn wir daran denken, uns ſo beſtechen, daß wir ihm von ſelbſt wo nicht eine ſchöne, doch eine gleichgültige ertheilen. Am wenigſten wird er bey jedem einzeln Zuge, der nicht ausdrücklich für das Geſicht beſtimmet iſt, ſeine Rückſicht dennoch auf dieſen Sinn nehmen dürffen. Wenn Virgils Laokoon ſchreyet, wem fällt es dabey ein, daß ein groſſes Maul zum Schreyen nöthig iſt, und daß dieſes große Maul häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad ſidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör iſt, mag er doch für das Geſicht ſeyn, was er will. Wer hier ein ſchönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter ſeinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nöthiget hiernächſt den Dichter ſein Gemählde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimt jede ſeiner Handlungen, wenn er will, bey ihrem Urſprunge auf, und führet ſie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endſchaft. Jede dieſer Abänderungen, die dem Künſtler ein ganzes beſonderes Stück koſten würde, koſtet ihm einen einzigen Zug; und würde dieſer Zug, für ſich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, ſo war er entweder durch das Vorhergehende ſo vorbereitet, oder wird durch das Folgende ſo gemildert und vergütet, daß er ſeinen einzeln Eindruck verlieret, und in der Verbindung die treflichſte Wirkung von der Welt thut. Wäre es alſo auch wirklich einem Manne unanſtändig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu ſchreyen; was kann dieſe kleine überhingehende Unanſtändigkeit demjenigen bey uns für Nachtheil bringen, deſſen andere Tugenden uns ſchon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon ſchreyet, aber dieſer ſchreyende Laokoon iſt eben derjenige, den wir bereits als den vorſichtigſten Patrioten, als den wärmſten Vater kennen und lieben. Wir beziehen ſein Schreyen nicht auf ſeinen Charakter, ſondern lediglich auf ſein unerträgliches Leiden. Dieſes allein hören wir in ſeinem Schreyen; und der Dichter konnte es uns durch dieſes Schreyen allein ſinnlich machen.

Wer tadelt ihn alſo noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künſtler wohl that, daß er den Laokoon nicht ſchreyen ließ, ſo that der Dichter eben ſowohl, daß er ihn ſchreyen ließ?

Aber Virgil iſt hier bloß ein erzehlender Dichter. Wird in ſeiner Rechtfertigung auch der dramatiſche Dichter mit begriffen ſeyn? Einen andern Eindruck macht die Erzehlung von jemands Geſchrey; einen andern dieſes Geſchrey ſelbſt. Das Drama, welches für die lebendige Mahlerey des Schauſpielers beſtimmt iſt, dürfte vielleicht eben deswegen ſich an die Geſetze der materiellen Mahlerey ſtrenger halten müſſen. In ihm glauben wir nicht bloß einen ſchreyenden Philoktet zu ſehen und zu hören; wir hören und ſehen wirklich ſchreyen. Je näher der Schauſpieler der Natur kömmt, deſto empfindlicher müſſen unſere Augen und Ohren beleidiget werden; denn es iſt unwiderſprechlich, daß ſie es in der Natur werden, wenn wir ſo laute und heftige Aeuſſerungen des Schmerzes vernehmen." Zudem iſt der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Uebel erwecken. Unſere Einbildung kann zu wenig in ihm unterſcheiden, als daß die bloſſe Erblickung deſſelben etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns hervor zu bringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloß willkührlichen, ſondern in dem Weſen unſere Empfindungen ſelbſt gegründeten Anſtand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules ſo winſeln und weinen, ſo ſchreyen und brüllen läßt. Die Umſtehenden können unmöglich ſo viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als dieſe ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern ſcheinen. Sie werden uns Zuſchauern vergleichungsweiſe kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders, als wie das Maaß des unſrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauſpieler die Vorſtellung des körperlichen Schmerzes ſchwerlich oder gar nicht bis zur Illuſion treiben kann: und wer weis, ob die neuern dramatiſchen Dichter nicht eher zu loben, als zu tadeln ſind, daß ſie dieſe Klippe entweder ganz und gar vermieden, oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwiderſprechlich ſcheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerſpiel durch die That zu erweiſen. Alle dieſe Betrachtungen ſind nicht ungegründet, und doch bleibet Philoktet eines von den Meiſterſtücken der Bühne. Denn ein Theil derſelben trift den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er ſich über den andern Theil hinwegſetzet, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtſamen Kunſtrichter, ohne dieſes Beyſpiel, nie träumen würde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verſtärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umſtände der Geſchichte kann man betrachten, als ob ſie von ſeiner Wahl abgehangen hätten, in ſo fern er nehmlich die ganze Geſchichte, eben dieſer ihm vortheilhaften Umſtände wegen, wählte) — er wählte, ſage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit; weil ſich von jener eine lebhaftere Vorſtellung machen läßt, als von dieſer, wenn ſie auch noch ſo ſchmerzlich iſt. Die innere ſympathetiſche Gluth,

welche den Meleager verzehrte, als ihn ſeine Mutter in dem fatalen Brande ihrer ſchweſterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatraliſch ſeyn, als eine Wunde. Und dieſe Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darinn, und nur ein ſtärkerer Anfall von Schmerzen hatte ſeine geſetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem ſich ſeine erſchöpfte Natur erhohlen mußte, den nehmlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chataubrun läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet ſeyn. Was kann man ſich von einem ſo gewöhnlichen Zufalle auſſerordentliches verſprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgeſetzt; wie kam es, daß er nur bey dem Philoktet ſo ſchreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirket, ohne zu tödten, iſt noch dazu weit unwahrſcheinlicher, als alle das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüſtet hat.

2. So groß und ſchrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen ſeines Helden machte, ſo fühlte er es doch ſehr wohl, daß ſie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband ſie daher mit andern Uebeln, die

gleichfalls für ſich betrachtet nicht beſonders rühren konnten, die aber durch dieſe Verbindung einen eben ſo melancholiſchen Anſtrich erhielten, als ſie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Dieſe Uebel waren, völlige Beraubung der menſchlichen Geſellſchaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgeſetzet iſt.* Man denke ſich einen

---

*) Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieſer Verbindung betrachtet, ſo ſcheinet ihn die hülfloſe Einſamkeit deſſelben ganz beſonders zu rühren. In jedem Worte hören wir den geſelligen Griechen. Ueber eine von den hieher gehörigen Stellen habe ich indeß meinen Zweifel. Sie iſt die: (v. 201-205.)

Ἱν' αὐτος ἦν προσουρος, οὐκ ἔχων βασιν,
Οὐδε τιν' ἐγχωρων,
Κακογειτονα παρ' ᾧ στονον ἀντιτυπον
Βαρυβρωτ' ἀποκλαυ-
σειεν αἱματηρον.

Die gemeine Winshemſche Ueberſetzung giebt dieſes ſo:

Ventis expoſitus & pedibus captus
Nullum cohabitatorem
Nec vicinum ullum ſaltem malum habens, apud quem
gemitum mutuum
Gravemque ac cruentum
Ederet.

Hiervon weicht die interpolirte Ueberſetzung des Th. Johnſon nur in den Worten ab:

Ubi ipſe ventis erat expoſitus, firmum gradum non habens,
Nec quenquam indigenarum,

einen Menſchen in dieſen Umſtänden, man gebe ihm aber Geſundheit, und Kräfte, und Induſtrie, und es

iſt

Nec malum vicinum, apud quem ploraret
Vehementer edacem
Sanguineum morbum, mutuo gemitu.

Man ſollte glauben, er habe dieſe veränderten Worte aus der gebundenen Ueberſetzung des Thomas Naogeorgus entlehnet. Denn dieſer (ſein Werk iſt ſehr ſelten, und Fabricius ſelbſt hat es nur aus dem Oporiſchen Bücherverzeichniſſe gekannt) drückt ſich ſo aus:

— ubi expoſitus fuit
Ventis ipſe, gradum firmum haud habens,
Nec quenquam indigenam, nec vel malum
Vicinum, ploraret apud quem
Vehementer edacem atque cruentum
Morbum mutuo.

Wenn dieſe Ueberſetzungen ihre Richtigkeit haben, ſo ſagt der Chor das Stärkſte, was man nur immer zum Lobe der menſchlichen Geſellſchaft ſagen kann: Der Elende hat keinen Menſchen um ſich; er weis von keinem freundlichen Nachbar; zu glücklich, wenn er auch nur einen böſen Nachbar hätte! Thomſon würde ſodann dieſe Stelle vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüſte Inſel von Böſewichtern ausgeſetzten Meliſander ſagen läßt:

Caſt on the wildeſt of the Cyclad Isles
Where never human foot had marked the ſhore
Theſe Ruffians left me — yet believe me, Arcas,
Such is the rooted love we bear mankind
All ruffians as they were, I never heard
A ſound ſo diſmal as their parting oars.

Auch ihm wäre die Geſellſchaft von Böſewichtern lieber geweſen, als gar keine. Ein groſſer vortreflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich ſo etwas geſagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts

iſt ein Robinſon Cruſoe, der auf unſer Mitleid wenig Anſpruch macht, ob uns gleich ſein Schickſal
ſonſt

dergleichen bey ihm finde; es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholiaſten, als mit meinen eignen ſehen wollte, welcher die Worte des Dichters ſo umſchreibt: Οὐ μονον ὁτι καλον οὐκ εἰχε τινα των ἐγχωριων γειτονα, ἀλλα οὐδε κακον, παρ᾽ οὗ ἀμειβομενον λογον στεναζων ἀκουσει. Wie dieſer Auslegung die angeführten Ueberſetzer gefolgt ſind, ſo hat ſich auch eben ſo wohl Brumoy, als unſer neuer deutſcher Ueberſetzer daran gehalten. Jener ſagt, ſans ſocieté, meme importune; und dieſer „jeder Geſellſchaft, auch der beſchwerlichſten beraubet.“ Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, ſind dieſe. Erſtlich iſt es offenbar, daß wenn κακογειτονα von τιν᾽ ἐγχωρων getrennet werden, und ein beſonders Glied ausmachen ſollte, die Partikel οὐδε vor κακογειτονα nothwendig wiederhohlt ſeyn müßte. Da ſie es aber nicht iſt, ſo iſt es eben ſo offenbar, daß κακογειτονα zu τινα gehöret, und das Komma nach ἐγχωρων wegfallen muß. Dieſes Komma hat ſich aus der Ueberſetzung eingeſchlichen, wie ich denn wirklich finde, daß es einige ganz griechiſche Ausgaben (z. E. die Wittenbergiſche von 1585 in 8, welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben, und es erſt, wie gehörig, nach κακογειτονα ſetzen. Zweytens, iſt das wohl ein böſer Nachbar, von dem wir uns στονον ἀντιτυπον, ἀμειβομενον wie es der Scholiaſt erklärt, verſprechen können? Wechſelsweiſe mit uns ſeufzen, iſt die Eigenſchaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz alſo: man hat das Wort κακογειτονα unrecht verſtanden; man hat angenommen, daß es aus dem Adjectivo κακος zuſammen geſetzt ſey, und es iſt aus dem Subſtantivo το κακον zuſammen geſetzt; man hat es durch einen böſen Nachbar erklärt, und hätte es durch einen Nachbar des Böſonſt gar nicht gleichgültig iſt. Denn wir ſind ſelten mit der menſchlichen Geſellſchaft ſo zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir auſſer derſelben genieſſen, nicht ſehr reitzend dünken ſollte, beſonders unter der Vorſtellung, welche jedes Individuum ſchmeichelt, daß es fremden Beyſtandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menſchen die ſchmerzlichſte unheilbarſte Krankheit, aber man dencke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden laſſen, die ſein Uebel, ſo viel in ihren Kräften ſtehet, erleichtern,

gegen

ſen erklären ſollen. So wie κακομαντις nicht einen böſen, das iſt, falſchen, unwahren Propheten, ſondern einen Propheten des Böſen, κακοτεχνος nicht einen böſen, ungeſchickten Künſtler, ſondern einen Künſtler im Böſen bedeuten. Unter einem Nachbar des Böſen verſteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen, als wir, behaftet iſt, oder aus Freundſchaft an unſern Unfällen Antheil nimt; ſo daß die ganzen Worte οὐδ᾽ ἐχων τιν᾽ ἐγχωρων κακογειτονα bloß durch neque quenquam indigenarum mali socium habens zu überſetzen ſind. Der neue Engliſche Ueberſetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kann nicht anders als meiner Meynung geweſen ſeyn, indem er den böſen Nachbar in κακογειτων auch nicht findet, ſondern es bloß durch fellow-mourner überſetzet:

Expos'd to the inclement skies,
Deſerted and forlorn he lyes,
No friend nor fellow-mourner there,
To ſooth his ſorrow, and divide his care.

gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unſtreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieſes Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achſel und verweiſen ihn zur Geduld. Nur wenn beyde Fälle zuſammen kommen, wenn der Einſame auch ſeines Körpers nicht mächtig iſt, wenn dem Kranken eben ſo wenig jemand anders hilft, als er ſich ſelbſt helffen kann, und ſeine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann ſehen wir alles Elend, was die menſchliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zuſammen ſchlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an ſeiner Stelle denken, erreget Schaudern und Entſetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt vor uns, und kein Mitleid iſt ſtärker, keines zerſchmelzet mehr die ganze Seele, als das, welches ſich mit Vorſtellungen der Verzweiflung miſchet. Von dieſer Art iſt das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am ſtärkſten empfinden, wenn wir ihn auch ſeines Bogens beraubt ſehen, des einzigen, was ihm ſein kümmerliches Leben erhalten muſte. — O des Franzoſen, der keinen Verſtand, dieſes zu überlegen, kein Herz, dieſes zu fühlen, gehabt hat! Oder wann er es gehabt hat, der klein genug war, dem armſeligen

Geſchmacke ſeiner Nation alles dieſes aufzuopfern. Chateaubrun giebt dem Philoktet Geſellſchaft. Er läßt eine Prinzeßin Tochter zu ihm in die wüſte Inſel kommen. Und auch dieſe iſt nicht allein, ſondern hat ihre Hofmeiſterin bey ſich; ein Ding, von dem ich nicht weis, ob es die Prinzeßin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortrefliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelaſſen. Dafür läßt er ſchöne Augen ſpielen. Freylich würden Pfeil und Bogen der franzöſiſchen Heldenjugend ſehr luſtig vorgekommen ſeyn. Nichts hingegen iſt ernſthafter als der Zorn ſchöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Beſorgung, der arme Philoktet werde ohne ſeinem Bogen auf der wüſten Inſel bleiben und elendiglich umkommen müſſen. Der Franzoſe weis einen gewiſſern Weg zu unſern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne ſeine Prinzeßin abziehen müſſen. Dieſes hieſſen denn auch die Pariſer Kunſtrichter, über die Alten triumphiren, und einer ſchlug vor, das Chateaubrunſche Stück la Difficulté vaincue zu benennen.[b]

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzeln Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlaſſene Kranke iſt; wo er Hoffnung hat,

---

[b] Mercure de France, Avril 1755. p. 177.

nun bald die troſtloſe Einöde zu verlaſſen und wieder in ſein Reich zu gelangen; wo ſich alſo ſein ganzes Unglück auf die ſchmerzliche Wunde einſchränkt. Er wimmert, er ſchreyet, er bekömmt die gräßlichſten Zuckungen. Hierwider gehet eigentlich der Einwurf des beleidigten Anſtandes. Es iſt ein Engländer, welcher dieſen Einwurf macht; ein Mann alſo, bey welchem man nicht leicht eine falſche Delicateſſe argwöhnen darf. Wie ſchon berührt, ſo giebt er ihm auch einen ſehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenſchaften, ſagt er, mit welchen andere nur ſehr wenig ſympathiſiren können, werden anſtößig, wenn man ſie zu heftig ausdrückt. [c] „Aus dieſem Grunde iſt nichts unanſtändiger, und einem „Manne unwürdiger, als wenn er den Schmerz, „auch den allerheftigſten, nicht mit Geduld ertragen „kann, ſondern weinet und ſchreyet. Zwar giebt es „eine Sympathie mit dem körperlichen Schmerze. „Wenn wir ſehen, daß jemand einen Schlag auf den „Arm oder das Schienbein bekommen ſoll, ſo fahren „wir natürlicher Weiſe zuſammen, und ziehen unſern eigenen Arm, oder Schienbein, zurück; und

---

[c] The Theory of Moral Sentiments, by Adam Smith. Part. I. sect. 2. chap. 1. p. 41. (London 1761.)

„wenn der Schlag wirklich geſchieht; ſo empfinden „wir ihn gewiſſermaaſſen eben ſowohl, als der, den er „getroffen. Gleichwohl aber iſt es gewiß, daß das Uebel, „welches wir fühlen, gar nicht beträchtlich iſt; wenn „der Geſchlagene daher ein heftiges Geſchrey erregt, „ſo ermangeln wir nicht ihn zu verachten, weil wir „in der Verfaſſung nicht ſind, eben ſo heftig ſchreyen „zu können, als er.“ — Nichts iſt betrüglicher als allgemeine Geſetze für unſere Empfindungen. Ihr Gewebe iſt ſo fein und verwickelt, daß es auch der behutſamſten Speculation kaum möglich iſt, einen einzeln Faden rein aufzufaſſen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch ſchon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entſtehen tauſend andere zugleich, deren geringſte die Grundempfindung gänzlich verändert, ſo daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachſen, die das vermeintlich allgemeine Geſetz endlich ſelbſt auf eine bloſſe Erfahrung in wenig einzeln Fällen einſchränken. — Wir verachten denjenigen, ſagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig ſchreyen hören. Aber nicht immer: nicht zum erſtenmale; nicht, wenn wir ſehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, ſeinen Schmerz zu verbeiſſen; nicht, wenn wir ihn ſonſt als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger, wenn wir ihn ſelbſt unter dem Leiden Proben von ſeiner Standhaftigkeit ablegen ſehen, wenn wir ſehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreyen, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er ſich lieber der längern Fortdauer dieſes Schmerzes unterwirft, als das geringſte in ſeiner Denkungsart, in ſeinen Entſchlüſſen ändert, ob er ſchon in dieſer Veränderung die gänzliche Endſchaft ſeines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet ſich bey dem Philoktet. Die moraliſche Gröſſe beſtand bey den alten Griechen in einer eben ſo unveränderlichen Liebe gegen ſeine Freunde, als unwandelbarem Haſſe gegen ſeine Feinde. Dieſe Gröſſe behält Philoktet bey allen ſeinen Martern. Sein Schmerz hat ſeine Augen nicht ſo vertrocknet, daß ſie ihm keine Thränen über das Schickſal ſeiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn ſo mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, ſeinen Feinden vergeben, und ſich gern zu allen ihren eigennützigen Abſichten brauchen laſſen möchte. Und dieſen Felſen von einem Manne hätten die Athenienſer verachten ſollen, weil die Wellen, die ihn nicht erſchüttern können, ihn wenigſtens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philoſophie des Cicero überhaupt wenig

Geſchmack finde; am allerwenigſten aber an der, die er in dem zweyten Buche ſeiner Tuſculaniſchen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramet. Man ſollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, ſo ſehr eifert er wider den äuſſerlichen Ausdruck des Schmerzes. In dieſem ſcheinet er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freywillig iſt, die wahre Tapferkeit aber ſich nur in freywilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bey dem Sophokles den Philoktet nur klagen und ſchreyen, und überſieht ſein übriges ſtandhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch ſonſt die Gelegenheit zu ſeinem rhetoriſchen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie „ſollen uns weichlich machen, weil ſie die tapferſten „Männer klagend einführen.„ Sie müſſen ſie klagen laſſen; denn ein Theater iſt keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anſtand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehöret, keine ſchmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da ſeine Wunden, ſein Tod, die Zuſchauer ergötzen ſollten: ſo mußte die Kunſt alles Gefühl verbergen lehren. Die geringſte Aeuſſerung deſſelben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde dieſen froſtig grauſamen

Schauſpielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden ſollte, iſt die einzige Abſicht der tragiſchen Bühne, und fodert daher ein gerade entgegen geſetztes Betragen. Ihre Helden müſſen Gefühl zeigen, müſſen ihre Schmerzen äuſſern, und die bloſſe Natur in ſich wirken laſſen. Verrathen ſie Abrichtung und Zwang, ſo laſſen ſie unſer Herz kalt, und Klopfechter im Cothurne können höchſtens nur bewundert werden. Dieſe Benennung verdienen alle Perſonen der ſogenannten Senecaſchen Tragödien, und ich bin der feſten Meinung, daß die Gladiateriſchen Spiele die vornehmſte Urſache geweſen, warum die Römer in dem Tragiſchen noch ſo weit unter dem Mittelmäßigen geblieben ſind. Die Zuſchauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Kteſias ſeine Kunſt ſtudieren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragiſchſte Genie, an dieſe künſtliche Todesſcenen gewöhnet, mußte auf Bombaſt und Rodomontaden verfallen. Aber ſo wenig als ſolche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflöſſen können, eben ſo wenig können Philoktetiſche Klagen weichlich machen. Die Klagen ſind eines Menſchen, aber die Handlungen eines Helden. Beyde machen den menſchlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet iſt, ſondern bald dieſes bald jenes ſcheinet, ſo wie ihn izt Natur, izt Grundſätze und Pflicht verlangen. Er iſt das Höchſte, was die Weisheit hervorbringen, und die Kunſt nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles ſeinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung geſichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebauet, was man ſonſt aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir ſchon denjenigen nicht immer, der bey körperlichen Schmerzen ſchreyet, ſo iſt doch dieſes unwiderſprechlich, daß wir nicht ſo viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieſes Geſchrey zu erfordern ſcheinet. Wie ſollen ſich alſo diejenigen verhalten, die mit dem ſchreyenden Philoktet zu thun haben? Sollen ſie ſich in einem hohen Grade gerührt ſtellen? Es iſt wider die Natur. Sollen ſie ſich ſo kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bey dergleichen Fällen zu ſeyn pflegt? Das würde die widrigſte Diſſonanz für den Zuſchauer hervorbringen. Aber, wie geſagt, auch dieſem hat Sophokles vorgebauet. Dadurch nehmlich, daß die Nebenperſonen ihr eigenes Intereſſe haben; daß der Eindruck, welchen das Schreyen des Philoktet auf ſie macht, nicht das einzige iſt, was ſie beſchäftiget, und der Zuſchauer daher nicht ſowohl auf die Disproportion ih-

res Mitleids mit dieſem Geſchrey, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Geſinnungen und Anſchlägen durch das Mitleid, es ſey ſo ſchwach oder ſo ſtark es will, entſtehet, oder entſtehen ſollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; ſie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug ſtürzen werde; nun bekömmt er ſeinen ſchrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieſer Zufall keine merkliche ſympathetiſche Empfindung in ihnen erregen, ſo kann er ſie doch antreiben, in ſich zu gehen, gegen ſo viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherey nicht häufen zu wollen. Dieſes erwartet der Zuſchauer, und ſeine Erwartung findet ſich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuſcht. Philoktet, ſeiner Schmerzen Meiſter, würde den Neoptolem bey ſeiner Verſtellung erhalten haben. Philoktet, den ſein Schmerz aller Verſtellung unfähig macht, ſo höchſt nöthig ſie ihm auch ſcheinet, damit ſeinen künftigen Reiſegefährten das Verſprechen, ihn mit ſich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur iſt, bringt auch den Neoptolem zu ſeiner Natur wieder zurück. Dieſe Umkehr iſt vortreflich, und um ſo viel rührender, da ſie von der bloſſen Menſchlichkeit bewirket wird. Bey dem Franzoſen haben wiederum die ſchönen Augen ihren Theil daran. [d] Doch ich will an dieſe Parodie nicht mehr denken. — Des nehmlichen Kunſtgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geſchrey über körperliche Schmerzen hervorbringen ſollte, in den Umſtehenden einen andern Affect zu verbinden, hat ſich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules iſt kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raſerey, in der er nach nichts als nach Rache ſchnaubet. Schon hatte er in dieſer Wuth den Lichas ergriffen, und an dem Felſen zerſchmettert. Der Chor iſt weiblich; um ſo viel natürlicher muß ſich Furcht und Entſetzen ſeiner bemeiſtern. Dieſes, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen, oder Herkules unter dieſem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Intereſſe, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zuſammenhaltung der Orakel entſchieden iſt, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über ſeinen letzten Entſchluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bey der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergeſſen,

daß

---

d) Act. II. Sc. III. De mes deguiſemens que penſeroit Sophie? Sagt der Sohn des Achilles.

daß jener ein Halbgott, und dieſer nur ein Menſch iſt. Der Menſch ſchämt ſich ſeiner Klagen nie; aber der Halbgott ſchämt ſich, daß ſein ſterblicher Theil über den unſterblichen ſo viel vermocht habe, daß er wie ein Mädchen weinen und winſeln müſſen. [*] Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringſte Held ſoll bey uns wie ein Halbgott empfinden, und handeln.

Ob der Schauſpieler das Geſchrey und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illuſion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejaen wagen. Wenn ich fände, daß es unſere Schauſpieler nicht könnten, ſo müßte ich erſt wiſſen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre: und wenn es auch dieſem nicht gelänge, ſo würde ich mir noch immer die Skävopoeie und Declamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürffen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

---

[*] Trach. v. 1088. 89.

— — ὅστις ὥστε παρθένος
Βέβρυχα κλαίων — —

V.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechiſcher Meiſter, aber aus der Zeit der Kayſer halten, weil ſie glauben, daß der Virgiliſche Laokoon dabey zum Vorbilde gedienet habe. Ich will von den ältern Gelehrten, die dieſer Meinung geweſen ſind, nur den Bartholomäus Marliani, [a] und von den neuern, den Montfaucon [b] nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters eine ſo beſondere Uebereinſtimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beyde von ohngefehr auf einerley Umſtände ſollten gefallen ſeyn, die ſich nichts weniger, als von ſelbſt darbieten. Dabey ſetzten ſie voraus, daß wenn es auf die Ehre der Erfindung und des erſten Gedankens ankomme, die Wahrſcheinlichkeit für den Dichter ungleich gröſſer ſey, als für den Künſtler.

Mir

---

[a] Topographiæ Urbis Romæ libr. IV. cap. 14. Et quanquam hi (Ageſander & Polydorus & Athenodorus Rhodii) ex Virgilii deſcriptione ſtatuam hanc formaviſſe videntur &c.

[b] Suppl. aux Ant. Expliq. T. I. p. 242. Il ſemble qu'Ageſandre, Polydore & Athenodore, qui en furent les ouvriers, ayent travaillé comme à l'envie, pour laiſſer un monument, qui repondoit à l'incomparable deſcription qu'a fait Virgile de Laocoon &c.

Nur ſcheinen ſie vergeſſen zu haben, daß ein dritter Fall möglich ſey. Denn vielleicht hat der Dichter eben ſo wenig den Künſtler, als der Künſtler den Dichter nachgeahmt, ſondern beyde haben aus einerley älteren Quelle geſchöpft. Nach dem Macrobius würde Piſander dieſe ältere Quelle ſeyn können. [e] Denn als die Werke dieſes griechiſchen Dichters noch verhanden waren, war es ſchulkundig, pueris decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung und Zerſtörung Iliums, ſein ganzes zweytes Buch, aus ihm nicht ſowohl nachgeahmet, als treulich überſetzt habe. Wäre nun alſo Piſander auch in der Geſchichte des Laokoon Virgils Vorgänger geweſen, ſo brauchten

---

e) Saturnal. lib. V. cap. 2. Quæ Virgilius traxit a Græcis, dicturumne me putetis quæ vulgo nota ſunt? quod Theocritum ſibi fecerit paſtoralis operis autorem, ruralis Heſiodum? et quod in ipſis Georgicis, tempeſtatis ſerenatisque ſigna de Arati Phænomenis traxerit? vel quod everſionem Trojæ, cum Sinone ſuo, & equo ligneo, cæterisque omnibus, quæ librum ſecundum faciunt, a Piſandro pene ad verbum tranſcripſerit? qui inter Græcos poetas eminet opere, quod a nuptiis Jovis & Junonis incipiens univerſas hiſtorias, quæ mediis omnibus ſæculis uſque ad ætatem ipſius Piſandri contigerunt, in unam ſeriem coactas redegerit, & unum ex diverſis hiatibus temporum corpus effecerit? in quo opere inter hiſtorias cæteras interitus quoque Trojæ in hunc modum relatus eſt. Quæ fideliter Maro interpretando, fabricatus eſt ſibi Iliacæ urbis ruinam. Sed & hæc & talia ut pueris decantata prætereo.

die griechiſchen Künſtler ihre Anleitung nicht aus einem lateiniſchen Dichter zu hohlen, und die Muthmaſſung von ihrem Zeitalter gründet ſich auf nichts.

Indeß wenn ich nothwendig die Meinung des Marliani und Montfaucon behaupten müßte, ſo würde ich ihnen folgende Ausflucht leihen. Piſanders Gedichte ſind verloren; wie die Geſchichte des Laokoon von ihm erzehlet worden, läßt ſich mit Gewißheit nicht ſagen; es iſt aber wahrſcheinlich, daß es mit eben den Umſtänden geſchehen ſey, von welchen wir noch itzt bey griechiſchen Schriftſtellern Spuren finden. Nun kommen aber dieſe mit der Erzehlung des Virgils im geringſten nicht überein, ſondern der römiſche Dichter muß die griechiſche Tradition völlig nach ſeinem Gutdünken umgeſchmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzehlet, ſo iſt es ſeine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künſtler in ihrer Vorſtellung mit ihm harmoniren, ſo können ſie nicht wohl anders als nach ſeiner Zeit gelebt, und nach ſeinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen; allein der Zorn der Minerva, welchen ſich dieſer dadurch zuziehet, äuſſert ſich bey ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angſt überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobet in ſeinen Augen; ſein Gehirn leidet; er raſet; er verblindet. Erſt, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes anzurathen, ſendet Minerva zwey ſchreckliche Drachen, die aber bloß die Kinder des Laokoon ergreiffen. Umſonſt ſtrecken dieſe die Hände nach ihrem Vater aus; der arme blinde Mann kann ihnen nicht helffen; ſie werden zerfleiſcht, und die Schlangen ſchlupfen in die Erde. Dem Laokoon ſelbſt geſchieht von ihnen nichts; und daß dieſer Umſtand dem Quintus [d] nicht eigen, ſondern vielmehr allgemein angenommen müſſe geweſen ſeyn, bezeiget eine Stelle des Lykophron, wo dieſe Schlangen [e] das Beywort der Kinderfreſſer führen.

War er aber, dieſer Umſtand, bey den Griechen allgemein angenommen, ſo würden ſich griechiſche Künſtler ſchwerlich erkühnt haben, von ihm abzuweichen, und ſchwerlich würde es ſich getroffen haben, daß ſie auf eben die Art wie ein römiſcher Dichter abgewichen wären, wenn ſie dieſen Dichter nicht gekannt

---

[d] Paralip. lib. XII. v. 398-408. & v. 439-474.

[e] Oder vielmehr, Schlange; denn Lykophron ſcheinet nur eine angenommen zu haben:

Και παιδοβρωτος πορκεως νησους διπλας.

kannt hätten, wenn ſie vielleicht nicht den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu arbeiten. Auf dieſem Punkte, meine ich, müßte man beſtehen, wenn man den Marliani und Montfaucon vertheidigen wollte. Virgil iſt der erſte und einzige, [f] welcher [illegible]

[illegible]

---

[f] Ich erinnere mich, daß man das Gemählde hierwider anführen könnte, welches Eumolp bey dem Petron auslegt. Es ſtellte die Zerſtörung von Troja, und beſonders die Geſchichte des Laokoon, vollkommen ſo vor, als ſie Virgil erzehlet; und da in der nehmlichen Gallerie zu Neapel, in der es ſtand, andere alte Gemählde vom Zeuxis, Protogenes, Apelles waren, ſo lieſſe ſich vermuthen, daß es gleichfalls ein altes griechiſches Gemählde geweſen ſey. Allein man erlaube mir, einen Romandichter für keinen Hiſtoricus halten zu dürfen. Dieſe Gallerie, und dieſes Gemählde, und dieſer Eumolp haben, allem Anſehen nach, nirgends als in der Phantaſie des Petrons exiſtiret. Nichts verräth ihre gänzliche Erdichtung deutlicher, als die offenbaren Spuren einer bey nahe ſchülermäßigen Nachahmung der Virgiliſchen Beſchreibung. Es wird ſich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzuſtellen. So Virgil: (Æneid. lib. II. 199-224.)

> Hic aliud majus miſeriſque multoque tremendum
> Objicitur magis, atque improvida pectora turbat.
> Laocoon, ductus Neptuno ſorte ſacerdos,
> Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.
> Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
> (Horreſco referens) immenſis orbibus angues
> Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:
> Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubæque
> Sanguineæ exſuperant undas: pars cetera pontum
> Pone legit, ſinuatque immenſa volumine terga.

cher ſowohl Vater als Kinder von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thun dieſes gleichfalls, da ſie es doch als Griechen nicht hätten thun ſollen: alſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie es auf Veranlaſſung des Virgils gethan haben.

Ich

Fit ſonitus, ſpumante ſalo: jamque arva tenebant,
Ardenteſque oculos ſuffecti ſanguine & igni
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.
Diffugimus viſu exſangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt, & primum parva duorum
Corpora natorum ſerpens amplexus uterque
Implicat, & miſeros morſu depaſcitur artus.
Poſt ipſum, auxilio ſubeuntem ac tela ferentem,
Corripiunt, ſpirisque ligant ingentibus: & jam
Bis medium amplexi, bis collo ſquamea circum
Terga dati, ſuperant capite & cervicibus altis.
Ille ſimul manibus tendit divellere nodos,
Perfuſus ſanie vittas atroque veneno:
Clamores ſimul horrendos ad ſidera tollit.
Quales mugitus, fugit cum ſaucius aram
Taurus & incertam excuſſit cervice ſecurim.

Und ſo Eumolp: (von dem man ſagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreiſe ergangen ſey; ihr Gedächtniß hat immer an ihren Verſen eben ſo viel Antheil, als ihre Einbildung.)

Ecce alia monſtra. Celſa qua Tenedos mare
Dorſo repellit, tumida conſurgunt freta,
Undaque reſultat ſciſſa tranquillo minor.
Qualis ſilenti nocte remorum ſonus
Longe refertur, cum premunt claſſes mare,
Pulſumque marmor abiete impoſita gemit.

Ich empfinde ſehr wohl, wie viel dieſer Wahrſcheinlichkeit zur hiſtoriſchen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts hiſtoriſches weiter daraus ſchlieſſen will, ſo glaube ich wenigſtens daß man ſie als eine Hypotheſis kann gelten laſſen, nach welcher der Criti-

cus

Reſpicimus, angues orbibus geminis ferunt
Ad ſaxa fluctus: tumida quorum pectora
Rates ut altæ, lateribus ſpumas agunt:
Dant caudæ ſonitum; liberæ ponto jubæ
Coruſcant luminibus, fulmineum jubar
Incendit æquor, ſibilisque undæ tremunt.
Stupuere mentes. Infulis ſtabant ſacri
Phrygioque cultu gemina nati pignora
Laocoonte, quos repente tergoribus ligant
Angues coruſci: parvulas illi manus
Ad ora referunt: neuter auxilio ſibi,
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipſa miſeros mutuo perdit metu.
Accumulat ecce liberûm funus Parens,
Infirmus auxiliator; invadunt virum
Iam morte paſti, membraque ad terram trahunt.
Iacet ſacerdos inter aras victima.

Die Hauptzüge ſind in beyden Stellen eben dieſelben, und verſchiedenes iſt mit den nehmlichen Worten ausgedrückt. Doch das ſind Kleinigkeiten, die von ſelbſt in die Augen fallen. Es giebt andere Kennzeichen der Nachahmung die feiner, aber nicht weniger ſicher ſind. Iſt der Nachahmer ein Mann, der ſich etwas zutrauet, ſo ahmet er ſelten nach, ohne verſchönern zu wollen; und wenn ihm dieſes Verſchönern, nach ſeiner Meinung, geglückt iſt, ſo iſt er Fuchs genug, ſeine Fußtapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, verrathen würden, mit aus ſeine Betrachtungen anſtellen darf. Bewieſen oder nicht bewieſen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu ſehen, wie ſie ihm ſodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geſchrey habe ich mich ſchon erklärt. Viel-

dem Schwanze zuzukehren. Aber eben dieſe eitle Begierde zu verſchönern, und dieſe Behutſamkeit Original zu ſcheinen, entdeckt ihn. Denn ſein Verſchönern iſt nichts als Uebertreibung und unnatürliches Raffiniren. Virgil ſagt, ſanguineæ jubæ: Petron, liberæ jubæ luminibus coruſcant. Virgil, ardentes oculos ſuffecti ſanguine & igni: Petron, fulmineum jubar incendit æquor. Virgil, fit ſonitus ſpumante ſalo: Petron, ſibilis undæ tremunt. So geht der Nachahmer immer aus dem Groſſen ins Ungeheuere; aus dem Wunderbaren ins Unmögliche. Die von den Schlangen umwundene Knaben ſind dem Virgil ein Parergon, das er mit wenigen bedeutenden Strichen hinſetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennet. Petron mahlt dieſes Nebenwerk aus, und macht aus den Knaben ein Paar heldenmüthige Seelen,

— — — — neuter auxilio ſibi
Uterque fratri tranſtulit pias vices
Morsque ipſa miſeros mutuo perdit metu.

Wer erwartet von Menſchen, von Kindern, dieſe Selbſtverleugnung? Wie viel beſſer kannte der Grieche die Natur, (Quintus Calaber lib. XII. v. 459-61.) welcher bey Erſcheinung der ſchrecklichen Schlangen, ſogar die Mütter ihrer Kinder vergeſſen läßt, ſo ſehr war jedes nur auf ſeine eigene Erhaltung bedacht.

— — — — ἔνθα γυναικες
Ὤιμωζον, και που τις ἑων ἐπελησατο τεκνων.
Ἀυτη ἀλευομενη στυγερον μορον — —

Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit ſeinen beyden Söhnen durch die mörderiſchen Schlangen in einen Knoten zu ſchürzen, iſt ohnſtreitig ein ſehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein mahleriſchen Phantaſie zeiget. Wem gehört er? Dem Dichter, oder den Künſtlern? Montfaucon will ihn bey dem Dichter

---

Zu verbergen ſucht ſich der Nachahmer gemeiniglich dadurch, daß er den Gegenſtänden eine andere Beleuchtung giebt, die Schatten des Originals heraus, und die Lichter zurücktreibt. Virgil giebt ſich Mühe, die Gröſſe der Schlangen recht ſichtbar zu machen, weil von dieſer Gröſſe die Wahrſcheinlichkeit der folgenden Erſcheinung abhängt; das Geräuſche, welches ſie verurſachen, iſt nur eine Nebenidee, und beſtimmt, den Begriff der Gröſſe auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht dieſe Nebenidee zur Hauptſache, beſchreibt das Geräuſch mit aller möglichen Ueppigkeit, und vergißt die Schilderung der Gröſſe ſo ſehr, daß wir ſie nur faſt aus dem Geräuſche ſchlieſſen müſſen. Es iſt ſchwerlich zu glauben, daß er in dieſe Unſchicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus ſeiner Einbildung geſchildert, und kein Muſter vor ſich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verrathen wollen. So kann man zuverläßig jedes poetiſche Gemählde, das in kleinen Zügen überladen, und in den groſſen fehlerhaft iſt, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag ſonſt ſo viele kleine Schönheiten haben als es will, und das Original mag ſich laſſen angeben können oder nicht.

ter nicht finden. [g] Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerkſam genug geleſen.

> — — —. illi agmine certo
> Laocoonta petunt, & primum parva duorum
> Corpora natorum ſerpens amplexus uterque
> Implicat & miſeros morſu depaſcitur artus.
> Poſt ipſum, auxilio ſubeuntem & tela ferentem
> Corripiunt, ſpiriſque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geſchildert. Sie haben die Knaben umſtrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kömmt, ergreiffen ſie auch ihn. (corripiunt) Nach ihrer Gröſſe konnten ſie ſich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte alſo einen Augenblick geben, da ſie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen ſchon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verſchlungen hielten. Dieſer Augenblick iſt in der Fortſchreitung des poetiſchen Gemähldes nothwendig; der Dichter läßt ihn ſattſam empfinden;

---

[g] Suppl. aux Antiq. Expl. T. I. p. 243. Il y a quelque petite difference entre ce que dit Virgile, & ce que le marbre repreſente. Il ſemble, ſelon ce que dit le poete, que les ſerpens quitterent les deux enfans pour venir entortiller le pere, au lieu que dans ce marbre ils lient en meme tems les enfans & leur pere.

pfinden; nur ihn auszumahlen, dazu war ihr die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, ſcheinet eine Stelle des Donatus [b] zu bezeigen. Wie viel weniger wird er den Künſtlern entwiſcht ſeyn, in deren verſtändiges Auge, alles was ihnen vortheilhaſt werden kann, ſo ſchnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen ſelbſt, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führet, vermeidet er ſehr ſorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirkſamkeit zu laſſen.

Ille ſimul manibus tendit divellere nodos.

Hierinn mußten ihm die Künſtler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affecte beſonders, iſt das [illegible]

[illegible]

---

[b] Donatus ad v. 227. lib. II. Aeneid. Mirandum non eſt, clypeo & ſimulachri veſtigiis tegi potuiſſe, quos ſupra & longos & validos dixit, & multiplici ambitu circumdediſſe Laocoontis corpus ac liberorum, & fuiſſe ſuperfluam partem. Mich dünkt übrigens, daß in dieſer Stelle aus den Worten mirandum non eſt, entweder das non wegfallen muß, oder am Ende der ganze Nachſatz mangelt. Denn da die Schlangen ſo außerordentlich groß waren, ſo iſt es allerdings zu verwundern, daß ſie ſich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieſes Schild nicht ſelbſt ſehr groß war, und zu einer koloſſaliſchen Figur gehörte. Und die Verſicherung hiervon mußte der mangelnde Nachſatz ſeyn; oder das non hat keinen Sinn.

ſprechendſte Geſicht ohne ſie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen feſt an den Körper geſchloſſen, würden Froſt und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Alſo ſehen wir ſie, an der Hauptfigur ſo wohl als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meiſten beſchäftiget, wo gegenwärtig der heftigſte Schmerz iſt.

Weiter aber auch nichts, als dieſe Freyheit der Arme, fanden die Künſtler zuträglich, in Anſehung der Verſtrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon ſich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo ſquamea circum
Terga dati, ſuperant capite & cervicibus altis.

Dieſes Bild füllet unſere Einbildungskraft vortrefflich; die edelſten Theile ſind bis zum Erſticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Geſichte. Dem ohngeachtet war es kein Bild für Künſtler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um dieſe bemerken zu können, mußten die Haupttheile ſo frey ſeyn als möglich, und durchaus mußte kein äußrer Druck auf ſie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muſkeln verändern und ſchwächen könnte.

Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene ſchmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche ſo ſehr ausdrückend iſt, würde unſichtbar geblieben ſeyn. Was man über, oder unter, oder zwiſchen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Preſſungen und Aufſchwellungen erſchienen ſeyn, die nicht von dem innern Schmerze, ſondern von der äuſſern Laſt gewirket worden. Der eben ſo oft umſchlungene Hals würde die pyramidaliſche Zuſpitzung der Gruppe, welche dem Auge ſo angenehm iſt, gänzlich verdorben haben; und die aus dieſer Wulſt ins Freye hinausragende ſpitze Schlangenköpfe hätten einen ſo plötzlichen Abfall von Menſur gemacht, daß die Form des Ganzen äuſſerſt anſtößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverſtändig genug geweſen ſind, ſich demohngeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läſſt ſich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn [i] mit Abſcheu erkennen. Die alten Bildhauer überſahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunſt hier eine gänzliche Abänderung erforderte. Sie verlegten [illegible] alle Windungen von dem Leibe und Halſe, um die Schenkel und Füſſe. Hier konnten dieſe Windungen, dem Ausdrucke unbeſchadet, ſo viel decken und preſſen, als nöthig war. Hier erregten ſie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künſtlichen Fortdauer des nehmlichen Zuſtandes ſehr vortheilhaft iſt.

---

[i] In der prächtigen Ausgabe von Drydens engliſchem Virgil. (London 1697 in groß Folio.) Und doch hat auch dieſer die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach, und um den Hals faſt gar nicht geführet. Wenn ein ſo mittelmäßiger

Ich weis nicht, wie es gekommen, daß die Kunſtrichter dieſe Verſchiedenheit, welche ſich in den Windungen der Schlangen zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters ſo deutlich zeiget, gänzlich mit Stillſchweigen übergangen haben. Sie erhebet die Weisheit der Künſtler eben ſo ſehr als die andre, auf die ſie alle fallen, die ſie aber nicht ſowohl anzupreiſen wagen, als vielmehr nur zu entſchuldigen ſuchen. Ich meine die Verſchiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon iſt in ſeinem prieſterlichen Ornate, und in der Gruppe erſcheinet er, mit beyden ſeinen Söhnen, völlig nackend. Man ſagt, es gebe Leute, welche eine groſſe Ungereimtheit darinn fänden, daß ein Königsſohn, ein Prieſter, bey einem Opfer, nackend vorgeſtellet werde. Und dieſen Leuten

ant-

Künſtler anders eine Entſchuldigung verdient, ſo könnte ihm nur die zu ſtatten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als bloſſe Erläuterungen, nicht aber als für ſich beſtehende Kunſtwerke zu betrachten ſind.

antworten Kenner der Kunſt in allem Ernſte, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche ſey, daß aber die Künſtler dazu gezwungen worden, weil ſie ihren Figuren keine anſtändige Kleidung geben können. Die Bildhauerey, ſagen ſie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwey Unbequemlichkeiten habe man alſo die geringſte wählen, und lieber gegen die Wahrheit ſelbſt verſtoſſen, als in den Gewändern tadelhaft werden müſſen.[*] Wenn die alten Artiſten bey dem Einwurfe lachen würden, ſo weis ich nicht, was ſie zu der Beantwortung ſagen dürften. Man kann die Kunſt nicht tiefer herabſetzen, als es dadurch geſchiehet. Denn geſetzt, die Sculptur könnte die verſchiednen Stoffe eben ſo gut nachahmen, als die Mahlerey: würde ſodann Laokoon nothwendig bekleidet ſeyn müſſen? Würden wir unter dieſer Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk ſklaviſcher Hände, eben ſo viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organiſirter Körper? Erfordert es einerley Fähigkeiten, iſt es einerley Verdienſt, bringt es einerley Ehre, jenes oder dieſen nachzuahmen? Wollen unſere Augen nur getäuſcht ſeyn, und iſt es ihnen gleich viel, womit ſie getäuſcht werden?

---

[*] So urtheilet ſelbſt De Piles in ſeinen Anmerkungen über den Du Fresnoy v. 210. Remarqués, s'il vous plait, que les Draperies tendres & legeres n'etant données qu'au Sexe feminin, les anciens Sculpteurs ont evité autant qu'ils ont pû, d'habiller les figures d'hommes; parce qu'ils ont pensé, comme nous l'avons deja dit, qu'en Sculpture on ne pouvoit imiter les etoffes & que les gros plis faisoient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette verité, qu'il y a parmi les antiques de figures d'hommes nuds. Je rapporterai seulement celui du Laocoon, lequel selon la vraisemblance devroit etre vetu. En effet, quelle apparence y-a-t'il qu'un fils de Roi, qu'un Prêtre d'Apollon se trouvat tout nud dans

Bey dem Dichter iſt ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unſere Einbildungskraft ſieht überall hindurch. Laokoon habe es bey dem Virgil, oder habe es nicht, ſein Leiden iſt ihr an jedem Theile ſeines Körpers einmal ſo ſichtbar, wie das andere. Die Stirne iſt mit der prieſterlichen Binde für ſie umbunden, aber nicht umhüllet. Ja ſie hindert nicht

---

la ceremonie actuelle d'un ſacrifice; car les ſerpens paſſerent de l'Isle de Tenedos au rivage de Troye, & ſurprirent Laocoon & ſes fils dans le tems même qu'il ſacrifioit à Neptune ſur le bord de la mer, comme le marque Virgile dans le ſecond livre de ſon Eneide. Cependant les Artiſtes, qui ſont les Auteurs de ce bel ouvrage ont bien vû, qu'ils ne pouvoient pas leur donner de vetemens convenables à leur qualité, ſans faire comme un amas de pierres, dont la maſſe reſſembleroit à un rocher, au lieu des trois admirable figures, qui ont été & qui ſont toujours l'admiration des ſiecles. C'eſt pour cela que de deux inconvéniens, ils ont jugé celui des Draperies beaucoup plus facheux, que celui d'aller contre la verité même.

allein nicht, dieſe Binde; ſie verſtärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Perfuſus ſanie vittas atroque veneno.

Nichts hilft ihm ſeine prieſterliche Würde; ſelbſt das Zeichen derſelben, das ihm überall Anſehen und Verehrung verſchaft, wird von dem giftigen Geifer durchnezt und entheiliget.

Aber dieſen Nebenbegriff mußte der Artiſt aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden ſollte. Hätte er dem Laokoon auch nur dieſe Binde gelaſſen, ſo würde er den Ausdruck um ein groſſes geſchwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne iſt der Siz des Ausdruckes. Wie er alſo dort, bey dem Schreyen, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, ſo opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bey den Alten eine ſehr geringſchäzige Sache. Sie fühlten, daß die höchſte Beſtimmung ihrer Kunſt ſie auf die völlige Entbehrung deſſelben führte. Schönheit iſt dieſe höchſte Beſtimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunſt mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was iſt ſie, gegen die Schönheit der menſchlichen Form? Und wird der,

der das Gröſſere erreichen kann, ſich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte ſehr, der vollkommenſte Meiſter in Gewändern, zeigt durch dieſe Geſchicklichkeit ſelbſt, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Vorausſetzung, daß die Künſtler dem Dichter nachgeahmet haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erſcheinet vielmehr durch dieſe Nachahmung in dem ſchönſten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne ſich in der geringſten Kleinigkeit von ihm verführen zu laſſen. Sie hatten ein Vorbild, aber da ſie dieſes Vorbild aus einer Kunſt in die andere hinüber tragen mußten, ſo fanden ſie genug Gelegenheit ſelbſt zu denken. Und dieſe ihre eigene Gedanken, welche ſich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweiſen, daß ſie in ihrer Kunſt eben ſo groß geweſen ſind, als er in der ſeinigen.

Nun will ich die Vorausſetzung umkehren: der Dichter ſoll den Künſtlern nachgeahmet haben. Es giebt Gelehrte, die dieſe Vorausſetzung als eine

Wahrheit behaupten.* Daß ſie hiſtoriſche Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da ſie das Kunſtwerk ſo überſchwenglich ſchön fanden, ſo konnten ſie ſich nicht bereden, daß es aus ſo ſpäter Zeit ſeyn ſollte. Es mußte aus der Zeit ſeyn, da die Kunſt in ihrer vollkommenſten Blüthe war, weil es daraus zu ſeyn verdiente.

Es hat ſich gezeigt, daß, ſo vortrefflich das Gemählde des Virgils iſt, die Künſtler dennoch verſchiedene Züge deſſelben nicht brauchen können. Der Satz leidet alſo ſeine Einſchränkung, daß eine gute poetiſche Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemählde geben müſſe, und daß der Dichter nur in ſo weit gut geſchildert habe, als ihm der Artiſt in allen Zügen folgen könne. Man iſt geneigt dieſe Einſchränkung zu vermuthen, noch ehe man ſie durch Beyſpiele erhärtet ſieht; blos aus Erwägung der weitern Sphäre der Poeſie, aus dem unendlichen Felde unſerer Einbildungskraft, aus der Geiſtigkeit ihrer Bilder, die in gröſter Menge und Mannigfaltigkeit neben einander ſtehen können, ohne daß eines das andere deckt oder ſchändet, wie es wohl die Dinge ſelbſt, oder die natürlichen Zeichen derſelben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

---

*) Maffei, Richardſon, und noch neuerlich der Herr von Hagedorn. (Betrachtungen über die Mahlerey S. 37. Richardſon, Traité de la Peinture Tome III. p. 513.) De Fontaines verdient es wohl nicht, daß ich ihn dieſen Männern beyfüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung des Virgils gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe; er iſt aber ſo unwiſſend, daß er ſie für ein Werk des Phidias ausgiebt.

Wenn aber das Kleinere das Gröſſere nicht faſſen kann, ſo kann das Kleinere in dem Größern enthalten ſeyn. Ich will ſagen; wenn nicht jeder Zug, den der mahlende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: ſo möchte vielleicht jeder Zug, deſſen ſich der Artiſt bedienet, in dem Werke des Dichters von eben ſo guter Wirkung ſeyn können? Ohnſtreitig; denn was wir in einem Kunſtwerke ſchön finden, das findet nicht unſer Auge, ſondern unſere Einbildungskraft, durch das Auge, ſchön. Das nehmliche Bild mag alſo in unſerer Einbildungskraft durch willkührliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, ſo muß auch jederzeit das nehmliche Wohlgefallen, ob ſchon nicht in dem nehmlichen Grade, wieder entſtehen.

Dieſes aber eingeſtanden, muß ich bekennen, daß mir die Vorausſetzung, Virgil habe die Künſtler nachgeahmet, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerſpiel derſelben geworden iſt. Wenn die Künſtler dem Dichter gefolgt ſind, ſo kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nehmlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verurſacht haben würden, die ſich bey ihm nicht äuſſern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wann er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemählde geliefert haben? b)

Ich

---

b) Ich kann mich deßfalls auf nichts entſcheidenderes berufen, als auf das Gedichte des Sadolet. Es iſt eines alten Dichters würdig, und da es ſehr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, ſo glaube ich es hier ganz einrücken zu dürfen.

DE LAOCOONTIS STATUA

IACOBI SADOLETTI CARMEN.

Ecce alto terræ e cumulo, ingentisque ruinæ
Viſceribus, iterum reducem longinqua reduxit
Laocoonta dies: aulis regalibus olim
Qui ſtetit, atque tuos ornabat, Tite, penates.
Divinæ ſimulacrum artis, nec docta vetuſtas
Nobilius ſpectabat opus, nunc celſa reviſit
Exemptum tenebris rediviva mœnia Romæ.
Quid primum ſummumve loquar? miſerumne parentem
Et prolem geminam? an ſinuatos flexibus angues
Terribili aſpectu? caudasque irasque draconum
Vulneraque & veros, ſaxo moriente, dolores?
Horret ad hæc animus, mutaque ab imagine pulſat
Pectora, non parvo pietas commixta tremori.
Prolixum bini ſpiris glomerantur in orbem
Ardentes colubri, & ſinuoſis orbibus errant,
Ternaque multiplici conſtringunt corpora nexu.
Vix oculi ſufferre valent, crudele tuendo
Exitium, caſusque feros: micat alter, & ipſum

Ich begreiffe wohl, wie ſeine vor ſich ſelbſt arbeitende Phantaſie ihn auf dieſen und jenen Zug bringen können; aber die Urſachen, warum ſeine Beurtheilungskraft ſchöne Züge, die er vor Augen gehabt, in dieſe andere Züge verwandeln zu müſſen glaubte, dieſe wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dünket ſogar, wenn Virgil die Gruppe zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte, daß er ſich ſchwerlich

Laocoonta petit, totumque infraque ſupraque
Implicat & rabido tandem ferit ilia morſu.
Connexum refugit corpus, torquentia ſeſe
Membra, latusque retro ſinuatum a vulnere cernas.
Ille dolore acri, & laniatu impulſus acerbo,
Dat gemitum ingentem, crudosque evellere dentes
Connixus, lævam impatiens ad terga Chelydri
Obiicit: intendunt nervi, collectaque ab omni
Corpore vis fruſtra ſummis conatibus inſtat.
Ferre nequit rabiem, & de vulnere murmur anhelum eſt.
At ſerpens lapſu crebro redeunte ſubintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.
Abſiſtunt ſuræ, ſpirisque prementibus arctum
Crus tumet, obſepto turgent vitalia pulſu,
Liventesque atro diſtendunt ſanguine venas.
Nec minus in natos eadem vis effera ſævit
Implexuque angit rapido, miſerandaque membra
Dilacerat: jamque alterius depaſta cruentum
Pectus, ſuprema genitorem voce cientis,
Circumiectu orbis, validoque volumine fulcit.
Alter adhuc nullo violatus corpore morſu,
Dum parat adducta caudam divellere planta,

ſich würde haben mäßigen können, die Verſtrickung aller drey Körper in einen Knoten, gleichſam nur errathen zu laſſen. Sie würde ſein Auge zu lebhaft gerühret haben, er würde eine zu treffliche Wirkung von ihr empfunden haben, als daß ſie nicht auch in ſeiner Beſchreibung mehr vorſtechen ſollte. Ich habe geſagt: es war itzt die Zeit nicht, dieſe Verſtrickung auszumahlen. Nein; aber ein einziges Wort mehr,

würde,

Horret ad aſpectum miſeri patris, hæret in illo,
Et jam jam ingentes fletus, lachrymasque cadentes
Anceps in dubio retinet timor. Ergo perenni
Qui tantum ſtatuiſtis opus jam laude nitentes,
Artifices magni (quanquam & melioribus actis
Quæritur æternum nomen, multoque licebat
Clarius ingenium venturæ tradere famæ)
Attamen ad laudem quæcunque oblata facultas
Egregium hanc rapere, & ſumma ad faſtigia niti.
Vos rigidum lapidem vivis animare figuris
Eximii, & vivos ſpiranti in marmore ſenſus
Inſerere, aſpicimus motumque iramque doloremque,
Et penè audimus gemitus: vos extulit olim
Clara Rhodos, veſtræ jacuerunt artis honores
Tempore ab immenſo, quos rurſum in luce ſecunda
Roma videt, celebratque frequens: operisque vetuſti
Gratia parta recens. Quanto præſtantius ergo eſt
Ingenio, aut quovis extendere fata labore,
Quam faſtus & opes & inanem extendere luxum.

(v. Leodegarii à Quercu Farrago Poematum T. II. p. 63.) Auch Gruter hat dieſes Gedicht, nebſt andern des Sadolets, ſeiner bekannten Sammlung (Delic. Poet. Italorum Parte alt. p. 582.) mit einverleibet; allein ſehr fehlerhaft. Für bini (v. 14.) lieſet er vivi; für errant (v. 15.) oram, u. ſ. w.

würde ihr in dem Schatten, worinn ſie der Dichter laſſen mußte, einen ſehr entſcheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artiſt, ohne dieſes Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bey den Artiſten geſehen hätte, nicht ohne daſſelbe gelaſſen haben.

Der Artiſt hatte die dringendſten Urſachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geſchrey ausbrechen zu laſſen. Wenn aber der Dichter die ſo rührende Verbindung von Schmerz und Schönheit in dem Kunſtwerke vor ſich gehabt hätte, was hätte ihn eben ſo unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anſtande und großmüthiger Geduld, welche aus dieſer Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entſpringt, ſo völlig unangedeutet zu laſſen, und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geſchrey ſeines Laokoons zu ſchrecken? Richardſon ſagt: Virgils Laokoon muß ſchreyen, weil der Dichter nicht ſowohl Mitleid für ihn, als Schrecken und Entſetzen bey den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardſon nicht erwogen zu haben ſcheinet, daß der Dichter die Beſchreibung nicht in ſeiner eignen Perſon mache, ſondern ſie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug beſtürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geſchrey, ſondern der Mangel

gel aller Gradationen bis zu dieſem Geſchrey, auf welche das Kunſtwerk den Dichter natürlicher Weiſe hätte bringen müſſen, wann er es, wie wir vorausſetzen, zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte. Richardſon füget hinzu: *) die Geſchichte des Laokoon ſolle bloß zu der pathetiſchen Beſchreibung der endlichen Zerſtörung leiten; der Dichter habe ſie alſo nicht intereſſanter machen dürfen, um unſere Aufmerkſamkeit, welche dieſe letzte ſchreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzeln Bürgers nicht zu zerſtreuen. Allein das heißt die Sache aus einem mahleriſchen Augenpunkte betrachten wollen, aus welchem ſie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerſtörung ſind bey dem Dichter keine Gemählde neben einander; ſie machen beyde kein Ganzes aus, das unſer Auge auf einmal überſehen könnte oder ſollte; und nur in dieſem Falle wäre es zu beſorgen, daß unſere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beyder Beſchreibungen folgen auf einander, und ich ſehe nicht,

wel-

---

*) De la Peinture, Tome III. p. 516. C'eſt l'horreur que les Troiens ont conçue contre Laocoon, qui etoit neceſſaire à Virgile pour la conduite de ſon Poeme; & cela le mene à cette Deſcription pathétique de la deſtruction de la patrie de ſon Heros. Auſſi Virgile n'avoit garde de diviſer l'attention ſur la derniere nuit, pour une grande ville entiere, par la peinture d'un petit malheur d'un Particulier.

welchen Nachtheil es der folgenden bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch ſo ſehr gerührt hätte. Es ſey denn, daß die folgende an ſich ſelbſt nicht rührend genug wäre.

Noch weniger Urſache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beſchäftigen in dem Kunſtwerke die Hände, und verſtricken die Füſſe. So ſehr dem Auge dieſe Vertheilung gefällt, ſo lebhaft iſt das Bild, welches in der Einbildung davon zurück bleibt. Es iſt ſo deutlich und rein, daß es ſich durch Worte nicht viel ſchwächer darſtellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

— — — — micat alter, & ipſum
Laocoonta petit, totumque infraque ſupraque
Implicat & rabido tandem ferit ilia morſu
— — — — — — —
At ſerpens lapſu crebro redeunte ſubintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das ſind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch mahleriſcher gekommen wären, wenn ein ſichtbares Vorbild ſeine Phantaſie befeuert hätte, und die alsdann gewiß beſſer geweſen wären, als was er uns itzt dafür giebt:

Bis medium amplexi, bis collo ſquamea circum
Terga dati, ſuperant capite & cervicibus altis.

Dieſe Züge füllen unſere Einbildungskraft allerdings; aber ſie muß nicht dabey verweilen, ſie muß ſie nicht aufs reine zu bringen ſuchen, ſie muß itzt nur die Schlangen, itzt nur den Laokoon ſehen, ſie muß ſich nicht vorſtellen wollen, welche Figur beyde zuſammen machen. Sobald ſie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgiliſche Bild an zu mißfallen, und ſie findet es höchſt unmahleriſch.

Wären aber auch ſchon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, ſo wären ſie doch bloß willkührlich. Man ahmet nach, um ähnlich zu werden; kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr wenn man dieſes thut, iſt der Vorſatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man alſo nicht nachgeahmet habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wohl dieſen und jenen Theil. Gut; doch welches ſind denn dieſe einzeln Theile, die in der Beſchreibung und in dem Kunſtwerke ſo genau übereinſtimmen, daß ſie der Dichter aus dieſem entlehnet zu haben ſcheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter ſowohl als dem Artiſten, die Geſchichte. Auſſer dem Hiſtoriſchen kommen ſie in nichts überein, als darinn, daß ſie Kinder und Vater

ter in einen einzigen Schlangenknoten verſtricken. Allein der Einfall hierzu entſprang aus dem veränderten Umſtande, daß den Vater eben daſſelbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Dieſe Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, ſcheinet Virgil gemacht zu haben; denn die griechiſche Tradition ſagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Anſehung jener gemeinſchaftlichen Verſtrickung, auf einer oder der andern Seite Nachahmung ſeyn ſoll, ſo iſt ſie wahrſcheinlicher auf der Seite der Künſtler, als des Dichters zu vermuthen. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterſchiede, daß wenn es der Künſtler iſt, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorſatz den Dichter nachzuahmen noch dabey beſtehen kann, indem ihn die Beſtimmung und die Schranken ſeiner Kunſt dazu nöthigten; iſt es hingegen der Dichter, welcher dem Künſtler nachgeahmet haben ſoll, ſo ſind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider dieſe vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche ſie dem ohngeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunſtwerk älter ſey, als die poetiſche Beſchreibung.

VII.

Wenn man ſagt, der Künſtler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künſtler nach, ſo kann dieſes zweyerley bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenſtande ſeiner Nachahmung, oder ſie haben beyde einerley Gegenſtände der Nachahmung, und der eine entlehnet von dem andern die Art und Weiſe es nachzuahmen.

Wenn Virgil das Schild des Aeneas beſchreibet, ſo ahmet er dem Künſtler, welcher dieſes Schild gemacht hat, in der erſten Bedeutung nach. Das Kunſtwerk, nicht das was auf dem Kunſtwerke vorgeſtellet worden, iſt der Gegenſtand ſeiner Nachahmung, und wenn er auch ſchon das mit beſchreibt, was man darauf vorgeſtellet ſieht, ſo beſchreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes, und nicht als die Sache ſelbſt. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmet hätte, ſo würde dieſes eine Nachahmung von der zweyten Gattung ſeyn. Denn er würde nicht dieſe Gruppe, ſondern das, was dieſe Gruppe vorſtellet, nachgeahmet, und nur die Züge ſeiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Bey der erſten Nachahmung iſt der Dichter Original, bey der andern iſt er Copiſt. Jene iſt ein Theil der allgemeinen Nachahmung, welche das Weſen ſeiner Kunſt ausmacht, und er arbeitet als Genie, ſein Vorwurf mag ein Werk anderer Künſte, oder der Natur ſeyn. Dieſe hingegen ſetzt ihn gänzlich von ſeiner Würde herab; anſtatt der Dinge ſelbſt ahmet er ihre Nachahmungen nach, und gibt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies, für urſprüngliche Züge ſeines eigenen.

Wenn indeß Dichter und Künſtler diejenigen Gegenſtände, die ſie mit einander gemein haben, nicht ſelten aus dem nehmlichen Geſichtspunkte betrachten müſſen: ſo kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinſtimmen ſollten, ohne daß zwiſchen ihnen ſelbſt die geringſte Nachahmung oder Beeiferung geweſen. Dieſe Uebereinſtimmungen können bey zeitverwandten Künſtlern und Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhanden ſind, zu wechſelsweiſen Erläuterungen führen; allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzuſtutzen ſuchen, daß man aus dem Zufalle Vorſatz macht, und beſonders dem Poeten bey jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf dieſe Statue, oder auf jenes Gemählde andichtet, heißt ihm einen ſehr zweydeutigen Dienſt erweiſen. Und nicht allein ihm, ſondern auch dem Leſer, dem man die ſchönſte Stelle dadurch, wenn Gott will, ſehr deutlich, aber auch trefflich froſtig macht.

Dieſes iſt die Abſicht und der Fehler eines berühmten engliſchen Werks. Spence ſchrieb ſeinen Polymetis *) mit vieler klaßiſchen Gelehrſamkeit, und in einer ſehr vertrauten Bekanntſchaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunſt. Seinen Vorſatz, aus dieſen die römiſchen Dichter zu erklären, und aus den Dichtern hinwiederum Aufſchlüſſe für noch unerklärte alte Kunſtwerke herzuhohlen, hat er öfters glücklich erreicht. Aber dem ohngeachtet behaupte ich, daß ſein Buch für jeden Leſer von Geſchmack ein ganz unerträgliches Buch ſeyn muß.

Es iſt natürlich, daß wenn Valerius Flaccus den geflügelten Bliz auf den römiſchen Schildern beſchreibt,

(Nec primus radios, miles Romane, coruſci
Fulminis & rutilas ſcutis diffuderis alas)

mir

---

*) Die erſte Ausgabe iſt von 1747; die zweyte von 1755 und führet den Titel: Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement between the Works of the Roman Poets, and the Remains of the antient Artiſts, being an Attempt to illuſtrate them mutually from one another. In ten Books, by the Revd. Mr. Spence. London, printed for Dodsley. fol. Auch ein Auszug, welchen N. Tindal aus dieſem Werke gemacht hat, iſt bereits mehr als einmal gedruckt worden.

mir dieſe Beſchreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines ſolchen Schildes auf einem alten Denkmale erblicke. [b] Es kann ſeyn, daß Mars in eben der ſchwebenden Stellung, in welcher ihn Addiſon über der Rhea auf einer Münze zu ſehen glaubte, [c] auch von den alten Waffenſchmieden auf den Hel-

---

[b] Val. Flaccus lib. VI. v. 55. 56. Polymetis Dial. VI. p. 50.

[c] Ich ſage es kann ſeyn. Doch wollte ich zehne gegen eins wetten, daß es nicht iſt. — Juvenal redet von den erſten Zeiten der Republik, als man noch von keiner Pracht und Ueppigkeit wußte, und der Soldat das erbeutete Gold und Silber nur auf das Geſchirr ſeines Pferdes und auf ſeine Waffen verwandte. (Sat. XV. v. 100. 107.)

Tunc rudis & Grajas mirari neſcius artes
Urbibus everſis prædarum de parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles,
Ut phaleris gauderet equus, cælataque caſſis
Romuleæ ſimulacra feræ manſueſcere juſſæ
Imperii fato, geminos ſub rupe Quirinos,
Ac nudam effigiem clypeo fulgentis & haſta,
Pendentisque dei perituro oſtenderet hoſti.

Der Soldat zerbrach die koſtbarſten Becher, die Meiſterſtücke groſſer Künſtler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu laſſen, womit er ſeinen Helm ausſchmückte. Alles iſt verſtändlich, bis auf die letzten zwey Zeilen, in welchen der Dichter fortfähret, noch ein ſolches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beſchreiben. So viel ſieht man wohl, daß dieſes Bild der Gott Mars ſeyn ſoll; aber was ſoll das Beywort pendentis, welches er ihm giebt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Gloſſe, die es durch quaſi ad ictum ſe inclinantis erklärt. Lubinus men und Schilden vorgeſtellet wurde, und daß Juvenal einen ſolchen Helm oder Schild in Gedanken hatte, als er mit einem Worte darauf anſpielte, welches bis auf den Addiſon ein Räthſel für alle Ausleger ge-

we-

---

meinet, das Bild ſey auf dem Schilde geweſen, und da das Schild an dem Arme hänge, ſo habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieſes iſt wider die Conſtruction; denn das zu oſtenderet gehörige Subjectum iſt nicht miles ſondern caſſis. Britannicus will, alles was hoch in der Luft ſtehe, könne hangend heiſſen, und alſo auch dieſes Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen gar perdentis dafür leſen, um einen Gegenſatz mit dem folgenden perituro zu machen, den aber nur ſie allein ſchön finden dürften. Was ſagt nun Addiſon bey dieſer Ungewißheit? Die Ausleger, ſagt er, irren ſich alle, und die wahre Meinung iſt ganz gewiß dieſe. (S. deſſen Reiſen deut. Ueberſ. Seite 249.) „Da die römiſchen Soldaten ſich nicht wenig auf den „Stifter und kriegeriſchen Geiſt ihrer Republik einbildeten, „ſo waren ſie gewohnt auf ihren Helmen die erſte Geſchichte „des Romulus zu tragen, wie er von einem Gotte erzeugt, „und von einer Wölfin geſäuget worden. Die Figur des „Gottes war vorgeſtellt, wie er ſich auf die Prieſterin Ilia, „oder wie ſie andere nennen, Rhea Sylvia, herabläßt, und „in dieſem Herablaſſen ſchien ſie über der Jungfrau in der „Luft zu ſchweben, welches denn durch das Wort pendentis „ſehr eigentlich und poetiſch ausgedruckt wird. Auſſer dem „alten Basrelief beym Bellori, welches mich zuerſt auf dieſe „Auslegung brachte, habe ich ſeitdem die nehmliche Figur „auf einer Münze gefunden, die unter der Zeit des Antoninus „Pius geſchlagen worden.„ — Da Spence dieſe Entdeckung des Addiſon ſo auſſerordentlich glücklich findet, daß er ſie als ein Muſter in ihrer Art, und als das ſtärkſte Beyweſen. Mich dünkt ſelbſt, daß ich die Stelle des Ovids, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüſten ruft:

Aura — — — venias — —
Meque juves, intresque ſinus, gratiſſima, noſtros!

und

ſpiel anführet, wie nützlich die Werke der alten Artiſten zur Erklärung der klaſſiſchen römiſchen Dichter gebraucht werden können: ſo kann ich mich nicht enthalten, ſie ein wenig genauer zu betrachten. (Polymetis Dial. VII. p. 77.) — Das erſte muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addiſon wohl ſchwerlich die Stelle des Juvenals in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er ſich nicht zugleich erinnert hätte, bey dem alten Scholiaſten, der in der lezten ohn einen Zeile anſtatt fulgentis, venientis gefunden, die Gloſſe geleſen zu haben: Martis ad Iliam venientis ut concumberet. Nun nehme man aber dieſe Lesart des Scholiaſten nicht an, ſondern man nehme die an, welche Addiſon ſelbſt annimt, und ſage, ob man ſodann die geringſte Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man ſage, ob es nicht ein wahres Hyſteronproteron von ihm ſeyn würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede, und ſodann erſt von dem Abentheuer, dem ſie ihr Daſeyn zu danken haben? Die Rhea iſt noch nicht Mutter, und die Kinder liegen ſchon unter dem Felſen. Man ſage, ob eine Schäferſtunde wohl ein ſchickliches Emblema auf dem Helme eines römiſchen Soldaten geweſen wäre? Der Soldat war auf den göttlichen Urſprung ſeines Stifters ſtolz; das zeigten die Wölfin und die Kinder genugſam; mußte er auch noch den Mars im Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Ueberraſchung der Rhea mag auf noch ſo viel alten Marmorn und Münzen zu finden ſeyn, paßt ſie darum auf das Stück einer Rüſtung? Und welches ſind denn und ſeine Procris dieſe Aura für den Namen einer

Ne

---

die Marmor und Münzen auf welchen ſie Addiſon fand, und wo er den Mars in dieſer ſchwebenden Stellung ſahe? Das alte Basrelief, worauf er ſich beruft, ſoll Bellori haben. Aber die Admiranda, welches ſeine Sammlung der ſchönſten alten Basreliefs iſt, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder da, noch ſonſt wo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillſchweigen übergeht. Alles kömmt alſo auf die Münze an. Nun betrachte man dieſe bey dem Addiſon ſelbſt. Ich erblicke eine liegende Rhea; und da dem Stempelſchneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu ſtellen, ſo ſtehet er ein wenig höher. Das iſt es alles; ſchwebendes hat ſie auſſer dieſem nicht das geringſte. Es iſt wahr in der Abbildung die Spence davon giebt, iſt das Schweben ſehr ſtark ausgedruckt; die Figur fällt mit dem Obertheile weit vor: und man ſieht deutlich, daß es kein ſtehender Körper iſt, ſondern daß, wenn es kein fallender Körper ſeyn ſoll, es nothwendig ein ſchwebender ſeyn muß. Spence ſagt, er beſitze dieſe Münze ſelbſt. Es wäre hart, obſchon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefaßtes Vorurtheil kann auch auf unſre Augen Einfluß haben; zu dem konnte er es zum Beſten ſeiner Leſer für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu ſehen glaubte, durch ſeinen Künſtler ſo verſtärken zu laſſen, daß uns eben ſo wenig Zweifel desfalls übrig bleibe, als ihm ſelbſt. So viel iſt gewiß, daß Spence und Addiſon eben dieſelbe Münze meinen, und daß ſie ſonach entweder bey dieſem ſehr verſtellt, oder bey jenem ſehr verſchönert ſeyn muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieſes vermeintliche Schweben des Mars. Dieſe nehmlich: daß ein ſchwebender Körper, ohne eine ſcheinbare Urſache, durch welche die Wirkung ſeiner Schwere verhin-

Nebenbuhlerin hält, daß ich, ſage ich, dieſe Stelle natür-

dert wird, eine Ungereimtheit iſt, von der man in den alten Kunſtwerken kein Exempel findet. Auch die neue Mahlerey erlaubet ſich dieſelben nie, ſondern wenn ein Körper in der Luft hangen ſoll, ſo müſſen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen ſcheinen, und ſollte es auch nur eine bloße Wolke ſeyn. Wenn Homer die Thetis von dem Geſtade ſich zu Fuße in den Olymp erheben läßt, Τὴν μὲν ἄρ' Οὔλυμπόνδε πόδες φέρον (Iliad Σ v. 148) ſo verſtehet der Graf Caylus die Bedürfniſſe der Kunſt zu wohl, als daß er dem Mahler rathen ſollte, die Göttin ſo frey die Luft durchſchreiten zu laſſen. Sie muß ihren Weg auf einer Wolke nehmen, (Tableaux tirés de l'Iliade p. 91.) ſo wie er ſie ein andermal auf einen Wagen ſetzt, (p. 131.) obgleich der Dichter das Gegentheil von ihr ſagt. Wie kann es auch wohl anders ſeyn? Ob uns ſchon der Dichter die Göttin ebenfals unter einer menſchlichen Figur denken läßt, ſo hat er doch alle Begriffe eines groben und ſchweren Stoffes davon entfernet, und ihren menſchenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Geſetzen unſerer Bewegung ausnimt. Wodurch aber könnte die Mahlerey die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menſchen ſo vorzüglich unterſcheiden, daß unſer Auge nicht beleidiget würde, wenn es bey der einen ganz andere Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände, als bey der andern? Wodurch anders als durch verabredete Zeichen? In der That ſind ein Paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders, als dergleichen Zeichen. Doch von dieſem ein mehreres an einem andern Orte. Hier iſt es genug, von den Vertheidigern der Addiſonſchen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die ſo frey und bloß in der Luft hange. Sollte dieſer Mars die einzige in ihrer Art ſeyn? Und warnatürlicher finde, wenn ich aus den Kunſtwerken der Alten erſehe, daß ſie wirklich die ſanften Lüſte perſoni-

ſiret,

---

um? Hatte vielleicht die Tradition einen Umſtand überliefert, der ein dergleichen Schweben in dieſem Falle nothwendig macht? Beym Ovid (Faſt. lib. 1.) läßt ſich nicht die geringſte Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen ſolchen Umſtand könne gegeben haben. Denn es finden ſich andere alte Kunſtwerke, welche die nehmliche Geſchichte vorſtellen, und wo Mars offenbar nicht ſchwebet, ſondern gehet. Man betrachte das Basrelif beym Montfaucon, (Suppl. T. I. p. 183.) das ſich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Pallaſt der Mellini befindet. Die ſchlafende Rhea liegt unter einem Baume, und Mars nähert ſich ihr mit leiſen Schritten, und mit der bedeutenden Zurückſtreckung der rechten Hand, mit der wir denen hinter uns, entweder zurückzubleiben, oder ſachte zu folgen, befehlen. Es iſt vollkommen die nehmliche Stellung in der er auf der Münze erſcheinet, nur daß er hier die Lanze in der rechten und dort in der linken Hand führet. Man findet öfterer berühmte Statuen und Basrelife auf alten Münzen copiret, als daß es auch nicht hier könnte geſchehen ſeyn, wo der Stempelſchneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte, und ſie daher beſſer mit der Lanze füllen zu können glaubte. — Alles dieſes nun zuſammen genommen, wie viel Wahrſcheinlichkeit bleibet dem Addiſon noch übrig? Schwerlich mehr, als ſo viel deren die bloße Möglichkeit hat. Doch woher eine beſſere Erklärung, wenn dieſe nicht taugt? Es kann ſeyn, daß ſich ſchon eine beſſere unter den vom Addiſon verworfnen Erklärungen findet. Findet ſich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters iſt verdorben; ſie mag es bleiben. Und ſie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue Vermuthungen darüber auskramen wollte. Dergleichen könnte, z. E. dieſe ſeyn, daß ſiret, und eine Art weiblicher Sylphen, unter dem Namen Auræ, verehret haben. [d] Ich gebe es zu, daß

---

pendentis in ſeiner figürlichen Bedeutung genommen werden müſſe, nach welcher es ſo viel als ungewiß, unentſchloſſen, unentſchieden, heißet. Mars pendens wäre alsdenn ſo viel als Mars incertus oder Mars communis. Dii communes ſunt, ſagt Servius, (ad v. 118. lib. XIII. Aeneid.) Mars, Bellona, Victoria, quia hi in bello utrique parti favere poſſunt. Und die ganze Zeile,

Pendentisque Dei (effigiem) perituro oſtenderet hoſti,

würde dieſen Sinn haben, daß der alte römiſche Soldat das Bildniß des gemeinſchaftlichen Gottes ſeinem demohngeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt geweſen ſey. Ein ſehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eignen Tapferkeit, als zur Frucht des partheyiſchen Beyſtandes ihres Stammvaters macht. Dem ohngeachtet: non liquet.

[d] „Ehe ich, ſagt Spence (Polymetis Dialogue XIII. p. 208.) mit dieſen Auræ, Luftnymphen, bekannt ward, wußte ich mich in die Geſchichte vom Cephalus und Procris, beym Ovid, gar nicht zu finden. Ich konnte auf keine Weiſe begreifen, wie Cephalus durch ſeine Ausruffung, Aura venias, ſie mochte auch in einem noch ſo zärtlichen ſchmachtenden Tone erſchollen ſeyn, jemanden auf den Argwohn bringen können, daß er ſeiner Procris untreu ſey. Da ich gewohnt war, unter dem Worte Aura, nichts als die Luft überhaupt, oder einen ſanften Wind insbeſondere, zu verſtehen, ſo kam mir die Eiferſucht der Procris noch weit ungegründeter vor, als auch die aller ausſchweifendſte gemeiniglich zu ſeyn pflegt. Als ich aber einmal gefunden hatte, daß Aura eben ſowohl ein ſchönes junges Mädgen, als die Luft bedeuten könnte, ſo bekam die Sache ein ganz anderes Anſehen, und die Geſchichte dünkte mich eine ziemlich vernünftige

daß wenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermesſäule vergleicht, man das ähnliche in dieſer Vergleichung ſchwerlich finden dürfte, ohne eine ſolche Säule zu ſehen, ohne zu wiſſen, daß es ein ſchlechter Pfeiler iſt, der blos das Haupt, höchſtens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt, und weil wir weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erwecket.[*] — Erläuterungen

---

„Wendung zu bekommen.„ (b) Ich will den Beyfall, den ich dieſer Entdeckung, mit der ſich Spence ſo ſehr ſchmeichelt, in dem Texte ertheile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt laſſen, daß auch ohne ſie die Stelle des Dichters ganz natürlich und begreiflich iſt. Man darf nehmlich nur wiſſen, daß Aura bey den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. beym Nonnus (Dionys. lib. XLVIII.) die Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, weil ſie ſich einer männlichern Schönheit rühmte, als ſelbſt der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermeſſenheit, ſchlafend den Umarmungen des Bacchus Preis gegeben ward.

[*] Iuvenalis Satyr. VIII. v. 52-55.

— — — — At tu
Nil niſi Cecropides; truncoque ſimillimus Hermæ:
Nullo quippe alio vincis diſcrimine, quam quod
Illi marmoreum caput eſt, tua vivit imago.

Wenn Spence die griechiſchen Schriftſteller mit in ſeinen Plan gezogen gehabt hätte, ſo würde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte Aeſopiſche Fabel beygefallen ſeyn, die aus der Bildung einer ſolchen Hermesſäule ein noch weit ſchöneres, und zu ihrem Verſtändniſſe weit unentbehrlicheres gen von dieſer Art ſind nicht zu verachten, wenn ſie auch ſchon weder allezeit nothwendig, noch allezeit hinlänglich ſeyn ſollten. Der Dichter hatte das Kunſtwerk als ein für ſich beſtehendes Ding, und nicht als Nachahmung, vor Augen; oder Künſtler und Dichter hatten einerley angenommene Begriffe, dem zu Folge ſich auch Uebereinſtimmung in ihren Vorſtellungen zeigen mußte, aus welcher ſich auf

---

Licht erhält, als dieſe Stelle des Juvenals. „Merkur, erzehlet Aeſopus, „wollte gern erfahren, in welchem Anſehen „er bey den Menſchen ſtünde. Er verbarg ſeine Gottheit, „und kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die Sta„tue des Jupiters, und fragte den Künſtler, wie theuer er „ſie halte? Eine Drachme: war die Antwort. Merkur lä„chelte: und dieſe Juno? fragte er weiter. Ohngefehr eben „ſo viel. Indem ward er ſein eigenes Bild gewahr, und „dachte bey ſich ſelbſt: ich bin der Bothe der Götter; von „mir kömmt aller Gewinn; mich müßen die Menſchen noth„wendig weit höher ſchätzen. Aber hier dieſer Gott? (Er „wies auf ſein Bild.) Wie theuer möchte wohl der ſeyn? „Dieſer? antwortete der Künſtler. O, wenn ihr mir jene „beyde abkauſt, ſo ſollt ihr dieſen oben drein haben.„ Merkur war abgeführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht, und konnte alſo auch nicht die Abſicht haben, ſeine Eigenliebe zu kränken, ſondern es mußte in der Beſchaffenheit der Statuen ſelbſt gegründet ſeyn, warum er die leztere ſo geringſchätzig hielt, daß er ſie zur Zugabe beſtimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen ſie verſtellte, konnte dabey nichts thun, denn der Künſtler ſchätzet ſeine Werke nach der Geſchicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche ſie erforauf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückſchließen läßt.

Allein wenn Tibull die Geſtalt des Apollo mahlet, wie er ihm im Traume erſchienen: — Der ſchönſte Jüngling, die Schläfe mit dem keuſchen Lorbeer umwunden; ſyriſche Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken ſchwimmet; glänzendes Weiß und Purpurröthe miſchen ſich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die itzt ihrem Geliebten zugeführet wird: — warum müßen dieſe Züge von alten berühmten Gemählden erborgt ſeyn? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom geweſen ſeyn, mag tauſend und tauſendmal ſeyn copiret worden, war

---

dern, und nicht nach dem Range und dem Werthe der Weſen, welche ſie ausdrücken. Die Statue des Merkurs mußte weniger Geſchicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn ſie weniger koſten ſollte, als eine Statue des Jupiters oder der Juno. Und ſo war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiters und der Juno zeigten die völlige Perſon dieſer Götter; Die Statue des Merkurs hingegen war ein ſchlechter viereckigter Pfeiler, mit dem bloßen Bruſtbilde deſſelben. Was Wunder alſo, daß ſie oben drein gehen konnte? Merkur überſahe dieſen Umſtand, weil er ſein vermeintliches überwiegendes Verdienſt nur allein vor Augen hatte, und ſo war ſeine Demüthigung eben ſo natürlich, als verdient. Man wird ſich vergebens bey den Auslegern und Ueberſetzern und Nachahmern der Fabeln des Aeſopus nach der geringſten war darum die bräutliche Schaam ſelbſt aus der Welt verſchwunden? Seit ſie der Mahler geſehen hatte, war ſie für keinen Dichter mehr zu ſehen, als in der Nachahmung des Mahlers? [f] Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und ſein vor der Eſſe erhitztes Geſicht roth, brennend nennet: mußte er es erſt aus dem Werke eines Mahlers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet? [g] Oder wenn Lucrez den Wechſel der Jahreszeiten beſchreibet, und ſie, mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde, in ihrer natürlichen Ordnung vorüber führet: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebet, um alle die Veränderungen ſelbſt erfahren zu haben, daß er ſie nach einer

Pro-

Spur von dieſer Erklärung umſehen; wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es ſich der Mühe lohnte, die das Mährchen gerade zu verſtanden, das iſt, ganz und gar nicht verſtanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darinn liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerley Ausführung annimt, entweder nicht gefühlt, oder wohl noch gar übertrieben. Was ſonſt in dieſer Fabel anſtößig ſeyn könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künſtler ſeinem Jupiter ſetzet. Für eine Drachma kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachma muß alſo hier überhaupt für etwas ſehr geringes ſtehen. (Fab. Aeſop. 90. Edit. Haupt. p. 70.)

[f] Tibullus Eleg. 4. lib. III. Polymetis Dial. VIII. p. 84.

[g] Statius lib. I. Sylv. 5. v. 8. Polymetis Dial. VIII. p. 81.

Proceßion ſchildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erſt von dieſen Statuen den alten poetiſchen Kunſtgriff lernen, dergleichen Abſtracta zu wirklichen Weſen zu machen? [h] Oder Virgils pontem indignatus Araxes, dieſes vortreffliche poetiſche Bild eines über ſeine Ufer ſich ergießenden Flußes, wie er die über ihn geſchlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht ſeine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunſtwerk damit an-

---

[h] Lucretius de R. N. lib. V. v. 736-747.

It Ver, & Venus, & Veneris prænuntius ante
Pinnatus graditur Zephyrus; veſtigia propter
Flora quibus, mater præſpargens ante viai
Cuncta coloribus egregiis & odoribus opplet.
Inde loci ſequitur Calor aridus, & comes una
Pulverulenta Ceres; & Eteſia flabra Aquilonum.
Inde Autumnus adit; graditur ſimul Evius Evan:
Inde aliæ tempeſtates ventique ſequuntur,
Altitonans Volturnus & Auſter fulmine pollens.
Tandem Bruma nives adſert, pigrumque rigorem
Reddit, Hyems ſequitur, crepitans ac dentibus Algus.

Spence erkennet dieſe Stelle für eine von den ſchönſten in dem ganzen Gedichte des Lucrez. Wenigſtens iſt ſie eine von denen, auf welche ſich die Ehre des Lucrez als Dichter gründet. Aber wahrlich, es heißt ihm dieſe Ehre ſchmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man ſagt: Dieſe ganze Beſchreibung ſcheinet nach einer alten Proceßion der vergötterten Jahreszeiten, nebſt ihrem Gefolge, gemacht zu ſeyn. Und warum das? „Darum, ſagt der Engeländer, weil bey „den Römern ehedem dergleichen Proceßionen mit ihren geſpielet hat, in welchem dieſer Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgeſtellet wird? [i] — Was ſollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klärſten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künſtlers durchſchimmern zu laſſen?

Ich betaure, daß ein ſo nützliches Buch, als Polymetis ſonſt ſeyn könnte, durch dieſe geſchmackloſe Grille, den alten Dichtern ſtatt eigenthümlicher Phantaſie, Bekantſchaft mit fremder unter zu ſchieben.

„Göttern überhaupt, eben ſo gewöhnlich waren, als noch „itzt in gewiſſen Landern die Proceßionen ſind, die man den „Heiligen zu Ehren anſtellet; und weil hiernächſt alle Ausdrücke welche der Dichter hier braucht, auf eine Proceßion „recht ſehr wohl paſſen „ (come in very aptly, if applied to a proceſſion.) Treffliche Gründe! Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden. Schon die Beywörter, welche der Dichter den perſonifirten Abſtrakten giebt, Calor aridus, Ceres pulverulenta, Volturnus altitonans, fulmini pollens Auſter, Algus dentibus crepitans, zeigen, daß ſie das Weſen von ihm, und nicht von dem Künſtler haben, der ſie ganz anders hätte charakteriſiren müſſen. Spence ſcheinet übrigens auf dieſen Einfall von einer Proceßion durch Abraham Preigern gekommen zu ſeyn, welcher in ſeinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters ſagt: Ordo eſt quaſi Pompæ cujusdam, Ver & Venus, Zephyrus & Flora &c. Allein dabey hätte es auch Spence nur ſollen bewenden laſſen. Der Dichter führet die Jahrszeiten gleichſam in einer Proceßion auf; das iſt gut. Aber er hat es von einer Proceßion gelernt, ſie ſo aufzuführen: daß iſt ſehr abgeſchmackt.

i) Æneid. Lib. VIII. v. 725. Polymetis Dial. XIV. p. 230

ben, ſo eckel, und den claßiſchen Schriftſtellern weit nachtheiliger geworden iſt, als ihnen die wäßrigen Auslegungen der ſchaalſten Wortforſcher nimmermehr ſeyn können. Noch mehr betauere ich, daß Spencen ſelbſt Addiſon hierinn vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunſtwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle eben ſo wenig unterſchieden hat, in welchen die Nachahmung des Künſtlers dem Dichter anſtändig, in welchen ſie ihm verkleinerlich iſt. [k]

---

k) In verſchiedenen Stellen ſeiner Reiſen und ſeines Geſpräches über die alten Münzen.

VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poeſie und Mahlerey mit einander haben, macht ſich Spence die allerſeltſamſten Begriffe. Er glaubet, daß beyde Künſte bey den Alten ſo genau verbunden geweſen, daß ſie beſtändig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Mahler, der Mahler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poeſie die weitere Kunſt iſt, daß ihr Schönheiten zu Ge-

Gebothe ſtehen, welche die Mahlerey nicht zu erreichen vermag; daß ſie öfters Urſachen haben kann, die unmahleriſchen Schönheiten den mahleriſchen vor zu ziehen: daran ſcheinet er gar nicht gedacht zu haben, und iſt daher bey dem geringſten Unterſchiede, den er unter den alten Dichtern und Artiſten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichſten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meiſtentheils Hörner. Es iſt alſo doch wunderbar, ſagt Spence, daß man dieſe Hörner an ſeinen Statuen ſo ſelten erblickt.[a] Er fällt auf dieſe, er fällt auf eine andere Urſache, auf die Unwiſſenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner ſelbſt, die ſich unter den Trauben und Epheublättern, dem beſtändigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet ſich um die wahre Urſache herum, ohne ſie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie ſie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnſchmuck, den er aufſetzen und ablegen konnte.

— Tibi, cum ſine cornibus adſtas
Virgineum caput eſt: — —

---

[a] Polymetis Dial. IX. p. 129.

heißt es in der feyerlichen Anruffung des Bacchus beym Ovid. [b] Er konnte ſich alſo auch ohne Hörner zeigen; und zeigte ſich ohne Hörner, wenn er in ſeiner jungfräulichen Schönheit erſcheinen wollte. In dieſer wollte ihn nun auch der Künſtler darſtellen, und mußten daher alle Zuſätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein ſolcher Zuſatz wären die Hörner geweſen, die an dem Diadem befeſtiget waren, wie man an einem Kopfe in dem Königl. Cabinet zu Berlin ſehen kann. [c] Ein ſolcher Zuſatz war das Diadem ſelbſt, welches die ſchöne Stirne verdeckte, und daher an den Statuen des Bacchus eben ſo ſelten vorkömmt, als die Hörner, ob es ihm ſchon, als ſeinem Erfinder, von den Dichtern eben ſo oft beygeleget wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem feine Anſpielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes: dem Künſtler hingegen wurden ſie Hinderungen größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube eben darum den Beynamen Biformis, Διμορφος, hatte, weil er ſich ſowohl ſchön als ſchrecklich zeigen konnte, ſo war es wohl natürlich, daß die Künſtler diejenige von ſeiner Geſtalt am liebſten wählte, die der Beſtimmung ihrer Kunſt am meiſten entſprach.

---

[b] Metamorph. lib. IV. v. 19. 20.

[c] Begeri Thes. Brandenb. Vol. III. p. 242.

Minerva und Juno ſchleidern bey den römiſchen Dichtern öfters den Bliz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildungen? fragt Spence.[d] Er antwortet: es war ein beſonderes Vorrecht dieſer zwey Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erſt in den Samothraciſchen Geheimniſſen erfuhr; weil aber die Artiſten bey den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu dieſen Geheimniſſen ſelten zugelaßen wurden, ſo wußten ſie ohne Zweifel nichts davon, und was ſie nicht wußten, konnten ſie nicht vorſtellen? Ich möchte Spencen dagegen fragen: arbeiteten dieſe gemeinen Leute vor ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimniſſen unterrichtet ſeyn konnten? Stunden die Artiſten auch bey den Griechen in dieſer Verachtung? Waren die römiſchen Artiſten nicht mehrentheils gebohrne Griechen? Und ſo weiter.

Statius und Valerius Flaccus ſchildern eine erzürnte Venus, und mit ſo ſchrecklichen Zügen, daß man ſie in dieſem Augenblicke eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten ſollte. Spence ſiehet ſich in den alten Kunſtwerken vergebens nach einer ſolchen Venus um. Was ſchließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt iſt als dem Bildhauer und Mahler? Das hätte er daraus ſchließen ſollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundſatz angenommen, daß in einer poetiſchen Beſchreibung nichts gut ſey, was unſchicklich ſeyn würde, wenn man es in einem Gemählde, oder an einer Statue vorſtellte. [e] Folglich müßen die Dichter gefehlt haben. „Statius und Valerius ſind aus einer Zeit, „da die römiſche Poeſie ſchon in ihrem Verfalle war. „Sie zeigen auch hierin ihren verderbten Geſchmack, „und ihre ſchlechte Beurtheilungskraft. Bey den „Dichtern aus einer beßern Zeit wird man dergleichen „Verſtoßungen wider den mahleriſchen Ausdruck nicht finden.„ [f]

---

[d] Polymetis Dial. VI. p. 63.

So etwas zu ſagen, braucht es wahrlich wenig Unterſcheidungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius noch des Valerius in dieſem Fall annehmen, ſondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und geiſtlichen Weſen, wie ſie der Künſtler vorſtellet, ſind nicht völlig ebendieſelben, welche der Dichter braucht. Bey dem Künſtler ſind ſie perſonificirte Abſtracta, die beſtändig die ähnliche Charakteriſirung behalten müßen, wenn ſie erkenntlich ſeyn ſollen. Bey dem Dichter hingegen ſind ſie wirkliche handelnde Weſen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenſchaften und Affecten haben, welche nach Gelegenheit der Umſtände vor jenen vorſtechen können. Venus iſt dem Bildhauer nichts als die Liebe; er muß ihr alſo alle die ſittſame verſchämte Schönheit, alle die holden Reitze geben, die uns an geliebten Gegenſtänden entzücken, und die wir daher mit in den abgeſonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringſte Abweichung von dieſem Ideal läßt uns ſein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majeſtät als Scham, iſt ſchon keine Venus, ſondern eine Juno. Reitze, aber mehr gebieteriſche, männliche, als holde Reitze, geben eine Minerva ſtatt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus von Rache und Wuth getrieben, iſt dem Bildhauer ein wahrer Widerſpruch; denn die Liebe, als Liebe, zürnet nie, rächet ſich nie. Bey dem Dichter hingegen iſt Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer dieſem Charakter, ihre eigne Individualität hat, und folglich der Triebe des Abſcheues eben ſo fähig ſeyn muß, als der Zuneigung. Was Wunder alſo, daß ſie bey ihm in Zorn und Wuth entbrennet, beſonders wenn es die beleidigte Liebe ſelbſt iſt, die ſie darein verſetzet?

---

[e] Polymetis Dialogue XX. p. 311. Scarce any thing can be good in a poetical deſcription, which would appear abſurd, if repreſented in a ſtatue or picture.

[f] Polymetis Dial. VII. p. 74.

Es iſt zwar wahr, daß auch der Künſtler in zuſammengeſetzten Werken, die Venus, oder jede andere Gottheit, außer ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Weſen, ſo gut wie der Dichter, einführen kann. Aber alsdenn müßen wenigſtens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widerſprechen, wenn ſie ſchon keine unmittelbare Folgen deſſelben ſind? Venus übergiebt ihrem Sohne die göttlichen Waffen: dieſe Handlung kann der Künſtler, ſowohl als der Dichter, vorſtellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Anmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen; vielmehr wird ſie eben dadurch in ſeinem Werke um ſo viel kenntlicher. Allein wenn ſich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rächen will, in vergrößerter wilder Geſtalt, mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreift, ein ſchwarzes Gewand um ſich wirft, und auf einer finſtern Wolke ſtürmiſch herabfährt: ſo iſt das kein Augenblick für den Künſtler, weil er ſie durch nichts in dieſem Augenblicke kenntlich machen kann. Es iſt nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieſer das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus iſt, ſo nahe, ſo genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieſes thut Flaccus:

— — Neque enim alma videri
Iam tumet; aut tereti crinem ſubnectitur auro,
Sidereos diffuſa ſinus. Eadem effera & ingens
Et maculis ſuffecta genas; pinumque ſonantem
Virginibus Stygiis, nigramque ſimillima pallam. [g]

Eben dieſes thut Statius:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
Nec vultu nec crine prior, ſolviſſe jugalem
Ceſton, & Idalias procul ablegaſſe volucres
Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra
Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,
Tartarias inter thalamis volitaſſe ſorores
Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
Anguibus, & ſæva formidine cuncta replerit
Limina. [h] —

---

g) Argonaut. Lib. II. v. 102-106.
h) Thebaid. Lib. V. v. 61-64.

Oder man kann ſagen: der Dichter allein beſitzet das Kunſtſtück, mit negativen Zügen zu ſchildern, und durch Vermiſchung dieſer negativen mit poſitiven Zügen, zwey Erſcheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus; nicht mehr das Haar mit goldenen Spangen geheftet; von keinem azurnen Gewande umflattert; ohne ihren Gürtel; mit andern Flammen, mit größern Pfeilen bewafnet; in Geſellſchaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artiſt dieſes Kunſtſtückes entbehren muß, ſoll ſich ſeiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Mahlerey die Schweſter der Dichtkunſt ſeyn will: ſo ſey ſie wenigſtens keine eiferſüchtige Schweſter; und die jüngere unterſage der älteren nicht alle den Putz, der ſie ſelbſt nicht kleidet.

IX.

Wenn man in einzeln Fällen den Mahler und Dichter mit einander vergleichen will, ſo muß man vor allen Dingen wohl zuſehen, ob ſie beyde ihre völlige Freyheit gehabt haben, ob ſie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchſte Wirkung ihrer Kunſt haben arbeiten können.

Ein ſolcher äußerlicher Zwang war dem alten Künſtler öfters die Religion. Sein Werk zur Verehrung und Anbetung beſtimmt, konnte nicht allezeit ſo vollkommen ſeyn, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabey zur Abſicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die ſchönſten von ihnen wurden nicht überall als die ſchönſten verehret.

Bacchus ſtand in ſeinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hypſipile ihren Vater unter der Geſtalt des Gottes rettete, * mit Hörnern, und ſo erſchien er ohne Zweifel in allen ſeinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches ſein Weſen mit bezeichnete. Nur der freye Künſtler, der ſeinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ

---

*) Valerius Flaccus Lib. II. Argonaut. v. 265-273.

Serta patri, juveniſque comam veſteſque Lyæi
Induit, & medium curru locat; æraque circum
Tympanaque & plenas tacita formidine ciſtas.
Ipſa ſinus hederiſque ligat famularibus artus:
Pampineamque quatit ventoſis ictibus haſtam,
Reſpiciens; teneat virides velatus habenas
Ut pater, & nivea tumeant ut cornua mitra,
Et ſacer ut Bacchum referat ſcyphus.

Das Wort tumeant, in der letzten ohn einen Zeile, ſcheinet übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht ſo klein gemacht, als ſich Spence einbildet.

dieſes Sinnbild weg; und wenn wir, unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden,[b] ſo iſt dieſes vielleicht ein Beweis, daß es keine von den geheiligten ſind, in welchen er wirklich verehret worden. Es iſt ohnedem höchſt wahrſcheinlich, daß auf dieſe letzteren die Wuth der frommen Zerſtörer in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums vornehmlich gefallen iſt, die nur hier und da ein Kunſtwerk ſchonte, welches durch keine Anbetung verunreiniget war.

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken ſich Stücke ſowohl von der einen als von der andern Art finden, ſo wünſchte ich, daß man den Namen der Kunſtwerke nur denjenigen beylegen möchte, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bey welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. Alles andere, woran ſich zu merkliche Spuren gottesdienſtlicher Verabredungen zeigen, verdienet dieſen Namen nicht, weil die Kunſt hier nicht um ihrer ſelbſt willen gearbeitet, ſondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bey den ſinnlichen Vorſtellungen, die ſie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne ſahe; ob ich ſchon dadurch nicht ſagen will, daß ſie nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne geſetzt, oder aus Nachſicht für die Kunſt und den feinern Geſchmack des Jahrhunderts, von jenem ſo viel nachgelaßen habe, daß dieſes allein zu herrſchen ſcheinen können.

---

[b] Der ſo genannte Bacchus in dem Mediceiſchen Garten zu Rom (beym Montfaucon Suppl. aux Ant. T. I. p. 254.) hat kleine aus der Stirne hervorſproſſende Hörner; aber es giebt Kenner, die ihm eben darum lieber zu einem Faune machen wollen. In der That ſind ſolche natürliche Hörner eine Schändung der menſchlichen Geſtalt, und können nur Weſen geziemen, denen man eine Art von Mittelgeſtalt zwiſchen Menſchen und Thier ertheilte. Auch iſt die Stellung, der lüſterne Blicke nach der über ſich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anſtändiger, als dem Gotte

Macht man keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streite liegen, weil ſie einander nicht verſtehen. Wenn jener, nach ſeiner Einſicht in die Beſtimmung der Kunſt, behauptet, daß dieſes oder je-

---

ſelbſt. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexender dem Groſſen ſagt (Protrept. p. 48. Edit Pott.) Ἐβούλετο δὲ καὶ Ἀλέξανδρος Ἄμμωνος υἱὸς εἶναι δοκεῖν, καὶ κερασφόρος ἀναπλάττεσθαι πρὸς τῶν ἀγαλματοποιῶν, τὸ καλὸν ἀνθρώπου ὑβρίσαι σπεύδων κέρατι. Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern vorſtellen ſollte: er war es gern zufrieden, daß die menſchliche Schönheit in ihm mit Hörnern beſchimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Urſprunges zu ſeyn glaubte.

nes der alte Künſtler nie gemacht habe, nehmlich als Künſtler nicht, freywillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine außer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache, von dem Künſtler habe machen laßen, von dem Künſtler nehmlich als Handarbeiter. Er wird alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieſer ohne Bedenken, aber zu großem Aergerniſſe der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammet, woraus ſie gezogen werden. *

Ge:

---

*) Als ich eben behauptete, daß die alten Künſtler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht geweſen ſind. In dem zu Cerynea fand Pauſanias dergleichen von Holz; ſie waren weder groß, noch ſonſt beſonders merkwürdig; es ſchien, daß die Kunſt, die ſich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildſäulen ihrer Prieſterinnen, die in der Halle des Tempels ſtanden, einbringen wollen, als welche von Stein, und von ſehr ſchöner Arbeit waren. (Pauſanias Achaic. cap. XXV. p. 587. Edit. Kuhn.) Ich hatte eben ſo wenig vergeſſen, daß man Köpfe von ihnen auf einem Abraxas, den Chiffletius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beym Licetus zu ſehen glaube. (Diſſertat. ſur les Furies par Bannier. Memoires de l'Academie des Inſcript. T. V. p. 43.) Auch ſogar die Urne von Hetrurſcher Arbeit beym Gorius (Tab. 151 Muſæi Etruſci) auf welcher Oreſtes und Pylades erſcheinen, wie ihnen zwey Furien mit Fackeln zuſetzen, war mir nicht unbekannt. Allein

Gegentheils kann man ſich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunſt zu groß verſtellen. Spence giebt

ich redete von Kunſtwerken, von welchen ich alle dieſe Stücke auszuſchließen zu kennen glaubte. Und wäre auch das letztere nicht ſo wohl als die übrigen davon auszuſchließen, ſo dienet es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu beſtärken, als zu widerlegen. Denn ſo wenig auch die hetruriſchen Künſtler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, ſo ſcheinen ſie doch auch die Furien nicht ſo wohl durch ſchreckliche Geſichtszüge, als vielmehr durch ihre Tracht und Attributa ausgedruckt zu haben. Dieſe ſtoßen mit ſo ruhigem Geſichte dem Oreſtes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß ſie faſt ſcheinen, ſie nur im Scherze erſchrecken zu wollen. Wie fürchterlich ſie dem Oreſtes und Pylades vorgekommen, läßt ſich nur aus ihrer Furcht, keinesweges aber aus der Bildung der Furien ſelbſt abnehmen. Es ſind alſo Furien, und ſind auch keine; ſie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Verſtellung von Grimm und Wuth, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt ſind; nicht mit der Stirne, die wie Catull ſagt, expirantis præportat pectoris iras. — Noch kürzlich glaubte Herr Winkelmann, auf einem Carniole in dem Stoßiſchen Cabinette, eine Furie im Laufe mit fliegendem Rocke und Haaren, und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben. (Bibliothek der ſch. Wiſſ. 1 Band S. 10.) Der Herr von Hagedorn rieht hierauf auch den Künſtlern ſchon an, ſich dieſe Anzeige zu Nutze zu machen, und die Furien in ihren Gemählden ſo verzuſtellen. (Betrachtungen über die Mahlerey S. 222.) Allein Herr Winkelmann hat hernach dieſe ſeine Entdeckung ſelbſt wiederum ungewiß gemacht, weil er nicht gefunden, daß die Furien, anſtatt mit Fackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden. (Deſcript. des Pierres gravées p. 84.) Ohne Zweifel erkennt er alſo die Figuren, auf Münzen der giebt hiervon ein ſonderbares Beyſpiel. Er fand beym Ovid, daß Veſta in ihrem Tempel unter keinem perſönlichen Bilde verehret worden; und dieſes dünkte ihm genug, daraus zu ſchlieſſen, daß es überhaupt keine Bildſäulen von dieſer Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Veſta, ſondern eine Veſtalin vorſtelle.[d] Eine ſeltſame Folge! Verlohr der Künſtler darum ſein Recht, ein Weſen, dem die Dichter eine beſtimmte Perſönlichkeit geben, das ſie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das ſie in Gefahr kom-

---

Städte Tyrba und Maßaura, die Spannheim für Furien ausgiebt (Les Ceſars de Iulien p. 44.) nicht dafür, ſondern für eine Hecate triformis; denn ſonſt fände ſich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch führet; und es iſt ſonderbar, daß eben dieſe auch in bloßen ungebundenen Haaren erſcheint, die an den andern mit einem Schleyer bedeckt ſind. Doch geſetzt auch, es wäre wirklich ſo, wie es dem Herrn Winkelmann zuerſt vorgekommen: ſo würde es auch mit dieſem geſchnittenen Steine eben die Bewandtniß haben, die es mit der Hetruriſchen Urne hat, es wäre denn, daß ſich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Geſichtszüge erkennen ließen. Ueberdem gehören auch die geſchnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, ſchon mit zur Bilderſprache, und ihre Figuren mögen öfterer eigenſinnige Symbola der Beſitzer, als freywillige Werke der Künſtler ſeyn.

d) Polymetis Dial. VII. p. 81.

kommen laſſen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was ſie ſonſt von ihr erzehlen, verlohr er, ſage ich, darum ſein Recht, dieſes Weſen auch nach ſeiner Art zu perſonificiren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehret ward? Denn Spence begehet dabey noch dieſen Fehler, daß er das, was Ovid nur von einem gewiſſen Tempel der Veſta, nemlich von dem zu Rom ſagt, * auf alle Tempel dieſer Göttin ohne Unterſchied, und auf ihre Verehrung überhaupt, ausdehnet. Wie ſie in dieſem Tempel zu Rom verehret ward, ſo ward ſie nicht überall verehret, ſo war ſie ſelbſt nicht in Italien verehret worden, ehe ihn Numa erbaute. Numa wollte keine Gottheit in menſchlicher oder thieriſcher Geſtalt vorgeſtellet wiſſen; und darinn beſtand ohne Zweifel die Verbeſſerung, die er in dem

Dien-

---

*) Faſt. lib. VI. v. 295-98.

Eſſe diu ſtultus Veſtæ ſimulacra putavi:
Mox didici curvo nulla ſubeſſe tholo.
Ignis inexſtinctus templo celatur in illo.
Effigiem nullam Veſta, nec ignis habet.

Ovid redet nur von dem Gottesdienſte der Veſta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daſelbſt erbauet hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259. 60) ſagt:

Regis opus placidi, quo non metuentius ullum
Numinis ingenium terra Sabina tulit.

Dienſte der Veſta machte, daß er alle perſönliche Vorſtellung von ihr daraus verbannte. Ovid ſelbſt lehret uns, daß es vor den Zeiten des Numa, Bildſäulen der Veſta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Prieſterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben. f) Daß ſogar in den Tempeln, welche die Göttin auſſer der Stadt in den römiſchen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art geweſen, als ſie Numa verordnet, ſcheinen verſchiedene alte Innſchriften zu beweiſen, in welchen eines Pontificis Veſtæ gedacht

---

f) Faſt. lib. III. v. 45. 46.

Sylvia fit mater: Veſtæ ſimulacra feruntur
Virgineas oculis oppoſuiſſe manus.

Auf dieſe Weiſe hätte Spence den Ovid mit ſich ſelbſt vergleichen ſollen. Der Dichter redet von verſchiedenen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward ſie in Italien unter perſönlichen Vorſtellungen verehret, ſo wie ſie in Troja war verehret worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienſt mit herüber gebracht hatte.

— — Manibus vittas, Veſtamque potentem,
Æternumque adytis effert penetralibus ignem:

ſagt Virgil von dem Geiſte des Hektors, nachdem er dem Aeneas zur Flucht gerathen. Hier wird das ewige Feuer von der Veſta ſelbſt, oder ihrer Bildſäule, ausdrücklich unterſchieden. Spence muß die römiſchen Dichter zu ſeinem Behufe doch noch nicht aufmerkſam genug durchgeleſen haben, weil ihm dieſe Stelle entwiſcht iſt.

dacht wird. [g] Auch zu Corinth war ein Tempel der Veſta ohne alle Bildſäule, mit einem bloßem Altare, worauf der Göttin geopfert ward. [h] Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Veſta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens. [i] Die Jaſſeer rühmten von einer, die bey ihnen unter freyem Himmel ſtand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf ſie falle.[k] Plinius gedenkt einer ſitzenden, von der Hand des Scopas, die ſich zu ſeiner Zeit in den Servilianiſchen Gärten zu Rom befand. [l] Zugegeben, daß es uns itzt ſchwer wird, eine bloße Veſtalin von einer Veſta ſelbſt zu unterſcheiden, beweiſet dieſes, daß ſie auch die Alten nicht unterſcheiden können, oder wohl gar nicht unterſcheiden

---

[g] Lipſius de Veſta & Veſtalibus cap. 13.

[h] Pauſanias Corinth. cap. XXXV. p. 198. Edit Kuh.

[i] Idem Attic. cap. XVIII. p. 41.

[k] Polyb. Hiſt. lib. XVI. §. 11. Op. T. II. p. 443. Edit. Erneſt.

[l] Plinius lib. XXXVI. ſect. 4. p. 727. Edit. Hard. Scopas fecit — Veſtam ſedentem laudatam in Servilianis hortis. Dieſe Stelle muß Lipſius in Gedanken gehabt haben, als er (de Veſta cap. 3.) ſchrieb: Plinius Veſtam ſedentem effingi ſolitam oſtendit, a ſtabilitate. Allein was Plinius von einem einzeln Stücke des Scopas ſagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgeben ſollen. Er merkt ſelbſt an, daß auf den Münzen die Veſta eben ſo oft ſtehend als ſitzend erſcheine. Allein er verbeſſert dadurch nicht den Plinius, ſondern ſeine eigne falſche Einbildung.

den wollen? Gewiſſe Kennzeichen ſprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium, laſſen ſich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beyleget, kömmt ihr vielleicht nur als der Erde zu; oder Codinus wußte ſelbſt nicht recht, was er ſahe. **)

X.

**) Georg. Codinus de Originib. Conſtant. Edit. Venet. p. 12. Την γην λεγουσιν Εστιαν, και πλαττουσι ἀυτην γυναικα, τυμπανον βασταζουσαν, ἐπειδη τους ἀνεμους ἡ γη ὑφ' ἑαυτην συγκλειει. Suidas, aus ihm, oder beyde aus einem ältern, ſagt unter dem Worte Εστια eben dieſes. „Die Erde wird unter dem „Namen Veſta als eine Frau gebildet, welche ein Tympa„non trägt, weil ſie die Winde in ſich verſchloſſen hält.„ Die Urſache iſt ein wenig abgeſchmackt. Es würde ſich eher haben hören laſſen, wenn er geſagt hätte, daß ihr deswegen ein Tympanon beygegeben werde, weil die Alten zum Theil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinkomme; σχημα ἀυτης τυμπανοειδες ἐιναι. (Plutarchus de placitis Philoſ. cap. 10. id. de facie in orbe Lunæ.) Wo ſich aber Codinus nur nicht entweder in der Figur, oder in dem Namen, oder gar in beyden geirret hat. Er wußte vielleicht, was er die Veſta tragen ſahe, nicht beſſer zu nennen, als ein Tympanum; oder hörte es ein Tympanum nennen, und konnte ſich nichts anders dabey gedenken, als das Inſtrument, welches wir eine Heerpaucke nennen. Tympana waren aber auch eine Art von Rädern:

Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris
Agricolæ —

X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeiget, wie wenig er über die Grenzen der Poeſie und Mahlerey muß nachgedacht haben.

„Was die Muſen überhaupt betrift, ſagt er, ſo „iſt es doch ſonderbar, daß die Dichter in Beſchrei„bung derſelben ſo ſparſam ſind, weit ſparſamer, als „man es bey Göttinnen, denen ſie ſo große Verbind„lichkeit haben, erwarten ſollte.„ *)

Was heißt das anders, als ſich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, ſie es nicht in der ſtummen Sprache der Mahler thun? Urania iſt den Dichtern die Muſe der Sternkunſt; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künſtler, um es kenntlich zu machen muß ſie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weiſen laſſen; dieſer Stab, dieſe Himmelskugel, dieſe ihre Stellung ſind ſeine Buchſtaben, aus welchen er uns

---

(Virgilius Georgic. lib. II. v. 44.) Und kleinem ſtehen Rade ſcheinet mir das, was ſich an der Veſta des Fabretti zeiget, (Ad Tabulam Iliadis p. 334.) und dieſer Gelehrte für eine Handmühle hält, ſehr ähnlich zu ſeyn.

*) Polymetis Dial. VIII. p. 91.

uns den Namen Urania zuſammen ſetzen läßt. Aber wenn der Dichter ſagen will: Urania hatte ſeinen Tod längſt aus den Sternen vorhergeſehn;

> Ipſa diu poſitis lethum prædixerat aſtris
> Uranie —[b]

warum ſoll er, in Rückſicht auf den Mahler, darzu ſetzen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor ſich? Wäre es nicht, als ob ein Menſch, der laut reden kann und darf, ſich noch zugleich der Zeichen bedienen ſollte, welche die Stummen im Serraglio des Türken, aus Mangel der Stimme, unter ſich erfunden haben?

Eben dieſelbe Befremdung äußert Spence nochmals bey den moraliſchen Weſen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menſchlichen Lebens vorſetzten.[c] „Es verdient angemerkt zu werden, ſagt er, daß die römiſchen Dichter von den beſten dieſer moraliſchen Weſen weit weniger ſagen, als man erwarten ſollte. Die Artiſten ſind in dieſem Stücke viel reicher, und wer wiſſen will, was jedes derſelben für einen Aufzug gemacht, darf nur die Münzen der römiſchen

---

[b] Statius Theb. VIII. v. 551.

[c] Polym. Dial. X. p. 137.

„Käyſer zu Rathe ziehen. —[*] Die Dichter ſprechen von dieſen Weſen zwar öfters, als von Perſonen; überhaupt aber ſagen ſie von ihren Attributen, ihrer Kleidung und übrigem Anſehen ſehr wenig.„ —

Wenn der Dichter Abſtracta perſoniſiret, ſo ſind ſie durch den Namen, und durch das, was er ſie thun läßt, genugſam charakteriſiret.

Dem Künſtler fehlen dieſe Mittel. Er muß alſo ſeinen perſoniſirten Abſtractis Sinnbilder zugeben, durch welche ſie kenntlich werden. Dieſe Sinnbilder weil ſie etwas anders ſind, und etwas anders bedeuten, machen ſie zu allegoriſchen Figuren.

Eine Frauensperſon mit einem Zaum in der Hand; eine andere an eine Säule gelehnet, ſind in der Kunſt allegoriſche Weſen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bey dem Dichter, ſind keine allegoriſche Weſen, ſondern bloß perſoniſirte Abſtracta.

Die Sinnbilder dieſer Weſen bey dem Künſtler, hat die Noth erfunden. Denn er kann ſich durch nichts anders verſtändlich machen, was dieſe oder jene Figur bedeuten ſoll. Wozu aber den Künſtler die Noth treibet, warum ſoll ſich das der Dichter aufdringen laßen, der von dieſer Noth nichts weis?

---

[*] Ibid. p. 134.

Was Spencen ſo ſehr befremdet, verdienet den Dichtern als eine Regel vorgeſchrieben zu werden. „Sie müßen die Bedürfniſſe der Mahlerey nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müſſen die Mittel, welche die Kunſt erfunden hat, um der Poeſie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die ſie neidiſch zu ſeyn Urſache hätten. Wenn der Künſtler eine Figur mit Sinnbildern auszieret, ſo erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Weſen. Bedienet ſich aber der Dichter dieſer mahleriſchen Ausſtaffirungen, ſo macht er aus einem höhern Weſen eine Puppe.

So wie dieſe Regel durch die Befolgung der Alten bewähret iſt, ſo iſt die gefließendliche Uebertretung derſelben ein Lieblingsfehler der neuen Dichter. Alle ihre Weſen der Einbildung gehen in Maske, und die ſich auf dieſe Maskeraden am beſten verſtehen, verſtehen ſich meiſtentheils auf das Hauptwerk am wenigſten: nehmlich, ihre Weſen handeln zu laßen, und ſie durch die Handlungen derſelben zu charakteriſiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künſtler ihre Abſtracta bezeichnen, eine Art, die des poetiſchen Gebrauchs fähiger und würdiger iſt. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts allegoriſches haben, ſondern als Werkzeuge zu betrachten ſind, deren ſich die Weſen, welchen ſie beygeleget werden, falls ſie als wirkliche Perſonen handeln ſollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule an welche ſich die Standhaftigkeit lehnet, ſind lediglich allegoriſch, für den Dichter alſo von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit, iſt es ſchon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stücke der Gerechtigkeit iſt. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muſe, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulcans, ſind ganz und gar keine Sinnbilder, ſind bloße Inſtrumente, ohne welche dieſe Weſen die Wirkungen, die wir ihnen zuſchreiben, nicht hervorbringen können. Von dieſer Art ſind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beſchreibungen etwa noch einflechten, und die ich deswegen zum Unterſchiede jener allegoriſchen, die poetiſchen nennen möchte. Dieſe bedeuten die Sache ſelbſt, jene nur etwas ähnliches. *

XI.

---

*) Man mag in dem Gemählde, welches Horaz von der Nothwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichſte Gemählde bey allen alten Dichtern iſt; (Lib. I. Od. 35.)

Te ſemper anteit ſeva Neceſſitas:
Claves trabales & cuneos manu
  Geſtans ahenea; nec ſeverus
  Uncus abeſt liquidumque plumbum —

man mag, ſage ich, in dieſem Gemählde die Nägel, die Klammern, das fließende Bley, für Mittel der Befeſtigung oder für Werkzeuge der Beſtrafung annehmen, ſo gehören ſie doch immer mehr zu den poetiſchen, als allegoriſchen Attributen. Aber auch als ſolche ſind ſie zu ſehr gehäuft, und die Stelle iſt eine von den froſtigſten des Horaz. Sanadon ſagt: J'oſe dire que ce tableau pris dans le detail ſeroit plus beau ſur la toile que dans une ode heroique. Je ne puis ſouffrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs, & de plomb fondu. J'ai cru en dévoir déchargér la traduction, en ſubſtituant les idées generales aux idées ſingulieres. C'eſt dommage que le Poet ait eu beſoin de ce correctif. Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, iſt nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attributa ein Attirail patibulaire ſind; denn es ſtand nur bey ihm, die andere Auslegung anzunehmen, und das Galgengeräthe in die feſteſten Bindemittel der Baukunſt zu verwandeln: ſondern, weil alle Attributa eigentlich für das Auge, und nicht für das Gehör gemacht ſind, und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten ſollten, wenn man ſie uns durch das Gehör beybringen will, eine größere Anſtrengung erfordern, und einer geringern Klarheit fähig ſind. — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übri-

XI.

Auch der Graf Caylus ſcheinet zu verlangen, daß der Dichter ſeine Weſen der Einbildung mit allegoriſchen Attributen ausſchmücken ſolle.

gens an ein Paar Verſehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vortheilhafteſten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorſtellten. (Dial. X. p. 145.) „Die Römer, ſagt er, nannten ſie Fides; und wenn ſie ſie „Sola Fides nannten, ſo ſcheinen ſie den hohen Grad dieſer „Eigenſchaft, den wir durch grundehrlich (im Engliſchen „downright honeſty) ausdrücken, darunter verſtanden zu haben. „Sie wird mit einer freyen offenen Geſichtsbildung „und in nichts als einem dünnen Kleide vorgeſtellet, welches „ſo fein iſt, daß es für durchſichtig gelten kann. Horaz nennet „ſie daher, in einer von ſeinen Oden, dünnbekleidet; „und in einer andern, durchſichtig.„ In dieſer kleinen Stelle ſind nicht mehr als drey ziemlich grobe Fehler. Erſtlich iſt es falſch, daß Sola ein beſonderes Beywort ſey, welches die Römer der Göttin Fides gegeben. In den beyden Stellen des Livius, die er deßfalls zum Beweiſe anführt, (Lib. I. §. 21. Lib. II. §. 3.) bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet, die Ausſchließung alles übrigen. In der einen Stelle ſcheinet den Criticis das soli ſogar verdächtig und durch einen Schreibefehler, der durch das gleich darneben ſtehende solenne veranlaſſet worden, in den Text gekommen zu ſeyn. In der andern aber iſt nicht von der Treue, ſondern von der Unſchuld, der Unſträflichkeit, Innocentia, die Rede. Zweytens: Horaz ſoll in einer ſeiner Oden, der ſolle. * Der Graf verſtand ſich beßer auf die Mahlerey, als auf die Poeſie. Doch ich habe in ſeinem [illegible] Werke, [illegible] Treue das Beywort dünnbekleidet geben; nehmlich in der oben angezogenen fünf und dreyßigſten des erſten Buchs:

> Te ſpes, & albo rara fides colit
> Velata panno.

Es iſt wahr, rarus heißt auch dünne; aber hier heißt es bloß ſelten, was wenig vorkommt, und iſt das Beywort der Treue ſelbſt, und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde Recht haben, wenn der Dichter geſagt hätte: Fides raro velata panno. Drittens: an einem andern Orte ſoll Horaz die Treue oder Redlichkeit durchſichtig nennen; um eben das damit anzudeuten, was wir in unſern gewöhnlichen Freundſchaftsverſicherungen zu ſagen pflegen: ich wünſchte, ſie könnten mein Herz ſehen. Und dieſer Ort ſoll die Zeile der achtzehnten Ode des erſten Buchs ſeyn:

> Arcanique Fides prodiga, pellucidior vitro.

Wie kann man ſich aber von einem bloßen Worte ſo verführen laßen? Heißt denn Fides arcani prodiga die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr, die Treuloſigkeit? Von dieſer ſagt Horaz, und nicht von der Treue, daß ſie durchſichtig wie Glas ſey, weil ſie die ihr anvertrauten Geheimniße eines jeden Blicke bloßſtellet.

---

*) Apollo übergiebt den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe, ihn nach ſeinem Vaterlande zu bringen. (Il. π. v. 681. 82.)

> Πεμπε δε μιν πομποισιν ἁμα, κραιπνοισι φερεσθαι
> Ὑπνῳ και Θανατῳ διδυμαοσιν.

Caylus empfiehlt dieſe Erdichtung dem Mahler, fügt aber hinzu: Il eſt fâcheux, qu'Homere ne nous eſt rien laiſſé ſur les attributs qu'on donnoit de ſon tems au Sommeil; nous ne connoiſſons, pour caracteriſer ce Dieu, que ſon action même, Werke, in welchem er dieſes Verlangen äußert, Anlaß zu erheblichern Betrachtungen gefunden, wo-

von

& nous le couronnons de pavots. Les idées ſont modernes: la premiere eſt d'un mediocre ſervice, mais elle ne peut être employée dans le cas preſent, ou même les fleurs me paroiſſent deplacées, ſur tout pour une figure qui groupe avec la mort. (S. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyſſée d'Homere & de l'Eneide de Virgile, avec des obſervations generales ſur le Coſtume, à Paris 1757. 8.) Das heißt von dem Homer eine von den kleinen Zierrathen verlangen, die am meiſten mit ſeiner großen Manier ſtreiten. Die ſinnreichſten Attributa, die er dem Schlafe hätte geben können, würden ihn bey weitem nicht ſo vollkommen charakteriſiret, bey weiten kein ſo lebhaftes Bild bey uns erregt haben, als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingsbruder des Todes macht. Dieſen Zug ſuche der Künſtler auszudrücken, und er wird alle Attributa entbehren können. Die alten Künſtler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter ſich vorgeſtellet, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten ſie beyde als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beyde mit übereinander geſchlagenen Füßen. Denn ſo wollte ich die Worte des Pauſanias (Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuhn.) ἀμφοτέρους διεστραμμένους τοὺς πόδας, lieber überſetzen, als mit krummen Füßen, oder wie es Gedoyn in ſeiner Sprache gegeben hat: les pieds contrefaits. Was ſollten die krummen Füße hier ausdrücken? Uebereinander geſchlagene Füße hingegen ſind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beym Maffei (Raccol. Pl. 151.) liegt nicht anders. Die neuen Artiſten ſind von dieſer Aehnlichkeit, welche Schlaf und Tod bey den Alten miteinander haben, gänzlich abgegangen, und von ich das Weſentlichſte, zu beßerer Erwägung, hier anmerke.

Der Künſtler, iſt des Grafen Abſicht, ſoll ſich mit dem gröſten mahleriſchen Dichter, mit dem Homer, mit dieſer zweyten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen noch nie genutzten Stoff zu den trefflichſten Schildereyen die von dem Griechen behandelte Geſchichte darbiete, und wie ſo viel vollkommner ihm die Ausführung gelingen müße, je genauer er ſich an die kleinſten von dem Dichter bemerkten Umſtände halten könne.

In

---

der Gebrauch iſt allgemein worden, den Tod als ein Skelet, höchſtens als ein mit Haut bekleidetes Skelet vorzuſtellen. Vor allen Dingen hätte Caylus dem Künſtler alſo hier rathen müßen, ob er in Vorſtellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen ſolle. Doch er ſcheinet ſich für den neuern zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere mit Blumen gekrönet, nicht wohl gruppiren möchte. Hat er aber hierbey auch bedacht, wie unſchicklich dieſe moderne Idee in einem homeriſchen Gemählde ſeyn dürfte? Und wie hat ihm das Eckelhafte derſelben nicht anſtößig ſeyn können? Ich kann mich nicht bereden, daß das kleine metallene Bild in der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelet vorſtellet, das mit dem einem Arme auf einem Aſchenkruge ruhet, (Spence's Polymetis Tab. XLI.) eine wirkliche Antike ſey. Den Tod überhaupt kann es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten anders vorſtellten. Selbſt ihre Dichter haben ihn unter dieſem widerlichen Bilde nie gedacht.

In dieſem Vorſchlage vermiſcht ſich alſo die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Mahler ſoll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmet hat, ſondern er ſoll es auch mit den nehmlichen Zügen nachahmen; er ſoll den Dichter nicht bloß als Erzehler, er ſoll ihn als Dichter nutzen.

Dieſe zweyte Art der Nachahmung aber, die für den Dichter ſo verkleinerlich iſt, warum iſt ſie es nicht auch für den Künſtler? Wenn vor dem Homer eine ſolche Folge von Gemählden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden geweſen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus dieſen Gemählden ſein Werk genommen hätte: würde er nicht von unſerer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kömmt es, daß wir dem Künſtler nichts von unſerer Hochachtung entziehen, wenn er ſchon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrücket?

Die Urſach ſcheinet dieſe zu ſeyn. Bey dem Artiſten dünket uns die Ausführung ſchwerer, als die Erfindung; bey dem Dichter hingegen iſt es umgekehrt, und ſeine Ausführung dünket uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verſtrickung des Laokoon und ſeiner Kinder von der Gruppe genommen, ſo würde ihm das Verdienſt, welches wir bey dieſem ſeinem Bilde für das ſchwerere und größere halten, fehlen; und nur das geringere übrig bleiben. Denn dieſe Verſtrickung in der Einbildungskraft erſt ſchaffen, iſt weit wichtiger, als ſie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künſtler dieſe Verſtrickung von dem Dichter entlehnet, ſo würde er in unſern Gedanken doch noch immer Verdienſt genug behalten, ob ihm ſchon das Verdienſt der Erfindung abgehet. Denn der Ausdruck in Marmor iſt unendlich ſchwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darſtellung gegen einander abwägen, ſo ſind wir jederzeit geneigt, dem Meiſter an der einen ſo viel wiederum zu erlaſſen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt ſogar Fälle, wo es für den Künſtler ein größeres Verdienſt iſt, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmet zu haben, als ohne daſſelbe. Der Mahler, der nach der Beſchreibung eines Thomſons eine ſchöne Landſchaft darſtellet, hat mehr gethan, als der ſie gerade von der Natur copiret. Dieſer ſiehet ſein Urbild vor ſich; jener muß erſt ſeine Einbildungskraft ſo anſtrengen, bis er es vor ſich zu ſehen glaubet. Dieſer macht aus lebhaften ſinnlichen Eindrücken etwas

Schönes; jener aus ſchwanken und ſchwachen Vorſtellungen willkührlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit iſt, dem Künſtler das Verdienſt der Erfindung zu erlaßen, eben ſo natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen daßelbe bey ihm entſpringen müßen. Denn da er ſahe, daß die Erfindung ſeine glänzende Seite nie werden könne, daß ſein größtes Lob von der Ausführung abhange, ſo ward es ihm gleich viel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht ſey, ob ſie ihm oder einem anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publico geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ ſeine ganze Erfindſamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zuſammenſetzungen alter Gegenſtände. Das iſt auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Mahlerey mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob ſie dieſelbe ſchon ſogar in mahleriſche und dichteriſche eintheilen, ſo gehet doch auch die dichteriſche nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs ſelbſt, ſondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck.[*] Es iſt Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, ſondern einzelner Theile, und ihrer Lage unter einander. Es iſt Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz ſeinem tragiſchen Dichter anrieth:

---

[*] Betrachtungen über die Mahlerey S. 159. u. f.

— — — Tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam ſi proferres ignota indictaque primus. *

Anrieth, ſage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als beßer und edler an ſich ſelbſt.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geſchichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert froſtige Kleinigkeiten, die ſonſt zum Verſtändniſſe des Ganzen unentbehrlich ſeyn würden, kann er übergehen; und je geſchwinder er ſeinen Zuhörern verſtändlich wird; deſto geſchwinder kann er ſie intreſſiren. Dieſen Vortheil hat auch der Mahler, wenn uns ſein Vorwurf nicht fremd iſt, wenn wir mit dem erſten Blicke die Abſicht und Meinung ſeiner ganzen Compoſition erkennen, wenn wir auf eins; ſeine Perſonen nicht bloß ſprechen ſehen, ſondern auch hören, was ſie ſprechen. Von dem erſten Blicke hangt die größte Wirkung ab, und wenn uns dieſer zu mühſamen Nachſinnen und Rathen nöthiget, ſo erkaltet unſere Begierde gerühret zu werden; um uns an dem un-

---

*) Ad Piſones v. 128-30.

unverſtändlichen Künſtler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wann er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden ſodann gar nichts, was uns reitzen könnte, vor ſeinem Werke zu verweilen; was wir ſehen gefällt uns nicht, und was wir dabey denken ſollen, wiſſen wir nicht.

Nun nehme man beydes zuſammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das vornehmſte bey weitem nicht iſt, was wir von dem Mahler verlangen; zweytens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung ſeiner Kunſt befödert und erleichtert: und ich meine, wann wird die Urſache; warum er ſich ſo ſelten zu neuen Vorwürfen entſchließt, nicht mit den Grafen Caylus, in ſeiner Bequemlichkeit, in ſeiner Unwiſſenheit, in der Schwierigkeit des mechaniſchen Theiles der Kunſt, welche allen ſeinen Fleiß, alle ſeine Zeit erfordert, ſuchen dürfen; ſondern man wird ſie tiefer gegründet finden, und vielleicht gar, was Anfangs Einſchränkung der Kunſt, Verkümmerung unſers Vergnügens, zu ſeyn ſcheinet, als eine weiſe und uns ſelbſt nützliche Enthaltſamkeit an dem Artiſten zu loben geneigt ſeyn. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Mahler werden dem Grafen für ſeinen guten Willen danken, aber ihn ſchwerlich ſo allgemein nutzen, als er es erwartet. Geſchähe es jedoch: ſo würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig ſeyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künſtler in das Feld zurückführte, wo andere vor ihm ſo unſterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publicum ſo gelehrt ſeyn ſoll, als der Kenner aus ſeinen Büchern iſt? Daß ihm alle Scenen der Geſchichte und der Fabel, die ein ſchönes Gemählde geben können, bekannt und geläufig ſeyn ſollen? Ich gebe es zu, daß die Künſtler beßer gethan hätten, wenn ſie ſeit Raphaels Zeiten, anſtatt des Ovids, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geſchehen iſt, ſo laße man das Publicum in ſeinem Gleiſe, und mache ihm ſein Vergnügen nicht ſaurer, als ein Vergnügen zu ſtehen kommen muß, um das zu ſeyn, was es ſeyn ſoll.

Protogenes hatte die Mutter des Ariſtoteles gemahlt. Ich weis nicht wie viel ihm der Philoſoph dafür bezahlte. Aber entweder anſtatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung, ertheilte er ihm einen Rath, der mehr als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß ſein Rath eine bloße Schmeicheley geweſen ſey. Sondern vornehmlich weil er das Bedürfniß der Kunſt erwog, allen verſtändlich zu ſeyn, rieth er ihm, die Thaten des Alexanders zu mahlen; Thaten, von welchen damals alle Welt ſprach, und von welchen er voraus ſehen konnte, daß ſie auch der Nachwelt unvergeßlich ſeyn würden. Doch Protogenes war nicht geſetzt genug, dieſem Rathe zu folgen; impetus animi, ſagt Plinius, & quædam artis libido, [d] ein gewiſſer Uebermuth der Kunſt, eine gewiſſe Lüſternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er mahlte lieber die Geſchichte eines Jalyſus, [e] einer Cydippe und dergleichen, von welchen man itzt auch nicht einmal mehr errathen kann, was ſie vorgeſtellet haben.

---

[d] Lib. XXXV. sect. 36. p. 700 Edit. Hard.

[e] Richardſon nennet dieſes Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemählde die Aufmerkſamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch ſo vortrefflich ſeyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müſſe. „Protogenes,“ ſagt er, „hatte in ſeinem berühmten Gemählde Jalyſus ein Rebhuhn mit angebracht, und es mit ſo vieler Kunſt ausgemahlet, daß es zu leben ſchien, und von ganz Griechenland bewundert ward; weil es aber aller Augen, zum Nachtheil des Hauptwerks, zu ſehr an ſich zog, ſo loſchte er es ganzlich wieder aus.“ (Traité de la Peinture T. I. p. 46.) Richardſon hat ſich geirret. Dieſes Rebhuhn war nicht in dem Jalyſus, ſondern in einem andern Gemählde des Protogenes geweſen, welches der ruhende oder müßige Satyr, Σατυρος ἀναπαυομενος, hieß. Ich würde dieſen Fehler, welcher aus einer mißverſtandenen Stelle des Plinius entſprungen iſt, kaum anmerken, wenn

XII.

Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Weſen und Handlungen; ſichtbare und unſichtbare. Dieſen Unterſchied kann die Mahlerey nicht angeben: bey ihr iſt alles ſichtbar; und auf einerley Art ſichtbar.

Wenn alſo der Graf Caylus die Gemählde der unſichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit

den

---

ich ihn nicht auch beym Meurſius fände: (Rhodi lib. I. cap. 14. p. 38.) In eadem, tabulâ ſc. in qua Ialyſus, Satyrus erat, quem dicebant Anapauomenon, tibias tenens. Desgleichen bey dem Herrn Winkelmann ſelbſt. (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mahl. u. Bildh. S. 56.) Strabo iſt der eigentliche Währmann dieſes Hiſtörchens mit dem Rebhuhne, und dieſer unterſcheidet den Jalyſus, und den an eine Säule ſich lehnenden Satyr, auf welcher das Rebhuhn ſaß, ausdrücklich. (Lib. XIV. p. 750 Edit. Xyl.) Die Stelle des Plinius (Lib. XXXV. ſect. 36. p. 699.) haben Meurſius und Richardſon und Winkelmann deswegen falſch verſtanden, weil ſie nicht Acht gegeben, daß von zwey verſchiedenen Gemählden daſelbſt die Rede iſt: dem einen, deſſenwegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreiffen wollte, wo es ſtand; und dem andern, welches Protogenes, während dieſer Belagerung mahlte. Jenes war der Jalyſus, und dieſes der Satyr.

den ſichtbaren fortlauſſen läßt; wenn er in den Gemählden der vermiſchten Handlungen, an welchen ſichtbare und unſichtbare Weſen Theil nehmen, nicht angiebt, und vielleicht nicht angeben kann, wie die leztern, welche nur wir, die wir das Gemählde betrachten, darinn entdecken ſollten, ſo anzubringen ſind, daß die Perſonen des Gemähldes ſie nicht ſehen, wenigſtens ſie nicht nothwendig ſehen zu müſſen ſcheinen können: ſo muß nothwendig ſowohl die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück dadurch äuſſerſt verwirrt, unbegreiflich und widerſprechend werden.

Doch dieſem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das ſchlimmſte dabey iſt nur dieſes, daß durch die mahleriſche Aufhebung des Unterſchiedes der ſichtbaren und unſichtbaren Weſen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verloren gehen, durch welche ſich dieſe höhere Gattung über jene geringere erhebet.

Z. E. Wenn endlich die über das Schickſal der Trojaner getheilten Götter unter ſich ſelbſt handgemein werden: ſo gehet bey dem Dichter [*] dieſer ganze Kampf unſichtbar vor, und dieſe Unſichtbarkeit erlaudet der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freyes Spiel, ſich die Perſonen der Götter und ihre Handlungen ſo groß, und über das gemeine Menſchliche ſo weit erhaben zu denken, als ſie nur immer will. Die Mahlerey aber muß eine ſichtbare Scene annehmen, deren verſchiedene nothwendige Theile der Maaßſtab für die darauf befindlichen Perſonen werden; ein Maaßſtab, den das Auge gleich darneben hat, und deſſen Unproportion gegen die höhern Weſen, dieſe höhern Weſen, die bey dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künſtlers ungeheuer macht.

---

[*] Iliad. Φ. v. 385.

Minerva, auf welche Mars in dieſem Kampfe den erſten Angriff waget, tritt zurück, und faſſet mit mächtiger Hand von dem Boden einen ſchwarzen, rauhen, groſſen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Grenzſteine hingewälzet hatten:

> Η δ᾽ ἀναχασσαμενη λιθον εἱλετο χειρι παχειῃ,
> Κειμενον ἐν πεδιῳ, μελανα, τρηχυν τε, μεγαν τε,
> Τον ῥ᾽ ἀνδρες προτεροι θεσαν ἐμμεναι οὐρον
> ἀρουρης.

Um die Gröſſe dieſes Steins gehörig zu ſchätzen, erinnere man ſich, daß Homer ſeine Helden noch einmal ſo ſtark macht, als die ſtärkſten Männer ſeiner

Zeit, jene aber von den Männern, wie ſie Neſter in ſeiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Neſtors Jugendjahren zum Grenzſteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen ſolchen Stein gegen den Mars ſchleidert, von welcher Statur ſoll die Göttin ſeyn? Soll ihre Statur der Gröſſe des Steins proportionirt ſeyn, ſo fällt das Wunderbare weg. Ein Menſch, der dreymal gröſſer iſt als ich, muß natürlicher Weiſe auch einen dreymal gröſſern Stein ſchleidern können. Soll aber die Statur der Göttin der Gröſſe des Steins nicht angemeſſen ſeyn, ſo entſtehet eine anſchauliche Unwahrſcheinlichkeit in dem Gemählde, deren Anſtößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenſchliche Stärke haben müſſe, nicht gehoben wird. Wo ich eine gröſſere Wirkung ſehe, will ich auch gröſſere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von dieſem gewaltigen Steine niedergeworffen,

Επτα δ' επεσχε πελεθρα — —

bedeckte ſieben Hufen. Unmöglich kann der Mahler dem Gotte dieſe auſſerordentliche Gröſſe geben. Giebt er ſie ihm aber nicht, ſo liegt nicht Mars zu

Boden, nicht der Homeriſche Mars, ſondern ein gemeiner Krieger. [b]

Longin ſagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer ſeine Menſchen zu Göttern erheben, und ſeine Götter zu Menſchen herabſetzen wollen. Die Mahlerey vollführet dieſe Herabſetzung. In ihr verſchwin-

---

[b] Dieſen unſichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in ſeinem zwölften Buche (v. 158-185.) nachgeahmet, mit der nicht undeutlichen Abſicht, ſein Vorbild zu verbeſſern. Es ſcheinet nehmlich, der Grammatiker habe es unanſtändig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er läßt alſo zwar auch die Götter große Felſenſtücke, die ſie von dem Ida abreiſſen, gegeneinander ſchleudern; aber dieſe Felſen zerſchellen an den unſterblichen Gliedern der Götter, und ſtieben wie Sand um ſie her:

— — — — οἱ δὲ κολωνας
Χερσιν ἀπορρηξαντες ἀπ᾽ οὐρεος Ἰδαιοιο
Βαλλον ἐπ᾽ ἀλληλους· αἱ δε ψαμαθοισιν ὁμοιαι
Ῥεια διεσκιδναντο· θεων περι δ᾽ ἀσχετα γυια
Ῥηγνυμεναι διὰ τυτθα — — —

Eine Künſteley, welche die Hauptſache verdirbt. Sie erhöhet unſern Begriff von den Körpern der Götter, und macht die Waffen, welche ſie gegen einander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werfen, ſo müſſen dieſe Steine auch die Götter beſchädigen können, oder wir glauben muthwillige Buben zu ſehen, die ſich mit Erdkloßen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weiſere; und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunſtrichter belegt, aller Wettſtreit, in welchen ſich geringere Genies mit ihm einlaſſen, dienen zu weiter nichts, als ſeine Weisheit in ihr beſtes Licht ſchwindet vollends alles, was bey dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menſchen ſetzet. Gröſſe, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für ſeine Götter in Vorrath hat, als er ſeinen vorzüglichſten Helden beyleget, [c] müſſen in dem Gemählde auf das gemeine

---

zu ſehen. Indeß will ich nicht leugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch ſehr trefliche Züge vorkommen, und die ihm eigen ſind. Doch ſind es Züge, die nicht ſowohl der beſcheidenen Gröſſe des Homers geziemen, als dem ſtürmiſchen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geſchrey der Götter, welches hoch bis in den Himmel und tief bis in den Abgrund ertönet, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erſchüttert, von den Menſchen nicht gehöret wird, dünket mich eine ſehr vielbedeutende Wendung zu ſeyn. Das Geſchrey war gröſſer, als daß es die kleinen Werkzeuge des menſchlichen Gehörs faſſen konnten.

[c] In Anſehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einzigesmal flüchtig durchlauffen hat, dieſe Aſſertion in Abrede ſeyn. Nur dürfte er ſich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellet, daß der Dichter ſeinen Göttern auch eine körperliche Gröſſe gegeben, die alle natürliche Maaſſe weit überſteiget. Ich verweiſe ihn alſo, auſſer der angezognen Stelle von dem zu Boden geworffnen Mars, der ſieben Hufen bedecket, auf den Helm der Minerva, (Κυνεην ἑκατον πολεων πρυλεεσσ' ἀραρυιαν. Iliad. E. v. 744.) unter welchem ſich ſo viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu ſtellen vermögen, verbergen konnen; auf die Schritte des Neptunus; (Iliad. N. v. 20.) vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beſchrei-

gemeine Maaß der Menſchheit herabſinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden vollkommen einerley Weſen, die weiter an nichts als an äuſſerlichen verabredeten Merkmalen zu kennen ſind.

Das

---

bung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen. (Iliad. Σ. v. 516-19.)

— — Ηρχε δ' ἀρα σφιν Αρης και Παλλας Αθηνη
Αμφω χρυσειω, χρυσεια δε εἱματα ἑσθην
Καλω και μεγαλω σύν τευχεσιν, ὡς τε θεώπερ,
Αμφις ἀριζηλω· λαοι δ' ὑπολιζονες ἠσαν.

Selbſt Ausleger des Homers, alte ſowohl als neue, ſcheinen ſich nicht allezeit dieſer wunderbaren Statur ſeiner Götter genugſam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die ſie über den groſſen Helm der Minerva geben zu müſſen glauben. (S. die Clarkiſch-Erneſtiſche Ausgabe des Homers in der angezogenen Stelle.) Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man ſich die Homeriſchen Götter nur immer in der gewöhnlichen Gröſſe denkt, in welcher man ſie, in Geſellſchaft der Sterblichen, auf der Leinewand zu ſehen verwöhnet wird. Iſt es indeß ſchon nicht der Mahlerey vergönnet, ſie in dieſen überſteigenden Dimenſionen darzuſtellen, ſo darf es doch die Bildhauerey gewiſſermaaſſen thun: und ich bin überzeugt, daß die alten Meiſter, ſo wie die Bildung der Götter überhaupt, alſo auch das Koloſſaliſche, das ſie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnet haben. (Herodot. lib. II. p. 130. Edit. Weſſel.) Verſchiedene Anmerkungen über dieſes Koloſſaliſche insbeſondere, und warum es in der Bildhauerey von ſo groſſer, in der Mahlerey aber von gar keiner Wirkung iſt, verſpare ich auf einen andern Ort.

Das Mittel, deſſen ſich die Mahlerey bedienet, uns zu verſtehen zu geben, daß in ihren Compoſitionen dieſes oder jenes als unſichtbar betrachtet werden müſſe, iſt eine dünne Wolke, in welche ſie es von der Seite der mithandelnden Perſonen einhüllet. Dieſe Wolke ſcheinet aus dem Homer ſelbſt entlehnet zu ſeyn. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kömmt, aus der ihn keine andere, als göttliche Macht retten kann: ſo läßt der Dichter ihn von der ſchützenden Gottheit in einen dicken Nebel, oder in Nacht verhüllen, und ſo davon führen; als den Paris von der Venus, [d] den Idäus vom Neptun, [e] den Hektor vom Apollo. [f] Und dieſen Nebel, dieſe Wolke, wird Caylus nie vergeſſen, dem Künſtler beſtens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemählde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer ſieht aber nicht, daß bey dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetiſche Redensart für unſichtbar machen, ſeyn ſoll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, dieſen poetiſchen Ausdruck realiſiret, und

---

[d] Iliad. Γ. v. 381.

[e] Iliad. Ε. v. 23.

[f] Iliad. Υ. v. 444.

eine wirkliche Wolke in dem Gemählde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer ſpaniſchen Wand, vor ſeinem Feinde verborgen ſtehet. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Grenzen der Mahlerey herausgehen; denn dieſe Wolke iſt hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloſſes ſymboliſches Zeichen, das den befreyten Held nicht unſichtbar macht, ſondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unſichtbar vorſtellen. Sie iſt hier nichts beſſer, als die beſchriebenen Zettelchen, die auf alten gothiſchen Gemählden den Perſonen aus dem Munde gehen.

Es iſt wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrücket, noch dreymal nach den dicken Nebel mit der Lanze ſtoſſen: τρὶς δ᾽ ἠέρα τύψε βαθεῖαν. g) Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles ſo wüthend geweſen, daß er noch dreymal geſtoſſen, ehe er es gemerkt, daß er ſeinen Feind nicht mehr vor ſich habe. Keinen wirklichen Nebel ſahe Achilles nicht, und das ganze Kunſtſtück, womit die Götter unſichtbar machten, beſtand auch nicht in dem Nebel, ſondern in der ſchnellen Entrückung. Nur

---

g) Ibid. v. 446.

Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung ſo ſchnell geſchehen, daß kein menſchliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen können, hüllet ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anſtatt des entrückten Körpers einen Nebel geſehen, ſondern weil wir das, was in einem Nebel iſt, als nicht ſichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anſtatt das Object unſichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geſchlagen werden. So verfinſtert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus ſeinen mörderiſchen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen verſetzt.[b] In der That aber ſind des Achilles Augen hier eben ſo wenig verfinſtert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllet; ſondern der Dichter ſetzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äuſſerſte Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verſchwinden nennen, dadurch ſinnlicher zu machen.

Den homeriſchen Nebel aber haben ſich die Mahler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer ſelbſt gebraucht hat, oder gebraucht

haben

---

b) Iliad. Υ. v. 321.

haben würde; bey Unſichtbarwerdungen, bey Verſchwindungen: ſondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemählde erkennen ſoll, was die Perſonen des Gemähldes entweder alle, oder zum Theil, nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein ſichtbar, als ſie ihn zurückhielt, ſich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieſes auszudrücken, ſagt Caylus, weis ich keinen andern Rath, als daß man ſie von der Seite der übrigen Rathsverſammlung in eine Wolke verhüllet. Ganz wider den Geiſt des Dichters. Unſichtbar ſeyn, iſt der natürliche Zuſtand ſeiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abſchneidung der Lichtſtrahlen, daß ſie nicht geſehen werden; *) ſondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des

ſterb-

---

*) Zwar läßt Homer auch Gottheiten ſich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdenn, wenn ſie von andern Gottheiten nicht wollen geſehen werden. Z. E. Iliad. Ξ. v. 282. wo Juno und der Schlaf ἠέρα ἑσσαμένω ſich nach dem Ida verfügen, war es der ſchlauen Göttin höchſte Sorge, von der Venus nicht entdeckt zu werden, die ihr, nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reiſe, ihren Gürtel geliehen hatte. In eben dem Buche (v. 344.) muß eine güldene Wolke den wolluſttrunkenen Jupiter mit ſeiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzuhelfen:

Πῶς κ' ἔοι, εἴ τις νῶϊ θεῶν αἰειγενετάων
Εὕδοντ' ἀθρήσειε; — — —

ſterblichen Geſichts, wenn ſie geſehen werden ſollen. Nicht genug alſo, daß die Wolke ein willkührliches, und kein natürliches Zeichen bey den Mahlern iſt; dieſes willkührliche Zeichen hat auch nicht einmal die beſtimmte Deutlichkeit, die es als ein ſolches haben könnte; denn ſie brauchen es eben ſowohl, um das Sichtbare unſichtbar, als um das Unſichtbare ſichtbar zu machen.

Sie fürchte ſich nicht von den Menſchen geſehen zu werden; ſondern von den Göttern. Und wenn ſchon Homer den Jupiter einige Zeilen darauf ſagen läßt:

Ἥρη, μήτε θεὸν τόγε δείδιθι, μήτε τιν' ἀνδρῶν
Ὄψεσθαι· τοῖόν τοι ἐγὼ νέφος ἀμφικαλύψω
Χρύσεον.

ſo folgt doch daraus nicht, daß ſie erſt dieſe Wolke vor den Augen der Menſchen würde verborgen haben; ſondern es will nur ſo viel, daß ſie in dieſer Wolke eben ſo unſichtbar den Göttern werden ſolle, als ſie es nur immer den Menſchen ſey. So auch, wenn Minerva ſich den Helm des Pluto aufſetzet, (Iliad. E. v. 845.) welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerley Wirkung hatte, geſchieht es nicht, um von den Trojanern nicht geſehen zu werden, die ſie entweder gar nicht, oder unter der Geſtalt des Sthenelus erblicken, ſondern lediglich, damit ſie Mars nicht erkennen möge.

XIII.

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wann wir von ſeiner Ilias und Odyſſee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemählden, dergleichen Caylus daraus vorgeſchlagen: würden wir wohl aus dieſen Gemählden, — ſie ſollen von der Hand des vollkommenſten Meiſters ſeyn, — ich will nicht ſagen, von dem ganzen Dichter, ſondern bloß von ſeinem mahleriſchen Talente, uns den Begriff bilden können, den wir itzt von ihm haben?

Man mache einen Verſuch mit dem erſten dem beſten Stücke. Es ſey das Gemählde der Peſt.*) Was erblicken wir auf der Fläche des Künſtlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Geſtorbenen beſchäftiget, den erzürnten Gott auf einer Wolke, ſeine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieſes Gemähldes, iſt Armuth des Dichters. Denn ſollte man den Homer aus dieſem Gemählde wieder herſtellen: was könnte man ihn ſagen laſſen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und „ſchoß ſeine Pfeile unter das Heere der Griechen. Viele Griechen ſtarben und ihre Leich-

---

*) Iliad. A. v. 44-53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 70.

„name wurden verbrannt." Nun leſe man den Homer ſelbſt:

Βη δε κατ' οὐλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ,
Τοξ' ὤμοισιν ἐχων, ἀμφηρεφεα τε φαρετρην.
Εκλαγξαν δ' ἀρ' ὀιστοι ἐπ' ὠμων χωομενοιο,
Αυτȣ κινηθεντος· ὁ δ' ἠιε νυκτι ἐοικως·
Εζετ' ἐπειτ' ἀπανευθε νεων, μετα δ' ἰον ἑηκε·
Δεινη δε κλαγγη γενετ' ἀργυρεοιο βιοιο.
Ουρηας μεν πρωτον ἐπῴχετο, και κυνας ἀργους·
Αυταρ ἐπειτ' αὐτοισι βελος ἐχεπευκες ἐφιεις
Βαλλ'· αἰει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι.

So weit das Leben über das Gemählde iſt, ſo weit iſt der Dichter hier über den Mahler. Ergrimmt, mit Bogen und Köcher, ſteiget Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich ſehe ihn nicht allein herabſteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schulter des Zornigen. Er gehet einher, gleich der Nacht. Nun ſitzt er gegen den Schiffen über, und ſchnellet — fürchterlich erklinget der ſilberne Bogen — den erſten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menſchen ſelbſt; und überall lodern unaufhörlich Holzſtöſſe mit Leichnamen. — Es iſt unmöglich die muſikaliſche Mahlerey, welche die Worte des Dichters mit hören laſſen, in eine andere Sprache überzutragen. Es iſt eben ſo unmöglich, ſie aus dem materiellen Gemählde zu vermuthen; ob ſie ſchon nur der allerkleineſte Vorzug iſt, den das poetiſche Gemählde vor ſelbigem hat. Der Hauptvorzug iſt dieſer, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemählde aus ihm zeiget, durch eine ganze Gallerie von Gemählden führet.

Aber vielleicht iſt die Peſt kein vortheilhafter Vorwurf für die Mahlerey. Hier iſt ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die rathpflegenden trinkenden Götter.[b] Ein goldner offener Pallaſt, willkührliche Gruppen der ſchönſten und verehrungswürdigſten Geſtalten, den Pocal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedienet. Welche Architektur, welche Maſſen von Licht und Schatten, welche Contraſte, welche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wann mich der Mahler ſo bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich ſchlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterſchrift eines Gemähldes dienen können, in welchen

---

[b] Iliad. Δ. v. 1-4. Tableaux tirés de l'Iliade p. 30.

chen der Stoff zu einem Gemählde liegt, aber die ſelbſt kein Gemählde ſind.

> Οι δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ἠγοροωντο
> Χρυσεῳ ἐν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια Ἡβη
> Νεκταρ ἐῳνοχοει· τοι δε χρυσεοις δεπαεσσι
> Δειδεχατ' ἀλληλους, Τρωων πολιν εἰσοροωντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht ſchlechter geſagt haben; und Homer bleibt hier eben ſo weit unter dem Mahler, als der Mahler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias ſonſt kein einziges Gemählde, als nur eben in dieſen vier Zeilen. So ſehr ſich, ſagt er, das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abſtechender Charaktere, und durch die Kunſt ausnimt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung ſetzen will, zeiget: ſo iſt es doch für die Mahlerey gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu ſetzen können: ſo reich es auch ſonſt an dem iſt, was man poetiſche Gemählde nennet. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche ſo häufige und ſo vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo iſt ein ausgeführteres, täuſchenderes Gemählde als das vom Pandarus iſt, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenſtilleſtand bricht, und ſeinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das, von dem Anrücken des griechiſchen Heeres? Als das, von dem beyderſeitigen Angriffe? Als das, von der That des Ulyſſes, durch die er den Tod ſeines Leucus rächet?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der ſchönſten Gemählde des Homers keine Gemählde für den Artiſten geben? daß der Artiſt Gemählde aus ihm ziehen kann, wo er ſelbſt keine hat? daß die, welche er hat, und der Artiſt gebrauchen kann, nur ſehr armſelige Gemählde ſeyn würden, wenn ſie nicht mehr zeigten, als der Artiſt zeiget? Was ſonſt, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemählden, zu welchen die Gedichte des Homers Stoff geben, wann ihrer auch noch ſo viele, wann ſie auch noch ſo vortrefflich wären, ſich dennoch auf das mahleriſche Talent des Dichters nichts ſchlieſſen läßt.

XIV.

Iſt dem aber ſo, und kann ein Gedicht ſehr ergiebig für den Mahler, dennoch aber ſelbſt nicht mahleriſch, hinwiederum ein anderes ſehr mahleriſch, und dennoch nicht ergiebig für den Mahler ſeyn: ſo iſt es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Mahler zum Probierſteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemählde, die ſie dem Artiſten darbieten, beſtimmen wollen. [a]

Fern ſey es, dieſem Einfalle, auch nur durch unſer Stillſchweigen, das Anſehen einer Regel gewinnen zu laſſen. Milton würde als das erſte unſchuldige Opfer derſelben fallen. Denn es ſcheinet wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn ſpricht, nicht ſowohl Nationalgeſchmack,

als

---

a) Tableaux tirés de l'Iliade, Avert. p. V. On eſt toujours convenu, que plus un Poëme fourniſſoit d'images & d'actions, plus il avoit de ſuperiorité en Poëſie. Cette reflexion m'avoit conduit à penſer que le calcul des differens Tableaux, qu'offrent les Poëmes, pouvoit ſervir à comparer le merite reſpectif des Poëmes & des Poëtes. Le nombre & le genre des Tableaux que preſentent ces grands ouvrages, auroient été une eſpece de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du merite de ces Poëmes & du genie de leurs Auteurs.

als eine Folge ſeiner vermeinten Regel geweſen. Der Verluſt des Geſichtes, ſagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit ſeyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freylich kann Milton keine Gallerieen füllen. Aber müßte, ſo lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre deſſelben auch die Sphäre meines innern Auges ſeyn, ſo würde ich, um von dieſer Einſchränkung frey zu werden, einen groſſen Werth auf den Verluſt des erſtern legen.

Das verlorne Paradies iſt darum nicht weniger die erſte Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemählde liefert, als die Leidensgeſchichte Chriſti deswegen ein Poem iſt, weil man kaum den Kopf einer Nadel in ſie ſetzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artiſten beſchäftiget hätte. Die Evangeliſten erzehlen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artiſt nutzet die mannigfaltigen Theile deſſelben, ohne daß ſie ihrer Seits den geringſten Funken von mahleriſchem Genie dabey gezeigt haben. Es giebt mahlbare und unmahlbare Facta, und der Geſchichtſchreiber kann die mahlbarſten eben ſo unmahleriſch erzehlen, als der Dichter die unmahlbarſten mahleriſch darzuſtellen vermögend iſt.

Man läßt ſich bloß von der Zweydeutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimt. Ein poetiſches Gemählde iſt nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemählde zu verwandeln iſt; ſondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter ſeinen Gegenſtand ſo ſinnlich macht, daß wir uns dieſes Gegenſtandes deutlicher bewußt werden, als ſeiner Worte, heißt mahleriſch, heißt ein Gemählde, weil es uns dem Grade der Illuſion näher bringt, deſſen das materielle Gemählde beſonders fähig iſt, der ſich von dem materiellen Gemählde am erſten und leichteſten abſtrahiren laſſen.[b]

---

[b] Was wir poetiſche Gemählde nennen, nannten die Alten Phantaſieen, wie man ſich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illuſion, das Täuſchende dieſer Gemählde heiſſen, hieß bey ihnen die Enargie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet, (Erot. T. II. Edit. Henr. Steph. p. 1351.) geſagt: die poetiſchen Phantaſieen wären, wegen ihrer Enargie, Träume der Wachenden; Αἱ ποιητικαὶ φαντασίαι διὰ την εναργειαν εγρηγορότων ενυπνια εισιν. Ich wünſchte ſehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunſt hätten ſich dieſer Benennung bedienen, und des Worts Gemählde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erſpart haben, derer vornehmſter Grund die Uebereinſtimmung eines willkührlichen Namens iſt. Poetiſche Phantaſieen würde kein Menſch ſo leicht den Schranken eines materiellen Gemähldes unterworffen haben; aber ſobald man die Phantaſieen poetiſche Gemählde nannte, ſo war der Grund zur Verführung gelegt.

XV.

Nun kann der Dichter zu dieſem Grade der Illuſion, wie die Erfahrung zeiget, auch die Vorſtellungen anderer, als ſichtbarer Gegenſtände erheben. Folglich müſſen nothwendig dem Artiſten ganze Claſſen von Gemählden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilienstag iſt voller muſikaliſchen Gemählde, die den Pinſel müßig laſſen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernet, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen ſind.

Ich will bey den Gemählden bloß ſichtbarer Gegenſtände ſtehen bleiben, die dem Dichter und Mahler gemein ſind. Woran liegt es, daß manche poetiſche Gemählde von dieſer Art, für den Mahler unbrauchbar ſind, und hinwiederum manche eigentliche Gemählde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhohle es: das Gemählde des Pandarus im vierten Buche der Ilias iſt eines von den ausgeführteſten, täuſchendſten im ganzen Homer. Von dem Ergreiffen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles, iſt jeder Augenblick gemahlt, und alle dieſe Augenblicke ſind ſo nahe und doch ſo unterſchieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus dieſem Gemählde allein lernen könnte. * Pandarus zieht ſeinen Bogen hervor, legt die Senne an, öfnet den Köcher, wählet einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, ſetzt den Pfeil an die Senne, zieht die Senne mit ſamt dem Pfeile unten an dem Einſchnitte zurück, die Senne nahet ſich der Bruſt, die eiſerne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der groſſe geründete Bogen ſchlägt tönend auseinander, die Senne ſchwirret, ab ſprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach ſeinem Ziele.

Ueber-

---

*) Iliad. Δ. v. 105.

Αυτικ' ἐσυλα τοξον ἐυξοον — — — —
Και το μεν ἐυ κατεθηκε τανυσσαμενος, ποτι γαιῃ
Αγκλινας — — — — — — —
Αυταρ ὁ συλα πωμα φαρετρης· ἐκ δ' ἑλετ' ἰον
Αβλητα, πτεροεντα, μελαινων ἑρμ' ὀδυναων,
Αἰψα δ' ἐπι νευρῃ κατεκοσμει πικρον ὀϊστον — —
Ἑλκε δ' ὁμȣ γλυφιδας τε λαβων, και νευρα βοεια.
Νευρην μεν μαζῳ πελασεν, τοξῳ δε σιδηρον
Αυταρ ἐπειδη κυκλοτερες μεγα τοξον ἐτεινε,
Λιγξε βιος, νευρη δε μεγ' ἰαχεν, ἀλτο δ' ὀϊστος
Ὀξυβελης, καθ' ὁμιλον ἐπιπτεσθαι μενεαινων.

Ueberſehen kann Caylus dieſes vortreffliche Gemählde nicht haben. Was fand er alſo darinn, warum er es für unfähig achtete, ſeinen Artiſten zu beſchäftigen? Und was war es, warum ihm die Verſammlung der rathpflegenden zechenden Götter zu dieſer Abſicht tauglicher dünkte? Hier ſowohl als dort ſind ſichtbare Vorwürfe, und was braucht der Mahler mehr, als ſichtbare Vorwürfe, um ſeine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieſer ſeyn. Ob ſchon beyde Vorwürfe, als ſichtbar, der eigentlichen Mahlerey gleich fähig ſind: ſo findet ſich doch dieſer weſentliche Unterſchied unter ihnen, daß jener eine ſichtbare fortſchreitende Handlung iſt, deren verſchiedene Theile ſich nach und nach, in der Folge der Zeit, eräugnen, dieſer hingegen eine ſichtbare ſtehende Handlung, deren verſchiedene Theile ſich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Mahlerey, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die ſie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entſagen muß: ſo können fortſchreitende Handlungen, als fortſchreitend, unter ihre Gegenſtände nicht gehören, ſondern ſie muß ſich mit Handlungen neben einander, oder mit bloſſen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung

lung vermuthen laſſen, begnügen. Die Poeſie hingegen — —

XVI.

Doch ich will verſuchen, die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten.

Ich ſchlieſſe ſo. Wenn es wahr iſt, daß die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poeſie; jene nehmlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: So können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenſtände, die neben einander, oder deren Theile neben einander exiſtiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenſtände, die neben einander oder deren Theile neben einander exiſtiren, heiſſen Körper. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften, die eigentlichen Gegenſtände der Mahlerey.

Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heiſſen überhaupt Handlungen. Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.

Doch alle Körper exiſtiren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen, und in anderer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Urſache einer folgenden, und ſo nach gleichſam das Centrum einer Handlung ſeyn. Folglich kann die Mahlerey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweiſe durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müſſen gewiſſen Weſen anhängen. In ſo fern nun dieſe Weſen Körper ſind, oder als Körper betrachtet werden, ſchildert die Poeſie auch Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen.

Die Mahlerey kann in ihren coexiſtirenden Compoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnanteſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird.

Eben ſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das ſinnlichſte Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher ſie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahleriſchen Beywörter, und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände.

Ich würde in dieſe trockene Schlußkette weniger Vertrauen ſetzen, wenn ich ſie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen beſtätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers ſelbſt wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus dieſen Grundſätzen läßt ſich die groſſe Manier des Griechen beſtimmen und erklären, ſo wie der entgegen geſetzten Manier ſo vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem ſie nothwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Mahler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für ſich zu thun ſiehet, und daß ſeine Erndte nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchöner Körper, in ſchönen Stellungen, in einem der Kunſt vortheilhaftem Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemählde, wie ſie Caylus aus ihm vorſchlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieſer Anmerkung finden.

Ich laſſe alſo hier den Grafen, der den Farbenſtein des Mahlers zum Probierſteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter läßt er ſich in die Mahlerey des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler fünf, ſechs beſondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenſtand länger zu heften: ſo wird dem ohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Mahler mit dem Pinſel folgen könnte; ſondern er weis durch unzählige Kunſtgriffe dieſen einzeln Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheinet, und in deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entſtehen ſehn. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß ihn Hebe vor unſern Augen Stück vor Stück zuſammen ſetzen. Wir ſehen die Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beyſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiſet uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erzt, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen: da der Räder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte. *)

---

*) Iliad. E. v. 722 - 31.

Ἡβη δ' ἀμφ' ὀχεεσσι θοως βαλε καμπυλα κυκλα,
Χαλκεα ὀκτακνημα, σιδηρεῳ ἀξονι ἀμφις·
Των ἠτοι χρυσεη ἰτυς ἀφθιτος, ἀυταρ ὑπερθεν
Χαλκε' ἐπισσωτρα, προσαρηροτα, θαυμα ἰδεσθαι·
Πλημναι δ' ἀργυρου εἰσι περιδρομοί ἀμφοτερωθεν·
Διφρος δε χρυσεοισι και ἀργυρεοισιν ἱμασιν
Εντεταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντυγες εἰσι·
Του δ' ἐξ ἀργυρεος ῥυμος πελεν· ἀυταρ ἐπ' ἀκρῳ
Δησε χρυσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Καλ' ἐβαλε, χρυσει'. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſern Augen ſeine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den groſſen Mantel, die ſchönen Halbſtiefeln, den Degen; und ſo iſt er fertig, und ergreift das Scepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franze gemahlet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen. *

— Ma-

---

* Iliad. B. v. 43 - 47.

— — — Μαλακον δ' ενδυνε χιτωνα,
Καλον, νηγατεον, περι δ' αὐ μεγα βαλλετο
Φαρος·
Ποσσι δ' ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πε-
διλα.
Αμφι δ' ἀρ' ὡμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον
Ειλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von dieſem Scepter, welches hier blos das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, ſo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte blos χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον, das mit goldenen Stiften beſchlagener Scepter iſt, wenn wir, ſage ich, von dieſem wichtigen Scepter ein vollſtändigeres, genaueres Bild haben ſollen: was thut ſodann Homer? Mahlt er uns, auſſer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geſchnitzten Knopf? Ja, wenn die Beſchreibung in eine Heraldik ſollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine ſolche Wappenkönigs Beſchreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich ſelber gemahlt habe, weil der Mahler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert ſich aber Homer, wie weit er den Mahler hinter ſich läßt? Statt einer

ner Abbildung giebt er uns die Geſchichte des Scepters: erſt iſt es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun iſt es der Commandoſtab des kriegeriſchen Pelops; nun der Hirtenſtab des friedlichen Atreus, u. ſ. w.

— Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ηφαιστος καμε τευχων·
Ηφαιστος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αυταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Αργειφοντῃ·
Ερμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ·
Αυταρ ὁ αὐτε Πελοψ δωκ' Ἀτρεϊ, ποιμενι λαων·
Ατρευς δε θνησκων ἐλιπε πολυαρνι Θυεστῃ·
Αυταρ ὁ αὐτε Θυεστ' Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῃσι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν.[*]

So kenne ich endlich dieſes Scepter beſſer, als mir es der Mahler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers dieſe Stelle als die vollkommenſte Allegorie von dem Urſprunge, dem Fortgange, der Befeſtigung und endliche Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menſchen be-

---

[*] Iliad. B. v. 101 - 108.

bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läſe, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menſchen zu ſeiner Erhaltung das unentbehrlichſte iſt, die Abſtellung der Bedürfniſſe überhaupt anzeige, welche die erſten Menſchen, ſich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erſte König ein Sohn der Zeit, (Ζευς Κρονιων) ein ehrwürdiger Alte geweſen ſey, welcher ſeine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (Διακτορῳ Αργειφοντι) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, ſeine oberſte Gewalt dem tapferſten Krieger (Πελοπι πληξιππῳ) überlaſſen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das Reich geſichert, es ſeinem Sohne in die Hände ſpielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte ſeiner Völker, (ποιμην λαων) ſie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach ſeinem Tode dem reichſten ſeiner Anverwandten (πολυαρνι Θυεστῃ) der Weg gebahnet worden, das was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienſt mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geſchenke und Beſtechungen an ſich zu bringen, und es hernach als ein gleichſam erkauftes Gut ſeiner Familie auf immer zu verſichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter beſtärket werden, dem man ſo vieles leihen kann. — Doch dieſes liegt auſſer meinem Wege, und ich betrachte itzt die Geſchichte des Scepters bloß als einen Kunſtgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Beſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen. Auch wenn Achilles bey ſeinem Scepter ſchwöret, die Geringſchätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geſchichte dieſes Scepters. Wir ſehen ihn auf den Bergen grünen, das Eiſen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen. *

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν ὑποτε φυλλα
και ὀζους
Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὀρεσσι λελοιπεν,
Οὐδ' ἀναθηλησει· περι γαρ ῥα ἑ χαλκος
ἐλεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν αὐτε μιν υἱες
Ἀχαιων

Ἐν

---

*) Iliad. A. v. 234 - 239.

Εν παλαμῃς φορεουσι δικασπολοι, οἱ τε θεμιστας
Προς Διος ειρυαται — — — —

Dem Homer war nicht ſowohl daran gelegen, zwey Stäbe von verſchiedener Materie und Figur zu ſchildern, als uns von der Verſchiedenheit der Macht, deren Zeichen dieſe Stäbe waren, ein ſinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieſer, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geſchnitten: jener der alte Beſitz eines edeln Hauſes; dieſer beſtimmt, die erſte die beſte Fauſt zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inſeln und über ganz Argos erſtrecket; dieſer, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebſt andern die Bewahrung der Geſetze anvertrauet hatte. Dieſes war wirklich der Abſtand, in welchem ſich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abſtand, den Achill ſelbſt, bey allem ſeinen blinden Zorne, einzugeſtehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen dergleichen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, wo es ihm um das bloſſe Bild zu thun iſt, wird er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Gegenſtandes verſtreuen, um die Theile deſſelben, die wir in der Natur neben einander ſehen, in ſeinem Gemählde eben ſo natürlich auf einander folgen, und mit dem Fluſſe der Rede gleichſam Schritt halten zu laſſen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus mahlen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spitzen mit Goldblech beſchlagen. Was thut er? Zählt er uns alle dieſe Eigenſchaften ſo trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen ſolchen Bogen angeben, vorſchreiben, aber nicht mahlen heiſſen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus deſſen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felſen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von auſſerordentlicher Gröſſe, deswegen beſtimmte er ſie zu einem Bogen; ſie kommen in die Arbeit, der Künſtler verbindet ſie, poliret ſie, beſchlägt ſie. Und ſo, wie geſagt, ſehen wir bey dem Dichter entſtehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entſtanden ſehen können. [d]

— — — Τοξον ἐΰξοον, ἰξαλου αἰγος
Αγριου, ὁν ῥα ποτ' αὐτος, ὑπο στερνοιο τυχησας,
Πετρης ἐκβαινοντα δεδεγμενος ἐν προδοκῃσι
Βεβληκει προς στηθος· ὁ δ' ὑπτιος ἐμπεσε
πετρῃ·
Του κερα ἐκ κεφαλης ἑκκαιδεκαδωρα πεφυκει·

---

[d] Iliad. Δ. v. 105 - 111.

Και τα μεν ἀσκησας κεραοξοος ἤραρε τεκτων
Παν δ' ἐυ λειηνας, χρυσεην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieſer Art ausſchreiben wollte. Sie werden jedem, der ſeinen Homer inne hat, in Menge beyfallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poeſie ſind nicht bloß auf einanderfolgend, ſie ſind auch willkührlich; und als willkührliche Zeichen ſind ſie allerdings fähig, Körper, ſo wie ſie im Raume exiſtiren, auszudrücken. In dem Homer ſelbſt fänden ſich hiervon Exempel, an deſſen Schild des Achilles man ſich nur erinnern dürfe, um das entſcheidendſte Beyſpiel zu haben, wie weitläuftig und doch poetiſch, man ein einzelnes Ding nach ſeinen Theilen neben einander ſchildern könne.

Ich will auf dieſen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und Gegentheils das Exempel des Homers bey mir von Wichtigkeit

tigkeit iſt, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weis.

Es iſt wahr; da die Zeichen der Rede willkührlich ſind, ſo iſt es gar wohl möglich, daß man durch ſie die Theile eines Körpers eben ſo wohl auf einander folgen laſſen kann, als ſie in der Natur neben einander befindlich ſind. Allein dieſes iſt eine Eigenſchaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in ſo ferne ſie der Abſicht der Poeſie am bequemſten ſind. Der Poet will nicht bloß verſtändlich werden, ſeine Vorſtellungen ſollen nicht bloß klar und deutlich ſeyn; hiermit begnügt ſich der Proſaiſt. Sondern er will die Ideen, die er in uns erwecket, ſo lebhaft machen, daß wir in der Geſchwindigkeit die wahren ſinnlichen Eindrücke ihrer Gegenſtände zu empfinden glauben, und in dieſem Augenblicke der Täuſchung, uns der Mittel, die er dazu anwendet, ſeiner Worte bewußt zu ſeyn aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetiſchen Gemähldes hinaus. Aber der Dichter ſoll immer mahlen; und nun wollen wir ſehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander ſich zu dieſer Mahlerey ſchicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raume? Erſt betrachten wir die Theile deſſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile, und endlich das Ganze. Unſere Sinne verrichten dieſe verſchiedene Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie uns nur eine einzige zu ſeyn bedünken, und dieſe Schnelligkeit iſt unumgänglich nothwendig, wann wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Reſultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung iſt, bekommen ſollen. Geſetzt nun alſo auch, der Dichter führe uns in der ſchönſten Ordnung von einem Theile des Gegenſtandes zu dem andern; geſetzt, er wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile auch noch ſo klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal überſiehet, zählt er uns merklich langſam nach und nach zu, und oft geſchieht es, daß wir bey dem letzten Zuge den erſten ſchon wiederum vergeſſen haben. Jedennoch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beſtändig gegenwärtig; es kann ſie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen ſind die vernommenen Theile verloren, wann ſie nicht in dem Gedächtniſſe zurückbleiben. Und bleiben ſie ſchon da zurück: welche Mühe, welche Anſtrengung koſtet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu erneuern, ſie nur mit einer mäßigen Geſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man verſuche es an einem Beyſpiele, welches ein Meiſterſtück in ſeiner Art heiſſen kann. *)

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich, und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Bliz von feuchtem Diamant.
Gerechteſtes Geſetz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchönre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur ſein Blatt im Kreutze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethyſt gebildter Vogel trägt.

---

*) S. des Herrn v. Hallers Alpen.

Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederſchein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein geſtreifter Stern in weiſſe Strahlen ein.
Smaragd und Roſen blühn auch auf zertretner Heyde,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpurkleide.

Es ſind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit groſſer Kunſt und nach der Natur mahlet. Mahlt, aber ohne alle Täuſchung mahlet. Ich will nicht ſagen, daß wer dieſe Kräuter und Blumen nie geſehen, ſich auch aus ſeinem Gemählde ſo gut als gar keine Vorſtellung davon machen könne. Es mag ſeyn, daß alle poetiſche Gemählde eine vorläufige Bekanntſchaft mit ihren Gegenſtänden erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine ſolche Bekanntſchaft hier zu ſtatten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie ſteht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieſer lebhafter ſeyn ſoll, ſo müſſen keine einzelne Theile darinn vorſtechen, ſondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilet ſcheinen; unſere Einbildungskraft muß alle gleich ſchnell überlauffen können, um ſich das aus ihnen mit eins zuſammen zu ſetzen, was in der Natur mit eins geſehen wird. Iſt dieſes hier der Fall? Und iſt er es nicht, wie hat man ſagen können, „daß die ähnlichſte Zeichnung eines Mahlers gegen dieſe poetiſche Schilderung ganz matt und düſter ſeyn würde?„ [b] Sie bleibet unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunſtrichter, der ihr dieſes übertriebene Lob ertheilet, muß ſie aus einem ganz falſchen Geſichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwäbet hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwickelung der innern Vollkommenheiten, welchen die äuſſere Schönheit nur zur Schale dienet, als auf dieſe Schönheit ſelbſt, und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Mahler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, geſehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da ſagt, daß die bloſſen Zeilen:

---

[b] Breitingers Critiſche Dichtkunſt Th. II. S. 407.

Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß dieſe Zeilen, in Anſehung ihres Eindrucks, mit der Nachahmung eines Huyſum wetteifern können, muß ſeine Empfindung nie befragt haben, oder ſie vorſetzlich verleugnen wollen. Sie mögen ſich, wenn man die Blume ſelbſt in der Hand hat, ſehr ſchön dagegen recitiren laſſen; nur vor ſich allein ſagen ſie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding ſelbſt bin ich weit entfernet zu ſehen.

Nochmals alſo: ich ſpreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach ſeinen Theilen zu ſchildern; ſie kann es, weil ihre Zeichen, ob ſie ſchon auf einander folgen, dennoch willkührliche Zeichen ſind: ſondern ich ſpreche es der Rede als dem Mittel der Poeſie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuſchende gebricht, worauf die Poeſie vornehmlich gehet; und dieſes Täuſchende, ſage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexiſtirende des Körpers mit dem Conſecutiven der Rede dabey in Colliſion kömmt, und indem jenes in dieſes aufgelöſet wird, uns die Zergliederung des Ganzen in ſeine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzuſammenſetzung dieſer Theile in das Ganze ungemein ſchwer, und nicht ſelten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuſchende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verſtande ſeiner Leſer zu thun hat, und nur auf deutliche und ſo viel möglich vollſtändige Begriffe gehet: können dieſe aus der Poeſie ausgeſchloſſene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Proſaiſt, ſondern auch der dogmatiſche Dichter (denn da wo er dogmatiſiret, iſt er kein Dichter), können ſich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So ſchildert z. E. Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — Optima torvæ
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:

Pes etiam, & camuris hirtæ ſub cornibus aures.
Nec mihi diſpliceat maculis inſignis & albo,
Aut juga detractans interdumque aſpera cornu,
Et faciem tauro propior; quæque ardua tota,
Et gradiens ima verrit veſtigia cauda.

Oder ein ſchönes Füllen:

— — — — Illi ardua cervix
Argutumque caput, brevis alvus, obeſaque terga:
Luxuriatque toris animoſum pectus &c. *

Denn wer ſieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinanderſetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen geweſen? Er will uns die Kennzeichen eines ſchönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu ſetzen, nach dem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob ſich aber alle dieſe Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zuſammen faſſen laſſen, oder nicht, das konnte ihm ſehr gleichgültig ſeyn.

Auſſer dieſem Gebrauche ſind die ausführlichen Gemählde körperlicher Gegenſtände, ohne den oben erwähnten Homeriſchen Kunſtgriff, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln,

jederzeit

---

*) Georg. lib. III. v. 51. & 79.

jederzeit von den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk erkannt werden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehöret. Wenn der poetiſche Stümper, ſagt Horaz, nicht weiter kann, ſo fängt er an, einen Hayn, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren ſich ſchlängelnden Bach, einen rauſchenden Strom, einen Regenbogen zu mahlen:

> — — — — Lucus & ara Dianæ,
> Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros;
> Aut flumen Rhenum, aut pluvius deſcribitur arcus.[d]

Der männliche Pope ſahe auf die mahleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit mit groſſer Geringſchätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungsſucht ſo früh wie möglich entſagen müſſe, und erklärte ein bloß mahlendes Gedichte für ein Gaſtgebot auf lauter Brühen.[e] Von dem Herrn von Kleiſt kann ich verſichern, daß er ſich auf ſeinen Frühling das wenigſte einbildete. Hätte er länger gelebt, ſo würde er ihm eine ganz andere Geſtalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und ſann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, geriſſen zu haben ſchien, in einer natürlichen Ordnung vor ſeinen Augen entſtehen und auf einander folgen laſſen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlaſſung ſeiner Eklogen, mehrern deutſchen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit

---

[d] De A. P. v. 16.

[e] Prologue to the Satires. v. 340.

> That not in Fancy's maze he wander'd long
> But ſtoop'd to Truth, and moraliz'd his ſong.

Ibid. v. 148.

> — — — — who could take offence,
> While pure Deſcription held the place of Senſe?

Em-

Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentiſche Erklärung des Dichters ſelbſt gelten. He uſes PURE equivocally, to ſignify either chaſte or empty; and has given in this line what he eſteemed the true Character of deſcriptive Poetry, as it is called. A compoſition, in his opinion, as abſurd as a feaſt made up of ſauces. The uſe of a pictureſque imagination is to brighten and adorn good ſenſe; ſo that to employ it only in Deſcription, is like childrens delighting in a priſm for the ſake of its gaudy colours; which when frugally managed, and artifully diſpoſed, might be made to repreſent and illuſtrate the nobleſt objects in nature. Sowohl der Dichter als Commentator ſcheinen zwar die Sache mehr auf der moraliſchen, als kunſtmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch deſto beſſer, daß ſie von der einen eben ſo nichtig als von der andern erſcheinet.

Empfindungen nur ſparſam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben. f)

XVIII.

Und dennoch ſollte ſelbſt Homer in dieſe froſtigen Ausmahlungen körperlicher Gegenſtände verfallen ſeyn? —

Ich will hoffen, daß es nur ſehr wenige Stellen ſind, auf die man ſich desfalls beruffen kann; und ich bin verſichert, daß auch dieſe wenige Stellen von der Art ſind, daß ſie die Regel, von der ſie eine Ausnahme zu ſeyn ſcheinen, vielmehr beſtätigen.

Es bleibt dabey: die Zeitfolge iſt das Gebiete des Dichters, ſo wie der Raum das Gebiete des Mahlers.

---

f) Poetique Françoiſe T. II. p. 501. J'écrivois ces reflexions avant que les eſſais des Allemands dans ce genre (l'Eglogue) fuſſent connus parmi nous. Ils ont exécuté ce que j'avois conçu; & s'ils parviennent à donner plus au moral & moins au detail des peintures phyſiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaſte, plus fécond, & infiniment plus naturel & plus moral que celui de la galanterie champetre

Zwey nothwendig entfernte Zeitpunkte in ein und eben daſſelbe Gemählde bringen, ſo wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabiniſchen Jungfrauen, und derſelben Ausſöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten; oder wie Titian die ganze Geſchichte des verlornen Sohnes, ſein lüderliches Leben und ſein Elend und ſeine Reue: heißt ein Eingriff des Mahlers in das Gebiete des Dichters, den der gute Geſchmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal überſehen muß, wenn ſie ein Ganzes hervorbringen ſollen, dem Leſer nach und nach zuzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiete des Mahlers, wobey der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verſchwendet.

Doch, ſo wie zwey billige freundſchaftliche Nachbarn zwar nicht verſtatten, daß ſich einer in des andern innerſtem Reiche ungeziemende Freyheiten herausnehme, wohl aber auf den äuſſerſten Grenzen eine wechſelſeitige Nachſicht herrſchen laſſen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtſame in der Geſchwindigkeit ſich durch ſeine Umſtände zu thun genöthiget ſiehet, friedlich von beyden Theilen compenſiret: ſo auch die Mahlerey und Poeſie.

Ich will in dieſer Abſicht nicht anführen, daß in groſſen hiſtoriſchen Gemählden, der einzige Augenblick faſt immer um etwas erweitert iſt, und daß ſich vielleicht kein einziges an Figuren ſehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur vollkommen die Bewegung und Stellung hat, die ſie in dem Augenblicke der Haupthandlung haben ſollte; die eine hat eine etwas frühere, die andere eine etwas ſpätere. Es iſt dieſes eine Freyheit, die der Meiſter durch gewiſſe Feinheiten in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernung ſeiner Perſonen, die ihnen an dem was vorgehet, einen mehr oder weniger augenblicklichen Antheil zu nehmen erlaubet. Ich will mich bloß einer Anmerkung bedienen, welche Herr Mengs über die Drapperie des Raphaels macht.* „Alle Falten, ſagt er, haben „bey ihm ihre Urſachen, es ſey durch ihr eigen Gewichte, oder durch die Ziehung der Glieder. Manchmal ſiehet man in ihnen, wie ſie vorher geweſen; „Raphael hat auch ſogar in dieſem Bedeutung geſucht. Man ſiehet an den Falten, ob ein Bein

---

*) Gedanken über die Schönheit und über den Geſchmack in der Mahlerey. S. 69.

„oder Arm vor dieſer Regung, vor oder hinten geſtanden, ob das Glied von Krümme zur Ausſtreckung gegangen, oder gehet, oder ob es ausgeſtreckt „geweſen, und ſich krümmete." Es iſt unſtreitig, daß der Künſtler in dieſem Falle zwey verſchiedene Augenblicke in einen einzigen zuſammen bringt. Denn da dem Fuſſe, welcher hinten geſtanden und ſich vor bewegt, der Theil des Gewands, welches auf ihm liegt, unmittelbar folget, das Gewand wäre denn von ſehr ſteiffem Zeuge, der aber eben darum zur Mahlerey ganz unbequem iſt: ſo giebt es keinen Augenblick, in welchem das Gewand im geringſten eine andere Falte machte, als es der itzige Stand des Gliedes erfodert; ſondern läßt man es eine andere Falte machen, ſo iſt es der vorige Augenblick des Gewandes und der itzige des Gliedes. Dem ohngeachtet, wer wird es mit dem Artiſten ſo genau nehmen, der ſeinen Vortheil dabey findet, uns dieſe beyden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verſtand und das Herz gehabt hat, einen ſolchen geringen Fehler zu begehen, um eine gröſſere Vollkommenheit des Ausdruckes zu erreichen?

Gleiche Nachſicht verdienet der Dichter. Seine fortſchreitende Nachahmung erlaubet ihm eigentlich, auf einmal nur eine einzige Seite, eine einzige

Eigenſchaft ſeiner körperlichen Gegenſtände zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung ſeiner Sprache ihm dieſes mit einem einzigen Worte zu thun verſtattet; warum ſollte er nicht auch dann und wann, ein zweytes ſolches Wort hinzufügen dürfen? Warum nicht auch, wann es die Mühe verlohnet, ein drittes? Oder wohl gar ein viertes? Ich habe geſagt, dem Homer ſey z. E. ein Schiff, entweder nur das ſchwarze Schiff, oder das hohle Schiff, oder das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Zu verſtehen von ſeiner Manier überhaupt. Hier und da findet ſich eine Stelle, wo er das dritte mahlende Epitheton hinzuſetzet: Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα, [b] runde, eherne, achtſpeichigte Räder. Auch das vierte: ἀσπιδα παντοσε ἰσην, καλην, χαλκειην, ἐξηλατον, [c] ein überall glattes, ſchönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm dieſe kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wiſſen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung ſie an wenigen ſchicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters ſowohl als des Mahlers eigentliche Rechtfertigung hierüber, will ich aber nicht aus

---

[b] Iliad. E. v. 722.

[c] Iliad. M. v. 296.

dem vorangeſchickten Gleichniſſe von zwey freundſchaftlichen Nachbarn hergeleitet wiſſen. Ein bloſſes Gleichniß beweiſet und rechtfertiget nichts. Sondern dieſes muß ſie rechtfertigen: ſo wie dort bey dem Mahler die zwey verſchiednen Augenblicke ſo nahe und unmittelbar an einander grenzen, daß ſie ohne Anſtoß für einen einzigen gelten können; ſo folgen auch hier bey dem Dichter die mehrern Züge für die verſchiednen Theile und Eigenſchaften im Raume in einer ſolchen gedrengten Kürze ſo ſchnell aufeinander, daß wir ſie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, ſage ich, kömmt dem Homer ſeine vortreffliche Sprache ungemein zu ſtatten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freyheit in Häuffung und Zuſammenſetzung der Beywörter; ſondern ſie hat auch für dieſe gehäufte Beywörter eine ſo glückliche Ordnung, daß der nachtheiligen Suſpenſion ihrer Beziehung dadurch abgeholffen wird. An einer oder mehreren dieſer Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die Franzöſiſche, welche z. E. jenes Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα umſchreiben müſſen: „die runden „Räder, welche von Erzt waren und acht Speichen „hatten," drücken den Sinn aus, aber verſchichten das Gemählde. Gleichwohl iſt der Sinn hier nichts, und das Gemählde alles; und jener ohne dieſes macht den lebhafteſten Dichter zum langweiligſten Schwätzer. Ein Schickſal, das den guten Homer unter der Feder der gewiſſenhaften Frau Dacier oft betroffen hat. Unſere deutſche Sprache hingegen kann zwar die Homeriſchen Beywörter meiſtens in eben ſo kurze gleichgeltende Beywörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung derſelben kann ſie der Griechiſchen nicht nachmachen. Wir ſagen zwar „die runden, ehernen, achtſpeichigten — —“ aber „Räder“ ſchleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drey verſchiedne Prädicate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein ſchwankes verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem erſten Prädicate, und läßt die andern nachfolgen; er ſagt: „runde Räder, eherne, achtſpeichigte.“ So wiſſen wir mit eins wovon er redet, und werden der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erſt mit dem Dinge, und dann mit ſeinen Zufälligkeiten bekannt. Dieſen Vortheil hat unſere Sprache nicht. Oder ſoll ich ſagen, ſie hat ihn, und kann ihn nur ſelten ohne Zweydeutigkeit nutzen? Beydes iſt eins. Denn wenn wir Beywörter hintennach ſetzen wollen, ſo müſſen ſie in ſtatu abſoluto ſtehen; wir müſſen ſagen: runde Räder, ehern und achtſpeichigt. Allein in dieſem ſtatu kommen unſere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müſſen, wenn man ſie als ſolche zu dem nächſten Zeitworte, das von dem Dinge prädiciret wird, ziehet, nicht ſelten einen ganz falſchen, allezeit aber einen ſehr ſchielenden Sinn verurſachen.

Doch ich halte mich bey Kleinigkeiten auf, und ſcheine das Schild vergeſſen zu wollen; das Schild des Achilles; dieſes berühmte Gemählde, in deſſen Rückſicht vornehmlich, Homer vor Alters als ein Lehrer der Mahlerey [d] betrachtet wurde. Ein Schild, wird man ſagen, iſt doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenſtand, deſſen Beſchreibung nach ſeinen Theilen neben einander, dem Dichter nicht vergönnet ſeyn ſoll? Und dieſes Schild hat Homer, in mehr als hundert prächtigen Verſen, nach ſeiner Materie, nach ſeiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheure Fläche deſſelben füllten, ſo umſtändlich, ſo genau beſchrieben, daß es neuern Künſtlern nicht ſchwer gefallen, eine in allen Stücken übereinſtimmende Zeichnung darnach zu machen.

---

[d] Dionyſius Halicarnaſſ. in Vita Homeri apud Th. Gale in Opuſc. Mythol. p. 401.

Ich antworte auf dieſen beſondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer mahlet nehmlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, ſondern als ein werdendes Schild. Er hat alſo auch hier ſich des geprieſenen Kunſtgriffes bedienet, das Coexiſtirende ſeines Vorwurfs in ein Conſecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Mahlerey eines Körpers, das lebendige Gemählde einer Handlung zu machen. Wir ſehen nicht das Schild, ſondern den göttlichen Meiſter, wie er das Schild verfertiget. Er tritt mit Hammer und Zange vor ſeinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem gröbſten geſchmiedet, ſchwellen die Bilder, die er zu deſſen Auszierung beſtimmet, vor unſern Augen, eines nach dem andern, unter ſeinen feinern Schlägen aus dem Erzte hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Geſichte, bis alles fertig iſt. Nun iſt es fertig, und wir erſtaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erſtaunen eines Augenzeugens, der es machen ſehen.

Dieſes läßt ſich von dem Schilde des Aeneas beym Virgil nicht ſagen. Der römiſche Dichter empfand entweder die Feinheit ſeines Muſters hier nicht, oder die Dinge, die er auf ſein Schild bringen wollte, ſchienen ihm von der Art zu ſeyn, daß ſie die Ausführung vor unſern Augen nicht wohl verſtatteten. Es waren Prophezeyungen, von welchen es freylich unſchicklich geweſen wäre, wenn ſie der Gott in unſerer Gegenwart eben ſo deutlich geäuſſert hätte, als ſie der Dichter hernach ausleget. Prophezeyungen, als Prophezeyungen, verlangen eine dunkele Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Perſonen aus der Zukunft, die ſie betreffen, nicht paſſen. Gleichwohl lag an dieſen wahrhaften Namen, allem Anſehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiſte. *) Wenn ihn aber dieſes entſchuldiget, ſo

hebt

---

*) Ich finde, daß Servius dem Virgil eine andere Entſchuldigung leihet. Denn auch Servius hat den Unterſchied, der zwiſchen beyden Schilden iſt, bemerkt: Sane inter eſt inter hunc & Homeri Clypeum: illic enim ſingula dum fiunt narrantur; hic verò perfecto opère noſcuntur: nam & hic arma prius accipit Æneas, quam ſpectaret; ibi poſtquam omnia narrata ſunt, ſic a Thetide deferuntur ad Achillem (ad v. 645. lib. VIII. Æneid.) Und warum dieſes? Darum, meinet Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas, nicht bloß die wenigen Begebenheiten, die der Dichter anführet, ſondern,

— — — — genus omne futurae
Stirpis ab Aſcanio, pugnataque in ordine bella

abgebildet waren. Wie wäre es alſo möglich geweſen, daß mit eben der Geſchwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten müſſte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte nahmhaft machen, und alle von ihnen nach der Ordnung geführete Kriege hätte erwähnen können? Dieſes iſt der Verſtand der etwas dunkeln Worte des Servius:

hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche ſeine Abweichung von dem Homeriſchen Wege hat. Leſer von einem feinern Geſchmacke, werden mir Recht geben. Die Anſtalten, welche Vulkan zu ſeiner Arbeit macht, ſind bey dem Virgil ungefehr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anſtatt daß wir bey dem Homer nicht bloß die Anſtalten zur Arbeit, ſondern auch die Arbeit ſelbſt zu ſehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geſchäftigen Gott mit ſeinen Cyklopen überhaupt gezeiget,

Ingentem Clypeum informant — —
— — Alii ventoſis follibus auras

Acci-

Opportune ergo Virgilius, quia non videtur ſimul & narrationis celeritas potuiſſe connecti, & opus tam velociter expediri, ut ad verbum poſſet occurrere. Da Virgil nur etwas weniges von dem non enarrabile texto Clypei beybringen konnte, ſo konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus ſelbſt thun; ſondern er mußte es verſparen, bis alles fertig war. Ich wünſchte für den Virgil ſehr, dieſes Raiſonnement des Servius wäre ganz ohne Grund; meine Entſchuldigung würde ihm weit rühmlicher ſeyn. Denn wer hieß ihm, die ganze römiſche Geſchichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemählden machte Homer ſein Schild zu einem Inbegriffe von allem, was in der Welt vorgehet. Scheinet es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürfen und in der Ausführung der Gemählde übertreffen können, ihn wenigſtens in der Anzahl derſelben übertreffen wollen? Und was wäre kindiſcher geweſen?

Accipiunt, redduntque: alii ſtridentia tingunt
Æra lacu. Gemit impoſitis incudibus antrum.
Illi inter ſeſe multâ vi brachia tollunt
In numerum, verſantque tenaci forcipe maſſam. f)

den Vorhang auf einmal niederfallen, und verſetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmälig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bey dem Aeneas anlangt. Sie lehnet ſie an den Stamm einer Eiche, und nachdem ſie der Held genug begaffet, und beſtaunet, und betaſtet, und verſuchet, hebt ſich die Beſchreibung, oder das Gemählde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier iſt, und Da iſt, Nahe dabey ſtehet, und Nicht weit davon ſiehet man — ſo kalt und langweilig wird, daß alle der poetiſche Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu laſſen. Da dieſes Gemählde hiernächſt nicht Aeneas macht, als welcher ſich an den bloſſen Figuren ergötzet, und von der Bedeutung derſelben nichts weis,

— — rerumque ignarus imagine gaudet;

auch nicht Venus, ob ſie ſchon von den künftigen Schickſalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben ſo viel

---

f) Æneid. lib. VIII. 447 - 54.

viel wiſſen mußte, als der gutwillige Ehemann; ſondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt: ſo bleibet die Handlung offenbar während derſelben ſtehen. Keine einzige von ſeinen Perſonen nimt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringſten Einfluß, ob auf dem Schilde dieſes, oder etwas anders, vorgeſtellet iſt; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerley ſchmeichelhaften Anſpielungen ſeine Materie aufſtutzet, aber nicht das groſſe Genie, daß ſich auf die eigene innere Stärke ſeines Werks verläßt, und alle äuſſere Mittel, intereſſant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas iſt folglich ein wahres Einſchiebſel, einzig und allein beſtimmt, dem Nationalſtolze der Römer zu ſchmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in ſeinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen iſt Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kömmt; ſo mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunſt war, dieſe Verzierungen als bloſſe Verzierungen zu behandeln; ſie in den Stoff einzuweben, um ſie uns nur bey Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieſes ließ ſich allein in der

Manier des Homers thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künſteln, weil und indem er ein Schild machen ſoll, das ſeiner würdig iſt. Virgil hingegen ſcheinet ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu laſſen, da er die Zierrathen für wichtig gnug hält, um ſie beſonders zu beſchreiben, nachdem das Schild lange fertig iſt.

XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perrault, Terraſſon und andere gegen das Schild des Homers machen, ſind bekannt. Eben ſo bekannt iſt das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten. Mich dünkt aber, daß dieſe letztern ſich manchmal zu weit einlaſſen, und in Zuverſicht auf ihre gute Sache, Dinge behaupten, die eben ſo unrichtig ſind, als wenig ſie zur Rechtfertigung des Dichters beytragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß Homer das Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange deſſelben unmöglich Raum haben könnten, unternahm Boivin, es mit Bemerkung der erforderlichen Maaſſe, zeichnen zu laſſen. Sein

Einfall mit den verſchiedenen concentriſchen Zirkeln iſt ſehr ſinnreich, obſchon die Worte des Dichters nicht den geringſten Anlaß dazu geben, auch ſich ſonſt keine Spur findet, daß die Alten auf dieſe Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es Homer ſelbſt σακος παντοσε δεδαιδαλμενον, ein auf allen Seiten künſtlich ausgearbeitetes Schild nennet, ſo würde ich lieber, um mehr Raum auszuſparen, die concave Fläche mit zu Hülſe genommen haben; denn es iſt bekannt, daß die alten Künſtler dieſe nicht leer lieſſen, wie das Schild der Minerva vom Phidias beweiſet. a) Doch nicht genug, daß ſich Boivin dieſes Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch ohne Noth die Vorſtellungen ſelbſt, denen er auf dem ſonach um die Helfte verringerten Raume Platz verſchaffen mußte, indem er das, was bey dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild iſt, in zwey bis drey beſondere Bilder zertheilte. Ich weiß wohl, was ihn dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen ſollen; ſondern, anſtatt daß er ſich bemühte, den Forderungen ſeiner Gegner ein Gnüge zu leiſten, hätte er

---

a) — Scuto ejus, in quo Amazonum prælium cælavit intumeſcente ambitu parmæ; ejusdem concava parte Deorum & Gigantum dimicationem. Plinius lib. XXXVI. Sect. 4. p. 726. Edit. Hard.

ihnen zeigen ſollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beyſpiele faßlicher erklären können. Wenn Homer von der einen Stadt ſagt:[b]

Λαοι δ' ειν ἀγορῃ ἐσαν ἀθροοι· ἐνθα δε νεικος
Ὠρωρει· δυο δ' ἀνδρες ἐνεικεον εἱνεκα ποινης
Ἀνδρος ἀποφθιμενου· ὁ μεν ἐυχετο, παντ' ἀποδουναι,
Δημῳ πιφαυσκων· ὁ δ' ἀναινετο, μηδεν ἑλεσθαι·
Αμφω δ' ἱεσθην ἐπι ἱστορι πειραρ ἑλεσθαι.
Λαοι δ' ἀμφοτεροισιν ἐπηπυον, ἀμφις ἀρωγοι·
Κηρυκες δ' ἀρα λαον ἐρητυον· οἱ δε γεροντες
Ειατ' ἐπι ξεστοισι λιθοις, ἱερῳ ἐνι κυκλῳ·
Σκηπτρα δε κηρυκων ἐν χερσ' ἐχον ἠεροφωνων.
Τοισιν ἐπειτ' ἠϊσσον, ἀμοιβηδις δ' ἐδικαζον.
Κειτο δ' ἀῤ ἐν μεσσοισι δυο χρυσοιο ταλαντα —

ſo, glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Gemählde angeben wollen: das Gemählde eines öffentlichen Rechtshandels über die ſtreitige Erlegung einer anſehnlichen Geldbuſſe für einen verübten Todſchlag. Der Künſtler, der dieſen Vorwurf ausführen ſoll, kann ſich auf einmal nicht mehr als einen einzigen Augenblick deſſelben zu Nutze machen; entweder

---

[b] Iliad. Σ. v. 497 - 508.

weder den Augenblick der Anklage, oder der Abhörung der Zeugen, oder des Urtheilſpruches, oder welchen er ſonſt, vor oder nach, oder zwiſchen dieſen Augenblicken, für den bequemſten hält. Dieſen einzigen Augenblick macht er ſo prägnant wie möglich, und führt ihn mit allen den Täuſchungen aus, welche die Kunſt in Darſtellung ſichtbarer Gegenſtände vor der Poeſie voraus hat. Von dieſer Seite aber unendlich zurückgelaſſen, was kann der Dichter, der eben dieſen Vorwurf mit Worten mahlen ſoll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er ſich gleichfalls ſeiner eigenthümlichen Vortheile bedienet? Und welches ſind dieſe? Die Freyheit ſich ſowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunſtwerke auszubreiten, und das Vermögen, ſonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künſtler zeiget, ſondern auch das, was uns dieſer nur kann errathen laſſen. Durch dieſe Freyheit, durch dieſes Vermögen allein, kömmt der Dichter dem Künſtler wieder bey, und ihre Werke werden einander alsdenn am ähnlichſten, wenn die Wirkung derſelben gleich lebhaft iſt; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beybringet, als das andere dem Auge darſtellen kann. Nach dieſem

Grundſatze hätte Boivin die Stelle des Homers beurtheilen ſollen, und er würde nicht ſo viel beſondere Gemählde daraus gemacht haben, als verſchiedene Zeitpunkte er darinn zu bemerken glaubte. Es iſt wahr, es konnte nicht wohl alles, was Homer ſagt, in einem einzigen Gemählde verbunden ſeyn; die Beſchuldigung und Ableugnung, die Darſtellung der Zeugen und der Zuruff des getheilten Volkes, das Beſtreben der Herolde den Tumult zu ſtillen, und die Aeuſſerungen der Schiedesrichter, ſind Dinge, die auf einander folgen, und nicht neben einander beſtehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemählde enthalten war, das lag virtute darinn, und die einzige wahre Art, ein materielles Gemählde mit Worten nachzuſchildern iſt die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und ſich nicht in den Schranken der Kunſt hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemählde herzählen, aber nimmermehr ein Gemählde ſelbſt hervorbringen kann.

Gleicherweiſe zertheilt Boivin das Gemählde der belagerten Stadt e) in drey verſchiedene Gemählde. Er

---

e) v. 509 - 540.

Er hätte es eben ſowohl in zwölfe theilen können, als in drey. Denn da er den Geiſt des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemähldes ſich unterwerfen müſſe: ſo hätte er weit mehr Uebertretungen dieſer Einheiten finden können, daß es faſt nöthig geweſen wäre, jedem beſondern Zuge des Dichters ein beſonderes Feld auf dem Schilde zu beſtimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr als zehn verſchiedene Gemählde auf dem ganzen Schilde; deren jedes er mit einem ἐν μὲν ἔτευξε, oder ἐν δὲ ποίησε, oder ἐν δ' ἐτίθει, oder ἐν δὲ ποίκιλλε Ἀμφιγυήεις anfängt.[d] Wo dieſe Eingangsworte nicht ſtehen, hat man kein Recht, ein beſonderes Gemählde anzunehmen; im Gegentheil muß alles, was ſie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkührliche Concentration in einen einzigen Zeitpunkt mangelt, als welche der Dichter anzugeben, keinesweges gehalten war. Vielmehr, hätte er ihn angegeben; hätte er ſich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringſten Zug einflieſſen laſſen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er ſo verfahren, wie ſeine Tadler es verlangen: es iſt wahr, ſo würden dieſe Herren an ihm nichts auszuſetzen, aber in der That auch kein Menſch von Geſchmack etwas zu bewundern gefunden haben.

---

[d] Das erſte fängt an mit der 483ſten Zeile, und gehet bis zur 489ten; das zweyte von 490-509; das dritte von 510-540; das vierte von 541-549; das fünfte von 550-560; das ſechſte von 561-572; das ſiebende von 573-586; das achte von 587-589; das neunte von 590-605; und das zehnte von 606-608. Blos das dritte Gemählde hat die angegebenen Eingangsworte nicht; es iſt aber aus den bey dem zweyten, ἐν δὲ δύω ποίησε πόλεις, und aus der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt, deutlich genug, daß es ein beſonders Gemählde ſeyn muß.

Pope ließ ſich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen; ſondern glaubte noch etwas ganz beſonders zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieſer ſo zerſtückten Gemählde nach den ſtrengſten Regeln der heutiges Tages üblichen Mahlerey angegeben ſey. Contraſt, Perſpectiv, die drey Einheiten; alles fand er darinn auf das beſte beobachtet. Und ob er ſchon gar wohl wußte, daß zu Folge guter glaubwürdiger Zeugniſſe, die Mahlerey zu den Zeiten des Trojaniſchen Krieges noch in der Wiege geweſen, ſo mußte doch entweder Homer, vermöge ſeines göttlichen Genies, ſich nicht ſowohl an das, was die Mahlerey damals oder zu ſeiner Zeit leiſten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was ſie überhaupt zu leiſten im

Stande ſey; oder auch jene Zeugniſſe ſelbſt müßten ſo glaubwürdig nicht ſeyn, daß ihnen die augenſcheinliche Ausſage des künſtlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieſes wenigſtens wird ſich niemand überreden laſſen, der aus der Geſchichte der Kunſt etwas mehr, als die bloſſen Data der Hiſtorienſchreiber weis. Denn daß die Mahlerey zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit geweſen, glaubt er nicht blos deswegen, weil es ein Plinius oder ſo einer ſagt, ſondern vornehmlich weil er aus den Kunſtwerken, deren die Alten gedenken, urtheilet, daß ſie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemählde eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemählde des Homeriſchen Schildes beſtehen zu können glaubt. Die zwey groſſen Stücke dieſes Meiſters zu Delphi, von welchen uns Pauſanias eine ſo umſtändliche Beſchreibung hinterlaſſen, *) waren offenbar ohne alle Perſpectiv. Dieſer Theil der Kunſt iſt den Alten gänzlich abzuſprechen, und was Pope beybringt, um zu beweiſen, daß Homer ſchon einen Begriff davon gehabt habe, beweiſet wei-

ter

---

*) Phocic. cap. XXV - XXXI.

ter nichts, als daß ihm ſelbſt nur ein ſehr unvollſtändiger Begriff davon beygewohnet. [f] „Homer, ſagt er, „kann kein Fremdling in der Perſpectiv geweſen ſeyn, weil er die Entfernung eines Gegenſtandes von dem andern ausdrücklich angiebt. Er bemerkt, z. E. daß die Kundſchafter ein wenig weiter als die andern Figuren gelegen, und daß die Eiche, unter welcher den Schnittern das Mahl zubereitet worden, bey Seite geſtanden. Was er von dem mit Heerden und Hütten und Ställen überſäeten Thale ſagt, iſt augenſcheinlich die Beſchreibung einer groſſen perſpectiviſchen Gegend. Ein allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch ſchon aus der Menge der Figuren auf dem Schilde gezogen werden, die

---

[f] Um zu zeigen, daß dieſes nicht zu viel von Popen geſagt iſt, will ich den Anfang der folgenden aus ihm angeführte Stelle (Iliad. Vol. I. Obſ. p. 61.) in der Grundſprache anführen: That he was no ſtranger to aerial Perſpective, appears in his expresly marking the diſtance of object from object: he tells us &c. Ich ſage, hier hat Pope den Ausdruck aerial Perſpectiv, die Luftperſpectiv, (Perſpective aerienne) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den nach Maßgebung der Entfernung verminderten Gröſſen gar nichts zu thun hat, ſondern unter der man lediglich die Schwächung und Abänderung der Farben nach Beſchaffenheit der Luft oder des Medii, durch welches wir ſie ſehen, verſtehet. Wer dieſen Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wiſſen.

„nicht alle in ihrer vollen Gröſſe ausgedruckt werden „konnten; woraus es denn gewiſſermaaſſen unſtreitig, „daß die Kunſt, ſie nach der Perſpectiv zu verkleinern, „damaliger Zeit ſchon bekannt geweſen." Die bloſſe Beobachtung der optiſchen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erſcheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perſpectiviſch. Die Perſpectiv erfodert einen einzigen Augenpunkt, einen beſtimmten natürlichen Geſichtskreis; und dieſes war es was den alten Gemählden fehlte. Die Grundfläche in den Gemählden des Polygnotus war nicht horizontal, ſondern nach hinten zu ſo gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hinter einander zu ſtehen ſcheinen ſollten, über einander zu ſtehen ſchienen. Und wenn dieſe Stellung der verſchiednen Figuren und ihrer Gruppen allgemein geweſen, wie aus den alten Basreliefs, wo die hinterſten allezeit höher ſtehen als die voderſten, und über ſie wegſehen, ſich ſchlieſſen läßt: ſo iſt es natürlich, daß man ſie auch in der Beſchreibung des Homers annimt, und diejenigen von ſeinen Bildern, die ſich nach ſelbiger in Ein Gemählde verbinden laſſen, nicht unnöthiger Weiſe trennet. Die doppelte Scene der friedfertigen Stadt, durch deren Straſſen der fröhliche Aufzug einer Hochzeitfeyer ging, indem auf dem Markte ein wichtiger Proceß entſchieden ward, erfordert dieſem zu Folge kein doppeltes Gemählde, und Homer hat es gar wohl als ein einziges denken können, indem er ſich die ganze Stadt aus einem ſo hohen Augenpunkte vorſtellte, daß er die freye Ausſicht zugleich in die Straſſen und auf den Markt dadurch erhielt.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perſpectiviſche in den Gemählden nur gelegentlich durch die Scenenmahlerey gekommen iſt; und auch als dieſe ſchon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht ſo leicht geweſen ſeyn, die Regeln derſelben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem ſich noch in den ſpätern Gemählden unter den Alterthümern des Herculanums ſo häuffige und mannigfaltige Fehler gegen die Perſpectiv finden, als man itzo kaum einem Lehrlinge vergeben würde. [g]

Doch ich entlaſſe mich der Mühe, meine zerſtreuten Anmerkungen über einen Punkt zu ſammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmanns verſprochener Geſchichte der Kunſt die völligſte Befriedigung zu erhalten hoffen darf. [h]

---

[g] Betracht. über die Mahlerey S. 185.

[h] Geſchrieben im Jahr 1763.

XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spaßiergänger anders einen Weg hat. Was ich von körperlichen Gegenſtänden überhaupt geſagt habe, das gilt von körperlichen ſchönen Gegenſtänden um ſo viel mehr.

Körperliche Schönheit entſpringt aus der übereinſtimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die ſich auf einmal überſehen laſſen. Sie erfodert alſo, daß dieſe Theile neben einander liegen müſſen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenſtand der Mahlerey ſind; ſo kann ſie, und nur ſie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält ſich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß dieſe Elemente nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die ſie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf ſie zugleich zurück ſenden wollen, uns doch kein übereinſtimmendes Bild gewähret; daß es über die menſchliche Einbildung gehet, ſich vorzuſtellen, was dieſer Mund, und dieſe Naſe, und dieſe Augen zuſammen für einen Effect haben, wenn man ſich nicht aus der Natur oder Kunſt einer ähnlichen Compoſition ſolcher Theile erinnern kann.

Und auch hier iſt Homer das Muſter aller Muſter. Er ſagt: Nireus war ſchön; Achilles war noch ſchöner; Helena beſaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er ſich in die umſtändlichere Schilderung dieſer Schönheiten ein. Gleichwohl iſt das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebauet. Wie ſehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Schon ein Conſtantinus Manaſſes wollte ſeine kahle Chronike mit einem Gemählde der Helena auszieren. Ich muß ihm für ſeinen Verſuch danken. Denn ich wüßte wirklich nicht, wo ich ſonſt ein Exempel auftreiben ſollte, aus welchem augenſcheinlicher erhelle, wie thörigt es ſey, etwas zu wagen, das Homer ſo weislich unterlaſſen hat. Wenn ich bey ihm leſe: [*]

Hv

---

[*] Conſtantinus Manaſſes Compend. Chron. p. 10. Edit. Venet. Die Fr. Dacier war mit dieſem Portrait des Manaſſes, bis auf die Tavtologieen, ſehr wohl zufrieden: De Helenæ pulchritudine omnium optime Conſtantinus Manaſſes, niſi in eo tautologiam reprehendas. (Ad Dictyn Cretenſem lib. I. cap. 3.

Ην ἡ γυνη περικαλλης, ἐυοφρυς, ἐυχρεστατη,
Ευπαρειος, ἐυπροσωπος, βοωπις, χιονοχρους,
Ελικοβλεφαρος, ἁβρα, χαριτων γεμον ἀλσος,
Λευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντικρυς ἐμπνουν,
Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεια ῥοδοχρους,
Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὡραιον,
[illegible] Καλλος
[illegible]

p. 5.) Sie führet nach dem Meziriac (Comment. ſur les Epitres d'Ovide T. II. p. 361.) auch die Beſchreibungen an, welche Dares Phrygius und Cedrenus von der Schönheit der Helena geben. In der erſtern kömmt ein Zug vor, der ein wenig ſeltſam klingt. Dares ſagt nehmlich von der Helena, ſie habe ein Mahl zwiſchen den Augenbraunen gehabt: notam inter duo ſupercilia habentem. Das war doch wohl nichts ſchönes? Ich wollte, daß die Franzöſin ihre Meinung darüber geſagt hätte. Meines Theiles halte ich das Wort nota hier für verfälſcht, und glaube, daß Dares von dem reden wollen, was bey den Griechen μεσοφρυον und bey den Lateinern glabella hieß. „Die Augenbraunen der Helena, will er ſagen, lieſſen nicht zuſammen, ſondern waren durch einen kleinen Zwiſchenraum abgeſondert. Der Geſchmack der Alten war in dieſem Punkte verſchieden. Einigen gefiel ein ſolcher Zwiſchenraum, andern nicht. (Iunius de Pictura Vet. lib. III. cap. 9. p. 245.) Anakreon hielt die Mittelſtraſſe; die Augenbraunen ſeines geliebten Mädchens waren weder merklich getrennet, noch völlig in einander verwachſen, ſie verlieſſen ſich ſanft in einem einzigen Punkte. Er ſagt zu dem Künſtler, welcher ſie mahlen ſollte. (Od. 28.)

Το μεσοφρυον δε μη μοι
Διακοπτε, μητε μισγε,
Εχετω δ' ὁπως ἐκεινη

Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιςον, αὐτοχρουν,
Εβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχροια πυρινη,
Ως εἰ τις τον ἐλεφαντα βαψει λαμπρα πορφυρα.
Δειρη μακρα, καταλευκος, ὁθεν ἐμυθουργηθη
Κυκνογενη την ἐυοπτον Ελενην χρηματιζειν. — —

ſo

Τι λελαθοτως συναφρυν
Βλεφαρων ἰτυν κελαινην.

Nach der Leſart des Pauw, ob ſchon auch ohne ſie der Verſtand der nehmliche iſt, und von Henr. Stephano nicht verfehlet worden:

Supercilii nigrantes
Diſcrimina nec arcus,
Confundito nec illos:
Sed junge ſic ut anceps
Divortium relinquas,
Quale eſſe cernis ipſi.

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was müßte man wohl ſodann, anſtatt des Wortes notam, leſen? Vielleicht moram? Denn ſo viel iſt gewiß, daß mora nicht allein den Verlauf der Zeit ehe etwas geſchieht, ſondern auch die Hinderung, den Zwiſchenraum von einem zum andern, bedeutet.

Ego inquieta montium jaceam mora,

wünſchet ſich der raſende Herkules beym Seneca, (v. 1215.) welche Stelle Gronovius ſehr wohl erklärt: Optat ſe medium jacere inter duas Symplegades, illarum velut moram, impedimentum, obicem; qui eas moretur, vetet aut ſatis arcte conjungi, aut rurſus diſtrahi. So heiſſen auch bey eben demſelben Dichter lacertorum moræ, ſoviel als juncturæ. (Schroederus ad v. 762. Thyeſt.)

ſo dünkt mich, ich ſehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze deſſelben ein prächtiges Gebäude aufgeführet werden ſoll, die aber alle auf der andern Seite von ſelbſt wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieſer Schwall von Worten? Wie ſahe Helena nun aus? Werden nicht, wenn tauſend Menſchen dieſes leſen, ſich alle tauſend eine eigene Vorſtellung von ihr machen?

Doch es iſt wahr, politiſche Verſe eines Mönches ſind keine Poeſie. Man höre alſo den Arioſt, wenn er ſeine bezaubernde Alcina ſchildert: [*]

---

[*] Orlando Furioſo, Cant. VII. St. 11-15. „Die Bildung ihrer Geſtalt war ſo reizend, als nur künſtliche Mahler ſie dichten können. Gegen ihr blondes, langes, aufgeknüpftes Haar iſt kein Gold, das nicht ſeinen Glanz verliere. Ueber ihre zarten Wangen verbreitete ſich die vermiſchte Farbe der Roſen und der Lilien. Ihre fröliche Stirn, in die gehörigen Schranken geſchloſſen, war von glattem Helfenbein. Unter zwey ſchwarzen, äuſſerſt feinen Bögen glänzen zwey ſchwarze Augen, oder vielmehr zwo leuchtende Sonnen, die mit Holdſeligkeit um ſich blicken und ſich langſam drehen. Rings um ſie her ſchien Amor zu ſpielen und zu fliegen; von da ſchien er ſeinen ganzen Köcher abzuſchieſſen, und die Herzen ſichtbar zu rauben. Weiter hinab ſteigt die Naſe mitten durch das Geſicht, an welcher ſelbſt der Neid nichts zu beſſern findet. Unter ihr zeigt ſich der Mund, wie zwiſchen zwey kleinen Thälern, mit ſeinem eigenthümlichen Zinnober bedeckt; hier ſtehen zwo Reihen auserleſener Perlen, die eine ſchöne ſanfte Lippe verſchlieſſt

Di perſona era tanto ben formata,
Quanto mai finger ſan Pittori induſtri:
Con bionda chioma, lunga e annodata,
Oro non è, che piu riſplenda, e luſtri,
Spargeaſi per la guancia delicata
Miſto color di roſe e di liguſtri.
Di terſo avorio era la fronte lieta,
Che lo ſpazio finia con giuſta meta.

Sotto

---

und öffnet. Hieraus kommen die holdſeligen Worte, die jedes rauhe, ſchändliche Herz erweichen: hier wird jenes liebliche Lächeln gebildet, welches für ſich ſchon ein Paradies auf Erden eröffnet. Weiſſer Schnee iſt der ſchöne Hals, und Milch die Bruſt, der Hals rund, die Bruſt voll und breit. Zwo zarte, von Helfenbein geründete Kugeln wallen ſanft auf und nieder, wie die Wellen am äuſſerſten Rande des Ufers, wenn ein ſpielender Zephyr die See beſtreitet." (Die übrigen Theile würde Argus ſelbſt nicht haben ſehen können. Doch war leicht zu urtheilen, daß das, was verſteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß ſtand, übereinſtimme.) „Die Arme zeigen ſich in ihrer gehörigen Länge, die weiſſe Hand etwas länglich, und ſchmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre glatte Fläche. Am Ende dieſer herrlichen Geſtalt ſieht man den kleinen, trockenen, geründeten Fuß. Die engliſchen Mienen, die aus dem Himmel ſtammen, kann kein Schleyer verbergen." — (Nach der Ueberſetzung des Herrn Meinhards in dem Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten Ital. Dicht. B. II. S. 228.)

Sotto due negri, e ſottiliſſimi archi
Son due negri occhi, anzi due chiari ſoli,
Pietoſi à riguardar, à mover parchi,
Intorno à cui par ch' Amór ſcherzi, e voli,
E ch' indi tuta la faretra ſcarchi,
E che viſibilmente i cori involi.
Quindi il naſo par mezo il viſo ſcende
Che non trova l'invidia ove l'emende.

Sotto quel ſta, quaſi fra due vallette,
La bocca ſparſa di natio cinabro,
Quivi due filze ſon di perle elette,
Que chiude, ed apre un bello e dolce labro;
Quindi eſcon le corteſi parolette,
Da render molle ogni cor rozo e ſcabro;
Quivi ſi forma quel ſoave riſo,
Ch' apre a ſua poſta in terra il paradiſo.

Bianca neve è il bel collo, e 'l petto latte,
Il collo è tondo, il petto colmo e largo;
Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.
Non patria l' altre parti veder Argo,
Ben ſi può giudicar, che corriſponde,
A quel ch' appar di fuor, quel che s'aſconde.

Mon-

Moſtran le braccia ſua miſura giuſta,
Et la candida man ſpeſſo ſi vede,
Lunghetta alquanto, e di larghezza anguſta,
Dove nè nodo appar, nè vena eccede.
Si vede al fin de la perſona auguſta
Il breve, aſciutto, e ritondetto piede.
Gli angelici ſembianti nati in cielo
Non ſi ponno celar ſotto alcun velo.

Milton ſagt bey Gelegenheit des Pandämoniums: einige lobten das Werk, andere den Meiſter des Werks. Das Lob des einen iſt alſo nicht allezeit auch das Lob des andern. Ein Kunſtwerk kann allen Beyfall verdienen, ohne daß ſich zum Ruhme des Künſtlers viel beſonders ſagen läßt. Wiederum kann ein Künſtler mit Recht unſere Bewunderung verlangen, auch wenn ſein Werk uns die völlige Gnüge nicht thut. Dieſes vergeſſe man nie, und es werden ſich öfters ganz widerſprechende Urtheile vergleichen laſſen. Eben wie hier. Dolce, in ſeinem Geſpräche von der Mahlerey, läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des Arioſt ein auſſerordentliches Aufheben machen; c) ich hingegen, wähle ſie als ein Exempel

---

c) (Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino, Firenze 1735. p. 175.) Se vogliono i Pittori ſenza fatica trovare un perfetto eſempio

Exempel eines Gemähldes ohne Gemählde. Wir haben beyde Recht. Dolce bewundert darinn die Kenntniſſe, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeiget; ich aber ſehe bloß auf die Wirkung, welche dieſe Kenntniſſe, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce ſchließt aus jenen Kenntniſſen, daß gute Dichter nicht minder gute Mahler ſind; und ich aus dieſer Wirkung, daß ſich das, was die Mahler durch Linien und Farben am beſten ausdrücken können, durch Worte grade am ſchlechteſten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlet die Schilderung des Arioſt allen Mahlern als das vollkommenſte Vorbild einer ſchönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichſte Warnung, was einem Arioſt mißlingen müſſen, nicht noch unglücklicher zu verſuchen. Es mag ſeyn, daß wenn Arioſt ſagt:

Di perſona era tanto ben formata
Quanto mai finger ſan Pittori induſtri,

er die Lehre von den Proportionen, ſo wie ſie nur immer der fleißigſte Künſtler in der Natur und aus den

---

di bella donna, leggano quelle Stanze dell Arioſto, nelle quali egli diſcrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina: e vedranno parimente, quanto i buoni Poeti ſiano ancora eſſi Pittori. —

dem Antiken ſtudieret, vollkommen verſtanden zu haben, dadurch beweiſet. [d] Er mag ſich immer hin, in den bloſſen Worten:

Spargeaſi per la guancia delicata
Miſto color di roſe e di liguſtri,

als den vollkommenſten Coloriſten, als einen Titian, zeigen. [e] Man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennet, noch ſo deutlich ſchlieſſen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilliget. [f] Man mag ſogar in ſeiner herabſteigenden Naſe,

Quindi il naſo per mezo il viſo ſcende,

---

[d] (Ibid.) Ecco, che, quanto alla proportione, l'ingenioſiſſimo Arioſto aſſegna la migliore, che ſappiano formar le mani de' più eccellenti Pittori, uſando queſta voce induſtri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.

[e] (Ibid. p. 182.) Qui l'Arioſto coloriſce, e in queſto ſuo colorire dimoſtra eſſere un Titiano.

[f] (Ibid. p. 182.) Poteva l'Arioſto nella guiſa, che ha detto chioma bionda, dir chioma d'oro: ma gli parve forſe, che havrebbe havuto troppo del Poetico. Da che ſi può ritrar, che 'l Pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (come fanno i Miniatori) nelle ſue Pitture, in modo, che ſi poſſa dire, que' capelli non ſono d'oro, ma par che riſplendano, come l'oro. Was Dolce, in dem Nachfolgenden, aus dem Athenäus anführet, iſt merkwürdig, nur daß es ſich nicht völlig ſo daſelbſt findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

das Profil jener alten griechiſchen, und von griechiſchen Künſtlern auch Römern geliehenen Naſen finden.[g] Was nützt alle dieſe Gelehrſamkeit und Einſicht uns Leſern, die wir eine ſchöne Frau zu ſehen glauben wollen, die wir etwas von der ſanften Wallung des Geblüts dabey empfinden wollen, die den wirklichen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weis, aus welchen Verhältniſſen eine ſchöne Geſtalt entſpringet, wiſſen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier dieſe Verhältniſſe ſehen? Oder erleichtert er uns auch nur im geringſten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhafte anſchauende Art zu erinnern? Eine Stirn, in die gehörigen Schranken geſchloſſen, la fronte,

Che lo ſpazio finia con giuſta meta;

eine Naſe, an welcher ſelbſt der Neid nichts zu beſſern findet,

Che non trova l'invidia, ove l'emende;

eine Hand, etwas länglich und ſchmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto, & di larghezza anguſta:

was für ein Bild geben dieſe allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeiſters, der ſeine

---

[g] (Ibid. p. 182.) Il naſo, che diſcende giù, havendo peraventura la conſideratione a quelle forme de' naſi, che ſi veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche.

Schüler auf die Schönheiten des akademiſchen Modells aufmerkſam machen will, möchten ſie noch etwas ſagen; denn ein Blick auf dieſes Modell, und ſie ſehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, ſie ſehen den ſchönſten Schnitt der Naſe, die ſchmale Breite der niedlichen Hand. Aber bey dem Dichter ſehe ich nichts, und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner beſten Anſtrengung, etwas ſehen zu wollen.

In dieſem Punkte, in welchem Virgil dem Homer durch Nichtsthun nachahmen können, iſt auch Virgil ziemlich glücklich geweſen. Auch ſeine Dido iſt ihm weiter nichts als pulcherrima Dido. Wenn er ja umſtändlicher etwas an ihr beſchreibet, ſo iſt es ihr reicher Putz, ihr prächtiger Aufzug:

Tandem progreditur — — — —
Sidoniam picto chlamydem circumdata limbo:
Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,
Aurea purpuream ſubnectit fibula veſtem. [b]

Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Künſtler zu einem Lehrlinge ſagte, der eine ſehr geſchmückte Helena gemahlt hatte, „da du ſie nicht „ſchön mahlen können, haſt du ſie reich gemahlt:“

---

[b] Æneid. IV. v. 136.

ſo würde Virgil antworten, „es liegt nicht an mir, daß ich ſie nicht ſchön mahlen können; der Tadel trift die Schranken meiner Kunſt; mein Lob ſey, mich innerhalb dieſen Schranken gehalten zu haben.“

Ich darf hier die beyden Lieder des Anakreons nicht vergeſſen, in welchen er uns die Schönheit ſeines Mädchens und ſeines Bathylls zergliedert. [e] Die Wendung die er dabey nimt, macht alles gut. Er glaubt einen Mahler vor ſich zu haben, und läßt ihn unter ſeinen Augen arbeiten. So, ſagt er, mache mir das Haar, ſo die Stirne, ſo die Augen, ſo den Mund, ſo Hals und Buſen, ſo Hüft und Hände! Was der Künſtler nur Theilweiſe zuſammen ſetzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur Theilweiſe vorſchreiben. Seine Abſicht iſt nicht, daß wir in dieſer mündlichen Direction des Mahlers, die ganze Schönheit der geliebten Gegenſtände erkennen und fühlen ſollen; er ſelbſt empfindet die Unfähigkeit des wörtlichen Ausdrucks, und nimt eben daher den Ausdruck der Kunſt zu Hülfe, deren Täuſchung er ſo ſehr erhebet, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunſt, als auf ſein Mädchen zu ſeyn ſcheinet. Er

---

e) Od. XXVIII. XXIX.

Er ſieht nicht das Bild, er ſieht ſie ſelbſt, und glaubt, daß es nun eben den Mund zum Reden eröfnen werde:

Απεχει· βλεπω γαρ αὐτην.
Ταχα, κηρε, και λαλησεις.

Auch in der Angabe des Bathylls, iſt die Anpreiſung des ſchönen Knabens mit der Anpreiſung der Kunſt und des Künſtlers ſo in einander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Ehren Anakreon das Lied eigentlich beſtimmt habe. Er ſammelt die ſchönſten Theile aus verſchiednen Gemählden, an welchen eben die vorzügliche Schönheit dieſer Theile das Charakteriſtiſche war; den Hals nimt er von einem Adonis, Bruſt und Hände von einem Merkur, die Hüfte von einem Pollux; den Bauch von einem Bacchus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollendeten Apollo des Künſtlers erblickt.

Μετα δε προσωπον ἐστω,
Τον Αδωνιδος παρελθων,
Ελεφαντινος τραχηλος·
Μεταμαζιον δε ποιει
Διδυμας τε χειρας Ἑρμου,
Πολυδευκεος δε μηρους,
Διονυσιην δε νηδυν — —
Τον Απολλωνα δε τουτον
Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

So weis auch Lucian von der Schönheit der Panthea anders keinen Begriff zu machen, als durch Verweiſung auf die ſchönſten weiblichen Bildſäulen alter Künſtler. [k] Was heißt aber dieſes ſonſt, als bekennen, daß die Sprache vor ſich ſelbſt hier ohne Kraft iſt; daß die Poeſie ſtammelt und die Beredſamkeit verſtummet, wenn ihnen nicht die Kunſt noch einigermaſſen zur Dolmetſcherin dienet?

---

k) Εἰκόνες §. 3. T. II. p. 461. Edit. Reitz.

XXI.

Aber verliert die Poeſie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden ſucht, auf welchen ſie zu ſolchen Bildern zu gelangen gedenket, indem ſie die Fußtapfen einer verſchwiſterten Kunſt aufſucht, in denen ſie ängſtlich herumirret, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verſchließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunſt hinwiederum ihr nachſehen muß?

Eben der Homer, welcher ſich aller ſtückweiſen Schilderung körperlicher Schönheiten ſo gefliſſentlich

lich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeygehen erfahren, daß Helena weiſſe Arme [a] und ſchönes Haar [b] gehabt; eben der Dichter weis dem ohngeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit überſteiget, was die Kunſt in dieſer Abſicht zu leiſten im Stande iſt. Man erinnere ſich der Stelle, wo Helena in die Verſammlung der Aelteſten des Trojaniſchen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greiſe ſehen ſie, und einer ſprach zu den andern: [c]

Ου νεμεσις, Τρωας και ἐϋκνημιδας Αχαιους
Τοιῃ δ' ἀμφι γυναικι πολυν χρονον ἀλγεα πασχειν·
Αινως ἀθανατῃσι θεῃς εἰς ὠπα ἐοικεν.

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter ſie des Krieges wohl werth erkennen laſſen, der ſo viel Blut und ſo viele Thränen koſtet?

Was Homer nicht nach ſeinen Beſtandtheilen beſchreiben konnte, läßt er uns in ſeiner Wirkung erkennen. Mahlet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verurſachet, und ihr habt die Schönheit ſelbſt gemahlet. Wer kann ſich den geliebten Gegenſtand der Sappho, bey deſſen Erblickung ſie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennet, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die ſchönſte vollkommenſte Geſtalt zu ſehen, ſobald er mit dem Gefühle ſympathiſiret, welches nur eine ſolche Geſtalt erregen kann? Nicht weil uns Ovid den ſchönen Körper ſeiner Lesbia Theil vor Theil zeiget:

---

[a] Iliad. Γ. v. 121.
[b] Ibid. v. 329.
[c] Ibid. v. 156 - 58.

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos!
Forma papillarum quam fuit apta premi!
Quam caſtigato planus ſub pectore venter!
Quantum & quale latus! quam juvenile femur!

ſondern weil er es mit der wollüſtigen Trunkenheit thut, nach der unſere Sehnſucht ſo leicht zu erwecken iſt, glauben wir eben des Anblickes zu genieſſen, den er genoß.

Ein andrer Weg, auf welchem die Poeſie die Kunſt in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, iſt dieſer, daß ſie Schönheit in Reiß verwandelt. Reiß iſt Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Mahler weniger bequem als dem Dichter. Der Mahler kann die Bewegung nur errathen laſſen, in der That aber ſind ſeine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reiß bey ihm zur

Grimaſſe. Aber in der Poeſie bleibt er was er iſt; ein tranſitoriſches Schönes, das wir wiederhohlt zu ſehen wünſchen. Es kömmt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als bloſſer Formen oder Farben: ſo muß der Reitz in dem nehmlichen Verhältniſſe ſtärker auf uns wirken, als die Schönheit. Alles was noch in dem Gemählde der Alcina gefällt und rühret, iſt Reitz. Der Eindruck, den ihre Augen machen, kömmt nicht daher, daß ſie ſchwarz und feurig ſind; ſondern daher, daß ſie,

Pietoſi à riguardar, à mover parchi,

mit Holdſeligkeit um ſich blicken, und ſich langſam drehen; daß Amor ſie umflattert und ſeinen ganzen Köcher aus ihnen abſchießt. Ihr Mund entzücket; nicht weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwey Reihen auserleſener Perlen verſchlieſſen; ſondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches, für ſich ſchon, ein Paradies auf Erden eröfnet; weil er es iſt, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen. Ihr Buſen bezaubert, weniger weil Milch und Helfenbein und Aepfel, uns ſeine Weiſſe und niedliche Figur vorbilden, als vielmehr weil wir ihn ſanft auf und nieder wallen ſehen, wie die Wellen am äuſſerſten Rande des Ufers, wenn ein ſpielender Zephyr die See beſtreitet:

Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin verſichert, daß lauter ſolche Züge des Reitzes in eine oder zwey Stanzen zuſammen gedrenget, weit mehr thun würden, als die fünfe alle, in welche ſie Arioſt zerſtreuet und mit kalten Zügen der ſchönen Form, viel zu gelehrt für unſere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbſt Anakreon wollte lieber in die anſcheinende Unſchicklichkeit verfallen, eine Unthulichkeit von dem Mahler zu verlangen, als das Bild ſeines Mädchens nicht mit Reitz beleben.

Τρυφερου δ' εσω γενειου,
Περι λυγδινῳ τραχηλῳ
Χαριτες πετοιντο πασαι.

Ihr ſanftes Kinn, befiehlt er dem Künſtler; ihren marmornen Nacken laß alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genaueſten Wortverſtande? Der iſt keiner mahleriſchen Ausführung fähig. Der Mahler konnte dem Kinne die ſchönſte Ründung, das ſchönſte Grübchen, Amoris digitulo impreſſum, (denn das εσω ſcheinet mir ein Grübchen andeuten zu wollen)

wollen) — er konnte dem Halſe die ſchönſte Carnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieſes ſchönen Halſes, das Spiel der Muskeln, durch das jenes Grübchen bald mehr bald weniger ſichtbar wird, der eigentliche Reitz, war über ſeine Kräfte. Der Dichter ſagte das Höchſte, wodurch uns ſeine Kunſt die Schönheit ſinnlich zu machen vermag, damit auch der Mahler den höchſten Ausdruck in ſeiner Kunſt ſuchen möge. Ein neues Beyſpiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunſtwerken redet, dennoch nicht verbunden iſt, ſich mit ſeiner Beſchreibung in den Schranken der Kunſt zu halten.

XXII.

Zeuxis mahlte eine Helena, und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homers, in welchen die entzückten Greiſe ihre Empfindung bekennen, darunter zu ſetzen. Nie ſind Mahlerey und Poeſie in einen gleichern Wettſtreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentſchieden, und beyde verdienten gekrönet zu werden.

Denn ſo wie der weiſe Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Beſtandtheilen nicht ſchildern zu können fühlte, blos in ihrer Wirkung zeigte: ſo zeigte der nicht minder weiſe Mahler uns die Schönheit nach nichts als ihren Beſtandtheilen, und hielt es ſeiner Kunſt für unanſtändig, zu irgend einem andern Hülfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemählde beſtand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend da ſtand. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß es eben die Helena war, welche er für die zu Crotona mahlte.*)

Man vergleiche hiermit, Wundershalber, das Gemählde welches Caylus dem neuern Künſtler aus jenen Zeilen des Homers vorzeichnet: „Helena, mit „einem weiſſen Schleyer bedeckt, erſcheinet mitten unter verſchiedenen alten Männern, in deren Zahl „ſich auch Priamus befindet, der an den Zeichen „ſeiner königlichen Würde zu erkennen iſt. Der Artiſt muß ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, uns „den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeuſſerungen einer ſtaunenden „Bewunderung auf den Geſichtern dieſer kalten Grei- [illegible]

---

*) Val. Maximus lib. III. cap. 7. Dionyſius Halicarnaſſ. Art. Rhet. cap. 12. περι λογων εξετασεως.

„ſe, empfinden zu laſſen. Die Scene iſt über einem
„von den Thoren der Stadt. Die Vertiefung des
„Gemähldes kann ſich in den freyen Himmel, oder
„gegen höhere Gebäude der Stadt verlieren; jenes
„würde kühner laſſen, eines aber iſt ſo ſchicklich wie
„das andere.“

Man denke ſich dieſes Gemählde von dem größten Meiſter unſerer Zeit ausgeführet, und ſtelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieſes, wo ich ihn ſelbſt fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimaſſen gerührter Graubärte ſchlieſſen ſoll? Turpe ſenilis amor; ein gieriger Blick macht das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich, und ein Greis der jugendliche Begierden verräth, iſt ſogar ein ekler Gegenſtand. Den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, ſie ſelbſt zu ſchänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen ſogleich hinzu:

Αλλα και ὡς, τοιη περ ἐουσ', ἐν νηυσι νεεσθω,
Μηδ' ἡμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημα λιποιτο.

Ohne dieſen Entſchluß wären es alte Gecke; wären ſie das, was ſie in dem Gemählde des Caylus erſcheinen. Und worauf richten ſie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermummte, verſchleyerte Figur. Das iſt Helena? Es iſt mir unbegreifflich, wie ihr Caylus hier den Schleyer laſſen können. Zwar Homer giebt ihr denſelben ausdrücklich:

Αυτικα δ' ἀργεννῃσι καλυψαμενη ὀθονῃσιν
Ὡρματ' ἐκ θαλαμοιο — —

aber, um über die Straſſen damit zu gehen; und wenn auch ſchon bey ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe ſie den Schleyer wieder abgenommen oder zurückgeworffen zu haben ſcheinet, ſo war es nicht das erſtemal, daß ſie die Alten ſahen; ihr Bekenntniß durfte alſo nicht aus dem itzigen augenblicklichen Anſchauen entſtehen, ſondern ſie konnten ſchon oft empfunden haben, was ſie zu empfinden, bey dieſer Gelegenheit nur zum erſtenmal bekannten. In dem Gemählde findet ſo etwas nicht Statt. Wenn ich hier entzückte Alte ſehe, ſo will ich auch zugleich ſehen, was ſie in Entzückung ſetzt; und ich werde äuſſerſt betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie geſagt, eine vermummte, verſchleyerte Figur wahrnehme, die ſie brünſtig angaffen. Was hat dieſes Ding von der Helena? Ihren weiſſen Schleyer, und etwas von ihrem proportionirten Umriſſe, ſo weit Umriß unter Gewändern ſichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Geſicht verdeckt ſeyn ſollte, und er nennet den Schleyer blos als ein Stück ihres Anzuges. Iſt dieſes (ſeine Worte ſind einer ſolchen Auslegung nicht wohl fähig: Helene couverte d'une voile blanc) ſo entſtehet eine andere Verwunderung bey mir: er empfiehlt dem Artiſten ſo ſorgfältig den Ausdruck auf den Geſichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Geſichte der Helena verliert er kein Wort. Dieſe ſittſame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtſam ſich nähernd — Wie? Iſt die höchſte Schönheit unſern Künſtlern ſo etwas geläuffiges, daß ſie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder iſt Ausdruck mehr als Schönheit? Und ſind wir auch in Gemählden ſchon gewohnt, ſo wie auf der Bühne, die häßlichſte Schauſpielerin für eine entzückende Prinzeſſin gelten zu laſſen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen ſie zu empfinden äuſſert?

In Wahrheit; das Gemählde des Caylus würde ſich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten.

Homer ward vor Alters ohnſtreitig fleißiger geleſen, als itzt. Dennoch findet man ſogar vieler Gemählde nicht erwähnet, welche die alten Künſtler

ler aus ihm gezogen hätten.[b] Nur den Fingerzeig des Dichters auf beſondere körperliche Schönheiten, ſcheinen ſie fleißig genutzt zu haben; dieſe mahlten ſie; und in dieſen Gegenſtänden fühlten ſie wohl, war es ihnen allein vergönnet, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Auſſer der Helena, hatte Zeuxis auch die Penelope gemahlt; und des Apelles Diana war die Homeriſche in Begleitung ihrer Nymphen. Bey dieſer Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der letztern die Rede iſt, einer Verbeſſerung bedarf.[c] Handlungen aber aus dem Homer zu mahlen, blos weil ſie eine reiche Compoſition, vorzügliche Contraſte, künſtliche Beleuchtungen darbieten, ſchien der alten Artiſten ihr Geſchmack nicht zu ſeyn; und konnte es nicht ſeyn, ſo lange ſich noch die Kunſt in den engern Grenzen ihrer höchſten Beſtimmung hielt. Sie nährten ſich dafür mit dem Geiſte des Dichters; ſie füllten ihre

---

[b]) Fabricii Biblioth. Græc. Lib. II. cap. 6. p. 345.

[c]) Plinius ſagt von dem Apelles: (Libr. XXXV. ſect. 36. p. 698. Edit. Hard.) Fecit & Dianam ſacrificantium virginum choro mixtam: quibus viciſſe Homeri verſus videtur id ipſum deſcribentis. Nichts kann wahrer, als dieſer Lobſpruch geweſen ſeyn. Schöne Nymphen um eine ſchöne Göttin her, die mit der ganzen majeſtätiſchen Stirne über ſie hervorragt, ſind freylich ein Vorwurf, der der Mahlerey angemeſſener iſt, als der Poeſie. Das ſacrificantium nur, iſt mir höchſt verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und iſt dieſes die Beſchäftigung, die Homer den Geſpielinnen der Diana giebt? Mit nichten; ſie durchſtreiſſen mit ihr Berge und Wälder, ſie jagen, ſie ſpielen, ſie tanzen: (Odyſſ. Z. v. 102-106.)

Οἵη δ' Ἄρτεμις εἶσι κατ' οὔρεος ἰοχέαιρα
Ἢ κατὰ Τηΰγετον περιμήκετον, ἢ Ἐρύμανθον,
Τερπομένη κάπροισι καὶ ὠκείῃς ἐλάφοισι·

Ein-

> Τῃ δε θ' ἁμα Νυμφαι, κουραι Διος Αιγιοχοιο,
> Αγρονομοι παιζουσι· — — — —

Plinius wird alſo nicht ſacrificantium, er wird venantium, oder etwas ähnliches geſchrieben haben; vielleicht ſylvis vagantium, welche Verbeſſerung die Anzahl der veränderten Buchſtaben ohngefehr hätte. Dem παιζουσι beym Homer würde ſaltantium am nächſten kommen, und auch Virgil läßt in ſeiner Nachahmung dieſer Stelle, die Diana mit ihren Nymphen tanzen: (Aeneid. I. v. 497. 98.)

> Qualis in Eurotæ ripis, aut per juga Cynthi
> Exercet Diana choros — —

Spence hat hierbey einen ſeltſamen Einfall (Polymetis Dial. VIII. p. 102.) This Diana, ſagt er, both in the picture and in the deſcriptions, was the Diana Venatrix, tho' ſhe was not repreſented either by Virgil, or Apelles, or Homer, as hunting with her Nymphs; but as employed with them in that ſort of dances, which of old were regarded as very ſolemn acts of devotion. In einer Anmerkung fügt er hinzu: The expreſſion of παιζειν, uſed by Homer on this occaſion, is ſcarce proper for hunting; as that of, Choros exercere, in Virgil, ſhould be underſtood of the religious dances of old, becauſe dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public; unleſs it were the ſort of dances uſed in Ho-

Einbildungskraft mit ſeinen erhabenſten Zügen; das Feuer ſeines Enthuſiasmus entflammte den ihrigen; ſie ſahen und empfanden wie er: und ſo wurden ihre Werke Abdrücke der Homeriſchen, nicht in dem Verhältniſſe eines Portraits zu ſeinem Originale, ſondern in dem Verhältniſſe eines Sohnes zu ſeinem Vater; ähnlich aber verſchieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur

---

nour of Mars, or Bacchus, or ſome other of their gods. Spence will nehmlich jene feyerliche Tänze verſtanden wiſſen, welche bey den Alten mit unter die gottesdienſtlichen Handlungen gerechnet wurden. Und daher, meinet er, brauche denn auch Plinius das Wort ſacrificare: It is in conſequence of this that Pliny, in ſpeaking of Diana's Nymphs on this very occaſion, uſes the word, ſacrificare, of them; which quite determines theſe dances of theirs to have been of the religious kind. Er vergiſt, daß bey dem Virgil die Diana ſelbſt mit tanzet: exercet Diana choros. Sollte nun dieſer Tanz ein gottesdienſtlicher Tanz ſeyn: zu weſſen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eignen? Oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beydes iſt widerſinnig. Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernſthaften Perſon nicht für ſehr anſtändig hielten, muſten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den ältern griechiſchen Dichtern ganz anders feſtgeſetzet waren? Wenn Horaz von der Venus ſagt: (Od. IV. lib. I.)

Iam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:
Iunctæque Nymphis Gratiæ decentes
Alterno terram quatiunt pede — —

waren dieſes auch heilige gottesdienſtliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte über eine ſolche Grille.

nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter ſich nichts gleiches, als daß ſie mit dem ähnlichen Zuge, in dem einen ſowohl als in dem andern harmoniren.

Da übrigens die Homeriſchen Meiſterſtücke der Poeſie älter waren, als irgend ein Meiſterſtück der Kunſt; da Homer die Natur eher mit einem mahleriſchen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die Artiſten verſchiedene ihnen beſonders nützliche Bemerkungen, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen, ſchon bey dem Homer gemacht fanden, wo ſie dieſelben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen: [d]

Η, και κυανεῃσιν ἐπ' ὀφρυσι νευσε Κρονιων·
Αμβροσιαι δ' ἀρα χαιται ἐπερρωσαντο ἀνακτος,
Κρατος ἀπ' ἀθανατοιο· μεγαν δ' ἐλελιξεν Ὀλυμπον·

ihm bey ſeinem Olympiſchen Jupiter zum Vorbilde gedienet, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipſo cœlo petitum, gelungen ſey. Wem dieſes nichts mehr geſagt heißt, als daß die Phantaſie des Künſtlers durch das erhabene Bild des Dichters befeuert, und eben ſo erhabener Vorſtellungen fähig gemacht werden, der, dünkt mich, überſieht das Weſentlichſte, und begnügt ſich mit etwas ganz allgemeinem, wo ſich, zu einer weit gründlichern Befriedigung, etwas ſehr ſpecielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieſer Stelle zuerſt bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, quanta pars animi [e] ſich in ihnen zeige. Vielleicht, daß ſie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaaſſen auszudrücken, was Homer ambroſiſches Haar nennet. Denn es iſt gewiß, daß die alten Künſtler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verſtanden, und beſonders das Haar ſehr vernachläßiget hatten. Noch Myron war in beyden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt, [f] und nach eben demſelben, war Pythagoras Leontinus der erſte, der ſich durch ein zierliches Haar hervorthat. [g] Was

---

[d] Iliad. A. v. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.

---

[e] Plinius lib. X. ſect. 51. p. 616. Edit. Hard.

[f] Idem lib. XXXIV. ſect. 19. p. 651. Ipſe tamen corporum tenus curioſus, animi ſenſus non expreſſiſſe videtur, capillum quoque & pubem non emendatius feciſſe, quam rudis antiquitas inſtituiſſet.

[g] Ibid. Hic primus nervos & venas expreſſit, capillumque diligentius.

Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künſtler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beyſpiel dieſer Art anführen, welches mich allezeit ſehr vergnügt hat. Man erinnere ſich, was Hogarth über den Apollo zu Belvedere anmerkt. [b] „Dieſer Apollo, ſagt er, und der „Antinous ſind beyde in eben demſelben Pallaſte zu „Rom zu ſehen. Wenn aber Antinous den Zuſchauer „mit Verwunderung erfüllet, ſo ſetzet ihn der Apollo „in Erſtaunen; und zwar, wie ſich die Reiſenden „ausdrücken, durch einen Anblick, welcher etwas „mehr als menſchliches zeiget, welches ſie gemeiniglich gar nicht zu beſchreiben im Stande ſind. Und „dieſe Wirkung iſt, ſagen ſie, um deſto bewundernswürdiger, da, wenn man es unterſucht, das Unproportionirliche daran auch einem gemeinen Auge „klar iſt. Einer der beſten Bildhauer, welche wir „in England haben, der neulich dahin reiſete, dieſe „Bildſäule zu ſehen, bekräftigte mir das, was itzo „geſagt worden, beſonders, daß die Füſſe und Schenkel, in Anſehung der obern Theile, zu lang und zu „breit ſind. Und Andreas Sacchi, einer der größten „Italiäniſchen Mahler, ſcheinet eben dieſer Meinung

---

[b] Zergliederung der Schönheit. S. 47. Berl. Ausg.

„geweſen zu ſeyn, ſonſt würde er ſchwerlich (in einem
„berühmten Gemählde, welches itzo in England iſt)
„ſeinem Apollo, wie er den Tonkünſtler Pasquilini
„krönet / das völlige Verhältniß des Antinous gegeben
„haben, da er übrigens wirklich eine Copie von
„dem Apollo zu ſeyn ſcheinet. Ob wir gleich an ſehr
„groſſen Werken oft ſehen, daß ein geringerer Theil
„aus der Acht gelaſſen worden, ſo kann dieſes doch
„hier der Fall nicht ſeyn, denn an einer ſchönen Bildſäule
„iſt ein richtiges Verhältniß eine von ihren
„weſentlichen Schönheiten. Daher iſt zu ſchlieſſen,
„daß dieſe Glieder mit Fleiß müſſen ſeyn verlängert
„worden, ſonſt würde es leicht haben können vermieden
„werden. Wenn wir alſo die Schönheiten
„dieſer Figur durch und durch unterſuchen, ſo werden
„wir mit Grunde urtheilen, daß das, was man
„bisher für unbeſchreiblich vortrefflich an ihren allgemeinem
„Anblicke gehalten, von dem hergerühret
„hat, was ein Fehler in einem Theile derſelben zu
„ſeyn geſchienen." — Alles dieſes iſt ſehr einleuchtend; und ſchon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Anſehen giebt, welches bloß aus dieſem Zuſatze von Gröſſe in den Abmeſſungen der Füſſe und Schenkel entſpringet. Denn wenn Antenor die Geſtalt des

Ulyſſes mit der Geſtalt des Menelaus vergleichen will, ſo läßt er ihn ſagen: [i]

Σταντων μεν, Μενελαος ὑπειρεχεν ἐυρεας ὠμους,
Αμφω δ᾽ ἑζομενω, γεραρωτερος ἠεν Οδυσσευς.

„Wann beyde ſtanden, ſo ragte Menelaus mit den „breiten Schultern hoch hervor; wann aber beyde „ſaſſen, war Ulyſſes der anſehnlichere.“ Da Ulyſſes alſo das Anſehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, ſo iſt das Verhältniß leicht zu beſtimmen, welches beyder Oberleib zu den Füſſen und Schenkeln gehabt. Ulyſſes hatte einen Zuſatz von Gröſſe in den Proportionen des erſtern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

---

[i] Iliad. Γ. v. 210. 11.

XXIII.

Ein einziger unſchicklicher Theil kann die übereinſtimmende Wirkung vieler zur Schönheit ſtören. Doch wird der Gegenſtand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfodert mehrere unſchickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müſſen überſehen können, wenn wir dabey das Gegentheil von dem empfinden ſollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Weſen nach, kein Vorwurf der Poeſie ſeyn können; und dennoch hat Homer die äuſſerſte Häßlichkeit in dem Therſites geſchildert, und ſie nach ihren Theilen neben einander geſchildert. Warum war ihm bey der Häßlichkeit vergönnet, was er bey der Schönheit ſo einſichtsvoll ſich ſelbſt unterſagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit, durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente, nicht eben ſowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird ſie das; aber hierinn liegt auch die Rechtfertigung des Homers. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erſcheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichſam, von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu ſeyn aufhöret, wird ſie dem Dichter brauchbar; und was er vor ſich ſelbſt nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewiſſe vermiſchte Empfindungen hervorzubringen und zu verſtärken, mit welchen er uns, in Ermangelung reinangenehmer Empfindungen, unterhalten muß.

Dieſe vermiſchte Empfindungen ſind das Lächerliche, und das Schreckliche.

Homer macht den Therſites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch ſeine bloſſe Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit iſt Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contraſt von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfodert. * Dieſes iſt die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzuſetzen möchte, daß dieſer Contraſt nicht zu krall und zu ſchneidend ſeyn muß, daß die Oppoſita, um in der Sprache der Mahler fortzufahren, von der Art ſeyn müſſen, daß ſie ſich in einander verſchmelzen laſſen. Der weiſe und rechtſchaffene Aeſop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Therſites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfratze, das Γελοιον ſeiner lehrreichen Mährchen, vermittelſt der Ungeſtaltheit auch in ſeine Perſon verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine ſchöne Seele, ſind wie Oel und Eſſig, die wenn man ſie ſchon in einander ſchlägt, für den Geſchmack doch immer getrennet bleiben. Sie gewähren kein Drittes; der Körper erweckt

---

*) Philoſ. Schriften des Hrn. Moſes Mendelsſohn Th. II. S. 23.

erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen; jedes das ſeine für ſich. Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich iſt, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vorurtheile gegen ſie wird: alsdenn flieſſen Verdruß und Wohlgefallen in einander; aber die neue daraus entſpringende Erſcheinung iſt nicht Lachen, ſondern Mitleid, und der Gegenſtand, den wir ohne dieſes nur hochgeachtet hätten, wird intereſſant. Der mißgebildete gebrechliche Pope mußte ſeinen Freunden weit intereſſanter ſeyn, als der ſchöne und geſunde Wicherley den ſeinigen. — So wenig aber Therſites durch die bloſſe Häßlichkeit lächerlich wird, eben ſo wenig würde er es ohne dieſelbe ſeyn. Die Häßlichkeit; die Uebereinſtimmung dieſer Häßlichkeit mit ſeinem Charakter; der Widerſpruch, den beyde mit der Idee machen, die er von ſeiner eigenen Wichtigkeit heget; die unſchädliche, ihn allein demüthigende Wirkung ſeines boshaften Geſchwätzes: alles muß zuſammen zu dieſem Zwecke wirken. Der leztere Umſtand iſt das Ου φϑαρϑικον, welches Ariſtoteles [b] unumgänglich zu dem Lächerlichen verlanget; ſo wie es auch mein Freund zu einer nothwendigen Bedingung macht, daß jener Contraſt von keiner Wichtigkeit ſeyn, und uns nicht ſehr intereſſiren müſſe. Denn man nehme auch nur an, daß dem Therſites ſelbſt ſeine hämiſche Verkleinerung des Agamemnons theurer zu ſtehen gekommen wäre, daß er ſie, anſtatt mit ein Paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müſſen: und wir würden aufhören uber ihn zu lachen. Denn dieſes Scheuſal von einem Menſchen iſt doch ein Menſch, deſſen Vernichtung uns ſtets ein gröſſeres Uebel ſcheinet, als alle ſeine Gebrechen und Laſter. Um die Erfahrung hiervon zu machen, leſe man ſein Ende bey dem Quintus Calaber.[c] Achilles betauert die Pentheſilea getödtet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, ſo tapfer vergoſſen, ſodert die Hochachtung und das Mitleid des Helden; und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der ſchmähſüchtige Therſites macht ihm dieſe Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wolluſt, die auch den wackerſten Mann zu Unſinnigkeiten verleite,

---

[b] De Poetica cap. V.

— — — ἥτ' ἄφρονα φῶτα τίθησι
Καὶ πινυτόν περ ἐόντα. — — — —

---

[c] Paralipom. lib. I. v. 720 - 775.

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu verſetzen, ſchlägt er ihn ſo unſanft zwiſchen Back und Ohr, daß ihm Zähne, und Blut und Seele mit eins aus dem Halſe ſtürzen. Zu grauſam! Der jachzornige mörderiſche Achilles wird mir verhaßter, als der tückiſche knurrende Therſites; das Freudengeſchrey, welches die Griechen über dieſe That erheben, beleidiget mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der ſchon das Schwerd zücket, ſeinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Therſites auch mein Anverwandter iſt, ein Menſch.

Geſetzt aber gar, die Verhetzungen des Therſites wären in Meuterey ausgebrochen, das aufrühreriſche Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hätte ſeine Heerführer verrätheriſch zurückgelaſſen, die Heerführer wären hier einem rachſüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgerichte über Flotte und Volk ein gänzliches Verderben verhangen: wie würde uns alsdenn die Häßlichkeit des Therſites erſcheinen? Wenn unſchädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, ſo iſt ſchädliche Häßlichkeit allezeit ſchrecklich. Ich weis dieſes nicht beſſer zu erläutern, als mit ein Paar vortreflichen Stellen des Shakeſpear. Edmund, der Baſtard des Grafen von Gloſter, im König Lear, iſt kein geringerer Böſewicht, als Richard, Herzog von Gloceſter, der ſich durch die abſcheulichſten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen, Richard der Dritte, beſtieg. Aber wie kömmt es, daß jener bey weitem nicht ſo viel Schaudern und Entſetzen erwecket, als dieſer? Wenn ich den Baſtard ſagen höre: [d]

Thou, Nature, art my Goddeſs, to thy Law
My ſervices are bound; wherefore ſhould I,
Stand in the Plage of Cuſtom, and permit
The curteſie of Nations to deprive me,
For that I am ſome twelve, or fourteen Moonſhines
Lag of a Brother? Why Baſtard? wherefore baſe?
When my dimenſions are as well compact,
My mind as gen'rous, and my shape as true,
As honeſt Madam's Iſſue? Why brand they thus
With baſe? with baſeneſs? baſtardy, baſe? baſe?
Who, in the luſty ſtealth of Nature, take
More compoſition and fierce quality,
Than doth, within a dull, ſtale, tired Bed,
Go to creating a whole tribe of Fops,
Got 'tween a-ſleap and wake?

---

[d] King Lear. Act. I. Sc. VI.

ſo höre ich einen Teufel, aber ich ſehe ihn in der Geſtalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Gloceſter ſagen: *

> But I, that am not ſhap'd for ſportive Tricks,
> Nor made to court a am'rous looking-glaſs,
> I, that am rudely ſtampt, and want Love's Majeſty,
> To ſtrut before a wanton, ambling Nymph;
> I, that am curtail'd of this fair proportion,
> Cheated of feature by diſſembling nature,
> Deform'd, unfiniſh'd, ſent before my time
> Into this breathing world, ſcarce half made up,
> And that ſo lamely and unfaſhionably,
> That dogs bark at me, as I halt by them:
> Why I (in this weak piping time of Peace)
> Have no delight to paſs away the time;
> Unleſs to ſpy my ſhadow in the ſun,
> And deſcant on mine own deformity.
> And therefore, ſince I cannot prove a Lover,
> To entertain theſe fair well-ſpoken days,
> I am determined, to prove a Villain!

ſo höre ich einen Teufel, und ſehe einen Teufel; in einer Geſtalt, die der Teufel allein haben ſollte.

---

*) The Life and Death of Richard III. Act. I. Sc. I.

XXIV.

XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen: welchen Gebrauch iſt dem Mahler davon zu machen vergönnet?

Die Mahlerey, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Mahlerey, als ſchöne Kunſt, will ſie nicht ausdrücken. Als jener, gehören ihr alle ſichtbare Gegenſtände zu: als dieſe, ſchließt ſie ſich nur auf diejenigen ſichtbaren Gegenſtände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen nicht auch die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter [*] hat dieſes bereits von dem Eckel bemerkt. „Die Vorſtellungen der Furcht, ſagt er, „der Traurigkeit, des Schreckens, des Mitleids u. ſ. w. können nur Unluſt erregen, in ſo weit wir das Uebel für wirklich halten. Dieſe können alſo durch die Erinnerung, daß es ein künſtlicher Betrug ſey, in angenehme Empfindungen aufgelöſet werden. Die widrige Empfindung des Eckels aber erfolgt, vermöge des Geſetzes der Einbildungskraft auf die bloſſe Vorſtellung in der Seele, der

---

[*] Briefe die neueſte Litteratur betreffend, Th. V. S. 102.

„Gegenſtand mag für wirklich gehalten werden, oder
„nicht. Was hilfts dem beleidigten Gemüthe alſo,
„wenn ſich die Kunſt der Nachahmung noch ſo ſehr
„verräth? Ihre Unluſt entſprang nicht aus der Vor-
„ausſetzung, daß das Uebel wirklich ſey, ſondern aus
„der bloſſen Vorſtellung deſſelben, und dieſe iſt wirk-
„lich da. Die Empfindungen des Eckels ſind alſo
„allezeit Natur, niemals Nachahmung."

Eben dieſes gilt von der Häßlichkeit der Formen. Dieſe Häßlichkeit beleidiget unſer Geſichte, widerſtehet unſerm Geſchmacke an Ordnung und Uebereinſtimmung, und erwecket Abſcheu, ohne Rückſicht auf die wirkliche Exiſtenz des Gegenſtandes, an welchem wir ſie wahrnehmen. Wir mögen den Therſites weder in der Natur noch im Bilde ſehen; und wenn ſchon ſein Bild weniger mißfällt, ſo geſchieht dieſes doch nicht deswegen, weil die Häßlichkeit ſeiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu ſeyn aufhöret, ſondern weil wir das Vermögen beſitzen, von dieſer Häßlichkeit zu abſtrahiren, und uns blos an der Kunſt des Mahlers zu vergnügen. Aber auch dieſes Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunſt angewendet worden, und dieſe Ueberlegung wird ſelten fehlen, die Geringſchätzung des Künſtlers nach ſich zu ziehen.

Ariſtoteles giebt eine andere Urſache an,[b] warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken, auch in der getreueſten Abbildung Vergnügen gewähren; die allgemeine Wißbegierde des Menſchen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, τι ἑκαστον, was ein jedes Ding iſt, oder wenn wir daraus ſchlieſſen können, ὁτι οὑτος ἐκεινος, daß es dieſes oder jenes iſt. Allein auch hieraus folget, zum Beſten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unſerer Wißbegierde entſpringt, iſt momentan, und dem Gegenſtande, über welchen ſie befriediget wird, nur zufällig: das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenſtande, der es erweckt, weſentlich. Wie kann alſo jenes dieſem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beſchäftigung, welche uns die Bemerkung der Aehnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit beſiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, deſto mehr ſtelle ich mich dieſer Wirkung blos, ſo daß das Vergnügen der Vergleichung gar

---

[b] De Poetica cap. IV.

bald verſchwindet, und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibet. Nach den Beyſpielen, welche Ariſtoteles giebt, zu urtheilen, ſcheinet es, als habe er auch ſelbſt die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenſtänden rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Dieſe Beyſpiele ſind, reiſſende Thiere und Leichname. Reiſſende Thiere erregen Schrecken, wenn ſie auch nicht häßlich ſind; und dieſes Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit, iſt es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöſet wird. So auch mit den Leichnamen; das ſchärfere Gefühl des Mitleids, die ſchreckliche Erinnerung an unſere eigene Vernichtung iſt es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenſtande macht; in der Nachahmung aber verlieret jenes Mitleid, durch die Ueberzeugung des Betrugs, das Schneidende, und von dieſer fatalen Erinnerung kann uns ein Zuſatz von ſchmeichelhaften Umſtänden entweder gänzlich abziehen, oder ſich ſo unzertrennlich mit ihr vereinen, daß wir mehr wünſchenswürdiges als ſchreckliches darinn zu bemerken glauben.

Da alſo die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche ſie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen iſt, welche ſich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und vor ſich ſelbſt kein Vorwurf der Mahlerey, als ſchöner Kunſt, ſeyn kann: ſo käme es noch darauf an, ob ſie ihr, nicht eben ſo wohl wie der Poeſie, als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verſtärken, nützlich ſeyn könne.

Darf die Mahlerey, zu Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen, ſich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, ſo grade zu, mit Nein hierauf zu antworten. Es iſt unleugbar, daß unſchädliche Häßlichkeit auch in der Mahlerey lächerlich werden kann; beſonders wenn eine Affectation nach Reitz und Anſehen damit verbunden wird. Es iſt eben ſo unſtreitig, daß ſchädliche Häßlichkeit, ſo wie in der Natur, alſo auch im Gemählde Schrecken erwecket; und daß jenes Lächerliche und dieſes Schreckliche, welches ſchon vor ſich vermiſchte Empfindungen ſind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügung erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß demohngeachtet ſich die Mahlerey hier nicht völlig mit der Poeſie in gleichem Falle befindet. In der Poeſie, wie ich angemerket, verlieret die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexiſtirenden Theile in ſucceſſive, ihre widrige Wirkung faſt gänzlich; ſie höret von dieſer Seite gleichſam auf, Häßlichkeit zu ſeyn, und kann ſich daher mit andern Erſcheinungen deſto inniger verbinden, um eine neue beſondere Wirkung hervorzubringen. In der Mahlerey hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beyſammen, und wirket nicht viel ſchwächer, als in der Natur ſelbſt. Unſchädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnet die Oberhand, und was in den erſten Augenblicken poſſirlich war, wird in der Folge blos abſcheulich. Nicht anders gehet es mit der ſchädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert ſich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieſes überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Epiſode des Therſites aus der Reihe ſeiner Homeriſchen Gemählde wegzulaſſen. Aber hat man darum auch Recht, ſie aus dem Homer ſelbſt wegzuwünſchen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter, von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke, dieſer Meinung iſt.[e] Ich verſpare es auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären.

---

[e] Klotzii Epiſtolæ Homericæ, p. 33. & ſeq.

XXV.

Auch der zweyte Unterſchied, welchen der angeführte Kunſtrichter, zwiſchen dem Eckel und andern unangenehmen Leidenſchaften der Seele findet, äuſſert ſich bey der Unluſt, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erwecket.

„Andere unangenehme Leidenſchaften, ſagt er, *) können auch auſſer der Nachahmung, in der Natur ſelbſt, dem Gemüthe öfters ſchmeicheln; indem ſie niemals reine Unluſt erregen, ſondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wolluſt vermiſchen. Unſere Furcht iſt ſelten von aller Hoffnung entblößt; der Schrecken belebt alle unſere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn iſt mit der Begierde ſich zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorſtellung der vorigen Glückſeligkeit verknüpft, und das Mitleiden iſt von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freyheit, ſich bald bey dem vergnüglichen, bald bey dem widrigen Theile einer Leidenſchaft zu verweilen, und ſich eine Vermiſchung von Luſt und Unluſt ſelbſt zu ſchaffen, die reitzender iſt, als das lauterſte Vergnü-

---

*) Eben daſelbſt S. 103.

„gnügen. Es braucht nur ſehr wenig Achtſamkeit auf ſich ſelber, um dieſes vielfältig beobachtet zu haben; und woher käme es denn ſonſt, daß dem Zornigen ſein Zorn, dem Traurigen ſeine Unmuth lieber iſt, als alle freudige Vorſtellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenket? Ganz anders aber verhält es ſich mit dem Eckel und den ihm verwandten Empfindungen. Die Seele erkennet in denſelben keine merkliche Vermiſchung von Luſt. Das Mißvergnügen gewinnet die Oberhand, und daher iſt kein Zuſtand, weder in der Natur noch in der Nachahmung zu erdenken, in welchem das Gemüth nicht von dieſen Vorſtellungen mit Widerwillen zurückweichen ſollte."

Vollkommen richtig; aber da der Kunſtrichter ſelbſt, noch andere mit dem Eckel verwandten Empfindungen erkennet, die gleichfalls nichts als Unluſt gewähren, welche kann ihm näher verwandt ſeyn, als die Empfindung des Häßlichen in den Formen? Auch dieſe iſt in der Natur ohne die geringſte Miſchung von Luſt; und da ſie deren eben ſo wenig durch die Nachahmung fähig wird, ſo iſt auch von ihr kein Zuſtand zu erdenken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorſtellung nicht mit Widerwillen zurückweichen ſollte.

Ja dieſer Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl ſorgfältig genug unterſucht habe, iſt gänzlich von der Natur des Eckels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form begleitet, iſt Eckel, nur in einem geringern Grade. Dieſes ſtreitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunſtrichters, nach welcher er nur die allerdunkelſten Sinne, den Geſchmack, den Geruch und das Gefühl, dem Eckel ausgeſetzet zu ſeyn glaubet. „Jene beyde, ſagt er, durch eine übermäßige Süßigkeit, und dieſes durch eine allzugroſſe Weichheit der Körper, die den berührenden Fibern nicht genugſam widerſtehen. Dieſe Gegenſtände werden ſodann auch dem Geſichte unerträglich, aber blos durch die Aſſociation der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, den ſie dem Geſchmacke, dem Geruche oder dem Gefühle verurſachen. Denn eigentlich zu reden, giebt es keine Gegenſtände des Eckels für das Geſicht." Doch mich dünkt, es laſſen ſich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermahl in dem Geſichte, eine Haſenſcharte, eine gepletſchte Naſe mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen, ſind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geſchmacke, noch dem Gefühle zuwider ſeyn können. Gleichwohl iſt es gewiß, daß wir etwas dabey empfinden, welches dem Eckel ſchon viel näher kömmt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden laſſen; je zärtlicher das Temperament iſt, deſtomehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabey fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß dieſe Bewegungen ſich ſehr bald wieder verlieren, und ſchwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann; wovon man allerdings die Urſache darinn zu ſuchen hat, daß es Gegenſtände des Geſichts ſind, welches in ihnen, und mit ihnen zugleich, eine Menge Realitäten wahrnimt, durch deren angenehme Vorſtellungen jene unangenehme ſo geſchwächt und verdunkelt wird, daß ſie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geſchmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem ſie von etwas Widerwärtigen gerühret werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in ſeiner ganzen Stärke, und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erſchütterung begleitet ſeyn.

Uebrigens verhält ſich auch zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen ſo, wie das Häßliche. Ja, da ſeine unangenehme Wirkung die heftigere iſt, ſo ſo kann es noch weniger als das Häßliche an und vor ſich ſelbſt ein Gegenſtand weder der Poeſie, noch der Mahlerey werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck ſehr gemildert wird, getrauete ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter, wenigſtens einige eckelhafte Züge, als ein Ingrediens zu den nehmlichen vermiſchten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit ſo gutem Erfolge verſtärket.

Das Eckelhafte kann das Lächerliche vermehren; oder Vorſtellungen der Würde, des Anſtandes, mit dem Eckelhaften in Contraſt geſetzet, werden lächerlich. Exempel hiervon laſſen ſich bey dem Ariſtophanes in Menge finden. Das Wieſel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in ſeinen aſtronomiſchen Beſchauungen unterbrach.[b]

ΜΑΘ. Πρωην δε γε γνωμην μεγαλην ἀφῃρεθη
Ὑπ' ἀσκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.
ΜΑΘ. Ζητουντος αὐτου της σεληνης τας ὁδους
Και τας περιφορας, εἰτ' ἀνω κεχηνοτος
Απο της ὀροφης νυκτωρ γαλεωτης κατεχεσεν.
ΣΤΡ. Ἡσθην γαλεωτῃ καταχεσαντι Σωκρατους.

---

[b] Nubes v. 170-74.

Man laſſe es nicht eckelhaft ſeyn, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche iſt verſchwunden. Die drolligſten Züge von dieſer Art hat die Hottentottiſche Erzehlung, Tquaſſouw und Knonmquaiha, in dem Kenner, einer Engliſchen Wochenſchrift voller Laune, die man dem Lord Cheſterfield zuſchreibet. Man weis, wie ſchmutzig die Hottentotten ſind; und wie vieles ſie für ſchön und zierlich und heilig halten, was uns Eckel und Abſcheu erwecket. Ein gequetſchter Knorpel von Naſe, ſchlappe bis auf den Nabel herabhangende Brüſte, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Rus an der Sonne durchbeitzet, die Haarlocken von Schmeer trieffend, Füſſe und Arme mit friſchem Gedärme umwunden: diß denke man ſich an dem Gegenſtande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; diß höre man in der edeln Sprache des Ernſtes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte ſich des Lachens! c

Mit

---

c) The Connoiſſeur, Vol. I. No. 21. Von der Schönheit der Knonmquaiha heißt es: He was ſtruck with the gloſſy hue of her complexion, which ſhone like the jetty down on the black hogs of Heſſaqua; he was raviſhed with the preſt griſtle of her noſe; and his eys dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breaſts, which deſcended to her navel. Und was trug die Kunſt bey, ſo viel Reitze in ihr vortheilhafteſtes

Mit dem Schrecklichen ſcheinet ſich das Eckelhafte noch inniger vermiſchen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, iſt nichts als ein eckelhaftes Schreckliche. Dem Longin [d] mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beym Heſiodus, [e] das Τῆς ἐκ μὲν ῥινῶν μύξαι ῥέον; doch mich dünkt, nicht ſowohl weil es ein eckler Zug iſt, als weil es ein bloß eckler Zug

Licht zu ſehen? She made a varniſh of the fat of goats mixed with ſoot, with which ſhe anointed her whole body, as ſhe ſtood beneath the rays of the ſun: her locks were clotted with melted greaſe, and powdered with the yellow duſt of Buchu: her face, which ſhone like the poliſhed ebony, was beautifully varied with ſpots of red earth, and appeared like the ſable curtain of the night beſpangled with ſtars: ſhe ſprinkled her limbs with wood-aſhes, and perfumed them with the dung of Stinkbingſem. Her arms and legs were entwined with the ſhining entrails of an heifer: from her neck there hung a pouch compoſed of the ſtomach of a kid: the wings of an oſtrich overſhadowed the fleſhy promontoryes behind; and before ſhe wore an apron formed of the ſhaggy ears of a lion. Ich füge noch die Ceremonie der Zuſammengebung des verliebten Paares hinzu: The Surri or Chief Prieſt approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites to the melodious grumbling of the Gom-Gom; and at the ſame time (according to the manner of Caffraria) bedewed them plentifully with the urinary benediction. The bride and bridegroom rubbed in the precious ſtream with extaſy; while the briny drops trickled from their bodies; like the oozy ſurge from the rocks of Chirigriqua.

d) Περὶ Ὕψους, τμῆμα θ. p. 15. edit. T. Fabri.

e) Scut. Hercul. v. 266.

Zug iſt, der zum Schrecklichen nichts beyträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel, (μακροὶ δ' ὄνυχες χείρεσσιν ὑπῆσαν) ſcheinet er nicht tadeln zu wollen. Gleichwohl ſind lange Nägel nicht viel weniger eckel, als eine flieſſende Naſe. Aber die langen Nägel ſind zugleich ſchrecklich; denn ſie ſind es, welche die Wangen zerfleiſchen, daß das Blut davon auf die Erde rinnet:

— — — — ἐκ δὲ παρειῶν
Αἷμ' ἀπελείβετ' ἔραζε — — —

Hingegen eine flieſſende Naſe, iſt weiter nichts als eine flieſſende Naſe; und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man leſe bey dem Sophokles die Beſchreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da iſt nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu ſehen; auſſer eine zertretene Streu von dürren Blättern, ein unförmlicher hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des kranken verlaſſenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieſes traurige fürchterliche Gemählde? Mit einem Zuſatze von Eckel. „Ha! fährt Neoptolem auf einmal zuſammen, „hier trocknen zerriſſene Lappen, voll Blut und Eiter!" f

---

f) Philoct. v. 31-34.

ΝΕ. Ὁρω κενην οἰκησιν ἀνθρωπων διχα.
ΟΔ. Οὐδ' ἐνδον οἰκοποιος ἐστι τις τροφη;
ΝΕ. Στειπτη γε φυλλας ὡς ἐναυλιζοντι τῳ.
ΟΔ. Τα δ' ἀλλ' ἐρημα, κᾀδεν ἐσθ' ὑποστεγον;
ΝΕ. Αὐτοξυλον γ' ἐκπωμα, φαυλουργου τινος
Τεχνηματ' ἀνδρος, και πυρει' ὁμου ταδε.
ΟΔ. Κεινου το θησαυρισμα σημαινεις τοδε.
ΝΕ. Ἰου, ἰου· και ταυτα γ' ἀλλα θαλπεται
Ῥακη, βαρειας του νοσηλειας πλεα.

So wird auch beym Homer der geſchleifte Hektor, durch das von Blut und Staub entſtellte Geſicht, und zuſammenverklebte Haar,

Squallentem barbam & concretos ſanguine crines,

(wie es Virgil ausdrückt [g]) ein eckler Gegenſtand, aber eben dadurch um ſo viel ſchrecklicher, um ſo viel rührender. Wer kann die Strafe des Marſyas, beym Ovid, ſich ohne Empfindung des Eckels denken? [h]

Clamanti cutis eſt ſummos derepta per artus:
Nec quidquam, niſi vulnus erat: cruor undique manat:

---

[g] Aeneid. lib. II. v. 277.
[h] Metamorph. VI. v. 397.

Detectique patent nervi: trepidæque ſine ulla
Pelle micant venæ: ſalientia viſcera poſſis,
Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Eckelhafte hier an ſeiner Stelle iſt? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche iſt ſelbſt in der Natur, wenn unſer Mitleid dabey intereſſiret wird, nicht ganz unangenehm; wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht häuffen. Doch dieſes muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schrecklichem giebt, zu dem der Weg dem Dichter faſt einzig und allein durch das Eckelhafte offen ſtehet. Es iſt das Schreckliche des Hungers. Selbſt im gemeinen Leben drucken wir die äuſſerſte Hungersnoth nicht anders als durch die Erzehlungen aller der unnahrhaften, ungeſunden und beſonders eckeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriediget werden müſſen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers ſelbſt in uns erregen kann, ſo nimt ſie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichſten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieſes ſucht ſie zu erregen, um uns aus der Unluſt deſſelben ſchlieſſen zu laſſen, wie ſtark jene Unluſt ſeyn müſſe, bey der wir die gegenwärtige gern aus der

Acht ſchlagen würden. Ovid ſagt von der Oreade, welche Ceres an den Hunger abſchickte: [i]

Hanc (famem) procul ut vidit — —
— refert mandata deæ; paulumque morata,
Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,
Viſa tamen ſenſiſſe famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger ſelbſt wäre, hat dieſe anſteckende Kraft nicht; Erbarmen, und Gräul, und Eckel, kann er empfinden laſſen, aber keinen Hunger. Dieſen Gräul hat Ovid in dem Gemählde der Fames nicht geſparet, und in dem Hunger des Ereſichthons ſind, ſowohl bey ihm, als bey dem Kallimachus [k], die eckelhaften Züge die ſtärkſten. Nachdem Ereſichthon alles aufgezehret, und auch der Opferkuh nicht verſchonet hatte, die ſeine Mutter der Veſta auffütterte, läßt ihn Kallimachus über Pferde und Katzen herfallen, und auf den Straſſen die Brocken und ſchmutzigen Ueberbleibſel von fremden Tiſchen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, ταν Εστιᾳ ἐτρεφε ματηρ,
Και τον ἀεθλοφορον και τον πολεμηιον ἱππον,

---

[i] Ibid. lib. VIII. v. 809.

[k] Hym. in Cererem v. 111. 116.

Και ταν αἰλουρον, ταν ἐτρεμε θηρια μικκα —
Και τοθ' ὁ τω βασιληος ἐνι τριοδοισι καθηστο
Αιτιζων ἀκολως τε και ἐκβολα λυματα δαιτος —

Und Ovid läßt ihn zuletzt die Zähne in ſeine eigene Glieder ſetzen, um ſeinen Leib mit ſeinem Leibe zu nähren.

Vis tamen illa mali poſtquam conſumſerat omnem
Materiam — — — — —
Ipſe ſuos artus lacero divellere morſu
Cœpit; & infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen ſo ſtinkend, ſo unflätig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speiſen bewirken ſollte, deſto ſchrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beym Apollonius: [t]

Τυτθον δ' ἠν ἀρα δηποτ' ἐδητυος ἀμμι λιπωσι,
Πνει τοδε μυδαλεον τε και ὀ τλητον μενος ὀδμης.
Ου κε τις οὐδε μινυνθα βροτων ἀνσχοιτο πελασσας,
Οὐδ' εἰ οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κεαρ εἰη.
Αλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπισχει ἀναγκη
Μιμνειν, και μιμνοντα κακῃ ἐν γαστερι θεσθαι.

Ich möchte gern aus dieſem Geſichtspunkte die eckele Einführung der Harpyen beym Virgil entſchuldigen;

---

[t] Argonaut. lib. II. v. 228-33.

aber es iſt kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den ſie verurſachen, ſondern nur ein inſtehender, den ſie prophezeyen; und noch dazu löſet ſich die ganze Prophezeyung endlich in ein Wortſpiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geſchichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die eckelhafteſte, gräßlichſte Stellung, in die er ihn mit ſeinem ehemaligen Verfolger in der Hölle ſetzet; ſondern auch die Verhungerung ſelbſt iſt nicht ohne Züge des Eckels, der uns beſonders da ſehr merklich überfällt, wo ſich die Söhne dem Vater zur Speiſe anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauſpiele von Beaumont und Fletcher anführen, die ſtatt aller andern Beyſpiele hätte ſeyn können, wenn ich ſie nicht für ein wenig zu übertrieben erkennen müßte. **)

Ich

**) The Sea-Voyage Act. III. Sc. I. Ein franzöſiſcher Seeräuber wird mit ſeinem Schiffe an eine wüſte Inſel verſchlagen. Habſucht und Neid entzweyen ſeine Leute, und ſchaffen ein Paar Elenden, welche auf dieſer Inſel geraume Zeit der äuſſerſten Noth ausgeſetzt geweſen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu ſtechen. Alles Vorrathes von Lebensmitteln ſonach auf einmal beraubet, ſehen jene Nichtswürdige gar bald den ſchmählichſten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern ſeinen Hunger und ſeine Verzweiflung folgendergeſtalt aus:

Ich komme auf die ekelhaften Gegenſtände in der Mahlerey. Wenn es auch ſchon ganz unſtreitig wäre, daß es eigentlich gar keine ekelhafte Gegenſtände für das Geſicht gäbe, von welchen es ſich von

Lamure. Oh, what a Tempeſt have I in my Stomach!
How my empty Guts cry out! My wounds ake,
Would they would bleed again, that I might get
Something to quench my thirſt.
Franville. O Lamure, the Happineſs my dogs had
When I kept houſe at home! they had a ſtorehouſe,
A ſtorehouſe of moſt bleſſed bones and cruſts,
Happy cruſts. Oh, how ſharp Hunger pinches me! —
Lamure. How now, what news?
Morillar. Haſt any Meat yet?
Franville. Not a bit that I can ſee;
Here be goodly quarries, but they be cruel hard
To gnaw: I ha' got ſome mud, we'll eat it with ſpoons,
Very good thick mud; but it ſtincks damnably,
There's old rotten trunks of trees too,
But not a leaf nor bloſſom in all the island.
Lamure. How it looks!
Morillar. It ſtincks too.
Lamure. It may be poiſon.
Franville. Let it be any thing;
So I can get it down. Why Man,
Poiſon's a princely dish.
Morillar. Haſt thou no bisket?
No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,
Give me but three ſmall crumbs.
Franville. Not for three Kingdoms,
If I were Maſter of 'em. Oh, Lamure,
But one poor joint of Mutton, we ha' ſcorn'd, Man.

ſich ſelbſt verſtände, daß die Mahlerey, als ſchöne Kunſt, ihrer entſagen würde: ſo müßte ſie dennoch die eckelhaften Gegenſtände überhaupt vermeiden, weil die Verbindung der Begriffe ſie auch dem Geſichte

---

Lamure. Thou ſpeak'ſt of Paradiſe;
Or but the ſnuffs of thoſe Healths,
We have lewdly at midnight flung away.
Morillar. Ah! but to lick the glaſſes.

Doch alles dieſes iſt noch nichts gegen den folgenden Auftritt, wo der Schiffschirurgus dazu kommt.

Franville. Here comes the Surgeon. What
Haſt thou diſcover'd? Smile, ſmile and comfort us.
Surgeon. I am expiring.
Smile they that can. I can find nothing, Gentlemen,
Here 's nothing can be meat, without a miracle.
Oh that I had my boxes and my lints now,
My ſtupes, my tents, and thoſe ſweet helps of Nature,
What dainty diſhes could I make of 'em.
Morillar. Haſt ne'er an old ſuppoſitory?
Surgeon. Oh would I had, Sir.
Lamure. Or but the paper where ſuch a cordial
Potion, or pills hath been entomb'd.
Franville. Or the beſt bladder where a cooling-gliſter.
Morillar. Haſt thou no ſearcloths left?
Nor any old pulteſſes?
Franville. We care not to what it hath been miniſtred.
Surgeon. Sure I have none of theſe dainties, Gentlemen.
Franville. Where's the great wen
Thou cut'ſt from Hugh the ſailer's ſhoulder?
That would ſerve now for a moſt princely Banquet.
Surgeon. Ay if we had it, Gentlemen.
I flung it over-bord, Slave that I was.
Lamure. A moſt improvident Villain.

ſichte eckel macht. Pardenone läßt, in einem Gemählde von dem Begräbniſſe Chriſti, einen von den Anweſenden die Naſe ſich zuhalten. Richardſon mißbilliget dieſes deswegen, *) weil Chriſtus noch nicht ſo lange todt geweſen, daß ſein Leichnam in Fäulung übergehen können. Bey der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, ſey es dem Mahler erlaubt, von den Umſtehenden einige ſo zu zeigen, weil es die Geſchichte ausdrücklich ſage, daß ſein Körper ſchon gerochen habe. Mich dünkt dieſe Vorſtellung auch hier unerträglich; denn nicht blos der wirkliche Geſtank, auch ſchon die Idee des Geſtankes erwecket Eckel. Wir fliehen ſtinkende Orte, wenn wir ſchon den Schnupfen haben. Doch die Mahlerey will das Eckelhafte, nicht des Eckelhaften wegen; ſie will es, ſo wie die Poeſie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verſtärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Häßlichen in dieſem Falle angemerkt habe, gilt von dem Eckelhaften um ſo viel mehr. Es verlieret in einer ſichtbaren Nachahmung von ſeiner Wirkung ungleich weniger, als in einer hörbaren; es kann ſich alſo auch dort mit den Beſtandtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger

---

*) Richardſon de la Peinture T. I. p. 74.

niger innig vermiſchen, als hier; ſobald die Ueberraſchung vorbey, ſobald der erſte gierige Blick geſättiget, trennet es ſich wiederum gänzlich, und liegt in ſeiner eigenen cruden Geſtalt da.

XXVI.

Des Herrn Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums, iſt erſchienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieſes Werk geleſen zu haben. Blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunſt vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz, zu ſeiner Beſchämung, in den Werken der Kunſt widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Mahlerey und Poeſie mit einander verknüpfen, und ſie werden ſie nicht enger zugezogen haben, als es beyden zuträglich iſt. Was ihre Künſtler gethan, wird mich lehren, was die Künſtler überhaupt thun ſollen; und wo ſo ein Mann die Fackel der Geſchichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.

Man pfleget in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernſtlich zu leſen anfängt. Meine

Neugierde war, vor allen Dingen des Verfaſſers Meinung von dem Laokoon zu wiſſen; nicht zwar von der Kunſt des Werkes, über welche er ſich ſchon anderwärts erkläret hat, als nur von dem Alter deſſelben. Wem tritt er darüber bey? Denen, welchen Virgil die Gruppe vor Augen gehabt zu haben ſcheinet? Oder denen, welche die Künſtler dem Dichter nacharbeiten laſſen?

Es iſt ſehr nach meinem Geſchmacke, daß er von einer gegenſeitigen Nachahmung gänzlich ſchweiget. Wo iſt die abſolute Nothwendigkeit derſelben? Es iſt gar nicht unmöglich, daß die Aehnlichkeiten, die ich oben zwiſchen dem poetiſchen Gemählde und dem Kunſtwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige und nicht verſetzliche Aehnlichkeiten ſind; und daß das eine ſo wenig das Vorbild des andern geweſen, daß ſie auch nicht einmal beyde einerley Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte indeß auch ihn ein Schein dieſer Nachahmung geblendet, ſo würde er ſich für die erſtern haben erklären müſſen. Denn er nimt an, daß der Laokoon aus den Zeiten ſey, da ſich die Kunſt unter den Griechen auf dem höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Groſſen.

„Das gütige Schickſal, ſagt er,[a] welches „auch über die Künſte bey ihrer Vertilgung noch gewachet, hat aller Welt zum Wunder ein Werk aus „dieſer Zeit der Kunſt erhalten, zum Beweiſe von „der Wahrheit der Geſchichte von der Herrlichkeit ſo „vieler vernichteten Meiſterſtücke. Laokoon, nebſt „ſeinen beyden Söhnen, vom Ageſander, Apollodorus[b] und Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, „iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit aus dieſer Zeit, ob „man gleich dieſelbe nicht beſtimmen, und wie einige „gethan haben, die Olympias, in welcher dieſe Künſtler geblühet haben, angeben kann."

In einer Anmerkung ſetzet er hinzu: „Plinius „meldet kein Wort von der Zeit, in welcher Ageſander und die Gehülfen an ſeinem Werke, gelebet „haben; Maffei aber, in der Erklärung alter Statuen, hat wiſſen wollen, daß dieſe Künſtler in der „acht und achtzigſten Olympias geblühet haben, und „auf deſſen Wort haben andere, als Richardſon,

---

[a] Geſchichte der Kunſt S. 347.

[b] Nicht Apollodorus, ſondern Polydorus. Plinius iſt der einzige, der dieſe Künſtler nennet, und ich wüßte nicht, daß die Handſchriften in dieſem Namen von einander abgingen. Harduin würde es gewiß ſonſt angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben leſen alle, Polydorus. Herr Winkelmann muß ſich in dieſer Kleinigkeit blos verſchrieben haben.

„nachgeſchrieben. Jener hat, wie ich glaube, einen „Athenodorus unter des Polycletus Schülern, für „einen von unſern Künſtlern genommen, und da „Polycletus in der ſieben und achtzigſten Olympias „geblühet, ſo hat man ſeinen vermeinten Schüler „eine Olympias ſpäter geſetzet: andere Gründe kann „Maffei nicht haben.“

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabey bewenden, dieſen vermeinten Grund des Maffei blos anzuführen? Widerlegt er ſich von ſich ſelbſt? Nicht ſo ganz. Denn wenn er auch ſchon von keinen andern Gründen unterſtützt iſt, ſo macht er doch ſchon für ſich ſelbſt eine kleine Wahrſcheinlichkeit, wo man nicht ſonſt zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklets Schüler, und Athenodorus der Gehülfe des Ageſander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieſelbe Perſon können geweſen ſeyn. Zum Glücke läßt ſich dieſes zeigen, und zwar aus ihrem verſchiedenen Vaterlande. Der erſte Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Pauſanias, [c] aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugniſſe des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr

---

c) Ἀθηνόδωρος δὲ καὶ Δαμίας — οὗτοι δὲ Ἀρκάδες εἰσὶν ἐκ Κλείτορος. Phoc. cap. 9. p. 819. Edit. Kuh.

Herr Winkelmann kann keine Abſicht dabey gehabt haben, daß er das Vorgeben des Maffei, durch Beyfügung dieſes Umſtandes, nicht unwiderſprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müſſen ihm die Gründe, die er aus der Kunſt des Werks, nach ſeiner unſtreitigen Kenntniß, ziehet, von ſolcher Wichtigkeit geſchienen haben, daß er ſich unbekümmert gelaſſen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrſcheinlichkeit behalte oder nicht. Er erkennet, ohne Zweifel, in dem Laokoon zu viele von den argutiis, [d] die dem Lyſippus ſo eigen waren, mit welchen dieſer Meiſter die Kunſt zuerſt bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor deſſelben Zeit halten ſollte.

Allein, wenn es erwieſen iſt, daß der Laokoon nicht älter ſeyn kann, als Lyſippus, iſt dadurch auch zugleich erwieſen, daß er ungefehr aus ſeiner Zeit ſeyn müſſe? daß er unmöglich ein weit ſpäteres Werk ſeyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunſt in Griechenland, bis zum Anfange der römiſchen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum ſinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers ſeyn können, welchen die verſchwenderiſche Pracht der erſten Kayſer unter den Künſtlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Ageſander und ſeine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arceſilaus, eines Paſiteles, eines Poſidonius, eines Diogenes ſeyn? Wurden nicht die Werke auch dieſer Meiſter zum Theil dem Beſten, was die Kunſt jemals hervorgebracht hatte, gleich geſchätzet? Und wenn noch ungezweifelte Stücke von ſelbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und lieſſe ſich aus nichts ſchlieſſen, als aus ihrer Kunſt, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er ſie nicht eben ſowohl in jene Zeiten ſetzen zu müſſen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoons würdig zu ſeyn achtet?

---

[d] Plinius lib. XXXIV. ſect. 19. p. 653. Edit. Hard.

Es iſt wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künſtler des Laokoons gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zuſammenhange der ganzen Stelle ſchlieſſen ſollte, ob er ſie mehr unter die alten oder unter die neuern Artiſten gerechnet wiſſen wollen: ſo bekenne ich, daß ich für das letztere eine gröſſere Wahrſcheinlichkeit darinn zu bemerken glaube. Man urtheile.

Nachdem Plinius von den älteſten und gröſten Meiſtern in der Bildhauerkunſt, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher geſprochen, und hierauf die übrigen, beſonders ſolche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologiſche Ordnung nahmhaft gemacht: ſo fährt er folgender Geſtalt fort: [*] Nec multo plurium fama eſt, quorundam claritati in operibus eximiis obſtante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari poſſunt, ſicut in Laocoonte, qui eſt in Titi Imperatoris domo, opus omnibus & picturæ & ſtatuariæ artis præponendum. Ex uno lapide eum & liberos draconumque mirabiles nexus de conſilii ſententia fecere ſummi artifices, Ageſander & Polydorus & Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Cæſarum replevere probatiſſimis ſignis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, & ſingularis Aphrodiſius Trallianus. Agrippæ Pantheum decoravit Diogenes Athenienſis, & Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: ſicut in faſtigio poſita ſigna, ſed propter altitudinem loci minus celebrata.

---

*) Libr. XXXVI. ſect. 4. p. 730.

Von allen den Künſtlern, welche in dieſer Stelle genennet werden, iſt Diogenes von Athen derjenige, deſſen Zeitalter am unwiderſprechlichſten beſtimmt iſt. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgezieret; er hat alſo unter dem Auguſtus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydektes und Hermolaus, des zweyten Pythodorus und Artemons, ſo wie des Aphrodiſius Trallianus, eben ſo unwiderſprechlich beſtimmt finden. Er ſagt von ihnen: Palatinas domus Cæſarum replevere probatiſſimis ſignis. Ich frage: kann dieſes wohl nur ſo viel heiſſen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Palläſte der Kayſer angefüllet geweſen? In dem Verſtande nehmlich, daß die Kayſer ſie überall zuſammen ſuchen, und nach Rom in ihre Wohnungen verſetzen laſſen? Gewiß nicht. Sondern ſie müſſen ihre Werke ausdrücklich für dieſe Palläſte der Kayſer gearbeitet, ſie müſſen zu den Zeiten dieſer Kayſer gelebt haben. Daß es ſpäte Künſtler geweſen, die nur in Italien gearbeitet, läßt ſich auch ſchon daher ſchlieſſen, weil man ihrer ſonſt nirgends gedacht findet. Hätten ſie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, ſo würde Pauſanias ein oder das andere Werk von ihnen geſehen, und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kömmt zwar bey ihm vor, [f] allein Harduin hat ſehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pauſanias nennet die Bildſäule der Juno, die er von der Arbeit des erſtern zu Koronea in Boeotien ſahe, ἄγαλμα ἀρχαῖον, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meiſter giebet, die in den allererſten und rauheſten Zeiten der Kunſt, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken ſolcher Art werden die Kayſer gewiß nicht ihre Palläſte ausgezieret haben. Noch weniger iſt auf die andere Vermuthung des Harduins zu achten, daß Artemon vielleicht der Mahler gleiches Namens ſey, deſſen Plinius an einer andern Stelle gedenket. Name und Name geben nur eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt iſt, der natürlichen Auslegung einer unverfälſchten Stelle Gewalt anzuthun.

Iſt es aber ſonach auſſer allem Zweifel, daß Craterus und Pythodorus, daß Polydektes und Hermolaus, mit den übrigen, unter den Kayſern gelebet, deren Palläſte ſie mit ihren trefflichen Werken angefüllet: ſo dünkt mich, kann man auch denjenigen Künſt-

---

f) Boeotic. cap. XXXIV. p. 778. Edit. Kuhn.

Künſtlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergehet. Und dieſes ſind die Meiſter des Laokoon. Man überlege es nur: wären Ageſander, Polydorus und Athenodorus ſo alte Meiſter, als wofür ſie Herr Winkelmann hält; wie unſchicklich würde ein Schriftſteller, dem die Präciſion des Ausdruckes keine Kleinigkeit iſt, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneueſten Meiſter ſpringen müßte, dieſen Sprung mit einem Gleichergeſtalt thun?

Doch man wird einwenden, daß ſich dieſes Similiter nicht auf die Verwandtſchaft in Anſehung des Zeitalters, ſondern auf einen andern Umſtand beziehe, welchen dieſe, in Betrachtung der Zeit ſo unähnliche Meiſter, miteinander gemein gehabt hätten. Plinius rede nehmlich von ſolchen Künſtlern, die in Gemeinſchaft gearbeitet, und wegen dieſer Gemeinſchaft unbekannter geblieben wären, als ſie verdienten. Denn da keiner ſich die Ehre des gemeinſchaftlichen Werks allein anmaſſen können, alle aber, die daran Theil gehabt, jederzeit zu nennen, zu weitläuftig geweſen wäre: (quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari poſſunt) ſo wären ihre ſamtliche Namen darüber vernachläßiget worden. Dieſes ſey den Meiſtern des Laokoons, dieſes ſey ſo manchen andern Meiſtern wiederfahren, welche die Kayſer für ihre Palläſte beſchäftiget hätten.

Ich gebe dieſes zu. Aber auch ſo noch iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß Plinius nur von neuern Künſtlern ſprechen wollen, die in Gemeinſchaft gearbeitet. Denn hätte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meiſter des Laokoons erwähnet? Warum nicht auch anderer? Eines Onatas und Kalliteles; eines Timokles und Timarchides, oder der Söhne dieſes Timarchides, von welchen ein gemeinſchaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war. [g] Herr Winkelmann ſagt ſelbſt, daß man von dergleichen älteren Werken, die mehr als einen Vater gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne. [h] Und Plinius ſollte ſich nur auf die einzigen Ageſander, Polydorus und Athenodorus beſonnen haben, wenn er ſich nicht ausdrücklich nur auf die neueſten Zeiten hätte einſchrenken wollen?

Wird übrigens eine Vermuthung um ſo viel wahrſcheinlicher, je mehrere und gröſſere Unbegreiflichkeiten ſich daraus erklären laſſen, ſo iſt es die, daß die Meiſter des Laokoons unter den erſten Kayſern geblühet haben, gewiß in einem ſehr hohem Grade. Denn hätten ſie in Griechenland zu den Zeiten, in welche ſie Herr Winkelmann ſetzet, gearbeitet; hätte der Laokoon ſelbſt in Griechenland ehedem geſtanden: ſo müßte das tiefe Stillſchweigen, welches die Griechen von einem ſolchen Werke (opere omnibus & picturæ & ſtatuariæ artis præponendo) beobachtet hätten, äuſſerſt befremden. Es müßte äuſſerſt befremden, wenn ſo groſſe Meiſter weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn Pauſanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland, eben ſo wenig wie von dem Laokoon, zu ſehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das gröſte Meiſterſtück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem Auguſtus wäre verfertiget worden, ſo dürfte es doch gar nicht ſonderbar ſcheinen, daß erſt Plinius ſeiner gedacht, ſeiner zuerſt und zuletzt gedacht. Denn man erinnere ſich nur, was er von einer Venus des Scopas ſagt, [i] die zu Rom in einem Tempel des Mars ſtand,: quemcunque alium locum nobilitatura. Romæ quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt: quoniam otioſo-

---

[g] Plinius lib. XXXVI. ſect. 4. p. 730.

[h] Geſchichte der Kunſt Th. II. S. 338.

---

i) Plinius l. c. p. 727.

otioſorum & in magno loci ſilentio apta admiratio talis eſt.

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon ſo gern eine Nachahmung des Virgiliſchen Laokoons ſehen wollen, werden, was ich bisher geſagt, mit Vergnügen ergreiffen. Noch fiele mir eine Muthmaſſung bey, die ſie gleichfalls nicht ſehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten ſie denken, war es Aſinius Pollio, der den Laokoon des Virgils durch griechiſche Künſtler ausführen ließ. Pollio war ein beſonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und ſcheinet ſogar ein eigenes Werk über die Aeneis geſchrieben zu haben. Denn wo ſonſt, als in einem eigenen Werke über dieſes Gedicht, können ſo leicht die einzeln Anmerkungen geſtanden haben, die Servius aus ihm anführt? [a] Zugleich war Pollio ein Liebhaber und Kenner der Kunſt, beſaß eine reiche Sammlung der trefflichſten alten Kunſtwerke, ließ von Künſtlern ſeiner Zeit neue fertigen, und dem Geſchmacke, den er in ſeiner Wahl zeigte, war ein ſo kühnes Stück als

---

[a] Ad ver. 7. lib. II. Aeneid. und beſonders ad ver. 183. lib. XI. Man dürfte alſo wohl nicht Unrecht thun, wenn man das Verzeichniß der verlornen Schriften dieſes Mannes mit einem ſolchen Werke vermehrte.

Laokoon, vollkommen angemeſſen: [t] ut fuit acris vehementiæ ſic quoque ſpectari monumenta ſua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio, zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Pallaſte des Titus ſtand, noch ganz unzertrennet an einem beſondern Orte beyſammen geweſen zu ſeyn ſcheinet: ſo möchte dieſe Muthmaſſung von ihrer Wahrſcheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus ſelbſt gethan haben, was wir dem Pollio zuſchreiben wollen?

[t]) Plinius lib. XXXVI. Sect. 4. p. 729.

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meiſter des Laokoons unter den erſten Kayſern gearbeitet haben, wenigſtens ſo alt gewiß nicht ſeyn können, als ſie Herr Winkelmann ausgiebt, durch eine kleine Nachricht beſtärket, die er ſelbſt zuerſt bekannt macht. Sie iſt dieſe: *

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr „Cardinal Alexander Albani, im Jahr 1717, in einem „groſſen

*) Geſchichte der Kunſt Th. II. S. 347.

„groſſen Gewölbe, welches im Meere verſunken lag, eine Baſe entdecket, welche von ſchwarz gräulichem Marmor iſt, den man itzo Bigio nennet, in welche die Figur eingefüget war; auf derſelben befindet ſich folgende Jnſchrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

„Athanodorus des Ageſanders Sohn, aus Rhodus, hat es gemacht. Wir lernen aus dieſer Jnſchrift, daß Vater und Sohn am Laokoon gearbeitet haben, und vermuthlich war auch Apollodorus (Polydorus) des Ageſanders Sohn: denn dieſer Athanodorus kann kein anderer ſeyn, als der, welchen Plinius nennet. Es beweiſet ferner dieſe Jnſchrift, daß ſich mehr Werke der Kunſt, als nur allein drey, wie Plinius will, gefunden haben auf welche die Künſtler das Wort, Gemacht, in vollendeter und beſtimmter Zeit geſetzet, nemlich ἐποίησε, fecit: er berichtet, daß die übrigen Künſtler aus Beſcheidenheit ſich in unbeſtimmter Zeit ausgedrücket, ἐποίει, faciebat."

Darum wird Herr Winkelmann wenig Widerſpruch finden, daß der Athenodorus in dieſer Jnſchrift kein anderer, als der Athenodorus ſeyn könne, deſſen Plinius unter den Meiſtern des Laokoons gedenket.

denket. Athenadorus und Athanodorus iſt auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten ſich des Doriſchen Dialekts. Allein über das, was er ſonſt daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erſte, daß Athenodorus ein Sohn des Ageſanders geweſen ſey, mag hingehen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, nur nicht unwiderſprechlich. Denn es iſt bekannt, daß es alte Künſtler gegeben, die, anſtatt ſich nach ihrem Vater zu nennen, ſich lieber nach ihrem Lehrmeiſter nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriscus ſaget, leidet nicht wohl eine andere Auslegung. *

Aber wie? Dieſe Inſchrift ſoll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß ſich nicht mehr als drey Kunſtwerke gefunden, zu welchen ſich ihre Meiſter in der vollendeten Zeit, (anſtatt des ἐποιει, durch ἐποιησε) bekannt hätten? Dieſe Inſchrift? Warum ſollen wir erſt aus dieſer Inſchrift lernen, was wir längſt aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht ſchon auf der Statue des Germanicus Κλεομενης — ἐποιησε gefunden? Auf der ſogenannten Vergötterung des Homers, Αρχελαος ἐποιησε?

---

*) Lib. XXXVI. ſect. 4. p. 730.

ἐποιησε? Auf der bekannten Vaſe zu Gaeta, Σαλπιων ἐποιησε? [e] u. ſ. w.

Herr Winkelmann kann ſagen: „Wer weis dieſes beſſer als ich? Aber, wird er hinzuſetzen, deſto „ſchlimmer für den Plinius. Seinem Vorgeben iſt „alſo um ſo öfterer widerſprochen; es iſt um ſo gewiſſer widerlegt.“

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr ſagen lieſſe, als er wirklich ſagen wollen? Wenn alſo die angeführten Beyſpiele, nicht das Vorgeben des Plinius, ſondern blos das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieſes Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und ſo iſt es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in ſeiner Zueignungsſchrift an den Titus, von ſeinem Werke mit der Beſcheidenheit eines Mannes ſprechen, der es ſelbſt am beſten weis, wie viel demſelben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer ſolchen Beſcheidenheit bey den Griechen, über deren prahlende, vielverſprechende Büchertitel, (inſcriptiones, propter quas vadimonium deſeri poſſit) er ſich ein wenig aufgehalten, und ſagt: [d] Et ne in totum videar Græcos inſectari, ex illis nos velim intelligi pingendi ſingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, abſoluta opera, & illa quoque quæ mirando non ſatiamur, pendenti titulo inſcripſiſſe: ut APELLES FACIEBAT, aut POLYCLETUS: tanquam inchoata ſemper arte & imperfecta: ut contra judiciorum varietates ſupereſſet artifici regreſſus ad veniam, velut emendaturo quidquid deſideraretur, ſi non eſſet interceptus. Quare plenum verecundiæ illud eſt, quod omnia opera tanquam noviſſima inſcripſere, & tanquam ſingulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, abſoluta traduntur inſcripta, ILLE FECIT, quæ ſuis locis reddam: quo apparuit, ſummam artis ſecuritatem auctori placuiſſe, & ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte auf die Worte des Plinius, pingendi ſingendique conditoribus, aufmerkſam zu ſeyn. Plinius ſagt nicht, daß die Gewohnheit in der unvollendeten Zeit ſich zu ſeinem Werke zu bekennen, allgemein geweſen; daß ſie von allen Künſtlern, zu allen Zeiten beobachtet worden: er ſagt ausdrücklich, daß nur die erſten alten Meiſter, jene Schöpfer der bildenden Künſte, pingendi fingendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet, und ihre Zeitverwandte, dieſe kluge Beſcheidenheit gehabt hätten; und da er dieſe nur allein nennet, ſo giebt er ſtillſchweigend, aber deutlich genug, zu verſtehen, daß ihre Nachfolger, beſonders in den ſpätern Zeiten, mehr Zuverſicht auf ſich ſelber geäuſſert.

---

[e] Man ſehe das Verzeichniß der Aufſchriften alter Kunſtwerke beym Mar. Gudius, (ad Phædri fab. 5. lib. I.) und ziehe zugleich die Berichtigung deſſelben vom Gronov (Præf. ad Tom. IX. Theſauri Antiqu. Græc.) zu Rathe.

---

[d] Lib. I. p. 5. Edit. Hard.

Dieſes aber angenommen, wie man es annehmen muß, ſo kann die entdeckte Aufſchrift von dem einen der drey Künſtler des Laokoons, ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann demohngeachtet wahr ſeyn, daß, wie Plinius ſagt, nur etwa drey Werke vorhanden geweſen, in deren Aufſchriften ſich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedienet; nemlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklets, des Nicias, des Lyſippus. Aber das kann ſodann ſeine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und ſeine Gehülfen, Zeitverwandte des Apelles und Lyſippus geweſen ſind, zu welchen ſie Herr Winkelmann machen will. Man muß vielmehr ſo ſchlieſſen; Wenn es wahr iſt, daß unter den Werken der ältern Künſtler, eines Apelles, eines Polyklets und der übrigen aus dieſer Claſſe, nur etwa drey geweſen ſind, in deren Aufſchriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr iſt, daß Plinius dieſe drey Werke ſelbſt namhaft gemacht hat: *)

ſo

---

*) Er verſpricht wenigſtens ausdrücklich, es zu thun: quæ ſuis locis reddam. Wenn er es aber nicht gänzlich vergeſſen, ſo hat er es doch ſehr im Vorbeygehen und gar nicht auf eine Art gethan, als man nach einem ſolchen Verſprechen erwartet. Wenn er z. E. ſchreibet: (Lib. XXXV. ſect. 39.) Lyſippus quoque Aeginæ picturæ ſuæ inſcripſit, ἐνέκαεν: quod profecto non feciſſet, niſi encauſtica inventa: ſo iſt es offenbar, daß er dieſes ἐνέκαεν zum Beweiſe einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufſchrift in dem Aoriſto abgefaßt geweſen: ſo hätte es ſich wohl der Mühe verlohnet, ein Wort davon mit einfließen zu laſſen. Die andern zwey Werke dieſer Art, findet Harduin in folgender Stelle: Idem (Divus Auguſtus) in Curia quoque, quam in comitio conſecrabat, duas tabulas impreſſit parieti: Nemeam ſedentem ſupra leonem, palmigeram ipſam, adſtante cum baculo ſene, cujus ſupra caput tabula bigæ dependet. Nicias ſcripſit ſe inuſſiſſe: tali enim uſus eſt verbo. Alterius tabulæ admiratio eſt, puberem filium ſeni patri ſimilem eſſe; ſalva ætatis differentia, ſupervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc ſuum opus eſſe teſtatus eſt. (Lib. XXXV. ſect. 10.) Hier werden zwey verſchiedene Gemählde beſchrieben, welche Auguſtus in dem neuerbauten Rathhauſe aufſtellen laſſen. Das zweyte iſt vom Philochares, das erſte vom Nicias. Was von jenem geſagt wird, iſt klar und deutlich. Aber bey dieſem finden ſich Schwierigkeiten. Es ſtellte die Nemea vor, auf einem Löwen ſitzend, einen Palmenzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe; cujus ſupra caput tabula bigæ dependet. Was heißt das? Ueber deſſen Haupte eine Tafel hing, worauf ein zweyſpänniger Wagen gemahlt war? Das iſt noch der einzige

ſo kann Athenodorus, von dem keines dieſer drey Werke iſt, und der ſich dem ohngeachtet auf ſeinen

Werken

Sinn, den man dieſen Worten geben kann. Alſo war auf das Hauptgemählde noch ein anderes kleineres Gemählde gehangen? Und beyde waren von dem Nicias? So muß es Harduin genommen haben. Denn wo wären hier ſonſt zwey Gemählde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeſchrieben wird? Inſcripſit Nicias igitur geminæ huic tabulæ ſuum nomen in hunc modum: Ο ΝΙΚΙΑΣ ΕΝΕΚΑΥΣΕΝ: atque adeo e tribus operibus, quæ abſolute fuiſſe inſcripta, ILLE FECIT, indicavit Præfatio ad Titum, duo hæc ſunt Niciæ. Jch möchte den Harduin fragen: wenn Nicias nicht den Aoriſtum, ſondern wirklich das Imperfectum gebraucht hätte, Plinius aber hätte blos bemerken wollen, daß der Meiſter, anſtatt des γραφειν, εγκαιειν gebraucht hätte; würde er in ſeiner Sprache auch nicht noch alsdenn haben ſagen müſſen, Nicias ſcripſit ſe inuſiſſe? Doch ich will hierauf nicht beſtehen; es mag wirklich des Plinius Wille geweſen ſeyn, eines von den Werken, wovon die Rede iſt, dadurch anzudeuten. Wer aber wird ſich das doppelte Gemählde einreden laſſen, deren eines über dem andern gehangen? Jch mir nimmermehr. Die Worte cujus ſupra caput tabula bigæ dependet, können alſo nicht anders als verfälſcht ſeyn. Tabula bigæ, ein Gemählde, worauf ein zweyſpänniger Wagen gemahlet, klingt nicht ſehr Plinianiſch, wenn auch Plinius ſchon ſonſt den Singularem von bigæ braucht. Und was für ein zweyſpänniger Wagen? Etwan, dergleichen zu den Wettrennen in den Nemeäiſchen Spielen gebraucht wurden; ſo daß dieſes kleinere Gemählde in Anſehung deſſen, was es vorſtellte, zu dem Hauptgemählde gehört hätte? Das kann nicht ſeyn; denn in den Nemeäiſchen Spielen waren nicht zweyſpännige, ſondern vierſpännige Wagen gewöhnlich. (Schmidius in Prol. ad Nemeonicas, p. 2.) Einsmals kam

Werken der vollendeten Zeit bekennet, zu jenen alten Künſtlern nicht gehören; er kann kein Zeitverwandter des Apelles, des Lyſippus ſeyn, ſondern er muß in ſpätere Zeiten geſetzt werden.

[illegible] Kurz; ich auf die Gedanken, daß Plinius anſtatt des bigæ vielleicht ein griechiſches Wort geſchrieben, welches die Abſchreiber nicht verſtanden, ich meine πτυχιον. Wir wiſſen nehmlich aus einer Stelle des Antigonus Caryſtius, beym Zenobius, (conf. Gronovius T. IX. Antiquit. Græc. Præf. p. 7.) daß die alten Künſtler nicht immer ihre Name auf ihre Werke ſelbſt, ſondern auch wohl auf beſondere Täfelchen geſetzet, welche dem Gemählde, oder der Statue angehangen wurden. Und ein ſolches Täfelchen hieß πτυχιον. Dieſes Griechiſche Wort fand ſich vielleicht in einer Handſchrift durch die Gloſſe, tabula, tabella erkläret; und das tabula kam endlich mit in den Text. Aus πτυχιον ward bigæ; und ſo entſtand das tabula bigæ. Nichts kann zu dem Folgenden beſſer paſſen, als dieſes πτυχιον; denn das Folgende eben iſt es, was darauf ſtand. Die ganze Stelle wäre alſo zu leſen: cujus ſupra caput πτυχιον dependet, quo Nicias ſcripſit ſe inuſſiſſe. Doch dieſe Correctur, ich bekenne es, iſt ein wenig kühn. Muß man denn auch alles verbeſſern können, was man verfälſcht zu ſeyn beweiſen kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleiſtet zu haben, und überlaſſe das erſtere einer geſchicktern Hand. Doch nunmehr wiederum zur Sache zurück zu kommen; wenn Plinius alſo nur von einem Gemählde des Nicias redet, deſſen Aufſchrift im Aoriſto abgefaßt geweſen, und das zweyte Gemählde dieſer Art das obige des Lyſippus iſt: welches iſt denn nun das dritte? Das weis ich nicht. Wenn ich es bey einem andern alten Schriftſteller finden dürfte, als bey dem Plinius; ſo würde ich nicht ſehr verlegen ſeyn. Aber es ſoll bey dem Plinius gefunden werden; und noch einmal: bey dieſem weis ich es nicht zu finden.

Kurz; ich glaube, es lieſſe ſich als ein ſehr zuverläßiges Kriterium angeben, daß alle Künſtler, die das ἐποίησε gebraucht, lange nach den Zeiten Alexanders des Groſſen, kurz vor oder unter den Kayſern, geblühet haben. Von dem Kleomenes iſt es unſtreitig; von dem Archelaus iſt es höchſt wahrſcheinlich; und von dem Salpion kann wenigſtens das Gegentheil auf keine Weiſe erwieſen werden. Und ſo von den übrigen; den Athenodorus nicht ausgeſchloſſen.

Herr Winkelmann ſelbſt mag hierüber Richter ſeyn! Doch proteſtire ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz. Wenn alle Künſtler, welche ἐποίησε gebraucht, unter die ſpäten gehören: ſo gehören darum nicht alle, die ſich des ἐποίει bedienet, unter die ältern. Auch unter den ſpätern Künſtlern können einige dieſe einem groſſen Manne ſo wohl anſtehende Beſcheidenheit wirklich beſeſſen, und andere ſie zu beſitzen ſich geſtellet haben.

XXVIII.

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem ſogenannten Borgheſiſchen Fechter ſagen möchte. Ich glaube eine Entdeckung über dieſe Statue gemacht zu haben, auf die ich mir alles einbilde, was man ſich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich beſorgte ſchon, Herr Winkelmann würde mir damit zuvor gekommen ſeyn. Aber ich finde nichts dergleichen bey ihm; und wenn nunmehr mich etwas mißtrauiſch in ihre Richtigkeit machen könnte, ſo würde es eben das ſeyn, daß meine Beſorgniß nicht eingetroffen.

„Einige, ſagt Herr Winkelmann,*) machen „aus dieſer Statue einen Diſcobolus, das iſt, der „mit dem Diſco, oder mit einer Scheibe von Metall, „wirft, und dieſes war die Meinung des berühmten „Herrn von Stoſch in einem Schreiben an mich, „aber ohne genugſame Betrachtung des Standes, „worinn dergleichen Figur will geſetzt ſeyn. Denn „derjenige, welcher etwas werfen will, muß ſich „mit dem Leibe hinterwärts zurückziehen, und indem „der Wurf geſchehen ſoll, liegt die Kraft auf dem

---

*) Geſch. der Kunſt Th. II. S. 394.

„nächſten Schenkel, und das linke Bein iſt müßig: „hier aber iſt das Gegentheil. Die ganze Figur iſt „vorwärts geworffen, und ruhet auf dem linken „Schenkel, und das rechte Bein iſt hinterwärts auf „das äuſſerſte ausgeſtrecket. Der rechte Arm iſt neu, „und man hat ihm in die Hand ein Stück von einer „Lanze gegeben; auf dem linken Arme ſieht man den „Riem von dem Schilde, welchen er gehalten hat. „Betrachtet man, daß der Kopf und die Augen auf„werts gerichtet ſind, und daß die Figur ſich mit „dem Schilde vor etwas, das von oben her kommt, „zu verwahren ſcheint, ſo könnte man dieſe Statue „mit mehrerem Rechte für eine Vorſtellung eines „Soldaten halten, welcher ſich in einem gefährlichen „Stande beſonders verdient gemacht hat: den Fech„tern in Schauſpielen iſt die Ehre einer Statue un„ter den Griechen vermuthlich niemals wiederfahren: „und dieſes Werk ſcheinet älter als die Einführung „der Fechter unter den Griechen zu ſeyn.“

Man kann nicht richtiger urtheilen. Dieſe Statue iſt eben ſo wenig ein Fechter, als ein Diſcobolus; es iſt wirklich die Vorſtellung eines Kriegers, der ſich in einer ſolchen Stellung bey einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieſes ſo glücklich errieth: wie konnte er hier ſtehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beyfallen, der vollkommen in dieſer nehmlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem ſein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nehmlichen Stellung ſetzen ließ?

Mit einem Worte: Die Statue iſt Chabrias.

Der Beweis iſt folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieſes Feldherrn. *) Hic quoque in ſummis habitus eſt ducibus: resque multas memoriæ dignas geſſit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in proelio, quod apud Thebas fecit, quum Boeotiis ſubſidio veniſſet. Namque in eo victoriæ fidente ſummo duce Ageſilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu ſcuto, projectaque haſta impetum excipere hoſtium docuit. Id novum Ageſilaus contuens, progredi non eſt auſus, ſuosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Græcia fama celebratum eſt, ut illo ſtatu Chabrias ſibi ſtatuam fieri voluerit, quæ publice ei ab Athenienſibus in foro conſtituta eſt. Ex quo factum eſt, ut poſtea athletæ, ceterique artifices his ſtatibus in ſtatuis ponendis uterentur, in quibus victoriam eſſent adepti.

Ich

---

*) Cap. I.

Ich weis es, man wird noch einen Augenblick anſtehen, mir Beyfall zu geben; aber ich hoffe, auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias ſcheinet nicht vollkommen die nehmliche zu ſeyn, in welcher wir die Borgheſiſche Statue erblicken. Die vorgeworffene Lanze, projecta haſta, iſt beyden gemein, aber das obnixo genu ſcuto erklären die Ausleger durch obnixo in ſcutum, obfirmato genu ad ſcutum: Chabrias wieß ſeinen Soldaten, wie ſie ſich mit dem Kniee gegen das Schild ſtemmen, und hinter demſelben den Feind abwarten ſollten; die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger ſich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu ſcuto nicht zuſammen gehörten, und man obnixo genu beſonders, und ſcuto beſonders, oder mit dem darauf folgenden projectaque haſta zuſammen leſen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit iſt nunmehr ſo vollkommen als möglich. Die Statue iſt ein Soldat, qui obnixo genu, *) ſcuto projectaque haſta impetum hoſtis excipit; ſie zeigt was Chabrias that, und iſt die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweiſet das dem pro-

---

*) So ſagt Statius obnixa pectora (Thebaid. lib. VI. v. 863.)
— — — — rumpunt obnixa furentes
Pectora.

projecta angehängte quę, welches, wenn obnixo genu ſcuto zuſammen gehörten, überflüßig ſeyn würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglaſſen.

Mit dem hohen Alter, welches dieſer Statue ſonach zukäme, ſtimmet die Form der Buchſtaben in der darauf befindlichen Aufſchrift des Meiſters vollkommen überein; und Herr Winkelmann ſelbſt hat aus derſelben geſchloſſen, daß es die älteſte von den gegenwärtigen Statuen in Rom ſey, auf welchen ſich der Meiſter angegeben hat. Seinem ſcharfſichtigen Blicke überlaſſe ich es, ob er ſonſt in Anſehung der Kunſt etwas daran bemerket, welches mit meiner Meinung ſtreiten könnte. Sollte er ſie ſeines Beyfalles würdigen, ſo dürfte ich mich ſchmeicheln, ein beſſeres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich ſich die klaſſiſchen Schriftſteller durch die alten Kunſtwerke, und dieſe hinwiederum aus jenen aufklären laſſen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden iſt.

---

welches der alte Gloſſator des Barths durch ſumma vi contra nitentia erklärt. So ſagt Ovid (Halievt. v. 11.) obnixa fronte, wenn er von der Meerbramſe (Scaro) ſpricht, die ſich nicht mit dem Kopfe, ſondern mit dem Schwanze durch die Reuſen zu arbeiten ſucht:

> Non audet radiis obnixa occurrere fronte.

XXIX.

XXIX.

Bey der unermeßlichen Beleſenheit, bey den ausgebreiteſten feinſten Kenntniſſen der Kunſt, mit welchen ſich Herr Winkelmann an ſein Werk machte, hat er mit der edeln Zuverſicht der alten Artiſten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptſache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichſam vorſetzlichen Nachläſſigkeit behandelten, oder gänzlich der erſten der beſten fremden Hand überlieſſen.

Es iſt kein geringes Lob, nur ſolche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie ſtoſſen bey der erſten flüchtigen Lectüre, auf, und wenn man ſie anmerken darf, ſo muß es nur in der Abſicht geſchehen, um gewiſſe Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß ſie nicht angemerkt zu werden verdienen.

Schon in ſeinen Schriften über die Nachahmung der Griechiſchen Kunſtwerke, iſt Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius iſt ein ſehr verfänglicher Autor; ſein ganzes Werk iſt ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, ſo wendet er nicht ſelten Stellen aus ihnen auf die Mahlerey an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Mahlerey handeln. Wenn z. E. Herr Winkelmann lehren will, „daß ſich durch die bloſſe Nachahmung der Natur das Höchſte in der Kunſt, eben ſo wenig wie in der Poeſie erreichen laſſe, daß ſowohl Dichter als Mahler lieber das Unmögliche, welches wahrſcheinlich iſt, als das bloß möglich wählen müſſe: ſo ſetzt er hinzu; „die Möglichkeit und Wahrheit, welche Longin von einem „Mahler im Gegenſatze des Unglaublichen bey dem „Dichter fodert, kann hiermit ſehr wohl beſtehen." Allein dieſer Zuſatz wäre beſſer weggeblieben; denn er zeiget die zwey größten Kunſtrichter in einem Widerſpruche, der ganz ohne Grund iſt. Es iſt falſch, daß Longin ſo etwas jemals geſagt hat. Er ſagt etwas ähnliches von der Beredſamkeit und Dichtkunſt, aber keinesweges von der Dichtkunſt und Mahlerey. Ως δ' ἑτερον τι, ἡ ῥητορικη Φαντασια βυλεται, και ἑτερον ἡ παρα ποιηταις, ὐκ ἀν λαθει σε,[a] ſchreibt er an ſeinen Terentian; ὐδ' ὁτι της μεν ἐν ποιησει τελος ἐςιν ἐκπληξις, της δ' ἐν λογοις ἐναργεια. Und wiederum: Ου μην ἀλλα τα μεν παρα τοις ποιηταις μυθικωτεραν ἐχει την ὑπερεκπτωσιν, και παντη το πιςον ὑπεραιρουσαν· της δε ῥητορικης Φαντασιας, καλλιςον ἀει το ἐμπρακτον και ἐναληθες. Nur Junius ſchiebt, anſtatt der Beredſamkeit, die Mahlerey hier unter; und bey ihm war es, nicht bey dem Longin, wo Herr Winkelmann geleſen hatte:[b] Præſertim cum Poeticæ phantaſiæ finis ſit ἐκπληξις, Pictoriæ vero, ἐναργεια. Και τα μεν παρα τοις ποιηταις, ut loquitur idem Longinus, u. ſ. w. Sehr wohl; Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

---

[a] Περι Ὑψους, τμημα ιδ'. Edit. T. Fabri p. 36. 39.

Mit folgender Anmerkung muß es ihm eben ſo gegangen ſeyn: „Alle Handlungen, ſagt er,[c] und „Stellungen der griechiſchen Figuren, die mit dem „Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, ſondern gar „zu feurig und zu wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künſtler Parenthyrſus nannten.“ Die alten Künſtler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweiſen ſeyn. Denn Parenthyrſus war ein rhetoriſches Kunſtwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longins zu verſtehen zu geben ſcheinet, auch nur dem einzigen Theodor eigen.[d] Τȣτῳ παρακειται τριτον τι κακιας ειδος ἐν τοις παθητικοις, ὁπερ ὁ Θεοδωρος παρενθυρσον ἐκαλει· ἐςι δε παθος ἀκαιρον και καὶ κενὸν; ἔνθα μὴ δεῖ πάθους· ἢ ἄμετρον, ἔνθα μετρίου δεῖ. Ja ich zweifle ſogar, ob ſich überhaupt dieſes Wort in die Mahlerey übertragen läßt. Denn in der Beredſamkeit und Poeſie giebt es ein Pathos, das ſo hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrſus zu werden; und nur das höchſte Pathos an der unrechten Stelle, iſt Parenthyrſus. In der Mahlerey aber würde das höchſte Pathos allezeit Parenthyrſus ſeyn, wenn es auch durch die Umſtände der Perſon, die es äuſſert, noch ſowohl entſchuldigt werden könnte.

---

[b] De Pictura Vet. lib. I. cap. 4. p. 33.

[c] Von der Nachahmung der griech. Werke ꝛc. S. 23.

[d] Τμημα β.

Dem Anſehen nach werden alſo auch verſchiedene Unrichtigkeiten in der Geſchichte der Kunſt, bloß daher entſtanden ſeyn, weil Herr Winkelmann in der Geſchwindigkeit nur den Junius und nicht die Quellen ſelbſt zu Rathe ziehen wollen. Z. E. Wenn er durch Beyſpiele zeigen will, daß bey den Griechen alles Vorzügliche in allerley Kunſt und Arbeit beſonders geſchätzet worden, und der beſte Arbeiter in der geringſten Sache zur Verewigung ſeines Namens gelangen können: ſo führet er unter andern auch dieſes an: [*] „Wir wiſſen den Namen eines Arbeiters „von ſehr richtigen Wagen, oder Wageſchaalen;

---

[*] Geſchichte der Kunſt Th. I. S. 136.

„er hieß Parthenius.“ Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenals, auf die er ſich desfalls beruft, Lances Parthenio factas, nur in dem Catalogo des Junius geleſen haben. Denn hätte er den Juvenal ſelbſt nachgeſehen, ſo würde er ſich nicht von der Zweydeutigkeit des Wortes lanx haben verführen laſſen, ſondern ſogleich aus dem Zuſammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Wagen oder Wageſchaalen, ſondern Teller und Schüſſeln meine. Juvenal rühmt nehmlich den Catullus, daß er es bey einem gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, welcher ſich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen; daß er ſeine koſtbarſten Sachen ins Meer werffen laſſen, um nicht mit ſamt dem Schiffe unter zu gehen. Dieſe koſtbaren Sachen beſchreibt er, und ſagt unter andern:

Ille nec argentum dubitabat mittere, lances
Parthenio factas, urnæ cratera capacem
Et dignum ſitiente Pholo, vel conjuge Fuſci.
Adde & baſcaudas & mille eſcaria, multum
Cælati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkeſſeln ſtehen, was können es anders ſeyn, als Teller und Schüſſeln? Und was will Juvenal anders ſagen, als daß Catull ſein ganzes ſilbernes Eßgeſchirr, unter welchen ſich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werffen laſſen. Parthenius, ſagt der alte Scholiaſt, cælatoris nomen. Wenn aber Grangäus, in ſeinen Anmerkungen, zu dieſem Namen hinzuſetzt: ſculptor, de quo Plinius, ſo muß er dieſes wohl nur auf gutes Glück hingeſchrieben haben; denn Plinius gedenkt keines Künſtlers dieſes Namens.

„Ja, fährt Herr Winkelmann fort, es hat ſich „der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den Schild des Ajax von Leder „machte.“ Aber auch dieſes kann er nicht daher genommen haben, wohin er ſeine Leſer verweiſet; aus dem Leben des Homers, vom Herodotus. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der Iliade angeführet, in welcher der Dichter dieſem Lederarbeiter den Namen Tychius beylegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich geſagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von des Homers Bekanntſchaft ſo geheiſſen, dem er durch Einſchaltung ſeines Namens ſeine Freundſchaft und Erkenntlichkeit bezeigen wollen:[f] Απεδωκε δε χαριν και Τυχιῳ τῳ σκυτει, ὁς εδεξατο ἀυτον ἐν το Νεῳ τειχει, προσελθοντα προς το σκυτειον, ἐν τοις ἐπεσι καταζευξας ἐν τῃ Ἰλιαδι τοις δε.

---

[f] Herodotus de Vita Homeri, p. 756. Edit. Weſſel.

Αιας δ᾽ ἐγγυθεν ἠλθε, φερων σακος ἠυτε πυργον,
Χαλκεον, ἑπταβοειον· ὁ ὁι Τυχιος καμε τευχων
Σκυτοτομων ὀχ᾽ ἀριστος, Ὑλῃ ἐνι οικια ναιων.

Es iſt alſo grade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann verſichern will; der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war ſchon zu des Homers Zeiten ſo vergeſſen, daß der Dichter die Freyheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuſchieben.

Verſchiedene andere kleine Fehler, ſind bloſſe Fehler des Gedächtniſſes, oder betreſſen Dinge, die er nur als beyläuffige Erläuterungen anbringet. Z. E.

Es war Herkules, und nicht Bacchus, von welchem ſich Parrhaſius rühmte, daß er ihm in der Geſtalt erſchienen ſey, in welcher er ihn gemahlt. [g]

Tauriscus war nicht aus Rhodus, ſondern aus Tralles in Lydien. [h]

---

[g] Geſch. der Kunſt Th. I. S. 176. Plinius lib. XXXV. ſect. 36. Athenæus lib. XII. p. 543.

[h] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 353. Plinius lib. XXXVI. ſect. 4. p. 729. l. 17.

Die Antigone iſt nicht die erſte Tragödie des Sophokles.[i]

Doch

---

[i] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 328. „Er führete die Antigone, ſein erſtes Trauerſpiel, im dritten Jahre der ſieben und ſiebenzigſten Olympias auf." Die Zeit iſt ungefehr richtig, aber daß dieſes erſte Trauerſpiel die Antigone geweſen ſey, das iſt ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winkelmann in der Note anführt, hat dieſes auch gar nicht geſagt; ſondern die Antigone ausdrücklich in das dritte Jahr der vier und achtzigſten Olympias geſetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieſer Expedition kann zuverläſſig beſtimmt werden. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erſte Trauerſpiel dieſes Dichters, wahrſcheinlicher Weiſe, Triptolemus geweſen. Plinius redet nehmlich (Libr. VIII. ſect. 12. p. 107. Edit. Hard.) von der verſchiedenen Güte des Getreides in verſchiednen Ländern, und ſchließt: Hæ fuere ſententiæ, Alexandro magno regnante, cum clariſſima fuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentiſſima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Triptolemo frumentum italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum tranſlata ſententia:

Et fortunatam Italiam frumento canère candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele des Sophokles die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben, welche Plutarch und der Scholiaſt und die Arundelſchen Denkmähler einſtimmig in die ſieben und ſiebzigſten Olympias ſetzen, mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzet, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundert und vierzehnten

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelſucht
könnte

Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahr betragen ſechs und dreyſſig Olympiaden und ein Jahr, und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt ſieben und ſiebzig. In die ſieben und ſiebzigſten Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles, und da in eben dieſe Olympias, und zwar, wie ich beweiſe, in das letzte Jahr derſelben, auch das eilfte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beyde Trauerſpiele eines ſind. Ich zeige zugleich eben daſelbſt, daß Petit die ganze Helfte des Kapitels ſeiner Miſcellaneorum (XVIII. lib. III. eben daſſelbe, welches Herr Winkelmann anführt) ſich hätte erſparen können. Es iſt unnöthig in der Stelle des Plutarchs, die er daſelbſt verbeſſern will, den Archon Aphepſion, in Demotion, oder ἀνεψιος zu verwandeln. Er hätte aus dem dritten Jahr der 77ten Olympias nur in das vierte derſelben gehen dürfen, und er würde gefunden haben, daß der Archon dieſes Jahres von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öftrer, Aphepſion, als Phädon genennet wird. Phädon nennet ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und der Ungenannte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Aphepſion hingegen nennen ihn die Arundelſchen Marmor, Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Plutarchus aber nennet ihn auf beyde Weiſe; im Leben des Theſeus Phädon, und in dem Leben des Cimons, Aphepſion. Es iſt alſo wahrſcheinlich, wie Palmerius vermuthet, *Aphepſionem & Phædonem Archontas fuiſſe eponymos; ſcilicet uno in magiſtratu mortuo, ſuffectus fuit alter.* (Exercit. p. 452.) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Winkelmann auch ſchon in ſeiner erſten Schrift von der Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke (S. 8.) eine Unrichtigkeit einflieſſen laſſen. „Die ſchönſten jungen Leute, tanzten könnte es zwar nicht ſcheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmann kennet, dürfte es für Krokylegmus halten.

„unbekleidet auf dem Theater und Sophokles, der groſſe Sophokles, war der erſte, der in ſeiner Jugend dieſes Schauſpiel ſeinen Bürgern gab.“ Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanzt; ſondern um die Tropäen nach dem Salaminiſchen Siege, und auch nur nach einigen nackend, nach andern aber bekleidet (Athen. lib. I. p. m. 20.) Sophokles war nehmlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sicherheit gebracht hatte; und hier auf dieſer Inſul war es, wo es damals der tragiſchen Muſe, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation zu verſammeln beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſiegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges, auf eben der glücklichen Inſel gebohren.

Ende des erſten Theiles.

Luſtſpiele

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Erſter Theil.

Der junge Gelehrte.
Die Juden.
Der Miſogyn.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin,
bey Chriſtian Friederich Voß.
1767.

Der
junge Gelehrte.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Verfertiget im Jahre 1747.

Perſonen.

Chryſander, ein alter Kaufmann.

Damis, der junge Gelehrte, Chryſanders Sohn.

Valer.

Juliane.

Anton. Bedienter des Damis.

Liſette.

Der Schauplatz iſt die Studierſtube des Damis.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Damis. (am Tiſche unter Büchern)
Anton.

Damis. Die Poſt alſo iſt noch nicht da?

Anton. Nein.

Damis. Noch nicht? Haſt du auch nach der rechten gefragt? Die Poſt von Berlin —

Anton. Nun ja doch; die Poſt von Berlin; ſie iſt noch nicht da! Wenn ſie aber nicht bald kömmt, ſo habe ich mir die Beine abgelaufen. Thun Sie doch, als ob ſie Ihnen, wer weiß was, mitbringen würde! Und ich wette, wenns hoch kömmt, ſo iſt es eine neue Scharteke, oder eine Zeitung, oder ſonſt ein Wiſch. — —

Damis. Nein, mein guter Anton; dasmal möchte es etwas mehr ſeyn. Ah! wann du es wüßteſt — —

Anton. Will ichs denn wiſſen? Es würde mir weiter doch nichts helfen, als daß ich einmal wieder über Sie lachen könnte. Das iſt mir gewiß etwas ſeltnes? — — Haben Sie mich ſonſt noch wohin zu ſchicken? Ich habe ohnedem auf dem Rathskeller eine kleine Verrichtung; vielleicht iſts ein Gang? Nu?

Damis. (erzürnt) Nein, Schurke!

Anton. Da haben wirs! Er hat alles geleſen, nur kein Komplimentirbuch. — — Aber beſinnen Sie Sich. Etwa in den Buchladen?

Damis. Nein, Schurke.

Anton. Ich muß das Schurke ſo oft hören, daß ich endlich ſelbſt glauben werde, es ſey mein Taufname. — — Aber zum Buchbinder?

Damis. Schweig, oder — —

Anton. Oder zum Buchdrucker? Zu dieſen dreyen, Gott ſey Dank! weiß ich mich, wie das Färbepferd um die Rolle.

Damis. Sieht denn der Schlingel nicht, daß ich leſe? Will er mich noch länger ſtören?

Anton. (bey Seite) St! er iſt im Ernſte böſe geworden. Lenk ein, Anton. — — Aber, ſagen Sie mir nur, was leſen Sie denn da für ein Buch? Potz Stern, was das für Zeug iſt! Das verſtehen Sie? Solche Krakelfüſſe, ſolche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Menſch leſen? Wann das nicht wenigſtens Fauſts Höllenzwang iſt — — Ach, man weiß es ja wohl, wies den Leuten geht, die alles lernen wollen. Endlich verführt ſie der böſe Geiſt, daß ſie auch hexen lernen. — —

Damis. (nimmt ſein muntres Weſen wieder an) Du guter Anton! das iſt ein Buch in hebräiſcher Sprache. — **Des Ben Maimon Jad chaſacka.**

Anton. Ja doch; wers nur glauben wollte! Was Hebräiſch iſt, weiß ich endlich auch. Iſt es nicht mit der Grundſprache, mit der Textſprache, mit der heiligen Sprache einerley? Die warf unſer Pfarr, als ich noch in die Schule gieng, mehr als einmal von der Kanzel. Aber ſo ein Buch, wahrhaftig! hatte er nicht; ich habe alle ſeine Bücher beguckt; ich mußte ſie ihm einmal von einem Boden auf den andern räumen helfen.

Damis. Ha! ha! ha! das kann wohl ſeyn. Es iſt Wunders genug, wenn ein Geiſtlicher auf dem Lande nur den Namen davon weiß. Zwar, im Vertrauen, mein lieber Anton, die Geiſtlichen überhaupt ſind ſchlechte Helden in der Gelehrſamkeit.

Anton. Nu, nu, bey allen trift das wohl nicht ein. Der Magiſter in meinem Dorfe wenigſtens gehört unter die Ausnahme. Verſichert! der Schulmeiſter ſelber hat mir es, mehr als einmal geſagt, daß er ein ſehr gelehrter Mann wäre. Und dem Schulmeiſter muß ich das glauben; denn wie mir der Herr Pfarr oft geſagt hat, ſo iſt er keiner von den ſchlechten Schulmeiſtern; er verſteht ein Wort Latein, und kann davon urtheilen.

Damis. Das iſt luſtig! Der Schulmeiſter alſo lobt den Pfarr, und der Pfarr nicht unerkenntlich zu ſeyn, lobt den Schulmeiſter. Wenn mein Vater zugegen wäre, ſo würde er gewiß ſagen: Manus manum lavat. Haſt du ihm die alberne Gewohnheit nicht angemerkt, daß er bey aller Gelegenheit ein lateiniſches Sprüchelchen mit einflickt? Der alte Idiote denkt, weil er ſo einen gelehrten Sohn hat, müſſe er doch auch zeigen, daß er einmal durch die Schule gelaufen ſey.

Anton. Hab ichs doch gedacht, daß es etwas albernes ſeyn müſſe: denn manchmal mitten in der Rede murmelt er etwas her, wovon ich kein Wort verſtehe.

Damis. Doch ſchlieſſe nur nicht daraus, daß alles albern ſey, was du nicht verſtehſt. Ich würde ſonſt viel albernes Zeug wiſſen. — — Aber, o himmliſche Gelehrſamkeit, wie viel iſt dir ein Sterblicher ſchuldig, der dich beſitzt! Und wie bejammernswürdig iſt es, daß dich die wenigſten in deinem Umfange kennen! Der Theolog glaubt dich bey einer Menge heiliger Sprüche, fürchterlicher Erzehlungen und einiger übel angebrachten Figuren zu beſitzen. Der Rechtsgelehrte, bey einer unſeligen Geſchicklichkeit unbrauchbare Geſetze abgeſtorbner Staaten, zum Nachtheile der Billigkeit und Vernunft, zu verdrehen, und die fürchterlichſten Urthel in einer noch fürchterlichern Sprache vorzutragen. Der Arzt endlich glaubt ſich wirklich deiner bemächtiget zu haben, wann er durch eine Legion barbariſcher Wörter die Geſunden krank und die Kranken noch kränker machen kann. Aber, o betrogene Thoren! die Wahrheit läßt euch nicht lange in dieſem ſie ſchimpfenden Irrthume. Es kommen Gelegenheiten, wo ihr ſelbſt erkennet, wie mangelhaft euer Wiſſen ſey; voll tollen Hochmuths beurtheilet ihr alsdann alle menſchliche Erkänntniß nach der eurigen, und ruft wohl gar in einem Tone, welcher alle Sterbliche zu bejammern ſcheinet, aus: Unſer Wiſſen iſt Stückwerk! Nein, glaube mir, mein lieber Anton: der Menſch iſt allerdings einer allgemeinen Erkenntniß fähig. Es leugnen, heißt ein Bekenntniß ſeiner Faulheit, oder ſeines mäßigen Genies ablegen. Wenn ich erwäge, wie viel ich ſchon nach meinen wenigen Jahren verſtehe, ſo werde ich von dieſer Wahrheit noch mehr überzeugt. Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Engliſch — — das ſind ſechs Sprachen, die ich alle vollkommen beſitze: und bin erſt zwanzig Jahr alt!

Anton. Sachte! Sie haben eine vergeſſen: die deutſche — —

Damis. Es iſt wahr, mein lieber Anton; das ſind alſo ſieben Sprachen: und ich bin erſt zwanzig Jahr alt!

Anton. Pfuy doch, Herr! Sie haben mich, oder Sich ſelbſt zum beſten. Sie werden doch das, daß Sie Deutſch können, nicht zu Ihrer Gelehrſamkeit rechnen? Es war ja mein Ernſt nicht. — —

Damis. Und alſo denkſt du wohl ſelber Deutſch zu können?

Anton. Ich? ich? nicht Deutſch! Es wäre ein verdammter Streich, wenn ich Kalmuckiſch redete, und wüßte es nicht.

Damis. Unter können und können, iſt ein Unterſchied. Du kannſt Deutſch, das iſt: du kannſt deine Gedanken mit Tönen ausdrücken, die einem Deutſchen verſtändlich ſind; das iſt, die eben die Gedanken in ihm erwecken, die du bey dir haſt. Du kannſt aber nicht Deutſch, das iſt: du weißt nicht, was in dieſer Sprache gemein oder niedrig, rauh oder annehmlich, undeutlich oder verſtändlich, alt oder gebräuchlich iſt; du weißt ihre Regeln nicht; du haſt keine gelehrte Kenntniß von ihr.

Anton. Was einem die Gelehrten nicht weiß machen wollen! Wenn es nur auf Ihr das iſt ankäme, ich glaube, Sie ſtritten mir wohl gar noch ab, daß ich eſſen könnte.

Damis. Eſſen? Je nun wahrhaftig, wenn ich es genau nehmen will, ſo kannſt du es auch nicht.

Anton. Ich? ich nicht eſſen? Und trinken wohl auch nicht?

Damis. Du kannſt eſſen, das iſt: du kannſt die Speiſen zerſchneiden, in Mund ſtecken, kauen, herunter ſchlucken, und ſo weiter. Du kannſt nicht eſſen, das iſt: du weißt die mechaniſchen Geſetze nicht, nach welchen es geſchiehet; du weißt nicht, welches das Amt einer jeden dabey thätigen Muskel iſt; ob der Digaſtricus oder der Maſſeter, ob der Pterygoideus internus oder externus, ob der Zygomaticus oder der Platysmamyodes, ob — —

Anton. Ach ob, ob! Das einzige Ob, worauf ich ſehe, iſt das, ob mein Magen etwas davon erhält, und ob mirs bekömmt. — — Aber wieder auf die Sprache zu kommen. Glauben Sie wohl, daß ich eine verſtehe, die Sie nicht verſtehen?

Damis. Du, eine Sprache, die ich nicht verſtünde?

Anton. Ja; rathen Sie einmal.

Damis. Kanſt du etwa Koptiſch?

Anton. Koptiſch? Nein, das kann ich nicht.

Damis. Chineſiſch? Malabariſch? Ich wüßte nicht woher.

Anton. Wie Sie herumrathen. Haben Sie meinen Vetter nicht geſehn? Er beſuchte mich vor vierzehn Tagen. Der redte nichts, als dieſe Sprache.

Damis. Der Rabbi, der vor kurzen zu mir kam, war doch wohl nicht dein Vetter?

Anton. Daß ich nicht gar ein Jude wäre! Mein Vetter war ein Wende; ich kann Wendiſch; und das können Sie nicht.

Damis. (nachſinnend) Er hat Recht. — Mein Bedienter ſoll eine Sprache verſtehen, die ich nicht verſtehe? Und noch dazu eine Hauptſprache? Ich erinnere mich, daß ihre Verwandſchaft mit der Hebräiſchen ſehr groß ſeyn ſoll. Wer weiß, wie viel Stammwörter, die in dieſer verloren ſind, ich in jener entdecken könnte! — — Das Ding fängt mir an, im Kopfe herum zu gehen!

Anton. Sehen Sie! — Doch wiſſen Sie was? Wenn Sie mir meinen Lohn verdoppeln, ſo ſollen Sie bald ſo viel davon verſtehen, als ich ſelbſt. Wir wollen fleißig mit einander wendiſch parliren, und — — Kurz, überlegen Sie es. Ich vergeſſe über dem verdammten Plaudern meinen Gang auf den Rathskeller ganz und gar. Ich bin gleich wieder zu ihren Dienſten.

Damis. Bleib itzt hier; bleib hier.

Anton. Aber Ihr Herr Vater kömmt. Hören Sie? Wir könnten doch nicht weiter reden.

(Geht ab.)

Damis. Wenn mich doch mein Vater ungeſtört laſſen wollte. Glaubt er denn, daß ich ſo ein Müßiggänger bin, wie er?

Zweyter Auftritt.

Damis. Chryſander.

Chryſander. Immer über den verdammten Büchern! Mein Sohn, zu viel iſt zu viel. Das Vergnügen iſt ſo nöthig als die Arbeit.

Damis. O Herr Vater, das Studiren iſt mir Vergnügens genug. Wer neben den Wiſſenſchaften noch andere Ergötzungen ſucht, muß die wahre Süßigkeit derſelben noch nicht geſchmeckt haben.

Chryſ. Das ſage nicht! Ich habe in meiner Jugend auch ſtudirt; ich bin bis auf das Mark der Gelehrſamkeit gekommen. Aber daß ich beſtändig über den Büchern gelegen hätte, das iſt nicht wahr. Ich gieng ſpazieren; ich ſpielte; ich beſuchte Geſellſchaften; ich machte Bekanntſchaft mit Frauenzimmern. Was der Vater in der Jugend gethan hat, kann der Sohn auch thun; ſoll der Sohn auch thun. A bove majori diſcat arare minor! wie wir Lateiner reden. Beſonders das Frauenzimmer laß dir, wie wir Lateiner reden, de meliori empfohlen ſeyn! Das ſind Narren, die einen jungen Menſchen vor das Frauenzimmer ärger als vor Scorpionen warnen; die es ihm, wie wir Lateiner reden, cautius ſanguine viperino zu fliehen befehlen. — —

Damis. Cautius ſanguine viperino? Ja, das iſt noch Latein! Aber wie heißt die ganze Stelle?

Cur timet flavum Tiberim tangere? cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat? — —

O ich höre ſchon, Herr Vater, Sie haben auch nicht aus der Quelle geſchöpft! Denn ſonſt würden Sie wiſſen, daß Horaz in eben der Ode die Liebe als eine ſehr nachtheilige Leidenſchaft beſchreibt, und das Frauenzimmer — —

Chryſ. Horaz! Horaz! Horaz war ein Italiener, und meynet das italieniſche Frauenzimmer.

mer. Ja vor dem italieniſchen warne ich dich auch! das iſt gefährlich! Ich habe einen guten Freund, der in ſeiner Jugend — — Doch ſtill! man muß kein Aergerniß geben. — Das deutſche Frauenzimmer hingegen, o das deutſche! mit dem iſt es ganz anders beſchaffen. — — Ich würde der Mann nicht geworden ſeyn, der ich doch bin, wenn mich das Frauenzimmer nicht vollends zugeſtutzt hätte. Ich dächte, man ſähe mirs an. Du haſt todte Bücher genug geleſen; guck einmal in ein lebendiges!

Damis. Ich erſtaune — —

Chryſand. O du wirſt noch mehr erſtaunen, wann du erſt tiefer hinein ſehen wirſt. Das Frauenzimmer, mußt du wiſſen, iſt für einen jungen Menſchen eine neue Welt, wo man ſo viel anzugaffen, ſo viel zu bewundern findet — —

Damis. Hören Sie mich doch! Ich erſtaune, will ich ſagen, Sie eine Sprache führen zu hören, in der wahrhaftig diejenigen Vorſchriften nicht ausgedrückt waren, die Sie mir mit auf die hohe Schule gaben.

Chryſ. Quæ, qualis, quanta! Jetzt und damals! Tempora mutantur, wie wir Lateiner ſagen.

Damis. Tempora mutantur? Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab. Die Zeiten ändern ſich nicht. Denn laſſen Sie uns einmal ſehen: was iſt die Zeit? — —

Chryſ. Schweig! die Zeit iſt ein Ding, das ich mir mit deinem unnützen Geplaudre nicht will verderben laſſen. Meine damaligen Vorſchriften waren nach dem damaligen Maaſſe deiner Erfahrung und deines Verſtandes eingerichtet. Nun aber traue ich dir von beiden ſo viel zu, daß du Ergötzlichkeiten nicht zu Beſchäftigungen machen wirſt. Aus dieſem Grunde rathe ich dir alſo — —

Damis. Ihre Reden haben einigen Schein der Wahrheit. Allein ich dringe tiefer. Sie werden es gleich ſehen. Der Status Controverſiä iſt — —

Chryſ. Ey, der Status Controverſiä mag meinetwegen in Barbara oder in Celarent ſeyn. Ich bin nicht hergekommen mit dir zu diſputiren, ſondern — —

Damis. Die Kunſtwörter des Diſputirens zu lernen? Wohl! Sie müſſen alſo wiſſen, daß weder Barbara noch Celarent den Statum — —

Chryſand. Ich möchte toll werden! Bleib Er mir, Herr Informator, mit den Poſſen weg, oder — —

Damis. Poſſen? dieſe ſeltſamen Benennungen ſind zwar Ueberbleibſel der ſcholaſtiſchen Philoſophie, das iſt wahr; aber doch ſolche Ueberbleibſel — —

Chryſ. Ueber die ich die Geduld verlieren werde, wann du mich nicht bald anhörſt. Ich komme in der ernſthafteſten Sache von der Welt zu dir, — — denn was iſt ernſthafter als heyrathen? — — und du — —

Damis. Heyrathen? Des Heyrathens wegen zu mir? zu mir?

Chryſ. Ha! ha! macht dich das aufmerkſam? Alſo ausculta & perpende!

Damis. Ausculta & perpende? ausculta & perpende? Ein glücklicher Einfall —

Chryſ. O, ich habe Einfälle —

Damis. Den ich da bekomme!

Chryſ. Du?

Damis. Ja, ich. Wiſſen Sie, wo ſich dieſes auscultа & perpende herſchreibt? Eben mache ich die Entdeckung: aus dem Homer. O was finde ich nicht alles in meinem Homer!

Chryſ. Du und dein Homer, ihr ſeyd ein Paar Narren!

Damis. Ich und Homer? Homer und ich? wir beyde? Hi! hi! hi! Gewiß, Herr Vater? O ich danke, ich danke. Ich und Homer! Homer und ich! — Aber hören Sie nur: ſo oft Homer — er war wirklich kein Narr, ſo wenig wie ich — ſo oft er, ſag ich, ſeine Helden den Soldaten zur Tapferkeit ermuntern, oder in dem Kriegsrathe eine Berathſchlagung anheben läßt; ſo oft iſt auch der Anfang ihrer Rede: höret, was ich vortragen werde, und überlegt es! Zum Exempel in der Odyſſee:

Κεκλυτε δη νυν μευ, Ἰθακησιοι, ὅ, ττι κεν εἴπω.

Und darauf folgt denn auch oft:

Ὡς ἔφαθ'· οἱ δ' ἄρα του μαλα μεν κλυον, ἠδ' ἐπιθοντο.

das iſt: ſo ſprach er, und ſie gehorchten dem, was ſie gehöret hatten.

Chryſ. Gehorchten ſie ihm? Nu, das iſt vernünftig! Homer mag doch wohl kein Narr ſeyn. Sieh zu, daß ich von dir auch wiederrufen kann. Denn wieder zur Sache: ich kenne, mein Sohn —

Damis. Einen kleinen Augenblick Geduld, Herr Vater! Ich will mich nur hinſetzen, und dieſe Anmerkung aufſchreiben.

Chryſ. Aufſchreiben? was iſt hier aufzuſchreiben? Wem liegt daran, ob das Sprüchelchen aus dem Homer, oder aus dem Geſangbuche iſt?

Damis. Der gelehrten Welt liegt daran; meiner und Homers Ehre lieget daran! Denn ein halb hundert ſolche Anmerkungen machen einen Philologen. Und ſie iſt neu, muß ich Ihnen ſagen, ſie iſt ganz neu.

Chryſ. So ſchreib ſie ein andermal auf.

Damis. Wann ſie mir aber wieder entfiele? Ich würde untröſtlich ſeyn. Haben Sie wenigſtens die Gütigkeit, mich wieder daran zu erinnern.

Chryſ. Gut, das will ich thun; höre mir nur jetzt zu. Ich kenne, mein Sohn, ein recht allerliebſtes Frauenzimmer; und ich weiß, du kennſt es auch. Hätteſt du wohl Luſt — —

Damis. Ich ſoll ein Frauenzimmer, ein liebenswürdiges Frauenzimmer kennen? O, Herr Vater, wenn das jemand hörte, was würde er von meiner Gelehrſamkeit denken? — — Ich, ein liebenswürdiges Frauenzimmer? — —

Chryſ. Nun wahrhaftig; ich glaube nicht, daß ein Gaſtwirth ſo erſchrecken kann, wenn man ihm Schuld giebt, er kenne den oder jenen Spitzbuben, als du erſchrickſt, weil du ein Frauenzimmer kennen ſollſt. Iſt denn das ein Schimpf?

Damis. Wenigſtens iſt es keine Ehre, beſonders für einen Gelehrten. Mit wem man umgeht, deſſen Sitten nimmt man nach und nach an. Jedes Frauenzimmer iſt eitel, hoffärtig, geſchwätzig, zänkiſch und Zeitlebens kindiſch, es mag ſo alt werden, als es will. Jedes Frauenzimmer weiß kaum, daß es eine Seele hat, um die es unendlich mehr beſorgt ſeyn ſollte, als um den Körper. Sich ankleiden, auskleiden, und wieder anders ankleiden; vor dem Spiegel ſitzen, ſeinen eignen Reitz bewundern; auf ausgekünſtelte Minen ſinnen; mit neugierigen Augen müßig an dem Fenſter liegen: unſinnige Romane leſen, und aufs höchſte zum Zeitvertreibe die Nadel zur Hand nehmen: das ſind ſeine Beſchäftigungen; das iſt ſein Leben. Und Sie glauben, daß ein Gelehrter, ohne Nachtheil ſeines guten Namens, ſolche närriſche Geſchöpfe weiter, als ihrer äuſſerlichen Geſtalt nach, kennen dürfe?

Chryſ. Menſch, Menſch! deine Mutter kehret ſich im Grabe um. Bedenke doch, daß ſie auch ein Frauenzimmer war! Bedenke doch, daß die Dinger von Natur nun einmal nicht anders ſind! Ob ſchon, wie wir Lateiner zu reden pflegen, nulla regula ſine exceptione. Und ſo eine Exception iſt ſicherlich das Mädchen, das ich ietzt im Kopfe habe, und das du kennſt. — —

Damis. Nein, nein! ich ſchwöre es Ihnen zu: unſere Muhmen ausgenommen, und Julianen —

Chryſ. Und Julianen? bene! —

Damis. Und ihr Mädchen ausgenommen, kenne ich kein einziges Weibsbild. Ja, der Himmel ſoll mich ſtrafen, wenn ich mir jemals in den Sinn kommen laſſe, mehrere kennen zu lernen!

Chryſ. Je nun, auch das! wie du willſt! Genug, Julianen die kennſt du.

Damis. Leider!

Chryſ. Und eben Juliane iſt es, über die ich deine Gedanken vernehmen möchte. — —

Damis. Ueber Julianen? meine Gedanken über Julianen? O Herr Vater, wenn Sie noch meine Gedanken über Erinnen, oder Corinnen, über Teleſillen oder Praxillen verlangten — —

Chryſ. Schock tauſend! was ſind das für Illen? Den Augenblick ſchwur er, er kenne kein Frauenzimmer, und nun nennt er ein halb Dutzend Menſcher. —

Damis. Menſcher? Herr Vater.

Chryſ. Ja, Herr Sohn, Menſcher! Die Endung giebts gewiß nicht? Netrix, Lotrix, Meretrix. —

Damis. Himmel, Menſcher! griechiſche berühmte Dichterinnen Menſcher zu nennen! — —

Chryſ. Ja, ja, Dichterinnen! das ſind mir eben die rechten. Lotrix, Meretrix, Poetrix — —

Damis. Poetrix? O wehe, meine Ohren! Poetria müßten Sie ſagen; oder Poetris —

Chryſ. Is oder ix, Herr Buchſtabenkrähmer!

Dritter Auftritt.

Chryſander. Damis. Liſette.

Liſette. Hurtig herunter in die Wohnſtube, Herr Chryſander! Man will Sie ſprechen.

Chryſ. Nun, was für ein Narr muß mich ietzo ſtören? Wer iſt es denn?

Liſette. Soll ich alle Narren kennen?

Chryſ. Was ſagſt du? Du haſt ein unglückliches Maul, Liſette. Einen ehrlichen Mann einen Narren zu ſchimpfen? Denn ein ehrlicher Mann muß es doch ſeyn; was wollte er ſonſt bey mir?

Liſette. Nu, nu; verzeihen Sie immer meinem Maule den Fehler des Ihrigen.

Chryſ. Den Fehler des meinigen?

Liſette. O gehen Sie doch! der ehrliche Mann wartet.

Chryſ. Laß ihn warten. Habe ich doch den Narren nicht kommen heiſſen. — — Ich werde gleich wieder da ſeyn, mein Sohn.

Liſette. (bey Seite) Ich muß doch ſehen, ob ich aus dem wunderlichen Einfall meiner Jungfer etwas machen kann.

Vierter Auftritt.

Liſette. Damis.

Damis. Nun? geht Liſette nicht mit?

Liſette. Ich bin Ihre gehorſamſte Dienerinn. Wenn Sie befehlen, ſo werde ich gehorchen. Aber nur eines möchte ich erſt wiſſen. Sagen Sie mir, um des Himmels willen, wie können Sie beſtändig ſo allein ſeyn? Was machen Sie denn den ganzen Tag auf Ihrer Studierſtube?

Werden Ihnen denn nicht alle Augenblicke zu Stunden?

Damis. Ach, was nutzen die Fragen? Fort! fort!

Liſette. Ueber den Büchern können Sie doch unmöglich die ganze Zeit liegen. Die Bücher, die todten Geſellſchafter! Nein, ich lobe mir das Lebendige; und das iſt auch Mamſell Julianens Geſchmack. Zwar dann und wann leſen wir auch; einen irrenden Ritter, eine Baniſe, und ſo etwas gutes; aber länger als eine Stunde halten wir es hintereinander nicht aus. Ganze Tage damit zuzubringen, wie Sie, hilf Himmel! in den erſten dreyen wären wir tod. Und vollends nicht ein Wort dabey zu reden, wie Sie; das wäre unſre Hölle. Ein Vorzug des ganzen männlichen Geſchlechts kann es nicht ſeyn, weil ich Mannsperſonen kenne, die ſo flüchtig und noch flüchtiger ſind, als wir. Es müſſen nur ſehr wenig groſſe Geiſter dieſe beſondere Gaben beſitzen. — —.

Damis. Liſette ſpricht ſo albern eben nicht. Es iſt Schade, daß ein ſo guter Mutterwitz nicht durch die Wiſſenſchaften ausgebeſſert wird.

Liſette. Sie machen mich ſchamroth. Bald dürfte ich mich dafür rächen, und Ihnen die Lobeserhebungen nach einander erzehlen, die Ihnen von der geſtrigen Gartengeſellſchaft gemacht wurden. Doch ich will Ihre Beſcheidenheit nicht beleidigen. Ich weiß, die Gelehrten halten auf dieſe Tugend allzuviel.

Damis. Meine Lobeserhebungen? meine?

Liſette. Ja, ja, die Ihrigen.

Damis. O beſorge Sie nichts, meine liebe Liſette. Ich will Sie als die Lobeserhebungen eines andern betrachten, und ſo kann meine Beſcheidenheit zufrieden ſeyn. Erzehle Sie mir ſie nur. Bloß wegen Ihrer lebhaften und ungekünſtelten Art ſich auszudrücken, wünſche ich Sie zu hören.

Liſette. O meine Art iſt wohl keine von den beſten. Es hat mir ein Lehrmeiſter, wie Sie, gefehlt. Doch ich will Ihrem Befehle gehorchen. Sie wiſſen doch wohl, wer die Herren waren, die geſtern bey Ihrem Herrn Vater im Garten ſchmauſeten?

Damis. Nein, wahrhaftig nicht. Weil ich nicht dabey ſeyn wollte, ſo habe ich mich auch nicht darum bekümmert. Hoffentlich aber werden es Leute geweſen ſeyn, die ſelbſt lobenswürdig ſind, daß man ſich alſo auf ihr Lob etwas einbilden kann.

Liſette. Das ſind ſie ſo ziemlich. Was würde es Ihnen aber verſchlagen, wenn ſie es auch nicht wären? Sie wollen ja ihre Lobeserhebungen aus Beſcheidenheit als fremde betrachten. Und hängt denn die Wahrheit von dem Munde desjenigen ab, der ſie vorträgt? Hören Sie nur —

Damis. Himmel! ich höre meinen Vater wieder kommen. Um Gottes willen, liebe Liſette, daß er nicht merkt, daß Sie Sich ſo lange bey mir aufgehalten hat. Geh Sie hurtig unterdeſſen in das Kabinet.

Fünfter Auftritt.

Damis. Chryſander.

Chryſ. Der verzweifelte Valer! er hätte mir zu keiner ungelegnern Zeit kommen können. Muß ihn denn der Henker eben heute von Berlin zurück führen? Und muß er ſich denn eben gleich bey Mir anmelden laſſen? Huy daß — — Nein', Herr Valer, damit kommen Sie zu ſpät. — — Nun mein Sohn — (Damis ſteht zerſtreut, als in tiefen Gedanken) Hörſt du, mein Sohn?

Damis. Ich höre; ich höre alles.

Chryſ. Kurz, du merkſt doch, wo ich vorhin hinaus wollte? Einem Klugen ſind drey Worte genug. Sapienti ſat; ſagen wir Lateiner. — Antworte doch —

Damis. (noch immer als in Gedanken) Was iſt da zu antworten? — —

Chryſ. Was da zu antworten iſt? — Das will ich dir ſagen. — Antworte, daß du mich verſtanden; daß dir mein Antrag lieb iſt; daß dir Juliane gefällt; daß du mir in allem gehorchen willſt. — Nun, antworteſt du das? —

Damis. Ich will gleich ſehn — (indem er in der angenommenen Zerſtreuung nach einen Buche greift)

Chryſ. Was kann in dem Buche davon ſtehen? — Antworte aus dem Herzen, und nicht aus dem Buche. — — Ex libro doctus quilibet eſſe poteſt; ſagen wir Lateiner. — —

Damis. (als ob er in dem Buche läſe). Vollkommen recht! Aber nun wie weiter? —

Chryſ. Das weitere giebt ſich, wies Griechiſche. Du ſagſt Ja; Sie ſagt Ja; damit wird Verlöbniß; und bald drauf wird Hochzeit; und alsdenn — — Du wirſt ſchon ſehen, wies alsdann weiter geht. — —

Damis. Wenn nun aber dieſe Vorausſetzung — (immer noch als ob er läſe.)

Chryſ. Ey, ich ſetze nichts voraus, was im geringſten zweifelhaft wäre. Juliane iſt eine Wayſe; ich bin ihr Vormund; ich bin dein Vater; was muß mir angelegner ſeyn, als euch beide glücklich zu machen? Ihr Vater war mein Freund, und war ein ehrlicher Mann, obgleich ein Narr. Er hätte einen honneten Banquerot machen können; ſeine Gläubiger würden aufs

Drittel mit ſich haben akkordiren laſſen; und er war ſo einfältig und bezahlte bis auf den letzten Heller. Wie iſt mir denn? haſt du ihn nicht gekannt?

Damis. Von Perſon nicht. Aber ſeine Lebensumſtände ſind mir ganz wohl bewußt. Ich habe ſie, ich weiß nicht in welcher Biographie, geleſen.

Chryſ. Geleſen? gedruckt geleſen?

Damis. Ja, ja; geleſen. Er ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebohren, und iſt, etwa vor zwanzig Jahren, als Generalſuperintendent in Pommern geſtorben. In orientaliſchen Sprachen war ſeine vornehmſte Stärke. Allein ſeine Bücher ſind nicht alle gleich gut. Dieſes iſt noch eines von den beſten. Eine beſondere Gewohnheit ſoll der Mann an ſich gehabt haben — —

Chryſ. Von wem ſprichſt denn du?

Damis. Sie fragen mich ja, ob mir der Verfaſſer dieſes Buchs bekannt wäre?

Chryſ. Ich glaube du träumeſt; oder es geht gar noch etwas ärgers in deinem Gehirne vor. Ich frage dich, ob du Julianens Vater noch gekannt haſt?

Damis. Verzeihen Sie mir, wann ich ein wenig zerſtreut geantwortet habe! Ich dachte eben nach, — — warum wohl die Rabbinen — — das Schurek Mlo Pum heiſſen?

Chryſ. Mit dem verdammten Schurek! Gieb doch auf das Acht, was der Vater mit dir ſpricht! — — (er nimmt ihm das Buch aus der Hand) Du haſt ihn alſo nicht gekannt? Ich beſinne mich; es iſt auch nicht wohl möglich. Als er ſtarb, war Juliane noch ſehr jung. Ich nahm ſie gleich nach ſeinem Tode in mein Haus, und Gott ſey Dank! ſie hat viel Wohlthaten hier genoſſen. Sie iſt ſchön, ſie iſt tugendhaft; wem ſollte ich ſie alſo lieber gönnen, als dir? Was meynſt du? — — Antworte doch! Stehſt du nicht da, als wenn du ſchlieſeſt! — —

Damis. Ja, ja, Herr Vater. Nur eins iſt noch dabey zu erwägen. — —

Chryſ. Du haſt recht; freylich iſt noch eins dabey zu erwägen: ob du dich nehmlich geſchickt befindeſt, bald ein öffentliches Amt anzunehmen, weil doch — —

Damis. Wie? geſchickt? geſchickt? Sie zweifeln alſo an meiner Geſchicklichkeit? — Wie unglücklich bin ich, daß ich Ihnen nicht ſogleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe geben kann! Doch es ſoll noch dieſen Abend geſchehen. Glauben Sie mir, noch dieſen Abend. — — Die verdammte Poſt! Ich weiß auch nicht, wo ſie bleibt.

Chryſ. Beruhige dich nur, mein Sohn. Die Frage geſchahe eben aus keinem Mißtrauen, ſondern bloß weil ich glaube, es ſchicke ſich nicht, eher zu heyrathen, als bis man ein Amt hat; ſo wie es ſich, ſollte ich meynen, auch nicht wohl ſchickt, eher ein Amt anzunehmen, als bis man weiß, woher man die Frau bekommen will.

Damis. Ach, was heyrathen? was Frau? Erlauben Sie mir, daß ich Sie allein laſſe. Ich muß ihn gleich wieder auf die Poſt ſchicken. Anton! Anton! Doch es iſt mit dem Schlingel nichts anzufangen; ich muß nur ſelbſt gehen.

Sechſter Auftritt.

Anton. Chryſander.

Anton. Rufte mich nicht Herr Damis? Wo iſt er? was ſoll ich?

Chryſ. Ich weiß nicht, was ihm im Kopfe ſteckt. Er ruft dich; er will dich auf die Poſt ſchicken; er beſinnt ſich, daß mit dir Schlingel nichts anzufangen iſt, und geht ſelber. Sage mir nur; willſt du Zeitlebens ein Eſel bleiben?

Anton. Gemach, Herr Chryſander! ich nehme an den Thorheiten Ihres Sohnes keinen Theil. Mehr als zwölfmal habe ich ihm heute ſchon auf die Poſt lauffen müſſen. Er verlangt Briefe von Berlin. Iſt es meine Schuld, daß ſie nicht kommen?

Chryſ. Der wunderliche Heilige! Du biſt aber nun ſchon ſo lange um ihn; ſollteſt du nicht ſein Gemüth, ſeine Art zu denken ein wenig kennen?

Anton. Ha! ha! das kömmt darauf hinaus, was wir Gelehrten die Kenntniß der Gemüther nennen? Darinn bin ich Meiſter; bey meiner

Ehre! Ich darf nur ein Wort mit einem reden; ich darf ihn nur anſehen: huſch habe ich den ganzen Menſchen weg! Ich weiß ſogleich, ob er vernünftig, oder eigenſinnig, ob er freygebig, oder ein Knicker — —

Chryſ. Ich glaube gar, du zeigſt auf mich?

Anton. O kehren Sie Sich an meine Hände nicht! — — Ob er — —

Chryſ. Du ſollſt deine Kunſt gleich zeigen! Ich habe meinem Sohne eine Heyrath vorgeſchlagen: nun ſage einmal, wenn du ihn kennſt, was wird er thun?

Anton. Ihr Herr Sohn? Herr Damis? Verzeihen Sie mir, bey dem geht meine Kunſt, meine ſonſt ſo wohl verſuchte Kunſt, betteln.

Chryſ. Nu, Schurke, ſo geh mit, und prahle nicht!

Anton. Die Gemüthsart eines jungen Gelehrten kennen wollen, und etwas daraus ſchlieſſen wollen, iſt unmoglich; und was unmöglich iſt, Herr Chryſander — — das iſt unmöglich.

Chryſ. Und wie ſo?

Anton. Weil er gar keine hat.

Chryſ. Gar keine?

Anton. Nein, nicht gar keine; ſondern alle Augenblicke eine andre. Die Bücher, und die Exempel, die er lieſt, ſind die Winde, nach welchen ſich der Wetterhahn ſeiner Gedanken richtet. Nur bey dem Kapitel von Heyrathen ſtehen zu bleiben, weil das einmal auf dem Tapete iſt, ſo beſinne ich mich, daß — — Denn vor allen Dingen müſſen Sie wiſſen, daß Herr Damis nie etwas vor mir verborgen hat. Ich bin von je her ſein Vertrauter geweſen, und von je her der, mit dem er ſich immer am liebſten abgegeben hat. Ganze Tage, ganze Nächte haben wir manchmal auf der Univerſität mit einander diſputirt. Und ich weiß nicht, er muß doch ſo etwas an mir finden; etwa eine Eigenſchaft, die er an andern nicht findet —

Chryſ. Ich will dir ſagen, was das für eine Eigenſchaft iſt: deine Dummheit! Es ergötzt ihn, wenn er ſieht, daß er gelehrter iſt als du. Biſt du nun vollends ein Schalk, und widerſprichſt ihm nicht, und lobſt ihn ins Geſicht, und bewunderſt ihn — —

Anton. Je verflucht! da verrathen Sie mir ja meine ganze Politik! Wie ſchlau ein alter Kaufmann nicht iſt!

Chryſ. Aber vergiß das Hauptwerk nicht! Vom Heyrathen — —

Anton. Ja darüber hat er ſchon Teufelsgrillen im Kopfe gehabt. Zum Exempel; ich weiß die Zeit, da er gar nicht heyrathen wollte.

Chryſ. Gar nicht? ſo muß Ich noch heyrathen. Ich werde doch meinen Namen nicht untergehen laſſen? Der Böſewicht! Aber warum denn nicht?

Anton. Darum; weil es einmal Gelehrte gegeben hat, die geglaubt haben, der eheloſe Stand ſey für einen Gelehrten der ſchicklichſte. Gott weiß, ob dieſe Herren allzu geiſtlich oder allzu fleiſchlich ſind geſinnt geweſen! Als ein künftiger Hageſtolz, hatte er ſich auch ſchon auf verſchiedene ſinnreiche Entſchuldigungen gefaßt gemacht. —

Chryſ. Auf Entſchuldigungen? kann ſich ſo ein ruchloſer Menſch, der dieſes heilige Sakrament — — Denn im Vorbeygehen zu ſagen, ich bin mit unſern Theologen gar nicht zufrieden, daß ſie den Eheſtand für kein Sakrament wollen gelten laſſen — — der, ſage ich, dieſes heilige Sakrament verachtet, kann ſich der noch unterſtehen, ſeine Gottloſigkeit zu entſchuldigen? Aber, Kerl, ich glaube, du machſt mir etwas weiß; denn nur vorhin, ſchien er ja meinen Vorſchlag zu billigen.

Anton. Das iſt unmöglich richtig zugegangen. Wie ſtellte er ſich dabey an? Laſſen Sie ſehen: ſtand er etwa da, als wenn er vor den Kopf geſchlagen wäre? ſahe er etwa ſteif auf die Erde? legte er etwa die Hand an die Stirne? griff er etwa nach einem Buche, als wenn er darinn leſen wollte? ließ er Sie etwa ungeſtört fort reden?

Chryſ. Getroffen! du mahlſt ihn, als ob du ihn geſehen hätteſt.

Anton. O da ſieht es windig aus! Wann er es ſo macht, will er haben, daß man ihn für zerſtreut halten ſoll. Ich kenne ſeine Mucken. Er hört alsdenn alles, was man ihm ſagt; allein die Leute ſollen glauben, er habe es vor vielem

Nachſinnen nicht gehört. Er antwortet zuweilen auch; wenn man ihm aber ſeine Antwort wieder vorlegt, ſo wird er nimmermehr zugeſtehen, daß ſie auf das gegangen ſey, was man von ihm hat wiſſen wollen.

Chryſ. Nun, wer noch nicht geſtehen will, daß zu viel Gelehrſamkeit den Kopf verwirre, der verdient es ſelber zu erfahren. Gott ſey Dank, daß ich in meiner Jugend gleich das rechte Maaß zu treffen wußte! Omne nimium vertitur in vitulum: ſagen wir Lateiner ſehr ſpaßhaft. — — Aber Gott ſey dem Böſewichte gnädig, wann er auf dem Vorſatze verharret! Wann er behauptet, es ſey nicht nöthig zu heyrathen und Kinder zu zeugen, will er mir damit nicht zu verſtehn geben, es ſey auch nicht nöthig geweſen, daß ich ihn gezeugt habe? Der undankbare Sohn!

Anton. Es iſt wahr, kein größrer Undank kann unter der Sonne ſeyn, als wenn ein Sohn die viele Mühe nicht erkennen will, die ſein Vater hat über ſich nehmen müſſen, um ihn in die Welt zu ſetzen.

Chryſ. Nein; gewiß, an mir ſoll der heilige Eheſtand ſeinen Vertheidiger finden!

Anton. Der Wille iſt gut; aber lauter ſolche Vertheidiger würden die Konſumtionsacciſe ziemlich geringe machen.

Chryſ. Wie ſo?

Anton. Bedenken Sie es ſelbſt! drey Weiber, und von der dritten kaum einen Sohn.

Chryſ. Kaum? was willſt du mit dem kaum ſagen, Schlingel?

Anton. Huy, daß Sie etwas ſchlimmers darunter verſtehn, als ich.

Chryſ. Zwar im Vertrauen, Anton: wenn die Weiber vor zwanzig Jahren ſo geweſen wären, wie die Weiber ietzo ſind, ich würde auf wunderbare Gedanken gerathen. Er hat gar zu wenig von mir! Doch die Weiber vor zwanzig Jahren waren ſo frech noch nicht, wie die ietzigen; ſo treuloß noch nicht, wie ſie heut zu Tage ſind; ſo lüſtern noch nicht — —

Anton. Iſt das gewiß? Nun wahrhaftig, ſo hat man meiner Mutter Unrecht gethan, die vor 33 Jahren von ihrem Manne, der mein

Vater nicht ſeyn wollte, geſchieden wurde! Doch das iſt ein Punkt, woran ich nicht gern denke. Die Grillen Ihres Herrn Sohns ſind luſtiger.

Chryſ. Aergerlicher, ſprich! Aber ſage mir, was waren denn ſeine Entſchuldigungen?

Anton. Seine Entſchuldigungen waren Einfälle, die auf ſeinem Miſte nicht gewachſen waren. Er ſagte zum Exempel, ſo lange er unter 40 Jahren ſey, und ihn jemand um die Urſache fragen würde, warum er nicht heyrathe, wolle er antworten: er ſey zum Heyrathen noch zu jung. Wäre er aber über 40 Jahr, ſo wolle er ſprechen: nunmehr ſey er zum Heyrathen zu alt. Ich weiß nicht, wie der Gelehrte hieß, der auch ſo ſoll geſagt haben. — — Ein anderer Vorwand war der: er heyrathete deswegen nicht, weil er alle Tage Willens wäre, ein Mönch zu werden; und würde deswegen kein Mönch, weil er alle Tage gedächte zu heyrathen.

Chryſ. Was? nun will er auch gar ein Mönch werden? Da ſieht man, wohin ſo ein böſes Gemüth, das keine Ehrfurcht für den heiligen Eheſtand hat, verfallen kann! Das hätte ich nimmermehr in meinem Sohne geſucht!

Anton. Sorgen Sie nicht! bey Ihrem Sohne iſt alles nur ein Uebergang. Er hatte den Einfall in der Lebensbeſchreibung eines Gelehrten geleſen; er hatte Geſchmack daran gefunden, und ſogleich beſchloſſen, ihn bey Gelegenheit als den ſeinen anzubringen. Bald aber ward die Grille von einer andern verjagt, ſo wie etwann, ſo wie etwann — — Schade, daß ich kein Gleichniß dazu finden kann! Kurz, ſie ward verjagt. Er wollte nunmehr heyrathen, und zwar einen rechten Teufel von einer Frau.

Chryſ. Wenn doch den Einfall mehr Narren haben wollten, damit andre ehrliche Männer mit böſen Weibern verſchont blieben.

Anton. Ja, meynte er; es würde doch hübſch klingen, wenn es einmal von ihm heiſſen könnte: unter die Zahl der Gelehrten, welche der Himmel mit böſen Weibern geſtraft hat, gehöret auch der berühmte Damis; gleichwohl kann ſich die gelehrte Welt nicht über ihn beklagen, daß ihn dieſes Hauskreutz nur im geringſten abgehalten hätte, ihr mit unzählbaren gelehrten Schriften zu dienen.

Chryſ. Mit Schriften! ja, die mir am theuerſten zu ſtehen kommen. Was für Rechnungen habe ich nicht ſchon an die Buchdrucker bezahlen müſſen! Der Böſewicht!

Anton. Geduld! er hat auch erſt angefangen zu ſchreiben! Es wird ſchon beſſer kommen.

Chryſ. Beſſer? vielleicht damit man ihn endlich einmal auch unter die zehlen kann, die ihren Vater arm geſchrieben haben!

Anton. Warum nicht? wenn es ihm Ehre brächte — —

Chryſ. Die verdammte Ehre!

Anton. Um die thut ein junger Gelehrter alles! Wann es auch nach ſeinem Tode heiſſen ſollte: unter diejenigen Gelehrten die zum Teufel gefahren ſind, gehört auch der berühmte Damis! was ſchadet das? Genug, er heißt gelehrt; er heißt berühmt — —

Chryſ. Kerl, du erſchreckſt mich! Aber du, der du weit älter biſt als er, kannſt du ihn nicht dann und wann zurechte weiſen? — —

Anton. O, Herr Chryſander! ſie wiſſen wohl, daß ich keinen Gehalt, als Hofmeiſter bekomme. Und dazu meine Dummheit — —

Chryſ. Ja, die du annimmſt, um ihn deſto dümmer zu machen.

Anton. (bey Seite) St! der kennt mich. — Aber glauben Sie, daß es ihm mit der böſen Frau ein Ernſt war? nichtsweniger! Eine Stunde darauf wollte er ſich eine gelehrte Frau ausſuchen.

Chryſ. Nun, das wäre doch noch etwas kluges!

Anton. Etwas kluges? nach meiner unvorgreifflichen Meynung iſt es gleich der dümmſte Einfall, den er hat haben können. Eine gelehrte Frau! bedenken Sie doch! eine gelehrte Frau; eine Frau wie ihr Herr Sohn! Zittern und Entſetzen möchte einem ehrlichen Kerl ankommen. Wahrhaftig! ehe ich mir eine Gelehrte aufhängen ließ — —

Chryſ. Narre, Narre! ſie gehen unter andern Leuten, als du biſt, reiſſend weg. Wenn ihrer nur viel wären, wer weiß, ob ich mir nicht ſelbſt eine wählte.

Anton. Kennen Sie Karlinen?

Chryſ. Karlinen? Nein.

Anton. Meinen ehemaligen Kameraden? meinen guten Freund? kennen Sie den nicht?

Chryſ. Nein doch, nein.

Anton. Er trug ein hechtgraues Kleid, mit rothen Aufſchlägen, und, auf ſeiner Sonntags Montur rothe und blaue Achſelbänder. Sie müſſen ihn bey mir geſehen haben. Er hatte eine etwas lange Naſe. Sie war ein Erbſtück; denn er wollte aus der Geſchichte wiſſen, daß ſchon ſein Urältervater, der ehedem einem gewiſſen Turnier, als Stallknecht beygewohnt, eine eben ſo lange gehabt habe. Sein einziger Fehler war, daß er etwas krumme Beine hatte. Beſinnen Sie Sich nun?

Chryſ. Soll ich denn alle das Lumpengeſindel kennen, das du kennſt? Und was willſt du denn mit ihm?

Anton. Sie kennen ihn alſo im Ernſte nicht? O! da kennen Sie einen ſehr großen Geiſt weniger. Ich will Sie zu ſeiner Bekanntſchaft verhelfen; ich gelte etwas bey ihm.

Chryſ. Ich glaube, du ſchwärmſt manchmal ſo gut, als mein Sohn. Wie kömmſt du denn auf die Poſſen?

Anton. Eben der Karlin, will ich ſagen — — O! es iſt ärgerlich, daß Sie ihn nicht kennen. — — Eben der Karlin, ſage ich, hat einmal bey einem Herrn gedient, der eine gelehrte Frau hatte. Der verzweifelte Vogel! — — er ſah gut aus, und wie nun der Appetit ſich nach dem Stande nicht richtet — — kurz, er mußte ſie näher gekannt haben. Wo hätte er ſonſt ſo viel Verſtand her? Endlich merkte es auch ſein Herr, daß er bey der Frau in die Schule gieng. Er bekam ſeinen Abſchied, ehe er ſichs verſah. Die arme Frau!

Chryſ. Ach ſchweig! ich mag weder deine noch meines Sohnes Grillen länger mit anhören.

Anton. Noch eine hören Sie; und zwar die, welche zuletzt ſeine Leibgrille ward: er wollte mehr als eine Frau heyrathen.

Chryſ. Aber eine nach der andern.

Anton. Nein, wenigſtens ein halb Dutzend auf einmal. Der Bibel, der Obrigkeit und dem Gebrauche zum Trutze! Er las damals gleich ein Buch — —

Chryſ. Die verdammten Bücher! Kurz, ich will nicht weiter hören. Es ſoll ihm ſchon vergehen, mehr als eine zu nehmen, wenn er nur erſt die genommen hat, die ich jetzt für ihn im Kopfe habe. Und was meyneſt du wohl, Anton? quid putas? wie wir Lateiner reden; wird es thun?

Anton. Vielleicht; vielleicht nicht. Wenn ich wüßte was er für ein Buch zuletzt geleſen hätte, und wenn ich dieſes Buch ſelbſt leſen könnte, und wenn — —

Chryſ. Ich ſehe ſchon, ich werde deine Hülfe nöthig haben. Du biſt zwar ein Gauner, aber ich weiß auch, man kömmt jetzt mit Betriegern weiter, als mit ehrlichen Leuten.

Anton. Ey, Herr Chryſander, für was halten Sie mich?

Chryſ. Ohne Komplimente, Herr Anton! Ich verſpreche dir eine Belohnung, die deinen Verdienſten gemäß ſeyn ſoll, wenn du meinen Sohn quovis modo, wie wir Lateiner reden, durch Wahrheiten oder durch Lügen, durch Ernſt oder Schraubereyen, vel ſic vel aliter, wie wir Lateiner reden, Julianen zu heyrathen bereden kannſt.

Anton. Wen? Julianen?

Chryſ. Julianen; illam ipſam.

Anton. Unſere Mamſell Juliane? Ihr Mündel? Ihre Pflegetochter?

Chryſ. Kennſt du eine andre?

Anton. Das iſt unmöglich, oder das, was ich von ihr gehört habe, muß nicht wahr ſeyn.

Chryſ. Gehört? ſo? haſt du etwas von ihr gehört? doch wohl nichts böſes?

Anton. Nichts gutes war es freylich nicht.

Chryſ. Ey! ich habe auf das Mädchen ſo große Stücken gehalten. Sie wird doch nicht etwa mit einem jungen Kerl — — he?

Anton. Wann es nichts mehr wäre! ſo ein klein Fehlerchen entſchuldigt die Mode. Aber, es iſt noch etwas weit ärgers für eine gute Jungfer, die gerne nicht länger Jungfer ſeyn möchte.

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? ich verſteh dich nicht.

Anton. Und Sie ſind gleichwohl ein Kaufmann?

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? Ich habe immer geglaubt, Eingezogenheit und gute Sitten wären das Vornehmſte — —

Anton. Nicht mehr! nicht mehr! vor zwanzig Jahren wohl, wie Sie vorher ſelbſt weißlich erinnerten.

Chryſ. Nun ſo erkläre dich deutlicher. Ich habe nicht Luſt deine närriſchen Gedanken zu errathen.

Anton. Und nichts iſt doch leichter. Mit einem Worte: ſie ſoll kein Geld haben. Man hat mir geſagt, in Anſehung ihres Vaters, der Ihr guter Freund geweſen wäre, hätten Sie Julianen, von ihrem neunten Jahre an, zu

Sich genommen, und aus Barmherzigkeit erzogen.

Chryſ. Da hat man dir nun wohl keine Lügen geſagt; gleichwohl aber ſoll ſie doch kein andrer haben, als mein Sohn, wann nur er — — Denn ſieh, Anton, ich muß dir das ganze Räthſel erklären. — Es liegt nur an mir, Julianen in kurzer Zeit reich zu machen.

Anton. Ja, durch Ihr eigen Geld; und auf dieſe Art könnten Sie auch mich wohl reich machen. Wollen Sie ſo gut ſeyn?

Chryſ. Nein, nicht durch mein eigen Geld. — Kannſt du ſchweigen?

Anton. Verſuchen Sie es.

Chryſ. Höre alſo; mit Julianens Vermögen ſteht es ſo: ihr Vater kam durch einen Proceß, den er endlich doch mußte liegen laſſen, kurz vor ſeinem Tode, um alle das Seine. Jetzt nun iſt mir ein gewiſſes Dokument in die Hände gefallen, das er lange vergebens ſuchte, und das dem ganzen Handel ein ander Anſehen giebt. Es kömmt nur darauf an, daß ich ſo viel Geld hergebe, den Proceß wieder anzufangen. Das

Dokument ſelbſt habe ich bereits an meinen Advokaten nach Dresden geſchickt. — —

Anton. Gott ſey Dank! daß Sie wieder zum Kaufmanne werden! Vorhin hätte ich bald nicht gewußt, was ich aus Ihnen machen ſollte. — — Aber Julianens Einwilligung haben Sie doch ſchon?

Chryſ. O! das gute Kind will mir, wie es ſpricht, in allen gehorchen. Unterdeſſen hat ſich doch ſchon Valer auf ſie geſpitzt. Er hat mir vor einiger Zeit auch ſeine Gedanken deshalb eröfnet. Ehe ich das Dokument bekam — —

Anton. Ja, da war uns an Julianen ſo viel nicht gelegen. Sie machten ihm alſo Hofnung?

Chryſ. Freylich! Er iſt heute von Berlin wieder zurück gekommen, und hat ſich auch ſchon bey mir melden laſſen. Ich beſorge, ich beſorge — — Doch wann mein Sohn nur will — — Und dieſen, Anton, du verſteheſt mich — — Ein Narr iſt auf viel Seiten zu faſſen; und ein Mann, wie du, kann auf viel Seiten faſſen. — Du wirſt ſehen, daß ich erkenntlich bin.

Anton. Und Sie, daß ich ganz zu Ihren Dienſten bin, zumal wenn mich die Erkenntlichkeit zuerſt heraus fordert, und —

Siebender Auftritt.

Anton. Chryſander. Juliane.

Juliane. Kommen Sie doch, Herr Chryſander, kommen Sie doch hurtig herunter. Herr Valer iſt ſchon da, Ihnen ſeine Aufwartung zu machen.

Chryſ. Thut Sie doch ganz fröhlig, mein Jungferchen!

Anton. (ſachte zu Chryſandern) Huy! daß Valer ſchon den Vogel gefangen hat.

Chryſ. Das wäre mir gelegen.

(Anton und Chryſander gehen ab.)

Achter Auftritt.

Juliane. Liſette.

Liſette. (guckt aus dem Kabinet) Bſt! bſt! bſt!

Juliane. Nun, wem gilt das? Liſette? biſt dus? Was machſt du denn hier?

Liſette. Ja, das werden Sie wohl nimmermehr glauben, daß ich und Damis ſchon ſo weit mit einander gekommen ſind, daß er mich verſtecken muß. Schon kann ich ihn um einen Finger wickeln! Noch eine Unterredung, wie vorhin, ſo habe ich ihn im Sacke.

Juliane. Und alſo hätte ich wohl, in allem Scherze, einen recht guten Einfall gehabt? Wollte doch der Himmel, daß die Verbindung, die ſein Vater zwiſchen uns — —

Liſette. Ach, ſein Vater! der Schalk, der Geitzhals! Jetzt habe ich ihn kennen lernen.

Juliane. Was giebſt du ihm für Titel? Seine Gütigkeit iſt nur gar zu groß. Seine Wohlthaten vollkommen zu machen, trägt er mir die Hand ſeines Sohnes, und mit ihr ſein ganzes Vermögen an. Aber wie unglücklich bin ich dabey! — Dankbarkeit und Liebe, Liebe gegen den Vater, und Dankbarkeit — —

Liſette. Noch vor einer Minute, war ich in eben dem Irrthume. Aber glauben Sie mir nur, ich weiß es nunmehr aus ſeinem Munde: nicht aus Freundſchaft für Sie, ſondern aus

Freundſchaft für Ihr Vermögen, will er dieſe Verbindung treffen.

Juliane. Für mein Vermögen? du ſchwärmſt. Was habe ich denn, das ich nicht von ihm hätte?

Liſette. Kommen Sie, kommen Sie. Hier iſt der Ort nicht, viel zu ſchwatzen. Ich will Ihnen alles erzehlen, was ich gehört habe.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Valer. Juliane.

Liſette. (noch innerhalb der Scene) Nur hier herein; Damis iſt ausgegangen. Sie können hier ſchon ein Wörtchen miteinander im Vertrauen reden.

Juliane. Ja, Valer: mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich bin ihm zu viel ſchuldig; er hat durch ſeine Wohlthaten das größte Recht über mich erhalten. Es koſte mir was es wolle; ich muß die Heyrath eingehen, weil es Chryſander verlangt. Oder ſoll ich etwa die Dankbarkeit der Liebe aufopfern? Sie ſind ſelbſt tugendhaft, Valer, und Ihr Umgang hat mich edler denken gelehrt. Mich Ihrer werth zu zeigen, muß ich meine Pflicht, auch mit dem Verluſte meines Glückes, erfüllen.

Liſette. Eine wunderbare Moral! wahrhaftig!

Valer. Aber wo bleiben Verſprechung, Schwur, Treue? Iſt es erlaubt, um eine eingebildete Pflicht zu erfüllen, einer andern, die uns wirklich verbindet, entgegen zu handeln?

Juliane. Ach Valer, Sie wiſſen es beſſer, was zu ſolchen Verſprechungen gehört. Mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht. Die Einwilligung meines Vaters war nicht dabey.

Valer. Was für eines Vaters? — —

Juliane. Desjenigen, dem ich für ſeine Wohlthaten dieſe Benennung ſchuldig bin. Oder halten ſie es für keine Wohlthaten, der Armuth und allen ihren unſeligen Folgen entriſſen zu werden? Ach

Valer, ich würde Ihr Herz nicht beſitzen, hätte nicht Chryſanders Sorgfalt mich zur Tugend und Anſtändigkeit bilden laſſen.

Valer. Wohlthaten hören auf Wohlthaten zu ſeyn, wenn man ſucht, ſich für ſie bezahlt zu machen. Und was thut Chryſander anders, da er Sie, allzugewiſſenhafte Juliane, nur deswegen mit ſeinem Sohne verbinden will, weil er ein Mittel ſieht, Ihnen wieder zu dem größten Theils Ihres väterlichen Vermögens zu verhelfen?

Juliane. Fuſſen Sie doch auf eine ſo wunderbare Nachricht nicht. Wer weiß, was Liſette gehört hat?

Liſette. Nichts, als was ſich vollkommen mit ſeiner übrigen Aufführung reimt. Ein Mann, der ſeine Wohlthaten ſchon ausposaunet, der ſie einem jeden auf den Fingern vorzurechnen weiß, ſucht etwas mehr, als das bloße Gotteslohn. Und wäre es etwa die erſte Thräne, die Ihnen aus Verdruß, von einem ſo eigennützig freygebigen Manne abzuhangen, entfahren iſt?

Valer. Liſette hat Recht! — — Aber ich empfinde es leider; Juliane liebt mich nicht mehr.

Juliane. Sie liebt ſie nicht mehr? Dieſer Verdacht fehlte noch, ihren Kummer vollkommen zu machen. Wann Sie wüßten, wie viel es ihr, gegen die Rathſchläge der Liebe taub zu ſeyn, koſte; wann Sie wüßten, Valer — — ach, die mißtrauiſchen Mannsperſonen!

Valer. Legen Sie die Furcht eines Liebhabers, deſſen ganzes Glück auf dem Spiele ſteht, nicht falſch aus. Sie lieben mich alſo noch? und wollen ſich einem andern überlaſſen?

Juliane. Ich will? Könnten Sie mich empfindlicher martern? Ich will? — — Sagen Sie: ich muß.

Valer. Sie müſſen? — — Noch iſt nie ein Herz gezwungen worden, als dasjenige, dem es lieb iſt, den Zwang zu ſeiner Entſchuldigung machen zu können — —

Juliane. Ihre Vorwürfe ſind ſo fein, ſo fein, daß ich Sie vor Verdruß verlaſſen werde.

Valer. Bleiben Sie, Juliane; und ſagen Sie mir wenigſtens, was ich dabey thun ſoll?

Juliane. Was ich thue; dem Schickſale nachgeben.

Valer. Ach, laſſen Sie das unſchuldige Schickſal aus dem Spiele!

Juliane. Das unſchuldige? und ich werde alſo wohl die Schuldige ſeyn? Halten Sie mich nicht länger — —

Liſette. Wann ich mich nun nicht bald darzwiſchen lege, ſo werden ſie ſich vor lauter Liebe zanken. — Was ſie thun ſollen, Herr Valer? eine groſſe Frage! Himmel und Hölle rege machen, damit die gute Jungfer nicht muß! Den Vater auf andre Gedanken bringen; den Sohn auf Ihre Seite ziehen. — — Mit dem Sohne zwar, hat es gute Wege; den überlaſſen Sie nur mir. Der gute Damis! Ich bin ohne Zweifel, das erſte Mädchen, das ihm ſchmeichelt, und hoffe dadurch auch das erſte zu werden, das von ihm geſchmeichelt wird. Wahrhaftig; er iſt ſo eitel, und ich bin ſo geſchickt, daß ich mich wohl noch zu ſeiner Frau an ihm loben wollte, wann der verzweifelte Vater nicht wäre! — — Sehen Sie, Herr Valer, der Einfall iſt von Mamſell Julianen! Erfinden Sie nun eine Schlinge für den Vater — —

Juliane. Was ſagſt du, Liſette? von mir? O Valer, glauben Sie ſolch raſendes Zeug nicht! Habe ich dir etwas anders befohlen, als ihm einen ſchlechten Begriff von mir beyzubringen?

Liſette. Ja, recht; einen ſchlechten von Ihnen — und wenn es möglich wäre, einen deſto beſſern von mir.

Juliane. Nein, es iſt mit euch nicht auszuhalten — —

Valer. Erklären Sie wenigſtens, liebſte Juliane — —

Juliane. Erklären? und was? Vielleicht, daß ich Ihnen in die Arme rennen will, und wann ich auch alle Tugenden beleidigen ſollte? daß ich mich mit einer Begierde, mit einem Eifer die Ihrige zu werden bemühen will, die mich in Ihren Augen nothwendig einmal verächtlich machen müſſen? Nein, Valer — —

Liſette. Hören Sie denn nicht, daß Sie uns gern freye Hand laſſen will? Sie macht es, wie die ſchöne Aſpaſia — — oder wie hieß die Prinzeßin in dem dicken Romane? Zwey Ritter machten auf ſie Anſpruch. Schlagt euch mit einander, ſagte die ſchöne Aſpaſia; wer den andern überwindet, ſoll mich haben. Gleichwohl aber war ſie dem Ritter in der blauen Rüſtung günſtiger, als dem andern — —

Juliane. Ach, die Närrinn, mit ihrem blauen Ritter — —

(reißt ſich los und geht ab)

Zweyter Auftritt.

Liſette. **Valer.**

Liſette. Ha! ha! ha!

Valer. Mir iſt nicht lächerlich, Liſette.

Liſette. Nicht? Ha! ha! ha!

Valer. Ich glaube, du lachſt mich aus?

Liſette. O ſo lachen Sie mit! Oder ich muß noch einmal darüber lachen, daß Sie nicht lachen wollen. Ha! ha! ha!

Valer. Ich möchte verzweifeln! In der Ungewißheit, ob Sie mich noch liebt —

Liſette. Ungewißheit? Sind denn alle Mannsperſonen ſo ſchwer zu überreden? Werden ſie denn alle zu ſolchen ängſtlichen Zweiflern, ſobald ſie die Liebe ein wenig erhitzt? Laſſen Sie Ihre Grillen fahren, Herr Valer, oder ich lache aufs neue. Spannen Sie vielmehr Ihren Verſtand an, etwas auszuſinnen, um den alten Chryſander — —

Valer. Chryſander traut mir nicht, und kann mir nicht trauen. Er kennt meine Neigung zu Julianen. Alle mein Zureden würde umſonſt ſeyn; er würde den Eigennutz, die Quelle davon, gar bald entdecken. Und wenn ich auch eine völlige Anwerbung thun wollte; was würde es helfen? Er iſt deutſch genug, mir gerade ins Geſicht zu ſagen, daß ich ſeinem Sohne hier nachſtehen müſſe, welcher wegen der Wohlthaten des Vaters das größte Recht auf Julianen habe. — — Was ſoll ich alſo anfangen?

Liſette. Mit den wunderlichen Leuten, die nur überall den ebenen Weg gehen wollen! Hören Sie was mir eingefallen iſt. Das Dokument, oder wie der Quark heißt, iſt das einzige was Chryſandern zu dieſer Heyrath Luſt macht, ſo daß er es ſchon an ſeinen Advokaten geſchickt hat. Wie wenn man von dieſem Advokaten einen Brief unterſchieben könnte, in welchem — — in welchem — —

Valer. In welchem er ihm die Gültigkeit des Dokuments verdächtig machte; willſt du ſagen? Der Einfall iſt ſo unrecht nicht! Aber — wenn ihm nun einmal der Advokate ganz das Gegentheil ſchreibt, ſo iſt ja unſer Betrug am Tage:

Liſette. Was für ein Einwurf! Freylich müſſen Sie ihn ſtimmen. Es iſt von je her gebräuchlich geweſen, daß es ſich ein Liebhaber etwas muß koſten laſſen.

Valer. Wenn nun aber der Advokat ehrlich iſt?

Liſette. Thun ſie doch, als ob Sie ſeit vier Wochen erſt in der Welt wären. Wie die Geſchenke, ſo iſt der Advokat. Kommen gar keine, ſo iſt der niederträchtigſte Betrieger der redlichſte Mann. Kommen welche, aber nur kleine, ſo hält das Gewiſſen noch ſo ziemlich das Gleichgewicht. Es ſteigen alsdenn wohl Verſuchungen bey ihm auf; allein die kleinſte Betrachtung ſchlägt ſie wieder nieder. Kommen aber nur recht anſehnliche, ſo iſt gar bald der ehrlichſte Advokat nicht mehr der ehrlichſte. Er legt die Ehrlichkeit mit den geſchenkten Goldſtücken in den Schatz, wo jene eher zu roſten anfängt, als dieſe. Ich kenne die Herren!

Valer. Dein Urtheil iſt zu allgemein. Nicht alle Perſonen von einerley Stande ſind auf einerley Art geſinnet. Ich kenne verſchiedne alte rechtſchaffne Sachwalter — —

Liſette. Was wollen Sie mit Ihren alten? Es iſt eben, als wenn Sie ſagten, die groſſen runden Aufſchläge, die kleinen ſpitzen Knöpfe, die erſchrecklichen Halskrauſen, aus welchen man Schiſsſegel machen könnte, die viereckigten breiten Schuhe, die tiefen Taſchen, kurz die ganze Tracht, wie ſich etwa Ihre Pathen an Ehrentagen mögen ausſtaffirt haben, wären noch jetzt Mode, weil man noch manchmal hier und da einige gebückte zitternde Männerchen über die Gaſſen ſo ſchleichen ſieht. Laſſen Sie nur noch die, und ihr Paar alte rechtſchaffne Advokaten ſterben; die Mode und die Redlichkeit werden einen Weg nehmen.

Valer. Man hört doch gleich, wenn das Frauenzimmer am beredteſten iſt!

Liſette. Sie meynen etwa, wenn es aufs Läſtern geht? O wahrhaftig! des bloſſen Läſterns wegen, habe ich ſo viel nicht geplaudert. Meine vornehmſte Abſicht war, Ihnen beyzubringen, wie viel überall das Geld thun könne, und was für ein vortreffliches Spiel ein Liebhaber in den Händen hat, wenn er gegen alle freygebig iſt, gegen die Gebieterinn, gegen den Advokaten und —— Dero Dienerinn. (Sie macht eine Verbeugung.)

Valer. Verlaß dich auf meine Erkenntlichkeit. Ich verſpreche dir ein rechte anſehnliche Ausſtattung, wenn wir glücklich ſind — —

Liſette. Ey, wie fein! eine Ausſtattung? Sie hoffen doch wohl nicht, daß ich übrig bleiben werde?

Valer. Wann du das befürchteſt, ſo verſpreche ich dir denn Mann darzu. — — Doch komm nur; Juliane wird ohne Zweifel auf uns warten. Wir wollen gemeinſchaftlich unſre Sachen weiter überlegen.

Liſette. Gehen Sie nur voran; ich muß noch hier verziehen, um meinem jungen Gelehrten —

Valer. Er wird vielleicht ſchon unten bey dem Vater ſeyn.

Liſette. Wir müſſen uns alleine ſprechen. Gehen Sie nur! Sie haben ihn doch wohl noch nicht geſprochen?

Valer. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich es ganz und gar überhoben ſeyn könnte! Seinetwegen würde ich dieſes Haus fliehen, ärger als ein Tollhaus, wenn nicht ein angenehmerer Gegenſtand — —

Liſette. So gehen Sie doch, und laſſen Sie den angenehmern Gegenſtand nicht länger auf Sich warten.

(Valer geht ab.)

Dritter Auftritt.

Anton. **Liſette.**

Anton. Nu? was will die, in meines Herrn Studierſtube? Jetzt gieng Valer heraus; vor einer Weile Juliane; und du biſt noch da? Ich glaube gar, ihr habt eure Zuſammenkünfte hier. Warte, Liſette! das will ich meinem Herrn ſagen.

Ich will mich ſchon rächen; noch für das Geſtrige; beſinnſt du dich?

Liſette. Ich glaube, du keufſt? Was willſt du mit deinem Geſtrigen?

Anton. Eine Maulſchelle vergißt ſich wohl bey dem leicht, der ſie giebt, aber der, dem die Zähne davon gewackelt haben, der denkt eine Zeit lang daran. Warte nur! warte!

Liſette. Wer heißt dich, mich küſſen?

Anton. Potz Stern, wie gemein würden die Maulſchellen ſeyn, wenn alle die welche bekommen ſollten, die euch küſſen wollen. — — Jetzt ſoll dich mein Herr dafür wacker —

Liſette. Dein Herr? der wird mir nicht viel thun.

Anton. Nicht? Wie vielmal hat er es nicht geſagt, daß ſo ein heiliger Ort, als eine Studierſtube iſt, von euch, unreinen Geſchöpfen, nicht müſſe entheiligt werden? Der Gott der Gelehrſamkeit — — warte, wie nennt er ihn? — — Apollo — könne kein Weibsbild leiden. Schon der Geruch davon wäre ihm zuwider. Er fliehe davor, wie der Stoſſer vor den Tauben. — Und du denkſt, mein Herr würde es ſo mit anſehen, daß du ihm den lieben Gott von der Stube treibeſt?

Liſette. Ich glaube gar, du Narre denkſt, der liebe Gott ſey nur bey euch Mannsperſonen? Schweig, oder — —

Anton. Ja, ſo eine, wie geſtern vielleicht?

Liſette. Noch eine beßre! der Pinſel hätte geſtern mehr, als eine verdient. Er kömmt zu mir; es iſt finſter; er will mich küſſen; ich ſtoße ihn zurück, er kömmt wieder; ich ſchlage ihn aufs Maul, es thut ihm weh; er läßt nach; er ſchimpſt; er geht fort — — Ich möchte dir gleich noch eine geben, wenn ich daran gedenke.

Anton. Ich hätte es alſo wohl abwarten ſollen, wie oft du deine Kareſſe hätteſt wiederholen wollen?

Liſette. Geſetzt, es wären noch einige gefolgt, ſo würden ſie doch immer ſchwächer und ſchwächer geworden ſeyn. Vielleicht hätten ſich die letztern gar — — doch ſo ein dummer Teufel verdient nichts.

Anton. Was hör ich? iſt das dein Ernſt, Liſette? Bald hätte ich Luſt, die Maulſchelle zu vergeſſen, und mich wieder mit dir zu vertragen.

Liſette. Halte es, wie du willſt. Was iſt mir ietzt an deiner Gunſt gelegen? Ich habe ganz ein ander Wildpret auf der Spur.

Anton. Ein anders? au weh, Liſette! Das war wieder eine Ohrfeige, die ich ſo bald nicht vergeſſen werde! Ein anders? Ich dächte, du hätteſt an einem genug, das dir ſelbſt ins Netz gelauffen iſt.

Liſette. Und drum eben iſt nichts dran. — Aber ſage mir, wo bleibt dein Herr?

Anton. Danke du Gott, daß er ſo lange bleibt; und mache, daß du hier fort kommſt. Wann er dich trifft, ſo biſt du in Gefahr heraus geprügelt zu werden.

Liſette. Dafür laß mich ſorgen! Wo iſt er denn? iſt er von der Poſt noch nicht wieder zurück?

Anton. Woher weißt du denn, daß er auf die Poſt gegangen iſt?

Liſette. Genug, ich weiß es. Er wollte dich erſt ſchicken. Aber wie kam es denn, daß er ſelbſt gieng? Hä! ha! ha! „Es iſt mit dem Schlingel „nichts anzufangen.„ Wahrhaftig, das Lob macht mich ganz verliebt in dich.

Anton. Wer Henker muß dir das geſagt haben?

Liſette. O niemand; ſage mir nur, iſt er wieder da?

Anton. Schon längſt; unten iſt er bey ſeinem Vater.

Liſette. Und was machen ſie mit einander?

Anton. Was ſie machen? ſie zancken ſich.

Liſette. Der Sohn will gewiß den Vater von ſeiner Geſchicklichkeit überführen?

Anton. Ohne Zweifel muß es ſo etwas ſeyn. Damis iſt ganz auſſer ſich: er läßt den Alten kein Wort aufbringen; er rechnet ihm tauſend Bücher her, die er geſehen; tauſend, die er geleſen hat; andere tauſend, die er ſchreiben will, und hundert kleine Bücherchen, die er ſchon geſchrieben hat. Bald nennt er ein Dutzend Profeſſores, die ihm ſein Lob ſchriftlich, mit untergedrucktem Siegel, nicht umſonſt, gegeben hätten; bald ein Dutzend Zeitungsſchreiber, die eine vortrefliche Poſaune für einen jungen Gelehrten ſind, wenn man ein ſilbernes Mundſtück darauf ſteckt; bald ein Dutzend Journaliſten, die ihn alle zu ihrem Mitarbeiter flehentlich erbeten haben. Der Vater ſieht ganz erſtaunt; er iſt um die Geſundheit ſeines Sohnes beſorgt; er rufft einmal über das andre: Sohn, erhitze dich doch nicht ſo! ſchone deine Lunge! ja doch, ich glaub es! gib dich zufrieden! es war ſo nicht gemeynt!

Liſette. Und Damis? — —

Anton. Und Damis läßt nicht nach. Endlich greifft ſich der Vater an; er überſchreit ihn mit Gewalt, und beſänftiget ihn mit einer Menge ſolcher Lobſprüche, die in der Welt niemand verdient hat, verdient, noch verdienen wird. Nun wird der Sohn wieder vernünftig, und nun — — ja nun ſchreiten ſie zu einem andern Punkte, zu einer andern Sache, — — zu — —

Liſette. Wozu denn?

Anton. Gott ſey Dank, mein Maul kann ſchweigen!

Liſette. Du willſt mir es nicht ſagen?

Anton. Nimmermehr! ich bin zwar ſonſt ein ſchlechter Kerl; aber wenn es auf die Verſchwiegenheit ankömmt — —

Liſette. Lerne ich dich ſo kennen?

Anton. Ich dächte, das ſollte dir lieb ſeyn, daß ich ſchweigen kann; und beſonders von Heyrathsſachen, oder was dem anhängig iſt — —

Liſette. Weißt du nichts mehr? O das habe ich längſt gewußt.

Anton. Wie ſchön ſie mich über den Tölpel ſtoßen will. Alſo wäre es ja nicht nöthig, daß ich dir es ſagte? — —

Liſette. Freylich nicht! aber mich für dein ſchelmiſches Mißtrauen zu rächen, weiß ich ſchon, was ich thun will. Du ſollſt es gewiß nicht mehr wagen, gegen ein Mädchen von meiner Profeßion verſchwiegen zu ſeyn! Beſinnſt du dich, wie du von deinem Herrn vor kurzen geſprochen haſt?

Anton. Beſinnen? ein Mann, der in Geſchäften ſitzt, der einen Tag lang ſo viel zu reden hat, wie ich, ſoll ſich der auf allen Bettel beſinnen?

Liſette. Seinen Herrn verleumden iſt etwas mehr, ſollte ich meynen.

Anton. Was? verleumden?

Liſette. Ha, ha! Herr Mann, der in Geſchäften ſitzt, beſinnen Sie Sich nun? Was haben Sie vorhin gegen ſeinen Vater von ihm geredt?

Anton. Das Mädel muß den Teufel haben, oder der verzweifelte Alte hat geplaudert. Aber höre, Liſette, weißt du es gewiß, was ich geſagt habe? Was war es denn? Laß einmal hören!

Liſette. Du ſollſt alles hören, wenn ich es deinem Herrn erzählen werde.

Anton. O wahrhaftig, ich glaube du machſt Ernſt daraus. Du wirſt mir doch meinen Kredit bey meinem Herrn nicht verderben wollen? Wenn du wirklich etwas weißt, ſo ſey keine Närrinn! — Daß ihr Weibsvolk doch niemals Spaß verſteht! Ich habe dir eine Ohrfeige vergeben, und du willſt dich, einer kleinen Neckerey wegen, rächen? Ich will dir ja alles ſagen.

Liſette. Nun ſo ſage — —

Anton. Aber du ſagſt doch nichts? — —

Liſette. Je mehr du ſagen wirſt; je weniger werde ich ſagen.

Anton. Was wird es ſonſt viel ſeyn, als daß der Vater dem Sohne nochmals die Heyrath mit Julianen vorſchlug? Damis ſchien ganz aufmerkſam zu ſeyn, und — — und weiter kann ich dir nichts ſagen.

Liſette. Weiter nichts? Gut, gut, dein Herr ſoll alles erfahren.

Anton. Um des Himmels willen, Liſette; ich will dir es nur geſtehn.

Liſette. Nun ſo geſteh!

Anton. Ich will dir es nur geſtehen, daß ich wahrhaftig nichts mehr gehört habe. Ich wurde eben weggeſchickt. Nun weißt du wohl, wenn man nicht zugegen iſt, ſo kann man nicht viel hören — —

Liſette. Das verſteht ſich. Aber was meynſt du, wird Damis ſich dazu entſchloſſen haben?

Anton. Wenn er ſich noch nicht dazu entſchloſſen hat, ſo will ich mein Aeuſſerſtes anwenden, daß er es noch thut. Ich ſoll für meine Mühe bezahlt werden, Liſette; und du weißt wohl, wenn ich bezahlt werde, daß alsdenn auch du — —

Liſette. Ja, ja, auch ich verſpreche dirs: du ſollſt redlich bezahlt werden! — Unterſtehe dich! —

Anton. Wie?

Liſette. Habe einmal das Herz! —

Anton. Was?

Liſette. Dummkopf! meine Jungfer will deinen Damis nicht haben —

Anton. Was thut das? —

Liſette. Folglich iſt mein Wille, daß er ſie auch nicht bekommen ſoll.

Anton. Folglich, wenn ſie mein Herr wird haben wollen, ſo wird mein Wille ſeyn müſſen, daß er ſie bekommen ſoll.

Liſette. Hört doch! du willſt mein Mann werden, und einen Willen für dich haben? Bürſchchen, das laß dir nicht einkommen! Dein Wille muß mein Wille ſeyn, oder —

Anton. St! potz Element! er kömmt; hörſt du? er kömmt! Nun ſieh ja, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. Verſtecke dich wenigſtens; verſtecke dich! Er bringt ſonſt mich und dich um.

Liſette. (bey Seite) Halt, ich will beide betriegen! — — Wo denn aber hin? wo hin? in das Kabinet?

Anton. Ja, ja, nur unterdeſſen hinein. Vielleicht geht er bald wieder fort. — — Und ich, ich will mich geſchwind hierher ſetzen — —

(er ſetzt ſich an den Tiſch, nimmt ein Buch in die Hand, und thut, als ob er den Damis nicht gewahr würde.)

Vierter Auftritt.

Anton. **Damis.**

Anton. (vor ſich) Ja, die Gelehrten — wie glücklich ſind die Leute nicht! — — Iſt mein Vater nicht ein Eſel geweſen, daß er mich nicht auch auf ihre Profeſſion gethan hat! Zum Henker, was muß es für eine Luſt ſeyn, wenn man alles in der Welt weiß, ſo wie mein Herr! — — Potz Stern, die Bücher alle zu verſtehn! — — Wenn man nur darunter ſitzt, man mag darinn leſen, oder nicht, ſo iſt man ſchon ein ganz andrer

Menſch! — — Ich fühls, wahrhaftig ich fühls, der Verſtand duftet mir recht daraus entgegen. — Gewiß, er hat Recht: ohne die Gelehrſamkeit iſt man nichts, als eine Beſtie. — — Ich dumme Beſtie! — — (bey Seite) Nun, wie lange wird er mich noch ſchimpfen laſſen? — — Wir ſind doch närriſch gepaaret, ich und mein Herr! — — Er giebt dem Gelehrteſten, und ich dem Ungelehrteſten nichts nach. — — Ich will auch noch heute anfangen zu leſen. — — Wenn ich ein Loch von achtzig Jahren in die Welt lebe, ſo kann ich ſchon noch ein ganzer Kerl werden. — — Nur friſch angefangen! Da ſind Bücher genug! — — Ich will mir das kleinſte ausſuchen; denn Anfangs muß man ſich nicht übernehmen. — — Ha! da finde ich ein allerliebſtes Büchelchen. — — In ſo einem muß es ſich mit Luſt ſtudiren laſſen. — — Nur friſch angefangen, Anton! — — Es wird doch gleichviel ſeyn, ob hinten oder vorne? — — Wahrhaftig, es wäre eine Schande für meinen ſo erſtaunlich, ſo erſchrecklich, ſo abſcheulich gelehrten Herrn, wenn er länger einen ſo dummen Bedienten haben ſollte —

Damis. (indem er ſich ihm vollends nähert) Ja freylich wäre es eine Schande für ihn.

Anton. Hilf Himmel! mein Herr — —

Damis. Erſchrick nur nicht! Ich habe alles gehört. — —

Anton. Sie haben alles gehört? — — Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, wenn ich etwas unrechtes geſprochen habe. — — Ich war ſo eingenommen, ſo eingenommen von der Schönheit der Gelehrſamkeit, — — verzeihen Sie mir meinen dummen Streich — — daß ich, ſelbſt noch gelehrt werden wollte.

Damis. Schimpfe doch nicht ſelbſt den klügſten Einfall, den du Zeitlebens gehabt haſt.

Anton. Vor zwanzig Jahren möchte er klug genug geweſen ſeyn.

Damis. Glaube mir; noch biſt du zu den Wiſſenſchaften nicht zu alt. Wir können in unſrer Republick ſchon mehrere aufweiſen, die ſich gleichfalls den Muſen nicht eher in die Arme geworfen haben.

Damis.

Anton. Nicht in die Arme allein, ich will mich ihnen in den Schooß werfen. — Aber in welcher Stadt ſind die Leute?

Damis. In welcher Stadt?

Anton. Ja; ich muß hin, ſie kennen zu lernen. Sie müſſen mir ſagen, wie ſie es angefangen haben. — —

Damis. Was willſt du mit der Stadt?

Anton. Sie denken etwa, ich weiß nicht, was eine Republick iſt? — — Sachſen, zum Exempel. — — Und eine Republick hat ja mehr wie eine Stadt? nicht?

Damis. Was für ein Idiote! Ich rede von der Republick der Gelehrten. Was geht uns Gelehrten, Sachſen, was Deutſchland, was Europa an? Ein Gelehrter, wie ich bin, iſt für die ganze Welt; er iſt ein Kosmopolit; er iſt eine Sonne, die den ganzen Erdball erleuchten muß — —

Anton. Aber ſie muß doch wo legen, die Republick der Gelehrten.

Damis. Wo liegen? dummer Teufel! die gelehrte Republick iſt überall.

Anton. Ueberall? und alſo iſt ſie mit der Republick der Narren an einem Orte? Die, hat man mir geſagt, iſt auch überall.

Damis. Ja freylich ſind die Narren und die Klugen, die Gelehrten und die Ungelehrten überall untermengt, und zwar ſo, daß die letzern immer den größten Theil ausmachen. Du kannſt es an unſerm Hauſe ſehen. Mit wie viel Thoren und Unwiſſenden findeſt du mich nicht hier umgeben? Einige davon wiſſen nichts, und wiſſen es, daß ſie nichts wiſſen. Unter dieſe gehörſt du. Sie wollten aber doch gern etwas lernen, und deßwegen ſind ſie noch die erträglichſten. Andre wiſſen nichts, und wollen auch nichts wiſſen; ſie halten ſich bey ihrer Unwiſſenheit für glücklich; ſie ſcheuen das Licht der Gelehrſamkeit — —

Anton. Das Eulengeſchlecht!

Damis. Noch andre aber wiſſen nichts, und glauben doch etwas zu wiſſen; ſie haben nichts, gar nichts gelernt, und wollen doch den Schein haben, als hätten ſie etwas gelernt. Und dieſe ſind die allerunerträglichſten Narren, worunter, die Wahrheit zu bekennen, auch mein Vater gehört.

Anton. Sie werden doch Ihren Vater, bedenken Sie doch, Ihren Vater, nicht zu einem Erznarren machen?

Damis. Lerne diſtinguiren! Ich ſchimpfe meinen Vater nicht, in ſo fern er mein Vater iſt, ſondern in ſo fern ich ihn, als einen betrachten kann, der den Schein der Gelehrſamkeit unverdienter Weiſe an ſich reiſſen will. In ſo fern verdient er meinen Unwillen. Ich habe es ihm ſchon oft zu verſtehen gegeben, wie ärgerlich er mir iſt, wenn er, als ein Kaufmann, als ein Mann, der nichts mehr, als gute und ſchlechte Waaren, gutes und falſches Geld kennen darf, und höchſtens das letzte für das erſte wegzugeben wiſſen ſoll, wenn der, ſage ich, mit ſeinen Schulbrocken, bey welchen ich doch immer etwas erinnern muß, ſo prahlen will. In dieſer Abſicht iſt er ein Narr, er mag mein Vater ſeyn, oder nicht.

Anton. Schade! ewig Schade! daß ich das In ſo fern und in Abſicht nicht als ein Junge gewußt habe. Mein Vater hätte mir gewiß nicht ſo viel Prügel umſonſt geben ſollen. Er hätte ſie alle richtig wiederbekommen; nicht in ſo fern als mein Vater, ſondern in ſo fern als einer, der mich zuerſt geſchlagen hätte. Es lebe die Gelehrſamkeit! — —

Damis. Halt! ich beſinne mich auf einen Grundſatz des natürlichen Rechts, der dieſem Gedanken vortrefflich zu ſtatten kommt. Ich muß doch den Hobbes nachſehen! — — Geduld! daraus will ich gewiß eine ſchöne Schrift machen!

Anton. Um zu beweiſen, daß man ſeinem Vater wieder prügeln dürfe? — —

Damis. Certo reſpectu allerdings. Nur muß man ſich wohl in Acht nehmen, daß man, wenn man ihn ſchlägt, nicht den Vater, ſondern den Aggreſſor zu ſchlagen ſich einbildet; denn ſonſt — —

Anton. Aggreſſor? Was iſt das für ein Ding?

Damis. So heißt der, welcher ausſchlägt — —

Anton. Ha, ha! nun verſteh ichs. Zum Exempel: Ihnen mein Herr ſtieße wieder einmal eine kleine gelehrte Raſerey zu, die ſich meinem Buckel durch eine Tracht Schläge empfindlich machte; ſo wären Sie — — wie heißt es? — — der Aggreſſor; und ich, ich würde berechtigt ſeyn, mich über den Aggreſſor zu erbarmen, und ihm — —

Damis. Kerl, du biſt toll! — —

Anton. Sorgen Sie nicht; ich wollte meine Gedanken ſchon ſo zu richten wiſſen, daß der Herr unterdeſſen bey Seite geſchafft würde — —

Damis. Nun wahrhaftig; das wäre ein merkwürdiges Exempel, in was für verderbliche Irrthümer man verfallen kann, wenn man nicht weiß, aus welcher Diſciplin dieſe oder jene Wahrheit zu entſcheiden iſt. Die Prügel, die ein Bedienter von ſeinem Herrn bekömmt, gehören nicht in das Recht der Natur, ſondern in das bürgerliche Recht. Wenn ſich ein Bedienter vermietet, ſo vermietet er auch ſeinen Buckel mit. Dieſen Grundſatz merke dir.

Anton. Aus dem bürgerlichen Rechte iſt er? O das muß ein garſtiges Recht ſeyn. Aber ich ſehe es nun ſchon! die verzweifelte Gelehrſamkeit, ſie kann eben ſo leicht zu Prügeln verhelfen, als dafür ſchützen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich mich auf alle ihre wächſerne Naſen, ſo gut verſtünde, als Sie. — — O Herr Damis, erbarmen Sie Sich meiner Dummheit!

Damis. Nun wohl, wenn es dein Ernſt iſt, ſo greiffe das Werk an. Es erfreut mich, der Gelehrſamkeit durch mein Exempel einen Proſelyten gemacht zu haben. Ich will dich redlich mit meinem Rathe und meinen Lehren unterſtützen. Bringſt du es zu etwas, ſo verſpreche ich dir, dich in die Gelehrte Welt ſelbſt einzuführen, und mit einem beſondern Werke dich ihr anzukündigen. Vielleicht ergreiffe ich die Gelegenheit, etwas de Eruditis ſero ad literas admiſſis, oder de Opſimathia, oder auch de ſtudio ſenili zu ſchreiben, und ſo wirſt du auf einmal berühmt. — — Doch laß einmal ſehen, ob ich mir von deiner Lehrbegierde viel zu verſprechen habe? Welch Buch hatteſt du vorhin in Händen?

Anton. Es war ein ganz kleines — —

Damis. Welches denn? — —

Anton. Es war ſo allerliebſt eingebunden, mit Golde auf dem Rücken und auf dem Schnitte. Wo legte ichs doch hin? Da! da!

Damis. Das hatteſt du? das?

Anton. Ja, das!

Damis. Das?

Anton. Bin ich an das unrechte gekommen? Weil es ſo hübſch klein war —

Damis. Ich hätte dir ſelbſt kein beſſres vorſchlagen können.

Anton. Das dacht ich wohl, daß es ein ſchön Buch ſeyn müſſe. Würde es wohl ſonſt einen ſo ſchönen Rock haben?

Damis. Es iſt ein Buch, das ſeines gleichen nicht hat. Ich habe es ſelbſt geſchrieben. Siehſt du? — — Auctore Damide!

Anton. Sie ſelbſt? Nu, nu, habe ichs doch immer gehört, daß man die leiblichen Kinder beſſer in Kleidung hält, als die Stiefkinder. Das zeigt von der väterlichen Liebe.

Damis. Ich habe mich in dieſem Buche, ſo zu reden, übertroffen. So oft ich es wieder leſe, ſo oft lerne ich auch etwas Neues daraus.

Anton. Aus Ihrem eignen Buche?

Damis. Wundert dich das? — — Ach verdammt! nun erinnere ich mich erſt: mein Gott, das arme Mädchen! Sie wird doch nicht noch in dem Kabinete ſtecken? (er geht darauf los.)

Anton. Um Gottes Willen, wo wollen Sie hin?

Damis. Was fehlt dir? ins Kabinet. Haſt du Liſetten geſehen?

Anton. Nun bin ich verlohren! — Nein, Herr Damis, nein; ſo wahr ich lebe, ſie iſt nicht drinne.

Damis. Du haſt ſie alſo ſehen heraus gehen? Iſt ſie ſchon lange fort?

Anton. Ich habe ſie, ſo wahr ich ehrlich bin, nicht ſehen herein gehen. Sie iſt nicht drinne; glauben Sie mir nur, ſie iſt nicht drinne — —

Fünfter Auftritt.

Liſette. Damis. Anton.

Liſette. Allerdings iſt ſie noch drinne —

Anton. O das Rabenaas!

Damis. So lange hat Sie Sich hier verſteckt gehalten? Arme Liſette! das war mein Wille gar nicht. So bald mein Vater aus der

Stube geweſen wäre, hätte Sie immer wieder heraus gehen können.

Liſette. Ich wußte doch nicht, ob ich recht thäte. Ich wollte alſo lieber warten, bis mich der, der mich verſteckt hatte, ſelbſt wieder hervorkommen hieß — —

Anton. Zum Henker, von was für einem Verſtecken reden die? (leiſe zu Liſetten) So, du feines Thierchen? hat dich mein Herr ſelbſt ſchon einmal verſteckt? Nun weiß ich doch, wie ich die geſtrige Ohrfeige auslegen ſoll. Du Falſche!

Liſette. Schweig; ſage nicht ein Wort, daß ich zuvor bey dir geweſen bin, oder — du weißt ſchon — —

Damis. Was ſchwatzt ihr denn beide da zuſammen? Darf ich es nicht hören?

Liſette. Es war nichts; ich ſagte ihm bloß, er ſolle herunter gehen, daß wenn meine Jungfer nach mir fragte, er unterdeſſen ſagen könnte, ich ſey ausgegangen. Juliane iſt mißtrauiſch; ſie ſuchte mich doch wohl hier, wenn ſie mich brauchte.

Damis. Das iſt vernünftig. Gleich, Anton, geh!

Anton. Das verlangſt du im Ernſte, Liſette?

Liſette. Freylich; fort, laß uns allein.

Damis. Wirſt du bald gehen?

Anton. Bedenken Sie doch ſelbſt, Herr Damis; wann Sie nun ihr Geplaudre werden überdrüßig ſeyn, und das wird gar bald geſchehen, wer ſoll ſie Ihnen denn aus der Stube jagen helfen, wenn ich nicht dabey bin?

Liſette. Warte, ich will dein Läſtermaul — —

Damis. Laß dich unbekümmert! Wann ſie mir beſchwerlich fällt, wird ſie ſchon ſelbſt ſo vernünftig ſeyn, und gehen.

Anton. Aber betrachten Sie nur: ein Weibsbild in Ihrer Studierſtube! Was wird Ihr Gott ſagen? Er kann ja das Ungeziefer nicht leiden.

Liſette. Endlich werde ich dich wohl zur Stube hinaus ſchmeiſſen müſſen?

Anton. Das wäre mir gelegen. — — Die verdammten Mädel! auch bey dem Teufel können ſie ſich einſchmeicheln. (Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Liſette. Damis.

Damis. Und wo blieben wir denn vorhin?

Liſette. Wo blieben wir? bey dem, was ich allezeit am liebſten höre, und wovon ich allezeit am liebſten rede, bey Ihrem Lobe. Wenn es nur nicht eine ſo gar kützliche Sache wäre, einen ins Geſicht zu loben! — — Ich kann Ihnen unmöglich die Marter anthun.

Damis. Aber ich betheure Ihr nochmals, Liſette; es iſt mir nicht um mein Lob zu thun! Ich möchte nur gern hören, auf was für verſchiedene Art verſchiedene Perſonen einerley Gegenſtand betrachtet haben.

Liſette. Jeder lobte dasjenige an Ihnen, was er an ſich lobenswürdiges zu finden glaubte. Zum Exempel, der kleine dicke Mann, mit der ernſthaften Mine, der ſo ſelten lacht, der aber, wenn er einmal zu lachen anfängt, mit dem erſchütterten Bauche den ganzen Tiſch über den Haufen wirft — —

Damis. Und wer iſt das? Aus Ihrer Beſchreibung, Liſette, kann ich es nicht errathen — O es iſt mit den Beſchreibungen eine kützliche Sache! Es gehört nicht wenig dazu, ſie ſo einzurichten, daß man, gleich bey dem erſten Anblicke, das Beſchriebene erkennen kann. Ueber nichts aber muß ich mehr lachen, als wenn ich bey dieſem und jenem großen Philoſophen, wahrhaftig bey Männern, die ſchon einer ganzen Sekte ihren Namen gegeben haben, öfters Beſchreibungen anſtatt Erklärungen antreffe. Das macht, die guten Herren haben mehr Einbildungskraft, als Beurtheilung. Bey der Erklärung muß der Verſtand in das Innere der Dinge eindringen; bey der Beſchreibung aber darf man bloß auf die äuſſerlichen Merkmale, auf das — —

Liſette. Wir kommen von unſrer Sache, Herr Damis. Ihr Lob — —

Damis. Ja wohl; fahre Sie nur fort, Liſette. Von wem wollte Sie vorhin reden?

Liſette. Je, ſollten Sie denn den kleinen Mann nicht kennen? Er bläſet immer die Backen auf —

Damis. Sie meynt vielleicht den alten Rathsherrn?

Liſette. Ganz recht, aber ſeinen Namen —

Damis. Was liegt an dem? — —

Liſette. Ja, Herr Chryſander, ſagte alſo der Rathsherr, an deſſen Namen nichts gelegen iſt, ihr Herr Sohn kann einmal der beſte Rathsherr von der Welt werden, wenn er ſich nur darauf appliciren will. Es gehört ein aufgeweckter Geiſt dazu; den hat er: eine fixe Zunge; die hat er: eine tiefe Einſicht in die Staatskunſt; die hat er: eine Geſchicklichkeit, ſeine Gedanken zierlich auf das Papier zu bringen; die hat er: eine verſchlagne Aufmerkſamkeit auf die geringſten Bewegungen unruhiger Bürger; die hat er: und wenn er ſie nicht hat — o die Uebung — die Uebung! Ich weiß ja, wie mir es Anfangs gieng. Freylich kann man die Geſchicklichkeit zu einem ſo ſchweren Amte, nicht gleich mit auf die Welt bringen —

Damis. Der Narr! es iſt zwar wahr, daß ich alle dieſe Geſchicklichkeiten beſitze; allein mit der Helfte derſelben könnte ich Geheimter Rath werden, und nicht bloß — —

Siebender Auftritt.

Anton. Liſette. **Damis.**

Damis. Nun, was willſt du ſchon wieder?

Anton. Mamſell Juliane weiß es nun, daß Liſette ausgegangen iſt. Fürchten Sie Sich nur nicht; ſie wird uns nicht überraſchen. — —

Damis. Wer hieß dich denn wiederkommen?

Anton. Sollte ich wohl meinen Herrn allein laſſen? Und dazu, es überfiel mich auf einmal ſo eine Angſt, ſo eine Bangigkeit; die Ohren fingen mir an zu klingen, und beſonders das linke — — Liſette! Liſette!

Liſette. Was willſt du denn?

Anton. (leiſe zu Liſetten) Was habt ihr denn beide allein gemacht? Was gilts, es gieng auf meine Unkoſten!

Liſette. O pack dich — Ich weiß nicht was der Narre will.

Damis. Fort, Anton! es iſt die höchſte Zeit; du mußt wieder auf die Poſt ſehen. Ich weiß auch gar nicht, wo ſie ſo lange bleibt. — — Wirds bald?

Anton. Liſette, komm mit!

Damis. Was ſoll denn Liſette mit?

Anton. Und was ſoll ſie denn bey Ihnen?

Damis. Unwiſſender!

Anton. Ja freylich iſt es mein Unglück, daß ich es nicht weiß. (ſachte zu Liſetten) Rede nur wenigſtens ein wenig laut, damit ich höre, was unter euch vorgeht — Ich werde horchen —

(Gehet ab.)

Achter Auftritt.

Liſette. Damis.

Liſette. Laſſen Sie uns ein wenig ſachte reden. Sie wiſſen wohl, man iſt vor dem Horcher nicht ſicher.

Damis. Ja wohl; fahr Sie alſo nur ſachte fort.

Liſette. Sie kennen doch wohl des Herrn Chryſanders Beichtvater?

Damis. Beichtvater? ſoll ich denn alle ſolche Handwerksgelehrte kennen?

Liſette. Wenigſtens ſchien er Sie ſehr wohl zu kennen. Ein guter Prediger, fiel er der dicken Rechtsgelehrſamkeit ins Wort, ſollte Herr Damis gewiß auch werden. Eine ſchöne Statur; eine ſtarke deutliche Stimme; ein gutes Gedächtniß;

ein feiner Vortrag; eine anſtändige Dreuſtigkeit; ein reifer Verſtand, der über ſeine Meynungen Türkenmäßig zu halten weiß: alle dieſe Eigenſchaften glaube ich, in einem ziemlich hohen Grade, bey ihm bemerkt zu haben. Nur um einen Punkt iſt mir bange. Ich fürchte, ich fürchte; er iſt auch ein wenig von der Freygeiſterey angeſteckt. — — Ey, was Freygeiſterey? ſchrie der ſchon halb trunkene Medikus. Die Freygeiſter ſind brave Leute! Wird er deswegen keinen Kranken kuriren können? Wenn es nach mir geht, ſo muß er ein Medikus werden. Griechiſch kann er, und Griechiſch iſt die halbe Medicin. (indem ſie allmählich wieder lauter ſpricht) Freylich das Herz, das dazu gehört, kann ſich niemand geben. Doch das kömmt von ſich ſelbſt, wenn man erſt eine Weile prakticirt hat. — — Nu, fiel ihm ein alter Kaufmann in die Rede, ſo muß es mit den Herrn Medicinern wohl ſeyn, wie mit den Scharfrichtern. Wenn die zum erſtenmale köpfen, ſo zittern und beben ſie; je öfter ſie aber den Verſuch wiederhohlen, deſto friſcher geht es. — — Und auf dieſen Einfall ward eine ganze Viertelſtunde gelacht; in einem fort, in einem fort; ſo gar das Trinken ward darüber vergeſſen.

Neunter Auftritt.

Liſette. Damis. Anton.

Anton. Herr, die Poſt wird heute vor neun Uhr nicht kommen. Ich habe gefragt; Sie können Sich darauf verlaſſen.

Damis. Mußt du uns aber denn ſchon wieder ſtören, Idiote?

Anton. Es ſoll mir recht liebt ſeyn, wann ich Sie nur noch zur rechten Zeiten geſtört habe.

Damis. Was willſt du mit deiner rechten Zeit?

Anton. Ich will mich gegen Liſetten ſchon deutlicher erklären. Darf ich ihr etwas ins Ohr ſagen?

Liſette. Was wirſt du mir ins Ohr zu ſagen haben?

Anton. Nur ein Wort. (lachet) Du denkſt ich habe nicht gehorcht? Sageſt du nicht: du hätteſt nicht Herz genug dazu? doch wenn du nur erſt das Ding eine Weile würdeſt prakticiret haben — — O ich habe alles gehört. — — Kurz, wir ſind geſchiedne Leute! Du Unverſchämte, Garſtige — —

Liſette. Sage nur, was du willſt?

Damis. Gleich, geh mir wieder aus den Augen! Und komme mir nicht wieder vors Geſicht, bis ich dich ruffen werde, oder bis du mir Briefe von Berlin bringſt! — Ich kann ſie kaum erwarten. So macht es die übermäßige Freude! Zwar ſollte ich Hofnung ſagen, weil jene nur auf das Gegenwärtige, und dieſe auf das Zukünftige geht. Doch hier iſt das Zukünftige ſchon ſo gewiß, als das Gegenwärtige. Ich brauche die Sprache der Propheten, die ihrer Sachen doch unmöglich ſo gewiß ſeyn konnten. — — Die ganze Akademie müßte blind ſeyn. — — Nun, was ſtehſt du noch da? Wirſt du gehen?

Zehnter Auftritt.

Liſette. Damis.

Liſette. Da ſehen Sie! ſo lobten Sie die Leute.

Damis. Ah, wann die Leute nicht beſſer loben können, ſo möchten ſie es nur gar bleiben laſſen. Ich will mich nicht rühmen, aber doch ſo viel kann ich mir ohne Hochmuth zutrauen: ich will meiner Braut die Wahl laſſen, ob ſie lieber einen Doktor der Gottesgelahrheit, oder der Rechte, oder der Arzneykunſt, zu ihrem Manne haben will. In allen drey Fakultäten habe ich diſputirt; in allen dreyen habe ich — —

Liſette. Sie ſprechen von einer Braut? heyrathen Sie denn wirklich?

Damis. Hat Sie auch ſchon davon gehört, Liſette?

Liſette. Kömmt denn wohl ohn unſer einer irgend in einem Hauſe eine Heyrath zu Stande? Aber eingebildet hätte ich mir es nimmermehr, daß Sie Sich für Julianen entſchlieſſen würden! für Julianen!

Damis. Gröſten Theils thue ich es dem Vater zu gefallen, der auf die auſſerordentlichſte Weiſe deswegen in mich dringt. Ich weiß wohl, daß Juliane meiner nicht werth iſt. Allein ſoll ich einer ſolchen Kleinigkeit wegen, als eine Heyrath iſt, den Vater vor den Kopf ſtoſſen? Und dazu habe ich ſonſt einen Einfall, der mir ganz wohl laſſen wird.

Liſette. Freylich iſt Juliane Ihrer nicht werth; und wenn nur alle Leute die gute Mamſell ſo kennten, als ich — —

Eilfter Auftritt.

Anton. Damis. Liſette.

Anton. (vor ſich) Ich kann die Leute unmöglich ſo alleine laſſen. — — Herr Vater fragt, ob Sie in Ihrer Stube ſind? Sind Sie noch da, Herr Damis?

Damis. Sage mir nur, Unwiſſender, haſt du dir es denn heute recht vorgeſetzt, mir beſchwerlich zu fallen?

Liſette. So laſſen Sie ihn nur da, Herr Damis. Er bleibt doch nicht weg —

Anton. Ja, ietzt ſoll ich da bleiben; ietzt, da es ſchon vielleicht vorbey iſt, was ich nicht hören und ſehen ſollte.

Damis. Was ſoll denn vorbey ſeyn?

Anton. Das werden Sie wohl wiſſen.

Liſette. (ſachte) Jetzt, Anton, hilf mir, Julianen bey deinem Herrn recht ſchwarz machen. Willſt du?

Anton. Ey ja doch! zum Danke vielleicht —

Liſette. So ſchweig wenigſtens. — — Nothwendig, Herr Damis, müſſen Sie mit Julianen üb[illegible]fahren. Ich betaure Sie im voraus. Der ganze Erdboden trägt kein ärgeres Frauenzimmer — —

Anton. Glauben Sie es nicht, Herr Damis; Juliane iſt ein recht gut Kind. Sie können mit keiner in der Welt beſſer fahren. Ich wünſche Ihnen im voraus Glück.

Liſette. Wahrhaftig! du mußt gegen deinen Herrn ſehr redlich geſinnt ſeyn, daß du ihm eine ſo unerträgliche Plage an den Hals ſchwatzen willſt.

Anton. Noch weit redlicher mußt du gegen deine Mamſell ſeyn, daß du ihr einen ſo guten Ehemann, als Herr Damis werden wird, mißgönneſt.

Liſette. Einen guten Ehemann? Nun wahrhaftig, ein guter Ehemann, das iſt auch alles, was ſie ſich wünſcht. Ein Mann, der alles gut ſeyn läßt — —

Anton. Ho! ho! alles? Hören Sie, Herr Damis, für was Sie Liſette anſieht? Aus der Urſache möchteſt du wohl ſelbſt gern ſeine Frau ſeyn? Alles? ey! unter das alles, gehört wohl auch? — — du verſtehſt mich doch? —

Damis. Aber im Ernſte, Liſette; glaubt Sie wirklich, daß Ihre Jungfer eine rechte böſe Frau werden wird? Hat ſie in der That viel ſchlimme Eigenſchaften?

Liſette. Viel? Sie hat ſie alle, die man haben kann; auch nicht die ausgenommen, die einander widerſprechen.

Damis. Will Sie mir nicht ein Verzeichniß davon geben?

Liſette. Wo ſoll ich anfangen? — Sie iſt albern — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich ſage: Lügen!

Liſette. Sie iſt zänkiſch — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich ſag': Lügen!

Liſette. Sie iſt eitel — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen! ſag ich.

Liſette. Sie iſt keine Wirthin — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Liſette. Sie wird Sie durch übertriebenen Staat, durch beſtändige Ergötzlichkeiten und Schmauſereyen, um alle das Ihrige bringen —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Liſette. Sie wird Ihnen die Sorge um eine Heerde Kinder auf den Hals laden —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Das thun die beſten Weiber am erſten.

Liſette. Aber um Kinder, die aus der rechten Quelle nicht geholt ſind.

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und zwar Kleinigkeit nach der Mode!

Liſette. Kleinigkeit? aber was denken Sie denn Herr Damis?

Damis. Ich denke, daß Juliane nicht arg genug ſeyn kann. Iſt ſie albern? ich bin deſto klüger; iſt ſie zänkiſch? ich bin deſto gelaſſener; iſt ſie eitel? ich bin deſto philoſophiſcher geſinnt; verthut ſie? ſie wird aufhören wenn ſie nichts mehr hat; iſt ſie fruchtbar? ſo mag ſie ſehen, was ſie vermag, wann ſie es mit mir um die Wette ſeyn will. Ein jedes mache ſich ewig, womit es kann; das Weib durch Kinder, der Mann durch Bücher.

Anton. Aber merken Sie denn nicht, daß Liſette ihre Urſachen haben muß, Julianen ſo zu verleumden?

Damis. Ach freylich merk ich es. Sie gönnt mich ihr, und beſchreibt ſie mir alſo vollkommen nach meinem Geſchmacke. Sie hat es ohne Zweifel geſchloſſen, daß ich ihre Mamſel nur eben deswegen, weil ſie das unerträglichſte Frauenzimmer iſt, heyrathen will.

Liſette. Nur deswegen? nur deswegen? und das hätte ich geſchloſſen? Ich müßte Sie für irre im Kopfe gehalten haben. Ueberlegen Sie doch nur — —

Damis. Das geht zu weit, Liſette! Traut Sie mir keine Ueberlegung zu? Was ich geſagt habe, iſt die Frucht einer nur allzu ſcharfen Ueberlegung. Ja, es iſt beſchloſſen: ich will die Zahl der unglücklich ſcheinenden Gelehrten, die ſich mit böſen Weibern vermählt haben, vermehren. Dieſer Vorſatz iſt nicht von heute.

Anton. Nein, wahrhaftig! — Was aber der Teufel nicht thun kann! Wer hätte es ſich letzt ſollen träumen laſſen, itzt da es Ernſt werden ſoll? Ich muß lachen; Liſette wollte ihn von der Heyrath abziehen, und hat ihn nur mehr dazu beredt; und ich, ich wollte ihn dazu bereden, und hätte ihn bald davon abgezogen.

Damis. Einmal ſoll geheyrathet ſeyn. Auf eine recht gute Frau darf ich mir nicht Rechnung machen; alſo wähle ich mir eine recht ſchlimme. Eine Frau von der gemeinen Art, die weder kalt, noch warm, weder recht gut, noch recht ſchlimm iſt, taugt für einen Gelehrten nichts, ganz und gar nichts! Wer wird ſich nach ſeinem Tode um ſie bekümmern? Gleichwohl verdient er es doch, daß ſein ganzes Haus mit ihm unſterblich bleibe.

Kann ich keine Frau haben, die einmal ihren Platz in einer Abhandlung de bonis Eruditorum uxoribus findet, ſo will ich wenigſtens eine haben, mit welcher ein fleißiger Mann ſeine Sammlung de malis Eruditorum uxoribus vermehren kann. Ja, ja; ich bin es ohnehin meinem Vater, als der einzige Sohn, ſchuldig, auf die Erhaltung ſeines Namens mit der äuſſerſten Sorgfalt bedacht zu ſeyn.

Liſette. Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erhohlen. — — Ich habe Sie, Herr Damis, für einen ſo großen Geiſt gehalten — —

Damis. Und das nicht mit Unrecht. Doch eben hierdurch, glaube ich, den ſtärkſten Beweis davon zu geben.

Liſette. Ich möchten platzen! — — Ja, ſa, den ſtärkſten Beweis, daß niemand ſchwerer zu fangen iſt, als ein junger Gelehrter; nicht ſowohl wegen ſeiner Einſicht und Verſchlagenheit, als wegen ſeiner Narrheit.

Damis. Wie ſo naſeweis, Liſette? Ein junger Gelehrter? — — ein junger Gelehrter? — —

Liſette. Ich will Ihnen die Verweiſe erſparen. Valer ſoll gleich von allem Nachricht bekommen. Ich bin Ihre Dienerinn.

Zwölfter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. Da ſehen Sie! nun läuft ſie fort, da Sie nach ihrer Pfeiffe nicht tanzen wollen. —

Damis. Mulier non Homo! bald werde ich auch dieſes Paradoxon für wahr halten. Wodurch zeigt man, daß man ein Menſch iſt? Durch den Verſtand. Wodurch zeigt man, daß man Verſtand hat? Wann man die Gelehrten und die Gelehrſamkeit gehörig zu ſchätzen weiß. Dieſes kann kein Weibsbild, und alſo hat es keinen Verſtand, und alſo iſt es kein Menſch. Ja, wahrhaftig ja; in dieſem Paradoxo liegt mehr Wahrheit, als in zwanzig Lehrbüchern.

Anton. Wie iſt mir denn? ich habe Ihnen doch geſagt, daß Sie Herr Valer geſucht hat? Wollen Sie nicht gehen und ihn ſprechen?

Damis. Valer? ich will ihn erwarten. Die Zeiten ſind vorbey, da ich ihn hochſchätzte. Er hat ſeit einigen Jahren die Bücher bey Seite gelegt; er hat ſich das Vorurtheil in den Kopf ſetzen laſſen, daß man ſich vollends durch den Umgang, und durch die Kenntniß der Welt, geſchickt machen müſſe, dem Staate nützliche Dienſte zu leiſten. Was kann ich mehr thun, als ihn betauern? Doch ja, endlich werde ich mich auch ſeiner ſchämen müſſen. Ich werde mich ſchämen müſſen, daß ich ihn ehemals meiner Freundſchaft werth geſchätzt habe. O wie eckel muß man in der Freundſchaft ſeyn! Doch was hat es geholfen, daß ich es bis auf den höchſten Grad geweſen bin? Umſonſt habe ich mich vor der Bekanntſchaft aller mittelmäßigen Köpfe gehütet; umſonſt habe ich mich beſtrebt, nur mit Genies, nur mit originellen Geiſtern umzugehen: dennoch mußte mich Valer, unter der Larve eines ſolchen, hintergehen. O Valer! Valer!

Anton. Laut genug, wenn er es hören ſoll.

Damis. Ich hätte über ſein kaltſinniges Kompliment berſten mögen! Von was unterhielt er mich? von nichtswürdigen Kleinigkeiten. Und gleichwohl kam er von Berlin, und gleichwohl hätte er mir die allerangenehmſte Neuigkeit zuerſt berichten können. O Valer! Valer!

Anton. Ei! wahrhaftig er kömmt. Sehen Sie, daß er ſich nicht dreymal ruffen läßt?

Dreyzehnter Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Verzeihen Sie, liebſter Freund, daß ich Sie in Ihrer gelehrten Ruhe ſtöre — —

Anton. Wenn er doch gleich ſagte, Faulheit.

Damis. Stören? ich ſollte glauben, daß Sie mich zu ſtören kämen? Nein, Valer, ich kenne Sie zu wohl; Sie kommen, mir die angenehmſten Neuigkeiten zu hinterbringen, die der Aufmerkſamkeit eines Gelehrten, der ſeine Belohnung erwartet, würdig ſind. — — Einen Stuhl, Anton! — — Setzen Sie Sich.

Valer. Sie irren ſich, liebſter Freund. Ich komme Ihnen die Unbeſtändigkeit Ihres Vaters zu klagen; ich komme, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, von welcher mein ganzes Glück abhängen wird. — —

Damis. O! ich konnte es Ihnen gleich anſehen, daß Sie vorhin die Gegenwart meines Vaters abhielt, ſich mit mir vertraulicher zu beſprechen, und mir Ihre Freude über die Ehre zu bezeigen, die mir der billige Ausſpruch der Akademie — —

Valer. Nein, allzu gelehrter Freund; laſſen Sie uns einen Augenblick von etwas minder gleichgültigem reden.

Damis. Von etwas minder gleichgültigem? Alſo iſt Ihnen meine Ehre gleichgültig? Falſcher Freund! — —

Valer. Ihnen wird dieſe Benennung zukommen, wann Sie mich länger von dem, was für ein zärtliches Herz das wichtigſte iſt, abbringen werden. Iſt es wahr, daß Sie Julianen heyrathen wollen? daß Ihr Vater dieſes allzu zärtliche Frauenzimmer durch Bande der Dankbarkeit binden will, in ſeiner Wahl minder frey zu handeln? Habe ich Ihnen jemals aus meiner Neigung gegen Julianen ein Geheimniß gemacht? Haben Sie mir nicht von jeher verſprochen, meiner Liebe behülflich zu ſeyn?

Damis. Sie ereifern Sich, Valer; und vergeſſen, daß ein Weibsbild die Urſache iſt. Schlagen Sie Sich dieſe Kleinigkeit aus dem Sinne. — Sie müſſen in Berlin geweſen ſeyn, da die Akademie den Preis auf dieſes Jahr ausgetheilet hat. Die Monaden ſind die Aufgabe geweſen. Sollten Sie nicht etwa gehört haben, daß die Deviſe —

Valer. Wie grauſam ſind Sie, Damis! So antworten Sie mir doch!

Damis. Und Sie wollen mir nicht antworten? Beſinnen Sie Sich: ſollte nicht die Deviſe Unum eſt neceſſarium ſeyn gekrönt worden? Ich ſchmeichle mir wenigſtens — —

Valer. Bald ſchmeichle ich mir nun mit nichts mehr, da ich Sie ſo ausſchweifend ſehe. Bald werde ich nun auch glauben müſſen, daß die Nachricht, die ich für eine Spötterey von Liſetten gehalten habe, gegründet ſey. Sie halten Julianen für Ihrer unwerth, Sie halten ſie für die Schande ihres Geſchlechts, und eben deswegen wollen Sie ſie heyrathen? Was für ein ungeheurer Einfall!

Damis. Ha! ha! ha!

Valer. Ja lachen Sie nur, Damis, lachen Sie nur! Ich bin ein Thor, daß ich einen Augenblick ſolchen Unſinn von Ihnen habe glauben können. Sie haben Liſetten zum beſten gehabt, oder Liſette mich. Nein, nur in ein zerrüttetes Gehirn kann ein ſolcher Entſchluß kommen! Ihn zu verabſcheuen, braucht man nur vernünftig zu denken, und lange nicht edel, wie Sie doch zu denken gewohnt ſind. Aber löſen Sie mir, ich bitte Sie, dieſes marternde Räthſel!

Damis. Bald werden Sie mich, Valer, auf Ihr Geſchwätze aufmerkſam gemacht haben. So verlangen Sie doch in der That, daß ich meinen Ruhm Ihrer thörichten Neigung nachſetzen ſoll? Meinen Ruhm! — — Doch wahrhaftig, ich will vielmehr glauben, daß Sie ſcherzen. Sie wollen verſuchen, ob ich in meinen Entſchlieſſungen auch wankelhaft bin.

Valer. Ich ſcherzen? der Scherz ſey verflucht, der mir hier in den Sinn kommt! — —

Damis. Deſto lieber iſt mir es, wann Sie endlich ernſthaft reden wollen. Was ich Ihnen ſage: die Schrift mit der Deviſe Unum eſt neceſſarium — —

Vierzehnter Auftritt.

Chryſander. Damis. Valer. Anton.

Chryſ. (mit einem Zeitungsblatte in der Hand) Nun, nicht wahr, Herr Valer? mein Sohn iſt nicht von der Heyrath abzubringen? Sehen Sie, daß nicht ſowohl ich, als er auf dieſe Heyrath dringt?

Damis. Ich? ich auf die Heyrath dringen?

Chryſ. St! ſt! ſt!

Damis. Ey was ſt, ſt? Meine Ehre leidet hierunter. Könnte man nicht auf die Gedanken kommen, wer weiß was mir an einer Frau gelegen ſey?

Chryſ. St! ſt! ſt!

Valer. O! brauchen Sie doch keine Umſtände. Ich ſehe es ja wohl; Sie ſind mir beyde entgegen. Was für ein Unglück hat mich in dieſes Haus führen müſſen! Ich muß eine liebenswürdige Perſon antreffen; ich muß ihr gefallen, und muß doch endlich, nach vieler Hoffnung, alle Hoffnung verlieren. Damis, wenn ich jemals einiges Recht auf ihre Freundſchaft gehabt habe — —

Damis. Aber, nicht wahr, Valer? einer Sache wegen, muß man auf die Berliniſche Akademie recht böſe ſeyn? Bedenken Sie doch, ſie will künftig die Aufgaben zu dem Preiſe, zwey Jahr vorher, bekannt machen. Warum denn zwey Jahr? war es nicht an einem genug? Hält ſie denn die Deutſchen für ſo langſame Köpfe? Seit ihrer Erneurung habe ich jedes Jahr meine Abhandlung mit eingeſchickt; aber, ohne mich zu rühmen, länger als acht Tage habe ich über keine zugebracht.

Chryſ. Wißt ihr denn aber auch, ihr lieben Leute, was in den Niederlanden vorgegangen iſt? Ich habe hier eben die neuſte Zeitung. Sie haben ſich die Köpfe wacker gewaſchen. Doch die Alliirten, ich bin in der That recht böſe auf ſie. Haben ſie nicht wieder einen wunderbaren Streich gemacht! —

Anton. Nun, da reden alle drey etwas anders! Der ſpricht von der Liebe; der von ſeinen Abhandlungen; der vom Kriege. Wenn ich auch etwas beſonders reden ſoll, ſo werde ich vom Abendeſſen reden. Vom Mittage an, bis auf den Abend um ſechs Uhr, zu faſten, ſind keine Narrenspoſſen.

Valer. Unglückliche Liebe!

Damis. Die unbeſonnene Akademie!

Chryſ. Die dummen Alliirten!

Anton. Die vierte Stimme fehlt noch: die langſamen Bratenwender!

Funfzehnter Auftritt.

Liſette. Damis. Valer.
Chryſander. Anton.

Liſette. Nun Herr Chryſander? ich glaubte, Sie hätten die Herren zu Tiſche ruffen wollen? Ich ſehe aber, Sie wollen ſelbſt geruffen ſeyn. Es iſt ſchon aufgetragen.

Anton. Das war die höchſte Zeit! dem Himmel ſey Dank!

Chryſ. Es iſt wahr; es iſt wahr; ich hätte es bald vergeſſen. Der Zeitungsmann hielt mich auf der Treppe auf. Kommen Sie, Herr Valer; wir wollen die ietzigen Staatsgeſchäfte ein wenig mit einander bey einem Gläschen überlegen. Schlagen Sie Sich Julianen aus dem Kopfe. Und du, mein Sohn, du magſt mit deiner Braut ſchwatzen. Du wirſt gewiß eine wackre Frau an ihr haben; nicht ſo eine Xantippe, wie — —

Damis. Xantippe? wie verſtehen Sie das? Sind Sie etwa auch noch in dem pöbelhaften Vorurtheile, daß Xantippe eine böſe Frau geweſen ſey?

Chryſ. Willſt du ſie etwa für eine gute halten? Du wirſt doch nicht die Xantippe vertheidigen? Pfuy! das heißt einen ABCſchnitzer machen. Ich glaube, ihr Gelehrten, je mehr ihr lernt, je mehr vergeßt ihr.

Damis. Ich behaupte aber, daß man kein einzig tüchtiges Zeugniß für Ihre Meynung anführen kann. Das iſt das erſte, was die ganze Sache verdächtig macht; und zum andern — —

Liſette. Das ewige Geplaudre!

Chryſ. Liſette hat Recht! Mein Sohn, contra principia negantem, non eſt diſputandum. Kommt! kommt!

(Chryſander, Damis und Anton gehen ab.)

Valer. Nun iſt alles für mich verlohren, Liſette. Was ſoll ich anfangen?

Liſette. Ich weiß keinen Rath; wann nicht der Brief — —

Valer. Dieſer Betrug wäre zu arg, und Juliane will ihn nicht zugeben.

Liſette. Ey, was Betrug? Wenn der Betrug nützlich iſt, ſo iſt er auch erlaubt. Ich ſehe es wohl, ich werde es ſelbſt thun müſſen. Kommen Sie nur fort, und faſſen Sie wieder Muth.

(Ende des zweyten Aufzugs.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Anton.

Liſette. So warte doch, Anton.

Anton. Ey, laß mich zufrieden. Ich mag mit dir nichts zu thun haben.

Liſette. Wollen wir uns alſo nicht wieder verſöhnen? Willſt du nicht thun, was ich dich gebeten habe?

Anton. Dir ſollte ich etwas zu gefallen thun?

Liſette. Anton, lieber Anton, goldner Anton, thu es immer. Wie leicht kannſt du nicht dem Alten den Brief geben, und ihm ſagen, der Poſtträger habe ihn gebracht?

Anton. Geh! du Schlange! Wie ſie nun ſchmeicheln kann! — — Halte mich nicht auf. Ich ſoll meinem Herrn ein Buch bringen. Laß mich gehen.

Liſette. Deinem Herrn ein Buch? Was will er denn mit dem Buche bey Tiſche?

Anton. Die Zeit wird ihm lang; und will er nicht müßige Weile haben, ſo muß er ſich doch wohl etwas zu thun machen.

Liſette. Die Zeit wird ihm lang? bey Tiſche? Wenn es noch in der Kirche wäre. Reden ſie denn nichts?

Anton. Nicht ein Wort. Ich bin ein Schelm, wenn es auf einem Todenmahle ſo ſtille zugehen kann.

Liſette. Wenigſtens wird der Alte reden.

Anton. Der redt, ohne zu reden. Er ißt, und redt zugleich; und ich glaube, er gäbe wer weiß was darum, wenn er noch dazu trinken könnte, und das alles dreyes auf einmal. Das Zeitungsblatt liegt neben dem Teller; das eine Auge ſieht auf den, und das andre auf jenes. Mit dem einen Backen kaut er, und mit dem andern redt er. Da kann es freylich nun nicht anders ſeyn, die Worte müſſen auf dem Gekauten ſitzen bleiben, ſo daß man ihn mit genauer Noth noch murmeln hört.

Liſette. Was machen aber die Uebrigen?

Anton. Die Uebrigen? Valer und Juliane ſind wie halb tod. Sie eſſen nicht, und reden nicht; ſie ſehen einander an; ſie ſeufzen; ſie ſchlagen die Augen nieder; ſie ſchielen bald nach dem Vater, bald nach dem Sohne; ſie werden weiß; ſie werden roth. Der Zorn und die Verzweiflung ſieht beiden aus den Augen. — Aber juchhe! ſo recht! Siehſt du, daß es nicht nach deinem Kopfe gehen muß? Mein Herr ſoll Julianen haben, und wenn — —

Liſette. Ja, dein Herr! Was macht aber der?

Anton. Lauter dumme Streiche. Er krützelt mit der Gabel auf dem Teller; hengt den Kopf;

bewegt das Maul, als ob er mit ſich ſelbſt redte; wackelt mit dem Stuhle; ſtößt einmal ein Weinglas um; läßt es liegen; thut, als wenn er nichts merkte, bis ihm der Wein auf die Kleider laufen will; nun fährt er auf, und ſpricht wohl gar, ich hätte es umgegoſſen. — Doch genug geplaudert; er wird auf mich fluchen, wo ich ihm das Buch nicht bald bringe. Ich muß es doch ſuchen. Auf dem Tiſche, zur rechten Hand, ſoll es liegen. Ja zur rechten Hand; welche rechte Hand meynt er denn? Trete ich ſo, ſo iſt das die rechte Hand; trete ich ſo, ſo iſt ſie das; trete ich ſo, ſo iſt ſie das; und das wird ſie, wenn ich ſo trete. (tritt an alle vier Seiten des Tiſches) Sage mir doch, Liſette, welches iſt denn die rechte rechte Hand?

Liſette. Das weiß ich ſo wenig, als du. Schade auf das Buch; er mag es ſelbſt hohlen. Aber, Anton, wir vergeſſen das Wichtigſte; den Brief —

Anton. Kömmſt du mir ſchon wieder mit deinem Briefe? Denkt doch; deinetwegen ſoll ich meinen Herrn betriegen?

Liſette. Es ſoll aber dein Schade nicht ſeyn.

Anton. So? iſt es mein Schade nicht, wann ich das, was mir Chryſander verſprochen hat, muß ſitzen laſſen?

Liſette. Dafür aber verſpricht dich Valer ſchadlos zu halten.

Anton. Wo verſpricht er mir es denn?

Liſette. Wunderliche Haut! ich verſpreche es dir an ſeiner Statt.

Anton. Und wenn du es auch an ſeiner Staat halten ſollſt, ſo werde ich viel bekommen. Nein, nein; ein Sperling in der Hand iſt beſſer, als eine Taube auf dem Dache.

Liſette. Wann du die Taube gewiß fangen kannſt, ſo wird ſie doch beſſer ſeyn, als der Sperling?

Anton. Gewiß fangen! als wenn ſich alles fangen ließe? Nicht wahr, wann ich die Taube haſchen will, ſo muß ich den Sperling aus der Hand fliegen laſſen?

Liſette. So laß ihn fliegen.

Anton. Gut! und wann ſich nun die Taube auch davon macht? Nein, nein, Jungfer, ſo dumm iſt Anton nicht.

Liſette. Was du für kindiſche Umſtände machſt! Bedenke doch, wie glücklich du ſeyn kannſt.

Anton. Wie denn? laß doch hören.

Liſette. Valer hat verſprochen, mich auszuſtatten. Was ſind ſo einem Kapitaliſten tauſend Thaler?

Anton. Auf die machſt du dir Rechnung?

Liſette. Wenigſtens. Dich würde er auch nicht leer ausgehen laſſen, wann du mir behülflich wäreſt. Ich hätte alsdenn Geld; du hätteſt auch Geld: könnten wir nicht ein allerliebſtes Paar werden?

Anton. Wir? ein Paar? Wenn dich mein Herr nicht verſteckt hätte.

Liſette. Thuſt du nicht recht albern! Ich habe dir ja alles erzählt, was unter uns vorgegangen iſt. Dein Herr, das Bücherwürmchen!

Anton. Ja, auch das ſind verdammte Thiere, die Bücherwürmer. Es iſt ſchon wahr, ein Mädel, wie du, mit tauſend Thaler, die iſt wenigſtens tauſend Thaler werth; aber nur das Kabinet — — das Kabinet — —

Liſette. Höre doch einmal auf, Anton, und laß dich nicht ſo lange bitten.

Anton. Warum willſt du aber dem Alten den Brief nicht ſelbſt geben?

Liſette. Ich habe dir ja geſagt, was darinn ſteht. Wie leicht konnte Chryſander nicht argwohnen — —

Anton. Ja, ja, mein Aeffchen, ich merk es ſchon; du willſt die Kaſtanien aus der Aſche haben, und brauchſt Katzenpfoten dazu.

Liſette. Je nun, mein liebes Katerchen, thu es immer!

Anton. Wie Sie es einem ans Herze legen kann! Liebes Katerchen! Gieb nur her, den Brief; gieb nur!

Liſette. Da, mein unvergleichlicher Anton —

Anton. Aber es hat doch mit der Ausſtattung ſeine Richtigkeit? — —

Liſette. Verlaß dich drauf — —

Anton. Und mit meiner Belohnung oben drein? — —

Liſette. Desgleichen.

Anton. Nun wohl, der Brief iſt übergeben!

Liſette. Aber ſo bald, als möglich —

Anton. Wenn du willſt, ietzt gleich. Komm! — Potz Stern! wer kommt? — — Zum Henker, es iſt Damis.

Zweyter Auftritt.

Damis. Anton. Liſette.

Damis. Wo bleibt denn der Schlingel mit dem Buche?

Anton. Ich wollte gleich, ich wollte — Liſette und — — Kurz, ich kann es nicht finden, Herr Damis.

Damis. Nicht finden? Ich habe dir ja geſagt, auf welcher Hand es liegt.

Anton. Auf der rechten, haben Sie wohl geſagt; aber nicht auf welcher rechten? Und das wollte ich Sie gleich fragen kommen.

Damis. Dummkopf, kannſt du nicht ſo viel errathen, daß ich von der Seite rede, an welcher ich ſitze?

Anton. Es iſt auch wahr, Liſette; und darüber haben wir uns den Kopf zerbrochen! Herr Damis iſt doch immer klüger, als wir! (indem er ihm hinterwerts einen Mönch ſticht) Nun will ich es wohl finden.

den. Weiß eingebunden, rothen Schnitt, nicht? Sehen Sie nur, ich will es gleich bringen.

Damis. Ja, nun iſt es Zeit, da wir ſchon vom Tiſche aufgeſtanden ſind.

Anton. Schon aufgeſtanden? Zum Henker, ich bin noch nicht ſatt. Sind ſie ſchon alle, alle aufgeſtanden?

Damis. Mein Vater wird noch ſitzen, und die Zeitung auswendig lernen, damit er Morgen in ſeinem Kränzchen, den Staatsmann ſpielen kann. Geh geſchwind, wenn du glaubſt, von ſeinen politiſchen Brocken ſatt zu werden. Was will aber Liſette hier?

Liſette. Bin ich ietzt nicht eben ſowohl zu leiden, als vorhin?

Damis. Nein, wahrhaftig nein. Vorhin glaubte ich, Liſette hätte wenigſtens ſo viel Verſtand, daß ihr Plaudern auf eine Viertelſtunde erträglich ſeyn konnte; aber ich habe mich geirrt. Sie iſt ſo dumm, wie alle Uebrige im Hauſe.

Liſette. Ich habe die Ehre, mich im Namen aller Uebrigen zu bedanken.

Anton. Verzweifelt! das geht ja ietzt aus einem ganz andern Tone! Gott gebe, daß ſie ſich recht zanken! Aber zuhören mag ich nicht. —— Liſette, ich will immer gehen.

Liſette. (ſachte) Den Brief vergiß nicht; geſchwind!

Damis. So! haſt du Liſetten um Urlaub zu bitten? Ich befehle dir: bleib da. Ich wüßte nicht, wohin du zu gehen hätteſt.

Anton. Auf die Poſt, Herr Damis; auf die Poſt!

Damis. Doch, es iſt wahr; nun ſo geh! geh!

Dritter Auftritt.

Damis. Liſette.

Damis. Liſette kann ſich nur auch gleich mit fortmachen. Will denn meine Stube heute gar nicht leer werden? Bald iſt der da, bald jener; bald die, bald jene. Soll ich denn nicht einen Augenblick allein ſeyn? (ſetzt ſich an ſeinen Tiſch) Die Muſen verlangen Einſamkeit, und nichts verjagt ſie eher, als der Tumult. Ich habe ſo viele und wichtige Verrichtungen, daß ich nicht weiß, wo ich zuerſt anfangen ſoll; und gleichwohl ſtört man mich. Mit der Heyrath, mit einer ſo nichtswürdigen Sache, iſt der größte Theil des Nachmittags darauf gegangen; ſoll mir denn auch der Abend durch das ewige Hin- und Wiederlauffen entriſſen werden? Ich glaube, daß in keinem Hauſe der Müſſiggang ſo herrſchen kann, als in dieſem.

Liſette. Und beſonders auf dieſer Stube.

Damis. Auf dieſer Stube? Ungelehrte! Unwiſſende!

Liſette. Iſt das geſchimpft, oder gelobt?

Damis. Was für eine niederträchtige Seele! die Unwiſſenheit, die Ungelehrſamkeit für keinen Schimpf zu halten! für keinen Schimpf? Ey möchte ich doch die Begriffe wiſſen, die eine ſo unſinnige Schwätzerinn von Ehre und Schande hat. Vielleicht, daß bey ihr die Gelehrſamkeit ein Schimpf iſt?

Liſette. Wahrhaftig, wann ſie durchgängig von dem Schlage iſt, wie bey Ihnen — —

Damis. Nein, das iſt ſie nicht. Die wenigſten haben es ſo weit gebracht — —

Liſette. Daß man nicht unterſcheiden kann, ob ſie närriſch, oder gelehrt ſind? — —

Damis. Ich möchte aus der Haut fahren —

Liſette. Thun Sie das, und fahren Sie in eine klügere.

Damis. Wie lange ſoll ich noch den Beleidigungen der nichtswürdigſten Kreatur ausgeſetzt ſeyn? — — Tauſend würden ſich glücklich preiſen, wenn ſie nur den zehnten Theil meiner Verdienſte hätten. Ich bin erſt zwanzig Jahr alt; und wie viele wollte ich finden, die dieſes Alter beynahe dreymal auf ſich haben, und gleichwohl mit mir — — Doch ich rede umſonſt. Was kann es mir für Ehre bringen, eine Unſinnige von meiner Geſchicklichkeit zu überführen? Ich verſtehe ſieben Sprachen vollkommen, und bin erſt zwanzig Jahr alt. In dem ganzen Umfange der Geſchichte, und in allen mit ihr verwandten Wiſſenſchaften, bin ich ohne gleichem — —

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt!

Damis. Wie ſtark ich in der Weltweisheit bin, bezeugt die höchſte Würde, die ich ſchon vor drey Jahren darinn erhalten habe. Noch unwiderſprechlicher wird es die Welt iezt aus meiner Abhandlung von den Monaden erkennen. — — Ach, die verwünſchte Poſt! — —

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt!

Damis. Von meiner mehr als demoſtheniſchen Beredſamkeit, kann meine ſatyriſche Lobrede auf den Nix der Nachwelt eine ewige Probe geben.

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt!

Damis. Freylich! Auch in der Poeſie darf ich meine Hand nach dem unvergänglichſten Lorbeer ausſtrecken. Gegen mich kriecht Milton, und Haller iſt gegen mich ein Schwäzer. Meine Freunde, welchen ich ſonſt zum öftern meine Verſuche, wie ich ſie zu nennen beliebe, vorgeleſen habe, wollen iezt gar nichts mehr davon hören, und verſichern mich allezeit auf das aufrichtigſte, daß ſie ſchon genugſam von meiner mehr als göttlichen Ader überzeugt wären.

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt!

Damis. Kurz, ich bin ein Philolog, ein Geſchichtskundiger, ein Weltweiſer, ein Redner, ein Dichter — —

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt! Ein Weltweiſer ohne Bart, und ein Redner, der noch nicht mündig iſt! ſchöne Raritäten!

Damis. Fort! den Augenblick aus meiner Stube!

Liſette. Den Augenblick? Ich möchte gar zu gern die ſchöne Ausrufung: und Sie ſind erſt zwanzig Jahr alt! noch einmal anbringen. Haben Sie nichts mehr an Sich zu rühmen? O noch etwas! Wollen Sie nicht? Nun ſo will ich es ſelbſt thun. Hören Sie recht zu, Herr Damis: Sie ſind noch nicht klug, und ſind ſchon zwanzig Jahr alt!

Damis. Was? wie? (ſteht zornig auf)

Liſette. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Damis. Himmel! was muß man von den ungelehrten Beſtien erdulden! Iſt es möglich von einem unwiſſenden Weibsbilde — —

Vierter Auftritt.

Chryſander. Anton. Damis.

Chryſ. Das iſt ein verfluchter Brief, Anton! Ey! ey! mein Sohn, mein Sohn, post cœnam ſtabis, vel paſſus mille meabis. Du wirſt doch nicht ſchon wieder ſitzen?

Damis. Ein andrer, der nichts zu thun hat, mag ſich um dergleichen barbariſche Geſundheitsregeln bekümmern. Wichtige Beſchäftigungen —

Chryſ. Was willſt du von wichtigen Beſchäftigungen reden?

Damis. Ich nicht, Herr Vater? Die meiſten von den Büchern, die Sie hier auf dem Tiſche ſehen, warten Theils auf meine Noten, Theils auf meine Ueberſetzung, Theils auf meine Widerlegung, Theils auf meine Vertheidigung, Theils auch auf mein bloßes Urtheil.

Chryſ. Laß ſie warten! Jetzt — —

Damis. Jetzt kann ich freylich nicht alles auf einmal verrichten. Wann ich nur erſt mit dem Wichtigſten werde zu Stande ſeyn. Sie glauben nicht, was mir hier eine gewiſſe Unterſuchung für

Nachſchlagen und Kopfbrechen koſtet. Noch eine einzige Kleinigkeit fehlt mir, ſo habe ich es bewieſen, daß ſich Kleopatra die Schlangen an den Arm, und nicht an die Bruſt, geſetzt hat — —

Chryſ. Die Schlangen taugen nirgends viel. Mir wäre beynahe ietzt auch eine in Buſen gekrochen; aber noch iſt es Zeit. Höre einmal, mein Sohn; hier habe ich einen Brief bekommen, der mich — —

Damis. Wie? einen Brief? einen Brief? Ach lieber Anton! einen Brief? Liebſter Herr Vater, einen Brief? von Berlin? Laſſen Sie mich nicht länger warten; wo iſt er? Nicht wahr, nunmehr werden Sie aufhören an meiner Geſchicklichkeit zu zweifeln? Wie glücklich bin ich! Anton, weißt du es auch ſchon, was darinn ſteht?

Chryſ. Was ſchwärmſt du wieder? Der Brief iſt nicht nicht von Berlin; er iſt von meinem Advokaten aus Dresden, und nach dem, was er ſchreibt, kann aus deiner Heyrath mit Julianen nichts werden.

Damis. Nichtswürdiger Kerl! ſo biſt du noch nicht wieder auf der Poſt geweſen?

Anton. Ich habe es Ihnen ja geſagt, daß vor neun Uhr für mich auf der Poſt nichts zu thun iſt.

Damis. Ah, verberabiliſſime, non fur, ſed trifur! Himmel! daß ich vor Zorn ſo gar des Plautus Schimpfwörter brauchen muß! Wird dir denn ein vergebner Gang gleich den Hals koſten?

Anton. Schimpften Sie mich? Weil ich es nicht verſtanden habe, ſo mag es hingehen.

Chryſ. Aber ſage mir nur, Damis; nicht wahr, du haſt doch einen kleinen Widerwillen gegen Julianen? Wenn das iſt, ſo will ich dich nicht zwingen. Du muſt wiſſen, daß ich keiner von den Vätern bin — —

Damis. Iſt die Heyrath ſchon wieder auf dem Tapete? Wann Sie doch, wegen meines Widerwillens unbeſorgt ſeyn wollten. Genug, ich heyrathe ſie — —

Chryſ. Das heißt ſo viel, du wollteſt dich meinetwegen zwingen? Das will ich durchaus nicht. Wenn du gleich mein Sohn biſt, ſo biſt du doch ein Menſch; und jeder Menſch wird frey gebohren; er muß machen können, was er will;

und — Kurz, — ich gebe dir dein Wort wieder zurück.

Damis. Wieder zurück? und vor einigen Stunden konnte ich mich nicht hurtig genug entſchlieſſen? Wie ſoll ich das verſtehen?

Chryſ. Das ſollſt du ſo verſtehen, daß ich es überlegt habe, und daß, weil dir Juliane nicht gefällt, ſie mir auch nicht anſteht; daß ich ihre wahren Umſtände in dieſem Briefe wieder gefunden habe, und daß — — Du ſiehſt es ja, daß ich den Brief nur ietzt gleich bekommen habe. Ich weiß zwar wahrhaftig nicht, was ich davon denken ſoll? Die Hand meines Advokaten iſt es nicht —

(Damis ſetzt ſich wieder an den Tiſch)

Anton. Nicht? o! die Leutchen müſſen mehr als eine Hand zu ſchreiben wiſſen.

Chryſ. Zu geſchwind iſt es beynahe auch. Kaum ſind es acht Tage, daß ich ihm geſchrieben habe. Sollte er das Ding in der kurzen Zeit ſchon haben unterſuchen können? Von wem haſt du denn den Brief bekommen, Anton?

Anton. Von Liſetten.

Chryſ. Und Liſette?

Anton. Von dem Poſtträger, ohne Zweifel,

Chryſ. Aber warum bringt denn der Kerl die Briefe nicht mir ſelbſt?

Anton. Sie werden ſich doch in den Händen, wodurch ſie gehen, nicht verändern können?

Chryſ. Man weiß nicht — — Gleichwohl aber laſſen ſich die Gründe, die er anführt, hören. Ich muß alſo wohl den ſicherſten Weg nehmen, und dir, mein Sohn — — Aber, ich glaube gar, du haſt dich wieder an den Tiſch geſetzt, und ſtudirſt?

Damis. Mein Gott! ich habe zu thun, ich habe ſo gar viel zu thun.

Chryſ. Drum mit einem Worte, damit ich dich nicht um die Zeit bringe; die Heyrath mit Julianen war nichts, als ein Gedanke, den du wieder vergeſſen kannſt. Wann ich es recht überlege, ſo hat doch Valer das größte Recht auf ſie.

Damis. Sie betriegen Sich, wann Sie glauben, daß ich nunmehr davon abgehen werde. Ich habe alles wohl überleget, und ich muß es Ihnen nur mit ganz trocknen Worten ſagen, daß eine böſe Frau mir helfen ſoll, meinen Ruhm unſterblich zu machen; oder vielmehr, daß ich eine böſe Frau, an die man nicht denken würde, wann ſie keinen Gelehrten gehabt hätte, mit mir zugleich unſterblich machen will. Der Charakter eines ſolchen Eheteufels, wird auf den Meinigen ein gewiſſes Licht werfen — —

Chryſ. Nun wohl, wohl; ſo nimm dir eine böſe Frau; nur aber eine mit Gelde, weil an einer ſolchen die Boßheit noch erträglich iſt. Von der Gattung war meine erſte ſelige Frau. Um die zwanzig tauſend Thaler, die ich mit ihr bekam, hätte ich des böſen Feindes Schweſter heyrathen wollen — — Du mußt mich nur recht verſtehen: ich meyne es nicht nach den Worten. — Wann ſie aber böſe ſeyn ſoll, deine Frau, was willſt du mit Julianen? — — Höre, ich kenne eine alte Wittwe, die ſchon vier Männer ins Grab gezankt hat; ſie hat ihr feines Auskommen: ich dächte, das wäre deine Sache; nimm die! Ich habe dir das Maul einmal wäßrig gemacht, ich muß dir alſo doch etwas darein geben. Wann es einmal eine Xantippe ſeyn ſoll, ſo kannſt du keine beßre finden.

Damis. Mit Ihrer Xantippe! ich habe es Ihnen ja ſchon mehr als einmal geſagt, daß Xantippe keine böſe Frau geweſen iſt. Haben Sie meine Beweißgründe ſchon wieder vergeſſen?

Chryſ. Ey was? mein Beweiß iſt das ABCbuch. Wer ſo ein Buch hat ſchreiben können, das ſo allgemein geworden iſt, der muß es gewiß beſſer verſtanden haben, als du. Und kurz, mir liegt daran, daß Xantippe eine böſe Frau geweſen iſt. Ich könnte mich nicht zufrieden geben, wenn ich meine erſte Frau ſo oft ſollte gelobt haben. Schweig alſo mit deinen Narrenspoſſen; ich mag von dir nicht beſſer unterrichtet ſeyn.

Damis. So wird uns gedankt, wenn wir die Leute aus ihren Irrthümern helfen wollen.

Chryſ. Seit wenn iſt denn das Ey klüger, als die Henne? he? Herr Doktor, vergeß Er nicht, daß ich Vater bin, und daß es auf den Vater ankömmt, wenn der Sohn heyrathen ſoll. Ich will an Julianen nicht mehr gedacht wiſſen — —

Damis. Und warum nicht?

Chryſ. Soll ich meinem einzigen Sohne ein armes Mädchen aufhängen? Du biſt nicht werth, daß ich für dich ſo beſorgt bin. Du weißt ja, daß ſie nichts im Vermögen hat.

Damis. Hatte ſie vorhin, da ich ſie heyrathen ſollte, mehr als ietzt?

Chryſ. Das verſtehſt du nicht. Ich wußte wohl, was ich vorhin that: aber ich weiß auch, was ich ietzt thue.

Damis. Gut, deſto beſſer iſt es, wann ſie kein Geld hat. Man wird mir alſo nicht nachreden können, die böſe Frau des Geldes wegen genommen zu haben; man wird es zugeſtehen müſſen, daß ich keine andre Abſicht gehabt, als die, mich in den Tugenden zu üben, die bey Erduldung eines ſolchen Weibes nöthig ſind.

Chryſ. Eines ſolchen Weibes! wer hat dir denn geſagt, daß Juliane eine böſe Frau werden wird?

Damis. Wann ich nicht, wie wir Gelehrten zu reden pflegen, a priori davon überführt wäre, ſo würde ich es ſchon daraus ſchlieſſen können, weil Sie daran zweifeln.

Chryſ. Fein naſeweiß, mein Sohn! fein naſeweiß! Ich habe Julianen auferzogen; ſie hat viel Wohlthat bey mir genoſſen; ich habe ihr alles Gute beygebracht: wer von ihr übels ſpricht, der ſpricht es zugleich von mir. Was? ich ſollte nicht ein Frauenzimmer zu ziehen wiſſen? Ich ſollte ein Mädchen, das unter meiner Aufſicht groß geworden iſt, nicht ſo weit gebracht haben, daß es einmal eine rechtſchafne wakre Frau würde? Reich habe ich ſie freylich nicht machen können; ich bin der Wohlthat ſelbſt noch benöthigt. Aber daß ich ſie nicht tugendhaft, nicht verſtändig gemacht hätte, das kann mir nur einer nachreden, der ſo dumm iſt, als du, mein Sohn. Nimm mir es nicht übel, daß ich mit der Sprache herausrücke. Du biſt ſo ein eingemachter Narre, ſo ein Stockfiſch — — nimm mirs nicht übel, mein Sohn — — ſo ein überſtudirter Pickelhering — — aber nimm mirs nicht übel — —

Damis. (bey Seite) Bald ſollte ich glauben, daß ſein erſter Handel mit eingeſalznen Fiſchen geweſen ſey. — — Schon gut, Herr Vater; von Julianens Tugend will ich nichts ſagen; die Tugend iſt oft eine Art von Dummheit. Aber was ihren Verſtand anbelangt, von dem werden

Sie mir erlauben, daß ich ihn noch immer in Zweifel ziehe. Ich bin nun ſchon eine ziemliche Zeit wieder hier; ich habe mir auch manchmal die Mühe genommen, ein Paar Worte mit ihr zu ſprechen: hat ſie aber wohl jemals an meine Gelehrſamkeit gedacht? Ich mag nicht gelobt ſeyn; ſo eitel bin ich nicht: nur muß man den Leuten ihr Recht wiederfahren laſſen — —

Fünfter Auftritt.

Chryſander. Damis. Valer.

Chryſ. Gut, gut, Herr Valer, Sie kommen gleich zur rechten Stunde.

Damis. Was will der unerträgliche Menſch wieder?

Valer. Ich komme Abſchied von ihnen beiden zu nehmen — —

Chryſ. Abſchied? ſo zeitig? warum denn?

Valer. Ich glaube nicht, daß Sie im Ernſte fragen.

Chryſ. Gott weiß es, Herr Valer; in dem aller ernſtlichſtem Ernſte. Ich laſſe Sie wahrhaftig nicht.

Valer. Um mich noch empfindlicher zu martern? Sie wiſſen, wie lieb mir die Perſon allezeit geweſen iſt, die Sie mir heute entreiſſen. Doch das Unglück wäre klein, wenn es mich nur allein träfe. Sie wollen noch dazu dieſe geliebte Perſon mit einem verbinden, der ſie eben ſo ſehr haßt, als ich ſie verehre? Meine ganze Seele iſt voller Verzweiflung, und von nun an werde ich, weder hier, noch irgendswo in der Welt wieder ruhig werden. Ich gehe, um mich — —

Chryſ. Nicht gehen, Herr Valer, nicht gehen! Dem Uebel iſt vielleicht noch abzuhelfen.

Valer. Abzuhelfen? Sie beſchimpfen mich, wenn Sie glauben, daß ich jemals dieſen Streich überwinden werde. Er würde für ein minder zärtliches Herz, als das meinige iſt, tödlich ſeyn.

Damis. Was für ein Gewäſche! (ſetzt ſich an ſeinen Tiſch)

Valer. Wie glücklich ſind Sie, Damis! Lernen Sie wenigſtens Ihr Glück erkennen; es iſt der geringſte Dank, den Sie dem Himmel ſchuldig ſind. Juliane wird die Ihrige — —

Chryſ. Ey, wer ſagt denn das? Sie ſoll noch zeitig genug die Ihrige werden. Herr Valer, nur Geduld!

Valer. Halten Sie inne mit Ihren kalten Verſpottungen — —

Chryſ. Verſpottungen? Sie müſſen mich ſchlecht kennen. Was ich ſage, das ſag ich. Ich habe die Sache nun beſſer überlegt; ich ſehe, Juliane ſchickt ſich für meinen Sohn nicht, und er ſich noch vielweniger für Julianen. Sie lieben ſie; Sie haben längſt bey mir um ſie angehalten; wer am erſten kömmt, der muß am erſten mahlen. Ich habe eben mit meinem Sohne davon geredt — — Sie kennen ihn ja. — —

Valer. Himmel, was hör ich? Iſt es möglich? welche glückliche Veränderung! Erlauben Sie, daß ich Sie tauſendmal umfange. Soll ich alſo doch noch glücklich ſeyn? O Chryſander! o Damis!

Chryſ. Reden Sie mit ihm, und ſetzen Sie ihm den Kopf ein wenig zurechte. Ich will zu Julianen gehen, und ihr meinen veränderten Entſchluß

ſchluß hinterbringen. Sie wird mir es doch nicht übel nehmen?

Valer. Uebel? Sie werden ihr das Leben wieder geben, ſo wie Sie es mir wieder gegeben haben.

Chryſ. Ey! kann ich das?

(geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Und in welchem Tone ſoll ich nun mit Ihnen reden, liebſter Freund? Das erneuerte Verſprechen Ihres Vaters berechtigt mich, Sie ganz und gar zu übergehen. Ich habe gewonnen, ſo bald Chryſander Julianen zu zwingen aufhört. Doch wie angenehm ſoll es mir ſeyn, wann ich ihren Beſitz zum Theil auch Ihnen werde verdanken können.

Damis. Anton!

Anton. (kömmt) Was ſoll der? iſt Ihnen die Peſt wieder eingefallen?

Damis. Gleich geh! ſie muß nothwendig da ſeyn.

Anton. Aber ich ſage Ihnen, daß ſie bey ſo übeln Wetter vor zehn Uhr nicht kommen kann.

Damis. Giebſt du abermals eine Stunde zu? Kurz, geh! und kömmſt du leer wieder, ſo ſieh dich vor!

Anton. Wenn ich dieſe Nacht nicht ſanft ſchlafe, ſo glaube ich Zeitlebens nicht mehr, daß die Müdigkeit etwas dazu helfen kann.

(geht ab)

Siebender Auftritt.

Damis. Valer.

Valer. So? anſtatt zu antworten, reden Sie mit dem Bedienten?

Damis. Verzeihen Sie, Valer; Sie haben alſo mit mir geſprochen? Ich habe den Kopf ſo voll; es iſt mir unmöglich, auf alles zu hören.

Valer. Und Sie wollen Sich auch bey mir verſtellen? Ich weiß die Zeit noch ſehr wohl, da ich in eben dem wunderbaren Wahne ſtand, es ließe gelehrt, ſo zerſtreut, als möglich, und auf nichts, als auf ſein Buch aufmerkſam zu thun. Doch glauben

Sie nur, der muß ſehr einfältig ſeyn, den Sie mit dieſen Gauckeleyen hintergehen wollen.

Damis. Und Sie müſſen noch einfältiger ſeyn, daß Sie glauben können, ein jeder Kopf ſey ſo gedankenleer, als der Ihrige. Und verdient denn Ihr Geſchwätz, daß ich darauf höre? Sie haben ja gewonnen, ſobald Chryſander Julianen zu zwingen aufhört; Sie ſind ja berechtiget, mich zu übergehen — —

Valer. Das muß doch eine beſondere Art der Zerſtreuung ſeyn, in welcher man des andern Reden gleichwohl ſo genau höret, daß man ſie von Wort zu Wort wiederhohlen kann.

Damis. Ihre Spötterey iſt ſehr trocken. (ſieht wieder auf ſein Buch)

Valer. Doch aber zu empfinden? — — Was für eine Marter iſt es, mit einem Menſchen von Ihrer Art zu thun zu haben? Es giebt deren wenige — —

Damis. Das ſollte ich ſelbſt glauben.

Valer. Es würden ſich aber mehrere finden, wenn ſelbſt — —

Damis. Ganz recht; wenn die wahre Gelehrſamkeit nicht ſo ſchwer zu erlangen, die natürliche Fähigkeit dazu gemeiner, und ein unermüdeter Fleiß nicht ſo etwas beſchwerliches wären — —

Valer. Ha! ha! ha!

Damis. Das Lachen eines wahren Idioten!

Valer. Sie reden von Ihrer Gelehrſamkeit, und ich, mit Vergebung, wollte von Ihrer Thorheit reden. Hierinn, meynte ich, würden Sie mehrere Ihres gleichen finden, wenn ſelbſt dieſe Thorheit ihren Sklaven nicht zur Laſt werden müßte.

Damis. Verdienen Sie alſo, daß ich Ihnen antworte? (ſieht wieder in ſein Buch)

Valer. Und verdienen Sie wohl, daß ich noch Freundes genug bin, mit Ihnen ohne Verſtellung zu reden? Glauben Sie mir, Sie werden Ihre Thorheiten bey mehrerm Verſtande bereuen — —

Damis. Bey mehrerm Verſtande? (ſpöttiſch)

Valer. Werden Sie darüber ungehalten? Das iſt wunderbar! Ihr Körper kann, Ihren Jahren nach, noch nicht ausgewachſen haben, und Sie glauben, daß Ihre Seele gleichwohl ſchon zu ihrer möglichen Vollkommenheit gelanget ſey? Ich würde den für meinen Feind halten, welcher mir den Vorzug, täglich zu mehrerm Verſtande zu kommen, ſtreitig machen wollte.

Damis. Sie!

Valer. Sie werden ſo ſpöttiſch, mein Herr Nebenbuhler — Doch da iſt ſie ſelbſt! (läuft ihr entgegen) Ah, Juliane — —

Achter Auftritt.

Juliane. Damis. Valer.

Juliane. Ach, Valer, welche glückliche Veränderung! — —

Damis. (indem er ſich auf dem Stuhle umwendet) Die Ehre, Sie hier zu ſehen, Mademoiſell, habe ich ohne Zweifel einem Irrthume zu danken? Sie glauben vielleicht, in Ihr Schlafzimmer zu kommen — —

Juliane. Dieſer Irrthum wäre unvergeblich! Nein! mein Herr, es geſchieht auf Befehl Ihres Herrn Vaters, daß ich dieſen heiligen Ort betrete. Ich komme, Ihnen einen Kauf aufzuſagen, und mich bey Ihrer Muſe zu entſchuldigen, daß ich beynahe in die Gefahr gekommen wäre, ihr einen ſo liebenswürdigen Geiſt abſpenſtig zu machen.

Valer. O wie entzückt bin ich, ſchönſte Juliane, Sie auf einmal wieder in Ihrer Heiterkeit zu ſehen.

Damis. Wenn ich das Gewäſche eines Frauenzimmers recht verſtehe, ſo kommen Sie, ein Paktum aufzuheben, welches doch alle Requiſita hat, die zu einem unumſtößlichen Pakto erfordert werden.

Juliane. Und wann ich das Galimathias eines jungen Gelehrten verſtehen darf, ſo haben Sie es getroffen.

Damis. Mein Vater iſt ein Idiote. Kömmt es denn nur auf ihn, oder auf Sie, Mademoiſell, an, einen Vertrag, der an meinem Theil feſt beſtehet, ungültig zu machen? — — Es wird ſich alles zeigen; nur wollte ich bitten, mich ietzt ungeſtört zu laſſen — — (wendet ſich wieder an den Tiſch.)

Valer. Was für ein Bezeigen! hat man jemals einem Frauenzimmer, auf deſſen Beſitz man Anſpruch macht, ſo begegnet?

Damis. Und iſt man jemals einem beſchäftigten Gelehrten ſo überläſtig geweſen? Dieſe verdrüßliche

liche Geſellſchaft loß zu werden, muß ich nur ſelbſt meine vier Wände verlaſſen. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Valer. Juliane.

Juliane. Und wir lachen ihm nicht nach?

Valer. Nein, Juliane; eine beſſere Freude mag uns jetzt erfüllen; und beynahe gehört eine Art von Grauſamkeit dazu, ſich über einen ſo kläglichen Thoren luſtig zu machen. Wie ſoll ich Ihnen die Regungen meines Herzens beſchreiben, jetzt, da man ihm alle ſeine Glückſeligkeit wiedergegeben hat? Ich beſchwöre Sie, Juliane, wann Sie mich lieben, ſo verlaſſen Sie noch heute mit mir dieſes gefährliche Haus. Setzen Sie Sich nicht länger der Ungeſtümigkeit eines veränderlichen Alten, der Raſerey eines jungen Pedanten, und der Schwäche Ihrer eignen allzuzärtlichen Denkungsart aus. Sie ſind mir in einem Tage genommen, und wieder gegeben worden; laſſen Sie ihn den erſten und den letzten ſeyn, der ſo grauſam mit uns ſpielen darf!

Juliane. Faſſen Sie Sich, Valer. Wir wollen lieber nichts thun, was uns einige Vorwürfe von Chryſandern zuziehen könnte. Sie ſehen, er iſt auf dem beſten Wege, und ich liebe ihn eben ſo ſehr, als ich den Damis verachte. Durch das Mißtrauen, wodurch ich mich auf einmal ſeiner Vorſorge entzöge, würde ich ihm für ſeine Wohlthaten ſchlecht danken — —

Valer. Noch immer reden Sie von Wohlthaten? Ich werde nicht eher ruhig, als bis ich Sie von dieſen gefährlichen Banden befreyet habe. Erlauben Sie mir; daß ich ſie ſogleich gänzlich vernichte, und dem alten Eigennützigen — —

Juliane. Nennen Sie ihn anders, Valer; er iſt das nicht; und ſchon ſeine Veränderung zeigt es, daß Liſette falſch gehört, oder uns hintergangen hat. Zwar weiß ich nicht, wem ich dieſe Veränderung zuſchreiben ſoll — — (nachſinnend)

Valer. Warum auf einmal ſo in Gedanken? Die Urſache, die ihn bewogen hat, mag ſeyn, welche es will; ich weiß doch gewiß, daß es eine Fügung des Himmels iſt.

Liſette.

Juliane. Des Himmels, oder Liſettens. Auf einmal fällt mir ein, was Sie mir von einem Briefe geſagt haben. Sollte wohl Liſettens allzu große Dienſtfertigkeit — —

Valer. Welche Einbildung, liebſte Juliane! Sie weiß es ja, daß Ihre Tugend in dieſen kleinen Betrug nicht willigen wollen.

Juliane. Gleichwohl, je mehr ich nachdenke —

Valer. Wann es nun auch wäre, wollten Sie denn deswegen — —

Juliane. Wann es nun auch wäre? wie?

Zehnter Auftritt.

Liſette. Valer. Juliane.

Juliane. Du kömmſt als geruffen, Liſette.

Liſette. Nun? gehen meine Sachen nicht vortrefflich? Wollen Sie es nicht unten mit anhören, wie ſich Damis und Chryſander zanken? „Du ſollſt ſie nicht bekommen; ich muß ſie bekommen; ich bin Vater; Sie haben mir ſie verſprochen: ich habe mich anders beſonnen; ich aber nicht: ſo muß es noch geſchehen; das iſt unmöglich: unmöglich oder nicht: kurz ich geh nicht ab:

ich will es ihnen aus Büchern beweiſen, daß Sie mir Wort halten müſſen; du kannſt mit deinen Büchern an den Galgen gehen.„ — — Was wiederhohle ich viel ihre närriſche Reden? Der Vater hat Recht; er handelt klug: er würde aber gewiß nicht ſo klug handeln, wenn Ich nicht vorher ſo klug geweſen wäre.

Juliane. Wie verſtehſt du das, Liſette?

Liſette. Ich lobe mich nicht gerne ſelbſt. Kurz, meine liebe Mamſell, Ihr Schutzengel, der bin ich!

Juliane. Der biſt du? und wie denn?

Liſette. Dadurch, daß ich einen Betrieger mit ſeiner Münze bezahlt habe. Der alte häßliche —

Juliane. Und alſo haſt du Chryſandern betrogen?

Liſette. Ey, ſagen Sie doch das nicht; einen Betrieger, betriegt man nicht, ſondern den hintergeht man nur. Hintergangen hab ich ihn.

Valer. Und wie?

Liſette. Schlecht genug, daß Sie es ſchon wieder vergeſſen haben. Ich ſollte meynen, erkenntlich zu ſeyn, brauche man ein beſſer Gedächtniß.

Juliane. Du haſt ihm alſo wohl gar den falſchen Brief untergeſchoben?

Liſette. Behüte Gott! ich habe ihn bloß durch einen erdichteten Brief auf andere Gedanken zu bringen geſucht; und das iſt mir gelungen.

Juliane. Das haſt du gethan? und ich ſollte mein Glück einer Betriegerin zu danken haben? Es mag mir gehen, wie es will; Chryſander ſoll es den Augenblick erfahren — —

Liſette. Was ſoll denn das heiſſen? iſt das mein Dank?

Valer. Beſinnen Sie Sich, Juliane; verziehen Sie!

Juliane. Unmöglich, Valer; laſſen Sie mich.

(Juliane geht ab)

Eilfter Auftritt.

Valer. **Liſette.**

Valer. Himmel, nun iſt alles wieder aus!

Liſette. So mag ſie es haben! Gift und Galle möchte ich ſpeyen, ſo toll bin ich! Für meinen guten Willen mich eine Betriegerin zu heiſſen? Ich hofte, ſie würde mir vor Freuden um den Hals fallen. — — Wie wird der Alte auf mich losziehen! Er jagt mich und Sie zum Hauſe heraus. Was wollen Sie nun anfangen?

Valer Ja was ſoll ich nun anfangen, Liſette?

Liſette. Ich glaube, Sie antworten mir mit meiner eignen Frage? Das iſt bequem. Mein guter Rath hat ein Ende. Ich will mich bald wieder in ſo etwas mengen!

Valer. Zu was für einer ungelegnen Zeit kamſt du aber auch, Liſette? Ich hatte dir es geſagt, daß Juliane in dieſen Streich nicht willigen wollte. Hätteſt du nicht noch einige Zeit ſchweigen können?

Liſette. Konnte ich denn vermuthen, daß ſie ſo übertrieben eigenſinnig ſeyn würde? Sie können Sich leicht einbilden, wie es mit unſer einer iſt: ich hätte nicht wie viel nehmen, und es gegen ſie länger verbergen wollen, wem ſie ihr Glück zu danken habe. Die Freude iſt ſchwatzhaft, und — Ach, ich möchte gleich — —

Zwölfter Auftritt.

Anton. Valer. Liſette.

Anton. (mit Briefen in der Hand) Ha! ha! haltet ihr wieder Konferenz! Wenn es mein Herr wüßte, daß in ſeiner eignen Stube die ſchlimmſten Anſchläge wider ihn geſchmiedet werden, er würde dich, Liſette — — Aber, wie ſteht ihr denn da beyſammen? Herr Valer ſcheint betrübt; du biſt erhitzt, erhitzt, wie ein Zinshahn. Habt ihr euch geſchlagen, oder habt ihr euch ſonſt eine Motion gemacht? Ey, ey, Liſette! höre — — (ſachte zu Liſetten) du haſt d[illegible] doch der Ausſtattung wegen mit ihm nicht überworfen? Hat er ſein Wort etwa zurück gezogen? Das wäre ein verfluchter Streich. (laut) Nein, nein, Herr Valer, was man verſpricht, das muß man halten. Sie hat Ihnen redlich gedienet, und ich auch. Zum Henker! glauben Sie denn, daß es einmal einer ehrlichen Seele keine Gewiſſensbiſſe verurſachen muß, wenn ſie ihre Herrſchaft für Null und Nichts betrogen hat? Ich laſſe mich nicht vexiren; und meine Forderung wenigſtens — — Hohl mich dieſer und jener! ich nehm einen Advokaten an, einen rechten Bullenbeiſſer von einem Advokaten, der Ihnen gewiß ſo viel ſoll zu ſchaffen machen —

Liſette. Ach Narre, ſchweig!

Valer. Was will er denn? mit wem ſprichſt du denn?

Anton. Potz Stern! mit unſerm Schuldmanne ſprech ich. Das können Sie ja wohl am Tone hören.

Valer. Wer iſt denn dein Schuldmann?

Anton. Kommt es nun da heraus, daß Sie die Schuld leugnen wollen? Hören Sie; mein Advokat bringt Sie zum Schwur ——

Valer. Liſette, weißt denn du, was er will?

Liſette. Der Schwärmer! ich brauchte ihn vorhin zu Ueberbringung des Briefes, und verſprach ihm, wenn die Sache gut ausfallen ſollte, eine Belohnung von Ihnen.

Valer. Weiter iſt es nichts?

Anton. Ich dächte noch, das wäre genug. Und wie hält es denn mit Liſettens Ausſtattung? Ich muß mich um ihr Vermögen ſo gut als um das meinige bekümmern, weil es doch meine werden ſoll.

Valer. Seyd unbeſorgt; wenn ich mein Glück mache, ſo will ich das eurige gewiß nicht vergeſſen.

Anton. Geſetzt aber, Sie machten es nicht? Und was verſprochen iſt, iſt doch verſprochen.

Valer. Auch alsdenn will ich euern Eifer nicht unbelohnt laſſen.

Anton. Ach, das ſind Komplimente, Komplimente!

Liſette. So hör einmal auf!

Anton. Biſt du nicht eine Närrin; ich rede ja für dich mit.

Liſette. Es iſt aber ganz unnöthig.

Anton. Unnothig? habt ihr euch denn nicht gezankt.

Liſette. Warum nicht gar?

Anton. Hat er ſein Verſprechen nicht zurückgezogen?

Liſette. Nein doch.

Anton. O ſo verzeihen Sie mir, Herr Valer. Die Galle kann einem ehrlichen Manne leicht überlauffen. Ich bin ein wenig hitzig, zumal in Geldſachen. Fürchten Sie Sich für den Advokaten nur nicht. — —

Valer. Und ich kann in einer ſo marternden Ungewißheit hier noch verziehen? Ich muß ſie ſprechen; vielleicht hat ſie es noch nicht gethan — —

Liſette. Hat ſie es aber gethan, ſo kommen Sie dem Alten ja nicht zu nahe!

Valer. Ich habe von dem ganzen Handel nichts gewußt.

Liſette. Deſto ſchlimmer alsdenn für mich. Gehen Sie nur.

Dreyzehnter Auftritt.

Anton. Liſette.

Anton. Deſto ſchlimmer für dich? Was iſt denn deſto ſchlimmer für dich? Warum ſoll er denn dem Alten nicht zu nahe kommen? Was habt ihr denn wieder?

Liſette. Je, der verfluchte Brief!

Anton. Was für ein Brief?

Liſette. Den ich dir vorhin gab.

Anton. Was iſt denn mit dem?

Liſette. Es iſt alles umſonſt; meine Mühe iſt vergebens.

Anton. Wie denn ſo? ſo wahr ich lebe, ich habe ihn richtig beſtellt. Mache keine Poſſen, und ſchiebe die Schuld etwa auf mich;

Liſette. Richtig übergeben iſt er wohl; er that auch ſchon ſeine Wirkung. Aber Juliane hat uns ſelbſt einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie will es durchaus entdecken, daß es ein falſcher Brief geweſen ſey, und hat es vielleicht auch ſchon gethan.

Anton. Was zum Henker, Sie ſelbſt? Da werden wir ankommen! Siehſt du; nun iſt der Sperling und die Taube weg. Und was das ſchlimmſte iſt; da ich die Taube habe fangen wollen, ſo bin ich darüber mit der Naſe ins Weiche gefallen. Oder deutlicher, und ohne Gleichniß mit dir zu reden: die verſprochene Belohnung bey dem Alten hab ich verlohren, die eingebildete bey Valeren entgeht mir auch, und aller Profit, den ich dabey machen werde, iſt, nebſt einem gnädigen Rübbenſtoſſe, ein Pak dich zum Teufel! — — Will Sie mich alsdenn noch, Jungfer Liſette? — — O, Sie muß mich. Ich will Sie die Leute lehren unglücklich machen — —

Liſette. Es wird mir gewiß beſſer gehen? Wir wandern mit einander, und wenn wir nur einmal ein Paar ſind, ſo magſt du ſehen, wie du mich ernehreſt,

Anton. Ich dich ernehren? bey der theuren Zeit? Wenn ich noch könnte mit dir herum ziehen, wie der mit dem großen Thiere, das ſein Horn auf der Naſe hat.

Liſette. Sorge nicht, in ein Thier mit einem Horne will ich dich bald verwandeln. Es wird alsdenn doch wohl einerley ſeyn, ob du mit mir, oder ich mit dir herum ziehe.

Anton. Nu wahrhaftig, mit dir weiß man doch noch, woran man iſt. — — Aber, damit wir nicht eins ins andre reden, wo iſt denn nun mein Herr? Da ſind endlich ſeine verdammten Briefe!

Liſette. Siehſt du ihn?

Anton. Nein; aber wo mir recht iſt; ietzt hör ich ihn.

Liſette. Laß ihn nur kommen; toll will ich ihn noch machen, zu guter letzt.

Vierzehnter Auftritt.

Anton. Liſette. Damis.

(kömmt ganz tiefſinnig; Liſette ſchleicht hinter ihm her, und macht ſeine Grimaſſen nach)

Anton. Halt! ich will ihn noch ein wenig zappeln laſſen, und ihm die [illegible]ieſe nicht gleich geben. (ſteckt ſie ein) Wie ſo tiefſinnig, Herr Damis? was ſteckt Ihnen wieder im Kopfe?

Damis. Halt dein Maul!

Anton. Kurz geantwortet! Aber ſoll ſich denn ein Bedienter nicht um ſeinen Herrn bekümmern? Es wäre doch ganz billig, wann ich auch wüßte, worauf Sie dächten. Eine blinde Henne findet auch manchmal ein Körnchen, und vielleicht könnte ich Ihnen — —

Damis. Schweig!

Anton. Die Antwort war noch kürzer. Wann ſie Stuffenweiſe ſo abnimmt, ſo will ich einmal ſehen, was übrig bleiben wird. — Was zählen Sie denn an den Fingern? Was hat Ihnen denn der arme Nagel gethan, daß Sie ihn ſo zerbeiſſen? (er wird Liſetten gewahr) — — Und, zum Henker, was iſt denn das für ein Affe? Kommſt du von Sinnen?

Liſette. Halt dein Maul!

Anton. Um des Himmels willen geh! Wann mein Herr aus ſeinem Schlafe erwacht, und dich ſieht — —

Liſette. Schweig!

Anton. Willſt du mich oder meinen Herrn zum beſten haben? So ſehen Sie doch einmal hinter Sich, Herr Damis!

Damis. (geht einigemal tiefſinnig auf und nieder; Liſette in gleichen Stellungen hinter ihm her; und wann er ſich umwendet, ſchleicht ſie ſich hurtig herum, daß er ſie nicht gewahr wird)

Meiner Hochzeitfackel Brand
Sey von mir ietzt ſelbſt geſungen?

Anton. Ho! ho! Sie machen Verſe? Komm, Liſette, nun müſſen wir ihn allein laſſen. Bey ſolcher Gelegenheit hat er mich ſelbſt ſchon, mehr als einmal, aus der Stube geſtoßen. Komm nur; er rufft uns gewiß ſelbſt wieder, ſobald er fertig iſt, und vielleicht das ganze Haus dazu.

Liſette. (indem ſich Damis umwendet, bleibt ſie ſtarr vor ihm ſtehen, und nimmt ſeinen Ton an)

Meiner Hochzeitfackel Brand
Sey von mir ietzt ſelbſt geſungen?

(Damis thut als ob er ſie nicht gewahr würde, und ſtößt auf ſie)

Damis. Was iſt das?

Liſette. Was iſt das? (beyde als ob ſie zu ſich ſelbſt kämen)

Damis. Unwiſſender, niederträchtiger Kerl! habe ich dir nicht oft genug geſagt, keine Seele in meine Stube zu laſſen, als aufs höchſte meinen Vater? Was will denn die hier?

Liſette. Unwiſſender, niederträchtiger Kerl! haſt du mir es nicht oft genug geſagt, daß ich mich aus der Stube fortmachen ſoll? Kannſt du dir denn aber nicht einbilden, daß die, welche im Kabinete hat ſeyn dürfen, auch Erlaubniß haben werde, in der Stube zu ſeyn? Unwiſſender, niederträchtiger Kerl!

Anton. Wem ſoll ich nun antworten?

Damis. Gleich ſtoße ſie zur Stube hinaus!

Anton. Stoßen? mit Gewalt?

Damis. Wenn ſie nicht in gutem gehen will —

Anton. Liſette, geh immer in gutem — —

Liſette. Sobald es mir gelegen ſeyn wird.

Damis. Stoß ſie heraus, ſag ich!

Anton. Komm Liſette, gieb mir die Hand; ich will dich ganz ehrbar heraus führen.

Liſette. Grobian, wer wird denn ein Frauenzimmer mit der bloßen Hand führen wollen?

Anton. O ich weiß auch zu leben! — In Ermanglung eines Handſchuhs alſo — (er nimmt den Zipfel von der Weſte) — werde ich die Ehre haben — —

Damis. Ich ſeh wohl, ich ſoll mich ſelbſt über ſie machen — — (geht auf ſie los)

Liſette. Ha! ha! ha! ſo weit wollte ich Sie nur gern bringen. Adjeu!

Funfzehnter Auftritt.

Anton. **Damis.**

Damis. Nun ſind alle Gedanken wieder fort! Das Feuer iſt verraucht; die Einbildungskraft iſt zerſtreut. Der Gott, der uns begeiſtern muß, hat mich verlaſſen — Verdammte Kreatur! was für Verdruß hat ſie mir heute nicht ſchon gemacht! wie ſpöttiſch iſt ſie mit mir umgegangen! Himmel!

mel! in meiner Tiefſinnigkeit mir alles ſo lächerlich nachzuaffen.

Anton. Sie ſahen es ja aber nicht.

Damis. Ich ſah es nicht?

Anton. Ja? iſts möglich? und Sie ſtellten Sich nur ſo?

Damis. Schweig, Idiote! — — Ich will ſehen, ob ich mich wieder in die Entzückung ſetzen kann — —

Anton. Thun Sie das lieber nicht; die Verſe können unmöglich gerathen, wobey man ſo finſter ausſieht. — Darf man aber nicht wiſſen, was es werden wird? ein Abendlied, oder ein Morgenlied?

Damis. Dummkopf!

Anton. Ein Bußlied?

Damis. Einfaltspinſel!

Anton. Ein Tiſchlied? auch nicht? — — Ein Sterbelied werden Sie doch nicht machen? So wahr ich ehrlich bin, wenn ich auch noch ſo ein großer Poet wäre, das bliebe von mir ungemacht. Sterben iſt der abgeſchmackteſte Streich, den man ſich ſelbſt ſpielt. Er verdient nicht einen Vers, geſchweige ein Lied.

Damis. Ich muß Mitleiden mit deiner Unwiſſenheit haben. Du kennſt keine andre Arten von Gedichten, als die du im Geſangbuche gefunden haſt.

Anton. Es wird gewiß noch andre geben? So laſſen Sie doch hören, was Sie machen.

Damis. Ich mache — — ein Epithalamium — —

Anton. Ein Epithalamium? Potz Stern, das iſt ein ſchwer Ding! Damit können Sie wirklich zu rechte kommen? Da gehört Kunſt dazu — — Aber, Herr Damis, im Vertrauen, was iſt denn das ein Epith — pitha — thlamium?

Damis. Wie kannſt du es denn ſchwer nennen, wenn du noch nicht weißt, was es iſt?

Anton. Ey nun, das Wort iſt ja ſchon ſchwer genug. Sagen Sie mir nur ein wenig mit einem andern Namen, was es iſt.

Damis. Ein Epithalamium iſt ein Thalaſſio.

Anton. So, ſo! nun verſteh ichs: ein Epithalamium iſt ein — — wie hieß es? —

Damis. Thalaſſio.

Anton. Ein Thalaſſio; und das können Sie machen? Wenigſtens werden Sie viel Zeit dazu brauchen. — — Aber, hören Sie doch, wenn mich nun jemand fragt, was ein Thalaſſio iſt, was muß ich ihm wohl antworten?

Damis. Auch das weißt du nicht, was ein Thalaſſio iſt?

Anton. Ich für mein Theil weiß es wohl. Ein Thalaſſio iſt ein — — wie hieß das vorige Wort?

Damis. Epithalamium.

Anton. Iſt ein Epithalamium. Und ein Epithalamium iſt ein Thalaſſio. Nicht wahr, ich habe es gut behalten? Aber das möchte nur andern Leuten nicht deutlich ſeyn, welche beide Worte nicht verſtehen.

Damis. Je nun, ſo ſage ihnen, Thalaſſio ſey ein Hymenæus.

Anton. Zum Henker! das heißt Leute vexiren. Ein Epithalamium iſt ein Thalaſſio, und ein Thalaſſio iſt ein Hymenæus. Und ſo umgekehrt, ein

Hym — — Hym — — Die Namen mag ſonſt einer merken!

Damis. Recht! recht! ich ſehe doch, daß du anfängſt einen Begriff von Sachen zu bekommen.

Anton. Ich einen Begriff hiervon? ſo wahr ich ehrlich bin! Sie irren ſich. Der Kobold müßte mirs eingeblaſen haben, wenn ich wüßte, was die kauderwelſchen Worte heißen ſollen. Sagen Sie mir doch ihren deutſchen Namen; oder haben ſie keinen?

Damis. Sie haben zwar einen, allein er iſt lange nicht von der Annehmlichkeit und dem Nachdrucke der griechiſchen oder lateiniſchen. Sage einmal ſelbſt, ob ein Hochzeitgedichte nicht viel kahler klingt, als ein Epithalamium, ein Hymmenæus, ein Thalaſſio.

Anton. Mir nicht; wahrhaftig mir nicht! denn jenes verſteh ich, und dieſes nicht. Ein Hochzeitgedichte haben Sie alſo machen wollen? Warum ſagten Sie das nicht gleich? — — O! in Hochzeitgedichten habe ich eine Beleſenheit, die erſtaunend iſt. Ich muß Ihnen nur ſagen, wie ich dazu gekommen bin. Mein weyland ſeliger Vater hatte einen Vetter — und gewiſſer Maaſſen war es alſo auch mein Vetter — —

Damis. Was wird das für ein Gewäſche werden?

Anton. Sie wollen es nicht abwarten? Gut! der Schade iſt Ihre. — — Weiter alſo: Verſe auf eine Hochzeit wollten Sie machen? aber auf was denn für eine?

Damis. Welche Frage! auf meine eigne.

Anton. Sie heyrathen alſo Julianen noch? Der Alte will es ja nicht? — —

Damis. Ah der!

Anton. Es iſt ſchon wahr; was hat ſich ein Sohn um den Vater zu bekümmern? Aber ſagen Sie mir doch: ſchickt es ſich denn, daß man auf ſeine eigne Hochzeit Verſe macht?

Damis. Gewöhnlich iſt es freylich nicht; aber deſto beſſer! Geiſter, wie ich, lieben das Beſondre.

Anton. (bey Seite) St! ietzt will ich ihm einen Streich ſpielen! — (laut) Hören Sie nur, Herr Damis, ich werde es ſelbſt gern ſehen, wenn Sie Julianen heyrathen.

Damis. Wie ſo?

Anton. Ich weiß nicht, ob ich mich unterſtehen darf, es Ihnen zu ſagen. Ich habe — — ich habe ſelbſt — —

Damis. Nur heraus mit der Sprache!

Anton. Ich habe ſelbſt verſucht, Verſe auf Ihre Hochzeit zu machen, und deswegen wollte ich nun nicht gern, daß meine Mühe verlohren wäre.

Damis. Das wird etwas ſchönes ſeyn!

Anton. Freylich! denn das iſt mein Fehler; ich mache entweder etwas rechtes, oder gar nichts.

Damis. Gieb doch her! vielleicht kann ich deine Reime verbeſſern, daß ſie alsdenn mir und dir Ehre machen.

Anton. Hören Sie nur, ich will ſie Ihnen vorleſen. (Er ſucht einen Zettel aus der Taſche) Ganz bin ich noch nicht fertig, muß ich Ihnen ſagen. Der Anfang aber, aus dem auch allenfalls das Ende werden kann, klingt ſo — — Rücken Sie mir doch das Licht ein wenig näher! — —

Du, o edle Fertigkeit,
Zu den vorgeſetzten Zwecken
Tüchtge Mittel — —

Damis. Halt! du biſt ein elender Stümper! Ha! ha! ha! Das du o ſteht ganz vergebens. Edle Fertigkeit ſagt nichts weniger, und Du, o edle Fertigkeit nichts mehr. Deleatur ergo du o! Damit aber nicht zwey Sylben fehlen, ſo verſtärke das Beywort edel, nach Art der Griechen, und ſage überedel. Ich weiß zwar wohl, überedel iſt ein neues Wort; aber ich weiß auch, daß neue Wörter dasjenige ſind, was Poeſie am meiſten von der Proſe unterſcheiden muß. Solche Vorteilchen merke dir! Du mußt dich durchaus beſtreben, etwas unerhörtes, etwas ungeſagtes zu ſagen. Verſtehſt du mich, dummer Teufel?

Anton. Ich will es hoffen.

Damis. Alſo heißt dein erſter Vers

Ueberedle Fertigkeit ꝛc.

Nun lies weiter!

Anton. Zu den vorgeſetzten Zwecken
Tüchtige Mittel zu entdecken,
Und ſich dann zur rechten Zeit,
Ihrer Kräfte zu bedienen,
Wirſt, ſo lange bis die Welt

In ihr erſtes Cha-Cha-Chaos fällt,
Wie die Pappelbäume grünen.

Aber, Herr Damis, können Sie mir nicht ſagen, was ich hier muß gedacht haben? Verflucht! das iſt ſchön; ich verſtehe mich ſelbſt nicht mehr. Das erſte Cha — Chaos; — ich dächte ich hätte das Wort noch nie in meinen Mund genommen, ſo fürchterlich klingt es mir.

Damis. Zeige doch — —

Anton. Warten Sie, warten Sie! ich will es Ihnen noch einmal vorleſen.

Damis. Nein, nein; weiſe mir nur den Zettel her.

Anton. Sie können es unmöglich leſen. Ich habe gar zu ſchlecht geſchrieben: kein Buchſtabe ſteht gerade; ſie hocken einer auf den andern, als ob ſie Junge hecken wollten.

Damis. O ſo gieb her!

Anton. (giebt ihm den Zettel mit Zittern) Zum Henker, es iſt ſeine eigne Hand!

Damis. (betrachtet ihn einige Zeit) Was ſoll das heiſſen? (ſteht zornig auf) Verfluchter Verräther, wo haſt du dieſes Blatt her?

Anton. Nicht ſo zornig; nicht ſo zornig!

Damis. Wo haſt du es her?

Anton. Wollen Sie mich denn erwürgen?

Damis. Wo haſt du das Blatt her, frag ich?

Anton. Laſſen Sie nur erſt nach.

Damis. Geſteh!

Anton. Aus — — aus Ihrer — Weſtentaſche.

Damis. Ungelehrte Beſtie! iſt das deine Treue? Das iſt ein Diebſtahl; ein Plagium.

Anton. Zum Henker! des Quarks wegen mich zu einem Diebe zu machen?

Damis. Des Quarks wegen? was? den Anfang eines philoſophiſchen Lehrgedichts einen Quark zu nennen?

Anton. Sie ſagten ja ſelbſt, es tauge nichts.

Damis. Ja, in ſo fern es ein Hochzeitkarmen vorſtellen ſollte, und du der Verfaſſer davon wäreſt. Gleich ſchaffe die andern Manuſcripte, die du mir ſonſt entwandt haſt, auch herbey! Soll ich meine Arbeit in fremden Händen ſehen? Soll ich zugeben, daß ſich eine häßliche Dohle mit meinen prächtigen Pfauenfedern ausſchmücke? Mach bald! oder ich werde andre Maaßregeln ergreifen.

Anton. Was wollen Sie denn? Ich habe nicht einen Buchſtaben mehr von Ihnen.

Damis. Gleich wende alle Taſchen um!

Anton. Warum auch nicht? Wenn ich ſie umwende, ſo fällt ja alles heraus, was ich darinn habe.

Damis. Mach, und erzürne mich nicht!

Anton. Ich will ein Schelm ſeyn, wenn Sie nur ein Stäubchen Papier bey mir finden. Damit Sie aber doch Ihren Willen haben; — hier iſt die eine; da iſt die andre — — Was ſehen Sie? — Da iſt die dritte; die iſt auch leer. — Nun kömmt die vierdte — (indem er ſie umwendet, fallen die Briefe heraus) — — Zum Henker, die verfluchten Briefe! die hatte ich ganz vergeſſen — (er will ſie geſchwind wieder aufheben.)

Damis. Gieb her, gieb her! was fiel da heraus? Ganz gewiß wird es wieder etwas von mir ſeyn.

Anton. So wahr ich lebe, es iſt nichts von Ihnen. An Sie könnte es eher noch etwas ſeyn.

Damis. Halte mich nicht auf; ich habe mehr zu thun.

Anton. Halten Sie mich nur nicht auf. Sie wiſſen ja, daß ich nun bald wieder auf die Poſt gehen muß. Ich weiß, es ſind Briefe da.

Damis. Nun ſo geh, ſo geh! Aber durchaus zeige mir erſt, was du ſo eilfertig aufhobſt. Ich muß es ſehen.

Anton. Zum Henker! wenn das iſt, ſo brauche ich nicht auf die Poſt zu gehen.

Damis. Wie ſo?

Anton. Nu, nu! da haben Sie es. Ich will hurtig gehen. (er giebt ihm den Brief, und will fortlauffen)

Damis. (indem er ihn beſieht) Je, Anton, Anton! das iſt ja eben der Brief aus Berlin, welchen ich erwarte. Ich kenn ihn an der Aufſchrift.

Anton. Es kann wohl ſeyn, daß er es iſt. Aber, Herr Damis, werden Sie nur — — nur nicht ungehalten. Ich hatte es, bey meiner armen Seele! ganz vergeſſen —

Damis. Was haſt du denn vergeſſen?

Anton. Daß ich den Brief, beynahe ſchon eine halbe Stunde, in der Taſche trage. Mit dem verdammten Plaudern! —

Damis. Weil er nun da iſt, ſo will ich dir den dummen Streich verzeihen. — Aber, allerliebſter Anton, was müſſen hierinn für unvergleichliche, für unſchätzbare Nachrichten ſtehen! Wie wird ſich mein Vater freuen! Was für Ehre, was für Lobſprüche! — — O Anton! — — ich will dir ihn gleich vorleſen — — (bricht ihn haſtig auf)

Anton. Nur ſachte, ſonſt zerreiſſen Sie ihn gar. Nun da! ſagte ichs nicht?

Damis. Es ſchadet nichts; er wird doch noch zu leſen ſeyn. —— Vor allen Dingen muß ich dir ſagen, was er betrift. Du weißt, oder vielmehr du weißt nicht, daß die Preußiſche Akademie auf die beſte Unterſuchung der Lehre von den Monaden, einen Preis geſetzt hat. Es kam mir noch ganz ſpät ein, unſern Philoſophen dieſen Preis vor dem Maule wegzufangen. Ich machte mich alſo geſchwind darüber, und ſchrieb eine Abhandlung, die noch gleich zur rechten Zeit muß gekommen ſeyn. — Eine Abhandlung, Anton, — — ich weiß ſelbſt nicht, wo ich ſie hergenommen habe, ſo gelehrt iſt ſie. Nun hat die Akademie, vor acht Tagen, ihr Urtheil über die eingeſchickten Schriften bekannt gemacht, welches nothwendig zu meiner Ehre muß ausgefallen ſeyn. Ich, ich muß den Preis haben, und kein andrer. Ich habe es einem von meinen Freunden daſelbſt heilig eingebunden, mir ſogleich Nachricht davon zu geben. Hier iſt ſie; nun höre zu.

„Mein Herr,
„Wie nahe können Sie einem Freunde
„das Antworten legen! Sie drohen mir mit
„dem Verluſte Ihrer Liebe, wenn Sie nicht
„von mir die erſte Nachricht erhielten, ob
„Sie, oder ein andrer den akademiſchen Preis
„davon getragen hätten. Ich muß Ihnen
„alſo in aller Eil melden, daß Sie ihn
„nicht — — (ſtotternd) bekommen haben,
„und auch — — (immer furchtſamer) nicht
„haben — — bekommen können. — —

Was? ich nicht? und wer denn? und warum denn nicht? —

„Erlauben Sie mir aber, daß, ich als ein
„Freund, mit Ihnen reden darf.

So rede, Verräther!

„Ich habe Ihnen unmöglich den ſchlimmen „Dienſt erweiſen können, Ihre Abhandlung zu „übergeben. — —

Du haſt ſie alſo nicht übergeben, Treuloſer? Himmel, was für ein Donnerſchlag! — So ſoll mich deine Nachläßigkeit, unwürdiger Freund, um die verdienteſte Belohnung bringen? — Wie wird er ſich entſchuldigen, der Nichtswürdige?

„Wenn ich es frey geſtehen ſoll, ſo ſcheinen „Sie etwas ganz anders gethan zu haben, als „die Akademie verlangt hat. Sie wollte nicht „unterſucht wiſſen, was das Wort Monas „grammatikaliſch bedeute? wer es zuerſt ge„braucht habe? was es bey dem Xenokrates „anzeige? ob die Monaden des Pythagoras „die Atomi des Moſchus geweſen? ꝛc. Was „iſt ihr an dieſen kritiſchen Kleinigkeiten gele„gen, und beſonders alsdann, wann die Haupt„ſache dabey aus den Augen geſetzt wird? Wie „leicht hätte man Ihren Namen muthmaßen „können, und Sie würden vielleicht Spötte„reyen ſeyn ausgeſetzt werden, dergleichen ich

„nur vor wenig Tagen in einer gelehrten Zei-
„tung über Sie gefunden habe. —

Was leſe ich? kann ich meinen Augen trauen? Ah verfluchtes Papier! verfluchte Hand, die dich ſchrieb! (wirft den Brief auf die Erde, und tritt mit den Füſſen darauf)

Anton. Der arme Brief! man muß ihn doch vollends ausleſen! (hebt ihn auf.) Das beſte kömmt vielleicht noch, Herr Damis. Wo blieben Sie? Da, da! hören Sie nur!

„gelehrten Zeitung gefunden habe. — —
„Man nennt Sie ein junges Gelehrtchen, wel-
„ches überall gern glänzen möchte, und deſſen
„Schreibeſucht —

Damis. (reißt ihm den Brief aus der Hand) Verdammter Korreſpondent! — Das iſt der Lohn, den dein Brief verdient! (er zerreißt ihn) Du zerreiſſeſt mein Herz, und ich zerreiſſe deine unverſchämte Neuigkeiten. Wollte Gott, daß ich ein gleiches mit deinem Eingeweide thun könnte! Aber — (zu Anton) du nichtswürdige, unwiſſende Beſtie! An alle dem biſt du Schuld!

Anton. Ich, Herr Damis?

Damis. Ja du! wie lange haſt du nicht den Brief in der Taſche behalten?

Anton. Herr, meine Taſche kann weder ſchreiben noch leſen; wenn Sie etwa denken, daß ihn die anders gemacht hat —

Damis. Schweig! — Und ſolche Beſchimpfungen kann ich überleben? — — O ihr dummen Deutſchen! ja freylich, ſolche Werke, als die meinigen ſind, gehörig zu ſchätzen, dazu werden andre Genies erfordert! Ihr werdet ewig in eurer barbariſchen Finſterniß bleiben, und ein Spott eurer witzigen Nachbarn ſeyn! — Ich aber will mich an euch rächen, und von nun an aufhören, ein Deutſcher zu heißen. Ich will mein undankbares Vaterland verlaſſen. Vater, Anverwandte und Freunde, alle, alle verdienen es nicht, daß ich ſie länger kenne, weil ſie Deutſche ſind; weil ſie aus dem Volke ſind, das ihre größten Geiſter mit Gewalt von ſich ausſtößt. Ich weiß gewiß, Frankreich und Engeland werden meine Verdienſte erkennen —

Anton. Herr Damis, Herr Damis, Sie fangen an zu raſen. Ich bin nicht ſicher bey Ihnen; ich werde jemand ruffen müſſen.

Damis. Sie werden es ſchon empfinden, die dummen Deutſchen, was ſie an mir verlohren haben! Morgen will ich Anſtalt machen, dieſes unſelige Land zu verlaſſen — —

Sechzehnter Auftritt.

Cryſander. Damis. Anton.

Anton. Gott ſey Dank, daß jemand kömmt!

Chryſ. Das verzweifelte Mädel, die Liſette! Und (zu Anton) du, du Spitzbube! du ſollſt dein Briefträgerlohn auch bekommen. Mich ſo zu hintergehen? ſchon gut! — — Mein Sohn, ich habe mich beſonnen; du haſt Recht; ich kann dir Julianen nun nicht wiedernehmen. Du ſollſt ſie behalten.

Damis. Schon wieder Juliane? Jetzt da ich ganz andre Dinge zu beſchlieſſen habe — — Hören Sie nur auf damit; ich mag ſie nicht.

Chryſ. Es würde unrecht ſeyn, wenn ich dir länger widerſtehen wollte. Ich laſſe jedem ſeine Freyheit; und ich ſehe wohl, Juliane gefällt dir —

Damis. Mir? eine dumme Deutſche?

Chryſ. Sie iſt ein hübſches, tugendhaftes, aufrichtiges Mädchen; ſie wird dir tauſend Vergnügen machen.

Damis. Sie mögen ſie loben oder ſchelten; mir gilt alles gleich. Ich weiß mich nach Ihren Willen zu richten, und dieſer iſt, nicht an ſie zu gedenken.

Chryſ. Nein, nein; du ſollſt dich über meine Härte nicht beklagen dürfen.

Damis. Und Sie Sich noch weniger über meinen Ungehorſam.

Chryſ. Ich will dir zeigen, daß du einen gütigen Vater haſt, der ſich mehr nach deinem, als nach ſeinem eignen Willen richtet.

Damis Und ich will Ihnen zeigen, daß Sie einen Sohn haben, der Ihnen in allen die ſchuldige Unterthänigkeit leiſtet.

Chryſ. Ja, ja; nimm Julianen! Ich gebe dir meinen Seegen.

Damis. Nein, nein; ich werde Sie nicht ſo erzürnen. — —

Chryſ. Aber was ſoll denn das Widerſprechen? Dadurch erzürnſt du mich!

Damis. Ich will doch nicht glauben, daß Sie Sich im Ernſte ſchon zum drittenmal anders beſonnen haben?

Chryſ. Und warum das nicht?

Damis. O, dem ſey nun, wie ihm wolle! Ich habe mich gleichfalls geändert, und feſt entſchloſſen, ganz und gar nicht zu heyrathen. Ich muß auf Reiſen gehen, und ich werde mich, je eher je lieber, davon machen.

Chryſ. Was? du willſt ohne meine Erlaubniß in die Welt lauffen?

Anton. Das geht luſtig! Der dritte Mann fehlt noch, und den will ich gleich hohlen. Damis will Julianen nicht, vielleicht fiſcht ſie Valer. (geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Chryſander. Damis.

Damis. Ja, ja; in zweymal vier und zwanzig Stunden, muß ich ſchon unter Wegens ſeyn.

Chryſ. Aber was iſt dir denn in den Kopf gekommen?

Damis. Ich bin es längſt überdrüßig geweſen, länger in Deutſchland zu bleiben; in dieſem nordiſchen Sitze der Grobheit und Dummheit; wo es alle Elemente verwehren, klug zu ſeyn; wo kaum alle hundert Jahr ein Geiſt meines gleichen gebohren wird — —

Chryſ. Haſt du vergeſſen, daß Deutſchland dein Vaterland iſt?

Damis. Was Vaterland!

Chryſ. Du Böſewicht, ſprich doch lieber gar: was Vater! Aber ich will dir es zeigen: du mußt Julianen nehmen; du haſt ihr dein Wort gegeben, und ſie dir das ihrige.

Damis. Sie hat das ihrige zurückgenommen, wie ich ietzt das meinige; alſo —

Chryſ. Alſo! — alſo! — Kurz von der Sache zu reden, glaubſt du, daß ich vermögend bin, dich zu enterben, wann du mir nicht folgeſt?

Damis. Thun Sie, was Sie wollen. Nur, wann ich bitten darf, laſſen Sie mich ietzt allein. Ich muß vor meiner Abreiſe noch zwey Schriften zu Stande bringen, die ich meinen Landsleuten, aus Barmherzigkeit, noch zurücklaſſen will. Ich bitte nochmals, laſſen Sie mich — —

Chryſ. Willſt du mich nicht lieber gar zur Thür hinausſtoßen?

Achtzehnter Auftritt.

Valer. Anton. Chryſander. Damis.

Valer. Wie, Damis? iſt es wahr, daß Sie wieder zu Sich ſelbſt gekommen ſind? — daß Sie von Julianen abſtehen?

Chryſ. Ach, Herr Valer, Sie könnten mir nicht ungelegener kommen. Beſtärken Sie ihn fein in ſeinem Trotze. So? Sie verdienten es wohl, daß ich mich nach Ihrem Wunſche bequemte? Mich auf eine ſo gottloſe Art hintergehen zu wollen? — Mein Sohn, widerſprich mir nicht länger, oder — —

Damis. Ihre Drohungen ſind umſonſt. Ich muß mich fremden Ländern zeigen, die ſowohl ein Recht auf mich haben, als das Vaterland. Und

Sie verlangen doch nicht, daß ich eine Frau mit herumführen ſoll?

Valer. Damis hat Recht, daß er auf das Reiſen dringt. Nichts kann ihm, in ſeinen Umſtänden, nützlicher ſeyn. Laſſen Sie ihm ſeinen Willen, und mir laſſen Sie Julianen, die Sie mir ſo heilig verſprochen haben.

Chryſ. Was verſprochen? Betriegern braucht man ſein Wort nicht zu halten.

Valer. Ich habe es Ihnen ſchon beſchworen, daß einzig und allein Liſette dieſen Betrug hat ſpielen wollen, ohne die wir von dem Dokumente gar nichts wiſſen würden —— Wie glücklich, wann es nie zum Vorſchein gekommen wäre! Es iſt das grauſamſte Glück, das Julianen hat treffen können. Wie gern würde ſie es aufopfern, wenn ſie dadurch die Freyheit über ihr Herz erhalten könnte.

Chryſ. Aufopfern? Herr Valer, bedenken Sie, was das ſagen will. Wir Handelsleute faſſen einander gern bey dem Worte.

Valer. O, thun Sie es auch hier! Mit Freuden tritt Ihnen Juliane das Dokument ab. Fangen Sie den Proceß an, wenn Sie wollen; der Vortheil davon ſoll ganz Ihnen gehören. Juliane hält dieſes für das kleinſte Zeichen ihrer Dankbarkeit. Sie glaubt Ihnen noch weit mehr ſchuldig zu ſeyn. —

Chryſ. Nu, nu, ſie iſt mir immer ganz erkenntlich vorgekommen. — — Aber was würden Sie denn, Valer, als ihr künftiger Mann, zu dieſer Dankbarkeit ſagen?

Valer. Denken Sie beſſer von mir. Ich habe Julianen geliebt, da Sie zu nichts Hoffnung hatte. Ich liebe Sie auch noch, ohne die geringſte eigennützige Abſicht. Und ich bitte Sie: was ſchenkt man denn einem ehrlichen Manne, wenn man ihm einen ſchweren Proceß ſchenkt?

Chryſ. Valer, iſt das Ihr Ernſt?

Valer. Fordern Sie noch mehr, als das Dokument; mein halbes Vermögen iſt Ihre.

Chryſ. Da ſey Gott vor, daß ich von Ihrem Vermögen einen Heller haben wollte! Sie müſſen mich nicht für ſo eigennützig anſehen. — Wir ſind gute Freunde, und es bleibt bey dem alten: Juliane iſt Ihre! Und wenn das Dokument meine ſoll; ſo iſt ſie um ſo vielmehr Ihre.

Valer. Kommen Sie, Herr Chryſander, bekräftigen Sie ihr dieſes ſelbſt! Wie angenehm wird es ihr ſeyn, uns beide vergnügt machen zu können.

Chryſ. Wenn das iſt, Damis; ſo kannſt du meinetwegen noch heute die Nacht fortreiſen. Ich will Gott danken, wenn ich dich Narren wieder aus dem Hauſe los bin.

Damis. Gehen Sie doch nur, und laſſen Sie mich allein.

Valer. Damis, und endlich muß ich Ihnen doch noch mein Glück verdanken? Ich thue es mit der aufrichtigſten Zärtlichkeit, ob ich ſchon weiß, daß ich die Urſache Ihrer Veränderung nicht bin.

Damis. Aber die wahre Urſache? — (zu Anton) Verfluchter Kerl, haſt du dein Maul nicht halten können? — Gehen Sie nur, Valer —

(indem Chryſander und Valer abgehen wollen, hält Anton Valeren zurück)

Anton. (ſachte) Nicht ſo geſchwind! Wie ſteht es mit Liſettens Ausſtattung, Herr Valer? und mit — —

Valer. Seyd ohne Sorgen; ich werde mehr halten, als ich verſprochen habe.

Anton. Juchhe! nun war die Taube gefangen.

Letzter Auftritt.

Damis, (an ſeinem Tiſch.) **Anton.**

Anton. Noch ein Wort, Herr Damis, habe ich mit Ihnen zu reden.

Damis. Und? — —

Anton. Sie wollen auf Reiſen gehen? —

Damis. Zur Sache! es iſt ſchon mehr, als ein Wort.

Anton. Je nun! meinen Abſchied.

Damis. Deinen Abſchied? Du denkſt vielleicht, daß ich dich, ungelehrten Eſel, mit nehmen würde?

Anton. Nicht? und ich habe alſo meinen Abſchied? Gott ſey Dank! empfangen Sie nun auch den Ihrigen, welcher in einer kleinen Lehre beſtehen ſoll. Ich habe Ihre Thorheiten nun, länger als drey Jahr, angeſehen, und ſelber albet genug dabey gethan, weil ich weiß, daß ein Bedienter, wenn ſein Herr auch noch ſo närriſch iſt — —

Damis. Unverſchämter Idiote, wirſt du mir aus den Augen gehen?

Anton. Je nun! wem nicht zu rathen ſteht, dem ſteht auch nicht zu helfen. Bleiben Sie Zeitlebens der gelehrte Herr Damis!

(Gehet ab.)

Damis. Geh, ſag ich, oder! — —

Er wirft ihm ſein Buch nach, und das Theater fällt zu.

Ende des jungen Gelehrten.

Die Juden.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Verfertiget im Jahr 1749.

Perſonen.

Michel Stich.

Martin Krumm.

Ein Reiſender.

Christoph, deſſen Bedienter.

Der Baron.

Ein junges Fräulein, deſſen Tochter.

Liſette.

Erſter Auftritt.

Michel Stich. Martin Krumm.

Mart. Krumm.

Du dummer Michel Stich!

Mich. St. Du dummer Martin Krumm!

Mart. Kr. Wir wollens nur geſtehen, wir ſind beide erzdumm geweſen. Es wäre ja auf einen nicht angekommen, den wir mehr todt geſchlagen hätten!

Mich. St. Wie hätten wir es aber klüger können anfangen? Waren wir nicht gut vermummt? war nicht der Kutſcher auf unſrer Seite? konnten wir was dafür, daß uns das Glück ſo einen Querſtrich machte? Habs ich doch viel hundertmal geſagt:

das verdammte Glücke! ohne das kann man nicht einmal ein guter Spitzbube ſeyn.

Mart. Kr. Je nu, wenn ichs beym Lichte beſehe, ſo ſind wir kaum dadurch auf ein Paar Tage länger dem Stricke entgangen.

Mich. St. Ah, es hat ſich was mit dem Stricke! Wenn alle Diebe gehangen würden, die Galgen müßten dichter ſtehn. Man ſieht ja kaum aller zwey Meilen einen; und wo auch einer ſteht, ſteht er meiſt leer. Ich glaube, die Herren Richter werden, aus Höflichkeit, die Dinger gar eingehen laſſen. Zu was ſind ſie auch nütze? Zu nichts, als aufs höchſte, daß unſer einer, wenn er vorbey geht, die Augen zublinzt.

Mart. Kr. O! das thu ich nicht einmal. Mein Vater und mein Großvater ſind daran geſtorben, was will ichs beſſer verlangen? Ich ſchäme mich meiner Eltern nicht.

Mich. St. Aber die ehrlichen Leute werden ſich deiner ſchämen. Du haſt noch lange nicht ſo viel gethan, daß man dich für ihren rechten und ächten Sohn halten kann.

Mart. Kr. O! denkſt du denn, daß es deswegen unſerm Herrn ſoll geſchenkt ſeyn? Und an dem verzweifelten Fremden, der uns ſo einen fetten Biſſen aus dem Munde geriſſen hat, will ich mich gewiß auch rächen. Seine Uhr ſoll er ſo richtig miſſen da laſſen — — Ha! ſieh, da kömmt er gleich. Hurtig geh fort! ich will mein Meiſterſtück machen.

Mich. St. Aber halbpart! halbpart!

Zweyter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reiſende.

Mart. Kr. Ich will mich dumm ſtellen. — Ganz dienſtwilliger Diener, mein Herr, — — ich werde Martin Krumm heiſſen, und werde, auf dieſem Gute hier, wohlbeſtalter Vogt ſeyn.

Der Reiſ. Das glaube ich Euch, mein Freund. Aber habt Ihr nicht meinen Bedienten geſehen?

Mart. Kr. Ihnen zu dienen, nein; aber ich habe wohl von Dero preißwürdigen Perſon ſehr viel gutes zu hören, die Ehre gehabt. Und es erfreut mich alſo, daß ich die Ehre habe, die Ehre Ihrer Bekanntſchaft zu genieſſen. Man ſagt, daß Sie unſern Herrn geſtern Abends, auf der Reiſe, aus einer ſehr gefährlichen Gefahr ſollen geriſſen haben. Wie ich nun nicht anders kann, als mich des Glücks meines Herrn zu erfreuen, ſo erfreu ich mich — —

Der Reiſ. Ich errathe, was Ihr wollt; Ihr wollt euch bey mir bedanken, daß ich eurem Herrn beygeſtanden habe — —

Mart. Kr. Ja, ganz recht; eben das!

Der Reiſ. Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann —

Mart. Kr. Das bin ich! Und mit der Ehrlichkeit kömmt man immer auch am weiteſten.

Der Reiſ. Es iſt mir kein geringes Vergnügen, daß ich mir, durch eine ſo kleine Gefälligkeit, ſo viel rechtſchaffne Leute verbindlich gemacht habe. Ihre Erkenntlichkeit iſt eine überflüßige Belohnung deſſen, was ich gethan habe. Die allgemeine Menſchenliebe verband mich darzu. Es war meine Schuldigkeit; und ich müßte zufrieden ſeyn, wenn man es auch für nichts anders, als dafür, angeſehen hätte. Ihr ſeyd allzugütig, ihr lieben Leute, te, daß Ihr Euch dafür bey mir bedanket, was Ihr mir, ohne Zweifel, mit eben ſo vielem Eifer würdet erwieſen haben, wenn ich mich in ähnlicher Gefahr befunden hätte. Kann ich Euch ſonſt worinn dienen, mein Freund?

Mart. Kr. O! mit dem Dienen, mein Herr, will ich Sie nicht beſchweren. Ich habe meinen Knecht, der mich bedienen muß, wanns nöthig iſt. Aber — — wiſſen möcht ich wohl gern, wie es doch dabey zugegangen wäre? Wo wars denn? Warens viel Spitzbuben? Wollten ſie unſern guten Herrn gar ums Leben bringen, oder wollten ſie ihm nur ſein Geld abnehmen? Es wäre doch wohl eins beſſer geweſen, als das andre.

Der Reiſ. Ich will Euch mit Wenigem den ganzen Verlauf erzählen. Es mag ohngefähr eine Stunde von hier ſeyn, wo die Räuber Euren Herrn, in einem hohlen Wege, angefallen hatten. Ich reiſete eben dieſen Weg, und ſein ängſtliches Schreyen um Hülfe bewog mich, daß ich nebſt meinem Bedienten eilends herzu ritt.

Mart. Kr. Ey! ey!

Der Reiſ. Ich fand ihn in einem offnen Wagen — —

Mart. Kr. Ey! ey!

Der Reiſ. Zwey vermummte Kerle — —

Mart. Kr. Vermummte? ey! ey!

Der Reiſ. Ja! machten ſich ſchon über ihn her.

Mart. Kr. Ey! ey!

Der Reiſ. Ob ſie ihn umbringen, oder ob ſie ihn nur binden wollten, ihn alsdann deſto ſichrer zu plündern, weiß ich nicht.

Mart. Kr. Ey! ey! Ach freylich werden ſie ihn wohl haben umbringen wollen; die gottloſen Leute!

Der Reiſ. Das will ich eben nicht behaupten, aus Furcht, ihnen zuviel zu thun.

Mart. Kr. Ja, ja, glauben Sie mir nur, ſie haben ihn umbringen wollen. Ich weiß, ich weiß ganz gewiß — —

Der Reiſ. Woher könnt Ihr das wiſſen? Doch es ſey. So bald mich die Räuber anſichtig wurden, verließen ſie ihre Beute, und liefen über Macht dem nahen Gebüſche zu. Ich löſete das

Piſtol auf einen. Doch es war ſchon zu dunkel, und er ſchon zu weit entfernt, daß ich alſo zweifeln muß, ob ich ihn getroffen habe.

Mart. Kr. Nein, getroffen haben Sie ihn nicht: — —

Der Reiſ. Wißt Ihr es?

Mart. Kr. Ich meyn's nur ſo, weils doch ſchon finſter geweſen iſt: und im Finſtern ſoll man, hör ich, nicht gut zielen können.

Der Reiſ. Ich kann Euch nicht beſchreiben, wie erkenntlich ſich Euer Herr gegen mich bezeugte. Er nannte mich hundertmal ſeinen Erretter, und nöthigte mich, mit ihm auf ſein Gut zurück zu kehren. Ich wollte wünſchen, daß es meine Umſtände zuließen, länger um dieſen angenehmen Mann zu ſeyn; ſo aber muß ich mich noch heute wieder auf den Weg machen. — Und eben deswegen ſuche ich meinen Bedienten.

Mart. Kr. O! laſſen Sie Sich doch die Zeit bey mir nicht ſo lang werden. Verziehen Sie noch ein wenig. — Ja! was wollte ich denn noch fragen? Die Räuber, — ſagen Sie mir doch —

wie ſahen ſie denn aus? wie giengen ſie denn? Sie hatten ſich verkleidet; aber wie?

Der Reiſ. Euer Herr will durchaus behaupten, es wären Juden geweſen. Bärte hatten ſie, das iſt wahr; aber ihre Sprache war die ordentliche hieſige Bauernſprache. Wenn ſie vermummt waren, wie ich gewiß glaube, ſo iſt ihnen die Demmerung ſehr wohl zu ſtatten gekommen. Denn ich begreiffe nicht, wie Juden die Straßen ſollten können unſicher machen, da doch in dieſem Lande ſo wenige geduldet werden.

Mart. Kr. Ja, ja, das glaub ich ganz gewiß auch, daß es Juden geweſen ſind. Sie mögen das gottloſe Geſindel noch nicht ſo kennen. So viel als ihrer ſind, keinen ausgenommen, ſind Betrieger, Diebe und Straßenräuber. Darum iſt es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. Ich dürfte nicht König ſeyn: ich ließ keinen, keinen einzigen am Leben. Ach! Gott behüte alle rechtſchaffne Chriſten vor dieſen Leuten! Wenn ſie der liebe Gott nicht ſelber haßte, weswegen wären denn nur vor Kurzem, bey dem Unglücke in Breslau, ihrer bald noch einmal ſo viel als Chriſten geblieben? Unſer Herr Pfarr erinnerte das ſehr weislich, in der letzten Predigt. Es iſt, als wenn ſie zugehört hätten, daß ſie ſich gleich deswegen an unſerm guten Herrn haben rächen wollen. Ach! mein lieber Herr, wenn Sie wollen Glück und Segen in der Welt haben, ſo hüten Sie Sich vor den Juden ärger, als vor der Peſt.

Der Reiſ. Wollte Gott, daß das nur die Sprache des Pöbels wäre!

Mart. Kr. Mein Herr, zum Exempel: ich bin einmal auf der Meſſe geweſen — ja! wenn ich an die Meſſe gedenke, ſo möchte ich gleich die verdammten Juden alle auf einmal mit Gift vergeben, wenn ich nur könnte. Dem einen hatten ſie im Gedrenge das Schnupftuch, dem andern die Tobacksdoſe, dem dritten die Uhr, und ich weiß nicht was ſonſt mehr, wegſtipitzt. Geſchwind ſind ſie, ochſenmäßig geſchwind, wenn es aufs Stehlen ankömmt. So behende, als unſer Schulmeiſter nimmermehr auf der Orgel iſt. Zum Exempel, mein Herr: erſtlich drengen ſie ſich an einen heran, ſo wie ich mich ungefähr ietzt an Sie — —

Der Reiſ. Nur ein wenig höflicher, mein Freund! — —

Mart. Kr. O! laſſen Sie Sichs doch nur weiſen. Wenn ſie nun ſo ſtehen, — — ſehen Sie, — — wie der Blitz ſind ſie mit der Hand nach der Uhrtaſche. (er fähret mit der Hand, anſtatt nach der Uhr, in die Rocktaſche, und nimmt ihm ſeine Tobacksdoſe heraus.) Das können ſie nun aber alles ſo geſchickt machen, daß man ſchwören ſollte, ſie führen mit der Hand dahin, wenn ſie dorthin fahren. Wenn ſie von der Tobacksdoſe reden, ſo zielen ſie gewiß nach der Uhr, und wenn ſie von der Uhr reden, ſo haben ſie gewiß die Tobacksdoſe zu ſtehlen im Sinne. (er will ganz ſauber nach der Uhr greifen, wird aber ertappt)

Der Reiſ. Sachte! ſachte! was hat Eure Hand hier zu ſuchen?

Mart. Kr. Da können Sie ſehn, mein Herr, was ich für ein ungeſchickter Spitzbube ſeyn würde. Wenn ein Jude ſchon ſo einen Griff gethan hätte, ſo wäre es gewiß um die gute Uhr geſchehn geweſen. — — Doch weil ich ſehe, daß ich Ihnen beſchwerlich falle, ſo nehme ich mir die Freyheit mich Ihnen beſtens zu empfehlen, und verbleibe Zeitlebens für Dero erwieſene Wohlthaten, meines hochzuehrenden Herrn gehorſamſter Diener, Martin Krumm, wohlbeſtallter Vogt auf dieſem Hochadelichen Rittergute.

Der Reiſ. Geht nur, geht!

Mart. Kr. Erinnern Sie Sich ja, was ich Ihnen von den Juden geſaget habe. Es iſt lauter gottloſes diebiſches Volk.

Dritter Auftritt.

Der Reiſende.

Vielleicht iſt dieſer Kerl, ſo dumm er iſt, oder ſich ſtellt, ein boshafterer Schelm, als je einer unter den Juden geweſen iſt. Wenn ein Jude betriegt, ſo hat ihn, unter neun malen, der Chriſt vielleicht ſieben mal dazu genöthiget. Ich zweifle, ob viel Chriſten ſich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu ſeyn: und ſie wundern ſich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten ſucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwey Völkerſchaften herrſchen, ſo müſſen beide gleich viel dazu beytragen. Wie aber, wenn es bey der einen ein Religionspunkt, und beynahe ein verdienſtliches Werk wäre, die andre zu verfolgen? Doch —

Vierter Auftritt.

Der Reiſende. Chriſtoph.

Der Reiſ. Daß man Euch doch allezeit eine Stunde ſuchen muß, wenn man Euch haben will.

Chriſt. Sie ſcherzen, mein Herr. Nicht wahr, ich kann nicht mehr, als an Einem Orte zugleich ſeyn? Iſt es alſo meine Schuld, daß Sie Sich nicht an dieſen Ort begeben? Gewiß Sie finden mich allezeit da, wo ich bin.

Der Reiſ. So? und Ihr taumelt gar? Nun begreif ich, warum Ihr ſo ſinnreich ſeyd. Müßt Ihr Euch denn ſchon frühmorgens beſaufen?

Chriſt. Sie reden von Beſaufen, und ich habe kaum zu trinken angefangen. Ein Paar Flaſchen guten Landwein, ein Paar Gläſer Brandwein, und eine Mundſemmel ausgenommen, habe ich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nicht das geringſte zu mir genommen. Ich bin noch ganz nüchtern.

Der Reiſ. O! das ſieht man Euch an. Und ich rathe Euch, als ein Freund, die Portion zu verdoppeln.

Chriſt. Vortrefflicher Rath! Ich werde nicht unterlaſſen, ihn, nach meiner Schuldigkeit, als einen Befehl anzuſehen. Ich gehe, und Sie ſollen ſehen, wie gehorſam ich zu ſeyn weiß.

Der Reiſ. Seyd klug! Ihr könnt dafür gehn, und die Pferde ſatteln, und aufpacken. Ich will noch dieſen Vormittag fort.

Chriſt. Wenn Sie mir im Scherze gerathen haben, ein doppeltes Frühſtück zu nehmen, wie kann ich mir einbilden, daß Sie iezt im Ernſte reden? Sie ſcheinen Sich heute mit mir erluſtigen zu wollen. Macht Sie etwa das junge Fräulein ſo aufgeräumt? O! es iſt ein allerliebſtes Kind. — Nur noch ein wenig älter, ein klein wenig älter ſollte ſie ſeyn. Nicht wahr, mein Herr? wenn das Frauenzimmer nicht zu einer gewiſſen Reife gelangt iſt, — —

Der Reiſ. Geht, und thut, was ich Euch befohlen habe.

Chriſt. Sie werden ernſthaft. Nichts deſtoweniger werde ich warten, bis Sie mir es das drittemal befehlen. Der Punkt iſt zu wichtig! Sie könnten Sich übereilt haben. Und ich bin allezeit gewohnt geweſen, meinen Herren Bedenkzeit zu gönnen. Ueberlegen Sie es wohl, einen Ort, wo wir faſt auf den Händen getragen werden, ſo zeitig wieder zu verlaſſen? Geſtern ſind wir erſt gekommen. Wir haben uns um den Herrn unendlich verdient gemacht, und gleichwohl bey ihm kaum eine Abendmahlzeit und ein Frühſtück genoſſen.

Der Reiſ. Eure Grobheit iſt unerträglich. Wenn man ſich zu dienen entſchließt, ſollte man ſich gewöhnen, weniger Umſtände zu machen.

Chriſt. Gut, mein Herr! Sie fangen an zu moraliſiren, das iſt: Sie werden zornig. Mäßigen Sie ſich; ich gehe ſchon — —

Der Reiſ. Ihr müßt wenig Ueberlegungen zu machen gewohnt ſeyn. Das, was wir dieſem Herrn erwieſen haben, verlieret den Namen einer Wohlthat, ſo bald wir die geringſte Erkenntlichkeit dafür zu erwarten ſcheinen. Ich hätte mich nicht einmal ſollen mit hieher nöthigen laſſen. Das Vergnügen, einem Unbekannten ohne Abſicht beygeſtanden zu haben, iſt ſchon vor ſich ſo groß! Und er ſelbſt würde uns mehr Segen nachgewünſcht haben, als er uns ietzt übertriebene Dankſagung hält. Wen man in die Verbindlichkeit ſetzt, ſich weitläuftig, und mit dabey verknüpften Koſten zu bedanken, der erweiſet uns einen Gegendienſt, der ihm vielleicht ſaurer wird, als uns unſere Wohlthat geworden. Die meiſten Menſchen ſind zu verderbt, als daß ihnen die Anweſenheit eines Wohlthäters nicht höchſt beſchwerlich ſeyn ſollte. Sie ſcheint ihren Stolz zu erniedrigen; — —

Chriſt. Ihre Philoſophie, mein Herr, bringt Sie um den Athem. Gut! Sie ſollen ſehen, daß ich eben ſo großmüthig bin, als Sie. Ich gehe; in einer Viertelſtunde ſollen Sie Sich aufſetzen können.

Fünfter Auftritt.

Der Reiſende. Das Fräulein.

Der Reiſ. So wenig ich mich mit dieſem Menſchen gemein gemacht habe, ſo gemein macht er ſich mit mir.

Das Fräulein. Warum verlaſſen Sie uns, mein Herr? Warum ſind Sie hier ſo allein? Iſt Ihnen unſer Umgang ſchon die wenigen Stunden, die Sie bey uns ſind, zuwider geworden? Es ſollte mir leid thun. Ich ſuche aller Welt zu gefallen; und Ihnen möchte ich, vor allen andern, nicht gern mißfallen.

Der Reiſ. Verzeihen Sie mir, Fräulein. Ich habe nur meinem Bedienten befehlen wollen, alles zur Abreiſe fertig zu halten.

Das Fräul. Wovon reden Sie? von Ihrer Abreiſe? Wenn war denn Ihre Ankunft? Es ſey noch, wenn Sie über Jahr und Tag eine melancholiſche Stunde auf dieſen Einfall brächte. Aber wie? nicht einmal einen völligen Tag aushalten wollen? das iſt zu arg. Ich ſage es Ihnen, ich werde böſe, wenn Sie noch einmal daran gedenken.

Der Reiſ. Sie könnten mir nichts empfindlichers drohen.

Das Fräul. Nein? im Ernſt? iſt es wahr, würden Sie empfindlich ſeyn, wenn ich böſe auf Sie würde?

Der Reiſ. Wem ſollte der Zorn eines liebenswürdigen Frauenzimmers gleichgültig ſeyn können?

Das Fräul. Was Sie ſagen, klingt zwar beynahe, als wenn Sie ſpotten wollten: doch ich will es für Ernſt aufnehmen; geſetzt, ich irrte mich auch. Alſo, mein Herr, — — ich bin ein wenig liebenswürdig, wie man mir geſagt hat, — und ich ſage Ihnen noch einmal, ich werde entſetzlich, entſetzlich zornig werden, wenn Sie, binnen hier und dem neuen Jahr, wieder an Ihre Abreiſe gedenken.

Der Reiſ. Der Termin iſt ſehr liebreich beſtimmt. Alsdann wollten Sie mir, mitten im Winter, die Thüre weiſen; und bey dem unbequemſten Wetter — —

Das Fräul. Ey! wer ſagt das? Ich ſage nur, daß Sie alsdann, des Wohlſtands halber, etwa einmal an die Abreiſe denken können. Wir werden Sie deswegen nicht fort laſſen; wir wollen Sie ſchon bitten — —

Der Reiſ. Vielleicht auch des Wohlſtands halber?

Das Fräul. Ey! ſeht, man ſollte nicht glauben, daß ein ſo ehrliches Geſicht auch ſpotten könnte. — — Ah! da kömmt der der Papa. Ich muß fort! Sagen Sie ja nicht, daß ich bey Ihnen geweſen bin. Er wirft mir ſo oft genug vor, daß ich gern um Mannsperſonen wäre.

Sechſter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende.

Der Baron. War nicht meine Tochter bey Ihnen? Warum läuft denn das wilde Ding?

Der Reiſ. Das Glück iſt unſchätzbar, eine ſo angenehme und muntre Tochter zu haben. Sie bezaubert durch ihre Reden, in welchen die liebenswürdigſte Unſchuld, der ungekünſteltſte Witz herrſchet.

Der Baron. Sie urtheilen zu gütig von ihr. Sie iſt wenig unter ihres gleichen geweſen, und beſitzt die Kunſt zu gefallen, die man ſchwerlich auf dem Lande erlernen kann, und die doch oft mehr, als die Schönheit ſelbſt vermag, in einem ſehr geringen Grade. Es iſt alles bey ihr noch die ſich ſelbſt gelaſſne Natur.

Der Reiſ. Und dieſe iſt deſto einnehmender, je weniger man ſie in den Städten antrifft. Alles iſt, da verſtellt, gezwungen und erlernt. Ja, man iſt ſchon ſo weit darinn gekommen, daß man Dummheit, Grobheit und Natur für gleichviel bedeutende Wörter hält.

Der Baron. Was könnte mir angenehmer ſeyn, als daß ich ſehe, wie unſre Gedanken und Urtheile ſo ſehr übereinſtimmen? O! daß ich nicht längſt einen Freund Ihres gleichen gehabt habe!

Der Reiſ. Sie werden ungerecht gegen Ihre übrigen Freunde.

Der Baron. Gegen meine übrigen Freunde, ſagen Sie? Ich bin funfzig Jahr alt: — — Bekannte habe ich gehabt, aber noch keinen Freund. Und niemals iſt mir die Freundſchaft ſo reizend vorgekommen, als ſeit wenigen Stunden, da ich nach der Ihrigen ſtrebe. Wodurch kann ich ſie verdienen?

Der Reiſ. Meine Freundſchaft bedeutet ſo wenig, daß das bloße Verlangen darnach ein genugſames Verdienſt iſt, ſie zu erhalten. Ihre Bitte iſt weit mehr werth, als das, was Sie bitten.

Der Baron. O, mein Herr, die Freundſchaft eines Wohlthäters — —

Der Reiſ. Erlauben Sie, —— iſt keine Freundſchaft. Wenn Sie mich unter dieſer falſchen Geſtalt betrachten, ſo kann ich Ihr Freund nicht ſeyn. Geſetzt einen Augenblick, ich wäre Ihr Wohlthäter: würde ich nicht zu befürchten haben, daß Ihre Freundſchaft nichts, als eine wirkſame Dankbarkeit wäre?

Der Baron. Sollte ſich beides nicht verbinden laſſen?

Der Reiſ. Sehr ſchwer! Dieſe hält ein edles Gemüth für ſeine Pflicht; jene erfodert lauter willkührliche Bewegungen der Seele.

Der Baron. Aber wie ſollte ich —— Ihr allzuzärtlicher Geſchmack macht mich ganz verwirrt. ——

Der Reiſ. Schätzen Sie mich nur nicht höher, als ich es verdiene. Aufs höchſte bin ich ein Menſch, der ſeine Schuldigkeit mit Vergnügen gethan hat. Die Schuldigkeit an ſich ſelbſt iſt keiner Dankbarkeit werth. Daß ich ſie aber mit Vergnügen gethan habe, dafür bin ich genugſam durch Ihre Freundſchaft belohnt.

Der Baron. Dieſe Großmuth verwirrt mich nur noch mehr. —— Aber ich bin vielleicht zu ver-

verwegen. — — Ich habe mich noch nicht unterſtehen wollen, nach Ihrem Namen, nach Ihrem Stande zu fragen. — Vielleicht biete ich meine Freundſchaft einem an, der — — der ſie zu verachten — —

Der Reiſ. Verzeihen Sie, mein Herr! — Sie — Sie machen Sich — — Sie haben allzu große Gedanken von mir.

Der Baron. (bey Seite) Soll ich ihn wohl fragen? Er kann meine Neugierde übel nehmen.

Der Reiſ. (bey Seite) Wenn er mich fragt, was werde ich ihm antworten?

Der Baron. (bey Seite) Frage ich ihn nicht; ſo kann er es als eine Grobheit auslegen.

Der Reiſ. (bey Seite) Soll ich ihm die Wahrheit ſagen?

Der Baron. (bey Seite) Doch ich will den ſicherſten Weg gehen. Ich will erſt ſeinen Bedienten ausfragen laſſen.

Der Reiſ. (bey Seite) Könnte ich doch dieſer Verwirrung überhoben ſeyn! — —

Der Baron. Warum ſo nachdenkend?

Der Reiſ. Ich war gleich bereit, dieſe Frage an Sie zu thun, mein Herr. — —

Der Baron. Ich weiß es, man vergißt ſich dann und wann. Laſſen Sie uns von etwas andern reden. — — Sehen Sie, daß es wirkliche Juden geweſen ſind, die mich angefallen haben? Nur jetzt hat mir mein Schulze geſagt, daß er vor einigen Tagen ihrer drey auf der Landſtraße angetroffen. Wie er ſie mir beſchreibt, haben ſie Spitzbuben ähnlicher, als ehrlichen Leuten, geſehen. Und warum ſollte ich auch daran zweifeln? Ein Volk, das auf den Gewinnſt ſo erpicht iſt, fragt wenig darnach, ob es ihn mit Recht oder Unrecht, mit Liſt oder Gewaltſamkeit erhält. — — Es ſcheinet auch zur Handelſchaft, oder deutſch zu reden, zur Betrügerey gemacht zu ſeyn. Höflich, frey, unternehmend, verſchwiegen, ſind Eigenſchaften die es ſchätzbar machen würden, wenn es ſie nicht allzuſehr zu unſerm Unglück anwendete. — (er hält etwas inne) — — Die Juden haben mir ſonſt ſchon nicht wenig Schaden und Verdruß gemacht. Als ich noch in Kriegsdienſten war, ließ ich mich bereden, einen Wechſel für einen meiner

Bekannten mit zu unterſchreiben; und der Jude, an den er ausgeſtellet war, brachte mich nicht allein dahin, daß ich ihn bezahlen, ſondern, daß ich ihn ſo gar zweymal bezahlen mußte. — — O! es ſind die allerboshafteſten, niederträchtigſten Leute. — Was ſagen Sie dazu? Sie ſcheinen ganz niedergeſchlagen.

Der Reiſ. Was ſoll ich ſagen? Ich muß ſagen, daß ich dieſe Klage ſehr oft gehört habe. — —

Der Baron. Und iſt es nicht wahr, ihre Geſichtsbildung hat gleich etwas, das uns wider ſie einnimmt? Das Tückiſche, das Ungewiſſenhafte, das Eigennützige, Betrug und Meineid, ſollte man ſehr deutlich aus ihren Augen zu leſen glauben. — Aber, warum kehren Sie ſich von mir?

Der Reiſ. Wie ich höre, mein Herr, ſo ſind ſie ein großer Kenner der Phyſiognomie; und ich beſorge, daß die meinige — —

Der Baron. O! Sie kränken mich. Wie können Sie auf dergleichen Verdacht kommen? Ohne ein Kenner der Phyſiognomie zu ſeyn, muß ich Ihnen ſagen, daß ich nie eine ſo aufrichtige, großmüthige und gefällige Miene gefunden habe, als die Ihrige.

Der Reiſ. Ihnen die Wahrheit zu geſtehn: ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker. — — Sie werden meine Freyheit nicht übel nehmen. — Ich ſollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böſe Seelen geben könne. Und unter den Juden — —

Siebender Auftritt.

Das Fräulein. Der Reiſende.
Der Baron.

Das Fräul. Ach! Papa — —

Der Baron. Nu, nu! ſein wild, ſein wild! Vorhin liefſt du vor mir: was ſollte das bedeuten? — —

Das Fräul. Vor Ihnen bin ich nicht gelaufen, Papa; ſondern nur vor Ihrem Verweiſe.

Der Baron. Der Unterſchied iſt ſehr ſubtil. Aber was war es denn, das meinen Verweis verdiente?

Das Fräul. O! Sie werden es ſchon wiſſen, Sie ſahen es ja! Ich war bey dem Herrn —

Der Baron. Nun? und —

Das Fräul. Und der Herr iſt eine Mannsperſon, und mit den Mannsperſonen, haben Sie befohlen, mir nicht allzuviel zu thun zu machen. —,

Der Baron. Daß dieſer Herr eine Ausnahme ſey, hätteſt du wohl merken ſollen. Ich wollte wünſchen, daß er dich leiden könnte. — — Ich werde es mit Vergnügen ſehen, wenn du auch beſtändig um ihn biſt.

Das Fräul. Ach! — es wird wohl das erſte und letzte mal geweſen ſeyn. Sein Diener packt ſchon auf. — — Und das wollte ich Ihnen eben ſagen.

Der Baron. Was? wer? ſein Diener?

Der Reiſ. Ja, mein Herr, ich hab es ihm befohlen. Meine Verrichtungen und die Beſorgniß, Ihnen beſchwerlich zu fallen —

Der Baron. Was ſoll ich ewig davon denken? Soll ich das Glück nicht haben, Ihnen näher zu zeigen, daß Sie Sich ein erkenntliches Herz verbindlich gemacht haben? O! ich bitte Sie, fügen Sie zu

Ihrer Wohlthat noch die andre hinzu, die mir eben ſo ſchätzbar, als die Erhaltung meines Lebens, ſeyn wird; bleiben Sie einige Zeit — wenigſtens einige Tage bey mir; ich würde mir es ewig vorzuwerfen haben, daß ich einen Mann, wie Sie, ungekannt ungeehrt, unbelohnt, wenn es anders in meinem Vermögen ſtehet, von mir gelaſſen hätte. Ich habe einige meiner Anverwandten auf heute einladen laſſen, mein Vergnügen mit ihnen zu theilen, und ihnen das Glück zu verſchaffen, meinen Schutzengel kennen zu lernen.

Der Reiſ. Mein Herr, ich muß nothwendig —

Das Fräul. Da bleiben, mein Herr, da bleiben! Ich laufe, Ihrem Bedienten zu ſagen, daß er wieder abpacken ſoll. Doch da iſt er ſchon.

Achter Auftritt.

Chriſtoph, (in Stiefeln und Sporen, und zwey Mantelſäcke unter den Armen.) **Die Vorigen.**

Chriſt. Nun! mein Herr, es iſt alles fertig. Fort! kurzen Sie Ihre Abſchiedsformeln ein wenig ab. Was ſoll das viele Reden, wenn wir nicht da bleiben können?

Der Baron. Was hindert euch denn, hier zu bleiben?

Chriſt. Gewiſſe Betrachtungen, mein Herr Baron, die den Eigenſinn meines Herrn zum Grunde, und ſeine Großmuth zum Vorwande haben.

Der Reiſ. Mein Diener iſt öfters nicht klug: verzeihen Sie ihm. Ich ſehe, daß Ihre Bitten in der That mehr als Komplimente ſind. Ich ergebe mich; damit ich nicht aus Furcht grob zu ſeyn, eine Grobheit begehen möge.

Der Baron. O! was für Dank bin ich Ihnen ſchuldig!

Der Reiſ. Ihr könnt nur gehen, und wieder abpacken! Wir wollen erſt morgen fort.

Das Fräul. Nu! hört Er nicht? Was ſteht Er denn da? Er ſoll gehn, und wieder abpacken.

Chriſt. Von Rechts wegen ſollte ich böſe werden. Es iſt mir auch beynahe, als ob mein Zorn erwachen wollte; doch weil nichts ſchlimmers daraus erfolgt, als daß wir hier bleiben, und zu eſſen und zu trinken bekommen, und wohl gepflegt werden, ſo mag es ſeyn! Sonſt laß ich mir nicht gern unnöthige Mühe machen: wiſſen Sie das?

Der Reiſ. Schweigt! Ihr ſeyd zu unverſchämt.

Chriſt. Denn ich ſage die Wahrheit.

Das Fräul. O! das iſt vortrefflich, daß Sie bey uns bleiben. Nun bin ich Ihnen noch einmal ſo gut. Kommen Sie, ich will Ihnen unſern Garten zeigen; er wird Ihnen gefallen.

Der Reiſ. Wenn er Ihnen gefällt, Fräulein, ſo iſt es ſchon ſo gut, als gewiß.

Das Fräul. Kommen Sie nur; — — unterdeſſen wird es Eſſenszeit. Papa, Sie erlauben es doch?

Der Baron. Ich werde euch ſo gar begleiten.

Das Fräul. Nein, nein, das wollen wir Ihnen nicht zumuthen. Sie werden zu thun haben.

Der Baron. Ich habe ietzt nichts wichtigers zu thun, als meinen Gaſt zu vergnügen.

Das Fräul. Er wird es Ihnen nicht übel nehmen: nicht wahr mein Herr? (ſachte zu ihm)

Sprechen Sie doch Nein. Ich möchte gern mit Ihnen allein gehen.

Der Reiſ. Es wird mich gereuen, daß ich mich ſo leicht habe bewegen laſſen, hier zu bleiben, ſo bald ich ſehe, daß ich Ihnen im geringſten verhinderlich bin. Ich bitte alſo — —

Der Baron. O! warum kehren Sie Sich an des Kindes Rede?

Das Fräul. Kind? — — Papa! — — beſchämen Sie mich doch nicht ſo! — Der Herr wird denken, wie jung ich bin! — — Laſſen Sie es gut ſeyn; ich bin alt genug, mit Ihnen ſpatzieren zu gehen. — Kommen Sie! — — Aber ſehen Sie einmal: Ihr Diener ſteht noch da, und hat die Mantelſäcke unter dem Armen.

Chriſt. Ich dächte, das gienge nur den an, dem es ſauer wird?

Der Reiſ. Schweigt! Man erzeigt euch zu viel Ehre. — —

Neunter Auftritt.

Liſette. Die Vorigen.

Der Baron. (indem er Liſetten kommen ſieht) Mein Herr, ich werde Ihnen gleich nachfolgen, wann es Ihnen gefällig iſt, meine Tochter in den Garten zu begleiten.

Das Fräul. O! bleiben Sie ſo lange, als es Ihnen gefällt. Wir wollen uns ſchon die Zeit vertreiben. Kommen Sie! (das Fräulein und der Reiſende gehen ab.)

Der Baron. Liſette, dir habe ich etwas zu ſagen! — —

Liſette. Nu?

Der Baron. (ſachte zu ihr) Ich weiß noch nicht, wer unſer Gaſt iſt. Gewiſſer Urſachen wegen, mag ich ihn auch nicht fragen. Könnteſt du nicht von ſeinem Diener — —

Liſette. Ich weiß, was Sie wollen. Dazu trieb mich meine Neugierigkeit von ſelbſt, und deswegen kam ich hieher. —

Der Baron. Bemühe dich alſo, — — und gieb mir Nachricht davon. Du wirſt Dank bey mir verdienen.

Liſette. Gehen Sie nur.

Chriſt. Sie werden es alſo nicht übel nehmen, mein Herr, daß wir es uns bey Ihnen gefallen laſſen. Aber ich bitte, machen Sie Sich meinetwegen

wegen keine Ungelegenheit; ich bin mit allem zufrieden, was da iſt.

Der Baron. Liſette, ich übergebe ihn deiner Aufſicht. Laß ihn an nichts Mangel leiden. (geht ab)

Chriſt. Ich empfehle mich alſo, Mademoiſell, Dero gütigen Aufſicht, die mich an nichts wird Mangel leiden laſſen. (will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Liſette. **Chriſtoph.**

Liſette. (hält ihn auf) Nein, mein Herr, ich kann es unmöglich über mein Herz bringen, Sie ſo unhöflich ſeyn zu laſſen. — Bin ich denn nicht Frauenzimmers genug, um einer kurzen Unterhaltung werth zu ſeyn?

Chriſt. Der Geyer! Sie nehmen die Sache genau, Mamſell. Ob Sie Frauenzimmers genug oder zu viel ſind, kann ich nicht ſagen. Wenn ich zwar aus Ihrem geſprächigen Munde ſchließen ſollte, ſo dürfte ich beynahe das letzte behaupten. — Doch dem ſey, wie ihm wolle; iezt werden Sie mich beurlauben; — — Sie ſehen, ich habe Hände und Arme voll. — — Sobald mich hungert oder durſtet, werde ich bey Ihnen ſeyn.

Liſette. So machts unſer Schirrmeiſter auch.

Chriſt. Der Henker! das muß ein geſcheuter Mann ſeyn: er machts wie ich!

Liſette. Wenn Sie ihn wollen kennen lernen: er liegt vor dem Hinterhauſe an der Kette.

Chriſt. Verdammt! ich glaube gar, Sie meynen den Hund. Ich merke alſo wohl, Sie werden den leiblichen Hunger und Durſt verſtanden haben. Den aber habe ich nicht verſtanden; ſondern den Hunger und Durſt der Liebe. Den, Mamſell, den! Sind Sie nun mit meiner Erklärung zufrieden?

Liſette. Beſſer als mit dem Erklärten.

Chriſt. Ey! im Vertrauen: — — Sagen Sie etwa zugleich auch damit ſo viel, daß Ihnen ein Liebesantrag von mir nicht zuwider ſeyn würde?

Liſette. Vielleicht! Wollen Sie mir einen thun? im Ernſt?

Chriſt. Vielleicht!

Liſette. Pfuy! was das für eine Antwort iſt! vielleicht!

Chriſt. Und ſie war doch nicht ein Haar anders, als die Ihrige.

Liſette. In meinem Munde will ſie aber ganz etwas anders ſagen. Vielleicht, iſt eines Frauenzimmers größte Verſicherung. Denn ſo ſchlecht unſer Spiel auch iſt, ſo müſſen wir uns doch niemals in die Karte ſehen laſſen.

Chriſtoph. Ja, wenn das iſt! — Ich dächte, wir kämen alſo zur Sache. — — (er ſchmeißt beide Mantelſäcke auf die Erde) Ich weiß nicht, warum ich mirs ſo ſauer mache? Da liegt! — — Ich liebe Sie, Mamſell.

Liſette. Das heiß ich, mit Wenigem viel ſagen. Wir wollens zergliedern. — —

Chriſtoph. Nein, wir wollens lieber ganz laſſen. Doch, — damit wir in Ruhe einander unſre Gedanken eröffnen können; — — belieben Sie ſich nieder zu laſſen! — — Das Stehn ermüdet mich. — — Ohne Umſtände! — (er nöthiget ſie auf den Mantelſak zu ſitzen) — — Ich liebe Sie, Mamſell. — —

Liſette. Aber, — — ich ſitze verzweifelt hart. — — Ich glaube gar, es ſind Bücher darinn — —

Chriſt. Darzu recht zärtliche und witzige; — und gleichwohl ſitzen Sie hart darauf? Es iſt meines Herrn Reiſebibliothek. Sie beſteht aus Luſtſpielen, die zum Weinen, und aus Trauerſpielen, die zum Lachen bewegen; aus zärtlichen Heldengedichten, aus tiefſinnigen Trinkliedern, und was dergleichen neue Siebenſachen mehr ſind. — — Doch wir wollen umwechſeln. Setzen Sie Sich auf meinen; — ohne Umſtände! — — meiner iſt der weichſte.

Liſette. Verzeihen Sie! — — So grob werde ich nicht ſeyn. — —

Chriſt. Ohne Umſtände, — ohne Komplimente! — Wollen Sie nicht? — So werde ich Sie hintragen. — —

Liſette. Weil Sie es denn befehlen — (Sie ſteht auf und will ſich auf den andern ſetzen.)

Chriſt. Befehlen? behüte Gott! — Nein! befehlen, will viel ſagen. — — Wenn Sie es ſo nehmen wollen, ſo bleiben Sie lieber ſitzen. — (Er ſetzt ſich wieder auf ſeinen Mantelſack)

Liſette. (bey Seite) Der Grobian! Doch ich muß es gut ſeyn laſſen. — —

Chriſt. Wo blieben wir denn? — Ja, — bey der Liebe. — — Ich liebe Sie alſo, Mamſell. Je vous aime, würde ich ſagen, wenn Sie eine franzoſiſche Marquiſinn wären.

Liſette. Der Geyer! Sie ſind wohl gar ein Franzoſe?

Chriſt. Nein, ich muß meine Schande geſtehn: ich bin nur ein Deutſcher. — Aber ich habe das Glück gehabt, mit verſchiedenen Franzoſen umgehen zu können, und da habe ich denn ſo ziemlich gelernt, was zu einem rechtſchaffnen Kerl gehört. Ich glaube, man ſieht mir es auch gleich an.

Liſette. Sie kommen alſo vielleicht mit Ihrem Herrn aus Frankreich?

Chriſt. Ach nein! — —

Liſette. Wo ſonſt her? freylich wohl! —

Chriſt. Es liegt noch einige Meilen hinter Frankreich, wo wir herkommen.

Liſette. Aus Italien doch wohl nicht?

Chriſt. Nicht weit davon.

Liſette. Aus Engeland alſo?

Chriſt. Beynahe; Engeland iſt eine Provinz davon. Wir ſind über funfzig Meilen von hier zu Hauſe. — — Aber, daß Gott! — meine Pferde, — die armen Thiere ſtehen noch geſattelt. Verzeihen Sie, Mamſell! — — Hurtig! ſtehen Sie auf! — — (er nimmt die Mantelſäcke wieder unterm Arm) — — Troz meiner inbrünſtigen Liebe, muß ich doch gehn, und erſt das Nöthige verrichten. — — Wir haben noch den ganzen Tag, und, was das meiſte iſt, noch die ganze Nacht vor uns. Wir wollen ſchon noch eins werden. — Ich werde Sie wohl wieder zu finden wiſſen.

Eilfter Auftritt.

Martin Krumm. **Liſette.**

Liſette. Von dem werde ich wenig erfahren können. Entweder, er iſt zu dumm, oder zu fein. Und beides macht unergründlich.

Mart. Kr. So, Jungfer Liſette? Das iſt auch der Kerl darnach, daß er mich ausſtechen ſollte!

Liſette. Das hat er nicht nöthig gehabt.

Mart. Kr. Nicht nöthig gehabt? Und ich denke, wer weiß wie feſt ich in Ihrem Herzen ſitze.

Liſette. Das macht, Herr Vogt, Er denkts. Leute von Seiner Art haben das Recht, abgeſchmackt zu denken. Drum ärgre ich mich auch nicht darüber, daß Ers gedacht hat: ſondern, daß Er mirs geſagt hat. Ich möchte wiſſen, was Ihn mein Herz angeht? Mit was für Gefälligkeiten, mit was für Geſchenken, hat Er ſich denn ein Recht darauf erworben? — Man giebt die Herzen ietzt nicht mehr, ſo in den Tag hinein, weg. Und glaubt Er etwa, daß ich ſo verlegen mit dem meinigen bin? Ich werde ſchon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ichs vor die Säue werfe.

Mart. Kr. Der Teufel, das verſchnupft! Ich muß eine Prieſe Taback darauf nehmen. — — Vielleicht geht es wieder mit dem Rieſen fort. — (er zieht die entwandte Doſe hervor, ſpielt einige Zeit in den Händen damit, und nimmt endlich, auf eine lächerlich hochmüthige Art, eine Prieſe)

Liſette. (ſchielt ihn von der Seite an) Verzweifelt! wo bekommt der Kerl die Doſe her?

Mart. Kr. Belieben Sie ein Prieſchen?

Liſette. O, Ihre unterthänige Magd, mein Herr Vogt! (ſie nimmt)

Mart. Kr. Was eine ſilberne Doſe nicht kann! — — Könnte ein Ohrwürmchen geſchmeidiger ſeyn?

Liſette. Iſt es eine ſilberne Doſe?

Mart. Kr. Wanns keine ſilberne wäre, ſo würde ſie Martin Krumm nicht haben.

Liſette. Iſt es nicht erlaubt, ſie zu beſehn?

Mart. Kr. Ja, aber nur in meinen Händen.

Liſette. Die Faſon iſt vortrefflich.

Mart. Kr. Ja, ſie wiegt ganzer fünf Loth. —

Liſette. Nur der Faſon wegen, möchte ich ſo ein Döſchen haben.

Mart. Kr. Wenn ich ſie zuſammen ſchmelzen laſſe, ſteht Ihnen die Faſon davon zu Dienſte.

Liſette. Sie ſind allzugütig! — Es iſt ohne Zweifel ein Geſchenk?

Mart. Kr. Ja, — — ſie koſtet mir nicht einen Heller.

Liſette. Wahrhaftig, ſo ein Geſchenk könnte ein Frauenzimmer recht verblenden! Sie können Ihr Glück damit machen, Herr Vogt. Ich wenigſtens würde mich, wenn man mich mit ſilbernen Doſen anfiele, ſehr ſchlecht vertheidigen können Mit ſo einer Doſe hätte ein Liebhaber, gegen mich gewonnenes Spiel.

Mart. Kr. Ich verſtehs, ich verſtehs! —

Liſette. Da ſie Ihnen ſo nichts koſtet, wollte ich Ihnen rathen, Herr Vogt, ſich eine gute Freundinn damit zu machen —

Mart. Kr. Ich verſtehs, ich verſtehs! —

Liſette. (ſchmeichelnd) Wollten Sie mir ſie wohl ſchenken? — —

Mart. Kr. O um Verzeihung! — — Man giebt die ſilbernen Doſen jetzt nicht mehr, ſo in den Tag hinein, weg. Und glaubt Sie denn, Jungfer Liſette, daß ich ſo verlegen mit der meinigen bin? Ich werde ſchon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich ſie vor die Säue werfe.

Liſette. Hat man jemals eine dümmre Grobheit gefunden! — — Ein Herz einer Schnupftabaksdoſe gleich zu ſchätzen?

Mart. Kr. Ja, ein ſteinern Herz einer ſilbern Schnupftabaksdoſe — —

Liſette. Vielleicht würde es aufhören, ſteinern zu ſeyn, wenn — — Doch alle meine Reden ſind vergebens. — — Er iſt meiner Liebe nicht werth. — — Was ich für eine gutherzige Närrin bin! — (will weinen) beynahe hätte ich geglaubt, der Vogt wäre noch einer von den ehrlichen Leuten, die es meynen, wie ſie es reden —

Mart. Kr. Und was ich für ein gutherziger Narre bin, daß ich glaube, ein Frauenzimmer meyne es, wie ſie es redt! — Da, mein Liſettchen, weine Sie nicht! — (er giebt ihr die Doſe) — Aber nun bin ich doch wohl Ihrer Liebe werth? — Zum Anfange verlange ich nichts, als nur ein Küßchen auf Ihre ſchöne Hand! — — (er küßt ſie) Ah, wie ſchmeckt das! —

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Liſette. Martin Krumm.

Das Fräul. (ſie kömmt darzu geſchlichen, und ſtößt ihn mit dem Kopfe auf die Hand) Ey! Herr Vogt, — küß Er mir doch meine Hand auch!

Liſette. Daß doch! — —

Mart. Kr. Ganz gern, gnädiges Fräulein — (er will ihr die Hand küſſen)

Das Fräul. (giebt ihm eine Ohrfeige) Ihr Flegel, verſteht Ihr denn keinen Spaß?

Mart. Kr. Den Teufel mag das Spaß ſeyn!

Liſette. Ha! ha! ha! (lacht ihn aus) O ich betaure Ihn, mein lieber Vogt — Ha! ha! ha!

Mart. Kr. So? und Sie lacht noch dazu? Iſt das mein Dank? Schon gut, ſchon gut! (geht ab.)

Liſette. Ha! ha! ha!

Dreyzehnter Auftritt.

Liſette. Das Fräulein.

Das Fräul. Hätte ichs doch nicht geglaubt, wenn ichs nicht ſelbſt geſehen hätte. Du läßt dich küſſen? und noch dazu vom Vogt?

Liſette. Ich weiß auch gar nicht, was Sie für Recht haben, mich zu belauſchen? Ich denke, Sie gehen im Garten mit dem Fremden ſpatziren.

Das Fräul. Ja, und ich wäre noch bey ihm wenn der Papa nicht nachgekommen wäre. Aber ſo kann ich ja kein kluges Wort mit ihm ſprechen. Der Papa iſt gar zu ernſthaft — —

Liſette. Ey, was nennen Sie denn ein kluges Wort? Was haben Sie denn wohl mit ihm zu ſprechen, das der Papa nicht hören dürfte?

Das Fräul. Tauſenderley! — Aber du machſt mich böſe, wo du mich noch mehr fragſt. Genug, ich bin dem fremden Herrn gut. Das darf ich doch wohl geſtehn?

Liſette. Sie würden wohl greulich mit dem Papa zanken, wenn er Ihnen einmal ſo einen Bräutigam verſchaffte? Und im Ernſt, wer weiß, was er thut. Schade nur, daß Sie nicht einige Jahr älter ſind; es könnte vielleicht bald zu Stande kommen.

Das Fräul. O, wenn es nur am Alter liegt, ſo kann mich ja der Papa einige Jahr älter machen. Ich werde ihm gewiß nicht widerſprechen.

Liſette. Nein, ich weiß noch einen beſſern Rath. Ich will Ihnen einige Jahre von den meinigen geben, ſo iſt uns allen beiden geholffen. Ich bin alsdann nicht zu alt, und Sie nicht zu jung.

Das Fräul. Das iſt auch wahr; das geht ja an!

Liſette. Da kömmt des Fremden Bedienter; ich muß mit ihm ſprechen. Es iſt alles zu Ihrem Beſten. — Laſſen Sie mich mit ihm allein. — Gehen Sie.

Das Fräul. Vergiß es aber nicht, wegen der Jahre. — — Hörſt du, Liſette?

Vierzehnter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. Mein Herr, Sie hungert oder durſtet gewiß, daß Sie ſchon wiederkommen? nicht?

Chriſt. Ja freylich! — — Aber wohl gemerkt, wie ich den Hunger und Durſt erklärt habe. Ihr die Wahrheit zu geſtehn, meine liebe Jungfer, ſo hatte ich ſchon, ſo bald ich geſtern vom Pferde ſtieg, ein Auge auf Sie geworfen. Doch weil ich nur einige Stunden hier zu bleiben vermeynte, ſo glaubte ich, es verlohne ſich nicht der Mühe, mich mit Ihr bekannt zu machen. Was hätten wir in ſo kurzer Zeit können ausrichten? Wir hätten unſern Roman von hinten müſſen anfangen·

fangen. Allein es iſt auch nicht allzu ſicher, die Katze bey dem Schwanze aus dem Ofen zu ziehen.

Liſette. Das iſt wahr! nun aber können wir ſchon ordentlicher verfahren. Sie können mir Ihren Antrag thun: ich kann darauf antworten. Ich kann Ihnen meine Zweifel machen; Sie können mir ſie auflöſen. Wir können uns bey jedem Schritte, den wir thun, bedenken, und dürfen einander nicht den Affen im Sacke verkauffen. Hätten Sie mir geſtern gleich Ihren Liebesantrag gethan; es iſt wahr, ich würde ihn angenommen haben. Aber überlegen Sie einmal, wie viel ich gewagt hätte, wenn ich mich nicht einmal nach Ihrem Stande, Vermögen, Vaterlande, Bedienungen, und dergleichen mehr, zu erkundigen, Zeit gehabt hätte?

Chriſt. Der Geyer! wäre das aber auch ſo nöthig geweſen? So viel Umſtände? Sie könnten ja bey dem Heyrathen nicht mehrere machen? —

Liſette. O! wenn es nur auf eine kahle Heyrath angeſehen wäre, ſo wär es lächerlich, wenn ich ſo gewiſſenhaft ſeyn wollte. Allein mit einem Liebesverſtändniſſe iſt es ganz etwas anders! Hier wird die ſchlechteſte Kleinigkeit zu einem wichtigen Punkte. Alſo glauben Sie nur nicht, daß Sie die geringſte Gefälligkeit von mir erhalten werden, wenn Sie meiner Neugierde nicht in allen Stücken ein Gnüge thun.

Chriſt. Nu? wie weit erſtreckt ſich denn die?

Liſette. Weil man doch einen Diener am beſten nach ſeinem Herrn beurtheilen kann, ſo verlange ich vor allen Dingen zu wiſſen — —

Chriſt. Wer mein Herr iſt? Ha! ha! das iſt luſtig. Sie fragen mich etwas, das ich Sie gern ſelbſt fragen möchte, wenn ich glaubte, daß Sie mehr wüßten, als ich.

Liſette. Und mit dieſer abgedroſchnen Ausflucht denken Sie durchzukommen? Kurz, ich muß wiſſen, wer Ihr Herr iſt, oder unſre ganze Freundſchaft hat ein Ende.

Chriſt. Ich kenne meinen Herrn nicht länger, als ſeit vier Wochen. So lange iſt es, daß er mich in Hamburg in ſeine Dienſte genommen hat. Von da aus habe ich ihn begleitet, niemals mir aber die Mühe genommen, nach ſeinem Stande oder Namen zu fragen. So viel iſt gewiß, reich muß er ſeyn; denn er hat weder mich, noch ſich, auf der Reiſe Noth leiden laſſen. Um was brauch ich mich mehr zu bekümmern?

Liſette. Was ſoll ich mir von Ihrer Liebe verſprechen, da Sie meiner Verſchwiegenheit nicht einmal eine ſolche Kleinigkeit anvertrauen wollen? Ich würde nimmermehr gegen Sie ſo ſeyn. Zum Exempel, hier habe ich eine ſchöne ſilberne Schnupftabacksdoſe — —

Chriſt. Ja? nu? — —

Liſette. Sie dürften mich ein klein wenig bitten, ſo ſagte ich Ihnen, von wem ich Sie bekommen habe — —

Chriſt. O! daran iſt mir nun eben ſo viel nicht gelegen. Lieber möchte ich wiſſen, wer ſie von Ihnen bekommen ſollte?

Liſette. Ueber den Punkt habe ich eigentlich noch nichts beſchloſſen. Doch wenn Sie ſie nicht ſollten bekommen, ſo haben Sie es niemanden anders, als Sich ſelbſt zuzuſchreiben. Ich würde Ihre Aufrichtigkeit gewiß nicht unbelohnt laſſen.

Chriſt. Oder vielmehr meine Schwatzhaftigkeit! Doch, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, wann ich dasmal verſchwiegen bin, ſo bin ichs aus Noth. Denn ich weiß nichts, was ich ausplaudern konnte. Verdammt! wie gern wollte ich meine Geheimniſſe ausſchütten, wann ich nur welche hätte.

Liſette. Adieu! ich will Ihre Tugend nicht länger beſtürmen. Nur wünſch ich, daß ſie Ihnen bald zu einer ſilbernen Doſe und einer Liebſten verhelfen möge, ſo wie ſie Sie ietzt um beides gebracht hat. (will gehn)

Chriſt. Wohin? wohin? Geduld! (bey Seite) Ich ſehe mich genöthigt, zu lügen. Denn ſo ein Geſchenk werde ich mir doch nicht ſollen entgehn laſſen? Was wirds auch viel ſchaden?

Liſette. Nun, wollen Sie es näher geben? Aber, — — ich ſehe ſchon, es wird Ihnen ſauer. Nein, nein; ich mag nichts wiſſen —

Chriſt. Ja, ja, Sie ſoll alles wiſſen! — — (bey Seite) Wer doch recht viel lügen könnte! — Hören Sie nur! — Mein Herr iſt — — iſt einer von Adel. Er kömmt, — — wir kommen mit einander aus — — aus — — Holland. Er hat müſſen — — gewiſſer Verdrüßlichkeiten wegen, — — einer Kleinigkeit — — eines Mords wegen — — entfliehen —

Liſette. Was? eines Mords wegen?

Chriſt. Ja, — — aber eines honetten Mords — — eines Duels wegen entfliehen, — Und ietzt eben — — iſt er auf der Flucht — —

Liſette. Und Sie, mein Freund? — —

Chriſt. Ich, bin auch mit ihm auf der Flucht. Der Entleibte hat uns — — will ich ſagen, die Freunde des Entleibten haben uns ſehr verfolgen laſſen; und dieſer Verfolgung wegen — — Nun können Sie leicht das Uebrige errathen. — — Was Geyer, ſoll man auch thun? Ueberlegen Sie es ſelbſt; ein junger naſeweiſer Laffe ſchimpft uns. Mein Herr ſtößt ihn übern Hauffen. Das kann nicht anders ſeyn! — Schimpft mich jemand, ſo thu ichs auch, — oder — oder ſchlage ihn hinter die Ohren. Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf ſich ſitzen laſſen.

Liſette. Das iſt brav! ſolchen Leuten bin ich gut; denn ich bin auch ein wenig unleidlich. Aber ſehen Sie einmal, da kömmt Ihr Herr! ſollte man es ihm wohl anſehn, daß er ſo zornig, ſo grauſam wäre?

Chriſt. O kommen Sie! wir wollen ihm aus dem Wege gehn. Er möchte mir es anſehn, daß ich ihn verrathen habe.

Liſette. Ich bins zu frieden — —

Chriſt. Aber die ſilberne Doſe —

Liſette. Kommen Sie nur. (bey Seite) Ich will erſt ſehen, was mir von meinem Herrn für mein entdecktes Geheimniß werden wird: lohnt ſich das der Mühe, ſo ſoll er ſie haben.

Funfzehnter Auftritt.

Der Reiſende.

Ich vermiſſe meine Doſe. Es iſt eine Kleinigkeit; gleichwohl iſt mir der Verluſt empfindlich. Sollte mir ſie wohl der Vogt? — — Doch ich kann ſie verlohren haben, — ich kann ſie aus Unvorſichtigkeit herausgeriſſen haben. — — Auch mit ſeinem Verdachte muß man niemanden beleidigen. — Gleichwohl, — er drengte ſich an mich heran; — er griff nach der Uhr: — ich ertappte ihn; könnte er auch nicht nach der Doſe gegriffen haben, ohne daß ich ihn ertappt hätte?

Sechzehnter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reiſende.

Mart. Kr. (als er den Reiſenden gewahr wird, will er wieder umkehren) Huy!

Der Reiſ. Nu, nu, immer näher, mein Freund! — — (bey Seite) Iſt er doch ſo ſchüchtern, als ob er meine Gedanken wüßte! — — Nu? nur näher!

Mart. Kr. (trotzig) Ach! ich habe nicht Zeit! Ich weiß ſchon, Sie wollen mit mir plaudern. Ich habe wichtigere Sachen zu thun. Ich mag Ihre Heldenthaten nicht zehnmal hören. Erzählen Sie ſie jemanden, der ſie noch nicht weiß.

Der Reiſ. Was höre ich? vorhin war der Vogt einfältig und höflich, ietzt iſt er unverſchämt und grob. Welches iſt denn Eure rechte Larve?

Mart. Kr. Ey! das hat Sie der Geyer gelernt, mein Geſicht eine Larve zu ſchimpfen. Ich mag mit Ihnen nicht zanken, — ſonſt — — (er will fort gehn)

Der Reiſ. Sein unverſchämtes Verfahren beſtärkt mich in meinem Argwohne. — Nein, nein, Geduld! Ich habe Euch etwas nothwendiges zu ſagen — —

Mart. Kr. Und ich werde nichts drauf zu antworten haben, es mag ſo nothwendig ſeyn, als es will. Drum ſparen Sie nur die Frage.

Der Reiſ. Ich will es wagen. — Allein, wie leid würde mir es ſeyn, wann ich ihm Unrecht thäte. — — Mein Freund, habt Ihr nicht meine Doſe geſehn? — Ich vermiſſe ſie. — —

Mart. Kr. Was iſt das für eine Frage? Kann ich etwas dafür, daß man ſie Ihnen geſtohlen hat? — — Für was ſehen Sie mich an? Für den Hehler? Oder für den Dieb?

Der Reiſ. Wer redt denn vom Stehlen? Ihr verrathet Euch faſt ſelbſt — —

Mart. Kr. Ich verrathe mich ſelbſt? Alſo meynen Sie, daß ich ſie habe? Wiſſen Sie auch, was das zu bedeuten hat, wenn man einen ehrlichen Kerl dergleichen beſchuldigt? Wiſſen Sies?

Der Reiſ. Warum müßt Ihr ſo ſchreyen? Ich habe Euch noch nichts beſchuldigt. Ihr ſeyd Euer eigner Ankläger. Dazu weiß ich eben nicht, ob ich großes Unrecht haben würde? Wen ertappte ich denn vorhin, als er nach meiner Uhr greiffen wollte?

Mart. Kr. O! Sie ſind ein Mann, der gar keinen Spaß verſteht. Hören Sies! — — (bey Seite) Wo er ſie nur nicht bey Liſetten geſehen hat. — Das Mädel wird doch nicht närriſch ſeyn, und ſich damit breit machen! — —

Der Reiſ. O! ich verſtehe den Spaß ſo wohl, daß ich glaube, Ihr wollt mit meiner Doſe auch ſpaßen. Allein wenn man den Spaß zu weit treibt, verwandelt er ſich endlich in Ernſt. Es iſt mir um Euren guten Namen leid. Geſetzt, Ich wäre überzeugt, daß Ihr es nicht böſe gemeynt hättet, würden auch andre — —

Mart. Kr. Ach, — andre! — andre! — andre wären es längſt überdrüßig, ſich ſo etwas vorwerfen zu laſſen. Doch, wenn Sie denken, daß ich ſie habe: befühlen Sie mich, — — viſitiren Sie mich — —

Der Reiſ. Das iſt meines Amts nicht. Dazu trägt man auch nicht alles bey ſich in der Taſche.

Mart. Kr. Nun gut! damit Sie ſehen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, ſo will ich meine Schubſäcke

ſäcke ſelber umwenden. — Geben Sie Acht! — (bey Seite) Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ſie herausfiele.

Der Reiſ. O macht Euch keine Mühe!

Mart. Kr. Nein, nein; Sie ſollens ſehn, Sie ſollens ſehn. (er wendet die Taſchen um) Iſt da eine Doſe? Brodgrümel ſind drinne; das liebe Gut! (er wendet die andre um) Da iſt auch nichts! Ja, — doch! ein Stückchen Kalender. — Ich hebe es der Verſe wegen auf, die über den Monaten ſtehen. Sie ſind recht ſchnurrig! — Nu, aber daß wir weiter kommen. Geben Sie Acht: da will ich den dritten umwenden. (bey dem Umwenden fallen zwey große Bärte heraus) Der Henker! was laß ich da fallen? (er will ſie hurtig aufheben, der Reiſende aber iſt hurtiger, und erwiſcht einen davon.)

Der Reiſ. Was ſoll das vorſtellen?

Mart. Kr. (bey Seite) O verdammt! ich denke, ich habe den Quark lange von mir gelegt.

Der Reiſ. Das iſt ja gar ein Bart. (er macht ihn vors Kinn) Sehe ich bald einem Juden ſo ähnlich? — —

Mart. Kr. Ach geben Sie her! geben Sie her! Wer weiß, was Sie wieder denken? Ich ſchrecke meinen kleinen Jungen manchmal damit. Dazu iſt er.

Der Reiſ. Ihr werdet ſo gut ſeyn, und mir ihn laſſen. Ich will auch damit ſchrecken.

Mart. Kr. Ach! vexiren Sie Sich nicht mit mir. Ich muß ihn wieder haben. (er will ihn aus der Hand reiſſen)

Der Reiſ. Geht, oder — —

Mart. Kr. (bey Seite) Der Geyer! nun mag ich ſehen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. — — Es iſt ſchon gut; es iſt ſchon gut! Ich ſehs, Sie ſind zu meinem Unglücke hieher gekommen. Aber, hohl mich alle Teufel, ich bin ein ehrlicher Kerl! Und den will ich ſehn, der mir etwas Schlimmes nachreden kann. Merken Sie Sich das! Es mag kommen zu was es will, ſo kann ich es beſchwören, daß ich den Bart zu nichts Böſem gebraucht habe. — (geht ab)

Siebzehnter Auftritt.

Der Reiſende.

Der Menſch bringt mich ſelbſt auf einen Argwohn, der ihm höchſt nachtheilig iſt. — — Könnte er nicht einer von den verkappten Räubern geweſen ſeyn? — Doch ich will in meiner Vermuthung behutſam gehen.

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende.

Der Reiſ. Sollten Sie nicht glauben, ich wäre geſtern mit den jüdiſchen Straßenräubern ins Handgemenge gekommen, daß ich einem davon den Bart ausgeriſſen hätte? (er zeigt ihm den Bart)

Der Baron. Wie verſtehn Sie das, mein Herr? — — Allein, warum haben Sie mich ſo geſchwind im Garten verlaſſen?

Der Reiſ. Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Ich wollte gleich wieder bey Ihnen ſeyn. Ich gieng nur meine Doſe zu ſuchen, die ich hier herum muß verloren haben.

Der Baron. Das iſt mir höchſt empfindlich. Sie ſollten noch bey mir zu Schaden kommen?

Der Reiſ. Der Schade würde ſo groß nicht ſeyn. — — Allein betrachten Sie doch einmal dieſen anſehnlichen Bart!

Der Baron. Sie haben mir ihn ſchon einmal gezeigt. Warum?

Der Reiſ. Ich will mich Ihnen deutlicher erklären. Ich glaube — — Doch nein, ich will meine Vermuthungen zurückhalten. — —

Der Baron. Ihre Vermuthungen? Erklären Sie Sich!

Der Reiſ. Nein; ich habe mich übereilt. Ich könnte mich irren — —

Der Baron. Sie machen mich unruhig.

Der Reiſ. Was halten Sie von Ihrem Vogt?

Der Baron. Nein, nein; wir wollen das Geſpräch auf nichts anders lenken. — — Ich beſchwöre Sie bey der Wohlthat, die Sie mir erzeigt haben, entdecken Sie mir, was Sie glauben, was Sie vermuthen, worinne Sie Sich könnten geirrt haben!

Der Reiſ. Nur die Beantwortung meiner Frage kann mich antreiben, es Ihnen zu entdecken.

Der Baron. Was ich von meinem Vogte halte? — — Ich halte ihn für einen ganz ehrlichen und rechtſchafnen Mann.

Der Reiſ. Vergeſſen Sie alſo, daß ich etwas habe ſagen wollen.

Der Baron. Ein Bart, — Vermuthungen, — der Vogt, — wie ſoll ich dieſe Dinge verbinden? — Vermögen meine Bitten nichts bey Ihnen? — Sie könnten Sich geirrt haben? Geſetzt, Sie haben Sich geirrt; was können Sie bey einem Freunde für Gefahr lauffen?

Der Reiſ. Sie dringen zu ſtark in mich. Ich ſage Ihnen alſo, daß der Vogt dieſen Bart aus Unverſichtigkeit hat fallen laſſen; daß er noch einen hatte, den er aber in der Geſchwindigkeit wieder zu ſich ſteckte; daß ſeine Reden einen Menſchen verriethen, welcher glaubt, man denke von ihm eben ſo viel Uebels, als er thut; daß ich ihn auch ſonſt über einem nicht allzu gewiſſenhaften — — wenigſtens nicht allzu klugen Griffe, ertappt habe.

Der Baron. Es iſt als ob mir die Augen auf einmal aufgiengen. Ich beſorge, — Sie werden Sich nicht geirrt haben. Und Sie trugen Bedenken, mir ſo etwas zu entdecken? — Den Augenblick will ich gehn, und alles anwenden, hinter die

Wahrheit zu kommen. Sollte ich meinen Mörder in meinem eignen Hauſe haben?

Der Reiſ. Doch zürnen Sie nicht auf mich, wenn Sie, zum Glücke, meine Vermuthungen falſch befinden ſollten. Sie haben mir ſie ausgepreßt, ſonſt würde ich ſie gewiß verſchwiegen haben.

Der Baron. Ich mag ſie wahr oder falſch befinden, ich werde Ihnen allzeit dafür danken.

Neunzehnter Auftritt.

Der Reiſende. (und hernach) Chriſtoph.

Der Reiſ. Wo er nur nicht zu haſtig mit ihm verfährt! Denn ſo groß auch der Verdacht iſt, ſo könnte der Mann doch wohl noch unſchuldig ſeyn. — Ich bin ganz verlegen. — — In der That iſt es nichts geringes, einem Herrn ſeine Untergebnen ſo verdächtig zu machen. Wenn er ſie auch unſchuldig befindet, ſo verliert er doch auf immer das Vertrauen zu ihnen. — Gewiß, wenn ich es recht bedenke, ich hätte ſchweigen ſollen —

Wird man nicht Eigennutz und Rache für die Urſachen meines Argwohns halten, wenn man erfährt, daß ich ihm meinen Verluſt zugeſchrieben habe?— Ich wollte ein Vieles darum ſchuldig ſeyn, wenn ich die Unterſuchung noch hintertreiben könnte —

Chriſt. (kömmt gelacht) Ha! ha! ha! wiſſen Sie, wer Sie ſind, mein Herr?

Der Reiſ. Wißt Ihr, daß Ihr ein Narr ſeyd? Was fragt Ihr?

Chriſt. Gut! wenn Sie es denn nicht wiſſen, ſo will ich es Ihnen ſagen. Sie ſind einer von Adel. Sie kommen aus Holland. Allda haben Sie Verdrüßlichkeiten, und ein Duell gehabt. Sie ſind ſo glücklich geweſen, einen jungen Naſeweis zu erſtechen. Die Freunde des Entleibten haben Sie heftig verfolgt. Sie haben Sich auf die Flucht begeben. Und ich habe die Ehre, Sie auf der Flucht zu begleiten.

Der Reiſ. Träumt Ihr, oder raſet Ihr?

Chriſt. Keines von beiden. Denn für einen Raſenden wäre meine Rede zu klug, und für einen Träumenden zu toll.

Der Reiſ. Wer hat Euch ſolch unſinniges Zeug weiß gemacht?

Chriſt. O dafür iſt gebeten, daß man mirs weiß macht. Allein finden Sie es nicht recht wohl ausgeſonnen? In der kurzen Zeit, die man mir zum Lügen ließ, hätte ich gewiß auf nichts Beſſers fallen können. So ſind Sie doch wenigſtens vor weitrer Neugierigkeit ſicher!

Der Reiſ. Was ſoll ich mir aber aus alle dem nehmen?

Chriſt. Nichts mehr, als was Ihnen gefällt; das Uebrige laſſen Sie mir. Hören Sie nur, wie es zugieng. Man fragte mich nach Ihrem Namen, Stande, Vaterlande, Verrichtungen; ich ließ mich nicht lange bitten, ich ſagte alles, was ich davon wußte; das iſt: ich ſagte, ich wüßte nichts. Sie können leicht glauben, daß dieſe Nachricht ſehr unzulänglich war, und daß man wenig Urſache hatte, damit zufrieden zu ſeyn. Man drang alſo weiter in mich; allein umſonſt! Ich blieb verſchwiegen, weil ich nichts zu verſchweigen hatte. Doch endlich brachte mich ein Geſchenk, welches man mir anbot, dahin, daß ich mehr ſagte, als ich wußte; das iſt: ich log.

Der Reiſ. Schurke! ich befinde mich, wie ich ſehe, bey Euch in ſeinen Händen.

Chriſt. Ich will doch nimmermehr glauben, daß ich von ohngefähr die Wahrheit ſollte gelogen haben?

Der Reiſ. Unverſchämter Lügner, Ihr habt mich in eine Verwirrung geſetzt, aus der — —

Chriſt. Aus der Sie Sich gleich helfen können, ſobald Sie das ſchöne Beywort, das Sie mir ietzt zu geben beliebten, bekannter machen.

Der Reiſ. Werde ich aber alsdann nicht genöthiget ſeyn, mich zu entdecken?

Chriſt. Deſto beſſer! ſo lerne ich Sie bey Gelegenheit auch kennen. — Allein, urtheilen Sie einmal ſelbſt, ob ich mir wohl, mit gutem Gewiſſen, dieſer Lügen wegen ein Gewiſſen machen konnte? (er zieht die Doſe heraus) Betrachten Sie dieſe Doſe! Hätte ich ſie leichter verdienen können?

Der Reiſ. Zeigt mir ſie doch? — (er nimmt ſie in die Hand) Was ſeh ich?

Chriſt. Ha! ha! ha! Das dachte ich, daß Sie erſtaunen würden. Nicht wahr, Sie lögen ſelber ein Geſetzchen, wenn Sie ſo eine Doſe verdienen könnten?

Der Reiſ. Und alſo habt Ihr mir ſie entwendet?

Chriſt. Wie? was?

Der Reiſ. Eure Treuloſigkeit ärgert mich nicht ſo ſehr, als der übereilte Verdacht, den ich deswegen einem ehrlichen Mann zugezogen habe. Und Ihr könnt noch ſo raſend frech ſeyn, mich überreden zu wollen, ſie wäre ein, — — obgleich beynahe eben ſo ſchimpflich erlangtes, — Geſchenk? Geht! kommt mir nicht wieder vor die Augen!

Chriſt. Träumen Sie, oder — — aus Reſpekt will ich das andre noch verſchweigen. Der Neid bringt Sie doch nicht auf ſolche Ausſchweiſſungen? Die Doſe ſoll Ihre ſeyn? Ich ſoll ſie Ihnen, ſalva venia, geſtohlen haben? Wenn das wäre; ich müßte ein dummer Teufel ſeyn, daß ich gegen Sie ſelbſt damit prahlen ſollte. — Gut, da kömmt Liſette!

ſette! — Hurtig komm Sie! Helf Sie mir doch meinen Herrn wieder zu Rechte bringen.

Zwanzigſter Auftritt.

Liſette. Der Reiſende. Chriſtoph.

Liſette. O mein Herr, was ſtiften Sie bey uns für Unruhe! Was hat Ihnen denn unſer Vogt gethan? [illegible] haben den Herrn ganz raſend auf ihn gemacht. Man redt von Bärten, von Doſen, von Plündern; der Vogt weint und flucht, daß er unſchuldig wäre, daß Sie die Unwahrheit redten. Der Herr iſt nicht zu beſänftigen, und iezt hat er ſo gar nach dem Schulzen und den Gerichten geſchickt, ihn ſchlieſſen zu laſſen. Was ſoll denn das alles heiſſen?

Chriſt. O! das iſt alles noch nichts, hör Sie nur, hör Sie, was er iezt gar mit mir vor hat — —

Der Reiſ. Ja freylich, meine liebe Liſette, ich habe mich übereilt. Der Vogt iſt unſchuldig. Nur mein gottloſer Bedienter hat mich in dieſe Verdrüßlichkeiten geſtürzt. Er iſts, der mir meine

Doſe entwandt hat, derentwegen ich den Vogt im Verdacht hatte; und der Bart kann allerdings ein Kinderſpiel geweſen ſeyn, wie er ſagte. Ich geh, ich will ihm Genugthuung geben, ich will meinen Irrthum geſtehn, ich will ihm, was er nur verlangen kann — —

Chriſt. Nein, nein, bleiben Sie! Sie müſſen mir erſt Genugthuung geben. Zum Henker, ſo rede Sie doch, Liſette, und ſage Sie, wie die Sache iſt. Ich wollte, daß Sie mit Ihrer Doſe am Galgen wäre! Soll ich mich deswegen zum Diebe machen laſſen? Hat Sie mir ſie nicht geſchenkt?

Liſette. Ja freylich! und ſie ſoll Ihm auch geſchenkt bleiben.

Der Reiſ. So iſt es doch wahr? Die Doſe gehört aber mir.

Liſette. Ihnen? das habe ich nicht gewußt.

Der Reiſ. Und alſo hat ſie wohl Liſette gefunden? und meine Unachtſamkeit iſt an allen den Verwirrungen Schuld? (zu Chriſtophen) Ich habe Euch auch zu viel gethan! Verzeiht mir! Ich muß mich ſchämen, daß ich mich ſo übereilen können.

Liſette. (bey Seite) Der Geyer! nun werde ich bald klug. O! er wird ſich nicht übereilt haben.

Der Reiſ. Kommt, wir wollen — —

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende. Liſette. Chriſtoph.

Der Baron. (kömmt haſtig herein) Den Augenblick, Liſette, ſtelle dem Herrn ſeine Doſe wieder zu! Es iſt alles offenbar; er hat alles geſtanden. Und du haſt dich nicht geſchämt, von ſo einem Menſchen Geſchenke anzunehmen? Nun? wo iſt die Doſe?

Der Reiſ. Es iſt alſo doch wahr? — —

Liſette. Der Herr hat ſie lange wieder. Ich habe geglaubt, von wem Sie Dienſte annehmen können, von dem könne ich auch Geſchenke annehmen. Ich habe ihn ſo wenig gekannt, wie Sie.

Chriſt. Alſo iſt mein Geſchenk zum Teufel? Wie gewonnen, ſo zerronnen!

Der Baron. Wie aber ſoll ich, theuerſter Freund, mich gegen Sie erkenntlich erzeigen? Sie reiſſen mich zum zweytenmal aus einer gleich großen Gefahr. Ich bin Ihnen mein Leben ſchuldig. Nimmermehr würde ich, ohne Sie, mein ſo nahes Unglück entdeckt haben. Der Schulze, ein Mann, den ich für den ehrlichſten auf allen meinen Gütern hielt, iſt ſein gottloſer Gehülfe geweſen. Bedenken Sie alſo, ob ich jemals dieß hätte vermuthen können? Wären Sie heute von mir gereiſet — —

Der Reiſ. Es iſt wahr — — ſo wäre die Hülfe, die ich Ihnen geſtern zu erweiſen glaubte, ſehr unvollkommen geblieben. Ich ſchätze mich alſo höchſt glücklich, daß mich der Himmel zu dieſer unvermutheten Entdeckung auserſehen hat; und ich freue mich ietzt ſo ſehr, als ich vorher aus Furcht zu irren, zitterte.

Der Reiſ. Ich bewundre Ihre Menſchenliebe, wie ihre Großmuth. O möchte es wahr ſeyn, was mir Liſette berichtet hat!

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Das Fräulein, und die Vorigen.

Liſette. Nun, warum ſollte es nicht wahr ſeyn?

Der Baron. Komm, meine Tochter, komm! Verbinde deine Bitte mit der meinigen: erſuche meinen Erretter, deine Hand, und mit deiner Hand mein Vermögen anzunehmen. Was kann ihm meine Dankbarkeit koſtbarers ſchenken, als dich, die ich eben ſo ſehr liebe, als ihn? Wundern Sie Sich nur nicht, wie ich Ihnen ſo einen Antrag thun könne. Ihr Bedienter hat uns entdeckt, wer Sie ſind. Gönnen Sie mir das unſchätzbare Vergnügen, erkenntlich zu ſeyn! Mein Vermögen iſt meinem Stande, und dieſer dem Ihrigen gleich. Hier ſind Sie vor Ihren Feinden ſicher, und kommen unter Freunde, die Sie anbeten werden. Allein Sie werden niedergeſchlagen? Was ſoll ich denken?

Das Fräul. Sind Sie etwa meinetwegen in Sorgen? Ich verſichere Sie, ich werde dem Papa mit Vergnügen gehorchen.

Der Reiſ. Ihre Großmuth ſetzt mich in Erſtaunen. Aus der Gröſſe der Vergeltung, die Sie mir anbieten, erkenne ich erſt, wie klein meine Wohlthat iſt. Allein, was ſoll ich Ihnen antworten? Mein Bedienter hat die Unwahrheit geredt, und ich —

Der Baron. Wollte der Himmel, daß Sie das nicht einmal wären, wofür er Sie ausgiebt! Wollte der Himmel, Ihr Stand wäre geringer, als der meinige! So würde doch meine Vergeltung etwas koſtbarer, und Sie würden vielleicht weniger ungeneigt ſeyn, meine Bitte Statt finden zu laſſen.

Der Reiſ. (bey Seite) Warum entdecke ich mich auch nicht? — Mein Herr, Ihre Edelmüthigkeit durchdringet meine ganze Seele. Allein ſchreiben Sie es dem Schickſale, nicht mir zu, daß Ihr Anerbieten vergebens iſt. Ich bin — —

Der Baron. Vielleicht ſchon verheyrathet?

Der Reiſ. Nein — —

Der Baron. Nun? was?

Der Reiſ. Ich bin ein Jude.

Der Baron. Ein Jude? grauſamer Zufall!

Chriſt. Ein Jude?

Liſette. Ein Jude?

Das Fräul. Ey, was thut das?

Liſette. St! Fräulein, ſt! ich will es Ihnen hernach ſagen, was das thut.

Der Baron. So giebt es denn Fälle, wo uns der Himmel ſelbſt verhindert, dankbar zu ſeyn?

Der Reiſ. Sie ſind es überflüßig dadurch, daß Sie es ſeyn wollen.

Der Baron. So will ich wenigſtens ſo viel thun, als mir das Schickſal zu thun erlaubt. Nehmen Sie mein ganzes Vermögen. Ich will lieber arm und dankbar, als reich und undankbar ſeyn.

Der Reiſ. Auch dieſes Anerbieten iſt bey mir umſonſt, da mir der Gott meiner Väter mehr gegeben hat, als ich brauche. Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinen Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion ſchäme. Nein! Ich ſahe aber, daß Sie Neigung zu mir, und Abneigung gegen meine Nation hatten. Und die Freundſchaft eines Menſchen, er ſey wer er wolle, iſt mir allezeit unſchätzbar geweſen.

Der Baron. Ich ſchäme mich meines Verfahrens.

Chriſt. Nun komm ich erſt von meinem Erſtaunen wieder zu mir ſelber. Was? Sie ſind ein Jude, und haben das Herz gehabt, einen ehrlichen Chriſten in Ihre Dienſte zu nehmen? Sie hätten mir dienen ſollen. So wär es nach der Bibel recht geweſen. Potz Stern! Sie haben in mir die ganze Chriſtenheit beleidigt. — Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr, auf der Reiſe, kein Schweinfleiſch eſſen wollte, und ſonſt hundert Alfanzereyen machte. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie länger begleiten werde! Verklagen will ich Sie noch dazu.

Der Reiſ. Ich kann es Euch nicht zumuthen, daß Ihr beſſer, als der andre chriſtliche Pöbel, denken ſollt. Ich will Euch nicht zu Gemüthe führen, aus was für erbärmlichen Umſtänden ich Euch in Hamburg riß. Ich will Euch auch nicht zwingen, länger bey mir zu bleiben. Doch weil ich mit Euren Dienſten ſo ziemlich zufrieden bin, und ich Euch vorhin auſſerdem in einem ungegründeten Verdachte hatte, ſo behaltet zur Vergeltung, was dieſen

Verdacht verurſachte. (gibt ihm die Doſe) Euren Lohn könnt Ihr auch haben. Sodann geht, wohin Ihr wollt!

Chriſt. Nein, der Henker! es gibt doch wohl auch Juden die keine Juden ſind. Sie ſind ein braver Mann. Topp, ich bleibe bey Ihnen! Ein Chriſt hätte mir einen Fuß in die Rippen gegeben, und keine Doſe!

Der Baron. Alles was ich von Ihnen ſehe, entzückt mich. Kommen Sie, wir wollen Anſtalt machen, daß die Schuldigen in ſichere Verwahrung gebracht werden. O wie achtungswürdig wären die Juden, wenn ſie alle Ihnen glichen!

Der Reiſ. Und wie liebenswürdig die Chriſten, wenn ſie alle Ihre Eigenſchaften beſäßen!

(Der Baron, das Fräulein und der Reiſende gehen ab.)

Letzter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. Alſo, mein Freund, hat Er mich vorhin belogen?

Chriſt. Ja, und das aus zweyerley Urſachen. Erſtlich, weil ich die Wahrheit nicht wußte; und anderns, weil man für eine Doſe, die man wiedergeben muß, nicht viel Wahrheit ſagen kann.

Liſette. Und wanns dazu kömmt, iſt Er wohl gar auch ein Jude, ſo ſehr Er Sich verſtellt?

Chriſt. Das iſt zu neugierig für eine Jungfer gefragt! Komm Sie nur!

(er nimmt ſie untern Arm, und ſie gehen ab.)

Ende der Juden.

Der Miſogyn.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Verfertiget im Jahr 1748.

Perſonen.

Wumshäter.

Laura, deſſen Tochter.

Valer, deſſen Sohn.

Hilaria, in Mannskleidern; unter dem Namen Lelio.

Solbiſt, ein Advokat.

Leander, der Laura Liebhaber.

Liſette.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wumshäter. **Liſette.**

Wumshäter.

Wo finde ich nun den Schurken? Johann! — Johann! — Die verdammten Weiber! — Die Weiber haben mich zum Proceß gebracht, und der wird mich noch vor der Zeit ins Grab bringen. Wer weiß, weswegen Herr Solbiſt zu mir kommen will! Ich kann es kaum erwarten. Wo wir nur nicht wieder eine ſchlechte Sentenz bekommen haben! — Johann! — — Hätte ich mich doch lieber dreymal gehangen, als dreymal verheyrathet! — Johann! hörſt du nicht?

Liſette. (kommend) Was befehlen Sie?

Wumsh. Was willſt du? ruft ich dich?

Liſette. Johann iſt ausgegangen; was ſoll er? kann ich es nicht verrichten?

Wumsh. Ich mag von dir nicht bedient ſeyn. Wie vielmal habe ich dir es nicht ſchon geſagt, daß du mir den Verdruß, dich zu ſehen, erſparen ſollſt? Bleib, wohin du gehörſt; in der Kuche, und bey der Tochter. — — Johann!

Liſette. Sie hören es ja; er iſt nicht da.

Wumsh. Wer heißt ihn denn ausgehen, gleich da ich ihn brauche? — — Johann!

Liſette. Johann! Johann! Johann!

Wumsh. Nun? was ſchreyſt du?

Liſette. Ihr Ruffen allein, wird er nicht drey Gaßen weit hören.

Wumsh. Pfuy, über das Weibsſtück!

Liſette. Das ſteht mir an! Vor Kröten ſpeyt man aus, und nicht vor Menſchen.

Wumsh. Nun ja! — — Sobald du und deines gleichen ſich unter die Menſchen rechnen, ſo bald bekomme ich Luſt, mich mit dem Himmel zu zanken, daß er mich zu einem gemacht hat.

Liſette. So zanken Sie! Vielleicht bereuet er es ſo ſchon, daß er nicht ein Klotz aus Ihnen gemacht hat.

Wumsh. Geh mir aus den Augen!

Liſette. Wie Sie befehlen.

Wumsh. Wirds bald? oder ſoll ich gehn?

Liſette. Ich werde die Ehre haben, Ihnen zu folgen.

Wumsh. Ich möchte raſend werden.

Liſette. (bey Seite) Unſinnig iſt er ſchon.

Wumsh. Iſt Herr Solbiſt, mein Advokat, noch nicht da geweſen?

Liſette. Johann wird es Ihnen wohl ſagen.

Wumsh. Iſt mein Sohn ausgegangen?

Liſette. Fragen Sie nur Ihren Johann.

Wumsh. Iſt das eine Antwort auf meine Frage? Ob Herr Solbiſt noch nicht hier geweſen iſt? will ich wiſſen.

Liſette. Sie mögen ja von mir nicht bedient ſeyn.

Wumsh. Antworte, ſag ich.

Liſette. Ich gehöre in die Küche.

Wumsh. Bleib, und antworte erſt!

Liſette. Ich habe nur mit Ihrer Tochter zu thun.

Wumsh. Du ſollſt antworten! Iſt Herr Solbiſt — —

Liſette. Ich will Ihnen den Verdruß erſparen, mich zu ſehen.

(geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Wumshäter. Valer.

Wumsh. Welch Geſchöpf! — — Ich will auch heute noch alles Weibsvolk aus meinem Hauſe ſchaffen; ſelbſt meine Tochter. Sie mag ſehen, wo ſie bleibt. — — Gut, gut, mein Sohn, daß du kömmſt; ich habe eben nach dir gefragt.

Valer. Wie glücklich wär ich, wenn ich glauben dürfte, daß Sie meinen Bitten hätten wollen zuvor kommen. Darf ich mir ſchmeicheln, die ſo oft geſuchte Einwilligung endlich von Ihnen zu erhalten?

Wumsh. O! du fängſt wieder von der verdrüßlichen Sache an. Kränke doch deinen alten Vater nicht ſo, der dich bis letzt für den einzigen Troſt ſeines Alters gehalten hat. Es iſt ja noch Zeit.

Valer. Nein, es iſt nicht länger Zeit, liebſter Vater. Ich habe heute Briefe bekommen, welche mich nöthigen, auf das eheſte wieder zurück zu reiſen.

Wumsh. Je nun, ſo reiſe in Gottes Namen; nur folge mir darinn; heyrathe nicht. Ich habe dich zu lieb, als daß ich zu deinem Unglück Ja ſagen ſollte.

Valer. Zu meinem Unglücke? Wie verſchieden müſſen wir über Glück und Unglück denken! Ich werde es für mein größtes Unglück halten, wenn ich eine Perſon länger entbehren muß, die mir das Schätzbarſte in der Welt iſt. Und Sie — —

Wumsh. Und ich werde es für dein äuſſerſtes Unglück halten, wenn ich dich deiner blinden Neigung folgen ſehe. Ein Weibsbild für das Schätzbarſte auf der Welt zu halten? Ein Weibsbild! Doch der Mangel der Erfahrung entſchuldigt dich. Höre; hälſt du mich für einen treuen Vater?

Valer. Es ſollte mir leid ſeyn, wenn Ihnen hiervon nicht mein Gehorſam — —

Wumsh. Du haſt Recht, dich auf deinen Gehorſam zu berufen. Allein hat es dich auch jemals gereuet, wenn du mir gehorſam geweſen biſt?

Valer. Bis letzt noch nie; aber — —

Wumsh. Aber du fürchteſt, es werde dich gereuen, wenn du mir auch hierinn folgen wollteſt; nicht wahr? Doch wenn es andem iſt, daß ich dein treuer Vater bin; wenn es an dem iſt, daß ich mit meiner väterlichen Zuneigung, Einſicht und Erfahrung verbinde: ſo iſt deine Furcht ſehr unbillig. Man glaubt einem Unglücklichen, den Sturm und Wellen an das Ufer geworfen, wenn er uns die Schrecken des Schiſbruchs erzählt; und wer klug iſt, lernt aus ſeiner Erzählung, wie wenig dem ungetreuen Waſſer zu trauen. Alles, was ſo ein Unglücklicher auf der See erfahren hat, habe ich in meinem dreymaligen Eheſtand erfahren; und gleichwohl willſt du nicht durch meinen Schaden klug werden? Ich war in deinen Jahren eben ſo feurig, eben ſo unbedachtſam. Ich ſah ein Mädchen mit rothen Backen, ich ſah es, und beſchloß meine Frau daraus zu machen. Sie war arm — —

Valer. O Herr Vater, verſchonen Sie mich mit der nochmaligen Erzählung Ihrer Geſchichte. Ich habe ſie ſchon ſo oft gehört —

Wumsh. Und du haſt dich noch nicht daraus gebeſſert? — Sie war arm, und ich beſaß auch nicht viel. Nun ſtelle dir einmal vor, was ein angehender Handelsmann, wie ich dazumal war, für Kummer, Sorge und Plage hat, wenn er mit leeren Händen anfängt.

Valer. Meine Braut aber iſt ja nichts weniger, als arm.

Wumsh. Höre nur zu! Zu meinen Anverwandten durfte ich bey meinen mühſeligen Umſtänden keine Zuflucht nehmen. Warum? ſie hatten mir vorgeſchlagen, eine alte reiche Wittwe zu heyrathen, wodurch mir in meiner Handlung auf einmal wäre geholfen geweſen. Ich ſtieß ſie alſo vor den Kopf, da ich mich in ein ſchönes Geſicht vergaffte, und lieber glücklich lieben, als glücklich leben wollte.

Valer. Aber bey meiner Heyrath kann dieſes —

Wumsh. Geduld! Was dabey das Schlimmſte war, ſo liebte ich ſie ſo blind, daß ich allen möglichen Aufwand ihrentwegen machte. Ihr übermäßimäßiger Staat brachte mich in unzählige Schulden. —

Valer. Verſparen Sie nur ietzt, Herr Vater, dieſe überflüßige Erzählung, und ſagen Sie mir kurz, ob ich hoffen darf — —

Wumsh. Ich erzähle es ja blos zu deinem Beſten. — — Glaubſt du, daß ich mich aus den vielen Schulden hätte herausreißen können, wenn der Himmel nicht ſo gütig geweſen wäre, mir, nach Jahres Friſt, die Urſache meines Verderbens zu nehmen? Sie ſtarb, und ſie hatte kaum die Augen zugethan, als mir die meinigen aufgiengen. Wo ich hinſah, war ich ſchuldig. Und bedenke, in was für eine Raſerey ich gerieth, da ich nach ihrem Tode ihre verfluchte Untreue erfuhr. Meine Schulden fiengen an, mich zweymal heftiger zu drücken, als ich ſah, daß ich ſie einer Nichtswürdigen zu Liebe, einer verdammten Heuchlerin zu gefallen, gemacht hatte. Und biſt du ſicher, mein Sohn, daß es dir nicht auch ſo gehen werde?

Valer. Dieſerwegen kann ich ſo ſicher ſeyn, als überzeugt ich von der Liebe meiner Hilaria bin.

Ihre Seele iſt viel zu edel; ihr Herz viel zu aufrichtig — —

Wumsh. Nun, nun, ich mag keine Lobrede auf eine Sirene hören, die ihre häßlichen Schuppen ſo klug unter dem Waſſer zu halten weiß. Wenn du nicht mein Sohn wärſt, ſo würde ich über deine Einfalt herzlich lachen. In der That, du haſt einen ſehr glücklichen Anſatz zu einem guten Manne! Eine edle Seele, ein aufrichtiges Herz, in einem weiblichen Körper! Und wie du gar ſageſt: in einem ſchönen weiblichen Körper! Doch das kömmt endlich auf eins heraus: ſchön oder häßlich. Die Schöne findet ihre Liebhaber und die Räuber deiner Ehre überall, und die Häßliche ſucht ſie überall. Was kannſt du mir hierauf antworten?

Valer. Zweyerley. Entweder es iſt ſo gewiß nicht, daß alle Frauenzimmer von gleicher Untreue ſind; und in dieſem Falle bin ich verſichert, daß meine Hilaria mit unter der Ausnahme iſt: oder es iſt gewiß, daß eine getreue Frau nur ein Weſen der Einbildung iſt, das niemals war, und niemals ſeyn wird; und in dieſem Falle muß ich ſo gut, als jedermann — —

Wumsh. O pfuy, pfuy! ſchäme dich, ſchäme dich! — Doch du ſcherzeſt.

Valer. In der That nicht! Iſt eine Frau ein unſtreitiges Uebel, ſo iſt ſie auch ein nothwendiges Uebel.

Wumsh. Ja, das unſere Thorheit nothwendig macht. Aber wie gern wollte ich thöricht geweſen ſeyn, wenn du es nur dadurch weniger ſeyn könnteſt! Vielleicht wäre es auch möglich, wenn du meine Zufälle recht überlegen wollteſt. Höre nur! Als meine erſte Frau alſo todt war, verſucht ich es mit einer reichen und ſchon etwas betagten — —

Dritter Auftritt.

Lelio. **Die Vorigen.**

Valer. Kommen Sie, Lelio, kommen Sie; helfen Sie mir meinen Vater erbitten, daß er meinem Glücke nicht langer hinderlich iſt.

Wumsh. Kommen Sie, Herr Lelio, kommen Sie! Mein Sohn hat wieder ſeinen Anfall von Heyrathen bekommen. Helfen Sie mir ihn doch zu rechte bringen.

Lelio. O! ſo ſchämen Sie Sich einmal, Valer, und machen der Vernunft Platz. Sie haben es ja oft genug von Ihrem Herrn Vater gehört, daß das Heyrathen eine lächerliche und unſinnige Handlung iſt. Ich dachte, Sie ſollten einmal überzeugt ſeyn. Einem Manne, der es mit drey Weibern verſucht hat, kann man es doch wohl endlich glauben, daß die Weiber insgeſammt — insgeſammt Weiber ſind.

Valer. Sind Sie ſo auf meiner Seite? Ihre Schweſter wird Ihnen ſehr verbunden ſeyn.

Lelio. Ich bin mehr auf Ihrer Seite, als Sie glauben; und meine Schweſter würde ſelbſt nicht anders reden, wenn ſie zugegen wäre.

Wumsh. Ja, das ſollte ich auch meynen. Denn wenn es wahr iſt, daß die Frauenzimmer noch ſo etwas, der Vernunft ähnliches, beſitzen, ſo müſſen ſie nothwendig von ihrer eignen Abſcheulichkeit überzeugt ſeyn. Sie iſt ſo ſonnenklar; und nur du kannſt ſie nicht ſehen, weil dir die Liebe die Augen zuhält.

Lelio. O, mein Herr, Sie reden, wie die Vernunft ſelbſt. Sie haben mich in der kurzen Zeit, die ich bey Ihnen bin, ganz bekehrt. Das Frauenzimmer war mir auch ſonſt nicht allzu gleichgültig. Aber ietzt —— ja, ich ſollte Ihr Sohn ſeyn, mein Herr Wumshäter; ich wollte das Geſchlecht der Weiberfeinde vortrefflich fortpflanzen! Meine Sohne ſollten alle ſo werden, wie ich!

Valer. Das laß ich gelten. Solche Weiberfeinde würden doch wenigſtens die Welt nicht ausſterben laſſen.

Lelio. Das wäre auch albern genug. So müßten ja auch die Weiberfeinde mit ausſterben? Nein, nein, Valer, auf die Erhaltung ſo vorzüglicher Menſchen muß man, ſo viel als möglich bedacht ſeyn. Nicht wahr?

Wumsh. Das iſt ſchon einigermaaßen wahr. Doch aber ſähe ich lieber, wenn mein Sohn andere darauf bedacht ſeyn ließe. Ich weiß gewiß, man wird ſeinen Beytrag nicht vermiſſen. Warum ſoll er ſich, einer ungewiſſen Nachkommenſchaft wegen, ein unglückliches Leben machen? Und dazu iſt es eine ſehr ſchlechte Freude, Kinder zu haben, wenn man ſo viel Angſt mit ihnen haben muß, als ich. Du ſiehſt, mein Sohn, wie ich mir deine

Umſtände zu Herzen nehme. Vergilt mir doch durch deinen Gehorſam den Verdruß, den mir deine Mutter gemacht hat.

Lelio. Das muß wohl eine ſehr böſe Frau geweſen ſeyn?

Wumsh. Wie ſie alle ſind, mein lieber Lelio. Habe ich Ihnen meinen Lebenslauf noch nicht erzählt? Er iſt erbärmlich anzuhören.

Valer. O, verſchonen Sie ihn damit. Er hat ihn ſchon mehr als zehnmal müſſen hören.

Lelio. Ich, Valer? Sie irren Sich. Erzählen Sie ihn nur, Herr Wumshäter; ich bitte. Ich weiß gewiß, ich werde vieles zu meiner Lehre daraus nehmen können.

Wumsh. Das gefällt mir. O, mein Sohn, wann du auch ſo geſinnt wärſt! Nun ſo hören Sie. — — Ich habe drey Weiber gehabt.

Lelio. Drey Weiber?

Valer. Wiſſen Sie das noch nicht?

Lelio. (zu Valern) O, ſo ſchweigen Sie! — Drey Weiber! Sie müſſen alſo einen rechten Schatz der mannigfaltigſten Erfahrung beſitzen. Nur wundre ich mich, wie ſie Ihre Weiberfeindſchaft gleichwohl dreymal ſo glücklich haben beſiegen können.

Wumsh. Von ſelbſt wird man auf einmal nicht klug. Hätte ich aber einen Vater gehabt, wie mein Sohn an mir hat; einen Vater, der mich mit ſeinem Beyſpiele von dem Rande des Verderbens hätte abhalten können — Gewiß, mein Sohn, du verdieneſt ſo einen Vater nicht! —

Lelio. O, ſagen Sie mir doch vor allen Dingen, welche von Ihren drey böſen Weibern, war Valerens Mutter? war es wohl noch die beſte?

Wumsh. Die beſte?

Lelio. Von den ſchlimmen, meyne ich.

Wumsh. Die beſte von den ſchlimmen? — die ſchlimmſte, lieber Lelio, die allerſchlimmſte!

Lelio. Ey! ſo hatte ſie wohl gar nichts von Ihrem Sohne? O, die ausgeartete Mutter!

Valer. Warum wollen Sie mich quälen, Lelio? Ich liebe meinen Vater, allein ich habe auch meine Mutter geliebt. Mein Herz wird zerriſſen, wenn er ſie noch im Grabe nicht ruhen läßt.

Wumsh. Mein Sohn, wenn du es ſo nimmſt, gut, gut! — Ich will es Ihnen hernach erzählen, Herr Lelio, wenn wir allein ſind. Man kann ſichs unmöglich einbilden, wie eigenſinnig, wie zänkiſch —

Valer. Sie wollen es ihm erzählen, wenn Sie allein ſind? Ich muß alſo gehen.

Wumsh. Nun, nun, bleib nur da. Ich will gern nichts mehr ſagen. Hätte ich es doch nicht geglaubt, daß man ſo gar eingenommen für eine Mutter ſeyn könne. Mutter hin, Mutter her; ſie bleibt darum doch eine Frauensperſon, deren Fehler man verabſcheuen muß, wenn man ſich ihrer nicht mit ſchuldig machen will. Doch gut. — — Wieder auf deine Heyrath zu kommen; du verſprichſt mir es alſo, nicht zu heyrathen?

Valer.. Wie kann ich dieſes verſprechen? Geſetzt, ich könnte die Neigung unterdrücken, die mich jetzt beherrſcht, ſo würden mich doch meine häußlichen Umſtände nöthigen, mir eine Gehülfin zu ſuchen.

Wumsh. O! wenn es nur eine Gehülfin in deinen häußlichen Geſchäften ſeyn ſoll, ſo weiß ich guten Rath. Höre, nimm deine Schweſter mit dir. Sie iſt geſchickt genug, deinem Hauſe vorzuſtehen, und ich werde auf dieſe Art eine Laſt loß, die mir längſt unerträglich geworden iſt.

Valer. Soll ich meiner Schweſter an ihrem Glücke hinderlich ſeyn?

Wumsh. Du biſt wunderlich! An was für einem Glücke kannſt du ihr hinderlich ſeyn? Man wird ſich um ſie nicht reiſſen; und du magſt ſie mitnehmen oder nicht, ſie wird doch keine Heyrath finden, die mir, oder ihr anſtändig wäre. Denn daß ich einen ehrlichen rechtſchaffnen Mann mit ihr betriegen ſollte, das geſchieht nimmermehr. Ich mag keinen Menſchen unglücklich machen, geſchweige einen, den ich hochſchätzte. Einen nichtswürdigen und ſchlechten Mann aber, dem ich ſie noch am liebſten gönnen würde, zu nehmen, dazu iſt ſie ſelbſt zu ſtolz.

Lelio. Aber, mein Herr Wumshäter, bedenken Sie denn nicht, daß es für mich höchſt gefährlich ſeyn würde, wenn Valer ſeine Schweſter mit ſich nehmen ſollte? Die Weiberfeindſchaft hat in meinem Herzen noch nicht allzu tiefe Wurzeln geſchlagen. Laura iſt munter und ſchön, und was das vornehmſte iſt, ſie iſt die Tochter eines Weiberfeinds, den ich mir in allem zur Nachahmung vorgeſtellt habe. Wie leicht könnte es nicht kommen, daß ich ſie, — ich will nicht ſagen, heyrathete; denn das möchte noch der geringſte Schaden ſeyn; ſondern daß ich ſie gar — — der Himmel wende das Unglück ab! — — daß ich ſie gar liebte. Alsdenn gute Nacht, Weiberfeindſchaft! Und vielleicht käme ich, nach vielem Unglücke, in Ihrem Alter kaum, wieder zu mir ſelbſt.

Wumsh. Behüte der Himmel, daß das daraus entſtehen ſollte! — — Doch trauen Sie Sich mehr zu, Herr Lelio; Sie ſind zu vernünftig. Wie geſagt, mein Sohn, du kannſt dich darauf verlaſſen: deine Schweſter ſoll mit dir; ſie muß mit dir. Ich will gleich gehen, und es ihr ſagen.

(er geht ab)

Vierter Auftritt.

Lelio. Valer.

Valer. Liebſte Hilaria, was ſoll ich noch anfangen? Sie ſehen —

Lelio. Ich ſehe, daß Sie zu ungeduldig ſind, Valer —

Valer. Zu ungeduldig? Sind wir nicht ſchon acht Tage hier? Warum war ich nicht leichtſinnig genug, mich um die Einwilligung meines Vaters nicht zu bekümmern? Warum mußte Hilaria für die Schwachheit ſeines mürriſchen Alters ſo viel Gefälligkeit haben? Der Einfall, den Sie hatten, Sich in der Verkleidung einer Mannsperſon, unter dem Namen Ihres Bruders, ſeine Gewogenheit vorher zu erwerben, war der ſinnreichſte von der Welt, der uns am geſchwindeſten zu unſerm Zwecke zu führen verſprach. Und doch will er zu nichts helfen.

Lelio. Sagen Sie das nicht; denn ich glaube, unſre Sache iſt auf einem ſehr gutem Wege. Habe ich, als Lelio, ſeine Freundſchaft, und ſein ganzes Vertrauen nicht weg?

Valer. Und dieſes ohne Wunderwerke. Sie ſtellen Sich ihm ja in allem gleich.

Lelio. Muß ich es denn nicht thun?

Valer. Aber nicht ſo ernſtlich. Anſtatt, daß Sie ihn von ſeinem eigenſinnigen Wahne abbringen ſollten, beſtätigen Sie ihn darinn. Das kann unmoglich gut gehen! — Noch eins, liebſte

Hilaria: gegen meine Schweſter treiben Sie gleichfalls die Maskerade viel zu weit.

Lelio. Es wird aber doch immer ein Schattenſpiel bleiben! Und ſo bald ſie erfährt, wer ich bin, ſo iſt alles wieder in ſeinem Gleiße.

Valer. Wenn ſie es nicht zu ſpät erfährt. Ich weiß wohl, da Sie als Mannsperſon hier erſchienen, durften Sie Sich nicht entbrechen, ihr einige Schmeicheleyen zu ſagen. Aber Sie hätten dieſe Schmeicheleyen ſo froſtig, als moglich, ſagen ſollen; ohne einen ernſthaft ſcheinenden Anſchlag auf ihr Herz zu machen. Jetzt iſt mein Vater ihr anzudeuten gegangen, daß ſie mit uns reiſen ſoll. Denken Sie an mich, das wird, mit dem Sprüchworte zu reden, Waſſer auf ihre Muhle ſeyn. Für uns zwar kann freylich damit nichts verdorben werden; aber für einen andern deſto mehr.

Lelio. Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Leander —

Valer. Leander hat ſchon lange Zeit in dem beſten Vernehmen mit ihr geſtanden; und nur der Proceß, in welchen er mit unſerm Vater verwickelt iſt, hat ihn, durch die Furcht einer ſchimpflich abſchläglichen Antwort, abgehalten, um ihre Hand zu bitten. Endlich aber hat es der dienſtfertige Herr Selbiſt auf ſich genommen, ihn wegen dieſer Furcht in Sicherheit zu ſetzen. Er will ſelbſt der Brautwerber ſeyn, und die Wendung, die er ſeinem Anſuchen geben will, wäre die thörichſte von der Welt, wenn er nicht mit einem Manne zu thun hätte, deſſen Thorheit ſich nicht anders, als mit Thorheit beſtreiten läßt.

Lelio. Eine artige Umſchreibung Ihres Vaters!

Valer. Es geht mir nahe genug, daß ich hierinn nicht anders von ihm denken kann! — Haben Sie nur die Gütigkeit, ſchönſte Hilaria, und lenken ein wenig ein. Führen Sie Sich gleichgültiger gegen meine Schweſter auf, damit Leander Sie nicht als einen Nebenbuhler anſehen darf, der ihm Schaden thut, ohne ſelbſt am Ende den über ihn erlangten Vortheil brauchen zu können. Auch meinen Vater müſſen Sie mehr für diejenige Perſon, die Sie ſind, als für die, welche Sie zu ſeyn ſcheinen, einzunehmen ſuchen. Sie müſſen anfangen, ſeinen Grillen zu widerſprechen, und ihn durch die Macht, die Sie über ihn erlangt haben, wenigſtens dahin bringen, daß er Hilarien für die einzige ihres Geſchlechts hält, die von ſeinem Haſſe ausgenommen zu werden verdient. Sie müſſen —

Lelio. Sie müſſen nicht immer ſagen: Sie müſſen. — — Mein guter Valer, Sie verſprechen, ein ziemlich gebieteriſcher Ehemann zu werden. Gönnen Sie mir doch immer die Luſt, die angefangene Rolle, nach meinem Gutdünken, auszuſpielen.

Valer. Wenn ich nur ſähe, daß Sie an das Ausſpielen dächten. So aber denken Sie nur an das Fortſpielen, verwickeln den Knoten immer mehr und mehr, und endlich werden Sie ihn ſo verwickelt haben, daß er gar nicht wieder aufzuwickeln iſt.

Leli. Nun wohl; wenn er nicht wieder aufzuwickeln iſt, ſo machen wir es, wie die ſchlechten Komödienſchreiber, und zerreiſſen ihn.

Valer. Und werden ausgeziſcht, wie die ſchlechten Komödienſchreiber.

Lelio. Immerhin!

Valer. Wie martern Sie mich mit dieſer Gleichgültigkeit, Hilaria!

Lelio. Das war zu ernſthaft, Valer! Ich bin im Grunde ſo gleichgültig nicht; und Sie davon zu überzeugen: — gut! — ſo will ich noch heute einen Schritt in unſerm Plane thun, den ich nicht genug vorbereiten zu können, geglaubt habe. Wir wollen die Hilaria erſcheinen laſſen, und verſuchen, was ſie für Glück in ihrer wahren Geſtalt haben wird.

Valer. Sie entzücken mich! — Ja, liebſte Hilaria, wir können nicht genug eilen, unſer Schickſal zu erfahren. Hilft es nichts, ſo haben wir doch alles gethan, was in unſern Kräften ſteht; und ich werde es endlich über mein Gewiſſen bringen können, einem wunderlichen Vater die Stirne zu bieten. Ich muß Sie beſitzen, es koſte, was es wolle. Wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich mich öffentlich dieſer Hand werde rühmen können — — (indem er die Hand küßt)

Fünfter Auftritt.

Wumshäter. Die Vorigen.

Wumsh. (welcher Valeren die Hand der Hilaria küſſen ſieht.) Ey! ey! mein Sohn, thuſt du doch mit dem Bruder deiner Braut, als ob es die

Braut ſelber wäre. Sieh, wie du zuſammenfährſt!

Lelio. Er vergißt ſich oft, der gute Valer. — Aber wiſſen Sie, woher es kommt?

Wumsh. Das kann ich nicht wiſſen. — In Parentheſi, mein Sohn, es iſt richtig; deine Schweſter will mit dir reiſen. Sie war mit meinem Vorſchlage zufriedener, als ich glaubte. — Aber nun, Herr Lelio, woher kömmt es denn, was Sie ſagen wollten?

Lelio. (ſachte zum Valer) Geben Sie Acht, Valer; jetzt wird ſich unſer Anſchlag einleiten laſſen

Wumsh. Sagen Sie doch, Lelio, was meynten Sie denn?

Lelio. Sie ertappten den hitzigen Valer in einer Entzückung, die für eine männliche Freundſchaft ein wenig zu zärtlich iſt. Sie wunderten Sich, und glaubten, er müßte mich für meine Schweſter anſehen. — Wie durchdringend iſt Ihr Verſtand, mein Herr Wumshäter. Getroffen! dafür ſieht er mich auch wirklich, in der Trunkenheit ſeiner Leidenſchaft, nicht ſelten an. Allein dieſes Quid pro quo iſt ihm zu vergeben; weil es unmöglich iſt, daß iſt, zwey Tropfen Waſſer einander ähnlicher ſeyn ſollten, als ich und meine Schweſter einander ſind. So oft er mich daher ſcharf ins Geſicht faſſet, glaubt er auch ſie zu ſehen, und kann ſich nicht enthalten, mir einige der ehrfurchtsvollen Liebkoſungen zu erzeigen, die er ihr zu erzeigen gewohnt iſt.

Wumsh. Wie abgeſchmackt!

Lelio. Nicht wenige ſeines Gelichters, ſind noch weit abgeſchmackter. Ich kenne einen gewiſſen Lidio, welcher mit einem verwelkten Blumenſtrauße, den ſeine Gebieterinn vor Jahr und Tag an dem Buſen getragen, nicht anders umgeht, als ob es ſeine Gebieterinn ſelbſt wäre. Er ſpricht ganze Tage mit ihm, er küßt ihn, er fällt vor ihm nieder — —

Wumsh. Und iſt noch nicht ins Tollhaus gebracht? — Mein Sohn, mein Sohn, werde doch ja durch fremden Schaden klug, und ſteure der Liebe, ſo lange ihr noch zu ſteuren iſt. Bedenke doch nur, mit einem Blumenſtrauße zu ſprechen; vor ihm nieder zu fallen! Können die Wirkungen von dem Biſſe eines raſenden Hundes wohl erſchrecklicher ſeyn?

Lelio. Gewiß nicht. Aber wieder auf meine Schweſter zu kommen — —

Wumsh. Die Ihnen ſo ähnlich ſeyn ſoll? Wie ähnlich wird ſie Ihnen nun wohl ſeyn? Man wird ohngefähr erkennen können, daß Sie beide aus einer Familie ſind.

Lelio. Kleinigkeit! Unſere Aeltern ſelbſt, konnten uns in der Kindheit nicht unterſcheiden, wenn wir aus Muthwillen die Kleider vertauſcht hatten.

Valer. Und nun bedenken Sie einmal, liebſter Herr Vater; wenn es wahr iſt, was Sie oft ſelbſt geſagt haben, daß ſchon aus dem Aeuſſerlichen des Herrn Lelio, aus ſeiner Geſichtsbildung, aus ſeinen Mienen, aus dem beſcheidenen Feuer ſeiner Augen, aus ſeinem Gange, der innere Werth ſeiner Seele, ſein Verſtand, ſeine Tugend, und alle die Eigenſchaften, die Sie an ihm ſchätzen, zu ſchlieſſen waren; bedenken Sie einmal, ſage ich, ob man bey ſeiner liebenswürdigen Schweſter aus eben dem Aeuſſerlichen, aus eben der Geſichtsbildung, aus eben den Mienen, aus eben den Augen, aus eben dem Gange, einen andern Schluß zu machen habe? Gewiß nicht.

Wumsh. Gewiß ja! Damit du mich aber nicht zwingen kannſt, dir dieſes weitläuftig zu beweiſen, ſo darf ich es nur platterdings für unmöglich erklären, daß ſeine Schweſter ihm ſo ähnlich ſehen kann, als ihr ſagt.

Lelio. Beweiſen Sie ihm ja lieber jenes, Herr Wumshäter, als daß Sie dieſes leugnen ſollten, denn Sie möchten ſonſt, vielleicht noch heute, durch den Augenſchein eingetrieben werden.

Wumsh. Wie ſo durch den Augenſchein?

Lelio. Hat es Ihnen Valer noch nicht geſagt, daß er meine Schweſter heut erwartet?

Wumsh. Wie? ſie will ſelbſt kommen? Aller Hochachtung unbeſchadet, Herr Lelio, die ich gegen Sie hege, muß ich Ihnen doch frey bekennen, daß ich nicht ein Bißchen begierig bin, Ihr weibliches Ebenbild kennen zu lernen.

Valer. Und eben, weil ich dieſes wußte, Herr Vater, habe ich Ihnen noch bis ietzt von ihrer Ankunft nichts ſagen wollen. Ich will aber doch hoffen, daß ich das Vergnügen haben darf, ſie Ihnen vorzuſtellen?

Wumsh. Wenn du nur nicht verlangſt, daß ich ihr, als meiner künftigen Schwiegertochter begegnen ſoll.

Valer. Aber als der Schweſter des Lelio werden Sie ihr doch begegnen?

Wumsh. Nach dem ich ſie finde. — — Nun, was willſt du, Laura? —

Sechſter Auftritt.

Laura. Die Vorigen.

Laura. Ihnen nochmals danken, liebſter Herr Vater, daß Sie ſo gütig ſeyn wollen, mich meinem Bruder mit zu geben.

Wumsh. Laß nur gut ſeyn! —

Laura. Ihre väterliche Liebe iſt meiner Bitte zuvor gekommen.

Wumsh. Schweig doch! —

Laura. Wahrhaftig, ich habe Sie ſelbſt darum erſuchen wollen.

Wumsh. Was gehts mich an?

Laura. Nur wußte ich nicht, wie ich meine Bitte am behutſamſten vorbringen ſollte. Ich fürchtete, —

Wumsh. Ich fürchte, daß ich mir noch die Schwindſucht über dein Plaudern an den Hals ärgern werde.

Laura. Ich fürchtete, ſag ich, Sie möchten meine Begierde, bey meinem Bruder zu leben, einer falſchen Urſache beymeſſen. —

Wumsh. Biſt du noch nicht fertig?

Laura. Einem ſträflichen Ueberdruſſe vielleicht, länger bey Ihnen zu bleiben. —

Wumsh. Ich werde dir das Maul zuhalten müſſen.

Laura. Aber ich verſichere, — —

Wumsh. Nun, wahrhaftig, ein Pferd, das den Koller bekömmt, iſt leichter aufzuhalten, als das Plappermaul eines ſolchen Nickels. — Du ſollſt wiſſen, daß ich nicht im geringſten dabey auf dich geſehen habe. Ich gebe dich dem Bruder mit, weil du dem Bruder die Haushaltung führen ſollſt, und weil ich dich los ſeyn will. Ob es dir aber angenehm, oder unangehm iſt, das kann mir gleich viel gelten.

Laura. Ich höre wohl, Herr Vater, daß Sie nur deßwegen Ihre Wohlthat ſo klein und zweydeutig machen, um mich einer formellen Dankſagung zu überheben. Ich ſchweige alſo. — Aber du, mein lieber Bruder. —

Wumsh. Ja, ja; ſie ſchweigt, das iſt: ſie fängt mit einem andern an zu plaudern.

Laura. Du wirſt mich doch hoffentlich nicht ungern mit dir nehmen?

Valer. Liebe Schweſter, — —

Laura. Gut, gut; erſpare nur deine Verſicherungen. Ich weiß ſchon, daß du mich liebſt. Wie vergnügt will ich in deinem Umgange ſeyn, den ich ſo viele Jahre habe entbehren müſſen.

Valer. Ich kann dir es unmöglich zumuthen, eine geliebte Vaterſtadt, wo du ſo viele Freunde und Verehrer haſt, meinetwegen mit einem ganz unbekannten Orte zu vertauſchen.

Wumsh. Aber ich muthe es ihr zu! Ich will doch nicht hoffen, daß ihr mit einander komplimentirt?

Laura. Hörſt du? — — Und was willſt du denn mit deiner ganz unbekannten Stadt? Werde ich dich nicht da haben? Wird nicht Lelio da ſeyn? Werde ich nicht ſeine vortreffliche Schweſter da finden? (zum Lelio) Erlauben Sie mir, mein Herr, —

Wumsh. Das dacht ich wohl, ihr Schnadern geht die Reihe herum.

Laura. Erlauben Sie mir, ſag ich, Ihre Schweſter immer im voraus, als meine Freundinn zu betrachten. Sie darf nur die Hälfte von den Vollkommenheiten ihres Bruders beſitzen, wenn ich ſie eben ſo ſehr lieben ſoll, als ich dieſen hochſchätze.

Wumsh. Nu? ich glaube gar, du unterſtehſt dich, ehrlichen Leuten Schmeicheleyen zu ſagen? — Es thut mir leid, Herr Lelio, daß Sie das unbeſonnene Ding ſchamroth machen ſoll.

Valer. (ſachte zum Lelio) Antworten Sie ihr ja nicht zu verbindlich. — —

Lelio. Liebenswürdige Laura, — —

Valer. (ſachte zum Lelio) Nicht zu verbindlich, ſag. ich —

Laura. Schönſte Laura, — —

Valer. (ſachte zum Lelio) Nehmen Sie Sich in Acht! — —

Lelio. Madmoiſell, — —

Wumsh. (zur Laura) Da, ſieh einmal, wie verwirrt du ihn gemacht haſt. Aber es iſt ein Zeichen ſeines Verſtandes; denn je verſtändiger ein Mann iſt, deſto weniger kann er ſich aus euerm Gickelgackel und Wiſchiwaſchi nehmen. — Kommen Sie nur, Lelio, wir wollen lieber im Garten ein wenig auf und niedergehen, als bey dem Weibsbilde länger bleiben. Folge uns ja nicht nach! Aber du, Valer, kannſt mitkommen. (Lelio macht der Laura eine Verbeugung) Ey, was ſoll das? Sie werden ſich doch wohl kein Gewiſſen machen, ihr ohne Referenz den Rücken zuzukehren? (Laura erwiedert die Verbeugung) Und dir, Mädel, ſag ich, laß die Knickſe bleiben, oder — — Das verwünſchte Pack! Wenn die Zunge müde iſt, ſo verfolgt es einen noch mit Grimaſſen.

Valer. Ich werde gleich nachkommen.

(Wumsh. und Lelio gehen ab.)

Siebender Auftritt.

Valer. Laura.

Valer. Nun, Schweſter, ſage mir einmal, was ich von dir denken ſoll?

Laura. Sage mir doch erſt, was ich von deinem Lelio denken ſoll?

Valer. Du biſt wirklich entſchloßen, mit mir zu reiſen?

Laura. Wer es doch glaubte, daß Lelio kein Kompliment zu beantworten wiſſe! Ich kenne ihn beſſer. Wie viel ſchöne Sachen hat er mir nicht vorgeſagt, wenn er mich dann und wann allein gefunden. Aber, Bruder, er ſoll mir ſie gewiß nicht mehr allein ſagen. Ich will ihn bald dazu bringen, daß er mir ſie in deiner, und des Vaters Gegenwart, ſagen ſoll. Daß er ſich gegen dieſen bisher verſtellt, daran hat er ſehr wohl gethan. Er mußte ſich ſeiner Gewogenheit verſichern. Aber nun, ſollte ich meynen, könnte er die Maske ſchon nach und nach ein wenig aufheben.

Valer. Ich erſtaune! — —

Laura. Ich möchte doch wiſſen, worüber? Bin ich erſtaunt, daß du ſeiner Schweſter gefallen haſt?

Valer. Das heißt, ich ſoll ſo billig ſeyn, und auch nicht darüber erſtaunen, daß du ihrem Bruder gefallen haſt. Aber Leander — —

Laura. Sage mir nur nichts von Leandern, ich bitte dich. Der ſollte längſt wiſſen, woran er wäre. Habe ich ihm nicht, ſeit einigen Tagen, alle ſeine Briefe unerbrochen wieder zurück geſchickt?

Valer. Aber nur ſeit einigen Tagen.

Laura. Spöttiſcher Bruder! — Könnte es dir denn aber unangenehm ſeyn, wenn du mit der Familie des Lelio auf eine doppelte Art verbunden würdeſt?

Valer. Ich wette wie viel, daß du dich nicht deutlicher erklären kannſt!

Laura. Wette nicht; denn ſieh, ob du nicht die Wette verlohren hätteſt. — Ich weiß, woran ich mit dem Lelio bin. Er hat mir ſeine Liebe geſtanden; mit mehr Lebhaftigkeit, mit mehr Zärtlichkeit, als es Leander jemals gethan hat. Und weißt du denn nicht, wie wir Mädchen es machen? Wenn ich zu meinem Kaufmanne in das Gewölbe komme, ich verſichre dich, ich kaufe niemals den Stof, den ich zuerſt behandelt habe. Und wollte der Kaufmann darüber verdrüßlich werden, ſo würde ich ſagen: warum weiſen ſie mir den nicht gleich zu erſt, der mir am beſten gefällt?

Laura. Der Kaufmann wird darüber nicht verdrießlich werden, denn er weiß aus der Erfahrung, daß, wenn ihr euch lange und viel beſonnen habt, ihr endlich doch auf das Schlechteſte fallt; auf eine Farbe, auf ein Muſter, das längſt nicht mehr Mode geweſen. Und eher merkt ihr auch euern Selbſtbetrug nicht, als bis ihr den Einkauf zu Hauſe mit Muſe beſehen habt. Wie ſehr wünſcht ihr euch alsdenn das, was ihr zu erſt behandelt hattet!

Laura. Du kannſt ein Gleichniß vortrefflich ausführen. Willſt du nicht ſo gut ſeyn, und es nunmehr auch appliciren? Es liegt keine ſchlechte Anpreiſung des Lelio darinn. O, er ſoll es erfahren, wie ſehr du ihm das Wort ſprichſt; er ſoll es heute noch erfahren. Lebe wohl, Bruder!

Valer. Ein Wort im Ernſt, Schweſter.

Laura. Im Ernſte? bisher alſo haſt du geſcherzt? Ja, das laß ich gelten.

Valer. Höre, ich ſage dir mit trocknen Worten: Lelio kann unmöglich der deinige werden; glaube mir, er kann es unmöglich werden; unmöglich!

Laura. Ha! ha! ha! Wenn ich nun nicht bald gehe, ſo wirſt du mir vielleicht vertrauen, daß er ſchon verheyrathet ſey. Ha! ha! ha! (geht ab)

Valer. Närriſches Mädchen! — Ich habe es wahrhaftig nicht wagen dürfen, ihr von dem Anſchlage des Herrn Solbiſt etwas zu ſagen. Sie würde ihm bey dem Vater zuvorkommen; und alsdenn wäre alles aus. Wir müſſen ihr wider ihren Willen dienen, wenn ſie uns am Ende danken ſoll. — Da iſt ſie ja ſchon wieder.

Laura. (kommt ganz ernſthaft zurück) Bruder —

Valer. Nun, ſo ernſthaft?

Laura. Unmöglich, haſt du geſagt? Erkläre mir doch dieſe Unmöglichkeit.

Valer. Der Vater erwartet mich in dem Garten. Ich muß dir es alſo ganz kurz erklären. Unmöglich iſt das, — was nicht möglich iſt. Auf Wiederſehen, liebe Schweſter. (geht ab.)

Laura. So? Ich bedanke mich! — Geduld! ich muß ſehen, wie ich den Lelio zu ſprechen bekomme. (geht ab)

(Ende des erſten Aufzugs.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lelio oder **Hilaria.**

Bald werde ich es ſelbſt glauben, daß ich der guten Laura zu viel Liebkoſungen gemacht habe. Wir armes Geſchlecht! Wie leicht ſind wir zu hintergehen! Sie winkte mir eben ietzt ſehr vertraulich; ſie wird mich ſprechen wollen. Ja, ja, dacht ich es doch! Gut, daß ich mich gefaßt gemacht habe.

Zweyter Auftritt.

Laura. Lelio.

Laura. Armer Lelio, haben Sie Sich von der verdrüßlichen Geſellſchafft meines Vaters endlich los gemacht? Wie ſehr wünſchte ich, daß doch nur eine Perſon in unſerm Hauſe ſeyn möchte, deren angenehmere Geſellſchafft Sie ſchadlos halten könnte.

Lelio. (bey Seite) Sie weiß ein verliebtes Geſpräch vortrefflich einzufädeln! Schwerlich werde ich die Vorbereitungen zu meinem Rückzuge eben ſo fein zu machen wiſſen.

Laura. Sie antworten mir nicht?

Lelio. Was ſoll ich Ihnen antworten?

Laura. Es iſt wahr, was ſoll man antworten, wenn einem die Antwort in den Mund gelegt wird? Sie hätten mir es eben ſo galant, gerade herausſagen können: daß wenigſtens ich die gedachte Perſon nicht ſey.

Lelio. Grauſame Laura!

Laura. Barmherziger Lelio!

Lelio. Barbariſche Schöne!

Laura. Noch mehr? — Haben Sie Mitleiden, und machen mich menſchlicher.

Lelio. Sie ſpotten meiner? — Ich Unglücklicher! O, daß ich Sie niemals, oder wenigſtens eher gekannt hätte!

Laura. Noch kein Ende mit Ihren Ausruffungen? Aber was wollen Sie damit?

Lelio. Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie eine Flamme in mir ernähren, die mich ohne Hülfe verzehren wird?

Laura. Nun kommen Sie doch allmälig ins Fragen, und ich habe Hofnung bald aus Ihnen klug zu werden.

Lelio. Womit habe ich es verſchuldet, daß Sie mich in eine hofnungsloſe Liebe verwickeln?

Laura. Fragen Sie weiter, vielleicht findet ſich doch etwas, worauf ich antworten kann.

Lelio. War Ihnen denn ſo viel daran gelegen, mich zu einem unſchuldigen Schlachtopfer Ihrer Reitze zu machen! Was für ein Vergnügen verſprachen Sie Sich aus meiner Verzweiflung? Genieſſen Sie es nur, genieſſen Sie es. Aber daß es ein andrer mit genieſſen ſoll, der Sie unmöglich ſo zärtlich lieben kann, als ich Sie liebe, das geht mir durch die Seele!

Laura. Im Vorbeygehen: Sie ſind doch wohl nicht gar eiferſüchtig?

Lelio. Eiferſüchtig? Nein, man hört auf, eiferſüchtig zu ſeyn, wenn man alle Hoffnung verloren hat, und man kann weiter nichts ſeyn, als neidiſch.

Laura. (bey Seite) Was ſoll ich von ihm denken? — Darf man den Glücklichen nicht wiſſen, den Sie beneiden?

Lelio. Fahren Sie nur fort, Sich zu verſtellen. Ihre Verſtellung eben hat mein Unglück gemacht. Je ſchöner ein Frauenzimmer iſt, deſto aufrichtiger ſollte es ſeyn; denn nur durch ihre Aufrichtigkeit kann es dem Schaden vorbauen, den ſeine Schönheit verüben würde. Gleich nach den erſten Höflichkeitsbezeigungen, wenigſtens gleich nach den erſten zärtlichen Blicken, die ich auf Sie richtete, gleich nach den erſten Seufzern, die mir meine neue Liebe auspreßte, hätten Sie zu mir ſagen ſollen: „Mein Herr, ich warne Sie, ſeyn Sie „auf Ihrer Hut. Laſſen Sie Sich meine Schön„heit nicht zu weit führen; Sie kommen zu ſpät, „mein Herz iſt bereits verſagt„ — Das hätten Sie zu mir ſagen ſollen, und ich würde mich nicht mehr unterſtanden haben, eines andern Gut zu begehren.

Laura. (bey Seite) Hun, daß ihm mein Bruder von Leandern etwas in den Kopf geſetzt hat?

Lelio. Allzu glücklicher Leander!

Laura. (bey Seite) Ja, ja, es iſt richtig. Das will ich ihm gedenken. — Mein Herr, —

Lelio. Nur keine Entſchuldigungen, Madmoiſell! Sie könnten leicht das Uebel ärger machen, und ich könnte anfangen zu glauben, daß Sie mich wenigſtens bedauerten. Ich kenne die geheiligten Rechte einer erſten Liebe, wofür ich Ihre Liebe gegen Leandern halte. Ich will mich des thörichten Unternehmens, ſie zu ſchwächen, nicht ſchuldig machen. Alles würde vergebens ſeyn —

Laura. Ich erſtaune über Ihre Leichtgläubigkeit.

Lelio. Sie haben Recht, darüber zu erſtaunen. Konnte ich mir etwas thörichters einbilden, als daß Ihre bezaubernden Reitze auf mich ſollten gewartet haben, Ihre Macht über ein empfindliches Herz zu äußern?

Laura. Dieſe Leichtgläubigkeit würde Ihnen zu vergeben geweſen ſeyn. Merken Sie denn aber nicht, oder wollen Sie es nicht merken? —

Lelio. Und was, ſchönſte Laura? —

Laura. Daß es eine ganz andere Leichtgläubigkeit iſt, die mich an Ihnen ärgert. —

Lelio. Eine andere?— Sie haben Recht! — Ah, ich Dummkopf! —

Laura. Nun?

Lelio. Ich kann meine Augen, vor Scham, nicht aufſchlagen. —

Laura. Vor Scham?

Lelio. Wie lächerlich muß ich Ihnen vorkommen? —

Laura. Ich wüßte nicht —

Lelio. Wie abgeſchmackt erſcheine ich mir ſelbſt! —

Laura. Mit Ihren Erſcheinungen! — Und warum denn? —

Lelio. Ja wohl, wie lächerlich, wie abgeſchmackt, daß ich Hoflichkeit für Zärtlichkeit; geſellſchaftliche Verbindlichkeiten für Merkmale einer werdenden Liebe gehalten habe! Das, das iſt die Leichtgläubigkeit, die Ihnen an mir ſo ärgerlich iſt; eine Leichtgläubigkeit, die deſto ſträflicher wird, je mehr Stolz ſie vorausſetzt.

Laura. Lelio! —

Lelio. Aber vergeben Sie mir; ſeyn Sie großmüthig, ſchönſte Laura; richten Sie mich nicht nach aller Strenge. Meine Jugend verdient Ihre Nachſicht. Welche Mannsperſonen von meinen Jahren, von meiner Bildung, von meiner Lebhaftigkeit, iſt nicht ein wenig G·ck? Es iſt unſere Natur. Jeder lächlende Blick, dünkt uns der Zoll unſrer Verdienſte, oder die Huldigung unſres Werths; ohne zu unterſuchen, ob er nicht bloß aus Zerſtreuung, ob er nicht aus Mitleid, ob er nicht wohl gar aus Hohn auf uns gefallen. —

Laura. O, Sie machen mich ungeduldig. — Ich weiß gar nicht, wie es mit Ihrem kleinen Gehirne dann und wann ſtehe.

Lelio Nicht immer zum beſten. — Aber beſorgen Sie von mir weiter nichts. Sie haben mich in die Schranken meiner Geringfügigkeit zurück gewieſen. —

Laura. Noch mehr? — Ich ſehe meinen Vater kommen, ich muß es kurz machen — Daß Sie ein albernes Mährchen von einem gewiſſen Leander Sich ſo leicht für Wahrheit aufbinden laſſen, das, das iſt die Leichtgläubigkeit, die mich an Ihnen verdrießt — Ich verlaſſe Sie; folgen Sie mir unvermerkt in das Gartenhauß. — Sie ſollen Beweiſe haben, daß man Sie hintergehen will. — (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Wumshäter. Valer. Lelio.

Lelio. Ich werde dir nicht folgen, gutes Kind! Wüßte ich doch nicht, was mir ſo ſauer geworden wäre, als dieſe Unterredung.

Wumsh. Sie ſind mir ja unter den Händen weggekommen, Herr Lelio. — Was mir mein Sohn den Kopf warm macht, das können Sie kaum glauben! Sieh, über dein verwünſchtes Anhalten, habe ichs ganz vergeſſen, daß Herr Solbiſt zu mir kommen wollen. Wo er nur nicht ſchon da geweſen iſt! Meine Leute ſagen mir auch gar nichts. Aber woher kömmts? Da hat mich der Himmel mit lauter weiblicher Aufwartung beſtraft, und wenn ich ja einmal einen guten Menſchen zur Aufwartung habe, ſo vergeht kein Monat, daß ihn nicht das verdammte Mädel, die Liſette, in ihren Stricken hat. Nu, nu, iſt nur meine Tochter erſt fort, ſo will ich auch keine weibliche Fliege mehr unter meinem Dache leiden.

Valer. Sehen Sie, Herr Vater, itzt eben kömmt Herr Solbiſt.

Vierter Auftritt.

Solbiſt. (in ſeiner groſſen Zipfelperuque und einen Pack Acten unter dem Arme.) **Die Vorigen.**

Wumsh. Ey, ſind Sie es denn, mein lieber Herr Solbiſt?

Solbiſt. Ja freylich bin ichs.

Valer. (ſachte zum Lelio) Laſſen Sie ihm ja nicht merken, daß Sie von ſeinem Anſchlage etwas wiſſen; denn alles ſollen bey ihm Geheimniſſe ſeyn.

Wumsh. Nun, was bringen Sie mir gutes?

Solbiſt. Habe ichs nicht gleich lieber ſollen vor der Hausthüre ſagen? — Geduld! Ich muß ganz in geheim mit Ihnen ſprechen.

Wumsh. Ganz in geheim? Sie machen mich unruhig.

Solbiſt. (zu dem Lelio, welcher ihn von unten und oben betrachtet) Nun, was begucken Sich mich da?

Lelio. Ich bewundere Sie.

Solbiſt. Wie ein Bauer, der einmal in die Stadt kömmt, ein groß Haus.

Lelio. Ich ſehe, Sie haben Sich heute auſſerordentlich geputzt.

Solbiſt. Ich will ein Schelm ſeyn, wenn es um Ihrentwillen geſchehen iſt.

Lelio. In dieſer Peruque könnten Sie Sich vor die Europäiſche Fama ſtechen laſſen.

Solbiſt. Vexiren Sie mich heute nur nicht; heute bin ich in meinen Berufsverrichtungen. Ein andermal können Sie Ihren Spaß mit mir haben. Heute reſpectiren Sie mein Amt.

Lelio. Ich habe allen Reſpeckt vor Ihre Ackten.

Solbiſt. Die Spötterey hätten Sie können weglaſſen. Iſt es meine Schuld, daß ich mir ſie ſelber tragen muß? Nein, gewiß nein! Ich habe nun lange genug der undankbaren Stadt, und der lieben Dorfſchaft, als ein betreibſamer Rechtskonſulent gedient; und meine Dienſte hätten mir, von Rechtswegen, ſchon ſo viel abwerffen ſollen, daß ich mir einen Jungen, einen Schreiber, einen

Sekretär, oder ſo etwas, halten könnte. Aber wer kann denn das Glück zwingen? Bis ietzt bin ich mir alles noch ſelbſt. Sobald ich mir aber einen Jungen, oder ſo etwas, werde halten können, wird meine Großmuth, Sie dazu in Vorſchlag zu bringen, nicht anſtehen.

Lelio. Sie ſcherzen, Herr Solbiſt; und das ſehr fein.

Solbiſt. Ich ſcherze nie anders. Doch, Herr Wumshäter, machen Sie, machen Sie, daß die Leutchen wegkommen. Ich muß allein mit Ihnen reden.

Lelio. Sie dürffen ja nur im Kanzeleyſtile mit ihm reden; und es wird ſo gut ſeyn, als ob wir nicht da wären.

Wumsh. Aber es ſind ja meine Freunde; was Sie mir zu ſagen haben, können Sie ja wohl in ihrer Gegenwart ſagen.

Solbiſt. Sie wollen mich alſo nicht hören? Gut! — — (er will gehen)

Lelio. Wir wollen Sie ſeinem Eigenſinne nicht ausſetzen, Herr Wumshäter. Bleiben Sie nur, Herr Solbiſt; wir gehen ſchon. (ſachte zum Valer.)

Valer) Kommen Sie, Valer; es wird ohne dem bald Zeit ſeyn, daß ich mich umkleide.

Wumsh. Nehmen Sie es doch nicht übel!

(Valer und Lelio gehen ab)

Fünfter Auftritt.

Wumshäter. Solbiſt.

Wumsh. Laſſen Sie doch nunmehr hören, Herr Solbiſt, was Sie mir für Geheimniſſe zu vertrauen haben.

Solbiſt. Sind ſie weg? — Treten Sie hierher! Sie möchten an der Thüre horchen.

Wumsh. Nun?

Solbiſt. Herr Leander —

Wumsh. Hat ihn der Henker geholt?

Solbiſt. St! Hören Sie doch nur. Herr Leander will — (ſachte ins Ohr) will ſich mit Ihnen vergleichen?

Wumsh. (ſehr laut) Was? will ſich mit mir vergleichen?

Solbiſt. St! ſt! Ja, er will. Er hat ſich von mir laſſen übern Tölpel ſtoßen.

Wumsh. (ſehr laut) Sie mögen ſelber ein Tölpel ſeyn. Ich mag mich mit ihm nicht vergleichen. Wie viele hundertmal habe ich Ihnen das nicht auf das theuerſte verſichert?

Solbiſt. St! ſt! ſt! Mit Ihrem verzweifelten Schreyen werden Sie mich um Ehre, Reputation, Kredit und alles bringen. Wenn es nun jemand gehört hat?

Wumsh. O, das Zeugniß will ich Ihnen vor aller Welt geben, daß Sie nichts als meinen Ruin ſuchen. Vergleichen? habe ich nicht die gerechteſte Sache?

Solbiſt. Auch die gerechteſte Sache kann verloren werden, wenn ſie wie die Ihrige ſteht. Ihre ſelige Frau hat es ſchon zu weit kommen laſſen.

Wumsh. Das verwünſchte Weib! kömmt nicht all mein Unglück von Weibern her?

Solbiſt. Nicht allein Ihr Unglück, ſondern überhaupt alles Unglück, das in der Welt geſchieht, — wie ich hernach erweiſen werde. Machen Sie nur, daß Sie den Beweis bald hören können, und ſagen Sie mir kurz, ob es Ihnen nicht lieb ſeyn würde, wenn Leander — ich will nicht ſagen, ſich mit Ihnen vergliche: denn von Vergleichen wollen Sie nichts hören — ſondern unter einer kleinen, ganz kleinen Bedingung, den Proceß hängen ließ.

Wumsh. Hängen ließ? So, daß ich ihn gleichſam gewonnen hättte? Ja, das wäre noch etwas. Aber was iſt es denn für eine Bedingung?

Solbiſt. Eine Bedingung, die vollkommen nach Ihrem Sinne ſeyn wird.

Wumsh. Nun?

Solbiſt. Kurz, Leander will den Proceß unter der Bedingung hängen laſſen, — unter der Bedingung, Herr Wumshäter — (ſachte ins Ohr) daß Sie ſein Unglück machen wollen.

Wumsh. (ſehr laut) Was? daß ich ſein Unglück machen will?

Solbiſt. Sie werden mit Ihrer verrätheriſchen Auktionatorſtimme noch meines machen. Ich thue meine Dinge alle gern heimlich, und in der Stille. Aber Sie, Sie — ich wette, Leander hat es in ſeinem Hauſe gehört!

Wumsh. Nun ſo entdecken Sie mir denn ganz heimlich, auf welche Weiſe ich ſein Unglück machen kann?

Solbiſt. Nichts iſt leichter. Hören Sie nur, im Vertrauen; der Menſch iſt ganz närriſch geworden. Ich glaube, der Himmel hat ihn Ihrentwegen geſtraft. Er iſt auf einen recht deſperaten Einfall gerathen. Ich will ihn Ihnen gleich erklären. —

Wumsh. Noch ſeh ich nicht, wo Sie hinaus wollen?

Solbiſt. (er legt die Akten weg; bringt eine große Halskrauſe aus der Taſche, die er ſich umbindet; zieht ein paar weiße Handſchuh an, tritt einige Schritte zurück, und fängt auf eine pedantiſche Art zu peroriren an) „Hochedelgeborner, inſonders hochzuehrender Herr und Gönner! Als Gott den Adam erſchaffen, und in das ſchöne Paradies geſetzt hatte — Beyläufig will ich erinnern, daß man bis ietzo noch nicht weiß, wo eigentlich das Paradies geweſen iſt. Die Gelehrten ſtreiten ſehr heftig darüber. Doch es ſey geweſen, wo es wolle. — Als nun Gott den Adam in dieſes, uns unbewußte Paradies geſetzt hatte —

Wumsh. Je, Herr Solbiſt! Herr Solbiſt!

Solbiſt. Treten Sie ein wenig vor die Thüre, damit niemand hereinkömmt!

Wumsh. Ich will Gott danken, wenn jemand darzukömmt, denn ich fürchte in der That, Sie ſind unſinnig geworden.

Solbiſt. Treten Sie doch nur, und gedulden Sie Sich einen Augenblick! — — „Als nun, ſag „ich, Adam in dieſes Paradies geſetzt, als er, „ſag ich, darinn geſetzt war. Und, will ich ſagen, „alſo in dem Paradieſe war, worein er von Gott „war geſetzt worden. So war er in dieſem Paradieſe.„ — — Ey, vertrakt, wenn ich nur erſtlich wieder heraus wäre! — Da haben Sies nun! Das kömmt davon, wenn man dem Orator in die Rede fällt.

Wumsh. Ich beſorge nur, ich werde Ihnen bald in die Daumen fallen müſſen. Sagen Sie mir nur in Ewigkeit, was Sie wollen?

Solbiſt. Ich wollte lieber, daß Sie mir eine Ohrfeige gegeben hätten, als daß Sie mich aus meinem Konzepte gebracht haben. Ich muß nur ſehen, ob ich wieder hinein kommen kann.

(ganz geſchwind) „Hochedelgebohrner, inſonders „Hochzuehrender Herr und Gönner! Als Gott „den Adam erſchaffen, und in das ſchöne Paradies geſetzt hatte — — Hochedelgebohrner, „inſonders Hochzuehrender Herr und Gönner! „Als Gott den Adam erſchaffen, und in das „ſchöne Paradies geſetzt hatte „ — — Nein, es geht wirklich nicht weiter; es iſt, als wenn mirs vom Maule weggeſchnitten wäre. Nun mags; der größte Schade dabey iſt Ihre.

Wumsh. Iſt meine?

Solbiſt. Ja, wahrhaftig; Sie hätten ein recht ciceronianiſches Meiſterſtück hören ſollen. Eine vertraute Rednergeſellſchaft würden es nicht beſſer haben abfaſſen können! Nun werden Sie Sich mit den Contentis begnügen müſſen. Hören Sie nur alſo: meine Rede — denn ſo viel werden Sie doch wohl gemerckt haben, daß ich Ihnen eine Rede habe halten wollen? — Meine Rede, ſag ich, hatte drey Partes, ob gleich ſonſt acht Partes orationis zu ſeyn pflegen. Der erſte Pars, oder vielmehr die erſte Pars, enthielt ein richtiges

Verzeichniß aller böſen Weiber, von der Eva an, bis auf die Ihrigen drey.

Wumsh. Was? Ein Verzeichniß aller böſen Weiber? Ey, das wär ich curiös geweſen, zu hören! — Ein Verzeichniß aller böſen Weiber wirds nun wohl nicht geweſen ſeyn, ſondern nur ein Verzeichniß der Böſeſten. Denn ein Verzeichniß aller böſen Weiber, das wär ein Verzeichniß aller Weiber, die jemals auf der Welt gelebt haben, und das kanns doch nicht geweſen ſeyn.

Solbiſt. Ganz recht. Meine andre Pars — —

Wumsh. Hatten Sie denn auch in Ihrem Verzeichniſſe die Frau des Hiobs?

Solbiſt. Freylich! — Meine andre Pars —

Wumsh. Hatten Sie denn auch die Frau des Tobias?

Solbiſt. Freylich! — Meine andre Pars —

Wumsh. Auch die Königinn Jeſabel?

Solbiſt. Auch! — Meine andre Pars —

Wumsh. Auch die groſe Hure von Babylon?

Solbiſt. Auch! — Meine andre Pars —

Wumsh. Sie hören, daß ich doch auch ein wenig bewandert bin!

Solbiſt. Ich höre wohl, daß Sie nur die kennen, die noch die beſten darunter ſind. Ich wußte noch ganz andere! Eine Hiſpulla, eine Hippia, eine Medullina, eine Sauſeja, eine Ogulina, eine Meſſalina, eine Cäſonia — Von welchen allen, in dem Sechſten der Geſchichtbücher des Juvenals, ein mehreres nachgeleſen werden kann. — — Doch, damit meine Contenta nicht länger werden, als meine Rede geworden wäre, ſo hören Sie nur weiter. Meine zweyte Pars erwieß ſo kurz als gründlich, daß eine Frau das größte Unglück auf der Welt ſey, und leitete daraus unwiderſprechlich her, daß das Heyrathen eine ſehr unſinnige Sache ſeyn müſſe, welches denn weitläuftig mit Teſtimoniis, beſonders mit dem Ihrigen beſtärkt wurde.

Wumsh. Ey! lieber Herr Solbiſt, wie waren Sie auf eine ſo vortreffliche Materie gekommen? Gewiß, ich beklag es nunmehr recht herzlich, daß Ihre Rede ſo vor die Hunde gegangen iſt. Je! je! Aber wie komm ich denn dazu, daß

Sie mir ſo ein Vergnügen haben machen wollen? Es iſt doch heute weder mein Geburtstag, noch mein Namenstag, daß ich etwa dächte, Sie hätten mir ſo eine ſchöne Gratulationsrede halten wollen. —

Solbiſt. Aus meiner dritten Pars wird Ihnen alles klar werden. — — Die dritte Pars endlich enthielt, daß dem ohngeachtet, dieſe Unſinnigkeit, nehmlich die Unſinnigkeit zu heyrathen, — rathen Sie einmal, wer? begehen wollte —

Wumsh. Wer? Doch wohl nicht mein Sohn? Denn dem denk ich es wohl ausgeredt zu haben.

Solbiſt. Nicht Ihr Sohn, nein.

Wumsh. Nun, ſo wollte ich, daß es mein ärgſter Feind ſeyn müſſe;

Solbiſt. Bravo!

Wumsh. Ich wollte, daß es Leander wäre!

Solbiſt. Getroffen!

Wumsh. Wirklich? O, daß ich keine von meinen drey Weibern vom Tode erwecken, und ſie ihm geben kann!

, **Solbiſt.** Das können Sie, Herr Wumshäter, das können Sie, wenn Sie nur wollen! Leibt und lebt nicht Ihre zweyte Frau in Ihrer Jungfer Tochter? Kurz, ſehen Sie in mir den Brautwerber des Herrn Leanders, und zwar um die Ehr- und Tugendſame Jungfer, Jungfer Laura, eheleiblichen einzigen Tochter des Herrn, Herrn Zacharias Maria Wumshäter. Wenn er in ſeinem Suchen glücklich iſt, ſo ſollen Sie den Proceß gewonnen haben. Dixi!

Wumsh. Was? allerliebſter Herr Solbiſt, iſt es möglich? Leander will meine Tochter haben, und wenn ich ſie ihm gebe, ſoll ich den Proceß gewonnen haben?

Solbiſt. Sollen Sie ihn gewonnen haben! Beſinnen Sie Sich ja nicht lange.

Wumsh. Ich mich beſinnen?

Solbiſt. Sie müſſen überzeugt ſeyn, daß man kein feindſeliger Verfahren erdenken kann, als einem eine Frau zu geben.

Wumsh. Das bin ich! Er ſoll ſie haben, ja; mit Freuden will ich ſie ihm geben. Wie ſoll ſie ihm das Leben ſo ſauer machen!

Leander, er ſoll den Verdruß zehnfach wieder empfinden, den er mir verurſacht hat. Wie will ich mich freuen, wenn ich bald erfahren werde, daß ſich meine Tochter täglich mit ihm zankt; daß ſie ihn keinen Biſſen in Ruhe genieſſen läßt, daß ſie ſich ſo gar an ihm vergreifft, daß ſie ihm untreu iſt, daß ſie ihm ſein Vermögen durchbringt, daß er endlich Haus und Hof ihrentwegen verlaſſen muß! Ich denke, ich denke, ſie ſolls dahin bringen. Ja, ja, Herr Solbiſt, Leander ſoll meine Tochter haben, er ſoll ſie haben. — Allein, wenn ich den Proceß dadurch gewinne, ſo muß ich die deponirten Sechs tauſend Thaler ausgezahlt bekommen.

Solbiſt. Die können Sie morgen bekommen.

Wumsh. Morgen? das wäre vortrefflich! Ich hätte eben Gelegenheit ſie zu Sechs Procent unterzubringen. — — Aber Leander denkt doch wohl nicht, daß er ſie zur Ausſteuer etwa wieder bekommen werde? Das mag er ſich nur vergehen laſſen. Mitgeben kann ich meiner Tochter nichts, gar nichts.

Solbiſt. Es wird auch nicht nöthig ſeyn; Leander iſt ſelbſt reich genug.

Wumsh. Wenn das iſt, ſo iſt ſie, wenn er will, noch heute ſeine Frau. Ich wollte ſie zwar meinem Sohne mitgeben; doch daraus wird nun nichts. Es iſt beſſer, daß ſie mich an einem Menſchen rächt, der mir ſo vieles Unrecht gethan hat. Wir wollen gleich zu ihr gehen; kann doch Herr Leander hernach ſelbſt herkommen. Kommen Sie, Herr Solbiſt —

Solbiſt. Gehen Sie nur. Ich muß meine Spitzenkrauſe vorher wieder abbinden, und die glaßirten Handſchuh einſtecken. Sagen Sie es aber ja niemanden, daß ich der Brautwerber geweſen bin! (Wumshäter gehet ab) Es möchte ſich zu meinem Amte nicht allzuwohl ſchicken; weßwegen ich denn auch ganz weislich in dem völligen Ornate nicht herkommen wollte. Wie leicht hätte man mir es anſehen können, daß ich mir einen Kuppelpelz verdienen wollen. Geſchwind, es kommt jemand! — —

Sechſter Auftritt.

Liſette. Solbiſt.

Solbiſt. (indem er ſich noch die Krauſe abbindet) Iſt Sies, Liſettchen? Nun, nun, Sie darf es endlich wiſſen, was ich hier gemacht habe.

Liſette. Iſt es gut abgelaufen, Herr Solbiſt?

Solbiſt. Als wenn nicht alles gut ablaufen müßte, womit ich mich einmal abgebe. Hätte man mich fein eher zu Rathe gezogen, ſo konnte Laura wohl ſchon von Leandern Kinder haben.

Liſette. Man ſollte es kaum denken, was in dem grauen Köpfchen für Schelmereyen ſtecken müſſen!

Solbiſt. Mache Sie mich nicht ſchamroth. Freylich würde Herr Wumshäter Leandern abgewieſen haben, wenn man den Antrag für ihn auf irgend eine andere Art gethan hätte. Aber es war doch auch ſo ſchwer nicht, dieſe einzige Art zu finden; beſonders für einen Mann von Erfahrung, wie ich. — — Denn im Vertrauen, Liſettchen, (ins Ohr) glaubt Sie, daß dieſes das erſte Paar iſt, das ich zuſammen bringe?

Liſette. Ey nicht doch; ich glaube vielmehr, daß Sie auf das Kuppeln ausgelernt haben.

Solbiſt. St! ſt! ſchrey Sie nicht ſo! Das hat mir müſſen manchen ſchönen Thaler einbringen. Die Leute irren ſich erſchrecklich, wenn ſie denken, ich könnte nichts als Uneinigkeit ſtiften. Das muß ich zwar können, als ein ehrlicher Advokat; doch, wenn es damit nicht allezeit fort will, ſo kann ich auch Ehen ſtiften.

Liſette. Als wenn Ehen ſtiften, und Uneinigkeit ſtiften, nicht einerley wäre! Und ſo viel ich gehört habe, ſo können Sie Eheleute eben ſowohl wieder von einander, als zuſammen bringen. Sie ſind ein ſchlauer Fuchs. Hätten Sie mit Eheſcheidungsproceſſen wohl ſo viel verdienen können, wenn Sie nicht durch Ihr Kuppeln den Grund dazu gelegt hätten?

Solbiſt. Der Geyer! wer hat Ihr das geſagt? Ich thue doch alles in der Stille und im Verſchwiegenen, und rede von ſolchen Sachen nicht gern einmal laut: und Sie hat es doch erfahren? Das kann mit rechten Dingen nicht zugehen. — — Aber das iſt wahr; eine Luſt iſt es, wenn ich des Vormittags meinen Klienten Gehör gebe. Alles hat ſeine Zuflucht zu mir. Will der Bauer mit ſeinem Herrn proceſſiren; ſo kömmt er zu mir. Will ein altes Mütterchen einen geſunden friſchen Mann haben; ſo kömmt ſie zu mir. Will ein Schelm den andern Injuriarum belangen; ſo kömmt er zu mir. Will eine junge Frau ihren alten Ehekriepel los ſeyn; ſo kömmt ſie zu mir. Aber alles das, alles das, beſonders was die Eheſachen anbelangt, geſchieht ſo in der Stille, daß ſie mir es nur ins Ohr ſagen müſſen. Und gleichwohl weiß Sies? Sey Sie verſchwiegen, Liſettchen; und plaudere Sie es nicht weiter. Vielleicht, daß ich Ihr auch einen Dienſt thun kann. Ich weiß zwar nicht, ob Sie ſchon Luſt hat, ſich zu verheyrathen; aber die Luſt kömmt manchmal ganz geſchwind. Sage Sie mirs, wenn ſie kömmt. Ich halte ein richtiges Regiſter von allen mannbaren Jungfern, und allen weibbaren Junggeſellen in der Stadt. Das leſe ich alle Tage ein bis zweymal durch, und ſehe nach, welche meiner Hülfe etwa nöthig haben könnten. Die Wahrheit zu ſagen; ich habe ſchon einige Mannsperſonen mit einem Sternchen angemerkt, die ſich ganz wohl für Sie ſchicken würden.

Liſette. Wenn ſie reich, jung und ſchön ſind, ſo können Sie gewiß glauben, daß ſie ſich für mich ſchicken. Mehr gute Eigenſchaften braucht mein künftiger Mann eben nicht zu haben. Die andern habe ich.

Solbiſt. Ich will Ihr mein Regiſter weiſen. Kann Sie doch nachſehn, wer Ihr am meiſten darunter gefällt. Ich habe ſie umſtändlich nach ihren äußerlichen und innerlichen Gaben beſchrieben, und aus der Proportion der Glieder gewiſſe nicht unebene Schlüſſe gezogen; zumal der Naſe, der Schultern, der Waden — Ein andermal hiervon ein mehreres, Liſettchen. Ich muß itzt gehen, und den Herrn Leander herſchicken. Trotz des Proceſſes, hat er doch immer eine große Liebe zur Jungfer Laura gehabt.

Liſette. O, und ſie auch zu ihm. Vergeſſen Sie das Regiſter nicht!

Solbiſt. Aber nur verſchwiegen! verſchwiegen!

Liſette. (allein) Das laßt mir einen rechtſchaffenen Advokaten ſeyn! Wenn es mit ſeiner Liſt nur nicht zu ſpät iſt! Laura iſt mir ſeit einigen Tagen ſehr verändert gegen Leandern vorgekommen. Ich fürchte, ich fürchte, Valer hat ſeinen künftigen Schwager zur Unzeit mitgebracht!

Siebender Auftritt.

Wumshäter. Liſette.

Wumsh. Wo iſt die Tochter, Liſette?

Liſette. Was für eine Tochter?

Wumsh. Die Tochter! Ich habe ſie ſchon im ganzen Hauſe geſucht. Wo iſt ſie?

Liſete. Welche Tochter denn?

Wumsh. Der Nickel will nur, daß ich ſagen ſoll: meine Tochter; und ſie weiß doch, wie ungern ich es ſage.

Liſette. Nach Ihrer Jungfer Tochter fragen Sie alſo? Nach Ihrer? Ich weiß wirklich nicht, wo ſie iſt. Aber was wetten wir, ich weiß, was Sie ihr melden wollen?

Wumsh. Iſt ſie etwann im Garten?

Liſette. Es kann wohl ſeyn. — Sie haben gewiß recht ſehr klug gethan, daß Sie Herr Leandern —

Wumsh. Sage du ja nicht, daß ich klug gethan habe, oder ich werde glauben, daß ich die größte Thorheit begangen habe.

Liſette. So will ich das Letzte ſagen.

Wumsh. So ſag es in aller Hexen Namen, und laß mich ungehudelt.

Liſette. (allein) Nun gewiß, wenn ich einmal ſo einen Narren zum Manne bekommen ſollte, ich glaube, ich würde in meinem Alter eine eben ſo große Männerfeindinn, als er ein Weiberfeind iſt. Aber, wohl gemerckt, nicht ehr als in meinem Alter!

(Ende des zweyten Aufzuges.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette von der einen, und **Laura** von der andern Seite.

Liſette. So hitzig, Mamſell?

Laura. Wo iſt der nichtswürdige Advokat? Der alte ungebetne Kuppler! Jn was mengt er ſich? Wer hat es ihm aufgetragen, mich von meinem Vater, als eine Strafe für einen Mann, zu erbitten, mit dem ich am meiſten geſtraft ſeyn würde?

Liſette. Mit dem Sie am meiſten geſtraft ſeyn würden? Lieben Sie denn nicht Leandern? Und haben Sie nicht ſchon längſt ihm Jhre Genehmhaltung ertheilt, auf die eine oder die andere Weiſe die Einwilligung Jhres Vaters zu ſuchen?

Laura. Es iſt dein Glück, daß du ſagſt, ſchon längſt. Eben deßwegen, weil ich Leandern ſchon längſt einmal geliebt habe, und ſchon längſt einmal die Seine habe ſeyn wollen, hätte man ſich doch wohl vorher erkundigen können, ob ich es auch noch ietzt wollte, und ob ich ihn auch noch ietzt liebte? Muß man ſo zuverſichtlich zu Werke gehen, ohne mir ein Wort davon zu ſagen? Jch dächte doch, ich wäre die geringſte Perſon bey dieſem Handel nicht.

Liſette. Und alſo lieben Sie wohl Leandern nicht mehr?

Laura. Nein; und ich ſchäme mich, ihn jemals geliebt zu haben. Wenn deine Verführungen nicht geweſen wären, ſo würde ich nimmermehr einen Menſchen meiner Achtung gewürdiget haben, der mit meinem Vater ſo offenbar im Zank und Streite lebt.

Liſette. (macht eine tiefe Verbeugung) Sie erzeigen mir zu viel Ehre, mich mit Ihrem Herzen zu vermengen.

Laura. Mein Herz muß keinen großen Antheil daran gehabt haben. Ein fliegender Geſchmack; das war es aufs höchſte alles. Sonſt würde es mir, ohne Zweifel, ſaurer geworden ſeyn, ihn zu vergeſſen. Eine einzige kleine Betrachtung hat mich von dieſer ungeziemenden Liebe abgezogen.

Liſette. So? eine Betrachtung? Darf man dieſe Betrachtung nicht wiſſen? Doch wohl nicht die Betrachtung des Herrn Lelio?

Laura. Du biſt eine Närrinn.

Liſette. Dieſer Antwort verſah ich mich. Aber wiſſen Sie das Sprüchelchen von Kindern und Narren?

Laura. Leander iſt ein Feind meines Vaters. Er hat mich zwar oft verſichert, daß er es nicht ſey, und daß er die Nothwendigkeit gar nicht einſehen könnte, warum diejenigen, welche mit einander proceſſirten, einander haſſen müßten; man könne ja wohl ſein Recht auch gegen einen Mann verfolgen, den man hochſchätze und liebe. Allein, ich ſehe nun wohl, dieſe Sprache iſt die Sprache eines Argliſtigen, welcher ſich gern auf den Fuß ſetzen will, ſeinen Proceß auch alsdenn nicht zu verlieren, wenn er ihn verliert; eines Eigennützigen, der das, was er durch eine Sentenz verloren hat, durch einen Ehekontrakt wieder zu gewinnen ſucht. Da haſt du meine Betrachtung! Ob mir aber Lelio zu dieſer Betrachtung Gelegenheit gegeben hat, oder ob er ſie nur beſtärkt hat, das geht dich nichts an, und iſt einzig und allein meine Sache.

Liſette. Ich habe die Erfahrung gemacht, ſo oft wir Frauenzimmer unſere Aufführung mit Vernunft und Gründen vertheidigen, ſo oft haben wir Unrecht. Geſtehen Sie mir es alſo nur, daß Lelio die einzige Urſache Ihrer Veränderung iſt. Nur ſeine

Geſellſchaft hat Sie dieſe Tage über ſo beſtrickt, daß Sie weder Leanders Briefe leſen, noch ihm eine geheime Zuſammenkunft verſtatten wollen. Wie gern thaten Sie ſonſt beides!

Laura. Ich will von dir an keine Fehler erinnert ſeyn, die ich, wie ſchon geſagt, ohne dich nicht würde begangen haben. Es reuet mich genug, ſo ſchwach geweſen zu ſeyn.

Liſette. Um noch ſchwächer zu ſeyn, und ſich einem jungen Flattergeiſt zu überlaſſen, den Sie erſt ſeit acht Tagen kennen, und deſſen Liebe Sie nur aus nichts bedeutenden Schmeicheleyen ſchlieſſen. Ich rathe Ihnen, Mamſell, ſehen Sie Sich vor!

Zweyter Auftritt.

Wumshäter. **Die Vorigen.**

Wumsh. Nun? Haſt du dem armen Herrn Solbiſt die Augen ausgekratzt?

Liſette. Wenn er nicht ſchon fort geweſen wäre, wer weiß was ſie gethan hätte.

Wumsh. O, ich will es wohl glauben, daß ſie als eine wohlgerathene Tochter demjenigen alles Unglück anwünſcht, der ihren rechtſchaffenen Vater von zwey beſchwerlichen Dingen auf einmal befreyet; von einem Weibsbilde und einem Proceſſe. Aber du magſt mir dieſes Glück nun gönnen, oder nicht, ſo will ich es doch nicht länger entbehren. Du mußt Leanders Frau werden, oder meine Tochter zu ſeyn aufhören.

Laura. Dieſes Oder iſt hart! Gleichwohl nehme ich mir die Freyheit, Ihnen zu ſagen, daß ich Ihren erſten Befehl vorziehe, und mit dem Bruder reiſen will. Ich kann meinen Willen ſo geſchwind nicht ändern, als Sie den Ihrigen. Oder hat man Sie etwa zu bereden geſucht, daß ich Leandern liebe?

Wumsh. Daran iſt nicht gedacht worden! deſto beſſer wenn du ihn nicht liebſt! Mit der Liebe einer Weibsperſon ſind es zwar ſo bloſſe Narrenspoſſen, und lieben heißt bey euch nur weniger haſſen. Ihr ſeyd nicht im Stande jemanden zu lieben, als euch ſelbſt. —

Liſette. (fährt auf ihn los) Nein, mein Herr, das iſt zu toll! Ihre Jungfer Tochter hat zwar Unrecht, daß ſie den Mann von Ihrer Hand nicht annehmen will, aber müſſen Sie deswegen das ganze Geſchlecht läſtern?

Wumsh. Hu! — Nun iſt es Zeit, daß ich geh. Ich will lieber zwiſchen zwey Mühlräder, als zwiſchen zwey Weibsbilder kommen. Schweig, ich bitte dich, ſchweig! Sie kann ſich allein genug verantworten.

Dritter Auftritt.

Valer. Die Vorigen.

Valer. Eben iezt, Herr Vater, iſt die Schweſter des Lelio angekommen. Sie iſt bey einem Anverwandten, den ſie hier hat, abgetreten, und hat ſich bereits bey mir melden laſſen. Ich erwarte ſie alle Augenblicke. Sie ſind es doch noch zufrieden, daß ich ſie Ihnen vorſtellen darf?

Wumsh. Einmal möchte ich ſie wohl ſehen, wenn es auch nur der vorgegebenen Aehnlichkeit wegen wäre. Aber mehr als einmal auch nicht. Bringe ſie nur. Ich will es ihr ſelbſt, ſo beſcheiden als möglich, ſagen, daß ſie auf dich keine Rechnung machen ſoll.

Laura. Wie, Bruder? So iſt deine Hilaria hier, und du haſt mir es auch nicht mit einem einzigen Worte vorhergeſagt, daß ſie kommen werde?

Valer. Du wirſt es nicht übel nehmen, Schweſter. Ich habe dir nichts ungewiſſes ſagen wollen. — Du wirſt dich aber über noch weit mehr, als über ihre bloſe Ankunft, zu verwundern haben. Ihre erſtaunliche Aehnlichkeit mit ihrem Bruder — Wen ſeh ich? Himmel! Sie iſt es ſelbſt!

Vierter Auftritt.

Lelio. (in ihrer wahren Geſtalt als Hilaria.)
Die Vorigen.

Valer. Ach! ſchönſte Hilaria, wie erfreut, wie glücklich machen Sie mich! Wie ſoll ich Ihnen genug dafür danken, daß Sie eine Familie zu beſuchen würdigen, die auf eine nähere Verbindung mit Ihnen ſchon zum voraus ſtolz iſt.

Lelio. Erlauben Sie, Valer, daß ich vor ietzt Ihre Schmeicheley unbeantwortet laſſe, und vor allen Dingen demjenigen (gegen Wumshätern) meine

Ehrerbietigkeit bezeuge, der es mir ſo gütig erlauben will, ihn als einen Vater zu lieben.

Wumsh. Es iſt mir ange — ſehr unange — nicht ganz unangenehm, Madmoiſell, Sie kennen zu lernen; nur muß ich Ihnen gleich Anfangs ſagen, daß Sie ein wenig zu geſchwind gehen. Ich werde von zweyen bereits Vater genennt —

Valer. Und es iſt ſein einziger Wunſch, auch von Ihnen dafür erkannt zu werden. —

Wumsh. Nein doch, mein Sohn.

Valer. (indem er die Hilaria der Laura zuführet) Laſſen Sie Sich, Hilaria, von einer Schweſter umarmen, die ihre Freude nicht mehr mäßigen kann.

Lelio. (indem ſie ſich umarmen) Ich bin ſo frey, ſchönſte Laura, um Ihre Freundſchaft zu bitten. —

Laura. Ich bin beſchämt, daß ich mir in dieſer Bitte habe zuvor kommen laſſen.

Valer. Nun, Herr Vater? erſtaunen Sie nicht über die Gleichheit, die Hilaria mit ihrem Bruder hat?

Laura. Gewiß, man muß darüber erſtaunen. Ich kann mich nicht ſatt ſehen. Wo iſt Herr Lelio? Warum können wir nicht das Vergnügen haben, ihn mit dieſem Ebenbilde zu vergleichen?

Wumsh. Wenn Lelio nur da wäre; wenn er nur da wäre! Ich weiß nicht, wo ihr die Augen haben müßt, ihr Leute. Ich will zwar nicht ſagen, Madmoiſell, daß Sie gar nichts ähnliches mit Ihrem Bruder haben ſollten; allein, man muß wirklich genau darauf ſehen, wenn man es bemerken will. Vors erſte, iſt Lelio wenigſtens eine Hand breit größer; der hohen Abſätze an Ihren Schuhen ungeachtet.

Lelio. Und doch haben wir uns hundertmal mit einander gemeſſen, und nicht den geringſten Unterſchied wahrnehmen können.

Wumsh. Mein Augenmaaß triegt nicht, ich kann mich darauf verlaſſen. Vors andere, iſt Herr Lelio auch nicht völlig ſo ſtark; er iſt beſſer gewachſen und ſchlanker, ob er gleich keine Schnierbruſt trägt. Ich will Sie dadurch nicht beleidigen, Madmoiſell; ſondern Ihrem Bruder blos Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Laura. Ich kann Ihrer Meynung nicht ſeyn, Herr Vater. Es iſt zwar wahr, man wird ſchwerlich an einer Mannsperſon einen ſchönern Wuchs finden, als an dem Herrn Lelio; aber ſehen Sie doch nur recht! Hilaria hat vollkommen eben denſelben Wuchs, nur daß ſie durch den Zwang der Kleidung eher ſchmächtiger, als ſtärker ſcheinet.

Wumsh. Und das Geſicht!

Valer. Nun? das Geſicht?

Wumsh. Ich will davon gar nicht reden. Lelio hat ſeine friſche natürliche Farbe, aber auf Ihrem Geſichte, Madmoiſell liegt die Schminke ja Fingers dicke.

Lelio. Ich glaube zwar nicht, daß es etwas unerlaubtes für ein Frauenzimmer ſey, ſich zu ſchminken; aber doch habe ich noch nie für gut befunden, meiner Bildung auf dieſe Art zu Hülfe zu kommen. Ich will dieſes nicht zu meinem Lobe geſagt haben; denn vielleicht habe ich das, was andere aus Stolz thun, aus größerm Stolze unterlaſſen.

Wumsh. Ich verſteh, ich verſteh — Die Augen, mein Sohn! Haſt du noch nicht bemerkt,

merkt, daß dieſes graue Augen ſind, und Lelio ſchwarze Augen hat?

Valer. Was ſagen Sie? Sind dieſes graue Augen?

Wumsh. Ja wohl graue Augen, und dabey ſind ſie eben ſo matt, als des Lelio Augen feurig ſind.

Laura. Je, Herr Vater —

Wumsh. Je, Jungfer Tochter! Schweig Sie doch! Ich weiß ſo wohl, daß keine Krähe der andern die Augen aushacken wird. Du willſt gewiß, daß ſie deine gelben Augen auch einmal ſchwarz nennen ſoll. Macht ihr mich nur blind! — Und dieſe Naſe — So eine kleine ſtumpfe Habichtsnaſe, hat Lelio nicht. Wollt ihr das auch leugnen?

Valer. Ich erſtaune! —

Wumsh. Ueber deine Verblendung mußt du erſtaunen. — Auch der Mund iſt noch einmal ſo groß, als ihn Lelio hat. Was für eine aufgeworfene Lippe! Was für ein ſpitziges Kinn! Die rechte Schulter iſt eine Hand breit höher, als die linke! — Mit einem Worte, mein Sohn, die vorgegebene Gleichheit war eine Liſt, dem Vater ſeine Einwilligung abzulocken. Und freylich wäre ſie ein großer Punkt wider mich geweſen, wenn ſie ſich gefunden hätte. Deſto beſſer, daß ſie ſich nicht gefunden hat, und daß es nunmehr deſto wahrſcheinlicher bleibt, daß in einem Körper, der von dem Körper des Bruders ſo gar ſehr unterſchieden iſt, auch eine ganz verſchiedene Seele wohnen werde. Ihr Herr Bruder, Mademoiſell, iſt ein verſtändiger junger Menſch, der meine Urſachen, warum ich unmöglich zu der Verheyrathung meines Sohnes Ja ſagen kann, weiß und billiget. Er wird mich alſo beſtens entſchuldigen, daß ich mit Ihnen ſo wenig Umſtände mache. Ich kann mich ietzt nicht länger aufhalten, ſondern muß ſorgen, daß ich mit Leandern je eher je lieber richtig werde. Du, Laura, halte dich gefaßt! Ich kann dir ſie nunmehr nicht mitgeben, Valer; ich kann hier meinen Proceß mit ihr gewinnen, und das geht vor.

Laura. Laß dich nicht irre machen, Bruder, ich reiſe gewiß mit. Ihr Proceß iſt verloren, wenn Sie ihn durch mich gewinnen ſollen.

Wumsh. Spare dein Widerſprechen für deinen Mann.

Fünfter Auftritt.

Lelio. Valer. Laura. Liſette.

Laura. Wir müſſen uns ſchämen, Bruder, daß ein ſo liebenswürdiger Gaſt von unſerm Vater ſo übel aufgenommen worden. Du mußt übrigens der Liebe deiner Hilaria ſehr gewiß ſeyn, daß du ihre Geduld auf dieſe empfindliche Probe zu ſtellen, haſt wagen dürffen.

Lelio. Sie haben eine ſehr gütige Schweſter, Valer. Ihre Höflichkeit würde mich verwirren, wenn ich nicht wüßte, in welcher Achtung mein Bruder bey ihr zu ſtehen das Glück habe. Er gefällt Ihnen, zärtliche Laura, und dieſe Eroberung war das erſte, was er mir bey meiner Ankunſt mit einer triumphirenden Mine erzählte? Er iſt es auch in der That ſchon werth, daß ein Frauenzimmer um ihn ſeufzet. Aber nehmen Sie Sich gleichwohl in Acht; er iſt ein kleiner Verräther, und macht ſich nicht das geringſte Bedenken, eine Untreue zu begehen. Wenn Sie ihn nicht recht feſt zu halten wiſſen, ſo wird er aus dem Garne ſeyn, ehe Sie Sich es verſehen. Er iſt ruhmredig dabey, und ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht hernach mit mehrern Gunſtbezeugungen prahlen ſollte, als er wirklich erhalten. — Ich empfehle mich Ihnen, bis auf Wiederſehen. Kommen Sie, Valer.

Sechſter Auftritt.

Laura. Liſette.

Laura. Was war das? Ich glaube Lelio und Hilaria müſſen nicht klug ſeyn. Woher weiß er es denn, daß ich ihn liebe? Und wenn er es auch wiſſen könnte, iſt es nicht etwas ſehr nichtswürdiges, eine ſo naſenweiſe Schweſter zur Vertrauten zu machen? Gut, mein Herrchen, gut, daß wir miteinander noch nicht ſo weit ſind! — Aber wie ſtehſt du denn da, Liſette? Biſt du verſteinert? Rede doch!

Liſette. Noch kann ich mich nicht recht beſinnen, was ich geſehen und gehört habe. Laſſen Sie mir ein klein wenig Zeit, daß ich mich von meinem Erſtaunen erhole! Wer war das Frauenzimmer?

Laura. Hilaria. Du haſt ſie die ganze Zeit über ja ſteif genug angeſehen. Sahe ſie dem Lelio nicht ähnlich genug, daß du noch daran zweifeln wollteſt?

Liſette. Sie ſah ihm nur allzu ähnlich; und ſo ähnlich, ſo vollkommen ähnlich, daß ich mich wundern muß, warum Sie nicht ſelbſt auf einen Verdacht fallen —

Laura. Auf was für einen Verdacht?

Liſette. Auf einen Verdacht, den ich mir nicht mehr ausreden laſſe. Hilaria muß entweder Lelio, oder Lelio muß Hilaria ſeyn.

Laura. Wie meynſt du das?

Liſette. Sie werden wohl thun, wenn Sie auf Ihrer Hut ſind, Mamſell. Ich will bald hinter das Geheimniß kommen. Bis dahin aber denken Sie ja fleißig an den Hund, der mit einem Stücke Fleiſch durchs Waſſer ſchwamm. Sie haben einen Liebhaber, der Ihnen gewiß iſt; kehren Sie Sich an den Schatten von einem andern nicht.

Laura. Schweig mit deinen Kinderlehren! Lelio mag ſeyn, wer er will, er hat es bey mir weg. Er ſoll es ſehen; er ſoll es ſehen, daß man ein Geſichtchen, wie das ſeine, leichter vergeſſen kann, als ein anders.

Liſette. Recht ſo! Beſonders wenn ſich bey einem andern Realitäten finden, die bey dem ſeinen ganz gewiß mangeln. Denn je mehr ich nachdenke, je wahrſcheinlicher wird es mir. — Stille! da kömmt ja das andere Geſicht ſelbſt! Zeigen Sie nunmehr, daß ein Stutzerchen, wie Lelio, uns nicht immer bey allen Zipfeln hat.

Siebender Auftritt.

Wumshäter. Leander. Die Vorigen.

Wumsh. Hier, Tochter, bringe ich dir den Mann, dem ich alle meine Rechte über dich abtrete. Es iſt der Herr Leander.

Leander. Ich ſchmeichle mir, Mademoiſell, daß Sie mich nicht völlig als einen Unbekannten betrachten werden.

Laura. Ich hätte nicht geglaubt, daß die wenigmale, die wir an öffentlichen Orten einander zu ſehen Gelegenheit gehabt, einen Mann, von der ſeinen Denkungsart des Herrn Leanders, ſo zuverſichtlich machen konnten. Sie haben ſich in einer Sache an meinen Vater gewandt, wegen der Sie, ohne Zweifel, mit mir ſelbſt vorher hätten einig werden ſollen.

Wumsh. Ey denkt doch! So hätte er wohl gar ſein Wort eher bey dir, als bey mir anbringen ſollen?

Liſette. (bey Seite) Als wenn er es auch nicht gethan hätte! Schon recht! Verſtellen müſſen wir uns.

Wumsh. Ich finde, daß du ſehr unverſchämt biſt, und wenn ich dich nicht in Gegenwart deines Bräutigams ſchonen wollte, ſo würde ich dir jetzt eine recht derbe Lection geben.

Leander. Es iſt wahr, ſchönſte Laura, daß meine Liebe viel zu ungeduldig geweſen iſt, und daß Sie recht haben, Sich über mich zu beſchweren — —

Wumsh. Sie wollen Sich doch wohl nicht entſchuldigen? —

Laura. Und die Art, Herr Leander, mit der Solbiſt um mich angehalten hat. —

Wumsh. An der Art war nichts auszuſetzen. Und kurz, ich will, daß du mir folgen ſollſt. — Kann ich das nicht verlangen, mein Sohn?

Achter Auftritt.

Valer. Die Vorigen.

Valer. Wenn ich es getroffen habe, wovon die Rede iſt, ſo will ich für den Gehorſam meiner Schweſter faſt ſtehen.

Laura. Du wagſt ſehr viel, Bruder. Weit eher könnte ich für deinen Ungehorſam ſtehen, und eine ſichere Wette darauf eingehen, daß du mir gewiſſer eine Schwägerinn geben wirſt, als ich dir einen Schwager.

Leander. Iſt es möglich, Madmoiſell?

Valer. Laſſen Sie Sich nichts anfechten,

Leander. Aber ich höre —

Valer. Sie hören das Geſpärre einer Braut —

Wumsh. Und ich höre weiblichen Unſinn. Schweig Mädel! Dein Bruder hat viel zu viel Verſtand, als daß er noch an das Heyrathen denken ſollte.

Valer. Verzeihen Sie, Herr Vater. Da ich nunmehr auch des verſprochenen Beyſtandes meiner

ner Schweſter entbehren muß, ſo iſt es um ſo viel nöthiger, bey meinem einmal gefaßten Entſchluſſe zu bleiben. Ich hoffe auch gewiß, daß Sie nicht länger dawider ſeyn werden. Die ganze Stadt kennet Sie als einen Mann vom Billigkeit. Was würde man aber ſagen, wenn es auskäme, daß Sie eben dieſelben Eigenſchaften und Vollkommenheiten an der einen Perſon hochgeſchätzt, und an der andern verkleinert hätten? Was würde man ſagen, wenn man erführe, daß eingewurzelter Groll gegen ein Geſchlecht, von welchem Sie beleidigt zu ſeyn glauben, Sie etwas zu erkennen verhindert habe,' was die ganze Welt erkennet? Eine ſo offenbare Gleichheit —

Wumsh. Schweig doch nur von deiner ſchimäriſchen Gleichheit! Oder willſt du mich nöthigen, daß ich dich auch bey Herr Leandern lächerlich machen ſoll? Wahrhaftig ich werde es thun müſſen. Gut, Herr Leander, Sie ſollen Schiedsrichter zwiſchen uns ſeyn. Geh, hole deine Hilaria her, aber bringe auch den Bruder mit. Wir wollen die Vergleichung anſtellen, wie ſichs gehört.

Valer. Ich bin es zufrieden, Herr Vater. Liſette, ſpringe geſchwind auf die Stube des Herrn Lelio. Du wirſt ſie beide beyſammen antreffen, Bitte ſie, ſich hierher zu bemühen. (Liſette geht ab)

Wumsh. Sie werden ſehen, Herr Leander, daß ich Recht habe.

Leander. (ſachte zu Valern) Möchte Ihre Liſt doch eben ſo glücklich ausfallen, als die meinige ausgefallen iſt!

Valer. (ſachte zu Leandern) Ich hoffe es, liebſter Freund, und danke Ihnen.

Wumsh. (der Leandern und Valeren zuſammen reden ſieht) Ja, das gilt nicht; bereden müßt ihr euch nicht vorher zuſammen. Ich hoffe, Herr Leander, daß die erſte Probe Ihrer Aufrichtigkeit, die ich von Ihnen verlange, —

Leander, Befürchten Sie nichts. Ich werde mich von der Wahrheit nicht entfernen, wenn es auf meinen Ausſpruch ankommen ſollte. Ich hoffe aber, daß es nicht darauf ankommen wird.

Wumsh. Wie ſo? Wiſſen Sie denn ſchon, was unſer Streit iſt? Die Schweſter ſoll vollkönnen ſo ausſehen, wie der Bruder, und weil ich den Bruder leiden kann, ſo verlangt er, daß ich auch die Schweſter müſſe leiden können.

Valer. Kann ich es nicht mit Recht verlangen?

Wumsh. Die Gleichheit voraus geſetzt, könnteſt du es freylich mit einigem Rechte verlangen. Aber eben über dieſe Gleichheit ſtreiten wir noch.

Valer. Wir werden nicht lange mehr darüber ſtreiten; und ich bin verſichert, Sie werden ſie endlich ſelbſt einräumen müſſen.

Wumsh. Ich werde ſie gewiß nicht einräumen. Wenn ich ſie aber einräume, ſo wird es ein ſicherer Beweiß ſeyn, daß ich Sinne und Verſtand verloren habe, und du daher nicht verbunden biſt, mir in geringſten zu gehorchen.

Valer. Merken Sie dieſes, Herr Leander; daß ich nicht verbunden bin, ihm im geringſten zu gehorchen, im Falle er die Gleichheit ſelbſt zugeſtehen muß.

Wumsh. Merken Sie es nur! — Nun, was iſt das für ein Aufzug? —

Neun-

Neunter Auftritt.

Lelio oder **Hilaria. Liſette. Wumshäter. Valer. Laura. Leander.**

Lelio. (in einer halb männlichen und weiblichen Kleidung, welche von dem Geſchmacke der Schauſpielerinn abhängen wird) Mein Herr, Sie haben den Lelio und die Hilaria beide zugleich zu ſehen verlangt.

Wumsh. Nun? — Ich weiß nicht, was mir ahndet.

Lelio. Hier ſind ſie beide.

Wumsh. Was?

Liſette. Ja, mein Herr, hier ſind ſie beide; und Sie waren gefangen.

Wumsh. Was, ich gefangen?

Liſette. (ſachte zur Laura) Hatte ich nicht Recht, Mamſell? Sie ſtutzen?

Wumsh. Ich gefangen? Wie ſoll ich das verſtehn?

Lelio. Sie werden die Gütigkeit haben, und es ſo verſtehen, daß eben dieſelbe Perſon nicht eine Hand breit größer ſeyn kann, als ſie wirklich iſt.

Wumsh. Nun? —

Lelio. Daß eben dieſelben Augen nicht zugleich grau und ſchwarz ſeyn können.

Wumsh. Nun? —

Lelio. Daß eben dieſelbe Naſe —

Valer, Kurz, liebſter Vater, (indem er ihm zu Fuſſe fällt) verzeihen Sie meiner unſchuldigen Liſt. Lelio iſt Hilaria, und Hilaria hatte die Liebe, mir nur deswegen in Mannskleidern hierher zu folgen, damit ſie Gelegenheit haben könnte, die Gewogenheit eines Mannes zu erlangen, von welchem ſie es wußte, wie unerbittlich er gegen ihr Geſchlecht ſey.

Wumsh. Steh auf, mein Sohn, ſteh auf, und mache der Poſſen einmal ein Ende. Ich ſehe nun wohl, wie es iſt. Deine Hilaria iſt gar nicht da, und der leichtfertige Lelio hat mit ſeinem Jungfergeſichtchen ihre Rolle geſpielt. Pfuy, Lelio — (indem er auf ihn los geht) Nein, nein, ſo leicht hintergeht man mich nicht. Legen Sie immer dieſen zweyten Habit wieder ab, mein guter — (indem er ſie auf die Achſel klopfen will) Himmel, was ſeh ich? O weh, meine arme Augen! Wo gerathen die hin. Es iſt ein Weibsbild!

bild! Es iſt wirklich ein Weibsbild! Und das liſtigſte, das verſchlagenſte, das gefährlichſte vielleicht von allen, die in der Welt ſind. Ich bin betrogen! Ich bin verrathen! Mein Sohn, mein Sohn, wie haſt du das thun können!

Valer. Laſſen Sie mich nochmals zu Ihren Füſſen um Vergebung bitten.

Wumsh. Was hilft dir meine Vergebung, wenn du meinem Rathe nicht mehr folgen kannſt? freylich vergeb ich dir, aber —

Lelio. Auch ich bitte auf das demüthigſte um Verzeihung —

Wumsh. Gehn Sie nur, gehn Sie nur. Ich vergeb auch Ihnen — weil ich muß!

Valer. Nicht, weil Sie müſſen, Herr Vater! Laſſen Sie uns dieſe ſchmerzliche Worte nicht hören. Vergeben Sie uns, weil Sie uns lieben.

Wumsh. Nun ja doch, weil ich dich liebe.

Lelio. Und mich bald lieben werden, wie ich gewiß hoffe.

Wumsh. Sie hoffen zu viel. Daß ich Sie nicht haſſe, das wird alles ſeyn, was ich thun kann. Ich ſehe wohl, der Menſch ſoll verliebt, er ſoll närriſch ſeyn. Was kann ich wider das Schickſal? Sey es, mein Sohn, nur auch. Sey närriſch! durch unſere Narrheit werden wir am ſicherſten klug. Zieh in Frieden; es iſt mir lieb, daß ich wenigſtens kein Augenzeuge von deiner Thorheit ſeyn darf. Mache nur, daß mir meine Tochter nicht länger widerſpenſtig iſt —

Laura. Sorgen Sie nicht, Herr Vater, ich will Ihnen nicht einen zweyten Verdruß machen. Ich gebe Herr Leandern meine Hand, und würde ſie ihm gegeben haben, wenn Lelio auch nicht Hilaria wäre. (gegen die Hilaria) Dieſes Ihnen zur Nachricht, wegen der triumphirenden Mine!

Lelio. Sind Sie ungehalten gegen mich, liebſte Laura? (zu Leandern) Wie haben Sie es ewig angefangen, mein Herr, daß Sie ein ſolches Felſenherz zur Liebe haben bewegen können? Wenn Sie wüßten, was für Angriffe ich auf daſſelbe in meiner Verkleidung gewagt, und wie ſtandhaft es gleichwohl —

Laura. Stille Hilaria, oder ich werde noch ungehalten. (zu Leandern, welcher der Hilaria antworten will) Antworten Sie ihr nicht, Leander, ich verſpreche Ihnen, daß Sie nie einen gefährlichern Nebenbuhler haben ſollen, als Lelio war.

Leander. Wie glücklich bin ich!

Valer. Und wie glücklich bin auch ich!

Wumsh. Ueber Jahr und Tag, hoff ich, ſollt ihr anders exklamiren!

Liſette. Freylich anders; beſonders wenn mehr Stimmen dazu kommen — (gegen die Zuſchauer) Lachen Sie doch, meine Herrn, dieſe Komödie ſchließt ſich wie ein Hochzeitkarmen!

Ende des Miſogyn.

Luſtſpiele

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Zweyter Theil.

Der Freygeiſt.
Der Schatz.
Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Berlin,
bey Chriſtian Friederich Voß.
1767.

Der Freygeiſt.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Verfertiget im Jahre 1749.

Perſonen.

Adraſt, der Freygeiſt.
Theophan, ein junger Geiſtlicher.
Liſidor.
Juliane.
Henriette. } Töchter des Liſidor.
Fr. Philane.
Araspe, Theophans Vetter.
Johann.
Martin.
Liſette.
Ein Wechsler.

Die Scene iſt ein Saal.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan.

Werden Sie es übel nehmen, Adraſt, wenn ich mich endlich über den ſtolzen Kaltſinn beklage, den Sie nicht aufhören gegen mich zu äußern? Schon ſeit Monaten ſind wir in Einem Hauſe, und warten auf einerley Glück. Zwey liebenswürdige Schweſtern ſollen es uns machen. Bedenken Sie doch, Adraſt! können wir noch dringender eingeladen werden, uns zu lieben, und eine Freundſchaft unter uns zu ſtiften, wie ſie unter Brüdern ſeyn ſollte? Wie oft bin ich nicht darauf beſtanden? — —

Adraſt. Eben ſo oft haben Sie geſehen, daß ich mich nicht einlaſſen will. Freundſchaft? Freundſchaft unter uns? — — Wiſſen Sie, muß ich fragen, was Freundſchaft iſt?

Theophan. Ob ich es weiß?

Adraſt. Alle Fragen beſtürzen, deren wir nicht gewärtig ſind. Gut, Sie wiſſen es. Aber meine Art zu denken, und die Ihrige, dieſe kennen Sie doch auch?

Theophan. Ich verſtehe Sie. Alſo ſollen wir wohl Feinde ſeyn?

Adraſt. Sie haben mich ſchön verſtanden! Feinde? Iſt denn kein Mittel? Muß denn der Menſch eines von beiden, haſſen, oder lieben? Gleichgültig wollen wir einander bleiben. Und ich weiß, eigentlich wünſchen Sie dieſes ſelbſt. Lernen Sie wenigſtens nur die Aufrichtigkeit von mir?

Theophan. Ich bin bereit. Werden Sie mich aber dieſe Tugend in aller ihrer Lauterkeit lehren?

Adraſt. Erſt fragen Sie Sich ſelbſt, ob ſie Ihnen in aller ihrer Lauterkeit gefallen würde?

Theophan. Gewiß. Und Ihnen zu zeigen, ob ihr künftiger Schüler einige Fähigkeit dazu hat, wollen Sie mich wohl einen Verſuch machen laſſen?

Adraſt. Recht gern.

Theophan. Wo nur mein Verſuch nicht ein Meiſterſtück wird. Hören Sie alſo, Adraſt — — Aber erlauben Sie mir, daß ich mit einer Schmeicheley gegen mich ſelbſt anfange. Ich habe von je her einigen Werth auf meine Freundſchaft gelegt; ich bin vorſichtig, ich bin karg damit geweſen. Sie ſind der erſte, dem ich ſie angeboten habe; und Sie ſind der einzige, dem ich ſie aufbringen will. — — Umſonſt ſagt mir Ihr verächtlicher Blick, daß es mir nicht gelingen ſolle. Gewiß, es ſoll mir gelingen. Ihr eigen Herz iſt mir Bürge; Ihr eigen Herz, Adraſt, welches unendlich beſſer iſt, als es Ihr Witz, der ſich in gewiſſe groß ſcheinende Meynungen verliebt hat, vielleicht wünſchet.

Adraſt. Ich haſſe die Lobſprüche, Theophan, und beſonders die, welche meinem Herzen auf Unkoſten meines Verſtandes gegeben werden. Ich weiß eigentlich nicht, was das für Schwachheiten ſeyn müſſen, (Schwachheiten aber müſſen es ſeyn,) derentwegen Ihnen mein Herz ſo wohlgefällt; das aber weiß ich, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis ich ſie, durch Hülfe meines Verſtandes, daraus verdrungen habe.

Theophan. Ich habe die Probe meiner Aufrichtigkeit kaum angefangen, und Ihre Empfindlichkeit iſt ſchon rege. Ich werde nicht weit kommen.

Adraſt. So weit als Sie wollen. Fahren Sie nur fort.

Theophan. Wirklich? —— Ihr Herz alſo iſt das beſte, das man finden kann. Es iſt zu gut, Ihrem Geiſte zu dienen, den das Neue, das Beſondere geblendet hat, den ein Anſchein von Gründlichkeit zu glänzenden Irrthümern dahinreißt, und der, aus Begierde bemerkt zu werden, Sie mit aller Gewalt zu etwas machen will, was nur Feinde der Tugend, was nur Böſewichter ſeyn ſollten. Nennen Sie es, wie Sie wollen: Freydenker, ſtarker Geiſt, Deiſt; ja, wenn Sie ehrwürdige Benennungen mißbrauchen wollen, nennen Sie es Philoſoph: es iſt ein Ungeheuer, es iſt die Schande der Menſchheit. Und Sie, Adraſt, den die Natur zu einer Zierde derſelben beſtimmte, der nur ſeinen eignen Empfindungen folgen dürfte, um es zu ſeyn; Sie, mit einer ſolchen Anlage zu allem was edel und groß iſt, Sie entehren Sich vorſetzlich. Sie ſtürzen Sich mit Bedacht aus Ihrer Höhe herab, bey dem Pöbel der Geiſter einen Ruhm zu erlangen, für den ich lieber aller Welt Schande wählen wollte.

Adraſt. Sie vergeſſen Sich, Theophan, und wenn ich Sie nicht unterbreche, ſo glauben Sie endlich gar, daß Sie Sich an dem Platze befinden, auf welchem Ihres gleichen ganze Stunden ungeſtört ſchwatzen dürfen.

Theophan. Nein, Adraſt, Sie unterbrechen keinen überläſtigen Prediger; beſinnen Sie Sich nur: Sie unterbrechen bloß einen Freund, — — wider Ihren Willen nenne ich mich ſo, — — der eine Probe ſeiner Freymüthigkeit ablegen ſollte.

Adraſt. Und eine Probe ſeiner Schmeicheley abgeleget hat; — aber einer verdeckten Schmeicheley, einer Schmeicheley, die eine gewiſſe Bitterkeit annimmt, um deſtoweniger Schmeicheley zu ſcheinen. — — Sie werden machen, daß ich Sie endlich auch verachte. — — Wenn Sie die Freymüthigkeit kennten, ſo würden Sie mir alles unter die Augen geſagt haben, was Sie in Ihrem Herzen von mir denken. Ihr Mund würde mir keine gute Seite geliehen haben, die mir Ihre innere Ueberzeugung nicht zugeſtehet. Sie würden mich gerade weg einen Ruchloſen geſcholten haben, der ſich der Religion nur deswegen zu entziehen ſuche, damit er ſeinen Lüſten deſto ſicherer nachhängen könne. Um ſich pathetiſcher auszudrücken, würden Sie mich einen Höllenbrand, einen eingefleiſchten Teufel genannt haben. Sie würden keine Verwünſchungen geſpart, kurz, Sie würden Sich ſo erwieſen haben, wie ſich ein Theolog gegen die Verächter ſeines Aberglaubens, und alſo auch ſeines Anſehens, erweiſen muß.

Theophan. Ich erſtaune. Was für Begriffe!

Adraſt. Begriffe, die ich von tauſend Beyſpielen abgeſondert habe. — — Doch wir kommen zu weit. Ich weiß, was ich weiß, und habe längſt gelernt, die Larve von dem Geſichte zu unterſcheiden. Es iſt eine Karnevalserfahrung: Je ſchöner die erſte, deſto häßlicher das andere.

Theophan. Sie wollen damit ſagen — —

Adraſt. Ich will nichts damit ſagen, als daß ich noch zu wenig Grund habe, die Allgemeinheit meines Urtheils von den Gliedern Ihres Standes, um Ihret Willen einzuſchränken. Ich habe mich nach den Ausnahmen zu lange vergebens umgeſehen, als daß ich hoffen könnte, die erſte an Ihnen zu finden. Ich müßte Sie länger, ich müßte Sie unter verſchiedenen Umſtänden gekannt haben, wenn — —

Theophan. Wenn Sie meinem Geſichte die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen ſollten, es für keine Larve zu halten. Wohl! Aber wie können Sie kürzer dazu gelangen, als wenn Sie mich Ihres nähern Umganges würdigen? Machen Sie mich zu Ihrem Freunde, ſtellen Sie mich auf die Probe — —

Adraſt. Sachte! die Probe käme zu ſpät, wenn ich Sie bereits zu meinem Freunde angenommen hätte. Ich habe geglaubt, ſie müſſe vorhergehen.

Theophan. Es giebt Grade in der Freundſchaft, Adraſt; und ich verlange den vertrauteſten noch nicht.

Adraſt. Kurz, auch zu dem niedrigſten können Sie nicht fähig ſeyn.

Theophan. Ich kann nicht dazu fähig ſeyn? Wo liegt die Unmöglichkeit?

Adraſt. Kennen Sie, Theophan, wohl ein Buch, welches das Buch aller Bücher ſeyn ſoll; welches alle unſere Pflichten enthalten, welches uns zu allen Tugenden die ſicherſten Vorſchriften ertheilen ſoll, und welches der Freundſchaft gleichwohl mit keinem Worte gedenkt? Kennen Sie dieſes Buch?

Theophan. Ich ſehe Sie kommen, Adraſt. Welchem Collin haben Sie dieſen armſeligen Einwurf abgeborgt?

Adraſt. Abgeborgt, oder ſelbſt erfunden: es iſt gleich viel. Es muß ein kleiner Geiſt ſeyn, der ſich Wahrheiten zu borgen ſchämt.

Theophan. Wahrheiten! —— Sind Ihre übrigen Wahrheiten von gleicher Güte? Können Sie mich einen Augenblick anhören?

Adraſt. Wieder predigen?

Theophan. Zwingen Sie mich nicht darzu? Oder wollen Sie, daß man Ihre ſeichten Spöttereyen unbeantwortet laſſen ſoll, damit es ſcheine, als könne man nicht darauf antworten?

Adraſt. Und was können Sie denn darauf antworten?

Theophan. Dieſes. Sagen Sie mir, iſt die Liebe unter der Freundſchaft, oder die Freundſchaft unter der Liebe begriffen? Nothwendig das letztere. Derjenige alſo, der die Liebe in ihrem allerweiteſten Umfange gebietet, gebietet der nicht auch die Freundſchaft? Ich ſollte es glauben; und es iſt ſo wenig wahr, daß unſer Geſetzgeber die Freundſchaft ſeines Gebotes nicht würdig geſchätzt habe, daß er vielmehr ſeine Lehre zu einer Freundſchaft gegen die ganze Welt gemacht hat.

Adraſt. Sie bürden ihm Ungereimtheiten auf. Freundſchaft gegen die ganze Welt? Was iſt das? Mein Freund muß kein Freund der ganzen Welt ſeyn.

Theophan. Und alſo iſt Ihnen wohl nichts Freundſchaft, als jene Uebereinſtimmung der Temperaperamente, jene angeborne Harmonie der Gemüther, jener heimliche Zug gegen einander, jene unſichtbare Kette, die zwey einerley denkende, einerley wollende Seelen verknüpfet?

Adraſt. Ja, nur dieſes iſt mir Freundſchaft.

Theophan. Nur dieſes? Sie widerſprechen Sich alſo ſelbſt.

Adraſt. O! daß Ihr Leute doch überall Widerſprüche findet, außer nur da nicht, wo ſie wirklich ſind!

Theophan. Ueberlegen Sie es. Wenn dieſe, ohne Zweifel nicht willkührliche, Uebereinſtimmung der Seelen, dieſe in uns liegende Harmonie mit einem andern einzelnen Weſen allein die wahre Freundſchaft ausmacht: wie können Sie verlangen, daß ſie der Gegenſtand eines Geſetzes ſeyn ſoll? Wo ſie iſt, darf ſie nicht geboten werden; und wo ſie nicht iſt, da wird ſie umſonſt geboten. Und wie können Sie es unſerm Lehrer zur Laſt legen, daß er die Freundſchaft in dieſem Verſtande übergangen iſt? Er hat uns eine edlere Freundſchaft befohlen, welche jenes blinden Hanges, den auch die unvernünftigen Thiere nicht miſſen, entbehren kann: eine Freundſchaft, die ſich nach erkannten Vollkommenheiten mittheilet; welche ſich nicht von der Natur lenken läßt, ſondern welche die Natur ſelbſt lenket.

Adraſt. O Geſchwätze!

Theophan. Ich muß Ihnen dieſes ſagen, Adraſt, ob Sie es gleich eben ſo wohl wiſſen könnten, als ich; und auch wiſſen ſollten. Was würden Sie ſelbſt von mir denken, wenn ich den Verdacht nicht mit aller Gewalt von mir abzulenken ſuchte, als mache mich die Religion zu einem Verächter der Freundſchaft, die Religion, die Sie nur allzugern aus einem wichtigen Grunde verachten möchten? —— Sehen Sie mich nicht ſo geringſchätzig an; wenden Sie Sich nicht auf eine ſo beleidigende Art von mir ——

Adraſt. (bey Seite.) Das Pfaffengeſchmeiß! ——

Theophan. Ich ſehe, Sie gebrauchen Zeit, den erſten Widerwillen zu unterdrücken, den eine widerlegte Lieblingsmeynung natürlicher Weiſe erregt. — Ich will Sie verlaſſen. Ich erfuhr itzt ohnedem, daß einer von meinen Anververwandten mit der Poſt angelangt ſey. Ich gehe ihm entgegen, und werde die Ehre haben Ihnen denſelben vorzuſtellen.

Zweyter Auftritt.

Adraſt.

— — Daß ich ihn nimmermehr wiederſehen dürfte! Welcher von euch Schwarzrocken wäre auch kein Heuchler? — — Prieſtern habe ich mein Unglück zu danken. Sie haben mich gedrückt, verfolgt, ſo nahe ſie auch das Blut mit mir verbunden hatte. Haſſen will ich dich, Theophan, und alle deines Ordens! Muß ich denn auch hier in die Verwandſchaft der Geiſtlichkeit gerathen? — — Er, dieſer Schleicher, dieſer blöde Verleugner ſeines Verſtandes, ſoll mein Schwager werden? — — Und mein Schwager durch Julianen? — Durch Julianen? — Welch grauſames Geſchick verfolgt mich doch überall! Ein alter Freund meines verſtorbenen Vaters trägt mir eine von ſeinen Töchtern an. Ich eile herbey, und muß zu ſpät kommen, und muß die, welche auf den erſten Anblick mein ganzes Herz hatte, die, mit der ich allein glücklich leben konnte, ſchon verſprochen finden. Ach Juliane! So wareſt du mir nicht beſtimmt? du, die ich liebe? Und ſo ſoll ich mich mit einer Schweſter begnügen, die ich nicht liebe? — —

Dritter Auftritt.

Liſidor. Adraſt.

Liſidor. Da haben wirs! Schon wieder allein, Adraſt? Sagen Sie mir, müſſen die Philoſophen ſo zu Winkel kriechen? Ich wollte doch lieber ſonſt was ſeyn — — Und, wenn ich recht gehört habe, ſo ſprachen Sie ja wohl gar mit Sich ſelber? Nu, nu! es iſt ſchon wahr: ihr Herren Grillenfänger könnt freylich mit niemand klügerm reden, als mit euch ſelber. Aber gleichwohl iſt unſer einer auch kein Katzenkopf. Ich ſchwatze eins mit, es mag ſeyn, von was es will.

Adraſt. Verzeihen Sie — —

Liſidor. Je, mit Seinem Verzeihen! Er hat mir ja noch nichts zuwider gethan — — Ich habe gern, wenn die Leute luſtig ſind. Und ich will kein ehrlicher Mann ſeyn, wenn ich mir nicht eine rechte Freude darauf eingebildet habe, den Wildfang, wie ſie Ihn ſonſt zu Hauſe nannten, zu meinem Schwiegerſohne zu haben. Freylich iſt Er ſeit dem groß gewachſen; Er iſt auf Reiſen geweſen; Er hat Land und Leute geſehen. Aber, daß Er ſo gar ſehr verändert würde wiedergekommen ſeyn, das hätte ich mir nicht träumen laſſen. Da geht Er nun, und ſpintiſirt von dem, was iſt — — und was nicht iſt, — — von dem, was ſeyn könnte, und wenn es ſeyn könnte, warum es wieder nicht ſeyn könnte; — — von der Nothwendigkeit, der halben und ganzen, der nothwendigen Nothwendigkeit, und der nicht nothwendigen Nothwendigkeit; — — von den A — A — — wie heißen die kleinen Dingerchen, die ſo in den Sonnenſtralen herum fliegen? — — von den A — A — — Sage doch, Adraſt — —

Adraſt. Von den Atomis, wollen Sie ſagen.

Liſidor. Ja, ja, von den Atomis, von den Atomis. So heißen ſie, weil man ihrer ein ganz Tauſend mit Einem Athem hinunter ſchlucken kann.

Adraſt. Ha! ha! ha!

Liſidor. Er lacht, Adraſt? Ja, mein gutes Bürſchchen, du mußt nicht glauben, daß ich von den Sachen ganz und gar nichts verſtehe. Ich habe euch, Ihn und den Theophan, ja oft genug darüber zanken hören. Ich behalte mir das Beſte. Wenn ihr euch in den Haaren liegt, ſo fiſche ich im Trüben. Da fällt manche Brocke ab, die keiner von euch brauchen kann, und die iſt für mich. Ihr dürft deswegen nicht neidiſch auf mich ſeyn; denn ich bereichre mich nicht von einem allein. Das nehme ich von dir, mein lieber Adraſt; und das vom Theophan; und aus allen dem mache ich mir hernach ein Ganzes — —

Adraſt. Das vortrefflich ungeheuer ſeyn muß.

Liſidor. Wie ſo?

Adraſt. Sie verbinden Tag und Nacht, wenn Sie meine mit Theophans Gedanken verbinden.

Liſidor. Je nu! ſo wird eine angenehme Demmerung daraus. — — Und überhaupt iſt es nicht einmal wahr, daß ihr ſo ſehr von einander unterſchieden wäret. Einbildungen! Einbildungen! Wie vielmal habe ich nicht allen beiden zugleich Recht gegeben? Ich bin es nur allzuwohl überzeugt, daß alle ehrliche Leute einerley glauben.

Adraſt. Sollten! ſollten! das iſt wahr.

Liſidor. Nun da ſehe man! was iſt nun das wieder für ein Unterſcheid? Glauben, oder glauben ſollen: es kömmt auf eines heraus. Wer kann alle Worte ſo abzirkeln? — — Und ich wette was, wenn ihr nur erſt werdet Schwäger ſeyn, kein Ey wird dem andern ähnlicher ſeyn können. — —

Adraſt. Als ich dem Theophan, und er mir?

Liſidor. Gewiß. Noch wißt ihr nicht, was das heißt, mit einander verwandt ſeyn. Der Verwandtſchaft wegen wird der einen Daumen breit, und der einen Daumen breit nachgeben. Und einen Daumen breit, und wieder einen Daumen breit, das macht zwey Daumen breit; und zwey Daumen breit — — ich bin ein Schelm, wenn ihr die auseinander ſeyd. — Nichts aber könnte mich in der Welt wohl ſo vergnügen, als daß meine Töchter ſo vortrefflich für euch paſſen. Die Juliane iſt eine geborne Prieſterfrau; und

Henriette — — In ganz Deutſchland muß kein Mädchen zu finden ſeyn, das ſich für Ihn, Adraſt, beſſer ſchickte. Hübſch, munter, fix; ſie ſingt, ſie tanzt, ſie ſpielt; kurz, ſie iſt meine leibhafte Tochter. Juliane dargegen iſt die liebe, heilige Einfalt.

Adraſt. Juliane? Sagen Sie das nicht. Ihre Vollkommenheiten fallen vielleicht nur weniger in die Augen. Ihre Schönheit blendet nicht; aber ſie geht ans Herz. Man läßt ſich gern von ihren ſtillen Reizen feſſeln, und man biegt ſich mit Bedacht in ihr Joch, das uns andere in einer fröhlichen Unbeſonnenheit überwerfen müſſen. Sie redet wenig; aber auch ihr geringſtes Wort hat Vernunft.

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Es iſt wahr: Henriette weiß ſich frey und witzig auszudrücken. Würde es aber Juliane nicht auch können, wenn ſie nur wollte, und wenn ſie nicht Wahrheit und Empfindung jenem pralenden Schimmer verzöge? Alle Tugenden ſcheinen ſich in ihrer Seele verbunden zu haben — —

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Es ſey ferne, daß ich Henrietten irgend eine Tugend abſprechen ſollte. Aber es giebt ein gewiſſes Aeußeres, welches ſie ſchwerlich vermuthen ließe, wenn man nicht andre Gründe für ſie hätte. Julianens geſetzte Anmuth, ihre ungezwungene Beſcheidenheit, ihre ruhige Freude, ihre — —

Liſidor. Und Henriettens?

Adraſt. Henriettens wilde Annehmlichkeiten, ihre wohl laſſende Dreuſtigkeit, ihre fröhlichen Entzückungen ſtechen mit den gründlichen Eigenſchaften ihrer Schweſter vortrefflich ab. Aber Juliane gewinnt dabey — —

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Verlieret dabey nichts. Nur daß Juliane — —

Liſidor. Ho! ho! Herr Adraſt, ich will doch nicht hoffen, daß Sie auch an der Narrheit krank liegen, welche die Leute nur das für gut und ſchön erkennen läßt, was ſie nicht bekommen können. Wer Henker hat Sie denn gedungen, Julianen zu loben?

Adraſt. Fallen Sie auf nichts Widriges. Ich habe bloß zeigen wollen, daß mich die Liebe für meine Henriette gegen die Vorzüge ihrer Schweſter nicht blind mache.

Liſidor. Nu, nu! wenn das iſt, ſo mag es hingehen. Sie iſt auch gewiß ein gutes Kind, die Juliane. Sie iſt der Augapfel ihrer Großmutter. Und das gute, alte Weib hat tauſendmal geſagt, die Freude über ihr Julchen erhielte ſie noch am Leben.

Adraſt. Ach!

Liſidor. Das war ja gar geſeufzt. Was Geyer ficht Ihn an? Pfuy! Ein junger geſunder Mann, der alle Vierthelſtunden eine Frau nehmen will, wird ſeufzen? Spare Er Sein Seufzen, bis Er die Frau hat.

Vierter Auftritt.

Johann. Adraſt. Liſidor.

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Nu? Nu?

Johann. Pſt! Pſt!

Adraſt. Was giebts?

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Pſt! Pſt! Moſjeu Johann. Kann der Schurke nicht näher kommen?

Johann. Pſt, Herr Adraſt! Ein Wort im Vertrauen.

Adraſt. So komm her!

Johann. Im Vertrauen, Herr Adraſt.

Liſidor. (welcher auf ihn zu geht.) Nun? was willſt du?

Johann. (geht auf die andre Seite.) Pſt! Herr Adraſt, nur ein Wörtchen, ganz im Vertrauen!

Adraſt. So pack dich her, und rede.

Liſidor. Rede! rede! Was kann der Schwiegerſohn haben, das der Schwiegervater nicht hören dürfte?

Johann. Herr Adraſt! (zieht ihn an dem Aermel bey Seite.)

Liſidor. Du Spitzbube, willſt mich mit aller Gewalt vom Platze haben. Rede nur, rede! ich gehe ſchon.

Johann. O! Sie ſind gar zu höflich. Wenn Sie einen kleinen Augenblick dort in die Ecke treten wollen: ſo können Sie immer da bleiben.

Adraſt. Bleiben Sie doch! ich bitte.

Liſidor. Nu! wenn ihr meynt — — (indem er auf ſie zu kömmt.)

Adraſt. Nun ſage, was willſt du?

Johann. (welcher ſieht, daß ihm Liſidor wieder nahe ſteht.) Nichts.

Adraſt. Nichts?

Johann. Nichts, gar nichts.

Liſidor. Das Wörtchen im Vertrauen, haſt du es ſchon wieder vergeſſen?

Johann. Potz Stern! ſind Sie da? Ich denke, Sie ſtehen dort im Winkel.

Liſidor. Narre, der Winkel iſt näher gerückt.

Johann. Daran hat er ſehr unrecht gethan.

Adraſt. Halte mich nicht länger auf, und rede.

Johann. Herr Liſidor, mein Herr wird böſe.

Adraſt. Ich habe vor ihm nichts Geheimes: rede!

Johann. So habe ich auch nichts für Sie.

Liſidor. Galgendieb, ich muß dir nur deinen Willen thun. — — Ich gehe auf meine Stube, Adraſt: wenn Sie zu mir kommen wollen —

Adraſt. Ich werde Ihnen gleich folgen.

Fünfter Auftritt.

Johann. Adraſt.

Johann. Iſt er fort?

Adraſt. Was haſt du mir denn zu ſagen? Ich wette, es iſt eine Kleinigkeit; und der Alte wird ſich einbilden, daß es Halsſachen ſind.

Johann. Eine Kleinigkeit? —— Mit Einem Worte, Herr Adraſt, wir ſind verloren. Und Sie konnten verlangen, daß ich es in Gegenwart des Liſidors ſagen ſollte?

Adraſt. Verloren? Und wie denn? Erkläre dich.

Johann. Was iſt da zu erklären? Kurz, wir ſind verloren. —— Aber ſo unvorſichtig hätte ich mir Sie doch nimmermehr eingebildet, daß Sie es ſogar ihren künftigen Schwiegervater wollten hören laſſen ——

Adraſt. So laß mich es nur hören ——

Johann. Wahrhaftig, er hätte die Luſt auf einmal verlieren können, es jemals zu werden. —— So ein Streich!

Adraſt. Nun? was denn für ein Streich? Wie lange wirſt du mich noch martern?

Johann. Ein ganz verdammter Streich. — — Ja, ja! wenn der Bediente nicht oft behutſamer wäre, als der Herr: es würden artige Dinge herauskommen.

Adraſt. Nichtswürdiger Schlingel — —

Johann. Ho, ho! iſt das mein Dank? Wenn ich es doch nur geſagt hätte, wie der Alte da war. Wir hätten wollen ſehen! wir hätten wollen ſehen —

Adraſt. Daß dich dieſer und jener — —

Johann. Ha, ha! nach dem Dieſen und Jenen wird nicht mehr gefragt. Ich weiß doch wohl, daß Sie den Teufel meynen, und daß keiner iſt. Ich müßte wenig von Ihnen gelernt haben, wenn ich nicht der ganzen Hölle ein Schnippchen ſchlagen wollte.

Adraſt. Ich glaube, du ſpielſt den Freygeiſt? Ein ehrlicher Mann möchte einen Ekel davor bekommen, wenn er ſieht, daß es ein jeder Lumpenhund ſeyn will. — — Aber ich verbiete dir nunmehr, mir ein Wort zu ſagen. Ich weiß doch, daß es nichts iſt.

Johann. Ich ſollte es Ihnen nicht ſagen? Ich ſollte Sie ſo in Ihr Unglück rennen laſſen? Das wollen wir ſehen.

Adraſt. Gehe mir aus den Augen!

Johann. Nur Geduld! — — Sie erinnern Sich doch wohl ſo ohngefähr, wie Sie Ihre Sachen zu Hauſe gelaſſen haben?

Adraſt. Ich mag nichts wiſſen.

Johann. Ich ſage Ihnen ja auch noch nichts. — — Sie erinnern Sich doch wohl auch der Wechſel, die Sie an den Herrn Araspe vor Jahr und Tag ausſtellten?

Adraſt. Schweig, ich mag nichts davon hören.

Johann. Ohne Zweifel, weil Sie ſie vergeſſen wollen? Wenn ſie nur dadurch bezahlt würden. — — Aber wiſſen Sie denn auch, daß ſie verfallen ſind?

Adraſt. Ich weiß, daß du dich nicht darum zu bekümmern haſt.

Johann. Auch das verbeiße ich. — Sie denken freylich: weit davon, iſt gut für den Schuß; und Herr Araspe hat eben nicht nöthig, ſo ſehr dahinter her zu ſeyn. Aber, was meynen Sie, wenn ich den Herrn Araspe — —

Adraſt. Nun was?

Johann. Jetzt den Augenblick vom Poſtwagen hätte ſteigen ſehen?

Adraſt. Was ſagſt du? Ich erſtaune — —

Johann. Das that ich auch, als ich ihn ſah.

Adraſt. Du, Araspen geſehen? Araspen hier?

Johann. Mein Herr, ich habe mich auf den Fuß geſetzt, daß ich Ihre und meine Schuldner gleich auf den erſten Blick erkenne; ja ich rieche ſie ſchon, wenn ſie auch noch hundert Schritt von mir ſind.

Adraſt. (nachdem er nachgedacht.) Ich bin verloren!

Johann. Das war ja mein erſtes Wort.

Adraſt. Was iſt anzufangen?

Johann. Das beſte wird ſeyn: wir packen auf, und ziehen weiter.

Adraſt. Das iſt unmöglich.

Johann. Nun ſo machen Sie Sich gefaßt zu bezahlen.

Adraſt. Das kann ich nicht; die Summe iſt zu groß.

Johann. O! ich ſagte auch nur ſo. — — Sie ſinnen?

Adraſt. Doch wer weiß auch, ob er ausdrücklich meinetwegen hergekommen iſt. Er kann andre Geſchäffte haben.

Johann. Je nu! ſo wird er das Geſchäffte mit Ihnen ſo beyher treiben. Wir ſind doch immer geklatſcht.

Adraſt. Du haſt Recht. — — Ich möchte raſend werden, wenn ich an alle die Streiche gedenke, die mir ein ungerechtes Schickſal zu ſpielen nicht aufhört. — Doch wider wen murre ich? Wider ein taubes Ohngefähr? Wider einen blinden Zufall, der uns ohne Abſicht und ohne Vorſatz ſchwer fällt? Ha! nichtswürdiges Leben! —

Johann. O! laſſen Sie mir das Leben ungeſchimpft. So einer Kleinigkeit wegen ſich mit ihm zu überwerfen, das wäre was geſcheutes!

Adraſt. So rathe mir doch, wenn du es für eine Kleinigkeit anſiehſt.

Johann. Fällt Ihnen im Ernſte kein Mittel ein? — — Bald werde ich Sie gar nicht mehr für den groſſen Geiſt halten, für den ich Sie doch immer gehalten habe. Fortgehen wollen Sie nicht; bezahlen können Sie nicht: was iſt denn noch übrig?

Adraſt. Mich ausklagen zu laſſen.

Johann. O pfuy! Worauf ich gleich zuerſt fallen würde, wenn ich auch bezahlen könnte — —

Adraſt. Und was iſt denn das?

Johann. Schwören Sie den Bettel ab.

Adraſt. (mit einer bittern Verachtung.) Schurke!

Johann. Wie? Was bin ich? So einen brüderlichen Rath — —

Adraſt. Ja wohl ein brüderlicher Rath, den du nur deinen Brüdern, Leuten deines gleichen, geben ſollteſt.

Johann. Sind Sie Adraſt? Ich habe Sie wohl niemals über das Schwören ſpotten hören?

Adraſt. Ueber das Schwören, als Schwören, nicht aber als eine bloſſe Betheurung ſeines Wortes. Dieſe muß einem ehrlichen Manne heilig ſeyn, und wenn auch weder Gott noch Strafe iſt. Ich würde mich ewig ſchämen, meine Unterſchrift geleugnet zu haben, und ohne Verachtung meiner ſelbſt, nie mehr meinen Namen ſchreiben können.

Johann. Aberglauben über Aberglauben! Zu einer Thüre haben Sie ihn herausgejagt, und zu der andern laſſen Sie ihn wieder herein.

Adraſt. Schweig! ich mag dein läſterliches Geſchwätze nicht anhören. Ich will Araspen aufſuchen. Ich will ihm Vorſtellungen thun; ich will ihm von meiner Heyrath ſagen; ich will ihm Zinſen über Zinſen verſprechen. — — Ich treffe ihn doch wohl noch in dem Poſthauſe?

Johann. Vielleicht. — — Da geht er, der barmherzige Schlucker. Das Maul iſt groß genug an ihm; aber wenn es dazu kömmt, daß er das, was er glaubt, mit Thaten beweiſen ſoll, da zittert das alte Weib! Wohl dem, der nach ſeiner Ueberzeugung auch leben kann! So hat er doch noch etwas davon. Ich ſollte an ſeiner Stelle ſeyn. — — Doch ich muß nur ſehen, wo er bleibt.

Ende des erſten Aufzuges.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Liſette. Vor allen Dingen, meine lieben Mamſells, ehe ich Ihre kleine Streitigkeit ſchlichte, laſſen Sie uns ausmachen, welcher von Ihnen ich heute zugehöre. Sie wiſſen wohl, Ihre Herrſchaft über mich iſt umzechig. Denn weil es unmöglich ſeyn ſoll, zweyen Herren zu dienen, ſo hat Ihr wohlweiſer Papa — — neigen Sie Sich, Mamſells, neigen Sie Sich! — — ſo hat, ſage ich, Ihr wohlweiſer Papa wohlbedächtig mich damit verſchonen wollen, das Unmögliche möglich zu machen. Er hat jede von Ihnen einen Tag um den andern zu meiner hauptſächlichen Gebietherinn gemacht; ſo daß ich den einen Tag, der ſanften Juliane ehrbares Mädchen, und den andern der muntern Henriette wilde Liſette ſeyn muß. Aber jetzt, ſeit dem die fremden Herren im Hauſe ſind — —

Henriette. Unſre Anbeter meynſt du — —

Liſette. Ja, ja! ihre Anbeter, welche bald ihre hochbefehlenden Ehemänner ſeyn werden — — Seit dem, ſage ich, dieſe im Hauſe ſind, geht alles drüber und drunter; ich werde aus Einer Hand in die andre geſchmiſſen; und ach! unſre ſchöne Ordnung liegt mit den Nähzeuge, das Sie ſeit eben der Zeit nicht angeſehen haben, unterm Nachttiſche. Hervor wieder damit! Ich muß wiſſen woran ich mit Ihnen bin, wenn ich ein unparteyiſches Urtheil fällen ſoll.

Henriette. Das wollen wir bald ausrechnen. — — Du beſinnſt dich doch wohl auf den letzten Feyertag, da dich meine Schweſter mit in die Nachmittagspredigt ſchleppte, ſo gerne du auch mit mir auf unſer Vorwerk gefahren wäreſt? Du warſt damals ſehr ſtrenge, Juliane! — — —

Juliane. Ich habe doch wohl nicht einer ehrlichen Seele einen vergeblichen Weg nach ihr hinaus gemacht?

Henriette. Liſette — —

Liſette. Stille, Mamſell Henriette! nicht aus der Schule geſchwatzt, oder — —

Henriette. Mädchen drehe nicht! Du weißt wohl, ich habe ein gut Gewiſſen.

Liſette. Ich auch. — — Doch laſſen Sie uns nicht das hundertſte ins tauſendſte ſchwatzen. — — Recht! an den Feyertag will ich gedenken! Er war der letzte in unſrer Ordnung; denn noch den Abend kam Theophan an.

Henriette. Und alſo, mit Erlaubniß meiner Schweſter, biſt du heute meine.

Juliane. Ohne Widerrede.

Liſette. Juchhey! Mamſellchen. Ich bin alſo heute Ihre: Juchhey!

Juliane. Iſt das dein Löſungswort unter ihrer Fahne?

Liſette. Ohne weitre Umſtände; erzählen ſie mir nunmehr ihre Streitigkeit. — — Unterdeſſen lege ich mein Geſicht in richterliche Falten.

Juliane. Streitigkeit? Eine wichtige Streitigkeit? Ihr ſeyd beide Schäferinnen. — — Ich will nichts mehr davon hören.

Henriette. So? Du willſt keinen Richter erkennen? Ein klarer Beweis, daß du Unrecht haſt. —

Höre nur, Liſette! wir haben über unſre Anbeter gezankt. Ich will die Dinger immer noch ſo nennen, mag doch zuletzt daraus werden, was da will.

Liſette. Das dachte ich. Ueber was könnten ſich zwey gute Schweſtern auch ſonſt zanken? Es iſt freylich verdrießlich, wenn man ſein künftiges Haupt verachten hört.

Henriette. Schwude! Mädchen; du willſt ganz auf die falſche Seite. Keine hat des andern Anbeter verachtet; ſondern unſer Zank kam daher, weil eine des andern Anbeter — — ſchon wieder Anbeter! — — allzu ſehr erhob.

Liſette. Eine neue Art Zanks! wahrhaftig, eine neue Art!

Henriette. Kannſt du es anders ſagen, Juliane?

Juliane. O! verſchone mich doch damit.

Henriette. Hoffe auf kein Verſchonen, wenn du nicht wiederrufſt. — — Sage, Liſette, haſt du unſre Männerchen ſchon einmal gegeneinander gehalten? Was dünkt dich? Juliane macht ihren armen Theophan herunter, als wenn er ein kleines Ungeheuer wäre.

Juliane. Unartige Schweſter! Wann habe ich dieſes gethan? Mußt du aus einer flüchtigen Anmerkung, die du mir gar nicht hätteſt aufmutzen ſollen, ſolche Folgen ziehen?

Henriette. Ich ſeh, man muß dich böſe machen, wenn du mit der Sprache heraus ſollſt. —— Eine flüchtige Anmerkung nennſt du es? Warum ſtritteſt du denn über ihre Gründlichkeit?

Juliane. Du haſt doch närriſche Ausdrücke! Fiengſt du nicht den ganzen Handel ſelbſt an? Ich glaubte, wie ſehr ich dir ſchmeicheln würde, wenn ich deinen Adraſt den wohlgemachteſten Mann nennte, den ich jemals geſehen hätte. Du hätteſt mir für meine Geſinnungen danken, nicht aber widerſprechen ſollen.

Henriette. Sieh, wie wunderlich du biſt! Was war mein Widerſpruch anders, als ein Dank? Und wie konnte ich mich nachdrücklicher bedanken, als wenn ich den unverdienten Lobſpruch auf deinen Theophan zurück ſchob? —

Liſette. Sie hat Recht!

Juliane. Nein, ſie hat nicht Recht. Denn eben dieſes verdroß mich. Muß ſie auf einen ſo kindiſchen Fuß mit mir umgehen? Sahe ſie mich nicht dadurch für ein kleines ſpielendes Mädchen an, das zu ihr geſagt hätte: Deine Puppe iſt die ſchönſte; und dem ſie alſo, um es nicht böſe zu machen, antworten müßte: Nein, deine iſt die ſchönſte?

Liſette. Nun hat ſie Recht!

Henriette. O! geh, du biſt eine artige Richterinn. Haſt du ſchon vergeſſen, daß du mir heute angehörſt?

Liſette. Deſto ſchärfer eben werde ich gegen Sie ſeyn, damit ich nicht partheyiſch laſſe.

Juliane. Glaube mir nur, daß ich beſſere Eigenſchaften an einer Mannsperſon zu ſchätzen weiß, als ſeine Geſtalt. Und es iſt genug, daß ich dieſe beſſern Eigenſchaften an dem Theophan finde. Sein Geiſt —

Henriette. Von dem iſt ja nicht die Rede. Jetzt kömmt es auf den Körper an, und dieſer iſt an dem Theophan ſchöner, du magſt ſagen, was du willſt. Adraſt iſt beſſer gewachſen: gut; er hat einen ſchönern Fuß: ich habe nichts dawider. Aber laß uns auf das Geſicht kommen. — —

Juliane. So ſtückweiſe habe ich mich nicht eingelaſſen.

Henriette. Das iſt eben dein Fehler. — Was für ein Stolz, was für eine Verachtung aller andern blickt nicht dem Adraſt aus jeder Miene! Du wirſt es Adel nennen; aber machſt du es dadurch ſchön? Umſonſt ſind ſeine Geſichtszüge noch ſo regelmäßig: ſein Eigenſinn, ſeine Luſt zum Spotten hat eine gewiſſe Falte hineingebracht, die ihm in meinen Augen recht häßlich läßt. Aber ich will ſie ihm gewiß heraus bringen: laß nur die Flitterwochen erſt vorbey ſeyn. — — Dein Theophan hingegen hat das liebenswürdigſte Geſicht von der Welt. Es herrſcht eine Freundlichkeit darinn, die ſich niemals verleugnet. — —

Juliane. Sage mir doch nur nichts, was ich eben ſo gut bemerkt habe, als du. Allein eben dieſe ſeine Freundlichkeit iſt nicht ſowohl das Eigenthum ſeines Geſichts, als die Folge ſeiner innern Ruhe. Die Schönheit der Seele bringt auch in einen ungeſtalteten Körper Reize; ſo wie ihre Häßlichkeit dem vortrefflichſten Baue und den ſchönſten Gliedern deſſelben, ich weiß nicht was eindrückt, das einen unzuerklärenden Verdruß erwecket. Wenn Adraſt eben der fromme Mann wäre, der Theophan iſt; wenn ſeine Seele von eben ſo göttlichen Stralen der Wahrheit, die er ſich mit Gewalt zu verkennen beſtrebet, erleuchtet wäre: ſo würde er ein Engel unter den Menſchen ſeyn; da er jetzt kaum ein Menſch unter den Menſchen iſt. Zürne nicht, Henriette, daß ich ſo verächtlich von ihm rede. Wenn er in gute Hände fällt, kann er noch alles das werden, was er jetzt nicht iſt, weil er es nie hat ſeyn wollen. Seine Begriffe von der Ehre, von der natürlichen Billigkeit ſind vortrefflich. — —

Henriette. (ſpöttiſch.) O! du machſt ihn auch gar zu ſehr herunter. — — Aber im Ernſte, kann ich nicht ſagen, daß du mich nunmehr für das kleine ſpielende Mädchen anſiehſt? Ich mag ja nicht von dir ſeinetwegen zufrieden geſtellt ſeyn. Er iſt, wie er iſt, und lange gut für mich. Du ſprachſt von guten Händen, in die er fallen müßte, wenn noch was aus ihm werden ſollte. Da er in meine nunmehr gefallen iſt, wird er wohl nicht anders werden. Mich nach ihm zu richten, wird mein einziger Kunſtgriff ſeyn, uns das Leben erträglich zu machen. Nur die verdrießlichen Geſichter muß er ablegen; und da werde ich ihm die Geſichter deines Theophans zum Muſter vorſchlagen.

Juliane. Schon wieder Theophan, und ſeine freundlichen Geſichter?

Liſette. Stille! Mamſell — —

Zweyter Auftritt.

Theophan. Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. (ſpringt dem Theophan entgegen.) Kommen Sie doch, Theophan, kommen Sie! — — Können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Partey gegen meine Schweſter habe halten müſſen? Bewundern Sie meine Uneigennützigkeit. Ich habe Sie bis in den Himmel erhoben, da ich doch weiß, daß ich Sie nicht bekomme, ſondern daß Sie für meine Schweſter beſtimmt ſind, die Ihren Werth nicht kennet. Denken Sie nur, ſie behauptet, daß Sie keine ſo ſchöne Perſon vorſtellten, als Adraſt. Ich weiß nicht, wie ſie das behaupten kann. Ich ſehe doch den Adraſt mit den Augen einer Verliebten an, das iſt, ich mache mir ihn noch zehnmal ſchöner, als er iſt, und gleichwohl geben Sie ihm, meines Bedünkens, nichts nach. Sie ſpricht zwar, auf der Seite des Geiſtes hätten Sie mehr Vorzüge; aber was wiſſen wir Frauenzimmer denn vom Geiſte?

Juliane. Die Schwätzerinn! Sie kennen ſie, Theophan: glauben Sie ihr nicht.

Theophan. Ich ihr nicht glauben, ſchönſte Juliane? Warum wollen Sie mich nicht in der glücklichen Ueberzeugung laſſen, daß Sie ſo vortheilhaft von mir geſprochen haben? — — Ich danke Ihnen, angenehmſte Henriette, für Ihre Vertheidigung; ich danke Ihnen um ſo vielmehr, je ſtärker ich ſelbſt überführet bin, daß Sie eine ſchlechte Sache haben vertheidigen müſſen. Allein — —

Henriette. O! Theophan, von Ihnen verlange ich es nicht, daß Sie mir Recht geben ſollen. Es iſt eine andere gewiſſe Perſon — —

Juliane. Laſſen Sie dieſer andern Perſon Gerechtigkeit wiederfahren, Theophan. Sie werden, hoffe ich, meine Geſinnungen kennen — —

Theophan. Gehen Sie nicht mit mir, als mit einem Fremden um, liebſte Juliane. Brauchen Sie keine Einlenkungen; ich würde bey jeder nähern Beſtimmung verlieren. — — Bey den Büchern, in einer engen ſtaubigten Studierſtube, vergißt man des Körpers ſehr leicht; und Sie wiſſen, der Körper muß eben ſo wohl bearbeitet werden, als die Seele, wenn beide diejenigen Vollkommenheiten erhalten ſollen, deren ſie fähig ſind. Adraſt iſt in der großen Welt erzogen worden; er hat alles, was bey derſelben beliebt macht —

Henriette. Und wenn es auch Fehler ſeyn ſollten. — —

Theophan. Wenigſtens habe ich dieſe Anmerkung nicht machen wollen. — — Aber nur Geduld! ein großer Verſtand kann dieſen Fehlern nicht immer ergeben ſeyn. Adraſt wird das Kleine derſelben endlich einſehen, welches ſich nur allzuſehr durch das Leere verräth, das ſie in unſern Herzen zurück laſſen. Ich bin ſeiner Umkehr ſo gewiß, daß ich ihn ſchon im voraus darum liebe. — — Wie glücklich werden Sie mit ihm leben, glückliche Henriette!

Henriette. So edel ſpricht Adraſt niemals von Ihnen, Theophan. — —

Juliane. Abermals eine recht garſtige Anmerkung, meine liebe Schweſter. — — Was ſuchſt du damit, daß du dem Theophan dieſes ſagſt? Es iſt allezeit beſſer, wenn man es nicht weiß, wer von uns übel ſpricht. Die Kenntniß unſerer Verleumder wirkt auch in dem großmüthigſten Herzen eine Art von Entfernung gegen ſie, die ihre Ausſöhnung mit der beleidigten Perſon nur noch ſchwerer macht.

Theophan. Sie entzücken mich, Juliane. Aber fürchten Sie nichts! Eben darinn ſoll über kurz oder lang mein Triumph beſtehen, daß ich den mich jetzt verachtenden Adraſt beſſer von mir zu urtheilen gezwungen habe. Würde ich aber nicht dieſen ganzen Triumph zernichten, wenn ich ſelbſt einigen Groll gegen ihn faſſen wollte? Noch hat er ſich nicht die Mühe genommen, mich näher kennen zu lernen. Vielleicht daß ich ein

Mittel finde, ihn dazu zu vermögen. — — Laſſen Sie uns nur jetzt davon abbrechen; und erlauben Sie, daß ich einen meiner nächſten Blutsfreunde bey Ihnen anmelden darf, der ſich ein Vergnügen daraus gemacht hat, mich hier zu überraſchen. —

Juliane. Einen Anverwandten?

Henriette. Und wer iſt es?

Theophan. Araspe.

Juliane. Araspe?

Henriette. Ey! das iſt ja vortrefflich! Wo iſt er denn?

Theophan. Er war eben abgeſtiegen, und hat mir verſprochen, unverzüglich nachzufolgen.

Henriette. Weiß es der Papa ſchon?

Theophan. Ich glaube nicht.

Juliane. Und die Großmama?

Henriette. Komm, Schweſterchen! dieſe fröhliche Nachricht müſſen wir ihnen zu erſt bringen. — — Du biſt doch nicht böſe auf mich?

Juliane. Wer kann auf dich böſe ſeyn, Schmeichlerinn? Komm nur!

Theophan. Erlauben Sie, daß ich ihn hier erwarte.

Henriette. Bringen Sie ihn aber nur bald. Hören Sie!

Dritter Auftritt.

Theophan. Liſette.

Liſette. Ich bleibe, Herr Theophan, um Ihnen noch ein kleines großes Kompliment zu machen. Wahrhaftig! Sie ſind der glücklichſte Mann von der Welt! und wenn Herr Liſidor, glaube ich, noch zwey Töchter hätte, ſo würden ſie doch alle viere in Sie verliebt ſeyn.

Theophan. Wie verſteht Liſette das?

Liſette. Ich verſtehe es ſo: daß wenn es alle viere ſeyn würden, es jetzt alle zwey ſeyn müſſen.

Theophan. (lächelnd.) Noch dunkler!

Liſette. Das ſagt Ihr Lächeln nicht. — Wenn Sie aber wirklich Ihre Verdienſte ſelbſt nicht kennen: ſo ſind Sie nur deſto liebenswerther. Juliane liebt Sie: und das geht mit rechten Dingen zu, denn ſie ſoll Sie lieben. Nur Schade, daß ihre Liebe ſo ein gar vernünftiges

Anſehen hat. Aber was ſoll ich zu Henrietten ſagen? Gewiß ſie liebt Sie auch, und was das verzweifeltſte dabey iſt, ſie liebt Sie — aus Liebe. — Wenn Sie ſie doch nur alle beide auch heyrathen könnten!

Theophan. Sie meynt es ſehr gut, Liſette.

Liſette. Ja, wahrhaftig! alsdann ſollten Sie mich noch eben drein behalten.

Theophan. Noch beſſer! Aber ich ſehe, Liſette hat Verſtand — —

Liſette. Verſtand? Auf das Kompliment weiß ich, leider! nichts zu antworten. Auf ein anders: Liſette iſt ſchön, habe ich wohl ungefähr antworten lernen: Mein Herr, Sie ſcherzen. Ich weiß nicht, ob ſich dieſe Antwort hieher auch ſchickt.

Theophan. Ohne Umſtände! — — Liſette kann mir einen Dienſt erzeigen, wenn ſie mir ihre wahre Meynung von Julianen entdeckt. Ich bin gewiß, daß ſie auch in ihren Muthmaßungen nicht weit vom Ziele treffen wird. Es giebt gewiſſe Dinge, wo ein Frauenzimmerauge immer ſchärfer ſieht, als hundert Augen der Mannsperſonen.

Liſette. Verzweifelt! dieſe Erfahrung können Sie wohl nimmermehr aus Büchern haben. — — Aber, wenn Sie nur Acht auf meine Reden gegeben hätten; ich habe Ihnen bereits meine wahre Meynung von Julianen geſagt. Sagte ich Ihnen nicht, daß mir ihre Liebe ein gar zu vernünftiges Anſehen zu haben ſcheine? Darinn liegt alles, was ich davon denke. Ueberlegung, Pflicht, vorzügliche Schönheiten der Seele — — Ihnen die Wahrheit zu ſagen, gegen ſo vortreffliche Worte, in einem weiblichen Munde, mag ein Liebhaber immer ein wenig mißtrauiſch ſeyn. Und noch eine kleine Beobachtung gehöret hieher: dieſe nehmlich, daß ſie mit den ſchönen Worten weit ſparſamer geweſen, als Herr Theophan allein im Hauſe war.

Theophan. Gewiß?

Liſette. (nachdem ſie ihn einen Augenblick angeſehen.) Herr Theophan! Herr Theophan! Sie ſagen dieſes Gewiß mit einer Art, — — mit einer Art, —

Theophan. Mit was für einer Art?

Liſette. Ja! nun iſt ſie wieder weg. Die Mannsperſonen! die Mannsperſonen! Und wenn es auch gleich die allerfrömmſten ſind — — Doch ich will mich nicht irre machen laſſen. Seit Adraſt im Hauſe iſt, wollte ich ſagen, fallen zwiſchen dem Adraſt und Julianen dann und wann Blicke vor —

Theophan. Blicke? — Sie beunruhiget mich, Liſette.

Liſette. Und das Beunruhigen können Sie ſo ruhig ausſprechen, ſo ruhig — — Ja, Blicke fallen zwiſchen ihnen vor; Blicke, die nicht ein Haar anders ſind, als die Blicke, die dann und wann zwiſchen Mamſell Henrietten und dem vierten vorfallen — —

Theophan. Was für einem vierten?

Liſette. Werden Sie nicht ungehalten. Wenn ich Sie gleich den vierten nenne, ſo ſind Sie eigentlich doch in aller Abſicht der erſte.

Theophan. (die erſten Worte bey Seite.) Die Schlaue! — — — Sie beſchämt mich für meine Neubegierde, und ich habe es verdient. Nichts deſtoweniger aber irret Sie Sich Liſette; gewaltig irret Sie Sich — —

Liſette. O pfuy! Sie machten mir vorhin ein ſo artiges Kompliment, und nunmehr gereuet es Sie auf einmal, mir es gemacht zu haben. — Ich müßte gar nichts von dem Verſtande beſitzen, den Sie mir beylegten, wenn ich mich ſo gar gewaltig irren ſollte. — —

Theophan. (unruhig und zerſtreut.) Aber wo bleibt er denn? — —

Liſette. Mein Verſtand? — Wo er will. — So viel iſt gewiß, daß Adraſt bey Henrietten ziemlich ſchlecht ſteht, ſo ſehr ſie ſich auch nach ſeiner Weiſe zu richten ſcheint. Sie kann alles leiden, nur gering geſchätzt zu werden, kann ſie nicht leiden. Sie weiß es allzuwohl, für was uns Adraſt anſieht: für nichts, als Geſchöpfchen, die aus keiner andern Abſicht da ſind, als den Männern ein Vergnügen zu machen. Und das iſt doch ſehr nichtswürdig gedacht! Aber da kann man ſehen, in was für gottloſe Irrthümer die ungläubigen Leute verfallen. — — Nu? Hören Sie mir nicht mehr zu, Herr Theophan? Wie ſo zerſtreut? wie ſo unruhig?

Theophan. Ich weiß nicht, wo mein Vetter bleibt? — —

Liſette. Er wird ja wohl kommen. — —

Theophan. Ich muß ihm wirklich nur wieder entgegen gehn. — — Adieu, Liſette!

Vierter Auftritt.

Liſette.

Das heiße ich kurz abgebrochen! — Er wird doch nicht verdrießlich geworden ſeyn, daß ich ihm ein wenig auf den Zahn fühlte? Das brave Männchen! Ich will nur gerne ſehen, was noch daraus werden wird. Ich gönne ihm wirklich alles Gutes, und wenn es nach mir gehen ſollte, ſo wüßte ich ſchon, was ich thäte. — (indem ſie ſich umſieht.) Wer kömmt denn da den Gang hervor? — Sind die es? — Ein Paar allerliebſte Schlingel! Adraſts Johann, und Theophans Martin: die wahren Bilder ihrer Herren, von der häßlichen Seite! Aus Freygeiſterey iſt jener ein Spitzbube; und aus Frömmigkeit dieſer ein Dummkopf. Ich muß mir doch die Luſt machen, ſie zu behorchen. (Sie tritt zurück.)

Fünfter Auftritt.

Liſette, halb verſteckt hinter einer Scene,
Johann, **Martin**.

Johann. Was ich dir ſage!

Martin. Du muſt mich für ſehr dumm anſehen. Dein Herr ein Atheiſt? das glaube ſonſt einer! Er ſieht ja aus, wie ich und du. Er hat Hände und Füße; er hat das Maul in der Breite und die Naſe in der Länge, wie ein Menſch; er redt, wie ein Menſch; er ißt, wie ein Menſch: — — und ſoll ein Atheiſt ſeyn?

Johann. Nun? ſind denn die Atheiſten keine Menſchen?

Martin. Menſchen? Ha! ha! ha! Nun höre ich, daß du ſelber nicht weißt, was ein Atheiſt iſt.

Johann. Zum Henker! du wirſt es wohl beſſer wiſſen. Ey! belehre doch deinen unwiſſenden Nächſten.

Martin. Hör zu! — Ein Atheiſt iſt — eine Brut der Hölle, die ſich, wie der Teufel, tauſendmal verſtellen kann. Bald iſts ein liſtiger

Fuchs, bald ein wilder Bär; — — bald iſts ein Eſel, bald ein Philoſoph; — — bald iſts ein Hund, bald ein unverſchämter Poete. Kurz, es iſt ein Unthier, das ſchon lebendig bey dem Satan in der Hölle brennt, — — eine Peſt der Erde, — — eine abſcheuliche Kreatur, — — ein Vieh, das dummer iſt, als ein Vieh; — — ein Seelenkannibal, — — ein Antichriſt, — — ein ſchreckliches Ungeheuer — —

Johann. Es hat Bocksfüße: nicht? Zwey Hörner? einen Schwanz? — —

Martin. Das kann wohl ſeyn. — — Es iſt ein Wechſelbalg, den die Hölle durch — — durch einen unzüchtigen Beyſchlaf mit der Weisheit dieſer Welt erzeugt hat; — — es iſt — — ja, ſieh, das iſt ein Atheiſt. So hat ihn unſer Pfarr abgemalt; der kennt ihn aus großen Büchern.

Johann. Einfältiger Schöps! — — Sieh mich doch einmal an.

Martin. Nu?

Johann. Was ſiehſt du an mir?

Martin. Nichts, als was ich zehnmal beſſer an mir ſehen kann.

Johann. Findeſt du denn etwas Erſchreckliches, etwas Abſcheuliches an mir? Bin ich nicht ein Menſch, wie du? Haſt du jemals geſehen, daß ich ein Fuchs, ein Eſel, oder ein Kannibal geweſen wäre?

Martin. Den Eſel laß immer weg, wenn ich dir antworten ſoll, wie du gerne willſt. — Aber, warum fragſt du das?

Johann. Weil ich ſelbſt ein Atheiſt bin; das iſt, ein ſtarker Geiſt, wie es jeder ehrlicher Kerl nach der Mode ſeyn muß. Du ſprichſt, ein Atheiſt brenne lebendig in der Hölle. Nun! rieche einmal; riechſt du einen Brand an mir?

Martin. Drum eben biſt du keiner.

Johann. Ich wäre keiner? Thue mir nicht die Schande an, daran zu zweifeln, oder — — Doch wahrhaftig, das Mitleiden verhindert mich, böſe zu werden. Du biſt zu beklagen, armer Schelm!

Martin. Arm? Laß einmal ſehen, wer die vergangene Woche das meiſte Trinkgeld gekriegt hat. (Er greift in die Taſche.) Du biſt ein lüderlicher Teufel, du verſäufſt alles — —

Johann. Laß ſtecken! Ich rede von einer ganz andern Armuth, von der Armuth des Geiſtes, der ſich mit lauter elenden Brocken des Aberglaubens ernähren, und mit lauter armſeligen Lumpen der Dummheit kleiden muß. — Aber ſo geht es euch Leuten, die ihr nicht weiter, als höchſtens vier Meilen hinter den Backofen kommt. Wenn du gereiſet wäreſt, wie ich — —

Martin. Gereiſt biſt du? Laß hören, wo biſt du geweſen?

Johann. Ich bin geweſen — in Frankreich — —

Martin. In Frankreich? Mit deinem Herrn?

Johann. Ja, mein Herr war mit.

Martin. Das iſt das Land, wo die Franzoſen wohnen? — So wie ich einmal einen geſehen habe, — das war eine ſchnurrige Kröte! In einem Augenblicke konnte er ſich ſiebenmal auf dem Abſatze herum drehen, und dazu pfeiſen.

Johann. Ja, es giebt große Geiſter unter ihnen! Ich bin da erſt recht klug geworden.

Martin. Haſt du denn auch Frankreichſch gelernt?

Johann. Franzöſiſch, willſt du ſagen; — vollkommen.

Martin. O! rede einmal!

Johann. Das will ich wohl thun. — — Quelle heure eſt-il, maraut? Le pere & la mere une fille des coups de baton. Comment coquin? Diantre diable carogne à vous ſervir.

Martin. Das iſt ſchnakiſch! Und das Zeug können die Leute da verſtehen? Sag einmal, was hieß das auf Deutſch?

Johann. Ja! auf Deutſch! Du guter Narre, das läßt ſich auf Deutſch nicht ſo ſagen. Solche feine Gedanken können nur franzöſiſch ausgedrückt werden.

Martin. Der Blitz! — — Nu? wo biſt du weiter geweſen?

Johann. Weiter? In England — —

Martin. In England? — — Kannſt du auch Engländſch?

Johann. Was werde ich nicht können?

Martin. Sprich doch!

Johann. Du mußt wiſſen, es iſt eben, wie das Franzöſiſche. Es iſt Franzöſiſch, verſteh mich, auf Engliſch ausgeſprochen. Was hörſt du dir dran ab? — — Ich will dir ganz andre Dinge ſagen, wenn du mir zuhören willſt. Dinge, die ihres gleichen nicht haben müſſen. Zum Exempel, auf unſern vorigen Punkt zu kommen: ſey kein Narr, und glaube, daß ein Atheiſt ſo ein ſchrecklich Ding iſt. Ein Atheiſt iſt nichts weiter, als ein Menſch, der keinen Gott glaubt. — —

Martin. Keinen Gott? Je! das iſt ja noch viel ärger! Keinen Gott? Was glaubt er denn?

Johann. Nichts.

Martin. Das iſt wohl eine mächtige Mühe.

Johann. Ey! Mühe! Wenn auch Nichts glauben eine Mühe wäre, ſo glaubten ich und mein Herr gewiß alles. Wir ſind geſchworne Feinde alles deſſen, was Mühe macht. Der Menſch iſt in der Welt, vergnügt und luſtig zu leben. Die Freude, das Lachen, das Kurtiſiren, das Sauſen ſind ſeine Pflichten. Die Mühe iſt dieſen Pflichten hinderlich; alſo iſt es auch nothwendig ſeine Pflicht, die Mühe zu fliehen. — — Sieh, das war ein Schluß, der mehr Gründliches enthält, als die ganze Bibel.

Martin. Ich wollts. Aber ſage mir doch, was hat man denn in der Welt ohne Mühe?

Johann. Alles was man erbt, und was man erheyrathet. Mein Herr erbte von ſeinem Vater und von zwey reichen Vettern keine kleinen Summen; und ich muß ihm das Zeugniß geben, er hat ſie, als ein braver Kerl, durchgebracht. Jetzt bekömmt er ein reich Mädel, und, wenn er klug iſt, ſo fängt er es wieder an, wo er es gelaſſen hat. Seit einiger Zeit iſt er mir zwar ganz aus der Art geſchlagen; und ich ſehe wohl, auch die Freygeiſterey bleibt nicht klug, wenn ſie auf die Freihte geht. Doch ich will ihn ſchon wieder in Gang bringen. — — Und höre, Martin, ich will auch dein Glück machen. Ich habe einen Einfall; aber ich glaube nicht, daß ich ihn anders wohl von mir geben kann, als — — bey einem Glaſe Wein. Du klimpertſt vorhin mit deinen Trinkgeldern; und gewiß, du biſt in Gefahr, keine mehr zu bekommen, wenn man nicht ſieht, daß du ſie dazu anwendeſt, wozu ſie dir gegeben werden. Zum Trinken, guter Martin, zum Trinken: darum heißen es Trinkgelder. — —

Martin. Still! Herr Johann, ſtill! — Du biſt mir ſo noch Revanſche ſchuldig. Habe ich dich nicht jenen Abend nur noch frey gehalten? — — Doch, laß einmal hören! was iſt denn das für ein Glück, das ich von dir zu hoffen habe?

Johann. Höre, wenn mein Herr heyrathet, ſo muß er noch einen Bedienten annehmen. — — Eine Kanne Wein, ſo ſollſt du bey mir den Vorzug haben. Du verſauerſt doch nur bey deinem dummen Schwarzrocke. Du ſollſt bey Adraſten mehr Lohn und mehr Freyheit haben; und ich will dich noch oben drein zu einem ſtarken Geiſte machen, der es mit dem Teufel und ſeiner Großmutter aufnimmt, wenn nur erſt einer wäre.

Martin. Was? wenn erſt einer wäre? Ho! ho! Iſt es nicht genug, daß du keinen Gott glaubſt? willſt du noch dazu keinen Teufel glauben? O! male ihn nicht an die Wand! Er läßt ſich nicht ſo lange herumhudeln, wie der liebe Gott. Der liebe Gott iſt gar zu gut, und lacht über einen ſolchen Narren, wie du biſt. Aber der Teufel — — dem läuft gleich die Laus über die Leber; und darnach ſiehts nicht gut aus. — Nein, bey dir iſt kein Aushalten: ich will nur gehen. — —

Johann. (hält ihn zurück.) Spitzbube! Spitzbube! denkſt du, daß ich deine Streiche nicht merke? Du fürchteſt dich mehr für die Kanne Wein, die du geben ſollſt, als für den Teufel. Halt! — — Ich kann dich aber bey dem allen unmöglich in dergleichen Aberglauben ſtecken laſſen. Ueberlege dirs nur: — — Der Teufel — — der Teufel — — Ha! ha! ha! — — Und dir kömmt es nicht lächerlich vor? Je! ſo lache doch!

Martin. Wenn kein Teufel wäre, wo kämen denn die hin, die ihn auslachen? — — Darauf antworte mir einmal! den Knoten beiß mir auf! Siehſt du, daß ich auch weiß, wie man euch Leute zu Schanden machen muß?

Johann. Ein neuer Irrthum! Und wie kannſt du ſo ungläubig gegen meine Worte ſeyn? Es ſind die Ausſprüche der Weltweisheit, die Orakel der Vernunft! Es iſt bewieſen, ſage ich dir, in Büchern iſt es bewieſen, daß es weder Teufel noch Hölle giebt. — — Kennſt du Balthaſarn? Es war ein berühmter Becker in Holland.

Martin. Was gehn mich die Becker in Holland an? Wer weiß, ob ſie ſo gute Prezeln backen, wie der hier an der Ecke.

Johann. Ey! das war ein gelehrter Becker! Seine bezauberte Welt — — ha! — — das iſt ein Buch! Mein Herr hat es einmal geleſen. Kurz, ich verweiſe dich auf das Buch, ſo wie man mich darauf verwieſen hat, und will dir nur im Vertrauen ſagen: Der muß ein Ochſe, ein Rindvieh, ein altes Weib ſeyn, der einen Teufel glauben kann. Soll ich dirs zu ſchwören, daß keiner iſt? — Ich will ein Hundsfott ſeyn!

Martin. Pah! der Schwur geht wohl mit.

Johann. Nun, ſieh, — — ich will, ich will — — auf der Stelle verblinden, wenn ein Teufel iſt.

(Liſette ſpringt geſchwinde hinter der Scene hervor, und hält ihm rückwärts die Augen zu, indem ſie dem Martin zugleich winkt.)

Martin. Das wäre noch Was; aber du weißt ſchon, daß das nicht geſchieht.

Johann. (ängſtlich.) Ach! Martin, ach!

Martin. Was iſts?

Johann. Martin, wie wird mir? Wie iſt mir, Martin?

Martin. Nu? was haſt du denn?

Johann. Seh ich — oder — — ach! daß Gott — — Martin! Martin! wie wird es auf einmal ſo Nacht?

Martin. Nacht? Was willſt du mit der Nacht?

Johann. Ach! ſo iſt es nicht Nacht? Hülfe! Martin, Hülfe!

Martin. Was denn für Hülfe? Was fehlt dir denn?

Johann. Ach! ich bin blind, ich bin blind! Es liegt mir auf den Augen, auf den Augen. — — Ach! ich zittere am ganzen Leibe — —

Martin. Blind biſt du? Du wirſt ja nicht? — — Warte, ich will dich in die Augen ſchlagen, daß das Feuer herausſpringt, und du ſollſt bald ſehen. — —

Johann. Ach! ich bin geſtraft, ich bin geſtraft. Und du kannſt meiner noch ſpotten? Hülfe! Martin, Hülfe! — — (er fällt auf die Knie.) Ich will mich gern bekehren! Ach! was bin ich für ein Böſewicht geweſen! — —

Liſette. (welche plötzlich gehen läßt, und, indem ſie hervorſpringt, ihm eine Ohrfeige giebt.) Du Schlingel!

Martin. Ha! ha! ha!

Johann. Ach! ich komme wieder zu mir. (indem er aufſteht.) Sie Rabenaas, Liſette!

Liſette. Kann man euch Hundsvotter ſo ins Bockshorn jagen? Ha! ha! ha!

Martin. Krank lache ich mich noch darüber. Ha! ha! ha!

Johann. Lacht nur! lacht nur! — — — Ihr ſeyd wohl albern, wenn ihr denkt, daß ich es nicht gemerkt habe. — (bey Seite.) Das Blitzmädel, was ſie mir für einen Schreck abgejagt hat! Ich muß mich wieder erholen. (geht langſam ab.)

Martin. Gehſt du? O! lacht ihn doch aus! Je! lach Sie doch, Liſettchen, lach Sie doch! Ha! ha! ha! Das hat Sie vortrefflich gemacht; ſo ſchöne, ſo ſchöne, ich möchte Sie gleich küſſen. — —

Liſette. O! geh, geh, dummer Martin!

Martin. Komm Sie, wirklich! ich will Sie zu Weine führen. Ich will Sie mit der Kanne Wein traktiren, um die mich der Schurke prellen wollte. Komm Sie!

Liſette. Das fehlte mir noch. Ich will nur gehen, und meinen Mamſells den Spaß erzählen.

Martin. Ja, und ich meinem Herrn. — Der war abgeführt! der war abgeführt!

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritt

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theophan. Araspe.

Araspe. Was ich Ihnen ſage, mein lieber Vetter. Das Vergnügen Sie zu überfallen, und die Begierde bey Ihrer Verbindung gegenwärtig zu ſeyn, ſind freylich die vornehmſten Urſachen meiner Anherkunft; nur die einzigen ſind es nicht. Ich hatte den Aufenthalt des Adraſt endlich ausgekundſchaftet, und es war mir ſehr lieb, auf dieſe Art, wie man ſagt, zwey Würfe mit Einem Steine zu thun. Die Wechſel des Adraſt ſind verfallen; und ich habe nicht die geringſte Luſt, ihm auch nur die allerkleinſte Nachſicht zu gönnen. Ich erſtaune zwar, ihn, welches ich mir nimmermehr eingebildet hätte, in dem Hauſe Ihres künftigen Schwiegervaters zu finden; ihn auf eben demſelben Fuße, als Sie, Theophan, hier zu finden: aber gleichwohl, — — und wenn ihn das Schickſal auch noch näher mit mir verbinden könnte, — —

Theophan. Ich bitte Sie, liebſter Vetter, betheuern Sie nichts.

Araspe. Warum nicht? Sie wiſſen wohl, Theophan, ich bin der Mann ſonſt nicht, welcher ſeine Schuldner auf eine grauſame Art zu drükken fähig wäre. — —

Theophan. Das weiß ich, und deſto eher — —

Araspe. Hier wird kein Deſto eher gelten. Adraſt, dieſer Mann, der ſich, auf eine eben ſo abgeſchmackte als ruchloſe Art, von andern Menſchen zu unterſcheiden ſucht, verdient, daß man ihn auch wieder von andern Menſchen unterſcheide. Er muß die Vorrechte nicht genießen, die ein ehrlicher Mann ſeinen elenden Nächſten ſonſt gern genieſſen läßt. Einem ſpöttiſchen Freygeiſte, welcher uns lieber das Edelſte, was wir beſitzen, rauben, und uns alle Hoffnung eines künftigen glückſeligern Lebens zu nichte machen möchte, vergilt man noch lange nicht Gleiches mit Gleichem, wenn man ihm das gegenwärtige Leben ein wenig ſauer macht. — — Ich weiß, es iſt der letzte Stoß, den ich dem Adraſt verſetze; er wird ſeinen

Kredit nicht wieder herſtellen können. Ja, ich wollte mich freuen, wenn ich ſo gar ſeine Heyrath dadurch rückgängig machen könnte. Wenn mir es nur um mein Geld zu thun wäre: ſo ſehen Sie wohl, daß ich dieſe Heyrath lieber würde befördern helfen, weil er doch wohl dadurch wieder etwas in die Hände bekommen wird. Aber nein; und ſollte ich bey dem Konkurſe, welcher entſtehen muß, auch ganz und gar ledig ausgehen: ſo will ich ihn dennoch auf das Aeußerſte bringen. Ja, wenn ich alles wohl erwäge, ſo glaube ich, ihm durch dieſe Grauſamkeit noch eine Wohlthat zu erweiſen. Schlechtere Umſtände werden ihn vielleicht zu ernſthaften Ueberlegungen bringen, die er in ſeinem Wohlſtande zu machen, nicht werth gehalten hat; und vielleicht ändert ſich, wie es faſt immer zu geſchehen pflegt, ſein Charakter mit ſeinem Glücke.

Theophan. Ich habe Sie ausreden laſſen. Ich glaube Sie werden ſo billig ſeyn, und mich nunmehr auch hören.

Araspe. Das werde ich. — Aber eingebildet hätte ich mir es nicht, daß ich an meinem frommen Vetter einen Vertheidiger des Adraſts finden ſollte.

Theophan. Ich bin es weniger, als es ſcheinet; und es kommen hier ſo viel Umſtände zuſammen, daß ich weiter faſt nichts, als meine eigne Sache führen werde. Adraſt, wie ich feſt überzeugt bin, iſt von derjenigen Art Freygeiſter, die wohl etwas Beſſers zu ſeyn verdienten. Es iſt auch ſehr begreiflich, daß man in der Jugend ſo etwas gleichſam wider Willen werden kann. Man iſt es aber alsdann nur ſo lange, bis der Verſtand zu einer gewiſſen Reiſe gelangt iſt, und ſich das aufwallende Geblüte abgekühlt hat. Auf dieſem kritiſchen Punkte ſteht jetzt Adraſt; aber noch mit wankendem Fuße. Ein kleiner Wind, ein Hauch kann ihn wieder herabſtürzen. Das Unglück, das Sie ihm drohen, würde ihn betäuben; er würde ſich einer wütenden Verzweiflung überlaſſen, und Urſache zu haben glauben, ſich um die Religion nicht zu bekümmern, deren ſtrenge Anhänger ſich kein Bedenken gemacht hätten, ihn zu Grunde zu richten.

Araspe. Das iſt etwas; aber — —

Theophan. Nein, für einen Mann von Ihrer Denkungsart, liebſter Vetter, muß dieſes nicht nur etwas, ſondern ſehr viel ſeyn. Sie haben die Sache von dieſer Seite noch nicht betrachtet; Sie haben den Adraſt nur als einen verlornen Mann angeſehen, an dem man, zum Ueberfluſſe, noch eine deſperate Kur wagen müſſe. Aus dieſem Grunde iſt die Heftigkeit, mit der Sie wider ihn ſprachen, zu entſchuldigen. Lernen Sie ihn aber durch mich nunmehr unparteyiſcher beurtheilen. Er iſt in ſeinen Reden jetzt weit eingezogener, als man mir ihn ſonſt beſchrieben hat. Wenn er ſtreitet, ſo ſpottet er nicht mehr, ſondern giebt ſich alle Mühe, Gründe vorzubringen. Er fängt an, auf die Beweiſe, die man ihm entgegenſetzt, zu antworten, und ich habe es ganz deutlich gemerkt, daß er ſich ſchämt, wenn er nur halb darauf antworten kann. Freylich ſucht er dieſe Scham noch dann und wann unter das Verächtliche eines Schimpfworts zu verſtecken; aber nur Geduld! es iſt ſchon viel, daß er dieſe Schimpfworte niemals mehr auf die heiligen Sachen, die man gegen ihn vertheidiget, ſondern bloß auf die Vertheidiger fallen läßt. Seine Verachtung der Religion löſet ſich allmählig in die Verachtung derer auf, die ſie lehren.

Araspe. Iſt das wahr, Theophan?

Theophan. Sie werden Gelegenheit haben, Sich ſelbſt davon zu überzeugen. — Sie werden zwar hören, daß dieſe ſeine Verachtung der Geiſtlichen mich jetzt am meiſten trifft; allein ich bitte Sie im Voraus, nicht empfindlicher darüber zu werden, als ich ſelbſt bin. Ich habe es mir feſt vorgenommen, ihn nicht mit gleicher Münze zu bezahlen; ſondern ihm vielmehr ſeine Freundſchaft abzuzwingen, es mag auch koſten, was es will.

Araspe. Wenn Sie bey perſönlichen Beleidigungen ſo großmüthig ſind — —

Theophan. Stille! wir wollen es keine Großmuth nennen. Es kann Eigennutz, es kann eine Art von Ehrgeiz ſeyn, ſein Vorurtheil von den Gliedern meines Ordens durch mich zu Schanden zu machen. Es ſey aber, was es wolle, ſo weiß ich doch, daß Sie viel zu gütig ſind, mir darinn im Wege zu ſtehen. Adraſt würde es ganz gewiß für ein abgekartetes Spiel halten, wenn er ſähe, daß mein Vetter ſo ſcharf hinter ihm drein wäre. Seine Wut würde einzig auf mich fallen, und er würde mich überall als einen Niederträchtigen ausſchreyen, der ihm, unter tauſend Verſicherungen der Freundſchaft, den Dolch ins Herz geſtoßen habe. Ich wollte nicht gerne, daß er die Exempel von hämtückiſchen Pfaffen, wie er ſie nennt, mit einigem Scheine der Wahrheit auch durch mich vermehren könnte.

Araspe. Lieber Vetter, das wollte ich noch tauſendmal weniger, als Sie. — —

Theophan. Erlauben Sie alſo, daß ich Ihnen einen Vorſchlag thue: — — oder nein; es wird vielmehr eine Bitte ſeyn.

Araspe. Nur ohne Umſtände, Vetter. Sie wiſſen ja doch wohl, daß Sie mich in Ihrer Hand haben.

Theophan. Sie ſollen ſo gütig ſeyn und mir die Wechſel ausliefern, und meine Bezahlung dafür annehmen.

Araspe. Und Ihre Bezahlung dafür annehmen? Bey einem Haare hätten Sie mich böſe gemacht.

macht. Was reden Sie von Bezahlung? Wenn ich Ihnen auch nicht geſagt hätte, daß es mir jetzt gar nicht um das Geld zu thun wäre: ſo ſollten Sie doch wenigſtens wiſſen, daß das, was meine iſt, auch Ihre iſt.

Theophan. Ich erkenne meinen Vetter.

Araspe. Und ich erkannte ihn faſt nicht. — Mein nächſter Blutsfreund, mein einziger Erbe, ſieht mich als einen Fremden an, mit dem er handeln kann? (indem er ſein Taſchenbuch herauszieht.) Hier ſind die Wechſel! Sie ſind Ihre; machen Sie damit was Ihnen gefällt.

Theophan. Aber erlauben Sie, liebſter Vetter: ich werde nicht ſo frey damit ſchalten dürfen, wenn ich ſie nicht auf die gehörige Art an mich gebracht habe.

Araspe. Welches iſt denn die gehörige Art unter uns, wenn es nicht die iſt, daß ich gebe, und Sie nehmen? — — Doch damit ich alle Ihre Skrupel hebe: wohl! Sie ſollen einen Revers von ſich ſtellen, daß Sie die Summe dieſer Wechſel nach meinem Tode bey der Erbſchaft nicht noch einmal federn wollen. (lächelnd.) Wunderlicher Vetter! ſehen Sie denn nicht, daß ich weiter nichts thue, als auf Abſchlag bezahle? —

Theophan. Sie verwirren mich — —

Araspe. (der noch die Wechſel in Händen hat.) Laſſen Sie mich nur die Wiſche nicht länger halten.

Theophan. Nehmen Sie unterdeſſen meinen Dank dafür an.

Araspe. Was für verlorne Worte! (indem er ſich umſieht.) Stecken Sie hurtig ein; da kömmt Adraſt ſelbſt.

Zweyter Auftritt.

Adraſt. Theophan. Araspe.

Adraſt. (erſtaunend.) Himmel! Araspe hier?

Theophan. Adraſt, ich habe das Vergnügen Ihnen in dem Herrn Araspe meinen Vetter vorzuſtellen.

Adraſt. Wie? Araspe Ihr Vetter?

Araspe. O! wir kennen einander ſchon. Es iſt mir angenehm, Herr Adraſt, Sie hier zu ſehen.

Adraſt. Ich bin bereits die ganze Stadt nach Ihnen durchgerannt. Sie wiſſen, wie wir mit einander ſtehen, und ich wollte Ihnen die Mühe erſparen, mich aufzuſuchen.

Araspe. Es wäre nicht nöthig geweſen. Wir wollen von unſerer Sache ein andermal ſprechen. Theophan hat es auf ſich genommen. — —

Adraſt. Theophan? Ha! nun iſt es klar. — —

Theophan. Was iſt klar, Adraſt? (ruhig.)

Adraſt. Ihre Falſchheit, Ihre Liſt — —

Theophan. (zum Araspe.) Wir halten uns zu lange hier auf. Liſidor, lieber Vetter, wird Sie mit Schmerzen erwarten. Erlauben Sie, daß ich Sie zum ihm führe. — (zum Adraſt.) Darf ich bitten, Adraſt, daß Sie einen Augenblick hier verziehen? Ich will den Araspe nur herauf begleiten; ich werde gleich wieder hier ſeyn.

Araspe. Wenn ich Ihnen rathen darf, Adraſt, ſo ſeyn Sie gegen meinen Vetter nicht ungerecht. — —

Theophan. Er wird es nicht ſeyn. Kommen Sie nur.

(Theophan und Araspe gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Adraſt.

(bitter.) Nein, gewiß, ich werde es auch nicht ſeyn! Er iſt unter allen ſeines Gleichen, die ich noch gekannt habe, der haſſenswürdigſte! Dieſe Gerechtigkeit will ich ihm wiederfahren laſſen. Er hat den Araspe ausdrücklich meinetwegen kommen laſſen: das iſt unleugbar. Es iſt mir aber doch lieb, daß ich ihm nie einen redlichen Tropfen Bluts zugetrauet, und ſeine ſüßen Reden jederzeit für das gehalten habe, was ſie ſind. — —

Vierter Auftritt.

Adraſt. Johann.

Johann. Nun? haben Sie den Araspe gefunden?

Adraſt. Ja. (noch bitter.)

Johann. Gehts gut?

Adraſt. Vortrefflich.

Johann. Ich hätte es ihm auch rathen wollen, daß er die geringſte Schwierigkeit gemacht hätte! — — — Und er hat doch ſchon wieder ſeinen Abſchied genommen?

Adraſt. Verzieh nur: er wird uns gleich den unſrigen bringen.

Johann. Er den unſrigen? — Wo iſt Araspe? — —

Adraſt. Beym Liſidor.

Johann. Araspe beym Liſidor? Araspe?

Adraſt. Ja, Theophans Vetter.

Johann. Was frage ich nach des Narren Vetter? Ich meyne Araspen. — —

Adraſt. Den meyne ich auch.

Johann. Aber — —

Adraſt. Aber ſiehſt du denn nicht, daß ich raſend werden möchte? Was plagſt du mich noch? du hörſt ja, daß Theophan und Araspe Vettern ſind.

Johann. Zum erſtenmal in meinem Leben. — — Vettern? Ey! deſto beſſer; unſere Wechſel bleiben alſo in der Freundſchaft, und Ihr neuer Herr Schwager wird dem alten Herrn Vetter ſchon zureden — —

Adraſt. Du Dummkopf! — Ja, er wird ihm zureden, mich ohne Nachſicht unglücklich zu machen. — Biſt du denn ſo albern, es für einen Zufall anzuſehen, daß Araspe hier iſt? Siehſt du denn nicht, daß es Theophan muß erfahren haben, wie ich mit ſeinem Vetter ſtehe? daß er ihm Nachricht von meinen Umſtänden gegeben hat? daß er ihn gezwungen hat, über Hals über Kopf eine ſo weite Reiſe zu thun, um die Gelegenheit ja nicht zu verſäumen, meinen Ruin an den Tag zu bringen, und mir dadurch die letzte Zuflucht, die Gunſt des Liſidors, zu vernichten?

Johann. Verdammt! wie gehen mir die Augen auf! Sie haben Recht. Kann ich Eſel denn, wenn von einem Geiſtlichen die Rede iſt, nicht gleich auf das Allerboshafteſte fallen? — Ha! wenn ich doch die Schwarzröcke auf einmal zu Pulver ſtampfen und in die Luft ſchießen könnte! Was für Streiche haben ſie uns nicht ſchon geſpielt! Der eine hat uns um manches Tauſend Thaler gebracht: das war der ehrwürdige Gemahl ihrer lieben Schweſter. Der andere — —

Adraſt. O! fange nicht an, mir meine Unfälle vorzuzählen. Ich will ſie bald geendigt ſehen. Alsdann will ich es doch abwarten, was mir das Glück noch nehmen kann, wann ich nichts mehr habe.

Johann. Was es Ihnen noch nehmen kann, wann Sie nichts mehr haben? Das will ich Ihnen gleich ſagen: Mich wird es Ihnen alsdann noch nehmen.

Adraſt. Ich verſtehe dich, Holunke! —

Johann. Verſchwenden Sie Ihren Zorn nicht an mir. Hier kömmt der, an welchem Sie ihn beſſer anwenden können.

Fünfter Auftritt.

Theophan. Adraſt. Johann.

Theophan. Ich bin wieder hier, Adraſt. Es entfielen Ihnen vorhin einige Worte von Falſchheit und Liſt. — —

Adraſt. Beſchuldigungen entfallen mir niemals. Wenn ich ſie vorbringe, bringe ich ſie mit Vorſatz und Ueberlegung vor.

Theophan. Aber eine nähere Erklärung — —

Adraſt. Die fodern Sie nur von Sich ſelbſt.

Johann. (die erſten Worte bey Seite.) Hier muß ich hetzen. — — Ja, ja, Herr Theophan! es iſt ſchon bekannt, daß Ihnen mein Herr ein Dorn in den Augen iſt.

Theophan. Adraſt, haben Sie es ihm befohlen, an Ihrer Stelle zu antworten?

Johann. So? auch meine Vertheidigung wollen Sie ihm nicht gönnen? Ich will doch ſehen, wer mir verbieten ſoll, mich meines Herrn anzunehmen?

Theophan. Laſſen Sie es ihn doch ſehen, Adraſt.

Adraſt. Schweig!

Johann. Ich ſollte — —

Adraſt. Noch ein Wort! (drohend.)

Theophan. Nunmehr darf ich die Bitte um eine nähere Erklärung doch wohl wiederholen? Ich weiß ſie mir ſelbſt nicht zu geben.

Adraſt. Erklären Sie Sich denn gerne näher, Theophan?

Theophan. Mit Vergnügen, ſobald es verlangt wird.

Adraſt. Ey! ſo ſagen Sie mir doch, was wollte denn Araspe, bey Gelegenheit deſſen, was Sie ſchon wiſſen, mit den Worten ſagen: Theophan hat es auf ſich genommen?

Theophan. Darüber ſollte ſich Araspe eigentlich erklären. Doch ich kann es an ſeiner Statt thun. Er wollte ſagen, daß er mir Ihre Wechſel zur Beſorgung übergeben habe.

Adraſt. Auf Ihr Anliegen?

Theophan. Das kann wohl ſeyn.

Adraſt. Und was haben Sie beſchloſſen, damit zu thun?

Theophan. Sie ſind Ihnen ja noch nicht vorgewieſen worden? Können wir etwas beſchließen, ehe wir wiſſen, was Sie darauf thun wollen?

Adraſt. Kahle Ausflucht! Ihr Vetter weiß es längſt, was ich darauf thun kann.

Theophan. Er weiß, daß Sie ihnen Genüge thun können. Und ſind ſie alsdann nicht auseinander?

Adraſt. Sie ſpotten.

Theophan. Ich bin nicht Adraſt.

Adraſt. Setzen Sie aber den Fall, — — und Sie können ihn ſicher ſetzen, — — daß ich nicht im Stande wäre zu bezahlen: was haben Sie alsdann beſchloſſen?

Theophan. In dieſem Falle iſt noch nichts beſchloſſen.

Adraſt. Aber was dürfte beſchloſſen werden?

Theophan. Das kömmt auf Araspen an. Doch ſollte ich meynen, daß eine einzige Vorſtellung, eine einzige höfliche Bitte bey einem Manne, wie Araspe iſt, viel ausrichten könne.

Johann. Nach dem die Ohrenbläſer ſind. — —

Adraſt. Muß ich es noch einmal ſagen, daß du ſchweigen ſollſt?

Theophan. Ich würde mir ein wahres Vergnügen machen, wenn ich Ihnen durch meine Vermittelung einen kleinen Dienſt dabey erzeigen könnte.

Adraſt. Und Sie meynen, daß ich Sie mit einer demüthigen Miene, mit einer kriechenden Liebkoſung, mit einer niederträchtigen Schmeicheley darum erſuchen ſolle? Nein, ſo will ich Ihre Kitzelung über mich nicht vermehren. Wenn Sie mich mit dem ehrlichſten Geſichte verſichert hätten, Ihr Möglichſtes zu thun, ſo würden Sie in einigen Augenblicken mit einer wehmüthigen Stellung wiederkommen, und es bedauern, daß Ihre angewandte Mühe umſonſt ſey? Wie würden ſich Ihre Augen an meiner Verwirrung weiden!

Theophan. Sie wollen mir alſo keine Gelegenheit geben, das Gegentheil zu beweiſen? — — Es ſoll Ihnen nur ein Wort koſten.

Adraſt. Nein, auch dieſes Wort will ich nicht verlieren. Denn kurz, — — und hier haben Sie meine nähere Erklärung: — — Araspe würde, ohne Ihr Anſtiften, nicht hieher gekommen ſeyn. Und nun, da Sie Ihre Mine, mich zu ſprengen, ſo wohl angelegt hätten, ſollten Sie durch ein einziges Wort können bewogen werden, ſie nicht ſpringen zu laſſen? Führen Sie Ihr ſchönes Werk nur aus.

Theophan. Ich erſtaune über Ihren Verdacht nicht. Ihre Gemüthsart hat mich ihn vorher ſehen laſſen. Aber gleichwohl iſt es gewiß, daß ich eben ſo wenig gewußt habe, daß

Araspe Ihr Gläubiger ſey, als Sie gewußt haben, daß er mein Vetter iſt.

Adraſt. Es wird ſich zeigen.

Theophan. Zu Ihrem Vergnügen, hoffe ich. — Heitern Sie Ihr Geſicht nur auf, und folgen Sie mir mit zu der Geſellſchaft. — —

Adraſt. Ich will ſie nicht wieder ſehen.

Theophan. Was für ein Entſchluß! Ihren Freund, Ihre Geliebte — —

Adraſt. Wird mir wenig koſten, zu verlaſſen. Sorgen Sie aber nur nicht, daß es eher geſchehen ſoll, als bis Sie befriediget ſind. Ich will Ihren Verluſt nicht, und ſogleich noch das letzte Mittel verſuchen. —

Theophan. Bleiben Sie, Adraſt. — — Es thut mir leid, daß ich Sie nicht gleich den Augenblick aus aller Ihrer Unruhe geriſſen habe. — — Lernen Sie meinen Vetter beſſer kennen, (indem er die Wechſel hervor zieht.) und glauben Sie gewiß, wenn Sie ſchon von mir das Allernichtswürdigſte denken wollen, daß wenigſtens er ein Mann iſt, der Ihre Hochachtung verdient. Er will Sie nicht anders, als mit dem ſorgloſeſten Geſichte ſehen, und giebt Ihnen deswegen Ihre Wechſel hier zurück. (er reicht ſie ihm dar.) Sie ſollen ſie ſelbſt ſo lange verwahren, bis Sie ihn nach Ihrer Bequemlichkeit deßwegen befriedigen können. Er glaubt, daß ſie ihm in Ihren Händen eben ſo ſicher ſind, als unter ſeinem eigenen Schloſſe. Sie haben den Ruhm eines ehrlichen Mannes, wenn Sie ſchon den Ruhm eines frommen nicht haben.

Adraſt. (ſtutzig, indem er des Theophans Hand zurück ſtößt.) Mit was für einem neuen Fallſtricke drohen Sie mir? Die Wohlthaten eines Feindes — —

Theophan. Unter dieſem Feinde verſtehen Sie mich; was aber hat Araspe mit Ihrem Haſſe zu thun? Er iſt es, nicht ich, der Ihnen dieſe geringſchätzige Wohlthat erzeigen will; wenn anders eine armſelige Gefälligkeit dieſen Namen verdient. — Was überlegen Sie noch? Hier, Adraſt! nehmen Sie Ihre Handſchriften zurück!

Adraſt. Ich will mich wohl dafür hüten.

Theophan. Ich bitte Sie, laſſen Sie mich nicht unverrichteter Sache zu einem Manne zurückkommen, der es mit Ihnen gewiß redlich meynet. Er würde die Schuld ſeines verachteten Anerbietens auf mich ſchieben. (indem er ihm die Wechſel aufs neue darreicht, reißt ſie ihm Johann aus der Hand.)

Johann. Ha! ha! mein Herr, in weſſen Händen ſind die Wechſel nun?

Theophan. (gelaſſen.) In den deinigen, ohne Zweifel. Immer bewahre ſie, anſtatt deines Herrn.

Adraſt. (geht wütend auf den Bedienten los.) Infamer! es koſtet dein Leben — —

Theophan. Nicht ſo hitzig, Adraſt.

Adraſt. Den Augenblick gieb ſie ihm zurück! (er nimmt ſie ihm weg.) Geh mir aus den Augen!

Johann. Nun! wahrhaftig! — —

Adraſt. Wo du noch eine Minute verziehſt — — (er ſtößt ihn fort.)

Sechſter Auftritt.

Theophan. Adraſt.

Adraſt. Ich muß mich ſchämen, Theophan; ich glaube aber nicht, daß Sie ſo gar weit gehen, und mich mit meinem Bedienten vermengen werden. —— Nehmen Sie es zurück, was man Ihnen rauben wollte. — —

Theophan. Es iſt in der Hand, in der es ſeyn ſoll.

Adraſt. Nein. Ich verachte Sie viel zu ſehr, als daß ich Sie abhalten ſollte, eine niederträchtige That zu begehen.

Theophan. Das iſt empfindlich! (er nimmt die Wechſel zurück.)

Adraſt. Es iſt mir lieb, daß Sie mich nicht gezwungen, ſie Ihnen vor die Füße zu werfen. Wenn ſie wieder in meine Hände zurück kommen ſollen, ſo werde ich anſtändigere Mittel dazu finden. Finde ich aber keine, ſo iſt es eben das. Sie werden Sich freuen, mich zu Grunde zu richten, und ich werde mich freuen, Sie von ganzem Herzen haſſen zu können.

Theophan. Es ſind doch wirklich Ihre Wechſel, Adraſt? (indem er ſie aufſchlägt und ihm zeigt.)

Adraſt. Sie glauben etwa, daß ich ſie leugnen werde? — —

Theophan. Das glaube ich nicht; ich will bloß gewiß ſeyn. (er zerreißt ſie gleichgültig.)

Adraſt. Was machen Sie, Theophan?

Theophan. Nichts. (indem er die Stücken in die Scene wirft.) Ich vernichte eine Nichtswürdigkeit, die einen Mann, wie Adraſt iſt, zu ſo kleinen Reden verleiten kann.

Adraſt. Aber ſie gehören nicht Ihnen. —

Theophan. Sorgen Sie nicht; ich thue, was ich verantworten kann. — — Beſtehet Ihr Verdacht noch?

(geht ab.)

Siebender Auftritt.

Adraſt.

(ſieht ihm einige Augenblicke nach.) Was für ein Mann! Ich habe tauſend aus ſeinem Stande gefunden, die unter der Larve der Heiligkeit betrogen; aber noch keinen, der es, wie dieſer, unter der Larve der Großmuth, gethan hätte. — — Entweder er ſucht mich zu beſchämen, oder zu gewinnen. Keines von beiden ſoll ihm gelingen. Ich habe mich, zu gutem Glücke, auf einen hieſigen Wechsler beſonnen, mit dem ich, bey beſſern Umſtänden, ehemals Verkehr hatte. Er wird hoffentlich glauben, daß ich mich noch in eben denſelben befinde, und wenn das iſt, mir ohne Anſtand die nöthige Summe vorſchießen. Ich will ihn aber deßwegen nicht zum Bocke machen, über deſſen Hörner ich aus dem Brunnen ſpringe. — Ich habe noch liegende Gründe, die ich mit Vortheil verkaufen kann, wenn mir nur Zeit gelaſſen wird. Ich muß ihn aufſuchen. — —

Achter Auftritt.

Henriette. Adraſt.

Henriette. Wo ſtecken Sie denn, Adraſt? Man hat ſchon zwanzigmal nach Ihnen gefragt. O! ſchämen Sie Sich, daß ich Sie zu einer Zeit ſuchen muß, da Sie mich ſuchen ſollten. Sie ſpielen den Ehemann zu zeitig. Doch getroſt! vielleicht ſpielen Sie dafür den Verliebten alsdann, wann ihn andre nicht mehr ſpielen.

Adraſt. Erlauben Sie, Mademoiſell; ich habe nur noch etwas Nöthiges außer dem Hauſe zu beſorgen.

Henriette. Was können Sie jetzt Nöthigers zu thun haben, als um mich zu ſeyn?

Adraſt. Sie ſcherzen.

Henriette. Ich ſcherze? — Das war ein allerliebſtes Kompliment!

Adraſt. Ich mache nie welche.

Henriette. Was für ein mürriſches Geſicht! — — Wiſſen Sie, daß wir uns über dieſe mürriſchen Geſichter zanken werden, noch ehe uns die Trauung die Erlaubniß dazu ertheilt?

Adraſt. Wiſſen Sie, daß ein ſolcher Einfall in Ihrem Munde nicht eben der artigſte iſt?

Henriette. Vielleicht, weil Sie glauben, daß die leichtſinnigen Einfälle nur in Ihrem Munde wohl laſſen? Unterdeſſen haben Sie doch wohl kein Privilegium darüber?

Adraſt. Sie machen ihre Dinge vortrefflich. Ein Frauenzimmer, daß ſo fertig antworten kann, iſt ſehr viel werth.

Henriette. Das iſt wahr; denn wir ſchwachen Werkzeuge wiſſen ſonſt den Mund am allerwenigſten zu gebrauchen.

Adraſt. Wollte Gott!

Henriette. Ihr treuherziges Wollte Gott! bringt mich zum Lachen, ſo ſehr ich auch böſe ſeyn wollte. Ich bin ſchon wieder gut, Adraſt.

Adraſt. Sie ſehen noch einmal ſo reizend aus, wenn Sie böſe ſeyn wollen; denn es kömmt doch ſelten weiter damit, als bis zur Ernſthaftigkeit, und dieſe läßt ihrem Geſichte um ſo viel ſchöner, je fremder ſie in demſelben iſt. Eine beſtändige Munterkeit, ein immer anhaltendes Lächeln wird unſchmackhaft.

Henriette. (ernſthaft.) O! mein guter Herr, wenn das Ihr Fall iſt, ich will es Ihnen ſchmackhaft genug machen.

Adraſt. Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben, — —

Henriette. Dieſes Noch iſt mein Glück. Aber was wollten Sie denn wünſchen?

Adraſt. Daß Sie Sich ein klein wenig mehr nach dem Exempel Ihrer älteſten Mademoiſell Schweſter richten möchten. Ich verlange nicht, daß Sie ihre ganze ſittſame Art an ſich nehmen ſollen; wer weiß, ob ſie Ihnen ſo anſtehen würde? — —

Henriette. St! die Pfeiſe verräth das Holz, woraus ſie geſchnitten iſt. Laſſen Sie doch hören, ob meine dazu ſtimmt?

Adraſt. Ich höre.

Henriette. Es iſt recht gut, daß Sie auf das Kapitel von Exempeln gekommen ſind. Ich habe Ihnen auch einen kleinen Vers daraus vorzupredigen.

Adraſt. Was für eine Art ſich auszudrücken!

Henriette. Hum! Sie denken, weil Sie nichts vom Predigen halten. Sie werden finden, daß ich eine Liebhaberinn davon bin. Aber hören Sie nur: — — (in ſeinem vorigen Tone.) Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben, — —

Adraſt. Und werden es auch niemals haben.

Henriette. Ja ſo! — Streichen Sie alſo das weg. — — Ich wollte wünſchen, daß Sie Sich ein klein wenig mehr nach dem Exempel des Herrn Theophans bilden möchten. Ich verlange nicht, daß Sie Seine ganze gefällige Art an ſich nehmen ſollen, weil ich nichts Unmögliches verlangen mag; aber ſo etwas davon, würde Sie um ein gut Theil erträglicher machen. Dieſer Theophan, der nach weit ſtrengern Grundſätzen lebt, als die Grundſätze eines gewiſſen Freygeiſtes ſind, iſt allezeit aufgeräumt und geſprächig. Seine Tugend, und noch ſonſt etwas, worüber Sie aber lachen werden, ſeine Frömmigkeit — — Lachen Sie nicht?

Adraſt. Laſſen Sie Sich nicht ſtören. Reden Sie nur weiter. Ich will unterdeſſen meinen Gang verrichten, und gleich wieder hier ſeyn.

(geht ab.)

Henriette. Sie dürfen nicht eilen. Sie kommen, wann Sie kommen: Sie werden mich nie wieder ſo treffen. — Welche Grobheit! Soll ich mich wohl darüber erzürnen? — Ich will mich beſinnen. (geht auf der andern Seite ab.)

Ende des Dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Sage was du willſt; ſein Betragen iſt nicht zu entſchuldigen.

Juliane. Davon würde ſich alsdann erſt urtheilen laſſen, wann ich auch ſeine Gründe gehört hätte. Aber, meine liebe Henriette, willſt du mir wohl eine kleine ſchweſterliche Ermahnung nicht übel nehmen?

Henriette. Das kann ich dir nicht voraus ſagen. Wenn ſie dahin abzielen ſollte, wohin ich mir einbilde — —

Juliane. Ja, wenn du mit deinen Einbildungen dazu kömmſt — —

Henriette. O! ich bin mit meinen Einbildungen recht wohl zu frieden. Ich kann ihnen nicht nachſagen, daß ſie mich jemals ſehr irre geführt hätten.

Juliane. Was meynſt du damit?

Henriette. Muß man denn immer etwas meynen? Du weißt ja wohl, Henriette ſchwatzt gerne in den Tag hinein, und ſie erſtaunt allezeit ſelber, wenn ſie von ohngefähr ein Pünktchen trifft, welches das Pünktchen iſt, das man nicht gerne treffen laſſen möchte.

Juliane. Nun höre einmal, Liſette!

Henriette. Ja, Liſette, laß uns doch hören, was das für eine ſchweſterliche Ermahnung iſt, die ſie mir ertheilen will.

Juliane. Ich dir eine Ermahnung?

Henriette. Mich deucht, du ſprachſt davon.

Juliane. Ich würde ſehr übel thun, wenn ich dir das geringſte ſagen wollte.

Henriette. O! ich bitte — —

Juliane. Laß mich!

Henriette. Die Ermahnung, Schweſterchen! — —

Juliane. Du verdienſt ſie nicht.

Henriette. So ertheile ſie mir ohne mein Verdienſt.

Juliane. Du wirſt mich böſe machen.

Henriette. Und ich, — — ich bin es ſchon. Aber denke nur nicht, daß ich es über dich bin. Ich bin es über niemanden, als über den Adraſt.

Und was mich unverſöhnlich gegen ihn macht, iſt dieſes, daß meine Schweſter ſeinetwegen gegen mich ungerecht werden muß.

Juliane. Von welcher Schweſter ſprichſt du?

Henriette. Von welcher? — — von der, die ich gehabt habe.

Juliane. Habe ich dich jemals ſo empfindlich geſehen! — Du weißt es, Liſette, was ich geſagt habe.

Liſette. Ja, das weiß ich; und es war wirklich weiter nichts, als eine unſchuldige Lobrede auf den Adraſt, an der ich nur das auszuſetzen hatte, daß ſie Mamſell Henrietten eiferſüchtig machen mußte.

Juliane. Eine Lobrede auf Adraſten?

Henriette. Mich eiferſüchtig?

Liſette. Nicht ſo ſtürmiſch! — — So gehts den Leuten, die mit der Wahrheit gerade durch wollen: ſie machen es niemanden recht.

Henriette. Mich eiferſüchtig? Auf Adraſten eiferſüchtig? Ich werde, von heute an, den Himmel um nichts innbrünſtiger anflehen, als um die Errettung aus den Händen dieſes Mannes.

Juliane. Ich? eine Lobrede auf Adraſten? Iſt das eine Lobrede, wenn ich ſage, daß ein Mann einen Tag nicht wie den andern aufgeräumt ſeyn kann? Wenn ich ſage, daß Adraſten die Bitterkeit, worüber meine Schweſter klagt, nicht natürlich iſt, und daß ſie ein zugeſtoßener Verdruß bey ihm müſſe erregt haben? Wenn ich ſage, daß ein Mann, wie er, der ſich mit finſterm Nachdenken vielleicht nur zu ſehr beſchäfftiget — —

Zweyter Auftritt.

Adraſt. Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Als wenn Sie gerufen wären, Adraſt! Sie verließen mich vorhin, unhöflich genug, mitten in der Erhebung des Theophans; aber das hindert mich nicht, daß ich Ihnen nicht die Wiederholung Ihrer eigenen anzuhören gönnen ſollte. — Sie ſehen Sich um? Nach Ihrer Lobrednerinn gewiß? Ich bin es nicht, wahrhaftig! ich bin es nicht; meine Schweſter iſt es. Eine Betſchweſter, die Lobrednerinn eines Freygeiſtes! Was für ein Widerſpruch! Entweder Ihre Bekehrung muß vor der Thüre ſeyn, Adraſt; oder meiner Schweſter Verführung.

Juliane. Wie ausgelaſſen ſie wieder auf einmal iſt.

Henriette. Stehen Sie doch nicht ſo hölzern da!

Adraſt. Ich nehme Sie zum Zeugen, ſchönſte Juliane, wie verächtlich ſie mir begegnet.

Henriette. Komm nur, Liſette! wir wollen ſie allein laſſen. Adraſt braucht ohne Zweifel unſere Gegenwart weder zu ſeiner Dankſagung, noch zu meiner Verklagung.

Juliane. Liſette ſoll hier bleiben.

Henriette. Nein, ſie ſoll nicht.

Liſette. Sie wiſſen wohl, ich gehöre heute Mamſell Henrietten.

Henriette. Aber bey dem allen ſieh dich vor, Schweſter! Wenn mir dein Theophan aufſtößt, ſo ſollſt du ſehen, was geſchieht. Sie dürfen nicht denken, Adraſt, daß ich dieſes ſage, um Sie eiferſüchtig zu machen. Ich fühle es in der That, daß ich anfange, Sie zu haſſen.

Adraſt. Es möchte Ihnen auch ſchwerlich gelingen, mich eiferſüchtig zu machen.

Henriette. O! das wäre vortrefflich, wenn Sie mir hierinne gleich wären. Alsdann, erſt alsdann würde unſre Ehe eine recht glückliche Ehe werden. Freuen Sie Sich, Adraſt! wie verächtlich wollen wir einander begegnen! — — Du willſt antworten, Schweſter? Nun iſt es Zeit. Fort, Liſette!

Dritter Auftritt.

Adraſt. Juliane.

Juliane. Adraſt, Sie werden Geduld mit ihr haben müſſen. — Sie verdient es aber auch; denn ſie hat das beſte Herz von der Welt, ſo verdächtig es ihre Zunge zu machen ſucht.

Adraſt. Allzugütige Juliane! Sie hat das Glück, Ihre Schweſter zu ſeyn; aber wie ſchlecht macht ſie ſich dieſes Glück zu Nutze? Ich entſchuldige jedes Frauenzimmer, das ohne merkliche Fehler nicht hat aufwachſen können, weil es ohne Erziehung und Beyſpiele hat aufwachſen müſſen; aber ein Frauenzimmer zu entſchuldigen, das eine Juliane zum Muſter gehabt hat, und eine Henriette geworden iſt: bis dahin langt meine Höflichkeit nicht. — —

Juliane. Sie ſind aufgebracht, Adraſt: wie könnten Sie billig ſeyn?

Adraſt. Ich weiß nicht, was ich jetzo bin; aber ich weiß, daß ich aus Empfindung rede. — —

Juliane. Die zu heftig iſt, als daß ſie lange anhalten ſollte.

Adraſt. So prophezeihen Sie mir mein Unglück.

Juliane. Wie? — Sie vergeſſen, in was für Verbindung Sie mit meiner Schweſter ſtehen?

Adraſt. Ach! Juliane, warum muß ich Ihnen ſagen, daß ich kein Herz für Ihre Schweſter habe?

Juliane. Sie erſchrecken mich. — —

Adraſt. Und ich habe Ihnen nur noch die kleinſte Hälfte von dem geſagt, was ich Ihnen ſagen muß.

Juliane. So erlauben Sie, daß ich mir die gröſſre erſpare. (Sie will fortgehen.)

Adraſt. Wohin? Ich hätte Ihnen meine Veränderung entdeckt, und Sie wollten die Gründe, die mich dazu bewogen haben, nicht anhören? Sie wollten mich mit dem Verdachte verlaſſen, daß ich ein unbeſtändiger, leichtſinniger Flattergeiſt ſey?

Juliane. Sie irren ſich. Nicht ich; mein Vater, meine Schweſter, haben allein auf Ihre Rechtfertigungen ein Recht.

Adraſt. Allein? Ach! — —

Juliane. Halten Sie mich nicht länger: —

Adraſt. Ich bitte nur um einen Augenblick. Der größte Verbrecher wird gehört — —

Juliane. Von ſeinem Richter, Adraſt; und ich bin ihr Richter nicht.

Adraſt. Aber ich beſchwöre Sie, es jetzt ſeyn zu wollen. — Ihr Vater, ſchönſte Juliane, und Ihre Schweſter werden mich verdammen, und nicht richten. Ihnen allein traue ich die Billigkeit zu, die mich beruhigen kann.

Juliane. (bey Seite.) Ich glaube, er beredet mich, ihn anzuhören. — — Nun wohl! ſo ſagen

gen Sie denn, Adraſt, was Sie wider meine Schweſter ſo eingenommen hat?

Adraſt. Sie ſelbſt hat mich wider ſich eingenommen. Sie iſt zu wenig Frauenzimmer, als daß ich ſie als ein Frauenzimmer lieben könnte. Wenn ihre Lineamente nicht ihr Geſchlecht beſtärkten, ſo würde man ſie für einen verkleideten, wilden Jüngling halten, der zu ungeſchickt wäre, ſeine angenommene Rolle zu ſpielen. Was für ein Mundwerk! Und was muß es für ein Geiſt ſeyn, der dieſen Mund in Beſchäfftigung erhält! Sagen Sie nicht, daß vielleicht Mund und Geiſt bey ihr wenig oder keine Verbindung mit einander haben. Deſto ſchlimmer. Dieſe Unordnung, da ein jedes von dieſen zwey Stücken ſeinen eignen Weg hält, macht zwar die Vergehungen einer ſolchen Perſon weniger ſtrafbar; allein ſie vernichtet auch alles Gute, was dieſe Perſon noch etwa an ſich haben kann. Wenn ihre beißenden Spöttereyen, ihre nachtheiligen Anmerkungen deßwegen zu überſehen ſind, weil ſie es, wie man zu reden pflegt, nicht ſo böſe meynet; iſt man nicht berechtiget, aus eben dieſem Grunde dasjenige,

nige, was ſie rühmliches und verbindliches ſagt, ebenfalls für leere Töne anzuſehen, bey welchen ſie es vielleicht nicht ſo gut meynet? Wie kann man eines Art zu denken beurtheilen, wenn man ſie nicht aus ſeiner Art zu reden beurtheilen ſoll? Und wenn der Schluß von der Rede auf die Geſinnung in dem einen Falle nicht gelten ſoll, warum ſoll er in dem andern gelten? Sie ſpricht mit dürren Worten, daß ſie mich zu haſſen anfange; und ich ſoll glauben, daß ſie mich noch liebe? So werde ich auch glauben müſſen, daß ſie mich haſſe, wenn ſie ſagen wird, daß ſie mich zu lieben anfange.

Juliane. Adraſt, Sie betrachten ihre kleinen Neckereyen zu ſtrenge, und verwechſeln Falſchheit mit Uebereilung. Sie kann der letztern des Tages hundertmal ſchuldig werden; und von der erſtern doch immer entfernt bleiben. Sie müſſen es aus ihren Thaten, und nicht aus ihren Reden, erfahren lernen, daß ſie im Grunde die freundſchaftlichſte und zärtlichſte Seele hat.

Adraſt. Ach! Juliane, die Reden ſind die erſten Anfänge der Thaten, ihre Elemente gleichſam.

ſam. Wie kann man vermuthen, daß diejenige vorſichtig und gut handeln werde, der es nicht einmal gewöhnlich iſt, vorſichtig und gut zu reden? Ihre Zunge verſchont nichts, auch dasjenige nicht, was ihr das Heiligſte von der Welt ſeyn ſollte. Pflicht, Tugend, Anſtändigkeit, Religion: alles iſt ihrem Spotte ausgeſetzt. — —

Juliane. Stille, Adraſt! Sie ſollten der letzte ſeyn, der dieſe Anmerkung machte.

Adraſt. Wie ſo?

Juliane. Wie ſo? — Soll ich aufrichtig reden?

Adraſt. Als ob Sie anders reden könnten. — —

Juliane. Wie, wenn das ganze Betragen meiner Schweſter, ihr Beſtreben leichtſinniger zu ſcheinen, als ſie iſt, ihre Begierde Spöttereyen zu ſagen, ſich nur von einer gewiſſen Zeit herſchrieben? Wie, wenn dieſe gewiſſe Zeit die Zeit Ihres Hierſeyns wäre, Adraſt?

Adraſt. Was ſagen Sie?

Juliane. Ich will nicht ſagen, daß Sie ihr mit einem böſen Exempel vorgegangen wären.

Allein wozu verleitet uns nicht die Begierde zu gefallen? Wenn Sie Ihre Geſinnungen auch noch weniger geäuſſert hätten: — — und Sie haben ſie oft deutlich genug geäußert: — — ſo würde ſie Henriette doch errathen haben. Und ſo bald ſie dieſelben errieth, ſo bald war der Schluß, ſich durch die Annehmung gleicher Geſinnungen bey Ihnen beliebt zu machen, für ein lebhaftes Mädchen ſehr natürlich. Wollen Sie wohl nun ſo grauſam ſeyn, und ihr dasjenige als ein Verbrechen anrechnen, wofür Sie ihr, als für eine Schmeicheley, danken ſollten?

Adraſt. Ich danke niemanden, der klein genug iſt, meinetwegen ſeinen Charakter zu verlaſſen; und derjenige macht mir eine ſchlechte Schmeicheley, der mich für einen Thoren hält, welchem nichts als ſeine Art gefalle, und der überall gern kleine Kopien und verjüngte Abſchilderungen von ſich ſelbſt ſehen möchte.

Juliane. Aber auf dieſe Art werden Sie wenig Proſelyten machen.

Adraſt. Was denken Sie von mir, ſchönſte Juliane? Ich Proſelyten machen? Raſendes

Unternehmen! Wem habe ich meine Gedanken jemals anſchwatzen oder aufdringen wollen? Es ſollte mir Leid thun, ſie unter den Pöbel gebracht zu wiſſen. Wenn ich ſie oft laut und mit einer gewiſſen Heftigkeit vertheidiget habe, ſo iſt es in der Abſicht, mich zu rechtfertigen, nicht, andere zu überreden, geſchehen. Wenn meine Meynungen zu gemein würden, ſo würde ich der erſte ſeyn, der ſie verließe, und die gegenſeitigen annähme.

Juliane. Sie ſuchen alſo nur das Sonderbare?

Adraſt. Nein, nicht das Sonderbare, ſondern bloß das Wahre; und ich kann nicht dafür, wenn jenes, leider! eine Folge von dieſem iſt. Es iſt mir unmöglich zu glauben, daß die Wahrheit gemein ſeyn könne; eben ſo unmöglich, als zu glauben, daß in der ganzen Welt auf einmal Tag ſeyn könne. Das, was unter der Geſtalt der Wahrheit unter allen Völkern herumſchleicht, und auch von den Blödſinnigſten angenommen wird, iſt gewiß keine Wahrheit, und man darf nur getroſt die Hand, ſie zu entkleiden, anlegen, ſo wird man den ſcheußlichſten Irrthum nackend vor ſich ſtehen ſehen.

Juliana. Wie elend ſind die Menſchen, und wie ungerecht ihr Schöpfer, wenn Sie Recht haben, Adraſt! Es muß entweder gar keine Wahrheit ſeyn, oder ſie muß von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ſie von den meiſten, ja von allen, wenigſtens im Weſentlichſten, empfunden werden kann.

Adraſt. Es liegt nicht an der Wahrheit, daß ſie es nicht werden kann; ſondern an den Menſchen. — — Wir ſollen glücklich in der Welt leben; dazu ſind wir erſchaffen; dazu ſind wir einzig und allein erſchaffen. So oft die Wahrheit dieſem großen Endzwecke hinderlich iſt, ſo oft iſt man verbunden, ſie bey Seite zu ſetzen; denn nur wenig Geiſter können in der Wahrheit ſelbſt ihr Glück finden. Man laſſe daher dem Pöbel ſeine Irrthümer; man laſſe ſie ihm, weil ſie ein Grund ſeines Glückes und die Stütze des Staates ſind, in welchem er für ſich Sicherheit, Ueberfluß und Freude findet. Ihm die Religion nehmen, heißt ein wildes Pferd auf der fetten Weide los binden, das, ſo bald es ſich frey fühlt, lieber in unfruchtbaren Wäldern herumſchweifen und Mangel leiden, als durch einen gemächlichen Dienſt alles, was es braucht, erwerben will. — Doch nicht für den Pöbel allein, auch noch für einen andern Theil des menſchlichen Geſchlechts muß man die Religion beybehalten. Für den ſchönſten Theil, meyne ich, dem ſie eine Art von Zierde, wie dort eine Art von Zaume iſt. Das Religiöſe ſtehet der weiblichen Beſcheidenheit ſehr wohl; es giebt der Schönheit ein gewiſſes edles, geſetztes und ſchmachtendes Anſehen — —

Juliane. Halten Sie, Adraſt! Sie erweiſen meinem Geſchlechte eben ſo wenig Ehre, als der Religion. Jenes ſetzen Sie mit dem Pöbel in Eine Klaſſe, ſo fein auch Ihre Wendung war; und dieſe machen Sie aufs höchſte zu einer Art von Schminke, die das Geräthe auf unſern Nachttiſchen vermehren kann. Nein, Adraſt! die Religion iſt eine Zierde für alle Menſchen; und muß ihre weſentlichſte Zierde ſeyn. Ach! Sie verkennen ſie aus Stolze; aber aus einem falſchen Stolze. Was kann unſre Seele mit erhabenern

Begriffen füllen, als die Religion? Und worinn kann die Schönheit der Seele anders beſtehen, als in ſolchen Begriffen? in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unſern Pflichten, von unſerer Beſtimmung? Was kann unſer Herz, dieſen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenſchaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben dieſe Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten, als ſie? Was kann uns zu wahrern Menſchen, zu beſſern Bürgern, zu aufrichtigern Freunden machen, als ſie? —— Faſt ſchäme ich mich, Adraſt, mit Ihnen ſo ernſtlich zu reden. Es iſt der Ton ohne Zweifel nicht, der Ihnen an einem Frauenzimmer gefällt, ob Ihnen gleich der entgegen geſetzte eben ſo wenig zu gefallen ſcheinet. Sie könnten alles dieſes aus einem beredtern Munde, aus dem Munde des Theophans hören. — —

Vierter Auftritt.

Henriette. Juliane. Adraſt.

Henriette. (Welche an der Scene horchend ſtehen.) Er!

Adraſt. Sagen Sie mir nichts vom Theophan. Ein Wort von Ihnen hat mehr Nachdruck, als ein ſtundenlanges Geplärre von ihm. Sie wundern ſich? Kann es bey der Macht, die eine Perſon über mich haben muß, die ich einzig liebe, die ich anbete, anders ſeyn? — — Ja, die ich liebe. — Das Wort iſt hin! es iſt geſagt! Ich bin mein Geheimniß los, bey deſſen Verſchweigung ich mich ewig gequälet hätte, von deſſen Entdeckung ich aber darum nichts mehr hoffe. — — Sie entfärben ſich? — —

Juliane. Was habe ich gehört? Adraſt! —

Adraſt. (indem er niederfällt.) Laſſen Sie mich es Ihnen auf den Knieen zuſchwören, daß Sie die Wahrheit gehört haben. — Ich liebe Sie, ſchönſte Juliane, und werde Sie ewig lieben. Nun, nun liegt mein Herz klar und aufgedeckt vor Ihnen da. Umſonſt wollte ich mich und andere bereden, daß meine Gleichgültigkeit gegen Henrietten, die Wirkung an ihr bemerkter nachtheiliger Eigenſchaften ſey; da ſie doch nichts, als die Wirkung einer ſchon gebundenen Neigung war. Ach! die liebenswürdige Henriette hat vielleicht keinen andern Fehler, als dieſen, daß ſie eine noch liebenswürdigere Schweſter hat. — —

Henriette. Bravo! die Scene muß ich den Theophan unterbrechen laſſen. — — —

(geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Juliane. **Adraſt.**

Adraſt. (indem er gählings aufſteht.) Wer ſprach hier?

Juliane. Himmel! es war Henriettens Stimme.

Adraſt. Ja, ſie war es. Was für eine Neugierde! was für ein Vorwitz! Nein, nein! ich habe nichts wiederrufen; ſie hat alle die Fehler, die ich ihr beygelegt, und noch weit mehrere. Ich könnte ſie nicht lieben, und wenn ich auch ſchon vollkommen frey, vollkommen gleichgültig gegen eine jede andere wäre.

Juliane. Was für Verdruß, Adraſt, werden Sie mir zuziehen?

Adraſt. Sorgen Sie nicht! Ich werde Ihnen allen dieſen Verdruß durch meine plötzliche Entfernung zu erſparen wiſſen.

Juliane. Durch Ihre Entfernung?

Adraſt. Ja, ſie iſt feſt beſchloſſen. Meine Umſtände ſind von der Beſchaffenheit, daß ich die Güte Liſidors mißbrauchen würde, wenn ich länger bliebe. Und über dieſes will ich lieber meinen Abſchied nehmen, als ihn bekommen.

Juliane. Sie überlegen nicht, was Sie ſagen, Adraſt. Von wem ſollten Sie ihn bekommen?

Adraſt. Ich kenne die Väter, ſchönſte Juliane, und kenne auch die Theophane. Erlauben Sie, daß ich mich nicht näher erklären darf. Ach! wenn ich mir ſchmeicheln könnte, daß Juliane — — Ich ſage nichts weiter. Ich will mir mit keiner Unmöglichkeit ſchmeicheln. Nein, Juliane kann den Adraſt nicht lieben; ſie muß ihn haſſen. — —

Juliane. Ich haſſe niemanden, Adraſt. —

Adraſt. Sie haſſen mich; denn hier iſt Haſſen eben das, was Nicht lieben iſt. Sie lieben den Theophan. — — Ha! hier kömmt er ſelbſt.

Sechſter Auftritt.

Theophan. Adraſt. Juliane.

Juliane. (bey Seite.) Was wird er ſagen? was werde ich antworten?

Adraſt. Ich kann mir es einbilden, auf weſſen Anſtiften Sie herkommen. Aber was glaubt ſie damit zu gewinnen? Mich zu verwirren? mich wieder an ſich zu ziehen? — — Wie wohl läßt es Ihnen, Theophan, und Ihrem ehrwürdigen Charakter, das Werkzeug einer weiblichen Eiferſucht zu ſeyn! Oder kommen Sie gar, mich zur Rede zu ſetzen? Ich werde Ihnen alles geſtehen; ich werde noch ſtolz darauf ſeyn. — —

Theophan. Wovon reden Sie, Adraſt? Ich verſtehe kein Wort.

Juliane. Erlauben Sie, daß ich mich entferne. Theophan, ich ſchmeichle mir, daß Sie einige Hochachtung für mich haben; Sie werden keine ungerechte Auslegungen machen, und wenigſtens glauben, daß ich meine Pflicht kenne, und daß ſie mir zu heilig iſt, ſie auch nur in Gedanken zu verletzen.

Theophan. Verziehen Sie doch. — Was ſollen dieſe Reden? Ich verſtehe Sie ſo wenig, als ich den Adraſt verſtanden habe.

Juliane. Es iſt mir lieb, daß Sie aus einer unſchuldigen Kleinigkeit nichts machen wollen. Aber laſſen Sie mich — —

(geht ab.)

Siebender Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Ihre Geliebte, Adraſt, ſchickte mich hierher: Ich würde hier nöthig ſeyn, ſagte ſie. Ich eile, und bekomme lauter Räthſel zu hören.

Adraſt. Meine Geliebte? — — Ey! wie fein haben Sie dieſes angebracht! Gewiß, Sie konnten Ihre Vorwürfe nicht kürzer faſſen.

Theophan. Meine Vorwürfe? Was habe ich Ihnen denn vorzuwerfen?

Adraſt. Wollen Sie etwa die Beſtätigung aus meinem Munde hören?

Theophan. Sagen Sie mir nur, was Sie beſtätigen wollen? Ich ſtehe ganz erſtaunt hier. — —

Adraſt. Das geht zu weit. Welche kriechende Verſtellung! Doch damit ſie Ihnen endlich nicht zu ſauer wird, ſo will ich Sie mit Gewalt zwingen, ſie abzulegen. — — Ja, es iſt alles wahr, was Ihnen Henriette hinterbracht hat. Sie war niederträchtig genug, uns zu behorchen. — Ich liebe Julianen, und habe ihr meine Liebe geſtanden. —

Theophan. Sie lieben Julianen? —

Adraſt. (ſpöttiſch.) Und was das ſchlimmſte dabey iſt, ohne den Theophan um Erlaubniß gebeten zu haben.

Theophan. Stellen Sie Sich deßwegen zufrieden. Sie haben nur eine ſehr kleine Formalität übergangen.

Adraſt. Ihre Gelaſſenheit, Theophan, iſt hier nichts beſonders. Sie glauben Ihrer Sachen gewiß zu ſeyn. — — Und ach! wenn Sie es doch weniger wären! Wenn ich doch nur mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit hinzu ſetzen könnte; daß Juliane auch mich liebe. Was für eine Wolluſt ſollte mir das Erſchrecken ſeyn, das ſich in Ihrem Geſichte verrathen würde! Was für ein

Labſal für mich, wenn ich Sie ſeufzen hörte, wenn ich Sie zittern ſähe! Wie würde ich mich freuen, wenn Sie Ihre ganze Wut an mir auslaſſen, und mich voller Verzweiflung, ich weiß nicht wohin, verwünſchen müßten!

Theophan. So könnte Sie wohl kein Glück entzücken, wenn es nicht durch das Unglück eines Andern gewürzt würde? — — Ich bedaure den Adraſt! Die Liebe muß alle ihre verderbliche Macht an ihm verſchwendet haben, weil er ſo unanſtändig reden kann.

Adraſt. Wohl! an dieſer Miene, an dieſer Wendung erinnere ich mich, was ich bin. Es iſt wahr, ich bin Ihr Schuldner, Theophan; und gegen ſeine Schuldner hat man das Recht, immer ein wenig groß zu thun; — — doch Geduld! ich hoffe es nicht lange mehr zu ſeyn. Es hat ſich noch ein ehrlicher Mann gefunden, der mich aus dieſer Verlegenheit reißen will. Ich weiß nicht, wo er bleibt. Seinem Verſprechen gemäß, hätte er bereits mit dem Gelde hier ſeyn ſollen. Ich werde wohl thun, wenn ich ihn hole.

Theophan. Aber noch ein Wort, Adraſt. Ich will Ihnen mein ganzes Herz entdecken. — —

Adraſt. Dieſe Entdeckung würde mich nicht ſehr beluſtigen. Ich gehe, und bald werde ich Ihnen mit einem kühnern Geſichte unter die Augen treten können.

(geht ab.)

Theophan. (allein.) Unbiegſamer Geiſt! Faſt verzweiſle ich an meinem Unternehmen. Alles iſt bey ihm umſonſt. Aber was würde er geſagt haben, wenn er mir Zeit gelaſſen hätte, ihn für ſein Geſtändniß, mit einem andern ähnlichen Geſtändniſſe zu bezahlen? — — Sie kömmt.

Achter Auftritt.

Henriette. Liſette. Theophan.

Henriette. Nun? Theophan, habe ich Sie nicht zu einem artigen Anblicke verholfen?

Theophan. Sie ſind leichtfertig, ſchöne Henriette. Aber was meynen Sie für einen Anblick? Kaum, daß ich die Hauptſache mit Mühe und Noth begriffen habe.

Henriette. O Schade! — Sie kamen alſo zu langſam? und Adraſt lag nicht mehr vor meiner Schweſter auf den Knieen?

Theophan. So hat er vor ihr auf den Knieen gelegen?

Liſette. Leider für Sie alle beide!

Henriette. Und meine Schweſter ſtand da, — — ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, — — ſtand da, faſt, als wenn ſie ihn in dieſer unbequemen Stellung gerne geſehen hätte. Sie dauern mich, Theophan! — —

Theophan. Soll ich Sie auch bedauern, mitleidiges Kind?

Henriette. Mich bedauern? Sie ſollen mir Glück wünſchen.

Liſette. Aber nein; ſo etwas ſchreyt um Rache!

Theophan. Und wie meynt Liſette denn, daß man ſich rächen könne?

Liſette. Sie wollen Sich alſo doch rächen?

Theophan. Vielleicht.

Liſette. Und Sie Sich auch, Mamſell?

Henriette. Vielleicht.

Liſette. Gut! das ſind zwey Vielleicht, womit ſich etwas anfangen läßt.

Theophan. Aber es iſt noch ſehr ungewiß, ob Juliane den Adraſt wieder liebt; und wenn dieſes nicht iſt, ſo würde ich zu zeitig auf Rache denken.

Liſette. O! die chriſtliche Seele! Nun überlegt ſie erſt, daß man ſich nicht rächen ſoll.

Theophan. Nicht ſo ſpöttiſch, Liſette! Es würde hier von einer ſehr unſchuldigen Rache die Rede ſeyn.

Henriette. Das meyne ich auch; von einer ſehr unſchuldigen.

Liſette. Wer leugnet das? von einer ſo unſchuldigen, daß man ſich mit gutem Gewiſſen darüber berathſchlagen kann. Hören Sie nur! Ihre Rache, Herr Theophan, wäre eine männliche Rache, nicht wahr? und Ihre Rache, Mamſell Henriette, wäre eine weibliche Rache: eine männliche Rache nun, und eine weibliche Rache —: — Ja! wie bringe ich wohl das Ding recht geſcheut herum?

Henriette. Du biſt eine Närrinn mit ſamt deinen Geſchlechtern.

Liſette. Helfen Sie mir doch ein wenig, Herr Theophan. — — Was meynen Sie dazu? Wenn zwey Perſonen einerley Weg gehen müſſen, nicht wahr? ſo iſt es gut, daß dieſe zwey Perſonen einander Geſellſchaft leiſten?

Theophan. Ja wohl; aber vorausgeſetzt, daß dieſe zwey Perſonen einander leiden können.

Henriette. Das war der Punkt!

Liſette. (bey Seite.) Will denn Keines anbeißen? Ich muß einen andern Zipfel faſſen. — — Es iſt ſchon wahr, was Herr Theophan vorhin ſagte, daß es nehmlich noch ſehr ungewiß ſey, ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe. Ich ſetze ſo gar hinzu: Es iſt noch ſehr ungewiß, ob Herr Adraſt Mamſell Julianen wirklich liebt.

Henriette. O! ſchweig, du unglückliche Zweiflerinn. Es ſoll nun aber gewiß ſeyn!

Liſette. Die Mannsperſonen bekommen dann und wann gewiſſe Anfälle von einer gewiſſen wetterwendiſchen Krankheit, die aus einer gewiſſen Ueberladung des Herzens entſpringt.

Henriette. Aus einer Ueberladung des Herzens? Schön gegeben!

Liſette. Ich will Ihnen gleich ſagen, was das heißt. So wie Leute, die ſich den Magen überladen haben, nicht eigentlich mehr wiſſen, was ihnen ſchmeckt, und was ihnen nicht ſchmeckt: ſo geht es auch den Leuten, die ſich das Herz überladen haben. Sie wiſſen ſelbſt nicht mehr, auf welche Seite das überladene Herz hinhängt, und da trifft es ſich denn wohl, daß kleine Irrungen in der Perſon daraus entſtehen. — — Habe ich nicht Recht, Herr Theophan?

Theophan. Ich will es überlegen.

Liſette. Sie ſind freylich eine weit beſſere Art von Mannsperſonen, und ich halte Sie für allzuvorſichtig, als daß Sie Ihr Herz ſo überladen ſollten. — — Aber wiſſen Sie wohl, was ich für einen Einfall habe, wie wir gleichwohl hinter die Wahrheit mit dem Herrn Adraſt und der Mamſell Juliane kommen wollen?

Theophan. Nun?

Henriette. Du würdeſt mich neugierig machen, wenn ich nicht ſchon hinter der Wahrheit wäre. — —

Liſette. Wie? wenn wir einen gewiſſen blinden Lärm machten?

Henriette. Was iſt das wieder?

Liſette. Ein blinder Lärm iſt ein Lärm wohinter nichts iſt; der aber doch die Gabe hat, den Feind — — zu einer gewiſſen Aufmerkſamkeit zu bringen. — — Zum Exempel: Um zu erfahren, ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe, müſte ſich Herr Theophan in Jemand anders verliebt ſtellen; und um zu erfahren, ob Adraſt Mamſel Julianen liebe, müßten Sie Sich in Jemand anders verliebt ſtellen. Und da es nun nicht laſſen würde, wenn ſich Herr Theophan in mich verliebt ſtellte, noch vielweniger, wenn Sie Sich in ſeinen Martin verliebt ſtellen wollten: ſo wäre, kurz und gut, mein Rath, Sie ſtellten Sich beide in einander verliebt. — — Ich rede nur von Stellen; merken Sie wohl, was ich ſage! nur von Stellen; denn ſonſt könnte der blinde Lärm auf einmal Augen kriegen. — — Nun ſagen Sie mir beide, iſt der Anſchlag nicht gut?

Theophan. (bey Seite.) Wo ich nicht gehe, ſo wird ſie noch machen, daß ich mich werde erklären müſſen. — — Der Anſchlag iſt ſo ſchlimm nicht; aber — —

Liſette. Sie ſollen ſich ja nur ſtellen. —

Theophan. Das Stellen eben iſt es, was mir dabey nicht gefällt.

Liſette. Und Sie, Mamſell?

Henriette. Ich bin auch keine Liebhaberinn vom Stellen.

Liſette. Beſorgen Sie beide etwa, daß Sie es zu natürlich machen möchten? — Was ſtehen Sie ſo auf dem Sprunge, Herr Theophan? Was ſtehen Sie ſo in Gedanken, Mamſell?

Henriette. O! geh; es wäre in meinem Leben das erſtemal.

Theophan. Ich muß mich auf einige Augenblicke beurlauben, ſchönſte Henriette. —

Liſette. Es iſt nicht nöthig. Sie ſollen mir wahrhaftig nicht nachſagen, daß ich Sie weggeplaudert habe. Kommen Sie, Mamſell! — —

Henriette. Es iſt auch wahr, dein Plaudern iſt manchmal recht ärgerlich. Komm! — —

Theophan, ſoll ich ſagen, daß Sie nicht lange weg ſeyn werden?

Theophan. Wenn ich bitten darf. — —

(Henriette und Liſette gehen auf der einen Seite ab. Indem Theophan auf der andern abgehen will, begegnet ihm der Wechsler.)

Neunter Auftritt.

Theophan. Der Wechsler.

Der Wechsler. Sie werden verzeihen, mein Herr. Ich möchte nur ein Wort mit dem Herrn Adraſt ſprechen.

Theophan. Eben jetzt iſt er ausgegangen. Wollen Sie mir es auftragen? — —

Der Wechsler. Wenn ich ſo frey ſeyn darf. — — Er hat eine Summe Geldes bey mir aufnehmen wollen, die ich ihm auch Anfangs verſprach. Ich habe aber nunmehr Bedenklichkeiten gefunden, und ich komme, es ihm wieder abzuſagen: das iſt es alles.

Theophan. Bedenklichkeiten, mein Herr? Was für Bedenklichkeiten? doch wohl keine von Seiten des Adraſt?

Der Wechsler. Warum nicht?

Theophan. Iſt er kein Mann von Kredit?

Der Wechsler. Kredit, mein Herr, Sie werden wiſſen, was das iſt. Man kann heute Kredit haben, ohne gewiß zu ſeyn, daß man ihn morgen haben wird. Ich habe ſeine jetzigen Umſtände erfahren. —

Theophan. (bey Seite.) Ich muß mein Möglichſtes thun, daß dieſe nicht auskommen. — — Sie müſſen die falſchen erfahren haben. — — Kennen Sie mich, mein Herr? —

Der Wechsler. Von Perſon nicht; vielleicht, wann ich Ihren Namen hören ſollte. — —

Theophan. Theophan.

Der Wechsler. Ein Name, von dem ich allezeit das Beſte gehört habe.

Theophan. Wenn Sie dem Herrn Adraſt die verlangte Summe nicht auf ſeine Unterſchrift geben wollen, wollen Sie es wohl auf die meinige thun?

Der Wechsler. Mit Vergnügen.

Theophan. Haben Sie alſo die Güte, mich auf meine Stube zu begleiten. Ich will Ihnen die nöthigen Verſicherungen ausſtellen: wobey es bloß darauf ankommen wird, dieſe Bürgſchaft vor dem Adraſt ſelbſt geheim zu halten.

Der Wechsler. Vor ihm ſelbſt?

Theophan. Allerdings; um ihm den Verdruß über Ihr Mißtrauen zu erſparen. — —

Der Wechsler. Sie müſſen ein großmüthiger Freund ſeyn. — —

Theophan. Laſſen Sie uns nicht länger verziehen.

(gehen ab.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Wechsler, von der einen Seite,
und von der andern **Adraſt.**

Adraſt. (vor ſich.) Ich habe meinen Mann nicht finden können. — —

Der Wechsler. (vor ſich.) So laſſe ich es mir gefallen. — —

Adraſt. Aber ſieh da! — — Ey! mein Herr, finde ich Sie hier? So ſind wir ohne Zweifel einander Fehl gegangen?

Der Wechsler. Es iſt mir lieb, mein Herr Adraſt, daß ich Sie noch treffe.

Adraſt. Ich habe Sie in Ihrer Wohnung geſucht. Die Sache leidet keinen Aufſchub. Ich kann mich doch noch auf Sie verlaſſen?

Der Wechsler. Nunmehr, ja.

Adraſt. Nunmehr? Was wollen Sie damit?

Der Wechsler. Nichts. Ja, Sie können Sich auf mich verlaſſen.

Adraſt. Ich will nicht hoffen, daß Sie einiges Mißtrauen gegen mich haben?

Der Wechsler. Im geringſten nicht.

Adraſt. Oder, daß man Ihnen einiges beyzubringen geſucht hat?

Der Wechsler. Noch vielweniger.

Adraſt. Wir haben bereits mit einander zu thun gehabt, und Sie ſollen mich auch künftig als einen ehrlichen Mann finden.

Der Wechsler. Ich bin ohne Sorgen.

Adraſt. Es liegt meiner Ehre daran, diejenigen zu Schanden zu machen, die boshaft genug ſind, meinen Kredit zu ſchmälern.

Der Wechsler. Ich finde, daß man das Gegentheil thut.

Adraſt. O! ſagen Sie das nicht. Ich weiß wohl, daß ich meine Feinde habe —

Der Wechsler. Sie haben aber auch Ihre Freunde. — —

Adraſt. Aufs Höchſte dem Namen nach. Ich würde auszulachen ſeyn, wenn ich auf ſie rechnen wollte. — — Und glauben Sie, mein Herr, daß es mir nicht einmal lieb iſt, daß Sie, in meiner Abweſenheit, hier in dieſem Hauſe geweſen ſind?

Der Wechsler. Und es muß Ihnen doch lieb ſeyn.

Adraſt. Es iſt zwar das Haus, zu welchem ich mir nichts als Gutes verſehen ſollte; aber eine gewiſſe Perſon darinn, mein Herr, eine gewiſſe Perſon — — Ich weiß, ich würde es empfunden haben, wenn Sie mit derſelben geſprochen hätten.

Der Wechsler. Ich habe eigentlich mit niemanden geſprochen; diejenige Perſon aber, bey welcher ich mich nach Ihnen erkundigte, hat die gröſte Ergebenheit gegen Sie bezeugt.

Adraſt. Ich kann es Ihnen wohl ſagen, wer die Perſon iſt, vor deren übeln Nachrede ich mich einigermaſſen fürchte. Es wird ſo gar gut ſeyn, wenn Sie es wiſſen, damit Sie, wenn Ihnen nachtheilige Dinge von mir zu Ohren kommen ſollten, den Urheber kennen.

Der Wechsler. Ich werde nicht nöthig haben, darauf zu hören.

Adraſt. Aber doch — — Mit einem Worte, es iſt Theophan.

Der Wechsler. (erſtaunt.) Theophan?

Adraſt. Ja, Theophan. Er iſt mein Feind — —

Der Wechsler. Theophan Ihr Feind?

Adraſt. Sie erſtaunen?

Der Wechsler. Nicht ohne die gröſte Urſache. —

Adraſt. Ohne Zweifel weil Sie glauben, daß ein Mann von ſeinem Stande nicht anders, als großmüthig und edel ſeyn könne? — —

Der Wechsler. Mein Herr — —

Adraſt. Er iſt der gefährlichſte Heuchler, den ich unter ſeines Gleichen noch jemals gefunden habe.

Der Wechsler. Mein Herr — —

Adraſt. Er weiß, daß ich ihn kenne, und giebt ſich daher alle Mühe, mich zu untergraben. — —

Der Wechsler. Ich bitte Sie — —

Adraſt. Wenn Sie etwa eine gute Meynung von ihm haben, ſo irren Sie Sich ſehr. Vielleicht zwar, daß Sie ihn nur von der Seite ſeines Vermögens kennen; und wider dieſes habe ich nichts: er iſt reich; aber eben ſein Reichthum ſchafft ihm Gelegenheit, auf die allerfeinſte Art ſchaden zu können.

Der Wechsler. Was ſagen Sie?

Adraſt. Er wendet unbeſchreibliche Ränke an, mich aus dieſem Hauſe zu bringen; Ränke, denen er ein ſo unſchuldiges Anſehen geben kann, daß ich ſelbſt darüber erſtaune.

Der Wechsler. Das iſt zu arg! Länger kann ich durchaus nicht ſchweigen. Mein Herr, Sie hintergehen Sich auf die erſtaunlichſte Art. — —

Adraſt. Ich mich?

Der Wechsler. Theophan kann das unmöglich ſeyn, wofür Sie ihn ausgeben. Hören Sie alles! Ich kam hierher, mein Ihnen gegebenes Wort wieder zurücke zu nehmen. Ich hatte von ſicherer Hand, nicht vom Theophan, Umſtände von Ihnen erfahren, die mich dazu nöthigten. Ich fand ihn hier, und ich glaubte, es ihm ohne Schwierigkeit ſagen zu dürfen —

Adraſt. Dem Theophan? Wie wird ſich der Niederträchtige gekitzelt haben!

Der Wechsler. Gekitzelt? Er hat auf das nachdrücklichſte für Sie geſprochen. Und kurz, wenn ich Ihnen mein erſtes Verſprechen halte, ſo geſchieht es bloß in Betrachtung ſeiner?

Adraſt. In Betrachtung ſeiner? — Wo bin ich?

Der Wechsler. Er hat mir ſchriftliche Verſicherungen gegeben, die ich als eine Bürgſchaft für Sie anſehen kann. Zwar hat er mir es zugleich verboten, Jemanden das Geringſte davon zu ſagen: allein ich konnte es unmöglich anhören, daß ein rechtſchaffner Mann ſo unſchuldig verläſtert würde. Sie können die verlangte Summe bey mir abholen laſſen, wann es Ihnen beliebt. Nur werden Sie mir den Gefallen thun, und Sich nichts gegen ihn merken laſſen. Er bezeugte bey dem ganzen Handel ſo viel Aufrichtigkeit und Freundſchaft für Sie, daß er ein Unmenſch ſeyn müßte, wenn er die Verſtellung bis dahin treiben könnte. — Leben Sie wohl!

(geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Adraſt.

— — Was für ein neuer Streich! — Ich kann nicht wieder zu mir ſelbſt kommen! — — Es iſt nicht auszuhalten! — Verachtungen, Beleidigungen, — Beleidigungen in dem Gegenſtande, der ihm der liebſte ſeyn muß: — — alles iſt umſonſt; nichts will er fühlen. Was kann ihn ſo verhärten? Die Bosheit allein, die Begierde allein, ſeine Rache reif werden zu laſſen. — —

Wen ſollte dieſer Mann nicht hinter das Licht führen? Ich weiß nicht, was ich denken ſoll. Er dringt ſeine Wohlthaten mit einer Art auf — — Aber verwünſcht ſind ſeine Wohlthaten, und ſeine Art! Und wenn auch keine Schlange unter dieſen Blumen läge, ſo würde ich ihn doch nicht anders als haſſen können. Haſſen werde ich ihn, und wenn er mir das Leben rettete. Er hat mir das geraubt, was koſtbarer iſt, als das Leben: das Herz meiner Juliane; ein Raub, den er nicht erſetzen kann, und wenn er ſich mir zu eigen ſchenkte. Doch er will ihn nicht erſetzen; ich dichte ihm noch eine zu gute Meynung an. — —

Dritter Auftritt.

Theophan. Adraſt.

Theophan. In welcher heftigen Bewegung treffe ich Sie abermal, Adraſt?

Adraſt. Sie iſt Ihr Werk.

Theophan. So muß ſie eines von denen Werken ſeyn, die wir alsdann wider unſern Willen hervorbringen, wann wir uns am meiſten nach ihrem Gegentheile beſtreben. Ich wünſche nichts, als Sie ruhig zu ſehen, damit Sie mit kaltem Blute von einer Sache mit mir reden könnten, die uns beide nicht näher angehen kann.

Adraſt. Nicht wahr, Theophan? es iſt der höchſte Grad der Liſt, wenn man alle ſeine Streiche ſo zu ſpielen weiß, daß die, denen man ſie ſpielt, ſelbſt nicht wiſſen, ob und was für Vorwürfe ſie uns machen ſollen?

Theophan. Ohne Zweifel.

Adraſt. Wünſchen Sie Sich Glück: Sie haben dieſen Grad erreicht.

Theophan. Was ſoll das wieder?

Adraſt. Ich verſprach Ihnen vorhin, die bewußten Wechſel zu bezahlen — (ſpöttiſch.) Sie werden es nicht übel nehmen, es kann nunmehr nicht ſeyn. Ich will Ihnen, an ſtatt der zerriſſenen, andere Wechſel ſchreiben.

Theophan. (in eben dem Tone.) Es iſt wahr, ich habe ſie in keiner andern Abſicht zerriſſen, als neue von Ihnen zu bekommen. —

Adraſt. Es mag Ihre Abſicht geweſen ſeyn, oder nicht: Sie ſollen ſie haben. — Wollten Sie aber nicht etwa gern erfahren, warum ich ſie nunmehr nicht bezahlen kann?

Theophan. Nun?

Adraſt. Weil ich die Bürgſchaften nicht liebe.

Theophan. Die Bürgſchaften?

Adraſt. Ja; und weil ich Ihrer Rechten nichts geben mag, was ich aus Ihrer Linken nehmen müßte.

Theophan. (bey Seite.) Der Wechsler hat mir nicht reinen Mund gehalten!

Adraſt. Sie verſtehen mich doch?

Theophan. Ich kann es nicht mit Gewißheit ſagen.

Adraſt. Ich gebe mir alle Mühe, Ihnen auf keine Weiſe verbunden zu ſeyn: muß es mich alſo nicht verdrießen, daß Sie mich in den Verdacht bringen, als ob ich es gleichwohl zu ſeyn Urſache hätte?

Theophan. Ich erſtaune über Ihre Geſchicklichkeit, alles auf der ſchlimmſten Seite zu betrachten.

Adraſt. Und wie Sie gehört haben, ſo bin ich über die Ihrige erſtaunt, dieſe ſchlimme Seite ſo vortrefflich zu verbergen. Noch weiß ich ſelbſt nicht eigentlich, was ich davon denken ſoll.

Theophan. Weil Sie das Natürlichſte davon nicht denken wollen.

Adraſt. Dieſes Natürlichſte, meynen Sie vielleicht, wäre das, wenn ich dächte, daß Sie dieſen Schritt aus Großmuth, aus Vorſorge für meinen guten Namen gethan hätten? Allein, mit Erlaubniß, hier wäre es gleich das Unnatürlichſte.

Theophan. Sie haben doch wohl Recht. Denn wie wäre es immer möglich, daß ein Mann von meinem Stande nur halb ſo menſchliche Geſinnungen haben könnte?

Adraſt. Laſſen Sie uns Ihren Stand einmal bey Seite ſetzen.

Theophan. Sollten Sie das wohl können? —

Adraſt. Geſetzt alſo, Sie wären keiner von den Leuten, die, den Charakter der Frömmigkeit zu behaupten, ihre Leidenſchaften ſo geheim, als möglich, halten müſſen; die Anfangs aus Wohlſtand heucheln lernen, und endlich die Heucheley als eine zweyte Natur beybehalten; die nach ihren Grundſätzen verbunden ſind, ſich ehrlicher Leute, welche ſie die Kinder der Welt nennen, zu entziehen, oder wenigſtens aus keiner andern Abſicht Umgang mit ihnen zu pflegen, als aus der niederträchtigen Abſicht, ſie auf ihre Seite zu lenken; geſetzt, Sie wären keiner von dieſen: ſind Sie nicht wenigſtens ein Menſch, der Beleidigungen empfindet? Und auf einmal alles in allem zu ſagen: — — Sind Sie nicht ein Liebhaber, welcher Eiferſucht fühlen muß?

Theophan. Es iſt mir angenehm, daß Sie endlich auf dieſen Punkt herauskommen.

Adraſt. Vermuthen Sie aber nur nicht, daß ich mit der geringſten Mäßigung davon ſprechen werde.

Theophan. So will ich es verſuchen, deſto mehrere dabey zu brauchen.

Adraſt. Sie lieben Julianen, und ich — ich — was ſuche ich lange noch Worte? — Ich haſſe Sie wegen dieſer Liebe, ob ich gleich kein Recht auf den geliebten Gegenſtand habe; und Sie, der Sie ein Recht darauf haben, ſollten mich, der ich Sie um dieſes Recht beneide, nicht auch haſſen?

Theophan. Gewiß, ich ſollte nicht. — Aber laſſen Sie uns doch das Recht unterſuchen, das Sie und ich auf Julianen haben.

Adraſt. Wenn dieſes Recht auf die Stärke unſerer Liebe ankäme, ſo würde ich es Ihnen vielleicht noch ſtreitig machen. Es iſt Ihr Glück, daß es auf die Einwilligung eines Vaters, und auf den Gehorſam einer Tochter ankommt. — —

Theophan. Hierauf will ich es durchaus nicht ankommen laſſen. Die Liebe allein ſoll Richter ſeyn. Aber merken Sie wohl, nicht bloß unſere, ſondern vornehmlich die Liebe derjenigen, in deren Beſitz Sie mich glauben. Wenn Sie mich überführen können, daß Sie von Julianen wieder geliebet werden — —

Adraſt. So wollen Sie mir vielleicht Ihre Anſprüche abtreten? — —

Theophan. So muß ich.

Adraſt. Wie höhniſch Sie mit mir umgehen! — — Sie ſind Ihrer Sachen gewiß, und überzeugt, daß Sie bey dieſer Rodomontade nichts aufs Spiel ſetzen.

Theophan. Alſo können Sie mir es nicht ſagen, ob Sie Juliane liebet?

Adraſt. Wenn ich es könnte, würde ich wohl unterlaſſen, Sie mit dieſem Vorzuge zu peinigen?

Theophan. Stille! Sie machen Sich unmenſchlicher, als Sie ſind. — — Nun wohl! ſo will ich, — ich will es Ihnen ſagen, daß Sie Juliane liebt.

Adraſt. Was ſagen Sie? — — Doch faſt hätte ich über das Entzückende dieſer Verſicherung vergeſſen, aus weſſen Munde ich ſie höre. Recht ſo! Theophan, recht ſo! Man muß über ſeine Feinde ſpotten. Aber wollen Sie, dieſe Spötterey vollkommen zu machen, mich nicht auch verſichern, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan. (verdrießlich.) Es iſt unmöglich, mit Ihnen ein vernünftiges Wort zu ſprechen.

(er will weggehen.)

Adraſt. (bey Seite.) Er wird zornig? — Warten Sie doch, Theophan. Wiſſen Sie, daß die erſte aufgebrachte Miene, die ich endlich von

Ihnen ſehe, mich begierig macht, dieſes vernünftige Wort zu hören?

Theophan. (zornig.) Und wiſſen Sie, daß ich endlich Ihres ſchimpflichen Betragens überdrüßig bin?

Adraſt. (bey Seite. Er macht Ernſt. —

Theophan. (noch zornig.) Ich will mich beſtreben, daß Sie den Theophan ſo finden ſollen, als Sie ihn Sich vorſtellen.

Adraſt. Verziehen Sie. Ich glaube in Ihrem Trotze mehr Aufrichtigkeit zu ſehen, als ich jemals in Ihrer Freundlichkeit geſehen habe.

Theophan. Wunderbarer Menſch! Muß man ſich Ihnen gleich ſtellen, muß man eben ſo ſtolz, eben ſo argwöhniſch, eben ſo grob ſeyn, als Sie, um Ihr elendes Vertrauen zu gewinnen?

Adraſt. Ich werde Ihnen dieſe Sprache, ihrer Neuigkeit wegen, vergeben müſſen.

Theophan. Sie ſoll Ihnen alt genug werden!

Adraſt. Aber in der That — — Sie machen mich vollends verwirrt. Müſſen Sie mit Dinge, worauf alle mein Wohl ankömmt, mit einem fröhlichen Geſichte ſagen? Ich bitte Sie, ſagen Sie es jetzt noch einmal, was ich vorhin für eine Spötterey aufnehmen mußte.

Theophan. Wenn ich es ſage, glauben Sie nur nicht, daß es um Ihret Willen geſchieht.

Adraſt. Deſto mehr werde ich mich darauf verlaſſen.

Theophan. Aber ohne mich zu unterbrechen: das bitte ich. — —

Adraſt. Reden Sie nur.

Theophan. Ich will Ihnen den Schlüſſel zu dem, was Sie hören ſollen, gleich voraus geben. Meine Neigung hat mich nicht weniger betrogen, als Sie die Ihrige. Ich kenne und bewundere alle die Vollkommenheiten, die Julianen zu einer Zierde ihres Geſchlechts machen; aber — ich liebe ſie nicht.

Adraſt. Sie — —

Theophan. Es iſt gleich viel, ob Sie es glauben oder nicht glauben. — — Ich habe mir Mühe genug gegeben, meine Hochachtung in Liebe zu verwandeln. Aber eben bey dieſer Bemühung habe ich Gelegenheit gehabt, es oft ſehr deutlich zu merken, daß ſich Juliane einen ähnlichen Zwang anthut. Sie wollte mich lieben, und liebte mich nicht. Das Herz nimmt keine Gründe an, und will in dieſem, wie in andern Stücken, ſeine Unabhängigkeit von dem Verſtande behaupten. Man kann es tyranniſiren, aber nicht zwingen. Und was hilft es, ſich ſelbſt zum Martyrer ſeiner Ueberlegungen zu machen, wenn man gewiß weiß, daß man keine Beruhigung dabey finden kann? Ich erbarmte mich alſo Julianens, — — oder vielmehr, ich erbarmte mich meiner ſelbſt: ich unterdrückte meine wachſende Neigung gegen eine andre Perſon nicht länger, und ſahe es mit Vergnügen, daß auch Juliane zu ohnmächtig oder zu nachſehend war, der ihrigen zu widerſtehen. Dieſe gieng auf einen Mann, der ihrer eben ſo unwürdig iſt, als unwürdig er iſt, einen Freund zu haben. Adraſt würde ſein Glück in ihren Augen längſt gewahr geworden ſeyn, wenn Adraſt gelaſſen genug wäre, richtige Blicke zu thun. Er betrachtet alles durch das gefärbte Glas ſeiner vorgefaßten Meynungen, und alles oben hin; und würde wohl oft lieber ſeine

Sinne verleugnen, als ſeinen Wahn aufgeben. Weil Juliane ihn liebenswürdig fand, konnte ich mir unmöglich einbilden, daß er ſo gar verderbt ſey. Ich ſann auf Mittel, es beiden mit der beſten Art beyzubringen, daß ſie mich nicht als eine gefährliche Hinderung anſehen ſollten. Ich kam nur jetzt in dieſer Abſicht hieher; allein ließ mich Adraſt, ohne die ſchimpflichſten Abſchreckungen, darauf kommen? Ich würde ihn, ohne ein weiteres Wort, verlaſſen haben, wenn ich mich nicht noch derjenigen Perſon wegen gezwungen hätte, der ich, von Grund meiner Seelen, alles gönne, was ſie ſich ſelbſt wünſcht. — — Mehr habe ich ihm nicht zu ſagen.

(er will fortgehen.)

Adraſt. Wohin, Theophan? — — Urtheilen Sie aus meinem Stillſchweigen, wie groß mein Erſtaunen ſeyn müſſe! — Es iſt eine menſchliche Schwachheit, ſich dasjenige leicht überreden zu laſſen, was man heftig wünſcht. Soll ich ihr nachhängen? ſoll ich ſie unterdrücken? —

Theophan. Ich will bey Ihrer Ueberlegung nicht gegenwärtig ſeyn. — —

Adraſt. Wehe dem, der mich auf eine ſo grauſame Art aufzuziehen denkt!

Theophan. So räche mich denn Ihre marternde Ungewißheit an Ihnen!

Adraſt. (bey Seite.) Jetzt will ich ihn fangen. — — Wollen Sie mir noch ein Wort erlauben, Theophan? — — Wie können Sie über einen Menſchen zürnen, der mehr aus Erſtaunen über ſein Glück, als aus Mißtrauen gegen Sie, zweifelt? — —

Theophan. Adraſt, ich werde mich ſchämen, nur einen Augenblicke gezürnt zu haben, ſo bald Sie vernünftig reden wollen.

Adraſt. Wenn es wahr iſt, daß Sie Julianen nicht lieben: wird es nicht nöthig ſeyn, daß Sie Sich dem Liſidor entdecken?

Theophan. Allerdings.

Adraſt. Und Sie ſind es wirklich geſonnen?

Theophan. Und zwar je eher, je lieber.

Adraſt. Sie wollen dem Liſidor ſagen, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan. Was ſonſt?

Adraſt. Daß Sie eine andere Perſon lieben?

Theophan. Vor allen Dingen! um ihm durchaus keine Urſache zu geben, Julianen die rückgängige Verbindung zur Laſt zu legen.

Adraſt. Wollten Sie wohl alles dieſes gleich jetzo thun?

Theophan. Gleich jetzo? —

Adraſt. (bey Seite.) Nun habe ich ihn! — Ja, gleich jetzo.

Theophan. Wollten Sie aber auch wohl eben dieſen Schritt thun? Wollten auch Sie dem Liſidor wohl ſagen, daß Sie Henrietten nicht liebten?

Adraſt. Ich brenne vor Verlangen.

Theophan. Und daß Sie Julianen liebten?

Adraſt. Zweifeln Sie?

Theophan. Nun wohl! ſo kommen Sie.

Adraſt (bey Seite.) Er will? —

Theophan. Nur geſchwind!

Adraſt. Ueberlegen Sie es recht.

Theophan. Und was ſoll ich denn noch überlegen?

Adraſt. Noch iſt es Zeit. — —

Theophan. Sie halten Sich ſelbſt auf. Nur fort! — (indem er voran gehen will.) Sie bleiben zurück? Sie ſtehen in Gedanken? Sie ſehen mich mit einem Auge an, das Erſtaunen verräth? Was ſoll das? —

Adraſt. (nach einer kleinen Pauſe.) Theophan! — —

Theophan. Nun? — — Bin ich nicht bereit?

Adraſt. (gerührt.) Theophan! — — Sie ſind doch wohl ein ehrlicher Mann.

Theophan. Wie kommen Sie jetzt darauf?

Adraſt. Wie ich jetzt darauf komme? Kann ich einen ſtärkern Beweis verlangen, daß Ihnen mein Glück nicht gleichgültig iſt?

Theophan. Sie erkennen dieſes ſehr ſpät — aber Sie erkennen es doch noch. — — Liebſter Adraſt, ich muß Sie umarmen. — —

Adraſt. Ich ſchäme mich — — laſſen Sie mich allein: ich will Ihnen bald folgen. — —

Theophan. Ich werde Sie nicht allein laſſen. — Iſt es möglich, daß ich Ihren Abſcheu gegen mich überwunden habe? Daß ich ihn durch eine Aufopferung überwunden habe, die mir ſo wenig koſtet? Ach! Adraſt, Sie wiſſen noch nicht, wie eigennützig ich dabey bin; ich werde vielleicht alle Ihre Hochachtung dadurch wieder verlieren: — — Ich liebe Henrietten.

Adraſt. Sie lieben Henrietten? Himmel! ſo können wir ja hier noch beide glücklich ſeyn. Warum haben wir uns nicht eher erklären müſſen? O Theophan! Theophan! ich würde Ihre ganze Aufführung mit einem andern Auge angeſehen haben. Sie würden der Bitterkeit meines Verdachts, meiner Vorwürfe nicht ausgeſetzt geweſen ſeyn.

Theophan. Keine Entſchuldigungen, Adraſt! Vorurtheile und eine unglückliche Liebe ſind zwey Stücke, deren eines ſchon hinreichet, einen Mann zu etwas ganz anderm zu machen, als er iſt. — — Aber was verweilen wir hier länger?

Adraſt. Ja, Theophan, nun laſſen Sie uns eilen. — — Aber wenn uns Liſidor zuwider wäre? — — Wenn Juliane einen andern liebte? — —

Theophan. Faſſen Sie Muth. Hier kömmt Liſidor.

Vierter Auftritt.

Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſidor. Ihr ſeyd mir feine Leute! Soll ich denn beſtändig mit dem fremden Vetter allein ſeyn?

Theophan. Wir waren gleich im Begriff zu Ihnen zu kommen?

Liſidor. Was habt ihr nun wieder zuſammen gemacht? geſtritten? Glaubt mir doch nur, aus dem Streiten kömmt nichts heraus. Ihr habt alle beide, alle beide habt ihr Recht. — — Zum Exempel: (zum Theophan.) Der ſpricht, die Vernunft iſt ſchwach; und der (zum Adraſt.) ſpricht, die Vernunft iſt ſtark. Jener beweiſet mit ſtarken Gründen, daß die Vernunft ſchwach iſt; und dieſer mit ſchwachen Gründen, daß ſie ſtark iſt. Kömmt das nun nicht auf eins heraus? ſchwach und ſtark, oder, ſtark und ſchwach: was iſt denn da für ein Unterſcheid?

Theophan. Erlauben Sie, wir haben jetzt weder von der Stärke, noch von der Schwäche der Vernunft geſprochen — —

Liſidor. Nun! ſo war es von etwas anderm, das eben ſo wenig zu bedeuten hat. — Von der Freyheit etwa: Ob ein hungriger Eſel, der zwiſchen zwey Bündeln Heu ſteht, die einander vollkommen gleich ſind, das Vermögen hat, von dem erſten von dem beſten zu freſſen, oder, ob der Eſel ſo ein Eſel ſeyn muß, daß er lieber verhungert? — —

Adraſt. Auch daran iſt nicht gedacht worden. Wir beſchäfftigten uns mit einer Sache, bey der das Vornehmſte nunmehr auf Sie ankömmt.

Liſidor. Auf mich?

Theophan. Auf Sie, der Sie unſer ganzes Glück in Händen haben.

Liſidor. O! ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr es ſo geſchwind, als möglich, in eure eignen Hände nehmt. — Ihr meynt doch wohl das Glück in Fiſchbeinröcken? Schon lange habe ich es ſelber nicht mehr gern behalten wollen. Denn der Menſch iſt ein Menſch, und eine Jungfer eine Jungfer; und Glück und Glas wie bald bricht das!

Theophan. Wir werden Zeit Lebens nicht dankbar genug ſeyn können, daß Sie uns einer ſo nahen Verbindung gewürdiget haben. Allein es ſtößt ſich noch an eine ſehr große Schwierigkeit.

Liſidor. Was?

Adraſt. An eine Schwierigkeit, die unmöglich voraus zu ſehen war.

Liſidor. Nu?

Theophan und Adraſt. Wir müſſen Ihnen geſtehen — —

Liſidor. Alle beide zugleich? Was wird das ſeyn? Ich muß euch ordentlich vernehmen. — — Was geſtehen Sie, Theophan? — —

Theophan. Ich muß Ihnen geſtehen, — daß ich Julianen nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? habe ich recht gehört? — Und was iſt denn Ihr Geſtändniß, Adraſt? — —

Adraſt. Ich muß Ihnen geſtehen, — — daß ich Henrietten nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? — Sie nicht lieben, und Sie nicht lieben; das kann unmöglich ſeyn! Ihr Streitköpfe, die ihr noch nie einig geweſen ſeyd, ſolltet jetzo zum erſtenmale einig ſeyn, da es darauf ankömmt, mir den Stul vor die Thüre zu ſetzen? — — Ach! ihr ſcherzt: nun merke ichs erſt.

Adraſt. Wir? ſcherzen? —

Liſidor. Oder ihr müßt nicht klug im Kopfe ſeyn. Ihr meine Töchter nicht lieben? die Mädel weinen ſich die Augen aus dem Kopfe. — — Aber warum denn nicht? wenn ich fragen darf. Was fehlt denn Julianen, daß Sie ſie nicht lieben können?

Theophan. Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, ich glaube, daß ihr Herz ſelbſt für einen andern eingenommen iſt.

Adraſt. Und eben dieſes vermuthe ich mit Grunde auch von Henrietten.

Liſidor. Ho! ho! dahinter muß ich kommen. — — Liſette! he! Liſette! — — Ihr ſeyd alſo wohl gar eiferſüchtig, und wollt nur drohen?

Theophan. Drohen? da wir Ihrer Güte jetzt am nöthigſten haben?

Liſidor. He da! Liſette!

Fünfter Auftritt.

Liſette. Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſette. Hier bin ich ja ſchon! Was giebts?

Liſidor. Sage, ſie ſollen gleich herkommen.

Liſette. Wer denn?

Liſidor. Beide! hörſt du nicht?

Liſette. Meine Jungfern?

Liſidor. Fragſt du noch?

Liſette. Gleich will ich ſie holen. (indem ſie wieder umkehrt.) Kann ich ihnen nicht voraus ſagen, was ſie hier ſollen?

Liſidor. Nein!

Liſette. (geht und kömmt wieder.) Wenn ſie mich nun aber fragen?

Liſidor. Wirſt du gehen?

Liſette. Ich geh. — — (kömmt wieder.) Es iſt wohl etwas wichtiges?

Liſidor. Ich glaube, du Maulaffe, willſt es eher wiſſen, als ſie?

Liſette. Nur ſachte! ich bin ſo neugierig nicht.

Sechſter Auftritt.

Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſidor. Ihr habt mich auf einmal ganz verwirrt gemacht. Doch nur Geduld, ich will das Ding ſchon wieder in ſeine Wege bringen. Das wäre mir gelegen, wenn ich mir ein Paar andre Schwiegerſöhne ſuchen müßte! Ihr waret mir gleich ſo recht, und ſo ein Paar bekomme ich nicht wieder zuſammen, wenn ich mir ſie auch beſtellen ließe.

Adraſt. Sie Sich andre Schwiegerſöhne ſuchen? — — Was für ein Unglück drohen Sie uns?

Liſidor. Ihr wollt doch wohl nicht die Mädel heyrathen, ohne ſie zu lieben? Da bin ich auch euer Diener.

Theophan. Ohne ſie zu lieben?

Adraſt. Wer ſagt das?

Liſidor. Was habt ihr denn ſonſt geſagt?

Adraſt. Ich bete Julianen an.

Liſidor. Julianen? —

Theophan. Ich liebe Henrietten mehr, als mich ſelbſt.

Liſidor. Henrietten? — Uph! Wird mir doch auf einmal ganz wieder leichte. — Iſt das der Knoten? Alſo iſt es weiter nichts, als daß ſich einer in des andern ſeine Liebſte verliebt hat? Alſo wäre der ganze Plunder mit einem Tauſche gut zu machen?

Theophan. Wie gütig ſind Sie, Liſidor!

Adraſt. Sie erlauben uns alſo — —

Liſidor. Was will ich thun? Es iſt doch immer beſſer, ihr tauſcht vor der Hochzeit, als, daß ihr nach der Hochzeit tauſcht. Wenn es meine Töchter zufrieden ſind, ich bin es zufrieden.

Adraſt. Wir ſchmeichlen uns, daß ſie es ſeyn werden. — — Aber bey der Liebe, Liſidor, die Sie gegen uns zeigen, kann ich unmöglich anders, ich muß Ihnen noch ein Geſtändniß thun.

Liſidor. Noch eins?

Adraſt. Ich würde nicht rechtſchaffen handeln, wenn ich Ihnen meine Umſtände verhehlte.

Liſidor. Was für Umſtände?

Adraſt. Mein Vermögen iſt ſo geſchmolzen, daß ich, wenn ich alle meine Schulden bezahle, nichts übrig behalte.

Liſidor. O! ſchweig doch davon. Habe ich ſchon nach deinem Vermögen gefragt? Ich weiß ſo wohl, daß du ein leckrer Zeiſig geweſen biſt, und alles durchgebracht haſt; aber eben deßwegen will ich dir eine Tochter geben, damit du doch wieder etwas haſt. — — Nur ſtille! da ſind ſie; laßt mich machen.

Siebender Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.
Liſidor. Theophan.
Adraſt.

Liſette. Hier bringe ich ſie, Herr Liſidor. Wir ſind höchſtbegierig, zu wiſſen, was Sie zu befehlen haben.

Liſidor. Seht freundlich aus, Mädchens! ich will euch etwas Fröhliches melden: Morgen ſolls richtig werden. Macht euch gefaßt!

Liſette. Was ſoll richtig werden?

Liſidor. Für dich wird nichts mit richtig. — Luſtig, Mädchens! Hochzeit! Hochzeit! — Nu? Ihr ſeht ja ſo barmherzig aus? Was fehlt dir, Juliane?

Juliane. Sie ſollen mich allezeit gehorſam finden; aber nur dieſesmal muß ich Ihnen vorſtellen, daß Sie mich übereilen wurden. — — Himmel! morgen?

Liſidor. Und du, Henriette?

Henriette. Ich, lieber Herr Vater? ich werde morgen krank ſeyn, todſterbenskrank!

Liſidor. Verſchieb es immer bis übermorgen.

Henriette. Es kann nicht ſeyn. Adraſt weiß meine Urſachen.

Adraſt. Ich weiß, ſchönſte Henriette, daß Sie mich haſſen.

Theophan. Und Sie, liebſte Juliane, Sie wollen gehorſam ſeyn? — — Wie nahe ſcheine ich meinem Glücke zu ſeyn, und wie weit bin ich vielleicht noch davon entfernt! — Mit was für einem Geſichte ſoll ich es Ihnen ſagen, daß ich der Ehre Ihrer Hand unwerth bin? daß ich mir bey aller der Hochachtung, die ich für eine ſo vollkommene Perſon hegen muß, doch nicht getraue, dasjenige für Sie zu empfinden, was ich nur für eine einzige Perſon in der Welt empfinden will.

Liſette. Das iſt ja wohl gar ein Korb? Es iſt nicht erlaubt, daß auch Mannsperſonen welche austheilen wollen. Hurtig alſo, Julianchen, mit der Sprache heraus!

Theophan. Nur ein eitles Frauenzimmer könnte meine Erklärung beleidigen; und ich weiß, daß Juliane über ſolche Schwachheiten ſo weit erhaben iſt, — —

Juliane. Ach Theophan! ich höre es ſchon: Sie haben zu ſcharfe Blicke in mein Herz gethan. — —

Adraſt. Sie ſind nun frey, ſchönſte Juliane. Ich habe Ihnen kein Bekenntniß weiter abzulegen, als das, welches ich Ihnen bereits abgelegt habe. — — Was ſoll ich hoffen?

Juliane. Liebſter Vater! — Adraſt! — Theophan! — Schweſter! — —

Liſette. Nun merke ich alles. Geſchwind muß das die Großmama erfahren.

(Liſette läuft ab.)

Liſidor. (zu Julianen.) Siehſt du, Mädchen, was du für Zeug angefangen haſt?

Theophan. Aber Sie, liebſte Henriette, was meynen Sie hierzu? Iſt Adraſt nicht ein ungetreuer Liebhaber? Ach! wenn Sie Ihre Augen auf einen getreuern werfen wollten! Wir ſprachen vorhin von Rache, von einer unſchuldigen Rache — —

Henriette. Top! Theophan: ich räche mich.

Liſidor. Fein bedächtig, Henriette! Haſt du ſchon die Krankheit auf morgen vergeſſen!

Henriette. Gut! Ich laſſe mich verleugnen, wenn ſie kommt.

Liſidor. Seyd ihr aber nicht wunderliches Volk! Ich wollte jedem zu ſeinem Rocke egales Futter geben; aber ich ſehe wohl, euer Geſchmack iſt bunt. Der Fromme ſollte die Fromme, und der Luſtige die Luſtige haben: Nichts! der Fromme will die Luſtige, und der Luſtige die Fromme.

Achter Auftritt.

Fr. Philane mit Liſetten, und die Vorigen.

Fr. Philane. Kinder, was höre ich? Iſt es möglich?

Liſidor. Ja, Mama; ich glaube, Sie werden nicht dawider ſeyn. Sie wollen nun einmal ſo — —

Fr. Philane. Ich ſollte dawider ſeyn? Dieſe Verändrung iſt mein Wunſch, mein Gebet geweſen? Ach! Adraſt, ach! Henriette, für euch habe ich oft gezittert! Ihr würdet ein unglückliches Paar geworden ſeyn! Ihr braucht beide einen Gefährten, der den Weg beſſer kennet, als ihr. Theophan, Sie haben längſt meinen Segen; aber wollen Sie mehr, als dieſen, wollen Sie auch den Segen des Himmels haben, ſo ziehen Sie eine Perſon aus Henrietten, die

Ihrer werth iſt. Und Sie, Adraſt, ich habe Sie wohl ſonſt für einen böſen Mann gehalten; doch getroſt! wer eine fromme Perſon lieben kann, muß ſelbſt ſchon halb fromm ſeyn. Ich verlaſſe mich ſeinetwegen auf dich, Julchen. — — Vor allen Dingen bringe ihm bey, wackern Leuten, rechtſchaffnen Geiſtlichen, nicht ſo verächtlich zu begegnen, als er dem Theophan begegnet. — —

Adraſt. Ach! Madame, erinnern Sie mich an mein Unrecht nicht. Himmel! wenn ich mich überall ſo irre, als ich mich bey Ihnen, Theophan, geirret habe: was für ein Menſch, was für ein abſcheulicher Menſch bin ich! — —

Liſidor. Habe ichs nicht geſagt, daß ihr die beſten Freunde werden müßt, ſo bald als ihr Schwäger ſeyd? Das iſt nur der Anfang!

Theophan. Ich wiederhole es, Adraſt: Sie ſind beſſer, als Sie glauben; beſſer, als Sie zeither haben ſcheinen wollen.

Fr. Philane. Nun! auch das iſt mir ein Troſt zu hören. — — (zum Liſidor.) Komm, mein Sohn, führe mich. Das Stehen wird mir zu ſauer, und vor Freuden habe ich es ganz vergeſſen, daß ich Araspen allein gelaſſen.

Liſidor. Ja, wahrhaftig! da giebts was zu erzählen! Kommen Sie, Mama. — — Aber keinen Tauſch weiter! keinen Tauſch weiter!

Liſette. Wie übel iſt unſer eines dran, das nichts zu tauſchen hat!

Ende des Freygeiſts.

Der Schatz.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Verfertiget im Jahre 1750.

Perſonen.

Leander.

Scaleno. Leanders Vormund.

Philto. Ein Alter.

Anſelmus.

Lelio. Des Anſelmus Sohn.

Maskarill. Des Lelio Bedienter.

Raps.

Ein Träger.

Die Scene iſt auf der Straße.

Erſter Auftritt.

Leander. **Staleno.**

Staleno.

Ey! Leander, ſo jung, und Er hat Sich ſchon ein Mädchen ausgeſehen?

Leander. Das wird dem Mädchen eben lieb ſeyn, daß ich jung bin. Und wie jung denn? Wenn ich noch einmal ſo alt wäre, ſo könnte ich Kinder haben, die ſo alt wären, als ich.

Staleno. Und das Mädchen ſoll ich Ihm zufreyen?

Leander. Ja, mein lieber Herr Vormund, wenn Sie wollten ſo gut ſeyn.

Staleno. Lieber Herr Vormund! das habe ich lange nicht gehört! Wenn Sie wollten ſo gut ſeyn! Wie höflich man doch gleich wird, wenn man verliebt iſt! — — Aber was iſt es denn für ein Mädchen? das hat Er mir ja noch nicht geſagt.

Leander. Ein allerliebſtes Mädchen.

Staleno. Hat ſie Geld? Was kriegt ſie mit?

Leander. Sie iſt die Schönheit ſelbſt; und unſchuldig dabey, — — ſo unſchuldig, als ich.

Staleno. Spricht ſie auch ſchon von Kindern, die ſie haben könnte? — — Aber ſage Er mir, was kriegt ſie mit?

Leander. Wenn Sie ſie ſehen ſollten, Sie würden Sich ſelbſt in ſie verlieben. Ein rundes, volles Geſicht, das aber gar nichts Kindiſches mehr hat; ein Gewächſe, wie ein Rohr — —

Staleno. Und was kriegt ſie mit?

Leander. Wie ein Rohr ſo gerade. Und dabey nicht hager; aber auch nicht dicke. Sie wiſſen wohl, Herr Vormund, beides muß nicht ſeyn, wenn ein Frauenzimmer ſchön ſeyn ſoll.

Staleno. Und was kriegt ſie mit?

Leander. Sie weiß ſich zu tragen, ah! auf eine Art, liebſter Herr Staleno, auf eine Art — — Und ich verſichre Sie, ſie hat nicht tanzen gelernt; es iſt ihr natürlich.

Staleno. Und was kriegt ſie mit?

Leander. Wenn ihr Geſichte auch das ſchönſte ganz und gar nicht wäre, ſo würden ſie doch ſchon ihre Manieren zu der angenehmſten Perſon unter der Sonne machen. Ich kann nicht begreifen, wer ſie ihr muß gewieſen haben.

Staleno. O! ſo höre Er doch! Nach ihrer Ausſteuer frage ich; was kriegt ſie mit?

Leander. Und ſprechen — — ſprechen kann ſie wie ein Engel — —

Staleno. Was kriegt ſie mit?

Leander. Sie werden ſchwerlich mehr Verſtand und Tugend bey irgend einer Perſon ihres Geſchlechts antreffen, als bey ihr — —

Staleno. Gut! alles gut! aber was kriegt ſie mit?

Leander. Sie iſt über dieſes aus einem guten Geſchlechte, Herr Vormund; aus einem ſehr guten Geſchlechte.

Staleno. Die guten Geſchlechter ſind nicht allzeit die reichſten. Was kriegt ſie mit?

Leander. Ich habe vergeſſen, Ihnen noch zu ſagen, daß ſie auch ſehr ſchön ſingt.

Staleno. Zum Henker! laſſe Er mich nicht eine Sache hundertmal fragen. Ich will vor allen Dingen wiſſen, was ſie mit kriegt? — —

Leander. Wahrhaftig! ich habe ſie ſelbſt nur geſtern Abends ſingen hören. Wie wurde ich bezaubert!

Staleno. Ah! Er muß Seinen Vormund nicht zum Narren haben. Wenn Er mir keine Antwort geben will: ſo packe Er ſich, und laſſe Er mich meinen Gang gehen.

Leander. Sie ſind ja gar böſe, allerliebſter Herr Vormund. Ich wollte Ihnen eben Ihre Frage beantworten.

Staleno. Nun! ſo thu Ers.

Leander. Was war Ihre Frage? Ja, ich beſinne mich: Sie fragten, ob ſie eine gute Haushälterinn ſey? O! eine unvergleichliche! Ich weiß gewiß, ſie wird ihrem Manne Jahr aus Jahr ein zu Tauſenden erſparen.

Staleno. Das wäre noch etwas; aber es war doch auch nicht das, was ich Ihn fragte. Ich fragte, — — verſteht Er denn kein Deutſch? — — ob ſie reich iſt? ob ſie eine gute Ausſteuer mit bekömmt?

Leander. (traurig.) Eine Ausſteuer?

Staleno. Ja, eine Ausſteuer. Was gilts, darum hat ſich das junge Herrchen noch nicht bekümmert? O Jugend, o Jugend! daß doch die leichtſinnige Jugend ſo wenig nach dem Allernothwendigſten fragt! — Nun! wenn Er es noch nicht weiß, was Sein Mädchen mitkriegen ſoll, ſo gehe Er, und erkundige Er Sich vorher. Alsdann können wir mehr von der Sache ſprechen.

Leander. Das können wir gleich jetzo, wenn es Ihnen nicht zuwider iſt. Ich bin ſo leichtſinnig nicht geweſen, ſondern habe mich allerdings ſchon darnach erkundiget.

Staleno. So weiß Ers, was ſie mitkriegt?

Leander. Auf ein Haar.

Staleno. Und wie viel?

Leander. Allzuviel iſt es nicht — —

Staleno. Ey! wer verlangt denn allzuviel? Was recht iſt! Er hat ja ſelber ſchon genug Geld.

Leander. O! Sie ſind ein vortrefflicher Mann, mein lieber Herr Vormund. Es iſt wahr, ich bin reich genug, daß ich ihr ſchon dieſen Punkt überſehen kann.

Staleno. Iſt es wohl ſo die Hälfte von Seinem Vermögen, was das Mädchen mitkriegt?

Leander. Die Hälfte? Nein, das iſt es nicht.

Staleno. Das Drittel?

Leander. Auch wohl nicht.

Staleno. Das Viertel doch?

Leander. Schwerlich.

Staleno. Nu? das Achtel muß es doch wohl ſeyn? Alsdann wären es ein Paar tauſend Thälerchen, die beym Anfange einer Wirthſchaft nur allzubald weg ſind.

Leander. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß es nicht viel iſt, gar nicht viel.

Staleno. Aber nicht viel iſt doch etwas. Wie viel denn?

Leander. Wenig, Herr Vormund.

Staleno. Wie wenig denn?

Leander. Wenig — — Sie wiſſen ja ſelbſt, was man wenig nennt.

Staleno. Nur heraus mit der Sprache! Das Kind muß doch einen Namen haben. Drücke Er doch das Wenige mit Zahlen aus.

Leander. Das Wenige, Herr Staleno, iſt — — iſt gar nichts.

Staleno. Gar nichts? Ja nun! da hat Er recht; gar nichts, iſt wenig genug. — — Aber im Ernſte, Leander: ſchämt Er Sich nicht, auf ſo eine Thorheit zu fallen, ein Mädchen ſich zur Frau auszuſehen, die nichts hat?

Leander. Was ſagen Sie? Nichts hat? Sie hat alles, was zu einer vollkommenen Frau gehört; nur kein Geld hat ſie nicht.

Staleno. Das iſt, ſie hat alles, was eine vollkommene Frau machen könnte, wenn ſie nur noch das hätte, was eine vollkommene Frau macht. — — Stille davon! Ich muß beſſer einſehen, was Ihm gut iſt. — — Aber darf man denn wiſſen, wer dieſe ſchöne, liebenswürdige, galante Bettlerinn iſt? wie ſie heißt? —

Leander. Sie verſündigen Sich, Herr Staleno. Wenn es nach Verdienſten gienge, ſo würden wir alle arm, und dieſe Bettlerinn würde allein reich ſeyn.

Staleno. So ſage Er mir ihren Namen, damit ich ſie anders nennen kann.

Leander. Kamilla.

Staleno. Kamilla? Doch wohl nicht die Schweſter des liederlichen Lelio?

Leander. Eben die. Ihr Vater ſoll der rechtſchaffenſte Mann von der Welt ſeyn.

Staleno. Seyn, oder geweſen ſeyn. Es ſind nun bereits neun Jahre, daß er von hier wegreiſete; und ſchon ſeit vier Jahren hat man nicht die geringſte Nachricht von ihm. Wer weiß, wo er modert, der gute Anſelmus! Es iſt für ihn auch eben ſo gut. Denn wenn er wieder kommen ſollte, und ſollte ſehen, wie es mit ſeiner Familie ſtünde, ſo müßte er ſich doch zu Tode grämen.

Leander. So haben Sie ihn wohl gekannt?

Staleno. Was ſollte ich nicht? Er war mein Herzensfreund.

Leander. Und Sie wollen gegen ſeine Tochter ſo grauſam ſeyn? Sie wollen mich verhindern, ſie wieder in Umſtände zu ſetzen, die ihrer würdig ſind?

Staleno. Leander, wenn er mein Sohn wäre, ſo wollte ich nicht ein Wort dawider reden; aber ſo iſt Er nur mein Mündel. Seine Neigung könnte ſich in reifern Jahren ändern, und wenn Er alsdann das ſchöne Geſicht ſatt wäre, dem der beſte Nachdruck fehlt, ſo würde alle Schuld auf mich fallen.

Leander. Wie? meine Neigung ſollte ſich ändern? ich ſollte aufhören, Kamillen zu lieben? ich ſollte — —

Staleno. Er ſoll warten, bis Er Sein eigner Herr wird; alsdann kann Er machen, was Er will. Ja, wenn das Mädchen noch in den Umſtänden wäre, in welchen ſie ihr Vater verließ; wenn ihr Bruder nicht alles durchgebracht hätte; wenn der alte Philto, dem Anſelmus die Aufſicht über ſeine Kinder anvertraute, nicht ein alter Betrieger geweſen wäre: gewiß, ich wollte ſelbſt mein Möglichſtes thun, daß kein andrer, als Er, die Kamilla bekommen ſollte. Aber, da das nicht iſt, ſo habe ich nichts damit zu ſchaffen. Gehe Er nach Hauſe.

Leander. Aber, liebſter Herr Staleno, —

Staleno. Er bringt Seine Schmeicheley zu unnützen Koſten. Was ich geſagt habe, habe ich geſagt. Ich wollte eben zum alten Philto gehen, der ſonſt mein guter Freund iſt, und ihm den Text wegen ſeines Betragens gegen den Lelio leſen. Nun hat er dem lüderlichen Burſchen auch ſo gar das Haus abgekauft, das Letzte, was die Leutchen noch hatten. Das iſt zu toll! das iſt unverantwortlich! — — Geh Er, Leander; halte Er mich nicht länger auf. Allenfalls können wir zu Hauſe mehr davon ſprechen.

Leander. In der Hoffnung, daß Sie gütiger werden geſinnt ſeyn, will ich gehen. Sie kommen doch bald zurück?

Staleno. Bald.

Zweyter Auftritt.

Staleno.

Es bringt freylich nichts ein, den Leuten die Wahrheit zu ſagen, und ihnen ihre ſchlechten Streiche vorzurücken; man macht ſie ſich meiſten Theils dadurch zu Feinden. Aber mags! Ich will den Mann nicht zum Freunde behalten, der ſo wenig Gewiſſen hat. — — Hätte ich mirs in Ewigkeit vorgeſtellt! Der Philto, der Mann, auf den ich Schlöſſer gebaut hätte — — Ha! da kömmt er mir eben in den Wurf. — —

Dritter Auftritt.

Philto. Staleno.

Staleno. Guten Tag, Herr Philto.

Philto. Ey ſieh da! Herr Staleno! Wie gehts, mein alter, lieber, guter Freund? Wo wollten Sie hin?

Staleno. Ich war eben im Begriff, zu Ihnen zu gehen.

Philto. Zu mir? das iſt ja vortrefflich. Kommen Sie, ich kehre gleich wieder mit um.

Staleno. Es iſt nicht nöthig, wenn ich Sie nur ſpreche; es iſt mir gleich viel, ob es in Ihrem Hauſe, oder auf der Gaſſe geſchieht. Ich will ſo lieber unter freyem Himmel mit Ihnen reden, um vor dem Anſtecken ſicherer zu ſeyn.

Philto. Was wollen Sie mit Ihrem Anſtecken? Bin ich ſeitdem von der Peſt befallen worden, als ich Sie nicht geſehen habe?

Staleno. Von noch etwas ſchlimmern, als von der Peſt. — — O Philto, Philto! Sind Sie der ehrliche Philto, den die Stadt bisher noch immer unter die wenigen Männer von altem Schrot und Korne gezählt hat?

Philto. Das iſt ja ein vortrefflicher Anfang zu einer Strafpredigt. Wie käme ich zu der?

Staleno. Was für Zeug wird von Ihnen in der Stadt geſprochen! Ein alter Betrieger, ein Leuteſchinder, ein Blutigel, — das ſind noch Ihre beſten Ehrentitel.

Philto. Meine?

Staleno. Ja, Ihre.

Philto. Das iſt mir leid. Aber was iſt zu thun? man muß die Leute reden laſſen. Ich kann es niemanden verwehren, das Nachtheiligſte von mir zu denken, oder zu ſprechen: genug, wenn ich bey mir überzeugt bin, daß man mir Unrecht thut.

Staleno. So kaltſinnig ſind Sie dabey? So kaltſinnig war ich nicht einmal, als ich es hörte. Aber mit dieſer Gelaſſenheit ſind Sie noch nicht gerechtfertiget. Man iſt oft gelaſſen, weil man bey ſich kein Recht zu haben fühlt, haſtig und aufgebracht zu ſeyn. — — Von mir ſollte jemand ſo reden! Ich drehte dem erſten dem beſten den Hals um. Allein, ich glaube auch nicht, daß ich jemals durch meine Handlungen Gelegenheit dazu geben würde.

Philto. Kann ich denn endlich erfahren, worinn das Verbrechen beſteht, das man mir Schuld giebt?

Staleno. So? Sie müſſen mit Ihrem Gewiſſen ſchon vortrefflich zu Rande ſeyn, daß es Ihnen nicht ſelbſt gleich beyfällt. — Sagen Sie mir, war Anſelmus Ihr Freund?

Philto. Er war es, und iſt es noch, ſo weit wir auch jetzt von einander ſind. Wiſſen Sie denn nicht, daß er mir bey ſeiner Abreiſe ſeinen Sohn und ſeine Tochter zur Aufſicht anvertraute? Würde er das gethan haben, wenn er mich nicht für ſeinen rechtſchaffnen Freund gehalten hätte?

Staleno. Du ehrlicher Anſelmus, wie haſt du dich betrogen!

Philto. Ich denke, er ſoll ſich nicht betrogen haben.

Staleno. Nicht? Nu, nu! wenn ich einen Sohn hätte, den ich gern in das äußerſte Verderben wollte gebracht wiſſen, ſo würde ich ihn ganz gewiß auch Ihrer Aufſicht anvertrauen. Er iſt ein ſchönes Früchtchen geworden, der Lelio!

Philto. Sie legen mir jetzt etwas zur Laſt, wovon Sie mich ſelbſt ſonſt allezeit frey geſprochen haben. Lelio hat alle ſeine lüderlichen Ausſchweifungen ohne mein Vorwiſſen begangen; und wann ich ſie erfuhr, ſo war es ſchon zu ſpät, ihnen vorzubeugen.

Staleno. Alles das glaube ich nun nicht mehr; denn Ihr letzter Streich verräth Ihre Karte.

Philto. Was für ein Streich?

Staleno. An wen hat denn Lelio ſein Haus verkauft?

Philto. An mich.

Staleno. Willkommen, Anſelmus! Können Sie doch nun auf der Gaſſe ſchlafen. — — Pfuy, Philto!

Philto. Ich habe die drey tauſend Thaler dafür richtig bezahlt.

Staleno. Um den Namen eines ehrlichen Mannes richtig los zu werden.

Philto. Hätte ich ſie denn nicht bezahlen ſollen?

Staleno. O! ſtellen Sie Sich nicht ſo albern. Sie hätten gar nichts von dem Lelio kaufen ſollen. Einem ſolchen Menſchen zu Gelde verhelfen, heißt das nicht dem Wahnwitzigen ein Meſſer in die Hände geben, womit er ſich die Gurgel abſchneiden kann? Heißt das nicht Gemeinſchaft mit ihm machen, um den armen Vater ohne Barmherzigkeit zu ruiniren?

Philto. Aber Lelio brauchte das Geld zur höchſten Noth: er mußte ſich mit einem Theile deſſelben von einem ſchimpflichen Gefängniſſe losmachen. Und wenn ich das Haus nicht gekauft hätte, ſo hätte es ein andrer gekauft.

Staleno. Andre hätten mögen thun, was ſie gewollt hätten. — Aber entſchuldigen Sie Sich nur nicht; man ſieht Ihre wahre Urſache doch. Das Häuschen iſt etwa noch vier tauſend Thaler werth; um drey tauſend war es zu verkaufen, und zu dem Profitchen, dachten Sie, bin ich der nächſte. Ich liebe das Geld doch auch; aber ſehen Sie, Philto, eher wollte ich mir dieſe meine rechte Hand abhauen laſſen, als ſo eine Niederträchtigkeit begehen, und wenn ich ſchon eine Million damit zu gewinnen wüßte. Kurz von der Sache zu kommen: meiner Freundſchaft ſind Sie quit.

Philto. Nun wahrhaftig! Staleno, Sie legen mirs außerordentlich nahe. Ich glaube wirklich, Sie bringen es durch Ihre Schmähungen noch ſo weit, daß ich Ihnen ein Geheimniß vertraue, welches kein Menſch auf der Welt ſonſt von mir erfahren hätte.

Staleno. Was Sie mir vertrauen, darum laſſen Sie Sich nicht bange ſeyn. Es iſt bey mir ſo ſicher aufgehoben, als bey Ihnen.

Philto. Sehen Sie Sich einmal ein wenig um, daß uns niemand behorcht. Sehen Sie recht zu! Guckt auch niemand hier aus den Fenſtern?

Staleno. Das muß ja wohl ein recht geheimes Geheimniß ſeyn. Ich ſehe niemanden.

Philto. Nun, ſo hören Sie. Noch an eben dem Tage, als Anſelmus wegreiſete, zog er mich bey Seite, und führte mich an einen gewiſſen Ort in ſeinem Hauſe. Ich habe dir, ſprach er, mein lieber Philto, noch eins zu entdecken. Hier in dieſem — Warten Sie ein klein Bißchen, Staleno; da ſehe ich jemanden gehn, den wollen wir erſt vorbey laſſen. —

Staleno. Er iſt vorbey.

Philto. Hier, ſprach er, in dieſem Gewölbe, unter einem von den — — Stille! dort kömmt eines — — —

Staleno. Es iſt ja ein Kind.

Philto. Kinder ſind neugierig!

Staleno. Es iſt weg.

Philto. Unter einem von den Pflaſterſteinen, ſprach er, habe ich — — Da läuft ſchon wieder was. — —

Staleno. Es iſt ja nichts, als ein Hund.

Philto. Es hat aber doch Ohren! — — Habe ich, ſprach er, (indem er ſich von Zeit zu Zeit furchtſam umſiehet.) eine kleine Baarſchaft vergraben.

Staleno. Was?

Philto. St! Wer wird ſo etwas zweymal ſagen?

Staleno. Eine Baarſchaft? einen Schatz?

Philto. Ja doch! — — Wenn es nur nicht jemand gehört hat.

Staleno. Vielleicht ein Sperling, der uns über dem Kopfe weggeflogen.

Philto. Ich habe, fuhr er fort, lange genug daran geſpart, und mir es herzlich ſauer werden laſſen. Ich reiſe jetzo weg; ich laſſe meinem Sohne ſo viel, daß er leben kann; mehr darf ich ihm aber auch keinen Heller laſſen. Er hat allen Anſatz zu einem lüderlichen Menſchen, und je mehr er haben würde, deſto mehr würde er verthun. Was bliebe alsdann für meine Tochter übrig? Ich muß mich auf alle Fälle gefaßt machen; meine Reiſe iſt weit und gefährlich; wer weiß, ob ich wieder komme? Von dieſer Baarſchaft alſo, ſoll ſo und ſo viel für meine Kamille zur Ausſteuer, wenn ihr etwa unterdeſſen eine gute Gelegenheit zu heyrathen vorkäme. Das Uebrige ſoll mein Sohn haben; aber nicht eher, als bis man es gewiß weiß, daß ich todt bin. Bis dahin, bitte ich dich, Philto, mit Thränen bitte ich dich, mein lieber Freund, laß den Lelio nichts davon merken; ſey auch ſonſt gegen alle verſchwiegen, damit er es etwa nicht von einem Dritten erfährt. Ich verſprach meinem Freunde alles, und that einen Schwur darauf. — — Nun ſagen Sie mir, Staleno, als ich hörte, daß Lelio das Haus, eben das Haus, worinn die Baarſchaft verborgen iſt, mit aller Gewalt verkaufen wollte: ſagen Sie mir, was ſollte ich thun?

Staleno. Was hör ich? Bey meiner Treu! das Ding bekömmt doch wohl ein ander Anſehen.

Philto. Lelio hatte das Haus anſchlagen laſſen, als ich eben auf dem Lande war.

Staleno. Ha! ha! der Wolf hatte gemerkt, daß die Hunde nicht bey der Heerde wären.

Philto. Sie können Sich einbilden, daß ich nicht wenig erſchrak, als ich wieder in die Stadt kam. Es war geſchehen. Sollte ich nun meinen Freund verrathen, und dem lüderlichen Lelio den Schatz anzeigen? Oder ſollte ich das Haus in fremde Hände kommen laſſen, aus welchen es vielleicht Anſelmus nimmermehr wieder bekommen hätte? Den Schatz wegzunehmen, das gieng gar nicht an. Mit einem Worte, ich ſah keinen andern Rath, als das Haus ſelber zu kaufen, um ſo wohl das eine, als das andere zu retten. Anſelmus mag nunmehr heute oder morgen kommen: ich kann ihm beides richtig überliefern. Sie ſehen ja wohl, daß ich das gekaufte Haus nicht einmal brauche. Ich habe Sohn und Tochter heraus ziehen laſſen, und es feſte verſchloſſen. Es ſoll niemand wieder hinein kommen, als ſein rechter Herr. Ich ſahe es voraus, daß mich die Leute verleumden würden; aber ich will doch lieber eine kurze Zeit weniger ehrlich ſcheinen, als es in der That ſeyn. Bin ich nun noch in Ihren Augen ein alter Betrieger? ein Blutigel? —

Staleno. Sie ſind ein ehrlicher Mann, und ich bin ein Narr. — Daß die Leute, die allen Plunder wiſſen wollen, und ſich mit Nachrichten ſchleppen, wovon doch weder Kopf noch Schwanz wahr iſt, bey dem Henker wären! Was für Zeug haben ſie mir nicht von Ihnen in die Ohren geſetzt! — Aber warum war ich auch ſo ein alter Eſel, und glaubte es? — Nehmen Sie mirs nicht übel, Philto, ich bin zu haſtig geweſen.

Philto. Ich nehme nichts übel, wobey ich eine gute Abſicht ſehe. Mein ehrlicher Name iſt Ihnen lieb geweſen; und das erfreut mich. Sie würden ſich viel darum bekümmert haben, wenn Sie nicht mein Freund wären.

Staleno. Gewiß, ich bin ganz böſe auf mich.

Philto. Ey nicht doch!

Staleno. Ich bin mir recht gram, daß ich mir nur einen Augenblick etwas Unrechtes von Ihnen habe einbilden können!

Philto. Und ich bin Ihnen recht gut, daß Sie ſo fein offenherzig gegen mich geweſen ſind. Ein Freund, der uns alles unter die Augen ſagt, was er anſtößiges an uns bemerkt, iſt jetzt ſehr rar; man muß ihn nicht vor den Kopf ſtoßen, und wenn er auch unter Zehnmalen nur einmal Recht haben ſollte. Meynen Sie es nur ferner gut mit mir.

Staleno. Das heiße ich doch noch geredt, wie man reden ſoll! Top! wir ſind Freunde, und wollen es immer bleiben.

Philto. Top! — — Haben Sie mir ſonſt noch etwas zu ſagen? — —

Staleno. Ich wüßte nicht. — — Doch ja. (bey Seite.) Vielleicht kann ich meinem Mündel eine unverhoffte Freude machen.

Philto. Was iſts?

Staleno. Sagten Sie mir nicht, daß ein Theil der verborgenen Baarſchaft zur Ausſteuer für Jungfer Kamillen ſollte?

Philto. Ja.

Staleno. Wie hoch beläuft ſich wohl der Theil?

Philto. Auf ſechs tauſend Thaler.

Staleno. Das iſt nicht ſchlimm. Und wenn ſich nun etwa eine anſehnliche Partie für die ſechs tauſend Thaler — — für Jungfer Kamillen, wollte ich ſagen, fände: hätten Sie wohl Luſt, Ja dazu zu ſagen?

Philto. Wenn ſie anſehnlich wäre, die Partie; warum nicht?

Staleno. Zum Exempel, mein Mündel? Was meynen Sie?

Philto. Was? der junge Herr Leander? hat der ein Auge auf ſie?

Staleno. Wohl beide. Er iſt ſo vergafft in ſie, daß er ſie lieber heute als morgen nähme, und wenn ſie auch nackend zu ihm käme.

Philto. Das laßt mir Liebe ſeyn! Wahrhaftig, Herr Staleno, Ihr Vorſchlag iſt nicht zu verachten. Wenn es Ihr Ernſt iſt — —

Staleno. Mein völliger Ernſt! Ich werde ja nicht bey ſechs tauſend Thalern ſcherzen?

Philto. Ja! aber will denn auch Kamille Leandern haben?

Staleno. Wenigſtens will er ſie haben. Wenn zwanzig tauſend Thaler ſechs tauſend Thaler heyrathen wollen, ſo werden ja die ſechſe nicht närriſch ſeyn, und den zwanzigen einen Korb geben. Das Mädchen wird ja wohl zählen können.

Philto. Ich glaube, wenn auch Anſelmus heute wieder käme, daß er ſelbſt ſeine Tochter nicht beſſer zu verſorgen wünſchen könnte. Gut! ich nehme alles über mich. Die Sache ſoll richtig ſeyn, Herr Staleno.

Staleno. Wenn die ſechs tauſend Thaler richtig ſind. — —

Philto. Ja, verzweifelt! nun fällt mir erſt die größte Schwierigkeit ein. — — Müßte denn Leander die ſechs tauſend Thaler gleich mit bekommen?

Staleno. Er müßte eben nicht; aber alsdann müßte er eben auch nicht Kamillen gleich haben.

Philto. Nun ſo geben Sie mir doch einen guten Rath. Das Geld iſt verborgen; wenn ich es hervor kriege, wo ſoll ich ſagen, daß ich es her bekommen habe? Soll ich die Wahrheit ſagen: ſo wird Lelio Lunte riechen, und ſich nicht ausreden laſſen, daß da, wo ſechs tauſend Thaler gelegen, nicht noch mehr liegen könnte. Soll ich ſagen, daß ich das Geld von dem Meinigen gebe? Das will ich auch nicht gern. Die Leute würden doch nur einen neuen Anlaß, mich zu verleumden, daraus nehmen. Philto, ſprächen ſie vielleicht, würde ſo freygebig nicht ſeyn, wenn ihm nicht ſein Gewiſſen ſagte, daß er die armen Kinder um gar zu vieles betrogen habe.

Staleno. Das iſt alles wahr.

Philto. Und daher meynte ich eben, daß es gut wäre, wenn es mit der Ausſteuer ſo lange bleiben könnte, bis Anſelmus wieder käme. Sie iſt Leandern doch gewiß genug.

Staleno. Leander, wie geſagt, würde ſich nichts daraus machen. Aber, mein lieber Philto, ich, der ich ſein Vormund bin, habe mich für die übeln Nachreden eben ſo wohl in Acht zu nehmen, als Sie. Ja, ja! würde man murmeln: der reiche Mündel iſt in guten Händen! Jetzt wird ihm ein armes Mädchen angehangen, und das arme Mädchen, um dankbar zu ſeyn, wird auch ſchon wiſſen, wie es ſich gegen den Vormund verhalten muß. Staleno iſt ſchlau; Rechnungen, wie er für Leandern zu führen hat, ſind ſo leicht nicht abzulegen. Eine Vorſprecherinn, die ihrem Manne die Augen zuhält, wenn er nachſehen will, iſt dabey nicht übel. — — Für ſolche Gloſſen bedanke ich mich.

Philto. Sie haben Recht. — Aber wie iſt die Sache nun anzufangen? Sinnen Sie doch ein Bißchen nach. — —

Staleno. Sinnen Sie nur auch nach. —

Philto. Wie wenn wir — —

Staleno. Nun?

Philto. Nein, das geht nicht an.

Staleno. Hören Sie nur: ich dächte — — Das iſt auch nichts.

Philto. Könnte man nicht —

Staleno. Man müßte — —

zugleich, nachdem ſie einige Augenblicke nachgedacht.

Philto. Was meynten Sie?

Staleno. Was wollten Sie ſagen?

Philto. Reden Sie nur — —

Staleno. Sagen Sie nur — —

Philto. Ich will Ihre Gedanken erſt hören.

Staleno. Und ich Ihre. Meine ſind ſo recht reif noch nicht. — —

Philto. Und meine — — meine ſind wieder gar weg.

Staleno. Schade! Aber Geduld! meine fangen eben an zu reifen. — — Nun ſind ſie reif!

Philto. Das iſt gut!

Staleno. Wie wenn wir, für ein gutes Trinkgeld, einen Kerl auf die Seite kriegten, der frech genug wäre, und Mundwerk genug hätte, zehn Lügen in Einem Athem zu ſagen?

Philto. Was könnte uns der helfen?

Staleno. Er müßte ſich verkleiden, und vorgeben, daß er, ich weiß nicht aus welchem, weit entlegenen Lande käme — —

Philto. Und — —

Staleno. Und daß er den Anſelmus geſprochen habe — —

Philto. Und — —

Staleno. Und daß ihm Anſelmus Briefe mitgegeben habe, einen an ſeinen Sohn, und einen an Sie. — —

Philto. Und was denn nun?

Staleno. Sehen Sie denn noch nicht, wo ich hinaus will? — — In dem Briefe an ſeinen Sohn müßte ſtehen, daß Anſelmus ſo bald noch nicht zurückkommen könne, daß Lelio unterdeſſen gute Wirthſchaft treiben und das Seine fein zuſammen halten ſolle, und mehr ſo dergleichen. In Ihrem Briefe aber müßte ſtehen, daß Anſelmus das Alter ſeiner Tochter überlegt habe, daß er ſie gerne verheyrathet wiſſen möchte, und daß er ihr hier ſo und ſo viel zur Ausſtattung ſchicke, im Fall ſie eine gute Gelegenheit finden ſollte.

Philto. Und der Kerl müßte thun, als ob er das Geld zur Ausſtattung mitbrächte? nicht?

Staleno. Ja freylich.

Philto. Das geht wirklich an! — — Aber wie denn, wenn der Sohn die Hand des Vaters zu gut kennt? Wie, wenn er ſich auf ſein Siegel beſinnt?

Staleno. O! da giebts tauſend Ausflüchte. Machen Sie Sich doch nicht unzeitige Sorge! — — Ich beſinne mich alleweile auf jemanden,

den, der die Rolle recht meiſterlich wird ſpielen können.

Philto. Je nun! ſo gehen Sie, und reden das Nöthige mit ihm ab. Ich will ſo gleich das Geld zurechte legen, und es lieber unterdeſſen von dem Meinigen nehmen, bis ich es dort ſicher ausgraben kann.

Staleno. Thun Sie das! thun Sie das! In einer halben Stunde ſoll der Mann bey Ihnen ſeyn.

(geht ab.)

Philto. (allein.) Es iſt mir ärgerlich genug, daß ich in meinen alten Tagen noch ſolche Kniffe brauchen muß, und zwar des lüderlichen Lelios wegen! — — Da kömmt er ja wohl gar ſelber, mit ſeinem Anführer in allen Schelmſtücken? Sie reden ziemlich ernſtlich; ohne Zweifel muß ſie ein Gläubiger wieder auf dem Korne haben.

(tritt ein wenig zurück.)

Vierter Auftritt.

Lelio. Maskarill. Philto.

Lelio. Und das wäre der ganze Reſt von den drey tauſend Thalern? (er zählt.) Zehne, zwanzig, dreyßig, vierzig, funfzig, fünf und funfzig. Nicht mehr, als fünf und funfzig Thaler noch?

Maskarill. Es kömmt mir ſelbſt faſt unglaublich vor. Laſſen Sie mich doch zählen. (Lelio giebt ihm das Geld.) Zehne, zwanzig, dreyßig, vierzig, fünf und vierzig Thaler, und nicht einen Heller mehr. (er giebt ihm das Geld wieder.)

Lelio. Fünf und vierzig? fünf und funfzig, willſt du ſagen.

Maskarill. O! ich hoffe richtiger gezählt zu haben, als Sie.

Lelio. (nachdem er vor ſich gezählt.) Ha! ha! Herr Taſchenſpieler! Sie haben Ihre Hände doch nicht zum Schubſacke gebracht? Mit Erlaubniß — —

Maskarill. Was befehlen Sie?

Lelio. Ihre Hand, Herr Maskarill — —

Maskarill. O pfuy!

Lelio. Ich bitte — —

Maskarill. Nicht doch! Ich — — muß mich ſchämen — —

Lelio. Schämen? das wäre ja ganz etwas neues für dich. — — Ohne Umſtände, Schurke, weiſe mir deine Hand — —

Maskarill. Ich ſage Ihnen ja, Herr Lelio, ich muß mich ſchämen; denn wahrhaftig — — ich habe mich heute noch nicht gewaſchen.

Lelio. Da haben wirs! Drum iſt es ja wohl kein Wunder, daß alles an dem Schmutze kleben bleibt. (er macht ihm die Hand auf, und findet die Goldſtücke zwiſchen den Fingern.) Siehſt du, was die Reinlichkeit für eine nöthige Tugend iſt. Man ſollte dich bey einem Haare für einen Spitzbuben halten, und du biſt doch nur ein Schwein. — — Aber im Ernſt. Wenn du von jeden funfzig Thalern deine zehn Thaler Rabat genommen haſt, ſo ſind von den drey tauſend Thalern — — laß ſehen — — nicht mehr, als ſechs hundert in deinen Beutel gefallen.

Maskarill. Blitz! man ſollte es kaum glauben, daß ein Verſchwender ſo gut rechnen könnte!

Lelio. Und doch ſehe ich noch nicht, wie die Summe heraus kommen ſoll. — — Bedenke doch, drey tauſend Thaler! — —

Maskarill. Theilen ſich bald ein. — — Erſtlich auf den ausgeklagten Wechſel —

Lelio. Das macht es noch nicht.

Maskarill. Ihrer Jungfer Schweſter zur Wirthſchaft — —

Lelio. Iſt eine Kleinigkeit.

Maskarill. Dem Herrn Stiletti für Auſtern und italieniſche Weine — —

Lelio. Waren hundert und zwanzig Thaler. — —

Maskarill. Abgetragene Ehrenſchulden —

Lelio. Die werden ſich auch nicht viel höher belaufen haben.

Maskarill. Noch eine Art von Ehrenſchulden, die aber nicht bey dem Spiele gemacht waren: — — Zwar freylich auch bey dem Spiele! — — der guten, ehrlichen Frau Lelane und ihren gefälligen Nichten.

Lelio. Fort über den Punkt! Für hundert Thaler kann man viel Bänder, viel Schuhblätter, viel Spitzen kaufen.

Maskarill. Aber Ihr Schneider — —

Lelio. Iſt er davon bezahlt worden?

Maskarill. Ja ſo! der iſt gar noch nicht bezahlt. Und ich — —

Lelio. Und du? Nun freylich wohl muß ich auf dich mehr, als auf den Wechſel, mehr, als auf den Herrn Stiletti, und mehr, als auf die Frau Lelane rechnen.

Maskarill. Nein, nein, mein Herr! — und ich, wollte ich ſagen, ich bin auch noch nicht bezahlt. Ich habe meinen Lohn ganzer ſieben Jahr bey Ihnen ſtehen laſſen.

Lelio. Du haſt dafür ſieben Jahr die Erlaubniß gehabt, mich auf alle mögliche Art zu betriegen, und dich dieſer Erlaubniß auch ſo wohl zu bedienen gewußt —

Philto (der ihnen näher tritt.) Daß der Herr noch endlich die Liverey des Bedienten wird tragen müſſen.

Maskarill. Welche Prophezeihung! Ich glaube, ſie kam vom Himmel? (indem er ſich umſieht.) Ha! ha! Herr Philto, kam ſie von Ihnen? Ich bin zu großmüthig, als daß ich Ihnen das Schickſal der neuen Propheten wünſchen ſollte. — — Aber wenn Sie uns zugehört haben, ſagen Sie ſelbſt, iſt es erlaubt, daß ein armer Bedienter ſeinen Lohn für ſieben ſaure Jahre — —

Philto. An dem Galgen ſollteſt du deinen Lohn finden. — — Herr Lelio, ich habe Ihnen ein Wort zu ſagen.

Lelio. Nur keine Vorwürfe, Herr Philto! Ich kann ſie wohl verdienen, aber ſie kommen zu ſpät.

Philto. Herr Leander hat durch ſeinen Vormund, den Herrn Staleno, um Ihre Schweſter anhalten laſſen.

Lelio. Um meine Schweſter? Das iſt ja ein großes Glück.

Philto. Freylich wäre es ein Glück; aber es ſtößt ſich an die Ausſteuer. Staleno hat es nicht glauben können, daß Sie alles verthan haben. Sobald ich es ihm ſagte, nahm er ſeine Anwerbung wieder zurück.

Lelio. Was ſagen Sie?

Philto. Ich ſage, daß Sie Ihre Schweſter zugleich unglücklich gemacht haben. Das arme Mädchen muß durch Ihre Schuld nun ſitzen bleiben.

Maskarill. Nicht durch ſeine Schuld; ſondern durch die Schuld eines alten Geitzhalſes. Wenn doch der Geyer alle eigennützige Vormünder, und alles was ihnen ähnlich ſieht, (indem er den Philto anſieht) holen wollte. Muß denn ein Mädchen Geld haben, wenn ſie die ehrliche Frau eines ehrlichen Mannes ſeyn ſoll? Und allen Falls wüßte ich wohl, wer ihr eine Ausſteuer geben könnte. Es giebt Leute, die ſehr wohlfeil Häuſer zu kaufen pflegen. —

Lelio. (in Gedanken.) Kamilla iſt doch wirklich unglücklich. Ihr Bruder iſt — — iſt ein Nichtswürdiger.

Maskarill. Sie haben es mit Sich ſelbſt auszumachen, wenn Sie Sich ſchimpfen. — Aber Herr Philto, ein kleiner Nachſchuß von tauſend Thalern, in Anſehung des wohlfeilen Kaufs. — —

Philto. Adieu, Lelio. Sie ſcheinen über meine Nachricht ernſthaft geworden zu ſeyn. Ich will gute Betrachtungen nicht ſtören.

Maskarill. Und auch ſelbſt keine gern machen. Nicht wahr? Denn ſonſt könnte der kleine

Nachſchuß einen vortrefflichen Stoff an die Hand geben.

Philto. Maskarill, hüte dich vor meinem Nachſchuß. Die Münze möchte dir nicht anſtehen. — — (geht ab.)

Maskarill. Es müßte nichtswürdige Münze ſeyn, wenn ſie nicht wenigſtens beym Spiele gelten könnte.

Fünfter Auftritt.

Maskarill. Lelio.

Maskarill. Aber was wird denn nun das? So eine ſaure Miene pflegen Sie ja kaum zu machen, wenn Sie bey einem mißlichen Solo die Trümpfe nachzählen. — — Doch was wetten wir, ich weiß, was Sie denken? — — Es iſt doch ein verdammter Streich, denken Sie, daß meine Schweſter den reichen Leander nicht bekommen ſoll. Wie hätte ich den neuen Schwager rupfen wollen! — —

Lelio. (noch in Gedanken.) Höre, Maskarill! — —

Maskarill. Nun? — Aber denken kann ich Sie nicht hören; Sie müſſen reden.

Lelio. — — Willſt du wohl alle deine an mir verübte Betriegereyen, durch eine einzige rechtſchaffne That wieder gut machen?

Maskarill. Eine ſeltſame Frage! Für was ſehen Sie mich denn an? Für einen Betrieger, der ein rechtſchaffner Mann iſt, oder für einen rechtſchaffnen Mann, der ein Betrieger iſt?

Lelio. Mein lieber, ehrlicher Maskarill, ich ſehe dich für einen Mann an, der mir wenigſtens einige tauſend Thaler leihen könnte, wenn er mir ſo viel leihen wollte, als er mir geſtohlen hat.

Maskarill. Du lieber, ehrlicher Maskarill! — — Und was wollten Sie mit dieſen einigen tauſend Thalern machen?

Lelio. Sie meiner Schweſter zur Ausſteuer geben, und mich hernach — — vor den Kopf ſchießen.

Maskarill. Sich vor den Kopf ſchießen? — — Es iſt ſchon wahr, entlaufen würden Sie mir mit dem Gelde alsdann nicht. Aber doch — — (als ob er nachdächte.)

Lelio. Du weißt es, Maskarill, ich liebe meine Schweſter. Jetzt alſo muß ich das Aeußerſte für ſie thun, wenn ſie nicht Zeit Lebens mit Unwillen an ihren Bruder denken ſoll. — — Sey großmüthig, und verſage mir deinen Beyſtand nicht. —

Maskarill. Sie faſſen mich bey meiner Schwäche. Ich habe einen verteufelten Hang zur Großmuth, und Ihre brüderliche Liebe, Herr Lelio, — — wirklich! bezaubert mich ganz. Sie iſt etwas recht edles, etwas recht ſuperbes! — — Aber Ihre Jungfer Schweſter verdient ſie auch; gewiß! Und ich ſehe mich gedrungen —

Lelio. O! ſo laß dich umarmen, liebſter Maskarill. Gebe doch Gott, daß du mich um recht vieles betrogen haſt, damit du mir recht viel leihen kannſt! Hätte ich doch nie geglaubt, daß du ein ſo zärtliches Herz hätteſt. — — Aber laß hören, wie viel kannſt du mir leihen? — —

Maskarill. Ich leihe Ihnen, mein Herr, —

Lelio. Sage nicht: mein Herr. Nenne mich deinen Freund. Ich wenigſtens will dich

Zeit Lebens für meinen einzigen, beſten Freund halten.

Maskarill. Behüte der Himmel! Sollte ich, einer ſo kleinen nichtswürdigen Gefälligkeit wegen, den Reſpekt bey Seite ſetzen, den ich Ihnen ſchuldig bin?

Lelio. Wie? Maskarill, du biſt nicht allein großmüthig, du biſt auch beſcheiden?

Maskarill. Machen Sie meine Tugend nicht ſchamroth. — — Ich leihe Ihnen alſo auf zehn Jahr — —

Lelio. Auf zehn Jahr? Welche übermäßige Güte! Auf fünf Jahr iſt genug, Maskarill; auf zwey Jahr, wenn du willſt. Leihe mir nur, und ſetze den Termin zur Bezahlung ſo kurz, als es dir gefällt.

Maskarill. Nun wohl, ſo leihe ich Ihnen auf funfzehn Jahr — —

Lelio. Ich muß dir nur deinen Willen laſſen, edelmüthiger Maskarill — —

Maskarill. Auf funfzehn Jahr leihe ich Ihnen, ohne Intereſſen — —

Lelio. Ohne Intereſſen? Das gehe ich nimmermehr ein. Ich will, was du mir leiheſt, nicht anders, als zu funfzig Procent — —

Maskarill. Ohne alle Intereſſen — —

Lelio. Ich bin dankbar, Maskarill, und vierzig Procent mußt du wenigſtens nehmen.

Maskarill. Ohne alle Intereſſen. — —

Lelio. Denkſt du, daß ich niederträchtig genug bin, deine Güte zu mißbrauchen? Willſt du mit dreyßig Procent zufrieden ſeyn, ſo will ich es als einen Beweis der größten Uneigennützigkeit anſehen.

Maskarill. Ohne Intereſſen, ſage ich. —

Lelio. Aber ich bitte dich, Maskarill; bedenke doch nur, zwanzig Procent nimmt der allerchriſtlichſte Jude.

Maskarill. Mit Einem Worte, ohne Intereſſen, oder — —

Lelio. Sey doch nur — —

Maskarill. Oder es wird aus dem ganzen Darlehn nichts.

Lelio. Je nun! weil du denn deiner Freundſchaft gegen mich durchaus keine Schranken willſt geſetzt wiſſen — — —

Maskarill. Ohne Intereſſen! — —

Lelio. Ohne Intereſſen! — — ich muß mich ſchämen! — — Ohne Intereſſen leiheſt du mir alſo auf funfzehn Jahr — — was? wie viel?

Maskarill. Ohne Intereſſen leihe ich Ihnen noch auf funfzehn Jahr — — die 175. Thaler, die ich für ſieben Jahre Lohn bey Ihnen ſtehn habe.

Lelio. Wie meynſt du? die 175 Thaler, die ich dir ſchon ſchuldig bin? — —

Maskarill. Machen mein ganzes Vermögen aus, und ich will ſie Ihnen von Grund des Herzens gern noch funfzehn Jahr, ohne Intereſſen, ohne Intereſſen laſſen.

Lelio. Und das iſt dein Ernſt, Schlingel?

Maskarill. Schlingel? Das klingt ja nicht ein Bißchen erkenntlich.

Lelio. Ich ſehe ſchon, woran ich mit dir bin, du ehrvergeſſener, nichtswürdiger, infamer Verführer, Betrieger. — —

Maskarill. Ein weiſer Mann iſt gegen alles gleichgültig, gegen Lob und Tadel, gegen Schmeicheleyen und Scheltworte. Sie haben es vorhin geſehen, und ſehen es jetzt.

Lelio. Mit was für einem Geſichte werde ich mich meiner Schweſter zeigen können? — —

Maskarill. Mit einem unverſchämten, wäre mein Rath. Man hat nie etwas Unrechtes begangen, ſo lange man noch ſelbſt das Herz hat, es zu rechtfertigen. — Es iſt ein Unglück für dich, Schweſter, ich geſtehe es. Aber wer kann ſich helfen? Ich will des Todes ſeyn, wenn ich bey meinen Verſchwendungen jemals daran gedacht habe, daß ich das Deinige auch zugleich mit verſchwendete. — — So etwas ohngefehr müſſen Sie ihr ſagen, mein Herr, — —

Lelio. (nachdem er ein wenig nachgedacht.) Ja, das wäre noch das Einzige. Ich will es dem Staleno ſelbſt vorſchlagen. Komm, Schurke! — —

Maskarill. Der Weg nach dem Kränzchen, in welches ich Sie begleiten ſollte, mein Herr, geht dahin.

Lelio. Zum Teufel, mit deinem Kränzchen! — — Aber iſt das nicht Herr Staleno ſelbſt, den ich hier kommen ſehe?

Sechſter Auftritt.

Staleno. Lelio. Maskarill.

Lelio. Mein Herr, ich wollte mir eben jetzt die Freyheit nehmen, Sie aufzuſuchen. Ich habe vom Herrn Philto die gütigen Geſinnungen Ihres Mündels gegen meine Schweſter erfahren. Halten Sie mich nicht für ſo verwildert, daß es mich nicht außerordentlich ſchmerzen würde, wenn ſie durch mein Verſchulden fruchtlos bleiben ſollten. Es iſt wahr, meine Ausſchweifungen haben mich entſetzlich herunter gebracht; allein, die mir drohende Armuth ſchreckt mich weit weniger, als der Vorwurf, den ich mir wegen einer geliebten Schweſter machen müßte, wenn ich nicht alles hervor ſuchte, das Unglück, das ich ihr durch meine Thorheit zugezogen, ſo viel als noch möglich, von ihr abzuwenden. Ueberlegen Sie alſo, Herr Staleno, ob das Anerbieten, welches ich jetzt thun will, einige Aufmerkſamkeit verdienen kann. Vielleicht iſt es Ihnen nicht unbekannt, daß mir eine alte Pathe ein ſo ziemlich beträchtliches Vorwerk in ihrem

Teſtamente hinterließ. Dieſes habe ich noch; nur daß, — — wie Sie leicht vermuthen können, — — einige Schulden darauf haften, deren ohngeachtet es jährlich noch ſo viel einbringt, daß ich nothdürftig davon leben könnte. Ich will es meiner Schweſter mit Vergnügen abtreten. Ihr Mündel hat Geld genug, daß er es frey machen, und anſehnliche Verbeſſerungen, deren es fähig iſt, damit vornehmen kann. Es würde alsdann als keine unebene Ausſteuer anzuſehen ſeyn, an deren Mangel, wie mir Herr Philto geſagt hat, Sie Sich einzig und allein ſtoſſen.

Maskarill. (ſachte zum Lelio.) Sind Sie nicht klug, Herr Lelio? —

Lelio. Schweig!

Maskarill. Das Einzige, was Ihnen noch übrig iſt, — —

Lelio. Habe ich dir Rechenſchaft zu geben? — —

Maskarill. Wollen Sie denn hernach betteln gehen?

Lelio. Ich will thun, was ich will. —

Staleno. (bey Seite.) Ich merke ſchon. — Ja wohl, Herr Lelio, mußte ich mich an den gänzlichen Mangel der Ausſteuer ſtoßen, ſo gern ich auch ſonſt dieſe Heyrath geſehen hätte. Wenn es Ihnen alſo mit dem gethanen Vorſchlage ein Ernſt wäre, ſo wollte ich mich wohl noch beſinnen.

Lelio. Es iſt mein völliger Ernſt, Herr Staleno.

Maskarill. So nehmen Sie doch ihr Wort wieder zurück!

Lelio. Wirſt du — —

Maskarill. Bedenken Sie doch nur —

Lelio. Noch ein Wort!

Staleno. Vor allen Dingen aber, Herr Lelio, müßten Sie mir einen Anſchlag von dem Vorwerke, und ein aufrichtiges Verzeichniß von allen Schulden, die Sie darauf haben, geben. Eher läßt ſich nichts ſagen. — —

Lelio. Gut, ich will ſogleich gehen und beides aufſetzen. — Wann kann ich Sie wieder ſprechen?

Staleno. Sie werden mich immer zu Hauſe treffen.

Lelio. Leben Sie wohl unterdeſſen.

(geht ab.)

Siebender Auftritt.

Staleno. **Maskarill.**

Maskarill. (bey Seite.) Jetzt muß ich ihm wider ſeinen Willen einen guten Dienſt thun. Wie fange ichs an? Pſt! — — Verziehen Sie doch noch einen Augenblick, Herr Staleno — —

Staleno. Was giebts?

Maskarill. Ich ſehe Sie für einen Mann an, der eine wohl gemeynte Warnung, wie es ſich gehört, zu ſchätzen weiß.

Staleno. Du ſiehſt mich für das an, was ich bin.

Maskarill. Und für einen Mann, welcher nicht glaubt, daß ein Bedienter ſeinen Herrn eben verrathe, wenn er nicht überall mit ihm in Ein Horn blaſen will.

Staleno. Ey freylich muß ſich ein Diener des Böſen, das ſein Herr thut, ſo wenig als möglich theilhaftig machen. — — Aber wozu ſagſt du das? Hat Lelio wider mich etwas im Sinne?

Maskarill. Seyn Sie auf Ihrer Hut: ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie! Bey allem beſchwöre ich Sie, was Ihnen auf der Welt lieb iſt: bey der Wohlfahrt Ihres Mündels; bey der Ehre Ihrer grauen Haare — —

Staleno. Du ſprichſt auch wirklich, wie ein Beſchwörer. — — Aber weßwegen ſoll ich auf meiner Hut ſeyn?

Maskarill. Des Anerbietens wegen, das Ihnen Lelio gethan hat.

Staleno. Und wie ſo?

Maskarill. Kurz, Sie und Ihr Mündel ſind verlorne Leute, wenn Sie das Vorwerk annehmen. Denn erſtlich muß ich Ihnen nur ſagen, daß er faſt eben ſo viel darauf ſchuldig iſt, als der ganze Bettel etwa werth ſeyn mag.

Staleno. Je nun! Maskarill, wenn es nur faſt ſo viel iſt — —

Maskarill. Schon recht, ſo kömmt doch noch etwas dabey heraus. — — Aber hören Sie nur, was ich nun ſagen will. Der Boden, worauf das Vorwerk liegt, muß gleich die Gegend ſeyn, in welcher aller Fluch, der jemals über die Erde ausgeſprochen worden, zuſammen gefloſſen iſt.

Staleno. Du erſchreckſt mich. — —

Maskarill. Wenn rund herum alle Nachbarn die reichſte Erndte haben, ſo bringen die Aecker, die zu dem Vorwerke gehören, doch kaum die Ausſaat wieder. Alle Jahre macht das Viehſterben die Ställe leer. —

Staleno. Man muß alſo kein Vieh darauf halten.

Maskarill. Das hat Herr Lelio auch gedacht, und daher ſchon längſt Schafe und Rinder, Schweine und Pferde, Hüner und Tauben verkauft. Allein wenn das Viehſterben keine Ochſen findet: — — was meynen Sie wohl? — — ſo fällt es die Menſchen an.

Staleno. Das wäre!

Maskarill. Ja gewiß. Es hat kein Knecht ein halb Jahr da ausgehalten, und wenn er auch eine eiſerne Geſundheit gehabt hätte. Die ſtärkſten Kerls hat Herr Lelio im Wendiſchen miethen laſſen; aber was halfs? das Frühjahr kam: weg waren ſie.

Staleno. Je nun! ſo muß mans mit den Pommern verſuchen. Das ſind Leute, die noch mehr aushalten können, als die Wenden; Leute, wie Kloß und Stein.

Maskarill. Und der kleine Buſch, Herr Staleno, der zu dem Vorwerke gehört —

Staleno. Nun? der Buſch?

Maskarill. Im ganzen Buſche iſt kein Baum anzutreffen, in den es nicht entweder einmal eingeſchlagen hätte, — —

Staleno. Eingeſchlagen?

Maskarill. Oder an den ſich nicht einmal jemand gehenkt hätte. Lelio iſt dem abſcheulichen Buſche auch ſo gram, daß er ihn noch alle Tage lichter machen läßt. Und glauben Sie wohl, daß er das Holz, das darinne geſchlagen wird, fürs halbe Geld verkauft?

Staleno. Das iſt ſchlecht.

Maskarill. Ey! er muß wohl; denn die Leute, die es kaufen, und brennen wollen, wagen erſtaunend viel. Bey einigen hat es die Oefen eingeſchmiſſen, bey andern einen ſo ſtinkenden Dampf von ſich gegeben, daß die Magd vor dem Herde dem Koche ohnmächtig in die Arme gefallen iſt.

Staleno. Aber, Maskarill, lügſt du wohl nicht?

Maskarill. Ich lüge nicht, mein Herr, wenn ich Ihnen ſage, daß ich gar nicht lügen kann. — — Und die Teiche — —

Staleno. Auch Teiche hat das Vorwerk?

Maskarill. Ja! aber Teiche, in welchen ſich mehr Menſchen erſäuft haben, als Tropfen Waſſer darinne ſind. Und da ſich alſo die Fiſche von lauter menſchlichem Luder nähren, ſo können Sie leicht denken, was das für Fiſche ſeyn mögen?

Staleno. Große und fette Fiſche. — —

Maskarill. Fiſche, die durch ihre Nahrung Menſchenverſtand bekommen haben, und ſich daher gar nicht mehr fangen laſſen; ja, wenn man die Teiche abläßt, ſo ſind ſie verſchwunden. — — Mit Einem Worte, es muß kein Winkel auf der ganzen Erde ſeyn, wo man allen Schaden, alles

Unglück ſo häufig und ſo gewiß antreffen könnte, als auf dieſem elenden Vorwerke. Die Geſchichte meldet uns auch, und die Hiſterie beſtätiget es, daß ſeit dreyhundert und etlichen funfzig Jahren, — — oder ſeit vier hundert Jahren, — — kein einziger Beſitzer deſſelben eines natürlichen Todes geſtorben ſey.

Staleno. Außer die alte Pathe doch, die es dem Lelio vermachte.

Maskarill. Man redet nicht gerne davon; aber auch die alte Pathe — —

Staleno. Nun?

Maskarill. Die alte Pathe ward des Nachts von einer ſchwarzen Katze, die ſie immer um ſich hatte, erſtickt. Und es iſt ſehr wahrſcheinlich, ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe ſchwarze Katze — — der Teufel geweſen iſt. — — Wie es meinem Herrn gehen wird, das weiß Gott. Man hat ihm prophezeiht, daß ihn Diebe ermorden würden, und ich muß es ihm nachſagen, daß er ſich alle Mühe giebt, dieſe Prophezeihung zu Schanden zu machen, und die Diebe durch eine großmüthige Aufopferung ſeines Vermögens von ſich abzuwehren; aber gleichwohl — —

Staleno. Aber gleichwohl, Maskarill, werde ich ſeinen Vorſchlag annehmen. — —

Maskarill. Sie? — — Gehen Sie doch! das werden Sie nimmermehr thun.

Staleno. Gewiß, ich werde es thun.

Maskarill. (bey Seite.) Der alte Fuchs!

Staleno. (bey Seite.) Wie ich ihn martre, den Schelm! — — Aber doch, Maskarill, danke ich dir für deine gute Nachricht. Sie kann mir wenigſtens ſo viel nützen, daß ich meinen Mündel das Vorwerk zwar nehmen, aber auch gleich wieder verkaufen laſſe.

Maskarill. Am beſten wäre es, Sie gäben Sich gar nicht damit ab. Ich haben Ihnen noch lange nicht alles erzählt. — —

Staleno. Verſpare es nur; ich habe ohnedem jetzo nicht Zeit. Ein andermal, Maskarill, bin ich deinen Poſſen wieder zu Dienſten.

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Maskarill.

Das war nichts! War ich zu dumm, oder war er zu klug? Je nun! ich werde am wenigſten dabey verlieren. Will ſich Lelio von allem entblößen; meinetwegen. Endlich kann ich eines Herrn, wie er iſt, entbehren. Meine Schäfchen ſind im Treugen. Was ich noch für ihn thu, thu ich aus Mitleiden. Er iſt immer eine gute Haut geweſen; und ich wollte doch nicht gerne, daß er es am Ende gar zu ſchlecht hätte. Marſch! — — Ha! das iſt ja gar ein Reiſender. Ich dächte, ich hätte wenig genug zu thun, um mich um fremde Leute bekümmern zu können. Es iſt eine ſchöne Sache um die Neubegierde!

Neunter Auftritt.

Anſelmo. Ein Träger. Maskarill.

Anſelmo. Dem Himmel ſey Dank, daß ich endlich mein Haus, mein liebes Haus wieder ſehe!

Maskarill. Sein Haus?

Anſelmo. (zum Träger.) Setzt den Koffer hier nur nieder, guter Freund. Ich will ihn ſchon vollends herein ſchaffen laſſen. — Ich habe euch doch bezahlt? — —

Der Träger. O ja, Herr! o ja! — — Aber — — Ohne Zweifel ſind Sie wohl ſehr vergnügt, ſehr freudig, daß Sie wieder zu Hauſe ſind?

Anſelmo. Ja freylich!

Der Träger. Ich habe Leute gekannt, die, wenn Sie ſehr freudig waren, gegen einen armen Teufel ein Uebriges thaten. — — Bezahlt haben Sie mich, Herr, bezahlt haben Sie mich.

Anſelmo. Nun da! ich will auch ein Uebriges thun.

Der Träger. Ey! ey! das iſt mir doch lieb, daß ich mich nicht betrogen habe; ich ſahe Sie gleich für einen ſpendabeln Mann an. O! ich verſteh mich drauf. Gott bezahls!

(Geht ab.)

Anſelmo. Es will ſich niemand aus meinem Hauſe ſehen laſſen. Ich muß nur anklopfen.

Maskarill. Der Mann iſt offenbar unrecht!

Anſelmo. Es ſieht nicht anders aus, als ob das ganze Haus ausgeſtorben wäre. Gott verhüte. — —

Maskarill. (der ihm näher tritt.) Mein Herr! — — Sie werden verzeihen — — ich bitte um Vergebung — (indem er zurück prellt) Der Blitz! das Geſichte ſollte ich kennen.

Anſelmo. Verzeih Euchs der liebe Gott, daß Ihr nicht klug ſeyd! — — Was wollt Ihr?

Maskarill. Ich wollte — — ich wollte — —

Anſelmo. Nun? was geht Ihr denn um mich herum?

Maskarill. Ich wollte — —

Anſelmo. Abſehen vielleicht, wo meinem Beutel am beſten beyzukommen wäre?

Maskarill. Ich irre mich; wenn er es wäre, müßte er mich ja wohl auch kennen. — — Ich bin neugierig, mein Herr; aber meine Neubegierde iſt keine von den unhöflichen, und ich frage mit aller Beſcheidenheit, — — was Sie vor dieſem Hauſe zu ſuchen haben?

Anſelmo. Kerl! — — Aber jetzt ſeh ich ihn erſt recht an. Mas — —

Maskarill. Herr An — —

Anſelmo. Maska — —

Maskarill. Anſel — —

Anſelmo. Maskarill —

Maskarill. Herr Anſelmo —

Anſelmo. Biſt du es denn?

Maskarill. Ich bin ich; das iſt gewiß. Aber Sie — —

Anſelmo. Es iſt kein Wunder, daß du zweifelſt, ob ich es bin.

Maskarill. Iſt es in aller Welt möglich? — — Ach! nicht doch! Herr Anſelmo iſt neun Jahr weg, und es wäre ja wohl wunderbar, wenn er eben heute wiederkommen ſollte? Warum denn eben heute?

Anſelmo. Die Frage kannſt du alle Tage thun; und ich dürfte alſo gar nicht wiederkommen.

Maskarill. Das iſt wahr! — — Je nun! ſo ſeyn Sie tauſendmal willkommen, und aber tauſendmal, allerliebſter Herr Anſelmo. — Zwar am Ende ſind Sie es doch wohl nicht? —

Anſelmo. Ich bin es gewiß. Antworte mir nur geſchwind, ob alles noch wohl ſteht? Leben meine Kinder noch? Lelio? Kamilla?

Maskarill. Ja, nun darf ich wohl nicht mehr daran zweifeln, daß Sie es ſind. — Sie leben, beide leben ſie noch. — — (bey Seite.) Wenn er das Uebrige doch von einem andern zu erſt erfahren könnte. —

Anſelmo. Gott ſey Dank! daß ſie beide noch leben. Sie ſind doch zu Hauſe? — Geſchwind, daß ich ſie in meine alten Arme ſchließen kann! — Bringe den Koffer nach, Maskarill. — —

Maskarill. Wohin, Herr Anſelmo, wohin?

Anſelmo. Ins Haus.

Maskarill. In dieſes Haus hier?

Anſelmo. In mein Haus.

Maskarill. Das wird ſogleich nicht angehen. — — (bey Seite.) Was ſoll ich nun ſagen?

Anſelmo. Und warum nicht? — —

Maskarill. Dieſes Haus, Herr Anſelmo — — iſt verſchloſſen. — —

Anſelmo. Verſchloſſen?

Maskarill. Verſchloſſen, ja; und zwar — weil niemand darinne wohnt.

Anſelmo. Niemand darinne wohnt? Wo wohnen denn meine Kinder?

Maskarill. Herr Lelio? und Jungfer Kamille? — — die wohnen — — wohnen in einem andern Hauſe.

Anſelmo. Nun? Du ſprichſt ja ſo ſeltſam, ſo räthſelhaft. — —

Maskarill. Sie wiſſen alſo wohl nicht, was ſeit Kurzem vorgefallen iſt?

Anſelmo. Wie kann ich es wiſſen?

Maskarill. Es iſt wahr, Sie ſind nicht zugegen geweſen; und in neun Jahren kann ſich ſchon etwas verändert haben. Neun Jahr! eine lange Zeit! — — Aber es iſt doch gewiß ganz etwas Eignes, — — neun Jahr, neun ganzer Jahr weg ſeyn, und eben jetzt wieder kommen! Wenn das in einer Komödie geſchähe, jedermann würde ſagen: Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Alte eben jetzt wieder kömmt. Und doch iſt es wahr! Er hat eben jetzt wieder kommen können,

nen, und kömmt auch eben jetzt wieder. — Sonderbar, ſehr ſonderbar!

Anſelmo. O du verdammter Schwätzer, ſo halte mich doch nicht auf, und ſage mir — —

Maskarill. Ich will es Ihnen ſagen, wo Ihre Kinder ſind. Ihre Jungfer Tochter iſt — — bey Ihrem Herrn Sohn. — — Und Ihr Herr Sohn.

Anſelmo. Und mein Sohn — —

Maskarill. Iſt hier ausgezogen, und wohnt — — Sehen Sie hier, in der Straße, das neue Eckhaus? — — Da wohnt Ihr Herr Sohn.

Anſelmo. Und warum wohnt er denn nicht mehr hier? Hier in ſeinem väterlichen Hauſe? — —

Maskarill. Sein väterliches Haus war ihm zu groß — — zu klein; zu leer — — zu enge.

Anſelmo. Zu groß, zu klein; zu leer, zu enge. Was heißt denn das?

Maskarill. Je nun! Sie werden es von ihm ſelbſt beſſer hören können, wie das alles iſt. — — So viel werden Sie doch wohl erfahren haben, daß er ein groſſer Handelsmann geworden iſt?

Anſelmo. Mein Sohn ein groſſer Handelsmann?

Maskarill. Ein ſehr groſſer! Er lebt, ſchon ſeit mehr als einem Jahre, von nichts als vom Verkaufen.

Anſelmo. Was ſagſt du? So wird er vielleicht zur Niederlage für ſeine Waaren ein groſſes Haus gebraucht haben?

Maskarill. Ganz recht, ganz recht.

Anſelmo. Das iſt vortrefflich! Ich bringe auch Waaren mit; koſtbare Indiſche Waaren.

Maskarill. Das wird an ein Verkaufen gehen!

Anſelmo. Mache nur, Maskarill; und nimm den Koffer auf den Buckel, und führe mich zu ihm.

Maskarill. Der Koffer, Herr Anſelmo, iſt wohl ſehr ſchwer. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich will gleich einen Träger ſchaffen.

Anſelmo. Du kannſt ihn ſelbſt fortbringen; es ſind nichts als Skripturen und Wäſche darinne.

Maskarill. Ich habe mir den Arm letzthin ausgefallen. — —

Anſelmo. Den Arm? Du armer Teufel! So geh nur und bringe jemanden.

Maskarill. (bey Seite.) Gut, daß ich ſo weg komme. Herr Lelio! Herr Lelio! was werden Sie zu der Nachricht ſagen? (er geht und kömmt wieder zurück.)

Anſelmo. Nun? biſt du noch nicht fort?

Maskarill. Ich muß Sie wahrhaftig noch einmal anſehen, ob Sie es auch ſind.

Anſelmo. Je! ſo zweifle, du verzweifelter Zweifler!

Maskarill. (im fortgehen.) Ja, ja, er iſts. — — Neun Jahr weg ſeyn, und eben jetzt wieder kommen!

Zehnter Auftritt.

Anſelmo.

Da muß ich nun unter freyem Himmel warten? Es iſt gut, daß die Straße ein wenig abgelegen

legen iſt, und daß mich die wenigſten mehr kennen werden. Aber gleichwohl darf ich die Augen nicht ſehr von meinem Koffer verwenden. Ich dächte, ich ſetzte mich darauf. — — Bald, bald werde ich nun wohl ruhiger ſitzen können. Ich habe mir es ſauer genug werden laſſen, und Gefahr genug ausgeſtanden, daß ich mir ſchon, mit gutem Gewiſſen, meine letzten Tage zu Raſt- und Freudentagen machen kann. — — Ja gewiß, das ſollen ſie werden. Und wer wird mir es verdenken? Wenn ich es nur ganz obenhin überſchlage, ſo beſitze ich doch — (er ſpricht die letzten Worte immer ſachter und ſachter, bis er zuletzt in bloßen Gedanken an Fingern zählt.)

Eilfter Auftritt.

Raps, in einer fremden und ſeltſamen Kleidung. **Anſelmo.**

Raps. Man muß allerley Perſonen ſpielen können. Den möchte ich doch ſehen, der in dieſem Aufzuge den Trommelſchläger Raps erkennen ſollte? Ich ſeh aus, ich weiß ſelber nicht wie; und ſoll — — ich weiß ſelber nicht was? Eine närriſche Kommiſſion! Närriſch immerhin; genug, daß man mich bezahlt. — — Hier in dieſer Gaſſe, hat mir Staleno geſagt, ſoll ich meinen Mann nur aufſuchen. Er wohnt nicht weit von ſeinem vorigen Hauſe; und das iſt ja ſein voriges Haus.

Anſelmo. Was iſt das für ein Geſpenſte?

Raps. Wie mich die Leute anſehen!

Anſelmo. Dieſe Figur muß in das Geſchlecht der Pilze gehören. Der Hut reicht auf allen Seiten eine halbe Elle über den Körper.

Raps. Guter Vater, der ihr mich ſo anguckt, ſeyd ihr weniger fremd hier, wie ich? — — Er will nicht hören. — — Mein Herr, der ſie auf dem Koffer hier ſitzen, könnten Sie mich wohl allenfalls zu rechte weiſen? Ich ſuche einen jungen Menſchen, Namens Lelio; und einen Kahlkopf von ihrer Gattung, Namens Philto.

Anſelmo. Lelio? Philto? — (bey Seite.) So heißt ja mein Sohn, und mein alter guter Freund. — —

Raps. Wenn Sie mir die Wohnung dieſer Leute zeigen können, ſo werden Sie bey einem

Manne Dank verdienen, der nicht ermangeln wird, Ihre Höflichkeit an allen vier Enden der Welt auszupoſaunen; bey einem Reiſenden, der ſiebenmal rund um die Welt gereiſet iſt: einmal zu Schiffe, zweymal auf der geſchwinden Poſt, und viermal zu Fuße.

Anſelmo. Darf ich nicht wiſſen, mein Herr, wer Sie ſind? wie Sie heißen? von wannen Sie kommen? was Sie bey genannten Perſonen zu ſuchen haben?

Raps. Das heißt ſehr viel auf einmal fragen. Worauf ſoll ich nun zuerſt antworten? Wenn Sie mich jedes insbeſondere, mit der gehörigen Art, fragen wollten, ſo möchte ich vielleicht darauf Beſcheid ertheilen. Denn ich bin geſprächig, mein Herr, ſehr geſprächig. — — (bey Seite.) Ich kann wenigſtens meine Rolle mit ihm probiren.

Anſelmo. Nun wohl, mein Herr; laſſen Sie uns bey dem Kürzeſten anfangen. Wie iſt ihr Name?

Raps. Bey dem Kürzeſten? Mein Name? Gefehlt! weit gefehlt!

Anſelmo. Wie ſo?

Raps. Ja, mein guter, lieber, alter Herr, ich muß Ihnen nur ſagen, — — geben Sie wohl Achtung: — — — Wenn Sie ganz früh, ſo bald der Tag anfängt zu grauen, von meinem erſten Namen ausgehen, und gehen und gehen, ſo ſtark, wie Sie nur können: ſo wette ich, daß die Sonne doch ſchon untergegangen ſeyn wird, ehe Sie nur den Anfangsbuchſtaben von meinem letzten Namen zu ſehen bekommen.

Anſelmo. Ey! ſo brauchte man ja wohl gar eine Laterne und einen Schnappſack zu Ihrem Namen?

Raps. Nicht anders.

Anſelmo. (bey Seite.) Der Kerl redt! — Aber was wollen Sie denn bey dem jungen Lelio, und bey dem alten Philto? Ohne Zweifel ſtehen Sie mit dem erſtern in Verkehr? Lelio ſoll ein groſſer Kaufmann ſeyn.

Raps. Ein großer Kaufmann? das ich nicht wüßte! Nein mein Herr; ich habe bloß ein Paar Briefe bey ihm abzugeben.

Anſelmo. Ha! ha! Aviſobriefe vielleicht von Waaren, die an ihn abgegangen ſind, oder ſo etwas.

Raps. Nicht ſo etwas. — Es ſind Briefe, die mir ſein Vater an ihn mitgegeben hat.

Anſelmo. Wer?

Raps. Sein Vater.

Anſelmo. Des Lelio Vater?

Raps. Ja, des Lelio Vater, der jetzt in der Fremde iſt. — — Er iſt mein guter Freund.

Anſelmo. (bey Seite.) Je! das iſt ja gar, mit Ehren zu melden, ein Betrieger. Warte, dich will ich kriegen. Ich ſoll ihm Briefe an meinen Sohn gegeben haben?

Raps. Was meynen Sie, mein Herr?

Anſelmo. Nichts. — — Und ſo kennen Sie wohl den Vater des Lelio?

Raps. Wenn ich ihn nicht kennte, würde ich wohl Briefe an ſeinen Sohn Lelio, und Briefe an ſeinen Freund Philto von ihm haben? — — Da, mein Herr, hier ſehen ſie beide. — — Er iſt mein Herzensfreund.

Anſelmo. Ihr Herzensfreund? — — Und wo war er denn, dieſer Ihr Herzensfreund, als er Ihnen die Briefe gab?

Raps. Er war — — er war — — bey guter Geſundheit.

Anſelmo. Das iſt mir von Herzen lieb. Aber wo war er denn? wo?

Raps. Mein Herr, er war — — auf der Küſte von Paphlagonien.

Anſelmo. Das geſteh ich! — — Daß Sie ihn kennen, haben Sie mir ſchon geſagt; aber es verſteht ſich doch wohl, von Perſon?

Raps. Freylich von Perſon. — — Habe ich denn nicht ſo manche Flaſche Kapwein mit ihm ausgeſtochen? und zwar auf dem Orte, wo er wächſt. — Sie wiſſen wohl, mein Herr, auf dem Vorgebirge Kapua, wo ſich in dem dreyßigjährigen Kriege Hannibal ſo voll ſoff, daß er nicht vor Rom gehen konnte.

Anſelmo. Sie beſitzen Gelehrſamkeit, wie ich höre.

Raps. So etwas fürs Haus.

Anſelmo. Können Sie mir nicht ſagen, wie er ausſieht, des Lelio Vater?

Raps. Wie er ausſieht? — — Sie ſind ſehr neugierig. Doch ich liebe die neugierigen

Leute. — — Er iſt ungefähr einen Kopf größer, als Sie.

Anſelmo. (bey Seite.) Das geht gut! ich bin abweſend größer als gegenwärtig. — Seinen Namen haben Sie mir noch nicht geſagt. Wie heißt er?

Raps. Er heißt — — vollkommen wie ein ehrlicher Mann heißen ſoll.

Anſelmo. Ich möchte doch hören — —

Raps. Er heißt — — er heißt nicht wie ſein Sohn — — er würde aber beſſer gethan haben, wenn er ſo hieße; — — ſondern er heißt — — daß dich!

Anſelmo. Nun?

Raps. Ich glaube, ich habe den Namen vergeſſen.

Anſelmo. Den Namen eines Freundes? — —

Raps. Nur Geduld! jetzt läuft er mir auf der Zunge herum. Nennen Sie mir doch geſchwind einen, der etwa ſo klingt. Er fängt ſich auf ein A an.

Anſelmo. Arnolph vielleicht?

Raps. Nicht Arnolph.

Anſelmo. Anton?

Raps. Nicht Anton. Ans — Ansa — Anſi — — Aſi — — Aſinus. Nein, nicht Aſinus, nicht Aſinus — — Ein verzweifelter Namen! An — Anſel — —

Anſelmo. Anſelmo doch wohl nicht?

Raps. Recht! Anſelmo. Daß der Henker den ſchurkiſchen Namen holen wolle!

Anſelmo. Das iſt nicht freundſchaftlich geſprochen.

Raps. Ey! warum bleibt er auch einem zwiſchen den Zähnen ſtecken. Iſt das freundſchaftlich, wenn man ſich ſo lange ſuchen läßt? Dasmal will ich es ihm noch vergeben. — — Anſelmo hieß er? nicht? — Ganz recht! Anſelmo. Wie geſagt, das letztemal habe ich ihn auf der Küſte von Paphlagonien geſprochen, und zwar in dem Hafen Gibraltar. Er wollte noch den Königen von Gallipoli einen kleinen Beſuch abſtatten. — —

Anſelmo. Den Königen von Gallipoli? Wer ſind die?

Raps. Wie, mein Herr! kennen Sie die berühmten Brüder nicht, welche über Gallipoli herrſchen? die weltbekannten Dardanellen? Sie reiſeten vor einigen zwanzig Jahren in Europa herum; und da hat er ſie kennen lernen.

Anſelmo. (bey Seite.) Die Narrenspoſſen dauern zu lange. Ich muß der Pauke nur ein Loch machen, damit ich doch erfahre, woran ich bin.

Raps. Der Hof der Dardanellen, mein Herr, iſt einer von den prächtigſten in ganz Amerika, und ich weiß gewiß, mein Freund Anſelmo wird daſelbſt ſehr wohl empfangen worden ſeyn. Er wird ſobald auch nicht wieder wegkommen. Und eben deßwegen, weil er dieſes vorausſahe, und weil er wußte, daß ich gerades Weges hierher reiſen würde, gab er mir Briefe mit, um die Seinigen wegen ſeiner langen Abweſenheit zu beruhigen.

Anſelmo. Das war ſehr wohl gethan. — Aber eins muß ich doch noch fragen — —

Raps. So viel als Ihnen beliebt.

Anſelmo. Wenn man Ihnen, mein ſonderbarer Herr mit dem langen Namen —

Raps. Lang iſt mein Name, das iſt wahr; aber ich führe auch einen ganz kleinen, welcher gleichſam die Quinteſſenz von dem langen iſt.

Anſelmo. Darf ich ihn wiſſen?

Raps. Raps!

Anſelmo. Raps?

Raps. Ja, Raps; Ihnen zu dienen.

Anſelmo. Ich danke für Ihre Dienſte, Herr Raps.

Raps. Raps will eigentlich ſo viel ſagen, als der Sohn des Rap. Rap aber hieß mein Vater; und mein Großvater Rip, von welchem ſich denn mein Vater auch manchmal Rips zu nennen pflegte: ſo daß ich mich gar wohl, wenn ich mit meinen Ahnen pralen wollte, Rips Raps nennen könnte.

Anſelmo. Nun wohl, Herr Rips Raps, — damit ich wieder auf meine Frage komme: — — Wenn man Ihnen Ihren Freund Anſelmo jetzt zeigte, würden Sie ihn wohl wieder erkennen?

Raps. Wenn ich meine Augen behielte; ohne Zweifel. Aber es ſcheint, als ob Sie es noch nicht glauben wollten, daß ich den Anſelmo kenne. Hören Sie alſo einen Beweis über alle Beweiſe. Nicht allein Briefe hat er mir mitgegeben, ſondern auch ſechs tauſend Thaler, die ich dem Herrn Philto einhändigen ſoll. Würde er das wohl gethan haben, wenn ich nicht ſein ander Ich wäre?

Anſelmo. Sechs tauſend Thaler?

Raps. In lauter guten, vollwichtigen Dukaten.

Anſelmo. (bey Seite.) Nun weiß ich faſt nicht, was ich von dem Kerl denken ſoll. Ein Betrieger, der Geld bringt, das iſt ja wohl ein ſehr wunderbarer Betrieger.

Raps. Aber, mein Herr, wir plaudern zu lange. Ich ſehe wohl, daß Sie mir meine Leute entweder nicht weiſen können, oder nicht wollen. — —

Anſelmo. Nur noch ein Wort! — — Haben Sie denn, Herr Raps, das Geld bey ſich, das Ihnen Anſelmo gegeben hat?

Raps. Ja. Warum?

Anſelmo. Und es iſt ganz gewiß, daß Ihnen Anſelmo, des Lelio Vater, die ſechs tauſend Thaler gegeben hat?

Raps. Ganz gewiß.

Anſelmo. Je nun! ſo geben Sie mir ſie nur wieder, Herr Raps.

Raps. Was ſoll ich Ihnen wieder geben?

Anſelmo. Die ſechs tauſend Thaler, die Sie von mir bekommen haben.

Raps. Ich von Ihnen ſechs tauſend Thaler bekommen?

Anſelmo. Sie ſagen es ja ſelbſt.

Raps. Was ſag ich? — Sie ſind — — Wer ſind Sie denn?

Anſelmo. Ich bin eben der, der Herr Rapſen ſechs tauſend Thaler anvertrauet hat; ich bin Anſelmo.

Raps. Sie Anſelmo?

Anſelmo. Kennen Sie mich nicht? Die Könige von Gallipoli, die weltberühmten Dardanellen, haben die Gnade gehabt, mich eher wieder von ſich zu laſſen, als ich vermuthete. Und weil ich denn nun ſelbſt da bin, ſo will ich dem Herrn Raps fernere Mühe erſparen.

Raps. (bey Seite.) Sollte man nicht ſchwören, der Mann wäre ein größrer Gauner, als ich ſelbſt! — —

Anſelmo. Beſinnen Sie Sich nur nicht lange, und geben Sie mir das Geld wieder.

Raps. Wer ſollte es denken, daß ein alter Mann noch ſo fein ſeyn könnte! Sobald er hört, daß ich Geld bey mir habe: huſch! iſt er Anſelmo. Aber, mein guter Vater, ſo geſchwind Sie Sich anſelmiſirt haben, ſo geſchwind werden Sie Sich auch wieder entanſelmiſiren müſſen.

Anſelmo. Je nun! wer bin ich denn, wenn ich nicht der bin, der ich bin?

Raps. Was geht das mich an? Seyn Sie wer Sie wollen, wenn Sie nur nicht der ſind, der ich nicht will, daß Sie ſeyn ſollen. Warum waren Sie denn nicht gleich Anfangs der, der Sie ſind? Und warum wollen Sie denn nun der ſeyn, der Sie nicht waren?

Anſelmo. O! ſo machen Sie doch nur fort — —

Raps. Was ſoll ich machen?

Anſelmo. Mir mein Geld wieder geben.

Raps. Machen Sie Sich nur weiter keine Ungelegenheit. Ich habe gelogen. Das Geld iſt nicht in vollwichtigen Dukaten; ſondern es ſteht bloß auf dem Papiere.

Anſelmo. Bald werde ich mit dem Herrn aus einem andern Tone ſprechen. — — Ihr ſollt in allem Ernſte wiſſen, Herr Rips Raps, daß ich Anſelmo bin; und wenn Ihr mir nicht gleich die Briefe und das Geld einhändiget, das Ihr von mir bekommen zu haben vorgebt: ſo will ich gar bald ſo viel Leute zuſammen rufen, als nöthig ſeyn wird, einen ſolchen Betrieger feſt zu halten.

Raps. Sie wiſſen alſo ganz ohnfehlbar, daß ich ein Betrieger bin? und Sie ſind ganz ohnfehlbar Herr Anſelmo? So habe ich denn die Ehre, mich dem Herrn Anſelmo zu empfehlen. — —

Anſelmo. Du ſollſt ſo nicht wegkommen, guter Freund!

Raps. O! ich bitte, mein Herr — — (indem ihn Anſelmo halten will, ſtößt ihn Raps mit Gewalt von ſich, daß er rücklings wieder auf den Koffer zu ſitzen kömmt.) Der alte Dieb könnte wenigſtens einen Auflauf erregen. Ich will dir ſchon einen ſchicken, der dich beſſer kennen ſoll.

(geht ab.)

Anſelmo. Da ſitze ich ja nun wieder? Wo iſt er hin, der Spitzbube? Wo iſt er hin? — — Ich ſehe niemanden. — — Bin ich auf dem Koffer eingeſchlafen, und hat mir das närriſche Zeug geträumt, oder — — Den Henker mag es mir geträumt haben! — — Ich armer Mann! Dahinter ſteckt ganz gewiß etwas; ganz gewiß ſteckt etwas dahinter! Und Maskarill? — — Maskarill kömmt auch nicht wieder? Auch das geht nicht richtig zu! auch das nicht! — Was ſoll ich anfangen? Ich will nur gleich den erſten den beſten rufen. — — He da, guter Freund, He da!

Zwölfter Auftritt.

Anſelmo. Ein andrer Träger.

Der Träger. Was ſteht zu Ihren Dienſten, mein Herr?

Anſelmo. Wollt Ihr Euch ein gut Trinkgeld verdienen, mein Freund?

Der Träger. Das wäre wohl meine Sache.

Anſelmo. So nehmt geſchwind den Koffer, und bringt mich zu dem Kaufmann Lelio.

Der Träger. Zu dem Kaufmann Lelio?

Anſelmo. Ja. Er ſoll da in der Straſſe, in dem neuen Eckhauſe wohnen.

Der Träger. Ich kenne in der ganzen Stadt keinen Kaufmann Lelio. In dem neuen Eckhauſe da unten wohnt jemand ganz anders.

Anſelmo. Ey nicht doch! Lelio muß da wohnen. Sonſt hat er hier in dieſem Hauſe gewohnt, welches ihm auch gehört.

Der Träger. Nun merke ich, wen Sie meynen. Sie meynen den lüderlichen Lelio. O! den kenn ich wohl!

Anſelmo. Was? den lüderlichen Lelio?

Der Träger. Je nu! die ganze Stadt nennt ihn ſo; warum ſoll ich ihn anders nennen? Sein Vater war der alte Anſelmo. Das war ein garſtiger, geiziger Mann, der nie genug kriegen konnte. Er reiſete vor vielen Jahren hier weg; Gott weiß, wohin? Unterdeſſen, daß er ſichs in der Fremde ſauer werden läßt, oder wohl gar darüber ſchon ins Grab gebiſſen hat, iſt ſein Sohn hier guter Dinge. Der wird zwar nun wohl auch allmählig auf die Hefen gekommen ſeyn; aber es iſt ſchon recht. Ein Sammler will einen Zerſtreuer haben. Das Häuschen, höre ich, hat er nun auch verkauft — —

Anſelmo. Was? verkauft? — — Nun iſts klar! Ach, du verwünſchter Maskarill! — Ach ich unglücklicher Vater! Du gottloſer ungerathner Sohn!

Der Träger. Ey! — Sie ſind doch wohl nicht gar der alte Anſelmo ſelber? Nehmen Sie mirs nicht übel, wenn Sie es ſind; ich habe Sie wirklich nicht gekannt. Sonſt hätte ich es wohl bleiben laſſen, Sie einen garſtigen, geizigen

Mann zu nennen. Es iſt niemanden an die Stirne geſchrieben, wer er iſt. Mögen Sie mich doch immerhin das Trinkgeld nicht verdienen laſſen.

Anſelmo. Ihr ſollt es verdienen, guter Freund, Ihr ſollt es verdienen. Sagt mir nur geſchwind: Iſt es wirklich wahr, daß er das Haus verkauft hat? Und an wen hat er es verkauft?

Der Träger. Der alte Philto hats gekauft.

Anſelmo. Philto? — O du ehrvergeßner Mann! Iſt das deine Freundſchaft? — Ich bin verrathen! Ich bin verloren! — Er wird mir nun alles leugnen. — —

Der Träger. Die Leute haben es ihm übel genug ausgelegt, daß er ſich mit dem Kaufe abgegeben hat. Hat er nicht ſollen in Ihrer Abweſenheit bey Ihrem Sohne gleichſam Vormunds Stelle vertreten? Ein ſchöner Vormund! das hieß ja wohl den Bock zum Gärtner ſetzen. Er iſt alle ſein Lebtage für einen eigennützigen Mann gehalten werden; und was ein Rabe iſt, das bleibt wohl ein Rabe. — — Da eben ſeh ich ihn kommen! Ich will gern mein Trinkgeld im Stiche laſſen; die Leute ſind gar zu wunderlich, wenn ſie hören, daß man ſie kennt.

(geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Anſelmo. Philto.

Anſelmo. Unglück über alle Unglücke! Komm nur! Komm nur, du Verräther!

Philto. Ich muß doch ſehen, wer hier das Herze hat, ſich für den Anſelmo auszugeben. — — Aber was ſehe ich? Er iſt es wirklich. — — Laß dich umarmen, mein liebſter Freund! So biſt du doch endlich wieder da? Gott ſey tauſendmal gedankt. — Aber warum ſo verdrießlich? Kennſt du deinen Philto nicht mehr?

Anſelmo. Ich weiß alles, Philto, ich weiß alles. Iſt das ein Streich, wie man ihn von einem Freunde erwarten kann?

Philto. Nicht ein Wort mehr, Anſelmo. Ich höre ſchon, daß mir ein dienſtfertiger Verleumder zuvorgekommen iſt. — — Hier iſt nicht der Ort, uns weitläuftiger zu erklären. Komm in dein Haus.

Anſelmo. In mein Haus?

Philto. Ja; noch iſt es das deine, und ſoll wider deinen Willen nie eines andern werden. Komm; ich habe zu allem Glücke den Schlüſſel bey mir. — Ohne Zweifel iſt dieſes dein Koffer? Faſſe nur an; wir wollen ihn ſelbſt hinein ziehen; es ſieht uns doch niemand. — —

Anſelmo. Aber meine Baarſchaft? — —

Philto. Auch dieſe wirſt du finden, wie du ſie verlaſſen haſt. (Sie gehen in das Haus, nachdem ſie den Koffer nach ſich gezogen.)

Vierzehnter Auftritt.

Lelio. Maskarill.

Maskarill. Nun? haben Sie ihn geſehen? War er es nicht?

Lelio. Er iſt es Maskarill!

Maskarill. Wenn nur der erſte Empfang vorüber wäre!

Lelio. Nie habe ich meine Nichtswürdigkeit ſo lebhaft empfunden, als eben jetzt, da ſie mich verhindert, einem Vater freudig unter die Augen zu treten, der mich ſo zärtlich geliebt hat. Was ſoll ich thun? Soll ich mich aus ſeinen Augen verbannen? oder ſoll ich gehen, und ihm zu Fuſſe fallen?

Maskarill. Das letzte taugt nicht viel; aber das erſte taugt gar nichts.

Lelio. Nun! ſo rathe mir doch! Nenne mir wenigſtens einen Vorſprecher. — —

Maskarill. Einen Vorſprecher? eine Perſon, die bey Ihrem Vater für Sie ſprechen ſoll? — — Den Herrn Stiletti.

Lelio. Biſt du toll?

Maskarill. Oder — die Frau Lelane.

Lelio. Verräther!

Maskarill. Die eine von Ihren Nichten. —

Lelio. Ich bringe dich um!

Maskarill. Ja! das würde vollends eine Freude für Ihren Vater ſeyn, wenn er ſeinen Sohn als einen Mörder fände.

Lelio. An den alten Philto darf ich mich nicht wenden. Ich habe ſeine Lehren, ſeine Warnungen, ſeinen Rath allzu oft verachtet, als daß ich auf ſein gutes Wort einigen Anſpruch machen könnte.

Maskarill. Aber fallen Sie denn gar nicht auf mich?

Lelio. Sieh du dich nur ſelbſt nach einen Vorſprecher um.

Maskarill. Das habe ich ſchon gethan; und der ſind Sie.

Lelio. Ich?

Maskarill. Sie! und zwar zur Dankſagung, daß ich Ihnen einen Vorſprecher werde geſchafft haben, den Sie in alle Ewigkeit nicht beſſer finden können.

Lelio. Wenn du das thuſt, Maskarill —

Maskarill. Kommen Sie nur hier weg; die Alten möchten wieder herauskommen.

Lelio. Aber nenne mir doch den Vorſprecher, den ich in alle Ewigkeit nicht beſſer finden könnte.

Maskarill. Kurz, Ihr Vater ſoll Ihr Vorſprecher bey dem Herrn Anſelmo ſeyn.

Lelio. Was heißt das?

Maskarill. Das heißt, daß ich einen Einfall habe, den ich Ihnen hier nicht ſagen kann. Nur fort!

(Gehen ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Anſelmo. Philto. (welche aus dem Hauſe kommen.)

Anſelmo. Nun! das iſt wahr, Philto: ein getreuerer und klügrer Freund, als du biſt, muß in der Welt nicht zu finden ſeyn. Ich danke dir tauſendmal, und wollte wünſchen, daß ich dir deine Dienſte vergelten könnte.

Philto. Sie ſind vergolten genug, wenn ſie dir angenehm ſind.

Anſelmo. Ich weiß es, daß du meinetwegen viel Verleumdungen haſt über dich müſſen ergehen laſſen.

Philto. Was wollen Verleumdungen ſagen, wenn man bey ſich überzeugt iſt, daß man ſie nicht verdient habe? Auch die Liſt, hoffe ich, wirſt du gut finden, die ich wegen der Ausſteuer brauchen wollte.

Anſelmo. Die Liſt iſt vortrefflich erſonnen: aber nur iſt es mir leid, daß aus der ganzen Sache nichts werden kann.

Philto. Nichts werden? Warum denn nicht? Gut, daß Sie kommen, Herr Staleno.

Sechzehnter Auftritt.

Staleno. Anſelmo. Philto.

Staleno. So iſt es doch wahr, daß Anſelmo endlich wieder da iſt? Willkommen! willkommen!

Anſelmo. Es iſt mir lieb, einen alten guten Freund geſund wieder zu ſehen. Aber es iſt mir nicht lieb, daß das erſte, was ich ihm ſagen muß, eine abſchlägliche Antwort ſeyn ſoll. Philto hat mir hinterbracht, was für eine gute Abſicht Ihr Mündel auf meine Tochter hat. Ohne ihn zu kennen, würde ich, bloß in Anſehung Ihrer, Ja dazu ſagen, wenn ich meine Tochter nicht bereits verſprochen hätte; und zwar an den Sohn eines guten Freundes, der vor kurzem in Engeland verſtorben iſt. Ich habe ihm noch auf ſeinem Todbette mein Wort geben müſſen, daß ich ſeinen Sohn, welcher ſich hier aufhalten ſoll, auch zu dem Meinigen machen wolle. Er hat mir ſein Verlangen ſo gar ſchriftlich hinterlaſſen, und es muß eine von meinen erſten Verrichtungen ſeyn, daß ich den jungen Leander aufſuche, und ihm davon Nachricht gebe.

Staleno. Wen? den jungen Leander? Je! das iſt ja eben mein Mündel.

Anſelmo. Leander iſt Ihr Mündel? des alten Pandolfo Sohn?

Staleno. Leander, des alten Pandolfo Sohn, iſt mein Mündel.

Anſelmo. Und eben dieſen Leander ſollte meine Tochter haben?

Philto. Eben dieſen.

Anſelmo. Was für ein glücklicher Zufall! Hätte ich mir es beſſer wünſchen können? Nun wohl, ich bekräftige alſo das Wort, das Ihnen Philto in meinem Namen gegeben hat. Kommen Sie; damit ich den lieben Mündel bald ſehen, und meine Tochter umarmen kann. Ach! wenn ich den ungerathnen Sohn nicht hätte, was für ein beneidenswürdiger Mann könnte ich ſeyn!

Siebenzehnter Auftritt.

Maskarill. Anſelmo. Philto. Staleno.

Maskarill. Ach! Unglück, unausſprechliches Unglück! Wo werde ich nun den armen Herrn Anſelmo finden?

Anſelmo. Iſt das nicht Maskarill? Was ſagt der Spitzbube?

Maskarill. Ach! unglücklicher Vater, was wirſt du zu dieſer Nachricht ſagen?

Anſelmo. Zu was für einer Nachricht?

Maskarill. Ach! der bedauernswürdige Lelio!

Anſelmo. Nun? was iſt ihm denn wiederfahren?

Maskarill. Ach! was für ein trauriger Zufall!

Anſelmo. Maskarill!

Maskarill. Ach! welche tragiſche Begebenheit!

Anſelmo. Tragiſch? Aengſtige mich nicht länger, Kerl, und ſage was es iſt. — —

Maskarill. Ach! Herr Anſelmo, Ihr Sohn — —

Anſelmo. Nun? mein Sohn?

Maskarill. Als ich ihm Ihre glückliche Ankunſt zu melden kam, fand ich ihn, mit untergeſtütztem Arme, im Lehnſtule —

Anſelmo. Und in den letzten Zügen vielleicht? — —

Maskarill. Ja, in den letzten Zügen, die er aus einer Ungerſchen Bouteille thun wollte. — Freuen Sie Sich, Herr Lelio, waren meine Worte: eben jetzt iſt Ihr lieber, ſehnlich gewünſchter Vater wieder gekommen! — Was? mein Vater? — Hier fiel ihm die Bouteille vor Schrecken aus der Hand; ſie ſprang in Stücken, und die koſtbare Neige floß auf den ſtaubigten Boden. Was? ſchrie er nochmals, mein Vater wiedergekommen? Wie wird es mir nun ergehen? — Wie Sie es verdient haben, ſagte ich. Er ſprang auf, lief zu dem Fenſter, das auf den Kanal geht, riß es auf — —

Anſelmo. Und ſtürzte ſich herab?

Maskarill. Und ſahe, was für Wetter wäre. — Geſchwind meinen Degen! — — Ich wollte ihm den Degen nicht geben, weil man Exempel hat, daß mit einem Degen groß Unglück angerichtet worden. — Was wollen Sie mit dem Degen, Herr Lelio? — — Halte mich nicht auf, oder — das oder ſprach er in einem ſo fürchterlichen Tone aus, daß ich ihm den Degen vor Schrecken gab. Er nahm ihn, und —

Anſelmo. Und that ſich ein Leides?

Maskarill. Und — —

Anſelmo. Ach! ich unglücklicher Vater! —

Achtzehnter Auftritt.

Lelio an der Scene. **Die vorigen.**

Maskarill. Und ſteckte ihn an. Komm, rief er, Maskarill; mein Vater wird auf mich zürnen, und ſein Zorn iſt mir unerträglich. Ich will nicht länger leben, ohne ihn zu verſöhnen. Er ſtürzte die Treppe herab, lief ſperrenſtreichs zum Hauſe hinaus, und warf ſich nicht weit von hier — (indem Maskarill dieſes ſagt, und Anſelmo gegen ihn gekehrt iſt, fällt ihm Lelio auf der andern Seite zu Füßen) — — zu den Füßen ſeines Vaters. — —

Lelio. Verzeihen Sie, liebſter Vater, daß ich durch dieſes Mittel verſuchen wollen, ob

Ihr Herz gegen mich noch einiges Mitleids fähig iſt. Das Traurigſte, was Sie meinetwegen beſorgten, geſchieht gewiß, wenn ich, ohne Vergebung von Ihnen zu erhalten, von Ihren Füßen aufſtehen muß. Ich bekenne, daß ich Ihrer Liebe nicht werth bin, aber ich will auch ohne dieſelbe nicht leben. Jugend und Unerfahrenheit können vieles entſchuldigen. — —

Philto. Laß dich bewegen, Anſelmo.

Staleno. Auch ich bitte für ihn. Er wird ſich beſſern.

Anſelmo. Wenn ich das nur glauben dürfte. Steh auf! Noch will ichs einmal verſuchen. Aber wo du noch einen lüderlichen Streich machſt, ſo habe ich dir nichts vergeben, und die kleinſte Ausſchweifung, die du wieder begehſt, ſoll die gewiſſe Strafe für alle andre nach ſich ziehen.

Maskarill. Das iſt billig.

Anſelmo. Den nichtswürdigen Maskarill ſage nur gleich zum Henker!

Maskarill. Das iſt unbillig! — — Doch jagen Sie mich, oder behalten Sie mich, es ſoll mir gleichviel ſeyn; nur zahlen Sie mir vorher die Summe aus, die ich Ihnen ſchon ſieben Jahr geliehen habe, und aus Großmuth noch zehn Jahr leihen wollte.

Ende des Schatzes.

Minna von Barnhelm,

oder

das Soldatenglück.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Verfertiget im Jahre 1763.

Perſonen.

Major von Tellheim, verabſchiedet.
Minna von Barnhelm.
Graf von Bruchſall, ihr Oheim.
Franciſca, ihr Mädchen.
Juſt, Bedienter des Majors.
Paul Werner, geweſener Wachtmeiſter des Majors.
Der Wirth.
Eine Dame in Trauer.
Ein Feldjäger.
Riccaut de la Marliniere.

Die Scene iſt abwechſelnd in dem Saale eines Wirthshauſes, und einem daran ſtoſſenden Zimmer.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juſt. (ſitzet in einem Winkel, ſchlummert, und redet im Traume)

Schurke von einem Wirthe! Du, uns? — Friſch, Bruder! — Schlage zu, Bruder! (Er holt aus, und erwacht durch die Bewegung) He da! ſchon wieder? Ich mache kein Auge zu, ſo ſchlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erſt die Hälfte von allen den Schlägen! — — Doch ſieh, es iſt Tag! Ich muß nur bald meinen armen Herrn aufſuchen. Mit meinem Willen ſoll er keinen Fuß mehr in das vermaledeyte Haus ſetzen. Wo wird er die Nacht zugebracht haben?

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Juſt.

Der Wirth. Guten Morgen, Herr Juſt, guten Morgen! Ey, ſchon ſo früh auf? Oder ſoll ich ſagen: noch ſo ſpät auf?

Juſt. Sage Er, was Er will.

Der Wirth. Ich ſage nichts, wie guten Morgen; und das verdient doch wohl, daß Herr Juſt, großen Dank! darauf ſagt?

Juſt. Großen Dank!

Der Wirth. Man iſt verdrießlich, wenn man ſeine gehörige Ruhe nicht haben kann. Was gilts, der Herr Major iſt nicht nach Hauſe gekommen, und Er hat hier auf ihn gelauert?

Juſt. Was der Mann nicht alles errathen kann!

Der Wirth. Ich vermuthe, ich vermuthe.

Juſt. (kehrt ſich um, und will gehen) Sein Diener!

Der Wirth. (hält ihn) Nicht doch, Herr Juſt!

Juſt. Nun gut; nicht Sein Diener!

Der Wirth. Ey, Herr Juſt! ich will doch nicht hoffen, Herr Juſt, daß Er noch von geſtern her böſe iſt? Wer wird ſeinen Zorn über Nacht behalten?

Juſt. Ich; und über alle folgende Nächte.

Der Wirth. Iſt das chriſtlich?

Juſt. Eben ſo chriſtlich, als einen ehrlichen Mann, der nicht gleich bezahlen kann, aus dem Hauſe ſtoßen, auf die Straſſe werfen.

Der Wirth. Pfuy, wer könnte ſo gottlos ſeyn?

Juſt. Ein chriſtlicher Gaſtwirth. — Meinen Herrn! ſo einen Mann! ſo einen Officier!

Der Wirth. Den hätte ich aus dem Hauſe geſtoßen? auf die Straſſe geworfen? Dazu habe ich viel zu viel Achtung für einen Officier, und viel zu viel Mitleid mit einem abgedankten! Ich habe ihm aus Noth ein ander Zimmer einräumen müſſen. — Denke Er nicht mehr daran, Herr Juſt. (er ruft in die Scene:) Holla! — Ich wills auf andere Weiſe wieder gut machen. (Ein Junge kömmt) Bring ein Gläßchen; Herr Juſt will ein Gläßchen haben; und was gutes!

Juſt. Mache Er ſich keine Mühe, Herr Wirth. Der Tropfen ſoll zu Gift werden, den — doch ich will nicht ſchwören, ich bin noch nüchtern!

Der Wirth. (zu dem Jungen, der eine Flaſche Liqueur und ein Glaß bringt) Gieb her; geh! — Nun, Herr Juſt; was ganz vortreffliches; ſtark, lieblich, geſund. (Er füllt, und reicht ihm zu) Das kann einen überwachten Magen wieder in Ordnung bringen!

Juſt. Bald dürfte ich nicht! — — Doch warum ſoll ich meiner Geſundheit ſeine Grobheit entgelten laſſen? — (Er nimmt und trinkt)

Der Wirth. Wohl bekomms, Herr Juſt!

Juſt. (indem er das Gläßchen wieder zurück giebt) Nicht übel! — Aber Herr Wirth, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Nicht doch, nicht doch! — Geſchwind noch eins; auf einem Beine iſt nicht gut ſtehen.

Juſt. (nachdem er getrunken) Das muß ich ſagen: gut, ſehr gut! — Selbſt gemacht, Herr Wirth? —

Der Wirth. Behüte! veritabler Danziger! echter, doppelter Lachs!

Juſt. Sieht Er, Herr Wirth; wenn ich heucheln könnte, ſo würde ich für ſo was heucheln; aber ich kann nicht; es muß raus — Er iſt doch ein Grobian, Herr Wirth!

Der Wirth. In meinem Leben hat mir das noch niemand geſagt. — Noch eins, Herr Juſt; aller guten Dinge ſind drey!

Juſt. Meinetwegen! (Er trinkt) Gut Ding, wahrlich gut Ding! — Aber auch die Wahrheit iſt gut Ding. — Herr Wirth, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Wenn ich es wäre, würde ich das wohl ſo mit anhören?

Juſt. O ja, denn ſelten hat ein Grobian Galle.

Der Wirth. Nicht noch eins, Herr Juſt? Eine vierfache Schnur hält deſto beſſer.

Juſt. Nein, zu viel iſt zu viel! Und was hilfts Ihn, Herr Wirth? bis auf den letzten Tropfen in der Flaſche würde ich bey meiner Rede bleiben. Pfuy, Herr Wirth, ſo guten

Danziger zu haben, und ſo ſchlechte Mores! — Einen Mann, wie meinen Herrn, der Jahr und Tag bey Ihm gewohnt, von dem Er ſchon ſo manchen ſchönen Thaler gezogen, der in ſeinem Leben keinen Heller ſchuldig geblieben iſt; weil er ein Paar Monate her nicht prompt bezahlt, weil er nicht mehr ſo viel aufgehen läßt, — in der Abweſenheit das Zimmer auszuräumen!

Der Wirth. Da ich aber das Zimmer nothwendig brauchte? da ich voraus ſahe, daß der Herr Major es ſelbſt gutwillig würde geräumt haben, wenn wir nur lange auf ſeine Zurückkunft hätten warten können? Sollte ich denn ſo eine fremde Herrſchaft wieder von meiner Thüre wegfahren laſſen? Sollte ich einem andern Wirthe ſo einen Verdienſt muthwillig in den Rachen jagen? Und ich glaube nicht einmal, daß ſie ſonſt wo untergekommen wäre. Die Wirthshäuſer ſind ietzt alle ſtark beſetzt. Sollte eine ſo junge, ſchöne, liebenswürdige Dame auf der Straſſe bleiben? Dazu iſt ſein Herr viel zu galant! Und was verliert er denn dabey? Habe ich ihm nicht ein anderes Zimmer dafür eingeräumt?

Juſt. Hinten an dem Taubenſchlage; die Ausſicht zwiſchen des Nachbars Feuermauren — —

Der Wirth. Die Ausſicht war wohl ſehr ſchön, ehe ſie der verzweifelte Nachbar verbaute. Das Zimmer iſt doch ſonſt galant, und tapeziert —

Juſt. Geweſen!

Der Wirth. Nicht doch, die eine Wand iſt es noch. Und Sein Stübchen darneben, Herr Juſt; was fehlt dem Stübchen? Es hat einen Kamin; der zwar im Winter ein wenig raucht — —

Juſt. Aber doch im Sommer recht hübſch läßt. — Herr, ich glaube gar, er vexirt uns noch eben drein? —

Der Wirth. Nu, nu, Herr Juſt, Herr Juſt —

Juſt. Mache Er Herr Juſten den Kopf nicht warm, oder —

Der Wirth. Ich machte ihn warm? der Danziger thuts! —

Juſt. Einen Officier wie meinen Herrn! Oder meint Er, daß ein abgedankter Officier nicht auch ein Officier iſt, der Ihm den Hals brechen kann? Warum waret ihr denn im Kriege ſo geſchmeidig, ihr Herren Wirthe? Warum war denn da jeder Officier ein würdiger Mann, und jeder Soldat ein ehrlicher, braver Kerl? Macht euch das Bißchen Friede ſchon ſo übermüthig?

Der Wirth. Was ereyfert Er ſich nun, Herr Juſt? —

Juſt. Ich will mich ereyfern. — —

Dritter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Juſt.

v. Tellheim. (im Hereintreten) Juſt!

Juſt. (in der Meynung, daß ihn der Wirth nenne) So bekannt ſind wir? —

v. Tellheim. Juſt!

Juſt. Ich dächte, ich wäre wohl Herr Juſt für Ihn!

Der Wirth. (der den Major gewahr wird) St! ſt! Herr, Herr, Herr Juſt — ſeh Er Sich doch um; Sein Herr — —

v. Tellheim. Juſt, ich glaube, du zankſt? Was habe ich dir befohlen?

Der Wirth O, Ihro Gnaden! zanken? da ſey Gott vor! Ihr unterthänigſter Knecht ſollte ſich unterſtehen, mit einem, der die Gnade hat Ihnen anzugehören, zu zanken?

Juſt. Wenn ich ihm doch eins auf den Katzenbuckel geben dürfte! — —

Der Wirth. Es iſt wahr, Herr Juſt ſpricht für ſeinen Herrn, und ein wenig hitzig. Aber daran thut er recht; ich ſchätze ihn um ſo viel höher; ich liebe ihn darum. —

Juſt. Daß ich ihm nicht die Zähne austreten ſoll!

Der Wirth. Nur Schade, daß er ſich umſonſt erhitzet. Denn ich bin gewiß verſichert, daß Ihro Gnaden keine Ungnade deswegen auf mich geworfen haben, weil — die Noth — mich —

v. Tellheim. Schon zu viel, mein Herr! Ich bin Ihnen ſchuldig; Sie räumen mir in meiner Abweſenheit das Zimmer aus; Sie müſſen bezahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen ſuchen. Sehr natürlich! —

Der Wirth. Wo anders? Sie wollen ausziehen, gnädiger Herr? Ich unglücklicher Mann! ich geſchlagner Mann! Nein, nimmermehr! Eher muß die Dame das Quartier wieder räumen. Der Herr Major kann ihr, will ihr ſein Zimmer nicht laſſen; das Zimmer iſt ſein; ſie muß fort; ich kann ihr nicht helfen. — Ich gehe, gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Freund, nicht zwey dumme Streiche für einen! Die Dame muß in dem Beſitze des Zimmers bleiben — —

Der Wirth. Und Ihro Gnaden ſollten glauben, daß ich aus Mißtrauen, aus Sorge für meine Bezahlung? — — Als wenn ich nicht wüßte, daß mich Ihro Gnaden bezahlen können, ſo bald Sie nur wollen. — — Das verſiegelte Beutelchen — fünfhundert Thaler Louisdor, ſtehet drauf — — welches Ihro Gnaden in dem Schreibepulte ſtehen gehabt — — iſt in guter Verwahrung. —

v. Tellheim. Das will ich hoffen; ſo wie meine übrige Sachen. — Juſt, ſoll ſie in Empfang nehmen, wenn er Ihnen die Rechnung bezahlt hat. — —

Der Wirth. Wahrhaftig, ich erſchrack recht, als ich das Beutelchen fand. — Ich habe immer Ihro Gnaden für einen ordentlichen und verſichtigen Mann gehalten, der ſich niemals ganz ausgiebt. — — Aber dennoch — — wenn ich baar Geld in dem Schreibepulte vermuthet hätte — —

v. Tellheim. Würden Sie höflicher mit mir verfahren ſeyn. Ich verſtehe Sie. — Gehen Sie nur, mein Herr; laſſen Sie mich; ich habe mit meinem Bedienten zu ſprechen. — —

Der Wirth. Aber gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Komm Juſt, der Herr will nicht erlauben, daß ich dir in ſeinem Hauſe ſage, was du thun ſollſt. — —

Der Wirth. Ich gehe ja ſchon, gnädiger Herr! — Mein ganzes Haus iſt zu Ihren Dienſten.

Vierter Auftritt.

von Tellheim. Juſt.

Juſt. (der mit dem Fuße ſtampft, und dem Wirthe nachfluchet) Pfuy!

v. Tellheim. Was giebts?

Juſt. Ich erſticke vor Bosheit.

v. Tellheim. Das wäre ſo viel, als an Vollblütigkeit.

Juſt. Und Sie — Sie erkenne ich nicht mehr, mein Herr. Ich ſterbe vor Ihren Augen, wenn Sie nicht der Schutzengel dieſes hämiſchen, unbarmherzigen Rackers ſind! Trotz Galgen und Schwerd und Rad, hätte ich ihn — hätte ich ihn mit dieſen Händen erdroſſeln, mit dieſen Zähnen zerreiſſen wollen. —

v. Tellheim. Beſtie!

Juſt. Lieber Beſtie, als ſo ein Menſch!

v. Tellheim. Was willſt du aber?

Juſt. Ich will, daß Sie es empfinden ſollen, wie ſehr man Sie beleidiget.

v. Tellheim. Und dann?

Juſt. Daß Sie Sich rächten — Nein, der Kerl iſt Ihnen zu gering. —

v. Tellheim. Sondern, daß ich es dir auftrüge, mich zu rächen? Das war von Anfang mein Gedanke. Er hätte mich nicht wieder mit Augen ſehen, und ſeine Bezahlung aus deinen Händen empfangen ſollen. Ich weiß, daß du eine Hand voll Geld mit einer ziemlich verächtlichen Miene hinwerfen kannſt. —

Juſt. So? eine vortreffliche Rache! —

v. Tellheim. Aber die wir noch verſchieben müſſen. Ich habe keinen Heller baares Geld mehr; ich weiß auch keines aufzutreiben.

Juſt. Kein baares Geld? Und was iſt denn das für ein Beutel, mit fünfhundert Thaler Louisdor, den der Wirth in Ihrem Schreibepulte gefunden?

v. Tellheim. Das iſt Geld, welches mir aufzuheben gegeben worden.

Juſt. Doch nicht die hundert Piſtolen, die Ihnen Ihr alter Wachtmeiſter vor vier oder fünf Wochen brachte?

v. Tellheim. Die nehmlichen, von Paul Wernern. Warum nicht?

Juſt. Dieſe haben Sie noch nicht gebraucht? Mein Herr, mit dieſen können Sie machen was Sie wollen. Auf meine Verantwortung —

v. Tellheim. Wahrhaftig?

Juſt. Werner hörte von mir, wie ſehr man Sie mit Ihren Foderungen an die Generalkriegeskaſſe aufzieht. – Er hörte —

v. Tellheim. Daß ich ſicherlich zum Bettler werden würde, wenn ich es nicht ſchon wäre. — Ich bin dir ſehr verbunden, Juſt. — Und dieſe Nachricht vermochte Wernern, ſein Bißchen Armuth mit mir zu theilen. — Es iſt mir doch lieb, daß ich es errathen habe. — Höre Juſt, mache mir zugleich auch deine Rechnung; wir ſind geſchiedene Leute. — —

Juſt. Wie? was?

v. Tellheim. Kein Wort mehr; es kömmt jemand. —

Fünfter Auftritt.

Eine Dame in Trauer. v. Tellheim. Juſt.

Die Dame. Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! —

v. Tellheim. Wen ſuchen Sie, Madame? —

Die Dame. Eben den würdigen Mann, mit welchem ich die Ehre habe zu ſprechen. Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin die Wittwe Ihres ehemahligen Staabsrittmeiſters —

v. Tellheim. Um des Himmels willen, gnädige Frau! welche Veränderung! —

Die Dame. Ich ſtehe von dem Krankenbette auf, auf das mich der Schmerz über den Verluſt meines Mannes warf. Ich muß Ihnen früh beſchwerlich fallen, Herr Major. Ich reiſe auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundinn eine Zuflucht vors erſte angeboten. —

v. Tellheim. (zu Juſt) Geh, laß uns allein. —

Sech-

Sechſter Auftritt.

Die Dame. **von Tellheim.**

v. Tellheim. Reden Sie frey, gnädige Frau! Vor mir dürfen Sie Sich Ihres Unglücks nicht ſchämen. Kann ich Ihnen worinn dienen?

Die Dame. Mein Herr Major —

v. Tellheim. Ich beklage Sie, gnädige Frau! Worinn kann ich Ihnen dienen? Sie wiſſen, Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, ſage ich; ich war immer karg mit dieſem Titel.

Die Dame. Wer weiß es beſſer, als ich, wie werth Sie ſeiner Freundſchaft waren, wie werth er der Ihrigen war? Sie würden ſein letzter Gedanke, Ihr Name der letzte Ton ſeiner ſterbenden Lippen geweſen ſeyn, hätte nicht die ſtärkere Natur dieſes traurige Vorrecht für ſeinen unglücklichen Sohn, für ſeine unglückliche Gattinn gefodert —

v. Tellheim. Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern; aber ich habe heute keine Thränen. Verſchonen Sie mich! Sie finden mich in einer Stunde, wo ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorſicht zu murren. — O mein rechtſchaffner Marloff! Geſchwind, gnädige Frau, was haben Sie zu befehlen? Wenn ich Ihnen zu dienen im Stande bin, wenn ich es bin —

Die Dame. Ich darf nicht abreiſen, ohne ſeinen letzten Willen zu vollziehen. Er erinnerte ſich kurz vor ſeinem Ende, daß er als Ihr Schuldner ſterbe, und beſchwor mich, dieſe Schuld mit der erſten Baarſchaft zu tilgen. Ich habe ſeine Equipage verkauft, und komme ſeine Handſchrift einzulöſen. —

v. Tellheim. Wie, gnädige Frau? darum kommen Sie?

Die Dame. Darum. Erlauben Sie, daß ich das Geld aufzehle.

v. Tellheim. Nicht doch, Madame! Marloff mir ſchuldig? das kann ſchwerlich ſeyn. Laſſen Sie doch ſehen. (Er ziehet ſein Taſchenbuch heraus, und ſucht) Ich finde nichts.

Die Dame. Sie werden ſeine Handſchrift verlegt haben, und die Handſchrift thut nichts zur Sache. — Erlauben Sie —

v. Tellheim. Nein, Madame! ſo etwas pflege ich nicht zu verlegen. Wenn ich ſie nicht habe, ſo iſt es ein Beweis, daß ich nie eine gehabt habe, oder daß ſie getilgt, und von mir ſchon zurück gegeben worden.

Die Dame. Herr Major! —

v. Tellheim. Ganz gewiß, gnädige Frau. Marloff iſt mir nichts ſchuldig geblieben. Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er mir jemals etwas ſchuldig geweſen wäre. Nicht anders, Madame; er hat mich vielmehr als ſeinen Schuldner hinterlaſſen. Ich habe nie etwas thun können, mich mit einem Manne abzufinden, der ſechs Jahr Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir getheilet. Ich werde es nicht vergeſſen, daß ein Sohn von ihm da iſt. Er wird mein Sohn ſeyn, ſo bald ich ſein Vater ſeyn kann. Die Verwirrung, in der ich mich ietzt ſelbſt befinde —

Die Dame. Edelmüthiger Mann! Aber denken Sie auch von mir nicht zu klein. Nehmen Sie das Geld, Herr Major; ſo bin ich wenigſtens beruhiget. —

v. Tellheim. Was brauchen Sie zu Ihrer Beruhigung weiter, als meine Verſicherung, daß mir dieſes Geld nicht gehöret? Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Wayſe meines Freundes beſtehlen ſoll? Beſtehlen, Madame; das würde es in dem eigentlichſten Verſtande ſeyn. Ihm gehört es; für ihn legen Sie es an. —

Die Dame. Ich verſtehe Sie; verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß. Woher wiſſen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als ſie für ihr eigen Leben thun würde? Ich gehe —

v. Tellheim. Gehen Sie, Madame, gehen Sie! Reiſen Sie glücklich! Ich bitte Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Sie möchte mir zu einer Zeit kommen, wo ich ſie nicht nutzen könnte. Aber noch eines, gnädige Frau; bald hätte ich das Wichtigſte vergeſſen. Marloff hat noch an der Kaſſe unſers ehemaligen Regiments zu fodern. Seine Foderungen ſind ſo richtig, wie die meinigen. Werden meine bezahlt, ſo müſſen auch die ſeinigen bezahlt werden. Ich hafte dafür. —

Die Dame. O! mein Herr — Aber ich ſchweige lieber. — Künftige Wohlthaten ſo vorbereiten, heißt ſie in den Augen des Himmels ſchon erwieſen haben. Empfangen Sie ſeine Belohnung; und meine Thränen! (geht ab)

Siebender Auftritt.

von Tellheim.

Armes, braves Weib! Ich muß nicht vergeſſen, den Bettel zu vernichten. (er nimmt aus ſeinem Taſchenbuche Briefſchaften, die er zerreißt) Wer ſteht mir dafür, daß eigner Mangel mich nicht einmal verleiten könnte, Gebrauch davon zu machen?

Achter Auftritt.

Juſt. v. Tellheim.

v. Tellheim. Biſt du da?

Juſt. (indem er ſich die Augen wiſcht) Ja!

v. Tellheim. Du haſt geweint?

Juſt. Ich habe in der Küche meine Rechnung geſchrieben, und die Küche iſt voll Rauch. Hier iſt ſie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Juſt. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menſchen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willſt du? —

Juſt. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abſchied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (ſchlägt die Rechnung auf, und lieſet) "Was der Herr Major mir ſchuldig: Drey und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem erſten dieſes, an Kleinigkeiten ausgelegt, 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum, 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf." — Gut, und es iſt billig, daß ich dir dieſen laufenden Monat ganz bezahle.

Juſt. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (lieſet) "Was dem Herrn Major ich ſchuldig: An den Feldſcheer

„ für mich bezahlt, 25 Thaler. Für Wartung und
„ Pflege, während meiner Kur, für mich bezahlt,
„ 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplün-
„ derten Vater, auf meine Bitte, vorgeſchoſſen, ohne
„ die zwey Beutepferde zu rechnen, die er ihm
„ geſchenkt, 50 Thaler. Summa Summarum,
„ 114 Thaler. Davon abgezogen vorſtehende
„ 22 Thl. 17 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major
„ ſchuldig, 91 Thlr. 16 gr. 3 Pf. — Kerl, du biſt
toll! —

Juſt. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koſte. Aber es wäre verlorne Dinte, es dazu zu ſchreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Liverey nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — ſo wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren laſſen.

v. Tellheim. Wofür ſiehſt du mich an? Du biſt mir nichts ſchuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bey dem du es beſſer haben ſollſt, als bey mir.

Juſt. Ich bin Ihnen nichts ſchuldig, und doch wollen Sie mich verſtoßen?

v. Tellheim. Weil ich dir nichts ſchuldig werden will.

Juſt. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen ſchuldig bin, ſo gewiß Sie mir nichts ſchuldig werden können, ſo gewiß ſollen Sie mich nun nicht verſtoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bey Ihnen; ich muß bey Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungeſtümes Weſen gegen alle, von denen du meyneſt, daß Sie dir nichts zu ſagen haben, deine tückiſche Schadenfreude, deine Rachſucht — —

Juſt. Machen Sie mich ſo ſchlimm, wie Sie wollen; ich will darum doch nicht ſchlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter gieng ich in der Demmerung an dem Kanale, und hörte etwas winſeln. Ich ſtieg herab, und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Waſſer. Auch gut; dachte ich. Der Pudel kam mir nach: aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umſonſt; ich prügelte ihn von mir, umſonſt. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, ſtieß ich ihn mit dem Fuße; er ſchrie, ſahe mich an, und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Biſſen Brod aus meiner Hand bekommen; und doch bin ich der einzige, dem er hört, und der ihn anrühren darf. Er ſpringt vor mir her, und macht mir ſeine Künſte unbefohlen vor. Es iſt ein häßlicher Budel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, ſo höre ich endlich auf, den Budeln gram zu ſeyn.

v. Tellheim. (bey Seite) So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenſchen! — — Juſt, wir bleiben beyſammen.

Juſt. Ganz gewiß! — Sie wollten Sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergeſſen Ihrer Bleſſuren, und daß Sie nur eines Armes mächtig ſind. Sie können Sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich; und bin, — — ohne mich ſelbſt zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kömmt, — für ſeinen Herrn betteln und ſtehlen kann.

v. Tellheim. Juſt, wir bleiben nicht beyſammen.

Juſt. Schon gut!

Neunter Auftritt.

Ein Bedienter. v. Tellheim. Juſt.

Der Bediente. Bſt! Kammerad!

Juſt. Was giebts?

Der Bediente. Kann Er mir nicht den Officier nachweiſen, der geſtern noch in dieſem Zimmer (auf eines an der Seite zeigend, von welcher er herkömmt) gewohnt hat?

Juſt. Das dürfte ich leicht können. Was bringt Er ihm?

Der Bediente. Was wir immer bringen, wenn wir nichts bringen; ein Kompliment. Meine Herrſchaft hört, daß er durch ſie verdrengt worden. Meine Herrſchaft weiß zu leben, und ich ſoll ihn desfalls um Verzeihung bitten.

Juſt. Nun ſo bitte Er ihn um Verzeihung; da ſteht er.

Der Bediente. Was iſt er? Wie nennt man ihn?

v. Tellheim. Mein Freund, ich habe Euern Auftrag ſchon gehört. Es iſt eine überflüſſige Höflichkeit von Eurer Herrſchaft, die ich erkenne, wie ich ſoll. Macht ihr meinen Empfehl. — Wie heißt Eure Herrſchaft? —

Der Bediente. Wie ſie heißt? Sie läßt ſich gnädiges Fräulein heiſſen.

v. Tellheim. Und ihr Familienname?

Der Bediente. Den habe ich noch nicht gehört, und darnach zu fragen, iſt meine Sache nicht. Ich richte mich ſo ein, daß ich, meiſtentheils aller ſechs Wochen, eine neue Herrſchaft habe. Der Henker behalte alle ihre Namen! —

Juſt. Bravo, Kammerad! —

Der Bediente. Zu dieſer bin ich erſt vor wenig Tagen in Dresden gekommen. Sie ſucht, glaube ich, hier ihren Bräutigam. —

v. Tellheim. Genug, mein Freund. Den Namen Eurer Herrſchaft wollte ich wiſſen; aber nicht ihre Geheimniſſe. Geht nur!

Der Bediente. Kammerad, das wäre kein Herr für mich!

Zehnter Auftritt.

v. Tellheim. Juſt.

v. Tellheim. Mache, Juſt, mache, daß wir aus dieſem Hauſe kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame iſt mir empfindlicher, als die Grobheit des Wirths. Hier nimm dieſen Ring; die einzige Koſtbarkeit, die mir übrig iſt; von der ich nie geglaubt hätte, einen ſolchen Gebrauch zu machen! — Verſetze ihn! laß dir achtzig Friedrichsdor darauf geben; die Rechnung des Wirths kann keine dreyßig betragen. Bezahle ihn, und räume meine Sachen — Ja, wohin? — Wohin du willſt. Der wohlfeilſte Gaſthof der beſte. Du ſollſt mich hier neben an, auf dem Kaffeehauſe, treffen. Ich gehe, mache deine Sache gut. —

Juſt. Sorgen Sie nicht, Herr Major! —

v. Tellheim. (kömmt wieder zurück) Vor allen Dingen, daß meine Piſtolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergeſſen werden.

Juſt. Ich will nichts vergeſſen.

v. Tellheim. (kömmt nochmals zurück) Noch eins; nimm mir auch deinen Budel mit; hörſt du, Juſt! —

Eilfter Auftritt.

Juſt.

Der Budel wird nicht zurück bleiben. Dafür laß ich den Budel ſorgen. — Hm! auch den koſtbaren Ring hat der Herr noch gehabt? Und trug ihn in der Taſche, anſtatt am Finger? — Guter Wirth, wir ſind ſo kahl noch nicht, als wir ſcheinen. Bey ihm, bey ihm ſelbſt will ich dich verſetzen, ſchönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert ſich, daß du in ſeinem Hauſe nicht ganz ſollſt verzehrt werden! — Ah —

Zwölfter Auftritt.

Paul Werner. Juſt.

Juſt. Sieh da, Werner! guten Tag, Werner! willkommen in der Stadt!

Werner. Das verwünſchte Dorf! Ich kanns unmöglich wieder gewohne werden. Luſtig, Kinder, luſtig; ich bringe friſches Geld! Wo iſt der Major?

Juſt. Er muß dir begegnet ſeyn; er gieng eben die Treppe herab.

Werner. Ich komme die Hintertreppe herauf. Nun wie gehts ihm? Ich wäre ſchon vorige Woche bey euch geweſen, aber —

Juſt. Nun? was hat dich abgehalten? —

Werner. — Juſt, — haſt du von dem Prinzen Heraklius gehört?

Juſt. Heraklius? Ich wüßte nicht.

Werner. Kennſt du den großen Helden im Morgenlande nicht?

Juſt. Die Weiſen aus dem Morgenlande kenn ich wohl, die ums Neujahr mit dem Sterne herumlauffen. — —

Werner. Menſch, ich glaube, du lieſeſt eben ſo wenig die Zeitungen, als die Bibel? — Du kennſt den Prinz Heraklius nicht? den braven Mann nicht, der Perſien weggenommen, und nächſter Tage die ottomanniſche Pforte einſprengen wird? Gott ſey Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg iſt! Ich habe lange genug gehoft, es ſollte hier wieder losgehen. Aber da ſitzen ſie, und heilen ſich die Haut. Nein, Soldat war ich, Soldat muß ich wieder ſeyn! Kurz — (indem er ſich ſchüchtern umſieht, ob ihn jemand behorcht) im Vertrauen, Juſt; ich wandere nach Perſien, um unter Sr. Königliche Hoheit, dem Prinzen Heraklius, ein Paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

Juſt. Du?

Werner. Ich, wie du mich hier ſiehſt! Unſere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken; und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls, und gute Chriſten wären. Freylich begreiffe ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb ſo luſtig ſeyn kann, als einer wider den Franzoſen; aber dafür muß er auch deſto verdienſtſicher ſeyn, in dieſem und in jenem Leben. Die Türken haben dir alle Säbels, mit Diamanten beſetzt —

Juſt. Um mir von ſo einem Säbel den Kopf ſpalten zu laſſen, reiſe ich nicht eine Meile. Du wirſt doch nicht toll ſeyn, und dein ſchönes Schulzengerichte verlaſſen? —

Werner. O, das nehme ich mit! — Merkſt du was? — Das Gütchen iſt verkauft —

Juſt. Verkauft?

Werner. St! — hier ſind hundert Dukaten, die ich geſtern auf den Kauf bekommen; die bring ich dem Major —

Juſt. Und was ſoll der damit?

Werner. Was er damit ſoll? Verzehren ſoll er ſie; verſpielen, vertrinken, ver — wie er will. Der Mann muß Geld haben, und es iſt ſchlecht genug, daß man ihm das Seinige ſo ſauer macht! Aber ich wüßte ſchon, was ich thäte, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Ich dächte: hohl euch hier alle der Henker; und gienge mit Paul Wernern, nach Perſien! — Blitz! — der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben

haben; wenn er auch ſchon ſeinen geweſenen Wachtmeiſter, Paul Wernern, nicht kennt. Unſere Affaire bey den Katzenhäuſern —

Juſt. Soll ich dir die erzählen? —

Werner. Du mir? — Ich merke wohl, daß eine ſchöne Diſpoſition über deinen Verſtand geht. Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen. — Da nimm die hundert Dukaten; gieb ſie dem Major. Sage ihm: er ſoll mir auch die aufheben. Ich muß ietzt auf den Markt; ich habe zwey Wiſpel Rocken herein geſchickt; was ich daraus löſe, kann er gleichfalls haben —

Juſt. Werner, du meyneſt es herzlich gut; aber wir mögen dein Geld nicht. Behalte deine Dukaten, und deine hundert Piſtolen kannſt du auch unverſehrt wieder bekommen, ſobald als du willſt —

Werner. So? hat denn der Major noch Geld?

Juſt. Nein.

Werner. Und wovon lebt ihr denn?

Juſt. Wir laſſen anſchreiben, und wenn man nicht mehr anſchreiben will, und uns zum Hauſe herauswirft, ſo verſetzen wir, was wir noch haben, und ziehen weiter. — Höre nur, Paul; dem Wirthe hier müſſen wir einen Poſſen ſpielen.

Werner. Hat er dem Major was in den Weg gelegt? — Ich bin dabey! —

Juſt. Wie wärs, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie kömmt, aufpaßten, und ihn brav durchprügelten? —

Werner. Des Abends? — aufpaßten? — ihrer Zwey, einem? — Das iſt nichts. —

Juſt. Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf anſteckten? —

Werner. Sengen und brennen? — Kerl, man hörts, daß du Packknecht geweſen biſt, und nicht Soldat; — pfuy!

Juſt. Oder, wenn wir ihm ſeine Tochter zur Hure machten? Sie iſt zwar verdammt häßlich —

Werner. O da wird ſies lange ſchon ſeyn; Und allenfalls brauchſt du auch hierzu keinen Gehülfen. Aber was haſt du denn? was giebts denn?

Juſt. Komm nur, du ſollſt dein Wunder hören!

Werner. So iſt der Teufel wohl hier gar los?

Juſt. Ja wohl; komm nur!

Werner. Deſto beſſer! Nach Perſien alſo, nach Perſien!

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Minna von Barnhelm. Franciska. (Die Scene iſt in dem Zimmer des Fräuleins.)

Das Fräulein. (im Negligee, nach ihrer Uhr ſehend) Franciska, wir ſind auch ſehr früh aufgeſtanden. Die Zeit wird uns lang werden.

Franciska. Wer kann in den verzweifelten großen Städten ſchlafen? Die Karoſſen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals — das hört nicht auf zu raſſeln, zu ſchreyen, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen; gerade, als ob die Nacht zu nichts weniger wäre, als zur Ruhe. — Eine Taſſe Thee, gnädiges Fräulein? —

Das Fräulein. Der Thee ſchmeckt mir nicht. —

Franciska. Ich will von unſerer Schokolate machen laſſen.

Das Fräulein. Laß machen, für dich!

Franciska. Für mich? Ich wollte eben ſo gern für mich allein plaudern, als für mich allein trinken. — Freylich wird uns die Zeit ſo lang werden. — Wir werden, vor langer Weile, uns putzen müſſen, und das Kleid verſuchen, in welchem wir den erſten Sturm geben wollen.

Das Fräulein. Was redeſt du von Stürmen, da ich bloß herkomme, die Haltung der Kapitulation zu fordern?

Franciska. Und der Herr Officier, den wir vertrieben, und dem wir das Kompliment darüber machen laſſen; er muß auch nicht die feinſte Lebensart haben; ſonſt hätte er wohl um die Ehre können bitten laſſen, uns ſeine Aufwartung machen zu dürfen. —

Das Fräulein. Es ſind nicht alle Officiere Tellheims. Die Wahrheit zu ſagen, ich ließ ihm das Kompliment auch blos machen, um Gelegenheit zu haben, mich nach dieſem bey ihm zu erkundigen. — Franciska, mein Herz ſagt es mir, daß meine Reiſe glücklich ſeyn wird, daß ich ihn finden werde. —

Franciska. Das Herz, gnädiges Fräulein? Man traue doch ja ſeinem Herzen nicht zu viel. Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Maule. Wenn das Maul eben ſo geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, ſo wäre die Mode längſt aufgekommen, die Mäuler unterm Schloße zu tragen.

Das Fräulein. Ha! ha! mit deinen Mäulern unterm Schloſſe! Die Mode wäre mir eben recht!

Franciska. Lieber die ſchönſten Zähne nicht gezeigt, als alle Augenblicke das Herz darüber ſpringen laſſen!

Das Fräulein. Was? biſt du ſo zurückhaltend? —

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein; ſondern ich wollte es gern mehr ſeyn. Man ſpricht ſelten von der Tugend, die man hat; aber deſto öfters von der, die uns fehlt.

Das Fräulein. Siehſt du, Franciſka? da haſt du eine ſehr gute Anmerkung gemacht. —

Franciſka. Gemacht? macht man das, was einem ſo einfällt? —

Das Fräulein. Und weißt du, warum ich eigentlich dieſe Anmerkung ſo gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim.

Franciſka. Was hätte bey Ihnen nicht auch Beziehung auf ihn?

Das Fräulein. Freund und Feind ſagen daß er der tapferſte Mann von der Welt iſt. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtſchaffenſte Herz, aber Rechtſchaffenheit und Edelmuth ſind Worte, die er nie auf die Zunge bringt.

Franciſka. Von was für Tugenden ſpricht er denn?

Das Fräulein. Er ſpricht von keiner; denn ihm fehlt keine.

Franciſka. Das wollte ich nur hören.

Das Fräulein. Warte, Franciſka; ich beſinne mich. Er ſpricht ſehr oft von Oekonomie. Im

Vertrauen, Franciska; ich glaube, der Mann iſt ein Verſchwender.

Franciska. Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch ſehr oft der Treue und Beſtändigkeit gegen Sie erwähnen hören. - Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeiſt wäre?

Das Fräulein. Du Unglückliche! — Aber meyneſt du das im Ernſte, Franciska?

Franciska. Wie lange hat er Ihnen nun ſchon nicht geſchrieben?

Das Fräulein. Ach! ſeit dem Frieden hat er mir nur ein einzigesmal geſchrieben.

Franciska. Auch ein Seufzer wider den Frieden! Wunderbar! der Friede ſollte nur das Böſe wieder gut machen, das der Krieg geſtiftet, und er zerrüttet auch das Gute, was dieſer ſein Gegenpart etwa noch veranlaſſet hat. Der Friede ſollte ſo eigenſinnig nicht ſeyn! — Und wie lange haben wir ſchon Friede? Die Zeit wird einem gewaltig lang, wenn es ſo wenig Neuigkeiten giebt. — Umſonſt gehen die Poſten wieder richtig; niemand ſchreibt; denn niemand hat was zu ſchreiben.

Das Fräulein. Es iſt Friede, ſchrieb er mir und ich nähere mich der Erfüllung meiner Wünſche. — Aber, daß er mir dieſes nur ein einzigesmal geſchrieben —

Franciska. Daß er uns zwingt, dieſer Erfüllung der Wünſche ſelbſt entgegen zu eilen: finden wir ihn nur; das ſoll er uns entgelten! — Wenn indeß der Mann doch Wünſche erfüllt hätte, und wir erführen hier —

Das Fräulein. (ängſtlich und hitzig) Daß er tod wäre?

Franciska. Für Sie, gnädiges Fräulein; in den Armen einer andern. —

Das Fräulein. Du Quälgeiſt! Warte, Franciska, er ſoll dir es gedenken! — Doch ſchwatze nur; ſonſt ſchlafen wir wieder ein. — Sein Regiment ward nach dem Frieden zerriſſen. Wer weiß, in welche Verwirrung von Rechnungen und Nachweiſungen er dadurch gerathen? Wer weiß, zu welchem andern Regimente, in welche entlegne Provinz er verſetzt worden? Wer weiß, welche Umſtände — Es pocht jemand.

Franciska. Herein!

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth. (den Kopf voransteckend) Iſt es erlaubt, meine gnädige Herrſchaft? —

Franciska. Unſer Herr Wirth? — Nur vollends herein.

Der Wirth. (mit einer Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibezeug in der Hand.) Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünſchen — (zur Franciska) und auch Ihr, mein ſchönes Kind, —

Franciska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franciska. Und wünſchen Ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirth. Darf ich mich unterſtehen zu fragen, wie Ihro Gnaden die erſte Nacht unter meinem ſchlechten Dache geruhet? —

Franciska. Das Dach iſt ſo ſchlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können beſſer ſeyn.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wohl geruht? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reiſe —

Das Fräulein. Es kann ſeyn.

Der Wirth. Gewiß, gewiß! denn ſonſt —. Indeß ſollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit geweſen ſeyn, ſo geruhen Ihro Gnaden, nur zu befehlen.

Franciska. Gut, Herr Wirth, gut! Wir ſind auch nicht blöde; und am wenigſten muß man im Gaſthofe blöde ſeyn. Wir wollen ſchon ſagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirth. Hiernächſt komme ich zugleich — (indem er die Feder hinter dem Ohre hervorzieht)

Franciska. Nun? —

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden ſchon die weiſen Verordnungen unſrer Policey —

Das Fräulein. Nicht im geringſten, Herr Wirth —

Der Wirth. Wir Wirthe ſind angewieſen, keinen Fremden, wes Standes und Geſchlechts er auch ſey, vier und zwanzig Stunden zu behauſen, ohne ſeinen Namen, Heymath, Charackter, hieſige Geſchäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und ſo weiter, gehörigen Orts, ſchriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihro Gnaden werden alſo Sich gefallen laſſen — (indem er an einen Tiſch tritt, und ſich fertig macht, zu ſchreiben)

Das Fräulein. Sehr gern, — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (er ſchreibt) „Dato, den 22. Auguſt a. c. „allhier zum Könige von Spanien angelangt„ — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Der Wirth. (ſchreibt) „von Barnhelm„ — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachſen.

Der Wirth. (ſchreibt) „Gütern aus Sachſen.„ — Aus Sachſen! Ey, ey, aus Sachſen, gnädiges Fräulein? aus Sachſen?

Franciska. Nun? warum nicht? Es iſt doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachſen zu ſeyn?

Der Wirth. Eine Sünde? behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachſen alſo? Ey, ey! aus Sachſen! das liebe Sachſen! — Aber wo mir recht iſt, gnädiges Fräulein, Sachſen iſt nicht klein, und hat mehrere, — wie ſoll ich es nennen? — Diſtrickte, Provinzen. — Unſere Policey iſt ſehr exackt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Ich verſtehe: von meinen Gütern aus Thüringen alſo.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das iſt beſſer, gnädiges Fräulein, das iſt genauer. — (ſchreibt und lieſt) „Das Fräulein von Barnhelm, „kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebſt „einer Kammerfrau und zwey Bedienten„ —

Franciska. Einer Kammerfrau? das ſoll ich wohl ſeyn?

Der Wirth. Ja, mein ſchönes Kind. —

Franciska. Nun, Herr Wirth, ſo ſetzen Sie anſtatt Kammerfrau, Kammerjungfer. — Ich höre, die Policey iſt ſehr exackt; es möchte ein Mißverſtändniß geben, welches mir bey meinem Aufgebothe einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer, und heiße Franciska;

mit dem Geſchlechtsnamen, Willig; Franciska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt klein Rammsdorf. Die Mühle hat ietzt mein Bruder. Ich kam ſehr jung auf den Hof, und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir ſind von einem Alter; künftige Lichtmeß ein und zwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn mich die Policey recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein ſchönes Kind; das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihro Gnaden etwas bey des Königs Majeſtät?

Das Fräulein. O, nein!

Der Wirth. Oder bey unſern hohen Juſtitzkollegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirth. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen ſich dieſe eigne Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen ſich — Franciska, ich glaube wir werden vernommen.

Franciska. Herr Wirth, die Policey wird doch nicht die Geheimniſſe eines Frauenzimmers zu wiſſen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein ſchönes Kind: die Policey will alles wiſſen; und beſonders Geheimniſſe.

Franciska. Ja nun, gnädiges Fräulein; was iſt zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Policey bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrinn ſagen?

Franciska. Wir kommen, dem Könige einen Officier wegzukapern —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind! mein Kind! —

Franciska. Oder uns von dem Officiere kapern zu laſſen. Beydes iſt eins.

Das Fräulein. Franciska, biſt du toll? — Herr Wirth, die Naſeweiſe hat Sie zum beſten. —

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann ſie ſcherzen ſo viel, wie ſie will; nur mit einer hohen Policey —

Das Fräulein. Wiſſen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieſer Sache nicht zu nehmen. Ich dächte, Sie ließen die ganze Schreiberey bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen ſchon geſtern geſagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte, zwey Meilen von hier, mit ſeinem Wagen; und wollte durchaus nicht, daß mich dieſer Zufall eine Nacht mehr koſten ſollte. Ich mußte alſo voran. Wenn er vier und zwanzig Stunden nach mir eintrifft, ſo iſt es das Längſte.

Der Wirth. Nun ja, gnädiges Fräulein, ſo wollen wir ihn erwarten.

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen beſſer antworten können. Er wird wiſſen, wem, und wie weit er ſich zu entdecken hat; was er von ſeinen Geſchäften anzeigen muß, und was er davon verſchweigen darf.

Der Wirth. Deſto beſſer! Freylich, freylich kann man von einem jungen Mädchen (zu Franciska mit einer bedeutenden Miene ansehend) nicht verlangen, daß es eine ernſthafte Sache, mit ernſthaften Leuten, ernſthaft tractire —

Das Fräulein. Und die Zimmer für ihn, ſind doch in Bereitſchaft, Herr Wirth?

Der Wirth. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig; bis auf das eine —

Franciska. Aus dem Sie vielleicht auch noch erſt einen ehrlichen Mann vertreiben müſſen?

Der Wirth. Die Kammerjungfern aus Sachſen, gnädiges Fräulein, ſind wohl ſehr mitleidig. —

Das Fräulein. Doch, Herr Wirth; das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen ſollen.

Der Wirth. Wie ſo, gnädiges Fräulein, wie ſo?

Das Fräulein. Ich höre, daß der Officier, welcher durch uns verdrengt worden —

Der Wirth. Ja nur ein abgedankter Officier iſt, gnädiges Fräulein —

Das Fräulein. Wenn ſchon! —

Der Wirth. Mit dem es zu Ende geht. —

Das Fräulein. Deſto ſchlimmer! Es ſoll ein ſehr verdienter Mann ſeyn.

Der Wirth. Ich ſage Ihnen ja, daß er abgedankt iſt.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen.

Der Wirth. O gewiß, er kennt ſie, er kennt ſie alle. —

Das Fräulein. So kann er ſie nicht alle belohnen.

Der Wirth. Sie wären alle belohnt, wenn ſie darnach gelebt hätten. Aber ſo lebten die Herren, währendes Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde; als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben ſeyn würde. Jetzt liegen alle Wirthshäuſer und Gaſthöfe von ihnen voll; und ein Wirth hat ſich wohl mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit dieſem noch ſo ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, ſo hatte er doch noch Geldes werth; und zwey, drey Monate hätte ich ihn freylich noch ruhig können ſitzen laſſen. Doch beſſer iſt beſſer. — A propos, gnädiges Fräulein; Sie verſtehen Sich doch auf Juwelen? —

Das Fräulein. Nicht ſonderlich.

Der Wirth. Was ſollten Ihro Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen koſtbaren Ring. Zwar gnädiges Fräulein, haben da auch einen ſehr ſchönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen ſo ähnlich iſt. — O! ſehen Sie doch, ſehen Sie doch! (indem er ihn aus dem Futteral heraus nimmt, und der Fräulein zureicht) Welch ein Feuer! der mittelſte Brillant allein wiegt über fünf Karat.

Das Fräulein. (ihn betrachtend) Wo bin ich? — Was ſeh ich? Dieſer Ring —

Der Wirth. Iſt ſeine funfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

Das Fräulein. Franciſka! — Sieh doch! —

Der Wirth. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Piſtolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennſt du ihn nicht, Franciska?

Franciska. Der nehmliche! — Herr Wirth, wo haben Sie dieſen Ring her? —

Der Wirth. Nun, mein Kind? Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Franciska. Wir kein Recht an dieſem Ringe? — Innwerts auf dem Kaſten muß der Fräulein verzogner Name ſtehn. — Weiſen Sie doch, Fräulein.

Das Fräulein. Er iſts, er iſts! — Wie kommen Sie zu dieſem Ringe, Herr Wirth?

Der Wirth. Ich? auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt. —. Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo ſich der Ring eigentlich herſchreibt? Währendes Krieges hat manches ſeinen Herrn, ſehr oft, mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachſen über die Grenze gegangen ſeyn. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Franciska. Erſt geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirth. Von einem Manne, dem ich ſo was nicht zutrauen kann; von einem ſonſt guten Manne ---

Das Fräulein. Von dem beſten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von ſeinem Eigenthümer haben. — Geſchwind bringen Sie mir den Mann! Er iſt es ſelbſt, oder wenigſtens muß er ihn kennen.

Der Wirth. Wer denn? wen denn, gnädiges Fräulein?

Franciska. Hören Sie denn nicht? unſern Major.

Der Wirth. Major? Recht, er iſt Major, der dieſes Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Tellheim?

Der Wirth. Von Tellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er iſt hier? Tellheim iſt hier? Er? er hat in dieſem Zimmer gewohnt? Er! er hat Ihnen dieſen Ring verſetzt? Wie kömmt der Mann in dieſe Verlegenheit? Wo iſt er? Er iſt Ihnen ſchuldig? — — Franciska, die Schatulle her! Schließ auf! (indem ſie Franciska auf den Tiſch ſetzt, und öfnet) Was iſt er Ihnen ſchuldig? Wem iſt er mehr ſchuldig? Bringen Sie mir alle ſeine Schuldner. Hier iſt Geld. Hier ſind Wechſel. Alles iſt ſein!

Der Wirth. Was höre ich?

Das Fräulein. Wo iſt er? wo iſt er?

Der Wirth. Noch vor einer Stunde war er hier.

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn ſo unfreundlich, ſo hart, ſo grauſam ſeyn?

Der Wirth. Ihro Gnaden verzeihen —

Das Fräulein. Geſchwind, ſchaffen Sie mir ihn zur Stelle.

Der Wirth. Sein Bedienter iſt vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß er ihn aufſuchen ſoll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie; für dieſen Dienſt allein, will ich es vergeſſen, wie ſchlecht Sie mit ihm umgegangen ſind. —

Franciska. Fix, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! (ſtößt ihn heraus)

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun habe ich ihn wieder, Franciska! Siehſt du, nun habe ich ihn wieder! Ich weiß nicht, wo ich vor Freuden bin! Freue dich doch mit, liebe Franciska. Aber freylich, warum du? Doch du ſollſt dich, du mußt dich mit mir freuen. Komm, Liebe, ich will dich beſchenken, damit du dich mit mir freuen kannſt. Sprich, Franciska, was ſoll ich dir geben? Was ſteht dir von meinen Sachen an? Was hätteſt du gern? Nimm, was du willſt; aber freue dich nur. Ich ſehe wohl, du wirſt dir nichts nehmen. Warte! (ſie faßt in die Schatulle) da, liebe Franciska; (und giebt ihr Geld) kaufe dir, was du gern hätteſt. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt.

Aber freue dich nur mit mir. Es iſt ſo traurig, ſich allein zu freuen. Nun, ſo nimm doch —

Franciska. Ich ſtehle es Ihnen, Fräulein; Sie ſind trunken, von Fröhlichkeit trunken. —

Das Fräulein. Mädchen, ich habe einen zänkiſchen Rauſch, nimm, oder — (ſie zwingt ihr das Geld in die Hand.) Und wenn du dich bedankeſt! — Warte; gut, daß ich daran denke. (ſie greift nochmals in die Schatulle nach Geld.) Das, liebe Franciska, ſteck bey Seite; für den erſten bleßirten armen Soldaten, der uns anſpricht. —

Vierter Auftritt.

Der Wirth. Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun? wird er kommen?

Der Wirth. Der widerwärtige, ungeſchliffene Kerl!

Das Fräulein. Wer?

Der Wirth. Sein Bedienter. Er weigert ſich, nach ihm zu gehen.

Franciſka. Bringen Sie doch den Schurken her. — Des Majors Bediente kenne ich ja wohl alle. Welcher wäre denn das?

Das Fräulein. Bringen Sie ihn geſchwind her. Wenn er uns ſieht, wird er ſchon gehen.

(Der Wirth geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciſka.

Das Fräulein. Ich kann den Augenblick nicht erwarten. Aber, Franciſka, du biſt noch immer ſo kalt? Du willſt dich noch nicht mit mir freuen?

Franciſka. Ich wollte von Herzen gern; wenn nur —

Das Fräulein. Wenn nur?

Franciſka. Wir haben den Mann wiedergefunden; aber wie haben wir ihn wiedergefunden? Nach allem, was wir von ihm hören, muß es ihm übel gehn. Er muß unglücklich ſeyn. Das jammert mich.

Das Fräulein. Jammert dich? — Laß dich dafür umarmen, meine liebſte Geſpielinn! Das will ich dir nie vergeſſen! — Ich bin nur verliebt, und du biſt gut. —

Sechſter Auftritt.

Der Wirth. Juſt. Die Vorigen.

Der Wirth. Mit genauer Noth bring ich ihn.

Franciska. Ein fremdes Geſicht! Ich kenne ihn nicht.

Das Fräulein. Mein Freund, iſt Er bey dem Major von Tellheim?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Wo iſt ſein Herr?

Juſt. Nicht hier.

Das Fräulein. Aber Er weiß ihn zu finden?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Will Er ihn nicht geſchwind herholen?

Juſt. Nein.

Das Fräulein. Er erweiſt mir damit einen Gefallen. —

Juſt. Ey!

Das Fräulein. Und ſeinem Herrn einen Dienſt. —

Juſt. Vielleicht auch nicht. —

Das Fräulein. Woher vermuthet Er das?

Juſt. Sie ſind doch die fremde Herrſchaft, die ihn dieſen Morgen komplimentiren laſſen?

Das Fräulein. Ja.

Juſt. So bin ich ſchon recht.

Das Fräulein. Weiß Sein Herr meinen Namen?

Juſt. Nein; aber er kann die allzu höflichen Damen eben ſo wenig leiden, als die allzu groben Wirthe.

Der Wirth. Das ſoll wohl mit auf mich gehn?

Juſt. Ja.

Der Wirth. So laß Er es doch dem gnädigen Fräulein nicht entgelten; und hole Er ihn geſchwind her.

Das Fräulein. (zur Franciska) Franciska, gieb ihm etwas —

Franciſka. (die dem Juſt Geld in die Hand drücken will) Wir verlangen Seine Dienſte nicht umſonſt. —

Juſt. Und ich Ihr Geld nicht ohne Dienſte.

Franciſka. Eines für das andere. —

Juſt. Ich kann nicht. Mein Herr hat mir befohlen, auszuräumen. Das thu ich itzt, und daran, bitte ich, mich nicht weiter zu verhindern. Wenn ich fertig bin, ſo will ich es ihm ja wohl ſagen, daß er herkommen kann. Er iſt neben an auf dem Kaffeehauſe; und wenn er da nichts beſſers zu thun findet, wird er auch wohl kommen. (will fortgehen)

Franciſka. So warte Er doch. — Das gnädige Fräulein iſt des Herrn Majors — Schweſter. —

Das Fräulein. Ja, ja, ſeine Schweſter.

Juſt. Das weiß ich beſſer, daß der Major keine Schweſtern hat. Er hat mich in ſechs Monaten zweymal an ſeine Familie nach Churland geſchickt. — Zwar es giebt mancherley Schweſtern —

Franciſka. Unverſchämter!

Juſt. Muß man es nicht ſeyn, wenn einen die Leute ſollen gehn laſſen? (geht ab.)

Franciſka. Das iſt ein Schlingel!

Der Wirth. Ich ſagt es ja. Aber laſſen Sie ihn nur! Weiß ich doch nunmehr, wo ſein Herr iſt. Ich will ihn gleich ſelbſt hohlen. — Nur, gnädiges Fräulein, bitte ich unterthänigſt, ſodann ja mich bey dem Herrn Major zu entſchuldigen, daß ich ſo unglücklich geweſen, wider meinen Willen, einen Mann von ſeinen Verdienſten —

Das Fräulein. Gehen Sie nur geſchwind, Herr Wirth. Das will ich alles wieder gut machen. (der Wirth geht ab, und hierauf) Franciſka, lauf ihm nach: er ſoll ihm meinen Namen nicht nennen! (Franciſka, dem Wirthe nach)

Siebender Auftritt.

Das Fräulein. und hierauf Franciſka.

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umſonſt allein ſeyn. (ſie faltet die Hände) Auch bin ich nicht allein! (und blickt aufwärts) Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel iſt das willkommenſte Gebet! — Ich hab ihn, ich hab ihn! (mit ausgebreiteten Armen) Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber ſehen, als ein fröhliches Geſchöpf! — (Francisca kömmt) Biſt du wieder da, Franciska? — Er jammert dich? Mich jammert er nicht. Unglück iſt auch gut. Vielleicht, daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wieder zu geben!

Franciska. Er kann den Augenblick hier ſeyn. — Sie ſind noch in ihrem Negligee, gnädiges Fräulein. Wie, wenn Sie Sich geſchwind ankleideten?

Das Fräulein. Geh! ich bitte dich. Er wird mich von nun an öftrer ſo, als geputzt ſehen.

Franciska. O, Sie kennen Sich, mein Fräulein.

Das Fräulein. (nach einem kurzen Nachdenken) Wahrhaftig, Mädchen, du haſt es wiederum getroffen.

Franciska. Wenn wir ſchön ſind, ſind wir ungeputzt am ſchönſten.

Das Fräulein. Müſſen wir denn ſchön ſeyn? — Aber, daß wir uns ſchön glauben, war vielleicht nothwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur ſchön bin! — Franciska, wenn alle Mädchens ſo ſind, wie ich mich ietzt fühle, ſo ſind wir — ſonderbare Dinger. — Zärtlich und ſtolz, tugendhaft und eitel, wollüſtig und fromm — Du wirſt mich nicht verſtehen. Ich verſtehe mich wohl ſelbſt nicht. — Die Freude macht drehend, wirblicht —

Franciska. Faſſen Sie ſich, mein Fräulein; ich höre kommen —

Das Fräulein. Mich faſſen? Ich ſollte ihn ruhig empfangen?

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die Vorigen.

v. Tellheim. (tritt herein, und indem er ſie erblickt, flieht er auf ſie zu) Ah! meine Minna, —

Das Fräulein. (ihm entgegen fliehend) Ah! mein Tellheim! —

v. Tellheim (ſtutzt auf einmal, und tritt wieder zurück) Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch ſo gar unerwartet nicht ſeyn? — (indem ſie ihm näher tritt, und er mehr zurück weicht) Ich ſoll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin! —

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein — (ſieht ſtarr auf den Wirth, und zuckt die Schultern)

Das Fräulein. (wird den Wirth gewahr, und winkt der Franciska) Mein Herr, —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderſeits nicht irren —

Franciska. Je, Herr Wirth, wen bringen Sie uns da? Geſchwind kommen Sie, laſſen Sie uns den rechten ſuchen.

Der Wirth. Iſt es nicht der rechte? Ey ja doch!

Franciska. Ey nicht doch! Geſchwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen geſagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — (doch ohne von der Stelle zu gehn)

Franciska. (faßt ihn an) Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. — Laſſen Sie ſehen, was wir haben werden —

Der Wirth. Sie ſollen haben; vors erſte —

Franciska. Still, ja ſtille! Wenn das Fräulein ietzt ſchon weiß, was ſie zu Mittag ſpeiſen ſoll, ſo iſt es um ihren Appetit geſchehen. Kommen Sie, das müſſen Sie mir allein ſagen.

(führet ihn mit Gewalt ab)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellheim. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie ſind es. —

Das Fräulein. Welche Umſtände! Was wir uns zu ſagen haben, kann jedermann hören.

v. Tellheim. Sie hier? Was ſuchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts ſuche ich mehr. (mit offnen Armen auf ihn zugehend) Alles, was ich ſuchte, habe ich gefunden.

v. Tellheim. (zurückweichend) Sie ſuchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann; und finden — einen Elenden.

Das Fräulein. So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine andere?

v. Tellheim. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reiſſen nur Einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder mächtigere Reitze darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr: und lieben auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben! —

v. Tellheim. Recht, gnädiges Fräulein; der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient ſein Unglück, wenn er dieſen Sieg nicht über ſich ſelbſt zu erhalten weiß; wenn er es ſich gefallen laſſen kann, daß die, welche er liebt, an ſeinem Unglück Antheil nehmen dürffen. — Wie ſchwer iſt dieſer Sieg! — Seit dem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergeſſen: was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß dieſe Mühe nicht ewig vergebens ſeyn würde: — und Sie erſcheinen, mein Fräulein! —

Das Fräulein. Verſteh ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; laſſen Sie ſehen, wo wir ſind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, mein Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit nichts, als einem trocknen Ja, oder Nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut: ohngeachtet der Mühe die Sie angewendet, mich zu vergeſſen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, dieſe Frage —

Das Fräulein. Sie haben verſprochen, mit nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugeſetzt: wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können; Sie müſſen wiſſen, was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — Ja, oder Nein.

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja, oder Nein!

v. Tellheim. Nun, Ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholiſcher, anſteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und ſind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — iſt. Sie ließ, ſie läßt ſich träumen, Ihr ganzes Glück ſey ſie. — Geſchwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag verſuchen, wie viel ſie deſſen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewiſſe kalte, nachläſſige Art, von ſeiner Tapferkeit und von ſeinem Unglücke zu ſprechen —

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt iſt.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, ſo hätten Sie Sich auch gar nicht unglücklich nennen ſollen. — Ganz geſchwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergeſſen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberinn von Vernunft, ich habe ſehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber laſſen Sie doch hören, wie vernünftig dieſe Vernunft, wie nothwendig dieſe Nothwendigkeit iſt.

v. Tellheim. Wohl denn; ſo hören Sie, mein Fräulein — Sie nennen mich Tellheim; der Name trift ein. — Aber Sie meynen, ich ſey der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben; der blühende Mann, voller Anſprüche, voller Ruhmbegierde; der ſeines ganzen Körpers, ſeiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glückes eröffnet ſtanden; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wann er ſchon ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieſer Tellheim bin ich eben ſo wenig, — als ich mein Vater bin. Beide ſind geweſen. — Ich bin Tellheim, der verabſchiedete, der an ſeiner Ehre gekränkte, der Kriepel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, verſprachen Sie Sich: wollen Sie dieſem Wort halten? —

Das Fräulein. Das klingt ſehr tragiſch! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wieder finde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarret, — dieſer wird mir ſchon aus der Noth helfen müſſen. — Deine Hand, lieber Bettler! (indem ſie ihn bey der Hand ergreift)

v. Tellheim. (der die andere Hand mit dem Hute vor das Geſicht ſchlägt, und ſich von ihr abwendet) Das iſt zu viel! — Wo bin ich? — Laſſen Sie mich, Fräulein! — Ihre Güte foltert mich! — Laſſen Sie mich.

Das Fräulein. Was iſt Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen —

Das Fräulein. Von mir? (indem ſie ſeine Hand an ihre Bruſt zieht) Träumer!

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich tod zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu ſehen. — Oder doch ſo entſchloſſen, ſo feſt entſchloſſen, — keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbeſonnenheit begehen zu laſſen — Laſſen Sie mich, Minna! (reißt ſich los und ab.)

Das Fräulein. (ihm nach) Minna Sie laſſen? Tellheim! Tellheim!

Ende des zweyten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(die Scene, der Saal)

Juſt. (einen Brief in der Hand)

Muß ich doch noch einmal in das verdammte Haus kommen! — Ein Briefchen von meinem Herrn an das gnädige Fräulein, das ſeine Schweſter ſeyn will. — Wenn ſich nur da nichts anſpinnt! — Sonſt wird des Brieftragens kein Ende werden. — Ich wär es gern los; aber ich möchte auch nicht gern ins Zimmer hinein. — Das Frauenzeug fraat ſo viel; und ich antworte ſo ungern! — Ha, die Thüre geht auf. Wie gewünſcht! das Kammerkätzchen!

Zweyter Auftritt.

Franciſka. Juſt.

Franciſka. (zur Thüre herein, aus der ſie kömmt) Sorgen Sie nicht; ich will ſchon aufpaſſen. — Sieh! (indem ſie Juſten gewahr wird) da ſtieße mir ja gleich was auf. Aber mit dem Vieh iſt nichts anzufangen.

Juſt. Ihr Diener —

Franciſka. Ich wollte ſo einen Diener nicht —

Juſt. Nu, nu; verzeih Sie mir die Redensart! — Da bring ich ein Briefchen von meinem Herrn an Ihre Herrſchaft, das gnädige Fräulein — Schweſter. — Wars nicht ſo? Schweſter.

Franciſka. Geb Er her! (reißt ihm den Brief aus der Hand)

Juſt. Sie ſoll ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten, und es übergeben. Hernach ſoll Sie ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten — daß Sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Franciska. Nun denn?

Juſt. Mein Herr verſteht den Rummel. Er weiß, daß der Weg zu den Fräuleins durch die Kammermädchens geht: — bild ich mir ein! — Die Jungfer ſoll alſo ſo gut ſeyn, — läßt mein Herr bitten, — und ihm ſagen laſſen, ob er nicht das Vergnügen haben könnte, die Jungfer auf ein Viertelſtündchen zu ſprechen.

Franciska. Mich?

Juſt. Verzeih Sie mir, wenn ich Ihr einen unrechten Titel gebe. — Ja, Sie! — Nur auf ein Viertelſtündchen; aber allein, ganz allein, insgeheim; unter vier Augen. Er hätte Ihr was ſehr nothwendiges zu ſagen.

Franciska. Gut; ich habe ihm auch viel zu ſagen. — Er kann nur kommen, ich werde zu ſeinem Befehle ſeyn.

Juſt. Aber, wenn kann er kommen? Wenn iſt es Ihr am gelegenſten, Jungfer? So in der Demmerung? —

Franciska. Wie meynt Er das? — Sein Herr kann kommen, wenn er will; — und damit packe Er Sich nur!

Juſt. Herzlich gern! (will fortgehen)

Franciska. Hör Er doch; noch auf ein Wort. — Wo ſind denn die andern Bedienten des Majors?

Juſt. Die andern? Dahin, dorthin, überallhin.

Franciska. Wo iſt Willhelm?

Juſt. Der Kammerdiener? den läßt der Major reiſen.

Franciska. So? Und Philipp, wo iſt der?

Juſt. Der Jäger? den hat der Herr aufzuheben gegeben.

Franciska. Weil er ietzt keine Jagd hat, ohne Zweifel. — Aber Martin?

Juſt. Der Kutſcher? der iſt weggeritten.

Franciska. Und Fritz?

Juſt. Der Läuffer? der iſt avancirt.

Franciska. Wo war er denn, als der Major bey uns in Thüringen im Winterquartiere ſtand? Er war wohl noch nicht bey ihm?

Juſt. O ja; ich war Reitknecht bey ihm; aber ich lag im Lazareth.

Franciska. Reitknecht? Und itzt iſt Er?

Juſt. Alles in allem; Kammerdiener und Jäger, Läuffer und Reitknecht.

Franciska. Das muß ich geſtehen! So viele gute, tüchtige Leute von ſich zu laſſen, und gerade den allerſchlechteſten zu behalten! Ich möchte doch wiſſen, was Sein Herr an Ihm fände!

Juſt. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Franciska. O, man iſt auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts iſt, als ehrlich. — Willhelm war ein andrer Menſch! — Reiſen läßt ihn der Herr?

Juſt. Ja, er läßt ihn; — da ers nicht hindern kann.

Franciska. Wie?

Juſt. O, Willhelm wird ſich alle Ehre auf ſeinen Reiſen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Franciska. Was? er iſt doch nicht damit durchgegangen?

Juſt. Das kann man nun eben nicht ſagen; ſondern, als wir von Nürnberg weggiengen, iſt er uns nur nicht damit nachgekommen.

Franciska. O der Spitzbube!

Juſt. Es war ein ganzer Menſch! er konnte friſiren, und raſiren, und parliren, — und charmiren — Nicht wahr?

Franciska. So nach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major geweſen wäre. Konnte er ihn ſchon nicht als Jäger nützen, ſo war es doch ſonſt ein tüchtiger Burſche. — Wem hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

Juſt. Dem Kommendanten von Spandau.

Franciska. Der Veſtung? Die Jagd auf den Wällen kann doch da auch nicht groß ſeyn.

Juſt. O, Philipp jagt auch da nicht.

Franciska. Was thut er denn?

Juſt. Er karrt.

Franciska. Er karrt?

Juſt. Aber nur auf drey Jahr. Er machte ein kleines Komplot unter des Herrn Kompagnie, und wollte ſechs Mann durch die Vorpoſten bringen —

Franciska. Ich erſtaune; der Böſewicht!

Juſt. O, es iſt ein tüchtiger Kerl! Ein Jäger, der funfzig Meilen in der Runde, durch Wälder und Moräſte, alle Fußſteige, alle Schleifwege kennt. Und ſchieſſen kann er!

Franciſka. Gut, daß der Major nur noch den braven Kutſcher hat!

Juſt. Hat er ihn noch?

Franciſka. Ich denke, Er ſagte, Martin wäre weggeritten? So wird er doch wohl wieder kommen?

Juſt. Meynt Sie?

Franciſka. Wo iſt er denn hingeritten?

Juſt. Es geht nun in die zehnte Woche, da ritt er mit des Herrn einzigem und letztem Reitpferde — nach der Schwemme.

Franciſka. Und iſt noch nicht wieder da? O, der Galgenſtrick!

Juſt. Die Schwemme kann den braven Kutſcher auch wohl verſchwemmt haben! — Es war gar ein rechter Kutſcher! Er hatte in Wien zehn Jahre gefahren. So einen kriegt der Herr gar nicht wieder. Wenn die Pferde im vollen Rennen waren, ſo durfte er nur machen: burr! und auf einmal ſtanden ſie, wie die Mauern. Dabey war er ein ausgelernter Roßarzt!

Franciska. Nun iſt mir für das Avancement des Läuffers bange.

Juſt. Nein, nein; damit hats ſeine Richtigkeit. Er iſt Trommelſchläger bey einem Garniſonregimente geworden.

Franciska. Dacht ichs doch!

Juſt. Fritz hieng ſich an ein lüderliches Menſch, kam des Nachts niemals nach Hauſe, machte auf des Herrn Namen überall Schulden, und tauſend infame Streiche. Kurz, der Major ſahe, daß er mit aller Gewalt höher wollte: (das Hängen pantomimiſch anzeigend) er brachte ihn alſo auf guten Weg.

Franciska. O der Bube!

Juſt. Aber ein perfecter Läuffer iſt er, das iſt gewiß. Wenn ihm der Herr funfzig Schritte vorgab, ſo konnte er ihn mit ſeinem beſten Renner nicht einholen. Fritz hingegen kann dem Galgen tauſend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er hohlt ihn ein. — Es waren wohl alles Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Willhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz? — Nun, Juſt empfiehlt ſich! (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Franciska, und hernach **Der Wirth.**

Franciska. (die ihm ernſthaft nachſieht) Ich verdiene den Biß! — Ich bedanke mich, Juſt. Ich ſetzte die Ehrlichkeit zu tief herab. Ich will die Lehre nicht vergeſſen. — Ah! der unglückliche Mann! (kehrt ſich um, und will nach dem Zimmer des Fräuleins gehen, indem der Wirth kömmt)

Der Wirth. Warte Sie doch, mein ſchönes Kind. —

Franciska. Ich habe ietzt nicht Zeit, Herr Wirth —

Der Wirth. Nur ein kleines Augenblickchen! — Noch keine Nachricht weiter von dem Herrn Major? Das konnte doch unmöglich ſein Abſchied ſeyn! —

Franciska. Was denn?

Der Wirth. Hat es Ihr das gnädige Fräulein nicht erzählt? — Als ich Sie, mein ſchönes

Kind, unten in der Küche verließ, ſo kam ich von ungefehr wieder hier in den Saal —

Franciska. Von ungefehr, in der Abſicht, ein wenig zu horchen.

Der Wirth. Ey, mein Kind, wie kann Sie das von mir denken? Einem Wirthe läßt nichts übler, als Neugierde. — Ich war nicht lange hier, ſo prellte auf einmal die Thüre bey dem gnädigen Fräulein auf. Der Major ſtürzte heraus; das Fräulein ihm nach; beide in einer Bewegung, mit Blicken, in einer — Stellung ſo was läßt ſich nur ſehen. Sie ergriff ihn! er riß ſich loß; ſie ergriff ihn wieder. Tellheim! — Fräulein! laſſen Sie mich! — Wohin? So zog er ſie bis an die Treppe. Mir war ſchon bange, er würde ſie mit herabreißen. Aber er wand ſich noch loß. Das Fräulein blieb an der oberſten Schwelle ſtehn; ſah ihm nach; rief ihm nach; rang die Hände. Auf einmal wandte ſie ſich um, lief nach dem Fenſter, von dem Fenſter wieder zur Treppe, von der Treppe in dem Saale hin und wieder. Hier ſtand ich; hier gieng ſie dreymal bey mir vorbey, ohne mich zu ſehen. Endlich war es, als ob ſie mich ſähe; aber, Gott ſey bey uns! ich glaube, das Fräulein ſahe mich für Sie an, mein Kind. „Franciska, rief ſie, die Augen auf mich gericht, „bin ich nun glücklich?„ Darauf ſahe ſie ſteif an die Decke, und wiederum: „bin ich nun glücklich?„ Darauf wiſchte ſie ſich Thränen aus dem Auge, und lächelte, und fragte mich wiederum: „Franciska, bin ich nun glücklich?„ — Wahrhaftig, ich wußte nicht, wie mir war. Bis ſie nach ihrer Thüre lief; da kehrte ſie ſich nochmals nach mir um: „So komm doch, Franciska; wer jammert dich nun?„ — Und damit hinein.

Franciska. O, Herr Wirth, das hat Ihnen geträumt.

Der Wirth. Geträumt? Nein, mein ſchönes Kind; ſo umſtändlich träumt man nicht. — Ja, ich wollte wie viel drum geben, — ich bin nicht neugierig, — aber ich wollte wie viel drum geben, wenn ich denn Schlüſſel dazu hätte.

Franciska. Den Schlüſſel? zu unſrer Thüre? Herr Wirth, der ſteckt innerhalb; wir haben ihn zur Nacht hereingezogen; wir ſind furchtſam.

Der Wirth. Nicht ſo einen Schlüſſel; ich will ſagen, mein ſchönes Kind, den Schlüſſel; die Auslegung gleichſam; ſo den eigentlichen Zuſammenhang von dem, was ich geſehen. —

Franciska. Ja ſo! — Nun, Adjeu, Herr Wirth. Werden wir bald eſſen, Herr Wirth?

Der Wirth. Mein ſchönes Kind, nicht zu vergeſſen, was ich eigentlich ſagen wollte.

Franciska. Nun? aber nur kurz —

Der Wirth. Das gnädige Fräulein hat noch meinen Ring; ich nenne ihn meinen —

Franciska. Er ſoll Ihnen unverloren ſeyn.

Der Wirth. Ich trage darum auch keine Sorge; ich wills nur erinnern. Sieht Sie; ich will ihn gar nicht einmal wieder haben. Ich kann mir doch wohl an den Fingern abzählen, woher ſie den Ring kannte, und woher er dem ihrigen ſo ähnlich ſah. Er iſt in ihren Händen am beſten aufgehoben. Ich mag ihn gar nicht mehr, und will indeß die hundert Piſtolen, die ich darauf gegeben habe, auf des gnädigen Fräuleins Rechnung ſetzen. Nicht ſo recht, mein ſchönes Kind?

Vierter Auftritt.

Paul Werner. Der Wirth. Franciska.

Werner. Da iſt er ja!

Franciska. Hundert Piſtolen? Ich meynte, nur achtzig.

Der Wirth. Es iſt wahr, nur neunzig, nur neunzig. Das will ich thun, mein ſchönes Kind, das will ich thun.

Franciska. Alles das wird ſich finden, Herr Wirth.

Werner. (der ihnen hinterwärts näher kömmt, und auf einmal der Franciska auf die Schulter klopft) Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen!

Franciska. (erſchrickt) He!

Werner. Erſchrecke Sie nicht! — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, ich ſehe, Sie iſt hübſch, und iſt wohl gar fremd — Und hübſche fremde Leute müſſen gewarnet werden — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, nehm Sie Sich vor dem Manne in Acht! (auf den Wirth zeigend)

Der Wirth. Je, unvermuthete Freude! Herr Paul Werner! Willkommen bey uns, willkommen!

men! — Ah, es iſt doch immer noch der luſtige, ſpaßhafte, ehrliche Werner! — Sie ſoll Sich vor mir in Acht nehmen, mein ſchönes Kind! Ha, ha, ha!

Werner. Geh Sie ihm überall aus dem Wege!

Der Wirth. Mir! mir! — Bin ich denn ſo gefährlich? — Ha, ha, ha! — Hör Sie doch, mein ſchönes Kind! Wie gefällt Ihr der Spaß?

Werner. Daß es doch immer Seines gleichen für Spaß erklären, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt.

Der Wirth. Die Wahrheit! ha! ha, ha! — Nicht wahr, mein ſchönes Kind, immer beſſer! Der Mann kann ſpaßen! Ich gefährlich? — ich? — So vor zwanzig Jahren, war was dran. Ja, ja, mein ſchönes Kind, da war ich gefährlich; da wußte manche davon zu ſagen; aber jetzt —

Werner. O über den alten Narrn!

Der Wirth. Da ſteckts eben! Wenn wir alt werden, iſt es mit unſrer Gefährlichkeit aus. Es wird Ihm auch nicht beſſer gehen, Herr Werner!

Werner. Potz Geck, und kein Ende! — Frauenzimmerchen, ſo viel Verſtand wird Sie mir wohl zutrauen, daß ich von der Gefährlichkeit nicht rede. Der Teufel hat ihn verlaſſen, aber es ſind dafür ſieben andre in ihn gefahren —

Der Wirth. O hör Sie doch, hör Sie doch! Wie er das nun wieder ſo herum zu bringen weiß! — Spaß über Spaß, und immer was Neues! O, es iſt ein vortrefflicher Mann, der Herr Paul Werner! — (zur Franciska, als ins Ohr) Ein wohlhabender Mann, und noch ledig. Er hat drey Meilen von hier ein ſchönes Freyſchulzengerichte. Der hat Beute gemacht im Kriege! — Und iſt Wachmeiſter bey unſerm Herrn Major geweſen. O, das iſt ein Freund von unſerm Herrn Major! das iſt ein Freund! der ſich für ihn tod ſchlagen ließe! —

Werner. Ja! und das iſt ein Freund von meinem Major! das iſt ein Freund! — den der Major ſollte tod ſchlagen laſſen.

Der Wirth. Wie? was? — Nein, Herr Werner, das iſt nicht guter Spaß. — Ich kein Freund vom Herrn Major? — Nein, den Spaß verſteh ich nicht.

Werner. Juſt hat mir ſchöne Dinge erzählt.

Der Wirth. Juſt? Ich dachts wohl, daß Juſt durch Sie ſpräche. Juſt iſt ein böſer, garſtiger Menſch. Aber hier iſt ein ſchönes Kind zur Stelle; das kann reden; das mag ſagen, ob ich kein Freund von dem Herrn Major bin? ob ich ihm keine Dienſte erwieſen habe? Und warum ſollte ich nicht ſein Freund ſeyn? Iſt er nicht ein verdienter Mann? Es iſt wahr; er hat das Unglück gehabt, abgedankt zu werden: aber was thut das? Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen; und wenn er ſie auch alle kennte, ſo kann er ſie nicht alle belohnen.

Werner. Das heißt ihn Gott ſprechen! — Aber Juſt — freylich iſt an Juſten auch nicht viel Beſonders; doch ein Lügner iſt Juſt nicht; und wenn das wahr wäre, was er mir geſagt hat —

Der Wirth. Ich will von Juſten nichts hören! Wie geſagt: das ſchöne Kind hier mag ſprechen! (zu ihr ins Ohr) Sie weiß, mein Kind; den Ring! — Erzähl Sie es doch Herr Wernern. Da wird er mich beſſer kennen lernen. Und damit es nicht heraus kömmt, als ob Sie mir nur zu gefallen rede: ſo will ich nicht einmal dabey ſeyn. Ich will nicht dabey ſeyn; ich will gehn; aber Sie ſollen mir es wieder ſagen, Herr Werner, Sie ſollen mir es wieder ſagen, ob Juſt nicht ein garſtiger Verleumder iſt.

Fünfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Werner. Frauenzimmerchen, kennt Sie denn meinen Major?

Franciska. Den Major von Tellheim? Ja wohl kenn ich den braven Mann.

Werner. Iſt es nicht ein braver Mann? Iſt Sie dem Manne wohl gut? —

Franciska. Vom Grund meines Herzens.

Werner. Wahrhaftig? Sieht Sie, Frauenzimmerchen; nun kömmt Sie mir noch einmal ſo ſchön vor. — Aber was ſind denn das für Dienſte, die der Wirth unſerm Major will erwieſen haben?

Franciska. Ich wüßte eben nicht; es wäre denn, daß er ſich das Gute zuſchreiben wollte, welches glücklicher Weiſe aus ſeinem ſchurkiſchen Betragen entſtanden.

Werner. So wäre es ja wahr, was mir Juſt geſagt hat? — (gegen die Seite, wo der Wirth abgegangen) Dein Glück, daß du gegangen biſt! — Er hat ihm wirklich die Zimmer ausgeräumt? — So einem Manne, ſo einen Streich zu ſpielen, weil ſich das Eſelsgehirn einbildet, daß der Mann kein Geld mehr habe! Der Major kein Geld?

Franciska. So? hat der Major Geld?

Werner. Wie Heu! Er weiß nicht, wie viel er hat. Er weiß nicht, wer ihm ſchuldig iſt. Ich bin ihm ſelber ſchuldig, und bringe ihm ein altes Reſtchen. Sieht Sie, Frauenzimmerchen, hier in dieſem Beutelchen (das er aus der einem Taſche zieht) ſind hundert Louisdor; und in dieſem Röllchen (das er aus der andern zieht) hundert Dukaten. Alles ſein Geld!

Franciska. Wahrhaftig? Aber warum verſetzt denn der Major? Er ja hat einen Ring verſetzt —

Werner. Verſetzt! Glaub Sie doch ſo was nicht. Vielleicht, daß er den Bettel hat gern wollen los ſeyn.

Franciska. Es iſt kein Bettel! es iſt ein ſehr koſtbarer Ring, den er wohl noch dazu von lieben Händen hat.

Werner. Das wirds auch ſeyn. Von lieben Händen; ja, ja! So was erinnert einen manchmal, woran man nicht gern erinnert ſeyn will. Drum ſchafft mans aus den Augen.

Franciska. Wie?

Werner. Dem Soldaten gehts in Winterquartieren wunderlich. Da hat er nichts zu thun, und pflegt ſich, und macht vor langer Weile Bekanntſchafften, die er nur auf den Winter meynet, und die das gute Herz, mit dem er ſie macht, für Zeitlebens annimmt. Huſch iſt ihm denn ein Ringelchen an den Finger prackticirt; er weiß ſelbſt nicht, wie es dran kömmt. Und nicht ſelten gäb er gern den Finger mit drum, wenn er es nur wieder los werden könnte.

Franciska. Ey! und ſollte es wohl dem Major auch ſo gegangen ſeyn?

Werner. Ganz gewiß. Beſonders in Sachſen; wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte, er hätte ſie alle zwanzig voller Ringe gekriegt.

Franciska. (bey Seite) Das klingt ja ganz beſonders, und verdient unterſucht zu werden. — Herr Freyſchulze, oder Herr Wachmeiſter —

Werner. Frauenzimmerchen, wenns Ihr nichts verſchlägt: — Herr Wachmeiſter, höre ich am liebſten.

Franciska. Nun, Herr Wachmeiſter, hier habe ich ein Briefchen von dem Herrn Major an meine Herrſchafft. Ich will es nur geſchwind herein tragen, und bin gleich wieder da. Will Er wohl ſo gut ſeyn, und ſo lange hier warten? Ich möchte gar zu gern mehr mit Ihm plaudern.

Werner. Plaudert Sie gern, Frauenzimmerchen? Nun meinetwegen; geh Sie nur; ich plaudre auch gern; ich will warten.

Franciska. O, warte Er doch ja! (geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Paul Werner.

Das iſt kein unebenes Frauenzimmerchen! — Aber ich hätte ihr doch nicht verſprechen ſollen, zu warten. — Denn das wichtigſte wäre wohl, ich ſuchte den Major auf. — Er will mein Geld nicht, und verſetzt lieber? — Daran kenn ich ihn. — Es fällt mir ein Schneller ein. — Als ich vor vierzehn Tagen in der Stadt war, beſuchte ich die Rittmeiſterinn Marloff. Das arme Weib lag krank, und jammerte, daß ihr Mann dem Major vierhundert Thaler ſchuldig geblieben wäre, die ſie nicht wüßte, wie ſie ſie bezahlen ſollte. Heute wollte ich ſie wieder beſuchen; — ich wollte ihr ſagen, wenn ich das Geld für mein Gütchen ausgezahlt kriegte, daß ich ihr fünfhundert Thaler leihen könnte. — Denn ich muß ja wohl was davon in Sicherheit bringen, wenns in Perſien nicht geht. — Aber ſie war über alle Berge. Und ganz gewiß wird ſie den Major nicht haben bezahlen können. — Ja, ſo will ichs machen; und das je eher, je lieber. — Das Frauenzimmerchen mag mirs nicht übel nehmen; ich kann nicht warten. (geht in Gedanken ab, und ſtößt faſt auf den Major, der ihm entgegen kömmt)

Siebender Auftritt.

von Tellheim. **Paul Werner.**

v. Tellheim. So in Gedanken, Werner?

Werner. Da ſind Sie ja! Ich wollte eben gehn, und Sie in Ihrem neuen Quartiere beſuchen, Herr Major.

v. Tellheim. Um mir auf den Wirth des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht daran.

Werner. Das hätte ich beyher gethan; ja. Aber eigentlich wollte ich mich nur bey Ihnen bedanken, daß Sie ſo gut geweſen, und mir die hundert Louisdor aufgehoben. Juſt hat mir ſie wiedergegeben. Es wäre mir wohl freylich lieb, wenn Sie mir ſie noch länger aufheben konnten. Aber Sie ſind in ein neu Quartier gezogen, das weder Sie, noch ich kennen. Wer weiß, wies da iſt. Sie konnten Ihnen da geſtohlen werden; und Sie mußten mir ſie erſetzen; da hülfe nichts davor. Alſo kann ichs Ihnen freylich nicht zumuthen.

v. Tellheim. (lächelnd) Seit wenn biſt du ſo vorſichtig, Werner?

Werner. Es lernt ſich wohl. Man kann, heute zu Tage, mit ſeinem Gelde nicht vorſichtig genug ſeyn. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu beſtellen, Herr Major; von der Rittmeiſterinn Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann iſt Ihnen ja vierhundert Thaler ſchuldig geblieben; hier ſchickt ſie Ihnen auf Abſchlag hundert Dukaten. Das Uebrige will ſie künftige Woche ſchicken. Ich mechte wohl ſelber Urſache ſeyn, daß ſie die Summe nicht ganz ſchickt. Denn ſie war mir auch ein Thaler achtzig ſchuldig; und weil ſie dachte, ich wäre gekommen, ſie zu mahnen, — wies denn auch wohl wahr war; — ſo gab ſie mir ſie, und gab ſie mir aus dem Röllchen, das ſie für Sie ſchon zu rechte gelegt hatte. — Sie können auch ſchon eher Ihre hundert Thaler ein Acht Tage noch miſſen, als ich meine Paar Groſchen. — Da nehmen Sie doch! (reicht ihm die Rolle Dukaten)

v. Tellheim. Werner!

Werner. Nun? warum ſehen Sie mich ſo ſtarr an? — So nehmen Sie doch, Herr Major! —

v. Tellheim. Werner!

Werner. Was fehlt Ihnen? Was ärgert Sie?

v. Tellheim. (bitter, indem er ſich vor die Stirne ſchlägt, und mit dem Fuße auftritt) Daß es — die vierhundert Thaler nicht ganz ſind!

Werner. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verſtanden?

v. Tellheim. Eben weil ich dich verſtanden habe! — Daß mich doch die beſten Menſchen heut am meiſten quälen müſſen!

Werner. Was ſagen Sie?

v. Tellheim. Es geht dich nur zur Helffte an! — Geh, Werner! (indem er die Hand, mit der ihm Werner die Dukaten reichet, zurück ſtößt)

Werner. Sobald ich das los bin!

v. Tellheim. Werner, wenn du nun von mir hörſt: daß die Marloffinn, heute ganz früh, ſelbſt bey mir geweſen iſt?

Werner. So?

v. Tellheim. Daß ſie mir nichts mehr ſchuldig iſt?

Werner. Wahrhaftig?

v. Tellheim. Daß ſie mich bey Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirſt du denn ſagen?

Werner. (der ſich einen Augenblick beſinnt) Ich werde ſagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsföttſche Sache ums Lügen iſt, weil man drüber ertappt werden kann.

v. Tellheim. Und wirſt dich ſchämen?

Werner. Aber der, der mich ſo zu lügen zwingt, was ſollte der? Sollte der ſich nicht auch ſchämen? Sehen Sie, Herr Major; wenn ich ſagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdröße, ſo hätte ich wieder gelogen, und ich will nicht mehr lügen —

v. Tellheim. Sey nicht verdrüßlich, Werner! Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir. Aber ich brauche dein Geld nicht.

Werner. Sie brauchen es nicht? Und verkauffen lieber, und verſetzen lieber, und bringen ſich lieber in der Leute Mäuler?

v. Tellheim. Die Leute mögen es immer wiſſen, daß ich nichts mehr habe. Man muß nicht reicher ſcheinen wollen, als man iſt.

Werner. Aber warum ärmer? — Wir haben, ſo lange unſer Freund hat.

v. Tellheim. Es ziemt ſich nicht, daß ich dein Schuldner bin.

Werner. Ziemt ſich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, ſich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte; und Sie zu mir kamen und ſagten: Werner haſt du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflaſche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte ſich das? — Bey meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Waßer damals nicht oft mehr werth war, als alle der Quark! (indem er auch den Beutel mit den Louisdoren heraus zieht, und ihm beides hinreicht) Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie Sich ein, es iſt Waßer. Auch das hat Gott für alle geſchaffen.

v. Tellheim. Du marterſt mich; du hörſt es ja, ich will dein Schuldner nicht ſeyn.

Werner. Erſt ziemte es ſich nicht; nun wollen Sie nicht? Ja das iſt was anders. (etwas ärgerlich) Sie wollen mein Schuldner nicht ſeyn? Wenn Sie es denn aber ſchon wären, Herr Major? Oder ſind Sie dem Manne nichts ſchuldig, der einmal den Hieb auffieng, der Ihnen den Kopf ſpalten ſollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Bruſt jagen wollte? — Was können Sie dieſem Manne mehr ſchuldig werden? Oder hat es mit meinem Halſe weniger zu ſagen, als mit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht iſt, bey meiner armen Seele, ſo iſt es auch ſehr abgeſchmackt gedacht!

v. Tellheim. Mit wem ſprichſt du ſo, Werner? Wir ſind allein; ietzt darf ich es ſagen; wenn uns ein Dritter hörte, ſo wäre es Windbeuteley. Ich bekenne es mit Vergnügen, daß ich dir zweymal mein Leben zu danken habe. Aber, Freund, woran fehlt mir es, daß ich bey Gelegenheit nicht eben ſo viel für dich würde gethan haben? He!

Werner. Nur an der Gelegenheit! Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinſten Soldaten, wenn er ins Gedrenge gekommen war, Ihr Leben wagen ſehen?

v. Tellheim. Alſo!

Werner. Aber —

v. Tellheim. Warum verſtehſt du mich nicht recht? Ich ſage: es ziemt ſich nicht, daß ich dein Schuldner bin; ich will dein Schuldner nicht ſeyn. Nehmlich in den Umſtänden nicht, in welchen ich mich itzt befinde.

Werner. So, ſo! Sie wollen es verſparen, bis auf beßre Zeiten; Sie wollen ein andermal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie ſelbſt welches haben, und ich vielleicht keines.

v. Tellheim. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wieder zu geben weiß.

Werner. Einem Manne, wie Sie, kann es nicht immer fehlen.

v. Tellheim. Du kennſt die Welt! — Am wenigſten muß man ſodann von Einem borgen, der ſein Geld ſelbſt braucht.

Werner. O ja, ſo Einer bin ich! Wozu braucht ichs denn? — Wo man einen Wachmeiſter nöthig hat, giebt man ihm auch zu leben.

v. Tellheim. Du brauchſt es, mehr als Wachmeiſter zu werden; dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der, ohne Geld, auch der Würdigſte zurück bleiben kann.

Werner. Mehr als Wachmeiſter zu werden? Daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachmeiſter; und dürfte leicht ein ſchlechter Rittmeiſter, und ſicherlich noch ein ſchlechtrer General werden. Die Erfahrung hat man.

v. Tellheim. Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Juſt geſagt hat. Du haſt dein Gut verkauft, und willſt wieder herum ſchwärmen. Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht ſo wohl das Metier, als die wilde, lüderliche Lebensart liebeſt, die unglücklicher Weiſe damit verbunden iſt. Man muß Soldat ſeyn; für ſein Land; oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Abſicht heute hier, morgen da dienen: heißt wie ein Fleiſcherknecht reiſen, weiter nichts.

Werner. Nun ja doch, Herr Major: ich will Ihnen folgen. Sie wiſſen beſſer, was ſich gehört. Ich will bey Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld. Heut oder morgen muß Ihre Sache aus ſeyn. Sie müſſen Geld die Menge bekommen. Sie ſollen mir es ſodann mit Intereſſen wieder geben. Ich thu es ja nur der Intereſſen wegen.

v. Tellheim. Schweig davon!

Werner. Bey meiner armen Seele, ich thu es nur der Intereſſe wegen! — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit dir aufs Alter werden? wenn du zu Schanden gehauen biſt? wenn du nichts haben wirſt? wenn du wirſt betteln gehen müſſen? So dachte ich wieder: Nein, du wirſt nicht betteln gehn; du wirſt zum Major Tellheim gehn; der wird ſeinen letzten Pfennig mit dir theilen; der wird dich zu Tode füttern; bey dem wirſt du als ein ehrlicher Kerl ſterben können.

v. Tellheim. (indem er Werners Hand ergreift) Und, Kammerad, das denkſt du nicht noch?

Werner. Nein, das denk ich nicht mehr. — Wer von mir nichts nehmen will, wenn ers bedarf, und ichs habe; der will mir auch nichts geben, wenn ers hat, und ichs bedarf. — Schon gut! (will gehen)

v. Tellheim. Menſch, mache mich nicht raſend! Wo willſt du hin? (hält ihn zurück) Wenn ich dich nun auf meine Ehre verſichere, daß ich noch Geld habe; wenn ich dir auf meine Ehre verſpreche, daß ich dir es ſagen will, wenn ich keines mehr habe; daß du der erſte und einzige ſeyn ſollſt, bey dem ich mir borgen will: — Biſt du dann zufrieden?

Werner. Muß ich nicht? — Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Major.

v. Tellheim. Da, Paul! — Und nun genug davon. Ich kam hieher, um ein gewiſſes Mädchen zu ſprechen —

Achter Auftritt.

Franciska. (aus dem Zimmer des Fräuleins.)
v. Tellheim. Paul Werner.

Franciska. (im heraustreten) Sind Sie noch da, Herr Wachmeiſter? — (indem ſie den Tellheim gewahr wird) Und Sie ſind auch da, Herr Major? — Den Augenblick bin ich zu Ihren Dienſten. (geht geſchwind wieder in das Zimmer)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. Das war ſie! — Aber ich höre ja, du kennſt ſie, Werner?

Werner. Ja, ich kenne das Frauenzimmerchen. —

v. Tellheim. Gleichwohl, wenn ich mich recht erinnere, als ich in Thüringen Winterquartier hatte, warſt du nicht bey mir.

Werner. Nein, da beſorgte ich in Leipzig Mundirungsſtücke.

v. Tellheim. Woher kennſt du ſie denn alſo?

Werner. Unſere Bekanntſchaft iſt noch blut jung. Sie iſt von heute. Aber junge Bekanntſchaft iſt warm.

v. Tellheim. Alſo haſt du ihr Fräulein wohl auch ſchon geſehen?

Werner. Iſt ihre Herrſchaft ein Fräulein? Sie hat mir geſagt, Sie kennten ihre Herrſchaft.

v. Tellheim. Hörſt du nicht? aus Thüringen her.

Werner. Iſt das Fräulein jung?

v. Tellheim. Ja.

Werner. Schön?

v. Tellheim. Sehr ſchön.

Werner. Reich?

v. Tellheim. Sehr reich.

Werner. Iſt Ihnen das Fräulein auch ſo gut, wie das Mädchen? Das wäre ja vortreflich!

v. Tellheim. Wie meynſt du?

Zehnter Auftritt.

Franciska. (wieder heraus, mit einem Brief in der Hand) **v. Tellheim. Paul Werner.**

Franciska. Herr Major —

v. Tellheim. Liebe Franciska, ich habe dich noch nicht willkommen heiſſen können.

Franciska. In Gedanken werden Sie es doch ſchon gethan haben. Ich weiß, Sie ſind mir gut. Ich Ihnen auch. Aber das iſt gar nicht artig, daß Sie Leute, die Ihnen gut ſind, ſo ängſtigen.

Werner. (vor ſich) Ha, nun merk ich. Es iſt richtig!

v. Tellheim. Mein Schickſal, Franciska! — Haſt du ihr den Brief übergeben?

Franciska. Ja, und hier ubergebe ich Ihnen — (reicht ihm den Brief)

v. Tellheim. Eine Antwort? —

Franciska. Nein, Ihren eignen Brief wieder.

v. Tellheim. Was? Sie will ihn nicht leſen?

Franciska. Sie wollte wohl; aber — wir können Geſchriebenes nicht gut leſen.

v. Tellheim. Schäckerinn!

Franciska. Und wir denken, daß das Briefſchreiben für die nicht erfunden iſt, die ſich mündlich mit einander unterhalten können, ſobald ſie wollen.

v. Tellheim. Welcher Vorwand! Sie muß ihn leſen. Er enthält meine Rechtfertigung, — alle die Gründe und Urſachen —

Franciska Die will das Fräulein von Ihnen ſelbſt hören, nicht leſen.

v. Tellheim. Von mir ſelbſt hören? Damit mich jedes Wort, jede Miene von ihr verwirre; damit ich in jedem ihrer Blicke die ganze Größe meines Verluſts empfinde? —

Franciska. Ohne Barmherzigkeit! —. Nehmen Sie! (ſie giebt ihm den Brief) Sie erwartet Sie um drey Uhr. Sie will ausfahren, und die Stadt beſehen. Sie ſollen mit ihr fahren.

v. Tellheim. Mit ihr fahren?

Franciska. Und was geben Sie mir, ſo laß ich ſie beide ganz allein fahren? Ich will zu Hauſe bleiben.

v. Tellheim. Ganz allein?

Franciska. In einem ſchönen verſchloßnen Wagen.

v. Tellheim. Unmöglich!

Franciska. Ja, ja: im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten; da kann er uns nicht

Kützelſchen. Darum geſchicht es eben. — Kurz, Sie kommen, Herr Major; und Punkte drey. — Nun? Sie wollten mich ja auch allein ſprechen. Was haben Sie mir denn zu ſagen? — Ja ſo, wir ſind nicht allein. (indem ſie Wernern anſieht)

v. Tellheim. Doch Franciska; wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief nicht geleſen hat, ſo habe ich dir noch nichts zu ſagen.

Franciska. So? wären wir doch allein? Sie haben vor dem Herrn Wachmeiſter keine Geheimniſſe? —

v. Tellheim. Nein, keine.

Franciska. Gleichwohl, dünkt mich, ſollten Sie welche vor ihm haben.

v. Tellheim. Wie das?

Werner. Warum das, Frauenzimmerchen?

Franciska. Beſonders Geheimniſſe von einer gewiſſen Art. — Alle zwanzig, Herr Wachmeiſter? (indem ſie beide Hände mit geſpreitzten Fingern in die Höhe hält)

Werner. St! ſt! Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!

v. Tellheim. Was heißt das?

Franciska. Huſch iſts am Finger, Herr Wachmeiſter? (als ob ſie einen Ring geſchwind anſteckte)

v. Tellheim. Was habt ihr?

Werner. Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, Sie wird ja wohl Spaß verſtehn?

v. Tellheim. Werner, du haſt doch nicht vergeſſen, was ich dir mehrmal geſagt habe; daß man über einen gewiſſen Punckt mit Frauenzimmern nie ſcherzen muß.

Werner. Bey meiner armen Seele, ich kanns vergeſſen haben! — Frauenzimmerchen, ich bitte—

Franciska. Nun wenn es Spaß geweſen iſt; dasmal will ich es Ihm verzeihen.

v. Tellheim. Wenn ich denn durchaus kommen muß, Franciska: ſo mache doch nur, daß das Fräulein den Brief vorher noch lieſet. Das wird mir die Pelnigung erſparen, Dinge noch einmal zu denken, noch einmal zu ſagen, die ich ſo gern vergeſſen möchte. Da, gib ihr ihn! (indem er den Brief umkehrt, und ihr ihn zureichen will, wird er gewahr, daß er erbrochen iſt) Aber ſehe ich recht? Der Brief Franciska, iſt ja erbrochen.

Franciſka. Das kann wohl ſeyn. (beſieht ihn) Wahrhaftig er iſt erbrochen. Wer muß ihn denn erbrochen haben? Doch geleſen haben wir ihn wirklich nicht, Herr Major, wirklich nicht. Wir wollen ihn auch nicht leſen, denn der Schreiber kommt ſelbſt. Kommen Sie ja; und wiſſen Sie was, Herr Major? Kommen Sie nicht ſo, wie Sie da ſind; in Stiefeln, kaum friſirt. Sie ſind zu entſchuldigen; Sie haben uns nicht vermuthet. Kommen Sie in Schuen, und laſſen Sie Sich friſch friſiren. — So ſehen Sie mir gar zu brav, gar zu Preußiſch aus!

v. Tellheim. Ich danke dir, Franciſka.

Franciſka. Sie ſehen aus, als ob Sie vorige Nacht kampirt hätten.

v. Tellheim Du kannſt es errathen haben.

Franciſka Wir wollen uns gleich auch putzen, und ſodann eſſen. Wir behielten Sie gern zum Eſſen, aber Ihre Gegenwart möchte uns an dem Eſſen hindern; und ſehen Sie, ſo gar verliebt ſind wir nicht, daß uns nicht hungerte.

v. Tellheim. Ich geh! Franciſka, bereite ſie indeß ein wenig vor; damit ich weder in ihren, noch in meinen Augen verächtlich werden darf. — Komm, Werner, du ſollſt mit mir eſſen.

Werner. An der Wirthstafel, hier im Hauſe? Da wird mir kein Biſſen ſchmecken.

v. Tellheim. Bey mir auf der Stube.

Werner. So folge ich Ihnen gleich. Nur noch ein Wort mit dem Frauenzimmerchen.

v. Tellheim. Das gefällt mir nicht übel! (geht ab)

Eilfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Franciska. Nun, Herr Wachmeiſter? —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn ich wieder komme, ſoll ich auch geputzter kommen?

Franciska. Komm Er, wie er will, Herr Wachmeiſter; meine Augen werden nichts wider ihn haben. Aber meine Ohren werden deſto mehr auf ihrer Hut gegen Ihn ſeyn müſſen. — Zwanzig Finger, alle voller Ringe! — Ey, ey, Herr Wachmeiſter!

Werner. Nein, Frauenzimmerchen; eben das wollt ich Ihr noch ſagen: die Schnurre fuhr mir nun ſo heraus! Es iſt nichts dran. Man hat ja wohl an Einem Ringe genug. Und hundert und aber hundertmal, habe ich den Major ſagen hören: das muß ein Schurke von einem Soldaten ſeyn, der ein Mädchen anführen kann! — So denk ich auch, Frauenzimmerchen. Verlaß Sie Sich darauf! — Ich muß machen, daß ich ihm nachkomme. — Guten Appetit, Frauenzimmerchen! (geht ab)

Franciska. Gleichfalls, Herr Wachmeiſter! — Ich glaube, der Mann gefällt mir! (indem ſie herein gehen will, kömmt ihr das Fräulein entgegen)

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Iſt der Major ſchon wieder fort? — Franciska, ich glaube, ich wäre ietzt ſchon wieder ruhig genug, daß ich ihn hätte hier behalten können.

Franciska. Und ich will Sie noch ruhiger machen.

Das Fräulein. Deſto beſſer! Sein Brief, o ſein Brief! Jede Zeile ſprach den ehrlichen, edlen Mann. Jede Weigerung, mich zu beſitzen, betheuerte mir ſeine Liebe. — Er wird es wohl gemerkt haben, daß wir den Brief geleſen. — Mag er doch; wenn er nur kömmt. Er kömmt doch gewiß? — Bloß ein wenig zu viel Stolz, Franciſka, ſcheint mir in ſeiner Aufführung zu ſeyn. Denn auch ſeiner Geliebten ſein Glück nicht wollen zu danken haben, iſt Stolz, unverzeihlicher Stolz! Wenn er mir dieſen zu ſtark merken läßt, Franciſka —

Franciſka. So wollen Sie ſeiner entſagen?

Das Fräulein. Ey, ſieh doch! Jammert er dich nicht ſchon wieder? Nein, liebe Narrinn, Eines Fehlers wegen entſagt man keinem Manne. Nein; aber ein Streich iſt mir beygefallen, ihn wegen dieſes Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern.

Franciſka. Nun da müſſen Sie ja recht ſehr ruhig ſeyn, mein Fräulein, wenn Ihnen ſchon wieder Streiche beyfallen.

Das Fräulein. Ich bin es auch; komm nur. Du wirſt deine Rolle dabey zu ſpielen haben.

(ſie gehen herein)

Ende des dritten Aufzugs.

Vier-

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Scene, das Zimmer des Fräuleins) **Das Fräulein.** (völlig, und reich, aber mit Geſchmack gekleidet) **Franciska.** (ſie ſtehen vom Tiſche auf, den ein Bedienter abräumt.)

Franciska. Sie können unmöglich ſatt ſeyn, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein. Meynſt du, Franciska? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niederſetzte.

Franciska. Wir hatten ausgemacht, ſeiner während der Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen ſollen, an ihn nicht zu denken.

Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts, als an ihn gedacht.

Franciska. Das merkte ich wohl. Ich fieng von hundert Dingen an zu ſprechen, und Sie antwortete mir auf jedes verkehrt. (ein andrer Bedienter trägt Kaffee auf) Hier kömmt eine Nahrung, bey der man eher Grillen machen kann. Der liebe melancholiſche Kaffee!

Das Fräulein. Grillen? Ich mache keine. Ich denke blos der Lection nach, die ich ihm geben will. Haſt du mich recht begriffen, Franciska?

Franciska. O ja; am beſten aber wäre es, er erſparte ſie uns.

Das Fräulein. Du wirſt ſehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt ſtreitig machen, ſobald er hört, daß ich unglücklich und verlaſſen bin.

Franciska. (ſehr ernſthaft) Und ſo was muß die feinſte Eigenliebe unendlich kitzeln.

Das Fräulein. Sittenrichterinn! Seht doch! vorhin ertappte ſie mich auf Eitelkeit; jetzt auf Eigenliebe. — Nun, laß mich nur, liebe Franciska. Du ſollſt mit deinem Wachmeiſter auch machen können, was du willſt.

Franciska. Mit meinem Wachmeiſter?

Das Fräulein. Ja, wenn du es vollends leugneſt, ſo iſt es richtig. — Ich habe ihn noch nicht geſehen; aber aus jedem Worte, daß du mir von ihm geſagt haſt, prophezeye ich dir deinen Mann.

Zweyter Auftritt.

Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein. Franciſka.

Riccaut. (noch innerhalb der Scene) Eſt-il permis, Monſieur le Major?

Franciſka. Was iſt das? Will das zu uns? (gegen die Thüre gehend)

Riccaut. Parbleu! Ik bin unriktig. — Mais non — Ik bin nit unriktig — C'eſt ſa chambre —

Franciſka. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt dieſer Herr, den Major von Tellheim noch hier zu finden.

Riccaut. Iß ſo! — Le Major de Thellheim; juſte, ma bel enfant, c'eſt lui que je cherche. Où eſt-il?

Franciſka. Er wohnt nicht mehr hier.

Riccaut. Comment? nok vor vier un ſwanzik Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

Das Fräulein. (die auf ihn zu kommt) Mein Herr, —

Riccaut. Ah, Madame, — Mademoiſelle — Ihro Gnad verzeih —

Das Fräulein. Mein Herr, Ihre Irrung iſt ſehr zu vergeben, und Ihre Verwunderung ſehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unter zu kommen wußte, ſein Zimmer zu überlaſſen.

Riccaut. Ah voila de ſes politeſſes! C'eſt un très galant-homme que ce Major!

Das Fräulein. Wo er indeß hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, es nicht zu wiſſen.

Riccaut. Ihro Gnad nit wiß? C'eſt dommage; j'en ſuis faché.

Das Fräulein. Ich hätte mich allerdings darnach erkundigen ſollen. Freylich werden ihn ſeine Freunde noch hier ſuchen.

Riccaut. Ik bin ſehr von ſeine Freund, Ihro Gnad —

Das Fräulein. Franciska, weißt du es nicht?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein.

Riccaut. Ik hätt ihn zu ſprek, ſehr nothwendik. Ik komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er ſehr frohlik ſeyn wird.

Das Fräulein. Ich bedauere um ſo viel mehr. — Doch hoffe ich, vielleicht bald, ihn zu ſprechen. Iſt es gleichviel, aus weſſen Munde er dieſe gute Nachricht erfährt, ſo erbiete ich mich, mein Herr — —

Riccaut. Ik verſteh. — Mademoiſelle parle françois? Mais ſans doute; telle que je la vois! — La demande etoit bien impolie; Vous me pardonnerés, Mademoiſelle. —

Das Fräulein. Mein Herr —

Riccaut. Nit? Sie ſprek nit Franzöſiſch, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verſtehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verſtehen; ſprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

Riccaut. Gutt, gutt! Ik kann auk mik auf Deutſch explicier. — Sachés donc, Mademoiſelle —

Ihro

Jhro Gnad ſoll alſo wiß, daß ik komm von die Tafel bey der Miniſter — Miniſter von — Miniſter von — wie heiß der Miniſter da draus? — in der lange Straß? — auf die breite Platz? —

Das Fräulein. Jch bin hier noch völlig unbekannt.

Riccaut. Nun, die Miniſter von der Kriegsdepartement. — Da haben ik zu Mittag geſpeiſen; — ik ſpeiſen à l'ordinaire bey ihm, — und da iß man gekommen reden auf der Major Tellheim; & le Miniſtre m'a dit en confidence, car Son Excellence eſt de mes amis, & il n'y a point de myſtéres entre nous — Se. Excellenz, will ik ſag, haben mir vertrau, daß die Sak von unſerm Major ſey auf den Point zu enden, und gutt zu enden. Er habe gemakt ein Rapport an den Konik, und der Konik habe darauf reſolvir, tout-à-fait en faveur du Major. — Monſieur, m'a dit Son Excellence, Vous comprenés bien, que tout depend de la maniere, dont on fait enviſager les choſes au Roi, & Vous me connoiſſés. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, & ne ſais-je pas que Vous l'aimés? Les amis de mes amis ſont auſſi les miens. Il coute un peu cher au Roi ce Tellheim, mais eſt-ce que l'on ſert les Rois pour rien? Il faut s'entr'aider en ce monde; & quand il s'agit de pertes, que ce ſoit le Roi, qui en faſſe, & non pas un honnet-homme de nous autres. Voilà le principe, dont je ne me depars jamais. — Was ſag Ihro Gnad hierzu? Nit wahr, das iß ein brav Mann? Ah que Son Excellence a le coeur bien placé! Er hat mir au reſte verſiker, wenn der Major nit ſchon bekommen habe une Lettre de la main — eine Königliken Handbrief, — daß er heut infalliblement müſſe bekommen einen.

Das Fräulein. Gewiß, mein Herr, dieſe Nachricht wird dem Major von Tellheim höchſt angenehm ſeyn. Ich wünſchte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der ſo viel Antheil an ſeinem Glücke nimmt —

Riccaut. Mein Namen wünſcht Ihro Gnad? — Vous voyés en moi — Ihro Gnad ſeh in mik le Chevalier Riccaut de la Marliniere, Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Prensd'or. — Ihro Gnad ſteh verwundert, mik aus ſo ein groß, groß Familie zu hören, qui eſt veritablement du ſang Royal. — Il faut le dire; je ſuis ſans doute le Cadet le plus avantureux, que la maiſon a jamais eu — Ik dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben ik gedienet Sr. Päbſtlichen Eilikheit, der Republick St. Marino, der Kron Pohlen, und den Staaten-General, bis ik endlik bin worden gezogen hierher. Ah, Mademoiſelle, que je voudrois n'avoir jamais vû ce pais-la! Hätte man mik gelaß im Dienſt von den Staaten-General, ſo müßt ik nun ſeyn, aufs wenikſt Oberſt. Aber ſo hier immer und ewik Capitaine geblieben, und nun gar ſeyn ein abgedankte Capitaine —

Das Fräulein. Das iſt viel Unglück.

Riccaut. Oui, Mademoiſelle, me voilà reformé, & par-là mis ſur le pavé!

Das Fräulein. Ich beklage ſehr.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiſelle. — Nein, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt. Einen Mann, wie mik, zu reformir! Einen Mann, der ſik nok dazu in dieſem Dienſt hat rouinir! — Ik haben dabey zugeſetzt, mehr als ſwanzik tauſend Livres. Was hab ik nun? Tranchons le mot; je n'ai pas le ſou, & me voilà exactement vis-à-vis du rien. —

Das Fräulein. Es thut mir ungemein leid.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiſelle. Aber wie man pfleg zu ſagen: ein jeder Unglück ſchlepp nak ſik ſeine Bruder; qu' un malheur ne vient jamais ſeul: ſo mit mir arrivir. Was ein Honnet-homme von mein Extraction kann anders haben für Reſource, als das Spiel? Nun hab ik immer geſpielen mit Glück, ſo lang ik hatte nit von nöthen der Glück. Nun ik ihr hätte von nöthen, Mademoiſelle, je joue avec un guignon, qui ſurpaſſe toute croyance. Seit funfſehn Tag iß vergangen keine, wo ſie mik nit hab geſprenkt. Nok geſtern habe ſie mik geſprenkt dreymal. Je ſais bien, qu'il y avoit quelque choſe de plus que le jeu. Car parmi mes pontes ſe trouvoient certaines Dames — Ik will niks weiter ſag. Man muß ſeyn galant gegen die Damen. Sie haben auk mik heut invitir, mir zu geben revanche; mais — Vous m' entendés, Mademoiſelle — Man muß erſt wiß, wovon leben; ehe man haben kann, wovon zu ſpielen. —

Das Fräulein. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiſelle —

Das Fräulein. (nimmt die Franciſka bey Seite) Franciſka, der Mann tauert mich im Ernſte. Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböthe?

Franciſka. Der ſieht mir nicht darnach aus.

Das Fräulein. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie ſpielen; daß Sie Bank machen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen iſt. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel ſehr liebe, —

Riccaut. Tant mieux, Mademoiſelle, tant mieux! Tous les gens d'eſprit aiment le jeu à la fureur.

Das Fräulein. Daß ich ſehr gern gewinne; ſehr gern mein Geld mit einem Mann wage, der — zu ſpielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt, mein Herr, mich in Geſellſchaft zu nehmen? mir einen Antheil an Ihrer Bank zu gönnen?

Riccaut. Comment, Mademoiſelle, Vous voulés être de moitié avec moi? De tout mon coeur.

Das Fräulein. Vors erſte, nur mit einer Kleinigkeit — (geht und langt Geld aus ihrer Schatulle)

Riccaut. Ah, Mademoiſelle, que Vous êtes charmante! —

Das Fräulein. Hier habe ich, was ich ohnlängſt gewonnen; nur zehn Piſtolen — Ich muß mich zwar ſchämen, ſo wenig —

Riccaut. Donnés toujours, Mademoiſelle, donnés (nimmt es)

Das Fräulein. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Herr, ſehr anſehnlich iſt —

Riccaut. Ja wohl ſehr anſehnlik. Sehn Piſtol? Ihr Gnad ſoll ſeyn dafür intereſſir bey meiner Bank auf ein Dreytheil, pour le tiers. Swar auf ein Dreytheil ſollen ſeyn — etwas mehr. Dek mit einer ſchöne Damen muß man es nehmen nit ſo genau. Ik gratulir mik, zu kommen dadurk in liaiſon mit Ihro Gnad, & de ce moment je recommence à bien augurer de ma fortune.

Das Fräulein. Ich kann aber nicht dabey ſeyn, wenn Sie ſpielen, mein Herr.

Riccaut. Was brauk Ihro Gnad dabey ſu ſeyn? Wir andern Spieler ſind ehrlike Leut unter einander.

Das Fräulein. Wenn wir glücklich ſind, mein Herr, ſo werden Sie mir meinen Antheil ſchon bringen. Sind wir aber unglücklich —

Riccaut. So komm ik hohlen Rekruten. Nit wahr, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen. Vertheidigen Sie unſer Geld daher ja wohl, mein Herr.

Riccaut. Wo für ſeh mik Ihro Gnad an? Für ein Einfalspinſe? für ein dumme Teuff?

Das Fräulein. Verzeihen Sie mir —

Riccaut. Je ſuis des Bons, Mademoiſelle. Savés-vous ce que cela veut dire? Ik bin von die Ausgelernt —

Das Fräulein. Aber doch wohl, mein Herr —

Riccaut. Je ſais monter un coup —

Das Fräulein. (verwundernd) Sollten Sie?

Riccaut. Je file la carte avec une adreſſe —

Das Fräulein. Nimmermehr!

Riccaut. Je fais ſauter la coupe avec une dexterité —

Das Fräulein. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

Riccaut. Was nit? Ihro Gnade, was nit? Donnés-moi un pigeonneau à plumer, & —

Das Fräulein. Falſch ſpielen? betrügen?

Riccaut. Comment, Mademoiſelle? Vous appellés cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchainer ſous ſes doits, etre ſûr de ſon fait, das nenn die Deutſch betrügen? betrügen! O, was iſt die deutſch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!

Das Fräulein. Nein, mein Herr, wenn Sie ſo denken —

Riccaut. Laiſſés-moi faire, Mademoiſelle, und ſeyn Sie ruhik? Was gehn Sie an, wie ik ſpiel? — Gnug, morgen entweder ſehn mik wieder Ihro Gnad mit hundert Piſtol, oder ſeh mik wieder gar nit. — Votre très-humble, Mademoiſelle, votre très-humble — (eilends ab)

Das Fräulein. (die ihm mit Erſtaunen und Verdruß nachſieht) Ich wünſche das letzte, mein Herr, das letzte!

Drit-

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Franciska. (erbittert) Kann ich noch reden? O ſchön! o ſchön!

Das Fräulein. Spotte nur; ich verdiene es. (nach einem kleinen Nachdenken, und gelaſſener) Spotte nicht, Franciska; ich verdiene es nicht.

Franciska. Vortrefflich! da haben Sie etwas allerliebſtes gethan; einen Spitzbuben wieder auf die Beine geholfen.

Das Fräulein. Es war einem Unglücklichen zugedacht.

Franciska. Und was das beſte dabey iſt: der Kerl hält Sie für ſeines gleichen. — O ich muß ihm nach, und ihm das Geld wieder abnehmen. (will fort.)

Das Fräulein. Franciska, laß den Kaffee nicht vollends kalt werden; ſchenk ein.

Franciska. Er muß es Ihnen wiedergeben; Sie haben Sich anders beſonnen; Sie wollen mit ihm nicht in Geſellſchaft ſpielen. Zehn Piſtolen! Sie hörten ja, Fräulein, daß es ein Bettler war! (das Fräulein ſchenkt indeß ſelbſt ein) Wer wird einem Bettler ſo viel geben? Und ihm noch dazu die Erniedrigung, es erbettelt zu haben, zu erſparen ſuchen? Den Mildthätigen, der den Bettler aus Großmuth verkennen will, verkennt der Bettler wieder. Nun mögen Sie es haben, Fräulein, wenn er Ihre Gabe, ich weiß nicht wofür, anſieht. — (und reicht der Franciska eine Taſſe) Wollen Sie mir das Blut noch mehr in Wallung bringen? Ich mag nicht trinken. (das Fräulein ſetzt ſie wieder weg) — „Parbleu, Ihro Gnad, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt.„ (in dem Tone des Franzoſen) Freylich nicht, wenn man die Spitzbuben ſo ungehangen herumlauffen läßt.

Das Fräulein. (kalt und nachdenkend, indem ſie trinkt) Mädchen, du verſtehſt dich ſo trefflich auf die guten Menſchen: aber, wenn willſt du die ſchlechten ertragen lernen? — Und ſie ſind doch auch Menſchen. — Und öfters bey weitem ſo ſchlechte Menſchen nicht, als ſie ſcheinen. — Man muß ihre gute Seite nur aufſuchen. — Ich bilde mir ein, dieſer Franzoſe iſt nichts als eitel. Aus bloſſer Eitelkeit macht er ſich zum falſchen

Spieler; er will mir nicht verbunden ſcheinen; er will ſich den Dank erſparen. Vielleicht, daß er nun hingeht, ſeine kleine Schulden bezahlt, von dem Reſte, ſo weit er reicht, ſtill und ſparſam lebt, und an das Spiel nicht denkt. Wenn das iſt, liebe Franciska, ſo laß ihn Rekruten hohlen, wenn er will. — (giebt ihr die Taſſe) Da, ſetz weg! — Aber, ſage mir, ſollte Tellheim nicht ſchon da ſeyn?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein; ich kann beides nicht; weder an einem ſchlechten Menſchen die gute, noch an einem guten Menſchen die böſe Seite aufſuchen.

Das Fräulein. Er kömmt doch ganz gewiß? —

Franciska. Er ſollte wegbleiben! — Sie bemerken an ihm, an ihm, dem beſten Manne, ein wenig Stolz, und darum wollen Sie ihn ſo grauſam necken?

Das Fräulein. Kömmſt du da wieder hin? — Schweig, das will ich nun einmal ſo. Wo du mir dieſe Luſt verdirbſt; wo du nicht alles ſagſt und thuſt, wie wir es abgeredet haben! — Ich will dich ſchon allein mit ihm laſſen; und dann — — Jetzt kömmt er wohl.

Vierter Auftritt.

Paul Werner, (der in einer ſteifen Stellung, gleichſam im Dienſte, hereintritt) **Das Fräulein. Franciska.**

Franciska. Nein, es iſt nur ſein lieber Wachmeiſter.

Das Fräulein. Lieber Wachmeiſter? Auf wen bezieht ſich dieſes Lieber?

Franciska. Gnädiges Fräulein, machen Sie mir den Mann nicht verwirrt. — Ihre Dienerinn, Herr Wachmeiſter; was bringen Sie uns?

Werner. (geht, ohne auf die Franciska zu achten, an das Fräulein) Der Major von Tellheim läßt an das gnädige Fräulein von Barnhelm durch mich, den Wachmeiſter Werner, ſeinen unterthänigen Reſpekt vermelden, und ſagen, daß er ſogleich hier ſeyn werde.

Das Fräulein. Wo bleibt er denn?

Werner. Ihro Gnaden werden verzeihen; wir ſind, noch vor dem Schlage drey, aus dem Quartier gegangen; aber da hat ihn der Kriegszahlmeiſter unterwegens angeredt; und weil mit dergleichen Herren des Redens immer kein Ende iſt: ſo gab er mir einen Wink, dem gnädigen Fräulein den Verfall zu rapportiren.

Das Fräulein. Recht wohl, Herr Wachmeiſter. Ich wünſche nur, daß der Kriegszahlmeiſter dem Major etwas angenehmes möge zu ſagen haben.

Werner. Das haben dergleichen Herren den Officieren ſelten. — Haben Ihro Gnaden etwas zu befehlen? (im Begriffe wieder zu gehen)

Franciska. Nun, wo denn ſchon wieder hin, Herr Wachmeiſter? Hätten wir denn nichts mit einander zu plaudern?

Werner. (ſachte zur Franciſka, und ernſthaft) Hier nicht, Frauenzimmerchen. Es iſt wider den Reſpeckt, wider die Subordination. — Gnädiges Fräulein —

Das Fräulein. Ich danke für ſeine Bemühung, Herr Wachmeiſter. — Es iſt mir lieb geweſen, Ihn kennen zu lernen. Franciska hat mir viel gutes von Ihm geſagt.

(Werner macht eine ſteife Verbeugung, und geht ab)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Das iſt dein Wachmeiſter, Franciska?

Franciska. Wegen des ſpöttiſchen Tones habe ich nicht Zeit, dieſes Dein nochmals aufzumutzen. —— Ja, gnädiges Fräulein, das iſt mein Wachmeiſter. Sie finden ihn, ohne Zweifel, ein wenig ſteif und hölzern. Jetzt kam er mir faſt auch ſo vor. Aber ich merke wohl; er glaubte, vor Ihro Gnaden, auf die Parade ziehen zu müſſen. Und wenn die Soldaten paradiren, — ja freylich ſcheinen ſie da mehr Drechslerpuppen, als Männer. Sie ſollten ihn hingegen nur ſehn und hören, wenn er ſich ſelbſt gelaſſen iſt.

Das Fräulein. Das müßte ich denn wohl.

Franciska. Er wird noch auf dem Saale ſeyn. Darf ich nicht gehn, und ein wenig mit ihm plaudern?

Das Fräulein. Ich verſage dir ungern dieſes Vergnügen. Du mußt hier bleiben, Franciska. Du mußt bey unſerer Unterredung gegenwärtig ſeyn. — Es fällt mir noch etwas bey. (Sie zieht ihren Ring vom Finger) Da, nimm meinen Ring, verwahre ihn, und gieb mir des Majors ſeinen dafür.

Franciska. Warum das?

Das Fräulein. (indem Franciska den andern Ring holt) Recht weiß ich es ſelbſt nicht; aber mich dünkt, ich ſehe ſo etwas voraus, wo ich ihn brauchen könnte. — Man pocht — Geſchwind gieb her! (ſie ſteckt ihn an) Er iſts!

Sechſter Auftritt.

v. Tellheim, (in dem nehmlichen Kleide, aber ſonſt ſo, wie es Franciska verlangt) **Das Fräulein. Franciska.**

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein, Sie werden mein Verweilen entſchuldigen. —

Das Fräulein. O, Herr Major, ſo gar militairiſch wollen wir es mit einander nicht nehmen. Sie ſind ja da! Und ein Vergnügen erwarten, iſt auch ein Vergnügen. — Nun? (indem ſie ihm lächelnd ins Geſicht ſieht) lieber Tellheim, waren wir nicht vorhin Kinder?

v. Tellheim. Ja wohl Kinder, gnädiges Fräulein; Kinder, die ſich ſperren, wo ſie gelaſſen folgen ſollten.

Das Fräulein. Wir wollen ausfahren, lieber Major, — die Stadt ein wenig zu beſehen, — und hernach, meinem Oheim entgegen.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Sehen Sie; auch das Wichtigſte haben wir einander noch nicht ſagen können. Ja, er trift noch heut hier ein. Ein Zufall iſt Schuld, daß ich, einen Tag früher, ohne ihm angekommen bin.

v. Tellheim. Der Graf von Bruchſall? Iſt er zurück?

Das Fräulein. Die Unruhen des Krieges verſcheuchten ihn nach Italien; der Friede hat ihn wieder zurückgebracht. — Machen Sie Sich keine

Gedanken, Tellheim. Beſorgten wir ſchon ehemals das ſtärkſte Hinderniß unſrer Verbindung von ſeiner Seite.

v. Tellheim. Unſerer Verbindung?

Das Fräulein. Er iſt Ihr Freund. Er hat von zu vielen, zu viel Gutes von Ihnen gehört, um es nicht zu seyn. Er brennet, den Mann von Antlitz zu kennen, den ſeine einzige Erbinn gewählt hat. Er kömmt als Oheim, als Vormund, als Vater, mich Ihnen zu übergeben.

v. Tellheim. Ah, Fräulein, warum haben Sie meinen Brief nicht geleſen? Warum haben Sie ihn nicht leſen wollen?

Das Fräulein. Ihren Brief? Ja, ich erinnere mich, Sie ſchickten mir einen. Wie war es denn mit dieſem Briefe, Franciska? Haben wir ihn geleſen, oder haben wir ihn nicht geleſen? Was ſchrieben Sie mir denn, lieber Tellheim? —

v. Tellheim. Nichts, als was mir die Ehre befiehlt.

Das Fräulein. Das iſt, ein ehrliches Mädchen, die Sie liebt, nicht ſitzen zu laſſen. Freyſich befiehlt das die Ehre. Gewiß ich hätte den Brief leſen ſollen. Aber was ich nicht geleſen habe, das höre ich ja.

v. Tellheim. Ja, Sie ſollen es hören —

Das Fräulein. Nein, ich brauch es auch nicht einmal zu hören. Es verſteht ſich von ſelbſt. Sie könnten eines ſo häßichen Streiches fähig ſeyn, daß Sie mich nun nicht wollten? Wiſſen Sie, daß ich auf Zeit meines Lebens beſchimpft wäre? Meine Landsmänninnen würden mit Fingern auf mich weiſen. — „Daß iſt ſie, würde es heißen, das iſt das Fräulein von Barnhelm, die ſich einbildete, weil ſie reich ſey, den wackern Tellheim zu bekommen: als ob die wackern Männern für Geld zu haben wären!„ So würde es heißen: denn meine Landsmänninnen ſind alle neidiſch auf mich. Daß ich reich bin, können ſie nicht leugnen; aber davon wollen ſie nichts wiſſen; daß ich auch ſonſt noch ein ziemlich gutes Mädchen bin, das ſeines Mannes werth iſt. Nicht wahr, Tellheim?

v. Tellheim. Ja, ja, gnädiges Fräulein, daran erkenne ich Ihre Landsmänninen. Sie werden Ihnen einen abgedankten, an ſeiner

Ehre gekränkten Officier, einen Kriepel, einen Bettler trefflich beneiden.

Das Fräulein. Und das alles wären Sie? Ich hörte ſo was, wenn ich mich nicht irre, ſchon heute Vormittage. Da iſt Böſes und Gutes unter einander. Laſſen Sie uns doch jedes näher beleuchten. — Verabſchiedet ſind Sie? So höre ich. Ich glaubte, Ihr Regiment ſey blos untergeſteckt worden. Wie iſt es gekommen, daß man einen Mann von Ihren Verdienſten nicht beybehalten?

v. Tellheim. Es iſt gekommen, wie es kommen müſſen. Die Großen haben ſich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für ſie ganz wenig; aus Pflicht nicht vielmehr: aber alles ſeiner eignen Ehre wegen thut. Was können ſie ihm alſo ſchuldig zu ſeyn glauben? Der Friede hat ihnen mehrere meines gleichen entbehrlich gemacht; und am Ende iſt ihnen niemand unentbehrlich.

Das Fräulein. Sie ſprechen, wie ein Mann ſprechen muß, dem die Großen hinwiederum ſehr entbehrlich ſind. Und niemals waren ſie es mehr, als itzt. Ich ſage den Großen meinen großen

Dank, daß ſie ihre Anſprüche auf einen Mann haben fahren laſſen, den ich doch nur ſehr ungern mit ihnen getheilet hätte. — Ich bin Ihre Gebietherinn, Tellheim; Sie brauchen weiter keinen Herrn. — Sie verabſchiedet zu finden, das Glück hätte ich mir kaum träumen laſſen! — Doch Sie ſind nicht blos verabſchiedet: Sie ſind noch mehr. Was ſind Sie noch mehr? Ein Kriepel: ſagten Sie? Nun, (indem ſie ihn von oben bis unten betrachtet) der Kriepel iſt doch noch ziemlich ganz und gerade; ſcheinet doch noch ziemlich geſund und ſtark. — Lieber Tellheim, wenn Sie auf den Verluſt Ihrer geſunden Gliedmaaßen betteln zu gehen denken: ſo prophezeye ich Ihnen voraus, daß Sie vor den wenigſten Thüren etwas bekommen werden; ausgenommen vor den Thüren der gutherzigen Mädchen, wie ich.

v. Tellheim. Jetzt höre ich nur das muthwillige Mädchen, liebe Minna.

Das Fräulein. Und ich höre in Ihrem Verweiſe nur das Liebe Minna. — Ich will nicht mehr muthwillig ſeyn. Denn ich beſinne mich, daß Sie allerdings ein kleiner Kriepel ſind. Ein

Schuß hat Ihnen den rechten Arm ein wenig gelähmt. — Doch alles wohl überlegt: ſo iſt auch das ſo ſchlimm nicht. Um ſo viel ſicherer bin ich vor Ihren Schlägen.

v. Tellheim. Fräulein!

Das Fräulein. Sie wollen ſagen: Aber Sie um ſo viel weniger vor meinen. Nun, nun, lieber Tellheim, ich hoffe, Sie werden es nicht dazu kommen laſſen.

v. Tellheim. Sie wollen lachen, mein Fräulein. Ich beklage nur, daß ich nicht mit lachen kann.

Das Fräulein. Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend ſehr ernſthaft ſeyn? Lieber Major, das Lachen erhält uns vernünftiger, als der Verdruß. Der Beweis liegt vor uns. Ihre lachende Freundinn beurtheilet Ihre Umſtände weit richtiger, als Sie ſelbſt. Weil Sie verabſchiedet ſind, nennen Sie Sich an Ihrer Ehre gekränkt; weil Sie einen Schuß in dem Arme haben, machen Sie Sich zu einem Krüppel. Iſt das ſo recht? Iſt das keine Uebertreibung? Und iſt es meine Einrichtung, daß alle Uebertreibungen des Lächerlichen ſo fähig ſind? Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vornehme, daß auch dieſer eben ſo wenig Stich halten wird. Sie werden einmal, zweymal, dreymal Ihre Equipage verloren haben; bey dem oder jenem Banquier werden einige Kapitale jetzt mit ſchwinden; Sie werden dieſen und jenen Vorſchuß, den Sie im Dienſte gethan, keine Hoffnung haben, wiederzuerhalten: aber ſind Sie darum ein Bettler? Wenn Ihnen auch nichts übrig geblieben iſt, als was mein Oheim für Sie mitbringt —

v. Tellheim. Ihr Oheim, gnädiges Fräulein, wird für mich nichts mitbringen.

Das Fräulein. Nichts, als die zweytauſend Piſtolen, die Sie unſern Ständen ſo großmüthig vorſchoßen.

v. Tellheim. Hätten Sie doch nur meinen Brief geleſen, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Nun ja, ich habe ihn geleſen. Aber was ich über dieſen Punkt darinn geleſen, iſt mir ein wahres Räthſel. Unmöglich kann man Ihnen aus einer edlen Handlung ein Verbrechen machen wollen. — Erklären Sie mir doch, lieber Major —

v. Tellheim. Sie erinnern Sich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre hatte, in den Aemtern Ihrer Gegend die Kontribution mit der äußerſten Strenge baar beyzutreiben. Ich wollte mir dieſe Strenge erſparen, und ſchoß die fehlende Summe ſelbſt vor. —

Das Fräulein. Ja wohl erinnere ich mich. — Ich liebte Sie um dieſer That willen, ohne Sie noch geſehen zu haben.

v. Tellheim. Die Stände gaben mir ihren Wechſel, und dieſen wollte ich, bey Zeichnung des Friedens, unter die zu ratihabirende Schulden eintragen laſſen. Der Wechſel ward für gültig erkannt, aber mir ward das Eigenthum deſſelben ſtreitig gemacht. Man zog ſpöttiſch das Maul, als ich verſicherte, die Valute baar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Beſtechung, für das Gratial der Stände, weil ich ſobald mit ihnen auf die niedrigſte Summe einig geworden war, mit der ich mich nur im äußerſten Nothfall zu begnügen, Vollmacht hatte. So kam der

Wechſel aus meinen Händen, und wenn er bezahlt wird, wird er ſicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierdurch, mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt; nicht durch den Abſchied, den ich gefordert haben würde, wenn ich ihn nicht bekommen hätte. — Sie ſind ernſthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! Ich lache ja.

Das Fräulein. O, erſticken Sie dieſes Lachen, Tellheim! Ich beſchwöre Sie! Es iſt das ſchreckliche Lachen des Menſchenhaſſes! Nein, Sie ſind der Mann nicht, den eine gute That reuen kann, weil ſie üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich können dieſe üble Folgen dauren! Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Das Zeugniß meines Oheims, aller unſrer Stände —

v. Tellheim. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha, ha, ha!

Das Fräulein. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim! Wenn Sie an Tugend und Vorſicht glauben, Tellheim, ſo lachen Sie ſo nicht! Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen. — Und laſſen Sie uns das Schlimmſte ſetzen! Wenn man Sie hier durchaus verkennen will: ſo kann man Sie bey uns nicht verkennen. Nein, wir können, wir werden Sie nicht verkennen, Tellheim. Und wenn unſere Stände die geringſte Empfindung von Ehre haben, ſo weiß ich was ſie thun müſſen. Doch ich bin nicht klug: was wäre das nöthig? Bilden Sie Sich ein, Tellheim, Sie hätten die zweytauſend Piſtolen an einem wilden Abende verloren. Der König war eine unglückliche Karte für Sie: die Dame (auf ſich weiſend) wird Ihnen deſto günſtiger ſeyn. — Die Vorſicht, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer ſchadlos; und öfters ſchon im voraus. Die That, die Sie einmal um zweytauſend Piſtolen bringen ſollte, erwarb mich Ihnen. Ohne dieſe That, würde ich nie begierig geweſen ſeyn, Sie kennen zu lernen. Sie wiſſen, ich kam uneingeladen in die erſte Geſellſchaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam blos Ihrentwegen. Ich kam in dem feſten Vorſatze, Sie zu lieben, — ich liebte Sie ſchon! — in dem feſten Vorſatze, Sie zu beſitzen, wenn ich Sie auch ſo ſchwarz und häßlich finden ſollte, als den Mohr von Venedig.

Sie ſind ſo ſchwarz und häßlich nicht; auch ſo eiferſüchtig werden Sie nicht ſeyn. Aber Tellheim, Tellheim, Sie haben doch noch viel ähnliches mit ihm! O, über die wilden, unbiegſamen Männer, die nur immer ihr ſtieres Auge auf das Geſpenſt der Ehre heften! für alles andere Gefühl ſich verhärten! — Hierher Ihr Auge! auf mich, Tellheim! (der indeß vertieft, und unbeweglich, mit ſtarren Augen immer auf eine Stelle geſehen) Woran denken Sie? Sie hören mich nicht?

v. Tellheim. (zerſtreut) O ja! Aber ſagen Sie mir doch, mein Fräulein: wie kam der Mohr in Venetianiſche Dienſte? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er ſeinen Arm und ſein Blut einem fremden Staate? —

Das Fräulein. (erſchrocken) Wo ſind Sie, Tellheim? — Nun iſt es Zeit, daß wir abbrechen; — Kommen Sie! (indem Sie ihn bey der Hand ergreift) — Franciska, laß den Wagen vorfahren.

v. Tellheim. (der ſich von der Fräulein los reißt, und der Franciska nachgeht) Nein, Franciska; ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten. — Mein Fräulein, laſſen Sie mir noch heute meinen geſunden Verſtand, und beurlauben Sie mich. Sie ſind auf dem beſten Wege, mich darum zu bringen. Ich ſtemme mich, ſo viel ich kann. — Aber weil ich noch bey Verſtande bin: ſo hören Sie, mein Fräulein, was ich feſt beſchloſſen habe; wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll. — Wenn nicht noch ein glücklicher Wurf für mich im Spiele iſt, wenn ſich das Blatt nicht völlig wendet, wenn —

Das Fräulein. Ich muß Ihnen ins Wort fallen, Herr Major. — Das hätten wir Ihm gleich ſagen ſollen, Franciska. Du erinnerſt mich auch an gar nichts. — Unſer Geſpräch würde ganz anders gefallen ſeyn, Tellheim, wenn ich mit der guten Nachricht angefangen hätte, die Ihnen der Chevalier de la Marliniere nur eben zu bringen kam.

v. Tellheim. Der Chevalier de la Marliniere? Wer iſt das?

Franciska. Es mag ein ganz guter Mann ſeyn, Herr Major, bis auf —

Das Fräulein. Schweig, Franciska! — Gleichfalls ein verabſchiedeter Officier, der aus Holländiſchen Dienſten —

v. Tellheim. Ha! der Lieutenant Riccaut!

Das Fräulein. Er verſicherte, daß er Ihr Freund ſey.

v. Tellheim. Ich verſichere, daß ich ſeiner nicht bin.

Das Fräulein. Und daß ihm, ich weiß nicht welcher Miniſter vertrauet habe, Ihre Sache ſey dem glücklichſten Ausgange nahe. Es müſſe ein Königliches Handſchreiben an Sie unterwegens ſeyn. —

v. Tellheim. Wie kämen Riccaut und ein Miniſter zuſammen? — Etwas zwar muß in meiner Sache geſchehen ſeyn. Denn nur ietzt erklärte mir der Kriegszahlmeiſter, daß der König alles niedergeſchlagen habe, was wider mich urgiret worden; und daß ich mein ſchriftlich gegebenes Ehrenwort, nicht eher von hier zu gehen, als bis man mich völlig entladen habe, wieder zurücknehmen könne. — Das wird es aber auch alles ſeyn. Man wird mich wollen lauffen laſſen. Allein man irrt ſich; ich werde nicht lauffen. Eher ſoll mich hier das äuſſerſte Elend, vor den Augen meiner Verleumder, verzehren. —

Das Fräulein. Hartnäckiger Mann!

v. Tellheim. Ich brauche keine Gnade; ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —

Das Fräulein. Die Ehre eines Mannes, wie Sie —

v. Tellheim. (hitzig) Nein, mein Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urtheilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre iſt nicht die Stimme unſers Gewiſſens, nicht das Zeugniß weniger Rechtſchaffnen — —

Das Fräulein. Nein, nein, ich weiß wohl. — Die Ehre iſt — die Ehre.

v. Tellheim. Kurz, mein Fräulein, — Sie haben mich nicht ausreden laſſen. — Ich wollte ſagen: wenn man mir das Meinige ſo ſchimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenſte Genugthuung geſchieht; ſo kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht ſeyn. Denn ich bin es in den Augen der Welt nicht werth, zu ſeyn. Das Fräulein von Barnhelm verdienet einen unbeſcholtenen Mann. Es iſt eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. Es iſt ein nichtswürdiger Mann, der ſich nicht ſchämet, ſein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, deſſen blinde Zärtlichkeit —

Das Fräulein. Und das iſt Ihr Ernſt, Herr Major? — (indem ſie ihm plötzlich den Rücken wendet) Franciska!

v. Tellheim. Werden Sie nicht ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein. (bey Seite zur Franciska) Jetzt wäre es Zeit! Was räthſt du mir, Franciska? —

Franciska. Ich rathe nichts. Aber freylich macht er es Ihnen ein wenig zu bunt —

v. Tellheim. (der ſie zu unterbrechen kömmt) Sie ſind ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein. (höhniſch) Ich? im geringſten nicht.

v. Tellheim. Wenn ich Sie weniger liebte, mein Fräulein —

Das Fräulein. (noch in dieſem Tone) O gewiß, es wäre mein Unglück! — Und ſehen Sie, Herr Major, ich will Ihr Unglück auch nicht. — Man muß ganz uneigennützig lieben. — Eben ſo gut, daß ich nicht offenherziger geweſen bin! Vielleicht würde mir Ihr Mitleid gewähret haben, was mir Ihre Liebe verſagt. — (indem ſie den Ring langſam vom Finger zieht)

v. Tellheim. Was meynen Sie damit, Fräulein?

Das Fräulein. Nein, keines muß das andere, weder glücklicher noch unglücklicher machen. So will es die wahre Liebe! Ich glaube Ihnen, Herr Major; und Sie haben zu viel Ehre, als daß Sie die Liebe verkennen ſollten.

v. Tellheim. Spotten Sie, mein Fräulein?

Das Fräulein. Hier nehmen Sie den Ring wieder zurück, mit dem Sie mir Ihre Treue verpflichtet. (überreicht ihm den Ring) Es ſey drum! Wir wollen einander nicht gekannt haben!

v. Tellheim. Was höre ich?

Das Fräulein. Und das befremdet Sie? — Nehmen Sie, mein Herr. — Sie haben Sich doch wohl nicht blos gezieret?

v. Tellheim. (indem er den Ring aus ihrer Hand nimmt) Gott! So kann Minna ſprechen! —

Das Fräulein. Sie können der Meinige in Einem Falle nicht ſeyn: ich kann die Ihrige, in keinem ſeyn. Ihr Unglück iſt wahrſcheinlich; meines iſt gewiß. — Leben Sie wohl! (will fort).

v. Tellheim. Wohin, liebſte Minna? —

Das Fräulein. Mein Herr, Sie beſchimpfen mich jetzt mit dieſer vertraulichen Benennung.

v. Tellheim. Was iſt Ihnen, mein Fräulein? Wohin?

Das Fräulein. Laſſen Sie mich. — Meine Thränen vor Ihnen zu verbergen, Verräther! (geht ab)

Siebender Auftritt.

v. Tellheim. Franciska.

v. Tellheim. Ihre Thränen? Und ich ſollte Sie laſſen? (will ihr nach)

Franciska. (die ihn zurückhält) Nicht doch, Herr Major! Sie werden ihr ja nicht in ihr Schlafzimmer folgen wollen?

v. Tellheim. Ihr Unglück? Sprach Sie nicht von Unglück?

Franciska. Nun freylich; das Unglück, Sie zu verlieren, nachdem —

v. Tellheim. Nachdem? was nachdem? Hier hinter ſteckt mehr. Was iſt es, Franciska? Rede, ſprich —

Franciska. Nachdem ſie, wollte ich ſagen, — Ihnen ſo vieles aufgeopfert.

v. Tellheim. Mir aufgeopfert?

Franciska. Hören Sie nur kurz. — Es iſt für Sie recht gut, Herr Major, daß Sie auf dieſe Art von ihr los gekommen ſind. — Warum ſoll ich es Ihnen nicht ſagen? Es kann doch länger kein Geheimniß bleiben. — Wir ſind entflohen! — Der Graf von Bruchſall hat das Fräulein enterbt, weil ſie keinen Mann von ſeiner Hand annehmen wollte. Alles verließ, alles verachtete ſie hierauf. Was ſollten wir thun? Wir entſchloſſen uns denjenigen aufzuſuchen, dem wir —

v. Tellheim. Ich habe genug. — Komm, ich muß mich zu Ihren Füſſen werffen.

Franciska. Was denken Sie? Gehen Sie vielmehr, und danken Ihrem guten Geſchicke —

v. Tellheim. Elende! für wen hälſt du mich? — Nein, liebe Franciska, der Rath kam nicht aus deinem Herzen. Vergieb meinem Unwillen!

Franciska. Halten Sie mich nicht länger auf. Ich muß ſehen, was ſie macht. Wie leicht könnte ihr etwas zugeſtoſſen ſeyn. — Gehen Sie! Kommen Sie lieber wieder, wenn Sie wieder kommen wollen. (geht dem Fräulein nach)

Achter Auftritt.

von Tellheim.

Aber, Franciska! — O, ich erwarte euch hier! — Nein, das iſt dringender! — Wenn ſie Ernſt ſieht, kann mir ihre Vergebung nicht entſtehen. — Nun brauch ich dich, ehrlicher Werner! — Nein, Minna, ich bin kein Verräther! (eilends ab)

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Die Scene, der Saal) **v. Tellheim** von der einen und **Werner** von der andern Seite.

v. Tellheim. Ha, Werner! ich ſuche dich überall. Wo ſteckſt du?

Werner. Und ich habe Sie geſucht, Herr Major; ſo gehts mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. Tellheim. Ah, ich brauche letzt nicht deine Nachrichten; ich brauche dein Geld. Geſchwind, Werner, gieb mir ſo viel du haſt; und denn ſuche ſo viel aufzubringen, als du kannſt.

Werner. Herr Major? — Nun, bey meiner armen Seele, habe ichs doch geſagt: er wird Geld von mir borgen, wenn er ſelber welches zu verleihen hat.

v. Tellheim. Du ſuchſt doch nicht Ausflüchte?

Werner. Damit ich ihm nichts vorzuwerffen habe, ſo nimmt er mirs mit der Rechten, und giebt mirs mit der Linken wieder.

v. Tellheim. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, dir es wieder zu geben; aber wenn und wie? — Das weiß Gott!

Werner. Sie wiſſen es alſo noch nicht, daß die Hofſtaatskaſſe Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben erfuhr ich es bey —

v. Tellheim. Was plauderſt du? Was läſſeſt du dir weiß machen? Begreiffſt du denn nicht, daß, wenn es wahr wäre, ich es doch wohl am erſten wiſſen müßte? — Kurz, Werner, Geld! Geld!

Werner. Je nu, mit Freuden! hier iſt was! — Das ſind die hundert Louisdor, und daß die hundert Dukaten. — (giebt ihm beides)

v. Tellheim. Die hundert Louisdor, Werner, geh und bringe Juſten. Er ſoll ſogleich den Ring wieder einlöſen, den er heute früh verſetzt hat. — Aber wo wirſt du mehr hernehmen, Werner? — Ich brauche weit mehr.

Werner. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. — Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt. Der Zahlungstermin wäre zwar erſt in vierzehn Tagen; aber das Geld liegt parat, und ein halb Procentchen Abzug —

v. Tellheim. Nun ja, lieber Werner! — Siehſt du, daß ich meine einzige Zuflucht zu dir nehme? — Ich muß dir auch alles vertrauen. Das Fräulein hier, — du haſt ſie geſehn, — iſt unglücklich —

Werner. O Jammer!

v. Tellheim. Aber morgen iſt ſie meine Frau —

Werner. O Freude!

v. Tellheim. Und über morgen, geh ich mit ihr fort. Ich darf fort; ich will fort. Lieber hier alles im Stiche gelaſſen! Wer weiß, wo mir ſonſt ein Glück aufgehoben iſt. Wenn du willſt, Werner, ſo komm mit. Wir wollen wieder Dienſte nehmen.

Werner. Wahrhaftig? — Aber doch wos Krieg giebt, Herr Major?

v. Tellheim Wo ſonſt? — Geh, lieber Werner, wir ſprechen davon weiter.

Werner. O Herzensmajor! — Ueber morgen? Warum nicht lieber morgen? — Ich will ſchon alles zuſammenbringen. — In Perſien, Herr Major, giebts einen trefflichen Krieg; was meynen Sie?

v. Tellheim. Wir wollen das überlegen! geh nur, Werner! —

Werner. Juchhe! es lebe der Prinz Heraklius! (geht ab)

Zweyter Auftritt.

von Tellheim.

Wie iſt mir? — Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eignes Unglück

ſchlug

ſchlug mich nieder; machte mich ärgerlich, kurzſichtig, ſchüchtern, läßig: ihr Unglück hebt mich empor, ich ſehe wieder frey um mich, und fühle mich willig und ſtark, alles für ſie zu unternehmen — Was verweile ich? (will nach dem Zimmer des Fräuleins, aus dem ihm Franciſka entgegen kömmt)

Dritter Auftritt.

Franciſka. **v. Tellheim.**

Franciſka. Sind Sie es doch? — Es war mir, als ob ich Ihre Stimme hörte. — Was wollen Sie, Herr Major?

v. Tellheim. Was ich will? — Was macht dein Fräulein? — Komm! —

Franciſka. Sie will den Augenblick ausfahren.

v. Tellheim. Und allein? ohne mich? wohin?

Franciſka. Haben Sie vergeßen, Herr Major? —

v. Tellheim. Biſt du nicht klug, Franciſka? — Ich habe ſie gereitzt, und ſie ward empfindlich: ich werde ſie um Vergebung bitten, und ſie wird mir vergeben.

Franciska. Wie? — Nachdem Sie den Ring zurückgenommen, Herr Major?

v. Tellheim. Ha! — das that ich in der Betäubung. — Jetzt denk ich erſt wieder an den Ring. — Wo habe ich ihn hingeſteckt? — (er ſucht ihn) Hier iſt er.

Franciska. Iſt er das? (indem er ihn wieder einſteckt, bey Seite) Wenn er ihn doch genauer beſehen wollte!

v. Tellheim. Sie drang mir ihn auf, mit einer Bitterkeit — Ich habe dieſe Bitterkeit ſchon vergeſſen. Ein volles Herz kann die Worte nicht wägen. — Aber ſie wird ſich auch keinen Augenblick weigern, den Ring wieder anzunehmen. — Und habe ich nicht noch ihren?

Franciska. Den erwartet ſie dafür zurück. — Wo haben Sie ihn denn, Herr Major? Zeigen Sie mir ihn doch.

v. Tellheim. (etwas verlegen) Ich habe — ihn anzuſtecken vergeſſen. — Juſt — Juſt wird mir ihn gleich nachbringen.

Franciska. Es iſt wohl einer ziemlich wie der andere; laſſen Sie mich doch dieſen ſehen; ich ſehe ſo was gar zu gern.

v. Tellheim. Ein andermal, Franciska. Jetzt komm —

Franciska. (bey Seite) Er will ſich durchaus nicht aus ſeinem Irrthume bringen laſſen.

v. Tellheim. Was ſagſt du? Irrthume?

Franciska. Es iſt ein Irrthum, ſag ich, wenn Sie meynen, daß das Fräulein doch noch eine gute Partie ſey. Ihr eigenes Vermögen iſt gar nicht beträchtlich; durch ein wenig eigennützige Rechnungen, können es ihr die Vormünder völlig zu Waſſer machen. Sie erwartete alles von dem Oheim; aber dieſer grauſame Oheim —

v. Tellheim. Laß ihn doch! — Bin ich nicht Manns genug, ihr einmal alles zu erſetzen? —

Franciska. Hören Sie? Sie klingelt; ich muß herein.

v. Tellheim. Ich gehe mit dir.

Franciska. Um des Himmels willen nicht! Sie hat mir ausdrücklich verbothen, mit Ihnen zu ſprechen. Kommen Sie wenigſtens mir erſt nach. — (geht herein)

Vierter Auftritt.

v. Tellheim.

(ihr nachrufend) Melde mich ihr! — Sprich für mich, Franciska! — Ich folge dir ſogleich! — Was werde ich ihr ſagen? — Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das einzige möchte eine ſtudierte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, ſich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Befliſſenheit, mir ein Glück vorzuſpiegeln, das ſie durch mich verloren hat. Dieſes Mißtrauen in meine Ehre, in ihren eigenen Werth, vor ihr ſelbſt zu entſchuldigen, vor ihr ſelbſt — Vor mir iſt es ſchon entſchuldiget! — Ha! hier kömmt ſie. —

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska. v. Tellheim.

Das Fräulein. (im Heraustreten, als ob ſie den Major nicht gewahr würde) Der Wagen iſt doch vor der Thüre, Franciska? — Meinen Fächer! —

v. Tellheim. (auf ſie zu) Wohin, mein Fräulein?

Das Fräulein. (mit einer affektirten Kälte) Aus, Herr Major. — Ich errathe, warum Sie Sich nochmals her bemühet haben: mir auch meinen Ring wieder zurück zu geben. — Wohl, Herr Major; haben Sie nur die Güte, ihn der Franciska einzuhändigen. — Franciska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! — Ich habe keine Zeit zu verlieren. (will fort)

v. Tellheim. (der ihr vortritt) Mein Fräulein! — Ah, was habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war ſo vieler Liebe nicht werth.

Das Fräulein. So, Franciska? Du haſt dem Herrn Major —

Franciska. Alles entdeckt.

v. Tellheim. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräther. Sie haben um mich in den Augen der Welt viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch dieſen Verluſt gewonnen.

nen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzunachtheiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn vors erſte verbergen. Ich beſchwere mich nicht über dieſes Mißtrauen. Es entſprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieſes Verlangen iſt mein Stolz! Sie fanden mich ſelbſt unglücklich; und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häuffen. Sie konnten nicht vermuthen, wie ſehr mich Ihr Unglück über das meinige hinaus ſetzen würde.

Das Fräulein. Alles recht gut, Herr Major! Aber es iſt nun einmal geſchehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit erlaſſen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

v. Tellheim. Zu nichts gewilliget! — Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener, als jemals. — Sie ſind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. (zieht den Ring heraus) Hier, empfangen Sie es zum zweytenmale, das Unterpfand meiner Treue —

Das Fräulein. Ich dieſen Ring wiedernehmen? dieſen Ring?

v. Tellheim. Ja, liebſte Minna, ja!

Das Fräulein. Was muthen Sie mir zu? dieſen Ring?

v. Tellheim. Dieſen Ring nahmen Sie das erſtemal aus meiner Hand, als unſer beider Umſtände einander gleich, und glücklich waren. Sie ſind nicht mehr glücklich, aber wiederum einander gleich. Gleichheit iſt immer das feſteſte Band der Liebe. — Erlauben Sie, liebſte Minna! — (ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzuſtecken)

Das Fräulein. Wie? mit Gewalt, Herr Major? — Nein, da iſt keine Gewalt in der Welt, die mich zwingen ſoll, dieſen Ring wieder anzunehmen! — — Meynen Sie etwa, daß es mir an einem Ringe fehlt? — O, Sie ſehen ja wohl, (auf ihren Ring zeigend) daß ich hier noch einen habe, der Ihrem nicht das geringſte nachgiebt? —

Franciska. Wenn er es noch nicht merckt! —

v. Tellheim. (indem er die Hand des Fräuleins fahren läßt) Was iſt das? — Ich ſehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht. — Sie zieren Sich, mein Fräulein. — Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieſes Wort nachbrauche.

Das Fräulein. (in ihrem wahren Tone) Hat Sie dieſes Wort beleidiget, Herr Major?

v. Tellheim. Es hat mir weh gethan.

Das Fräulein. (gerührt) Das ſollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim.

v. Tellheim. Ha, dieſer vertrauliche Ton ſagt mir, daß Sie wieder zu Sich kommen, mein Fräulein; daß Sie mich noch lieben, Minna —

Franciſka. (herausplatzend) Bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen —

Das Fräulein. (gebieteriſch) Ohne dich in in unſer Spiel zu mengen, Franciſka, wenn ich bitten darf! —

Franciſka. (bey Seite und betroffen) Noch nicht genug?

Das Fräulein. Ja, mein Herr; es wäre weibliche Eitelkeit, mich kalt und höhniſch zu ſtellen. Weg damit! Sie verdienen es, mich eben ſo wahrhaft zu finden, als Sie ſelbſt ſind. — Ich liebe Sie noch, Tellheim, ich liebe Sie noch; aber dem ohngeachtet —

v. Tellheim. Nicht weiter, liebſte Minna, nicht weiter! (ergreift ihre Hand nochmals, ihr den Ring anzuſtecken)

Das Fräulein. (die ihre Hand zurück zieht) Dem ohngeachtet, — um ſo vielmehr werde ich dieſes nimmermehr geſchehen laſſen; nimmermehr! — Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meynte, Sie hätten an Ihrem eigenen Unglücke genug. — Sie müſſen hier bleiben; Sie müſſen Sich die allervollſtändigſte Genugthuung — ertrotzen. Ich weiß in der Geſchwindigkeit kein ander Wort. — Ertrotzen, — und ſollte Sie auch das äuſſerſte Elend, vor den Augen Ihrer Verleumder, darüber verzehren!

v. Tellheim. So dachte ich, ſo ſprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und ſprach. Aergerniß und verbißene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe ſelbſt, in dem volleſten Glanze des Glückes, konnte ſich darinn nicht Tag ſchaffen. Aber ſie ſendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finſtern Schmerze vertrauter, die Nebel zerſtreuet, und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öfnet. Der Trieb der Selbſterhaltung erwacht, da ich etwas Koſtbarers zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe. Laſſen Sie Sich, mein Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen. Von der unſchuldigen Urſache unſers Unglücks, können wir es ohne Erniedrigung hören. Ich bin dieſe Urſache; durch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Anverwandte, Vermögen und Vaterland. Durch mich, in mir müſſen Sie alles dieſes wiederfinden, oder ich habe das Verderben der Liebenswürdigſten Ihres Geſchlechts auf meiner Seele. Laſſen Sie mich keine Zukunft denken, wo ich mich ſelbſt haſſen müßte. — Nein, nichts ſoll mich hier länger halten. Von dieſem Augenblicke an, will ich dem Unrechte, das mir hier wiederfährt, nichts als Verachtung entgegen ſetzen. Iſt dieſes Land die Welt? Geht hier allein die Sonne auf? Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienſte wird man mir verweigern? Und müßte ich ſie unter dem entfernteſten Himmel ſuchen: folgen Sie mir nur getroſt, liebſte Minna; es ſoll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen Freund, der mich gern unterſtützet. —

Sechſter Auftritt.

Ein Feldjäger. v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

Franciska. (indem ſie den Feldjäger gewahr wird) St! Herr Major —

v. Tellheim. (gegen den Feldjäger) Zu wem wollen Sie?

Der Feldjäger. Ich ſuche den Herrn Major von Tellheim. — Ah, Sie ſind es ja ſelbſt. Mein Herr Major, dieſes Königliche Handſchreiben (das er aus ſeiner Brieftaſche nimmt) habe ich an Sie zu übergeben.

v. Tellheim. An mich?

Der Feldjäger. Zufolge der Aufſchrift —

Das Fräulein. Franciska, hörſt du? — Der Che[illegible]er hat doch wahr geredet!

Der Feldjäger (indem Tellheim den Brief nimmt) Ich bitte um Verzeihung, Herr Major; Sie hätten es bereits geſtern erhalten ſollen; aber es iſt mir nicht möglich geweſen, Sie auszufragen. Erſt heute, auf der Parade, habe ich Ihre Wohnung von dem Lieutenant Riccaut erfahren.

Franciska. Gnädiges Fräulein, hören Sie? — Das iſt des Chevaliers Miniſter. — „Wie heiſſen „der Miniſter, da draus, auf die breite Platz?„ —

v. Tellheim. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe ſehr verbunden.

Der Feldjäger. Es iſt meine Schuldigkeit, Herr Major. (geht ab)

Siebender Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.
Franciska.

v. Tellheim. Ah, mein Fräulein, was habe ich hier? Was enthält dieſes Schreiben?

Das Fräulein. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde ſo weit zu erſtrecken.

v. Tellheim. Wie? Sie trennen mein Schickſal noch von dem Ihrigen? — Aber warum ſteh ich an, es zu erbrechen? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin; nein, liebſte Minna, es kann uns nicht unglücklicher machen; — wohl aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! (erbricht und lieſet den Brief, indeß daß der Wirth an die Scene geſchlichen kömmt)

Achter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth. (gegen die Franciska) Bſt! mein ſchönes Kind! auf ein Wort!

Franciska. (die ſich ihm nähert) Herr Wirth? — Gewiß, wir wiſſen ſelbſt noch nicht, was in dem Briefe ſteht.

Der Wirth. Wer will vom Briefe wiſſen? — Ich komme des Ringes wegen. Das gnädige Fräulein muß mir ihn gleich wiedergeben. Juſt iſt da, er ſoll ihn wieder einlöſen.

Das Fräulein. (die ſich indeß gleichfalls dem Wirthe genähert) Sagen Sie Juſten nur, daß er ſchon eingelöſet ſey; und ſagen Sie ihm nur von wem; von mir.

Der Wirth. Aber —

Das Fräulein. Ich nehme alles auf mich; gehen Sie doch! (der Wirth geht ab)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

Franciska. Und nun, gnädiges Fräulein, laſſen Sie es mit dem armen Major gut ſeyn.

Das Fräulein. O, über die Verbitterinn! Als ob der Knoten ſich nicht von ſelbſt bald löſen müßte.

v. Tellheim. (nachdem er geleſen, mit der lebhafteſten Rührung) Ha! er hat ſich auch hier nicht verleugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeit! — Welche Gnade! — Das iſt mehr, als ich erwartet! — Mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, alles iſt wiederhergeſtellt! — Ich träume doch nicht? (indem er wieder in den Brief ſieht, als um ſich nochmals zu überzeugen) Nein, kein Blendwerk meiner Wünſche! — Leſen Sie ſelbſt, mein Fräulein; leſen Sie ſelbſt!

Das Fräulein. Ich bin nicht ſo unbeſcheiden, Herr Major.

v. Tellheim. Unbeſcheiden? Der Brief iſt an mich; an ihren Tellheim, Minna. Er enthält, — was Ihnen Ihr Oheim nicht nehmen kann. Sie müſſen ihn leſen; leſen Sie doch!

Das Fräulein. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geſchieht, Herr Major — (ſie nimmt den Brief und lieſet)

„Mein lieber Major von Tellheim!

„Ich thue Euch zu wiſſen, daß der
„Handel, der mich um Eure Ehre beſorgt

„machte, ſich zu Eurem Vortheil aufgekläret
„hat. Mein Bruder war des nähern davon
„unterrichtet, und ſein Zeugniß hat
„Euch für mehr als unſchuldig erkläret. Die
„Hofſtaatskaſſe hat Ordre, Euch den bewußten
„Wechſel wieder auszuliefern, und die
„gethanen Vorſchüße zu bezahlen; auch habe
„ich befohlen, daß alles, was die Feldkriegskaſſen
„wider Eure Rechnungen urgiren,
„niedergeſchlagen werde. Meldet mir, ob
„Euch Eure Geſundheit erlaubet, wieder
„Dienſte zu nehmen. Ich möchte nicht gern
„einen Mann von Eurer Bravour und
„Denkungsart entbehren. Ich bin Euer
„wohlaffektionirter König ꝛc.

v. Tellheim. Nun, was ſagen Sie hierzu, mein Fräulein?

Das Fräulein. (indem ſie den Brief wieder zuſammenſchlägt, und zurückgiebt) Ich? nichts.

v. Tellheim. Nichts?

Das Fräulein. Doch ja: daß Ihr König, der ein groſſer Mann iſt, auch wohl ein guter

Mann ſeyn mag. — Aber was geht mich das an? Er iſt nicht mein König.

v. Tellheim. Und ſonſt ſagen Sie nichts? Nichts von Rückſicht auf uns ſelbſt?

Das Fräulein. Sie treten wieder in ſeine Dienſte; der Herr Major wird Oberſtlieutenant, Oberſter vielleicht. Ich gratuliere von Herzen.

v. Tellheim. Und Sie kennen mich nicht beſſer? — Nein, da mir das Glück ſoviel zurückgiebt, als genug iſt, die Wünſche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, ſoll es einzig von meiner Minna abhangen, ob ich ſonſt noch jemanden wieder zugehören ſoll, als ihr. Ihrem Dienſte allein ſey mein ganzes Leben gewidmet! Die Dienſte der Großen ſind gefährlich, und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die ſie koſten. Minna iſt keine von den Eiteln, die in ihren Männern nichts als den Titel und die Ehrenſtelle lieben. Sie wird mich um mich ſelbſt lieben; und ich werde um ſie die ganze Welt vergeſſen. Ich ward Soldat, aus Partheylichkeit ich weiß ſelbſt nicht für welche politiſche Grundſätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen

Mann gut ſey, ſich in dieſem Stande eine Zeitlang zu verſuchen, um ſich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entſchloſſenheit zu lernen. Nur die äußerſte Noth hätte mich zwingen können, aus dieſem Verſuche eine Beſtimmung, aus dieſer gelegentlichen Beſchäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun iſt mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Menſch zu ſeyn. Der werde ich mit Ihnen, liebſte Minna, unfehlbar werden; der werde ich in Ihrer Geſellſchaft unveränderlich bleiben. — Morgen verbinde uns das heiligſte Band; und ſodann wollen wir um uns ſehen, und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den ſtillſten, heiterſten, lachendſten Winkel ſuchen, dem zum Paradieſe nichts fehlt, als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen; da ſoll jeder unſrer Tage. — Was iſt Ihnen, mein Fräulein? (die ſich unruhig hin und herwendet, und ihre Rührung zu verbergen ſucht)

Das Fräulein. (ſich faſſend) Sie ſind ſehr grauſam, Tellheim, mir ein Glück ſo reitzend darzuſtellen, dem ich entſagen muß. Mein Verluſt —

v. Tellheim. Ihr Verluſt? — Was nennen Sie Ihren Verluſt? Alles, was Minna verlieren konnte, iſt nicht Minna. Sie ſind noch das ſüſſeſte, lieblichſte, holdſeligſte, beſte Geſchöpf unter der Sonne; ganz Güte und Großmuth, ganz Unſchuld und Freude! — Dann und wann ein kleiner Muthwille; hier und da ein wenig Eigenſinn — Deſto beßer! deſto beßer! Minna wäre ſonſt ein Engel, den ich mit Schaudern verehren müßte, den ich nicht lieben könnte. (ergreift ihre Hand, ſie zu küſſen)

Das Fräulein. (die ihre Hand zurück zieht) Nicht ſo, mein Herr! — Wie auf einmal ſo verändert? — Iſt dieſer ſchmeichelnde, ſtürmiſche Liebhaber der kalte Tellheim? — Konnte nur ſein wiederkehrendes Glück ihn in dieſes Feuer ſetzen? — Er erlaube mir, daß ich, bey ſeiner fliegenden Hitze, für uns beyde Ueberlegung behalte — Als er ſelbſt überlegen konnte, hörte ich ihn ſagen; es ſey eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trage, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. — Recht; aber ich beſtrebe mich einer eben ſo reinen und edeln Liebe, als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, da ſich ein großer Monarch um ihn bewirbt, ſollte ich zugeben, daß er ſich verliebten Träumereyen mit mir überließe? daß der ruhmvolle Krieger in einen tändelnden Schäfer ausarte? — Nein, Herr Major, folgen Sie dem Wink Ihres beſſern Schickſals —

v. Tellheim. Nun wohl! Wenn Ihnen die große Welt reitzender iſt, Minna, — wohl! ſo behalte uns die große Welt! — Wie klein, wie armſelig iſt dieſe große Welt! — Sie kennen ſie nur erſt von ihrer Flitterſeite. Aber gewiß, Minna, Sie werden — Es ſey! Bis dahin, wohl! Es ſoll Ihren Vollkommenheiten nicht an Bewunderern fehlen, und meinem Glucke wird es nicht an Neidern gebrechen.

Das Fräulein. Nein, Tellheim, ſo iſt es nicht gemeynt! Ich weiſe Sie in die große Welt, auf die Bahn der Ehre zuruck, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbeſcholtene Gattinn! Ein Sächſiſches verlauffenes Fräulein, das ſich ihm an den Kopf geworffen —

v. Tellheim. (auffahrend und wild um ſich ſehend) Wer darf ſo ſprechen? — Ah, Minna, ich erſchrecke vor mir ſelbſt, wenn ich mir vorſtelle, daß jemand anders dieſes geſagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Grenzen ſeyn.

Das Fräulein. Nun da! Das eben beſorge ich. Sie würden nicht die geringſte Spötterey über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bitterſten einzunehmen haben. — Kurz; hören Sie alſo, Tellheim, was ich feſt beſchloſſen, wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll —

v. Tellheim. Ehe Sie ausreden, Fräulein, — ich beſchwöre Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, daß Sie mir das Urtheil über Leben und Tod ſprechen! —

Das Fräulein. Ohne weitere Ueberlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, ſo gewiß Sie dieſen nehmlichen Ring zurückgenommen: ſo gewiß ſoll die unglückliche Barnheim die Gattinn des glücklichern Tellheims nie werden!

v. Tellheim. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

Das Fräulein. Gleichheit iſt allein das feſte Band der Liebe. — Die glückliche Barnhelm wünſchte nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte ſich endlich überreden laſſen, das Unglück ihres Freundes durch ſich, es ſey zu vermehren, oder zu lindern — Er bemerkte es ja wohl, ehe dieſer Brief ankam, der alle Gleichheit zwiſchen uns wieder aufhebt, wie ſehr zum Schein ich mich nur noch weigerte.

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Ich danke Ihnen, Minna, daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er iſt zu haben. (kalt) Ich empfinde eben, daß es mir unanſtändig iſt, dieſe ſpäte Gerechtigkeit anzunehmen; daß es beſſer ſeyn wird, wenn ich das, was man durch einen ſo ſchimpflichen Verdacht entehret hat, gar nicht wiederverlange. — Ja; ich will den Brief nicht bekommen haben. Das ſey alles, was ich darauf antworte und thue! (im Begriffe, ihn zu zerreißen)

Das Fräulein. (das ihm in die Hände greift) Was wollen Sie, Tellheim?

v. Tellheim. Sie beſitzen.

Das Fräulein. Halten Sie!

v. Tellheim. Fräulein, er iſt unfehlbar zerriſſen, wenn Sie nicht bald Sich anders erklären. — Alsdann wollen wir doch ſehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

Das Fräulein. Wie? in dieſem Tone? — So ſoll ich, ſo muß ich in meinen eigenen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es iſt eine nichtswürdige Kreatur, die ſich nicht ſchämet, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!

v. Tellheim. Falſch, grundfalſch!

Das Fräulein. Wollen Sie es wagen, Ihre eigene Rede in meinem Munde zu ſchelten?

v. Tellheim. Sophiſtinn! So entehrt ſich das ſchwächere Geſchlecht durch alles, was dem ſtärkern nicht anſteht? So ſoll ſich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemet? Welches beſtimmte die Natur zur Stütze des andern?

Das Fräulein. Beruhigen Sie Sich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schutz ſeyn, wenn ich ſchon die Ehre des Ihrigen ausſchlagen muß. So viel muß mir immer noch werden, als die Noth erfodert. Ich habe mich bey unſerm Geſandten melden laſſen. Er will mich noch heute ſprechen. Hoffentlich wird er ſich meiner annehmen. Die Zeit verfließt. Erlauben Sie, Herr Major —

v. Tellheim. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Nicht doch, Herr Major; laſſen Sie mich —

v. Tellheim. Eher ſoll Ihr Schatten Sie verlaſſen! Kommen Sie nur, mein Fräulein, wohin Sie wollen; zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzehlen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzehlen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grauſamen Eigenſinne, Sie dieſe Bande trennen wollen —

Zehnter Auftritt.

Juſt. Die Vorigen.

Juſt. (mit Ungeſtüm) Herr Major! Herr Major!

v. Tellheim. Nun?

Juſt. Kommen Sie doch geſchwind, geſchwind!

v. Tellheim. Was ſoll ich? Zu mir her! Sprich, was iſts?

Juſt. Hören Sie nur — (redet ihm heimlich ins Ohr)

Das Fräulein. (indeß bey Seite zur Franciska) Merkſt du was, Franciska?

Franciska. O, Sie Unbarmherzige! Ich habe hier geſtanden, wie auf Kohlen!

v. Tellheim. (zu Juſten) Was ſagſt du? — Das iſt nicht möglich! — Sie? (indem er das Fräulein wild anblickt) — Sag es laut; ſag es Ihr ins Geſicht! — Hören Sie doch, mein Fräulein! —

Juſt. Der Wirth ſagt, das Fräulein von Barnhelm habe den Ring, welchen ich bey ihm verſetzt, zu ſich genommen; ſie habe ihn für den ihrigen erkannt, und wolle ihn nicht wieder herausgeben. —

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Nein, das kann nicht wahr ſeyn!

Das Fräulein. (lächelnd) Und warum nicht, Tellheim? — Warum kann es nicht wahr ſeyn?

v. Tellheim. (heftig) Nun, ſo ſey es wahr! — Welch ſchreckliches Licht, das mir auf einmal aufgegangen! Nun erkenne ich Sie, die Falſche, die Ungetreue!

Das Fräulein. (erſchrocken) Wer? wer iſt dieſe Ungetreue?

v. Tellheim. Sie, die ich nicht mehr nennen will!

Das Fräulein. Tellheim!

v. Tellheim. Vergeſſen Sie meinen Namen! — Sie kamen hierher, mit mir zu brechen. Es iſt klar! — Daß der Zufall ſo gern dem Treuloſen zu Statten kömmt! Er führte Ihnen Ihren Ring in die Hände. Ihre Argliſt wußte mir den meinigen zuzuſchanzen.

Das Fräulein. Tellheim, was für Geſpenſter ſehen Sie! Faſſen Sie Sich doch, und hören Sie mich.

Franciska. (vor ſich) Nun mag Sie es haben!

Eilfter Auftritt.

Werner (mit einem Beutel Geld) **v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska. Juſt.**

Werner. Hier bin ich ſchon, Herr Major —

v. Tellheim. (ohne ihn anzuſehen) Wer verlangt dich? —

Werner. Hier iſt Geld; tauſend Piſtolen!

v. Tellheim. Ich will ſie nicht!

Werner. Morgen können Sie, Herr Major, über noch einmal ſo viel befehlen.

v. Tellheim. Behalte dein Geld!

Werner. Es iſt ja Ihr Geld, Herr Major. — Ich glaube, Sie ſehen nicht, mit wem Sie ſprechen?

v. Tellheim. Weg damit! ſag ich.

Werner. Was fehlt Ihnen? — Ich bin Werner.

v. Tellheim. Alle Güte iſt Verſtellung; alle Dienſtfertigkeit Betrug.

Werner. Gilt das mir?

v. Tellheim. Wie du willſt!

Werner. Ich habe ja nur Ihren Befehl vollzogen. —

v. Tellheim. So vollziehe auch den, und packe dich! —

Werner. Herr Major! (ärgerlich) ich bin ein Menſch —

v. Tellheim. Da biſt du was rechts!

Werner. Der auch Galle hat —

v. Tellheim. Gut! Galle iſt noch das beſte, was wir haben.

Werner. Ich bitte Sie, Herr Major —

v. Tellheim. Wie vielmal ſoll ich dir es ſagen? Ich brauche dein Geld nicht!

Werner. (zornig) Nun ſo brauch es, wer da will! (indem er ihm den Beutel vor die Füſſe wirft, und bey Seite geht)

Das Fräulein. (zur Franciska) Ah, liebe Franciska, ich hätte dir folgen ſollen. Ich habe den Scherz zu weit getrieben. — Doch er darf mich ja nur hören — (auf ihn zugehend)

Franciska. (die, ohne dem Fräulein zu antworten, ſich Wernern nähert) Herr Wachmeiſter —

Werner. (mürriſch) Geh Sie! —

Franciska. Hu! was ſind das für Männer!

Das Fräulein. Tellheim! — Tellheim! (der vor Wuth an den Fingern naget, das Geſicht wegwendet, und nichts höret) — Nein, das iſt zu arg! — Hören Sie mich doch! — Sie betriegen Sich! — Ein bloſses Mißverſtändniß, — Tellheim! — Sie wollen Ihre Minna nicht hören? — Können Sie einen ſolchen Verdacht faſſen? — Ich mit Ihnen brechen wollen? — Ich darum hergekommen? — Tellheim!

Zwölfter Auftritt.

Zwey Bediente, nach einander, von verſchiedenen Seiten über den Saal laufend. **Die Vorigen.**

Der eine Bediente. Gnädiges Fräulein, Ihro Excellenz, der Graf! —

Der andere Bediente. Er kömmt, gnädiges Fräulein! —

Franciska. (die ans Fenſter gelaufen) Er iſt es! er iſt es!

Das Fräulein. Iſt ers? — O nun geſchwind, Tellheim —

v. Tellheim. (auf einmal zu ſich ſelbſt kommend) Wer? wer kömmt? Ihr Oheim, Fräulein? dieſer grauſame Oheim? Laſſen Sie ihn nur kommen; laſſen Sie ihn nur kommen! — Fürchten Sie nichts! Er ſoll Sie mit keinem Blicke beleidigen dürfen! Er hat es mit mir zu thun. — Zwar verdienen Sie es um mich nicht —

Das Fräulein. Geſchwind umarmen Sie mich, Tellheim, und vergeſſen Sie alles —

v. Tellheim. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie es bereuen könnten! —

Das Fräulein. Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verſchafft zu haben! — Ah, was ſind Sie für ein Mann! — Umarmen Sie Ihre Minna, ihre glückliche Minna; aber durch nichts glücklicher, als durch Sie! (ſie fällt ihm in die Arme) Und nun, ihm entgegen! —

v. Tellheim. Wem entgegen?

Das Fräulein. Dem beſten Ihrer unbekannten Freunde.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Dem Grafen, meinem Oheim, meinem Vater, Ihrem Vater. — — Meine Flucht, ſein Unwille, meine Enterbung; — hören Sie denn nicht, daß alles erdichtet iſt? Leichtgläubiger Ritter!

v. Tellheim. Erdichtet? Aber der Ring? der Ring?

Das Fräulein. Wo haben Sie den Ring, den ich Ihnen zurückgegeben?

v. Tellheim. Sie nehmen ihn wieder? — O, ſo bin ich glücklich! — Hier Minna! — (ihn herausziehend)

Das Fräulein. So beſehen Sie ihn doch erſt! — O über die Blinden, die nicht ſehen wollen! — Welcher Ring iſt es denn? Den ich von Ihnen habe, oder den Sie von mir? — Iſt es denn nicht eben der, den ich in den Händen des Wirths nicht laſſen wollen?

v. Tellheim. Gott! was ſeh ich? was hör ich?

Das Fräulein. Soll ich ihn nun wieder nehmen? ſoll ich? — Geben Sie her, geben Sie her! (reißt ihn ihm aus der Hand, und ſteckt ihn ihm ſelbſt an den Finger) Nun? iſt alles richtig?

v. Tellheim. Wo bin ich? — (ihre Hand küſſend) O boshafter Engel! — mich ſo zu quälen!

Das Fräulein. Dieſes zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich ſpielen ſollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen ſpiele. — Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequälet hatten?

v. Tellheim. O Komödiantinnen, ich hätte euch doch kennen ſollen!

Franciska. Nein, wahrhaftig; ich bin zur Komödiantinn verdorben. Ich habe gezittert und gebebt, und mir mit der Hand das Maul zuhalten müſſen.

Das Fräulein. Leicht iſt mir meine Rolle auch nicht geworden. — Aber ſo kommen Sie doch!

v. Tellheim. Noch kann ich mich nicht erholen. — Wie wohl, wie ängſtlich iſt mir! So erwacht man plötzlich aus einem ſchreckhaften Traume!

Das Fräulein. Wir zaudern. — Ich höre ihn ſchon.

Drey⸗

Dreyzehnter Auftritt.

Der Graf v. Bruchſall, von verſchiedenen Bedienten und dem **Wirthe** begleitet. **Die Vorigen.**

Der Graf. (im hereintreten) Sie iſt doch glücklich angelangt? —

Das Fräulein. (die ihm entgegen ſpringt) Ah, mein Vater! —

Der Graf. Da bin ich, liebe Minna! (ſie umarmend) Aber was, Mädchen? (indem er den Tellheim gewahr wird) Vier und zwanzig Stunden erſt hier, und ſchon Bekanntſchaft, und ſchon Geſellſchaft?

Das Fräulein. Rathen Sie, wer es iſt? —

Der Graf. Doch nicht dein Tellheim?

Das Fräulein. Wer ſonſt, als er? — Kommen Sie, Tellheim! (ihn dem Grafen zuführend)

Der Graf. Mein Herr, wir haben uns nie geſehen; aber bey dem erſten Anblicke glaubte ich, Sie zu erkennen. Ich wünſchte, daß Sie es ſeyn möchten. — Umarmen Sie mich. — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um

Ihre Freundſchaft. — Meine Nichte, meine Tochter liebet Sie —

Das Fräulein. Das wiſſen Sie, mein Vater! — Und iſt ſie blind, meine Liebe?

Der Graf. Nein, Minna; deine Liebe iſt nicht blind; aber dein Liebhaber — iſt ſtumm.

v. Tellheim. (ſich ihm in die Arme werfend) Laſſen Sie mich zu mir ſelbſt kommen, mein Vater! —

Der Graf. So recht, mein Sohn! Ich höre es; wenn Dein Mund nicht plaudern kann, ſo kann Dein Herz doch reden. — Ich bin ſonſt den Officieren von dieſer Farbe, (auf Tellheims Uniform weiſend) eben nicht gut. Doch Sie ſind ein ehrlicher Mann, Tellheim; und ein ehrlicher Mann mag ſtecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

Das Fräulein. O, wenn Sie alles wüßten! —

Der Graf. Was hinderts, daß ich nicht alles erfahre? — Wo ſind meine Zimmer, Herr Wirth?

Der Wirth. Wollen Ihro Excellenz nur die Gnade haben, hier herein zu treten.

Der Graf. Komm Minna! Kommen Sie, Herr Major! (geht mit dem Wirthe und den Bedienten ab)

Das Fräulein. Kommen Sie, Tellheim!

v. Tellheim. Ich folge Ihnen den Augenblick, mein Fräulein. Nur noch ein Wort mit dieſem Manne! (gegen Wernern ſich wendend)

Das Fräulein. Und ja ein recht gutes; mich dünkt, Sie haben es nöthig. — Franciska, nicht wahr? (dem Grafen nach)

Vierzehnter Auftritt.

v. Tellheim. Werner. Juſt. Franciska.

v. Tellheim. (auf den Beutel weiſend, den Werner weggeworfen) Hier, Juſt! — hebe den Beutel auf, und trage ihn nach Hauſe. Geh! — (Juſt damit ab)

Werner. (der noch immer mürriſch im Winkel geſtanden, und an nichts Theil zu nehmen geſchienen; indem er das hört) Ja, nun!

v. Tellheim. (vertraulich, auf ihn zugehend) Werner, wann kann ich die andern tauſend Piſtolen haben?

Werner. (auf einmal wieder in ſeiner guten Laune) Morgen, Herr Major, morgen. —

v. Tellheim. Ich brauche dein Schuldner nicht zu werden; aber ich will dein Rentmeiſter ſeyn. Euch gutherzigen Leuten ſollte man allen einen Vormund ſetzen. Ihr ſeyd eine Art Verſchwender. — Ich habe dich vorhin erzürnt, Werner! —

Werner. Bey meiner armen Seele, ja! — Ich hätte aber doch ſo ein Tölpel nicht ſeyn ſollen. Nun ſeh ichs wohl. Ich verdiente hundert Fuchtel. Laſſen Sie mir ſie auch ſchon geben; nur weiter keinen Groll, lieber Major! —

v. Tellheim. Groll? — (ihm die Hand drückend) Lies es in meinen Augen, was ich dir nicht alles ſagen kann. — Ha! wer ein beſſeres Mädchen, und einen redlichern Freund hat, als ich, den will ich ſehen! — Franciska, nicht wahr? — (geht ab)

Funfzehnter Auftritt.

Werner. Franciska.

Franciska (vor ſich) Ja gewiß, es iſt ein gar zu guter Mann! — So einer kömmt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! (ſchüchtern und verſchämt ſich Wernern nähernd) Herr Wachmeiſter —

Werner. (der ſich die Augen wiſcht) Nu? —

Franciska. Herr Wachmeiſter —

Werner. Was will Sie denn, Frauenzimmerchen?

Franciska. Seh er mich einmal an, Herr Wachmeiſter. —

Werner. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Franciska. So ſeh Er mich doch an!

Werner. Ich fürchte, ich habe Sie ſchon zu viel angeſehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da ſeh ich Sie ja! Was giebts denn?.

Franciska. Herr Wachmeiſter, — — braucht Er keine Frau Wachmeiſterinn?

Werner. Iſt das Ihr Ernſt, Frauenzimmerchen?

Franciska. Mein völliger!

Werner. Zöge Sie wohl auch mit nach Perſien?

Franciska. Wohin Er will!

Werner. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigſtens ein eben ſo gutes Mädchen, und einen eben ſo redlichen Freund, als Sie! — Geb Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Ueber zehn Jahr iſt Sie Frau Generalinn, oder Wittwe!

Ende der Minna von Barnhelm,
oder des Soldatenglücks.

Ueber den

Beweis des Geiſtes und der Kraft.

— δια τας τεραϛιας δυναμεις, ἁς κατασκευαϛεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ τȣ ἰχνη μεν ἀυτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βȣλημα τȣ λογȣ βιȣσι.

Ωριγενης κ. Κ.

An den

Herrn Director Schumann,

zu Hannover.

Braunſchweig, 1777.

Mein Herr,

Wem konnte es angelegner ſeyn, Ihre neue Schrift ſofort zu leſen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung ſo ſehr, daß ich, wie Eriſichton, alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht. — Wenn Sie mit dieſem Bogen es eben ſo machen: ſo ſind wir, einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Unterſucher der Wahrheit gegen einander zu tragen, ſich nie entbrechen,

Ihr ꝛc.

Ein andres ſind erfüllte Weiſſagungen, die ich ſelbſt erlebe: ein andres, erfüllte Weiſſagungen, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen erlebt haben.

Ein andres ſind Wunder, die ich mit meinen Augen ſehe, und ſelbſt zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres ſind Wunder, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen geſehn und geprüft haben.

Das iſt doch wohl unſtreitig? Dagegen iſt doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Chriſti Zeiten gelebt hätte: ſo würden mich die in ſeiner Perſon erfüllten Weiſſagungen allerdings auf ihn ſehr aufmerkſam gemacht haben. Hätte ich nun gar geſehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Urſache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder geweſen: ſo würde ich zu einem, von ſo langeher ausgezeichneten, wunderthätigen Mann, allerdings ſo viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verſtand dem Seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben ſo ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen geweſen wären.

Oder; wenn ich noch itzt erlebte, daß Chriſtum oder die chriſtliche Religion betreffende Weiſſagungen, von deren Priorität ich längſt gewiß geweſen, auf die unſtreitigſte Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Chriſten Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich dieſem **Beweiſe des Geiſtes und der Kraft**, wie ihn der Apoſtel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch **Origenes**, der ſehr Recht hatte zu ſagen, daß die chriſtliche Religion an dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechiſche Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu ſeiner Zeit, „die Kraft wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Christi Vorſchrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beyſpiele hiervon hatte, ſo mußte er nothwendig, wenn er nicht ſeine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geiſtes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem 18ten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anſtehe, noch itzt, auf den Beweis des Geiſtes und der Kraft, etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemeſſenere Beweiſe glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieſer Beweis des Geiſtes und der Kraft itzt weder Geiſt noch Kraft mehr hat; ſondern zu menſchlichen Zeugniſſen von Geiſt und Kraft herabgeſunken iſt.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen nicht erfüllte Weiſſagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder ſind. Dieſe, die vor meinen Augen erfüllten Weiſſagungen, die vor meinen Augen geſchehenen Wunder, wirken **unmittelbar**. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen und Wundern, ſollen durch ein **Medium** wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den **Origenes** anführen, und ihn ſagen laſſen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erſtaunlichen „Wunder ſo heiſſe, die zur Beſtätigung der Lehre „Chriſti geſchehen:“ iſt nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bey dem Origenes darauf folgt, ſeinen Leſern verſchweigt. Denn die Leſer werden den Origenes auch aufſchlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bey der Grundlegung des Chriſtenthums geſchehenen Wunder, ἐκ πολλῶν μὲν ἄλλων, und alſo aus der Erzählung der Evangeliſten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiſet, die noch damals geſchahen.

Wenn nun dieſer Beweis des Beweiſes itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle hiſtoriſche Gewißheit viel zu ſchwach iſt, dieſen weggefallenen augenſcheinlichen Beweis des Beweiſes zu erſetzen: wie iſt mir denn zuzumuthen, daß ich die nehmlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigſte Veranlaſſung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlaſſung eben ſo kräftig glauben ſoll?

Oder iſt, ohne Ausnahme, was ich bey glaubwürdigen Geſchichtſchreibern leſe, für mich eben ſo gewiß, als was ich ſelbſt erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Menſch behauptet hätte: ſondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weiſſagungen und Wundern haben, eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können. — Und freylich, fügt man hinzu, könnten hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtriret werden: aber dem ohngeachtet müſſe man ſie eben ſo feſt glauben, als demonſtrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. **Erſtlich**; wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weiſſagungen eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können? — Aber nun: wenn ſie nur eben ſo zuverläſſig ſind, warum macht man ſie bey dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverläſſiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf ſie bauet, als man auf hiſtoriſch erwieſene Wahrheiten zu bauen befugt iſt.

Wenn keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtriret werden kann: ſo kann auch nichts **durch** hiſtoriſche Wahrheiten demonſtriret werden.

Das iſt: zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich leugne alſo gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllet worden; ich leugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan: ſondern ich leugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſprechen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen:) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürffen. Dieſe anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn **zweytens**: was heißt einen hiſtoriſchen Satz für wahr halten? eine hiſtoriſche Wahrheit glauben? Heißt es im geringſten etwas anders: als dieſen Satz, dieſe Wahrheit gelten laſſen? nichts darwider einzuwenden haben? ſich gefallen laſſen, daß ein andrer einen andern hiſtoriſchen Satz darauf bauet, eine andre hiſtoriſche Wahrheit daraus folgert? ſich ſelbſt vorbehalten, andere hiſtoriſche Dinge darnach zu ſchätzen? Heißt es im geringſten etwas anders? ſetwas mehr? Man prüfe ſich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit faſt ganz Aſien beſiegte. Aber wer wollte, auf dieſen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, deſſen Verluſt nicht zu erſetzen wäre, wagen? Wer wollte, dieſem Glauben zu Folge, aller Kenntniß auf ewig abſchwören, die mit dieſem Glauben ſtritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und ſeine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, daß ſie ſich eben ſo wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja ſich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich hiſtoriſch nichts darwider einzuwenden habe, daß Chriſtus einen Todten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Weſens ſey? In welcher Verbindung ſteht mein Unvermögen, gegen die Zeugniſſe von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit etwas zu glauben, wogegen ſich meine Vernunft ſträubet?

Wenn ich hiſtoriſch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieſer Chriſtus ſelbſt von dem Tode auferſtanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieſer auferſtandene Chriſtus der Sohn Gottes geweſen ſey?

Daß der Chriſtus, gegen deſſen Auferſtehung ich nichts Hiſtoriſches von Wichtigkeit einwenden kann, ſich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben; daß ihn ſeine Jünger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn dieſe Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derſelben Klaſſe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener hiſtoriſchen Wahrheit in eine ganz andre Klaſſe von Wahrheiten herüber ſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll; mir zumuthen, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen ſetzen kann, alle meine Grundideen von dem Weſen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος iſt; ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden.

Man ſagt freylich: aber eben der Chriſtus, von dem du hiſtoriſch mußt gelten laſſen, daß er Todte erweckt, daß er ſelbſt vom Tode erſtanden, hat es ſelbſt geſagt, daß Gott einen Sohn gleiches Weſens habe, und daß Er dieſer Sohn ſey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieſes Chriſtus geſagt, gleichfalls nicht mehr als hiſtoriſch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und ſagen, „O doch! das iſt mehr als hiſtoriſch gewiß; denn inſpirirte Geſchichtſchreiber verſichern es, die nicht irren können:"

So iſt auch das, leider, nur hiſtoriſch gewiß; daß dieſe Geſchichtſchreiber inſpirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das iſt der garſtige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte' ihn, ich beſchwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und ſo wiederhole ich, was ich oben geſagt, mit den nehmlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan: ſondern ich leugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen:) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürffen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als dieſe Lehren ſelbſt, die vor 18 hundert Jahren allerdings ſo neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten ſo fremd, ſo uneinverleiblich waren, daß nichts geringers als Wunder und erfüllte Weiſſagungen erfordert wurden, um erſt die Menge aufmerkſam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerkſam machen, heißt, den geſunden Menſchenverſtand auf die Spur helffen.

Auf die kam er; auf der iſt er: und was er auf dieſer Spur rechts und links aufgejaget, das, das ſind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weiſſagungen.

Dieſe Früchte ſähe ich vor mir reiffen und gereift, und ich ſollte mich damit nicht ſättigen dürffen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Saamen dazu ausgeſtreuet, ſich ſiebenmal bey jedem Wurfe in Schneckenblute waſchen müſſen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — ſondern blos an ihren Ort geſtellt ſeyn lieſſe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falſch oder wahr iſt: die Früchte ſind trefflich.

Geſetzt es gäbe eine groſſe nützliche mathematiſche Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugſchluß gekommen wäre: — (Wenn es dergleichen nicht giebt: ſo könnte es doch dergleichen geben.) —

leugnet

leugnete ich darum dieſe Wahrheit, entſagte ich darum, mich dieſer Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Läſterer des Erfinders, weil ich aus ſeinem anderweitigen Scharfſinne nicht beweiſen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugſchluß, durch den er auf die Wahrheit geſtoßen, kein Trugſchluß ſeyn könne? —

— Ich ſchlieſſe, und wünſche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen! Es iſt freylich apokryphiſch, dieſes Teſtament: aber darum nicht weniger göttlich.

Libri sep. B. 2004

(Syst. Theol.
2735 ii)

72

Das
Teſtament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit & de puriſſimo fonte hauſit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.

Ein Geſpräch.

Braunſchweig, 1777.

Er und Ich.

Er.

Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen:*) aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

Ich.

So?

Er.

Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

Ich.

Die größte Deutlichkeit, war mir immer die größte Schönheit.

Er.

Aber ich ſehe: Sie laſſen ſich auch fortreiſſen. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umſtände anſpielen, die unter hundert Leſern nicht einem bekannt ſind; die Ihnen ſelbſt vielleicht nur erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern bekannt geworden —

---

*) Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Laſſe gelehrt.

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Ihr Räthſel, womit Sie ſchlieſſen. — Ihr Teſtament Johannis. Ich habe meinen **Grabius** und **Fabricius** vergebens darnach durchblättert.

Ich.

Muß denn auch alles ein Buch ſeyn?

Er.

Es iſt kein Buch dieſes Teſtament Johannis? — Nun, was iſt es denn?

Ich.

Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederhohlten Worte des ſterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Teſtament heiſſen? Nicht?

Er.

Können freylich. — Aber ſo bin ich ſchon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten ſie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo ſie ſonſt ſtehen mögen, nicht eben ſehr beleſen.

Ich.

Bey einem minder verdächtigen Schriftſteller ſtehen ſie nun doch. — Hieronymus hat ſie uns aufbehalten, in ſeinem Commentar über den Pauliniſchen Brief an die Galater. — Da ſchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß ſie Ihnen gefallen werden.

Er.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich.

Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir itzt erinnerlich ſind, oder wahrſcheinlich dünken?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte: dem dieſe Eine Gemeinde ein genugſam groſſer Schauplatz ſeiner lehrreichen Wunder, und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt, und ſo alt —

Er.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

Ich.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſahe.

Er.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht ſterben könne: daß er ſchlafe, nicht todt ſey.

Ich.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er.

Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hören.

Ich.

So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen ſeiner Freundin zu eilen, — trennte ſich allmälig ſichtbar Johannis reine Seele, von dem eben ſo reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn ſeine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch verſäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne ſeine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als dieſe Anrede.

Er.

Die öfters nicht ſehr ſtudiert mag geweſen ſeyn.

Ich.

Lieben Sie das Studierte?

Er.

Nachdem es iſt.

Ich.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn ſie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn ſie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er ſie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er.

Auf welche?

Ich.

Kinderchen, liebt euch!

Er.

Wenig und gut.

Ich.

Meynen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Beſten, wenn es alltäglich zu ſeyn beginnt, ſo bald ſatt! — In der erſten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr ſagen **konnte**, als **Kinderchen, liebt euch!** gefiel dieſes, **Kinderchen, liebt euch!** ungemein. Es gefiel auch noch in der zweyten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte ſchwache Mann kann nicht mehr ſagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr ſagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem **Kinderchen, liebt euch!** beſchloß; als man ſahe, daß der alte Mann nicht blos, nur ſo wenig ſagen **konnte**; als man ſahe, daß er vorſetzlich nicht mehr ſagen **wollte**; ward das **Kinderchen, liebt euch!** ſo matt, ſo kahl, ſo nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören; und erdreiſteten ſich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meiſter, warum ſagſt du denn immer das nehmliche?

Er.

Und Johannes? —

Ich.

Johannes antwortete: **Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geſchieht, genug, hinlänglich genug iſt.** —

Er.

Alſo das? Das iſt Ihr Teſtament Johannis?

Ich.

Ja!

Er

Gut, daß Sie es apokryphiſch genennet haben!

Ich.

Im Gegenſatz des kanoniſchen Evangelii Johannis. — Aber göttlich iſt mir es denn doch.

Er.

Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne **göttlich** nennen würden.

Ich.

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieſes Wort ſo zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Ioanne ſententiam.

Er.

Ah Hieronymus!

Ich.

Auguſtinus erzählt, daß ein gewiſſer Platoniker geſagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis **Im Anfang war das Wort** u. ſ. w. verdiene in allen Kirchen, an dem ſichtbarſten in die Augen fallendſten Orte, mit goldnen Buchſtaben angeſchrieben zu werden.

Er.

Allerdings! der Platoniker hatte ſehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato ſelbſt hätte nichts Erhabeners ſchreiben können, als dieſer Anfang des Evangelii Johannis iſt.

Ich.

Mag wohl ſeyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberey eines Philoſophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unſern Kirchen, an dem ſichtbarſten in die Augen fallendſten Orte, mit goldnen Buchſtaben angeſchrieben zu werden verdiente — das Teſtament Johannis.

Er.

Hm!

Ich.

Kinderchen, liebt euch!

Er.

Ja! ja!

Ich.

Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiſſes Salz der Erde ſchwur. Itzt ſchwört dieſes Salz der Erde, auf das Evangelium Johannis: und man ſagt, es ſey nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er.

Auch ein Räthſel?

Ich.

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er.

Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich.

Was merken Sie?

Er.

So ziehen immer gewiſſe Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß ſie die chriſtliche Liebe beybehalten: mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will.

Ich.

Ob Sie mich mit zu dieſen gewiſſen Leuten zählen?

Er.

Ob ich recht daran thun würde: müſſen Sie von ſich ſelbſt erfragen.

Ich.

Ich darf doch alſo ein Wort für dieſe gewiſſe Leute ſprechen?

Er.

Wenn Sie ſich fühlen.

Ich.

Aber ich verſteh Sie auch wohl nicht. — So iſt die chriſtliche Liebe nicht die chriſtliche Religion?

Er.

Ja und Nein.

Ich.

Wie Nein?

Er.

Denn ein anders ſind die Glaubenslehren der chriſtlichen Religion, und ein andres das Praktiſche, welches ſie auf dieſe Glaubenslehren will gegründet wiſſen.

Ich.

Und wie Ja?

Er.

In ſo fern nur das wahre chriſtliche Liebe iſt, die auf chriſtliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich.

Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere ſeyn? — Die chriſtliche Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die chriſtliche Liebe ausüben?

Er.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bey weitem das Schwerere ſey.

Ich.

Was ſoll es mir denn helfen?

Er.

Denn es iſt um ſo lächerlicher, daß ſich jene gewiſſe Leute den Weg zur Hölle ſo ſauer machen.

Ich.

Wie ſo?

Er.

Wozu das Joch der chriſtlichen Liebe auf ſich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder ſanft noch verdienſtlich wird?

Ich.

Ja freylich: dieſe Gefahr müßten wir ſie nun ſchon laufen laſſen. Ich frage alſo nur: iſt es von andern gewiſſen Leuten klug gehandelt, dieſer Gefahr wegen, welche jene gewiſſe Leute mit ihrer unchriſtlichen chriſtlichen Liebe lauffen, ihnen den Namen der Chriſten abzuſprechen?

Er.

Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich.

Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter faſſen könnten? Und das nach dem Ausſpruche jenes guten Mannes: **Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns.** — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er.

Recht wohl. Es iſt eben der, der an einem andern Orte ſagt: **Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.**

Ich.

Ja ſo! Allerdings; das bringt mich zum Stillſchweigen. — O, Sie allein ſind ein wahrer Chriſt! — Und beleſen in der Schrift, wie der Teufel.

Hieronymus

in Epiſt. ad Galatas, c. 6.

Beatus Ioannes Evangeliſta, cum Epheſi moraretur usque ad ultimam ſenectutem, & vix inter discipulorum manus ad Eccleſiam deferretur, nec poſſet in plura vocem verba contexere, nihil aliud per ſingulas ſolebat proferre collectas, niſi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli & fratres qui aderant, tædio affecti, quod eadem ſemper audirent, dixerunt: Magiſter, quare ſemper hoc loqueris? Qui respondit dignam Ioanne ſententiam: Quia præceptum Domini eſt, & ſi ſolum fiat, ſufficit.

Eine Duplik.

> Conteſtandi magis gratia, quam aliquid
> ex oratione promoturus.
>
> *Dictys Cret.*

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Braunſchweig,
in der Buchhandlung des Fürſtl. Waiſenhauſes.
1778.

Johann [illegible] [illegible] [illegible]

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden gefühlt hat, die **Auferſtehungsgeſchichte** gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unſrer Einſichten und Kräfte; und es iſt immer rührend, wenn auch der ſchwache abgelebte Neſtor ſich dem ausfordernden Hektor ſtellen will, Falls kein jüngrer und ſtärkrer Grieche mit ihm anzubinden ſich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bey dieſem Kampfe **Wärtel** zu ſeyn, und meine Stange dazwiſchen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämiſcher und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperſon; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu ſeyn.

Aber ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Abſicht verkannt, und meine vorgeſchlagnen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann dieſem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieſes Wort nicht erlauben, oder verzeihen?

Leſſing.

Erſt wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält; damit wir um ſo redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenſtrahl, der des einen Auge mehr trift, als des andern; ein ſtrenger Luftzug, dem dieſer mehr ausgeſetzt iſt, als jener: ſind Vortheile, deren ſich kein ehrlicher Fechter wiſſendlich bedienet. — Beſonders bewahre uns GOtt alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verläumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferſtehung Chriſti iſt auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangeliſten davon ſich widerſprechen.

Ich erwiedere: die Auferſtehung Chriſti kann ihre gute Richtigkeit haben, ob ſich ſchon die Nachrichten der Evangeliſten widerſprechen.

Nun kömmt ein Dritter und ſagt: die Auferſtehung Chriſti iſt ſchlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangeliſten davon widerſprechen ſich nicht.

Man gebe auf dieſes auch darum, auf dieſes obſchon, auf dieſes denn wohl Acht. Man wird finden, daß auf dieſen Partikeln gerade nur nicht alles beruhet.

I.

Der Ungenannte, ſo viel ich nun von ſeinen Papieren näher weiß, hat nichts geringers als einen Hauptſturm auf die chriſtliche Religion unternommen. Es iſt keine einzige Seite, kein einziger noch ſo verſteckter Winkel, dem er ſeine Sturmleitern nicht angeworfen. Freylich hat er dieſe Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geſchnitzt; die meiſten davon ſind ſchon bey mehrern Stürmen geweſen; einige derſelben ſind ſogar ein wenig ſehr ſchadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerſchmetternde Felſenſtücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, ſondern wer die Leiter beſteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morſche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferſtehungsgeſchichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die hiſtoriſche Glaubwürwürdigkeit derſelben eingewendet hat, oder einwenden hätte können; wenn anders über eine ſo abgedroſchene Materie itzt noch etwas einzuwenden ſeyn möchte, deſſen ſich nicht ſchon ſeit ſiebzehnhundert Jahren einer oder der andere ſollte bedacht haben. Was nun ſchon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl ſeyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein andres iſt **auf etwas antworten**; ein andres, **etwas beantworten**. Daher bot er alles auf, was ungefehr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit ſeinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geſchlagene Soldat kann endlich doch einmal ſiegen helffen.

Wenn man aber nun ſchon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes – (gründlich und bündig kann man ſeyn, wenn man von der Wahrheit auch noch ſo weit entfernt bleibt –) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, ſage ich, nun ſchon mit höhniſchen Achſelzucken, mit halb mitleidiger halb ärgerlicher Mine, über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brey ſpricht, und das Schickſal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten ſollen, die auf Treu und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer, längſt beantwortet ſind: ſo muß ich freundſchaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig ſanfter zu halten, dieweil es noch Zeit iſt. Denn man möchte ſonſt ſich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbeſcholtene Mann iſt, über den man ſo chriſtmilde geſpöttelt; wer der unſtreitige Gelehrte iſt, den man ſo gern zum unwiſſenden muthwilligen Laffen erniedriget hätte.

Das iſt nichts als Gerechtigkeit, die ich ſeiner Perſon wiederfahren laſſe. Die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſteht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengeſetzter Ueberzeugung, in guter Abſicht, eben ſo ſcharfſinnig als beſcheiden durchzuſetzen ſucht, iſt unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beſte edelſte Wahrheit aus Vorurtheil, mit Verſchreyung ſeiner Gegner, auf alltägliche Weiſe vertheidiget.

Will es denn Eine Klaſſe von Leuten nie

lernen, daß es ſchlechterdings nicht wahr iſt, daß jemals ein Menſch wiſſendlich und vorſetzlich ſich ſelbſt verblendet habe? Es iſt nicht wahr, ſag ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich iſt. Was wollen ſie denn alſo mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verſtockung, geflieſſendlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszuſtaffiren, die man Lügen zu ſeyn weiß? Was wollen ſie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich auch ihnen dieſe Wahrheit muß zu gute kommen laſſen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß ſie vorſetzlich und wiſſendlich kein falſches verleumdriſches Urtheil fällen können: ſo ſchweige ich, und enthalte mich alles Wiederſcheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſeyn vermeynet, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worinn allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit

heit beſtehet. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz —

Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke, und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es iſt ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis itzt ſo beträchtlich nicht ſcheinet, als er iſt. Man laſſe ihn dieſe fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente ſeiner Arbeit fand; und aus Fragmenten gerade nur eben dieſe bekannt machte? Er ſelbſt würde, um ſich in ſeinem beſten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgeſucht haben; wenn er ſich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zuſammengeſetzten Maſchine, deren kleinſte Theile auf eine einzige groſſe Wirkung berechnet ſind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl; ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in dieſem Betracht — aber auch nur in dieſem — ich ſelbſt mit meinen Proben beſſer zu Hauſe geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nehmliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben ſelbſt verführte?

Das leztere, wenn ich die Wahrheit bekennen ſoll; das leztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr; ſondern als Probe ihres gleichen. Das iſt: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzeln Materien, in welche die gelieferten Fragmente ſchlagen, noch nicht beſſeres und gründlichers geſchrieben worden, als eben dieſe Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. auſſer dem Fragmente von der Auferſtehungsgeſchichte, noch nie und nirgends die häufigen Widerſprüche der Evangeliſten, die ich für wahre Widerſprüche erkannte,

kannte, ſo umſtändlich und gefliſſendlich ins Licht geſetzt worden.

Das glaubte ich; das glaub ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meynung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinauswollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vorderſatz zu; und leugnete die Folge.

Ich gab den Vorderſatz zu; weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Verſuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie ſchlecht es mit allen evangeliſchen Harmonieen beſtellt ſey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche ſie zum Grunde legen, ſchlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verſchiedne Erzählungen der nehmlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinſtimmung zu ſetzen. Wo Geſchichtſchreiber nur in der Hauptſache übereinkommen, bietet die Methode unſrer evangeliſchen Harmoniſten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man ſoll ſie ſo toll nicht erdenken können: ich will ſie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen,

nen, mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmoniſten belegen. —

Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat ſich je in der Profangeſchichte die nehmliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionyſius und Tacitus eben dieſelbe Eräugnung, etwa eben daſſelbe Treffen, eben dieſelbe Belagerung, jeder mit ſo verſchiedenen Umſtänden erzählen, daß die Umſtände des einen die Umſtände des andern völlig Lügen ſtrafen: hat man darum jemals die Eräugnung ſelbſt, in welcher ſie übereinſtimmen, geleugnet? Hat man ſich nie getrauet, ſie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgeſonnen, jene widerſpännſtige Verſchiedenheit von Umſtänden wenigſtens, gleich ſtöſſigen Böcken, in einen engen Stall zu ſperren, in welchem ſie das Widereinanderlaufen wohl unterlaſſen müſſen?

Das wahre Bild unſrer harmoniſchen Paraphraſen der Evangeliſten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer ſtöſſig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander, und reiben ſich, und drängen ſich. — Ey mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben ſo viele in dem engen Stalle ſind, als der geduldigen einverſtandnen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der ſchönen Eintracht! — Ohne eine ſolche immer gährende, brauſende, aufſtoſſende Harmonie, ſollten Livius und Polybius, Dionyſius und Tacitus nicht glaubwürdige Geſchichtſchreiber ſeyn können? —

„Poſſen! denkt der freye offene Leſer, der ſich nicht muthwillig durch kleine Sophiſtereyen um den Nutzen und das Vergnügen der Geſchichte bringen will, Poſſen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren ſie nicht alle Menſchen? Hier hatte nun dieſer oder jener nicht ſo gute Nachrichten, als der dritte! Hier ſchrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach ſeinem beſten Ermeſſen! So ein Umſtand war ihm juſt noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da ſteht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?„

So denkt, ſag ich, der freye offene Kopf, der die Schranken der Menſchheit und das Gewerbe des Geſchichtſchreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und ſegne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrieglichkeit bis in der kleinſten Faſer eines guten Geſchichtſchreibers zu ſuchen! Haſt du nie geleſen, was ein Geſchichtſchreiber *) ſelbſt, und zwar einer von den allerpünktlichſten, ſagt? Neminem ſcriptorum, quantum ad hiſtoriam pertinet, non aliquid eſſe mentitum. Vollſtändige Begebenheiten freylich nicht; ganze Thatſachen freylich nicht: aber ſo von den kleinen Beſtimmungen welche, die der Strom der Rede, auch wohl ganz unwillkührlich, aus ihm herausſpielet. Welcher Geſchichtſchreiber wäre jemals über die erſte Seite ſeines Werks gekommen, wenn er die Beläge aller dieſer kleinen Beſtimmungen jedesmal hätte bey der Hand haben müſſen? **Nordberg** ſtraft in ſolchen kleinen Beſtimmungen **Voltairen** hundertmal Lügen: und doch iſt es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geſchichtſchreiber macht. So ſtraff den Zügel in der Hand, kann man wohl eine Chronik zuſammenklauben; aber wahrlich keine Geſchichte ſchreiben.

---

*) **Vopiscus.**

Wenn nun Livius und Dionyſius und Polybius und Tacitus ſo frank und edel von uns behandelt werden, daß wir ſie nicht um jede Sylbe auf die Folter ſpannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich ſchon erklärt, daß ihr beſondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des h. Geiſtes geſchrieben zu haben, hier nichts verſchlägt. Aber wer darauf beſtehet, verräth, warum es ihm zu thun iſt. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferſtehung, die unter unauflöslichen Widerſprüchen der Evangeliſten leiden möchte: ſondern um ſeine einmal eingeſogenen Begriffe von der Theopnevſtie. Nicht um das Evangelium: ſondern um ſeine Dogmatik.

Und doch, ſelbſt die crudeſten Begriffe von der Theopnevſtie angenommen, getraue ich mir zu beweiſen, daß, wenn die Evangeliſten einmal, einander widerſprechende Nachrichten von der und jener bey der Auferſtehung vorgefallnen Kleinigkeit hatten, (ſie konnten ſie aber ſo leicht haben, ſie konnten ſie faſt ſo unmöglich nicht haben, weil ſie ſo ſpät hernach ſchrieben, weil ſie von dem wenigſten oder von gar nichts Augenzeugen geweſen waren) daß, ſag ich, der h. Geiſt ihnen dieſe widerſprechende Nachrichten nothwendig laſſen mußte.

Der Orthodoxiſt — (Nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterſchied zwiſchen Orthodox und Orthodoxiſt, nicht zuerſt:) der Orthodoxiſt ſagt ja ſelbſt, daß es der Weisheit des h. Geiſtes nicht unanſtändig geweſen, anſcheinende Widerſprüche in die Erzählungen der Evangeliſten mit einfließen zu laſſen, damit ſo weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu ſichtliche Uebereinſtimmung erwecken würde, auf ſie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anſcheinende Widerſprüche? — So hätte wahrlich der h. Geiſt auch nur ein anſcheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangeliſten abzulenken! Denn was ſind anſcheinende Widerſprüche? Sind es nicht Widerſprüche, die ſich endlich in die vollkommenſte Uebereinſtimmung auflöſen laſſen? — Nun da iſt ſie ja wieder, die vollkommene Uebereinſtimmung, die der h. Geiſt vermeiden wollte, weil ſie ſo ſehr nach Verabredung ſchmeckt. Der ganze Unterſchied wäre ja nur, daß die Evangeliſten in dieſem Falle, ihre Verabredung meiſterlich hätten zu verſtecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ihre Erzählung, damit ſie nicht nach vorläufiger Vereinſtändniß geſchrieben zu haben ſcheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ſie aber ſo, daß ihnen auch kein Widerſpruch zur Laſt fallen konnte. Unſere nächſten Nachkommen, dachten ſie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle gefloſſen, laſſen ſich durch das Labyrinth unſrer Erzählung von dieſer Nachſuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachſuchung nicht mehr möglich iſt, ſo wird man ſchon den Faden zu unſerm Labyrinthe finden, und dieſe verſteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unſrer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangeliſten ſo nicht gedacht haben! Aber daß dieſe Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man ſich ſo etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu, als unſre kunſtreichen Harmonieen?

Sollte man ſich nicht erſt erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geſchichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet, (wenn ſie in ein ähnliches Detail kleiner Umſtände gehen wollen, als womit wir die Auferſtehungsgeſchichte ausgeſchmückt finden) ohne die offenbarſten unauflöslichſten Widerſprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges ſolches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines ſolchen Exempels eben ſo gewiß überzeugt, als von meinem eignen Daſeyn.

Wenn ſich nun in der ganzen unendlichen Weltgeſchichte ein ſolches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangeliſten dieſes Exempel ſollen geliefert haben?

Weil ſie der h. Geiſt trieb? darum? — Weil freylich arme Menſchen dem Irrthume unterworfen ſind; aber nicht der h. Geiſt? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der h. Geiſt, um ſich als den zu zeigen, der er iſt, hat ſchlechterdings nichts thun können, was eben ſo wohl die Wirkung der feinſten Büberey ſeyn könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die Aegyptiſchen Zauberer dem Moſes nachthun konnten, (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten) ſondern was Moſes allein thun konnte, bekräftigte ſeine Sendung.

Noch hat ſich, ſo viel ich weiß, kein Orthodox einfallen laſſen, daß der Antrieb des h. Geiſtes die Evangeliſten allwiſſend gemacht habe. Das iſt: was die Evangeliſten vor dieſem Antriebe nicht wußten, das wußten ſie auch unter und nach dieſem Antriebe nicht. Erfuhren ſie alſo durch den Antrieb des h. Geiſtes nichts mehr, ſo erfuhren ſie auch nichts beſſer. Denn man kann nichts beſſer erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unſere falſchen Urtheile nur daher entſtehen, weil wir

Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommnen behelfen?

Mitwirkung des h. Geiſtes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigſten und unerheblichſten Mißbegriffe erkannte; nur über deſſen Schrift beſonders wachte, der dieſe wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geſchehnen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit ſeinen Lehrſätzen gebracht hatte. Der geſunde Verſtand, der ſich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald ſo viel haben, daß er ſich lieber mit gar nichts begnügen will. In dieſem Verſtande kann man ſagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der ſogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti gegründet, welche Ueberzeugung ſich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir itzt leben, dieſe Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geſchichtſchreiber von den Ausſagen dieſer Augenzeugen, in welchen

Geſchichtſchreibern ſich nur das allgemeine Reſultat von den Ausſagen dieſer Augenzeugen unverfälſcht erhalten konnte: und gleichwohl ſoll unſere itzige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti nicht gegründet genug ſeyn, wenn ſie ſich bloß auf jenes Reſultat der Ausſagen gründet, und ſich nicht zugleich auf die völlige Uebereinſtimmung der Geſchichtſchreiber von dieſen Auszügen gründen kann? — Da wären wir, die wir itzt leben, ſchön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir itzt leben, auch in dieſem Punkte beſſer daran ſind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas erſetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor ſich, auf den ſie, in Ueberzeugung ſeiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieſes große Gebäude ſelbſt, aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde ſeines Hauſes, bloß um ſich von der Güte des Grundes ſeines Hauſes zu überzeugen? — Setzen mußte ſich das Haus freylich erſt, an dieſem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut iſt, weiß ich nunmehr, da das Haus ſo lange Zeit ſteht, überzeugender, als es die wiſſen konnten, die ihn legen ſahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Geſetzt, der Tempel der Diana zu Epheſus ſtünde noch in ſeiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände ſich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; ſogar der Name des weiſen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer ſo ſonderbaren Grundfeſte den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morſchen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe ſogar, daß Theodorus wohl ſo uneben nicht geurtheilet haben möchte, daß Kohlen, wenn ſie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerſtehen müßten. Sollte ich wohl, bey aller dieſer wahrſcheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen hiſtoriſchen Ausſage deswegen zweifeln, weil die verſchiednen Urheber derſelben über die Kohlen ſelbſt etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa ſagte, es wären ölbäumene Kohlen geweſen;

weſen; Pauſanias aber von ellernen, und Vitruvius von eichenen Kohlen ſpräche? O der Thoren, die dieſen Widerſpruch, ſo Widerſpruch als er iſt, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben ſowohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen ſtreiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde ſteht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeiſter, daß ich von dieſem weiter nichts wiſſen mag, als daß es gut und feſt ſeyn muß. Denn es trägt, und trägt ſo lange. Iſt noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenſter aus ſeinem rechten Winkel gewichen: ſo iſt dieſer rechte Winkel freylich ein augenſcheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde: aber er iſt doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieſer, an dieſer will ich meine

Betrachtungen weiden; in dieſer, in dieſer will ich dich preiſen, lieber Baumeiſter! Preiſen; auch wenn es möglich wäre, daß die ganze ſchöne Maſſe gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seiffenblaſen ruhete.

Daß die Menſchen ſo ungern ſich mit dem befriedigen, was ſie vor ſich haben! — Die Religion iſt da, die durch die Predigt der Auferſtehung Chriſti über die heydniſche und jüdiſche Religion geſieget hat: und dieſe Predigt ſoll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug geweſen ſeyn, als ſie ſiegte? Ich ſoll glauben, daß ſie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweiſen kann? —

Nicht viel anders iſt es mit den Wundern, durch welche Chriſtus und ſeine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die itzigen Nachrichten von ihnen noch ſo zweifelhaft, noch ſo verdächtig ſeyn: ſie wurden ja nicht für uns Chriſten gethan, die wir itzt leben. Genug, daß ſie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die ſie haben ſollten! Und daß ſie die gehabt haben, beweiſet das noch immer fortdaurende Wunder der Religion ſelbſt. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrſcheinlich machen, die bey ihrer erſten Gründung ſollen geſchehen ſeyn. Aber auf die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht iſt! — — Es ſey herausgeſagt! Wenn ich jemals ſo richtig, ſo klug zu denken fähig bin, ſo iſt es um meinen Verſtand geſchehen. Das ſagt mir mein Verſtand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verſtand: ſo hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Chriſtus und ſeine Jünger thaten, waren das Gerüſte, und nicht der Bau. Das Gerüſte wird abgeriſſen, ſobald der Bau vollendet iſt. Den muß der Bau wenig intereſſiren, der ſeine Vortrefflichkeit nur aus dem abgeriſſenen Gerüſte beweiſen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen laſſen, daß ein eben ſo großer Meiſter zu dem Gerüſte müſſe gehört haben, als zu dem Baue ſelbſt. — Kann wohl ſeyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringſten nichts auf dieſe Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieſes Vorurtheil von dem Gerüſte, mich im geringſten abhalten laſſen, den Bau ſelbſt nach den eingeſtandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; ſo tiefe Wunden hat die ſcholaſtiſche Dogmatik der Religion nie geſchlagen, als die hiſtoriſche Exegetik ihr itzt täglich ſchlägt.

Wie? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß eine Lüge hiſtoriſch ungezweifelt bewieſen werden könne? Daß unter den tauſend und tauſend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geſchichte Anlaß geben: daß unter dieſen tauſend und tauſend Dingen auch wohl ungeſchehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß unendliche Fakta, wahre unſtreitige Fakta geweſen, für die uns dennoch die Geſchichte zu wenige, zu unwichtige Zeugniſſe hinterlaſſen, als daß wir ſie ohne Leichtſinn glauben könnten?

Das ſoll nicht wahr ſeyn? — Freylich,

wenn es wahr iſt: wo bleiben alle hiſtoriſche Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion? — Wo ſie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn ſie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauſes geſtellt würden, in welchem ſie noch vor funfzig Jahren ſtanden?

III.

Bey dieſer meiner Geſinnung von der hiſtoriſchen Wahrheit, die weder aus Scepticismus entſtehet, noch auf Scepticismus leitet, war es alſo gewiß keine ernſthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegenſätzen ſchrieb: „Der „Mann, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behaupten wolle, finde „auch hier (in der Auferſtehungsgeſchichte) „noch unbearbeitetes Feld genug.„ Ich ſetzte freylich hinzu: „Er verſuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſers Fragments.„ Aber in dieſem Tone ſchreckt man auch ab; und das wollte ich. Abſchrecken wollte ich. Denn ich ſagte weiter: „Nur beantworte er ſie alle, dieſe gerügten „Widerſprüche. Blos dieſem und jenem etwas

„wahrſcheinliches entgegen ſetzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abſchreckung irgend etwas unterlaſſen müſſe. Mein Gewiſſen giebt mir das Zeugniß, daß ich ſo eitel zu ſeyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in dieſem Punkte ſelbſt vorwerfen kann, iſt dieſes: daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nehmliche unterlaſſen; und auf meine Abſchreckung etwas zu unterlaſſen, gerade das nehmliche gethan wird.

Doch auch dieſe Befremdung iſt wahrlich nicht Stolz; iſt wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verſtanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und denn auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig alſo, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widerſprüche haſt du dir getrauet, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubſt wirklich nun nicht weniger geleiſtet zu haben, als du dir getrauet? —

So würde ich freundſchaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zuſprechen, wenn ich ihn kennte; wenn ich ſeinen Namen zuverläſſig wüßte, und ich mir ſeine Bekanntſchaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß ſeinen Namen nicht; und er weiß meinen.

Er weiß ihn; ob er ihn ſchon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus dieſem Streite gelaſſen; es iſt ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufſeher von Bücherſchätzen, der (wie dieſe Leute einmal ſind!) ſich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilet, auch in allem Betracht gut iſt, oder nicht; wenn es nur ſelten iſt. Dafür hat er mich genommen; und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigſtens für nichts Schlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bey ſeiner Darſtellung auf eine vermeynte Herausfoderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten, er mir ſo gütig freyſtellen wollen. Und das zwar aus folgender Urſache nicht.

Wenn es wahr iſt, daß mein Ungenannter ein eben ſo unwiſſender, als boshafter Mann iſt; wenn es wahr iſt, daß alle ſeine Einwürfe, alle ſeine gerügten Widerſprüche, unzähligmal ſchon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben ſo oft abgewieſen und beantwortet worden; wenn es wahr iſt, daß er ſchnurſtraks wider einander laufende Behauptungen in der Auferſtehungsgeſchichte gefunden, blos weil er ſie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, ſie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr iſt, daß man blos ſeine Schmähſchrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; wenn alles das wahr iſt: — (der Spruch iſt gerecht! Ich ſpreche ihn über mich ſelbſt aus; breche über mich ſelbſt den Stab!) ſo bin ich, ich ſein von ihm ungebetener

ner Herausgeber, nicht allein eben ſo ſtrafbar, ſondern noch weit ſtrafbarer, als er ſelbſt.

Und das, das ſollte ich — (Mit dem Seyn hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wiſſen. Der weiß es.) — das ſollte ich ruhig auch nur ſcheinen wollen? Ich müßte nicht wiſſen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man ſcheinet, als was man iſt. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben; und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeſchrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu geſunder und kalter Ueberlegung kommen laſſen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich der ich doch wohl auch wiſſen könnte und ſollte, worauf ſich der Ungenannte blos im hitzigen Fieber nicht zu beſinnen vermochte; nehmlich, daß alles das nichts als abgedroſchenes und längſt den Flammen überantwortetes Stroh ſey: nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen, nicht einmal den Verſtand hatte; vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, blos um eine Sünde zu vollführen, und Aergerniß zu geben. — Daß ich ſage: ich räumte nur ſeinen Vorderſatz ein, und leugnete die Folgerung: das macht meine Sache nicht um ein Haar beſſer. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben ſo wichtig, den Vorderſatz zu leugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja ſie glauben die Folgerung nur, weil und ſofern das Gegentheil des Vorderſatzes ſeine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich ſehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die ihm gebühret; weil ich finde, daß man es ſich eben ſo leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es ſchwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand prakticiret, die man ſich am beſten zu ſtechen getraut: muß ich darum überhaupt ſein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben laſſen! Wer mit ſolchen Fuſcheleyen ſpielt, und glauben kann, er habe ſein Geld gewonnen und nicht geſtohlen; der glaub es immerhin! Der Zuſchauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am beſten, er ſchweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freylich nicht ſchweigen, wenn er ſein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann iſt der Fall kitzlich. Er gehe mit ſeinem Muthe zu Rathe; und wette wenigſtens nicht weiter. — —

Nun ſo ſchränke ich mich denn auch, in dem Ueberreſte dieſer Duplik, lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte der Evangeliſten.

Von dieſen habe ich behauptet, und behaupte noch: ſie nirgends ſo kräftig auf einander gehäuft, nirgends ſo deutlich auseinander geſetzt zu wiſſen. Irre ich mich: ſo nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das, eben ſo gut zu leſen iſt. Meine Verwunderung, ein ſolches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles ſchon ſeine Abfertigung erhalten, welches ich eben ſo wenig gekannt hätte. Auch eben ſo wenig noch kenne. Denn daß, ſeit heute und geſtern, wenigſtens die Unterredungen meines guten Nachbars dieſes Werk nicht geworden, will ich mit ſeiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf dieſem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch ſelbſt nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle zehn Widerſprüche und ihre vermeynten Beantwortungen: das ſtehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerſpruche zeige, daß er weder durch die gegebene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort, ſich heben läßt: ſo habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo Ein Widerſpruch iſt, können deren hundert ſeyn; genug, daß auch deren tauſend das nicht beweiſen, was mein Ungenannter daraus beweiſen will. — Alſo, ohne weitres, zur Sache! Was ich ſonſt noch zu ſagen hätte, wird ſich auch finden.

Erſter Widerſpruch.

„Lucas (xxiii, 56.) läßt die frommen „Weiber, welche den Leichnam Chriſti ſalben

„wollten, die Specereyen dazu am Freytage „gegen Abend, vor Eintritt des Sabbaths „oder erſten Oſtertages, einkauffen: und „Marcus, (XVI. 1.) am Sonnabende des „Abends, nach unſrer Art zu reden, als der „Sabbath vorbey war.

Daß man in dieſen verſchiednen Behauptungen verlängſt einen Widerſpruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängſt verſucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzuſtimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umſtimmen wollen, ſagen, daß in den Worten, διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα, das ἠγορασαν auch wohl jam empta habebant heiſſen könne, indem öftrer die unbeſtimmte Zeit anſtatt der längſt vergangenen gebraucht werde. Sie überſetzen alſo: „Als der Sabbath vergangen war, „hatten die Weiber bereits vorher Specereyen „gekauft;„ und ich darf wohl ſagen, daß dieſes unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher geweſen.

Mein Ungenannter hatte alſo Recht, ſich

bloß an dieſe Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantiſch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwieß, daß die duo genitivi conſequentiam deſignantes hier nicht zulieſſen, das ἠγόρασαν in der längſtvergangnen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie ſoll ich dieſe zwey Ungenannte in der Folge am ſchicklichſten und kürzeſten bezeichnen? Der Ungenannte bleibe der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen, veranlaßt worden: ſo bleibe er mein Nachbar. Sollte er dieſe Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann beſſer bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar alſo, muß auch weder beym Glaſſius noch beym Wolf, auf die wir von dem deutſchen Ausgeber des engliſchen Bibelwerks verwieſen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben: ſonſt er wohl darauf beſtanden, und nicht eine ſo gefährliche Volte geſchlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche

Welt iſt: ſo giebt es gar keine. Weil Marcus ſich nicht nach dem Lucas umſtimmen läßt: ſo will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umſtimmen. Da Marcus nicht gemeynt haben kann, daß die frommen Weiber die Specereyen ſchon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war: ſo ſoll nun Lucas gemeynt haben, daß ſie ſie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ey freylich! dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müſſe: „Ey freylich! das iſt ja auch ganz leicht zu erweiſen. Denn einmal ſagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereyen den Freytag Abend gekauft werden: ſondern er ſagt nur, daß ſie von den Weibern gekauft worden, nachdem ſie den Freytag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, ὑποστρέψασαι ἡτοίμασαν ἀρώματα, nicht wohl anders verſtanden werden, als daß ſie die Specereyen unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet: doch da folgt bald darauf ein μὲν, das im Deutſchen nicht ausgedrückt iſt, und von dem mir die guten Leute, für die ich ſchreibe, ſchon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwiſchen bedeute, (denn μεν bloß durch zwar gegeben, will nicht langen,) und der Evangeliſt alſo ſichtbar der Meynung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereyen Freytag Abend vorgenommen worden. Getroſt alſo den Verſikel, ὑποστρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην, überſetzt: zurückgekommen vom Grabe, bereiteten ſie die Specereyen und Salben, nachdem ſie inzwiſchen (zwiſchen dem Zurückkommen und Bereiten, zwiſchen dem participio und verbo; denn das bedeutet das μεν hier ſichtbar) den Sabbath nach dem Geſetze geruhet hatten. „

Iſt es möglich, lieber Nachbar, iſt es möglich, daß ſich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verſtand mit fortmußte, begreiffe ich —) nicht ſichtbar ſträubte, als Sie dieſes niederzuſchreiben im Begriff waren? — Wenigſtens, will ich hoffen, haben Sie ſich nachher um den Beweis von der ſichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Ueberſetzer noch bemerkten μεν, umgethan; haben nachher ein Paar Stellen aufgeſucht, wo μεν möglicherweiſe, obſchon mit eben ſo wenig Grunde, dieſe ſichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen; das muß ich hoffen: denn Sie ſind ein ehrlicher Mann; Sie haben ſich nicht auf einen Belag ſtillſchweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten; ſondern Sie haben bloß einen Belag ſtillſchweigend vorausgeſetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich ſchon voraus ſehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geſchichte anrichten wird, die nicht klein iſt. Denn welche Folge von Begebenheiten iſt gegen dieſes erwieſene μεν gekettet genug? Welche Wirkung läßt ſich nicht dadurch zur Urſache, welche Urſache nicht zu Wirkung machen? Es giebt keine Hyſteraprotera mehr, wenn dieſes μεν erwieſen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweiſe— Denn wiſſen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünſtig zurückbehalten, wiſſen Sie, was man alsdenn ſagen wird, und muß? —

Daß Sie ihre Leſer zum Beſten gehabt; daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächſerne Naſe erklären, als einen Widerſpruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit iſt. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir ſagen laſſen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber ſind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer ſind? — Wie man doch gewiſſe Dinge ſo leicht annehmen kann! — Erſt nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur ſo ſind Sie entſchuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entſchuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöſſe gewiß nicht gegeben, die mir dieſer gutmeynende Laye giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen dieſe Blöſſe proteſtiren. Wie können ſie auch anders? Das Feuer iſt ja noch nicht ſo nahe, daß man ſchon zum Fenſter herabſpringen muß. Ich ſelbſt, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wenn mir ſo viel daran gelegen wäre, dieſen erſten Widerſpruch zu heben.

Und welche? Ohne erſt lange nachzuſuchen, ob ſchon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn herſetzen. Iſt er zu brauchen: deſto beſſer! Ich behaupte nur in Theſi, daß es in den Erzählungen der Evangeliſten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeſchadet, Widerſprüche geben könne; aber in Hypotheſi, ob dieſes und jenes wirklich ein Widerſpruch ſey, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erſt genauer zu unterſuchen. Dergleichen einzelne Unterſuchungen mögen ausfallen, wie ſie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabey. Und wenn ich etwas dabey ſagen kann, wodurch ein andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeynet: warum ſoll ich ihm die Freude nicht machen? Auch iſt es aufrichtiger, für ſeinen Gegner mit zu ſehen.

So denn alſo! — Wie wenn man den Evangeliſten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern, auf der grammatiſchen Folter, das nehmliche ſagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeynet hat, die frommen Weiber zu zwey verſchiedenen malen Specereyen kauffen läßt; den Freytag nur ſo viel, als ſie in der Geſchwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber ſchwerlich wohl in Jeruſalem. Sondern dadurch: daß man auf das ἑτοιμάζειν des Lucas aufmerkſam mache, und es in ſeiner weitern Bedeutung hier gelten laſſe. Wenn denn einmal die Weiber, als ſie den Freytag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit ſollen gehabt haben, die Specereyen zu kauffen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen: ſagt denn das auch Lucas von ihnen? Er ſagt ja nur ἡτοίμασαν ἀρώματα; und nicht ἠγόρασαν. Aber, wird man ſagen, wie kann man Specereyen bereiten, die man noch nicht gekauft hat; und doch kauffen muß? Das iſt es eben: ἕτοιμος heißt nicht blos πρόχειρος, der gleich bey der Hand iſt, der gleich zur Hend ſchafft; ſondern auch nur πρόθυμος, der gleich willig und entſchloſſen iſt, etwas zur Hand zu ſchaffen. Folglich heißt auch ἡτοίμασαν nicht blos præparabant *manibus*, ſie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, ſondern auch præparabant *animo*, curabant ut præparata haberent, ſie thaten ſich um, ſie ſorgten, daß ſie ſie in Bereitſchaft haben möchten. Sie giengen nicht in die Gewölber der Spezereyhändler, die freylich wohl ſchon geſchloſſen waren, und kaufften: ſondern ſie nahmen ſich nur vor zu kauffen, erkundigten ſich nur, wo ſie am beſten zu kauffen wären; denn ſie waren fremd. Und das durften ſie thun, wenn auch der Sabbath ſchon längſt angegangen war; das war ihnen, durch das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringſten nicht unterſagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kauffen, auch das Denken an das Kauffen am Sabbath verboten: ſo würde der Sabbath wohl blutſelten gehörig von ihnen gefeyert. Kauffen und verſteigern ſie nicht ſelbſt am Sabbath, nicht ſelbſt in der Synagoge, nicht ſelbſt die Ehre, die Geſetzrolle an irgend einem feyerlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorleſers tragen zu dürfen? Genug, wenn ſie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man überſetze, ἡτοίμασαν ἀρώματα, durch deſtinabant aromata,

mata, providebant aromatibus: und was iſt denn noch zu erinnern? — Daß auch ἐνταφιάζειν im N. T. an mehrern Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel geſammelt; nur ſehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuſchränken. — Und nun weiter!

Zweyter Widerſpruch.

„Johannes, bey welchem Joſeph von Arimathia und Nicodemus den Leichnam Chriſti in allen Stücken nach der Weiſe der Juden beſtatten; Johannes ſagt nicht, daß die Weiber ihn ſalben wollen. Aber Marcus und Lucas, welche nur melden, daß Joſeph von Arimathia den Leichnam blos in feine Leinewand gewickelt, alſo nicht geſalbet habe; Marcus und Lucas ſagen, daß die Weiber, die dieſe tumultuariſche unvollſtändige Beſtattung des Joſeph von Arimathia mit angeſehen hatten, nach Verlauf des Sabbaths den Leichnam Chriſti auch ſalben wollen. Beym Johannes thun Joſeph und Nicodemus alles: und die Weiber thun nichts, und wol-

„ len nichts thun. Beym Marcus und Lucas
„ thut Joſeph von Arimathia nicht alles: und
„ die Weiber wollen nur ſpät hernach thun,
„ was Joſeph zu thun vergaß, oder nicht Zeit
„ hatte. So einig alſo Johannes mit ſich ſelbſt
„ iſt; ſo einig Marcus und Lucas mit ſich ſelbſt
„ ſind: ſo ſehr widerſpricht Marcus und Lucas
„ dem Johannes; und Johannes dem Marcus
„ und Lucas.

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigſtens iſt mir es noch klar, nachdem ich alles ſorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt, und faſt ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt dieſen Widerſpruch gerade zu einen erträumten Widerſpruch, und ſagt: „Eine Sache thun wollen, die ein andrer ſchon gethan hat, die ſich aber auch zweymal thun läßt, das ſtreitet offenbar nicht mit einander.„ Freylich nicht, lieber Nachbar. Aber iſt denn die völlige Beſtattung eines Leichnams, wobey nichts vergeſſen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Beſtattung des Joſeph und Nicodemus geweſen, iſt denn die etwas, was ſich zweymal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweymal thun läßt? Gründet ſich bey dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balſamirung der Weiber, auf die nicht völlige Beſtattung durch Joſeph von Arimathia? So wie die völlige Beſtattung durch Joſeph von Arimathia und Nicodemus beym Johannes doch wohl der Grund iſt, warum er von einer vorgehabten Balſamirung der Weiber nichts ſagt? Völlige Beſtattung, und nicht völlige: das widerſpricht ſich doch? — Geſtehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingeſehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bey Einem Evangeliſten alles beides ſtünde; wenn Ein Evangeliſt ſagte, daß Joſeph und Nicodemus die Leiche auch geſalbt hätten, und ebenderſelbe ſagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls ſalben wollen; und man wollte alsdenn dieſen Evangeliſten in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſezzen: ſo käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Paſſe. Denn alsdenn wäre es durch dieſen Evangeliſten ſelbſt feſtgeſetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweymal geſchehen könne, und wir müßten uns alle mit blos möglichen Gründen begnügen, warum ſie zum zweytenmale unternommen worden. Da aber kein Evangeliſt von ſo einer doppelten Salbung ſpricht; da dieſe vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie ſteht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiſte eingegeben iſt: ſo iſt es blos gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie ſagen, daß vielleicht die erſte Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug geweſen; daß vielleicht die hebräiſchen Weiber in Galiläa andre Salbungsgebräuche gehabt, als in Jeruſalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeſchäft gegeben, eines vor Fäulniß und Verweſung, welches die Männer beſorgen müſſen, und eines vor Wohlgeruch, womit ſich die Weiber abgaben. Alles das iſt blos gefabelt, lieber Nachbar; und ohne allen Grund in der Geſchichte gefabelt. Beſonders Ihr Einfall von dem doppelten Balſamirungsgeſchäfte, der dem Hrn. A. ſo ſehr gefällt, hätte doch wohl erſt müſſen anderweits aus der Geſchichte erwieſen werden; damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umſtande abgeſondert ſcheine, zu deſſen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundloſigkeit dieſes Einfalls vom doppelten Salbungsgeſchäfte, iſt noch bey weitem nicht ſeine ſchlimmſte Seite. Wenn wir ihn gelten laſſen, lieber Nachbar, ſehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen ſtraft? Johannes ſagt, daß Joſeph und Nicodemus den Leichnam Chriſti ſo begraben, ganz ſo, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie ſagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht ſo, nicht ganz ſo; denn ſie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andre Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelaſſen worden, deren Naſe ſo eckel iſt.

O der trefflichen Harmonie, die zwey widerſprechende Nachrichten, die wörtlich bey den Evangeliſten ſtehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangeliſt eine Sylbe ſagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangeliſten von dem armſeligen elenden Widerſpruche eines andern Evangeliſten (armſelig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umſtandes) auf keine andre Weiſe retten kann, als daß ſie dieſen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerſpruch.

„Matthäus ſagt, daß vor den Augen der „Maria Magdalena, und der andern Maria, „geſchehen ſey, was die übrigen Evangeliſten „ſie, bey Annäherung des Grabes, bereits „geſchehen finden laſſen.“

Mein Ungenannter gründet ſich auf das Ἰδου ἐγενετο beym Matthäus; und es könnte wohl ſeyn, daß es Matthäus ſo verſtanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; Ἰδου iſt öfters blos eine Partikel der Aufmunterung für den Leſer, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabey gedachten Perſonen geſchehen ſey. Ἐγενετο mag auch immerhin heiſſen, es war geſchehen. — Aber warum lieſſen Sie es nun bey dieſer Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie ihren Gegner nicht blos ſchlagen, ſondern vernichten?

Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann ſeyn, der Abend und Morgen nicht unterſcheiden wolle?

Die Strafe dieſer Unbarmherzigkeit iſt Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben ſich dadurch in eine weitere Auflöſung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meyne die Sätze, (S. 131,) die Ihnen ſo klar und richtig ſcheinen, daß die Verwirrung derſelben **Vorſatz** werden muß. — **Vorſatz**, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden **wollen**! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr ſchaudern würde, als dieſen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er ſubjective möglich iſt, höre ich leider. Aber Sie müſſen ganz etwas anders dabey denken, als ich: oder Sie könnten die ſchmähſüchtige Grauſamkeit nicht haben, ihn ſo wiederhohlt zu machen.

Nun laſſen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die ſo klar und richtig ſeyn ſollen. —

Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müſſen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben ſchuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erſter Satz alſo: „den Sonnabend „ſpät Abends giengen die beyden Marien nach „Chriſti Grabe, bloß zuzuſehen, ob es noch „ungeſtört ſey, kamen aber allem Anſehen „nach zu ihrem Zwecke nicht, weil es ſchon zu „ſpät war. Matth. XXVIII. „

Und das iſt einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorſatz zu haben, ſich zu irren? So hat **Grotius** denn auch ſchon dieſen unſeligen Vorſatz gehabt. Denn er ſchreibt *) ausdrücklich: Apud Matthæum vero hoc loco agi de aliqua itione veſpertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam ſequentia omnia pertinent ſilentio omitti, nihil habet probabilitatis. — Laſſen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, ſondern wie

---

*) ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden ſeyn, die Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden wollen. Freylich; nicht unterſcheiden **können**, das ſieht nun freylich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein ſolches Urtheil abzulocken. Sie ſollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweyter Satz, mit welchem ich den dritten ſogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen ſehr früh giengen ſie in Geſellſchaft verſchiedner anderer Weiber **wieder** „dahin, in der Abſicht, ſeinen Leib zu ſalben. „Marc. XVI, 2. Luc. XXIV, 1. Auf dieſem „Wege wurden ſie gewahr, daß der Stein vor „dem Grabe weg, und es folglich geöffnet war. „Marc. XVI, 3. 4. Luc. XXIV, 2.„

Die Weiber giengen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu dieſem **Wieder**? Matthäus ſagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbeſuch ein neuer gefolgt ſey. Und die übrigen Evangeliſten ſagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbeſuche der Weiber ſchon ein andrer vorhergegangen ſey. Woher wiſſen Sie denn alſo das Wieder? — Was wiſſen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das iſt genug! Allerdings.

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die unruhigſte unter ihnen, ſahe es, „weil ſie voraus gieng, am erſten, und kehrte „ſogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus und Johannes die „Nachricht, welche ſie für ganz gewiß hielt, „zu bringen, daß der Leib Chriſti weggenommen ſey. Joh. XX, 1. 2.

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht ſchon genug Thorheit und Böſes auf ihrer Rechnung? Muß ſie auch noch ſo eine Närrin werden; der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte blos daher, weil ſie von weiten den Stein vom Grabe abgewälzt ſahe, blos daher ſchlieſſen, daß der Leichnam Chriſti nicht mehr darinn befindlich ſey? Vergaß ſie denn in dem Augenblicke, in welcher Abſicht ſie ſelbſt herkam? Sie wollte mit ihren Geſpielinnen ja auch den Stein vom Grabe de wälzen. Sie war ja ſchon darum beſorgt geweſen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte ſie den Leichnam Chriſti nicht verſchleppen; ſie wollte ihn nur ſalben. Und ihr fiel nicht erſt ein, daß ihr andere in eben dieſer Abſicht wohl ſchon könnten zuvorgekommen ſeyn? Sie ſahe nicht erſt hin, ob es nicht ſo wäre? Sie ſchließt nur — wenn das anders ſchließen heiſſen kann: der Stein iſt weg; alſo iſt auch der Leichnam weg? So ſchließt ſie, und läuft und läuft; ſonſt möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbeſonnene Närrin ſie iſt. — O gewiß, wenn dieſe Maria Magdalena hier, ſo ſchlieſſen, ſo handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — ſo war ſie Magdalene die Sünderinn; das iſt, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann ſo leichtſinnig ſchließen. Nur durch ſolche leichtſinnige Schlüße, werden Mädchen zu Huren. — Auch war ſie ohne Zweifel die nehmliche Maria Magdalena, aus welcher Chriſtus ſieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bey dem ſich die übrigen länger zu wohnen ſchämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbeſonnenheit.

Ohne den dümmſten von allen Teufeln konnte ſie nicht ſo ſchließen. — Und doch läßt man ſie ſo ſchließen; der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf dieſe Weiſe dem Petrus und Johannes brachte, die erſte Verkündigung der Auferſtehung Chriſti ſeyn ſollen: ſo iſt dieſe erſte Verkündigung eine große Armſeligkeit geweſen!

Man ſage nicht: daß man ſich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbeſonnen Maria Magdalena hier erſcheine; genug, daß ſie Johannes nicht anders ſchildere. Und was ſagt Johannes? — **Da ſie ſieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war: da läuft ſie, und kommt zu Simon Petro, und zu dem andern Jünger, welchen Jeſus lieb hatte.** — Sie läuft, und ſieht wirklich nicht erſt in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabey im Gedanken ergänzen ſollen? Er ließ es nicht aus, weil es ſich von ſelbſt verſteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geſchehen war? — Nun, ſo iſt Maria Magdaledalena nicht nur eine unbeſonnene Närrinn, ſondern noch dazu eine unverſchämte Lügnerinn. Denn ſie ſpricht zu den Jüngern: **Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben.** Wie konnte ſie das ſagen, wenn ſie nicht einmal zugeſehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt ſie nicht mit dieſen nehmlichen Worten, daß ſie wirklich zugeſehen habe? — Nur darum, weil ſie es hier ſelbſt ſagt: hielt Johannes für überflüſſig, es die Zeile vorher von ihr zu ſagen. — Oder iſt das kein Lügner, der ſeine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieſer Verleumdung der armen Maria Magdalena — es iſt eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter beſtehen. Es ſoll auch damit ſeyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will ſeine Sätze hier gar nicht widerlegen: ich will ſie vielmehr annehmen, und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu ſehen, wie dieſer dabey wegkommt.

Präge dir, mein geduldiger Leſer, dieſe vier Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bey dem Matthäus: **Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des erſten Feyertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu beſehen. Und ſiehe, es geſchah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu, und wälzete den Stein von der Thüre, und ſetzte ſich darauf, und ſeine Geſtalt war wie der Blitz, und ſein Kleid weiß, wie der Schnee. Die Hüter aber erſchracken für Furcht, und wurden, als wären ſie todt. Aber der Engel antwortete und ſprach: fürchtet euch nicht!** —

Und ſo weiter! Es iſt genug, mein Leſer. Aber wiſſen muß ich, ob du es auch recht begriffen haſt, wie viel du in dieſen wenigen Worten des Matthäus geleſen? — Und ſieh; da fällt denn folgendes Geſpräch unter uns vor:

Ich. Wie viel alſo, freundlicher Leſer, haſt du itzt bey dem Matthäus geleſen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es iſt wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? Sondern: wie vielerley?

Du. Das ſollt ich meynen!

Ich. Alſo wie vielerley?

Du. Wie willſt du, daß ich dir antworte? Nach dem geſunden Menſchenverſtande? Oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerley ſeyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem geſunden Menſchenverſtande habe ich nur einerley geleſen; indem alles ja vollkommen ſo fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang, und nur Ein Ende Einer und eben derſelben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgeleſen.

Ich. So laß den geſunden Menſchenverſtand ein wenig ſchlafen; und antworte mir auf die andere Weiſe. Wie vielerley, nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreyerley. Erſt: einen vorgehabten und angefangnen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweytens: eine

Erſcheinung, erſchienen ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbeſuch, welcher anfieng, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum ſagſt du: einen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt, und dein Nachbar ſelbſt nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: **ſie kamen, das Grab zu beſehen.** Sie kamen, überſetzt dein Nachbar durch, ſie giengen. Sie giengen alſo, ſagt er: „aber das Thor „war entweder ſchon zu, oder ſie wurden von „der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, „wenn ſie vor dem Thorſchluße wieder in die „Stadt wollten.„ Kurz, ſie machten was man nennt, einen Fleiſchergang. Und dieſen Fleiſchergang hielt dennoch der h. Geiſt für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu laſſen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jeſu.

Ich. Recht hübſch für eine Predigt! — Aber warum ſagteſt du: eine Erſcheinung, erſchienen ich weiß nicht wem?

Du. Weil ſie den Weibern nicht geſchehen ſeyn ſoll, und die Hüter, welche darüber erſchracken, und vor Furcht wurden, als wären ſie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum ſagteſt du: ein Morgenbeſuch, welcher anfieng ich weiß nicht wie?

Du. Weil ſich dieſer Morgenbeſuch mitten im Geſpräche mit dem Engel anfängt. **Aber der Engel antwortete ihnen und ſprach.** So ſind ſie denn da, die frommen Weiber; und niemand hört ſie, weder ausgehen noch ankommen. Wenn auch das **antwortete** des Engels nicht vorausſetzt, daß ſie ihn vorher gefragt: ſo müſſen ſie doch ſchon wenigſtens da geweſen ſeyn, und irgend eine Mine der Beſtürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren alſo da; und weil ſie von geſtern Abend nicht mehr da waren: ſo waren ſie da, einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spotteſt du ſeiner?

Du. Warum ſollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn ſpottet auch Er nicht eines ehrlichen Geſchichtſchreibers, der gerade deßwegen ſo albern und dumm erzählen ſoll, weßwegen er ein Muſter aller Erzähler ſeyn müßte, und ſeyn könnte; deßwegen, weil ihm der h. Geiſt die Feder geführt?

Ich. Ja ſieh nur, lieber Leſer: der h. Geiſt ſah nicht ſowohl auf das, was er jeden Evangeliſten insbeſondere ſchreiben ließ, als auf das, was man über ſiebzehn hundert Jahr aus den Nachrichten ihrer aller zuſammenſetzen würde.

Du. Und das iſt es eben, was ich für Spötterey erkläre. Doch Spötterey ſagt hier noch viel zu wenig. Er läſtert; dein Nachbar läſtert; und die einzige Entſchuldigung, die ich ihm leihen kann, iſt die: er weiß nicht was er ſagt.

Ich. Ey, ey! lieber Leſer, lieber Leſer! Alſo willſt auch du nicht begreiffen, „daß man „kurz ſeyn müſſe, wenn man verſchiedne wich„tige Begebenheiten in wenig Worten erzählen „will?„ *)

---

*) S. Fünfte Unterredung, Seite 130.

Du. Freylich nicht; denn wie ſoll ich Unſinn begreiffen wollen? Alles was ich begreiffe, iſt das: daß man kurz iſt, (nicht, kurz ſeyn müſſe) wenn man verſchiedne Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder: daß man verſchiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müſſe, wenn man kurz ſeyn will.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht ſo genau. Sein Hr. A. verſtand ihn doch. Und du verſtehſt ihn ja auch. Aber du willſt ihn nicht verſtehen; du willſt nicht. Du willſt nicht wiſſen, „daß jedem Geſchichtſchreiber frey ſteht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er ſämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen auszuheben, welche er ſeiner beſondern Abſicht am gemäſſeſten findet.„ *)

Du. Das will ich nicht begreiffen? O das begreiff ich ſehr wohl, und ſehr gern.

Ich. Du willſt nicht begreiffen, „daß der Leſer nicht berechtiget iſt zu ſchließen: was ein Geſchichtſchreiber, der die Kürze liebt,

---

*) Ebend. S. 132.

„liebt, und, wie man aus andern ſieht, manches ausläßt, hinter einander erzählt, das iſt „unmittelbar auf einander gefolgt.*)

Du. Das **will** ich nicht wiſſen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, **will** nicht wiſſen, **will** nicht begreiffen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das **Will nicht** auch von Dir vertragen? Verſchone mich damit! Verſchone dich ſelbſt damit, günſtiger Leſer, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieſes **Will nicht**, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, iſt ſo ungünſtig, ſo garſtig, ſo giftig! Laß es dem Nachbar, der es ſich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es ſelbſt nicht brauchen. — Alſo, was wollteſt du ſagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da ſchwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders iſt, aus mehrern Begebenheiten nur die zweckmäſſigſten wählen, und die

---

*) Ebend. S. 132.

andern übergehen: und ganz ein anders, aus zwey verſchiednen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf der Geſchichtſchreiber; jenes muß er oft. Aber dieſes darf er ſchlechterdings nie. Und dieſes, nicht jenes; dieſes, was ſchlechterdings kein Geſchichtſchreiber thun darf, er ſey von dem h. Geiſte inſpirirt oder nicht; dieſes, was er ſchlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverläßiger Geſchichtſchreiber, in beiden Fällen, ſeyn und bleiben will; dieſes fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Laſt.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich ſtellſt! — Oder heißt das nicht aus zwey Begebenheiten Eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und von dieſer den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieſer unmittelbar an einander hängt, ohne im geringſten, auch nicht durch eine einzige Partikel, anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieſer fehlen?

Ich. Das thäte nun freylich wohl Matthäus, nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener, und der Kopf von dieſer, nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch; ſo konnte er ſie weglaſſen! Aber er wußte doch, daß er ſie weglaſſe? in ſeiner Seele mußte doch eine Idee davon ſeyn, daß jener Kopf nicht zu dieſem Schwanze, und dieſer Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubſt, der h. Geiſt hätte es ſich für unanſtändig oder für zu ſchwer gehalten, dieſe Idee von Zuſammendrängung und Verſtümmelung zweyer Begebenheiten in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der h. Geiſt dem Matthäus die Feder ungeführt gelaſſen: ich bin gewiß, Matthäus ſelbſt, Matthäus allein würde ſchon, auch eben ſo kurz, in ſeinen Worten zu unterſcheiden gewußt haben, was ſo unterſchieden in ſeinem Kopfe war. — Alſo, ſage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts ſagen. Du biſt zu bitter, ungeduldiger Leſer. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieſes — wenn es ihm ſchon ein wenig zu beiſſend ſollte geſagt ſeyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit ſalzen ſoll? — ruhig und ſorgfältig zu überlegen, und mir bey Gelegenheit wiſſen zu laſſen, ob er noch ſeine Sätze für ſo klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorſatz ſeyn könne? Vornehmlich beſchwöre ich ihn: wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht beſſer iſt, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Teſtaments gedacht iſt, lieber von gar keiner Harmonie in ſolchen Dingen wiſſen zu wollen, als eine anzunehmen, wobey einer der Evangeliſten ſo ſchändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerſpruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auf„erſtehung Chriſti in und um dem Grabe er-

„ſchienen, iſt der Widerſpruch der Evangeliſten allgemein. Sie ſind weder in Anſehung der Anzahl derſelben, noch in Anſehung des Standorts derſelben, noch in Anſehung der Reden derſelben, mit einander zu vereinigen.„

Dieſen Widerſpruch, ſo vielfach er auch ſeyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar Preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte; als ob er ihn ohne die grauſamſte Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung ſchuldig iſt, gegen den er ſo viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus, (XVI. 5.) καὶ εἰσελθοῦσαι, εἰς τὸ μνημεῖον εἶδον νεανίσκον καθήμενον ἐν τοῖς δεξιοῖς, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehn innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erſchienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr ſo verſtehen müſſe, „die Weiber wären des Engels erſt nach ihrem Eingange ins Grab, entweder beym Herausſehen, oder

„beym Herausgehen aus demſelben, vor dem „Grabe anſichtig geworden: entſteht ſodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum ſie denn, auch nicht gleich beym Hereingehen ins Grab, den Engel linker Hand ſitzen geſehen? Er ſaß ja ſchon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeykamen. Iſt denn ein Engel, deſſen Geſtalt wie der Blitz iſt, ein Ding, daß man ſo leicht überſieht?

Auch iſt es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe ſahen, ehe ſie hereingiengen; daß ſie nur auf ſeine Aufmunterung, auf ſein Geheiß hereingiengen: Kommt her, und ſehet die Stäte! Alles, was vor dieſen Worten vorhergeht, ſpricht der Engel ja augenſcheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, ſpricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es iſt ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreiſtigkeit dieſe Erzählung des Matthäus zur Beſtätigung deſſen angeführt wird, was man mit ſolcher

Gewaltſamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! — *)

Bey dem Lucas nun gar, ſollen alle beide Engel drauſſen vor dem Grabe geſeſſen haben, und von den Weibern nicht eher ſeyn geſehen worden, als bis ſie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erſt ſichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten? alle dieſe Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwey Engel herauskommen, weil die Evangeliſten deren höchſtens nur zwey erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe ſitzt, immer fein mitgezählt werden kann?

O Armſeligkeit aller Armſeligkeit! — für den, mit Engeln ſo zu knickern, dem ſie Legionenweiſe zu Dienſte ſtunden!

Ja, wir knickern nur ſo damit, höre ich meinen Nachbar ſagen, um die Evangeliſten bey Ehren zu erhalten!

---

*) Fünft. Unterr. S. 133.

Nicht die Evangeliſten, Nachbar! ſondern eure engbrüſtige, lahme, ſchielende, therſitiſche Harmonie der Evangeliſten. Therſitiſch: denn ſie iſt eben ſo ungeſtalten als ſchmähſüchtig gegen jeden Evangeliſten insbeſondere. Die, die, weil ſie ſo ganz euer Werk iſt, ſoll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangeliſten nicht anſtändiger, wenn ich ſagte: Kalte Widerſpruchklauber! ſeht ihr denn nicht, daß die Evangeliſten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unſichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwey Engel, (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behauſung des abmarſchirten Generals zurückgelaſſen werden, bis ſein ganzes Gepäcke abgeführet worden;) da waren deren Millionen. Es erſchien nicht immer der eine und eben derſelbe; nicht immer die nehmlichen zwey. Bald erſchien der, bald jener; bald an dieſer Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Geſellſchaft; bald ſagten ſie das, bald jenes. —

Auf ſo eine abwechſelnde, unſtete, weder an ein gewiſſes Moment der Zeit, noch an einen gewiſſen Punkt des Raumes zu beſtende, auch in dem nehmlichen Augenblicke, an der nehmlichen Stelle, zwey oder mehrern verſchiednen Perſonen verſchiedentlich vorkommende Erſcheinung, ſcheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: ἦν δὲ ἡ ἰδέα αὐτοῦ ὡς ἀστραπή; die Idee, das Bild deſſelben war wie Blitz. Denn ἰδέα iſt hier wohl noch etwas anders, als πρόσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Ueberſetzung der Siebziger geſehen würde, ſo wäre ja wohl auch das in dieſer Stelle befindliche πρόσωπον gebraucht werden. Ἰδέα heißt auch ſonſt nirgends das bloße Angeſicht; wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas ſichtbares Zuſammengeſetztes macht. Alſo: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz; und wer auf dieſe Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wiſſen, daß in dem erſchütternden Auge der nehmliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein ſtarrer Blick auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verurſachen pflegt; welches in den folgenden Worten, καὶ τὸ ἐνδυμα αὐτου λευκον ὡσει χιων, und ſeine Hülle weis wie der Schnee, ſehr mahleriſch ausgedrückt wird. —

Und das, das iſt die Antwort — Man nenne ſie immerhin mehr poetiſch als wahr. — In ſolchen Fällen iſt mir das Würdigſte, das Wahrſte. — Das iſt die Antwort, um deren willen mir dieſer ganze vierte Widerſpruch ſo kümmerlich, ſo klein, ſo ganz in dem ängſtlichen Geiſte der Harmonie, die er beſtreiten ſoll, gedacht vorkömmt: daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umſehen mag.

Fünfter Widerſpruch.

„Beym Lucas berichten Maria Magdalena und die übrigen Weiber, dem Simon „Petrus, und Johannes und übrigen Jüngern, die wirklich geſchehene Auferſtehung „Chriſti, die ſie von den Engeln vernommen: „bey dem Johannes aber meldet Maria Magdalena nur allein, dem Petrus und Johannes nur allein, nur allein daß ſie das Grab „geöffnet gefunden, und der Leichnam des „Herrn daraus entwendet werden.„

Dieſen Widerſpruch hat man vorlängſt damit zu heben geſucht, daß man angenommen, Maria Magdalena ſey zweymal zum Petrus gekommen; habe ihm zweymal Nachrichten gebracht, (die erſte, welche Johannes meldet, und die zweyte, deren Lucas gedenket;) und Petrus ſey, zufolge ihrer zweymaligen Nachricht, zweymal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber ſagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweiſen ſtehe: indem der Hingang, von welchem Lucas (XXIV. 12.) rede, ganz ungezweifelt eben derſelbe ſey, deſſen Johannes (XX. 2.) gedenke; welches ſich durch die faſt identiſchen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangeliſten davon brauchen.

Was ſagt nun mein Nachbar hierzu? Er ſagt Anfangs, *) daß dieſer vermeynte Widerſpruch aus dem Irrthum herrühre, „daß „Magdalena mit unter den Weibern geweſen, „welche die erſte Erſcheinung der Engel hatten. „ — Und war ſie denn das nicht? Iſt denn das ſo ein ausgemachter Irrthum? Weiß

---

*) Fünfte Unterr. S. 136.

denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bey allen und jeden Erſcheinungen, deren von den vier Evangeliſten gedacht wird, gegenwärtig geweſen: um ſogleich mit Irrthümern um ſich zu werfen? Wenigſtens dächte ich doch, wäre es augenſcheinlich, daß der, welcher dieſen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, ſo unbeſonnen zwey verſchiedne Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr ſo halsbrechend doch einmal ausweichen zu müſſen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen iſt, — auch bey Seite geſetzt: ſagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bey der erſten Erſcheinung der Engel gegenwärtig geweſen? Freylich nennt Lucas ſie nicht namentlich bey dem Hingange: aber er nennt ſie doch namentlich bey der Rückkunft. (XXIV, 10.) Oder iſt das bey dem Lucas, eben angezognen Orts, nicht die erſte Erſcheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt? Es war aber Maria Magdalena, und Johanna, und Maria Jacobi, und andre mit ihnen, die ſolches den Apoſteln ſagten.

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht geleſen, was er an einer andern Stelle *) über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beym Marcus und Lucas ſagt! Ich habe es gewiß geleſen; ich habe es zehnmal geleſen; ich habe es mit aller Aufmerkſamkeit geleſen, deren ich fähig bin: aber Gott iſt mein Zeuge, ich verſtehe ihn nicht. Das iſt das gelindeſte, was ich hier ſagen kann; und doch will ich mich den Eckel nicht abhalten laſſen, ſeine Worte getreulich abzuſchreiben. Vielleicht, daß ſie mir in dem Abſchreiben deutlicher werden. Ich habe mir ſchon öftrer etwas in das Gedächtniß und in den Verſtand geſchrieben. Gelingt mir das auch itzt, und ich bekenne es nicht: ſo möge dieſes Hülfsmittel nie bey mir wieder anſchlagen!

Alles, was ich noch bis itzt in den Worten meines Nachbars begreiffe, iſt dieſes: „daß, wie

---

*) Dritte Unterr. S. 90.

„wie es mit dem Marcus ſeyn ſoll, ſo ſey es „auch mit dem Lucas„ — *) Und wie iſt es denn mit dem Marcus? – Hier fängt mein Unverſtand an. An Worten zwar, ſich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, ſelbſt vor Menge der Worte, den Sinn nicht ſehen kann. „Unter „den Weibern, ſagt er, die zum Grabe Jeſu, „ihn zu ſalben, giengen, nennt Marcus v. 1. „die Maria Magdalena zuerſt, ohne Zweifel, „weil ſie die Sache am meiſten betrieben.„ — Kann wohl ſeyn. Wer wird wider dieſe gründliche Vermuthung etwas haben, der ſchon weiß, wie gern die Marien den Herrn ſalbten! — „Darauf erzählt er v. 5-8. die Erſcheinung „des Engels, mit Vorbeylaſſung des Umſtandes, den wir aus dem Johannes wiſſen, daß „ſich nehmlich Magdalena von den übrigen entfernt, und die erſte Erſcheinung nicht mit gehabt habe.„ — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus dieſen Umſtand weggelaſſen, weil er ihn nicht wußte: oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. meldet, daß die bey

---

*) Dritte Unterr. S. 92.

„dem Grabe vorgefallene Erſcheinung den Jün„gern treulich berichtet ſey — „ — Was? wie? in dieſen angezognen Verſikeln ſoll die Erſcheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet ſeyn? und getreulich berichtet ſeyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor ſich? In dieſen Verſikeln wird ja eine ganz andre Erſcheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern berichtet. Und es iſt ſo wenig wahr, daß unter der Erzählung dieſer Erſcheinung, welches eine Erſcheinung Chriſti in eigner Perſon war, jene erſte Erſcheinung, welche beym Marcus und Lucas nur eine Erſcheinung von Engeln iſt, mit begriffen geweſen, daß ſie ſchlechterdings nicht mit darunter begriffen geweſen ſeyn kann; indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Verſikel, ausdrücklich ſagt, daß die Weiber von ihrer Erſcheinung der Engel **keinem Menſchen ein Wort** geſagt; οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον. Aber hören wir den Nachbar nur erſt ganz aus. „Wenn Marcus „nun v. 9. 10. meldet, daß die bey dem Gra„be vorgefallene Erſcheinung den Jüngern treu-

„lich berichtet ſey, ſo nennt er unter den Erzählern die allein, welche er v. 1 zuerſt „nannte, und erwartet billig von ſeinen Leſern, „daß ſie ſie ſich wieder in der ſchon berühmten „Geſellſchaft denken ſollen.„ — Aber was hilft es denn, daß der Leſer ſo billig iſt, als ihn nicht Marcus, ſondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria iſt nun wieder in der Geſellſchaft der übrigen Weiber: dieſe übrigen Weiber ſagen ja **keinem Menſchen ein Wort**, οὐδενὶ οὐδὲν, von ihrer bey dem Grabe gehabten Erſcheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann ſie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon ſie ganz und gar nichts weiß? Oder meynen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das οὐδενὶ οὐδὲν, **keinem Menſchen ein Wort**, hier nicht ſo genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen geſagt werde; weil es ganz unglaublich, weil es moraliſch unmöglich ſey, daß Weiberchen von einer Erſcheinung οὐδενὶ οὐδὲν, keinem Menſchen ein Wort ſollten geſagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die ſie als ein zweytes Selbſt betrachten, dem ſie alles vertrauen

trauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meynen Sie ſo? Nachbar, Nachbar, Sie ſind ein loſer Schalk! Wenn das im Grunde auch ſo wäre: ſo muß man es aus Höflichkeit gegen das Geſchlecht doch nicht ſagen; am wenigſten muß man es in einer evangeliſchen Harmonie ſagen. Freylich wird durch einen ſolchen erzſatyriſchen Zug, durch eine ſolche ſpaßhafte Wendung, auch eine evangeliſche Harmonie luſtiger zu leſen: aber doch auch nichts weiter als luſtiger; gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! iſt es möglich, daß ein vernünftiger Menſch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu ſeyn glaubt, ſo umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu ſeyn, wie „er denn ſichtbar der allerkürzeſte iſt, und da„her den mehr erwähnten Umſtand von der Ent„fernung der Magdalena vorbey zu laſſen, ſo „konnte er nicht anders ſprechen, als: Jeſus „erſchien ihr in Geſellſchaft der übrigen, ohne „welche er ſie nicht aufführt, zuerſt. „ — Höre ich einen Menſchen im Schlafe ſprechen, oder was höre ich? Weil Marcus ſichtbar der kürzeſte iſt; denn er hat ſichtbar die wenigſten Kapitel: ſo darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdenn wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geſchehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und laſſen Sie uns unſre fünf Sinne nur ein wenig zuſammen nehmen! Ich ſchüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umſtand, den er übergieng, und den wir aus dem Johannes wiſſen; oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerſt. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalenä ſich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freylich, ſo konnte er ungefehr ſo ſchreiben, als Sie ihn ſchreiben laſſen. Ich ſage, ungefehr ſo: nicht ganz ſo. Denn er konnte nur ſagen, daß Magdalena mit unter den Erſten geweſen, denen Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung erſchienen: nicht aber, daß Maria Magdalena ſchlechtweg die erſte geweſen, die Chriſtus dieſes Vorzugs gewürdiget. (Daß er ſie ſchlechtweg, vorzugsweiſe, ſie allein, die erſte nennet: das muß alſo in einer ganz andern Rückſicht geſchehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber ſtreiten wir denn ſodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts ſtreiten! — Worüber ſtreiten wir dann? Wenn Marcus einen Umſtand der Auferſtehungsgeſchichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er dieſem ſeinen Nichtwiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte: war es denn möglich, daß er nicht in Widerſpruch mit dem fiel, der den nehmlichen Umſtand wußte, und dieſem ſeinen Wiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geſchehen an. Sie geben die Quelle aller Widerſprüche zu, Nachbar: und wollen nur, daß ſie nicht fließen ſoll. Sie halten, wie ein ſpielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück: als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten; als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpreſſen, und das Kindchen noch oben drein beſpritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß ſo munter gemacht? — Da es alſo nur lächerlich ſeyn würde, wenn Sie, unter der Vorausſetzung, daß die Evangeliſten nicht alle die nehmliche vollſtändige Nachricht von dem gehabt, was bey der Auferſtehung Chriſti vorgefallen; unter dem Eingeſtändniß, daß der h. Geiſt einen jeden nach dem Maaße ſeiner eingezognen Kundſchaft, auf beſtes Wiſſen und Gewiſſen, ſchreiben laſſen — Da es, ſag ich, nur lächerlich ſeyn würde, wenn Sie, unter dieſer Vorausſetzung, unter dieſem Einverſtändniß, ſich anmaaſſen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weiſe unter den Evangeliſten eintretende Widerſprüche zu heben — — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum ſo zornig? Mit ſtummen Grimme weiſen Sie auf Ihre eigne Worte, **hat Marcus für gut gefunden, den mehr erwähnten Umſtand von der Entfernung der Magdalena vorbey zu laſſen**; und weiſen nochmals auf das, hat er gut gefunden. Ich verſtehe! Sie wollen ſagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den erſten Fall meines überflüßigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müſſe ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbey zu laſſen. Warum ich mich alſo bey etwas ſo lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar; werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erſt das annehmen wollen, was noch das leidlichſte wäre; was mir Ihre Behauptung etwas weniger abſcheulich machte. Ich wollte nicht ſo zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zuſagen, daß Sie denn alſo dem Marcus nichts geringers als eine vorſetzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einſchlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweyten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umſtand wußte, daß ſich Maria Magdalena von ihren Geſpielinnen abgeſondert, und wieder nach der Stadt gelauffen, ſobald ſie das Grab eröffnet geſehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bey der Erſcheinung alſo gar nicht zugegen geweſen, die indeß ihren Geſpielinnen geſchah; wenn er dieſe Erſcheinung die erſte Erſcheinung des auferſtandenen Chriſtus nennet: wie kann er denn geſagt und geſchrieben haben, daß Maria Magdalena dieſe erſte Erſcheinung in derjenigen Erſcheinung gehabt habe, bey welcher er wußte, daß ſie gar nicht zugegen geweſen war? Wie kann er denn das geſagt und geſchrieben haben, ohne vorſetzlich eine Unwahrheit ſagen und ſchreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorſetzlich lügen, vorſetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wiſſen, daß es nicht Wahrheit iſt? Wird eine vorſetzliche Lüge denn darum weniger vorſetzliche Lüge, weil ich ſie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor geſagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird ſie eben dadurch noch um ſo viel vorſetzlicher? Wer hieß dich denn, von vorne herein die Sache ſo mangelhaft einleiten, die Umſtände ſo verſtümmeln, daß du nothwendig eine Lüge ſagen mußt, wenn man deine Verſtümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken ſoll? — O Zeter! der Mann iſt ſchon wieder eingeſchlafen. Nun ſo ſchlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein ſo alberner Calumniant eines Evangeliſten geweſen zu ſeyn! — Und doch müſſen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töſerey ſeiner Schlafſucht alles ſchrieb und drucken ließ. „Marcus, träumet er weiter, meynt alſo offenbar mit dieſen Worten die erſte Er-

„ſcheinung, welche den Weibern ſämmtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erſte, ob ſie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena nicht mit, ſondern nachher eine allein hatte.„ Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: **Jeſus aber, da er auferſtanden war, früh am erſten Tage der Sabbather, erſchien er am erſten der Maria Magdalena, von welcher er ſieben Teufel ausgetrieben hatte;** mit dieſen Worten ſoll Marcus offenbar nicht die Erſcheinung meynen, deren Johannes (XX, 14.) gedenkt, ſondern die Erſcheinung, von der Matthäus und Lucas ſagen, von der Marcus ſelbſt kurz vorher geſagt, daß ſie die frommen Weiber zugleich gehabt? **Offenbar!** Wenn ich doch erfahren könnte, wem dieſe ſchöne offenbare Fratze zuerſt offenbar geworden! Mit den Harmonieen des **Clericus** und **Lamy**, welche beide in dem nehmlichen Jahre 1699 herauskamen, ſchließt ſich meine Beleſenheit in dieſer Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringſte Spur davon. Verzeihet mir alſo, ihr neuern Harmoniſten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein ſo ſeltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miſte gewachſen iſt. Ich wüßte nicht, wo er ſonſt hätte wachſen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmoniſchen Geiſtes, Miſte hättet, die eben ſo trefliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle dieſe Höhnerey prallt auf mich ſelbſt zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn ſonſt eine andre Erſcheinung die erſte nennen können, wenn ihm nicht die, welche den ſämmtlichen Weibern geſchahe, die erſte ſeyn ſolle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O ſo hat er nie das Kapitel des Marcus im Zuſammenhange geleſen: und er iſt ein Laye, er iſt ein Laye; und kein Theolog. Nicht als ob die Layen nicht auch müßten die Kapitel im Zuſammenhange leſen, aus welchen ſie einen Verſikel erklären wollen: es iſt nur eher von einem treuherzigen Layen, der, mit Luthern zu reden, aber eben ſo irrherzig als treuherzig iſt, zu beſorgen, daß er es unterläßt; als von einem Theologen.

Mehr nehmlich braucht es ſchlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zuſammenhange zu leſen, um den garſtigen Bilz auf des Nachbars Miſte zu zertreten, an dem ſich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht ſogleich in die Augen, und wem iſt es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in ſeinem 16ten Kapitel eine zweyfache Kundmachung der Auferſtehung Chriſti erzählet; eine minder avthentiſche und eine ganz avthentiſche? Die minder avthentiſche, iſt die Kundmachung derſelben durch Engel, und geht bis auf den 9ten Verſikel. Die ganz avthentiſche fängt mit dem 9ten Verſikel an, und beſtehet in den perſönlichen Erſcheinungen Chriſti, deren er vornehmlich drey gedenket, unter welchen, und andern ihres gleichen, Marcus ſo ausdrücklich ſagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geſchehene die allererſte geweſen. — Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich ſcheinen muß, eine ſolche Catechismusmilch meinem Leſer noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch erſticken wollen, und pfündige Kieſelſteine ohne Würgen herabſchlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idioſynkraſie mit allem, was lauter iſt, und Nahrung gewähret!

„Ja! wird mein Nachbar antworten, wer „die bibliſchen Schriftſteller nur ſo leſen „dürfte, daß er blos Acht hätte, was jeder „ſelbſt ſagt! Wenn man nicht immer bey jedem auch ein Auge auf alle übrige haben „müßte! Ey freylich, ſo kann jeder Bauer „den Marcus erklären. Aber wir, wir Theologen — — (wenn er anders dieſe fallende Larve wieder unter den Huth zu ſtecken wagt) „wir Theologen dürfen den Marcus durchaus „nicht ohne den Matthäus erklären. Denn „was hülfe es denn nun, daß wir den Marcus ſo verſtünden, wie ihn jedes Kind verſtehen kann: wenn Matthäus dadurch in die „Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht „ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo ſie nichts als die Bothſchaft der Engel vernommen, unter Weges

„nach der Stadt zu, auch Chriſtus in eigner
„Perſon erſchienen ſey? Dieſe Erſcheinung
„muß ja doch wohl früher geweſen ſeyn, als
„die, welche der Maria Magdalena allein (nach
„Johannis XX, 14.) geſchah, da ſie den
„Herrn für den Gärtner anſah. Wenn nun
„Marcus in ſeinem 9ten Verſikel eben dieſe Erſcheinung
„meynet, ſo war ſie ja nicht die erſte,
„und er konnte nur in ſo fern ſagen, daß
„Maria Magdalena die erſte perſönliche Erſcheinung
„Chriſti gehabt, als er zu verſtehen
„gab, (aber ſelbſt nicht glaubte) daß Maria
„Magdalena immer bey den geſammten Weibern
„geblieben, und mit dieſen zugleich auf
„dem Rückwege nach der Stadt den auferſtandenen
„Chriſtus zuerſt ganz allein geſehen
„hätte?„ —

Dieß iſt doch nach des Nachbars Meynung? Nicht? — Er ſchläft: aber antwortet ihr, die ihr ſeine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erſt noch einen Augenblick auf ſeine Seite treten, und anmerken, daß dem ohngeachtet noch Rath für ſeine liebe Harmonie geweſen wäre, ohne den Marcus ſo häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erſcheinung Chriſti beym Johannes (XX, 14.) noch immer (nach Marcus XVI, 9.) die erſte bleibt, ohngeachtet Chriſtus auch den ſämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erſchienen: ſo lerne er es von dem Dichter. *) — Aber freylich; was iſt von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit ſeiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieſer ungenutzte Vortheil iſt es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Laſt zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm blos eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wache wieder iſt, verſteht ſich — die nicht blos den gegenwärtigen einzeln Fall, ſondern das ganze Harmonienweſen betrift.

Nehmlich — Denn darin ſind wir ohne Zweifel doch einig? daß wenn ein einzelner weltlicher Geſchichtſchreiber vollkommen mit ſich

ſelbſt

---

*) Meſſias, vierzehnter Geſang.

ſelbſt übereinſtimmt, ſo daß das, was er ſelbſt ſagt, zuſammenhängt und natürlich auseinander fließt: man die Widerſprüche, in die er durch die natürlichſte Erklärung ſeiner Nachrichten mit andern Geſchichtſchreibern geräth, lieber auf ſeiner Rechnung ſtehen laſſen, als durch eine minder natürliche Erklärung ſeiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieſes in Abrede ſeyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geſchichtſchreiber, den ich ſo auf ſeine Koſten mit andern übereinſtimmig machen, mit dieſen andern hat übereinſtimmig ſeyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, dieſe andere ſtillſchweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem ſo iſt: ſollte man nicht die nehmliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geſchichtſchreiber erweiſen, vor allen Dingen den Evangeliſten, die doch auch Geſchichtſchreiber ſeyn ſollen, und ſind, wiederfahren laſſen, ehe und bevor wir ſie zu Werkzeugen des h. Geiſtes machen, der ſich ihrer auf ſo verſchiedne Art bedienen konnte?

Sollten wir das; wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meyne nicht jene beſſere, die ſich begnügt, ein einſtimmiges Reſultat zu erhalten, und kleine Nebenumſtände, die in dieſem nichts verändern, ſo verſchieden, ſo widerſprechend ſeyn läßt, als ſie wollen. Ich meyne nicht eine Harmonie, mit der ſich die Chriſten zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meyne eine Oſiandriſche, oder wie die gemilderten Oſiandriſchen Namen haben, (denn ſie ſind doch alle mehr oder weniger Oſiandriſch;) — kurz eine Harmonie, wie ſie nur in dem Lutherthume entſtanden iſt, wie ſie nur in dem falſch verſtandenen Lutherthume entſtehen können. Dieſe, dieſe Harmonie wächſerner Naſen, die einen jeden Evangeliſten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zuſammen zu ſetzen, das kein einziger Evangeliſt für das Seine erkennen würde; dieſe Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet ſind, die allein dieſe Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt ſie? wer braucht ſie? wer mag ſie? wenn wir die Evangeliſten vor allererſt als geſunde natürliche Menſchen ſchreiben laſſen.

Ja, denkt der Orthodoxiſt: die Evangeliſten ſind aber auch nicht geſunde natürliche Menſchen; ſie ſind weit mehr. Nun dann; ſo ſcheue ich mich nicht zu ſagen, daß ihnen dieſes *Mehr* ſehr theuer zu ſtehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendeſten Geſchichtſchmierer herabgewürdiget, um ſie zuſammen in corpore über alle menſchliche Geſchichtſchreiber zu erheben. —

Aber dieſes Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzeln Falle, der mich hier beſchäftigen ſoll. Zurück zu ihm. Was ich überflüſſiges geſagt, habe ich auf Veranlaſſung der ohne allem gleichen ſeyenden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus geſagt, deren ſich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorſichtige Nachbar ſeine Meynung nochmals mit andern Worten wiederhohlt. Denn auf eine Zwiſchenrede, deren ſich ſein Herr A unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar ſagen könne, „Marcus habe es nicht einmal gewußt, daß „Magdalena eine eigene Erſcheinung allein gehabt:

„habt:„ auf dieſe Zwiſchenrede antwortet er ſehr bedächtig, wie folget. „Das wollte ich „wohl nicht gern ſagen„ — — daß nehmlich Marcus nichts von der beſondern Erſcheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigſtens ein ganzer Verſikel deſſelben (XVI, 9.) für untergeſchoben und eingeflickt hätte erkläret werden müſſen! — „Sondern, fährt er fort, „dafür will ich lieber, was ich geſagt, wiederhohlen.„ — Nun gut, ich will es mit ihm wiederhohlen, um ganz ſicher zu gehen. Denn das Herz ſchlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der ohnſtreitig die beſte Abſicht gehabt, ſo etwas wüſtes und wildes ſagen zu laſſen. Er wiederhohlt alſo: „Da „Marcus nicht erwähnet, daß Magdalena von „den übrigen gelauffen„ — (ob er es ſchon wußte) — „ſondern ſie in deren Geſellſchaft „nach dem Grabe gehen läßt„ — (welches er ſchlechterdings nicht hätte thun müſſen, da er jenes wußte) — „die Erſcheinung des Engels „und ſeinen Auftrag an ſie meldet, und der „Ausrichtung deſſelben erwähnet:„ — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn ſie war nicht dabey geweſen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber, ſagt Marcus nicht ein Wort. Er ſagt vielmehr ausdrücklich, daß ſie dieſen Auftrag nicht ausgerichtet, ὀυδενι ὀυδεν ἐιπον; denn ὀυδενι durch nemini *obvio* zu überſetzen, und ſo das allgemeine **Niemand** auf die erſten die beſten, die ihnen begegnet, einzuſchränken, denen ſie ihre gehabte Erſcheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, iſt in der That lächerlicher, als die obige Spötteley zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den geſammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, iſt augenſcheinlich blos und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr beſonders geſchehenen Erſcheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, καὶ ἐθεαθη ὑπ' ἀυτης nicht ὑπ' ἀυτων. Und da dieſes alles ſo iſt: — man höre doch; denn ſo was treffliches kann man nicht oft genug hören! –) „ſo meynt Marcus „die Erſcheinung, welche die vereinigten Weiber hatten, „und das war ganz recht die erſte.„ — (Aber wenn dieſe Erſcheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus alſo auch keine Rückſicht nehmen wollen, noch nehmen können, ſo ganz recht die erſte war: wie kann denn Marcus ſagen, daß ſie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geſchehen? Er wußte ja, daß ſie ihr nicht einmal mit geſchehen war. Und wäre ſie ihr auch mit geſchehen geweſen, hätte er aus dieſem Grunde nicht eben ſowohl ſagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerſt erſchienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr ſagt, der Auferſtandene ſey ihr zuerſt erſchienen? —)

„Jeder Leſer, wiederhohlt ſich mein Nachbar weiter, als ob er ſich bewußt wäre, ganz etwas auſſerordentlich Kluges und Sinnreiches geſagt zu haben, „jeder Leſer, der nichts „vom Johannes weiß, muß ihn ſo verſtehen, — (Widerlegt; oder es iſt nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer den Johannes geleſen, ſieht leicht, warum Marcus „Magdalenens Erſcheinung die erſte heißt; weil „er nehmlich die damit meynt, welche den Weibern,

„dern, unter denen er ſie zuerſt namhaft macht, „gegeben war.„ — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bey einer Gelegenheit zuerſt namhaft macht, wo er ſie gar nicht hätte namhaft machen ſollen: ſo muß das, was er klar und deutlich und mit Beſtande der Wahrheit bey einer andern Gelegenheit von ihr ſagt, nicht von dieſer, ſondern von jener Gelegenheit zu verſtehen ſeyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen erſten Abſprung nahm; bey den Worten des Nachbars „wie es mit dem Marcus iſt, ſo iſt es auch mit dem Lucas„ — Alſo nur noch dieſes Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die ſich in verſchiednes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferſtandenen Chriſtus erzählt, und denen beſonders der 9te Verſikel, Αναϛας πρωτον ἐφανη Μαριᾳ τῃ Μαγδαληνῃ. an welchem ſich der Nachbar ein ſo herrliches Denkmal geſtiftet, ein gewaltiger Anſtoß war, weil er, wie Hieronymus ſagt, *) diverſa atque contraria Evangeliſtis cæteris narrare videatur: — und

---

*) Man ſehe die Anmerkung des Millius.

was thaten dieſe Leute? — Weil ſie ſo fein nicht waren, als der Nachbar; weil ſie ſo viel Exegetik und Griechiſch nicht verſtanden, als der Nachbar: — denken Sie einmal ſelbſt, lieber Nachbar, — (Ich hoffe, daß Sie dieſer Weyhrauch aufweckt.) — denken Sie einmal — ſo unterſtunden ſich dieſe unwiſſenden Grützköpfe, den ganzen Verſikel, mit allem, was darauf folgt, für einen fremden ſpätern Zuſatz zu erklären, und den Marcus in ihren Exemplaren mit ἐφοβουντο γαρ zu beſchlieſſen. — War das nicht erſchrecklich? War das nicht eine ſo läſterliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch, (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein dieſen einen Verſikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangeliſten, ſondern gerade zu das ganze Neue Teſtament, mit ſammt der Offenbarung, unter das alte Eiſen werfen: als mir erlauben, einem einzigen Orte darin ſo mitzuſpielen, als Sie dem Verſikel des Marcus mitzuſpielen ſich erdreiſtet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitſpielen wollen, „mit dem es eben ſo ſeyn ſoll, wie

„mit dem Marcus.„ Denn auch er, ſagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den „oft genannten Umſtand, den wir aus dem „Johannes wiſſen, und nennet unter den Erzählerinnen der Vorfälle beym Grabe die „Maria Magdalena zuerſt, ob ſie gleich bey „der erſten Erſcheinung nicht gegenwärtig, und „auch die erſte Erzählerin wohl nicht geweſen „war. (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider ſein beſſeres Wiſſen nur ſo verwirrt ſchreibt, weil ihm der h. Geiſt die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leſer, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein, fährt der Nachbar fort, ganz „allein hatte Maria Magdalena die erſte Erſcheinung gehabt, — (Nachbar, beſinnen Sie ſich! Nachbar, woher wiſſen Sie denn das?—) „vorzüglich voll ſchien ſie davon zu „ſeyn, mehr als den andern war ihr den Jüngern zu ſagen aufgegeben, und daher wird „ihr Bericht, als verſchieden von dem, den „die Geſellſchaft gebracht, beſonders genannt, „und dieſem nicht unbillig vorgeſetzt, ob er „gleichwohl eine Stunde ſpäter eingelaufen „ſeyn mochte.„ — Fern ſey es von mir, daß ich hier das ſeltſame Antiklimax rügen ſollte, dem zu gefallen der Evangeliſt wiſſentlich und vorſetzlich ein Hyſteronproteron begangen hätte. Freylich ein menſchlicher Geſchichtſchreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu ſagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht ſpäter beygebracht; weil man natürlicher Weiſe das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenſchlicher, ein inſpirirter Schriftſteller; ja der! — und ſo muß ich hiervon ſchweigen. Nur meine ſchon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht ſtellen, wenn mein Leſer lachen ſoll, — Falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein, ſagt der Nachbar, „hatte Maria Magdalena „die erſte Erſcheinung gehabt.„ — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerſt den Auferſtandenen perſönlich geſehen habe, iſt ja der nehmliche Verſikel beym Marcus (XVI, 9.) den Sie von dieſer Erſcheinung nicht wollen gelten laſſen; von dem Sie erwieſen zu haben glauben, daß darin diejenige Erſcheinung die erſte genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erſcheinung (XX, 16.) erzählt, von welcher ich ſage, nicht Sie, daß der von Ihnen ſo gemißhandelte Verſikel des Marcus rede, ſagt ja mit keiner Sylbe, daß ſie die erſte geweſen. Denn ob er ſchon keine andre vorher erzählt, ſo folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wiſſen Sie es denn alſo, daß Magdalena ganz allein die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nehmliche Stelle zum Beweiſe ſowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meynung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe ſuchen, von welchem Sie wiſſen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgeſtohlen? — Und doch iſt es ſo. Wahrlich, ſo lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem ſein untreues Gedächtniß einen ſo lächerlichen Poſſen geſpielt habe. Merken Sie ſich doch, wenigſtens aufs künſtige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Menſch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier, voller Verdruß und Eckel, die Feder aus der Hand würfe: wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widerſprüche, und habe unter allen fünfen **nicht Einen widerlegt** gefunden: da es ſchon für mich genug wäre, wenn nur **Einer unwiderlegt** geblieben wäre. — Dem ohngeachtet, muthig an die andre Hälfte nur auch!

Sechſter Widerſpruch.

„Nach dem **Matthäus** iſt der auferſtan„dene Jeſus der Maria Magdalena auf dem „Rückwege zur Stadt erſchienen: und nach „dem **Johannes** vor der Thür des Grabes.

Legt einem unbefangenen, von keinen harmoniſtiſchen Flickereyen etwas wiſſenden, vernünftigen Leſer den Matthäus und Johannes vor: und hört, was er ſagt. Wenn ſich das nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts. Und wie? geſtehen denn ſelbſt die Harmoniſten nicht, daß hier offenbar ein Widerſpruch bleiben würde, wenn ſie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht ſagt, was er doch ſagt? Würde der Nachbar ſelbſt den Matthäus ſo mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verſtanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre. — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Chriſti zu ſalben ausgehen, und am Grabe die Erſcheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich: und keiner von allen dreyen läßt es mit einer Sylbe vermuthen, daß ſie von den übrigen Weibern, ehe ſie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes ſoll dieſen Umſtand doch haben. — Johannes? — So ſagt wenigſtens der Nachbar. „Daß Magdalena bey den übrigen Weibern, „mit welchen ſie zum Grabe ausgieng, nicht „blieb, ſondern nach der Entdeckung, daß es „geöffnet ſey, zurück lief, erzählt Johannes „ſo deutlich, daß es wirklich unbeſcheiden

„iſt, ihn mit dem Matthäus in Widerſpruch „zu ſetzen.„ Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerley Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in ſeinem ſo deutlich ſtehen ſoll, das ſteht in meinem gar nicht. In ſeinem ſoll deutlich ſtehen, „daß Magdalena bey den übrigen Weibern, mit welchen ſie zum Grabe ausgieng, nicht blieb;„ und in meinem ſteht nicht einmal, daß ſie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die ſie ſo übereilt„, auf den erſten Anblick des eröffneten Grabes, verlaſſen hätte. Stünde nun in ſeinem Johannes nichts anders, nichts mehr: würde der Nachbar ſich wohl ſo entſcheidend ausdrücken, und ſeinem Gegner eine Unbeſcheidenheit vorwerfen, der nur Er ſchuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er ſcheint gerade der Mann zu ſeyn, der ſich am mauſigſten macht, wenn er am wenigſten Recht hat. Mein Johannes und ſein Johannes ſind die nehmlichen: und der ganze Unterſchied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit blos ungetäuſchten Augen, er hingegen durch die Brille ſeiner Harmonie lieſet. In ſeiner Harmonie ſieht es, nicht im Johannes, daß Maria, ſo bald ſie von fern das Grab eröffnet ſiehet, die übrigen Weiber, mir nichts dir nichts, verlaſſen habe, und nach der Stadt geeilet ſey. Bey dem Johannes iſt ſie weder ſo unhöflich noch ſo unbeſonnen. Oder will man ſie, mit dem Dichter, lieber furchtſam als unbeſonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, ſah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, riefs den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jeruſalem. Aber die Kommenden lieſſen
Sich nicht ſchrecken, und giengen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen iſt immer gleich unbegreiflich: indem ſchwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo ſie ſieht, daß mehrere ihres Geſchlechts ſtehen bleiben; oder auch mehr Weiber ſchwerlich ſtehen bleiben, wo ſie ſehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es iſt ja ſo ſichtbar, warum Maria Magdalena eine ſo lächerlich furchtſame, oder eine ſo lächerlich unbeſonnene Rolle ſpielen muß. Lieſſe man ſie mit den übrigen Weibern ganz herangehen: ſo ſähe ſie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß ſie noch nichts, als das leere Grab geſehen haben, als ſie den zwey Apoſteln die erſte Nachricht bringt. — Arme Magdalene! Wären die Evangeliſten nichts als menſchliche Geſchichtſchreiber: ſo bliebſt du bey Ehren. Denn man hat noch immer einen menſchlichen Geſchichtſchreiber lieber etwas nicht recht wiſſen, als eine Perſon, die er einführt, unnatürlich abgeſchmackt handeln laſſen. Aber ſo ſind die Evangeliſten göttlich; d. i. — eine ſchöne Göttlichkeit! — nicht ſowohl das, was jeder von ihnen ſagt, iſt göttlich, ſondern das, das iſt göttlich, was wir ſie alle einſtimmig aus unſerm hermenevtiſchen Sprachrohre können ſprechen laſſen: und du wirſt darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie.

Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverſchämtheit kann ich hier kaum zurückhalten: ſagt der Nachbar von meinem

Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leſer glaubten, ich ſelbſt wäre im Stande, ſo etwas von meinem Nachbar zu ſagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben ſollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raiſonnement für ſo bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes ſagt klar, Jeſus „ſey der Magdalena am Grabe erſchienen, und „Matthäus, er ſey den Weibern auf der Rück„kehr vom Grabe begegnet. Mußte nun ver„nünftiger Weiſe nicht erſt bewieſen werden, „daß Magdalena unter dieſen Weibern gewe„ſen?„ — (Mußte? was braucht das erſt erwieſen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müſſen Sie nicht vielmehr beweiſen, daß es Matthäus nicht ſagt?) — „Dieſes geſchieht aber nicht, weil es nach Jo„hann. XX, 1-18. nicht geſchehen kan. — (Freylich geſchieht es nicht: denn es war geſchehen, ſo bald Matthäus ſchrieb. So bald Matthäus geſchrieben hatte, und ehe Johannes ſchrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den

Weibern nicht geweſen, unter welchen ſie Matthäus zuerſt nennet? und Marcus nennet; und Lucas nennet? In dieſem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht, und litte keinen Widerſpruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern geweſen, denen Chriſtus auf dem Wege nach der Stadt erſchienen war? Warum muß es denn, nur ſeit dem Johannes geſchrieben, nicht mehr wahr ſeyn? — Weil es dem, was Johannes ſchreibt, widerſprechen würde? Nun freylich. — Und nichts in den Evangeliſten ſich widerſprechen darf? Und wir ſie in allen Worten müſſen vergleichen können? — Wer ſagt das? Sie vergleichen, wo ſie ſich vergleichen laſſen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geſchieht: wer würde das nicht gern wollen? Aber ſie auf Koſten eines oder mehrerer Evangeliſten vergleichen, welche darüber zu nachläßigen, elenden Geſchichtſchreibern werden, welche darüber in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommen, welche darüber wiſſendlich und vorſetzlich (wie ich erwieſen habe) Lügen niedergeſchrieben haben müſſe: welchem geſunden Magen iſt eine ſolche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widerſprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben verſichert?

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, ſetzt „der Ungenannte beyde Evangeliſten in Wider„ſpruch, wie die beyden Aelteſten in Iſrael, „die fälſchlich wider die Suſanna zeugten.„ — Dieſe Erläuterung aus der Geſchichte der Suſanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem ſehr falſchen Schritte verleitet hätte, wenn ſie die Aelteſten, auf den bloßen Widerſpruch, in den ſie fielen, verdammt hätten. Ihr eignes Bekenntniß muß dazu gekommen ſeyn. Der bloße Widerſpruch konnte gegen ſie nichts beweiſen; ſondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraſchung, in der ſie ihre Verleumdung geſtanden. Und ſo, ſage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben ſo großer Widerſpruch, wenn die nehmliche Erſcheinung an zwey verſchiednen Orten ſoll geſchehen ſeyn, als wenn die nehmliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde ſoll vorgegangen ſeyn: aber derjenige, der des erſtern Widerſpruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangeliſten bleiben müßte, ſchlieſſen wollte, „ alſo ſind die Evangeliſten Lügner, alſo „ muß man den Evangeliſten gar nichts glauben, „ der ſchließt wirklich eben ſo übereilt, als die Richter geſchloſſen haben würden, wenn ſie blos darauf die Aelteſten hätten ſteinigen laſſen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andre eine Linde für eine Eiche angeſehen hätten, indem ihre lüſtern Augen nach ganz etwas anderm ſahen, als nach den Bäumen der wollüſtigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar ſeinen Trumpf, **der unverſchämte Mann!** auch kaum aufmutzen. Er ſahe damit vielleicht nicht ſowohl auf den Widerſpruch, den der Ungenannte zwiſchen dem Matthäus und Johannes fand: als auf das, was der Ungenannte aus dieſem und dergleichen Widerſprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer; und ich bin noch ſehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in dieſem heiligen Eifer nur rief, **der unverſchämte Mann!** und nicht gar ein **Gott ſchelte dich, Satan!** ausſtieß. Was unmittelbar darauf folgt, iſt wenigſtens ſo kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Chriſt hätte vor ihm den „abſurden Widerſpruch, wenn er da wäre, geſehen? Es müſſen ſehr ſtolze Leute ſeyn, die „ſo die Religion beſtreiten, und ſich für Generalpächter des Menſchenverſtandes halten.„ — Vors erſte, lieber Nachbar, ſind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Matthäus und Johannes, nicht ſchon längſt gerüget worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn ſchlechterdings zu allererſt entdeckt hätte? Es iſt bis itzt in der Welt noch unendlich mehr überſehen, als geſehen worden. Nur Leute, bey denen alles ſo bleiben ſoll, wie ſie es von ihrem Profeſſor gehört haben, können ſich das nicht einbilden: und dieſe Leute ſind der Wahrheit noch viel ſchädlicher, als die, die Sie ſo ſinnreich Generalpächter des Menſchenverſtandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was dieſe gepachtet haben, das haben ſie doch, und ſie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was dieſe nur ausſchlieſſend gepachtet zu haben vermeynen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn dieſen Widerſpruch, bey dem wir halten, vor unſerm Ungenannten ſchon geſehen habe? So antworte ich Ihnen nur: daß Auguſtinus ſogar ſchon darauf geantwortet hat. Aber freylich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Auguſtinus nehmlich ſagt — Leſen Sie es bey ihm ſelbſt nach. *) Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die älteſten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir ſo wenig zu kennen ſcheinen.

Siebenter Widerſpruch.

„Bey dem Matthäus umfaſſen die Weiber des Auferſtandenen Füſſe; beym Lucas „ermuntert der Auferſtandene ſelbſt die verſammelten Eilfe, ihn zu berühren; beym Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit „der Hand zu betaſten: nur von der Maria „Magdalena, ſagt Johannes, habe er ſich „durchaus nicht wollen berühren laſſen.„

Wenn ſich zwey oder mehrere Evangeliſten widerſprechen: ſo bin ich, Falls ihre Vergleichung

---

*) De conſenſu Evangel. L. III. c. 24.

chung nicht nothwendig iſt, falls ſie nicht höchſt natürlich ſich ergiebt, ſehr geneigt, alles ſo ſtehn zu laſſen, wie es ſteht, und den Widerſpruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verſchliſſenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abſtechenden Lappen zu flicken. Bey weiten aber bin ich ſo nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangeliſt ſich ſelbſt wiederſpreche. Denn wie Mehrere nicht Eins ſind: ſo iſt auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichteteſte, redlichſte Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widerſprechen ſoll: ſo muß er dieſen andern, oder dieſe andre müſſen ihm ſchreiben helfen; und das möchte ich nicht gern auf die Evangeliſten kommen laſſen. Hingegen wenn ein Geſchichtſchreiber ſich nicht ſelbſt widerſprechen ſoll: ſo braucht er nur immer derſelbe zu ſeyn, der er war.

Folglich, da in dieſem Widerſpruche nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes ſtreiten, ſondern Johannes auch mit ſich ſelbſt uneinig iſt: ſo habe ich ihn von je her unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen ſey. Da nehmlich Johannes ſagt, daß der Auferſtandene ſich den Betaſtungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, ſondern ſie vielmehr aufgefodert; und eben dieſer Johannes erzählt, daß der Auferſtandene von der Maria Magdalena nicht berührt ſeyn wollen: ſo kan ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwey widerſprechende Dinge damit zu verſtehen geben wollen; einmal, daß Chriſtus durch ſeine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen; und einmal, daß Chriſtus durch ſeine Nichtfühlbarkeit die ſchon überzeugte Magdalena, wenn ſie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn ſchlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können: entweder daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und ſo würde ich ganz gern dem Nachbar zugeſtehen, daß er auf dieſen Widerſpruch geantwortet habe, wenn er weniger ſchnippiſch und verächtlich geantwortet hätte. Aber dieſen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfſinn, nicht mehr Gelehrſamkeit zeigt, als Er, ſo wenig vertragen: daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Poſten zu vertheidigen, den man gutwillig verlaſſen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieſer Abſicht nur zu Gemüthe führen, daß ſeine Erklärung der Worte des Johannes, (XX, 17.) worauf ſich ſeine ganze Antwort gründet, noch lange ſo ausgemacht nicht ſey, als er glaubt. Sie iſt zwar freylich die, ſeit 150 Jahren, faſt allgemein angenommene: aber ſie macht doch auch die ganze Stelle ſo kahl, ſo leer, ſo froſtig, ſo komplimentenmäſſig, daß nicht zu verwundern, wenn das geſammte Alterthum weit etwas anderes und mehrers darinn geſucht hat. Selbſt **Grotius** hängt noch an der alten myſtiſchen Auslegung; und diejenigen, lieber Nachbar, ſind eben nicht gleich **kranke Köpfe**, die dieſe und mehrere Auslegungen der Neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerſpruch.

„Nach dem **Matthäus** und **Marcus**, be„ſcheidet Chriſtus unmittelbar nach ſeiner Auf-

„ erſtehung, ſowohl durch die Engel im Grabe,
„ als ſelbſt mündlich durch die rückkehrenden
„ Weiber, ſeine Jünger nach Galiläa: bey
„ dem **Lucas** aber befiehlt er eben denſelben,
„ an eben dem Tage der Auferſtehung, daß ſie
„ ſämmtlich in Jeruſalem bleiben ſollten, bis
„ daß der h. Geiſt über ſie ausgegoſſen würde,
„ welches am Pfingſtfeſte geſchah. „

Auch bey dieſem Widerſpruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen, noch am liebſten möchte beantworten können, iſt merkwürdig, daß ſich jeder Evangeliſt einzeln ſorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jeſus beides von ſeinen Jüngern verlangt hätte; wenn er ihnen beides zu verſchiednen Zeiten befohlen hätte: ſo würde derjenige Evangeliſt, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, ſo einſchärft, (Matthäus,) nicht von allen Erſcheinungen zu Jeruſalem ſchweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangeliſt, welcher den Auferſtandenen ſeinen Jüngern befehlen läßt, die erſten funfzig Tage nicht aus Jeruſalem zu weichen, (Lucas,) würde nicht bloß lauter Erſcheinungen in Jeruſalem erzählen, und ſelbſt diejenige in Jeruſalem bey verſchloſſenen Thüren vorgehen laſſen, (XXIV, 41.) deren eine ſehr gleichförmige Johannes (XXI, 1-13.) am Galiläiſchen Meere erfolgen läßt.

Und dieſes alles hat der Ungenannte ſo handgreiflich auseinander geſetzt: daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leiſten, was noch kein Ausleger geleiſtet hat: ſondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernſte Gewäſche in den Tag hinein, hat oft Gelegenheit zu einem ſehr ſinnreichen Gedanken gegeben; und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geſchwind etwas zu ihrer Vertheidigung ſagen zu müſſen, ſehr witzig. Hier wird, dacht ich, die blinde Henne brav ſcharren: und wer weiß, ob nicht gar ein hübſches Steinchen in dem aufgeſcharrten Miſte ſich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun dann! Hier iſt das Steinchen, das die blinde Henne aufgeſcharret hat. Benennen mag es ein andrer: ich halte es für ein Krötenſteinchen. Es kann aber auch ein Luchsſteinchen ſeyn: denn hohl iſt es.

Pfiffig indeß, werden manche ſagen, ſey mein Nachbar doch für zehn andre. Denn er begnügt ſich, dieſen achten Widerſpruch in eigner Perſon nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet ſich ſein beſcheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn ſchon wieder unterrichtende A. mit einem **Was ſagen Sie dazu?** Und nun ſagt das A. wie folget. „Ich ſage, was ich öftrer geſagt, „unſer Autor muß alles durch einander werfen, wenn er Widerſprüche zur Welt bringen „will. Es iſt wahr, daß die Engel und Jeſus „ſelbſt am Tage ſeiner Auferſtehung, den Weibern befahlen, ſeinen Jüngern zu ſagen, daß „ſie nach Galiläa gehen, und ihn da ſehen „ſollten; aber es iſt nicht wahr, daß er an „eben dieſem Tage ihnen gebot, zu Jeruſalem „zu bleiben; denn das befahl er ihnen, am Tage ſeiner Himmelfahrt, wie jeder ſieht, der „Ap. Geſch. I, 3. 4. leſen kann.

So? das iſt nicht wahr? wie jeder ſehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieſes A.

ſagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweyzüngler iſt. Und ein hämiſcher, boshafter Zweyzüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie ſich ins Geſpräch! Merken Sie denn nicht, daß dieſes tückiſche A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da ſagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe beſtrafen.

Oder ernſthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine ſolche Antwort nicht ſelbſt geben, ſondern nur geben laſſen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie ſeine Perſonen kann ſprechen laſſen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derſelben nicht ſtreitet; daß man ſie fluchen und lügen und läſtern kann laſſen, ſo arg man will; und daß kein Menſch den Komödienſchreiber dafür muß anſehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Unterſuchung der Wahrheit geſchrieben werden, ſind keine Komödien: und der Verfaſſer ſolcher Unterredungen muß für alles ſtehen, was er nicht darinn gelegentlich ſelbſt verwirft, oder wenigſtens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Alſo, lieber Nachbar, was ſagen Sie? den Befehl, vors erſte in Jeruſalem zu bleiben, habe Chriſtus ſeinen Jüngern am Tage ſeiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder ſehen müſſe, der Ap. Geſch. I, 3. 4. leſen könne? — Es iſt mir unbegreiflich, wie Sie ſo etwas ſo dreiſt in die Welt ſchreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch ſo rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verſchreiben müßte: ſo wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leſer nur die Hand ausſtrecken darf, um ſie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel iſt wahr: daß der Anfang der Apoſtelgeſchichte bis auf den 9ten Verſikel, drey verſchiedne Abſätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu leſen gewohnt iſt. Die zwey erſten Verſikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem erſten auf das zweyte Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erſte

Buch, ſein Evangelium, gehe. Hierauf wiederhohlt er kürzlich, V. 3. 4. 5. was Chriſtus in den 40 Tagen nach ſeiner Auferſtehung gethan und geſagt: und kömmt ſodann, im 6ten V. auf die ganz letzte Begebenheit ſeines erſten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Dieſe letzte Begebenheit iſt die Himmelfahrt Chriſti, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umſtand erfahren, den Lucas, weil er ſich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweyten, als zu Ende des erſten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger vors erſte nicht von Jeruſalem weichen ſollen, in dem mittelſten Abſatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwiderſprechlich iſt, daß συνελϑοντες v. 6. ſich auf συναλιζομενος v. 4. beziehet, und Lucas vielmehr im 6ten Verſikel von einer ganz andern Verſammlung zu reden anfängt, als deren er im 4ten Verſikel gedenkt, wo nur von einer Verſammlung der Eilfe die Rede war, anſtatt daß im 6ten Verſikel eine weit gröſſere Verſammlung von Jüngern zu verſtehen, die bey der Himmelfahrt gegenwärtig ſeyn ſollten;

wenn es noch im geringſten nicht erwieſen iſt, daß das συναλιζόμενος v. 4. nichts als ein bloßes Zuſammenbringen bedeute, und folglich die beyden älteſten Ueberſetzer, der Lateiniſche und Syriſche, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn ſogar es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß Lucas mit dieſem Worte eben nicht wie Xenephon ſich ausdrücken, ſondern vielmehr auf eine andere Stelle bey ſich ſelbſt verweiſen wollen: *) wie können Sie denn ſagen, daß jeder, der Apoſtg. I, 3. 4. leſen könne, ſehen werde, Chriſtus habe nicht am Tage ſeiner Auferſtehung, ſondern am Tage ſeiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jeruſalem vors erſte zu bleiben? Ich kann doch auch leſen: und ſehe das nicht. Aber freylich, ich will nicht ſehen: und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht ſehen, ſondern mit meinen. — Wenn Sie ſich noch begnügt hätten zu ſagen, daß jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte nicht eben am Tage der Auferſtehung gegeben zu ſeyn ſcheine: ſo möchte es noch hingehen; Falls er an dieſer Stelle allein ſtünde. —

Denn

*) V. Boiſii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conſ. Stockius ad l. q.

Denn kurz: wozu alles dieſes Spiegelgefechte? — Ihre Verſündigung iſt hier weit größer, als daß Sie blos Ihre Meynung in einer ſtreitigen Stelle ganz offenbar finden. So was wiederfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabey kann man noch immer ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn. Aber, Nachbar, auch dabey: wenn man nicht allein eine ſtreitige Stelle als nicht ſtreitig für ſich anführt, ſondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringſten ſtreitige Stelle, die ausdrücklich wider uns iſt, wiſſendlich verſchweigt? Auch dabey? — Ich laſſe es gelten, wenn man auf der Katheder diſputirt; wo man ſich nur ſeinem Pro loco würdig zeigen ſoll. Da gilt allerley Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unpartheyiſcher Unterſucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewiſſen muß ſagen können, ὐ σπευδω νικησαι κακως, ἀλλα ζητησαι ἀληθως: iſt es auch dà noch erlaubt, ſolche Adjunctenſtreiche zu ſpielen?

Es hat nehmlich jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte, nicht allein eine ſolche Parallelſtelle,

ſtelle, aus welcher er erklärt werden kann: ſondern er hat ſogar eine ſolche, aus welcher er nothwendig erklärt werden muß, weil es Parallelſtelle des nehmlichen Verfaſſers iſt. Der nehmliche Lucas, welcher in ſeiner Apoſtelgeſchichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht beſtimmt genug ausdrückt: drückt ſich in ſeinem Evangelio ſo beſtimmt darüber aus, daß ſchlechterdings keine genauere Beſtimmung der Zeit möglich iſt. Denn wenn läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Verſammlung der Eilfe, in welcher der Auferſtandene ein Stück vom gebratnen Fiſche und Honigſeims aß? Und wenn war dieſe Verſammlung? War es nicht die nehmliche, bey welcher ſich die zwey Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wenn giengen dieſe Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Chriſti? wie ſie ſelbſt ſagen. War es nicht, wie ſie ſelbſt ſagen, am Abende des nehmlichen Tages, an deſſen frühen Morgen die Weiber das Geſicht der Engel geſehen hatten? — Alſo: am Tage der Auferſtehung? —

Was iſt hierwider einzuwenden? Nichts, ſchlechterdings nichts. Entweder hat Chriſtus, nach dem Lucas, ſeinen Jüngern ſogleich am Tage der Auferſtehung befohlen, in Jeruſalem zu bleiben: oder es iſt bey allen Evangeliſten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichſte, was ſie uns irgendwo ſagen, iſt nichts deutlicher, als das.

„Aber, mein Gott! muß ein ehrlicher Chriſt denken, der unter dieſen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn ſchlechterdings „wider jene Stelle im Evangelio des Lucas „nichts einzuwenden iſt: wie helfen ſich denn „gleichwohl die Harmoniſten?„ Wie ſie können, liebe Seele. Das iſt, auf die ſchändlichſte, heilloſeſte, unverantwortlichſte Weiſe. Und da dürfte ich faſt meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er iſt im Grunde nichts ſchlimmer, als ſie alle; und wenn in Geſellſchaft unſinnig ſeyn, den Unſinn entſchuldiget, ſo iſt er hinlänglich entſchuldigt. Eben die Stelle, die er hier verſchweigt, hat ſie längſt zu einem Verfahren genöthiget, bey welchem ich eben ſo gern die mangelhaften Stücke eines zerriſſenen Briefes, mit welchen der Wind ſpielet, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren; welches auch nur ſtillſchweigend billigen, zur Schande der Evangeliſten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zuſammenhange zu erklären ſey; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeſchaltete Reden Chriſti, nichts als feuchter Sand ſind, der ſich nur ſo lange zuſammenballet, als man ihn nicht reibet.

Sie ſagen nehmlich: Lucas brauche in ſeinem Evangelio eine Anticipation, und laſſe Chriſtum daſelbſt etwas weit früher ſagen, als er es wirklich geſagt habe; welches er ſelbſt Apoſtelg. I, 3. 4. zu verſtehen gebe. — Vollkommen wie **Toinette** der Medicus im **eingebildeten Kranken**! Die Weiſe der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift ſo zu erklären, daß ſie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelſprüche klar: dieſe Weiſe war ſo alt, ſo abgenutzt! Warum ſollen ſie das Herz nicht einmal verlegen? warum ſollen ſie, wenigſtens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelſprüche nehmen, um damit in die allzuhellen allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder ſie ſagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in ſeinem Evangelio, zwey Reden Chriſti in eine geſchmolzen; zwiſchen dem 43ten und 44ten Verſikel, die Lucas freylich mit eiſern Klammern verbunden zu haben ſcheine, die er mit Einem Zuge der Feder geſchrieben, oder in Einem Athem ſeinem Schreiber vorgeſagt, liege nicht weniger als eine Zeit von 40 Tagen; von dem einem Verſikel auf den andern mache Chriſtus mit ſeinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jeruſalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tauſend Jahre ſind ja vor Gott wie ein Tag: mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich ſind 40 Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich iſt ihm der Abſtand von Jeruſalem bis Bethania, ein Punkt der in den andern fällt: und aus Vernachläſſigung dieſer wenigen Secunden, aus dieſer Verwechſelung der rechten Seite eines Sonnenſtäubchens mit deſſen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig dieſe Herren, ihre harmoniſche Mißhandlung ſo zu rechtfertigen. —

Wahr iſt es, daß ihnen ſchon **Tatian** gewiſſermaaſſen vorgegangen, als welcher den 49ten Verſikel in dem letzten Kapitel des Lucas, auf eine eben ſo gewaltſame Art trennet, und zwiſchen das wiederhohlte Verſprechen Chriſti, ſeinen Jüngern die Verheiſſung ſeines Vaters zu ſenden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jeruſalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erſcheinungen noch einſchaltet, deren die andern Evangeliſten gedenken. Aber wie dieſes überhaupt für ſie nichts beweiſen, ſondern nur zeigen würde, wie früh es ſchon Leute gegeben habe, die ſich alles mit den Evangeliſten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zuſammenſetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: ſo antworte ich hierauf noch Folgendes insbeſondere. Vors erſte iſt noch eine große Frage, ob wir den wahren **Tatian** haben. **Zweytens**, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derſelbe, den uns **Victor Capuanus** aufbehalten: ſo iſt klar, daß ſein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verſtande dieſes Wortes, iſt, oder ſeyn ſoll; es iſt ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangeliſten gereihet; es iſt ein bloßes βιβλιον συντομον, deſſen ſich die gemeinen Chriſten in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich nicht zu vergeſſen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des **Tatian** nur ſchlecht zufrieden war; nicht allein wegen verſchiedner Auslaſſungen, die er zu Gunſten ſeiner Enkratitiſchen Irrthümer machte, ſondern auch wegen der Zuſammenſetzung des beybehaltenen und unverfälſchten Textes der Evangeliſten ſelbſt. Denn Theodoret giebt ihm eine κακουργιαν της συνθηκης Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft geweſen, ſolcher gewaltſamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen ſich unterſtanden, als dieſe eine iſt, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig ſeinen Namen führt.

Wenigſtens iſt gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, weder die Trennung des 49ten Verſikels, noch die Trennung des 43ten und 44ten gebilliget, und ſich das durch aus der Verlegenheit zu helffen geſucht, daß Chriſtus an dem nehmlichen Tage ſeinen Jüngern in Jeruſalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus ſicherlich nicht; dem Hedibia dieſen nehmlichen achten Widerſpruch meines Ungenannten zur Auflöſung vorlegte. Denn Hieronymus ſagt blos, daß die Erſcheinungen Chriſti in Jeruſalem für keine eigentliche Erſcheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro conſolatione timentium videbatur, & videbatur breviter, rurſumque ex oculis tollebatur. In den Erſcheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas & perſeverantia geweſen, ut cum eis pariter veſceretur. Nun iſt zwar freylich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde & Paulus Apoſtolus refert, eum *quingentis ſimul apparuiſſe discipulis.* Et in Joanne legimus quod piſcantibus Apoſtolis *in littore ſteterit & partem aſſi piſcis favumque comederit:* quæ veræ reſurrectionis indicia ſunt, und unmittelbar darauf hinzu ſetzen können: In Hieruſalem autem nihil horum feciſſe narratur. Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleſerin, wie Hedibia war, ſo etwas ſchreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig ſehr ſonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinſtimmung der verſchiednen Exemplare des neuteſtamentlichen Textes, oder von der Bekanntſchaft des Hieronymus mit demſelben, bekommen. Der auferſtandene Chriſtus habe in Jeruſalem nicht gegeſſen? Steht denn nicht in ſeinem eignen Lucas: at illi (die in Jeruſalem verſammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis & favum mellis? Folgt denn nicht auch in ſeinem Lucas: et cum manducaſſet coram eis? Wie geſagt; dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus iſt mir ganz unbegreiflich: eben ſo unbegreiflich als es mir iſt, daß ſie ſonſt niemanden, ſo viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieſer einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus geweſen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht blos unter die ἀμφιβολως νοθα, ſondern gerade zu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieſes Kirchenlehrers geworffen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift ſeyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derſelben ſo wenig gegenwärtig ſind? Wäre es ſonſt einem wohl zu verdenken, der dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts geſcheiders zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueſte Ausgabe ich nicht nachſehen kann, werden da ſchon andern Rath gefunden haben!

Eben ſo wenig, und noch weniger als Hieronymus, läßt es ſich Auguſtinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieſelbe Rede beym Lucas halb in Jeruſalem, und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu laſſen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entſpringenden Einwurfs ſchon weit feiner zu Werke. Da nehmlich Marcus, welcher eben ſowohl als Matthäus, den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen ſollen, ganz und gar keiner Erſcheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beym Matthäus nicht geſagt habe; „præcedit vos in Galilæam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non niſi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangeliſten freylich widerſprechen würde; da Matthäus den Engel blos ſagen laſſe: *ibi eum videbitis*, nec expreſſum eſt quando id futurum eſſet, utrum quam primum antequam alibi ab eis viſus eſſet; an poſtea quam eum alicubi etiam præterquam in Galilæa vidiſſent: ſo glaubt Auguſtinus, Chriſtus habe zwar freylich wohl den Jüngern verſprechen laſſen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erſcheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß ſie ihm nach Galiläa folgen ſollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Myſterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eyes, eingeſchloſſen liege. Galilæa namque, ſagt er, interpretatur vel transmigratio, vel revelatio. Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache iſt klar; und das præcedit vos in Galilæam wäre genau erfüllt worden, auch wann der auferſtandene Chriſtus ganz und gar nicht

nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn vors erſte, ſecundum transmigrationis ſententiam: transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Chriſti zu den Heiden? Vors zweyte, ſecundum illud, quod Galilæa interpretatur revelatio: wo ſonſt, als in Galiläa, offenbarte ſich Chriſtus zuerſt in derjenigen Geſtalt, in welcher er dem Vater gleich iſt? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten ſeit heute und geſtern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl ſeyn. Und obſchon auch Hieronymus an einem andern Orte, *) wo er ſich vermuthlich beſann, daß jene der Hebibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, ſogar zu einer myſtiſchen Auslegung ſeine Zuflucht nimmt: die myſtiſchen, ſo wie die allegoriſchen Auslegungen, ſind freylich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande geſtehen, — die nüchternſte von allen myſtiſchen und allegoriſchen Auflöſungen unauflöslicher Knoten, dünkt mich unendlich beſſer, als Ihre alexandriſchen, meine Herren, mit dem Schwerdte. Denn jene

---

*) Comment. in Matthæum.

ne ſind doch nur Spiele, leere Verſuche: und Ihre, ſind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem blos menſchlichen Schriftſteller auszuüben, ſich ſelbſt ſchämen würden. —

Ehe ich hierüber bittrer werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus geſchieht die Erſcheinung in Galiläa auf einem Berge, dahin „Chriſtus ſeine Jünger beſchieden hatte: nach „dem Johannes geſchieht ſie am Ufer des Galiläiſchen Sees bey Tiberias. Da und dort „unter ganz verſchiednen Umſtänden.„

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur iſt dem guten Mann ſehr traurig, daß ein Menſch, der doch Berg und See unterſcheiden könne, aus zwey ſo ſichtbar verſchiednen Erſcheinungen lieber einen Widerſpruch ſchmieden, als ſie unterſcheiden **wollen**.

Endlich ſteht einmal das Wörtchen **wollen** am rechten Orte. Der Ungenannte **wollte** nicht: weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will: ohne ſich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar ſagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes dem Ungenannten auf irgend eine Weiſe veranlaſſen können, beide Erſcheinungen für eine zu halten: daß es folglich kaum werth ſey, auf den ganzen Widerſpruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That links um, marſchiret ab, und ſchießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hauſe ſind: wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigſtens ex poſt zu urtheilen, ob Sie ſich den Sieg ſo leicht hätten machen ſollen?

Die Erſcheinung, die den Eilfen auf dem Berge geſchah, iſt die einzige, deren Matthäus gedenkt; deren Matthäus, zu Folge des Verſprechens, welches bey ihm der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unſere Nachrichten von der Auferſtehung Chriſti ſchöpfen können und müßten: ſo würde man nicht unrecht annehmen, daß dieſe einzige erzählte Erſcheinung, auch die einzige geſchehene geweſen. Ja, ich bin ganz ſicher, daß ſodann unſre Theologen ſchon längſt die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferſtandene Chriſtus nicht mehr als einmal hätte erſcheinen können und müſſen.

Nun aber, da wir mehrere Evangeliſten haben, die eben ſo glaubwürdig ſind als Matthäus; da jene andere Evangeliſten mehrere Erſcheinungen berichten: ſo iſt freylich aus dem Stillſchweigen des Matthäus nicht zu ſchlieſſen, daß er damit, daß er nur einer Erſcheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erſcheinung gegeben. Sondern die Sache iſt nunmehr nur die, daß wir die einzige Erſcheinung bey dem Matthäus unter die anderweitigen Erſcheinungen ſo einſchalten, daß weder jene anderweitige, noch dieſe eingeſchaltete etwas dabey leiden.

Blos nach den Worten zu urtheilen, die Chriſtus bey der galiläiſchen Erſcheinung auf dem Berge zu ſeinen Jüngern redet: ſollte man meynen, daß dieſe Erſcheinung, wenn es nicht die erſte und letzte geweſen, doch wenigſtens die letzte gewiß geweſen ſeyn müſſe. Denn Chriſtus ertheilet ihnen da ſeine letzten Befehle, und nimmt förmlich von ihnen Abſchied. Doch da wir aus dem Lucas wiſſen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jeruſalem, und nicht in Galiläa geſchehen; und die letzte Erſcheinung doch wohl die Erſcheinung bey der Himmelfahrt muß geweſen ſeyn: ſo fällt die Galiläiſche Erſcheinung irgendwo zwiſchen die übrigen.

Und auch dieſes irgendwo läßt ſich näher beſtimmen: indem wir mehr als eine von den übrigen Erſcheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen ſeyn müſſen. Nehmlich, nicht allein alle die einzeln Erſcheinungen am Tage der Auferſtehung, bey welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erſcheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beywohnte, müſſen vor ihr vorhergegangen ſeyn; ſondern ſogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher geweſen ſeyn. Dieſes erhellet

let aus Johannis XXI, 14 unwiderſprechlich, wo dieſer Evangeliſt letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennet; welches, da es ihm ſelbſt widerſprechen würde, wenn man es von jeder einzeln Erſcheinung, die etwa nur einer oder wenigen Perſonen geſchehen war, verſtehen wollte, nothwendig nur von den ſolennern unter einer beträchtlichen Anzahl geſchehenen Erſcheinungen zu verſtehen iſt; dergleichen die bey verſchloſſenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, geweſen waren. Nach dieſen beiden, ſagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieſes drittemal beym Johannes, auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Chriſtus erſchienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach ſich nicht ſagen läßt, daß die Erſcheinung bey verſchloſſenen Thüren, mit den Erſcheinungen am Grabe an dem nehmlichen Tage geſchehen wären. Fallen dieſe und jene aber auf zwey verſchiedne Tage: ſo war die Erſcheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am

See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte geweſen ſeyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beym Johannes verſtehn und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmoniſten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erſcheinung am See Tiberias vor der Erſcheinung auf dem Berge vorhergehen laſſen. Nun ſind dieſer Berg und dieſer See beide in Galiläa: beide Erſcheinungen ſind alſo in Galiläa geſchehen, beide ſind zu Folge der Verheiſſung Chriſti geſchehen, daß er ſeinen Jüngern daſelbſt ſichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, ſehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meynung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bey aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller Widerſpruch erwächſt.

Denn laſſen Sie uns doch nur die Erſcheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangeliſt, (Matthäus,) bey dem der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern zweymal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo ſie ihn ſehen würden, iſt, wie geſagt, der einzige, der dieſer Erſcheinung auf dem Berge gedenkt; iſt der, der ſonſt durchaus keiner andern Erſcheinung gedenkt; iſt der, der dieſer Erſcheinung mit dem Zuſatze gedenkt, daß eben auf dieſen Berg ſie Chriſtus beſchieden. Geſetzt nun aber auch, daß dieſer Zuſatz, dahin ſie Chriſtus beſchieden hatte, ſich nicht auf den Berg, ſondern blos auf Galiläa bezöge: ſo bleibt doch noch immer, auch ohne dieſen Zuſatz, die Erſcheinung auf dem Berge die anberaumte Erſcheinung; und muß folglich, wenn ich ſchon nicht ſage, die erſte von allen Erſcheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erſte von allen Galiläiſchen Erſcheinungen geweſen ſeyn. Das iſt nothwendig; das iſt unwiderſprechlich: oder Matthäus (man merke das wohl!) Matthäus, der zu allererſt ſchrieb, der nicht wiſſen konnte, was und wie viel der h. Geiſt nach ihm durch andere Evangeliſten würde ergänzen, würde berichtigen laſſen, Matthäus hat als Einer geſchrieben, in dem nicht ein Funken Menſchenverſtandes glimmet. Denn ſo, wie kein vernünftiger Menſch mit ſeinen Freunden eine zweyte, dritte Zuſammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wiſſen, wo und wenn die erſte geſchehen ſoll: ſo kann auch kein vernünftiger Geſchichtſchreiber von Anberaumung einer Zuſammenkunft ſprechen, und in Erfolg dieſer Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweyten, dritten Zuſammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erſte und nächſte nach der Anberaumung geweſen, ein Wort zu erwähnen.

Iſt es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erſcheinung auf dem Berge, die erſte Galiläiſche Erſcheinung muß geweſen ſeyn; iſt es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erſcheinung an dem See Tiberias, dem ſogenannten Galiläiſchen Meere, vor jener Erſcheinung vorhergegangen: nun ſo haben wir ja zwey erſte Galiläiſche Erſcheinungen. Zwey erſte! — — Zwey gar? Ey, lieber Nachbar, was iſt denn das, zwey erſte? Iſt es ein Räthſel? oder iſt es ein Widerſpruch? Mir iſt es nur ein Räthſel. Dem Ungenannten war es ein Widerſpruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen iſt es weder das eine, noch das andre. Ihnen ſind zwey erſte, zwey erſte! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwey ſo verſchiedne Zwey lieber in Widerſpruch ſtellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß ſowohl das eine als das andre von dieſen Zwey, in einem und eben demſelben Betracht das Erſte ſeyn ſoll, iſt ja ſo eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht ſagen. Wer gewiſſe Dinge nicht ſogleich fühlt, dem ſind ſie auf keine Weiſe fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerſpruch

ohnedem, iſt mit dem neunten ſo genau verbunden, daß ich bey Gelegenheit ſeiner noch alles nachhohlen könnte, was ich etwa bisher beyzubringen vergeſſen hätte. Ja, er iſt, dieſer zehnte Widerſpruch, nichts als die fernere ſtückweiſe Auseinanderſetzung des Neunten. Und dieſer Stücke macht der Ungenannte beſonders drey, in welchen allen ſeine erkannten Widerſprüche ſehr leicht zu rechtfertigen ſind, nachdem wir in dem Vorigen den Hauptgrund derſelben geſichert haben.

Nehmlich; wenn der Ungenannte berechtiget geweſen iſt, die Erſcheinung auf dem Berge, und die Erſcheinung am Meere in Galiläa, für einerley Erſcheinung zu halten, die nur, durch die immer wachſenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den erſten dreyßig bis vierzig Jahren, zu ſolcher Verſchiedenheit gediehen; (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erſcheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erſcheinung, nothwendig die erſte, wenigſtens die erſte in Galiläa ſeyn mußte, und gleichwohl die Erſcheinung am Galiläiſchen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt:) ſo iſt er allerdings auch berechtiget geweſen, darin einen Widerſpruch zu finden, daß Matthäus die Galiläiſche Erſcheinung zur erſten macht, Johannes aber vor ſelbiger zwey Erſcheinungen zu Jeruſalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf blos geantwortet, daß Johannes die Erſcheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erſte und vornehmſte Erſcheinung in Galiläa namhaft mache; als welches nach ſeiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu faſſen; weil Matthäus, ſagt er, kein Protocoll abgeſchrieben habe, weil er nur der einen Erſcheinung erwähne, weil er (Er, der erſte Evangeliſt!) nicht für nöthig gehalten, ſeinen Leſern von mehrern etwas zu melden: ſo ſey aus ihm überhaupt nicht zu ſchließen, in welcher Ordnung die Erſcheinung auf dem Berge gefolgt ſey. Freylich; Ordnung iſt nur unter den Mehrern: aber Eines, was aus dieſen geordneten Mehrern herausgeriſſen wird, muß doch noch immer Merkmale ſeines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchſt unvorſichtige Art, dieſes Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus ſeiner einen Erſcheinung noch immer jene Merkmale gelaſſen; indem er ſagt, daß es die anberaumte geweſen. Nur die Harmoniſten halten für gut, auf dieſe ſeine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erſte die beſte Erſcheinung aus dem Glückshafen greifen zu laſſen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neueſten Geſchichte geben, und ſagt: „Es kömmt „die Rede auf den letzten Krieg, ich erwähne „beſonders der Schlacht bey Roßbach; erkläre „ich ſie dadurch für die erſte oder letzte?„ Ey nicht doch! Sie könnten ſo einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein andrer den ganzen letzten Preußiſchen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte, „(Der „König, nachdem er faſt aus allen ſeinen „Staaten vertrieben war, hatte ſich die vornehmſten ſeiner Feinde, die Franzoſen und „Reichstruppen, nach Sachſen wie beſtellt. Sie „kamen voll Uebermuths und Spottes, als „hätten ſie den Sieg ſchon in Händen. Aber, „wie ein Donnerſtrahl aus hellem Himmel, „überfiel er ſie bey Torgau. Da erkannten „ſie wieder, mit wem ſie zu thun hatten, und „machten Friede; etliche aber blieben noch „ſeine Feinde:) was würden Sie von einem ſolchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen ſuchen? Denn gerade ein ſolcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Chriſtum ſeine Jünger nach Galiläa beſtellen, wo ſie ihn ſehen würden: und hierauf verſchwiege er nicht allein, daß, ungeachtet dieſer Beſtellung, er ihnen erſt an andern Orten mehrmalen erſchienen ſey; ſondern gedächte auch nicht einmal ſeiner erſten Erſcheinung dort in Galiläa; gedächte

dächte anſtatt der erſten, wenigſtens anſtatt der frühern, welches die am Ufer der See geweſen, einer ſpätern, und wer weiß wie viel ſpätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein ſo abgeſchmackter Erzähler iſt! Nur nach der Auslegung der abgeſchmackten Harmoniſten, ein ſo abgeſchmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit dieſen vom Leibe: und er erzählt als ein planer geſunder Mann, deſſen Erzählung wohl unrichtig ſeyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht iſt.

Eben ſo iſt es mit den übrigen Umſtänden beſchaffen. Matthäus und Johannes widerſprechen ſich offenbar in jedem derſelben, ſobald man annehmen muß, daß die Erſcheinungen am See Tiberias und auf dem Berge, urſprünglich nur eine Erſcheinung geweſen.

Umſonſt ſchreyen Sie, lieber Nachbar, ſo laut und ſo oft: „Aber wer heißt euch, das „annehmen? Aber könnt ihr denn nicht zwey „zählen? Wer hier nicht Zwey zählen kann, „muß nicht wollen!„ — Gott erbarms! wir wollten gern: aber wie können wir? Wie können wir Zwey zählen, da wir nicht wiſſen, wo wir anfangen ſollen? nicht wiſſen, welches wir Eins nennen ſollen? Will ich die Erſcheinung an dem See, mit dem Johannes, **Eins** nennen; ſo ruft die Erſcheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin **Eins**, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödſinnig. Will ich nun dieſe **Eins** nennen; ſo ruft mir Johannes entgegen: „darfſt du mich Lügen ſtrafen? Glaubſt du, daß ich nicht drey zählen „kann?„ — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins: und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwey.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können Zwey zählen: und was das Sonderbarſte iſt, können mit dem nehmlichen Zahlpfennige, in die Hand eines jeden Kindes, zwey zählen! — Iſt das Kind artig: ſo lächelt es, und ſchweigt. —

Und ſchweigt. — O daß ich nicht auch ſo artig geweſen bin, wie dieſes Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nehmlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr, lächelnd hingenommen und geſchwiegen habe!

Doch dieſe Reue kömmt zu ſpät: auch iſt das Uebel, unter deſſen Gefühl ſie mich am meiſten nagen könnte, überſtanden; ich bin fertig. Ich bin fertig: fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig, mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig, mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz leſen mögen: aber doch fertig mit Vertheidigung deſſen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung deſſen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet iſt, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu ſtehen, mir einfallen laſſen.

Gott verhüte! daß ich mich mit dieſem auf ein Mehrers einlaſſen ſollte, was mir etwa, ſelbſt bey der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge ſuchenden Durchleſung, als contraband aufgeſtoßen wäre. Er behalte, z. E. was er von der gänzlichen Unwiſſenheit eines geiſtlichen Meßias ſagt, in welcher die Apoſtel bey Lebzeiten Chriſti ſchlechterdings geſtanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem ſpöttiſchen Unglauben der verſammelten Jünger ſagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele ſich an ſo ſcandalöſen Albernheiten immerhin; und freue ſich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerſchlagnen Schlußſteine eines wichtigen Bogens, unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig ſeyn, und bin fertig.

Habe ich aber meine Muſſe, auch ſo ſchon, nicht zum Beſten angewandt: was thut das? Wer weiß, ob ich ſie mit etwas andern nicht noch ſchlechter angewandt hätte? Mein Vorſatz war es wenigſtens, ſie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigſtens, daß ich ſie ſo gut anwenden könne. Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meynung wirken ſoll und kann. — Vielleicht ſol ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken könnte Vielleicht ſoll, nach Geſetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange ſo fortdampfen, mit Rauch noch lange geſunde Augen beiſſen, ehe wir ſeines Lichts und ſeiner Wärme zugleich genieſſen können. — Iſt das: ſo verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo ſie ſich ergieſſen ſoll, einem unnütz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen: ſo ſind deine Goldkörner unverloren!

⁂ ⁂ ⁂

Nach dieſem unwillkührlichen Ausbruche meiner innigſten Empfindung, darf ich ruhig auf den Schlamm zurück ſehen, den ich hier zu Hauffe geführt habe.

Auf dieſen Schlamm, auf dieſen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, verſetzt trotzig und keck mein

Nachbar das vollendete Gebäude ſeines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leſer an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter, und ich, und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges **auch darum**; an mein beſcheidenes **obſchon**; an meines Nachbars dreiſtes **denn**.

Welch ein Mann, mein Nachbar! welch ein Chriſt! Die Widerſprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel ſchloß; die Widerſprüche, die ich der Wahrheit unbeſchadet zugebe; dieſe Widerſprüche — Nein, nicht dieſe Widerſprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die ſein Scharfſinn ſo ſonder alle Mühe auf dieſe Widerſprüche fand, — dieſe ſeine, — wie man will, — kunſtloſen oder kunſtreichen Antworten, — was ſpott ich? — Dieſe eckeln Mißgeburten ſeines eigenen Gehirnes — deren man freylich den langen Tag über nicht ſo viele erſäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande iſt: ſind das, was ſeine Ueberzeugung an der Ge-

Gewißheit der Auferſtehung Chriſti vollendet hat. *) Zwar zweifelte er nie an dieſem groſſen Vorfalle: aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieſer Gelegenheit gegeben, ſchärfer zuzuſehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anſcheinenden Kleinigkeiten die Evangeliſten ſo genau ſind: wie weit ſtärker und feſter iſt ſein Glaube geworden! **) Und nun ſage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes ſtiften!

Gott! Gott! worauf können Menſchen einen Glauben gründen, durch den ſie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir ſelbſt: und ich ſchließe. — Ich fühle es ſehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich dieſe Duplik ***) ende, als da ich ſie anfieng. Ich
fieng

---

*) Unterr. S. 1. **) S. 76.

***) Duplik: nicht Replik. Denn die Evangeliſten und mich, halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeusserung, daß wegen einiger Widerſpruche in Kleinigkeiten, den Evangeliſten aller Glaube ab-
zu

fieng ſo ruhig an, ſo feſt entſchloſſen, alles, was ich zu ſagen habe, ſo kalt, ſo gleichgültig zu ſagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen, vor langer Weile, Schritte zähle. Und ich ende ſo bewegt, kann es ſo wenig in Abrede ſeyn, daß ich vieles ſo warm, ſo theilnehmend geſagt habe, als ich mich ſchämen würde, in einer Sache meines einzigen Halſes zu ſprechen. Beſonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moraliſche oder Unmoraliſche gewiſ-

ſer

---

zuſprechen ſey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegenſätzen ein, und antwortete ohne Umſchweif, was ich für die kürzeſte und unfehlbarſte Antwort hielt. Dieſe Antwort mißfiel meinem Nachbar, der ſie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämiſche Beſtätigung der Anklage, als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verſchrieene Waare das 999ſte mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine friſche hohlen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch ſeine Antwort laut für eben das, wofür er meine ſtillſchweigend erklärt hat: für Anklage der Evangeliſten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nehmliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das iſt ſie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzeln Evangeliſten, ſondern blos um die Glaubwürdigkeit einer gewiſſen Harmonie eigner Schöpfung zu thun iſt, die, wenn ſie erwieſen wäre, die Evangeliſten gerade noch verdächtiger machen würde, als ſie der Ungenannte zu machen weder Zug noch Willen gehabt hat. Alſo Duplik!

ſer Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen: und habe es doch gethan. Ich wollte blos die Gründe dieſes Urtheils meinen Leſer beyläufig abnehmen laſſen: und habe ihn das Urtheil ſelbſt oft wörtlich vorgeſprochen. Was ſoll ich thun? Mich entſchuldigen? Mit der albernen Mine eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Verſprechen, daß ich ein andermal beſſer auf meiner Hut ſeyn wolle?

Kann ich das? Ich verſprechen? — Ja, ja; ich verſpreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bey gewiſſen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Menſch bey dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf: wenn und wo darf er es denn?

Eine Parabel.

— quæ facilem ori paret bolum.
Etymologiſta vetus.

2641

Nebſt
einer kleinen Bitte, und einem eventualen
Abſagungsſchreiben
an
den Herrn Paſtor Goeze, in Hamburg.

(1)

Braunſchweig, 1778.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund ſagen, wenn ich der Menſch wäre, der durch öffentliche Berufung auf ſeine Freundſchaften ein günſtiges Vorurtheil für ſich zu erſchleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen ſeiner Nächſten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen laſſen, daß er der Welt erzählet, er ſtehe, oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen geſtanden, welche die Welt Freundſchaft zu nennen gewohnt iſt. —

Denn berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen iſt; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß ſeine Wächterſtimme noch meines Namens ſchonen wollen.

Doch, wie geſagt, ich ſuche, blos durch meine Freunde, eben ſo wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß ſie durch mich verlieren ſollten.

Alſo nur, Ehrwürdiger Mann! Ich erſuche Sie, die Güte zu haben, nachſtehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Beſonders aber dringe ich darauf, ſich über die beygefügte Bitte nicht blos als Polemiker, ſondern als rechtſchaffner Mann und Chriſt, auf das baldigſte zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiſer thätiger König eines großen großen Reiches, hatte in ſeiner Hauptſtadt einen Pallaſt von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz beſonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in ſelbem alle um ſich verſammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge ſeiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn ſie ſtritt ſo ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber ſie gefiel doch, und entſprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn ſie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren ſcheinen.

Sie entſprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Pallaſt ſtand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollſtändigkeit da, mit welcher die Baumeiſter die letzte Hand angelegt hatten: von auſſen ein wenig unverſtändlich; von innen überall Licht und Zuſammenhang.

Was Kenner von Architektur ſeyn wollte, ward beſonders durch die Auſſenſeiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerſtreuten, groſſen und kleinen, runden und viereckten Fenſtern unterbrochen waren; dafür aber deſto mehr Thüren und Thore von mancherley Form und Gröſſe hatten.

Man begriff nicht, wie durch ſo wenige Fenſter in ſo viele Gemächer genugſames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmſten derſelben ihr Licht von oben empfiengen, wollte den Wenigſten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu ſo viele und vielerley Eingänge nöthig wären, da ein groſſes Portal auf jeder Seite ja wohl ſchicklicher wäre, und eben die Dienſte thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Pallaſt gerufen würde, auf dem kürzeſten und unfehlbarſten Wege, gerade dahin gelangen ſolle, wo man ſeiner bedürfe, wollte den wenigſten zu Sinne.

Und ſo entſtand unter den vermeynten Kennern mancherley Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigſten führten, die von dem Innern des Pallaſtes viel zu ſehen, die wenigſte Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bey dem erſten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig ſehr leicht und kurz machen müſſe; was ihn aber gerade am meiſten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigſten Fortſetzung die reichſte Nahrung verſchaffte. Man glaubte nehmlich verſchiedne alte Grundriſſe zu haben, die ſich von den erſten Baumeiſtern des Pallaſtes herſchreiben ſollten: und dieſe Grundriſſe fanden ſich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteriſtik ſo gut als verloren war.

Ein jeder erklärte ſich daher dieſe Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder ſetzte ſich daher aus dieſen alten Grundriſſen einen beliebigen Neuen zuſammen; für welchen Neuen nicht ſelten dieſer und jener ſich ſo hinreiſſen ließ, daß er nicht allein ſelbſt darauf ſchwor, ſondern auch andere darauf zu ſchwören, bald beredte, bald zwang.

Nur wenige ſagten: „was gehen uns eure Grundriſſe an? Dieſer oder ein andrer: ſie ſind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigſte Weisheit den ganzen Pallaſt erfüllet, und daß ſich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlſtand auf das ganze Land verbreitet.„

Sie kamen oft ſchlecht an, dieſe Wenigen! Denn wenn ſie lachenden Muths manchmal einen von den beſondern Grundriſſen ein wenig näher beleuchteten, ſo wurden ſie von denen, welche auf dieſen Grundriß geſchworen hatten, für Mordbrenner des Pallaſtes ſelbſt ausgeſchrien.

Aber ſie kehrten ſich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geſchickteſten, denjenigen zugeſellet zu werden, die innerhalb des Pallaſtes arbeiteten, und weder Zeit noch Luſt hatten, ſich in Streitigkeiten zu mengen, die für ſie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundriſſe nicht ſowohl beygelegt, als eingeſchlummert war, — einsmals um Mitternacht erſcholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Pallaſte!

Und was geſchah? Da fuhr jeder von ſeinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Pallaſte, ſondern in ſeinem eignen Hauſe, lief nach dem Koſtbarſten, was er zu haben glaubte, — nach ſeinem Grundriſſe. „Laßt uns den nur retten!

„dachte jeder. Der Pallaſt kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier ſtehet!„

Und ſo lief ein jeder mit ſeinem Grundriſſe auf die Straße, wo, anſtatt dem Pallaſte zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in ſeinem Grundriſſe zeigen wollte, wo der Pallaſt vermuthlich brenne. „Sieh, „Nachbar! hier brennt er! Hier iſt dem „Feuer am beſten beyzukommen. — Oder „hier vielmehr, Nachbar; hier! — Wo „denkt ihr beide hin? Er brennt hier! — „Was hätt es für Noth, wenn er da brennte? „Aber er brennt gewiß hier! — Löſch ihn „hier, wer da will. Ich löſch ihn hier „nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich „hier nicht!„ —

Ueber dieſe geſchäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Pallaſt; wenn er gebrannt hätte. — Aber die erſchrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunſt gehalten.

Die Bitte.

Ein andres iſt ein Paſtor: ein andres ein Bibliothekar. So verſchieden klingen ihre Benennungen nicht: als verſchieden ihre Pflichten und Obliegenheiten ſind.

Ueberhaupt denke ich, der Paſtor und Bibliothekar verhalten ſich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchſpähet Wald und Wieſe, um ein Kräutchen aufzufinden, dem **Linneus** noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er ſich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert iſt er, ob dieſes neue Kräutchen giftig iſt, oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich ſind — (und wer ſagt es denn, daß ſie nicht nützlich wären?) – ſo iſt es doch nützlich, daß die Gifte bekannt ſind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter ſeiner Flur; und ſchätzt und pflegt nur diejenijenigen Kräuter, die ſeinen Schafen die angenehmſten und zuträglichſten ſind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufſeher von Bücherſchätzen; und möchte nicht gern der Hund ſeyn, der das Heu bewacht: ob ich ſchon freylich auch nicht der Stallknecht ſeyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Rauffe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt iſt: ſo zeige ich es an. Vors erſte in unſern Katalogen; und dann nach und nach, ſo wie ich lerne, daß es dieſe oder jene Lücke füllen, dieſes oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich: und bin ganz gleichgültig dabey, ob es dieſer für wichtig, oder jener für unwichtig erkläret, ob es dem einen frommet, oder dem andern ſchadet. Nützlich und verderblich, ſind eben ſo relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, Ehrwürdiger Mann, würdigen alle litterariſche Schätze nur nach dem

Einfluſſe, den ſie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu beſorglich als zu fahrläßig ſeyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt iſt? wenn es nur Einen auch von den Kleinſten ärgern könnte, die Ihrer geiſtlichen Aufſicht anvertraut ſind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, Ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun: ſo ſchelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue; — oder, welches einerley iſt, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesſtunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringſten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesſtunde zittern: aber **vor** meiner Todesſtunde werde ich nie zittern. Am allerwenigſten deswegen, daß ich gethan habe, was verſtändige Chriſten itzt wünſchen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäſarea, zu Conſtantinopel, mit den Schriften des Celſus, des Fronto, des Prophyrius, wenn ſie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, ſagt ein Mann, der ſich auf ſolche Dinge verſtehet, gäbe itzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, Ehrwürdiger Mann, daß Sie ſagen werden: „jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften ſorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neuern ihre aufbewahren, die nach ſiebzehnhundert Jahren doch nichts Neues ſagen könnten?

Wer weiß das, ohne ſie gehört zu haben? Wer von unſern Nachkommen glaubt das, ohne es zu ſehen? Dazu bin ich der feſten Meynung, daß Welt und Chriſtenthum noch ſo lange ſtehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftſteller der erſten zwey Tauſend Jahre nach Chriſti Geburth, der Welt eben ſo wichtig ſeyn werden, als uns itzt die Schriftſteller der erſten zwey Hundert Jahre ſind.

Das Chriſtenthum geht ſeinen ewigen allmäligen Schritt: und Verfinſterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Chriſtenthums ſind die Phaſes deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn und Planet und Betrachter auf dem nehmlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung!

Alſo, ehrwürdiger Mann: mißbilligen Sie es wenigſtens weniger hart, daß ich ehrlich genug geweſen, eben ſowohl ſehr unchriſtliche Fragmente, als eine ſehr chriſtliche Schrift des **Berengarius**, von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das iſt die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewiſſen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fodern. Und mit dieſer Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte iſt der Art; daß Sie die Gewährung derſelben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne iſt nichts angelegner, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es beſteht aber dieſes mir zugefügte Unrecht darinn, daß Sie eine von mir geſchriebene Stelle ganz wider ihren Zuſammenhang zu commentiren, das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniſſe.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundloſen Wege mit ſeinem ſchwerbeladenen Wagen feſtgefahren, nach mancherley vergeblichen Verſuchen, ſich los zu arbeiten, endlich ſagt, **wenn alle Stränge reiſſen, ſo muß ich abladen:** wäre es billig, aus dieſer ſeiner Rede zu ſchlieſſen, daß er gern abladen **wollen**, daß er mit Fleiß die ſchwächſten mürbeſten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus dieſem Grunde die Vergütung alles Schadens, ſelbſt alles innern von auſſen unmerklichen Schadens, an welchem eben ſowohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieſer Fuhrmann bin ich: dieſer Befrachter ſind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe geſagt, **wenn** man auch nicht im Stande ſeyn ſollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die **Bibel** zu machen, ſo geſchäftig iſt: ſo bliebe dennoch die **Religion** in den Herzen derjenigen Chriſten unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten derſelben erlangt haben. Dieſes zu unterſtützen, ſchrieb ich die Stelle nieder, die eine ſo unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müſſen. Ich ſoll und muß geſagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel ſich ſchlechterdings nichts antworten laſſe; daß es nur umſonſt ſey, darauf antworten zu wollen. Ich ſoll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des **Chriſten** dem **Theologen**, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben; damit ein ſchwacher, aber großſprecheriſcher Feind deſto eher das Feld behaupten könne.

Das iſt nicht die wahre Vorſtellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bey Ihnen auch nicht **Vorſatz** geweſen ſeyn, eine ſo falſche Vorſtellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuverſicht auf Ihre gute Sache, die ſie auch von mir angegriffen zu ſeyn vermeynten, zu heſtig: Sie übereilten ſich.

Ehrwürdiger Mann, die ſich am leichteſten übereilen, ſind nicht die ſchlechteſten Menſchen. Denn ſie ſind größten Theils eben ſo fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingeſtandene Uebereilung iſt oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächſten Stücke Ihrer **freywilligen Beyträge**, eine ſo gut als freywillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden; des Inhalts: daß allerdings noch ein gewiſſer Geſichtspunkt übrig ſey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle ſehr unſchuldig erſcheine; daß Sie dieſen Geſichtspunkt überſehen; daß Sie weiter keine Urſache haben, dieſen überſehenen Geſichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine ſolche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Abſichten verbreiten zu wollen ſcheinen. Nur nach einer ſolchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig ſeyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern, gefallen möchte. Ohne eine ſolche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie ſchreiben laſſen, — ſo wie ich Sie predigen laſſe.

Das Abſagungsſchreiben.

Mein Herr Paſtor,

Mit vorſtehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen; und ſchon freute ich mich in Gedanken auf den freywilligen Beytrag, in welchem Ihre heilige Fauſt das chriſtliche Banier wieder über mich ſchwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Preſſe, oder ich die Preſſe nicht genugſam fördern konnte, erhalte ich das 61—63ſte Stück beſagter Beyträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nehmliche Mann geſchrieben? Wie ſoll die Nachwelt, auf welche die freywilligen Beyträge doch ganz gewiß kommen werden, einen ſo plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz ſich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt ſagen, Goeze wäre der Mann geweſen, der in Einem Athem gegen einen und eben denſelben Schriftſteller ſauerſüße Komplimente zwiſchen den Zähnen murmeln, und aus vollem Halſe laute Verleumdungen ausſtoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber geſpielt? Die Katze, die um den heißen Brey gehet; und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das iſt unglaublich! In dem 55ſten Stücke iſt ſein Eifer noch ſo gemäßiget, noch ſo ganz anonymiſch; er nennet weder Sack noch Eſel, auf die ſein Stecken zuſchlägt: und auf einmal im 61ſten Stücke iſt **Leſſing** namentlich hinten und vorne; muß **Leſſing** namentlich geknippen werden, ſo oft er den Krampf in ſeine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Waſſer kaum regen: und hier, **Plumps**! Das iſt unbegreiflich! Nothwendig müſſen alſo zwiſchen dem 55ſten und 61ſten Stücke dieſer koſtbaren Blätter, wie wir ſie itzt haben, alle diejenigen verloren gegangen ſeyn, die uns dieſes Plumps! erklären würden.„

So wird die Nachwelt ſagen, Herr Paſtor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Paſtor, die vielleicht auch ſo nicht ſagen wird? Genug, Sie wiſſen ſelbſt am beſten, wie ſehr ſich die Nachwelt irren würde; und ich berühre dieſe Saite blos, um es bey der itztlebenden Welt, — verſteht ſich, der Welt, die wir Beyde füllen — zu entſchuldigen, Falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hrn. Paſtor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen ſcheinen ſollte, den ich noch bisher anzugeben, für ſchicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Paſtor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich ſetzen, werden allmälig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich ſie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kitzeln, wenn Sie ſähen, daß

ich

ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur ſagen, was daraus kommen wird.

Ich will ſchlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verſchrieen werden, der es mit der lutheriſchen Kirche weniger gut meynet, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit beſſer mit ihr meyne, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für ſein einträgliches Paſtorat, oder dergleichen, lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einſchwatzen möchte.

Sie, Herr Paſtor, Sie hätten den allergeringſten Funken Lutheriſchen Geiſtes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulſyſtem zu überſehen im Stande ſind? — Sie? der Sie, mit ſtillſchweigendem Beyfall, von ungewaſchenen, auch wohl treuloſen Händen die Seite des lutherſchen Gebäudes, die ein wenig geſunken war, weit über den Waſſerpaß hinaus ſchrauben laſſen? — Sie?

der Sie den ehrlichen Mann, der freylich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bey der Schraube zuruft: ſchraubt dort nicht weiter! damit das Gebäude nicht hier ſtürze! — der Sie dieſen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieſer ehrliche Mann zugleich den ſchriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeiſters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterſtützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterſchlagen zu dürfen, geglaubt.

O ſancta ſimplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Paſtor, wo der gute Mann, der dieſes ausrief, nur noch dieſes ausrufen konnte. — Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

„O daß Er es könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte!— Luther, du! — Groſſer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreyend aber gleichgültig daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſet: wer erlöſet uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es itzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde! Wer — —

Aber ich vergeſſe *mich*; und würde noch mehr Sie vergeſſen, Herr Paſtor, wenn ich, auf eine dergleichen Aeuſſerung, Ihnen vertraulich zuſpräche: Herr Paſtor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden; bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht beſſer, unſers Gleichen ſchwiegen? unſers Gleichen verhielten ſich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurück halten will, möchte der andere übereilen: ſo daß der eine mehr die Abſichten des andern beförderte, als ſeine eignen. Wie wäre es, Herr Paſtor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den erſten und letzten ſeyn lieſſen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich ſchon verloren habe.„

Denn nein; das werden Sie nicht wollen. **Goeze** hat noch keinem ſeiner Gegner das letzte Wort gelaſſen; ob er ſich gleich immer das erſte genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung ſagen **müſſen**, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des ſeligen **Ziegra** muß ihm nicht vergebens nun ganz angeſtorben ſeyn.

Ich beklage: denn ſehen Sie, Herr Paſtor, es wird mir unmöglich ſeyn, nicht gegen Ihren Stachel zu läcken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen laſſen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämiſche Anſpielung; jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komiſchen Ausbruch Ihres tragiſchen Mitleids; jeden knirſchenden Seufzer, der es beſeufzet, nur ein Seufzer zu ſeyn; jede pflichtſchuldige Paſtoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freywilligen Beyträge ſpicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat. Auch haben dieſerley Pharmaka ihren Credit längſt verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht; der einem Jeden Vernunft und Gelehrſamkeit abſpricht, welcher Vernunft und Gelehrſamkeit anders braucht, als Sie. Beſonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzuſammenhängenden Bruchſtücken kennen, ſo ſchülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu ſchätzen: ſo war dieſer Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrſamkeit, ſieben **Goeze** nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend ſind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Paſtor, auf mein Wort.

Und ſonach meine Ritterliche Abſage nur kurz. **Schreiben Sie, Herr Paſtor,**

und laſſen Sie ſchreiben, ſo viel
Zeug halten will: ich ſchreibe a
Wenn ich Ihnen in dem gering
Dinge, was mich oder meinen U
nannten angeht, Recht laſſe, wo
nicht Recht haben: dann kann ich
Feder nicht mehr rühren.

das
ach.
ſten
nge-
Sie
die

Axiomata,

wenn es deren

in dergleichen Dingen giebt.

- - - - acumine pollentibus notionem prædicati in notione ſubjecti indivulſo nexu cum ea cohærentem pervidendi.

Wolfii Ph.r.

Wider den

Herrn Paſtor Goeze, in Hamburg.

(1)

Braunſchweig, 1778.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu ſchreiben mich niederſetze, dürfte mir deßwegen ſehr ſauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn ſchreibe. Ich weiß nur, **wider** wen; und habe ſo wenig Hoffnung, daß er auch **für** den werden könne, **wider** den er gerichtet iſt, daß ich dieſe Hoffnung kaum in einen Wunſch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nehmlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich ſie mit Ueberlegung und in guter Meynung geſchrieben habe, hat der Hr. Paſtor **Goeze**, in Hamburg, Erinnerungen gemacht, und in zweyerley Zeitungen abdrucken laſſen, die mich lieber als Gegner der chriſtlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, ſo wie ich ſie geſchrieben habe, hier nicht wiederhohlen. Und das um ſo viel weniger, da ich den einzeln

Sätzen derſelben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben ſoll, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein, mein Gegner mich beſſer verſtehen lernt; beſonders wenn er findet, daß ſeine eignen Einwendungen mir behülflich geweſen, mich beſſer zu erklären. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein, meine Sätze vollends werden, was ſie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze ſind, deren Worte man nur gehörig verſtehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich Anfangs ſtutzt der Hr. Paſtor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Beſtreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion, ſo ganz gefallen. Er ſtutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn ſo ſcheu macht, erſt recht anzuſehen: ſo ſoll er es beruhiget wohl hoffentlich vorbey gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur ſo erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung, auf die Beſtreitungen der Religion fiele. Daß dieſe, ohne Ausnahme, ganz ſchief und verfehlt ſind, wird mir der Hr. Paſtor gern zugeben. Wenn ich nun ſagte? „wie der Angriff, ſo die Vertheidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man ſeine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen beſſern Waffen angreifen wollen? Wenn man die Feſtungen von oben herab belagern wird: ſo wird man auch darauf denken, ſie von oben herein zu beſchirmen.„

Doch ich verachte alle Ausflüchte; verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich ſieht. Ich habe es geſagt, und ſage es nochmals: auch an und für ſich ſelbſt, ſind die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion, bey weitem nicht mit allen den Kenntniſſen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernſte geſchrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfodern!

Und allerdings iſt dieſe meine allgemeine Aeuſſerung aus Induction entſtanden; und zwar aus einer ſo vollſtändigen, ſo genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfaſſung zu machen, nur im Stande geweſen.

Nun, ſo führe man dieſe Induction erſt vor unſern Augen! ruft mein Gegner in einem ſchon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Paſtor, ich wünſchte ſehr, dieſe Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es iſt eine wahre Kanzelzumuthung: und Sie wiſſen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich ſage, alles Queckſilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht anſteht, alles Queckſilber aus der ganzen Natur zuſammen bringen, und es vor ſeinen Augen verrauchen laſſen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, ſpräche ich blos zu ihm: „Guter Freund, alles Queckſilber, das ich noch über Feuer brachte, das „verrauchte wirklich. Kennſt du welches, „das nicht verraucht: ſo bring es damit ich „es auch kennen lerne; und du ſollſt Dank „haben. „

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur ſeit dieſem Jahrhunderte für die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben worden, auf die Capelle zu bringen: welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Paſtor doch Ernſt damit, wollte er nicht blos mich damit verhöhnen, nicht blos ſich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, ſo beweiſe er es durch eine Kleinigkeit. Sie ſoll ihm nur ein Wort koſten, dieſe Kleinigkeit.

Nehmlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Verſuch des

Verrauchens zuerſt machen ſoll. Er nenne mir ſie nur; und ich bin bereit. Iſt es eine, die ich ſchon kenne: ſo darf mir nicht bange ſeyn. Iſt es eine, die ich nicht kenne, und mein Verſuch ſchlägt fehl: deſto beſſer. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beſchämung gern vorlieb.

Nur eines muß ich mir dabey ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher *gewiſſe* Beweiſe einer Sache bezweifelt, die Sache ſelbſt bezweifle. Der geringſte Fingerzeig dahin ausgeſtreckt, iſt Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweiſe zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die ſie ſchlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den beſcheidenen Schranken laſſen wollen, innerhalb welchen ſie alle ältere Theologen geſichert genug hielten? Oder iſt dem Hrn. Paſtor die Geſchichte der Dogmatik ſo wenig bekannt, daß er von dieſen Veränderungen nichts weiß?

Wie kömmt er, und Er insbeſondere dazu, ſich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit dieſen Veränderungen unzufrieden iſt? Er iſt ja ſonſt kein Freund von theologiſchen Neuerungen. Warum will er nur dieſe gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologiſchen Schulſprache ausgedruckt habe, die **ihm** geläufig iſt? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewiſſes Syſtem ſchwören müſſen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache, als die meinige, zu reden. Ich betaure alle ehrliche Männer, die nicht ſo glücklich ſind, dieſes von ſich ſagen zu können. Aber dieſe ehrlichen Männer müſſen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem ſie an die Krippe gebunden ſind. Sonſt hört mein Betauren auf: und ich kann nichts als ſie verachten.

So viel von dem Grauſale, der dem Hrn. Paſtor gleich am Eingange des Weges aufſtieß. Nun von der Stelle ſelbſt, die ich, wie geſagt, nicht ganz in der nehmlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Paſtors zu retten, mich gezwungen ſehe. Die logiſche Ordnung unſrer Gedanken, iſt nicht immer die, in welcher wir ſie andern mittheilen. Aber ſie iſt die, welche vor allen Dingen der Gegner aufſuchen muß, wenn ſein Angriff nach der Billigkeit ſeyn ſoll. Und ſo hätte der Hr. Paſtor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müſſen, wie folget.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieſes geſchrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Paſtor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In dieſem Satze, antwortet er, liegen „zwey Sätze. Einmal: die Bibel enthält

„das, was zur Religion gehört. Zweytens: die Bibel enthält mehr als zur Religion gehört. In dem erſten Satze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört: ſo enthält ſie die Religion objective ſelbſt.

Ich erſchrecke! Ich ſoll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion **enthalte**? Ich? Wo das? Gleich in dem vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich geſagt habe: die Bibel **iſt** nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Paſtor, wenn Sie mit allen ihren Gegnern ſo zu Werke gegangen ſind! Iſt denn **ſeyn** und **enthalten** einerley? Sind es denn ganz identiſche Sätze: die Bibel **enthält** die Religion; und die Bibel **iſt** die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterſchied zwiſchen **Brutto** und **Netto** wollen ſtreitig machen? Da, wo ſo viele Waaren ihre beſtimmte

Thara haben, wollte man mir auf die h. Schrift, auf eine ſo koſtbare Waare, nicht auch eine kleine Thara gut thun? — Nun, nun; der Hr. Paſtor iſt auch wirklich ſo **unkaufmänniſch** nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweyte Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unterſchied macht „zwiſchen dem, was weſentlich zur Religion „gehört, und zwiſchen dem, was zur Erläuterung und Beſtätigung der Hauptſätze, „welche eigentlich das Weſen der Religion „ausmachen, gehöret.

Gut! alſo handeln wir doch ſchon um das **Brutto**. Und wie? wenn auch ganz unnöthige **Emballage** darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das ſchlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Beſtätigung, auch des allergeringſten Satzes der Religion, diene? Was andere **auch gute** Lutheriſche Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzeln Nachrichten in dieſer und jener Schrift behaupten? Wenigſtens muß man ein Rabbi oder ein Homilet ſeyn, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortſpiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere ſolche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Alſo der Satz, **die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret**, iſt ohne Einſchränkung wahr. Auch kann er, durch ſeinen gehörigen Gebrauch, der Religion unendlich vortheilhafter, als durch ſeinen Mißbrauch ihr ſchädlich werden. Mißbrauch iſt von allen Dingen zu beſorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man ſich im voraus darwider decket. Nur hätte das auf eine paſſendere Art geſchehen müſſen, als es in folgendem Zuſatze des Hrn. Paſtors geſchehen iſt.

„Soll aber dieſer Satz der Bibel zum „Nachtheil gereichen; ſo iſt er völlig unkräf„tig, eben ſo unkräftig, als wenn ich ſagen „wollte: Wolfs Syſtem der Mathematik „enthält Scholia, und dieſe verringern den „Werth deſſelben.„

Wie geſagt, bey mir ſoll dieſer Satz, der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er ſoll ſie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereyen entziehen, und in die aufgegebnen Rechte alter Urkunden wieder einſetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung ſchuldig iſt.

Mit Ihrem Exempel hiernächſt, Herr Paſtor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freylich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik, nicht den Werth derſelben. Aber ſie machen doch, daß nun nicht alles darin demonſtrirt iſt. Oder glauben Sie, daß die Scholia eben ſo gewiß ſeyn müſſen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonſtrirt werden **könnten**: ſondern ſie brauchen **es** hier nur nicht. Es hieſſe die Demonſtration verſchwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit verſehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verſchwendung der Inſpiration iſt von eben ſo wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4)

Es iſt bloſſe Hypotheſe, daß die Bibel in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſey.

Nicht? Sondern was denn? **Unwiderſprechliche Wahrheit.** Unwiderſprechlich? dem ſo oft widerſprochen worden! dem noch itzt ſo viele widerſprechen! So viele: die auch Chriſten ſeyn wollen, und Chriſten ſind. Freylich nicht Wittenbergiſch-Lutheriſche Chriſten: freylich nicht Chriſten von **Calovs** Gnaden. Aber doch Chriſten, und ſelbſt lutheriſche Chriſten; von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigſtens ein ſo treffliches Dilemma an. „Entweder, ſagt „er, dieſes Mehrere iſt von Gott eingegeben, „wenigſtens gebilliget, oder nicht. Iſt das „erſte, ſo iſt es eben ſo unfehlbar, wie das „Weſentliche. Nimmt man aber das letzte „an, ſo verliert das erſte auch ſeine Zuverläſſigkeit.„

Wenn dieſes Dilemma richtig iſt: ſo muß es auch gelten, wenn ich, anſtatt des **Mehrern**, irgend ein ander Subject ſetze, von welchem das nehmliche doppelte Prädicat zu gelten ſcheinet. Z. E. „Das **moraliſch Böſe** iſt entweder durch Gott geworden, wenigſtens von ihm gebilliget, oder nicht. Iſt das erſte: ſo iſt es eben ſo göttlich, und alſo eben ſo gut, als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, ſo können wir auch nicht wiſſen, ob Gott das Gute erſchaffen und gebilliget habe. Denn

Böſes iſt nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böſes. „

Was denkt mein Leſer? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entſchloſſen. Denn wie? wenn ſich Gott bey ſeiner Inſpiration gegen die menſchlichen Zuſätze, die ſelbſt durch die Inſpiration möglich wurden, eben ſo verhalten hätte, wie bey ſeiner Schöpfung gegen das **moraliſch Böſe**? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geſchehen war, das, was dieſe Wunder hervorgebracht hatten, ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen hätte? Was ſchadet es, daß in dieſem Falle die Grenzen zwiſchen menſchlichen Zuſätzen und geoffenbarten Wahrheiten, ſo genau nicht mehr zu beſtimmen wären? Iſt doch die Grenzſcheidung zwiſchen dem moraliſch Böſen und dem moraliſch Guten, eben ſo unbeſtimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Böſen? Würden ſich deswegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menſchlichen Zuſätzen unterſcheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Urſprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelaſſen, als die hiſtoriſche Wahrheit, die ſie mit ſo vielen Fratzen gemein hat?

Alſo gegen den Schluß des Hrn. Paſtors hätt ich das, und ſonſt noch manches, einzuwenden. Aber er will auch nicht ſowohl durch Schlüße beweiſen, als durch Gleichniße und Schriftſtellen.

Und dieſe leztern, die Schriftſtellen, werden doch wohl unwiderſprechlich ſeyn? Wenn ſie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergeſſen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nehmlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle, aus der Unfehlbarkeit des Buches bewieſen wird. Aber auch die ſind ſo wenig unwiderſprechlich: daß ich denken muß, der Hr. Paſtor hat nur gerade die allerzweifelhafteſten für mich aufgeſucht, um die triſtigern auf eine beſſere Gelegenheit zu verſparen.

Wenn Chriſtus von der Schrift ſagt, ſie **zeuge von ihm**: hat er damit ſagen wollen, daß ſie **nur** von ihm zeuge? Wie liegt in dieſen Worten die Homogenität aller bibliſchen Bücher, ſowohl in Anſehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben ſowohl von Chriſto zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was ſich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Paſtor nicht zu erinnern, wenn er erſt über die wahre Erklärung dieſer Stelle genug thun muß: ehe er fortfährt, ſich ihrer ſo geradehin zu bedienen. Eine andere Conſtruction giebt den Worten des Paulus einen ſo andern Sinn; und dieſe Conſtruction iſt eben ſo grammatiſch, mit dem Zuſammenhange eben ſo übereinſtimmend, hat eben ſo viele alte und neue Gottesgelehrten für ſich, als die in den gemeinſten Lutherſchen Dogmatiken gebilligte Conſtruction: daß ich gar nicht einſehe, warum es ſchlechterdings bey dieſer bleiben ſoll? **Luther** ſelbſt hat in ſeiner Ueberſetzung nicht ſowohl dieſe, als jene befolgt. Er hat kein καὶ geleſen; und ſchlimm genug, wenn durch dieſe Variante, ſo wie man dieſes καὶ mitnimmt oder wegläßt, die Hauptſtelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie, ſo äußerſt ſchwankend wird.

Endlich **das feſte prophetiſche Wort!** — Woher der Beweis, daß unter dem prophetiſchen Worte auch alle hiſtoriſchen Worte verſtanden werden? Woher? Die hiſtoriſchen Worte ſind das **Vehiculum** des prophetiſchen Wortes. Ein **Vehiculum** aber ſoll und darf die Kraft und Natur der Arzeney nicht haben. Was hat der Hr. Paſtor an

die

dieſer Vorſtellung auszuſetzen? Daß es nicht ſeine, nicht ſeine Wittenbergiſche Vorſtellung iſt: das weiß ich. Wenn aber nur das, Deutſchland durch zwey Zeitungen erfahren ſollen: warum hat er ſich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bauſch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der Wittenbergiſchen Orthodoxie platterdings widerſpreche? Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich ſodann eben ſo kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion.

Wenn es wahr iſt, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret: wer kann mir wehren, daß ich ſie, in ſo fern ſie beides enthält, in ſo fern ſie ein bloßes Buch iſt, den **Buchſtaben** nenne; und dem beſſern Theile derſelben, der Religion iſt, oder ſich auf Religion beziehet, den Namen des Geiſtes beylege?

Zu dieſer Benennung iſt derjenige ſogar berechtiget, der das innere Zeugniß des h. Geiſtes annimmt. Denn da dieſes Zeugniß ſich doch nur bey denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äuſſern kann, welche auf unſere geiſtliche Beſſerung mehr oder weniger abzwecken: was iſt billiger, als nur ſolcherley Bücher und Stellen der Bibel den Geiſt der Bibel zu nennen? Ich denke ſogar, es [illegible] ein wenig an Gotteslästerung, wenn [illegible] behaupten wollte, daß die Kraft des H. Geiſtes ſich eben ſowohl an dem Geſchlechtsregiſter der Nachkommen des Eſau beym Moſes, als an der Bergpredigt Jeſu beym Matthäus, wirkſam erzeigen könne.

Im Grunde iſt dieſer Unterſchied zwiſchen dem Buchſtaben und dem Geiſte der Bibel, der nehmliche, welchen andere auch gute lutheriſche Theologen ſchon längſt zwiſchen

ſchen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben.“ Warum hat Hr. Paſtor Goeze nicht erſt mit dieſen angebunden, ehe er einem armen Layen ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußtapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich ſind die Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundſatzes, aus welchem ſie hergeleitet wird. Jener iſt theils zugegeben, theils erwieſen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptſätze der chriſtlichen Religion, keine Einwürfe gegen die Hauptſätze ſelbſt: ſo können noch weniger Einwürfe gegen bibliſche Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion ſind, Einwürfe gegen die Religion ſeyn.

Ich brauche alſo hier nur noch auf die Inſtanz des Hrn. Paſtors zu antworten. Freylich, wenn eine **Landesverfaſſung** gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die **Landesordnung**: ſo hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfaſſung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn ſodann ganz verſchiedne Benennungen? Warum hieße nicht das Eine, ſowohl als das Andere, Landesverordnung oder Landesverfaſſung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, iſt ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anders iſt, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Iſt aber das Eine etwas anders, als das Andere: ſo iſt es ja nicht wahr, daß das Eine beſtreiten, nothwendig auch das Andere beſtreiten, heißen muß. Denn der Umſtand, welcher die zweyfache Benennung veranlaßt hat, ſey noch ſo klein: ſo kann der Einwurf auch doch nur dieſen

ſen kleinen Umſtand betreffen; und das, was der Hr. Paſtor ſo ſpöttiſch Antitheſe nennt, iſt völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe iſt. Die Sammlung Hamburgiſcher Geſetze des Hrn. Syndicus **Klefeker** (wenn ſie fertig geworden, was ich itzt nicht weiß,) enthält doch wohl die vollſtändigſte und zuverläßigſte Verfaſſung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch dieſen Titel führen? Wenn ſie ihn nun führte: könnte ich keinen Einwurf gegen dieſes Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgiſchen Geſetze ſelbſt entgegen zu ſtellen? Könnte mein Einwurf nicht die hiſtoriſchen Einleitungen betreffen, die Hr. **Klefeker** einer jeden Klaſſe von Geſetzen vorausgeſchickt hat? Oder haben dieſe hiſtoriſchen Einleitungen dadurch die Kraft der Geſetze erhalten, weil ſie mit den Geſetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Paſtor, daß die hiſtoriſchen Bücher der Bibel, nicht ohngeſehr ſolche Einleitungen ſeyn ſollen? welche Bücher Gott eben ſo wenig einzugeben, oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerſchaft und Rath nöthig hatten, dieſe Einleitungen in ihren beſondern Schutz zu nehmen. Genug, daß **Kleſekern** alle Archive der Stadt offen ſtunden! Hat er ſie nicht ſorgfältig genug gebraucht: ſo brauche ſie ein andrer beſſer; und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verſchleuderung der geſetzgebenden Macht, wenn man ihr Anſehen an zwey ſo verſchiedene Dinge ſo ganz gleich hätte vertheilen wollen; an die Geſetze, und an die Geſchichte der Geſetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider ſagt der Hr. Paſtor: „Aber doch „nicht ehe eine Offenbarung war.„ — Was er damit will, iſt mir ganz unbegreiflich.

Freylich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher ſeyn, als ſie geoffenbaret worden. Aber ſie kann doch eher ſeyn, als ſie niedergeſchrieben worden. Davon iſt ja nur die Rede. Ich will ja nur ſagen: die Religion war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die itzt ſie ſelbſt ſeyn ſoll. Was ſoll nun die windſchiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwiedern.

VI. 6.

Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieſes, ſagt der Hr. Paſtor, kann „ich dem Herausgeber einräumen. „ —

Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Paſtor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen: ſo räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Chriſtenthum weit früher geweſen, als das aufgeſchriebne; daß es ſich erhalten und ausbreiten könne, ohne aufgeſchrieben zu ſeyn. Mehr will ich ja nicht; und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegen ſetzt: „War „denn das Chriſtenthum ſchon, ehe Chriſtus „und die Apoſtel geprediget hatten?„

Dieſe Frage ſoll dieſen Satz zu ſeiner Abſicht unbrauchbar machen; welche Abſicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir ſehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage, oder zwey, thun; blos um mich zu belehren, blos den ganzen Sinn des Hrn. Paſtors zu faſſen. — „Wenn, ſo lange „Chriſtus und die Apoſtel predigten, ſo lange „die auſſerordentlichen Gaben des h. Geiſtes

„in den Gemeinen wirkſam waren, die Fortpflanzung der chriſtlichen Religion durch „mündlichen Unterricht beſſer zu erhalten „war, als durch Schriften:„ fieng der Gebrauch der Schriften erſt an, als jene auſſerordentlichen Gaben aufhörten; oder fieng er früher an? Fieng er früher an, und iſt es unleugbar, daß dieſe Gaben nicht zugleich mit den Apoſteln aufhörten, ſondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in dieſem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verſtand; und war dieſes: ſind wir nicht ſehr übel daran, daß die nehmlichen Schriften, welche die erſten Chriſten auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne dieſen Beweis glauben müſſen? Fieng hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht ſowohl getreten, als treten ſollen?

Und doch erhellet aus der Geſchichte, daß dieſes allerdings der Fall iſt. Allerdings iſt zu erweiſen, daß ſo lange die Wundergaben, und beſonders die unmittelbare Erleuchtung der Biſchöfe, Statt hatten, man aus dem geſchriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen ſogar, dem Biſchofe nicht anders als, als auf das geſchriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die εμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Biſchöfen war, war eben dieſelbe, welche in den Apoſteln geweſen war; und wenn Biſchöfe das geſchriebene Wort anführten, ſo führten ſie es freylich zur Beſtätigung ihrer Meynung, aber nicht als die Quelle ihrer Meynung an.

Dieſes bringt mich nahe zu der Abſicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bey welchem wir halten, und den nächſtvorgehenden, vorausgeſchickt habe. Zu der Folge nehmlich:

VII. (7)

Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhangen: ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr iſt, daß die Religion des A. und N. Teſtaments eine geraume Zeit ſchon geoffenbaret war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde; und eine noch geraumere Zeit beſtand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir itzt zum Kanon des A. und N. Teſtaments rechnen: ſo muß ſie ja wohl ohne dieſe Bücher ſich denken laſſen. Ohne dieſe Bücher, ſage ich. Ich ſage nicht: ohne den Inhalt dieſer Bücher. Wer mich dieſes, ſtatt jenem, ſagen läßt: läßt mich Unſinn ſagen, um das groſſe heilige Verdienſt zu haben, Unſinn zu widerlegen. Nochmals, und nochmals: ohne dieſe Bücher. Auch hat, ſo viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieſer Bücher zuerſt, durch eines dieſer Bücher urſprünglich, geoffenbaret worden, und ſo wie die übrigen dazu gekommen, allmälig mit angewachſen ſey. Vielmehr geſtehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in dieſen Büchern bloß **gelegentlich**, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieſes Mehrere oder Wenigere wäre ſchon **wahr geweſen, ehe** es gelegentlich ſchriftlich aufbehalten wurde: und ſollte itzt für uns nur **wahr ſeyn, weil** es ſchriftlich aufbehalten worden? —

Hier ſucht ſich zwar der Hr. Paſtor mit einer Unterſcheidung zu helfen: ein andres, will er, ſey die Wahrheit der Religion; und ein andres, unſre Ueberzeugung von dieſer Wahrheit. „Die Wahrheit der chriſtlichen „Religion, ſagt er, beruhet allerdings auf „ſich ſelbſt; ſie beſtehet auf ihrer Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften und Willen „Gottes, und auf der hiſtoriſchen Gewißheit

„der Factorum, auf welche ihre Lehrſätze ſich „zum Theil gründen. Allein, unſere Ueberzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen „Religion beruhet doch lediglich und allein „auf dieſen Schriften.„ Aber, wenn ich dieſe Worte recht verſtehe: ſo ſagt der Hr. Paſtor entweder etwas ſehr Unphiloſophiſches, oder er ſchlägt ſich ſelbſt, und iſt völlig meiner Meynung. Vielleicht auch, daß er ſich ſo unphiloſophiſch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meynung zu ſcheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der chriſtlichen Religion **Theils** — (dieſes **Theils** hat er freylich nicht buchſtäblich hingeſchrieben, aber ſein Sinn erfodert es doch nothwendig —) wenn ſie, ſage ich, **Theils** auf ſich ſelbſt, d. i. auf ihrer Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes, **Theils** auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die ſich einige ihrer Lehrſätze gründen: entſpringt nicht aus dieſem doppelten

Grunde, auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund ſeine Ueberzeugung für ſich? Was braucht einer von beiden, die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Iſt es nicht fauler Leichtſinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu laſſen? Iſt es nicht leichtſinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen, auf beide erſtrecken zu wollen? Warum ſoll ich Dinge, die ich deswegen für **wahr halten muß**, weil ſie mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes übereinſtimmen, nur deswegen **glauben**, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden geweſen, hiſtoriſch erwieſen ſind?

Es ſey immerhin wahr, daß die bibliſchen Bücher alle die Fakta erweiſen, worauf ſich die chriſtlichen Lehrſätze zum Theil gründen: Fakta erweiſen, das können Bücher; und warum ſollten es dieſe nicht können? Genug, daß die chriſtlichen Lehrſätze ſich nicht alle auf Fakta gründen. Die übrigen gründen ben ſich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit: und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Anſehen des Buches abhangen, in dem ſie vorgetragen worden? Das iſt offenbarer Widerſpruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Paſtor mit einer Zuverſicht thut, als ob nur **Eine** Antwort darauf möglich wäre. „Würde, fragt er, „wenn die Neuteſtamentlichen Bücher „nicht geſchrieben, und bis auf uns gekommen „wären, wohl eine Spur von dem, was „Chriſtus gethan und gelehret hat, in der „Welt übrig geblieben ſeyn?„ — Gott behüte mich, jemals ſo klein von Chriſti Lehren zu denken, daß ich dieſe Frage ſo gerade zu mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieſes **Nein** ſpräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel von Himmel vorſagte. Geſchweige, da mir es nur ein Lutherſcher Paſtor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geſchieht, ließe Spuren in der

Welt zurück, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die du nicht aufzuſchreiben, die du zu predigen befahleſt, wenn ſie auch nur wären geprediget worden, ſollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſollten erſt, in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſeyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menſchen zu erleuchten, und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſetzlichen und unvorſetzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt: ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nehmliche Aeuſſerung ſeiner unmittelbaren Gewalt, nicht eben ſowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als wir ſagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes ſeyn will, und ſo keck vorgiebt, daß du deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der auſſer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe ſind nicht auch wirklich, durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hülfe wir ſchwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen ſo verſtehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieſes gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingeſtehen: ſondern auch von den Proteſtanten, ob deren es ſchon wenige zugeben.

Das Apoſtoliſche Glaubensbekenntniß iſt offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entſtanden, als unmittelbar

aus

aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieſes: ſo würde es gewiß, Theils vollſtändiger, Theils beſtimmter ſeyn. Daß es dieſes nicht iſt, läßt ſich weniger aus der Muthmaſſung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge ſeyn ſollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit ſeiner Abfaſſung, als man die Bücher des N. Teſtaments ſo ſorgfältig noch nicht durchſiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, ſie ſo ſorgfältig durchſieben zu müſſen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Paſtor mir leichter ein Kreuz nachſchlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Alſo zurück und weiter.

VIII. 8.

War ein Zeitraum, in welchem ſie (die chriſtliche Religion) bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie ſich bereits

reits ſo vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen iſt: ſo muß es auch möglich ſeyn, daß alles, was die Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtünde.

Es iſt nicht ſpöttiſche Parodie, es iſt mein herzlicher Ernſt, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Paſtors gegen ihn ſelbſt kehre, und ſage: „Bey aller Achtung, welche „ich für die ſonſtige Geſchicklichkeit und Verdienſte des Hrn. Paſtors um die theologiſche Litteratur habe, kann ich mich doch nicht „entbrechen, daß, was er gegen dieſen Satz „erinnert, entweder für höchſt gefährliche „Heterodoxie, oder für höchſt hämiſche „Verleumdung zu erklären.„ — Er wähle! Auch ſteht ihm beydes zu Dienſten.

Zuerſt alſo: ſeine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein **handgreifliches** Sophisma! ruft er. Ey! Aber doch wohl nicht, nur für einen Mann, an dem die Hand verſtändiger und rechtgläubiger iſt, als der Kopf? „Denn, ſagt er, man „ſetze nur für die Worte: **in welchem „gleichwohl noch kein Buchſtabe aus „dem von ihr aufgezeichnet war, was „bis auf uns gekommen iſt**, dieſe, **in „welchem gleichwohl noch kein Wort „aus dem von ihr geprediget war, „was bis auf uns gekommen iſt**; ſo „wird uns die Falſchheit deſſelben in die Au„gen leuchten.„ — Vortreflich! — Wo iſt der Schriftſteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslåſterung anflicken will, ſobald ich ihm, ſtatt ſeiner Worte, andere unterſchieben darf? Andere? blos andere? Wenn es der billige, der chriſtliche Hr. Paſtor dabey bewenden lieſſe! Aber er ſchiebt mir, ſtatt meiner guten, ſtatt meiner,

ner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die ſchlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich ſage: die chriſtliche Religion war, ehe von der chriſtlichen Religion etwas aufgeſchrieben wurde. Damit ſoll ich geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das iſt, ich ſoll geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhauſe entlaufen, um ſo etwas zu ſagen? zu ſchreiben?

Der Hr. Paſtor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit ſeine Zeitungsleſer glauben ſollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner ſehr anſtändig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt, „Woher können wir nun die Lehren

„und Thaten Chriſti und ſeiner Apoſtel wiſſen?„ und er ſich ſelbſt darauf antwortet, „Allein, aus den Schreiben der Evangeliſten und Apoſtel:„ muß ich mich nochmals gegen dieſes Allein verwahren. Mit dem Zuſatze: daß der größere Theil der Chriſten ihm dieſes Allein eben ſo wenig zugiebt. Oder ſind die Katholiken keine Chriſten? Wäre ich kein Chriſt, wenn ich in dieſem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Chriſtenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Proteſtant zu antworten weiß: ſo müſſe auch nur das zum Chriſtenthum gehören, was dem Katholiken und Proteſtanten gemein iſt. Wenigſtens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch ſey, ſehr ſchlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieſer Dritte weder Katholik noch Proteſtant ſeyn will, als einen ſolchen zu verdammen, der die ganze chriſtliche Religion ſchlechterdings aufhebe.

Und hier fängt ſich die Heterodoxie des Hrn. Paſtors an. Wie? die chriſtliche Religion ſelbſt würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel verloren giengen? Wie? So hat man noch keinen zuverläßigen Lehrbegriff aus dieſen Schriften gezogen, der ſich in andern Schriften erhalten würde? So iſt derjenige, der ſeinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Chriſt? So wird niemand geſund, als wer die Arzeney mit ſamt der Schachtel verſchlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müſſen geſagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, ſondern auch alles das, was jemals aus dieſen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die chriſtliche Religion beſtehen könnte. — Nun werde ich müſſen geſagt haben, daß die chriſtliche Religion beſtehen könne, obgleich die chriſtliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Abſicht zurück ſehen, in welcher ich die ganze Stelle geſchrieben habe, die dem Hrn. Paſtor ein ſolches Aergerniß iſt. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabſetzen. Das iſt meine Abſicht. Und nur in dieſer Abſicht ſage ich, daß derjenige, deſſen Herz mehr Chriſt iſt, als der Kopf, ſich ganz und gar an dieſe Einwürfe nicht kehre; weil er **fühle**, was andere ſich zu **denken** begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er iſt der zuverſichtliche Sieger, der die Feſtungen liegen läßt, und das Land einnimmt. Der Theolog iſt der furchtſame Soldat, der ſich an den Grenzfeſtungen den

Kopf zerſtößt, und kaum das Land darüber zu ſehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgeſetzter Lutherſcher Prediger aus der Pfalz, mit ſeiner Familie, die aus zuſammengebrachten Kindern beiderley Geſchlechts beſtand, ſich nach einer von den Kolonieen des Brittiſchen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er übergieng, ſcheiterte an einer kleinen unbewohnten Bermudiſchen Inſel; und von dem Schiffsvolke erſoff, auſſer der Familie des Predigers, faſt alles. Der Prediger fand dieſe Inſel ſo angenehm, ſo geſund, ſo reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er ſich gern gefallen ließ, die Tage ſeiner Wallfahrt daſelbſt zu beſchließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiſte an das Land getrieben, in welcher bey allerley Geräthſchaft für ſeine Kinder, auch ein Katechismus Lutheri ſich befand. Es verſteht ſich, daß dieſer Katechismus, bey gänzlichem

Mangel aller andern Bücher, ein ſehr koſtbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, ſeine Kinder daraus zu unterrichten; und ſtarb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus; und ſturben. Nur erſt vor zwey Jahren, ward wieder einmal ein Engliſches Schiff, auf welchem ein Heſſiſcher Feldprediger war, an dieſe Inſel verſchlagen. Der Feldprediger, — ich könnte es aus ſeinen eigenen Briefen haben, — gieng mit einigen Matroſen, die friſches Waſſer einnehmen ſollten, ans Land; und erſtaunte nicht wenig, ſich auf einmal, in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutſch ſprach; und zwar ein Deutſch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob; und ſiehe! Er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern ſprach: ſondern auch mit Luthern glaubte; und ſo orthodox glaubte, als nur immer ein

Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechiſmus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebraucht, und ſie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In dieſen Bretterchen, ſagten ſie, ſteht das alles, was wir wiſſen. — Hat es geſtanden, meine Lieben! ſagte der Feldprediger. — Steht noch, ſteht noch! ſagten ſie. Wir können zwar ſelbſt nicht leſen, wiſſen auch kaum, was leſen iſt: aber unſere Väter haben es ihre Väter daraus herleſen hören. Und dieſe haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geſchnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz nach Chriſto.

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Paſtor: waren dieſe guten Leutchen wohl Chriſten, oder waren ſie keine? Sie glaubten ſehr lebhaft, daß es ein höchſtes Weſen gebe; daß ſie arme ſündige Geſchöpfe wären; daß dieſes höchſte Weſen demohngeachtet, durch ein andres eben ſo hohes Weſen, ſie nach dieſem Leben ewig glücklich zu machen, die Anſtalt getroffen. — Hr. Paſtor; waren dieſe Leutchen Chriſten, oder waren ſie keine?

Sie müſſen nothwendig ſagen: ſie waren keine. Denn ſie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Prieſter! — Nein; ich erzähle Ihnen, von dieſem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen, weiter nichts.

Lieber ſchwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher iſt, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Paſtor will beweiſen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geſchichte offenbar widerſpreche.„ Aber, was er desfalls anführet, iſt ſo kahl, ſo obenabgeſchöpft, daß er dergleichen Tiraden ſich höchſtens nur in ſeinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem neunten „Jahrhunderte an, ſagt er, bis auf den Anfang

„fang des funfzehnten, war ein Zeitraum, in „welchem die Schriften der Evangeliſten und „Apoſtel beynahe verloren gegangen waren. „Wer kannte, auſſer wenigen Gelehrten, die „Bibel? Sie ſteckte in Handſchriften und „Ueberſetzung, bis auf die Erfindung der „Druckerey, in den Klöſtern.„ Warum ſollen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert der Abſchriften des N. Teſtaments wenigere geweſen ſeyn, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom erſten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neuteſtamentlichen Schriften vermehrten ſich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices, im erſten und zweyten Jahrhunderte am ſeltenſten; und ſo ſelten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem beſaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schloße hielten, und den auch, ohne ihre beſondere Erlaubniß, niemand leſen durfte. Getraut er ſich von dem

Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweiſen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in dieſem Zeitraume mehr Abſchriften der Bibel in dem einzigen Deutſchland geweſen, als in den zwey erſten Jahrhunderten in der ganzen Welt; den Grundtext des A. Teſtaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verſtehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu ſpielen? Das muß er wohl; denn er fährt fort: „Der große Haufe erfuhr aus derſelben „nichts mehr, als was ihm die Römiſche „Kleriſey davon ſagte, und dieſe ſagte ihm „nichts mehr, als was er ohne Nachtheil „ihres Intereſſe wiſſen konnte. Wie war „in dieſer Zeit die chriſtliche Religion, in „Abſicht auf den großen Haufen, beſchaffen? War ſie mehr als ein verwandeltes „Heydenthum? — Die ſtrenge Wahrheit iſt, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen

Mannes geweſen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Kleriſey daraus mittheilen wollen. Und ſo hätte ſich die Religion ſchon weit eher verſchlimmern müſſen, wenn es nicht wahr wäre, daß ſie ſich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui aſſentiunt, möchte ich aus dem **Irenäus** hinzuſetzen, multæ gentes barbarorum, eorum qui in Chriſtum credunt, ſine charta & atramento ſcriptam habentes per Spiritum in cordibus ſuis ſalutem. Endlich; wenn die chriſtliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur daher ſo verfiel, weil die Schrift beynahe verloren war: warum hätte ſie ſich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, ſeitdem die Schrift durch die Druckerey gleichſam wiedergefunden worden? Hat denn die Römiſche Kirche ſeitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren laſſen? Giebt es nicht **Midletone**, die ſie noch itzt für nichts beſſers, als für ein abgeändertes Heydenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Paſtor iſt dieſer erbaulichen Meynung ſogar ſelbſt. — Aber die Reformation doch? dieſe haben wir doch wohl ganz dem ungehinderten häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das iſt ſo ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel beſſer zu brauchen anfieng; als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehinderten häufigern Gebrauche der Bibel, eben ſowohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigſtens denke ich; unbekümmert, wie ſehr ſich der Hr. Paſtor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er ſich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nehmlichen Verhältniſſe; daß er ſich wundert, und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt.

Jede ſcharfſinnige Unterſcheidung läßt ſich von einem, der ſeiner Sprache nur ein wenig mächtig iſt, in eine Antitheſe bringen. Weil nun aber freylich nicht jede Antitheſe auf einer ſcharfſinnigen Unterſcheidung beruhet; weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes iſt, was ein zerſchmetternder Strahl des Scharfſinnes ſeyn ſollte, zumal bey den lieben Dichtern: ſo iſt der Name Antitheſe ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren ſehr gut zu Paſſe, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfſinn haben; beſonders, wenn er ſich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie ſchreyen: Antitheſe! Antitheſe! Und damit haben ſie alles widerlegt.

Auch dieſe Antitheſe ſagt nichts! ſagt der vielſagende Hr. Paſtor. „Denn ſind die „Evangeliſten und Apoſtel Männer, welche „geredet und geſchrieben haben, getrieben „durch den h. Geiſt: ſo iſt die chriſtliche Religion wahr, weil die Evangeliſten und „Apoſtel, oder eigentlich, weil Gott ſelbſt „ſie gelehret hat. Der zweyte Satz ſteht „bloß müſſig da.„

Nun denn! ſo muß ich ſchon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antitheſe mit einer andern Antitheſe unterſtützen. Auch das, was Gott lehret, iſt nicht wahr, weil es Gott lehren **will**: ſondern Gott lehrt es, weil es wahr iſt.

Steht der zweyte Satz hier auch müſſig? — Ja; wenn wir nicht wüßten, was dieſe Herren ſich für einen ſchönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, blos weil er es wolle.

Und auch das ließe ſich in gewiſſem Verſtande von Gott noch ſagen: ſo daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unſinn in Worte faſſen ſoll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erkläret werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Das erſte Wort, was der Hr. Paſtor hierauf erwiedert, iſt: **Gut**! Und ſo freuete ich mich ſchon. Doch er läßt auf dieſes Gut ein **Aber** folgen: und das ſonderbarſte **Aber** von der Welt. Sogleich iſt nichts mehr gut: auch das nicht, was wir oben aus ſeinem eignen Munde haben.

Oben (VII. 7.) hatte er ſelbſt uns belehret, daß die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion auf der Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften Gottes beruhe: und nun weiß er auf einmal von dieſer innern Wahrheit kein Wort mehr; ſondern ſetzt die **hermenevtiſche** Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigſtens die hermenevtiſche Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermenevtiſchen ſeyn müßte!

Man höre nur. Ich will des Hrn. Paſtors vermeynte Widerlegung, und meine Antwort, in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heiſſen könnte. Nehmlich; ich unterbreche den Hrn. Paſtor: aber der Hr. Paſtor hält ſich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne ſich zu bekümmern, ob unſere Worte zuſammen klappen, oder nicht. Er iſt aufgezogen, und muß ablaufen. Alſo: **Ein Dialog und kein Dialog.**

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die „ſchriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer in-

„nern Wahrheit erklären will, muß mich
„**vorher** überzeugen, daß er ſelbſt von der
„innern Wahrheit derſelben eine richtige und
„gegründete Vorſtellung habe.„ —

Ich. **Vorher?** Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich ſage erklärt, nicht blos erklären **will**:) beweiſet er ja wohl genugſam, daß er ſelbſt von dieſer innern Wahrheit eine richtige Vorſtellung habe.

Er. – „und daß er ſich nicht ſelbſt ein
„Bild davon mache, das ſeinen Abſichten
„gemäß iſt.„

Ich. Wenn ſeine Abſichten keine innere Güte haben: ſo können die Religionsſätze, die er mir beybringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit iſt keine wächſerne Naſe, die ſich jeder Schelm nach ſeinem Geſichte boſſiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern Wahrheit der chriſtlichen „Religion nehmen, —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr ſelbſt. Deswegen heißt ſie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von auſſen bedarf.

Er. — „als aus den ſchriftlichen Ueberlieferungen, oder aus den Schriften der „Evangeliſten und Apoſtel, —

Ich. Was müſſen wir aus dieſen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unſere erſte hiſtoriſche Kenntniß dieſer Wahrheit? Jenes wäre eben ſo ſeltſam, als wenn ich ein geometriſches Theorem nicht wegen ſeiner Demonſtration, ſondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides ſteht. Daß es im Euclides ſteht, kann gegründetes Vorurtheil für ſeine Wahrheit ſeyn; ſo viel man will. Aber ein anders iſt die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anders, ſie um ihrer ſelbſt willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nehmliche hinaus führen: aber iſt es darum das Nehmliche? — Alſo iſt es blos die hiſtoriſche Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel ſollen ſchöpfen können? Aber der größere Theil der Chriſten verſichert, daß es noch eine andere Quelle dieſer hiſtoriſchen Kenntniß gebe; nehmlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings iſt es unwiderſprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derſelben geweſen; und daß ſich ſchlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn ſie nicht blos zur zweyten Quelle geworden, ſondern ganz und gar Quelle zu ſeyn aufgehört habe. Doch dem ſey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Proteſtant ſeyn; die neuteſtamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unſerer hiſtoriſchen Kenntniß der Religion immerhin ſeyn. Hat ſich die erſte einzige Quelle ſeit ſiebzehnhundert Jahren nie ergoſſen? Iſt ſie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer urſprünglichen Lauterkeit und Heilſamkeit in andere Schriften übergetreten? Müſſen ſchlechterdings alle Chriſten aus ihr ſelbſt ſchöpfen? Darf ſich ſchlechterdings kein Chriſt an den nähern zugänglichern Tiefen begnügen, in welche ſie übergetreten iſt? Das, das iſt ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel nicht ohne ſeinen Nachtheil verloren ſeyn? verloren gehen? Warum dürfte er ſie nicht als verloren gegangen anſehen, ſo oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derſelben zuſetzt, die in dem Weſen ſeiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht: ſo darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf dieſen Tag noch kein vollſtändiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden; auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit ſeinen eignen Augen zuſähe; jeder ſein eigner Lehrer, jeder ſein eigner Gewiſſensrath aus der Bibel würde. Aber wie betauerte ich ſodann euch, arme unſchuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des erſten Grades einer beſſern Erziehung ermangeln, noch überall nicht leſen lernen! Ihr glaubt Chriſten zu ſeyn, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß **Leſen können** eben ſo nothwendig zur Seligkeit iſt, als **Getauft** ſeyn!

Er. — „in der gehörigen Verbindung „mit den Schriften des alten Teſtaments.„

Ich. Nun vollends gar! — Ich ſorge, ich ſorge, liebe fromme Idioten; ihr müßt noch Hebräiſch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß ſeyn.

Er. „Ich werde ſeiner Vernunft hier „nichts einräumen, ob ich gleich allezeit vor„ausſetze, daß die Lehrſätze der Religion, „welche mir als die chriſtliche vorgeprediget „wird, nie einem allgemeinen und unſtreiti„gen Grundſatze der Vernunft widerſprechen „müſſen.„

Ich. Hr. Paſtor! Hr. Paſtor! — Alſo beſteht die ganze **Vernunftmäſſigkeit** der chriſtlichen Religion darin, daß ſie nicht **unvernünftig** iſt? — Und Sie ſchämen ſich nicht in Ihr theologiſches Herz, ſo etwas zu ſchreiben? — Schreiben Sie es: ſo predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen alſo die Wahrheit „der chriſtlichen Religion nur alsdenn, wenn „unſere Begriffe von derſelben eben diejeni„gen ſind, welche die ſchriftlichen Ueberliefe„rungen, die in der h. Schrift enthalten ſind, „davon in unſern Seelen hervorbringen „**ſollen.**„

Ich. — Sollen! Aber welche ſollen ſie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Hr. Paſtor, können Sie es ſich ſelbſt verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bey allen Menſchen die nehmlichen Begriffe hervorbringen? daß der bey weiten größere Theil bey dieſen dieſe, bey andern andere Begriffe hervorbringt? Welches ſind die rechten, die hervorgebracht werden **ſollen**? Wer ſoll das entſcheiden? Die Hermenevtik? Jeder hat ſeine eigene Hermenevtik. Welches iſt die wahre? Sind ſie alle wahr? oder iſt keine wahr? Und dieſes Ding, dieſes mißliche, elende Ding ſoll die Probe der innern Wahrheit ſeyn! Was wäre denn **ihre** Probe?

Er. „Freylich können die ſchriftlichen „Ueberlieferungen der chriſtlichen Religion „keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Ich. Mich dünkt, Hr. Paſtor, daß Sie oben ganz ſo freygebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrſatzes genug ſchien, daß er geſchrieben da ſtehe. Sie ſind doch wohl nicht nur darum ſo freygebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es ſind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bey der ſich nichts denken läßt, eben ſo lieb iſt als eine, bey der ſich etwas denken läßt?

Er. „Das ſoll ſie aber auch nicht.

Ich. Schön, daß ſie nicht ſoll, was ſie nicht kann! — Wenn aber die ſchriftliche Ueberlieferung der chriſtlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben ſoll: ſo hat auch die chriſtliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat ſie ſie nicht von ihr: ſo hängt ſie auch von ihr nicht ab. Hängt ſie von ihr nicht ab: ſo kann ſie auch ohne ſie beſtehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck iſt alſo dieſer: die „innere Wahrheit derſelben zu entdecken und „zu beweiſen.„

Ich. Soll **entdecken** ſo viel heißen, als zuerſt bekannt machen: ſo habe ich ſchon bewieſen, daß die Schrift die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion **der Welt** nicht zuerſt bekannt gemacht hat. Hier ſetze ich noch hinzu; daß ſie itzt den einzeln Menſchen dieſes noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits verſehen, zu ihr. — Und **beweiſen!** Soll beweiſen hier nur ſo viel heißen, als, einen ſchriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweiſenden Satzes enthalten ſind: ſo hat ja der Hr. Paſtor ſelbſt ſchon eingeſtanden, daß ein ſolcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen ſoll. Soll aber **beweiſen** hier heiſſen, was es eigentlich heißt; die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun: ſo kann ja jedes andere Buch dieſes eben ſowohl, als die Schrift; beſonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und ſo wäre wieder nicht einzuſehen, warum die chriſtliche Religion izt nicht ganz ohne die Schrift ſollte beſtehen können.

Er. „Folglich ſind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher, die heilige Schrift, einander als zwey verſchiedne Dinge entgegen ſetzen will. „ —

Ich. Entgegen ſetzen? Wer will denn dieſe zwey Dinge einander entgegen ſetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß ſie izt von einander ganz unabhängig ſeyn können. Sind denn jede zwey verſchiedne Dinge einander entgegen geſetzt? Wer das behauptet, mag freylich leere Worte machen: ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr ſeine Künſte zu zeigen gelernt hat. Ich ſehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnißen und Wiſſenſchaften aufgeholfen hat; in welche Barbarey wir leicht wieder verſinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog ſoll uns Chriſten ſein gelehrtes Bibelſtudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er ſoll nur nicht gleich über Unchriſten ſchreyen, wenn er auf einen ehrlichen Layen ſtößt, der ſich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längſt für ihn aus der Bibel gezogen, und dieſen Lehrbegriff nicht ſowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, ſondern weil er einſieht, daß er Gott anſtändiger, und dem menſchlichen Geſchlechte erſprießlicher iſt, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er fühlt, daß ihn dieſer chriſtliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — „Eben ſo vergeblich, als wenn „man ſagen wollte: man muß die Geſetze eines Geſetzgebers aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt; die innere

„Gerechtigkeit eines Geſetzgebers muß aus
„ſeinem Geſetze erkannt, und beurtheilet
„werden.„

Ich. Der Hr. Paſtor ſind doch in allen ihren Inſtanzen und Erläuterungen ganz ſonderbar unglücklich. Umgekehrt! ſage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn iſt, ſo wird ſie es hoffentlich wohl bey meinem Commando bewenden laſſen. Was? die Geſetze eines Geſetzgebers müßten nicht aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchſtabe des Geſetzes einen trift, den der Geſetzgeber zu treffen unmöglich kann die Abſicht gehabt haben; wenn, dem Buchſtaben nach, Strafe auf einen fällt, auf deſſen in ihrer Art einzige Handlung, die der Geſetzgeber nicht vorher ſehen können, vielmehr Belohnung als Strafe ſtehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchſtaben, und hohlt ſeinen Ausſpruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß ſie dem Ge-

Geſetzgeber beygewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Geſetzgebers müſſe aus ſeinen Geſetzen erkannt und erklärt werden? **Solon** war doch wohl auch Geſetzgeber? Und **Solon** würde ſehr unzufrieden geweſen ſeyn, wenn man ihm nicht eine lautrere vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus ſeinen Geſetzen ſichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er ſeinen Bürgern die beſten Geſetze gegeben habe: was antwortete er? Ὅτι οὐ τοὺς καθάπαξ καλλίστους, ἀλλ’ ὧν ἐδύναντο τοὺς καλλίστους. „Die beſten ſchlechterdings nun freylich nicht: „aber doch die beſten, deren ſie fähig waren.„ Alſo: —

Doch ich bin es herzlich ſatt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonſt könnte ich hier nicht unſchicklich einer Anwendung dieſer Worte des **Solon** noch gedenken, die dem Hrn. Paſtor höchſt ärgerlich ſeyn würde, wenn er nicht etwa ſchon wüßte, daß ſie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wiſcher von unſern Lutherſchen Paſtoren bekommen, wenn ſie itzt ſchrieben! Dieſer nehmliche Kirchenvater entbricht ſich nicht, eine zweyfache chriſtliche Religion gelten zu laſſen: eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feinern gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bey mir bleibt die chriſtliche Religion die nehmliche: nur daß ich die Religion von der Geſchichte der Religion will getrennet wiſſen. Nur daß ich mich weigere, die hiſtoriſche Kenntniß von ihrer Entſtehung und ihrer Fortpflanzung; und eine Ueberzeugung von dieſer Kenntniß, die ſchlechterdings bey keiner hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Hiſtoriſche der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre; sie mögen beantwortet werden können, oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerey des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle ſchon längſt beantwortet. Nur daß ich den kurzſichtigen Hermenevtiker verſchmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß dieſe Schwächen auch wohl keine Schwächen ſeyn könnten; der eine kleine Breſche, welche der Feind geſchoſſen, nicht anders zu ſtopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit ſoll ich mich an der chriſtlichen Religion verſündiget haben? Damit? damit, daß ich geſchrieben: „Was gehen den „Chriſten des Theologen Hypotheſen, und „Erklärungen, und Beweiſe an? Ihm iſt „es doch einmal da, das Chriſtenthum, wel„ches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig

„fühlet. Wenn der Paralyticus die wohl„thätigen Schläge des elektriſchen Funken „erfährt: was kümmert es ihn, ob Nol„let, oder ob Franklin, oder ob keiner von „beiden Recht hat? „

Doch, daß ich auch das geſchrieben habe, läßt der Hr. Paſtor ſeinen Zeitungsleſern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl iſt nur zur Rechtfertigung eines Chriſten ſolcher Art, die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen ſo kauderwelſchen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieſes war die Abſicht dieſer Stelle. Nur dem **fühlenden** Chriſten ſollte darinn eine Schanze verſichert werden, in welche er ſich getroſt werfen könne, wenn er mit ſeinen muthigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Sekte, den Wahlplatz nicht ſobald räumen, auch nicht ſobald zu räumen brauchen; beſonders, wenn ſie ſich nur mit ihres gleichen herumſchlagen: wer weiß das nicht? Habe auch ich, es nicht genug geſagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems, Antworten genug haben werde? Habe ich nicht ſelbſt einen Verſuch gemacht, ihm mit einigen dieſer Antworten vorzugreifen? Taugt dieſer mein Verſuch nicht viel; wie leicht möglich iſt: ſo mach es beſſer, wer kann! Das wünſche ich ja nur. Blos darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meynt man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünſchte und hoffte: hätte ich meinen Troſt auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten ſollen? Warum das? Wollte ich denn durch dieſen Troſt im voraus alle Antworten für überflüßig erklären? Er war ja blos dem einfältigen Chriſten, und nicht dem Theologen gegeben, dieſer Troſt: wenigſtens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über ſeine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Chriſt zu ſeyn.

Daß dieſen Troſt, den ich für das unerſteiglichſte Bollwerk des Chriſtenthums halte, der Hr. Paſtor einen ſtrohernen Schild nennt, thut mir ſeinetwegen ſehr leid. Er iſt, fürchte ich, in ſeinen theologiſchen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangeſteckt geblieben; mehr davon angeſteckt worden, als er ſich auf einer Hamburgiſchen Kanzel wird wollen merken laſſen; mehr, als er ſich vielleicht noch ſelbſt abgemerkt hat. Denn auch er muß alſo alles innere Gefühl des Chriſtenthums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören, „Gefühl! Was Ge„fühl? Gefühl iſt ein ſtroherner Schild. „Unſere Hermenevtik, unſere ſymboliſchen „Bücher, das, das ſind das alles ſchirmen„de, undurchdringliche, diamantene Schild

„des Glaubens!„ ſo kömmt es vermuthlich nur daher, weil ſelbſt in den ſymboliſchen Büchern auf den ſtrohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer ſeyn: denn es giebt dort mehr ſtroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich ſo ſchmahl wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Menſch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was ſoll ein Paſtor damit, wenn er nicht auch ſeine Bibel, nicht auch ſeine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr. Paſtor auch ſonach allen ſeinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als ſich dieſes Schildes zu bedienen: iſt wohl noch werth, mit ſeinen eignen Worten gehört zu werden. „Ich würde, ſagt er mit bebender Stimme, „den Chriſten, der zugleich Theolog iſt, ſehr betauern, wenn er „ſich aus Mangel andrer Gründe, in der

„traurigen Nothwendigkeit ſehen ſollte, dieſen aus Stroh geflochtenen Schild den in „den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu halten.„ — Das würde gewiſſermaaßen auch ich thun. Wenigſtens würde ich die Achſeln über ihn zucken, daß er ſein Handwerk ſo ſchlecht verſtünde. Aber wer ſprach denn von einem Chriſten, der zugleich Theolog iſt? Sollen denn, müſſen denn alle Chriſten zugleich Theologen ſeyn? Ich habe noch immer die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten. Warum können die nicht einen ſtrohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein ſtroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht: ſo hilft er doch gegen Hiebe. — Der entſchloſſene Hr. Paſtor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Chriſten, der zugleich Theolog iſt) lieber rathen, gar die Flucht zu „nehmen.„ — Wenn er glaubt, daß er ſchlechterdings den Theologen ſeiner Sekte beybehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bey der Fahne halten, die **nur** Chriſten ſind. — „Denn durch „Anwendung dieſer von dem Hrn. Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze, würde „er die **Bibel Preis geben**, um die **Religion zu retten**: aber welche Religion?„ — Welche? Die nehmliche, aus welcher die Bibel entſtand. Die nehmliche, die man in ſpätern Zeiten, als ſie in ihrer urſprünglichen Lauterkeit ſollte verloren gegangen ſeyn, wieder aus der Bibel zog. Oder iſt noch keine zuverläßig daraus gezogen worden? Iſt die daraus gezogene, nur proviſorie, nicht wirklich die chriſtliche? Das muß wohl; denn der Hr. Paſtor ſagt ſo ganz entſcheidend: „Gewiß „nicht die chriſtliche, als welche mit der Bibel „ſteht und fällt.„ — Das thut mir leid! Und die Bibel ſteht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopnevſtie? Allerdings muß er ſagen: wenn ohne Bibel kein Chriſtenthum iſt; ſo iſt ohne Theopnevſtie keine Bibel.

Und hier ſey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nehmlichen Worte **ſtehen und fallen** erinnern, „Die Frage, ſagt ein Mann,*) der ſich um die Bibel ſo verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Hrn. Paſtors eigner Art zu folgern, nicht mit der chriſtlichen Religion ein Ernſt ſeyn ſollte — „Die Frage, ob die Bücher „des N. Teſtaments von Gott eingegeben ſind, „iſt der chriſtlichen Religion nicht völlig ſo wichtig, als die vorige, ob ſie ächt ſind? Sie **ſteht „und fällt nicht ſo ſchlechterdings mit „ihr.** Geſetzt, Gott hätte keines der Bücher des „N. Teſtaments inſpirirt, ſondern Matthäum, „Marcum, Lucam, Johannem, Paulum blos „ſich ſelbſt überlaſſen, zu ſchreiben, was ſie wußten, die Schriften wären aber nur alt, ächt und „glaubwürdig, ſo würde die chriſtliche Religion „die wahre bleiben. Die Wunder, durch die ſie „beſtätiget iſt, würden ihre Wahrheit eben ſo „gut beweiſen, wenn auch die Zeugen derſelben

---

*) Michaelis, in ſ. Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73. u. a.

„nicht inſpirirte, ſondern blos menſchliche Zeugen wären, denn ohnehin ſetzen wir bey Unterſuchung der Wahrheit dieſer Wunder gar nicht „das göttliche Anſehen der Schriftſteller zum „voraus, ſondern betrachten ſie blos als menſchliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die „der Evangeliſt erzählte, ſo würden auch die Reden Chriſti, die dadurch beſtätiget ſind, ein untrügliches Gottes Wort ſeyn, doch mit dieſer „kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefaſſet, und es „uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte: und aus den Briefen der Apoſtel, geſetzt, ſie „hätten in Nebenſachen gefehlt, würden wir doch „die ſo oft wiederhohlten Hauptſachen der chriſtlichen Religion, die zu predigen Chriſtus ſie ausſandte, ſo gut lernen können, als etwa aus Bülfingern Wolfens Lehrſätze der Philoſophie. „Es wäre alſo ganz wohl möglich, daß jemand „an der göttlichen Eingebung der ſämmtlichen „Schriften des N. T. einen Zweifel hätte, oder „ſie ſogar leugnete, und doch die chriſtliche Religion

„gion von Herzen glaubte: ja es giebt wirklich ſo „denkende, zum Theil in der Stille, zum Theil „auch öffentlich, die man nicht ſogleich zu den Unchriſten rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, ſondern bloß als Factum ſey es „geſagt: manche alte Kätzer, die die Schriften „des N. Teſtamentes für ächt, aber doch nicht „für untrügliches Principium cognoscendi „gelten ließen, ſondern ſich zu Richtern über die „Apoſtel aufwarfen, könnten wohl eben ſo gedacht haben. —

Wie weit würde der Schutz dieſer Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieſer Stelle Schutz ſuchen müßte! Aber das brauche ich nicht: und noch weniger habe ich die Sitte bosḥafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die ſich einen haſtigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wiſſen, als dadurch, daß ſie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Paſtor Goeze kenne: ſo verſteht er ſeinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber **mich** feſthalten, als friſcherdings auf einen **Michaelis** losgehen ſollte.

Ernſt und Falk.

Geſpräche

für

Freymäurer.

[illegible]

Leßing

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wolfenbüttel. 1778.

Sr. Durchlaucht

dem

Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigſter Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergehet vor Durſt. —

Ew. Durchlaucht,

unterthänigſter Knecht

— —

Vorrede
eines Dritten.

Wenn nachſtehende Blätter die wahre **Ontologie** der Freymäurerey nicht enthalten: ſo wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die ſie veranlaßt hat, ein mehr beſtimmter Begriff von ihrer **Weſenheit** gegeben werde.

Wenn aber die Freymäurer alle, von welchem Schlage ſie auch immer ſeyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Geſichtspunkt der einzige iſt, aus welchem — ſich nicht einem blöden Auge ein bloſſes Phantom zeigt, — ſondern geſunde Augen eine wahre Geſtalt erblicken: ſo dürfte nur noch die

Frage entſtehen; warum man nicht längſt, ſo deutlich mit der Sprache herausgegangen ſey?

Auf dieſe Frage wäre vielerley zu antworten. Doch wird man ſchwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Chriſtenthume die ſyſtematiſchen Lehrbücher ſo ſpät entſtanden ſind? warum es ſo viele und gute Chriſten gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verſtändliche Art weder angeben konnten, noch wolten?

Auch wäre dieſes im Chriſtenthume noch immer zu früh geſchehen, indem der Glaube ſelbſt vielleicht wenig dabey gewonnen: wenn ſich Chriſten nur nicht hätten einfallen laſſen, ihn auf eine ganz widerſinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung ſelbſt.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt.

Woran denkſt du, Freund?

Falk.

An nichts.

Ernſt.

Aber du biſt ſo ſtill.

Falk.

Eben darum. Wer denkt, wenn er genieſt. Und ich genieſſe des erquickenden Morgens.

Ernſt.

Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk.

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernſt.

Gewiß.

Falk.

Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt dir etwas ein: ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt.

Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollen.

Falk.

So frage doch.

Ernſt.

Iſt es wahr, Freund, daß du ein Freymäurer biſt?

Falk.

Die Frage iſt eines der keiner iſt.

Ernſt.

Freylich! — Aber antworte mir gerader zu. — Biſt du ein Freymäurer?

Falk.

Ich glaube, es zu ſeyn.

Ernſt.

Die Antwort iſt eines, der ſeiner Sache eben nicht gewiß iſt.

Falk.

O doch! Ich bin meiner Sache ſo ziemlich gewiß.

Ernſt.

Denn du wirſt ja wohl wiſſen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk.

Das weiß ich allerdings; aber das würde ſo viel nicht ſagen wollen.

Ernſt.

Nicht?

Falk.

Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernſt.

Erkläre dich.

Falk.

Ich glaube ein Freymäurer zu ſeyn; nicht ſo wohl, weil ich von älteren Maurern in einer geſetzlichen Loge aufgenommen worden: ſondern weil ich einſehe und erkenne, was und warum die Freymäurerey iſt, wenn und wo ſie geweſen, wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt.

Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu ſeyn!

Falk.

Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Ueberzeugung hätte: ſondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt.

Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk.

Fremder oder Freund!

Ernſt.

Du biſt aufgenommen, du weiſt alles — —

Falk.

Andere ſind auch aufgenommen, und glauben zu wiſſen.

Ernſt.

Könnteſt du denn aufgenommen ſeyn, ohne zu wiſſen, was du weißt?

Falk.

Leider!

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen; die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen können.

Ernſt.

Und könnteſt du denn wiſſen, was du weißt, ohne aufgenommen zu ſeyn?

Falk.

Warum nicht? — Die Freymäurerey iſt nichts willkührliches, nichts entbehrliches: ſondern etwas nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken eben ſo wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Willkührliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſeyn könnten, und folglich willkührlich ſind?

Falk.

Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche, ſind nicht die Freymäurerey.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freymäurerey noch nicht war?

Falk.

Die Freymäurerey war immer.

Ernſt.

Nun was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freymäurerey?

Falk.

Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt.

Alſo ein Unding.

Falk.

Uebereile dich nicht.

Ernſt.

Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk.

Nicht immer; und oft wenigſtens nicht ſo, daß andre durch die Worte vollkommen eben denſelben Begriff bekommen, den ich dabey habe.

Ernſt.

Wenn nicht vollkommen eben denſelben, doch einen etwanigen.

Falk.

Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug; und gefährlich, wenn er das geringſte zu viel enthielte.

Ernſt.

Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freymäurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk.

Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernſt.

Thaten? Thaten der Freymäurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meiſtentheils ſchöner gedruckt, als gedacht und geſagt ſind.

Falk.

Das haben ſie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernſt.

Oder ſoll ich das für ihre Thaten nehmen, was ſie in dieſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

Falk.

Wenn ſie es nicht blos von ſich rühmen.

Ernſt.

Und was rühmen ſie denn von ſich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menſchen, von jedem rechtſchaffnen Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundſchaftlich, ſo gutthätig, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlands Liebe!

Falk.

Iſt denn das nichts?

Ernſt.

Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen auszuſondern. — Wer ſoll das nicht ſeyn?

Falk.

Soll!

Ernſt.

Wer hat, dieſes zu ſeyn, nicht, auch auſſer der Freymäurerey, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk.

Aber doch in ihr, und durch ſie, einen Antrieb mehr.

Ernſt.

Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft gegeben: — Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der Räder in einer Maſchine. Je mehr Räder: deſto wandelbarer.

Falk.

Ich kann dir das nicht widerſprechen.

Ernſt.

Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andre Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgiebt!

Falk.

Freund, ſey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt.

Das will ſagen: Bruder Redner iſt ein Schwätzer.

Falk.

Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freymäurern preiſet, das ſind nun freylich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer; und Thaten ſprechen von ſelbſt.

Ernſt.

Ja, nun merke ich worauf du zieleſt. Wie konnten ſie mir nicht gleich einfallen dieſe Thaten, dieſe ſprechende Thaten. Faſt möchte ich ſie ſchreyende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freymäurer einer den andern unterſtützen, auf das kräftigſte unterſtützen: denn das wäre nur die nothwendige Eigenſchaft einer jeden Bande. Was thun ſie nicht für das geſammte Publicum eines jeden Staats, deſſen Glieder ſie ſind!

Falk.

Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur biſt.

Ernſt.

Z. E. die Freymäurer in Stockholm! — Haben ſie nicht ein groſſes Findelhaus errichtet?

Falk.

Wenn die Freymäurer in Stockholm ſich nur auch bey einer andern Gelegenheit thätig erwieſen haben.

Ernſt.

Bey welcher andern?

Falk.

Bey ſonſt andern; meyne ich.

Ernſt.

Und die Freymäurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beſchäftigen, ſie klöppeln und ſticken laſſen, — damit das Findelhaus nur kleiner ſeyn dürfe.

Falk.

Ernſt! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Nahmens erinnere.

Ernſt.

Ohne alle Gloſſen dann. — Und die Freymäurer in Braunſchweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten laſſen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Und die Freymäurer in Berlin! die das Baſedowſche Philantropin unterſtützen.

Falk.

Falk.

Was ſagſt du? — Die Freymäurer? Das Philantropin? unterſtützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernſt.

Die Zeitung hat es ausposaunet.

Falk.

Die Zeitung! — Da müßte ich Baſedows eigenhändige Quittung ſehen. Und müßte gewiß ſeyn, daß die Quittung nicht an Freymäurer in Berlin, ſondern an die Freymäurer gerichtet wäre.

Ernſt.

Was iſt das? — Billigeſt du denn Baſedows Inſtitut nicht?

Falk.

Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernſt.

So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtützung nicht mißgönnen?

Falk.

Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernſt.

Nun dann! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk.

Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch *die* Freymäurer können etwas thun, was ſie nicht *als* Freymäurer thun.

Ernſt.

Ernſt.

Und ſoll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk.

Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt haſt, um mich eines ſcholaſtiſchen Ausdruckes, der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra ſind.

Ernſt.

Wie meynſt du das?

Falk.

Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die ſie blos deswegen thun, damit ſie dem Volk in die Augen fallen ſollen.

Ernſt.

Um Achtung und Duldung zu genieſſen?

Falk.

Könnte wohl ſeyn.

Ernſt.

Aber ihre wahre Thaten denn? — Du ſchweigſt?

Falk.

Wenn ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten ſind ihr Geheimniß.

Ernſt.

Ha! ha! Alſo auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk.

Nicht wohl! — Nur ſo viel kann und darf ich dir ſagen: die wahren Thaten der Freymäurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles Gute gethan, was noch in der Welt iſt, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernſt.

O geh! Du haſt mich zum beſten.

Falk.

Wahrlich nicht. — Aber ſieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es iſt der von der Wolfmilchsraupe. — Geſchwind ſage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freymäurer zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernſt.

Und ſind doch auch gute Thaten?

Falk.

Es kann keine beſſere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bey dir.

Ernſt.

Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das iſt ein

Räthſel. Und über ein Räthſel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und ſehe den Ameiſen zu.

Zweytes Geſpräch.

Ernſt.

Nun? wo bleibſt du denn? Und haſt den Schmetterling doch nicht?

Falk.

Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernſt.

Ja, ja. Es gibt ſolche Locker!

Falk.

Haſt du nachgedacht?

Ernſt.

Ueber was? Ueber dein Räthſel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den ſchönen Schmetterling! Darum ſoll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freymäurerey mit dir geſprochen, und nie wieder. Denn ich ſehe ja wohl; du biſt, wie ſie alle.

Falk.

Wie ſie alle? Das ſagen dieſe alle nicht.

Ernſt.

Nicht? So gibt es ja wohl auch Kätzer unter den Freymäurern? Und du wäreſt einer. — Doch alle Kätzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich.

Falk.

Wovon ſprachſt du?

Ernſt.

Rechtgläubige oder Kätzeriſche Freymäurer — ſie alle ſpielen mit Worten, und laſſen ſich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk.

Meynſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas andern reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behäglichen Zuſtande des ſtummen Staunens geriſſen —

Ernſt.

Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen — Laß dich nur hier bey mir nieder, und ſieh!

Falk.

Was denn?

Ernſt.

Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhauffen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helffen einander ſogar.

Falk.

Die Ameiſen leben in Geſellſchaft, wie die Bienen.

Ernſt.

Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft als die Bienen. Denn ſie haben niemand unter ſich, der ſie zuſammen hält und regieret.

Falk.

Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt.

Wenn jedes einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß: warum nicht?

Falk.

Ob es wohl auch einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich!

Falk.

Schade!

Ernſt.

Ja wohl!

Falk.

Steh auf, und laß uns gehen. Denn ſie werden dich bekriechen die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bey, was ich bey dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt.

Worüber?

Falk.

Ueber die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hältſt du ſie?

Ernſt.

Für etwas ſehr Gutes.

Falk.

Ohnſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zweck, oder für Mittel?

Ernſt.

Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt.

Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſeyn.

Falk.

So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſichrer genieſſen könne. — Das Totale der einzeln Glückſeligkeiten aller Glieder, iſt die Glückſeligkeit des Staats. Auſſer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bey welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyranney. Anders nichts!

Ernſt.

Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eignen Lage beurtheilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk.

Weiſt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freymäurer biſt?

Ernſt.

Ich?

Falk.

Du. Denn du erkennſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Aber doch ſagen könnte.

Falk.

Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freymäurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Falk.

Verzeih! — Du ſiehſt wenigſtens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu ſagen.

Ernſt.

Du ſpotteſt. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was weiter?

Falk.

Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung gerathen müſſen.

Ernſt.

Dieſes hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſey ſie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäſſig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzeln Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk.

Sehr gut! Du kömmſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun ſage mir; wenn die

Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind: ſollten ſie allein von dem Schickſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſeyn?

Ernſt.

Was nennſt du Schickſale menſchlicher Mittel?

Falk.

Das, was unzertrennlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt; was ſie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt.

Was iſt das?

Falk.

Daß ſie nicht unfehlbar ſind. Daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern

dern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernſt.

Ein Beyſpiel! wenn dir eines einfällt.

Falk.

So ſind Schiffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen; und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt.

Die nehmlich Schiffbruch leiden, und erſauffen. Nun glaube ich dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn ſo viel einzelne Menſchen durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen.

nen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend; und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk.

Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben: meynſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernſt.

Ernſt.

Ich meine: wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk.

Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe Beſſere als die Beſte an: und frage das Nehmliche.

Ernſt.

Du ſcheineſt mir hier blos von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſammt und ſonders erkläreſt, nicht anders als mangelhaft ſeyn könne.

Falk.

Nicht blos.

Ernſt.

Und es würde dir ſchwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk.

Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung nothwendig entſpringen müſſen? — O zehne für eines.

Ernſt.

Nur eines erſt.

Falk.

Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle

Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deßwegen alle Menſchen in der Welt, nur einen Staat ausmachen?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſeyn. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nehmlichen Geſetzen verwaltet würden.

Falk.

Das iſt: die Menſchen würden auch dann noch Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſeyn; oder wie ſie ſonſt heiſſen würden.

Ernſt.

Ganz gewiß!

Falk.

Nun da haben wir ja ſchon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieſer kleinern Staaten hätte ſein eignes Intereſſe? und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt.

Wie anders?

Falk.

Dieſe verſchiedene Intereſſe würden öfters in Colliſion kommen, ſo wie itzt: und zwey Glieder aus zwey verſchiedenen Staaten würden einander eben ſo wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als itzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet.

Ernſt.

Sehr wahrſcheinlich!

Falk.

Das iſt: wenn izt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloſſer Menſch einem bloſſen Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, ſondern ein ſolcher Menſch begegnet einem ſolchen Menſchen, die ihrer verſchiednen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das geringſte mit einander zu ſchaffen und zu theilen haben.

Ernſt.

Das iſt leider wahr.

Falk.

Nun ſo iſt es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereiniget, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennet.

Ernſt.

Wenn du es ſo verſtehest.

Falk.

Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verſchiedenes Klima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchieſchiedene Sittenlehren, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meynſt du nicht?

Ernſt.

Das iſt ein gewaltiger Schritt!

Falk.

Die Menſchen würden auch dann noch Juden und Chriſten und Türken und dergleichen ſeyn.

Ernſt.

Ich getraue mir nicht, Nein zu ſagen.

Falk.

Würden ſie das; ſo würden ſie auch, ſie möchten heiſſen, wie ſie wollten, ſich unter einander nicht anders verhalten, als ſich unſere Chriſten und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als bloſſe

Menſchen gegen bloſſe Menſchen; ſondern als ſolche Menſchen gegen ſolche Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen nimmermehr einfallen könnten.

Ernſt.

Das iſt ſehr traurig; aber leider doch ſehr vermuthlich.

Falk.

Nur vermuthlich?

Ernſt.

Denn allenfalls dächte ich doch, ſo wie du angenommen haſt, daß alle Staaten einerley Verfaſſung hätten, daß ſie auch wohl alle einerley Religion haben könnten. Ja ich begreiffe nicht, wie einerley Staatsverfaſſung ohne einerley Religion auch nur möglich iſt.

Falk.

Ich eben ſo wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuſchneiden. Eines iſt zuverläſſig eben ſo unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfaſſungen. Mehrere Staatsverfaſſungen: mehrere Religionen.

Ernſt.

Ja, ja: ſo ſcheinet es.

Falk.

So iſt es. — Nun ſieh da das zweyte Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kann die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hin zu ziehen.

Ernſt.

Und wie ſchrecklich dieſe Klüfte ſind! wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk.

Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilet und trennet. — Dieſe Trennung in wenige groſſe Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis ins Unendliche fort.

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Oder meyneſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſey gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich das nehmliche Verhältniß haben. — Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Antheil haben: ſo können ſie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn

Anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich vertheilet worden: ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwey Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nuzen wiſſen, als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genuztes Eigenthum gleichwol unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt.

Das verſteht ſich.

Falk.

Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht hat.

Ernſt.

Wenn ich dir doch widerſprechen könnte! — Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? — Nun ja! die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kann nun nicht anders ſeyn.

Falk.

Das ſage ich eben!

Ernſt.

Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſeyn?

Falk.

Verkennſt du mich ſo weit? — Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde ſie auch bey weit gröſſern Uebeln noch ſegnen.

Ernſt.

Wer des Feuers genieſſen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen.

Falk.

Allerdings! — Aber weil der Rauch bey dem Feuer unvermeidlich iſt: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernſt.

Wohin? — Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Das Gleichniß war doch ſehr paſſend. — — Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen: werden ſie darum gut, jene Trennungen?

Ernſt.

Das wohl nicht.

Falk.

Werden ſie darum heilig, jene Trennungen?

Ernſt.

Wie heilig?

Falk.

Daß es verboten ſeyn ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt.

In Abſicht? . . .

Falk.

In Abſicht, ſie nicht gröſſer einreiſſen zu laſſen, als die Nothwendigkeit erfodert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen, als möglich.

Ernſt.

Wie könnte das verbothen ſeyn?

Falk.

Aber gebothen kann es doch auch nicht ſeyn; durch bürgerliche Geſetze nicht gebothen! —

Denn bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade auſſer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus ſupererogatum ſeyn: und es wäre blos zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats dieſem Operi ſupererogato freywillig unterzögen.

Ernſt.

Blos zu wünſchen; aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk.

Ich dächte! Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotiſmus, Tugend zu ſeyn aufhöret.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebohrnen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr ſeyn müſſe, was ſie für gut und wahr erkennen.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt; in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt, und der Geringe ſich dreiſt erhebet.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Und wenn er erfüllt wäre, dieſer Wunſch?

Ernſt.

Erfüllt? — Es wird freylich hier und da, dann und wann, einen ſolchen Mann geben.

Falk.

Nicht blos hier und da; nicht blos dann und wann.

Ernſt.

Zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern auch mehrere.

Falk.

Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernſt.

Wollte Gott!

Falk.

Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt.

Schöner Traum!

Falk.

Daß ich es kurz mache. — Und dieſe Männer die Freymäurer wären?

Ernſt.

Was ſagſt du?

Falk.

Wie, wenn es die Freymäurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammen zu ziehen?

Ernſt.

Die Freymäurer?

Falk.

Ich ſage: mit zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt.

Die Freymäurer?

Falk.

Ah! verzeih! — Ich hatt es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freymäurern weiter nichts hören willſt — Dort winkt man uns eben zum Frühſtücke. Komm!

Ernſt.

Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freymäurer, ſagſt du —

Falk.

Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der gröſſern Geſellſchaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Geſpräch.

Ernſt.

Du biſt mir den ganzen Tag im Gedrenge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk.

Haſt du mir ſo etwas wichtiges zu ſagen? Der bloſſen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt.

Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk.

Deiner Neugierde?

Ernſt.

Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk.

Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt.

Von den Freymäurern.

Falk.

Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernſt.

Das man, wie du ſagſt, gar nicht verrathen kann.

Falk.

Nun freylich; das beruhigt mich wieder.

Ernſt.

Aber du haſt mir doch über die Freymäurer etwas geſagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk.

Und was war das?

Ernſt.

O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

Falk.

Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen ſo abweſend machte?

Ernſt.

Das war es! — Und ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk.

Nach dem die Frage ſeyn wird.

Ernſt.

Woher kannſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Frey=

mäu=

mäurer wirklich jene groſſe und würdige Abſichten haben?

Falk.

Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freymäurer machen konnteſt: habe ich dich blos auf einen Punkt aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freymäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nöthige Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernſt.

Ernſt.

Wende dich itzt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freymäurer als Leute, die es freywillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk.

Dieſer Begriff kann den Freymäurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabey! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen, aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun nothwendig folgen. Mit dieſen giebt ſich der Freymäurer niemals ab; wenigſtens nicht

nicht als Freymäurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Muthe, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Uebel ganz andrer Art, ganz höherer Art, ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt.

Ich habe das ſehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Uebel, ohne welche auch der glücklichſte Bürger nicht ſeyn kann.

Falk.

Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt Du? — entgegen zu arbeiten?

Ernſt.

Ja!

Falk.

Das Wort ſagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um ſie völlig zu heben? — Das kann nicht ſeyn. Denn man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müſſen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weiten veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heiſſen. — Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freymäurer ſchon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß ſich ſagen laſſe: das haben ſie gethan.

Ernſt.

Und verſuche auch nun den zweyten Zug des Räthſels — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen ſollen.

Falk.

Wohl! — Nun geh, und ſtudiere jene Uebel, und lerne ſie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüſſe gegen einander ab, und ſey verſichert, daß dir dieſes Studium Dinge aufſchlieſſen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſeyn ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freymäurer zu heiſſen.

Ernſt.

Du legeſt auf dieſes heiſſen ſo viel Nachdruck.

Falk.

Weil man etwas ſeyn kann, ohne es zu heiſſen.

Ernſt.

Gut das! ich verſteh — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freymäurerey angehet — —

Falk.

Du kenneſt ſie?

Ernſt.

Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk.

Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten Auge einleuchten: nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig ſind!

Ernſt.

So laß mich meine Frage denn blos auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die

Freymäurer wirklich ihr Abſehen darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinneſt nach?

Falk.

Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Urſachen denken ſoll, warum du mir dieſe Frage thuſt?

Ernſt.

Und du willſt mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Urſachen derſelben ſage?

Falk.

Das verſpreche ich dir.

Ernſt.

Ich kenne und fürchte deinen Scharfſinn.

Falk.

Meinen Scharfſinn?

Ernſt.

Ich fürchte, du verkaufſt mir deine Speculation für Thatſache.

Falk.

Sehr verbunden!

Ernſt.

Beleidiget dich das?

Falk.

Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfſinn nenneſt, was du ganz anders hätteſt benennen können.

Ernſt.

Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfſinnige ſich ſelbſt betriegt; wie leicht er andern Leuten Plane und Abſichten leihet und unterlegt, an die ſie nie gedacht haben.

Falk.

Aber woraus ſchließt man auf der Leute Plane und Abſichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

Ernſt.

Woraus ſonſt? — Und hier bin ich wieder bey meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unſtreitigen Handlungen der Freymäurer iſt abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck iſt, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menſchen nothwendig machen müſſen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen.

Falk.

Und zwar ohne Nachtheil dieſes Staats, und dieſer Staaten.

Ernſt.

Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſeyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewiſſe Eigenthümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten, oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deine Speculation ausgegangen ſeyn; geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk.

Dein Mißtrauen äuſſert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freymäurer zu Gemüthe führe.

Ernſt.

Und welches?

Falk.

Aus welchem ſie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt.

Das iſt?

Falk.

Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt.

Wahrhaftig!

Falk.

Freylich ſcheint dieſes Grundgeſetze dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits voraus zu ſetzen, als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft ſeyn, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt.

O ja!

Falk.

Und warum ſollten die Freymäurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfſen? — Daß man einen Theil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er ſieht.

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Warum ſollte der Künſtler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaub ich.

Ernſt.

Nein, Freund! Aber ich habe genug; genug auf dieſe Nacht. Morgen, mit dem frühſten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk.

Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt.

Du kennſt mich, und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk.

Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt.

So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk.

Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: Ernſt ging, und ward Freymäurer. Was er vors erſte da fand, iſt der Stoff eines 4ten und 5ten Geſprächs, mit welchem — ſich der Weg ſcheidet.

Ernſt und Falk.

Geſpräche

für

Freymäurer.

Fortſetzung.

1780.

Vorrede
eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drey Geſpräche hatte dieſe Fortſetzung, wie man weiß, im Manuſcripte, zum Drucke fertig liegen, als derſelbe höheren Ort's einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne ſeine Erlaubniß, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem itzigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß ſo viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden ſollten, und beſchloß das Manuſcript, ohne Winke zu haben, drucken zu laſſen.

Wenn die Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände allgemeiner verbreitet zu ſehen, nicht dieſe Freyheit hinlänglich entſchuldiget; ſo läßt ſich nichts weiter zu Vertheidigung derſelben ſagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.

Uebrigens wird man doch finden, daß er, aus Vorſicht und Achtung gegen einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft, einige Namen, welche ganz ausgeſchrieben waren, bey der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Geſpräch.

Falk.

Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnen-Cur längſt beſchloſſen.

Ernſt.

Und befindeſt Dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk.

Was iſt das? Man hat mir ein: „ich „freue mich„ ärgerlich ausgeſprochen.

Ernſt.

Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über Dich bin.

Falk.

Ueber mich?

Ernſt.

Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir Deine Hand! — Was ſagſt Du? — Du zuckſt die Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk.

Dich verleitet?

Ernſt.

Es kann ſeyn, ohne daß Du es gewollt haſt.

Falk.

Und ſoll doch Schuld haben.

Ernſt.

Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt?

Falk.

Nun, nun! der Schade kann doch ſo groß nicht ſeyn — Dazu ſehe ich ja, daß Du ſchon bey den Gräbern unſerer Vorfahren gearbeitet haſt.

Ernſt.

Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk.

So warte, bis der Rauch ſich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernſt.

Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich Andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk.

Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom Rauch gern beiſſen laſſen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche iſt?

Ernſt.

Du kennſt ſie alſo doch?

Falk.

Ich habe von ihnen gehört.

Ernſt.

Um ſo mehr, was konnte Dich bewegen mich auf dies Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuſpiegeln, deren Ungrund Du nur allzuwohl wußteſt?

Falk.

Dein Verdruß macht Dich ſehr ungerecht — Ich ſollte mit Dir von der Freymaurerey geſprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verſtehen zu geben, wie unnütz es ſey, daß ieder ehrliche Mann ein Freymaurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie ſchädlich. —

Ernſt.

Das mag wohl ſeyn.

Falk.

Ich ſollte Dir nicht geſagt haben, daß man die höchſten Pflichten der Maurerey erfüllen könne, ohne ein Freymaurer zu heiſſen?

Ernſt.

Vielmehr erinnere ich mich deſſen — Aber Du weiſſt ja wohl, wenn meine Fantaſie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich ſie halten? — Ich werfe Dir nichts vor, als daß Du ihr eine ſolche Lockſpeiſe zeigteſt. —

Falk.

Die Du zu erreichen doch auch ſehr bald müde geworden. — Und warum ſagteſt Du mir nicht ein Wort von Deinem Vorſatze?

Ernſt.

Würdeſt Du mich davon abgerathen haben?

Falk.

Ganz gewiß! — Wer wollte einem raſchen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einſchwätzen? Ich mache Dir kein Compliment; Du warſt ſchon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit Dir keine Ausnahme machen. Den Weg müſſen Alle betreten.

Ernſt.

Es ſollte mich auch nicht reuen ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen, und wieder Vertröſtungen, und nichts als Vertröſtungen!

Falk.

Wenn man Dich doch ſchon vertröſtet! Und auf was vertröſtet man Dich denn?

Ernſt.

Du weiſt ja wohl, auf die ſchottiſche Maurerey, auf die ſchottiſchen Ritter.

Falk.

Nun ja, ganz recht — Aber weſſen hat ſich denn der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt.

Wer das wüßte!

Falk.

Und Deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt.

O die! die wiſſen ſo viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geiſter beſchwören, der Dritte will die * * * wieder herſtellen — Du lächelſt — Und lächelſt nur? —

Falk.

Was kann ich anders?

Ernſt.

Unwillen bezeugen über ſolche Querköpfe!

Falk.

Wenn mich nicht Eins mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt.

Und was?

Falk.

Daß ich in allen dieſen Träumereyen Streben nach Würklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernſt.

Auch aus der Goldmacherey?

Falk.

Auch aus der Goldmacherey. Ob ſich würklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rückſicht auf Freymaurerey es machen zu können wünſchen werden. Auch wird der erſte der beſte, dem der Stein der Weiſen zu Theil wird, in dem nemlichen Augenblicke Freymaurer — Und es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit welchen ſich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

Ernſt.

Und die Geiſter-Beſchwörer?

Falk.

Von ihnen gilt ohngefehr das nemliche — Unmöglich können Geiſter auf die Stimme eines andern Menſchen hören, als eines Freymaurers.

Ernſt.

Ernſt.

Wie ernſthaft du ſolche Dinge ſagen kannſt! —

Falk.

Bey allem was heilig iſt! nicht ernſthafter als ſie ſind.

Ernſt.

Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen * * *, wenn Gott will?

Falk.

Vollends die!

Ernſt.

Siehſt Du! Von denen weiſſt Du nichts zu ſagen. Denn * * * waren doch einmal, Goldmacher aber und Geiſter-Beſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läſſt ſich freylich beſſer ſagen, wie die Freymaurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu würklichen.

Falk.

Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernſt.

Auch gut! Wenn man nur wenigſtens weiß, daß unter zwey Sätzen einer wahr iſt: Nun! Entweder dieſe *** would be —

Falk.

Ernſt! Ehe Du noch eine Spötterey völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe — eben dieſe ſind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hofnung mehr übrig iſt, jemals darauf zu gelangen.

Ernſt.

Ich muß das ſo mit anhören. Denn Dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk.

Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt.

Wie verſtehſt Du das?

Falk.

Das Geheimniß der Freymaurerey, wie ich Dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freymaurer nicht über ſeine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt.

Zum Exempel?

Falk.

Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter * * * und Freymaurern. Es kann wohl ſeyn, daß es einmal nöthig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punct beſtimmen, in welchem die * * * die Freymaurer ihrer Zeit wären.

Ernſt.

Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punct?

Falk.

Lies die Geſchichte der *** mit Bedacht!

Du mußt ihn errathen. Auch wirſt Du ihn gewiß errathen, und eben das war die Urſache, warum Du kein Freymaurer hätteſt werden müſſen.

Ernſt.

Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern ſitze! — Und wenn ich ihn errathe, willſt Du mir geſtehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk.

Du wirſt zugleich finden, daß Du dieſes Geſtändniß nicht brauchſt — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieſer Punct iſt es allein, woraus die Entſcheidung deſſelben zu holen iſt — Sehen und fühlen alle Freymaurer, welche jetzt mit den *** ſchwanger gehen, dieſen rechten Punct; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was ſie thun! Segen zu allem, was ſie unterlaſſen! — Erkennen und fühlen ſie ihn aber nicht, jenen Punct; hat ſie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat ſie blos der Freymaurer der im * * arbeitet, auf die * * * gebracht; haben ſie ſich nur in das — — — auf dem — — — — vergafft; mögten ſie gern einträgliche — — — — fette Pfründen ſich und ihren Freunden zutheilen können; — Nun ſo ſchenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten können.

Ernſt.

Sieh! Du kannſt doch noch warm und bitter werden.

Falk.

Leider! — Ich danke Dir für Deine Bemerkung, und bin nun wieder, wie Eis.

Ernſt.

Und was meinſt Du wohl, welcher von den beyden Fällen der Fall dieſer Herren iſt?

Falk.

Ich fürchte der letztere — Mögt' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erſte wäre; wie könnten ſie einen ſo ſeltſamen Anſchlag haben? — die * * * wieder herzuſtellen! — Jener große Punct, in welchem die * * * Freymaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigſtens iſt Europa längſt darüber hinaus, und bedarf darinn weiter keines auſſerordentlichen Vorſchubs — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen dieſe Frage? Und wieder wen? Haſt Du mir denn geſagt — Haſt

Du mir ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſter-Bannern, * * *, ſich andre, als die Neulinge des Ordens ſchleppen? — Aber Kinder werden Männer — laß ſie nur! — Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden.

Ernſt.

Im Grunde, mein Freund! Sind es auch nicht dieſe Kindereyen, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernſthaftes hinter ihnen ſeyn könnte, ſahe ich über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfiſchen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, iſt das: daß ich überall nichts ſehe, überall nichts höre, als dieſe Kindereyen, daß von dem, deſſen Erwartung Du in mir erregteſt, keiner etwas wiſſen will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einſtimmen, immer und aller Orten das tiefſte Stillſchweigen.

Falk.

Du meinſt —

Ernſt.

Jene Gleichheit, die Du mir als Grundgeſetz des Ordens angegeben; Jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit ſo unerwarteter Hofnung erfüllte, mit der Hofnung ſie endlich in Geſellſchaft von Menſchen athmen zu können, die über alle bürgerliche Modifications hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu verſündigen —

Falk.

Nun?

Ernſt.

Sie wäre noch! Wenn ſie jemals geweſen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und ſich melden! „Ja„ heißt es „ein Jude? Chriſt wenigſtens muß „freylich der Freymaurer ſeyn„ Es iſt nun gleichviel was für ein Chriſt. „Ohne Unterſchied der Religion, heißt nur, „ohne Unterſchied der drey im heiligen „römiſchen Reiche öffentlich geduldeten Religionen„ — Meinſt du auch ſo?

Falk.

Ich nun wohl nicht.

Ernſt.

Laß einen ehrlichen Schuſter, der bey ſeinem Leiſte Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachſe) laß ihn kommen, und ſich melden! „Ja„ heißt es „ein Schuſter!„ freylich ein Schuſter — Laß einen treulich erfahrnen Dienſtbothen kommen und ſich melden — „Ja„ heißt es „dergleichen Leute freylich, die ſich die Farbe zu ihrem Rocke nicht ſelbſt wählen — Wir ſind unter uns ſo gute Geſellſchaft„ —

Falk.

Und wie gute Geſellſchaft ſind ſie denn?

Ernſt.

Ey nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszuſetzen, als daß es nur gute Geſellſchaft iſt, die man in der Welt ſo müde wird — Prinzen, Grafen, Herrn, Officiere, Räthe von allerley Beſchlag, Kaufleute, Künſtler — alle die ſchwärmen freylich ohne Unterſchied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That ſind doch alle nur von einem Stande, und der iſt leider – – – –

Falk.

Das, war nun wohl zu meiner Zeit nicht ſo — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit auſſer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art ſie auch ſeyn müſſen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit nicht können zugelaſſen werden, und von der Freymaurerey ausgeſchloſſen ſeyn, ſind doch noch zwey verſchiedene Dinge.

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Weil Loge ſich zur Freymaurerey verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äuſſeren Wohlſtande der Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu ſchlieſſen. Vielmehr giebt es einen gewiſſen äuſſerlichen Wohlſtand derſelben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben beſtehen könnte. Auch haben ſich beyde noch nie vertragen, ſondern eins hat das andere, wie die Geſchichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt.

Was?

Falk.

Kurz: Das Logen-Weſen, ſo wie ich höre, daß es itzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Caſſe haben; Capitale machen; dieſe Capitale belegen; ſie auf den beſten Pfenning zu benutzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben den laſſen; das Anſehn und die Gewalt derſelben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen mögte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeyet haben!

Ernſt.

Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt itzt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſetzen machen, oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freymaurer —

Falk.

Gut! Wenn ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkſt Du wird eine ſolche Verfaſſung für Einfluß auf ſie ſelbſt haben? Gerathen ſie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon ſie ſich losreiſſen wollten? Werden ſie nicht aufhören zu ſeyn, was ſie ſeyn wollen? — Ich weiß nicht ob Du mich ganz verſtehſt —

Ernſt.

Rede nur weiter!

Falk.

Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht ſoll dieſes eben der Weg ſeyn, den die Vorſicht auserſehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freymaurerey ein Ende zu machen —

Ernſt.

Schema der Freymaurerey? Was nennſt Du ſo? Schema?

Falk.

Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernſt.

Ich weiß noch nicht —

Falk.

Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freymaurer Freymaurerey geſpielt?

Ernſt.

Was iſt nun das? Die Freymaurer nicht Freymaurerey geſpielt?

Falk.

Mit andern Worten! Meinſt Du denn, daß das, was die Freymaurerey iſt, immer Freymaurerey geheiſſen? — Aber ſieh! Schon Mittag vorbey! Da kommen ja bereits meine Gäſte! Du bleibſt doch?

Ernſt.

Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl, denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk.

Nur bey Tiſche, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt.

Endlich ſind ſie fort! — O die Schwätzer! — Und merkteſt Du denn nicht, oder wollteſt Du denn nicht merken; daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiſſe er wie er will! — ein Freymaurer iſt? Er klopfte ſo oft an.

Falk.

Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was Dir wohl nicht ſo aufgefallen — Er iſt von denen, die in Europa für die Americaner fechten —

Ernſt.

Das wäre nicht das Schlimſte an ihm.

Falk.

Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge iſt; daß da endlich die Freymaurerey ihr Reich mit gewafneter Hand gründet.

Ernſt.

Giebt es auch ſolche Träumer?

Falk.

Es muß doch wohl.

Ernſt.

Und woraus nimſt Du dieſen Wurm ihm ab?

Falk.

Aus einem Zuge, der Dir auch ſchon einmal kenntlich werden wird.

Ernſt.

Bey Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freymaurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk.

Sey ohne Sorge, der Freymaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können — Die Lichter auslöſchen und, wenn ſie ausgelöſcht ſind erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andre Lichter wiederaufſtecken muß; das iſt der Freymaurer Sache nicht.

Ernſt.

Das denke ich auch — Was Blut koſtet iſt gewiß kein Blut werth.

Falk.

Vortreflich! — nun frage, was Du willſt! Ich muß Dir antworten.

Ernſt.

So wird meines Fragens kein Ende ſeyn.

Falk.

Nur kannſt Du den Anfang nicht finden.

Ernſt.

Verſtand ich Dich, oder verſtand ich Dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprichſt Du Dir, oder widerſprichſt Du Dir nicht? — Denn allerdings, als Du mir einmal ſagteſt: Die Freymaurerey ſey immer geweſen, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige

Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk.

Wenn es mit beiden einerley Bewandtniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freymaurerey eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beyde konnten nicht anders als miteinander entſtehen — Wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freymaurerey iſt, denn die Flamme im Brennpuncte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt.

Auch mir ſchimmert das ſo vor —

Falk.

Es ſey aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter; ihr beiderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig in einander gewürkt. Wo ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freymaurerey, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden, nervöſen Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freymaurerey neben ihr blicken ließ; ſo wie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt.

Zu verſtehen: die Freymaurerey!

Falk.

Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äuſſerliche Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen

nungen ausarten; ſondern auf das Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter.

Ernſt.

Und wer unterfängt ſich denen zu gebiethen?

Falk.

Indeß hat freylich die Freymaurerey immer und aller Orten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen, denn dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherley die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherley Formen hat auch die Freymaurerey anzunehmen ſich nicht entbrechen können, und hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannſt Du glauben, daß der Name Freymaurerey älter ſeyn werde, als diejenige herrſchende

Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt.

Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

Falk.

Das bleibt Deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen — Genug, wenn ich Dir ſage, daß der Name Freymaurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverläßig vor dieſer Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernſt.

Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk.

Falk.

Nein, nein! auch das urſprüngliche Free-Maſon, ſo wie alle darnach gemodelte Ueberſetzungen, in welcher Sprache es auch ſeyn mag.

Ernſt.

Nicht doch! — Beſinne Dich — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk.

In keinem.

Ernſt.

Gleichwohl habe ich ſelbſt —

Falk.

So? — Iſt auch Dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt.

Aber doch die Stelle im —

Falk.

In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernſt.

Und die Parlaments-Acte unter Heinrich dem ſechſten?

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und die groſſen Privilegia, die Carl der elfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und Locke?

Falk.

Was für ein Locke?

Ernſt.

Der Philoſoph — Sein Schreiben an den Grafen von Pembrock; ſeine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des ſechſten eigener Hand geſchrieben?

Falk.

Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſeyn; den kenne ich nicht — Aber wieder Heinrich der Sechſte? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt.

Nimmermehr!

Falk.

Weiſst Du einen gelinderen Namen für Wort-Verdrehungen, für untergeſchobene Urkunden?

Ernſt.

Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk.

Warum nicht? der Klugen ſind viel zu wenig, als daſs ſie allen Geckereyen, gleich bey ihrem Entſtehen, wiederſprechen könnten. Genug, daſs bey ihnen keine Verjährung Statt findet — Freylich wäre es beſſer, wenn man vor dem Publico ganz und gar keine Geckereyen unternähme, denn gerade das Verächtlichſte iſt, daſs ſich niemand die Mühe nimt, ſich ihnen entgegen zu ſtellen, wodurch ſie mit dem Laufe der Zeit das Anſehn einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tauſend Jahren: „würde man denn ſo in die Welt haben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Man hat dieſen glaubwürdigen Männern damals nicht wiederſprochen, und Ihr wollt Ihnen jetzt wiederſprechen?“

Ernſt.

O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt du?

Falk.

Anderſons kahle Rapſodie, in welcher die Hiſtorie der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens untergeſchoben wird, mögte noch hingehen! Für einmal, und für damals mogte das gut ſeyn — Dazu war die Gauckeley ſo handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf dieſem moraſtigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernſthaften Mann vorzugeben ſich ſchämt, daß man zu Fortſetzung eines Scherzes, den man längſt hätte ſollen fallen laſſen, ſich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn ſie ein nichtswürdiges bürgerliches Intereſſe betrifft, die pillory ſteht —

Ernſt.

Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortſpiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens ſich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornemlich erhalten hätte? —

Falk.

Wenn es wahr wäre?

Ernſt.

Und muß es nicht wahr ſeyn? — Denn wie käme der Orden ſonſt dazu, die Symbole eben dieſes Handwerks zu entlehnen? Eben dieſes? Und warum keines andern?

Falk.

Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt.

Ein ſolcher Umſtand muß doch eine Urſache haben?

Falk.

Und hat ſie.

Ernſt.

Und hat ſie? Und hat eine andere Urſache, als jene vermeinte?

Falk.

Eine ganz andre.

Ernſt.

Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk.

Wenn Du mir ſchon eher eine ganz andere Frage gethan hätteſt, die ich längſt erwarten mußte, ſo würde Dir das Rathen nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt.

Eine andere Frage, die Du längſt hätteſt erwarten müſſen? —

Falk.

Denn, wenn ich Dir ſagte, daß das was Freymaurerey iſt, nicht immer Freymaurerey geheiſſen, was war natürlicher und näher —

Ernſt.

Als zu fragen, wie es ſonſt geheiſſen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk.

Falk.

Wie die Freymaurerey geheiſſen, ehe ſie Freymaurerey hieß, fragſt Du? — Maſſoney —

Ernſt.

Nun ja freylich! Masony auf Engliſch —

Falk.

Auf Engliſch nicht Masony, ſondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer, ſondern von Mase, der Tiſch, die Tafel.

Ernſt.

Mase, der Tiſch? In welcher Sprache?

Falk.

In der Sprache der Angelſachſen, doch nicht in dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, von welchem noch jetzt ſo mancherley Abſtammungen üblig ſind, oder doch ohnlängſt üblig waren, als: Maskopie, Masleidig, Masgenoſſe; Selbſt Maſoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; Nur daß es ſeine gute Bedeutung ein wenig verſchlimmert hatte.

Ernſt.

Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von ſeiner verſchlimmerten Bedeutung.

Falk.

Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt Du doch, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — Maſe alſo der Tiſch, und Maſoney eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelach worden, in welchem Verſtande

Agricola das Wort Maſonry braucht, kannſt Du leicht abnehmen.

Ernſt.

Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald beſſer gegangen?

Falk.

Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo ausarteten, und in der guten Meinung des Publicums ſo herabkamen, ſtanden ſie in deſto gröſſerem Anſehn. Es war kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſoney hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Paläſten der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat — Und was brauche ich Dir zu ihrem

rem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft der runden Tafel die erſte und älteſte Maſoney war, von der ſie insgeſammt abſtammen?

Ernſt.

Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabelhaftes Alterthum hinauf —

Falk.

Die Geſchichte des Königs Arthur ſey ſo fabelhaft als ſie will, die runde Tafel iſt ſo fabelhaft nicht.

Ernſt.

Arthur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen ſeyn.

Falk.

Mit Nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur, oder ſein Vater, hatten ſie von den Angelſachſen angenommen, wie ſchon der Name Maſoney vermuthen läßt; Und was verſteht ſich mehr von ſelbſt, als daß die Angelſachſen keine Sitte nach England herüber brachten, die ſie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch ſieht man es an mehreren deutſchen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Geſellſchaft, kleinere vertraute Geſellſchaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernſt.

Hiermit meineſt Du? —

Falk.

Alles was ich Dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig das nächſtemal, daß ich mich mit Dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, ſchwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jetzt nur, wie man das erſte Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie befriedigt.

Ernſt.

Wo bliebſt Du?

Falk.

Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche die Sachſen nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind uneinig, wer die Maſe-Thonas unter ihnen waren, allem Anſehen nach die Edlen der Maſoney, welche ſo tiefe Wurzeln in dieſem neuen Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden Staats-Veränderungen beyblieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der herrlichſten Blüthe zeigte. Beſonders

ders waren die Maſoneyen der * * * im zwölften Jahrhundert und im dreyzehnten in ſehr großem Rufe. Und ſo eine * * * Maſoney war es, die ſich, bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeſchriebenen Hiſtorie freylich ermangeln; Aber eine ſorgfältig aufbewahrte Tradition, die ſo viel Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit dieſen Mangel zu erſetzen.

Ernſt.

Und was hindert dieſe Tradition endlich einmal durch ſchriftliche Vorzeigungen ſich zur Geſchichte zu erheben?

Falk.

Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — Wenigſtens fühle ich,

ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, Dir und Allen, welche ſich mit Dir in dem nemlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernſt.

Nun denn! — Ich bin in der äuſſerſten Erwartung.

Falk.

Jene * * * Maſoney alſo, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille beſtand, hatte ihr Verſammlungshaus ohnfern der Sanct Pauls-Kirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeiſter dieſer zweyten Kirche der ganzen Welt war —

Ernſt.

Chriſtoph Wren —

Falk.

Und Du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freymaurerey genannt —

Ernſt.

Ihn?

Falk.

Kurz! Wren, der Baumeiſter der St Pauls-Kirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jahren her, verſammlete, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfterer beſuchte.

Ernſt.

Ich fange an ein Misverſtändniß zu wittern.

Falk.

Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maſoney war bey dem engliſchen Volke vergeſſen, verlohren — Eine Maſony, die in der Nähe eines ſo wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleißig finden ließ, was kann die anders ſeyn, als eine Maſonry, als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt.

Natürlich genug!

Falk.

Die Fortſetzung eines ſolchen Baues einer ſolchen Kirche intereſſirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder,

der einige Kenntniſſe von Baukunſt zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — Du kennſt Chriſtoph Wren, nicht blos dem Namen nach, Du weißt, welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche ſpeculativiſche Wahrheiten gemeinnütziger, und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſchaft bey, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. „Dort, dachte er, würde „ unterſucht, was unter dem Wahren, „ brauchbar; und hier, was unter dem „ Brauchbaren, wahr wäre. Wie, wenn „ ich einige Grundſätze der Maſoney „ exoteriſch machte? Wie, wenn ich das,

„ was ſich nicht exoteriſch machen läßt, „ unter die Hieroglyphen und Symbole „ deſſelben Handwerks verſteckte, und „ was man jetzt unter dem Worte Maſonry verſteht, zu einer Free-Maſonry „ erweiterte, an welcher Mehrere Theil „ nehmen könnten? „ — So dachte Wren, und die Freymaurerey ward — Ernſt! Wie iſt Dir?

Ernſt.

Wie einem Geblendeten.

Falk.

Geht Dir nun einiges Licht auf?

Ernſt.

Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk.

Begreifſt Du nun —

Ernſt.

Ich bitte Dich Freund, nichts mehr! — Aber haſt Du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk.

Wünſcheſt Du mich da?

Ernſt.

Wünſche? — nachdem Du mir verſprochen —

Falk.

So hab ich der Verrichtungen daſelbſt genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtniſſe zu ſchwankend, zu unbefriedigend ausgedruckt haben — Unter meinen Büchern ſollſt Du ſehen und greifen — Die Sonne geht unter, Du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernſt.

Eine andre gieng mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein ſechſtes Geſpräch, welches unter dieſen Freunden vorfiel, iſt nicht ſo nachzubilden. Aber das Weſentliche davon iſt zu critiſchen Anmerkungen über das fünfte Geſpräch beſtimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Beſchreibung
des
Portugieſiſchen Amerika
vom
Cudena.

Ein Spaniſches Manuſcript
in
der Wolfenbüttelſchen Bibliothek;
herausgegeben
vom
Herrn Hofrath Leſſing.

Mit
Anmerkungen und Zuſätzen begleitet
von
Chriſtian Leiſte,
Rektor der Herzoglichen großen Schule zu Wolfenbüttel.

Braunſchweig,
in der Buchhandlung des Fürſtl. Wayſenhauſes.
1780.

U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE) UNIVERSITÄTS

Gegenwärtige Beſchreibung **Braſiliens** vom **Cudena** befindet ſich unter den neuern Handſchriften der hieſigen Fürſtl. Bibliothek. Der in der Aufſchrift als Erfinder des Landes angegebene **Maranjon** hatte die Aufmerkſamkeit des Herrn Hofrath **Leſſing** erregt; und eben dieſer Namen, unter welchem ſie in **Deſſen erſtem Stücke der neuen Beyträge zur Hiſtorie und Litteratur** ꝛc. eingerückt iſt, entreißt ſie durch Hülfe ihres Herausgebers der Vergeſſenheit.

Um ihr nun auch den Werth eines Handbuchs, wenigſtens ſo lange, bis eine vollſtändigere Beſchreibung dieſes Landes da iſt, zu verſchaffen, habe ich das weſentlichſte von dem, was ich in ältern und neuern dahin gehörigen Nachrichten gefunden, hinten in den Anmerkungen und Zuſätzen geſammlet, und es in dem Format meiner **Beſchreibung des Brittiſchen Amerika** noch beſonders abdrucken laſſen, um zugleich den Beſitzern dieſer Schrift für die beſondre Güte, womit Sie dieſelbe aufgenommen und beurtheilet haben, meine dankbarſte Dienſtbefliſſenheit einiger maßen zu beweiſen. Wenigſtens alſo in dieſer Rückſicht wünſche ich meinen Bemühungen das vorige Glück, geſetzt auch, daß man es als Handbuch nicht bequem genug eingerichtet fände.

KÖN. PR. FR. UNIVERS. ZV HALLE

Vorbericht des Herrn Hofrath Leſſing.

Was ich unter dieſer Aufſchrift (das nj in dem Worte **Maranjon** ſtehet anſtatt des Spaniſchen nicht doppelten ſondern circumflectirten ñ, welches in unſern Druckereyen nicht gebräuchlich iſt) hier mittheilen will, daran hat mich eine Stelle in der Reiſebeſchreibung des **Antonio de Ulloa** erinnert, die ich vor allen Dingen meinem Leſer vorlegen muß.

Don Antonio kömmt, bey Beſchreibung der Provinz Quito, auf das, was dieſe Gegend ſo beſonders merkwürdig macht, den größten aller noch bekannten Flüſſe, den **Amazonenfluß**; welchen Namen er unter uns am gewöhnlichſten zu führen pflegt. Aber es iſt dieſes weder ſein einziger noch ſein vornehmſter Name, und Don Antonio drückt ſich darüber folgendermaaſſen aus: *) „Dieſer „berühmte Fluß, ſagt er, welcher unter allen denjenigen der größte iſt, die in der heiligen und „weltlichen Geſchichte als merkwürdige große Strö-

---

*) Nach der deutſchen Ueberſetzung im 9ten Bande der allgemeinen Reiſen. S. 284.

„me angeführt werden, iſt unter drey verſchiedenen
„Namen bekannt. Der Ruf von ſeiner Größe hat
„ſich ſo weit ausgebreitet, daß er unter jeglichen
„von dieſen drey Namen gleich deutlich verſtanden
„wird. So wohl der eine, als die andern, geben
„ſeine Majeſtät und Größe auf gleiche Weiſe zu
„erkennen, und deuten den Vorzug an, welchen er
„unter allen denen Strömen mit Recht fordern
„kann, die Europa wäſſern und fruchtbar machen.
„Daß ihm verſchiedene Namen zugeeignet werden,
„könnte man ohne Zweifel ſo auslegen, daß ein
„jeglicher deren, gleichſam unter einem dunkeln
„Räthſel, einen von denjenigen Strömen andeu-
„ten und in ſich begreifen ſollte, welche in den übri-
„gen drey Theilen der Welt die berühmteſten ſind.
„Ich verſtehe dadurch in Europa die Donau, in
„Aſien den Ganges, und in Africa den Nil.

Dieſes Raiſonnement ſcheint mir ein wenig ſehr ſpaniſch, und der aufgedunſenen leeren Beredſamkeit eines Dominicaners würdiger, als der Reiſebeſchreibung eines Philoſophen. Beſonders begreife ich nicht, wie die verſchiedenen Namen des Fluſſes, von dem die Rede iſt, einer ſowohl als der andere, die Majeſtät und Größe deſſelben auf gleiche Weiſe zu erkennen geben ſollen. Dieſes wird zwar nochmals wiederhohlt, aber im geringſten nicht näher erklärt. Er fährt fort:

„Die drey Namen, wodurch die Größe dieſes
„Stromes angedeutet wird, ſind folgende: der
„**Maranjon**, der **Amazonenfluß** und der **Orel-**
„**lana**. Man kann aber von keinem mit Gewiß-

„heit ſagen, daß er der erſte geweſen ſey, den der „Strom geführt, ehe die Spanier ihn entdeckten. „Man weiß auch nicht, wie ihn die Indianer genannt haben; ob es wohl glaublich iſt, daß ſie „ihm einen, und manchmal auch wohl mehrere Namen beygelegt haben müſſen. Da verſchiedne „Nationen an ſeinen Ufern wohnten: ſo war es „ganz natürlich, daß eine jegliche ihm einen beſondern Namen beylegte, oder denjenigen beybehielt, „den ihm eine andere Nation gegeben hatte. Allein die erſten Spanier, welche hierher gekommen „ſind, haben ſich entweder nicht genugſam darum „bekümmert, oder ſind gleich damals, durch die „übrigen Namen, die man dieſem Strome beylegte, „in Verwirrung geſetzt worden, ſo daß das Andenken derſelben in der Geſchichte nirgends aufbehalten worden iſt.

„In Anſehung des Alters hat der Name „**Maranjon** den Vorzug. Einige Schriftſteller „geben zwar vor, er ſey neuer, als die beyden übrigen: man hat aber Urſache zu glauben, daß ſie „ſich ſowohl hierinnen, als auch in der Urſache, „die ſie davon anführen, geirret haben. Sie ſetzen „voraus, daß er ihm von den Spaniern beygelegt „worden ſey, welche mit **Pedro de Orſua**, in den „Jahren 1559 und 1560, hierher gekommen ſind. „Es iſt aber gewiß, daß er dieſen Namen ſchon „viele Jahre zuvor geführet hat. Denn indem „**Pedro Martyr de Angleria**, in ſeinen **Decades** *), von der Entdeckung der Küſte von „Braſilien handelt, die im Jahre 1500 durch

---

*) Dec. I. lib. 9.

„**Vincent Nunjez Pinzon** geſchehen iſt: ſo erzählt er unter andern, daß er an einen Fluß gekommen ſey, der den Namen Maranjon geführet „habe. Dieſes Buch wurde im Jahre 1516 gedruckt, lange zuvor, ehe **Gonzalo Pizarro** die „Entdeckung deſſelben, und die Eroberung zu Lande „unternahm, und ehe **Franciſco de Orellana** „auf demſelben ſchiffete. Daher iſt kein Zweifel, „daß er nicht ſchon damals den Namen **Maranjon** geführt haben ſollte. Allein es iſt nichts „leichtes, die Zeit zu beſtimmen, wenn er dieſen „Namen erhalten hat, oder den Urſprung deſſen „mit einiger Gewißheit anzugeben. Man findet „von keinem von beyden ſolche Nachrichten, wodurch aller Zweifel gehoben werden könnte. Einige folgen dem **Auguſtin von Zarate** *), „und leiten dieſe Benennung von dem Namen eines „Spaniſchen Hauptmanns, **Maranjon**, her. „Sie geben vor, weil dieſer Hauptmann zuerſt „darauf geſchiffet ſey, ſo habe der Strom von ihm „ſeinen Namen erhalten. Dieſe Meynung hat „aber mehr Schein als Grund. Man ſieht, daß „ſie ſich blos auf die Gleichheit der Namen gründet, welches aber ein ſehr ſchwacher Grund iſt. „Ueber dieſes findet man in den Geſchichten nirgends etwas von einem ſolchen Hauptmanne, wo „von Entdeckung dieſer Königreiche gehandelt wird. „Man findet in keiner Erzählung einige Meldung „von dieſem Entdecker, oder von ſeiner Entdeckung. „Man kann daraus ſchlieſſen, daß **Zarate** daher, „weil dieſer Strom **Maranjon** genennet wurde,

---

*) Hiſt. del. Peru, lib. 4. c. 4.

„geurtheilet habe, derſelbe müſſe ſeinen Namen
„von jemanden erhalten haben, der darauf geſchiffet
„ſey. Wären ihm mehr Umſtände davon bekannt
„geweſen: ſo könnte man ſicherlich glauben, daß er
„die Nachrichten von ſolcher Entdeckung ſeiner
„Geſchichte mit einverleibt haben würde. Und
„wenn er ſie auch weggelaſſen, und für nicht wichtig
„genug gehalten hätte: ſo würden doch nicht
„alle Geſchichtſchreiber eben ſo geurtheilet, und das
„Andenken eines Spaniers in die Vergeſſenheit
„geſtellt haben, von welchem der größte Fluß, den
„man in der Welt kennet, ſeinen Namen erhalten
„haben ſoll. Das wahrſcheinlichſte ſcheinet zu ſeyn,
„daß **Vincente Nunjez Pinzon**, da er hierher
„kam, den Strom von den Indianern, die auf den
„vielen Inſeln deſſelben, oder an ſeinen Ufern,
„wohnten, mit dieſem, oder einem andern Namen,
„der einen ähnlichen Laut hatte, nennen gehöret,
„und daher geglaubet, und geſagt habe, daß er
„den Namen **Maranjon** führe. Ueberhaupt iſt
„unleugbar, daß der Name **Maranjon**, wegen
„ſeines Alterthums, den Vorzug habe; und daß
„ihm denſelben weder **Orſua**, noch ſeine Leute,
„gegeben, und damit auf die Unruhen und Zänkereyen
„gezielt haben, die ſie unter einander hatten,
„und welche im Spaniſchen **Maranjas** genannt
„werden. Eben ſo wenig kann man auch ſagen,
„daß er unter der großen Menge von Inſeln verlohren
„worden ſey, welche, wie einige Geſchichtſchreiber
„ſagen, gleichſam einen verwirrten Irrgarten
„von verſchiednen Canälen vorſtellen.

„Der auf den vorhergehenden folgende Name „iſt der Amazonenfluß. **Franciſco de Orellano** „hat dem Strome dieſen Namen deswegen beygelegt“ —— Doch weiter brauche ich nicht abzuſchreiben. Wer wiſſen will, was **Don Antonio** von den beiden übrigen Namen ſagt, kann es bey ihm ſelbſt nachleſen. Ich habe hier blos über den erſtern eine Anmerkung zu machen, die zu einer weitern nicht unerheblichen Nachforſchung Gelegenheit geben kann. Nicht zwar, als ob ich nähere Nachricht eingezogen hätte, woher dieſer Namen ganz ungezweifelt komme. Aber eine Wahrſcheinlichkeit mehr kann aus dem, was ich ſagen will, doch erwachſen, daß er ſich von dem erſten Europäiſchen Entdecker gleiches Namens herſchreibe.

Denn daß man überhaupt von keinem Spaniſchen Hauptmanne dieſes Namens wiſſe; daß **Zarate** einen ſolchen blos gemuthmaßt habe; daß alle andere Geſchichtſchreiber, als von einem Weſen der Einbildung, von ihm ſchweigen: das iſt es, was ich dem Don Antonio widerſprechen muß. Ich weiß nehmlich ſo zuverläſſig, als man dergleichen Dinge nur wiſſen kann, daß es allerdings einen **Maranjon** gegeben, der mit ſeinem vollſtändigen Geſchlechtsnamen **Maranjon y Gran Para** hieß, an welchen man hier wohl denken könnte, indem ihm die Entdeckungen und geographiſche Beſtimmung eines größern Strich Landes in Amerika beygelegt wird, als nur immer von einem Seefahrer zu rühmen iſt; und ſich dieſer nehmliche von ihm entdeckte Strich Landes gerade von dem Amazonenfluſſe oder **Maranjon** anfängt. Freylich folgt daraus noch nicht, daß dieſer Fluß von ihm den Namen habe, weil ich in eben der Quelle, die mich von ſeinen Entdeckungen unterrichtet, auch finde, daß er unter gleichem Himmel ohngefähr geboren, und er eben ſo wohl, ja noch eher, den Namen von dem Fluſſe, als der Fluß den Namen von ihm erhalten haben könnte. Aber ſo viel folgt doch, daß das Vorgeben des **Zarate** nicht ſo gar ungegründet iſt, als es **Don Antonio** uns gern machen möchte.

Und zwar weiß ich dieſes, wovon Don Antonio nichts wiſſen will, aus einem kleinen aber ſehr glaubwürdigen Spaniſchen Aufſatze, wovon ſich eine Abſchrift unter den Manuſcripten unſerer Bibliothek befindet. Er enthält nehmlich, dieſer Aufſatz, die ausdrückliche Beſchreibung der **Ein Tauſend und Acht und Dreyßig** Meilen, welche ſich von der Mündung des Amazonenfluſſes an, ſüdoſtlich um ganz Braſilien und Parraguay bis an den Fluß **de la Plata** erſtrecken, und vom **Maranjon y Gran Para** entdeckt und erobert zu ſeyn geſagt werden. Er iſt von einem Manne verfertiget, der viele Jahre die daſigen Gegenden bereiſet zu haben, verſichert; und iſt an einen Mann gerichtet, an den man ausgemachte Unwahrheiten wohl nicht ſchreiben durfte, an den Miniſter, Grafen von **Olivares**. Nun erhellet aus dieſem letztern Umſtande freylich, daß er nicht zur Zeit der beſagten Entdeckung ſelbſt kann geſchrieben ſeyn. Aber um ſoviel unſtreitiger müſſen doch die Anſprüche des benannten Entdeckers geweſen ſeyn, wenn man noch damals, als von einer bekannten Sache, davon hat ſprechen dürfen. Der Verfaſſer nennet ſich **Pedro Cudena**, und die Zueignungsſchrift an den Grafen von **Olivares** iſt vom Jahre 1634. Damals hatten die Holländer ohnlängſt Braſilien erobert und ſich darinn feſtgeſetzt. Vielleicht alſo, daß **Cudena** dieſe ſeine Beſchreibung vornehmlich darum mit an den Grafen von **Olivares** richtete, um ihn mit dem Umfange und der Wichtigkeit dieſes Verluſtes deſto bekannter zu machen, und zur baldigen Wiedereroberung deſtomehr aufzumuntern. ——

Was ſonſt dieſen Aufſatz des **Cudena** anbelangt, ſo iſt er in ſehr mißlichen Umſtänden bey uns erhalten worden. Das Spaniſche Original iſt ſehr fehlerhaft copiret, und die alte Deutſche Ueberſetzung, die ſich dabey findet, iſt ſo ſchülerhaft und kauderwelſch, daß der Urheber weder das Spaniſche, noch das Deutſche, noch die Sachen muß verſtanden haben.

Schwerlich alſo, daß ich es der Mühe würde werth gehalten haben, ihn meinen Leſern in ſeinem ganzen Umfange vorzulegen, wenn mir nicht noch beygefallen wäre, das Urtheil eines kundigen Mannes darüber einzuhohlen. Und wer konnte dieſes hier anders ſeyn, als der Verfaſſer der vortrefflichen **Beſchreibung des Brittiſchen Amerika**? Ich wußte, daß dieſer Gelehrte ſeit geraumer Zeit an einer ähnlichen Beſchreibung des geſammten Amerika arbeitet; und wußte, daß ein ſo ſorgfältiger Schriftſteller von ſeinem Gegenſtande lieber zu wenig, als zu viel geleſen zu haben wünſchen würde.

Kaum aber nahm ihn unſer Herr Rektor **Leiſte** in die Hände, als er ſogleich erkannte, daß wir, nach **Laet** und **Barläus**, noch bis itzt wenige oder gar keine nähere und neuere Nachrichten von Braſilien hätten, als darinn enthalten wären. Es iſt kaum glaublich, wie weit wir in der Kenntniß der Amerikaniſchen Länder, die unter Spaniſcher und Portugieſiſcher Bothmäßigkeit ſtehen, ſeit anderthalbhundert Jahren zurück ſind: und doch iſt es wahr. Nur die Völker ſollten die Welt beſitzen, welche die Welt der Welt doch wenigſtens bekannt machen!

Auch hatte Herr **Leiſte** einen glücklichen Einfall über die Perſon meines **Maranjon**; und ſahe überhaupt eine ſo reiche Erndte von mancherley nützlichen Anmerkungen vor ſich, zu welchen die nähere Erwägung des Spaniſchen Aufſatzes, und die Vergleichung deſſelben mit hin und wieder zerſtreuten Nachrichten Gelegenheit geben könnte, daß ich ihn erſuchte, ſie insgeſammt auf das Papier zu werfen, um in ihrer Begleitung ſodann das Ganze deſto ſichrer und brauchbarer an den Tag zu ziehen.

Er hat die Güte gehabt, es zu thun; und ihm haben es größten Theils meine Leſer ſogar zu verdanken, daß der Aufſatz ſelbſt, ſowohl in ſeinem Grundtexte, als in ſeiner Ueberſetzung, um ein vieles leſerlicher geworden. Beſonders hat er in der letztern eine Menge Ungereimtheiten verbeſſert; z. E. Ingenios de Açucar, welches überall **Arten Zucker** überſetzt war, in **Zucker-Mühlen** verwandelt, die es offenbar bedeuten: ob er ſich ſchon nicht vermißt, dergleichen Vergehungen alle gehoben zu haben. Denn einige derſelben, die ſelbſt einem, welcher der Sprache nur ein wenig mächtig iſt, ſogleich in die Augen fallen, hat er auf meine Vorbitte ſtehen laſſen, damit es doch nicht an allen Spuren des alten Wuſtes fehle: und andere waren zu tief verwebt, einem andern Mittel, als einer ganz neuen Ueberſetzung, weichen zu wollen, die ſich nicht der Mühe verlohnte. Unter jene gehört der Fehler, welcher ſelbſt auf dem Titel ſtehen geblieben, durch den der alte Ueberſetzer aus dem nothwendig zuſammen gehörenden Namen **Maranjon y Gran Para** zwey verſchiedene Perſonen gemacht hat, wovon die eine **Maranjon** und die andere **Gran Para** geheiſſen.

Diſcripcion
de mil y treinta y ocho leguas de tierra
# del eſto de Braſil,
conquiſta
del Marañon y Gran Pará
per ſus verdaderos rumbos,
y de ſetenta leguas que tienne de boca el Rio de las
Amazonas, que eſta en la linea Equinocial, y de qua-
renta y ſeis leguas, que tienne de boca el Rio de la
Plata, que eſta en treinta y ſeis grados de la banda
del ſur de la dicha linea Equinocial, como todo
ſe mueſtra a baxo.

Beſchreibung
der Länder von Braſil
auf 1038 Meilen,
ſo erobert und erfunden worden ſind
von
Maranjon und Gran Para,
durch ihre richtige Seecompas,
wie auch des Fluſſes de las Amazonas, welcher unter
der Aequinoctial-Linie liegt, und 70 Meilen hat in ſei-
ner Mündung, wie auch des Fluſſes de la Plata, ſo
46 Meilen hat in der Mündung, und liegt 36 Grad
von der Linje Aequinoctial gegen Süden, wie alles
mit mehrern folget.

A Don Gaſpar de Gusmann,

Conde de Olivares, Duque de San Lucar la mayor, Marques de Cliche, de los Conſeyos d'eſtado y guerra de Magd. ſu Cavallerico Mayor, Commendador Mayor de Alcantara, y Chanciller mayor de las Indias Occidentales, Capitan general de la Cavalleria de Eſpaña y Perpetuo de Sevilla y ſu tierra, Alcaide perpetuo de las Reales Alcaçares de aquella Ciudad y de ſus Ataracanas, Aguacil mayor de la Caſa de la Contration de las Indias, y Correo mayor dellas:

Ex$_{me}$ *Señor,*

Eſta relacion breve de grandes ſitios, y eſta pequena mueſtra de maravilloſas obras de naturaleza pongo a los pies de V. Exia. por ſaber que a la grandeza de ſu capacidad no es neceſſaria mas noticia, para que lo comprenda todo, ni a la infinidad de tantas occupationes es razon cargar con prolixos eſcritos. Propongo como en tabla, a donde ſin dano de la verdad, aunque con menos cabo de la largueza, ſe repreſentan los mares y las tierras, y lo que he viſto y experimentado en la coſta del Braſil, dandome por premiado de todos mis trabaios conque ſean admitados de V. Exa. cuya vida ſea la que deſſeamos ſus criados para aumento de la religion Chriſtiana, y bien deſtos Reinos.

Madrid 20 de Septemb. 1634.

Criado

do V. Exia

Pedro Cudena.

Dem Hochwohlgebohrnen Herrn,

Don Gaſpar de Gusmann, Grafen von Olivares,
Herzogen von San Lucar dem groſſen, Marggrafen
von Cliche, Königl. Majeſtät in Spanien Geheimen
Eſtat und Kriegesrath, Oberſtallmeiſter und Ober-Commandeur von Alcantara, Gros-Canzler über Indien,
General-Capitain über die Reuterey von Spanien,
und Immerwehrender von Sevilla und derſelben Länder,
Immerwehrender Caſtellan der Königl. Häuſer derſelben
Stadt und ihrer Zeughäuſer, Ober-Inſpector des
Oſtindianiſchen Handelhauſes und Ober-
Poſtmeiſter über Indien.

Hochwohlgebohrner Herr,

Dieſe kurze Relation von ſo großen Ländern, und dieſe kleine Darſtellung ihrer wunderlichen natürlichen Wirkungen, lege ich zu den Füſſen Ewer Excellenz, woll wiſſend, daß zu ihrem groſſen Verſtande Sie nicht mehr zu wiſſen nöthig hat, daß Sie nicht alles ſollte begreifen können; ſo iſt es auch nicht billig, bey Ihren vielen hohen Geſchäften Sie zu beſchweren mit weitläuftigen Schriften. Ich ſtelle für gleichſam in einer Tafel, das Sie mit Grund der Wahrheit daraus erſehen kann, ſo wol das Waſſer als das Land, und alles was ich geſehen und erfahren hab an der Küſten von Braſil, und gib mich ſelbſten vor eine Widervergeltung aller meiner Arbeit, da es nur wol wird angenommen werden von Ew. Excellenz. Gott laſſe Sie leben, ſo lange Ihre Diener Ihr daß Leben wünſchen, zur Aufnehmung der wahren Religion, und dieſen Königreichen zum Beſten. Madrid, den 20ſten Septembr. 1634.

Ew. Excellenz

gehorſamer Diener
Pedro Cudena.

En un grado y tres quartos de grado de la banda del Norte de la linea Equinocial eſta el Cabo, que ſe dize del Norte, a do empieça el Rio de las Amazonas, y la tierra de las Indias Occidentales; y en do para Sueſte en eſto Cabo eſta un pueblo grande d' Ingleſes y Olandeſes, que labran tabaco y oſtros frutos de la tierra ſin contradicion de nadie.

Del Cabo del Norte ſetenta leguas a la Sueſte eſtà el Cabo del Maracana, que es en linea Equinocial, y en ella empieçan las tierras de la conquiſta del Marañon y Gran Para, y las dichas ſetenta leguas ſon las que tenne de boca el dicho Rio de las Amazonas de ancho. En laqual y por el arriba para el Sur ay muchas Ilas, y una dellas, que ſe dize de las Juanes; tienne ſetenta leguas de largo y diez de ancho; eſte Rio ſe navega nueue cientas leguas, y a quatro cientas leguas crece la marea quatro bracas.

Del Cabo de Maracana al Sur Sudueſte treinta y cinco leguas eſta la Ciudad de Navidad del Gran Pará, en dos grados auſtrales; es gobierno ſugeto al Marañon. Del Cabo Maracana ciento y viente leguas a Leſte, quarta a Sueſte, eſta el Cabo de Cuma en dos grados auſtrales, y en el empieca la boca del Rio Marañon, que tienne viente leguas. De coſta ay muchos rios

* * *

Auf 1 Grad und ¾ von der Linie Aequinoctial gegen Norden iſt das ſogenannte **Cabo del Norte.** Daſelbſt fängt an der Fluß **de las Amazonas**, und das Land von Indien, wenn man reiſet gegen Südoſt; an dieſem End wohnet ein groſſes Volk von Engliſchen und Holländern, welche Taback zubereiten, und ander Früchte des Landes, und iſt niemand, der es ihnen wehret.

Von **Cabo del Norte** 70 Meilen gegen Südoſt liegt das **Cabo del Maracana**, ſo da iſt unter der Aequinoctial-Linie; und da fangen an die Länder, ſo da erobert ſind von **Marañon** und **Gran Para**, und dieſe 70 Meilen ſind eben die, ſo da in Umbgreif hat an der Mündung der Fluß **de las Amazonas** in der Breite. In und über demſelben gegen Süden hat es viel Inſeln, darunter eine genannt wird **de las Juanes**; hat 70 Meilen in die Länge, und 10 in die Breite. Auf dieſen Fluß wird gefahren bis auf die 900 Meilen; und auf 400 Meilen wächſt die Ebbe und Flut 4 Ellen.

Von **Cabo de Maraçana** 35 Meilen gegen Süd-Südweſten iſt die Stadt, darinn gebohren iſt der **Gran Para** auf zwey Grad gegen Süden; und iſt dem **Marañon** unterworffen. Von **Cabo Maracana** 120 Meilen gegen Oſt gen Süd liegt das **Cabo de Cuma**, auf zwey Grad gegen Süden; und daſelbſt fängt an der Mund des Fluſſes **Marañon**, ſo da 20 Meilen in ſich hat. An der Küſte ſeind noch andre ſchnelle

caudaloſes; los ſeis principales ſe dizen Cutipura, Caite, Guaropi, Caravata, Turi, Cuma; pero no tienen portos, perque ay muchos baxios, y poco ſondo.

Del Cabo de Cuma veinte leguas a Leſte quarta al Sueſte eſta el Cabo de la Perea, en dos grados auſtrales, y es la boca del dicho rio, y en ella eſta la Isla, que tienne quinze leguas de largo, y diez de ancho; a do eſta la ciudad cabeça del Marañon, en la miſma altura.

Del Cabo de la Perea ciento y viente leguas a Leſte quarta al Sueſta la miſma altura eſta el cabo, y Rio de Siarà, y en ellos muchos Rios. Los principales ſe dizen Para, Camoſi, Jeracoaquara, Cororuibe, Modoita, Pernambuco, Siarà. A qui haze una enſenada, a do eſta el pueblo y Caſtillo, que ſe dize Santingo deſte governo de Siara, que es ſugeto al Marañon. En la dicha coſta no a y puertos para baſceles, y en la enſenada del Siará dan ſondo todos los, que quiſieren.

Desde Siarà cien leguas a Les ſueſte eſtà el Cabo de Peranduba. Aqui acaba el deſtrito del Marañon, y empieça el del Braſil, y en eſta coſta ay muchos Rios, Los principales ſon tres, y ſe dizen Jongaaribe, Gonmàre, y de la Miel.

Y eſtos tres gouvernos del Para, Marañon, y Siará, tienen de Diſtricto trecientas y noventa y dos leguas, y en particular no eſta evalado a

cado

Ströme; die 6 fürnehmſten davon werden genannt **Cutipura, Caite, Guaropi, Caravata, Turi, Cuma**; ſie haben aber keinen Hafen, denn es viel Sandbänke hat, und wenig Grund.

Von **Cabo de Cuma** 20 Meil von Süden zu Südoſten liegt **el Cabo de la Perea**, auf 2 Grad Südwerts, und iſt der Mund des vorgemeldten Stroms, und in demſelben iſt die Inſel, ſo da 15 Meilen lang iſt, und 10 breit; dar iſt die Hauptſtadt des **Marañon**, und in derſelben Höhe. Hundert und zweinzig Meil von **Cabo de la Perea**, gegen Oſt gen Süd, in derſelben Höhe lieget das **Cabo** und der Fluß von **Siara**, und hat noch viel andere Flüſſe. Die fürnemſten werden genannt **Para, Camoſi, Jeracoaquara, Cororuibe, Modoita, Pernambuco, Siara.** Hier macht der Flus einen Buſem, da Leut wohnen, und iſt ein **Caſtell**, ſo genannt wird **Santingo**, gehöret unter das **Gouvernement** von **Siara**, und iſt unterworfen dem **Maranjon**; an demſelben Strand hat es keine Hafen vor die Schiff. In dem Buſen **del Siara** können ſo viel Schiff liegen, als nur wollen. Fünf Meilen von **Siara**, gegen Oſt Süd Oſt, lieget **el Cabo de Peranduba** Hier endiget ſich das Gebiet des **Marañon**, und fängt an das Land von Braſil. An dieſer Küſten hat es auch viel Flüs; der fürnemſten ſeind 3, und werden genannt **Jongaaribe, Gonmare** und **de la Miel.**

Dieſe 3 **Gouvernement** des **Para**, **Marañon** und **Siara** haben in Umbkreys 392 Meilen, und iſt nicht ſonderlich abgetheilet, was ein je-

cado uno lo que ha de tener. Valen los diezmos dellos dos mil eſcudos de diez Reales, tienen de Cargas quarenta mil eſcudos. Vale el Comercio particular dellos quarenta mil eſcudos, que ſe compone de Algodon, tabaco, açucar, madera, y otros generos; y tienen ya dos ingenios de açucar, y buonas tierras para hazer otros; y ſe pueden fabricar cado anno en eſtos gobiernos doze Galeones de a mil toneladas cada uno, y doze de a ſeis centas toneladas cada uno y pueden venir cargados de maderas lauradas, para hazer otros Galeones en Eſpaña; porque ay muchas, y muy buenas, y faciles de traer a deſerbiere de hazer la fabrica, y coſtaran quatro mil eſcudos de a diez reales cada cien tonneladas. Por el precio de la tierra beneficiado eſte precio la mitad menos.

Braſil.

Del Cabo de Peranduba, a do impieca el eſtado del Braſil, a Lesſueſte quarenta leguas eſta la fortaleza del Rio grande, en cinco grados auſtrales, y ſeriada de agua toda, y desde ally á media legua eſta la *Ciudad de los Reyes*, que es gouierno ſugeto al Braſil, y tiene ſinquenta leguas de deſtricto por la marina, y quatro puertos, que ſe dizen Rio grande, Punta negra, Puerto de Buſios, Bahia fermoſa, de tres y quatro braças de baxa mar. Su commercio es interior, y ſe compone de ganado, algodan, açucar, y ambar. Ay dos ingenios de açucar. Valen los diezmos ſei centos y cinquenta eſcudos, y las cargas miene mil eſcudos; es govierno del Rey.

Rio

der haben ſoll. Die Zehenden bringen 2000 Cronen, zu 10 Realen, was geladen wird auf Schiff, bringet 40000 Cronen; an Baumwolle, Toback, Zucker und Holz und andere Waren; und haben zwey Zucker-Mühlen, und ein gut Land, noch andere zu machen; es können jährlich in dieſen Ländern gebauet werden 12 Galeonen, eine jede trag 1000 Laſt, und 12 von denen, die 600 Laſt tragen, und können geladen werden mit zubereiteten Holz, umb andere Galeocken zu machen, in Spanien. Dann des Holzes viel iſt, und auch ſehr gut, und kann gebrauchet werden, zu was man nur will; ein ſolch Gebäu zu machen wird koſten 4000 Cronen, zu 10 Realen, jede 100 Laſt. Wegen des guten Kaufs im Lande kann man es die Hälfte geringer haben.

Braſil.

Von **Cabo de Peranduba**, allda anfenget das Gebiet von **Braſil**, nach Oſtſüdoſt 40 Meil, lieget die Veſtung **del Rio grande** auf 5 Grad gegen Süden, iſt ganz mit Waſſer beſchloſſen, und von dar eine halbe Meil iſt die **Königs Stadt**, welche unter **Braſil** gehöret, hat 50 Meil in ſeinem Diſtrict nach der See zu, und 4 Hafen, welche genannt werden **Rio grande**, **Punta negra**, **Puerto de Buſios**, und **Bahia fermoſa**, von 3½ Ellen niedrige Waſſer. Der Handel iſt innerhalb des Landes an Viehe, Wolle, Zucker, und Ambra. Es hat zwey Zucker-Mühlen. Die Zehenden davon bringen 650 Cronen, und die Ladung komt auf 1000 Cronen; iſt das Gebiet des Königs.

Rio grande.

Sinco leguas desde inſtillo para el Norte eſtan los baxios que ſe dizen de San Roque. Seſſanta leguas desde Caſtillo a Les Nordeſte eſtà la Isla da Fernan de Norona, a donde los Olandoſes van hazer aqua, y refreſcar de carnes, que tienne muchas, y eſpalmar ſus baxeles para ir a robar á la coſta del Braſil y a las Indias Orientales, tienne muy lindo puerto para ello.

Parayba.

Del Rio grande al Susneſte quarenta leguas eſta el Cabo Blanco, y antes del quatro leguas eſta el Rio de la Parayba y en el el fuerte del Cabedelo, y de la quatro leguas por el Rio arriba la Cuidad de Filipea de Nueſtra Senora de las naciones, que es gouierno ſugeto al Braſil, y eſta en ſeis grados, y dos tercios de grado, y tienne viente leguas de deſtricto por la marina, y dos puertos, que ſe dizen Parayba, Bahia de la traycion, de quatro bracas de fondo de baxa mar. Su comercio vale ſeis cientos mil eſcudos, y ſe compone de açucar, tabaco, palo Braſil, algodon, y otros generos menudos. Cargan en el trienta naves cada año para Portugal de los frutos de la tierra. Valen los diezmos cada año diez mil eſcudos, tienne de cargas ſeis mil eſcudos. Puedenſe fabricar cada año dos navios de a trecienta toneladas cada uno, ſin hazer daño a los ingenios, y tienne viente y quatro ingenios de açucar.

Itama-

Rio grande.

Fünf Meil in dieſer Gegend gegen Norden ſind die Klippen, welche genannt werden **de San Roque**. 60 Meil von dieſem **Caſtel** nach Oſtnordoſt iſt die Inſel **Fernan de Norona**, da die Holländer friſch Waſſer holen, und auch mit Fleiſch ſich proviantiren, deſſen die Inſel viel hat. Beſſern auch ihre Schiff da aus, das ſie, um zu rauben, nach der Küſte von **Braſil**, und nach Oſtindien fahren können; hat auch einen guten Hafen.

Parayba.

Von **Rio grande** nach Süd gen Oſt 40 Meil lieget **el Cabo Blanco**, und 4 Meil vor demſelben iſt der Flus **de la Parayba**, und in demſelben die Schanz **del Cabedelo**, und 4 Meil von dar eben den Strom hinaufwerts die Stadt von **Filipea**, welche zu dem Land **Braſil** gehöret, lieget auf $6\frac{2}{3}$ Grad, und hat 20 Meil in Umbkreys, nach der Seekant, und 2 Hafen, welche genannt werden **Parayba**, und **Bahia de traycion**, hat 4 Ellen tief Waſſer. Die Handlung bringet 600 tauſend Cronen, und iſt von Zucker, Toback, Braſiliſch Holz, Baumwollen und andern kleinen Wahren. Sie beladen 20 Schiff jährlich vor Portugall von den Früchten des Landes. Die Zehenden kommen jährlich auf zehn tauſend Cronen; von den Ladungen 6000 Cronen. Es können jährlich gebauet werden 2 Schiff, ein jedes von 300 Laſt, und thut der Hölzung keinen Schaden; es hat auf 24 Zucker-Mühlen.

Itamaracá.

Del Cabo Blanco viente y ocho leguas al Susneſte eſta el Cabo de ſan Auguſtin en 9 grados: entre eſtos cabas en ocho grados eſtà la Isla de Itamaraca, y en ella la Villa de Nueſtra Señora de la Concepcion, que es Gouvierno del Conde de Monſanto, y ſugeto al del Braſil, y entre eſta Villa y la Parayba ay dos puertos, ſin el de la Isla principal, capazes de navios de todo fondo, que ſe dizen Puerto de los Franceſes y Catuaina; tienne treze leguas de deſtricto por la marina: Vale ſu comercio trezientos mil eſcudos, y ſe compone de lo mismo, que el de la Parayba, a donde, y a Pernambuco, van los frutos a cargar; y aqui cargan ſolamente quatro navios para Portugal al año de a ciento y viente toneladas cada uno. Valen los diezmos ſiete mil eſcudos al año, y tiene de cargas none cientos eſcudos al año; tiene deze ocho ingenios de açucar; puedenſe fabricar cada año diez baxelles de a trezientas toneladas.

Pernambuco.

Quatro leguas para el Sur de la Villa de Nueſtra Senora de la Concepcion, eſtá la Villa de Olinda, cabeça del Gouvierno de Pernambuco, que es de Duarte de Albuguerque: y mas al Sur una legua ſu puerto en ocho grados y medio, y ſe dize el Arreciſe, de tres braças de fondo; todo es ſugeto al Govierno del eſtado del Braſil. Tienne ſinquenta leguas de diſtricto,

Su

Itamaraca.

28 Meil von **Cabo Blanco** nach Südweſten lieget **el Cabo de San Auguſtin**, auf 9 Grad. Zwiſchen dieſen beyden auf 8 Grad lieget die Inſel von **Itamaraca** und auf derſelben das Schloß Unſerer lieben Frauen der Empfängnüß, welches beſitzet der Graff **de Monſanto**, und gehört zu **Braſil**; zwiſchen dieſem Schloß und **la Parayba**, hat es 2 Haſen, ohne dem fürnemſten der Inſel, und können Schiff darinnen liegen, ſo gros ſie auch ſeyn, und werden genannt der Haſen der Franzoſen, und **Catuaina**; begreifft 13 Meil im Diſtrikt, nach der Seekant. Der Handel bringet dreymal hundert tauſend Cronen, und hat eben die Wahren, welche da hat der Fluß **Parayba**, an welchem Ort, wie auch zu **Pernambuco**, ſie die Früchte einladen; und hier laden nur 4 Schiff jährlich vor Portugall, von 120 Laſt ein jedes Schiff. Die Zehenden kommen jährlich auf 7000 Cronen, und die Ladung bringet 900 Cronen jährlich; es hat 18 Zucker-Mühlen, es können gebauet werden jährlich 10 Schiff von 300 Laſt.

Pernambuco.

Vier Meil nach Süden von dem Schloß Unſerer L. Frauen der Empfängnis iſt das **Caſtel de Olinda**, die Hauptſtadt des **Gouvernements** von **Pernambuco**, welches gehört dem **Duarte de Albuquerque**, und beſſer nach Süden 1 Meil iſt der Haſen auf 8½ Grad, und wird genannt **el Arreciſe**; hat auf 3 Ellen Grund, gehöret ganz zu dem **Gouvernement** von **Braſil**, hat 50 Meil

Su commercio ſe compone de lo mismo, que quel de la Parayba, y Itamaraçà, y e eſtima cada año en dos milliones y medio ſin los retornos ſolo de los frutos de la tierra, porque tienne ciento y ſinquenta ingenios de açucar; y valen los diezmos ſinquenta mil escudos al año, y tienne de cargas quarenta y ſinco mil eſcuidos. Cargan para Portugal todos los años ciento y viente baxelles de a ciento y viente toneladas. Del Cabo de San Auguſtin quarenta leguas al Sudueſte quarta del Sur eſtá el Rio de San Francisco en diez grados y medio, y en eſta coſta muchos Rios; los principales ſon ſiete, que ſe dizen Poiucari, una legua del a Leſte, eſta la Isla de San Alexa, Rio Serinaem, Rio ſermoſo, Santo Antonio Miri, Santo Antonio guaçu, y Camaragibe, y luego dreho Rio San Françesco, qui tienne quatro leguas de ancho, y en el acaba el deſtricto de Pernambuco, y todos eſtos Rios no ſon capaces de tener en ſi baxales, porque tiennen poco ſondo.

Sirigipe del Rey.

Del Rio San Françisco viente leguas á Sudueſte y quarta al Vueſte eſta Sirigipe del Rey en onze grados auſtrales, y en el Rio la Ciudad de ſan Chriſtoual, que es govierno del Rey, y ſugeto a del Braſil, y en eſta coſta es la enſenada, que ſe dize de Unzia barriles, muy nombrada por ſu periglo, tiene quarenta y miene leguas de deſtricto par la marina; ſu comercio ſe compone de tabaco, ganado, algodon; tiene unas

minas

in Umbkreys. Der Handel iſt eben der, welcher iſt zu **Parayba**, und **Jtamarika**, wird jährlich geſchetzet auf 2½ Million, ohne was zurück kommt, nur allein bey den Früchten des Landes. Es hat hundert und funfzig Zucker-Mühlen. Die Zehenden kommen auf $\frac{m}{50}$ Cronen des Jahrs, die Ladung auf $\frac{m}{45}$ Cronen. Es werden vor Portugall beladen 120 Schiff, bey 120 Laſten. Von **Cabo de St. Auguſtin**, 40 Meil nach Südweſten gen Süden iſt der Fluß von S. Franceſco auf 10½ Grad, und an ſolcher Küſten hat es viel Flüs. Der fürnemſten ſind 7, welche genannt werden **Pojucari**, eine Meil von dar nach Oſten iſt die Jnſel von **San Alexa**, **Rio Serinaem**, **Rio fermoſo**, **Santo Antonio Miri**, **Santo Antonio Guacu**, **Camaragibe**, und nahe dabey el **Rio San Franceſco**, welcher 4 Meil breit iſt, und bey denſelben höret auf das Land von **Pernambuco**, und alle dieſe Flüs können keine Schiff laſſen, weiln ſie wenig Grund haben.

Sirigipe del Rey.

20 Meil bey **Rio S. Franceſco** nach Südweſten gen Weſten lieget **Sirigipe del Rey** auf 11 Grad Südwerts, und an dem Fluß die Stadt von **S. Chriſtoual**, welche ein Gouvernement des Königs iſt, und zu **Braſil** gehöret. An dieſer Küſten iſt der Buſen, ſo genannt wird **Unzia Barriles**, ſehr berühmt wegen der Gefahr, und hat 40 Meil in Umbkreys nach der Seekant. Der Handel ſo geführt wird, iſt von Toback, Viehe, Baum-

minas de metal, que es entre plata, y eſtano, que ſe dize Tutunaga; los diezmos van incluydos con los de la Bahia de todos Santos, tiene de cargas quinientos eſcudos.

Baybia de Todos Santos.

De Sirigippe del Rey treinta y ſinco leguas al Sudueſte eſta la Bahia de todos los Santos, cabeça del eſtado del Braſil, que es el Rey; de la punta de San Antonio una legua al Norte eſta la Ciudad del Salvador en trece grados auſtrales, y deſde la dicha punta San Antonio, ſeis leguas al Sudueſte quarta al Veſte, que es lonnicho de la boca de la Bahia, haze la punta deſinare; y en eſta coſta eſta el Rio Tapicura, y el Rio Real, y la torre de Garcia de Auila, y unas dunas de arena blanca, a que ſe dize Savanas, y una Isla, que ſe dize Tapoam, y cerca della el Rio Vermeio, tiene quarenta leguas de deſtricto por la marina, dos puertos, el principal de ſeis bracas de baxamar, el oltro ſe dize Jeguaripe, tiene poco fondo. Su comercio ſe compone de açucar, tabaco, algodon, palo Braſil y incaranda, ambar, aziete de Valenas, y ſe eſtiman en dos milliones, de que cargar cada año ochenta baxelles de a ciento y viente toneladas cada uno. Ay ochenta ingenios de açucar. Valen los diezmos ſeſſenta mil eſcudos, en que van encluydos los de los demas goviernos del Sur.

Baumwollen; es hat auch einige Bergwerk, iſt halb Silber, und halb Zinn, wird genannt **Tutunaga**. Die Zehenden werden eingeſchloſſen mit denen von **Bahia de Todos Santos**, die Ladung bringet 500 Cronen.

Bahia de Todos Santos.

Von **Sirigipe del Rey** 35 Meil nach Südweſten lieget **la Bahia de Todos los Santos**, das **Haupt-Gouvernement** von **Braſil**, welches dem Könige gehört. Von der Spitze **de San Antonio**, 1 Meil nach Norden, iſt die Stadt **del Salvador**, auf 13 Grad gegen Süden; und von gedachter Spitz **San Antonio** beſtimmen 6 Meilen nach Südweſt gen Weſt, quer über die Mündung gemeſſen, die Breite der Bay. Auch iſt auf dieſer Küſten der Fluß **Tapicura**, und **Rio Real**, und der Thurm **de Garcia de Avila**, und einige Dünen von weiſſen Sand; dahero es genannt wird **Savana**; und eine Inſel, welche genannt wird **Tapoam**, und umb dieſelbige bey Fluß **Vermejo**, hat 40 Meil im Begriff nach der Seekant zu, 2 Hafen, der fürnemſte von 6 Ellen niedrig Waſſer. Der andere wird genant **Jeguaripe**, hat wenig Grund. Die Handlung iſt von Zucker, Toback, Baumwolle, Braſilien-Holz, Amber, Oehl von Wallfiſchen, und wird geſchätzet auf 2 Millionen, davon laden ſie jährlich 80 Schiff von hundert und zwanzig Laſt ein jedes. Es hat 80 Zucker-Mühlen. Die Zehenden kommen auf $\frac{m}{80}$ Cronen, damit auch eingeſchloſſen ſind die von den übrigen Regierungen gegen Süden. Es kann

jährlich

Sur. Puedeſe ſabricar cada año en la Bahia una nao dela India, o quatro Galeones de a ocho cientas tonéladas cada uno, ſin dañoa los ingenios.

Isleos.

De la Punta de Tinare veinte y ſinco leguas al Sur en catorze grados, y dos tercios de grado, eſta la villa de ſan Jorge, que es del goviern0 de los Isleos de Francisco de Sa o de Meneſes, y en eſtas viente y cinco leguas eſta el morro de San Paulo, y el Camamu, tienne ſinquenta leguas de deſtricto, tres puertos capazes de navios de quatro cientas toneladas, y ſe dizen Isleos, Tambe, Pecitepe. Su comercio interior ſe compone de açucar, palo Braſil, tabaco, algodon, y harinas de palo, deque ſe haze el caſane quatro ingenios de açucar, y quinientos escudos de cargas. Puedenſe fabricar, cada anno quatro Galeones de a quatro cientas toneladas cada uno, ſin danno a los ingenios.

Puerto Seguro.

De los Isleos treinta y ſinco leguas al Sur eſtà Puerto Seguro, y en dicho puerto ſe hazen tres Rios todos capaces de baxeles de todo fondo, pourque tienne diez bracas de baxamar. El uno ſe llama ſanta Crux, donde eſtubo la poblacion antiga. Lo del medio eſtá la poblacion nuova, y en medio deſte Govierno de Puerto Seguro eſta en deziſeis grados y medio: (y es que

jährlich gebauet werden in **Bahia** ein Schiff von Jndien, oder 4 Galeonen von 800 Laſt, ohne Schaden der Hölzung.

Jsleos.

Von der Spitz **de Tinare** 25 Meil nach Süden, auf 14 ⅔ Grad, iſt das Schloß von St. Görge, welches iſt von der Regierung **de los Jsleos, de Franciſco de Sa**, oder von **Meneſes**; 25 Meil davon iſt der Fels von St. **Paul** und **Camamu**. Der Begriff iſt von 50 Meilen und hat 3 Hafen, welche Schiff von 400 Laſt herbergen können, und werden genannt **Jsleos, Cambe, Pecitepe**. Der Handel wird getrieben von Zucker, Braſilien-Holz, Toback, und Baumwollen, auch Mehl von Braſilien-Holz. Es hat vier Zucker-Mühlen. Die Ladung bringet 500 Cronen. Es können jährlich gebauet werden 4 Galeonen, zu 400 Laſt ein jedes, ohne Schaden der Hölzung.

Puerto Seguro.

35 Meil von **Jsleos** nach Süden iſt **Puerto Seguro**; und in dieſen Hafen ſamlen ſich 3 Flüs, darinnen liegen können Schiff von allerley Gröſſe. Denn die Tiefe iſt 10 Ellen Waſſer. Der eine wird genannt **Santa Crux**, da die alte Colonien geweſen ſind. Jn der Mitte ſind die neuen Colonien, und mitten im Land iſt der Hafen **Puerto Seguro**, lieget auf 16 ½ Grad, hat

de Don Alfonſo de Lencaſtre Germano del Ducque de Aveiro, y tienne en el titulo de Marques, y los Isleos ;) ay tres Rios , el uno ſe dize Rio grande, Curiruique, Santo Antonio, tiene ſinquenta leguas de deſtricto por la marina. Su comercio es del algodon, tabaco, y maderas y palo Braſil, tiene quinientos ſcudos de Cargas. Puedenſe fabricar cada Anno quatro Galeones de a ocho cientas toneladas cada uno, y ſu govierno es ſugeto al del Braſil.

Eſpirito Santo.

De Puerto Seguro viente y ſinco leguas al Sur eſtá el Cabo de Corumbabo, y del dicho Cabo treinta y ſinco leguas al Sur quarta al Sudueſte en viente grados eſtá la Villa de Corumbabo del govierno del Eſpirito Santo, que es de Francisco de Agniar continuo ſugeto al del Braſil, y en medio de eſtos dos goviernos eſtá el Rio de las Caravelas, tiene quarenta leguas de diſtricto por la marina, un puerto del miſmo nombre, y otro del Rio de las Caravelas: ſu comercio ſe compone de açucar, tabaco, algodon, y maderas, cargan ocho navios de ciento y viente toneladas cada año, ay ocho ingenios de açucar, vale el comercio ciento y ſinquenta mil eſcudos al año: Puedenſe fabricar quatro baceles de a ciento y ſinquenta toneladas cada uno: Seſſenta leguas al Ves Sudueſte ay unas minas de eſmeraldas.

Rio

und gehöret dem **Don Alfonſo de Lancaſtre**, ſo ein Bruder iſt des Herzogs **de Aveiro**, und hat dies unter dem Titel eines Marggrafen, wie auch **los Isleos**; begreift in ſich 3 Flüs. Der eine wird genannt **Rio Grande**, **Curiruique**, **Santo Antonio**, hat 50 Meil im Begriff nach der Seekant. Die Handlung iſt von Baumwollen, Toback, Brettern und Braſiliſch-Holz. Die Ladung bringet 500 Cronen. Es können jährlich gebauet werden 4 Galeonen, von 800 Laſten eine jede. Die Regierung gehöret zu dem Land Braſil, und iſt derſelben unterworfen.

Eſpirito Santo.

25 Meil nach Süden von **Puerto Seguro** iſt **el Cabo de Corumbabo**, und 35 Meil von dar nach Süd gen Weſt auf 20 Grad lieget das **Caſtel de Corumbabo** unter der Regierung **del Eſpirito Santo**, gehöret **Franciſco de Agniar**, welcher ein Vaſall iſt von dem Land Braſil. Mitten zwiſchen dieſen beyden Gouvernementen iſt der **Flus de las Caravelas**. Hat 40 Meil in Umbkreys nach der Seekant. Der Hafen hat eben dieſen Nahmen, und noch einen andern an dem **Flus de las Caravelas**. Die Handlung iſt von Zucker, Toback, Baumwollen und Bretern. Sie laden jährlich 8 Schiff von 120 Laſt ein jedes. Es hat 8 Zucker-Mühlen. Der Handel bringet jährlich $\overset{m}{150}$ Cronen. Es können 4 Schiff gebauet werden, von 150 Laſt ein jedes. 60 Meil nach Weſt Südweſten ſind einige Smaragdgruben.

Rio de Enero.

Del Eſpirito Santo quarenta y ſinco leguas al Sur eſtá el Cabo de San Thome en viente y dos grados y medio.

Del Cabo de San Thome viente y dos leguas al Sudueſte quarta al Sur eſtá el Cabo Frio, quinze leguas a Veſte eſtá el Rio de Enero en la miſma altura, es govierno ſugeto al del Braſil. La ciudad ſe llama San Sebaſtian; tiene treinta leguas de deſtricto, ſu puerto capaz para navios de toto fondo. Su comercio vale quinientos mil eſcudos, y es de açucar, tabaco, conſerva de membrillos, y gengibre, palo Braſil, maderas, ganado, y harinas de palo, que van para Angola: Sinco mil eſcudos de Carga: Seiſſenta ingenios de açucar: Cargan cada Año viente y ſincò navios de a ciento y viente tonelada: Puedenſe fabricar cada Anno ſeis gallones de ſeiscientas toneladas cada uno; ſin daño a los ingenios.

Angla de los Reyes, o Santo Amaro.

Del Rio de Enero quaranta leguas al Veſte quarta al Sudueſte eſta Curupare, y antés del veinte y dos leguas eſta el Angla de los Reyes, y allí la Villa de nueſtra Senora de la Concepcion, que es un gouierno poco poblado, por otro nombre ſe dize de Santo Amaro, de la Condeça de Vimiciro, ſugeto al del Braſil, eſta en viente y tres grados, y medio: tiené dieziſeis leguas de deſtricto, y dos puertos para pequenos baxeles, que ſe dizen Tojuca, Garatuba.

En

Rio de Enero.

45 Meil **del Eſpirito Santo** nach Süden lieget el **Cabo de San Thome** auf 22 ½ Grad. 22 Meil von **Cabo de San Thome** nach Südweſten gen Süd liegt el **Cabo Frio**, 15 Meil nach Weſten iſt der Flus **de Enero**, auf derſelben Höhe, gehöret zu der Regierung von **Braſil**. Die Stadt wird genannt **San Sebaſtian**, hat 30 Meil in Umbkreys, in den Hafen können einlaufen allerley Schiff. Die Handlung bringet $\frac{m}{100}$ Cronen, und iſt von Zucker, Toback, Quiten, Conſerven, und Jugwer, Braſilien-Holz, Breter, Schäferey, und Mehl von Braſilien-Holz wird nach Angola geſchicket. 5000 Cronen träget die Ladung; hat 60 Zucker-Mühlen. Es werden jährlich geladen 25 Schiff von 120 Laſt. Es können jährlich gebauet werden 6 Galeonen, von 600 Laſt eine-jede; ohne Schaden der Hölzung.

Angla de los Reyes, oder Santo Amaro.

40 Meil von **Rio de Enero** nach Weſt gen Süd lieget Curupare, und 22 Meil vorher el **Angla de los Reyes**, und daſelbſt das Schloß Unſerer L. Frauen der Empfängnuß; iſt ein Land ſo nicht gar volkreich iſt, wird ſonſten genannt **Santo Amaro**, gehört der Gräfin **de Vimiciro**, und ſtehet unter **Braſil**, lieget auf 23 ½ Grad, hat 16 Meil in Begriff, und 2 Hafen vor kleine Schiff, welche genannt werden **Tojuca**, **Garatuba.**

En la Angla de los Reyes van a eſpalmar, y refreſcar los ennemigos, que ban para el Sur, notienemas comercio en l' anchas, que con el Rio de Enero y S. Vincente, El qual ſe compone de harinas de palo, maderas, ganados y otras menadentias.

San Vincente.

De Curupare doze leguas a Veſte quarta al Veſte eſta el gouierno de San Vincente, y la Villa, que ſe dize de Santos, en viente y quatro grados, y un tercio. Doze leguas al Veſte deſta Villa de Santos ſtan los ſierres de Paranapiacaba en la cumbre y ſlano dellas eſta la Villa de ſan Pablo, donde eſtan unas minas de oro muy buenas, y ſe ſaca poco por la pereza de la giente da la tierra, y es el mas ſubido que ſe ſabe: eſte gouierno de San Vicente es del Conde de Monſanto, tiene doze leguas de deſtricto, tres puertos, que ſe dizen San Vicente, Capiuari, y Bertioga; todos capazes de nauios de todo fondo, porgne tiener ſeis, ocho y diez bracas de fondo de baxamar. Puedenſe fabricar cada año en ellos ſeis Galeones de a ocho cientos toneladas, cada uno. Carganen el doze navios para Angola, y la coſta del Braſil de los frutos de la tierra, que ſon trigo, açucar, conſervas de todo genero, algodon, y lienços del para todo ſervicio, hierro, y muchas carnes, vale ſa comercio ſinquenta mil eſcudos, y de Cargas quinientos eſcudos, tiene dos ingenios de acucar tres herrerias.

ruba. Auf **Angla de los Reyes** werden die Schiff ausgebeſſert, und mit Proviant verſehen, welche nach Süden gehen. Sie haben keinen Handel in die Weite, als nur mit **Rio de Enero** und **St. Vincente.** Der Handel wird getrieben von Mehl von Braſilien-Holz, von Bretern, und Viehe, und andern geringen Wahren.

San Vincento.

12 Meil von **Curupare** nach Weſten zu Südweſten lieget das Land von **San Vincente,** und das Schloß, ſo genannt wird **de Santos,** auf $24\frac{1}{3}$ Grad. 12 Meil von dieſem Schloß nach Weſten liegen die Länder von **Paranapiacaba.** Auf der Spitze iſt das Schloß **de San Pablo,** daſelbſt Goldgruben ſind, und wird wenig heraus gebracht wegen der Faulheit der Leut, ſo da wohnen; und iſt das beſte Gold, ſo man weiß. Dieſes Land **de San Vincente** iſt des Grafen von **Monſanto,** hat 12 Meil im Diſtrict, und 3 Hafen, welche genannt werden **San Vincente, Capiuari,** und **Bertioga,** können dar allerley Schiff einlaufen, haben 6, 8, 10 Ellen Grund im Waſſer. Es können jährlich gebauet werden 6 Galleonen, von 800 Laſt eine jede. Es werden 12 Schiff geladen nach **Angola,** und der Küſte von **Braſil,** von den Früchten des Landes, welche da ſind Getreide, Zucker, Conſerven von allerley Art, Baumwolle und Leinewand auf allerley Art, Eiſen, und viel Fleiſch. Die Handlung wird geſchätzet auf $\frac{m}{80}$ Cronen. Die Ladung 500 Cronen. Es hat zwey Zucker-Mühlen.

Cananea.

De San Vicente treinta y tres leguas al Sudueſte eſta el govierno de la Cananea, ſu pueblo en viente y ſinco grados auſtrales, tiene quarenta leguas de deſtricto, un puerto, que ſe dize Incaduarâ, capaz de baxeles de ciento y ſinquenta toneladas, y es de la Condeça de Vinverro, ſugeto al del Braſil, eſta poco poblado, y aſſyna le poco ſu comercio, que no lo tienne mas, que San Vicente, y ſe compone de algodon, tabaco, harinas de palo, carnes, y peſcado, deque es muy fertil. No tienne mas cargas, que lo que ſe dà a un Clerigo.- Puedenſe fabricar cada ano ſeis petaches o Caraueles de ciento y ſinquenta toneladas, porque tienne maderas de todo Genero para ellos.

Santa Anna.

De la Cananea ſetenta leguas al Sudueſte viente y nueue grados auſtrales eſta el Rio, y tierras de Upaua, y antes del en viente y ſiete grados eſtà otro gouierno, que ſe dize Santa Aña, y ſe llama la tierra de los Pactos, tiene quarenta leguas de deſtricto por la marina, dos puertos para baxeles de duzientas toneladas, que ſe dizen Baiſaguazu, y Suparabá; es del Conde de Monſanto, que la empieca agora a poblar des de San Vicente, conqui en tiene ſolamenta comercio. Puedenſe en el fabricar cada año ſeis nauios de a ducientos toneladas cada uno. Aqui ay muchos Indios naturales de la tierra, nueſtros amigos, la mayor parte dellos podrian

ſer

Cananea.

33 Meil von **San Vincente** nach Südweſten iſt das Land **de la Cananea**, auf 25 Grad, hat 40 Meil in Begriff, einen Hafen wird genannt **Incaduara**, und können dar einlaufen Schiff von 150 Laſt, und gehört der Gräfin von **Vinveiro**, iſt unter Braſil, und nicht volkreich, und hat dahero wenig Handel, nur allein mit **San Vincente**, und iſt der Handel von Baumwollen, Taback, Mehl von Braſilien-Holz, Fleiſch und Fiſcherey; daran es aber einen groſſen Ueberflus hat. Es wird nicht mehr geladen auf Schiff, als was man einem Geiſtlichen giebt und zukommen läßt. Es können jährlich gebauet werden 6 Patachen oder Caravellen von 150 Laſt. Dann es Hölzung hat von allerley Art.

Santa Anna.

70 Meil **de la Cananea** nach Südweſten auf 29 Grad lieget der Fluß und das Land von **Upava**, und vor denſelben auf 27 Grad iſt ein ander Land, welches genannt wird **Santa Anna.** Es heißt das Land **de los Pactos**, hat 40 Meil im Umkreis nach der Seekant, 2 Hafen vor Schiff von 200 Laſten, und werden genannt **Baiſaguazu** und **Suparaba**, gehöret dem Grafen **de Monſanto**, der es nun erſt bewohnt macht von **San Vincente**, mit demſelben Land hat es allein Gewerb. Es können jährlich gebauet werden 6 Schiff von 200 Laſt ein jedes. Hier giebt es viel gebohrne Indianer, ſo unſere Freund ſind. Die

ſer de mucha utilidad, aſſy para ellos, como para los Eſpanoles ſu amiſtad y conſervation.

Upava.

Noventa y ſeis leguas al Sudueſte quarta del Sur eſta el Rio grande en treinta y dos grados auſtrales, es angoſta a la boca con poco fondo, y muy ancho a la tierra ad entro, y ſeſſanta leguas por el ariba ay unas minas de cobre de mucha importancia, y toda eſta tierra de la Cananea haſta el Rio de la Plata, que ſon duzientas y treinta y quatro leguas de diſtancia por la marina, es muy poblada de Indios naturales de la tierra, y los mas dellos no ſon domeſticos, pero ſeria facil traellos a nueſtra amiſtad con grande numento de la cultibacion de ſus almas.

Des de el Rio Grande ſetenta leguas al Sudueſte en treinta y ſinco grados eſta el Cabo de Maldonado por eſtar enſunte de la Isla de Maldonado, a qui acaban las Tieras del Braſil y principia la boca del Rio dela Plata, que es y a gouierno del Peru.

Del Cabo de Maldonado quarenta y ſeis leguas al Sudueſte, que es a boca del dicho Rio de la Plata, eſta el Cabo de San Antonio en treinta y ſeis grados y medio. Y del dicho Cabo de Maldonado treinta leguas a Sueſte eſta Monteuideo por el Rio de la Plata ariba.

De Monteuideo treinta leguas al Veſte quarta al Sudueſte atraueſſando el Rio eſta la Cuidad de Buenos Aires en la tierra de la banda del Sur del dicho Rio en treinta y ſeis grados, es el Peru.

meiſten könnten Nutzen ſchaffen, ſo wol vor ſich, als vor die Spaniſche, wann ſie Freund bleiben.

Upava.

96 Meil nach Südweſten iſt el **Rio grande** auf 32 Grad, iſt eng in den Mund, und hat wenig Grund, aber ſehr weit nach dem Land hinein, 60 Meil hinauf, hat es Kupfer-Bergwerk, die da reich ſind. Das ganze Land von **Cananea** bis zu dem Fluß **de la Plata**, ſo da ſind 234 Meil nach der Seekant, iſt ſehr volkreich von gebornen Indianern, und die meiſten ſind wild, doch könten ſie leichtlich zu was gezogen werden mit großen Vortheil und Erbawung ihrer Seelen. 70 Meil von **Rio grande** nach Südweſten auf 35 Grad, lieget el **Cabo de Maldonado**, weiln es liegt gegen der Inſel **de Maldonado**, aber hier endigt ſich das Land von **Braſil**, und fänget an der Mund des Fluſſes **de la Plata**, welcher gehöret zu dem Land **del Peru.**

46 Meil von **Cabo de Maldonado** nach Südweſten, da der Mund iſt des Fluſſes **de la Plata**, lieget el **Cabo de San Antonio** auf 36½ Grad, und 30 Meil von **Cabo de Maldonado** nach Südweſten **Montevideo**, hinauswärts gegen den Fluß **de la Plata.** 30 Meil von **Montewideo** nach Weſten zu Süden, queer uber den Fluß, lieget die Stadt **de Buenos Aires** gen Süden bey dem Flus auf 36 Grad, und gehört zu **Peru.**

Anmerkungen
über
vorſtehenden Spaniſchen Aufſatz des Cudena.

Das vorzüglichſte Buch, deſſen man ſich bis jetzt in der Erdbeſchreibung des ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerika hat bedienen können, iſt des IO. DE LAET novus orbis ſeu deſcriptionis Indiæ Occidentalis, Lib. XVIII. Lugd. Bat. 1633. Fol. Man kann es als einen ſehr vollſtändigen und richtigen Auszug aus dem **Herrera, Zarate, Akoſta, Jarrik, Pet. Martyr, Gomara, Lery, Oliveira** und allen bis auf ihn herausgekommenen Schriftſtellern anſehen, deren Werke bey uns entweder zu ſelten, oder zu weitläuftig ſind, als daß man ſie ſelbſt leſen könnte. Da ich die Abſicht habe, eine Beſchreibung von dieſen Ländern aufzuſetzen: ſo habe ich mich mit einem groſſen Theile derſelben ſelbſt bekannt gemacht, und ich bin durch Vergleichung derſelben mit dem **Laet** von der Wahrheit dieſer Behauptung überzeugt worden. In dieſer Abſicht nun muß dieſes Buch auch für die neueſten Erdbeſchreiber immer höchſt ſchätzbar bleiben. Aber in Ländern, die ſeit der Zeit wegen ihrer Reichthümer unaufhörlich durchſucht, und angebauet worden, kann das, was **Laet** zu ſeiner Zeit davon ſagte, unmöglich noch völlig wahr ſeyn; und doch finde ich in groſſen und kleinen Erd- und Reiſebeſchreibungen, die von dieſem Lande in den neuern Zeiten heraus gekommen ſind, faſt noch immer daſſelbe.

Das vollſtändigſte Werk, das wir bis jetzt noch haben, iſt die **allgemeine Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und Lande.** Wenn man aber die Beſchreibung des **Ulloa,** die ſich doch eigentlich nur auf die Audienz **Quito** erſtreckt, und des Herrn **de la Condamine,** der den **Amazonen-Fluß** durchreiſet, ausnimmt; wie wenig bleibt alsdenn in dieſem weitläuftigen Buche dem Geographen übrig, das er nicht in dem **Laet** hat finden können?

Zwar haben wir von dem Theile Braſiliens, den die Holländer ehemals beſaſſen, ein prächtiges Werk zu groß fol. unter dem Titel: CASP. BARLAEI rerum per octennium in Braſilia et alibi nuper geſtarum ſub Præfectura C. S. Mauritii, Comitis Naſſouiae, Hiſtoria, Amſt. 1547; aber die geographiſche Kenntniß, die man daraus erlangen kann, ſteht mit ſeiner Größe in gar keinem Verhältniſſe. Das ſchätzbarſte darin ſind die Karten und Plane, die der Graf **Moritz** wärend ſeines Aufenthalts daſelbſt (vom Jahr 1637 bis 1644) hat aufnehmen laſſen. Die Karten, viere an der Zahl, enthalten folgende Hauptmannſchaften: die erſte **Seregippe del Rey** nebſt **Itapuama**; die zweyte den mittäglichen Theil von **Fernambuk**; die dritte den mitternächtlichen Theil dieſer Hauptmannſchaft, und **Itamaraka**; die vierte endlich **Paraiba** und **Rio Grande.** Wahrſcheinlich ſind noch jetzt keine beſſere Karten von dieſen Provinzen vorhanden, wenigſtens hat d' Anville auf ſeiner aus 3 Blättern beſtehenden Karte von Süd-Amerika dieſe nach einem $14\frac{3}{4}$ mal kleinern Maaßſtabe ſo genau, als es geſchehen konnte, nachgeſtochen.

Auſſer dieſem ſind mir nur noch die einzelnen Nachrichten des Franz **Coreal**, des Frezier, und **Anſons** von der **Catharinen Inſel**, und **Bay aller Heiligen**, des Herrn Abts de la Caille und **Hawkesworths** von **Rio Janeiro**, und noch vorzüglicher des **Bougainville** von eben dieſer Provinz, und dem Spaniſchen Gouvernement von **la Plata**, bekannt; alſo nur von kleinern Theilen des Ganzen, und dieſe von Reiſenden beſchrieben, die, (wenn ich den **Coreal** ausnehme, der zwar 5 Jahre da geweſen, aber ſich mehr um Wilde, und Wilden ähnliche Europäer, als um eigentliche Geographie bekümmert zu haben ſcheint,) weder Zeit noch Gelegenheit gehabt haben, die Beſchaffenheit und Verfaſſung des ganzen Landes genau kennen zu lernen. Ob Herr **Robertſon** neuere und vollſtändigere Quellen gebraucht hat, kann ich noch nicht ſagen, weil ich mich mit der deutſchen Ueberſetzung des Herrn **Schiller** zu behelfen gedenke. Die bereits herausgekommene General-Karte von Süd-Amerika aber, die Braſilien ganz nach dem d'Anville, und zwar nach einem dreymal kleinern Maaßſtabe, vorſtellet, läßt ſolches ſo wenig als die beyden erſten Theile vermuthen, die von der neuern Geſchichte und Erdbeſchreibung gewiß weniger enthalten, als ein großer Theil ſeiner Leſer von einem ſo vortrefflichen Schriftſteller erwartet hat. Iſt dieſe Vermuthung richtig, ſo enthält dies vom Herrn Hofrath **Leſſing** in der hieſigen Fürſtlichen Bibliothek entdeckte Manuſcript vom ganzen Lande noch viele Neuigkeiten, die weder **Laet**, noch alle ſeine Nachſchreiber wiſſen konnten. Denn **Laet** gründet ſeine neueſten geographiſchen Nachrichten hauptſächlich auf dem **Oliveira**; dieſer aber gab ſein Buch ſchon 1620 heraus. Unſer Manuſcript hingegen bezieht ſich auf Begebenheiten, die nicht früher, als um die Zeit, da **Laet** ſein Buch heraus gab, geſchehen ſeyn können.

Ich beziehe mich auf folgende Stelle, die gleich zu Anfange deſſelben ſteht: „Auf der ſüdoſtlichen „Küſte, ſagt **Cudena**, wohnt ein groſes Volk von „Engliſchen und Holländern, welche Taback zuberei„ten, und andere Früchte des Landes, und es iſt nie„mand, der es ihnen wehret.“

Dies kann entweder von den Zeiten vor 1616, oder auch von der Zeit nach 1633 gelten. Das erſte geht deßhalb nicht an, theils weil die Holländer und Engländer, welche ſeit 1598 die Gegend an der Mündung des Amazonen-Fluſſes einzeln beſuchten, keine ordentliche Pflanzungen dort angelegt, ſondern hauptſächlich nur mit den Wilden daſelbſt Handel getrieben haben, theils weil damals die vom **Cudena** beſchriebenen Hauptmannſchaften **Para** und **Maranjon** noch nicht vorhanden waren. Zwar gedenkt **Laet** im 5ten Cap. des 17ten Buchs der beyden Forts **Naſſau** und **Orange** an der Mündung des Amazonenfluſſes, welche die Holländer, und beſonders die Seeländer, ſo wohl zur Sicherheit ihrer Handlung, als auch um Pflanzungen daſelbſt anzulegen, errichtet hätten: er ſetzt aber auch hinzu, daß die Portugieſen bald darauf aus der Feſtung Para gekommen, und die Engländer und Holländer aus dieſen Gegenden vertrieben hätten. In der Folge verſtatteten ſie nur, daß einzelne Kaufleute von dieſen Nationen des Handels wegen zu ihnen kommen durften; Beſitzungen aber hatten dieſe daſelbſt nicht. Dieſes gilt insbeſondere von den Engländern, die meines Wiſſens auch nie verſucht haben, Pflanzungen hier anzulegen. Einzelne Pflanzer mogten ſich wol zuweilen unter ihnen aufhalten, beſonders, nachdem ſie ſeit 1606 in Virginien und ſeit 1625 in Barbados Colonien errichtet hatten, um die Vortheile im Bau des Zuckers und Tabacks von den Portugieſen, die ſchon ein Jahrhundert vor ihnen ſich darinn geübt hatten, zu erlernen.

Alſo gilt das, was Cudena hier ſagt, eigentlich nur von den Holländern. Dieſe verſuchten 1624 ihren erſten feindlichen Angriff auf die Hauptſtadt **St. Salvador**, welche ſie überrumpelten. Indeß verhinderten der Erzbiſchof **Michael Texeira** und ſeine beyden Nachfolger, **Nunnez Marino** und **D. Franz von Moura**, nicht nur ihr weiteres Vordringen; ſondern hielten ſie ſo enge eingeſchloſſen, daß ſie gewiß an keine Anbauung des Tabacks und anderer Früchte denken konnten. Als daher 1626 die Portugieſiſche Flotte zum Entſatze der Stadt ankam: ſo verlangte die Holländiſche Beſatzung ſogleich die Uebergabe, weil ſie durch die lange Einſperrung zu ſehr abgemattet wäre, als daß ſie Widerſtand thun könnte. Die Holländer hatten nun weiter keine Beſitzung in Braſilien, bis auf das Jahr 1630. In dieſem Jahre landete eine ſtarke Holländiſche Flotte unter dem Admiral **Lonk** und dem General von **Wardenburg** auf der Küſte von **Pernambuk**, welche Landſchaft ſie nach Eroberung der Feſtung **Olinda**, und nach einem tapfern Widerſtande der Braſilianer und Portugieſen ſich unterwarfen. Die Portugieſen waren aber ſo wenig geneigt, ihnen dieſe Beſitzung ruhig zu laſſen, daß ſie vielmehr ſogleich den Spaniſchen Hof um Hülfe anſprachen, und, nachdem ſie ſolche erhalten, mit einer ſtarken Flotte unter dem **Oquenda** die Holländer erſt zur

See angriffen, und nachdem ſie ihre Flotte geſchlagen, ſowol die Hauptmannſchaft Paraiba auf der Nordſeite von Pernambuk, als auch den Gränzfluß St. Franciſcus auf der Südſeite beſetzten. Auch im Jahre 1632 ſchickten ſie unter dem **D. Friedrich von Toledo** eine Flotte dahin. Dieſe aber that nichts ſonderliches: ſo daß die Holländer im Jahre 1633 noch die Hauptmannſchaften **Itamarka, Paraiba** und **Rio grande** eroberten. Und von dieſer Zeit an konnte der Spaniſchen Regierung der Vorwurf gemacht werden, daß ſie die Holländer auf dieſer Küſte ungehindert Taback und andere Früchte bauen lieſe; doch nur bis 1639, wo die Caſtilianer und Portugieſen eine Flotte von 46 Kriegesſchiffen zur Wiedereroberung des Holländiſchen Braſiliens abſchickten. Ich berühre nur noch, daß dieſe Unternehmung unglücklich abgelaufen, daß aber dennoch durch den erwachten Patriotiſmus der Portugieſen, die ſeit 1641 ſich von Spanien getrennet *), und durch die

---

*) Der unternehmende Geiſt der Portugieſen, die unter allen Europäern zuerſt mit dem Kompaß ſich in fremde Meere und Welttheile gewagt, und durch ihre Eroberungen in Afrika, Aſien und Amerika der allgemeine Gegenſtand der Bewunderung und des Neides geworden waren, verſchwand, ſo bald ſie **Philipp II.** 1580 unterjocht hatte. Sie blieben zwar unter ihm noch die gröſten Kaufleute in der Welt, von denen die Niederländer und andere handelnde Nationen die Waaren aus beyden Indien bekamen: aber eben dieſer Philipp legte 1594 durch das Verbot, daß die von ihm abgefallenen Niederländer in keinen Portugieſiſchen Hafen eingelaſſen werden ſollten, den Grund zu ihrem völligen Verderben. Denn nun ſahen ſich dieſe nach Beſitzungen in beyden Indien um, und zwar

die übel angebrachte Sparſamkeit der Holländiſch-Weſtindiſchen Kompagnie, der dieſe Beſitzungen gehörten, das, was die ganze Macht Spaniens nicht vermogte, nicht lange nachher bewürkt worden iſt. **Jo. Ferdinand von Vieira**, ein Mann von niedrigem Stande, brachte, vom Portugieſiſchen Unter-König in Braſilien heimlich unterſtützt, 1645, ein Jahr nach des Grafen **Moritz von Naſſau** Abreiſe nach **Europa**, eine **Empörung** in Pernambuk zu Stande, die um ſo viel ſchneller um ſich griff, je ſchwächer damals, wegen des mit dem neuen Könige von Portugal für Oſt- und Weſt-Indien geſchloſſenen Waffenſtillſtandes, die holländiſchen Beſaz-

zungen

---

zwar auf Unkoſten der Portugieſen. Ein gleiches thaten die Engländer. Portugal verlor in kurzer Zeit ſein Uebergewicht in Oſtindien, ja es war in Gefahr, alle ſeine Beſitzungen in den fremden Welttheilen, dieſe einzige Quelle ſeines Reichthums, zu verlieren, nachdem der Prinz Moritz nicht nur in Braſilien die beſten Provinzen weggenommen, ſondern auch in Afrika durch Eroberung der Feſtung Mina auf der Küſte von Guinea einen feſten Fuß bekommen hatte. Das Mißvergnügen der Nation über ihre unglückliche Verbindung mit Spanien ward ſo groß, daß es nur noch einer kleinen Reitzung bedurfte, um in eine allgemeine Empörung auszubrechen; und dieſe gab ihr eben der Miniſter **Olivarez**, an den Endena gegenwärtige Schrift gerichtet hat. Auf ſein Anſtiften griff der ſchwache König Philipp IV. ihre Staatsverfaſſung und Privilegien öffentlich und verachtungsvoll an; und nun brach die Verſchwörung den 30. Dec. 1640 in Liſſabon aus. Das ganze Reich und die noch geretteten Provinzen in den andern Welttheilen folgten dem Beyſpiele der Hauptſtadt, und erkannten Johann IV., bisherigen Herzog von Braganza, für ihren König.

zungen in den feſten Plätzen, und je unfähiger ihre bloß zum Handel abgerichteten Anführer und Obrigkeiten waren. Die Holländer räumten endlich 1654 den 28. Jan. ganz Braſilien, und die Portugieſen behielten es durch den Vergleich von 1661.

Portugal hatte den Werth von Braſilien erſt durch ſeinen Verluſt recht erkannt. Es war daher kaum von ſeinen gefährlichen Nachbarn befreiet, als es ſchon anfieng, ſeine Pflanzungen daſelbſt ſo wol gegen Süden als Norden weiter auszubreiten. Beſonders geſchahe dies ſeit 1685. Man erlaubte zu dem Ende auch den Meſtitzen, in den ſüd- und nordlichen Theilen ganze Gegenden unter der Aufſicht ihrer Prieſter in Beſitz zu nehmen und ſie anzubauen. Der Erfolg davon war, daß im nördlichen Theile die Küſte von Rio Grande bis zum Amazonen-Fluß, und längſt demſelben hinauf, ingleichen der ſüdliche Küſten-Strich, von St. Vinzent bis an den Plata-Fluß, wo ſich bisher nur wenige Europäer aufgehalten und angebauet hatten, in kurzer Zeit anſehnliche Provinzen für Portugal wurden. Die Menge des Zuckers, der an Feinheit den ſpaniſchen, engliſchen, und franzöſiſchen übertrift, des Tabacks, und anderer reichen Produkte, als Indigo, Baumwolle, Braſilien-Holz, Balſam von Copaibo, ingleichen des Hornviehes, das ſich hier erſtaunlich vermehrte, ſo daß man jetzt wenigſtens 20000 Häute jährlich daher bringt, erweiterten den auswärtigen Handel des Reichs ungemein. Ja endlich ward aus Braſilien ein goldenes Peru. Man fand, ohne einen koſtbaren Bergbau zu unternehmen, ſo viel Gold in dem Sande der Flüſſe, als Spanien aus Peru und vielleicht aus ſeinem ganzen Antheile an Amerika Silber erhält. Seit dem An-

-fange dieſes Jahrhunderts beſonders hat man das Gold hier mit ſo vielem Eifer geſammlet, daß es mit dem, was Portugal aus Afrika dahin bringt, jährlich nahe an 24 Millionen Thaler betragen ſoll, davon der 5te Theil, wenn kein Unterſchleif geſchähe, ohne die ſonſtigen Zoll-Abgaben in den königlichen Schatz kommen ſollte. Nach 1720 hat man auch gefunden, daß unter dem Sande, woraus das Gold gewaſchen wird, häufig ächte Diamanten ſich befinden. Man fieng darauf an, ſie ſorgfältiger, und mit ſo guten Erfolg zu ſuchen, daß die Regierung beſorgte, es würden dieſe Edelgeſteine eben dadurch, daß man ſo viel ſammlete, ihren Werth verlieren. Dieſem Uebel zuvor zu kommen, verpachtete ſie das Recht, Diamanten zu ſammlen; 1740 an eine Geſellſchaft für 138000 Cruſaden, oder für 156000 Rthlr., mit dem Beding, daß nur 600 Sclaven zu dieſer Arbeit gebraucht werden ſollten. Die vorzüglichſten Gegenden, wo dieſe Schätze gefunden werden, liegen hinter der Hauptmannſchaft **Rio Janeiro**. Um nun eine ſchärfere Aufſicht darüber zu haben, verlegte der Portugieſiſche Hof nach 1750 den Sitz der Regierung von **Bahia de Todos os Santos** hieher. Es wurden Privatperſonen die Bezirke genau angewieſen, innerhalb welcher es ihnen erlaubt ſeyn ſollte, Gold zu ſuchen. Keiner durfte bey ſchwerer Strafe in des andern Grenzen kommen, und **Hawkesworth** ſetzt hinzu, daß Fremde ſich in Lebensgefahr ſetzen würden, wenn ſie es wagen wollten, dieſe Gegenden zu beſehen. Wenn nämlich jemand auf dem Wege dahin betroffen wird, und keinen unleugbaren Beweis geben kann, daß er daſelbſt Geſchäfte habe: ſo wird er gleich an dem nächſten Baume aufgehangen.

Auch in Anſehung der Diamanten machte man ſtrengere Geſetze. Aller Handel damit ward den Unterthanen bey der ſchwerſten Strafe verboten. Nicht einmal die Juwelirer dürfen ſie ſeit 1767 auf eigene Rechnung kaufen und verarbeiten, ſondern dies geſchieht bloß auf des Königs Rechnung, und zwar von Sclaven. Geringere Gattungen indeß, als Topaſe, Berille, Smaragd u. ſ. w., dürfen die Unterthanen ſammlen und verkaufen. Nach dem Bougainville ſucht man ſie hauptſächlich nur in einem Fluſſe, der zu dem Ende abgelaſſen wird. 800 Sclaven, für deren jeden die Intereſſenten dem Könige täglich einen Piaſter geben, werden dazu gebraucht, und alles, was ſie finden, müſſen die Intereſſenten dem Könige genau ausliefern, der die beſten gegen einen feſtgeſetzten Preis behält. Die übrigen ſetzt die Regierung an einen einzigen Contrahenten ab, der nach dem Abt Raynal 3 300,000 Rthlr. dafür jährlich bezahlt. Man hat alſo eine gewiſſe Menge, die ohngefähr ſich gleich bleibt, und nach dem Hawkesworth müſſen die Intereſſenten auch ſogleich aufhören zu ſammlen, wenn der Werth der geſammleten ſo viel beträgt; wenigſtens wird daſſelbe Jahr nicht mehr verkauft.

Küſtenlänge.

Weil die Pflanzungen der Portugieſen größtentheils noch jetzt nur in einem ſchmalen Küſten-Strich beſtehen: ſo hat man nicht nöthig, den ganzen Flächen-Inhalt des Landes, welches die Portugieſen ſich unter dem Namen Braſilien zueignen, zu berechnen. Freylich iſt es nicht genug, bloß die Länge der Küſte zwiſchen dem Amazonen- und Plata-Fluſſe anzugeben; denn die

Beſitzungen gehen jetzt auch eine gute Strecke längſt dem Amazonenfluſſe hinauf, und in verſchiedenen Provinzen haben die angebauten Gegenden ſchon eine anſehnliche Breite. Ja hinter **Rio Janeiro** liegt ganz an der Spaniſchen Gränze die neue Hauptmannſchaft **Cuyaba und Matagroſſo.** Indeß weiß ich noch zur Zeit keine einzige Quelle, woraus man den Flächeninhalt des wirklich angebauten Theils auch nur einigermaßen in Quadratmeilen beſtimmen könnte. Man muß ſich daher mit der Angabe der Küſte zwiſchen den gedachten Flüſſen begnügen; und fände man auch hievon nur genauere Abmeſſungen: ſo wäre die Mittheilung derſelben dem Geographen allerdings ſchätzbar.

Daß **Cudena** dergleichen geliefert, kann ich zwar nicht durchgehends behaupten, wenigſtens ſtimmt er nicht überall mit dem **d' Anville**, deſſen Karte man bis jetzt für die richtigſte hält, überein. Man wird ihn aber doch in ſeinen Angaben meiſtentheils richtig und zur Beſtimmung der Küſte nicht ſelten genauer und brauchbarer finden, als den **Oliveira**, deſſen ſich **de Laet** und andere nach dieſem bedient haben. Er ſelbſt ſcheint nicht gemeſſen zu haben, auch hat er zuverläſſig nicht die ganze Küſte befahren folglich theilt er nur die Nachrichten anderer mit, welches ſchon daraus unwiderſprechlich erhellet, daß er nicht einmal durchgehends einerley Meilen, ſondern bisweilen gemeine Seemeilen, deren 20 auf einen Grad des Aequators gehen, bisweilen Spaniſche (17½ auf einen Grad), insgemein aber eine beſondere Gattung von Meilen, dazu ich keinen Namen weiß, gebraucht. Sie kommen den kleinen Spaniſchen Meilen zu 2127 Toiſen, deren ſich die Holländer in Guyana bedienen, am nächſten, ſind aber doch noch etwas größer. Denn von jenen gehen $26\frac{4}{5}$ auf einen Grad, von denen aber, die unſer Verfaſſer gebraucht, nur 25. Um ſie zu finden, darf man nur die Breite des Amazonen-Fluſſes von **Cabo de Maracana** bis **Cabo del Norte**, die auf der **d'Anvilli**ſchen Karte 56 gemeine Seemeilen beträgt, in 70 Theile theilen. Alſo dieſe Meilen, deren ſich **Acoſta** und andere auch bedient haben, verhalten ſich zu den gemeinen Seemeilen wie 4 zu 5. Zum Unterſchiede will ich ſie inskünftige kleine Meilen, (oder abgekürzt, kl. M.) nennen; die Spaniſchen und gemeinen Seemeilen aber durch Sp. M. und S. M. andeuten.

Zum Erweis deſſen, was ich ſo eben von dem Verfaſſer behauptet habe, nehme ich zuerſt die auf dem Titel angegebenen 1038 Meilen, welche die Küſte zwiſchen dem Amazonen- und Plataſluſſe enthalten ſoll.

Oliveira ſetzt eben dieſe Weite auf 1041 Seemeilen; ich glaubte daher anfänglich, beyde gründeten ſich auf einerley Nachrichten, weil ein ſo kleiner Unterſchied für nichts zu rechnen iſt. Allein nach wiederhohlten Nachmeſſungen finde ich die Küſte von **Cabo del Maracana** bis zur ſüdlichſten Gränze über **Cabo del Santa Maria** am Plataſluſſe 1083 S. M. Iſt etwa bey dem **Cudena** ein Schreibfehler vorgegangen? Und, wenn dieß iſt, ſollte man eben dadurch nicht ſchon ein gutes Vorurtheil für ſeine Angaben bekommen?

Dieſe Möglichkeit wird dadurch nicht aufgehoben, daß der Verfaſſer ſogleich hinter her ein Paar Gränzen ſetzt, die ziemlich weit über die vorhin beſtimmten End-Punkte auf der Karte hinaus reichen, nämlich die Mündungen des Amazonen- und Plata-Fluſſes, durch deren Mitte ohngefehr die Parallel-Kreiſe unter den angegebenen Graden der Breite gehen; ich meine die Aequinoctial-Linie, unter welcher die eigentliche Mündung des Amazonenfluſſes liegt, und den Parallel-Kreis des 36ſten Grades Süder-Breite, der auch durch die Mündung des Plataſluſſes gehet. Jene ſieht von Cabo del Maracana 20 Minuten, und dieſe von der ſüdlichen Spitze Braſiliens 1° 20' ab. **Oliveyra** giebt die ſüdliche Gränze Braſiliens 35° Süder Breite, alſo genauer, als unſer Verfaſſer, an; indeß fehlt er doch auch darinn, daß er ſie ganz bis an den Plataſluß ausdehnt. Beyde Schriftſteller aber ſind damit zu entſchuldigen, daß man in der Geographie eben nicht allemal gewohnt iſt, die Gränzen mit größter Genauigkeit anzugeben. Man bedient ſich ſtatt derſelben eines Verfahrens, das dem Gedächtniſſe beſſer zu ſtatten kommt. Man ſetzt gern, wenn man kann, Gebirge oder Flüſſe, oder ſo etwas in die Augen fallendes, kurz keine mathematiſche Punkte zur Gränze; geſetzt auch, daß dieſe nicht genau zutreffen.

So, dächte ich, könnte man den Verfaſſer gegen den Vorwurf einer fehlerhaften Angabe einiger maßen in Sicherheit ſetzen; aber darum iſt es mir nicht zu thun. Er hat dem ohngeachtet die Küſtenlänge wenigſtens um 75 Seemeilen zu klein angegeben. Es fehlt nämlich die Seeküſte der großen Inſel **Doo Joanes**, welche allein an 40 Seemeilen beträgt, der Inſel **Machiana** von 5 Seemeilen, und **Caviana** von 13 S. M., welche beyde unter der Linie, und in der Mündung des eigentlichen Amazonenſtroms liegen. Dazu kommt noch die von den Portugieſen zu Braſilien gerechnete Küſte von Guyana bis Cabo del Norte unter 1° 45' N. Br. Merkwürdig iſt es indeß, daß Eudena in dieſer für einen Spaniſchen Miniſter aufgeſetzten Schrift die Gränzen Braſiliens eben ſo weit, als ſie jetzt gehen, ausdehnet. Bekanntermaßen wollen die Spanier ſich vermöge eines Schenkungsbriefes Pabſt Alexanders VI. vom Jahre 1493 alle Länder in Oſt- und Weſt-Indien zueignen, die ein gewiſſer größter Kreis von der alten Welt abſondert. Nach dem Herrera ſollte dieſer anfangs 100 Seemeilen weſtwärts von den Azoriſchen Inſeln angehen; alsdenn aber hätte Portugal nichts von Braſilien in Beſitz nehmen können. Als der heilige Vater die Geographie beſſer lernte, oder vielmehr merkte, daß der König von Portugal ein älteres Recht vom Pabſt Eugen IV. zu neu entdeckten Ländern hätte, und entweder auf die Beſtätigung deſſelben dringen, oder das ganze Recht des Pabſtes, Länder, die er nicht einmal kannte, zu verſchenken, in Zweifel ziehen würde; ſo machte er ſeinen Gränz-Meridian beweglich, und überließ es den beyden Kronen Portugal und Spanien, wo ſie ihn hinſchieben wollten. Dieſe ſollen ſich nach dem Herrera dahin verglichen haben, daß die Gränze Braſiliens ſich zwiſchen 29° und 39° Weſtliche Länge von Toledo erſtrecken ſollte. Der Gränz-Meridian mußte alſo ohngefehr ſüdlich zwiſchen Rio Janeiro und St. Vinzent, nordlich aber durch die Bay Maranjon gehen. Auf dem engliſchen Nachſtich der d'Anvilliſchen Karte iſt er noch etwas weſtlicher, nämlich bis auf 30° Weſt-Länge von der Inſel Ferro hingerückt. Die Portugieſiſchen Schriftſteller aber ſcheinen von keinem ſolchen Vergleiche etwas zu wiſſen. Wenigſtens ſetzt **Oliveyra** in ſeinem Buche etwa 20 Jahr nach dem **Herrera** die Gränzen Braſiliens viel weiter, und zwar eben ſo weit, als **Cudena**. Das aber, glaube ich, lernen wir jetzt erſt vom **Cudena**, daß das **eigentliche Braſilien** ſich von **Cabo de Peranduba** (an der Mündung des Corallenfluſſes, unter dem 5ten Grad S. Br.) bis an den Plataſluß, oder richtiger bis **Cananea**, unter dem 25ſten Gr. S. Breite, erſtrecke, weil damals **Cananea** noch den Indianern gehörte, obgleich verſchiedenen, als der Gräfinn von **Vinveiro** und dem Grafen von **Monſanto**, Diſtrikte zur Anlegung neuer Pflanzungen bereits angewieſen waren. Alſo muß man Braſilien in drey große Landſchaften eintheilen, in das **nördliche**, **öſtliche** und **ſüdliche Braſilien**. Das Nördliche und Südliche könnte man auch die **neu angebaueten Provinzen**, das Oeſtliche aber das **alte** oder **eigentliche Braſilien** nennen.

Dem nordlichen, welches die drey Gouvernements **Para**, **Maranjon** und **Siara** enthält, giebt er 392 Meilen im Umkreiſe. Das ſollte man für Seemeilen halten, weil er die ganze Küſte vorhin in Seemeilen angegeben hatte. Aber es ſind, wie bey den Ausmeſſungen einzelner Provinzen faſt immer, die vorhin beſtimmten kleinen Meilen darunter zu verſtehen. Hier iſt **Cudena** viel genauer als **Oliveira**. Denn **Oliveira** ſetzt von **Para** bis **Maranjon** 160 Meilen. Da man bey ihm keine andere als See-Meilen gewohnt iſt, da er ferner von einem Orte zum andern geradeaus zu meſſen pflegt; ohne ſich an die Krümmungen der Küſte zu binden: ſo muß man glauben, daß er hier einen

Fehler von 70 Meilen begangen habe. Denn die gerade Linie von Para bis Maranjon iſt nur 90 See-Meilen lang, ſo wie die gerade Linie zwiſchen Siara und **Rio grande** von ihm zu 100 ſolcher Meilen und die von Siara bis Maranjon zu 125 S. M. ganz richtig angegeben iſt. Aber in dieſem einzigen Fall hat **Oliveira** eben die kleinen Meilen, derer ſich **Cudena** ſo häufig bedient, und zwar nach allen Küſtenkrümmungen angegeben. Dieſer nämlich rechnet von **Para** bis **Cabo de Maracana** 35 kleine Meilen, von da bis **Cabo de Cuma** 120 kl. Meilen, und von da bis zur Stadt **Maranjon** ſind 5 kl. M. Von hier aus mißt **Oliveira** geradeaus nach Seemeilen, begeht aber, wie in der Folge gezeigt werden ſoll, oft grobe Fehler. **Cudena** hingegen bleibt immer an der Küſte, und mißt nicht ſelten auch die kleinere Krümmung derſelben mit; und ſo wird man genau von der Stadt Maranjon bis an die Mündung des **Corallenfluſſes**, welcher die Gränze zwiſchen Siara und **Rio grande** macht, 232 kl. M. finden, welche mit jenen 160 M. die Summe von 392 Meilen geben.

Eben ſo ſehr übertrift **Cudena** in einigen Küſtenmeſſungen des eigentlichen **Braſiliens** den **Oliveira**, und noch ſichtlicher in Beſtimmung des ſüdlichern Theils, wo **Oliveira** das wieder einzubringen ſucht, was in dem vorigen zu viel angeſetzt war. Er ſetzt nämlich die ganze Küſtenlänge von S. **Vincent** bis an den **Plataſluß** 220 S. M. **Cudena** giebt von S. **Vincent** bis **Cananea** 33 Meilen an, und vergißt nur hinzuzuſetzen, daß es Spaniſche Meilen ſind, die etwa 38 ½ S. M. betragen. Von **Cananea** bis an die ſüdlichſte

Landſpitze des Portugieſiſchen Braſiliens, ſind nach ſeiner Angabe (Seite 463.) genau 234 Seemeilen, alſo von St. Vinzent bis hieher über 272 Seemeilen.

Ich muß auch dies noch als einen Vorzug ſeiner Ausmeſſungen anzeigen, daß er die Richtung der Küſte nach der **Windroſe**, obgleich freylich nicht ſo genau als man es jetzt gewohnt iſt, angiebt.

Entdeckung Braſiliens, beſonders des nordlichen.

Aber der Beſitzer von **Maranjon** und **Gran Para** ſoll Erwerber von ganz Braſilien ſeyn? Haben die Worte auf dem Titul dieſen Sinn; ſo behauptet **Cudena** eine unverzeihliche Unwahrheit. Es iſt ganz unleugbar, daß das eigentliche Braſilien, welches wir vorher von dem ſüdlichen und nordlichen Theile gehörig unterſchieden haben, von dem Portugieſiſchen Admiral, **Peter Alvarez Cabral**, entdeckt worden ſey. Sein König, **Emanuel**, hatte ihn im März 1500 mit 13 Seegeln und 1200 Mann abgeſchickt, um nach Oſt-Indien zu gehen. Indem er aber, um den Wind zu gewinnen, ſich von der Afrikaniſchen Küſte entfernte, und weſtwärts ſteuerte: ſo entdeckte er den 24ſten April ohngefehr unter dem 10ten Gr. ſüdlicher Breite ein Land, das er Anfangs für eine Inſel hielt. Nachdem er aber einige Tage längſt der Küſte herum geſegelt, und ſie überall zuſammen hangend gefunden hatte: ſo behielt er ſie mit Recht für einen Theil eines großen feſten **Landes**, das er im Namen ſeines Königes in Beſitz nahm, nachdem er die Güte des Bodens und der Gewächſe unterſucht hatte. Den Hafen, wo er landete, nannte er **Porto Seguro**, und das ganze Land

Santa Cruz von dem Kreuze, das er als ein Zeichen des Chriſtenthums dort hatte errichten laſſen. Nachher hat es von dem bekannten rothen Holze, welches man im Ueberfluſſe fand, den Namen **Braſilien** bekommen. Kein einziger Schriftſteller der damaligen Zeit zieht dieſe Nachricht in Zweifel. Selbſt **Herrera** leugnet ſie nicht; nur behauptet er: **Vinzent Nunjez Pinzon**, einer von denen, welche den Admiral **Chriſtoph Colon** auf ſeiner erſten Reiſe begleitet, habe Braſilien einige Monate früher entdeckt. Ich ſetze in der Kürze ſeinen ganzen Bericht hyr, um meine Leſer ſelbſt urtheilen zu laſſen. **Pinzon**, ſagt er Dec. I. C. 1. p. 135. ging im December 1499 mit vier auf eigene Koſten ausgerüſteten Schiffen aus dem Hafen von **Palos** nach den Canariſchen Inſeln, und lief von da den 13. Januar 1500 nach den Inſeln des grünen Vorgebirges. Von hier nahm er ſeinen Lauf nach S. W., paſſirte die Linie, und entdeckte den 26ſten Januar eine Küſte, welche er wegen des überſtandenen heftigen Sturms das **Vorgebirge des Troſtes** nannte; da es ſonſt das **Vorgebirge des heiligen Auguſtino** hieß. Ein lächerlicher Beyſatz: Pinzon kommt in ein Land, das vor ihm noch kein Europäer betreten hatte, und findet ſchon eine Küſte mit dem Namen des heiligen Auguſtino belegt. Noch lächerlicher aber iſt es, daß **Ulloa** im 9ten Bande der Sammlung aller Reiſebeſchreibungen S. 288 dies ohne alle Ueberlegung ihm nach erzählt.

Hätte ich keine andre Quelle, ſo würde ich durch eine ſolche Erzählung zweifelhaft werden, ob je ein Spanier in dieſe Gegenden gekommen wäre. Aber zu eben der Zeit, da **Colon** und **Cabral** das ſüdliche Amerika erfanden, ſchrieb der gelehrte Italiäner, **Petrus Martyr**, zu Madrid ſeine Decaden. Nächſt ſeinen ſonſtigen Character verdient er als apoſtoliſcher Protonotarius und königlicher Rath alle Glaubwürdigkeit, und iſt in dieſer Materie offenbar der vornehmſte Schriftſteller, der ſo gar Amts wegen von dieſer Sache auf das genaueſte unterrichtet ſeyn mußte. Er ſoll alſo die Sache entſcheiden, und ich liefere zu dem Ende einen getreuen Auszug aus ſeiner Erzählung im 9ten Buche der 1ſten Decade, S. 95.

„**Vinzent Agnes Pinzon**, ſagt er, lief auf eigene „Koſten mit 4 Caravellen ohngefehr den 1. December 1499 aus dem Hafen von Palos nach S., und „erreichte St Jago, eine der Cabo Verdiſchen Inſeln. „Von da gieng er den 13. Januar 1500 ab, und „nahm ſeinen Lauf nach S. W. Nachdem er 300 See-Meilen zurück gelegt, verſchwand der Stern des „Nord-Pols, zugleich aber erhob ſich ein gewaltiger „Sturm. Sie fuhren aber doch mit einerley Wind „noch 240 Meilen weiter, und erblickten endlich den „26. Januar von weiten Land. Nachdem ſie daſſelbe „erreicht, und 2 Tage ſich daſelbſt aufgehalten, auch „in den Bäumen und Steinen ihre und die königlichen „Namen eingegraben hatten: ſo giengen ſie weiter, „und kamen an einen Fluß, der aber für ihre Caravellen zu klein war. Nach einer Fahrt von ohngefehr „40 Meilen, deren Richtung nach N. W. gieng, geriethen ſie in ein **Meer ſüßes Waſſers, das aus dem „Zuſammenfluſſe mehrerer von Gebirgen herabſtürzender Flüſſe entſtand.** In dieſem ſüßen Meere „lagen viele fruchtbare Inſeln, von deren ſanftmüthigen und geſelligen Bewohnern ſie 36 raubten. Dieſe

„Gegend nannten die Einwohner Mariatambal, das „Land auf der Seite des Fluſſes Camomorus, und „das auf der Weſt-Seite Paricora. Von da ſteurten „ſie gerade nach N., um das jenſeitige Ufer zu erreichen; und hier ſahen ſie den Stern des Nord Pols „wieder. Dieſe ganze Küſte gehört zu Paria, und „hängt zuſammen mit dem Drachen-Maul (Boca „del Drago), der nördlichen Mündung des Meerbuſens von Paria, der die Inſel Trinidat vom feſten „Lande trennet, und den übrigen Küſten, als Cumana u. ſ. w.

„Die Entfernung von der Land-Spitze, wo der „Stern des Nord-Pols nicht mehr ſichtbar iſt, bis zum „weſtlichen Theile von Paria, beträgt ohngefehr „300 Meilen. Mitten auf dieſem Wege, ſagen die „Schiffer, wären ſie an den großen Fluß Maranjon „gekommen, den ſie über 30 Meilen breit ſchätzen, und „deſſen ſüßes Waſſer man eine große Strecke weit im „Meere anträfe. Indem ſie nun noch etwas weiter „nach N. W. gefahren: ſo hätten ſie viele kleine fruchtbare, aber durch die Wuth der Canibalen verheerte „Inſeln angetroffen.

Dieſe Inſeln ſind ohnſtreitig die Caraibiſchen Inſeln oder kleinen Antillen. Um aber aus dieſen Angaben zu beſtimmen, welchen Theil von Braſilien Pinzon entdeckt habe, merke ich zuvörderſt, daß eine gerade Linie von St. Jago durch S. W. nach dem Siara-Fluß in Braſilien führt. Nach Greens Karte hat St. Jago ohngefehr 15° N. Br., und 5° 40' W. Länge von Ferro und die Mündung des Siarafluſſes 3° S.

Br. und 22° W. L. Folglich beträgt die geradeſte Entfernung beyder Oerter 24° 12′ eines größten Kreiſes = 484 See-Meilen, deren 20 auf einen Grad gehen. Nachdem ſie 300 See-Meilen nach ihrer Rechnung zurück gelegt hatten; glaubten ſie die Linie erreicht zu haben; Allein die vorhin gedachte Linie von St. Jago nach S. W. durchſchneidet den Aequator unter 20° W. Länge; alſo betrüge die Entfernung von St. Jago bis dahin 20° 43′ eines größten Kreiſes, oder 414 See-Meilen. Wollte man auch Spaniſche Meilen annehmen, deren 17 ½ auf einen Grad gehen; ſo betrüge die Entfernung doch 363 ſolche Meilen. Alſo konnten ſie in keinem Falle die Aequinoctial-Linie damals, als ihnen der Polar-Stern verſchwand, erreicht haben. Denn daß ſie in ſolcher Entfernung nun 114 See-Meilen, oder doch wenigſtens nur 63 Spaniſche Meilen, in ihrer Rechnung geirret haben ſollten, iſt aus den folgenden ſehr genauen Angaben nicht zu vermuthen. Man muß alſo annehmen, daß der hier entſtandene Sturm den Horizont an der Norder-Seite, wo ihnen der Polar-Stern erſcheinen ſollte, verdunkelt habe. Von dem vorhin beſtimmten Punkte, ohnweit der Aequinoctial-Linie rechneten die Schiffer noch 240 Meilen bis zum feſten Lande. Siara iſt nur 70 Meilen von dem Durchſchnitts-Puncte der Aequinoctial-Linie entfernt. Alſo, da der Wind ſie nach ihrer vorigen Richtung fortgetrieben: ſo kann dieſe nicht genau S. W. geweſen ſeyn, ſondern man muß ſie mehr weſtlich ſetzen; ſo, daß ihr Landungs-Ort von dem ſüßen Meere nicht weiter als 40 Meilen entfernet war. Verſteht man nun unter dem Meere ſüßes Waſſers den großen **Para-Fluß**: ſo fällt der Landungsort innerhalb der Küſte von Para; man mag ſpaniſche oder gemeine Meilen darunter verſtehen.

Daß aber allein der **Paraſluß** unter dem ſüßen Meere verſtanden werden könne, erhellet aus folgenden Gründen: 1) Auf der ganzen vom **Pinzon** befahrnen Küſte iſt auſſer dem **Amazonenfluſſe**, und dieſem, den die Braſilianer ſchlechthin **Para**, das iſt, einen groſſen Fluß oder See nennen, kein Fluß, der mit einem ſüßen Meere verglichen werden könnte. Dieſe beyden aber, die zuſammen die ganze Bay von Cabo del Maracana bis Cabo del Norte mit ſüßem Waſſer füllen, können jeder für ſich dafür angeſehen werden. Denn der groſſe **Paraſluß** hat an ſeiner Mündung 13 See-Meilen; und der **Amazonenfluß** nach einer geraden Linie, die in der Gegend der beyden Inſeln **Curva** und **Machiana** von einer Küſte zur andern gezogen wird, 30 See-M. 2) Der Para entſteht aus dem Zuſammenfluſſe vieler von den Gebirgen herabſtürzender Flüſſe, ingleichen der groſſen Flüſſe **Guanapu** und **Tocantin**. Vermittelſt des **Tagipuru** hat er auch Verbindung mit dem Amazonenfluſſe, weßhalb **Cudena** den **Para** für einen Arm deſſelben zu halten ſcheint, indem er ſagt, daß die groſſe Inſel **doos Joanes** in der Mündung des Amazonenfluſſes liege. Die Spanier hingegen bey dem **Petrus Martyr** ſcheinen dieſe Verbindung nicht gewußt, und deßhalb den **Para** ganz vom **Maranjon** oder Amazonenfluſſe unterſchieden zu haben. 3) Die ſüdliche Küſte des groſſen Para, **Cabo del Maracana**, liegt in der ſüdlichen Halbkugel; die nordliche aber des Amazonenfluſſes in der nordlichen. So lange ſie alſo an jener ſich aufhielten; mußte ihnen der Stern des Nord-Pols völlig unſichtbar ſeyn. Indem ſie aber nach der nordlichen Küſte des Amazonenfluſſes hinſteurten: ſo mußte ihnen jener Stern wieder ſichtbar werden. 4) Das Land auf der W. Seite des großen Fluſſes (Para) nannten die Einwohner Paricora. Ohne Zweifel iſt der Name Paracuari auf der Inſel dos Joanes auf der d' Anvilliſchen Karte eben derſelbe; und alsdenn frage ich, ob man nicht ſelbſt durch dieſen Namen den Fluß auf das deutlichſte bezeichnet findet? Es iſt alſo offenbar

1) daß Pinzon jenſeit des Amazonenfluſſes in dem nördlichen Braſilien gelandet, und daß Herr Robert, ſon dieſe Stelle bey dem Petrus Martyr ſehr flüchtig angeſehen haben müſſe, wenn er gleichwol im erſten Bande S. 173 der deutſchen Ueberſetzung die Landung daſelbſt für unwahrſcheinlich hält.

2) Es wird ausdrücklich geſagt, daß die Spanier einen Fluß Maranjon angetroffen, der an ſeiner Mündung über 30 Meilen enthalten habe. Alſo kann dieſer Name unmöglich von einem Spaniſchen Hauptmanne, oder ſonſt einem Europäer, herrühren, weil er ſchon bey der Ankunft der erſten Europäer von den Indianern gebraucht wurde. Es frägt ſich nur, ob die Indianer ſchon damals dem Amazonenfluſſe dieſen Namen gegeben haben? Um dies mit gehöriger Deutlichkeit einzuſehen, muß man die beyden Gränz-Punkte der 300 Meilen langen Küſte, in deren Mitte Petr. Martyr den Maranjon ſetzt, beſtimmen. Der ſüdliche iſt die Küſte jenſeit des ſüßen Meeres, wo ihnen der Stern des Nord-Pols unſichtbar ward, alſo, wie bereits gezeigt iſt, Cabo del Maracana. Der nördliche Gränz-Punkt iſt da, wo der weſtliche Theil von

Paria angehet, in der Nachbarſchaft von Cumana, Boca del Drago, u. ſ. w. Alſo die Küſte des jetzigen Paria, an der Mündung des Orinoco, welcher dieſe Landſchaft von Guayana oder dem von ihm ſo genannten oſtlichen Paria ſcheidet. Dieſe Mündung des Orinoco, iſt von Cabo del Maracana genau 300 S. M. entfernt. In der Mitte dieſer Küſte ſoll nun der Maranjon liegen. Allein da findet ſich kein anderer Fluß, als der verhältnißmäßig gegen andere Amerikaniſche Flüſſe von der mittlern Gattung noch ſehr kleine Maroni-Fluß, der nebſt dem Amana und einigen noch kleinern eine kaum 3 S. M. breite Bay, und die Gränze zwiſchen dem franzöſiſchen und holländiſchen Guayana macht, auch gar nicht ſo heftig in das Meer ſtürzt, daß man einen Strom ſüßes Waſſers von ihm in dem Meere bemerken könnte. Es kann ſeyn, daß dieſer Fluß ehemals auch Maranjon geheiſſen habe, und in dem Falle hätten wir 4 Flüſſe in dieſer Gegend, die dieſen Namen geführt haben, a) den Orinoco; b) den jetzt gedachten Maroni; c) den Amazonenfluß, der, nach dem Orellana, Acoſta und andern, unter dieſem noch jetzt bis an ſeiner Quelle gebräuchlichen Namen von ſeiner erſten Entdeckung an bekannt geweſen, und d) wo nicht einen Fluß, doch wenigſtens die Bay in der Provinz und Bay der Inſel Maranjon im nördlichen Braſilien.

Ganz gewiß aber hat weder Pinzon, oder einer ſeiner Gefährten, noch Petrus Martyr in ſeiner Beſchreibung einen andern, als den Amazonenfluß, bezeichnen wollen. Dieſer allein iſt unter allen Flüſſen dieſer vom Pinzon befahrnen Gegend an ſeiner Mündung 30

S. M. breit; Dieſer allein wälzt mehr Waſſer als irgend ein Fluß in der Welt und zwar mit ſolcher Gewalt in das Meer, daß die Schiffer ſchon ſehr weit vom Lande ſeinen Strom bemerken. Daß aber der ſorgfältige und genaue *Petr. Martyr* den Amazonen- und Maroni-Fluß verwechſelt, rührt vielleicht daher, weil die Spanier in ihrem Berichte die Mündung und den Strom des Maranjon von dem *Meere ſüßes Waſſers* unterſchieden. Letzterer Ausdruck aber begreift eigentlich die ganze Bay von Cabo del Maracana bis Cabo del Norte, und folglich auch die Mündung des Amazonen-Stroms in ſich. Da er dieſen letzten Umſtand nicht bemerkt fand: ſo mußte er wohl natürlich auf die Gedanken fallen, daß der große an ſeiner Mündung 30 Meilen breite Maranjon anderer Orten zu ſuchen ſey, und verwechſelte deßhalb mit ihm den Maroni-Fluß, weil man dieſem eben den Namen beylegte.

3) Alſo muß der Capitain *Maranjon* und *Gran Para*, welcher nach dem *Cudena* Eroberungen in dieſer Gegend gemacht hat, ſeinen Namen von den vorhin beſchriebenen Flüſſen, und nicht dieſe den ihrigen von einem Eroberer angenommen haben. Durch dieſe unleugbare Folge aus dem vorigen werden zugleich die Nachrichten des *Zarate* und *Condamine* zwar nicht ganz beſtätigt, aber doch auch nicht ganz verworfen. Falſch iſt es freylich, wenn ſie ſagen, der Fluß habe ſeinen Namen von einem Spaniſchen Hauptmanne empfangen; aber das kann doch wahr ſeyn, daß derjenige, der zuerſt dieſe Gegenden entdeckt, und nach dem *Cudena* ſich ein Eigenthum daſelbſt erworben, ein Spaniſcher Schiffshauptmann geweſen, der ſich nach ſeinen Gütern

und Beſitzungen Maranion und Gran Para genannt hat. Dies ſtreitet wider keine Nachricht; man müßte denn gegen den Titul eines Entdeckers Einwendungen machen, welchen, nach dem Pinzon, Orellana zu verdienen ſcheinet. Allein, wenn gleich Orellana der erſte iſt, der aus der Provinz Quito auf dem Fluſſe Coca in den Amazonen-Fluß gekommen, und auf demſelben bis an ſeine Mündung am nordlichen Ufer herunter gefahren iſt: ſo war er doch nichts weniger, als ein Entdecker. Eine Republik kriegeriſcher Weiber, die an der Nord-Seite des Stroms in dem goldreichſten Lande auf der Welt (El dorado) wohnen ſollten, und davon der ganze Fluß den Namen hat, nebſt andern dergleichen Hirngeſpinſten, das, und nichts anders, war die Erſindung, die er der Welt mittheilte; womit er gleichwol den Nutzen geſtiftet hat, daß man deſto begieriger die Länder ſowol an dieſem Fluſſe, als auch die Gegenden am Orinoco-Fluſſe, und ganz Guayana zu unterſuchen anfing *). Voll von der Vorſtellung dieſes

---

*) Der Hauptmann Boſſu führt in ſeinen neuen Reiſen nach Weſt-Indien aus einem ſpaniſchen Schriftſteller, den er aber nicht nennet, eine Stelle an, die entweder von dem deutſchen Ueberſetzer oder vom Verfaſſer ſelbſt, (denn ſeine eigene Worte habe ich nicht geleſen) ſehr unrecht verſtanden iſt. „Laſſet „uns die gröſſten Capitains von unſerer Nation fragen, heiſt es im 4ten Briefe S. 88. der deutſchen Ueberſetzung, Frkf. und Leipz. 1771. „Laßt uns den Engländer Reymis und die übrigen Anführer von ſeiner „Nation fragen: Meine Herren! warum unternehmet ihr dieſe Reiſe? warum ſetzt ihr euch in eurem

neuen Utopiens, das den See Parima und eine Stadt enthalten ſollte, wo man alles, auch die Dächer, aus dichtem Golde verfertigte, entſchloß ſich Pedro d'Orſua mit einem Haufen von 700 Mann und vielen Officiers, im Jahre 1560 zu dieſer Reiſe. Aber er ward unterweges von zween ſeiner Unter-Befehlshaber Don Ferdi-

---

„Schiffen ſo vielen Gefahren auf dem Meere aus?
„Laſſet uns an den Quito, die beyden Pizarros,
„an den Santa Fe de Bogota, die Queſadas,
„den Maragnon, Orellana, Meta, Berrio,
„und viele andere große Capitains wenden. Warum
„gebt ihr euch ſo viele Mühe, wozu ſo viele Truppen
„und gefährliche Reiſen in entlegene Länder? Alle
„werden antworten, wir ſuchen das berühmte und
„reiche Dorado; verwundert euch nicht über unſre
„Unternehmungen. Iſt es nicht natürlich, daß man
„ſich große Mühe gebe, um die größten Schätze in
„der Welt zu bekommen?"

Niemand wird dies anders verſtehen, als Quito, Santa Fe, Maragnon und Meta ſind, wie die übrigen, Spaniſche Capitains geweſen, die das reiche Dorado geſucht haben. Auch wird man glauben, Maranjon ſey ein älterer Entdecker dieſer Gegenden, als Orellana. Aber ſo wenig die Städte Quito, und Santa Fe de Bogota, oder der Fluß Meta zu Menſchen gemacht werden können: ſo wenig wird man auch im Stande ſeyn, aus dieſer Stelle zu beweiſen, daß Maranjon vor dem Orellana den Amazonen-Fluß befahren habe. Es iſt bekannt, .

1) daß

Ferdinand von Gusmann und Don Lopez d'Aguirre ermordet. Gusmann hatte bald darauf gleiches Schickſal; d'Aguirre aber, der den Titul eines Königs angenommen, und durch Verſprechung der Schätze von Neu-Granada und Peru den gröſten Theil der Sol-

---

1) daß **Gonzalo Pizarro** auf Befehl ſeines Bruders an der Spitze von 340 Spaniern, darunter auch Franz **Orellana** war, nebſt vielen Indianern 1540 von Quito aus einen Zug nach dem Maranjon-Fluſſe gethan, daß **Orellana** ſeinen Anführer verlaſſen, und zuerſt dieſen Fluß von da bis zur Mündung entdeckt habe; 2) daß **Gonſalez Ximenes de Queſada** um eben dieſe Zeit einen Zug von Santa Fe de **Bogota**, der Hauptſtadt in Neu Granada, öſtlich über die Gebirge nach der groſſen Ebene, wo man Dorado ſuchte, gethan, St. Jago am Fuſſe des Gebirges erbauet, und nach einem fruchtloſen Verſuche mit unerhörten Beſchwerlichkeiten durch den Wald l'Aytico nach Timana in der Provinz Popayan 1543 zurück gekommen ſey. **Boſſü** erzählt dies ſelbſt S. 87. 3) Daß des **Queſada** Schwiegerſohn, **Anton de Berreo**, auf dem Fluſſe **Meta**, der in den **Orinoco** fällt, nach ihm eben dergleichen verſucht, erzählt der engliſche Ritter **Walther Raleigh**, der nebſt den engliſchen Hauptleuten **Gifford** und **Keymis** 1595 in Guyana ankam, und dieſen **Berreo** daſelbſt gefangen nahm. Man ſehe den **de Laet** S. 952. Die Stelle in dem **Boſſü** muß alſo heiſſen: Laſt uns zu Quito die beyden Pizarres, zu Santa Fe die Queſadas, auf dem Maranjon den Orellana, auf dem Meta den Berreo ꝛc. fragen ꝛc.

daten gewonnen, ſchiffte zwar auch den Amazonenfluß herunter, aber gewiß mit keinem Gedanken, hier neue Entdeckungen zu machen. Er eilte nach Guayana, um zu rauben, und ward als Rebell und Räuber auf der **Dreyeinigkeits-Inſel** geviertheilt. Man kann ſich unmöglich vorſtellen, daß alle dieſem abſcheulichen Menſchen, deſſen Tyranney ſie ſogleich fühlten, gefolgt ſind. Es iſt vielmehr höchſt glaublich, daß ſich die rechtſchaffenern, ſo bald ſie nur gekonnt, von dieſer Rotte getrennet, und die erſte die beſte Gegend zu ihrem Zufluchts-Orte gewählt haben. Eine ſolche Trennung wurde immer leichter, je näher ſie der Mündung des Amazonen-Fluſſes kamen. Hier gleicht er einem unabſehlichen Meere, und iſt mit Inſeln angefüllt, welche die Trennung mehrerer Schiffe auch ſogar wider Willen verurſachen können. Meine Vermuthung alſo iſt, daß ſich ein oder etliche Schiffe hier von der Flotte abgeſondert, und zu dem Ende die ſüdliche Küſte des Amazonen-Fluſſes geſucht haben, wo ſie den **Tagipuru-Fluß** finden mußten, der ſie in den großen **Para**-Strom führte. Hier haben, wo nicht alle, doch einige ſich nieder gelaſſen, und ihren würdigſten Führer, von dem ich vermuthe, daß er der Vater oder Großvater unſers Maranjon geweſen, zum Oberhaupte gewählt. Alſo

4) nicht der Anführer der erſten Spanier, die ſich hier nieder ließen, ſondern einer von ſeinen Nachkommen, und wahrſcheinlich ſein Sohn, iſt der **Maranjon y Gran Para**, deſſen **Cudena** erwähnet. Der Beweis iſt leicht. **Cudena** ſagt ausdrücklich, daß dieſer Mann, dem die Diſtrikte gleiches Namens gehörten, zu Para geboren ſey. Nun verſiche ich dies nicht ſo,

als wenn er in dieſem Orte demals erſt, als es eine Stadt ward, geboren ſey. Denn die Stadt Para iſt, nach dem **de Laet** und **Condamine**, erſt 1616 erbauet; oder, wie ich es verſtehe, dieſer Ort, der bis dahin nur aus wenigen Häuſern und zerſtreuten Pflanzungen beſtand, iſt im gedachten Jahre in eine Stadt verwandelt, und, nach dem **de Laet**, befeſtigt worden. Wäre es alſo bey ſeiner Geburt ſchon eine Stadt geweſen: ſo hätte er zu der Zeit, als **Cudena** ſchrieb, kaum 27 Jahr alt ſeyn können, und alsdenn wäre er gewiß nicht der Eroberer dieſes Landes. Man hat aber nicht den geringſten Grund dieſen Para von dem auf dem Titel genannten Eroberer zu unterſcheiden. Alſo war der zu Para geborne Eigenthümer dieſer Länder 1616 ſchon ein Mann von geſetzten Jahren, und daher nicht unwahrſcheinlich jenes vorhin gedachten Spaniſchen Schiffs-Hauptmanns Sohn.

5) Das ganze nordliche Braſilien iſt vor 1614 den Portugieſen nicht unterworfen geweſen; ſondern verſchiedene Europäer haben entweder die Küſte bloß beſucht, um ihre Waaren gegen die dortigen Landes-Produkte, beſonders Braſilien-Holz, umzutauſchen, oder ſie haben hie und da kleine Pflanzungen und Factoreyen angelegt. Beſonders verſuchten die Holländer, nachdem die Spaniſchen Länder in Europa ihnen verboten waren, nach dem **de Laet** (Deſcr. Ind. Occ. L. XVII. cap. 5.), ſeit 1598 Pflanzungen am Ufer des Amazonen-Fluſſes zu bekommen. Die erſten Verſuche waren vergeblich, weil ſie keinen tauglichen Landungs-Platz finden konnten. Einige Jahre nachher aber fanden ſie eine bequemere Einfahrt in den Strom, und landeten ohngefehr 10 See-Meilen von deſſen Mündung in

der Gegend von Cukupa auf einer Inſel, welche ein kleiner Fluß an ſeiner Mündung macht; welches kein anderer, als der Pucuru-Fluß ſeyn kann, im Lande Coyminne, wo nach Seuters Karte die Pacaches wohnten. Hier legten ſie zur Beſchützung ihrer kleinen Pflanzung das Fort Naſſau, und etwa 7 Meilen weiter hinauf das Fort Orange an. Auch die Engländer und Irländer verſuchten um dieſe Zeit ein gleiches. Doch die wichtigſten Pflanzungen ſchienen die Franzoſen auf der Inſel Maranjon in der Bay gleiches Namens zu bekommen. Riffaut, ein franzöſiſcher Hauptmann, hatte hier gelandet, und die Braſilianer ſo eingenommen, daß einer von ihren Häuptern, Uyrapire, ihn inſtändig bat, bald wieder zu kommen. Riffaut kam 1594 mit 3 Schiffen; aber die Uneinigkeit ſeiner Leute, und der Verluſt ſeines eigenen Schiffs, nöthigte ihn, nach Frankreich zurück zu kehren. Doch hinterließ er daſelbſt einige Soldaten unter dem Herrn von Vaux, der mit ſeiner franzöſiſchen Gefälligkeit die Braſilianer ſo bezauberte, daß ſie noch eifriger um Anlegung einer Colonie und ſelbſt um Miſſionarien baten. Der franzöſiſche Hof ſchickte zu dem Ende den Ravarderie dahin, der 6 Monat da blieb, um alles genau zu unterſuchen. Unterdeß aber ward der König Heinrich IV. 1610 von Rapaillac ermordet und dadurch unterblieb die Abſendung einer Colonie bis 1612, wo Ravarderie mit 4 Capuzinern, darunter Claudius von Abbeville, der Geſchichtſchreiber der Colonie Maranjon, war, im Junius endlich ankam.

Dieſe neuen Nachbarn mußten nothwendig die Spanier am groſen Para-Fluſſe in Unruhe ſetzen. Sie hatten alle Urſache zu fürchten, daß ſie in kurzem ihr Eigenthum in dieſen Gegenden entweder den Franzoſen oder den Wilden würden überlaſſen müſſen. Höchſt wahrſcheinlich alſo wendete ſich Maranjon mit ſeinen Landesleuten zu den Portugieſen in Braſilien, den nächſten Nachbarn, die damals auch unter dem König von Spanien ſtanden. Der portugieſiſche Statthalter zu Pernambuk ſchickte nun 1614 unter dem Hieronymus von Albuquerque eine Flotte gegen St. Louis de Maranham, welches Fort die Franzoſen auf der Inſel gleiches Namens angelegt hatten. Es ward erobert, und die Franzoſen mußten das Land verlaſſen. Die Portugieſen ſchlugen die ganze Gegend zu Braſilien; doch behielt der Maranham, wie wir aus dem Cudena ſehen, nicht nur die ganze Provinz Para, ſondern auch Maranjon eigenthümlich; ohnſtreitig, weil er nicht nur an der Entdeckung ſondern auch Eroberung dieſer ganzen Gegend den größten Antheil hatte. Ob ſeine Nachkommen dies Eigenthum behalten haben: kann ich um ſo weniger melden, da ich noch kein Buch habe entdecken können, darin dieſes Eroberers Meldung geſchieht.

6) Aber deßhalb kann er doch noch nicht der Eroberer Braſiliens genannt werden. Und gleichwol ſcheint ihm unſer Verfaſſer keinen geringern Titel zu geben. Er ſagt es ausdrücklich, daß die 1038 Meilen, welche die ganze Küſte Braſiliens zwiſchen dem Amazonen- und Plata-Fluß enthalten ſoll, vom Maranjon y Gran Para erobert worden ſind. Doch conquiſtar muß nothwendig nach Spaniſcher und Portugieſiſcher Bedeutung genommen werden. Bey Ihnen aber heißt, eine Küſte in Oſt- und Weſt-Indien entdecken, vermöge des Rechts, das ihnen der Pabſt gegeben hat,

nichts anders, als das ganze Land, ſo weit man deſſen Küſte geſehen und befahren hat, erobern. Alſo erobern und entdecken iſt hier einerley. Man kann aber ohne dieſe Erklärung nicht einmal einen Begriff mit den Worten verknüpfen. Denn durch den geſchickten Gebrauch des Compaſſes hat er die Küſte von Braſilien zwar entdecken, oder ſie genauer unterſuchen und ausmeſſen, aber nimmermehr erobern können. Es läßt ſich daher aus dieſen Worten wohl nichts anders, als folgendes ſchlieſſen; Die Küſte Braſiliens war bis dahin von den Portugieſen noch nicht gehörig unterſucht und ausgemeſſen. Nicht einmal das wußten ſie vielleicht, daß ſich in ihrer Nachbarſchaft verſchiedene Fremde niedergelaſſen und angebauet hätten. Weil ſie nun durch den Maranjon y Gran Para hierin ſo vieles Licht bekommen, und an ihm ohne Zweifel beſondere Geſchicklichkeit wahrgenommen hatten: ſo trugen ſie ihm vielleicht auf, die ganze Küſte zu unterſuchen, und wenn er noch mehr ſolche Fremdlinge finden ſollte, ſie zu vertreiben, und alles für Portugal in Beſitz zu nehmen: das hieß auf gut ſpaniſch conquiſtar. Doch ich breche ab, um nicht meine Leſer zu lange mit bloßen Vermuthungen zu unterhalten.

Das nordliche Braſilien, oder die Hauptmannſchaften Para, Maranjon und Siara.

Nach dem jetzigen Umfange, ſo wie er auf der d'Anvilliſchen Karte angezeigt iſt, läuft die nordliche Gränzlinie des Portugieſiſchen Braſiliens von Cabo del Norte etwas gekrümmt hinter dem franzöſiſchen und holländiſchen Guayana hinauf bis zu einem Gränz-Puncte auf der O. Seite des Parima-Sees unter 4° 20′ N. Br., und 43° 50′ W. Länge, wo das ſpaniſche, holländiſche und portugieſiſche Guayana zuſammenſtößt. Von da geht ſie nach S. W. g. W. unter gedachtem See fort bis ohngefehr 47½° W. L., und 1½° N. Br. von da nach W., bis ohngefehr zum 51° W. L., und alsdenn nach S. S. W., bis ohngefehr 3° 10′ S. Br. wo ſie ihre Richtung nach S. O. nimmt. Den Amazonenfluß durchſchneidet ſie unter 52° 10′ W. L., und 3° 56′ S. Br. **Cabo del Norte** hat auch nach dem **d'Anville** genau die vom **Cudena** angegebene Norder-Breite, nämlich 1¾°, und ohngefehr 33¼° W. L. Eine gerade Linie von da durch S. O. führt nach Cabo del Maracana. Alsdenn nimmt die Küſte ihre Richtung nach O. S. O. bis nach **Rio Grande**, wo das eigentliche Braſilien anfängt.

Die äußerſte Miſſion der Portugieſen iſt die von **S. Paul** am Amazonenfluſſe, welche von Para an 460 S. Meilen nach den Richtungen dieſes Fluſſes entfernt iſt. Von da 10 Meilen weiter hinauf nach W. liegt **S. Pedro**, und noch 4 Meilen weiter durchſchneidet die Gränzlinie der Portugieſen den Amazonen-Strom. In **St. Paul** ſahe **Condamine** ſtatt der mit Rohr bekleideten Häuſer und Kirchen, die er bisher in den ſpaniſchen Miſſionen angetroffen, wiederum gemauerte Kapellen und Pfarr-Häuſer. Die Weiber der Indianer trugen Hemden von bretagniſcher Leinewand, hatten verſchloſſene Koffers und eiſerne Schlüſſel in ihren Häuſern, auch Nadeln, kleine Spiegel, Meſſer, Scheeren, Kämme, und andere kleine Geräthſchaften aus Europa, welche ſie jährlich zu Para für **Cacao**, der an den Ufern ihres Stroms wild wächſt, eintauſchen.

ſchen. Die Spaniſchen Indianer an den unzähligen Flüſſen von Peru, welche ſich mit dem Amazonenfluſſe vereinigen, würden gewiß ein gleiches thun, wenn es die Spanier aus Eiferſucht nicht verhinderten. **Para** würde in dem Falle ohnſtreitig die größte Niederlage der Europäiſchen Waaren in Amerika ſeyn; und wie ſehr müßte nicht ganz Europa dieſes wünſchen, da der Abſatz ſeiner Manufactur-Waaren im nordlichen Amerika einen ſo gewaltigen Stoß erlitten hat, und gewiß noch mehr erleiden wird?

Es ſind noch viele ganz beträchtliche Miſſionen theils an den Ufern des Amazonen-Fluſſes, theils an dem **Yupura** und **Rio negro**, zwiſchen welchen, am goldreichen See und Fluß **Marabi**, die kriegeriſche Nation der Manaos ehemals gewohnt, theils an dem **Madeira** oder **Holz-Fluß** angelegt. Den **Negro** oder **ſchwarzen Fluß**, der mit dem **Orinoco**-Fluſſe zuſammen hängt, vergleicht **Condamine** ſchon mit einem Meere des klarſten ſüßen Waſſers, und nach dem Vorgeben der Indianer iſt er ſo groß, als der Amazonen-Fluß in dieſer Gegend. Richtiger kann dies von dem großen Madeira-Fluſſe geſagt werden, auf welchem die Portugieſen 1741 bis nach **St. Cruz de la Sierra** im obern Theile von **Peru** gefahren ſind, und deſſen weiteſte Quelle nahe bey den Erzgruben von Potoſi iſt. Cudena gedenkt weder dieſer Miſſionen, noch der Portugieſiſchen Beſitzungen **Negro**, **Pauxis**, **Topayos**, **Paru**, **Curupa**, **Macapa**, davon die erſte am Fluſſe gleiches Namens, die andern aber am Amazonen-Fluſſe liegen: denn ſie ſind, wie ſchon erinnert worden, lange nach ſeiner Zeit, nämlich gegen das Ende des vorigen, und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts angelegt.

Unter den vielen zum Theile beträchtlichen Inſeln im Amazonen-Fluſſe nennet er bloß die große Inſel Juanes, zwiſchen dem großen Para und Amazonen-Fluſſe, deren Länge von N. O. nach S. W., oder von Cabo Maguari bis zum Einfluſſe des Tagipuru bey Aricuru allerdings 70 kleine Meilen beträgt; die Breite aber hat Cudena viel zu klein angegeben. Die ganze Inſel ſtellt ohngefähr ein Dreyeck vor, deſſen längſte Seite die jetzt beſchriebene iſt: die kürzeſte iſt die am Meere, nahe am Aequator, welche von O. nach W. an 49 kl. M., oder 40 S. M. enthält. Die innere oder weſtliche Seite endlich hat, ohne auf die Krümmungen zu ſehen, 65 kl. M. oder 46 S. M. Auf Seuters Karte fehlt dieſe Inſel ganz. Statt derſelben iſt eine Menge kleinerer in der einem großen Meerbuſen gleichen Mündung des Amazonen-Fluſſes, wozu er den Gran Para mitrechnet, gezeichnet; ein Beweis, daß zu ſeiner Zeit ſelbſt unter den Holländern, die doch ſeit mehr als 60 Jahren vor unſerm Verfaſſer die Mündung dieſes Fluſſes befahren, keiner ſo gut, als hier geſchehen iſt, den Fluß beſchrieben hat. Selbſt die vom Pater Fritz 1690 verfertigte, und zu Quito 1707 geſtochene Karte, welche Condamine auf der ſeinigen mit hat beyſtechen laſſen, giebt noch eine höchſt unrichtige Vorſtellung von den Inſeln an der Mündung dieſes Fluſſes; und wer kann ſich darüber wundern, wenn man die unabſehliche Breite des Stroms auch zwiſchen den Inſeln bedenkt? Erſt Condamine und, hundert und zehn Jahr vor dieſem, Cudena haben uns richtige Kenntniſſe davon gegeben; und ohne Zweifel ſind beyde dieſes dem großen Seefahrer Maranjon y Gran Para ſchuldig, der hier gewohnet, und dies alles zuerſt entdeckt hat. Ohne ſeine Karte würde Condamine, der ſie zu Para hat bekommen können, vielleicht noch manchen Fehler auf der ſeinigen haben ſtehen laſſen.

Nächſt dieſer groſſen Inſel dos Joanes, die auch Marayo heißt, iſt die bereits genannte Cqviana, gerade vor der Mündung des Amazonen-Fluſſes, die gröſte; und dieſe iſt an 10 kl. M. breit. Hat etwa Cudena dieſe auch genannt, ſo daß der Abſchreiber des Manuſcripts hier etwas ausgelaſſen hat? oder hat Cudena es ſelbſt in ſeinem Aufſatze überſehen? Wenigſtens iſt bey dem gleich folgenden Fehler der Abſchreiber gewiß unſchuldig.

Cudena ſagt, der Fluß werde bis auf 900 Meilen weit befahren. Darüber läßt ſich nichts ſagen, weil er nichts näher beſtimmt; deſto mehr aber darüber, daß Ebbe und Fluth auf 400 Meilen, und zwar 4 Ellen hoch, wachſen. Nach dem Condamine iſt die Ebbe und Fluth des Weltmeeres bis an den engen Paß bey Pauxis zu verſpüren; hier aber muß die Fluth nicht einen Fuß hoch ſteigen, denn er ſetzt ausdrücklich hinzu, zu Para habe er die größte Höhe der Fluth, wenn ſie ſtark iſt, nicht viel über 10½ Fuß gefunden, und daraus folgert er, daß die Abſchüſſigkeit des Stroms, von Pauxis an bis zum Meere, das heißt, in einer Länge von mehr als 200 Meilen, oder nach dem Acunna, von 300 Meilen, nicht viel über 10½ Fuß betrage. Und daß dieſes das wahre Gefälle des Fluſſes ſey, beſtätigt er auch durch ſeine barometriſchen Ausmeſſungen. Sollen alſo die angeführten Worte des Cudena ſo viel ſagen, als machte die Ebbe und Fluth noch in der Weite von 400 Meilen einen Unterſchied von 4 Ellen in der Waſſerhöhe: ſo iſt dies offenbar falſch. Aber wir wiſſen ſchon, daß ſeine Nachrichten ſich auf Beobachtungen des Maranjon y Gran Para gründen. Dieſe aber ſind eben da, wo Condamine die ſeinigen anſtellte, nemlich zu Para, gemacht. Alſo iſt nur dies der Unterſchied in der Angabe, daß Cudena 4 Ellen und Condamine 10½ Pariſer Fuß nennet. Weil nun hier die Größe der Elle nicht beſtimmt iſt: ſo läßt ſich dagegen nichts ſagen.

Daß aber bleibt doch unrichtig, daß Cudena die Weite 400 Meilen ſetzt, da die Natur bey Pauxis durch den engen Paß von 905 Klaftern, welches kaum ¼ Deutſche Meile beträgt, eine Gränze geſetzt hat, über welche die Fluth ſchwerlich kommen kann. Condamine war überdem zur Zeit der Herbſt-Nachtgleiche in Para, und konnte alſo die höchſte Fluth meſſen. Denn bekanntermaaſſen iſt ſie nie höher, als in den Neu- und Vollmonden zur Zeit der Nachtgleichen.

Sind nun die 4 Ellen nicht größer, als 8 Pariſer Fuß (und ſchwerlich ſind ſie ſo groß): ſo hat Cudena nicht einmal die höchſte Fluth, ſondern etwa die gewöhnliche gerechnet, und dieſe kann ſich nicht einmal bis Pauxis, oder auf 200 Meilen, erſtrecken. Es ſind aber nicht einmal 200 M. von Pauxis bis zum Meere, ſondern ohngefähr nur 170 S. M..

Alſo beträgt der ganze Fall des Waſſers auf 170 S. M., oder auf eine Weite, die nicht geringer iſt, als die von Venedig bis Hamburg, nicht mehr, als 10½ Pariſer, oder 10, 16 Rheinl. Fuß. Rechnet man nun auf eine Seemeile 17722 Rheinl. Fuß: ſo giebt dies auf 2000 Fuß $\frac{4}{100}$ Zoll Gefälle, oder genauer auf 9000 Fuß $\frac{18}{100}$ Zoll, oder noch nicht $\frac{2}{5}$ Zoll.

Das niedrigſte Land in Europa iſt **Holland**, oder überhaupt die **Niederlande**. Gleichwol hat das Land eine ſtärkere **Senkung**. Man findet bey dem **Lulof** im 386. §. ſeiner phyſ. Erdbeſchr., daß der Marwede Fluß zwiſchen Hardinxveld und Dordrecht auf jede 1125 Fuß 1 Zoll Gefälle, von Dordrecht aber bis an die See auf jede 9000 Fuß nur einen Zoll Gefälle behält.

In Braſilien hat man auf eine Deutſche Meile noch keinen Zoll Gefälle, und man kann eine Reiſe von der See in das Land thun, die größer iſt, als durch ganz Deutſchland in ſeiner größten Ausdehnung; gleichwol **iſt man noch keinen Fuß hoch über die Oberfläche des Meeres erhöhet**. Man darf aber nicht denken, daß dies bloß von den Ufern des Amazonen-Fluſſes gilt; nein, das ganze nördliche Braſilien, und ganz Guayana liegen ſo ungemein niedrig, daß wol kein Land in der Welt leichter überſchwemmet werden kann, als dieſe ungeheure Ebene, die ſich bis an die **Andes-Gebirge** erſtreckt, und nach dem bloßen Augenmaaße wenigſtens den dritten Theil von ganz Süd-Amerika beträgt. Daß dies alles eine beynahe waſſergleiche Ebene ſey, kann man ſchon aus dem Laufe und der Verbindung der Flüſſe zwiſchen dem Orinoko und Amazonen-Fluſſe erkennen. Eben dies beſtätigt aber auch Condamine. Er ſagt ausdrücklich: der Amazonen-Fluß habe bey Ueberſchwemmungen keine Gränzen. In Borja, nahe an dem öſtlichen **Cordilleras**, ergötzte er ſich zum letztenmale über die ungeheuren Coloſſen von Gebirgen, welche ihn über die Wolken erhoben hatten. Von hier an bis jenſeit Pauxis ſahe er weit und breit nicht einmal einen Hügel. Erſt wie er ſich der Mündung des Stroms näherte, erblickte er, 12 bis 15 Meilen weit im Lande, Berge an der Seite von Guayana. Solche Reihen von Bergen mögen wol noch hin und wieder *) hier anzutreffen ſeyn; aber auf einer ſo großen Ebene ſind es unmerkliche Höcker.

Schon hieraus läßt ſich begreifen, daß dieſe ganze Küſte von Amerika wenig Landungs-Plätze für große Schiffe hat, und daß der Handel dahin am bequemſten mit kleinen Schiffen kann getrieben werden. Die beſten Nachrichten behaupten dies faſt von der ganzen Oſtlichen Küſte von Amerika, ſo weit ſie bequem bewohnt werden kann. Vorzüglich aber gilt es von Braſilien. Selbſt der große Amazonen-Fluß iſt wegen ſeiner Untiefen an der Mündung großen Schiffen gefährlich; ohngeachtet er ſonſt Meers-Tiefe hat. **Condamine** konnte ſchon in der Gegend, wo der Purus ſich mit ihm verbindet, alſo noch ehe die ungeheuren Flüſſe Negro und Madeira ſich in ihm ergoſſen haben, mit 103 Klaftern keinen Grund finden. Eben daraus folgt aber, daß er hauptſächlich wegen des Drucks des obern

---

*) Acunja entdeckte zwiſchen Peru und Braſilien im Lande der Aguaer oder Omaguaer, alſo ſchon innerhalb unſerer gedachten Ebene, auf der Südſeite des Amazonenfluſſes ebenfalls eine Reihe mit Schnee bedeckter Gebirge, wodurch die Luft in den Monaten Junius bis Auguſt in dieſer brennenden Zone kalt wurde.

Waſſers auf das untere bey einem ſo ſehr geringen Gefälle einen reiſſend ſchnellen Strom haben müſſe, der große Maſſen Erde und Sand mit ſich fort nimmt, die ſich, wie bey allen großen Flüſſen, wegen des Widerſtandes des Meers, an der Mündung in Sandbänke und Inſeln anhäufen. Beſonders gilt dies von dem Ausfluſſe des Hauptſtroms. Der Gran Para, worin ſich ſich nur ein Nebenarm ergießt, iſt weit tiefer, und kann noch große Schiffe einnehmen. Hier iſt deswegen die vornehmſte Handels-Stadt im nördlichen Braſilien.

Para, eine der ſchönſten Städte in Süd-Amerika, liegt an dieſem Meere ſüßes Waſſers unter 1° 30′ S. Br. Als **Condamine** 1743 hier ankam, glaubte er mit einem male aus den Amerikaniſchen Wildniſſen nach Europa verſetzt zu ſeyn. Er fand eine große Stadt, gerade Gaſſen, ſchöne Häuſer, die damals ohngefehr erſt ſeit 30 Jahren von Stein erbauet waren, prächtige Kirchen, einen Ueberfluß von Europäiſchen Waaren, welche alle Jahre auf einer Kauffarthey-Flotte von Liſſabon dahin gebracht, und gegen Gold-Staub, der Rinde von Krabben-Holz, Saſſaparil, Vanille, Zucker, Caffee, und Cacao, welche Frucht damals noch die Stelle des Geldes vertrat, umgetauſcht werden. Sie iſt der Sitz des Statthalters vom nördlichen Braſilien, und eines Biſchofs. Der Pater Acunja nennet ſie ſchon 1640 die große Feſtung der Portugieſen. Damals aber hielt ſich der Statthalter nicht hier, ſondern zu St. Luis de Maranham auf, welches er mit Recht tadelt. Aber auch die Lage der Stadt will ihm nicht recht gefallen. Weit bequemer zum Haupt-Sitz der Handlung ſowol als der Regierung ſcheint ihm die

Sonnen-Inſel zu ſeyn, welche 14 kleine Meilen weiter hinauf nach der Mündung des Gran Para liegt, und 10 Meilen im Umfange hat. Hier, ſagt er, könnten die Schiffe noch bequemer und ſicherer vor den Stürmen beſchwerlicher Winde liegen, und auſſer dem vortrefflichen Waſſer einen Ueberfluß an Lebens-Mitteln, See-Fiſchen, Krabben, (der ordentlichen Speiſe der Indianer und Armen) und Wildprät finden. Da aber dennoch die Stadt Para erſt nach der Zeit recht angebauet iſt: ſo muß man hier doch noch mehr Bequemlichkeiten gefunden haben. Gewiß iſt es, daß die gröſten Schiffe vor der Feſtung vor Anker liegen können. Auſſerdem fallen auf der S. Seite der Stadt verſchiedene Flüſſe, als der groſe Muju, ferner der Acara, Capim, Guama und weiter hin der groſe Haupt-Fluß Tocantin in den Gran Para, wodurch die Verbindung mit dem innern des Landes mehr erleichtert wird, als ſolches auf der Sonnen-Inſel hätte geſchehen können. Hätte der Tocantin-Fluß nicht ſo viel Waſſer-Fälle: ſo wäre er nächſt dem Amazonen-Fluſſe der wichtigſte in Braſilien. Denn er entſpringt in der goldreichen Hauptmannſchaft **Matagroſſo**, hat wegen dieſes Metalls, und anderer ſchätzbaren Produkte, verſchiedene Miſſionen und Pflanzungen an ſeinen Ufern, und entſpringt in der Nachbarſchaft anderer groſſen Flüſſe, die in das innerſte des Portugieſiſchen und Spaniſchen Amerika führen.

Cabo de Maracana muß da liegen, wo auf der Karte Pta el Baxos da Tigioca (Spitze der Untiefen Tigioca) bemerkt iſt. Der Ort **Maracana** ſelbſt liegt 5 S. M. weiter gegen O. an der See-Küſte, und hat

58' S. Br. Die Land-Spitze ſelbſt aber, die ich Cabo Maracana nenne, 22' S. Br.

Die ganze Küſte der eigentlichen Hauptmannſchaft Para läuft von hier bis an den Gränz-Fluß Turirana nach O. S. O. An derſelben liegen nun

1) Cayte, eine Stadt an dem Caytapera, oder Flamand-Fluſſe 14½ S. M. von Maracana;

2) 20 S. M. weiter das Gebirge Gurupi, nebſt der Bay Guriribe;

3) 9 S. M. von dieſem Ca ara, ein kleiner Fluß, welchen ich für den Caravata des Cudena halte, und 4 S. M. weiter der große Gränz-Fluß Turirana. Zwiſchen beyden liegt die Bay Turivaſſu. Ohngefehr in dieſer Gegend liegt auf der Seuterſchen Karte der Fluß Turi.

Sind nun dies die Namen Cutipura, Cayte u. ſ. w. die Cudena als 6 Flüſſe angiebt? Ich finde wenigſtens keine andere auf der Karte, und muß alſo glauben, daß entweder Cudena geirrt, oder daß ſie d'Anville auf ſeiner General-Karte ausgelaſſen hat. Das letzte iſt mir bey Caite nicht recht einleuchtend.

In der Hauptmannſchaft Maragnan, welche die beyden an ihrer Mündung 60 S. M. in gerader Linie von einander entfernten Gränz-Flüſſe Turirana und Paranaiba hat, liegt die Inſel Maranham in einem großen Meerbuſen, der auf der O. Seite gedachter Inſel mit einer Menge kleiner Inſeln und Klippen angefüllt iſt, welche nebſt den vielen Mangelbäumen, die hier überall ſtehen, faſt keine Durchfahrt den Schiffen verſtatten. Die weſtliche Land-Spitze dieſes Meerbuſens heißt **Cabo de Cuma**, und die öſtliche **Cabo de la Perea**, welche 2° 24′ S. Br. hat. Beyde Vorgebirge ſind 20 kl. M. entfernt. In dieſen Meerbuſen ergieſſen ſich viele Flüſſe, unter welchen der **Mearim** und **Tabocuru** die vorzüglichſten ſind. Zwiſchen beyden ſetzt **Seuter** noch einen kleinern **Maranham**, der aber bey dem **d'Anville** fehlt. Da der Pater Cl. von **Abbeville**, der Miſſionarius hier geweſen iſt, ausdrücklich verſichert, daß die Einwohner zwar dem Meerbuſen, aber keinem Fluſſe in dieſer Gegend den Namen **Maranham** beylegen: ſo muß man wol glauben, daß **Cudena** mit vielen andern hier gefehlet habe. **De Laet** klagt überhaupt bey Beſchreibung dieſer ganzen Küſte, die doch ſo oft von Holländern und andern Europäiſchen Nationen beſucht worden, über die vielen Abweichungen und Widerſprüche in den Angaben der Reiſe-Beſchreiber. **Cudena** muß auch in dieſer Gegend nicht geweſen ſeyn: denn er hat die Größe der Inſel **Maranjon** falſch angegeben. Sie iſt, nach dem **d'Anville**, nur 8 ¼ S. M. (oder 10 kl. M.) lang und 2 S. M. breit. Eben ſo breit iſt auch der Meerbuſen auf ihrer weſtlichen Seite. Nach dem **Abbeville** aber ſoll die Inſel 45 Meilen im Umfange haben. Auf derſelben iſt nun die ehmalige Hauptſtadt des nördlichen Braſiliens **St. Luis de Maranham** unter 2° 33′ S. Br. und auf der Nord-Spitze der Inſel der Flecken **Aracago** unter 2° 22′ S. Br. Es iſt ſchon vorhin angeführt, daß die Franzoſen zuerſt hier eine Colonie angelegt haben. Hier iſt nur noch hinzuzuſetzen, daß ſich die Holländer derſelben 1641, wiewol nur auf eine kurze Zeit, bemächtigt. St. Luis war ſonſt eine der beſten Städte Braſiliens. Wahrſcheinlich aber iſt ſie jetzt, da Para der Siß des Statthalters und der Regierung geworden, in einem ſchlechten Zuſtande, ohngeachtet die Inſel ſowol als das feſte Land vorzüglich fruchtbar iſt. Die daher kommenden Waaren ſind Färbe-Holz, Safran, Hanf, Orlean, verſchiedene Gattungen Gummi-Lak, vortreflicher Taback und Pfeffer.

Die Küſte der Hauptmannſchaft **Siara** hat bis an den Fluß Siara eine Richtung nach O. g. S. von da an aber biegt ſie ſich in einer Krümme nach S. O. g. O. Die Gränz-Flüſſe ſind der vorhin gedachte **Paranaiba** oder Para-Fluß, und der **Amargoſo**, oder **Corallen**-Fluß, deren Mündungen, nach einer geraden Linie gerechnet, etwas über 142 S. M. entfernt ſind. Von den hier angegebenen Flüſſen finde ich auf der d'Anvilliſchen Karte nur den groſsen Paranaiba, den **Camoſin** oder Kreuz-Fluß, den **Jericoana**, der wahrſcheinlich der Jeracoaquara ſeyn ſoll, und ob er zwar ſehr klein iſt, doch an der Mündung eine ſehr geräumige Bay macht. Dichte unter demſelben hat **Seuter** den **Conorybo**, der auch wie eine groſse Bay gezeichnet iſt. D' Anville aber hat weder dieſe Ausſchnitte der Küſte, noch einen ſolchen Fluß; es müßte denn der **Caracu** ſeyn ſollen. Eben ſo wenig finde ich die beyden folgenden des **Cudena**; ſtatt derſelben aber den **R. Mondahu** und **R. Fermoſo**.

Die Hauptſtadt dieſer Hauptmannſchaft **Siara**, am Fluſſe gleiches Namens, iſt ein unbedeutender Ort mit einer Schanze und einem Hafen für kleine Schiffe. Unter derſelben hat **Seuter** an dem einer Bay ähnlichen Fluſſe **Jaguaribe**, das Fort St. **Laurenzo**. D'Anville ſetzt dieſen Fluß jenſeit des Gebirges **Gumama** und an der Mündung deſſelben, 26 $\frac{1}{2}$ S. M. von Siara, das Fort St. Lucar. Paranduba fehlt; es wird aber die Lage dieſes Vorgebirges hernach beſtimmt werden. 14 S. M. unter St. Lucar iſt die Mündung des Upanema oder Salz-Fluſſes, und 11 S. M. von dieſer Pta do Miel, oder Honig-Spitze, daraus Zeuter Punto Daniel macht. Wahrſcheinlich ergießt ſich in die daran liegende Bay der Fluß de la Miel, und der Panema oder Salz-Fluß, der vielleicht auch Bummare heißt; denn daß der kleine Fluß Guamare jenſeit des Corallen-Fluſſes nicht gemeint ſeyn könne, wird hernach gezeigt werden. Die ganze Hauptmannſchaft Siara iſt noch größtentheils auch an der Küſte unangebauet. Zucker-Rohr wächſt hier wild. Man findet auch Cryſtall und Edelgeſteine.

Unter den Produkten dieſer 3 Hauptmannſchaften bemerke ich nur den Zucker und das Schiffsbau-Holz. Der deutſche Ueberſetzer hat hier und in dem folgenden Ingenios durch Arten überſetzt: dos ingenios acucar heißt bey ihm zwey Arten Zucker. Das lieſſe man nun noch gelten. Wenn er aber von Itamarka ſagt, daß es daſelbſt 18erley Arten gebe, und daß Pernambuco gar 150erley Arten Zucker habe; ſo braucht man kein Spaniſch zu verſtehen, um ſo gleich zu urtheilen, daß dies falſch überſetzt ſey. Ingenios heiſſen Zucker-Mühlen. Jede Zucker-Mühle iſt wegen der dabey nöthigen Menſchen als ein Dorf oder Flecken anzuſehen, und immer wichtig genug, in der Braſilianiſchen Topographie beſonders gezählet zu werden. Alſo hatte das ganze nordliche Braſilien nur zwey Zucker-Mühlen zu des Cudena Zeiten. Vielleicht ſind jetzt

hier

hier mehr, aber dafür weniger in den andern Hauptmannſchaften, nachdem die weſtindiſchen Inſeln jetzt Europa gröſtentheils mit Zucker verſehen.

Bey dem Schiffsbau-Holze hätte ich die Anzeige der Holz-Arten gewünſcht. **Piſo** und **Markgraf** haben verſchiedene große Bäume angegeben, die zu Fahrzeugen von allerley Art gebraucht werden, als den **Apeiba**, (eine Sloanea) zu Fiſcher Kähnen und andern Fahrzeugen den **Jacapucaya** oder **Topfbaum** zu Knieen in der Schiffen, den wohlriechenden **Cedro**-Baum (Cedrela odorata) der 70 bis 80 Fuß hoch wird, zu Kähnen von 40 Fuß Länge und 6 Fuß Breite. Wegen der Würmer aber, die ihn gern angreifen, iſt er zum Schiffbau nicht tauglich. Beſſer als dieſe Arten ſind der **Tataiba** des Markgraf, der das Holz dieſes Baums wegen ſeiner Härte und Dauer ſo wohl in als über dem Waſſer und der Erde allen Holz-Arten vorzieht Nicht ſo ſchwer, aber doch feſt und dauerhaft, folglich noch vorzüglicher, iſt das Holz des wegen ſeines Balſams ſo berühmten **Copaiba**-Baums. **Piſo** ſagt, daß er ſehr häufig, und vorzüglich gut auf der Inſel **Maranjon** wachſe; und, nach dem **Markgraf**, iſt ſein Holz roth, etwa ſo hart, als unſer Büchen-Holz, und im Stamme ſo dick, daß breite und ſtarke Bretter zu allerley Gebrauch daraus geſchnitten werden können.

Des **Mahagoni**-Holzes gedenkt keiner von beyden, vermuthlich weil es keinen mediciniſchen Gebrauch hat: ſonſt würde ich wahrſcheinlich aus ihnen das beweiſen können, was ich vermuthe, nemlich, daß es nebſt dem barbadenſiſchen Wachholder das gewöhnliche Holz ſey, woraus die Schiffe in Braſilien gebauet werden.

Denn daß es in den wärmſten Theilen von Amerika, alſo auch hier, häufig wachſe, weiß man aus dem Miller. Unter allen bekannten Holzarten aber iſt keines auch zum Schiffbau ſo vorzüglich gut, als dieſes. Doch es mag eine Gattung von Holz ſeyn, welche es wolle; genug, **Cudena** rechnet das Schiffbau-Holz unter die Reichthümer Braſiliens, und behauptet insbeſondere von dem nordlichen Theile, daß daſelbſt die meiſten und größten Schiffe gebauet werden können. Er ſagt, die Größe der Galeonen vom erſten Range ſey de a mil *toneladas* cada uno, welches ich überſetze, jede zu 1000 Tonnen, nicht **Laſten**, wie in der Deutſchen Ueberſetzung ſtehet; denn eine Laſt hat 2 Tonnen. Nach dem Anſon aber haben ſelbſt die Manilliſchen Galeonen, welche der Größe nach auf das nach Acapulco gehende Schiff folgen, nicht mehr als 1200 Tonnen. So groß ſind die Krieges-Schiffe vom zweyten Range, für welche man 11 bis 1200 Tonnen, und 56 bis 70 Kanonen zu rechnen pflegt. Die vom dritten Range, welche 40 bis 50 Kanonen führen, ſind von 800 bis 900 Tonnen. Die vom vierten, zu 5 bis 600 Tonnen, haben 30 bis 40 Kanonen, und die vom fünften zu 300 Tonnen, 18 bis 20 Kanonen. Letztere gebrauchen ohngefehr zwey Faden, erſtere aber an vier Faden tief Waſſer, jeden Faden zu 6 Fuß gerechnet. Dies Verzeichniß ſetze ich deßhalb hierher, um aus den Angaben den **Cudena** einigermaßen zu beurtheilen, welche Gattungen von Schiffen für jeden Küſten-Strich Braſiliens am geſchickteſten, und in welcher Hauptmannſchaft eben ihrer Landungsplätze wegen die größten See- und Handelsſtädte möglich ſind.

Rio grande.

Es ſcheint, als wenn Cudena zwiſchen Siara und Rio grande noch eine beſondere Hauptmannſchaft zählen wollte, die er im engſten Verſtande **Braſil** nennet. Allein man findet gleich, daß er der vorigen Anzeige gemäß hiedurch nur das bisher beſchriebene nördliche Braſilien von den alten Beſitzungen der Portugieſen, die ſie eigentlich unter dem Namen Braſilien begriffen, unterſcheiden will. Er nennet gleich die Feſtung und den Fluß **Rio grande**, der die größten Schiffe einnehmen kann. Auch ſetzt er nachher die Klippen de San Roque, (die da anfangen, wo ſich das Gebiet von Siara endigt, und juſt vor dem Küſtenſtriche liegen, der Braſil einſchlieſſen müßte,) in die Gegend, die er **Rio grande** nennet. Es iſt alſo hier nur ein Fehler in Anſehung der richtigen Anordnung der Titel. Es müßte heißen: Zu Braſil gehören folgende Hauptmannſchaften: **Rio grande** u. ſ. w. Er ſetzt aber folgende Gränzen für dieſe Hauptmannſchaft:

1) Gegen Norden **Cabo de Paranduba**. Dieß muß entweder die Landſpitze auf der Oſtſeite des **Corallenfluſſes** ſeyn, welchen ich als Gränz-Fluß angegeben habe, oder, wenn man den **Guamare** des d'Anville mit dem vorhin gedachten Gommare des Cudena für einerley hält, folglich dieſe Küſte noch zu Siara rechnet, die öſtliche Küſte dieſes Fluſſes, in der Gegend von **Pt^{a} das Pedras**. Letztes bekommt dadurch noch einige Wahrſcheinlichkeit, weil hier auf Seuters Karte **Paranduba** ſteht. Allein weder die oben ſo genau angegebene Küſten-Länge des nordlichen Braſiliens, noch die Entfernung der Feſtung del **Rio grande** von dieſem

Gränzpunkte, die 40 Meilen betragen ſoll, verſtattet dieſes. Nimmt man hingegen den Amorgoſo oder **Corallenfluß**, mit dem d' Anville zur Gränze, und ſetzt an deſſen öſtlichen Küſte in der Gegend, wo **Pta de Tubaraon** ſteht, das Vorgebirge Paranduba: ſo findet man, daß eine von da nach O. S. O, oder genauer S. O. g. O., gezogene Linie die Stadt Rio Grande in einer Entfernung von 40 kl. M. trift.

2) Gegen Süden ſetzt d' Anville den **Tareiri**-Fluß, etwa 6 S. M unter dem Fluſſe Rio Grande zur Gränze. **Figueredo** dehnt ſie aber bis an den Fluß **Camaratuba** aus, und dies ſtimmt mit dem **Cudena** überein. Denn er rechnet noch zu dieſer Hauptmannſchaft, von der Mündung des Fluſſes Rio Grande nach S. herunter gemeſſen, die Vorgebirge **Punta Negra**, 1½ S. M., und **Punto dos Buſios** (**Piranhi**,) an der Mündung des Piranhi-Fluſſes, 4½ S. M. Alsdenn kommt der gedachte Tareiri-Fluß, der durch den groſſen See **Guirareira** fließt, und **Babia fermoſa**, 1½ S. M. unter dem **Curematai**-Fluſſe, und 13½ S. M. vom Fluſſe **Rio grande**. Der Gränzfluß **Camaratuba** iſt von dieſer Bay noch 5 S. M. nach S. entfernt. Innerhalb dieſes Küſtenſtrichs hat Barläus auf ſeiner Karte drey Zuckermühlen. 1) **Itirga** ohnweit der Neuſtadt Rio grande. 2) **Nueſtra Sennora de Candas** an dem Curematalfluſſe, und 3) **Nueſtra Sennora de Roſario** am Gränzfluſſe Camaratuba. Mißt man nun die Küſtenlänge zwiſchen dieſen beyden Gränzflüſſen: ſo findet man ſie genau 50 Span. M. Hier iſt alſo nur der Fehler vom Cudena begangen, daß er vorher immer kl. M., und jetzt, ohne es anzuzeigen, Sp. M. gebraucht.

An der nordlichen Küſte dieſer Hauptmannſchaft liegen die Klippen St. Roque, die 5 kl. M. vom feſten Lande entfernt ſind; und 64 Sp. M. vom Kaſtell Rio grande nach N. O. iſt die Inſel Fernan de Noronha, welche auf dem genauen engliſchen Nachſtiche der d' Anvilliſchen Karte in Jefferys Atlas an 4 S. M. breit und 6 S. M. lang iſt.

Parayba.

Von Rio Grande nach S. g. O. (nicht S. W. wie in der deutſchen Ueberſetzung ſtand) 40 kl. M. liegt es Cabo blanco, welches Cudena zur Gränze dieſer Hauptmannſchaft anzunehmen ſcheint. D' Anville aber ſetzt ſie 2 kl. M. weiter am Fluſſe Guaramama, und wahrſcheinlich hat ſie Cudena auch bis dahin ausgedehnt. Denn von dieſem Fluſſe bis an den Fluß Camaratuba ſind, alle Krümmungen der Küſte mit gerechnet, 10 kl. M.

Cabo delo iſt das äußerſte ſüdliche Vorgebirge an der Mündung des Fluſſes Paraiba, der hier auf beyden Seiten der Küſte große Sandbänke hat. 1 kl. Meile von Cabo delo liegt am ſüdlichen Ufer die Schanze Margaretha, welche einen bequemen Landungsplatz für große Schiffe hat, und gegen über an einer Inſel im Fluſſe die Schanze Reſtinga, und 4 kl. M. den Fluß weiter hinauf die Stadt Filipea, welche die Holländer dem Prinz von Oranien zu Ehren Frederica nenneten; doch nicht auf $6\frac{2}{3}$ Grad, ſondern 7° 9′ S. Br.

Die Verräther Bay (Bahia de traycion) liegt an der nordlichen Gränze unter dem Fluſſe Camaratuba, und hat, von deſſen Mündung an gerechnet bis an die hervorſpringende ſüdliche Landſpitze, 2 S. M. im Umfange. Etwas über 1 S. M. darunter iſt die 1 kl. M. breite Mündung des großen Mongaguabafluſſes, die jedoch ſo ſeichte und ſo voller Sandbänke zu ſeyn ſcheint, daß Seeſchiffe hier keinen Ankerplatz finden können; und eben deshalb hat Cudena vermuthlich dieſen Fluß ausgelaſſen.

Zur Zeit der Holländer waren innerhalb der hier angegebenen Gränzen der Hauptmannſchaft 15 Zuckermühlen. Barläus zählt zwar 18; aber er dehnt die ſüdlichen Gränzen derſelben weiter aus. Cudena giebt 24 an. Das Land iſt vorzüglich fruchtbar, und bringt außer den genannten Waaren die feinen Gewächſe Weſtindiens, als Kokus, Ananas, Bananas, Bakove, Citronen, Pomeranzen und dergl. häufig, und in vorzüglicher Güte, hervor. Jährlich im März kommt die ſogenannte Pernambuker Flotte auch hier an, und ladet hauptſächlich Zucker, der für Europäiſche Manufacturwaaren eingetauſcht wird.

Itamaraka.

28 kl. M. von Cabo blanco nach S. g. O. liegt Cabo de San Auguſtin unter 8° 26′ (nicht 9°) S. Br., und die 3 ¼ S. M. lange und an 1½ S. M. breite Inſel Tamaraka zwiſchen 7° 41′ und 7° 51′ S. Br. Auf der Südſeite der Inſel liegt Nueſtra Sennora de Concepcion, die Hauptſtadt der ganzen Provinz, und hier iſt der beſte Haven, deſſen Waſſertiefe 15 — 16 Fuß (palmos) beträgt. Ich verſtehe nemlich unter dieſem Ausdrucke des de Laet den palmus maior, weil er ſowol als Cudena ſagt, daß hier große

Schiffe liegen können, und nicht mit dem Hrn. Prevoſt den palmus minor. Am Eingange deſſelben errichteten die Holländer das Fort Orange. Die Mündung auf der Nordſeite der Inſel, welche Catwaina (und nicht, wie im Mſcr. ſtehet, Catuama) heißt, giebt zwar auch einen guten Haven ab; aber die Waſſertiefe iſt hier nur 10 Fuß.

Einen beſſern Ankergrund ſcheint nach des Barläus Karte die Mündung des 3 S. M. nördlicher liegenden Fluſſes Capiibarimiri zu geben. Unſer Verfaſſer aber nennet mit Uebergehung deſſelben nur den 1 S. M. nördlicher liegenden Franzoſenhaven, wo nur Fiſcher wohnen ſollen.

Die ſüdliche Gränze dieſer Provinz ſcheint dem de Laet nur bis an den Fluß Garaſu, deſſen Mündung der Stadt N. S. de Concepcion gegen über liegt, alſo ohngefehr bis an die ſüdliche Küſte der Inſel Itamaraka zu gehen. Barläus rechnet vielleicht deswegen die Stadt Garaſu am Fluſſe gleiches Namens zu Pernambuco, und giebt ihr unter den Städten dieſer Hauptmannſchaft die zweyte Stelle. Cudena dehnt die Gränze bis an die Stadt Olinda aus, oder ohnweit derſelben bis an den Fluß Paratiji oder Rio dolce. Denn von dem nördlichen Gränzfluſſe Guaramama an bis hieher beträgt die Seeküſte 13 Spaniſche Meilen; und ſolche Meilen müßten hier verſtanden werden, indem nach ſeinen gewöhnlichen kleinen Meilen ſchon über 14 M. bis an die Südküſte der Inſel Itamaraka herauskommen.

Die Zahl der Zuckermühlen betrug nach dem Berichte des Adrian Duß an die Compagnie 1639. (Barlaeus p. 123) 23, davon aber nur 14 im Gange waren.

ren. Nach dem de **Laet** bekam der Graf de **Monſanto**, der ſich zu Liſſabon aufhielt, zu ſeiner Zeit jährlich 2500 bis 3000 Ducaten bloß von der Inſel **Tamaraka**. Er zählt auch ſchon 22 Zuckermühlen. Man rechnet aber in Braſilien auf eine große Zuckermühle 15 bis 22 Portugieſen und 100 Negers, und auf eine kleinere 8 bis 10 Portugieſen und 50 Negers. Jene liefern jährlich 7 bis 8000 Arroben Zucker; dieſe 4 bis 5000. Die kleinſten Zuckermühlen haben wenigſtens 5 bis 6 Portugieſen und 20 Negers, und liefern etwa 3000 Arroben. Eine Arrobe wiegt 27 bis 28 holländiſche Pfund. Der König bekommt nach dem **Oliveyra** hier den Zehenten auch vom Zucker, in Portugal ſelbſt aber noch von jeder Ladung, ſo bald ſie angelandet iſt, den 5ten Theil, wofern, wie de Laet hinzuſetzt, die Eigenthümer nicht ſelbſt die Ausfuhr auf eigene Koſten und Gefahr übernehmen. Eben dies ſoll von den übrigen Hauptmannſchaften und wenigſtens noch von Pernambuk gelten. Einige Gegenden, ſelbſt auf der Inſel, ſind wegen der Verheerungen der Ameiſen nicht anzubauen; andere ſind deſto einträglicher.

Pernambuk.

Pernambuk, oder Fernambuk, wie es durch eine verdorbene Ausſprache bey uns genennet wird, iſt die vornehmſte Hauptmannſchaft in Braſilien; 4 Spaniſche Meilen nach S. vom Schloſſe U. L. Fr. der Empfängniß war die Hauptſtadt **Olinda**, bey dem Anfange der ſehr ſchmalen aber 1 S. M. langen Erdzunge, die der Fluß **Biberibi** mit der See-Küſte macht. Feſt konnte ſie wegen der umher liegenden Hügel nicht leicht gemacht werden. Aus der Urſache zerſtörte ſie der Prinz Moritz, und legte 1639 auf der Inſel Antonii de **Vaaz**, die der Fluß **Capiibaribe** an ſeiner Mündung macht, die mit einem Walle und Graben, auch verſchiedenen Schanzen befeſtigte **Moritzſtadt** an. Auf der Nordſeite derſelben erbauete er den prächtigen Pallaſt **Freyburg**, der mit ſchönen Gärten umgeben war. Gerade über nach O. liegt am Ende der vorhin gedachten Erdzunge die ebenfalls befeſtigte und durch eine Brücke mit der **Moritzſtadt** verbundene **Reciffa** (el Arrecifa). Hier iſt auch der gedachte Haven, deſſen S. Breite genau 8 Gr. 7 ¾ Minuten beträgt.

Nach dem vorhingedachten Duß beſteht die ganze Hauptmannſchaft aus 6 Diſtrikten: 1) **Olinda**, der größte Diſtrikt, darinn die erſt genannten Plätze, nemlich die **Moritzſtadt** und **Reciffa**, liegen, die jetzt wieder den Namen **Olinda** oder **Pernambuk** führen. Hier iſt eine von den Hauptniederlagen der Europäiſchen Waaren, die die vorhin bey Paraiba erwähnte Flotte gegen die inländiſchen Produkte, und ſonderlich gegen Zucker, umſetzt. 2) **Garaſu** oder **Igarazu**, der älteſte, zuerſt angebauete, Theil, darin die Stadt und der Fluß gleiches Namens. 3) **Serinhaim**, nebſt der Stadt und dem Fluſſe gl. N. 4) **Porto Calvo**, Stadt, Fluß und Bay gl. N. 5) **Alagoa**, darinn zwey Seen und ein Flecken gl. Nam. 6) **St. Franciſcus**, am Fl. gl. N. **Barläus** hat indeß dieſe Diſtrikte ſo wenig abgeſondert, daß man nicht im Stande iſt, aus ſeinen Karten zu beſtimmen, welche Oerter zu einem jeden gehören. Ich übergehe deshalb die andern von ihm genannten Oerter, als **Moribeca**, St. Anton und St. Michael de Poyuca, die entweder alle oder doch zum Theile zu Serinhaim zu gehören ſcheinen.

Folgendes aber iſt zur Berichtigung und Erläuterung deſſen, was **Cudena** ſagt, noch anzuführen. Duß ſagt 1639, daß die ganze Provinz etwa 121 Zuckermühlen enthielte, davon aber viele eingegangen wären: **Cudena** zählt 150. Alſo in 8 Jahren hätten 29 Zuckermühlen ſogar ihr Daſeyn verloren? Daß ſchon zu ſeiner Zeit nicht ⅔ davon im Gange geweſen, beweiſe ich ſo. Barläus ſagt S. 41, daß in Pernambuco 70 Zuckermühlen gezählt wären, die ſo viel Zucker lieferten, daß 80 — 90 Schiffe damit beladen werden könnten. Wenn alſo auch zu des Cudena Zeiten alle 120 Schiffe, die er jährlich mit Ladungen daher kommen läßt, mit Zucker befrachtet geweſen wären: ſo hätten doch nicht über 100 Mühlen im Gange ſeyn können. Ich vermuthe daher, daß er dem Spaniſchen Miniſter durch Vorrechnung ſo groſer Einkünfte aus dieſer von den Holländern damals beſeſſenen Provinz die Luſt zur Wiedereroberung deſtomehr hat erregen wollen.

In Anſehung der Küſtenlänge irrt Cudena; doch weniger, als andere. Olyveira giebt die Weite von Olinda bis an den Fluß St. Franziſcus 40 S. M. an. Cudena ſetzt die Weite von Cabo de St. Auguſtin bis an gedachten Fluß 40, und den ganzen Küſtenſtrich von Olinda an 50 Span. Meilen. Es beträgt aber dieſe Länge nach des Barläus Karte 59, und wenn man den Paratijiſluß in N. zur Gränze ſetzt, 60 Sp. Meilen. Auch liegt der Gränzfluß St. Franciſco unter 10° 43' S. Br. Die meiſte Schwierigkeit hat mir die Aufſuchung und Beſtimmung der hier genannten Flüſſe gemacht. Ich übergehe die, welche zwiſchen der Reciffa und dem C. de S. Auguſtin liegen, und zeige die vorzüglichern aus den Karten bey dem Barläus mit Beyſetzung der Entfernung von den nächſt vorhergenannten in Seemeilen an, welche von da an nach S. herunter liegen:

1) Der erſte hier genannte iſt der Ipoyucafluß, ¾ S. M. von Cabo de St. Auguſtin. Bey dem **de Laet** heißt er **Poyuca**, und hier bey dem **Cudena Poiucari**. Im Manuſcripte ſteht der Punkt nicht genau an ſeinem Orte, weßhalb der Ueberſetzer Povicari geleſen hat. An ſeiner Mündung macht er eine ½ S. M. lange und ¼ S. M. breite Inſel, welche die Holländer Walchern nennten, und mit einer Schanze verſahen.

2) Der **Marecayfluß**, 2 S. M. vom vorigen, iſt breit aber nicht tief, und macht an ſeiner Mündung eine große 2 S. M. lange und bis ¾ S. M. breite Inſel, deren nordliche Küſte mit der vorhin gedachten Inſel eine ziemlich geräumige Bay einſchließt. Da aber dieſe ſo wenig, als die ſüdliche Einfahrt für Seeſchiffe tief genug iſt: ſo hat Cudena den Fluß übergangen.

3) Der Fluß Serinaem, 1½ S. M. von der ſüdlichen Mündung des vorigen. ½ Meile nach O. liegt vor deſſen Mündung die kleine Inſel S. Alexa. Weil hier einer der beſten Ankerplätze iſt: ſo iſt das Ufer des Fluſſes gut bebauet. Die daran liegende Stadt **Neu-Serinheim** iſt 1¾ S. M. von deſſen Mündung entfernt, und eine der ſchönſten in der ganzen Hauptmannſchaft.

4) Rio formoſo, 2¼ S. M., iſt zwar klein, macht aber eine groſse Bay.

5) Una oder Juna, 3½ S. M., hat der Ueberſetzer für einen Artikel gehalten und gar ausgelaſſen. Eine lange ſchmale Inſel liegt vor der Mündung deſſelben.

6) Baya Grande oder Pto de Calvo, 4½, halte ich mit Barra Grande des de Laet für einerley. Hier wird in den ebenen, mit wenig Bäumen bewachſenen Feldern viel Taback gebauet.

7) Mongaguaba, 2¼ S. M. muſs der Fluſs Porto Calvo ſeyn, theils wegen der von Barläus angegebenen Entfernung der Stadt Porto Calvo von der Reciffa, die 25 Meilen betragen ſoll, theils weil ſonſt nirgend in dieſer Gegend als hier eine Stadt bemerkt iſt. In gerader Linie beträgt aber die Entfernung dieſer an dieſem Fluſſe 4¼ S. M. von dem Meere liegenden Stadt nicht einmal 25 S. M. von der Reciffa. An der Mündung des Fluſſes finde ich bemerkt, daſs hier ein guter Ankerplatz ſey, und eben das gilt von dem Fluſſe Porto Calvo. Nahe bey der Stadt liegt ein Fort, wobey N. S. de Preſentacaon ou do Pto Calvo ſteht. Der Lage nach trifft dies mit dem Grundriſſe, den Barläus von der Stadt Porto Calvo hat, ſo ziemlich überein: das Fort aber heiſst bey ihm Povacon. Auch die 7 Zuckermühlen, an den verſchiedenen Flüſſen, die ſich mit dem Haupt-Fluſſe ohnweit der Stadt verbinden, beſtätigen meine Meinung.

8) Camariji, 4½ S. M., der Fluſs iſt, nach dem Laet, an ſeiner Mündung ſo tief, wie der vorige, nämlich 7 bis 8 Fuſs. Eine ſolche Tiefe aber haben

an der Braſilianiſchen Küſte nur die vorzüglichſten Flüſſe. Es iſt alſo ein Fehler, daß Cudena weder dieſen noch die beyden vorhergehenden hat.

9) **Guarai guaçu** oder **Rio de San Antonio grande** 4 S. M. Ohnſtreitig iſt dies der im Manuſcripte genannte S. Antonio a ſu. Der Abſchreiber hat, wie man aus der Stellung der Buchſtaben vermuthen muß, das Wort Guacu nicht recht leſen können. Eben dadurch aber ſoll dieſer größere Fluß von dem folgenden

10) **Guaraimiri,** oder **Rio de San Antonio menino,** $4\frac{1}{2}$ S. M., der hier S. Antonio miri heißt, unterſchieden werden. Guacu heißt nemlich in der Braſilianiſchen Sprache groß, und miri klein.

11) **Rio das Lagoas** $5\frac{1}{2}$ S. M. verbindet die beyden großen Land-Seen **Mondai** oder **Alagoa del Norte,** und **Paraigera,** oder **Alagoa del Sur.** An beyden ſind verſchiedene Pflanzungen, und 2 von den Seen benannte Flecken.

12) **R. de S. Miguel** 6 S. M. iſt an ſeiner Mündung, und beynahe 3 S. M. hinauf ohngefehr $\frac{1}{2}$ S. M. breit, und hat außer verſchiedenen Pflanzungen 6 M. von der Küſte das Dorf N. S. d'Ajuda, nebſt einer Zuckermühle.

13) **Cururi** $8\frac{3}{4}$ S. M. Seine Mündung iſt ein guter Anker-Platz, der wegen des vielen Braſilien- und Fernambuk Holzes, ſo man längſt ſeinen Ufern fället, fleißig beſucht wird. Cudena ſcheint ihn mit dem Nro. 8. genannten Camariji verwechſelt zu haben.

14) R. de Franziſco, 10½ S. M., einer der gröſsten Flüſſe Braſiliens, der ſehr weit im Lande noch ½ bis ¾ S. M. breit iſt. 6½ S. M. von ſeiner Mündung ließ der Prinz Moritz an ſeinem Ufer in einer ſehr reizenden Gegend das **Fort Mauritius**, oder die Moritzburg, nahe bey dem Flecken Openeda anlegen.

Sirigipe del Rey.

Hr. Prevoſt, der bloße Ueberſetzer des de Laet, kennet in ſeiner allgemeinen Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande ſo wenig, als dieſer, eine Hauptmannſchaft dieſes Namens, ohngeachtet er nicht nur aus dem Olyveira, ſondern auch aus dem Barläus, der eine ſchöne Karte von dieſer Hauptmannſchaft hat, ſolches leicht hätte wiſſen können. Die Richtung des Küſtenſtrichs vom Fl. S. Franciſcus herunter iſt nach S. W., doch etwas auf der Seite nach S. W. g. W. Die Gränzflüſſe ſind nach dem Berichte des Grafen **Moritz** von Naſſau St. Franziſcus und Sirigipe oder R. Real. D'Anville ſetzt die ſüdliche Gränze zwar 22 S. M. weiter; aber ohne hinlängliches Anſehen. Wenigſtens gieng ſie ehemals nicht ſo weit. Die ganze Küſtenlänge zwiſchen den vorhin angegebenen Gränzflüſſen beträgt nach dem Berichte des Gr. Moritz 32 S. M., oder 40 kl. M., gerade ſo viel, als unſer Verfaſſer angiebt. Nach des d'Anville Karte aber ſind dieſe beyden Flüſſe 35 S. M. entfernt. **Der Fluß Ciriji, oder, wie er hier heißt, Sirigipe del Rey**, iſt von R. S. Franzeſco 23 kl. M. entfernt. An der Mündung deſſelben liegt S. **Chriſtoual**, unter 11⅓° S. Br. nach dem Barläus, und 11° 26' nach dem d'Anville. Graf Moritz ſagt, **Chrivanno**

de Barros Cardoſo habe als erſter Entdecker alles Land zwiſchen den beyden Gränz-Flüſſen vom Könige zum Eigenthume bekommen, mit dem Bedinge, daß er in einer beſtimmten Zeit es unter Anbauer vertheilen ſollte, welches dieſer auch gethan habe. Die Stadt hat alſo von ihm ihren Namen; doch, ſetzt er hinzu, in den darauf erfolgten Kriegen ſey alles verwüſtet, und das Land von Einwohnern entblößet worden. Hat etwa der Eigenthümer darauf ſein Recht dem Könige überlaſſen? Ich vermuthe dies, weil **Cudena** ſagt, daß es ein Gouvernement des Königs ſey.

8 S. M. vom Fluß Ciriji liegt der Fluß Bazarbarries, der eine große 3 ½ S. M. lange Bay macht, aber wegen der Untiefen und Klippen an ſeiner Mündung eine gefährliche Einfahrt hat. **Cudena** nennet ihn **Unzia Barrileo.** An dieſem Fluſſe liegt jetzt die Stadt **Siriji del Rey.** Der vornehmſte Reichthum des Landes ſoll ehemals in Vieh beſtanden haben. Man glaubte ehemals in der gebirgigten Landſchaft **Itapuama**, welche etwa 8 S. M. von der See entfernt iſt, und zwiſchen den beyden Flüſſen Ciriji und Bazarbarries liegt, Silber zu finden. Sowohl die Portugieſen als Holländer vermutheten dies, ehe ſie die hier gefundenen Erzſtuffen recht unterſucht hatten. Aber die Proben haben gezeigt, daß ſie entweder keinen oder doch einen ſehr unbedeutenden Gehalt an Silber haben. **Cudena** nennet dieſes Erz **Tutunaga**, oder vielleicht richtiger **Tutanego**; und ohnſtreitig wird dieſer Name ihm von Kunſtverſtändigen gegeben worden ſeyn. Denn das Erz, welches man in der Mineralogie mit dieſem Namen belegt, iſt nicht ſilberhaltig. **Wallerius**

ſetzt es aus 2 Theilen Zinn und 1 Theil Wismuth zuſammen. **Eckeberg** aber, in dem 18ten Theile der Abhandlungen der Schwediſchen Academie leugnet, daß es eine Zuſammenſetzung aus andern Metallen ſey. Es wird von den Sineſern **Pakyyn** genannt, und kommt aus einem Erze, welches aſchenfarbigt, etwas blaulicht, ſchimmernd, wie Eiſen-Erz, ſehr ſchwer, und in den Gruben weich, in der Luft aber hart iſt. Das Metall findet ſich an manchen Stellen gediegen. Das Ertz iſt leicht flüßig, und giebt unter dem Schmelzen und Röſten einen dicken ſtinkenden und ſchädlichen Rauch von ſich.

Bahia de todos Santos.

Die Provinz **Bahia de Todos os Santos**, oder Bay aller Heiligen, hat ihren Namen von dem ſehr geräumigen Meer-Buſen, welcher hier einen der ſchönſten Häfen in Süd-Amerika macht. Die Küſte iſt in dieſen Gegenden höher, das Meer tiefer, und die Bay groß genug für die geſammte Flotte des Königreichs. Durch die groſze Inſel **Taparika** bekommt die Bay zween Eingänge. Der nordoſtliche größere und beſte führt nach **S. Salvador**, welche auf einer gebirgigten Erdzunge liegt. Am Ende derſelben iſt das Fort S. Antonio erbauet, um die Einfahrt in dieſe Bay zu ſchützen. Weil indeß die Breite des Canals 2 ½ S. M. beträgt: ſo können feindliche Schiffe dadurch nicht abgehalten werden. Um aber die Landung auf der Erdzunge zu verhindern, iſt 1 ¼ S. M. weiter hinauf das Fort S. Jao erbauet. Zwiſchen beyden lag ſonſt die Stadt. Jetzt iſt ſie ¼ S. M. über St. Jago an einer Bucht gebauet, die einen ſichern Hafen abgiebt, und durch verſchiedene Forts beſchützt wird. Am Ende der Bucht, oder des Haſens, auf einer hervorragenden Erdſpitze liegt noch eins, welches Fort S. Philip genannt wird. Von da geht die Bay noch 6 S. M. weiter ins Land. Eine andere Erdſpitze, und eine darunter liegende Inſel dos Frados, theilt ſie gegen das Ende in 2 Arme, deren jeder einige Flüſſe aufnimmt. Unterhalb der gedachten Inſel iſt ſie 8 S. M. breit, und hier ohngefehr tritt eine ſchmale krumme, über 6 S. M. lange, Bucht nach W. und alsdenn nach N. W. tiefer ins Land, und nimmt den Fluß Cachoeira auf. Der andere Canal, der auf der Süd-weſtlichen Seite der Inſel Taperika mit dem Meere eine Verbindung hat, heißt der Haſen und Strom Jeguaripe. Wegen der vielen Inſeln, womit er gleichſam beſäet iſt, können die Schiffe hier nicht ſo ſicher einlaufen. Mißt man queer über die Inſeln an der Mündung von einer Küſte des feſten Landes bis zur andern: ſo bekommt man für die ganze Mündung 8 S. M. Endena, deſſen Worte ich ſo, wie ſie im Manuſcripte ſtehen, nicht verſtehe, ſetzt nur 6 M.

Die Stadt St. Salvador wird in die obere und untere eingetheilt. Jene liegt auf ſteilen mit Gebüſch bewachſenen Hügeln, dieſe aber unmittelbar an dem Ufer, und iſt durch 2 oder 3 Straßen mit jener verbunden. Auch ſind an 3 Orten Maſchinen angebracht, vermittelſt welcher die Waaren aus der unteren Stadt in die obere hinauf gezogen werden. Sie iſt der Sitz des Statthalters, der ſonſt den Titel eines Vice-Königs führte, des Erz-Biſchofs, des Auditors über Braſilien, und andere Gerichts-Höfe, und eines Collegii, das als eine Univerſität angeſehen werden kann. Keine Stadt in Braſilien hat zahlreichere, üppigere und laſterhaftere Bürger, als S. Salvador. 1714 ſchätzte Frezier die Zahl der Häuſer ſchon an 2000. Jetzt muß ſie ungleich größer ſeyn, weil ſich ſeit der Zeit die Zahl der Einwohner überall in Braſilien, und beſonders auch hier ſehr vermehrt hat. Alle Schätze und Reichthümer Braſiliens, die nach Europa gebracht wurden, kamen hier jährlich einmal in dem Hafen der Hauptſtadt zuſammen. Hier nemlich verſammleten ſich bis 1751 alle Schiffe der jährlich aus Liſſabon und Porto kommenden Flotte, die gewöhnlich aus 100 Segeln beſtand, und wovon 7 bis 8 für Para, 20 bis 22 für Rio Janeiro, 30 für Bahia, und 30 für Pernambuk beladen waren. Hiezu kamen noch wol einige kleinere, und 5 bis 6 Krieges-Schiffe, welche die Flotte begleiteten. Hier wohnten deßhalb die reichſten Kaufleute in Braſilien. Wahrſcheinlich iſt ſie jetzt, nachdem Rio Janeiro der Verſammlungs-Ort der Flotten, und der Stapel aller Braſilianiſchen Waaren und Reichthümer geworden iſt, beyweiten nicht mehr in dem blühenden Zuſtande, vermuthlich aber iſt doch noch keine Provinz in Braſilien ſo volkreich und ſo gut angebauet, als dieſe. De Laet zählte zu ſeiner Zeit 40 Zucker-Mühlen, die größtentheils an dem Ufer und den Inſeln der groſen Bay lagen. Die Inſeln ſind faſt durchgehends ſehr fruchtbar, und liefern auſſer dem Zucker eine Menge Baumwolle, und andere Produkte. Nicht ſelten erſcheinen in der Bay groſe Wallfiſche, die eine reiche Beute der Einwohner werden.

Cudena giebt die Küſten-Länge der ganzen Provinz 40 Meilen an. Dies müſſen ſpaniſche Meilen ſeyn, und die ſüdliche Gränze wäre alsdenn gleichwol der Fluß Yaguaripe, nicht weit unter der Mündung der Bay.

An der nordöſtlichen Küſte vom Fort S. Antonio hinauf bemerkt er noch folgende Flüſſe und Oerter: den Tapicuru-Fluß 24 S. M. vom Fort St. Antonio, den Rio Real, der die Gränze beſtimmt und 36 S. M. vom gedachten Forte entfernt iſt: den Thurm de Garcia d'Avila, (nicht de la Gracia de a Villa, wie im Manuſcripte ſteht) und die weiſſe Küſte (Terra Candida des Barläus), zwiſchen Torre d'Avila und Fort St. Anton. Es ſind eigentlich Sand-Berge oder Dünen von weiſſem Sande, (unas dunas de arena blanca) nicht d' unas, durch einen franzöſiſchen Apoſtroph getrennt, welches unſern deutſchen Ueberſetzer ſo irre gemacht hat, daß er unas dunas (einige Dünen) durch eins bey dem andern überſetzt.

Ilheos.

25 Spaniſche Meilen vom Schloſſe S. Jorge, nach N. hinauf reichen auf d' Anvillens Karte bis an das St. Pauls Gebirge (Morro de St. Paolo) an der S. Seite des Fluſſes Parvaçu, und 30 M. bis an den Fluß Yaguaripe, den wir nach der vorigen Angabe zum Gränz-Fluſſe annehmen mußten. Man ſieht indeß leicht, daß in dieſer Gegend Punta de Tinare liegen müſſe. De Laet und Seuter haben hier den Fluß Tinhary. Die Mündung beyder vorher genannter Flüſſe deckt eine Inſel, und derſelben gerade über nach

S.

S. iſt das S. Pauls Gebirge. Unter demſelben befinden ſich in einer Bucht wieder ein paar Inſeln, und zwiſchen beyden die Mündung des Fluſſes Buipeba, 1½ S. M. vom Fluſſe Parvaçu. 7 S. M. weiter nach S. fällt der Fluß Serinhaem in eine noch größere Bay, an welcher das Dorf und die Barra Camamu liegen. Alsdenn folgt der große Fluß das Contas, 9 S. M. über St. Jorge, wo d'Anville die Gränze zwiſchen Bahia und Ilheos ſetzt.

Die größte Bay aber iſt diejenige, woran St. Jorge liegt. Sie heißt wegen der Inſeln, welche an ihrer Mündung ſich befinden, los Ilheos, und theilt ſich in 2 Haupt-Arme, welche ſich beyde nach N. hinauf biegen, und über 5 S. M. lang ſind. Verſchiedene Flüſſe, als dos Ilheos, Sta Anna u. a. ergießen ſich in dieſelbe. An der nordlichen Küſte hat de Laet Barra de Tepe, welche nebſt einer davor liegenden Inſel einen guten Hafen zu machen ſcheint. Ich vermuthe daher, daß das hier genannte Percitepe, welches auf keiner Karte, ſteht, aus Puerto di Tepe entſtanden iſt.

Seitwärts unter der Bay Ilheos liegen die Flüſſe Condam 11 S. M. von S. Jorge, Duna 2½ S. M. vom vorigen, und der Gränz-Fluß Patipa, oder Rio Grande, 6½ S. M. vom Duna Fluß, und 50 S. M. von der vorhin angegebenen nordlichen Gränze. D'Anville ſetzt die Gränze weiter herunter am Fluſſe Sta Cruz. Aber es wird aus dem folgenden klar werden, daß Cudena die Küſte der Hauptmannſchaft, die er 50 Meilen angiebt, nicht weiter, als bis Rio Grande ausdehnt.

Puerto

Puerto Seguro.

34 Spaniſche Meilen von Ilheos, oder St. Jorge iſt die Stadt Puerto Seguro, welche nebſt der ganzen Hauptmannſchäft ihren Namen von dem Hafen führt, den Cabral bey ſeiner Ankunft in Braſilien ſo ſicher und gut fand. Sie liegt unter 16° 37′ S. Br. Der vornehmſte Fluß, welcher ſich in denſelben ergießt, hat eben dieſen Namen. Auf der Küſte nach N. hinauf liegen die Flüſſe Rio Grande, 18½ S. M. von der Hauptſtadt, vor deſſen Mündung in einer 3 S. M. langen Bay eine Inſel liegt, die aber noch zur vorigen Hauptmannſchaft gerechnet werden muß, und dichte darunter auf de Laets Karte Bonhugquiſape. Iſt dieß etwan der Curiruique-Fluß des Cudena?

2 S. M. unter Rio Grande iſt der Fluß und Flecken S. Antonio, und 7 S. M. von dieſem der Fluß Sta Cruz. Noch vorher 2½ S. M. von dieſem Gränz-Fluſſe des d' Anville nach N. kommt man in den Hafen Porto velho, den Cabral 1500 zuerſt fand; und nahe dabey liegt der Fluß und Ort Povaacon velha. Auf der Süd-Seite der Hauptſtadt 1 S. M. vom Hafen iſt der Fluß und Flecken S. Amaro; 4 S. M. weiter der Fluß dos Frades; 17 S. M. von dieſem Rio Itanhaem, und endlich Rio das Caravelas, welche Cudena zum Gränzfluſſe gegen S. annimmt, und deſſen Entfernung von Porto Seguro 28½ S. M. beträgt. Die ganze Küſten-Länge iſt alſo 47 S. M., dafür hier 50 M. angenommen ſind. Letztgedachtem Fluſſe gegen über liegen die Klippen, Baxos doß Abrolhos,

hos, welche ſich 18 S. M. nach O. und 12 S. M. von S. nach N. ins Meer erſtrecken, und ehemals als ſehr gefährlich beſchrieben worden ſind.

Der Beſitzer dieſer Hauptmannſchaft war damals **Don Alfonſo de Lancaſtre**, dem auch Jlheos gehörte. **De Laet** eignet auf einiger Zeugniß letzters dem **Lucas Giraldo**, einem Portugieſen, zu, da er aber ſelbſt dieſe Nachricht nicht für ungezweifelt hält; ſo hat man Grund, dem Cudena mehr Glauben beyzumeſſen.

Ohngefehr 30 S. M. vom Meere liegt das Gebirge **Frio** (Cerro do Frio) welches ſich bis zur Hauptmannſchaft Bahia hinauf erſtrecket. Gegen S. hängt es mit mehreren Ketten von Bergen zuſammen, die ſich aber von hieran wenigſtens verlieren. Das auf der Weſt-Seite liegende Land iſt größtentheils eben, und bis an den großen Franziskus-Fluß ziemlich bewohnt, nicht nur wegen des Goldſtaubes, den man an den Ufern der Flüſſe aufſucht, ſondern ſeit 1730 der Edelgeſteine wegen, die mit unter dem Sande liegen. Der Hauptort darunter iſt **Villa nova do Principe**, 39 S. M. von Porto Seguro nach W. g. S., wo die wichtigſten Diamant-Gruben ſind. Schon längſt hatte man dergleichen Steine bey dem Goldwaſchen gefunden, aber ſie nicht geachtet; bis endlich Pedro de Almeyda, General-Director der Bergwerke, vermuthete, daß es wol Diamanten ſeyn mögten. Man ſammlete ſie ſeit der Zeit. Um ſich aber von ihrem Werthe recht zu überzeugen, ließ der Hof 1730 in Holland durch Kunſtverſtändige ſie unterſuchen, und erfuhr, daß es recht ſchöne Diamanten wären. Sogleich legte ſich in dieſen Gegenden ein jeder auf die Kenntniß dieſer Steine, und man fand deren ſo viel, daß die Flotte von R. Janeiro 1146 Unzen mitbrachte. Aber nun mußte man fürchten, daß ſie durch die Menge ihren Werth verlieren würden, und eben deßhalb machte die Krone die oben erwähnten Einrichtungen. Alle gefundene Diamanten werden nemlich nach Rio Janeiro an den königlichen Aufſeher geliefert, und in einem dreyfachen auf das beſte verwahrten und verſiegelten Kaſten vom Vice-Könige nach Portugal geſchickt. Der König iſt ſelbſt bey Eröffnung des Kaſtens zugegen, und nachdem Er ſich gegen einen feſtgeſetzten Preis die Ihm anſtändigen Stücke ausgeſucht, ſo empfängt der Kaufmann, der ſie weiter verhandelt, den Reſt gegen 3300000 Rthlr. wovon hernach jeder Intereſſent ſeinen Antheil bekömmt. Es ſind aber die Braſilianiſchen Diamanten 10 pro Cent wohlfeiler, als die Orientaliſchen, weil ſie nicht ſo hart ſind, und bey einigen iſt man gar zweifelhaft, ob ſie nicht zu den Topas-Arten gehören. Man iſt ſo gar bey dem größten hier gefundenen Diamant, der 1680 Karat, oder 23 $\frac{3}{5}$ hieſige Loth wiegt, auf dieſe Muthmaßung gefallen. Der König von Portugal beſitzt ihn, und wäre er vollkommen ächt: ſo wäre keiner bis jetzt ihm am Werthe und Größe gleich. Ein Engländer hat ſeinen Werth auf viertehalb hundert Millionen Thaler geſchätzt.

Eſpiritu Santo.

Der Parallel-Kreis des 20ſten Grades S. Br. durchſchneidet genau auf der d'Anvilliſchen Karte die nordliche Küſte des Hafens von Eſpiritu Santo, und hier ſoll das Caſtell de Corumbabo liegen. Von Rio das Caravelas iſt es 41 ¾ S. M. entfernt. Die Bay, welche den Hafen ausmacht, iſt nach dem d'Anville an der Mündung 5 S. M. breit, und erſtrecket ſich eben ſo tief ins Land. De Laet aber ſagt, daß nach dem Berichte der Holländer die Mündung nur mäßig, und durch Inſeln verenget wäre. Zwey Kennzeichen, nemlich ein hoher Glockenförmiger Berg auf dem feſten Lande, und ein weiſſer Thurm auf einem jähen Felſen dienten den Schiffern bey dem Einlaufen zur Richtſchnur.

Die Stadt Eſpiritu Santo liegt am Fluſſe gl. Namens, der ſich auf der Nord-Seite derſelben in den Hafen ergießt. Ehemals lag ſie näher an der See-Küſte, wo jetzt noch **Villa Veja** ſteht, ein Ort von wenigen und ſchlechten Häuſern mit einer kleinen Kirche.

Weiter herunter nach S. ſind noch zu bemerken: die Inſel, der Fluß, und Flecken **Goropari**, 12 S. M. von Eſpiritu Santo, R. **Iritiba**, 6 S. M. vom vorigen, welchen d'Anville zum Haupt-Fluſſe macht, und 7 S. M. weiter der große Fluß **Paraiba**, den de Laet zur Gränze ſetzt.

Aus dem **Cudena** läßt ſich hier nichts beſtimmen. Er ſagt: das Land habe 40 Meilen im Umfange. Allein der nordliche Theil der Küſte von der Hauptſtadt bis R. das Caravelas enthält allein mehr See-Meilen; und gleichwol ſcheint es im folgenden, daß er den ſüdlichen Theil der Küſte noch bis Cabo de Santo Thome ausdehnt. Man ſollte alſo faſt glauben, daß er damit nur habe anzeigen wollen: Dem Fr. de Agniar gehöre nicht die ganze Hauptmannſchaft, ſondern nur ein Diſtrikt längſt der See-Küſte von 40 Meilen. Nach dem **de Laet** iſt ſie die fruchtbarſte Provinz in Braſilien, und hat einen Ueberfluß an allen Bedürfniſſen des Lebens. Nach dem **Herrera** iſt 1601 nur 1 Zuckermühle vorhanden geweſen, und der Handel hauptſächlich mit Baumwolle und Braſilien-Holz getrieben.

60 S. M. gegen W. liegt **Villa rica** in einer gebirgigten aber wohl angebaueten Gegend, wo die beyden Flüſſe **Eſpiritu Santo** und **Rio dolce** entſpringen. Mit letzterem vereinigt ſich der von N. W. kommende **Smaragd**-Fluß, der am **Smaragd-Gebirge** entſpringt. Hier ſind nun hauptſächlich die vom **Cudena** bemerkten **Smaragd**-Gruben.

Alle Ströme und Flüſſe in dieſer Gegend führen viel Gold mit ſich. Man läßt es durch Neger-Sclaven hauptſächlich ſammlen, deren jeder ſeinem Herrn ¼ Loth Gold ſchaffen muß; was er darüber ſammlet, gehört ihm als ſein Eigenthum. Iſt er fleißig: ſo kann er ſich bald ſo viel erübrigen, daß er ſich wieder andere Sclaven halten kann. Nirgend trift man daher mehr Sclaven an, als hier. Die Gegenden ſind auch vorzüglich gut angebauet, weil die Regierung jedem, der im Stande iſt, ſich anzubauen und Sclaven zu halten, große Reviere unentgeltlich anweiſen läßt.

Rio de Enero, oder Janeiro.

Hier bin ich nicht im Stande, aus dem **Cudena** die Gränzen zu beſtimmen. Bald irret er in der Angabe der Küſtenlänge, bald verwechſelt er die Gattungen von Meilen. Ich ſetze daher die Abmeſſungen hin, wie ich ſie auf der Karte finde.

45 kl. M. von Eſpiritu Santo zwiſchen S. z. W. und S. S. W. liegt Cabo de San Thome, welches 21° 53′ S. Br. hat. Von da bis Cabo Frio nach S. W. (unter 22° 50′ S. Br.) ſind 35 kl. M., oder 24 Sp. M. 17 Sp. M. nach W. iſt der Fluß de Enero, oder, wie er gewöhnlich heißt, R. Janeiro, der ſeinen Namen vom heiligen Januarius hat, weil er an dem ihm geheiligten Tage entdeckt worden iſt. Nach dem Hawkesworth iſt es mehr ein Arm von der See als ein Fluß. Die Einfahrt in dieſe Bay vertheidigen 2 Forts, Santa Crutz auf der öſtlichen, und Fort Lozia auf der weſtlichen Seite. Beyde ſind ohngefehr ¼ deutſche Meile oder 1⅛ Seemeilen von einander entfernt. Die Einfahrt aber iſt wegen der Klippen zunächſt an den Forts noch enger, und der Strom, den Ebbe und Fluth verurſacht, ſehr heftig. Je tiefer man aber in die Bay hineinkommt, deſto breiter wird ſie. Nach dem d'Anville iſt ſie 5 ¼ S. M. lang, und hinten am weſtlichen Ende 6 S. M. breit. Der Stadt gegen über kann ſchon die ſtärkſte Flotte in einer Tiefe von 5 bis 6 Klaftern, und in einem ſchlammigen Boden vor Anker liegen. Sie iſt voll kleiner Inſeln, welche den Fiſchfang in derſelben ſehr bequem machen.

Die Stadt ſelbſt nun, welche St. Sebaſtian, und jetzt gewöhnlicher Rio Janeiro genannt wird, iſt jetzt die Hauptſtadt in Braſilien, der Sitz des Vicekönigs, und der Stapel aller Reichthümer und Waaren dieſes Landes. Denn hier verſammlen ſich jährlich die Portugieſiſchen Flotten aus allen Häfen Braſiliens mit den daſelbſt eingenommenen Gütern. Hier wird auch das Gold geprägt, das man in der ganzen Gegend

umher

umher ſammlet. Es darf aber nicht eher dahin gebracht werden, als bis in den königlichen Schmelzhäuſern, welche in jedem Diſtrikte angelegt ſind, die gehörigen Abgaben davon entrichtet ſind. Was den Privatperſonen davon gehört, wird ihnen in numerirten und mit dem königlichen Wapen gezeichneten Barren nach dem Gewichte zurück gegeben. Auf jeder Barre iſt die Feinheit des Goldes bemerkt, damit man in der Münze ſogleich den Zuſatz dazu beſtimmen könne. Wenn alsdenn in dem königlichen Comtoir zu **Pray buna** (ein Paß, 15 M. von R. Janeiro) die Abgabe des fünften Theils, und das Paſſage-Geld, welches auf jeden Menſchen und jedes Stück Rindvieh oder Eſel 1½ Realen beträgt, entrichtet iſt: ſo bekömmt der Eigenthümer in der Münze den Werth dafür im Gelde, und zwar gemeiniglich in halben Dublonen. Weil das Gold hier faſt mit der Flotte zugleich ankommt: ſo iſt alles ſo eingerichtet, daß die Prägung ſehr geſchwind geſchehen kann. Ueberhaupt ſoll die hieſige Münze vortrefflich angelegt, und eine der ſchönſten in der Welt ſeyn.

Von den übrigen Waaren, welche gleich nach Ankunft der Flotten ins Zollhaus gebracht werden, erhält der König zehn von hunderten, ingleichen müſſen nach dem Unglücke der Stadt Liſſabon 1755 noch 2½ von hunderten, als ein freywilliger Beytrag, entrichtet werden. Dieſe doppelte Abgabe von den Waaren beträgt, nach dem **Bougainville**, in gemeinen Jahren 437000 Spaniſche Piaſter; der 5te Theil vom Golde 1,125000 P. Die Abgabe von Diamanten 240000; das Paſſage-Geld, die Verkaufung der Bedienungen, und was ſonſt aus den Bergwerken kommt, 225000; die Abgabe auf die Neger-Sclaven 110000. Die Abgabe vom Fiſchöl, Salz, Seife, und $\frac{1}{10}$ der Landes-Produkte 132000. Alſo die geſamten jährlichen Einkünfte des Königs zu Rio Janeiro betragen 2,667000 Spaniſche Piaſter, davon nach Abzug aller Unkoſten, die der König für Bediente, Bergwerke u. ſ. w. anzuwenden hat, 2 Millionen Piaſter in den königlichen Schatz kommen.

Ehemals trieb die Stadt, wie viele andere, einen ſehr einträglichen Schleichhandel nach Buenos Aires und eben dies trug ſehr viel zu ihrer Aufnahme bey. Jetzt hat zwar der Spaniſche Hof dieſe Quelle des Reichthums möglichſt zu verſtopfen geſucht; aber die Stadt nimmt doch an Größe und begüterten Einwohnern noch immer zu. **La Caille** ſchätzte 1751 die Zahl derſelben, die Negern mit eingeſchloſſen, auf 50000. Sie hatten 6 Kirchen, und darunter eine Cathedral-Kirche. **Hawkesworth** ſagt, daß ſie ſchön gebauet ſind. **La Caille** hingegen verſichert, daß ihre innere Verzierungen, woran das Gold recht verſchwendet iſt, zu gehäuft, und um ſo viel weniger für das Auge des Kenners gemacht ſind, weil ſie das Sonnenlicht nur durch ein Fenſter bekommen. Nirgend in Europa macht der Gottesdienſt ſo viel Unkoſten als hier. Alle Tage ſieht man koſtbare Proceſſionen, und dabey wird immer von den Geiſtlichen gebettelt. Des Nachts erleuchten unzählige Heiligen, welche als Schutz-Götter faſt vor jedem Hauſe in kleinen Tabernakeln ſtehen, und eine Lampe vor ſich brennen haben, die Stadt. Die Größe derſelben ſchätzt **Hawkesworth**

3 Engliſche Meilen. Er vergleicht ſie mit Briſtol und Liverpool; und rühmt die Bauart ihrer Häuſer, welche insgemein 2 Etagen hoch und von Stein ſind. Die Gaſſen durchſchneiden ſich rechtwinklicht. Ohngeachtet ſie am Fuße hoher Berge liegt: ſo fehlen hier doch die Brunnen. Man hat dieſen Mangel durch eine Waſſerleitung erſetzt. Das Waſſer aber wollte den Engländern nicht ſchmecken. In dem ganzen Gebiete der Stadt, welches doch nur ein kleiner Theil der Hauptmannſchaft iſt, waren 1768, 37000 Weiſſe und 629000 Schwarze, darunter viele freye Leute ſind. Die Krieges-Macht beſtand aus 12 Regimentern regelmäßiger Truppen, und 12 Regimentern Land-Militz. Die Regierung, welche aus dem Vice-König, dem Stätthalter des Orts, und einem Raths-Collegio beſteht, iſt ſehr deſpotiſch, und ſtrenge. Gleichwol werden hier häufig Mordthaten verübt; denn die Kirchen dienen den Mördern zu Freyſtätten. Manufacturen und Handwerker fehlen. Das Clima iſt zwar weit geſunder als in Santos: aber doch ſehr heiß. Korn wird hier nicht gebauet. Zum Brodte nimmt man das Mehl der Yam-Wurzeln, und Mandihocas. Dieſe bauet man nebſt andern Europäiſchen Garten-Gewächſen in Gärten. Alle unſere bekannten Früchte, die Waſſer-Melonen und Pomeranzen ausgenommen, ſind dort von ſchlechterm Geſchmacke.

Es ſind hier noch einige Häfen an der Küſte, worunter Coreal beſonders den bey Cabo Frio lobt. Zwiſchen dieſem und Cabo San Thome liegt die Inſel Dancora oberhalb des R. Fermoſo, 30 Sp. Meilen vom Fluſſe Tojuca, der 3 S. M. unter der Bay Janeiro liegt, und vom Cudena zur Gränze gegen Angra dos Reyes geſetzt wird.

Von eben dieſem Fluſſe bis Cabo de San Thome 47, und bis zum Fluſſe Paraiba 57 Sp. M. Die vom Cudena angegebenen 30 M. können alſo in keinem Falle für den Umfang des Küſtenſtrichs der ganzen Provinz angenommen werden.

14 S. M. hinter R. Janeiro nach W. liegt im Gebirge Serra dos Orgaos, das nach N. O. hinauf läuft, und zum Theil die Gränze einer beſondern Colonie macht. Die Haupt-Oerter darin ſind Jabaraba, 38 M. nach N. g. W. von Rio Janeiro, S. Joan del Rey, S. Joze, u. a. in einer gebirgigten an Gold und Edelgeſteinen reichen Gegend.

Angla de los Reies, oder Santo Amaro.

De Laet rechnet Angra dos Reyes, wie er und andere es ſchreiben, als eine neu angelegte Colonie zu der Hauptmannſchaft Rio Janeiro, und dies wird ihm noch bis jetzt nachgeſchrieben. Cudena aber führt ſie ſchon 1634, alſo ein Jahr ſpäter, als de Laet ſein Buch heraus gab, als eine beſondere Provinz an. Die Gränzen derſelben werden vom ihm ziemlich genau beſtimmt: nemlich 40 S. M. von R. Janeiro reichen genau bis an einen kleinen Fluß nahe an der Gränze von St. Vinzent, wo er Curupare hinſetzt. 22 S. M. von derſelben Hauptſtadt nach W. g. S., liegt an einer groſen Bay Angra dos Reyes, hier iſt nur zu bemerken, daß die Richtung nach W. g. S. nicht von der ganzen Küſte, welche nach S. W. g. W. herunter läuft, ſondern von der Lage des gedachten Haupt-Orts in dieſer Provinz gilt. 15 S. M. von Rio Janeiro nach W. g. S. liegt Conceicaon, oder das Schloß U. L. Fr. der Empfängniß. 2 S. M. vom feſten Lande liegt die 7 S. M. lange aber nirgend über 1 S. M. breite Inſel, Ilha Grande, welche die Bay von Angra dos Reyes und die Rhede von Conceicaon gegen die Stürme ſchützt. Es ſind noch andere Inſeln hier bemerkt, als die 3 S. M. lange Inſel Marambaya, oberhalb der vorigen, und St. Sebaſtian unter derſelben, welche unter der Bay von Guaromins anfängt, und ſich nahe an der ſüdweſtlichen Gränze der Provinz endigt. Sie iſt auch nur ſchmal, und ohngefehr 5 S. M. lang. Der Fluß Garatnba liegt 5 S. M. unter dem Gränz-Fluſſe Tojuca. Auf der W. und N. W. Seite iſt das Land durch das vorhin gedachte Gebirge Serra dos Orgaos begränzt. Hinter demſelben liegen auch noch einige Pflanzungen, die aber zu S. Vinzent gehören.

San Vincente.

Der ganze Küſten-Strich dieſer Hauptmannſchaft geht, wie der vorige, nach S. W. g. W. Es müßte alſo heiſſen, al Sudueſte quarta al Veſte. In dieſer Richtung nun findet man 12 S. M. von Turupare eine Inſel auf d' Anvillens Karte, die bey dem de Laet St. Amaro heißt. Auf derſelben liegt ſowol die Hauptſtadt Santos genau unter 24° S. Br., als auch der eine Ort San Vincente, davon die ganze Provinz den Namen hat. Nach der Karte des Coreal iſt es nur eine Halb-Inſel, die auf der Süd-Seite bey S. Vinzent durch einen ſchmalen Erdſtrich mit dem feſten Lande zuſammen hängt. Ich finde indeß dieſe Karte bey weitem nicht ſo richtig, als die neue d' Anvilliſche, und ziehe daher jene Meynung vor. Gegen W. liegt eine gebirgigte Landſchaft, darinn der Fluß Parana piacaba entſpringt, und nach dem Cudena hat ſie mit demſelben einerley Namen. 12 M. von Santos nach N. W. g. N. liegt in derſelben die berühmte Stadt St. Paul, die gegen das Ende des vorigen, und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts eine unabhängige Republik von Räubern war. Als nemlich 1685 der nordliche und ſüdliche Theil von Braſilien durch die neuen Miſſionen oder Colonien von Meſtitzen unter der Anführung und dem Regimente ihrer Geiſtlichen mehr bekannt und bevölkert wurde: ſo fand man beſonders in dieſen Gegenden um St. Paul viel Gold. Der Ruf davon zog mehrere aus Europa hieher, die ſogleich ohne viele Mühe ihr Glück hier zu machen hofften. Als ſie ſich in dieſer Hoffnung betrogen fanden: ſo fiengen ſie in der Gegend von St. Paul ein anderes Handwerk an; ſie wurden Räuber; und unabhängig. Mehrere Jahre blieben ſie in dieſem Zuſtande, weil ſie von Bergen eingeſchloſſen waren, deren Zugänge eine geringe Mannſchaft hinlänglich beſchützen konnte. Sie fanden, und raubten Gold, und alles, was ſie zu gebrauchen dachten; auch Menſchen raubten ſie auf ihren Streifereyen, die ſie weit und breit in Paraguay und Braſilien fortſetzten. Nach und nach aber ſchwächte ſich dieſer Staat von ſelbſt, und ward dem Statthalter von St. Vinzent wieder gehorſam. Nach dem Rainald iſt dies 1730 geſchehen. Itzt iſt es eine der wichtigſten Pflanzungen in Braſilien, hauptſächlich wegen der reichen Goldgruben. Nach der Meynung eines neuen engliſchen Schriftſtellers, deſſen Beſchreibung der **Europäiſchen Kolonien in Amerika** im vorigen Jahre zu Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich in einer deutſchen Ueberſetzung heraus gekommen iſt, ſollen die Bergwerke von St. Paul beynahe ſo viel Gold, als die Spaniſch-Amerikaniſchen Silber, nach Europa liefern. Wäre dies richtig, ja betrüge die Ausbeute aller Bergwerke in dem ſüdlichen Braſilien nur ſo viel, als die Spaniſchen Silber liefern: ſo könnte das Verhältniß, daß das Gold bisher gegen das Silber gehabt hat, nicht lange mehr bleiben. Nothwendig müßte in der Folge die Menge des Goldes aus Braſilien den Ertrag der Spaniſchen Silber-Bergwerke übertreffen, weil letztere ſchon Jahrhunderte durchſucht, und hin und wieder faſt erſchöpft ſind, das Gold aber hier erſt in dieſem Jahrhundert und zwar nur auf der Oberfläche mit einigem Fleiſſe geſammlet worden iſt. Wären es nicht ſo viele Millionen, die jährlich daher kommen: ſo mögte der Schluß wol noch nicht ſo ganz richtig ſeyn. Aber ſo glaube ich, iſt der Einfluß des Braſilianiſchen oder überhaupt des Amerikaniſchen Goldes, (denn aus Chili und Popayan kommt auch nicht wenig) auf das ganze Münz-Verhältniß ſtark genug, um daraus eine allgemeine Veränderung in dem Werthe der Münzen herzuleiten. Capitaliſten alſo, die ihr Vermögen in bloßes Gold verwandeln, ſtehen offenbar ſchlechter, als wenn ſie fein Silber auf Intereſſen anlegen, mit dem Bedinge, daß jedesmal ſo viel Intereſſe und ſo viel Capital in ſolcher Münze bezahlt werden ſoll.

Doch ich komme wieder auf den Cudena. Nach ihm hat das Land de **San Vinzente**, welches dem Grafen von **Monſanto** gehört, 12 M. im Diſtrikt. Iſt dies von der ganzen Landſchaft, oder nur von dem Diſtrikte, ſo weit er dem Grafen von Monſanto gehörte, zu verſtehen? Ich vermuthe das letzte. Denn die Küſte von Santos bis Curupare, als der nördlichen Gränze, iſt genau, wie er angiebt, 12 S. M. lang. Unterhalb Santos, und von da angerechnet, nach S. herunter, liegen noch die zu dieſer Hauptmannſchaft gerechneten Häfen **San Vincente**, $3\frac{1}{2}$ S. M. Capivari oder Itanhaem, $11\frac{1}{2}$ S. M., und **Barra de Iguape**, oder nach dem **de Laet, Barra de Ugua**, an der Mündung des Fluſſes Iſu bay, 17 S. M. Ohne Zweifel iſt durch einen Fehler des Schreibers daraus **Bertioga** gemacht.

Unter dieſem Hafen nimmt die an 12 S. M. lange aber nicht viel über 1 S. M. breite Inſel Cananea ihren Anfang. Das ſüdliche Ende derſelben liegt unter dem 25ſten Gr. S. Br. und hier wenigſtens muß der Anfang der folgenden Landſchaft geſetzt werden, die ich unter dem allgemeinen Namen des ſüdlichen Braſiliens begreiſe. D' Anville geht noch 12 S. M. weiter, und ſetzt den Fluß Camarin zur Gränze. Unter die Produkte der Hauptmannſchaft Vinzent gehört auch Eiſen, ein ſeltenes Metall in den Ländern des heiſſen Erd-Gürtels. Cudena ſagt, daß ſie ſogar 3 Eiſen-Hütten oder Fabriken (tres herrerias) hier hätten. Die ganze Landſchaft alſo, die ſo nahe an dem heiſſen Erd-Gürtel liegt, wegen ihrer Berge aber, ſelbſt mitten im Sommer kühle Tage, und im Winter bisweilen empfindliche Kälte hat, iſt mit mancherley natürlichen Gütern, und mit den Produkten des heiſſen und gemäßigten Erd-Gürtels reichlich verſehen. Fleiſch, deſſen **Cudena** unter den Handels-Artikeln gedenkt, iſt gewiß hier im Ueberfluſſe. Das **Rindvieh** hat ſich wegen der fetten und geſunden Weide in dieſen Gegenden und noch jenſeit des Platafluſſes ſo erſtaunlich vermehret, daß große Heerden wild in den Wäldern herumlaufen, die man größtentheils bloß um der Häute willen tödtet. Ihre Anzahl würde noch größer ſeyn, wenn nicht durch reiſſende Thiere, beſonders durch die **wilden Hunde**, die ſich hier und ganz nach Süden herunter in unzähliger Menge aufhalten, ſo ſehr verfolgt würden.

Cananea.

Das ſüdliche Braſilien iſt ein langer Küſtenſtrich zwiſchen dem 25ſten und 35ſten Grade Süder Breite, der gegen W. von **Paraguay** durch eine Kette von Gebirgen geſchieden wird, und dadurch eine Breite von 20 bis 30 Seemeilen bekommt. Noch jetzt befinden ſich hier nur wenig angebauete Gegenden. Gleichwol iſt es ſchon zu des Cudena Zeit in drey beſondere Statthalterſchaften, **Cananea**, **Santa Anna** und **Upava**, vertheilt geweſen. Ob dieſe noch beſtehen, oder ob nach der vom d'Anville bemerkten Gränztheilung das ganze Land jetzt bloß in zwey Diſtrikte vertheilt iſt, kann ich aus Mangel genauerer Nachrichten nicht ſagen. Ueberhaupt habe ich weder in alten, noch in neueren Erd- und Reiſebeſchreibungen, ſo viel mir zu Händen gekommen ſind, nur einmal das vom Lande gefunden, was unſer Verfaſſer davon anführt. De

Laet, und folglich auch Hr. **Prevoſt** in ſeiner Sammlung aller Reiſebeſchreibungen rechnet es noch zu dem Spaniſchen Gouvernement **de la Plata**, welches letzterem um ſo viel weniger zu verzeihen iſt, da er den Frezier und **Anſon** geleſen, ja ſelbſt die d'Anvilliſche Karte ſeiner Reiſebeſchreibung beyfügt, welche dieſen Strich Landes ſehr deutlich als einen Theil Braſiliens vorſtellet. In der neuen Erdbeſchreibung von ganz Amerika, deren Ueberſetzung Hr. Pr. Schlözer herausgegeben, heißt das ganze ſüdliche Braſilien del Rey; das iſt aber auch alles, was er uns davon ſagt, wenn ich die bekannte Beſchreibung der Catharinen-Inſel ausnehme. Ich muß alſo glauben, daß wir noch keine ſo gute Nachricht von dieſem ſüdlichen Braſilien haben, als diejenige, die unſer Verfaſſer liefert. Verſchiedenes muß indeß doch noch aus des d'Anville Karte berichtiget werden.

Auf dieſer Karte nun findet man bey der vorhin beſchriebenen Inſel Cananea noch zwey Inſeln, eine auf der Weſtſeite, alſo zwiſchen derſelben und dem feſten Lande, und eine auf der Südſeite unter dem 25ſten Grade Süder Breite, die folglich ganz gewiß zu der eigentlichen Landſchaft Cananea gehört. Sie ſcheint auch eben den Namen zu haben. Die Straße zwiſchen dieſen beyden Inſeln Cananea liegt alſo juſt unter dem 25ſten Grade, und führt zu der Mündung eines kleinen Fluſſes, der auf **de Laets** Karte den Namen Itacuatiara führt. Hier ſetze ich den Hafen **Incaduara des Cudena**, der durch die 3 gedachten Inſeln Schutz und Sicherheit genug hat. Vielleicht führen der Fluß und Hafen beyde Namen, vielleicht aber hat einer von beyden den Namen entſtellet.

12 S. M. weiter macht der Fluß **Paranagua** an ſeiner Mündung einen See, der durch 2 Inſeln einen dreyfachen Ausfluß ins Meer bekommt. Der nördlichſte heißt **Suparaba**, der ſüdlichſte **Ibopupetuba**, und der mittlere **Baiſaguazu**. In die Mündung Suparabu ergießt ſich der Fluß Camarin, welche nach dem **d' Anville** die Gränze zwiſchen S. Vinzent und Cananca macht. Keiner wird zweifeln, daß die Häfen **Superaba** und **Baiſage** fur (wie im Manuſcripte ſteht) die **Cudena** zu der folgenden Landſchaft S. Anna rechnet, die erſt genannten Mündungen ſind, Keiner wird auch zweifeln, daß ſie zu der Landſchaft Cananca gehören und nur durch irgend ein Verſehen unter Sta Anna ſind zu ſtehen gekommen.

Santa Anna.

Die Gränzen dieſes Gebiets ſind nach der Angabe des **Cudena**, der Fluß und die Bay **Tapocoroi**, unter dem 27ſten Grad S. Br., 40 Span. M. von Cananca, und die Bay **Ibuaſup**, oder **Upava** unter dem 29ſten Gr. S. Br., 70 Span. M. von gedachter Inſel. Nach dem **de Laet** endigen ſich hier die Wohnſitze der **Patos** oder **Pactos**. **Cudena** aber dehnt ſie weiter aus, und ſagt, daß das ganze Land **Sta Anna** von dieſer indianiſchen Völkerſchaft den Namen führe.

Zu dieſer Landſchaft nun gehört die **Catharinen-Inſel**, welche **Frezier** und **Anſon** ausführlich beſchrieben haben. Nach beyden iſt dieſe Inſel äußerſt fruchtbar; aber ſo dick mit Holz und Buſchwerk ſelbſt auf dem Rücken und Scheitel ihrer Gebirge bewachſen, daß man ſich Wege herdurch hauen muß. Die Inſel, welche nach dem Anton ohngefehr 9 S. M. lang und nicht über 2 M. breit iſt, liegt zwiſchen 27° 35′ und 28° S. Br.; und ohngeachtet es hier ſchon weit kälter iſt, als bey uns unter gleichem Grade der Breite: ſo haben die Wälder doch noch alle Gewächſe des mäßigen und heiſſen Erdſtrichs. Eben das gilt vom feſten Lande, wo es nicht zu gebirgigt iſt. Denn ganz Süd-Amerika jenſeits des Wende-Kreiſes des Steinbocks iſt auch an ſeiner oſtlichen Küſte voller Gebirge. Dieſe machen hier ein ſo hohes Ufer, daß ſich die Catharinen-Inſel, ohngeachtet ſie ebenfals gebirgigt iſt, darunter von der See-Seite verliert, ſo daß die Schiffer ſie in einiger Entfernung von der Küſte nicht als eine Inſel vom feſten Lande unterſcheiden können. Wegen dieſer hohen Ufer aber können große Schiffe unter einer hinlänglichen Waſſer-Tiefe hier landen, und der Hafen dieſer Inſel iſt nicht nur wegen des vortrefflichen Waſſers, und der Produkte der Inſel, ſondern auch wegen ſeiner Tiefe, Größe, und Sicherheit den Seefahrern ſehr wichtig; ſo groß auch die Unbequemlichkeiten der feuchten, nebelichten und mit Inſekten angefüllten Luft ſind. Zu Freziers Zeiten ſtand er noch jedem offen. Die Einwohner der Inſel, meiſtens Landſtreicher und Landesverwieſene aus Braſilien, waren ſich ſelbſt überlaſſen. Sie hatten zwar einen Hauptmann; aber er war ſo zerlumpt, wie ſie, und hatte wenig zu ſagen. In wichtigern Angelegenheiten wendeten ſie ſich an den Statthalter von Lagoa, in Upava. Alſo hatte bis 1712 die Landſchaft Santa Anna nicht ſelbſt einen Statthalter. Geld war den Einwohnern unbekannt, oder wenigſtens nicht ſo viel werth, als Kleidungs-Stücke und Hausrath. Sie entrichteten keine Abgaben,

ben, auſſer einen Zehnt von ihren Früchten an die Geiſtlichen, die ſich höchſtens etwa alle hohe Feſt-Tage unter ihnen ſehen lieſſen. Dies alles hatte ſich zu Anſons Zeiten ſehr geändert. Wegen des Schleich-Handels, der dem Könige von Portugal zu nachtheilig ward, bekam die Inſel eine ordentliche Regierungs-Verfaſſung, einen Statthalter und Soldaten. An dem Hafen wurden Forts angelegt, um fremden Schiffen die Landung entweder zu verbieten, oder doch den Schleich-Handel zu hindern. Anſon ſagt aber, daß der Hof wenig Vortheile davon habe, weil der hieſige Statthalter, ſo wie faſt alle übrigen in Braſilien, einen ſehr beträchtlichen Contreband-Handel, hauptſächlich mit Umſetzung des Goldes gegen das Silber, zu **Buenos Ayres** trieben. Da dies auch dem Könige von Spanien ſehr nachtheilig iſt: ſo hat dieſer deshalb die Inſel Catharine und die Colonie zu St. Sacrament ſchon öfters in Anſpruch genommen.

Upava.

96 kleine Meilen, oder 76 S. M. von der Bay Ibuaſup, und 98 S. M. von der Catharinen-Inſel, iſt der große Fluß, **Rio grande**, der oberhalb ſeiner ziemlich engen und ſeichten Mündung einen großen und tiefen See macht, welcher über 13 S. M. lang und 8 S. M. breit iſt. Wenn die Schiffe 2 S. M. in der Mündung hinauf gekommen ſind: ſo finden ſie an beyden Seiten des Ufers vortrefliche Ankerplätze, die ihnen ſtatt des ſicherſten Hafens dienen; aus der Urſache heißt die ganze Mündung **Porto de Santo Pedro.** Um dies zu verhindern, ſind an beyden Ufern Forts angelegt;

gelegt; nehmlich auf der nordlichen Küſte, Povacaon do Norte, und gerade über auf der Südſeite, Fort de Jeſus Maria Joze. Dieſen letzten Ort halte ich für den Sitz des Statthalters, weil er ein Mittelpunct des Landes, und an dem größten Fluſſe deſſelben liegt. Vermittelſt des großen Sees, den dieſer Fluß macht, und des Fluſſes Turerutama, der den 50 S. M. langen und 18 S. M. breiten See Merim (Lagoa de Merim) verbindet, hat der Ort mit dem ganzen Lande die bequemſte Verbindung. Daß aber Frezier den Sitz des Statthalters Lagoa nennet, iſt kein Einwurf. Jeder Land-See heißt Lagoa, alſo auch dieſer, woran gedachtes Fort liegt. Es kann alſo leicht ſeyn, daß es von dieſem See, um der kurzen Ausſprache willen, insgemein benannt wird.

Es ſind noch 3 Oerter in dem ſüdlichen Theile dieſes Landes, die Reduction da Mangaveira, 18 See-Meilen von P. de Santo Pedro, und 5 S. M. von hier nach W. N. W. Taim am großen See Merim und Fort de S. Miguel am ſüdlichen Ende eben dieſes Sees 16 S. M. unterhalb demſelben nach S. an einer hervorragenden Erdſpitze, die als die äuſſerſte Mündung des Plata-Fluſſes angeſehen werden kann, endigt ſich das Gebiet von Braſilien.

Die zuletzt vom Verfaſſer angeführten Oerter gehören zwar zur Spaniſchen Provinz la Plata; ich will ſie indeß hier mitnehmen.

Cudena ſagt, der Plata-Fluß ſey an ſeiner Mündung zwiſchen Cabo de Maldonado und Cabo de San Antonio 46 M. breit. Wenn die erſtgedachte

Erdſpitze, wo ſich das Portugieſiſche Braſilien endigt, auch noch dieſen Namen hat: ſo iſt die Breite zu klein angegeben, wofern das Ufer nicht in Zeit ſich geändert hat: denn es ſind auf d' Anvillens Karte 40 S. M. oder 50 kleine Meilen. Vermuthlich aber hat er das noch jetzt ſo genannte Cap gemeint, welches 16 S. M. von dieſer Erdſpitze nach W. oder 85 S. M. von Rio Grande und Upava nach S. W. entfernt iſt. Von dieſem Cabo de Maldonado bis Cabo de San Antonio nach S. (nicht nach S. W.) beträgt die Breite des Fluſſes 34 S. M. oder 42½ kl. Meilen, und mißt man von Cabo de San Maria, welches zwiſchen beyden Erdſpitzen am nordlichen Ufer liegt, und jetzt wenigſtens für die eigentliche Mündung auf dieſer Seite gehalten werden muß, nach Cabo de San Antonio: ſo hat man nur 32 S. M.

Die Berge Maldonado, darin man eine, obgleich nicht reichhaltige, Gold-Ader entdeckt, ſind beynahe die einzigen Anhöhen, die man bey dem Einlaufen in dieſen Fluß auf deſſen nordlichen Küſte erblickt. Durch ſie wird die Bay **Maldonado**, welche **Coreal** für den beſten und ſicherſten Hafen im Plata-Fluſſe hält, gegen die Stürme geſchützt. Beſonders giebt eine Bucht auf der Oſt-Seite der Bay, hinter einer Inſel, die ſie gegen die Weſt-Winde ſchützt, eine ganz vortreffliche Anker-Stelle. Hier iſt deswegen ein kleiner Ort angelegt, darinn die Spanier eine Beſatzung unterhalten. Eine Meile davon Landwärts liegt eine neue Stadt, **Pueblo nueva**, welche mit Portugieſiſchen Ueberläufern angefüllt iſt.

25 S. M. oder 31 kleine-Meilen von Cabo de Maldonado nach W. (nicht nach S. W.) liegt die befeſtigte Stadt Montevideo auf einer Halb-Inſel, welche die darneben liegende Bay gegen die Oſt-Winde ſchützt. Dieſe Bay iſt 1 Meile lang, ½ M. breit und 3 bis 5 Faden tief. Auf der Weſt-Seite derſelben liegt ein hoher Berg, der vermuthlich der Bay und der Stadt den Namen gegeben hat, weil die Schiffer durch ihn die Bay entdecken. Montevideo hat ſeinen Statthalter, welcher unter dem General-Statthalter der ganzen Provinz ſteht. Nach dem Bougainville wäre die Stadt erſt ſeit vierzig Jahren an der nordlichen Seite des Fluſſes, 15 M. über ſeiner Mündung, angelegt. Da ſie aber Cudena ſchon 1634, als einen merkwürdigen Ort, anführet: ſo müßte entweder der Ort in dieſem Jahrhundert neu aufgebauet ſeyn, oder Bougainville hatte geirrt.

Die Luft iſt hier, wie überhaupt in dieſem ganzen Theile des ſüdlichen Amerika ungemein geſund. Die Gärten liefern Melonen, Kürbiſſe, Feigen, Pfirſchen, Aepfel und Quitten im großen Ueberfluſſe. Hülſenfrüchte aber faſt gar nicht. Ueberhaupt iſt die ganze Gegend ſehr ſchlecht angebauet. Nicht einmal das Amerikaniſche Brodt-Korn, der Mais, der doch in dieſem Welttheile überall fortkommt, wird hier nothdürftig gebauet. Wie fruchtbar aber der Boden ſey, kann man aus den Weiden urtheilen, die unzählige Heerden Rindvieh, auch Pferde, die wild herum laufen, reichlich ernähren. Die Einwohner fangen die Pferde in Schlingen, und es iſt ſo leicht, ein ſolches Pferd zu bekommen, daß man faſt keinen Fußgänger hier antrift. So gar diejenigen, welche nur vor die Karren geſpannte

Ochſen treiben, reiten zu Pferde neben denſelben her. Wenn ein ſolches Pferd müde wird: ſo fängt man unterweges ein anderes, und läſſet das alte laufen; ein Beweis, daß die wilden Pferde dort in großer Menge vorhanden, vermuthlich aber weit ſchwächer, als unſere Europäiſchen, ſeyn müſſen: denn ſonſt würden ſie nicht ſo leicht zu bändigen ſeyn. So reiſete Bougainville von S. Sacrament bis Montevideo. Durch große Ebenen, die kein Menſch bewohnte, ohne Weg, und auf Pferden, die mit Schlingen gefangen waren, mußte er ſeine Reiſe zurück legen. Kein anderes Nachtlager konnte er bekommen, als unter Hütten, die von Fellen gemacht waren und worinn alle Augenblicke das Geheule der umherſtreifenden Tieger ſeine Ruhe ſtörte. Als er über den tiefen und reiſſenden Fluß S. Lucie, deſſen Breite er mit der Seine zu Paris vergleicht, ſetzen wollte; mußte er in einen langen und ſchmalen Kahn, den der Schiffer von 2 Pferden hinüberziehen ließ. Er jagte ſie nehmlich ins Waſſer, ſo daß auf jeder Seite des Kahns eins kam, hielt im Schwimmen ihren Kopf in die Höhe, und ließ ſich ſo herüber ziehen. Merkwürdig iſt es, daß ſchon auf dieſer Seite des Fluſſes die Holzungen nur aus Buſchwerk beſtehen. Die Etoile, eins von des Bougainville Schiffen, bedurfte einer Ausbeſſerung, und wurde zu Montevideo noch mehr beſchädigt. Er konnte aber hier kein Holz, nicht einmal zu Maſten, bekommen. Es mußte aus dem königlichen Magazine zu Buenos Aires genommen werden; und dies war kein friſches, daſelbſt gewachſenes Holz, ſondern von verunglückten Schiffen, das man zu ſolcher Abſicht in dem Plata-Fluſſe geſammlet hatte. Alſo kann hier Luft und Sonne, wegen

gen des niedrigen Geſträuchs, die Erde beſſer abtrocknen, und ohnſtreitig trägt dies zu der geſunden Luft in dieſen Gegenden, davon die Hauptſtadt Buenos Aires ihren Namen hat, ſehr vieles bey.

Es iſt aber Buenos Aires nicht 30 ſondern 50 kleine Meilen oder 40 S. M. von Montevideo entfernt, und liegt, nach den Beobachtungen des Paters Feville, unter 34° 35′ Süder Breite und 61° Weſtl. Länge von Paris. Dieſer Stadt gerade über an der jenſeitigen Küſte des Plata-Fluſſes, der hier 12½ S. M. breit iſt, liegt die Portugieſiſche Colonie

St. Sacrament.

Das ganze Stück des feſten Landes, welches zu dieſer Colonie gehört, iſt längſt der Küſte an 11 S. M. lang, und ohngefehr 9 S. M. breit; vor demſelben liegen im Fluſſe die Gabrielo-Inſeln, welche eigentlich nur aus dem Waſſer hervorragende Klippen ſind, und der Colonie einigermaßen zum Schutz gegen eine feindliche Flotte dienen. Das Land ſelbſt wäre, wie die ganze Gegend, fruchtbar genug, und überflüßig groß, alle ſeine Einwohner reichlich zu ernähren, wenn die hieſigen Portugieſen dazu Luſt hätten, und ſich entſchlöſſen, nicht bloß Schleichhändler, ſondern auch fleißige Bearbeiter des Feldes zu ſeyn. Allein dazu haben ſie gar keine Neigung, und es ſcheint auch die Abſicht bey dieſer von allen Portugieſiſchen Beſitzungen ſo ganz abgeſonderten Pflanzſtadt nicht geweſen zu ſeyn. Noch jetzt wird ſie aus Braſilien faſt mit aller Nothwendigkeit des Lebens verſehen, und bleibt dieſe Zufuhr aus: ſo iſt ſie in einen ſehr hülfloſen Zuſtande. Der ſchwächſte Feind würde ſich ihrer alsdenn bemächtigen können.

Ohnſtreitig war der unermeßliche Schleichhandel mit Buenos Aires, und vermittelſt dieſer Stadt der Verkehr mit den reichſten Spaniſchen Provinzen an der Süd-See die Haupt-Abſicht des Portugieſiſchen Hofes, als er dieſe Colonie 1679 ſtiftete.

Da die Rechte der Portugieſen auf das nordliche Ufer des Plata-Fluſſes, den ſie faſt ſo früh, als die Spanier, entdeckt, noch unentſchieden waren: ſo getrauete ſich der Spaniſche Statthalter in Buenos Aires nicht, dieſe neue Pflanzung zu zerſtören. So bedenklich waren die **Jeſuiten in Paraguay** nicht. Es war ihnen unleidlich, ſolche Nachbarn zu haben, die ihr geiſtliches Regiment unter den **Guaranis** beunruhigen könnten, und gewiß Wege finden würden, ihrem Handel Abbruch zu thun. Ohne alſo weiter anzufragen, führten ſie ihre Guaranis Indianer gegen die neu errichteten Verſchanzungen der Portugieſen an, und zerſtörten ſie. Der Portugieſiſche Hof gab aber deßhalb ſein Vorhaben nicht auf. Er verlangte vom Könige von Spanien, wenigſtens ſo lange, bis die Rechte beyder Kronen in Anſehung des nördlichen Ufers vom Plata-Fluſſe aus einander geſetzt wären, den Portugieſen einen Aufenthalt daſelbſt einzuräumen, wohin ſie gegen den Sturm und die See-Räuber ihre Zuflucht nehmen könnten. Carl II. erlaubte dies, doch mit der Einſchränkung, daß nur 14 Familien in hölzernen mit Stroh gedeckten Häuſern, und ohne ein Caſtell zu errichten, daſelbſt wohnen, doch aber nebſt den dort ankommenden Schiffen der Viſitation des Statthalters von Buenos Aires unterworfen ſeyn ſollten.

Kaum aber war nach dem Tode dieſes Königes der Succeßions-Krieg ausgebrochen, als die Portugieſen zu St. Sacrament ſich verſtärkten, und Feſtungs-Werke errichteten. Die Guaranis unter Anführung ihrer Befehlshaber, der Jeſuiten, kamen zwar 1705 wieder, und eroberten den Ort abermals; aber im Utrechter-Frieden wurde unter andern dieſe Colonie nebſt der Catharinen-Inſel auf immer der Krone Portugal verſichert. Die Königinn Anna von Großbritannien forderte dies Opfer von dem neuen Könige von Spanien für ihren Bundesgenoſſen, den König von Portugal, um ſo viel mehr, da England den größten Antheil an dem Portugieſiſchen Handel hatte. Spanien aber fühlte ſo gleich, was es verlohren. Der Schleichhandel mit Buenos Aires, den Braſilien, und beſonders Rio Janeiro bisher mit vieler Gefahr und Beſchwerde hatte treiben müſſen, fand nun weiter keine Hinderniſſe. S. Sacrament ward die Niederlage aller Waaren, die man in dieſer Stadt umſetzen wollte. Zucker, Taback, Wein, Brantewein, Negern, Edelgeſteine, europäiſche Zeuge, und andere Manufactur-Waaren kamen in vollen Ladungen nach S. Sacrament, von da ſie zur gelegenſten Zeit nach Buenos Aires gebracht, und gegen baares Geld, oder Lebens-Mittel, als Mehl, Zwieback, gedörretes oder geſalzenes Fleiſch, umgetauſcht werden konnten. Spanien ſahe nun bald die Schätze von Peru und Chili, die man auf dem Pilco Mago und Paraguay-Fluß nach Buenos Aires brachte, von da über S. Sacrament ihren Weg gerade nach Braſilien und Portugal nehmen, auſſer was andere europäiſche Schleichhändler, beſonders Engländer, unterweges und beſonders bey der Catharinen-Inſel auffingen.

Vergebens bemühete ſich der Spaniſche Hof, den Schleichhandel durch ſcharfe Verordnungen zu verhindern. Sollte er gehemmet werden: ſo mußte entweder die Zufuhr der Reichthümer und Güter aus Peru und Chili nach Buenos Aires geſperret, folglich der Plata-Fluß verlaſſen und Buenos Aires zu Grunde gerichtet werden; oder S. Sacrament mußte den Portugieſen abgekauft werden. Man entſchloß ſich zu dem letzten, und die Krone Portugal war um ſo viel eher dazu zu bewegen, jemehr die königliche Kammer ſelbſt durch die heimliche Ausfuhr des Goldes und der Edelgeſteine aus Braſilien, die andere Schleichhändler in Empfang nahmen, verlohr. Es ließ ſich daher dieſe Krone den Vergleich zu Madrid den 13. Jan. 1750 gefallen, vermöge deſſen Portugal gegen den Theil von Paraguay zwiſchen den Flüſſen Uruguay und Ibicui und einige in dieſer Gegend angelegte Dörfer, nicht nur alle Anſprüche an das nordliche Ufer des Plata-Fluſſes, alſo S. Sacrament, ſondern auch ſeine Beſitzungen auf der Nord-Seite des Amazonen-Fluſſes vom Fluſſe Yupura an, wo er ſich in gedachten Fluß ergießt, und zwar alles auf der Süd-Weſt-Seite dieſes Fluſſes abtreten ſollte. Doch dieſe Sache wurde 17 Jahr zu früh angefangen, die Jeſuiten ſahen damals Paraguay als ihr Eigenthum an. Die Guaranis, von denen ſie ſieben Völker miſſen ſollten, waren nicht bloß Schüler und Beichtkinder von ihnen, ſondern auch Leibeigne, die die großen Vorraths-Häuſer ihrer Handlung durch die ihnen vorgegebenen Arbeiten füllen mußten. Jeder Mannskopf vom 16ten bis 60ſten Jahre zahlte jährlich an die Mißion eine Auflage von einem Piaſter. Sie widerſetzten ſich daher zwar nicht offenbar, aber doch durch die Vorſtellungen ihrer Anhänger ſo, daß man an beyden Höfen die bitterſten Klagen über dieſen Vergleich führte. Man glaubte aber, daß man nicht davon wieder abgehen könnte. Die Jeſuiten wurden von beyden Höfen entfernt, und, weil man ihren Widerſtand in Amerika befürchtete: ſo wurden Truppen dahin geſchickt. Doch auch dies half nichts. Die Guaranis widerſetzten ſich, und ohngeachtet ſie im freyen Felde geſchlagen wurden: ſo waren ſie doch entſchloſſen, lieber das Ihrige zu zerſtören, und das Land zu räumen, als der Krone Spanien das Recht einzuräumen, daß ſie ſie nach Willkühr mit ihren Gütern und Eigenthum an eine andere Macht ohne ihre Einwilligung verſchenken könnte. Dieſe Entſchloſſenheit und die Vorſtellung, daß man auf keiner Seite bey dieſem Vertrage etwas gewönne, indem die Braſiliſchen Portugieſen nun noch mehr Flüſſe bekamen, die ſie nach Peru und Chili führten, ohne daß Spanien ſo viel Gewinſt oder Schaden-Erſetzung, als zu Buenos Aires, hoffen konnte, Portugal aber wiederum das unſichere dieſes Handels bedachte; dies alles, ſage ich, bewürkte von beyden Seiten 1761 die Aufhebung des Tauſch-Vertrags. Die Sachen blieben alſo, wie ſie vorher geweſen waren. Spanien aber ließ ſeine Waaren aus Peru und Chili nicht mehr nach Buenos Aires, ſondern nach den Städten an der Landenge von Panama bringen, von da ſie nach Europa abgeholet werden.

So

So ſehr auch beyde Theile darunter litten: ſo wenig trug doch dies zu Aufhebung des Schleichhandels etwas bey. Beyde Pflanz-Oerter der Portugieſen und Spanier blieben zwar nicht mehr ſo reich; aber da Buenos Aires nach Vertreibung der Jeſuiten aus Paraguay ſeit 1767 die Niederlage aller Waaren und Reichthümer dieſer Provinz iſt; da ferner an den Wegen und Flüſſen, die in das Innere des Landes nach Peru und Chili führen, keine ſo ſcharfe Aufſeher mehr wohnen: ſo haben die Portugieſen das wenigſte dabey verlohren. Spanien führte deßhalb neue Klagen über die Colonie S. Sacrament und die Catharinen-Inſel; und das Misvergnügen zwiſchen beyden Höfen brach endlich 1777 in einen offenbaren Krieg aus. Die Spaniſche Flotte eroberte im Februar die Catharinen-Inſel, und im Junius die Feſtung St. Sacrament. Unterdeß war den 25ſten Februar der König Johann von Portugal geſtorben, und die neue Königinn von Portugal erhielt im Friedensſchluſſe, gegen Bewilligung wichtiger Vortheile in Anſehung des Negern-Handels auf der Küſte von Afrika, ihre beyden Pflanz-Oerter wieder.

Noch etwas von den Colonien im innern Braſilien, Producten und Einwohnern des Landes.

Cudena hat ſo wenig der Colonie St. Sacrament, als der durch die Mißion der Jeſuiten unter den Braſilianern zu Stande gebrachten Stadt und Dörfer an den Flüſſen Maragnon, Negro, Madeira, Xingu, und Tocantins, und der durch die Revolution der Pauliſten veranlaßten Anlegung der Hauptmannſchaft Matogroſſo, und der da herum im Lande der Wilden angelegten Pflanz-Oerter gedenken können, weil ſie erſt in den neuern Zeiten angelegt ſind. Von vielen weiß man noch jetzt weiter nichts, als etwa ihren Namen. Von Matogroſſo indeß iſt ſchon etwas mehr bekannt geworden.

Die Hauptmannſchaft Matogroſſo.

Dieſe weitläuftige Landſchaft liegt zwiſchen dem 12ten und 20ſten Gr. Süder-Breite an der Spaniſchen Provinz Paraguay, von welcher ſie gegen W. durch den Paraguay-Fluß geſchieden wird. Das Gebirge Matogroſſo, davon dieſe neue Hauptmannſchaft den Namen hat, erſtreckt ſich in Norden bis zum 10ten Grad S. Br. und 39° W. L. von Ferro, und läuft ohnweit der Weſtlichen Gränze von Braſilien herunter bis zum 20° S. Br., wo es unter der Menge von Gebirgen, die hier Reihenweiſe nach verſchiedenen Richtungen laufen, ſeinen Namen verliert. Die ganze Gegend iſt Berg und Wald, und die höchſten auf der Oſt-Seite von Süd-Amerika, zwiſchen dem Amazonen- und Plata-Fluſſe. Denn hier entſpringen faſt alle große Flüſſe in Braſilien und Paraguay, namentlich der Paranatinga, der in den Amazonen-Fluß fällt, und für die Quelle des großen Xingu gehalten wird; ferner der große Tocantino-Fluß, deſſen bey Para ſchon gedacht iſt. In dieſen ergießt ſich der Araguaya, der hier ebenfalls entſpringt, und durch eine lange Kette von Gebirgen, faſt bis zu ſeiner Vereinigung vom Tocantins getrennet wird. Auch die Flüſſe Urucuya, und **do Para**, welche als die Haupt-Quellen des groſſen bey Pernambuk beſchriebenen **Franziskus**-Fluſſes angeſehen werden können, nehmen hier ihren Urſprung.

Alle dieſe Flüſſe führen durch die innern noch wenig bewohnten Theile Braſiliens, und nehmen eine große Menge kleiner hier ebenfals entſpringenden Flüſſe auf. Eben das gilt von den Flüſſen, die durch Paraguay laufen, und ſich mit dem großen **Plata**-Fluſſe vereinigen. Verſchiedene ergieſſen ſich in den Paraguay-Fluß. Der vornehmſte darunter iſt der **Cuyaba**, der Hauptfluß in der Landſchaft Cuyaba. Andere vereinigen ſich mit dem hier entſpringenden **Parana**-Fluſſe, der dem Plata-Fluſſe das meiſte Waſſer zuführt. Deshalb verliert der Paraguayfluß nach der Vereinigung mit dieſem den Namen. Der vereinigte Strom heißt **Parana** bis dahin, wo der **Uruguay** hineinfällt. Von da an bis zu ſeiner Mündung wird der Fluß einem großen Meerbuſen gleich, und heißt **Rio de la Plata**, Silberſtrom. Andere behalten den Namen, und nennen ihn von da an **Parana guazu**.

Die Berge ſind reich an Edelgeſteinen und koſtbaren Mineralien, beſonders Gold, welches hier häufig geſammlet wird. Eben dies hat den Portugieſiſchen Hof, bald nach der Unterwerfung der **Pauliſten** in der Hauptmannſchaft St. Vinzent, bewogen, hier eine neue Hauptmannſchaft anzulegen, die unter einem beſondern Statthalter ſteht. Jene räuberiſche Republikaner hatten auf ihren Streifereyen die Vortheile dieſer Gegend zuerſt entdeckt. Auf vier Flüſſen konnten ſie ganz Braſilien, und auf zween die Landſchaft Paraguay durchſtreifen; ja vermittelſt des Pilco Mayo, der bey Aſſuncion in den Paraguay-Fluß fällt, war es ihnen leicht, bis nach Potoſi in Peru zu kommen. Aus der Urſache ſetzten ſie ſich in dieſen Gegenden feſt, und bis 1730 war es keinem, er mogte ein Spanier oder Portugieſe ſeyn, erlaubt, hieher zu kommen, wenn er nicht beraubt, gefangen, oder erſchlagen werden wollte. Nur diejenigen, die immer bey ihnen bleiben, und ihr Handwerk mit treiben wollten, wagten ſich in dieſe Gegenden.

Erſt nach 1751 ſcheint in der Landſchaft Cuyaba, der vornehmſten Provinz in Matogroſſo, eine ordentliche, mit einer eigenen Regierung verſehene, Colonie, ihren Anfang genommen zu haben. In dieſem Jahre begaben ſich die Abgeordneten beyder Kronen mit ihrem Gefolge zu Schiffe, nemlich die Portugieſiſchen auf dem Fluſſe Jacuru, oder Caoura im nördlichſten Theile des Gebirges Matogroſſo unter dem 12ten Grad Süder Breite, und die Spaniſchen auf dem Paraguay-Fluſſe. Letztere ſuchten den See Xareyes, als die von den Jeſuiten angegebene Quelle des Fluſſes; allein beyde begegneten ſich weit über dieſem See, der weiter nichts, als eine ſumpfigte zu gewiſſen Zeiten unter Waſſer geſetzte Ebene iſt, unter dem 14ten Grade Süder-Breite zu ihrem großen Erſtaunen auf dem Paraguay-Fluſſe, darinn ſich der Caouru ergießt. Beyden Theilen waren alſo bis dahin dieſe Gegenden völlig unbekannt geweſen. Ich finde auch auf der d'Anvilliſchen Karte noch keinen Ort, ja nicht einmal eine Völkerſchaft in dieſen Gegenden bemerkt. Erſt unter dem 15ten Gr. Süder Breite wohnen am Paranatinga, die Cariaunas; unter dem 16ten, oberhalb dem vermeinten See Xarayes; die Ala imbares, und weiter öſtlich die Bacayris, Caria pungas unter 35° W. Länge und die zahlreichern Guayazas am Tocantins-Fluſſe unter eben der Breite, und 32 ° Gr. W. L. Zwiſchen dem 17ten und 18ten Gr. S. Br., und 34–38° W. L. in der Landſchaft Cuyaba, die Guales, Bororos, Carayas, und Araes und ſüdlicher unter dieſen zwiſchen 19 — 21 ° S. Br. und 35 ° W. L. die Cayapos. Hier nun finden ſich verſchiedene Pflanzungen, nemlich

1) Villa, der vornehmſte Ort in der Landſchaft Cuyaba, unter 18° 21' S. Br. und 37° 51' W. L. am Fluſſe Cuyaba. Die Hauptſtadt in Matogroſſo.

2) gegen O. Arrayal de St. Anna, am Fluſſe dos Piloens 65 S. M. von Villa

3) gegen O. ¼ S. Arrayal da Meyaponte, am Fluſſe gleiches Namens, der ſich in Parana-iba, ſo wie dieſer mit unzähligen andern Flüſſen in den Parana ergießt. 97 S. M. von derſelben

Im Lande der Guayazas liegen

1) Villa Boa, 16° 55' S. Br., 33° 18' W. L. an einem kleinen Fluſſe, der ſich in den Araguaya ergießt, wodurch dieſe Stadt mit dem innern des Landes Verbindung hat, und mitten durch Braſilien nach Para kommen kann. Von dieſer Stadt iſt die Entfernung folgender Oerter nach Seemeilen gerechnet.

2) S. O. ¼ S. Arrayal da Meyaponte, am Fl. gl. N. der in den Tocantins fällt, 25

3) O. z. N. Rita 26, und Rome 28.

4) O. N. O. St. Joze 25, Tareyras nach O. N. O. ¼ N. 25.

5) N. O. z. O. Arrayal do Rio das Almas, 15. Der Tocantins, daran er liegt, muß alſo hier noch das Almas heiſſen.

Chapada 16.

6) Zwiſchen N. O. und N. O. $\frac{1}{4}$ O. am Fluſſe der Tocantins liegen

Coriola, 32 am weſtlichen Ufer, und St. Felix, 42 am öſtlichen Ufer, ein beträchtlicher Ort, wegen der reichen Minen in dieſer Gegend.

7) N. O. $\frac{1}{4}$ N. Carmo 45.

8) N. N. O. $\frac{1}{4}$ N. Minas de Amaro Luiz, 27.

9) N. Minas das Rixas, 28, an einem Arme des Araguayafluſſes.

Im Lande der Tupiques liegen

1) Caza forte am Tocantins, 10° 20′ S. Br. 32$\frac{1}{4}$° W. L., der Hauptort dieſes Diſtrikts. Zu demſelben gehören

2) Nach S. am Tocantins Arrayal da Aſumpcaon, 15. Sta Lucia, 34. Portal de St. Luis, 56.

3) S. O. $\frac{1}{4}$ S. Aldea do Curva-vaſu, 35. am Coaofluſſe.

4) S. S. W. $\frac{1}{4}$ W. Aldea do Panico, 45. am Fluſſe des Maguey.

5) S. W. $\frac{1}{4}$ W. Aldea de Sahante de cua, 39. eine Stadt am Araguayafluſſe.

6) N. Aldea de Araguria, 9. am Tocantins.

Im Lande der Topinambas ſind nur 2 Miſſionen am Fluſſe der Tocantins bemerkt,

1) Itabora, 35 S. M. von der Stadt Camuta, welche nahe am Einfluſſe des Tocantins in den großen Para liegt.

2) Arayal de Porate, unter 5° S. Br.

Vermuthlich ſtehen dieſe nebſt den übrigen Oertern, Landſchaften und Diſtrikten am Para, Xingu, Tapayos, Madeira und andern Flüſſen, die ſich in den Amazonenfluß ergießen, unter dem Statthalter von Para, ſo wie die vorigen Pflanzungen im Lande der Guayazas und Tupiques unter dem Statthalter von Matogroſſo ſtehen werden.

Es iſt zu weitläuftig, alle einzelne Oerter, beſonders am Amazonenfluſſe, die durch die Miſſionen der Jeſuiten ſeit 1685, vorzüglich aber in den neuern Zeiten, entſtanden ſind, und größtentheils von Meſtizen und zum Chriſtenthume belehrten Indianern bewohnt werden, anzuführen. Die wichtigſten habe ich bey der Hauptmannſchaft Para angegeben. Ich merke nur drey Miſſionen am Madeira oder Holzfluſſe, deren Entfernung ich von Fort de Rio Negro, als der Hauptſtadt in dieſer Gegend Braſiliens in Seemeilen, wie vorherbeſtimmen will. 1) Java, 37. 2) Aldea de Aponia, 88. 3) S. Antonio, 96.

Dieſe Oerter ſind zwar von ſehr geringer Bedeutung, aber doch deßhalb bemerkungswürdig, weil ſie anzeigen, wie weit man etwa in dieſem ungeheuren Lande gekommen iſt. Wahrſcheinlich iſt es nicht möglich, wegen der Ueberſchwemmungen, denen dieſes flache Land ausgeſetzt iſt, an vielen Orten Pflanzungen anzulegen. Raynal erzählt, daß die Jeſuiten, als ſie die Miſſionen geſtiftet, oft auf Bäumen, eben wogen der Ueberſchwemmungen hätten wohnen müſſen, daß ſie häufig viele Tagereiſen gethan, ohne einen Wilden anzutreffen, und daß dieſe nie in großen Geſellſchaften zuſammen gewohnt hätten; eben weil das in unabſehligen Weiten ſo oft unter Waſſer geſetzte Land wenige und kleine Plätze zum Aufenthalte der Menſchen verſtattet. Alſo ſcheint es, daß das innere Braſilien, nur im ſüdlichern Theile an der Gränze von Paraguay, nicht nur wegen des Goldes, ſondern auch wegen ſeiner hohen und geſunden Lage ſtark werde angebauet werden. Der allergrößte Theil wird eine unbekannte Wüſteney bleiben; wenn auch nicht bloß das kleine entvölkerte Portugal, ſondern halb Europa Coloniſten dahin ſchickte.

Produkte.

Braſilien iſt ſo reich an Produkten aus allen Reichen der Natur, und man hat ſo große Verzeichniſſe derſelben von den geſchickteſten Naturkündigern, daß ich anfangs beſchloß, in dieſer Schrift weiter nichts, als die vorzüglichern Handelsartikel, die ich einzeln bey den Hauptmannſchaften angezeigt habe, zu berühren, das übrige aber für einen ausführlichern Aufſatz zu verſparen. Um indeß Wort zu halten, muß ich wenigſtens etwas davon ſagen.

Vom Steinreiche hat man nur ſehr unvollſtändige Kenntniſſe. Bloß die Edelgeſteine und das Gold haben die habſüchtige Aufmerkſamkeit der Europäer an ſich gezogen. Kaum iſt uns die Merkwürdigkeit bekannt, daß auch in dieſem heißen Erdſtriche, und zwar in S. Vinzent Eiſen gefunden werde. Wahrſcheinlich enthalten die ſüdlichern Länder einen noch reichern Vorrath davon.

Unter den Gewächſen befinden ſich ſehr viele, die ich in meiner Beſchreibung des Brittiſchen Amerika, und hauptſächlich bey Weſtindien ſchon berührt habe; als die **Palmen**, davon Abbeville allein auf der Inſel Maranjon 20 Arten gefunden; den **Oelbaum**, den **Tamarinden-** und **Coffeebaum**, **Sumach**, **Ceder**, **Copaiba**, welcher den bekannten Balſam giebt, und **Cainit** oder **Sternapfelbaum**, den **Nierenbaum**, Braſ. Acajou, den **Wurzel-** oder **Mangelbaum** (Mangue, Guaparaiba) **Mahogonie**, **Gujare** (Pſidium pyriferum) **Flaſchen-** oder **Suſakbaum** (Annona muricata, Braſ. Aratica Ponhe, ferner den **Myrthen**, **Rocou** oder **Orleanbaum**, imgleichen die **Citronen**, **Pomeranzen**, **Cacao**, und andere bekannte Bäume des heiſſen Erdſtrichs. Auch des **Braſilienholzes** iſt ſchon gedacht. Weil indeß jenes Holz auf den Weſtindiſchen Inſeln eine ganz andere Farbe giebt, als dasjenige, welches aus dieſem davon benannten Lande, hergeholet wird: ſo will ich davon noch eine kurze Beſchreibung geben. **Fernambuk**, oder **Braſilienholz**, Caeſalpinia Braſilienſis floribus decandris, Braſ. Ibiti-pitanga iſt hier ein hoher Baum, deſſen Stamm ſo dick iſt, daß ihn oft 3 Männer kaum umfaſſen können, und hat eine braune mit kleinen Dornen beſetzte Rinde. Seine Blätter gleichen dem Buchsbaum, die Blumen wachſen in ährenförmigen Büſcheln, und riechen wie Mayenblümchen. Die Frucht iſt ein bohnenförmiger Saamen in zuſammengedruckten Hülſen. Der Baum kann nicht ohne Beſchwerde an das Ufer gebracht werden, weil er nicht mehr nahe an der See gefunden wird. Bloß der Kern von ſeinem Holze giebt das bekannte Färbeholz.

Von den übrigen Bäumen des Landes merke ich noch folgende:

1) **Den Genipabaum** (Genipa pomifera indica tinctoria. Pentandr.), hat Blätter, wie ein Wallnußbaum, und weißliche Blumen in Büſcheln, welche wie Nelken riechen. Daraus werden eyförmige Früchte, von der Größe einer Pomeranze, die reif ſehr wohlſchmeckend ſind, unreif aber färbt ihr Saft ſchwarz. Die Braſilianer beſtreichen damit ihre Geſichter, wenn ſie zu Felde ziehen. Der Baum wird bey 80 Fuß hoch, und 15 dick, und trägt das ganze Jahr hindurch Blumen und Früchte.

2) **Der Elemiſtrauch** (Amyris Elemifera. octandr. Braſ. Icicariba), gleicht einem Buchbaum. Der Saft aus der Rinde, wenn man ſie aufritzt, giebt **Gummi Elemi**, ein ſehr gutes Wundmittel.

3) **Der Jambuſenbaum** (Eugenia Mallacenſis), iſt eigentlich aus Oſtindien; er wird hier wegen ſeiner ſchönen Früchte, die einem Apfel gleichen, aber mehr eine Gattung von Pfirſichen ſind, häufig in den Gärten gezogen.

4) **Icaco oder Coccopflaumen** (Chryſobalanus Icaco) auch Guajera, wächſt auch auf den Bahama Inſeln, und in vielen Gegenden von Amerika. Sie ſind, wie unſere Zwetſchen, blau, gelb und roth. Nach dem Rochefort ſind ſie die Hauptnahrung der Icaques, eines Volks an der Honduraß Bay, und dabey ſo geſund und ſo leicht zu verdauen, daß man nicht leicht zu viel davon ſoll eſſen können.

5) **Der Topfbaum** (Lecythis ollaria, Polyandr.) Braſ. Jacapucaya, wächſt in der Mitte des Landes ſo häufig, daß ſich eine ganze Armee von ſeinen Früchten ernähren könnte. Seine Blätter ſehen den Maulbeerblättern ähnlich. Seine Früchte ſtellen einen Becher mit ſeinem Deckel vor, und haben die Größe eines Kindeskopfs. In dieſer harten, holzigen, ockerfärbigen Schale liegt in vier Fächern eine caſtanienförmige Frucht, ſo groß wie eine Pflaume. Wenn dieſe reif iſt: ſo fällt der Deckel ab. Man gebraucht dieſe Früchte, die wie Piſtacien ſchmecken, zu Speiſen und Getränken, ſo wohl roh, als gekocht; auch wird Oel daraus gepreßt. Aus der Schale machen die Braſilianer ihre Trink- und andere Gefäße. Das Holz des Baums iſt äußerſt hart, widerſteht der Fäulniß, und wird vorzüglich zu Achſen der Zuckermühlen gebraucht. Aus der Rinde macht man eine Art von Werg, womit man die Löcher der Schiffe ausſtopft.

6) **Die ſtachlichte Geoffroye** (diadelph.), Braſ. Umari, hat ſchmetterlingsförmige Blumen, und trägt gleichwohl keine Schooten, ſondern eine pfirſichartige Steinfrucht, welche die Braſilianer ſamt dem Kerne zerſtoßen, und mit Fleiſch und Fiſch gekocht eſſen. Roh ſchmeckt ſie ſehr ekelhaft. Die ſtinkende Blume iſt ſo, wie der Baum, unanſehnlich.

7) **Der Trompetenbaum** (Cecropia peltata, Diœc.) Braſil. Ambayba, wächſt auch auf den Antillen. Er wird 30 bis 40 Fuß hoch, aber nicht über einen Fuß dick. Stamm und Aeſte haben hin und wieder Ringe, und ſind inwendig hohl. Seine Früchte haben die Geſtalt und den Geſchmack unſrer Erdbeeren.

8) **Der netzförmige Pfefferſtrauch** (Diandr.) Braſ. **Jaborandi**, hier, auch in Jamaica und Martinique.

9) Condamine fand auch an den Ufern des Xingu einen Ueberfluß von zweyerley gewürzhaften Bäumen, den **Cuchuri** und **Puchiri**, deren Früchte beynahe von der Größe einer Olive ſind. Sie dienen zu einem Gebrauche, wie die Muskatnüſſe. Die Rinde des erſten hat den Geſchmack von Gewürznelken, welche die Portugieſen **Cravo** nennen, daher der Baum in Cajenne Crabe heißt.

Ananas wächſt hier ſo häufig, daß man ſie wol den Schweinen vorwirft.

Baumwolle, die hier ſo gut als in Oſtindien ſeyn ſoll, wird, wie der **Indig**, lange nicht genug gebauet. Ueberhaupt hat der Portugieſe gegen alles, was Feldbau heißt, und gegen alle ähnliche Arbeiten nicht weniger Abneigung, als der wilde Braſilianer, und daher darbt er bey allem Ueberfluſſe des Goldes und der Edelgeſteine.

Aus dem Thierreiche ſind

I) von den vierfüßigen Thieren zu merken:

1) Affen in unzähliger Menge und Mannichfaltigkeit, doch nach dem Condamine keine andere, als langgeſchwänzte, oder Meerkatzen. Ungeſchwänzte (Ourang Outang) und kurzgeſchwänzte (Baviane) hat man hier noch nicht bemerkt. Von den langgeſchwänzten aber hat man beyde Arten, ſowol mit greifenden Schwänzen, den Beelzebul, Braſ. Aquiqui, wozu Laet den Greis, (ſeniculus) **Mariva**, rechnet, den er den Affenkönig nennt, ferner den **Waldgott** (Paniſcus),

den Capuciner, Braſ. Cay, und Eichhornaffen; als auch mit ſchlaffen Schwänzen, nämlich den Poſſenreiſſer, Braſ. Cagui, den Biſam-Affen, den kleinen Löwen-Affen, der in die Höhe ſitzend etwa 5 Zoll hoch iſt, und den eben ſo kleinen Roſen-Affen.

2) Fledermäuſe ſind eine Plage dieſes Landes. Auſſer dem Flatterer (Spectrum), der Fledermaus mit der Haſenſcharte, und andern, iſt hier auch ein fliegender Hund (Vampyrus), oder doch eine Gattung ſolcher Vampyrs. Denn Lery und Condamine reden von einer ſolchen Gattung, die den ſchlafenden Thieren, ja ſogar Menſchen das Blut aus den Adern ſaugen, Hüner, Katzen und Hunde rauben, und in verſchiedenen Gegenden am Amazonenfluſſe das Rindvieh gänzlich aufgerieben haben.

3) Das Faulthier, Ai (Bradypus tridactylus).

4) Der Ameiſenbär, ſowol der groſſe langhaarige, Braſ. Tamandua guacu, als auch der mittlere vierzähnige, Tamandua-i.

5) Das Schuppthier, zwey Arten.

6) Das Gürtelthier, Dasypus, Braſ. Tatu, vielleicht ſechs Arten.

7) Seehunde, und zwar höchſt wahrſcheinlich ſowol Phoca vitulina als iubata; und der Lamentin, oder Manati, braſ. Ypupiapra, der aber von dem Kamtſchadaliſchen, den ich im Brittiſchen Amerika beſchrieben, ſehr verſchieden iſt.

8) Hunde, ſowol geſellige als wilde. Letzte ſind in den ſüdlichern Theilen, beſonders aber in la Plata und noch ſüdlicher, in unzähliger Menge. Ob der Jagoarücu nach dem Laet auch eine Hundeart ſey, weiß ich nicht.

9) Katzenarten. Der Januar (Felis onca), der Puma der Peruaner oder Cuguacuarana der Braſ. und Tigre der Portugieſen (Felis concolor), ein häufiges Thier faſt in ganz Amerika, oben braunroth, unten graulicht, hat hohe Beine und einen geſtreckten Körper. Der noch

böſere ſchwarze Cuguar, Braſ. Jaguaribe, die bösartige ſehr ſchön gefleckte Tiegerkatze, Maragnao oder Maracaja, der Braſilianiſche Luchs gehören zu den grimmigſten Raubthieren des Landes.

10) Von den Viverren, Coati, gehört Müllers Naſenfrett und Frettbär hierher.

11) Die Braſilianiſche Meerotter, Jiya oder Cariguebeju, Port. Lutra, iſt nach Hr. Prof. Zimmermanns Zool. geogr. p. 303. deſſen Unterſuchungen ich überhaupt bey dieſer Klaſſe des Thierreichs gebrauche, eine eigene Art.

12) Der ſchwarze Wieſel, Tayra, auch Hirara, mit einem Moſchus Geruch.

13) Der Pilander, und zwar die Beutelratte, Carygueia, der Philander, der Krabbenfreſſer, die Buſchratte des Schrebers, die auf dem Rücken ihre Jungen trägt (dorſigera).

14) Kleins und Pallas Geſchlecht der Cavien, und zwar der Pag (Paca) oder die Braſiliſche Kaninchenmaus, Cavia (Aperea) Meerſchweinchen, weil es über das Meer aus Guinea und Braſilien zu uns gebracht wird, das Ferkelkaninchen, Aguti, und Capybara, oder Müllers Sumpfſchwein. Alle dieſe Arten werden gegeſſen, und haben gebraten größtentheils einen ſchönen Geſchmack.

15) Unter den Eichhörnern das Surinamiſche.

16) Von den Hirſcharten läßt ſich nichts genaues beſtimmen. Die vom Laet angegebenen Arten ſind der Seovaſſu, ein großer Hirſch mit kleinem Geweihe und ziegenartigen Haaren, Tapyrete, Tapirouſſou, oder Tapir, ohne Hörner und merklicher Spalte in den Klauen. Hals und Schwanz ſind ſehr kurz. Die ziemlich langen Ohren hangen herunter. Sein Fleiſch ſchmeckt wie Rindfleiſch. Aus ſeiner Haut machen die Indianer Schilder.

17) Schweine ſind, wie in ganz Amerika, auch hier häufig, haben ein ſchmackhafteres und geſunderes Fleiſch

als die unſrigen. Einheimiſch iſt das Muskus-Schwein, Tajacu, ohne Schwanz, und mit einer Drüſe auf dem Rücken, von welcher man ehemals glaubte, daß es eine Oeffnung wäre, wodurch es athmete. Es iſt aber eine groſe offene Glandel, worinn eine übel riechende Feuchtigkeit abgeſondert wird.

Andere Gattungen vierfüßiger Thiere übergehe ich.

II) Aus der Klaſſe der Vögel kann ich wegen ihrer Menge nur folgende Arten anführen.

1) Aus der Ordnung der Habichte, und zwar

aus dem Geſchlechte der Geyer befinden ſich hier der **Greifgeyer, Condor**, der gröſte Vogel, deſſen ausgebreitete Flügel 16 — 18 Fuß breit ſind. Er trägt Kälber, Schafe, ja 10jährige Knaben davon. Zween können eine Kuh zerreißen und verzehren. Der **Heiducken-Adler**, Vultur Harpyia, Braſ. Urutauſana, der **Geyerkönig** (Lin. Vultur Papa) der Braſiliſche Geyer, Aura.

von den Eulen, die Braſiliſche Ohreule, Cabura, und wahrſcheinlich auch Büffons Cayenniſche.

der Braſiliſche Sperber, Caracara.

der Würger, **Nengeta**, und Tyrann, **Pitangua**.

2) Von den Spechtarten

die **Papageyen**, **Ajuru**,, Maregr. Braſ. 205: ſowol gröſſere **Langſchwänze**, Amazon und Pſittacus ſeuerus, beyde grün, als auch **kleinere**, als der Rothſchnabel, **Tui**, und unter den **Kurzſchwänzen** der Haubenpapagey, der bunte Amazon, der Braſilianer, der kleine blaugefleckte Parkit, ſo groß wie ein Sperling,

die **Toukans** mit ſehr groſen Schnabeln und ſchönen Federn, als der **Aracari**, der Elſter Toukan.

Droſſeln, der Buntſchwanz und die Jupujuba.

Guckgucke, der gehörnte Atinguacu camucu.

Spechte, der **Grenadier** Jpecu, ſo groß wie eine Taube.

Eisvögel, der Keilſchwanz, Jacamaciri, (grüngelb mit einem Goldglanze) und der Haubeneisvogel, Jaguacati guacu.

Baumläufer, der Blaukopf, und der blaue Guiracoereba.

Colibri von verſchiedener Art.

3) Von den Schwimmvögeln,

Enten, die Biſamente, Ipecati Apoa, mit Fleiſchdrüſen oder einem Kamme an den Naſenlöchern und Augen, die Löffelente, die Domingiſche, Chilcanauthli, die Baumente.

Langhälſe, der Schlangenkopf, Anhinga.

Verkehrtſchnäbel, ſowol der ſchwarze als fahle.

4) Von den Stelzenläufern,

der Flaminger, der rothe Braſil. Löffler Ayaga, die Braſ. Kraniche Anhima und Cariama, der Braſil. Kahlkopf Jabiru Guacu, der Krebsfreſſer Tamatia, der aſchgraue Reiher Cocoi, der weſtindiſche Soco, der weiße Gelb- und Grünſchnabel, der Nimmerſatt Curicaca, und noch andere Brachvögel, der Braſilianiſche Schnepf Guarauna, das große Braſilianiſche Rebhuhn Macucagua, der große Amerikaniſche Straußkaſuar des Büffon, Nanduguacu, der ſo wenig als der ordentliche Strauß fliegen kann, an 6 Fuß hoch.

5) Von den Hühnerarten, der Braſilianiſche Truthahn Arignan ouſſou, der Pfauſaſan Mitu oder Braſil. Pauwis, und Europäiſche Hühner.

6) Von den Sperlingsarten die Bergtaube, die Sperlingtaube, der Braſilianiſche Seidenſchwanz Cotinga, Merlen, als die Jacapa, Jacarina und Teitil, der Cayenniſche Fliegenfänger, die Braſil. Bachſtelze, die Amerikaniſche Schwalbe Tapera.

III) Von den Amphibien ſind zu merken

1) Schildkröten, als: Jurucua, eine eßbare Meer-Schildkröte, und Jaboti, eine Land-Schildkröte. Condamine rühmt die Schildkröten im Amazonenfluſſe, die als die leckerhafteſten in Cayenne geſucht würden. Der Fluß enthält verſchiedene Arten. Auch die Jabotis werden ſehr geſchätzt.

2) Eidechſen, der Crocodill, Jacare, im Amazonenfluſſe und allen großen Flüſſen ſehr häufig, an 20 Fuß lang. Der Kamm Leguan, Senembi oder Jauana, an 5 bis 6 Fuß lang, deren Fleiſch und Eyer man ſehr gern genießt. Die Marmeleidechſe, Ameiva, auch eßbar, die Ratheidechſe, Tejuguacu, und andere bey dem Marcgr. Braſ. 237.

3) Schlangen. Die Klapperſchlange. Die Königsſchlange, Boiguacu, erdroſſelt Hirſche und Rehe, welche ſie verſchlingt. Vermuthlich iſt es eben dieſelbe, die Condamine Yacu-mama nennt. Die Stockſchlange verſchlingt ebenfalls Ziegen und Schafe. Der Eyerfreſſer, eine Natter, die in Braſil. Guinpuaguara heißt, die giftigſte Brillenſchlange.

4) Rochen. Der Krampfiſch, bey deſſen Berührung man einen electriſchen Schlag bekommt, und andere Rochen.

5) Der Haay, als der Schaufelfiſch von Suriname, und andere.

6) Der Einhornteufel, Guacu-cuja und die Seekröte Guaperva, welchen Namen auch Lin. Baliſtes Vetula, ein Hornfiſch, führt.

Andere Gattungen, wie auch die Geſchlechter der Fiſche, der Inſekten und Würmer muß ich übergehen.

Was von dieſen Produkten aus allen drey Naturreichen, beſonders aber aus dem Stein- und Pflanzenreiche zum Handel vorzüglich gebraucht wird, habe ich in der Beſchreibung der einzelnen Provinzen bereits angezeigt.

Einwohner.

1) **Einheimiſche Braſilianer.** Die erſten Europäer fanden an der Küſte Braſiliens ſehr viele kleine Nationen, die faſt alle in Anſehung der Sprache und Sitten ſich unterſchieden. So funden es die Engländer auch in Nordamerika. Nur ohngefähr zehn an der Seeküſte und deren Nachbarſchaft wohnende Stämme konnten ſich verſtehen. Es war die Sprache der Topinaques in S. Vinzent, welche jetzt die meiſten Portugieſen verſtehen, und auch von den Miſſionarien gebraucht wird. Sie wird für die beſte gehalten. Auch giebt man den Sitten dieſer Völker den Vorzug, vermuthlich, weil ſie die älteſten Freunde der Portugieſen ſind, durch die ſie die benachbarten Völker überwunden, getödtet, vertrieben, oder zu Sclaven gemacht haben. Jetzt iſt ſchon von vielen Völkerſchaften der Namen verſchwunden. Man findet daher auf der d'Anvilliſchen Karte außer den vorhin ſchon angeführten keine Nation in den Hauptmannſchaften der Portugieſen genannt. Die hinter denſelben wohnenden Braſilianer bringt man unter drey Hauptſtämme, die **Tupiques**, **Topinambas** und **Tapuyes**. Die letztern werden als die wildeſten, ſtreitbarſten und mächtigſten beſchrieben. Laet ſagt, daß 76 Nationen zu ihnen gehören, oder unter ihnen ſtehen, die zum Theile eine ganz verſchiedene Sprache reden. Ob ſie aber je ſo zahlreich geweſen, als **Knivet** ſie macht, mögen andre beurtheilen. Dieſer zog mit 600 Portugieſen und 3000 Indianern wider die **Tomomymi**, eine zu ihnen gehörige Nation, in der Hauptmannſchaft Eſpiritu Santo, zu Felde, und belagerte ihre Stadt Morogegen. Weil aber die

Feinde zu ſtark waren: ſo mußte er ſich gegen ſie verſchanzen, und eine Verſtärkung aus Eſpiritu Santo erwarten. Als dieſe kam, wollten die Belagerten ihre Stadt heimlich verlaſſen; ſo bald man es aber merkte: ſo beſtürmte man den Ort, und an 16000 Feinde wurden theils gefangen, theils getödtet. Er ſagt, daß ſie noch viele nach ihrer Art befeſtigte Städte auf den Inſeln des Fluſſes Paraiba gehabt hätten. Wie zahlreich müßte alſo nicht dieſe einzige Nation geweſen ſeyn?

Man hat mit vieler Wahrſcheinlichkeit behauptet, daß ganz Nordamerika kaum ſo viel Indianer oder urſprüngliche Einwohner enthielte, als die einzige Stadt Paris. Südamerika iſt nicht mehr bevölkert, und Braſilien verhältnißmäßig weniger, als die bekanntern Nordländer. Wie kann man nun auf einen ſolchen Diſtrikt ſo viel Menſchen rechnen? die Gegenden Braſiliens am Amazonenfluſſe, wo zuerſt die Miſſionen angelegt worden ſind, waren von den Europäern noch nicht beunruhiget, als zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Miſſionairs dahin kamen. Wie leer aber fanden ſie nicht alle Gegenden? Wie lange mußten ſie nicht oft in Wildniſſen herum reiſen, ohne auf den höchſten Bäumen, die ſie beſtiegen, Rauch, oder ſonſt eine Spur von Menſchen in den weiteſten Ebenen zu erblicken? Und fanden ſie ja welche: ſo waren es einzelne Familien. Ich gebe zu, daß andre Theile von Amerika volkreicher werden geweſen ſeyn, als das niedrige und den Ueberſchwemmungen ſo ſehr ausgeſetzte Braſilien: aber ſo volkreich doch nirgend, daß ſo viele von den Europäern hätten ermordet werden können, als man insgemein angiebt. Die Jeſuiten, und überhaupt die Miſſionairs beſchuldigten die Statthalter und andere Perſonen von der Regierung ſolcher Grauſamkeiten an ihren Höfen gewiß auf eine übertriebene Art, um dadurch zu bewirken, daß ihnen die Schutzgerechtigkeit über dieſe Völker gegeben würde; und darinn ſind ſie glücklich genung geweſen. Wenn aber **Cortez** und andere Eroberer eben ſo große Zahlen bey ihren überwundenen Völkern gebrauchen: ſo geſchieht dies gewiß in der Abſicht, um ihren Thaten mehr Bewunderung und Glanz zu verſchaffen.

Das bleibt indeß wahr, daß die Zahl der urſprünglichen Einwohner nicht mehr ſo groß iſt, ſeitdem die Europäer ſich hier niedergelaſſen haben. Zu ihrer Schande muß man es geſtehen, daß allerdings viele von ihnen auf eine grauſame Art ermordet worden ſind. Sie haben auch öfters die Wilden gegen einander aufgehetzt, die ihre Kriege allezeit mit entſetzlicher Mordbegierde führen. Sie haben ſie von ihren beſten Sitzen vertrieben; ja dies der Freyheit und Unthätigkeit gewohnte Volk iſt zur Verzweifelung gebracht, indem Schaaren von ihnen gefangen genommen, oder gar geraubt, und zu Arbeiten gezwungen worden ſind, darunter ſie ſtarben.

Kaum habe ich nöthig, noch etwas von ihrer Lebensart zu ſagen. Man findet ſo wenig Unterſchied unter den urſprünglichen Amerikanern, daß man faſt nur eine Nation kennen darf, um ſie alle zu kennen, wenige Umſtände ausgenommen, daran der Himmelsſtrich Antheil hat. Der Braſilianer geht, wie der Caraibe, ganz nackend, weil er unter einem brennenden Himmelsſtriche wohnt. Keiner leidet an irgend einem Theile des Körpers ein Haar, außer die, welche unſre Augen ſchützen, und auf dem Kopfe; letztere aber werden ſo verſchieden geſcheitelt und beſchnitten, daß man beynahe die Nationen daran erkennen kann. Alle bemahlen und bezeichnen die Haut ihres Körpers, ſchmücken ſich mit Muſcheln, Korallen und Federn, und verunſtalten gewiſſe Theile des Körpers. Der Braſilianer macht ſich wohl einen Mantel von ſchönen Federn, die ihn zugleich gegen den Regen ſchützen, oder er beklebt das Geſicht und den Leib damit, ſo daß er einem Vogel ähnlicher ſieht, als einem Menſchen. Das Fauenzimmer durchbohrt ſich die Ohren und zieht das Loch ſo weit, daß man einen Finger hindurch ſtecken kann, um recht große Muſcheln darinn zu tragen. Die Männer aber machen ſich ein Loch in der Unterlippe, um darinn einen grünen Stein legen zu können. Dies giebt ihnen das Anſehen eines andern Menſchen-Geſchlechts, das mit einem doppelten Munde verſehen iſt. Sie ſind alle gaſtfrey gegen die Fremden, und unverſöhnlich gegen ihre Feinde, deren Fleiſch ihre köſtlichſte Speiſe iſt. Sie mäſten zu dem Ende ihre gefangenen Feinde, und verſtatten ihnen unterdeß alle Vergnügungen. Selbſt ihre Töchter überlaſſen ſie ihnen. Kommt aber das Feſt, wo er todt geſchlagen und verzehrt werden ſoll: ſo iſt ſelbſt eine ſolche Geſellſchafterinn luſtig bey ſeinem Schmauſe, und gebiert ſie von ihm ein Kind, ſo läßt ſie es ſich gefallen, daß auch dies verzehrt wird. Die Unmäßigkeit bey einem ſolchen Feſte, und überhaupt bey allen ihren Schmauſereyen, überſteigt alle Vorſtellungen. Bey allen Feſten müſſen ſie tanzen und ſingen. Dabey leiden ſie gleichſam in abgemeſſenen Zeiten eine Art von nicht freywilliger Verzuckung oder Wuth, die der Takt und der Geſang, ob er gleich nur aus ein paar abwechſelnden Tönen beſteht, hervor zu bringen ſcheint.

Kein Wilder kennet und verlangt die Bequemlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens, weil ſie mit Arbeit verbunden ſind, die er aufs höchſte verabſcheuet. Sein ganzer Hausrath iſt ſo beſchaffen, daß, wenn er weiter ziehen will, das Weib alles hinter ihm hertragen kann. Ein Netz oder Hangematte, darinn er ſchläft, ein oder ein paar irdene Töpfe zum Kochen, ein hölzerner Mörſel, allenfalls auch ein Spiegel, Zange, Meſſer, Flaſchen, und Schalen von Kürbiſſen, und auch ihr Kind, das iſt es, was ſie zu tragen hat. Der Mann beſchwert ſich mit weiter nichts, als mit Pfeilen und Bogen, einem Zinken, oder einer Pfeife von Menſchen-Knochen, einer Keule, und allenfalls einem Ordensbande von den Zähnen der Feinde, die er gefreſſen hat. Jagen und Fiſchen iſt ſeine einzige Beſchäftigung: alle andre Arbeit verſieht das Weib. Ihr Brodt bakken ſie von Maniok; fehlt es ihnen daran: ſo können ſie immer Früchte, Wurzeln, Fleiſch und Fiſche genug zu ihrem Unterhalte bekommen. Auf dem hölzernen Roſte, darauf ſie ihr Fleiſch dörren oder braten, findet man auch zuweilen gebratene Arme und Beine von Menſchen, um die Pracht ihrer Tafel zu erhöhen. Waſſer iſt ihr ordentliches Getränk; doch verfertigen ſie auch verſchiedene Arten von Wein aus Früchten und Wurzeln, um ſich zu berauſchen. Taback gehört mit unter ihre Lebensmittel.

Die älteſten in einer Geſellſchaft ſind die Regenten derſelben: einige Völkerſchaften haben auch Könige oder Caziquen. Von Religion wiſſen ſie nichts. Sie haben nicht einmal einen Namen für die Gottheit; es müßte denn der Namen Tupan ſeyn, womit ſie Donner und Blitz bezeichnen, und von dem ſie zugleich glauben, daß er ſie mit der Hacke, dem Hauptwerkzeuge ihres Ackerbaues, bekannt gemacht habe. Sie wiſſen nichts von Himmel und Hölle, doch glauben ſie eine Fortdauer nach dem Tode, und eine Art von Paradies jenſeits der Andes-Gebirge. Vor böſen Geiſtern fürchten ſie ſich ſehr, und ſuchen ſie zu verſöhnen; verehren ſie aber unter keinem Bilde. Sie haben auch Zauberer und Wahrſager, die zugleich ihre Aerzte ſind. Auch ihnen iſt die Beerdigung der Todten, und die Achtung ihrer verſtorbenen Verwandten und ihrer Gräber eine heilige Pflicht. Mehrere Weiber zu haben iſt eine Ehre. Keine darf untreu ſeyn, ob ſie gleich vor ihrer Verheirathung ſich leicht jedem Preis geben. Die Weiber verſtehen auch die Kunſt, Baumwolle zu ſpinnen, und eine Art Zeug daraus zu verfertigen.

2) Portugieſen und übrige Coloniſten.

Ich begreiſe hierunter 1) die gebornen **Portugieſen**, deren Zahl die kleinſte iſt, die aber die vorzüglichſten Bedienungen haben. 2) **Creolen**, oder in Braſilien von Portugieſiſchen Aeltern geborne, die ſeit 1755 gleiche Rechte mit den Portugieſen genießen. 3) **Meſtizen**, die von einem weißen und einem Indianer erzeugt ſind. 4) **Mulatten**, Abkömmlinge von Negern und Indianern. 5) **Negers**, deren Zahl ſich zu den beyden erſten verhält, wie 10 zu 1. 6) **Chriſtliche Braſilianer**, die unter den Coloniſten wohnen, und zum Theile mit ihnen verwandt ſind. Viele Portugieſen ſtammen von jüdiſchen Aeltern ab, und beſitzen vorzüglich den Handlungsgeiſt dieſes Volks, der jetzt bey allen herrſcht. Dieſe Neigung iſt es auch noch allein, die ſie thätig erhält. Die eigentlichen Arbeiten verſehen die Negers. Dieſe müſſen Zucker, Indig, Reiß, Taback, Cacao, und die Gartenfrüchte bauen. Dieſe ſammlen Gold, Edelgeſteine, die Apothekerwaaren, kurz alle Produkte. Daß viele darunter ſich wieder andere Sclaven halten, ja auch die Freyheit erhalten, iſt ſchon geſagt. Daher kommen jährlich viele Rekruten aus Afrika, und zwar aus den dortigen Portugieſiſchen Beſitzungen; und Braſilien hat dieſen großen Vorzug vor allen Amerikaniſchen Colonien, daß es ſeine Sclaven ſo leicht und ſo wohlfeil daher bekommen kann, hauptſächlich ſeine Aufnahme zu danken. Aber eben dieſe Negers, weil ſie ſo leicht von Arbeit befreyet werden können, werden durch den Müſſiggang zu allen Laſtern und Bosheiten verleitet. Viele hält man zum Staat; die Herren erlauben ihnen auch, Degen zu tragen, und bedienen ſich derſelben wol als Banditen und Mörder. Und unter ſolchen Leuten wachſen ihre Kinder auf. Ich will nichts weiter von dem Charakter der dortigen Portugieſen ſagen. Man hat ſie ſchon aus der Beſchreibung der Städte Rio Janeiro und St. Salvador kennen gelernt.

Die zahlloſe Geiſtlichkeit, deren Laſter und Unwiſſenheit die Reiſebeſchreiber mit häßlichen Farben ſchildern, herrſcht hier beynahe unumſchränkt.

Die Gerichtsperſonen, deren ebenfalls nicht wenig vorhanden ſind, waren ſonſt nicht gehörig vertheilt. Alles ſtand unter dem Vicekönig zu St. Salvador, woraus ſehr viele Uebel entſtanden. Jetzt ſind drey unabhängige Statthalter im Lande, der Vicekönig zu R. Janeiro, und die Statthalter zu St. Salvador und Para.

Zur Sicherheit des Landes ſind verſchiedene regulaire Regimenter in den feſten Städten, und noch verſchiedene Landregimenter in den übrigen Theilen des Landes. Gegen Europäiſche Feinde möchten ſie das Land wol nicht ſchützen; aber keine Europäiſche Macht, die Antheil am Portugieſiſchen Handel hat, wird Braſilien dieſer Krone entreiſſen, oder von andern entreiſſen laſſen.

Folgende Druckfehler ſind zu verbeſſern.

S. 80. Z. 15. keine 11 Fuß anſtatt keinen Fuß.
S. 84. Z. 10. Carara ſtatt Ca ara.
S. 125. Z. 1. Anſon ſtatt Anton.

Erster Druck der 1. Ausgabe

S. 55 [illegible] leicht
der 2. Druck hat: leiht

Die Erziehung
des
Menſchengeſchlechts.

Hæc omnia inde eſſe in quibusdam vera, unde in quibusdam falſa ſunt.

Auguſtinus.

Herausgegeben
von
Gotthold Ephraim Leſſing.

Berlin, 1780.
Bey Chriſtian Friedrich Voß und Sohn.

Universitätsbibliothek · Leipzig

Als Ersatzexempl.
am 16.7.55 eingest.

Henri u. Martha Hinrichsen
Stiftung

Vorbericht
des Herausgebers.

Ich habe die erſte Hälfte dieſes Aufſatzes in meinen Beyträgen bekannt gemacht. Itzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu laſſen.

Der Verfaſſer hat ſich darinn auf einen Hügel geſtellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeſchriebenen Weg ſeines heutigen Tages zu überſehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünſcht, von ſeinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Ausſicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müſſe.

Und ſo, dächte ich, könnte man ihn ja wohl ſtehen und ſtaunen laſſen, wo er ſteht und ſtaunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein ſanftes Abendroth ſeinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen geweſen!

Ich meyne dieſen. — Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln ſoll; als über eine derſelben entweder lächeln, oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, dieſen unſern Unwillen, verdiente in der beſten Welt nichts: und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bey allem im Spiele: nur bey unſern Irrthümern nicht?

Die Erziehung
des
Menſchengeſchlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bey dem einzeln Menſchen iſt, iſt die Offenbarung bey dem ganzen Menſchengeſchlechte.

§. 2.

Erziehung iſt Offenbarung, die dem einzeln Menſchen geſchieht: und Offenbarung iſt Erziehung, die dem Menſchengeſchlechte geſchehen iſt, und noch geſchieht.

§. 3.

Ob die Erziehung aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht unterſuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß ſehr großen Nutzen haben, und viele Schwierigkeiten heben, wenn man ſich die Offenbarung als eine Erziehung des Menſchengeſchlechts vorſtellet.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menſchen nichts, was er nicht auch aus ſich ſelbſt haben könnte: ſie giebt ihm das, was er aus ſich ſelber haben könnte, nur geſchwinder und leichter. Alſo giebt auch die Offenbarung dem Menſchengeſchlechte nichts, worauf die menſchliche Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht auch kommen würde:

de: ſondern ſie gab und giebt ihm die wichtigſten dieſer Dinge nur früher.

§. 5.

Und ſo wie es der Erziehung nicht gleichgültig iſt, in welcher Ordnung ſie die Kräfte des Menſchen entwickelt; wie ſie dem Menſchen nicht alles auf einmal bey-bringen kann: eben ſo hat auch Gott bey ſeiner Offenbarung eine gewiſſe Ordnung, ein gewiſſes Maaß halten müſſen.

§. 6.

Wenn auch der erſte Menſch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte ſofort ausgeſtattet wurde: ſo konnte doch dieſer mitgetheilte, und nicht erworbene Begriff, unmöglich lange in ſeiner Lauterkeit beſtehen. Sobald ihn die ſich ſelbſt überlaſſene menſchliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte ſie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieſer Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entſtand natürlicher Weiſe Vielgötterey und Abgötterey. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre ſich die menſchliche Vernunft noch in dieſen Irrwegen würde herumgetrieben haben; ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Men-

ſchen

Bibl. Univers.

ſchen erkannten, daß es Irrwege waren: wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine beſſere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden **einzeln Menſchen** ſich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: ſo wählte er ſich ein **einzelnes Volk** zu ſeiner beſondern Erziehung; und eben das ungeſchliffenſte, das verwildertſte, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das Iſraelitiſche Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienſt in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienſte der Aegyptier durften ſo verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott ſeiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich unterſagt hatten; es in den Glauben geſtürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter;

ter; Gott, Götter haben, ſey nur ein Vorrecht der beſſern Aegyptier: und das, um es mit ſo viel größerm Anſcheine von Billigkeit tyranniſiren zu dürfen. — Machen Chriſten es mit ihren Sklaven noch itzt viel anders? —

§. 11.

Dieſem rohen Volke alſo ließ ſich Gott anfangs blos als den Gott ſeiner Väter ankündigen, um es nur erſt mit der Idee eines auch ihm zuſtehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte, und in Kanaan einſetzte, bezeugte er ſich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger ſey, als irgend ein andrer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, ſich ihm als den Mächtigſten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer ſeyn kann, — gewöhnte er es allmälig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieſer Begriff des Einigen, noch unter dem wahren tranſcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft ſo ſpät erſt aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit ſchließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn ſich ihm auch ſchon die Beſſerern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte ſich doch das Volk lange nicht erheben: und dieſes war die einzige wahre Urſache, warum es ſo oft ſeinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d.i. Nachtigſten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das ſo roh, ſo ungeſchickt zu abgezognen Gedanken war, noch ſo völlig in ſeiner Kindheit war, was war es für einer moraliſchen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entſpricht. Der Erziehung durch unmittelbare ſinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier alſo treffen Erziehung und Offenbarung zuſammen. Noch konnte

Gott ſeinem Volke keine andere Religion, kein anders Geſetz geben, als eines, durch deſſen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieſes Leben gingen noch ſeine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unſterblichkeit der Seele; es ſehnte ſich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun ſchon dieſe Dinge zu offenbaren, welchen ſeine Vernunft noch ſo wenig gewachſen war: was würde es bey Gott anders geweſen ſeyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der ſein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, dieſe Erziehung eines ſo rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott ſo ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder deſſelben ſo viel ſichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menſchengeſchlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem ſo erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkoſungen aufgewachſen und nun zu Jahren des Verſtandes gekommen war, ſtieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in ſeines Vaters Hauſe gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott ſein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindiſchen Erziehung führte: waren die andern Völker des Erdbodens bey dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meiſten derſelben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben: nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geſchieht bey Kindern, die man für ſich aufwachſen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden ſich zum Erſtaunen ſelbſt.

§. 21.

Wie aber dieſe glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweiſen: ſo beweiſen die wenigen heidniſchen Völker, die ſelbſt in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis itzt einen Vorſprung zu haben ſchienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langſamen aber ſichern Schritten an; es hohlt manches glücklicher organiſirte Kind der Natur ſpät ein; aber es hohlt es doch ein, und iſt alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weiſe. Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bey Seite geſetzt, welche in den Büchern des Alten Teſtaments ſich findet, und ſich nicht findet — daß, ſage ich, wenigſtens die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben, darinn völlig fremd ſind: beweiſet eben ſo wenig wider den göttlichen Urſprung dieſer Bücher. Es kann dem ohngeachtet mit allen darinn enthaltenen Wundern und Prophezeyungen ſeine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns ſetzen, jene Lehren würden nicht allein darinn **vermißt**, jene Lehren wären auch ſogar **nicht** einmal **wahr**; laßt uns ſetzen, es wäre wirklich für die Menſchen in dieſem Leben alles aus: wäre darum das Daſeyn Gottes minder erwieſen? ſtünde es darum Gotte minder frey, würde es darum Gotte minder ziemen, ſich der zeitlichen

chen Schickſale irgend eines Volks aus dieſem vergänglichen Geſchlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeyungen, die er durch ſie aufzeichnen ließ, waren ja nicht blos für die wenigen ſterblichen Juden, zu deren Zeiten ſie geſchahen und aufgezeichnet wurden: er hatte ſeine Abſichten damit auf das ganze Jüdiſche Volk, auf das ganze Menſchengeſchlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern ſollen, wenn ſchon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Menſch auf immer dahin ſtirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Teſtaments beweiſet wider ihre Göttlichkeit nichts. Moſes war doch von Gott geſandt, obſchon die Sanktion ſeines Geſetzes ſich nur auf dieſes Leben erſtreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das **Jſraelitiſche** Volk, an das **damalige** Jſraelitiſche Volk geſandt: und ſein Auftrag war den Kenntniſſen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieſes **damaligen** Jſraelitiſchen Volks, ſo wie der Beſtimmung des **künftigen**, vollkommen angemeſſen. Das iſt genug.

§. 24.

So weit hätte **Warburton** auch nur gehen müſſen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überſpannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Moſis nichts ſchade: er ſollte ihm die göttliche Sendung Moſis ſogar beweiſen. Und wenn er dieſen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines ſolchen Geſetzes für ein ſolches Volk zu führen geſucht hätte! Aber er nahm ſeine Zuflucht zu einem von Moſe bis auf Chriſtum ununterbrochen fortdaurenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Juden gerade ſo glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es deſſen Gehorſam oder Ungehorſam gegen das Geſetz verdiente. Dieſes Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat beſtehen könne, erſetzt; und eine ſolche Erſetzung eben beweiſe, was jener Mangel, auf den erſten Anblick, zu verneinen ſcheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß **Warburton** dieſes anhaltende Wunder, in welches er das Weſentliche der Iſraelitiſchen Theokratie ſetzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrſcheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdenn erſt hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigſtens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Moſis wieder herſtellen ſollte, würde an der Sache ſelbſt zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erſchweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder, darf gar wohl dieſes oder jenes wichtige Stück der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die es vorträgt, mit Stillſchweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er ſchrieb, noch nicht angemeſſen ſey. Aber es darf ſchlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltnen wichtigen Stücken verſperre oder verlege. Vielmehr müſſen ihnen alle Zugänge zu denſelben ſorgfältig offen gelaſſen werden: und ſie nur von einem einzigen dieſer Zugänge ableiten, oder verurſachen, daß ſie denſelben ſpäter betreten, würde allein die Unvollſtändigkeit des Elementarbuchs zu einem weſentlichen Fehler deſſelben machen.

§. 27.

§. 27.

Alſo auch konnten in den Schriften des Alten Teſtaments, in dieſen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte Iſraelitiſche Volk, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln: aber enthalten durften ſie ſchlechterdings nichts, was das Volk, für das ſie geſchrieben waren, auf dem Wege zu dieſer großen Wahrheit auch nur verſpätet hätte. Und was hätte es, wenig zu ſagen, mehr dahin **verſpätet**, als wenn jene wunderbare Vergeltung in dieſem Leben darinn wäre verſprochen, und von dem wäre verſprochen worden, der nichts verſpricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn wenn ſchon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieſes Lebens, bey der auf Tugend und Laſter ſo wenig Rückſicht genommen zu ſeyn ſcheinet, eben nicht der ſtrengſte Beweis für die Unſterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten ſich auflöſe, zu führen: ſo iſt doch wohl gewiß, daß der menſchliche Verſtand ohne jenem Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf beſſere und ſtrengere Beweiſe gekommen wäre. Denn was ſollte ihn antreiben können, dieſe beſſern Beweiſe zu ſuchen? Die bloſſe Neugierde?

§. 29.

Der und jener Iſraelite mochte freylich wohl die göttlichen Verſprechungen und Androhungen, die ſich auf den geſammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied deſſelben erſtrecken, und in dem feſten Glauben ſtehen, daß wer fromm ſey auch glücklich ſeyn müſſe, und wer unglücklich ſey, oder werde, die Strafe ſeiner Miſſethat trage, welche ſich ſofort wieder in

Segen verkehre, ſobald er von ſeiner Miſſethat ablaſſe. — Ein ſolcher ſcheinet den Hiob geſchrieben zu haben; denn der Plan deſſelben iſt ganz in dieſem Geiſte. —

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung dieſen Glauben beſtärken: oder es war auf immer bey dem Volke, das dieſe Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geſchehen. Denn wenn der Fromme ſchlechterdings glücklich war, und es zu ſeinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß ſeine Zufriedenheit keine ſchrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebensſatt ſtarb: wie konnte er ſich nach einem andern Leben ſehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er ſich nicht ſehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer ſollte es denn? Der Böſewicht? der die Strafe ſeiner Miſſethat fühlte, und wenn er dieſes Leben verwünſchte, ſo gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verſchlug es, daß der und jener Iſraelite die Unſterblichkeit der

Seele und künftige Vergeltung, weil ſich das Geſetz nicht darauf bezog, gerade zu und ausdrücklich leugnete. Das Leugnen eines Einzeln — wäre es auch ein Salomo geweſen, — hielt den Fortgang des gemeinen Verſtandes nicht auf, und war an und für ſich ſelbſt ſchon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne leugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man ſich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, iſt der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroiſcher Gehorſam iſt, die Geſetze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Geſetze ſind, und nicht, weil er die Beobachter derſelben hier und dort zu belohnen verheiſſen hat; ſie beobachten, ob man ſchon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht ſo ganz gewiß iſt.

§. 33.

Ein Volk, in dieſem heroiſchen Gehorſame gegen Gott erzogen, ſollte es nicht beſtimmt, ſollte es nicht vor allen andern fähig ſeyn, ganz beſondere göttliche Abſichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der ſeinem Führer blinden Gehorſam leiſtet, nun auch von der Klugheit ſeines Führers überzeugt werden, und ſagt, was dieſer Führer mit ihm auszuführen ſich nicht unterſtehen darf? —

§. 34.

Noch hatte das Jüdiſche Volk in ſeinem Jehova mehr den Mächtigſten, als den Weiſeſten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieſes zum Beweiſe, daß die Begriffe, die es von ſeinem höchſten einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müſſen. Doch nun war die Zeit da, daß dieſe ſeine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden ſollten, wozu ſich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines beſſern richtigern Maaßſtabes, nach welchem es ihn zu ſchätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anſtatt daß es ihn bisher nur gegen die armſeligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerſchaften geſchätzt hatte, mit welchen es in beſtändiger Eiferſucht lebte:

fing es in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer an, ihn gegen das Weſen aller Weſen zu meſſen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte ſeine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal ſeine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erſte wechſelſeitige Dienſt, den beyde einander leiſteten; und dem Urheber beyder iſt ein ſolcher gegenſeitiger Einfluß ſo wenig unanſtändig, daß ohne ihm eines von beyden überflüſſig ſeyn würde.

§. 38.

Das in die Fremde geſchickte Kind ſahe andere Kinder, die mehr wußten; die anſtändiger lebten, und fragte ſich beſchämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch ſo? Hätte in meines Vaters Hauſe man mir das nicht auch beybringen; dazu mich nicht auch anhalten ſollen? Da ſucht es ſeine Elementarbücher wieder vor, die ihm längſt zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu ſchieben. Aber ſiehe! es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig ſein eigen ſey, warum es nicht längſt eben das wiſſe, eben ſo lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlaſſung der reinern Perſiſchen Lehre, in ihrem Jehova nicht blos den gröſten aller Nationalgötter, ſondern Gott erkannten; da ſie ihn als ſolchen in ihren wieder hervorgeſuchten heiligen Schriften um ſo eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darinn war; da ſie vor allen ſinnlichen Vorſtellungen deſſelben einen eben ſo groſſen Abſcheu bezeugten, oder doch in dieſen Schriften zu haben angewieſen wurden,

den, als die Perſer nur immer hatten: was Wunder, daß ſie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienſte Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeiſmus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereyen zu ſeyn erkannte, die ſich dafür des verlaßnen Landes der Juden bemächtiget hatten?

§. 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze kamen ſie zurück, und wurden ein ganz andres Volk, deſſen erſte Sorge es war, dieſe Erleuchtung unter ſich dauerhaft zu machen. Bald war an

Abfall und Abgötterey unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, ſo bald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben dieſe gänzliche Veränderung des jüdiſchen Volks verſchiedentlich zu erklären geſucht; und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieſer verſchiednen Erklärungen ſehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenſchein„liche Erfüllung der über die Babyloniſche „Gefangenſchaft und die Wiederherſtellung

„aus derſelben ausgeſprochnen und aufge„ſchriebnen Weiſſagungen,“ für die wahre Urſache derſelben angeben. Aber auch dieſe Urſache kann nur in ſo fern die wahre ſeyn, als ſie die nun erſt veredelten Begriffe von Gott voraus ſetzt. Die Juden mußten nun erſt erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorherſagen, nur Gott zukomme; welches beydes ſie ſonſt auch den falſchen Götzen beygeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weiſſagungen bisher nur einen ſo ſchwachen, vergänglichen Eindruck auf ſie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Perſern auch mit der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden ſie in den Schulen der Griechiſchen Philoſophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieſer Lehre, in Anſehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenſchaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem ſinnlichen Volke darinn war gröblich überſehen worden,

den, dieſe aber geſucht ſeyn wollte; da auf dieſe noch **Vorübungen** nöthig geweſen waren, und alſo nur **Anſpielungen** und **Fingerzeige** Statt gehabt hatten: ſo konnte der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele natürlicher Weiſe nie der Glaube des geſammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewiſſen Sekte deſſelben.

§. 44.

Eine **Vorübung** auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Miſſethat des Vaters an ſeinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu ſtrafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren ſpäteſten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches ſie über dieſe Unſchuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine **Anſpielung** nenne ich, was bloß die Neugierde reizen und eine Frage veranlaſſen ſollte. Als die oft vorkommende Redensart, **zu ſeinen Vätern verſammlet werden**, für ſterben.

§. 46.

Einen **Fingerzeig** nenne ich, was ſchon irgend einen Keim enthält, aus welchem ſich die noch zurückgehaltne Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Chriſti Schluß aus der Benennung **Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs.** Dieſer Fingerzeig ſcheint mir allerdings in einen ſtrengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In ſolchen Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeigen beſteht die **poſitive** Vollkommenheit eines Elementarbuchs; ſo wie die oben erwähnte Eigenſchaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erſchwere, oder verſperre, die negative Vollkommenheit deſſelben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abſtrakten Wahrheiten in Allegorieen und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geſchehen erzählet werden. Dergleichen ſind die Schöpfung, unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moraliſchen Böſen, in der Erzählung vom verbotnen Baume; der Urſprung der mancherley Sprachen, in der Geſchichte vom Thurmbaue zu Babel, u. ſ. w.

§. 49.

2) den Stil — bald plan und einfältig, bald poetiſch, durchaus voll Tavtologieen, aber ſolchen, die den Schärfſinn üben, indem ſie bald etwas anders zu ſagen ſcheinen, und doch das nehmliche ſagen, bald das nehmliche zu ſagen ſcheinen, und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle gute Eigenſchaften eines Elementarbuchs ſowol für Kinder, als für ein kindiſches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch iſt nur für ein gewiſſes Alter. Das ihm entwachſene Kind länger, als die Meinung geweſen, dabey zu verweilen, iſt ſchädlich. Denn um dieſes auf eine nur einigermaaſſen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darinn liegt; mehr hineintragen, als es faſſen kann. Man muß der Anſpielungen und Fingerzeige zu viel ſuchen und machen, die Allegorieen zu genau ausſchütteln, die Beyſpiele zu umſtändlich deuten, die Worte zu ſtark preſſen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, ſchiefen, ſpitzfündigen Verſtand; das macht es geheimnißreich, abergläubiſch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nehmliche Weiſe, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nehmliche Charakter, den ſie dem Geiſte ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein beſſrer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erſchöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Chriſtus kam.

§. 54.

Der Theil des Menſchengeſchlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte faſſen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen faſſen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politiſche Verhältniſſe in ſich bereits verbunden war — war zu dem zweyten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das iſt: dieſer Theil des Menſchengeſchlechts war in der Ausübung ſeiner Vernunft ſo weit gekommen, daß er zu ſeinen moraliſchen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerey und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben ſo frey, eben ſo geehrt, eben ſo glücklich zu werden, als es ſein älteres Geſchwiſter ſieht.

§. 56.

Schon längſt waren die Beſſern von jenem Theile des Menſchengeſchlechts gewohnt, ſich durch einen Schatten ſolcher edlern Bewegungsgründe regieren zu laſſen.

ſen. Um nach dieſem Leben auch nur in dem Andenken ſeiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein andres **wahres** nach dieſem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf ſeine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und ſo ward Chriſtus der erſte **zuverläſſige, praktiſche** Lehrer der Unſterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erſte zuverläſſige Lehrer. — Zuverläſſig durch die Weiſſagungen, die in ihm erfüllt ſchienen; zuverläſſig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverläſſig durch ſeine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er ſeine Lehre verſiegelt hatte. Ob wir noch itzt dieſe Wiederbelebung, dieſe Wunder beweiſen können: das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. So, wie ich es dahin geſtellt ſeyn laſſe, wer die Perſon dieſes Chriſtus geweſen. Alles das kann damals zur Annehmung ſeiner Lehre wichtig geweſen ſeyn: itzt iſt es zur Erkennung der Wahrheit dieſer Lehre ſo wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erſte **praktiſche** Lehrer. — Denn ein anders iſt die Unſterblichkeit der Seele, als eine philoſophiſche Speculation, vermuthen, wünſchen, glauben: ein anders, ſeine innern und äuſſern Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieſes wenigſtens lehrte Chriſtus zuerſt. Denn ob es gleich bey manchen Völkern auch ſchon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böſe Handlungen noch in jenem Leben beſtraft würden: ſo waren es doch nur ſolche, die der bürgerlichen Geſellſchaft Nachtheil brachten, und daher auch ſchon in der bürgerlichen Geſellſchaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinſicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben dieſe Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn ſie auch kein ander Verdienſt hätten, als daß ſie einer Wahrheit, die Chriſtus nur allein für die Juden beſtimmt zu haben ſchien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verſchaft hätten: ſo wären ſie ſchon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß ſie aber dieſe Eine große Lehre noch mit andern Lehren verſetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders ſeyn? Laßt uns ſie darum nicht ſchelten, ſondern vielmehr mit Ernſt unterſuchen: ob nicht ſelbſt dieſe beygemiſchten Lehren ein neuer Richtungsſtoß

ſtoß für die menſchliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigſtens iſt es ſchon aus der Erfahrung klar, daß die Neuteſtamentlichen Schriften, in welchen ſich dieſe Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweyte beſſre Elementarbuch für das Menſchengeſchlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben ſeit ſiebzehnhundert Jahren den menſchlichen Verſtand mehr als alle andere Bücher beſchäftiget; mehr als alle andere Bücher erleuchtet, ſollte es auch nur durch das Licht ſeyn, welches der menſchliche Verſtand ſelbſt hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter ſo verſchiednen Völkern ſo allgemein bekannt werden können: und unſtreitig hat das, daß ſo ganz ungleiche Denkungsarten ſich mit dieſem nehmlichen Buche beſchäftigten, den menſchlichen Verſtand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für ſich beſonders ſein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchſt nöthig, daß jedes Volk dieſes Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra ſeiner Erkenntniſſe halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe ſein Elementarbuch vors erſte anſehen; damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch itzt höchſt wichtig iſt: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieſes Elementarbuches ſtampfeſt und glüheſt, hüte dich, es deine ſchwächere Mitſchüler merken zu laſſen, was du witterſt, oder ſchon zu ſehn beginneſt.

§. 69.

Bis ſie dir nach ſind, dieſe ſchwächere Mitſchüler; — kehre lieber noch einmal ſelbſt in dieſes Elementarbuch zurück, und unterſuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüſſer der Didaktik hältſt, auch wohl nicht etwas Mehrers iſt.

§. 70.

Du haſt in der Kindheit des Menſchengeſchlechts an der Lehre von der Einheit

Gottes geſehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret; oder verſtattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden: um ſie geſchwinder zu verbreiten, und ſie feſter zu gründen.

§. 71.

Du erfährſt, in dem Knabenalter des Menſchengeſchlechts, an der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, das Nehmliche. Sie wird in dem zweyten beſſern Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Reſultat menſchlicher Schlüſſe gelehret.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Teſtaments entbehren können; ſo wie wir allmälig; zur Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, auch des Neuen Teſtaments entbehren zu können anfangen: könnten in dieſem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgeſpiegelt werden, die wir als Offenbarungen ſo lange anſtaunen ſollen, bis ſie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten

Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreyeinigkeit. — Wie, wenn dieſe Lehre den menſchlichen Verſtand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen ſollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verſtande, in welchem endliche Dinge eins ſind, unmöglich eins ſeyn könne; daß auch ſeine Einheit eine tranſcendentale Einheit ſeyn müſſe, welche eine Art von Mehrheit nicht ausſchließt? —

Muß Gott wenigſtens nicht die vollſtändigſte Vorſtellung von ſich ſelbſt haben? d. i. eine Vorſtellung, in der ſich alles befindet, was in ihm ſelbſt iſt. Würde ſich aber alles in ihr finden, was in ihm ſelbſt iſt, wenn auch von ſeiner **nothwendigen Wirklichkeit**, ſo wie von ſeinen übrigen Eigenſchaften, ſich blos eine Vorſtellung, ſich blos eine Möglichkeit fände? Dieſe Möglichkeit erſchöpft das Weſen ſeiner übrigen Eigenſchaften: aber auch ſeiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollſtändige Vorſtellung von ſich ſelbſt haben: oder dieſe vollſtändige Vorſtellung iſt eben ſo nothwendig wirklich, als er es ſelbſt iſt ꝛc. — Freylich iſt das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorſtellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtſtrahlen auf ſeine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieſes Bild **alles**, alles ohne Ausnahme hätte, was ich ſelbſt habe: würde es ſodann auch noch eine leere Vorſtellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbſt ſeyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube: ſo irre ich mich vielleicht nicht ſo wohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und ſo viel bleibt doch immer unwiderſprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, ſich ſchwerlich faßlicher und ſchicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines **Sohnes**, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbſünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Menſch auf der **erſten und niedrigſten** Stufe ſeiner Menſchheit, ſchlechter=

terdings so Herr ſeiner Handlungen nicht ſey, daß er moraliſchen Geſetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen: daß Gott, ungeachtet jener urſprünglichen Unvermögenheit des Menſchen, ihm dennoch moraliſche Geſetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rückſicht auf ſeinen **Sohn**, d. i. in Rückſicht auf den ſelbſtſtändigen Umfang aller ſeiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verſchwindet, lieber verzeihen wollen; als daß er ſie ihm nicht geben, und ihn von aller moraliſchen Glückſeligkeit ausſchlieſſen wollen, die ſich ohne moraliſche Geſetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleyen über die Geheimniſſe der Religion unterſagt ſind. — Das Wort Geheimniß bedeutete, in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, ganz etwas anders, als wir itzt darunter verſtehen; und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten iſt ſchlechterdings nothwendig, wenn dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſeyn ſoll. Als ſie geoffenbaret wurden, waren ſie freylich noch keine Vernunftswahrheiten; aber ſie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichſam das Facit, welches der Rechenmeiſter ſeinen Schülern voraus ſagt, damit ſie ſich im Rechnen einigermaaſſen darnach richten können. Wollten ſich die Schüler an dem voraus geſagten Facit begnügen: ſo würden ſie nie rechnen lernen, und die Abſicht, in welcher der gute Meiſter ihnen bey ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, ſchlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum ſollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren hiſtoriſchen Wahrheit, wenn man will, es ſo mißlich ausſieht, gleichwohl auf nähere und beſſere Begriffe vom göttlichen Weſen, von unſrer Natur, von unſern Verhältniſſen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menſchliche

Ver=

Vernunft von ſelbſt nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es iſt nicht wahr, daß Speculationen über dieſe Dinge jemals Unheil geſtiftet, und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unſinne, der Tyranney, dieſen Speculationen zu ſteuern; Menſchen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, iſt dieſer Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr ſind dergleichen Speculationen — mögen ſie im Einzeln doch ausfallen, wie ſie wollen — unſtreitig die **ſchicklichſten** Uebungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt, höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bey dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens, auch den Verſtand nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrift, würde ihn mehr ſtumpfen, als wetzen heiſſen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſeyn, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns, die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben, fähig macht.

§. 81.

Oder ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſte Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich dieſe Läſterung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel; bey dem Geſchlechte nicht weniger als bey dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröfnet; die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt: was ſind ſie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu thun vermögend ſey.

§. 84.

Darauf zwecke die menſchliche Erziehung ab: und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzeln gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Läſterung! Läſterung!

§. 85.

Nein; ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlet, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und ſtärken ſollten, die innern beſſern Belohnungen deſſelben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines **neuen ewigen Evangeliums,** die uns ſelbſt in den Elementarbüchern des Neuen Bundes verſprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß ſelbſt gewiſſe Schwärmer des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieſes neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten; und nur darinn irrten, daß ſie den Ausbruch deſſelben ſo nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr **dreyfaches Alter der Welt** keine ſo leere Grille; und gewiß hatten ſie keine ſchlimme Abſichten, wenn ſie lehrten, daß der Neue Bund eben ſo wohl antiquiret werden müſſe, als es der Alte geworden. Es blieb auch bey ihnen immer die nehmliche Oekonomie des nehmlichen Gottes. Immer — ſie meine Sprache ſprechen zu laſſen — der nehmliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menſchengeſchlechts.

§. 89.

Nur daß ſie ihn übereilten; nur daß ſie ihre Zeitgenoſſen, die noch kaum der

Kindheit entwachſen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres **dritten Zeitalters** würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte ſie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann dieſe Zukunft nur nicht erwarten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleuniget; und wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleuniget werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Beſſere erkennt, nicht noch bey ſeinen Lebzeiten das Beſſere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß dieſe Schwärmerey allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorſehung! Nur laß mich dieſer Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln.

feln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn ſelbſt deine Schritte mir ſcheinen ſollten, zurück zu gehen! — Es iſt nicht wahr, daß die kürzeſte Linie immer die gerade iſt.

§. 92.

Du haſt auf deinem ewigen Wege ſo viel mitzunehmen! ſo viel Seitenſchritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar ſo gut als ausgemacht wäre, daß das große langſame Rad, welches das Geſchlecht ſeiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere ſchnellere Räder in Bewegung geſetzt würde, deren jedes ſein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Menſch (der früher, der ſpäter) erſt durchlaufen haben. — „In einem und „eben demſelben Leben durchlaufen haben? „Kann er in eben demſelben Leben ein „ſinnlicher Jude und ein geiſtiger Chriſt „geweſen ſeyn? Kann er in eben demſelben Leben beyde überhohlet haben?“

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Menſch auch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt vorhanden geweſen ſeyn?

§. 95.

Iſt dieſe Hypotheſe darum ſo lächerlich, weil ſie die älteſte iſt? weil der menſchliche Verſtand, ehe ihn die Sophiſterey der Schule zerſtreut und geſchwächt hatte, ſogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Jch nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche blos zeitliche Straſen und Belohnungen den Menſchen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Ausſichten in ewige Belohnungen, ſo mächtig helfen?

§. 98.

Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? Bringe ich auf Einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergeſſe, daß ich ſchon da geweſen? Wohl mir, daß ich das vergeſſe. Die Erinnerung meiner vorigen Zuſtände, würde mir nur einen ſchlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergeſſen muß, habe ich denn das auf ewig vergeſſen?

§. 100.

Oder, weil ſo zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?

Nathan der Weiſe.

Ein
Dramatiſches Gedicht,
in fünf Aufzügen.

Introite, nam et heic Dii ſunt!
APVD GELLIVM.

Von
Gotthold Ephraim Leſſing.

2652.

Mit Churfürſtl. Sächſiſchem Privilegio.

Berlin,
bey Chriſtian Friedr. Voß und Sohn,
1779.

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis

Nathan der Weiſe.

Perſonen.

Sultan Saladin.

Sittah, deſſen Schweſter.

Nathan, ein reicher Jude in Jeruſalem.

Recha, deſſen angenommene Tochter.

Daja, eine Chriſtinn, aber in dem Hauſe des Juden, als Geſellſchafterinn der Recha.

Ein junger **Tempelherr.**

Ein **Derwiſch.**

Der **Patriarch** von Jeruſalem.

Ein **Kloſterbruder.**

Ein **Emir** nebſt verſchiednen **Mameluken** des Saladin.

Die Scene iſt in Jeruſalem.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Scene: Flur in Nathans Hauſe.)

Nathan von der Reiſe kommend. Daja ihm entgegen.

Daja.

Er iſt es! Nathan! — Gott ſey ewig Dank,
Daß Ihr doch endlich einmahl wiederkommt.

Nathan.

Ja, Daja; Gott ſey Dank! Doch warum endlich?
Hab' ich denn eher wiederkommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Iſt von Jeruſalem, wie ich den Weg,
Seit ab bald rechts, bald links, zu nehmen bin
Genöthigt worden, gut zwey hundert Meilen;
Und Schulden einkaſſiren, iſt gewiß
Auch kein Geſchäft, das merklich födert, das
So von der Hand ſich ſchlagen läßt.

Daja.

O Nathan,
Wie elend, elend hättet Ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus . . .

Nathan.

Das brannte.
So hab' ich ſchon vernommen. — Gebe Gott,
Daß ich nur alles ſchon vernommen habe!

Daja.

Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.

Nathan.

Dann, Daja, hätten wir ein neues uns
Gebaut; und ein bequemeres.

Daja.

Schon wahr! —
Doch Recha wär' bey einem Haare mit
Verbrannt.

Nathan.

Verbrannt? Wer? meine Recha? ſie? —
Das hab' ich nicht gehört. — Nun dann! So hätte
Ich keines Hauſes mehr bedurft. — Verbrannt
Bey einem Haare! — Ha! ſie iſt es wohl!
Iſt wirklich wohl verbrannt! — Sag' nur heraus!
Heraus nur! — Tödte mich: und martre mich
Nicht länger. — Ja, ſie iſt verbrannt.

Daja.

Wenn ſie
Es wäre, würdet Ihr von mir es hören?

Nathan.

Warum erſchreckeſt du mich denn? — O Recha!
O meine Recha!

Daja.

Eure? Eure Recha?

Nathan.

Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte,
Dieß Kind mein Kind zu nennen!

Daja.

Nennt Ihr alles,
Was Ihr beſitzt, mit eben ſo viel Rechte
Das Eure?

Nathan.

Nichts mit gröſſerm! Alles, was
Ich ſonſt beſitze, hat Natur und Glück
Mir zugetheilt. Dieß Eigenthum allein
Dank' ich der Tugend.

Daja.

O wie theuer laßt
Ihr Eure Güte, Nathan, mich bezahlen!
Wenn Güt', in ſolcher Abſicht ausgeübt,
Noch Güte heißen kann!

Nathan.

In ſolcher Abſicht?
In welcher?

Daja.

Mein Gewiſſen . . .

Nathan.

Daja, laß
Vor allen Dingen dir erzählen . . .

Daja.

Mein
Gewiſſen, ſag' ich . . .

Nathan.

Was in Babylon
Für einen ſchönen Stoff ich dir gekauft.
So reich, und mit Geſchmack ſo reich! Ich bringe
Für Recha ſelbſt kaum einen ſchönern mit.

Daja.

Was hilfts? Denn mein Gewiſſen, muß ich Euch
Nur ſagen, läßt ſich länger nicht betäuben.

Nathan.

Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke,
Wie Ring und Kette dir gefallen werden,
Die in Damascus ich dir ausgeſucht:
Verlanget mich zu ſehn.

Daja.

So ſeyd Ihr nun!
Wenn ihr nur ſchenken könnt! nur ſchenken könnt!

Nathan.

Nimm du ſo gern, als ich dir geb': — und ſchweig!

Daja.

Und ſchweig! Wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht
Die Ehrlichkeit, die Großmuth ſelber ſeyd?
Und doch . . .

Nathan.

Doch bin ich nur ein Jude. — Gelt,
Das willſt du ſagen?

Daja.

Was ich ſagen will,
Das wißt Ihr beſſer.

Nathan.

Nun ſo ſchweig!

Daja.

Ich ſchweige.
Was Sträfliches vor Gott hierbey geſchieht,
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann, —
Nicht kann, — komm' über Euch!

Nathan.

Komm' über mich! —
Wo aber iſt ſie denn? wo bleibt ſie? — Daja,
Wenn du mich hintergehſt! — Weiß ſie es denn,
Daß ich gekommen bin?

Daja.

Das frag' ich Euch!

Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve.
Noch mahlet Feuer ihre Phantaſie
Zu allem, was ſie mahlt. Im Schlafe wacht,
Im Wachen ſchläft ihr Geiſt: bald weniger
Als Thier, bald mehr als Engel.

Nathan.

Armes Kind!
Was ſind wir Menſchen!

Daja.

Dieſen Morgen lag
Sie lange mit verſchloßnem Aug', und war
Wie todt. Schnell fuhr ſie auf, und rief: „Horch! horch!
„Da kommen die Kameele meines Vaters!
„Horch! ſeine ſanfte Stimme ſelbſt!“ — Indem
Brach ſich ihr Auge wieder: und ihr Haupt,
Dem ſeines Armes Stütze ſich entzog,
Stürzt auf das Küſſen. — Ich, zur Pfort' hinaus!
Und ſieh: da kommt Ihr wahrlich! kom̃t Ihr wahrlich! —
Was Wunder! ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bey Euch — und ihm. —

Nathan.

Bey ihm?
Bey welchem Ihm?

Daja.

Bey ihm, der aus dem Feuer
Sie rettete.

Nathan.

Wer war das? wer? — Wo iſt er?
Wer rettete mir meine Recha? wer?

Daja.

Ein junger Tempelherr, den, wenig Tage
Zuvor, man hier gefangen eingebracht,
Und Saladin begnadigt hatte.

Nathan.

Wie?
Ein Tempelherr, dem Sultan Saladin
Das Leben ließ? Durch ein geringres Wunder
War Recha nicht zu retten? GOtt!

Daja.

Ohn' ihn,
Der ſeinen unvermutheten Gewinſt
Friſch wieder wagte, war es aus mit ihr.

Nathan.

Wo iſt er, Daja, dieſer edle Mann? —
Wo iſt er? Führe mich zu ſeinen Füßen.
Ihr gabt ihm doch vors erſte, was an Schätzen
Ich euch gelaſſen hatte? gabt ihm alles?
Verſpracht ihm mehr? weit mehr?

Daja.

Wie konnten wir?

Nathan.

Nicht? nicht?

Daja.

Er kam, und niemand weiß woher.

Er ging, und niemand weiß wohin. — Ohn' alle
Des Hauſes Kundſchaft, nur von ſeinem Ohr
Geleitet, drang, mit vorgeſpreiztem Mantel,
Er kühn durch Flamm' und Rauch der Stimme nach,
Die uns um Hülfe rief. Schon hielten wir
Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme
Mit eins er vor uns ſtand, im ſtarken Arm
Empor ſie tragend. Kalt und ungerührt
Vom Jauchzen unſers Danks, ſetzt ſeine Beute
Er nieder, drängt ſich unters Volk und iſt —
Verſchwunden!

Nathan.

Nicht auf immer, will ich hoffen.

Daja.

Nachher die erſten Tage ſahen wir
Ihn untern Palmen auf und nieder wandeln,
Die dort des Auferſtandnen Grab umſchatten.
Ich nahte mich ihm mit Entzücken, dankte,
Erhob, entbot, beſchwor, — nur einmal noch
Die fromme Kreatur zu ſehen, die
Nicht ruhen könne, bis ſie ihren Dank
Zu ſeinen Füßen ausgeweinet.

Nathan.

Nun?

Daja.

Umſonſt! Er war zu unſrer Bitte taub;
Und goß ſo bittern Spott auf mich beſonders . . .

Nathan.

Bis dadurch abgeſchreckt . . .

Daja.

Nichts weniger!
Ich trat ihn jeden Tag von neuem an;
Ließ jeden Tag von neuem mich verhöhnen.
Was litt ich nicht von ihm! Was hätt' ich nicht
Noch gern ertragen! — Aber lange ſchon
Kommt er nicht mehr, die Palmen zu beſuchen,
Die unſers Auferſtandnen Grab umſchatten;
Und niemand weiß, wo er geblieben iſt. —
Ihr ſtaunt? Ihr ſinnt?

Nathan.

Ich überdenke mir,
Was das auf einen Geiſt, wie Rechas, wohl
Für Eindruck machen muß. Sich ſo verſchmäht
Von dem zu finden, den man hochzuſchätzen
Sich ſo gezwungen fühlt; ſo weggeſtoßen,
Und doch ſo angezogen werden; — Traun,
Da müſſen Herz und Kopf ſich lange zanken,
Ob Menſchenhaß, ob Schwermuth ſiegen ſoll.
Oft ſiegt auch keines; und die Phantaſie,
Die in den Streit ſich mengt, macht Schwärmer,
Bey welchen bald der Kopf das Herz, und bald
Das Herz den Kopf muß ſpielen. — Schlimer Tauſch! —
Das letztere, verkenn' ich Recha nicht,
Iſt Rechas Fall: ſie ſchwärmt.

Daja.

Allein ſo fromm,
So liebenswürdig!

Nathan.

Iſt doch auch geſchwärmt!

Daja.

Vornehmlich Eine — Grille, wenn Ihr wollt,
Iſt ihr ſehr werth. Es ſey ihr Tempelherr
Kein irdiſcher und keines irdiſchen;
Der Engel einer, deren Schutze ſich
Ihr kleines Herz, von Kindheit auf, ſo gern
Vertrauet glaubte, ſey aus ſeiner Wolke,
In die er ſonſt verhüllt, auch noch im Feuer,
Um ſie geſchwebt, mit eins als Tempelherr
Hervorgetreten. — Lächelt nicht! — Wer weiß?
Laßt lächelnd wenigſtens ihr einen Wahn,
In dem ſich Jud' und Chriſt und Muſelmann
Vereinigen; — ſo einen ſüßen Wahn!

Nathan.

Auch mir ſo ſüß! — Geh, wackre Daja, geh;
Sieh, was ſie macht; ob ich ſie ſprechen kann. —
Sodann ſuch' ich den wilden, launigen
Schutzengel auf. Und wenn ihm noch beliebt,
Hiernieden unter uns zu wallen; noch
Beliebt, ſo ungeſittet Ritterſchaft
Zu treiben: find' ich ihn gewiß; und bring'
Ihn her.

Daja.

Ihr unternehmet viel.

Nathan.

Macht dann
Der ſüße Wahn der ſüßern Wahrheit Platz: —
Denn, Daja, glaube mir; dem Menſchen iſt
Ein Menſch noch immer lieber, als ein Engel —
So wirſt du doch auf mich, auf mich nicht zürnen,
Die Engelſchwärmerinn geheilt zu ſehn?

Daja.

Ihr ſeyd ſo gut, und ſeyd zugleich ſo ſchlimm!
Ich geh! — Doch hört! doch ſeht! — Da kömmt ſie ſelbſt.

Zweyter Auftritt.

Recha, und die Vorigen.

Recha.

So ſeyd Ihr es doch ganz und gar, mein Vater?
Ich glaubt', Ihr hättet Eure Stimme nur
Vorausgeſchickt. Wo bleibt Ihr? Was für Berge,
Für Wüſten, was für Ströme trennen uns
Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr,
Und eilt nicht, Eure Recha zu umarmen?
Die arme Recha, die indeß verbrannte! —
Faſt, faſt verbrannte! Faſt nur. Schaudert nicht!
Es iſt ein garſt'ger Tod, verbrennen. O!

Nathan.

Mein Kind! mein liebes Kind!

Recha.

Ihr mußtet über
Den Euphrat, Tygris, Jordan; über — wer
Weiß was für Waſſer all? — Wie oft hab' ich
Um Euch gezittert, eh das Feuer mir
So nahe kam! Denn ſeit das Feuer mir
So nahe kam: dünkt mich im Waſſer ſterben
Erquickung, Labſal, Rettung. — Doch Ihr ſeyd
Ja nicht ertrunken: ich, ich bin ja nicht
Verbrannt. Wie wollen wir uns freuen, und GOtt,
GOtt loben! Er, er trug Euch und den Nachen
Auf Flügeln ſeiner unſichtbaren Engel
Die ungetreuen Ström' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel, daß er ſichtbar
Auf ſeinem weißen Fittiche, mich durch
Das Feuer trüge —

Nathan.

(Weißem Fittiche!
Ja, ja! der weiße vorgeſpreitzte Mantel
Des Tempelherrn.)

Recha.

Er ſichtbar, ſichtbar mich
Durchs Feuer trüg', von ſeinem Fittiche
Verweht. — Ich alſo, ich hab' einen Engel

Von Angeſicht zu Angeſicht geſehn;
Und meinen Engel.

Nathan.

Recha wär' es werth;
Und würd' an ihm nichts ſchöners ſehn, als er
An ihr.

Recha. (lächelnd.)

Wem ſchmeichelt Ihr, mein Vater? wem?
Dem Engel, oder Euch?

Nathan.

Doch hätt' auch nur
Ein Menſch, — ein Menſch, wie die Natur ſie täglich
Gewährt, dir dieſen Dienſt erzeigt: er müßte
Für dich ein Engel ſeyn. Er müßt' und würde.

Recha.

Nicht ſo ein Engel; nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher! — Habt Ihr,
Ihr ſelbſt die Möglichkeit, daß Engel ſind,
Daß GOtt zum Beſten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
Ich lieb' ihn ja.

Nathan.

Und er liebt dich; und thut
Für dich, und deines gleichen, ſtündlich Wunder;
Ja, hat ſie ſchon von aller Ewigkeit
Für euch gethan.

Recha.

Das hör ich gern.

Nathan.

Wie? weil
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: ſollt' es darum weniger
Ein Wunder ſeyn? — Der Wunder höchſtes iſt,
Daß uns die wahren, echten Wunder ſo
Alltäglich werden können, werden ſollen.
Ohn' dieſes allgemeine Wunder, hätte
Ein Denkender wohl ſchwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß ſo heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichſte,
Das Neuſte nur verfolgen.

Daja. (zu Nathan.)

Wollt Ihr denn
Ihr ohnedem ſchon überſpanntes Hirn
Durch ſolcherley Subtilitäten ganz
Zerſprengen?

Nathan.

Laß mich! — Meiner Recha wär'
Es Wunders nicht genug, daß ſie ein Menſch
Gerettet, welchen ſelbſt kein kleines Wunder
Erſt retten müſſen? Ja, kein kleines Wunder!
Denn wer hat ſchon gehört, daß Saladin
Je eines Tempelherrn verſchont? daß je

Ein Tempelherr von ihm verſchont zu werden
Verlangt? gehofft? ihm je für ſeine Freyheit
Mehr als den ledern Gurt gebothen, der
Sein Eiſen ſchleppt; und höchſtens ſeinen Dolch?

Recha.

Das ſchließt für mich, mein Vater. — Darum eben
War das kein Tempelherr; er ſchien es nur. —
Kömmt kein gefangner Tempelherr je anders
Als zum gewiſſen Tode nach Jeruſalem:
Geht keiner in Jeruſalem ſo frey
Umher: wie hätte mich des Nachts freywillig
Denn einer retten können?

Nathan.

Sieh! wie ſinnreich.
Jetzt, Daja, nimm das Wort. Ich hab' es ja
Von dir, daß er gefangen hergeſchickt
Iſt worden. Ohne Zweifel weißt du mehr.

Daja.

Nun ja. — So ſagt man freylich; — doch man ſagt
Zugleich, daß Saladin den Tempelherrn
Begnadigt, weil er ſeiner Brüder einem,
Den er beſonders lieb gehabt, ſo ähnlich ſehe.
Doch da es viele zwanzig Jahre her,
Daß dieſer Bruder nicht mehr lebt, — er hieß;
Ich weiß nicht wie; — er blieb, ich weiß nicht wo: —
So klingt das ja ſo gar — ſo gar unglaublich,
Daß an der ganzen Sache wohl nichts iſt.

Nathan.

Ey, Daja! Warum wäre denn das ſo
Unglaublich? Doch wohl nicht — wie's wohl geſchieht —
Um lieber etwas noch unglaublichers
Zu glauben? — Warum hätte Saladin,
Der ſein Geſchwiſter insgeſammt ſo liebt,
In jüngern Jahren einen Bruder nicht
Noch ganz beſonders lieben können? — Pflegen
Sich zwey Geſichter nicht zu ähneln? — Iſt
Ein alter Eindruck ein verlorner? — Wirkt
Das Nehmliche nicht mehr das Nehmliche? —
Seit wenn? — Wo ſteckt hier das Unglaubliche? —
Ey freylich, weiſe Daja, wär's für dich
Kein Wunder mehr; und deine Wunder nur
Bedürf . . . verdienen, will ich ſagen, Glauben.

Daja.

Ihr ſpottet.

Nathan.

Weil du meiner ſpotteſt. — Doch
Auch ſo noch, Recha, bleibet deine Rettung
Ein Wunder, dem nur möglich, der die ſtrengſten
Entſchlüſſe, die unbändigſten Entwürfe
Der Könige, ſein Spiel — wenn nicht ſein Spott —
Gern an den ſchwächſten Fäden lenkt.

Recha.

Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wißt, ich irre
Nicht gern.

Nathan.

Vielmehr du läſt dich gern belehren. —
Sieh! eine Stirn, ſo oder ſo gewölbt;
Der Rücken einer Naſe, ſo vielmehr
Als ſo geführet; Augenbraunen, die
Auf einem ſcharfen oder ſtumpfen Knochen
So oder ſo ſich ſchlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Mahl,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Geſicht: — und du entkömmſt dem Feur, in Aſien!
Das wär' kein Wunder, wunderſücht'ges Volk?
Warum bemüht ihr denn noch einen Engel?

Daja.

Was ſchadets — Nathan, wenn ich ſprechen darf —
Bey alle dem, von einem Engel lieber
Als einem Menſchen ſich gerettet denken?
Fühlt man der erſten unbegreiflichen
Urſache ſeiner Rettung nicht ſich ſo
Viel näher?

Nathan.

Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eiſen will mit einer ſilbern Zange
Gern aus der Gluth gehoben ſeyn, um ſelbſt
Ein Topf von Silber ſich zu dünken. — Pah! —
Und was es ſchadet, fragſt du? was es ſchadet?
Was hilft es? dürft ich nur hinwieder fragen. —
Denn dein „Sich Gott um ſo viel näher fühlen,“

Iſt Unſinn oder Gotteslästerung. —
Allein es ſchadet; ja, es ſchadet allerdings. —
Kommt! hört mir zu. — Nicht wahr? dem Weſen, das
Dich rettete, — es ſey ein Engel oder
Ein Menſch, — dem möchtet ihr, und du beſonders,
Gern wieder viele große Dienſte thun? —
Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienſte,
Für große Dienſte könnt ihr dem wohl thun?
Ihr könnt ihm danken; zu ihm ſeufzen, beten;
Könnt in Entzückung über ihm zerſchmelzen;
Könnt an dem Tage ſeiner Feyer faſten,
Almoſen ſpenden. — Alles nichts. — Denn mich
Deucht immer, daß ihr ſelbſt und euer Nächſter
Hierbey weit mehr gewinnt, als er. Er wird
Nicht fett durch euer Faſten; wird nicht reich
Durch eure Spenden; wird nicht herrlicher
Durch eur Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch eur Vertrauen. Nicht wahr? Allein ein Menſch!

Daja.

Ey freylich hätt' ein Menſch, etwas für ihn
Zu thun uns mehr Gelegenheit verſchafft.
Und GOtt weiß, wie bereit wir dazu waren!
Allein er wollte ja, bedurfte ja
So völlig nichts; war in ſich, mit ſich ſo
Vergnügſam, als nur Engel ſind, nur Engel
Seyn können.

Recha.

Endlich, als er gar verſchwand ...

Nathan.

Verſchwand? — Wie denn verſchwand? — Sich untern Palmen
Nicht ferner ſehen ließ? — Wie? oder habt
Ihr wirklich ſchon ihn weiter aufgeſucht?

Daja.

Das nun wohl nicht.

Nathan.

Nicht, Daja? nicht? — Da ſieh
Nun was es ſchadt! — Grauſame Schwärmerinnen! —
Wenn dieſer Engel nun — nun krank geworden! . . .

Recha.

Krank!

Daja.

Krank! Er wird doch nicht!

Recha.

Welch kalter Schauer
Befällt mich! — Daja! — Meine Stirne, ſonſt
So warm, fühl! iſt auf einmal Eis.

Nathan.

Er iſt
Ein Franke, dieſes Klima's ungewohnt;
Iſt jung; der harten Arbeit ſeines Standes,
Des Hungerns, Wachens ungewohnt.

Recha.

Krank! krank!

Daja.

Das wäre möglich, meint ja Nathan nur.

Nathan.

Nun liegt er da! hat weder Freund, noch Geld
Sich Freunde zu beſolden.

Recha.

Ah, mein Vater!

Nathan.

Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuſprach,
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!

Recha.

Wo? wo?

Nathan.

Er, der für eine, die er nie
Gekannt, geſehn — genug, es war ein Menſch —
Ins Feur ſich ſtürzte . . .

Daja.

Nathan, ſchonet ihrer!

Nathan.

Der, was er rettete nicht näher kennen,
Nicht weiter ſehen mocht', um ihm den Dank
Zu ſparen . . .

Daja.

Schonet ihrer, Nathan!

Nathan.

Weiter

Auch nicht zu ſehn verlangt, — es wäre denn,
Daß er zum zweyten Mahl es retten ſollte —
Denn gnug, es iſt ein Menſch . . .

Daja.

Hört auf, und ſeht!

Nathan.

Der, der hat ſterbend ſich zu laben, nichts —
Als das Bewußtſeyn dieſer That!

Daja.

Hört auf!
Ihr tödtet ſie!

Nathan.

Und du haſt ihn getödtet! —
Hättſt ſo ihn tödten können. — Recha! Recha!
Es iſt Arzney, nicht Gift, was ich dir reiche.
Er lebt! — komm zu dir! — iſt auch wohl nicht krank;
Nicht einmahl krank!

Recha.

Gewiß? — nicht todt? nicht krank?

Nathan.

Gewiß, nicht todt! — Denn GOtt lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch. — Geh! — Begreifſt du aber,
Wie viel andächtig ſchwärmen leichter, als
Gut handeln iſt? wie gern der ſchlaffſte Menſch
Andächtig ſchwärmt, um nur, — iſt er zu Zeiten
Sich ſchon der Abſicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Recha.

Ah,
Mein Vater! laßt, laßt Eure Recha doch
Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann
Auch wohl verreiſt nur ſeyn? —

Nathan.

Geht! — Allerdings. —
Ich ſeh, dort muſtert mit neugier'gem Blick
Ein Muſelmann mir die beladenen
Kameele. Kennt ihr ihn?

Daja.

Ha! Euer Derwiſch.

Nathan.

Wer?

Daja.

Euer Derwiſch; Euer Schachgeſell!

Nathan.

Al-Hafi? das Al-Hafi?

Daja.

Itzt des Sultans
Schatzmeiſter.

Nathan.

Wie? Al-Hafi? Träumſt du wieder? —
Er iſts! — wahrhaftig, iſts! — kömmt auf uns zu.
Hinein mit Euch, geſchwind! — Was werd' ich hören!

Dritter Auftritt.

Nathan und der Derwiſch.

Derwiſch.

Reißt nur die Augen auf, ſo weit Ihr könnt!

Nathan.

Biſt du's? biſt du es nicht? — In dieſer Pracht,
Ein Derwiſch! . . .

Derwiſch.

Nun? - warum denn nicht? Läßt ſich
Aus einem Derwiſch denn nichts, gar nichts machen?

Nathan.

Ey wohl, genug! — Ich dachte mir nur immer,
Der Derwiſch — ſo der rechte Derwiſch — woll'
Aus ſich nichts machen laſſen.

Derwiſch.

Beym Propheten!
Daß ich kein rechter bin, mag auch wohl wahr ſeyn.
Zwar wenn man muß —

Nathan.

Muß! Derwiſch! — Derwiſch muß?
Kein Menſch muß müſſen, und ein Derwiſch müßte?
Was müßt' er denn?

Derwiſch.

Warum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwiſch.

Nathan.

Bey unſerm Gott! da ſagſt du wahr. — Laß dich
Umarmen, Menſch. — Du biſt doch noch mein Freund?

Derwiſch.

Und fragt nicht erſt, was ich geworden bin?

Nathan.

Trotz dem, was du geworden!

Derwiſch.

Könnt' ich nicht
Ein Kerl im Staat geworden ſeyn, des Freundſchaft
Euch ungelegen wäre?

Nathan.

Wenn dein Herz
Noch Derwiſch iſt, ſo wag' ichs drauf. Der Kerl
Im Staat, iſt nur dein Kleid.

Derwiſch.

Das auch geehrt
Will ſeyn. — Was meint Ihr? rathet! — Was wär' ich
An Eurem Hofe?

Nathan.

Derwiſch; weiter nichts.
Doch neben her, wahrſcheinlich — Koch.

Derwiſch.

Nun ja!
Mein Handwerk bey Euch zu verlernen. — Koch!
Nicht Kellner auch? — Geſteht, daß Saladin
Mich beſſer kennt. — Schatzmeiſter bin ich bey
Ihm worden.

Nathan.

Du? — bey ihm?

Derwiſch.

Verſteht:
Des kleinern Schatzes, denn des gröſſern waltet
Sein Vater noch — des Schatzes für ſein Haus.

Nathan.

Sein Haus iſt groß.

Derwiſch.

Und gröſſer, als Ihr glaubt;
Denn jeder Bettler iſt von ſeinem Hauſe.

Nathan.

Doch iſt den Bettlern Saladin ſo feind —

Derwiſch.

Daß er mit Strumpf und Stiel ſie zu vertilgen
Sich vorgeſetzt, — und ſollt' er ſelbſt darüber
Zum Bettler werden.

Nathan.

Brav! So meyn' ichs eben.

Derwiſch.

Er iſts auch ſchon, trotzt einem! — Denn ſein Schatz
Iſt jeden Tag mit Sonnenuntergang
Viel leerer noch, als leer. Die Fluth, ſo hoch
Sie morgens eintritt, iſt des Mittags längſt
Verlaufen —

Nathan.

Weil Kanäle ſie zum Theil
Verſchlingen, die zu füllen oder zu
Verſtopfen, gleich unmöglich iſt.

Derwiſch.

Getroffen!

Nathan.

Ich kenne das!

Derwiſch.

Es taugt nun freylich nichts,
Wenn Fürſten Geyer unter Aeſern ſind.
Doch ſind ſie Aeſer unter Geyern, taugts
Noch zehnmal weniger.

Nathan.

O nicht doch, Derwiſch!
Nicht doch!

Derwiſch.

Ihr habt gut reden, Ihr! — Kommt an:
Was gebt Ihr mir? ſo tret ich meine Stell'
Euch ab.

Nathan.

Was bringt dir deine Stelle?

Derwiſch.

Mir?
Nicht viel. Doch Euch, Euch kann ſie treflich wuchern.
Denn iſt es Ebb' im Schatz, — wie öfters iſt, —
So zieht Ihr Eure Schleuſen auf: ſchießt vor,
Und nehmt an Zinſen, was Euch nur gefällt.

Nathan.

Auch Zins vom Zins der Zinſen?

Derwiſch.

Freylich!

Nathan.

Bis
Mein Kapital zu lauter Zinſen wird.

Derwiſch.

Das lockt Euch nicht? So ſchreibet unſrer Freundſchaft
Nur gleich den Scheidebrief! Denn wahrlich hab'
Ich ſehr auf Euch gerechnet.

Nathan.

Wahrlich? Wie
Denn ſo? wie ſo denn?

Derwiſch.

Daß Ihr mir mein Amt
Mit Ehren würdet führen helfen; daß
Ich allzeit offne Kaſſe bey Euch hätte. —
Ihr ſchüttelt?

Nathan.

Nun, verſtehn wir uns nur recht!
Hier giebts zu unterſcheiden. — Du? warum
Nicht du? Al-Hafi Derwiſch iſt zu allem,
Was ich vermag, mir ſtets willkommen. — Aber
Al-Hafi Deſterdar des Saladin,
Der — dem —

Derwiſch.

Errieth ichs nicht? Daß Ihr doch immer
So gut als klug, ſo klug als weiſe ſeyd! —
Geduld! Was Ihr am Hafi unterſcheidet,
Soll bald geſchieden wieder ſeyn. — Seht da
Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab.
Eh es verſchoſſen iſt, eh es zu Lumpen
Geworden, wie ſie einen Derwiſch kleiden,
Hängts in Jeruſalem am Nagel, und
Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.

Nathan.

Dir ähnlich gnug!

Derwiſch.

Und Schach mit ihnen ſpiele.

Nathan.

Dein höchſtes Gut!

Derwiſch.

Denkt nur, was mich verführte! —
Damit ich ſelbſt nicht länger betteln dürfte?

Den reichen Mann mit Bettlern ſpielen könnte?
Vermögend wär' im Huy den reichſten Bettler
In einen armen Reichen zu verwandeln?

Nathan.

Das nun wohl nicht.

Derwiſch.

Weit etwas abgeſchmackters!
Ich fühlte mich zum erſtenmahl geſchmeichelt;
Durch Saladins gutherz'gen Wahn geſchmeichelt —

Nathan.

Der war?

Derwiſch.

„Ein Bettler wiſſe nur, wie Bettlern
„Zu Muthe ſey; ein Bettler habe nur
„Gelernt, mit guter Weiſe Bettlern geben.
„Dein Vorfahr, ſprach er, wär mir viel zu kalt,
„Zu rauh. Er gab ſo unhold, wenn er gab;
„Erkundigte ſo ungeſtüm ſich erſt
„Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
„Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
„Des Mangels Urſach wiſſen, um die Gabe
„Nach dieſer Urſach filzig abzuwägen.
„Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
„Wird Saladin im Hafi nicht erſcheinen!
„Al-Hafi gleicht verſtopften Röhren nicht,
„Die ihre klar und ſtill empfangnen Waſſer
„So unrein und ſo ſprudelnd wieder geben.

„Al-Haſi denkt; Al-Haſi fühlt wie ich!“ —
So lieblich klang des Voglers Pfeife, bis
Der Gimpel in dem Netze war. — Ich Geck!
Ich eines Gecken Geck!

Nathan.

Gemach, mein Derwiſch,
Gemach!

Derwiſch.

Ey was! — Es wär' nicht Geckerey,
Bey Hunderttauſenden die Menſchen drücken,
Ausmärgeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menſchenfreund an Einzeln ſcheinen wollen?
Es wär' nicht Geckerey, des Höchſten Milde,
Die ſonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüſteney, in Sonnenſchein
Und Regen ſich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchſten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerey ...

Nathan.

Genug! hör auf!

Derwiſch.

Laßt meiner Geckerey
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Geckerey, an ſolchen Geckereyen
Die gute Seite dennoch auszuſpüren,
Um Antheil, dieſer guten Seite wegen,
An dieſer Geckerey zu nehmen? Heh?
Das nicht?

Nathan.

Al-Hafi, mache, daß du bald
In deine Wüſte wieder kömmſt. Ich fürchte
Grad unter Menſchen möchteſt du ein Menſch
Zu ſeyn verlernen.

Derwiſch.

Recht, das fürcht' ich auch.
Lebt wohl!

Nathan.

So haſtig? — Warte doch, Al-Hafi.
Entläuft dir denn die Wüſte? — Warte doch! —
Daß er mich hörte! — He, Al-Hafi! hier! —
Weg iſt er; und ich hätt' ihn noch ſo gern
Nach unſerm Tempelherrn gefragt. Vermuthlich,
Daß er ihn kennt.

Vierter Auftritt.

Daja eilig herbey. **Nathan.**

Daja.

O Nathan, Nathan!

Nathan.

Nun?
Was giebts?

Daja.

Er läßt ſich wieder ſehn! Er läßt
Sich wieder ſehn!

Nathan.

Wer, Daja? wer?

Daja.

Er! er!

Nathan.

Er? Er? — Wann läßt ſich der nicht ſehn! — Ja ſo,
Nur euer Er heißt er. — Das ſollt' er nicht!
Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!

Daja.

Er wandelt untern Palmen wieder auf
Und ab; und bricht von Zeit zu Zeit ſich Datteln.

Nathan.

Sie eſſend? — und als Tempelherr?

Daja.

Was quält
Ihr mich? — Ihr gierig Aug' errieth ihn hinter
Den dicht verſchränkten Palmen ſchon; und folgt
Ihm unverrückt. Sie läßt Euch bitten, — Euch
Beſchwören, — ungeſäumt ihn anzugehn.
O eilt! Sie wird Euch aus dem Fenſter winken,
Ob er hinauf geht oder weiter ab
Sich ſchlägt. O eilt!

Nathan.

So wie ich vom Kameele
Geſtiegen? — Schickt ſich das? — Geh, eile du
Ihm zu; und meld' ihm meine Wiederkunft.
Gieb Acht, der Biedermann hat nur mein Haus
In meinem Abſeyn nicht betreten wollen;
Und kömmt nicht ungern, wenn der Vater ſelbſt

Ihn laden läßt. Geh, ſag', ich laſ' ihn bitten,
Ihn herzlich bitten . . .

Daja.

All umſonſt! Er kömmt
Euch nicht. — Denn kurz; er kömmt zu keinem Juden.

Nathan.

So geh, geh wenigſtens ihn anzuhalten;
Ihn wenigſtens mit deinen Augen zu
Begleiten. — Geh, ich komme gleich dir nach.

(Nathan eilet hinein, und Daja heraus.)

Fünfter Auftritt.

Scene: ein Platz mit Palmen, unter welchen der Tempelherr auf und nieder geht. Ein Kloſterbruder folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wolle.

Tempelherr.

Der folgt mir nicht vor langer Weile! — Sieh,
Wie ſchielt er nach den Händen! — Guter Bruder, ..;
Ich kann Euch auch wohl Vater nennen; nicht?

Kloſterbruder.

Nur Bruder. — Layenbruder nur; zu dienen.

Tempelherr.

Ja, guter Bruder, wer nur ſelbſt was hätte!
Bey Gott! bey Gott! ich habe nichts —

Kloſterbruder.

Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' Euch tauſendfach
Was Ihr gern geben wolltet. Denn der Wille
Und nicht die Gabe macht den Geber. — Auch
Ward ich dem Herrn Almoſens wegen gar
Nicht nachgeſchickt.

Tempelherr.

Doch aber nachgeſchickt?

Kloſterbruder.

Ja; aus dem Kloſter.

Tempelherr.

Wo ich eben jetzt
Ein kleines Pilgermahl zu finden hoffte?

Kloſterbruder.

Die Tiſche waren ſchon beſetzt: komm' aber
Der Herr nur wieder mit zurück.

Tempelherr.

Wozu?
Ich habe Fleiſch wohl lange nicht gegeſſen:
Allein was thuts? Die Datteln ſind ja reif.

Kloſterbruder.

Nehm' ſich der Herr in Acht mit dieſer Frucht.
Zu viel genoſſen taugt ſie nicht; verſtopft
Die Milz; macht melancholiſches Geblüt.

Tempelherr.

Wenn ich nun melancholiſch gern mich fühlte? —
Doch dieſer Warnung wegen wurdet Ihr
Mir doch nicht nachgeſchickt?

Kloſterbruder.

O nein! — Ich ſoll
Mich nur nach Euch erkunden; auf den Zahn
Euch fühlen.

Tempelherr.

Und das ſagt Ihr mir ſo ſelbſt?

Kloſterbruder.

Warum nicht?

Tempelherr.

(Ein verſchmitzter Bruder!) — Hat
Das Kloſter Eures gleichen mehr?

Kloſterbruder.

Weiß nicht.
Ich muß gehorchen, lieber Herr.

Tempelherr.

Und da
Gehorcht Ihr denn auch ohne viel zu klügeln?

Kloſterbruder.

Wär's ſonſt gehorchen, lieber Herr?

Tempelherr.

(Daß doch
Die Einfalt immer Recht behält!) — Ihr dürft

Mir doch auch wohl vertrauen, wer mich gern
Genauer kennen möchte? — Daß Ihrs ſelbſt
Nicht ſeyd, will ich wohl ſchwören.

Kloſterbruder.

Ziemte mirs?
Und frommte mirs?

Tempelherr.

Wem ziemt und frommt es denn,
Daß er ſo neubegierig iſt? Wem denn?

Kloſterbruder.

Dem Patriarchen; muß ich glauben. — Denn
Der ſandte mich Euch nach.

Tempelherr.

Der Patriarch?
Kennt der das rothe Kreuz auf weißem Mantel
Nicht beſſer?

Kloſterbruder.

Kenn' ja ichs!

Tempelherr.

Nun, Bruder? nun? —
Ich bin ein Tempelherr; und ein gefang'ner. —
Setz' ich hinzu; gefangen bey Tebnin,
Der Burg, die mit des Stillſtands letzter Stunde
Wir gern erſtiegen hätten, um ſodann
Auf Sidon los zu gehn — Setz' ich hinzu;
Selbzwanzigſter gefangen und allein

Vom Saladin begnadiget: ſo weiß
Der Patriarch, was er zu wiſſen braucht. —
Mehr, als er braucht.

Kloſterbruder.

Wohl aber ſchwerlich mehr,
Als er ſchon weiß. — Er wüßt' auch gern, warum
Der Herr vom Saladin begnadigt worden;
Er ganz allein.

Tempelherr.

Weiß ich das ſelber? — Schon
Den Hals entblößt, kniet' ich auf meinem Mantel,
Den Streich erwartend: als mich ſchärfer Saladin
Ins Auge faßt, mir näher ſpringt, und winkt.
Man hebt mich auf; ich bin entfeſſelt; will
Ihm danken; ſeh' ſein Aug' in Thränen: ſtumm
Iſt er, bin ich; er geht, ich bleibe. — Wie
Nun das zuſammenhängt, enträthſle ſich
Der Patriarche ſelbſt.

Kloſterbruder.

Er ſchließt daraus,
Daß Gott zu großen, großen Dingen Euch
Müß aufbehalten haben.

Tempelherr.

Ja, zu großen!
Ein Judenmädchen aus dem Feur zu retten;
Auf Sinai neugier'ge Pilger zu
Geleiten; und dergleichen mehr.

Kloſterbruder.

Wird ſchon
Noch kommen! — Iſt inzwiſchen auch nicht übel. —
Vielleicht hat ſelbſt der Patriarch bereits
Weit wicht'gere Geſchäfte für den Herrn.

Tempelherr.

So? meint Ihr, Bruder? — Hat er gar Euch ſchon
Was merken laſſen?

Kloſterbruder.

Ey, ja wohl! — Ich ſoll
Den Herrn nur erſt ergründen, ob er ſo
Der Mann wohl iſt.

Tempelherr.

Nun ja; ergründet nur!
(Ich will doch ſehn, wie der ergründet!) — Nun?

Kloſterbruder.

Das kürzſte wird wohl ſeyn, daß ich dem Herrn
Ganz grade zu des Patriarchen Wunſch
Eröffne.

Tempelherr.

Wohl!

Kloſterbruder.

Er hätte durch den Herrn
Ein Briefchen gern beſtellt.

Tempelherr.

Durch mich? Ich bin

Kein Bothe. — Das, das wäre das Geſchäft,
Das weit glorreicher ſey, als Judenmädchen
Dem Feur entreißen?

Kloſterbruder.

Muß doch wohl! Denn — ſagt
Der Patriarch — an dieſem Briefchen ſey
Der ganzen Chriſtenheit ſehr viel gelegen.
Dieß Briefchen wohl beſtellt zu haben, — ſagt
Der Patriarch, — werd' einſt im Himmel Gott
Mit einer ganz beſondern Krone lohnen.
Und dieſer Krone, — ſagt der Patriarch, —
Sey niemand würd'ger, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Denn dieſe Krone zu verdienen, — ſagt
Der Patriarch, — ſey ſchwerlich jemand auch
Geſchickter, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Er ſey
Hier frey; könn' überall ſich hier beſehn;
Verſteh', wie eine Stadt zu ſtürmen und
Zu ſchirmen; könne, — ſagt der Patriarch, —
Die Stärk' und Schwäche der von Saladin
Neu aufgeführten, innern, zweyten Mauer

Am beſten ſchätzen, ſie am deutlichſten
Den Streitern Gottes, ſagt der Patriarch,
Beſchreiben.

Tempelherr.

Guter Bruder, wenn ich doch
Nun auch des Briefchens nähern Inhalt wüßte.

Kloſterbruder.

Ja den, — den weiß ich nun wohl nicht ſo recht.
Das Briefchen aber iſt an König Philipp. —
Der Patriarch . . . Ich hab' mich oft gewundert
Wie doch ein Heiliger, der ſonſt ſo ganz
Im Himmel lebt, zugleich ſo unterrichtet
Von Dingen dieſer Welt zu ſeyn herab
Sich laſſen kann. Es muß ihm ſauer werden.

Tempelherr.

Nun dann? der Patriarch? —

Kloſterbruder.

Weiß ganz genau,
Ganz zuverläſſig, wie und wo, wie ſtark,
Von welcher Seite Saladin, im Fall
Es völlig wieder losgeht, ſeinen Feldzug
Eröffnen wird.

Tempelherr.

Das weiß er?

Kloſterbruder.

Ja, und möcht'
Es gern dem Philipp wiſſen laſſen:

Damit der ungefähr ermeſſen könne,
Ob die Gefahr denn gar ſo ſchrecklich, um
Mit Saladin den Waffenſtilleſtand,
Den Euer Orden ſchon ſo brav gebrochen,
Es koſte was es wolle, wieder her
Zu ſtellen.

Tempelherr.

Welch ein Patriarch! — Ja ſo!
Der liebe tapfre Mann will mich zu keinem
Gemeinen Bothen; er will mich — zum Spion.
Sagt Euerm Patriarchen, guter Bruder,
So viel Ihr mich ergründen können, wär'
Das meine Sache nicht. — Ich müſſe mich
Noch als Gefangenen betrachten; und
Der Tempelherren einziger Beruf
Sey mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, nicht
Kundſchafterey zu treiben.

Kloſterbruder.

Dacht' ichs doch! —
Wills auch dem Herrn nicht eben ſehr verübeln. —
Zwar kömmt das Beſte noch. — Der Patriarch
Hiernächſt hat ausgegattert, wie die Veſte
Sich nennt, und wo auf Libanon ſie liegt,
In der die ungeheuern Summen ſtecken,
Mit welchen Saladins vorſichtger Vater
Das Heer beſoldet, und die Zurüſtungen
Des Kriegs beſtreitet. Saladin verfügt
Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen

Nach dieſer Veſte ſich, nur kaum begleitet. —
Ihr merkt doch?

Tempelherr.

Nimmermehr!

Kloſterbruder.

Was wäre da
Wohl leichter, als des Saladins ſich zu
Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? —
Ihr ſchaudert? — O es haben ſchon ein Paar
Gottsfürchtige Maroniten ſich erbothen,
Wenn nur ein wackrer Mann ſie führen wolle,
Das Stück zu wagen.

Tempelherr.

Und der Patriarch
Hätt' auch zu dieſem wackern Manne mich
Erſehn?

Kloſterbruder.

Er glaubt, daß König Philipp wohl
Von Ptolemais aus die Hand hierzu
Am beſten bieten könne.

Tempelherr.

Mir? mir, Bruder?
Mir? Habt Ihr nicht gehört? nur erſt gehört,
Was für Verbindlichkeit dem Saladin
Ich habe?

Kloſterbruder.

Wohl hab ichs gehört.

Tempelherr.

Und doch?

Kloſterbruder.

Ja, — meynt der Patriarch, — das wär' ſchon gut:
Gott aber und der Orden . . .

Tempelherr.

Aendern nichts!
Gebieten mir kein Bubenſtück!

Kloſterbruder.

Gewiß nicht! —
Nur, — meynt der Patriarch, — ſey Bubenſtück
Vor Menſchen, nicht auch Bubenſtück vor Gott.

Tempelherr.

Ich wär' dem Saladin mein Leben ſchuldig:
Und raubt ihm ſeines?

Kloſterbruder.

Pfuy! — Doch bliebe, — meynt
Der Patriarch, — noch immer Saladin
Ein Feind der Chriſtenheit, der Euer Freund
Zu ſeyn, kein Recht erwerben könne.

Tempelherr.

Freund?
An dem ich blos nicht will zum Schurken werden;
Zum undankbaren Schurken?

Kloſterbruder.

Allerdings! —

Zwar, meynt der Patriarch. — des Dankes ſey
Man quitt, vor Gott und Menſchen quitt, wenn uns
Der Dienſt um unſertwillen nicht geſchehen.
Und da verlauten wolle, — meynt der Patriarch, —
Daß euch nur darum Saladin begnadet,
Weil ihm in Eurer Mien', in Euerm Weſen,
So was von ſeinem Bruder eingeleuchtet . . .

Tempelherr.

Auch dieſes weiß der Patriarch; und doch? —
Ah! wäre das gewiß! Ah, Saladin! —
Wie? die Natur hätt' auch nur Einen Zug
Von mir in deines Bruders Form gebildet:
Und dem entſpräche nichts in meiner Seele?
Was dem entſpräche, könnt ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen? —
Natur, ſo leugſt du nicht! So widerſpricht
Sich Gott in ſeinen Werken nicht! — Geht Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!

Kloſterbruder.

Ich geh'; und geh' vergnügter, als ich kam.
Verzeihe mir der Herr. Wir Kloſterleute
Sind ſchuldig, unſern Obern zu gehorchen.

Sechſter Auftritt.

Der Tempelherr und Daja, die den Tempelherrn ſchon eine Zeit lang von weiten beobachtet hatte, und ſich nun ihm nähert.

Daja.

Der Kloſterbruder, wie mich dünkt, ließ in
Der beſten Laun' ihn nicht. — Doch muß ich mein
Paket nur wagen.

Tempelherr.

Nun, vortrefflich! — Lügt
Das Sprichwort wohl: daß Mönch und Weib, und Weib
Und Mönch des Teufels beyde Krallen ſind?
Er wirft mich heut aus einer in die andre.

Daja.

Was ſeh' ich? — Edler Ritter, Euch? — Gott Dank!
Gott tauſend Dank! — Wo habt Ihr denn
Die ganze Zeit geſteckt? — Ihr ſeyd doch wohl
Nicht krank geweſen?

Tempelherr.

Nein.

Daja.

Geſund doch?

Tempelherr.

Ja.

Daja.

Wir waren Euertwegen wahrlich ganz
Bekümmert.

Tempelherr.

So?

Daja.

Ihr wart gewiß verreiſt?

Tempelherr.

Errathen!

Daja.

Und kamet heut erſt wieder?

Tempelherr.

Geſtern.

Daja.

Auch Recha's Vater iſt heut angekommen.
Und nun darf Recha doch wohl hoffen?

Tempelherr.

Was?

Daja.

Warum ſie Euch ſo öfters bitten laſſen.
Ihr Vater ladet Euch nun ſelber bald
Aufs dringlichſte. Er kömmt von Babylon;
Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen,
Und allem, was an edeln Specereyen,
An Steinen und an Stoffen, Indien
Und Perſien und Syrien, gar Sina,
Koſtbares nur gewähren.

Tempelherr.

Kauſe nichts.

Daja.

Sein Volk verehret ihn als einen Fürſten.
Doch daß es ihn den Weiſen Nathan nennt,
Und nicht vielmehr den Reichen, hat mich oft
Gewundert.

Tempelherr.

Seinem Volk iſt reich und weiſe
Vielleicht das nehmliche.

Daja.

Vor allen aber
Hätt's ihn den Guten nennen müſſen. Denn
Ihr ſtellt Euch gar nicht vor, wie gut er iſt.
Als er erfuhr, wie viel Euch Recha ſchuldig:
Was hätt', in dieſem Augenblicke, nicht
Er alles Euch gethan, gegeben!

Tempelherr.

Ey!

Daja.

Verſuchts und kommt und ſeht!

Tempelherr.

Was denn? wie ſchnell
Ein Augenblick vorüber iſt?

Daja.

Hätt' ich,

Wenn er ſo gut nicht wär', es mir ſo lange
Bey ihm gefallen laſſen? Meynt Ihr etwa,
Ich fühle meinen Werth als Chriſtinn nicht?
Auch mir wards vor der Wiege nicht geſungen,
Daß ich nur darum meinem Ehgemahl
Nach Paläſtina folgen würd', um da
Ein Judenmädchen zu erziehn. Es war
Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht
In Kaiſer Friedrichs Heere —

Tempelherr.

Von Geburth
Ein Schweitzer, dem die Ehr' und Gnade ward
Mit Seiner Kaiſerlichen Majeſtät
In einem Fluſſe zu erſaufen. — Weib!
Wie vielmal habt Ihr mir das ſchon erzehlt?
Hört ihr denn gar nicht auf mich zu verfolgen?

Daja.

Verfolgen! lieber Gott!

Tempelherr.

Ja, ja, verfolgen.
Ich will nun einmal Euch nicht weiter ſehn!
Nicht hören! Will von Euch an eine That
Nicht fort und fort erinnert ſeyn, bey der
Ich nichts gedacht; die, wenn ich drüber denke,
Zum Räthſel von mir ſelbſt mir wird. Zwar möcht'
Ich ſie nicht gern bereuen. Aber ſeht;
Eräugnet ſo ein Fall ſich wieder: Ihr

Seyd Schuld, wenn ich ſo raſch nicht handle; wenn
Ich mich vorher erkund', — und brennen laſſe,
Was brennt.

Daja.

Bewahre Gott!

Tempelherr.

Von heut' an thut
Mir den Gefallen wenigſtens, und kennt
Mich weiter nicht. Ich bitt' Euch drum. Auch laßt
Den Vater mir vom Halſe. Jud' iſt Jude.
Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild
Iſt längſt aus meiner Seele; wenn es je
Da war.

Daja.

Doch Eures iſt aus Ihrer nicht.

Tempelherr.

Was ſoll's nun aber da? was ſolls?

Daja.

Wer weiß!
Die Menſchen ſind nicht immer, was ſie ſcheinen.

Tempelherr.

Doch ſelten etwas beſſers. (Er geht.)

Daja.

Wartet doch!
Was eilt Ihr?

Tempelherr.

Weib, macht mir die Palmen nicht
Verhaßt, worunter ich ſo gern ſonſt wandle.

Daja.

So geh', du deutſcher Bär! ſo geh'! — Und doch
Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.
(Sie geht ihm von weiten nach.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene: des Sultans Pallaſt.

Saladin und Sittah ſpielen Schach.

Sittah.

Wo biſt du, Saladin? Wie ſpielſt du heut?

Saladin.

Nicht gut? Ich dächte doch.

Sittah.

Für mich; und kaum.
Nimm dieſen Zug zurück.

Saladin.

Warum?

Sittah.

Der Springer
Wird unbedeckt.

Saladin.

Iſt wahr. Nun ſo!

Sittah.

So zieh'
Ich in die Gabel.

Saladin.

Wieder wahr. — Schach dann!

Sittah.

Was hilft dir das? Ich ſetze vor: und du
Biſt, wie du warſt.

Saladin.

Aus dieſer Klemme, ſeh'
Ich wohl, iſt ohne Buße nicht zu kommen.
Mags! nimm den Springer nur.

Sittah.

Ich will ihn nicht.
Ich geh vorbey.

Saladin.

Du ſchenkſt mir nichts. Dir liegt
An dieſem Platze mehr, als an dem Springer.

Sittah.

Kann ſeyn.

Saladin.

Mach deine Rechnung nur nicht ohne
Den Wirth. Denn ſieh'! Was gilts, das warſt du nicht
Vermuthen?

Sittah.

Freylich nicht. Wie konnt' ich auch

Vermuthen, daß du deiner Königinn
So müde wärſt?

Saladin.

Ich meiner Königinn?

Sittah.

Ich ſeh' nun ſchon: ich ſoll heut meine tauſend
Dinar', kein Naſerinchen mehr gewinnen.

Saladin.

Wie ſo?

Sittah.

Frag noch! — Weil du mit Fleiß, mit aller
Gewalt verlieren willſt. — Doch dabey find'
Ich meine Rechnung nicht. Denn auſſer, daß
Ein ſolches Spiel das unterhaltendſte
Nicht iſt: gewann ich immer nicht am meiſten
Mit dir, wenn ich verlor? Wenn haſt du mir
Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen
Zu tröſten, doppelt nicht hernach geſchenkt?

Saladin.

Ey ſieh! ſo hätteſt du ja wohl, wenn du
Verlorſt, mit Fleiß verloren, Schweſterchen?

Sittah.

Zum wenigſten kann gar wohl ſeyn, daß deine
Freygebigkeit, mein liebes Brüderchen,
Schuld iſt, daß ich nicht beſſer ſpielen lernen.

Saladin.

Wir kommen ab vom Spiele. Mach ein Ende!

Sittah.

So bleibt es? Nun dann: Schach! und doppelt Schach!

Saladin.

Nun freylich; dieſes Abſchach hab' ich nicht
Geſehn, das meine Königinn zugleich
Mit niederwirft.

Sittah.

War dem noch abzuhelfen?
Laß ſehn.

Saladin.

Nein, nein; nimm nur die Königinn.
Ich war mit dieſem Steine nie recht glücklich.

Sittah.

Blos mit dem Steine?

Saladin.

Fort damit! — Das thut
Mir nichts. Denn ſo iſt alles wiederum
Geſchützt.

Sittah.

Wie höflich man mit Königinnen
Verfahren müße: hat mein Bruder mich
Zu wohl gelehrt (Sie laßt ſie ſtehen.)

Saladin.

Nimm, oder nimm ſie nicht!
Ich habe keine mehr.

Sittah.

Wozu ſie nehmen?
Schach! — Schach!

Saladin.

Nur weiter.

Sittah.

Schach! — und Schach! — und Schach! —

Saladin.

Und matt!

Sittah.

Nicht ganz; du ziehſt den Springer noch
Dazwiſchen; oder was du machen willſt.
Gleichviel!

Saladin.

Ganz recht! — Du haſt gewonnen: und
Al-Hafi zahlt. — Man laß ihn rufen! gleich!
Du hatteſt, Sittah, nicht ſo unrecht; ich
War nicht ſo ganz beym Spiele; war zerſtreut.
Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine
Beſtändig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab' ich mit dem Iman denn
Geſpielt? — Doch was? Verluſt will Vorwand. Nicht
Die ungeformten Steine, Sittah, ſinds
Die mich verlieren machten: deine Kunſt,
Dein ruhiger und ſchneller Blick . . .

Sittah.

Auch ſo

Willſt du den Stachel des Verluſts nur ſtumpfen.
Genug, du warſt zerſtreut; und mehr als ich.

Saladin.

Als du? Was hätte dich zerſtreuet?

Sittah.

Deine
Zerſtreuung freylich nicht! — O Saladin,
Wenn werden wir ſo fleißig wieder ſpielen!

Saladin.

So ſpielen wir um ſo viel gieriger! —
Ah! weil es wieder los geht, meynſt du? — Mags! —
Nur zu! — Ich habe nicht zuerſt gezogen;
Ich hätte gern den Stilleſtand aufs neue
Verlängert; hätte meiner Sittah gern,
Gern einen guten Mann zugleich verſchaft.
Und das muß Richards Bruder ſeyn: er iſt
Ja Richards Bruder.

Sittah.

Wenn du deinen Richard
Nur loben kannſt!

Saladin.

Wenn unſerm Bruder Melek
Dann Richards Schweſter wär' zu Theile worden:
Ha! welch ein Haus zuſammen! Ha, der erſten,
Der beſten Häuſer in der Welt das beſte! —
Du hörſt, ich bin mich ſelbſt zu loben, auch
Nicht faul. Ich dünk' mich meiner Freunde werth. —
Das hätte Menſchen geben ſollen! das!

Sittah.

Hab' ich des ſchönen Traums nicht gleich gelacht?
Du kennſt die Chriſten nicht, willſt ſie nicht kennen.
Ihr Stolz iſt: Chriſten ſeyn; nicht Menſchen. Denn
Selbſt das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menſchlichkeit den Aberglauben wirzt,
Das lieben ſie, nicht weil es menſchlich iſt:
Weils Chriſtus lehrt; weils Chriſtus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein ſo guter Menſch
Noch war! Wohl ihnen, daß ſie ſeine Tugend
Auf Treu und Glaube nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht; ſein Name
Soll überall verbreitet werden; ſoll
Die Namen aller guten Menſchen ſchänden,
Verſchlingen. Um den Namen, um den Namen
Iſt ihnen nur zu thun.

Saladin.

Du meynſt: warum
Sie ſonſt verlangen würden, daß auch ihr,
Auch du und Melek, Chriſten hießet, eh
Als Ehgemahl ihr Chriſten lieben wolltet?

Sittah.

Ja wohl! Als wär' von Chriſten nur, als Chriſten,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männinn ausgeſtattet!

Saladin.

Die Chriſten glauben mehr Armſeligkeiten,

Als daß ſie die nicht auch noch glauben könnten! —
Und gleichwohl irrſt du dich. — Die Tempelherren,
Die Chriſten nicht, ſind Schuld: ſind nicht, als Chriſten,
Als Tempelherren Schuld. Durch die allein
Wird aus der Sache nichts. Sie wollen Acca,
Das Richards Schweſter unſerm Bruder Melek
Zum Brautſchatz bringen müßte, ſchlechterdings
Nicht fahren laſſen. Daß des Ritters Vortheil
Gefahr nicht laufe, ſpielen ſie den Mönch,
Den albern Mönch. Und ob vielleicht im Fluge
Ein guter Streich gelänge: haben ſie
Des Waffenſtilleſtandes Ablauf kaum
Erwarten können. — Luſtig! Nur ſo weiter!
Ihr Herren, nur ſo weiter! — Mir ſchon recht! —
Wär alles ſonſt nur, wie es müßte.

Sittah.

Nun?
Was irrte dich denn ſonſt? Was könnte ſonſt
Dich aus der Faſſung bringen?

Saladin.

Was von je
Mich immer aus der Faſſung hat gebracht. —
Ich war auf Libanon, bey unſerm Vater.
Er unterliegt den Sorgen noch . . .

Sittah.

O weh!

Saladin.

Er kann nicht durch; es klemmt ſich aller Orten;
Es fehlt bald da, bald dort —

Sittah.

Was klemmt? was fehlt?

Saladin.

Was ſonſt, als was ich kaum zu nennen würd'ge?
Was, wenn ichs habe, mir ſo überflüßig,
Und hab' ichs nicht, ſo unentbehrlich ſcheint. —
Wo bleibt Al-Hafi denn? Iſt niemand nach
Ihm aus? — Das leidige, verwünſchte Geld! —
Gut, Hafi, daß du kömmſt.

Zweyter Auftritt.

Der Derwiſch Al-Hafi. Saladin. Sittah.

Al-Hafi.

Die Gelder aus
Aegypten ſind vermuthlich angelangt.
Wenns nur fein viel iſt.

Saladin.

Haſt du Nachricht?

Al-Hafi.

Ich?
Ich nicht. Ich denke, daß ich hier ſie in
Empfang ſoll nehmen.

Saladin.

Zahl an Sittah tauſend
Dinare! (In Gedanken hin und her gehend)

Al-Hafi.

Zahl! anſtatt, empfang! O ſchön!
Das iſt für Was noch weniger als Nichts. —
An Sittah? — wiederum an Sittah? Und
Verloren? — wiederum im Schach verloren? —
Da ſteht es noch das Spiel!

Sittah.

Du gönnſt mir doch
Mein Glück?

Al-Hafi.

(Das Spiel betrachtend)
Was gönnen? Wenn — Ihr wißt ja wohl.

Sittah.

(ihm winkend.)
Bſt! Hafi! bſt!

Al-Hafi.

(noch auf das Spiel gerichtet.)
Gönnts Euch nur ſelber erſt!

Sittah.

Al-Hafi; bſt!

Al-Hafi.

(zu Sittah.)
Die Weißen waren Euer?
Ihr bietet Schach?

Sittah.

Gut, daß er nichts gehört!

Al-Hafi.

Nun iſt der Zug an ihm?

Sittah.

(ihm näher tretend.)

So ſage doch,
Daß ich mein Geld bekommen kann.

Al-Hafi.

(noch auf das Spiel geheftet.)

Nun ja;
Ihr ſollts bekommen, wie Ihrs ſtets bekommen.

Sittah.

Wie? biſt du toll?

Al-Hafi.

Das Spiel iſt ja nicht aus.
Ihr habt ja nicht verloren, Saladin.

Saladin.

(kaum hinhörend.)

Doch! doch! Bezahl! bezahl!

Al-Hafi.

Bezahl! bezahl!
Da ſteht ja Eure Königinn.

Saladin.

(noch ſo.)

Gilt nicht;
Gehört nicht mehr ins Spiel.

Sittah.

So mach, und ſag,
Daß ich das Geld mir nur kann hohlen laſſen.

Al-Hafi.

(noch immer in das Spiel vertieft.)

Verſteht ſich, ſo wie immer. — Wenn auch ſchon;
Wenn auch die Königinn nichts gilt: Ihr ſeyd
Doch darum noch nicht matt.

Saladin.

(tritt hinzu und wirft das Spiel um.)

Ich bin es; will
Es ſeyn.

Al-Hafi.

Ja ſo! — Spiel wie Gewinnſt! So wie
Gewonnen, ſo bezahlt.

Saladin.

(zu Sittah.)

Was ſagt er? was?

Sittah.

(von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend.)

Du kennſt ihn ja. Er ſträubt ſich gern; läßt gern
Sich bitten; iſt wohl gar ein wenig neidiſch. —

Saladin.

Auf dich doch nicht? Auf meine Schweſter nicht? —
Was hör' ich, Hafi? Neidiſch? du?

Al-Hafi.

Kann ſeyn!

Kann ſeyn! — Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber ſelbſt;
Wär' lieber ſelbſt ſo gut, als ſie.

Sittah.

Indeß
Hat er doch immer richtig noch bezahlt.
Und wird auch heut' bezahlen. Laß ihn nur! —
Geh nur, Al-Haſi, geh! Ich will das Geld
Schon hohlen laſſen.

Al-Haſi.

Nein; ich ſpiele länger
Die Mummerey nicht mit. Er muß es doch
Einmal erfahren.

Saladin.

Wer? und was?

Sittah.

Al-Haſi!
Iſt dieſes dein Verſprechen? Hältſt du ſo
Mir Wort?

Al-Haſi.

Wie konnt' ich glauben, daß es ſo
Weit gehen würde.

Saladin.

Nun? erfahr ich nichts?

Sittah.

Ich bitte dich, Al-Haſi; ſey beſcheiden.

Saladin.

Das iſt doch ſonderbar! Was könnte Sittah

So feyerlich, ſo warm bey einem Fremden,
Bey einem Derwiſch lieber, als bey mir,
Bey ihrem Bruder ſich verbitten wollen.
Al-Hafi, nun befehl ich. — Rede, Derwiſch!

Sittah.

Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, dir
Nicht näher treten, als ſie würdig iſt.
Du weißt, ich habe zu verſchiednen Mahlen
Dieſelbe Summ' im Schach von dir gewonnen.
Und weil ich itzt das Geld nicht nöthig habe;
Weil itzt in Hafis Kaſſe doch das Geld
Nicht eben allzuhäufig iſt: ſo ſind
Die Poſten ſtehn geblieben. Aber ſorgt
Nur nicht! Ich will ſie weder dir, mein Bruder,
Noch Hafi, noch der Kaſſe ſchenken.

Al-Hafi.

Ja,
Wenns das nur wäre! das!

Sittah.

Und mehr dergleichen. —
Auch das iſt in der Kaſſe ſtehn geblieben,
Was du mir einmal ausgeworfen; iſt
Seit wenig Monden ſtehn geblieben.

Al-Hafi.

Noch
Nicht alles.

Saladin.

Noch nicht? — Wirſt du reden?

Al-Haſi.

Seit aus Aegypten wir das Geld erwartet,
Hat ſie . . .

Sittah.

(zu Saladin.)

Wozu ihn hören?

Al-Haſi.

Nicht nur Nichts
Bekommen . . .

Saladin.

Gutes Mädchen! — Auch beyher
Mit vorgeſchoſſen. Nicht?

Al-Haſi.

Den ganzen Hof
Erhalten; Euern Aufwand ganz allein
Beſtritten.

Saladin.

Ha! das, das iſt meine Schweſter!

(ſie umarmend.)

Sittah.

Wer hatte, dieß zu können, mich ſo reich
Gemacht, als du, mein Bruder?

Al-Haſi.

Wird ſchon auch
So bettelarm ſie wieder machen, als
Er ſelber iſt.

Saladin.

Ich arm? der Bruder arm?
Wenn hab' ich mehr? wenn weniger gehabt? —
Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd, — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wenn kanns an dem mir fehlen?
Und doch, Al-Hafi, könnt ich mit dir ſchelten.

Sittah.

Schilt nicht, mein Bruder. Wenn ich unſerm Vater
Auch ſeine Sorgen ſo erleichtern könnte!

Saladin.

Ah! Ah! Nun ſchlägſt du meine Freudigkeit
Auf einmal wieder nieder! — Mir, für mich
Fehlt nichts; und kann nichts fehlen. Aber ihm,
Ihm fehlet; und in ihm uns allen. — Sagt,
Was ſoll ich machen? — Aus Aegypten kommt
Vielleicht noch lange nichts. Woran das liegt,
Weiß Gott. Es iſt doch da noch alles ruhig. —
Abbrechen, einziehn, ſparen, will ich gern,
Mir gern gefallen laſſen; wenn es mich,
Blos mich betrift; blos mich, und niemand ſonſt
Darunter leidet. — Doch was kann das machen?
Ein Pferd, Ein Kleid, Ein Schwerd, muß ich doch haben.
Und meinem Gott iſt auch nichts abzudingen.
Ihm gnügt ſchon ſo mit wenigem genug;
Mit meinem Herzen. — Auf den Ueberſchuß
Von deiner Kaſſe, Hafi, hatt' ich ſehr
Gerechnet.

Al-Hafi.

Al-Haſi.

Ueberſchuß? — Sagt ſelber, ob
Ihr mich nicht hättet ſpießen, wenigſtens
Mich droſſeln laſſen, wenn auf Ueberſchuß
Ich von Euch wär ergriffen worden. Ja,
Auf Unterſchleif! das war zu wagen.

Saladin.

Nun,
Was machen wir denn aber? — Konnteſt du
Vor erſt bey niemand andern borgen, als
Bey Sittah?

Sittah.

Würd' ich dieſes Vorrecht, Bruder,
Mir haben nehmen laſſen? Mir von ihm?
Auch noch beſteh' ich drauf. Noch bin ich auf
Dem Trocknen völlig nicht.

Saladin.

Nur völlig nicht!
Das fehlte noch! — Geh gleich, mach Anſtalt, Haſi!
Nimm auf bey wem du kannſt! und wie du kannſt!
Geh, borg, verſprich. — Nur, Haſi, borge nicht
Bey denen, die ich reich gemacht. Denn borgen
Von dieſen, möchte wiederfodern heißen.
Geh zu den Geizigſten; die werden mir
Am liebſten leihen. Denn ſie wiſſen wohl,
Wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert.

Al-Haſi.

Ich kenne deren keine.

Sittah.

Eben fällt
Mir ein, gehört zu haben, Haſi, daß
Dein Freund zurückgekommen.

Al-Haſi.

(betroffen.)

Freund? mein Freund?
Wer wär denn das?

Sittah.

Dein hochgeprieſner Jude.

Al-Haſi.

Geprieſner Jude? hoch von mir?

Sittah.

Dem Gott, —
Mich denkt des Ausdrucks noch recht wohl, deß einſt
Du ſelber dich von ihm bedienteſt, — dem
Sein Gott von allen Gütern dieſer Welt
Das Kleinſt' und Gröſte ſo in vollem Maaß
Ertheilet habe. —

Al-Haſi.

Sagt' ich ſo? — Was meynt'
Ich denn damit?

Sittah.

Das Kleinſte: Reichthum. Und
Das Gröſte: Weisheit.

Al-Hafi.

Wie? von einem Juden?
Von einem Juden hätt' ich das geſagt?

Sittah.

Das hätteſt du von deinem Nathan nicht
Geſagt?

Al-Hafi.

Ja ſo! von dem! vom Nathan! — Fiel
Mir der doch gar nicht bey. — Wahrhaftig? Der
Iſt endlich wieder heim gekommen? Ey!
So mags doch gar ſo ſchlecht mit ihm nicht ſtehn. —
Ganz recht: den nannt' einmal das Volk den Weiſen!
Den Reichen auch.

Sittah.

Den Reichen nennt es ihn
Itzt mehr als je. Die ganze Stadt erſchallt,
Was er für Koſtbarkeiten, was für Schätze,
Er mitgebracht.

Al-Hafi.

Nun, iſts der Reiche wieder:
So wirds auch wohl der Weiſe wieder ſeyn.

Sittah.

Was meynſt du, Hafi, wenn du dieſen angingſt?

Al-Hafi.

Und was bey ihm? — Doch wohl nicht borgen? — Ja,
Da kennt Ihr ihn. — Er borgen! — Seine Weisheit
Iſt eben, daß er niemand borgt.

Sittah.

Du haſt
Mir ſonſt doch ganz ein ander Bild von ihm
Gemacht.

Al-Haſi.

Zur Noth wird er euch Waaren borgen.
Geld aber, Geld? Geld nimmermehr. — Es iſt
Ein Jude freylich übrigens, wie's nicht
Viel Juden giebt. Er hat Verſtand; er weiß
Zu leben; ſpielt gut Schach. Doch zeichnet er
Im Schlechten ſich nicht minder, als im Guten
Von allen andern Juden aus. — Auf den,
Auf den nur rechnet nicht. — Den Armen giebt
Er zwar; und giebt vielleicht Trotz Saladin.
Wenn ſchon nicht ganz ſo viel: doch ganz ſo gern;
Doch ganz ſo ſonder Anſehn. Jud' und Chriſt
Und Muſelmann und Parſi, alles iſt
Ihm eins.

Sittah.

Und ſo ein Mann . . .

Saladin.

Wie kommt es denn,
Daß ich von dieſem Manne nie gehört? . . .

Sittah.

Der ſollte Saladin nicht borgen? nicht
Dem Saladin, der nur für andre braucht,
Nicht ſich?

Al = Haſi.

Da ſeht nun gleich den Juden wieder;
Den ganz gemeinen Juden! — Glaubt mirs doch! —
Er iſt aufs Geben Euch ſo eiferſüchtig,
So neidiſch! Jedes Lohn von Gott, das in
Der Welt geſagt wird, zög' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er keinem,
Damit er ſtets zu geben habe. Weil
Die Mild' ihm im Geſetz geboten; die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten: macht
Die Mild ihn zu dem ungefälligſten
Geſellen auf der Welt. Zwar bin ich ſeit
Geraumer Zeit ein wenig übern Fuß
Mit ihm geſpannt; doch denkt nur nicht, daß ich
Ihm darum nicht Gerechtigkeit erzeige.
Er iſt zu allem gut: blos dazu nicht;
Blos dazu wahrlich nicht. Ich will auch gleich
Nur gehn, an andre Thüren klopfen . . . Da
Beſinn' ich mich ſo eben eines Mohren,
Der reich und geizig iſt. — Ich geh'; ich geh'.

Sittah.

Was eilſt du, Haſi?

Saladin.

Laß ihn! laß ihn!

Dritter Auftritt.

Sittah. Saladin.

Sittah.

Eilt
Er doch, als ob er mir nur gern entkäme! —
Was heiſt das? — Hat er wirklich ſich in ihm
Betrogen, oder — möcht' er uns nur gern
Betriegen?

Saladin.

Wie? das fragſt du mich? Ich weiß
Ja kaum, von wem die Rede war; und höre
Von euerm Juden, euerm Nathan, heut'
Zum erſtenmal.

Sittah.

Iſts möglich? daß ein Mann
Dir ſo verborgen blieb, von dem es heiſt,
Er habe Salomons und Davids Gräber
Erforſcht, und wiſſe deren Siegel durch
Ein mächtiges geheimes Wort zu löſen?
Aus ihnen bring er dann von Zeit zu Zeit
Die unermeßlichen Reichthümer an
Den Tag, die keinen mindern Quell verriethen.

Saladin.

Hat ſeinen Reichthum dieſer Mann aus Gräbern,
So wärens ſicherlich nicht Salomons

Nicht Davids Gräber. Narren lagen da
Begraben!

Sittah.

Oder Böſewichter! — Auch
Iſt ſeines Reichthums Quelle weit ergiebiger,
Weit unerſchöpflicher, als ſo ein Grab
Voll Mammon.

Saladin.

Denn er handelt; wie ich hörte.

Sittah.

Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüſten; ſeine Schiffe liegen
In allen Häfen. Das hat mir wohl eh
Al-Hafi ſelbſt geſagt; und voll Entzücken
Hinzugefügt, wie groß, wie edel dieſer
Sein Freund anwende, was ſo klug und emſig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte:
Hinzugefügt, wie frey von Vorurtheilen
Sein Geiſt; ſein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingeſtimmt mit jeder Schönheit ſey.

Saladin.

Und itzt ſprach Hafi doch ſo ungewiß,
So kalt von ihm.

Sittah.

Kalt nun wohl nicht; verlegen.
Als halt' ers für gefährlich, ihn zu loben,
Und woll' ihn unverdient doch auch nicht tadeln. —

Wie? oder wär' es wirklich ſo, daß ſelbſt
Der Beſte ſeines Volkes ſeinem Volke
Nicht ganz entfliehen kann? daß wirklich ſich
Al-Hafi ſeines Freund's von dieſer Seite
Zu ſchämen hätte? — Sey dem, wie ihm wolle! —
Der Jude ſey mehr oder weniger
Als Jud', iſt er nur reich; genug für uns!

Saladin.

Du willſt ihm aber doch das Seine mit
Gewalt nicht nehmen, Schweſter?

Sittah.

Ja, was heiſt
Bey dir Gewalt! Bey Feu'r und Schwert? Nein, nein,
Was braucht es mit den Schwachen für Gewalt,
Als ihre Schwäche? — Komm vor itzt nur mit
In meinen Haram, eine Sängerinn
Zu hören, die ich geſtern erſt gekauft.
Es reift indeß bey mir vielleicht ein Anſchlag,
Den ich auf dieſen Nathan habe. — Komm!

Vierter Auftritt.

Scene: vor dem Hauſe des Nathan, wo es an die Palmen ſtoßt.

Recha und Nathan kommen heraus.
Zu ihnen Daja.

Recha.

Ihr habt Euch ſehr verweilt, mein Vater. Er
Wird kaum noch mehr zu treffen ſeyn.

Nathan.

Nun, nun;
Wenn hier, hier untern Palmen ſchon nicht mehr:
Doch anderwärts. — Sey itzt nur ruhig. — Sieh!
Kömmt dort nicht Daja auf uns zu?

Recha.

Sie wird
Ihn ganz gewiß verloren haben.

Nathan.

Auch
Wohl nicht.

Recha.

Sie würde ſonſt geſchwinder kommen.

Nathan.

Sie hat uns wohl noch nicht geſehn . . .

Recha.

Nun ſieht
Sie uns.

Nathan.

Und doppelt ihre Schritte. Sieh! —
Sey doch nur ruhig! ruhig!

Recha.

Wolltet Ihr
Wohl eine Tochter, die hier ruhig wäre?
Sich unbekümmert lieſſe, weſſen Wohlthat
Ihr Leben ſey? Ihr Leben, — das ihr nur
So lieb, weil ſie es Euch zu erſt verdanket.

Nathan.

Ich möchte dich nicht anders, als du biſt:
Auch wenn ich wüßte, daß in deiner Seele
Ganz etwas anders noch ſich rege.

Recha.

Was,
Mein Vater?

Nathan.

Fragſt du mich? ſo ſchüchtern mich?
Was auch in deinem Innern vorgeht, iſt
Natur und Unſchuld. Laß es keine Sorge
Dir machen. Mir, mir macht es keine. Nur
Verſprich mir: wenn dein Herz vernehmlicher
Sich einſt erklärt, mir ſeiner Wünſche keinen
Zu bergen.

Recha.

Schon die Möglichkeit, mein Herz
Euch lieber zu verhüllen, macht mich zittern.

Nathan.

Nichts mehr hiervon! Das ein für allemahl
Iſt abgethan. — Da iſt ja Daja. — Nun?

Daja.

Noch wandelt er hier untern Palmen; und
Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht,
Da kömmt er!

Recha.

Ah! und ſcheinet unentſchloſſen,

Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts?
Ob links?

Daja.

Nein, nein; er macht den Weg ums Kloſter
Gewiß noch öfter; und dann muß er hier
Vorbey. — Was gilts?

Recha.

Recht! recht! — Haſt du ihn ſchon
Geſprochen? Und wie iſt er heut?

Daja.

Wie immer.

Nathan.

So macht nur, daß er euch hier nicht gewahr
Wird. Tretet mehr zurück. Geht lieber ganz
Hinein.

Recha.

Nur einen Blick noch! — Ah! die Hecke,
Die mir ihn ſtiehlt.

Daja.

Kommt! kommt! Der Vater hat
Ganz recht. Ihr lauft Gefahr, wenn er Euch ſieht,
Daß auf der Stell' er umkehrt.

Recha.

Ah! die Hecke!

Nathan.

Und kömmt er plötzlich dort aus ihr hervor:

So kann er anders nicht, er muß euch ſehn.
Drum geht doch nur!

Daja.

Kommt! kommt! Ich weiß ein Fenſter
Aus dem wir ſie bemerken können.

Recha.

Ja?

(beyde hinein.)

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf der Tempelherr.

Nathan.

Faſt ſcheu' ich mich des Sonderlings. Faſt macht
Mich ſeine rauhe Tugend ſtutzen. Daß
Ein Menſch doch einen Menſchen ſo verlegen
Soll machen können! — Ha! er kömmt. — Bey Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl
Den guten, trotzgen Blick! den prallen Gang!
Die Schaale kann nur bitter ſeyn: der Kern
Iſts ſicher nicht. — Wo ſah' ich doch dergleichen? —
Verzeihet, edler Franke . . .

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Erlaubt . . .

Tempelherr.

Was, Jude? was?

Nathan.

Daß ich mich unterſteh',
Euch anzureden.

Tempelherr.

Kann ichs wehren? Doch
Nur kurz.

Nathan.

Verzieht, und eilet nicht ſo ſtolz,
Nicht ſo verächtlich einem Mann vorüber,
Den Ihr auf ewig Euch verbunden habt.

Tempelherr.

Wie das? — Ah, faſt errath' ichs. Nicht? Ihr ſeyd . . .

Nathan.

Ich heiſſe Nathan; bin des Mädchens Vater,
Das Eure Großmuth aus dem Feu'r gerettet;
Und komme . . .

Tempelherr.

Wenn zu danken: — ſparts! Ich hab'
Um dieſe Kleinigkeit des Dankes ſchon
Zu viel erdulden müſſen. — Vollends Ihr,
Ihr ſeyd mir gar nichts ſchuldig. Wußt' ich denn,
Daß dieſes Mädchen Eure Tochter war?
Es iſt der Tempelherren Pflicht, dem Erſten
Dem Beſten beyzuſpringen, deſſen Noth
Sie ſehn. Mein Leben war mir ohnedem
In dieſem Augenblicke läſtig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze

Zu ſchlagen: für ein andres — wenns auch nur
Das Leben einer Jüdinn wäre.

Nathan.

Groß!
Groß und abſcheulich! — Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die beſcheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abſcheuliche, um der
Bewundrung auszuweichen. — Aber wenn
Sie ſo das Opfer der Bewunderung
Verſchmäht: was für ein Opfer denn verſchmäht
Sie minder? — Ritter, wenn Ihr hier nicht fremd,
Und nicht gefangen wäret, würd' ich Euch
So dreiſt nicht fragen. Sagt, befehlt: womit
Kann man Euch dienen?

Tempelherr.

Ihr? Mit nichts.

Nathan.

Ich bin
Ein reicher Mann.

Tempelherr.

Der reichre Jude war
Mir nie der beſſre Jude.

Nathan.

Dürft Ihr denn
Darum nicht nützen, was dem ungeachtet
Er beſſres hat? nicht ſeinen Reichthum nützen?

Tempelherr.

Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden;

Um meines Mantels willen nicht. Sobald
Der ganz und gar verſchliſſen; weder Stich
Noch Fetze länger halten will: komm' ich
Und borge mir bey Euch zu einem neuen,
Tuch oder Geld. — Seht nicht mit eins ſo finſter!
Noch ſeyd Ihr ſicher; noch iſts nicht ſo weit
Mit ihm. Ihr ſeht; er iſt ſo ziemlich noch
Im Stande. Nur der eine Zipfel da
Hat einen garſtigen Fleck; er iſt verſengt.
Und das bekam er, als ich eure Tochter
Durchs Feuer trug.

Nathan.

(der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet.)

Es iſt doch ſonderbar,
Daß ſo ein böſer Fleck, daß ſo ein Brandmahl
Dem Mann ein beſſres Zeugniß redet, als
Sein eigner Mund. Ich möcht ihn küſſen gleich —
Den Flecken! — Ah, verzeiht! — Ich that es ungern.

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Eine Thräne fiel darauf.

Tempelherr.

Thut nichts!
Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt
Mich dieſer Jud' an zu verwirren.)

Nathan.

Wär't
Ihr wohl ſo gut, und ſchicktet Euern Mantel
Auch einmal meinem Mädchen?

Tempelherr.

Was damit?

Nathan.

Auch ihren Mund auf dieſen Fleck zu drücken.
Denn Eure Kniee ſelber zu umfaſſen,
Wünſcht ſie nun wohl vergebens.

Tempelherr.

Aber, Jude —
Ihr heiſſet Nathan? — Aber, Nathan — Ihr
Setzt Eure Worte ſehr — ſehr gut — ſehr ſpitz —
Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte . . .

Nathan.

Stellt und verſtellt Euch, wie Ihr wollt. Ich find'
Auch hier Euch aus. Ihr wart zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu ſeyn. — Das Mädchen, ganz
Gefühl; der weibliche Geſandte, ganz
Dienſtfertigkeit; der Vater weit entfernt —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge;
Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu ſiegen.
Auch dafür dank' ich Euch —

Tempelherr.

Ich muß geſtehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken ſollten.

Nathan.

Nur Tempelherren? ſollten blos? und blos
Weil es die Ordensregeln ſo gebieten?
Ich weiß, wie gute Menſchen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menſchen tragen.

Tempelherr.

Mit Unterſchied, doch hoffentlich?

Nathan.

Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Geſtalt verſchieden.

Tempelherr.

Auch hier bald mehr, bald weniger, als dort.

Nathan.

Mit dieſem Unterſchied iſts nicht weit her.
Der groſe Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
Findt ſich hingegen überall in Menge.
Nur muß der eine nicht den andern mäckeln.
Nur muß der Knorr den Knuppen hübſch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen.

Tempelherr.

Sehr wohl geſagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das dieſe Menſchenmäckeley zu erſt
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk

Zu erſt das auserwählte Volk ſich nannte?
Wie? wenn ich dieſes Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen ſeines Stolzes zu verachten,
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Chriſt und Muſelmann vererbte,
Nur ſein Gott ſey der rechte Gott! — Ihr ſtutzt,
Daß ich, ein Chriſt, ein Tempelherr, ſo rede?
Wenn hat, und wo die fromme Raſerey,
Den beſſern Gott zu haben, dieſen beſſern,
Der ganzen Welt als beſten aufzudringen,
In ihrer ſchwärzeſten Geſtalt ſich mehr
Gezeigt, als hier, als itzt? Wem hier, wem itzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen . . . Doch
Sey blind, wer will! — Vergeßt, was ich geſagt;
Und laßt mich! (will gehen.)

Nathan.

Ha! Ihr wißt nicht, wie viel feſter
Ich nun mich an Euch drengen werde. — Kommt,
Wir müſſen, müſſen Freunde ſeyn! — Verachtet
Mein Volk ſo ſehr Ihr wollt. Wir haben beyde
Uns unſer Volk nicht auserleſen. Sind
Wir unſer Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude,
Als Menſch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Menſch
Zu heiſſen!

Tempelherr.

Ja, bey Gott, das habt Ihr, Nathan!

Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich ſchäme mich
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.

Nathan.

Und ich bin ſtolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man ſelten.

Tempelherr.

Und das Seltene
Vergißt man ſchwerlich. — Nathan, ja;
Wir müſſen, müſſen Freunde werden.

Nathan.

Sind
Es ſchon. — Wie wird ſich meine Recha freuen! —
Und ah! welch eine heitre Ferne ſchließt
Sich meinen Blicken auf! — Kennt ſie nur erſt!

Tempelherr.

Ich brenne vor Verlangen — Wer ſtürzt dort
Aus Euerm Hauſe? Iſts nicht ihre Daja?

Nathan.

Ja wohl. So ängſtlich?

Tempelherr.

Unſrer Recha iſt
Doch nichts begegnet?

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen und Daja eilig.

Daja.

Nathan! Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Verzeihet, edler Ritter, daß ich Euch
Muß unterbrechen.

Nathan.

Nun, was iſts?

Tempelherr.

Was iſts?

Daja.

Der Sultan hat geſchickt. Der Sultan will
Euch ſprechen. Gott, der Sultan!

Nathan.

Mich? der Sultan?
Er wird begierig ſeyn, zu ſehen, was
Ich Neues mitgebracht. Sag nur, es ſey
Noch wenig oder gar nichts ausgepackt.

Daja.

Nein, nein; er will nichts ſehen; will Euch ſprechen,
Euch in Perſon, und bald; ſobald Ihr könnt.

Nathan.

Ich werde kommen. — Geh nur wieder, geh!

Daja.

Nehmt ja nicht übel auf, geſtrenger Ritter. —
Gott, wir ſind ſo bekümmert, was der Sultan
Doch will.

Nathan.

Das wird ſich zeigen. Geh nur, geh!

Siebender Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Tempelherr.

So kennt Ihr ihn noch nicht? — ich meyne, von
Perſon.

Nathan.

Den Saladin? Noch nicht. Ich habe
Ihn nicht vermieden, nicht geſucht zu kennen.
Der allgemeine Ruf ſprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,
Als ſehn. Doch nun, — wenn anders dem ſo iſt, —
Hat er durch Sparung Eures Lebens . . .

Tempelherr.

Ja;
Dem allerdings iſt ſo. Das Leben, das
Ich leb', iſt ſein Geſchenk.

Nathan.

Durch das er mir
Ein doppelt, dreyfach Leben ſchenkte. Dieß
Hat alles zwiſchen uns verändert; hat
Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das
Mich ſeinem Dienſt auf ewig feſſelt. Kaum,
Und kaum, kann ich es nun erwarten, was
Er mir zuerſt befehlen wird. Ich bin

Bereit zu allem; bin bereit ihm zu
Geſtehn, daß ich es Euertwegen bin.

Tempelherr.

Noch hab ich ſelber ihm nicht danken können:
So oft ich auch ihm in den Weg getreten.
Der Eindruck, den ich auf ihn machte, kam
So ſchnell, als ſchnell er wiederum verſchwunden.
Wer weiß, ob er ſich meiner gar erinnert.
Und dennoch muß er, einmal wenigſtens,
Sich meiner noch erinnern, um mein Schickſal
Ganz zu entſcheiden. Nicht genug, daß ich
Auf ſein Geheiß noch bin, mit ſeinem Willen
Noch leb': ich muß nun auch von ihm erwarten,
Nach weſſen Willen ich zu leben habe.

Nathan.

Nicht anders; um ſo mehr will ich nicht ſäumen. —
Es fällt vielleicht ein Wort, das mir, auf Euch
Zu kommen, Anlaß giebt. — Erlaubt, verzeiht —
Ich eile — Wenn, wenn aber ſehn wir Euch
Bey uns?

Tempelherr.

Sobald ich darf.

Nathan.

So bald Ihr wollt.

Tempelherr.

Noch heut.

Nathan.

Und Euer Name? — muß ich bitten.

Tempelherr.

Mein Name war — iſt Curd von Stauffen. — Curd!

Nathan.

Von Stauffen? — Stauffen? — Stauffen?

Tempelherr.

Warum fällt
Euch das ſo auf?

Nathan.

Von Stauffen? — Des Geſchlechts
Sind wohl ſchon mehrere . . .

Tempelherr.

O ja! hier waren,
Hier faulen des Geſchlechts ſchon mehrere.
Mein Oheim ſelbſt, — mein Vater will ich ſagen, —
Doch warum ſchärft ſich Euer Blick auf mich
Je mehr und mehr?

Nathan.

O nichts! o nichts! Wie kann
Ich Euch zu ſehn ermüden?

Tempelherr.

Drum verlaß
Ich Euch zuerſt. Der Blick des Forſchers fand
Nicht ſelten mehr, als er zu finden wünſchte.
Ich fürcht' ihn, Nathan. Laßt die Zeit allmälig,

Und nicht die Neugier, unſre Kundſchaft machen.
(Er geht.)

Nathan.
(der ihm mit Erſtaunen nachſieht.)
„Der Forſcher fand nicht ſelten mehr, als er
„Zu finden wünſchte.“ — Iſt es doch, als ob
In meiner Seel' er leſe! — Wahrlich ja;
Das könnt auch mir begegnen. — Nicht allein
Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch ſeine Stimme. So,
Vollkommen ſo, warf Wolf ſogar den Kopf:
Trug Wolf ſogar das Schwerd im Arm'; ſtrich Wolf
Sogar die Augenbraunen mit der Hand,
Gleichſam das Feuer ſeines Blicks zu bergen. —
Wie ſolche tiefgeprägte Bilder doch
Zu Zeiten in uns ſchlafen können, bis
Ein Wort, ein Laut ſie weckt. — Von Stauffen! —
Ganz recht, ganz recht; Filnek und Stauffen. —
Ich will das bald genauer wiſſen; bald.
Nur erſt zum Saladin. — Doch wie? lauſcht dort
Nicht Daja? — Nun ſo komm nur näher, Daja.

Achter Auftritt.

Daja. Nathan.

Nathan.
Was gilts? nun drückts euch beyden ſchon das Herz,
Noch ganz was anders zu erfahren, als
Was Saladin mir will.

Daja.

Verdenkt Ihrs ihr?
Ihr fingt ſo eben an, vertraulicher
Mit ihm zu ſprechen: als des Sultans Bothſchaft
Uns von dem Fenſter ſcheuchte.

Nathan.

Nun ſo ſag
Ihr nur, daß ſie ihn jeden Augenblick
Erwarten darf.

Daja.

Gewiß? gewiß?

Nathan.

Ich kann
Mich doch auf dich verlaſſen, Daja? Sey
Auf deiner Hut; ich bitte dich. Es ſoll
Dich nicht gereuen. Dein Gewiſſen ſelbſt
Soll ſeine Rechnung dabey finden. Nur
Verdirb mir nichts in meinem Plane. Nur
Erzähl und frage mit Beſcheidenheit,
Mit Rückhalt . . .

Daja.

Daß Ihr doch noch erſt, ſo was
Erinnern könnt! — Ich geh; geht Ihr nur auch.
Denn ſeht! ich glaube gar, da kömmt vom Sultan
Ein zweyter Both', Al-Hafi, Euer Derwiſch.
(geht ab.)

Neunter Auftritt.

Nathan. Al-Haſi.

Al-Haſi.

Ha! ha! zu Euch wollt ich nun eben wieder.

Nathan.

Iſts denn ſo eilig? Was verlangt er denn
Von mir?

Al-Haſi.

Wer?

Nathan.

Saladin. — Ich komm', ich komme.

Al-Haſi.

Zu wem? Zum Saladin?

Nathan.

Schickt Saladin
Dich nicht?

Al-Haſi.

Mich? nein. Hat er denn ſchon geſchickt?

Nathan.

Ja freylich hat er.

Al-Haſi.

Nun, ſo iſt es richtig.

Nathan.

Was? was iſt richtig?

Al-Haſi.

Daß . . . ich bin nicht Schuld;
Gott weiß, ich bin nicht Schuld. — Was hab ich nicht
Von Euch geſagt, gelogen, um es abzuwenden!

Nathan.

Was abzuwenden? Was iſt richtig?

Al-Haſi.

Daß
Nun Ihr ſein Deſterdar geworden. Ich
Betaur' Euch. Doch mit anſehn will ichs nicht.
Ich geh von Stund an; geh. Ihr habt es ſchon
Gehört, wohin; und wißt den Weg. — Habt Ihr
Des Wegs was zu beſtellen, ſagt: ich bin
Zu Dienſten. Freylich muß es mehr nicht ſeyn,
Als was ein Nakter mit ſich ſchleppen kann.
Ich geh, ſagt bald.

Nathan.

Beſinn dich doch, Al-Haſi.
Beſinn dich, daß ich noch von gar nichts weiß.
Was plauderſt du denn da?

Al-Haſi.

Ihr bringt ſie doch?
Gleich mit, die Beutel?

Nathan.

Beutel?

Al-Haſi.

Nun, das Geld,
Das ihr dem Saladin vorſchieſſen ſollt.

Nathan.

Und weiter iſt es nichts?

Al-Haſi.

Ich ſollt es wohl
Mit anſehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen? Sollt'
Es wohl mit anſehn, daß Verſchwendung aus
Der weiſen Milde ſonſt nie leeren Scheuern
So lange borgt, und borgt, und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drinn
Verhungern? — Bildet Ihr vielleicht Euch ein,
Wer Euers Gelds bedürftig ſey, der werde
Doch Euerm Rathe wohl auch folgen? — Ja;
Er Rathe folgen! Wenn hat Saladin
Sich rathen laſſen? — Denkt nur, Nathan, was
Mir eben itzt mit ihm begegnet.

Nathan.

Nun?

Al-Haſi.

Da komm ich zu ihm, eben daß er Schach
Geſpielt mit ſeiner Schweſter. Sittah ſpielt
Nicht übel; und das Spiel, das Saladin
Verloren glaubte, ſchon gegeben hatte,
Das ſtand noch ganz ſo da. Ich ſeh Euch hin,
Und ſehe, daß das Spiel noch lange nicht
Verloren.

Nathan.

Ey! das war für dich ein Fund!

Al-Hafi.

Er durfte mit dem König an den Bauer
Nur rücken, auf ihr Schach — Wenn ichs Euch gleich
Nur zeigen könnte!

Nathan.

O ich traue dir!

Al-Hafi.

Denn ſo bekam der Roche Feld: und ſie
War hin. — Das alles will ich ihm nun weiſen
Und ruf' ihn. — Denkt! . . .

Nathan.

Er iſt nicht deiner Meynung?

Al-Hafi.

Er hört mich gar nicht an, und wirft verächtlich
Das ganze Spiel in Klumpen.

Nathan.

Iſt das möglich?

Al-Hafi.

Und ſagt: er wolle matt nun einmal ſeyn;
Er wolle! Heißt das ſpielen?

Nathan.

Schwerlich wohl;
Heißt mit dem Spiele ſpielen.

Al-Hafi.

Gleichwohl galt
Es keine taube Nuß.

Nathan.

Geld hin, Geld her!
Das iſt das wenigſte. Allein dich gar
Nicht anzuhören! über einen Punkt
Von ſolcher Wichtigkeit dich nicht einmal
Zu hören! deinen Adlerblick nicht zu
Bewundern! das, das ſchreyt um Rache; nicht?

Al-Hafi.

Ach was? Ich ſag euch das nur ſo, damit
Ihr ſehen könnt, was für ein Kopf er iſt.
Kurz, ich, ich halts mit ihm nicht länger aus.
Da lauf ich nun bey allen ſchmutzgen Mohren
Herum, und frage, wer ihm borgen will.
Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für andre borgen. Borgen iſt
Viel beſſer nicht als betteln: ſo wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel beſſer iſt,
Als ſtehlen. Unter meinen Ghebern, an
Dem Ganges, brauch ich beydes nicht, und brauche
Das Werkzeug beyder nicht zu ſeyn. Am Ganges,
Am Ganges nur giebts Menſchen. Hier ſeyd Ihr
Der Einzige, der noch ſo würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit? —
Laßt ihm mit eins den Plunder ganz im Stiche,

Um den es ihm zu thun. Er bringt Euch nach
Und nach doch drum. So wär' die Plackerey
Auf einmal aus. Ich ſchaff Euch einen Delk.
Kommt! kommt!

Nathan.

Ich dächte zwar, das blieb uns ja
Noch immer übrig. Doch, Al-Haſi, will
Ichs überlegen. Warte . . .

Al-Haſi.

Ueberlegen?
Nein, ſo was überlegt ſich nicht.

Nathan.

Nur bis
Ich von dem Sultan wiederkomme; bis
Ich Abſchied erſt . . .

Al-Haſi.

Wer überlegt, der ſucht
Bewegungsgründe, nicht zu dürfen. Wer
Sich Knall und Fall, ihm ſelbſt zu leben, nicht
Entſchlieſſen kann, der lebet andrer Sklav
Auf immer. — Wie Ihr wollt! — Lebt wohl! wie's Euch
Wohl dünkt. — Mein Weg liegt dort; und Eurer da.

Nathan.

Al-Haſi! Du wirſt ſelbſt doch erſt das Deine
Berichtigen?

Al-Haſi.

Ach Poſſen! Der Beſtand

Von meiner Kaſſ' iſt nicht des Zählens werth;
Und meine Rechnung bürgt — Ihr oder Sittah.
Lebt wohl! (ab)

Nathan.

(ihm nachſehend)

Die bürg' ich! — Wilder, guter, edler —
Wie nenn ich ihn? — Der wahre Bettler iſt
Doch einzig und allein der wahre König!

(von einer andern Seite ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Scene: in Nathans Hauſe)

Recha und Daja.

Recha.

Wie, Daja, drückte ſich mein Vater aus?
„Ich dürf' ihn jeden Augenblick erwarten?"
Das klingt — nicht wahr? — als ob er noch ſo bald
Erſcheinen werde. — Wie viel Augenblicke
Sind aber ſchon vorbey! — Ah nun: wer denkt
An die verfloſſenen? — Ich will allein
In jedem nächſten Augenblicke leben.
Er wird doch einmal kommen, der ihn bringt.

Daja.

O der verwünſchten Bothſchaft von dem Sultan!

Denn Nathan hätte ſicher ohne ſie
Ihn gleich mit hergebracht.

Recha.

Und wenn er nun
Gekommen dieſer Augenblick; wenn denn
Nun meiner Wünſche wärmſter, innigſter
Erfüllet iſt: was dann? — was dann?

Daja.

Was dann?
Dann hoff' ich, daß auch meiner Wünſche wärmſter
Soll in Erfüllung gehen.

Recha.

Was wird dann
In meiner Bruſt an deſſen Stelle treten,
Die ſchon verlernt, ohn einen herrſchenden
Wunſch aller Wünſche ſich zu dehnen? — Nichts?
Ah, ich erſchrecke! . . .

Daja.

Mein, mein Wunſch wird dann
An des erfüllten Stelle treten; meiner.
Mein Wunſch, dich in Europa, dich in Händen
Zu wiſſen, welche deiner würdig ſind.

Recha.

Du irrſt. — Was dieſen Wunſch zu deinem macht,
Das nehmliche verhindert, daß er meiner
Je werden kann. Dich zieht dein Vaterland:
Und meines, meines ſollte mich nicht halten?

Ein Bild der Deinen, das in deiner Seele
Noch nicht verloſchen, ſollte mehr vermögen,
Als die ich ſehn, und greiffen kann, und hören,
Die Meinen?

Daja.

Sperre dich, ſo viel du willſt!
Des Himmels Wege ſind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Retter ſelber wäre,
Durch den ſein Gott, für den er kämpft, dich in
Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche du geboren wurdeſt?

Recha.

Daja!
Was ſprichſt du da nun wieder, liebe Daja!
Du haſt doch wahrlich deine ſonderbaren
Begriffe! „Sein, ſein Gott! für den er kämpft!“
Wem eignet Gott? was iſt das für ein Gott,
Der einem Menſchen eignet? der für ſich
Muß kämpfen laſſen? — Und wie weiß
Man denn, für welchen Erdkloß man geboren,
Wenn mans für den nicht iſt, auf welchem man
Geboren? — Wenn mein Vater dich ſo hörte! —
Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuſpiegeln?
Was that er dir, den Saamen der Vernunft,
Den er ſo rein in meine Seele ſtreute,
Mit deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu miſchen? — Liebe liebe Daja,

Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir ſagen,
Ich ſelber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch ſo ſchön ihn kleiden, ſo entkräftet,
So ausgezehrt durch deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, ſauerſüſſem Dufte,
Mich ſo betäubt, ſo ſchwindelnd! — Dein Gehirn
Iſt deſſen mehr gewohnt. Ich tadle drum
Die ſtärkern Nerven nicht, die ihn vertragen.
Nur ſchlägt er mir nicht zu; und ſchon dein Engel,
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrinn
Gemacht? — Noch ſchäm' ich mich vor meinem Vater
Der Poſſe!

Daja.

Poſſe! — Als ob der Verſtand
Nur hier zu Hauſe wäre! Poſſe! Poſſe!
Wenn ich nur reden dürfte!

Recha.

Darfſt du nicht?
Wenn war ich nicht ganz Ohr, ſo oft es dir
Gefiel, von deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab ich ihren Thaten
Nicht ſtets Bewunderung; und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freylich mir das Heldenmäßigſte
An ihnen nie. Doch ſo viel tröſtender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unſerm Wähnen über Gott

So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns ſo oft geſagt;
Darüber haſt du ſelbſt mit ihm ſo oft
Dich einverſtanden: warum untergräbſt
Du denn allein, was du mit ihm zugleich
Gebauet? — Liebe Daja, das iſt kein
Geſpräch, womit wir unſerm Freund' am beſten
Entgegen ſehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er . . .
Horch, Daja! — Kommt es nicht an unſre Thüre?
Wenn Er es wäre! horch!

Zweyter Auftritt.

Recha. Daja und der Tempelherr, dem Jemand von auſſen die Thüre öfnet, mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha.

(fährt zuſammen, faßt ſich, und will ihm zu Füſſen fallen.)

Er iſts! — Mein Retter, ah!

Tempelherr.

Dieß zu vermeiden
Erſchien ich blos ſo ſpät: und doch —

Recha.

Ich will
Ja zu den Füſſen dieſes ſtolzen Mannes
Nur Gott noch einmal danken; nicht dem Manne.

Der Mann will keinen Dank; will ihn ſo wenig
Als ihn der Waſſereymer will, der bey
Dem Löſchen ſo geſchäftig ſich erwieſen.
Der ließ ſich füllen, ließ ſich leeren, mir
Nichts, dir nichts: alſo auch der Mann. Auch der
Ward nun ſo in die Glut hineingeſtoßen;
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;
Da blieb ich ungefähr, ſo wie ein Funken
Auf ſeinem Mantel, ihm in ſeinen Armen;
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns beyde
Herausſchmiß aus der Glut. — Was giebt es da
Zu danken? — In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müſſen einmal nun ſo handeln; müſſen
Wie etwas beſſer zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Waſſer hohlen.

Tempelherr.

(der ſie mit Erſtaunen und Unruhe die Zeit über betrachtet.)

O Daja, Daja! Wenn in Augenblicken
Des Kummers und der Galle, meine Laune
Dich übel anließ, warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß ſich zu empfindlich rächen, Daja!
Doch wenn du nur von nun an, beſſer mich
Bey ihr vertreten willſt.

Daja.

Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß dieſe kleinen Stacheln,

Ihr an das Herz geworfen, Euch da ſehr
Geſchadet haben.

Recha.

Wie? Ihr hattet Kummer?
Und wart mit Euerm Kummer geiziger
Als Euerm Leben?

Tempelherr.

Gutes, holdes Kind —
Wie iſt doch meine Seele zwiſchen Auge
Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich hohlte. — Denn wer hätte die gekannt,
Und aus dem Feuer nicht gehohlt? Wer hätte
Auf mich gewartet? — Zwar — verſtellt — der Schreck
(Pauſe, unter der er, in Anſchauung ihrer, ſich wie verliert.)

Recha.

Ich aber find Euch noch den nehmlichen. —
(dergleichen; bis ſie fortfahrt, um ihn in ſeinem Anſtaunen zu unterbrechen.)
Nun, Ritter, ſagt uns doch, wo Ihr ſo lange
Geweſen? — Faſt dürft' ich auch fragen: wo
Ihr itzo ſeyd?

Tempelherr.

Ich bin, — wo ich vielleicht
Nicht ſollte ſeyn. —

Recha.

Wo Ihr geweſen? — Auch

Wo ihr vielleicht nicht ſolltet ſeyn geweſen?
Das iſt nicht gut.

Tempelherr.

Auf — auf — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.

Recha.

Auf Sinai? — Ah ſchön!
Nun kann ich zuverläſſig doch einmal
Erfahren, ob es wahr . . .

Tempelherr.

Was? was? Obs wahr,
Daß noch daſelbſt der Ort zu ſehn, wo Moſes
Vor Gott geſtanden, als . . .

Recha.

Nun das wohl nicht.
Denn wo er ſtand, ſtand er vor GOtt. Und davon
Iſt mir zur Gnüge ſchon bekannt. — Obs wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bey weitem nicht ſo mühſam ſey,
Auf dieſen Berg hinauf zu ſteigen, als
Herab? — Denn ſeht; ſo viel ich Berge noch
Geſtiegen bin, wars juſt das Gegentheil. —
Nun, Ritter? — Was? — Ihr kehrt Euch von mir ab?
Wollt mich nicht ſehn?

Tempelherr.

Weil ich Euch hören will.

Recha.

Weil Ihr mich nicht wollt merken laſſen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch ſo gar nichts Wichtigers
Von dieſem heiligen Berg' aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?

Tempelherr.

So muß
Ich doch Euch wieder in die Augen ſehn. —
Was? Nun ſchlagt Ihr ſie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erſt in Mienen,
In zweifelhaften Mienen leſen will,
Was ich ſo deutlich hör', Ihr ſo vernehmlich
Mir ſagt — verſchweigt? — Ah Recha! Recha! Wie
Hat er ſo wahr geſagt: „Kennt ſie nur erſt!“

Recha.

Wer hat? — von wem — Euch das geſagt?

Tempelherr.

„Kennt ſie
Nur erſt!„ hat Euer Vater mir geſagt;
Von Euch geſagt.

Daja.

Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?

Tempelherr.

Allein wo iſt er denn?

Wo iſt denn Euer Vater? Iſt er noch
Beym Sultan?

Recha.

Ohne Zweifel.

Tempelherr.

Noch, noch da? —
O mich vergeßlichen! Nein, nein; da iſt
Er ſchwerlich mehr. — Er wird dort unten bey
Dem Kloſter meiner warten; ganz gewiß.
So redten, meyn ich, wir es ab. Erlaubt!
Ich geh, ich hohl' ihn . . .

Daja.

Das iſt meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt. Ich bring ihn unverzüglich.

Tempelherr.

Nicht ſo, nicht ſo! Er ſieht mir ſelbſt entgegen;
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht . . . wer weiß? . . .
Er könnte bey dem Sultan leicht, . . . Ihr kennt
Den Sultan nicht! . . . leicht in Verlegenheit
Gekommen ſeyn. — Glaubt mir; es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh.

Recha.

Gefahr? was für Gefahr?

Tempelherr.

Gefahr für mich, für Euch, für ihn: wenn ich
Nicht ſchleunig, ſchleunig geh.

(ab.)

Dritter Auftritt.

Recha und Daja.

Recha.

Was iſt das, Daja? —
So ſchnell? — Was kömmt ihm an? Was fiel ihm auf?
Was jagt ihn?

Daja.

Laſt nur, laſt. Ich denk', es iſt
Kein ſchlimmes Zeichen.

Recha.

Zeichen? und wovon?

Daja.

Daß etwas vorgeht innerhalb. Es kocht,
Und ſoll nicht überkochen. Laſt ihn nur.
Nun iſts an Euch.

Recha.

Was iſt an mir? Du wirſt,
Wie er, mir unbegreiflich.

Daja.

Bald nun könnt
Ihr ihm die Unruh all vergelten, die
Er Euch gemacht hat. Seyd nur aber auch
Nicht allzuſtreng, nicht allzu rachbegierig.

Recha.

Wovon du ſprichſt, das magſt du ſelber wiſſen.

Daja.
Und ſeyd denn Ihr bereits ſo ruhig wieder?
Recha.
Das bin ich; ja das bin ich . . .
Daja.
Wenigſtens
Geſteht, daß Ihr Euch ſeiner Unruh freut;
Und ſeiner Unruh danket, was Ihr itzt
Von Ruh' genießt.
Recha.
Mir völlig unbewußt!
Denn was ich höchſtens dir geſtehen könnte,
Wär, daß es mich — mich ſelbſt befremdet, wie
Auf einen ſolchen Sturm in meinem Herzen
So eine Stille plötzlich folgen können.
Sein voller Anblick, ſein Geſpräch, ſein Thun
Hat mich . . .
Daja.
Geſättigt ſchon?
Recha.
Geſättigt, will
Ich nun nicht ſagen; nein — bey weitem nicht —
Daja.
Den heiſſen Hunger nur geſtillt.
Recha.
Nun ja;
Wenn du ſo willſt.

Daja.

Ich eben nicht.

Recha.

Er wird
Mir ewig werth; mir ewig werther, als
Mein Leben bleiben: wenn auch ſchon mein Puls
Nicht mehr bey ſeinem bloſſen Namen wechſelt;
Nicht mehr mein Herz, ſo oft ich an ihn denke,
Geſchwinder, ſtärker ſchlägt. — Was ſchwatz' ich? Komm
Komm, liebe Daja, wieder an das Fenſter,
Das auf die Palmen ſieht.

Daja.

So iſt er doch
Wohl noch nicht ganz geſtillt, der heiſſe Hunger.

Recha.

Nun werd ich auch die Palmen wieder ſehn:
Nicht ihn blos untern Palmen.

Daja.

Dieſe Kälte
Beginnt auch wohl ein neues Fieber nur.

Recha.

Was Kält'? Ich bin nicht kalt. Ich ſehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich mit Ruhe ſehe.

Vierter Auftritt.

(Scene: ein Audienzſaal in dem Pallaſte
des Saladin.)

Saladin und Sittah.

Saladin.

(im Hereintreten, gegen die Thüre.)

Hier bringt den Juden her, ſobald er kömmt.
Er ſcheint ſich eben nicht zu übereilen.

Sittah.

Er war auch wohl nicht bey der Hand; nicht gleich
Zu finden.

Saladin.

Schweſter! Schweſter!

Sittah.

Thuſt du doch
Als ſtünde dir ein Treffen vor.

Saladin.

Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich ſoll mich ſtellen; ſoll beſorgen laſſen;
Soll Fallen legen; ſoll auf Glatteiß führen.
Wenn hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und ſoll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fiſchen; Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen; Geld!

Zu ſolchen kleinen Liſten wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinſte mir
Zu ſchaffen?

Sittah.

Jede Kleinigkeit, zu ſehr
Verſchmäht, die rächt ſich, Bruder.

Saladin.

Leider wahr. —
Und wenn nun dieſer Jude gar der gute,
Vernünftge Mann iſt, wie der Derwiſch dir
Ihn' ehedem beſchrieben?

Sittah.

O nun dann!
Was hat es denn für Noth! Die Schlinge liegt
Ja nur dem geizigen, beſorglichen,
Furchtſamen Juden: nicht dem guten, nicht
Dem weiſen Manne. Dieſer iſt ja ſo
Schon unſer, ohne Schlinge. Das Vergnügen
Zu hören, wie ein ſolcher Mann ſich ausredt;
Mit welcher dreiſten Stärk entweder, er
Die Stricke kurz zerreißet; oder auch
Mit welcher ſchlauen Vorſicht er die Netze
Vorbey ſich windet: dieß Vergnügen haſt
Du obendrein.

Saladin.

Nun, das iſt wahr. Gewiß;
Ich freue mich darauf.

Sittah.

So kann dich ja
Auch weiter nichts verlegen machen. Denn
Iſts einer aus der Menge blos; iſts blos
Ein Jude, wie ein Jude: gegen den
Wirſt du dich doch nicht ſchämen, ſo zu ſcheinen
Wie er die Menſchen all ſich denkt? Vielmehr;
Wer ſich ihm beſſer zeigt, der zeigt ſich ihm
Als Geck, als Narr.

Saladin.

So muß ich ja wohl gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke?

Sittah.

Traun: wenn du ſchlecht handeln nennſt,
Ein jedes Ding nach ſeiner Art zu brauchen.

Saladin.

Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beſchönen wüßte!

Sittah.

Zu beſchönen!

Saladin.

Das feine, ſpitze Ding, beſorg ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was
Will ausgeführt ſeyn, wies erfunden iſt!
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch,

Mags doch nur mags! Ich tanze, wie ich kann;
Und könnt' es freylich, lieber — ſchlechter noch
Als beſſer.

Sittah.

Trau dir auch nur nicht zu wenig!
Ich ſtehe dir für dich! Wenn du nur willſt. —
Daß uns die Männer deines gleichen doch
So gern bereden möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe ſie ſo weit gebracht.
Der Löwe ſchämt ſich freylich, wenn er mit
Dem Fuchſe jagt: — des Fuchſes, nicht der Liſt.

Saladin.

Und daß die Weiber doch ſo gern den Mann
Zu ſich herunter hätten! — Geh nur geh! —
Ich glaube meine Lection zu können.

Sittah.

Was? ich ſoll gehn?

Saladin.

Du wollteſt doch nicht bleiben?

Sittah.

Wenn auch nicht bleiben ... im Geſicht euch bleiben —
Doch hier im Nebenzimmer —

Saladin.

Da zu horchen?
Auch das nicht, Schweſter; wenn ich ſoll beſtehn. —

Fort, fort! der Vorhang rauſcht; er kömmt! — doch daß
Du ja nicht da verweilſt! Ich ſehe nach.

(Indem ſie ſich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein; und Saladin hat ſich geſetzt.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!

Nathan.

Die bleibe deinem Feinde!

Saladin.

Du nennſt dich Nathan?

Nathan.

Ja.

Saladin.

Den weiſen Nathan?

Nathan.

Nein.

Saladin.

Wohl! nennſt du dich nicht; nennt dich das Volk.

Nathan.

Kann ſeyn; das Volk!

Saladin.

Du glaubſt doch nicht, daß ich

Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längſt gewünſcht, den Mann zu kennen,
Den es den Weiſen nennt.

Nathan.

Und wenn es ihn
Zum Spott ſo nennte? Wenn dem Volke weiſe
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der ſich auf ſeinen Vortheil gut verſteht?

Saladin.

Auf ſeinen wahren Vortheil, meynſt du doch?

Nathan.

Dann freylich wär' der Eigennützigſte
Der Klügſte. Dann wär' freylich klug und weiſe
Nur eins.

Saladin.

Ich höre dich erweiſen, was
Du widerſprechen willſt. — Des Menſchen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennſt du.
Haſt du zu kennen wenigſtens geſucht;
Haſt drüber nachgedacht: das auch allein
Macht ſchon den Weiſen.

Nathan.

Der ſich jeder dünkt
Zu ſeyn.

Saladin.

Nun der Beſcheidenheit genug!
Denn ſie nur immerdar zu hören, wo

Man trockene Vernunft erwartet, eckelt.
(Er ſpringt auf)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!

Nathan.

Sultan, ich
Will ſicherlich dich ſo bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundſchaft würdig bleibe.

Saladin.

Bedienen? wie?

Nathan.

Du ſollſt das Beſte haben
Von allem; ſollſt es um den billigſten
Preis haben.

Saladin.

Wovon ſprichſt du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schweſter. (Das der Horcherinn!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.

Nathan.

So wirſt du ohne Zweifel wiſſen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings ſich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverhohlen . . .

Saladin.

Auch darauf bin ich eben nicht mit dir

Geſtel

Geſteuert. Davon weiß ich ſchon, ſo viel
Ich nöthig habe. — Kurz; —

Nathan.

Gebiethe, Sultan.

Saladin.

Ich heiſche deinen Unterricht in ganz
Was anderm; ganz was anderm. — Da du nun
So weiſe biſt: ſo ſage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Geſetz
Hat dir am meiſten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan,
Ich bin ein Jud'.

Saladin.

Und ich ein Muſelmann.
Der Chriſt iſt zwiſchen uns. — Von dieſen drey
Religionen kann doch eine nur
Die wahre ſeyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht ſtehen, wo der Zufall der Geburth
Ihn hingeworfen: oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einſicht, Gründen, Wahl des Beſſern.
Wohlan! ſo theile deine Einſicht mir
Dann mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln, nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die dieſe Gründe
Beſtimmt, — verſteht ſich, im Vertrauen — wiſſen,
Damit ich ſie zu meiner mache. — Wie?

Du ſtutzeſt? wägſt mich mit dem Auge? — Kann
Wohl ſeyn, daß ich der erſte Sultan bin,
Der eine ſolche Grille hat; die mich
Doch eines Sultans eben nicht ſo ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willſt du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut; ich geb' ihn dir. —
(Ob ſie wohl horcht? Ich will ſie doch belauſchen;
Will hören, ob ichs recht gemacht. —) Denk nach!
Geſchwind denk nach! Ich ſäume nicht, zurück
Zu kommen.

(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem ſich Sittah begeben.)

Sechſter Auftritt.

Nathan allein.

Hm! hm! — wunderlich! — Wie iſt
Mir denn? — Was will der Sultan? was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt; und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will ſie ſo, — ſo baar, ſo blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein ſo neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Bret
Nur zählen darf, das iſt ſie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, ſo ſtriche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer iſt denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar,

Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was iſt für einen Groſſen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er ſtürzte mit
Der Thüre ſo ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erſt, wenn man als Freund ſich naht. — Ich muß
Behutſam gehn! — Und wie? wie das? — So ganz
Stockjude ſeyn zu wollen, geht ſchon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft er mich nur fragen,
Warum kein Muſelmann? — Das wars! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder blos, ſpeiſt man
Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Siebender Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

(So iſt das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geſchwind zurück? Du biſt zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun ſo rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! das nenn'

Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie alles auf das Spiel
Zu ſetzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wanns nöthig iſt und nutzt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbeſſerer der Welt und des Geſetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein ſchöner Titel!
Doch, Sultan, eh ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, *gut* erzählen, das iſt nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So ſtolz beſcheiden? — Mach! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Oſten,

Der einen Ring von unſchätzbarem Werth'
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Oſten darum nie
Vom Finger ließ; und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bey ſeinem Hauſe zu
Erhalten? Nehmlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem Geliebteſten;
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebſte ſey; und ſtets der Liebſte,
Ohn' Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde. —
Verſteh mich, Sultan.

Saladin.

Ich verſteh dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieſer Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drey Söhnen;
Die alle drey ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drey er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte, — ſo wie jeder ſich mit ihm

Allein befand, und ſein ergieſſend Herz
Die andern zwey nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu verſprechen.
Das ging nun ſo, ſo lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwey
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun? —
Er ſendet in geheim zu einem Künſtler,
Bey dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,
Zwey andere beſtellt, und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler, Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden ins beſondre;
Giebt jedem ins beſondre ſeinen Seegen, —
Und ſeinen Ring, — und ſtirbt. — Du hörſt doch, Sultan?

Saladin.

(der ſich betroffen von ihm gewandt)

Ich hör, ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wirds?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, verſteht ſich ja von ſelbſt. —
Kaum war der Vater todt, ſo kömmt ein jeder

Mit ſeinem Ring', und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſeyn. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(nach einer Pauſe, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)
Faſt ſo unerweislich, als
Uns itzt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das ſoll
Die Antwort ſeyn auf meine Frage? . .

Nathan.

Soll ...
Mich blos entſchuldigen, wenn ich die Ringe,
Mir nicht getrau zu unterſcheiden, die
Der Vater in der Abſicht machen ließ,
Damit ſie nicht zu unterſcheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterſcheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle ſich nicht auf Geſchichte?
Geſchrieben oder überliefert! — Und
Geſchichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —

Nun weſſen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigſten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir ſind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuſcht, als wo
Getäuſcht zu werden uns heilſamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. —
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen ſtrafſt, um meinen nicht
Zu widerſprechen? Oder umgekehrt.
Das nehmliche gilt von den Chriſten. Nicht? —

Saladin.

(Bey dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verſtummen.)

Nathan.

Laß auf unſre Ring'
Uns wieder kommen. Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich; und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genieſſen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſeyn; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,

Argwohnen laß': eh' müß' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſey, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wiſſen; ſich ſchon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter ſagen läſſeſt. Sprich!

Nathan.

Der Richter ſprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwey
Von euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach auſſen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O ſo ſeyd ihr alle drey
Betrogene Betrieger! Eure Ringe
Sind alle drey nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drey für einen machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich!

Nathan.

Und alſo; fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath iſt aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. — Möglich; daß der Vater nun
Die Tyranney des Einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß;
Daß er euch alle drey geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwey nicht drücken mögen,
Um einen zu begünſtigen. — Wohlan!
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen
Von Vorurtheilen freyen Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bey euern Kindes-Kindeskindern äuſſern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſrer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,

Als ich; und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühleſt, dieſer weiſere
Verſprochne Mann zu ſeyn: . . .

Saladin.

(der auf ihn zuſtürzt, und ſeine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt)

Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan.

Was iſt dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tauſend tauſend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterſtuhl iſt nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber ſey mein Freund.

Nathan.

Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu ſagen?

Saladin.

Nichts.

Nathan.

Nichts?

Saladin.

Gar nichts. — Und warum?

Nathan.

Ich hätte noch Gelegenheit gewünſcht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin.

Brauchts
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan.

Ich komm' von einer weiten Reiſ', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Faſt hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo ſicher damit hin. —
Da dacht ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfodert, — etwas brauchen könnteſt.

Saladin.

(ihm ſteif in die Augen ſehend)
Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi ſchon
Bey dir geweſen; — will nicht unterſuchen,
Ob dich nicht ſonſt ein Argwohn treibt, mir dieſes
Erbiethen freyer Dings zu thun: . . .

Nathan.

Ein Argwohn?

Saladin.

Ich bin ihm werth. — Verzeih mir! — denn was hilfts?
Ich muß dir nur geſtehen, — daß ich im
Begriffe war —

Nathan.

Doch nicht, das Nehmliche
An mich zu ſuchen?

Saladin.

Allerdings.

Nathan.

So wär'
Uns beyden ja geholfen! — Daß ich aber
Dir alle meine Baarſchaft nicht kann ſchicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennſt
Ihn ja. Ihm hab' ich eine groſe Poſt
Vorher noch zu bezahlen.

Saladin.

Tempelherr?
Du wirſt doch meine ſchlimmſten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterſtützen wollen?

Nathan.

Ich ſpreche von dem einen nur, dem du
Das Leben ſparteſt . . .

Saladin.

Ah! woran erinnerſt

O mich! — Hab' ich doch dieſen Jüngling ganz
Vergeſſen! — Kennſt du ihn? — Wo iſt er?

Nathan.

Wie!
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich gefloſſen? Er,
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

Saladin.

Er? Hat er das? — Ha! darnach ſah er aus.
Das hätte traun mein Bruder auch gethan,
Dem er ſo ähnelt! — Iſt er denn noch hier?
So bring ihn her! — Ich habe meiner Schweſter
Von dieſem ihren Bruder, den ſie nicht
Gekannt, ſo viel erzählet, daß ich ſie
Sein Ebenbild doch auch muß ſehen laſſen! —
Geh, hohl ihn! — Wie aus Einer guten That,
Gebahr ſie auch ſchon bloſſe Leidenſchaft,
Doch ſo viel andre gute Thaten flieſſen!
Geh, hohl ihn!

Nathan.

(indem er Saladins Hand fahren läßt.)

Augenblicks! Und bey dem andern
Bleibt es doch auch? (ab.)

Saladin.

Ah! daß ich meine Schweſter

Nicht horchen laſſen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie ſoll ich alles das ihr nun erzählen?
(ab von der andern Seite.)

Siebenter Auftritt.

(Die Scene: unter den Palmen, in der Nähe des Kloſters, wo der Tempelherr Nathans wartet.)

Der Tempelherr.

(Geht, mit ſich ſelbſt kämpfend, auf und ab; bis er losbricht.)

— Hier hält das Opferthier ermüdet ſtill. —
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wiſſen,
Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umſonſt
Geflohn; umſonſt. — Und weiter *konnt'* ich doch
Auch nichts, als fliehn? — Nun kom̃', was kom̃en ſoll! —
Ihm auszubeugen, war der Streich zu ſchnell
Gefallen; unter den zu kommen, ich
So lang und viel mich weigerte. — Sie ſehn,
Die ich zu ſehn ſo wenig lüſtern war, —
Sie ſehn, und der Entſchluß, ſie wieder aus
Den Augen nie zu laſſen — Was Entſchluß?
Entſchluß iſt Vorſatz, That: und ich, ich litt',
Ich litte blos. — Sie ſehn, und das Gefühl,
An ſie verſtrickt, in ſie verwebt zu ſeyn,
War eins. — Bleibt eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, iſt mir ganz undenkbar; wär'
Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode

Noch ſind, auch da mein Tod. — Iſt das nun Liebe:
So — liebt der Tempelritter freylich, — liebt
Der Chriſt das Judenmädchen freylich. — Hm!
Was thuts? — Ich hab' in dem gelobten Lande, —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar! —
Der Vorurtheile mehr ſchon abgelegt. —
Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr
Bin todt; war von dem Augenblick ihm todt,
Der mich zu Saladins Gefangnen machte.
Der Kopf, den Saladin mir ſchenkte, wär'
Mein alter? — Iſt ein neuer; der von allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band. — Und iſt ein beſſrer; für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das ſpür' ich ja. Denn erſt mit ihm beginn'
Ich ſo zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben; wenn man Mährchen nicht
Von ihm mir vorgelogen. — Mährchen? — doch
Ganz glaubliche; die glaublicher mir nie,
Als itzt geſchienen, da ich nur Gefahr
Zu ſtraucheln lauffe, wo er fiel. — Er fiel?
Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern ſtehn. — Sein Beyſpiel bürget mir
Für ſeinen Beyfall. Und an weſſen Beyfall
Liegt mir denn ſonſt? — An Nathans? — O an deſſen
Ermuntrung mehr, als Beyfall, kann es mir
Noch weniger gebrechen. — Welch ein Jude! —
Und der ſo ganz nur Jude ſcheinen will!

Da kömmt er; kömmt mit Haſt: glüht heitre Freude.
Wer kam vom Saladin je anders? He!
He, Nathan!

Achter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Nathan.

Wie? ſeyd Ihrs?

Tempelherr.

Ihr habt
Sehr lang' Euch bey dem Sultan aufgehalten.

Nathan.

So lange nun wohl nicht. Ich ward im hingehn
Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich Curd; der Mann
Steht ſeinen Ruhm. Sein Ruhm iſt blos ſein Schatten. —
Doch laßt vor allen Dingen Euch geſchwind
Nur ſagen . . .

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Er will Euch ſprechen; will,
Daß ungeſäumt Ihr zu ihm kommt. Begleitet
Mich nur nach Hauſe, wo ich noch für ihn
Erſt etwas anders zu verfügen habe:
Und dann, ſo gehn wir.

Tempelherr.

Nathan, Eure Haus
Betret' ich wieder eher nicht . . .

Nathan.

So ſeyd
Ihr doch indeß ſchon da geweſen? habt
Indeß ſie doch geſprochen? — Nun? — Sagt: wie
Gefällt Euch Recha?

Tempelherr.

Ueber allen Ausdruck!
Allein, — ſie wiederſehn — das werd ich nie!
Nie!, nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn
Verſprechen: — daß ich ſie auf immer, immer —
Soll können ſehn.

Nathan.

Wie wollt Ihr, daß ich das
Verſteh'?

Tempelherr.

(nach einer kurzen Pauſe ihm plötzlich um den Hals fallend.)
Mein Vater!

Nathan.

— Junger Mann!

Tempelherr.

(ihn eben ſo plötzlich wieder läſſend)
Nicht Sohn? —
Ich bitt' Euch, Nathan! —

Nathan.

Lieber junger Mann!

Tempelherr.

Nicht Sohn? — Ich bitt Euch, Nathan! — Ich beſchwör'
Euch bey den erſten Banden der Natur! —
Zieht ihnen ſpätre Feſſeln doch nicht vor! —
Begnügt Euch doch ein Menſch zu ſeyn! — Stoßt mich
Nicht von Euch!

Nathan.

Lieber, lieber Freund! . . .

Tempelherr.

Und Sohn?
Sohn nicht? — Auch dann nicht, dann nicht einmahl, wen̄
Erkenntlichkeit zum Herzen Eurer Tochter
Der Liebe ſchon den Weg gebahnet hätte?
Auch dann nicht einmahl, wenn in eins zu ſchmelzen
Auf Euern Wink nur beyde warteten? —
Ihr ſchweigt?

Nathan.

Ihr überraſcht mich, junger Ritter.

Tempelherr.

Ich überraſch' Euch? — überraſch' Euch, Nathan,
Mit Euern eigenen Gedanken? — Ihr
Verkennt ſie doch in meinem Munde nicht? —
Ich überraſch' Euch?

Nathan.

Eh ich einmal weiß,

Was für ein Stauſen Euer Vater denn
Geweſen iſt!

Tempelherr.

Was ſagt Ihr, Nathan? was? —
In dieſem Augenblicke fühlt Ihr nichts,
Als Neubegier?

Nathan.

Denn ſeht! Ich habe ſelbſt
Wohl einen Stauſen ehedem gekannt,
Der Conrad hieß.

Tempelherr.

Nun — wenn mein Vater denn
Nun eben ſo geheiſſen hätte?

Nathan.

Wahrlich?

Tempelherr.

Ich heiſſe ſelber ja nach meinem Vater: Curd
Iſt Conrad.

Nathan.

Nun — ſo war mein Conrad doch
Nicht Euer Vater. Denn mein Conrad war,
Was ihr; war Tempelherr; war nie vermählt.

Tempelherr.

O darum!

Nathan.

Wie?

Tempelherr.

O darum könnt' er doch
Mein Vater wohl geweſen ſeyn.

Nathan.

Ihr ſcherzt.

Tempelherr.

Und Ihr nehmts wahrlich zu genau! — Was wärs
Denn nun? So was von Baſtard oder Bankert!
Der Schlag iſt auch nicht zu verachten. — Doch
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.
Ich will Euch Eurer wiederum entlaſſen.
Nicht zwar, als ob ich den geringſten Zweifel
In Euern Stammbaum ſetzte. Gott behüte!
Ihr könnt ihn Blatt vor Blatt bis Abraham
Hinauf belegen. Und von da ſo weiter,
Weis ich ihn ſelbſt; will ich ihn ſelbſt beſchwören.

Nathan.

Ihr werdet bitter. — Doch verdien' ichs? — Schlug
Ich denn Euch ſchon was ab? — Ich will Euch ja
Nur bey dem Worte nicht den Augenblick
So faſſen. — Weiter nichts.

Tempelherr.

Gewiß! — Nichts weiter?
O ſo vergebt! . . .

Nathan.

Nun kommt nur, kommt!

Tempelherr.

Wohin?
Nein! — Mit in Euer Haus? — Das nicht! das nicht! —
Da brennts! — Ich will Euch hier erwarten. Geht! —
Soll ich ſie wiederſehn: ſo ſeh ich ſie
Noch oft genug. Wo nicht: ſo ſah ich ſie
Schon viel zu viel . . .

Nathan.

Ich will mich möglichſt eilen.

Neunter Auftritt.

Der Tempelherr und bald darauf Daja.

Tempelherr.

Schon mehr als gnug! — Des Menſchen Hirn faßt ſo
Unendlich viel; und iſt doch manchmal auch
So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts; es ſey
Auch voll wovon es will. — Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedunſnen Stoff
Bald in einander, ſchafft ſich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. — Lieb' ich denn
Zum erſtenmale? — Oder war, was ich
Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Iſt Liebe
Nur was ich itzt empfinde? . . .

Daja.

(die ſich von der Seite herbeygeſchlichen.)

Ritter! Ritter!

Tempelherr.

Wer ruft? — Ha, Daja, Ihr?

Daja.

Ich habe mich
Bey ihm vorbey geſchlichen. Aber noch
Könnt er uns ſehn, wo Ihr da ſteht. — Drum kommt
Doch näher zu mir, hinter dieſen Baum.

Tempelherr.

Was giebts denn? — So geheimnißvoll? — Was iſts?

Daja.

Ja wohl betrift es ein Geheimniß, was
Mich zu Euch bringt; und zwar ein doppeltes.
Das eine weiß nur ich; das andre wißt
Nur Ihr. — Wie wär es, wenn wir tauſchten?
Vertraut mir Euers: ſo vertrau' ich Euch
Das Meine.

Tempelherr.

Mit Vergnügen. — Wenn ich nur
Erſt weiß, was Ihr für Meines achtet. Doch
Das wird aus Euerm wohl erhellen. — Fangt
Nur immer an.

Daja.

Ey denkt doch! — Nein, Herr Ritter:
Erſt Ihr; ich folge. — Denn verſichert, mein
Geheimniß kann Euch gar nichts nutzen, wenn
Ich nicht zuvor das Eure habe. — Nur
Geſchwind! — Denn frag' ichs Euch erſt ab: ſo habt

Ihr nichts vertrauet. Mein Geheimniß dann
Bleibt mein Geheimniß; und das Eure ſeyd
Ihr los. — Doch armer Ritter! — Daß ihr Männer
Ein ſolch Geheimniß vor uns Weibern haben
Zu können, auch nur glaubt!

Tempelherr.

Das wir zu haben
Oft ſelbſt nicht wiſſen.

Daja.

Kann wohl ſeyn. Drum muß
Ich freylich erſt, Euch ſelbſt damit bekannt
Zu machen, ſchon die Freundſchaft haben. — Sagt:
Was hieß denn das, daß Ihr ſo Knall und Fall
Euch aus dem Staube machtet? daß Ihr uns
So ſitzen ließet? — daß Ihr nun mit Nathan
Nicht wiederkommt? — Hat Recha denn ſo wenig
Auf Euch gewirkt? wie? oder auch, ſo viel? —
So viel! ſo viel! — Lehrt Ihr des armen Vogels,
Der an der Ruthe klebt, Geſtattre mich
Doch kennen! — Kurz: geſteht es mir nur gleich,
Daß ihr ſie liebt, liebt bis zum Unſinn; und
Ich ſag' Euch was . . .

Tempelherr.

Zum Unſinn? Wahrlich; Ihr
Verſteht Euch trefflich drauf.

Daja.

Nun gebt mir nur

Die Liebe zu; den Unſinn will ich Euch
Erlaſſen.

Tempelherr.

Weil er ſich von ſelbſt verſteht? —
Ein Tempelherr ein Judenmädchen lieben! . . .

Daja.

Scheint freylich wenig Sinn zu haben. — Doch
Zuweilen iſt des Sinns in einer Sache
Auch mehr, als wir vermuthen; und es wäre
So unerhört doch nicht, daß uns der Heyland
Auf Wegen zu ſich zöge, die der Kluge
Von ſelbſt nicht leicht betreten würde.

Tempelherr.

Das
So feyerlich? — (Und ſetz' ich ſtatt des Heilands
Die Vorſicht: hat ſie denn nicht Recht?) Ihr macht
Mich neubegieriger, als ich wohl ſonſt
Zu ſeyn gewohnt bin.

Daja.

O! das iſt das Land
Der Wunder!

Tempelherr.

(Nun! — des Wunderbaren. Kann
Es auch wohl anders ſeyn? Die ganze Welt
Drängt ſich ja hier zuſammen.) — Liebe Daja,
Nehmt für geſtanden an, was ihr verlangt:
Daß ich ſie liebe; daß ich nicht begreife,
Wie ohne ſie ich leben werde; daß . . .

Daja.

Gewiß? gewiß? — So ſchwört mir, Ritter, ſie
Zur Eurigen zu machen; ſie zu retten;
Sie zeitlich hier, ſie ewig dort zu retten.

Tempelherr.

Und wie? — Wie kann ich? — Kann ich ſchwören, was
In meiner Macht nicht ſteht?

Daja.

In Eurer Macht
Steht es. Ich bring' es durch ein einzig Wort
In Eure Macht.

Tempelherr.

Daß ſelbſt der Vater nichts
Dawieder hätte?

Daja.

Ey, was Vater! Vater!
Der Vater ſoll ſchon müſſen.

Tempelherr.

Müſſen, Daja? —
Noch iſt er unter Räuber nicht gefallen. —
Er muß nicht müſſen.

Daja.

Nun, ſo muß er wollen;
Muß gern am Ende wollen.

Tempelherr.

Muß und gern! —

Doch, Daja, wenn ich Euch nun ſage, daß
Ich ſelber dieſe Sait' ihm anzuſchlagen
Bereits verſucht?

Daja.

Was? und er fiel nicht ein?

Tempelherr.

Er fiel mit einem Mißlaut ein, der mich —
Beleidigte.

Daja.

Was ſagt Ihr?.— Wie? Ihr hättet
Den Schatten eines Wunſches nur nach Recha
Ihm blicken laſſen: und er wär' vor Freuden
Nicht aufgeſprungen? hätte froſtig ſich
Zurückgezogen? hätte Schwierigkeiten
Gemacht?

Tempelherr.

So ungefähr.

Daja.

So will ich denn
Mich länger keinen Augenblick bedenken —
(Pauſe.)

Tempelherr.

Und ihr bedenkt Euch doch?

Daja.

Der Mann iſt ſonſt
So gut! — Ich ſelber bin ſo viel ihm ſchuldig! —

Daß er doch gar nicht hören will! — Gott weiß,
Das Herze blutet mir, ihn ſo zu zwingen.

Tempelherr.

Ich bitt' Euch, Daja, ſetzt mich kurz und gut
Aus dieſer Ungewißheit. Seyd Ihr aber
Noch ſelber ungewiß; ob, was Ihr vorhabt,
Gut oder Böſe, Schändlich oder Löblich
Zu nennen: — ſchweigt! Ich will vergeſſen, daß
Ihr etwas zu verſchweigen habt.

Daja.

Das ſpornt
Anſtatt zu halten. Nun; ſo wißt denn: Recha
Iſt keine Jüdinn; iſt — iſt eine Chriſtinn.

Tempelherr.

(kalt)
So? Wünſch' Euch Glück! Hats ſchwer gehalten? Laßt
Euch nicht die Wehen ſchrecken! — Fahret ja
Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern;
Wenn ihr die Erde nicht mehr könnt!

Daja.

Wie, Ritter?
Verdienet meine Nachricht dieſen Spott?
Daß Recha eine Chriſtinn iſt: das freuet
Euch, einen Chriſten, einen Tempelherrn,
Der Ihr ſie liebt, nicht mehr?

Tempelherr.

Beſonders, da
Sie eine Chriſtinn iſt von Eurer Mache.

Daja.

Ah! ſo verſteht Ihrs? So mags gelten! — Nein!
Den will ich ſehn, der die bekehren ſoll!
Ihr Glück iſt, längſt zu ſeyn, was ſie zu werden
Verdorben iſt.

Tempelherr.

Erklärt Euch, oder — geht!

Daja.

Sie iſt ein Chriſtenkind; von Chriſtenältern
Gebohren; iſt getauft . . .

Tempelherr.

(haſtig)
Und Nathan?

Daja.

Nicht
Ihr Vater!

Tempelherr.

Nathan nicht ihr Vater? — Wißt
Ihr, was Ihr ſagt?

Daja.

Die Wahrheit, die ſo oft
Mich blutge Thränen weinen machen. — Nein,
Er iſt ihr Vater nicht . . .

Tempelherr.

Und hätte ſie,
Als ſeine Tochter nur erzogen? hätte

Das Chriſtenkind als eine Jüdinn ſich
Erzogen?

Daja.

Ganz gewiß.

Tempelherr.

Sie wüßte nicht,
Was ſie gebohren ſey? — Sie hätt' es nie
Von ihm erfahren, daß ſie eine Chriſtinn
Gebohren ſey, und keine Jüdinn?

Daja.

Nie!

Tempelherr.

Er hatt' in dieſem Wahne nicht das Kind
Blos auferzogen? ließ das Mädchen noch
In dieſem Wahne?

Daja.

Leider!

Tempelherr.

Nathan — Wie? —
Der weiſe gute Nathan hätte ſich
Erlaubt, die Stimme der Natur ſo zu
Verfälſchen? — Die Ergieſſung eines Herzens
So zu verlenken, die, ſich ſelbſt gelaſſen,
Ganz andre Wege nehmen würde? — Daja,
Ihr habt mir allerdings etwas vertraut —
Von Wichtigkeit, — was Folgen haben kann, —
Was mich verwirrt, — worauf ich gleich nicht weiß,

Was mir zu thun. — Drum laßt mir Zeit. — Drum geht!
Er kömmt hier wiederum vorbey. Er möcht'
Uns überfallen. Geht!

Daja.

Ich wär' des Todes!

Tempelherr.

Ich bin ihn itzt zu ſprechen ganz und gar
Nicht fähig. Wenn Ihr ihm begegnet, ſagt
Ihm nur, daß wir einander bey dem Sultan
Schon finden würden.

Daja.

Aber laßt Euch ja
Nichts merken gegen ihn. — Das ſoll nur ſo
Den letzten Druck dem Dinge geben; ſoll
Euch, Rechas wegen, alle Skrupel nur
Benehmen! — Wenn Ihr aber dann, ſie nach
Europa führt: ſo laßt Ihr doch mich nicht
Zurück?

Tempelherr.

Das wird ſich finden. Geht nur, geht!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: in den Kreuzgängen des Kloſters.

Der Kloſterbruder und bald darauf der Tempelherr.

Kloſterbruder.

Ja, ja! er hat ſchon Recht, der Patriarch!
Es hat mir freylich noch von alle dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. — Warum trägt er mir
Auch lauter ſolche Sachen auf? — Ich mag
Nicht fein ſeyn; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles ſtecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben. — Bin
Ich darum aus der Welt geſchieden, ich
Für mich; um mich für andre mit der Welt
Noch erſt recht zu verwickeln?

Tempelherr.

(mit Haſt auf ihn zukommend.)

Guter Bruder!
Da ſeyd Ihr ja. Ich hab' Euch lange ſchon
Geſucht.

Kloſterbruder.

Mich, Herr?

Tempelherr.

Ihr kennt mich ſchon nicht mehr?

Kloſterbruder.

Doch, doch! Ich glaubte nur, daß ich den Herrn
In meinem Leben wieder nie zu ſehn
Bekommen würde. Denn ich hofft' es zu
Den lieben Gott. — Der liebe Gott, der weiß
Wie ſauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,
Ob ich gewünſcht, ein offnes Ohr bey Euch
Zu finden; weiß, wie ſehr ich mich gefreut,
Im Innerſten gefreut, daß Ihr ſo rund
Das alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wieſ't, was einem Ritter nicht geziemt. —
Nun kommt Ihr doch; nun hats doch nachgewirkt!

Tempelherr.

Ihr wißt es ſchon, warum ich komme? Kaum
Weiß ich es ſelbſt

Kloſterbruder.

Ihr habts nun überlegt;
Habt nun gefunden, daß der Patriarch
So Unrecht doch nicht hat; daß Ehr' und Geld
Durch ſeinen Anſchlag zu gewinnen; daß
Ein Feind ein Feind iſt, wenn er unſer Engel
Auch ſiebenmal geweſen wäre. Das,
Das habt Ihr nun mit Fleiſch und Blut erwogen,
Und kommt, und tragt Euch wieder an. — Ach Gott!

Tempelherr.

Mein frommer, lieber Mann! gebt Euch zufrieden.
Deswegen komm ich nicht; deswegen will
Ich nicht den Patriarchen ſprechen. Noch,
Noch denk' ich über jenen Punkt, wie ich
Gedacht, und wollt' um alles in der Welt
Die gute Meynung nicht verlieren, deren
Mich ein ſo grader, frommer, lieber Mann
Einmal gewürdiget. — Ich komme blos,
Den Patriarchen über eine Sache
Um Rath zu fragen . . .

Kloſterbruder.

Ihr den Patriarchen?
Ein Ritter, einen — Pfaffen?
(ſich ſchüchtern umſehend.)

Tempelherr.

Ja; — die Sach'
Iſt ziemlich pfäffiſch.

Kloſterbruder.

Gleichwohl fragt der Pfaffe
Den Ritter nie, die Sache ſey auch noch
So ritterlich.

Tempelherr.

Weil er das Vorrecht hat,
Sich zu vergehn; das unſer einer ihm
Nicht ſehr beneidet. — Freylich, wenn ich nur
Für mich zu handeln hätte; freylich, wenn

Ich Rechenſchaft nur mir zu geben hätte:
Was braucht' ich Euers Patriarchen? Aber
Gewiſſe Dinge will ich lieber ſchlecht,
Nach andrer Willen, machen; als allein
Nach meinem, gut. — Zudem, ich ſeh nun wohl,
Religion iſt auch Parthey; und wer
Sich drob auch noch ſo unparteyiſch glaubt,
Hält, ohn' es ſelbſt zu wiſſen, doch nur ſeiner
Die Stange. Weil das einmal nun ſo iſt:
Wirds ſo wohl recht ſeyn.

Kloſterbruder.

Dazu ſchweig' ich lieber.
Denn ich verſteh den Herrn nicht recht.

Tempelherr.

Und doch! —
(Laß ſehn, warum mir eigentlich zu thun!
Um Machtſpruch oder Rath? — Um lautern, oder
Gelehrten Rath?) — Ich dank' Euch, Bruder; dank'
Euch für den guten Wink. — Was Patriarch? —
Seyd Ihr mein Patriarch! Ich will ja doch
Den Chriſten mehr im Patriarchen, als
Den Patriarchen in dem Chriſten fragen. —
Die Sach' iſt die . . .

Kloſterbruder.

Nicht weiter, Herr, nicht weiter!
Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß,
Hat viel zu ſorgen; und ich habe ja

Mich einer Sorge nur gelobt. — O gut!
Hört! ſeht! Dort kömmt, zu meinem Glück, er ſelbſt.
Bleibt hier nur ſtehn. Er hat Euch ſchon erblickt.

Zweyter Auftritt.

Der Patriarch, welcher mit allem geiſtlichen Pomp den einen Kreuzgang heraufkömmt, und die Vorigen.

Tempelherr.

Ich wich ihm lieber aus. — Wär' nicht mein Mann! —
Ein dicker, rother, freundlicher Prälat!
Und welcher Prunk!

Kloſterbruder.

Ihr ſolltet ihn erſt ſehn,
Nach Hofe ſich erheben. Itzo kömmt
Er nur von einem Kranken.

Tempelherr.

Wie ſich da
Nicht Saladin wird ſchämen müſſen!

Patriarch.

(indem er näher kömmt, winkt dem Bruder.)

Hier! —
Das iſt ja wohl der Tempelherr. Was will
Er?

Kloſterbruder.

Weiß nicht.

Patriarch.

(auf ihn zugehend, indem der Bruder und das Gefolge zurücktreten.)

Nun, Herr Ritter! — Sehr erfreut
Den braven jungen Mann zu ſehn! — Ey, noch
So gar jung! — Nun, mit Gottes Hülfe, daraus
Kann etwas werden.

Tempelherr.

Mehr, ehrwürd'ger Herr,
Wohl ſchwerlich, als ſchon iſt. Und eher noch,
Was weniger.

Patriarch.

Ich wünſche wenigſtens,
Daß ſo ein frommer Ritter lange noch
Der lieben Chriſtenheit, der Sache Gottes
Zu Ehr und Frommen blühn und grünen möge!
Das wird denn auch nicht fehlen, wenn nur ſein
Die junge Tapferkeit dem reifen Rathe
Des Alters folgen will! — Womit wär' ſonſt
Dem Herrn zu dienen?

Tempelherr.

Mit dem nehmlichen,
Woran es meiner Jugend fehlt: mit Rath.

Patriarch.

Recht gern! — Nur iſt der Rath auch anzunehmen.

Tempelherr.

Doch blindlings nicht?

Patriarch.

Wer ſagt denn das? — Ey freylich
Muß niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlaſſen, — wo ſie hin
Gehört. — Gehört ſie aber überall
Denn hin? — O nein! — Zum Beyſpiel; wenn uns Gott
Durch einen ſeiner Engel, — iſt zu ſagen,
Durch einen Diener ſeines Worts, ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Chriſtenheit, das Heil der Kirche,
Auf irgend eine ganz beſondre Weiſe
Zu fördern, zu befeſtigen: wer darf
Sich da noch unterſtehn, die Willkühr deß,
Der die Vernunft erſchaffen, nach Vernunft
Zu unterſuchen? und das ewige
Geſetz der Herrlichkeit des Himmels, nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen? — Doch hiervon genug. — Was iſt
Es denn, worüber unſern Rath für itzt
Der Herr verlangt?

Tempelherr.

Geſetzt, ehrwürd'ger Vater,
Ein Jude hätt' ein einzig Kind, — es ſey
Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt
Zu allem Guten auferzogen, das
Er liebe mehr als ſeine Seele, das
Ihn wieder mit der frömmſten Liebe liebe.

Und nun würd' unſer Einem hinterbracht,
Dieß Mädchen ſey des Juden Tochter nicht;
Er hab' es in der Kindheit aufgeleſen,
Gekauft, geſtohlen, — was Ihr wollt; man wiſſe,
Das Mädchen ſey ein Chriſtenkind, und ſey
Getauft; der Jude hab' es nur als Jüdinn
Erzogen; laß es nur als Jüdinn und
Als ſeine Tochter ſo verharren: — ſagt,
Ehrwürd'ger Vater, was wär' hierbey wohl
Zu thun?

Patriarch.

Mich ſchaudert! — Doch zu allererſt
Erkläre ſich der Herr, ob ſo ein Fall
Ein Faktum oder eine Hypotheſ'.
Das iſt zu ſagen: ob der Herr ſich das
Nur blos ſo dichtet, oder obs geſchehn,
Und fortfährt zu geſchehn.

Tempelherr.

Ich glaubte, das
Sey eins, um Euer Hochehrwürden Meynung
Blos zu vernehmen.

Patriarch.

Eins? — Da ſeh der Herr
Wie ſich die ſtolze menſchliche Vernunft
Im Geiſtlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn iſt der vorgetragne Fall nur ſo
Ein Spiel des Witzes: ſo verlohnt es ſich

Der Mühe nicht, im Ernſt ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwieſen haben, wo dergleichen pro
Et contra ſich mit vielem Beyfall könnte
Behandeln laſſen. — Hat der Herr mich aber
Nicht blos mit einer theatral'ſchen Schnurre
Zum beſten; iſt der Fall ein Faktum; hätt'
Er ſich wohl gar in unſrer Diöces',
In unſrer lieben Stadt Jeruſalem,
Eräugnet: — ja alsdann —

Tempelherr.

Und was alsdann?

Patriarch.

Dann wäre mit dem Juden förderſamſt
Die Strafe zu vollziehn, die Päbſtliches
Und Kaiſerliches Recht ſo einem Frevel,
So einer Laſterthat beſtimmen.

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und zwar beſtimmen obbeſagte Rechte
Dem Juden, welcher einen Chriſten zur
Apoſtaſie verführt, — den Scheiterhauffen, —
Den Holzſtoß —

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und wie vielmehr dem Juden,
Der mit Gewalt ein armes Chriſtenkind
Dem Bunde ſeiner Tauf entreißt! Denn iſt
Nicht alles, was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu ſagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

Tempelherr.

Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte ſeiner ſich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre?

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt. — Denn beſſer,
Es wäre hier im Elend umgekommen,
Als daß zu ſeinem ewigen Verderben
Es ſo gerettet ward. — Zu dem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott
Kann, wen er retten will, ſchon ohn' ihn retten.

Tempelherr.

Auch Trotz ihm, ſollt' ich meynen, — ſelig machen.

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt.

Tempelherr.

Das geht
Mir nah'! Beſonders, da man ſagt, er habe
Das Mädchen nicht ſowohl in ſeinem, als

Vielmehr in keinem Glauben auferzogen,
Und ſie von Gott nicht mehr nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt.

Patriarch.

Thut nichts!
Der Jude wird verbrannt ... Ja, wär' allein
Schon dieſer wegen werth, dreymal verbrannt
Zu werden! — Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachſen laſſen? — Wie? die große Pflicht
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das iſt zu arg! Mich wundert ſehr, Herr Ritter,
Euch ſelbſt ...

Tempelherr.

Ehrwürd'ger Herr, das Uebrige,
Wenn Gott will, in der Beichte.

(will gehn)

Patriarch.

Was? mir nun
Nicht einmal Rede ſtehn? — Den Böſewicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle ſchaffen? — O da weiß ich Rath!
Ich geh ſogleich zum Sultan. — Saladin,
Vermöge der Capitulation,
Die er beſchworen, muß uns, muß uns ſchützen;
Bey allen Rechten, allen Lehren ſchützen,
Die wir zu unſrer allerheiligſten
Religion nur immer rechnen dürfen!

Gottlob! wir haben das Original.
Wir haben ſeine Hand, ſein Siegel. Wir! —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich ſelber für den Staat es iſt,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöſet, ſind zerriſſen, wenn
Der Menſch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit ſolchem Frevel! . .

Tempelherr.

Schade, daß ich nicht
Den trefflichen Sermon mit beßrer Muſſe
Genießen kann! Ich bin zum Saladin
Gerufen.

Patriarch.

Ja? — Nun ſo — Nun freylich — Dann —

Tempelherr.

Ich will den Sultan vorbereiten, wenn
Es Eurer Hochehrwürden ſo gefällt.

Patriarch.

O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur
Im Beſten bey ihm eingedenk zu ſeyn. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu, thu ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen! — Und nicht wahr,
Herr Ritter? das vorhin erwähnte von

Dem Juden, war nur ein Problema? — iſt
Zu ſagen —

Tempelherr.

Ein Problema.
(geht ab)

Patriarch.

(Dem ich tiefer
Doch auf den Grund zu kommen ſuchen muß.
Das wär' ſo wiederum ein Auftrag für
Den Bruder Bonafides.) — Hier, mein Sohn!
(er ſpricht im abgehn mit dem Kloſterbruder)

Dritter Auftritt.

Scene: ein Zimmer im Pallaſte des Saladin, in welches von Sklaven eine Menge Beutel getragen, und auf dem Boden neben einander geſtellt werden.

Saladin und bald darauf Sittah.

Saladin.

(der dazu kömmt.)

Nun wahrlich! das hat noch kein Ende. — Iſt
Des Dings noch viel zurück?

Ein Sklave.

Wohl noch die Hälfte.

Saladin.

So tragt das Uebrige zu Sittah. — Und
Wo bleibt Al-Hafi? Das hier ſoll ſogleich
Al-Hafi zu ſich nehmen. — Oder ob

Ichs nicht vielmehr dem Vater ſchicke? Hier
Fällt mir es doch nur durch die Finger. — Zwar
Man wird wohl endlich hart; und nun gewiß
Solls Künſte koſten, mir viel abzuzwacken.
Bis wenigſtens die Gelder aus Aegypten
Zur Stelle kommen, mag das Armuth ſehn
Wies fertig wird! — Die Spenden bey dem Grabe,
Wenn die nur fortgehn! Wenn die Chriſtenpilger
Mit leeren Händen nur nicht abziehn dürfen
Wenn nur —

Sittah.

Was ſoll nun das? Was ſoll das Geld
Bey mir?

Saladin.

Mach dich davon bezahlt; und leg'
Auf Vorrath, wenn was übrig bleibt.

Sittah.

Iſt Nathan
Noch mit dem Tempelherrn nicht da?

Saladin.

Er ſucht
Ihn aller Orten.

Sittah.

Sieh doch, was ich hier,
Indem mir ſo mein alt Geſchmeide durch
Die Hände geht, gefunden.

(ihm ein klein Gemählde zeigend)

Saladin.

Ha! mein Bruder!
Das iſt er, iſt er! — War er! war er! ah! —
Ah wackrer lieber Junge, daß ich dich
So früh verlor! Was hätt' ich erſt mit dir,
An deiner Seit' erſt unternommen! — Sittah,
Laß mir das Bild. Auch kenn' ichs ſchon: er gab
Es deiner ältern Schweſter, ſeiner Lilla,
Die eines Morgens ihn ſo ganz und gar
Nicht aus den Armen laſſen wollt'. Es war
Der letzte, den er ausritt. — Ah, ich ließ
Ihn reiten, und allein! — Ah, Lilla ſtarb
Vor Gram, und hat mirs nie vergeben, daß
Ich ſo allein ihn reiten laſſen. — Er
Blieb weg!

Sittah.

Der arme Bruder!

Saladin.

Laß nur gut
Seyn! — Einmal bleiben wir doch alle weg! —
Zudem, — wer weiß? Der tod iſts nicht allein,
Der einem Jüngling ſeiner Art das Ziel
Verrückt. Er hat der Feinde mehr; und oft
Erliegt der Stärkſte gleich dem Schwächſten. — Nun,
Sey wie ihm ſey! — Ich muß das Bild doch mit
Dem jungen Tempelherrn vergleichen; muß
Doch ſehn, wie viel mich meine Phantaſie
Getäuſcht.

Sittah.

Nur darum bring' ichs. Aber gib
Doch, gib! Ich will dir das wohl ſagen; das
Verſteht ein weiblich Aug am beſten.

Saladin.

(zu einem Thürſteher, der hereintritt.)
Wer
Iſt da? — der Tempelherr? — Er komm'!

Sittah.

Euch nicht
Zu ſtören: ihn mit meiner Neugier nicht
Zu irren —
(ſie ſetzt ſich ſeitwärts auf einen Sofa und läßt den Schleyer fallen)

Saladin.

Gut ſo! gut! — (Und nun ſein Ton!
Wie der wohl ſeyn wird! — Aſſads Ton
Schläft auch wohl wo in meiner Seele noch!)

Vierter Auftritt.

Der Tempelherr und Sittah.

Tempelherr.

Ich, dein Gefangner, Sultan . . .

Saladin.

Mein Gefangner?
Wem ich das Leben ſchenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freyheit ſchenken?

Tempelherr.

Was dir ziemt
Zu thun, ziemt mir, erſt zu vernehmen, nicht
Vorauszuſetzen. Aber, Sultan, — Dank,
Beſondern Dank dir für mein Leben zu
Betheuern, ſtimmt mit meinem Stand' und meinem
Charakter nicht. — Es ſteht in allen Fällen
Zu deinen Dienſten wieder.

Saladin.

Brauch es nur
Nicht wider mich! — Zwar ein Paar Hände mehr,
Die gönnt ich meinem Feinde gern. Allein
Ihm ſo ein Herz auch mehr zu gönnen, fällt
Mir ſchwer. — Ich habe mich mit dir in nichts
Betrogen, braver junger Mann! Du biſt
Mit Seel und Leib mein Aſſad. Sieh! ich könnte
Dich fragen: wo du denn die ganze Zeit
Geſteckt? in welcher Höhle du geſchlafen?
In welchem Ginniſtan, von welcher guten
Div dieſe Blume fort und fort ſo friſch
Erhalten worden? Sieh! ich könnte dich
Erinnern wollen, was wir dort und dort
Zuſammen ausgeführt. Ich könnte mit
Dir zanken, daß du ein Geheimniß doch
Vor mir gehabt! Ein Abentheuer mir
Doch unterſchlagen: — Ja das könnt' ich; wenn
Ich dich nur ſäh', und nicht auch mich. — Nun, mags!

Von dieſer ſüſſen Träumerey iſt immer
Doch ſo viel wahr, daß mir in meinem Herbſt
Ein Aſſad wieder blühen ſoll. — Du biſt
Es doch zufrieden, Ritter?

Tempelherr.

Alles, was
Von dir mir kömmt, — ſey was es will — das lag
Als Wunſch in meiner Seele.

Saladin.

Laß uns das
Sogleich verſuchen. — Bliebſt du wohl bey mir?
Um mir? — Als Chriſt, als Muſelmann: gleich viel!
Im weiſſen Mantel, oder Jamerlonk;
Im Tulban, oder deinem Filze: wie
Du willſt! Gleich viel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.

Tempelherr.

Sonſt wärſt du wohl auch ſchwerlich, der du biſt:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

Saladin.

Nun dann; wenn du nicht ſchlechter von mir denkſt:
So wären wir ja halb ſchon richtig?

Tempelherr.

Ganz!

Saladin.

(ihm die Hand biethend)

Ein Wort?

Tempelherr.

(einſchlagend.)

Ein Mann! — Hiermit empfange mehr
Als du mir nehmen konnteſt. Ganz der Deine!

Saladin.

Zu viel Gewinn für einen Tag! zu viel! —
Kam er nicht mit?

Tempelherr.

Wer?

Saladin.

Nathan.

Tempelherr.

(froſtig.)

Nein. Ich kam
Allein.

Saladin.

Welch eine That von dir! Und welch
Ein weiſes Glück, das eine ſolche That
Zum Beſten eines ſolchen Mannes ausſchlug.

Tempelherr.

Ja, ja!

Saladin.

So kalt? — Nein, junger Mann! wenn Gott
Was gutes durch uns thut, muß man ſo kalt
Nicht ſeyn! — ſelbſt aus Beſcheidenheit ſo kalt
Nicht ſcheinen wollen!

Tempelherr.

Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding ſo manche Seiten hat! —
Von denen oft ſich gar nicht denken läßt,
Wie ſie zuſammenpaſſen!

Saladin.

Halte dich
Nur immer an die beſt', und preiſe Gott!
Der weiß, wie ſie zuſammenpaſſen. — Aber,
Wenn du ſo ſchwierig ſeyn willſt, junger Mann:
So werd' auch ich ja wohl auf meiner Hut
Mich mit dir halten müſſen? Leider bin
Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die
Oft nicht ſo recht zu paſſen ſcheinen mögen.

Tempelherr.

Das ſchmerzt! — Denn Argwohn iſt ſo wenig ſonſt
Mein Fehler —

Saladin.

Nun, ſo ſage doch, mit wem
Du haſt? — Es ſchien ja gar, mit Nathan. Wie?
Auf Nathan Argwohn? du? — Erklär' dich! ſprich!
Komm, gib mir deines Zutrauns erſte Probe.

Tempelherr.

Ich habe wider Nathan nichts. Ich zürn'
Allein mit mir —

Saladin.

Und über was?

Tempelherr.

Daß mir
Geträumt, ein Jude könn' auch wohl ein Jude
Zu ſeyn verlernen; daß mir wachend ſo
Geträumt.

Saladin.

Heraus mit dieſem wachen Traume!

Tempelherr.

Du weißt von Nathans Tochter, Sultan. Was
Ich für ſie that, das that ich, — weil ichs that.
Zu ſtolz, Dank einzuerndten, wo ich ihn
Nicht ſäete, verſchmäht ich Tag für Tag
Das Mädchen noch einmal zu ſehn. Der Vater
War fern; er kömmt; er hört; er ſucht mich auf;
Er dankt; er wünſcht, daß ſeine Tochter mir
Gefallen möge; ſpricht von Ausſicht, ſpricht
Von heitern Fernen. — Nun, ich laſſe mich
Beſchwatzen, komme, ſehe, finde wirklich
Ein Mädchen... Ah, ich muß mich ſchämen, Sultan! —

Saladin.

Dich ſchämen? — daß ein Judenmädchen auf
Dich Eindruck machte: doch wohl nimmermehr?

Tempelherr.

Daß dieſem Eindruck, auf das liebliche
Geſchwätz des Vaters hin, mein raſches Herz
So wenig Widerſtand entgegen ſetzte! —

Ich Tropf! ich ſprang zum zweytenmal ins Feuer. —
Denn nun warb ich, und nun ward ich verſchmäht.

Saladin.

Verſchmäht?

Tempelherr.

Der weiſe Vater ſchlägt nun wohl
Mich platterdings nicht aus. Der weiſe Vater
Muß aber doch ſich erſt erkunden, erſt
Beſinnen. Allerdings! That ich denn das
Nicht auch? Erkundete, beſann ich denn
Mich erſt nicht auch, als ſie im Feuer ſchrie? —
Fürwahr! bey Gott! Es iſt doch gar was ſchönes,
So weiſe, ſo bedächtig ſeyn!

Saladin.

Nun, nun!
So ſieh doch einem Alten etwas nach!
Wie lange können ſeine Weigerungen
Denn dauern? Wird er denn von dir verlangen,
Daß du erſt Jude werden ſollſt?

Tempelherr.

Wer weiß!

Saladin.

Wer weiß? — der dieſen Nathan beſſer kennt.

Tempelherr.

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachſen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum

Doch ſeine Macht nicht über uns. — Es ſind
Nicht alle frey, die ihrer Ketten ſpotten.

Saladin.

Sehr reif bemerkt! Doch Nathan wahrlich, Nathan . .

Tempelherr.

Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen
Für den erträglichern zu halten . . .

Saladin.

Mag
Wohl ſeyn! Doch Nathan . . .

Tempelherr.

Dem allein
Die blöde Menſchheit zu vertrauen, bis
Sie hellern Wahrheitstag gewöhne; dem
Allein . . .

Saladin.

Gut! Aber Nathan! — Nathans Loos
Iſt dieſe Schwachheit nicht.

Tempelherr.

So dacht' ich auch! . . .
Wenn gleichwohl dieſer Ausbund aller Menſchen
So ein gemeiner Jude wäre, daß
Er Chriſtenkinder zu bekommen ſuche,
Um ſie als Juden aufzuziehn: — wie dann?

Saladin.

Wer ſagt ihm ſo was nach?

Tempelherr.

Das Mädchen ſelbſt,
Mit welcher er mich körnt, mit deren Hoffnung
Er gern mir zu bezahlen ſchiene, was
Ich nicht umſonſt für ſie gethan ſoll haben: —
Dieß Mädchen ſelbſt, iſt ſeine Tochter — nicht;
Iſt ein verzettelt Chriſtenkind.

Saladin.

Das er
Dem ungeachtet dir nicht geben wollte?

Tempelherr.

(heftig)

Woll' oder wolle nicht! Er iſt entdeckt.
Der tolerante Schwäzer iſt entdeckt!
Ich werde hinter dieſen jüd'ſchen Wolf
Im philoſoph'ſchen Schafpelz, Hunde ſchon
Zu bringen wiſſen, die ihn zauſen ſollen!

Saladin.

(ernſt)

Sey ruhig, Chriſt!

Tempelherr.

Was? ruhig Chriſt? — Wenn Jud'
Und Muſelmann, auf Jud', auf Muſelmann
Beſtehen: ſoll allein der Chriſt den Chriſten
Nicht machen dürfen?

Saladin.

(noch ernſter)

Ruhig, Chriſt!

Tempelherr.

(gelaſſen)

Ich fühle
Des Vorwurfs ganze Laſt, — die Saladin
In dieſe Sylbe preßt! Ah, wenn ich wüßte,
Wie Aſſad, — Aſſad ſich an meiner Stelle
Hierbey genommen hätte!

Saladin.

Nicht viel beſſer! —
Vermuthlich, ganz ſo brauſend! — Doch, wer hat
Denn dich auch ſchon gelehrt, mich ſo wie er
Mit Einem Worte zu beſtechen? Freylich
Wenn alles ſich verhält, wie du mir ſageſt:
Kann ich mich ſelber kaum in Nathan finden. —
Indeß, er iſt mein Freund, und meiner Freunde
Muß keiner mit dem andern hadern. — Laß
Dich weiſen! Geh behutſam! Gieb ihn nicht
Sofort den Schwärmern deines Pöbels Preis!
Verſchweig, was deine Geiſtlichkeit, an ihm
Zu rächen, mir ſo nahe legen würde!
Sey keinem Juden, keinem Muſelmanne
Zum Trotz ein Chriſt!

Tempelherr.

Bald wärs damit zu ſpät!
Doch Dank der Blutbegier des Patriarchen,
Deß Werkzeug mir zu werden graute!

Saladin.

Wie?

Du kamſt zum Patriarchen eher, als
Zu mir?

Tempelherr.

Im Sturm der Leidenſchaft, im Wirbel
Der Unentſchloſſenheit! — Verzeih! — Du wirſt
Von deinem Aſſad, fürcht' ich, ferner nun
Nichts mehr in mir erkennen wollen.

Saladin.

Wär'
Es dieſe Furcht nicht ſelbſt! Mich dünkt, ich weiß,
Aus welchen Fehlern unſre Tugend keimt.
Pfleg' dieſe ferner nur, und jene ſollen
Bey mir dir wenig ſchaden. — Aber geh!
Such du nun Nathan, wie er dich geſucht;
Und bring' ihn her. Ich muß euch doch zuſammen
Verſtändigen. — Wär' um das Mädchen dir
Im Ernſt zu thun: ſey ruhig. Sie iſt dein!
Auch ſoll es Nathan ſchon empfinden, daß
Er ohne Schweinefleiſch ein Chriſtenkind
Erziehen dürfen! — Geh!

(Der Tempelherr geht ab, und Sittah verläßt den Sofa)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Ganz ſonderbar!

Saladin.

Gelt, Sittah? Muß mein Aſſad nicht ein braver,
Ein ſchöner junger Mann geweſen ſeyn? Wenn

Sittah.

Wenn er ſo war, und nicht zu dieſem Bilde
Der Tempelherr vielmehr geſeſſen! — Aber
Wie haſt du doch vergeſſen können dich
Nach ſeinen Aeltern zu erkundigen?

Saladin.

Und ins beſondre wohl nach ſeiner Mutter?
Ob ſeine Mutter hier zu Lande nie
Geweſen ſey? — Nicht wahr?

Sittah.

Das machſt du gut!

Saladin.

O, möglicher wär' nichts! Denn Aſſad war
Bey hübſchen Chriſtendamen ſo willkommen,
Auf hübſche Chriſtendamen ſo erpicht,
Daß einmal gar die Rede ging — Nun, nun;
Man ſpricht nicht gern davon. — Genug; ich hab
Ihn wieder! — will mit allen ſeinen Fehlern,
Mit allen Launen ſeines weichen Herzens
Ihn wieder haben! — Oh! das Mädchen muß
Ihm Nathan geben. Meynſt du nicht?

Sittah.

Ihm geben?
Ihm laſſen!

Saladin.

Allerdings! Was hätte Nathan,
So bald er nicht ihr Vater iſt, für Recht

Auf ſie? Wer ihr das Leben ſo erhielt,
Tritt einzig in die Rechte deß, der ihr
Es gab.

Sittah.

Wie alſo, Saladin? wenn du
Nur gleich das Mädchen zu dir nähmſt? Sie nur
Dem unrechtmäßigen Beſitzer gleich
Entzögeſt?

Saladin.

Thäte das wohl Noth?

Sittah.

Noth nun
Wohl eben nicht! — Die liebe Neubegier
Treibt mich allein, dir dieſen Rath zu geben.
Denn von gewiſſen Männern mag ich gar
Zu gern, ſo bald wie möglich, wiſſen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.

Saladin.

Nun,
So ſchick' und laß ſie hohlen.

Sittah.

Darf ich, Bruder

Saladin.

Nur ſchone Nathans! Nathan muß durchaus
Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von
Ihr trennen wolle.

Sittah.

Sorge nicht.

Saladin.

Und ich,
Ich muß ſchon ſelbſt ſehn, wo Al-Hafi bleibt.

Sechſter Auftritt.

Scene: die offne Flur in Nathans Hauſe, gegen die Palmen zu; wie im erſten Auftritte des erſten Aufzuges.

Ein Theil der Waaren und Koſtbarkeiten liegt ausgekramt, deren eben daſelbſt gedacht wird.

Nathan und Daja.

Daja.

O, alles herrlich! alles auserleſen!
O, alles — wie nur Ihr es geben könnt.
Wo wird der Silberſtoff mit goldnen Ranken
Gemacht? Was koſtet er? — Das nenn' ich noch
Ein Brautkleid! Keine Königinn verlangt
Es beſſer.

Nathan.

Brautkleid? Warum Brautkleid eben?

Daja.

Je nun! Ihr dachtet daran freylich nicht,
Als Ihr ihn kauftet. — Aber wahrlich, Nathan,
Der und kein andrer muß es ſeyn! Er iſt
Zum Brautkleid wie beſtellt. Der weiſſe Grund;
Ein Bild der Unſchuld: und die goldnen Ströme,

Die aller Orten dieſen Grund durchſchlängeln;
Ein Bild des Reichthums. Seht Ihr? Allerliebſt!

Nathan.

Was witzelſt du mir da? Von weſſen Brautkleid
Sinnbilderſt du mir ſo gelehrt? — Biſt du
Denn Braut?

Daja.

Ich?

Nathan.

Nun wer denn?

Daja.

Ich? — lieber Gott!

Nathan.

Wer denn? Von weſſen Brautkleid ſprichſt du denn? —
Das alles iſt ja dein, und keiner andern.

Daja.

Iſt mein? Soll mein ſeyn? — Iſt für Recha nicht?

Nathan.

Was ich für Recha mitgebracht, das liegt
In einem andern Ballen. Mach! nimm weg!
Trag deine Siebenſachen fort!

Daja.

Verſucher!
Nein, wären es die Koſtbarkeiten auch
Der ganzen Welt! Nicht rühr an! wenn Ihr mir
Vorher nicht ſchwört, von dieſer einzigen

Gelegenheit, dergleichen Euch der Himmel
Nicht zweymahl ſchicken wird, Gebrauch zu machen.

Nathan.

Gebrauch? von was? — Gelegenheit? wozu?

Daja.

O ſtellt Euch nicht ſo fremd! — Mit kurzen Worten!
Der Tempelherr liebt Recha: gebt ſie ihm.
So hat doch einmahl Eure Sünde, die
Ich länger nicht verſchweigen kann, ein Ende.
So kömmt das Mädchen wieder unter Chriſten;
Wird wieder was ſie iſt; iſt wieder, was
Sie ward: und Ihr, Ihr habt mit all' dem Guten,
Das wir Euch nicht genug verdanken können,
Nicht Feuerkohlen bloß auf Euer Haupt
Geſammelt.

Nathan.

Doch die alte Leyer wieder? —
Mit einer neuen Saite nur bezogen,
Die, fürcht' ich, weder ſtimmt noch hält.

Daja.

Wie ſo?

Nathan.

Mir wär' der Tempelherr ſchon recht. Ihm gönnt'
Ich Recha mehr als einem in der Welt.
Allein ... Nun, habe nur Geduld.

Daja.

Geduld, iſt Eure alte Leyer nun
Wohl nicht?

Nathan.

Nur wenig Tage noch Geduld! . . .
Sieh doch! — Wer kömmt denn dort? Ein Kloſterbruder?
Geh, frag' ihn was er will.

Daja.

Was wird er wollen?
(ſie geht auf ihn zu und fragt)

Nathan.

So gieb! — und eh' er bittet. — (Wüßt' ich nur
Dem Tempelherrn erſt beyzukommen, ohne
Die Urſach meiner Neugier ihm zu ſagen!
Denn wenn ich ſie ihm ſag', und der Verdacht
Iſt ohne Grund: ſo hab' ich ganz umſonſt
Den Vater auf das Spiel geſetzt.) — Was iſt's?

Daja.

Er will Euch ſprechen.

Nathan.

Nun, ſo laß ihn kommen;
Und geh indeß.

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan.

(Ich bliebe Rechas Vater
Doch gar zu gern! — Zwar kann ich's denn nicht bleiben,

Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? — Ihr,
Ihr ſelbſt werd' ichs doch immer auch noch heißen,
Wenn ſie erkennt, wie gern ichs wäre.) — Geh! —
Was iſt zu Euern Dienſten, frommer Bruder?

Kloſterbruder.

Nicht eben viel. — Ich freue mich, Herr Nathan,
Euch annoch wohl zu ſehn.

Nathan.

So kennt Ihr mich?

Kloſterbruder.

Je nu; wer kennt Euch nicht? Ihr habt ſo manchem
In Euern Nahmen in die Hand gedrückt.
Er ſteht in meiner auch, ſeit vielen Jahren.

Nathan.

(nach ſeinem Beutel langend)

Kommt, Bruder, kommt; ich friſch' ihn auf.

Kloſterbruder.

Habt Dank!

Ich würd' es ärmern ſtehlen; nehme nichts. —
Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, ein wenig
Euch *meinen* Nahmen aufzufriſchen. Denn
Ich kann mich rühmen, auch in *Eure* Hand
Etwas gelegt zu haben, was nicht zu
Verachten war.

Nathan.

Verzeiht! — Ich ſchäme mich —

Sagt, was? — und nehmt zur Buße ſiebenfach
Den Werth deſſelben von mir an.

Kloſterbruder.

Hört doch
Vor allen Dingen, wie ich ſelber nur
Erſt heut an dieß mein Euch vertrautes Pfand
Erinnert worden.

Nathan.

Mir vertrautes Pfand?

Kloſterbruder.

Vor kurzem ſaß ich noch als Eremit
Auf Quarantana, unweit Jericho.
Da kam arabiſch Raubgeſindel, brach
Mein Gotteshäuschen ab und meine Zelle,
Und ſchleppte mich mit fort. Zum Glück entkam
Ich noch, und floh hierher zum Patriarchen,
Um mir ein ander Plätzchen auszubitten,
Allwo ich meinem Gott in Einſamkeit
Bis an mein ſelig Ende dienen könne.

Nathan.

Ich ſteh auf Kohlen, guter Bruder. Macht
Es kurz. Das Pfand! das mir vertraute Pfand!

Kloſterbruder.

Sogleich, Herr Nathan. — Nun, der Patriarch
Verſprach mir eine Siedeley auf Thabor,
Sobald als eine leer; und hieß inzwiſchen
Im Kloſter mich als Layenbruder bleiben.

Da bin ich itzt, Herr Nathan; und verlange
Des Tags wohl hundertmal auf Thabor. Denn
Der Patriarch braucht mich zu allerley,
Wovor ich großen Eckel habe. Zum
Exempel:

Nathan.

Macht, ich bitt' Euch!

Kloſterbruder.

Nun, es kömmt! —
Da hat ihm jemand heut' ins Ohr geſetzt:
Es lebe hier herum ein Jude, der
Ein Chriſtenkind als ſeine Tochter ſich
Erzöge.

Nathan.

Wie? (betroffen)

Kloſterbruder.

Hört mich nur aus! — Indem
Er mir nun aufträgt, dieſem Juden ſtraks,
Wo möglich auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig ſich ob eines ſolchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heil'gen Geiſt bedünkt; — das iſt, die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,
Nur daß wir, Gott ſey Dank, ſo recht nicht wiſſen,
Worinn ſie eigentlich beſteht: — da wacht
Mit einmal mein Gewiſſen auf; und mir
Fällt bey, ich könnte ſelber wohl vor Zeiten
Zu dieſer unverzeihlig großen Sünde Gele-

Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Nathan.

Wie das? — Nun freylich — allerdings —

Kloſterbruder.

Ey, ſeht
Mich doch recht an! — Der Reitknecht, der bin ich.

Nathan.

Seyd Ihr?

Kloſterbruder.

Der Herr, von welchem ichs Euch brachte,
War — iſt mir recht — ein Herr von Filnek. — Wolf
Von Filnek!

Nathan.

Richtig!

Kloſterbruder.

Weil die Mutter kurz
Vorher geſtorben war; und ſich der Vater
Nach — meyn' ich — Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte:
So ſandt ers Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?

Nathan.

Ganz recht!

Kloſterbruder.

Es wär' kein Wunder,

Wenn mein Gedächtniß mich betrög'. Ich habe
Der braven Herrn ſo viel gehabt; und dieſem
Hab' ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald drauf bey Aſkalon; und war
Wohl ſonſt ein lieber Herr.

Nathan.

Ja wohl! ja wohl!
Dem ich ſo viel, ſo viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entriſſen!

Kloſterbruder.

O ſchön! So werd't Ihr ſeines Töchterchens
Euch um ſo lieber angenommen haben.

Nathan.

Das könnt Ihr denken.

Kloſterbruder.

Nun, wo iſt es denn?
Es iſt doch wohl nicht etwa gar geſtorben? —
Laßts lieber nicht geſtorben ſeyn! — Wenn ſonſt
Nur niemand um die Sache weiß: ſo hat
Es gute Wege.

Nathan.

Hat es?

Kloſterbruder.

Traut mir, Nathan!
Denn ſeht, ich denke ſo! Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeyne, gar zu nah

Was gar zu Schlimmes gränzt: ſo thu ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverläſſig kennen, aber
Bey weiten nicht das Gute. — War ja wohl
Natürlich; wenn das Chriſtentöchterchen
Recht gut von Euch erzogen werden ſollte:
Daß Ihrs als Euer eigen Töchterchen
Erzögt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet ſo
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ey freylich, klüger hättet Ihr gethan;
Wenn Ihr die Chriſtinn durch die zweyte Hand
Als Chriſtinn auferziehen laſſen: aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wärs eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In ſolchen Jahren mehr, als Chriſtenthum.
Zum Chriſtenthume hats noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen ſonſt geſund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachſen iſt,
So bliebs vor Gottes Augen, was es war.
Und iſt denn nicht das ganze Chriſtenthum
Aufs Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen gnug gekoſtet,
Wenn Chriſten gar ſo ſehr vergeſſen konnten,
Daß unſer Herr ja ſelbſt ein Jude war.

Nathan.

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürſprach ſeyn,

Wenn Haß und Gleißnerey ſich gegen mich
Erheben ſollten, — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr ſollt
Sie wiſſen! — Nehmt ſie aber mit ins Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit verſucht,
Sie jemand andern zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich ſie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich ſie. Weil die allein
Verſteht, was ſich der göttergebne Menſch
Für Thaten abgewinnen kann.

Kloſterbruder.

Ihr ſeyd
Gerührt, und Euer Auge ſteht voll Waſſer?

Nathan.

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor, in Gath die Chriſten alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter dieſen meine Frau
Mit ſieben hoffnungsvollen Söhnen ſich
Befunden, die in meines Bruders Hauſe,
Zu dem ich ſie geflüchtet, insgeſamt
Verbrennen müſſen.

Kloſterbruder.

Allgerechter!

Nathan.

Ihr kamt, hatt' ich drey Tag' und Nächt' in Aſch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beyher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünſcht;
Der Chriſtenheit den unverſöhnlichſten
Haß zugeſchworen —

Kloſterbruder.

Ach! Ich glaubs Euch wohl!

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie ſprach mit ſanfter Stimm': „und doch iſt Gott!
Doch war auch Gottes Rathſchluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längſt begriffen haſt;
Was ſicherlich zu üben ſchwerer nicht,
Als zu begreifen iſt, wenn du nur willſt.
Steh auf!„ — Ich ſtand! und rief zu Gott: ich will!
Willſt du nur, daß ich will! — Indem ſtiegt Ihr
Vom Pferd', und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals ſagtet; was ich Euch: hab' ich
Vergeſſen. So viel weiß ich nur; ich nahm
Das Kind, trugs auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie' und ſchluchzte: Gott! auf Sieben
Doch nun ſchon Eines wieder!

Kloſterbruder.

Nathan! Nathan!
Ihr ſeyd ein Chriſt! — Bey Gott, Ihr ſeyd ein Chriſt!
Ein beßrer Chriſt war nie!

Nathan.

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Chriſten macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier brauchts That!
Und ob mich ſiebenfache Liebe ſchon
Bald an diß einz'ge fremde Mädchen band;
Ob der Gedanke mich ſchon tödtet, daß
Ich meine ſieben Söhn' in ihr aufs neue
Verlieren ſoll: — wenn ſie von meinen Händen
Die Vorſicht wieder fodert, — ich gehorche!

Kloſterbruder.

Nun vollends! — Eben das bedacht' ich mich
So viel, Euch anzurathen! Und ſo hats
Euch Euer guter Geiſt ſchon angerathen!

Nathan.

Nur muß der erſte beſte mir ſie nicht
Entreiſſen wollen!

Kloſterbruder.

Nein, gewiß nicht!

Nathan.

Wer
Auf ſie nicht größre Rechte hat, als ich;
Muß frühere zum mindſten haben —

Kloſterbruder.

Freylich!

Nathan.

Die ihm Natur und Blut ertheilen.

Kloſterbruder.

So
Meyn' ich es auch!

Kloſterbruder.

Drum nennt mir nur geſchwind
Den Mann, der ihr als Bruder oder Ohm,
Als Vetter oder ſonſt als Sipp verwandt:
Ihm will ich ſie nicht vorenthalten — Sie,
Die jedes Hauſes, jedes Glaubens Zierde
Zu ſeyn erſchaffen und erzogen ward. —
Ich hoff', Ihr wißt von dieſem Euern Herrn
Und dem Geſchlechte deſſen, mehr als ich.

Kloſterbruder.

Das, guter Nathan, wohl nun ſchwerlich! — Denn
Ihr habt ja ſchon gehört, daß ich nur gar
Zu kurze Zeit bey ihm geweſen.

Nathan.

Wißt
Ihr denn nicht wenigſtens, was für Geſchlechts
Die Mutter war? — War ſie nicht eine Stauffinn?

Kloſterbruder.

Wohl möglich! — Ja, mich dünkt.

Nathan.

Hieß nicht ihr Bruder
Conrad von Stauffen? — und war Tempelherr?

Kloſterbruder.

Wenn michs nicht triegt. Doch halt! Da fällt mir ein,
Daß ich vom ſelgen Herrn ein Büchelchen
Noch hab'. Ich zogs ihm aus dem Buſen, als
Wir ihn bey Aſkalon verſcharrten.

Nathan.

Nun?

Kloſterbruder.

Es ſind Gebete drinn. Wir nennens ein
Brevier. — Das, dacht' ich, kann ein Chriſtenmenſch
Ja wohl noch brauchen. — Ich nun freylich nicht —
Ich kann nicht leſen. —

Nathan.

Thut nichts! — Nur zur Sache.

Kloſterbruder.

In dieſem Büchelchen ſtehn vorn und hinten,
Wie ich mir ſagen laſſen, mit des Herrn
Selbeigner Hand, die Angehörigen
Von ihm und ihr geſchrieben.

Nathan.

O erwünſcht!
Geht! lauft! hohlt mir das Büchelchen. Geſchwind!

Ich bin bereit mit Gold es aufzuwiegen;
Und tauſend Dank dazu! Eilt! lauft!

Kloſterbruder.

Recht gern!
Es iſt Arabiſch aber, was der Herr
Hineingeſchrieben. (ab)

Nathan.

Einerley! Nur her! —
Gott! wenn ich doch das Mädchen noch behalten,
Und einen ſolchen Eidam mir damit
Erkauffen könnte! — Schwerlich wohl! — Nun, fall'
Es aus, wie's will! — Wer mag es aber denn
Geweſen ſeyn, der bey dem Patriarchen
So etwas angebracht? Das muß ich doch
Zu fragen nicht vergeſſen. — Wenn es gar
Von Daja käme?

Achter Auftritt.

Daja und Nathan.

Daja.

(eilig und verlegen.)
Denkt doch, Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Das arme Kind erſchrack wohl recht darüber!
Da ſchickt . . .

Nathan.

Der Patriarch?

Daja.

Des Sultans Schweſter,
Prinzeſſinn Sittah . . .

Nathan.

Nicht der Patriarch?

Daja.

Nein Sittah! — Hört Ihr nicht? — Prinzeſſinn Sittah
Schickt her, und läßt ſie zu ſich hohlen.

Nathan.

Wen?
Läßt Recha hohlen? — Sittah läßt ſie hohlen? —
Nun; wenn ſie Sittah hohlen läßt, und nicht
Der Patriarch . . .

Daja.

Wie kommt Ihr denn auf den? —

Nathan.

So haſt du kürzlich nichts von ihm gehört?
Gewiß nicht? Auch ihm nichts geſteckt?

Daja.

Ich? ihm?

Nathan.

Wo ſind die Bothen?

Daja.

Vorn.

Nathan.

Ich will ſie doch
Aus Vorſicht ſelber ſprechen. Komm! — Wenn nur
Vom Patriarchen nichts dahinter iſt. (ab)

Daja.

Und ich — ich fürchte ganz was anders noch.
Was gilts? die einzige vermeinte Tochter
So eines reichen Juden wär' auch wohl
Für einen Muſelmann nicht übel? — Huy,
Der Tempelherr iſt drum. Iſt drum: wenn ich
Den zweyten Schritt nicht auch noch wage; nicht
Auch ihr noch ſelbſt entdecke, wer ſie iſt! —
Getroſt! Laß mich den erſten Augenblick,
Den ich allein ſie habe, dazu brauchen!
Und der wird ſeyn — vielleicht nun eben, wenn
Ich ſie begleite. So ein erſter Wink
Kann unterwegens wenigſtens nicht ſchaden.
Ja, ja! Nur zu! Itzt oder nie! Nur zu! (ihm nach)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: das Zimmer, in Saladins Pallaſte, in welches die Beutel mit Geld getragen worden, die noch zu ſehen.

Saladin und bald darauf verſchiedne Mameluken.

Saladin.

(im Hereintreten)

Da ſteht das Geld nun noch! Und niemand weiß

Den Derwiſch aufzufinden, der vermuthlich
Ans Schachbret irgendwo gerathen iſt,
Das ihn wohl ſeiner ſelbſt vergeſſen macht; —
Warum nicht meiner? — Nun, Geduld! Was giebts?

Ein Mameluk.

Erwünſchte Nachricht, Sultan! Freude, Sultan!..
Die Karavane von Kahira kömmt;
Iſt glücklich da! mit ſiebenjährigem
Tribut des reichen Nils.

Saladin.

Brav, Ibrahim!
Du biſt mir wahrlich ein willkommner Bothe! —
Ha! endlich einmal! endlich! Habe — Dank
Der guten Zeitung.

Der Mameluk.

(wartend)
(Nun? nur her damit!)

Saladin.

Was wart'ſt du? — Geh nur wieder.

Der Mameluk.

Dem Willkommnen
Sonſt nichts?

Saladin.

Was denn noch ſonſt?

Der Mameluk.

Dem guten Bothen
Kein

Kein Bothenbrod? — So wär ich ja der Erſte,
Den Saladin mit Worten abzulohnen,
Doch endlich lernte? — Auch ein Ruhm! — Der Erſte,
Mit dem er knickerte.

Saladin.

So nimm dir nur
Dort einen Beutel.

Der Mameluk.

Nein, nun nicht! Du kannſt
Mir ſie nun alle ſchenken wollen.

Saladin.

Trotz! —
Komm her! Da haſt du zwey. — Im Ernſt? er geht?
Thut mirs an Edelmuth zuvor? — Denn ſicher
Muß ihm es ſaurer werden, auszuſchlagen,
Als mir zu geben. — Ibrahim! — Was kömmt
Mir denn auch ein, ſo kurz vor meinem Abtritt
Auf einmal ganz ein andrer ſeyn zu wollen? —
Will Saladin als Saladin nicht ſterben? —
So mußt' er auch als Saladin nicht leben.

Ein zweyter Mameluk.

Nun, Sultan! . . .

Saladin.

Wenn du mir zu melden kömmſt . . .

Zweyter Mameluk.

Daß aus Aegypten der Transport nun da!

Saladin.

Ich weiß ſchon.

Zweyter Mameluk.

Kam ich doch zu ſpät!

Saladin.

Warum
Zu ſpät? — Da nimm für deinen guten Willen
Der Beutel einen oder zwey.

Zweyter Mameluk.

Macht drey!

Saladin.

Ja, wenn du rechnen kannſt! — So nimm ſie nur.

Zweyter Mameluk.

Es wird wohl noch ein Dritter kommen, — wenn
Er anders kommen kann.

Saladin.

Wie das?

Zweyter Mameluk.

Je nu;
Er hat auch wohl den Hals gebrochen! Denn
Sobald wir drey der Ankunft des Transports
Verſichert waren, ſprengte jeder friſch
Davon. Der Vorderſte, der ſtürzt; und ſo
Komm ich nun vor, und bleib' auch vor bis in
Die Stadt; wo aber Ibrahim, der Lecker,
Die Gaſſen beſſer kennt.

Saladin.

O der geſtürzte!
Freund, der geſtürzte! — Reit ihm doch entgegen.

Zweyter Mameluk.

Das werd ich ja wohl thun! — Und wenn er lebt:
So iſt die Hälfte dieſer Beutel ſein.
(geht ab)

Saladin.

Sieh, welch ein guter edler Kerl auch das! —
Wer kann ſich ſolcher Mameluken rühmen?
Und wär' mir denn zu denken nicht erlaubt,
Daß ſie mein Beyſpiel bilden helfen? — Fort
Mit dem Gedanken, ſie zu guter letzt
Noch an ein anders zu gewöhnen! . .

Ein dritter Mameluk.

Sultan, ...

Saladin.

Biſt dus, der ſtürzte?

Dritter Mameluk.

Nein. Ich melde nur, —
Daß Emir Manſor, der die Karavane
Geführt, vom Pferde ſteigt ...

Saladin.

Bring ihn! geſchwind! —
Da iſt er ja! —

Zweyter Auftritt.

Emir Manſor und Saladin.

Saladin.

Willkommen, Emir! Nun,
Wie iſts gegangen? — Manſor, Manſor, haſt
Uns lange warten laſſen!

Manſor.

Dieſer Brief
Berichtet, was dein Abulkaſſem erſt
Für Unruh in Thebais dämpfen müſſen:
Eh' wir es wagen durften abzugehen.
Den Zug darauf hab' ich beſchleuniget
So viel, wie möglich war.

Saladin.

Ich glaube dir! —
Und nimm nur, guter Manſor, nimm ſogleich . . .
Du thuſt es aber doch auch gern? . . . nimm friſche
Bedeckung nur ſogleich. Du mußt ſogleich
Noch weiter; mußt der Gelder größern Theil
Auf Libanon zum Vater bringen.

Manſor.

Gern!
Sehr gern!

Saladin.

Und nimm dir die Bedeckung ja

Nur nicht zu ſchwach. Es iſt um Libanon
Nicht alles mehr ſo ſicher. Haſt du nicht
Gehört? Die Tempelherrn ſind wieder rege.
Sey wohl auf deiner Hut! — Komm nur! Wo hält
Der Zug? Ich will ihn ſehn; und alles ſelbſt
Betreiben. — Ihr! ich bin ſodann bey Sittah.

Dritter Auftritt.

Scene: die Palmen vor Nathans Hauſe, wo der Tempelherr auf und nieder geht.

Ins Haus nun will ich einmal nicht. — Er wird
Sich endlich doch wohl ſehen laſſen! — Man
Bemerkte mich ja ſonſt ſo bald, ſo gern! —
Wills noch erleben, daß er ſichs verbittet,
Vor ſeinem Hauſe mich ſo fleißig finden
Zu laſſen. — Hm! — ich bin doch aber auch
Sehr ärgerlich. — Was hat mich denn nun ſo
Erbittert gegen ihn? — Er ſagte ja:
Noch ſchlüg' er mir nichts ab. Und Saladin
Hats über ſich genommen, ihn zu ſtimmen. —
Wie? ſollte wirklich wohl in mir der Chriſt
Noch tiefer niſten, als in ihm der Jude? —
Wer kennt ſich recht? Wie könnt ich ihm denn ſonſt
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den
Er ſichs zu ſolcher Angelegenheit
Gemacht, den Chriſten abzujagen? — Freylich;
Kein kleiner Raub, ein ſolch Geſchöpf! — Geſchöpf?

Und weſſen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geſtößt,
Und ſich davon gemacht? Des Künſtlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Geſtalt ſich dachte, die
Er dargeſtellt? — Ach! Rechas wahrer Vater
Bleibt, Troz dem Chriſten, der ſie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Chriſtendirne denke,
Sie ſonder alles das mir denke, was
Allein ihr ſo ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel?
Nichts! Wenig! Selbſt ihr Lächeln, wär' es nichts
Als ſanfte ſchöne Zuckung ihrer Muskeln;
Wär', was ſie lächeln macht, des Reizes unwerth,
In den es ſich auf ihrem Munde kleidet: —
Nein; ſelbſt ihr Lächeln nicht! Ich hab' es ja
Wohl ſchöner noch an Aberwiz, an Tand,
An Höhnerey, an Schmeichler und an Buhler,
Verſchwenden ſehn! — Hats da mich auch bezaubert?
Hats da mir auch den Wunſch entlockt, mein Leben
In ſeinem Sonnenſcheine zu verflattern? —
Ich wüßte nicht. Und bin auf den doch launiſch
Der dieſen höhern Werth allein ihr gab?
Wie das? warum? — Wenn ich den Spott verdiente,
Mit dem mich Saladin entließ! Schon ſchlimm
Genug, daß Saladin es glauben konnte!
Wie klein ich ihm da ſcheinen mußte! wie

Verächtlich! — Und das alles um ein Mädchen? —
Curd! Curd! das geht ſo nicht. Lenk' ein! Wenn vollends
Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte,
Was ſchwerlich zu erweiſen ſtünde? — Sieh,
Da tritt er endlich, in Geſpräch vertieft,
Aus ſeinem Hauſe! — Ha! mit wem! — Mit ihm?
Mit meinem Kloſterbruder? — Ha! ſo weiß
Er ſicherlich ſchon alles! iſt wohl gar
Dem Patriarchen ſchon verrathen! — Ha!
Was hab' ich Querkopf nun geſtiftet! — Daß
Ein einz'ger Funken dieſer Leidenſchaft
Doch unſers Hirns ſo viel verbrennen kann! —
Geſchwind entſchließ dich, was nunmehr zu thun!
Ich will hier ſeitwärts ihrer warten; — ob
Vielleicht der Kloſterbruder ihn verläßt.

Vierter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan.

(im näher kommen)

Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!

Kloſterbruder.

Und Ihr desgleichen!

Nathan.

Ich? von Euch? wofür?
Für meinen Eigenſinn, Euch aufzudringen,
Was Ihr nicht braucht? — Ja, wenn ihm Eurer nur

Auch nachgegeben hätt'; Ihr mit Gewalt
Nicht wolltet reicher ſeyn, als ich.

Kloſterbruder.

Das Buch
Gehört ja ohne dem nicht mir; gehört
Ja ohne dem der Tochter; iſt ja ſo
Der Tochter ganzes väterliches Erbe. —
Je nu, ſie hat ja Euch. — Gott gebe nur,
Daß Ihr es nie bereuen dürft, ſo viel
Für ſie gethan zu haben!

Nathan.

Kann ich das?
Das kann ich nie. Seyd unbeſorgt!

Kloſterbruder.

Nu, nu!
Die Patriarchen und die Tempelherren ...

Nathan.

Vermögen mir des Böſen nie ſo viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte:
Geſchweige, das! — Und ſeyd Ihr denn ſo ganz
Verſichert, daß ein Tempelherr es iſt,
Der Euern Patriarchen hetzt?

Kloſterbruder.

Es kann
Beynah kein andrer ſeyn. Ein Tempelherr
Sprach kurz vorher mit ihm; und was ich hörte,
Das klang darnach.

Nathan.

Es iſt doch aber nur
Ein einziger itzt in Jeruſalem.
Und dieſen kenn' ich. Dieſer iſt mein Freund.
Ein junger, edler, offner Mann!

Kloſterbruder.

Ganz recht;
Der nehmliche! — Doch was man iſt, und was
Man ſeyn muß in der Welt, das paßt ja wohl
Nicht immer.

Nathan.

Leider nicht. — So thue, wers
Auch immer iſt, ſein Schlimſtes oder Beſtes!
Mit Euerm Buche, Bruder, trotz' ich allen;
Und gehe graden Wegs damit zum Sultan.

Kloſterbruder.

Viel Glücks! Ich will Euch denn nur hier verlaſſen.

Nathan.

Und habt ſie nicht einmal geſehn! — Kommt ja
Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut
Der Patriarch noch nichts erfähret! — Doch was?
Sagt ihm auch heute, was Ihr wollt.

Kloſterbruder.

Ich nicht.
Lebt wohl!

(geht ab.)

Nathan.

Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott!
Daß ich nicht gleich hier unter freyem Himmel
Auf meine Kniee ſinken kann! Wie ſich
Der Knoten, der ſo oft mir bange machte,
Nun von ſich ſelber löſet! — Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! daß ich vor
Den Menſchen nun ſo frey kann wandeln, als
Vor dir, der du allein den Menſchen nicht
Nach ſeinen Thaten brauchſt zu richten, die
So ſelten ſeine Thaten ſind, o Gott! —

Fünfter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr, der von der Seite auf ihn zu kömmt.

Tempelherr.

He! wartet, Nathan; nehmt mich mit!

Nathan.

Wer ruft? —
Seyd Ihr es, Ritter? Wo geweſen, daß
Ihr bey dem Sultan Euch nicht treffen laſſen?

Tempelherr.

Wir ſind einander fehl gegangen. Nehmts
Nicht übel!

Nathan.

Ich nicht; aber Saladin …

Tempelherr.

Ihr wart nur eben fort ..

Nathan.

Und ſpracht ihn doch?
Nun, ſo iſts gut.

Tempelherr.

Er will uns aber beyde
Zuſammen ſprechen.

Nathan.

Deſto beſſer. Kommt
Nur mit. Mein Gang ſtand ohnehin zu ihm. —

Tempelherr.

Ich darf ja doch wohl fragen, Nathan, wer
Euch da verließ?

Nathan.

Ihr kennt ihn doch wohl nicht?

Tempelherr.

Wars nicht die gute Haut, der Layenbruder,
Deß ſich der Patriarch ſo gern zum Stöber
Bedient?

Nathan.

Kann ſeyn! Beym Patriarchen iſt
Er allerdings.

Tempelherr.

Der Pfiff iſt gar nicht übel:
Die Einfalt vor der Schurkerey voraus
Zu ſchicken.

Nathan.

Ja, die dumme; — nicht die fromme.

Tempelherr.

An fromme glaubt kein Patriarch.

Nathan.

Für den
Nun ſteh ich. Der wird ſeinem Patriarchen
Nichts ungebührliches vollziehen helffen.

Tempelherr.

So ſtellt er wenigſtens ſich an. — Doch hat
Er Euch von mir denn nichts geſagt?

Nathan.

Von Euch?
Von Euch nun namentlich wohl nichts. — Er weiß
Ja wohl auch ſchwerlich Euern Namen?

Tempelherr.

Schwerlich.

Nathan.

Von einem Tempelherren freylich hat
Er mir geſagt . . .

Tempelherr.

Und was?

Nathan.

Womit er Euch
Doch ein für allemal nicht meynen kann!

Tempelherr.

Wer weiß? Laßt doch nur hören.

Nathan.

Daß mich Einer
Bey ſeinem Patriarchen angeklagt . . .

Tempelherr.

Euch angeklagt? — Das iſt, mit ſeiner Gunſt —
Erlogen. — Hört mich, Nathan! — Ich bin nicht
Der Menſch, der irgend etwas abzuleugnen
Im Stande wäre. Was ich that, das that ich!
Doch bin ich auch nicht der, der alles, was
Er that, als wohl gethan vertheid'gen möchte.
Was ſollt' ich eines Fehls mich ſchämen? Hab'
Ich nicht den feſten Vorſatz ihn zu beſſern?
Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem
Es Menſchen bringen können? — Hört mich, Nathan! —
Ich bin des Layenbruders Tempelherr,
Der Euch verklagt ſoll haben, allerdings. —
Ihr wißt ja, was mich wurmiſch machte! was
Mein Blut in allen Adern ſieden machte!
Ich Gauch! — ich kam, ſo ganz mit Leib und Seel'
Euch in die Arme mich zu werffen. Wie
Ihr mich empfingt — wie kalt — wie lau — Denn lau
Iſt ſchlimmer noch als kalt; wie abgemeſſen
Mir auszubeugen Ihr befliſſen wart;
Mit welchen aus der Luft gegriffnen Fragen
Ihr Antwort mir zu geben ſcheinen wolltet:

Das darf ich kaum mir itzt noch denken, wenn
Ich ſoll gelaſſen bleiben. — Hört mich, Nathan! —
In dieſer Gärung ſchlich mir Daja nach,
Und warf mir ihr Geheimniß an den Kopf,
Das mir den Aufſchluß Euers räthſelhaften
Betragens zu enthalten ſchien.

Nathan.

Wie das?

Tempelherr.

Hört mich nur aus! — Ich bildete mir ein,
Ihr wolltet, was Ihr einmal nun den Chriſten
So abgejagt, an einen Chriſten wieder
Nicht gern verlieren. Und ſo fiel mir ein,
Euch kurz und gut das Meſſer an die Kehle
Zu ſetzen.

Nathan.

— Kurz und gut? und gut? — Wo ſteckt
Das Gute?

Tempelherr.

Hört mich, Nathan! — Allerdings:
Ich that nicht recht! — Ihr ſeyd wohl gar nicht ſchuldig. —
Die Närrinn Daja weiß nicht was ſie ſpricht —
Iſt Euch gehäſſig — Sucht Euch nur damit
In einen böſen Handel zu verwickeln —
Kann ſeyn! kann ſeyn! — Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beyden Enden ſchwärmt;
Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut —
Auch das kann ſeyn! Verzeiht mir, Nathan.

Nathan.

Wenn
Ihr ſo mich freylich faſſet —

Tempelherr.

Kurz, ich ging
Zum Patriarchen! — Hab' Euch aber nicht
Genannt. Das iſt erlogen, wie geſagt!
Ich hab ihm blos den Fall ganz allgemein
Erzählt, um ſeine Meynung zu vernehmen. —
Auch das hätt' unterbleiben können: ja doch! —
Denn kannt' ich nicht den Patriarchen ſchon
Als einen Schurken? Konnt' ich Euch nicht ſelber
Nur gleich zur Rede ſtellen? — Mußt ich der
Gefahr, ſo einen Vater zu verlieren,
Das arme Mädchen opfern? — Nun, was thuts?
Die Schurkerey des Patriarchen, die
So ähnlich immer ſich erhält, hat mich
Des nächſten Weges wieder zu mir ſelbſt
Gebracht. — Denn hört mich, Nathan; hört mich aus! —
Geſetzt: er wüßt' auch Euern Namen: was
Nun mehr, was mehr? — Er kann Euch ja das Mädchen
Nur nehmen, wenn ſie niemands iſt, als Euer.
Er kann ſie doch aus Euerm Hauſe nur
Ins Kloſter ſchleppen. — Alſo — gebt ſie mir!
Gebt ſie nur mir; und laßt ihn kommen. Ha!
Er ſolls wohl bleiben laſſen, mir mein Weib
Zu nehmen. — Gebt ſie mir; geſchwind! — Sie ſey
Nun Eure Tochter, oder ſey es nicht!

Sey Chriſtinn, oder Jüdinn, oder keines!
Gleich viel! gleich viel! Ich werd' Euch weder itzt
Noch jemals ſonſt in meinem ganzen Leben
Darum befragen. Sey, wie's ſey!

Nathan.

Ihr wähnt
Wohl gar, daß mir die Wahrheit zu verbergen
Sehr nöthig?

Tempelherr.

Sey, wie's ſey!

Nathan.

Ich hab' es ja
Euch — oder wem es ſonſt zu wiſſen ziemt —
Noch nicht geleugnet, daß ſie eine Chriſtinn,
Und nichts als meine Pflegetochter iſt. —
Warum ichs aber ihr noch nicht entdeckt? —
Darüber brauch' ich nur bey ihr mich zu
Entſchuldigen.

Tempelherr.

Das ſollt Ihr auch bey ihr
Nicht brauchen. — Gönnts ihr doch, daß ſie Euch nie
Mit andern Augen darf betrachten! Spart
Ihr die Entdeckung doch! — Noch habt Ihr ja,
Ihr ganz allein, mit ihr zu ſchalten. Gebt
Sie mir! Ich bitt' euch, Nathan; gebt ſie mir!
Ich bins allein, der ſie zum zweytenmale
Euch retten kann — und will.

Nathan.

Ja — konnte! konnte!
Nun auch nicht mehr. Es iſt damit zu ſpät.

Tempelherr.

Wie ſo? zu ſpät?

Nathan.

Dank ſey dem Patriarchen . . .

Tempelherr.

Dem Patriarchen? Dank? ihm Dank? wofür?
Dank hätte der bey uns verdienen wollen?
Wofür? wofür?

Nathan.

Daß wir nun wiſſen, wem
Sie anverwandt; nun wiſſen, weſſen Händen
Sie ſicher ausgeliefert werden kann.

Tempelherr.

Das dank' ihm — wer für mehr ihm danken wird!

Nathan.

Aus dieſen müßt Ihr ſie nun auch erhalten;
Und nicht aus meinen.

Tempelherr.

Arme Recha! Was
Dir alles zuſtößt, arme Recha! Was
Ein Glück für andre Waiſen wäre, wird
Dein Unglück! — Nathan! — Und wo ſind ſie, dieſe
Verwandte?

Nathan.

Wo ſie ſind?

Tempelherr.

Und wer ſie ſind?

Nathan.

Beſonders hat ein Bruder ſich gefunden,
Bey dem Ihr um ſie werben müßt.

Tempelherr.

Ein Bruder?
Was iſt er, dieſer Bruder? Ein Soldat?
Ein Geiſtlicher? — Laßt hören, was ich mir
Verſprechen darf.

Nathan.

Ich glaube, daß er keines
Von beyden — oder beydes iſt. Ich kenn'
Ihn noch nicht recht.

Tempelherr.

Und ſonſt?

Nathan.

Ein braver Mann!
Bey dem ſich Recha gar nicht übel wird
Befinden.

Tempelherr.

Doch ein Chriſt! — Ich weiß zu Zeiten
Auch gar nicht, was ich von Euch denken ſoll: —
Nehmt mirs nicht ungut, Nathan. — Wird ſie nicht

Die Chriſtinn ſpielen müſſen, unter Chriſten?
Und wird ſie, was ſie lange gnug geſpielt,
Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr geſä't, das Unkraut endlich nicht
Erſticken? — Und das kümmert Euch ſo wenig?
Dem ungeachtet könnt Ihr ſagen — Ihr? —
Daß ſie bey ihrem Bruder ſich nicht übel
Befinden werde?

Nathan.

Denk' ich! hoff' ich! — Wenn
Ihr ja bey ihm was mangeln ſollte, hat
Sie Euch und mich denn nicht noch immer?

Tempelherr.

Oh!
Was wird bey ihm ihr mangeln können! Wird
Das Brüderchen mit Eſſen und mit Kleidung,
Mit Naſchwerk und mit Putz, das Schweſterchen
Nicht reichlich gnug verſorgen? Und was braucht
Ein Schweſterchen denn mehr? — Ey freylich: auch
Noch einen Mann! — Nun, nun; auch den, auch den
Wird ihr das Brüderchen zu ſeiner Zeit
Schon ſchaffen; wie er immer nur zu finden!
Der Chriſtlichſte der Beſte! — Nathan, Nathan!
Welch einen Engel hattet Ihr gebildet,
Den Euch nun andre ſo verhunzen werden!

Nathan.

Hat keine Noth! Er wird ſich unſrer Liebe
Noch immer werth genug behaupten.

Tempelherr.

Sagt
Das nicht! Von meiner Liebe ſagt das nicht!
Denn die läßt nichts ſich unterſchlagen; nichts.
Es ſey auch noch ſo klein! Auch keinen Namen! —
Doch halt! — Argwohnt ſie wohl bereits, was mit
Ihr vorgeht?

Nathan.

Möglich; ob ich ſchon nicht wüßte,
Woher?

Tempelherr.

Auch eben viel; Sie ſoll — ſie muß
In beyden Fällen, was ihr Schickſal droht,
Von mir zuerſt erfahren. Mein Gedanke,
Sie eher wieder nicht zu ſehn, zu ſprechen,
Als bis ich ſie die Meine nennen dürfe,
Fällt weg. Ich eile . . .

Nathan.

Bleibt! wohin?

Tempelherr.

Zu ihr!
Zu ſehn, ob dieſe Mädchenſeele Manns genug
Wohl iſt, den einzigen Entſchluß zu faſſen
Der ihrer würdig wäre!

Nathan.

Welchen?

Tempelherr.

Den:
Nach Euch und ihrem Bruder weiter nicht
Zu fragen —

Nathan.

Und?

Tempelherr.

Und mir zu folgen; — wenn
Sie drüber eines Muſelmannes Frau
Auch werden müßte.

Nathan.

Bleibt! Ihr trefft ſie nicht.
Sie iſt bey Sittah, bey des Sultans Schweſter.

Tempelherr.

Seit wenn? warum?

Nathan.

Und wollt Ihr da bey Ihnen
Zugleich den Bruder finden: kommt nur mit.

Tempelherr.

Den Bruder? welchen? Sittah's oder Recha's?

Nathan.

Leicht beyde. Kommt nur mit! Ich bitt' Euch, kommt!
(Er führt ihn fort.)

Sechſter Auftritt.

Scene: in Sittah's Harem.

Sittah und Recha in Unterhaltung begriffen.

Sittah.

Was freu ich mich nicht deiner, ſüſſes Mädchen! —
Sey ſo beklemmt nur nicht! ſo angſt! ſo ſchüchtern! —
Sey munter! ſey geſprächiger! vertrauter!

Recha.

Prinzeſſinn, . . .

Sittah.

Nicht doch! nicht Prinzeſſinn! Nenn
Mich Sittah, — deine Freundinn, — deine Schweſter.
Nenn mich dein Mütterchen! — Ich könnte das
Ja ſchier auch ſeyn. — So jung! ſo klug! ſo fromm!
Was du nicht alles weiſt! nicht alles muſt
Geleſen haben!

Recha.

Ich geleſen? — Sittah,
Du ſpotteſt deiner kleinen albern Schweſter.
Ich kann kaum leſen.

Sittah.

Kannſt kaum, Lügnerinn!

Recha.

Ein wenig meines Vaters Hand! — Ich meynte,
Du ſprächſt von Büchern

Sittah.

Allerdings! von Büchern.

Recha.

Nun, Bücher wird mir wahrlich ſchwer zu leſen! —

Sittah.

Im Ernſt?

Recha.

In ganzem Ernſt. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrſamkeit, die ſich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ey, was ſagſt du! — Hat indeß
Wohl nicht ſehr Unrecht! — Und ſo manches, was
Du weiſt ..?

Recha.

Weiß ich allein aus ſeinem Munde.
Und könnte bey dem Meiſten dir noch ſagen,
Wie? wo? warum? er michs gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freylich alles beſſer an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

Recha.

Sicher hat
Auch Sittah wenig oder nichts geleſen!

Sittah.

Wie ſo? — Ich bin nicht ſtolz; aufs Gegentheil. —
Allein wie ſo? Dein Grund! Sprich dreiſt. Dein Grund?

Recha.

Sie iſt ſo ſchlecht und recht; ſo unverkünſtelt;
So ganz ſich ſelbſt nur ähnlich . . .

Sittah.

Nun?

Recha.

Das ſollen
Die Bücher uns nur ſelten laſſen: ſagt
Mein Vater.

Sittah.

O was iſt dein Vater für
Ein Mann!

Recha.

Nicht wahr?

Sittah.

Wie nah er immer doch
Zum Ziele trifft!

Recha.

Nicht wahr? — Und dieſen Vater —

Sittah.

Was iſt dir, Liebe?

Recha.

Dieſen Vater —

Sittah.

Gott!
Du weinſt?

Recha.

Und dieſen Vater — Ah! es muß
Heraus! Mein Herz will Luft, will Luft . . .
(wirft ſich, von Thränen überwältiget, zu ihren Füſſen.)

Sittah.

Kind, was
Geſchieht dir? Recha?

Recha.

Dieſen Vater ſoll —
Soll ich verlieren!

Sittah.

Du? verlieren? ihn?
Wie das? — Sey ruhig! — Nimmermehr! — Steh auf!

Recha.

Du ſollſt vergebens dich zu meiner Freundinn,
Zu meiner Schweſter nicht erbothen haben!

Sittah.

Ich bins ja! bins! — Steh doch nur auf! Ich muß
Sonſt Hülfe rufen.

Recha.

(die ſich ermannt, und aufſteht)
Ah! verzeih! vergieb! —
Mein Schmerz hat mich vergeſſen machen, wer
Du biſt. Vor Sittah gilt kein Winſeln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will alles über ſie allein vermögen.
Weß Sache dieſe bey ihr führt, der ſiegt!

Sittah.

Nun dann?

Recha.

Nein; meine Freundinn, meine Schweſter
Giebt das nicht zu! Giebt nimmer zu, daß mir
Ein andrer Vater aufgedrungen werde!

Sittah.

Ein andrer Vater? aufgedrungen? dir?
Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?

Recha.

Wer? Meine gute böſe Daja kann
Das wollen, — will das können. — Ja; du kennſt
Wohl dieſe gute böſe Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir ſo viel Gutes, — ſo viel Böſes
Erwieſen!

Sittah.

Böſes dir? — So muß ſie Gutes
Doch wahrlich wenig haben.

Recha.

Doch! recht viel,
Recht viel!

Sittah.

Wer iſt ſie?

Recha.

Eine Chriſtinn, die
In meiner Kindheit mich gepflegt; mich ſo

Gepflegt! — Du glaubſt nicht! — Die nur eine Mutter
So wenig miſſen laſſen! — Gott vergelt'
Es ihr! — Die aber mich auch ſo geängſtet!
Mich ſo gequält!

Sittah.

Und über was? warum?
Wie?

Recha.

Ach! die arme Frau, — ich ſag' dirs ja —
Iſt eine Chriſtinn; — muß aus Liebe quälen; —
Iſt eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott, zu wiſſen wähnen!

Sittah.

Nun verſteh' ich!

Recha.

Und ſich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können ſie auch anders. Denn iſts wahr,
Daß dieſer Weg allein nur richtig führt:
Wie ſollen ſie gelaſſen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln ſehn, — der ins
Verderben ſtürzt, ins ewige Verderben?
Es müßte möglich ſeyn, denſelben Menſchen
Zur ſelben Zeit zu lieben und zu haſſen. —
Auch iſts das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über ſie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'

Ich gern noch länger ausgehalten; gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem ſchmeichelts doch
Im Grunde nicht, ſich gar ſo werth und theuer,
Von wems auch ſey, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müß' einmal auf ewig uns entbehren!

Sittah.

Sehr wahr!

Recha.

Allein — allein — das geht zu weit!
Dem kann ich nichts entgegenſetzen; nicht
Geduld, nicht Ueberlegung; nichts!

Sittah.

Was? wem?

Recha.

Was ſie mir eben itzt entdeckt will haben.

Sittah.

Entdeckt? und eben itzt?

Recha.

Nur eben itzt!
Wir nahten, auf dem Weg' hierher, uns einem
Verfallnen Chriſtentempel. Plötzlich ſtand
Sie ſtill; ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen; blickte
Mit naſſen Augen bald gen Himmel, bald
Auf mich. Komm, ſprach ſie endlich, laß uns hier
Durch dieſen Tempel in die Richte gehn!

Sie geht; ich folg' ihr, und mein Auge ſchweift
Mit Graus die wankenden Ruinen durch.
Nun ſteht ſie wieder; und ich ſehe mich
An den verſunknen Stuffen eines morſchen
Altars mit ihr. Wie ward mir? als ſie da
Mit heiſſen Thränen, mit gerungnen Händen,
Zu meinen Füſſen ſtürzte . . .

Sittah.

Gutes Kind!

Recha.

Und bey der Göttlichen, die da wohl ſonſt
So manch Gebet erhört, ſo manches Wunder
Verrichtet habe, mich beſchwor; — mit Blicken
Des wahren Mitleids mich beſchwor, mich meiner
Doch zu erbarmen! — Wenigſtens, ihr zu
Vergeben, wenn ſie mir entdecken müſſe,
Was ihre Kirch' auf mich für Anſpruch habe.

Sittah.

(Unglückliche! — Es ahndte mir!)

Recha.

Ich ſey
Aus chriſtlichem Geblüte; ſey getauft;
Sey Nathans Tochter nicht; er nicht mein Vater! —
Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah!
Sieh mich aufs neu' zu deinen Füſſen . . .

Sittah.

Recha!
Nicht doch! ſteh auf! — Mein Bruder kömmt! ſteh auf!

Siebender Auftritt.

Saladin und die Vorigen.

Saladin.

Was giebts hier, Sittah?

Sittah.

Sie iſt von ſich! Gott!

Saladin.

Wer iſts?

Sittah.

Du weißt ja . . .

Saladin.

Unſers Nathans Tochter?
Was fehlt ihr?

Sittah.

Komm doch zu dir, Kind! — Der Sultan . . .

Recha.

(die ſich auf den Knieen zu Saladins Füſſen ſchleppt, den Kopf zur Erden geſenkt.)

Ich ſteh nicht auf! nicht eher auf! — mag eher
Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher
Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit
Und Güte nicht in ſeinen Augen, nicht
Auf ſeiner Stirn bewundern . . .

Saladin.

Steh . . . ſteh auf!

Recha.

Eh er mir nicht verſpricht . . . **Saladin.**

Saladin.

Komm! ich verſpreche . . .
Sey was es will!

Recha.

Nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu laſſen; und
Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer ſonſt mein Vater
Zu ſeyn verlangt; — verlangen kann. Wills auch
Nicht wiſſen. Aber macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut?

Saladin.

(der ſie aufhebt)

Ich merke wohl! —
Wer war ſo grauſam denn, dir ſelbſt — dir ſelbſt
Dergleichen in den Kopf zu ſetzen? Iſt
Es denn ſchon völlig ausgemacht? erwieſen?

Recha.

Muß wohl! Denn Daja will von meiner Amm'
Es haben.

Saladin.

Deiner Amme!

Recha.

Die es ſterbend
Ihr zu vertrauen ſich verbunden fühlte.

Saladin.

Gar ſterbend! — Nicht auch faſelnd ſchon? — Und wär's
Auch wahr! — Ja wohl: das Blut, das Blut allein

Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! giebt zum höchſten
Das erſte Recht, ſich dieſen Namen zu
Erwerben! — Laß dir doch nicht bange ſeyn! —
Und weißt du was? Sobald der Väter zwey
Sich um dich ſtreiten: — laß ſie beyde; nimm
Den dritten! — Nimm dann mich zu deinem Vater!

Sittah.

O thu's! o thu's!

Saladin.

Ich will ein guter Vater,
Recht guter Vater ſeyn! — Doch halt! mir fällt
Noch viel was Beſſers bey. — Was brauchſt du denn
Der Väter überhaupt? Wenn ſie nun ſterben?
Bey Zeiten ſich nach einem umgeſehn,
Der mit uns um die Wette leben will!
Kennſt du noch keinen? . . .

Sittah.

Mach ſie nicht erröthen!

Saladin.

Das hab' ich allerdings mir vorgeſetzt.
Erröthen macht die Häßlichen ſo ſchön:
Und ſollte Schöne nicht noch ſchöner machen? —
Ich habe deinen Vater Nathan; und
Noch einen — einen noch hierher beſtellt.
Erräthſt du ihn? — Hierher! Du wirſt mir doch
Erlauben, Sittah?

Sittah.

Bruder!

Saladin.

Daß du ja
Vor ihm recht ſehr errötheſt, liebes Mädchen!

Recha.

Vor wem? erröthen? ....

Saladin.

Kleine Heuchlerinn!
Nun ſo erblaſſe lieber! — Wie du willſt
Und kannſt! —
(eine Sklavinn tritt herein, und nahet ſich Sittah.)
Sie ſind doch etwa nicht ſchon da?

Sittah.

Gut! laß ſie nur herein. — Sie ſind es Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr zu den Vorigen.

Saladin.

Ah, meine guten lieben Freunde! — Dich,
Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen
Bedeuten, daß du nun, ſobald du willſt,
Dein Geld kannſt wiederhohlen laſſen! ...

Nathan.

Sultan! ..

Saladin.

Nun ſteh ich auch zu deinen Dienſten . . .

Nathan.

Sultan! . .

Saladin.

Die Karavan' iſt da! Ich bin ſo reich
Nun wieder, als ich lange nicht geweſen. —
Komm, ſag' mir, was du brauchſt, ſo recht was Groſſes
Zu unternehmen! Denn auch ihr, auch ihr,
Ihr Handelsleute, könnt des baaren Geldes
Zu viel nie haben!

Nathan.

Und warum zuerſt
Von dieſer Kleinigkeit? — Ich ſehe dort
Ein Aug' in Thränen, das zu trocknen, mir
Weit angelegner iſt.

(geht auf Recha zu)

Du haſt geweint?
Was fehlt dir? — biſt doch meine Tochter noch?

Recha.

Mein Vater! . .

Nathan.

Wir verſtehen uns. Genug! —
Sey heiter! Sey gefaßt! Wenn ſonſt dein Herz
Nur dein noch iſt! Wenn deinem Herzen ſonſt
Nur kein Verluſt nicht droht! — Dein Vater iſt
Dir unverloren!

Recha.

Keiner, keiner ſonſt!

Tempelherr.

Sonſt keiner? — Nun! ſo hab' ich mich betrogen.
Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu beſitzen nie geglaubt, und nie
Gewünſcht. — Recht wohl! recht wohl! — Das ändert, Nathan,
Das ändert alles! — Saladin, wir kamen
Auf dein Geheiß. Allein, ich hatte dich
Verleitet: itzt bemüh dich nur nicht weiter!

Saladin.

Wie gach nun wieder, junger Mann! — Soll alles
Dir denn entgegen kommen? alles dich
Errathen?

Tempelherr.

Nun du hörſt ja! ſiehſt ja, Sultan!

Saladin.

Ey wahrlich! — Schlimm genug, daß deiner Sache
Du nicht gewiſſer warſt!

Tempelherr.

So bin ichs nun.

Saladin.

Wer ſo auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt ſie zurück. Was du gerettet, iſt
Deswegen nicht dein Eigenthum. Sonſt wär'

Der Räuber, den ſein Geitz ins Feuer jagt,
So gut ein Held, wie du!
(auf Recha zugehend, um ſie dem Tempelherrn zuzuführen)
Komm, liebes Mädchen,
Komm! Nimms mit ihm nicht ſo genau. Denn wär'
Er anders; wär' er minder warm und ſtolz:
Er hätt' es bleiben laſſen, dich zu retten.
Du mußt ihm eins fürs andre rechnen. — Komm!
Beſchäm ihn! thu, was ihm zu thun geziemte!
Bekenn' ihm deine Liebe! trage dich ihm an!
Und wenn er dich verſchmäht; dirs je vergißt,
Wie ungleich mehr in dieſem Schritte du
Für ihn gethan, als er für dich . . . Was hat
Er denn für dich gethan? Ein wenig ſich
Beräuchern laſſen! iſt was rechts! — ſo hat
Er meines Bruders, meines Aſſad, nichts!
So trägt er ſeine Larve, nicht ſein Herz.
Komm, Liebe . . .

Sittah.

Geh! geh, Liebe, geh! Es iſt
Für deine Dankbarkeit noch immer wenig;
Noch immer nichts.

Nathan.

Halt Saladin! halt Sittah!

Saladin.

Auch du?

Nathan.

Hier hat noch einer mit zu ſprechen . . .

Saladin.

Wer leugnet das? — Unſtreitig, Nathan, kömmt
So einem Pflegevater eine Stimme
Mit zu! Die erſte, wenn du willſt. — Du hörſt,
Ich weiß der Sache ganze Lage.

Nathan.

Nicht ſo ganz! —
Ich rede nicht von mir. Es iſt ein andrer;
Weit, weit ein andrer, den ich, Saladin,
Doch auch vorher zu hören bitte.

Saladin.

Wer?

Nathan.

Ihr Bruder!

Saladin.

Recha's Bruder?

Nathan.

Ja!

Recha.

Mein Bruder?
So hab ich einen Bruder?

Tempelherr.

(aus ſeiner wilden, ſtummen Zerſtreuung auffahrend.)
Wo? wo iſt
Er dieſer Bruder? Noch nicht hier? Ich ſollt'
Ihn hier ja treffen.

Nathan.

Nur Geduld!

Tempelherr.

(äuſſerſt bitter)

Er hat
Ihr einen Vater aufgebunden: — wird
Er keinen Bruder für ſie finden?

Saladin.

Das
Hat noch gefehlt! Chriſt! ein ſo niedriger
Verdacht wär über Aſſads Lippen nicht
Gekommen. — Gut! fahr nur ſo fort!

Nathan.

Verzeih
Ihm! — Ich verzeih ihm gern. — Wer weiß, was wir
An ſeiner Stell', in ſeinem Alter dächten!
(freundſchaftlich auf ihn zugehend)
Natürlich, Ritter! — Argwohn folgt auf Mißtraun! —
Wenn Ihr mich Euers *wahren* Namens gleich
Gewürdigt hättet . . .

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr ſeyd kein Stauffen!

Tempelherr.

Wer bin ich denn?

Nathan.
Heißt Curd von Stauffen nicht!

Tempelherr.
Wie heiß ich denn?

Nathan.
Heißt Leu von Filnek.

Nathan.
Wie?

Nathan.
Ihr ſtutzt?

Tempelherr.
Mit Recht! Wer ſagt das?

Nathan.
Ich; der mehr,
Noch mehr Euch ſagen kann. Ich ſtraf' indeß
Euch keiner Lüge.

Tempelherr.
Nicht?

Nathan.
Kann doch wohl ſeyn,
Daß jener Nam' Euch ebenfalls gebührt.

Tempelherr.
Das ſollt ich meynen! — (Das hieß Gott ihn ſprechen!)

Nathan.
Denn Eure Mutter — die war eine Stauffinn,
Ihr Bruder, Euer Ohm, der Euch erzogen,

Dem Eure Aeltern Euch in Deutſchland lieſſen,
Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben,
Sie wieder hier zu Lande kamen: — Der
Hieß Curd von Stauffen; mag an Kindesſtatt
Vielleicht Euch angenommen haben! — Seyd
Ihr lange ſchon mit ihm nun auch herüber
Gekommen? Und er lebt doch noch?

Tempelherr.

Was ſoll
Ich ſagen? — Nathan! — Allerdings! So iſts!
Er ſelbſt iſt todt. Ich kam erſt mit der letzten
Verſtärkung unſers Ordens. — Aber, aber —
Was hat mit dieſem allen Recha's Bruder
Zu ſchaffen?

Nathan.

Euer Vater . . .

Tempelherr.

Wie? auch den
Habt Ihr gekannt? Auch den?

Nathan.

Er war mein Freund.

Tempelherr.

War Euer Freund? Iſts möglich, Nathan! . .

Nathan.

Nennte
Sich Wolf von Filneck; aber war kein Deutſcher . . .

Tempelherr.

Ihr wißt auch das?

Nathan.

War einer Deutſchen nur
Vermählt; war Eurer Mutter nur nach Deutſchland
Auf kurze Zeit gefolgt . . .

Tempelherr.

Nicht mehr! Ich bitt'
Euch! — Aber Recha's Bruder? Recha's Bruder . . .

Nathan.

Seyd Ihr!

Tempelherr.

Ich? ich ihr Bruder?

Recha.

Er mein Bruder?

Sittah.

Geſchwiſter!

Saladin.

Sie Geſchwiſter!

Recha.

(will auf ihn zu)

Ah! mein Bruder!

Tempelherr.

(tritt zurück.)

Ihr Bruder!

Recha.

(hält an, und wendet ſich zu Nathan)
Kann nicht ſeyn! nicht ſeyn! — Sein Herz
Weiß nichts davon! — Wir ſind Betrieger! Gott!

Saladin.

(zum Tempelherrn)
Betrieger? wie? Das denkſt du? kannſt du denken?
Betrieger ſelbſt! Denn alles iſt erlogen
An dir: Geſicht und Stimm und Gang! Nichts dein!
So eine Schweſter nicht erkennen wollen! Geh!

Tempelherr.

(ſich demüthig ihm nahend.)
Mißdeut' auch du nicht mein Erſtaunen, Sultan!
Verkenn' in einem Augenblick', in dem
Du ſchwerlich deinen Aſſad je geſehen,
Nicht ihn und mich!
(auf Nathan zu eilend)
Ihr nehmt und gebt mir, Nathan!
Mit vollen Händen beydes! — Nein! Ihr gebt
Mir mehr, als Ihr mir nehmt! unendlich mehr!
(Recha um den Hals fallend)
Ah meine Schweſter! meine Schweſter!

Nathan.

Blanda
Von Filneck!

Tempelherr.

Blanda? Blanda? — Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? — Gott! Ihr verſtoßt
Sie!

Sie! gebt ihr ihren Chriſtennamen wieder!
Verſtoßt ſie meinetwegen! — Nathan! Nathan!
Warum es ſie entgelten laſſen? ſie!

Nathan.

Und was? — O meine Kinder! meine Kinder! —
Denn meiner Tochter Bruder wär mein Kind
Nicht auch, — ſobald er will?

(Indem er ſich ihren Umarmungen überläßt, tritt Saladin mit unruhigem Erſtaunen zu ſeiner Schweſter.)

Saladin.

Was ſagſt du, Schweſter?

Sittah.

Ich bin gerühret . . .

Saladin.

Und ich, — ich ſchaudere
Vor einer größern Rührung faſt zurück!
Bereite dich nur drauf, ſo gut du kannſt.

Sittah.

Wie?

Saladin.

Nathan, auf ein Wort! ein Wort! —

(Indem Nathan zu ihm tritt, tritt Sittah zu dem Geſchwiſter, ihm ihre Theilnehmung zu bezeigen; und Nathan und Saladin ſprechen leiſer.)

Hör! hör doch, Nathan! Sagteſt du vorhin
Nicht —?

Nathan.

Was?

Saladin.

Aus Deutſchland ſey ihr Vater nicht
Geweſen; ein gebohrner Deutſcher nicht.
Was war er denn? wo war er ſonſt denn her?

Nathan.

Das hat er ſelbſt mir nie vertrauen wollen.
Aus ſeinem Munde weiß ich nichts davon.

Saladin.

Und war auch ſonſt kein Frank? kein Abendländer?

Nathan.

O! daß er der nicht ſey, geſtand er wohl. —
Er ſprach am liebſten Perſiſch . . .

Saladin.

Perſiſch? Perſiſch?
Was will ich mehr? — Er iſts! Er war es!

Nathan.

Wer?

Saladin.

Mein Bruder! ganz gewiß! Mein Aſſad! ganz
Gewiß!

Nathan.

Nun, wenn du ſelbſt darauf verfällſt: —
Nimm die Verſichrung hier in dieſem Buche!
(ihm das Brevier überreichend.)

Saladin.

(es begierig aufſchlagend)

Ah! ſeine Hand! Auch die erkenn' ich wieder!

Nathan.

Noch wiſſen ſie von nichts! Noch ſtehts bey dir
Allein, was ſie davon erfahren ſollen!

Saladin.

(indeß er darinn geblättert.)

Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen?
Ich meine Neffen — meine Kinder nicht?
Sie nicht erkennen? ich? Sie dir wohl laſſen?

(wieder laut)

Sie ſinds! ſie ſind es, Sittah, ſind! Sie ſinds!
Sind beyde meines . . . deines Bruders Kinder!

(er rennt in ihre Umarmungen)

Sittah.

(ihm folgend)

Was hör ich! — Konnts auch anders, anders ſeyn! —

Saladin.

(zum Tempelherrn.)

Nun muſt du doch wohl, Trotzkopf, muſt mich lieben!

(zu Recha.)

Nun bin ich doch, wozu ich mich erboth?
Magſt wollen, oder nicht!

Sittah.

Ich auch! ich auch!

Saladin.

(zum Tempelherrn zurück.)
Mein Sohn! mein Aſſad! meines Aſſads Sohn!

Tempelherr.

Ich deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch —
Doch mehr als Träume!
(ihm zu Füßen fallend.)

Saladin.

(ihn aufhebend)
Seht den Böſewicht!
Er wuſte was davon, und konnte mich
Zu ſeinem Mörder machen wollen! Wart!

Unter ſtummer Wiederhohlung allſeitiger Umarmungen fällt der Vorhang

Den Manen G. E. Leſſings.

Beſchreibung

der am

Secular-Geburtsfeſte des Gefeierten in ſeiner Vaterſtadt

Camenz

veranſtalteten Feierlichkeiten,

nebſt dem Abdrucke

der

am 21. und 22. Januar 1829 bei dieſer Gelegenheit
gehaltenen Reden.

Verfaßt und zum Beſten des Barmherzigkeitsſtifts
dem Drucke übergeben

von

Belmont.

Camenz, gedruckt bei C. S. Krauſche.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Der Töne Harmonie verſchwinden,
Schnell, wie der Blitz durch Wolken bricht,
Doch Worte, welche Herzen binden,
Verlieren ihren Wohlklang nicht.

Noch war der letzte Monat des vergangenen Jahres ſeinen entflohenen Brüdern nicht nachgefolgt, als ein ernſter Hinblick auf den 22. Januar des kommenden Jahres 1829, den Tag, welcher der Stadt Camenz das Recht gab, den unvergeßlichen Dichter und Litterator, Gotthold Ephraim Leſſing, als ihren berühmteſten Mitbürger öffentlich anerkennen und ehren zu können, die Gemüther in Anſpruch nahm und zu Vorbereitung mit Anſtand und Würde zu treffender Maaßregeln ermahnte. Herr Dr. Böniſch, Begründer der hieſigen Armen-Krankenanſtalt, mußte ſein der gelehrten Welt gegebenes Wort, Leſſings Andenken durch ein Denkmal zu verewigen, um ſo gewiſſenhafter löſen, als man ihm Beiträge zugeſendet hatte, welche, jede andre Verwendung ausſchließend, nur zu einem „Denkmale“ des großen Mannes beſtimmt waren; die Stadt Camenz wollte und durfte vor den Augen der Welt weder undankbar noch gefühllos erſcheinen; — Kronos würde ihr ja gezürnt und das

Anathema ausgeſprochen haben, daß nie wieder ein zweiter Leſſing aus ihren Mauern hervorgehen ſolle. Mancherlei Pläne zur Verherrlichung des Feſtes wurden ſchnell und in bunter Menge entworfen, aber der innhaltſchwere Gedanke an das Budget der zu beſtreitenden Ausgaben drängte bald die erwärmten Herzen in die Schranken kalter Berechnung zurück. Herr Dr. Böniſch konnte bei dem beſten Willen über die ihm anvertrauten Fonds nur „zu einem Denkmale“ verfügen; andern galt es als Grundſatz, keine der hieſigen öffentlichen Kaſſen nur im Geringſten zu beläſtigen; der Weg der Subſcription ſchien aus mehr, als einem Grunde, gleichfalls nicht einzuſchlagen; folglich mußte ein eigner Finanzplan entworfen und die Mittel zu Ausführung des Vorhabens durch ein ſelbſt zu ſchaffendes Syſtem erworben werden. Der Plan iſt, wenn gleich kein Sülly, zum Glück aber auch kein Calonne oder Villele unter uns ſaß, — Dank ſey es den Muſen, ihren Prieſtern und Verehrern! — bei ziemlich bedeutenden Ausgaben größtentheils in glückliche Erfüllung übergegangen.

Schon am 25. December v. J. bildete ſich zu vorläufigen Beſprechungen ein aus nachſtehenden Herrn:

Herrn Bürgermeiſter Räumann,
„ Dr. und Ritter Böniſch,
„ Stadtrichter Segnitz,
„ Scabin Gräve,
„ Senator Frenzel,
„ OAR. Advokat Henſel,
„ Schuldirector Indinger,
„ Rittmeiſter Schömberg und
„ Huſtig und Feller, Gemeinde-Aelteſten

beſtehender Verein, welchem am 28. deſſelben Monats

Herr Kauf- und Handelsherr Schoch,
" Schönfärber Ehrlich,
" Weißgerber Huſtig,
" Poſamentier Reimann und
" Töpfereibeſitzer Müller

beitraten. Aus dieſen Mitgliedern zuſammen beſtand nunmehro die zu den Berathungen niedergeſetzte Comité, deren Protokolle und Beſchlüſſe ein beſonders angelegtes Aktenſtück der ſpäten Nachwelt mit allen Belegen und Beilagen aufbewahrt.

Lange drehte ſich die Berathung um die alternative Frage, ob die Aufführung eines Leſſingſchen Stücks oder ein Konzert — Dichtkunſt und Muſik ſind ja ein holdes, leibliches Schweſternpaar! — die Vorfeier des Feſtes ſelbſt eröffnen, verherrlichen ſolle. Abgeſehen von dem Koſtenaufwande und andern Schwierigkeiten, welche die Anherokunft einer Schauſpielergeſellſchaft in ihrem Gefolge haben kennte, über deren Leiſtungen der große, dramatiſche Dichter nicht noch in Elyſium das verklärte Haupt geſchüttelt haben würde, entſchied ein glücklicher Zufall für das letztere.

Herr Bezirks-Accis-Inſpector Brescius, der bei Gelegenheit des funfzigjährigen Amts-Jubelfeſtes des Herrn Accis-Inſpector Horn fröhlich in unſrer Mitte verkehrte, verknüpfte gefälligſt zwiſchen der Comité und einigen Bautzner Muſikfreunden die erſten Unterhandlungen in Bezug auf das prämeditirte Konzert. Dem Herrn Oberſten von Koppenfels für die durch humane Mitwirkung des Herrn Obriſtlieutenants von Dallwitz dem vollſtändigen Muſikcorps des Leib-Infanterie-Regiments gütigſt ertheilte Erlaubniß, dem Hrn. Rector Siebelis und dem Herrn Cantor Löſchke für die den Schülern des Bautzner Singechors zugeſtandene Bewilligung, dem verdienten Herrn Organiſt Bergt und dem durch gefällige Compoſitionen bereits der muſikaliſchen Welt bekannten Premier des Militair-Muſikcorps Herrn Henſel für Auswahl der Muſikſtücke und Geſänge, vielfache Proben und übernommene Direction, dem Beiſtande des Herrn Dr. Härting, eines unter Euterpe's beſonderm Schutze ſtehenden, geehrten Dilettanten, dem eben ſo uneigennützigen als thätigen Herrn Cantor Schmidt und Herrn Stadtmuſikus Herenz, — ſie gehören alle der verehrten Nachbarſtadt Bautzen an — gebührt unſer innigſter, öffentlich ausgeſprochener Dank. —

Zuverſichtlicher blickte die Comité dem herannahenden Feſte entgegen; als ſogar ſpäter den Wiſſenſchaften lebende Männer ſich dazu erboten, den Namen Leſſings auf der Rednerbühne zu verherrlichen; als Marſchälle und Chapeaux d'honneur der Einladung des Hrn. Deputirten der Comité freundlich entſprachen; als das bürgerl. Schützen-Jäger-Corps der Stadt ſich freiwillig dahin erklärte, den Zug in Uniform, mit ſeiner Janitſcharenmuſik und fliegenden Fahnen zu verſchönern; als achtbare Bürger ſich auf den erſten Antrag zum Tragen der Büſte Leſſings bereitwillig finden ließen und die Aelteſten aller Innungen und Handwerker referirten, daß ihre Innungsverwandten und Mitmeiſter freudig und gern das Andenken ihres großen, um Welt, Kunſt und Wiſſenſchaft hochverdienten Mitbürgers ehren wollten, da ſtand dieſe

Zuverſicht feſter, als je und führte die Comité beharrlich zum vorgeſteckten Ziele. —

Ueberhaupt ſey es einer löblichen Bürgerſchaft von Camenz zu verdienter Ehre nachgeſagt, daß ſchon von dem erſten Augenblicke der Berathungen an ein *ſehr großer* Theil derſelben es *fühlte*, daß die Geburtsſtadt eines *Leſſing* ſeinem Andenken eine ſeiner würdige Huldigung *ſchuldig* war; einige, mit Leſſings Thun und Wirken weniger, als mit ſeinem Namen und Urſprunge vertraut, ſuchten emſig genauere Belehrung; andre ſtrebten, angeerbte ſchiefe Anſichten zu berichtigen; nur *ſehr wenige* ſtanden zweifelnd an den Schleifwegen, die von der betretenen Heerſtraße vernünftiger Aufklärung ſich hinüberſchlängeln in die wüſten Sandſteppen des Obſcurantismus. — Als die mächtig ergreifenden Töne der Konzertmuſik am Vorabende des Feſtes zu den Herzen ſtrömten und ſie mit ihrem Zauber erwärmten, da bekehrten ſich auch von dieſen wenigen noch einige über Nacht. Daß *nach* der Leſſingsfeier ſelbſt, nach dem, was man aus dem Munde der Redner über *Leſſing* und ſein *Thun und Wirken* vernommen, heute in ganz Camenz kaum noch *eine* Seele lebt, die in Leſſing einen Antichriſt in Duodez zu erblicken wähnte, dafür möchte Referent faſt ſeine Autorehre verbürgen, wenn ihm gleich auf dem Leihhauſe der Kritik niemand viel darauf borgen dürfte. —

Kaum dämmerte der Abend des 21. Jan. nieder, als lange vor dem Schlage der ſechſten Stunde ein ungeheurer Zufluß von Perſonen aus allen Ständen und beiderlei Geſchlechts die Rathhaustreppe hinaufwogte.

Der zwiſchen der Gerichts- und Seſſionsſtube inliegende ſehr geräumige Saal war mit grünen Säulen, Feſtons und Bogen geſchmückt. *

Der Kerzenglanz der Kron- und Wandleuchter verſchwamm magiſch in dem dunkeln Grün des noch duftenden Nadelholzes; man wähnte in einem mitten in einem Walde ſich wölbenden Tempel zu ſtehen.

Dem Orcheſter zur Seite erhob ſich die Rednerbühne; im Hintergrunde derſelben flimmerte ein Transparent, in welchem ein Füllhorn auf die Buchſtaben G. E. L. und das Datum d. 22. Jan. 1829 Blumen ſtreute; vor demſelben ſtand auf einem drappirten Poſtamente, von Kerzenglanz beleuchtet, die Büſte des Gefeierten.

Das Konzert begann; kein ſtörender Athemzug in dem großen Saale, der keinen Zuhörer mehr zu faſſen vermochte. Ausgewählte Tonſtücke rauſchten vorüber, ſchmelzende Melodieen ſchmolzen die Herzen, herrliche Geſangſtücke von der Kompoſition des Herrn Organiſt Bergt entzückten das horchende Ohr.

Noch lauſchten die Zuhörer den in das ewige Reich der Töne hinüberhallenden Harmonien, als Herr Rittmeiſter S. (Belmont) die Rednerbühne betrat und der Büſte des Gefeierten zur Seite ſtehend, der Verſammlung das nachſtehende Gedicht vortrug:

---

* Um die einfache, aber geſchmackvolle Dekorirung des Saals, haben ſich Herr Ober-Einnehmer Brägner und Herr Stadtrichter Segnitz beſonders verdient gemacht.

Das Erdenleben iſt ein flüchtiger Genuß,
Es ſinkt dahin, was Pracht und Kunſt geſtaltet,
Doch dauernd iſt, was innen waltet;
Unſterblich iſt der Genius!

Wenn auf der Dichtkunſt freigegeb'nen Bahnen
Der Sänger jetzt mit größerm Glücke ſchwebt
Und frei vom Vorurtheile ſeiner Ahnen
Zum Lorbeerkranz die kühne Hand erhebt
Und wenn ſein Flug, gleich hochgeſchwung'nen Aaren
Das Zauberland der Phantaſie erreicht,
Dann denkt er dankbar derer, die ſchon waren,
Die zum Parnaß den Aufſchwung ihm gezeigt. —

Gebrochen war Thaliens Aetherflügel,
Und ihren Epheukranz bedeckte Eis und Schnee,
Faſt wirkungslos hielt des Charakters Spiegel
Im teutſchen Gau Melpomene,
Im Flitterglanz, in leichten Schäferſpielen
Verſuchte ſich der Dichter ſchwache Hand,
Kalt blieb das Herz, arm blieb es an Gefühlen,
Als Gottſcheds Geiſt noch auf der Bühne ſtand.

Als Phyllis noch in Damons Arm ſich ſpreizte
An Liebe reich, doch arm an Phantaſie,
Frau Orgon noch nach lautem Beifall geizte, †
— Die Frauen applaudirten ſelten oder nie —
Da lag noch Nacht am Morgenthor des Schönen
Und niemand drang in der Erkenntniß Land,
Sich an des Lebens Abglanz zu gewöhnen,
Fehlt' es dem Reitze an Verſtand.

---

† Man glaube ja nicht, der Verfaſſer wolle durch dieſe Zeilen die anerkannten Verdienſte Gellerts herabſetzen.

Da regte ſich in Leſſings friſchen Buſen
Der eignen Schöpfung reiner Sphärenklang,
Apollo reichte ihm im Hain der Muſen
Der Hyppocrene klaren Zaubertrank! —
Und Minna Barnhelm ſchwebt im Feſtgewande
Aus der Couliſſen Hintergrund hervor; [1]
Und Recha's Stimme dringt im heil'gen Lande
Rein menſchlich zu des Tempelritters Ohr. [2]

Daß alle Erdenländer gute Menſchen tragen,
Der Menſchheit Glieder all' der Menſchheit Band umſchlingt,
Das will der Dichter uns in ſeinem Nathan ſagen; —
Bedauern dem, der ſich um dieſen Glauben bringt! —
„Des Aberglaubens Macht iſt ſchwer nur auszurotten“ — [3]
„Ergebenheit in Gott iſt frei von bloßem Wahn“ — [4]
„Denn frei nicht alle ſind, die ihrer Ketten ſpotten“ — [5]
Verdamme ſolche Lehr', wer ſie verdammen kann! [6]

Sein Odoardo wird nach ächtem Römerſinne
Gebildet treu in Abdruck, Form und Guß;
Dem Tode giebt ſtatt Sinnenrauſch und Minne
Emilie den letzten Abſchiedskuß;
Gonzaga zeigt der Kronenträger Schwächen
Den Willen legend in des Günſtlings Schooß;

---

[1] Ein Luſtſpiel, welches die Zeit noch in keinem Repertoir geſtrichen hat.

[2] Charaktere aus Nathan, dem Weiſen.

[3] Akt IV. Scene 4.

[4] Akt III. Scene 1.

[5] Akt IV. Scene 4.

[6] Die herrliche Erzählung Nathans von den drei Ringen: „Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Oſten“ (Akt III. Scene 7.) — welchen denkenden Leſer ſollte ſie nicht ergreifen!

Von Marinelli's Bilde, voll Gebrechen,
Reißt ſich der Blick nur mit Verachtung los. [7]

In Sara Sampſon zeigt uns Leſſing treu im Spiegel
Der Menſchheit Bild; von Mitleid, Furcht bewegt,
Sieht man die Leidenſchaft hintoben ohne Zügel,
Biß Marwood's Herz zur Rach' Erynnis trägt. [8]—
Das Leben ſteht entſchleiert vor dem Blicke,
Zur Wahrheit ſpricht die Wahrheit ohne Scheu,
Von Leidenſchaft und Wuth, Kokketterie und Tücke
Malt hier ſein Pinſelſtrich ein ächtes Konterfei.

Was Leſſings Geiſt auf Teutſchlands Bühne brachte,
Trug der Belehrung Kraft, reif durch Philoſophie;
Wenn pſychologiſch er ſich den Charakter dachte,
Gab Farbenglanz dem Bild die Kunſt und Phantaſie;
Ihm ſaß Natur; er zeichnete das Leben,
Scharf war ſein Pinſelſtrich und ſeines Geiſtes Kraft
Hat weiſe Lehren oft dem Denkenden gegeben,
Vergnügen und Moral dem Fühlenden verſchafft.

Wenn ihn zum Kritiker der ſchärfſte Scharfſinn weckte,
Erfocht er ſeinen Sieg frei, offen, ritterlich;
Verkleinernd nie; verhetzend nie; nur wenn ein Tropf ihn neckte,
Dann miſchte mit dem Witz des Spottes Lauge ſich; [9]

---

[7] Charaktere aus dem Trauerſpiele: Emilie Galotti, welches Wieland — unſtreitig ein competenter Richter — opus novem coelatum Musis nannte.

[8] Durch „Miß Sara Sampſon“ erhielt die teutſche Bühne das erſte, wahre Trauerſpiel; es wurde in das Franzöſiſche und Däniſche überſetzt.

[9] In ſeinen bekannten litteräriſchen Fehden mit Lange, Götze, Klotz

Wie lehrreich ſchmückte er des Fabelreichs Gefilde! [10]
Mit welchem Zauber malt ſein Pinſel uns den
Tod! [11]
Und der Aeſthetik tagt der Schönheit ſchönerm Bilde
In dem „Laokoon“ ein hell'res Morgenroth. [12]

* * *

Ha! dieſen Mann, der, was ihm Gott verliehen,
Reich wuchern ließ durch Fleiß und Thätigkeit,
Nennt Camenz ſein;—und ihm ſollt' nicht erblühen,
Was jede Stadt gern großen Männern weih't?—
Undankbar ſind wir nicht; die Stadt, die ihn gebar,
Bringt der Erinnerung mit Dank die Weihe dar.

Hier blühten auf des Knaben friſche Wangen
Von jener Kraft, die nimmerdar verfliegt,
Von jenem Muth, der furchtlos, ohne Bangen,
Das Vorurtheil, den Wahn der Welt bekriegt;
Auf unſrer Schule war's, wo er die Bahn ſich brach;
Auf! Jünglinge! vernehmt's und ringt ihm würdig
nach!

Sankt Afra nahm in ſeine hohen Zinnen
Den Jüngling auf; dort rang ſein Feuergeiſt
Nach höh'rer Kraft; ſein fleißiges Beginnen
Erwarb ſich dort, was laut die Nachwelt preiſt;

---

und Conſerten. — Wie beſcheiden ſprach er ſich hingegen gegen Winkelmann, Caylus, Spener, Addiſon und Pope aus.

[10] Als Fabeldichter hat er den Aeſop, ſein Vorbild, wo nicht übertroffen, doch gewiß erreicht.

[11] Man leſe ſeine herrliche Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet.

[12] Laokoon gehört zu den ſchönſten Produkten ſeines kritiſchen Genius.

Dort ſchloß ſich auf dem forſchenden Gemüth
Im Spiegel eigner Kraft des Schaffens Urgebiet. [13]

Dort hat er tief und inniglich empfunden
Und ernſt durchdrungen von dem Geiſt der Geiſter
Hat er die Werke edler, hoher Meiſter [14]
Als Vorbild ſich zum ſchönſten Kranz gewunden.

In kleiner Stadt, in engem Haus geboren, [15]
Rang er ſchon früh nach des Verdienſtes Kronen;
Sein Name lebt! er lebt in fremden Zonen! [16]
Was ewig iſt, bleibt ewig unverloren!

Die Nachwelt iſt die Heimath hoher Geiſter!
Denn erſt in ihren Sonnentempeln glänzen
Umwunden von des Nachruhms Lorbeerkränzen
In goldner Schrift die Namen großer Meiſter!

Verſchied'ne Anſicht folgt in unſern Tagen
Dem Wort, der That, oft Kleinigkeiten nach;
Erlaubt zum Schluß von Leſſing das zu ſagen,
Was Göthe einſt nach Schillers Tode ſprach:

---

[13] Schon als Fürſtenſchüler ſchrieb er das Luſtſpiel: Der junge Gelehrte.

[14] Außer den in öffentlichen Stunden geleſenen Klaſſikern beſchäftigte er ſich privatim mit Theophraſt, Plautus, Terenz, Anakreon.

[15] Im Archidiakonatshauſe, noch jetzt einer Amtswohnung, welche ſein Vater vor ſeiner Beförderung zum Primariate inne hatte.

[16] Minna von Barnhelm erſchien mit Beifall in franzöſiſcher Ueberſetzung unter dem Titel: les avantures de militaires; auch in England als: The Schol for Honor or the Chance of War a Comedy, en five Acts.

„So manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
„Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
„Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
„In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt;
„Zum Hohen hat er ſich emporgeſchwungen,
„Mit allem, was wir fühlen, eng verwandt;
„So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
„Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben!

Noch einmal ergriffen die Muſiker die Saiteninſtrumente, noch einmal hauchten die Blasinſtrumente ihre ſanften Töne aus, noch einmal hallte der Geſang der Choriſten durch den weiten Saal. Höchſt befriedigt und für die Feier des kommenden Tags empfänglich geſtimmt, verließen die Verſammelten das Rathhaus. —

Eine fröhliche Reveille des Bautzner Muſikkorps ſtimmte die Bewohner der Stadt und die anweſenden Fremden zu neuen, fröhlichem Erwartungen.

Am 22., Nachmittags um 2 Uhr, drängte ſich in dem Rathhausſaale ein ſo großes Auditorium zuſammen, daß ſpäterhin Niemand mehr eingelaſſen werden konnte. Ueberdies deckte eine dichte Volksmaſſe — es war gerade Wochenmarkt — in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, den Marktplatz und wogte ſpäter zu beiden Seiten des Zugs demſelben voran, demſelben folgend.

Eine von Blasinſtrumenten ausgeführte Reveille brachte dem Gefeierten gleichſam einen Morgengruß; heute erſetzte im Hintergrunde der Büſte eine Lyra das geſtern leuchtende Füllhorn.

Hierauf betrat der Herr Director des Lyceums und der Bürgerſchule, Indinger, die Rednerbühne.[*]

Als der geehrte Redner ſeinen Vortrag beendigt hatte, bereitete ein Geſang des Baußner Singchors auf die Rede des Herrn D. und Ritters Böniſch vor, welcher zu den Verſammelten alſo ſprach:

Der Britte giebt zur Noth noch Monumente
Und Königsgräber[**] dem Genie zum Lohn.
Der Franke, ſeit der neuen Sonnenwende
Setzt es ins Quaſi-Pantheon.
Der Teutſche giebt ihm nichts — es lebe oder ſterbe —
Und wär's ein Leſſing auch! und wär' es ein Apoll!
Zwei Blättchen Schreib-Papier ſind dort ſein ganzes Erbe
Im Nekrolog von Schlichtegroll!

So ſagte der Verfaſſer der mythologiſchen Erzählungen, Kreutznach 1808, pag. 136. — Sicher

---

[*] So gehaltvoll und belehrend dieſe Rede war, ſo zweckmäßig ſie der Feierlichkeit entſprach, ſo groß iſt unſer Bedauern, ſie unſern Leſern vorenthalten zu müſſen, indem der geehrte Herr Verfaſſer derſelben den wiederholten Bitten der Comité und des Herausgebers der vorliegenden Brochüre, ihr hier den verdienten Platz anweiſen zu dürfen, aus uns unbekannten Gründen nicht entſprach.

[**] In der Weſtmünſter-Abtei.

nete er nicht, daß Sie, Höchſtgeehrteſte! heute hier
as Denkmal eines Teutſchen aufſtellen würden, deſ-
n Werth er ſo hoch anſchlägt, daß er den Namen
eſſelben mit dem, bei den Griechen und Römern als
ottheit hochverehrten Apollo, dem Erfinder der Arz-
eiwiſſenſchaft, Dichtkunſt und der Lyra, zuſammen-
ellte und, ihn gleichſam auch vergötternd, als das größte
enie unter allen Teutſchen, deren Andenken durch
in Denkmal geehrt zu werden verdiente, einzig und
nd allein namhaft machte. Denn

„Und wär's ein Leſſing auch! und wär' es ein
Apoll!“

o ſagte er. — Schon allein aus dieſer Aeußerung
ines, weder durch Landsmannſchaft, noch durch Ver-
vandt- oder Bekanntſchaft beſtochenen teutſchen Schrift-
ſtellers geht hervor, in welch' hohem Anſehen bei der
gelehrten Welt dieſer unſer Landsmann

Gotthold Ephraim Leſſing,

(welcher bald die Krone der teutſchen Litteratur, bald
der größte Beförderer der Wiſſenſchaft und Kunſt,
bald der tiefſte Denker und Entfalter der Wahrheit,
bald der ſcharfſinnigſte Kritiker und bald Teutſchlands
Stolz und der Muſen Liebling genannt wurde) ſtehe.
Was Wunder alſo, wenn beim Umherſchauen nach
Hülfsmitteln zur Begründung eines, hier in ſeiner
Vaterſtadt nöthigen Armen-Krankenhauſes ſein Name
vor allen beifiel und die Hoffnung erwachte: daß,
wenn das zu begründende Heil-Inſtitut ſeinen Namen
trüge, ſein Bildniß darinnen aufgeſtellt enthielte, ſicher
auch die Lauſitzer und Sachſen, ja! die Künſte und
Wiſſenſchaft liebenden Teutſchen milde Beiträge geben
würden.

Dieſen ſo im Stillen aufgefaßtem Gedanken wur-
de ſogleich durch Schriftzeichen Worte und durch die
Buchdruckerkunſt Mittheilung gegeben: und wie mit

einem Mal enthielten faſt alle teutſchen Zeitſchriften den Aufruf: Beiträge zur Begründung eines Armen-Krankenhauſes zu Camenz, welches den Namen Leſſings-Stift führen und in welchem Leſſings Büſte aufgeſtellt werden ſolle, zu ſpenden,

— Dieſe Aufforderung blieb auch nicht ohne gute Wirkung, denn nicht nur in Camenz opferte man zu dieſem Zwecke reichlich, ſondern es gingen auch recht bald von höchſt verehrungswürdigen Männern aus der Provinz und der Reſidenz Beiträge ein, mit dem ſchriftlichen Beifügen: „Das Leſſings-Stift ſey gesegnet! Heil dem Unternehmen einer Leſſingsſtifts-Begründung! Es erblühe zum Segen das Leſſings-Stift!“

In der ſächſiſchen Univerſitäts- und Handelsſtadt Leipzig, wo Leſſing 1746 und folgende Jahre ſtudirte und 1757 ꝛc. privatiſirte, wurde ſogleich im äſthetiſchen Verein zur Lyra unter Deklamation der ſchönſten Stellen aus Leſſings Schriften, eine Sammlung „zum Denkmale Leſſings“ vorgenommen und über 40 Thlr. colligirt.

Im Gefühl der Dankbarkeit über ſolche Förderung des obgedachten Vorhabens, wurde bei'm Empfange der Nachricht davon das ſchriftliche Verſprechen abgegeben: daß auch das Bild der Lyra mit Leſſings Denkmal in Verbindung geſetzt und im Leſſings-Stifte zugleich mit angebracht werden ſolle.

Damals ahndete man freilich noch nicht, daß aus menſchlicher Meinungs-Verſchiedenheit ſich die Nothwendigkeit ergeben würde, entweder den Hauptzweck des Unternehmens: Begründung eines nothwendigen Armen-Krankenhauſes, aufzugeben, oder den Namen Leſſings-Stift abzuändern; weil andere, ebenfalls ſehr verehrungswürdige, edle und [illegible] Perſonen und Prieſter verſchiedener [illegible] zwar zur Erbauung des Krankenhauſes, keinesweges aber zu einem Leſſings-Stifte oder zu einem Denkmale des freigeiſtigen Wolfenbüttler Fragmentiſten [*] beitragen zu wollen erklärten.

Aus Rückſicht nun für dieſe ſonſt ganz vortrefflichen, moraliſch guten, wohlthätigen auch edlen, und frommen, nur in religiöſer Hinſicht die Nächſten-Duldung noch nicht bis zur Nächſten-Liebe und bis zur beglückenden allgemeinen Menſchenliebe zu ſteigern vermögenden Perſonen, wurde dahero dem zu erbauenden Armen-Krankenhauſe auch der Name Barmherzigkeits-Stift beigelegt und an ſelbigem die bezeichnenden Worte:

Seyd barmherzig!

angebracht; ohne jedoch den Verehrern Leſſings deshalb die Freiheit zu entziehen: das Inſtitut auch nach ihrem Gefallen Leſſings-Stift zu nennen.

Indeſſen benahmen ſich auch dieſe Verehrer Leſſings nicht ſämmtlich ſo tolerant, wie man von ihnen zu erwarten wohl berechtigt geweſen wäre; vielmehr bezeugten ſie laut und öffentlich ihr Mißfallen, über die von der Nothwendigkeit gebotene Namens-Verwechſelung, drohten, daß, wenn die Anſtalt nicht Leſſingsſtift heißen, nicht Leſſings Büſte darinnen aufgeſtellt würde, ſie ihre Beiträge zurückfordern und ſolche den Armenanſtalten anderer Städte vermachen würden, und legten dieſe ihre Willensmeinung bei E. E. Magiſtrate zu Camenz ſchriftlich nieder, ja ſie wollten ſogar eine neue Subſcription zu Leſſings Denkmal eröffnet wiſſen, * meinend: es könne doch kein Verſtändiger bei dem Anblicke einer Charité an den Dichter des Nathan denken.

---

[*] Und doch haben die neueſten Forſchungen im Gebiete der Litteratur faſt unzubezweifelnd erwieſen, daß Profeſſor Reimarus in Hamburg der wahre Verfaſſer dieſer Fragmente und Leſſing nur der Herausgeber derſelben geweſen iſt. Waren jene Herrn mit den Forſchungen neuerer Zeit ſo wenig bekannt? oder wollten ſie es nicht ſeyn? Reimarus war freilich zu ſeiner Zeit ein hochangeſchriebener Theolog! Solche gelehrte Mißgriffe findet man häufig. Macht doch Meuſel in ſeinem Gelehrten-Lexikon aus unſerm Leſſing einen Kaſſuben und bringt ihn ſtatt in Camenz in Paſewalk zur Welt!

Anm. des Herausgebers.

Ach! dieſe ſonſt gewiß auch ſehr guten Menſchen bedachten in ihrem Eifer ebenfalls nicht: daß Leſſingsſtift und Barmherzigkeits-Stift würklich Synonyma ſeyen und ſicher bei jedem Unbefangenen für ſinnverwandte, ja gleichbedeutende Wörter genommen werden würden. Zu einer Hülfs- und Rettungsanſtalt für erkrankte arme Menſchen ohne Unterſchied des Glaubens und des Vaterlandes waren nämlich gleich anfangs die Beiträge erbeten worden; an Hülfsbedürftigen ohne Rückſicht auf Religionsverwandtſchaft und Herkommen ſollte Barmherzigkeit geübt werden, es ſollte mithin zum Andenken Leſſings ein Haus der Barmherzigkeit erbaut werden.

Seyd barmherzig!

ſo mußte auf alle Weiſe die Aufſchrift deſſelben heißen.

Und ſolch ein Barmherzigkeitsſtift ſollte nicht im Geiſte Leſſings, und ſolch ein Leſſingsſtift nicht im Geiſte der chriſtlichen Religion begründet ſeyn? Wer anders als Chriſtus, der göttliche Erlöſer des Menſchengeſchlechts lehrte dieſe vielſagenden Worte: ſeyd barmherzig! wer anders, als er ſelbſt bethätigte ſie ſo herrlich mit Werken der Liebe, mit Handlungen der allgemeinen Menſchenliebe? Erſtreckte ſich denn ſein wohlthätiges Wirken allein auf die Bewohner ſeiner

---

* S. den Korreſpondenten von und für Teutſchland vom 15. November 1838.

kleinen Vaterſtadt Nazareth? Half er nur den im jüdiſchen Lande gebornen Rechtgläubigen? Wies er die, dem Cultus der moſoiſchen Religion nicht zugethanen Hülfeſuchenden von ſich? Lobte er das Benehmen des Leviten, welcher bei dem unter die Mörder gefallenen Unglücklichen kalt vorüber ging und ihn, da er vielleicht fremden Stammes, ein Ungläubiger hätte ſeyn können, hülflos liegen ließ? und tadelte er den Samariter, welcher ſich des hülfsbedürftigen Feindes, des Juden, (welche Nation die Samariter der Teufelsbeſeſſenheit beſchuldigte, haßte und verachtete) annahm, ihm Oel und Wein in ſeine Wunden goß, auf ſein Roß lud, in die Herberge führte und für ihn bezahlte? Lehrte der Heiland nicht hier durch Beiſpiel und durch ſein: „ſo gehe hin und thue desgleichen.“ Werke der Barmherzigkeit an Hülfsbedürftigen ohne Unterſchied des Glaubens und des Vaterlandes, Werke der Nächſtenliebe, der allgemeinen Menſchenliebe üben?

Und eben ſo auch ſeine Jünger, die Apoſtel. Lehrte nicht Paulus ganz daſſelbe, wenn er im 4. Kapitel ſeines Briefes an die Epheſer ſagt: „So ermahne ich euch nun, daß ihr wandelt mit Sanftmuth und ertraget einer den andern in der Liebe und ſeyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geiſte durch das Band des Friedens.“ Und im letzten Verſe: „Seyd gütig gegen einander! ſeyd barmherzig und vergebet einer dem andern!“ Schreibt nicht Jakobus im 2. Kapitel: So ihr das Geſetz erfüllt: Liebe deinen Nächſten! ſo thut ihr wohl. Es wird aber ein unbarmherzig Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. Denn der Glaube ohne Werke iſt todt!

Ermahnt nicht Petrus im 3. Cap. ſ. 1. Briefs: Seid alleſammt mitleidig, brüderlich, barmherzig!

und im 1. Cap. ſeines zweiten Briefs: So reichet dar in euren Glauben Tugend und Geduld und in der Geduld Gottergebenheit, und in der Gottergebenheit Bruderliebe, und in der Bruderliebe Menſchenliebe!—

Ja! Ja! — Aber Leſſing! — Nun und Leſſing? — war er ſolch einer Religion nicht zugethan? Welches war denn außer ſeinen Forſchungen in Litteratur und Kunſt ſein Streben? — Lehrte er denn Gottesverläugnung, Läſterung, Betrug, Schande und Laſter? — verleitete er irgendwo zum Ungehorſam gegen die Geſetze, zu Haß, Neid und Feindſchaft? — Schrieb er irgendwo: Seyd kalt! ſeyd lieblos gegen einander? verfolgt euch menſchlicher Meinungen und religiöſer Anſichten halber! ſeyd hart gegen die Hülfsbedürftigen! unbarmherzig gegen die Nothleidenden, untheilnehmend gegen die Armen und Kranken! — That er das? —

Oder ſtrebte er nicht vielmehr aller Welt begreiflich zu machen: daß der tugendhafte, der rechtſchaffene und gute Menſch, er ſey griechiſcher, katholiſcher oder proteſtantiſcher Confeſſion, verehrungswürdig und, obſchon nach göttlichem Willen in einem fremden Lande, von Aeltern iſraelitiſcher, muhamedaniſcher oder anderer Religion geboren, dennoch mit Schonung zu behandeln, mit Wohlwollen zu umfangen und mit Güte in die beglückende Kette der allgemeinen Menſchenliebe aufzunehmen ſey?

Was anders als dieſe Grundſätze lehrt er in ſeinem Nathan? wenn er erzählt:

> Ein Vater von drei Söhnen ſey im Beſitze eines Ringes geweſen, welcher die Kraft gehabt habe: vor Gott und Menſchen angenehm zu machen. Der gute Vater, welcher alle ſeine Kinder mit gleicher Liebe liebte, gern Jedem

von ihnen das Kleinod hinterlaſſen, keinen betrüben wollte, hatte ins Geheim mehrere ganz ähnliche, durch menſchliche Augen nicht zu unterſcheidende Ringe machen laſſen und jedem Kinde einen derſelben geſchenkt, damit es ſolchen für den ächten halten und im Stillen ſich glücklich fühlen möchte.

Bei ſpäter dennoch entſtandenem Streite darüber, wobei, wie auch erklärbar, keiner der Ringe an der Hand zankſüchtiger Brüder ſeine Menſchenliebe und Gottgefälligkeit erweckende Kraft vor den übrigen äußerte: habe der Richter geſagt: „Wohlan! Es ſtrebe „von euch jeder um die Wette, die Kräfte „ſeines Ringes an den Tag zu legen! Kom„me dieſer Kraft mit Sanftmuth, mit herz„licher Verträglichkeit, mit Wohlthun, mit „innigſter Ergebenheit in Gott zu Hülfe!“ — Ein Mann, welcher ſolche Grundſätze zu verbreiten ſtrebte; welcher Sanftmuth, Friedfertigkeit, Wohlthätigkeit und Gottergebenheit lehrte, mithin Menſchenwohl und Menſchenglück zu fördern ſuchte: ſolch ein Mann kann kein haſſenswerther, kein ſchlechter, böſer, — muß ein verehrungswürdiger, ein religiös geſinnter, ein guter Menſch geweſen ſeyn, deſſen Andenken mit Recht in Segen erhalten und durch ein Denkmal und zwar durch ein beziehendes Denkmal, durch ein Barmherzigkeits-Stift, geehrt werden möge!

So mögeſt Du denn in Gottes Namen hingebracht werden an den Ort Deiner Beſtimmung, Du Bild des großen Mannes, des wahren Weiſen, des vorurtheilsfreien Menſchenfreundes! — Stehe dort im Stiftshauſe, im Mittelpunkte einer Heilanſtalt, beſtrahlt vom Glanze der Deine nicht unwichtige Geburtsſtunde täglich wiedertönenden Lyra! — Deine, offne Stirn nach Oſten, Dein helles Auge nach dem freien Eingange des Hauſes hin gerichtet, begrüße Dein klarer Blick jeden Eintretenden mit ſtillem Ernſt und mit Würde. Und Jedem, deſſen Fuß über die Eingangsſchwelle des Hauſes Dir entgegen ſchreitet, oder Dich nur aus der Ferne betrachtet, möge Dein in Wohlredenheit geübter Mund die beglückende Lehre wiederholen:

So ſtrebt denn, Menſchen! Strebet um die Wette
Die Kraft des Glaubens an den Tag zu legen,
Durch innigſte Ergebenheit in Gott!
Durch Sanftmuth! durch Verträglichkeit, durch Wohlthun!
Seyd barmherzig!

Eine ſanfte Muſik machte den Beſchluß des Redeaktus. Herr D. Böniſch lud die Verſammelten ein, Leſſings Büſte zu dem Orte ihrer künftigen Beſtimmung, dem Barmherzigkeitsſtifte, in feierlichem Zuge zu begleiten, worauf Herr Poſtmeiſter Werner, als erſter Marſchall, die Reihefolge des Zugs verlas.

Dieſer ſetzte ſich, in einem weiten halben Bogen über den Marktplatz ſchwenkend und dann weiter durch die Hauptſtraßen der Stadt und das Pulsnitzer Thor bis in das Barmherzigkeitsſtift fortſchreitend, in folgender Ordnung in Bewegung:

a. Die Janitſcharenmuſik des bürgerl. Schützen-Jägerkorps.

b. Das Jägerkorps ſelbſt mit fliegenden Fahnen. Letzteres hatte ſich vor dem Rathhauſe en parade aufgeſtellt und begrüßte Leſſings Büſte, als ſie mit ihren Trägern unter der Rathhaushalle ſichtbar wurde, mit militäriſchen Honneurs, dem Schlagen des Fahnenmarſches und Senkung der Fahnen.

c. Die erſte Knabenklaſſe der Bürgerſchule und die beiden Klaſſen des Lyceums in Begleitung der Herrn Schullehrer. — Dieſen ſchloſſen ſich die hier anweſenden Baußner Gymnaſiaſten an.

d. Das zweite Muſikchor — die beiden Chöre wechſelten während des Zuges ab.

e. Herr Poſtmeiſter Werner, als erſter Marſchall. *

f. Die Verwaltungs-Deputation des Barmherzigkeitsſtifts.

g. Herr O.A.R. Advokat Henſel, als zweiter Marſchall.

h. Die Büſte des Gefeierten.

Dieſe wurde auf einer weiß und roth (den Farben des Stadtwappens von Camenz) angeſtrichenen Tragbahre, welche gleichfals weiß und roth in Form eines Kreuzes drapirt war, getragen.

Gern und willig hatten nachſtehende achtbare Bürger und Meiſter: Friedrich Koch, Salomon Federer, Friedrich Gude, George Mirſch, Gottfried Jänich, Benjamin Hauptvogel, Ferdinand Franke und Auguſt Koch, um ihrem großen Mit-

---

* Die Herren Marſchälle waren in ſchwarzem Coſtüme mit weiß und roth ſeidnen und mit Silberfranzen beſetzten Schärpen und langen Federhüte; ihre Stäbe waren mit weißen und rothen

bürger noch nach hundert Jahren ihre Achtung zu bezeugen, das Tragen der Büſte übernommen.

Herr M. Linke, Herr Kaufmann Räumann, Herr Kaufmann Koden und Herr Buchdruckereibeſitzer Krauſche umgaben die Büſte als Chapeaux d'honneur.

i. Herr Schuldirektor Jadinger, als Redner von zwei Chapeaux d'honneur, dem Herrn O. A. R. Advokat Fuhrmann und dem Herrn Cand. Koark geführt.

k. Herr D. Ewald Dietrich, der ſich, von mütterlicher Seite mit dem Gefeierten verwandt, im Stifte einige Worte zu ſprechen vorbehalten hatte, in Mitte der beiden Chapeaux d'honneur, Herrn Stab. und O.A.R. Advokaten Gräve und des Herrn Candidaten Dobler.

l. Herr Collaborator Robert, als dritter Marſchall.

m. Die Mitglieder E. E. Raths und die Herren Offiziere der Garniſon, (diſtinguirte Fremde wurden von dieſen in die Mitte genommen) königliche Offizianten, Gelehrte, Kaufleute, Künſtler u. ſ. w., die Communrepräſentanten, alle Innungen und Handwerke, ſämmtlich Paar und Paar. Ein langer, langer Zug, der wahre Theilnahme und innere Erwärmung um ſo deutlicher ausſprach, als bei dem reinſten Himmel und dem ſchönſten Sonnenſcheine eine Kälte von 14—16 Grad von außen wirkte. —

Als die Büſte mit ihren zahlreichen Begleitern auf den leider! mit Schnee bedeckten Bowlingrins des eingezäunten Vorhofes des Barmherzigkeitsſtifts angelangt war, wurde ſie feierlichſt auf das von dem verſtorbenen Herrn Hofbildhauer Kühn [*] gefertigte Poſtament gehoben und auf ſelbigem — ſeinem von nun an unverrückbaren Standpunkte — aufgeſtellt.

Dieſes aus ſächſiſchem Marmor [**] trefflich gearbeitete Piedeſtal trägt in erhabener, vergoldeter Schrift die Worte:

Gotthold Ephraim Lessing
geboren zu Camenz
d. XXII. Januar
MDCCXXIX
und gestorben
MDCCLXXXI.

Die Büſte ſelbſt iſt von dem ſchon genannten für die Kunſt zu früh verſtorbenen Herrn Hofbildhauer Kühn in Dresden nach einem guten Gemälde, nach vorhandenen Kupferſtichen und Silhouetten und einem Relief in Gyps modellirt und nachher in dem hochgräfl. Einſiedelſchen Hüttenwerke zu Lauchhammer bei Mückenberg gegoſſen und bronzirt worden; ſie iſt in jedem Betracht höchſt gelungen zu nennen.

Dieſe Büſte iſt auf ihrem Piedeſtal in einem kleinen, auf vier marmorartigen Säulen ruhenden, vier Ellen im Durchſchnitte haltenden Tempel im Hauptgange der Anſtalt und im Mittelpunkte derſelben ſo aufgeſtellt, daß ſie jeden Eintretenden gleichſam begrüßt und jeder die Anſtalt Beſuchende an ihr vorüber geht. Im Hintergrunde des kleinen Tempels, deſſen Dachung und Kuppel himmelblau von Farbe iſt, iſt eine vergoldete Lyra auf einem durchſichtigen, himmelblauen Grunde von ſeidenartigem Stoffe ſo angebracht, daß ſie gleichſam am Horizonte zu ſchweben ſcheint, indem ihre nach allen Richtungen divergirend ausgehenden Strahlenlinien deutlich bemerkbar ſind. Ein Adler, ſcheinbar über Leſſings Haupte ſich empor ſchwingend, trägt die Lyra auf ſeinen Fittigen himmelan. Im Mittelpunkte derſelben iſt ein Chronometer * angebracht, allegoriſch andeutend, daß mit Leſſing im Gebiete der Litteratur und Dramaturgie für die Teutſchen eine neue Zeitperiode begann.

---

[*] Es war die letzte Arbeit des wackern Künſtlers; er legte während derſelben den Meißel auf immer nieder.

[**] Marmorartigem, weißem Sandſtein.

Feſt ſtand nun, das Stift und die Stadt Camenz gleich ehrend, Leſſings Büſte auf ihrer aus vaterländiſchem Steine geformten Grundlage; der Begründer der Anſtalt hatte ſein der gelehrten Welt gegebenes Wort gewiſſenhaft erfüllt; da betrat Herr D. Ewald Dietrich die oberſte Stufe des zum Stiftsgebäude führenden Perrons.

Nachdem der „dem großen Todten durch eine theure Mutter anverwandte“ Redner gehaltvolle Worte in Bezug auf die Feierlichkeit ſelbſt und ſodann auf das, Leſſings Andenken durch einen edeln, menſchenfreundlichen Zweck ehrende Barmherzigkeitsſtift geſprochen und dem würdigen Begründer deſſelben, Herrn D. und Ritter Böniſch, für ſeine unendlichen Mühwaltungen, ſeinen nimmer raſtenden Eifer den ihm in vollem Maaße gebührenden Dank

---

* Möge er auch den Stiftskranken recht oft eine fröhliche Geneſungs-, ſehr ſelten eine ſanfte Abſchiedsſtunde anzeigen!

dargebracht hatte, legte derſelbe auf dem Piedeſtal des Monuments ein Manuſcript unter dem Titel: „Irene, ein Lehrbuch für Krankenpflege“ nieder, welches er zum Beſten der Krankenanſtalt herausgegeben gedenkt.

Der geehrte Redner ſchloß ſeinen Vortrag mit den Worten: Vieles wollte noch mein Mund verkünden, aber zu voll iſt das Herz und ich ſchließe, wie ich begonnen.

Es iſt ein Augenblick im Menſchenleben,
Der Ewigkeiten in ſich ſchließt,
Der über uns uns zu erheben
Und zu vollenden fähig iſt;
Was uns in dieſem Augenblick ergreift,
Iſt Saat, die für die Menſchheit reift.

Dieſer ſinnig gewählte Schlußvers ließ in den Herzen der verſammelten Zuhörer einen tiefen Eindruck zurück. —

Hierauf begab ſich der Zug mit Muſik und in der nämlichen Ordnung bis auf den Markt zurück und ging vor dem Rathhauſe auseinander.

Gegen Abend zogen die Schüler des Lyceums und der Bürgerſchule mit Fackeln auf den Marktplatz und brachten nach einem feierlichen Geſange den Manen Leſſings, der, aus dem Hörſaale des Camenzer Lyceums in die Welt tretend, am Firmamente teutſcher Litteratur ein hellleuchtender und in ſeinen Werken nie untergehender Stern geworden iſt, ein jauchzendes Vivat.

Noch war in den frühern Verſammlungen der Comité der gewiß ſehr erlaubte Wunſch zur Sprache gekommen, das Archidiaconat, eine der Collatur zuſtehende Amtswohnung, in welcher der Gefeierte, als Sohn des ſpäter zum Primariate beförderten Archidiaconus Leſſing vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, am Abende der Feier illuminirt und mit einem ſinnigem Transparent geſchmückt zu wiſſen. In einer ſpätern Sitzung modificirte die Comité nach eingetretenen Umſtänden dieſen Wunſch dahin, bei Tage an gedachter Amtswohnung eine Ehrenpforte errichten und ſie mit Guirlanden und einer ſehr einfachen Inſchrift verzieren zu laſſen. Beide Wünſche wurden der Comité durch eintretende Verhältniſſe, über welche die Beilagen der Deliberations-Akten den Aufſchluß geben, welchen die zarteſten Rückſichten uns hier nur leiſe anzudeuten gebieten, wenn auch gerade nicht unmöglich gemacht, doch verleidet.

Man begnügte ſich dahero, in der feſten Ueberzeugung, daß ſelbſt Clio's ſcharfer Griffel eine Thatſache, wie die: „in dieſem Hauſe ward Leſſing geboren“ aus den Jahrbüchern der Geſchichte nicht auszukratzen vermöge, damit, am 22. Januar vor der Archidiaconatswohnung zwei Säulen von Fichtenreiß, oben und unten mit Feſtons verziert, aufrichten zu laſſen, zwiſchen deren Frontiſpice eine durch den Pinſel des Mahlers mit einer Guirlande von Amarathen-, Lorbeer- und Eichenblättern geſchmückte Tafel mit den Worten ſchwebte:

Teutſchlands Stolz
G. E. Leſſing
erblickte
in dieſer Wohnung
das
Licht der Welt
am 22. Januar
1729.

Schon am folgenden Morgen ließ die Comité dieſes ephemere Gerüſte weg- und die Tafel zum Andenken in Verwahrung nehmen.

Am Abende des feſtlichen Tages hatte ſich eine Geſellſchaft Fremder und Einheimiſcher an einer fröhlichen Abendtafel von 80 Couverts im Saale des Schießhauſes verſammelt. Unter Paukenwirbel und Trompetenklang ertönte dem Gefeierten manch feſtlicher Toaſt; noch andre ſinnige Trinkſprüche ergötzten, während ein Muſikchor mit dem Geſange der Bautzner Choriſten abwechſelte, an munterer Tafelrunde die Theilnehmer, welchen erſt die ſpäte Mitternacht die Stunde des Scheidens verkündigte.

Mitten unter dieſen fröhlichen Genüſſen wurden auch die Stiftskranken ſo bedacht, daß die zu ihrem Beſten herumgehende Büchſe reichlich beſchenkt in die Hände des Herrn D. Böniſch zurückkam.

Sehr erfreulich mußte es dem letztern ſeyn, ſprechende Beweiſe reger, auch außerhalb Camenz laut gewordener Theilnahme an und unmittelbar nach dieſem Feſte zu erhalten.

Schon in den folgenden Tagen floſſen 50 Thlr. von der Direktion des königl. ſächſ. Hoftheaters und der Kapelle „in Folge des Jubelfeſtes für den unſterblichen Leſſing zum erſten Fond einer für reiſende Muſiker und Schauſpieler zu ſtiftenden Freiſtelle beſtimmt,“ 20 Thl von der Geſellſchaft Albina in Dresden, 2 Thlr von Herrn Chemiker Heutze, Herrn Hofrath Weigel u. ſ. w., als „bei Gelegenheit der Secularfeier des Geburtstags Leſſings zu Gunſten des Leſſingsſtifts geſammelt und geſpendet,“ der Stiftskaſſe zu.

Schon war das Manuſcript in der Druckerei, als dem Herausgeber briefliche Mittheilung zukam, daß Leſſings Geburtstag auch in der Oberlauſitzer Predigergeſellſchaft in Leipzig gefeiert werden iſt. Nach einigen vaterländiſchen Geſängen las Herr Stud. Theol. R. aus Zittau eine ſehr gehaltvolle Abhandlung über Leſſings ſchriftſtelleriſche Leiſtungen vor; nach ihm theilte Hr. Stud. J., ebenfalls aus Zittau, eine Charakteriſtik des groſsen Litterators mit; zum Schluſſe machte Hr. Stud. P. aus Camenz die verſammelten jungen Theologen mit den in ſeiner Vaterſtadt zur Verherrlichung dieſes Tags getroffenen Veranſtaltungen bekannt. Dieſe Notiz dürfte in mancher Beziehung vielen unſrer Leſer nicht unintereſſant ſeyn.

So endeten dieſe Feierlichkeiten; möge ihre unpartheiiſche Darſtellung die Stadt Camenz vor den Augen der Welt in ſo weit rechtfertigen, daß ſie zur Verherrlichung des Andenkens an „den groſsen Todten“ alles that, was in ihren Kräften ſtand.